Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HD WIDENER
HW XQEN G

Digitized by Google

KPH 9001
D55

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

6-1/62
Cpw.
Ew.
E614
1902

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Einundsechzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1902.

Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

P Germ 193.4
~~KH154~~

KPH 9001

HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY

Conant fund

Digitized by Google

Register.

Einundsechzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

Seite

Die neue Renaissance. Von Caliban 4
Verfassungs-Gefahr in England. Von Karl Blind 5
Das Zweckessen. Von Caliban 17
Das Tagebuch des Feldmarschalls Grafen Blumenthal. Von einem altpreußischen Officier 18
Die gesetzgeberische Thätigkeit des australischen Staatenbundes. Von Dr. Wiese (Berlin) 20
Das Magyarenthum und die deutsche Interessensphäre. Von F. Guntram Schultheiß 33. 50
Automobil-Wettfahrten. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin) 37
Neupreußisches Verfassungsleben. Von Caliban 50
Gesenkte Waffen. Von Prinz Vogelfrei 65
Bündnißfragen. Von P. Asmussen (Leck in Schleswig) . . . 66
Ulyß Tirpitz. Von Caliban 81
Diplomatisches Zwischenspiel. Von Caliban 113
Aufsichtsräthe unter Polizei-Aufsicht. Von Freibank 129
Prinz Heinrich in Amerika. Lesefrüchte. Von Lector . . . 145
Berliner Jacobiner. Von Caliban 161
Das englandfreundliche Auswärtige Amt. Von Diplomaticus 177
Das Realgymnasium und die Juristen. Von Landrichter a. D. Ernst Mumm (Chemnitz) 178
„Prinz von Geblüt; sonst Nichts!" Von einem Fürstenerzieher 194
Britische Regierungskünste auf Malta. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen 196
Der Gang nach Emmaus. Von Caliban 209
Ist der Dreibund keine absolute Nothwendigkeit mehr? Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau) 210
Dr. Lieber. Von Caliban 225
Die Classenmoral im Lichte der Evolution. Von Karl Noetzel 227
Der Staatsstreich der Gasse. Von Caliban 241
Die chronische Beschlußunfähigkeit unserer parlamentarischen Körperschaften. Von von Horn (Weimar) 242
Dr. Koerber und sein System. Von Julius Patzelt (Wien) . 243
Unser Heer und die Burentactik. Von einem altpreußischen Officier 257
Politik der Widersprüche. Von Roman Sembratowycz (Wien) 259
Der Fleck auf der Ehr'. Von Caliban 273
England und Indien. Von Dr. Emil Jung (Leipzig) . . . 274
Das Milieu von Gumbinnen. Von einem altpreußischen Officier 289
Schifffahrtscartell und Schiffsbau-Subsidienbill. Von Dr. J. Wiese (Berlin) 290
Weltuntergang. Von Caliban 305
Der steinerne Gast. Von Caliban 337
Das Vereinsrecht der Frau in den Parlamenten. Von Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser 337
Der Frieden. Von Caliban 353
Das Verbrechen als Rasseconflict. Von Dr. Eduard von Mayer 353
Die neue russische Anleihe. Von Julius 369
Reichstag und Zolltarif. Von P. Asmussen 371
In der Klemme. Von Caliban 385
Hervencultus hüben und drüben. Von Johannes Gaulke . . 385
Zur Europareise des Schahs von Persien. Von Dr. J. Wiese (Berlin) 387
Die Leutnants von Krefeld. Von Caliban 401
Russische Beklemmungen. Von Iwan 402

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Ein Umschwung in der modernen Biologie. Von Eduard von Hartmann 1
Mene Tekel. Von Julius Duboc (Dresden) 35
Die Bestimmung der geistigen Individualität der Kinder. Von Anton Weis-Ulmenried 82
Wissenschaftliche Traumdeutung. Von Eduard Sokal (Berlin) 84
Unnatur oder Protest gegen die Natur? Von Eduard Sokal (Berlin) 99
Zur Rassenpsychologie. Von Professor Th. Achelis (Bremen) . 131
Der Nicaragua-Canal. Von Hauptmann Immanuel (Engers) 162
Ein moderner Physiker über den Spiritismus. Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin) 213
Heilstätten und Heimstätten. Von Dr. A. Fuld 226
Giebt es Gespenster? Von Karl von Thaler (Wien) 244
Der längste Tunnel der Erde. Von Regierungsbauführer Friedrich Pflug (Berlin) 261
Die Wassersnoth im Simplon-Tunnel. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen 276
Zur neueren psychologischen Aesthetik. Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin) 324
Wesen und Wirkungsweise der Imponderabilien. Von Hauptmann a. D. L. Mann 355
Die neue ärztliche Prüfungsordnung. Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz) 402

3. Vermischte Aufsätze.

Stelle vor: Herr mmm —. Von Stanticus 21
Die Interesselosigkeit unserer Gebildeten an der Philosophie. Von Anton Korwan (Homburg v. d. H.) 52
Aesthetische Lebensformen. Von Richard Wulckow 67
Gedanken eines Unbefangenen über die Verhütung des Duells. Von einem Alten Herrn 98
Ein Wütherich auf Jamaica. (Mit persönlichen Erinnerungen.) Von Karl Blind 100
Die Inquisition und ihr Gerichtsverfahren. Von Dr. M. Landau (Wien) 102
Unsere Leutnants. Von Franz Eißenhardt 114
Der Deutschamerikaner. Von Kurd von Strantz (Berlin) . . 115
Tolstoi's Ethik und die moderne Cultur. Von Hermann Eiche (Mühlhausen i. Th.) 116
Die Ueberlegenheit der französischen Artillerie. Von E. von Geiersberg 130
Aus dem Reiche der Astrologie. Mit Bemerkungen über die Horoskope Kaiser Wilhelms I. und des Fürsten Otto von Bismarck. Von Albert Kniepf (Hamburg) 133. 148
Giebt es Gespenster? Bemerkungen eines Laien. Von Dr. Benno Diederich 179
Sündenböcke des Abusus. Von Caliban 193
Briefgeheimniß und Kronrecht in England. Von Karl Blind 211
Gasthaus-Reformer in England und Deutschland. Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar) 261
Die Cultur der alten Griechen im Jugendunterricht. Von Prof. Dr. Bahnsch 292
Gegen die ernsthaften Menschen. Von Eduard Sokal . . . 306
Die Sittenlehre im Verhältniß zur Religion. Von A. von Hartmann 307
Der kaufmännische Beruf im socialen Lichte. Von Karl Noetzel 321
Pariser Wahltag. Gesehenes und Gedachtes eines Unpolitischen. Von Karl Friedrich Heitmann 349
Josephine und Bonaparte. Von Paul Deschanel, Ex-Präsident der französischen Deputirtenkammer. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal 389
Liebesunterricht. Von Dr. M. Landau (Wien) 404

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Die Seelen des Paradieses. Mysterium in zwei Bildern von Alphonse Daudet. Deutsch von Max Hoffmann 11. 27
Der hansene Strick. Von Emil Ertl 42
Noli me tangere. Von Heloise von Beaulieu 59
Unterwegs. Begegnungen in der Bergheimath von Hans Fraungruber 74. 92
Lieder aus der kleinsten Hütte. Von Max Bewer (Dresden) . 105
Herrennatur. Scene aus dem russischen Arbeiterleben. Von Karl Winter 108
Geständnisse eines Volksfreundes. Von Karl Weiter . . 125. 140
Das Weib. Skizze von M. Zehme 156
Vater und Sohn. Eine Spielergeschichte von Knut Hamsun 171. 189. 203
Die Kunst in Sprüchen. Von Max Bewer (Dresden) . 217. 406
Einsamkeit. Von Heloise v. Beaulieu 220
Scherze. Erzählung eines alten Arbeiters. Von Stefan Großmann (Wien) 236
Die Kunst, Offerte zu machen. Tagebuchblätter von Friedel mit der leeren Tasche 252
Himmlische und irdische Liebe. Von Max Hoffmann . . . 270
Ein merkwürdiges Quartett. Lebenserinnerung von Carl Schultes 283
Die Frau Director. Von J. Boysen 301
Zachäus. Von Knut Hamsun 315. 332
Der Besuch. Von Ewald Gerhard Seeliger 345
Der Majoratsherr. Eine Strandgeschichte von Josef Stutz (Ljaly) 364
Der glückliche Finder. Von Arnold Fokke 378
Nur ein Hund! Von Max Hoffmann 396
Das Glück. Skizze von Albert Wulffen 411

Digitized by Google

Seite

Aus der Hauptstadt. Von Prinz Vogelfrei: Das Heidelberger Schloß 13. Hochbahnfahrt 125. Der Zolltarif 156. Der Schuß in den Schenkel 190. Die Auswanderer 205. Unpolitische Randglossen 221. Per comptant 237. Kriegserklärung 254. Militärische Reformen 271. Hundert Millionen 333. Die Hundesperre in Kärnten 347. Wenn die Noth am höchsten ... 366. Das Denkmal 398.
— Von Caliban: Tabloid-Restaurants 61.
— Von Ajax: Minister von ehedem und heute 61. Capualust 397.
— Von Josef Schrattenholz: Roland Bismarck 75.
— Von Karl Friedrich Heitmann: Vor der Litfaßsäule 93.
— Von C. v. Wartenberg: Der überflüssige Parademarsch 142. „Zu Befehl, Herr Leutnant!" 333.
— Von J. Norden: Wilhelm Busch 237.
— Von Max Kempff: Die größte Sünde 173. „Liebe mir, oder ..." 253. Berliner Kinder 285. Kärnter Wandertage I. 399. II. 414.
— Von Spero: Das Danaergeschenk 253.
— Von Claunus: Zur Verschönerung Berlins 317.
— Von Prof. Dr. Moritz Meyer: Ein internationales Finanzgenie 365.
— Von Timon d. J.: Seifenschaum 366.
— Von Eugen Reichel: Frühlingstage am Rhein 380.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Der Weg des Thomas Truck. Von Gustav Johannes Krauß 6
Sully Prudhomme und seine Kunst. Von Max Hoffmann . . 23
Die Anlage von Hausbibliotheken. Von Gustav Freytag . . 25
Der neueste Streich der Baconianer. Von Eugen Reichel . . 38
Bildungshunger. Von Johannes Gaulke (Berlin) 53
Nachträgliches über Chamberlain's Grundlagen des 19. Jahrhunderts. Von Kurd v. Strantz (Berlin) 70
Vorstudien zum „Faust"-Styl. Eine Gottsched-Betrachtung zum 2. Februar. Von Eugen Reichel 71
Victor Hugo's Bedeutung als Lyriker und Epiker. Von Anna Brunnemann (Dresden) 85
Heinrich Kruse. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) . . 120
Schwäbisches Stillleben in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Von Fr. Guntram Schultheiß 164
Hebbel und Heimath. Von O. Wentorf (Altona) 182
Eine Geschichte der Caricatur. Von Gustav Gugitz (Wien) 184. 201
Wagnerianer und Wahrheitssucher. Von Paul Marsop . . . 186
Aus dem Culturleben Frankreichs. Von Eugen v. Jagow (Paris) 56. 146. 198. 373
Der Tod auf der Bühne. Von Eduard Sokal (Berlin) . . . 200
Sprachliche Scharmützel. Von Eduard Engel (Berlin) . . . 214
Deutsche Witzblätter. I. Von Eduard Engels (München) . . 215
Lebendige Literaturwissenschaft. Von Eugen Reichel 231
Das Religionsproblem und die Kunst. Von Johannes Gaulke (Berlin) 246
Böcklin's Kunstweise in Goethe'scher Beleuchtung. Von A. Matthes (Berlin) 264
Fritz Reuter und Karl Kraepelin. Von Professor Arnold Fokke 278. 298
Thomas Hardy. Von Anna Brunnemann (Dresden) 294
Die Unnatur der Ich-Technik. Unbefangene Betrachtungen eines kritischen Roman-Lesers. Von Theodor von Sosnosky 309. 325
Kunst und Literatur der Minderjährigen. Von Max Hoffmann 311
Stendhal. Von Anna Brunnemann (Dresden) 339
Petöfi. Von Max Hoffmann 357
Maeterlinck. Von Wilhelm Walther Krug 375
Timm Kröger. Von Hans Benzmann (Berlin) 391
Heinrich Seidel. Von Fritz Berndt 408

b. Bühne und Bühnenkritik.

Französische Bühnenkunst in der deutschen Reichshauptstadt . . . 302
Dramatische Aufführungen: Die Wohlthäter (L'Arronge) 30. Lebendige Stunden (Schnitzler) 30. Das schwarze Schäflein (Skowronnell) 62. Die japanische Vase (Bilhaud und Hennequin) 62. Es lebe das Leben (Sudermann) 94. Das Glück (Capus) 109. Verliebt (Porto-Riches) 109. Miß Hobbs (Jerome 109. Maria von Schottland, 1. Theil: Darnley (Björnstjerne Björnson) 142. Der Herr von Abadessa (Dörmann) 142. Ueber den Wassern (Engel) 157. Die Collegin (Katsch) 173. Ecclesia triumphans, Puß, Volksaufklärung (Dreyer) 173. Frau Anne (Möller) 221. Der Weg zum Licht (Hirschfeld) 238. Die hohe Schule (Wolzogen) 286. Der Friedlose (Strindberg) 334. Des Pastors Rieke (Schlaikjer) 335.

6. Bildende Künste.

Wie studirt man Kunstgeschichte? Von Heinrich Pudor (Berlin) 9
„Zeichnende Künste". Von J. Norden 14
Erziehung zur Kunst und zum Anschauen. Von A. L. Plehn (Berlin) 41
Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden 76. 174. 222. 254
Gedanken über das moderne Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) 89

Seite

Carl Ludwig. Von J. Norden 109
Kränkelnde Kunststädte. Von Eduard Engels (München) . . 136
Alte und neue Buchausstattung. Von Hans Benzmann (Berlin) 151
Die Känguruhfigur. Von Eduard Engels (München) . . . 154
Eros in Kunst und Leben. Von Johannes Gaulke . . . 167
Die Künstlerschule von Hermann Obrist. Von A. L. Plehn (Berlin) 170
Gedanken über die moderne Architektur. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) 234
Raum und Einrichtung. Von Halsey Ricardo 250
Die Frau in der venezianischen Malerei. Von Dr. Hermann Ubell (Graz) 280
Ein Umschwung in der Malerei. Von Eduard Engels (München) 300
Honoré Daumier. Von J. Norden 318
Bei Walter Leistikow. Von J. Norden 329
Menschen und Möbel. Möbelausstattung. Von Stephen Webb. 343
Der Raum und die Möbel. Von Edward S. Prior . . 344
Die großen Berliner Sommerausstellungen. Von J. Norden 347. 381. 412
Ein Programm f. die Kritik bildender Kunst. Von A. L. Plehn (Berlin) 359
Die deutschnationale Kunstausstellung in Düsseldorf. Von Eduard Engels (München) 362
Die Karlsruher Jubiläumsausstellung. Von Eduard Engels (München) 394

7. Rund um die Kunst.

Bierbaum's Trianon-Theater. Von M. K. 30
Moderne Möbel. Von H. P. 31
Die Ausstellungskrankheit. Von Myron 63
Nochmals das Haus Behrens. Von H. P. 63
Gottsched-Gesellschaft 79
Die Kunst und der Nützlichkeitsstandpunkt. Von Heinrich Pudor 95
Credo. Von M. K. 126
Künstlerische Fabrikgebäude. Von H. P. 126
Secessionistisches. Von J. Norden 157
Autoritätsdusel. Von Myron 158
Die Eisen-Säule. Von P. 175
Verdi-Festspiele im Jahre 1902. Von Myron 206
Die Einheitsmarke. Von Max Kempff 223
Das Richard Wagner-Theater in Italien und die Berliner Verdi-Festspiele. Von Angelo Neumann 287
Billiger Wandschmuck. Von J. Norden 319
Kunstpflege im Hause. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) . . 409

8. Musik.

Ein Heinrich-Marschner-Buch. Von Hedwig von Friedlaender-Abel 123. 138
Partituren. Von Hermann Springer 219
Imperialismus in der Musikpädagogik. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee) 267
Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn und sein Oratorium „Sankt Franziskus". Von Hedwig v. Friedlaender-Abel 313
Zur Kritik der modernen Musik. Von Wilhelm Herzog (Breslau) 377
Opern und Concerte: Concertbericht. Von Hermann Springer 45. Die Sibylle von Tivoli (Sormann) 78. Delibes' Coppelia 78. Wiener Blut (J. Strauß) 78. Heilmar (Kienzl) 110. Anton Urspruch 110. Der Improvisator (D'Albert) 190. Im Brunnen (Blodek) 190. Der Kuß (Smetana) 190. Der Wald (Smyth) 317. Robert der Teufel 317. Mireille (Gounod) 317. La Navarraise (Massenet) 317. Manon (Massenet) 317. Der Wundersteg (Maurice) 317.

9. Notizen.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge 31. 335. Alte Meister 31. Baum 207. Bender 143. Brockhaus 31. 143. 287. Bruns 351. Burggraf 159. Cohn 159. Drews 255. Deutsche Revue 31. Eckstein 415. Ernst 287. Gorki 335. Hamsun 143. v. Hartmann 351. Hutter 223. Haugwitz 367. Heuberger 207. Lechleitner 143. Leitgeb 367. 415. Lenau 319. Lucas 367. Martersteig 287. Merk 319. Mittler & Sohn 303. Norden 207. Sauer 159. Schanz 143. Scheibert 415. Schiller 239. Seemann 223. Spemann 207. Sponsel 239. Tetzner 319. Tolstoj 367. Volkmann 95. Wohlmuth 159.

10. Offene Briefe und Antworten.

Der zukünftige Verkehr in der Großstadt. Von Eugen Düringer 46. Noch einmal „Die natürliche Zuchtwahl". Von M. B. 47. Zum Urheberrecht der Künstler. Von Dr. B. Hilse 78. Noch einmal „Die akademische Frau". Von M. Brehm 78. „Wiederum die akademische Frau". Von Therese Rösing 111. Noch einmal das moderne Kunstgewerbe. Von A. L. Plehn 127. Ueber die biliterale Chiffre Francis Bacon's. Von H. H. Pflüger 158. Notiz zu „Aesthetische Lebensformen". Von Richard Wulckow 159. Noch einmal die biliterale Chiffre Francis Bacon's. Von Eduard Engel 191. Der tändelnde Oesterreicher. Von Josef Konrath 206. Nochmals die biliterale Chiffre Bacon's. Von Eugen Reichel 206. Anschlagebrett: „Die commandirenden Generäle". Von Dr. H. Pudor 206. Noch einmal die größte Sünde. Von Max Kempff 207. Zur Duellfrage. Von Einem Oberst z. D. 238. Noch einmal das Hamburger Denkmal. Von Pfleiderer 255. Im Kampfe um die alten Sprachen. Von Dr. Rudolf Göhler 366. Mein Ueberbrettl. Von Claunus 271. Deutsche Witzblätter. Von Eduard Engels 271. Der Kaufmannsstand. Von Hugo Eckert 383. „Commandirende Generäle". Von Josef Stutzin 383.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 4. Januar 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Umschwung in der modernen Biologie. Von Eduard von Hartmann. — Die neue Renaissance. Von Caliban. — Verfassungs-Gefahr in England. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst.** Der Weg des Thomas Truck. Von Gustav Johannes Krauß. — Wie studirt man Kunstgeschichte? Von Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Die Seelen des Paradieses. Mysterium in zwei Bildern von Alphonse Daudet. Deutsch von Max Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Das Heidelberger Schloß. Von Prinz Vogelfrei. — „Zeichnende Künste". Von J. Norden. — Anzeigen.

Ein Umschwung in der modernen Biologie.

Von Eduard von Hartmann.

Die Ansichten der Naturforscher über das Leben haben im vergangenen Jahrhundert eine mehrfache Wandelung durchgemacht. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts wurde noch Blumenbach's Bildungstrieb als die Ursache festgehalten, welche die organische Natur von der unorganischen unterscheidet. Johannes Müller nannte ihn „Bildungskraft" und verstand darunter das organische Princip oder die organische Kraft als bewußtlos wirkende, zweckmäßige Thätigkeit im Sinne Schelling's. Claude Bernard erkannte eine Lebenskraft an, welche die Erscheinungen leitet, aber nicht hervorbringt, und sah in ihr eine nicht ausübende, sondern nur gesetzgebende Gewalt, deren vorausbestimmte Gesetze die Aufeinanderfolge und Uebereinstimmung der Erscheinungen regeln; aber er verlegte im Sinne des Deismus die Zweckmäßigkeit ganz in den ursprünglichen Schöpfungsact und schied ihre Betrachtung aus dem Arbeitsgebiet der Physiologie aus. Lotze wandte sich gegen die Lebenskraft als eine mit den physikalischen Kräften coordinirte Kraft und forderte mit Nachdruck die Beschränkung der Naturwissenschaften auf die causale Betrachtung der physikalischen Kräfte, aus denen allein die Energie des Organismus zu erklären ist; aus philosophischem Gesichtspunkte dagegen hielt er an psychischen und metaphysischen Functionen fest, die als ergänzende zu dem System der physikalischen Kräfte hinzukommen.

Als nun die agnostische Zeitströmung den Glauben an die Möglichkeit einer metaphysischen Betrachtungsweise untergrub und nur die physikalische Auffassung des Organischen übrig ließ, als du Bois-Reymond das ignoramus zum ignorabimus überspannte, d. h. unsere gegenwärtige Unwissenheit für unüberwindlich erklärte, als der Materialismus die herrschende Weltanschauung der Naturforscher wurde und der Darwinismus sich rühmte, die Zweckmäßigkeit der Organismen als ein Ergebniß aus rein mechanischen Ursachen erklärt zu haben, da galt die „Lebenskraft" für einen völlig überwundenen Begriff gleich dem „Stein der Weisen" der Alchymisten. In der That kann die „Lebenskraft" in dem Sinne einer physikalischen, materiellen, energetischen Kraft neben anderen materiellen Kräften als ebenso endgiltig abgethan gelten wie etwa die Annahme eines besonderen „Lebensstoffes"; aber, wie gezeigt, hatten schon Johannes Müller und Claude Bernard sie gar nicht mehr so aufgefaßt.

Die agnostische Strömung ebbt nun merklich ab, und in allen während des letzten Menschenalters zersplitterten Specialwissenschaften beginnt sich wieder das Bedürfniß nach philosophischer Vertiefung und Zusammenfassung zu regen. Die Abstammungslehre hat zwar einen vollen Sieg errungen, aber die Zulänglichkeit der mechanischen Principien Darwin's zur Erklärung der organischen Zweckmäßigkeit wird von der jüngeren Naturforscher-Generation nicht mehr geglaubt. Man erkennt überall an, daß innere Ursachen die Hauptrolle spielen, und die Frage erscheint wiederum offen, ob diese ausschließlich energetisch-physikalischer Art sind, oder ob specifische Ursachen anderer Art mitspielen. Einzelne Naturforscher haben sich niemals der materialistischen Modeströmung unterworfen; so hielt Pflüger an einer „teleologischen Mechanik", von Baer an der „Zielstrebigkeit" der organischen Natur, Nägeli an einer „Vervollkommnungs-Tendenz" fest; von Hanstein setzte das unbewußt zweckmäßige Verhalten der Pflanzen mit dem Instinct der Thiere gleich, Bunge proclamirte einen „Neovitalismus", Adolf Wagner vertheidigte die teleologische Auffassung in der Biologie und die Lebensthätigkeit als Ausfluß eines Lebensprincips, Cosmann die Selbstständigkeit der teleologischen Gesetze neben den causalen; Ottomar Rosenbach zeigte, daß nicht die energetischen Kräfte, sondern das Princip, nach welchem das Gleichgewicht der die Energie transformirenden Apparate im Organismus sich erhält, das Geheimniß des Lebens einschließt. Der Skepticismus, der sich so lange nur gegen das philosophische Erkennen gerichtet hatte, greift mehr und mehr auch die selbstzufriedene Sicherheit der naturwissenschaftlichen Erkenntniß mit schwerem Geschütz an, z. B. in den Schriften von Schoelers, und rückt naturwissenschaftliche und philosophische Einsichten wieder in die gleiche Reihe bloßer Wahrscheinlichkeit. Die Mediciner stehen in ihrer Masse noch am sprödesten bei Seite, die Zoologen fangen schon an, wankend zu werden, die Botaniker scheinen am meisten geneigt, die Biologie über die bloß physikalische Betrachtungsweise hinaus auszudehnen.

Einen deutlichen Beweis hierfür liefern die kürzlich erschienenen beiden Werke von J. Reinke*), die beide von der Biologie ausgehen, deren eines aber sich auf das Gebiet der

*) Die Welt als That. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von Dr. J. Reinke, Professor der Botanik in Kiel. Berlin, Gebr. Paetel, 1. Aufl. 1899, 2. Aufl. 1901. — Einleitung in die theoretische Biologie. Von demselben. Mit 83 Abbildungen. Ebenda. 1901.

Digitized by Google

Biologie beschränkt, während das andere inductiv zu einer philosophischen Weltanschauung hinüberleitet. Beide sind fließend und elegant geschrieben und für jeden Laien verständlich. In ihrer Fachwissenschaft auf voller Höhe, reichen sie auch in ihren philosophischen Excursen über die dilettantischen Versuche anderer Naturforscher hinaus; mit Kant und Schopenhauer ist Reinke wohl vertraut, und der Auseinandersetzung mit Wundt hat er zwei ganze Capitel gewidmet, in denen er über die Naturphilosophie und Psychologie dieses Denkers recht scharf aburtheilt. Wenn das zuerst erschienene der beiden Werke rasch eine zweite Auflage erlebt hat, so dürfte die Wirkung des zweiten, das sich auf das biologische Gebiet beschränkt, noch tiefer gehen und einen kräftigen Anstoß zur Vertiefung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung und zur Erweiterung ihres Gesichtskreises geben.

Reinke bezeichnet die Telephobie oder Scheu vor den Zwecken als eine Kinderkrankheit der Biologie und hält den Materialismus in der Biologie bereits für thatsächlich überwunden, wenngleich noch viele Naturforscher an dieser eingewöhnten Vorstellungsweise festhalten. Der Zweck und die Zweckmäßigkeit sind ihm das innerste Wesen des Lebendigen selbst; zum Theil kennen wir nur die Zwecke noch nicht, zum Theil liegen sie nicht im Individuum, sondern in der Gattung, zum Theil sogar in ganz anderen Ordnungen von Organismen. Die causale Gesetzmäßigkeit der unorganischen Natur bildet selbstverständlich die Grundlage der biologischen Zweckmäßigkeit und greift in diese hinein; in Folge dessen ist vieles biologisch zwecklos, obwohl auch manches nur so scheint, was doch einen biologischen Zweck hat. Deßhalb müssen auch die physikalischen, energetischen Erklärungen soweit als möglich vorgeschoben werden; aber sie lassen immer einen energetisch nicht erklärbaren, specifisch vitalen Rest übrig. Dieser Rest zeigt sich in der „activen Anpassung".

Die Anpassung ist eine Thätigkeit, und zwar eine Reaction auf die gegebenen Umstände, die als auslösende Reize wirken. Sie zeigt sich beim einzelligen Protoplasma und in jeder Zelle eines zusammengesetzten Organismus, indem sie unter den dargebotenen Nährstoffen die zusagenden auswählt und aneignet, sie theilweise zu chemischen Synthesen, die ganz anders als im Laboratorium verlaufen, verwendet, sie theilweise verbraucht, um Energie aus ihnen zu schöpfen, sie dem Bau des eigenen Organismus eingliedert, und Stoffe bildet, die als Fermente, Autoxydatoren, Sensibilatoren und Transformatoren wirken. Alle diese Thätigkeiten zeigen „Zielstrebigkeit", ohne in ein Bewußtsein zu fallen; ihre Zweckmäßigkeit ist niederer Art, wo sie nur der Selbsterhaltung dient, und steht höher, wo sie die Correlation der Theile, die Vergrößerung, Vermehrung, Theilung, Fortpflanzung, die Höher-Entwickelung der Gattung, kurz, die Vervollkommnung zum Ziele hat. Diese Zweckthätigkeit ist unbewußt und gesetzmäßig nothwendig; sie ist als unbewußte Finalität in der Natur wirklich vorhanden und nicht erst von uns in die Natur hineingelegt, und ihre teleologische Gesetzmäßigkeit ist zwar eine andere als die causale, aber nicht minder nothwendig als diese. Sie zeigt offenbar Intelligenz, wenn auch ohne Bewußtsein; wir haben nur die Wahl, entweder die Intelligenz auch an uns selbst zu leugnen, wo sie zum Bewußtsein gelangt ist, oder sie an allen Organismen zuzugeben, auch da, wo sie ganz unbewußt wirkt.

Die unbewußt finale intelligente Thätigkeit, die in der activen Anpassung wirkt, ist identisch mit instinctiver Triebthätigkeit, d. h. mit unbewußt psychischer, zweckmäßiger Function, oder niederen psychischen Kräften oder Qualitäten. Die Biologie darf sich dem Studium des Psychischen nicht entziehen, weil es mit zu den Lebenserscheinungen gehört. Wie sie die Empfindung, allerdings nur in ihrer allereinfachsten Gestalt ohne reflectirendes Bewußtsein in jedem lebenden Protoplasma anerkennen muß, so auch die unbewußte, intelligente Zweckthätigkeit in der reactiven Anpassung des Organismus an die Lebensbedingungen und in der Verwerthung dieser für seine Lebensziele. Was einerseits als mechanische Auslösung erscheint, kann andrerseits zugleich psychischer Vorgang (Motivationsproceß) sein. Die zweckmäßige Reizreaction ist ein so häufiger Specialfall der Reizreaction überhaupt, daß er als ihr Normalfall anzusehen ist, und unzweckmäßige Reizreactionen nur bei künstlichen naturwidrigen Reizen im Gegensatz zur Angepaßtheit an andersartige Reize vorkommen. Die Anpassung ist aber wesentlich unterschieden von der bewußten psychischen Thätigkeit, und nur der Instinct, bei dem unter Umständen gewisse Glieder des unbewußten Zweckprocesses schon in's Bewußtsein fallen, schlägt gleichsam eine Brücke zwischen beiden psychischen Gebieten.

Die unbewußtpsychische, triebartige und doch intelligente Zweckthätigkeit im Organismus hat kein energetisches Aquivalent; wenn man sie überhaupt als Kraft bezeichnen will, so ist sie jedenfalls keine energetische, physikalische, materielle Kraft. Sie vermehrt nicht die Energie, die der Organismus aus dem äußeren Energievorrath, nämlich entweder aus der strahlenden Energie der Sonne (wie bei den Chlorophyllpflanzen), oder aus der chemischen Energie der Nährstoffe zieht (wie bei allen übrigen Pflanzen und Thieren); sie lenkt sie vielmehr nur in andere Bahnen oder führt sie zu andern Energieumsätzen, als sie, sich selbst überlassen, eingeschlagen hätte. Sie wirkt richtend und bestimmend innerhalb des Rahmens der causalen Naturgesetze, die sie benutzt, ohne sie zu durchbrechen. Als ein nichtenergetisches dynamisches Princip ist sie auch dem Energiegesetze (Constanz der Energie bei fortschreitender Entwerthung) nicht unterworfen. Sie wirkt auf den Organismus ohne Arbeitsleistung und ohne Energieverbrauch, wie die Seele bei der Willenshandlung auf den Leib wirkt. Als richtende, lenkende, leitende, den Leib regierende und beherrschende Thätigkeit nennt Reinke sie „Dominante". Das Wort sagt auf Lateinisch dasselbe, was die von andern gebrauchten Ausdrücke Archon und Hegemonikon auf Griechisch.

Da jedes lebende Protoplasma eine Dominante hat, aber auch jedes Gewebe, Organ, Individuum und jede Species, so besteht ein ebensolcher Stufenbau von Dominanten wie von Individualitätsstufen. Jede Dominante höherer Ordnung ist der unsichtbare Faden, der alle einzelnen, von Unterdominanten geleiteten Vorgänge zu einer lebendigen Einheit verbindet. Wir zwar gehen meist von den Theilen aus, so daß wir die höheren Dominanten in unserem Denken reconstruiren, indem wir sie aus niederen Dominanten zusammengesetzt denken. Genetisch aber verhält sich die Sache umgekehrt; die höhere Dominante zerlegt und entfaltet sich in desto mehr Unterdominanten, je verwickelter der Organismus ist. Wie die vielen Zellen und Organe aus einer Zelle entsprungen sind, die sich in eine Mannigfaltigkeit aufgelöst hat, ohne die innere Einheit zu verlieren, so sind auch die vielen Unterdominanten nur Glieder der inneren Mannigfaltigkeit der Oberdominante. Wie die unbewußte Finalität über das Individuum hinausreicht auf die Species, auf die Correlation verschiedener Gattungen, ja sogar auf die teleologische Harmonie des Weltalls, so müssen wir auch die Individualdominanten als Glieder der inneren Mannigfaltigkeit von Speciesdominanten und noch höheren ansehen, bis alle endlich als Offenbarungen und Bethätigungen der Einen Weltvernunft begriffen werden, genauer als Glieder in der Gesammtbethätigung (Universaldominante) der Einen Weltvernunft. Diese Weltvernunft ist der Natur immanent und transcendent zugleich (ersteres in ihrer Bethätigung als Universaldominante, letzteres, sofern sie sich niemals in ihrer zeitlichen Bethätigung erschöpft). Wie die Bewußtheit der Dominanten, so lehnt Reinke auch die Persönlichkeit der Weltvernunft ab.

Die Dominanten sind nicht nur unbewußt intelligent, vernünftig und zweckthätig, sie sind auch Kräfte, freilich nicht

Digitized by Google

energetische, physikalische, materielle, sondern psychische oder metaphysische Kräfte, dynamische Principien, instinctive Triebe, die nach Art des Willens wirken und die Macht haben, ihre höhere teleologische Gesetzmäßigkeit dem Spiel der energetischen Kräfte aufzuerlegen. Die Weltvernunft muß demgemäß zugleich als „Kraft letzter Hand", als metaphysische Weltkraft, als dynamisches Universalprincip (im Sinne des Schopenhauer'schen Weltwillens) gefaßt werden, um ihrer Bedeutung allseitig gerecht zu werden. Jede Dominante ist eine Einheit unbewußt vernünftiger und dynamisch-thelischer Thätigkeit. Daß diese Principien unstofflicher Art sind, versteht sich von selbst bei einem Forscher wie Reinke, der die dynamisch-energetische Erklärung der Materie für die dem heutigen Stande unseres Wissens allein angemessene erachtet, also selbst die Materie aus unstofflichen Principien ableitet. Die energetischen Kräfte und die Dominanten unterscheiden sich nur durch die Gesetze, denen ihre Dynamik unterworfen ist, und die bei den ersteren die Erscheinung materieller Körperlichkeit hervorbringen, bei den letzteren nicht. Aber Reinke ist weit davon entfernt, die Individualdominanten für Bethätigungen substantiell besonderter Individualseelen zu halten, sondern lehnt dies als auf die Bahnen des Spiritismus führend ab. Die Individualseele eines Organismus definirt er vielmehr als die Summe der in ihm waltenden Dominanten, also als die Gruppe der unbewußt psychischen Thätigkeiten, die sich auf diesen Organismus bezieht.

Die Dominanten sind unkörperliche, psychische Thätigkeiten, aber sie verkörpern sich in der Structur, die sie dem Organismus dadurch verleihen, daß sie die vorgefundene Configuration seiner materiellen Theilchen zweckmäßig abändern, d. h. die Maschinerie des Organismus vervollkommnen. So werden die Dominanten zum Grund der Structur des Organismus, die active Anpassung zum Grund seines passiven Angepaßtseins. In der Urzeugung, die als rein unorganischer, bloß physikalischer Vorgang unmöglich ist, hat die schöpferische Thätigkeit der Weltvernunft nur unorganisches Material vor sich, auf das sie als organisirende Dominante wirkt; bei der Vervollkommnung vorhandener Organismen, bezieht sie sich immer auf die jeweilig gegebene organische Structur, die ihrerseits Wirkung früherer Dominanten, theils in der Stammesgeschichte, theils in der Individualentwickelung ist. Je vollkommener die Maschinenstructur des Organismus bereits durch frühere Dominanten gemacht ist, desto verwickeltere und feinere Aufgaben können die gegenwärtigen Dominanten mit ihr lösen. Die Dominanten richten sich also immer nach der vorgefundenen Structur, beziehen und stützen sich auf sie und die durch sie vorbereiteten maschinellen Auslösungen und Umsätze, arbeiten mit ihr als ihrem Werkzeug nach Maßgabe der Beschaffenheit dieses Werkzeugs, und erweisen ihre Finalität nicht in seiner Mißachtung und Ignorirung, sondern in seiner geschickten Verwerthung, Schonung, Ausbesserung und Verfeinerung. In diesem Sinne ist die Dominantenfunction durchaus von der Structur abhängig und erfolgt auf Grund derselben, und eine bestimmte Art von Structur erscheint als Bedingung einer bestimmten Dominantenfunction. Das passive Angepaßtsein der Structur, das aus früheren activen Anpassungsacten allmälig erwachsen ist, ist unerläßliche Voraussetzung für eine darüber hinausführende active Anpassung; wollte man es aber als seine allein zureichende Ursache hinstellen, so wäre damit die active Anpassung überhaupt ausgeschaltet und in maschinelle Auslösung und Selbstregulation umgewandelt.

Hiermit glaube ich den eigentlichen Sinn der Lehre Reinke's auf Grund entscheidender Stellen und ihres inneren Zusammenhanges richtig wiedergegeben zu haben. Es finden sich aber auch andere Stellen, in denen er dieser Lehre nicht treu bleibt, sondern die Bedeutung der activen Anpassung zu Gunsten des maschinellen Functionirens der angepaßten Structur zurückschiebt. Die Structur erscheint dann als „Träger" der Dominante, und diese als ihre „Function". Eine solche Auffassung scheint nicht zulässig bei einem Forscher wie Reinke, der die Fähigkeit der Anpassung für etwas ursprünglich Gegebenes, für einen unmittelbaren Ausfluß des Lebensprincips, für eine Offenbarung der der Natur immanenten Weltvernunft, für mechanisch nicht erklärbar und am wenigsten durch Selection erklärbar proclamirt, also den Materialismus und bloßen Mechanismus ablehnt. Es bliebe dann nur die deistische Auffassung übrig, daß bei der Urzeugung von der Weltvernunft eine so kunstvolle Maschine geschaffen worden sei, daß ihre automatische Selbstregulation ausgereicht habe, allen Reichthum der Organismen einschließlich des Menschen aus sich hervorzubringen.

Die Verschiebung des Dominantenbegriffs von einer activen, intelligenten, triebartigen Anpassungsfunction zum passiven, maschinenartigen Functioniren eines materiellen Apparates hin wird dadurch unterstützt, daß Reinke jeder von Menschen gebauten Maschine Dominanten zuschreibt und die Summen ihrer Dominanten folgerichtig als „Maschinenseele" bezeichnet. Er gelangt zu diesen Behauptungen dadurch, daß er die Maschinenbedingungen für bestimmte Arten der Energieumwandlung und die maschinellen Vorkehrungen für zwangläufige Bewegungen auf nichtenergetische Kräfte zurückführt und diese mit Dominanten identificirt. In der That sind aber die secundären Kräfte, aus denen die Maschinenbedingungen und Lenkvorrichtungen sich zusammensetzen, durchaus nur Configurationen energetischer Molecularkräfte; denn keine Materie kann durch ihre Form richtunggebend auf eine Energieumwandlung oder Energiewanderung einwirken, außer wenn sie Widerstandskraft gegen Verschiebung und Deformation entfaltet, und alle solche Widerstandskraft ist nur durch energetische Molecularkräfte möglich, kann aber nicht aus dem bloßen passiven Dasein geformten Stoffes entspringen. Während in dem Organismus sowohl die passive Angepaßtheit der Maschinenstructur an seine Lebensaufgaben, als auch die active, sie hervorbringende Anpassung und Zweckthätigkeit immanent ist, ist in der Maschine nur die Erstere immanent, die Letztere aber transscendent, nämlich als bewußte Geistesthätigkeit der Menschen, die sie erfunden, erbaut, montirt haben, die sie lenken und repariren. Die Maschine hat also in Ermangelung immanenter Dominanten auch keine Seele. Hätte die Maschine als Ganzes eine Empfindung von dem, was sie thut, so könnte man ihr eine passive bewußte Seele zuschreiben, aber darum noch immer keine active, unbewußte Dominantenseele. Thatsächlich hat sie so wenig Empfindung wie Dominanten.

Allerdings behält Reinke sowohl die Empfindungsdominanten (d. h. die die bewußte Empfindung formirenden unbewußten Intellectualfunctionen) als auch die Gestaltungsdominanten (d. h. die unbewußten intelligenten Anpassungsfunctionen bei dem Aufbau, der Reparatur und der Vervollkommnung der Structur) den Organismen vor und schreibt den Maschinen ausschließlich Arbeitsdominanten zu. Versteht man unter Arbeitsdominanten nichtenergetische intelligente Kräfte, welche das Functioniren der maschinellen Structur zweckmäßig leiten, so besitzt die Maschine offenbar auch solche nicht. Versteht man dagegen darunter das maschinelle Functioniren der Structur selbst bei mechanischer Auslösung, so scheint es unrichtig, auf diese den Ausdruck Dominanten anzuwenden, der unbedingt eine active Anpassung erfordert. Ich glaube, daß der Verfasser in dieser Hinsicht noch nicht sein letztes Wort gesprochen hat, und bei dem Suchen nach der Synthese von mechanistischen und organischen Erklärungsprincipien in diesem Punkte der bisherigen Zeitströmung unwillkürlich noch zu viel Rechnung getragen hat.

Es muß dieser Punkt um so mehr auffallen, je weniger er sich sonst von Modeströmungen gefangen nehmen läßt. So bezweifelt er den einstämmigen Ursprung der irdischen

Digitized by Google

Organisation, und glaubt, daß mindestens die Nitrobacterien einen anderen Ursprung haben müssen wie die auf Sauerstoff angewiesenen Organismen, daß aber auch bei den letzteren die Urzeugung wohl ebenso wenig mit einem einzigen wie mit mehreren völlig gleichen Exemplaren eingesetzt haben kann. Obwohl Anhänger der Abstammungslehre, bekämpft er doch die Ueberschätzung der Darwin'schen Erklärungsprincipien. Der Weismann'schen Behauptung, daß erworbene Eigenschaften sich nicht vererben können, stellt er mit Recht den Satz gegenüber, daß sie sich um so sicherer vererben, je länger sie sich unter dem Einfluß der Umstände schon erhalten haben. Er vertritt das Vorkommen sprungweiser Abänderungen und erblickt in ihnen das wichtigste Mittel der Natur zur Hervorbringung neuer Arten. Gegenüber denen, die alle Veränderung in der Natur auf Ein Princip oder auf ganz wenige Principien zurückführen wollen, betont er den Reichthum der Natur an Hülfsmitteln, die ähnliche Erfolge an verschiedenen Stellen und zu verschiedenen Zeiten auf ganz verschiedenen Wegen herbeizuführen liebt.

Mögen die Werke Reinke's auch fernerhin und immer mehr und in immer weiteren Kreisen die Beachtung finden, die sie in so hohem Maße verdienen! Dann werden sie nicht verfehlen, als heilsames Gedankenferment in dem Vorstellungskreise unserer so gährungsbedürftigen Zeit zu wirken.

Die neue Renaissance.

Begierig zieht der Zeitungsdichter sich jegliches politische Ereigniß zu Gemüthe, das in der seligen, fröhlichen, gnaden- und größere Waarenumsätze bringenden Weihnachtszeit passirt. Denn allemal, wenn von fern die Lichter am grünen Christbaum auffunkeln und sogar in die staubigsten, leblosesten Schreibstuben ein kräftiger Geruch von Pfefferkuchen, verbranntem Stearin, Marzipan und Harz dringt, allemal dann feiert auch die hohe Politik. Es ist wie eine freundliche Verabredung zwischen Himmel und Diplomaten: Der Eine sorgt dafür, daß die Parlamente geschlossen sind und keine lebensgefährlichen Interpellationen ausbrechen können, während die Anderen sich davor hüten, jene Dummheiten zu begehen, die als „bedrohliche Complicationen" und „Gewitterwolken am politischen Horizonte" in berechtigt üblem Rufe stehen. Was aber die Nationen und ihre hochbezahlten Staatsmänner erfreut, die tiefe Friedensstille der Punsch- und Pfannkuchenzeit, das stört den an unsern Abendblättern festangestellten Poeten das Geschäft. Kaum daß ihnen ein neuer lumpiger Sieg Dewet's Stoff für zwei magere Entrefilets mit gediegenen Friedensvorschlägen liefert; kaum daß sie den Armeebefehl Roberts', der die völlige Untauglichkeit der englischen Freiwilligen ausposaunt, zum Anlaß nehmen können, den Buren zu rathen, nunmehr unverzüglich die englische Oberhoheit anzuerkennen, um dadurch den Curs der Minenactien steigen zu machen. In solchen Situationen ist ein deutelbares oder gar sensationelles Kaiserwort die Rettung. Seit dem dritten Adventssonntage ungefähr knabbert man an dieser Mandel des zähen politischen Syrupkuchens herum, und noch immer will die Discussion kein Ende nehmen. Sobald die Berliner Presse auch nur stundenlang schweigt, erhebt die in der Provinz ihre Stimme. Der Urtheile über den künstlerischen Werth der Siegesallee ist wieder einmal Legion. Und prächtig wird über alte und neue Kunst, Ide- und Realismus, Kunstpädagogik und pädagogische Kunst phrasirt. Daß hier zwei Weltanschauungen auf einander stoßen, zwei verschiedene Welten, die sich nicht verstehen und verstehen können, das will Niemand begreifen. Von anderen Gipfeln kommt hergeflossen, was Wilhelm II. Kunst und Kunstgröße nennt, und von anderen, was die Böcklin, die Uhde, die Hofmann, Klinger und ihresgleichen so heißen. Wer wollte da vermitteln? Beim Thurmbau von Babylon waren die Sprachen nicht so verschieden, wie in diesem Falle. Dolmetscher würden Märtyrer sein. Die Steine für sie liegen hüben und drüben schon parat. Wo man Thürme baut, ist an Steinen kein Mangel.

Der Kaiser hat in einer privaten Darlegung, die das fatale Wolff'sche Depeschenbureau in dem ihm eigenthümlichen Bleichröder-Deutsch wiedergab, seine Freude über den hohen Stand der Berliner Bildhauerei ausgesprochen. Er hat darauf hingewiesen, daß Fremde uns um die Siegesallee beneiden und daß es Aufgabe der Kunst sei, auch den Armen und Elenden Sonnenlicht zu spenden, ihnen Ideale zu schaffen. Es ist in diesem Zusammenhange das Wort gefallen, die Berliner Bildhauerschule könne sich den Größten der Renaissance getrost an die Seite stellen. Künstler, welche für enthusiastisches Lob aus hohem Munde empfänglich sind, mögen es mit inbrünstiger Freude entgegennehmen; die Laien werden ausnahmslos meinen, daß das dankbare Gemüth und die impulsive Art des Herrschers ihn in seiner begeisterten Anerkennung zu weit geführt haben. Hunderttausende im Reiche, Leute von ernstem Kunstgeschmack, die die zeitweilig beliebt gewesenen Rüpeleien gegen die Siegesallee in ihrer neuen Form nie mitgemacht, vielmehr dem Opfermuth des kaiserlichen Mäcens immer alle Höflichkeit erwiesen haben, Hunderttausende glauben doch, daß der alte, schmucklose Weg in seiner Totalwirkung ergreifender, preußischer, echter war als das jetzige weiße Gewirr und Gliedergereck. Der dicke Siegesschornstein im Norden, der ernsthaft plumpe Wrangelbrunnen im Süden, zwischen ihnen in doppelter Reihe hinlaufend die 1871 gepflanzten Lindenbäume — das war kein malerisches Bild im Klitschsinne, aber das packte und imponirte durch seine Rauhheit. Heute ist jede Stimmung zum Teufel. Von den massenhaft aufgepflanzten Herrscherfiguren interessiren nur die, die eigentlich nicht interessiren sollten. Otto der Faule, der dicke Wilhelm — die fallen angenehm auf. Ihre Nachbarn mit den Chorsten-Posen erdrücken sich gegenseitig.

Respect vor Begas und seinem starken, nun freilich etwas dünn ausgereckten Können — aber eine neue Renaissance führt er allein so wenig herauf, wie der tüchtige und kluge Brütt. Michelangelo's sind sie Beide verzweifelt wenig, und Brütt will es auch gar nicht sein. Was hinter ihnen einherwimmelt, die Herren, deren Reliefs sich vor Allem dadurch auszeichnen, daß Thon aus Cadinen, der kaiserlichen Besitzung, für sie benutzt werden konnte, diese Braven gehen künstlerisch durch die Denkmals-Fabrikation von heute zu Grunde. Man versteht es schwer, wie Männer mit immerhin geachteten Namen ihrem kaiserlichen Gönner und der Oeffentlichkeit Werke von jener Art hinstellen konnten, die sich in der Siegesallee widerwärtig breit machen. Von ihnen geht kein Pfad zur neuen Renaissance. Unsere Hoffnung steht auf der unbekannten Jugend, die sich durchhungert und durchfriert, die keine Reclame, keine Presse, keine Connexionen hat und just dadurch die Ideale fördert, daß sie sie nicht beständig im Munde führt. Noch kann sie nicht nach Professortiteln und Akademiegehältern streben, und deßhalb arbeitet sie noch so, wie der Geist es ihr befiehlt. Was diese ihre Kunst, was die moderne Kunst der Ringenden bringen wird — wer weiß es? Man sieht nur Gährung und hört nur Sturm — künden sie süßen Wein und Frühlingssonne? Aber das Eine ist gewiß: kommt die Erlösung, kommt der Triumph, dann gehen sie von hier aus. Und der fürstliche Mäcen, der die neue, die große deutsche Renaissance heraufzuführen wünscht, muß diese Verborgenen, diese Hungerleider, diese fanatischen Trotzköpfe in ihren Ateliers aufsuchen.

Caliban.

Digitized by Google

Verfassungs-Gefahr in England.

Von Karl Blind.

Tiefere politische Denker in England haben schon vor vielen Jahren auf die schwankende Grundlage hingewiesen, auf der das Verfassungsrecht ihres Landes aufgebaut ist. Seit dem Kriege in Süd-Afrika haben sich nun da und dort Bestrebungen an die Oberfläche gewagt, die lebhaft an Zustände im zweiten Napoleonischen Kaiserreiche gemahnen. Lord Rosebery hat, anscheinend scherzend, das Wort hingeworfen: man müsse, an Stelle eines parlamentarischen Ministeriums, ein „Geschäfts-Ministerium" einsetzen. Das erinnert an das „Ministère des Commis" unter dem December-Kaiser!

Daß sich die Verwaltung Lord Salisbury's wenig fähig erwiesen hat: wer wollte es bestreiten? Zur vollkommen richtigen Beurtheilung aber müßte man auf nationale Eigenschaftsfehler eingehen, die auch durch ein Geschäfts-Ministerium (Ministry of Business) nicht kurzweg gehoben werden könnten. Und wer sollte dies ausgezeichnete Ministerium ernennen? Etwa ein durch Zufall im Purpur Geborener, von dessen großen Fähigkeiten die Welt nichts weiß? Und wo blieben dann die Volksrechte? Soll England, weil seine Regierung einen ungerechten Krieg angezettelt und — wie der ehemalige Kriegsminister Campbell-Bannerman, gleich dem greisen Feldmarschall Sir Neville Chamberlain, erklärt — mit „barbarischen Mitteln" geführt hat, nun auch noch in seinem eigenen Innern die Wege des Bonapartismus betreten?

Sehen wir uns einmal näher an, wie die Dinge geschichtlich und rechtlich liegen.

Welch' furchtbar schwere Kämpfe mußten durchgemacht werden, ehe die heutigen Freiheitsrechte errungen wurden! Als 1066 der französisch redende Landräuber Wilhelm dem Bastard aus der Normandie mit seinem zusammengerafften Haufen Schnapphähne einbrach, da ging der Rest deutscher, angelsächsischer Volksvertretung zu Grunde. Der fremde Eroberer eignete sich noch überdies den gesammten Boden Englands als Vasallen-Besitzthum für die Häupter der Kriegsknechte an, die bei dem Ueberfall mitgeholfen hatten. Wenn noch heute keine freie Bauernschaft in England vorhanden ist, sondern wesentlich nur Großgrundbesitzer, Pächter und landlose Heuerlinge, so ist das jenem unheilvollen Ereignisse zuzuschreiben.

Erst der Eifersucht der Barone, der Kron-Vasallen, gegen die königliche Despotie ist es zu verdanken, daß, mit Schiller zu reden, „der Reichsgesetze weisestes" zu Stande kam — „das große Blatt, das Deine Könige zu Bürgern, zu Fürsten Deine Bürger macht." Das Königthum seinerseits entledigte sich nur mit Mühe der Fesseln, in die es von der Pfaffenschaft geschlagen worden. Einst mußten englische Könige und Königinnen vor dem Bischof, der sie krönte, halb nackt dastehen zum Zeichen ihrer hülflosen Unterwürfigkeit! Jahrhunderte lang mußte, oft blutig, gestritten werden, ehe ein „Haus der Gemeinden" oder Gemeinen irgendwelches nennenswerthes Recht in Bezug auf Gesetzgebung oder Besteuerung errang. Schritt um Schritt war da hart zu kämpfen, Stellung um Stellung langsam, aber stetig, einzunehmen.

Was jedoch erzielt wurde, ist bis zur Stunde nicht in eine geschriebene Verfassung geordnet. Alles erhält sich nur durch die Macht der Gewohnheit, durch die Stärke der öffentlichen Meinung. Wird der Bürgersinn geschwächt; treten — wie das bei solchen Fällen in der Geschichte meist vorkommt — auf Seiten der Regierung ehrgeizige, Gewalt anstrebende Persönlichkeiten hervor, so entsteht bei der Zweifelhaftigkeit klarer, gesetzlicher Verhältnisse sofort eine große Gefahr.

Aus der Rüstkammer alter, nie förmlich aufgehobener königlicher Verordnungen und widersprechender richterlicher Entscheidungen, auf die noch heute ein Richter nach persönlichem Belieben als auf einen „Präcedenz-Fall" zurückgreifen kann, ließen sich allerhand Waffen gegen das erworbene Volksrecht hervorholen. Mit gutem Grund ist daher von vorschauenden politischen Schriftstellern in England behauptet worden: nirgends könne eine solche Gefahr unter Umständen schlimmer werden, als gerade in England, eben wegen jenes Mangels an klarem Verfassungsgesetz. Stete Wachsamkeit und nimmer erlahmender Mannesmuth seien die Bedingung der Fortdauer der Errungenschaften. „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß."

Man sollte es kaum glauben, daß nach zwei Staatsumwälzungen, in deren einer der Kopf eines Tyrannen fiel, noch heute der Fürst, der doch eigentlich nur durch ein Ministerium regiert, seine Zustimmung zu Parlamentsbeschlüssen mit den normannisch-französischen, auf Willkürherrschaft deutenden Worten ertheilt: „Le Roy le veult," oder: „Le Roy remercie Ses bons sujets, accepte leur benevolence, et ainsi le veult." Oder kurzweg: „Car tel est notre plaisir." Ja, in dieser Sprache des fremden Eroberers, die Jahrhunderte lang nach dem landräuberischen Einbruch, bis zu Heinrichs VII. Zeit, auch die Parlamentssprache war, verkehrt das Staatsoberhaupt noch heute mit der Landesvertretung! Und solche fremdsprachliche Brocken dienen sogar fortwährend beim Verkehr zwischen den beiden Zweigen der Landesvertretung. Sie werden selbst bei Gerichtshöfen noch theilweise verwendet.

Nur unter der Republik Oliver Cromwell's wurde Englisch ausschließlich gebraucht. Nach der Wiedereinsetzung der Stuarts verfiel man wieder in die alte despotische Gewohnheit. Im Jahre 1706 ging zwar im Oberhause ein Antrag auf „Abschaffung der französischen Sprache für alles Verfahren im Parlament und in den Gerichtshöfen" durch. Merkwürdiger Weise aber ließ das Unterhaus diesen Gesetz-Entwurf fallen; und so hängt dem Parlament und der Krone der Weichselzopf alter, ausländischer Tyrannei noch jetzt dick verfilzt nach Hinten und Vorn.

Damit ein Beschluß des Unterhauses Rechtskraft erlange, bedarf es der Zustimmung der „geistlichen und weltlichen Lords" im Hause der Peers. Die Geistlichkeit wird in erster Linie genannt. Der Krone aber steht die Befugniß zu, den aus eigenem Recht erblich im Oberhause Sitzenden jede beliebige Zahl weiterer Mitglieder durch königliche Verordnung hinzuzufügen. Dies geschieht allerdings auf Antrag des „Cabinetes" durch den Premier. Das Cabinet selbst aber ist im Grunde eine so wenig gesetzlich anerkannte Einrichtung, daß sogar sein Name bis in die neueste Zeit hinein sorgfältig im Parlament vermieden wurde.

Ursprünglich regierte „der König im Staatsrath" (the King in Council), dem er vorsaß. Da aber Georg I. nicht der englischen, die Minister nicht der deutschen Sprache mächtig waren und, wie berichtet wird, der Versuch einer Verständigung auf Latein wegen der Verschiedenheit der Aussprache mißlang, so traten die Minister allmälig unter sich allein zusammen. Daraus entstand das Cabinet. Es ist sich bis zur Stunde so sehr seiner formellen Unregelmäßigkeit bewußt, daß über seine Verhandlungen keine Aufzeichnung vorgenommen wird. Kein Schriftführer ist anwesend. Kein Protocoll findet statt.

Man weckt zwar auch in England schlafende Hunde nicht gern. Aber von Leuten, die eine Stärkung der Krongewalt anstreben auf Kosten der Volksvertretung, ist doch schon öfter die Anregung ausgegangen, es solle „der König im Staatsrath" an Stelle des Cabinetes sich wieder Macht aneignen.

Es giebt, neben dem „Cabinet" und dem noch andere Mitglieder in sich fassenden „Ministerium", auch noch den Geheimen Staatsrath (Privy Council), zu welchem, beiläufig gesagt, Dank der Freundschaft des bisherigen Prinzen von Wales, des jetzigen Königs Eduard VII., auch der sehr

Digitized by Google

ehrenwerthe Herr Cecil Rhodes zählt, der gestandigermaßen den Raubzug gegen die Südafrikanische Republik ausrüstete. Für diesen Geheimen Staatsrath kann die Krone wiederum nach Belieben Mitglieder ernennen, die ihr passen. Gegenwärtig hat der Staatsrath nur ein schattenhaftes Dasein. Wollte aber ein machtgieriger Fürst sich seiner bedienen, so könnte er sich da leicht durch Neu-Ernennungen bequeme Werkzeuge schaffen, und zwar unter dem Anschein gesetzlicher Zustände.

Die Presse gilt als das Palladium englischer Bürgerfreiheit. Sie hat sich zu ihrer jetzigen Stellung schwer durchgerungen, aus drückenden Fesseln heraus, deren wir Lebenden uns noch sehr gut erinnern. Einst konnte das freie Wort, bis in das letzte Jahrhundert hinein, auch in England durch grausame Strafen verfolgt werden. Es ist seitdem anders geworden; allein wiederum muß betont werden, daß für die Presse ebenfalls gilt, was in anderer Beziehung bereits gesagt worden. Sie genießt ihre Freiheit nicht sowohl durch förmliche Abschaffung der alten grausamen Gesetze, als vielmehr durch die Macht der öffentlichen Meinung. Verliert diese an Stärke, so ist auch die Presse bedroht. Welche Einflüsse sich bereits in ihr geltend machen, das hat sich vor dem gegenwärtigen Kriege und während desselben in unheilvoller Weise gezeigt.

Das Budget und das Heer werden vom Unterhause — und hier liegt die Wurzel seiner Kraft — auf je ein Jahr bewilligt. Handelte es sich aber einmal um einen Versuch fürstlicher Machtanmaßung, so käme er selbstverständlich vor Ablauf eines solchen Jahres zum Austrag. Ferner sei erwähnt, daß schon manchmal Stimmen laut geworden sind: es stehe dem Heere eigentlich das Recht noch zu, die Reichsvertretung, wie das in älterer Zeit geschah, in eine beliebige Stadt außerhalb Londons zu verlegen. Wir kennen das zur Genüge aus der Zeit von Kremsier und Brandenburg während der deutschen Revolution von 1848—49.

Gesetzlich — so behaupten die Lehrer des englischen „Verfassungs"-Rechtes — kann Kriegs- und Standrecht von Militärbehörden nicht über die bürgerliche Bevölkerung verhängt werden ohne Zustimmung des Parlamentes. In der Kap-Ansiedelung aber, wo ebenfalls parlamentarische Einrichtungen vorhanden sind, ganz wie in England, ist es gleichwohl jetzt geschehen. Man hat widerrechtlich die dortige Volksvertretung nicht mehr einberufen. Es wird budgetlos von Kapstadt aus regiert. Das Kriegs- und Standrecht ist ohne Zustimmung des Parlamentes ausgerufen. Und die ungeheuere Mehrzahl in der englischen Presse billigt es, oder schweigt dazu. Auf solche Art fangen oft die gefährlichen Wendungen in den Freiheitszuständen eines Volkes an.

Vor Jahren hat Lord Beaconsfield einmal der Krone das Recht zugesprochen, farbige Truppen aus Asien oder anderen Welttheilen nach Europa, nach England selbst, herüber zu bringen. Er war es auch, der der Königin Victoria, gegen mannigfachen Widerspruch, den Kaiser-Titel verschaffte, der laut Versicherung im Parlament auf Indien beschränkt bleiben sollte. Das Staatsoberhaupt ist König im Vereinigten Königreiche und in den Ansiedelungen, Kaiser nur in Indien. Es ist daher irrig, wenn deutsche Blätter jetzt manchmal den Ausdruck „Imperial army" mit „kaiserliches Heer" übersetzen. In diesem Falle bedeutet er, da die englische Sprache das angelsächsische Wort für Reich (ryke) verloren hat, nicht ein kaiserliches Heer, sondern das in England angeworbene Reichsheer. Das nur das Vereinigte Königreich vertretende Parlament heißt seit langer Zeit „Imperial Parliament", d. h. Reichs-Parlament; nicht: kaiserliches Parlament. Es hieß schon so, ehe der Kaiser-Titel geschaffen wurde. Bezeichnend aber ist, daß, trotz der unter Disraeli-Beaconsfield gegebenen Versicherung, doch schon öfters Schriftstücke, die nur für das Vereinigte Königreich bestimmt waren, mit „R. I.", statt bloß mit „R.", unterzeichnet worden sind.

Die Gesammtbevölkerung des Reiches auf dem ganzen Erdball beläuft sich auf rund 400 000 000 Einwohner. Unter diesen befinden sich nahezu 344 000 000 Farbige in Asien, Afrika, Australien und Amerika. In Indien stehen 145 000 eingeborene Truppen unter englischer Führung. Dessen möge man sich in Bezug auf Beaconsfield's einmal hingeworfene Aeußerung erinnern.

Genug ist für heute über die Möglichkeit einer Verfassungsgefahr in England gesagt worden. Was sonst noch über die den parlamentarischen Zuständen dieses Landes anhaftenden Schwächen und Fehler zu bemerken wäre, müßte ein anderes Blatt füllen. Nicht der Grundsatz parlamentarischer Regierung wäre aber da anzugreifen, sondern der Nachweis wäre zu liefern, daß die betreffenden Nachtheile sich theils aus mangelhaften Verfassungs-Einrichtungen, theils sich aus Eigenschaften erklären, die sich leider im Wesen der Nation ausgebildet haben.

Literatur und Kunst.

Der Weg des Thomas Truck.*)

Von Gustav Johannes Krauß.

Zwei dicke Bände liegen vor mir. Schon dadurch fällt mir der Roman auf. Wir leben doch in einer kurzathmigen Zeit der schlanken Einbänder. Wenn ein moderner Schriftsteller, sogar der Allermodernsten einer, sich zu solcher altmodischer Breite herbeiläßt, was muß er da nicht Alles zu sagen haben!

Dann der Titel. Ein sehr guter, ein ausgezeichneter Titel. Er strotzt ordentlich von heimlicher Bedeutung, er schreit einem entgegen: Ich bin symbolisch, ich! Legt mich aus! — Der Weg des Thomas Truck —! Die letzte Silbe ist wohl bedeutungsloses Anhängsel, hinzugefügt, weil der Held eines modernen Romans doch einen Familiennamen haben muß. Bleibt also der Weg des Thomas. Thomas aber war einer, der vom Unglauben zum Glauben kam, dadurch, daß er die Finger in blutende Heilandswunden legte.

Ein merkwürdiges Buch! Noch kenne ich nichts von ihm, als die Dicke und den Titel, und schon bin ich lebhaft gespannt, so lebhaft, daß ich die größte Lesersünde begehe, die es in meinen Augen giebt. Ich sehe nach dem Schluß, ehe ich zu lesen beginne. Wenn meine Ahnung Recht behält, so muß dieser Schluß theosophisch, mystisch, metaphysisch sein.

Auf der letzten Seite des zweiten Bandes fällt mir zuerst eine, bescheiden in kleinerem Druck unter die letzte Textzeile gedruckte Anmerkung in's Auge. „Begonnen 1893, vollendet 1901," — hm! Wenn man nicht annehmen will, daß diese Anmerkung der Felix Holländer-Forschung künftiger Tage zu dienen bestimmt ist — und das anzunehmen, geht doch nicht gut —, so kann man sie nur als ein Geleitwort verstehen, das der Verfasser seinem Werke mitgegeben hat, als eine Art verschämter Vorrede, die sich vor Schüchternheit in zwei Worte und zwei Jahreszahlen zusammenduckt und sich in den hintersten Hintergrund verkriecht, den es in einem Buche überhaupt giebt. Was aber könnte Felix Holländer mit diesem Geleitworte Anderes sagen wollen als Dies: „Lieber Leser, lies mit Bedacht. Was ich Dir heute biete, ist das Beste und Tiefste, was ich habe.

Begonnen 1893, vollendet 1901. Von meinem sechsundzwanzigsten bis zu meinem vierunddreißigsten Lebensjahre

*) S. Fischer Verlag, Berlin.

Digitized by Google

habe ich an diesem Werke gearbeitet. Die anderen Sachen, die ich in diesen acht Jahren veröffentlichte, waren das bloße Nebenher meiner Thätigkeit. Sie haben mich zum beinahe berühmten Manne gemacht, mir einen Vorderplatz in der Gruppe der „eingeführten Autoren" erworben, und waren doch bloßes Nebenbei. Diese zwei Bände aber, die ich heute in Deine Hände lege, die sind der Feuerkern, von dem jene Funken ausgesprüht wurden.

Donnerwetter!

Ich blättere in dem letzten Buche des Romans, das Musik, Tod und Leben betitelt, den Brüdern Heinrich und Julius Hart zugeeignet ist und sich unter das Banner eines Goethe'schen Spruches stellt, in dem von dem höheren Bedürfniß die Rede ist, das den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinanzieht. Das sind mir alles neue Zeichen dafür, daß meine Ahnung Recht hat. Und wirklich, da kommt's auch schon: Karma — Nirwana — der Prinz Siddhârta Gautama.

Ich denke daran, daß Felix Holländer der neuen Gemeinschaft angehört, welche die Brüder Hart begründeten, die ja auch zu dem Vierten Buche seines Werkes zu Gevattern gebeten sind. So weit der Fernstehende urtheilen kann, hat der neue Buddhismus einen starken Einschuß in die Weltanschauung geliefert, die in dieser Vereinigung gepflegt wird. Welcher merkwürdige Weg inneren Erlebens muß es gewesen sein, der einem eingeschworenen Verfechter des modernen Naturalismus, einer Kunstrichtung, die vom Materialismus die Voraussetzungen empfing und von den beschreibenden Naturwissenschaften die Methode, in diese auf das Metaphysische gerichtete Gemeinschaft brachte! Ich denke auch daran, daß die gesammte Menschheit der Gegenwart einen ähnlichen Weg zurückgelegt hat. Vor fünfzig Jahren die unbestrittene Herrschaft des Materialismus, begründet auf die beispiellosen Fortschritte der exacten Wissenschaften, völlige Discreditirung jeder speculativen Richtung. In der gelehrten Welt der Vortritt der Kraft- und Stoffleute, in der Politik die Begründung der Socialdemokratie, in den Künsten das Aufkommen der Naturalisten. Und heute? Wir sind viel klüger noch als wir zu Goethe's Zeiten waren, und dennoch spukt's in spiritistischen Sitzungen — aber nicht bloß in Tegel, nein, auch in Paris und London, ja sogar in Potsdam. Man denke, in Potsdam! Und dieses Umsichgreifen des Spiritismus ist bloßes Symptom. Es regt sich an allen Enden. Das kirchliche Leben aller Bekenntnisse zeigt starke Zunahme, auf den Thronen sitzen begeisterte Vertreter eines romantischen Gottesgnadenthums, die alten politischen Parteien vermögen sich des auf sie ein-, in sie hineindringenden nationalen Gedankens der auf ganz anderem Boden erwachsen ist als auf dem des Materialismus, nimmer zu erwehren, die Gelehrten studiren wiederum Kant, den gewaltigen Zertrümmerer des Köhlerglaubens, man könne auf dem Wege der verstandesmäßigen Forschung, sie sei von Experimenten unterstützt oder nicht, hinter die letzten Dinge kommen. In den Künsten tauchen Symbolismus, Impressionismus und alle die anderen Ismen auf, deren Entstehen andeutet, daß das ewige Pendel zurückschwingen will, daß die Menschheit, die so lange zu Füßen des Materialismus gesessen und von ihm die Antwort auf die Fragen erhofft hat, die ihr am Herzen liegen, sich enttäuscht von ihm ab und dem Idealismus zuwendet.

Und das Buch, in dem das Alles zu Menschengestalten und Menschenschicksalen verdichtet ist, zu einem gewaltigen Menschheitsroman, zu einem modernen Faust, es ist bereits geschrieben, es liegt hier vor mir, ich werde es jetzt lesen, andächtig lesen.

Aber noch fange ich nicht an. Als echter Genüßling schiebe ich die Erfüllung hinaus, um die Vorfreude zu verlängern. Ich male mir aus, welches wohl der Weg sein mag, den Thomas Truck geführt wird.

Er ist jedenfalls ein Geistesgewaltiger und geht ganz gewiß vom Materialismus aus, von den Naturwissenschaften. Aber sie haben keine Antwort auf seine dringenden Fragen. Kraft, Stoff, Gesetz, er erkennt sie als bloße Zeichen, als ein X, Y, Z, hinter denen sich Größen verbergen, deren innere Wesenheit sich niemals herausrechnen läßt, nur ihre Beziehungen unter einander. Dazu stürmt das Leben mit seinen unerklärlichen Wundern auf seine erschreckte Seele ein, Zeugung und Tod, Werden und Welken, Räthsel überall, Räthsel, Räthsel.

Nun geräth der Verängstigte irgendwie in die Philosophie hinein. Plato, Kant, Schopenhauer, von dem aus sich bereits ein Weg in das Märchenland altindischer Weisheit aufthut. Weiter du Prèl, über den er zur modernen wissenschaftlichen Psychologie gelangt. Die Erscheinungen am hypnotisirten Menschen, die er bisher als bewußte oder unbewußte Gaukelei bequem genug bei Seite schob, gewinnen nun auf einmal alle hergebrachten Anschauungsweisen umstürzende Bedeutung, eröffnen ungeahnte Ausblicke ...

Aber ich soll ja den Roman nicht selber schreiben, ich soll ihn ja lesen. Lesen wir also.

Das erste Buch erzählt uns die Jugendgeschichte des Helden. Die Herkunft Thomas Truck's von einer bis an die Grenze des Nur-Seelischen, Körperlosen, verflüchtigten Mutter und einem bis an die Grenze der Viehheit brutalen Vater läßt schon daran zweifeln, ob wir es mit einem Typus, mit dem modernen Menschen schlechthin zu thun bekommen. Soviel rohe Kraft besaßen auch die Väter des heutigen Geschlechts nicht mehr, so elfenhaft sind die Weiber niemals gewesen, wie Frau Tamara. Nebenbei gesagt, ärgert mich dieser Vorname. Wenn man den Leser, wie Herr Holländer, von vornherein in die Stimmung des Lösers versetzt, der überall Räthsel wittert und nach geheimen Deutungen sucht, so sollte man sich hüten, solche Namen zu bilden, die einen fatalen Nebensinn anklingen lassen. Die Mutter Thomas Truck's scheint nach einer indischen Pflanze getauft, deren heilsame Kräfte segensreich, aber sehr unpoetisch sind. — Diese Vor- und Jugendgeschichte ist ein kleiner Roman für sich, voll verstiegener, etwas über die Grenze des Möglichen hinausreichender Sentimentalität, zusammengebraut aus den Seufzern unglücklicher Liebe, aus Sonnenglast, Mondenschein, Rosen-, Nelken-, Lindenduft. Das Ganze könnte, wenn man sich die Offenherzigkeit wegdenkt, mit der die geschlechtlichen Seitensprünge des alten Herrn Truck behandelt werden, in einem der Romane der seligen, von der naturalistischen Schule mit so viel Hohn überhäuften Marlitt stehen. Im Uebrigen sind alle Elemente beisammen, aus denen sich der Roman, den ich erwarte, aufbauen könnte. Das erstaunte Grauen vor dem Räthsel des Todes ist da, das der Keim aller Philosophie und aller Religion ist, der knabenhaft trotzige Atheismus, der den lieben Gott abschafft, weil er die Welt nicht so klar und durchsichtig gemacht hat, wie Seine Majestät, das dreizehnjährige Gehirn, es verlangt, die Ueberschätzung der Naturwissenschaft ist da und der Vorsatz, sich ihr zu widmen, und endlich ist das auf eine metaphysische Seite des Daseins Hinweisende sehr glücklich eingeführt in der Gestalt des Pfarrers mit dem suggerirenden Blicke und der wunderthätigen Hand, die sich nur auf den Kranken zu legen braucht, um seine Schmerzen zu stillen.

Ueber so Manches ein Wenig verwundert, aber noch durchaus nicht enttäuscht, gehe ich an die Lectüre des zweiten Buches.

Thomas Truck läuft einer langweilekranken Bänkersgattin in den Weg, wird von ihr zusammengepackt und läßt sich widerstandslos packen. Er ist Mitglied eines Clubs der Unglaublichen, eines Symposions der Monstra, die in regelrechten Sitzungen über das religiöse Bedürfniß und ähnliche schöne Dinge parlamentsmäßig Reden halten und die verzapfte Weisheit mit redlichem Biereifer zu Protocoll buchen. Charakterschilderung und Lebensläufe der Mitglieder dieses schönen Bundes bilden mit den Liebesgeschichten des Thomas

Digitized by Google

Truck den Inhalt des Romans vom zweiten Buche an. Herr Holländer hat diese beiden Bestandtheile mit vieler Kunst in einander verflochten. Für die Besprechung wird es vortheilhaft sein, den Zopf aufzulösen.

Ich will von den Nebenfiguren zuerst sprechen und die gelungenen vorneweg nennen. Das sind die drei jüdischen Typen, Blinsky und die beiden Lissauer. Mit ihnen hat Felix Holländer seiner naturalistischen Vergangenheit Ehre gemacht und lebenswahre, volle, runde Gestalten gezeichnet. Besonders das russisch-jüdische Nihilistenpaar Lissauer hat Bein und Fleisch und Blut. Alles Andere aber ist fürchterlich. Herr Holländer scheint eine Erfindung gemacht zu haben, die ich die lineare Charakteristik nennen möchte. Eine Reihe von Gestalten hat überhaupt nur je eine Eigenschaft. Da giebt es einen Mechaniker Fründel, das concentrirte Monstrum des Kreises. Der Mann ist wissensdurstig und weiter nichts. Von der Gemüthsseite betrachtet, eine so einfache Bestie, wie ein Haifisch. Etliche Weiber erleben wir, die verliebt sind und weiter nichts. Verliebt sind sie zumeist in den Haifisch. Eine junge Maria ist in Thomas Truck verliebt und außerdem fromm.

Einer dieser Figuren muß ich zwei Worte mehr widmen, und zwar dem stud. theol. Bechert, der im Club der Unerhörten hospitirt. Er ist nichts als bornirt und hat die Aufgabe, bei allen Debatten den Kürzeren zu ziehen. Da er sich antisemitisch aufspielt und zwar antisemitisch aus nationalen Gründen, weil die Juden nur von Staatsangehörigkeit Deutsche, von Volksthum aber eben Juden seien, so ist anzunehmen, daß er die nationale Richtung in der deutschen Studentenschaft, etwa den V. d. St., verkörpern soll. Wobei freilich die Frage offen bleibt, was ein auf diesem Boden stehender Theologe eigentlich in einem anarchistischen Discutirclub wollen könnte. In dieser Figur nun hat Felix Holländer einen argen Verstoß gegen jene photographische Treue begangen, die doch eine Grundforderung des Naturalismus ist. Er hat die „menschlichen Documente“ für die Schilderung der modernen Volksbeglücker offenbar sorgfältig gesammelt. Man merkt, daß er in socialistischen Versammlungen, in solchen des Herrn von Egidy, ja sogar bei der Heilsarmee war. Beim Verein deutscher Studenten scheint er nicht gewesen zu sein, sonst müßte der stud. theol Bechert wesentlich anders aussehen.

In dieser so vielfarbig schillernden Gesellschaft spielt Thomas Truck eine traurige Rolle, indem er sich fast immer von der Meinung, die ihm gerade in's Gesicht gesagt wird, mitnehmen läßt. Ganz wie mit den Meinungen, geht es ihm mit den Weibern. Eigentlich liebt er seine Cousine Bettina, einen kleinen Musikgenius und Beethovenengel, der dem Leser vom ersten Buche her in angenehmer Erinnerung ist. Trotzdem läßt er sich von der bereits erwähnten Bänkersfrau, die übrigens sehr gut gezeichnet ist, als gute Beute erklären. Daß er mit ihr bricht, weil sie ihm auf sein Drängen, sie möge sich scheiden lassen, ihre Toiletten zeigt, von denen sie nicht lassen und die er ihr nicht schaffen könnte, ist ein Zug von Hartnäckigkeit, der an diesem schwächlichen Helden geradezu verblüfft. Ein Mann, der alle Augenblicke aufschluchzt, bald naß, bald trocken, einer, der Bettina liebt und von Frau Berg seine „junge Manneskraft entzünden“ läßt, der findet in solcher Lage einen modus vivendi. Ganz besonders dann, wenn er in die Dame mit den vielen Garderobenschränken so verliebt ist, daß er die arme Bettina, die einmal von Paris, wo sie studiert, nach Berlin kommt, eigens um ihren Thomas zu besuchen, mit halbgebrochenem Herzen wieder abreisen läßt.

Nach dem Bruch mit der kleiderreichen Bänkersfrau zerstreut sich Thomas Truck, indem er eine Zeitung gründet, den „Festsaal“. Das Blatt soll alle die Meinungen, die in dem Discutirclub vertreten werden, zusammenfassen, wie ein Brennspiegel die Lichtstrahlen. Neben dieser publicistischen Thätigkeit her macht Thomas seinen Doctor medicinae. Das ist das Einzige, was man von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, von ernsten, geistigen Interessen in ihm erfährt! Zu der Thorheit, in Berlin ein anarchistisches Blatt herauszugeben, begeht er eine zweite: Er heirathet, immer die Liebe zu Bettina im Herzen, eine junge Arbeiterin, die eine starke Vergangenheit und den Schnapsteufel im Leibe hat. Die Marter mit dem Blatte, das dem baldigen Eingehen, und dem Weibe, das dem delirium tremens geweiht ist, Nahrungssorgen und Reibungen mit den Freunden machen ihn völlig mürbe. Er sehnt sich nach etwas Beruhigendem, alle Schmerzen wohlig Einlullendem, mit einem Worte nach einem Schlummerpunsch der Seele. Da stellt der Mann mit der Tüte getrockneten Obstes zur rechten Zeit sich ein, der Neo-Buddhist, der schon wiederholt schattenhaft an Thomas Truck vorübergeglitten ist und ihm bedeutungsvolle, warnende Worte zugeraunt hat. Thomas sucht ihn auf und läßt sich von ihm die allerersten Andeutungen über den tiefen Sinn der Worte Karma und Nirvana geben.

Auf einer Reise arbeitet er sich völlig in die Sache ein, ist sehr bald tief durchdrungen von ihr und schreibt wunderschöne Tagebuchblätter darüber an Bettina. Der Weg des Thomas Truck ist vollendet.

Nun thut zu einem guten Schlusse sich das Füllhorn der Schicksalsgnaden über dem traurigen Helden auf. Sein scheußliches Weib thut Etwas, was ganz und gar nicht in ihrem Charakter liegt: sie begeht Selbstmord, um ihren Mann von seinen Fesseln zu befreien. Bettina ist wieder in Berlin; sie liebt ihren Thom immer noch und hat sich mit einem einzigen Concerte in die Reihe der wenigen Menschen vorgegeigt, die mit Musik Geld verdienen, und zwar gleich „Gold in Strömen“. Mit dem tröstlichen Ausblick auf eine wohlfundirte zweite Ehe des Helden schließt der Roman.

Brillant geschrieben ist das Ganze, brillant geschrieben im Hinblick auf die Bedürfnisse der Damen im Berliner Commerzienraths-Viertel, zumal der Damen vom Schlage der Frau Berg im Buche. Es ist Alles da! Sentimentalität, Lüsternheit, Mord und Selbstmord, grausige Krankheitserscheinungen, Alles, was aufregt. Dazu wird man auf das Angenehmste über allerlei Dinge ein bißchen unterrichtet, von denen man reden können soll und muß. Es giebt etwas Stirner, einen Schuß Nietzsche, ein Pröbchen Dühring. Der Roman langweilt nirgends und ist nirgends so spannend, daß man ihn nicht ohne Bedauern aus der Hand legen könnte. Man kann sich ihn also in beliebige Abschnitte zerlegen. Ein Stückchen liest man, während man sich frisiren läßt, ein zweites auf der Fahrt zum Rendez-vous oder zu Bister, ein drittes nach Tisch auf der Dormeuse, während die Lider sich schlafbeschwert senken. Wenn man auch noch so wenige Zeilen überfliegt, etwas, was einem Vergnügen macht, hat man immer gelesen, und wenn es nur eine brillante stylistische Wendung wäre. „Sie schreit aus tausend Wunden, wenn sie lächelt“ — „Er fühlte, wie ihre Hand in der seinigen schluchzte“ sind doch gewiß echte Brillanten im Sinne des redlichen Schmock, der herausmöchte aus der Literatur und ein anständiges Geschäft anfangen. Und von ihnen wimmelt der Text auf allen seinen achthundert Seiten.

Mit einem Worte: ein ganz ausgezeichnetes Werk der mondainen Unterhaltungslectüre, aber leider nicht der moderne Faust, auf den ich hoffte, nicht der große, ernste Roman des Denkers, der vom Materialismus ausgeht und bei der Mystik ankommt. Dieses Buch muß wohl erst geschrieben werden. Vielleicht ist es auch schon da, und man kennt es nur noch nicht, weil es sich seiner ganzen Natur nach nicht so süffig lesen wird wie der neueste Felix Holländer, und daher nur langsam in's Publicum dringt.

Daß Felix Holländer etwas Derartiges vorschwebte, anno domini 1893, als er den „Weg des Thomas Truck“ begann, lasse ich mir nicht nehmen. Das erste Buch zeugt

Digitized by Google

dafür in deutlichen Spuren. „Begonnen 1893, vollendet 1901.“ Jetzt lese ich den geheimnißvollen Vermerk anders. Es ist eine Entschuldigung, die Resignation des Talentes, das seine Grenzen erkannt hat, die sich in die kleine Zeile zusammenpreßt. Felix Holländer sagt in ihr:

„Lieber Leser! Vor acht Jahren, als ich noch sehr jung war und mich für ein Genie hielt, wollte ich einmal etwas ganz Gewaltiges schaffen. Und ich entwarf den Thomas Truck. Plan und Anfang des Manuskriptes blieben mir dann liegen, so manches Jahr. In diesen Jahren lernte ich einsehen, daß ich kein Genie bin, sondern nur ein Talent, ein elegantes, liebenswürdiges Talent. Die ganz hohen Warten, von denen aus man Länder und Meere überblickt, sind meine Sache nicht. Ich vermag aber lebhaft und gefällig zu schildern, was man vom Verdeck des Omnibusses oder von der Gallerie des Ballsaals herab sieht. Und jetzt, im Jahre 1901, wollte ich mir selbst beweisen, daß ich über den genialen Taumel meiner Anfänge gründlich hinaus bin. Deßhalb griff ich auf den alten Entwurf zurück und schrieb an Stelle des Buchs, das ich leisten wollte, das Buch, das ich leisten kann, einen prickelnden und flimmernden Roman für das großstädtische Schmökerweib.“ — —

Der Weg des Künstlers, der von so hochfliegenden Plänen zu solcher Bescheidung gelangt, ist auch ein Weg des Thomas Truck. Ihn gehen zu müssen, ist ein tragisches Schicksal.

Wie studirt man Kunstgeschichte?

Von Heinrich Pudor (Berlin).

Man kann dieses Zeitalter das der Technik mit ebensoviel Recht nennen, als man es das des Verkehrs genannt hat. Und erstere Bezeichnung trifft zu, nicht nur insofern die technischen Wissenschaften besonders große Fortschritte machten, bedeutende technische Erfindungen gemacht wurden, die technologische Erziehung hervorragend gut wurde, und die technischen Errungenschaften in der That unserem modernen Großstadtleben den Stempel aufdrückten, sondern auch, indem das technische Princip auf Kunst, Wissenschaft und das gesammte Leben bestimmend wirkte. Das technische ist ein formales Princip und unsere gesammte Bildung ist wesentlich formal geworden. Technik und Form herrschen selbst da, wo Phantasie und Gefühl maßgebend sein sollten, selbst in der Kunst und Kunstwissenschaft. Die Kunstwissenschaft ist heute geradezu zu einem Zweige der Philologie geworden; die Methode, die sie befolgt, ist die philologische, und die Art, wie sie die Kunstwerke zerlegt und zergliedert, beschreibt und analysirt, ist philologisch. Das Psychologische in der Natur eines Künstlers und in den Kunstwerken ist von wenigen Kunsthistorikern berücksichtigt worden, Lermolieff deutet es hin und wieder an. Dieser bedeutende Kunsthistoriker vergaß auch nicht das Princip der örtlichen Individualität und der klimatischen Bedingtheit. Im Uebrigen muß die Kunstgeschichte als Entwickelungeschichte der Empfindungen erst noch geschrieben werden. Heute ist sie zu einem großen Theil eine Art Diplomatik, d. h. Handschriftenkunde. Man versucht das Handschriftliche des Künstlers festzustellen, man studirt die Kunstwerke in Bezug auf Technik und Form, nicht in Bezug auf Empfindung. Man giebt eine philologische Bilderbeschreibung, nicht aber Psychologie, nicht Philosophie. Die Kunstwerke sind für die Kunsthistoriker im Grunde genommen antiquarische Raritäten, die bestimmt sein wollen — als Seelenabdrücke, als verdichtete Empfindungen, als Niederschläge des Gemüthes und Temperamentes existiren sie kaum für sie. Daher kommen auch die schweren Irrthümer und schwankenden Urtheile in Bezug auf den Werth der Kunstwerke, wie letzthin bezüglich der „Sixtinischen Madonna“. Dieses Werk, eines der erhabensten Kunstwerke aller Zeiten, bringt eine Stärke und Tiefe, eine Hoheit und Reinheit der Empfindung zum Ausdruck, wie sie himmlisch, nicht irdisch ist. — Das technische, das formale Princip ist in der Kunst wichtig, aber nicht primär, sondern secundär. Denn die Technik ist Mittel. Der Zweck ist die Empfindung, die vermittels der Form dargestellt wird. Wir haben hier die alte und ewig neue Verwechslung von Zweck und Mittel, von Inhalt und Form vor uns. Der Zweck des Kunstwerkes ist zugleich sein Inhalt, nämlich die Empfindung. Das Mittel des Kunstwerkes ist zugleich seine Form, nämlich die Art der technischen Darstellung. Die philologischen Kunsthistoriker verfuhren unlogisch, indem sie das Mittel, nämlich die Form, obenan stellten und die Kunstwerke fast einseitig in Bezug auf Technik und Form studirten und bestimmten. In dieser Beziehung erinnerten sie geradezu an Naturalienſammler. Die Letzteren natürlich fragen nicht darnach, ob ein Insect schön ist, und was es psychologisch ausdrückt, sie „bestimmen“ es lediglich, ordnen es ein in Classen und Geschlechter, beschreiben es, stecken es an die Nadel und stellen es aus. Nicht viel anders verfuhren manche Kunsthistoriker. Ob es eine Gemme, eine Topfscherbe, ein Büstenfragment oder eine Wandmalerei war, immer wurde es mit der philologischen Brille nach dem gleichen doctrinären Princip beguckt, bestimmt, eingeordnet, beschrieben und ausgestellt . . . Wer an einer Universität Kunstgeschichte studirt hat, kennt dieses philologische Kunststudium aus Erfahrung. Es ist, zumal in den kunsthistorischen Seminaren und Universitäten, nicht viel weniger trocken und phantasiearm, als das der Pandekten. Man denkt gar nicht daran, auch nach dem Empfindungswerth eines Kunstwerkes zu fragen. Man sollte meinen, Kunst ist etwas, was mit Begeisterung, mit Phantasie, mit Herz zu thun hat, aber man friert, wenn man eine solche kunsthistorische Vorlesung hört. Man sammelt die technischen Merkmale, beschreibt das Kunstwerk nach dem, was es darstellt, behandelt den Künstler biographisch, ordnet ihn in die Geschichte ein — das ist Alles. Der Doctrinarismus, der das formale Princip vergöttert, hat die Kunsthistorik zu einem guten Theil entgeistigt und zu einer Buchstabenwissenschaft gemacht. Die Ausnahmen, welche Jacob Burckhardt's Cultur der Renaissance und Lermolieff's Schriften darstellen, bestätigen nur die Regel. Die trockenen Pedanten aber haben auf diesem Gebiete wie Refrigeratoren gewirkt; man fühlt sich in die Glacialperiode versetzt, wenn man ihren Explanationen folgt. Man glaubt Anatomieprofessoren vor sich zu haben, die es mit Leichnamen zu thun haben, nicht mit Kunstwerken, in denen die Seele eines Künstlers lebt. Wenn schon in der Philologie selbst häufig das formale Princip zu sehr in den Vordergrund gestellt wurde und man über die Fragen der Satzbildung, der Wortlehre Vieles, was den Inhalt und Geist betraf, vergaß, so beging man durch Einführung dieses philologischen Princips in die Kunstgeschichte einen um so größeren Fehler. Gewiß kann die Kunsthistorik die Philologie nicht entbehren, aber die Letztere ist nur ein Hülfsmittel der Ersteren. Und die Psychologie ist nicht nur auch ein Hülfsmittel der Kunsthistorik, als sogar ein noch viel wichtigeres, denn sie betrifft den Inhalt, nicht die Form des Kunstwerkes. Warum will man bei den Kunstwerken nur die formale Seite studiren? Ist etwa die Kunst nicht angebetet worden zu allen Zeiten deßhalb, weil sie Alles, was göttlich im Menschen ist, zur Darstellung bringt? Nicht der Leib aber, sondern die Seele, die fühlt, ist das Göttliche im Menschen. Fast muß der Kunsthistoriker heute fürchten, unwissenschaftlich zu werden, wenn er von Begeisterung erfaßt wird, Phantasie zeigt und Empfindungswärme beibringt und die Kunstwerke solcher-

Digitized by Google

gestalt betrachtet. Und in der Literatur und Literaturgeschichte kommt diese philologische Strömung zu besonders charakteristischem Ausdruck: Hier war der Buchstabe handgreiflich da, und je mehr die Literatur geschrieben und gedruckt, gesehen und gelesen, je weniger sie gesprochen und gehört wurde, desto mehr ließ sie das Klangliche und eigentlich Charakteristische, nämlich die Empfindung vermöge des klingenden Wortes auszudrücken, hintenanstehen. Und die Literaturgeschichte hielt sich an Styl, Wortbildung, Wortverbindung, als wären es Dinge an sich, nicht aber Kunstmittel; sie dachte nicht daran, eine Entwickelungsgeschichte der Empfindungen an der Hand der Literatur zu schreiben; Literatur, das war ihr eine Grammatik, nicht eine Schatzkammer der Empfindungen oder gar ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Sitten.

Aber nicht nur in der Archäologie, Literaturgeschichte und Kunsthistorik, sondern auch in der Kunstästhetik war das formale Princip maßgebend. An die schöne Form, nicht an die schöne Empfindung hielt man sich. Man sagte, die Kunst ist das Schöne, das Schöne ist etwas Formales, und machte sich nun eine Kunstästhetik zurecht, die wie eine mathematische Formenlehre anmuthete. Es war, als ob man der Kunst den Rock auszog, und nun nicht etwa den Körper, sondern den Rock studirte. Diese Art der Kunstästhetik wurde sogar in die am meisten sensitive Kunst, in die Musik eingeführt, und was Vischer in der Kunstästhetik war, das war Hanslick in der Musikästhetik. Ja, in die Kunst, in das Kunststudium selbst drang dieses philologische Princip ein, und auf den Akademien wurde das formale Princip fast einseitig berücksichtigt. Daher das Arbeiten nach dem Abguß in der Zeichnung und Plastik und das Copiren in der Malerei. Wie vergiftet ist unser gesammtes Kunstleben durch diese philologische Methode. Es ist bezeichnend, daß gerade in diese Zeit der Unglaube gegenüber der Sixtinischen Madonna fiel. Aber wenn die Noth am größten, ist uns Gott am nächsten, und das künstlerische Gewissen des Menschen muß gerade jetzt bald erwachen. Es zeigt sich nämlich, daß die Künstler selbst, je mehr sie die Kunst als Sensation aus dem Auge verlieren und als Form vergöttern, desto unfähiger werden zur künstlerischen Darstellung überhaupt. Die Formen, der Empfindung und des inneren Lebens beraubt, werden zu Schemen, und die Kunst hört bald überhaupt auf. So war es zur Zeit der italienischen Spätrenaissance und der spätrömischen Kunst. Classicismus bedeutet nicht nur Verfall der Kunst, sondern auch bevorstehendes, gänzliches Stillstehen der künstlerischen Production. Denn die Kunst hat nur Sinn, soweit sie Empfindungen darstellt. Sie ist dargestellte Empfindung. Künstler sein, heißt seine Empfindungen darstellen „können". Die Kunstästhetik ist darnach die Lehre von der Objectivirung der Empfindungen vermöge des künstlerischen Ausdrucksmittels. Die Kunsthistorik ist somit die geschichtliche Darstellung der in der Kunst objectivirten Empfindungen. Das Biographische, das Philologische sind nur Hülfsmittel der Kunsthistorik. Vor Allem muß der Kunsthistoriker darstellen, welcher Art die Empfindung ist, die der Künstler in einem Werke dargestellt hat, welche Empfindungen im Allgemeinen bei ihm vorherrschend sind, welches Temperament er repräsentirt, in welcher charakteristischen Weise er die Empfindungen, um die es ihm zu thun ist, darstellt, ob er sie rein darstellt, oder verhüllt und verschleiert und ob er mit der Empfindung kämpft. Die Frage des persönlichen Charakters wird von großer Bedeutung sein wie der Grad und die relative Wärme der Empfindung, die nationale Bedingtheit dieser Empfindung, die klimatische und die zeitgeschichtliche. In der Malerei die Art, wie die Naturbetrachtung vermöge der Farbe auf das Auge wirkt und solchergestalt das sinnliche Gefühl erregt, wie dieses wiederum in Beziehung zu dem gesammten Empfindungszustand des betreffenden Menschen tritt, und wie der Maler nun dies Alles, wie er es subjectiv und individuell erfahren, darstellt, — in der Plastik ebenso bezüglich der Form, in der Zeichnung bezüglich der Linie und bezüglich Licht und Schatten, in der Musik ebenso bezüglich des Tones, wie er vom Ohre aufgenommen wird — alle diese Fragen müssen in die Kunsthistorik einbezogen werden, und über Manches, wie z. B. über die Farbe als sinnliches Erregungsmittel bei Titian, könnte man einen Band für sich schreiben.

Ueberblicken wir von dem angegebenen Standpunkte aus die griechische Plastik, so zeigt sich, um nur flüchtig zu skizziren, daß in der archaischen Zeit die Empfindung vorhanden war, aber sie wagte sich noch nicht hervor, sie wird unterdrückt, sie ist noch starr, noch gleichsam gefroren. (Dasselbe wiederholt sich in der byzantinischen Periode der italienischen Malerei, Aehnliches in den Anfängen der romanischen Baukunst.) Die aeginetischen Sculpturen zeigen noch immer das Starre der archaischen Empfindungen, aber schon gemildert, die Befreiung bereitet sich schon vor. Bei den Parthenon-Sculpturen ist die Empfindung frei, wenngleich noch maßvoll. Inhalt und Form deckt sich hier, wir haben hier schöne Empfindung, es ist die Blüthezeit der griechischen Plastik. Bei den olympischen Sculpturen wird die Empfindung zügellos, leidenschaftlich, fast gewaltthätig, sie tritt mehr auf die Oberfläche, das Technische wird vollständig beherrscht. Sogleich bereitet sich nun auch der Verfall vor, die Technik wird Selbstzweck, die Empfindung hat sich verflüchtigt: die spätrömischen Sculpturen. Die archaischen Künstler empfanden, aber „konnten" noch nicht, die spätrömischen Künstler „konnten", aber empfanden nicht mehr. Dies wiederholt sich im Entwickelungsgange jedes Künstlers und auf allen Gebieten der Kunst und zu allen Zeiten. Es ist geradezu das Schema der Kunstentwickelung. In der Baukunst entsprechen den archaischen Sculpturen etwa die Pyramiden, in der Musik die Compositionen der alten niederländischen Contrapunktiker. Die Entwickelung der neueren Baukunst vom romanischen zum Spätrenaissance- und Barockstyle zeigt Aehnliches.

Man könnte die Kunstgeschichte als eine Geschichte der Temperamente behandeln und beantworten, welches Temperament in einer bestimmten Periode, in einem bestimmten Volke, in einem bestimmten Künstler, unter einem bestimmten Klima, in einer bestimmten Periode eines und desselben Künstlers, und endlich in einem bestimmten Werke, zum Ausdruck kommt.

Ferner ist vor Allem zu berücksichtigen, ob die Empfindung veredelt ist, wie stark, wie tief, wie weit sie ist, ob Schmerzempfindungen oder Lustempfindungen vorherrschen, wie weit die Empfindungen sinnlich und geschlechtlich verursacht oder afficirt sind, ob die Empfindungen jähe wechseln oder sich allmählich verändern, in wieweit der Künstler sein Empfindungsleben entwickelt und verfeinert hat ꝛc. ꝛc. Damit bekommen wir ein bestimmtes Maß, nach dem wir den Werth eines Kunstwerkes messen können und derartige contrastirende Urtheile, wie bezüglich der sixtinischen Madonna, werden unmöglich werden.

Man braucht nicht zu verlangen, daß die Kunsthistorik lediglich eine Entwickelungsgeschichte der Empfindungen geben solle, aber sie sollte versuchen, auch eine solche zu geben. Und sie soll vor Allem aufhören, die Kunst fast nur philologisch zu behandeln, ebenso wie sie, was das Historische betrifft, mehr Beiträge zur Culturgeschichte geben und bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes oder eines Künstlers das Psychologische und Philosophische mit in Betracht ziehen sollte. Auch ein Buch, welches die Philosophie großer Künstler aus ihren Werken ablieſt und die Kunstgeschichte als Geschichte der Philosophie der Künstler faßt, wäre erst noch zu schreiben. Dasselbe gilt von einer Geschichte der Künstlerphantasie, die ebenfalls in die Kunsthistorik einbezogen werden

Digitized by Google

muß, und von der Kunstgeschichte als Sittengeschichte. Eine solche Kunsthistorik würden die Menschen bilden und bereichern, sie an der Hand der Kunstgeschichte zu feinsinnlichen, phantasiebegabten, vielleicht sogar edleren Menschen machen. Was nützt die heutige trockene Kunsthistorik der Menschheit? Ein Bißchen mehr Wissen giebt sie ihr, das ist Alles, aber das ist nicht genug — man lese, was Kant über den Werth des Wissens sagt, nachdem er Rousseau gelesen hatte.

Nur so kann die Kunsthistorik engeren Bezug zum Leben bekommen und in gutem Sinne populär werden. Zur Zeit der alten Griechen und der italienischen Frührenaissance war die Kunst Eigenthum des Volkes und lebte in jedem Mitglied des Volkes. Der Mensch bildete sich nach dem Kunstideal; Kunst und Leben waren eng verschmolzen. Heute ist die Kunst dem Volke entfremdet, die großen Massen sind geradezu kunstunfähig, und die Kunsthistorik hilft diese Kluft nur vertiefen, anstatt sie zu überbrücken. Fichte hat gesagt, daß überhaupt nichts Großes in der Welt ohne Enthusiasmus möglich sei. Rousseau hat gewissermaßen den Kreuzestod dafür gelitten, daß er der Menschheit die Fähigkeit, zu empfinden, zurückgeben wollte. Aber pedantische Gelehrte vergessen immer wieder, daß das Gefühl allein schöpferisch ist, daß die Kunst nicht ein Rechenexempel oder ein technisches Bravourstück, sondern Schöpfung des Gefühls ist. Die sixtinische Madonna ist von ihrem Throne gestürzt — wir können so etwas nicht mehr nachfühlen. Vielleicht wird die Venus von Milo bald folgen. Ich erinnere mich, daß der Universitätsprofessor an den Michelangelo'schen Sclaven nicht genug zu tadeln fand, daß er überhaupt die michelangeleske Plastik als übertrieben, verschroben und geschmacklos bezeichnete. Und doch ist gerade Michelangelo mit seiner Kraft, Größe und Weite des Gefühls ein Prometheus der Kunst, ein wahrhaftiger Gott der Kunst, dem man knieend nahen muß, bei dem die größte Leidenschaft immer klassisch bleibt und nicht barock wird. In seinen Sclaven hat er gewissermaßen sein künstlerisches Testament gegeben, sie sind eine Offenbarung, ein Evangelium der menschlichen Leidenschaft. Aber mit Messen- und stückweisem Unter-die-Lupe-nehmen kommt man einem solchen Werke nicht näher. Es verlangt Hingabe und Empfänglichkeit, vielleicht sogar Ehrfurcht. Man muß es empfinden, wenn man es verstehen will. Alle Achtung vor der Gewissenhaftigkeit, dem Fleiß, der Ausdauer, der Gründlichkeit, dem Spürsinn der deutschen Gelehrten, aber ein Bißchen sehr viel mehr Bluthitze könnte ihnen nicht schaden. Sie leiden zu selten an Geburtswehen, es giebt zu wenig Gewitterköpfe unter ihnen, sie haben nicht den Muth zu empfinden; sie denken, man kann nur wissenschaftlich sein, wenn man kühl bis an's Herz hinan ist. Auf diese Weise wird allerdings die ganze Wissenschaft schließlich zur Mathematik werden. Aber auf die Dauer wird sich das der Mensch nicht gefallen lassen. Er wird einst verlangen, daß man sie ihm giebt, die psychologische Kunstwissenschaft, an Stelle der mathematischen und philologischen. Schon heute giebt es Menschen, welche noch Phantasiehunger haben, welche noch nach Offenbarungen dürsten, welche noch in Verzückung und Begeisterung verfallen können, welche nicht bloß „wissen", sondern auch empfinden wollen, und es wird schließlich Frage der Selbsterhaltung für die Kunstwissenschaft werden, ob sie nach der philologischen oder mehr nach der psychologischen Richtung hin sich weiter entwickeln will.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Seelen des Paradieses.

Mysterium in zwei Bildern von Alphonse Daudet.

Deutsch von Max Hoffmann.

Erstes Bild: **Im Diesseits.**

Ein lauschiges Zimmer zweier Verliebten. — Es ist spät Nachts. — Die Geliebte liegt im Sterben. — Der Geliebte schluchzt an ihrem Kopfkissen. — In einer Ecke schnarcht die Krankenwärterin. — Die Nachtlampe verbreitet ein schwaches Licht.

Erste Scene.

Der Geliebte. Leidest Du noch immer?

Die Geliebte. O ja! Mir ist schlecht, sehr schlecht; meine Schläfen glühen, die Füße brennen vor Kälte. Fühle einmal hin!

Der Geliebte. Die armen kleinen!

Die Geliebte. Das ist gleich! So lange ich Dich bei mir habe, wird mir der Tod keine Furcht einflößen. An Deiner Seite habe ich niemals Furcht gehabt; es scheint mir, als wenn Du stärker sein wirst als das Grab.

Der Geliebte. Ja, liebe Seele, ich bin stark, und ich liebe Dich, und Niemand soll es wagen, Dich aus meinen Armen zu reißen.

Die Geliebte. Ich will nicht, daß Du mich küßt; von mir muß ein Hauch des Fiebers und des Todes ausgehen.

Der Geliebte. Und ich will nicht, daß Du so sprichst; Dir fehlt ja fast gar nichts. Die Aerzte sind Esel, hörst Du? Alle Aerzte sind Esel. Du hast Schmerzen? Soll ich die Wärterin wecken?

Die Wärterin (plötzlich erwachend). Da bin ich! Da bin ich! Fürchten Sie sich nicht, meine kleine Dame! Das ist nur eine Krisis, und das wird vorübergehen. Ich habe Manche sich erholen sehen, die schon viel schlimmer dran waren als Sie. (Sie kommt an's Bett.)

Die Geliebte. Danke, gute Frau! Es geht mir besser, lassen Sie mich! (Leise zu ihrem Geliebten): Gott! Wie häßlich ist diese Alte, mein Freund!

Die Wärterin (murmelnd). Wenn sich das Gewürm an Deine Sammthaut gesetzt haben wird, wirst Du ebenso häßlich sein wie ich, verlaß Dich darauf! (Sie schläft wieder ein.)

Die Geliebte. Ich weiß nicht, woher das kommt, aber mir ist, als wenn meine Sinne sich verzehnfachen und eine wunderbare Feinheit erhalten. Meine Augen sehen so weit und so klar, daß mir das Sehen Schmerzen verursacht; ich höre tausend unbekannte Laute um mich: mein klopfendes Herz, den knarrenden Fußboden. Meine Haut scheint mir von unerhörter Zartheit und Durchsichtigkeit! Wie schön bist Du, mein Freund! Und wie schmerzlich, daß ich Dich verlassen soll!

Der Geliebte. Warum vom Scheiden sprechen, wenn wir uns gegenseitig umschlungen halten? Warum sich quälen, sich unnütz bangen?

Die Geliebte. O, ich bange mich nicht! Ich schwöre Dir, wenn ich Deine Hand in der meinigen fühle, Deine Augen auf meinen Augen, Deinen Athem auf meinen Lippen, so bin ich bereit, die große Reise ohne Bedauern anzutreten. Im Gefühl der Freude, der Liebe zu sterben! ... Ich habe immer davon geträumt, so von hinnen zu gehen. Aber was hast Du?

Der Geliebte. Du siehst, ich weine.

Die Geliebte. Wie, Du weinst? Du weinst meinetwegen? ... Kommt schnell, ihr lieben Augen, daß ich alle eure Thränen trinke! ... Und nun wollen wir nicht mehr davon sprechen! (Langes Schweigen.) — Weißt Du auch, daß ich Dich sehr lieben muß, wenn ich keine Gewissensbisse im Angesicht des Jenseits habe? Aber sieh! Die Liebe zu Dir erfüllt mein Herz so sehr, daß dort nicht der geringste Winkel bleibt, wohin sich das Bild der Vergangenheit und die Gewissensqualen schleichen können.

Digitized by Google

Der Geliebte. Geliebtes Weib!

Die Geliebte. Am Tage, als ich, um Dir zu folgen, Alles verließ und vergaß, da sagte ich mir, daß ohne Zweifel eine Stunde kommen würde, wo ich diese schlimme That, zu der mich mein Herz trieb, bitter beweinen würde. Nun! Ich versichere Dich, mein Freund, daß diese traurige Stunde noch nicht gekommen ist und nie kommen wird. Nein! Ich bedaure keins meiner Vergehen, und für den Mann meiner Liebe bin ich bereit ... O, welche Schmerzen! Welche Schmerzen! (Es klopft. Die Wärterin erwacht plötzlich und eilt, zu öffnen.)

Die Geliebte (richtet sich erschrocken auf). Wer ist da? Wer kommt, mein Freund?

Die Wärterin (kommt zurück). Gnädiger Herr! Es ist ein Priester.

Der Geliebte. Ein Priester? Wer ruft ihn? Was will er? Wozu brauchen wir hier einen Priester?

Die Geliebte (verbirgt ihr Gesicht). O! Ein Priester! Ein Priester!

Die Wärterin. Es ist der Pfarrer von der Kirche nebenan. Ein sehr guter Mann, Madame. Allen Kranken, die ihm beichten, schickt er Rothwein.

Der Geliebte. Sagen Sie dem Mann, er möchte gehen!

Zweite Scene.

Dieselben, der Priester.

Der Priester (nähertretend). So ist es, man empfängt einen Charlatan und verjagt den Priester.

Der Geliebte (geht ihm entgegen). Was wollen Sie von uns, mein Herr? Sie wissen wohl, daß Ihre Gegenwart die Kranken erschreckt und daß sie aus den Falten Ihrer Soutane einen Gruß des Todes vernehmen. Niemand will hier sterben, Herr Abbé; Sie haben nichts zu schaffen bei uns.

Die Geliebte. Lieber Freund, schweig!

Der Priester. Ich komme nicht zu denen, die sterben wollen; ich komme zu denen, die das Leben begehren.

Der Geliebte. Wir haben bis heute ohne Sie gelebt; gehen Sie zu denen, die nach Ihnen verlangen.

Die Geliebte. Bitte, schweig! Schweig!

Die Wärterin. O gnädiger Herr! Was Sie da sagen, wird Ihrer Dame Unheil bringen.

Der Geliebte (aufgebracht). Du vor allen Dingen, altes Weibsbild, halte den Mund, oder ich jage Dich fort! Zum Donnerwetter, ich bin hier der Herr! (Er nähert sich der Kranken und nimmt ihre Hand). Und Du, liebe Frau, wirst Du einem Fremden Zutritt zu Deinem Herzen geben wollen? Wirst Du Deine Seele, zu der ich bis heut' ganz allein den goldenen Schlüssel bewahrt habe, einem Andern als Deinem Freunde öffnen? Wie! Möchtest Du mich eifersüchtig auf diesen Mann machen, der uns unsere theuren Geheimnisse entreißen, brutal in unser Heiligthum eindringen und auf dem schönen Teppich unserer Liebe herumstampfen will? Würde ich nicht sehr unglücklich sein, wenn ich Dich leise zu einem Anderen sprechen sähe, wenn Du Dein Herz in den Busen eines Anderen als Deines Geliebten ausschütten würdest, wenn Du an einer anderen Schulter als an der meinigen Thränen weintest, die nicht Thränen der Liebe für mich wären? Wenn Du wirklich sterben solltest, wäre es dann nicht abscheulich, mich der wenigen Augenblicke zu berauben, die ich noch mit Dir verbringen kann? Müssen nicht am Vorabend einer weiten Reise und einer ewigen Trennung selbst wenige Minuten für uns einen unschätzbaren Werth haben? Geliebte, Geliebte, antworte mir!

Der Priester (nähert sich auf der anderen Seite des Bettes und nimmt die andere Hand der Kranken). Meine Tochter, wollen Sie nicht, ehe Sie vor Gott erscheinen, Ihre Seele schön machen und sie wieder in das weiße Gewand der Unschuld kleiden? Wollen Sie sich der ewigen Pein überliefern? Und wenn die Sorge um Sie selbst Sie nicht rührt, wollen Sie dann den Flammenqualen der Hölle jene unglückliche Seele überantworten, die der Ehebruch an die Ihrige gefesselt hält?

Die Geliebte. Ihr quält mich sehr, alle Beide.

Der Priester. Meine Tochter, meine Tochter! Der Tod ist da, und Gott folgt ihm.

Der Geliebte. O Frau, ich bin bei Dir! O Frau, ich liebe Dich!

Die Geliebte. O, was ich empfinde, ist furchtbar! Welch' ein Zwist! Welcher Kampf! Der Anblick dieses Priesters erweckt in mir eine ganze Welt von Gewissensqualen und Angst; die Gewissensbisse packen mich, und die Liebe weicht nicht. Hören Sie, Herr Pfarrer! — Lieber Mann, höre mich, ich bitte Dich darum! — Peinigt mich nicht mehr, ja? — Da es zum Sterben geht, müßt Ihr mich schonen, bitte, schont mich! (zum Priester). Ich will wohl die guten Worte hören, die Sie mir bringen, mein Herr; — aber Sie dürfen nicht gegen ihn sprechen; — das wäre verlorene Mühe. (Zum Geliebten.) Fürchte nichts, mein Freund! Ich bin bei Dir, ganz und immer, und ich fühle, daß ich meine Seele Deiner Liebe würdiger machen werde, wenn ich sie für ihre Fehler bestrafe. — Herr Pfarrer, ich höre Sie.

Der Priester. Meine Tochter, Gott spricht zu Ihnen durch meinen Mund und will, daß ich nur zu Ihnen allein spreche.

Die Geliebte. Du hörst es, mein Freund?

Der Geliebte. Also Du treibst mich fort, Du treibst mich fort!

Die Geliebte. O nein, Du wirst zu mir zurückkommen, und Du wirst mich schöner finden. (Sie wirft ihm mit schwacher Hand einen Kußfinger zu. — Der Geliebte und die Wärterin gehen hinaus.)

Dritte Scene.

Der Priester, die Geliebte.

Der Priester. Im Namen des lebendigen Gottes, meine Tochter, beschwöre ich Dich, die Dinge dieser Welt zu vergessen und nur an Dein ewiges Heil zu denken.

Die Geliebte. Ach, mein Herr! Die Dinge dieser Welt sind die einzigen, die ich kenne.

Der Priester. Es giebt andere, die man kennen lernen muß.

Die Geliebte. Ich möchte gern lernen, was ich nicht weiß, aber nicht vergessen, was ich weiß.

Der Priester. Hüte Dich davor, daß auch Gott nichts vergessen möchte!

Die Geliebte. Gott kann mir verbieten, zu leben; aber er würde mir nicht verbieten können, zu lieben.

Der Priester. Gott verbietet weder, zu leben, noch verbietet er, zu lieben. Gott befiehlt das ehrbare Leben und die makellose Liebe. Hast Du rein geliebt, hast Du ehrbar gelebt? Wenn Du Deines Lebens und Deiner selbst sicher bist, wenn sich bei meiner Stimme nichts in Deinem Gewissen regt, so bist Du drei Mal gesegnet, meine Tochter, und ich habe nichts zu thun, als Dir meinen Friedenskuß aufzudrücken.

Die Geliebte. Ich bin nur ein armes Geschöpf, das immer dem Zuge seines Herzens gefolgt ist; dieses Herz hat nicht dessen begehrt, den man ihm zum Herrn gegeben hatte; aber einem Anderen hat es sich schrankenlos hingegeben. Der Mann, den Sie an meinem Bett gesehen haben, ist mein Geliebter. Eines Tages, müde der trockenen Pflichten einer gleichgiltigen Gattin, habe ich zu diesem Manne gesagt: „Entführe mich von hier, ich will nur mit Dir leben!" Und wir haben uns bis heute als Verlorene geliebt.

Der Priester. Unglückliche Kinder!

Die Geliebte. Sie sehen wohl, daß Ihre Religion nichts für mich thun kann, nicht wahr? Sie befiehlt mir, nicht mehr an den zu denken, der mein Leben und meine Luft war; um diesen Preis habe ich das Recht auf Ihr Paradies. Aber nach meinem Tode wird mir das geliebte Wesen, das ich allein zurückgelassen habe, den Verrath in meinem letzten Augenblick nicht verzeihen; er wird meinem Gedächtniß fluchen, er wird diesem Gott fluchen, für den ich ihn verleugnet habe, er wird mich allein die Wonnen des Paradieses genießen lassen. — O, was wäre alsdann dieses Paradies für mich, fern von dem Manne meiner Liebe! Und welche Gewissensqualen inmitten meines Glückes! Daran zu denken, daß ein Anderer — und welcher Andere, mein Gott! — mit ewiger Pein seine Treue für unsere Schwüre ewiger Liebe bezahlt, während ich,

Digitized by Google

untreu und abtrünnig, friedlich den Lohn meines frommen Verraths genießen soll!

Der Priester. Gott, der sein Mitleid über alle Schwächen deckt, hat im Voraus daran gedacht, mein Kind; in seinem Paradies genießt man ein vollkommenes Glück, in nichts gestört durch die profanen Erinnerungen an diese Erde. Du wirst nur Gott lieben, meine Tochter, und das Uebrige vergessen.

Die Geliebte. Vergessen! Vergessen! Das ist das große Wort Ihrer Religion.

Der Priester. Meine Tochter, bringe einen gütigen Gott, der darnach verlangt, Dir zu verzeihen, nicht zum Aeußersten! Demüthige Dich, o arme Sünderin! Falte Deine Hände, neige das Haupt und bete! Bete, so lange es noch Zeit ist! Möge eine aufrichtige Reue, möge ein glühendes Gebet jede unreine Berührung und Erinnerung von diesen Lippen und diesem Herzen waschen! Bete, meine Tochter! Gott hört Dich, richtet Dich und verzeiht Dir. — (Nach einigem Zögern faltet sie die Hände und neigt das Haupt. — Sie sprechen Beide lange mit gedämpfter Stimme.)

Die Geliebte (erhebt das Haupt). Und nun kann ich sterben, da ich mit meinem Herrn versöhnt bin.

Vierte Scene.

Der Priester, die Geliebte, der Geliebte.

Der Geliebte (macht die Thür halb auf). Ist meine Qual zu Ende? — Sind sie fertig mit dem leisen Gespräch? (Er nähert sich dem Bett.)

Der Priester (knieend). Mein Sohn, störe nicht diese Seele im Gebet!

Der Geliebte. Theure Geliebte, wende Deine Augen ein wenig zu mir!

Die Geliebte (mit schwacher Stimme). Ich fühle ein unsägliches Wohlbefinden; — ich athme freier. — Wie süß ist der Friede des Herzens, und wie wohl thut es, mit ihm zu sterben!

Der Priester. Nimm dieses Cruzifix und presse es mit Inbrunst an Deine Lippen!

Der Geliebte. Geliebte, antworte mir! Ich bin an Deiner Seite und spreche zu Dir.

Die Geliebte (in Verzückung). Ich höre Stimmen von oben, die mich rufen.

Der Geliebte. O nein! Liebes Weib, das bin ich, der Dich beweint, ich, Dein Geliebter.

Der Priester. Kniee nieder, mein Sohn, und bete für sie!

Der Geliebte. Knieen? — Warum? — Knieen? Mein Platz ist in ihren Armen. — Entfernen Sie sich doch, mein Herr! Sie verhindern die Annäherung an meine Frau.

Die Geliebte (immer schwächer werdend). Bleiben Sie mir zur Seite, mein Vater! Ermahnen Sie mich! Helfen Sie mir!

Der Geliebte. Barmherziger Gott! Sie liebt mich nicht mehr; man hat ihr gesagt, mich nicht mehr zu lieben!

Die Geliebte. Ich gehe zu Dir, mein Gott.

Der Geliebte (in Thränen ausbrechend). O, ich wußte es! Ich wußte es!

Der Priester. Muth, meine Tochter! Gott sieht Dich und öffnet Dir seine Arme.

Der Geliebte. O, einen Blick! Deinen letzten Blick! Einen Kuß! Deinen letzten Kuß! Freundin, Geliebte, Frau, wende Dich nur noch einmal zu mir! Diese letzte Liebkosung, die auf Deinen Lippen zittert, für wen bewahrst Du sie, wem willst Du sie geben?

Die Geliebte (küßt das Cruzifix). Mein Gott, ich liebe Dich. (Sie stirbt.)

Der Geliebte. Sie ist todt! Sie ist todt! (Er fällt auf einen Stuhl, das Haupt in den Händen.)

Der Priester. Möge ihre muthige Seele friedlich im Herrn ruhen! (Er erhebt sich, drückt ihr die Augen zu, zieht die Vorhänge vor das Bett und nähert sich dem Geliebten.)

Der Geliebte. Gestorben, ohne zu mir zu sprechen! Gestorben, ohne mir Lebewohl zu sagen!

Der Priester. Mein Sohn, Gott segnet nie die sündige Gemeinschaft. Möge dieser Tod für Dich wenigstens ein heilsames Vorbild sein!

Der Geliebte. Gestorben, indem sie vor mir erröthete! Gestorben, indem sie mich verleugnete!

Der Priester. Komm zu Gott zurück, mein Sohn! Das ist der einzige Herr, der tröstet.

Der Geliebte. Danke, mein Herr.

Der Priester. Gott wird Dich von dieser unheilvollen Neigung heilen.

Der Geliebte. Ich möchte in Ruhe weinen, mein Herr. Leben Sie wohl!

Der Priester. Sie sind nicht so sehr im Bösen befangen ...

Der Geliebte (erhebt sich). Mein Herr, der Schmerz macht manchmal böse; ich rathe Ihnen, sich zurückzuziehen. Sie haben mir meine Geliebte entrissen; Sie haben mir ihre Liebe, ihren letzten Blick, ihre letzte Liebkosung, alles das, was mir gehörte, genommen; weiter ist nichts von hier fortzutragen, glauben Sie mir! Entfernen Sie sich!

Der Priester (indem er sich zurückzieht). Der Unglückliche!

Fünfte Scene.

Der Geliebte, die Wärterin.

Die Wärterin (furchtsam). Gnädiger Herr! ... Gnädiger Herr!

Der Geliebte (das Haupt in den Händen). Ich habe sie so sehr geliebt!

Die Wärterin. Soll ich die Leiche besorgen?

Der Geliebte. Warten Sie bis heute Abend! Sie werden dann für zwei zu sorgen haben.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das Heidelberger Schloß.

Manchmal neigt man wirklich zu dem Glauben, daß Amerika es von wegen seines Mangels an verfallenen Schlössern besser habe als unser Continent, der alte. Die in Trümmern liegenden deutschen Burgen, die früher nur für melancholisch gestimmte Lyriker und gar nicht melancholische Hochzeitsreisende da waren, dienen jetzt dazu, politische Leidenschaften zu verschärfen. Ein wilder Kampf hat sich schon um die Hohkönigsburg erhoben, deren Verrenovirung weiten Kreisen panischen Schrecken einjagte. Was aber will dieser Tumult im Vergleich mit dem Sturm bedeuten, der jetzt Deutschlands Gaue durchfegt, allen Gebildeten den Kopf warm macht und täglich neue Entrüstungs-Kundgebungen zeitigt? Das Heidelberger Schloß ist in Gefahr! Die einzige Ruine, ohne die wir uns das lieblichste Stadtbild unter'm deutschen Himmel nicht vorzustellen vermögen! Sind die Zeitungen recht berichtet, so rückt eine Barbarenhorde mit Mauerkellen und Winkelmaßen gegen sie heran, und was der Bluthund Mélac übrig gelassen hat, das will sie gnadenlos zertrümmern. Und wir lesen, daß die niederströmenden Protestschriften, die mit erdrückender Majorität ihre gewichtigen Beschlüsse fassenden Protestversammlungen ein tröstlicher Beweis für die Lebens-

Digitized by Google

fähigkeit des deutschen Idealismus seien. Es wird uns ferner bedeutet, daß die Schloßruine als nationales Wahrzeichen betrachtet und unbedingt weiter zerfallen müsse. So ähnlich dachte Heinrich Heine vom Kölner Dome, dessen Nichtvollendung ihm ein Beweis für Deutschlands protestantische Sendung war. Der Dom ist trotz Heinrich Heine vollendet worden und nimmt sich leidlich aus. Wenn der rheinfrohe Pilger ihn durchwandert, dann steigen verschollene Tage deutscher Macht und deutschen Jammers herrlich und ergreifend vor ihm auf, und der Umstand, daß dem Regen Gottes kein Zutritt zu dem „steinernen Buchenwalde" gestattet ist, vermindert des nachdenklichen Mannes Traumseligkeit keines Falles. Könnte es beim Heidelberger Schlosse nicht genau so sein?

Geschieht nichts, um dies alte Baudenkmal zu schützen, so zählt seine Dauer kaum noch nach Jahrzehnten. Ein umgrünter Schutthaufen — das wird, wie Freund und Feind der Wiederherstellungs-Idee bestätigen, das Ende sein. Eisenklammern und Cement allein vermögen die Ruine nicht mehr zu erhalten. Haben wir das Recht, sentimentalem Egoismus zu fröhnen und, um uns selbst ein geliebtes Bild nicht zerstören zu lassen, den Nachfahren Schönheit ohne gleichen zu rauben? Nicht so darf die Frage gestellt werden, ob die Ruine oder der Wiederaufbau unseren Augen und Sinnen sympathischer ist, sondern ob eine Möglichkeit vorliegt, das Schloß wirklich in strahlender Pracht wieder herzustellen oder doch den nach uns Kommenden wenigstens das Capital zu vererben, das die Eltern uns hinterlassen haben. Neben den Rechten auf unseren nationalen Besitz haben wir auch Pflichten, und denen können wir uns nicht durch den gerührten Hinweis darauf entziehen, daß bei der Nennung Alt-Heidelbergs unsere Herzen höher schlagen und Thränen unsere Blicke verdunkeln.

Sind die Männer da, die das verantwortungsvolle Werk wagen und wagen dürfen, dann sollten sie's in Gottes Namen versuchen. Zu verlieren haben wir nur zwanzig oder dreißig Jahre Augenweide für uns und die nächste Generation; zu gewinnen haben wir Alles. Aber es ist die elfte Stunde. Deßhalb sollte man diesmal politische Nörgeleien aus dem Spiele lassen und um der theuren Reliquie willen nur den Künstlern, den Rettern das Wort verstatten.

Prinz Vogelfrei.

„Zeichnende Künste".

So ist die Ausstellung genannt, mit der uns die Berliner Secession mitten im Winter überrascht hat. Und sie ist sehr groß. Ueber 160 Künstler und Künstlerinnen haben mehr als 800 Einzelblätter und -Tafeln beigesteuert, Zeichnungen in Blei und Kohle, Schwarzkreide und Röthel, Federzeichnungen, Schabkunstblätter, schwarze und farbige Lithographien und Holzschnitte, Pastell- und Aquarellmalereien, Tusch- und Gouachezeichnungen, Algraphien und Radirungen. Von der Mannigfaltigkeit der Techniken der heutigen Zeichner gewinnt man hier eine übersichtliche Vorstellung.

Sonst freilich fehlt's an Uebersichtlichkeit. Man hat Alles kunterbunt durcheinander gedrängt. Nicht einmal die Arbeiten der einzelnen Künstler findet man beisammen. Es giebt ein verwirrendes Hin und Her durch die sieben Räume, will man sich einen Ueberblick über die Leistungen des Einzelnen verschaffen. Das ist recht ärgerlich. Aber ganz ungewohnt ist man es nicht mehr. Aergerlicher ist was Anderes.

Da es eine Ausstellung der „Berliner Secession" ist, so versteht es sich von selbst, daß der Katalog nicht bloß mit allerlei Handzeichnungen geschmückt ist, sondern auch ein Vorwort aufweist. Liebermann liebt es ja, sich auszusprechen. So erklärt er zunächst, daß mit dieser Ausstellung der graphischen Künste eine Ehrenschuld eingelöst werde. Gar zu stiefmütterlich würden bei den Sommerausstellungen diese Künste behandelt. Auch vom Publicum selbst. Und doch dürften sie ein besonderes Interesse beanspruchen: „denn wie der Stift williger den Intentionen des Künstlers folgt, so giebt die Zeichnung einen mehr unmittelbaren Einblick in sein Schaffen. Die Frische der Zeichnung geht leider nur zu oft unter der langen Arbeit und der Schwere der zu bewältigenden Maltechnik verloren ... Erst wer in die Hieroglyphenschrift der Zeichnung eingedrungen ist, wird das vollendete Kunstwerk ganz verstehen."

Hiergegen läßt sich nun im Allgemeinen nichts einwenden. Gewiß wird die Studie und Skizze immer von intimerer Wirkung sein. Eben darum werden sie nicht bloß vom Künstler, der sie schuf, sondern auch vom Kunstfreunde immer besonders hoch geschätzt. Und eben darum auch nahmen sich die Arbeiten der Impressionisten und Naturalisten, als sie zuerst auftauchten, so überraschend aus für Alle, die an „Bilder" im akademischen Sinne gewöhnt waren. Und eben darum endlich auch stimmt das Vorwort des Katalogs nicht mit dem überein, was die Ausstellung vor Allem bietet. Was Liebermann da von der „langen Arbeit" und von einer Schmälerung des „unmittelbaren Eindrucks" sagt, das nimmt sich doch gegenüber der notorischen Schnellmalerei und dem Streben nach „Impressionismus" bei den meisten Mitgliedern des Verbandes recht seltsam aus. Mit anderen Worten: wenn bei den meisten „Secessionisten" ein Unterschied zwischen Studie oder Skizze einerseits und Gemälde, Bild andererseits in der Regel sehr schwer festzustellen ist, so haben wir es hier zudem überhaupt vornehmlich mit Selbstzweck-Zeichnungen, nicht mit Vorarbeiten für ein größeres Werk zu thun, und der Eindruck bleibt in dem einen und anderen Falle ganz gleich viel oder wenig „unmittelbar". Es ist das „l'art pour l'art" übertragen auf die Technik. Wir sehen auch hier das Gewordene, nicht das Werdende, wenigstens in den allermeisten Fällen.

Das schmälert ja nicht den Werth des Ausgestellten, aber es entspricht nicht dem, was der Katalog verheißt.

Wieso können uns z. B. die Originale der Zeichnungen aus dem „Simplicissimus" und aus der „Jugend" und aus den „Lustigen Blättern" einen mehr „unmittelbaren" Eindruck in das Schaffen der Künstler ermöglichen, als ihre trefflichen autotypischen Vervielfältigungen? Oder nehmen wir Max Liebermann selbst, der mit nahezu 40 Blättern vertreten ist. Seine Pastellen und Kreidezeichnungen unterscheiden sich ja in der Factur kaum von seinen fertigen Bildern, selbst wenn er hier Manches als „Skizze" oder „Studie" bezeichnet. Wirkliche Studien habe ich bei ihm nur gar wenige entdecken können. So ein Blatt mit Studien zu Netzflickerinnen; sehr interessant, wie auch jene anderen Blätter mit Studien aus dem Zoologischen Garten in Amsterdam. Ja — der Gerhart Hauptmann-Kopf oder das Pastellbildniß seiner Tochter sind sogar von weit stärkerer Bildwirkung, als manches seiner „Porträts", die er wiederholt ausgestellt hat. Im Uebrigen ist gerade seine Ausstellung von großem Reiz. Wie er in den kleinen Schwarzweißblättern durch das Raffinement in der Behandlung von Licht und Schatten wahrhaft coloristische Effecte zu erzielen weiß, wie er auf anderen Blättern durch einige Farbentupfen die Wirkung des Schwarzweiß noch aufhöht und mit den scheinbar geringsten Mitteln große plastische Wirkung erreicht, das ist wahrhaft staunenswerth. Eine förmliche Apotheose der Sicherheit der Technik und der Beobachtung. Dann gehört Max Klinger zu den Hauptanziehungen. Ganze 70 Blätter! Freilich verstehe ich nicht recht, warum man auch so viele Blätter aus seinen besten Griffelwerken: „Vom Tode", „Ein Leben", „Brahmsphantasie", allerdings in wundervollen Drucken, ausgestellt hat. Sie sind doch allbekannt. Von um so größerem Reiz aber sind seine vielen Acte und Studien, Köpfe, Hände, Arme, Landschaftliches, Architektonisches, zu seinen Radierungen und Gemälden. Hier gewinnt man nun einmal wirklich den „unmittelbareren" Eindruck. Aber Klinger ist ja auch nichts weniger denn „impressionistischer Maler"; sein Größtes hat er noch immer als Griffelkünstler und als Bildner erreicht. Als Bildner tritt er auch hier wieder

Digitized by Google

auf. Man sieht eine Herkulesstatuette vor ihm, ungeheuer flott in der Factur und doch von feinfühligster anatomischer Durchbildung. Dazu eine classisch strenge Mädchenbüste aus Marmor; die herrlichgeformte Hand ruht auf der Brust und zu dieser Hand fehlt — der Arm. Also ein künstlicher Torso ... Richtige Studien, auf Papier und in Gyps, zeigt auch der Thierbildner August Gaul, zeigt ferner Oskar Frenzel, der Thiermaler; von Beiden sind namentlich Bewegungsstudien von größtem Reiz zu sehen. Dann hat Ludwig von Hofmann ungefähr 40 Blätter gesandt, Farbenskizzen und Linienstudien — Landschaftliches, Thierstücke, Phantastisches — vorzügliche Acte u. s. w., lauter einzelne Entwickelungsphasen eines werdenden Bildes; technisch wie geistig von hohem Interesse; Documente, wie die Klinger'schen Blätter, die von künstlerischem und kunstgeschichtlichem Werthe sind. Bei Leistikow wiederum sehen wir, wie ihm das Naturempfinden, der Respect vor der Natur, bei all' seiner Vorliebe für decorative Stylisirung durchaus nicht abhanden gekommen, daß er sehr wohl die Natur ganz und echt zu geben vermag, wenn es ihm darauf ankommt, wie hier u. A. einige Motive von der schwedischen Küste in Aquarellmalerei auf's Neue beweisen. Auch Louis Corinth, Otto H. Engel, Jakob Alberts zeigen als Radirer und Zeichner ihr Können in hellerem Licht, als in ihren Oelmalereien, Corinth nun schon ganz gewiß; aber auch Alberts' Köpfe, Engel's Mädchenstudien wirken „unmittelbarer" als viele ihrer Studien. Desgleichen werden manche Olde's Schabkunstblätter und Lithographien seinen Oelbildnissen vorziehen.

Bei einigen anderen Künstlern — aus der Fülle des Gebotenen kann ich ja überhaupt nur Weniges hervorheben und Vieles, was ebenfalls interessant, darunter die vielen Stimmungslandschaften in verschiedensten Techniken, muß ungenannt bleiben — also bei einigen anderen Künstlern fesseln besonders coloristische Notizen. So möchte ich die Blätter bezeichnen, auf denen z. B. Carl Langhammer ein rothes Holzhaus gegen einen rothen Abendhimmel hält, oder Martin Brandenburg gelbe Rosen und einen rothhaarigen Kopf zusammenstellt, Hans Looschen das Farbengeflimmer einer Hofballscene wiedergiebt und Paul Bach den Farbeneffect eines Balles in Roth schildert, wo die tanzenden Damen fast durchweg Kleider von dieser Farbe tragen. Wenn man will, gehören selbst die Curt Hermann'schen Studien aus Oberfranken hierher: lauter Farbenzwiegesänge in Blau und Gelb. Ein etwas barockes Experiment, aber wenn man sich der Laune des Künstlers rückhaltlos hingiebt, nicht ohne Erfolg.

Sehr hervorstechend sind zwei Gruppen von Künstlern: die der Symbolisten und Ideenmaler überhaupt und die der Humoristen und Satiriker. Scharfe Gegensätze natürlich, von großer Pikanterie. Dort Alles Empfindung und Stimmung, hier — ätzende Lauge kritisirenden Verstandes; dort — friedliche Stille harmonischer Weltanschauung, hier — gellendes Gelächter und bitterer Spott; dort — ein weihevoller Hymnus, hier — ein geistprickelnder, frivoler Gassenhauer; dort — eine weiße Muse von hoheitsvoller Haltung in einem feierlichen stillen Tempelhain, hier — die flattergewandige buntscheckige Muse des schellenrasselnden Ueberbrettels.

Auch Klinger, auch Hofmann gehören zu jener Gruppe. Dann natürlich Franz Stassen mit seinen innigen, schlichten Illustrationen zu „Götter", „Bergsonnenschein" u. s. w.; Otto Greiner mit seiner Gruppe von Tänzerinnen voll Anmuth, Linienleben und Formenfreude; Peter Behrens mit gedankentiefen Blättern, die zum Theil schon vor Jahren hier zu sehen waren, und Emil Rudolf Weiß, der in seinem Geiste zu schaffen sucht, wie Hans Heise in seinem Cyklus „Erwachen" sich an die Empfindungs- und Ausdrucksweise Franz Stassen's anlehnt; Edmund Fürst, der mit seinen Illustrationen zu deutschen Märchen voll deutschen Empfindens, meines Wissens als ein Neuer in diesen Kreis eintritt; Joh. Bossard, der Berliner, den ich näher schilderte, als er neulich bei Keller & Reiner debütirte, und der im „Kampf" und in „Nebelwolken" kaum sich klarer giebt, als damals in der Tragödie vom Menschen, aber mit ebenso ernstem Streben und ebenso heiliger Kunstüberzeugung. Mir wollen alle diese Künstler besonders bezeichnend erscheinen für unsere Zeit, wenn wir uns vorhalten, wie etwa die Cornelianer die gleichen Vorwürfe behandelt hätten.

Nicht minder „modern" sind die Humoristiken und Satiriker. An ihrer Spitze marschieren natürlich die Th. Th. Heine und Bruno Paul. Scharfe, zersetzende politische und sociale Satire, oft im Gewande der Caricatur, in der sich ausschließlich Rudolf Wilke und Karl Schnebe sonst zu zeigen pflegen, während Schnebel sich hier eigentlich etwas zahmer giebt. Das thun in der Regel Ferdinand von Reznicek und Ernst Heilemann, die die Art etwa Schlittgen's in ihren Beaumonde-Anekdoten in's Satirische übersetzen, aber ohne die Schärfe Heine's, Paul's und auch Eduard Thöny's zu erreichen, die zudem alle Gesellschafts- und Volksclassen ihren Flagellanten-Predigten als Text unterlegen. Harmloser auch sind wiederum Walther Georgi und Thomas Münzer. Sie wirken nur schlechtweg humoristisch. Andere nicht minder bekannte und talentvolle Zeichner des Langen'schen und des Hirth'schen Verlags muß ich übergehen, um noch einen Augenblick bei zwei Berlinern zu verweilen, die man auch so gern unter die „Caricaturisten" einreiht. Mit Unrecht. Denn Heinrich Zille und Hans Baluschek übertreiben nicht, sie sind nur einseitig: sie sehen nur das Häßliche im Leben, wenn sie vornehmlich das materielle und geistige Vorstadtselend schildern. Der befreiende Humor fehlt, und es fehlt auch das Bewußtsein, das wir gegenüber der Caricatur haben — das Bewußtsein des „so schlimm ist's nicht." Bei ihnen ist nichts grotesk; es ist die bittere Wahrheit des Lebens, die Zille meistens mit kühl pfeifender Objectivität, Baluschek oft mit thränendem Auge giebt.

Ich wiederhole nochmals — sehr, sehr viel Sehenswerthes konnte ich hier nicht einmal erwähnen. Alles in Allem ergänzt diese Ausstellung in vieler Beziehung die Jahresausstellungen des „Verbandes der deutschen Illustratoren", die aber u. A. doch auf dem Gebiete des modernen Buchschmucks mit seiner Richtung nicht auf's Illustrative, sondern auf's Decorative und Ornamentale mehr zu bieten pflegten, als die „zeichnenden Künste" der Secessionisten.

J. Norden.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Stenkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren** u. **Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt.** — **Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl.** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten
Jacobi & Locher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 60. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 11. Januar 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Zweckessen. Von Caliban. — Das Tagebuch des Feldmarschalls Grafen Blumenthal. Von einem altpreußischen Officier. — Die gesetzgeberische Thätigkeit des australischen Staatenbundes. Von Dr. Wiese (Berlin). — Stelle vor: Herr mmm —. Von Stanticus. — **Literatur und Kunst.** Sully Prudhomme und seine Kunst. Von Max Hoffmann. — Die Anlage von Hausbibliotheken. Von Gustav Freytag. — **Feuilleton.** Die Seelen des Paradieses. Mysterium in zwei Bildern von Alphonse Daudet. Deutsch von Max Hoffmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Dramatische Aufführungen. — **Rund um die Kunst.** Bierbaum's Trianon-Theater. Von M. K. — Moderne Möbel. Von H. P. — Notizen. — Anzeigen.

Das Zweckessen.

Herr Althoff ist ganz wider Willen und, wiegt man mit ehrlichen Gewichten, auch ohne sein Verschulden in den von Theodor Mommsen aufgewühlten Strudel gerathen. In einen Strudel, der als Werk von Menschenhand seine Künstlichkeit nicht verleugnen kann. Herr Althoff hat an der Berufung des allerdings kaum einwandsfreien Historikers Spahn weniger Antheil als manche Leute, zu deren Ressort das Universitätswesen nun schon gar nicht gehört; und daß man ihm die Bevorzugung der Kathedersocialisten besonders aufmutzt, verräth für jeden Nichtblinden, was der gegen den Ministerialdirector und Virtuosen des Opportunismus abgeschossene Pfeil eigentlich bezweckt. Nicht der Clerikalismus, sondern der Anticapitalismus, das ist der Feind. Darum ist gegen einen Mann, dessen Verdienste um unsere Hochschulen und ihre Lehrer unbestreitbar sind, mit maßloser Erbitterung gehetzt worden, darum trachtet man ihm, koste es, was es wolle, den Hals zu brechen. Jedes politische Kind weiß, daß die Berufung Spahn's einem persönlichen Wunsche der maßgebenden Stelle in Preußen entsprach. Wäre man so gerecht und tapfer, wie man parteiinteressirt und feig ist, dann setzten sich die Protestler mit der maßgebenden Stelle auseinander, statt den eigenartigen Muth, der in ihrer Mannesbrust seine Spannkraft übt, an immerhin subalterne Opfer zu verschwenden.

Sinn und Zweck des Getöses, das durch die Zeitungen lärmt, sind so durchsichtig, daß auch politische Kinder sich auf die Dauer nicht täuschen lassen werden. In einer recht verständigen Antwort auf die Mommsen'sche Erklärung, die übrigens keineswegs leicht wie eine Spielerei, geschnitzt aus Korke, dem Hirn des großen Mannes entsprungen ist, hat Spahn darauf hingewiesen, daß es eine voraussetzungslose Wissenschaft überhaupt nicht geben könne, und daß er sich von den frei gesinnten Herren Collegen nur durch die Farbe der ihm gezogenen Grenzpfähle unterscheide. Grenzen an sich erkennen sie alle an und respectiren sie alle. Die am lautesten toben und die schwülstigsten Redensarten von Freiheit und Vernunft im Munde führen, sind oft die Gebundensten. Dem Charlottenburger Nestor wird längst heimlich im Busen bang geworden sein, wenn er die schellenlauten Beifallspender herandrängen sah, die bekannten Klugen, die in ganz anderen Regionen als im reinen Aether der Wissenschaft leben und jedes gut gemeinte Wort einer Autorität in unanständiger Hast für sich ausmünzen. So fern steht der greise Historiker der wirren und unehrlichen Hetze gegen Althoff, daß er einige Tage lang entschlossen war, dem Liebesmahle beizuwohnen, das übereifrige Freunde Herrn Althoff rüsteten. Er mußte erst nachdrücklich auf den Gewissensconflict aufmerksam gemacht werden, in den er sich leichtsinnig stürzen wollte, ehe er seine Zusage zurückzog. Ihm kam es allein darauf an, Einspruch gegen die zunehmende Mißachtung der Facultäten Seitens der Unterrichtsbehörden zu erheben, und er übersah nur, daß diese Einsicht viel zu spät gekommen ist. Die Lehrkörper der Hochschulen haben sich bereits schweigend so viel bieten lassen, daß ihnen Freunde der wissenschaftlichen Freiheit allen Ernstes das Recht bestreiten, überhaupt noch gegen neue Uebergriffe Front zu machen. Mommsen richtete mit Absicht sein Geschoß sehr hoch, und es ist erklärlich, daß er den Vorsichtigen und Schlauen, die der Kugel eine andere, minder gefährliche Laufbahn wiesen, kaum besonderen Dank dafür weiß. Ihn zum Führer des Sturmlaufes gegen Althoff zu machen, kennzeichnet sich als eine niedliche Geschichtsfälschung, die aber heute schon nur noch wenige Gläubige findet.

Um so thörichter und sinnwidriger war das Arrangement des Liebesmahles für Althoff. Zweckessen haben gemeinhin den schlimmen oder doch melancholischen Zweck, Jemanden „wegzuessen"; zur Befestigung einer wankenden Stellung sind sie noch nie nützlich gewesen. Die Gelehrtenrebellion wäre im Sande verlaufen ohne den befremdlichen Einfall Schmoller's, der jeder böswilligen und boshaften Mißdeutung Thür und Thor öffnet. Jetzt haben die schon auf dem Rückzug begriffen gewesenen Gegner wieder Oberwasser. Nachdem man es fertig bekommen hat, die Theilnahme an einem Diner zu einer Abstimmung pro und contra, zu einem Hammelsprunge zu machen; nachdem man den am Erscheinen verhinderten Herren nahe gelegt hat, durch Telegramme ihre Althoff-Treue zu erhärten, ist die Schlacht verloren gewesen. Niemand durfte und mochte dem Zweckessen beiwohnen, der nicht von vornherein über jeden Verdacht der sich strebend bemühenden Liebedienerei erhaben war. Nur den Sternen ersten Ranges und nur Denen, die vom irdischen Glücke nichts mehr zu hoffen haben, war der Zutritt gestattet. Alle Anderen, auch Die, deren Gewissen sie glänzend freisprach, hätten sich im Fall ihrer

Digitized by Google

Theilnahme den schmählichsten Verdacht gefallen lassen. So groß ist hier zu Lande die Furcht vor dem Nepotismus, der sich allenthalben einnisten will, und so grimm der Aerger über die Vetternwirthschaft, — notabene immer nur über Diejenige, die Einem selber keine Vortheile bringt — daß man Injurien nicht spart. Männer der Wissenschaft dürfen deßhalb nicht zu einem Plebiscit in fünf oder sechs Gängen geladen werden und dürfen nicht bei Butter und Käse das Scherbengericht über Männer abhalten, die Gunst und Gnade, Titel und Gehaltserhöhungen zu vergeben haben. Meine Herren, das schickt sich nicht, wenn die Anregung auch arglosem und von keinem Verdacht zu befleckendem Gemüthe entsprungen ist. Caliban.

Das Tagebuch des Feldmarschalls Grafen Blumenthal.

Von einem altpreußischen Officier.

Politiker wie Historiker können den Männern, denen es vergönnt war, mit „Geschichte zu machen", nicht genug dafür danken, wenn sie im Drange der Geschäfte noch die Zeit fanden und procul negotiis noch die Lust verspürten, vermittelst Tagebücher und Memoiren den späteren Geschlechtern einen Einblick in den Werdegang der politischen und geschichtlichen Begebenheiten zu gewähren. Erfreulicher Weise wächst die Literatur dieser Art über die denkwürdige Epoche, in welcher den Deutschen ein geeintes und waffenstarkes Reich erstand, immer mehr an. Kaum ist einer der Helden aus jener Zeit zu der großen Armee abberufen, so vermag die Nation schon aus der von ihm hinterlassenen Niederschrift zu übersehen, wie weit sein persönlicher Antheil an dem gewaltigen Werke gereicht hat. Nur wenige Monate ist es her, daß auf dem Kirchhof zu Krampfer in der Priegnitz sich die Gruft über der sterblichen Hülle des Feldmarschalls Grafen Blumenthal schloß, und bereits heute ist die gebildete Welt im Besitze seines Tagebuches. Eine Fülle neuer Gesichtspunkte tritt ihr in diesem entgegen. Aber auch aus ihm kann sie wieder deutlich erkennen, wie stark und heftig die führenden Geister sich an einander reiben mußten, bis es gelang, die deutschen Stämme unter einen Hut zu bringen und ein mächtiges und deßhalb gefürchtetes Deutschland aufzurichten. So groß indessen auch der politische und geschichtliche Gewinn aus dem Tagebuche ist, der deutsche Leser kann bei seiner Lectüre nicht recht froh werden. Von objectiver Auffassung zeugt es freilich nicht, wenn er in seinen Helden gern möglichst vollkommene Wesen kennen lernen will. Aber es ist nun einmal so: er erliegt fast jedes Mal einer bitteren Enttäuschung, wenn er wahrnimmt, daß auch seine großen Männer ihre irdische Abstammung nicht haben verleugnen können, daß sie kaum minder reich an menschlichen Schwächen waren als die von ihnen geführte Mehrheit des Volkes. So stört den Genuß der Niederschrift des Feldmarschalls Blumenthal, ich spreche es offen aus, der außergewöhnliche Grad von Selbstachtung, der an sehr vielen Stellen zu Tage tritt. Unbedingt hatte er allen Grund, sich selber sehr hoch einzuschätzen. Wer ihm nur einmal in die hellen klugen Augen schauen konnte, der wußte sofort, mit welch' einem bedeutenden Geiste er es zu thun hatte. Aber lieber sehen wir es, wenn unsere Helden es Anderen überlassen, ihre Fähigkeiten und Verdienste in das richtige Licht zu stellen. Nur zum Widerspruch reizt ein zu scharf ausgeprägtes Selbstbewußtsein; und so ist es auch nicht zu verwundern, daß sich aufdringlicher, als es dem Wunsche entspricht, der hohen Verdienste des Grafen Blumenthal gerecht zu werden, jene Stunden in Erinnerung bringen, in denen auch er es an Manchem hat fehlen lassen, und daß an die Unbefangenheit seines Urtheils bei Abfassung des Tagebuchs hier und dort sich Zweifel heranwagen.

Wie klein erscheint in dem Tagebuch der einzige und ausschließliche Begründer des Deutschen Reiches in dem Gespräch, das er in Versailles nach einem den Abgesandten des norddeutschen Reichstages gegebenen Diner auf dem Sopha mit dem damaligen General von Blumenthal hatte! So hatten wir ihn noch nie gesehen: unstät, zum Theil um Gründe für seine „blutdürstigen Pläne" verlegen, innerlich aufgerieben durch andauernd unhöfliche, oft grobe Behandlung. Wer erkennt den gewaltigen Staatsmann wieder, der es fertig bekommen hatte, den deutschen Bund zu sprengen und sein Preußen zur führenden Macht unter den deutschen Staaten zu erheben, trotzdem sein Königlicher Herr und ein großer Theil des preußischen Volkes ihm hierin widerstrebte? Durchaus begreiflich ist es, daß die Bemühungen des zerknirschten Kanzlers, den General zu überzeugen, an der überlegenen Erkenntniß des hohen Militärs scheiterten, der sich durch Niemanden, am Wenigsten durch einen Diplomaten die Kreise stören läßt. Vielleicht wäre aber General Blumenthal militärisch nahbarer gewesen, wenn er in jener Stunde zufällig der Tage von Weißenburg und Wörth gedacht hätte.

Bei Weißenburg und Wörth hat Herr von Blumenthal den Beweis erbracht, daß auch er nur ein sterblicher Mensch gewesen ist. Zu unvergleichlichem Ruhme gereichen die Kämpfe am 4. und 6. August 1870 den deutschen Truppen. Niemals haben unsere Soldaten wieder eine solche Todesverachtung gezeigt, wie in den Schlachten von Wörth und Weißenburg. „Werden wir ihrer auch würdig sein?" fragten sich die Anderen, die sich noch nicht mit dem Feinde hatten messen können, als sie vernahmen, wie dort ihre Kameraden verstanden hatten, zu siegen und zu sterben. Des Herrn von Blumenthal Feldherrnkunst hat bei Weißenburg ganz, bei Wörth zum Theil versagt. „Fähnrichsmäßig" nennt er die Beschießung von Paris, wie sie Bismarck verlangte. Nun, fähnrichsmäßig war auch sein Armeebefehl, der den Vormarsch auf Weißenburg anordnete und zu dem Kampf um diese Stadt führte. Wenn heute ein Fähnrich in einer Prüfungsarbeit einen annähernd langen, schwülstigen und dabei zum Theil unklaren Befehl aufsetzen würde, sein Schicksal wäre besiegelt; er würde rettungslos durchfallen. Und nun die Leitung der Operationen bei Weißenburg! Ich will es nicht auf's Conto des Generals von Blumenthal setzen, daß an dem Tage von Weißenburg eine ganze Cavallerie-Division in dem nichts weniger als schwierigen, noch innerhalb der deutschen Grenzen liegenden und mit Wegweisern reich ausgestatteten Gelände sich so vollständig verkrümeln konnte, daß Niemand von ihrem Verbleib etwas wußte. Wohl aber trägt er die Verantwortung dafür, daß es bei Weißenburg überhaupt zu einem Kampf kam. Nicht ein Tropfen deutschen Blutes hätte dort fließen brauchen. Der Feind war eine schwache französische Division, die nach Weißenburg vorgeschoben worden war, sie wußte selber nicht warum, und so günstig war das Terrain für das Vorrücken der Armee gegen ihre Stellung, daß die Franzosen spielend, wie es in der militärischen Sprache heißt, „herausmarschirt" werden konnten. Aber der General Blumenthal hatte der von einer bayerischen Division gebildeten Avantgarde die Weisung gegeben, die feindliche Stellung bei Weißenburg aufzuklären und eventuell zu nehmen; und dieser unglückseligen Verquickung zweier Aufgaben ist es zuzuschreiben, daß die Bayern bei Weißenburg nicht bloß anbissen, sondern sich auch verbissen, ohne abzuwarten, bis die Umgebung durch den langen Bienwald auf die Rückzugslinie der Franzosen drücken konnte. Und wie war es nach errungenem Siege um die Verfolgung des Feindes bestellt! Die Armee des Kronprinzen hatte wirklich keinen Mangel an Cavallerie; aber nur eine schwache Schwadron setzte aus freien Stücken auf eine kurze Strecke dem Gegner nach. Wo war die sichere zielbewußte Hand des Führers in den ersten Stunden der Schlacht von Wörth? Warum versäumte dieser innerhalb 48 Stunden es zum

Digitized by Google

zweiten Male, den geworfenen Feind zu verfolgen? Nicht eine Secunde ließ Gneisenau nach dem Siege von Belleallance die Franzosen zu Athem kommen. Er selber jagte ihnen mit Reitern, die er in der Hast zusammengerafft hatte, nach und bewirkte, daß die Armee, die noch so stolz am Vormittag an dem Imperator redivivus in Parade vorübergezogen war, von der Erde verschwand. Dem Heere Mac Mahon's gestattete der spätere Feldmarschall Blumenthal einen ungestörten Abzug von Wörth. So glatt ging dieser vor sich, daß es sich alsbald wieder sammeln konnte, während man im Hauptquartier des Kronprinzen sich darüber die Köpfe zerbrach, was aus ihm eigentlich geworden sei. Wahrlich genug der folgenschweren Fehler; und die Erinnerung an sie hätte den General von Blumenthal ungeachtet seiner sonstigen bisherigen glänzenden Leistungen wohl veranlassen können, dem Staatsmanne Bismarck gegenüber von seinem hohen militärischen Pferde einmal herabzusteigen. Das umso mehr, als der Laie Bismarck schon im Feldzug 1866 Beweise militärischen Scharfblickes gegeben hatte. Wer anders als er hatte die Diversion gegen Ungarn angeregt und trotz des Widerspruchs des gesammten preußischen Generalstabes durchgesetzt? Und wie hatte sich diese Maßregel bewährt!

Anzuerkennen ist aber, daß der spätere Feldmarschall Blumenthal seinen Aufzeichnungen den Charakter der unmittelbaren Niederschrift erhalten hat. Denn die Versuchung, das Gespräch in Versailles auf dem Sopha nach beendeter Tafel zu revidiren, lag sehr nahe. Hat nicht der Verlauf der Ereignisse auch in der Forderung einer „fähnrichsmäßigen" Beschießung von Paris Bismarck Recht gegeben? Und selbst wenn das Bombardement weder auf die Eingeschlossenen noch auf die neutralen Mächte irgend welchen Eindruck gemacht hätte, — wurde nicht der erste Schuß aus unseren Belagerungsgeschützen von den deutschen Truppen mit unendlichem Jubel begrüßt? Der General von Blumenthal hatte sein Quartier in Versailles. Nur äußerst selten verirrte sich dorthin eine Granate, mit der der Mont Valérien das große Hauptquartier begrüßte. Wie entsetzlich wurden aber täglich mit den bekannten Zuckerhüten die Regimenter zugedeckt, die unmittelbar unter den Forts von Paris lagen! Nicht „Zipp!" wagten sie zu sagen. Trug der Wind das Geräusch zu dem Feinde hinüber, so konnten sie nur auf den Fußspitzen marschieren, wenn sie sich nicht sofort einen Hagel von Granaten zuziehen wollten. Die Franzosen aber waren im Gefühl ihrer Unantastbarkeit von einem Uebermuth, der Niemanden ahnen ließ, daß sie eigentlich die Bedrängten sein sollten. Erst Wochen, kaum Monate lag der glänzende Siegeszug von Weißenburg bis Sedan zurück, und dennoch konnten in Folge des Uebergewichts, das die schweren Geschütze dem Feinde gewährten, schon im November in den Kreisen deutscher Offiziere Befürchtungen laut werden, ob wir Paris überhaupt bekommen würden. Ein eigen Ding ist eben das Gemüth. So schnell es sogar durch einen bescheidenen Erfolg zu neuer Thatenlust gehoben werden kann, so schnell läßt es sich auch niederdrücken, wenn selbst nach einer langen Reihe von Siegen der nächste sich nicht so bald einstellt. Welches Gewicht aber im Kriege der moralischen Verfassung der Truppen beizumessen ist, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Wie fortgepustet war der Kleinmuth aus den Reihen der Belagerer, als diese nun mit ihren schweren Geschützen den Franzosen aufwarten konnten, als bekannt wurde, welche Verheerung durch sie auf dem Mont Avron angerichtet worden war, als von dem heiß umstrittenen Le Bourget aus das brennende St. Denis beobachtet werden konnte. Eine Gummischnur, die immer länger gezogen würde, war die Cernirungsarmee genannt worden, weil sie numerisch für ihre Aufgabe zu schwach war. Ein ganzes neues Armeecorps wog der Zuwachs an moralischer Kraft auf, welchen die vom General von Blumenthal so heftig bekämpfte „fähnrichsmäßige" Beschießung von Paris bewirkte. Noch heute werden die einstigen Belagerer der Hauptstadt Frankreichs, so weit sie nicht in kühler Erde ruhen, dem großen Kanzler auf das Innigste für die Hartnäckigkeit danken, mit der er die Forderung eines Bombardements aufrecht erhielt. Auch in dem Zwiegespräch auf dem Sopha in Versailles war er der überlegene Geist. Ob dies nicht der General von Blumenthal selber empfunden haben sollte? Und ob er Bismarck nicht gerade deßhalb in seinem Tagebuch unwillkürlich kleiner gezeichnet hat? Nur ungern räumen Männer, die von sich eine hohe Meinung haben, ein, daß Andere sie überragen; und das beklemmende Gefühl, es mit einem Größeren zu thun zu haben, trübt ihr Urtheil. Sicherlich dürfte, wenigstens in dem vorliegenden Falle, für den Politiker wie für den Historiker die Bewerthung Bismarck's durch späteren Feldmarschall Blumenthal nicht ganz einwandfrei sein.

Einwandfrei ist aber gewiß die Darstellung der Vorgänge auf der Höhe vor Sedan, auf welcher für den Schlachttag das Hauptquartier des Kronprinzen Posto gefaßt hatte. Nicht um Erörterungen handelt es sich hier, wie bei dem Gespräch mit Bismarck auf dem Sopha, sondern um die einfache Thatsache, daß es den Commandirenden der Armee drängte, dem Kampfe aus nächster Nähe zuzuschauen, ohne daß er dabei der Gefahren gedachte, denen er sein Leben aussetzen würde. Und dennoch! Wird die Schilderung auch überall für einwandfrei gelten? So ehrenvoll das Bestreben des Kronprinzen auch war, die Gefahren des Kampfes mit seinen Soldaten zu theilen, und so gern auch das deutsche Volk von solchen Charakterzügen seiner Fürsten hört, — in diesem Falle hätte Graf Blumenthal seinem hohen Herrn und sich selber einen besseren Dienst erwiesen, wenn er die kleine Episode der ersten Stunden des Schlachttages für sich behalten oder wenigstens nicht durch sein Tagebuch für ihre allgemeine Verbreitung gesorgt hätte. Nichts Anderes hat er damit erreicht, als daß dem nur einigermaßen unterrichteten Leser sofort der Brief einfiel, den General Blumenthal im Feldzug 1866, ebenfalls aus dem Hauptquartier des Kronprinzen, an seine Frau geschrieben hatte, jener Brief, der von den Oesterreichern aufgefangen und tactloser Weise veröffentlicht worden war, und durch den der Verfasser sich auf das Allerschwerste compromittirt sah. Niemals hat sich die vornehme, edle Gesinnung des Kronprinzen glücklicher offenbart als in seiner Haltung dem General von Blumenthal gegenüber, nachdem das Haus Habsburg-Lothringen ihm diesen nichtswürdigen Streich gespielt hatte. Nicht bloß, daß der General ungeachtet des verhängnißvollen Briefes an seiner Seite bleiben durfte! Als im Juli 1870 das ganze Deutschland unter die Waffen trat, rief er ihn wieder zu sich, als wenn Herr von Blumenthal in seinem Leben auch nicht eine ihm nachtheilige Zeile von sich gegeben hätte. War so der General nicht verpflichtet worden wie selten Einer? Und werden jetzt nicht Viele meinen, daß die Dankbarkeit und der Wunsch, dem früheren, sehr herben Urtheil den Stachel zu nehmen, ihm bei der Darstellung der ersten Begebenheiten des Schlachttages die Feder geführt haben? In denjenigen Kreisen, welchen der Kronprinz angehört hat, wird man zwar dem Erzähler auf's Wort glauben. Aber in allen anderen wird durch die Schilderung und die künstlich geweckte Erinnerung an den ominösen Brief eine lebhafte Controverse über ihre Echtheit in's Leben gerufen werden. Für befangen, befangen durch Dankbarkeit wird auch der Historiker den General halten können. Und kann die Befangenheit in diesem einen Falle nicht leicht auf die ganze Niederschrift abfärben? Wie ist es Treitschke ergangen? Als er seine „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" schrieb, waren die Memoiren des Feldmarschalls Boyen noch nicht erschienen. Diese aber mußten seine von großem Wohlwollen getragene Kennzeichnung Friedrich Wilhelms III. völlig umwerfen. Und hat hierdurch nicht auch die Glaubwürdigkeit des ganzen Werkes unwillkürlich einen kleinen Stoß erlitten? Treitschke

Digitized by Google

gelangte unschuldig zu der Discreditirung seiner Geschichtsdarstellung. Wenn sich Zweifel bei der Lectüre des Tagebuches des Feldmarschalls Blumenthal regen, so hat er dies selber zu verantworten. Wozu brauchte er auch den Leser mißtrauisch zu machen? Er gehörte zu den Leuten, die sich vor wie nachher von ihrem Handeln die peinlichste Rechenschaft abgeben. Niemals that er etwas, wie man hier sagen möchte, aus dem Handgelenk. Aber seine sonst so sicher zielende Berechnung hat ihn hier im Stich gelassen. Großes Selbstbewußtsein ist eine äußerst schätzenswerthe Eigenschaft für Männer, die in sich die Mission fühlen, ihrem Volke die Führer zu sein. Wer an sich selber nicht glaubt, der wird kaum die Anderen dahin bringen können, daß sie Vertrauen zu ihm fassen. Doch dieses Bewußtsein birgt auch eine große Gefahr in sich. Unter ihm erliegen die großen Männer oft dem Wahne, daß sie stets das Richtige treffen. Nur so erklärt es sich, daß der sonst so menschenkluge Feldmarschall sich in höchst überflüssiger Weise durch eine an sich durchaus einwandfreie Erzählung dem Verdachte der Befangenheit aussetzen konnte.

„Si tacuisses, placuisses!“ könnte dem entschlafenen Feldmarschall in die Gruft nachgerufen werden. Doch wohlverstanden, nicht im Hinblick auf die ganze hinterlassene Niederschrift. Diese ist vielmehr ein so herrliches Geschenk, wie die deutsche Nation kaum ein besseres erhalten konnte. Aber der Spender hätte sich die Wiedergabe der Unterhaltung mit Bismarck auf dem Sopha in Versailles und die Schilderung der Scenerie auf der Höhe vor Sedan, so weit sie den Kronprinzen angeht, wohl sparen können. Mit der ersteren ist es ihm nicht gelungen, die historische Größe des Begründers des deutschen Reiches auch nur um eine Linie herunterzudrücken. Mit der letzteren hat er nur unliebsame Erinnerungen geweckt, mit Beiden nur sein unbefangenes Urtheil verdächtigt. Aufrichtige Sympathie brachte dem Feldmarschall die deutsche Nation bis in sein höchstes Alter entgegen. Mit Ehren ist er überhäuft worden. Alle wurden ihm von Herzen gegönnt; und als er wenige Jahre vor seinem Tode unter schroffem Bruch mit der preußischen Tradition, derzufolge ein Feldmarschall bis an sein Lebensende actives Mitglied der Armee zu bleiben hat, plötzlich verabschiedet wurde, da riß man wieder einmal im Deutschen Reich ob all' des Neuen und Ungewöhnlichen erstaunt die Augen auf und meinte, die großen Verdienste des Neunzigjährigen um das Vaterland hätten ihn eigentlich vor diesem Schmerz bewahren müssen. Sollte die deutsche Nation in der Bewunderung seiner Leistungen vielleicht dem todten Feldmarschall mit mehr Zurückhaltung begegnen als es dem lebenden gegenüber geschehen ist, — wem anders wäre dies zuzuschreiben als ihm selber?

Die gesetzgeberische Thätigkeit des australischen Staatenbundes.

Von Dr. Wiese (Berlin).

Wenn prunkhafte Feste und überschwengliche Loyalitätsbetheuerungen, an denen es bei der Anwesenheit des englischen Thronfolgers in Australien nicht gefehlt hat, ein Gradmesser für die wahren Gefühle und Absichten des neuen Staatenbundes gegenüber dem Mutterlande wären, so könnte Joe Chamberlain auf seine Schöpfung mit Befriedigung schauen und sich noch nachträglich zu seiner Thätigkeit bei dem Einigungswerke beglückwünschen. Allerdings ist ihm diese Einigung schrittweise unter geschickter Benutzung der zahlreichen Verlegenheiten, die sein Ehrgeiz und sein scrupelloser Starrsinn dem britischen Reiche bereitet haben, von den Unterhändlern der australischen Colonien abgerungen worden. Und die sauersüße Miene, womit er die Forderungen der Australier bewilligen mußte, wird sich angesichts der Nachrichten, die über die Arbeiten und Tendenzen des australischen Parlaments nach Europa dringen, schon längst in ein zorniges Stirnrunzeln verwandelt haben. Der neue australische Staatenbund hat sich durch den Geist des Chauvinismus, der in ihm waltet und fast alle seine Maßnahmen kennzeichnet, nicht gut eingeführt und speciell dem Mutterlande gegenüber Bestrebungen an den Tag gelegt, die in England verstimmt haben und als Vorboten künftiger verdrießlicher Ereignisse zum Nachdenken anregen müssen. Besonders drei Maßnahmen bilden augenblicklich in England den Gegenstand lebhafter Preßerörterungen: Die Einwanderungsfrage, die Behandlung der Australien anlaufenden Schiffe und der neue Zolltarif.

Australiens Kampf gegen die Einwanderung Farbiger ist so alt wie die Besiedelung des Erdtheils durch freie Einwanderer, und immer ist es England gewesen, welches die Bestrebungen der Colonien, sich der gelben Rasse zu erwehren, durchkreuzte. Die Gesetze, welche Victoria 1855 und Neusüdwales 1861 behufs Beschränkung dieser „unerwünschten Einwanderung“ erließen, mußten wieder aufgehoben werden, da sie den englischen Interessen zuwiderliefen. Das Queenslander Parlament nahm 1876 eine Vorlage an, nach welcher die Asiaten — und solche kommen hier allein in Frage — auf den Goldfeldern hohe Schurfgebühren entrichten sollten. Auch dazu versagte England seine Genehmigung, und man half sich nun damit, eine Kopfsteuer von 200, später 600 Mk. auf jeden einwandernden Chinesen zu legen. Ferner durfte jedes Schiff nur auf je 50 Tonnen Ladefähigkeit einen Farbigen landen. Eine Weile stockte der Zustrom, dann fanden die schlauen Zopfträger einen anderen Weg: sie landeten in Port Darwin, dem Hafen des von Südaustralien verwalteten Nordterritoriums, und kamen auf dem ganz unbewachten Landwege herein. Auf den sehr energischen Druck aller Colonien berief der südaustralische Premier eine gemeinsame Conferenz „zur Abwendung der gelben Gefahr“, aber erst 1891 bestätigte die britische Regierung die getroffenen Abmachungen. Nicht minder unerwünscht waren die Japaner, die besonders die Perlenfischerei und den Schiffsbau an den Nordküsten Queenslands und Westaustraliens in Händen haben; doch sind sie eher zu ertragen, weil sie intelligenter und anpassungsfähiger sind als die Chinesen. Die Hindu und Afghanen sind besonders als Händler und Kameelführer durch den ganzen Erdtheil verbreitet; sie genießen den denkbar schlechtesten Ruf und liefern mit den Chinesen einen großen Bruchtheil der Zuchthausbevölkerung. Ganze Berufszweige werden von den Asiaten überschwemmt; sie arbeiten unermüdlich und außerordentlich billig, sparen aber trotzdem, da sie unglaublich geringe Ansprüche an das Leben stellen. Daß sie es auf solche Art dem weißen Arbeiter unmöglich machen, den Wettbewerb mit ihnen auszuhalten, liegt auf der Hand, zumal der weiße Arbeiter durch seine oft übertriebenen Forderungen den Fabrikanten geradezu zwingt, sich nach billigeren Arbeitskräften umzusehen.

Die australische Arbeiterpartei, die mit 6 bei 36 Stimmen im Senat und 16 bei 65 Stimmen in der Bundeskammer unter Umständen die Regierungs-Majorität zu unterstützen vermag und daher großen Einfluß auf den Premierminister Barton besitzt, hat nun ein Gesetz gegen die Einwanderung Farbiger in Vorschlag gebracht. So sehr man einerseits ihre Erbitterung verstehen kann, so wenig tragen sie aber andererseits den klimatischen Verhältnissen Rechnung. Der australische Continent hat nur im Süden ein gemäßigtes Klima, im Norden herrscht tropische Hitze, und hier können nur Kanaken oder Chinesen als Arbeiter verwendet werden. Für Queensland die Einwanderung Farbiger zu verbieten, heißt es zum Ruine verurtheilen. Und damit ist zugleich auf die Gefahr

Digitized by Google

hingewiesen, welche diese in ihrem Entstehen als ein Allheilmittel gepriesene Föderation gerade den australischen Ländern von verschiedener natürlicher Lage bietet. Niemals könnte Queensland ein seine Zukunft vernichtendes, von der städtischen Arbeiter-Majorität des Südens votirtes Gesetz gut heißen, und die „Times" beantwortet die schwebende Frage folgendermaßen: „Wenn man in dieser Angelegenheit bis zum Aeußersten gehen will, so würde der Loyalismus Queenslands auf eine furchtbare Probe gestellt werden." Ja, die englische Zeitung geht so weit, daß sie die Nothwendigkeit für England voraussieht, den folgenschweren Versuch einer Theilung der australischen Föderation vorzunehmen, indem sie fortfährt: „Wird eine derartige Bill angenommen, so ist es schwer, die Annahme von sich zu weisen, daß die englische Regierung interveniren wird."

Ursprünglich wollten die Chauvinisten der Arbeiterpartei noch weiter gehen und die Einwanderung dadurch einschränken, daß alle Einwandernden einer Prüfung auf ihren Bildungszustand unterworfen werden sollten. Aber mehrere Parlamentsmitglieder beantragten ein Amendement, wonach bei dieser Prüfung an die Stelle der englischen Sprache eine beliebige andere europäische Sprache treten kann. Schwer genug wird auch die Erfüllung dieser Bedingung noch manchem Italiener oder Galizier und vielleicht auch manchem irischen Amerikaner werden, aber die Regierung wird dieses Amendement zweifellos durch das Parlament bringen, da die Arbeiterpartei damit wenigstens das erreicht, wonach sie schon lange gestrebt hat: eine einheitliche Gesetzgebung, die Australien ganz den Weißen sichert und alle billigen farbigen Arbeiter ausschließt. Das ist ein harter Schlag für England, bei dem zahlreiche Proteste aus seinen indischen Colonien, aus China und Japan einlaufen — aber Ernstliches gegen die Australier wird es kaum zu unternehmen wagen.

In noch grausamere Verlegenheit ist England versetzt in der Frage der Behandlung der Australien besuchenden Dampfer. Die dortigen Arbeiter und andere Interessenten wollen, daß die Schiffe allen Proviant von ihnen beziehen und ihnen den Nutzen zufließen lassen. Sie haben daher bestimmt, daß alle während des Aufenthaltes in australischen Gewässern an Bord der Schiffe befindlichen Vorräthe verzollt werden müssen. Das trifft die englischen wie die fremden, und nicht allein Handels-, sondern auch Kriegsfahrzeuge. Die Letzteren werden ebenso gut wie die Ersteren einer förmlichen Controle unterworfen und die Preise der Lebensmittel auf ihnen ganz erheblich vertheuert. Natürlich erregt das den höchsten Zorn nicht allein der Mannschaften, sondern auch der englischen Marine-Behörden und schafft ganz unerträgliche Zustände. (Auch dem Norddeutschen Lloyd sind die neuen australischen Bestimmungen bereits sehr unangenehm geworden, und ernsthafte Conflicte sind nicht ausgeblieben.) Mit sehr getheilten Gefühlen hat man in England, zu dessen Fundamentalsätzen der Regierungsweisheit es gehört, daß die Colonien auf dem Meere nichts zu suchen haben, da die Kriegsflotte des Mutterlandes — natürlich gegen baare Bezahlung — sie gegen auswärtige Feinde schütze, die Nachricht aufgenommen, daß die australische „Commonwealth" sich ganz eigenmächtig eine besondere Schiffsflagge zugelegt hat. Wie könne da der alte Satz zu Rechte weiter bestehen, an den noch der Thronfolger in Brisbane erinnerte: „One life, one flag, one fleet, on throne!?"

Der entscheidende Schritt aber auf dem Wege der Emancipirung der australischen Welt wird auf wirthschaftlichem Gebiete gethan. Der neue Bundesstaat, dessen älteste und in wirthschaftlicher Beziehung am besten entwickelte Colonie Neu-Südwales im Wesentlichen denselben Grundsätzen folgte wie das Mutterland, während der Tarif der übrigen Colonien auch industrielle Erzeugnisse in mehr oder weniger weitem Umfange einer zum Theil recht erheblichen Zollbelastung unterwarf, Australien hebt nunmehr in seinem Tarifentwurfe die bisherige grundsätzliche Zollfreiheit, für industrielle Erzeugnisse, für den Markt von Neu-Südwales auf und folgt einem aus Werth- und Gewichtszöllen gemischten System nach amerikanischem Vorbilde. Damit trifft der neue Bundesstaat nicht allein die fremden Staaten, sondern auch das Mutterland, seine Colonien und das dem Bunde fern gebliebene Neuseeland. Natürlich ist man in England, das den Verlust des australischen Marktes fürchtet, sehr verstimmt, daß es nicht, wie in Kanada, eine tarifarische Bevorzugung erfährt.

England befindet sich gegenüber all' diesen Verhältnissen in übler Lage. Ein Eingreifen in die Angelegenheiten Australiens würde bei der australischen Bevölkerung, die auf ihre junge Selbstständigkeit pocht, Entrüstung hervorrufen und die Schwierigkeiten des Mutterlandes vermehren. Ein Nachgeben würde als Schwäche gedeutet werden und könnte unliebsame Verwickelungen mit anderen Mächten hervorrufen. Die Freude, die Britannien an seiner jüngsten Tochter hat, ist also nur sehr gering und wird noch geringer werden, je mehr diese heranwächst und je stärker das Verlangen nach Emancipation werden wird.

Stelle vor: Herr mmm —.

Von Stanticus.

Wohl Jedem von uns ist schon einmal bei irgend einer gesellschaftlichen Gelegenheit Jemand so vorgestellt worden, daß wir nun erst recht nicht wußten, mit wem wir's zu thun hatten. „Herr ..." mit unverständlichem Gemurmel auf der einen Seite, „Herr ..." oder „Frau ..." mit ebenso unverständlichem Gemurmel auf der anderen Seite! Dazu noch so respectvoll tiefe Verbeugungen beim Aussprechen dieser Worte, daß der etwaige Rest von Verständlichkeit aus dem Mund des Sprechenden bloß ja nicht dem Ohr des Angeredeten nahe kommt, sondern seinen Lauf möglichst geraden Weges zum Centrum der Erde nimmt.

Nun müssen wir uns mit dem „Vorgestellten" für bekannt halten und mit ihm um wenigstens eine Nuance vertrauter plaudern als zuvor. Das geht denn auch etwa eine Viertelstunde fort, und zuletzt trennen wir uns mit der ohne den leisesten Zweifelston hinausgeflöteten Versicherung: „Es war mir ein großes Vergnügen, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben" — obschon es jedenfalls kein Vergnügen ist, Jemandes Bekanntschaft, wenn man sie eben nicht so gemacht hat, wie's gemeint war, heucheln zu müssen. Immerhin gäb's jetzt noch einen Ausweg, nämlich den, unseren Partner zu fragen: „Bitte, wie ist Ihr Name — ich hab' ihn vorhin nicht verstanden?!" Aber um Gottes Willen nur das nicht, das wäre so „shocking", wie nur etwas! Jemanden nach seinem Namen fragen — nein, dann schon lieber gleich eine Ohrfeige austeilen! Deßwegen bleiben wir bei jener Versicherung des Vergnügens über die neue Bekanntschaft, entfernen uns respectvoll und suchen nun, wenn's eine größere Gesellschaft ist, Einen auf, der uns näher steht, so daß wir ihm einen derartigen Schmerz anvertrauen können; womöglich halten wir uns an eben dieselbe Person, die uns hier eingeführt hatte. Jetzt können wir endlich mit gedämpfter Stimme und scheuem, gleichsam schuldbewußtem Seitenblick fragen: „Sie, wer ist denn eigentlich der Herr, der mir da vorgestellt worden — ich habe den Namen nicht verstanden?!" „Das ist der Secretär Stadtberger —" „— bitte, wie?" „Stadtberger, Secretär Stadtberger —" „so, danke, jetzt weiß ich's." „Ein Sohn des Directors Stadtberger — hat eine hübsche Stellung da oder dort — soll bald heirathen, wie's heißt — übrigens auch ein guter Musiker."

Digitized by Google

Ich würde mich über diese zwar weder tieftragischen noch hochkomischen, aber doch etwas ärgerlichen Alltagsdinge kaum näher auslassen, steckte nicht hinter ihnen ein weit über sie selber hinausreichender Unfug. Es handelt sich zunächst um ein Stück aus dem bekannten und gerne schon in den untersten Schulen vorgelegten Capital von der „falschen Scham", die den Menschen dazu treibt, sich anders zu zeigen, als er ist, und die es hier als guten Ton fordert, einen Namen nicht zu nennen noch zu erfragen oder nur so zu behandeln, als sei er „ganz selbstverständlich" schon bekannt. Es gilt aber außerdem auch ein Stück aus einem noch bekannteren und noch simpleren Capitel, nämlich dem der Rücksichtslosigkeit. Und zwar bezieht sich hier die Rücksichtslosigkeit einerseits unmittelbar auf Namen und sonstige Bestandstücke des Verkehrs (Adresse, Datum), andererseits auf das Recht der Mitmenschen, darüber klaren Bescheid zu haben.

Wenn ich Stadtberger heiße, so kann ich nicht nur darauf Anspruch erheben, daß man mich so und nicht Müller nennt, sondern auch darauf, daß man mich richtig ausspricht und schreibt, also nicht etwa Stadtberg und auch nicht Stattberger. Es giebt aber Menschen, die hier nun einmal unverbesserlich sind: sie schreiben mich weiterhin mit tt, auch wenn ihnen das dt noch so oft vor die werthen Augen, Ohren und Finger gebracht worden ist. Nun wäre auch das wieder nichts so Besonderes, wenn nicht der Name einem öffentlichen Document gliche, an dem jede willkürliche Veränderung ein schweres Unrecht ist. Eine behördliche Zustellung, die meinen Namen unrichtig schreibt, brauche ich nicht annehmen. Und wer gar selber an seinem Namen zu ändern und zu drehen anfängt, sei's auch nur um ein Dehnungszeichen, den kennt die Volksstimme bereits als einen nicht ganz lauteren Menschen.

Es giebt aber außerdem Menschen, denen man selber mit der größten Namensgenauigkeit kommen kann: es sitzt ihnen der Verwechslungsteufel trotzdem unaustreiblich im Nacken. Man nenne z. B. vor einer Gruppe von Menschen den Namen des Pettenkofen (ich meine den verstorbenen Landschaftsmaler) und gebe sich dabei noch so viel Mühe, das n am Ende dieses Namens so deutlich auszusprechen, daß es Niemand für r nimmt: hilft nichts — die meisten Angeredeten denken dabei doch an den ihnen geläufigeren Namen des Hygienikers Pettenkofer. Ich selbst habe bisher selten den Namen des von mir verehrten Componisten Zellner Jemandem zum ersten Mal genannt, ohne trotz meiner schärfsten Aussprache des e zu hören: „Ah, weiß schon, Zöllner, Componist des ‚Faust'". Wozu allerdings noch der drollige Umstand kommt, daß mir als einem Süddeutschen das e nicht so leicht geglaubt wird, von wegen der in Süddeutschland allerdings häufigen Aussprache des ö als e. Auch ein Frevel! Sollte ein nichtwienerischer Leser dieser Zeilen beabsichtigen, die Stadt Wien zu besuchen, so verzichte er von vornherein darauf, auf seinem Stadtplan die „Berse" und die „Ginthergasse" zu finden, sondern bemühe sich zuvörderst nach einer Rückübersetzung dieser Namen in ein ordentliches Deutsch. Womit allerdings nicht gesagt ist, daß so etwas nur in Wien vorkommen kann.

Nun aber umgekehrt wieder die Rücksichtslosigkeit gegen die, so da ihrerseits Anspruch haben, daß man ihnen klar und deutlich komme. Im Vordergrund stehen hier die bekannten würdevoll unleserlichen Unterschriften. Natürlich — es wäre ja wieder „shocking", wollte ich mich scharf leserlich S=t=a=d=t=b=e=r=g=e=r schreiben; es wäre vielleicht geradezu unanständig. Darum also einen großen S-Haken hingeschwungen und das Uebrige — mmm wie beim gesellschaftlichen Vorstellen, nur daß noch eigens ein Schnörkel hinzukommt, das nicht mit ausgesprochen wird. Es dürfte kein vereinzelter Fall sein, daß Jemand aus irgend einer Stadt einen Brief mit unleserlicher Unterschrift bekommt und nun erst einen Bekannten in jener Stadt brieflich fragen muß, wer denn wohl jener Herr mmm sammt Schnörkel sein mag.

Aber nicht genug mit der unleserlichen Unterschrift! Zum guten Ton, wenn auch nicht unter allen und jedenfalls nicht unter geschäftskundigen, aber doch unter gewissen, namentlich sogenannten genialen, Leuten gehört nämlich auch ein mmm oder noch lieber gar nichts in Bezug auf Adresse des Absenders und Datum eines Briefes oder sonstigen Schriftstückes. Daß ich mein Schreiben mit der deutlich zu lesenden Zeile beginne: „Xburg, den 1. August 1898, Breitestraße 12" — nein, das wäre zu pedantisch. Lieber soll mein Adressat gar nicht wissen, woher der Brief kommt, soll zur Beantwortung alle verzweifelten Nachsuchungen und Nachforschungen anstellen, um endlich das „Breitestraße 12" zu finden, und soll nach 10 Jahren sich seinen Kopf philologisch zerbrechen, aus welchem Jahr denn eigentlich dieser alte Brief stammt. Alles noch erträglicher als das deutliche Hinschreiben jener Zeile — und zwar das Hinschreiben jener ganzen Zeile in jedem Brief, nicht nur so, daß das „Breitestraße 12" ein für alle Mal angedeutet sein soll, damit der Adressat seine Gedächtnißkraft durch das Auswendigbehalten dieser Adresse erfolgreich pflegen könne.

Mit dem Namen der Stadt und mit dem Datum scheint man sich schon eher etwas erlauben zu dürfen: ist ja doch auch der Poststempel da, und hat man ja sogar das Recht, sich durch ein gedrucktes „Datum des Poststempels" schön sparsam auf diesen zu berufen und zu verlassen. Man wird sich wohl auch auf die moderne Technik berufen und verlassen und von ihr erwarten können, daß sie es wenigstens zu einem Poststempel bringe, dessen Deutlichkeit von der etwaigen Eile und Nachlässigkeit eines Postbeamten unabhängig wäre. Eiffelthurm — ja; aber deutlicher Poststempel — nein! Würde wahrscheinlich eine Herabzerrung amtlicher Hoheit bedeuten. Also: Datum des Poststempels — das heißt wieder: mmm.

Kehren wir zu unseren eigenen Schreibereien zurück, so dürfen wir Eins nicht vergessen. Wer alle heiligen Zeiten 'mal einen Brief schreibt (und da vielleicht keinen anderen als einen Liebesbrief), der hat leicht über Unleserlichkeit klagen. Er soll aber nur einmal täglich ebenso oft seinen Namen unterzeichnen, als es etwa ein Bureauchef muß; er wird dann bald aufhören zu klagen! Er wird nämlich erstens einsehen, daß man bis zu einer gewissen Grenze verpflichtet ist, sich die Mühe des Entzifferns einer nicht sofort lesbaren Handschrift zu geben. Und wird zweitens darauf kommen, daß es inmitten des heutigen Lebens geradezu eine Verschwendung von Mitteln ist, auf das deutliche Schreiben, ja auch nur auf das Schreiben überhaupt von Namen und Adressen Gewicht zu legen. Die geschäftliche Correspondenz hat es längst dazu gebracht, ihre Briefpapiere mit Namen und Adresse des Absenders zu bedrucken, so daß dann für die Unterschrift in der That ein Haken genügt. Soweit könnte es schließlich, bei der Billigkeit solcher Dinge, auch der Privatmann bringen.

Zum Schlimmsten in all' dem gehört die Schwierigkeit für Postbeamte und Briefträger, die Adresse auf der Außenseite eines Poststückes zu lesen. Denn auch wenn sie nicht gerade unleserlich ist, so bedarf es doch für gewöhnlich eines gewissen kleinen Bruchtheiles Zeit, um die geschriebene Adresse zu erfassen; eine Leistung, die, etwa 999 Mal wiederholt, einen ganz ordentlichen Betrag an Zeit und Kraftaufwand ergiebt. Wozu noch die materiell billige, aber hygienisch unbillige Gepflogenheit kommt, die Farbe des Couverts nicht genügend hell zu nehmen, so daß der Abstand zwischen Schrift und Grund nicht die Größe erreicht, die zum leichten Lesen erfordert ist. Nicht erst näher erwähnen brauchen wir die Adreßscheu überhaupt. Man adressirt z. B. an mich bloß „Xburg" — die Post werde mich doch finden. Also lieber Jemanden suchen lassen, als einfach hinschreiben: „Breite-

Digitized by Google

straße 12"? — es sei denn, ich hätte selber eine einfachere Postadresse angegeben.

Gilt es nun eine ständige Correspondenz an eine gleichbleibende Adresse, so kann ja der Absender sich ein für alle Mal die nöthigen Couverts oder Adreßschleifen vordrucken lassen. Redactionen, Vereine u. s. w. sind darauf meistens schon eingerichtet. Aber auch für die Rückcorrespondenz kann der Absender Couverts oder Adreßschleifen mit seiner eigenen Adresse bedrucken lassen und seinen Briefen so beilegen, daß sich der Adressat ihrer zur Antwort bedienen mag. Dieses Verfahren ist ebenfalls bereits bei manchen Firmen üblich und sollte nur eben allgemeiner werden; ja gerade das Vordrucken der eigenen Adresse läßt sich Jemandem weit eher zumuten, als das von fremden Adressen. Unter den Nothrufen, die von Zeit zu Zeit im Interesse unserer zum Theil unnöthig geplagten Briefträger ertönen, verlangte denn auch jüngst Einer die möglichst allgemeine Darbietung vorgedruckter Couverts.

Unsere Cultur steht seit Längerem in der Richtung vom Umständlichen hinweg zum Einfacheren. So kommen in unseren Namensunterschriften die Schnörkel immer mehr ab; Titel und Ceremonien müssen sich doch wenigstens schon einigen Abbruch gefallen lassen. Zu jenen Umständlichkeiten aber gehört auch das ganze Um und Auf, das aus einem gesprochenen oder geschriebenen mmm entsteht und ebenso zu ihm hinführt. Eine eigenartige, umständliche Scheu hält uns sowohl vor dem scharfen Aussprechen, als vor dem durchsichtigen Hinschreiben, als auch vor dem gedruckten Darbieten eines eigenen oder fremden Namens zurück. Damit muß allerdings und kann auch leicht aufgeräumt werden. Jener Rittmeister in der Anecdote, dem sich Jemand als „Leutnant Miller mit i" vorstellte, brauchte ihn nicht gerade durch ein „Rittmeister Muffel mit u" verspotten.

Noch mehr: Der Verzicht auf den mysteriösen Nebel, mit dem wir gern einen Namen umgeben, wird uns hoffentlich mit der Zeit von einem noch ärgeren Nebel erlösen, nämlich von dem der Titel und Ceremonien. Oder wäre es eine so ganz unerhörte Zumutung, daß etwa Behörden selber vorgedruckte Couverts zur Correspondenz an sich ausgeben und es dabei ebenso machen könnten, wie es der Herr Stadtberger macht, wenn er Couverts mit seiner eigenen Adresse bedruckt: daß er sich nämlich das „Hochwohlgeboren" erspart? Aber schlechtweg adressiren: „An das Ministerium ———" und sich dadurch auch gleich verleiten lassen, die „Umstandswörter" der Unterzeichnung zu ersparen — so weit sind wir doch noch lange nicht.

Literatur und Kunst.

Sully Prudhomme und seine Kunst.*)

Von Max Hoffmann.

Natürlich ist mit Sully Prudhomme's Kunst die Dichtkunst gemeint. Denn dieser kürzlich „nobelitirte" Lyriker, dessen Name neben solchen wie Lamartine, Leconte de Lisle, Platen und Geibel genannt zu werden verdient, hat nicht bloß zahlreiche tadellose, harmonische Verse gemacht, er hat auch lange und tief über die Kunst, Verse zu schreiben, nachgesonnen. Als Frucht dieses eifrigen Nachdenkens erschien im Jahre 1892 unter dem Titel „Gedanken über die Verskunst" eine Studie, in der er sich als echter Virgilien zeigt, als Anhänger der alten classischen Schule, im Gegensatz zu den Neo-Parnassiens und Mosaïstes, den Gautier, Beaudelaire, Th. de Banville und Vacquerie. Die Auseinandersetzung, die er darin über die französische Prosodik bietet, hat für uns nichts Interessantes, wohl aber die Einleitung, die an mehr als einer Stelle auch auf unsere Lyrik, in der junge und alte Stürmer etwas Neues entdeckt zu haben glauben, paßt.

Gleich am Anfang seines Essais berauscht sich dieser Mann des Maßes und der festen Form an dem Gedanken, wie schön es doch wäre, wenn man die Regeln der Dichtkunst ebenso festgelegt hätte, wie die Gesetze in der Geometrie. Wie glücklich sind die Mathematiker! ruft er aus. Sie kennen keine Streitigkeiten, während die der Künstler unaufhörlich währen. Die Ersteren können das, worüber sie sprechen, beweisen, während die Anderen davon befreit zu sein glauben. Die glücklichen Mathematiker haben nicht nöthig, sich gegenseitig zu befehden, da sie unfehlbare Mittel besitzen, sich gegenseitig zu überzeugen. Wie herrlich ist eine solche indiscutable Schönheit eines Lehrsatzes voll Einfachheit und knapper Eleganz und von einem so erhabenen Fluge, daß er die Gesetze in den Bewegungen der Himmelskörper ausspricht! Könnt ihr Künstler, ihr Poeten besonders, jemals den sicheren Stolz einer ähnlichen Schöpfung, eines solchen Werkes, das den Neid zur Achtung zwingt, empfinden? . . .

Es ist klar, daß ein Mann mit solchen Gefühlen, mit solcher Verehrung für das Maß und die Genauigkeit nur regelrechte Verse ohne irgend einen Verstoß gegen überlieferte Vorschriften schreiben mußte. Aber er verlangt deßhalb doch Persönlichkeit und charakteristische Eigenthümlichkeit vom Dichter und geht tiefer auf die Gründe ein, weßhalb junge Dichter immer nach etwas Neuem, Unerhörtem suchen. Er schildert sehr hübsch die Lage eines solchen Jünglings: Stellen wir uns die Situation eines jungen Mannes von einigen zwanzig Jahren vor, der heute als Debutant in der Verskunst auftritt. Er bringt den Geschmack und die Neigungen der Jugend mit, er hat allmälig für sich allein die Regeln erlernt, zuerst an den Poesien der Classiker und durch Rathschläge, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht worden sind; zuletzt hat er sich die geheimen und verborgenen Kniffe durch die Lectüre der neuesten Führer und den Verkehr mit ihren Anhängern angeeignet. Er muß wegen seiner Neigung unter der offenen oder versteckten Opposition seiner Familie leiden, und sehr oft unter der Armuth, die ihn an einen verhaßten Broderwerb fesselt. So beherrschen gewöhnlich Ekel, Enttäuschung und tausenderlei Schmerzen der Jugend seine ersten melancholischen, trotzigen oder wehmüthigen Inspirationen, und er wird meist mit persönlicher Poesie anfangen. Verse zu schreiben, ist ein Bedürfniß seines Herzens, aber Niemand interessirt sich für seine intimen Klagen, und außerdem ist die Concurrenz auf diesem Gebiete sehr stark. Er wundert sich über den schwachen Widerhall, den seine Seufzer finden, über den verhallenden Klang seiner Stimme, und er kommt in Versuchung, wegen seines Mißerfolgs viel eher seinen Verleger anzuklagen, der nicht Schuld daran ist, als die Gleichgiltigkeit der Leser. Er hat keine Ahnung davon, daß man auf dem Gebiete der Poesie mittelmäßige Verse leisten kann trotz großer technischer Geschicklichkeit, vieler Kenntnisse, Melancholie, Freiheitssehnsucht und Wehmuth. Um da Erfolg zu haben, genügt es nicht, in hohem Maße zugänglich für Eindrücke zu sein — das ist einer großen Zahl von Menschen eigen — oder gelehrt zu sein, was schon seltener ist, aber nicht einzig dasteht, oder im Auffinden und in der Anwendung überraschender Reime zu glänzen und alle Hülfsmittel des Rhythmus zu kennen, das ist Anderen auch möglich. Sondern bei Anwendung aller dieser verschiedenen Gaben und Künste

*) Hoffmann's Aufsatz liefert zwischen den Zeilen eine treffende Charakteristik des philiströsen alten Herrn, der sich mit weitläufig pedantischen Speculationen über den Versbau beschwert und allen Ernstes glaubt, daß die Lectüre der Classiker und die guten Rathschläge guter Freunde ein dichterisches Genie züchten könne.

Digitized by Google

darf der Poet niemals den eigenen unverrückbaren, unveräußerlichen Charakter verleugnen, der denselben Empfindungen bei ihm einen anderen Ton giebt als bei Anderen. Jedes Individuum ist begabt zu lieben, zu hoffen, zu fürchten, Niemand besitzt ein Monopol auf diese Eigenschaften, aber das Temperament drückt ihnen den Stempel des Persönlichen auf, und so entsteht die Originalität. Die allgemeinen Gefühle werden besondere, indem sie die eines Einzelnen werden, das heißt, indem sie die Eigenschaften seiner Seele annehmen, ebenso wie der Ausdruck derselben Gefühle auf verschiedenen Gesichtern diesen einen verschiedenen Charakter verleiht. Der Styl des Dichters ist für seine Empfindungen dasselbe wie der physiognomische Ausdruck seines Antlitzes; aber die mimische Plastik der Sprache bleibt hinter der der körperlichen Physiognomik zurück, und die Sätze können nie so getreu den Schlag des Herzens wiedergeben, nie so geschmeidig und beweglich wie die Gesichtszüge sein, besonders wenn sie den unbeugsamen Gesetzen der Dichtkunst unterworfen sind.

Nachdem Sully Prudhomme so den jungen Dichtern die Unerläßlichkeit der Originalität vorgehalten hat, wenn sie sich vor anderen auszeichnen wollen, geht er näher darauf ein und führt aus, daß die Originalität des Schriftstellers in seinen Werken durch die Wahl der behandelten Gegenstände und durch das, was er aus sich heraus hinzuthut, bedingt wird. Klingt das nicht ebenso, wie das prächtige, durch Spielhagen geprägte Wort vom Finder und Erfinder? Wo es auch der Dichter herhaben mag, ob es von innen oder von außen sei, was er uns bietet, seine Persönlichkeit wird doch schließlich den Ausschlag geben. „So viele Variationen über dasselbe Thema sind uns schon in der Poesie geboten, dieselben ewigen Empfindungen des Schmerzes, besonders der Liebe haben schon so zahllose und so treffliche Poeten begeistert, daß die Erzeugnisse der zuletzt Gekommenen sich kaum unter einander und von denen der Vorgänger unterscheiden können, wenn sie nicht den Reflex der intimsten Persönlichkeit eines Jeden bilden. Daraus folgt die Nothwendigkeit für Jeden, seine Zuflucht zu den feinsten Hülfsmitteln der Sprache zu nehmen. Zu diesem Zweck muß aber der Dichter die Beziehungen zwischen dem Zustand der Seele und den poetischen Functionen der Sprache genau kennen. Die Ehrlichkeit, die Gewissenhaftigkeit bei der Ausführung besteht für den Poeten wie für die anderen Künstler darin, sich nicht billig mit dem, was er fühlt, abzufinden. Das soll nicht heißen, daß er verurtheilt sei, jede Idee, jedes Bild als nicht passend zu verwerfen, das ihm durch einen Reim, der sich ihm bisweilen ohne Verletzung seines Gedankenganges bietet, suggerirt wird. Durchaus nicht. So etwas ist ein glückliches Zusammentreffen, keine Verrätherei. Was er aber vermeiden soll, das sind die Flickwörter und, als weniger naive Licenz, die ganzen Flickverse, deren parasitisches Eindringen den Gedanken dem Reime preisgiebt. Die Unehrlichkeit schleicht sich dann mit mehr oder weniger Geschicklichkeit in die Ausübung ein, und das geschieht bei gewissen Virtuosen." Als Kennzeichen für die Unehrlichkeit und Unnatur gewisser Dichter, die nicht ausdrücken, was sie fühlen und nicht fühlen, was sie ausdrücken, giebt Sully Prudhomme an: die nackte Uebertreibung der Leidenschaftlichkeit und Wunderlichkeiten ohne innere Erregung.

Wir verstehen sehr wohl, was er meint, denn wir haben manche Wunderlichkeiten genossen und müssen sie zum Theil noch genießen, und wir möchten solchen Dichtern und Dichterinnen Sully Prudhomme's Worte an's Herz legen: „Die falsche Physiognomik der Sprache wirkt auf den Leser ebenso wie die des Körpers auf den Zuschauer durch affectirte Manieren, einstudirte Gesten, einen gezierten oder absichtlich nachlässigen Gang. Wenn ein Akrobat über ein ausgespanntes Seil geht, wenn ein Straßenjunge ein Rad schlägt, nimmt man ihre Vorführungen nicht für die gewöhnliche Art ihrer Fortbewegung, und wenn sie wie wir gehen, merkt man, daß sie weder Grazie noch Vornehmheit besitzen. Ebenso zeigen solche Autoren durch gewisse sonderbare Poesieen einzig und allein die Absicht, in Erstaunen zu versetzen, und man kann sicher wetten, daß die ersten Verse, in denen sie den ehrlichen Ausdruck dessen, was sie fühlten, versucht haben, durch ihre Mittelmäßigkeit eine eben solche Mittelmäßigkeit ihrer Begeisterung verriethen."

Er erkennt die Gefahr, die darin liegt, daß gerade derartige Schriftsteller durch ihr sonderbares Auftreten Aufsehen erregen. Es ist zu befürchten, erklärt er, daß junge Poeten, die sonst in jeder Hinsicht gut begabt sind, aus Ungeduld über ihre Unberühmtheit sich verführen lassen, jenen nachzuahmen, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu erzwingen, und daß sie jenen gesuchten Ton anschlagen, der heutzutage ihren Werken den Anschein der Originalität verleihen kann. „Diese Verirrten sind zu beklagen, denn sie können zu ihrer Entschuldigung anführen, wie außerordentlich schwierig es ist, durchzudringen, weil die durch Vorgänger und Mitstrebende geschaffene Concurrenz ungeheuer ist."

Nach dem bisher Angeführten könnte man vermuthen, daß Sully Prudhomme überhaupt ein Gegner alles Neuen sei; das ist aber durchaus nicht der Fall. Mild, versöhnlich, voll Anerkennung und Verständniß für manches Sonderbare sind die Worte, die er der jüngeren Generation widmet. „Die Concurrenz schreckt glücklicher Weise die Jünger nicht ab, sie stachelt im Gegentheil Viele an. Daher kommen die bemerkenswerthen Anstrengungen der Tapfersten, alle möglichen Vortheile aus dem Sprachschatz zu ziehen, die überkommenen Versformen biegsamer zu machen und sie einem subtileren Inhalt anzupassen. Der Versuch ist erhaben und schwierig, und ihre Kühnheit würde zur Verzweiflung führen, wenn nicht augenscheinlich ihr Vertrauen auf sich ihrem Wagemuthe gleichkäme. Man muß sich über ein solches Unternehmen weder wundern noch darüber lachen. Durch die natürlichsten Triebe wird die ganze letzte Generation von Künstlern dazu gedrängt, ein durch die Menge ihrer Vorgänger abgenutztes Instrument zu erneuern. Dieses ererbte Instrument hat wunderbare Leistungen aufzuweisen; aber viele Poeten, die zuletzt gekommen sind, suchen nun auf der Leier nach Saiten, die im Einklang mit ihrer inneren Stimme vibriren... Sie sind gezwungen, die alten, schon abgegriffenen Saiten zu benutzen; machen sie aber den bestmöglichen Gebrauch davon? Statt geduldig die zu der ganz persönlichen Nuance ihrer Inspiration passenden Töne hervorzulocken, reißen sie an den Saiten herum ..." Wie freundlich und doch voll leiser Ironie sind weiterhin die Worte des Meisters! „Die Poeten der vorhergehenden Generation, die durch ihre eignen Meister und durch weniger rauhe Sitten an Wohlwollen gewöhnt sind, lesen die jüngsten Erzeugnisse mit dem aufrichtigen Wunsch zu applaudiren; aber ihr Ohr wird oft verletzt durch gesuchte Verse, sie sind nicht fähig, sich solchem Genuß hinzugeben ..."

Auch wir kennen den in den letzten Jahren entbrannten Streit über die Grenzlinien zwischen Poesie und Prosa. Sully Prudhomme läßt einen der Jüngsten folgende Betrachtungen anstellen: „Das Bedürfniß nach einem guten Reim ist erkünstelt und verdirbt den Geschmack. Es offenbart eine erbärmliche Neigung zum Wortspiel. Die Zahl der Versfüße ist veränderlich, und man kann sie nicht festlegen. Es genügt, daß die Verse einigen Lesern gefallen, so hat der Poet das Recht zu seiner Existenz bewiesen, und sein Titel kann ihm nicht bestritten werden; denn er kann nur durch die Leser, an die er seine Verse richtet, beurtheilt werden. Was übrigens heute durch die Neuheit Anstoß erregt, kann morgen bewundert werden, und um eine radicale Reform der Verskunst durchzuführen, braucht man vielleicht nur die angewöhnten Neigungen des Ohres abzulegen. Auf jeden Fall sind in der Poetik noch sehr viele Entdeckungen zu machen." Sind das nicht auch für uns sehr bekannte Klänge? Ist es nicht, als wenn man einen unsrer ersten Rufer im Streit hörte?

Digitized by Google

So etwas, bemerkt Sully Prudhomme, ist wohl geeignet, die jungen Poeten zu verführen, denn es sicherte ihnen Unabhängigkeit. Indem sie die Basis jeder Grammatik überspringen, befreit es sie von einer großen Sorge, und jeder Debutant hängt nur noch von sich und seinen Freunden ab ... „In ihren Gedichten muß man dann seine Zuflucht zum Auge nehmen, um unterscheiden zu können, ob ein Satzglied ein Vers oder ein einfaches Stück Prosa ist, je nachdem es gedruckt ist. Also ist die historische Evolution des Verses dahin gelangt, diese Form der Ausdrucksweise nach dem Belieben individueller Phantasieen zu zerstören und jeden wesentlichen Unterschied zwischen Vers und Prosa zu verwischen ... Man behauptet freilich, daß man den Vers nicht abschaffen, sondern vervollkommnen will, daß man das Maß reformirt, um die Harmonie zu verfeinern, um bessere Hülfsmittel des musikalischen Ausdrucks zu schaffen; wir fürchten aber, daß man die musikalischen Mittel nicht kennt, und sie deßhalb mit denen der Prosa vermengt."

Die Anlage von Hausbibliotheken.

Von Gustav Freytag.*)

Jeder wohlhabende Privatmann, der diesen Artikel sieht, möge gütig annehmen, daß der Aufsatz recht speciell gegen ihn geschrieben ist, und daß ganz speciell gerade auf ihn die Vorwürfe gehen, welche den wohlhabenden Gebildeten von Hamburg bis Meran, von Köln bis Posen auch einmal gemacht werden müssen. Während die letzten zwanzig Jahre in der Einrichtung des menschlichen Behagens bei uns große Veränderungen zum Bessern hervorgebracht haben, und während die schönen Künste überall thätig waren, ihre Gebilde und Erfindungen an das Leben der Einzelnen zu hängen, so ist doch in dieser ganzen Zeit das Verhältniß des Privatmanns zu der Literatur seiner Nation gar nicht besser geworden, als es zu der Väter Zeit war, eher noch schlechter, und wer bei uns über die Einrichtung von Privatbibliotheken schreiben will, sieht sich genöthigt, seine Abhandlung mit einer unehrerbietigen Strafrede gegen die Vermögenden und Behaglichen im Lande anzufangen.

Ja, der Sinn für Comfort und schönen Genuß ist allgemeiner geworden. Wenn der Hausherr seine Freunde einladet, so kommt es ihm nicht mehr allein darauf an, recht schweres Silbergeräth und sechs verschiedene Arten von Trinkgläsern zu zeigen, sondern er hat die Einsicht gewonnen, daß die Formen seines Tisch- und Hausgeräthes zierlich und schön sein müssen, um zu gefallen; und wenn die deutsche Hausfrau sich für eine Gesellschaft schmückt, so beschäftigt sie nicht mehr zumeist die Schwere und der hohe Preis der Stoffe, in welche sie sonst ihren Körper einnähen ließ, sondern die zweckmäßige, den Gesetzen der Schönheit entsprechende Zusammenstellung der Farben und Formen bei ihrer Toilette. Es ist recht hübsch, daß unsere reichen Leute verstehen, gut zu essen und gute Weine von schlechten zu unterscheiden, daß unsere Frauen bereits Ansprüche an die Form eines Ballstraußes und die Farben eines Sopha-Ueberzuges machen; wenn aber dieselben feinen Leute, welche ihren servirenden Bedienten Glacéhandschuhe über die musculösen Hände ziehen, so oft diese vor anderen Menschen präsentiren, sich nicht scheuen, so bald sie allein sind, die beschmutzten Bände einer vielgelesenen Leihbibliothek in die eigene weiche Hand zu nehmen, so ist das nicht schön. Allerdings ist es noch schlimmer, daß sehr viele reiche und elegante Leute überhaupt gar nicht das Bedürfniß fühlen, ihre einsamen Stunden durch Lectüre zu verschönern, und sich die beste Gesellschaft zu verschaffen, in welche eingeführt zu sein der Reiche stolz sein sollte, die Gesellschaft aller bedeutenden und geistvollen Menschen, welche seit einigen kleinen Jahrtausenden gelebt und geschrieben haben. Wir Deutsche nennen uns gern eine literarisch gebildete Nation, wir sind stolz darauf, daß bei uns durchschnittlich mehr Menschen lesen und schreiben können, als bei unseren Nachbarn; wir sind stolz darauf, daß unsere Wissenschaft und unsere künstlerische Literatur bei fremden Völkern angesehen ist und in der Fortbildung des Menschengeschlechts eine Hauptrolle spielt; aber die Methode, nach welcher wir alte und neue Bücher zu genießen pflegen, ist noch so kleinlich, roh und spießbürgerlich, daß es eine wahre Schande ist. Allerdings werden in Deutschland viele Bücher gekauft, solche Bücher, welche nöthig sind, um daraus zu lernen, populäre Werke der einzelnen Fachwissenschaften und Lehrbücher aller Art; aber der Verbrauch von solchen Werken, welche mehr der Schönheit, als dem unmittelbaren praktischen Nutzen dienen, ist leider noch sehr unsicher und der Sinn für Lectüre gerade bei den Genießenden noch sehr wenig ausgebildet. Derselbe Mann, welcher ohne das geringste Bedenken ein Dutzend Thaler für einige Flaschen Champagner oder ein Austernfrühstück hinwirft, und der im Stande ist, dies öfter zu thun, ohne seine Verhältnisse zu derangiren, wird sich sehr hüten, ein gutes oder interessantes Buch zu kaufen. Er wird die Gelegenheit abwarten, es zu leihen, vielleicht gar von dem Buchhändler selbst, denn er wird es für eine unerhörte Verschwendung halten, neben seinen starken Ausgabeposten für Delicatessen oder Sportfreuden auch noch eine Bücherrechnung am Ende des Jahres zu bezahlen. Und dieselbe Dame, welche für eine Balltoilette zehn Louis'dor ihres Taschengeldes auszugeben pflegt, würde vielleicht sehr entrüstet sein, wenn man ihr zumuthete, Macaulay's Geschichtswerk zu kaufen und von ihrem Taschengelde zu bezahlen. — Doch in der That, einmal im Jahre, zur Weihnachtszeit, wo die Herren in Verlegenheit sind, was sie den Frauen und Kindern schenken sollen, werden hübsch aussehende, stark vergoldete Bücher fast von allen reichen Herren eingekauft und zum Geschenk gemacht. Diese haben dann die Bestimmung, ein Jahr lang auf dem Toilettentisch zu liegen. Die laufenden literarischen Bedürfnisse der übrigen Zeit befriedigen die Leihinstitute.

Dieses knickerige Verhalten sehr vieler wohlhabender Privatleute hat auf die gesammte deutsche Literatur großen Einfluß ausgeübt, und viel dazu beigetragen, die Schriftsteller sowohl als den Buchhandel zu drücken, ja zuweilen zu corrumpiren und auf Abwege zu führen; ferner aber hat es einen eigenthümlichen Industriezweig zu großer Ausdehnung gebracht, die Leihinstitute für Bücher, Zeitschriften u. s. w. Der große Nutzen dieser Leihanstalten soll hier nicht verkannt werden, aber ihre Stellung zum deutschen Bücherverkauf ist sehr gefährlich geworden. Für Werke, welche nicht dem praktischen Nutzen oder der Wissenschaft unmittelbar dienen, z. B. für belletristische Werke, Reisebeschreibungen, sowie für periodische Zeitschriften, sind dergleichen Institute in Deutschland die Hauptabnehmer, oft die alleinigen Käufer. Wer ein Buch dieser Art verlegt, oder eine periodische Zeitschrift herausgiebt, muß vor Allem diesen Instituten zu gefallen suchen. In ihnen aber gefällt zunächst, was dem Geschmack der großen Masse am meisten entspricht. Auf der anderen Seite aber werden viele solche Erzeugnisse, welche auf den Beifall kleinerer Kreise von Gebildeten berechnet sind, z. B. lyrische Gedichte, Schauspiele, manche Arten populärer, wissenschaftlicher Werke, Reisebeschreibungen, Kupferwerke, in ihrer Wirkung aufgehalten und ihre Verfasser entmuthigt, weil die Verleger bei jedem solchen Buche gezwungen sind, zu fragen: Wird es unserem Hauptkäufer, dem Publicum der Leihbibliotheken, gefallen? Jedes andere Buch aber, welches nicht in den Kreis der Leihbibliothekschriften

*) Aus den von Ernst Elster herausgegebenen, bei S. Hirzel, Leipzig, erschienenen „Vermischten Aufsätzen" des berühmten Verfassers.

Digitized by Google

gehört, auch nicht einer bestimmten Fachwissenschaft angehört, hat unter solchen Umständen in Deutschland gar kein bestimmtes Publicum, und es ist fast Sache des Zufalls und des Glücks, wenn es sich einbürgert und dem Verleger Früchte trägt. Und doch giebt es viele wichtige, im besten Sinne des Wortes populäre Unternehmungen, durch welche die Literatur wesentlich gefördert wird, und welche nur möglich sind bei stattlicher Betheiligung von Privatleuten. Fast alle solche Unternehmungen kränkeln in Deutschland, weil ihnen die nöthige Unterstützung fehlt.

Wer Geld hat, muß auch die Verpflichtung fühlen, etwas für die Literatur seines Volkes zu thun. Es ist gar nicht nöthig, daß er ein leidenschaftliches Interesse an all' den guten Werken hat, welche er bezahlt, er soll sie bezahlen, damit solche Unternehmungen rentiren und das Ganze den Vortheil davon habe. Freilich wird es besser sein, wenn sein Geist ein lebhaftes Interesse an allem Schönen und Großen, was in der Literatur zu Tage kommt, nehmen kann. Da das aber nicht immer möglich ist, sehr oft beim besten Willen und guter Bildung nicht möglich ist, so soll er wenigstens eine Pflicht gegen seine Zeit erfüllen, indem er Anderen die Möglichkeit offen erhält, solche Interessen zu verfolgen. Das ist eine Anstandspflicht des reichen Mannes.

Und deßhalb sollte jeder Wohlhabende eine kleine feste Summe seines jährlichen Etats für Gründung und Erhaltung einer Hausbibliothek bestimmen, und er sollte ferner nicht seinen und seiner Familie Verkehr mit den bedeutenden Schriftstellern aller Zeiten in einen entlegenen, staubigen Winkel seines Hauses verweisen, sondern je nach seinen Verhältnissen einen größern oder kleinern Raum mit entsprechender Decoration auswählen, welcher als das Bibliothekzimmer jedem Familienmitgliede offen steht und den Gästen einen erwünschten Ort der Sammlung, interessanter Unterhaltung und Belehrung darbietet. Eine solche Hausbibliothek ist gegenwärtig nur in den wenigsten wohlhabenden Familien Deutschlands zu finden, und in sehr wenigen ist die etwa vorhandene zweckmäßig und anständig aufgestellt. Auf vielen Schlössern unsrer großen Gutsbesitzer sind zwar alte Büchersammlungen vorhanden, häufig aus der Zeit ihrer Großväter, welche mit dem französischen Firniß auch den Respect vor den französischen Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts erhalten hatten. Aber diese Büchersammlungen sind in der Regel eine Beute der Spinnen und Bücherwürmer, im besten Falle sind sie dürftig und schmucklos aufgestellt, und die Summe, welche für ihre Completirung verwandt wird, ist so gering, und der Mangel an Urtheil bei Auswahl neuer Bücher so groß, daß sie auf den Fremden, welcher sich zu ihnen verirrt, oft einen unheimlichen Eindruck machen. Und doch ist gerade auf dem Lande, bei der größern Isolirung des Lebens, eine zweckmäßige Auswahl nützlicher und interessanter Bücher die nothwendige Bedingung des Behagens für eine gebildete Menschenseele. Aber auch der reiche Fabrikherr, der große Kaufmann sollten die Verpflichtung fühlen, durch eine solche Anlage ihr Familienleben zu verschönern. Und wenn dem Hausherrn seine angestrengte Thätigkeit nur selten verstattet, sich selbst daran zu erbauen, so möge er bedenken, daß er seiner Familie kein besseres und dauernderes Vergnügen machen kann, als diese Anlage. Der Zustand der Bibliothek in einer Familie ist unter allen Umständen der erste Gradmesser für die geistige Bildung und das innere Leben ihrer Angehörigen, und ein fremder Gast, welcher hereinkommt, hat nur nöthig, sich nach den vorhandenen Büchern zu erkundigen, um ein Urtheil über die Cultur des Hauses zu gewinnen.

Jeder Wohlhabende hat die Pflicht, in seinem Etat eine feste Summe für eine Hausbibliothek auszuwerfen. Er soll aber auch darauf sehen, diese Summe zweckmäßig zu verwenden; er soll nicht nach hübschen Einbänden und anderen Zufällen kaufen, welche ihm ein gefälliger Buchhändler nahe legt, sondern er soll unter allen Umständen sich einen gewissen Plan machen und zu erfahren suchen, was von guten und interessanten Büchern im Laufe des Jahres erscheint. Wenn ihm das Letztere die Freunde des Hauses nicht sagen können, so mag er sich selbst die Mühe geben, sich darum zu bekümmern. Dazu sind die literarischen Zeitschriften vorhanden; es wird nützlich sein, wenn er sich eine solche periodische Schrift selbst hält. Es ist kein Grund anzunehmen, daß irgend eines unserer literarischen Blätter zürnen sollten, wenn er auf sie abonnirt. Unter der Leitung eines solchen Blattes wird es ihm leicht werden, eine passende Auswahl nach seinen Kräften und Interessen zu treffen, indem er das Wichtigste von politischen Brochuren, von populären geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und ästhetischen Werken und das Beste, was von Poesie und Bildwerken im Buchhandel erscheint, auswählt.

Wer eine Bibliothek anlegt, sorge auch für einen einfachen und geschmackvollen Einband seiner Bücher. Erst in den letzten Jahren sind in Deutschland geschmackvolle Einbände allgemeiner geworden, noch jetzt ist es aber nöthig, dem Buchbinder auf die Finger zu sehen; kein unnützes Ueberladen mit goldenen Zierrathen, aber eine genaue Angabe des Titels auf der Rückseite in deutlichen Lettern, die Bücher bei kleinen Bibliotheken möglichst gleichförmig eingebunden, bei großen vielleicht je nach Schränken und Fächern verschieden gekleidet. Immer ein genaues Verzeichniß der vorhandenen Bücher, bei größeren Sammlungen die einzelnen Bände mit laufenden Nummern und der Nummern des Schrankes bezeichnet. Bei kleineren Bibliotheken sei ein Mitglied der Familie der Bibliothekar; gern wird eine der Damen des Hauses diesen Posten übernehmen und die Ordnung und Sauberkeit unter den Büchern mütterlich zu erhalten wissen.

Aber die Bibliothek verlangt auch eine zweckmäßige Aufstellung. Und hier ist der Ort, wo die Deutschen sich die Engländer einmal ohne Rückhalt zum Muster nehmen sollten. In England ist das Bibliothekzimmer ein unentbehrlicher Theil des Familiencomforts, eine Bibliothek halten, ist für jeden Gentleman nothwendig. Die literarische Bildung der Engländer ist oft einseitiger, als die unsere, aber ein gewisses Interesse für Literatur ist viel allgemeiner verbreitet, als bei uns. Lord und Gentleman auf dem Lande, Kaufmann und Fabrikherr in der Stadt halten ihre periodischen Literaturblätter und arrangiren nach diesen ihre Bibliotheken; weder im normännischen Schloß, noch in der niedlichen Cottage, noch im geräumigen Hause der Stadt fehlt das Bibliothekzimmer. Es ist der privilegirte Raum des Hauses, zu bestimmten Tageszeiten hat Jeder dort Zutritt, und es wird Alles aufgeboten, diesen Raum zu schmücken und angenehm zu machen. Die beste Lage, die weichsten Sessel, allerlei Kunstgegenstände als Zierrath werden dort hineingesetzt. Freilich ist zuweilen mehr Ostentation, als wirkliches Interesse bei dieser landesüblichen Anlage; aber sie ist doch immer das Zeichen eines bessern und edlern Strebens, als die unwohnlichen Putzzimmer unserer Hausfrauen mit ihren Silber- und Glasschränken und dem kleinen Tisch unserer Soirée-Abende, auf welchem einige alte Bildwerke in abgegriffenen Leinwandbänden liegen, Sammlungen, welche sehr achtungswerth, aber durchaus nicht neu und nicht unbekannt sind. Die Bibliothekzimmer der Engländer sind ein so charakteristischer Theil ihrer Hauseinrichtung und so nachahmungswerth für uns, daß hier die Einrichtung und Decoration wenigstens von einem kurz angedeutet werden soll. Es war das Bibliothekzimmer des Architekten Nash in London, allerdings eines sehr reichen Mannes, welches Fürst Pückler im vierten Theil der Briefe eines Verstorbenen beschreibt.

„Seine Bibliothek bildet eine lange, breite Gallerie mit zwölf tiefen Nischen auf jeder Seite, und zwei großen Portalen an den Enden, die in zwei andere geräumige Zimmer führen. Die Gallerie ist flach gewölbt, und erhält einen Theil ihres Lichtes von oben durch eine zusammenhängende

Digitized by Google

Reihe eleganter Rosetten, deren mattes Glas verschiedene Grau in Grau gemalte Figuren schmücken. In jeder Nische befindet sich in der Decke ebenfalls ein halbrundes Fenster von lichtem Glase, an der Rückwand oben ein Alfresco-Gemälde aus den Logen Raphaels, und unter diesem auf Postamenten aus Gypsmarmor: Abgüsse der besten Antiken. Den übrigen Raum der Nische nehmen Schränke mit Büchern ein, welche jedoch nicht höher, als das Postament der Statue ist, emporsteigen. Auf den breiten Pfeilern zwischen den Nischen sind ebensalls Arabesken nach Raphael aus dem Vatican, vortrefflich al fresco ausgeführt.

Vor jeder Nische, und etwas entfernt davon, steht in der mittleren Gallerie ein Tisch von Bronce mit offenen Fächern, welche Mappen mit Zeichnungen enthalten, und auf den Tischen Gypsabgüsse irgend eines berühmten architektonischen Monuments des Alterthums. Ein breiter Gang bleibt noch in der Mitte frei.

Aller Raum an Wänden und Pfeilern, der keine Malereien enthält, ist mit mattem Stuck belegt, der in einem blaßröthlichen Tone gehalten, und mit goldenen schmalen Leisten eingefaßt ist. Die Ausführung erscheint durchgängig gediegen und vortrefflich."

Allerdings werden wir in Deutschland nur selten unsere Bücherräume so reich auszustatten im Stande sein, aber auf dem Lande wie in der Stadt können wir in viel bescheideneren Verhältnissen auf passende und anmuthigere Weise ein Zimmer als Bibliothek einrichten. Ein heller Raum, womöglich mit der Aussicht in's Grüne, an den Wänden solide Schränke für die Bücher, ein besonderer mit Schubfächern für Karten und Bildwerke, wo diese in Mappen liegen können; in der Mitte ein eleganter Arbeitstisch mit bequemen Sesseln zum Zurücklegen des Rückens, in den Ecken der Stube Nischen mit Statuen oder Vasen, wenn nicht von Marmor, doch von Zinkguß oder bescheidener Terracotta, an dem freien Wandraum einige historische Porträts — das ist eine Einrichtung, welche dem Einzelnen auch ohne großen Reichthum möglich wird, und welche hier und da zu veranlassen der lebhafte Wunsch dieses Artikels ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Seelen des Paradieses.

Mysterium in zwei Bildern von Alphonse Daudet.

Deutsch von Max Hoffmann.

(Schluß.)

Zweites Bild: **Im Jenseits.**

Die Hölle. — Der Kreis der Selbstmörder. — Die Verdammten gehen und kommen heulend inmitten der Flammen. — Der Geliebte naht, gestützt von zwei Dämonen.

Erste Scene.

Die Verdammten. Wer ist dieser neue Leidensbruder, der zu uns geführt wird? Das Blut quillt in Strömen aus seiner zerrissenen Brust und läßt eine lange rothe Spur hinter ihm. Wie schwach und bleich er ist! Wieder Einer, dem das Leben zur Last war und der die Bürde abgeworfen hat; wir wollen ihm schnell Platz machen, damit er erfährt, wie man hier leiden muß, weil man dort oben nicht mehr leiden wollte.

Der Geliebte. Was für ein Traum! Was für ein schrecklicher Traum! Dieser Rauch erstickt mich! Diese Gluthen blenden mich! ...

Die Dämonen. Für diesen hier ist der Fall schwierig. In welchen Kreis sollen wir ihn führen? Sollen wir ihn zu den Atheisten, den Ehebrechern oder den Selbstmördern bringen? Er ist dreier Verbrechen schuldig: Er lebte mit einer verheiratheten Frau, er hat Gott gelästert, er ist freiwillig gestorben. Der Fall ist schwierig und muß berathen werden. Du, Verdammter, kannst, während wir unseren Rath halten, inmitten der Flammen umherwandern; dreifache Mauern von Erz versichern uns Deiner Person. (Sie berathen.)

Der Geliebte. Dieses Traumbild ist grauenhaft!

Die Verdammten (umgeben ihn). Bruder, erzähl' uns Deine Geschichte! — Das ist die einzige Erleichterung, die Du bei Deinen Qualen haben kannst.

Der Geliebte. Immer noch! Was wollen diese schwarzen Phantome, diese ausgedörrten Skelette? Mein Traum besteht fort! Aber ich weiß wohl, daß ich in meinem großen Bett erwachen werde, in meinem vom Morgenlicht durchflutheten Zimmer. Die Finken zwitschern an meinem Fenster, und meine Geliebte schlummert an meiner Seite.

Die Verdammten. Er hält es immer noch für einen Traum. Wir Alle haben das durchgemacht. Wenn er sehen wird, daß sein Traum ganze Tage, ganze Jahre, Jahrhunderte und Ewigkeiten währt, wird er wohl glauben, daß er erwacht ist.

Der Geliebte. Könnte man hier nicht ein wenig frische Luft hereinlassen, meine Herren? Ich schwöre Ihnen, daß ich ersticken werde.

Die Verdammten. In hunderttausend Jahren wirst Du noch schwören, daß Du erstickst.

Der Geliebte. Nein, ich schlafe nicht! Nein, ich träume nicht! Niemals hat ein Mensch im Traum solche Schmerzen empfunden. — O, jetzt erinnere ich mich.

Die Verdammten. Da Du Dich erinnerst, so sprich und sag' uns Deine Geschichte!

Der Geliebte. Ich entsinne mich, daß ich eine Frau liebte; ich entsinne mich, daß sie gestorben ist. Ich entsinne mich, daß ich mich getödtet habe, um mich schneller mit ihr wieder zu vereinigen. Ein kalter Stahl in meiner Brust, die Empfindung eines ungeheuren Sturzes, die sengende Berührung von Flammen und einer erstickenden Hitze, Alles dessen entsinne ich mich.

Die Verdammten. Und Deine Geliebte, hast Du sie gesehen? Wo ist sie?

Der Geliebte (leise). Sie hat vor dem Tode ihren Frieden mit Gott gemacht.

Die Verdammten. Dann beklagen wir Dich; denn unsere Leiden werden nichts gegen die Deinigen sein. Die Qualen der Hölle werden für Dich doppelt sein durch eine ewige Trennung.

Der Geliebte. Aber sie hat sich erst in der Todesstunde bekehrt und ich hoffe, daß Gott ihr nicht verziehen haben wird.

Die Verdammten. In diesem Falle wirst Du sie hier finden, oder vielmehr nein, Du wirst wissen, daß sie hier ist und wirst sie nicht berühren können, weil Du bei uns bist, im Kreis der Selbstmörder.

Die Dämonen. Komm, dreifach Verdammter, und höre den Beschluß, den wir in Bezug auf Dich gefaßt haben: Als der ewige Jude der Hölle wirst Du zu keinem bestimmten Kreise gehören; aber Du wirst ewig von Einem zum Andern wandern, heute zu den Atheisten, morgen zu den Ehebrechern, damit Du Theil nimmst an allen Strafen, wie Du an allen Lastern Theil genommen hast. — Hopp! Vorwärts!

Die Verdammten. Auf Wiedersehen, Bruder! Auf Wiedersehen! Und mögest Du in unseren Flammen die Frau finden, die Du suchst! (Der Geliebte geht, verfolgt von Dämonen. Man hört Wuthgeschrei und Schmerzgeheul.)

Digitized by Google

Zweite Scene.

Dasselbe Bild wie das vorhergehende. — Verdammte und Dämonen. — Der Geliebte kommt.

Der Geliebte. Vergebens habe ich sie gesucht; sie ist nicht hier, und ich habe nun die Gewißheit, daß sie mich im Sterben verleugnet hat. Ich bin also zu ewigen Qualen verurtheilt, weil ich meinen Schwur der Liebe nicht gebrochen habe. — Geh, Elender! Rase von Kreis zu Kreis, immer verfolgt von verzehrenden Flammen! Lauf immer, lauf ruh- und friedlos! Empfinde alle Marter! Nimm Theil an allen Schmerzen, während die heuchlerische und abtrünnige Gattin dort oben von der köstlichen Frische ihres Paradieses zusieht, wie Du brennst!

Die Verdammten. Nun, Bruder, hast Du sie gefunden, die Du suchtest?

Der Geliebte. Als ich den Kreis der Ehebrecher durchschritt, habe ich unglückliche Paare gesehen, die, ewig aneinander gebunden, sich zusammen in den Flammen wanden. Wie sehr litten sie! Wie elend waren sie! Und dennoch habe ich sie in ihrem Elend beneidet, ihre Leiden machten mich mißgünstig, und ich habe geweint bei dem Gedanken, daß sie wenigstens zwei zum Leiden waren.

Die Verdammten. An Deinem Schmerz erkennt man wohl, daß Deine Geliebte in keinem der infernalischen Kreise ist. In diesem Falle, Bruder, freue Dich! Denn Du wirst sie heut' erblicken.

Der Geliebte. Wie? Sie ist hier? Sie ist bei Euch? Und ihr wißt es und seht mich weinen und laßt mich leiden! — Schnell, schnell, sprecht und sagt mir, wo sie sich verbirgt, damit ich in ihre Arme eilen kann!

Die Verdammten. Höre: Deine Geliebte ist im Paradies, und Du wirst sie dennoch sehen! — Da Du erst seit gestern bei uns bist, so kennst Du noch nicht den Brauch des Hauses; aber sei sicher, Du wirst sehr viel Zeit haben, ihn kennen zu lernen! Wisse also, o Novize unter den Verdammten, daß heut' der Fronleichnamstag ist! An diesem Tage, der für uns einmal jährlich wiederkehrt, hören die Höllenkessel auf zu sieden, die Hochöfen erlöschen, die Folterinstrumente werden bei Seite gelegt, die Dämonen kreuzen die Arme; mit einem Wort, die Hölle feiert. Dann theilt sich die weißglühende Erzdecke, die über unseren Häuptern lastet, und hoch oben, in weiter Ferne, sehen wir alle Heiligen, die Cherubim, die Erzengel und Engel nach ihren Ordnungen durch die Wolken gleiten und vorüberschweben. Und sie machen die Procession um das ganze Paradies, wobei sie Blumen aus gefüllten Körben, Wohlgerüche aus vollen Weihgefäßen austheilen. Hinter ihnen schreitet ernst und mit gesenkten Augen die lange Schaar der Glückseligen, unter denen Du die erkennen wirst, die Du suchst.

Der Geliebte. Seid gesegnet, meine Brüder, für die gute Nachricht, die Ihr mir gebt, und für den Strom von Hoffnung, den Ihr in meine Seele gießt! Wenn ich meine Geliebte sehen kann, bin ich gerettet.

Die Verdammten. Gerettet! Was willst Du damit sagen?

Der Geliebte. Glaubt Ihr, daß meine Stimme nicht zu ihrem Ohre hinaufdringen kann?

Die Verdammten. Bis zu ihrem Ohre, ja; aber nicht bis zu ihrer Seele ...

Der Geliebte. O, ich bin sicher, sobald sie hier den Mann sieht, den sie so sehr geliebt hat, sobald sie die Stimme hört, die ihr so theuer war, wird sie kommen und meine Qualen theilen, oder sie wird Fürbitte bei Gott einlegen, mich an ihrem Glück theilnehmen zu lassen.

Die Verdammten. Ach, ewiger Jude, ewiger Jude, Du bist sehr naiv!

Der Geliebte. Glaubt Ihr, daß Gott seinen Seelen des Paradieses etwas abschlägt?

Die Verdammten. Die Seelen des Paradieses schlagen den Seelen der Hölle Alles ab.

Der Geliebte. Nein! Ihr kennt sie nicht, diese theure Geliebte. Wenn Ihr wüßtet, wie sie mich liebte! Das Nahen des Todes, die Paternoster des Priesters haben ihr den Verstand in ihrer letzten Stunde verwirren können; aber ich brauche nur — deß bin ich sicher — ein Wort zu ihr zu sagen, und sie kommt ganz zu mir zurück — wie einst.

Die Verdammten. Die Luft des Paradieses ist verhängnißvoll für das Gedächtniß. Jeder von uns hat dort oben einen Verwandten, einen Freund, einen Bruder, eine Schwester, eine Mutter, ein Weib; — von diesen geliebten Wesen können wir nie auch nur einen Blick erlangen.

Der Geliebte. Ihr seid nie geliebt worden wie ich.

Die Verdammten. Gut also! Erhebe Dich, Verdammter! — Die Stunde ist gekommen, Dein Heil zu versuchen. Mögest Du, arme Seele, glücklicher sein als wir!

Dritte Scene.

Die Höllendecke theilt sich. — Eine unendlich liebliche Musik wird hörbar. — Die himmlische Procession schreitet durch die Wolken; zuletzt kommt der heilige Petrus, die Schlüssel zum Paradies in der Hand. — In der letzten Reihe der Cherubim schreitet die Geliebte in einem weißen Gewande. — Die Heiligen streuen Blumen.

Die Verdammten. Da sind sie! Da sind sie! — Wie schön ist das! — O, der köstliche Luftzug, der zu uns weht, und welch' feiner Weihrauchduft!

Ein Verdammter. Inmitten der Glückseligen, seht Ihr Jene, die mit gesenktem Haupte schreitet — ein goldenes Meßbuch in den Händen — und schönes weißes Haar in Flechten um die Stirn? Meine Augen und mein Herz haben sie erkannt, — es ist meine Mutter!

Ein anderer Verdammter. Meine Augen und mein Herz haben ihn auch erkannt, jenen kleinen Cherub, in Musselin gekleidet, mit azurblauem Gürtel; er schwenkt mit seinen runden, rosigen Armen ein Banner mit goldenen Blumen in der Luft, daß ebenso groß ist wie er; es ist meine Schwester, meine kleine Anna, die ich so sehr beweint habe.

Der erste Verdammte. Arme Mutter! Wie liebte sie mich einst! — Sie hat mich genährt, ja, meine Herren, sie selbst. Sie war eine ganz kleine Frau und besaß nicht einen Hauch Leben. Sie liebte mich so, daß sie daran starb. War ich fröhlich, so lächelte sie, und traurig, so weinte sie. Ach, welches Elend für mich! Ihr Herz hat sich sehr geändert, seit sie dort oben wohnt.

Der zweite Verdammte. Liebe Schwester! Angebetete Schwester! — Sie ist am Tage ihres ersten Abendmahls gestorben. Sie war auf Erden ein Engel ohne Heimath; aber seit sie zu ihrem Paradies zurückgekehrt ist, hat sie den so sehr geliebten Bruder, der ihr an den langen Winternachmittagen schöne Geschichten erzählte, vergessen.

Der erste Verdammte. Mutter, Mutter, einen Blick für Deinen Sohn, Deinen theuren, einstigen Liebling! — Ach! Sie ist schon fern, und mein Ruf hat die sanften rhythmischen Bewegungen ihres Ganges nicht gestört.

Der zweite Verdammte. Geliebte Schwester, Dein Bruder ruft Dich, Dein Bruder, der Dich so oft auf seinen Schultern reiten ließ, so oft an seinen Armen hochhüpfen ließ! Nichts! Nichts! Nicht einen Blick! ... (Er weint.)

Die Verdammten (zu dem Geliebten). Nun, Bruder, was sagst Du dazu? — Hast Du immer noch Vertrauen?

Der Geliebte. Immer noch! — Meine theure Geliebte ist mehr werth als alle diese Frauen. (In diesem Augenblick fällt ein Regen von Rosen unter die Verdammten, die sie sich gegenseitig wüthend entreißen.)

Ein Verdammter (eine Rose kauend). O die Blumen! Wie das gut thut!

Ein Dämon (nähert sich ihm). Die Rose, die Du da kaust, wird Dir theuer zu stehen kommen.

Digitized by Google

Chor der Engel. Ehre sei Gott in der Höhe!

Der Geliebte. Nichts! Ich sehe nichts!

Die Verdammten. Sie ist eine der zuletzt in das Paradies Gekommenen. Suche sie in den letzten Reihen.

Der Geliebte (mit Entzücken). Ich sehe sie! Ich sehe sie! Die Dritte zur Linken, in der vorletzten Reihe! Wie schön ist sie! Tausendmal schöner, als ich sie je gesehen habe. O, meine Augen können nicht satt werden, sie zu sehen. — Meine Brüder, meine Brüder, umarmt mich, ich bin glücklich!

Ein Dämon (nähert sich ihm). Du wirst mir dieses Glück heut' Abend bezahlen; unterdeß nimm dies auf Abschlag! (Er schlägt ihn.)

Der Geliebte (wälzt sich am Boden). Erbarmen! Wie leide ich!

Chor der Engel. Ehre sei Gott in der Höhe!

Der Geliebte (mit schrecklicher Stimme). Zu Hülfe! Geliebte, zu mir!

Der heilige Petrus. Habt Ihr diesen Schmerzensschrei gehört, meine Kinder? Ein Verdammter, der gemartert wird! Arme, arme Leute!

Der Geliebte. Geliebte, Geliebte, zu mir!

Der heilige Petrus (zu den Seelen des Paradieses). Ich glaube, meine Lieben, man ruft eine von Euch.

Der Geliebte. Marie, Marie, theures Weib!

Der heilige Petrus. Sicherlich, da ist Jemand, der ruft. Goldene Harfen und himmlische Chöre, schweigt!

Der Geliebte. Marie, ich bin es, der Dich ruft, ich, Dein Freund, Dein Geliebter.

Der heilige Petrus (zu der Geliebten). Fräulein Marie, dort unten ist Dein Name ausgesprochen worden. Neige Dich über diese Wolke und schau nach, was man von Dir will!

Die Geliebte (über die Hölle gebeugt). Wer ruft mich?

Der Geliebte. Ah, ich wußte wohl, daß Du mir antworten würdest. Sie sagten, Du hättest mich vergessen; das ist falsch, nicht wahr? Bleib! Bleib lange so, damit ich Dich sehe!

Der heilige Petrus (zur Geliebten). Du kennst also diesen armen Menschen, meine theure Seele?

Die Geliebte. Nein, großer heiliger Petrus, sicherlich nicht.

Der heilige Petrus. Suche, meine Liebe, suche recht!

Die Geliebte. Ach nein! Ich habe niemals dieses schwärzliche Antlitz gekannt, in dem sich die häßliche Sünde ausprägt, diese verbrannten Augen, diese gerötheten Lider, diese verdorrten und von Ruß geschwärzten Glieder. Wo soll ich sie gekannt haben?

Der Geliebte. Ja, ich verstehe Dich, Du suchst Dich wieder mit mir zu vereinigen oder mich zu Dir hinaufzuziehen. O, wie werden wir uns umschlungen halten, und welches Glück, im Tode unsere schöne Liebe des Lebens fortzusetzen!

Die Seelen des Paradieses. Es scheint, als wenn unsere Schwester jenen Herrn früher gekannt hat.

Die Geliebte (entrüstet). Ich habe immer nur das Paradies gekannt, immer nur meinen Herrn geliebt. Großer heiliger Petrus, sage diesem Verdammten, daß er sich irrt.

Der heilige Petrus (zu dem Geliebten). Mein armes Kind, die theure Seele kennt Dich nicht.

Die Dämonen und die Verdammten (hohnlachend). Hahaha! — Hihihi!

Der Geliebte. Schändliche, schändliche Lüge! Diese Augen, die sich so oft in meine Augen versenkten, diese Lippen, die so gut den Weg zu meinen Lippen kannten, diese Haare, die die meinigen berührten, diese Arme, die mich umschlangen, alles das kennt mich, muß mich kennen. Marie, Du hast also unser kleines Zimmer in der Weststraße und das Liebesleben, das wir dort führten, vergessen?

Die Geliebte (zum heiligen Petrus). Ich weiß nichts von dem, was er zu mir sagt.

Der heilige Petrus. Aber höre mal: Wenn Ihr Beide in der Weststraße gewohnt habt?

Der Geliebte. Und die langen Sommerabende, — bei geöffneten Fenstern, die frischen Wohlgerüche, die vom Luxemburg herüberwehten, dessen große Bäume sich im Schatten vor uns wiegten, die wohlklingenden Tasten, auf denen Deine Hände die Schwingungen Deiner Seele wiedergaben. Dieser ganze entzückende Rahmen unserer Leidenschaft, alle jenen Dinge unserer Liebe, willst Du sie auch verleugnen?

Der heilige Petrus (zur Geliebten). Nun! Ich bin neugierig, was Du darauf zu antworten hast.

Die Geliebte. Ich weiß nichts von alledem.

Der Geliebte. Also! Nein, Ihr werdet sehen, daß sie Alles vergessen hat, Alles; unsere Wanderungen durch's Gehölz in den nebligen Tagen des Herbstes, unsere langen Träumereien am Rande des Weihers von Chaville, die heimlichen Zähren, die unsere Augen füllten, diese namenlosen Schauer, die ihre Hand auf meinem Arm, meinen Arm unter ihrer Hand erzittern ließen, dann unsere feinen Mahlzeiten im Grünen, mit Küssen als Zwischengericht, und jener Tag, wo der Wächter von Viroflay sie überraschte, als sie auf einen Kirschbaum geklettert war, erinnerst Du Dich dessen, Marie? Die Kirschen tanzten auf Deinen schwarzen Haaren: Du warst entzückend dabei. Du wurdest freigelassen gegen einen Kuß auf die braune Wange des alten Wächters. Wie habe ich an jenem Tage gelacht, gütiger Gott!

Die Geliebte. Gehen wir fort von hier, heiliger Petrus! Dieser Unglückliche ist wahnsinnig.

Der heilige Petrus (zur Geliebten). Nun, meine Tochter, suche sorgfältig in Deinen Erinnerungen, ob Du nicht diesen unglücklichen Mann irgendwo gekannt hast! Gott wird Dir deßhalb nicht zürnen, ich bin dessen sicher, und ein gutes Wort würde diesem armen Verdammten so wohl thun! Sei ganz gewissenhaft: Erinnerst Du Dich an Chaville und an Viroflay?

Die Geliebte. Viroflay! Chaville! — Nein! Ich habe diese Leute nie gekannt.

Der heilige Petrus (zu dem Geliebten). Liebes, armes Kind, höre auf mit Rufen und Bitten! Bitten und Rufen wird hier nichts nützen: sie erinnert sich nicht.

Der Geliebte. Ah, Schändliche! Elende! Du, die ich so sehr geliebt habe, für die ich gelebt habe, für die ich gestorben bin, Du hast mir nicht einmal ein Bedauern, eine Erinnerung, eine Thräne dafür zu geben? Nichts? Es bleibt nichts mehr für mich in Deinem Herzen, nicht einmal Haß, nicht einmal Abscheu, nichts als Vergessen? Trauriges Vergessen? Du kennst nicht mehr diesen verwundeten, vernichteten Körper, diese schrecklich entstellten Züge willst Du nicht mehr erkennen, und doch bist Du die Ursache dieser Wunden und dieser Vernichtung! Durch Dich und für Dich bin ich hier, mit Dir müßte ich dort sein. Ohne Deine unheilvolle Liebe würde ich nicht den Ehebruch, nicht den Selbstmord gekannt haben. Nun! Für alle meine vergangenen und zukünftigen Leiden, für meine ewigen Qualen will ich nur eine Erinnerung von Dir. Sprich, verfluchtes Geschöpf, sprich, heißgeliebte Frau, und sage mir, daß Du Dich erinnerst!

Der heilige Petrus (bewegt). O, das arme Kind! Das bekümmert mich wirklich, ich bin ganz bewegt. (Eine dicke Thräne gleitet längs seiner Wange herab und rollt zur Hölle. Ein Verdammter schnappt sie auf.)

Der Verdammte. O! Wie ist das gut zu trinken!

Ein Dämon (nähert sich ihm). Du, in einer Stunde ein Liter geschmolzenes Blei!

Der Geliebte (wehklagend). Geh nicht fort, Marie! Geh nicht fort!

Die Geliebte (kehrt in ihre Reihe zurück). Werden wir bald weitergehen, großer heiliger Petrus?

Der heilige Petrus. Wir müssen wohl, da Du Dich nicht erinnerst. O, ich bin traurig für lange Zeit. — Auf! Vorwärts! Goldene Harfen und himmlische Chöre, ein wenig Musik! (Die Musik ertönt wieder. Die Procession zieht weiter. Die Decke der Hölle schließt sich wieder.)

Digitized by Google

Vierte Scene.

Die Hölle in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Der Geliebte, Verdammte, Dämonen.

Die Verdammten. Vorbei, bis zum nächsten Jahre!

Die Dämonen. Jetzt, Verdammte, zu Euren Oefen! Ihr werdet Eure Feier eines Tages grausam büßen. Du, ewiger Jude, beginne wieder Deinen wilden Lauf durch die Kreise! Flammt auf, ihr Höllenfackeln! Ergießt euch, Ströme siedenden Oels! Zischt auf, ihr rothglühenden Pfannen! Alles lodere empor! Und ein ungeheures Schmerzgeheul melde dem König des Paradieses, daß seine Engel in der Hölle wacker ihr Werk verrichten. Auf, ewiger Jude! Vorwärts!

Der Geliebte (reckt seine verdorrten Fäuste gen Himmel). Vorwärts, es sei! Und während sie mich vergißt, will ich mich erinnern. Ja, dieses schöne weiße Brod der Liebe, das sie zurückweist, ich will mich ewig davon nähren. Behaltet nur Euer Glück, Ihr unglücklichen Seelen des Paradieses! Es würde unvollkommen für mich sein, und ich möchte es nie haben wollen für den Preis, den man dafür bezahlen muß. Ich will tausendmal lieber in dieser Hölle sein, wo der Liebende die Erinnerung hat, als in Eurem Paradies, wo die Geliebte vergißt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Wohlthäter. Lustspiel in fünf Aufzügen von L'Arronge. (Lessing-Theater.) — Lebendige Stunden. Vier Einacter von Arthur Schnitzler: Lebendige Stunden. — Die Frau mit dem Dolche. — Die letzten Masken. — Literatur. (Deutsches Theater.)

Adolph L'Arronge dichtet noch immer. Bitten und Warnungen helfen nichts; wenn der Geist über ihn kommt, dann sind alle guten Vorsätze vergessen, und der Poet schustert zielbewußt aus seinen alten Stücken ein neues zusammen. Zwar ist es schon nicht nett, wenn Jemand rücksichtslos andere Schriftsteller bestiehlt, um mit ihrer Hülfe auf die Bühne zu gelangen; immerhin vermag dieser Jemand einige Abwechselung zu bieten, da es Gottlob viele andere Autoren giebt und für den unehrlichen Finder keine Gefahr, sich auszuschreiben, besteht. Wenigstens so lange seine Scheere schneidet und sein Kleistertopf wohlgefüllt ist. Schlimmer ist es bei Adolph L'Arronge. Er schreibt sich selbst ab. Jedes nachgeborene Drama dieses Unermüdlichen ist eine Sammlung von Reminiscenzen aus Mein Leopold und anderen sozusagen erfolgreichen Jugendwerken des ehrwürdigen Greises. Aber der Aufguß wird immer dünner und lauer, und die Zahl derer, die ihn verächtlich aus ihrem Munde ausspeien, immer größer. Daß sich trotzdem regelmäßig wieder ein Theater dazu erniedrigt, die L'Arronge'schen Wiederkäuereien aufzuführen, ist das Bemerkenswertheste an der Geschichte.

Der Gesichtskreis unseres Helden ist nie groß gewesen, seine künstlerischen Fähigkeiten hielten sich immer auf bescheidenem Niveau. Du lieber Gott, was waren das für Menschen, die er in unwahrscheinliche Handlungen hineinstellte! Hüben Biederleute, deren Edelmuth geradezu erschütternd wirkte, während gleichzeitig ein ihnen vom Autor angeheftetes, komisches Schwänzlein dafür sorgte, daß man sie nicht allzu tragisch nahm, sondern auch ein Bißchen über sie lachen konnte. Denn solche Mischung liebt sich das zahlende Publicum am meisten. Den Edelingen L'Arronge'scher Factur standen allemal bösartige Schurken oder aufdringliche Dummköpfe gegenüber, und wenn nicht der bewußte nette Mann gewesen wäre, der nach dem vierten Act das große Loos gewann, eine reiche Erbschaft machte oder eine Goldmine entdeckte, dann hätten die philiströsen Strohköpfe zuversichtlich triumphirt. So aber wurden sie verhöhnt und zum Teufel gejagt, und das von Rechtswegen. In den „Wohlthätern" gewinnt der liebe junge Held zwischen dem vierten und fünften Acte zwar nicht das große Loos, macht auch keine reiche Erbschaft und entdeckt keine Goldmine; dagegen erringt er eine ungeheuer hoch besoldete Stellung. Und nun kann er den beiden alten Ekeln, die ihm beständig ihre Wohlthaten vorgeworfen haben, gründlich zeigen, daß er ihre Protzerei satt hat; nun kann er Poularden mit Spargel, sein Leibgericht, aus der eigenen Tasche bezahlen und braucht sich von Niemandem mehr etwas spendiren zu lassen. Das ist Leben! Das ist Dichtkunst! Und das ist ewig! L'Arronge wird Gerhart Hauptmann überdauern, vorausgesetzt, daß sich nach seinem Tode Jemand findet, der die alten Dramen des Poeten mit demselben Eifer wie er selber umwendet, ausbessert, neu aufbügelt und aus vorhandenen Stoffen immer neue Beinkleider macht.

Ja, Adolph L'Arronge wird Gerhart Hauptmann überdauern, wie die Lubliner und Philippi, die man längst todt und begraben wähnte, die nun aber zu neuem und glänzendem Leben erwacht sind, ihre realistischen Ablöser überdauern werden. Ihre Namen klingen durch die Jahrzehnte; wer aber wird anno 1912 beispielsweise noch von Arthur Schnitzler sprechen? Und doch ist er ein Reicher unter seinen Freunden. Er streut mit vollen Händen Gut und Gaben aus, und er achtet nicht darauf, daß ihm der Besitz zwischen den Fingern zerrinnt. Ein ganzes Bündel von Novellenstoffen wird auf die Bühne geworfen, ein Gewirr von Problemen gelöst — aber der Stoff gewinnt weder künstlerische Gestalt noch menschliches Leben, und das Problem verharrt in abstracter Kühle. Ein Dichterjüngling, dessen alte Mutter seinen Genius dadurch beflügelt, daß sie Selbstmord begeht; eine Frau, die den geliebten Mann mit einem guten dummlichen Jungen betrügt, vorher aber das Schicksal einer Renaissancedame im Traume miterlebt und Zeugin davon wird, wie der hintergangene Gatte den von der Ehebrecherin ermordeten Galan abconterfeit; die Vergeltungscene zwischen dem sterbenden Geistesstarken und dem armseligen, öden Schächer, der doch zu armselig ist, als daß man Rache an ihm nehmen könnte — das sind alles seltsam erklügelte, wenn auch nicht gerade originelle Motive. Schnitzler hat uns seine Figuren nicht seelisch nahe zu bringen vermocht; die drei Arbeiten wirken wie müßige Spiele eines Weltfremden. Größeren Beifall fand der mit Bosheiten und kecken Anspielungen vollgepfropfte Schwank „Literatur". Sobald die Modernen sich und ihre intimen Feinde schildern, werden sie amüsant und genießbar. Wie schade, daß sie nicht beim Leisten bleiben und sich mit Vorwürfen herumquälen, die jenseits ihrer Beobachtungen liegen!

Rund um die Kunst.

Bierbaum's Trianon-Theater.

Otto Julius hat sich allzu gewaltig übernommen. Als ihn der Macher unserer Ueberbrettelei, Wolzogen, aus der Vergessenheit hervorzog und durch die Aufführung des „Lustigen Ehemanns" berühmt machte, als dann der syrupsüße „Irrgarten der Liebe" denselben buchhändlerischen Erfolg erzielte, wie die Berliner Range der Dame Michaelsohn, da verfiel Otto Julius dem Irrthum, er sei aus Eigenem wer. Demselben Irrthum, der die Oskar Straus und Bozena Bradsky — Frl. Bozena's Mann trägt übrigens einen weniger exotisch-poetischen Namen — zu schlimmen Undankbaren machte. Ein Bühnenleiter muß mehr können, als aus hundert vorhandenen Liebesliedern fünfhundert neue zurecht zu schneidern. Er muß den Blick für die Praxis, also den gemein nüchternen Verstand des Alltagsmenschen mit der Kunst verbinden, dem Pöbel zu imponieren — sei es durch eine der Masse neue Idee, durch eine grausam bunte Weste oder durch eine andere Verrücktheit. Alles das vermag Bierbaum nicht. Er möchte mit der Bestie, die es nach Peitschenhieben verlangt, recht gemüthlich sein, möchte in einem Stadtbahnbogen hauptstädtische Schwärmer versammeln, die sich drei Stunden lang mit Lyrik abfüttern lassen, Irrgarten-Lyrik dazu. Bierbaum hat Wolzogen das Räuspern und Spucken treulich abgeguckt: während der Freiherr vor der Eröffnung seines Theaters in der Vossischen Zeitung für sich die Reclametrommel rührte, suchte Bierbaum bei Scherl Unterschlupf; und dem Schlagwort Ueberbrettl setzte er das vieldeutige, aufstachelnde und verheißungsvolle Programm „Trianon" entgegen. Trianon, wo die Schäferinnen der gekrönten Louis ihre goldenen Tage verbrachten; Trianon, wo jedes Blatt der alten Bäume und jeder Wassertropfen der Weiherchen von üppiger Buhlerei und unerhörter Liebeswonne schwatzt . . . Aber Wolzogen hat sein Versprechen, buntes Theater zu geben, besser eingelöst als Bierbaum seine feierliche Zusage, uns mit vornehm kecker Kleinkunst zu kommen. Nicht einmal bis zur echten und rechten, dreisten Dirnenkunst hat der Gezierte es gebracht. Das öde Haus, das wie ein grauer Stall mit unendlichen Sitzreihen sich dehnte; der fade Singsang und das gespreizte Declamatorium, das kaum in den Kaffeepausen unserer Vereinskränzchen mit Ehren bestehen könnte — wie schwer mußte das Alles enttäuschen! Wolzogen hat gewiß hart zu kämpfen, und seitdem er Cabaret-Humor berufsmäßig verzapft, Farbenräusche an den öffentlichen Anschlagsäulen ankündigt, beginnt er sich in den Philister zu verwandeln, der schweißtriefend mit der Selbstverhöhnung Geschäfte macht. Immerhin, seine Nachahmer läßt er trotzdem noch weit hinter sich. Denn die haben selbst jetzt, ein volles Jahr nach seinem Auftreten, noch nicht einmal begriffen, worum es sich bei der ganzen Ueberbrettelei eigentlich handelt.

M. K.

Digitized by Google

Moderne Möbel.

Gerade in unserer Zeit, in der ein gewaltiges Drängen nach Ausdrucksformen rege ist, erscheint es nothwendig, von Zeit zu Zeit einen Augenblick inne zu halten, rückwärts zu schauen, und vorwärts zu schauen, und die Frage zu beantworten, woher und wohin? Zumal erscheint dies nöthig auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes, auf welchem die verschiedenen Strömungen noch mit einander ringen und noch nicht zur Klarheit gekommen sind.

Kein Zweifel, daß heute auf dem Gebiete der Möbeltischlerei ein großer Reichthum an Ideen zu Tage tritt und daß man ernstlich bestrebt ist, wirklich Künstlerisches zu schaffen. Allerdings geht damit eine gewisse Sucht nach Originalität und eine gewisse Hinneigung zur unfreiwilligen Caricatur Hand in Hand. Dahin rechne ich alle diejenigen Möbel — und es sind nicht wenige — welche noch so kostbar im Material, noch so tüchtig in der Ausführung, noch so originell im Entwurfe sind, aber nur für den Zweck, dem sie dienen sollen, nicht passen. Und jedes Möbel hat einen Zweck und ist Gebrauchsgegenstand, nicht Luxusgegenstand. Luxus heißt ursprünglich auf Deutsch Verrenkung. Kunst können wir gar nicht genug bekommen für unsere Möbel, aber nie und nimmer sollen sie Luxusgegenstände sein, die in die Ausstellung, in das Museum oder in den Glasschrank gehören. Der Stuhl ist dazu da, daß wir in ihm ruhen, der Tisch dazu, daß wir Gegenstände darauf stellen und uns an ihn setzen, der Schrank dazu, daß wir gewisse Gegenstände möglichst gut in ihm verwahren. Nur wenn diese Zweckbestimmung von den betreffenden Möbeln in vollkommener Weise erfüllt wird, kann man sie gutheißen. Und das künstlerische Element kommt dadurch in sie hinein, daß dieser Zweckbestimmung Ausdruck gegeben wird, oder daß, wie Wilhelm Bode es ausdrückt, die Form aus dem Bedürfniß herausgefunden wird und die Form ganz dem Zweck entsprechend gebildet wird. Bode sagt vom amerikanischen Kunstgewerbe: Weil die amerikanischen Möbel so praktisch sind, weil ihre Silberservice, ihre Eisenarbeiten u. s. f. so zweckmäßig sind, darum erscheinen sie uns so schön, darum sind sie so schön. Zu keiner anderen Zeit und in keinem anderen Lande hat man es verstanden, dem Körper in jeder Lage die richtige Unterstützung, die angenehme Erholung zu gewähren. Das ist das erste Erforderniß für jeden amerikanischen Stuhl, vom Arbeitssessel bis zum Schaukelstuhl; darnach richtet sich die Construction, richtet sich seine Form, welche dem Zweck entsprechend ebenso mannigfach als originell gestaltet ist." Als ich kürzlich in einem kunstgewerblichen Magazin einen Kleiderschrank sah, welcher sehr kostbar und sehr originell war, aber nur zu dem Zwecke, Kleider darin aufzuhängen, durchaus nicht zu passen schien, und hierauf den herumführenden Herrn aufmerksam machte, sagte er: „Diese modernen Möbel sollen auch nur rein decorativ wirken." Daß er ihnen damit das Verdammungsurtheil sprach, schien der Herr nicht zu wissen. Rein decorativ darf das Ornament wirken, aber niemals das Möbel selbst, das einem Bedürfniß, einem Zweck, einem Gebrauche zu dienen hat. Es soll vielmehr vor Allem sachlich wirken und möglichst wenig decorativ. Und zwar soll nicht nur das Möbel als Ganzes rein sachlich, d. h. auf das Bedürfniß hin componirt sein, sondern ebenso in allen seinen Theilen. Eine Lehne soll vor Allem Lehne, also Stütze, ein Fuß so sehr als möglich Fuß, also Träger sein. Leider sehen wir heute manchmal an den modernen Möbeln Verzierungen, welche nicht nur nicht am Platze zu sein scheinen, sondern sogar dem Bedürfniß des Möbels zuwiderlaufen. Und die Forderung, die wir hiermit stellen, ist nicht etwa streng, sondern primär, und man kann geradezu als erstes Gesetz für die Möbeltechnik aufstellen: ein Möbel soll in sich selbst und in allen seinen Theilen möglichst vollkommen das Bedürfniß zum Ausdruck bringen, für das es bestimmt ist. Nur wenn dieses Gesetz Anerkennung finden wird, werden wir es zu einem wahrhaft künstlerischen Möbel bringen. Es muß heißen: so wenig Luxus wie möglich, und so viel Kunst wie möglich. Die Kunst aber soll in dem Ausdruck des Bedürfnisses, dem das Möbel dient, bestehen. Und zugleich muß es heißen: so wenig Decoration wie möglich und so viel Sachlichkeit wie möglich, und selbst das Ornament soll Beziehung zu dem Bedürfniß haben. Ein Möbel, das nur decorativ wirkt, ist Coulisse, aber nicht Gebrauchsgegenstand. Denn Kunstgewerbe ist Kunst der Gebrauchsgegenstände. H. P.

Notizen.

Die „Deutsche Revue" giebt soeben ihr Januarheft aus. Es wird darin der Anfang der hochwichtigen „Denkwürdigkeiten" des Generals und Admirals Albrecht von Stosch veröffentlicht, des ersten Chefs der deutschen Marine, der durch seine Umsicht, seinen weiten Blick und seine vor keinen Hindernissen zurückschreckende Thatkraft den Grundstein zur deutschen Seemacht gelegt hat. Die im vorigen Jahrgang begonnenen „Erinnerungen aus meinem Berufsleben" von Generaloberst Freiherrn von Loë werden in diesem Hefte fortgesetzt. Daneben finden wir noch hochinteressante Artikel von A. Kußmaul (Ein Dreigestirn großer Naturforscher an der Heidelberger Universität im 19. Jahrhundert), Georges Claretie (Das letzte Stück Alexander Dumas' des Jüngeren. Persönliche Erinnerungen), Friedrich Graf von Schönborn (Begegnungen), Leo Brenner (Himmliche Gäste), Prof. Dr. Rudolf Emmerich (Erinnerungen an Max von Pettenkofer), Johanna Kinkel (Friedrich Chopin als Komponist), Paul Schultz, Berlin (Ueber den Traum), Germain Bapst (Die Einnahme von Malakow u. s. w. — Alle diese bedeutungsvollen Artikel zeigen erneut das unausgesetzte Bestreben des Herausgebers, die „Deutsche Revue" zu einem Vereinigungspunkt hervorragender Männer aus allen Berufsclassen zu gestalten, die durch Reichtum der Erfahrung, Umfang und Tiefe des Wissens und Reife des Urteils berechtigt sind, an dem Fortschritt unserer geistigen Kultur mitzuarbeiten. So dürfen die Abonnenten der „Deutschen Revue" auch in dem so vielverheißend begonnenen neuen Jahrgang eine reiche Fülle der interessantesten Beiträge der hervorragendsten Schriftsteller erwarten. Wir empfehlen diese treffliche Zeitschrift (monatlich ein Heft von 128 Seiten, vierteljährlich 6 Mk.) hiermit auf das Wärmste. Das Januarheft ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

Der vierte Band vom neuen Brockhaus ist heraus. Was seinen drei Vorgängern rühmend nachgesagt werden konnte, das gilt auch von ihm: ohne daß er sich krampfig bemüht, nun um jeden Preis up to date zu sein, genügt er doch allen, selbst weitgehenden Ansprüchen an Actualität. Die chinesischen Wirren z. B. finden so liebevolle Berücksichtigung, wie Caracas und Castro, die neuerdings berühmt Werdenden, sie fanden. Werthvoll und gediegen auch, echt brockhausisch, sind die Abhandlungen über deutsche Kunst, Musik u. A., ganz prächtig wieder die farbigen Abbildungen. Der Verlag zeigt mit diesem Bande, daß er auf alter Höhe ist und sich nicht überholen lassen will.

Von dem köstlichen Lieferungswerke des A. E. Seemann'schen Verlages in Leipzig, „Alte Meister", sind uns die 4. und 5. Lieferung zugegangen. Neues zum Ruhme dieses Unternehmens zu sagen, ist schwer. Für den wirklich überraschend billigen Preis von 5 Mk. werden dem Abnehmer acht farbige Kunstblätter nach Tizian, Velasquez, Rubens, Claude Lorrain, Raffael, Watteau, Dürer, Lionardo geboten, — man muß die Großen kreuz und quer durcheinander nennen, der Reichthum benimmt Einem fast die Uebersicht — und jede dieser Reproductionen ist schlichtweg meisterhaft. Rubens' „Christus und die Sünder", Velasquez' „Uebergabe von Breda", Claude Lorrain's „Landschaft", Palma Vecchi'os „Heilige Barbara" sind Wiedergaben, die die alte, bislang nur zu sehr berechtigte Abneigung gegen farbige Blätter gründlich zerstören werden. Kunstfreunde, die einen wirksamen und edlen Schmuck ihres Hauses wünschen, mögen nicht versäumen, das verdienstvolle Unternehmen des rührigen Verlages zu unterstützen.

Dem lebhaft erwachenden Interesse am Briefwechsel unserer Großen kommen Theodor Klaiber's und Otto Lyon's „Meister des deutschen Briefes" entgegen, eine treffliche, soeben bei Velhagen & Klasing, Bielefeld, erschienene Sammelarbeit. Wir haben endlich Geschmack an den unmittelbaren Gedankenäußerungen der ragenden Söhne unseres Volkes gefunden, und dieser Geschmack verdient alle Förderung. Im Briefe giebt sich zwanglos und anmuthig, was sonst oft genug in Galauniform umherspaziert; erst der Briefwechsel einer Persönlichkeit liefert uns ihre wirkliche Charakteristik. Wie nahe ist uns Goethe gerückt, seitdem wir die schöne Weimarer Ausgabe seiner Briefe besitzen; welche tiefe und heilige Freude hat uns der Verlag Cotta zu Weihnacht durch die Veröffentlichung neuer Bismarckbriefe gemacht, die Wesens- und Schaffensart des Einzigen mit ganz neuen Farben schildern! Klaiber und Lyon haben in ihrer immerhin gedrängten Uebersicht eigentlich unbekannte Briefe kaum veröffentlicht. Aber sie bringen eine solche Fülle des Unvermutheten und Fesselnden, und die Auswahl ist mit so liebevoller Gründlichkeit und Herzlichkeit getroffen worden, daß man angenehm überrascht den beiden Pfadfindern immer wieder für neue Ausblicke dankt, die sie eröffnen. Gellert und Rabener, Klopstock und seine „Mollern", die ergreifenden Briefe Schubart's, dann Lessing's wenig muntere Schreiben, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe und die liebe Frau Aja, hinterher Fürst Pückler, der geistreiche Spieler und Höhner, Friedrich Hebbel, der unermüdlich Grabende — sie alle treten uns in scharf umrissener Silhouette, nein, treten uns in lebendiger Rundung entgegen. Es giebt kaum ein Buch, das so reiche Abwechslung, so starke Spannung im guten Sinne, so großen Gewinn bietet wie die Arbeit Klaibers und Lyons. Daß sie sich auch in der Beschränkung als Meister zeigen, manchen Briefschreiber fehlen lassen mußten, den wir ungern vermissen, versteht sich, da der Umfang des Werkes sonst ins Ungemessene angeschwollen wäre. Hoffentlich läßt aber ein zweiter Band nicht zu lange auf sich warten.

Das von den Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München, begonnene und mit so erfreulichem Erfolg fortgeführte Sammelwerk „Alpine Majestäten und ihr Gefolge" ist jetzt bis zur zwölften Lieferung gediehen; der erste Band hat damit seinen Abschluß erreicht. Wir konnten schon wiederholt auf die nicht alltäglichen Vorzüge dieses wirklichen Prachtbuches hinweisen, das jeder Bergfreund mit steigendem Vergnügen durchblättert. Gerade in den beiden letzten Lieferungen offenbart sich wieder der hohe Kunstgeschmack und der gewissenhafte Fleiß des Verlages; Tafeln, wie das imposante Bild der Aiguille de la Za, des Montblanc sind Leistungen, die das höchste Lob des Kenners verdienen. Der Erfolg wird den „Alpinen Majestäten" auch im neuen Jahre treu bleiben, sofern sie die alte Gediegenheit mit der alten Billigkeit — die Lieferung kostet eine Mark — weiter vereinen.

Digitized by Google

General und Admiral **von Stosch: Denkwürdigkeiten**

Generaloberst Freiherr **von Loë: Erinnerungen aus meinem Berufsleben**

erscheinen im neuen Jahrgang 1902 der Monatsschrift

Deutsche Revue herausgegeben von **Richard Fleischer.**

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart.

Preis vierteljährlich (3 Hefte von je 128 Seiten) 6 Mark.

Abonnements in allen Buchhandlungen u. Postanstalten.

Probeheft durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechn'k.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Bolts.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Strophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker**, 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater**, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern**, zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage**, ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven**, d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe**, zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution**, Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Abonnement
auf das
I. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 18. Januar 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Magyarenthum und die deutsche Interessensphäre. Von F. Guntram Schultheiß. — Mene Tekel. Von Julius Duboc (Dresden). — Automobil-Wettfahrten. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Der neueste Streich der Baconianer. Von Eugen Reichel. — Erziehung zur Kunst und zum Anschauen. Von A. L. Plehn (Berlin). — **Feuilleton.** Der hanfene Strick. Von Emil Ertl. — **Aus der Hauptstadt.** Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — **Offene Briefe und Antworten.** Der zukünftige Verkehr in der Großstadt. Von Eugen Düringes. — Noch einmal „Die natürliche Zuchtwahl". Von M. B. — Anzeigen.

Das Magyarenthum und die deutsche Interessensphäre.

Von F. Guntram Schultheiß.

Der amtlichen Politik des Deutschen Reiches ist ein Lob von hoher Stelle zu Theil geworden, das nach all' den Entrüstungskundgebungen des deutschen Volkes über den englischen Minister Joseph Chamberlain gewiß sehr willkommen war. Der Ministerpräsident des Königreichs Ungarn hat sich nämlich herbeigelassen, auf Klagen eines ultramontanen Abgeordneten über „pangermanische Umtriebe" unter den mehr als zwei Millionen Deutscher in Ungarn, seiner Versicherung, daß er allen Aspirationen gegen die politisch-nationale Einheit des Vaterlandes (zu Deutsch gegen die Magyarisirung) entgegentreten werde, noch die sehr beachtenswerthe Aufklärung hinzuzufügen, daß nach seinen authentischen und aus competenten Informationen alle Bestrebungen dieser Art, die auf den alldeutschen Verband, einzelne übergeschnappte Professoren und auf der Bierbank politisirende Studenten zurückgehen, weder moralisch noch irgend anders eine Unterstützung der leitenden Kreise des Deutschen Reiches erhalten.

Diese wohlverdiente Belobigung erhält ihre richtige Beleuchtung durch die Erinnerung, wie während der letzten ungarischen Reichstagswahlen eine Pester magyarische Zeitung, — die dem jeweiligen Ministerium ebenso als gefügiges Instrument zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Ungarn dient, wie der Pester Lloyd es in deutscher Sprache ist — mit der überraschenden Mittheilung hervortrat, der Ministerpräsident Ungarns habe Einspruch erhoben gegen den neuen deutschen Zolltarifsentwurf. Wie sich das in Wirklichkeit verhalten hat, das erscheint mir fast nebensächlich gegenüber der Beobachtung, wie hoch das Selbstbewußtsein des Magyarenthums bereits gestiegen sein muß, um der deutschen Reichsregierung auf dem Zeitungswege Warnungen und Weisungen zu verabreichen, sie möge den magyarischen Interessen ja nicht zu nahe treten. National gesinnte Kreise des Deutschen Reiches haben dieses Vorkommnisses nicht bedurft, um sich darüber klar zu werden, wie die Jahrzehnte lange Vergewaltigung des ungarischen Deutschthums zugleich eine Mißachtung des gesammten Deutschthums bedeutet. Die diplomatische Auffassung findet es freilich correcter und bequemer, zu erklären, es handle sich dabei um innere Angelegenheiten des ungarischen Staates, in die sich zu mischen das Deutsche Reich weder Anlaß noch Recht habe. Ein deutsches Volksthum mit weiterer Interessensphäre als der der Dreifünftel, die im deutschen Reich zusammengefaßt sind, besteht eben für die correcte Diplomatie zunächst noch nicht. Nicht einmal der dummdreiste Gedanke, mit den historischen deutschen Ortsnamen in Ungarn und Siebenbürgen ein Stück gesammtdeutschen Sprachgutes zu escamotiren, konnte das diplomatische Blut in Wallung bringen — was liegt denn schließlich überhaupt an der Existenz der zwei Millionen Deutscher in Ungarn?

Das Pikanteste ist an dem zu Anfang erwähnten Zwischenfall, daß der ultramontane Abgeordnete im ungarischen Reichstag in den angeblichen pangermanischen Umtrieben vor Allem eine Gefährdung der Herrschaft der Habsburger zu erblicken sich den Anschein gab, und die Behauptung aufstellte, es sei das nichts Anderes, als die Fortsetzung der traditionellen, den Habsburgern feindlichen Politik Preußens. Der Ministerpräsident hatte leichtes Spiel, indem er diese Behauptung für anachronistisch erklärte; der Krieg von 1870 habe die Sachlage völlig umgestaltet, die preußischen Bestrebungen auf ein ganz anderes Gebiet verlegt, die Persönlichkeiten, die Deutschlands Politik heute leiten, seien viel zu bedeutend — und unter diese gehöre in erster Reihe der deutsche Kaiser —, als daß sie jene überwundenen Traditionen ausgraben sollten.

Daß die magyarischen Politiker über die ethnographischen Verhältnisse Ungarns sich sehr häufig schlecht unterrichtet zeigen, ist bekannt. Aber auch ihre geschichtlichen Kenntnisse erscheinen bei solchen Improvisationen recht dürftig.

Der Ministerpräsident hat es unterlassen, sich auf die Tischrede Kaiser Wilhelm's II. auf der Ofener Königsburg zu beziehen, bei seinem Besuch des Kaisers Franz Josef im September 1897. Die Verherrlichung des Heldenthums der Magyaren als Vorkämpfer des Christenthums gegen die Türken, die Erinnerung an Zriny, — der freilich ein Kroate gewesen ist — der Preis der Königstreue der Magyaren ward damals lebhaft glossirt mit der Erinnerung an die fortgesetzten Rebellionen der Magyaren gegen die Habsburger und zwar im Bunde mit den Türken. Vielleicht hat es deßhalb der Minister unterlassen, auf diesen Vorfall zurückzugreifen, als auf einen Beweis für die Loyalität der deutschen Politik Nicht gewußt oder verschwiegen aber hat er die Thatsache

Digitized by Google

daß die preußische Politik in der Zeit des deutschen Dualismus allerdings gegen die Herrschaft der Habsburger in Ungarn intriguirt hat, aber zu Gunsten der Magyaren, ganz und gar nicht in großdeutschem Sinne, sondern gegen die Stärkung des Deutschthums in Ungarn, wie sie Maria Theresia und Josef II. anstrebten. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, auf diese Dinge etwas einzugehen.

Die Beziehungen Preußens zu den ungarischen Protestanten sind schon früher lebendig gewesen, bevor im Jahre 1756 der preußische Gesandte in Wien, Freiherr von Plotho, seinem König Friedrich dem Großen schreiben konnte: „Auch warteten die Ungarn nur auf eine Gelegenheit, sich Eurer Majestät gleichfalls in die Arme zu werfen, und das würde gewiß und sicher alsbald erfolgen, wenn Euere Kgl. Majestät nur mit 10 000 Mann durch die Jablunka in Ungarn einrücken würde; es wäre die ungarische Nation und besonders die von der protestantischen Religion ganz neuerlichst disgustiret.“ Von solchen Gedankengängen aus hatte Friedrich II. dazu schon am 29. Juni 1756 den Auftrag zur Abfassung einer Flugschrift „von höchstens 80 Blättern“ gegeben, die unter dem Titel „Ohnbilliges Verfahren des Hauses Oesterreich gegen die Evangelischen“, in deutscher, lateinischer und französischer Sprache gedruckt und verbreitet werden sollte. Die lateinische Ausgabe war insbesondere für Ungarn bestimmt. Der Religionsbedrückungen unter Leopold I. in Ungarn ist darin gedacht. Die schärfste Spitze aber richtet sich gegen Maria Theresia selbst, um die ungarischen Protestanten bei dem bevorstehenden Kriege von einer Unterstützung der kaiserlichen Armee abzuhalten. Großen Erfolg hatte die Flugschrift freilich nicht. Aber der Gedanke selbst ging nicht unter. In den letzten Jahren Josef's II. kam es zu einer Verschwörung unter dem ungarischen Adel, um Josef II., den „König im Hut“, der sich gar nicht zum König von Ungarn hatte krönen lassen, abzusetzen und einen andern Fürsten auf den Thron von Ungarn zu erheben. Diese Absicht wurde von Preußen unterstützt, als Throncandidat wurde den Ungarn Herzog Karl August von Weimar bezeichnet. Dieser eröffnete mit dem Berliner Cabinet Verhandlungen über den Antrag, wobei der schriftliche Verkehr von Seiten Weimars mit dem königlichen Generaladjutanten Bischoffswerder von keinem Geringeren als Goethe geführt worden ist. Die Verhandlungen zwischen den mißvergnügten Ungarn und dem preußischen Hof führte ein Baron Hompesch, der aus Deutschland nach Ungarn eingewandert, sich bald als feurigen ungarischen Patrioten aufspielte; er wurde 1789 in Wien verhaftet, aber aus Mangel an Beweisen wieder frei gegeben. Ein anderer Agent der Ungarn war ein Herr von Beck, der dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen in einer Audienz zu Berlin erklärte, die Ungarn erwarteten einen König aus seiner Hand. Der anwesende Bischoffswerder bemerkte, seiner Ansicht nach wäre der Geeignetste für die Ungarn der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, und der König stimmte bei. Dieser oder für ihn Goethe behandelte die Sache dilatorisch; man wollte es erst abwarten, die siegreichen preußischen Waffen in Ungarn selbst eindringen zu sehen. Der Tod Josef's und die veränderte Haltung seines Nachfolgers schnitt solche Combinationen ab. Veröffentlichungen von Wetzer's, Marczali's (gebornen Morgenstern's) und Wertheimer's haben über all' diese Beziehungen genügendes Licht verbreitet, ohne doch sonderlich beachtet worden zu sein. An die ungarische Legion des Jahres 1866 braucht nur erinnert zu werden. Wer möchte leugnen, daß das Magyarenthum die Erfüllung seiner Träume von 1848 weit mehr als seiner Zähigkeit der Spannung zwischen Oesterreich und Preußen, dem deutschen Dualismus, der Niederlage Oesterreichs verdankt?

Diesen Gewinn haben die Magyaren gierig eingeheimst und damit listig und glücklich gewuchert. Ihre orientalische Verschlagenheit, so oft in der ungarischen Geschichte zu beobachten, ließ sie nach dem Abschluß des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses sofort den Ernst der Lage erkennen und ausbeuten, unter dem Schirm dieses Bündnisses das System der Magyarisirung nach allen Seiten hin auszubauen. Mochte immerhin das deutsche Nationalgefühl im Reiche in bitterem Schmerz sich aufbäumen, die besten Männer zum deutschen Schulverein sich zusammenschließen — die magyarischen Machthaber hatten nur cynischen Hohn dafür, sie wußten, daß die amtliche Politik des deutschen Reiches ihre Kreise nicht stören würde. War es dann ein Wunder, wenn zahlreiche Deutsche in Ungarn es vorzogen, Renegaten zu werden statt Märtyrer für eine vom amtlichen Deutschthum des Reiches, wie es den Anschein hatte, aufgegebene Sache? Als das tiefste Leid haben die treudeutschgesinnten Sachsen in Siebenbürgen wie sonst in Ungarn die Rede des deutschen Kaisers in Pest-Ofen 1897 empfunden, als deren innersten Sinn sofort magyarische Zeitungsschreiber triumphirend verkündigten, „der germanische Kaiser habe das Deutschthum östlich der Leitha aufgegeben“. In jenen Tagen ward der Plan zeitig, die deutschen Ortsnamen in Ungarn und Siebenbürgen auszutilgen!

War das der Dank für die der magyarischen Eitelkeit schmeichelnde Rede des deutschen Kaisers?

Nein — diesen Dank haben die Magyaren in anderer Weise abgestattet. Die Rede wurde in's Magyarische übersetzt, in die magyarischen Schullesebücher aufgenommen und auch in Plakatform gedruckt in den Schulen aufgehängt. Im evangelisch-deutschen Gymnasium zu Schäßburg in Siebenbürgen war und ist wohl noch dieses Placat auf dem Corridor aufgehängt — mit welchen Gefühlen Deutsche es ansehen müssen? Und zu welchen Commentaren mag es in Magyarisirungsschulen benutzt worden sein?

Da drängt sich doch die Frage auf, ob solcher Mißbrauch nicht hätte abgestellt werden können. Oder sollten die Klagen aus reichsdeutschen und deutschungarischen Kreisen berechtigt sein, daß der derzeitige deutsche Generalconsul in Pest bei seinem ausschließlichen Verkehr im magyarischen Nationalcasino unter sog. Standesgenossen nicht den deutschnationalen Gesichtspunkt bei der Auffassung deutscher Interessen finden könne!? Man erklärt es aus solchen Einflüssen, daß er sogar dem Verein deutscher Reichsangehöriger in Siebenbürgen Mißgunst entgegenbrachte, bis ihm dessen Berechtigung klar gemacht werden konnte. Der Deutsche im Ausland ist ja durch die diplomatische Vertretung des Reiches im Allgemeinen nicht verwöhnt. Nun vollends Verständniß und Förderung des nationalen Gesichtspunktes nach dem Vorbild der englischen, französischen oder russischen Consule — das ist eine unbescheidene Zumutung. Es ist ebenso correct wie bequem, den Grundsatz der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten zur Entschuldigung zu nehmen für nationale Unterlassungssünden. Aber nicht einmal diese Entschuldigung kann zutreffen bei einer Sache, auf die nicht zum ersten Male die Aufmerksamkeit gelenkt wird, die in deutsch-ungarischen Kreisen mündlich in nicht wiederzugebender Weise behandelt werden muß: das ist der Mangel einer deutschen Auslandsschule für die viele Tausende von Köpfen zählende reichsdeutsche Colonie in Pest-Ofen.

Während in der rumänischen Hauptstadt die dortige deutsche Colonie, Reichsdeutsche, Oesterreicher, Siebenbürger Sachsen u. s. w. ihr Kirchen- und Schulwesen in jeder Hinsicht ihren Bedürfnissen gemäß ausgestaltet haben, ist den in Pest-Ofen lebenden Reichsdeutschen bei der Unduldsamkeit der Magyarisirung jede Möglichkeit genommen, ihrem Nachwuchs anders als durch Privatunterricht die Muttersprache zu erhalten. Er verfällt in Folge dessen guten Theils der Magyarisirung, und so erklärt es sich, daß in dem reichsdeutschen Verein „Eintracht“ die jüngere Generation fast nur noch magyarisch spricht. Mit brennender Scham nur kann man das niederschreiben: das Deutsche Reich vermag in Pest-Ofen nicht so viel durchzusetzen, wie in Bukarest, Konstantinopel

Digitized by Google

oder Johannesburg, die Errichtung einer deutschen Schule für die Kinder seiner ausgewanderten Bürger. Oder will es nur nicht? Und wie wäre dann das als Ausfluß einer tiefer und weiter blickenden Politik zu verstehen?

(Schluß folgt.)

Mene Tekel.

Von Julius Duboc (Dresden).

Ein Vorgang, der, wie mir scheint, von der ethischen Speculation zu wenig gewürdigt wird, ist der, daß Allem, was Leben hat, das Streben, die Tendenz inne wohnt, sich gesund zu erhalten oder, wenn das Gesundsein eingebüßt wurde, es wieder herzustellen. Es lassen sich daraus eine ganze Reihe von Schlußfolgerungen ableiten, die ich in dem Nachfolgenden möglichst bündig zusammen zu fassen mich bemühen werde. Zunächst ist daraus der Schluß zu ziehen, daß das Lebendigsein erst in der Gesundheit seine Vollendung erreicht, daß es erst dann völlig vorhanden ist, wenn es gesund ist. Wäre es anders, so würde ihm das Drängen nach Gesundsein ja nicht inne wohnen. Dieses geht, sozusagen, aus einer Bedrängniß hervor, und diese liegt eben darin, daß das Lebendigsein seinen Totalausdruck nicht eher gefunden hat, als bis es beim Gesundsein angelangt ist. Daß es auf den Totalausdruck seines Wesens hinaus arbeitet, ist ja ebenso selbstverständlich, wie es selbstverständlich ist, daß jedes belebte Wesen zu wachsen fortfährt, bis es sein Ziel erreicht hat und nun mit seinem Wachsthum abschließt.

Indem wir ein Lebendigsein im erschöpfenden Wortsinn nur da anerkennen, wo ein gesundes Lebendigsein vorliegt, drängt sich die Frage auf, was unter Gesundsein, unter Gesundheit zu verstehen ist. Zunächst läßt sich darauf keine andere Antwort geben, als daß es diejenige Verrichtung des Lebensprocesses bedeutet, der kein Widerspruch anhaftet. Der Widerspruch gegen die ungestörte Verrichtung — gemeinhin Krankheit benannt — kündet sich in der Gefühlssphäre als Unbehagen, Unwohlsein, Schmerz u. s. w. an, thatsächlich bedeutet er eine Beeinträchtigung irgend welcher Art, eine Entgleisung der Verrichtung. Um diese Entgleisung näher zu bezeichnen, müssen wir das Geleise, in welchem sich der Lebensvorgang bewegt, betrachten. Leben ist kein ruhender Zustand, sondern in der organischen grundlegenden Sphäre ein Bauen, ein vereinigendes Zusammenfügen, ein Brauchen, Verbrauchen und Ausscheiden des Verbrauchten. Es ruht auf zwei Hauptpfeilern. Einerseits bedarf es der Aneignung des Baumaterials, die sich durch seine Assimilirung zum Zweck der Ernährung vollzieht, wovon die Raum schaffende Ausscheidung nur die Kehrseite bildet. Andererseits bedarf es der Einheitlichkeit im Sinn des ausgeschlossenen Widerspruchs zum Zweck der Herstellung von Verbindungen seiner Bestandtheile. In jedem Organismus bilden sich in jedem Augenblick tausende solcher chemischen Verbindungen, d. h. Vereinigungen, um gewisse Functionsverrichtungen zu ermöglichen. Dazu ist aber erforderlich, daß diese Bestandtheile in gewissen Grundbedingungen, auf die sie angewiesen sind, Proportionen u. s. w. zu einander passen, daß sie sich entsprechen. Thun sie das nicht, widersprechen sie sich, so kommen die Verbindungen eben nicht zu Stande, Functionsstörungen treten ein u. s. w. Man kann sagen, daß der Gesunde, das Gesundsein dem widerspricht, was sich widerspricht, daß des gesunden Lebens Grundgesetz die Einheitlichkeit ist.

Das Gesundsein in diesem Sinne ist indessen keine abgezirkelte Größe. Gesund und gesund ist immer noch zweierlei. Es kann Jemand schwächlich, ein Anderer stark und doch können Beide gesund sein. Ihre Gesammtbeschaffenheit ist aber trotzdem offenbar nicht dieselbe. Wollte man den dem Lebendigsein innewohnenden Drang nach seinem Totalausdruck im genauesten Wortsinn nehmen, so würde er bedeuten, daß er auf die Herstellung des idealen Grundplans des Menschen — ein solcher ist ja vorhanden — abziele. Als der völlig und in Wahrheit Gesunde könnte dann nur der gerechnet werden, der diesen in sich darstellte. Hier ist aber die Gesundungs-Tendenz in der Beschränkung genommen, die ihr die Beschaffenheit des Individuums auferlegt, an dem sie sich zu bethätigen hat. Sie kann die gegebene Grundlage nicht radical aufheben, wohl aber danach streben, die Lebensverrichtung auf dieser Grundlage so einzurichten, daß ihr Hauptfundament vorhanden sei.

Soweit der rein organisch-vegetative Vorgang. Aber bei dem Menschen — und zwar bei diesem allein — gewinnt er noch eine höhere, erweiterte Bedeutung durch die psycho-ethische Uebertragung. Ich verstehe darunter, daß die Lebensstörungen durch mangelnde Einheit oder Widerspruch und durch mangelnde Assimilirung auch eine geistige Bedeutung gewinnen können. Zunächst trifft dies bei der Assimilirung in folgender Weise zu. Sie bedeutet eine Aneignung des Stoffs durch seine Verähnlichung. Bei ihrem Versagen tritt eine Aushungerung des Geschöpfs, beziehentlich dessen Zerfall ein. Um vom Stoff ernährt werden zu können, muß er dem Organismus, dem er die Ernährung vermitteln soll, angenähert, ihm bis zu einem gewissen Grade ähnlich geworden sein. Ein absoluter Fremdkörper vermag die Wirkung nicht auszuüben. Ebenso müssen die Menschen einander einigermaßen ähnlich geworden sein, wenn Mensch am Menschen sich ernähren, d. h. wenn der Seele des Einen im Umgang, Verkehr, in der Berührung mit dem Anderen geistige Nahrung zu Theil werden soll. Je fremdartiger, im ganzen Zuschnitt abweichender und daher unverständlicher, je unvermittelter und „unverdaulicher" Einer dem Anderen gegenübersteht, desto weniger ist ein solches Verhältniß der gegenseitigen Ernährung herzustellen. Simile simili gaudet. Auf diesem Verähnlichungsproceß, welches einem thatsächlichen Bedürfniß des geistigen Gesundseins entspricht, ruht schließlich das ganze Verhältniß der Angehörigen gleicher Körperschaften, der sprachlich oder landschaftlich Verbundenen, der Stammesgenossen unter einander als ein gegenseitiges Verbunden- und Zugethansein. Auf demselben Grund wird es aber dermaleinst auch im weitesten Umkreis der Menschheit ruhen können. Dann nämlich, wenn die entgegenstehenden Momente der Absperrung und Verfeindung, hauptsächlich Rasse und Religion, d. h. also die Ungleichartigkeit der Menschen in diesen Beziehungen, durch die Assimilirung geschwächt oder aufgezehrt sind oder wenn deren Träger, die Völkerschaften, falls sie unassimilirbar sind, ausgeschieden worden sind. Wenn — wird aber dies Wenn nicht mit Zweifeln betrachtet werden müssen? Ich werde gleich die Antwort darauf zu geben versuchen.

Wenn sich dies Alles nun so verhält, so ist einleuchtend, daß die Assimilirung in diesem Sinne, im Sinne der psycho-ethischen Uebertragung genommen, ein der Assimilirung in der Organen-Sphäre analoges Seinsverhältniß darstellt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Einheitlichkeit. Wenn der Mensch eine Ungerechtigkeit, deren er sich bewußt ist, begeht, (indem er Jemandem das ihm zukommende Antheil verkürzt) so lädt er einen Widerspruch auf sich. Denn indem er Jemandem das entzieht oder vorenthält, was er als ihm gebührlich zukommend selbst erkannt hat, widerspricht er sich selbst, er verneint sich. Nun ist Leben aber soviel wie Selbstbejahung. Der Mensch richtet durch die Verneinung seiner selbst also eine Lebensstörung an, er vergeht sich wider das Gesundsein.

Es liegen hier also überall ganz analoge Verhältnisse vor. Darin liegt es nun begründet, daß derselbe Proceß im

Digitized by Google

Lebendigsein, der, um ihren Totalausdruck herzustellen, in der vegetativen Sphäre die Assimilirung und Einheitlichkeit zu Gunsten der Ernährung, der Blutbildung, der Nerventhätigkeit u. s. w. betreibt, hier auf Gerechtigkeit und Gemeinschaftssinn, d. h. auf die Disposition dazu im Menschen abzielt. Aber wie soll er das bewerkstelligen, wird gefragt. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine Gesundungs-Tendenz schlechte Säfte ausscheidet, die gestörte Ernährung verbessert, eine eingetretene Depression hebt, aber Gewissenlosigkeit, Egoismus, Habgier, Engherzigkeit u. s. w.? Indeß auch diese — antworte ich — hängen doch irgendwie und irgendwo mit Blut, Nerven und den inneren Vorgängen im physischen Organismus zusammen und zwar in einem causalen Gegenseitigkeitsverhältniß. Ein leidenschaftlich explodirender Verdruß erregt wohl die Galle, aber ein galliges Temperament kann auch seinerseits diesen Verdruß hervorrufen und die Handlung, die daraus hervorgeht, verschulden. Es hindert also durchaus nichts anzunehmen, daß von Seiten des Lebendigseins, indem es durch Assimilirung und Einheitlichkeit zum Gesundsein aufstrebt, auch auf eine Disposition zu Gunsten der Gerechtigkeit und eines Gemeinschaftssinns und -lebens eingewirkt wird.

Damit ist für eine wichtige Schlußfolgerung der Boden gewonnen. Die Gesundungs-Tendenz des Lebendigseins greift nun auf das ethische Gebiet über, sie beschränkt sich nicht ausschließlich auf den fundamentalen organischen Bauproceß, sondern erweitert ihr Schaffensbereich nach der geistigen Seite hin.

Das könnte von geringem Gewicht erscheinen, wenn es sich nur um den Einzelnen handelte. Trotz alles Dessen, was die Gesundungs-Tendenz des Belebtseins im organischen und ethischen Sinn anstrebt und ausrichtet, giebt es mehr Kranke als Gesunde und mehr Inhumane als Humane. Eine Rechnung, auf die sich die Schlußfolgerung gründen ließe, daß es mit der Menschheit nicht bloß vorwärts, sondern auch aufwärts in Hinsicht der sittlichen Gesinnung und Lebensführung gehe, ist von hier aus nicht zu machen, weil die Einflüsse, denen die Einzelnen in Betreff ihres inneren und äußeren Menschen ausgesetzt sind, unberechenbar sind. Anders wenn es sich um das Ganze handelt. Namentlich ist dabei in Betracht zu ziehen, daß jedes einzelne Belebte ein Außer-sich, ein Sich-gegenüber hat, von dem der Gesundungs-Tendenz eine Hemmung erwachsen kann, das Belebtsein als Ganzes aber nicht, da es eben Alles in Allem ist. Ihm gegenüber giebt es kein Außen. In der That ist dies der Hauptpunkt. Der Gesundungs-Tendenz des Belebtseins ist nun nicht bloß das Anstreben, sondern auch das Vollbringen oder wenigstens das erfolgreiche Anstreben zuzurechnen, da nichts existirt, was sie davon definitiv abdrängen kann. In diesem erfolgreichen Anstreben besteht gewissermaßen der Lebensverlauf des Belebtseins. Es muß ihn vollführen oder es müßte überhaupt verschwinden, der Lebensverlauf des Belebtseins müßte aufhören.

Ich halte dies für das einfachste und einleuchtendste Argument zu Gunsten einer Annahme des Fortschritts auf Erden. Alle anderen Annahmen sind mehr oder weniger hypothetisch und complicirter Natur, so daß sie, wie dies Kant namentlich in Bezug auf „jedes von der Glückseligkeit hergenommene und damit und mit der Rücksicht auf sie vermengte Motiv" behauptet hat, „jederzeit viel Kunst und Ueberlegung erfordern." Hier aber steht der eine Punkt, von dem wir ausgingen, daß alles Belebtsein zum Gesundsein aufstrebt, fest und ebenso fest, wenn man die nachfolgende Argumentation gelten läßt, der andere, daß darin ein sittliches Wachsthum gelegen ist.

— — Ein Freund von mir, der kopfschüttelnd mich angehört hatte, und ich, wir Beide saßen in einem Seitengemach eines Hôtels unter den Linden. In dem großen Saal nebenan, dessen Thür halb geöffnet war, hatte sich eine sehr geräuschvolle Gesellschaft versammelt. Unwillkürlich nahmen wir, als bei uns eine Pause eingetreten war, an der Unterhaltung Theil. Allerhand Sonder-Interessen, Speculationen, Hazardspiele, Intimitäten der Coulisse u. dgl. mehr — darum drehte sich die Unterhaltung. Wir mußten es wohl sehr unglücklich getroffen oder der Wein die erhitzten Lebensgeister sehr aus Rand und Band gebracht haben. Denn mehr an Unverstand, Ueberhebung, Unbilligkeit, Standesdünkel und Uebermuth, untermischt mit gelegentlichen Anfällen extravagirender Rohheit, konnte wirklich kaum auf so schmalen Raum und in so kurzer Zeit geleistet werden. Es war wirklich eine Leistung. Alle Achtung!

„Glauben Sie wirklich," sagte mein Freund, „daß irgend ein Gesundungsproceß da Wandel schaffen und diese Leute zu Menschen mit Gemeinschaftssinn, wie Sie es ja wohl nannten, und zu Gefäßen der Gerechtigkeit umwandeln könnte?"

„Nein," sagte ich, „aber das glaube ich, daß ganze Geschlechter, ganze Typen von Menschen aussterben werden so gut wie ganze Thiergeschlechter ausgestorben und vom Erdboden verschwunden sind. Warum? Weil ihnen die Lebensbedingungen entzogen wurden, auf die sie angewiesen waren, deren Gepräge sie in ihrer absonderlichen Beschaffenheit an sich trugen. Sie müssen sich fragen: was bildet den Gegensatz dessen, was der Gesundungsproceß, indem er dem Gemeinschaftssinn und der Gerechtigkeit, beziehentlich Gewissenhaftigkeit die Wege bahnt, herstellt? Ein kurzes Wort giebt darauf die Antwort: Die Vergewaltigung. Und welches sind ihre lebendigen Formen in unserem Culturleben? Es sind der Krieg, das Concurrenz-Verkehrsprincip und der schrankenlose Besitzstand. Der Krieg, — denn dem Besiegten tritt der Sieger als Despot auf den Nacken, er hat dessen Selbstbestimmung vernichtet und seiner Verfügung über ihn durch das Gottesurtheil der überlegenen Kraft die Anerkennung erzwungen.

Das Concurrenz-Verkehrsprincip — denn indem es (um den Concurrenten zu überbieten) an den billigsten Erzeugungspreis, der sich nur durch billigste Menschenarbeit und billigstes Material herstellen läßt, principiell gebunden ist, kann es seinem Wesen nach ein Recht auf lohnende Arbeit nicht anerkennen. Die lohnende Arbeit hängt vom Zufall ab. Damit fällt die Vergewaltigung, ob oder ob nicht, der Zwang, eine unlohnende Arbeit verrichten zu müssen oder eventuell auch als arbeitslos zu hungern, ebenfalls dem Zufall anheim. Sie kann gemildert, aber nicht beseitigt werden. Endlich der schrankenlose Besitzstand. Die Macht des Reichthums, wo er in's Ungemessene geht, ist so groß, daß sie, wenn nicht unbedingt, doch nahezu unbedingt jeder Controle spottet und jeden Widerstand niederschlägt. Wenn sie nicht vergewaltigt, so hängt das gewissermaßen von ihrem guten Willen ab. Das Vermögen dazu ist dem schrankenlosen Besitzstand jedenfalls gegeben.

Wenn nun der Gesundungsproceß, wie wir angenommen haben, mit diesen Vergewaltigungsformen aufräumt, so räumt er auch ganze Geschlechter weg, die in und an ihnen und durch sie erwachsen sind. Denn diese sind nur die menschlichen Abdrücke des in jenen Formen enthaltenen Princips. Mit dem allbeherrschend gewordenen Verkehr im Sinne der Concurrenz verschwinden die Verkehrspriester und ihr unendlicher Anhang, mit dem schrankenlosen Besitzstand des Milliardärs-Gigerlthum. Dem Herzog folgt der Mantel nach."

„Ja, wenn es ausgemacht wäre, daß der Herzog fiele. Es gehört eben ein starker Glaube dazu."

„Der Glaube wird ergänzt durch das Schauen. Ich bin auch nicht der reine Theoretiker, für den Sie mich vielleicht halten. Aber das Schauen kommt mir zu Hülfe. Schauen Sie sich um. Wenn der Kriegsapparat nicht noch immer eine so furchtbare Pandorabüchse wäre, so müßte er mit seinen riesenhaften Veranstaltungen in einer Zeit, die

Digitized by Google

immerfort nach Frieden ruft, beinahe tragikomisch wirken. Dieses Schwert, das fortwährend geputzt wird, um es dann blank wieder fortzulegen, denn der oberste Kriegsherr selbst schwingt ja nachdrücklichst die gesegnete Friedensfahne, dieses Feuer, mit dem — sehr gefährlicher Weise! — fortwährend gespielt wird, während die diplomatischen Spritzen immer bereit stehen, um es wieder auszulöschen; dieser Krieg — auf dem Manöverfelde, dieser bewaffnete Friede, der ein Widerspruch in sich selbst ist — das Alles sollte dauern? Und dann unser Verkehrsleben, gegründet auf die Fiction, daß eine Nation, wie z. B. die unserige, sich den Luxus erlauben kann, in sehr kurzen Zeitfristen immer um einige Millionen zu wachsen, für die sich die Nahrungsmittel, d. h. die Arbeitsgelegenheiten, finden müssen, obgleich diese, soweit sie wenigstens von der Export-Industrie getragen werden, selbstverständlich in demselben Maße abnehmen wie die industrielle Potenz der mit uns in Handelsbeziehungen stehenden Völkerschaften wächst (die „amerikanische Gefahr") — Wärmstuben, „Schrippenkirchen" und dergl. müssen einstweilen die Gefahr beschwören helfen. Dazu die Auswüchse des Capitalismus in der Form der monopolisirenden Trusts und auf staatlichem Gebiet die schwere Erschütterung der künstlich zusammengeschweißten Staaten, weil im 20. Jahrhundert — nach Gervinus' treffendem Ausdruck — noch mehr wie vorher nach ein und demselben Gesetz das unnatürlich Getrennte sich zu vereinigen und das unnatürlich Vereinigte sich zu trennen strebt.*) Nein, satis superque! Man muß der Zeit Zeit lassen, aber die unserige hat ihr Mene-Tekel — Belsazar —

Und sieh und sieh! An weißer Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand
Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

Belsatzar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Belsazar, das ist der Mann des Wahnglaubens, des Frevels und der Vergewaltigung.

Automobil-Wettfahrten.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Wiener Zeitungen zu Folge hat Erzherzog Otto das ihm angetragene Protectorat über die geplante Automobil-Wettfahrt Paris-Wien unter der Begründung abgelehnt, daß eine solche Fahrt die öffentliche Sicherheit arg gefährde und die österreichische Industrie hierfür überhaupt nicht in Frage komme. Der zweite Ablehnungsgrund kann dahingestellt bleiben; der erste erscheint jedoch deßhalb bedeutungsvoll, weil damit von hoher Stelle aus eine Verurtheilung der die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung gefährdenden Erscheinungen zu finden ist, wie solche sich bei der Automobil-Wettfahrt Paris-Berlin gezeigt haben. Denn nicht weniger als 57 folgenschwere Unfälle sind durch das rücksichtslose Vorgehen der Wettfahrer zu verzeichnen gewesen. Es tritt aber noch eine recht große Anzahl leichterer hinzu, die deßhalb nicht angezeigt wurden und zu einem Ermittelungsverfahren Anlaß gaben, weil die davon Betroffenen die Aussichtslosigkeit erkannten, eine Schadloshaltung zu erlangen. Aber auch bei den angezeigten schweren Unfällen war es nur in einem einzigen Falle möglich, den wirklichen Schadensurheber zur Verantwortung zu ziehen. Meist waren die Kraftfahrzeuge längst verschwunden, ehe der Verletzte und die in dessen Nähe befindlichen Personen sich von ihrem Schrecken soweit erholt hatten, um die Ueberlegung wieder zu gewinnen und Umschau nach dem Schadensstifter zu halten. In diesem einzigen Falle, welcher sich noch auf französischem Staatsgebiete ereignete, wurde dem Geschädigten durch die französischen Gerichte eine Buße von 60 000 Francs zugebilligt. Die Uebrigen gingen also leer aus und haben für ihr ganzes Leben neben körperlichem Siechthum auch die wirthschaftlichen Nachtheile einer Minderung der Erwerbsfähigkeit zu tragen; müssen mithin als unschuldige Opfer des Uebermuthes genußsüchtiger Sportsleute leiden. Angesichts dessen fragt man sich, welchen Nutzen ein derartiger Sport überhaupt bringt, ob er geduldet werden darf oder verhindert werden soll und wie wenigstens eine Sicherung der Staatsbürger gegen die daraus zu erleidenden Schäden vorzusehen sei.

Die Menschenopfer der Automobilfahrt Paris-Berlin haben die französische Regierung zu einer Verordnung bewogen, nach welcher auf den öffentlichen Straßen Frankreichs nur solche Automobilen fahren dürfen, welche zur Beförderung schwerer Lasten bestimmt sind und sich daher nur mäßig schnell bewegen. Deutschland hat sich zu einem gleichen Schritte noch nicht ermannt, ist aber auch dem Vorhaben nicht entgegengetreten, auf's Neue seine Staatsbürger durch eine zweite Wettfahrt gefährden zu lassen, deren Route in ihrer Länge zum größeren Theile auf das Reichsland und das Königreich Bayern entfällt. Man mag über den Werth oder den Unwerth eines derartigen Sports verschiedener Meinung sein, immerhin wird man sich der Erkenntniß nicht verschließen dürfen, daß ein gefahrvolles Spiel mit dem Leben und der Gesundheit Anderer nicht geduldet werden darf, die geringste Forderung vielmehr dahin geht, geeignete Maßnahmen zu treffen, um die Opfer derartiger Lustbarkeiten wenigstens gegen die ihnen zugefügten wirthschaftlichen Nachtheile durch Diejenigen schadlos zu halten, welche solche verursachten. Als nächstliegendes Friedenswerk und schönste Aufgabe seines thatenreichen Lebens bezeichnete nach der ihm gelungenen Wiederherstellung des geeinigten Deutschen Reiches der Heldenkaiser Wilhelm in seiner Botschaft vom 17. November 1881, eine geregelte Fürsorge für den wirthschaftlich schwächeren Theil der Bevölkerung in dem Zeitpunkte zu treffen, wo, sei es durch Verbrauch der Arbeitskraft, sei es durch ein auf die eigenthümlichen Gefahren seiner Berufsthätigkeit zurückführbares schädigendes Ereigniß, der Berufs-Arbeiter außer Stande gesetzt werde, das zum Lebensunterhalt Erforderliche zu verdienen. Die hierauf beruhende Kranken-, Unfall-, Invaliden- und Alters-Fürsorge hat aller Orts Anerkennung gefunden, und selbst anfänglich entschiedene Gegner konnten sich der Erkenntniß ihrer wohlthätigen Wirkungen nicht verschließen. Ja, es haben sich sogar Dänemark, Schweden, Norwegen, Frankreich, Großbritannien, Italien, Oesterreich, Ungarn, Rußland, Finnland, Belgien, die Schweiz, die Niederlande, ferner Neuseeland und Neu-Süd-Wales in Australien zu einer mehr oder minder umfangreichen Nachahmung entschlossen, weil sie den leitenden Grundgedanken für richtig und die erzielten Erfolge für segensreich erachteten. Der gleiche Endzweck wie hier liegt aber auch der Haftpflicht zu Grunde, der Verpflichtung, daß Jeder, den die Schuld an einem schädigenden Ereigniß trifft, zur Schadloshaltung Desjenigen verhalten ist, der durch ihn körperliche oder wirthschaftliche Nachtheile erleidet. Und gleich wie Derjenige, dem der wirthschaftliche Erfolg aus dem Einsetzen der Arbeitskraft zu Gute kommt, dort auch in erster Linie zum Tragen der wirthschaftlichen Unfallfolgen herangezogen wird, so muß erst recht Derjenige zur Schadloshaltung verpflichtet sein, auf dessen Laune oder Uebermuth eine Störung der körperlichen Unversehrtheit, eine Einbuße der Erwerbsfähigkeit eines Anderen beruht.

*) Ich halte (mit dem Grafen Bülow) die polnische Gefahr für Preußen ebenfalls für sehr ernst, weil sie mit den verfügbaren Mitteln der Staatsraison unheilbar ist.

Digitized by Google

Zu den öffentlich rechtlichen Aufgaben der Polizei gehört es, die nöthigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung sowie zur Abwendung einer allen oder einzelnen Staatsbürgern bevorstehenden Gefahr zu treffen. Mithin liegt es in ihrer Macht, gefahrvolle Unternehmen zu untersagen und deren Ausübung mit Entschiedenheit und Entschlossenheit entgegenzutreten. Allein es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß bisweilen das Sonderinteresse des Einzelnen hinter das Allgemeininteresse der Gesammtheit zurücktreten muß, und daß es Veranstaltungen giebt, welche von einem höheren Standpunkte aus geboten erscheinen, obschon sie sich von dem niederen aus als zwecklos und höchst überflüssig kennzeichnen. Ob bei den Automobil-Wettfahrten das Eine oder das Andere Platz greift, kann hier unerörtert bleiben. Aus dem Umstande, daß sie von hoher Stelle aus Billigung finden, läßt sich ein Schluß darauf ziehen, daß sie doch wohl einen, wenngleich für den Laien unverständlichen Nutzen haben mögen und deßhalb nicht ganz zu verwerfen seien. Allein dem ungeachtet könnte es vielleicht ausreichen, wenn sie auf Bahnen beschränkt werden, welche das Allgemeinwohl nicht gefährden. Vielleicht ist aber auch dies nicht thunlich, und höhere Rücksichten gebieten, sie auf öffentlichen Verkehrsstraßen zu dulden. Wie die französischen Behörden sich hierbei mit der neuesten Verordnung über den Verkehr der Kraftfahrzeuge auf öffentlichen Verkehrsstraßen abfinden werden, mag dahingestellt bleiben. Hier soll auch nicht die öffentlich-rechtliche, sondern die privatrechtliche Seite behandelt und deßhalb nur das Verlangen gerechtfertigt werden, den Unternehmern dieser Wettfahrten auch die wirthschaftlichen Folgen der daraus entspringenden Gefahren aufzuerlegen und für eine Sicherstellung dieser Verantwortung in geeigneter Weise von Reichswegen Sorge zu tragen.

Zur Zeit giebt es noch kein internationales Haftpflichtrecht, und es wird deßhalb rechtlich streitig, ob überhaupt und nach welchen Grundsätzen, sowie vor welchen Gerichten Ausländer für Schadensfälle verantwortlich gemacht werden können, welche in Deutschland durch ihr Verschulden verursacht wurden. Nach dieser Richtung hin können zwei deutschrechtliche Rechtsbegriffe, nämlich die Haftpflicht und die Haftung für außervertragliches Verschulden in Frage kommen. Die erstere beruht auf dem Gesetze vom 7. Juni 1871, die letztere wird in den §§ 823 ff. des B. G.-B. geregelt. Beide Rechtseinrichtungen stimmen in dem Umfange der Schadloshaltung überein. Sie gehen jedoch in dem Entstehen und der Begründung des Anspruchs wesentlich auseinander. Bei der Haftpflicht, welche sich nur auf Eisenbahnen und Fabrikbetriebe zur Zeit erstreckt, wird der Betriebsunternehmer als Schadensurheber rechtsvermuthet, während bei der Haftung der Beschädigte zu beweisen hat, daß eine bestimmte Person der Urheber des Schadensfalles ist, dieser auch ein vertretbares Verschulden zur Last fällt, ihn selbst aber kein zusammentreffendes erhebliches Mitverschulden trifft. Wird Jemand auf dem Schienengleise verletzt vorgefunden, nachdem ein Eisenbahnzug oder Straßenbahnwagen es befahren hatte, so muß der Bahnunternehmer dafür aufkommen, wenn ihm nicht der Nachweis gelingt, daß höhere Gewalt oder Selbstverschulden des Beschädigten den Unfall veranlaßte. Umgekehrt bei der Haftung, wo dem Verletzten die Beweislast trifft. Zur Regelung des Verkehrs ist polizeilicherseits fast aller Orts vorgeschrieben, daß Kraftfahrzeuge jeder Art, also auch Zweiräder mit einer Nummer oder wohl gar mit dem Namen des Eigenthümers versehen sein müssen. Dies ist ganz schön, aber für Begründung der Entschädigungs-Ansprüche nur wenig werthvoll. Denn es ergiebt sich aus diesen Aufzeichnungen zwar, wem das Fahrzeug gehört, nicht aber auch, daß der Eigenthümer selbst es in demjenigen Augenblicke benutzte, in welchem das schädigende Ereigniß herbeigeführt wurde. Eine hieraus entnommene Einrede vermag bereits den Verletzten um sein gutes Recht zu bringen. Und doch würde schon Viel gewonnen sein, wenn die Grundsätze der Haftpflicht auf die Kraftfahrzeuge erstreckt würden, weil dann der Inhaber stets eintrittsverpflichtet wäre, es sei denn, daß er nachweist, es habe eine andere von ihm genau bezeichnete Person das Fahrzeug in dem fraglichen Zeitpunkte statt seiner benutzt, weil damit wenigstens die Person des eigentlichen Schädigers dem Verletzten glaubhaft bekannt, mithin er in den Stand gesetzt wird, gegen diese rechtlich vorzugehen. Deßhalb treten auch neuerdings namhafte Juristen hierfür ein. Der Deutsche Juristentag hat diesen Gegenstand für seine nächstjährige 26. Tagung in Aussicht genommen.

Aber ein Mal ist eine dementsprechende gesetzliche Regelung dieser Rechtsfrage bis zur Vornahme der Automobil-Wettfahrt Paris-Wien noch nicht zu erwarten. Sodann kann zwar bei Kraftfahrzeugen, welche sich mäßig schnell bewegen, die den Eigenthümer oder Fahrer legitimirende Aufschrift wohl festgestellt werden, doch würde dies schwerlich bei solchen gelingen, welche mit rasender Geschwindigkeit dahineilen, wie es bei einer Wettfahrt geboten ist. Hier muß ein weitergehender Schutz verschafft werden. In jedem Einzelfalle das schädigende Gefährt zu ermitteln, erscheint nach den bei der Wettfahrt Paris-Berlin gemachten Erfahrungen so gut wie gänzlich ausgeschlossen. Es muß deßhalb über die Grenzen einer Haftung des einzelnen unmittelbaren Schadensurhebers hinausgegangen und eine subsidiäre Haftung sämmtlicher an der Wettfahrt betheiligter Personen durchgeführt werden. Als Rechtsgrund hierfür spricht, daß in Folge des Zweckes einer Wettfahrt jeder Einzelne veranlaßt wird, die erforderliche Vorsicht außer Acht zu lassen, um so schnell als möglich das Ziel zu erreichen, also den Anderen den Siegespreis abzujagen. Mithin ist in dem zusammentreffenden Verhalten aller an der Wettfahrt Betheiligten die Unfallursache zu finden. In Folge dessen sind sie Alle an dem schädigenden Ereignisse gleichschuldig und haben dessen wirthschaftliche Folgen auch gleichmäßig zu tragen. Der Verfahrensgang, auf welchem die Regelung der Schadensansprüche Verletzter herbeizuführen, stößt auch nicht auf erhebliche Schwierigkeiten. Die Behörden, welche die Erlaubniß zur Benutzung der öffentlichen Straßen für die Wettfahrt zu ertheilen haben, können solche ja von der Bedingung abhängig machen, daß sinnentsprechend dem schiedsrichterlichen Verfahren der §§ 1025 ff. C.-Pr.-Ord. etwa eingetretene Schadensfälle geregelt werden, aber zur Sicherung der Befriedigung der Ersatzberechtigten ein angemessener Betrag bei der Reichsbank hinterlegt oder eine jeder Zeit realisirbare Verpflichtungserklärung der Einzelnen beigebracht werde. Daß die Behörden dies thun, gebieten nach den zahlreichen Menschenopfern der Wettfahrt Paris-Berlin die schuldigen Rücksichten auf die Ruhe, Sicherheit und Ordnung des Verkehrs, sowie das Wohl der Gesammtheit der Staatsbürger gegenüber den Sportgelüsten einzelner Personen, welchen, da sie zumeist der Capitalmacht angehören, dadurch gar kein großes Opfer auferlegt wird. Das hier Ausgeführte beruht mithin auf Recht und Billigkeit.

Literatur und Kunst.

Der neueste Streich der Baconianer.

Von Eugen Reichel.

Die Menschheit hat einen schier unbezwingbaren Hang zum Unklaren und Verzwickten; eine, wie es scheint, unausrottbare Neigung, sich selbst und Andere zu täuschen. Sie hat zugleich eine ebenso unausrottbare Furcht vor der Wahrheit

Digitized by Google

und Klarheit; und wird stets geneigt sein, zehn Schelmen, die irgend eine angebliche Wahrheit durch die abenteuerlichsten Entdeckungen und Erfindungen zu stützen wissen, eher zu glauben, als einem ehrlichen Forscher, der den „Wahrheiten" und Unwahrheiten wirklich auf den Grund geht. Zu den neuen „Wahrheiten", die von der einen Seite kurzerhand todtgeschwiegen, von der andern Seite mit allen möglichen Mitteln immer auf's Neue „begründet" werden, gehört auch die von Frau Delia Bacon im Jahre 1856 zuerst gemachte Entdeckung, daß die sogenannten Shakespeare-Dramen nicht von Shakespeare, dem in Stratford geborenen und begrabenen Studenten der Schlächterwissenschaft, sondern von Francis Bacon, dem so übel beleumdeten ehemaligen Lordkanzler Baco von Verulam, herrühren. Die gebildete Welt weiß seit 1886, seit dem Erscheinen meiner „Shakespeare-Literatur", daß ich das Richtige und zugleich Falsche dieser, auf kritikloses Hinnehmen des Ruhmes, den einerseits die uns überlieferten Shakespeare-Dramen, andererseits die Schriften Bacon's genießen, allzu schlecht gegründeten Behauptung erschöpfend beleuchtet und dem Abgott der Baconianer nicht nur die Fähigkeit, ein Drama zu schaffen, sondern auch jedes ernsthafte Urheberrecht an seinen sogenannten wissenschaftlichen Schriften aberkannt habe. Seit dieser, von den Baconianern auf's Schmerzlichste empfundenen Nachweisung hat sich bei den in die „Bacon-Theorie" verliebten Damen und Herren eine nervöse Geschäftigkeit herausgebildet. Allein aus Amerika sind mir in den letzten fünfzehn Jahren etwa zehn Schriftchen, beziehungsweise Zeitschriftenartikel, zugesendet worden, welche, ohne daß ich in ihnen genannt werde, nur zu dem Zweck geschrieben sind, Bacon's angebliche Rechte und sittliche, beziehungsweise geistige Qualitäten gegen alle von mir beigebrachten Thatsachen neu zu begründen. Auch Edwin Bormann, der (neben Professor Cantor in Halle) gelehrteste und auch verschrobenste Baconianer in Deutschland, hat es nicht unterlassen, mir, obwohl er mich selbstverständlich todtschweigt, einige seiner Bacon-Schriftchen zuzustellen, die mir, ganz gegen den Willen des Herrn Verfassers, das denkbar beste neue Beweismaterial für meine, im Stillen stets fortschreitende Forschungsarbeit geliefert haben. So weit meine Forschungen im Jahre 1886 reichten (und sie reichen heute natürlich sehr viel weiter), hatte ich in Beziehung auf Bacon folgende Thatsachen kritisch und sachlich unwiderlegbar festgestellt:

1. Bacon ist der wahrscheinliche Verfasser eines Theiles der uns überlieferten Shakespeare-Dramen.
2. Bacon hat die Dramen „Hamlet", „Lear", „Kaufmann von Venedig", „Coriolan", „Cäsar", „Richard II.", „Richard III.", „Johannisnachtstraum", „Heinrich IV." u. A. auf Grund der von ihm verstümmelten Werke eines anderen Dichters, ohne jeden Sinn für dramatisch-künstlerische Organisation, „neu" componirt.
3. Das „Norvum Organum" befindet sich in demselben zusammenhanglosen Zustande wie die unter 2. erwähnten Stücke.
4. Bacon stand eine Zeit lang in zärtlichen Beziehungen zu Elisabeth.
5. Bacon wurde durch den glücklicheren und gesellschaftlich höher stehenden Robert Essex bei der „zehnten Muse" verdrängt, und rächte sich dafür an diesem durch die bekannte Vertheidigungsschrift im Proceß Essex, durch die er den Mann, der sein Wohlthäter gewesen war, dem Henker preisgab.

Alles dieses und noch manches andere, das ich aus Raumgründen bei Seite lasse, habe ich, zum gerechten Verdruß der Baconianer, umständlich und jede Widerlegung ausschließend, in der „Shakespeare-Literatur" zu Beweis gebracht. Wollten also die Baconianer ihre Begeisterung für Bacon der Welt erhalten, so mußte unter allen Umständen dafür gesorgt werden, daß Bacon in die „richtige" Beleuchtung gerückt würde. Vor allem mußte die große sittliche Persönlichkeit, gegen die ich ganz neue, schlagende Thatsachen zu Tage gefördert hatte, gerettet werden. Allen geschichtlichen Thatsachen zum Trotz mußte Bacon nicht nur zum großen Dichter und Denker, sondern auch zum sittlichen Helden gestempelt werden. Das war schwer zu erreichen. Aber endlich verfiel man in Amerika auf eine prächtige Idee: Bacon selbst mußte für seine menschliche und schöpferische Größe zeugen. Er hatte als 18jähriger Jüngling, der nur von dem einen Gedanken besessen war: Carriere zu machen, eine Chiffre-Schrift erfunden, der er sich, wie damals die meisten politisch thätigen oder strebsamen Leute in England, in seinen Briefen vielfach bediente oder doch bedient zu haben scheint; denn wir besitzen keinen unzweifelhaft echten Brief von Bacon, der in Chiffre-Schrift geschrieben wäre. Hier war also ein Mittel gefunden, jeden Zweifel verstummen zu machen. Und schon vor etlichen Jahren erfreute der Amerikaner Richard Owen die Welt mit erstaunlichen Offenbarungen, die er nach einer, von ihm natürlich geheim gehaltenen Methode aus den Dramen und sonstigen Schriften Bacon's herausgelesen haben wollte. Die leichtgläubigen Baconianer waren entzückt; aber die zweifelsüchtige Welt nahm diese so hübsch zusammengelesenen höchst eigenhändigen Offenbarungen Bacon's nicht ernst. Jetzt hat nun abermals eine Dame, die zur Zeit viel genannte Frau Gallup, die Chiffre-Schrift Bacon's in's Feld gerückt; aber sie geht klüger zu Werke als Herr Owen. Sie giebt nämlich die „Methode" an, nach welcher sie die der heutigen Welt nahezu unzugänglichen allerersten Drucke der Shakespeare-Dramen und Bacon-Schriften durchforscht haben will. Sie geht dabei mit einem solchen Schein von Gründlichkeit zu Werke und verblüfft die Welt zugleich mit einer solchen Fülle von Daten, daß man sich nicht wundern darf, wenn Frau Gallup ernster genommen wird, als Herr Owen, der sich die Sache denn doch gar zu leicht gemacht zu haben schien. Gestützt auf das einfache Chiffre-Schema, das Bacon in „De augmentis scientiarum" veröffentlichte (das auf die Buchstaben a und b gegründete „Alphabetum biliterarium"), hat Frau Gallup angeblich nicht nur die Shakespeare-Dramen und die Schriften Bacons, sondern auch eine ganze Reihe von Büchern anderer damaliger Schriftsteller durchforscht, und ist auf Grund dieser Forschungsarbeit dazu gekommen, alles das, was die Baconianer mit genialem Spürsinn längst behauptet hatten, und zugleich noch einiges andere, was meine Forschungsergebnisse zu nichte machen muß, bestätigt zu finden. Ihre Forschungsergebnisse sind in der Hauptsache die folgenden:

1. Bacon erklärt, die Werke von Shakespeare, Marlowe, Green, Peele, Spenser u. A. m., natürlich auch seine eigenen Bücher geschaffen zu haben.
2. Bacon erklärt, etliche zu seiner Zeit geschriebene Dramen, eine Geschichte Englands, eine Uebersetzung der Ilias, der Odyssee und der Aeneide geschaffen zu haben.
3. Elisabeth hatte sich bereits mit Leicester vermählt, als sie noch mit ihm im Tower schmachtete.
4. Als Elisabeth Königin wird, fühlt sie sich Mutter.
5. Dieser erstgeborene Sohn der Elisabeth ist unser Francis Bacon.
6. Leicester ist der Vater Bacon's.
7. Robert Essex ist der zweite Sohn der Elisabeth und folglich der Bruder des Francis Bacon.
8. Die Reise des halbwüchsigen Bacon nach Frankreich erfolgt auf Befehl der königlichen Mutter, weil Lady Bacon ihrem „Adoptivsohn" das Geheimniß seiner Geburt verrathen haben solle.
9. Nicht Bacon hat die berüchtigte Vertheidigungsschrift im Essex-Proceß verfaßt, sondern Elisabeth.
10. Bacon seufzt des Oeftern nach dem Genius, der „die göttliche Begabung" besitzen werde, seine Chiffre-Schrift zu entziffern und so seine „Rettung" vor der Nachwelt durchzuführen.

Digitized by Google

Sehen wir uns nun zunächst diese „Thatsachen“ mit ruhigem Geiste an. Es ist immer gefährlich, zuviel beweisen zu wollen. Daß Bacon, der vor lauter Streberei, Gastgebereien und Jagden kaum zu ruhigem Lesen, geschweige denn zu ruhigem, geistigem Arbeiten kommen konnte, neben seinen paar „wissenschaftlichen“ Schriften auch noch die 36 Shakespeare-Dramen, die Sonette u. dergl. m. geschrieben haben solle, möchte man noch hinnehmen. Aber nun soll er auch noch die Stücke von Marlowe, Green, Peele u. A., die Gedichte von Spenser, einige Arbeiten von Ben Jonson (den ich als den eigentlichen dramaturgischen Helfershelfer Bacon's bezeichnet habe!) und Burton, etliche andere Dramen, die Uebersetzung einiger großer Dichtwerke, einige Geschichtswerke u. dgl. m. verfaßt haben — credat Judaeus Apella! Nun sind erstens die Herren Marlowe, Green, Peele, Ben Jonson, Spenser u. A. als schaffende Dichter ihrer Zeit so sicher ins Buch der Geschichte eingetragen, daß um ihre Persönlichkeiten und um ihre Stücke, beziehungsweise Gedichte, niemals der Streit hätte entbrennen können, wie er seit etwa 50 Jahren um die Dramen und die Persönlichkeit Shakespeares tobt. Bacon oder Shakespeare die Verfasserschaft an den Arbeiten jener Dichter zuschreiben wollen, das hätte gerade so viel Sinn, als wenn man etwa im Jahre 1950 einem Sudermann auch die Stücke von Max Halbe, Ernst von Wolzogen, Georg Hirschfeld, Frank Wedekind und Max Kretzer zuschreiben wollte. Dazu kommt, daß nicht nur vielfach in den Stücken, die angeblich ebenfalls von Bacon-Shakespeare herrühren sollen, gegen den dilettantischen Juristen und Federnräuber, der als gesellschaftlich bevorzugter Mann so vieles vor ihnen voraus hatte, vom Standpunkte fachmännischer Ueberlegenheit aus polemisirt wird; sondern daß in den „Sonetten“ selbst der Dichter dieser „unvergleichlichen Gedichte“ auf Spenser, den neuen Lobsinger der Königin, anspielt, daß er in einer Einschaltung des verstümmelten „Johannisnachttraum“ sich roher Weise über den, so zu reden verhungerten Dichter der „Feenkönigin“ lustig macht. Aber was fragen die Baconianer nach solchen Daten! Sie sind gewöhnt, weder nach links noch nach rechts zu sehen — und da können die ehrlichsten Leute von der Welt ohne Mühe dazu kommen, Alles und Jedes nur so zu sehen, wie es ihnen angenehm ist.

Und nun gar die neuen geschichtlichen Thatsachen! Zugegeben, daß Leicester wirklich schon um 1562 der Geliebte der Elisabeth gewesen. Daß diese ferner wirklich so unvorsichtig gewesen wäre, bald nach ihrer jungfräulichen Thronbesteigung den jungen Francis Bacon zur Welt zu bringen, und nicht lange darauf noch dem süßen Robert Essex das ihr später so theure und so verhaßte Leben zu schenken — wie großer Albernheiten und aller Seelenkunde in's Gesicht schlagenden Ungeheuerlichkeiten müßte man die Königin fähig halten, wenn man das, was Frau Gallup angeblich aus den Schriften Bacons herausgeforscht hat, ernst nehmen wollte. Elisabeth schickt den jungen Bacon nach Frankreich, weil seine „Adoptivmutter“ ihm das Geheimniß seiner Königinkindschaft verrathen hat! Wenn Elisabeth ein solches Geheimniß zu hüten hatte, dann würde sie Bacon überhaupt nicht wieder nach England haben zurückkehren lassen; dann würde sie ohne Mühe Mittel gefunden haben, die schwatzhafte Adoptivmutter zu beseitigen — vielleicht sogar auch den unbequemen „Sohn“, der ihre Jungfräulichkeit jeder Zeit in Gefahr bringen konnte. Und nun gar Sohn Essex! Von Bacon's „Beziehungen“ zu seiner „Frau Mutter“ weiß man doch erst seit meiner Auslegung der „Sonette“. Von den nächtlichen Orgien, welche die „jungfräuliche Königin“ mit ihrem „Sohne Robert“ schon im Jahre 1586 feierte, weiß die Hofgeschichte Englands seit mehr denn 300 Jahren! Und nicht nur, daß diese Königin mit ihrem „Sohne“ blutschänderisch verkehrt, sich die glühendsten und abgeschmacktesten Liebesbriefe und Liebesgedichte von ihm schreiben läßt — nein: sie läßt ihn schließlich sogar umbringen; sie vernichtet die „milde“ Proceß-Schrift Bacon's und verfaßt selbst jenes mörderische Schreiben, auf Grund dessen dann der „theure Sohn“ dem Henker verfällt!! Man faßt sich an den Kopf, wenn man diese Unsinnigkeiten liest, die nicht nur von einer gewiß recht fein denkenden und edel fühlenden Frau allen Ernstes aus den „sämmtlichen Werken“ Bacon's heraus destillirt worden sind, sondern die auch von Leuten, die nicht in Bacon vernarrt sind, ernst genommen und umständlich zur Debatte gestellt werden.

Und jetzt noch Eins. Die Chiffre-Schrift Bacon's ohne Weiteres zugegeben: was für eine Abgeschmacktheit ist es, zu glauben, daß Bacon seine „Geheimnisse“ so in seine „Werke“ hineingearbeitet habe, daß sie nur von einem an der Bacon-Monomanie leidenden Forscher erspürt werden können?! Man stelle sich nur vor, was es bedeuten würde, wenn ein Dichter auch nur eins seiner Gedichte auf eine solche Chiffre-Schrift hin dichten wollte. Den geheimnißvollen a's und b's zu Liebe müßte er doch die abenteuerlichsten Wortzusammenstellungen ersinnen — und das würde, wenn das Gedicht, jenseits der Chiffre-Schrift, überhaupt noch einen Sinn behalten sollte, schon eine Riesenarbeit sein. Nun aber erwäge man, was es bedeuten will, wenn ein Autor alle seine Schriften so schreibt, ja mehr, so drucken läßt, daß sie einentheils sich als zusammenhängende Werke lesen lassen, anderentheils aber zugleich eine eigenthümliche Buchstabenreihe enthalten, aus der man allerlei ungeheuerliche Geheimnisse herauslesen kann — Geheimnisse, auf deren Entzifferung der Schreiber kaum rechnen dürfte, wenn er nicht voraussähe, daß 280 Jahre nach seinem Tode einige schlecht beschäftigte Leute sich mit ihm, wie die Spiritisten mit einem „Geiste“, beschäftigen würden. Das Alles hätte Bacon sich leichter machen können. Er hätte nur alle diese Mittheilungen in einer irgend einem Vertrauten geläufigen Chiffre-Schrift handschriftlich an einen seiner vielen im Auslande lebenden Bekannten vererben können — aber natürlich hat Bacon selbst in verwegenen Stunden nicht an solche Abgeschmacktheiten gedacht. Auf solche „Geheimnisse“ konnten erst findige Baconianer kommen.

Ich meine, die Welt, zumal wir Deutsche, hätten Gescheidteres zu thun, als dergleichen ganz unwissenschaftliche „Forschungen“ auch nur komisch, geschweige denn ernst zu nehmen. Das Shakespeare-Bacon-Problem ist an sich sehr ernst, bitter ernst und ergreifend tragisch; aber man soll ihm auch mit wirklichem Ernste nahen, oder man soll es ganz unberührt lassen. Die Fülle von Unsinn, von unwissenschaftlichen, kritiklos zusammengehäuften Halbwahrheiten, die von den Baconianern seit nun bald 50 Jahren in die Welt gesetzt worden sind, geht nachgerade in's Große. Anstatt endlich einmal den Geist auf die Sache selbst, d. h. auf die in Frage stehenden Schriften, beziehungsweise Dramen zu richten und zu prüfen, woran man bei diesen zu ihrer Zeit nur in theologischen und höfischen Dilettantenkreisen bekannt gewesenen Schriften und Dramen ist; zerbricht man sich den Kopf über die Person des Dichters und Philosophen, sammelt neue Thorheiten und Widersprüche zu den alten und macht schließlich auch verständige Menschen zu gedankenlos Gläubigen. Denn wer hätte Zeit oder gar Lust, es einer Frau Gallup nachzuthun, und alle die Schriften daraufhin zu prüfen, ob Alles das, was Frau Gallup und Herr Owen aus ihnen herausgelesen haben, auch wirklich darin steht — ja, ob es überhaupt darin stehen kann? Ich bin weit entfernt, Frau Gallup für eine Schwindlerin zu halten. O nein! Sie hat die von ihr offenbarten Geheimnisse finden wollen; und da konnte es ihr nicht schwer fallen, sie nach dem a-b-Schema endlich zu finden. Sie mag allen Ernstes an ihre Entdeckung glauben; ich will das gern annehmen. Aber es wird Zeit, den Damen und Herren von der Bacon-Secte zu sagen, daß Europa keine Neigung hat, von ihren Thorheiten noch länger Kenntniß zu erhalten. Auch die Shakespeare-Forschung hat Wichtigeres zu thun, als märchenhafte Geheimnisse aus den an und für sich schon höchst abenteuerlichen Shakespeare-Dramen und Bacon-

Digitized by Google

Schriften herauszulesen. Und ernste Männer sollten es ihrer unwürdig halten, diese Thorheiten durch ernsthaftes Eingehen auf sie zu Ansehen zu bringen. Ich bin der Letzte, der den Baconianern hochmüthig ihr Daseinsrecht absprechen möchte. Im Gegentheil: die Baconianer hatten vor 1886 eine nicht unbedeutsame Daseinsberechtigung. Erst seit sie sich, um ihre durch mich sachlich ad absurdum geführte Theorie zu „retten", dazu bewogen fühlten, Dinge aus Bacon's Büchern herauszulesen, die einfach den geschichtlichen Thatsachen in's Gesicht schlagen — erst seitdem sind ihre Bestrebungen wahrhaft lächerlich geworden. Vielleicht darf man es den Damen und Herren nicht übel nehmen, daß sie so in's Große hinein fabuliren, um die Welt desto sicherer zu verblüffen und irre zu machen. Machen es die Herren von der anderen Partei etwa anders? Man lese die verschiedenen Shakespeare-Biographien, zumal die ganz märchenhafte von Georg Brandes — oder man lese, wie Herr Taine, da er zu wissen glaubte, daß Shakespeare aus Stratford das große Genie gewesen, haarscharf zu beweisen versteht: daß gerade dieser Shakespeare gerade in diesem Elisabethanischen Zeitalter erstehen mußte. Ist's nicht immer dieselbe Methode? Aus einigen schlecht oder gar nicht bewiesenen angeblichen Thatsachen fabulirt man sich ein Lebensbild zurecht — häuft unbesehen auf die berühmten Werke alle nur erdenklichen Ehrentitel — und die große wissenschaftliche Leistung ist fertig. Die Baconianer haben das Alles von ihren Gegnern gelernt — aber sie vergessen, daß die Vertreter der alten Shakespeare-Theorie doch ihr bescheidenes „Ignoramus" gelten lassen; während sie jetzt aus ihrer heiligen Schrift selbst alle Narrheit und alle Wahrheit „deutlich" herauslesen — darin liegt das Gefährliche.

Es wird Zeit, daß die Luft auch auf diesem Gebiete gründlich gereinigt werde.

Erziehung zur Kunst und zum Anschauen.

Von A. E. Plehn (Berlin).

Ein Kunsterziehungstag ist in Dresden vor Kurzem zusammengekommen als deutliches Zeichen der unbehaglichen Einsicht, daß unser Verhältniß zur Kunst nicht auf der rechten Basis ruhe. Im Kindesalter möchte man die Fähigkeiten ausbilden, die später aus dem Kunstsinn der Erwachsenen mehr machen sollen, als er heute vielfach ist: eine Phrase und ein Gegenstand der Repräsentation. Da es sich bei diesen Bestrebungen um die bildende Kunst handelt, so wird die Art des Anschauens der Punkt sein, an dem man anzuknüpfen hat. Maßgebend für die Wirkung auf den Kunstsinn des Kindes wird sein, was die Schule in dieser Beziehung leistet.

Wer in unseren Schulen nicht Bescheid wüßte und nun von dem Anschauungsunterricht hörte, der in ihren unteren Classen ertheilt wird, der könnte glauben, daß dort eine Gabe systematisch ausgebildet würde, deren Keim kleine Kinder in erstaunlichem Maße in sich zu tragen pflegen: die Fähigkeit, zu sehen und zu bemerken. Wer dann freilich bei Erwachsenen die Resultate solcher sachgemäßen Schulung eines angeborenen Talents suchen wollte, der müßte kopfschüttelnd an seiner Auffassung des Wortes „Anschauungsunterricht" oder an der Methode irre werden, in der er ertheilt wurde, so sehr müßte er bei der überwiegenden Mehrzahl die behende Beobachtungsgabe und das eindringende Verständniß der Augen vermissen, das die Naivetät der Kleinen allen Lebenserscheinungen entgegen zu bringen pflegt. Es findet sich in der Regel ein oberflächliches Hinsehen und schnelles Urtheilen über das Aeußerlichste der Erscheinungen und die Neigung, sogleich einen Gedankeninhalt hinter dem Gesehenen zu suchen. Darin macht sich die einseitig literarische Natur unserer Bildung geltend. Wir Alle sind mehr oder minder gewöhnt, mit Worten und Gedanken vorzugsweise umzugehen und behandeln unsere Gesichtseindrücke in der Regel nur als die gehorsamen Diener dieser Herrschaften.

Freilich giebt es eine beträchtliche Anzahl praktischer Menschen, deren Beobachtungsgabe zu rühmen ist. Sie selbst pflegen große Stücke auf diese Fähigkeit zu halten, ein Beweis, wie sie sich als Ausnahme fühlen. Aber auch bei ihnen geht die Aufmerksamkeit selten über den Punkt hinaus, der noch innerhalb der Grenzen des Nützlichen liegt. Dies Beobachten ist meistens nur ein Orientiren und hat nichts mit einer Würdigung des Objects an sich zu thun. Diese Classe von Menschen wird überall leicht ihren Weg finden. Ihnen entgehen nicht die geringfügigen Abzeichen der Häuser in einer gleichförmigen Straße oder einzeln stehende Bäume und Steine an dem öden Weg durch eine kahle Ebene. Auch werden sie stets mit Sicherheit sagen, was für Wolken bei ihrem Spaziergang am Himmel standen und was für Wetter für morgen zu hoffen sei. Und doch werden alle diese Beobachtungen meistens oberflächlich sein, und sie werden ohne eigentlichen Naturgenuß stattgefunden haben. Denn zu einem solchen gehörte die Gewöhnung zur Vertiefung des Sehens, und diese erscheint dem bloß praktischen Menschen als unnützlich, und auch der von Haus aus gute Beobachter, das Kind, müßte seine natürliche Anlage dazu ausbilden, wenn ihm dazu Gelegenheit würde.

Statt dessen muß ihm die Schule nach ihrem Erziehungsplan die fast ausschließliche Beschäftigung mit Wort und Gedanken zumuthen und sie schwächt durch Vernachlässigung das angeborene Talent. Freilich bietet sie ihm den Anschauungsunterricht. Aber sie hat ihn nur als eine Brücke hingestellt für den Kindergeist, den sie schaulustig und zum Bemerken geschickt empfängt und den sie nun hinüberleiten will zu einem Erkennen, das keines Anhaltes durch die Augen bedarf: zu dem Leben im Reich des Gedankens. Die kahlen Wände, die ungewohnte Langeweile des Stillsitzens sollen gemildert werden durch das bunte Bild, das die Augen beschäftigt, während das Nachdenken langsam und unbeholfen seine ersten methodischen Uebungen ausführt. Sind diese erst eine gewohntere Gymnastik geworden, dann gilt es für unnöthig, den Augen Beschäftigung zu gewähren, während der Geist arbeitet. Darum verschwindet die Anschauung immer mehr, je nach den steigenden Classen. Das naturwissenschaftliche Experiment bleibt fast allein zurück. Dem kleinen Kinde war es eine Nothwendigkeit, seine Augen in jedem Augenblick zu gebrauchen. Die Oede einer leeren Wand würde seinen Blick zwingen, nach Beschäftigung umher zu spähen, jede zufällig sich bietende Zerstreuung neuer Gesichtseindrücke, die auch in der Eintönigkeit des Schulzimmers nicht ausbleiben, begierig aufzunehmen. Sehen und Denken geht in diesem Alter noch beständig Hand in Hand. Nun sollen die bisherigen Gefährten getrennt werden, sie müssen sich darein fügen, wenn der bewußten Ausbildung des Gedankens der Weg frei werden soll. Da darf nicht, wie es bisher Kindesgewohnheit war, das Sehen beständig dazwischen springen und den Anlauf der Idee in eine andere Richtung locken. Das Erste, was die Schule lehrt und lehren muß, ist: all' diesen Versuchungen zu widerstehen. Jetzt wird gedacht, und zu einer anderen Zeit wird beobachtet. Wenn es gelungen ist, dies jeweilige Ausschalten einer der bisher nur gleichzeitig geübten Thätigkeiten zu erreichen, dann sagt der Lehrer voller Genugthuung: das Kind hat aufmerken gelernt.

Aber die neuerworbene Geschicklichkeit, Sehen und Denken zu trennen, nimmt, wie die Entwickelung meistens geht, nur zu leicht einen Verlauf, bei dem das Denken dem Sehen die Arbeit immer mehr abnimmt. Die Schule will und muß so viele Dinge lehren, bei denen die Augen nichts

Digitized by Google

zu thun haben, daß sie es meistens sehr eilig hat, das außer Thätigkeit zu setzen, was sie theoretisch selbst als das „absolute Fundament aller Erkenntniß“ preist. Und so kommt es, daß der Zögling, welcher in seinen frühen Jahren nur durch Anschauung unterrichtet werden konnte, weil darin seine einzige Geschicklichkeit bestand, nachdem er einige Classen durchlaufen hat, einen Unterricht im Anschauen nothwendig haben würde, weil er nicht mehr wie einst sicheren Gebrauch von seinen Augen zu machen versteht.

Der Anschauungsunterricht, wie die Schule ihn heute handhabt, hat gewiß große Verdienste. Er ist das angemessenste Sprach- und Denk-Bildungsmittel und Vermittler der ersten, systematisch geordneten Kenntnisse. Stadtkinder, die alle Jubeljahre nur ein Kornfeld mit Augen sahen, erfahren aus Anlaß des Wandbildes etwas von Aussaat und Ernte. Sie hören von der Witterung und ihren Ursachen erzählen, und sie lernen diese Kenntnisse in verständlichen Sätzen zusammenfassen. Man höre nur beispielsweise einen Achtjährigen aus einer der berühmten Hamburger Schulen seine junge Weisheit zum Besten geben. Man wird nicht erst überlegen, ob das Bildungselemente sind. Aber zeigt demselben Jungen Bilderbücher, und er wird sofort die Verse darin zu lesen beginnen oder sie sich noch lieber vorlesen lassen und wird so verrathen, daß auch bei ihm schon das Wort Uebergewicht über das Bild, das Denken über das Sehen gewinnt.

Ich sage nichts gegen den Anschauungsunterricht, wie er ist, ich meine nur, man sollte daneben einen zweiten einführen, in dem das Sehen gepflegt wird. Und zwar müßte sich dieser Unterricht über die ganze Schulzeit erstrecken, um der sich immer stärker ausbildenden Herrschaft des Gedankens das Gleichgewicht zu halten. Es dürfte gar nicht erst zur Gewohnheit werden, daß alle Sinneseindrücke nur als Futter für den Speculir- und Fabulirtrieb verbraucht werden. Sehr wohl ließe sich die Freude am Sehen wach erhalten, die das Kind von Natur auszeichnet, und man könnte versuchen, sie zur Kunst des Sehens auszubilden. Natürlich käme es nicht darauf an, thatsächlich neue Künstler zu erziehen, die ihren Lebensberuf in der Beschäftigung mit Pinsel oder Meißel sehen würden, aber darum könnte doch in jedem Einzelnen das Maß an künstlerischem Talent geweckt werden, das heute in den Meisten verkümmert, das Talent zu beobachten, einzudringen, zu würdigen. Verlangt man einen praktischen Grund für diese Forderung, so sage ich: Wie nützlich für den Arzt, den Richter, für jeden Menschen, welchen Berufs immer, die Fähigkeit zu sehen oder, wie es auch genannt wird, zu durchschauen. Hindurch und fortsehen zu können über Alles, was auf der Oberfläche liegt, bis in die eigentliche Art und Natur jedes Dinges. Wir Alle könnten Naturkenner und wir würden bessere Menschenkenner werden, wenn wir nur sehen könnten. Und welche reiche Quelle des Lebensgenusses erschlösse sich. Die glücklichen Augen, welche jede Schönheit zu grüßen wüßten, die ihnen täglich auf Weg und Steg begegnet, könnten niemals ein armes Leben beklagen. Sie bedürfen nichts als Licht, dies Licht, das der Himmel auch noch jedem Elendesten schenkt, um die unendlichen Folgen neuer Schauspiele zu genießen, die der Beleuchtungswechsel selbst in der eintönigsten Umgebung jedem Auge darbietet, welches willig und fähig ist den kleinen Veränderungen zu folgen. Davon wissen freilich alle diejenigen nichts, deren Sehvermögen so stumpf ist, daß es nur von brutalen Abwechselungen neuer Scenerien aufgerüttelt wird. Das Leben ist noch nicht so reich an Freuden, daß wir nicht für uns alle Diejenigen erstreben sollten, zu denen wir einen Weg zu finden vermögen.

Wo aber ist der Weg dazu?

Wie lehrt man ein Ding sehen, ohne daß sich nun gleich wieder das Denken dazwischen drängt und sich an dem Sehen rächt, das ihm in früheren Jahren so oft die Wege durchkreuzt und die Verbindungsfäden zerrissen hat?

Jetzt gilt es, das Hell und Dunkel in ihren verschiedenen Wirkungen zu empfinden, Farbennuancen zu unterscheiden, Linien in ihrem Ebenmaß, in ihrer Richtungsverwandtschaft und in ihren Gegenbewegungen zu verfolgen. Der Anschauungsunterricht, den ich hier im Auge habe, sollte eben nichts als Sehen lehren. Er hätte keine Kenntnisse zu vermitteln — kaum einmal kunstgeschichtliche — und er sollte nichts zu schaffen haben mit einer ästhetischen Würdigung der Anschauungsobjecte. Denn ich meine, daß das künstlerische Verständniß sich ganz von selbst einstellen wird, wenn ein eindringendes Erkennen ihm den Weg geebnet hat. Wahre Naturfreunde pflegen im Lauf der Jahre auch verständnißvolle Kunstverehrer zu werden. So ist es von Felix König erzählt worden, dem die Liebe zu landschaftlicher Natur das Feingefühl erst für Beurtheilung gemalter Landschaft und dann jeder Art von Kunst ausgebildet hat. Sein Vermächtniß an die Nationalgallerie steht dafür als Zeuge da.

Es handelt sich also bei den vorgeschlagenen Uebungen nur darum, das Detail des Objects möglichst genau in sich aufzunehmen. Jede Frage richte sich nur auf das, was an dem Anschauungsgegenstand sichtbar ist. Wie Viele sind unter uns, die, nachdem sie ein Bild einige Minuten lang aufmerksam betrachtet haben, später mit absoluter Sicherheit über seine Einzelheiten Rechenschaft geben können? Schon ob als Maßstab Lebensgröße oder welcher Grad von Verkleinerung angewendet war, entschwindet leicht dem Gedächtniß, weil das Gegenständliche meist die Aufmerksamkeit von dem Wie der Darstellung ablenkt. Enthält das Bild Figuren, so wird ihre Zahl meist am sichersten bemerkt, aber über die Wendung des Kopfes und der Glieder, über Farbenwahl und Abstufung schleicht sich häufig ein Irrthum ein. Um zu betonen, daß es mir nicht auf Kunstbetrachtung allein, nicht einmal auf solche in erster Linie ankommt, wähle ich andere Beispiele. Wie Viele von uns vermögen sich selbst ein Gesicht, das sie interessirte, nach einmaligem Sehen lebhaft und deutlich vorzustellen? Wie viel wird von den wesentlichen Zügen einer Landschaft mit einem Blicke wahrgenommen? Das Blau oder Grün, das Hell und Dunkel, Grade und Krumm, die Anzahl und die Vertheilung der Hauptwerthe im Anschauungsobject gilt es zu erfassen und durch allmälige Uebung immer schärfer von einander zu sondern.

Ich glaube nicht einmal, daß die Schule beträchtliche Zeit auf diese Uebungen zu verwenden brauchte, wenn sie nur vom ersten Anfang die noch unverminderte Schauluft des Kindes wahrnähme und dauernd wach erhielte. Gewohnheit würde dann ganz von selbst die Augen offen halten, und jeder Weg von und nach der Schule würde ein Beutezug für neue Anschauungen. Der Unterricht selbst könnte auf mannigfaltige Weise dadurch unterstützt werden. Außerdem gäbe es bald mehr die Natur und Wirklichkeit liebende Menschen, und die Kunst würde vertiefterem Verständniß begegnen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der hanfene Strick.

Von Emil Ertl.

Ein Wanderer kam an einem Kornfeld entlang, da sah er quer über den Weg einen hanfenen Strick liegen. Achtlos schritt er darüber hinweg. Als er aber fünfzig Schritte weiter gegangen war, dachte er:

Digitized by Google

„Wer weiß? Vielleicht kann man ihn einmal brauchen! Warum soll man ihn nicht aufheben, wenn er schon am Wege liegt?“ Und kehrte um.

Als er zurückging, um den Strick aufzuheben und mitzunehmen, sah er von der gegenüberliegenden Seite einen anderen Wanderer herankommen, der genau so weit wie er selbst von der Stelle entfernt war, wo der Strick lag. „Er wird Dir zuvorkommen,“ dachte er und beschleunigte seinen Schritt. Aber in demselben Augenblick fing auch der Andere rascher zu gehen an.

„Er hat es offenbar auf den Strick abgesehen,“ dachte der Erste; „aber der Strick gehört doch von Rechtswegen mir, denn ich habe ihn früher gesehen als Jener, und hätte ich ihn gleich aufgehoben, so läg' er überhaupt nicht mehr dort!“

Er fing an zu laufen, um rascher zur Stelle zu sein, da begann auch der Andere zu laufen. Gleichzeitig erreichten sie das Ziel und griffen nach dem Strick, jeder erwischte ihn an einem anderen Ende.

„Laß los den Strick! Er gehört mir, ich hab' ihn früher gesehen als Du!“

„Nein, er gehört mir! Du bist daran vorübergegangen und hast ihn liegen lassen!“

Sie zogen an dem Stricke hin und her, aber da sie Beide gleich stark waren, gelang es Keinem, ihn dem Anderen zu entreißen. Nun begannen sie sich mit Püffen und Fußtritten zu tractiren, und plötzlich geriethen sie aneinander und faßten sich gegenseitig an der Gurgel, wobei der Strick zu Boden fiel.

Während sie sich wüthend balgten und immer hartnäckiger in einander verbissen, sahen sie plötzlich einen Stock über sich geschwungen und spürten schmerzhafte Hiebe auf ihren Rücken niederhageln. Schreiend ließen sie von einander ab und erblickten ein häßliches altes Weib, das zeternd vor ihnen stand. In der Hand hielt sie den Strick, den sie vom Boden aufgelesen hatte. Zornig drohte sie mit ihrem erhobenen Krückstock.

„Wartet, ich will Euch lehren, Euch an fremdem Eigenthum vergreifen! Mein ist der Strick, daß Ihr es wißt! Ich habe meine Ziege daran auf den Markt geführt und ihn beim Nachhausegehen verloren. Trollt Euch, Ihr Lumpenpack, und laßt künftig Eure Hände von anderer Leute Gut!“

Damit schüttelte sie noch einmal ihren Stock in der Luft und humpelte keifend davon.

Die beiden Wanderer sahen einander betreten an. Sie hatten kein Wort erwidert, sie waren so überrascht und verblüfft gewesen. Nun schämten sie sich, daß sie sich von einem alten Weibe hatten in's Bockshorn jagen lassen. Der Haß, den sie noch eben gegen einander gehegt, begann zu schwinden, kehrte sich gegen die gemeinsame Gegnerin.

„Wer weiß,“ sagte der Eine, „ob der Strick wirklich ihr gehört? Wir hätten ihn ihr nicht lassen sollen, wir waren die Stärkeren!“

„Recht hast Du!“ versetzte der Andere. „Wenn sie uns noch darum gebeten hätte! Aber uns gleich zu prügeln um eines bloßen Strickes Willen!“

„Wahrlich, es ist eine Schmach! Sie verdiente, daß wir noch nachträglich über sie herfielen und sie ordentlich durchwalkten.“

„Oh, ich hätte es schon vorhin gethan, wenn ich mich nicht geekelt hätte, die alte Vettel anzufassen. Aber was meinst Du? Sollen wir ihr den Strick wieder abnehmen?“

„Ihn verloren zu haben, kann jeder behaupten. Wahr braucht es darum noch lange nicht zu sein.“

„Und selbst wenn es wahr wäre — was am Wege liegt, das ist vogelfrei. Jeder kann es aufheben, der vorübergeht. Wie kommt sie dazu, uns Lumpenpack zu schimpfen, die alte Hexe?“

„Warte, das wollen wir ihr heimzahlen! Wenigstens wird sie ein ander Mal ihre Zunge besser im Zaum halten und sich's überlegen, gleich mit dem Stock dreinzuschlagen!“

Von ferne schlichen sie dem alten Weibe nach und sahen, wie sie zu einer halbverfallenen ärmlichen Hütte humpelte und darin verschwand, nachdem sie die Thür hinter sich zugezogen hatte. Da es schon zu dämmern begann, warteten sie noch eine Weile, bis es genügend dunkel geworden war, dann machten sie sich an das Haus heran und lugten verstohlen durch eines der niedrigen Fenster, aus dem ein schwacher Lichtschimmer drang. Hinter den zerbrochenen trüben Scheiben sahen sie deutlich das alte Weib am Tische sitzen. Sie wetzte ein großes blankes Messer, schnitt ein Stück Speck von einer Schwarte und aß Brod dazu. Dann stieß sie das Messer in die Tischplatte, daß es aufrecht darin stecken blieb, stand auf und machte Anstalt, zu Bett zu gehen. Sie legte ihr Kopftuch ab, dann Rock und Mieder und Unterrock und zog eine weiß und blau gewürfelte Nachtjacke an. Schließlich trat sie zum Bett, um hinein zu steigen, schien sich aber noch auf etwas zu besinnen und humpelte zu der gegenüberliegenden Wand, wo auf einem Haken der hanfene Strick hing. Sie trug ihn zum Bett und legte ihn unter das Kopfkissen. Hierauf stieg sie selbst in den Pfühl und löschte das Licht. Da war es stockdunkel, und die beiden Späher am Fenster konnten nichts mehr sehen.

Nachdem sie eine Weile ganz still gewesen waren und nur gelauscht hatten, flüsterte der Eine von ihnen: „Was meinst Du? Mich dünkt, ich höre sie schnarchen?“

„Nicht wahr?“ wisperte der Andere; „mir kommt es nämlich auch so vor.“

„Was machen wir nun?“

„Wir wollen uns hinein schleichen, ich voraus, Du hinterdrein. Ich nähere mich leise dem Bette und ziehe sachte, sachte den Strick unter ihrem Kopfkissen hervor.“

„Und ich?“

„Du schleichst von der anderen Seite heran und beobachtest sie. Sollte sie aufwachen und schreien, so hältst Du sie fest und zwängst ihr einen Knebel in den Mund.“

„Einen Knebel?“

„Jawohl, damit sie nicht schreien kann. Denn hier nebenan muß auch Jemand wohnen, man sieht einen blassen Lichtschimmer aus der Bodenluke scheinen.“

„Gut, einen Knebel also. Aber warum soll ich gerade derjenige sein, der mit dem Knebel zu thun hat? Ich will Dir einen Vorschlag machen. Tauschen wir die Rollen! Ich ziehe den Strick hervor, und Du hältst sie fest, wenn sie aufwacht, und zwängst ihr den Knebel in den Mund.“

„Auch recht, aber dann gehört der Strick natürlich mir!“

„Wieso Dir? Wenn ich ihn unter dem Kopfkissen hervorziehe!“

„Na, wenn ich sie aber kneble!“

„Gut, so will ich knebeln. Aber dann gehört der Strick natürlich mir!“

„So kommen wir zu keinem Ende, das sehe ich schon. Höre also! Wir wollen ausknobeln, welcher knebelt, und welcher hervorzieht. Und den Strick wollen wir dann auseinander schneiden und redlich theilen.“

„I wo, theilen! Dann ist er ja nichts mehr werth!

„Damit hast Du wieder Recht! So wollen wir auch den Strick ausknobeln.“

Er sagte es, aber er meinte es nicht, sondern dachte im Stillen: „Kommt Zeit, kommt Rath. Später will ich ihn schon herumkriegen. Der Strick muß natürlich mir zufallen! Ich werde doch nicht der Dumme sein!“

Genau dasselbe dachte auch der Andere. Aber er sagte es ebenso wenig, sondern flüsterte: „Gut, knobeln wir auch den Strick aus, aber nicht eher, als bis wir ihn haben.“

„Also topp! Ein Mann, ein Wort! Gehen wir's gleich an! Vorerst aber laß sehen, welcher knebelt und welcher den Strick hervorzieht! Rechts oder links?“

„Links!“

„Links halte ich mein Tuch. Du kannst es gleich nehmen. An Dir ist es zu knebeln!“

„Nein! Halt! Du hast gemogelt!“

„Pst! Halt's Maul! Schrei nicht so!“

„Ja, gemogelt hast Du.“

„Schrei nicht so, sag' ich! Ich hab' nicht gemogelt, meiner Seel' nicht! Dich hat das Loos getroffen! Also jetzt vorwärts!“

Er öffnete schon leise die Thür und schlich voraus. Der Andere folgte ingrimmig und dachte: „Warte, das will ich mir merken! Gemogelt hast Du! Aber wenn wir erst den Strick haben, dann sieh Dich vor!“

Der Mond war inzwischen aufgegangen und breitete ein schräges Viereck auf den Fußboden der kleinen Stube. Auf den Zehen schlichen sie hinter einander her, leise, leise, daß kaum die Dielen knackten. Schon näherten sie sich, vorsichtig Schritt vor Schritt setzend, dem Bette. Langsam und tief athmete im Schlafe die alte Frau. Aber in demselben Augenblicke, wo der Eine von den Beiden das Kopfkissen berührte, um den Strick hervorzuziehen, wachte sie auf und begann sogleich fürchterlich zu schreien.

„Den Knebel! Den Knebel!“ rief der Vordermann.

Der Zweite sprang herzu und wollte ihr das Tuch in den Mund stopfen. Aber sie erwischte es und schleuderte es weit fort in einen dunkeln Winkel. Mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sie sich und schrie wie zwölf Schweine, die abgestochen werden, so laut und gell. Vergebens versuchten die beiden Männer ihr mit den Händen den Mund zuzuhalten. Immer wieder entwand sie sich ihnen nnd schrie und schrie.

„Es werden Leute kommen! Was sollen wir machen? Laß uns davonlaufen!“

„Aber den Strick! Ich habe den Strick noch nicht! Ich brauche beide Hände, um sie festzuhalten!“

Ununterbrochen kreischte und schrie das alte Weib wie am Spieß. Jeden Augenblick konnten Leute kommen, die beiden Eindringlinge für Räuber halten, mit Heugabeln und Sensen über sie herfallen, sie niederschlagen wie Hunde.

„Komm endlich! Es ist nichts zu machen, ich kann den Knebel nicht mehr finden! Laß uns fortlaufen, laß uns fliehen!“

„Nein, sag' ich! Wir werden ihr doch den Strick nicht lassen! Dort — das Messer in der Tischplatte! Nimm es! Stoß zu! Machen wir sie stumm!“

Derjenige, der so ungeschickt gewesen war, sich den Knebel entwinden zu lassen, wußte in seiner Angst nicht mehr, was er that. Blindlings gehorchte er seinem Genossen, ergriff das Messer und stieß zu.

Ein Gurgeln und Grunzen, ein paar krampfhafte Zuckungen des Körpers, ein blutiges Röcheln.

„Noch einmal! Los! Stoß noch einmal! So! — jetzt hat sie ihr Theil!“

Das Röcheln wurde schwächer und schwächer.

„Gieb her den Strick!“

Digitized by Google

„Laß nur, ich hab' ihn schon!"

„Gieb! Ich will ihn tragen!"

„Komm, komm! Ich trag' ihn einstweilen!"

Mit hastigen Sätzen sprang er aus der Stube. Der andere ihm nach. Der Hintermann haschte nach dem Ende des Strickes, das herunterhing, und kriegte es zu fassen. Nun hielten sie beide den Strick fest und liefen unter den Obstbäumen hin, die vor der Hütte standen. Am Zaune machten sie für einen Augenblick Halt.

„Das wär' geschehen! Was fangen wir nun an?"

„Wir wollen in ein Wirthshaus gehen und uns einen Würfelbecher geben lassen. Wenigstens kannst Du dann nicht wieder mogeln!"

„Schweig! Ich hab' nicht gemogelt! Uebrigens — wenn ich gewußt hätte, daß Du so tölpelhaft bist und Dir den Knebel entreißen läßt, so hätte ich das Knebeln selbst übernommen. Dann hätten wir ebenso gut unseren Strick, und das arme alte Weib könnte noch lange leben!"

„Das arme alte Weib, sagst Du jetzt? Wer ist denn schuld, daß sie hat daran glauben müssen?"

„Wer schuld ist, fragst Du? Jedenfalls ich doch nicht?"

„Hör' Einer so was! Wer denn sonst? Hast Du mich nicht geheißen, das Messer nehmen und zustoßen?"

„Hättest Du Dir den Knebel nicht entwinden lassen, so wär' es nicht nöthig gewesen. Uebrigens — muß man ja nicht Alles thun, was Einem ein Anderer heißt!"

„Wenn ich's nicht gethan hätte, so hätte sie die Leute aus dem Schlafe geschrien, und wir wären hopp genommen worden!"

„Was wäre dabei gewesen! Sie hätten uns nichts nachweisen können. Jetzt aber können wir's leicht mit den Gensdarmen zu thun kriegen. Ich bin nur froh, daß ich's nicht gethan habe."

„Du wirst doch nicht die Schuld von Dir abwälzen wollen? Du hast es doch angestiftet!"

„Aber Du hast es gethan! Darauf kommt's an, merk' Dir das! Und wenn Du mir jetzt nicht den Strick läßt, der ohnedies von Rechtswegen mein ist, so verrath' ich Dich schließlich noch!"

„Von Rechtswegen Dein? Oh, Du durchtriebener Gauner! Ich habe den Strick zuerst liegen sehen, mir gehörte er von Anfang an. Ich war es, der zuerst vorschlug, ihn der alten Hexe wieder abzunehmen. Ich war es, der schließlich sogar, weil Du es für nöthig hieltst, that, wozu Du mich angestiftet hast, und was ich vielleicht besser nicht gethan hätte — Alles wegen des Strickes. Und nun, nachdem ich mir mein rechtmäßiges Eigenthum noch überdies blutig erobert habe, nun willst Du es mir noch streitig machen?"

„Pst! Still!" machte der Andere. „Hörst Du nichts?"

„Es sind Stimmen im Hause!"

„Vorwärts! Laufen wir!"

„Nicht eher, als bis Du den Strick losläßt!"

„Von Loslassen kann keine Rede sein! Aber meinetwegen — bleiben wir bei unserer ersten Verabredung, knobeln wir!"

„Gut!"

Die Stimmen kamen näher. Ein Lichtschein leuchtete auf. Es waren Männer, die die Umgebung des Hauses durchsuchten.

Von Angst gejagt rannten die beiden Uebelthäter davon. Der, welcher voraus lief, hielt das vordere Ende des Strickes in der Hand, der, welcher folgte, das hintere Ende. So trabten sie wie zwei Gäule an der Deichsel hinter einander her auf der langen, geraden, vom Monde beschienenen Landstraße.

Wohl eine halbe Meile mochten sie sich von der Hütte der alten Frau entfernt haben, ehe sie wagten ihren Schritt zu verlangsamen. Dampfend von Schweiß, wie zwei abgehetzte Pferde, mit keuchendem Athem marschierten sie jetzt vorwärts, schweigend und finster vor sich hinbrütend. Da sahen sie am jenseitigen Ufer des Flusses die Lichter eines größeren Dorfes aufblinken und beschlossen ein Wirthshaus aufzusuchen, um sich durch einen Trunk zu stärken und endlich das Loos zu werfen um den Besitz des Strickes.

Als sie über die schmale, geländerlose Brücke kamen, schoß es demjenigen, welcher vorausging, plötzlich durch den Kopf, daß eine bessere Gelegenheit, sich des Strickes zu bemächtigen, niemals wiederkehren würde. Der aber, welcher hinterdrein schritt, erinnerte sich in diesem Augenblicke der Drohung, welche der Andere ausgestoßen hatte, daß er ihn verrathen werde, wenn er auf den Strick nicht verzichte. „Er hat mich in der Gewalt!" dachte er, „und doch ist alles Ueble nur von ihm ausgegangen, diesem Schurken, welcher mir den Strick streitig machte, den ich zuerst gesehen hatte, und mich dann anstiftete, das Messer gegen die alte Frau zu zücken!"

Ein bodenloser Haß gegen den Anderen schlug aus seiner Seele hervor, und auch die Gefühle des Vorausschreitenden waren finster und feindlich. Zu gleicher Zeit blieben sie Beide stehen, mitten auf der Brücke. Blitzschnell wendete der Vordermann sich um und fiel über den Anderen her, um ihn ins Wasser zu stoßen. Aber schon war dieser ihm zuvorgekommen. Mit beiden Armen umklammerte er ihn, hob ihn ein Wenig vom Boden in die Höhe und stieß ihn hinaus in's Leere, Bodenlose. Ein Klatsch, ein Plumps, und hülfeschreiend zappelte der Mann im dunkelströmenden Wasser.

Er hielt sich an seinem Strickende fest, das er nicht aus der Hand gelassen hatte. Der auf der Brücke, der das andere Ende hielt, wäre beinahe mit hinabgerissen worden, denn das Wasser zog mächtig. Aber er stemmte sich gegen den Brückenpfosten und wand den Strick um beide Hände, damit er ihm nicht entgleiten könne. Die Stirnadern schwollen ihm, die Augen traten aus ihren Höhlen, der Athem pfiff und fauchte.

„Laß los, Kerl! Ersaufen mußt jetzt doch! Laß los, sag' ich!"

Das flimmernde Gekräusel, das der Mond über die pechschwarze Fluth streute, umspielte kosend die schwankenden Umrisse der Gestalt in der Tiefe, an der die murmelnden Wellen zerrten und rissen, um sie mit sich hinabzuführen in's Weite, Dunkle, Unbekannte ....

„Um Gotteswillen, laß mich nicht umkommen! Zieh mich wieder heraus! Du wirst mich doch nicht ersaufen lassen!"

„Freilich laß ich Dich ersaufen, Du Gauner! Jetzt kannst Du mich verrathen, wenn Du magst — den Fischen! Ja, und den Krebsen auf dem Grunde kannst Du es erzählen, daß ich Eine umgebracht habe, und daß Du unschuldig daran gewesen bist!"

„Oh, ich bin nicht unschuldig daran gewesen! Ich war es, der Alles angestiftet hat. Ich allein bin der Schuldige, ich allein! Mit tausend Eiden will ich es beschwören, zieh mich nur um Gotteswillen noch einmal heraus!"

„Ei, wie das Nasse Dich aufweicht! Aber ich weiß es, auf dem Trockenen wärst Du sogleich wieder der hartgesottene Sünder! Ich kenne Dich noch nicht lange, aber doch schon genug, um zu wissen, daß es die größte Dummheit wäre, Dir Pardon zu geben."

„Wenn Du es nur noch einmal mit mir versuchen wolltest! Kamerad! Bruder! Ich flehe Dich an!"

„Für gewisse Dinge ist einmal gerade oft genug! Wo befänd' ich mich jetzt, wenn ich Dir vorhin nicht zuvorkommen wäre, he? Im Wasser läg' ich statt Deiner! Und Du ließest mich gewiß nie wieder heraus!"

„Hab' Erbarmen! Hab' Erbarmen! Die Hände erstarren! Ich kann nicht mehr halten! Fordere was Du magst! Bei dem Leben meiner Mutter schwör' ich's: Was Du willst, thu' ich Dir! Was ich habe, geb' ich Dir! Dein Diener will ich sein für immer! Dein Sclave! Dein Hund! Aber laß mich leben! Leben!"

„Ja, laß mich leben! Und wem gehört jetzt der Strick, he? Dir oder mir?

„Dir gehört er! Dir gehört er! Tausendmal gehört er Dir!"

„So? Das eben wollte ich zum Schluß noch von Dir hören! Und nun laß los den Strick, da Du selbst zugiebst, daß er mein ist! Laß los, sag' ich, es ist mein Strick! Loslassen sollst Du, hörst Du?"

Er zog mit aller Anstrengung an dem Stricke, so daß er den Anderen, der vor Erschöpfung kaum mehr halten konnte, ein wenig aus dem Wasser emporhob; und dann gab er plötzlich nach und ließ ihn wieder hineinplumpsen. Da that es einen seltsamen Gluckser, und ein sonderbares Gegurgel folgte, und gleich darauf war der Strick sehr leicht. Lautlos glitten die schwarzen Wellen hinab, und die bleichen Mondlichter tanzten schweigend über den Wirbeln.

Der Mann auf der Brücke rollte seinen nassen Strick zusammen und ging. Rings um ihn in den Auen, durch die der Weg nach dem Dorfe führte, war es unheimlich still, nur seine eigenen Schritte hörte er knirschen in dem sandigen Pfade. Weiße Nebel krochen an den Korbweiden hin, über den feuchten Wiesen ...

Er war froh, als er die ersten schlummernden Häuser erreichte. Schweigend lag das klare Licht des Mondes über der linken Seite des Dorfplatzes, während die rechte ein scharf geschnittenes schwarzes Bahrtuch über den Boden breitete. Ein Gekläff von Hunden unterbrach ab und zu die feierliche Ruhe der Nacht. Sonst schien Alles in tiefen Schlaf versunken.

Aus der Herberge sah er noch ein schwaches Licht schimmern. Er trat ein und ließ sich Wein geben. Es waren sonst keine Gäste mehr in der Wirthsstube, nur ein paar Bauern, die in einem Winkel hinter dem Ofen saßen und müde mit einander plauderten. Langsam und schläfrig schleppte ihr Gespräch sich hin, er vernahm wohl die einzelnen Worte, hörte aber nicht auf den Sinn dessen, was sie sagten. Einsam saß er an seinem Tische und trank. Sie standen endlich auf und entfernten sich mit schweren Tritten. Erst nachdem sie lange fort waren, bemerkte er, daß das Gespräch im Winkel verstummt war. Er saß jetzt ganz allein in der Stube, starrte vor sich hin und trank und trank.

Der Wirth kam herein und sagte, daß es spät sei und daß gesperrt werden müsse. Er leerte sein Glas, stand auf und verlangte ein Nachtquartier. Sie traten mit einander hinaus in den Flur. Der Wirth leuchtete ihm die hölzerne Treppe hinan, nach dem Bodenraum.

„Was tragt Ihr denn da für einen Strick mit Euch?"

„Einen hanfenen Strick. Es ist ein guter, schöner, brauchbarer Strick, nicht wahr? Seht ihn nur einmal an!"

„Wohl, wohl. Ein guter Strick. Aber warum tragt Ihr ihn so sorgsam in der Hand, als ob er weiß Gott was werth wäre?"

„Je nun, er ist doch auch was werth! Ihr sagt doch selbst, daß es ein guter, schöner, brauchbarer hanfener Strick ist?"

„Wohl! aber schließlich ist es doch nichts weiter als — ein hanfener Strick!"

„Was versteht Ihr davon!" brummte der Gast unmuthig und schloß die Thür der Dachkammer, die der Wirth ihm angewiesen hatte.

In dem engen Raume war es schwül und dumpf. Er machte das Fenster auf und blickte eine Weile hinaus in den Sternenhimmel und hörte den Dorfbrunnen plätschern, der vor dem Hause stand. Endlich übermannte ihn die Müdigkeit. Rasch warf er die Kleider ab, sank auf das schlechte Bett und schlief sofort ein.

Digitized by Google

Als er wieder aufwachte, sah er draußen den reinsten, herrlichsten Morgenhimmel, dessen wunderbar zartes Blau von den ersten Strahlen der Sonne durchwärmt und gleichsam verklärt wurde. Durch das offenstehende Fenster strömte ein erfrischender Hauch der würzigen Frühluft bis an sein Bett und erfüllte das Gemach mit wonnigen Blüthendüften des Frühlings. Noch schien das ganze Dorf in Frieden zu schlummern. Noch schwiegen die Geräusche der Arbeit, noch ruhte der geschäftige Lärm des Schaffens. Nur der Brunnen vor dem Hause murmelte und plauderte geschwätzig in der kühlen Morgenstille, und eine Drossel in den Zweigen der Dorflinde erleichterte ihr überströmendes Herz durch wehmüthiges Liebesschluchzen und gottseliges Jubiliren.

Und da fiel es ihm plötzlich furchtbar schwer auf die Seele: „Was hast Du gethan? Was hast Du gethan?"

Er richtete sich ein Wenig auf von seinem Lager und blickte verstört um sich. Auf dem Stuhle sah er den hanfenen Strick liegen.

Wie hatte der Wirth gesagt?

„Schließlich ist es eben doch nichts weiter als — ein hanfener Strick!"

Bedächtig erhob er sich aus dem Bette und stand eine Zeit lang mitten im Zimmer, so wie er war, im Hemde. Ein paar Mal fuhr er sich mit der Handfläche über die Stirn, über die Augen ... Endlich nahm er den hanfenen Strick vom Stuhle, knüpfte eine zusammenziehbare Schlinge daraus, rückte einen Sessel an's Fenster heran, schwang sich auf's Fensterbrett, befestigte den Strick sorgfältig am Fensterkreuz, versuchte mit der Hand seine Stärke und Tragfähigkeit, steckte den Kopf durch die Schlinge, warf mit den Zehenspitzen den Stuhl um, den er an's Fenster gerückt hatte, und sprang vom Fensterbrett in die Stube hinein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als später Hausleute die Leiche fanden, wurde der hanfene Strick entzwei geschnitten. Aber das Strickende wenigstens, das um seinen Hals geschlungen war, nahm ihm Niemand mehr weg. Man gab es ihm sogar in's Grab mit, als er Tags darauf in einem ungeweihten Winkel des Friedhofes verscharrt wurde.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Gustav Mahler als Symphoniker — dieses vielberufene Thema ist wieder einmal zur Discussion gestellt worden und hat die kritischen Gemüther wie früher erhitzt. Herr Mahler ist aus Wien zu uns herübergekommen, um im dritten Concerte des Tonkünstlerorchesters bei Kroll seine vierte Symphonie vorzuführen, die vor Kurzem fertig geworden ist. Er besitzt eine erstaunliche Zähigkeit, als Tondichter eine Eigenart durchzusetzen, die Manchem fremdartig, gesucht, absonderlich vorkommt. Man mag seine Kunst aus mehr als einem, und nicht bloß formellen Grunde ablehnen, man mag gegen sie geltend machen, daß sie mehr vorgefaßter, außermusikalischer Absicht, als einer eigentlich musikschöpferischen Ader entspringt, — an ihrer inneren Wahrhaftigkeit zu zweifeln hat man, denke ich, kein Recht. Ein complicirt modernes Empfinden ringt in Mahler nach schlichter Gefühlsinnigkeit und Gefühlsgröße, nach Naivetät und Kindereinfalt. Ein Kopf, der Menschen und Dinge sub specie aeternitatis betrachtet und in die Fernen einer Unendlichkeitsmystik auszuschauen liebt, baut sich Symphonien, um seinem metaphysischen Drange Luft zu machen. Die dichterischen Quellen, an denen sich seine Phantasie nährt, sprechen deutlich genug. In pessimistische Stimmungen leuchtet ihm die milde Klarheit gottsuchenden Kindersinnes hinein, wie er ihn in weltfernen Volksliedern findet. Aus des Knaben Wunderhorn schöpft er für drei Symphonien das „erlösende Wort". In der zweiten (C-moll) stellt er neben Klopstock's Auferstehungs-Choral heimlich ahnungsvolle Verse von der „Rückkehr zu Gott", in der dritten (C-dur) folgten auf Nietzsche's geheimnißtiefes „Mitternachtslied" vier fromme Reime von Paradies und Seligkeit. Und in dem Finale des neuen Werkes läßt er einen Sopran ein treuherzig Liedlein von den himmlischen Freuden der lieben Engel singen, von dem lustigen Leben da oben, ihrem guten Essen und Trinken und fröhlichen Tanzen, darob sich Sankt Peter und Sankt Lukas, Sankt Martha und Sankt Ursula freuen. Für die eigene Stimmung dieser kindlichen Poesie hat Mahler heitere Töne gefunden, die freilich in der Ausführung manchmal etwas bizarre Färbung erhalten. In den vorausgehenden drei Sätzen hat im Gegensatz zu dem feierlichen Pathos, das in seinen früheren Symphonien nie fehlt, eine beschauliche, sinnige Heiterkeit die Oberhand, eine Heiterkeit, über die der Tondichter immer einen Hauch von Mystik zu verbreiten weiß, — Schubert'sche Ländlergemüthlichkeit mit Ausblicken in transscendentale Sphären. Bei der sprunghaften Art Mahler's, der nur zu oft mit grotesken Einfällen zu überraschen liebt, gehört viel guter Wille dazu, seinen Gedankengängen nachzuspüren Bei dem Gros eines Concertpublicums kann er ihn kaum voraussetzen. Trotzdem fand der Componist diesmal weit mehr Entgegenkommen als in früheren Jahren in der Philharmonie, wo es ohne derbe Oppositionsscenen nicht abging. Nach dem dritten Satze klang der Beifall beinahe warm. Daß Herr Mahler die Musiker des Tonkünstlerorchesters zu größter Hingebung und künstlerischer Kraftentfaltung anspornte, versteht sich von selbst. Richard Strauß, der den Abend mit einer glanzvollen Wiedergabe der Préludes einleitete, führte drei Gesänge mit Orchester vor, die Friedrich Rösch zu Worten von Rittershaus, Stieler und Mörike componiert hat. Ihre großzügige Melodik und ihr glanzvolles instrumentales Gewand trugen ihnen starken Erfolg ein, wenngleich der große Apparat, den sie aufbieten, wie so oft bei den modernen „Orchesterliedern", zu der schlichten Lyrik der Dichtungen in einem Mißverhältnis steht. Fräulein Thila Plaichinger, das neue Mitglied der Hofoper, brachte die dankbaren Sachen ebenso wirksam zur Geltung wie das schwierige Solo in Mahler's Symphonie. Aus Richard Strauß' „Feuersnoth", die in Dresden so erfolgreich über die Bühne gegangen ist, hörte man als kleine Probe ein Orchesterzwischenspiel, das von ungestümem Liebessehnen und Liebesdrängen redet. Seiner dramatischen Bedeutung entkleidet, wirkt es im Concertsaal zu sehr als Fragment und rauscht in seiner stürmenden Steigerung zu rasch vorüber, um mehr zu hinterlassen, als die Sehnsucht nach dem ganzen Werk.

* * *

Hans Huber, der Schweizer, hat eine Böcklinsymphonie geschrieben. Nikisch führte sie mit den Philharmonikern auf. Huber kennen wir als eine sympathische und selbstständige Künstlerpersönlichkeit. Man muß ihm sagen, daß er uns schon frischere Musik geschenkt hat, als sie sein neues, groß angelegtes Werk enthält. Der Titel leitet seine Beziehung aus dem Finale her, das in Variationenform „Metamorphosen, angeregt durch Bilder von Böcklin" bringt. Die Verbindung der Musik mit der Leitidee „Böcklin" erscheint aber hier ebenso lose, ebenso äußerlich wie in den drei ersten Sätzen. Wohl sind die Gedanken ansprechend, bisweilen sogar vornehm geprägt, — aber sie erscheinen arm an Ausdruckskraft, an Phantasieschwung, zu arm, als daß sie dem Stimmungsgehalt Böcklin'scher Kunst nahekommen könnten. Bei den zum Theil spielerischen, kleinlich matten Variationen des Finales wirkt die durch Überschriften herangeschleppte Erinnerung an Schöpfungen wie Prometheus' „Gefilde der Seligen", „Spiel der Wellen" beinahe peinlich. Wie sehr thut dem Werke die ganze programmatische Idee Unrecht! Ohne sie würde man es als liebenswürdiges, wenn auch nicht gehaltschweres Stück mit unbefangener Dankbarkeit willkommen heißen.

Die Meininger unter Steinbach haben ihre Gastconcerte zu gutem Ende geführt. Ihr letzter Abonnementsabend war wieder im Großen wie im Einzelnen ungemein charakteristisch für die Art ihres Musicirens. Die Bläser, mit Herrn Mühlfeld voran die vielgerühmte Specialität des Orchesters, traten wieder in Action, unter Anderm in einer noch nicht gehörten frischen Serenade von Dvorak. Sie machte mehr Vergnügen, als die recht farblose „norwegische Ballade" von Röntgen, die man außerdem kennen lernte. Daß Mühlfeld, der Stolz der Meininger, es, nebenbei gesagt, an Adel und warmer, sinnlicher Schönheit des Tones mit unserem Clarinettenmeister Schubert von der Königlichen Kapelle kaum aufnehmen kann, konnte man schon öfters constatiren. Herr Steinbach scheint sich in seiner gesundheitfrohen, derbkräftigen Kunstübung immer behaglicher zu fühlen, was ja bei den Erfolgen, die ihm mit seinen Getreuen auf seinen Kunstfahrten erblühen, nicht Wunder nimmt. Die erste Symphonie von Beethoven, der im Programm dominirte, konnte die robuste Munterkeit der Steinbach'schen Auffassung ganz gut vertragen. Der Egmontouvertüre wurden an den Kraftstellen faustdicke Accente aufgesetzt, die männiglich verblüfften, aber von vielen doch nicht als unkünstlerisch vermerkt zu werden schienen. Zaghafteren, — oder sagen wir feiner organisirten — Musikgemüthern freilich mag es der Herr Generalmusikdirektor nicht übelnehmen, wenn sie diese Art von Klassikerinterpretation ein Bißchen gar zu handgreiflich hahnebüchen finden.

* * *

Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Von Anton Bruckner haben wir nun zu schönster Überraschung die große achte Symphonie, die letzte vollendete, kennen gelernt. Felix Weingartner hat sie uns neulich im Concert der Königlichen Kapelle im Opernhause bescheert. Damit hat das Werk meines Wissens überhaupt erst die zweite Aufführung in Deutschland erlebt, nachdem Nicodé in Dresden vor etwa fünf Jahren sich als erster an diese Riesenschöpfung herangewagt hat. Der Meister hat wohl nnn endlich, endlich eine Art Heimathrecht bei uns gewonnen. Die Zeiten, wo man ihn gutmüthig als Curiosität anstaunte, kommen hoffentlich nicht wieder. Von Bruckner's Achter darf man sagen, daß sie die bezeichnenden Züge seiner Kunst in schärfster Ausprägung aufweist. Unerhörte Kraft, weihevolle Schönheit, ungemessener Reichthum der Gedanken reißen ebenso zur Bewunderung hin wie der blendende Glanz der Orchestersprache. Auf der anderen Seite macht sich aber auch die gewisse formale Schwäche seiner Compositionsweise, das Aphoristische seines eigenwilligen Styles, der zerklüftete Aufbau stark geltend, besonders in dem allen instrumentalen Pomp entfaltenden Finale. Die unmittelbare Wirkung der siebenten Symphonie, die neulich unter Muck erprobt wurde, wird die achte kaum erreichen; an die Aufnahme, Kraft und die active seelische Mitarbeit des Hörers stellt sie

Digitized by Google

noch höhere Ansprüche. Trotzdem fand das Werk bei dem größten Theile der Hörer willigen Eingang. Herr Weingartner hatte der Aufführung ausnehmende Liebe angedeihen lassen, wofür ihm rückhaltloser Dank gebührt. Energievolle Steigerung an den Höhepunkten vereinigte sich mit feinster Wiedergabe der instrumentalen Detailarbeit, die besonders in den Mittelsätzen helles Entzücken erregt. Die Programme der Weingartnerconcerte zeigen überhaupt in diesem Winter ein beweglicheres Gesicht. Der vierte Abend brachte César Franck's D-moll-Symphonie. Ohne gerade durch blendende Eigenart der Gedanken hinzureißen, ist das Werk doch dieses ernsten Meisters der modernen französischen Schule vollkommen würdig. Tiefgründiges Können, geistvolle Beweglichkeit und feines Empfinden für Detailwirkungen wird ihm auch nach dieser Arbeit Keiner absprechen. Fernerstehende in ein inneres Verhältniß zu dem Componisten zu bringen, ist es allerdings nicht besonders angethan. Ein interessantes Quartett desselben Tondichters führte die von Henri Marteau geführte treffliche Genfer Kammermusik-Vereinigung vor, die auch ein sehr lebendiges Quartettwerk von César Franck's Landsmann Dalcroze kennen lehrte.

Jungfinnland hat seit seinem Debut vor'm Jahre bei uns warme Freunde gefunden. Die Philharmoniker aus Helsingfors haben gezeigt, daß auch in ihrer von modernem Kunsttreiben scheinbar so abseits liegenden Heimath frisches musikalisches Leben blüht. Merkwürdig reizvoll ist die eigene nationale Färbung dieser modernen finnischen Musik, ihre breite, schwermüthige Melodik, die im Volksgesange wurzelt. Von dem Bedeutendsten der Finnen, Jean Sibelius, hörte man bei Weingartner wieder die beiden poesievollen Tonbilder aus dem Cyklus „Lemminkäinen", zu dem das heimathliche Epos Kalevala den Stoff hergegeben hat. Die Stimmungsmalerei des besonders für innige Lyrik veranlagten Tondichters wirkte wieder ebenso eindringlich wie bei der ersten Bekanntschaft. Zu dem Beethoven-Abend, mit dem die Königliche Capelle regelmäßig den Geburtstag des Meisters feiert, drängt man sich immer besonders lebhaft. Wie viel von diesem Begeisterungsfeuer sich auf bloßen Respect vor dem großen Namen zurückführt, wie viel offener Sinn für Beethoven'schen Geist dabei im Spiele ist, — wer möchte es entscheiden? Die „Neunte", früher ein Festereigniß, ist jetzt beinahe Alltagsfutter. Eben hat sie Herr Gernsheim mit seinem Stern'schen Gesangverein wieder herausgebracht. Wenn nur dem ehrgeizigen Willen das künstlerische Rüstzeug entsprochen hätte! Es gehört Muth dazu, aus all' dem modernen Beethoveneifer ein Zeugniß für den Hochstand unserer künstlerischen Volksbildung herausdemonstriren zu wollen! Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Der zukünftige Verkehr in der Großstadt.

In den Spalten Ihrer Zeitung erschien vor Kurzem ein Aufsatz über „Die Dreischichtigkeit des Verkehrs" von Dr. Hans Schmidkunz. Darin war neben Anderem die Rede davon, den Fußgängerverkehr unserer Großstädte in die Höhe des zweiten Stockwerks zu verlegen und zu diesem Behuf an den Außenseiten der Häuser fortlaufende Galerien, an den Straßenkreuzungen brückenartige Uebergänge zu schaffen. Es war auch erwähnt, daß der Elektriker Siemens schon vor Jahren einen ähnlichen Vorschlag gemacht hat.

Von Interesse dürfte es zunächst sein, wenn ich darauf aufmerksam mache, daß auch in der „Deutschen Bauzeitung" bereits vor einigen Jahren ein Project aufgetaucht war, wonach es als vorteilhaft empfohlen wurde, wenn der Fahrdamm der Straßen auf gleiche Höhe mit den Kellerböden gelegt würde, die Trottoirs für die Fußgänger aber in der jetzigen Erdgeschoßhöhe belassen blieben. Mit Recht hatte der Verfasser dafür geltend gemacht, daß außer der hauptsächlichen Trennung von Personen- und Wagenverkehr auch das Ausladen von Waaren, Kohlen ꝛc. in die ja durchweg im Keller gelegenen Magazine leichter von Statten ginge. Eine solche Zukunftsstadt müßte also, um allzu kostspielige Erdausschachtungen zu vermeiden, derart angelegt sein, daß der Fahrdamm eben der Höhe des natürlichen Geländes entspräche, mit einem Wort, sämmtliche Häuser würden einfach um ein Stockwerk in die Höhe rücken.

Beide Vorschläge, so anerkennenswerth sie sind, würden meiner Ansicht nach dennoch nicht zum Ziele führen. Nehmen wir selbst die Galerietrottoirs vier bis fünf Meter breit an, eine Breite, die technisch wohl nicht gut überschritten werden darf, da ja Alles auf auskragenden Consolträgern liegen müßte, so würden sich sehr oft Stauungen dadurch ergeben, daß einige Passanten schneller, andere langsamer gehen, und erstere durch das Geländer verhindert würden, jene zu überholen, wie dies doch bei den jetzigen Verhältnissen möglich ist, indem man einfach ein paar Schritte auf dem Fahrdamm macht. Man muß sich auch noch vergegenwärtigen, daß diese Gallerietrottoirs — unseren jetzigen Verkehr zu Grunde gelegt — eine viel größere Menschenmenge zu fassen hätten, als die in gleicher Höhe mit dem Fahrdamm gelegenen, denn trotz hin- und herfahrender Fuhrwerke befinden sich ja doch fortwährend eine Masse Menschen auf dem Fahrdamm selbst, die nunmehr alle auf den Trottoirs Platz finden müßten.

Beide Aufsätze haben trotz alledem meine Phantasie in hohem Grade angeregt und zwei noch kühnere Projecte in mir zur Ausreife gebracht.

Selbstverständlich sollen sie sich nur auf den innersten Theil der Großstädte, die „city", erstrecken, wo sich der Hauptgeschäftsverkehr abspielt. Denn immer mehr drängt sich ja das geschäftliche Leben im Centrum zusammen, und doch nimmt dieser Stadttheil, selbst bei Metropolen, eigentlich gar keinen verhältnißmäßig so sehr großen Flächenraum ein. Am deutlichsten sehen wir diese Concentrirung in Nordamerika vor sich gehen, wo man ja auch, um Grund und Boden noch mehr auszunützen, zur Erbauung von zwanzig- und dreißigstöckigen Häusern, der sog. Himmelskratzer, gelangt ist, ein Verfahren, über das wir Europäer — ob mit Recht oder Unrecht — zwar noch etwas verwundert als über einen Auswuchs der Uebersspeculation den Kopf schütteln.

Und wenn es, in Anknüpfung an Letzteres, heute auf ein Stockwerk mehr oder weniger gar nicht mehr ankommt, was verschlägt es dann, — frage ich — die Häuser noch etwas höher zu machen und ein Stockwerk davon ganz dem öffentlichen Verkehr zu übergeben?

Nehmen wir zunächst einmal an, es wäre das Erdgeschoß. Dies bildet dann also in einem Häuserviertel eine einzige Halle, die auf so und so vielen Säulen und Pfeilern ruht, und in die höchstens die Treppen — aber die sind ja dann wohl ein längst überwundenes Uebel — also sagen wir gleich, die Aufzüge und Schachte für alle Arten von Rohren der Canalisation, Wasserleitung u. s. w. eingebaut sind. Sonst aber ringsum Platz die Hülle und Fülle für Fußgänger und vielleicht auch für Radfahrer, während draußen die Straße einschließlich der jetzigen Trottoirs ganz dem Wagenverkehr überlassen bleibt, mit der dann wohl allgemein eingeführten Einschränkung, daß ganz bestimmte Droschken — meinetwegen die Nummern 1 bis 500 — nur in ganz bestimmten Straßen, die Lastwagen wieder durch andere Straßen fahren dürfen, eine Verordnung, wie sie z. B. in Paris längst gang und gäbe ist.

Die Häusernummern müßten an den Aufzügen angebracht sein; durch die Aufzüge würde man in das Haus gelangen, um von dem hier wartenden Portier, oder, um mich der Hotelsprache zu bedienen, den sog. „lift" nach oben gelassen zu werden. Viele Häuser würden ja zweifelsohne eine ganze Anzahl Aufzüge haben, vielleicht verschiedene für die unteren, wieder besondere für die oberen Stockwerke, ich möchte sagen — Local- und Fernaufzüge.

Wenn solcher Gestalt der Fußgängerverkehr im Erdgeschoß bliebe, so würde freilich der lebensgefährliche Uebergang über die Straßen immer noch bestehen bleiben. Deßhalb wäre es rathsam, gleich Alles in's erste Stockwerk zu verlegen mit den nöthigen Straßenüberführungen dazu. Naturgemäß müßten alsdann auch die Höfe in die Höhe des ersten Stockwerks rücken und durch zahlreich eingelegte, begehbare Glasplatten irgendwelcher Art Licht nach unten spenden.

Alles schön, aber jetzt kommt etwas Heikles bei der Sache: Wo bleiben denn da die Schaufenster? — „Wie soll ich denn da," wird beim Lesen meines Planes der Herr Cohn oder der Herr Meyer auf mich zustürzen, „meine Ladenauslagen machen bei Ihrer verflixten Einrichtung?" — „Aber," entgegne ich ruhig, „das haben die Andern ja dann auch nicht." — „Haben sie auch nicht, aber ich bin immer aufgefallen durch meine geschmackvollen Arrangements." „Na, lieber Herr, trösten Sie sich 'mal, bis dahin wird jedes Haus ja doch ein Waarenhaus à la Bon marché sein, und die Menschheit wird beständig darin herumwandeln. Man kann sich dann Alles ja viel bequemer unter Dach und Fach betrachten und kann auch eher einmal fragen: was kostet das? ohne gleich moralisch gezwungen zu sein, zu kaufen. Denn es ist da leichter zu entschlüpfen, als wenn man eigens in einen Laden von der Straße hereintreten muß, um nach dem Preis zu fragen." Ja, und dann — brauchen wir vielleicht doch auch noch ganz und gar nicht auf die Ladenfenster zu verzichten. Es wäre wohl nicht so schwierig, zwischen Wagen- und Fußgängerstraße schmale Glaskasten von 2 bis 2,5 m Breite vielleicht mit einem engen Gang in der Mitte anzuordnen, wo die Herren Kaufleute in gedrängter Uebersicht eine um so besser gesichtete Auswahl ihrer Artikel zur Schau stellen könnten. Die Helligkeit der Fußgängerstraße würde allerdings dadurch etwas beeinträchtigt. Aber wer weiß, ob nicht bis dahin die Menschheit in ihrem heißen Streben nach „Mehr Licht" das Ideal der Beleuchtung, das „absolut kalte Licht" erfunden hat, mit dessen Hülfe das gebrochene Tageslicht unterstützt werden könnte? — Wer weiß, ob nicht dann unsere Häuser ganz aus Glasbausteinen bestehen, durch die das Sonnenlicht in ganzer Fülle hereinfluthet? —

Und nun kommt mein zweiter Vorschlag, — aber jetzt fange ich doch wirklich an, ein bißchen zu träumen. Immerhin lassen Sie mich meinen Traum erzählen:

Mir träumte nämlich, ich wäre Hausbesitzer in Buenos Aires, der Hauptstadt Argentiniens, wo ich einige Zeit meines Lebens zugebracht habe, und stände auf dem Dache meines Hauses. Ich muß Ihnen da erst sagen, daß dorten alle Häuser, die meist einstöckig sind, flache Dächer — azoteas — haben. Die Construction ist ganz einfach: es sind Gewölbkappen zwischen Eisenträgern, Beton darauf und kleine Thonplättchen in Cement darüber gesetzt. Sie halten und sind im Allgemeinen wasserdicht trotz starker Regengüsse, die dort oft niederfallen. Allerdings dem

Digitized by Google

zersetzenden Einfluß des Schneewassers sind sie nicht ausgesetzt, da in diesem glücklichen Sonnenland kein Schnee fällt.

Also ich stand oben auf dem Dache. Vor Kurzem hatte erst eine Revolution stattgefunden, und die Aufständischen waren aus ihren Häusern einfach auf die Dächer gestiegen und über sie hinweg an einem bestimmten Platze zusammengetroffen.

Und nun fiel es mir auf einmal wie Schuppen von den Augen. Ich war auch schon gar nicht mehr in Buenos Aires. Ich war wieder in irgend einer Metropole Europas; vielleicht schrieb man auch gar nicht mehr das zwanzigste, sondern wohl schon das fünfunzwanzigste Jahrhundert, — es ist ja so leicht, ein paar Jahrhunderte zu discontiren, zumal wenn wie hier time nicht money ist. Und die Häuser sind plötzlich in die Höhe geschnellt, 7, 8, ich weiß nicht, 12 Stockwerke. Alle sind gleich hoch, flach; links und rechts mit Brüstungen versehen, und die Leute wandeln da oben herum, gerade so gut, wie sie früher unten gegangen sind. Hier und da sind ausspringende Balkons angelegt, von denen man hinunterschauen kann, wo aus einem Hexenkessel das heiße Brodeln des Wagenverkehrs zu uns heraufdampft.

Uebrigens braucht man nicht zu Fuß zu gehen hier oben. Neben uns rollt, von unsichtbarer Geisterhand getrieben, in ununterbrochener Folge das bewegliche Trottoir, „la plateforme mobile“, wie es in der Weltausstellung 1900 in Paris geheißen hat, und wer Lust hat, kann jeder Zeit einsteigen. Es ist eine Art Kammwanderung inmitten der Großstadt, man verspürt etwas von Höhenluft. Fliegende Erfrischungsbuden aller Art sind an den Seiten angebracht, kleine Gartenanlagen ziehen sich an einzelnen Stellen dahin, selbst plätschernde Springbrunnen fehlen nicht zur Sommerszeit, die Hitze der Luft zu mildern und den Staub niederzuschlagen. Und wie aus dem Rücken der Gebirge höhere Spitzen aufragen, so wird auch hier die ebene Fläche der Durchschnittshäuser öfters unterbrochen durch ein höher hinaufgeführtes Riesenhaus, vielleicht ein öffentliches Gebäude — denn alle können sie diese Vergünstigung nicht haben — ein Theater, ein Concerthaus, ein Museum, das des besseren Lichtes wegen da untergebracht ist. Unbekümmert wandelt die Menschheit durch kühne Bogen darunter durch, wenn sie es nicht vorzieht, sich noch höher hinauf befördern zu lassen und so gewissermaßen eine Art Gipfelrausch mitzumachen und den wimmelnden Ameisenhaufen da drunten von höchster Warte zu beschauen.

Wahrlich, ein großartiges Zukunftsbild öffnet sich da vor unserem geistigen Auge, wogegen das Getriebe von heute klein und winzig erscheint. Wie auf ein Chaos, wo Alles in toller Hast und Angst durcheinander wirbelte, blickt man auf unsere jetzigen Verkehrszustände zurück. Wie sorglos kann man hier oben über die Dächer schlendern, ohne fortwährend durch ein schrilles Glockenzeichen jäh zusammenzufahren und den Schreck in allen Gliedern zu bemerken, daß unser theures Leben eben hart in Gefahr schwebte, unter irgend welchen Wagenrädern in einem Nu zu Gullasch verarbeitet zu werden. Jetzt kann man wirklich einmal wieder stehen bleiben, wie in der guten alten Zeit, als die Menschen auf der Straße ganze Gespräche im Stehen geführt haben sollen.

Gegen Regen und allzu sonnigsten Sonnenschein sind wir geschützt. Auf leichten Eisengerüsten kann jeder Zeit ein wasserdichtes Zeltdach über die „Dachstraßen“ aufgerollt werden, eine Einrichtung, wie sie der amerikanische Schriftsteller Bellamy in seinem Buch „looking backward“ schon für die Trottoirs gewünscht hat. Auch von Staub hat man bedeutend weniger zu leiden. Der lästige Geselle Rauch wird ja hoffentlich in jener Zeit der „rauchlosen Verbrennung“ etwas Unbekanntes geworden sein und damit auch der häßliche Anblick der vielen Schornsteine fortfallen, höchstens bleiben noch einige Schlote für Ventilation, die zweckmäßig neben dem Aufzug hochgeführt werden könnten.

Und wenn in irgend einem Gebäude ein Brand ausbricht? — Auch dann ist man im Vortheil gegen früher, denn durch die Hydranten, die auf dem Dache angebracht sind, kann viel leichter und schneller gelöscht werden.

Auch bei dieser Einrichtung der „Dachstraßen“ würde der Eintritt in das Haus durch die Aufzüge stattfinden, um mit gespenstischer Schnelle hinabzuschwinden in irgend ein beliebiges Stockwerk gleichsam wie in ein Bergwerk, wo es von tausend und abertausend Schätzen gleißt. Schon längere Zeit liebt man es, in den großen Waarenhäusern die Speisesäle für das Personal, die Küchen u. s. w. im obersten Stockwerk unterzubringen, um zu verhindern, daß der Küchendunst das ganze Haus durchzieht. Jetzt würde es sich ganz von selbst verstehen, Restaurationen, Cafés, Concertlocale oben hin zu legen. Im Erdgeschoß könnten ja auch noch welche sein, um den zu Wagen kommenden Besuchern zu dienen.

Noch viel weiter ließe sich das skizzirte Bild ausmalen, aber — mein Traum ist zu Ende. Von dem kalten Wasserstrahl der „gesunden Vernunft“ begossen, wache ich wieder auf und citire: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Dinge.“

Gewiß, ich weiß ja, wie phantastisch und abenteuerlich sich das Alles anhört; wie viel engherzige Philisterhaftigkeit, wie viel zähes Festhalten am Alten, wie viele Kirchthurminteressen da erst aus dem Wege geräumt, wie Schritt vor Schritt in langer Zeitfolge vorgegangen werden müßte, bis so etwas Riesenhaftes Wirklichkeit wurde. Und doch halte ich es nicht für ganz werthlos, ähnliche Fragen aufzuwerfen, zumal heutzutage, wo bei dem rasch wechselnden Verhältnissen die Bewältigung des Verkehrs geradezu zum Nothstand wird.

Es wird ja so Mancherlei, das weit ferner liegt und einen praktischen Werth wohl nie haben wird, zu langathmigen Artikeln verarbeitet. Ganze Romane werden geschrieben und uns umständlich erzählt, wie in grauer Alterszeit bei irgend einem fremden Volke, von dem heute nur noch spärliche Trümmer ihrer Städte vorhanden sind, die Menschen gelebt, geliebt und gestorben haben, oder wie das Leben auf fernen Sternen sein mag, was für fabelhafte Wesen es da geben und zu welcher Höhe der Cultur sie sich vielleicht aufgeschwungen haben mögen. Weit nützlicher däucht es mir deßhalb, Bedürfnisse zu besprechen, die das praktische Leben der Menschheit berühren. Und wenn auch hierbei noch der kaltlächelnde Philister über die Unausführbarkeit ein mitleidiges „Sonderbarer Schwärmer!“ nicht unterdrücken kann, so weise ich hin auf die großartigen Thaten, die die Vergangenheit ohne solch' gewaltige Hülfsmittel, wie es Dampf und Elektricität sind, geleistet hat. Ich erinnere an die hängenden Gärten der Semiramis, die Mauern Babylons, die so dick waren, daß sechs Gespanne neben einander fahren konnten.

Die Menschheit ist größerer Wandlungen fähig, als der scharfsinnigste Kopf von heute voraussehen kann. Unser schwacher Verstand gleicht hierin einer elenden Lampe, die doch immer nur einen kleinen Theil des Weges, den wir gegangen sind und noch gehen, bescheinen kann; darüber hinaus, rückwärts und vorwärts ist ewiges Dunkel. Ohne so weit gehen zu wollen und daran zu erinnern, wie aus der einfachen Zelle der Mensch geworden, möge man nur bedenken, welche Veränderungen die menschlichen Wohnstätten schon durchgemacht haben: wie in prähistorischer Zeit unsere Vorfahren Pfahlbauten in's Wasser errichtet haben, um vor den wilden Thieren Schutz zu suchen, wie in der Feudalzeit des Mittelalters viele Burgen ihren Eingang in Zweistockwerks-Höhe hatten, um dem Feinde keine Gelegenheit zum Breschelegen zu geben. Wir haben im 19. Jahrhundert so viele Umwälzungen erlebt; jedes Jahr zeitigt neue staunenswerthe Erfindungen. Wie waren selbst weise Männer, damals, als der erste Eisenbahnzug von Nürnberg nach Fürth abgelassen wurde, so kläglich im Irrthum, als sie behaupteten, die Mitfahrenden und sogar die Zuschauer müßten von dem schnellen Fahren eine Gehirnkrankheit erleiden.

Alles das bedacht, brauchen wir vor Nichts mehr zurückzuschrecken, dürfen selbst das Wunderbarste, das sonst eitel Utopie schien, in den Bereich der Möglichkeit ziehen. Vorahnend hat es doch schon der alte Homer ausgesprochen:

„Vieles Gewaltige lebt, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch.“

Breslau. **Eugen Düringes, Architekt.**

Noch einmal „Die natürliche Zuchtwahl“.

In seinem sehr interessanten Artikel „Die natürliche Zuchtwahl als weltgeschichtliche Macht“ hätte H. Driesmann sich meines Erachtens auch auf das Volk der Buren berufen können. Das „Veldt“ Südafrikas mit seinem unwirthlichen Klima, dem unvermittelten Wechsel seiner heißen Tage und kalten Nächte, seinen „immerwährende Wachsamkeit und Bewegung“ erfordernden Gefahren, wie wilde Thiere und die noch grausameren Eingeborenen sie darstellten, hat die aus der gemäßigteren Temperatur Hollands und Frieslands und aus dem sonnigen Frankreich kommenden Emigranten in nicht minder scharfe Zucht genommen als der Norden, das Gebirge und die Wüste mit ihren Kindern es thun. Und auch der Erfolg dieser „natürlichen Auslese“ steht der in jenen Länderstrichen bewirkten in keiner Hinsicht nach. Alle Kenner des Burenvolkes dürften sich darin einig sein, daß seine durchschnittlich sechs Fuß hohen Männergestalten mit ihrem scharfen Gesichts- und Gehörsinn, mit ihrer Kraft und Zähigkeit, ihrer Ausdauer auch unter den schwersten Strapazen, es mit den Söhnen des Nordens und des Gebirges in jeder Beziehung aufnehmen können. — Leider scheint es die Bestimmung dieses Edeltriebes am Menschheitsbaume zu sein, von einem sittlich und in seinen untersten Schichten auch körperlich entarteten Volke vernichtet zu werden.

M. B.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven, d. Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung u. d. Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manteuffelstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 25. Januar 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Neupreußisches Verfassungsleben. Von Caliban. — Das Magyarenthum und die deutsche Interessensphäre. Von F. Guntram Schultheiß. (Schluß.) — Die Interesselosigkeit unserer Gebildeten an der Philosophie. Von Anton Korwan (Homburg v. d. H.) — **Literatur und Kunst.** Bildungshunger. Von Johannes Gaulke (Berlin) — Aus dem Culturleben Frankreichs Von Eugen von Jagow (Paris). — **Feuilleton.** Noli me tangere. Von Heloise von Beaulieu. — **Aus der Hauptstadt.** Tabloid-Restaurants. Von Caliban. — Minister von ehedem und heute. Von Ajax. — Dramatische Aufführungen. — **Rund um die Kunst.** Die Ausstellungskrankheit. Von Myron. — Nochmals das Haus Behrens. Von H. P. — Anzeigen.

Neupreußisches Verfassungsleben.

Minister Knall und Fall zu entlassen, ohne daß ein sichtbarer Grund dafür vorliegt; wichtige Gesetzentwürfe eilfertig zurückzuziehen, gleichzeitig aber, gewissermaßen zur Strafe, den doch mit Arbeiten überlasteten Landtag zu schließen — alles das, so hat Graf Bülow mit weltmännischer Ueberlegenheit erklärt, sei Sache der Krone, und das Abgeordnetenhaus habe nicht das Recht, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Denn hoch und heilig müsse so auf der rechten wie der linken Seite, oben wie unten die Verfassung gehalten werden, das theure Palladium, die unschätzbare Grundlage unseres öffentlichen Lebens. So, nur mit ein wenig anderen Worten, pries der preußische Ministerpräsident die preußische Charte. Es fehlte bloß, daß er ein begeistertes Hoch auf sie ausgebracht hätte. Sein elegantes Jongleurthum verblüffte selbst die gesalzenen und mit allen Hunden gehetzten Größen um Knörcke und Gothein. Sie schwiegen bestürzt. Und hätten doch nur zu antworten brauchen, daß der Herr Ministerpräsident verfassungsmäßig jede Maßnahme der Krone erst durch seine Gegenzeichnung rechtsverbindlich mache, mit diesem ministeriellen Acte aber auch die volle Verantwortung dafür übernehme und deßhalb der Kammer Rede stehen müsse. Das simple Wort hätte der cavaliermäßigen Ueberlegenheit des Herrn Ministerpräsidenten ein unglimpfliches Ende bereitet.

Graf Bülow, der lächelnde Sieger, kennt indessen seine Leute. Einmal weiß er, daß das Gros der entschiedenen Linken erschrocken vor dem Gedanken zurückbebt, in den Ruf der Kronfeindschaft zu kommen, und daß sie instinctiv nicht über Thema und andere gefährliche Sachen der Krone spricht. Daneben ist selbstverständlich dem Ministerpräsidenten die heillose Verwirrung unseres Verfassungslebens so klar wie jedem x-beliebigen, nicht ganz blinden Politiker. Es giebt nur einen Mann in Preußen, dem die Verfassung Freude bereitet und wirklich gefällt: das ist Wilhelm II. Wiederholt konnte darauf hingewiesen werden, daß er, von dem Gespensterseher sich zu Anfang der neunziger Jahre einen Staatsstreich vermutheten, in Wahrheit alle Ursache hat, die geltende Constitution bis auf jeden I-Punkt, bis auf jedes Komma zu schützen. Gewährt sie doch seinem Wollen und Meinen, seiner impulsiven Art, seinem Glücksgefühl, eine Persönlichkeit zu sein, reiche Gelegenheit zur Entfaltung. Er herrscht und regiert in Preußen, ohne daß irgendwer das Recht hätte, sich ihm kritisch zu nahen. Absolute Monarchen hatten allein die schwere Last der Verantwortung zu tragen. Ihn entbindet die preußische Constitution von dieser Einschränkung. Die Minister des Königs haben die königliche Politik zu rechtfertigen. Und diese Minister scheinen jetzt ihrerseits die Technik und den Witz der Sache erfaßt zu haben. Sie verfahren mit gutem Humor wie Graf Bülow und schlagen dem Parlamentarismus von heute ein graziöses Schnippchen.

Der Parlamentarismus verdient es leider nicht besser. Er ist in völliger Auflösung begriffen. Gerade diejenigen, deren Vorfahren ihn mit ihrem Blut erstritten haben, die Nachfolger der Barrikadenmänner von 1848 sind drauf und dran, unsere Verfassung in Stücke zu schlagen. Das Mehrheitsprincip, Tragpfeiler uud Grundgedanke alles parlamentarischen Wirkens, wird verneint von denselben Leuten, die nichtige Nullen ohne dies Princip wären. Die freisinnige und socialdemokratische Minderheit des Reichstages droht mit der Obstruction gegenüber dem neuen Zolltarif und wendet sie in der Commission thatsächlich an. Herr Stadthagen, der sympathische Held des ausgepowerten Volkes, stellt Obstructionsanträge, die ein bajuvarischer College als „blödsinnig" kennzeichnete, und hält Dauerreden, die Herrn Gamp zwingen, ein L'Hombrespielchen vorzuschlagen. So wird die parlamentarische Idee von ihren Vertheidigern in den Schmutz getreten und zum Lachspaße des Pöbels gemacht. So wagen die, die beständig das Schreckbild des Staatsstreiches von oben an die Wand malten, scrupellos den Staatsstreich von unten. Der neuen Obstruction, die eine starke, geschlossene Mehrheit an der gesetzgeberischen Arbeit hindern will, fehlt dazu jeder Vorwand, jeder entschuldigende Grund. Niemand hat die Minderheit zu vergewaltigen gesucht, Niemand sich auf schäbige Kniffe und Pfiffe gelegt, um den Zolltarif hinterrücks durchzudrücken. Es ist eine Obstruction ohne alle Elementargewalt, ohne alle Farbe und empörte Kraft. Nicht einem wilden Ausbruche beleidigten Rechtsgefühles, sondern allein der kalten, frechen Verneinung des beschworenen Verfassungsrechtes verdankt sie ihr Dasein. Sie charakterisirt sich als grober Gewaltsact. Ein Gewaltsact der Schwächeren, dessen Albernheit in die Augen springt. Wer kann der Mehrheit einen Vorwurf daraus machen, wenn sie nun ihrer-

Digitized by Google

seits Recht und Gesetz verletzt, etwa durch Falkenhayn'sche Aenderung der Geschäftsordnung? Und wer hätte die Stirn, einem deutschen Decembermanne moralische Vorlesungen zu halten? Daß wir keinen Decembermann besitzen, mag als ein glücklicher Zufall gelten. Aber verdient hätten unsere liberalen und demokratischen Parteimänner ihn, seitdem sie dem Despotismus schwitzend die Wege bereiten.

Caliban.

Das Magyarenthum und die deutsche Interessensphäre.

Von F. Guntram Schultheiß.

(Schluß.)

Wir stehen hier vor einem Räthsel, das alle sonstigen des neuen Curses reichsdeutscher Politik an Verwunderlichkeit fast übertrifft. Die Lösung, die man sich bisher in eingeweihten Kreisen zugeraunt hat, kann unmöglich richtig sein, wenn sie auch neuerdings sogar an die große Glocke gehängt worden ist. Ein Correspondent des ob seiner Feindschaft gegen alles Deutsche und Gemeinsame der österreichisch-ungarischen Monarchie berüchtigten Budapesti Hirlap knüpfte jüngst an die Erörterungen über die Rede Szell's die Enthüllung angeblich aus dem Munde eines Politikers, der damals auch hinter die Coulissen der großen Politik habe blicken können, der Commentar über die Tischrede des Kaisers Wilhelm von 1897 sei kein Ergebniß journalistischer Kunst, sondern eine Indiscretion gewesen, von der die Pester wie die Wiener und Berliner Kreise sehr unangenehm berührt worden seien. In Wien hätte man sie gern von Berlin aus dementirt gesehen; auch die ungarische Regierung, die über die Schwatzhaftigkeit ihres journalistischen Vertrauensmannes erschrocken sei, hätte eine Dementirung ruhig eingesteckt. Der deutsche Kaiser selbst aber habe die Sache gar nicht tragisch genommen und Nichts dementiren lassen. Er habe, so fährt der Gewährsmann des Budapesti Hirlap fort, bei seinem Aufenthalt in Pest vor einem ungarischen Staatsmann, den er zu vertraulicher Audienz empfangen, auch die Bestrebungen der nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns zur Sprache gebracht und dabei gesagt, daß das Bündniß mit Ungarn für das Deutsche Reich desto werthvoller sei, je mehr Ungarn zum geschlossenen magyarisch-nationalen Staat sich auswachse, daher sei es aus dem Gesichtspunkt der Interessen des deutschen Reiches die beste ungarische Politik, niemals auch nur eine Minute den Aufbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates aus dem Auge zu lassen.

Die Sache ist so unglaublich, daß die deutsche Reichspolitik mit einer Gegenerklärung auf einem Kampfplatz erscheinen würde, auf dem die Ehre des deutschen Namens nicht verfochten werden kann. Es ist nur ein neuer Beleg für die Ueberhebung der heute in Ungarn herrschenden Kreise, für die schnöde Undankbarkeit und Ausbeutung jedes Vortheils.

Es giebt ja im Deutschen Reich Leute, die den drohenden Zerfall der habsburgischen Monarchie mit innerer Befriedigung verfolgen, die von einer Auflösung in zwei zunächst sich wirthschaftlich bekämpfende Mittelstaaten den zollpolitischen Anschluß eines noch einmal zu verkleinernden Oesterreichs an das deutsche Reich erhoffen. Andere vermögen in solchem Zuwachs keine gleichwerthige Entschädigung für die Auslieferung der Donau an ein ganz unabhängiges Großmagyarien zu erblicken, in dem das Deutschthum von zwei Millionen Einwohnern des heute noch vielfach lebendigen Zusammenhangs mit den deutschen Oesterreichern sich wohl oder übel entwöhnen müßte. Der zweite Schritt wäre die reine Personalunion, der dritte unfehlbar eine eigene Dynastie in Ungarn, im Sinne Kossuth's und der Revolution von 1848. Ein ganz auf sich gestelltes Ungarn, ein Großmagyarien im Sinne der dortigen Chauvinisten wäre eine schwere Gefahr für das Deutsche Reich, der stets bereite Bundesgenosse für ein dann unausbleibliches verjüngtes Polenreich. Nur reine Thoren können sich darüber täuschen, daß in der Tiefe der magyarischen Volksseele ein instinktiver Haß gegen alles Deutsche ruht, der selbstverständlich aus der Furcht entspringt. „Wären die Deutschen nicht solche Kinder, sie hätten uns längst entnationalisirt", so drückt ein Magyare das sehr treffend aus. Nur besteht für das deutsche Volk gar kein drängender Grund, die Magyaren zwangsweise zu verdeutschen, sie mögen sich ihrer Eigenart und der Selbstverwaltung ruhig erfreuen, wenn nur nicht die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen magyarisirt werden sollen! Der magyarische Chauvinismus, der sich gegen die anderen Nationalitäten im Lande kehrt, der die „Unabhängigkeit" gegenüber Oesterreich zunächst in der Form der Personalunion und ganz besonders auch die Theilung der gemeinsamen Armee predigt, wobei er sehr gut weiß, daß diese der stärkste Rückhalt des ungarischen Deutschthums ist — dieser Chauvinismus ist der geschworene Feind ebenso des Hauses Habsburg und der Deutsch-Oesterreicher, wie des Deutschen Reiches in seiner heutigen Machtstellung als Hort des Deutschthums.

Man wird ja einwenden, daß die Magyaren doch zu kluge Politiker seien, um sich nur vom Gefühl leiten zu lassen, daß sie der nüchternen Erwägung folgend bisher als eine Stütze des Dreibundes sich erwiesen hätten und auch bei Erringung völliger Unabhängigkeit in der äußeren Politik durch ihr Interesse auf eine Anlehnung an das deutsche Reich angewiesen blieben. Man sollte aber dabei nicht übersehen, welch' namhaften Machtzuwachs ihnen die Sachwalter des Anschlusses der deutsch-österreichischen Länder an das Deutsche Reich zugedacht haben: nicht nur Galizien sammt der Bukowina, sondern auch Bosnien und Dalmatien. Allerdings wäre es der helle Wahnsinn, die heutige engherzige Magyarisirungspolitik auf das gesammte Großungarn ausdehnen zu wollen, immerhin würden die Magyaren eine Großmachtstellung erlangen, deren räumliche Grundlagen der des Deutschen Reiches wenig nachständen.

Zum Glück für das Deutsche Reich und das gesammtdeutsche Volksthum ist diese Möglichkeit zunächst noch Zukunftsmusik, trotz der wachsenden Neigung zur Lostrennung Ungarns von Oesterreich und — was kaum minder wichtig ist, Oesterreichs von Ungarn. So wie der neue deutsche Zolltarif an die Oeffentlichkeit kam, trat in Ungarn wie in Oesterreich eine merkliche Ernüchterung von dem Traum einer wirthschaftlichen Trennung ein. In der That sind eben die beiden Reichshälften wirthschaftlich so sehr auf einander gewiesen, daß die Trennung für Beide einen Sprung in's Dunkle, für Ungarn fast in den sicheren Ruin bedeutet.

Ob die deutsche Reichspolitik diese Wirkung berechnet hat? Dann wäre der Zolltarif ein diplomatisches Meisterstück und bliebe es auch, wenn er nicht durchwegs Wirklichkeit wird. Er wäre ein Anzeichen dafür, daß, an entscheidender Stelle der Unterschied von großpreußischer und gesammtdeutscher Politik erkannt wird.

Es wäre schon ein Fortschritt, wenn einmal darüber volle Klarheit bestände, daß der gesicherte Bestand eines zahlreichen, nationalbewußten Deutschthums in Ungarn das beste Unterpfand der Bundestreue Ungarns, seine Schwächung und Unterdrückung aber mit dem Endziel der Magyarisirung eine Untergrabung des Bündnisses bedeutet. Dann wird es auch auf die Dauer nicht möglich sein, die Existenz von mehr als zwei Millionen Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen als noli me tangere für die Vertretung des Deutschen Reiches in Pest zu behandeln.

Es bedarf keiner Erörterung darüber, daß es sich dabei um Aufgaben handelt, die zu den schwierigsten der äußeren

Digitized by Google

Politik und des diplomatischen Dienstes gehören; kein Vernünftiger wird verlangen, daß die einzelnen Phasen in voller Oeffentlichkeit sich abspielen. Nur das muß mit Entschiedenheit betont werden: nicht etwa ein Bruch mit bewährten Traditionen der hohen Politik, vielmehr ein Wiederanknüpfen ist es, was Noth thut.

Dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I., der trotz seines ausgeprägten Preußenthums stets Verständniß und Herz für das Deutschthum im Ausland bewiesen hat, kostete es seiner Zeit nur einige Worte an den österreichisch-ungarischen Botschafter und zwar auf einem Hofball in Berlin, um die drohende Vernichtung des deutschen Theaters aufzuhalten.

Es war die unbeirrbare Sicherheit seines deutschen Nationalgefühls, die dem alten Kaiser sagte, daß die Interessensphäre des Deutschen Volkes weiter reiche, als die Grenzen des deutschen Reiches, daß in diese Interessensphäre auch der Schutz der deutschen Cultur falle. Wilhelm I. fühlte sich, seitdem er die deutsche Kaiserkrone trug, als Schirmherr aller Deutschen; trauernd hat er darauf verzichtet, sich für das baltische Deutschthum und dessen protestantische Kirche zu verwenden, und man kann das begreifen. Unvergessen aber soll sein, wie er bald nach dem deutschfranzösischen Kriege dem Kaiser Franz Josef an's Herz legte, seine Deutschen gut zu behandeln, denn sie seien doch seine besten Unterthanen. Wenn trotzdem zwischen dem deutsch-österreichischen Stamm und dem Kaiser Franz Josef eine gegenseitige Entfremdung entstanden ist, die Politik des Deutschen Reiches ist dabei sicher unschuldig; nur schlechte Rathgeber konnten es sein, die solche Entfremdung auf der einen Seite hervorgerufen und genährt haben, um im Trüben zu fischen. Als „gegenseitige Anlehnung der beiden deutschen Mächte" bezeichnete Bismarck 1879 in einem Brief an den bayrischen König Ludwig II. das neue Bündniß; dieselbe Assecuranz habe schon in dem deutschen Bunde von 1815 fünfzig Jahre lang bestanden. Als eine rein deutsche Macht wird Niemand die habsburgische Monarchie in Anspruch nehmen, die mancherlei nichtdeutschen Nationalitäten wiegen der Zahl nach allzusehr vor. Als subgermanisch, als unter deutsche Cultureinflüsse fallendes Gebiet muß aber trotz staatlicher Selbstverwaltung auch Ungarn gelten.

Heute freilich gefällt sich der Dünkel des herrschenden Magyarenthums darin, die Bedeutung der deutschen Sprache in Ungarn, der einzigen Cultur- und Weltsprache des Landes, zu ignoriren. Der mit allen Mitteln großgezogene Chauvinismus treibt dann selbstverständlich gerade bei den untergeordneten Organen der staatlichen und städtischen Verwaltung, bei den Bediensteten der Verkehrsanstalten u. s. w. seltsame Blüthen. In den weiten Räumen des Pester Ostbahnhofes, der den Reiseverkehr von Wien nach Siebenbürgen vermittelt, fand ich jüngst nur zwei deutsche Placate. Das eine lautete „Vor Taschendieben und Betrügern wird gewarnt" und das zweite war am Stand der Zeitungsläuferinnen angebracht „Ansichtspostkarten das Stück 10 Heller." An einer Dampfbootlände in Ofen suchte ich lange nach einem deutschen Fahrplan und wandte mich dann an einige herumlungernde Bedienstete mit der Frage, ob denn keine deutschen Anschläge da seien. Achselzuckend erwiderte der eine: „Wir sind in Ungarn", der andere stand auf und zeigte mir höhnisch lächelnd doch ein Placat in magyarischer, deutscher und französischer Sprache „Vor Dieben wird gewarnt." Die passende Antwort lag nahe genug! Auch den Schaffnern der elektrischen Bahn in Pest scheint zur Vorschrift gemacht zu sein, ihre Kenntniß der deutschen Sprache zu verleugnen; ich bekam von einem dieser Leute auf eine deutsche Frage nur die Antwort „nem tudom, magyarant", d. h., ich verstehe nicht, sprechen Sie magyarisch!" Auch unter den Bahnschaffnern ist solche Taubheit nicht selten; ich hörte sogar von einer deutschen Dame aus dem Reich, die solcher Flegelhaftigkeit sich aussetzen mußte. Männer wissen sich ja leichter Achtung zu verschaffen.

Es ist aber doch guten Theils der Nachgiebigkeit und nationalen Schwäche der ungarischen Deutschen zuzuschreiben, daß dieser magyarische Größenwahn emporwachsen konnte. Der jungen Generation des Deutschthums wird durch die Schule die Ueberschätzung der magyarischen Sprache eingeimpft, so daß sie sich vornehmer dünkt, wenn sie magyarisch spricht. Ja selbst unter den Siebenbürger Sachsen giebt es Einzelne, die dem Magyarischen eine höhere Wichtigkeit einräumen als sich aus seiner beschränkten Bedeutung ergiebt. Aber wenn selbst sächsische Reichstagsabgeordnete magyarische Besuchskarten für unerläßlich halten, so kann man wenigstens begreifen, daß Handel- und Gewerbetreibende die deutsche Aussprache magyarischer Namen wie einen Mangel an Bildung zu rügen sich versucht fühlen, als ob ein Deutscher außerhalb Ungarns einen Grund hätte, den Feinheiten magyarischer Laute nachzugehen!

Ganz verkehrt wäre es, aus solchen Beobachtungen deutscher Nachgiebigkeit gegen das Magyarenthum, aus dem magyarischen Anstrich des heutigen Ungarns, ja selbst aus der unverkennbaren Thatsache, daß Tausende von Deutschen sich als Magyaren geriren, den Schluß zu ziehen, daß das Deutschthum in Ungarn ein verlorner Posten sei. Seine nationalen Verluste sind im Einzelnen minderwerthige Elemente, Streber, Achselträger u. s. w., oder versprengte Splitter. Dem gegenüber steht ein wirkliches Vordringen des Deutschthums auf wirthschaftlichem Gebiete. Nicht etwa nur deßhalb, weil die ungarischen Staatspapiere guten Theils in den Eisenschränken deutscher und österreichischer Banken und Kapitalisten ruhen.*)

In Westungarn geht viel Grundbesitz an deutsche Einwanderung aus Oesterreich über. Im gebirgigen Nordungarn kaufen deutsche Adelige fortgesetzt Jagdgründe und auch Güter an — es ist ein recht bezeichnender Vorfall, daß der ungarische Staat jüngst den bekannten Csorbasee und den übrigen Besitz eines Herrn von Szentivanyi rasch um drei Millionen Kronen erworben hat, um ihn nicht in die Hände eines Fürsten von Hohenlohe übergehen zu sehen. Der Kern des Magyarenthums, der ländliche Kleinadel, verliert zusehends den Boden unter den Füßen und wird von Juden ausgekauft; der Beamtenstand muß den verkrachten Existenzen Unterschlupf gewähren. Deßhalb die Schaffung immer neuer Beamtenstellen. Ungarn ist heute schon das am meisten bureaukratische Land geworden, was aber durchaus nicht besagen soll, daß es am Besten verwaltet wäre. Die Meinung, alles vom grünen Tisch aus durch staatliche Maßregeln machen zu können, hat sich z. B. auch bei den Versuchen einer künstlichen Schaffung von Industrien gestraft. Trotz aller Prämien und Begünstigungen ist Ungarns Industrie von einer Lebens- und Concurrenzfähigkeit noch weit entfernt; sie kann nur durch deutsches Capital und deutsche Einwanderung entstehen. Wohin man auch blickt, ein Aufblühen Ungarns ist nur in enger Anlehnung an Oesterreich und das Deutschthum zu hoffen.

*) Wie vortheilhaft deutsches Kapital in ungarischen Papieren angelegt wird, zeigen am Besten die Pfandbriefe der Bodencreditbank in Hermannstadt. Sie werden mit $4^1/_2$ % verzinst, stehen meist etwas unter dem Nennwerth, und bieten noch den Vortheil, daß bei verspäterer Einlösung von der Ziehung die weiteren Zinsabschnitte als Spareinlagen behandelt werden. Die Pfandbriefe sind absolut sicher fundirt, genießen deßhalb auch in Oesterreich und Ungarn Geltung als Caution von Officieren. Leider werden sie bisher bei uns gar nicht beachtet. Dasselbe gilt von den Pfandbriefen der Hermannstädter Sparcasse. Beides sind rein deutsch geleitete Finanzinstitute.

Digitized by Google

Die Interesselosigkeit unserer Gebildeten an der Philosophie.

Von Anton Korwan (Homburg v. d. H.).

Daß die weit überwiegende Mehrzahl der Gebildeten unserer Zeit sich den philosophischen Fragen und den Bemühungen um deren Lösung gegenüber gleichgiltig verhält, ist eine unbestreitbare Thatsache. Sie wird evident erwiesen durch die im Vergleich zu dem Absatz anderer Bücher verhältnißmäßig geringe Nachfrage nach philosophischen Schriften. Fassen wir z. B. die Werke des bedeutendsten Denkers der Gegenwart, Eduard von Hartmann's, in's Auge, wen frappirte es da nicht, dessen 1896 erschienene „Kategorienlehre", ein Werk, das von der Kritik u. A. als „die bedeutendste Leistung seit Hegel's Logik", als „lichtvoll", als „ein Werk von solcher Fülle und Tiefe der Ideen, solcher Weite des Gesichtskreises und zugleich von solcher Klarheit und Vollkommenheit der äußeren Darstellung, wie die ganze zeitgenössische Katheder-philosophie ihm nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat", als „zu den gedankenreichsten philosophischen Werken der letzten fünfzig Jahre gehörig" u. s. w. gerühmt worden ist, gleichwie die vortreffliche „Aesthetik", welche gar schon vor 14 Jahren erschien, heute immer noch in der ersten Auflage vorzufinden? Wenn auch einige andere seiner Schriften zum zweiten und dritten Male aufgelegt werden konnten, über die dritte Auflage ist außer der „Philosophie des Unbewußten" keines seiner späteren Bücher bis jetzt hinausgekommen, und auch die Nachfrage nach seinem Jugendwerk ist, seitdem es im Jahre 1890 in zehnter Auflage erschienen, auffallend schwach geworden. Dieselbe Erscheinung, die wir bei diesem fruchtbarsten philosophischen Schriftsteller der Neuzeit besonders deutlich wahrnehmen, zeigt sich bei Betrachtung der Werke der anderen namhaften Philosophen der Gegenwart. Auch diese stehen im Hintergrunde des buchhändlerischen Marktes und schreiten nur schwerfällig und langsam von einer Auflage zur anderen, wenn sie nicht, wie es meistens der Fall ist, gleich in der ersten Auflage ihr Leben beschließen. Ausnahmen wie z. B. Büchner's „Kraft und Stoff", das in neunzehnter Auflage vorliegt, und Haeckel's „Welträthsel", die in wenigen Monaten vier Auflagen erzielten, oder die Nachfrage nach dem zur Mode gewordenen Nietzsche bilden eben Ausnahmen, welche Nichts an der Thatsache ändern, daß das Interesse an der eigentlichen Philosophie bei unseren Gebildeten auf einem bemerkenswerthen Tiefstand sich befindet. Büchner's „Kraft und Stoff" ist in Folge seines bornirten materialistischen Standpunktes am verbreitetsten bei den sogenannten Halbgebildeten, und Haeckel's „Welträthsel" haben ihren buchhändlerischen Erfolg hauptsächlich dem Ruhme ihres Verfassers zu verdanken, den er als hervorragendster Vorkämpfer des Darwinismus mit Recht genießt. Dementsprechend haben alle Naturwissenschaftler und solche, die von den Naturwissenschaften die Lösung der Weltprobleme erwarten, die Philosophie aber kaum weiter als dem Namen nach kennen, zu dieser Schrift des naturwissenschaftlichen Heroen gegriffen. Die Nachfrage nach Nietzsche schließlich ist z. Z., wie gesagt, Modesache, worauf sich die Philosophie nichts zu Gute zu thun braucht, weil dadurch ein tieferes Interesse an ihr nicht zu Tage tritt.

Suchen wir nach den Ursachen, welche diese Interesselosigkeit an der Philosophie im Allgemeinen erzeugen, so vermögen wir sie weder in den politischen noch in den wirthschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit zu erkennen, denn diese lassen den Gebildeten doch Muße genug, sich mit den Künsten und mehr noch mit minderwerthigem Zeitvertreib in reichem Maße zu unterhalten. Viel größer ist, wie wir soeben bei Büchner und Haeckel gesehen, der fernhaltende Einfluß der naturwissenschaftlichen Erklärungsweise der Welt. Eine beträchtliche Zahl unserer Gebildeten fühlt sich in ihrem Vertrauen auf die Tragweite der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode durch den anmaßenden Ton, in welchem manche Naturforscher ihre Weisheit zu Markte bringen und über die philosophischen Speculationen den Stab brechen, bis zu dem Grade bestärkt, daß sie gar kein Verlangen tragen, ihre Studien über das Bereich der Naturwissenschaften fortzusetzen. Höchstens interessiren sie sich noch für Büchner, Moleschott, Haeckel u. dgl., wähnend, mit ihnen die letzte Staffel des menschlichen Denkvermögens erklommen zu haben. Doch der trügerische Vorzug der Augenscheinlichkeit der naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse kann es nicht allein sein, welcher die Wißbegierigen abhält, sich der Philosophie zu ergeben. Wir sehen Manchen selbst von denen unschlüssig zaudern, den Schritt von der überwiegend concreten zur überwiegend abstracten Erkenntnißweise zu vollziehen, die sich den Umfang ihrer Studien nicht autoritätsgläubig begrenzen lassen oder die Unzulänglichkeit der bloß empirischen Forschung zur Erkenntniß des Wesens der Welt herausgefunden haben und deßhalb zu seiner denkenden Erfassung weitergehen möchten. Was diese zurückhält, können nur Hemmnisse sein, die ihnen die Philosophie selbst in den Weg legt. Sehen wir nach, worin sie bestehen.

Als erstes Hinderniß stellt sich dem zur Philosophie Heranschreitenden ihre Vielgestalt entgegen. Obendrein behaupten alle Systemerfinder, der Wahrheit am nächsten zu stehen oder sie allein zu besitzen und erwecken dadurch den unvermeidlichen Verdacht, daß wohl keiner der Wahrheit näher gekommen sein werde als der andere. Einen unparteiischen Führer aus diesem Dilemma zu finden, stellt sich sehr bald als eine vergebliche Hoffnung heraus, da Jeder eben sein eigenes System oder das empfiehlt, dem er anhängt. Am Ende bleibt dem Anfänger, wenn er sich nicht schon im vornherein durch diese Ungewißheit zu permanenter Unentschlossenheit und Unthätigkeit in seiner philosophischen Fortbildung bestimmen lassen will, nichts übrig, als irgendwo einmal auf gut Glück einen Landungsversuch zu unternehmen. Dieser geschieht dann aber gewöhnlich an einer Stelle, die sich zur Landung in mehrfacher Beziehung schlecht eignet, nämlich bei demjenigen Philosophen, dessen Autorität z. Z. am festesten gegründet scheint, bei Kant und zwar bei demjenigen seiner Werke, das am meisten citirt wird, der „Kritik der reinen Vernunft". Nun zeichnet sich dieses Werk u. A. durch seinen schlechten Styl, einen pedantischen Schematismus, eine umfangreiche verwirrte und verwirrende Terminologie und schließlich durch die Abstractheit seines Inhaltes aus, alles Momente, die dieses Buch für Anfänger so ungeeignet machen, als es etwa ein mathematisch-astronomisches Werk für Jemand sein würde, der sich bisher dilettantisch mit Sternbeobachtungen befaßt und die Mathematik nur bis zu den Gleichungen zweiten Grades kennt. Wenn dann ein solcher, der die Sache am unrechten Orte angepackt, den Muth, sich noch weiter in das Reich des Gedankens zu begeben, schnell sinken läßt und Trost bei denen sucht, welche die Philosophie als leeren Wortkram verhöhnen, so kann man das psychologisch sehr wohl begreiflich finden. Hat er aber gar zufällig ein Hegel'sches, Fichte'sches oder Schelling'sches Buch zum Ausgangspunkt seines Studiums genommen, dann wäre es geradezu unbegreiflich, wenn er nicht zu dem negativen Resultat seiner Versuche gelangen würde. Diese Schwerverständlichkeit älterer philosophischer Bücher bildet das zweite Hinderniß. Nehmen wir hingegen an, der Wißbegierige hätte einen glücklicheren Griff gethan und einen klareren Schriftsteller, z. B. Schopenhauer, als ersten Lehrer erkoren, dann wird er sich vermuthlich von den beiden Theilen seines Hauptwerkes, welche die „Welt als Wille" auslegen, angezogen fühlen, dagegen wird ihm die „Welt als Vorstellung" nicht so schnell einleuchten und zudem würde er dort auf das Erkenntnißproblem stoßen und — daran scheitern. Die erkenntnißtheoretischen Ungewißheiten, die zum Theil einer apodictischen Lösung nie-

Digitized by Google

mals unterworfen werden können, bilden das dritte und stärkste Hemmniß. Skepticismus und Agnosticismus gelangen alsdann in den meisten Fällen zur Herrschaft und lähmen den Erkenntnißtrieb, indem sie das Ringen nach absoluter Wahrheit als zwecklos erscheinen lassen.

Soll der Entwickelungsproceß des menschlichen Geistes nicht in Stagnation gerathen, so versteht es sich von selbst, daß auf Mittel und Wege zu sinnen ist, diese Hemmnisse, welche sich einer allgemeinen Antheilnahme an den philosophischen Bestrebungen entgegenstellen, zu beseitigen oder abzuschwächen. Der leitende Gedanke, der dabei alle Unternehmungen zu bestimmen hätte, müßte sein, daß, um das gebildete Publicum zur Philosophie zu führen, es unbedingt erforderlich ist, daß die Philosophie dem Publicum entgegenkomme. Mit anderen Worten, daß Bücher verfaßt werden, die den Zweck verfolgen, eine Verbindungsbrücke zwischen Philosophie und Publicum herzustellen, auf welcher das Denken des Letzteren beinahe unmerklich in die Bahnen der Ersteren geleitet wird, vorausgesetzt, daß hierzu geeignete Bücher noch nicht existiren sollten. Ein Umblick unter der modernen philosophischen Literatur aber zeigt uns das Verlangte schon in hinreichendem Maße vorhanden, nur wurde es noch nicht von diesem Gesichtspunkte aus beleuchtet und zur Kenntniß der Zeitgenossen gebracht. Wir erblicken es in den Werken Ed. v. Hartmann's. Dieser unvergleichlich schaffenskräftige Geist hat durch seine reiche schriftstellerische Thätigkeit zum Theil mit, zum Theil ohne Absicht die Wege bereits geebnet, auf denen der Wahrheitsuchende Eingang zur Philosophie finden kann. Sein eigener Entwickelungsgang, wie er sich in der stattlichen Reihe seiner Werke von der „Philosophie des Unbewußten" bis zu seiner „Kategorienlehre" abspiegelt, ist selbst ein stufenweises Tieferdringen und darum mehr als das Lebenswerk irgend eines anderen Philosophen, der vielleicht erst im Alter seine Denkergebnisse aufgezeichnet hat, geeignet, den gebildeten Laien vom Leichtfaßlichen zum Schwererfaßbaren, vom Anschaulichen zum Begrifflichen fortzuleiten. Ganz besonders aber ist die von ihm gleich anfangs in Anwendung gebrachte „inductive" Methode der goldene Zauberschlüssel, der ihm und mit ihm seinen Lesern alle Pforten öffnet und das Innere der Erscheinungen erschließt. An das Sinnlich-Wahrnehmbare knüpft er an und läßt sich, ohne den Zusammenhang zu verlieren, in den Abgrund des Uebersinnlichen hinab, um schließlich reichbeladen mit Schätzen der Erkenntniß wieder zur Oberfläche der Sinnenwelt zurückzukehren. In formvollendeter wissenschaftlicher Sprache weiß er die Probleme klar herauszuheben und so zu beleuchten, daß uns der lösende Gedanke wie von selbst in's Bewußtsein springt. Hat man so an der Hand der „Philosophie des Unbewußten" den idealen Boden philosophischen Erkennens betreten, und ist man des Phänomenalen der materiellen Weltgebilde sowie seines Wesens als eines Geistigen inne geworden, so vermag uns gegen etwa sich einstellende erkenntnißtheoretische Anfechtungen seine Schrift: „Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie", kräftigen Beistand zu leihen. Um jene erkenntnißtheoretischen Klippen zu umschiffen, die bei jeder metaphysischen Meerfahrt zu fürchten sind, muß unser Schifflein von einem aller Untiefen kundigen Steuermann geleitet werden, und das ganze Schicksal unseres philosophischen Denkens hängt davon ab, welchen Führer man erwählt. Ed. v. Hartmann bezeichnet seine Schrift als „eine Durchwanderung der möglichen erkenntnißtheoretischen Standpunkte". Bei dieser Durchwanderung führt er mit bewunderungswürdiger Meisterschaft die haltlosen Standpunkte ad absurdum, während er denjenigen, welcher sich allein als tauglich erweist, von ihm aus die Welt befriedigend zu erklären, d. i. den transscendentalen Realismus, als sich von selbst ergebendes Resultat, daraus hervorgehen läßt. Wie alle Schriften Ed. v. Hartmann's, so bieten auch seine erkenntnißtheoretischen Arbeiten neben durchdringender Gedankenschärfe die Annehmlichkeit, die gähnende Langeweile, welche Viele schon bei dem bloßen Gedanken an erkenntnißtheoretische Erörterungen empfinden, nicht aufkommen zu lassen, indem er die dürren Begriffsspaltereien, wie sie gewöhnlich in den Abhandlungen weniger stilistisch gewandter Erkenntnißtheoretiker vorherrschen, vermieden hat. Hat man die Qualifikation des transscendental-realistischen Standpunktes zur widerspruchsfreien Welterklärung erkannt und durch dessen Acceptirung auch in erkenntnißtheoretischer Beziehung festen Fuß gefaßt, so ist es angezeigt, mittelst der „Kategorienlehre" den Blick noch auf das Gebiet der intellectuellen Functionen zu richten, welche im Verein mit dem realisirenden Willen in der objectiven, subjectiven und metaphysischen Sphäre oder in dem Bereich der äußeren und inneren Wahrnehmung und des Beiden zu Grunde liegenden Uebersinnlichen das Existirende harmonisch durchwalten. Die Vielgestalt der Philosophie wird dann ihre abschreckende Wirkung verlieren, indem man erkennen wird, daß ihre Hauptsysteme mehr oder minder einen Theil der Wahrheit enthielten und daß es nur eines der Analyse und Synthese in solch' hohem Maße fähigen Geistes, wie desjenigen Ed. v. Hartmann's benöthigte, um diese Wahrheitsmomente als Bausteine zu gewinnen, und mit ihnen jenen Tempel der Erkenntniß aufzuführen, wie ihn dieser Denker in großartiger Synthese dem sich selbsterkennenden Weltgeiste erbaut hat. Noch sichtbarer wird diese Bedeutung der Hartmann'schen Philosophie in seiner vor Jahresfrist erschienenen zweibändigen „Geschichte der Metaphysik", aus der klar zu ersehen ist, wie die geschichtliche Entwickelung des metaphysischen Begriffes vom Weltwesen auf das Princip des Unbewußten hinzielte und ihm allmählich näher kam.

So wäre denn in Ed. v. Hartmann der Befreier von allen Nöthen gefunden, durch dessen Schriften jene angeführten Hemmnisse überwunden sind, die hauptsächlich unseren Gebildeten das Studium der Philosophie verleiten. Gleichviel aus welcher Richtung sie auch zur Philosophie herankommen mögen, für alle hat er die Wege geebnet. Die Gläubigen finden in seiner Religionsphilosophie, die Tugendsamen in seiner Ethik und die Verehrer der Kunst in seiner Aesthetik die Ideen-Brücke, über die sie bequem zur Philosophie hinüberschreiten können. Seine Lehren stehen in der Brandung der Meinungsverschiedenheiten fest wie ein Leuchtthurm, der unerschüttert von dem Toben der Wellen, die sein Fundament umschäumen, seine Strahlen weit hinaus auf das sturmbewegte Meer des Zweifels und der Ungewißheit sendet und den Irren und Verschlagenen einen Lichtpunkt bietet, nach dem sie ihr Steuer richten können. Im näheren Bereich seiner Lichtfluthen angelangt, können sie dann getrost in den Hafen der Philosophie einsegeln und dort für dauernd Anker werfen, ohne befürchten zu müssen, durch leichten Windstoß wieder von sicherem Grunde losgerissen und nochmals hinaus auf die unruhige See des Widerspruchsvollen, Unzulänglichen und Willkürlichen geschleudert zu werden.

Literatur und Kunst.

Bildungshunger.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Es hat wohl keine Zeit gegeben, die so reich an Bedürfnissen aller Art — eingebildeten, wie thatsächlichen — gewesen wäre, wie die unsrige. Der Kampf um eine bessere Lebenshaltung ist eine alltägliche Erscheinung geworden, von der nicht nur das „begehrliche" Proletariat, sondern in

Digitized by Google

vielleicht noch höherem Grade die materiell sicher und besser gestellten höheren Stände ergriffen sind.

Neben dem materiellen Bedürfniß giebt es aber noch ein ideelles. Der Bildungshunger hat die Massen ergriffen, sagen die Volkserzieher. Sie scheinen gar nicht zu wissen, daß es überhaupt keine sogenannten geistigen Bedürfnisse giebt. Das Bedürfniß, die Idee, oder was es auch sein mag, taucht immer nur in einem Kopfe zuerst auf, der Masse wird es späterhin aufsuggerirt. Früher begnügten sich die Volksbeglücker mit Wohlthätigkeitsveranstaltungen, um den Leib zu erquicken, heute soll der Geist auch was abhaben. Man machte sich mit großem Eifer und höchst sentimental daran, die Armuth aus der Welt zu schaffen und ahnte nicht, daß man sie nur auf einer neuen Basis reconstruirte. Nun will man gar die geistige Armuth aus der Welt bannen und ahnt wiederum nicht, daß das Resultat gleich negativ sein muß. Die geistige Armuth tritt eben in einer neuen Form in die Erscheinung. Wo früher die Unbildung geherrscht hat, herrscht fortan die Halbbildung. Es ist die Frage, welcher von beiden der bevorzugenswerthere Zustand ist.

Das Volk will seinen Antheil an den geistigen Gütern haben! Dieses Leitmotiv wird in der Presse, in den Volksversammlungen und selbst in den Parlamenten vielfach variirt. Und schließlich hat das Volk auch ein Recht, dies zu beanspruchen. Seid darum nicht engherzig, gebt ihm, soviel es nur haben will, soviel es nur vertragen kann, immer nur vom Besten das Beste, keine Surrogate. Nehmt nicht an, daß eine für das Volk zurechtgestutzte Kunst und Literatur den Bildungshunger stillt.

Wer anders handelt, corrumpirt nur Beide, das Volk wie die Kunst. Es ist durchaus verkehrt, wenn der Erzieher sich auf das Niveau des Volkes stellt, wie es heute fast allgemein geschieht. Die Kunst soll gewissermaßen von oben herab in's Volk sickern, nicht zu ihm hinabsteigen. Man könnte die eine als die aristokratische, die andere als die demokratische Erziehnngsmethode bezeichnen. Die Demokratie in der Bildung, die von Allem etwas, vom Besten wenig bietet, will alles Große verkleinert und alles Kleine vergrößert wissen — ein mixtum compositum, das Jedem zugänglich und Jedem verständlich ist. Der Kunst, wie auch der Wissenschaft, ist damit ein schlechter Dienst erwiesen. Denn die Popularisirung der Kunst schließt immer die Gefahr ihrer Verflachung in sich. Ein Kunstwerk, das dem Verständniß der Menge angepaßt ist, hat als solches keine Existenzberechtigung mehr. Welch' eine Barbarei ist es, den „Faust" für eine Vorstadtbühne zurechtzustreichen und mit Schauspielern dritten Ranges aufzuführen! Es ist für die ästhetische Erziehung der Menschen nicht gut, einer schlechten Theateraufführung beizuwohnen.

Seit einer Reihe von Jahren sind künstlerische Unternehmungen aller Art in's Leben gerufen, deren Zweck es ist, das Bildungsniveau des Volkes zu heben. Volksbühnen und Volkshochschulen sind begründet worden, volksthümliche Kunstausstellungen und Führungen durch Gallerien und Museen werden arrangirt, und es ist sogar eine wissenschaftlich angehauchte Volksliteratur herausgegeben worden. Alle diese Institute kranken aber an dem Uebel, daß sie — wie es ja nicht anders sein kann — dem Volke für ein geringes Entgelt eine minderwerthige Geistesnahrung bieten.

Von den vielen Volksbildungs-Instituten verdient im Grunde genommen nur die „Freie Volksbühne" diese Bezeichnung. Sie ist jedenfalls stets bestrebt gewesen, ihren Mitgliedern die beste geistige Kost, sowohl in Hinsicht auf den literarischen Werth des Stückes als auch hinsichtlich der Aufführung zu bieten. Jede Gründung ruft aber meistens eine Reihe ähnlicher Untersuchungen in's Leben. Geschäftskundige Theaterdirectoren machten sich die günstige Zeitströmung zu Nutze und veranstalteten schleunigst volksthümliche Nachmittagsvorstellungen bei ermäßigten Eintrittspreisen und noch ermäßigteren Leistungen. Andere kluge Unternehmer kamen sogar auf den Einfall, Theater nach dem Princip der Freien Volksbühne zu begründen. Volksbildung und Volksunterhaltung wurden zu einem Object der capitalistischen Speculation nach dem echt manchesterlichen Grundsatz: Großer Umsatz bei kleinen Preisen bringt großen Nutzen. Die Masse muß es bringen. Vielen Kreisen wurde allerdings durch die Verbilligung der Plätze das Theater erschlossen, damit aber lange noch nicht die Kunst. Mit der Verbilligung des Theaters ging eine Verschlechterung der Aufführung Hand in Hand. Es ist ein Jammer, was manche sonst ernsten Theater in ihren volksthümlichen Vorstellungen leisten. Die Kunst hat in letzter Linie immer die Zeche zu zahlen.

Wie die Wohlthätigkeits-Veranstaltungen, die ihren Arrangeuren eine neue Emotion bereiten, zu einem Sport der guten Gesellschaft geworden sind, so sind es auch die Volksbildungs-Bestrebungen geworden. Hier wie dort sind es die Brosamen, die von der Reichen Tische für die Armen abfallen. Das Volk hat aber ein Recht, nicht nur auf einen gut gedeckten Tisch und eine gesunde comfortable Wohnstätte, sondern auch auf eine gesunde Geistesnahrung. Darum fort mit der verwässerten Kunst!

Der eine erschließt dem Volke das Theater, der andere die Museen — aber immer auf Kosten der Kunst. In Berlin werden sogar sogenannte volksthümliche Kunstausstellungen von Werken lebender Künstler veranstaltet, die mit einem erläuternden Vortrage eingeleitet werden. Gerade als ob das Kunstverständniß sich eintrichtern ließe! Oft genug wird das Publicum nur durch den trockenen Vortrag verdorben; es nimmt im besten Fall nur Schlagworte in sich auf, mit denen es nachher in der Unterhaltung zu brilliren sucht — das Charakteristicum der Halbbildung.

Andere Volkserzieher, die es sich zur Aufgabe gemacht haben den Bildungshunger zu stillen, schleudern die deutschen Klassiker in comprimirter Form in's Volk. Vor einigen Jahren kam ein Büchelchen heraus unter dem Titel: „Lieder für's Volk". Der Herausgeber, der leider zu früh verstorbene Ludwig Jacobowski*), kündigte es als das erste Heft einer Sammlung von Volksbüchern an. Die Bildung in's Volk zu tragen, das Volk für die Schönheiten der deutschen Literatur empfänglich zu machen, war zweifellos sein idealer Beweggrund. Mit den „Liedern für's Volk" konnte man sich allenfalls noch abfinden: die Zusammenstellung war im Ganzen gut und der Preis ungewöhnlich gering (Stück 10 ₰). Dagegen ließ die Ausstattung alles zu wünschen übrig; sie stand, wie dies bei dem billigen Preise ja nicht anders zu erwarten war, auf dem Niveau der Hintertreppenliteratur. Die höchsten Geistesschätze in gemeiner Gewandung ist eine Erscheinung, die dem Aesthetiker Schmerzen verursachen muß. Wer mit einer Sache ästhetische Wirkungen erzielen will, muß die Form dem Inhalt anpassen. Ein prächtiges Gemälde in einem gemeinem Rahmen, eine groß angelegte Bühnendichtung in einer schlechten Besetzung der Rollen, eine herrliche Figur in einem unedlen Material ausgeführt — das sind Stylwidrigkeiten, die jede ästhetische Wirkung aufheben und einen künstlerischen Genuß überhaupt nicht aufkommen lassen. Diese Bedingung kann die billige Broschürenliteratur nicht erfüllen, und die erzieherische Wirkung, die man von ihr erhofft, muß damit überhaupt in Frage gestellt werden.

Für das Volk ist das Beste gerade gut genug! Was würde Goethe sagen, wenn er wieder erstünde und sähe, was man alles aus seinen Werken gemacht hat? Der deutsche

*) In der „Gegenwart" hat sich neulich Kurt Holm über diesen Schriftsteller und seine Bestrebungen in anderem Sinne als Gaulke ausgesprochen. Selbstverständlich verkennt auch Gaulke keineswegs die ernsten und ehrlichen Absichten Jacobowski's; er bezweifelt nur, — und meines Erachtens mit Recht — daß Popularisirung der Literatur und Kunst den Bildungsstand des Volkes ohne Weiteres heben könnte. R. N.

Digitized by Google

Schulmeister kann nun einmal das Commentiren nicht lassen. Wenn die Meister von Hellas gebaut haben, so finden die Registratoren und Sammler von Alexandrien ein paar Jahrhunderte zu thun. Man ließe unsere Alexandriner schon gewähren, würden sie nicht eine so beispiellose Verwirrung anrichten. Die Goetheforscher und Commentatoren sind zahllos; sie haben es zu Stande gebracht, daß kein Mensch mehr ohne eine vorgefaßte Meinung an Goethe herantritt.

Verdirbt uns nun schon der commentirte Goethe den Geschmack, den wir an den Werken eines großen Dichters haben sollen, um wie vieles mehr bewerkstelligt dies dann erst der comprimirte Goethe! Die comprimirte Literatur ist jedenfalls ein Novum. Und dennoch hat es der Herausgeber der Volksbibliothek, die den Obertitel führt „Deutsche Dichter für's Volk" (ein prächtiges Deutsch!) zu Stande gebracht, den Faust auf das „Wesentliche" zusammenzustreichen. Jeder Banause ist fortan in den Stand gesetzt, eine Dosis Goetheweisheit für zehn Pfennige käuflich zu erstehen. Wir finden aber in dem comprimirten Goetheheft außer dem verhunzten Faust noch Gedichte und Prosastücke beschnitten und unbeschnitten vor. Nun kann der Laie ohne seinen Gedankenapparat durch die Commentatore der modernen Alexandriner übermäßig zu belasten, sich bequem in die Goethe'sche Weltanschauung hineinleben. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Auf Goethe folgt Schiller, auf Schiller Heine, und so geht es weiter. Immer für zehn Pfennige das Stück.

Neben der comprimirten Classikerliteratur ist noch eine andere Literatur, die da prätentirt, dem Bildungshunger abzuhelfen, üppig in's Kraut geschossen: die illustrirten Wochenblätter für große Kinder. Früher — es dürften aber schon über zwei Menschenalter her sein — da verband der Verleger eines Familienblattes noch gewisse ideale Zwecke mit seinem Unternehmen. Die „Gartenlaube" war sogar einmal wegen ihrer oppositionellen Haltung der Censur zum Opfer gefallen; sie mußte längere Zeit ohne Kopf erscheinen. Damals war die Rückgratlosigkeit aber noch keine allgemeine Erscheinung. Heute hält man sich mit Sentimentalitäten nicht mehr auf. Erst kommt's Geschäft, dem zu Liebe man sich eher einmal mehr als einmal zu wenig bücken muß. Es Allen recht zu machen, ist das Kriterium des guten Geschäftsmannes. Nur nach keiner Seite hin Anstoß erregen. Ein Artikel in einem Bilderbuch für große Kinder muß so beschaffen sein, daß ihn Gevatter Schuster und Schneider mit demselben Behagen lesen können wie Se. Excellenz der Herr General und der geheime Rath. Darin liegt das ganze Geheimniß des Erfolges.

Wenn von unseren Literaturerzeugnissen nichts weiter der Nachwelt überkommen würde als ein Band der illustrirten Wochenliteratur, sie müßte wahrlich einen trostlosen Eindruck von unserer Cultur empfangen. Unsere verehrten Zeitgenossen, die sich über alles Erdenkliche entrüsten, scheinen für diese Blamage kein Organ zu haben; sie bemerken nicht, wie das Volk der Denker planmäßig auf das Niveau des Zeitungsbotokuden herabgedrückt wird.

Im Stillen ballt wohl der Eine oder der Andere die Faust über die nivellirende Wochenliteratur, Mancher mag auch sogar weiblich schimpfen, mehr einem dunklen Drange folgend, als aus Erkenntniß der Ursachen und ihrer Wirkungen. Der unschuldsvolle Leser dürfte auch wohl kaum die nivellirende Tendenz der Wochenliteratur ohne Weiteres herausfinden. Greifen wir das Prototyp heraus „Die Woche". Dieses Leiborgan des deutschen Philisters unterrichtet den Leser nicht nur über die „brennendsten" Tagesfragen, eine Fürstenbegegnung, eine Denkmalenthüllung und dergleichen Nichtigkeiten, sondern auch über wissenschaftliche, literarische und künstlerische Angelegenheiten, die gerade „actuell" sind. Das Feuilleton enthält sogar zum Theil gute Beiträge von bekannten Schriftstellern. Der Mitarbeiterstab der „Woche" steht überhaupt ohne Parallele da. Vom Backfischlein, das seine ersten Liebesschmerzen säuberlich auf's Papier bringt, bis zum Sänger des Patriotismus und dem Romancier des Großstadtelends, vom journalistischen Tagesschriftsteller bis zum schriftstellernden Geheimrath — sie Alle arbeiten an dem großen Werk. Auf den unbefangenen Leser muß diese Zusammenstellung Eindruck machen, und auch Derjenige, der tiefer in die Geschäftspraktiken der Verleger eingedrungen ist, wird nicht umhin können, das Geschick des Redacteurs zu bewundern, der es zu Stande bringt, bei aller Verschiedenartigkeit der Anschauung der Mitarbeiter und ihres Stoffgebietes stets eine harmlose Auswahl zu treffen. Die Gefahr, daß der Leser durch die Lectüre zu einem selbstständigen Gedanken angeregt werden oder etwas von dem revolutionären Geist, den jede echte Wissenschaft ausströmt, in sich aufnehmen könne, ist jedenfalls ausgeschlossen. Die Corruption, welche die Bilderbücher für große Kinder anrichten, ist in dem Umstande zu suchen, daß sie keine Meinung vertreten und auch keine aufkommen lassen.

Vor einem Menschenalter wäre eine derartige Wochenliteratur wohl schwerlich lebensfähig gewesen, weil man in den bürgerlichen Familien noch Werth auf einen guten Geschmack und eine ernsthafte Lectüre legte. Mit dem Niedergang des gebildeten Mittelstandes und dem Aufkommen so vieler ungebildeter Parvenüs ist auch der literarische Geschmack anders geworden. Der abgehetzte Berufsmensch findet kaum noch die Zeit, sich ernsthaft mit den außerhalb seiner Berufssphäre liegenden Problemen zu beschäftigen. Er findet in seinen Mußestunden gerade noch die Spannkraft, sich mit den Tagesneuigkeiten oberflächlich vertraut zu machen. Diesen Umstand haben geschäftskundige Literaturfabrikanten und Verleger in ihrem Interesse ausgenutzt. Die Sache selbst gilt ihnen nichts, das Geschäft alles. Sie würden selbst eine ernste Literatur propagiren, wenn eben Geschäfte damit zu machen wären. Da dies aber nicht der Fall ist, so wenden sie sich eben der gerade lucrativ erscheinenden „Branche" zu. Heute ist die Sensationsliteratur Trumpf. Dies ist der Maßstab, nach dem jedes literarisches Erzeugniß gemessen wird. Wer verdienen will, muß sich schon der modernen Prokrusteskur unterziehen. Die Kleinen stehen sich bei dieser Procedur immer noch am besten. Aber der moderne Prokrustes versteht sein Geschäft noch gründlicher als der alte. Der mythologische Straßenräuber verstümmelte nur den Leib, der Prokrustes up to date ist gefährlicher: er schändet den Geist. Er zerrt so lange an den fahrenden Sänger herum, bis er jeden Gedanken aus ihm herausgezerrt hat — dann ist er reif für die „Woche".

Der moderne Mensch wird trotz Nietzsche immer mehr zu einem Heerdenthier dressirt, das Alles wiederkaut und verdaut, was ihm vorgesetzt wird. Die Sensationsblätter legen jedem beliebigen Tagesereigniß dieselbe Wichtigkeit bei wie einer wissenschaftlichen Entdeckung, welche den Culturfortschritt um Jahrhunderte beschleunigen kann, oder eine literarische That, welche der Gedankenarbeit neue Gebiete erschließt. Der Rückschlag auf den noch unverdorbenen Leser kann nicht ausbleiben: ein niedriges Sensationsbedürfniß und ein verächtlicher Autoritätsglaube sind die Resultate der nivellirenden Literatur. Gegen die literarischen Brunnenvergifter hätten sich die Volkserzieher in erster Linie zu wenden. Davon bemerken wir aber nichts, sondern es wird weiter in Tractätchenliteratur und anderen Bildungsexperimenten gearbeitet. Auf diesem Wege werden wir nie den Bildungshunger stillen, sondern, wie schon vorher bemerkt, nur eine gefährliche Halbbildung heranziehen.

Wir müssen mit der Phrase brechen. Unser ganzes Bildungs- und Erziehungssystem krankt daran. Die verflossenen Cultur- und Kunstepochen haben keine Volksbildungs-Institute, noch eine populäre Literatur im Sinne des „comprimirten Goethe" oder der Bilderbücher für große Kinder gekannt, und dennoch war das Volk cultivirter als heute. In Italien versteht der gemeine Mann noch heute mehr von

Digitized by Google

der Kunst und Literatur als bei uns der Durschnittsgebildete. Unsere Tradition reicht allerdings kaum 400 Jahre zurück und ist außerdem mehrmals durch langjährige Religions- und Cabinetskriege unterbrochen worden. Nun liegt aber in der Ueberlieferung ein außerordentlich erzieherisches Moment, das nicht durch andere Mittel ersetzt werden kann.

Die einzige Bildungsmöglichkeit besteht in der fortwährenden Anschauung, denn auch die Tradition in der Kunst ist eine von Generation zu Generation ererbte Anschauung. Wer um sich zu blicken versteht, wer eine Sache unbeeinflußt durch das Wort auf sich wirken läßt, der allein wird seinen Bildungshunger befriedigen können und zugleich auch zu einem wahren Kunstgenuß gelangen. Er betrachtet ein Böcklin'sches Gemälde, und eines Tages wird ihm die Idee einer neuen Welt aufgehen. Von dem Moment an weiß er, daß er nichts weiß, und er wird an sich arbeiten, um die Idee sich zu eigen zu machen. Nur dem betrachtenden Menschen wird sich die Kunst offenbaren und die höchste und zugleich einzige Wirkung ausüben: Vertiefung des Lebensgenusses. Wer noch etwas anderes von ihr erwartet, täuscht sich selbst. Und noch verkehrter ist es, ihr bestimmte Zwecke zu imputiren, ein Fehler, in den oft die größten Theoretiker verfallen. So stellt der bekannte englische Aesthetiker John Ruskin der Kunst drei Aufgaben: 1. soll sie den Leuten die Religion einschärfen; 2. ihren Sittenzustand verbessern; 3. ihnen materiellen Nutzen bringen. Das ist etwas Viel verlangt.

Die Streitfrage: Hat die Kunst eine erzieherische, religiöse, ethische oder sonstige Aufgabe zu erfüllen oder nicht? ist uralt und oft aufgeworfen, aber nie in einem befriedigenden Sinne beantwortet worden, bis die Franzosen eines Tages mit der kecken Devise: L'art pour l'art, heraustraten. Die Kunst ist Selbstzweck, wie es auch die menschliche Gesellschaft und die Cultur überhaupt ist. Mit demselben Recht könnte man auch die Frage aufwerfen: Wozu eine Cultur, da sie im Grunde genommen ja doch keinen dauernden Zweck erfüllt? Denn mit dem Erkalten unseres Planeten und mit dem Aussterben der Menschheit wird sie einst, ohne irgend welche Spuren im All zu hinterlassen, verschwinden. Weßhalb muß denn auch jede Sache einen Zweck erfüllen? Kann man sich auch nicht einmal des Lebens ohne Hintergedanken erfreuen!

Nur in ihrer Exclusivität kann die Kunst bestehen und sich immer höher entwickeln. Sie ist Selbstzweck. Wenn sie nebenher auch noch eine erzieherische oder sittliche Wirkung ausübt, so ist dies an sich wohl sehr erfreulich, darf aber nie vom Künstler beabsichtigt sein. Diese Anschauung schließt jede moralisirende, politische oder sociale Tendenz von vornherein aus. Es liegt nahe, daß eine derartige Auffassung den Aerger aller Philister und Schulmeister, die mit jeder Sache durchaus einen „nützlichen" Zweck verbinden wollen, erregen muß. Das Kunstwerk muß als solches wirken, nicht etwa die ihm inne wohnende Tendenz, auch ohne Commentar und Gebrauchsanweisung.

Die Volkserzieher, die dem Bildungshunger abhelfen wollen, berücksichtigen dies leider nie. Sie interpretiren alles Mögliche immerfort, bedenken aber dabei gar nicht, wie höchst verschiedenartig die Bedürfnisse der Menschen sind. Die Putzmacherin hat andere ästhetische Bedürfnisse als der Kellner, und dessen Bedürfnisse sind wiederum himmelweit verschieden von denen des Bureaukraten. Viele schöne Worte werden darüber verschwendet. Was ist dem Einzelnen aber das Wort? Schall und Rauch. Wer ist im Stande, mit jedem Wort einen Begriff zu verbinden? Täuschen wir uns selbst nicht, auch der Gebildete kann es nicht immer. Und wer ist wiederum durch die Anschauung in das Wesen des Begriffes tief eingedrungen?

Worte, nichts als Worte. Was wirkt aber fascinirender als das gesprochene Wort? In meinen Ohren klingt noch das ewige Pathos von der Schönheit wieder, das ich vor Jahren aus dem Munde eines akademischen Lehrers vernommen habe. Todte Worte ohne lebendige Anschauung. Wir haben einen abstracten Schönheitsbegriff construirt, der uns die Freude am Kunstwerk verdirbt. Wir haben viele klingende Worte unserem Gedächtniß eingeprägt und unser Hirn mit theoretischem Wissen belastet, mit dem wir nichts anzufangen verstehen. Das Wort ist uns zum Verhängniß geworden.

Schließlich kommt es aber auch gar nicht auf das Wort an und das Wissen, das wir damit ausdrücken oder verbergen, sondern allein auf die Vertiefung des Erkenntnißvermögens, wozu wir allein durch die Anschauung gelangen. Wissen wir doch aus der Erfahrung, daß wir von dem Memorirstoff des Gymnasiums nur so viel behalten, als gerade für unseren Beruf nöthig ist. Wenn es auf das Vielwissen ankäme, müßte ein mit theoretischem Wissen vollgepfropfter Primaner gebildeter und intelligenter sein als der einsame Denker, der nur ein Problem zu ergründen sucht, oder der Wissenschaftler, der nur ein Gebiet erforscht, oder der Künstler, der nur einer Idee Ausdruck verleiht. Unsere Schulmeister berücksichtigen aber diesen Umstand nie. Indem sie versuchen, dem Schüler ohne Berücksichtigung seiner Individualität auf eine höchst methodische Art von allen Disciplinen möglichst viel beizubringen, tödten sie den Geist. Sie geben häufig das am liebsten fort, was sie selbst am nöthigsten brauchen — Cultur. Und nun haben sie sich gar daran begeben, das Volk zur Kunst und zum Kunstgenuß methodisch zu erziehen. Das Volk soll von Allem Etwas, vom Besten Nichts wissen. Ich glaube, daß auf diesem Wege der Bildungshunger nie befriedigt werden kann. Solches kann nur auf einer größeren Basis geschehen, nicht durch Gelegenheitsdarbietungen und eine geschraubte Methode. Unser ganzes Bildungssystem, von der Volksschule angefangen, bedarf eben in jeder Hinsicht einer gründlichen Revision.

Aus dem Culturleben Frankreichs.

Von Eugen von Jagow (Paris).

Das Gerücht geht, daß die Verwaltung der Schönen Künste die großen decorativen Malereien von Puvis de Chavannes, die im Pantheon durch den Tod des Meisters unvollendet geblieben sind, von einem ihrer Lieblinge vollenden lassen will. Darüber große Erbitterung. Mit demselben Recht, so sagen die Gegner dieses Planes, könnte man Bouguereau mit der Ausführung der Raphael'schen Cartons, Herrn von Saint-Marceaux mit der Restauration der Venus von Milo ꝛc. beauftragen. Es steckt viel Wahres in dieser Kritik. Ein solches Verfahren zeugt immerhin von einem betrübenden Mangel an Frommsinn gegen den Meister, dem man Gewalt anthun will, wie auch von einem gewissen Dilettantismus, denn nur ein Dilettant kann sich einbilden, daß ein Künstler gleichsam in die Haut eines anderen schlüpfen und dessen Eigenart in sich zur zweiten Natur werden lassen kann. Aber es wohnen eben zwei Seelen in der Brust derer, welche über die Kunstschätze eines Volks zu wachen, sie zu vermehren und zur Volkserziehung zu verwerthen haben. Sie wissen vielleicht ganz gut, daß das unvollendete Werk von Puvis de Chavannes verhunzt werden wird, aber andrerseits sind sie auch für das Pantheon verantwortlich, dessen Inneres einen viel bedeutenderen Eindruck machen würde, wenn seine Wirkung nicht durch unfertige Fresken abgeschwächt würde. Sie wissen endlich, daß sie, wie sie es nun auch anfangen, mit Vorwürfen — sei es wegen Vandalismus, sei es wegen einer Unterlassungssünde, wegen einer sträflichen Gleichgiltigkeit, — werden überhäuft werden, was Wunder, daß sie sich für das entscheiden, von dem sie wissen, daß es dem großen Publicum am besten ge-

Digitized by Google

fallen wird, denn dies nimmt an einer derartigen Ausmalung keinen Anstoß, während es für Entwürfe und Skizzen nur wenig Sinn hat. Ich entsinne mich noch, wie vor etlichen Jahren fast die ganze Presse gegen die Nachlässigkeit der Verwaltung zu Felde zog, weil diese das berühmte Schloß von Versailles mit seinem nicht minder berühmten Park und dessen verwitterten Statuen verfallen lasse. Schwerfällig wie die Mandarinen Frankreichs nun einmal sind, entschlossen sie sich nur nach langem Zögern zu Restaurationen, und nun heißt es mit einem Mal: „Man kennt diese Restaurationen! Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, mit welchem Eifer man an dem Versailler Schloß herumkratzt, herumputzt und Neubauten vornimmt, wie man die alten Statuen zerstört, um sie durch schlechte Nachbildungen zu ersetzen, wie man das alte Täfelwerk zerschneidet, wie man die Abflußschalen der Bassins flickt, wie man zu lächerlichen und nutzlosen Wiederherstellungen bedeutende Summen vergeudet, die man zur guten Instandhaltung der Architecturen verwenden sollte." Wie man den Unbilden der nordischen Witterung ausgesetzte Kunstwerke in Stand halten soll, ohne Ausbesserungen vorzunehmen, das verräth der Herr Nörgler selbstverständlich nicht. Wahrlich, man könnte es den Herren Conservatoren nicht verdenken, wenn sie mit Faust erklärten, so möge kein Hund länger leben.

Bei den Restaurationen fällt mir übrigens auch das neuste Gerücht bezüglich der fehlenden Arme der Venus von Milo im Louvre ein, die immer neue Künstler zu dem akademischen Sport einer Lösung des Problems anreizt, welche Haltung die fehlenden Glieder hatten. Wann sind diese verloren gegangen? Nach den Einen seit undenklicher Zeit, nach den Anderen bald nach der Auffindung der Statue, welche bekanntlich der französische Botschafter in Constantinopel, der Marquis de Rivière, dem Könige Ludwig XVIII. zum Geschenke machte. Der berühmte Pamphletist Henri Rochefort, der ja selbst Marquis und ein Verwandter jenes Botschafters ist, will in seiner Familie immer gehört haben, daß die Venus zur Zeit ihrer Entdeckung noch Arme hatte, und in der That sagt der amtliche Bericht Dumont d'Urvilles, die Statue betreffend: „Sie stellt eine nackte Frau dar, deren erhobene Linke einen Apfel hielt und deren Rechte einen geschickt drapirten Gürtel trug." Vielleicht hatte der Berichterstatter indessen nur die Arme in dem Sinn, die gleichzeitig gefunden wurden und ihr gar nicht gehörten. Aber wenn es nun wirklich die der berühmten Venus von Milo waren oder vielmehr, wenn diese bei der Ausgrabung wirklich noch ihre Arme hatte, was wurde aus diesen? Man hat behauptet, rohe und unwissende Bauern hätten sie bei der Ueberführung des hellenischen Meisterwerkes verstümmelt, oder aber bei dem angeblichen Kampf um dessen Besitz seien die Arme zertrümmert worden. Alles das ist nachweisbar falsch. Nun haben wir eine neue Lesart. Herr Brest, jener französische Consul in Milo, dessen Bemühungen es gelang, die Venus Frankreich zu sichern, soll, empört aus Rachsucht darüber, daß andere dafür den Dank ernteten, ausgerufen haben: „Ich weiß, wo die Arme der Venus sind, aber Niemand wird sie je zu sehen bekommen!" Glaubwürdige Zeugen, der Admiral Lespès und der Admiral Réveillère, bestätigen diese Aeußerung, so unwahrscheinlich sie auch klingt.

Ich komme auf die Verwaltung der Schönen Künste zurück. Sie hat auch das undankbare Amt, in den Bilderausstellungen des Salon und bei anderen Gelegenheiten Ankäufe für den Staat zu machen. Verabsäumte sie es, so würde es natürlich heißen: „Wenn der Staat, der berufenste Mäcen der Kunst, seine Pflicht nicht thut, wie kann man es da den reichen Privatleuten verdenken, wenn sie seinem Beispiel folgen." In Ermangelung eines geeigneteren Raumes (die Museen auch der Provinz sind überfüllt) brachte man die Ankäufe vorläufig in einem Magazin unter. Hätte das so fortgewährt, so würden die ewig Unzufriedenen erklärt haben: „Ist es nicht ein Scandal? Hat man sich über den Steuerzahler je in keckerer Weise lustig gemacht? Aus seiner Tasche kauft man theure Bilder. Wenn er sie sich wenigstens noch ansehen könnte, aber nein, man wirft sie in eine Scheune, die vermuthlich zur Aufbewahrung von Heu und Korn nicht mehr geeignet ist, damit sie dort schmählich vermodern." Die Verwaltung der Schönen Künste entschloß sich also, das „Petit Palais", welches nebst dem großen Palast zum Ersatz des Industriepalastes erbaut wurde und nach aller Sachverständigen Urtheil eines der gelungensten Bauwerke der letzten Weltausstellung war, zur Unterbringung der vorerwähnten Bilder und sonstigen Kunstgegenstände zu verwenden, und nun höre man Octave Mirbeau, von dem, beiläufig bemerkt, das alberne geflügelte Wort, Maeterlinck sei der belgische Shakespeare, stammt: „Da das Petit-Palais weder Motorwagen, noch Pferde, noch gemästete Schweine, noch landwirthschaftliche Geräthschaften beherbergen kann, so hat man sich damit beschieden, ein Museum daraus zu machen, ein „modernes Museum", wenn ich so sagen darf, das Museum der Schönen Künste der Stadt Paris. Armes Paris, man wird dir für dein Geld und deine Stadträthe wieder was Schönes andreh'n!" Und doch ist Cain, der Leiter des Museums Carnavalet, der mit der Einrichtung jenes neuen Museums beauftragt ist, keineswegs der Erstbeste. Aber freilich, die Bilder, die angekauft wurden, gehören vorwiegend der akademischen Richtung an, während Octave Mirbeau mit vielen Anderen, wie man bei uns in Deutschland sagen würde, der secessionistischen Richtung huldigt und sofort seinen Segen geben würde, wenn man in dem angeblich für gemästete Schweine nicht hinreichend wohnlichen „Kleinen Palast" Bilder von Manet, Monet, Renoir, Degas, Pissarro, Sisley und Anderen von der Moderne verehrten Meistern unterbrächte. Freilich ist es nicht unmöglich, daß, wenn dieser Wunsch wirklich je in Erfüllung geht, ein künftiger Octave Mirbeau, Manet und Monet ebenfalls als conventionell zum alten Eisen werfen wird. Unwillkürlich kommt einem das Wort Rostand's in den Sinn: „Die Revolutionäre von heute sind die Philister von morgen." Ach, wenn die Verwaltung der Schönen Künste doch über eine Wickersheimer'sche Flüssigkeit verfügte, um die Revolutionäre vor der Verphilisterung zu schützen! Und wie Viele von diesen sind unglücklich darüber, daß auch die Revolution mal ein Ende hat und daß es dann von ihnen heißt: sie waren einmal, aber jetzt haben sie sich ausgemalt und ausgeschrieben! Zur Zeit, als die Jungen nach dem ewig seine Giltigkeit behaltenden Grundsatz „ôte toi que je m'y mette" Zola von seinem naturalistischen Despotenthron stürzten, erklärte dieser, in naiver Selbsttäuschung befangen, hoffnungsfreudig einem Reporter: „Ich weiß, was die jungen Leute wollen. Sie mögen nur ruhig sein, ich werde es ihnen eines Tags bieten." Wir warten noch heute darauf, den jungen Leuten aber lag durchaus Nichts daran, sich die Butter wieder vom Brode nehmen zu lassen. Revolutionäre pflegen weniger selbstlos zu sein.

Man hat die arme Censur, eine Leidensgefährtin der Verwaltung der Schönen Künste, in den letzten Zeiten — zum Theil, um für die von ihr verbotenen Stücke Reclame zu machen, — derart gezwickt und gezwackt, daß ein in der „Revue Bleue" erschienener Artikel, in dem Frédéric Loliée eine kurzabgefaßte Geschichte der Censoren schreibt, recht zeitgemäß erscheint. Bis 1702 gab es gar keine Theatercensur. Das 18. Jahrhundert beginnt mit den „Lettres persanes" und endet mit dem „Contrat Social", woraus man wohl schließen kann, daß der Rothstift der Censur nicht allzu grausam war. In der That war einer der Censoren jener Zeit, der Abbé Charlier, der Verfasser von „Polissoniana", das, wie schon der Titel verräth, von Schlüpfrigkeiten wimmelt. Als er seines Amtes an einem Werke Piron's, des Verfassers der „Métromanie", zu walten hatte, begnügte er sich, es mit Randbemerkungen zu versehen, die glücklicher Weise nicht ab-

Digitized by Google

gedruckt wurden, da sie den Teufel (nämlich die Zweideutigkeiten des Piron'schen Textes) durch Beelzebub austreiben. Einer der Nachfolger Charliers war Crébillon fils, der Verfasser des schlüpfrigen „Sopha". Als er einst mit prüder Censorenmiene den Dichter Sylvain Maréchal aufforderte, aus seinen „erotischen Oden" das ihm verfänglich erscheinende Wort „Boudoir" zu streichen, antwortete der Bedrohte mit Geistesgegenwart: „Wenn Sie mir mein Boudoir nehmen, wohin soll ich dann Ihren Sopha setzen?" Schade, daß Loliée in der „Revue Bleue" seine Studien nicht bis auf die neueste Zeit ausgedehnt hat, sonst hätte er seine drastischen Beispiele durch folgendes bereichern können. Im „Petit Théâtre" des Boulevard de Clichy hält ein Sänger beim Vortrag eines von der Censur verbotenen Liedes ein, als er den Censor Sermet eintreten sieht. Auch ihm fehlt es nicht an Geistesgegenwart, denn alsbald erklärt er: „Statt der von dem soeben eintretenden Herrn Censor verbotenen Verse werde ich Ihnen Verse dieses Herren, des Dichters Sermet, vortragen." Sermet verschwand unverzüglich, denn sein Lied ist erheblich unflätiger, als das verbotene, wie er denn überhaupt zu den schlüpfrigsten Bänkelsängern des Montmartre gehört, der doch nicht gerade an übertriebener Schamhaftigkeit leidet. Hier paßt das Wort vom Bock als Gärtner her. Die Pariser haben, wie man sieht, wirklich keinen Anlaß, sich über die Prüderie der Censoren zu beklagen. Unbarmherzig sind diese in der Regel lediglich gegen politische Anspielungen, die nur im alten Chat Noir eine Weile geduldet wurden und ab und zu aristophanischen Geist verriethen. So wurde ein Vers wegen des Wortes pétrole gestrichen, bloß weil der socialistische Handelsminister Millerand sich kurz zuvor zu Gunsten eines Petroleum-Monopols ausgesprochen hatte.

Von den dramatischen Neuigkeiten der letzten Wochen kann man nur sagen: einige hatten Erfolg, aber auch nicht eine von ihnen besitzt literarischen Werth. Jacques Normand's Lustspiel in 4 Acten „Herr und Frau Dugazon" ist wohl noch die werthvollste, weil es in liebenswürdiger und anregender Form die Sitten der Schauspieler unter dem Directorium schildert und einen neuen Anlauf zum historischen Lustspiel bedeutet, das seit Scribe mehr und mehr in Verruf gekommen ist. Hintergrund und Rahmen sind so vortrefflich, daß man dies dramatische Gemälde als ein kleines Meisterwerk bezeichnen könnte, wenn ihm nicht eine Kleinigkeit fehlte: der Inhalt.

Ich las dieser Tage in dem Socialistenblatt „La Petite République" eine mit „Unser Theater" überschriebene Klage über die heutigen Theaterzustände und insbesondere über die vom Staate mit Geldmitteln unterstützte „Comédie française", die nichts weniger als das sei, was sie sein solle, nämlich ein Volkstheater. Diese Betrachtung hätte ebenso gut in einem nicht socialistischen Blatte stehen können, denn Vieles darin wird Jeder unterschreiben, dem die dramatische Kunst noch am Herzen liegt, gleichviel ob er Republikaner oder Monarchist, ein Freund oder Feind der bestehenden Gesellschaftsordnung ist. Vom Hause Molières heißt es u. a.: „Zumal seit fünfzehn Jahren hat das hermetische System der Abonnements jenes berühmte Theater fast ganz zu Gunsten der goldnen Kasten in Beschlag genommen. Das volksthümliche Repertoir der reinen Kunst wird dort, durch die gesellschaftlichen Moden in Verruf gebracht, nur noch zum Schein gepflegt und dient höchstens noch als Uebung für die jüngeren Mitglieder der Truppe. Der Löwenantheil des Spielplans ist gewissen, sogenannten modernen Compositionen, Thesen- oder Schlüsselstücken in dramatischer oder in Schwankform vorbehalten, in denen es sich nur um die kleinen Probleme des boulevardistischen Dilettantismus, des Feminismus der vornehmen Gesellschaft und um alle jene Nichtigkeiten handelt, die für den hohlen, nutzlosen, mauläffigen und krankhaften Klatsch der Clubs und Boudoirs bezeichnend sind. Nichts spiegelt darin das thätige und schaffensfrohe Leben des modernen Getriebes, die großen Fortschritte und die großen Gesittung verbreitenden und neu gestaltenden Antriebe wieder ..." Die aufrichtige Prüfung und Kritik der Sitten sucht man heute auf den Pariser Bühnen in der That beinahe vergeblich.

Zu einer Zeit, wo das Ueberbrettl mit seiner Heuchelei ernster Kunst möglich ist, vermißt auch fast Niemand jenen Mangel. Die Dinerstunde wird in Paris immer mehr hinausgerückt, man kommt buchstäblich mit vollem Magen in's Theater, und wenn dieser arbeitet, stellt sich bekanntlich im Hirn eine Blutleere ein, die zum Erfassen dramatischen Tiefsinns nicht gerade geeignet ist, wie denn auch starke Emotionen die Verdauung ungünstig beeinflussen können. Erst der Magen und dann die Kunst! Das sind Gegensätze, die sich leider nur bei dem berühmten Gastronomen Brillat-Savarin ausgleichen. Und so verlangt man denn heute von einem Theaterstück nur mild anregende Wirkungen.

Und von der Zeitungschronik auch. Erst vor Kurzem ist der gestorben, den man den „prince de la chronique" genannt hat; und da er gewissermaßen die Pariser Chronik selbst verkörperte, so sehr verkörperte, daß man sich fragt, ob sie ihn überleben wird, so seien ihm hier wenigstens einige Worte gewidmet. Henri Fouquier war der schreibseligste Journalist Frankreichs, und das will etwas bedeuten. Er war nicht nur der Theaterkritiker des „Figaro", sondern er schrieb oder vielmehr er dictirte auch noch täglich drei oder vier Artikel für zahlreiche andere Blätter. Die Milde des Urtheils, die ihm in den Nekrologen der Pariser Presse nachgerühmt wird, war bei ihm im Grunde genommen nur die Gleichgültigkeit eines Skeptikers, dem nichts ernst ist als sein Epikuräertum. Einer seiner Collegen und „Freunde", der Akademiker Faguet, urtheilt so über ihn: „Er ist einer der liebenswürdigsten Journalisten des vorigen Jahrhunderts. Seine Causerie war offenbar zu fließend, zu glatt, zu sehr an den Improvisator gemahnend, aber sehr elegant, sehr vornehm geschrieben. Seine Schriften eigneten sich nicht für die Buchausgabe, aber im Journal waren sie ganz an ihrem natürlichen Platz, dazu bestimmt, flüchtig gelesen zu werden und um im Geist des Lesers den Eindruck einer hübschen, eleganten und freundlichen Liebkosung zu hinterlassen. Reich an Ideen, vor allem an Ideen eines moralisirenden Weltmanns, besaß Fouquier die köstliche Kunst oder die natürliche Gabe, ihnen nur bis zu dem Augenblick einen treffenden Ausdruck zu leihen, wo sie tief wurden oder tief hätten werden können. Er regte zum Denken an, ohne jemals die Indiscretion zu besitzen, selbst tief nachzudenken. Das ist es, glaube ich, was wir vom Journalisten fordern." Vernahm man je ein boshafteres Lob am Grabe eines Freundes, ward die Anspruchslosigkeit, um nicht zu sagen die Einfalt des Publicums, das vom Journalisten nur das fordert oder fordern soll, je mit ernsterer Miene verspottet!

Die erste Chronik erschien 1840 im „Siècle" in Gestalt einer Wochenschau, und der längst vergessene Eugène Guinot ward so in seinen Causerien der erste Historiograph der unbedeutenden Ereignisse, der scandalösen Vorgänge, der kleinen Dramen und des großen Klatsches in der Lichtstadt Victor Hugo's. Dann schossen die Chronisten wie Pilze aus der Erde hervor und Viele von ihnen, wie Rochefort, Aurélien Scholl, Jules Janin, Alphonse Karr, Frau von Girardin, About, Albert Wolff, sind noch heute berühmt. Unter dem zweiten Kaiserreich herrschte das goldene Zeitalter der Chronik. Sie war witzig, blendend, lustig bis zur Ausgelassenheit. Nach der année terrible, wie man die Kriegsjahre noch heute nennt, wurde sie ernster und ernster. Man interessirte sich nicht mehr so sehr wie früher für die Abenteuer der Welt- und Halbweltdamen und für die Boulevardanecdoten; der politische Artikel verdrängte die Chronik, die erst durch Arnold Mortier, der im „Figaro" unter dem Pseudonym „Monsieur de l'Orchestre" schrieb, wieder verjüngt oder vielmehr — zur

Digitized by Google

völligen Entartung gebracht wurde. In seiner „Soirée parisienne“, einer mit Coulissen-Indiscretionen gewürzten, geistreichelnden Verwässerung der Theaterkritik, ist nur noch vom Theater, von Theaterprinzessinnen, Toiletten und schlüpfrigen Coulissen-Calembourgs die Rede, was allein noch — recht charakteristisch für den Niedergang der Pariser Gesellschaft! — das Interesse der Leser zu erwecken vermag. So ähnlich ging es auch im Byzanz der Grünen und Blauen her.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Noli me tangere.

Von Heloise von Beaulien.

Die ganze Stadt war in Aufregung über den plötzlichen tragischen Todesfall.

Sie war noch jung gewesen, gesund, in den besten Verhältnissen lebend, Frau eines berühmten und trotzdem liebenswürdigen Mannes, mit dem sie in der harmonischsten Ehe lebte. Auf ihrem Ruf haftete auch nicht die Spur eines Schattens.

Bei diesen so klar liegenden und bekannten Verhältnissen fielen die Gerüchte, die sich bei jedem plötzlichen Todesfall zu verbreiten pflegten, sofort, als jeder Berechtigung entbehrend, in sich zusammen.

Es mußte ein Unglücksfall sein, ein zwar unaufgeklärter, aber nicht unerklärbarer Unglücksfall. Auf einem ihrer einsamen Spaziergänge war sie, am Rande des Flusses stehend, vielleicht von plötzlichem Schwindel erfaßt worden, — und so war es denn gekommen.

Der vereinsamte Mann ging lange auf Reisen, und bei seiner Rückkehr bat er eine Verwandte der Verstorbenen, die mit dieser durch herzliche Sympathie verbunden gewesen in sein Haus. Die Leute fanden das natürlich. Selbstverständlich knüpften sich auch weitergehende Vermuthungen für die Zukunft an dieses Zusammenleben. . . . Das Trauerjahr war beinahe abgelaufen.

Die Vermuthungen der Leute hatten einmal Recht.

Die präsumtive Nachfolgerin saß im unverändert gebliebenen Zimmer der ersten Frau, und ordnete den Inhalt des Schreibtisches, wozu der Mann sie ermächtigt hatte. Ihm selbst war es zu schmerzlich.

— Pietätvoll legte sie Briefpäckchen ungelesen bei Seite, um sie zu verbrennen. Dann waren da ein paar Ausgabebücher, Notizkalender, Quittungen und dergleichen. Endlich noch ein blaues Heft, — wie zu Schulaufgaben. Sie blätterte in der Mitte, — scheu und zaghaft, wie man in ein fremdes Schlafzimmer sieht, — aber dann wurden ihre Augen starr und weit; — sie schlug zum Anfang zurück, und las, in fast athemloser Erregung, bis zum Ende:

— — „Was mich zum Schreiben treibt, weiß ich nicht recht; ich sollte eigentlich vor Enthüllungen zurückschrecken. Aber das Papier hält mir das Gestandene ja nicht wieder vor; und ich werde sorgen, daß der stumme Mitwisser bald zu Asche wird.

Wie komisch das klingt — als hätte ich etwas ganz Sensationelles zu gestehen, einen Mord. Wenn ich dieses Papier nicht verbrennte, würde ein etwaiger Leser sehr enttäuscht werden. Doch Niemand wird es lesen. Ich selbst am Wenigsten. O Gott, nein! Dieses Schreiben ist nur ein müßiges Spiel, eine schwache Erleichterung für den Augenblick. Ich will mit meiner Kindheit beginnen.

Sie war so gar nichts Besonderes. Kinder sind wohl mehr oder weniger Alle, wie ich war, — den Erwachsenen kleine fremdartige komische Geschöpfe, die man nicht versteht, und die Erwachsenen ihnen wieder unbegreifliche, unheimliche Wesen, von denen sie eine undurchdringliche Mauer trennt. Und ich war ein einziges Kind zwischen lauter Erwachsenen. Dieses Fremdgefühl war nur ganz dumpf in mir, aber es war immer da.

Ich lebte mein Leben sehr für mich. Vielleicht ist es eine Anmaßung zu glauben, bei mir sei es mehr so gewesen, als bei Anderen. Denn kein Mensch weiß, wie einsam der andere ist. Sie war gar nicht einmal unangenehm, diese Doppelexistenz: auf der einen Seite die Gespräche über Wetter und Essen, über Kleider, über Hinz und Kunz, — auf der anderen Seite mein reiches Leben für mich, voll von Geheimnissen und Wundern. Ein Mensch, der viel mit seiner Seele allein ist, lernt, auf sie lauschen, wie auf eine Geige.

Ich war einsam aus Instinct. Unsere Lebensführung begünstigte meine heimliche Isolirung. Meine Eltern waren energische, den Anforderungen des Alltags gewachsene, aber auch von ihnen ausgefüllte Thatsachenmenschen. Der Vater hatte sein Amt. Die Mutter sah entweder Bekannte bei sich oder ging selber aus; sie gehörte zu den Frauen, die ein Buch erst in der Mitte durchblättern, dann den Schluß lesen, und — sehr selten — den Anfang. Sich ernsthaft mit mir zu beschäftigen — von den äußeren, tadellos erfüllten Pflichten abgesehen, — wäre Keinem von Beiden eingefallen, — und würde mich wahrscheinlich in die größte Verlegenheit gebracht haben. Wir hätten uns doch nie verstanden. Meine Mutter sagte nur bisweilen seufzend: ‚Ich fürchte, Eveline wird sonderbar werden!‘ — ohne zu sagen, was sie unter dieser Sonderbarkeit verstand. Wahrscheinlich hätte sie es auch nicht zu sagen gewußt. Sie ahnte und mißbilligte nur instinctiv das Andere in mir, das, was ihrer Natur fremd war. Obwohl ich nie etwas Extravagantes sagte oder that. Es scheint schwer, und geht doch so leicht, dieses Fürsichbleiben, besonders im Verkehr mit Menschen, die in einem äußerlichen Autoritätsverhältnisse zu Einem stehen. Im Grunde kannte ich meine Eltern ebenso wenig, wie sie mich, aber ihre Atmosphäre — diese ganz bestimmte Atmosphäre, die jeder Mensch um sich hat, und die vom Anderen, auch ohne die geringste Menschenkenntniß empfunden wird, — war stärker, als meine, und so sagte ich, ohne gerade zu heucheln, immer ungefähr das, was, wie ich fühlte, von mir erwartet wurde.

Es ist sonderbar und traurig, diese Fremdheit zwischen Eltern und Kindern. Auch im besten Falle ist immer etwas Unbekanntes um so ein Kind; — weil junge Seelen zu schamhaft sind, sich offen zu geben, gerade gegen die, die die Natur zu ihren Nächsten gemacht. Man kann nicht über Unsterblichkeit reden mit Jemandem, mit dem man täglich zu Mittag ißt.

Ich glaube, die Idee, wie es in der Seele ihres Kindes aussehen könnte, hat meine Eltern nie, auch nur vorübergehend gestreift, geschweige denn beunruhigt. —

Aber mich, Kind, das ich war, hat die Anomalie, die in dieser inneren Entferntheit lag, bisweilen beunruhigt, wie eine Schuld. Wenn ich durch eins der Bücher, die nach einander die Ereignisse meines Lebens geworden sind, mich zu Ekstasen entzündet hatte, wo die Seele sich fast vom Körper zu reißen schien, und dann in die elterliche Atmosphäre nüchterner Geschäftigkeit trat, mechanisch Rede und Antwort stand, und mich doch so weit entrückt fühlte, — dann packte mich wohl dieses mir selbst unverständliche Schuldgefühl, und ich, — die physische Zärtlichkeiten sonst mied — konnte mich mit gewaltsamer Inbrunst meiner Mutter in die Arme werfen, wie Jemand, der abbittet. Und in ihren nicht unfreundlichen, aber etwas unbehaglichen Mienen stand deutlich: „Eveline wird sonderbar werden.“ . . .

Das klingt, in Worten ausgedrückt, sehr seltsam. Man kann eben Nichts richtig ausdrücken. Und seltsam . . .! Was ist denn nicht seltsam, wenn die Menschen aufrichtig sein wollten? In den tieferen Regionen der Seele ist das Seltsame, das Normale und das Ungeheuerliche alltäglich. Wie im Meeresgrunde. Aber das Tiefseethier, das erstaunt in durchsonnte Regionen glotzt, stößt erschreckt eilends wieder zu Grunde.

Ich kannte noch andere Ekstasen, als die aus Büchern. Ich konnte mit ausgebreiteten Armen im Winde laufen, und mir selbst unverständliche Worte singen, an denen ich mich trunken machte. Dann hatte ich ein Gefühl von Krieg und Sieg, von jauchzender Kraft. Oder ich tauchte meine Arme in das laue Wasser eines durchsonnten Wässerchens, und das war wollüstiges Behagen. Und immer mit derselben Ergriffenheit erlebte ich das Drama des Sonnenunterganges. Wie erbebte ich in athemlosen gespanntem Schauer, wenn der glühende Held hinabsank! Und die Todestraurigkeit, wenn die Gluthen verblaßten, erloschen, wenn all' das Schöne fortgewischt wurde von grauen Schattenhänden!

Das ist das Einzige, was für mich heute noch immer dasselbe ist. Darum fühle ich mich auch so müde und alt. Ich habe so viel mit erlebt! —

Wo war ich doch?

Ja so. Ich wurde eine Erwachsene. Das schreibt sich so, wie ein Abschnitt mit dickem Strich, wie in den Geschichtsbüchern: der Anfang der Neuzeit. Und die Menschen damals haben doch nichts davon gemerkt. Auch ich nicht. Ich lebte weiter in neuen Büchern und neuen Sonnenuntergängen. Nur die Menschen blieben sich gleich, wenn sie auch neue Namen trugen. Ich gab ihnen Rede und Antwort, wie ihre Atmosphäre es mir suggerirte und lebte meine Ereignisse abseits vom Leben.

Nur auf Augenblicke überkam mich eine Sehnsucht und eine grenzenlose, gleichwohl süße Traurigkeit. Wo der Verkehr mit den hohen Traumgestalten, der mich sonst so beglückte, mich nicht befriedigte, — wo ich nach etwas Anderem verlangte. . . .

Dann lernte ich Hellmut kennen. Meine erste Empfindung war scheues, frohes Staunen, — daß solche Menschen waren.

Also es gab Seelen, die sich verstanden. Es war kein Dichtertraum. Meine Vereinsamung war nicht ewig und unwiderruflich!

Daß wir unser Leben zu vereinen beschlossen, kam so natürlich. Wir waren ja für einander bestimmt.

Er sagte entzückt, meine Seele sei ein Instrument von wunderbarer Feinheit, und er wolle der Künstler sein, der ihr alle zarten Töne entlockte, die noch in den Saiten schliefen.

So hübsche Gleichnisse behält man! O ich war ganz stolz darauf, damals!

Und ich war ja so glücklich, daß Jemand an mir lobte, was bisher nur gemißbilligt worden war, so daß ich in melancholischen Stimmungen selbst über meine „Sonderbarkeit“ weinte.

Digitized by Google

Es war so neu, so entzückend, dieses Sich-einander-finden, -entdecken. Jeder Schritt in der Region des Anderen wurde beinahe zögernd gethan, wie man zögert und staunt beim Betreten einer herrlichen neuen Gegend, deren Schönheit man gleichwohl aus irgend einem köstlichen Traum zu erinnern glaubt. „Auch Du? — Kennst Du das auch?“ — Und zärtlicher Händedruck, wie Dank für ein Geschenk.

Ueber mich, die ich nie das gekannt hatte, was man Intimität nennt, weder im alltäglichen noch höheren Sinne, kam es wie ein Rausch. Und dann machte ich einen schweren Fehler.

Auch das feinste Verständniß ist nur bedingt. Aber ich wollte unbedingtes Verstehen. Ich wollte nachholen, was mir bisher gefehlt. Als ob es das gäbe. Und so goß ich in leidenschaftlichen Wortströmen in seine lauschende Seele, was ich in den langen Jahren mit mir selbst erlebt. Ich gab mich seelisch hin, so weit es möglich ist. Ich war außer mir, ich weinte, daß die Sprache ein so schwerfälliges Medium ist, oder daß ich, seelischer Enthüllungen ungewohnt, mich nicht so ausdrücken konnte, wie ich wollte. In zitterndem Stammeln, flehenden Blicken, Blicken, die einzudringen und sich anzuklammern suchten, in Händedrücken, die fieberten, suchte die arme thörichte Seele sich den Weg — den es nicht giebt.

Ich hatte viel Ibsen gelesen. Ich wollte meinen Mann kennen, und er sollte mich sehen, wie ich war. Mir graute vor dem Zusammenleben mit einem Fremden.

Ich war so jung. Ich wußte nicht, daß man nur mit Fremden ein Zusammenleben ertragen kann.

Wir heiratheten. . . .

Wie das so allmälig gekommen ist, daß ich meinen Mann hasse?!

Da steht's. Es sieht so häßlich aus, unwahr, übertrieben, melodramatisch. Aber es ist doch wahr. Oder dies ist noch schlimmer als Haß. Vielleicht ist Haß etwas Größeres, Befreiendes. Dieser mein Haß ist etwas Dumpfes, das die Luft benimmt, das mordet:

Er läßt mich nie allein! — Und ich muß allein sein. Das Bedürfniß von damals, mich mitzutheilen, war nur eine von den thörichten Jugendsehnsuchten, die ein gütiges Geschick nicht erfüllt.

Ich bin nie mehr allein. Nicht bei Tag und nicht bei Nacht. Die physische Gegenwart eines Anderen, die ertrüge sich vielleicht. Aber das, . . . daß man nie mehr mit sich selbst allein ist, daß man in den Augen eines Anderen immer das Mitwissen liest, das wohlwollende, beleidigende: Du, ich weiß, was in dir vorgeht! Ich verstehe dich!

Es ist nicht Ueberhebung von ihm. Er hat wirklich in hohem Grade die Gabe der Penetration, und — in der menschlichen Seele zu lesen, gehört bei ihm ja zum Metier. Seine Specialität sind psychologische Novellen.

Die Kritik rühmt immer sein Verständniß der weiblichen Psyche, der überfeinerten, nüancenreichen modernen Frauenseele. Er macht Studien vor der Natur. Er nennt mich schmeichelnd seine Mitarbeiterin. Er macht mich selbst auf die Stellen aufmerksam, die er mir verdankt.

Vielleicht bin ich thöricht. Vielleicht würden neunundneunzig stolz sein auf solche Mitarbeiterschaft.

Doch ich nenne es Modellstehen, und Alles in mir lehnt sich dagegen auf.

Er ist ein sehr feiner Mensch, aber er fühlt doch nicht, daß, was er thut, eine Rohheit ist Es giebt ja viele solche Rohheiten.

Wie kann ein feinfühliger Mensch es ertragen, die Hand des bestgeliebten Wesens in Marmor nachgebildet auszustellen, so daß sie von jedem Laffen als Briefbeschwerer erstanden werden kann?

Das geschieht täglich. Niemand findet Etwas darin. Und wir kämen um unsterbliche Kunstwerke, wenn der Künstler sich nicht durch ein Wesen, das er liebt, zum Schaffen begeistern ließe.

Nur zusammenleben dann nicht! Die Augen, die einen nackt gesehen, dürfen nie, nie in gleichgiltiger Vertraulichkeit auf uns ruhen. Auf Ekstasen sollte Trennung folgen, oder — der Tod.

O ich bin nie mehr allein! Ich bin, wie Jemand, der hinter Fenstern ohne Vorhänge lebt und immer neugierige Blicke gewärtigen muß. Ich habe kaum mehr meine Träume für mich, denn damals habe ich sie ihm alle erzählt, in der unsinnigen Schamlosigkeit des Liebesrausches. Und die Träume wiederholen sich, wie die Empfindungen sich wiederholen.

Und alles meine Schuld! Ich selbst habe, in der Raserei des Sichhingebenwollens die Hüllen von meiner Seele gerissen, Stück für Stück, und mich ihm nackt gezeigt.

Wenn zwei Menschen auf den Punkt gelangen, sich Enthüllungen zu machen, dann sollten sie innehalten, und sich fragen, ob sie sich bald trennen, oder den Rest ihres Lebens zusammen verbringen werden. Und wenn es so ist — dann schweigen. Die momentane Genugthuung wird zu theuer bezahlt.

Sich Alles sagen, was man einander sagen kann, sollten nur Liebende, die mit einander sterben wollen. Aber vielleicht auch dann noch wäre es schöner — sich nicht Alles zu sagen! —

Ich bin nie mehr allein! —

Da sind seine geistvollen, wissenden, indiskreten Augen; sein feines, verstehendes Lächeln. Ich möchte ihm manchmal roh und laut in's Gesicht schreien: Nein, nein! Ich denke nicht, was Du denkst. Du weißt Nichts von mir, Nichts — Nichts! Was ich Dir von mir gesagt habe war alles falsch und erlogen! Mädchenhafte Einbildungen.

Und das ist das Aergste: mir scheint selbst eine falsche Note in dem allen gewesen zu sein — damals. Man sagt viel zu viel — und doch nicht ganz das Rechte. Meine Seele konnte sich nur selber Melodieen vorsingen, er wollte ihr Künstler sein, aber er war doch nur ein Virtuose, und sie tönte falsch unter der fremden Berührung. Und nun ist sie verstimmt, auf ewig.

Ich litt unter dem Zusammenleben mit Menschen, die mich nicht kannten. Aber wie süß war jenes Leiden gegen dieses Leiden — mit einem Menschen zusammenzuleben, dessen Specialität die Analyse von Seelenzuständen ist.

In jedem Verständniß ist eine Indiscretion!

Damals hatte ich doch noch mich selbst. Und gerade, daß Niemand darum wußte, machte den Besitz so kostbar. Es war wie ein peinlich versteckter, jeweilig hervorgeholter Besitz, man freut sich daran, — und es ist so geheimnißvoll köstlich, daß Niemand weiß, daß wir einen Schatz haben. Dieses Ich war etwas Feines, Frisches, so rührend in seiner halben Unbewußtheit.

Jetzt komme ich mir so abgegriffen vor, als ob Fingerdrücke auf mir säßen, so gar nicht mehr ich selbst.

Als ganz junges Mädchen hatte ich eine ähnliche Empfindung, wenn ich in Gesellschaft gewesen war. Die Angst, dumm oder linkisch zu scheinen, verleitete mich zu Bemerkungen, die entweder unaufrichtig parad waren, oder aufrichtig empfunden, aber so, so ungeschickt gesagt, daß mein eigenes Ohr sehr wohl die falsche Note vernahm, daß ich das lächelnde Befremden der Anderen verzehnfacht nachfühlte, und meine Ohren erglühten. Nachher brannte das Schamgefühl noch lange, und fast nach jeder Gesellschaft hatte ich das Gefühl, als ob Etwas von mir abgetreten sei, als habe ich ein Unrecht an meinem armen kleinen Ich begangen, ich fühlte mich in Disharmonie, beschmutzt, bis ein Thränenstrom mich wieder rein badete.

So fühle ich mich jetzt immer. Und keine Thränen waschen es mehr von mir ab.

Meine eigenen Gedanken sind mir oft zuwider und meine Empfindungen ekeln mich an. Sie sind ja prostituirt, besehen, betastet, sie werden in Novellen verwerthet, und vom Erlöse dieser Novellen kleiden und nähren wir uns.

Das Alles ist so unschön!

O einmal wieder allein sein zu können mit dem jungen sehnsüchtigen, träumerischen Ich von damals, dem jungen Ich mit dem leisen lächelnden Staunen über die eigenen seltsamen Regungen, mit der zarten, achtungsvollen Scheu vor sich selber, mit diesem unentweihten Ich! —

Ich gedenke seiner mit gerührter, wehmüthiger Zärtlichkeit, wie man an eine junge verstorbene Schwester denken mag.

Ich weiß jetzt, daß ich zum Alleinsein bestimmt war. Aber auch ein Zusammenleben mit einem Manne könnte ich mir erträglich denken — mit einem gutmüthigen, schwerfälligen Manne, ohne Geist, ohne psychologischen Scharfsinn, ohne die Prätension, mich verstehen zu wollen. Einen von den breitschultrigen, plumpen Männern, mit einem so guten tiefen Lachen, mit von ihnen selbst schamhaft gehüteten, wohl nicht einmal geahnten Feinheiten in der Seele. Einen Mann, der das Andere in mir ahnen und achten würde, ohne es zu analysiren. Einen Mann, bei dem man doch mit sich selbst allein sein, und an dessen breite Brust man gleichwohl ausruhend den Kopf legen könnte, wenn man das Bedürfniß fühlen sollte.

Ein Zusammenleben mit einem solchen Manne wäre zu ertragen — vielleicht! —

Ich bin schuld, ich allein. Und es ist ungroßmüthig von mir, daß ich ihn hasse. Es ist der unedle Haß, den man für den Mitschuldigen fühlt. Er und ich, wir haben ja gemeinsam einen Mord begangen, — an der träumerischen jungfräulichen Seele — an der kleinen Schwester.

Ja, ich hasse ihn. Ich spreche es zuweilen vor mich hin, wenn ich in meinem Zimmer bin, ganz laut. Und dann sehe ich mich um, halb angstvoll, halb triumphirend, wie ein Kind, das etwas ganz Schlimmes sagt, was ihm verboten worden ist.

Und so ist es mir auch eine Genugthuung, es zu schreiben: ich hasse ihn.

Es ist wohl ziemlich das Einzige, was er nicht von mir weiß. Oder — mitunter ist mir, als wüßte er auch das, und quittire darüber mit einem grausam amüsirten Lächeln. Es giebt so kleine Bosheiten, die sich nicht greifen und nachweisen lassen; es sind die raffinirtesten.

Ist das immer so, so frage ich mich und fühle es wie kommenden Wahnsinn mich umkreisen, — ist das, wohin alle Menschen gelangen, die einander ihre Seelen geben wollten, und dann zusammenleben, in einem endlosen Lendemain mit Kaffeetrinken und verlegenen Bemerkungen? Ist es immer so, und beherrschen sich die Menschen nur alle so gut — wie wir?

Oder ist, was ich empfinde, ganz unnatürlich, maladif, abnorm, habe ich eine Haut zu wenig oder einen Sinn zu viel? Ist es nur eins der Hirngespinste kinderloser Frauen?

Ich weiß nicht! Ich weiß nur, daß ich leide, — am entsetzlichsten aller Leiden — Ekel vor mir selber.

Ich habe an Scheidung gedacht. Aber er würde mich nicht freigeben des Eclats wegen. Und ob es nützen würde? Ob ich es ertragen würde, mit meinem zerrissenen, abgenutzten, entweihten Ich zusammen-

Digitized by Google

zuleben? Und mich je an andere Menschen wieder anschließen? Nie! In jedem uns sympathischen Menschen lauert ein Feind, weil er uns verleiten könnte, unser eigener Feind zu werden. Und das Schweigen ist eine Kunst, die man erst lernt, wenn es zu spät ist.

O der Zeit, da ich auf meiner Seele reine Klänge lauschen konnte wie auf einer Geige!

Ein fremdes Ohr hat ihr zugehört, eine fremde Hand hat auf ihr gespielt!

Lange ertrage ich dies nicht mehr. Ich weiß noch nicht, was ich thue. Ich bringe Jemanden um, nur — ich weiß noch nicht — —"

Die Leserin ließ das Heft sinken. Sie war sehr blaß geworden. Dann trug sie das Heft zum Ofen und warf es hinein, mit scheuen Blicken, als ob sie einen Leichnam verscharrte.

Die Leute schüttelten erstaunt den Kopf, als die Verwandte wieder abreiste, ohne daß, was sie erwartet hatten, eingetroffen war. Aber schließlich konnte der liebenswürdige, wohlconservirte Mann ja eine viel Jüngere und Hübschere bekommen.

Aus der Hauptstadt.

Tabloid-Restaurants.

„Tabloid-Restaurants nennen sich die neuesten Culturerzeugnisse in New York. Es sind dort vor Kurzem zwei derartige Wirthshäuser eröffnet worden, die sich großen Zulaufs rühmen dürfen. Sie verabreichen alle Nahrungsmittel in concentrirter Form, d. h. als Pastillen oder Kapseln. Eine Tabloid-Mahlzeit dauert, wenn man sich Zeit läßt, nicht länger als drei Minuten, da man eben nur ein paar kleine Täfelchen oder Kugelchen hinunterzuschlucken braucht, um die nöthige Menge von Nährstoff zu sich zu nehmen. Die Restaurants werden massenhaft von Geschäftsleuten besucht, die eine solche Ernährung einem hastig verschlungenen Mahle gewöhnlicher Art vorziehen."

Der Gedanke ist verwünscht gescheidt, aber nicht neu. Was die New Yorker Gastwirthe jetzt endlich auszuführen beginnen, darin excelliren die diplomatischen Excellenzen Europas seit Langem. Die Tabloid-Ernährung der Völker ist hier durch die politischen Tabloid-Restaurants, Parlamente genannt, bereits zu einer öffentlichen Einrichtung geworden. Den Gästen wird concentrirter, von allen Erdenresten befreiter Nährstoff gereicht, der ihnen leicht eingeht und angeblich keinerlei Verdauungsbeschwerden verursacht. Früher, als man noch politische Hausmannskost genoß, in der nun überwundenen Aera Bismarck, wie mußten damals unsere Mägen arbeiten! Der alte Kanzler gab nie reine Politik. Immer erschien sie im Gewande des Volksthümlichen, oder des historisch Nothwendigen; immer war die abgezogene Idee mit Erscheinungen des Alltags belastet und nahm umständlich darauf Bezug. Die Balkanfrage und die Knochen des pommerschen Musketiers; die Getreidezölle und der Dorfschneider — welchen wissenschaftlichen Zusammenhang hatten sie beispielsweise? Bismarck war ein Bauer, der sein Mehl selbst mahlte und selber Brod daraus backte, ganz wohlschmeckendes Brod, gewiß, aber doch eben nur Brod. Das Zeug ließ sich bequem essen, notabene von solchen Leuten, die über viel Zeit verfügten; sein Nährgehalt jedoch war gering, und das Meiste wurde als nutzlos vom Organismus wieder ausgeschieden. Heutzutage sind wir ein Bißchen weiter gekommen. Da ist, zum Exempel, der Fall Chamberlain. Nährextract: Deutschland darf sich mit England nicht verfeinden, weil es den Weltmarkt erobern will und in diesem Bestreben von England arg gestört werden kann. Unser Verhältniß zu Albion bestimmen eigentlich noch andere Dinge: die empörten Aufwallungen des Volksgewissens, das die Abschlachtung der Hand voll Buren verflucht, das Partei ergreift für die abgewürgten Kleinen und Treulosigkeiten nimmermehr vergißt. Mit solchen Imponderabilien aber hat der Tabloid-Politiker nichts zu schaffen. In seinen Täfelchen und Kügelchen giebt er dem eiligen Gaste concentrirten Nährsaft, beachtet nur die praktische, nie die sogenannte ideale Seite des Falles. Was können wir von England profitiren, in nüchternen Zahlen ausgedrückt; was von den Buren? . . . Na also. Wäre es da nicht Wahnsinn, die Regungen des Volksgewissens und die dunkeln Instincte der Nation mit in Rechnung zu stellen?

Gerade wie in New York, so sind auch hier zu Lande die Tabloid-Restaurants besonders bei den Geschäftsleuten und den Parteien der Geschäftsleute beliebt. Ueberhaupt empfehlen sie sich für alle Politiker mit dem durch Schiller so bekannt gewordenen, kurzen Gedärm. Eine gewisse Gefahr bieten sie nur insofern, als sie die nun doch einmal vorhandenen, körperlichen und geistigen Verdauungsorgane ausschalten, überflüssig machen und in krankhaften Zustand versetzen. Der thörichte Organismus, der des Individuums wie der der Gesammtheit, verlangt gebieterisch eine Nahrung, an der er seine Verdauungskunst und -Kraft zu erproben vermag. Verweigert man sie ihm, sei es auch aus wissenschaftlichen oder realpolitischen Beweggründen, so geht er zu Grunde. Mensch und Volk verhungern. Das ist, wie gesagt, der einzige Nachtheil der im Uebrigen so praktischen und vortheilhaften Tabloid-Ernährungs-Methode.

Caliban.

Minister von ehedem und heute.

Es ist richtig, besondere Ehre kann das Königreich Preußen nicht mit jenem kurzen Abschnitt seiner Geschichte einlegen, der sein Gepräge durch den zweiten Friedrich Wilhelm erhalten hat. Wie hoch war es durch Friedrich den Einzigen gestellt worden! Wie schnell und gründlich hatte sein Nachfolger das reiche Erbe verthan! Trotzdem will es mir nicht einleuchten, wie neulich im Reichstage ein sonst mit der Regierung durch Dick und Dünn gehender Abgeordneter, der in einer plötzlichen elegischen Anwandlung auf die heutigen schlechten Zeiten zu sprechen kam, diese mit den Zuständen Preußens unter der Regierung des „dicken Wilhelm", vergleichen konnte. Daß die letztere Epoche überaus unerfreulich gewesen, und daß die heutige kaum minder traurig ist, dies reicht doch noch nicht dazu aus, zwischen Beiden eine Parallele zu construiren. Voraussetzung zu einer solchen kann im Grunde doch nur die Gleichartigkeit der beiderseitigen Ursachen und Wirkungen sein. An dem rapiden Verfall des stolzen, ruhmreichen Königreichs war der Herrscher als unumschränkter Monarch schuld. Unsere gegenwärtigen äußerst unerquicklichen Verhältnisse verdanken wir Ministern, die wohl nach dem Gesetz der Nation für ihre Handlungen verantwortlich sind, die diesen Zwang aber täglich ohne die geringsten Gewissensbisse von sich abschütteln, um die Hände für die Ausführung empfangener Befehle und Weisungen frei zu behalten. Hat aber Preußen außer der trüben Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. in seiner Vergangenheit nicht noch andere trübe Epochen durchleben müssen? Wollte der Herr Abgeordnete nun einmal vergleichen, — warum mußte sein Blick in die Ferne schweifen? Lag ihm hierzu die Zeit der Reaction, d. h. die Epoche nach 1848 bis zum Rücktritt des vierten Friedrich Wilhelm, nicht viel näher? Wer sich in ihr Studium vertieft, der vermag sich ihrer Aehnlichkeiten mit unseren heutigen Zuständen gar nicht zu erwehren. Wie ein Abklatsch jener trostlosen Epoche erscheint ihm die Gegenwart.

Einen sehr häßlichen Klang haben in der preußischen Geschichte die Namen Otto von Manteuffel, Westphalen und Raumer. Für jede Verletzung der Rechte des Volkes waren sie zu haben; und wenn der Monarch die eben erst feierlich beschworene Verfassung wieder aufzuheben drohte, so suchten sie ihn in diesem die ganze Existenz des Staates auf's Spiel setzenden Vorhaben eher zu bestärken, als daß sie ihm davon abzustehen riethen. Was ging sie Preußen an? In allen Fugen konnte es krachen, wenn nur sie im Amte blieben und sich der materiellen Vortheile und des gewaltigen Einflusses nach unten, den es ihnen gewährte, weiter erfreuten. Dem Selbsterhaltungstrieb opferten sie nicht bloß den Staat, dessen Verwaltung sie zu leiten hatten, sondern auch ihre eigene Würde. Niemals kam ihnen der Gedanke, daß sie nicht mehr an ihren Platz gehörten; mochte der gegen sie von maßgebender Stelle gerichtete Unwille sich auch in den bösesten Formen Luft gemacht haben. Klammern sich heute die Männer der Regierung etwa weniger krampfhaft an das Amt? Machen sie etwa Schwierigkeiten, wenn der Ausführung von Plänen und Absichten der Wortlaut der Verfassung entgegensteht? Der jetzige Reichskanzler schätzt das Begriffsvermögen und das Gedächtniß des deutschen Michel äußerst gering ein. Nur deßhalb konnte er ihm neulich im Hause der Abgeordneten erzählen, daß die Verfassung sein Vademecum wäre, ohne das er nie das Haus verlasse, und das er es sich womöglich jeden Abend unter das Kopfkissen lege. War er aber nicht schon Mitglied des preußischen Staatsministeriums, als dieses sich schwer gegen die Verfassung Preußens verging, indem es verschiedene beamtete Abgeordnete mit der Dienstentlassung

Digitized by Google

maßregelte, weil sie in der Kanalfrage anders gestimmt hatten, als es der König erwartete? Brachte er sich nicht mit den übrigen an der Regierung Betheiligten auch durch die eigenmächtige Einleitung der China-Expedition in schroffen Widerspruch zu der Verfassung des Reiches, welche verlangte, daß die Zustimmung der Volksvertretung eingeholt wurde? Ja damit noch nicht genug. Ihrer Verspottung setzte er die Krone auf, indem er später im Reichstage die Verletzung zugab, in demselben Athemzuge aber offenbarte, daß sie sich, wenigstens bei seinem Nachfolger, sehr leicht wiederholen könnte. Nicht um ein Haar scheint sich die Denkungsweise unserer heutigen Minister von der ihrer Collegen während der Reaction zu unterscheiden.

Nur in einem Punkte haben die Herrn ihre edlen Vorbilder noch nicht ganz erreicht. Herr Otto von Manteuffel und seine Gesinnungsgenossen im Amte waren keinen Augenblick über die allgemeine Bewerthung ihrer Personen Seitens der großen Masse der Politiker im Zweifel. Wenn sie es auch nicht verhindern konnten, daß schärfere Augen bis in die letzten Falten ihres Inneren drangen, so vermieden sie doch unter solchen Umständen ängstlich jede Blöße, die der schlechten Meinung über sie neue Nahrung geben konnte. Was oder vielmehr wer sie in Wirklichkeit waren, das konnten die Meisten nur ahnen. Die Amtsgewaltigen von heute geben sich vielfach noch der Illussion hin, daß sie noch nicht durchschaut seinen, und zeigen sich plötzlich unbewußt ohne jede Umhüllung. Ein solches Malheur widerfuhr z. B. neulich im Reichstag dem Staatssecretär des Reichsschatzamtes, als er bei Gelegenheit der Interpellation über die Versorgung der hülfsbedürftigen Veteranen aus den großen Feldzügen dem Interpellanten, dem Abgeordneten Arendt antworten mußte. Herr Arendt hatte eine Wehrsteuer zur Aufbringung der für eine zulängliche Unterstützung erforderlichen Mittel vorgeschlagen und dazu bemerkt, daß das deutsche Volk die neue Last gern auf sich nehmen würde, gelte es doch eine Schuld der Dankbarkeit an Die abzutragen, die für das Vaterland vor 30 Jahren und mehr ihre Haut zu Markte getragen und von Frankreichs blutgetränkten Gefilden ein geeintes Deutschland heimgebracht hätten. Eine völlig fremde Welt that sich da vor den Augen des Herrn Schatzsecretärs auf. In unserem Zeitalter, in dem doch von den Ellenbogen der denkbar rücksichtsloseste Gebrauch gemacht wird, kann man noch so rückständig sein und von Dankbarkeit reden? Ironisch hielt er dem Abgeordneten entgegen, daß für eine derartige Steuer zu einem solchen Zweck im deutschen Volke kaum irgend welche Begeisterung vorhanden sein würde. Und weil er sich selber für die Uebung der Dankbarkeit nicht begeistern kann, deßhalb empfindet er auch kaum das Bedürfniß, sich an dem Bemühungen zu betheiligen, neue Einnahmequellen zum Besten der alten verdienten Krieger ausfindig zu machen. Ja, wenn es sich um die Beschaffung von Geldern handelt, womit deutschen Burgruinen der Zauber ihrer Vergangenheit gewaltsam entrissen werden soll, oder um zu leistende Vorschüsse für Herstellung von Chinamedaillen für 50 000 Nichtcombattanten, von denen kaum die Hälfte den heimischen Boden verlassen haben, — da giebt es kein Widerstehen, kein Zaudern, da sind die Mittel sofort zur Stelle. Denn wären sie es nicht, so wäre es im Handumdrehen mit der ganzen Ministerherrlichkeit aus. Wer aber kann verbürgen, daß sie einmal wiederkehren wird? Ein böser lapsus linguae war die Bemerkung, worin er der deutschen Nation die Fähigkeit aberkannte, den alten Soldaten anders als mit hohlen Phrasen zu danken. Durch sie wurde der Beitrag des Reiches zum Wiederaufbau der Hohkönigsburg so grell und gleichzeitig so unvortheilhaft beleuchtet, daß jetzt auch der simpelste Politiker über die wahre Denkart des Schatzsecretärs und der anderen maßgebenden Kreise genau Bescheid weiß. Einem Otto von Manteuffel und einem Westphalen wäre ein solcher lapsus niemals passirt. Sie haben es der Geschichte überlassen, sie ihrem Volke in dem richtigen Lichte vorzuführen.

Zur Entschuldigung des hinkenden Vergleiches, den der melancholische freiconservative Abgeordnete angestellt hat, dient ohne Frage der Umstand, daß der Schatzsecretär des Reiches erst einige Tage nach ihm gesprochen hat. Ich möchte glauben, daß nach der charakteristischen Auslassung dieses Herrn auch ihm die erschreckende Aehnlichkeit unserer Zustände mit denen zur Zeit der Reaction nicht entgangen sein dürfte. Und in seinem Interesse wäre dies aufrichtig zu wünschen. Bereitete nicht die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. die Katastrophe von Jena vor, während die trostlosen Tage der Reaction zu dem Conflict mit der Krone und aus ihm in eine Aera führte, so großartig und herrlich, wie sie das Deutsche Reich bisher noch nie erlebt hatte? Eröffnet nicht der Vergleich unserer gegenwärtigen Zustände mit den politischen Verhältnissen während der Reaction eine bei Weitem erfreulichere Perspective? Es giebt kaum eine thörichtere Redensart als die, wonach die Völker nur die Regierung haben, die sie verdienen. Der Conflict, der König Wilhelm I. schon die Möglichkeit seiner Abdankung ernstlich in Erwägung ziehen ließ, war nur ein Ausdruck des Jahre lang mühsam zurückgehaltenen Unwillens des Volkes über die erfahrene Mißachtung seiner Rechte. Auch dafür wird dieses den Beweis nicht schuldig bleiben, daß es die Minister von heute nicht verdient hat. Am Ende seiner Laufbahn ist Deutschland noch lange nicht angekommen. Möge aber die Stunde, wo seine abermalige Erhebung aus traurigen trostlosen Zuständen anhebt und häßlicher Eigennutz vor Selbstlosigkeit und Dankbarkeit weichen muß, nicht gar zu lange auf sich warten lassen!

Ajax.

Dramatische Aufführungen.

Das schwarze Schäflein. Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Skowronnell (Lessing-Theater). — Die japanische Vase. Schwank in drei Aufzügen von Paul Bilhaud und M. Hennequin (Residenz-Theater).

Einige Leute ereifern sich unerbittlich immer wieder über das Lessing-Theater, das für die deutsche Bühnenkunst gar nichts mehr bedeute und noch tief unter das weiland Blumenthal'sche Niveau gesunken sei. Blumenthal habe wenigstens dann und wann mit seinen Schaupöbel-Stücken einen wirklichen Cassenerfolg gehabt, aber selbst der bleibe bei seinem unglückseligen Nachfolger aus. Nun ist indeß die Cassenfrage eine Angelegenheit, die allein die Vorgesetzten und Geldgeber des Herrn Neumann-Hofer interessiren kann, und was die Kunst anbelangt — du lieber Himmel, da muß es Jedem überlassen bleiben, sich nach eigenem Vermögen unmöglich zu machen. Das Lessing-Theater hat den Mißerfolg der „größten Sünde", die sogar der frühere Director zu verulken für nothwendig hielt, durch andere Mißerfolge auszuwetzen versucht. Unter Anderem ist er mit dem „Schwarzen Schäflein" des Richard Skowronnek bös hineingefallen. Skowronnek hat sich die Lehre zu Herzen genommen, die ihm Berlin ertheilte, als er gegen den Liebling Hirschfeld vom Leder zog. Er löckt jetzt nicht mehr wider den Stachel, sondern macht ausschließlich in waschechter freisinniger Dramaturgie. Ein Junker, besoffen, wüthig und dumm; eine anmuthvolle, tapfere Dame, die an das Scheusal gekettet ist und in ihren Kreisen als „schwarzes Schäflein" gilt, alldieweil sie sich kecklich über dies und jenes gesellschaftliche Vorurtheil hinwegsetzt. Dann der demokratische Rittergutsbesitzer, der die Getreidezölle mit Nachdruck bekämpft. Dieser Theatersiemens liebt das schwarze Schäflein, hoffnungslos, wie er fürchtet. Trotzdem fordert ihn die rasende Eifersucht des für Getreidezölle eintretenden Agrariers zum Zweikampf heraus. Das schwarze Schäflein in seiner weißen Seelenreinheit will das Duell verhindern und verräth bei dieser Gelegenheit ihre keusche Neigung für den Antibündler. Der hatte erst die Herausforderung annehmen wollen, selbstverständlich. Nun aber, wo er der Liebe des Schäfleins sicher ist, erklärt er, „hinfort eine Lebensaufgabe zu haben" und läßt Pistolen Pistolen sein. Was für seltsame Auffassungen von Lebensaufgaben manche Stückefabrikanten doch haben! Skowronnek hat diesmal mit ergiebiger Witz- und Humorlosigkeit gearbeitet, und auch die ostpreußischen Zustandsschilderungen, auf die er sich ehedem nicht übel verstand, sind ihm gänzlich mißrathen. Der Director muß sich nach einem neuen Schmarrn umsehen.

Die schöne Absicht, literaturfähig zu werden und dadurch die officiellen Literaturbeherrscher auszustechen, hat dem wagemuthigen Siegmund Lautenburg eine Reihe unangenehmer Abendstunden eingetragen. Wie er nun aber einmal ist, energisch und kurz entschlossen, entließ er Knall und Fall den Hauptschuldigen, den Regisseur Martin Zickel, und studierte statt literarischer Langweiligkeiten und hochmodernen Tiefsinns Hennequin's und Bilhaud's „Japanische Vase" ein. Alexander hat in diesem Meisterwerke wiederholt Gelegenheit, Porzellan zu zerschmettern, und damit war der Lacherfolg gesichert. Im Uebrigen lehrt das Stück, daß junge Frauen niemals freundschaftlichen Verkehr zwischen ihrem Mann und ihrem Liebhaber anbahnen sollen. Die Beiden werden dann dicke Freunde, und sie geht leer aus. Hennequin und Bilhaud waren diesmal methodischer als sonst in ihrem Unsinn, und das erzeugte zuweilen ein beängstigendes Gefühl der Kälte und Oedigkeit. Ach, der Witz ist doch ein schweres, undankbares Handwerk!

Digitized by Google

Rund um die Kunst.

Die Ausstellungskrankheit.

Man begegnet heute in der Literatur häufig Klagen darüber, daß bei den meisten Menschen unserer Zeit der Farbensinn sehr viel zu wünschen übrig lasse. Ein Hauptgrund für den Mangel an Farbensinn im 19. Jahrhundert ist folgender: die Menschen lernten die Natur an Gemälden aus den Kunstausstellungen kennen, nicht aus der Natur selbst. Oder ist es irgend Jemandem zweifelhaft, daß der Mensch des 19. Jahrhunderts, in Sonderheit der Kunstbeflissene, die Augen mehr auf das Gemälde, als auf die Natur gerichtet hielt, daß er mehr Gemälde als Naturlandschaften sah, daß er also das, was er von der Natur wußte, aus dem Gemälde, aus zweiter Quelle, nicht aber oder weit weniger aus erster Quelle, aus der Natur, geschöpft hatte? Und können wir uns nun wundern, daß der Naturſinn der betreffenden Menschen etwas bedenklich Künstliches, Wohnstubenartiges oder Kunstausstellungsartiges, nicht aber etwas Ursprüngliches, Elementares an sich hatte? Können wir uns unter diesen Umständen wundern, daß das eine Gemälde an das andere erinnerte, daß man in jedem Bild ein anderes Bild, nicht aber die Natur und nicht die Eigenart (Individualität) dessen sah, der das Gemälde geschaffen hatte? Wir kranken allesammt auch heute noch daran, daß wir die Natur zu viel an zweiter Quelle, zu wenig an erster Quelle aufsuchen, daß wir an den Busen der Kunst, statt vor Allem an den Busen der Natur uns werfen. Wir rennen in Kunstausstellungen und Kunstsalons, und die Natur sehen wir — im Allgemeinen — wie bemerkt, nur an Sonntagnachmittagen und in den großen Ferien ... Denn Gassen und Straßen, künstliche Anlagen, Mode-Gärten nenne ich noch lange nicht Natur, und unsere Bäder und Sommerfrischen entfernen sich vollends am weitesten von der Natur und sind gewöhnlich nichts als eine große Künstelei ...

Also wo und wann lernen denn unsere Kunstbeflissenen die Natur kennen? Sollte die Natur ein Ding sein, das man im Vorbeigehen vom 1. Juli bis 1. August in einem Modebade kennen lernt? Und unsere Kunstakademiker? Sie zeichnen womöglich nach Zeichnungen und Gypsmodellen, laufen von der Akademie in die Ausstellung und von der Ausstellung in's Atelier.

Und ist denn die Natur etwa Nebensache bei der Kunsterziehung? Ist denn nicht die Natur die Lehrmeisterin der Kunst? Hat denn die Kunst einen anderen Sinn, als demjenigen, der sich vollgetrunken hat an der Quelle der Natur, ein Mittel an die Hand zu geben, daß er sich entäußern kann? Und unsere Kunstakademiker sind leer, sind voll allein von Akademie-Staub. Wer wundert sich alsdann, daß unsere Kunst ein Abklatsch und Sammelsurium von allen möglichen Vorbildern ist, daß sie keine Kunst ist von ursprünglicher, elementarer Kraft? Wer wundert sich, daß sie alsdann das Gewand, in das die Natur gekleidet ist, die Farbe, auch nur vom Farbentopf her kennt, daß ihr dagegen der wirkliche Farbensinn fehlt? ...

Und hier kommt hinzu, daß der Mensch, wenn er ausnahmsweise einmal in die Natur hinausblickt, alsdann auf das achtet, was zu seinen täglichen Bedürfnissen in Beziehung steht, also auf Eisenbahnzüge, Häuser, Spaziergänger, an das Schwitzen, Regnen, Nach-Hause-Gehen denkt, nicht aber die Natur sieht und an die Natur denkt, an die einfache elementare Natur. Im letzteren Falle würde er bald merken, wie das Gewand der Natur wechselt, welche Farbenskala die Natur in ihrem Wachsen und Schwinden vom Frühling zum Winter durchläuft, wie die Blätter sich färben, wie das Licht der uns leuchtenden Sonne, tausendfältig gebrochen, einmal mit diesem, einmal mit jenem Glanze die Welt übergießt — er würde mit einem Wort merken, daß das Gewand der Natur farbig ist; und daß dieses Gewand ewig und in jedem Augenblick ein anderes ist: und nun würde sich langsam sein Farbensinn ausbilden. Und nachdem er sich vollgetrunken hat von dem Erquickungstranke der bunten Welt, würde allmälig in ihm etwas zum Wachsen, zur Reife kommen, er würde bald sich Mutter fühlen — bis endlich das Kunstwerk, dieses Auch-ein-Kind, geboren wird ...

Es ist nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft, daß das Verhältniß umgekehrt werden muß: wir müssen aus Ausstellungsbesuchern zu Naturjüngern werden, wir müssen thunlichst die Städte meiden, uns zum Mindesten in der Umgegend der Stadt festsetzen, Tag für Tag an dem ewig warmen Busen der Mutter Natur liegen, vor Allem bei der Natur in die Lehre gehen, dort alle Weisheit uns holen und nur die Technik, diese Natur darzustellen, in der Schule lernen.

So, wie wir heute sind, ist es für uns viel leichter, Gemälde anzuschauen. Denn zum Verständniß der Natur gehört außer einem ausgebildeten Naturſinn, außer Ursprünglichkeit, Urwüchsigkeit und Paradieseseinfalt eine bei Weitem feinere Organisation, als wir sie gemeinhin besitzen. Durch Alkohol und Verstandesdrill sind wir vergröbert und mehr oder weniger entseelt und dadurch der Fähigkeit beraubt worden, die Natur zu verstehen, vollends den Schaum und die Blüthe der Natur zu verstehen, den Farbenduft und Dunst, das Aetherhafte und Traumhafte der Natur: wir sind unfähig, die Natur als Farbensymphonie, als buntes Bild, als Brechung des Sonnenstrahles in tausend Farben, als Triumph der Freude und des Lichtes zu sehen — denn Farbe ist Licht, und in der Nacht giebt es keine Farben. Myron.

Nochmals das Haus Behrens.

Es ist von Vortheil, wichtige Fragen nicht nur, wenn sie eben auftauchen, sondern etwas aus der Ferne, also gewissermaßen darüber stehend, in's Auge zu fassen. Die Ausstellung in Darmstadt liegt einige Monate hinter uns, aber es sind neuerdings einige Publicationen erschienen, welche es nahe legen, sich mit einigen ihrer wichtigen Fragen auf's Neue zu befassen, zumal die Darmstädter Kunstentwickelung immer mehr Einfluß auf das ganze übrige Deutschland gewinnt. Wohl am meisten besprochen wurde unter den Darmstädter Häusern das Haus Peter Behrens, welches zugleich auch die neuen Principien des Darmstädter Kunstvolkes am schärfsten zum Ausdruck bringt. Man kann das Charakteristische der neuen Darmstädter Kunst dahin ausdrücken, daß sie das lineare Princip nicht nur in dem wesentlich linear bedingten Gebietstheile des Kunstgewerbes zur einseitigen Betonung bringt, sondern auf dem gesammten Gebiete, ja, auf dem Gebiete der Kunst überhaupt. Man sollte nicht glauben, daß es möglich wäre, aber der Schöpfer des preisgekrönten Hamburger Bismarckdenkmals hat es frrtig gebracht, dem linearen Princip auch in der Freiplastik, also in der Körperkunst, zum Triumph zu verhelfen. Eine Curiosität und gewissermaßen ein Paradigma der modernen Kunstentwickelung — diese Bedeutung darf das Lederer'sche Werk in der That beanspruchen. Der modernen Baukunst ist die einseitige Betonung des linearen Principes im Allgemeinen geläufig. Peter Behrens aber ist es geglückt, Methode daraus zu machen und, um es scharf auszudrücken, mit Steinen in Linien zu zeichnen, da, wo er bauen, d. h. Massen und Körper im Raume darstellen sollte. Jedermann kann sich davon überzeugen. Er vergleiche den Schnitt, welcher die Räume und Etagen zeigt, mit der Außen-Architektur, und er wird sehen, daß Behrens Letztere im Gegensatz zur Ersteren entwickelt hat. Wenn es eine zu allen Zeiten anerkannte und ewige Geltung beanspruchende Grundforderung der Architektur ist, von Innen heraus zu bauen und die Räume, deren man bedarf, mit Massen zu umkleiden — das Bedürfniß kommt auch bei der Architektur in Frage — mit Massen zu umkleiden, so hat Behrens eine Außen-Architektur „gezeichnet", rein als Coulisse, unbekümmert um die Innenräume, ja, wie gesagt, im Gegensatz zu den Letzteren. Er hat also genau dasselbe gethan, was die Architekten der Barockzeiten thaten,*) welche die Fassade als ein Brett behandelten, das sie decorirten. Und in der That kann es, je weiter die moderne Kunstentwickelung fortschreitet, desto weniger einem Zweifel unterliegen, daß wir nicht nur auf dem besten Wege sind, ein neues Rococo zu schaffen, sondern, daß wir schon mitten darin sind, während verhältnißmäßig nur wenige Stimmen sich dagegen erheben. Auf der einen Seite die Vernachlässigung des Zweckes und des Bedürfnisses und die Beurtheilung der Kunst als Luxus, als des schlechthin Schönen, und auf der anderen Seite die mehrfach beleuchtete einseitige Betonung des linearen und zeichnerischen Princips und dessen Ueberführung auf Kunstgebiete, welche in letzter, nicht in erster Linie zeichnerisch sind, ist für diese Kunstentwickelung charakteristisch, die zwar nur eine ganz vorübergehende ist, gegen die jedoch angekämpft werden muß und deren Irrthümer den Künstlern und dem Publicum möglichst klar in's Bewußtsein geführt werden müssen. Vor Allem wolle man sich nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß man es hier nur mit einer Wiederholung und Variation des Barockstyles zu thun hat. Wer daran zweifelt, sehe sich zum Beispiel die Ostfassade des Behrens'schen Hauses mit seinen krummen Zügen, ellipsenförmigen Kellerfenstern und vor Allem mit seinen unorganischen, unlogischen, von Sockel bis zum First durchgehenden Lisenen an, wie sie von den Dielen der verschiedenen Stockwerke durchschnitten werden. Um Linienwirkung war es dem Künstler zu thun, und Linienwirkungen hat er erreicht — aber sollte ein Haus mit dem Körperlichen, dem Massen- und Raumprincipe nichts zu thun haben und nur eine Theaterdecoration vorzustellen haben? Soll die Außen-Architektur mit den Innenräumen nicht Hand in Hand gehen, sollte die Kunst auf der einen Seite mit dem Organischen, auf der anderen Seite nichts mit dem Harmonischen zu thun haben? H. P.

*) Wer gern das Vorbild des Hauses Behrens sehen möchte, betrachte die Jerusalemer Kirche in Berlin W.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zur Pflege der Zähne Preis: Grosse Flasche 1,50 Mk.

nachweislich das beste Mittel und des Mundes. kleine Flasche 85 Pfg.

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung. —** Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechnik.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Boltz.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. **Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 1. Februar 1902. 31. Jahrgang Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Gesenkte Waffen. Von Prinz Vogelfrei. — Bündnißfragen. Von P. Asmussen (Leck in Schleswig). — Aesthetische Lebensformen. Von Richard Wulckow. — **Literatur und Kunst.** Nachträgliches über Chamberlain's Grundlagen des 19. Jahrhunderts. Von Kurd v. Strantz (Berlin). — Vorstudien zum „Faust"-Styl. Eine Gottsched-Betrachtung zum 2. Februar. Von Eugen Reichel. — **Feuilleton.** Unterwegs. Begegnungen in der Bergheimath von Hans Fraungruber. — **Aus der Hauptstadt.** Roland Bismarck. Von Josef Schrattenholz. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — **Offene Briefe und Antworten.** Zum Urheberrecht der Künstler. Von Dr. B. Hilse. — Noch einmal „Die akademische Frau". Von M. Brehm. — **Rund um die Kunst.** Gottsched-Gesellschaft. — Anzeigen.

Gesenkte Waffen.

Londoner Nebel und norddeutsches Aprilwetter — es war kein gutes Gemisch, das den Prinzen Georg in Berlin empfing. Die süße hauptstädtische Canaille, die doch jede wildfremde Fürstlichkeit anhurraht und in der die Radaulaune der Sylvesternacht noch nicht völlig verraucht war, hatte für den englischen Thronfolger keine hingerissene Begeisterung übrig. Blut ist dicker als Wasser, und trotz Kekulé von Stradonitz, der als geübter Nichtschwimmer immer gegen den Strom schwimmt, mit der Mosse'schen Korkweste angethan, trotz Kekulé bleibt Dewet der Held des Tages. Freilich, die Politik der Gasse und der Bierbank hätte keine Bedeutung erlangt, und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hätte sich zuversichtlich in kaum erschwingliche Gefühlsunkosten gestürzt, wenn das Londoner Cabinet klugerweise vorher seinen Frieden mit dem Herrn Reichskanzler gemacht hätte. Es war wirklich nicht böse gemeint gewesen, als er vom Granitbeißen gesprochen und Herrn Chamberlain mit gräflicher Ironie abgethan hatte. Den Burenfreunden im Reichstage sollte der Wind aus den Segeln genommen werden — weiter ging die Absicht der Wilhelmstraßen-Diplomatie nicht. Nun aber Salisbury's Leute gegen alles Erwarten den Kampf aufnahmen und verzweifelt ihren Collegen Chamberlain deckten, nun durfte in Berlin keine ganz gute Miene zum bösen Spaße gemacht werden. Die Kriegserklärung paßte nicht in's Programm, ebenso wenig aber konnte man unverweilt den Gang nach Canossa antreten. Mußte man schon die Beleidigung einstecken, die Joë in Birmingham bierfidel wiederholte, so lag es andererseits nahe, auf alle warmen Herzenstöne zu verzichten. In der Frauenpolitik spielt allemal das Schmollen eine bedeutsame Rolle. So schmollte auch der Mann mit den Grübchen im Kinn. Von gesenkten Waffen hatte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zu sprechen. Und etliche Viertelofficiöse erinnerten so ganz beiläufig daran, daß die Royal Dragoons — deren prächtige Uniform Prinz Georg bei seinem Einzuge in Berlin trug — nach dem Kaisertelegramm an Krüger flegelhaft genug gewesen waren, das in ihrem Casino aufgehängte, große Bild Wilhelm's des Zweiten bedeutend minder günstig zu placiren.

Londoner Nebel und norddeutsches Aprilwetter haben die linden Lüfte abgelöst, die um Lord Roberts' Stirn kosten, als er für seinen Sieg am Paardeberg den Schwarzen Adler empfing. Daß England diese Herzstärkung dem deutschen Kaiser nicht besser zu danken wußte als durch Chamberlain's plumpe und wenig bedachte Ausfälle, das ist ein schwerer Fehler der unmodernen Politik Salisbury's. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, und wo noch keine Freundschaft besteht, da sollen sie welche erwecken. So die allerneueste These. Ihr Bedeutendes ist, daß man sie aus dem kleinbürgerlichen Alltagsleben wagemuthig in's Diplomatische übertragen hat. Wäre die Tactik von Erfolg begleitet gewesen, so hätte alle Welt sie genial genannt. Leider sperrt sich nicht nur England dagegen. Frankreich war der erste Undankbare. Unsere verschwenderisch ausgestreuten Liebenswürdigkeiten haben nicht einmal erreicht, daß Paris — wenn es schon nicht capituliren wollte — wenigstens die Waffen senkte. Im Angesichte dieser unbegreiflichen Halsstarrigkeit hat den Berliner Hof eine gewisse Entmuthigung erfaßt, und Sully Prudhomme empfing kein Glückwunsch-Telegramm, das ihm den im vollen Maße unverdienten Nobelpreis versüßt hätte.

Wird der Versuch, mit Hülfe von Fräulein Alice Roosevelt Nord-Amerika zu gewinnen, minder schmerzhaft fehlschlagen? Die vereinigten Staaten schicken sich an, die Welt zu erobern; ihre Armeecorps sind die in Trusts zusammen gebundenen Dollars-Milliarden. Sie stoßen im Siegeszuge auf Deutschlands Vortruppen, sie hindern unsern Export an weiterer kräftiger Ausdehnung. Die Nebenbuhlerschaft ist den Yankees bereits sehr deutlich zum Bewußtsein gekommen, und dieselbe Presse, die auf Befehl der sie controlirenden Handelsherren den Krieg mit Spanien in die Wege leitete, bezeichnet ganz unverblümt Deutschland als die nächste zu überwältigende Macht. Wird Prinz Heinrich's Ausfahrt ihre Auftraggeber veranlassen, die Waffen zu senken? Der Amerikaner liebt Schaugerichte, verdirbt sich wohl auch einmal den Magen an süßer Speise, aber in's Geschäft darf ihm die Begeisterung nicht pfuschen. Deutschland thäte wohl daran, die Special-Correspondenten seiner Zeitungen anzuweisen, auf der Stelle mit dem Unfug spaltenlanger Schilderungen von Festvorbereitungen aufzuhören. Je weniger wir

Digitized by Google

von Alice Roosevelt und der Kaiserjacht sprechen, desto geringer wird unsere Enttäuschung sein. Im Leben der Völker spielen ganz andere Factoren als der Austausch von Höflichkeiten die Hauptrolle. Der Waffenstillstand, den ein freundliches Wort herbeiführt, dauert nie länger als etliche Tage. Jede neue Kanone, und nun gar erst jedes neue Schiff haben nachhaltigere Wirkung. Prinz Vogelfrei.

Bündnißfragen.

Von P. Asmussen (Leck in Schleswig).

Es läßt sich gar nicht leugnen, daß Frankreich in seinem Liebeswerben Italien gegenüber neuerdings mehr Glück hat als ehedem. Um so näher liegt die Frage, ob der Dreibund wieder erneuert werden wird oder ob man mit ihm in Zukunft nicht mehr zu rechnen haben wird. Man hat nun schon bestimmt versichert, daß Italien nur dann das Bündniß erneuern wird, wenn ihm von deutscher Seite günstigere Bedingungen gewährleistet werden. Dem gegenüber ist aber darauf hinzuweisen, daß bei einem Bündniß doch Leistung und Gegenleistung einander entsprechen müssen. Ist das, was Italien uns bietet, so minimal, daß es im Ernstfall für uns eigentlich kaum noch Werth hat, so wird von deutscher Seite in Erwägung gezogen werden müssen, ob man auf den Fortbestand des Bündnisses noch Werth legt. Jedenfalls aber wird Deutschland seine Verpflichtungen für den Ernstfall entsprechend herabsetzen. Es ist, und das sollte in und außerhalb der deutschen Reichsgrenzen bei Erörterung der Dreibundfrage nie vergessen werden, Deutschland nicht mehr als Italien bei der Erhaltung des Dreibundes interessiert.

Die gemeinsamen Interessen der beiden lateinischen Schwesternationen spielen z. Zt. in einem Theile der italienischen und der französischen Blätter eine große Rolle. Italien sollte sich vor jeder Abenteurerpolitik sorgfältig hüten. England hat es seiner Zeit nach Erythräa hineingelockt und es sitzen lassen, als man in England ohne Italien fertig werden konnte. Außer nicht unbedeutenden Opfern an Geld und Blut hat Italien von seinem Colonialabenteuer noch nichts gehabt. Nun betrachtet man in Italien seit einer Reihe von Jahren Tripolis als ein geeignetes Feld für italienische Colonisation, und Frankreich, das zu Zeiten auch begehrliche Blicke auf Tripolis geworfen hat, scheint jetzt nicht abgeneigt, Italien dieses Gebiet zu überlassen, natürlich aber nur, wenn Italien Frankreichs Mittelmeerpolitik unterstützt. Diese Mittelmeerpolitik richtet sich in erster Linie gegen England, dessen Macht im Mittelmeer die Franzosen auf ein Minimum beschränken, ja, das sie am Liebsten ganz aus dem Mittelmeerbecken verdrängen möchten. Da, wie erwähnt, Italien sich die englische Freundschaft nahebei angesehen hat und ein Haar darin gefunden haben dürfte, so ist es ja möglich, daß es in dem Stück die französische Politik unterstützte. Aber Frankreich will im letzten Grunde überhaupt im Mittelmeer keinen Zweiten neben sich dulden. Es erstrebt eine Vorherrschaft unter den lateinischen Nationen. Weil man diese letzten Pläne Frankreichs erkannte, ist Italien seiner Zeit in den Dreibund eingetreten. Ob es nun glaubt, daß ein Kampf zwischen ihm und Frankreich um die Vorherrschaft unter den lateinischen Völkern nicht mehr in den Grenzen der Möglichkeit liegt, ob es glaubt, diesen Kampf aus eigenen Machtmitteln führen zu können, oder ob es kampflos Frankreich die Führerrolle überlassen will, das sind Fragen, die in erster Linie die italienischen Staatsmänner sich beantworten müssen. Von der Beantwortung dieser Fragen hängt hauptsächlich Italiens Verbleiben oder Nichtverbleiben im Dreibunde ab.

Auch in Oesterreich-Ungarn giebt es Richtungen, die dem Dreibund wenig hold sind. Ich rechne dahin in erster Linie die slavischen Völker. Die Tschechen sind immer mehr für einen Anschluß an Rußland als für ein Bündniß mit Deutschland gewesen. Die Polen aber sind durch eine straffere Polenpolitik der preußischen Regierung erbittert worden. Was immer auch innerhalb Oesterreich-Ungarns an Kundgebungen gegen Deutschland geleistet worden ist, das berührt die Bündnißfrage nicht. Zu gewissen Zeiten sind auch in Deutschland starke Bewegungen gegen die Vergewaltigung deutscher Elemente in Oesterreich-Ungarn hervorgetreten. Die Reichsregierung hat Tumulte verhindert und bestraft und den Nationalitätenstreit im Nachbarlande und die Stellungnahme der Kaiserlich-Königlichen Regierung dazu als eine interne Angelegenheit Oesterreich-Ungarns behandelt. So müssen auch die Polen in Oesterreich-Ungarn sich darein finden, daß Preußen eine Polenpolitik treibt, wie sie preußischen Verhältnissen angemessen ist, und daß sie nicht dazwischen zu reden und zu demonstriren haben, und so lange die Kaiserlich-Königliche Regierung auf demselben Standpunkte steht, ist nicht einzusehen, warum die Polenfrage Einfluß auf das Bundesverhältniß der beiden Nachbarreiche haben sollte. Daß die Weiterentwickelung der inneren Verhältnisse, die Lösung der Nationalitätenfrage und mancherlei andere Dinge in Oesterreich-Ungarn auf das deutsch-österreichische Bündniß Einfluß haben können, kann und soll natürlich nicht geleugnet werden.

Der Dreibund ist aus einer ganz bestimmten Lage heraus geboren worden. Ein festes Bündniß zwischen Rußland und Frankreich mit ausgesprochen kriegerischer Tendenz lag in der Luft. Wurde dadurch Deutschland vor einen Krieg mit zwei Fronten gestellt, so wurden die österreichischen Interessen durch Rußland, die italienischen durch Frankreich bedroht. Was war natürlicher, als daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegen Rußland, Deutschland und Italien gegen Frankreich zusammenstanden und daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien gegen Rußland und Frankreich ein Defensivbündniß schlossen? Die Weltlage ist seitdem wesentlich anders geworden. Das Bündniß zwischen Rußland und Frankreich ist zu Stande gekommen, aber es hat keinen angreifenden Charakter angenommen, es will ein Friedensbündniß sein. Freilich möchten die französischen Chauvinisten und die russischen Panslavisten gern etwas Anderes daraus machen, und die Kriegsgefahr ist durchaus nicht geschwunden, aber selbst arge Schwarzseher müssen zugestehen, daß sie nicht mehr so groß ist wie in den Tagen, da der Dreibund gegründet wurde. Wenn darum auch der Dreibund durchaus nicht überflüssig ist, so wird man doch einräumen müssen, daß sein Auseinanderfallen nicht nothwendig einen Krieg und eine Aenderung der Landkarte Europas zur Folge haben muß.

Wie sehr die Weltlage sich verändert hat, kann man am Besten daraus ersehen, daß in Frankreich der Gedanke an ein Zusammengehen mit Deutschland ruhig erwogen werden kann. Vor 15 Jahren wäre Jeder, der solche Vorschläge zu machen gewagt hätte, als Vaterlandsverräther an den Pranger gestellt worden. Wir wollen uns nun keineswegs verhehlen, daß der Aerger der französischen Chauvinisten darüber, daß ihnen das Bündniß mit Rußland nicht nur Elsaß-Lothringen nicht wiedergebracht, sondern ihnen überhaupt noch keinen Nutzen geschaffen hat, den Gedanken an eine Annäherung an Deutschland wachgerufen hat. Wenn selbst das heißersehnte Bündniß mit Rußland keine Revanche an Deutschland gebracht hat, so ist es besser, ganz auf die Revanche zu verzichten und in gutem Einvernehmen mit Deutschland zu leben. Allerdings darf auf die Nachhaltigkeit solcher Gefühle nichts gegeben werden. Sie können sehr plötzlich umschlagen. Sobald sich eine Gelegenheit für die Franzosen zeigt, Elsaß und Lothringen zurück zu gewinnen,

Digitized by Google

so kann man mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß dieselben Männer, die heute einem Zusammengehen Frankreichs mit Deutschland das Wort reden, von der unüberbrückbaren Kluft reden, die Frankreich von Deutschland scheidet, so lange Metz und Straßburg in deutschen Händen sind. Einen unsichereren Bundesgenossen als Frankreich kann Deutschland vorläufig nicht haben.

Man hat bei der Erörterung der Möglichkeit eines Zusammengehens Deutschlands mit Frankreich immer die Sache so dargestellt, als wenn Frankreich nur einen Finger auszustrecken brauche und Deutschland dann sofort mit beiden Händen zugreifen werde. Nun ist Deutschland ja ganz gewiß damit zufrieden, wenn Frankreich mit den Folgen des letzten Krieges als mit unabänderlichen Thatsachen zu rechnen beginnt. Deutschland wünscht zu Frankreich in correcten, ja freundschaftlichen Beziehungen zu stehen. Es ist durchaus nicht abgeneigt, so weit das mit seinen eigenen Interessen vereinbar ist, gelegentlich einmal die französische Politik zu unterstützen und Gegendienste Frankreichs freundnachbarschaftlich anzunehmen. Aber daß nun gerade aus einem gelegentlichen Zusammengehen ein deutsch-französisches Bündniß werden muß, das halten leitende Kreise in Deutschland und das hält auch das deutsche Volk durchaus nicht für nöthig. Daß ein Bündniß mit Deutschland den Interessen Frankreichs entspricht, ist ja wohl möglich. Soll Deutschland es aber abschließen, so muß es auch deutschen Interessen förderlich sein. Diese Seite der Frage wird nach meiner Meinung lange nicht genug erörtert. Bündnisse, die nicht aus Interessengemeinschaft hervorgehen, pflegen eine kurze Lebensdauer zu haben. Und dann würde Deutschland doch Garantieen dafür verlangen müssen, daß Frankreich auf jede Revanche verzichtet, ehe es sich näher mit Frankreich einläßt. Bloße Gefühlsaufwallungen genügen nicht.

Ein dauerndes Zusammengehen mit Rußland ist Deutschland nicht unmöglich, da deutsche und russische Interessen sich eigentlich nirgends in der Welt kreuzen. Man hat darum den Leitern unserer auswärtigen Politik schon sehr oft den Rath gegeben, ein festes Bündniß mit Rußland zu erstreben, dann brauche Deutschland keine weiteren Bundesgenossen. Nun kann aber ein solches Bündniß doch nur geschlossen werden, wenn auch Rußland dazu willig ist. Es darf doch Deutschland nicht zugemuthet werden, daß es Rußland in hündischer Weise nachläuft und um Bündniß und Freundschaft anbettelt. Was dabei herauskommt, sehen wir an Frankreich. Rußland hat das ihm lange angetragene Bündniß schließlich ja gewährt, aber in geradezu demüthigender Weise. Frankreich darf überall die russischen Interessen mit vertreten, aber nur selten läßt Rußland sich herbei, französische Interessen zu vertreten. Eigentlich ist das gar kein Bündniß mehr, Frankreich hat sich aus freien Stücken zum Vasallen Rußlands erniedrigt. Auf ein solches Verhältniß Deutschlands zu Rußland werden doch gewiß auch gern alle die verzichten, die sonst den Segen eines Bündnisses mit Rußland nicht genug preisen können. Deutschland schließt seine Bündnisse nur auf Grund voller politischer Gleichberechtigung, bei der Rechte und Pflichten auf beiden Seiten dieselben sind.

Die Macht, die augenblicklich am ehesten geneigt wäre, ein Bündniß mit Deutschland abzuschließen, ist England. Bald sucht England uns mit freundlichen Worten an sich zu locken, bald wieder sucht es uns durch allerlei Ränke und Verdächtigungen bei anderen Mächten zu verleumden und uns zu isoliren, bald endlich weist es drohend auf die Folgen hin, die Deutschland treffen müssen, wenn es sich nicht mit England gut zu stellen sucht. Alles hat nur den Zweck, Deutschland zu einem Bündniß mit England zu treiben. Und doch ist in Deutschland nichts unpopulärer als ein Bündniß mit England. Immer und immer wieder werden in der deutschen Presse Stimmen laut, welche die Regierung davor warnen, sich mit England einzulassen. Es mag ja vornehmlich die englische Räuberpolitik den Buren gegenüber sein, die England dem deutschen Volke so verhaßt gemacht hat. Aber das deutsche Volk ist doch auch geschichtskundig genug, um einsehen zu können, daß England seine Größe nicht ehrlich erworben, sondern daß es immer verstanden hat, andere für sich in's Feuer zu schicken und im Trüben zu fischen. Nicht mit Unrecht fürchtet der Deutsche, England werde das mit ihm verbündete Deutschland benutzen, um die überall in der Welt bedrohten englischen Interessen zu vertheidigen und es dann bei Seite werfen wie eine ausgepreßte Citrone. Aber auch unsere Regierung wird ja nachgerade wissen, was englische Freundschaft werth ist und wird sich trotz der nahen Verwandtschaft der beiden Fürstenhöfe auf weiter nichts einlassen als auf die Erhaltung correcter Beziehungen zu England.

Ueberhaupt macht man sich in der Welt das Leben sehr sauer mit der Beantwortung der Frage, mit wem denn Deutschland Bündnisse abschließen soll. Die deutsche Presse ist daran nicht unschuldig, denn auch sie leistet in der Erörterung der Bündnißfragen das Menschenmögliche. Man läuft dabei Gefahr, sich die Sache so vorzustellen, als könne Deutschland ohne Bündnisse nicht fertig werden, während doch die Sache so liegt, daß wir ganz gut auf eigenen Füßen stehen können und durchaus nicht sofort einen Krieg haben, sobald wir mit Niemand verbündet sind. Ohne besonders chauvinistisch veranlagt zu sein, dürfen wir doch nachgerade behaupten, daß unser Landheer tüchtig genug ist, um es mit jedem Feinde aufnehmen zu können, und daß auch unsere Flotte stark genug ist, um im Kriegsfall gute Dienste leisten zu können. Deutschland braucht seine Bundesgenossenschaft nicht wie saures Bier auszubieten. Seine Bundesgenossenschaft ist werthvoll genug, um gesucht zu werden. Je weniger wir uns wegen der Bündnißfragen aufregen, je sicherer und selbstbewußter wir unsern Weg gehen und nicht zur Rechten schauen und nicht zur Linken, je ruhiger wir die Dinge an uns herankommen lassen, um so mehr werden unsere Feinde, von denen wir freilich übergenug haben, sich scheuen, mit uns Händel anzufangen. Trotz der vielen schwebenden Fragen ist die Weltlage augenblicklich friedlich; keiner wagt es, mit seinem Nachbarn anzubinden, denn die Welt starrt in Waffen, und der Zusammenstoß muß furchtbar werden. Keiner aber kann auch nur für einen Tag die Garantie dafür übernehmen, daß nicht plötzlich eine der schwebenden Fragen angeschnitten wird. Wie das nun aber auch Alles wird, Deutschland ist nicht schlimmer bedroht als jede andere Macht, wohl aber auf alle Eventualitäten besser vorbereitet als manche andere Macht. Auf welche Seite Deutschland, wenn es nicht neutral bleiben kann, treten wird, da ist Aussicht auf Sieg. Man wird also die deutsche Freundschaft schon suchen, wenn die Zeit dazu gekommen ist, und es braucht durchaus nicht Deutschland allein zu sein, das sich mit Bündnißfragen den Kopf zerbricht. Andere Mächte haben es mindestens ebenso nöthig, zu sehen, wo sie bleiben. Mögen darum alte Bündnisse zerfallen, im Ernstfall wird man Deutschlands Freundschaft schon suchen, und Deutschland kann einzig und allein nach seinen Interessen handeln.

Aesthetische Lebensformen.

Von Richard Wulckow.

Die Moralphilosophen bemühen sich, uns zu überzeugen, daß eigentlich nur der innere Werth des Menschen von Bedeutung wäre und für seine wirkliche Schätzung nur in Betracht käme, daß aber alle Formen und Aeußerlichkeiten werthlos und eitel Tand wären. Ich möchte glauben, daß diese starre Lehre zu keiner Zeit eine weitgehende praktische Bedeutung gewonnen hat, dem modernen Menschen aber will sie ganz und gar nicht in den Sinn, denn er hat es täglich

Digitized by Google

vor Augen, daß man auf feine verbindliche Form und auf den Reiz der anmuthigen Bewegung immerhin einen bedeutenden Werth legt und diesen „Aeußerlichkeiten“ bei der Beurtheilung des Menschen — bon gré mal gré — einen recht wesentlichen Antheil zugesteht. Ja, wir sind geneigt, angenehme und wohlthuende Umgangs- und Bewegungsformen mit liebenswerthen Herzens- und Gemüthseigenschaften in Verbindung zu bringen; denn so schätzenswerth gewisse, in der guten Gesellschaft aufrecht erhaltene Formen überhaupt sind, so gewinnen sie doch erst ihre höhere Bedeutung, wenn sie der Ausdruck eines inneren Bedürfnisses, nicht eben nur Aeußerlichkeiten und Formen sind, die man im gesellschaftlichen Leben wie eine Münze giebt und empfängt. Für jeden nicht allzu oberflächlichen Beobachter ist es ein charakteristisches Merkzeichen unserer Zeit, daß leblose conventionelle Formen vielfach in unser sociales Leben eingedrungen sind, daß uns sehr oft bei allem sogenannten gefälligen Wesen die eigentliche „Höflichkeit des Herzens“ fehlt, eine Tugend, an deren Uebung der Mensch in seinem tiefsten Innern betheiligt ist, weil ihr ein inneres Bedürfniß, nicht eine äußerliche Absicht zu Grunde liegt. Solche Formen ohne Inhalt führen leicht dazu, daß man geflissentlich und absichtlich gefällige und freundliche Formen zeigt, also im Grunde die Menschen über sich täuschen und durch eine gegen Jedermann zur Schau getragene „Liebenswürdigkeit“ sich sein Leben leicht und angenehm machen will.

Es liegt nun die Frage nahe, ob die Kunst der schönen und edeln Bewegung, deren Bedeutung für unser Leben außer Zweifel steht, überhaupt zu erlernen ist und wodurch sie schon in der Jugend gefördert werden kann. Nun steht es ja freilich nicht in unserer Macht, die Grundlinien unserer äußeren Erscheinung wesentlich zu verändern, ganz anders aber steht es mit den bewegten Linien unseres Körpers. Seine vielfältige und wunderbare Gliederung ist nach ihrer ganzen Anlage zur Bewegung bestimmt; nur selten befindet er sich in völliger Ruhe, und selbst diese ist als ein Product der Bewegung anzusehen. Der Anblick, den unser Körper bietet, ändert sich also fortwährend, und in jeder neuen Ansicht bieten die veränderten Linien ein neues Interesse. Die Natur giebt aber nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen dem Menschenkinde Anmuth und Schönheit mit auf den Lebensweg; im Allgemeinen muß die Kunst der schönen, gefälligen und natürlichen Bewegung anerzogen und geübt werden. Das erste Mittel hierzu wird nun nicht etwa die Einübung anmuthiger Haltungen, Stellungen und Bewegungen sein, sondern es wird darin bestehen, daß man dem negativen Theile der körperlichen Erziehung zunächst die größte Aufmerksamkeit schenkt, d. h. daß wir unsere Kinder, ohne in ermüdende Dressur zu verfallen, auf alles Eckige, Ungeschickte, Plumpe und Unschöne in Haltung und Bewegung aufmerksam machen, und sie in freundlich überredender und überzeugender Form zum Edleren und Anmuthigeren hinführen. Ganz besonders wird diese Mahnung bei unseren heranwachsenden Töchtern in Betracht kommen, und Pflicht der Mütter wird es sein, ihr mit Ernst und ausdauernder Geduld nachzukommen. Daß der Erfolg verschieden sein wird, liegt in der Natur der Sache, denn nicht gar vielen Kindern haben die Grazien die Stirne geküßt; aber auch beim ungelenken und schwerfälligen Kinde läßt sich so manches Unschöne beseitigen, wenn man es freundlich und geduldig monirt. Die Einwendung, daß Ebenmaß und Schönheit der Bewegungen nur ein Erforderniß für bestimmte Kreise sei, wie etwa Schauspieler, Redner oder Künstler, die mit ihrer Persönlichkeit auf das Publicum zu wirken haben, erledigt sich durch die oben gemachte Bemerkung, daß wir auch im außerkünstlerischen Leben auf diese äußeren Formen, auf Haltung und Bewegung, großes Gewicht legen und geneigt sind, aus ihnen recht weitgehende Schlüsse auf innere Eigenschaften zu ziehen, wenigstens sie mit diesen in Verbindung zu bringen. Dazu aber haben wir genügende Berechtigung, weil wir zwischen der Regung oder dem Affect der Seele und der körperlichen Bewegung eine innere Verbindung erkennen, die uns die sittliche Bedeutung schöner Körperbewegungen vergegenwärtigt. Heftige, leidenschaftliche Aufwallungen der Seele erzeugen starke, des Maßes und der Schönheit entbehrende Bewegungen; ängstliche gedrückte Stimmung oder Gemüthsart engt die Bewegungen ein und macht sie unsicher und ungeschickt; rohe Sinnesart schüttelt gern den gewohnten Zwang ab und äußert sich in ungefügen, unschönen und hastigen Bewegungen.

Die schöne Bewegung ist einfach, abgerundet und gemessen, oder auch bedeutsam und pathetisch, je nach dem Vorgange; sie schließt alles Unruhige und Fahrige, alles Unbeholfene und Eckige aus. Das edle, ruhige Maß, mit Anmuth gepaart, wird das charakteristische Kennzeichen der schönen Bewegung sein, und eine gesunde harmonische Gemüthsbeschaffenheit ist ihre Grundbedingung, wenn die Bewegung nicht etwa nur äußerlich angelernt sein sollte. Weit entfernt also, daß die Sorge für eine gewisse Anmuth unserer Bewegungen als eitle, leere Gefallsucht verworfen werden dürfte, suchen wir in einem solchen Streben viel weniger auf Andere, als auf uns selbst und zwar in lobenswerthester Richtung zu wirken. Und wenn für unsere lieben Mitmenschen noch nebenbei etwas Angenehmes und Wohlgefälliges dabei erreicht wird — „wer mag drum schelten?“

Bei uns sind die Hauptmittel der ästhetischen Körperbildung das Turnen und das Tanzen. Ich habe in verschiedenen deutschen Städten heranwachsende Mädchen unter vortrefflicher Leitung Uebungen ausführen sehen, die zweifellos auf richtigen ästhetischen Principien aufgebaut waren. Besonders scheinen die sogenannten Frei-Uebungen die natürlichen Träger einer ästhetischen Gymnastik zu sein, welche den körperlichen Bewegungen Schönheit, Geschmack und Gewandtheit zu verleihen suchen. Was bei der männlichen Jugend die sogenannten ritterlichen Uebungen wirken sollen, muß bei der weiblichen in den meisten Fällen durch diese Freiübungen erreicht werden. Ungezwungene Haltung und Bewegung des Körpers, des Kopfes und der Gliedmaßen, leichte gefällige Art des Bewegens und Benehmens unter verschiedenen äußeren Bedingungen, Unterstützung des persönlichen Auftretens durch begleitende und hervorhebende entsprechende Thätigkeit der entsprechenden Körpertheile, — Alles soll und muß sich aus diesen turnerischen Freiübungen entwickeln. Um aber diesen Zweck zu erreichen, muß die Zahl der zur körperlichen Bildung dienenden Stunden wesentlich vermehrt werden, denn noch steckt, trotz aller guten Anfänge, die körperliche Heranbildung zu Anmuth und körperlicher Harmonie durchaus im Argen. Wir quälen den jugendlichen Geist mit 30 wöchentlichen wissenschaftlichen Lehrstunden, und als Gegengewicht gegen diese Pein bieten wir ihm wöchentlich zwei gymnastische Lehrstunden! Da ist es denn erklärlich, daß uns draußen im Leben so wenig körperliche Anmuth und Reiz der Bewegung geboten wird, daß wir so wenig von einer natürlichen und zwanglosen Betheiligung des Körpers an der seelischen und geistigen Bethätigung wahrnehmen. Es wäre ja falsch und übertrieben, wollten wir, ganz besonders bei unserer heranblühenden weiblichen Jugend, eine Fülle von natürlicher Anmuth und Liebreiz ableugnen, — aber die eigentliche Grazie der Bewegung, das graziöse Mitwirken an der geistigen Gebahrung, die man zutreffend „körperliche Beredtsamkeit“ zu nennen pflegt, steht gegenwärtig noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Jeder unbefangene, mit etwas Urtheil und Geschmack ausgestattete Beobachter muß bekennen, daß ihm auf Schritt und Tritt, im Concert-, Gesellschafts- und Tanzsaal, auf Promenaden, in Ausstellungen und wo sonst noch die schöne Welt durch ihr Erscheinen unser Herz erfreuen soll, offenbare Unschönheit und Nachlässigkeit in Bewegung und Haltung entgegentritt, die eine peinliche Illustration zu den versunkenen „Göttern Griechenlands“ bilden.

Digitized by Google

Und nicht nur in unserer täglichen Umgebung, sondern auch im Parlament und — auf der Bühne ist die körperliche Beredtsamkeit in allmählichen Verfall gerathen. Das Parlament soll uns hier nicht beschäftigen, aber von den „Brettern, die die Welt bedeuten", muß doch gesagt werden, daß zwischen den Notabilitäten von heute und denen, die vor etwa 25 Jahren die deutsche Bühne beherrschten, eine gewaltige Kluft gähnt. Mir liegt es ganz fern, den heutigen Größen irgendwie zu nahe zu treten, aber ich meine doch, daß ihre Wirkungen weniger erzielt werden durch die Anmuth und den Reiz ihrer Bewegungen, mit denen sie das dramatische Bild beseelen, als durch ihre Intelligenz, ihren Vortrag und — durch den „Geschmack" des Publicums, der nun endlich beim „Ueberbrettl" angelangt ist. Die Tiefe und Kraft des Dramas will dem heutigen Gaumen nicht mehr recht munden, und nur mit einer gewissen Wehmuth kann man der Zeiten gedenken, wo es durch die herrlichen Leistungen einer Johanna Jachmann-Wagner, Edwina Viereck, Charlotte Wolter, Marie Seebach und Clara Ziegler, oder eines Heinrich Dessoir, Hermann Hendrichs, Theodor Döring u. A. jedem denkenden Zuschauer klar wurde, welche Macht die körperliche Beredtsamkeit besitzt, was mit ihrer Hülfe begnadete Künstler durch Geste, Geberde, Bewegung den Worten des Dichters hinzuzufügen wissen.

Zu den bisher üblichen körperlichen Bewegungen, die sich beim weiblichen Geschlecht früher auf Turnen und Tanzen beschränkten, ist nun in der neuesten Zeit nach dem Vorbilde Englands das Bewegungsspiel im Freien sehr in Aufnahme gekommen und auch so mancher sportliche Ansatz hat Zugang in weitere Frauenkreise gefunden. Gewiß dienen diese Uebungen zur Kräftigung und Stählung des Körpers, geben auch, wie das Lawn Tennis, eine größere Gewandtheit; mit der ästhetischen Ausbildung des Körpers haben sie nichts zu thun und kommen für unsern Zweck hier nicht in Betracht, weil die Schönheit in der Bewegung, in Haltung und Gebahrung des Körpers bei ihnen so gut wie unberücksichtigt bleibt. Sie haben alle nur eine hygienische Bedeutung. Dem in den letzten Jahren so üppig in's Kraut geschossenen Radfahrsport, der sich leider — ich bitte für dies Wort die verehrten radfahrenden Leserinnen um Entschuldigung — auch weite Kreise der Frauenwelt erobert hat, kann man aber auch nicht einmal einen hygienischen Nutzen bedingungslos nachrühmen; von einer Ausbildung des Körpers nach der ästhetischen Seite kann selbstverständlich dabei keine Rede sein. Ja, ich möchte diesen Sport als einen, die ästhetische Bildung des Körpers verneinenden und ihr zuwiderlaufenden bezeichnen. Was nun zunächst den gesundheitlichen Segen des Radfahrens betrifft, so ist er bekanntlich keineswegs außer Zweifel gestellt; jede forcirte Uebung bringt offenbaren Schaden für Athmungsorgane und Herz, und die zahlreichen Unfälle sollten Jedem, ganz besonders aber den Mädchen und Frauen, ernste Bedenken gegen diesen Sport nahe legen. Aber von diesen Schädlichkeiten ganz abgesehen, widerstrebt er durchaus dem Wesen der Anmuth und Schönheit und bereitet jedem schönheitsfreudigen Auge eine gelinde Qual. Wer ganz unbefangenen Sinnes auf der Landstraße hinter einer radelnden Dame wandelt, die soeben mit schrillem Läuten an ihm vorübergesaust ist, und den Anblick der durch die auf- und absteigenden Beine entstehenden bauschigen, häßlichen Linien der Kleider genießt, wozu vielleicht noch krumme und ängstliche Haltung und Anderes hinzukommt, der wird sich nicht einem gewissen Unbehagen entziehen können. Man muß hoffen, daß schon von diesem Gesichtspunkt aus die radfahrenden Damen mehr und mehr von diesem unschönen Sport abkommen und einen Ersatz ersinnen werden, der Adel und Anmuth des Körpers und den Reiz der Weiblichkeit etwas mehr berücksichtigt. Reiz aber ist nach Lessing's classischer Erklärung „Anmuth in Bewegung". Nun, wer bei der radfahrenden Dame diese Anmuth in Bewegung noch zu erkennen vermag, der muß ganz besonders begünstigte Empfindungsorgane besitzen.

Uebrigens glaube ich wahrgenommen zu haben, daß im letzten Sommer dieser Sport Seitens der Damen weniger lebhaft betrieben wurde, als früher. —

Die Griechen betrachteten den Tanz als ein ästhetisches Bildungsmittel von hervorragender Bedeutung, und sie hatten dazu ein volles Recht. Bei uns ist er es nicht mehr, denn die Grundlage des Tanzes im ursprünglichen und edleren Sinne des Wortes ist darin zu suchen, daß er innere Zustände durch entsprechende Bewegungen des Körpers darzustellen sucht. Je mehr den Bewegungen der Hände und Füße und den sie begleitenden Gesten und Geberden die möglichste Mannigfaltigkeit, Biegsamkeit und Anmuth gegeben wird, je mehr das Talent hinzutritt, die verschiedenen Gefühlszustände, Stimmungen und Situationen durch schöne rhythmische Bewegungen zu veranschaulichen, desto mehr wird der Tanz sich einer wirklichen Kunst nähern. Zu dieser künstlerischen Ausübung des Tanzes wirkt die Musik, indem sie die geregelten Bewegungen des Körpers begleitet, ebenso wie bei der Begleitung poetischer Worte im Melodram, zur Verstärkung der Stimmung und des Ausdrucks. Neben diesem höheren Kunsttanz, der, mit Hymnengesang verbunden, die religiösen Feste der Griechen verherrlichte und mit dem Namen Orchestik bezeichnet wurde, wand sich der gesellige Tanz in den mannigfachsten Formen durch ihr schönheitsfrohes Leben und schmückte und erhöhte jede Freude, namentlich auch das Mahl. Die Musik, die man sich weniger durch melodischen Reiz, als durch feine Rhythmisirung ausgezeichnet zu denken hat, gab den vorherrschenden Tact und die Stimmung. Die Masse begann den Tanz, aus ihr traten Einzelne, ein Paar, endlich eine einzelne Person hervor und suchten eine bestimmte Situation oder Stimmung herzustellen; jede Stimmung geht dabei in Handlung über und wird zur Pantomime. Gesang vereint sich mit dem Spiel und macht die Handlung verständlicher, und so stellt sich ein harmonisches Zusammenwirken aller rhythmischen Künste als der Ausdruck für ein erhöhtes und verschöntes, inneres Leben dar.

Von allen diesen Schönheiten, die tief in das Leben des griechischen Volkes eingedrungen waren, hat sich kaum eine Spur zu uns herübergerettet. Die wenigen dürftigen Gesangsreigen, die unsere Mädchen in den Turnsälen ausführen, bringen trotz ihres anmuthenden Charakters das entschwundene Bild von der orchestischen Kunst des Volkes der Schönheit nicht zurück, sie lassen nicht die Lüfte Joniens und Attikas zu uns herüberwehen. Und doch erfrischen sie uns mit ihrer kindlichen Reinheit und jugendlichen Munterkeit und zeigen einen grellen Gegensatz gegen das, was man bei uns noch immer Tanz zu nennen pflegt. Der durchschlagende Unterschied zwischen dem griechischen Tanz und dem unsrigen ist, ganz abgesehen von der Anmuth und Schönheit dort, der Nachlässigkeit und Unschönheit hier, wesentlich darauf begründet, daß im Alterthum aller Tanz, auch der gesellige, objectiv war, d. h. mehr die Darstellung für die Zuschauer als den unmittelbaren Genuß für die Ausübenden im Auge hatte. Bei uns ist der Tanz nichts weiter als geselliger Genuß, wirklicher oder eingebildeter; die Paare sind lose Einzelheiten, kein chorisches Element bringt Zusammenhalt oder Plastik in die tanzende Gesellschaft. Auch die wenigen übrig gebliebenen Figurentänze, der Contretanz und die neuerdings wieder eingeführte Menuett bieten nicht viel Reiz, weil man sie gemeinhin nicht sorgfältig und regelrecht tanzen lernt, sondern sie nur als erwünschte Ruhepunkte im Sturm der herrschenden Rundtänze oder als bequeme Gelegenheit zur Conversation betrachtet. Daher sieht denn ein Contretanz nach dem jetzt üblichen der Bequemlichkeit huldigenden Styl wenig reizvoll aus; an seine ästhetische Berechtigung und — Durchführung denkt kaum Jemand. Mehr Sorgfalt findet die Menuett. Thatsächlich enthält dieser Tanz, der nach der

Digitized by Google

Aeußerung eines begeisterten Franzosen „von den Grazien erfunden“ zu sein scheint, alle Nuancen der Anmuth und des feinen Anstandes. Sie ist eine praktische Studie für elegante Haltung, anmuthige Körperbewegung und formvolle Manieren.

Um der ästhetischen Körperbildung einen größeren Einfluß zu sichern, müßte der Tanz viel mehr, als es jetzt geschieht, in den Turnsälen gepflegt werden. Hier muß man in sorgfältiger Ausbildung durch Gymnastik, die durch Figuren, Reigen, Verkettungen belebt, durch Rhythmus und Musik geregelt und gestimmt ist, das verloren gegangene Gefühl und Verständniß für rhythmische Massenbewegungen wieder zu beleben und Formen zu schaffen suchen, unter denen die Aesthetik des Körpers im Leben wieder kräftiger Wurzel fassen kann. Ist der Sinn und die ständige Disposition zu schöner und anmuthiger Form und Bewegung wieder belebt, dann wird sich die Gymnastik ihrer in Griechenland zum Theil gelösten Aufgabe wieder erinnern, die darin bestand, den Menschenschlag dieser Nation dem edelsten Abbild reinster Menschlichkeit anzunähern, eines Menschenschlages, dessen sich die bildende Kunst als Träger ihrer Ideen bedienen konnte. Denn diese bedarf eines schön und edel geformten Menschenschlages, um die Schönheitsidee in die äußere Erscheinung zu tragen; aber auf die Veredelung und Verfeinerung unserer körperlichen Durchschnittsbildung durch ästhetische Körperausbildung hat bis jetzt Niemand ernstlich sein Augenmerk gerichtet. Für die idealen Formen reiner Schönheit schweift der Bildner noch immer hinüber zu dem classischen Volke der Schönheit, bei dem man durch unausgesetzte Einwirkung den Bau in der festen Form der Durchschnittsbildung des Körpers zu verschönen und zu veredeln bemüht war, und in welchem alle Erfordernisse solcher fortschreitenden Veredelung sich in glücklichster Weise zusammenfanden. Sollte sich nicht trotz unserer gänzlich veränderten, vielgestaltigen Verhältnisse durch die geforderte methodische Bildung des Körpers ein uns *eigenthümliches modernes Ideal körperlicher Schönheit* allmählich entwickeln lassen?

Der antike Idealkopf hat seine stille Größe, seine selbstgenügsame Erhabenheit und Strenge; aber seine unnahbaren Züge haben etwas Kaltes, Leeres, sie bezeugen kein lebhaft bewegtes Innere, keine unmittelbare seelische Betheiligung an innerer Lust und innerem Weh. Sollte das nicht ein starker Antrieb sein, für den reichen inneren Gehalt einer neuen großen Zeit nach einem eigenartigen Schönheitsideal zu suchen? Wenn es aber dereinst gefunden sein wird, dann wird man unsere moderne Bildnerkunst, die gegenwärtig von so verschiedenen Strömungen getrieben wird, nicht mehr eine *suchende* nennen können.

Literatur und Kunst.

Nachträgliches über Chamberlain's Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

Von Kurd v. Strantz (Berlin).

Das bereits in dritter Auflage erschienene Buch ist so viel beurtheilt und auch wohl überschätzt worden, daß eine erneute Kritik sich erübrigen dürfte, wenn nicht der Grundgedanke und einige Theile anscheinend kaum eine Würdigung erfahren hätten. Chamberlain spricht immer vom Sieg und der Kraft des Germanenthums, ohne deren Elemente uns zu erläutern, während er Jerusalem, das kaiserliche und päpstliche Rom doch etwas dilettantenhaft, wenn auch mit großer Belesenheit, erörtert. Dank seines gymnasialen und modern humanistischen Wissens kennt er eben die germanische Grundlage unseres Zeitalters nicht genügend und schweigt sich mit einigen nichtssagenden Redensarten darüber aus. Während er die Bestandtheile des Judenthums und Roms weitschweifig zerlegt, beschränkt er sich auf den unklaren Begriff eines weiteren Germanenthums, das eigentlich das Deutschthum ist, wenn er nicht als geborener Engländer auch mit Recht seiner angelsächsischen Heimath gedenken müßte. Der Grundstock Englands ist auch fraglos niederdeutsch. Es ist zweifelhaft, ob Chamberlain weiß, daß die alten Russen Ostgermanen sind, daß um 800 n. Chr. noch in Moskau germanisch gesprochen wurde, auch die Häuptlingsnamen germanisch waren, obschon die Ruriks damals erst den russischen Süden beherrschten. Auch die Preußen, Littauer und Letten sind keine Slaven, sondern stehen zwischen diesen und den Germanen. Ebenso hat das große Volk der germanischen Bastarnen auf der Grenze Polens und Kleinrußlands den Osten nie verlassen. Nicht die slavische Verwandtschaft mit dem Germanenthum, sondern das in der sarmatischen Ebene sitzengebliebene Germanenthum selbst bedingen die Einheit der germanoeuropäischen Cultur auch im slavischen Osten. Die tartarischen Bulgaren hält er unwissenderweise für Slaven. Die Kelten stehen uns freilich körperlich noch näher, aber Nordgallien, das alte Belgien, war vor der römischen Eroberung stark germanisirt und ist daher in Folge der fränkischen Einwanderung Nordfrankreich dem Blute nach rein germanisch. Chamberlain giebt bloß Andeutungen, da ihm die germanistischen Belege wohl unbekannt sind. Aber darauf beruht gerade sein Gedankengang von dem Siegeszug unseres Stammes. Trotzdem beschäftigt er sich bloß mit den fremden Bestandtheilen unserer Gesittung, die er nach schlechter Humanistenart häufig überschätzt. Er kennt weder das Nibelungenlied noch die Gudrun, da er es wagt, uns den alten Homer als größten Volkssänger aufzutischen. Er hält auch den Stoff für ein Lehnwerk aus dem Norden, der vielmehr den ursprünglich deutschen, d. h. südgermanischen Sagenkreis, nur in der schönen heidnischen Gestalt bewahrt hat. Ein Streiter für das Germanenthum sollte dies doch wissen. Die deutsche Volkskunde ist Chamberlain's Sammeleifer entgangen, was am deutlichsten im Abschnitt über das römische Recht hervortritt.

Chamberlain singt ein durchaus unbegründetes Loblied auf das hellenische Völkerrecht, dessen wesentliche Theile nicht lateinisches Volksrecht sind. Das germanische Recht kennt er überhaupt nicht, da er die in lateinischer Sprache schriftlich festgelegten germanischen Volksrechte für Uebertragungen des Justinianischen corpus juris hält. Die altdeutschen Weisthümer stehen rechtlich erheblich über den Bestimmungen der zwölf Tafelgesetzgebung. Chamberlain weiß nicht, daß glücklicherweise für den germanischen Grund und Boden das römische Capitalistenrecht niemals in Deutschland aufgenommen, noch anerkannt worden ist. Frankreich und England haben sich noch ablehnender verhalten. Der code Napoléon enthält noch heute viel germanisches Volksrecht in Folge der benutzten coutumes des alten Frankreichs. Unser Sachenrecht in Liegenschaften, unser Hypothekenrecht, unsere Erbpacht sind stets vom römischen Einfluß verschont geblieben. Unser neuzeitliches Handels- und Wechselrecht ist das Werk ungelehrter Sachverständiger und enthält keinen einzigen römischen Rechtssatz, obschon das corpus juris das einseitigste und schärfste Capitalistenrecht der Welt gewesen ist.

Das juristische Handwerk ist doch nicht so leicht, als daß Chamberlain es so schnell mit der Lectüre von ein paar romanistischen Lehrbüchern begriffen und gelernt hätte. Wer das deutsche Recht nicht studiert hat, soll auch nicht darüber urtheilen und das unbeholfene Recht der römischen Republik mit unserem ausgebildeten Grundrecht des ausgehenden Mittelalters vergleichen. Das spitzfindige, häufig unklare Recht der späten römischen Kaiser hat dann freilich die deutschrechtliche

Digitized by Google

Entwickelung gehemmt, aber Gottlob nicht vernichtet. Das bürgerliche Gesetzbuch ist zwar leider im Obligationenrecht mehr ein Windscheidt'sches Pandektenlehrbuch, denn eine deutsche Rechtssatzung. Aber die römische Verbildung unserer sachgelehrten Gesetzgeber, nicht die Güte des römischen Rechtes tragen die Schuld. Weil der einseitige Savigny in Unkenntniß des deutschen Rechtes seiner Zeit den Beruf der Rechtsbildung absprach, glaubt Chamberlain diese Thorheit nachbeten zu müssen, obwohl unser Handels- und Seerecht, sowie die Grundbuchgesetzgebung den Romanisten Savigny Lügen gestraft hat. Er selbst war nur unproductiv, wie er es in seiner unrühmlichen Ministerzeit bewiesen hat.

Schlimmer ist noch Chamberlain's frommer Wahn von der Einwirkung des byzantinischen Verwaltungsrechts auf unser Staatsleben. Außer etlichen wesenlosen Formen ist das moderne Staatsrecht ein Kind des Mittelalters, wie Chamberlain doch aus seiner englischen Heimath wissen müßte. Der Versuch der staufischen Kaiser, das hochentwickelte Staatsrecht Ostroms — das weströmische war vom hellenischen des östlichen Mittelmeerbeckens längst aufgesogen worden — auf Deutschland zu übertragen, endete bekanntlich mit ihrem Untergange. Die Regierungsgewalt ging an das partikulare Fürstenthum über, das aus dem deutschen Lehnsrecht die zuerst unbeholfenen Formen der Staatsverwaltung bis zur Gegenwart entwickelte. Die durchaus germanische Gemeindefreiheit der Städte, auch das Gemeinwesen des langobardisch-gothisch-allemannisch-bayerischen Norditaliens, bildete vielfach das Vorbild, zumal die Reichsstädte in den drei Hansestädten sogar noch bis heute selbstständig geblieben sind. Der kaiserliche Absolutismus Spätroms ist wesentlich von dem noch stark ständisch beschränkten Absolutismus Deutschlands des 18. Jahrhunderts verschieden. Selbst der Hofdienst ist trotz der Aehnlichkeit mit dem orientalischen Ceremoniell, das Byzanz den Persern u. A. entlehnt hat, urdeutsch, wie schon die Bezeichnungen Seneschalk, Marschalk u. s. w. ergeben. Ursprünglich waren es hörige Knechte, wie der Roßknecht, der jetzt als Hofmarschall zum Leiter des ganzen Hofwesens geworden ist. Es ist wunderbar, wie sich ein so gut deutschgesinnter und wohlbelesener Mann, wie Chamberlain, durch unsere undeutsche Bildung zu solch' falscher Auffassung der Entwickelung der wesentlich germanischen Staatengebilde Europas hat verleiten lassen, die sonst eines altphilologischen Professors würdig gewesen wäre. Vielleicht revidirt er noch die einseitigen Quellengrundlagen seines Werkes, dessen Absicht so löblich ist, und benutzt Krause's Trojeburgen und Tuiskoland, die die wirklichen Beweise der germanischen Herrschaft in Europa liefern.

Vorstudien zum „Faust"-Styl.

Eine Gottsched-Betrachtung zum 2. Februar.

Von Eugen Reichel.

Vor etwa Jahresfrist hab' ich in der „Gegenwart" auf eine Reihe von Gottsched-Nachklängen im „Faust" hingewiesen; heute möchte ich auf einige, nur in der ersten Ausgabe der „Kritischen Dichtkunst" veröffentlichte und deßhalb so gut wie vollständig verschollene Gelegenheitsgedichte von Gottsched hinweisen, die zweifellos auf den Faust-Dichter, zumal auf den des ersten großen Monologes, ihre Wirkung geübt, ihm, wenn ich so sagen darf, den Ton übermittelt haben, der uns aus dem „Faust" so überwältigend entgegen klingt. Wenn ich bei dieser Gelegenheit von „Vorstudien" spreche, so meine ich es also nur in dem Sinne: daß Goethe an diesen anspruchlosen Versen seine Studien gemacht und sich so in sie hineingelesen hatte, daß er, als er die Schaffung der ersten Faustscenen begann, unwillkürlich in den von Gottsched hier neu geschaffenen Hans Sachs-Styl verfallen mußte. Die Thatsache, daß Gottsched bereits um's Jahr 1730 nicht nur (wie 1724 in der Satire „Die Reimsucht") die ehrwürdige Gestalt des Nürnberger Meisters gegen die Unzuchtlyriker der damaligen Zeit heraufbeschwor, sondern auch dessen urdeutsche Weise neu erklingen ließ und übermüthigen Sinnes gegen die Tyrannei des steifen Alexandriners in's Feld stellte; diese noch nie beachtete Thatsache ist allein schon von der höchsten Wichtigkeit für die deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; denn sie zerstört mit einem Schlage die alte Ueberlieferung, daß erst Goethe uns zu Hans Sachs in ein herzliches Verhältniß gebracht habe. Goethe ist auch als Hans Sachs-Evangelist (wenn man ihn so nennen will) nur ein Nachzügler Gottsched's, und zwar ein Nachzügler, der über die von Gottsched gezogenen Linien nicht hinausgegangen ist. Gottsched, namentlich der junge Gottsched, stand, seiner ganzen urwüchsigen, derb-heiteren und rücksichtslosen Natur nach, dem wackeren Meistersinger sehr viel näher, als selbst der junge Goethe, der doch nie vergessen konnte, daß er ein Frankfurter Patriziersohn war. So steht denn die Erneuerung des Sachs-Styls unserem derben Gottsched auch viel natürlicher als dem zärtlichen Goethe, inmitten dessen weichen und anmuthigen, von Jahr zu Jahr mehr antikisirend-glatt werdenden Versen die kraftvollen Verse mancher Faust-Scenen, der Prometheus-Gedichte u. A. fast fremdartig wirken.

Aber ich will hier keine lange Vorbetrachtung anstellen, sondern mich gleich der Sache selbst, d. h. den zwei Gelegenheitsgedichten von Gottsched zuwenden, welche in jeder Beziehung angethan sind, die Aufmerksamkeit des Schriftthumforschers zu erregen. Auf Seite 492 der „Kritischen Dichtkunst" sagt Gottsched, daß, wer „die Schönheit" der scherzhaften Knittelverse richtig treffen wolle, „den Theuerdanck, Hans Sachs, Froschmäusler und Reinecke Fuchs fleißig lesen und sich bemühen müsse, die altfränkischen Wörter, Reime und Redensarten, imgleichen eine gewisse ungekünstelte, natürliche Einfalt der Gedanken, nebst der vormahligen Rechtschreibung der Alten ernst nachzuahmen". Gottsched hat sich in dieser, damals gewiß nicht leichten, Kunst zweimal versucht; der erste Versuch, der aus dem Jahre 1725 stammt, trug noch nicht das alterthümelnde Gepräge; er war, wie Gottsched selbst meint, „noch zu neumodisch" — d. h. der Sachs-Styl erscheint hier so, wie er im „Faust" der Ausgabe von 1790 erscheint. Der zweite Versuch aber ist echter alter Hans Sachs — und es ist merkwürdig zu sehen, daß Gottsched in Beziehung auf diese Stylfrage nicht den gleichen Weg gegangen ist wie Goethe, sondern den entgegengesetzten. In den Faust-Scenen aus den siebziger Jahren herrscht bekanntlich der alterthümelnde Sachs-Styl, während der „neumodische", der sich mit dem in Gottsched's erstem Gedicht herrschenden deckt, erst 1790 erscheint. Auch an diese Thatsache ließen sich mancherlei Betrachtungen knüpfen, denen ich aber für jetzt aus dem Wege gehe. Wenden wir uns nun dem ersten, an den „Biedermann", den „werthen May"*) gerichteten Gedichte zu, das mit einigen aus Raumgründen nothwendig erscheinenden Kürzungen also lautet:

Geliebter May, vertrauter Freund,
Mit dem mein Herz es ehrlich meint,
Vor dessen Treu ich ebenfalls
Mein Hab und Gut, ja Kopf und Hals,

*) Johann Friedrich May war damals, gleich Gottsched, Magister der Philosophie; er gehörte ebenfalls der „Deutschen Gesellschaft" an und lieferte unter dem Namen „Phyllis" einige unbedeutende Beiträge zu den „Vernünftigen Tadlerinnen". Auch an der Bühnen-Reformbewegung Gottsched's betheiligte er sich mit Flug- und Streitschriften — in dem unwürdigen Kampfe der „Deutschen Gesellschaft" gegen Gottsched hat er keinesfalls eine würdige Rolle gespielt. Er ließ sich zum Nachfolger des gestürzten Seniors wählen und that nichts, um den alten, aber zu berühmt und einflußreich gewordenen Freund gegen den Haß der Gesellschaftsmitglieder zu schützen.

Digitized by Google

Von Herzen gern verwetten wollt',
Dafern es Jemand fordern sollt:
Hier kommt ein schlechtes Wunsch-Gedicht,
Doch nicht zu Deinem Namens-Licht,
Wie Du mir neulich in Johann
Die Ehrbezeugung angethan;
Vielmehr zu Deinem Wiegenfest,
So heute Dir auf's allerbest,
Des Himmels Huld erscheinen läßt.
Nicht zwar als ob der Schlendrian,
Und bloß der Abgott Herkomman
Mich itzt zum gratuliren trieb',
Nein, weil ich Dich von Hertzen lieb'...
So fängt sich denn mein Carmen an,
So gut ich immer weiß und kan ....
Ich dencke nur an das allein,
Wie Dich der liebe Vater Dein
In früher Kindheit unterwies,
Biß er Dich in die Fremde ließ.
O Freund! hier wallt mir Hertz und Muth,
Dieweil auch mich mein Vater gut,
Von Jugend auf, wie sich's gehört,
Manch' Kunst und Wissenschaft gelehrt,
So daß wir beyde lobesan
Das gleiche Glück genossen han.
Und daher kam nun Dein Verstand,
Der schon in früher Zeit erkannt,
Man habe von Natur Vernunfft,
Und dürfe der Pedanten-Zunfft,
Die uns mit dürren Regeln quält,
Daran doch oft das Beste fehlt,
Nicht blindlings folgen, wenn sie gleich
Uns drohen, daß das Himmelreich,
Ohn' ihrer Grillen Hudeley,
Unmöglich zu erlangen sey;
Da sie doch selbst von Hertzen blind,
Des Unverstandes Lehrer sind,
Und Nichts zu dencken sich gewagt,
Als was man ihnen vorgesagt,
Und was der Wahn der Vorder-Welt
Zum Schulen-Abgott vorgestellt.
Ich eile nun mit frohem Sinn
Mit Dir zum schönen Leipzig hin,
Wo Du, mein Freund, seit langer Zeit
Die Schätze der Gelehrsamkeit,
Sowohl in der Philosophie,
Als auch in der Theologie,
Und andern Wissenschaften mehr,
Aus manches wackern Mannes Lehr',
Den Bienen gleich, ohn' Ruh und Rast,
Auf's fleißigste gesammlet hast:
Da mancher Frühkopf, wie man spürt,
In zwanzig Monden ausstudirt,
Und eh' sein Cursus sich noch schließt,
Mit Allem fix und fertig ist ...
Mein Freund! ach könnt' es doch geschehn,
Daß ich der Zungen zehnmal zehn
Im Munde hätt'! So wollt' ich Dich
Hier loben thun recht meisterlich,
Wie herrlich Du bey Tag und Nacht
Die edle güldne Zeit verbracht,
Wenn mancher schmauste, ritt und fuhr,
Das Geld verthat mit seiner — ...
So saßt Du bei den Büchern Dein
Und liessest sie Dir lieber seyn,
Als Alles, was ein wilder Geist
Studenten-mäßig leben heißt.
Die Weisheit war Dein Augenmerck,
Gelehrsamkeit Dein liebstes Werck;
Doch bliebst Du ein Eclecticus,
Und wurdest kein Sectarius,
Der stets auf andre Secten keift,
Die sein Verstand doch nicht begreift.
Die Wahrheit war Dein Zweck und Ziel,
So Dir in jeder Sect gefiel ...
Mein Freund, Du sahst es klüglich ein,
Was das vor Grillenfänger seyn,
Die sich um lauter Puncte zanck'n,
Und endlich noch dem Himmel danck'n,
Der ihnen Gnad' und Krafft verlieh'n,
Nach unabläßigem Bemüh'n,
Zu zeigen, daß bald hie bald da,
Ein falsches Wort? Nein, nur ein Schwa,
Ein kurtzes vor ein langes A,
Ein langes vor ein kurtzes E,
Ins Rabbi Kimchi Codex steh.
Weit besser wies sich Dein Verstand,
Weit besser ward er angewandt
Wenn Du ihn vor die Redens-Art,
Die unser Deutschland braucht, gespart.
Hierinn hast Du es weit gebracht,
Und stets den Unverstand verlacht,
Wenn mancher, dessen Spruch nichts gilt,
Uns zornig, deutsche Meister schilt ...
Ich schweige von der Poesie;
O Freund, die macht Dir keine Müh,
Du kennst der alten Dichter Zahl ...
Du folgst auch ihrer Bahn und Spur,
Und liebst mit ihnen die Natur
Und ahmest solchen Meistern nach,
Vor welche Phöbus Lorbern brach.
Weit anders als die Reimsucht thut,
Die Deutschland itzt mit ihrer Brut,
Die täglich ärgre Jungen heckt,
Gleich Pest und Seuchen angesteckt:
Die unaufhörlich singt und reimt,
Und leyrt, und heult, und rast und träumt;
Die, wenn ihr Lied am besten klingt,
Vernunfft und Reim und Sylben zwingt,
Mit ihrer Affter-Musen Frucht,
Dem Pöbel zu gefallen sucht,
Ein erbar Ohr mit Zoten quält,
Kurtz, dem sonst nichts, als alles fehlt ...

Ich beschränke mich hier auf den kleinen Auszug, in welchem uns nicht nur verschiedene Wendungen und Reimklänge begegnen, die uns durch den „Faust" bekannt geworden sind; in welchem uns auch der Gegensatz zwischen dem, allem rohen Treiben abgewandten Gelehrten und der „Studentenmäßigen" Rohheit (Faust's Studirzimmer und Auerbach's Keller), und die Geißelung der Buchstaben-klaubenden Philologen (Wagner) kleine Fingerzeige dafür bieten, wie der Dichter des „Faust" sich dort und hier durch den großen Vorgänger und Stylschöpfer hat beeinflussen lassen.

Sehr viel charakteristischer ist nun aber noch das zweite Gedicht, das Gottsched zur Magister-Promotion seines Freundes und Verehrers Friedrich Wilhelm Stübner*) „in fremdem Nahmen" 1727 dichtete. Hier ist der Hans Sachs-Styl, wie er sich in den ältesten Faust-Scenen findet, auf's treueste und glücklichste wiedergegeben. Schon die literaturgeschichtliche Bedeutung des Gelegenheitswerkchens wird es rechtfertigen, daß ich es unverkürzt zur Kenntniß unserer Zeit bringe.

*) F. W. Stübner, ein wohlhabender Assessor, gehörte zu den treuesten Freunden Gottsched's, dem er leider schon 1736 durch den Tod entrissen wurde. Stübner unterstützte die „Deutsche Gesellschaft" und die 1731 durch Gottsched erneuerte philosophische Disputirgesellschaft, die 1663 als „Societas Conferentium" gegründet worden, aber längst eingegangen war.

Digitized by Google

Frewndlicher liber Bruder mein
Dem die neun Musen alle gmein
Apollo und Pallas insgesampt
Erhebn thun zum Magister-Ampt
Zum Lehrer gmachet han allhie
Der Waisheit oder Philosofi
Weil sie von wegen Deiner Gab'n
Der Eer dich werthgeschetzet habn
Seitdem du wol, daß gibt dir Praiß,
Studirt mit unverdroßnem Flaiß
Als wellichs heit zu Tage nun
Schier wenige mit Eyffer thun
Hier wünscht dir zu deim newen Standt
Auf Unversteten wolbekandt
Dein alter guter Bruder vil Glück
Vnnd erhebt das himmlisch Gschick
Daß dich izunder traun aufs best
Zum Meistr der Weißhait krönen lest.
So wirst du ein Philosofus
Bist gleich sonst ein Theologus
Wilst dermahleinst in Züchtn vnnd Ehrn
Ein Gmein den Weg der Sehlgkeit lern
Tust auch die weltlich Weisen-Zunfft
Nicht spöttlich verachten mit Unvernunfft
Sagst nit sie mach nur Kätzerey
Atheisten und Deysterey
Vnnd glaubst vilmehr on allen Scheu
Daß sie der rechte Vorhoff sey
On den man heitigs Tages nie
Kan eingan zur Teology.
Lachst all verkehrte Stümper aus
Die sich ins liebe Gotes Hauß
Tringen mit unsächlicher Gwalt
Suchen da nur ihrn Auffenthalt
Ihr Weip und Kind wolln sie erneern
Nit abr die Ruchlosen bekern
Wolln da andre Gots Weißhait leren
Möchten selbst erst Menschen Weißhait hören
Gleich wie auch andre Stümper sunst
Streben nur nach Advocaten-Kunst
Durchblättern den Justinian
Lernen den Acten-Schländrian
Vnnd verstehn nit die geringste Spur
Vom ewgen Gsätz in der Natur
Wollen große Juristen seyn,
Bleibn alzeit am Verstand sehr klain
Imgleichen in der Medicin
Siht man fast vile sich bemühn
Nichts nit mit größerm Eiffer treiben
Als die Kunst ein Recept z'verschreiben
Verstehn nit die Anatomy
Patology Phisiology
Semiotic Pharmacevtic
Higiene vnnd Botanic
Machen doch ein gewaltig Gschrey
Als obs Galenus selber sey
Kön'n nichts als schvitzen purgiren
Zur Aderlaßn und Leut veziren
Von solichen Stimpern allzumal
Welcher da ist eine große Zahl
Hastu Herr Bruder z'jeder Frist
Abscheu bezeigt on argelist
Ich b'sinn mich deiner Jugend zart
Wie fain die angewendet ward
In Bayreuth der weiblichen Stadt
Die uns zusamm'n erzogen hat*)

Da waren im Gimnasio
Wir beyd vnnd andre vilmals fro
Wenn wir beysammen spat vnnd fruh
Lateinisch Griechisch noch mehr dazu
Was man noch sonst guts lernen kan
Begirig mochten hören an
Die Saat hast du schon ausgestrevt
Die itzt so schön nach Wunsch gedeyt
Hast da schon mit Verstand gehört
Was Leibnitz vnnd was Wolff uns glert
Zwen deutsche Philosofen b'kant
In Franckreich Welsch- vnnd Engeland
Mit wellichen sich kein andrer Mann
In der Weltweißhait gleichen kan
Dieweil sie nemlich fix vnnd schön
Die Mathematic tief verstehn
Wellichs man auch dem Cartesius
Und Stagiriten nachrühmen muß
Daher denn folgen tuht der Satz
Dem iedermann muß geben Platz
Daß Philosofen insgemein
Die nicht auch Geometern seyn
Gegn sie nur müßen schencken ein
Als Du nun gar nach Leipzigck kamst
Sah man daß Du noch baß zunahmst
Weil Du den Anfang dort gemacht
Hier zur Vollkommenhait gebracht
Die tieffe Lehr der Welt-Weißhait
Mit noch viel größrer Schicklichkeit
Wie man sie löbelichst docirt
Nach Wolffs Manir scharpff ausstudirt
Hast nicht nur halbicht zugehört
Wie man dieselb vorträgt vnnd lehrt
Bist selbst daheimb noch weiter gangen
Hast zu lesen vil angefangen
Nit wie die Faulentzer getan
Die daran ihn'n begnügen lan
Daß sie den cursum mit gemacht
Die dictata ins rein gebracht
Ja der Cuffer sie geschloßen ein
Als soltn sie da gefangen seyn
Möchten auch hernach zu ihrem Hohn
Dem Cuffer gebn die Lorber-Kron
Die baß gefüllt mit Weißhait ist
Als ihr Verstand zu aller Frist
Als uns hernach gantz hell vnnd klar
Ihr Wort und Wärck macht offenbar
Ein Beyspiel uns hier geben kan
Ein wohlbekannter Schreibemann
Der im Discurs durch aignen Mund
Nit mehr als daß fürbringen kunt
Daß die geleert Materia
Stünd ausgeführet hie vnnd da
In seim schönen Collegio
Daß er hätt abgeschrieben fro
Als ers zum drittenmahl gehört
Wies ein berühmter Mann geleert
Zur Stund wolt man sein Buch gern sehn
Darauf es denn fürwahr geschehn
Als ers wollt aus dem Cuffer holen
Daß ihm sein Weißhait war gestohlen
Kein Dib hett ihm den Putz gemacht
Hett er sie ins Gehirn gebracht
Vor so verkehrter Weiß vnnd Art
Hat dich Minerva stets bewahrt
Herr Bruder dich mit Vorbedacht
Zum würdigen Magister gmacht
Nit nur dem Nahmen nach zum Schein
Die sonst wohl nit ein Wildpret seyn

*) Ich erinnere hier daran, daß dieses Gedicht „in fremdem Nahmen" gedichtet worden ist, also, wie aus obigen Worten ersichtlich, für einen Schulfreund Stübners.

Digitized by Google

Doch darf ichs traun nur keck verschweigen
Du thust es uns bald selber zaigen
Wenn du auf dem Catheder frisch
Wirst stehn so steiff als im Harnisch
Dem offt die schärfffsten Opponenten
Mit hundert spitz'gen Argumenten
Wenn sie gleich all auf dich loßrennten
Mit nichten doch durchboren könten
Da wird man sehn was du verstehst
Wie gründlich du im Schliessen gehst
Vnnd vor des Wiedersachers stürmen
Die arme Wahrheit kanst beschirmen
Den Zänckern bald das Maul kanst stopffen
Daß ihn'n das Herz im Leib thut klopffen
Vnnd sollichs wird kein Wunder seyn
Du sprichst behend und schön Latein
Vnnd ergerst nit den Prißzian
Wie mancher vor der Zeit gethan
Wirst auch nicht furchtsam stecken bleiben
Die Dißputation zu schreiben
Wie andre die zwar Weißhaits voll
Wenn mans von ihnen fordern soll
Nit wissen weder aus noch ein
Obs Mädgen oder Bübgen seyn
Fragen vil nach allem dißputiren
Wenn sie nur ein groß M kan ziren
Nun werther Bruder nimm vorlieb
Daß ich Dir ein schlecht Carmen schrieb
Seyend noch von der alten Werlet
Die ihr Gesänglein nicht beperlet
Rubint verguld't versilbert schön
Thu dich nit nach der Kunst erhöh'n
Hab' auch kein Zoten angebracht
Von Fickgen der so lieben Magt
Die der Magister insgemein
Ihr Buhlschafft vnnd Gespons muß seyn
Wellichs wenn mancher es nicht wüst
Er gantz vnnd gar verstummen müst
Vnnd brächt auf den Magister-Schmauß
Nicht einen kalen Reim heraus
Sag dir auch nichts von deinem Krantz
Auch nichts von dem Magister-Tantz
Vielminder vom zu Bette gehn
Darbey offt garstig Fratzen stehn
Daß werden andre je vnnd nun
An meiner statt schier weiblich tuhn
Vor mein Person hielt ichs vor baß
Zu wünschen Glück ohn unterlaß
Auf redlich Deutsch vnnd alt Manier
Daß dir Herr Bruder für vnnd für
Aus deiner schönen M'gistr Zier
Viel Seegen Heil vnnd Trost erwachß
Vnnd mach den Schluß wie sonst Hans Sachß.

Abgesehen von dem Umstand, daß in diesem Gedichte bereits der Hohn auf die Facultäten sich schüchtern regt, der in späteren Satiren und Lehrgedichten (so z. B. in den Gedichten „Die rechte Art zu predigen" — „Lob und Tadel" — „Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit" — „Ob ein Arzt sich auf die Philosophie legen müsse" — „Die verbesserte Lehrart im Predigen" — „Die Pflicht theologischer Lehrer" — „Was die Medicin schimpfe" u. a. m.) so kraftvoll und rücksichtslos zum Durchbruch gelangt und zweifellos dem Dichter des „Faust" als unmittelbare Vorlage für die berühmte Satire auf alle Facultäten in der Schüler-Scene gedient hat — abgesehen auch von dem Umstand, daß hier schon das „schwarz auf weiß besitzen" der Studenten, die zwar nichts im Kopfe, dafür aber alles „im Cuffer" haben, satirisch beleuchtet wird; ist das hier mitgetheilte Gedicht vor Allem als sprachliche Schöpfung von höchster Merkwürdigkeit. Nur ein Meister seiner Sprache konnte zu einer Zeit, da auch die besten Schriftsteller Mühe hatten, ein leidliches Deutsch in gemessener Weise zu Papier zu bringen, so virtuos, so selbstherrlich mit der Sprache schalten und sich dabei zugleich als genauesten, mit allen ihren Schrammen und Schrullen bis in's Kleinste vertrauten Beherrscher der mittelalterlichen Dichtersprache bekunden. Ich stehe nicht an, dieses anscheinend flüchtig hingeworfene, aber zweifellos mit besonnener Meisterschaft ausgearbeitete Gelegenheitsgedicht für ein poetisches Literaturdenkmal ersten Ranges zu erklären. Es wird uns nicht nur deshalb ehrwürdig bleiben müssen, weil es als stylistisches Erzeugniß einen Vorläufer des „Faust"-Styls bildet; sondern vor Allem auch deshalb, weil hier zum ersten Mal eine neue Anknüpfung an die Dichtung der Meistersinger gegeben ist, deren Weiterwirkung auf die Nachfolger Gottsched's ohne Weiteres nachgewiesen werden kann.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Unterwegs.

Begegnungen in der Bergheimath von Hans Fraungruber.

1. Der Aehnl.*)

Vom Tressensteine herabgekommen, strich ich über die Halden gegen Grundelsee und kehrte beim höchsten Sonnenstande in einem schmucken Gehöfte ein, wo mich der Rantler und sein geschäftiges Weib freundlich begrüßten.

Ich lud mich zum Mittagessen ein. Die beiden Knechte kehrten von der Wiese heim, die Dirn kam aus dem Stalle, und bald standen wir um den großen Tisch herum, auf den die Bäurin die geblumte Suppenschüssel aufgetragen hatte. Da zeigte es sich, daß Eins fehle.

„Der Aehnl is nit da", sagte die kleine Mariedl und tupfte den Vater auf das rupfene Hemd. Der Rantler wollte just das Tischgebet anheben; jetzt ließ er die Hände sinken und wandte sich um. „Richti, der Aehnl is nit da. Was hat's denn heut? D' Mahlzeiten vergißt er doch nie."

Die Bäurin huschte in den Flur hinaus und spähte vom Antrittsteine den Hang entlang. Als sie den Gesuchten nicht entdeckte, kehrte sie sich gegen das Innere des Hauses und schrie: „Aehnl, zan Essen ist's, zan Essen!" Die kleine Mariedl war mittlerweile in den Hof geschlüpft, und ihr frisches Stimmchen gellte durch Stall und Tenne: „Aehnl, wo seids denn? Kemts zan Essen — Aehnl, hörts nit?" Eben kam sie zurückgelaufen, daß die blonden Zöpfchen flogen, und mit großen, besorgten Augen guckte sie uns an. „Er is nit da, und er is nit da!"

Nun war beim Rantler wahrhaftig der Aehnl in Verlust gerathen.

Der Bauer nickte bedächtig und sagte: „Is wohl a Kreuz, a hoher Siebz'ger — er wird halt ah schon wunderli." Und gegen die Dienstleute setzte er hinzu: „Eßts derweil! Aus der Welt kann er ja nit sein, und g'stohlen hat 'n ah niemd." Damit verließ er die Stube, und ich folgte ihm, begierig zu erfahren, wo sich der alte Mann vorfinden werde. Wir forschten in allen Winkeln nach dem Vermißten. „Weit kann er nit sein," meinte die Rantlerin, „ih han gar nit gewahrt, daß er eppa aus 'n Haus gangen wär."

Trotz dieser beruhigenden Einrede zog die Enkelin ein schiefes Mündchen, und ihr Ruf nach dem geliebten Aehnl klang immer weinerlicher. Plötzlich flog ihr ein Einfall durch den Sinn. „Vota, Muatta", drängte sie, „eppa is er gar auf'n Dachboden g'stiegen? Ich han ihn schon mehrer Weil auf der Stiegen sitzen g'sehen."

Das Paar erwiderte nichts, aber wir schlossen uns dem Dirnlein an, das die steile Holztreppe emporhastete. Als wir die halbe Höhe erreicht hatten, stand die Kleine an der offenen Thüre, hielt ein Fingerlein an die rothen Lippen und winkte und nickte uns heftig zu. Beklommen stapften wir aufwärts und lugten einander über die Schultern in den dämmerigen Raum.

Da saß der Aehnl auf einem Hackstock vor der breiten, bemalten Truhe, in welcher die Bäurin ihre Bohnen verwahrt hielt. In tiefe Selbstvergessenheit versunken, tauchte er die Hände immer wieder in den rieselnden Schwaden, zog sie behutsam heraus und ließ die kleinen

*) Großvater.

Digitized by Google

Früchte wohlig über die welken Finger gleiten. Durch das Dachfenster fluthete ein Sonnlichtstreifen und verklärte das glückselige Antlitz des Greises und die blühweißen Locken, die seine Schläfe deckten. — Wir athmeten kaum, aus Besorgniß, das Entzücken des alten Kindes zu stören.

Endlich trat die kleine Mariedl näher, streichelte zärtlich über seine Wangen und schmeichelte: „Aehnl, zan Essen is's; zur Muatta sollts kema!"

Wie in zögerndem Erwachen trennte sich das ehrwürdige Gesicht von dem wohligen Geschäfte. Mit großverwunderten Augen schaute das Männlein die Kleine an und lächelte: „Wohl, wohl, mein Mariederl, ih kim schon, gleich kim ich. Schau, der Aehnl war hiaz ah bei seiner Muatta." — —

2. Jugend!

Auf der Kreuzung der Seewege hielt ich an und schaute sehnsüchtig hinüber zur schimmernden Trisselwand, die unter den heißen Blicken der scheidenden Sonne erglühte.

Vor mir, auf dem humpeligen Sträßchen, das zur Sattelwiese hinanstrebt, zogen zwei lachende Kinder ein Wägelchen, wie es die Leute zur Holzbeförderung verwenden, und hinter ihnen schritt ein schlanker, hochgewachsener Bauer, angethan mit der landesüblichen „Irchenen"*) und der grauen Lodenjoppe. Bald hatte ich ihn eingeholt, bot ihm die Tageszeit, und wir geriethen in's Plaudern.

Ich erstaunte, als ich auf dem jugendlichen Körper einen alten Kopf gewahrte, dessen Schnurrbartfahnen grau waren wie das Moosgeflechte auf den Nadelhölzern. Aber die Augen leuchteten frisch und lustig, und gesunde Zähne blinkten aus dem freundlich lächelnden Munde. Wir schritten selbander dem Walde zu, dessen kühlschattiges Dunkel uns bald wohlig erquickte. In vollen Zügen athmete ich die würzige Luft ein und schob mein Hütel in den Nacken.

„Ja, das thut freilich wohl", lachte der Alte, „der Wald da is viel Leuten lieb. D' Frau Fürstin geht all' Tag a Stünderl drein umeinand, und allerhand Herrschaften suchen ihn auf. Is wohl a Pracht so a Holz, hochstämmig und buschad, und noch so jungfrisch dabei!"

„Ihr habt den Wald wohl noch viel jünger gekannt?" warf ich ein.

„Will ich meinen", betheuerte mein Gefährte. „Ich und dö Feichten, wir waren sozusagen Buam miteinand. Wie oft und oft war da mein Weg! Mit die Kameraden bin ich ohi zun See und in d' Seewiesen zum Tanz, oder aufi in Schoberwiesberg, 'bald uns g'lust hat, a Gamsl anz'schauen." —

„Anzuschauen?" zweifelte ich.

„Na ja, g'nau anschauen halt, haha, recht g'nau! Da sind wir nachher in der stockfinstern Nacht wieder hoamzu, und immer amol mit ein Binkel am Buckel. Sapra, wann ich dran denk!" Und der Lahnbauer, der war es, dachte inbrünstig daran. Er blieb stehen und seufzte.

„Fahrts zu," bedeutete er den aufhorchenden Kindern, „ich kim enk schon nach." Dann wandte er sich wieder zu mir. „Da, akrat auf demselbigen Platzl haben wir einmal unsre Dirndln vertheilt, ich, der Riesler Franzl und der Reitbauern Sepp. Die Mirzl, sag ich, han ich gsagt, is die Deine, die Seff den seine, und die Nandl is die Meine. Wir geh'n einand nit in's Gäu, das gilt. Und käm eppa ein Anderer, ast halten wir zsamm. Und so haben wir thau, wir drei. Sapra, sapra, wann ich dran denk!"

„Das sind freilich schöne Erinnerungen", sage ich und betrachte wohlgefällig den Alten. So gut hat mir in der That selten ein Mensch gefallen. Wie frei er vor mir steht auf dem moosigen Waldboden, geschmeidig und fest, als wolle er ein Loch in die Weltkugel treten, und jede Faser in dem sehnigen Körper bebt in Lebenskraft. Er streift den Schweiß von der Stirn und nickt sinnend vor sich hin. „Herentgegen wills mir frei 's Herz verbrennen, 'bald mir einfallt, daß schon glei a halbs Jahrhundert dahin is seit dem. Der Riesler hat nachher die Seine genommen, ich bin Lahnbauer worden und han ah gheirat, und der Sepp, der is bei Königgrätz g'fallen. Gott hab 'n selig, das war a Mordskampl. Ja, lang is 's her, lang. Sapra, und doch ziemt mich noch öfter, ich kunt ein Bam derpacken und über's Knie abbrechen — sollt ich's nachher nit zwingen, daß ich nochmal jung wurd, jung?!"

Und der Lahnbauer ballt die Fäuste, die Augen blitzen auf unter den buschigen Brauen, weitmächtig spreitet er die Arme aus, als wolle er sich hinwegschwingen über Wipfel und Kuppen. — „Großvater!" hallt es plötzlich ungeduldig von der Wegkrümmung her, „Großvater, so kemts!"

Wie von einem Stich getroffen, zuckt der Alte zusammen; halb abgewandt winkt er mir zu und schreitet hastig in das dunkle Dickicht. Ich blicke ihm verständnißvoll nach. Großvater — und jung sein wollen, halt ja!

Aufathmend sprang und glitt ich den Hang hinunter, und als ich am Seeufer stand, jauchzte ich über die dunkle Fläche hin — Gottlob, ich bin noch jung! (Schluß folgt.)

*) Lederhose.

Aus der Hauptstadt.

Roland Bismarck.

Die Gemahlin eines der besten, von der Sonne kaiserlicher Kunsthuld am glänzendsten beleuchteten hiesigen Bildhauers sagte mir vor einiger Zeit bei unserer Unterhaltung über die grassirende deutsche Denkmalmanie: „Für die Bildhauer ist gegenwärtig das goldene Zeitalter angebrochen!"

„Zugestanden, Frau Professor," erwiderte ich, „aber auch für die Bildhauer-Kunst?"

Die Künstlergattin — übrigens eine ganz charmante Frau — beantwortete die offenherzige Frage recht schnippisch, so daß mir der Appetit nach einer Fortsetzung der Discussion benommen wurde. Hätte ich aber das Resultat der Hamburger Bismarck-Denkmal-Concurrenz — das heute von der gesammten Presse in allen Tonarten abgehandelt und commentirt wird — damals gekannt, ich würde die Unterhaltung, selbst auf die Gefahr hin, die Gunst der Dame für immer zu verscherzen, entschieden fortgesetzt haben.

Preisconcurrenzen ergeben bekanntlich oft gar abenteuerliche Resultate. Die Hamburger Bismarck-Concurrenz aber scheint mir in ihrem Ergebniß schon mehr an's Märchenhafte zu streifen.

Ein junger, unbekannter Künstler, Hugo Lederer, stellt den Hamburgern Bismarck als gepanzerten Roland dar, setzt diesen Roland-Bismarck auf einen — wie die Blätter behaupten, äußerst wirkungsvollen — architektonischen Unterbau und schlägt mit diesem Entwurf die gesammte vielerfahrene und berühmte Collegenschaft siegreich aus dem Felde. Dieser Fall wäre in der Kunstgeschichte nichts Neues. Geniale junge Kunst-Aare haben ergrautem Meistergevögel oft genug die Federn zerzaust. Ist Herr Lederer durch seine Rolandsthat dem Kreise dieser Auserwählten zuzuzählen?

Bismarck als Roland! Hm, hm! Also offenbar etwas Allegorisches. Der Künstler stellt den Kanzler als Roland dar, um das Kampfesfreudige des Edlen, seinen heroischen Sinn, seinen Paladincharakter recht augenfällig zum Ausdruck zu bringen. Gut. Die Allegorie ist bekanntlich ein Kunstproduct, das eine abstracte Vorstellung, eine Idee versinnlicht, verkörpert. In der darstellenden Kunst: ein Werk, das einen übersinnlichen Gegenstand unter einem ihm vollkommen entsprechenden Bilde schildert und darstellt. Da wirft sich natürlich zunächst die Frage auf: Ist die Allegorie im vorliegenden Falle als künstlerisches Ausdrucksmittel überhaupt anwendbar und zulässig? Ist ein Bismarck als Roland überhaupt künstlerisch darstellbar? Ist der Held von Roncevalle, dessen sagenumwobene Siegfriedererscheinung gerade durch ihre Jugend und durch ihr vorzeitiges tragisches Ende so sympathisch anmuthet, mit der Persönlichkeit des alten, großen Diplomaten irgendwie zu identificiren? Oder ist er, wenn nicht durch seine Person, so doch durch seine Thaten dem thatenreichen Kanzler so verwandt, daß eine Parallele zwischen Beiden möglich wäre?

Ich sage: Nein!

Die Größe Bismarck's liegt auf ganz anderem Thätigkeitsfelde als auf demjenigen des schlachtenfrohen Paladins Karl's des Großen. Hätte Bismarck seine Erfolge mit dem Säbel in der Faust erringen müssen — ich glaube, es wäre schlecht um sie bestellt. Und ein Roland mit einem Bismarck'schen Glatzkopf?! Risum teneatis amici! Denn die Sache ist ernst. Dieser Hamburger Roland-Bismarck trägt wirklich den unverfälschten Bismarck-Kahlkopf. Der Reiz der Neuheit wäre diesem Roland also entschieden zuzusprechen.

Sehen wir jedoch von den berührten, dem grundverschiedenen Wirken und persönlichen Wesen der beiden Heroen entstammenden Einwänden vollkommen ab — auch ein rein äußerlicher, nur auf's Costüm gerichteter Parallelismus erscheint hier als Paralogie und ist meines Erachtens gänzlich ausgeschlossen. Mit ganz demselben ästhetischen Rechte könnte ein Geistesverwandter Lederer's Ulrich von Hutten im Frack, Franz von Sickingen in der Uniform eines preußischen Gardeleutnants oder die Venus von Melos in einer Crinoline aushauen.

Bismarck fühlte sich bekanntlich am wohlsten in bequemer Hausjoppe, die lange Pfeife im Munde. Ich besitze noch heute eine ganz vortreffliche, der Kissingener Attentatszeit entstammende Cabinet-Photographie von ihm, worin er in zugeknöpfter Plüsch-Joppe und weißem Halstuch erscheint, und ich habe ihn im Berliner Thiergarten, wenn er ausritt, stets in bequemer Interimsuniform, die weiße Kürassirmütze lässig im Nacken, gesehen.

Aber der alte Kanzler wird ja mit Vorliebe „der Eiserne" genannt. Und dieses epitheton ornans scheint für Herrn Lederer ausschlaggebend gewesen zu sein. Ein eiserner Kanzler muß doch auch einen eisernen Rock haben — ergo: ziehen wir ihm eine Roland-Rüstung an, dann ist er in Wahrheit „der Eiserne". Und Herr Lederer that, wie er dachte. Schade nur, daß die Denkprocesse in zwei verschiedene Gattungen, in richtige und falsche, zerfallen. Hätte der eiserne Schmied der deutschen Einheit zur Rechtfertigung jenes Beiworts überhaupt ein äußeres Attribut bedurft — wahrlich, es stünde schlecht um die innere Berechtigung des Wortes.

Ich schaue meine Bismarck-Photographie an. Der flüchtigste Blick auf diese eherne Stirne, den energischen, festgeschlossenen Mund, die

Digitized by Google

ernsten, stählerne Blitze werfenden Augen und ich weiß: „Voilà un homme!“ ein Mann von unbeugsamer eiserner Energie, von damascenerklingenscharfem Wissen und Wollen, von unerschütterlichem Muthe und Beharren, eine jener Welt-Eroberer-Naturen, die man brechen, aber nicht biegen kann. Es gehört die Naivetät eines unerfahrenen Kindes dazu, den Charakter einer solchen Erscheinung noch durch äußeres Beiwerk verdolmetschen zu wollen.

Ein Bismarck als Roland — selbst als rasender — ist mir ein ästhetischer Nonsens.

Doch abstrahiren wir einmal von dieser Costüm-Schrulle und betrachten wir Lederer's Bismarck — sein Roland-Costüm als berechtigt zugestanden — lediglich als Statue, als Kunstleistung.

Einem ebenso geläufigen wie richtigen Grundsatze zufolge soll es dem echten Künstler bei seinen Schöpfungen in erster Linie darum zu thun sein, wie er die seiner Kunst speciell eigenthümlichen Schönheiten und Darstellungsvorzüge am besten verwerthen kann.

Was findet sich von diesen Schönheiten und Vorzügen in Lederer's Bildwerk?

Wir sehen die reckenhafte Figur eines mit leicht ausgespreizten, graden Beinen vor uns stehenden, vom Kinn bis zur Fußspitze völlig in Eisen geschienten Mannes, dessen Rücken von einem gradlinig herabfallenden Mantel bedeckt wird, und welcher mit seinen beiden, ebenfalls fast in gerader Linie über der Brust gehaltenen Händen den Griff eines riesigen, in gerader Senkrechtheit auf den Boden gestützten Schwertes umfaßt, eines Mordinstrumentes, gegen welches die mächtige Stegeskinge des tapferen Roland sicherlich das reine Kinderspielzeug gewesen ist. Der barhäuptige Glatzkopf, der auf diesem Eisenrumpfe sitzt, ist derjenige Bismarck's. Das ist unwidersprechbar. Er ist ganz porträtähnlich. Nur die drei berühmten Kladderadatsch-Haare auf der breiten Glatze hat unser Künstler vergessen. Vielleicht fügt er sie später noch zu.

Zu beiden Beinseiten der Statue kauert in Kniehöhe, als fürchte er sich vor den eisengepanzerten Beinen und dem grausen Scharfrichterschwert, ein ängstlich zusammengeduckter, die Flügel ebenfalls gradlinig hängen lassender Adler, hoffentlich nicht der des preußischen Wappens, denn dies könnte ein strebsamer Staatsanwalt ja als Majestätsbeleidigung deuten.

Die Hamburger Großkaufleute und Rheder lieben die graden Linien. Das ist des Kaufmanns ehrendes Recht. Namentlich für die Seeschifffahrt ist die grade Linie die beste. Aber auch für ein Skulpturwerk?! Herr Lederer glaubt es offenbar. Denn Alles an seiner Statue: der Mantel, die Beine, das Schwert, die Arme, die Adlerflügel, ja selbst die Adlerschnäbel sind gradlinig. Mein kleiner, mallustiger Junge kann's mit dem Lineal nicht grader machen. Sapienti satis!

Die alten Griechen behaupteten von Dädalus, daß er der Erste war, welcher Figuren darstellte, „als ob sie gingen und sich bewegten“, ein epochemachender Schritt, indem er die Plastik statt mit der wahlverwandten Architektur, mit der ferner liegenden Dramatik wetteifern ließ und damit allmälig die Bahn brach für jene geistvollere Architektonik und Symmetrie des lebendig bewegten Körpers.

Sollten die genialen Alten sich geirrt haben und der Schritt nie geschehen sein, oder sollte Herr Lederer, ein auf den Kopf gestellter Dädalus, vielleicht jene epochemachende künstlerische That in ihr Gegentheil zu verwandeln sich berufen fühlen?

Sei dem wie ihm sei. Und wenn Herr Lederer sich nachträglich als noch so großer Kunstreformator herausstellte — vor seinem Hamburger Bismarck-Roland mache ich keine Reverenz und schenke ihn gern Denjenigen, die ihn anerkennen und preisgekrönt haben: den Verehrern der graden Linie, den Hamburgern. Schöppenstedt liegt manchmal nicht nur im Braunschweigischen. Josef Schrattenholz.

Aus unseren Kunstsalons.

Wenn auch nur alles Wesentlichere hier berücksichtigt werden sollte, was in unseren Kunstsälen in den letzten Wochen zu sehen gewesen ist, so müßte ich den mir zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten. Aber mein Gewissen belaste ich, wenn ich Vieles verschweige, doch nicht allzusehr. Den Wettlauf unserer Aussteller, der geschäftlichen, wie der künstlerischen, kann kaum der Berichterstatter eines Tageblattes mitmachen, geschweige denn der Chronist einer Wochenschrift. Und selbst wenn man's könnte, die Lust fehlt Einem dazu, denn der Kunstgenuß hört bei solchem Durchhetzen entschieden auf.

Den höchsten Rekord erzielt jedenfalls Eduard Schulte's Salon. Genau alle drei Wochen zeigen die fünf Säle und Kabinette ein vollständig neues Aussehen, das nur in der Buntscheckigkeit der zusammengestellten Collectionen und Einzelwerke sich gleich bleibt. Wer im Sommer fleißig Kunststädte bereist hat, findet freilich viel Bekanntes, aber das ist ein geringer Trost. Namentlich aus München und Dresden waren und sind hier solche alte Bekannte wiederholt aufgetaucht, Collectionen aus aller Herren Länder, die dann zwischen allerlei Verkaufswaare im gewöhnlichen Sinne des Wortes und den Arbeiten der ausstellenden Stammkundschaft eine angenehme Abwechselung bilden würden, wäre es nicht eben jedes einzelne Mal zu viel. Das Eine schlägt das Andere todt bei dieser Eindrucksjagd. Denn — das ist nicht zu vergessen — bei der Masse der Salon-Ausstellungen überhaupt ist ein mehrmaliger Besuch der einzelnen meistens ausgeschlossen.

Sammlungen von meist minderwerthigeren Böcklin-Bildern, von einigen Werken Watt's, des großen feinfühligen Coloristen, eine Sammlung von Skandinaven, mit einigen Bildnissen von Björck an der Spitze, von sehr vielseitigen Arbeiten, Porträts und Phantasiestücken, von Julie Wolfthorn, einer der feinsinnigsten und reifsten Berliner Künstlerinnen, die Ausstellung der Intimitäts-Künstler des Düsseldorfer „St. Lucas“-Vereins, der Schweizer Albert Welti, der was vom Böcklin und was vom Keller hat, aber doch ein eigenes Gesicht zeigt, dann einige Engländer und unter ihnen der in London lebende Deutsche Wilhelm Rothenstein, der schon in Dresden einen Ehrenplatz behauptete, und John Lavery, übten wohl die Hauptanziehung in all' diesen Ausstellungen aus. Von Lavery haben wir hier freilich auch schon Besseres gesehen, als diese Bildnißstudien in „braun und blau“, „grau und braun“, und anderen Farben-Zusammenstellungen, die häufig nach Whistler's Vorgang besonders hervorgehoben werden, aber es sind doch auch sehr schöne Sachen darunter, wie z. B. die Dame mit dem Pudel und die im grauen Kleide und schwarzen Hut. Rothenstein hat allein 36 Bildnisse, Architekturen, Landschaften, Genrebilder, d. h. figurenbelebte Interieurs in Oelmalerei, Lithographien, Zeichnungen und dazu große Medaillen, wie z. B. Auguste Rodin und Paul Verlaine, ausgestellt. Eine schöne Schlichtheit, die das Wesentliche immer überzeugend giebt, und eine Palette zeichnen ihn aus, die über Rembrandteffecte ebenso gebietet, wie über die Ausdrucksmittel der Hellmalerei, aber einer, die mit den Localtönen doch respectvoll umzugehen weiß. Eine ernste Persönlichkeit, die auch im Kleinsten sich geltend zu machen weiß. Einer von den Künstlern, der uns mit seinen Arbeiten wirklich näher tritt, weil er uns was zu sagen hat . . .

Im Künstlerhause gab's eine Bracht- und Brachtschüler-Ausstellung, dem scheidenden Meister zu Ehren. Ein hübscher Gedanke, eine pietätvolle Ehrung. Ganz gelungen ist die Ausführung allerdings nicht. Sie wurde nothgedrungener Weise etwas überhastet, und der Zufall war oft der Lieferant. Von dem Entwickelungsgange des Lehrers vermochte sie keine rechte Vorstellung zu wecken und ebenso auch nicht von der Eigenart der einzelnen Schüler, die übrigens zusammen einen Zeitraum von 20 Jahren vertreten. So begegneten wir unter ihnen auch Oscar Frenzel, Max Schlichting, Hermann Hendrich, Ludwig Dettmann und Anderen, in denen heute gewiß die wenigsten Brachtschüler vermuthen dürften. Im Uebrigen habe ich gerade in der letzten Zeit von Bracht und seinen Schülern hier wiederholt eingehend sprechen können. Ich hätte heute nichts hinzuzufügen.

Eine sehr interessante Ausstellung findet zur Zeit im Lehrsaal der Akademie der Künste statt. Freilich nur ein einziges Gemälde giebt es dort zu sehen, aber es wiegt reichlich manche große Salon-Ausstellung auf. Es ist Hugo Vogel's großes Repräsentationsbild für das neue Hamburger Rathhaus, für das er auch einige Wandgemälde zu liefern hat, einen Cyclus von Culturepochen. Vogel's Aufgabe war nicht leicht: 24 Herren in gleicher Festtracht im Eingang zu einer großen Halle mußte er malen. Aber er hat die Aufgabe coloristisch und auch in der Anordnung glänzend gelöst. Wir haben in Deutschland schon lange keine so vornehme und künstlerisch hochstehende Repräsentationsmalerei aufzuweisen gehabt. Man denkt gegenüber diesen Gemälden an die großen Niederländer und Spanier des 17. Jahrhunderts. Gerade, was für manchen Anderen zur bösen Klippe geworden wäre, hat Vogel feinfühlend auszunutzen verstanden. Ein kaltes, weißes Licht füllt den Raum, deren Wände und Säulen ebenfalls weiß sind, wie auch der Boden. In diesen Raum sind von links, eine dunkle Treppe herab, 20 Senatoren, Bürgermeister Versmann an der Spitze (das Bild versetzt uns in das Jahr 1897 oder 1898, wo das neue Rathhaus eingeweiht wurde), und vier Syndici hineingeschritten, um sich zu einer Festlichkeit zu begeben. Alle tragen die malerische schwarze Gala-Amtstracht: halb niederländische, halb spanische Tracht aus dem 17. Jahrhundert, dazu große weiße Teller-Halskrausen. Wie bläuliche, bräunliche, silberige Reflexe auf dem schwarzen Sammt spielen, wie das Schwarz zum Weiß steht, durch Halbschatten und Helldunkel mit ihm harmonisch zusammenklingend und wie in einer breiten gebrochenen Linie die goldrosigen Fleischtöne der prächtigen Charakterköpfe, meist natürlich alte, zwischen dem Weiß und Schwarz sich hinziehen — das ist äußerst fein herausgebracht. Dazu die natürlich lebendige Haltung jeder einzelnen Gestalt, von denen mitunter mehrere zusammen eine kleine Gruppe bilden. Und Alles frei und flott hingestrichen, und doch nirgends flüchtig und nichts übersehend. Es ist sehr zu bedauern, daß er nicht bereits vor zwei Jahren fertig war — mit diesem Bilde hätten wir in Paris Ehre einlegen können. Auch muß ich gestehen, daß ich von Vogel selbst noch nichts so Großzügiges und rein malerisch so schön Gelungenes gesehen habe. Den Hamburgern, die eben ein imposantes Bismarck-Denkmal sich zu gewinnen verstanden haben, ist zu dieser neuen Errungenschaft zu gratuliren, und Berlin kann es um sie Beide beneiden.*)

Wie dieses Gemälde, so ragt bei Keller & Reiner eine plastische Ausstellung aus der Fluth alles Uebrigen hervor. Ein Italiener, ein Russe, ein Norweger, die beiden Letzteren längst schon auch in Deutschland nach Gebühr geschätzt. Dem Italiener begegnet man hier zum ersten Mal. Es ist Medardo Rosso, einer von den Impressionisten allerstrengster Observanz. Im Vergleich zu ihm möchte man Auguste Rodin fast einen Pedanten nennen. Er geht — so widersinnig das bei plastischen Werken klingen mag — von dem Streben nach malerischer Wirkung aus. Seine flüchtigen, fast möchte man sagen nur hingehauchten und doch sichtlich von großem Studium zeugenden Köpfe und Büsten, die oft nur wie ein ganz flaches Relief auf dem Block, dem Thon, Wachs sitzen, wollen nur aus einem ganz bestimmten Gesichts-

*) Unser geschätzter Mitarbeiter denkt, wie man sieht, anders über das Standbild Lederer's, als J. Schrattenholz. Die Red.

Digitized by Google

winkel betrachtet werden, denn erst ein ganz bestimmtes Spiel von Licht und Schatten läßt erkennen, was der Künstler eigentlich darstellen wollte. Nicht immer habe ich, offen gestanden, diesen Gesichtswinkel herausfinden können. Aber mitunter zeigt sich auch eine starke Wirkung, so im Kopf des kranken Mädchens, im grinsenden Gassenjungen-Kopf, im Trunkenbold. Im Ganzen dürfte aber wohl der Ansicht Raum gegeben werden, daß man es hier mit einer Caprice, nicht mit einer Zukunft zu thun hat. Es ist ein interessantes Experiment, wie etwa in der Malerei das der Neu-Impressionisten. Es erscheint mir immer verkehrt und das Zeichen einer Decadenz zu sein, wenn Mittel und Zweck sich nicht decken. Würden wir noch von einem Gemälde sprechen können, wenn der Maler etwa seine Figuren mit zollhohem Farbenauftrag greifbar plastisch modelliren wollte? Da hat der Russe Fürst Trubetzkoi rechtzeitig Halt gemacht. Auch er legt den Hauptnachdruck auf Lebendigkeit des Ausdrucks im weitesten Sinne des Wortes, nicht auf peinliche Genauigkeit der Form. Ja, bei seiner eigenartigen Technik bemüht er sich sogar sichtlich, alle glatten Flächen, Fleischtheile ausgenommen, zu zerstören und bearbeitet daher das Thonmodell mit Stäbchenschlägen, so daß die Oberfläche rauh und rissig wird, wodurch dann in Bronce in der That das Spielerige malerischer Wirkung erzielt wird. Aber doch ist Alles da, jede Form deutlich erkennbar. Seine Büsten und Gruppen wirken immer auch schon als Silhouette schön und in der Wiedergabe des Seelischen bei Menschen und Thieren ist er ein Meister. Durch und durch modern und realistisch ist er dabei. Vornehme junge Damen als Halbbüsten, oder in ganzer Figur, mit kleinen Kindern auf dem Arm oder mit ihnen am Boden kauernd, modern gekleidete kleine Mädchen mit großen Hunden, allerlei Pferde und Rinder, Volkstypen, Droschken u. s. w. — man hat ja in den letzten Jahren vielfach solche Arbeiten von ihm bald in Lebensgröße, bald in kleinen Formaten bewundern können, die Anmuth, Lebendigkeit und flotteste Technik mit einander verbinden. Man kann sehr gespannt sein, wie der erst 36jährige Künstler, der erst kürzlich aus Italien, seiner eigentlichen Heimath, nach dem russischen Vaterlande übergesiedelt ist, als Denkmalbildner sich geben wird. Man hat ihm, der gleichzeitig Professor an der Kunstschule zu Moskau geworden ist, das dort zu errichtende Monument Alexander III. in Auftrag gegeben.

Ganz anderer Art ist Stephan Sinding, der vor einer Reihe von Jahren in Deutschland sich sehr glücklich mit der gefesselten „Sklavin" einführte, die kniend ihr am Boden liegendes Kind stillt. Sinding führt Alles bis aufs Kleinste aus, ganz besonders in der Holztechnik. In dieser Technik sind hier die bekannte „Aelteste ihres Geschlechts" und eine kleine wundervoll charakteristische „Walküre" zu sehen, die mit ihrem Roß einen Abhang hinab reitet. Farbig behandelt, wie jene andere Figur auch. Aber doch wirkt zuerst immer das Ganze durch die Schönheit der großen Formen und durch die Großzügigkeit der Ideen. Wer die Neue Glyptothek in Kopenhagen kennt, die großartige Jacobsen'sche Stiftung, der hat dort auch die „Sklavin", die sich küssenden zwei „Menschenkinder", die „Nacht" — auch ein schlafendes junges Menschenpaar — die „Barbarenmutter", die ihren todten Sohn aus dem Kampfgewühl fortträgt, im Original bewundert. Hier sehen wir Abgüsse davon, wie auch von Sinding's neuestem Werk „Mutter Erde". Ein Riesenweib, diese Gäa, halb mit dem Felsen verwachsen, auf dem sie sitzt; und im Schooße ruhen ihr abermals zwei junge schlafende Menschen. Eine ganz ähnliche Idee hat früher einmal unser Max Kruse, der überhaupt viel Verwandtes mit Sinding aufweist, in dem Grabdenkmal seiner Eltern ausgeführt. Auch den Liebreiz seines jungen Menschenpaares in der bekannten Gruppe „Liebeswerbung" zeigen alle Figuren Sinding's, deren Mädchen namentlich zu den schönsten Gestalten der realistischen Weibesplastik gehören. Man fühlt's bei beiden Künstlern heraus: nicht das Modell regt sie zu diesem oder jenem Motiv an, sondern als ein Ganzes gewinnt es plötzlich in ihrer Phantasie vollständiges Leben. Nicht: „ich will", sondern „ich muß das so machen" — das steht sozusagen über solchen Werken . . .

Bei Keller & Reiner auch begegnen wir dieses Mal dem Münchener Künstler-Verband „Scholle", nachdem er im vergangenen Winter bei Gurlitt debütirt hatte. Der Name ist gut gewählt. Aber ist's nicht ein Name bloß? Was vom Heimathskunstbegriff liegt drin, aber so rechte Heimathskunst bietet der Verband noch nicht, etwa im Geiste der Worpsweder oder der Thoma und Steinhausen, oder unseres Märkischen Künstlerbundes. Dazu sind einerseits doch noch zu viele fremde Einflüsse in der Ausdrucksweise zu verspüren, und andererseits wird etwas viel spintisirt, fabulirt und gegeistreichelt. Heimathskunst wird immer auch gleichzeitig Volkskunst sein können und müssen, eine Kunst, die ins Volk dringt. Ist das z. B. von Fritz Erler's Allegorie „Einsamer Mann", der nackt, mit einer scharlachrothen Dogge zur Seite durch eine eisige Berglandschaft hinschreitet, denkbar? Oder von seiner „Pest"? Ein Triptychon: links eine wilde Orgie, in rothgelbe Farbenfluthen getaucht; rechts ein Zug von Geißlern aus dem Dom herausrasend, am goldgleißenden Muttergottesbilde vorüber; Gelb und Roth auch hier die Farbenharmonie; im großen Mittelbilde die „Pest", ein strahlend schönes Weib in leuchtendem gelben Gewande, einen Kopfschmuck auf dem Haupt, der dem der Madonna nebenan merkwürdig ähnlich sieht, von flatternden Raben gefolgt, durch die todeseinsame Stadt eilend. Rein malerisch hat das Bild manche Vorzüge, aber in der Hauptsache erscheint es mir zu sehr ausgeklügelt. Dagegen deckt sich bei Walter Georgi's Flügelbilde „Saure Wochen — frohe Feste" Format und Inhalt nicht. Trotz der Größe wirkt das Ganze bloß wie eine Vignette oder Kopfleiste. Zu beiden Seiten Feldarbeitmotive, in der Mitte Erntefestjubel tanzender Bauernpaare. Es ist Illustration. Aber einen hübschen Sonnenlichteffect hat der Künstler in der Wirthshausscene angebracht, wenn man will, einen coloristischen Witz, dieses in Licht und Schatten auf einen fliegenden Weiberrock sich abzeichnende Fenster. Georgi's „Kartoffelfeld" und „Mittagsstunde im Park", die er früher gemalt hat, waren im Entwurf besser gerathen. Auch Reinhold M. Eichler's „Pan" — im Schlafrock, in herbstlich rother und fahler Waldhügellandschaft lagernd, wirkt mehr wie eine Zeichnung, wie ein Titelblatt etwa zur „Jugend". Es sind ja vornehmlich „Jugend"-Mitarbeiter, diese Künstler und daß sie von der Illustration kommen, merkt man oft. Aber auch recht Erfreuliches ist zu sehen: so Robert Weise's lebensgroße sonnige, schwarze Dame mit Blumen auf spätsommerlicher Flur, Fritz Erler's junge Frau in Weiß am schwarzen Klavier, auf dem weiße Blumen stehen, wohl etwas trocken in der Behandlung, aber das Ganze doch recht geschickt zusammengestimmt. Auch J. W. Voigt's „Kirchhofscene" und Georg Erler's Engadiner Landschaften von starker Eigenart sind tüchtige Arbeiten, die man freudig begrüßt. . . .

Wie ganz anders das Zeichen, in dem die Kunst eines Vincent van Gogh oder A. Kubin steht, von der jetzt Proben bei Paul Cassirer zu sehen sind! Der im Irrenhaus verstorbene belgische Künstler ist uns kein Fremder mehr. Im Sommer waren ja bei den Berliner „Secessionisten" seltsame Proben seiner seltsamen Kunst ausgestellt. Grellbunte Tafeln mit klotzig hingeworfenen harten Farbenflecken, etwa die Art der Pointillisten durch ein Vergrößerungsglas gesehen. Aber in richtiger Entfernung betrachtet doch von weise berechneter Wirkung. Jedoch ist's gewiß Keinem übel zu nehmen, wenn er sich durch den ersten Eindruck abschrecken läßt, die richtige Entfernung zu entdecken und den Versuch zu machen, sich in Stimmung zu bringen. Wie van Gogh Wasser und Blumen giebt, das ist eben ganz anders, als man's sonst zu sehen gewohnt ist, und wenn er uns ein Interieur malt, etwa in einem „Krankenhause", dann darf man nicht an die feinen Binnenlufttöne eines Gotthard Knehl oder Max Liebermann oder auch William Rothenstein denken. . . . Etwas Krankhaftes hat auch die Kunst Kubin's, des jungen Münchener Zeichners. Eine tolle Phantasie, von grotesk-grausigem Gepräge. Darin kann er sich nicht genug thun in seinen philosophischen Aperçus und sarkastischen Witzen, die seine Pfaffenthum und Weiberkult, Heuchelei und Gier und Hochmuth und Despotie verhöhnenden und geißelnden zeichnerischen Einfälle sind. Ein paar Beispiele. „Gefahr": ein aufgeregtes Meer zwischen steilen Felswänden; im Gischt kämpfen Schiffe den Kampf auf Leben und Tod; eine gewaltige Hand streckt sich nach ihnen aus; sie gehört zu einem riesenlangen Arm, der über die Felsen herüberlangt und von dem Mann, der dort ausgestreckt liegt und dem Arm und Hand gehören, sehen wir den bärtigen Kopf dicht bei den Schiffen, denn er sitzt am Ende eines schlangenähnlichen Halses, der sich über den ganzen Meerbusen hinringelt! „Graufen": ein Schädel, aus dem das linke Auge wie eine Riesenkugel herausgequollen ist und uns erbarmungslos anglotzt. Man wird den Eindruck nicht mehr los. Oder das „Geschick": ein Zifferblatt; anstatt der Zahlen angstverzerrte Menschenköpfe und der Zeiger ein Schwert, das Kopf auf Kopf abhäbelt. U. s. w. Dutzende von Blättern. Solange man nicht weiß, ob und was Kubin sonst noch macht — und ich weiß es nicht — läßt sich ein Endurtheil darüber nicht abgeben, ob wir es hier bloß mit dem Ende eines sensationellen, d. h. sensationssüchtigen Anfanges, oder mit dem Anfang eines verhängnißvollen Endes zu thun haben. Daß rein zeichnerisch Manches noch vorbeigelungen ist, will weniger bedeuten.

In denselben Räumen war kurz vorher eine recht interessante Sammlung zu sehen, die Einblick in den Entwickelungsgang eines hervorragenden Prager Künstlers gewährte. Emil Orlik, dem heute erst Einunddreißigjährigen, ist sicher eine bedeutende Zukunft beschieden, denn er hat unausgesetzt an sich gearbeitet, und er ist Einer, der's mit der Technik ernst nimmt. Ein Schüler des verstorbenen Münchener Lindenschmit, begann er bald schon eigene Wege zu wandeln, d. h. löste er sich von den Einflüssen seiner Umgebung los und ging auf die Suche nach neuen Eindrücken. Dieses Suchen und Finden und Weitersuchen zeigte sich klar auf seiner Ausstellung von nahezu hundert Bildern, Studien, Skizzen in Oelmalerei, Pastell, Aquarell, Originallithographien, Holzschnitten . . . Von einer zunächst etwas akademisch trockenen Auffassung des Nächstliegenden in seiner Prager Heimath gelangte er zu dem hellen Colorismus silbriger Hollandsmalerei und dann zu dem dunkeltönigen der Schotten. Seine Motive wählte er geschickt. Da waren namentlich niederländische Landschafts-Ausschnitte, Londoner Straßenbilder von großer Naturwahrheit und decorativem Reiz. Dann ging er nach Japan mit seinem Formenreichthum und seiner eigenartigen Zeichentechnik. Diese that es ihm so sehr an, daß er sich ganz in ihren Ausdrucksmitteln zu bewegen vermochte, wie das seine schönen farbigen Holzschnitte im Sommer in Dresden und jetzt auf der Ausstellung „Zeichnende Künste" der Berliner „Secession" bewiesen. Dann aber befreit er sich von diesen fremden Ausdrucksmitteln und beginnt seine eigene Sprache zu reden. Die reiche Sammlung von Landschaften, Menschen, Sittenbildern aus dem malerisch so reizvollen Inselreiche, die er ausstellte, zeigte ihn als einen Künstler, der Japanisches mit eigenen Augen anschaut und mit eigener Auffassung zu geben weiß, dabei aber immer mit vollständiger Wahrung des Ortscharakters. Alles wirkt echt und ist rein malerisch von größtem Reiz. Orlik sieht und beobachtet scharf und er findet feinste Farbennüancen in Licht und Luft heraus, und was er sieht, weiß er immer in interessantester Auffassung zu geben. Ich habe

Digitized by Google

solche Bilder aus Japan weder hier, noch in Paris, oder bei den Engländern gesehen ... In seiner allerletzten Phase zeigt Orlik Neigung, die Biedermeier-Mode mitmachen zu wollen. Mit seinem Verständniß für das Schlichte in Form und Farbe bringt er hierfür Manches mit, und vielleicht hat er uns auch in dieser Richtung Neues zu sagen ... Jedenfalls war seine Ausstellung eine der fesselndsten des ganzen Winters bisher: wenigstens hatte er wirklich was zu zeigen.

Von einigen anderen bemerkenswerthen Malern muß ich aber nun doch das nächste Mal erst sprechen, sonst geht's dem Leser, wie den Besuchern mancher unserer Ausstellungen. J. Norden.

Opern und Concerte.

Die Sibylle von Tivoli, Oper von Alfred Sormann, Text von A. Schultz-Hencke. (Königl. Opernhaus.) — Delibes' Coppelia, neueinstudirt. (Königl. Opernhaus.) — Wiener Blut, Operette von Victor Leon und Leo Stein, Musik von Johann Strauß. (Theater des Westens.)

Nach langer Carenzzeit soll es jetzt an unserer Königlichen Opernbühne fette Wochen geben. Mancherlei neue und schöne Dinge sind uns verheißen worden. Es war wohl weise Absicht, daß man die schwache Nummer zu allem Anfang erledigte. Der Partitur, die Herr Alfred Sormann seinem hübschen kleinen Talente mit Schweiß und Eifer abgerungen, dürfte selbst der wohlwollendste Optimist nur kümmerliche Lebenskraft zusprechen. Nach einer Novelle von Richard Voß hat man ihm ein Textbuch zurecht gemacht, welches die traditionellen Untugenden der Opernlibretti alten Schlages in schönster Auswahl aufweist. Es verdankt sein Dasein augenscheinlich noch dem hohen Cursstande, dessen sich der italienische Verismo vor glücklich beinahe zehn Jahren bei uns erfreute. Dabei sind aber die Texte jener Neuitaliener noch lautere Poesie gegenüber der blutigen Rache- und Dolchromantik, die sich in den beiden Acten aufthut. Sie spielen unter den Hirten und Briganten der Sabinerberge. „Sibyllen von Tivoli" giebt es in der Oper zwei, — eine als Hexe verschriene Alte und ihre im selben Rufe stehende Tochter, die in den vom Volke abergläubisch gemiedenen Ruinen des alten Sibyllentempels hausen. Sibylla, die Junge, hat den häßlichen Carlo zum Bruder und den schönen Sandro zum Verehrer. Um den seiner Familie angethanen Schimpf zu rächen, stürzt Carlo den Sandro in einen Abgrund, was diesem aber wider alles Erwarten nicht das Genick kostet, denn er erscheint alsbald frisch und gesund wieder bei seiner Sibylla. Der böse Carlo wird nun Räuber, der gerettete Sandro hingegen Gensdarm, da seine Dame in Folge eines ebenso seltsamen wie voreiligen Gelübdes nichts mehr von ihm und der Liebe wissen will. Das erneute Recontre zwischen Räuber und Gensdarm, dessen verzwickte näheren Umstände wir uns hier ersparen wollen, läßt nicht auf sich warten. Sibylla fängt den Dolchstoß, den ihr böser Bruder dem geliebten Sandro zugedacht hat, mit dem eigenen Leibe auf und bringt damit die ebenso lärmende wie wirre Handlung zum üblichen Effectschluß. Vor ihrem Hinscheiden giebt sie dem Zuschauer die beruhigende Versicherung, daß nunmehr der „alte Fluch" von ihrem Geschlechte genommen sei. Herr Sormann hat diese Geschichte mit vielem Fleiß und nicht ohne gewisse Geschicklichkeit in Töne gefaßt. Daß er hübsche Musik schreiben kann, lassen ein paar Stellen wie das Vorspiel zum zweiten Acte und der Saltarello erkennen, wo einmal im Orchester etwas frisches Leben aufblitzt. Diese Ansätze zu gefälligen Stücken verschwinden aber in dem Einerlei des modern gefärbten, stillosen und unpersönlichen Opernjargons, über den die Partitur nicht hinauskommt. Allerweltsphrasen, hübsch eingekleidet und sorglich vertheilt, müssen den Mangel an eigenem Ausdrucksfonds zudecken, — wohlanständige Mittelmäßigkeit, die auf die höhere Weihe echter künstlerischer Stimmung vergebens mit Schmerzen wartet. Das Werk erfreute sich einer vortrefflichen Aufführung. Frau Goetze mühte sich mit der alten Sibylla, Fräulein Plaichinger bot für die junge das Menschenmögliche an dramatische Lebendigkeit auf, was auch von Herrn Berger als Carlo gilt. Nur Herr Sommer schien als Sandro schlecht aufgelegt. Der neue Opernregisseur Herr Droescher erprobte an der Neuheit mit Glück seine Inscenirungsbefähigung, und ein anderer homo novus, Herr E. von Strauß aus Bremen, welcher in Capellmeister Walter's Stelle einrückt, bekundete am Dirigentenpulte Geschmack und Sicherheit. Herr Sormann brachte es sogar zu einem regelrechten Premièrenerfolg mit verschiedentlichen Verbeugungen vor dem Vorhange. Sein guter Wille wurde also wenigstens durch ein paar schöne Augenblicke belohnt.

* * *

Den Premièrengästen Sormann's half Delibes und seine Coppelia wieder zu gleichgestimmter Laune. Wie wohl that ihre leichte Grazie nach der Pseudotragik der beiden Opernacte! Mehr als dreißig Jahre sind vergangen, seitdem der ebenso musik- wie tanzkundige Saint-Léon, der Balletmeister der Pariser Großen Oper, sich von Adam's „Nürnberger Puppe" auf die nette Idee der Handlung bringen ließ und Leo Delibes seine feine Musik dazu erfand. Nach langer Pause ist das Ballet zum ersten Male wieder auf unserer Hofbühne erschienen. Es erregte allseitiges Vergnügen; Fräulein Dell' Era vereinigte Anmuth mit Verve und tanzte die musikalisch interessanten Volkslied-Variationen des ersten Bildes zum Entzücken. Gerade in Delibes' Balletten sieht man, was für ein feiner und geistreicher Musikus dieser Franzose war. Mit schlichten bescheidenen Mitteln wird darin mehr Charakteristik, mehr sinnvoll sprechender Ausdruck erreicht als in aufgedonnerten Sormann'schen Sibyllen! * * *

Noch einmal rauscht die echte, die alte Wiener Tanzfreude und Walzerherrlichkeit aus Johann Strauß' guten Tagen auf. Auf etwas ungewöhnlichem Wege sind nach des Meisters Tode seine Operetten um ein neues Exemplar vermehrt worden. Melodien und Partiturskizzen, die sich in seinem reichen musikalischen Nachlasse vorfanden, wurden mit einer Fülle von altbekannten Weisen zu einem Ganzen zusammengefügt, wobei die flinken Wiener Theaterschreiber Victor Leon und Leo Stein unter die fertigen Töne den Text lieferten. Am Wiener Karltheater ist das eigenartige Opus bereits mit Erfolg in Scene gegangen — jetzt hat das Theater des Westens das Ding mit gutem Glück aufgegriffen und sich einen jedenfalls nachhaltigen Erfolg damit geholt. In verschwenderischem Reichthum sind die entzückenden Straußmelodien in die neue Operette hineingepackt worden, und ihrer prickelnden Champagnerlustigkeit, durch welche doch immer noch die altwienerische Gefühlsnote hindurchklingt, giebt man sich um so unbedenklicher gefangen, als das Experiment mit ausnehmendem Geschick durchgeführt ist. Die Handlung, die im lebens- und tanzfrohen Wien der Congreßzeit spielt, sorgt mit ihren galanten Abenteuern kleinstaatlicher Operettendiplomaten für nette Unterhaltung im rechten Milieu, und das Musikalische ist mit so viel Gewandtheit und mit so feinem Geschmack besorgt, daß man nirgend durch den Eindruck mühsamen Flickwerks gestört wird. Der Wiener Capellmeister A. Müller hat diese Arbeit geleistet. Sein Verdienst ist umso mehr hervorzuheben, als bedauerlicher Weise die Operette ohne Nennung seines Namens glattweg als Strauß'sches Werk vorgestellt wird und der Bearbeiter somit für das Publicum in der Versenkung verschwindet. Die gut vorbereitete Aufführung, die unter Capellmeister Korolanyi's Leitung flott und animirt verlief, machte der Bühne in jeder Hinsicht Ehre. Unter den darstellenden Herrschaften that sich besonders die Probiermamsell des Fräulein Doninger durch anmuthige Beweglichkeit und Laune hervor. Aber selbst wenn alle diese Dinge nicht so wohl gerathen wären, wie sie es erfreulicher Weise sind, — ein dickes Bündel Prachtmelodien auf so bequeme Manier mitzunehmen, ist schon allein ein Festvergnügen, für das man pflichtschuldig zu danken hat. Wer plätscherte nicht gern auf solch' heiterem Musikstrome eine Weile in lachendem Behagen mit? Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Zum Urheberrecht der Künstler

wurden in Nr. 31 S. 76 v. Jg. drei die Künstlerwelt augenblicklich beschäftigenden Fälle herangezogen, wo ein Eingriff in das geistige Eigenthum des Urhebers eines Bildwerkes stattgefunden haben sollte. Der eine Fall betraf die von Emanuel Semper hergestellte, mit dem Bildniß des Oberbürgermeisters Funk versehene Schmuckanlage in Dessau. Der Bildhauer Arthur Schulz hatte in dem Kunstwerk eine Nachbildung seines zum Wettbewerb eingereichten Entwurfes finden zu können geglaubt. Ich gab meinem Zweifel an der Erweisbarkeit dieser Thatsache sofort Ausdruck; diese Zweifel werden bestätigt durch eine Verfügung des Herzoglichen Staatsanwaltes in Dessau vom 16. Januar d. J., wonach das auf Antrag des p. Schulz gegen E. Semper eingeleitete strafgerichtliche Ermittelungsverfahren wegen Nachbildung eingestellt ist, und zwar auf Grund der Thatsache, daß der künstlerische Sachverständigen-Verein die Semper'sche Schöpfung nicht als Nachbildung des Schulz'schen Entwurfes erachtet hat.

Berlin. Dr. B. Hilse.

Noch einmal „Die akademische Frau".

In Nr. 50 des vorigen Jahrgangs der „Gegenwart" polemisirt Ottilie Hertramph gegen die Emancipation der Frau mit einem Eifer und mit Gründen, die demjenigen, welcher der ganzen Frauenbewegung sympathisch oder auch nur objectiv gegenüber steht, ein Lächeln abgewinnen müssen. Veranlaßt war der Aufsatz der streitbaren Frau durch die der großen Hauptsache nach günstig ausgefallene Antwort hervorragender Männer auf eine Umfrage, das Studium der Frau betreffend. Indessen hätte Frau Ottilie besser gethan, sich in der Geschichte ihres eigenen Geschlechts erst ein wenig genauer umzusehen, ehe sie so voreilige Schlüsse zog, wie sie es in ihrem Aufsatz gethan, und es erscheint mir deßhalb wünschenswerth, einiges von ihr Angeführte richtig zu stellen.

Ihre Klage, daß selbst namhafte Dichter — sie zählen zu den das Frauenstudium befürwortenden, hervorragenden Männern — „sich auf Natur und Wesen der Frau nicht besser verstehen," kann man übergehen — die „unverstandene Frau" war unter den Nichtemancipirten, zu denen sich die Dame mit Leib und Seele bekennt, immer stark vertreten. Aber Frau Ottilie dreht, was schlimmer ist, die Thatsachen förmlich um. Was sie als Folge der Frauenbewegung ansieht, ist nur ihre Ursache: die zunehmende Ehelosigkeit nämlich der höheren und mittleren Stände. Der Gründe für diese sind mehr als einer. Zunächst ist es eine Thatsache, die nur Frau Hertramph unbekannt zu sein scheint, daß, obschon mehr Knaben als Mädchen geboren werden, im Heirathsalter das weibliche Geschlecht das männliche in einem Verhältniß überwiegt, welches von vornherein die Verehelichung einer sehr großen Anzahl junger Mädchen vollständig ausschließt, wenn nicht, was ja zur Lösung der Frauenfrage schon allen Ernstes vorgeschlagen wurde, die Vielweiberei eingeführt wird. Sodann schreiten die heirathsfähigen Männer der oberen und mittleren Stände immer seltener zur Ehe. Einmal kommen sie heutzutage zumeist erst zu Amt und Brod, wenn die Jahre, in welchen der Mann am ehesten geneigt ist, sich zu verheirathen, schon hinter ihnen

Digitized by Google

liegen, zum andern geben sie nicht gern die liebgewordene Junggesellenfreiheit auf, und endlich finden sie es auch angenehmer, ihr Einkommen für sich allein zu verbrauchen, anstatt es mit Weib und Kind zu theilen und allerlei Sorge und Ungemach auf sich zu nehmen. Der Grund, daß die zu Erwählende für ihren häuslichen Beruf nicht genügend vorgebildet sei, kommt, wenn überhaupt, erst in letzter Reihe bei ihnen in Betracht. Deßhalb aber ist es eine Sache der Nothwendigkeit, daß das junge Mädchen sich für einen Beruf vorbildet, wenn sie nicht sicher ist, einst von ihrem Vermögen leben zu können — und wie viele sind derer bei den heutigen unsicheren Geldverhältnissen? Muß sie aber einen Beruf ergreifen, warum soll sie ihn nicht nach ihren Neigungen und Fähigkeiten wählen dürfen so gut wie der junge Mann? Auch dürften als „Leiterinnen fremder Häuslichkeiten" schwerlich alle einen Platz finden, auch nicht in anderen weiblichen Berufen, wie in dem der Schneiderin, Putzmacherin ꝛc. Die Frau hat sich in allen möglichen Berufsarten, als Lehrerin, Erzieherin, Krankenpflegerin ꝛc. vortrefflich bewährt und der Ruf nach mehr barmherzigen Schwestern erschallt täglich und aller Orten. Welcher Unterschied besteht aber im Grunde zwischen der Thätigkeit einer Krankenpflegerin und der einer Aerztin? Wenn diese dem „alten Frauenideal" nicht entspricht, so entspricht ihm auch nicht die barmherzige Schwester. Denn es darf wohl vorausgesetzt werden, daß die Aerztin ihre Praxis in der Regel nur da ausübt, wo es nicht nur wünschenswerth, sondern gemäß unserer höheren Cultur und unserem verfeinerten Sittlichkeitsgefühls geradezu nothwendig ist, in der leidenden Frauenwelt. Die Krankenpflegerin dagegen muß überall sein, wo sie verlangt wird, ihre Thätigkeit darf vor dem Bette des leidenden Mannes nicht Halt machen. Sie muß ihn pflegen, was immer sein Leiden sei, und ihm beistehen in all' seinen Nöthen und Menschlichkeiten. Es wird auch dringend gewünscht, daß die gebildete Frau sich mehr als bisher dem Hebammenberuf zuwenden möchte. Daß sie durch ihre Vorbildung als solche, während welcher sie gemeinsam mit den Studenten zu arbeiten, an allen einschlägigen Demonstrationen Theil zu nehmen hat, an ihrer Weiblichkeit Schaden nehmen könnte, diese Besorgniß wurde noch niemals ausgesprochen, wie man denn auch gewisse verrohende Arbeiten, wie sie die Thätigkeit in der Küche mit sich bringt, das Schlachten des Geflügels und der Fische, das Abziehen des lebenden Aals, das Kochen der lebenden Krebse u. s. w., als mit holder Weiblichkeit durchaus nicht in Widerspruch stehend findet. Das ist die Logik der „Nichtemancipirten", zu denen zu gehören Frau Hertramph sich so viel zu Gute weiß. Uebrigens ist es wohl noch Niemand eingefallen, es als den Zweck des Frauenstudiums anzusehen, den Studenten ein Vorbild in ihren weiblichen Collegen zu geben, wie man nach Frau Hertramph's Ausführungen glauben könnte. Daß sie ihnen aber thatsächlich ein solches sind, dahin haben sich alle in Betracht kommenden Docenten ausgesprochen. Ob die deutschen Männer deßhalb „kein Rückgrat mehr haben" und „einer Stütze bedürfen," diese Untersuchung kann Frau Ottilien überlassen bleiben. Ebenso die, weßhalb vor der Frauenemancipation die Welt nicht aus den Fugen ging. Ehe man es verstanden hatte, Dampfkraft und Elektricität sich zu Nutze zu machen, war die Welt ja auch nicht aus den Fugen gegangen — würden wir ihrer deßhalb aber heute wieder entrathen mögen?

Vor Jahrhunderten schon übten Frauen, auch deutsche, die Heilkunde aus. Im 9. und 10. Jahrhundert besaß man weibliche Aerzte und auch Operateurinnen von bedeutendem Rufe in Arabien und während der Araberherrschaft auch in Spanien, wo die Frauen an der Universität zu Cordova studirten. Daß es heute anders ist, bedeutet ganz gewiß einen der von Frau Hertramph citirten, rückwärts gethanen Schritte. Immerhin erwarben sich im russisch-türkischen Feldzug von 1877—78 russische Aerztinnen so hohe Verdienste, daß man sich daraufhin veranlaßt sah, in Rußland den Frauen das Studium wenigstens theilweise freizugeben.

Daß die Wissenschaft durch die Frau keine Bereicherung erfahren werde, ist auch ein Ausspruch in's Blaue hinein. Oder haben die Arbeiten Sophie Herschel's der Astronomie, der Wissenschaft nicht genützt und sie bereichert, ihre Entdeckung mehrerer Planeten ꝛc.? Und was Frauen auf technischem Gebiet schon Alles geleistet haben, kommt es nicht, wenn auch indirect, der Wissenschaft zu Gute, das Tiefsee-Teleskop beispielsweise, welches von Frau Mather erfunden und von ihrer Tochter verbessert wurde? Frau Hertramph sollte die Liste großartiger, von Frauen gemachter Erfindungen einmal einsehen, vielleicht spräche sie dann weniger geringschätzig von den geistigen Fähigkeiten ihres Geschlechts. In dieser Liste finden wir unter Anderem: einen rotirenden Webstuhl, der dreimal so viel leistet wie ein gewöhnlicher, eine verbesserte Spinnmaschine, einen Ketten-Elevator, eine Kurbel für Schraubendampfer, einen Rettungs-Apparat bei Feuersgefahr, einen Apparat zum Wiegen der Wolle, eine der empfindlichsten Maschinen und von unschätzbarem Werthe für die Wollenindustrie, ein tragbares Wasserreservoir zum Löschen von Schadenfeuer, ein Verfahren zur Anwendung von Petroleum an Stelle von Holz und Kohle als Brennmaterial für Dampfmaschinen, einen verbesserten Funkenfänger für Locomotiven, ein System für Waggonheizung ohne Feuer, ein Signal für Straßenübersetzungen von Eisenbahnen, einen ölenden Filz (lubricating felt) zur Verminderung der Reibung (im Eisenbahnbetrieb), eine Schreibmaschine, eine Signalrakete für die Marine, ein System zur Dämpfung des Lärms bei Hochbahnen, einen Rauchverzehrer, eine Maschine zum Falzen von Papier, Säcken ꝛc.*)

Daß diese Erfindungen zumeist von Amerikanerinnen gemacht wurden, beweist, daß ihr Staat das Richtige thut, wenn er ihnen ein so hohes Maß gesellschaftlicher und politischer Freiheit gewährt und sie zu fast allen öffentlichen Aemtern zuläßt.

Damit, daß Frau Hertramph die unglückliche Sonja Kowalewska und Frau Dr. jur. Kempin, weil sie Frauen waren, an ihrer Wissenschaft zu Grunde gegangen sein läßt, beweist sie abermals ihren auffälligen Mangel an Logik. Die überaus traurigen Umstände, in denen beide gelehrte Frauen, namentlich aber die Letztere, gelebt, würden auch die Durchschnittsfrau in geistige Umnachtung haben versetzen können. Außerdem — ist Frau Hertramph niemals ein Fall bekannt geworden, in dem ein gelehrter Mann an Hirnerweichung starb oder in Wahnsinn verfiel, wie z. B. der große Nietzsche? Da kommt die geistige Ueberanstrengung nicht in Frage — „ja, Bauer, dies ist auch etwas ganz Anderes," nicht wahr?

„Nur für den Mann ist die Befriedigung des Wissensdurstes das Höchste im Leben, für das Weib die Befriedigung des Herzens," entscheidet Frau Ottilie Hertramph. Nun, wenn sie denn schon Recht hat, wie steht es dann mit dem Weibe, dem es aus den oben erwähnten oder aus anderen Gründen versagt blieb, sein Herz zu befriedigen? — Ist es nicht tausendmal besser, wenn sie sich einer ernsten, ihr zusagenden Thätigkeit widmet, sich selbst und der Gesellschaft zum Nutzen, als wenn sie lebenslang um die Nichtbefriedigung ihres Herzens, d. h. ihre Nichtverehelichung, trauert?

Wie sehr sich Frau Hertramph auch darin widerspricht, daß sie erst behauptet, „die Frau, welche in einem gelehrten Berufe völlig aufgeht, ist für die Ehe verloren," und dann sagt, „daß der Wissensdurst der Frau sich immer erst da einstelle, wo Aussicht auf Versorgung nicht vorhanden oder schon im Schwinden sei," scheint ihr völlig entgangen zu sein. Uebrigens ist es für den Unbefangenen wohl nicht zweifelhaft, daß die Frau, welche etwas Tüchtiges gelernt hat, deßhalb doch auch ihrem Haushalt vorstehen, ihrem Beruf als Gattin und Mutter genügen kann, wenn sich ihr nachträglich noch die Gelegenheit bieten sollte, in denselben einzutreten. Das Umgekehrte dürfte schwieriger sein, wenn sie ihre besten Jahre in dem vergeblichen Warten auf eine Versorgung durch Heirath verloren hätte. Mit dem freilich schon etwas verbrauchten Ausspruch Frau Hertramph's, „daß die meisten Frauen lieber nach freier Wahl ihres Herzens ihrem angeborenen Berufe folgen würden," kann man sich unbedingt einverstanden erklären. Ihre zwei nächsten Sätze indessen werden durch Form und Inhalt großes Kopfschütteln hervorgerufen haben, denn sie beweisen am besten den Tiefstand der allgemeinen weiblichen Bildung und entgegen dem, was die Dame gewollt hat, die Nothwendigkeit einer sehr viel gründlicheren Ausbildung der Frau.

Daß die vielberufene Emancipation, entgegen der Feststellung Ottilie Hertramph's, am Wesen einer echten Frau nicht nur spurlos vorüberziehen kann, sondern sie sogar veredelt, dafür zeugen die leuchtenden Gestalten der besten Vertreterinnen der Frauenbewegung. Auch der fanatischste Verehrer der Frau „alten Stils" wird an der Persönlichkeit dieser Damen nichts auszusetzen haben. Nicht einmal „kurzgeschnittenes Wirrhaar" oder gar „kurzgeschoren" weisen sie auf. Uebrigens hat Frau Ottilie wieder vollständig, vielleicht absichtlich, übersehen, daß die Mode des kurzen Haares, wenn sie auch wohl hier und da bei der Emancipation Anklang fand, hauptsächlich bei den jungen Damen der Ganz- und Halbwelt in Gunst stand, denen die „Aussicht auf Versorgung noch nicht „geschwunden", und die sie wohl als wirksames Mittel zur schnelleren Erreichung des Ziels der Normalfrau, der Verheirathung, ansahen.

„Die Emancipation raubt der Frau ihre Krone, die Weiblichkeit, also gerade das, was sie dem Manne lieb und werth macht," ruft Frau Hertramph emphatisch aus. Wie gering aber der Mann im Allgemeinen auch das „alte Frauenideal" mit all' seinen Tugenden in Wirklichkeit einschätzt, davon kann sich die Dame überzeugen, wenn sie ein beliebiges Witzblatt zur Hand nimmt — keines, das nicht in jeder Nummer den Mangel an Logik, die Genuß- und Putzsucht der Frau, ihre Heirathslust, leider mit Recht, verspottete.

Der Begriff von Glück ist individuell, er läßt sich nicht schablonisiren. Wenn Frau Hertramph und Gesinnungsgenossinnen das Ihrige darin finden, „im Stillen zu walten," „dem Manne zu gefallen," „ihn zu beeinflussen," „von ihm ihr Lob in hohen, überschwänglichen Ausdrücken gesungen zu hören," ihre Rolle auf der Bühne des Lebens, wenn auch hinter den Coulissen, zu spielen" — gut. Von den Vertreterinnen der Frauenbewegung wird es Keiner einfallen, ihnen dies Glück stören zu wollen. Aber Diejenigen, welche, aus was für Gründen immer, darauf verzichten, in den Wettbewerb um den Mann einzutreten, welche in ernster, wissenschaftlicher Arbeit, in der vollen Einsetzung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte ihr Glück suchen, sie werden sich nicht kümmern um das Gezeter der Anderen, deren Tugend, Würde und edler Weiblichkeit sie ja übrigens als nur um so wirksameres Relief dienen.

M. Brehm.

*) Aus einem amerikanischen Fachblatt.

Rund um die Kunst.

Gottsched-Gesellschaft.

Die Gottsched-Gesellschaft in Berlin veranstaltet Sonntag, den 2. Februar Mittags 12 Uhr in Rosche's Festsälen (Wilhelmstraße 1181 eine volksthümliche Gottschedfeier, zu der Jedermann freien Zutritt hat.

Abends 7 Uhr findet am selben Ort eine große Gottschedfeier statt: Kammerconcert, Lieder- und Gedichtvorträge, Reden a. A. m. Mitglieder der Gesellschaft haben freien Zutritt. Gastkarten für 1 Mark durch den ersten Vorsitzenden (Eugen Reichel, Berlin W. 9, Linkstr. 5) zu beziehen. Mitglieds-Jahresbeitrag 3 Mark. Geldsendungen ebenfalls an den ersten Vorsitzenden.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig

(gegründet 1883).

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. **unentgeltlich.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und Öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6 Berlin, den 8. Februar 1902. 31. Jahrgang Band 61.

Die Gegenwart.

KÜNSTLER-VEREIN

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ulyß Tirpitz. Von Caliban. — Die Bestimmung der geistigen Individualität der Kinder. Von Anton Weis-Ulmenried. — Wissenschaftliche Traumdeutung. Von Eduard Sokal (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Victor Hugo's Bedeutung als Lyriker und Epiker. Von Anna Brunnemann (Dresden) — Gedanken über das moderne Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Unterwegs. Begegnungen in der Bergheimath von Hans Fraungruber. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Vor der Litfaßsäule. Von Karl Friedrich Heitmann. — Dramatische Aufführungen. — **Rund um die Kunst.** Die Kunst und der Nützlichkeitsstandpunkt. Von Heinrich Pudor. — Notizen. — Anzeigen.

Ulyß Tirpitz.

Herr v. Tirpitz fährt mit dem Prinzen Heinrich nach Amerika. Die deutsche Weltpolitik, die er so gewandt zu vertreten weiß, wird dort ein gut Stück gefördert werden; Bankette, Diners mit Astor, Morgan und Vanderbilt, Gala-Opern, Paraden und dergleichen sollen unseren Herzensbund mit den Yankees besiegeln. Und wenn die ersten Kabeltelegramme in Satz gehen, brandende Cheers über den großen Teich gellen und die deutschamerikanische Interessengemeinschaft durch eine simple Oceanfahrt wie ein rocher de bronce stabilirt ist, dann haben wir über der tiefen Herzensfreude den doch nur die Oberfläche streifenden Aerger dieser letzten Tage vergessen. Herr v. Tirpitz fährt mit dem Prinzen Heinrich nach Amerika. Es wäre unpatriotisch, ihn gerade jetzt in Verlegenheiten zu stürzen.

Der Staatssecretär der Deutschen Marine gehört zu dem Häuflein klein unserer klugen Maßgebenden. Seine Klugheit mag nicht jedem Geschmack zusagen, es ist ein Bißchen viel Freude an Reinecke'scher List darin, und diese kleinliche, spielerische Verschlagenheit ziert eigentlich so ragende Häupter nicht. Aber die Verdienste des Mannes doch in Ehren! Er hat die neue Flotte gegen eine Welt von Feinden durchgedrückt. Freisinnige Vereinigung und Agrarier zogen, als die Zeit erfüllet war, an einem Strange. „Jedes Kriegsschiff ist ein unwiderstehliches Argument mehr für den Freihandel", sagte er den Einen, und die Anderen wies er augenzwinkernd auf die grimmen Gefahren hin, welche ernsthafter Widerstand gegen den Lieblingswunsch des regierenden Herrn unabwendbar mit sich bringe. Herr v. Tirpitz wußte ganz genau, daß die Parteien vom ersten Augenblick an im Herzen bereit waren, ihm zuzufallen. Er wußte aber auch, daß Sperren und Sträuben zu ihren Liebeskünsten gehört. Und so öffnete er ihnen mit höflicher Neigung rechts und links die Hinterthüren, zwang sie nicht, von vornherein Farbe zu bekennen und sich der Wählerschaft gegenüber festzulegen. Sein Joch war sanft und seine Last leicht. Er verlangte und baute Schiffe, die, bei Licht besehen, ganz beträchtlich mehr kosteten, als im Tirpitz'schen Anschlage stand. Jedermann wußte das. Die Abgeordneten jedoch verzogen keine Miene, genehmigten das Gesetz und beschlossen, dem Marine-Staatssecretär die Beschaffung der Mittel für die Indienststellung und Bemannung der neuen Flotte zu überlassen. Daß Kriegsschiffe ohne Geschütze, Matrosen und Seesoldaten zwecklose Eisenkästen sind, das ist uns Allen nicht ganz unbekannt. Nur wünschten wir nicht, schon damals, als die Flotte in Bau gegeben wurde, die verdrießlichen Consequenzen zu ziehen.

Als Herr v. Tirpitz die Wirkung der socialdemokratischen Enthüllung mit dem lächelnden Worte zu vernichten suchte, daß sein Erlaß ebenso gut in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung hätte veröffentlicht werden können, da sprach er das klügste und passendste Fuchswort. Er erinnerte in sehr feiner Weise daran, daß man ihm ja mit gutem Bedacht auf den Leim gegangen sei und deßhalb gut daran thue, nicht übermäßig große Entrüstung zu markiren. Ein paar Ausbrüche gerechten Zornes, oh, die will er ja schweigend hinnehmen. Die Wähler lieben es, wenn ihre Vertreter auch hohen Herren furchtlos die Wahrheit sagen. Aber Alles mit Maß! Und im Uebrigen macht es sich nicht gut, wenn ein Abgeordneter eingesteht, daß er übertölpelt worden sei. Das bringt die Wähler in Verwirrung und löst mandatgefährdende Zweifel aus... Schweinhund — na ja, aber Dummkopf — bitte nein!

Die Flottenvorlage wäre ohne neue Steuern nicht durchführbar und in Folge dessen auf's Aeußerste gefährdet gewesen. Annehmen aber mußte und wollte man sie. Der Kaiser wünschte sie, und der Reichstag war natürlich gleicher Meinung. Nur eine Schwierigkeit blieb zu überwinden. Eine große und bedenkliche; Herr Tirpitz hat sie in seinem Erlaß treffend gekennzeichnet. Indem er Regierung und Parteien von ihr entlastete, alle Verantwortung auf sich nahm und der fröhlichen Zuversicht lebte, daß die einmal gefangene Mehrheit später das verlangte Lösegeld willig zahlen, die Zwangslage anerkennen werde — indem er so handelte, hat er sich als beträchtlicher Politiker und eine wirkliche Stütze des neuen Curses erwiesen. Mag sein, daß sein Fall im Rathe der Stillen beschlossen ist, daß man ihn der Volkswuth als Opfer vorwerfen wird. Mag sein. Doch der nach ihm kommt, ist kein Anderer als er.

Und einstweilen trägt er den Kopf hoch erhoben. Er fährt mit dem Prinzen Heinrich zur Yachttaufe und den

Digitized by Google

amerikanischen Allianzdiners. Würde die Welt um unsere Freundschaft, wenn wir keine starke Flotte besäßen? Und wem anders als dem erfindungs- und listenreichen Ulyß verdanken wir sie? Caliban.

Die Bestimmung der geistigen Individualität der Kinder.

Von Anton Weis-Ulmenried.

In neuerer Zeit macht man Versuche, die geistige Individulität der Kinder wissenschaftlich zu bestimmen. Die bisher in dieser Beziehung angestellten Versuche haben allerdings noch keine besonderen Resultate zu Tage gefördert und dürften überhaupt kaum jene hohe Wichtigkeit haben, die man ihnen beizulegen sucht, — sie sind aber immerhin von Interesse und Werth für Eltern und Erzieher. Wir sind gewohnt, uns über die Begabung der Kinder im Allgemeinen leicht und rasch, vielleicht oft zu rasch, ein Urtheil zu bilden. Eltern, Erzieher und die Kinder selbst machen in dieser Hinsicht oft einen Fehlgriff, und Mancher findet erst auf des Lebens Mittagshöhe, daß er für den gewählten Beruf nicht paßt, daß sein Leben verfehlt ist.

Es fragt sich nun: läßt sich die geistige Begabung der Kinder wissenschaftlich feststellen? Kann die Wissenschaft uns helfen bei Beurtheilung der geistigen Individualität der Kinder? Wie gehen die Gelehrten, welche sich mit der Untersuchung oder wissenschaftlichen Bestimmung der geistigen Individualität der Kinder befassen, bei ihrer Arbeit zu Werke?

Bei der Bestimmung der geistigen Individualität eines Kindes werden folgende Fragen in Betracht gezogen: Welche sind die wirklich vorhandenen Kenntnisse und Vorstellungen des Kindes? Welchen Entwickelungsgrad hat es erreicht? Wofür hat es Anlagen, und wie stark sind diese Anlagen? Wie steht es mit der Geisteskraft des Kindes, mit seiner Ausdauer in geistiger Arbeit?

Die erste Frage ist scheinbar am leichtesten zu beantworten. Lehrer und Erzieher üben sich ja täglich in deren Beantwortung — und am Schlusse des Schuljahres seufzen sie doch über die Schwierigkeit, ein wirklich gerechtes Zeugniß auszustellen. Des Lehrers persönliche Ansicht ist schwankend, das Zeugniß in seiner Form zu knapp gehalten oder auch nach seinem Inhalt zu umfassend (um nicht zu sprechen von den verschiedenen Maßstäben, welche die verschiedenen Lehrer anlegen), es kann mithin nicht als Grundlage für eine wissenschaftliche Untersuchung dienen. — Man sah sich daher genöthigt, obenerwähnte Frage zu begrenzen, zu präcisiren. So begann man vor Jahren in Berlin zu untersuchen, wie viel Stadtkinder vom ländlichen Leben wirklich etwas wissen, wie viel schon z. B. ein Schaf gesehen haben? Da kamen denn geradezu unglaubliche, Staunen erregende Resultate zu Tage. — Derlei Untersuchungen werden derzeit insbesondere in Amerika von dem berühmten Psychologen Stanley Hall intensiv betrieben. Bei diesen Studien muß vorsichtig zu Werke gegangen werden. Das Kind darf nicht fühlen, daß der Fragende mit seinen Fragen aus ihm etwas Bestimmtes, Besonderes herausbringen will. Wenn einer von Hall's Jüngern die Gedanken und Vorstellungen eines Kindes z. B. über die Puppen studiren will, so sucht er vorerst das Vertrauen des Kindes zu gewinnen durch Spielen, Plaudern und — Caramellen. Auch muß darauf geachtet werden, daß man klug fragt; nicht über Gott und Himmel, denn da bekommt man ja doch nur Phrasen und Analogien zur Antwort. Besser ist es überhaupt, nicht oder nur wenig zu fragen, lieber zu beobachten, was das Kind macht und selbst sagt, wenn es glaubt, nicht beobachtet zu sein. Wenn man fragt, muß man concrete Fragen stellen und die erhaltenen Antworten mit kritischem Verstande prüfen, bevor man aus ihnen einen Schluß auf die geistige Individualität des Kindes zieht. Selbstverständlich ist, daß man nicht von einer Gattung Kinder Schlüsse auf eine andere ziehen darf; etwa von den religiösen Vorstellungen der Kinder der Feuerlandsinseln auf die unserer Kinder, oder von den Vorstellungen und Interessen der Kinder reicher Familien auf die der Kinder armer Leute und umgekehrt.

Die zweite Frage betreffs der Anlagen eines Kindes ist noch bedeutend schwerer zu beantworten, als die erste. Die Männer der Wissenschaft stellen sie zusammen mit der Vererbungstheorie und mit der Frage, ob die Erziehung gegen die ererbten Anlagen etwas ausrichten könne. Ölzelt-Newins in seiner Arbeit „Ueber die sittlichen Anlagen" nimmt an, daß es 6 Grundeigenschaften der verschiedenen Charaktere gebe: Furcht, Zorn, Mitleid, Liebe, Schamgefühl und Stolz. Wollte man aber nur eine einzige dieser Grundeigenschaften oder Anlagen untersuchen, z. B. die Anlage für Mitleid — „alle Knaben haben ja wenig Mitleid". — so stieße man gar bald auf große Schwierigkeiten. Denn um diese „Anlage" finden zu können, müßte man erst einflußreiche Nebenumstände wegräumen: die Verhältnisse, unter denen der Knabe aufwuchs, seine physischen Eigenthümlichkeiten (Krankheiten, Gebrechen), welche die Anlage entwickeln könnten, sein Aufwachsen unter verhärtender Noth oder verzärtelnder Weichlichkeit u. s. w. Und dann, wenn ein Knabe kein Mitleid zeigt, muß man erst untersuchen, wo die Ursache hierzu liegt, ehe man mit Recht von einer Anlage sprechen kann. Vielleicht versteht er die Mienen des Leidenden nicht, und die Aeußerungen des Schmerzes? Vielleicht sind seine Sinnesorgane stumpf und nehmen äußere Eindrücke nur langsam auf? Vielleicht vermißt er die eigene Erfahrung des Schmerzes? Der Sohn eines reichen Mannes kennt z. B. den Hunger nicht, wird daher leicht zur Unterschätzung des Hungergefühls verleitet.

Eine so weitgehende Analyse muß also gemacht werden, bevor man das Recht hat, einem Kinde die Anlage für Mitleid abzusprechen. Dasselbe gilt auch, wenn es sich um die Anlage für Mathematik oder Sprachen handelt. Da muß man den ersten Unterricht, den das Kind in den betreffenden Gegenständen erhalten, prüfen; die Vorstellungen des Kindes von dem Gegenstande, die Gespräche seiner Umgebung darüber, sein Verhältniß zum Lehrer und den Mitschülern, u. s. w. Es geschieht oft genug, daß Lehrer und Eltern von mangelnden Anlagen für einen bestimmten Gegenstand sprechen, während ein geübter Beobachter bei genauer pädagogischer Analyse vielleicht eine ganz entsprechende Anlage, wenn auch vernachlässigt oder wenig entwickelt, finden würde. —

Der Italiener Sergi machte den Vorschlag, an jeder Schule eine „carta biografica" anzulegen, mit 24 Rubriken für körperliche und 20 für geistige Eigenschaften. In dieser sollten die Eigenschaften jedes Schülers Jahr für Jahr von jedem Lehrer genau verzeichnet werden — eine ganz mühsame Arbeit für den Lehrer, der sie wirklich gewissenhaft ausfüllen wollte, und eine noch mühsamere für den, der schließlich das gesammelte Material zu sichten hätte. Der Werth dieser „carta biografica" würde sich erst zeigen, wenn unsere Kindeskinder in die Schule kämen und man ihre Anlagen mit denen ihrer Eltern, Großeltern u. s. w. im entsprechenden Alter vergleichen könnte.

Bei Beurtheilung der geistigen Begabung eines Kindes ist auch die Bestimmung der Arbeitskraft von Wichtigkeit. Man hat darum auch versucht, die Größe der geistigen Arbeitskraft, die Arbeitsgeschwindigkeit verschiedener Menschen, die „Ermüdung", die Elasticität, Abhängigkeit von Nahrung, Schlaf, körperlicher Anstrengung „wissenschaftlich" zu bestimmen. Derartige Studien sind ja mit Freuden zu begrüßen; denn Untersuchungen in dieser Richtung versprechen ebenso interessante als nützliche Ergebnisse, allerdings nur

Digitized by Google

dann, wenn wirklich einwandfreie Methoden angewendet und deren Ergebnisse objectiv verwerthet werden.

Die bis jetzt angewendeten Methoden, die sich nur auf äußere Merkmale stützen, sind zum Studium der „Ermüdung" ungeeignet, Mosso's „Ergograph"*) ebenso wie Griesebach's Spielereien mit dem Zirkel**); sie sind unwissenschaftlich und praktisch werthlos. Mit dem Ziehen von Schlüssen aus derlei Versuchen und aus dem jeweiligen Geisteszustand der Kinder in einem gewissen Alter darf man eben nicht zu voreilig sein. Die geistige Entwickelung geht ja verschieden rasch vor sich. Die sogenannten Wunderkinder sind gerade nicht die bestbegabten, und die Biographieen so mancher berühmten Gelehrten und Künstler sprechen in den ersten Kapiteln von einem trägen, wenig versprechenden Knaben.

Die Anlagen werden am Besten dadurch geprüft, daß man die Kinder zu ausdauernder Arbeit anhält. Und dann: Zwei Dinge hat man noch nicht messen und wägen gelernt: Das Interesse und den Willen. Nur durch Interesse und Willen kann ein Mensch etwas von Werth ausrichten. Man hat irgendwo einmal behauptet, daß Raphael's Meisterwerke weniger ein Resultat seiner künstlerischen Begabung, als seiner ausdauernden Arbeit waren. Kann man mit Grund von Genies eine solche Behauptung aufstellen, so kann man wohl auch zum Trost der schwach Begabten sagen, daß sie, wenn sie nur fest wollen, ihre Gaben vervollkommnen und nutzbar verwerthen können auf der Lebensbahn, in die sie das Schicksal geführt. Darum muß auch beim Unterricht stets darauf gesehen werden, daß das Interesse der Schüler geweckt, ihr Wille gestärkt wird.

Es versteht sich von selbst, daß psychologische Studien, falls sie in der Schule angestellt werden, vorsichtig betrieben werden müssen. Die Kinder dürfen nicht merken, daß sie Versuchsobjecte sind. Das schadet ihnen; denn es kann Eitelkeit oder Niedergeschlagenheit erzeugen, wirkt also störend auf das Gemüthsleben des Kindes, das nicht über sich selbst reflectiren soll. Auch soll man die Kinder nie um Dinge fragen, die sie nicht verstehen; sie geben sonst unwahre, oft absichtlich unwahre Antworten, wenn sie zu wissen glauben, in welcher Richtung der Fragesteller die Antwort erhalten will. Bei derlei Kinderstudien soll nie vergessen werden, daß man vor Allem berufen ist, das Kind zu erziehen, nicht als Studienobject zu betrachten, als Mittel zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse, wozu man bei Anstellung derartiger Studien leicht verleitet wird — wenn man auch nicht so weit geht wie der alte „Gelehrte", der ein kleines Kind von aller Welt abschloß, um während dessen Heranwachsen zu erfahren, ob die Sprache, die im Paradiese gesprochen wurde, wirklich die hebräische war. Man darf nicht vergessen, daß nicht alle Kinder Normalkinder sind noch sein müssen, wenn man überhaupt von Normalkindern reden kann. Die gemachten und üblichen Versuche, die geistige Begabung der Kinder wissenschaftlich zu bestimmen, liefern dem Erzieher im großen Ganzen ebensowenig verwendbares Material, als das Studium psychologischer Werke Menschenkenntniß verschafft. Ein erfahrener Mann der untersten Gesellschaftsschichte kann ein besserer Menschenkenner sein, als der berühmteste Psychologe.

Die Idee, auf wissenschaftlichem Wege die geistige Individualität der Kinder zu bestimmen, ist übrigens nicht so neu, wie man vielfach glaubt. So trat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Schweden ein gewisser Ruder auf und empfahl sich als „Talentprüfer" für die Schulen des Landes. Er gab im Jahre 1737 eine Schrift heraus unter folgendem bombastischen Titel: „Anleitung zur Geniewahl oder zur Prüfung der natürlichen Neigungen der Jugend und Einführung in die Wissenschaften, Künste, Aemter und Geschäfte, mit denen jeder Beliebige gut und bequem dienen kann Gott und dem Vaterland; gezogen aus den Schriften der Gelehrten, gegründet auf die Natur, dargestellt in Bildern, bestätigt durch viele Versuche und sichere Erfahrungen, angepaßt des Reiches Lage und Bedürfniß."

Ruder war der Meinung, daß er bei seinen Untersuchungen äußerst sorgfältig zu Werke gehe. So prüfte er das Gedächtniß, indem er die Knaben unbekannte Wörter auswendig lernen ließ; die Einbildungskraft, indem er sie eine bekannte Geschichte in verschiedenen Abänderungen erzählen ließ; die Rechenkunst, die Denk-, Unterscheidungs- und Urtheilskraft durch Ausführung der unterschiedlichsten Rechenexempel; die Gemüthsart, Affecte und Neigungen durch Veranstaltung von heiteren Spielen u. s. w. Daß man sich aber schon zu der Zeit für der Schulmeister und Kinderpsychologen tyrannische Lust, allzu hart eingreifen zu wollen in die Wahl des Lebensberufes, bedankte, und daß man die Gefahren eines nur auf äußeren, oberflächlichen und leicht gefundenen Gründen basirenden Urtheils einsah, scheint beispielsweise aus dem Gutachten hervorzugehen, welches die Lectoren des Stiftes Vexiö über Ruder's Untersuchungen abgaben. Sie sagten darin u. A.: „Gefährlich wäre es auch, nach der Gesichtsbildung und anderen körperlichen Merkmalen zu einem bestimmten Beruf verurtheilt oder gewisser Neigungen und Anlagen bezichtigt zu werden; denn da hätte man den sel. Dr. Luther wegen seiner großen Hände und Füße zu einem Bäcker, Philippus Melanchthon wegen seiner bleichen Gesichtsfarbe und seiner schmalen und zarten Hände und Finger zum Schneider, Erasmus Roterodamus wegen seines Bauerngesichts und seines ungeschlachten Körperbaues zu einem Zimmermann u. s. w. bestimmen müssen."

Also bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erkannte man, wie abgeschmackt, aber auch folgenschwer es sei, voreilig und nur auf äußere Gründe gestützt, ein Urtheil über die Begabung der Jugend abzugeben, und der gute Ruder wurde mit seinen „Talentprüfungen" an den Lehranstalten des schwedischen Reiches gar bald abgedankt.

---

*) Mosso hat zur Messung der Ermüdung einen Apparat zusammengestellt, dem er den Namen „Ergograph" gegeben hat. Bei den Messungen damit wird ein Gewicht (meist 2 kg) mit einem Finger bis zur vollständigen Ermüdung dieses Fingers gehoben. Die Hand und die übrigen Finger sind bei den ergographischen Messungen auf einem Gestell festgeschnallt. An dem beweglichen Finger ist eine Schnur befestigt, welche das zu bewegende Gewicht trägt und die über eine Rolle läuft. Durch Krümmung des beweglichen Fingers wird das Gewicht so hoch wie möglich gehoben; darauf wird der Finger gestreckt, wodurch das Gewicht wieder sinkt. Der Finger hebt durch Krümmen das Gewicht wieder, durch Strecken des Fingers sinkt dieses wieder. Durch das Heben legt das Gewicht einen Weg zurück; diesen Weg beim Heben legt es durch die Kraft des Fingers zurück. Die Ermüdung wird nun gemessen durch die Zahl der Gewichtshebungen, die der Finger bis zur völligen Erschöpfung, bis zur vollständigen Arbeitsunfähigkeit leisten kann.

**) Griesebach's Methode beruht auf Folgendem: Setzt man die Spitzen eines Zirkels auf die Haut, so fühlt man natürlich zwei Eindrücke darauf. Nähert man die beiden Zirkelspitzen einander, so fühlt man bei einer gewissen, sehr kleinen Entfernung bei erneutem Aufsetzen auf die Haut nur noch einen einzigen Eindruck von beiden Zirkelspitzen; man glaubt also, nur von einer Zirkelspitze berührt zu werdn. Das Vermögen der Haut, genäherte Zirkelspitzen bei der Berührung noch als getrennte unterscheiden zu können, wechselt mit den Körpergegenden. Die Feinheit dieses Unterscheidungsvermögens ist z. B. sehr groß auf der Zungenspitze, sehr gering auf dem Rücken; auf der Zunge müssen also die Zirkelspitzen sehr genähert werden, soll man sie als eine Spitze fühlen; der Rücken hingegen fühlt verhältnißmäßig getrennte Zirkelspitzen bei der Berührung als eine Spitze. Jedoch wechselt die Feinheit des Unterscheidungsvermögens nicht nur mit den Hautstellen, sondern es wechselt auch mit der Zeit. Dieselbe Hautstelle hat zu verschiedenen Zeiten auch eine verschiedene Feinheit im Vermögen, zwei genäherte Zirkelspitzen als zwei zu unterscheiden. Nach geistiger Arbeit müssen nach Griesebach's Untersuchungen die Zirkelspitzen entfernter sein, wenn man von ihnen noch zwei Eindrücke unterscheiden soll. Diese Verhältnisse sucht Griesebach zur Messung der Ermüdung zu benutzen.

Digitized by Google

Wissenschaftliche Traumdeutung.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Das uralte Problem des Traumes gehört noch immer zu jenen Kolumbuseiern der Forschung, für die uns bis jetzt der Kolumbus fehlt. In Zeiten, die wir vorwissenschaftliche nennen dürfen, waren die Menschen um die Erklärung des Traumes freilich nicht verlegen. Wenn sie seiner nach dem Erwachen gedachten, galt er ihnen als eine entweder gnädige oder feindselige Kundgebung höherer dämonischer oder göttlicher Mächte. Mit dem Aufblühen naturwissenschaftlicher Denkweise hat sich all' diese sinnreiche Mythologie in Psychologie umgesetzt, und heute bezweifelt nur mehr eine geringe Minderzahl unter den Gebildeten, daß der Traum die eigene psychische Leistung des Träumers ist.

Seit der Verwerfung der mythologischen Hypothese ist der Traum aber wieder erklärungsbedürftig geworden. In zwei vortrefflichen Werken unter dem Titel „Die Traumdeutung" (Leipzig und Wien, Deuticke, 1901) und „Ueber den Traum" (Wiesbaden, Bergmann, 1901) versucht soeben der berühmte Wiener Neurologe Sigmund Freud diesem Problem näher zu treten. Die Bedingungen für die Entstehung des Traumes, seine Beziehung zum Seelenleben des Wachens, seine Abhängigkeit von Reizen, die sich während des Schlafzustandes zur Wahrnehmung drängen, die vielen dem wachen Denken anstößigen Eigenthümlichkeiten seines Inhalts, die Incongruenz zwischen seinen Vorstellungsbildern und den an sie geknüpften Affecten, endlich die Flüchtigkeit des Traumes, die Art, wie das wache Denken ihn als fremdartig bei Seite schiebt, in der Erinnerung verstümmelt oder auslöscht — all' diese und noch viele andere verwandte Fragen entbehren bislang jeder befriedigenden Lösung. Im Vordergrunde des Interesses steht aber nach Freud die Frage nach der Bedeutung des Traumes, die einen zweifachen Sinn in sich schließt. Sie fragt erstens nach der psychischen Bedeutung des Träumens, nach der Stellung des Traumes zu anderen seelischen Vorgängen, und nach seiner etwaigen biologischen Function, und zweitens möchte sie wissen, ob der Traum deutbar ist, ob der einzelne Trauminhalt einen „Sinn" hat, wie wir ihn in anderen psychischen Leistungen zu finden gewöhnt sind. Nach beiden Richtungen hin bietet Freud wenigstens einen Versuch zur Lösung.

Das Hauptergebniß der Freud'schen Analyse läßt sich klar und einfach aussprechen — auf ihre Kritik kann an dieser Stelle natürlich nicht eingegangen werden. Danach wäre der Traum im Wesentlichen eine Wunscherfüllung, gewissermaßen das volle Ausleben eines Gedankens, der bei Tage entweder aus äußeren Gründen oder in Folge der inneren „psychischen Censur" nicht zur Verwirklichung gelangen konnte. Dabei unterscheidet Freud noch verschiedene Arten und Unterarten. Gewisse „klare und vernünftige" Träume weist er ohne Weiteres als unverhüllte Wunscherfüllungen nach, d. h., daß die Traumsituation in ihnen einen dem Bewußtsein bekannten, vom Tagesleben erübrigten, des normalen Interesses durchaus würdigen Wunsch als erfüllt darstellt. Bei den „dunkeln und verworrenen" Träumen verhält sich die Sache etwas complicirter; die Traumsituation stellt wiederum einen Wunsch als erfüllt dar, der sich aus dem Traumgedanken erhebt, aber die Darstellung ist unkenntlich, läßt sich erst durch sorgfältige Analyse aufklären, und der Wunsch ist entweder selbst verdrängt, dem Bewußtsein fremd, oder er hängt doch innig mit verdrängten, zuweilen uneingestandenen Gedanken zusammen und erscheint in der Traumsituation der normalen Werthschätzung gegenüber sehr übertrieben. In der Analyse einzelner solcher Traumbeispiele zeigt sich Freud als wahrer Meister der psychologischen Beobachtung, wenngleich gerade die Virtuosität seiner Traumdeutungskunst in Manchem einen Zweifel über den wissenschaftlichen Werth der Theorie erwecken dürfte. Die Formel für derartige Träume lautet nach Freud: Sie sind verhüllte Erfüllungen von verdrängten Wünschen. Es ist dabei interessant zu bemerken, daß im Sinne dieses hervorragenden Vertreters der zeitgenössischen Wissenschaft eigentlich die uralte Volksmeinung Recht behält, welche den Traum durchaus die Zukunft verkünden läßt. In Wahrheit ist es bei Freud die Zukunft, welche uns der Traum zeigt — allerdings nicht die, welche eintreffen wird, sondern von der wir möchten, daß sie einträfe. Die Volksseele verfährt hier, wie sie es auch sonst zu thun pflegt: sie glaubt, was sie wünscht.

Wenn wir den Trauminhalt als Darstellung eines erfüllten wichtigen oder geringfügigen, gegenwärtigen oder verdrängten Wunsches auffassen (was Freud gewiß nicht einwandsfrei nachweist, aber ziemlich wahrscheinlich macht), so fällt es uns auch mit Freud nicht mehr schwer, einen Einblick in die Function des Traumes zu gewinnen. In seltsamem Gegensatz zu Redewendungen, welche den Schlaf durch Träume stören lassen, müssen wir dann den Traum als den Hüter des Schlafes anerkennen. Für den Kindertraum läßt sich diese Behauptung am leichtesten nachweisen.

Der Schlafzustand oder die psychische Schlafveränderung, worin immer sie bestehen mag, wird beim Kinde einzig und allein ermöglicht durch die Abhaltung von Reizen, welche dem psychischen Apparat andere Ziele setzen könnten. Die Mittel, welche dazu dienen, äußere Reize ferne zu halten, sind bekannt; aber welche Mittel stehen uns zur Verfügung, um die inneren seelischen Reize niederzuhalten, die sich dem Einschlafen widersetzen? Man beobachte eine Mutter, die ihr Kind einschläfert. Es äußert unausgesetzt Wünsche, es will noch einen Kuß, es möchte noch spielen. Diese Wünsche werden zum Theil befriedigt, zum Theil mit Autorität auf den nächsten Tag verschoben. Es ist klar, daß Wünsche und Bedürfnisse, die sich regen, Hemmnisse für das Einschlafen sind. Wer kennt nicht die heitere Geschichte von dem schlimmen Buben, der, bei Nacht erwachend, durch den Schlaftraum brüllt: „Das Nashorn will ich!" Ein braveres Kind würde, anstatt zu brüllen, träumen, daß es mit dem Nashorn spielt. Da der Traum, welcher den Wunsch erfüllt zeigt, während des Schlafes Glauben findet, hebt er den Wunsch auf und ermöglicht den Schlaf. Beim Erwachsenen sind freilich derartige Wunscherfüllungen auf kurzem, physischem Wege im Schlafe selten; doch weist Freud mit großem Scharfsinn die gemeinsame Wurzel der Traumerscheinungen an einzelnen Fällen nach. Wir müssen ja ohnehin die Annahme zulassen, daß selbst in tiefem Schlaf ein Betrag von freier Aufmerksamkeit als Wächter gegen äußere Sinnesreize aufgeboten wird, welche etwa das Erwachen räthlicher erscheinen lassen als die Fortsetzung des Schlafes. Es wäre sonst nicht erklärlich, daß wir beinahe immer durch Sinnesreize von gewisser Qualität aufzuwecken sind, wie bereits der alte Physiologe Burdach betonte, die Mutter z. B. durch das Wimmern ihres Kindes, der Müller durch das Stehenbleiben seiner Mühle, die meisten Menschen durch den leisen Anruf bei ihrem Namen. Diese wachehaltende Aufmerksamkeit wendet sich nun nach Freud auch den inneren Wunschreizen zu und bildet mit ihnen den Traum, der als Compromiß gleichzeitig beide Instanzen befriedigt. Er schafft eine Art von psychischer Erledigung für den unterdrückten Wunschgedanken, indem er ihn als erfüllt hinstellt; er genügt aber auch der anderen Instanz, indem er die Störung als unwesentlich erkennt, abwehrt und auf diese Weise eine Fortsetzung des Schlafes gestattet. Unser Ich benimmt sich im Schlafe aus Zweckmäßigkeitsgründen naiv und schenkt kritiklos den Traumbildern Glauben — um eben schlafen zu können. Die Geringschätzung, die wir erwacht den Traumvorstellungen entgegenbringen, stützt sich eigentlich nur auf die notorische Ohnmacht dieser angeblichen Schlafstörer, die wir unschädlich machen, indem wir sie naiv hinnehmen. Dies geringschätzige Urtheil wird uns merkwürdiger Weise zuweilen während des

Digitized by Google

Schlafes selbst bewußt; wenn der Traum allzu tolle Sprünge macht, denken wir manchmal im Schlafe: Es ist ja nur ein Traum — und schlafen weiter.

Es ist kein Einwand gegen die Freud'sche Auffassung, wenn es auch für den Traum Grenzfälle giebt, in denen er seine Function, den Schlaf vor Unterbrechung zu bewahren, nicht mehr festhalten kann — wie beim Angsttraum — und sie gegen die andere: ihn rechtzeitig aufzuwecken, vertauscht. Der Traum verfährt dabei ungefähr so, wie ein gewissenhafter Nachtwächter, der zunächst seine Pflicht thut, indem er Störungen zur Ruhe bringt, um die Bürgerschaft nicht zu wecken, dann aber seine Pflicht damit fortsetzt, die Bürgerschaft selbst zu wecken, wenn ihm die Ursachen der Störung bedenklich erscheinen und er mit ihnen allein nicht fertig wird.

Literatur und Kunst.

Victor Hugo's Bedeutung als Lyriker und Epiker.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Heute rüstet sich Frankreich zur hundertjährigen Geburtstagsfeier seines Dichterheroen, der fast ein Menschenalter hindurch die französische Poesie beherrschte. Seine hohe Bedeutung für unsere Nachbarn veranlaßt auch uns, wenigstens dem Theil seiner Production, hier eine Würdigung zu schenken, der für die Weltliteratur in Betracht kommt.

Victor Hugo's viel umfassender, schier unerschöpflich productiver Genius offenbarte sich in dreierlei Gestalt: als Reformator und Führer der romantischen Schule (welche Rolle vorwiegend dem Dramatiker zufällt), als Romanschreiber der Romantik und als Lyriker und Epiker. Als Ersterer entfesselte er auf der Bühne den Entscheidungskampf zwischen Classicisten und Romantikern. Er gab zunächst den Cromwell, dessen Vorwort das Drama als einzig wahren poetischen Ausdruck der modernen, christlichen Culturepoche hinstellt, indem es im Gegensatz zu dem einseitigen classischen Schönheitsideal die Verschmelzung des Dualismus von Thier und Geist, vom Erhabenen, der Tragödie, und dem Grotesken, der Comödie, bewirkt und nun erst wahr wird wie der Schöpfer, wie der Natur. Hierdurch erwarb er sich unstreitig das Verdienst, den ästhetischen Werth des von classischer und classicistischer Seite als unschön Verbannten oder wie er es nennt, des Grotesken, hervorgehoben zu haben. Ferner rüttelte er an dem eisernen Gesetz der classischen Einheiten von Ort und Zeit und erkannte nur die Einheit der Handlung an. So bedeutungsvoll diese reformatorische Thätigkeit an sich ist, sie beschränkt sich ausschließlich auf das damals literarisch sehr rückständige Frankreich; die Weltliteratur wurde nicht durch die mehr äußerlichen Reformen beeinflußt. Im Gegentheil war es der Einfluß Englands und der durch Madame de Staël's „de l'Allemagne" bekannt gewordenen deutschen Literatur, der in Frankreich die geniale Generation von 1830 und mit ihr einen hohen dichterischen und künstlerischen Aufschwung hervorbrachte, so daß nunmehr kraftvoll gegen den Pseudo-Classicismus der Napoleonischen Zeit und den antikünstlerischen Bourgoisgeist von Restauration und Bürgerkönigthum zu Felde gezogen wurde. Victor Hugo's Dramen selbst stehen und fallen mit der romantischen Schule Frankreichs und haben für das Ausland keinerlei Bedeutung: ein glänzender Mantel birgt zumeist eine lediglich das Sensationsgelüst befriedigende Handlung; tiefe Psychologie, innere Conflicte, echte tragische Stimmung sind dem Dichter fremd. Vom Cromwell bis zu den Burgraves 1827—1843 zeigt überdies der Dramatiker ein stetiges künstlerisches Zurückgehen.

Mit dem Roman Notre-Dame de Paris gehört Victor Hugo der Weltliteratur an. So unmöglich dessen Fabel ist, er stellte sie hinein in einen Rahmen von unvergleichlicher Schönheit. Meisterhaft ist die Schilderung der ehrwürdigen Cathedrale von Paris in ihrer packenden historischen und künstlerischen Größe. Das Mittelalter lebt vor uns auf, unheimlich düster, in starken Gegensätzen von religiösem Verlangen und krassem Aberglauben; erschütternd redet es zu uns die gewaltige Sprache des Steins. Ueberraschend entfaltet Victor Hugo hier zum ersten Male seine Kraft, leblosen Dingen ein unheimlich phantastisches Leben einzuhauchen. Was er weiter an Romanwerken geschaffen, erreicht diese Größe nicht wieder: bedeutend überragen ihn seine dem romantischen Boden fernstehenden Zeitgenossen, die Stendhal, Balzac, Flaubert; ihren Werken gegenüber erscheinen Victor Hugo's spätere Romane, wie literarische Curiositäten aus einer längst vergangenen Zeit. Nur der Lyriker und Epiker hat reiche, einheitliche, ewiggiltige Gaben geboten. Freilich finden sie sich zerstreut wie Perlen in der breit dahinrauschenden Fluth seines Riesenwerkes, dessen Entstehung wir zunächst rein äußerlich an der Hand der wichtigsten Lebensdaten des Dichters betrachten wollen.

Victor Hugo's poetisches Talent entwickelte sich früh; von großem Einfluß auf seine Phantasie war ein längerer Aufenthalt in Spanien, denn, am 26. Februar 1802 als Sohn eines kaiserlichen Generals zu Besançon geboren, folgte er in den ersten Kinderjahren dem Vater auf allen kriegerischen Expeditionen. Napoleon's Sturz führte die Familie Hugo dauernd nach Paris zurück und Victor, nunmehr Schüler der Pension Cordier, gab sich mit ganzer Seele der Lectüre jener Literatur hin, die Chateaubriand als christlich-poetische Renaissance nach den furchtbaren Umwälzungen der großen Revolution heraufbeschwor. Er schrieb auf sein Schulheft: „Je veux être Chateaubriand ou rien!" Mit 15 Jahren bewarb er sich um den Akademiepreis für die Ode: Les Avantages de l'Etude (1817), verscherzte sich den Preis aber durch Erwähnung seines Alters, die man, angesichts der Reife des Werkes für einen schlechten Scherz hielt. Bald darauf krönte ihn jedoch die Akademie des jeux floraux zu Toulouse für die bekannten Oden: La Statue de Henri IV et Les Vierges de Verdun. Mit 17 Jahren war Victor Hugo eine dichterische Berühmtheit; Chateaubriand nannte ihn „l'enfant sublime". Er entschied sich, der Mathematik Valet sagend, für die Schriftstellerlaufbahn und gab 1826 die Odes et Ballades heraus. Sie wurden stark durch Lamartines fast gleichzeitig erschienene, poetisch viel wärmere „Méditations" in den Schatten gestellt, doch Victor Hugo's gesinnungstüchtiges Eintreten für die Wiederherstellung des Königthums verschaffte ihm eine Pension aus der Privatschatulle Ludwigs XVIII., die ihn in den Stand setzte, bereits mit 18 Jahren seine Jugendgespielin, Adèle Foucher, heimzuführen. Nun beginnt eine Periode rastlosen Schaffens (1827—1843), während welcher das Kampf- und Siegesgeschrei des Dramatikers den Lyriker, der diesen weit überragte, erst die 2. Rolle spielen läßt. Zunächst bedeuten die Orientales einen Markstein in dessen Entwickelung. Eine geradezu glänzende verstechnische Virtuosität wird hierin entfaltet und der romantische Stoffkreis durch Pracht und Farbengluth des Orients glücklich erweitert. Die schwierigsten Reimkunststücke der französischen Poesie überhaupt finden sich zahlreich gerade in dieser Sammlung. wir erinnern nur an die Djinns, die wilde Jagd orientalischer Spukgeister.

1831 folgten die Feuilles d'Automne und 1837 die Voix intérieures, die neben allen coloristischen und verstechnischen Vorzügen ein unverkennbares Streben nach vertiefender Innerlichkeit zeigen. Anmuthig erklingen Töne aus

Digitized by Google

dem Familienleben, traute, intime Stimmungsbilder. Politischen Charakter zeigen die Chants du Crépuscule (1835), ein Niederschlag der unklaren Dämmerungsstimmung des Bürgerkönigthums und eigener innerer Zweifel. Sie sowohl als die folgenden Rayons et Ombres bedeuten keinerlei künstlerischen Fortschritt, offenbaren aber bereits den Dichter als tönendes Echo der Volksstimme, der von sich selbst bekennt:

„Tout souffle, tout rayon, ou propice ou fatal
Fait reluire et vibrer mon âme de cristal,
Mon âme à mille voix que le Dieu que j'adore
Mit au centre du monde comme un écho sonore.

Nach diesem Citat werden seine vielfachen politischen Wandlungen erklärlich, entschuldbar wohl kaum. Er, der wegen seiner Königstreue einen Gnadengehalt bezog, singt 1830 die „Hymne aux Morts de Juillet" und bald darauf, in den Feuilles d'automne, überraschen die Verherrlichungen Napoleon's I.: „Souvenir d'enfance" et „Ode à la Colonne Vendôme", abermals ein Echo der Volksstimmung, die in dem wenig königlich auftretenden Juste-Milieu-Herrscher, dem Bürgerkönig Louis-Philippe, durchaus nicht ihr Ideal gefunden und plötzlich die hoheitgebietende Gestalt des Imperators vergleichend heraufbeschwor. Soweit der Dichter. Bei dem Menschen sollte, als er sich politisch zu bethätigen begann, diese Wankelmüthigkeit weit störender zu Tage treten.

Mit dem wohlverdienten Fiasco der Burgraves (1843) und in Folge eines häuslichen Unglücks — seine Tochter Leopoldine ertrank nach kurzer Ehe mit ihrem Gatten Charles Vacquerie bei einer Kahnfahrt — versiegt plötzlich der mächtige poetische Strom. Der Dichter, der inzwischen in die Akademie und die Pairskammer gewählt worden war, sucht Lorbeer auf der politischen Tribüne zu erringen. Hier macht er sich verhaßt durch seine maßlose Eitelkeit, seinen unersättlichen Ehrgeiz und er, der geborene Rhetoriker, spielt auf der Rednertribüne nichts weniger als eine glänzende Rolle, denn er giebt viel tönende Worte und wenig Ideen und schwelgt, statt uneigennützig einer Sache zu dienen, in seiner Würde als Prophet, als Barde, als Führer und Leuchte der Menschheit. Mit Herannahen der Revolution von 1848 neigte er sich zur äußersten Linken und nahm nun endlich eine feste Haltung als Volksfreund an. Diese politische Periode seines Lebens, in der es ihm nicht gelang, seine Candidatur zur Präsidentschaft durchzusetzen, weil sich der Mensch mit allen seinen Schwächen bloßstellte, verdient mit Recht die schärfsten Angriffe. Sie sind ihm nicht erspart geblieben*), Rehabilitirt hat er sich einigermaßen durch die Festigkeit, mit der er Napoleon III. Opposition machte; in der denkwürdigen Sitzung vom 1. December 1851 sprach er 5 Stunden lang, so daß er fast ohnmächtig umsank. Der Staatsstreich brachte ihm die Verbannung; er wählte zunächst Brüssel, sodann die Insel Jersey und später Guernesey zu seinem Aufenthaltsort und wies stolz die Amnestie zurück, zum ersten Male sich selbst treu, getreu den Versen der Châtiments:

„J'accepte l'âpre exil, n'eut-il ni fin ni terme,
Sans chercher à savoir et sans considérer,
Si quelqu'un a plié qu'on aurait cru plus ferme,
Et si plusieurs s'en vont qui devraient demeurer.

Si l'on n'est plus que mille, eh bien, j'en suis! Si même
Il ne sont plus que cent, je brave encore Sylla,
S'il en demeure dix, je serai le dixième:
Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-la.

Im Exil nahm seine Dichterkraft einen gewaltigen Aufschwung. Der zornberauschte Barde schleuderte als Rächer und Prophet 1852 seinem Todfeind die Châtiments in's Antlitz; der Vater ließ seinen Schmerz um die früh geschiedene Tochter in den ergreifenden Contemplations ausströmen; der Epiker besang in der Légende des siècles die Culturentwickelung der Menschheit. Doch schon hier ein Hervortreten seiner Schwächen, besonders weitschweifiger Geschwätzigkeit, die sich in den Werken seines Alters stetig steigert. Als läppische Tändeleien, ganz unwürdig des vielgeprüften Dichters, erscheinen die Chansons des rues et des bois. Nach Napoleon's III. Gefangenschaft kehrte Victor Hugo in das belagerte Paris zurück; die Schreckniſse des Krieges gaben ihm „L'année terrible" ein. Unter den Werken seines Alters sind Les quatre vents de l'esprit et l'Art d'être grand'père theilweise der Beachtung werth. In Letzterem findet er noch einmal warme Herzenstöne, die immer da erklingen, wo er die glücklichste Seite seines Empfindens, seine Liebe zu Kindern, anschlägt. Er starb im Alter von 83 Jahren am 22. Mai 1885 und wurde mit großem Pomp im Pantheon beigesetzt.

Ein hohes Menschenalter; ein Riesenwerk! Der Mensch, der hinter diesem Werk steht, war nicht immer der erhabene Barde und Prophet, „le phare de l'humanité", von dem er selbst begeistert singt:

Le poète en des jours impies
Vient préparer des temps meilleurs;
Il est l'homme des utopies,
Les pieds ici, les yeux ailleurs.
C'est lui qui, sur tontes les têtes,
En tout temps, pareil aux prophètes,
Dans sa main où tout peut tenir
Doit, qu'on l'insulte ou qu'on le loue,
Comme une torche qu'on secoue,
Faire flamboyer l'avenir!
Peuples, écontez le poète,
Écontez le rêveur sacré!

Während der sterilen Periode seines dichterischen Schaffens tritt dies leider nur allzudeutlich hervor. Seine Charakterfehler haben seine Biographen zur Genüge hervorgehoben; sie schließt in knapper Schärfe das viel citirte, außerordentlich zutreffende Urtheil ein: „Victor Hugo war der poetische Genius in einem mittelmäßigen Menschen incarnirt." Die Poesie ward ihm ein prächtiger Deckmantel für seine Schwächen; sie verhalf dem mittelmäßigen Denker zur Geltung, denn der Dichter hob den Denker bisweilen auf die Schulter und das machte ihn groß.

Wie steht es nun um den Dichter? Bei diesem frühzeitig erwachten poetischen Genius ist fast keinerlei Entwickelung oder Steigerung zu beobachten. Das ungeheuere Werk, die Productionen der frühesten Jugend und des geschwätzigen Alters ausgenommen, gleicht einer mächtig auf- und niederebbenden Meerfluth. Von Anfang an ist Victor Hugo Herr seiner dichterischen Kunstmittel, er gebraucht oder mißbraucht sie, je nachdem seine Poesie künstlerische Entschlossenheit oder anti-künstlerische Weitschweifigkeit zeigt. Bisweilen wunderbar große Einheit und Einfachheit, dem antiken Reliefstyl vergleichbar, wie das einzig schöne Bild: le Semeur.

„Il marche dans la plaine immense,
Va, vient, lance la graine au loin,
Rouvre sa main et recommence,
Et je médite, obscur témoin.

Pendant que, déployant ses voiles,
L'ombre, où se mêle une rumeur
Semble élargir jusqu'aux étoiles
Le geste auguste du semeur.".

(Chansons des rues et des bois.)

Gleich daneben wird es uns nicht schwer fallen, eine Menge Verse zu citiren, die nur eine geistlose Aufzählung von Bildern und Vergleichen enthalten oder ein bis zum Ueberdruß fortgesetztes Spiel von Antitheſen sind.

*) Vergl. Louis Veuillot „Etudes sur Victor Hugo".

Digitized by Google

Hören wir: 1. Wiederholung von Bildern:

„Sois pure sons les cieux, comme l'onde et l'aurore,
Comme le joyeux nid, comme la tour sonore,
Comme la gerbe blonde, amour du moissonneur,
Comme l'astre inclinée, comme la tour penchante,
Comme tout ce qui rit et tout ce qui chante
Comme tout ce qui dort dans la paix du Seigneur."

2. Spiel von Antitheſen; es iſt von Marat die Rede:

„Il écrit, le vent d'orage emporte et sème son esprit,
Une feuille, de fange et d'amour innondée
Il dénonce, il délivre, il console, il maudit;
De la liberté sainte il est l'âpre bandit.

Il est le misérable; il est le formidable;
Il est l'auguste infâme; il est le nain géant;
Il égorge, massacre, extermine en créant;
Un pauvre en deuil l'émeut; un roi saignant le charme;
Sa fureur aime; il verse une effroyable larme.

Damit aber iſt es noch nicht genug; weiterhin werden die Genoſſen Marat's in ähnlicher Weiſe und mit einer geradezu erdrückenden Fülle ſolcher Antitheſen charakteriſirt.

3. hiſtoriſche Aufzählungen:

„Tolbiac, la farouche, Arezzo, la cruelle,
Bovines. Maignan, Beaugé, Mons-en Pucelle,
Tours, Ravenue, Agnadel sur son haut pale froi,
Foureroy, Tory, Coutras, Cérisoles, Rocroy,
Denain et Fontenay."

So geht es noch auf 14 Zeilen weiter.

Und nun wieder in derſelben Légende des siècles, jenes unvergleichlich anmuthige Bild: Booz endormi. Die ſinnende Ruth liegt in träumeriſcher Sommernacht zu Füßen des ſchlafenden Boas und fragt ſich, die Mondſichel betrachtend:

„Quel dieu, quel moissonneur de l'éternel été
Avait, en s'en allant, négligeamment jeté
Cette faucille d'or dans le champ des étoiles."

Victor Hugo bewegt ſich nur in Gegenſätzen, es macht ſich bei ihm kein allmäliges Reifen geltend. Die Ruhe und Abgeklärtheit des Alters ſuchen wir vergebens, weder bei dem Dichter, noch wie wir ſpäter ſehen werden, bei dem Denker. Seine dichteriſche Phyſionomie hat, wie der Januskopf, zwei Prägungen, die epiſche, die das wilde Kampf-Rachegeſchrei des Barden hervorruft und die lyriſche, mit den anmuthig intimen Zügen des kinderliebenden Familienvaters. Den Kindern hat er überhaupt die warmherzigſten ſeiner Poeſien gewidmet. Neben der Corde familiaire erklingt ſtets die Corde d'airain: Auf die Feuilles d'automne folgen die politiſchen Chants du crépuscule, auf die Châtiments die Contemplations und auf dieſe wiederum die epiſche Légende des siècles; L'année terrible findet ſein Gegenſtück in l'Art d'être grand-père. Die Meiſterſtücke all' dieſer Sammlungen würden einige ſtattliche Bände füllen, in der Geſammtausgabe ſeiner Werke aber werden ſie erdrückt von einem nicht endenwollenden Schwall anſpruchsvoller oder ſeichter, jedenfalls undichteriſcher Rhetorik, die nur den Virtuoſen kennzeichnet. Die Légende des siècles und Les quatre vents de l'esprit geben jedes für ſich allein ſchon 4 ſehr umfangreiche Bände! Und gerade hier, mehr Rhetorik denn je! Aus der letzten Sammlung ragt wohl nur „la Révolution" als Meiſterſtück hervor.

Dennoch meinen wir feſtſtellen zu dürfen, daß in den Châtiments und den Contemplations Victor Hugo's poetiſche Kraft ihre höchſte Entfaltung erreichte. Auf Jerſey, noch zitternd vor Empörung über den Staatsſtreich und berauſcht durch die Nähe des Meeres mit dem er eine bisher ungeahnte Verwandtſchaft fühlte, ſchleudert er ſeinem Todfeind furchtbare Rachegeſänge entgegen. Hier hatte die glänzenſte Seite ſeiner Begabung, ſeine volltönende bilderreiche Rhetorik die ihr entſprechende Aufgabe gefunden; ſie war durchaus am Platze und er verwendet ſie mit geradezu niederſchmetternder Wucht. Er wuchs über ſich ſelbſt hinaus und wurde nun wahrhaft zum Seher und Propheten. Hören wir Verſe wie: „le Té-Déum du 1. Janvier 1852".

„Prêtre, ta messe, écho des feux de peloton
Est une chose impie!
Derrière toi, le bras ployé sous le menton
Rit la mort accroupie!"

oder den Schluß des meiſterhaften Cyclus l'Expiation.

In einer Folge von kühn und kräftig gezeichneten Bildern hat er den Rückzug der großen Armee, die Niederlage von Waterloo, den Todeskampf auf St. Helena an uns vorüberziehen laſſen. Nach jedem neuen niederſchmetternden Schickſalsſchlag fragt Napoleon „est-ce le châtiment, Seigneur?" und eine Stimme erwidert: „Non!" Nun ſchläft der große Kaiſer im Invalidendom und wird von einer grauenhaften Viſion emporgeſchreckt. Sein Name dient als Ueberſchrift einer Gauklerbude; der graue Mantel von Marengo bedeckt den Rücken des erſten Harlekins und die Bande um ihn herum brüllt: „Wir ſind die Neffen des großen Napoleon!" Entſetzt ſchreit der Kaiſer auf:

„Les victoires de marbre à la porte sculptées,
Fantômes blancs debout hors du sépulcre obscur
Se faisaient du doigt signe, et, s'appyant au mur,
Ecoutaient le Titan pleurant dans les ténèbres.
Et lui cria: Démon aux visions funèbres,
Toi qui me suis partout, que jamais je ne vois,
Qui donc es-tu? Je suis ton crime, dit la voix.
La tombe alors s'emplit d'une lumière étrange,
Semblable à la clarté de Dieu quand il se venge;
Parails aux mots que vit resplendir Balthazar,
Deux mots dans l'ombre écrits flamboyaient sur César:
Bonaparte, tremblant comme un enfant sans mère
Leva sa face pâle et lut: Dix-huit Brumaire."

Seine ſatiriſche Schärfe ſpitzt ſich ſogar zu geiſtreich pointirten Spottliedern zu, obwohl bei ihm im Allgemeinen ſeltſamer Weiſe nur wenig von echtem franzöſiſchen Eſprit zu ſpüren iſt. Ganz trefflich gelungen iſt das kurze Lied:

„Un jour Dieu sur sa table
Jouait avec le diable
Du genre humain haï
Chacun tenait sa carte,
L'un jouait Bonaparte
Et l'autre Mastaï.*)
Un pauvre abbé bien mince,
Un méchant petit prince
Polisson hasardeux!
Quel enjeu pitoyable!
Dieu fit tant que le diable
Les gagna tous les deux.
— Prends! cria Dieu le père,
Tu ne sauras qu'en faire,
Le diable dit: erreur! —
Et ricanant sons cape,
Il fit de l'un un pape,
De l'autre un empereur."

Die Contemplations ſind in ihrem ſchönſten Theil dem Andenken ſeiner früh geſchiedenen Tochter gewidmet. Sie gehören zu dem Ergreifendſten was die franzöſiſche Lyrik hervorgebracht hat. Victor Hugo wird hier Menſch, der von einem tiefen Schmerz durchwühlt, dieſen nun in der wunderbarſten dichteriſchen Form hervorquellen läßt. Lieblich ſind die Erinnerungen an die Kindheit Leopoldines: „Elle était pâle et pourtant rose;" „quand nous habitions tous ensemble." Stellen von geradezu hinreißender Schönheit enthält das Schlußgedicht „à Villequier"**), in dem der Dichter Gott wegen ſeines faſſungsloſen Schmerzes um Verzeihung bittet:

„Voyez-vous, nos enfants nous sont bien nécessaires!"

und

„Quand on a vu seize ans, de cet autre soi-même
Croître la grâce aimable et la douce raison,
Lorsqu'on a reconnu que cet enfant qu'on aime
Fait le jour dans notre âme et dans notre maison
C'est la seule chose ici-bas pui persiste
De tont ce qu'on rêva,
Considérez que c'est une chose bien triste.
De le voir qui s'en va!

*) Pius IX.
**) Die Stätte der Kataſtrophe.

Digitized by Google

Hier wieder ergreifende Schlichtheit, das einfach Menschliche, Ewiggiltige, das so selten bei ihm hervorbricht, oder vom rhetorischen Element erstickt wird.

Zu dem rhetorischen Victor Hugo das richtige Verhältniß zu finden fällt uns Deutschen sehr schwer, weil wir überhaupt bei dieser pomphaft deklamatorischen Art der französischen Poesie nur selten warm werden können. Es fehlt uns der innige Klang der tiefsten Seele, der in uns Gleichklang erweckt. Victor Hugo ist kein Dichter der Liebe; er zeigt uns die Natur vorzugsweise nur da, wo sie wildromantische Scenerien für die erschütternden Ereignisse bildet, die er zu schildern vor hat; er kennt nur Licht und Schatten, nicht die tausend feinen Uebergangsstimmungen der neueren Lyrik. Den zartesten Seelenregungen gegenüber, die im Zustand der Ahnung verbleiben wollen, ist er geradezu indiscret; sie werden an's grelle Licht gezerrt und ihre immaterielle Zartheit wird sehr zu ihrem Nachtheil sofort in klare plastische Anschauung verwandelt. Für das leiseste Gefühl, den verborgensten Gedanken, hat er schon im Voraus ein Bild in Bereitschaft und zu dem Bild wiederum eine Antithese. Wo er mit breitem kräftigen Pinsel malen, wo er stark aufrütteln und erschüttern kann, ist er packend, ja gewaltig. Selten ist sein Dichten ein andachtsvoll ahnendes Flüstern, sondern fast immer das Tosen eines wild erregten Meeres.

Von eminenter Gedächtnißkraft, angefüllt mit dem Großartigen aller Zeiten, begabt mit einer Phantasie, die den kaum geborenen Gedanken schon zum Bilde umsetzt, häuft er grandiose Visionen auf grandiose Visionen, steigert sie durch Antithesen und Wiederholungen, rauscht, tönt, raubt den Athem bis er zuletzt ermüdet, und der Leser förmlich lechzt nach einem erfrischenden Hauch echter Poesie.

Eines seiner stärksten Wirkungsmittel ist die Wiederholung von etwas Unerbittlichem, dem nichts entrinnen kann. Man vergleiche den bekannten Anfang der „Expiation": „Il neigeait."

Nach jedem erschütternden Gemälde, das er von den Schrecknissen der russischen Eisfelder entrollt, tönt es erbarmungslos: il neigait. Grausenvoll ist die Wanderung des Vatermörders Kanut (Légende des siècles; le Paricide), der nach seinem Tode vor den ewigen Richter gerufen wird. Während er unter schwarzem Himmel vorwärts schreitet, fällt ein Blutstropfen auf sein Leichentuch herab, und wohin er sich, von Furcht gejagt, auch wendet: „une goutte de sang tomba sur le suaire". Wie grob, wie äußerlich erscheint schon hier der erreichte Effect! Nur naive Gemüther können dies für Poesie gelten lassen.

Vereinzelt und mit künstlerischem Tact angewendet sind Victor Hugo's Kunstmittel von tiefer, eindringlicher Wirkung, aber er kennt namentlich in seinen spätesten Werken kein Maaß und kein Ende. Alles wird zu einem pathetischen Prunken mit Worten, denen man nur die Routine, nicht die gewaltige innere Begeisterung anmerkt. Sein Haschen nach Bildern, starken Effecten und Antithesen geht in's Absurde. In ungeheueren Visionen zieht die Weltgeschichte an seinem geistigen Auge vorüber, aber er erschaut sie ohne historischen Tiefblick, ohne Kritik, fast möchten wir sagen, mit der Naivetät eines Kindes, das nur Gerechte und Bösewichte kennt. Selten löst er das ewig giltige, schlicht menschlich ergreifende Element aus den Ereignissen, einen breiten Raum aber füllen die Decorationen aus der romantischen Requisitenkamer. Die Légende des siècles bietet, einige werthvolle epische Gesänge ausgenommen, tausend Beispiele für diese naive Darstellung der Geschichte, bei der wir an die von Blut und Grausen erfüllte und in starken Contrasten schwelgende französische Historienmalerei der 60 ger Jahre erinnert werden. Reim und Rhythmus freilich sind stets bei ihm unfehlbar und seine Sprache ist auch hier lauterste Musik.

Was Victor Hugo an Ideenreichthum in dem Riesenwerk seines Lebens niederlegte, erscheint angesichts der Dimensionen dieses Werkes sehr gering. Er offenbart sich weder als bahnbrechender noch in irgend einer Weise origineller Denker. Das wirklich Neue, was das 19. Jahrhundert auf dem Gebiete des Gedankens hervorgebracht hat, war das Verdienst ganz anderer Männer, Taine und Renan unstreitig an der Spitze. Er resumirt nur in großen, allgemeinen Zügen, was die Zeiten vor ihm an geistigen Gütern erschlossen, und selbst seine Bewunderer werden ihn mehr als einmal auf Gemeinplätzen ertappen. Der „Prophet", der „Denker" und „Philosoph" begnügt sich damit, allgemeine Begriffe, wie Hoffnung, Ideal, Freiheit in ein prächtiges Gewand zu hüllen, so daß sie stets dem gröbsten Dutzendverständniß leicht faßlich bleiben. Einem Stendhal, einem Balzac gegenüber muthet er uns an wie ein naiver Poet ältester Zeiten. Seine Religion ist ein schroffes Gegenüberstellen des Dualismus von Geist und Thier, den er gelegentlich in einen vaguen Pantheismus zusammenfließen läßt. (Vergl. das Epos „le Satyre" in der Légende des siècles). Er hat nichts von der feinen zersetzenden Skepsis seines Jahrhunderts; mit einem rührend naiven Optimismus giebt er sein sociales Glaubensbekenntniß in dem Gedicht: „Ce que dit la bouche d'ombre"; es ist ein summarisch gehaltener Glaube an den Fortschritt der Menschheit, an ihre endliche Glückseligkeit.

Tout sera dit. Le mal expirera, les larmes
Tariront, plus de fers, plus de deuils, plus d'alarmes;
L'affreux gouffre inclément
Cessera d'être sourd, et bégaiera: Qu'entends-je?
Les douleurs finiront dans toute ombre; un ange
Criera: Commencement.

So wohlgemeint und wohltönend sein bekanntes Gedicht „Pour les pauvres" auch ist; für die Armen und Enterbten fühlt er das Mitleid des Kindes mit dem kranken Bettler und das zu einer Zeit, da Zola das immer stärker werdende sociale Empfinden zusammenfassen sollte in der Forderung: „Keine Barmherzigkeit mehr, Gerechtigkeit!"

Wie verhält sich nun Victor Hugo zu seinen Zeitgenossen? Ein mehr quantitatives als qualitatives Uebergewicht machte ihn zum Mittelpunkt und Führer der glänzenden Generation von 1830, denn, von robuster Gesundheit, von der kampfesfrohen Natur eines Agitators, und von nie ermüdender Schaffenskraft (er konnte täglich hunderte von Versen schreiben) erschien er ein überaus geeigneter und nie ermattender Heerführer. Ueber die ungleich feineren Lyriker Lamartine und Alfred de Musset ward es ihm leicht zu triumphiren, da Ersterer am Ende seiner Laufbahn stand und Letzterer sich durch Zügellosigkeit frühzeitig zu Grunde richtete. So sah er sich bald als machtvollen Alleinherrscher und nahm als solcher die übertriebensten Huldigungen entgegen. Die jüngste Generation Frankreichs hat sich ganz von ihm abgewandt. „Er ist so weit von uns!" schreibt Jules Lemaître in den „Contemporains" und begründet diesen Ausspruch als feinsinniger Kritiker, der der Schule des philosophischen Dilettantismus angehört und sich mit dem Altruismus der russischen Autoren erfüllte, durch das folgende vernichtende Urtheil:

„Diese Hunderte von Versen, in denen er sagt, ‚ich, der große Denker!' oder wo er sich als vom Geist ergriffenen Magier bezeichnet, wo er sich mit Löwen und Adlern vergleicht ꝛc., sind für den bescheidenen Menschen unerträglich. Wenn er mit viel Lärm ankündigt, daß er der großen Sphinx das Knie auf die Brust gesetzt habe und ihr nun das tiefe Geheimniß entreißen werde, so sage ich mir: Der Glückliche! und wenn ich nun sehe, daß seine ausposaunte Entdeckung ein sehr philiströser oder naiver Optimismus ist, sage ich mir: welch' unnützer Lärm! Ich ärgre mich ein wenig, daß dieser Dichter, der in einem Jahrhundert geläuterten historischen Verständnisses gelebt hat, immer nur die Aeußerlichkeiten wahrgenommen, daß ihm alle Päpste und Könige immer nur

Digitized by Google

als Schurken oder als Tiger erscheinen, daß ihm Robespierre, Saint-Just, sogar Marat und Hébert als Riesen vorkommen, alle Priester, Bossuet und de Maistre als abscheuliche, lügenhafte Ungeheuer, Geschichtsforscher, wie Nisard und Dichter wie Mérimée als Dummköpfe . . ." und weiter „die Ideen bei Victor Hugo folgen einander, aber sie gehen nicht eine aus der anderen hervor. Er ist eine tönende Glocke, deren Strang abwechselnd die größten, oder besser gesagt die gröbsten Ideen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gezogen haben."

Zieht man den Victor Hugo'schen Ideenfonds allein zur Beurtheilung heran, so muß alles hier Gesagte bedingungslos zugegeben werden. Lemaitre, der den Denker so hart mitnimmt, unterschätzt jedoch den Dichter, wie ihn die ganze jüngere Dichtergeneration Frankreichs unterschätzt; und gerade diese hätte Grund genug, ihm dankbar zu sein, sie Alle gewannen durch ihn. Den Parnassiens, den formgewandten Vertretern de l'art pour l'art lehrte er die Plastik des Wortes, die Farbenpracht des Verses. Von Théophile Gautier bis zu dem glänzendsten aller Formalisten, de Herédia, ist sein Einfluß nachzuweisen. Beaudelaire, dem Führer der Symbolisten, erschloß er die beredte Sprache der leblosen Dinge, „l'âme des choses", wenn dieser später singt:

„La Nature est un temple où de vivants piliers
Laissent parfois sortir de confuses paroles,
L'homme y passe à travers au forêt de symboles
Oui l'observent avec des regards familiers,"

so hatte Victor Hugo, der selbst stetig durch einen „Wald von Symbolen wandelte", zuvor in „ce que dit la bouche d'ombre" ausgesprochen:

„Car les choses et l'être ont un grand dialogue.
Tout parle.
Tout dit dans l'infini quelque chose à quelqu'un."

Beaudelaire könnte ein krankhafter Victor Hugo genannt werden; er war moderner gedanklich complicirter, aber wie schroff tritt bei ihm das Groteske, das Spiel der Antithesen hervor! Sollten nicht selbst die Naturalisten ein wenig von ihm gelernt haben? Mit dem ästhetischen Werth des Grotesken erschloß er die künstlerische Verwerthung der Nachtseiten des Lebens, die unter ihnen zu so erschütternden Wirkungen gelangten. Victor Hugo war's zuerst, der den pseudoclassischen Idealen energisch entgegenrief:

La vérité n'a pas de bornes,
Grâce au grand Pan, Dieu bestial,
Fils, le réel montre ses cornes
Sur le front bleu de l'ideal.

So war er dennoch ein Mann, der zur rechten Zeit erschien und, ohne dem Menschen unsere Sympathien zu schenken, ohne den Denker hoch zu stellen, müssen wir in ihm den kühnen Reformator schätzen. Leicht auch werden wir eine Auslese seiner Dichtungen zusammentragen können, die ihn den größten Dichtern Frankreichs zum mindesten ebenbürtig an die Seite stellt.

Gedanken über das moderne Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Seit einer Reihe von Jahren ist eine Strömung bemerkbar, die auf eine wirksamere Durchdringung von Kunst und Leben hinzielt, die einerseits die Kunst des Lebens, d. h. eine künstlerische Art der Lebensführung erstrebt, und andererseits auf unser Leben, auf alle unsere Lebensgewohnheiten, auf unsere nächste Umgebung, auf Haus und Heim, auf Außenarchitektur und Innendecoration die Kunstgesetze angewendet sehen will. Unverkennbar bedeutet diese Strömung, wenn sie nicht nur Mode, nicht nur etwas Zufälliges und Launenhaftes ist, einen bemerkenswerthen Fortschritt. „Kunst nicht mehr neben unserm Leben, unser Leben selbst sei Kunst", könnte man, ein bekanntes modernes Schlagwort variirend, sagen. Die Durchschnittsbildung würde vertieft und die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes im Allgemeinen würde verbessert. Gute Ansätze sind unverkennbar. Aber ebenso gewiß ist, daß wir noch nicht über die erste Periode des Suchens und Umhertappens hinaus sind, daß wir uns noch nicht zwischen Stylisiren und Naturalisiren, zwischen Antikisirung und Modernisirung, zwischen Japanismus und Anglicismus, zwischen Neudeutsch und Althochdeutsch endgiltig entschieden haben. Immer noch schwirren alle möglichen Stile den kunstgewerblichen Künstlern, ähnlich wie den architektonischen, durch die Sinne. Man weiß ungeheuer viel, man „kann" auch ungeheuer viel, aber man hat immer noch sehr wenig Eigenes, sehr wenig Selbsterworbenes, auf der heimischen Scholle Gewachsenes.

Charakteristisch für das moderne Kunstgewerbe ist die Betonung des linearen Princips gegenüber dem plastischen. Das Eckmann'sche Kunstgewerbe, und zu einem guten Theil das moderne Kunstgewerbe überhaupt, beruht auf dem Schnörkel. Nicht irgendwelche „Formen" sind dafür charakteristisch, sondern eine gewisse Art der Linienführung, die den Eindruck von im Winde flatternden Bändern oder Papierschnitzeln macht. Schon einmal war im Kunstgewerbe der Schnörkel die bevorzugte Form; das war zur Zeit des Rococo. Bei Eckmann finden wir diesen Schnörkel wieder, nur daß er uns statt des einfachen, beim Rococo beliebten Halbmondes mehrere ineinander gesetzte Halbmondsilhouetten giebt. Aber auch von dieser besonderen Art der Linienführung abgesehen, ist das Eckmann'sche Kunstgewerbe und das moderne Kunstgewerbe zum großen Theil überhaupt Linienkunst, nicht Formenkunst, weßhalb Eckmann bezeichnender Weise mit Vorliebe diejenigen Zweige des Kunstgewerbes pflegt, welche mit Flächen, nicht mit Formen, arbeiten, also Stoffornamentik, Teppichweberei, Tapetenornamentik, Buchschmuck. Von Eckmann abgesehen, ist es nicht immer der Schnörkel, der vorherrscht, sondern auch parallele Linienführung ist sehr beliebt, besonders in der Möbelornamentik. Ob es sich nun um Van de Velde in Brüssel, um Duboisson oder Verneuil in Paris, um englische oder deutsche Möbelornamentik handelt, immer geht das Bestreben darauf hinaus, möglichst linear zu wirken, die Form dagegen, also das Plastische, zurücktreten zu lassen, und fast immer ist das Parallel-Laufen von Linien charakteristisch. Diese lineare Formengebung beherrscht also nicht nur diejenigen Zweige des Kunstgewerbes, bei denen es wesentlich auf Linienführung ankommt, sondern fast das gesammte Kunstgewerbe, vor allem die Möbelornamentik. Durch die Letztere ist sie vorzugsweise nach Deutschland herübergekommen und hat sich über alle Gebiete des modernen Kunstgewerbes verbreitet. Daß dieser moderne Kunstgewerbestyl aus England zu uns gekommen ist, dürfte allgemein bekannt sein. Woher ihn aber England genommen hat und in welcher Weise er in England sich entwickelt hat, auf diese Frage darf ich hier vielleicht kurz eingehen.

Vor Allem muß betont werden, daß dieser Styl in England organisch gewachsen ist, daß er dort nicht der Cultur aufgeklebt ist; das Milieu, zu dem dieser Styl gehört, ist in England vorhanden, und aus diesem Milieu heraus hat sich dieser Styl entwickelt. Denn der moderne englische Kunstgewerbestyl ist eben Das, was wir auf anderen Gebieten Präraffaelismus*) nennen. Tennyson, Rossetti, Swinburne haben nicht nur bei Burne Jones und Watts, sondern auch bei der englischen Innendecoration Pathe gestanden. Die Intimität des Gefühls, die in jener englischen Poesie ihren

*) Die Präraffaelite-Brotherhood wurde von Holman Hunt und Dante Gabriel Rossetti im Hause ihres Freundes Millais gegründet.

Digitized by Google

Ausdruck gefunden hatte, verlangte nicht nur von der Malerei die Darstellung des Delicaten und Sensitiven — und dieser Forderung genügten eben die englischen Präraffaeliten, — sondern forderte auch von der Architektur die Herstellung entsprechender, für die Pflege innerer Beschaulichkeit geeigneter Wohnstätten, und so entstand der moderne englische intime Familienhausstyl, wie wir ihn ebenfalls nunmehr in Deutschland schon seit einer Reihe von Jahren trefflich nachahmen. Es fehlte noch die entsprechende Inneneinrichtung, eine Möbelornamentik für die Sensitiven, für die Delicaten, kurz gesagt, eine intime Innenarchitektur und ein intimes Kunstgewerbe. Aber woher die Formen nehmen? Die Empfindung, die vorhanden war, genügte nicht, die entsprechenden Formen entstehen zu lassen. Man mußte zum Mindesten an etwas anknüpfen, etwas Bestehendes weiter entwickeln. Da traf es sich nun vortrefflich, daß der internationale Verkehr der Völker die Bekanntschaft mit dem chinesischen und japanischen Kunstgewerbe vermittelt hatte. Hier fand man, was man suchte. Namentlich die kleinen, zierlichen, sehr sensitiven und sehr delicaten Japaner, deren gesammte Gebrauchsgegenstände nach Puppenspielzeug ausschauten, bei denen die Intimität des Hauses und der Wohnungseinrichtung mit ihrem Empfinden, ihrer Naturumgebung, ihrem Lande und Boden harmonirt, die Japaner boten das Vorbild dar, nach dem man sich sehnte. Deßhalb pilgerte Pierre Loti nach Ostasien und berauschte sich an japanischer Sensibilität. Und wenn die englischen präraffaelitischen Maler sich aus dem italienischen Quattrocento ihre Anregungen holten, so beutete das englische Kunstgewerbe die japanische Kleinkunst aus und borgte sich von dort die Ideen nicht nur, sondern auch die Formen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist allein das englische Kunstgewerbe und das moderne Kunstgewerbe im Allgemeinen zu verstehen. Denn die anderen Völker, die Deutschen, die Belgier, die Franzosen, schöpften einerseits aus derselben Quelle, eben aus der japanischen Kleinkunst, und andererseits aus zweiter Quelle, indem sie von dem englischen Kunstgewerbe, nachdem das letztere die japanischen Formen angenommen hatte, Anregungen und sogar die Formen herübernahmen. Die moderne Keramik, die heute eine so wichtige Stellung im kunstgewerblichen Leben einnimmt, geht von Dänemark aus, die dänische Königliche Porzellanmanufactur aber griff mit Bewußtsein auf die japanische Keramik zurück und entnahm von dort Vorbilder und Anregungen.

In Frankreich war es Louis Gonse, der Herausgeber der Gazette des beaux arts (sein Werk L'art Japonaise erschien 1883), welcher das japanische Kleingewerbe als Kunstgewerbe betrachten lehrte. In Deutschland war es Justus Brinckmann, der ausgezeichnete Leiter des Hamburgischen Kunstmuseums, welcher mit seinem Buch „Kunst und Kunsthandwerk in Japan" ein tieferes Verständniß der japanischen Kunst anbahnte. Allerdings hatten schon im Jahre 1867 auf der Pariser Weltausstellung die kunstgewerblichen Erzeugnisse Japans die Bewunderung der Kunstfreunde erregt und einige Jahre darnach wurde durch die Ausstellung der Sammlung Cernuschi auf's Neue die Aufmerksamkeit auf Japan gelenkt. Der eigentliche Markstein für die Schätzung der japanischen Kunstindustrie war das Jahr 1878, genauer gesagt, die Weltausstellung dieses Jahres.

Wo man heute auf der ganzen Erde eine moderne Zimmereinrichtung sieht, immer ist es England und Japan, auf die sie zurückweist. Nicht zu übersehen ist aber hierbei, daß England am Gründlichsten zu Werke ging, daß in England das ganze dafür passende Milieu gegeben war, daß England alle Gebiete des künstlerischen Schaffens und des häuslichen Lebens mit eben derselben Gefühlswelt erfüllte. Schon das Klima kam dem Engländer hierbei entgegen. Zwar giebt es, namentlich an der Ostküste Englands, auch rauhe Stürme, aber im Allgemeinen ist das Klima mild und ziemlich gleichmäßig, der häufige Nebel läßt Alles in weichen, verschwommenen Formen erscheinen. Auch die Naturauffassung hat in England etwas Japanisches — man denke an die Blumenliebhaberei, die Glashouses, die Chrysantemum-, Orchideen- und Mimosen- (die Mimose trat hier an Stelle des japanischen Mumebaumes) Liebhaberei. Ja die Natur selbst entbehrt in England der Monumentalität und wirkt intim. Dazu der Charakter der englischen Landschaft — England, ein Wiesen-, Weide- und Gartenland — und die Herrin des Hauses, die Engländerin, der man es an dem weißen Teint, an den feinen Gliedmaßen, an dem üppigen Haar ansieht, daß sie im Nebel gewachsen ist. Für alles Dies bot das moderne englische Familienhaus den angemessenen Ausdruck. Nun denke man sich dazu noch die moderne Zimmereinrichtung, das entsprechende Kunstgewerbe, Kopenhagener Porzellane, Broncen von Ville Vallgren, Geschmeide von Lalique, Gläser von Galle oder Tiffany, an den Wänden Bilder von Burne Jones, weiter die Gedichte von Swinburne, George Meredith, Sidaner oder Browning, und intime Musik, Kammermusik, gespielt, und man hat ein organisches Ganze, in dem Das, worauf es uns hier ankommt, das Kunstgewerbe, nicht etwas Zufälliges, Modegewordenes oder nur Geborgtes ist, sondern unablöslich zu allen anderen Theilen gehört. Und eben diese Gefühlswelt, nicht bloß das zugehörige Kunstgewerbe, übertrug sich mehr oder weniger auf alle anderen Länder. Auch Belgien hatte seinen Browning, nämlich Maurice Maeterlinck, und es hatte seinen Verhaeren, Eekhoud und Huysmans, Frankreich hatte einen Paul Verlaine, einen Mallarmé, einen Josephin Péladin, und wenn der englische Präraffaelismus in Frankreich als Symbolismus zu Tage trat, so in Deutschland als Theosophie und Occultismus. Ebenso übertrug sich der englische intime Familienhausstyl auf die meisten anderen Culturländer, und Burne Jones wurde in Deutschland nicht weniger gefeiert, als in England. In charakteristischer Weise sagt Komadina über diese Gefühlsrichtung: „Der Parnaß aber führte in seiner Entwickelung zu Verlaine und Mallarmé, diesen süßesten Früchten und keuschesten Blüthen, deren Worte zarter sind, als der farbenflimmernde Staub auf den Flügeln eines Schmetterlings, deren Gedanken reiner sind, als Wassertropfen im Sonnenlicht, und deren Sprache ist, wie der leise Sang eines träumenden Vogels." Und Maeterlinck selbst bezeichnet in einem jüngst veröffentlichten Selbstbekenntniß die Gestalten seiner Dichtungen als „kleine, zarte, zitternde, primitive Wesen, die einen Augenblick am Abgrund taumeln, schluchzen, und deren Worte nur dadurch ihre Bedeutung erhalten, daß sie mitsammt in den Abgrund stürzen." Die Stimmung der Stéphane Mallarmé'schen Poesieen aber charakterisirt Paul Wiegler treffend mit den Worten: „Ersterbende Geigen, weinende Seraphine, Gärten der Schwermuth, reine Lilien sind seine Requisiten." Rops und Manet haben Mallarmé's Werke illustrirt, und Burne Jones hat die Frauengestalten Mallarmé's im Bilde dargestellt.*)

Daß dieser ganzen Gefühlswelt das Linienprincip im Kunstgewerbe näher lag, als das plastische Formenprincip, liegt auf der Hand. Die Brücke von Japan zu England schlugen auf diesem Gebiete Morris, Crane und Day. William Morris (seine kunstgewerblichen Schriften sind eben in dem rührigen Verlag Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig deutsch erschienen), Dichter, Socialpolitiker, Maler und kunstgewerblicher Zeichner, gründete 1862 eine Kunstgewerbefabrik „Morris & Co." für Tapeten, buntes Glas und bemalte Fliese und veröffentlichte 1898 „The decorative arts. Their relations to modern life" (die decorativen Künste, ihre Beziehungen zum modernen Leben). Morris, Walter Crane (The claims of decorative art, 1892) und Lewis F. Day (Text Books of ornamental design) waren es, welche in

*) Nicht unerwähnt lassen will ich hier die portugiesischen intimen Dichter, welche sich „Nephelibates," d. h. Wolkenwandler, nennen, deren Haupt Eugenio de Castro ist. Sie sind Nachahmer der französischen Symbolisten.

Digitized by Google

England, wo man erst im Spire, dann im romanisch-maurischen und endlich im neugothischen Styl „gemacht" hatte, mit bewußter Anlehnung an japanische Vorbilder für den neuen naturalistischen Styl eintraten, zuerst auf dem Gebiete der Tapetenzeichnung. Und hier wiederum war es das japanische Flachmuster, das vorbildlich wirkte.

Auch das Eckmann'sche Kunstgewerbe, auch der Eckmann'sche Schnörkel, seine Parallel-Linien und ineinandergesetzten Halbmonde weisen auf englische und japanische Vorbilder zurück. Er ist weder streng genommen deutsch, noch streng genommen naturalistisch, noch eigentlich schön. Er muthet mehr morgenländisch, als abendländisch an. Der Styl unserer modernen Möbel z. B. paßt für das Material japanischer Rohre, die mit Hülse von schmalen Leisten und kleinen Latten verbunden werden, vollkommen, für das Material unserer deutschen Eichen, Linden und Nußbäume aber sehr schlecht, so daß also eines der obersten Kunstgesetze, die vollkommene Anpassung der Stylform an das Material, übergangen ist. Wir finden diese Schnörkel und flatternden Bänder heute in der schmiedeeisernen Technik so gut wie im Buchschmuck, im Möbel so gut wie im Tafelaufsatz. Es wird zu wenig aus der Idee des Materials herauscomponirt, zu viel gezeichnet, zu viel in Linien gearbeitet und zu wenig modellirt, und zu wenig im Material selbst gearbeitet. Die unheilvolle Trennung des Handwerkers, der sich nur um die technische Ausführung kümmert, hat dies zuwege gebracht. Hülfe kann dem Kunstgewerbe nur kommen, wenn die Künstler im Material arbeiten, nicht nur für die Ausarbeitung vorzeichnen, wenn sie vor Allem modelliren, plastisch empfinden und componiren lernen, um nicht nur Linien, Schnörkel, Bänder und Stäbe, sondern auch Körper zu geben. Denn das Kunstgewerbe ist zum größten Theil plastisch, körperhaft, zum geringeren Theil flächenhaft und linienhaft. Aber auch diese Entwickelung bereitet sich heute schon vor. Die Anfänge, die das moderne Kunstgewerbe auf dem Gebiete der Keramik aufzuweisen hat, sind sehr bedeutungsvoll und führen nach dem richtigen Ziele. Aehnlich wie aus der Töpferei das Kunstgewerbe überhaupt hervorging, so wird der künftige kunstgewerbliche Styl aus der Töpferei heraus sich entwickeln. Bei dieser Technik kann sich der Formensinn bilden, und wir können wieder lernen, auch bei unsern Gebrauchsgegenständen plastisch zu empfinden. Heute geht uns diese plastische Empfindung so sehr ab, daß wir selbst in der Architektur das plastische Element, das Massenprincip hinter dem flächenhaften und linearen zurücktreten lassen. Die ostasiatischen Formen haben uns so erfüllt, daß unser eigenes Empfinden in Fesseln geschlagen wurde. Aber das, was für japanische Theehäuser paßt, eignet sich deßwegen noch nicht für ein norddeutsches Wohnzimmer. Sogar bei unserm Naturstudium hatten wir uns darauf beschränkt, die Linien zu studiren, statt vor Allem die Formen und den Bau der Pflanze in's Auge zu fassen, denn diese sind das Erste, und jene sind das Zweite. Es war gewiß sehr rühmlich, daß wir, statt nach Vorbildern und nach Gyps zu zeichnen, anfingen, nach der Natur selbst zu zeichnen, aber leider waren es eben fast nur die Linien der Blätter und Blüthen, die uns interessirten, nicht die Formen und der ganze Aufbau der Pflanze. Ein Linienreichthum ist daher auch in unserem Kunstgewerbe ganz unzweifelhaft vorhanden, aber von einem Formenreichthum ist wenig zu finden, abgesehen von den erwähnten, sehr bemerkenswerthen Anfängen der Keramik, besonders in Dänemark, die allerdings bezeichnender Weise doch mehr durch die delicate Farbengebung, als durch Erfindung wirklich neuer Formen bemerkenswerth sind. Selbst in Japan waren die großen Keramiker wie Ninsei und Kenzau mehr Maler als Töpfer. Und sowohl in den französischen, wie in den dänischen und schwedischen Porzellanmanufacturen war das malerische Princip maßgebend. Für Rörstrand arbeitet der Maler Wallander, für die Kgl. dänische Porzellanmanufactur der Maler Krog, der die japanische Keramik als Vorbild nimmt, für die Berliner neuerdings am Meisten der Maler A. Kips.

Nach alledem würde es sehr angebracht sein, wenn in unserer kunstgewerblichen Erziehung auf Pflege des Formensinnes sowohl bei der Beobachtung der Natur als durch Modelliren und Gestalten der Nachdruck gelegt werden würde. Das Linienzeichnen ist sicherlich ebenso überschätzt worden, wie das malerische Decor.

Eckmann hat sich in den letzten Jahren offenbar immer mehr vom Naturstudium entfernt und das Stylisiren in immer höherem Grade bethätigt. Feiner Geschmack und reiche Phantasie sollen ihm dabei durchaus nicht abgesprochen werden. Auch zeigt er ein bemerkenswerthes Streben, auf die Zweckbestimmung und Gebrauchsart Rücksicht zu nehmen. Damit berühren wir einen anderen Krebsschaden des modernen Kunstgewerbes: der kunstgewerbliche Künstler berücksichtigt im Allgemeinen zu wenig den Zweck, dem der betreffende Gegenstand dienen soll, während diesem Zweck eigentlich der Gebrauchsgegenstand seine Entstehung verdankt. Andernfalls ist er bloßer Luxusgegenstand, Luxus aber heißt bezeichnender Weise auf deutsch ursprünglich „Verrenkung." Viele denken sich ja leider die Entstehung des modernen Kunstgewerbes so, daß ein Künstler sich vornimmt, eine recht schöne Vase oder Dergleichen möglichst so prachtvoll zu bilden, daß man sich nicht getraut, sie anzugreifen. Aber alle Kunst ist Gelegenheitskunst. Für die gewerbliche Kunst ist diese Gelegenheit das Bedürfniß oder der Gebrauch, oder der Zweck, dem ein Gegenstand dienen soll. Aus der Verbindung dieses Momentes mit dem des Materials entsteht auf dem Wege des Spieltriebes und der der Natur nachschaffenden Phantasie das Kunstwerk, vor Allem das gewerbliche Kunstwerk. Der Schrank ist dazu da, daß man gewisse Gegenstände möglichst gut darin verwahren kann; man sehe sich nur bitte daraufhin alle unsere modernen kunstgewerblichen Werke an: sie sind kostbar, originell, hübsch, fein und alles mögliche Andere, nur zu dem Zweck, dem sie dienen sollen, passen sie am Allerwenigsten. Das gilt ebenso von unseren modernen Stühlen und Schränken, wie von den Gläsern, Messergriffen, Spiegeln, Vasen und allem möglichen Anderen. Es ist ein Umhertappen, ein Spielen mit Ideen, es ist Spielerei, Luxus, Mode, nur kein Kunstgewerbe mit der Bestimmung, Gebrauchsgegenstände zu schaffen.*) Wir sind über die Zeit des „guten Zimmers," das nur einmal im Jahre geöffnet wird, und des „Glasschrankes," der als Raritätenkammer dient, immer noch nicht hinaus. Die Kunst als Gelegenheitskunst, das Kunstgewerbe als Kunst der Gebrauchsgegenstände allein kann uns helfen. Ein Messer, mit dem man nicht schneiden kann, taugt nichts, und ein Kunstgewerbe, das nur für Museen, für das gute Zimmer und den Glasschrank arbeitet, taugt ebenso wenig. Dabei soll durchaus nicht etwa geleugnet werden, daß seit einigen Jahren hochbedeutsame Strömungen im Kunstgewerbe eingesetzt haben, besonders in Wien, Darmstadt, Brüssel, daß das Interesse für das Kunstgewerbe heute ein aufrichtiges und warmes ist, daß viel Talent und viel Können, viel Phantasie und viel Fleiß sich rege macht. Es ist ein Anfang. Viel bleibt noch zu thun. —

*) Sehr scharf war hierüber im September-Heft der besten modernen Kunstzeitschrift „The Studio" gesagt: „Die Künstler ornamentaler Kunstkeramik lassen oft jeden Gedanken an die Nützlichkeit und an das Bedürfniß bei Seite, indem sie bestrebt sind, das thörichte Verlangen nach „decorativen" Gegenständen zu erfüllen, mit denen gedankenlose Leute ihre Zimmer füllen. Das Ergebniß ist vom künstlerischen Standpunkte aus absolut negativ."

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Unterwegs.

Begegnungen in der Bergheimath von Hans Fraungruber.

(Schluß.)

3. Glaube.

Ich war in aller Herrgottsfrüh auf dem Gipfel des Loser gestanden und hatte die aufsteigende Tageskönigin begrüßt, die ihre Rosenwunder über den Reigen bleicher Kare und Kuppen gestreut.

Die Seele trunken von Licht und Schönheitsflammen, eilte ich zu Thal und langte zur Frühstückszeit im lieblichen Gelände von Fischerndorf an. Als ich aus dem Waldthore auf die Wiese trat, gewahrte ich einen schlanken Capellenbau, dessen leichte Formen sich anmuthig an das Gehölze schmiegten. Ich trat näher. Die Innenwände waren zart bemalt, und von der Decke blinkte der Sternenhimmel hernieder. Der Altar harrte noch des Bildwerkes, aber von seiner breiten Grundfeste aus rothem Marmor strebten zwei glänzende Säulen aufwärts, und auf der Vorderseite prangte in Goldbuchstaben eine Inschrift: Du hast mein Gebet erhöret und mein Vertrauen gerechtfertigt.

Der Spruch ging mir nahe. Ein Votivkirchlein also. War es ein Gebreste des Leibes oder der Seele, dessen erlechzte Heilung den Stifter zu solch' schöner Widmung bewogen?

Nachdenklich wollte ich weiter schreiten, als ich auf dem erhöhten Wegraine einen hageren, schlichten Mann sitzen sah, der die Hände gefaltet im Schooß liegen hatte und mit andächtigen Augen auf das kleine Gotteshaus blickte, als trage er ein inbrünstiges Gebet im Herzen.

„Ein gefallsamer Bau und ein Aufputz für die ganze Gegend," bemerkte ich mit einem Wink auf die Capelle.

„Im Herbst soll s' fertig sein", entgegnete der einsame Beter, indem er sich erhob und neben mir herging. „Der Herr Dechant hat versprochen, daß er s' selber einweiht."

„Es ist wohl die Spende eines reichen Sommergastes aus einer der umliegenden Villen?"

Mein Begleiter schüttelte das Haupt, und ein wehmüthig sinnendes Lächeln belebte sein ernstes Gesicht. „Das nit," verneinte er, „kein Reicher hat's nit baut, sonst wär's nit so lang hergangen."

Mittlerweile hatten wir das nächste Anwesen erreicht, an dessen Mauern halbbehauene Steinblöcke lagen, die das Heim eines Steinmetzes verriethen. Da hielt mein Weggefährte an und betrachtete mich zögernd ein Weilchen. Dann faßte er jäh meine Hand und flüsterte: „Ich thät dem Herrn was zeigen!" Er schritt voran in den grasbewachsenen Hofraum, zog einen Schlüssel aus der Joppe und öffnete die Thüre einer geräumigen Werkhütte. Als ich die Schwelle betrat, sah ich, daß eine ungeheure Kiste den Boden des ganzen Gelasses einnahm. Geschäftig faßte der Steinmetz den Deckel und lud mich ein, mit anzugreifen. Wir hoben die schwere Bretterlast empor und lehnten sie an die Wand, dann kehrte ich mich neugierig der Kiste zu. Eine Kreuzigungsgruppe, in edlen Formen aus Holz geschnitzt und mit lebhaften Farben bemalt, lag vor meinem überraschten Blicke.

Nun glaubte ich den Mann zu verstehen. „So haben Sie die schöne Capelle da drüben gestiftet?"

Mit einem unbeschreiblich innigen Ausdruck von Demuth und Glück erwiderte er: „Sechzehn Jahr han ich dran baut, und soweit's möglich war, mit meine zwei Händ allein. Netta's Altarbild is aus der Schnitzerschul z' Ebensee. Schön, gelt ja? Das wird wohl mein seligster Tag sein im Leben, wann's Kircherl fertig is!" Er hatte den Hut auf das Fensterbrett gelegt, stützte die Hände auf den Kistenrand und starrte auf das Kreuzbild hinab. Eine Thräne quoll schwer und langsam aus seinen träumerischen Augen.

„Sie haben harte Tage ertragen?" forschte ich theilnahmsvoll, „Krankheit oder —"

„Krankheit?" fuhr er auf, „siech war ich, elend, ein Kinderspott in meine besten Jahr, wo Andern 's Leben blüht und jedes Aderl voller Lust und Kraft is! Und kein Hülf, kein Erlösung, wie ich auch g'fragt und umdoctert han. Und wie schier jede Hoffnung vorbei is gewesen, kein Haarl Aussicht auf Besserwerden, da han ich aufg'schrie'n zu unsern Herrgott und han mich verlobt, ein Kircherl z'bauen mit mein Verdienst und meine eigenen Händ, wann ich'n lieben Gsund wiederfind. Mein lieber Herr, ich weiß, daß unser Herrgott nit mehr von Himmel oha steigt und Wunder wirkt, aber's recht Mittel hilft er ausfindig machen — und mir, mir hat er's zeigt. G'funden han ich's, und von Stund an is's besser worden mit mir, und ein neuer Mensch is aufg'standen aus mein blutigen Elend. Herrgott, sechzehn Jahr han ich baut an Dein klein Hauserl, aber gern bauet ich noch sechzehn Jahr, 'bald ich wußt, daß es so z'wenig is für a schuldige Danksagung!"

In mächtiger Erschütterung schluchzte und zitterte der Körper des Steinmetzes, und in seinen feuchten Augen glomm ein stilles Licht wie ein Weiheflämmchen vor dem Altar des Herrn. Die schlichte Erscheinung hatte ein schier biblisches Gepräge in ihrer frommen Einfalt und Innigkeit. Bewegt drückte ich die dargebotene Hand und setzte meinen Weg fort. Die Capelle ist seither vollendet worden und ragt, weithin sichtbar, in das gelobte Ausseerthal, ein Denkmal gläubigen Vertrauens. Am Tage der Einweihung gedachte ich in der Ferne jener Begegnung und es kam mir der Aussätzige in den Sinn, dem Heil widerfahren nach dem Worte: Geh hin, Dein Glaube hat Dir geholfen!

4. Die Erbschaft.

Die Zenzin war damit beschäftigt, am Straßenraine Heu zusammenzurechen. Da kam just der Gößler Bote vorbei und rief über den Zaun: „Guten Nachmittag, Zenzin, recht fleißig alleweil? Brav, brav!"

Die Angerufene lugt unter dem bunten Kopftüchel herüber, dann stützt sie die Hand auf den Rechenstiel und rastet ab. „Dank der Frag, es is nit so aus. Frei lachen muß ich allweil, was ein' immermal passiren kann."

„Schau daher," meint der Bote und legt anhaltend die Arme auf den Zaun, „zum Mitlachen wär ich grad nit schlecht z'brauchen. Was giebt's denn aft so Lächerbars, daß d'alleweil lachen mußt?"

Das mittheilsame Weib nestelt ein zerknittertes Schreiben aus dem Kittelsack. „Das Briefel, das d'mir heut fruh bracht hast. Die ganz Wochen war ich in der G'fahr, daß ich eppa a Irbschaft mach, und hiaz is die Bescheerung wieder in Bach g'fallen."

Der Bote hat die Kappe abgenommen und fächelt seinem rothen Gesichte Kühlung zu. „Du bist a gspaßigs Leut, Zenzin. Zum Lachen ziemt mich das nit, 'bald man glaubt, hiaz hat man eppa ein Fisch, und gach schlupft das Brail wieder aus."

„Gelt ja," bedeutet die Zenzin, „aber ich bin schon so a rare Zachin, der's Lachensackl nit zuhalt. Denk Dir, vor a vierzehn Täg krieg ich Post, daß mein Mahm, d'Schlittenmacherin z' Obertraun, ins Liegen kema is und daß es herschaut, sie wird eppa nimmer. Mein, sag ich zu mein Mann, 's alt Leutl hat niemd Rechten zum Krankenwarten, und so bin ich halt übri über'n Koppen. Weils d'dena da bist, sagt die Mahm, allweil han ich g'roat: 'bald netta die Zenzin nochmal käm, ehvor daß ich stirb! — Is aber nit so gnädig gwesen mit'n Sterben. Die ganz Wochen han ich herpaßt, aber auf d'letzt han ich halt dena auf's Heimgehn denken müssen. So han ich mich halt abbfüat, und nach'n Weihbrunn sagt die Schlittenmacherin: ‚Dank Dir Gott, Zenzin, daß d'mich betreut hast; das vergiß ich Dir mein Lebtag nit. Hat mir wohl recht gut 'than; denk Du ah immermal an mich, bald ich nimmer bin!' Nachher greift s'in Strohsack und druckt mir a kleins Packl in d' Händ. — ‚Is das Kostbarste, was ich han,' weint s', ‚das han ich Dir vermeint, ich brauch's nimmer. Wird Dir eppa einmal taugen, mein Gad, wer weiß's denn!' — Aft han ich halt fleißig Vergeltsgott gsagt und bin dahin. 's klein Packl han ich alleweil fest in Händen ghabt drein in Kittelsack, daß ich's ja nit verlier. Interwegen hat mich schon so viel plangt: Was wird's lauder sein? Eppa a Gschmuck oder a Uhr oder leicht a Chrisengeld, a ersparts? Wie ich nachher auf'n Koppenbühel a wenig abrast, mach ich halt auf und gam[s]) eini. Mein Mensch, hiaz rath, was es eppa gwesen is!"

Der Bote hat indeß immer längere Augen gemacht; nun schmunzelt er und schaut die Zenzin schier ehrfürchtig an. „Wohl eppa a silberne Schließen?"

„Anpumpst!" lacht das Weib.

„Doch nit gar a Häuserl Dukaten?"

*) luge.

Digitized by Google

„Hau Narr, Du fahrst gar beim Dach aus! Das magst nit errathen — a Biß*) is dreing'legen, a falsches Biß, das sich d'Mahm heimlicherweis hat machen lassen, weil sie schon jungerweis Zähn gehabt hat wie a abbrennts Bauerndorf. Na, da is mir dena der Zorn kema, daß ich das Glumpert schon gleich über d'Leiten ohig'feuert hätt. Aft denk ich mir aber, hebst Dir's lieber auf, es glinzelt so golden, 'leicht is's gar noch was werth. Daheim han ich's in Kasten g'sperrt und schon völli vergessen auf die saubere Irbschaft — hiaz kimt heut der Brief!" Damit hält die lachende Erbin dem Boten das Schreiben hin.

„Da, les Dir's selber für!"

Hastig schiebt das Männlein die Brille auf die Nase und hebt an zu lesen: Vielgelibte Mahm! Es is nit immer, wie der Mensch denkt, imrigsmal kimt es anderst, indem daß ich mit Gottes Hülf wieder gsund bin worden und umeinander gehen tu. Derwegen tu ich Dir zu wissen, daß ich Dich bite um meine Zänt, weil ich selbige brauchen tu. Ich heb Dir selbige aber gwis auf bis ins küle Grab Deine gelibte Mahm Rosi."

„Da hast die Maus in Koch!" fällt die Zenzin ein, „hiaz han ich glaubt, ich werd in meine alten Täg was zum Beißen haben, und hiaz is's wieder nix!" Und die Beiden lachen hellauf in die blaue Sommerluft hinaus.

Und noch einer lachte mit, der in der nebenstehenden Schiffhütte auf den Grundelseedampfer wartete und die Unterredung mit angehört hatte.

*) Gebiß.

Aus der Hauptstadt.

Vor der Litfaßsäule.

In der Millionenstadt, am Kreuzpunkte ihrer beiden Hauptverkehrsstraßen steht eine Litfaßsäule. Wie zwei mächtige Ströme stürzt hier das öffentliche Leben lärmend auf einander. Es ist etwas Betäubendes in dieser rasenden Bewegung, etwas wie Gischt und brandende Sturzwellen, und gern weile ich an jener Ecke, um den Eindruck der Weltstadt in seiner ganzen Stärke in mich aufzunehmen. Es läßt sich in diesem Wirbel gut an unpersönliche Sachen denken, der geistige Blick wird umfassend und weit.

Soeben verließ mich ein Bekannter, der zu mir von dem Culturwerth unserer Zeit, von der europäischen Civilisation und besonders der deutschen lange sprach. Ich stehe dieser Culturfrage ziemlich skeptisch gegenüber, war jedoch nicht in der Stimmung, auf die Ausführungen meines Bekannten einzugehen oder sie gar zu widerlegen. Nun jedoch, da er mich verließ, wird das eben Gehörte lebendig und streitsüchtig in mir.

Die Cultur unserer Zeit. Ich sehe mich um. Wenn irgend wo, so muß ich doch an dieser Stelle sinnlich greifbare Aeußerungen von ihr erfassen können. Die Zeiten Jean Jaques' und Voltaire's sind vorüber, auch die von Lessing und Goethe. Das Jahrhundert der Entdeckungen war auch das Jahrhundert des Zuges nach der Großstadt. Der Heroencult ist vorbei. Es lebe die materialistische Geschichtsauffassung! (Ich rufe nicht mit.) Aber einerlei; daß sich unsere heutige Cultur am Schärfsten in den großen Städten äußert, steht fest.

Mein Blick fällt auf die Litfaßsäule. Seit Langem habe ich ein zärtliches Gefühl für sie genährt. Sie ist für mich ein dicker, symbolischer Finger unserer sich selbstgefälliger Fettsucht erfreuender Cultur, die sich damit pathetisch auf den schwappenden Busen tippt.

Meine Gründe? Bitte:

Den Zug im Menschen nach den Großstädten wolle man als bewiesen anzunehmen belieben.

Die Städte unterscheiden sich vom platten Lande durch intensivere Thätigkeit, größere Verschiedenheit der Arbeit, erhöhte Bequemlichkeit des äußeren Lebens und vor allem durch vielfache Zerstreuungen und Vergnügungen.

Was die Menschen in die Stadt zieht, ist der Reiz der beiden letzten Annehmlichkeiten, um deren Erreichung man die beiden ersten wohl oder übel auf sich nimmt.

Der größte Theil der menschlichen Arbeit dient dem Vergnügen, dem immer mehr erhöhten Wohlleben.

Den Fabrikanten von beiden liegt daran, ihre Erzeugnisse einem möglichst großen Publicum aufzudrängen. Und eins der beliebtesten Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, ist die Litfaßsäule.

Ich meine nun, wenn ich betrachte, was angepriesen wird und wie es angepriesen wird, müßte ich doch ein Bild im Kleinen unseres Culturstandes erhalten.

Sehr wohl bewußt ist mir, daß meine logische Schlußkette mehr als eine schadhafte Stelle hat, aber man wolle freundlich bedenken, daß die Litfaßsäule auch nur ein einziger Finger der Cultur ist. Ein ganz gewöhnlicher Mensch jedoch besitzt deren schon zehn — über wieviele mag da erst solch ein Monstrum wie die europäische Civilisation verfügen?

Also ich stehe vor der Litfaßsäule und betrachte mit kritischen Blicken die Anschlagzettel.

Der erste Eindruck ist der wirrer Unordnung. Ein Dutzend Stimmen scheinen durch einanderzu schreien, zu singen und zu predigen. Gedruckte Worte wirken auf mich wie gesprochene. Eine bekannte Sache: Unsere Kultur hat keinen Styl. Schlimm für die Cultur. Dafür hat sie Einförmigkeit. Die verschiedensten Dinge werden durch dieselben Mittel angepriesen. Der Sinn dafür, daß ein jedes Ding seine eigene Sprache hat, ist wenig entwickelt. Bedenkliches Zeichen! Denn es zeigt von einer mäßigen Cultur, wenn zwei Menschen, von denen der Eine Rosen verkauft und der Andere Harzer Käse, ihre Waare mit demselben Tonfall ausrufen.

Ich suche nun möglichst Ordnung in die Farben und Zeichen hineinzubringen.

Dominirend in dem Gemengsel wirkt ein grelles Orange mit einfachen lateinischen Lettern gedruckt. Es wirkt wie ein kräftiger Commandoruf. Das eine Placat kündigt mit nüchternen, befehlenden Worten eine Militärcontrolversammlung an, das andere verspricht in durchaus nicht einwandfreiem Deutsch eine Belohnung von Mk. 1000 für das Ergreifen eines Raubmörders.

Eindruck auf mich: Was und wie: Schmucklos, harte Nothwendigkeit, mit deutlicher Einwirkung einer alten, wenig erfreulichen, jetzt halbtodten Zeit.

Am oberen Theil der Säule ein riesiges, citronengelbes Placat mit schwarzen Lettern. Das Programm eines großen Specialitätentheaters. Durch Druck hervorgehoben: zwei Zwerge, eine Mißgeburt, eine Sängerin mit der lockenden Bezeichnung: Ex-Kuhmagd.

Eindruck: Das Wie: Laute gleichmäßige Stimme, die nur durch ihren Umfang wirkt. Das Was: Geschmack am Verzerrten, Ungewöhnlichem mit Einschluß des Häßlichen. Minimales ästhetisches Empfinden.

Das Placat eines Ballsalons: Auf weißem Grund eine grobe roth- und gelbfarbige Zeichnung. Ein geschminktes Mädel in blutrother Toilette, mit blutroten langen Handschuhen, mit entblößtem Busen, hebt die Kleider, zeigt weiße Spitzenröcke und ein in einem schwarzen Strumpf steckendes Bein bis über die Wade. Hinter ihr ein gemein grinsendes Gigerl im Frack.

Den Eindruck über Wie und Was wird der Leser so gut empfinden wie ich.

Im länglichen Format die Ankündigung eines Waarenhauses. Eine Anzahl weder komisch noch zierlich gezeichneter Gnomen, von denen jeder anstatt eines Kopfes einen Buchstaben trägt, laufen hinter einander her. Die Buchstaben lauten: Kaufe auf Credit.

Daneben das Placat einer Tageszeitung: „Das Blatt der Bürgerin", mit einer weiblichen Figur in schauerlichem Roth- und Gründruck. Die Zeitung veröffentlicht den neuesten Roman von Alwine Freiin von Dämlich: Männliche Prostituirte. Ein jeder Abonnent erhält als Prämie sein lebensgroßes Porträt „nach jeder beliebigen Photographie von hervorragenden Malern in künstlerischer Weise ausgeführt."

Eindruck von Wie und Was: Mit den gröbsten Mitteln auf die gröbsten Sinne gerichtete Effecthascherei.

Die Ankündigung eines Wohlthätigkeitsbazars zu Gunsten „des Vereins für wollene Bekleidung der Kinder christlicher, patriotisch gesinnter Arbeiter" unter dem Protectorat hoher Herrschaften. NB. Die Wollsachen sind von Damen der Gesellschaft eigenhändig angefertigt.

Das Placat eines Kleiderladens: „Zur goldenen 17" mit schönen Versen, in denen die Vorzüge der Fabrikate der Firma in zarter, poetischer Weise gepriesen werden, und zum Schluß der Patriotismus und die christliche Begeisterung des Inhabers der Firma nachdrücklich betont werden. Gezeichnet: Baruch Sandel.

Ein grünes Placat, eine grünliche Dame zeigend, die sich mit möglichster Deutlichkeit die Zähne putzt. Servol, bestes Zahnputzpulver der Welt.

Darüber die beste Margarine der Welt.

Daneben: Marke Waldveilchen. Bestes Schuhputzpulver der Welt. Besondere Empfehlung. S. H. der Graf von Luxemburg pflegte eigenhändig seine Stiefel damit zu putzen.

Ein Landsknecht mit der üblichen wallenden Fahne. Dunkel gehaltener Farbendruck. Auf der Fahne: Große Kunstausstellung der gesetzten Künstler.

Auf der andern Seite das Placat der Secessions-Ausstellung. In weichen matten Farben ein weiches, mattes, nacktes Weib mit gleichgiltigem Gesichtsausdruck und Lettern, die ich erst nach genauem Hinsehen als solche erkenne.

Eindruck: Nicht ohne Grazie, aber kraftlos. Angenehme, doch leise, noch unsichere Stimme.

Von dem Eindruck der vorhergegangenen Placate habe ich geschwiegen. Ich wurde gestört in meinen Betrachtungen. Ein sich scheu

Digitized by Google

umsehender Mensch redete auf mich ein und bot mir mit verständnisvollem Augenzwinkern Piquanterien zum Kauf an.

Eine Soldatenpatrouille marschirte vorüber und fiel beim Anblick eines Leutnants in automatenhaft klappenden Paradeschritt.

Eine recht liebenswürdige junge Dame stellte sich neben mich und bot mir zärtlich ihre Bekanntschaft an. Als ich als Antwort schweigend den Kopf schüttelte, machte sie ihre Freundlichkeit durch eine wenig zärtliche Apostrophirung wieder gut und ging weiter.

Das waren für mich auch Placate, Culturäußerungen.

Nun betrachte ich die Theaterzettel, die schmucklos, wie einfach, mit gewöhnlicher Stimme redende Menschen ihre Ankündigung hersagen. Das Wie läßt mich daher gleichgiltig. Das Was? Gut und schlecht. Anerkannte Classiker, unbekannte Neue, Modedichter, doch am meisten flache Nichtigkeiten, Schwänke, Possen, Ausstattungsstücke. In einem der ersten Theater wechselt Flachsmann als Erzieher mit Molières gelehrten Frauen ab. Der Director scheint ein witzig satyrischer Kopf zu sein. O tempora! Ich denke aber, beim Flachsmann wird's voller sein. Neben mir zwei junge Damen: Oh, der Berning spielt. Ach du, ist der süß! Da muß ich hin.

Zwei Herren: Teufel, die Melanie spielt. Feines Weib. Donnerwetter in Trilby, nackte Füße, ohne Tricot, ich sage Dir, großartig, raffinirt. Gehst Du mit? Ein Mann und seine Frau: Wat? Die Helden von China? Da müssen wir rin. M. w. Machen wir.

Zwei alte Damen: Was haben wir denn heute? Ach Macbeth? Ist das nicht diese schauerliche Geschichte mit den Hexen? Oder ist das Faust? Ach,. die Direction sollte doch dafür sorgen, daß wenigstens das bessere Publicum der Donnerstag-Abonnements vernünftige Stücke zu sehen bekommt.

Eine kräftige Männerstimme fängt plötzlich neben mir laut an zu rufen: Mittagsausgabe des Tageblatts! Großer Scandal im Abgeordnetenhaus! Der ehemalige Minister des xschen Hofes wegen Betrug verhaftet! Sensationelle Enthüllungen aus den Bankkreisen! Der Krieg in Afrika! Mittagsausgabe!

Trotzdem meine Culturbetrachtungen auch durch diesen Ausruf bereichert werden, stört er mich doch. Ich verlasse die Litfaßsäule und gehe langsam die Straße entlang. Ehrlich gestanden, es ist mir etwas bitter zu Muthe. Ich frage mich: Ist es wirklich ein Zeichen von Cultur, wenn Erfindungen gemacht, Eisenbahnen gebaut und electrische Kräfte zu allem Möglichen verwandt werden? Ist ein Volk nicht vielmehr wie ein einzelner Mensch, bei dem es nicht darauf ankommt, ob er mehr oder weniger gelernt hat und weiß, sondern bei dem die Hauptsache ist, daß er ein ganzer Kerl ist. Welchem gesund Denkenden ist nicht ein schlichter Mensch ohne besondere Talente, der aber in sich gefestigt und abgeschlossen ist, lieber als ein noch so Begabter, der in sich zerrissen, ein Halber ist, dem die Einheit fehlt?

Und kann man ernstlich in unserer Zeit von einer hohen Cultur reden, in unserer Zeit , in der sich tausend Kräfte tausendfältig gegenüber stehen? Wo ist die Einheit? Hat das Volk auch nur auf einem Gebiete ein einheitliches Empfinden? Haben die Gebildeten es?

Gewiß, es regt sich hier und da im Geiste Europas. Aber sind das nicht nur die allerersten Fühlhörner einer neuen Cultur, auf deren Hervorbrechen wir noch lange warten können?

Diese ernsten Fragen machten mich im Dahingehen ernster als ich es für gewöhnlich zu sein pflege. Nein, denke ich, materielle Erfindungen und Verbesserungen thun's nicht. Alle Cultur entspringt dem reinen Geist. Und nun denke ich wieder lächelnd an die Litfaßsäule. Das macht mich fröhlicher, denn wenn sie mir auch einen einseitigen und beschränkten Einblick gewährte, immerhin, es war doch ein Einblick. Und vor mir sehe ich die Litfaßsäule der Zukunft. Wie ein vielfarbiger, prächtiger Stern, dessen Farben sich zu einem schönen, schimmernden Ganzen verbinden, lacht sie mir tröstend entgegen. Und auf ihrem bunten, leuchtenden Glanze stehen Worte, die nicht wie das brutale Schreien und häßliche Flüstern gemeiner, rauher Kehlen wirken, sondern wie die treffenden Wendungen und die vornehme, mit guten Gründen überredende Sprachkunst eines geistreichen, feinfühlenden Menschen.

Karl Friedrich Heitmann.

Dramatische Aufführungen.

Es lebe das Leben. Drama in 5 Aufzügen von Hermann Sudermann. (Deutsches Theater.)

Vor zwei oder drei Jahren, als Brahm noch Herr seiner Gallerie war, hätte der Beifall, der Sudermann's neues Drama „Es lebe das Leben" krönte, keinen besonderen Erfolg bedeutet. Gewiß, man klatschte laut, man warf das bekannte, aufreizende Brüll-Bravo in den Saal, und von den Lippen klang nach dem vierten Acte markig der geliebte Name des Dichters. Aber die Begeisterung war nicht ganz echt. Sie erlahmte jedes Mal rasch. Ein entschlossener Zischer-Chor stachelte sie dann und wann aus unverkennbarer Ermattung wieder auf, die abgünstigen Stimmen konnten jedoch nicht ganz überhört werden. Trotz alledem ist es möglich, sogar wahrscheinlich, daß die neue Schöpfung sich auf der Bühne hält. Sie bringt reisenden Schauspielerinnen eine Bombenrolle; sie streift allerlei actuelle (man sagt, „brennende") Fragen, und sie spielt im modernsten Leben. Conservative Parlamentarier! Der Ehebruch, das Duell! Richard v. Völkerlingk, der neue Mann, von dem die Partei weiß, daß er verdächtig ist, die Frau seines Vorgängers im Mandate sündig umarmt zu haben, und der trotzdem dazu auserkoren wird, im Reichstage den Ehebruch emphatisch zu verdammen! Neben dem genialen Politiker der rote Prinz, den seine Geburt ja freilich zwingt, conservativ zu sein, der aber dafür beständig ein Feuerwerk liberal-radicaler Geistreichthümer verpufft. Um die des stofflichen Reizes keineswegs entbehrenden Vorgänge ist der berühmte Sudermann'sche Dialog gewickelt, diese ganz eigenthümliche, geschwollene und dabei interessante Sprache, die der beste Zeuge für das unendlich mühsame Ringen des Autors mit seinem Vorwurf ist.

Ein Gentleman hinter mir rief nach dem vierten Akte in's Gedröhne hinein „Philippi!" und spielte damit witzig auf die allerdings unleugbare Thatsache an, daß der ernste Dichter der „Drei Reiherfedern", der tapfere Stürmer, der die „Ehre" und nachher „Sodoms Ende" geschrieben hat, jetzt drauf und dran ist, sich völlig der verlogenen Bühnenromantik in die Arme zu werfen. Seine Beate, die in ihrer Herzkrankheit das Leben so sehr liebt und vor Allem die Erinnerung an die ach so kurze Zeit berauschenden Glückes in Völkerlingk's Armen hegt und pflegt, seine Beate ist ein derber Trumpf der Coulissendramatik. An ihren weißen Fingern hängen die Fäden, welche die große und mächtige Partei im Reichstage bewegen. Sie stürzt politische Heroen und schafft welche. Ihr gütiges, kluges Wort zeugt Thaten, und athemlos hängt die Welt um sie an ihrem Munde. Es mag solche Frauen geben, in irgend einer unwahrscheinlichen Provinz Biminis; in Ostpreußen gedeihen sie kaum. Dort gedeihen auch die albernen Parteiführer nicht, die zu Reiterangriffen just Nichtreiter oder schwer Blessirte bestimmen. Aus Bimini schweift Sudermann's Einbildungskraft zu den Niederungen, in denen schon die alten Intriguenstück-Poeten weideten. Völkerlingk's früherer Secretär hat sich auf die Seite der rothen Opposition geschlagen. Er veröffentlicht einen Klatschartikel gegen seinen ehemaligen Brodherrn und zerrt den Ehebruch an den Tag. Alle Welt liest den Aufsatz beim Morgenkaffee; auch Völkerlingk, Beate und Beatens Mann lesen ihn. Der Ehegatte will es nicht glauben. Eine Frau wie die seinige! Er verachtet die Verleumdung. Aber Beate schiebt die Handlung, die nun leicht stocken könnte, mit jähem Ruck weiter. Just wie es Brachtmann thut, der Parteiführer, als er den armen Völkerlingk zum Fraktionsredner in der Ehebruchsfrage ernennt. Beate also gesteht ihrem Manne Alles. Das Duell scheint unvermeidlich. Aber welche furchtbare Gefahr für die Partei! Sie wäre ruinirt. Hohnlachend fielen die Gegner über sie her und zertrümmerten sie bis auf den Grund. (Bekanntlich ist nichts leichter, als alte Parteien nach Art unserer Conservativen zu vernichten.) So beginnen die Unterhandlungen. Nachdem man sich recht eingehend, zum Theil sogar erschöpfend, ausgesprochen hat, wird eine Versöhnung herbeigeführt. Völkerlingk, der der Partei wegen weiter leben muß, kommt wieder in's Haus des Betrogenen, wird von ihm begrüßt und fetirt. So erkennt das Land, das kein wahres Wörtchen an den umlaufenden Gerüchten sein kann. Beate aber nimmt Gift. „Es lebe das Leben!" — mit dem Rufe stirbt sie. „Ich bin ein todter Mann!" — mit dem Seufzer lebt Völkerlingk weiter.

Das ist ein wirres Gemisch von echtem Blumenduft und sehr schlechten Parfüms; von reifer Kunst und abstoßender Unnatur; von ehrlichem Streben, wahrheitsgetreue Charakterbilder zu zeichnen und unseligem Hange, mit Theatermätzchen Effect zu machen. Sudermann fühlt sich in den Salons der conservativen Junker nicht so heimisch wie in denen der Thiergarten-Aristokratie. Sein cynischer Prinz ist ein unmöglicher Feudaler, sein von des Gedankens Bläße angekränkelter Völker-

Digitized by Google

lingt könnte eine nationalliberale Mittelpartei von Gelehrten und Künstlern führen, nicht aber den robusten Land-Conservatismus unserer Tage. Die grellen Gegensätze und Unwahrscheinlichkeiten soll der breit ausgesponnene, mit eifrigem Bemühen aufgeputzte Dialog verkleistern. Ganze Acte sind, wie Sudermann's Entdecker zu sagen pflegte, auf Vertiefung gedeichselt. Sie langweilen, und die gleißende Coulissenpointe, die ihnen urplötzlich entspringt, verblüfft und verletzt mehr, als sie blendet. Der Dichter in Sudermann ist doch beträchtlich kleiner als der Berliner Theatermann, der sich mit heißem Bemühen an Dumas bildete, ohne jetzt der Ehre seiner und parisischer geworden zu sein.

Rund um die Kunst.

Die Kunst und der Nützlichkeitsstandpunkt.

Es giebt heute viele Menschen, namentlich in den oberen Ständen, welche der Meinung sind, die Kunst sei etwas schlechthin Aesthetisches, was dem Nützlichen und Zweckmäßigen gerade entgegengesetzt sei. Ja, man darf sagen, daß unsere ganze bisherige Kunstentwickelung auf dieser Annahme fußt, und vor einigen Tagen noch hat einer der größten Künstler unserer Zeit, Professor Lenbach, diesen Standpunkt vertreten. Freilich erschien zu derselben Zeit in einer gewissen englischen Kunstzeitschrift — ich meine „The Studio" — ein Artikel über Keramik, welcher den entgegengesetzten Standpunkt zur Geltung bringt. Und da in der That diese Frage, ob die Kunst im alten Vischer'schen Sinne das absolut Schöne sei, oder ob sie im modernen Sinne das zweckmäßig Schöne sei, die eigentliche Kernfrage in der ganzen modernen Kunstentwickelung ist, kann ich es mir nicht versagen, einige Sätze aus diesem hervorragend guten Artikel, von dem man nur bedauern kann, daß man ihn nicht selbst geschrieben hat, wiederzugeben: „Häufig genug läßt der Künstler der ornamentalen Kunsttöpferei alle Gedanken an die Nützlichkeit bei Seite und denkt nur daran, die einfältige Begier nach unorganischen Schmuckgegenständen zu befriedigen, mit denen gedankenlose Leute ihre Wohnräume füllen. Das Resultat ist vom künstlerischen Standpunkte aus absolut negativ. Dagegen ist bei den schönen Formen der großen Wasserkrüge, die von den Bewohnern des Nilthales gebraucht werden und von zahllosen Generationen von Töpfern vervollkommnet wurden, niemals der Wunsch nach Schönheit der Nützlichkeit des Gefäßes auch nur im Geringsten untergeordnet worden; sie sind vollkommen praktisch und sie besitzen nichts, was entfernt werden könnte, ohne ihre Nützlichkeit zu beeinträchtigen." Das ist der Standpunkt, wie er heute nicht nur für das Kunstgewerbe maßgebend sein muß. Man irrt sich, wenn man glaubt, der Zweck sei etwas zu Vulgäres, als daß er mit Kunst und mit Aesthetik etwas zu thun haben könnte. Es giebt nichts an der griechischen Kunst, nicht an der Renaissancekunst, was nicht zweckmäßig wäre; der Götterglaube und die Volksfeste bildeten nicht nur den Inhalt der Kunst, sondern gaben die Veranlassung zu ihrer Entwickelung. Aber freilich: einst schuf der Künstler für den Tempel und die Kirche — — heute schafft er für die Ausstellung. Und im Hause sind die sogenannten Kunstgegenstände die Dinge, die keinen Zweck haben. Diesen Standpunkt, welcher die Kunst als Luxus und als das zwecklos Schöne ansieht, und den auch leider kürzlich der Künstler Obrist in der decorativen Kunst vertreten hat, müssen wir verlassen. — Was hat nun zu dieser wichtigen Frage unser kaiserlicher Herr, der von außerordentlichen Willensimpulsen beseelte Kaiser Wilhelm II. gesagt? Bevor wir die Antwort auf diese Frage geben, sei betont: der Kaiser ist Landesfürst; aber er hat in seiner bekannten Rede die Entwickelung der Kunst, die uns Allen am Herzen liegt, die gerade heute Volkssache ist, zu beeinflussen versucht, so daß Jeder, der dem öffentlichen Leben nahe steht, verpflichtet ist, Farbe zu bekennen. Und nun: was sagte der Kaiser? Er berührte die oben gekennzeichnete Hauptfrage der künftigen Kunstentwickelung überhaupt nicht, sondern ließ sich nur über den alten Antagonismus zwischen dem Naturalismus in der Kunst und dem Idealismus aus. Darüber aber sind die Alten geschlossen: der Idealismus ist berechtigt, so weit das Subject in Frage kommt, der Naturalismus, so weit das Object in Frage kommt. Der Kaiser will den Idealismus auch auf das Object angewandt haben und hierin dürfte er meinem Unterthanenverstande nach im Irrthum sein. Im Uebrigen zeigt Alles, was der Kaiser in den letzten zehn Jahren gesprochen hat, daß er, so bedeutend er psychisch-intellectuell veranlagt ist, im eigentlich Künstlerischen nicht zu Hause ist. Der mächtige Tafelaufsatz, den er dem König Eduard entworfen hat, ist, um jene Worte des Studio-Mitarbeiters anzuwenden, vom künstlerischen Standpunkte aus — disastrous, und damit komme ich zum Anfang unserer Betrachtung zurück. Vom Naturalismus, nicht vom Idealismus müssen wir uns erziehen lassen, um für den Standpunkt der Nützlichkeit, welcher für die künftige Kunstentwickelung entscheidend ist, reif zu werden. Die japanische Kunst hat diesen Standpunkt seit Jahrhunderten beschritten, das englische und das sehr bedeutsame amerikanische Kunstgewerbe seit Jahren. Man lese die trefflichen Worte, die unser Berliner Altmeister, Dr. Bode, über die Nützlichkeit der amerikanischen kunstgewerblichen Gegenstände geäußert hat. Die deutsche Kunst ist gerade im Begriffe, diesen Standpunkt zu beschreiten. Hier heißt es, fest bleiben und immer klarer das Ziel im Auge behalten. Wie gesagt, die Kaiserrede ist nicht gerade gefährlich, da sie diesen Hauptpunkt direct nicht berührt. Aber immerhin ist es nothwendig und Charakterpflicht, sich mit ihr auseinander zu setzen. Im Uebrigen darf man überzeugt sein, daß der Kaiser, wenn ihm die Belehrung zugänglich gemacht wird, sich ihr nicht verschließen wird.

Heinrich Pudor.

Notizen.

Die Erziehung zum Sehen. Ein Vortrag von Ludwig Volkmann. Leipzig-R. Voigtländer's Verlag, 1902. 48 S. Vorstehende kleine Schrift, welche auf einen im Leipziger Kunstgewerbe-Museum gehaltenen Vortrag zurückgeht, möchten wir so verbreitet sehen, daß sie durch Automaten auf den Straßen feilgeboten wird. Denn, wenngleich sie stellenweise mit einiger Nonchalance bezüglich des Styles geschrieben ist, enthält sie doch so viele für die Erziehung des großen Publicums nothwendige Wahrheiten (wie wir sie auch kürzlich an dieser Stelle in der Notiz „Erziehung zum künstlerischen Sehen" ausgesprochen haben), daß man dem kleinen Buche die besten Wünsche auf den Weg geben kann. Zur Charakterisirung des Inhaltes führen wir folgende Stellen an: „Auch Dinge, die wir vor uns haben, sehen wir meist nicht eigentlich, selbst wenn wir sie betrachten. Wir tragen unwillkürlich in das bloße Sehen das hinein, was wir von den Gegenständen wissen ... gar nicht so leicht, vom Wissen zu abstrahiren und rein aufnehmend zu sehen, wo eine Fläche, die uns an sich als gleichmäßig und gleichartig gefärbt bekannt ist, in tausend feinen Farben spielt ... die beste und sicherste Art, sehen zu lernen, die eigene Kunstbethätigung ist, sei es auch nur in dilettantischer Weise und nur mit dem Zeichenstift ... Eine gewisse selbstthätige Schulung des Sehorgans aber, wenn ich so sagen darf, eine Art Augen-Gymnastik in der Natur, muß von Jedem gefordert werden, der in künstlerischen Dingen ernst genommen, der zu den künstlerischen Gebildeten gezählt sein will ... Wir sind wirklich schon so verbildet, so von des Gedankens Bläße angekränkelt, daß wir unsere Augen kaum mehr ohne eine störende Beimischung von Gehirnsubstanz zu gebrauchen im Stande sind ... man sieht stets nur Einzelheiten, und zwar meist solche, die dem Geist vermittelst einer bestimmten Gedankenverbindung etwas sagen ... die Frage nach der historischen oder naturwissenschaftlichen Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit im Kunstwerk hierher, oder das Suchen nach moralischen, rührenden, religiösen, patriotischen Wirkungen, was alles mit der künstlerischen Betrachtung an und für sich eben gar nichts zu thun hat. Auch das beliebte Aufsuchen und Finden von sogenannten Verzeichnungen ist oft nur ein Symptom dafür, daß man über dem Einzelnen das Ganze vergißt ... Die Feststellung, daß irgendwo ein anatomischer Mangel steckt, oder daß der Künstler ein rhachitisches Modell benutzt hat, sagt für oder gegen den Kunstwerth des Werkes nichts, positiv gar nichts!"

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Gottsched-Verlag. Berlin W. 9.

Eugen Reichel:

Ein Gottsched-Denkmal.

Monumentales Prachtwerk. 30 M.

Kleines Gottsched-Denkmal. 2 M.

Die Londoner „Academy" hat kürzlich verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern einen Fragebogen mit der Frage zugehen lassen, welches die zwei im Jahre 1900 erschienenen Werke seien, die auf sie den bedeutendsten Eindruck gemacht haben. Karl Blind, der in London heimisch gewordene berühmte Gelehrte, hat bei dieser Gelegenheit Eugen Reichel's „Gottsched-Denkmal" an erster Stelle genannt.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven, d. Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung u. d. Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

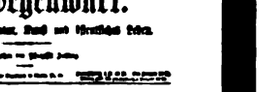
heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl. che Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:



Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 15. Februar 1902. 31. Jahrgang Band 61.

Die Gegenwart.

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Gedanken eines Unbefangenen über die Verhütung des Duells. Von einem Alten Herrn. — Unnatur oder Protest gegen die Natur? Von Eduard Sokal (Berlin). — Ein Wütherich auf Jamaica. (Mit persönlichen Erinnerungen.) Von Karl Blind. — Die Inquisition und ihr Gerichtsverfahren. Von Dr. M. Landau (Wien). — **Literatur und Kunst.** Lieder aus der kleinsten Hütte. Von Max Bewer (Dresden). — **Feuilleton.** Herrennatur. Scene aus dem russischen Arbeiterleben. Von Karl Winter. — **Aus der Hauptstadt.** Dramatische Aufführungen. — Carl Ludwig. Von J. Norden. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — **Offene Briefe und Antworten.** „Wiederum die akademische Frau." Von Therese Röfing (Lübeck). — Anzeigen.

Gedanken eines Unbefangenen über die Verhütung des Duells.

Von einem Alten Herrn.

Ein eigenthümliches Zusammentreffen von drei in Ursachen und Folgen ganz verschiedenartigen Duellaffairen hat diejenigen Deutschen, welche die sittliche Hebung unseres Volkes auch in seinen gebildeten Kreisen für nothwendig erachten, zum ernsten Nachdenken über das Duellwesen gezwungen.

Wer eine Reihe von Jahren unter gebildeten jungen Leuten gelebt hat, die sich in der Sturm- und Drangperiode des Lebens befanden, — mögen sie nun Studenten, Officiere oder was sonst gewesen sein, — der weiß, daß gewisse Conflicte nach den heutigen Anschauungen der großen Mehrheit nicht friedlich gelöst, sondern nur durch das Duell erledigt werden können.

Studentische Reibereien zähle ich nicht zu den Conflicten in diesem Sinne, und ich halte es mit vielen Kennern des studentischen Lebens für ein Glück, daß die Mensur, die sportmäßige, den persönlichen Muth stählende Waffenübung, bei welcher zwar unter Umständen recht schmerzhafte, aber keine gefährlichen Wunden geschlagen werden, ein Auskunftsmittel bildet, um solche Reibereien zu erledigen, ohne daß es zu Holzereien oder zu schweren Forderungen kommt. — Ich kann auch die Bedenken nicht theilen, daß durch das Leben der Studenten in solchen Anschauungen ihnen für später Ideen über die Nothwendigkeit des Duells eingepflanzt würden, von denen sie sich nicht wieder befreien könnten. Denn ich kenne eine ganze Anzahl von Corpsstudenten, welche fünf bis zehn Jahre nach dem Verlassen der Hochschule von dem Einfluß dieser Sturm- und Drangperiode gänzlich frei geworden sind.

Typische Beispiele für die Conflicte, welche nach fast allgemein geltenden Anschauungen nur durch das Duell erledigt werden können, sind die Ursachen der Duelle, welchen Blaskowitz und Held zum Opfer gefallen sind: die thätlichen Beleidigungen. — Wer die Verhältnisse so beurtheilt, wie sie sind, und nicht so, wie sie sein könnten, der weiß, daß keine kaiserlichen oder gesetzlichen Verordnungen vorläufig Duelle verhindern werden, wenn diese Conflicte vorliegen.

Der Fall Blaskowitz war wohl einer von den seltenen Fällen, in denen erstens wegen der Art der Beleidigung, zweitens, weil das in Betracht kommende Ehrengericht die Strafgewalt über alle Betheiligten und Mitwisser hatte, das Duell hätte vermieden werden können. Aber — seien wir doch ganz offen — auch die umsichtigste und tactvollste Leitung der Verhandlungen bringt unter heutigen Verhältnissen den mit ihr betrauten Officiere in die größte Gefahr, das Mißfallen seiner Vorgesetzten zu erregen und damit seiner Carrière zu schaden oder seine Stellung zu verlieren. Und die Officiere, welchen heutzutage solche Aufgaben zufallen, sind doch aufgewachsen und erzogen in der Anschauung, daß Beleidigungen gewisser Art von einem muthigen Ehrenmanne nur mit der Pistole erledigt werden können. Kann man demnach von ihnen verlangen, daß sie ihre Grundbegriffe von Standesehre so schnell ändern und gegebenen Falles unter einer sehr großen Verantwortung für die Ehre des Beleidigten und — für die eigene Lebensstellung in die Praxis übersetzen sollen? Ein solches Verlangen wird den meisten billig denkenden Menschen unbillig erscheinen und es wird in Zukunft jeder verantwortliche Leiter solcher Verhandlungen wegen seiner schwierigen Lage, aus der er zu allseitiger Zufriedenheit in den allerseltensten Fällen sich befreien kann, bedauert werden.

Viel mehr als Verordnungen zur Verhütung der Duelle würden Vorschriften nützen bezüglich fortgesetzter Belehrung junger Officiere darüber, in welcher Weise sie nicht nur die eigene, sondern auch die Ehre ihrer Kameraden und aller anständigen Menschen als ein Gut anzusehen haben, das ungestraft kein Mensch verletzen darf und das einen Ehrenmann unter keinen Umständen verletzt. In dieser Hinsicht könnte und müßte außerordentlich viel geschehen. Ich will gewiß den preußischen Leutnant, den uns nach dem Ausspruch des größten Deutschen „Niemand nachmacht", nicht des Bewußtseins seiner Gottähnlichkeit berauben, oder es ihm auch nur schmälern, aber ich meine, viele der jungen Herren würden durch etwas mehr Bescheidenheit sehr wesentlich in den Augen der Welt gewinnen können, und ihre Stellung würde viel weniger gefährdet sein als sie es jetzt ist. — Ich hörte kürzlich zufällig eine Unterredung zwischen einigen Assessoren, gebildeten Menschen aus guter Familie, von angenehmen Manieren und entsprechender gesellschaftlicher Stellung. Sie bedauerten übereinstimmend, daß die jungen Officiere eines Regiments der Garnison sich dadurch vor denen der anderen Regimenter

Digitized by Google

unvortheilhaft auszeichneten, daß sie Herren von erheblich höherem Alter, denen sie wiederholt vorgestellt seien, gar nicht oder unhöflich grüßten. Es wurde vermuthet, daß in diesem Regiment ein erheblich geringerer Grad von gesellschaftlicher Bildung und Erziehung der jungen Officiere erstrebt werde als in anderen Officiercorps. Nun denke man sich, daß diese sehr ruhige und harmlose Unterhaltung nach einem Ball im Café weniger ruhig und harmlos geführt wäre, daß an den leicht erregbaren und schon erregten jungen Leuten bekannte Officiere ohne Gruß vorbeigegangen wären, so brauchten die Betreffenden gar keine directionslosen Raufbolde zu sein, um vielleicht durch ein gar nicht oder halb und halb beabsichtigtes Wort lichterloh zu brennen. Der Alkohol, dessen übermäßiger Genuß nun einmal ein Uebel ist, mit dem man noch rechnen muß, thut dann das Seinige: es kommt zu Auseinandersetzungen und möglicher Weise bei dieser oder einer anderen Gelegenheit zu Conflicten, die ganz unnöthig sind und die vermieden werden können, wenn jeder gebildete Mensch von Ehre nach dem Grundsatz lebt: „Je höher ich meine eigene Ehre schätze, um so höher schätze ich die Ehre jedes anderen Menschen so lange, bis ich weiß, daß er keine hat.“ Wenn das aber der Fall ist, dann sind Conflicte unter anständigen Menschen ausgeschlossen: Ich erinnere mich an das Beispiel einer kleinen Universität, in welcher ein Bataillon lag. Der größte Theil der farbentragenden Verbindungen stand mit dem Officiercorps auf Grüßfuß — derart, daß nicht nur die sich gegenseitig vorgestellten, sondern alle Mitglieder der betreffenden Verbindungen alle Officiere grüßten. Beschwerden über unhöfliches Grüßen kamen nicht vor, es wurde eben offenbar beiden Parteien die größte Höflichkeit zur Pflicht gemacht. Von Reibereien zwischen Officieren und Studenten hörte man nie Etwas, denn die Studenten haben gar kein Verlangen, sich an Officieren zu reiben, wenn sie höflich behandelt werden und zu dieser Behandlung, zur Gleichachtung junger Leute aus anderen Berufskreisen, wurden die jungen Officiere sehr wesentlich durch diese rein äußerliche Sitte des Grüßens erzogen. — Man bedenke doch, auch wie verschwindend selten es vorkommt, daß einmal ein älterer Officier in Conflicte dieser Art verwickelt wird. Das liegt, abgesehen von dem ruhigeren, weniger exponirten Leben, welches überlegteres Handeln bedingt, zum größten und wesentlichsten Theile daran, daß die Officiere, je länger sie in ihrem Berufe thätig und je höher sie gestiegen sind, um so mehr Achtung vor jeder Berufsthätigkeit, welcher Art sie auch sein mag, und vor den gebildeten Vertretern anderer Berufskreise bekommen und in ihrem Benehmen an den Tag legen.

Was also diese Art von Conflicten anlangt, so wiederhole ich, daß sie nach meiner Ueberzeugung nur dann seltener die Ursachen von Duellen bilden werden, wenn Alles geschieht, um diese Conflicte, zu vermeiden. Das wesentlichste Moment zur Erreichung dieses Zweckes sehe ich in der Erziehung der jungen Officiere zur richtigen Auffassung und Bethätigung des Grundsatzes: neminem time, neminem laede.

Das unglückliche Duell, dem der Landrath v. Bennigsen zum Opfer fiel, hatte eine Ursache, welche auch in den Augen der meisten Menschen ein Duell zur Folge haben muß, „weil der in seiner Gattenehre auf's Tiefste Beleidigte, seine Ehre mit dem Leben vertheidigen muß“. Er geht als „Rächer seiner Ehre“ in den Kampf. — Diese sehr verbreitete Anschauung hat doch offenbar den Ursprung, daß der Beleidigte sich an Beleidiger persönlich rächen, ihn bestrafen will. Ich kann mir vorstellen, daß ein so gekränkter Ehemann am liebsten den Schänder seiner Familie niederschösse wie einen tollen Hund, daß er aber, da nun einmal der Duellgebrauch besteht, dem Anderen auch eine Pistole zur Vertheidigung zugestehen zu müssen glaubt. Damit aber, mit diesem Zugeständniß, erweist er dem Beleidiger unter allen Umständen eine hohe Ehre, indem er ihn durch die Forderung zum Duell zu einem satisfactionsfähigen Ehrenmann stempelt. Denn nur, wen er als solchen betrachtet, wird er zur Ausfechtung eines Ehrenhandels für würdig halten. — Nehmen wir den Fall an, daß ein Diener oder Kutscher die Gunst einer Frau genossen hätte, so würde es dem Ehemanne nicht in den Sinn kommen, sich mit ihm zu schießen. Also eine Ehre wird dem Beleidiger erwiesen — die weitere Frage ist, welche Folgen hat diese Ehre für ihn? Rechnen wir es einmal auf.

Zunächst wird ihm Gelegenheit gegeben, sich an dem hintergangenen Gatten sozusagen wieder zum Ritter zu schießen, denn er „sühnt“ sein Verhalten dadurch, daß er sich der Pistole des Beleidigten gegenüber stellt. In den Augen vieler Menschen hat er dadurch — einerlei, welches der Ausgang sein möge — seine Ehre rein gewaschen.

Außerdem aber wird er einer entehrenden Strafe (Gefängniß bis zu sechs Monaten, wenn wegen Ehebruchs eine Ehe geschieden ist) entzogen, einer Strafe, durch welche er für den Rest seines Lebens der Mißachtung anständig denkender Mitmenschen preisgegeben sein würde.

Wäre der Ausgang des Duells nicht tödtlich gewesen, so hätte Herr v. B. diesen Menschen, dessen Charakter sich durch sein Benehmen nach dem Duell sehr deutlich offenbart hat, als satisfactionsfähigen Ehrenmann weiter leben sehen. Hätte er dann eine Genugthuung gehabt?

Hätte Herr v. B. von einem Duell Abstand genommen, weil er sich gesagt hätte, ein Mensch, der meine Gastfreundschaft und mein Vertrauen in der schnödesten Weise mißbraucht hat, ist nicht werth, daß sich ein Ehrenmann mit ihm schießt, er gehört in's Gefängniß —, dann hätte er seinen fünf Kindern, die keine Mutter mehr haben, den Vater erhalten, und kein anständig denkender Mensch hätte einen Flecken an seiner Ehre gesehen. Denn gerade durch seine Selbstüberwindung hätte er hohen moralischen Muth bewiesen. Diese Ansicht habe ich von sehr ruhig und verständig urtheilenden Menschen in angesehenen Stellungen aussprechen hören, die nicht etwa fanatische Duellgegner und über den Verdacht der „Kneiferei“ hoch erhaben sind.

Wie würde aber dieser Fall liegen, wenn man ihn unter dem Gesichtspunkt der kaiserlichen Verordnungen betrachtete und annähme, daß Herr v. B. Hauptmann und der F. Leutnant gewesen wäre? Hätte ein militärisches Ehrengericht den Muth haben können und gehabt, ein Duell zu verbieten? Ich halte das für ganz ausgeschlossen und glaube, daß, wenn es der Fall gewesen wäre, die betheiligten Herren sich nicht mehr sehr lange ihrer militärischen Stellung erfreut haben würden. Und warum nicht? Weil dem militärischen Ehrengericht bis jetzt eine sehr wichtige, die allerwichtigste Befugniß fehlt, nämlich die, zu verkünden, der Beleidiger hat sich durch sein Benehmen der Ehre verlustig gemacht, sich mit einem Ehrenmann schießen zu dürfen. Deßhalb verdient er eine ihn für die Zeit seines Lebens entehrende Strafe. Bei einer solchen Strafe müßte natürlich jede Art von Begnadigung ausgeschlossen sein: Ausstoßung aus dem Heere und Gefängnißstrafe wäre noch das Beste und entspräche dem Strafmaß des R.-Str.-G.-B.

Die Forderung scheint vielleicht heute ungeheuerlich, aber eine gewisse Wandlung der Anschauungen ist doch auch ist dieser Hinsicht im Laufe der Jahre eingetreten. Vor zwanzig Jahren wurde, wie ich mich erinnere, ein Leutnant, der die Frau seines Hauptmanns verführt hatte oder sich von ihr hatte verführen lassen, nachdem er von seiner im Duell erhaltenen Wunde geheilt war, in ein anderes Regiment versetzt. Jetzt würde er wohl verabschiedet werden und wer weiß, ob er nicht später noch einmal am empfindlichsten durch die Versagung des Duells gestraft werden wird.

Digitized by Google

Unnatur oder Protest gegen die Natur?

Von Eduard Sokal (Berlin).

„Es giebt keine Kinder mehr." Das ist das knappe und wehmüthige Résumé der Betrachtungen, die sich Herrn J. Bertillon, Chef des statistischen Bureaus von Frankreich bei dem Studium der von seinen Beamten herbeigeschafften Zifferncolonnen letzthin aufgedrängt haben. Seit dem Jahre 1896, d. i. also seit 5 Jahren, hat Frankreichs Bevölkerung nur um die Zahl von etwa 36 000 Menschen zugenommen, und auch dieser spärliche Zuschuß wird selbstverständlich durch die Einwanderung mehr als gedeckt, so daß Frankreich auf seine ursprünglichen Bewohner angewiesen, zweifellos einen Rückgang der Bevölkerung aufweisen würde. Das sind die Thatsachen in ihrer nackten, unverhüllten und unverfälschten Gestalt. Was beweisen sie? Rechtfertigen sie wirklich den allmälig zum gesprochenen Cliché gewordenen Ausspruch von dem Niedergang und der Entartung Frankreichs? In einer Polemik hat der greise Dichter Björnstjerne Björnson u. A. den Ausspruch gethan, die Franzosen stünden als die „Chinesen Europas" in den magischen Kreis ihrer eigenen hohen, aber einseitigen, stylisirten Cultur gebannt, dem Geistesleben anderer Völker fremd und verständnißlos gegenüber. Fremd? verständnißlos? — cum grano salis genommen, mögen diese herben Aussprüche ja richtig sein, obgleich, obgleich ... doch davon später! Vielleicht aber auch ein klein wenig — unverstanden? Und so will es mich denn z. B. bedünken, als würden die, welche die Bevölkerungsabnahme des französischen Volkes leichthin als eine „frivole Entartungserscheinung hyperraffinirter Cultur" abthun, in denselben Fehler einseitiger Verständnißlosigkeit verfallen, welche Björnson den Franzosen zum Vorwurf macht.

Zunächst muß man sich die einfache und im Grunde nicht mehr als selbstverständliche Betrachtung vergegenwärtigen, daß ein Kindermangel, welcher nicht auf physiologischen Ursachen beruht, unmöglich als eine wirkliche Entartungserscheinung bezeichnet werden kann. Er ist eine sociale Maßregel des Volkes, die man als zweckmäßig, verfehlt oder beklagenswerth ansehen mag, die aber kaum anders, denn durch ein sophistisches Wortspiel mit der Rassendegeneration in Zusammenhang gebracht werden kann. Als sociale Maßregel findet man aber den Kindermangel nicht gerade unter den Stämmen einer uralten, zähen und abgeschlossenen Sondercultur, wie z. B. bei den Chinesen oder den osteuropäischen Juden, sondern vielmehr höchst bemerkenswerther Weise z. B. unter dem kräftigen, gesunden und primitiven Menschenschlage, der Tyroler Bauernbevölkerung, wo das „Einkindersystem" beinahe ausnahmslos obwaltet.

Hie und dort, in Tyrol und in Frankreich, ist das Einkindersystem für das Individuum eine egoistische Maßregel, um sich die Sorgen fernzuhalten, welche der Kampf um's Dasein mit einer zahlreichen Familie heutzutage aufbürdet. Als Grundlage der socialen und nach Ansicht der meisten wohl auch socialpathologischen Erscheinung finden wir in beiden Fällen dasselbe Grundmotiv, welches bei dem immer noch darbenden Menschengeschlecht vorläufig die bewegende Kraft der meisten Massenerscheinungen ist: das materielle Interesse. Während aber der sociale Beobachter in Tyrol zumeist nichts anderes als die schlichte Thatsache zu verzeichnen findet, schlingen sich um die grundlegende Thatsache in Frankreich die mannigfaltigsten geistigen Ausläufer, und ranken an ihr in Literatur, Kunst und öffentlicher Meinungsäußerung merkwürdige Gedankenblumen empor, die der eine als krankheitsstrotzende Sumpfpflanzen, der andere als herrliche Daseinsblüthen anzusehen geneigt ist. In keinem Falle handelt es sich hier aber um hohle Frivolitäten. Die Empfindung des Einzelnen bleibt für ihn ein unveräußerlicher Richtstab, aber auch der sociale Richter muß zunächst verstehen lernen, was er zu richten sich berufen fühlt. Vieles wird ihm dann nach einem bekannten Ausspruch verzeihlich erscheinen; manches freilich verzeiht man aber erst recht nicht, wenn man es verstanden hat.

Als eine solche geistige Schlingpflanze, welche an fundamentalen, wirthschaftlichen Thatsachen emporrankt, ist nach meiner Ansicht in dem gegenwärtigen Geistesleben Frankreichs der Protest gegen das blinde Naturgesetz anzusehen, welches immer eine Generation der nächsten aufopfert, dem Zug des Herzens oder auch nur der Sinne aus Rücksicht auf das Wohl des künftigen Geschlechtes mit dem ganzen Apparat der gesellschaftlichen, raffinirten Schutz-, Abwehr- und Verdammungsvorrichtungen Zwang auflegt, zuweilen Einhalt gebietet, schließlich aber in boshafter Verhöhnung uns selbst den Schleier von den Augen reißt, indem es die ewige, elementare Undankbarkeit der Kinder der ewigen, elementaren Opferfreudigkeit der Eltern als Zerrbild entgegenhält. Immer und immer wieder wird in der modernen französischen Literatur dieses Grundthema variirt und in mehr oder weniger mächtigen Accorden angeschlagen. Man will nicht mehr als gefügiger Sclave den Zwecken der Natur dienen, für die gemäß dem ehernen Princip der natürlichen Zuchtwahl das Individuum nichts und die Gattung alles sein muß. In tragischem, komischem oder tragikomischem Zwiespalt stellt sich das Individuum selbstherrlich dem Postulat des Naturgesetzes entgegen und beharrt trotzig auf seinem eigenen Glücksschein.

Seit jeher, sagt uns Schopenhauer, wurde über die ernstesten Dinge am meisten gelacht, und so finden wir denn auch hier dicht bei einander die unterirdischen, d. i. unbewußten Wurzeln für die scurrile Ehebruchsposse, für das Pathos der freien Liebe, welche der künftigen Generation nicht gedenkt, für die femininen Luxusgeschöpfe, welche die Mutterschaft fliehen, für das bourgeoise „Einkindersystem" und für die buddhisirende Abkehr von einer ewigen Verlängerung des nichtswürdigen Daseins. Man wird aber dem Wesen und der tieferen Bedeutung dieser bunten Gestaltenreihe durchaus nicht gerecht, wenn man sie schlechthin als „frivol" bezeichnet. Sie mögen es zum Theil auch sein; gewiß sind sie aber auch etwas ganz anderes! Die „frivole" Novelle von Maupassant: „L'inutile beauté" zeigt für den feineren Psychologen einen mächtigen Einschlag der Tolstoischen Gedankensaat; Paul Hervieu's neuestes Drama: „La course du flambeau", das den Gang der Liebe in den aufeinander folgenden Geschlechtern mit dem einseitig gerichteten Lauf der Fackel bei den altrömischen Spielen vergleicht, leidet zwar als Kunstwerk daran, daß die unbewußte elementare Undankbarkeit der Kinder zu sehr in das bewußte Seelengebiet verrückt wurde, bietet aber doch in diesem Zusammenhange ein merkwürdiges psychisches Document zur zeitgenössischen Geschichte Frankreichs. Auch zeigt es nach meiner Ansicht ebenso wie die immerhin bemerkenswerthen Arbeiten von Brieux unter dem Titel „Les remplaçantes", „La robe rouge" u. s. w., daß die zeitgenössische französische Dramatik durchaus nicht in der Schilderung des Ehebruchs aufgeht, sondern sich, wenn auch zum Theil mit ungenügenden Kräften, an die dichterische Gestaltung der tiefsten socialen Probleme heranwagt. Das Urtheil von Björnstjerne Björnson über die einseitige Geschmacksrichtung der Franzosen wird demgemäß jedem genaueren Kenner der französischen Literatur denn doch etwas einseitig erscheinen müssen. Es giebt auch in Frankreich eine zahlreiche Minderheit, für die Dumas und Sardou keine großen Dichter sind, und wenn sie oder ihresgleichen trotzdem die Bühne der Pariser Theaterunternehmungen beherrschen, so kann man dies den Franzosen nicht mit mehr Recht zum Vorwurf machen, als man den Deutschen etwa entgegenhalten könnte, daß zur Zeit Goethe's und Schiller's die deutsche Bühne von Kotzebue beherrscht wurde, während jetzt sogar Blumenthal der Held des Abends ist! Dabei ist es für die Franzosen eigentlich als mildernder Umstand anzusehen, daß sie — keinen Goethe oder Schiller haben, der

Digitized by Google

ihre Kotzebue's aus dem Felde schlagen könnte, und daß ihr Sardou denn doch thurmhoch über Blumenthal steht.

Und — Hand auf's Herz! Können die anderen Nationen auch wirklich immer und in allem dem französischen Wesen gerecht werden und seine Aeußerungen verständnißvoll aufnehmen? Ich glaube, daß dies für ein großes Gebiet künstlerischer, politischer und socialpsychologischer Thatsachen noch keineswegs der Fall ist. Darum habe ich hier eine Frage gestreift, welche in all diese Gebiete einschneidet. Protest gegen die Natur bedeutet nicht immer Unnatur, da doch das meiste, was die Menschheit erreicht hat, aus einem zornigflammenden oder heiter-spöttischen Protestgefühl heraus gewonnen wurde. Vielleicht wird die heutige „Frivolität" und „Entartung" der Franzosen morgen für andere Völker „die Weisheit" und „Selbstbeschränkung" heißen? Vielleicht — und das dünkt mich wahrscheinlicher zu sein — bedeutet sie nur ein peinliches und lehrreiches Uebergangsstadium, in welchem sich gewisse tiefer liegende sociale Mängel zu erkennen geben und selbst ad absurdum führen. Wer wird aber zu behaupten wagen, daß die Größe der Nationen auf der Zahl beruht? Zu einer Zeit, da das englische Volk spärlich eine kleine Insel bedeckte, hatte es einen Shakespeare; wen hat es heutzutage auf dem Gebiete der Kunst aufzuweisen, da Englands Könige über Hunderte von Millionen herrschen und in ihrem Reiche die Sonne nicht untergeht? Die absolute Zahl wird erst dann das richtige Kriterium für die Größe eines Landes sein, wenn jeder neugeborene Mensch wirklich einen neuen Mitarbeiter, und nicht in erster Linie einen neuen Kämpfer und Concurrenten bedeutet! Wer wagt es zu ermessen, welcher Zeitraum uns von einem solchen Zustande trennt?

Ein Wütherich auf Jamaica.

(Mit persönlichen Erinnerungen.)

Von Karl Blind.

In der grellen Beleuchtung der heutigen schauderhaften Vorgänge in Süd-Afrika steigen uns bei dem unlängst erfolgten Tode Eyre's, des ehemaligen Statthalters in Jamaica, auf dem eine so schwere Blutschuld lastete, mancherlei düstere Erinnerungen auf. Der Vorsitzende des Stände-Rathes der Schweizer Eidgenossenschaft bezeichnete neulich in seiner Eröffnungsrede die „Hinschlachtung des freien Volkes der Buren" als „das traurigste Ereigniß beim Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts." Leider ist es eine unleugbare geschichtliche Thatsache, daß englische Regierungen, trotz aller hohen durchschnittlichen Sittigung ihres Landes, in ähnlichen Fällen meist ebenso grausam verfuhren, wie jetzt in Süd-Afrika.

So im Anfange der Sechziger Jahre in Jamaica; 1857 bei der indischen Sipoy-Empörung, wo die Gefangenen vor die Kanonenmündung gebunden und in die Luft geblasen wurden, damit sie, nach ihrer religiösen Ansicht, gänzlich vernichtet werden und dadurch auch des Himmelreiches verlustig gehen sollten; ferner am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beim Aufstande der amerikanischen Ansiedelungen — nicht zu gedenken der Henkerarbeit auf den Jonischen Eilanden und in Kanada, die innerhalb unserer Zeit, im Laufe des letzten halben Jahrhunderts, vollzogen wurde.

Ueberall Niederbrennungen, Aufhängungen, Metzeleien, selbst unter Verwendung von skalpirenden Wilden gegen Weiße in Amerika: Alles so entsetzlicher Art, daß sich Männer edleren Geistes, darunter oft hervorragende Staatsmänner, jedesmal mit Abscheu dagegen auflehnten. Die Masse in England aber, man muß es mit Bedauern um der Wahrheit Willen bekennen, versagte diesen Unthaten nie ihre Zustimmung. Da kam stets ein Untergrund von roher Gewaltthätigkeit zu Tage, die den echt Gesitteten mit Betrübniß erfüllt.

Drei Männer waren es, die den Statthalter Eyre, ob seiner entsetzlichen Barbarei bei Unterdrückung der Unruhen auf Jamaica, in Anklagestand zu versetzen suchten, um ein ungeheuerliches Verbrechen zu sühnen und Englands guten Ruf vor der Welt wieder herzustellen. Die zwei Bedeutendsten unter ihnen waren John Stuart Mill, der berühmte Volkswirth und Philosoph, und mein Freund Peter Alfred Taylor, das demokratische Parlaments-Mitglied für Leicester. Mit wahrhaftem Bürgermuth setzten sie sich auf die Bank der öffentlichen Ankläger und ließen sich durch die grimmigen Drohungen und den Hohn zahlreicher Feinde nicht beirren.

Hier mag als Beweis der ehrlichen und gerechten Auffassung, die den beiden genannten Männern in Bezug auf andere Völker eigen war, die folgende Erinnerung dienen. John Stuart Mill, der, gleich mir, mit Louis Blanc befreundet war und für Frankreich viel Zuneigung hegte, stand gleichwohl im Kriege von 1870—71 mit seinen Gesinnungen auf deutscher Seite. In einem Briefe, den er an unseren gemeinschaftlichen, einst in Berlin studirenden Freund Croom Robertson, den Professor der Philosophie am Londoner University College und Herausgeber der Monatsschrift „Mind," nach Friedensschluß richtete, ließ er mich wissen, daß er durchweg mit meinen öffentlichen Ausführungen in der Sache einverstanden gewesen sei.

Herr P. A. Taylor, der Abkömmling eines Mannes, der in der Cromwell'schen „Commonwealth" eine Rolle gespielt hatte, war selbst entschiedener Republikaner, auch eng mit Mazzini und anderen verbannten Führern der festländischen Demokratie befreundet. Er richtete, gleich bei Beginn des Krieges, ein für die Oeffentlichkeit bestimmtes Schreiben an mich, worin er die nicht bloß von den bonapartistischen und königlich gesinnten Parteien Frankreichs, sondern damals leider auch von der republikanischen Partei gehegten Rheingrenz-Gelüste entschieden verurtheilte und uns den Sieg wünschte.

Diese Männer waren es, die gegen Eyre als Kläger vorgingen. Wie sah nun der tyrannische Statthalter aus, der, gleich einem blutgierigen Despoten des Morgenlandes aus längst vergangener Zeit, auf der west-indischen Insel so entsetzlich gehaust hatte? Die Meisten dachten sich wohl unter ihm eine harte Kriegergestalt — das heißt, ehe er in London erschien. Wie erstaunt war man aber, eine eher an einen halb-komischen Pietisten-Prediger gemahnende Persönlichkeit vor sich zu sehen, die mit ihrem dicken Regenschirm jeden Gedanken an martialisches Wesen sofort als eine Lächerlichkeit verbannte!

Herr Eyre war in der That eines Geistlichen Sohn. Er hatte jedoch in seinen Jugendjahren eine Officiersstelle im Heer zu erlangen gesucht, was damals einfach durch Kauf geschah. Indessen erhielt er sie nicht, wanderte deßhalb nach Australien aus, befaßte sich mit Schaf- und sonstiger Viehzucht und verfocht dort, merkwürdiger Weise, mehrfach die Rechte der Eingeborenen gegen räuberische weiße Ansiedler. Auch that er Einiges zur Erforschung des damals noch wenig bekannten Landes. Nach England zurückgekehrt, wurde ihm eine Ernennung als Unter-Statthalter auf Neu-Seeland und später auf anderen Inseln zu Theil. Selbst da galt er noch als den Eingeborenen günstig.

Auffallend leicht wird es jedoch den meisten Engländern, ihre Gesinnung zu wechseln. „I have changed my mind" ist eine landläufige Redensart, die man jeden Augenblick bei den wichtigsten Dingen und ganz unvermittelt hören kann. Niemand fragt nach dem Beweggrund, da Jeder sich die gleiche Freiheit des urplötzlichen politischen Umsattelns vorbehält und nicht unliebsam mit der Frage „warum?" behelligt sein will. Nach Beweggründen zu forschen, gilt überhaupt für unanständig. Es ist das Recht eines Gentleman,

Digitized by Google

sich nach Außen hin so verschlagen — ja wohl, in doppeltem Sinne verschlagen — zu zeigen, wie ein mittelalterlicher Ritter mit heruntergelassenem Helmgitter, dessen Haupt dann oft einem umgestürzten eisernen Topf glich.

Gladstone wurde vom Erz-Tory zum sogenannten Liberalen. Disraeli gestaltete sich vom fast revolutionären Radicalen (er schrieb ein „Revolutionary Epick" unter Anpreisung des Tyrannenmordes) zum Führer der Hoch-Tories. Söhne eines Edelmannes, zumal die Brüder des Erstgeborenen, die nicht des Vaters Titel erben, treten sehr häufig gern in das ihm entgegengesetzte Parteilager. Finden sie es später ihrem Vortheile für nützlich, so schlagen sie wieder kurzweg um. Der Erklärung bedarf es dabei gar nicht. Das ist eines der häßlichen Uebel, an denen Englands sonst so thatkräftiges politisches Leben schlimm krankt.

Dem Statthalter Eyre wurde es also auch ganz leicht, sich aus einem menschenfreundlichen Fürsprecher von Eingeborenen in einen wüthenden Niedermetzeler umzuwandeln. Warum? Wer weiß es?

*

In Folge von Theuerungen und der drückenden Nachwirkung des amerikanischen Bürgerkrieges von 1860—64 waren Unruhen auf Jamaica ausgebrochen. Es fielen dabei 25 Menschen auf Seiten der für die Behörden Eintretenden; und 35 wurden verwundet. Das Standrecht wurde daraufhin in dem betreffenden östlichen Bezirke des Eilandes — denn nur dort hatten die Unruhen stattgefunden — ausgerufen und zur Hinrichtung und sonstigen Bestrafung der Aufrührer geschritten. So weit mochte der Statthalter sich auf gewohnheitsmäßige Uebung für sein Verfahren beziehen, obwohl streng genommen, wie neulich ausgeführt worden ist, das englische Gesetz kein Standrecht für die bürgerliche Bevölkerung kennt — es wäre denn, daß die Volksvertretung ihre Zustimmung ertheilt hat.

Allein nicht zufrieden mit der Standrechts-Erklärung und den erwähnten Hinrichtungen, erging sich Eyre noch nachträglich in einer völlig gesetzlosen, blutigen Schreckensherrschaft, der eine Masse ganz Unschuldiger zum Opfer fiel. Es wurden 439 Menschen gehängt oder erschossen, zum Theil selbst ohne Anklage und ohne die geringste standrechtliche Förmlichkeit. Sechshundert weitere Personen wurden ausgepeischt, oft mit Piano-Drähten; und nicht weniger als 1000 Häuser mit allen darin befindlichen Habseligkeiten niedergebrannt! Diese Gräßlichkeiten fanden in vielen, von den vorhergegangenen Unruhen gar nicht berührten Bezirken statt, wo — wie sogar die „Times" jetzt in ihrem Nachrufe an Eyre bezeugt — nicht das geringste Zeichen von Auffässigkeit sich kundgegeben hatte.

Ja, Eyre ließ den farbigen Führer der Oppositions-Partei in der Gesetzgebenden Versammlung, Herrn Gordon, ganz widerrechtlich aus einem Bezirke, in dem das Standrecht gar nicht ausgerufen war, nach der Morant-Bai abführen und durch ein Kriegsgericht kurzweg abschlachten. Gordon war nicht im Mindesten an dem Aufruhr in irgend einem Theile der Insel betheiligt gewesen. Er war lediglich dem tyrannischen Statthalter unbequem geworden.

Das Gewissen von Menschenfreunden in England empörte sich ob solcher Schandthaten. Die Regierung wurde gezwungen, einen Untersuchungs-Ausschuß einzusetzen. Und was war das Ergebniß?

So scheußlich hatte Eyre gehaust, daß selbst dieser Regierungs-Ausschuß sich veranlaßt sah, ein Verdammungs-Urtheil über den Missethäter auszusprechen. Es wurde in dem Gutachten erklärt: „Daß sich kein Schuldbeweis, weder durch mündliches, noch durch schriftliches Zeugniß, gegen Gordon ergeben habe; daß die Ausdehnung des Standrechtes auf längere Zeit hinaus unnöthiger Weise der Bevölkerung die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums und den Genuß verfassungsmäßiger Rechte entzogen habe; daß die Todesstrafen allzu häufig, die Auspeitschungen ruchlos und geradezu barbarisch, die Niederbrennung von 1000 Häusern frevelhaft grausam gewesen."

So lautete das Gutachten des Regierungs-Ausschusses wörtlich. Da schien es denn wohl, als sei eine gerichtliche Verurtheilung Eyre's unschwer zu erlangen. In dem Kreise meiner Freunde, die während des amerikanischen Unions-Krieges treu zur Sache der Freiheit und der Menschlichkeit gestanden waren — es war leider nur ein kleiner Kreis — wurde der „Jamaica-Ausschuß" gebildet, der den Statthalter vor Gericht zu bringen suchte. Männer von so hervorragender Stellung, wie John Bright, Herbert Spencer, Huxley, Goldwin Smith, deren Bekanntschaft gemacht zu haben mir stets eine werthe Erinnerung bleibt, bemühten sich in der Sache. Dreimal wurde Eyre 1867 und 1868 wegen Mordes, wegen gesetzloser Erlasse u. s. w. angeklagt. In den zwei ersten Fällen wiesen die Magistrate die Klage einfach ab. Im dritten Falle verwarf das Groß-Geschworenen-Gericht, das als Anklage-Kammer waltet, das von dem Richter Vaughan zugelassene Recht der Kläger, Herrn Eyre vor das ordentliche Gericht zu bringen.

So fand denn keinerlei gerichtliche Verhandlung gegen ihn statt, trotz des scharfen Gutachtens des von der Regierung eingesetzten Untersuchungs-Ausschusses! . . .

Zu guter Letzt entschloß sich die „liberale" Regierung, dem Verbrecher auch noch alle Kosten zu zahlen, die ihm aus den Versuchen der In-Anklage-Versetzung erwachsen waren. Er zog sich dann in die Dunkelheit zurück und erschien nie wieder in der Oeffentlichkeit. Daß er noch lebe, wußte bis vor Kurzem, wo er im Alter von 86 Jahren starb, Niemand mehr.

*

Denke ich zurück an die tiefe sittliche Entrüstung, die in den Sechziger Jahren immerhin in einem weiteren Kreise sich geltend gemacht hatte, so kann ich nur mit Trauer feststellen, daß in Bezug auf Rechtsgefühl ein bedauerlicher Rückgang stattgefunden hat. Hier ein neues Beispiel.

Bisher waren Englands gebildete Stände mit Recht dafür bekannt, daß in ihnen auf die Frauenwelt die zarteste Rücksicht genommen wird. Und nun sehe man, welche Behandlung, nach der Aushungerung von Frauen und Kindern in Süd-Afrika, einer edelmüthigen, aufopferungsvollen Dame, Fräulein Emilie Hobhouse, der Nichte des Oberhaus-Mitgliedes Lord Hobhouse, zu Theil geworden, die sich ebenso um das Loos der Arbeiterinnen in England, wie um das der Mißhandelten in den Gefangenen-Lagern, den „Todes-Lagern", den „Mord-Lagern" des dunkeln Welttheiles, hochverdient gemacht hat.

Diesmal wollte Fräulein Hobhouse zu Gunsten der eigenen Landsleute in den „Zufluchts"-Lagern wirken. Allein da sie menschliches Gefühl für Buren-Frauen und -Kinder bewiesen hatte, hielt man sie nach dreiwöchentlicher Fahrt auf dem Schiffe fest, ließ sie trotz schweren Unwohlseins nicht auf einen Tag landen, und zwang sie, in diesem Zustande abermals eine dreiwöchentliche stürmische Seefahrt zurückzumachen. Eine Barbarei, des Statthalters Eyre würdig. Ein Zeichen sittlichen Niederganges, das nicht schlimmer gedacht werden könnte.

Wer hätte solche Verrohung gerade in England für möglich gehalten, das schon in älterer Zeit, wenigstens was seine gesitteten Stände betrifft, als das „Paradies der Frauen" geschildert wurde?

Doch können wir uns eigentlich darüber wundern?

Was haben wir in dem gegenwärtigen, gegen alle früheren Versicherungen Chamberlain's listig angezettelten, unter falschem Vorwande begonnenen, so grausam geführten Kriege gesehen? Antwort: Die massenhafte Niederbrennung der

Digitized by Google

Buren-Gehöfte. Die Verschleppung der Frauen und Kinder in die Zelt-Lager, wo man Diejenigen auf Hungerkost setzte, deren Väter, Brüder, Söhne noch für ihr Vaterland im Feld standen. Die Aufhenkung von Kriegsgefangenen unter zwangsweiser Anwesenheit der Ortsbürger, unter denen Verwandte der Hingerichteten waren. Das Dahinsterben von 12 000 Kindern in den Kirchhofs-Lagern. Die Auspeitschung von Knaben, die heldenhaft für ihres Volkes Unabhängigkeitsrecht mitgestritten. U. dgl. m.

Und da wird uns gesagt: Alles, was bisher geschehen, reiche noch lange nicht an das hin, was unter Anderem im Kriege von 1870—71 vorgekommen; ja, Deutschland dürfe es nur als einen Lobspruch betrachten, wenn man seine Kriegführung mit der englischen vergleiche!

Der Statthalter Eyre könnte sich da, wenn eine Auferstehung möglich wäre, recht befriedigt aus seinem Grabe erheben und lächelnd ausrufen: „Seht, wie unschuldig ich doch im Grunde war!"

Die Inquisition und ihr Gerichtsverfahren.

Von Dr. M. Landau (Wien).

Es giebt kaum ein Wort, das beim modernen Menschen ein so starkes aus Grauen, Abscheu und Neugier gemischtes Gefühl hervorruft wie das Wort Inquisition. Düstere unterirdische Kerker und grell leuchtende Scheiterhaufen tauchen vor unseren Augen auf, wir glauben das Stöhnen und Jammern Gefolterter zu hören, den brenzlichten Geruch verbrannter Menschenleiber zu spüren, wenn wir auf das schreckliche Wort stoßen. Und das Empörendste ist, daß dieses für sich allein so unschuldige, nur „Untersuchung" bedeutende Wort seine furchtbare Bedeutung erst dadurch erhalten hat, daß man es mit dem Beiworte verband, das nur den besten, edelsten, Gott wohlgefälligen Menschen und Handlungen gebührt, daß man die schändliche und verderbliche Institution die heilige Inquisition genannt hat.

Wenn es der Zweck der Tragödie ist, Mitleid und Furcht zu erregen, so kann man wohl das heilige Glaubenstribunal als die Bühne bezeichnen, auf der länger als ein Jahrtausend die vollkommenste Tragödie gespielt wurde. Und sie erregte diese Gemüthsbewegungen um so stärker, als die Zuschauer stets auch für sich selbst fürchten mußten. Wer einem Autodafé zusah, konnte, selbst wenn er sich für ganz rechtgläubig hielt, nicht sicher sein, ob er nicht doch einmal sich vor dem furchtbaren Gericht zu verantworten haben werde. Denn Denuncianten aus Bosheit und Interesse hat es zu allen Zeiten gegeben, und kein Gerichtshof hat das Denuncianten-thum so gefördert und geschützt wie der „heilige".

Und diese Furcht ist noch jetzt nicht überall geschwunden. Wenn auch nicht mehr verbrannt wird, so hat doch die Verfolgung „Andersgläubiger" und „Ungläubiger" in manchen Ländern nicht aufgehört.

Deßhalb hat die Geschichte der Inquisition, mit der sich schon in frühern Jahren die Forscher beschäftigten, in neuerer Zeit erhöhtes Interesse gewonnen, während neu aufgefundenes oder früher unzugängliches archivalisches Material eine verläßlichere und genauere Darstellung ermöglichte. So konnte der gelehrte Amerikaner H. Charles Lea mit seiner 1888 erschienenen dreibändigen Geschichte der Inquisition im Mittelalter ein ebenso gründliches wie interessantes Werk liefern. Der Gegenstand ist in den zwölf Jahren, die seitdem verflossen sind, für uns noch zeitgemäßer und interessanter geworden, während das theuere englische Originalwerk den continentalen Lesern nicht leicht zugänglich blieb. Um diese hat sich der französische Akademiker Salomon Reinach durch Herstellung einer billigen, vom Autor durchgesehenen und verbesserten, mit einer historischen Einleitung von P. Frederincq versehenen französischen Uebersetzung ein großes Verdienst erworben (Histoire de l'Inquisition au moyen-age, Paris 1900/1901, Société nouvelle de librairie et d'édition).

Die zwei bis jetzt erschienenen Bände enthalten die Entstehung, Einrichtung und Gerichtsordnung der Inquisition sowie die Geschichte ihrer Thätigkeit in Frankreich, Italien, Spanien, den slavischen Ländern, Deutschland und Böhmen (Proceß Huß). Der dritte Band wird die Processe der Templer und der Jungfrau von Orleans enthalten.

Der spanischen Inquisition ist nur ein kleines Kapitel von dreißig Seiten, ein Viertel des die deutsche behandelnden Kapitels gewidmet. Dieses Mißverhältniß wird den Leser wohl überraschen, denn wenn man von Inquisition schlechtweg spricht, so meint man gewöhnlich die spanische und die Schreckgestalten von Arbues und Torquemada tauchen in unserer Phantasie auf. Die Erklärung dieser Zurücksetzung Spaniens durch Lea liegt darin, daß sein Werk, wie der Titel besagt, sich auf das Mittelalter beschränkt. Die Spanier waren freilich schon im frühesten Mittelalter sehr intolerant. Die Geistlichkeit hatte dort sehr großen Einfluß, und an Verfolgungen von Ketzern und Andersgläubigen hat es dort bis zur Eroberung durch die Araber nicht gefehlt. Die eigentliche systematische Inquisition begann aber erst, nachdem die christliche Herrschaft im ganzen Reiche wiederhergestellt worden war, zur Zeit der Renaissance, als die Verfolgungen in anderen Ländern schon abzunehmen begannen. Die grausamen Glaubensverfolgungen waren anderswo mehr vorübergehende, wenn auch nicht minder verderbliche Ausbrüche der Intoleranz, mehrmals auftretende, aber, wie Pest und Cholera, sich nicht unausrottbar einnistende Epidemieen. In Spanien war die Intoleranz endemisch, wie anderwärts Malaria oder Pellagra, eine Verseuchung des ganzen Staatskörpers. Erst im Jahre 1812 abgeschafft, war die Inquisition 1814 nach der Restauration der Bourbons wieder eingeführt worden; nach der Revolution 1820 abgeschafft, wurde sie nach der französischen Intervention 1824 wieder eingeführt und endlich 1834 wieder, hoffentlich auf immer, abgeschafft. Und Spanien gebührt auch die Ehre, der klerikalen Verfolgungssucht im Occident das erste Opfer geliefert zu haben. Auf Anklage der spanischen Bischöfe Idacius und Ithacius ist der Ketzer Priscillianus vom Kaiser Maximus im Jahre 385 zum Tode verurtheilt worden.

An religiösen Verfolgungen und Ketzerhinrichtungen hat es auch in andern Ländern im ersten Jahrtausend des Christenthums nicht gefehlt. So wurden im Jahre 1017 auf einem unter Vorsitz des Königs Robert von Frankreich in Orleans abgehaltenen Concil mehrere Ketzer zum Tode verurtheilt. Als man sie zum Scheiterhaufen führte, drängte sich die Königin Konstanze durch die Volksmenge und stieß einem der Verurtheilten mit ihrem Stocke ein Auge aus. Er war früher ihr Beichtvater gewesen und sie war, wie der fromme Historiker D. Vaissette sagte, die schönste, aber auch eine der ärgsten Frauen ihrer Zeit.

Ich kann hier die ausführliche Erzählung dieser Verfolgungen, wie sie in Lea's Werk enthalten ist, nicht wiedergeben, und ein Auszug würde durch die Aneinanderreihung zahlloser Gräuel und Grausamkeiten den Leser nur ermüden. Und doch erscheint die Thätigkeit der Inquisition in Deutschland, Italien, Nordfrankreich und anderen Ländern, wo ihre Opfer nur nach Hunderten gezählt wurden, fast wie ein Kinderspiel im Vergleich mit dem, was in Südfrankreich geschah. Dort hatte schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts die Opposition gegen die Mißbräuche der Kirche und die Corruption der Geistlichkeit begonnen. Einige Jahrzehnte später trat der Lyoner Kaufmann Peter Waldo auf, der sein Vermögen den Armen abtrat, die Rückkehr zur Reinheit des Urchristenthums und freiwillige Armuth predigte. Seine Anhänger mit ihrer dem Protestantismus verwandten Lehre haben sich als Waldenser bis auf unsere Tage erhalten.

Digitized by Google

Von der Orthodoxie sich noch weiter entfernend und ihr noch gefährlicher ward dort die aus dem Orient und den südslavischen Ländern nach dem westlichen Europa verpflanzte, von manichäischen Doctrinen beeinflußte Secte der Katharer (die Reinen), welche nach der Stadt Albi Albigenser genannt wurden, während wieder alle von der katholischen Kirche Abweichenden von ihnen den Namen Ketzer erbten.

Die Verfolgung dieser beiden Secten hatte schon im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts begonnen, und es war sogar ein kleiner Kreuzzug gegen sie unternommen worden. Er hatte aber nur vorübergehenden Erfolg, und die Ketzerei nahm dann im Laufe von zwei Jahrzehnten immer mehr zu. Deßhalb begann Papst Innocenz III. im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts energischere Mittel anzuwenden und organisirte einen großartigen Kreuzzug, an dem sich neben den Nordfranzosen auch viele fromme Fanatiker, Beutelustige und Abenteurer aus Deutschland und andern Ländern betheiligten.

Der zwanzigjährige, mit äußerster Grausamkeit geführte Krieg endete mit dem Siege des Papstthums. Die Katharer waren vernichtet, die Waldenser, soweit sie sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, erhielten sich nur im Verborgenen als verfolgte und unterdrückte Secte.

Wohl mehr als hunderttausend Menschen waren in diesem Kriege zu Grunde gegangen. Der Herrscher verlor sein Land und schließlich das Land seine Unabhängigkeit. Und nicht bloß diese. Auch sein Wohlstand war vernichtet, die blühende Industrie ruinirt, die Einwohnerschaft verarmt. Der heimische Adel war von fremden aber glaubensstarken Kreuzkämpfern verdrängt worden, und in den Städten nährte sich kümmerlich eine unter der Schreckensherrschaft der Glaubensrichter stehende Bürgerschaft. Erst nach langen Jahren hat sich Südfrankreich wieder erholt und ist wieder zu Wohlstand gelangt; aber den Vorrang, den es früher in Industrie, Handel und Bildung vor Nordfrankreich besaß, hat es nicht wieder erreicht.

Und doch noch mehr als diese materiellen Schäden muß uns die Theorie der Glaubensverfolgung und das Gerichtsverfahren der Glaubensgerichte entrüsten und entsetzen. Was Lea darüber mittheilt ist vielleicht das Neueste und Interessanteste seines Werkes, und deßhalb will ich hier etwas näher darauf eingehen.

Aus der engen Verbindung der Kirche mit der Staatsgewalt wurde die Verpflichtung der letztern hergeleitet, die Ketzer zu verfolgen und zu bestrafen, Gesetze gegen sie zu erlassen und die von der Kirche dictirten Strafen, besonders die Todesstrafen, zu vollziehen. Denn die Kirche, hieß es, dürfe kein Blut vergießen. Der von ihr Verurtheilte wurde dem „weltlichen Arm" übergeben mit der heuchlerischen Phrase, sein Leben zu schonen und kein Blut zu vergießen. Shylock konnte bekanntlich das ihm vom Gericht zugesprochene Pfund Fleisch nicht ohne Blutvergießen herausschneiden, und so ist der gute Antonio unbeschädigt davon gekommen. Wehe aber dem weltlichen Herrscher oder Beamten, welcher es gewagt hätte, das Beispiel des venetianischen Gerichtshofes nachzuahmen und die barmherzige Empfehlung der geistlichen Richter befolgend, den Ketzer am Leben zu lassen, um kein Blut zu vergießen. Er ward dadurch selbst zum Ketzer, wurde seines Amtes entsetzt und excommunicirt, wenn er nicht noch härtere Strafe zu leiden hatte. Lea führt viele Beispiele solcher Bestrafung des die Bluturtheile nicht oder nur lässig vollziehenden „weltlichen Armes" an.

Ursprünglich sagten die Geistlichen: was ketzerisch oder ungläubig ist, können nur wir beurtheilen, nur wir können das Schuldig aussprechen, nicht der Laie. Sie waren gewissermaßen die Sachverständigen und Geschworenen. Dann usurpirten sie auch das Amt der Richter, errichteten sich eigene Gefängnisse mit den nöthigen Foltergeräthen für die Angeklagten, führten selbst die Untersuchung, verurtheilten und bestraften, sich der weltlichen Behörden nur im Falle des Widerstandes, zu ihrem eigenen Schutze und zur Vollziehung der Todesurtheile bedienend. Bei letztern assistirten sie aber und entfalteten dabei oft den ganzen Pomp der Kirche. Die Autos da fé sollten die Macht und Herrlichkeit der Kirche zeigen, den Ungläubigen zur Abschreckung, den Gläubigen zur Erbauung dienen. Für letztere war beim Zuschauen gewöhnlich auch Ablaß zu gewinnen.

Dieselbe heuchlerische Redeweise wie bei der Auslieferung an die weltliche Gewalt gebrauchten die Glaubensrichter auch in anderen Fällen. So verlangten sie z. B., wenn ein zu lebenslänglichem Kerker bei Wasser und Brod Verurtheilter entfloh, dessen Auslieferung als die eines Wahnsinnigen, „der sich ihrer so heilsamen und milden Kur entzogen hatte".

Die einzigen Glaubensrichter waren ursprünglich die Bischöfe und ihre Archidiakonen. Die Zunahme der Ketzereien seit dem elften Jahrhundert machte die Uebertragung dieser Gerichtsbarkeit an eine besondere Corporation nöthig, wodurch zugleich dem Bestreben der Päpste zur Erweiterung ihrer Macht auf Kosten der Bischöfe gedient wurde. Deßhalb wurde von den Päpsten die Gründung und Ausbreitung der Bettelorden (Dominikaner und Franciskaner) in jeder Weise gefördert und ihnen, als einer Art päpstlicher Miliz, die Bekämpfung und Ausrottung der Ketzerei übertragen. Das geschah freilich nicht auf einmal und nicht ohne Widerstand der Bischöfe, sondern nach und nach, von Stillständen und Rückschritten unterbrochen. Einen Theil ihrer inquisitorischen und richterlichen Functionen haben schließlich auch die Bischöfe behalten, aber sie mußten sie nach dem von den Päpsten neueingeführten, strengeren und den Angeklagten viel nachtheiligeren System ausüben, und das Hauptgeschäft der Ketzerverfolgung blieb doch in den Händen der Bettelmönche, vorzüglich der Dominikaner. Es läßt sich daher kein bestimmtes Datum für die Einführung der Inquisition angeben, und Lea bestreitet auch dem heil. Dominik die Ehre, der eigentliche Gründer dieses Instituts gewesen zu sein. Zum ersten Großinquisitor wurde erst 1262 der Cardinal Cajetan Orsini ernannt, und als dieser fünfzehn Jahre später als Nikolaus III. den päpstlichen Thron bestieg, ernannte er seinen Neffen zum Nachfolger in diesem Amte.

Die Inquisitoren, obwohl den Bettelorden angehörig, beanspruchten Unabhängigkeit von ihren Obern, das Recht ihre Vertreter und Subalternen zu ernennen und hielten sich nur dem Papste oder gar nur ihrem Gewissen gegenüber — wenn sie eins hatten — verantwortlich. Ihre Gerichte in den verschiedenen Städten und Ländern Europas standen untereinander in Verbindung, bildeten gewissermaßen eine internationale Polizei, vor der es kein Entrinnen gab. Sie überzogen die christlichen Länder mit einem Netz von Spionen, arbeiteten maulwurfsartig im Dunkeln, um plötzlich mit überraschendem Griff das ausersehene Opfer zu erfassen, dem man dann durch die Tortur die Angabe von Mitschuldigen zu erpressen suchte. Sorgfältig geführte Protocolle und Berichte enthielten manchmal das Anklagematerial für ganze Familien, von denen man nach Gelegenheit Gebrauch machen konnte. Verjährung galt nicht beim Glaubensgericht und Angeklagte wurden oft durch das Vorhalten kleiner Vergehen überrascht, die sie längst vergessen hatten. Einmal wurde eine Frau in Castres vor Gericht gestellt und zur Buße gezwungen, weil sie 25 Jahre früher zweimal von zwei Waldenserpredigern besucht worden war, die ihr nach dem Tode ihres Mannes Trost zugesprochen hatten.

Mit ihren eigenen Spitzeln und Angebern sich nicht begnügend, suchten die Inquisitoren alle Welt zu Denuncianten zu machen. Trafen sie zuerst in einer Stadt ein, so riefen sie die ganze Einwohnerschaft zusammen und forderten sie auf, alle Diejenigen anzugeben, von denen man wußte oder vermuthete, daß sie nicht rechtgläubig seien oder eine andere Lebensweise als die übrigen Einwohner führten. Wer der Aufforderung

Digitized by Google

nicht Folge leistete, verfiel ipso facto der Excommunication, die nur der Inquisitor allein aufheben konnte.

Ueberhaupt war Jedermann verpflichtet, was er etwa von Ketzerei erfuhr, zu denunciren, unterließ er es, so wurde er selbst als Ketzer betrachtet und behandelt. Wer mit einem Katharen umging, ohne ihn anzuzeigen, sollte mit dem Tode bestraft werden. In der Angst vor solchem Schreckensgericht hat einmal eine Frau in Toulouse 169 angebliche Ketzer denuncirt. Freiwillige Angeber von Mitschuldigen sollten, wie ein Theoretiker der Verfolgung lehrte, frei ausgehen, vielleicht gar belohnt werden. Papst Gregor IX. erklärte es als lobenswerth, wenn Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, Männer ihre Ehefrauen oder Frauen ihre Gatten anzeigten. Geschah dies nicht innerhalb eines Jahres, nachdem Gatte oder Gattin die Ketzerei der anderen Ehehälfte erfahren hatte, so traf auch den rechtgläubig Gebliebenen die Strafe der Ketzerei.

Das Alter für Strafmündigkeit und Pflicht der Zeugenschaft war nicht überall gleich. Man ging manchmal bis auf zehn Jahre hinunter oder half sich, indem man für den Angeklagten einen Vormund ernannte. Ob dieser auch par procuration gefoltert wurde, ist nicht ersichtlich.

Obwohl das kanonische Recht die Erzwingung von Geständnissen durch die Tortur verbot, wurde sie doch gegen der Ketzerei Verdächtige in ausgedehntestem Maße und mit größter Grausamkeit angewendet. Neben den gewöhnlichen Foltergeräthen wendeten die Inquisitionstribunale mit besonderer Vorliebe lange Untersuchungshaft in ungesunden dunkeln Kerkern mit Fasten verbunden an. Es kam vor, daß man Angeklagte jahrelang im Kerker hielt, abwechselnd folterte und Hunger leiden ließ, bis sie gestanden. Oder man ließ sie einige Tage fasten und gab ihnen dann starken Wein zu trinken, damit die Trunkenheit sie gesprächig mache. Es kam aber auch oft vor, daß man bereits Geständige und Verurtheilte noch Jahre und Jahrzehnte im Kerker behielt und sie dann erst verbrannte. Lea führt haarsträubende Beispiele solcher Grausamkeit an. Papst Johann XXII. hatte freilich verordnet, daß die Folter nicht ohne Zustimmung des Bischofs angewendet werden sollte — wenn man diese innerhalb acht Tagen einholen konnte. So wurde den Inquisitoren ein Hinterthürchen geöffnet und die Verordnung blieb in den meisten Fällen ein todter Buchstabe.

Dem Gefolterten stand freilich das Recht zu, an den Papst zu appelliren; aber der Papst war weit und die Kosten eines Processes bei der römischen Kurie enorm hoch, so daß nur die Wenigsten appelliren konnten. Uebrigens war im besten Falle die Entscheidung des Papstes keine Entschädigung für die erlittenen Schmerzen und Qualen.

Den Geistlichen war nach kanonischem Recht auch das Assistiren bei Folterungen und Executionen verboten, aber weltliche Kräfte und Aufsicht waren dafür nicht leicht zu haben und nicht immer verläßlich. Da fand Alexander IV. einen Ausweg, indem er den Inquisitoren und ihren Mitarbeitern gestattete, sich jedesmal nach einer solchen Gesetzesübertretung gegenseitig zu absolviren. Nur in einem Punkte richteten sich die Inquisitoren streng nach dem Gesetze, welches die Folterung den Angeklagten verbot. „Nur die Angeklagten sind darin genannt, also nicht die Zeugen," folgerten sie. So wurden denn auch die Zeugen, welche nicht aussagen wollten oder deren Aussage den Richtern nicht genügte, fleißig gefoltert. Zeugenaussagen von Familie und Dienerschaft des Angeklagten wurden sehr gern angehört und galten als besonders beweiskräftig, wenn sie zu dessen Belastung dienten, lauteten sie aber zu dessen Gunsten, so wurden sie nicht berücksichtigt. Für ihn günstige Aussagen durften jeder Zeit zurückgenommen werden, aber nicht die ungünstigen.

Schon Innocenz III. hatte den Advokaten die Vertheidigung von Ketzern und Gönnern der Ketzerei verboten. Dieses Verbot wurde im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts durch Auslegung und Mißbrauch immer mehr ausgedehnt und verschärft, so daß schließlich kein Advokat mehr wagte, die Vertheidigung eines der Ketzerei Angeklagten zu übernehmen. Er riskirte sonst selbst, als Ketzer behandelt zu werden. Zum Ueberfluß wurden die Inquisitoren noch wiederholt ermahnt, sich von den „Chikanen der Advokaten" nicht aufhalten zu lassen und sich überhaupt an keine feste Regel und Formalität zu halten. So stand der Angeklagte schutzlos seinen Richtern gegenüber, die Zeugen wurden mit ihm nicht confrontirt, nur in äußerst seltenen Fällen ihre Namen ihm bekannt gegeben. Strenge Verschwiegenheit war dem Tribunal vorgeschrieben und sein ganzes Verfahren bis zur öffentlichen Vollziehung des Urtheils in beängstigendes Dunkel gehüllt. „Denn," lehrte Paramo, „auch Gott hat Adam und Eva im Geheimen verhört, der Schlange nicht gestattet, sie zu vertheidigen und keine Zeugen vorgeladen."

Die vom Inquisitionsgericht verhängten Strafen durchliefen die ganze Scala vom Verbrennen und — nur für Bereuende — lebenslänglichem Kerker bis zum Geißeln, Fasten, Wallfahrten, Geldbußen, Tragen von Schandzeichen. Die kleinsten Strafen wurden aber nur denen auferlegt, welche sich selbst meldeten und ihre kleinen Vergehen eingestanden. Strafbar war aber auch schon der geringste Verkehr mit einem Ketzer; der Arzt, der einen Ketzer behandelte, war ebenso strafbar wie der Kranke, der den Rath eines ketzerischen Arztes einholte. Freigesprochen wurde überhaupt fast niemals. — Der Angeklagte wurde im besten Falle mit der Formel, man habe ihm nichts beweisen können, entlassen.

Und selbst die Todten blieben nicht unbestraft. Warum sollte ein Ketzer, der durch den Tod der irdischen Gerechtigkeit entging, auch im Jenseits ungestraft bleiben? fragten die Eiferer. Nach langen Disputationen der Theologen entschied endlich das Concil von Constantinopel im Jahre 553, daß auch todte Ketzer und Sünder verurtheilt, excommunicirt und durch Verbrennen ihrer Gebeine bestraft werden können. Im Jahre 896 wurde der Leichnam des Papstes Formosus auf Befehl seines Nachfolgers Stephan VI. ausgegraben, mit den päpstlichen Insignien geschmückt, vor Gericht gestellt und verurtheilt. Man degradirte ihn, hieb dem Leichnam den Kopf ab und warf ihn in den Tiber.

Diese Präcedentien kamen den spätern Glaubensrichtern sehr zu statten, denn eine Verurtheilung wegen Ketzerei hatte Confiscation des Vermögens und Unfähigkeitserklärung der Nachkommen des Verurtheilten zu allen Aemtern zur Folge. Und da beim Inquisitionsgericht keine Verjährung galt, so hatte es darin ein gutes Mittel, seine Gegner unschädlich zu machen und Unschuldige ihres Vermögens zu berauben, was nebenbei auch recht einträglich war. Man brauchte nur dem längstverstorbenen Vater oder Großvater desjenigen, dem man auf andere Weise nichts anhaben konnte, die Ketzerei anzudichten oder aus alten Inquisitionsacten, eventuell durch Fälschung, nachzuweisen. Aus den von Lea mitgetheilten Fällen will ich nur zwei hervorheben: Im Jahre 1306 nahm sich ein königlicher Amtmann in Albi der von den Inquisitoren willkürlich Verfolgten an. Da fand der Inquisitor heraus, daß dessen Großvater ein Ketzer gewesen war, und der Widerstand des Beamten war gebrochen. Im Jahre 1313 wurde in Florenz ein vor mehr als sechzig Jahren verstorbener reicher und angesehener Mann auf Anklage des Inquisitors Frater Grimaldo als Ketzer verurtheilt. Alle seine Kinder und Enkel wurden ihres Vermögens beraubt und zu öffentlichen Aemtern unfähig erklärt.

Die Leichname der auf solche Weise Verurtheilten wurden gewöhnlich ausgegraben, durch die Straßen geschleppt und verbrannt. Wenn weltliche Behörden die Ausgrabung verweigerten, wurden sie durch Drohungen dazu gezwungen. Unerbittlich trieben die Inquisitoren die Forderungen der zur Vermögensconfiscation Verurtheilten ein, selbst die ärmsten Schuldner fanden keine Nachsicht; dagegen wurden deren Gläubiger, selbst die auf Immobilien sichergestellten

Digitized by Google

Forderungen nicht bezahlt. Die Inquisition war eben für manche Glaubensrichter auch ein Mittel, nicht bloß die Kirche, sondern auch ihre eigene werthe Person zu bereichern, und es kam auch manchmal zum Streit um die Beute. Auf dem Concil zu Vienne im Jahre 1311 wurde constatirt, daß Unschuldigen Geld abgepreßt worden war und Schuldige sich durch Bestechung die Lossprechung erkauft hatten. An manchen Orten hatten die Diener und Helfer der Inquisitoren das Recht, Waffen zu tragen. Der Inquisitor Fra Piero d'Aquila in Florenz bereicherte sich, indem er Hunderte solcher Waffenpässe an allerlei Leute verkaufte.

Lea weist auch nach, wie das böse Beispiel des Glaubensgerichts zur Verschlechterung der weltlichen Rechtspflege beigetragen hat und wie besonders die Tortur durch die Sanction Seitens der Kirche vorzüglich dort sich einnistete und sich am längsten erhielt, wo die heilige Inquisition sie eingeführt hatte.

Doch ich kann hier nicht weiter darauf eingehen, muß vielmehr aus Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum auch auf die Erwähnung vieles Anderen aus dem interessanten Buche verzichten.

Literatur und Kunst.

Lieder aus der kleinsten Hütte.

Von Max Bewer (Dresden).

Vorbemerkung des Verfassers.

Der Herausgeber der „Gegenwart" nannte vor Kurzem die 1896 anonym erschienenen „Lieder aus der kleinsten Hütte" eine der reifsten und männlichsten Erscheinungen der modernen Dichtung überhaupt. Er steht mit diesem Urtheil nicht allein. Die „Gesellschaft" des Herrn M. G. Conrad nannte das kleine Buch eine „Perle in der Liebeslyrik", während die ultramontane „Kölnische Volkszeitung", die sonst aller Erotik sehr kühl-katholisch gegenüber steht, die Lieder zwar „etwas paradiesisch, aber edel, außerordentlich anmuthig und auf das Tiefste ergreifend" fand. Der Dichter und Literarhistoriker Otto v. Leixner schrieb, daß ihm dies kleine Buch „persönlich lieb geworden" sei, während andere Kritiker urtheilten, daß es den Sinn zum Lachen und zum Weinen bewege. Trotzdem nun der Preis für diese 72 kleinen Lieder auf eine Mark festgesetzt war, sind sie in den sechs Jahren seit ihrem Erscheinen so gut wie gar nicht begehrt worden, was vielleicht seinen Grund in der zu früh und indiscret erfolgten Namensnennung des Autors hatte, den die „Frankfurter Zeitung" als den Verfasser von „Rembrandt und Bismarck" und anderen Bismarckschriften als den „größten literarischen Stiefelputzer der Gegenwart" zu compromittiren beliebte, obschon sie ihm später selbst unter 273 Bewerbern den Preis für das beste Gedicht auf — Goethe zuerkennen mußte! Trotzdem hat sie wie alle anderen Blätter ihres Schlages die Lyrik dieses ihres eigenen „Goethedichters" nie eines Wortes gewürdigt. Den Abonnenten dieser großen Tagesblätter wird zwar bei der Quartalseinladung stets pomphaft versprochen, daß sie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Politik wie der Literatur, auf das Gewissenhafteste unterrichtet werden sollen. Aber das Gewissen ist nach Nietzsche bekanntlich „ein Hund, dem man einen Tritt geben muß". So mögen denn auch gewisse Literaturschmöcke ihr Inneres damit regaliren! Auf diese Weise läuft jedoch ein abseits lebender Poet Gefahr, den Augen des großen Publicums ganz unterschlagen zu werden. Aber was sagt Goethe, was zu Ehren bringt: sich wehren! So hat denn auch der Wink des Herausgebers der „Gegenwart" die Wirkung gehabt, daß ihm der Autor eine Auswahl aus den bisher noch ungedruckt gebliebenen „Liedern aus der kleinsten Hütte" zur Verfügung gestellt hat, die gleich den 72 gedruckten den Besitz und den Verlust eines geliebten Wesens besingen. Mögen sie nunmehr einen weiteren Kreis auf das kleine Buch selbst*) aufmerksam machen.

*) „Lieder aus der kleinsten Hütte" 111 Seiten, anonym erschienen, Druckerei Glöß-Dresden.-A. Preis 1 Mark. Daselbst auch „Gedichte" von Max Bewer, 212 Seiten. 2 Mark. Ebenda „Ein Goethepreis" 111 S., 90 Pfg., mit dem preisgekrönten Gedicht auf Goethe und einer Darstellung dieses seltsamen Preisausschreibens.

Hausfrieden.

Plötzlich überrascht vom Sturme,
Sind wir schnell nach Haus gegangen,
Noch ein Hauch von Wind und Regen
Glänzt auf Deinen jungen Wangen.

Eine traute Wärme athmet
Uns aus unsʼrem Häuschen an,
Und wir stehʼn auf seiner Schwelle
Still in seiner Stille Bann.

Leise zieht aus Deinem Zimmer
Zu mir her ein süßer Duft
Und aus meinem ringelt bläulich
Noch der Tabak durch die Luft.

Draußen stürmt und schneit und hagelt
Die entfesselte Natur,
Doch Du hörst an meinem Herzen
Nur im Flur die dunkle Uhr!

*

Hausmusik.

Unten hör' ich Deine Stimme,
Singst ein frommes Sonntagslied,
Und auf einmal sing' ich selber,
Ohne es zu wollen, mit.

Du singst unten, ich sing oben,
Hör' Dich nur und seh' Dich nicht,
Aber unsʼre Stimmen schweben
Bald im tiefsten Gleichgewicht.

Wie zwei Schmetterlinge ziehen
Spielend sie durch unser Haus,
Und sie sprechen wie entkörpert
Unsʼre ganze Seele aus!

Deine Stimme wird so innig,
So voll Dank, so warm und voll,
Daß ich stocke, ob ich länger
Noch Dein Herz begleiten soll.

Doch ergriffen stimm' ich mächtig
Ein in Deinen Engelschor,
Mir wird wie in einer Kirche,
Nun sich dieser Sang verlor!

*

Unser Mädchen.

Unterʼm Dach ist eine Kammer,
Die war lange unbewohnt,
Bis in ihr seit wenig Wochen
Ganz ein seltsam Wesen thront!

Lügt und stiehlt, ist widerspenstig,
Falsch und treulos wie der Wind,
Also steht in den Papieren,
Die vom Bürgermeister sind.

Kam in diese Welt gefahren
Vaterlos und mutterlos,
Als ein wildes Findlingswesen
Zog es die Gemeinde groß.

Schlug im Dorf sich mit den Jungen
Wie ein ausgelassʼner Strick,
Fünfzehn Jahr und eine Hexe,
Frech und faul mit bösem Blick!

Digitized by Google

Niemand wollt' sie bei sich haben,
Mancher wünschte ihr den Tod,
Und so wuchs das arme Wesen
Unter Schlägen auf und Noth.

Jetzt ist sie bei uns und hat es
Freundlich, sauber, gut und nett,
Schuh und Kleider, ein Commödchen
Und ein gutes, reines Bett.

Weit aus ihrer kleinen Kammer
Sieht sie in das stille Land,
All' ihr Wesen ist verwandelt,
Nun sie diesen Frieden fand!

Was wir wünschen, thut sie willig,
Wie ein Wiesel flink und frisch,
Hackt das Holz und macht den Ofen,
Wäscht und putzt und deckt den Tisch.

Und als einmal in der Nacht noch
Meine Frau nach ihr geschaut,
Weil sie droben noch rumorte,
Betete für uns sie laut!

Liebe Menschen, wenn ihr wüßtet,
Welche Wunder Liebe thut,
Mancher Mensch wär' manchem Menschen
Schon sich selbst aus Liebe gut!

*

In Liebe.

Wenn Du mit Deinen milden Armen
Mich wie ein liebes Kind umschlingst
Und mit dem Haupt an meinem Herzen
Ganz voller Demuth niedersinkst —

Dann wird mir in der tiefsten Seele
So warm und weich und übervoll,
Daß ich nicht weiß, wie Dein Ergeben
Ich jemals Dir vergelten soll!

Ich schließe über Dir die Augen
Und küsse Dein geliebtes Haar
Und bringe ein Gebet im Stillen
Für Dich und mich dem Himmel dar!

*

Zwei Himmel.

Golden gehen die Gestirne
Ueber mir und Dir,
Fromm das Haupt zu ihnen neigend,
Schaust an meiner Brust Du schweigend
Ihrem ew'gen Treiben zu,
Aber meine Augen bleiben,
Sanft in Deinem Blick verweilend
Ueber Dir in tiefer Ruh . . .

Denn der Schöpfer, der dort oben
All' die Sterne formte
Und den Mond,
Hat den Himmel auch geschaffen,
Der in Deiner Seele wohnt, —
Ob die Augen ich nach oben richte,
Ob ich stumm in Dir vergeh',
Ach, mir ist, als ob ich droben
So wie drunten
Meiner Seele Heimath säh'!

*

Vor Glück.

Diese schöne Erde ist für viele Leute
Nur ein schmerzensreiches Jammerthal,
Pessimisten sind die meisten heute,
Jeder malt sich eine and're Qual!

Wir sind frei von diesem trüben Wähnen,
Ich und mein geliebtes Kind,
Manchmal kommen zwar auch uns die Thränen,
Weil wir gar so glücklich sind!

*

Philosophie der Liebe.

In Deiner jungen Seele liegt begraben
Des Schöpfers Geist von Anbeginn der Zeit,
Seit meine Augen Dich gesehen haben,
Versteh' ich auch die ganze Ewigkeit.

Du stiegest aus der Tiefe, mich zu schauen,
Ich bin nur hier, um Deine Huld zu seh'n,
Aus unser'er Seele liebendem Vertrauen
Soll wieder eine neue Welt ersteh'n!

So zeugt und wandelt sich in den Geschöpfen
Unendlichfach des Schöpfers tiefe Kraft,
Wir gleichen nur bewegten Wellenköpfen
Im ew'gen Meere seiner Wesenschaft.

Bin ich allein, so ruht in Sehnsuchtsschweigen
Der Schöpfung wellenloser Ocean,
Doch wenn sich liebend uns're Seelen neigen,
Sprüht Gottes Kraft in uns zum Himmel an!

Es mußte Gott in seiner Kraft sich spalten,
Um sich als Weib zu formen und als Mann,
Damit in einem ewigen Gestalten
Das Glück der Schöpfung sich erhalten kann!

*

Schöpfung.

Laß mich meine Seele
Ganz in Deine Seele senken,
Bis die Welt um uns versinkt,
Andacht soll uns fromm umfließen,
Wollen uns're Augen schließen,
Daß uns Gott mit seinem Hauch durchdringt!

Denn nur dort, wo Alles schweiget,
Naht vom Himmel still und neiget
Sich herab der Herr der Welt,
Schlaf und Tod sind ihm die Blüthe,
Wo den Odem seiner Güte
Neu das stille Herz erhält!

Darum schweige, komm und neige
Voll Ergebung Dich zu mir,
Sind wir stumm dahingegeben,
Werden für ein neues Leben
Seine dunkle Quelle wir!

*

Hohes Lied.

Du bist schön, wenn Du stehst
Und die Hand vor den Augen
Mit dem strahlenden Blick
Deinen Geliebten suchst,
Denn der athmende Bau
Deines lauschenden Leibes
Ist voll melodischer Anmuth!

Digitized by Google

Du bist schön, wenn Du gehst,
Sei es im Wald
Wie ein liebliches Reh,
Das aus Tannengedunkel
Munter in sonnige Buchen eilt,
Sei es, wenn Du im Mittagslicht
Stolz erhoben durch Aehren wandelst,
Wie die Göttin der Fruchtbarkeit!

Aber am schönsten bist Du,
Wenn in der Nacht
Still Dein edles Haupt
An der gewölbeten Brust mir schläft,
Und sich beruhigt hebt
Und wieder in Demuth senkt,
Ganz wie mir selbst der Athem
Das Herz bewegt ...

Ueber Dir wache ich noch
Mit den wandelnden Sternen
Und streichle das Haar Dir
Ueber die ruhige Schulter,
Wie ein Vater sein Kind liebt! ...

Meine Liebe erwiderst Du
Freundlich im Traume noch,
Denn ein milder Hauch entsteigt
Deinem blonden Gelock,
Der wie duftendes Heu
Und Weizen und Rosen
Nun mir selber das Haupt
Selig in Schlummer wiegt!

*

Hoher Gedanke.

Uns're Seele, uns'ren Garten
Schmück' und pfleg' ich nur für Dich,
Seine Blumen, meine Lieder
Blüh'n für Dich und nicht für mich!

Was ich sinne und beginne,
Immer geht nach Dir mein Sinn,
Denn Du bist ja meines Lebens
Liebliche Umzauberin!

Und dann denk' ich oft im Herzen,
Ob den lieben Gott nicht auch
Warm durchdringt bei seinem Schaffen
Dieser holde Frauenhauch ...

Süße Blumen, süße Lieder,
Süße Kinder träumen wir,
Aber Gott zeugt süß und heimlich
Wohl die Sterne dort mit ihr.

Vater unser beten Alle,
Mutter unser möcht' ich fleh'n,
Laßt wie Euren gold'nen Himmel
Uns're kleine Hütte steh'n!

*

Schmerzliches Gedenken.

Dein gedenk ich alle Tage,
Dein gedenk ich Tag und Nacht,
Wenn ich Abends geh' zur Ruhe,
Wenn ich Morgens frisch erwacht.

Aller Orten, aller Enden
Seh' ich Dein geliebtes Bild,
Bis auf einmal eine Thräne
Dich vor meinem Blick verhüllt!

*

Eine Spur.

Einsam ging ich heut' spazieren,
Und auf dunklem Waldespfad
Fand ich eine Spur im Boden,
Wo Dein lieber Fuß hintrat.

Aus dem schmalen Riß stieg plötzlich
Hold Dein ganzer Wuchs hervor,
Selbst Dein Haar, Dein Duft, Dein Lachen
Quoll aus dieser Spur empor!

Deiner Schritte schlanke Fülle,
Deines Busens milder Bug,
Deines Nackens reine Linie,
Der Dein edles Antlitz trug —

Sah Dich schreiten, hört' Dich scherzen,
Plötzlich liefst Du in den Wald,
Damals fing ich unter Küssen
Deine wonnige Gestalt!

Schweigend steh'n die alten Bäume
Ganz wie sonst in der Natur,
Aber ach, von Deiner Jugend
Blieb nur diese kleine Spur!

*

Blick gegen Gott.

Wenn Du Etwas schaffen willst,
Droben Etwas schaffen mußt,
Das in Deiner ew'gen Stille
Dir den Tag verkürzt,
Schaffe Steine, die nicht fühlen,
Schaffe Pflanzen, die nicht denken,
Freu' am Spiele Dich der Quellen,
Wenn der Wind die Wellen schürzt,
Fach den Sturm an, der die Wolken
Und mit Salz die Lüfte würzt,
Freu' am Sturz Dich der Lawinen
Und am Wehen bunter Blumen,
Aber Menschen sende nimmer,
Nimmermehr auf diese Erde,
Wo uns Schmerz in Wahnsinn stürzt!

*

Einsame Sommernacht.

Milde wie ein himmlisches Ergeben
Sinkt die Nacht der Erde an die Brust,
Zu entschlafen scheint nun alles Leben,
Doch es athmet leise nur hinab in Lust,
Blumen fühl' ich warme Lüfte wehen,
Und des Himmels Wunder thun sich auf,
Doch in meinen Augen gehen
Thränen dunkler Wehmuth auf!

Einst ist auch ein Abend so gekommen,
Wo ich nicht gebannt von seiner Schönheit war,
Aus der Tiefe Deiner Seele glommen
Schön're Sterne mild und wunderbar,
Ach, der Duft, der Deinem Kuß entschwebte,
Steigt aus keiner Blume Kelch herauf,
Und der Glanz, der Deinen Blick belebte,
Geht an keinem Himmel auf!

Schweigend seh' ich alle Wunder weben,
Die ich einst an Deiner Brust genoß,
Als in einem rührenden Ergeben
Deine Seele sich an meine schloß;
Wieder neigen sich zur Welt die Sterne,
Aber einsam bin ich und allein,
Der ich ach an Deiner Brust so gerne
Möchte still entschlummert sein!

*

Digitized by Google

Orpheus.

Zu den dunkeln Hadeshallen,
Seiner Liebe kühner Held,
Wagte Einer sich von Allen,
Orpheus, in die Unterwelt!

Aus der Hand des Schattenfürsten
Blühte ihm ein neues Glück,
So empfang in Himmelshallen
Ich das meine einst zurück!

Denn noch tiefer als Gebete,
Mehr als aller Glocken Klang,
Rührt den Schöpfer aller Seelen
Holdergreifender Gesang!

Blumen, Orpheus, Steine lauschten,
Und die Hölle wich vor Dir,
Aber schöner vor den Augen
Oeffnet sich der Aether mir!

Und aus einer Schaar von Engeln
Reicht sie mir die liebe Hand,
Statt der Hütte einen Himmel
Schenkt sie mir zum Vaterland!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Herrennatur.

Scene aus dem russischen Arbeiterleben.

Von Karl Winter.

Ich möchte eine kleine Geschichte erzählen, eine wahre Geschichte. Allerdings spielte sie schon vor einigen Jahren; aber der Held weilt noch immer unter den Lebenden, und es ist kein Grund vorhanden anzunehmen, er habe seine wahrhaft ritterliche Denkungsweise geändert. Darum wäre es gewiß unverzeihlich, wenn die glücklichen Mitbürger niemals erführen, welch' eine Blüthe reiner Menschlichkeit sie die Ehre haben den Ihrigen zu nennen. Ich bin zwar überzeugt, daß es meiner redlichen Bemühung nicht möglich sein wird, die allgemeine Hochachtung und Ehrfurcht, welche ihm dargebracht wird, auch nur um ein ganz Geringes zu erhöhen. Denn er trägt einen jener Namen, den Jeder mit einer gewissen Andacht nennt, einer Andacht, die der Stolz durchleuchtet, eine solche Persönlichkeit nennen zu dürfen, gleich als ob schon damit von dem Goldglanz ein schwacher Abglanz auch auf ihn falle. Er ist der Reichsten einer, und darum schmeichelt man ihm, ohne Etwas von solcher Selbsterniedrigung zu erstreben. Man fühlt sich hochgeehrt, mit ihm bekannt zu sein, nur ihn grüßen zu dürfen, denn er ist natürlich klug, gut, tüchtig — Herr aller Tugenden. Und wenn man ihn insgeheim, im stillen Kämmerlein, ein ganz außergewöhnliches Unthier nennt, so ist das natürlich bloß der Neid der besitzlosen Classe. Nach alledem wird man es schwer begreifen, daß ich nicht den Namen des Helden nenne. Aber leider darf ich das nicht. Es hindert mich daran seine allzu große, sagen wir krankhafte Bescheidenheit. Er haßt es nämlich, wenn man seinen Namen an die Oeffentlichkeit zieht. Er will im Verborgenen stille Wohlthaten üben; er ist ja so schüchtern! Unnachsichtlich würde er nachfragen, welche seiner zahllosen Angestellten zu dieser unfreiwilligen Ehrung beigetragen haben, und da er Hundedemuth und Schmeichelei über Alles haßt und völlig aus seiner Umgebung gebannt wissen will, würde er den Betreffenden den Abschied geben, höchst wahrscheinlich mit voller Pension. Das sind aber vielfach Leute mit großer Familie, und die dürfen doch nicht ihren Frauen und Kindern das Beispiel satter Unthätigkeit geben. Darum verschweige ich den Namen. Sollte mein Held dieses Blatt in die Hände bekommen und das Abbild seiner großmüthigen Persönlichkeit daraus erkennen, so möge ihn die alte Wahrheit trösten: „Wahres Verdienst bleibt nie verborgen". Reine Wohlthat kommt früher oder später doch an's Tageslicht. Und danken wir Gott, daß das so ist. Wie könnte denn sonst das Gute Nachahmung finden! Doch kommen wir endlich zur Sache:

Vor einiger Zeit saß ich mit mehreren Bekannten im Restaurant, und wir unterhielten uns, wie sich junge Leute zu unterhalten pflegen. D. h. das Weibliche bildete den größten Theil der Unterhaltung, die darum nicht eben geistreicher wurde. Da indeß mehrere Ingenieure und Chemiker in unserer Mitte weilten, sprachen wir auch von Technik und Industrie. Dabei ward zufällig der Name eines der hiesigen Industriegötter genannt. Ein junger Techniker griff diesen Namen auf und erzählte was er in dessen Diensten erlebt hatte. Er erzählte mit ruhiger Sachlichkeit als ein Mann, der sich über nichts wundern darf. Später ging das Gespräch auf andere Themata über und endigte da, wo jedes Gespräch unter jungen Leuten zu endigen pflegt, beim Weiblichen. Mir aber blieb seine Geschichte im Gedächtniß, sie ließ mir keine Ruhe. Ich muß sie mit seinen eigenen Worten wiedererzählen.

„Meine erste Stelle war bei X. Ich blieb aber nur ½ Jahr dort, dann hatte ich genug. Es herrschten dort unglaubliche Zustände. X. hat Neigungen wie ein Grandseigneur des vergangenen Jahrhunderts. Da Tausende von armer Menschen bei ihm ihr Brod verdienen, kann er sich das leisten. Hier ein Fall, der sich regelmäßig wiederholte. Ich gebe ihn am besten dramatisch:

Act I. Ort der Handlung: Ein Fabriksaal. Zeit der Handlung: Unbestimmt, jedenfalls mehrmals in jeder Saison. — Die Handlung hat sich auch vor 7 Jahren zugetragen und wird wohl mit einigen scenischen Abänderungen noch jetzt ebenso verlaufen.

X. (in hohen Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand). Er bleibt vor einer blutjungen Arbeiterin stehen, sieht sie sich von oben bis unten an. Das Mädchen wird über und über roth.

X.: Du gefällst mir, Mädchen! — Pause — Fassungslose Verlegenheit der Arbeiterin.

X.: Du kommst heute Abend zu mir. — (Stolzen Schrittes ab.)

Das Mädchen wird von seinen Gefährtinnen, die es umringen, beglückwünscht. — Es weint. —

Act II. In der Regel 8 Tage später, oft auch nur 5 Tage, selten 14 Tage. —

X. zu einem jungen Arbeiter: Wie alt bist Du?

Arbeiter: 18 Jahre, Euer Gnaden.

X.: Es ist Zeit, Dich zu verheirathen.

Arbeiter (verlegen grinsend): Euer Gnaden wissen, bei meinem kleinen Gehalt . . .

X.: Wie viel bekommst Du?

Arbeiter: 15 Rubel.

X.: Du bekommst von nun an 18 Rubel.

Arbeiter: Danke unterthänigst, Euer Gnaden.

X.: Ich habe eine Braut für Dich, die Nadja N. Deine Hochzeit wird nächsten Sonntag stattfinden. Ich werde Dir 25 Rubel dazu schenken. —

X. stolzen Schrittes ab. Arbeiter kratzt sich hinterm Ohr. — — —

Ist das nicht ein großartiger Herrenmensch? Er vereinigt junge Menschenkinder, und wie der Herrgott sorgt er dafür, daß die Erde fruchtbar werde!

Das ist übrigens noch eine harmlose Aeußerung von X.'s Kraftnatur. Es kamen ganz andere Dinge vor. Zum Beispiel folgendes Erlebniß ist mir besonders in der Erinnerung geblieben: X. hielt sehr schöne Pferde. Das war eine seiner Liebhabereien. Nun geschah es einstmals, daß ein Dampfkessel nach der Bahn gebracht werden sollte. Vier kräftige, feurige Thiere jagten mit der Last dem ca. 5 Werst entfernten Stationsgebäude zu. Der Weg führt über ein Flüßchen. Auf der Brücke war gerade ein vierzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines Meisters und ebenfalls schon an der Fabrik angestellt, damit beschäftigt, ihr kleines Brüderlein in einem Wägelchen spazieren zu fahren. Da donnerte der Kesselwagen heran. Die Kleine verliert in ihrer Angst alle Fassung und läuft mitten auf die Brücke. Das Brüderlein wird bei Seite geschleudert und kommt mit dem Schrecken davon. Das Mädchen bleibt auf der Stelle todt. Da es Sonntag war, versammelt sich im Nu eine große Menschenmenge — die Fabrik beschäftigt über 12 000 Menschen. Man erwartet die Polizei zur Aufnahme des Protocolls. Das dauert lange. Unterdessen wächst der Haufe. Bei der Leiche seines Töchterleins steht der verzweifelte Vater. Da kommt X. daher — rücksichtslos bahnt er sich Weg. Als er bei der Leiche angelangt ist, schreit er den Vater an: „Was kümmerst Du Dich nicht besser um Deine Kinder und bereitest mir solche Unannehmlichkeit!" Und dabei giebt er dem Vater drei schallende Ohrfeigen und geht davon. —

Später ließ X. dem Vater 25 Rubel anbieten, aber zugleich sagen, daß er und alle seine Verwandten auf der Stelle entlassen seien, wenn er ihn wegen der Ohrfeigen verklagen werde. Der Mann hatte Familie. Er schwieg. Ein junger Ingenieur wollte in einem Briefe an ein hauptstädtisches Blatt die Sache öffentlich machen. Die anderen Angestellten beschworen ihn, davon abzulassen, da sie sonst Alle ihre Stellen verlieren würden. Der Fabrikarzt, um seine Meinung befragt, sagte mit der Miene eines Mannes, der eine tiefe Weisheit von sich giebt: „Wenn man es eigentlich bedenkt, so hatte X. von seinem Standpunkte aus Recht!"

Seitdem sind mehrere Jahre vergangen. Man tuschelte unter sich — aber an die Oeffentlichkeit kam nichts. Ein Jeder fürchtete eben nur für sich. Man hätte wohl X. von Herzen gern eine kräftige Blamage gegönnt. Aber lohnt das um ein kleines Mädchen, das zu Tode gefahren wird, und um einen armen Meister, der im Angesichte der getödteten Tochter Ohrfeigen bekommt? Welche altmodische Sentimentalität, deßwegen sein gesichertes Brod zu riskiren. Und so kommt Ruchlosigkeit zu Jahren.

Ich bin zu Ende. Mancher Leser wird die Achseln zucken: „Tant de bruit pour une omelette!" Solche Dinge kommen nun leider ein-

Digitized by Google

mal vor. Aber warum daran erinnern! Helfen kann man ja doch nicht!“ Und dabei wird er sich eine frische Cigarre anzünden und im Vergnügungsanzeiger das Repertoir des Variété suchen. Ein anderer wird sich aufrichtig ärgern, in seiner Verdauungsbehaglichkeit gestört zu sein und vor sich hinbrummen: „Dieser N. muß ein unleidlicher Krakehler sein. Nichts als Neid. Man freut sich, großen Leuten etwas am Zeug flicken zu können!“ Ein Dritter wird schadenfroh lachen: „Ich gönne dem X., dem Geldprotzen, schon eine Blamage, wenn nur nicht die Veranlassung so kindisch wäre.“ So etwa urtheilt man nach dem Frühstück. Vor dem Frühstück wird es heißen: „Da sieht man wieder einmal die Erbärmlichkeit der Menschen; was sie sich Alles bieten lassen, um nicht ihr Bißchen Brod zu verlieren.“ Das sind so einige Stimmen der Finsterniß. Aber auf der Sonnenseite wird man sagen: „Was ein Vater nicht Alles dulden kann, damit seine Kinder satt zu essen haben!“ Und weiter: „Schwer ist es dem Armen, auf dieser Welt zu leben. Wer ihm zu essen giebt, der beleidigt ihn, und die Angst vor dem Hunger macht ihn zum Sclaven!“ Die Leser aber, an die ich gedacht habe, und ich hoffe, daß das die Mehrzahl ist, die werden sagen: „Wir wissen sehr wohl, daß die Schwachen beleidigt werden; wir wissen auch, daß wir das nie ändern werden, aber so viel in unserer Macht steht, wollen wir stets für sie thun. Es giebt sicher angenehmere Aufgaben, als in solchem Schmutz zu wühlen wie diesem. Aber man hat nicht das Recht, selbst zimperlich zu sein, wenn mit Unseresgleichen so wenig zimperlich verfahren wird. Und wenn die Schwachen beleidigt werden und sich nicht helfen können, da soll ein Jeder seine Stimme für sie erheben ungeachtet der Folgen, die das für ihn haben kann. Das ist noch die einzige Gelegenheit, Ritterlichkeit zu zeigen, die uns Heutigen bleibt. Wir sind ja durchaus nicht so naiv, daß wir glauben, der Schuldige werde in Reuethränen zerfließen und Buße thun in Sack und Asche. Wir haben auch gar nicht den Wunsch, daß er persönliche leide, denn seine Persönlichkeit ist uns völlig gleichgiltig. Es soll bloß jede ruchlose That verbreitet werden und soll einen Schrei der Entrüstung erwecken in der Brust aller Wohlmeinenden. Und weil sich ein Jeder selbst liebt, so kann er nicht gleichgiltig bleiben zum Leiden von Seinesgleichen, das auch ihn betreffen könnte. Er darf es nicht dulden, und wo es dennoch geschehen ist, da wird er es brandmarken als eine Schmach, und den Gewaltthätigen wird er ausstoßen aus seiner Gemeinschaft.“

Wenn die Meinung Aller einst so erleuchtet sein wird, so wollen wir uns einmal Alle, die jetzt so herrlich in ihrer Sünden Maienblüthe einherschreitenden Uebermenschen bei Tageslicht ansehen: Sie werden sich als kleine, kurzsichtige und nicht eben geistreiche Menschlein entpuppen, die auf der Entwickelungsleiter der Menschheit recht weit unten stehen geblieben sind, nicht allzufern von dem Botokuden, der einen Ring in der Nase trägt, weil er das für schön hält.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Glück. Komödie in vier Acten von Alfred Capus. (Lessing-Theater.) — Verliebt. Schauspiel in drei Acten von Georges Porto-Riches. (Residenz-Theater.) — Miß Hobbs. Lustspiel in vier Acten von Jerome K. Jerome. (Kgl. Schauspielhaus.)

Man glaubte die vaterlandslose Zeit, in der französische Autoren unsere Bühnen beherrschten, längst überwunden zu haben, und mit echt kindlicher Freude verzeichnete man jeden Fall der Aufführung eines Berliner Stückes in New York, Warschau, Lemberg und Sosnowice. Ja, und als es uns gelungen war, Hauptmann und Sudermann nach Paris zu bringen, da kannte das Entzücken keine Grenzen mehr. Der Realismus, die neue Kunst hatten uns nicht nur von fremden Sclavenketten befreit, sie hatten uns darüber hinaus sogar den Weltmarkt geöffnet. Sie unterstützten die moderne Exportpolitik. Gebrochen war die Vorherrschaft, die Pariser Dramenschreiber Jahrzehnte lang ausgeübt hatten; Dumas und Sardou machten kein Glück mehr bei uns. Nur der celebre Lautenburg blieb seinen possenreißenden Boulevardiers treu.

Ist auch dieser Lenz schon vorüber? Kündigt sich abermals ein Umschwung an? Die vergangene Woche hat uns drei Premièren gebracht, und alle drei Stücke trugen die Auslandsmarke. Was das Aergste ist: sie haben sogar alle drei eine Art Erfolg gehabt. Von den heimathlichen Novitäten der letzten Zeit kann man das nicht so bestimmt behaupten.

A. Capus, der frühere Satiriker des Figaro, ist im Lessing-Theater mit seiner Komödie „La veine“ zum Worte gekommen. Theodor Wolff hat diesen Titel unglücklich genug mit „Glück“ übersetzt. Aber Capus wird ihm den Schwupper verzeihen; ohne Theodor Wolff's ausgiebige Reclame wäre das Werk nicht nach Berlin gelangt. Eine phantastische Handlung ohne Phantasie: die bekannte, süße Grisette liebt ihren unbekannten Rechtsanwalt, der dann plötzlich rasch emporkommt, sich eine Andere erwählt, bei ihr aber nicht das ersehnte Behagen findet und reumüthig in die Arme seiner illegitimen Familie zurückkehrt, um sie zu legitimiren. Diese glänzende Fabel ist gewürzt durch unmögliche Effecte: der Treffliche, der sich des jungen Advokaten erbarmt, ihm ein glänzendes Einkommen und das übliche Abgeordneten-Mandat verschafft, thut das auf Zureden einer kleinen Dame, die früher im Blumengeschäft der Advokatenliebsten arbeitete. Mit solchen Märchen arbeiten unsere Allerneuesten! Der Dialog des Stückes ist hübsch und witzig, ohne gerade von Geist zu sprudeln, die Maitressen- und Bohêmestimmung im ersten Acte gut wiedergegeben, die kleine Dame, die sich muthig für den reichen, brillantenstreuenden Freund entscheidet, mit frischem, frohem Humor gezeichnet. Aber für vier Acte reicht das bißchen Stoff nicht aus, und aus derlei inhaltlosen Spielereien erwächst kein ernst zu nehmender Conflict. So flaute der Beifall rasch ab, und was sich am Schlusse davon noch kundgab, das war wohl auf Frau Sorma's Conto zu setzen. Uebrigens hat auch sie schon Besseres geboten als in der Rolle der Charlotte. Meta Jaeger, die kleine Dame mit dem Brillanten-Liebhaber, brauchte sich vor der großen Virtuosin nicht zu verstecken.

Gediegener als die Capus'sche langgestreckte Bagatelle war Porto-Riche's „Verliebt“, das dem Residenz-Theater ein neues Zugstück bedeutet. Der arbeitslustige Ehemann seufzt unter der unermüdlichen Leidenschaft seiner zärtlichen jungen Frau. Diese Liebe läßt ihn, den Ehrgeizigen, zu keiner Höhe aufdringen. Glaubt er einen Gipfel im raschen Anlauf nehmen zu können, so bettelt und streichelt und stöhnt sie, bis er den Sturmgang unterläßt und dafür ihre Gunst genießt. Eines Tages aber wird es ihm zu bunt. Er hat sich durch seine Schwäche und Madame's süße Aufdringlichkeit Großes verscherzt. Und nun kocht die Brutalität in ihm auf. Er ist außer sich vor Wuth. „Nimm sie hin!“ so schreit er in Raserei dem Hausfreunde zu, der das Weibchen schon seit Jahren umschleicht. Und Hausfreund und Weibchen folgen dem unerhörten Rathe. — Nachher faßt sie Alle tiefe Reue. Nachher erkennen sie, was für immer zerstört worden ist. Der Schlußeffect überrascht noch mehr. Mann und Frau versöhnen sich wieder; „es ist ja doch Alles einerlei“, meint er mit schaurigem Gleichmuthe. Diese französische Auffassung des Liebe- und Eheproblems imponirte offensichtlich, nachdem die rohe, aber auch seltsam kraftvolle und spannende Hauptscene des zweiten Actes den Erfolg entschieden hatte.

Dalbriges Getändel ist wieder Jerome's „Miß Hobbs“. Ein echtes Schauspielhaus-Stück. Die hübsche Miß Hobbs haßt die Männer und entzweit alle ihr erreichbaren Liebespärchen, weil kein Mann eine Frau verdiene. Da lockt ihr Petruchio, nachdem er die Miß schon vorher tüchtig geknetet und zugerichtet hat, das schlimme Käthchen auf seine Yacht, spiegelt ihr vor, daß man im Nebel auf's Meer hinaustreibe, und zwingt sie, ihm Cotelettes zu braten und Milch zu wärmen. Damit ist die Frauenfrage gelöst, alles Emancipationsgethue sieghaft überwunden. Als in der reizenden Yachtcajüte mit den drehbaren Stühlen, den Ochsenaugen-Fenstern und dem netten Schiffs-Krimskrams Miß Hobbsens Milch überkochte, da kannte der Jubel keine Grenzen. Im Uebrigen giebt das Lustspiel von Herrn Jerome's Humor eine erschütternd traurige Vorstellung, und die dramatische Technik dieses Mannes ist so unerhört liederlich, daß unsere Theaterfaselsdichter ihm gegenüber geradezu Muster sind, was Sauberkeit und verständigen Aufbau der Arbeit anbetrifft.

Carl Ludwig.

Nicht in der Akademie, die doch sonst ihren verstorbenen Mitgliedern eine ehrende Erinnerungsausstellung zu widmen pflegt, sondern im Künstlerhause in der Bellevuestraße, begegnen wir einer großen Ludwig-Ausstellung.

Wäre sie kleiner, so wäre der Eindruck gewiß größer. Von den mehr als 130 Bildern, Studien, Skizzen, Zeichnungen hätte die Hälfte getrost wegbleiben können. Dem todten Künstler hätte man damit nur einen Dienst erwiesen. Nicht bloß, daß viel Minderwerthiges, conventionelle Skizzen zu conventionellen Verkaufsbildern, vorhanden sind — in der Masse verschwindet auch manches werthvolle Stück, kommt's nicht zur Geltung. Und dazu ist diese Masse noch ganz ungeordnet und systemlos durcheinander gehängt: oft scheint wirklich nur Format und Farbe des Rahmens den Ausschlag gegeben zu haben. Und doch sollte man meinen, daß der Zweck solcher Ausstellungen darin besteht, ein lebendiges Bild von dem Entwickelungsgang und der Schaffensweise des Verstorbenen zu geben. Das ist gar nicht geschehen. Leider. Oder sollte die Ausstellung nur Geschäftszwecken dienen?

Ludwig hat alle Zeit gut verkauft. Und doch diese Masse von Bildern und Studien, von denen wohl nur die allerwenigsten aus Privatbesitz stammen. Der Verstorbene war bis zuletzt von großer Fruchtbarkeit. Ich möchte fast glauben — zum Schaden seiner Kunst. Er kam so in einen gewissen Manierismus hinein, namentlich in der Farbe. Das tritt hier deutlich zu Tage, wo man so Vieles bei einander sieht. Er schien namentlich zuletzt nur noch über ganz conventionelle Ausdrucksmittel zu verfügen, selbst in Studien direct nach der Natur. Dem Zweiundsechzigjährigen schien die Unmittelbarkeit der Eindrücke abhanden gekommen zu sein.

Ursprünglich Bildhauer, wandte Carl Ludwig sich in München um das Jahr 1860 herum der Malerei zu und war längere Zeit Schüler von Piloty. Von ihm wohl hatte er denn auch die Neigung zum Romantischen, die er auch auf die Landschaft übertrug und die durch die späteren Einflüsse der alten Düsseldorfer Schule, deren Naturauffassung immerhin im Ganzen nüchterner ist, nur wenig gedämpft wurde. Das rein Stoffliche stand für ihn bei seinen Motiven bis zuletzt im Vorder-

Digitized by Google

grunde, nicht das Malerische dieser oder jener Farbenstimmung. Und in der ersten Zeit suchte er auch meistens irgend eine „interessante“ Staffage. Wenn er einen „Sturm im Gebirge“ schilderte, so belebte er die wildromantische Scenerie mit Schmugglern; eine düstere Schlucht wird ihm zur Wohnstätte von „Cyclopen“, und über eine Burg im Nebel läßt er die „Wilde Jagd“ hintosen. Später genügte ihm meistens die landschaftliche Romantik an sich. Er fand sie auch ausreichend in der Gebirgswelt, die er mit Vorliebe schilderte. Die Schweiz, Oberbayern, der Böhmerwald boten ihm in dieser Beziehung dankbarste Motive. Sein großer „Gotthardpaß“, in der Nationalgallerie, mit den gewaltigen Felsengebilden und den glänzenden Lichteffecten ist für diese seine Bilder bezeichnend. Aber neben den großen Panoramen, den „pittoresken“ Schluchten und Höhen, begegnen wir auch intimeren Naturausschnitten, in deren Behandlung er aber an die modernen Landschafter doch nicht heranreicht.

Am frischesten und unmittelbarsten giebt auch er sich, wie so viele andere „beliebte“ Maler, in den Studien und Skizzen. Manche Studien, wie die von Harburg, wie der Frillensee, die verschiedenen von der Marienburg, das reizvolle schwäbische Städtchen in Regenstimmung, der Herbstabend am Starnberger See, zwei dämmerige Waldinterieurs mit schmalem Pfad zwischen dem dichten Unterkraut und den hochragenden Kiefernstämmen, das Neckarstädtchen, die Ueberschwemmung bei Düsseldorf und Andere noch, wirken daher von unserem heutigen Standpunkte aus eigentlich weit bildmäßiger, d. h. überzeugender, als viele der großen, so fleißig bis in's Kleinste hinein ausgeführten Atelier-Arbeiten. Und in der allerletzten Zeit zeigen auch, wie gesagt, selbst die Studien einen Rückgang. Man hat die Empfindung, als hätte er da — z. B. im „Frühling an der Stadtmauer“, im „Felsigen Ufer“, auch in den „Rhönfernen“ — nur noch das „Motiv“, nicht aber und vor Allem die Natur gesucht. Die verhängnißvolle Wirkung bei den meisten Malern, die zu den „viel Gefragten“ zu gehören — das Glück und das Unglück haben.

J. Norden.

Opern und Concerte.

Heilmar, von Wilhelm Kienzl (Königliches Opernhaus). — Anton Urspruch.

Dem heiteren, bescheidenen Herrn Kienzl hatte der Evangelimann sozusagen über Nacht das Glück eines Massenerfolges beschert. Ganz Deutschland erwärmte die Gefühle an des braven Matthias rührsamem Schicksal. Es wurde ein Erfolg, wie er der Cavalleria oder Humperdincks Märchenspiel vergönnt war. Popularität ist ein gefährlich Ding. Herr Kienzl ließ sich aber nicht in die Niederungen der Neßlerei weiterlocken, sondern faßte einen Mut zu ernsten Dingen. Im Don Quixote nahm er seine ganze Kraft zusammen, rang nach dramatischer Vertiefung und that Alles, um seine musikalische Sprache zu Glanz und Vornehmheit zu zwingen. Es ist Wärme und Stimmung in dem Werke, und auch seine Verächter werden nicht leugnen, daß es gegenüber dem Evangelimann einen erfreulichen Aufstieg bedeutet. Dieser Don Quixote wurde grausam hinweggefegt. Daß sich Kienzl in der dramatischen Wirkung verrechnet hatte und durch einige peinlich mißlungene Scenen die Laune verdarb, ließ man ihm hart entgelten. Was Gutes daran ist, vergaß man vor kritischer Entrüstung, und im Schelten über die dramatischen Verirrungen wurde das ganze Werk begraben.

Dieser Schlag muß Kienzl ehrlichen Schmerz gekostet haben. Mir erscheint er nach wie vor als eine unverdiente Schicksalshärte, und ich würde mich freuen, wenn der Don Quixote, nach Möglichkeit gebessert und geläutert, doch noch einmal von den Todten auferstände.

Wie sehr Kienzl bis zum Don Quixote hin als Musiker gewachsen ist, sieht man nirgends deutlicher als in seinem Heilmar. Und doch habe ich auch für diesen Sympathieen übrig. Kienzl hat sich sein Jugendwerk zu gründlicher Umarbeitung vorgenommen, und in dieser neuen Gestalt, die man aus dem bei Ries & Erler in Berlin erschienenen Clavierauszuge näher kennen lernen kann, erschien „Heilmar der Narr“ von damals jetzt kurzweg als „Heilmar“ in unserem Königlichen Opernhause. Der Kern der Heilmardichtung liegt in einer etwas gewaltsamen Entsagungs- und Erlösungstragik. Ihr Held, ein schlichter Hirt, erhält durch ein Traumgesicht die wundersame Kraft, Kranke gesund zu machen, „unverdientes Weh zu lindern“, aber diese hohe Gabe bleibt ihm nur treu, solange er aller Eigensucht, allem selbstischem Glück entsagt. Jahrelang durchzieht er heilspendend die Lande. Als er in die Heimath zurückkehrt, bringt ihm ein Mädchen, Maja, dem er durch seine Kunst neue Lebenskraft schenkt, mit der Dankbarkeit zugleich heiße Liebe entgegen. Heilmar erliegt der Versuchung und verliert seine Wundermacht. Die Berührung, von der einst Heil und Genesung kam, bringt jetzt Verderben, und zwar zu allererst der alten Mutter Majas, die in Todesqual seine Hülfe begehrt. Den Fluch löst nur das freiwillige Opfer der Geliebten. Sie stirbt, indem sie den vom Fluche Belasteten umfängt, und giebt ihm durch ihren Sühnetod die alte Kraft zurück, mit der Heilmar nun weiter auszieht, zu neuem, entsagungsvollen Kampfe gegen Noth und Tod. Dieser Geschichte werden sehr Viele eiskühl gegenüberstehen. Ich gehöre nicht zu den eifrigen Modernen, die jede Erlösungstragik Wagner-Schopenhauer'schen Geistes als Anachronismus aus dem zwanzigsten Jahrhundert hinauswerfen möchten. Aber mir scheint, Kienzl faßt das „Wunderbare“ mit gar zu derber Selbstverständlichkeit an. Wohl fühlt man Sinn und Symbolik durch, aber das dramatische Hinundher der Handlung, die allein durch das Wunder regiert wird, bleibt doch gar zu sehr in der Theateraction stecken. Das würde sich noch verhängnißvoller geltend machen, wenn Kienzl es mit seinem Stoffe nicht so ernst nähme, und wenn er eine minder geschickte Hand hätte. Er versteht es, die Scenen in hübschem Flusse zu erhalten und mit gesundem musikdramatischen Sinne auszumalen. Als Ganzes betrachtet giebt sich der Heilmar ohne Prätension als schlichte Volksoper. Kienzl bringt seine Melodieen so leicht und sorglos vor, wie sie ihm zulaufen. Wo es geht, macht er anspruchslos heitere Musik, wie sie süddeutscher Art von Herzen kommt. Behaglich malt er ein Genrebildchen neben das andere hin und ist in diese netten Nebendinge so verliebt, daß er sichtlich schwer von ihnen loskommt. Leider, leider ist er bei seiner Componirarbeit so gar nicht kritisch gestimmt. Wer „im Volkston“ Musik macht, muß auf der Hut sein. Nur gar zu gern schleicht in harmlos gefälligem Aufputze das Gespenst der Trivialität heran...

An der Aufnahme der Erstaufführung konnte Herr Kienzl seine Freude haben. Capellmeister Dr. Muck war auch diesem dritten Kienzl'schen Musenkinde der geschickteste Geburtshelfer, Herr Hoffmann sang den Heilmar mit viel dramatischer Energie, und als Maja bemühte sich Fräulein Hiedler nach Kräften lebendig zu wirken. Auch im Uebrigen war die Aufführung wohlgelungen, und aus Herrn Droescher geschickter Inscenirung fiel nur der kurios ausgestatttete Schlußact heraus.

* * *

Der Frankfurter Anton Urspruch gehört zu den Tondichtern, die abseits von den temperamentvollen Stürmern in stillbesonnenem Schaffen der Kunst neue Wege bereiten. Er hat an der Schöpfung einer modernen Chormusik gearbeitet und in einer komischen Oper den Styl des neuen Musikluſtspiels suchen helfen. Seine Chorschöpfung, die „Frühlingsfeier“ nach Klopstock's Ode, bereits vor einem Jahrzehnt entstanden und hier und da aufgeführt, hat jetzt mit einer glänzenden Wiedergabe durch Siegfried Ochs verdiente Würdigung erfahren. Klopstock's inbrünstiger Hymnus mit seinem Aufgehen in Allmachts- und Ewigkeitsstimmung, die Großartigkeit seines Natur- und Gottesempfindens lud den Componisten zur Ausgestaltung in einem lapidaren Chorstyl ein. Mag es schon an sich seinen Reiz haben, solch feierlicher Erhebung in's „Metaphysische“ in Tönen nachzustreben, so bringt die Dichtung auch im Einzelnen noch manches musikalische Element mit. Die Schilderung des Naturereignisses, in der sich Klopstock ergeht, der „wirbelnde Wind“, der sich beugende Wald, das Fluthen des Stromes, Jehova's Donner, dem das „Rauschen des gnädigen Regens“ folgt — alles Das bietet Stoff zu tonmalerischer Arbeit und fügt in das feierliche Gesammtbild lebendige Contraste hinein. Es ist erstaunlich, welche Intensität des Ausdrucks Urspruch's Musik erreicht. Welche eigene Größe liegt nicht gleich in dem Eingang bis zu dem Aufschwung zum Hallelujah! Und die demüthige Anbetung drückt sich in dem Motiv mit der nach unten schreitenden Septime ganz merkwürdig sprechend, gleichsam greifbar sinnenfällig aus. Rein musikalisch ist ja Urspruch sonst kein besonders eigenartiger Erfinder. Seine melodische Linie ist oft nicht gerade charakteristisch, seine Stärke liegt vielmehr darin, die Gedanken zu verinnerlichen, ihnen eine persönliche Färbung zu geben. Aber daß ihm auch melodische Eingebungen von schlagender Neuheit kommen, beweisen Stellen wie die eben genannte. Die wuchtig einherschreitenden Chormassen löst ein Tenorsolo ab, bis in einem dritten Haupttheile der Chor wieder die Dichterworte übernimmt. Er bewegt sich hier mit einer Freiheit und Kühnheit, wie sie wohl noch Niemand gewagt hat. Hier zwingt Urspruch dem schwer gefügigen Instrumente des Chorsatzes einen geradezu erstaunlichen Reichthum tonmalerischer Wirkungen ab. Bahnbrecher ist Urspruch auch in der Neubelebung der Kirchentonarten aus dem modernen Geiste heraus. Ein bedeutsamer Versuch ist sein Hymnus Ave maris stella, und die Frühlingsfeier bringt ebenfalls glückliche Beispiele dieser Richtung, die ja dem musikalischen Mittheilungsvermögen neue Thore eröffnet. Wer sich Urspruch's musikalisches Neuland erobern will, muß wohl gewappnet sein. Niemand kann solche Aufgabe besser lösen als es Siegfried Ochs mit seinem Philharmonischen Chore gethan hat. Er brachte die Frühlingsfeier zusammen mit dem Schicksalslied von Brahms' und Mendelssohn's Walpurgisnacht zu Gehör. Die Aufführung war in ihrer sicheren Beherrschung der ungeheuren Detailschwierigkeiten und ihrem frischen Schwunge ein Meisterstück. Ihr war ein warmer Erfolg des Werkes zu danken.

Der nämliche Musiker, der sich hier in den Höhenregionen religiöser Feierlichkeit bewegt, hat in seiner dreiactigen Oper „das Unmöglichste von Allem“ eine entzückende musikalische Komödie geschrieben, die ebenso wie jenes Chorwerk im Verlage von Aug. Cranz in Leipzig erschienen. Der Inhalt der buntbewegten Handlung, die sich eng an Lope de Vega's Meisterluſtspiel El mayor imposible anlehnt, ist ein Scherz-, List- und Liebesspiel mit unerschöpflichen Intriguen, durch welche der Liebhaber seine Dame der strengen Obhut ihres Bruders zu entziehen sucht: „Frauen, die lieben, hüten, ist das Unmöglichste von Allem.“ In der Oper trifft geistreiche Laune auf's Glücklichste mit einem reichen Formtalente zusammen. Der Componist versteht seine Gedanken bewundernswerth zu fassen und zu prägen, und von seinen gelehrten Kontrapunktkünsten macht er mit seinem Geschmacke Gebrauch. Ueber den Gehalt der Oper geht noch der Styl. In dem unaufdringlichen Humor des Werkes, seiner flüssigen Luſtspielsprache, der Mischung von schwärmerischer Lyrik und Schelmerei, Grandezza und ritterlicher

Digitized by Google

Geschmeidigkeit ist der Geist der Dichtung auf das Feinste getroffen. Diese Stylsicherheit macht das Werk zu einem vollendeten Probestück des ersehnten Musikluststpiels, dem wir allmälig immer näher kommen. Urspruch hat jetzt mit seinem Chorwerke an hervorragender Stelle das Wort gehabt. Wie wäre es, wenn die königliche Bühne uns bald einmal mit seiner Oper ein Fest bereitete? Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

„Wiederum die akademische Frau."

Die Signatur unseres Zeitalters ist Eile, rastlose, fieberhafte Eile. Wir modernen Menschen leben rasch. Was sich unseren Vorvätern in behaglicher Breite durch Jahre dehnte, drängt sich uns in eine kurze Spanne Zeit zusammen. Schier überhastig klappert der Telegraph, die Maschinen sausen und stampfen, Dampf und Elektricität leihen uns Windesflügel. Ereignisse, Eindrücke, Wechsel um uns und in uns jagen einander. Was uns heute als etwas Neues, noch nicht Gedachtes, noch nicht Gewesenes bewegt und erregt, ist morgen schon veraltet und über's Jahr vielleicht nur noch ein Meilenstein auf dem zurückgelegten Wege, ein Merkzeichen des seitdem gemachten Fortschrittes.

Ueber's Jahr! . . . und deren fünf und ein halbes sind verflossen, seitdem Arthur Kirchhoff im Juli 1896 die Vorrede schrieb zu seinem Buch: Die akademische Frau, dem seiner Zeit viel gelesenen und viel besprochenen. Wir Raschlebigen nehmen es heute wohl einmal wieder zur Hand und betrachten mit kühlem, historischem Interesse dieses Augenblicksbild einer einzelnen Phase aus der in raschem, jugendlichem Flusse begriffenen Frauenbewegung.

Fort mit der grauen Theorie! Das Buch zu, hinaus den Blick in das wirkliche, goldene Leben mit seinen Pflichten, seiner Arbeit und seinen Erfolgen. Ja, seinen Erfolgen! Selbst Deutschland, das Land der Allmäligkeit, wie Nietzsche es nennt, öffnet, ein bedächtiger Nachzügler in der Reihe der Kulturstaaten, auch seinen Töchtern die Hörsäle seiner Universitäten, denn es braucht endlich weibliche Aerzte für seine Frauen und Kinder. Es braucht für seine jungen Knaben und für seine heranwachsenden Mädchen Lehrerinnen, ausgestattet mit dem Rüstzeug der modernen Wissenschaft, zu logischem Denken geschult, sorgfältig herangebildet für die hohe Kulturaufgabe des Weibes: für die Erziehung des kommenden Geschlechtes. Ja, ein deutscher Mann ruft in dem Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine vom 15. December 1901 nach weiblichen Richtern. Er schreibt: „Jedes Verhör eines unbescholtenen Mädchens oder einer Frau vor Polizei oder Gericht muß, sobald es geschlechtliche Dinge betrifft, vor weiblichen Beamten erfolgen — also weibliche Polizeibeamte und Untersuchungsrichter.

„Bei jeder Gerichtsverhandlung, in der Frauen oder Mädchen als Zeuginnen oder Angeklagte anwesend sind, muß, sobald es sich um geschlechtliche Dinge handelt, ein weiblicher Richter Sitz und Stimme haben . . .

„Es wird eine Zeit kommen, wo man sich über die Barbarei wundern wird, die Frauen und Mädchen unter Androhung schwerer Strafe zwang, vor unbekannten Männern Aussagen zu machen, die eine Frau oder gar ein Kind einem Manne nicht machen kann. Und so wie jetzt der conservativste deutsche Staat Frauen die Ausübung der ärztlichen Praxis gestattet, so wird auch hoffentlich in nicht zu ferner Zeit die Forderung nach weiblichen Richtern und Polizeibeamten in ganz Deutschland verwirklicht werden."

So geschrieben von einem Lehrer nach dem Verhör seiner 13jährigen Schülerin aus Anlaß eines unsittlichen Attentates, das ein gebildeter Mann gegen sie ausgeübt hatte . . . .

Pflegen, heilen, Leiden mildern, die oft durch Krankheit noch gesteigerte weibliche Schamhaftigkeit, diese Krone des weiblichen Empfindens schonen, welch eine echt weibliche, wahrhaft mütterliche Aufgabe! Ehre den Frauen, die sich, getrieben von thatkräftigem Samaritergeist, trotz aller Schwierigkeiten und Vorurtheile in ernster Arbeit die Kenntnisse dazu erwerben. Wer spricht da von Unweiblichkeit? Studirt nicht die bildende Künstlerin, die barmherzige Schwester den menschlichen Körper im Beisein und unter Anleitung von Männern, und Niemand schilt sie darum unweiblich. Wird nicht vielmehr eine spätere Zeit unsere heutigen Anschauungen barbarisch nennen, die leidende Frauen zwingen, sich entweder männlichen Aerzten anzuvertrauen, oder, wenn sie sich dazu nicht entschließen können, wie es hundertfach vorkommt, ohne Hülfe zu bleiben? Schlimm für diese Armen, daß sie nicht ein Menschenalter später leben, dann würde ihnen die ersehnte weibliche Hülfe erreichbar sein. In England und Amerika bestehen schon lange Krankenhäuser für Frauen und Kinder, deren Leitung einschließlich der ärztlichen und wundärztlichen Behandlung in weiblichen Händen liegt, und sie weisen zahlenmäßig ebenso günstige Resultate auf, wie die von männlichen Aerzten geleiteten Anstalten.

Zahlen reden und überzeugen. Im deutschen Reichstag wurde am 11. März 1891 bei Gelegenheit einer vom Allgemeinen deutschen Frauenverein eingereichten Petition, von hervorragenden Socialpolitikern die Zulassung weiblicher Aerzte als eine sanitäre Nothwendigkeit anerkannt und heute, über 10 Jahre später, erschließen sich den Frauen die deutschen Universitäten. Die wenigen weiblichen Aerzte, die wir bisher besaßen, hatte uns das Ausland gebildet, darunter als einer der drei ersten in Deutschland practicirenden Frl. Dr. med. Tiburtius-Berlin, die milde, gütige, energische, auch äußerlich die Verkörperung der wahrsten, mütterlichsten Weiblichkeit, kein Zerrbild „mit kahlgeschorenem Kopf und dazu gehöriger Halb-Männertracht."

Wo halten sich diese „Kahlgeschorenen", die Ottilie Hertramph bekämpft, wohl auf? Nicht in der norddeutschen Zone des Nichtauffallenmögens, nicht auf dem Pflaster der vielen mir bekannten deutschen Groß- und Universitätsstädte. Sie werden auch nicht sichtbar auf den aus allen Gegenden Deutschlands beschickten Frauentagen. Die dort anwesenden akademisch gebildeten Frauen unterscheiden sich äußerlich ebenso wenig von ihren ungelehrten Schwestern, wie die Geschäftsführung dieser Versammlungen von der einer, ruhig arbeitenden Männer-Versammlung. Der unlängst verstorbene, hochangesehene Vorsitzende einer über ganz Deutschland ausgebreiteten gemeinnützigen Organisation betrat vor Jahren eine von Frl. Auguste Schmidt-Leipzig geleitete Frauenversammlung, „um sich doch auch einmal den Ulk anzusehen". Als er die Versammlung wieder verließ, hatte sich, wie er später eingestand, in seiner Ansicht über Weiblichkeit ein Wechsel vollzogen. Nicht die Frau, die sich in die eigene, enge Häuslichkeit einspinnt, erschien ihm noch als die weiblichste, sondern diejenige, die sich auch in ungewöhnlicher Lage würdig zu benehmen weiß.

Was nun das Studium der Frauen anbetrifft, so spricht, nach Ottilie Hertramph, „ein Naturgesetz dagegen, das sich nicht ungestraft verhöhnen läßt. Wer das übersieht, macht sich eines groben Irrthums schuldig. Frau Dr. jur. Kempin ist in geistiger Umnachtung, eine schwedische Gelehrte (warum fehlt der Name?) an Gehirnerweichung gestorben.*) Sollten diese traurigen Vorkommnisse nicht auf geistige Ueberanstrengung zurückzuführen sein? Sie sprechen zum Mindesten nicht dagegen."

Die arme Frau Dr. Kempin! Nach einem ruhelosen Leben, voll von Enttäuschungen und vergeblichen Kämpfen gegen die Vorurtheile, die sie in der Ausnutzung ihrer juristischen Kenntnisse hemmten, läßt man ihr auch nach ihrem Tode keine Ruhe. Man statuirt sie als Exempel für die Unfähigkeit des weiblichen Gehirns. Ach, ihr Geist brach wohl nicht zusammen unter der Wucht der Wissenschaft, sondern unter der Wucht der Sorge für das tägliche Brod ihrer Familie, das sie allein beschaffen mußte. Und wie jene namenlose schwedische Gelehrte sind viele, viele ungelehrte Frauen und viele, viele gelehrte und ungelehrte Männer an Gehirnerweichung gestorben.

Jedoch zu welchem Zweck sollte die Frau studieren, sieht Ottilie Hertramph sie doch „auf einem Gipfel, von dem aus es nur einen Weg giebt, und der führt bergab".

Also für uns Frauen kein Fortschritt, keine Entwickelung, im günstigsten Falle Stillstand und das ist Rückschritt. Welch eine traurige, entmuthigende Auffassung! Aber wir theilen sie nicht, wir glauben uns noch lange nicht auf dem höchsten, für uns erreichbaren Gipfel angelangt, wir sehen ein hohes, schönes Ziel vor uns, wonach zu streben schon Glück bedeutet. Und die kleine Summe jedes einzelnen, ehrlichen Vorwärtsstrebens macht, vereint mit der gleichen Anstrengung von Hunderttausenden von Frauen eine Gesammtziffer aus, die nicht ohne Segen bleiben kann für die Entwickelung des Menschengeschlechts, dessen größere Hälfte die Frauen sind.

Ein ehrliches Streben jeder Einzelnen, als Hausfrau, Gattin und Mutter, als Erzieherin, Aerztin, Künstlerin oder wie die Berufe alle heißen. Gründliche Vorbildung, ernste Arbeit, volle Verantwortlichkeit. Nicht ein Einfluß „hinter den Coulissen", wie die Frauen ihn freilich wohl immer besessen haben, so lange es Mann und Weib giebt, sondern Einfluß mit dem sittlichen, stärkenden, reifenden Bewußtsein der Verantwortlichkeit.

Und die Frauen, die den Weg des Studiums betreten, den für sie noch immer so dornenvollen, für die Männer so geebneten, bei ihnen befürchten wir keine Verminderung ihrer Anziehungskraft auf das männliche Geschlecht. Die Erfahrung giebt uns Recht. Nichts zieht mehr zu einander hin, nichts bindet fester aneinander, als gemeinsame Arbeit und gemeinsame Interessen. Ein Kennenlernen und Finden auf solcher Grundlage scheint doch wahrlich eine bessere Bürgschaft für Eheglück, als eine flüchtige Ballbekanntschaft, wie sie in unseren wohlhabenden und höheren Gesellschaftskreisen einer Verlobung vorherzugehen pflegt.

Wir schlichten, ungelehrten Frauen, die wir unsere Zeit ausfüllende und uns befriedigende Pflichten in Familie und Gemeinnützigkeit gefunden haben, rufen unseren gelehrten Schwestern ein zustimmendes „Glückauf" zu. Nicht, „damit die Wissenschaft eine Bereicherung erfahre", studiren sie, — welcher männliche Student würde sein Studium mit einem so vermessenen Vorsatz treiben? — sondern wie dieser es thut, aus Begeisterung, und innerem Zwang oder vielleicht einfach nur, um ihre Fähigkeiten für den ihnen zusagenden Beruf auszubilden.

Ihnen ein frisches Glückauf! den weiblichen Pionieren und Märtyrern, die ihnen vorangingen, Dank für ihre Culturthat!

Therese Rösing (Lübeck).

*) Falls etwa die Professorin der Mathematik Sonja Kowalewska gemeint ist, so ist diese an Influenza gestorben, das kann auch den ungelehrtesten Leuten passieren.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechnik.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Bolts.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink-** und **Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach Heilg.** Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 22. Februar 1902. 31. Jahrgang Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Diplomatisches Zwischenspiel. Von Caliban. — Unsere Leutnants. Von Franz Eißenhardt. — Der Deutschamerikaner. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Tolstoi's Ethik und die moderne Cultur. Von Hermann Eiche (Mühlhausen i. Th.). — **Literatur und Kunst.** Heinrich Kruse. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — Ein Heinrich-Marschner-Buch. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — **Feuilleton.** Geständnisse eines Volksfreundes. Von Karl Weiter. — **Aus der Hauptstadt.** Hochbahnfahrt. Von Prinz Vogelfrei. — **Rund um die Kunst.** Credo. Von M. K. — Künstlerische Fabrikgebäude. Von H. P. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal das moderne Kunstgewerbe. Von A. L. Plehn. — Anzeigen.

Diplomatisches Zwischenspiel.

Die Weltpolitik sucht sich, veränderungsbedürftig wie sie seit einiger Zeit ist, neue Wege. England hat in aller Heimlichkeit einen politischen Tractat mit Japan abgeschlossen — seine Heere mögen zertrümmert am Boden liegen, sein Bankcredit ist unerschöpflich und zeugt ihm noch in der glänzendsten Vereinsamung neue Verbündete. Die Heldenthat des Lord Lansdowne wird von allen Gutgesinnten, die grundsätzlich im Augenblickserfolg den Beweis staatsmännischer Genialität erblicken, überschwänglich gepriesen, und thatsächlich hebt sie sich von der Narrethei, die sein Specialcollege, Salisbury's Aeltester, fast im selben Momente ausheckte, strahlend ab. Auch in England hat der freundliche Köhlerglaube Boden gefunden, daß Krieg und Frieden, Liebe und Haß der Völker von einzelnen Persönlichkeiten abhängen, daß persönliche Gefälligkeiten, kleine Geschenke nationale Freundschaften wecken und erhalten. Mit Mißtrauen und steigendem Ingrimm sahen die Londoner Maßgebenden den Vorbereitungen zu, die man diesseits und jenseits des großen Teiches für die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich traf. Sie bissen auf den Köder an, den die ahnungsvollen Berliner Halbofficiösen und die Ahnungslosen, die gern halbofficiös sein möchten, auswarfen; sie befürchteten allen Ernstes, der kluge und kalte Rechner Sam könne sich in zärtlicher Verzücktheit forever dem Deutschen Reiche in die Arme werfen. Und so spitzte Cranborne seinen Pfeil. Eine größere Eselei ist nicht begangen worden, seit die Einrichtung der modernen Diplomatie besteht. Als niedliche Bosheit war Cranborne's Unterhausrede gedacht; sie verwandelte sich unerwartet in grobe Selbstverhöhnung und brach dem das Genick, der sie ausgesprochen hatte. Gewiß ist der Zusammenhang zwischen einer Segelyacht-Taufe und wirthschaftspolitischen Entscheidungskämpfen schwer erkennbar, und die Ruhigen in Deutschland wissen sehr wohl, daß dem erbitterten Ringen um die Beherrschung des Weltmarktes Fräulein Alice Roosevelt kein freundliches Ende bereiten wird. Prinz Heinrich's Seefahrt war so lange Privatangelegenheit, als das Londoner Cabinet nicht daran rührte. Jetzt, wo es in unerklärlicher Plumpheit den Gegenschlag herausgefordert, seine Doppelzüngigkeit erwiesen und ganz Amerika mißtrauisch gemacht hat, jetzt könnte allerdings ein kluger deutscher Politiker Nutzen aus dem prinzlichen Ausfluge ziehen. Graf Bülow mag einmal seine Kunst beweisen. In Westminster Street hielt man ihn für so anglophil, daß man allen Ernstes annahm, er würde es nicht wagen, die Cranborne'sche Lüge aufzudecken. Es muß viel gesündigt worden sein, ehe die Londoner Staatsmänner zu so phantastischen Annahmen gelangten. Und es es ist viel wieder gut zu machen.

Die neurasthenische Beweglichkeit der Yankees verbürgt den Männern von der Hohenzollern eine excessiv begeisterte Aufnahme; ob aber auch nur ein einziges Cheer von den Millionen, die die krakehlgewöhnte Luft von New York erschüttern werden, im Gedächtniß der Rufer haften bleiben wird, das ist hier die Frage. Amerika hält instinctiv zu den Engländern, deren Erbschaft es in seinem imperialistischen Größenwahn anzutreten gedenkt, und instinctiv verabscheut es die aufstrebenden Deutschen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß es sich dem ostasiatischen Zweibund in zwangloser Form anschließen wird, sobald die Mächte sich nur erst einmal gruppirt haben. Man darf sein Gewicht dann in der Wagschale suchen, in der sich das deutsche nicht befindet. Einstweilen, und so lange am Newsky Prospect keine Nervosität spukt, ist das englisch-japanische Abkommen als einzelner Paragraph eines gewiß recht paragraphenreichen Leihvertrages zu betrachten. Zieht Rußland in herkömmlicher Ruhe seine Kreise weiter und verfällt nicht in den übrigens ganz unrussischen Fehler, den Mandschurei-Bissen wie ein gieriger Hund aufzuschnappen, dann wird der ostasiatische Zweibund zerbrechen, ohne daß Japan auch nur einmal in die Lage kommt, strenge Neutralität zu wahren. An sich hat der Gedanke viel Komisches, daß die Heere des Mikado gegebenen Falles den Franzosen ein Halt entgegenzurufen haben. Das gelbe Inselreich ergiebt mit zehn multiplicirt noch keine europäische Großmacht. Lansdowne hat einen wirksamen Theaterschuß abgegeben, vor dem vielleicht Spatzen in die Schoten und Schneider in den Dreck taumeln, nicht aber zarischer Wille erschüttert wird. Die Weltpolitik sucht sich, veränderungsbedürftig wie sie seit einiger Zeit ist, neue Wege. An ihren alten Zielen indeß vermögen die, welche augenblicklich verantwortlich für sie zeichnen, nichts zu ändern.

Caliban.

Digitized by Google

Unsere Leutnants.

Von Franz Eißenhardt.

Im Allgemeinen hat man die Leutnants der deutschen Armee nicht gerade für Persönlichkeiten gehalten, die befähigt schienen, große Aenderungen im Justiz-, Erwerbs- und Gesellschaftsleben sowie in der Politik hervorzurufen. Vielmehr brachte man ihnen am meisten Sympathien in den Witzblättern entgegen, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß es zahlreiche Leute giebt, welche Witzblätter für ernste Auslassungen halten und die dann ihre politischen Gedanken nach ihnen zum Besten geben. Diese Herrschaften sind denn freilich auch darnach! — In letzter Zeit aber sind Leutnants der deutschen Armee hervorgetreten, welche von Seiten der Presse zu treibenden Größen gemacht und denen eine grandiose Bedeutung beigelegt worden ist, so daß sie jetzt mit mehr Recht als früher den bekannten Ausspruch vom „ersten Stand im Land" beanspruchen könnten. Da erschien der „Oberst" Schiel, ein aus irgendwelchen Gründen desertirter Leutnant. Der wollte 4000 Deutsche in Transvaal für die Buren sammeln zum Unabhängigkeitskampf gegen Albion. Er hatte zwar das Glück, beim ersten Gefecht mit einem Schuß im — sagen wir Oberschenkel verwundet, in Gefangenschaft zu gerathen, und statt 4000 Mann erreichte das deutsche Corps eine Höchststärke von wenig mehr als den zehnten Theil, aber seine Saat wuchert fort bis auf den heutigen Tag, und zahllose Namen deutscher Leutnants schmücken die Heldenthatenberichte aus Südafrika. Sie tragen nicht zum wenigsten zur Stimmung in Deutschland bei, denn einzelne Leutnants schreiben auch, und wenn das Deutsche Reich nicht längst das Schwert gegen England gezogen hat, was allerdings etwas schwierig ist, da es im Wasser geschehen müßte, so ist das wahrlich nicht Schuld der Leutnants in Afrika. Diese also sind gegenwärtig höchst populär, so populär, daß Jeder, der sich in Berlin unterstehen wollte, in Volkskneipen gegen die Buren und für die Engländer Partei zu nehmen, unfehlbar durchgeprügelt und hinausgeworfen würde. Diese Leutnants beeinflussen sonach die Weltpolitik gewisser Kreise. Etliche ihrer Kameraden in Afrika sind weiterhin von Einfluß auf die deutsche Colonialpolitik insofern, als ein Geschrei durch die deutschen Lande geht, wenn sie renitenten Negern gegenüber das unter Umständen auch anderwärts recht wünschenswerthe Mittel der Peitsche zur Anwendung gelangen lassen, oder sich mit Pulver und Blei Autorität verschaffen, um nicht selbst umzukommen. Wenn ein Leutnant in Asien mit einer Hand voll Leute Wochen lang inmitten einer feindlichen Millionenstadt die europäischen Gesandtschaften, stets unverzagt, vertheidigte, so ist nicht zu leugnen, daß auch dieser auf die Maßnahmen der China-Expedition im fernen Osten von Einfluß gewesen ist, wie vor ihm der ehemalige Artillerieleutnant, jetzige chinesische General von Hannecken. Das sind einige Exoten, mit denen sich die Tagespresse spaltenlang beschäftigte. Im lieben Vaterlande zerrt man die Leutnants mit Vorliebe in die Oeffentlichkeit. So beispielsweise im Proceß der Harmlosen, aus dem das große Publicum eigentlich weiter nichts ersehen konnte, als daß nicht nur Arbeiter, Schlächter, Budiker und Kellner jeuen, sondern sogar Leutnants und ähnliche Leute. Immer wieder muß man sich bei solchen Gelegenheiten fragen: Was will man eigentlich von den Spielern, wenn das Spielen nicht durch Gesetz verboten ist, sondern sogar staatlich gewünscht wird? Jedenfalls ist der preußische Lotteriefiscus zur Zeit sehr traurig, daß man ihm nicht mehr Loose abnimmt. Man nannte die Spieler „gewerbsmäßige", als ob Jemand spiele, um zu verlieren und als ob man es einem kleinen Capitalisten übel nehmen würde, wenn er sich bemühte, durch Spiel in der preußischen Lotterie sein Einkommen und sein Vermögen zu vergrößern. Soweit ist es allerdings bereits gekommen, daß den activen Officieren verboten worden ist, Hazard zu spielen — eins der unbegreiflichsten, niemals durchzuführenden Verbote. Denn wer will einem Leutnant verbieten, Loose zu den unsinnigsten Lotterien zu nehmen? Auf den Wohlthätigkeits-Bazaren rechnet man es ihm als Pflicht an, zu hazardiren. Ein ähnliches Verbot ist, nebenbei bemerkt, auch das, einen Nebenerwerb zu haben. Als ob ein Leutnant ein ererbtes Gut mit Brennerei und Schnapsverschank verkaufen würde! Er ist dann einfach Rittergutsbesitzer, aber die Moneten erhält er weder als solcher noch als Leutnant, dessen Gage bekanntlich etwa so hoch ist, wie die eines Berliner Straßenfegers, sondern als Schnapsbrenner und Schnapsverkäufer oder Verpächter. — In jüngster Zeit greifen die Leutnants scharf in die Justiz hinein. Hauptsächlich die Fälle in Mörchingen und Insterburg, an der West- und Ostgrenze des Reiches, beides übrigens — man verzeihe den Ausdruck, er ist aber zutreffend — ganz besoffene Geschichten, haben eine Unzahl Federn in Thätigkeit gesetzt und sicher keine kleinere Zahl von Sprechwerkzeugen. — Der Grundzug aller dieser Auslassungen übrigens ist verblüffend: er besteht in der Entschuldigung sinnloser Trunkenheit und dem Bestreben, Thaten der Trunkenheit milde beurtheilt wissen zu wollen! — Was dann aus der militärischen Disciplin werden würde, davon schweigt man allerdings. Die Entschuldigungs-Propaganda geht ja fast ausschließlich von solchen aus, die niemals active Militärs gewesen sind, also auch niemals einen einzigen Soldaten militärisch erzogen haben. Das ist eben der gewaltige Unterschied zwischen activen und Reserveofficieren, daß nur erstere die Ausbildung der Soldaten zu leiten haben, letztere allein zu ihrer eigenen Ausbildung üben, im Uebrigen das fertige Material, soweit es für sie nothwendig scheint, in die Hand bekommen. Diese beiden Leutnants haben die Oeffentlichkeit im Reiche in gewaltiger Weise beschäftigt, und höchst merkwürdiger Weise nimmt sie die öffentliche Meinung, obwohl sie unzweifelhaft Schuldige waren, in weitgehender Weise nicht nur in Schutz, sondern sucht anderen, meist ganz fernstehenden Persönlichkeiten die Schuld der Gerichteten aufzuhalsen. Wie gewöhnlich bei solchen Skandalen, schreibt man sonst natürlichen Erscheinungen einen gewissen Zusammenhang mit diesen Affairen zu, bringt beispielsweise den Abgang eines langjährigen commandirenden Generals mit dem Fall Insterburg in Verbindung. Was soll denn ein solcher Herr wohl noch weiter werden? Der Glaube, daß ein Leutnantsduell den Corpscommandeur in der preußischen Armee stürzen kann, ist denn doch so kindlich naiv, daß jeder ernster veranlagte Soldat darüber lächeln muß, und wenn im Reichstag solche Fälle, wie geschehen, zur Sprache kommen, so ist es selbstverständlich, daß sie in ähnlicher Weise beantwortet werden, wie es der Fall war. Im Reichstag kann bekanntlich Jeder sagen was er will, ohne daß er zur Verantwortung gezogen werden kann. Das ist recht schön und gut, mag sich auch schwer ändern lassen, aber Niemand wird bestreiten wollen, daß der Wahrheitswerth der Reden äußerst gering sein, unter Null sinken kann, wenn der Redner nicht faßbar ist. Jeder Abgeordnete im Reichstag kann Ehrenmänner beleidigen, er kann die gemeinsten Denunciationen loslassen, ohne daß er zu belangen ist. Ihm steht der Artikel 30 der Verfassung des Deutschen Reiches zur Seite — er kann reden, was er will, nur „parlamentarisch" muß er sich ausdrücken. — Demnächst wird sich der Reichstag wieder mit den Leutnants zu beschäftigen haben, mit den Leutnants außer Dienst, soweit sie Invaliden sind und Pension beziehen. Eigentlich ist es ziemlich gleich, ob Jemand sich im Kriege oder im Frieden Arme, Beine oder sonst was zerbricht; ob er vor Metz oder in Thorn Ruhr oder Typhus bekommt und dadurch Invalide wird. So sollte man wenigstens meinen. In Wirklichkeit aber ist dem nicht so. Der Eine erhält die Kriegspension, der Andere die des Friedens. Für Kriegsinvaliden ist nunmehr einigermaßen gesorgt, obwohl von den Invalidenbeziehern ein erheblicher Theil recht wenig wirkliches

Digitized by Google

Pulver gerochen hat. Die übrigen Leutnantspensionen sind so gottsjämmerlich, daß sie wohl Aufbesserung finden werden. Pensionirte Leutnants müssen thatsächlich invalide sein, sonst erhalten sie eben keine Pension, und mit monatlich 40 Mark 58 Pfennigen ist in heutigen Zeitläuften herzlich wenig anzufangen, weßhalb man die Leutnants a. D., namentlich in Berlin, in den unmöglichsten Stellungen finden kann. Wenn sie überhaupt eine finden! Dabei denke ich noch nicht einmal an die, die aus irgend welchen Gründen gehen mußten und die dem immer mehr anwachsenden Officier-Proletariat immer neues Blut zuführen. Durch die rege Preß-Besprechung interner Verhältnisse der Armee, speciell des Officiercorps, die in sich eine enggeschlossene Gruppe bilden, wird die Kluft, welche nun einmal Militär und Civil trennt, nicht verkleinert oder überbrückt, sondern erweitert. Auch ist wohl zu bedenken, daß die Armee gezwungen ist, auf alle Angriffe zu schweigen, denn sie darf sich nicht auf Pressefehden einlassen. Ferner aber treiben die Officiere keine Politik und lesen im Allgemeinen überhaupt keine politischen Tagesblätter, keine Zeitungen. Es ist das eigentlich eine beneidenswerthe Lage, sich so um die Treibereien nicht kümmern zu brauchen, um so mehr, als an militärischer Fachliteratur nicht nur kein Mangel, sondern Ueberfülle herrscht, so daß die geistige Ausbildung keineswegs zu leiden braucht. Der Kastengeist innerhalb des Officiercorps ist sehr stark ausgeprägt. Leutnant und Leutnant ist durchaus nicht dasselbe, und den Leutnants Müller und Schultze sind zahlreiche Regimenter verschlossen, so beispielsweise die Waffen der Garde. Auch der Zuschuß spielt eine große Rolle, denn von den „gutbezahlten Officiersstellen" schwärmt nur der „Vorwärts" erfolgreich seinem Leserpublicum vor, das er demnach nicht hoch in Bezug auf Intelligenz taxiren kann. Der Nachwuchs ist, obwohl die Carrière im Vergleich zu andern, wie zur juristischen, billig genannt werden kann, keineswegs besonders zahlreich, da viele alte Militärfamilien ihre Söhne nicht mehr Soldaten werden lassen und sogar die „Dreißig Thaler-Stellen" in den Cadettencorps zu Zeiten nicht voll besetzt sind. Die Garnisonen, mit wenigen Ausnahmen, sind Nester, in denen die Gefahr der Versumpfung gerade in den zwölf bis vierzehn Jahren der Leutnantszeit groß ist, und die Aussichten, über den Major zu gelangen, sind gering. Ehemalige Kriegsakademiker giebt es mehr als genügend. Da aber der Kaiser nach dem Ausspruch des General v. Barnekow einen, höchstens zwei Strategen gebraucht, wobei der General dem also zu Belehrenden weiter sagte: „Dazu gehören weder Sie noch ich!" — so sind die Aussichten der Leutnants keineswegs glänzend, ebenso wenig wie ihr Leben in den Garnisonen mit dem ewig neuen Recrutenersatz glanzvoll genannt werden darf, sondern es ist recht entbehrungsreich, anstrengend und verantwortlich dazu. In ihren Jahren verübt wohl jeder gesunde Mann Streiche, ohne daß gerade die Nothwendigkeit vorliegt, sie durch die Presse zu zerren. Deßhalb mache man mit den Leutnants keine Ausnahme. Der Officierstaat ist nun einmal ein Ständestaat, wie die Armee einer ist, und in einem solchen Staat giebt es in den verschiedenen Ständen auch verschiedene Ständeansichten und Begriffe, die sich nicht beseitigen lassen, ohne das Ganze zu erschüttern. Dieser Staat aber hat nur in bescheidenstem Sinne den Trieb, seine inneren, ihn allein angehenden Verhältnisse vor fremden Ohren zu erörtern, und außerdem hat er nicht das, was zum modernen Staat gehört, er hat keinen — Mund, keine Agitationspresse und keine Parteien. In diesem Armeestaat sind ferner zwei strikte geschiedene Stände: — die Mußsoldaten, das Volk in Waffen, die Söhne der Nation, der Stolz des Volkes, die Blutsteuer oder wie man die Soldaten, je nach Parteianschauung oder Geschmack, nennen will, und — die Freiwilligen, die Unterofficiere und Officiere. Die Unterofficiere dienen heutzutage nur noch, um nach neun- oder zwölfjähriger, kostenloser Dienstzeit zu Amt und Würden zu kommen, womöglich „Geheimer (Kanzlei- ꝛc.) Rath", vulgo Tintenrath, zu werden, und nur die Officiere dienen allein auf Avancement. Sie sind also auch allein Berufssoldaten, deren Junker-, Fähnrichs- und Leutnantszeit weit länger dauert als die Gesammtdienstzeit der Unterofficiere bis zum Civilversorgungsschein nebst 1000 Mark Prämie. Sie erhalten auch kein Anwerbegeld und kein Equipirungsgeld, müssen sich beliebig versetzen lassen und kosten ihren Eltern ein hübsches Stück Geld, stehen zumeist an den Grenzen und haben die Aussicht, etwa acht bis zehn Jahre nach absolvirter Leutnantszeit mit der Hälfte des erdienten Gehaltes pensionirt zu werden. Ihre Stellung ist trotz allen Interesses der Presse nicht derartig, daß sie auf das Gesammtwesen des Reiches oder auf die Anschauungen der Armee hervorragenden Einfluß gewinnen werden. Ihnen solche Stellung anzudichten, ist ebenso fehlerhaft wie die Bemühungen, sie bei anderen Gelegenheiten herabzuwürdigen. In der Schlacht beruht bekanntlich in dem Einsetzen der Person der Subalternofficiere ein beträchtlicher Theil des Erfolges, und nach dieser Richtung hin wird es wohl Niemand wagen, Vorwürfe zu erheben. Es sei denn, daß das von sicherem Orte aus geschieht, und dann fallen die Vorwürfe auf die Person selbst zurück. Je weniger sich die sogenannte öffentliche Meinung mit Familienverhältnissen beschäftigt, um so besser ist es für die Familie. Man überlasse es ihr, die etwaigen Schäden zu beurtheilen und abzustellen. Der Zustand dieser Familie, der Armee, ist außerdem derartig, daß man ihr und ihrer Selbstzucht wohl Vertrauen schenken kann. Die größten Feinde der Armee sind bekanntlich die größten Freunde der Thaten — mit dem Munde. Mit demselben Munde warnen sie ängstlich vor — Thaten.

Der Deutschamerikaner.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Die Spritzfahrt des kaiserlichen Bruders zum Stapellauf eines Rennluftschiffes nach New York wird übereinstimmend als erfreulicher Beweis der Freundschaft des sogenannten amerikanischen Volkes mit seinem sonstigen wirthschaftlichen und auch nationalen Widersachern dargestellt, die damit den englischen Brüdern der Amerikaner erfolgreich die Spitze bieten. Freilich redet Chamberlain geschäftig von den angelsächsischen Brüdern über See, die auch thatsächlich bloß republikanische Ableger der königlichen Engländer sind. Denn es giebt kein amerikanisches Volk, nur eine also benamsete staatliche Gemeinschaft, die eine bunte Völkerkarte bis zu den polnischen Juden umfaßt. Indessen ist diese Großmacht kräftigster Gestalt wirklich bloß ein englisches Gemeinwesen ohne Rücksicht auf die volkliche Herkunft seiner Bestandtheile. An dieser nationalen Geschichtsfälschung sind wir aber stark betheiligt. Nicht 10 Millionen Deutsche, wie der Deutsche Schulverein glaubt, sondern 20 Millionen unseres Blutes bevölkern diesen neuen Welttheil. Leider bekennen sich davon noch kaum 10 Millionen zu ihrem angestammten Volksthum. Ja die berufenen Vertreter unseres Volkes in der dort besonders mächtigen Presse scheuen sich fast der öffentlichen Bekundung der Stammesgemeinschaft selbst zum Willkommen des hohen kaiserlichen Abgesandten, da als Sprache der feierlichen Anreden bei der Veranstaltung der deutschgesinnten und deutschgeschriebenen New Yorker Staatszeitung nur Englisch geduldet wird. Dabei hält die Tochter eines holländischen Siedlers im holländischen Neu-Amsterdam (New York) doch die Taufrede, angeblich aus Liebenswürdigkeit des Präsidenten-Vaters sogar in deutscher Sprache. Prinz Heinrich

Digitized by Google

ist als Sohn seiner Mutter und Gatte seiner Darmstädter Base überhaupt Anglomane, wozu noch seine Seefahrereigenschaft kommt, die die verbreitetste Seemannssprache begünstigt. Der englischen Anmaßung der amerikanischen Yankees, die sich aus einem guten Theil deutscher Abtrünniger, besonders unter den Millionären, zusammensetzen, wird also auf dem Boden der zukunftsreichsten Weltmacht gehuldigt, falls es den amerikanischen Angelsachsen gelingt, dort unser Volksthum dauernd zu knebeln.

Wir schreien Zeter über die Vergewaltigung unseres Stammes im Donaureiche und Rußland und lassen den größten Bestand außerhalb des kleindeutschen Reiches von keltischen Iren volklich entmannen. Denn in Nordamerika gebietet nicht der fast niederdeutsche Angelsachse, sondern der höchst minderwerthige Ire, der sogar den deutschen Glaubensgenossen bedrängt und die alleinseligmachende Kirche Roms nur in englischer Gestalt anerkennen will. Die Vereinigten Staaten kennen verfassungsmäßig keine Staatssprache. Freilich gaben harmlose Deutsche bei Gründung der Union ihre Stimmen für die englische Verwaltungssprache ab und entschieden somit schon damals das Schicksal unseres Volkes, dessen Fortdauer von der Sprache abhängig ist. Pennsylvaniens ursprüngliche Landessprache war deutsch. Das deutsche Drittel der weißen Bevölkerung Nordamerikas hat noch nicht einmal die deutsche Schulsprache in den Gemeinden durchgesetzt. Wählt sie wirklich einmal einen Stammesgenossen als Staatsgouverneur, so gilt er nicht als Deutscher, sondern als Parteimann. In den deutschen Städten Chicago, Cincinnati und Milwaukee ist amtlich alles englisch. Niemand denkt daran, daß New York die größte deutsche Stadt nächst Berlin ist. Nur die handarbeitende Bevölkerung bewahrt sich aus mangelnder Bildung ihr Deutschthum und radebrecht zu schlecht englisch, als daß sie ihren Ursprung verleugnen könnte. Dagegen geberden sich deutsche Frauen aus Amerika, die unsere Heimath mit ihrem Gelde beglücken, als Vollblutyankees und sprechen mit englischem Anklang. Solche nationale Selbsterniedrigung verübt bloß der Deutsche. Trotzdem aber dürfen wir den Verlust von 20 Millionen unseres Volkes nicht zulassen. Freilich der Stahlkönig Schwab, der sich bei seinem europäischen Besuch englisch ausfragen läßt, der Petroleumwucherer Rockefeller, übrigens der reichste Mann der Welt, die ältesten Siedler, also ein amerikanischer Adel, die Astor aus Waldorf, fühlen sich lediglich als sogenannte Amerikaner, d. h. Engländer zweiter Güte, und werden von uns als solche geehrt.

Dabei gesteht selbst der wüthendste Yankee unbefangen den bestimmenden Einfluß deutscher Gesittung und Wissenschaft auf Amerika ein. Aber das festeste Bindemittel, das dicker als Wasser ist, das deutsche Blut verleugnet er gern, um nicht die Lüge von einem amerikanischen Volke eingestehen zu müssen. Es giebt nur 25 Millionen Engländer, 15 Millionen Iren und noch beträchtliche Zahlen von Skandinaviern, Franzosen und anderen Romanen, sowie kürzlich Polen und Russen, denen volle 20 Millionen Deutsche leider nicht festgeschlossen gegenüberstehen. Auch in Amerika wird es zu einer deutschen Frage kommen, wie wir sie bereits bei der Hetze der gelben Presse im letzten spanischen Operettenkrieg schüchtern haben auftauchen sehen. Vorläufig schläfert aber unsere Vaterlandslosigkeit außerhalb Europas das schwache Volksgewissen immer wieder ein, und amtlich wird man sich hüten, diese heikele Frage anzuschneiden, da wir schon wirthschaftlich Amerika fürchten müssen. Aber in der nationalen Lösung wird der Sieg liegen.

Tolstoi's Ethik und die moderne Cultur.

Von Hermann Eiche (Mühlhausen i. Th.).

Um die Mitte und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sahen wir zwei Männer auftreten, welche das Christenthum der sogenannten christlichen Völker für ein Scheinchristenthum und die von ihm ausgehende moderne Cultur für eine Scheincultur erklären. Der eine von ihnen ist Sören Kierkegaard, Dänemarks größter Denker, wie ihn sein Schüler, der Philosoph Hoeffding nennt, der andere Graf Leo Tolstoi, Rußlands großer Ethiker und Romanschriftsteller. Nach beider Darstellung sind die heutigen gesellschaftlichen Zustände ungesund, weil sie auf Schein und nicht auf Wahrheit beruhen, weil sie mit den Forderungen des ungefälschten Christenthums in Widerspruch stehen. Beide machen dafür die Kirche verantwortlich, die den Schwächen der Menschen nachgegeben und vor den Mächten der Erde zurückgewichen ist und so das Christenthum gefälscht haben soll. Beide sind mit ihren Landeskirchen innerlich und äußerlich in Conflict gerathen und haben sich von ihnen getrennt. Sören Kierkegaard ist freiwillig aus der Kirche seines Landes ausgeschieden, weil er ein Verbleiben in ihr mit seiner Ueberzeugung für unvereinbar hielt. Ueber Leo Tolstoi hat die griechisch-orthodoxe Kirche Rußlands die Excommunication verhängt. Sören Kierkegaard's Welt- und Lebensanschauung ist niemals recht in die Oeffentlichkeit eingedrungen. Er ist wie im Leben, so auch nach seinem Tode ein Einsamer geblieben, dem nur eine sehr kleine Gemeinde gefolgt ist. Graf Leo Tolstoi aber ist einer der gelesensten Schriftsteller der Gegenwart geworden, seine Ansichten haben in die weitesten Kreise nicht nur Rußlands, sondern aller Culturländer Eingang gefunden, und sein Einfluß auf die heranwachsende Jugend Rußlands ist groß. Es dürfte sich darum wohl der Mühe lohnen, seinen Gedankengängen nachzugehen, um zu sehen, wie weit er im Recht oder Unrecht ist, wenn er sagt, daß die moderne Cultur, ja daß alle Cultur im Widerspruch zum Christenthum stehe.

Leo Tolstoi wird man nur recht würdigen können, wenn man nicht aus den Augen läßt, daß er Ethiker ist und daß seine Schriften vom ethischen Standpunkte aus beurtheilt werden müssen. Tolstoi schreibt nie, um seine Leser zu unterhalten, sondern um sie zu besseren Menschen zu machen. Er schildert nicht die Mißstände des gesellschaftlichen Lebens, weil er Gefallen an ihnen findet, sondern weil er zu ihrer Abstellung mitwirken will. Was ihn beschäftigt bei Allem, was er schreibt und thut, sind die ethischen Probleme der Menschheit. Freilich um Fundamentirung der ethischen Grundprincipien hat er sich wenig Sorge gemacht. Den ethischen Anschauungsweisen der Zeit ist er kaum näher getreten. Der Utilitarismus paßt nicht in seine Gedankenwelt hinein, weil diesem die größtmöglichste Förderung des Gesammtwohls Zweck des sittlichen Handelns ist, allerdings mit dem egoistischen Nebengedanken, daß so für das eigene Wohl am Besten gesorgt ist, während Tolstoi's Ethik individualistisch in dem Glück des Einzelindividuums das höchste Ziel sieht. Ebenso wenig sagt ihm der Evolutionismus zu, weil diesem die sittlichen Normen nur das Resultat eines langen Entwickelungsprocesses sind, der gleichsam von einem indifferenten Punkte ausgeht, während ihm diese Normen von vorn herein im Christenthum, speciell in der Bergpredigt, gegeben sind. Wer wissen will, was er zu thun und zu lassen hat, der mag hier nur nachlesen, und er weiß Alles, was er zu wissen braucht.

Neu ist nur die Auslegung, welche Tolstoi der Bergpredigt giebt, und die Anwendung, welche er von dieser Auslegung macht. Der Ansicht, daß Jesus uns in der Bergpredigt nichts absolut Neues gegeben, daß er das im alten Bunde Gesagte nur verinnerlicht und vertieft habe, widerspricht er mit aller Entschiedenheit. Das Neue ist in Allem der volle Gegensatz zum Alten. Den Alten ist gesagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Uns aber ist gesagt: Du sollst dem Uebel

Digitized by Google

überhaupt nicht widerstehen. Den Alten ist geboten: Du sollst Deinen Nächsten lieben und Deinen Feind hassen. Wohingegen Jesus den Seinen geboten hat: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen; thut wohl Denen, die Euch hassen, bittet für Die, so Euch beleidigen und verfolgen. Moses hat die Ehescheidung zugelassen und gesagt: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief. Jesus dagegen will überhaupt die Ehescheidung nicht zugelassen wissen, auch nicht um des Ehebruchs Willen, denn was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Im alten Bunde heißt es: Du sollst keinen falschen Eid thun und sollst Gott Deinen Eid halten. Im neuen Bunde aber: Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel. Und endlich heißt es im Gesetz des alten Bundes: Du sollst nicht tödten. Jesus dagegen will schon das Gefühl des Zornes unterdrückt wissen, weil es zum Todtschlag führen kann. Diese fünf Gebote der Bergpredigt sind Tolstoi der Maßstab, nach welchem er alle Vorgänge und Personen mißt, um zu dem Schlusse zu kommen, daß unsere ganze moderne Cultur zu dem Gebote des Christenthums im Widerspruch steht.

Und in der That, wenn diese Auslegung der Bergpredigt durch Tolstoi richtig ist, dann ist es außer Zweifel, daß zwischen moderner Gesellschaft und Christenthum ein klaffender Gegensatz besteht. Das Christenthum verbietet den Schwur. Der Staat dagegen verpflichtet seine Beamten durch Abnahme des Diensteides. Der König, als der oberste Kriegsherr im Staate, läßt sich von den neu in die Armee Eingetretenen den Fahneneid schwören. Der Richter legt den Parteien den Eid auf, um dem Streite ein Ende zu machen. Christus verbietet die Ehescheidung. Der Staat gestattet die Lösung der Ehe unter gewissen Voraussetzungen. Christus verbietet den Todtschlag. Vom Staat aber ist die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, die jeden Bürger zwingt, die Waffen zu tragen und gegen den Feind in Anwendung zu bringen, wenn es gefordert wird. Jesus verbietet uns, Rache zu nehmen. Die moderne Gesellschaft duldet den Zweikampf. In gewissen Kreisen gilt er als das unentbehrliche Mittel, die verletzte Standesehre wieder herzustellen. Jesu Wille ist es, daß wir dem Uebel überhaupt nicht widerstehen. Der Staat stellt Richter an, das begangene Unrecht zu ahnden, und errichtet Gefängnisse, in denen der Uebelthäter seine Schuld büßen muß. Jesu ausdrückliches Gebot ist es, daß die Feindschaft unter den Nationen ein Ende nehme. Dagegen sehen wir die Völker im Nationalhaß gegeneinander entbrannt, und der Krieg wird als das einzige Mittel gepriesen, dem Rechte der Völker zum Siege zu helfen. Und was sagt die christliche Kirche zu solchem Verhalten der Gesellschaft und der Staaten? Sie widerspricht ihm nicht, sondern billigt es sogar. Sie anerkennt die Eidesforderung des Staates und lehrt, daß es ein Unrecht sei, den Eid zu verweigern. Sie läßt die Lösung der Ehen geschehen und rechtfertigt sie unter gewissen Voraussetzungen. Sie sieht den Krieg als eine unabwendbare Nothwendigkeit an und fügt die Fürbitte für den Sieg der Waffen in das Kirchengebet ein. Sie entschuldigt Alles und Alle schon durch die Lehre, die sie aufgestellt hat, daß der Mensch von sich selbst untüchtig sei, die Gebote Jesu zu erfüllen.

Wir sehen, daß Tolstoi von seinem Standpunkte aus nicht nur gewisse Mißstände der modernen Cultur bekämpft, nicht nur gewisse Auswüchse in den gesellschaftlichen Ordnungen, sondern daß seine Angriffe gegen die bestehenden Ordnungen der Gesellschaft überhaupt, daß sie gegen alle Cultur unserer Tage gerichtet sind. So hat er sich selbst auch ausgesprochen, indem er sagt: „Nicht nur Christus, sondern alle hebräischen Propheten, Johannes der Täufer, alle wahren Weisen der Welt sprechen gerade über dieselbe Kirche, über denselben Staat, über dieselbe Cultur und dieselbe Civilisation und nennen sie das Uebel und das Verderben der Menschen. In dieser Welt sein Glück suchen zu wollen, ist ein Wahn, und zwar der unsinnigste, schrecklichste Wahn, der Traum eines Verrückten, aus dem man nur einmal zu erwachen braucht, um nie wieder seinem Schrecken zu verfallen.“ Was aber ist es, das uns Tolstoi bietet für den Verzicht auf diese Welt und die Güter dieser Welt, für den Verzicht auf unsere Cultur? Ein Leben, das zur Natur zurückgekehrt ist, zu ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit, das in stiller Arbeit ohne schwere Conflicte und beängstigende Träume dahinfließt, dem die verzehrenden Fieber und schmerzenden Krankheiten fremd sind, und das zuletzt in einem schmerzlosen Tode endet. Ein Leben aber, so müssen wir hinzufügen, wie es dem hohen Alter vielleicht angemessen ist, das seine Kämpfe hinter sich und sein Tagewerk abgeschlossen hat und den Ertrag seiner Mühen in ruhiger Behaglichkeit genießt. Aber nicht ein Leben, wie wir wünschen können, daß die erfahren, welche noch in Sturm und Wetter wandeln, welche noch über Höhen und durch Tiefen schreiten müssen, bis sie ihre Aufgabe erfüllt haben, und die ihr Ziel nicht gewinnen können, ohne daß sie zeitweise den Frieden opfern. Auch Tolstoi hat zu diesen gehört und gehört noch zu ihnen. Wenn er trotz seiner Kämpfe den Frieden nicht verloren hat, so ist dies nicht die Folge davon, daß er mit den gesellschaftlichen Ordnungen gebrochen und von der Cultur sich abgewandt hat, sondern daß er sich zur Freiheit einer sittlichen Persönlichkeit durchgerungen und von den Verhältnissen, unter denen er lebt, unabhängig geworden ist. So ist sein Leben noch durchaus kein Beweis, daß alle Cultur etwas Schädliches ist.

Nicht die Schlußfolgerungen, sondern die Voraussetzungen sind irrthümlich bei Tolstoi. In Bezug auf die Bergpredigt ist er davon ausgegangen, daß Jesus inhaltlich ein neues Gesetz gegeben habe. Dies zugestanden, enthält allerdings die Bergpredigt Forderungen, welche die christlichen Völker unserer Zeit nicht erfüllen, welche aber auch von den Völkern keiner anderer Zeit erfüllt werden können. In Wahrheit aber kommt es Jesu nicht sowohl auf das Was, als vielmehr auf das Wie seiner Forderungen an. Nicht Gebote will Jesus aufstellen, welche die Gebote des alten Bundes beseitigen, nicht sittliche Normen will er geben, welche zu denen des alten Gesetzes im Gegensatz stehen. Er will vielmehr ein neues sittliches Princip begründen, will der Heteronomie des alten die Autonomie des neuen Bundes gegenüberstellen und zeigen, wie das Sittengesetz mit seinen Forderungen nicht außer uns, sondern in uns, in der durch seinen Geist erneuerten Persönlichkeit zu suchen ist. Wenn wir darin das Neue des Gesetzes suchen gegenüber dem Gesetze des alten Bundes, so erklärt sich Vieles in der Bergpredigt von selbst, was bei einer Deutung, wie sie Tolstoi giebt, unverständlich bleibt. Sodann hat Tolstoi ganz außer Acht gelassen, daß zu den fünf Geboten der Bergpredigt noch die Lehre vom Reiche Gottes hinzukommen muß, wenn die christliche Ethik vollständig werden soll. Diese Lehre bildet die nothwendige Ergänzung, denn sie fügt dem sittlichen Princip den sittlichen Inhalt hinzu. Wenn auch Christus sich darauf beschränkt hat, diese Lehre in seinen Gleichnißreden begrifflich festzustellen, und wenn auch bei den Evangelisten das Reich Gottes noch keine concrete Gestaltung zeigt, die Keime zu aller nachfolgenden Entwickelung des Christenthums innerhalb der menschlichen Gesellschaft sind in dieser Lehre gegeben. In dem Reiche Gottes kommt die sittliche Weltordnung zur Erscheinung. Dies anerkennt auch E. v. Hartmann, wenn er in seiner Phänomenologie der Sitten sagt: „Die auf ihr absolutes Subject oder Gott bezogene sittliche Weltordnung berührt sich sehr nahe mit dem Begriff, welchen die moderne Theologie in den Ausdruck des Gottesreiches hineingelegt hat, und würde sich in der Hauptsache mit ihm decken, wenn nicht die teleologische Organisation dieses Gottesreiches noch immer als eine dem Individuum wesensfremde, heteronome verstanden würde.“ Nur wäre dem noch hinzuzufügen,

Digitized by Google

daß das, was wir heute mit dem Ausdruck des Gottesreiches bezeichnen, nicht in diesen Begriff hineingelegt worden ist, vielmehr von Haus aus in ihn gelegen und sich allmälig aus ihm entwickelt hat. Freilich haben die ersten Jahrhunderte diesen Begriff in einer gewissen Einseitigkeit gefaßt. Die christliche Kirche hat sich in diesen ersten Jahrhunderten darauf beschränkt, die Beziehung des Einzelnen zu Gott und weniger seine Beziehung zur Gemeinschaft, in der er lebt, zu regeln. Die Gleichgiltigkeit der ersten Christen gegenüber dem Staate, die Geringschätzung des Besitzes, ebenso wie des Wissens und der Kunst hat darin ihren Grund, ebenso die Geringschätzung alles dessen, was Menschen hervorgebracht haben, alles dessen, was wir Cultur nennen. Aber so wenig die Anfangszustände eines Weltreichs uns ein Bild geben können von dem, was es in seiner Blüthe ist, so wenig ist das schon das Reich Gottes, was es im Anfange seines Entstehens ist. Doch ganz ohne Einfluß auf das Gemeinschaftsleben ist das Christenthum auch in den ersten Jahrhunderten nicht geblieben. Familien- und Gemeindeleben haben dadurch eine Umwandlung erfahren und sind in dieser ihrer neuen Form die Grundlagen geworden, auf denen sich das staatliche und gesellschaftliche Leben später auferbaut hat. Die Zeit, in welcher sich der Einfluß des Christenthums auf das öffentliche Leben in hervorragender Weise geltend gemacht, ist das Mittelalter. Die Kirche des Mittelalters hat das öffentliche Leben beherrscht, nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen. Alle Gebiete des bürgerlichen Lebens sind von ihr abhängig geworden, Familie und Commune und selbst der Staat. Kunst und Wissenschaft hat sie ihr Gepräge aufgedrückt. Eine in ihrer Art glänzende Cultur ist unter ihrer Einwirkung entstanden, eine Cultur, der wir Werke von bleibendem Werthe verdanken. Aber sie hat ihre Herrschaft ausgeübt nicht durch ihren Geist, sondern durch ihre Organisation. Und sie hat das Reich Gottes organisirt nach Analogie eines weltlichen Staates. So hat sie das Leben uniformirt und aller geistigen Entwickelung ihre einseitige Richtung gegeben. Ja sie hat die geistigen Kräfte gebunden, daß sie sich nicht frei und selbstständig neben ihr haben entfalten können. In einem gewissen Sinne ist die Cultur des Mittelalters eine Cultur der Kirche, aber einer Kirche, die Alles sich dienstbar zu machen gesucht, Kunst und Philosophie, und jede freiere Regung außerhalb ihres Machtgebietes mit dem Anathema belegt hat. Darum ist die Cultur des Mittelalters auch das Ideal aller Derer geblieben, welche nur einer solchen Cultur die Berechtigung zugestehen, die von der Kirche aus- und in ihr aufgeht, das Ideal auch unserer heutigen Ultramontanen und Centrumsmänner. Die Reformation hat dieser mittelalterlichen Cultur das Ende bereitet. Es haben sich mit ihr die Verhältnisse im öffentlichen Leben ebenso wie auf dem Gebiete des Geistes vollständig umgewandelt. Die Communen sind freier, selbstständiger geworden, der omnipotente Staat hat die Rolle der Kirche übernommen. Die auf sich selbst gestellte und nur sich selbst verantwortliche Wissenschaft und Kunst schlägt neue Wege ein und kommt zu neuen Resultaten. Nach und nach geräth bald die eine, bald die andere Wissenschaft in Conflict nicht nur mit den bestehenden Verhältnissen, sondern auch mit der Kirche und dem Christenthum. Es entwickelt sich ein Culturleben unter den Völkern, das nicht nur unabhängig ist von der Kirche, sondern zu ihr im Gegensatze steht. Nur dürfen wir deßhalb nicht sagen, daß seit der Reformation der Einfluß des Christenthums auf die Culturentwickelung aufgehört habe, oder auch nur bedeutungslos geworden sei. Die kirchliche Form hat die moderne Cultur abgestreift, aber den christlichen Geist trägt doch auch sie noch in sich. Und längst hat das Christenthum nicht aufgehört, diesen seinen Geist in der modernen Culturentwickelung geltend zu machen. Die Ideen der Humanität und Toleranz, welche vorwiegend unsere große classische Periode beherrschen, sind im Grunde doch christliche Ideen. Voltaire, welcher zuerst den Grundsatz der Toleranz mit Nachdruck geltend machte, stand zwar nicht auf einem positiven Standpunkte innerhalb seiner Kirche, und er trat mit jenem Grundsatze gerade dem Fanatismus in seiner Kirche entgegen, aber er fühlte sich als Vertreter der wahren Religion. Und indem er jenen Grundsatz der Duldung zur Geltung brachte, war er auch der rechte Vertreter der christlichen Religion im Gegensatz zu Jenen, die sich ihre Vertheidiger nannten. Denn der Grundsatz der Duldung ist echt christlich, ebenso wie die Humanitätsidee, welche durch G. Herder, den Priester des Reinmenschlichen, in die neuere Geschichte eingeführt worden ist. Zwar ist der Humanitätsbegriff auch dem Alterthum nicht fremd. Und durch die Anknüpfung der Renaissance an das Alterthum war er der Zeit Herder's nahe gelegt. Aber wie ihn Herder definirt hat, lehnt er sich nicht sowohl an das Alterthum, als vielmehr an das Christenthum an, und Herder ist sich bewußt, mit ihm einen christlichen Gedanken zum Ausdruck gebracht zu haben. So wenig aber in der classischen Culturperiode der Einfluß des Christenthums fehlt, so wenig fehlt er unserer neuesten Culturperiode, wenn es auch andere Gedanken sind, welche diese beherrschen. Durch das Aufblühen der Naturwissenschaft hat die Technik einen ungeahnten Aufschwung genommen, und eine Erfindung ist auf die andere gefolgt. Die Besitzverhältnisse haben sich geändert, wie auch die Bedürfnisse der Menschen andere geworden sind. Unsere Zeit wird von den socialen Fragen bewegt. Die sociale Frage ist aber zugleich auch eine ethische Frage, und sie kann materiell nicht gelöst werden, ohne daß sie auch ethisch gelöst wird. In der That ist es auch die Lösung der socialen und ethischen Probleme, um welche der Kampf auf geistigem und materiellen Gebiete sich heute bewegt. Dadurch ist aber das Christenthum in die moderne Culturbewegung hineingezogen. Denn jene Probleme hängen mit dem Christenthum sehr eng zusammen. Und es ist darum nicht zufällig, daß gerade in unserer modernen Literatur das Verhalten der christlichen Kirche zum Christenthum einerseits und zur modernen Cultur andererseits einer scharfen Kritik unterzogen wird. Dieser Zusammenhang zwischen Christenthum und Cultur ist von Tolstoi übersehen worden und mußte übersehen werden, weil er die christliche Ethik auf die Bergpredigt eingeschränkt hat. Nur muß man sich wundern, wie eine Ethik mit solch' culturfeindlicher Tendenz, wie sie Tolstoi vertritt, einen so nachhaltigen Einfluß hat ausüben können, nicht allein auf die Gebildeten Rußlands, sondern aller Völker.

Es erklärt sich dies aber daraus, daß Tolstoi als Schriftsteller viel zu hoch steht, um uns seine Tendenz überall erkennen zu lassen. Gerade das Tendenziöse liegt seiner Darstellung fern. Wir haben eine Tendenzschrift von ihm in der Kreuzersonate, in welcher er das Problem der Ehe behandelt. Aber selbst in dieser tritt die Tendenz vor der psychologischen Entwickelung so sehr zurück, daß sie von den Meisten gar nicht erkannt worden ist und er sich in einer späteren Auflage genöthigt gesehen hat, auf die Frage nach dem Zweck dieser Schrift eine Antwort zu geben. Nur eine Figur in seinen Romanen ist mir bekannt, welche die Tendenz schattenhaft gemacht und alles wirklichen Lebens beraubt hat. Nechljudow, die Hauptfigur in seiner „Auferstehung", ist weniger ein Held, der handelt, als ein Gedankenmensch, der nur da zu sein scheint, um uns zu zeigen, welche Verderbniß das Culturleben in sich birgt. Im Uebrigen aber sind alle seine Personen so sehr auf dem Grunde der Wirklichkeit gezeichnet, daß der Eindruck des Wirklichen nie durch das Lehrhafte der Darstellung beeinträchtigt wird. Freilich zum tieferen Verständniß muß man des Dichters ethische Auffassung kennen. Selbst eine so klar gezeichnete Figur wie Anna Karenina, die Heldin seines gleichnamigen besten Romans, bleibt ohne die Kenntniß seiner Weltanschauung ein

Digitized by Google

ungelöstes Räthsel. Wem es aber genügt, ein getreues Bild moderner Zustände und moderner Menschen zu empfangen, der bekommt in Tolstoi's Romanen so viel zu sehen und zu hören und auch zu denken, daß er sie befriedigt aus der Hand legt, auch wenn er des Dichters letzten Zweck nicht begriffen hat. Und die Spannung, in welcher der Leser gehalten wird, läßt ihn kaum dazu kommen, hinter der Handlung noch die Lebensanschauung eines weltfremden Weisen zu suchen, der die Wirklichkeit nur deßhalb vor seinen Augen entstehen läßt, um ihm die Freude an ihr zu verleiden. Auch erfährt seine Tendenz dadurch eine Milderung in seinen Romanen, daß er nicht sowohl die durch das Culturleben gewordenen Einrichtungen selbst bekämpft, als vielmehr die Mißstände, die sich in Folge einer Uebercultur oder, wie es in Rußland ist, auch in Folge der Uncultur eingestellt haben. Und diese uns zu schildern, ist Keiner mehr berufen als Tolstoi, der Alles aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Im Schlosse der Ahnen hat seine Wiege gestanden. Seine adlige Abkunft hat ihm den Zutritt zu den Kreisen des hohen Adels eröffnet. Er weiß, wie der Verwaltungsapparat des Staates functionirt und kennt die Beamten, die ihn functioniren lassen, wie man seine Brüder und nächsten Anverwandten kennt. Er weiß auch, daß sie das Amt mehr um seiner Einkünfte als um seiner Arbeit Willen lieben, daß sie zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer materiellen Bedürfnisse darum werben, und nicht, um mit ihren Talenten dem Gemeinwohl zu dienen. Er hat selbst eine Zeit lang dem Officierstande angehört und hat die Vorurtheile dieses Standes getheilt, er hat in der cavaliermäßigen Form den Inhalt des Lebens selbst gesucht. Er ist eingeweiht in die Geheimnisse der Justiz, um sagen zu können, wie die Processe geführt und wie sie gewonnen werden und wie viele Menschlichkeiten bei dem richterlichen Urtheilsspruche mit unterlaufen. Er ist selbst ein Mann der Feder, der mitreden kann, wenn es sich um ein Urtheil über die Journalistik des Landes handelt, und er weiß nur zu gut, wie viel selbstsüchtige Zwecke unter dem Vorwande eines hohen Idealismus verfolgt werden. Er ist zu Hause, wenn er uns in die adligen Clubhäuser führt, wo man als Edelmann den Rubel rollen läßt und den Genüssen des Gaumens fröhnt. Er fühlt sich heimisch in den vornehmen Familiencercles, wenn er uns zeigt, mit wie nichtigen Dingen man seine Zeit verbringt. Er steht ebenso nahe dem russischen Bauern und weiß uns über seine Gewohnheiten und Lebensanschauungen zu berichten. Hat er doch selbst die Kleidung des Bauern mit der des Edelmanns vertauscht. Was er uns sagt über das dumpfe Hinbrüten dieser entgeisteten Massenmenschen, dieser durch ihre Armuth und niedere Bildung von jeder höheren Cultur ausgeschlossenen Proletarier, die Menschen von höherem Stande mit dem tiefsten Mißtrauen begegnen, selbst wenn sie wie Tolstoi als Wohlthäter zu ihnen kommen, das ist durchaus der Wahrheit entsprechend. Er hat selbst die Gefangenen auf ihren Transporten nach Sibirien begleitet und hat aus eigener Anschauung kennen gelernt, was diese Armen unter der Rücksichtslosigkeit ihrer Treiber zu leiden haben, und wie Viele von ihnen an physischen und seelischen Leiden zu Grunde gehen. Er hat sich die Gefängnisse aufschließen lassen, und der erstickende Pesthauch, welcher dem Eintretenden den Athem nimmt, hat ihn nicht abgehalten, gründlich Umschau zu halten. Wir können wohl sagen, was Tolstoi uns schildert, das ist ein Nachtbild der sittlichen Verderbniß, welche mit dem Culturleben verknüpft ist und seine Schilderung wird zur Anklage der Gesellschaft, welche solche Zustände in ihrer Mitte duldet. Aber was er verurtheilt, ist doch nicht eigentlich die Cultur selbst als vielmehr Mißstände, die sie im Gefolge hat, Mißstände, wie wir sie auch in unseren europäischen Culturländern wahrnehmen können.

Freilich läßt sich, was Tolstoi über die russischen Zustände sagt, nicht ohne Weiteres auf unsere westlichen Culturländer übertragen. Tolstoi hat bei seinen Schilderungen zunächst russische Verhältnisse im Auge. Die Helden seiner Romane sind Russen, und wer in Rußland gelebt hat, den weht es beim Lesen seiner Schriften heimathlich an. Aber die sittlichen und socialen Nothstände, welche das moderne Culturleben in seinem Gefolge hat, sind doch auch uns nicht fremd geblieben. Mögen sie immerhin in Rußland greller hervortreten, die Folgenerscheinungen einer hochentwickelten, aber äußerlichen Cultur fehlen auch bei uns nicht. Unsere Modernen bedienen sich recht dunkler Farben, wenn sie das Leben der Gegenwart schildern, sie lassen uns oft in einen recht tiefen Abgrund sittlicher Verkommenheit blicken. Dennoch sind es wirkliche Menschen und Zustände, welche sie schildern, und doch ist es das Leben der Wirklichkeit, welches sie an unserem Geiste vorüberziehen lassen. Der Vorwurf, der ihnen gemacht wird, besteht eben darin, daß sie zu getreu die Wirklichkeit uns malen. So darf es vernünftiger Weise nicht bezweifelt werden, es sind nicht Lichtseiten nur, welche das moderne Culturleben zeigt, auch dunkle Schatten läßt es weithin fallen; es sind nicht gesunde Früchte nur, welche am Baume der Menschheit wachsen, auch faule Früchte sinken genug von ihm herab. Speciell in Bezug auf uns Deutsche können wir wohl sagen: Der Kern unseres Volkes ist gesund, Officier- und Beamtenstand haben ihr altes Ansehen noch behauptet, aber ein überall sich bemerkbar machendes Streberthum, Titel- und Ordenssucht lassen doch befürchten, daß die innere Tüchtigkeit an Werth verliert, wie ihre äußeren Zeichen im Werthe steigen. Und was sollen wir sagen über die überall sich breitmachende Genuß- und Vergnügungssucht, über die Aufwendungen für Luxus und Präsentation nach außen, über die Zusammenbrüche großer und angesehener Institute, über die Veruntreuung öffentlicher Gelder, all' die wilde Erwerbsgier, all' das freche Protzenthum unserer Zeit? Sind das nicht ebenfalls Anzeichen einer sittlichen Corruption, die wohl erst einzelne Theile des Gesammtkörpers ergriffen hat, aber immerhin für den Zustand dieses selbst fürchten läßt? Wir brauchen uns nicht zu stellen, als ob es uns nichts angehe, wenn Tolstoi der Zeit in's Gewissen redet.

Nur können wir ihm nicht folgen, wenn er Staat und Kirche, Cultur und Civilisation, alle unsere staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, Parlamente, Fabriken, Zeitungen ꝛc. als die tohu bezeichnet, welche uns um unser Lebensglück bringen. Wir wissen zu gut, was Staat und Kirche für die Völker gewesen sind und noch sind, was Parlamente, Gerichte, Fabriken und Zeitungen für unsere Entwickelung zu bedeuten haben, wir wissen auch, daß wir sie bei allen Fortschritten der Zukunft nicht mehr entbehren können. Aber darin müssen wir Tolstoi Recht geben, nicht jede Cultur ist auch ein Aufstieg zum Höheren. Es giebt eine Cultur, welche die Völker entnervt, in welcher ihnen ihre Gesundheit und sittliche Lebenskraft verloren geht. Und man kann das von jeder Cultur sagen, welcher die sittlichen Factoren fehlen. Es geschieht deßhalb vielleicht ganz instinctiv, daß jetzt, wo die Uebel einer überfeinerten Cultur bemerkbar werden, unsere Dichter und Schriftsteller die ethischen Probleme einstellen, gleichsam als Abwehr gegen jene. Bei Tolstoi geschieht es ganz zweifellos zu diesem Zweck, und geschieht es mit vollem Bewußtsein.

Aber bei aller Anerkennung für Tolstoi als Ethiker — von seiner verkürzten Ethik und von seinem culturfeindlichen Christenthum kann ich kein Heil erwarten. Nicht zurück zu den Anfängen der Entwickelung wollen wir, sondern zu ihren letzten und höchsten Zielen hin. Nicht von der Cultur als solcher wollen wir los, sondern von ihren Schäden wollen wir uns freimachen. Wir wollen nicht eine Scheincultur, sondern eine gesunde Cultur, die uns geistig befreit. Die aber erreichen wir am sichersten, darin hat wiederum Tolstoi Recht, durch eine Culturmacht, wie sie das Christenthum ist. Nur darf es nicht das Christenthum Tolstoi's sein, weil

Digitized by Google

dies auf den Buchstaben gestellt ist und den Bund mit der Philosophie gelöst hat. Eine Theologie, die das Christenthum nicht wissenschaftlich fassen kann und mag und die nicht philosophisch geschult ist, steht ohnmächtig den Aufgaben gegenüber, welche die Gegenwart an sie stellt. Wie soll sie den Erfahrungen gegenüber und gegenüber den bestätigten Fortschritten der Wissenschaft ihre Stellung wahren, wenn ihr die wissenschaftlichen Hülfsmittel fehlen? Die christliche Anschauungsweise ist ebenso wenig von vornherein festgelegt, wie wir dies von einer wissenschaftlichen Anschauungsweise sagen können. Sie modificiren sich Beide mit den Wandlungen, die sich im geistigen Entwickelungsprocesse der Menschheit vollziehen, und der Christ muß sich so gut wie jeder denkende Mensch aus der Vergangenheit in die Gegenwart versetzen und so gut wie dieser seine Begriffe umgestalten können. Das wird aber dem nur möglich sein, der sein Christenthum geistig erfaßt. Darum wird ein philosophisch gefaßtes Christenthum allein einer Zeit gerecht werden und allein auf die Culturentwickelung der Zeit einen Einfluß ausüben können. Man hat die Rolle, welche dem Christenthum für die Culturentwickelung zugefallen ist, seit Schopenhauer auf den Buddhismus übertragen wollen. Der Buddhismus trägt in sich einen reichen philosophischen Gehalt und besitzt eine außerordentliche Accommodationsfähigkeit an das Denken nicht nur der alten Indier, sondern auch unserer modernen Philosophen, was ihm vor Allem den Eintritt in unsere europäische Geistescultur erleichtert hat. In einer Zeit, wo man das Christenthum dogmatisch fest zu legen und seines philosophischen Charakters zu entkleiden suchte, mußte der Buddhismus als der geeignetste Ersatz für das Christenthum erscheinen. Er erschien für die Weiterbildung der religiösen Begriffe und für die Behandlung metaphysischer Probleme die besonders passende Religion. Er war auch wie das Christenthum eine Religion der Erlösung und verschloß nicht in optimistischer Vertrauensseligkeit die Augen vor den Gebrechen und Leiden der Welt und allen den Uebeln, welche das Culturleben der Völker in seinem Gefolge hat. Dennoch kann er Ersatz für das Christenthum sein. Der Buddhismus sieht die Ursache aller Uebel nicht in dem jeweiligen Culturzustande der Zeiten und Völker, sondern in der so gearteten Welt selbst, deren Aufhebung ihm das letzte Ziel aller Entwickelung ist. Das Christenthum dagegen erblickt die Ursache aller Uebel in dem Sosein dieser Welt, in ihrem durch die jedesmalige Cultur bedingten Zustande. Darum ist sein Ziel nicht die Vernichtung der Welt, sondern vielmehr die Umgestaltung dieser Welt und ihre Emporführung zu einer neuen und höheren Culturstufe. Sodann ist die Ethik des Buddhismus mehr negativer Art, indem sie nicht sowohl zum Rechtthun, als vielmehr zum Unrechtleiden die Völker mahnt. Es liegt ein quietistischer Zug in ihr, der sie zur Mitarbeit an dem Culturprocesse der Menschheit ungeeignet macht. Sie führt leicht zur Lebensmüdigkeit, wo thatkräftiges Handeln noththut. Dem gegenüber lehrt die Ethik des Christenthums, wie man nicht allein durch Unrechtleiden dem Uebel steuert, sondern mehr noch durch das Gute, welches man selbstthätig schafft. Das Reich Gottes nennt Jesus einen Sauerteig, welcher nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern auch das Leben der Menschheit um- und neugestalten kann. Die Geschichte liefert auch der Beweise genug, welche zeigen, wie die Wiedergeburt der Völker vom Christenthum ihren Ausgang genommen hat.

Es ist das große Verdienst Tolstoi's, wieder mit Nachdruck auf das Christenthum hingewiesen zu haben, als auf die Lebensquelle, aus welcher die Völker Gesundheit und Lebenskraft schöpfen. Auch darin erkenne ich gern sein großes Verdienst an, daß er von Neuem die ethischen Seiten des Christenthum betont hat. Nur allzulange haben die christlichen Kirchen über der Behandlung dogmatischer Fragen die Ethik des Christenthums verabsäumt. Und die Vorwürfe, welche Tolstoi nach dieser Richtung hin gegen die Kirchen in unseren christlichen Staaten erhebt, sind nur allzuberechtigt. Bloß darin hat er Unrecht, daß er das Christenthum auf einen Bruchtheil, auf die Bergpredigt, beschränkt und durch ihre buchstäbliche Fassung zu dem Schlusse kommt, das Christenthum sei eine culturfeindliche Macht. Soll das Christenthum in seiner weltgeschichtlichen Mission gewerthet werden und soll es seine Stellung in der Culturentwickelung der Völker wieder gewinnen, dann dürfen wir nicht bei dem Buchstaben stehen bleiben, sondern müssen das Christenthum in seinem geistigen Gehalte, in seinen weltbewegenden Gedanken erfassen. Wir müssen von der Bibelkritik, die ja heute mit großem Erfolge betrieben wird, zu einer philosophischen Behandlung des Christenthums fortschreiten, um so den Zusammenhang zwischen der Geistesarbeit der Zeit und der Arbeit im Reiche Gottes wieder herzustellen. So wird es dann auch offenbar werden, daß das Christenthum nicht culturfeindlich, sondern vielmehr eine Culturmacht ersten Ranges ist.

Literatur und Kunst.

Heinrich Kruse.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

In einem Alter, das zu erreichen nur Wenigen bestimmt ist, starb der Stralsunder Dichter Heinrich Kruse in dem kleinen Städtchen Bückeburg, wo er seit einem halben Menschenalter zurückgezogen nur seiner literarischen Thätigkeit lebte. Er hatte noch seinen sechsundachtzigsten Geburtstag feiern können — nach wenig mehr als einem Monat später schied er aus einem langen Leben, das reich an Arbeit, ihm manchen Erfolg gebracht hatte. Ein Zeugniß von seinem körperlichen Wohlbefinden und seiner geistigen Frische und Regsamkeit legen die letzten dramatischen Werke ab, die er vor drei Jahren veröffentlichte; und sein letztes Drama „König Heinrich der Siebente" leitete er mit einem munteren, für ihn recht bezeichnenden Vorwort ein: „Manche werden sagen, daß man im dreiundachtzigsten Jahre keine Dramen mehr schreiben solle; doch allgemeine Regeln passen nicht auf alle Fälle. Man sagt auch, im hohen Alter solle man nicht mehr in der See baden; da mir aber das Seebad großes Vergnügen macht und mir vorzüglich bekommt, so bade ich ruhig weiter."

Von seinen äußeren Lebensschicksalen läßt sich nur wenig sagen. Er wurde in Stralsund am 15. December 1815 geboren, studirte, ging auf einige Jahre ins Ausland und sah sich besonders in England um. Heimgekehrt wurde er Gymnasiallehrer, doch blieb er es nur drei Jahre; dann widmete er sich der schriftstellerischen Laufbahn und schrieb viel für die Kölnische Zeitung, deren Chefredacteur er wurde und lange Jahre blieb. 1884 zog er sich nach Bückeburg zurück, wo er am 13. Januar 1902 gestorben ist.

Obwohl Heinrich Kruse fast zwei Dutzend Bücher*) geschrieben hat, ist sein Name doch dem größeren Publicum beinahe fremd geblieben. Er hat niemals für sich Propaganda gemacht, und für ihn ist auch niemals Propaganda gemacht worden. Er war nicht die Persönlichkeit dazu und darnach. Er wußte ziemlich genau, was er werth war, und diesen Glauben an sein Können vermochten Lobeserhebungen

*) Heinrich Kruse's dramatische Werke, im Ganzen neunzehn Bände, sind bei S. Hirzel, Leipzig, erschienen; ebenda auch „Gedichte", „Seegeschichten, Neue Folge" und „Die kleine Odyssee"; bei Cotta Nachfolger zwei Bändchen „Seegeschichten".

Digitized by Google

weder zu verstärken, noch Schmähungen und Angriffe zu vermindern. Unbekümmert um beide ging er den Weg, den er als den richtigen erkannt hatte, und von dem er wußte, daß er zum Ziele führe.

Er war ein wehrhafter Mann, der mit ehrlichen Waffen ehrlich focht, der seine eigene Meinung hatte und sie mit der Macht seiner Persönlichkeit auch vertrat, der kein Hehl aus seiner Ueberzeugung machte und sich offen aussprach über die Dinge, die ihn beschäftigten und die für ihn etwas bedeuteten.

Spät erst ist er als Dichter hervorgetreten, ein alternder Mann. In Jahren, wo bei vielen anderen schon die Schaffenslust schwindet, gab er sein Erstlingswerk heraus, das mit dem Schillerpreis bedacht wurde und die Aufmerksamkeit literarischer Kreise auf das neue dramatische Talent lenkte. Man meinte sich viel von ihm versprechen zu dürfen, man setzte auf ihn Hoffnungen, die sich aber doch nicht so erfüllten, wie man es erwartet hatte. Auf „Die Gräfin" folgten noch fünfzehn historische Dramen, Fastnachtsspiele, dramatische Einakter, Scenen und Kleinigkeiten; doch keines dieser Werke vermochte sich ein andauerndes, die wenigsten ein längeres Bühnenleben zu gewinnen. Heute wird kaum noch das eine oder andere Werk Kruse's gegeben. Die Kritik hat sie als Buchdramen verdammt und bei Seite geschoben; man kennt nur einige dem Namen nach, und auch diese wenigen sind dem Schicksal aller Buchdramen verfallen, nicht gelesen zu werden.

Heinrich Kruse hat sich wacker gewehrt dagegen, daß seine Werke als Buchdramen verurtheilt wurden; doch hat ihm alle seine Anstrengung nichts genutzt. Er hat nicht Recht behalten; man ist über seine oft wiederholten Proteste zur Tagesordnung übergegangen. Heinrich Kruse der Dramatiker ist todt. Wirklich? Man giebt nur der Wahrheit der Ehre, wenn man die Frage bejaht.

Es lohnt sich aber doch der Mühe, seine dramatischen Werke näher zu prüfen, um vielleicht feststellen zu können, weshalb sie alle einem baldigen Tode geweiht waren. Diese Mühe ist auch bei dem großen Material nicht gering, und das Vergnügen an der Lectüre der Dramen macht des öfteren der Pflicht, zu lesen, Platz.

Bevor ich aber auf die dramatischen Werke Kruse's eingehe, möchte ich noch sagen, wie sich der Dichter selbst über sein Verhältniß zum Theater, über seine Dramen im Ganzen und über einzelne Werke geäußert hat. Er glaubte sagen zu können, daß er stets die Bühne vor Augen gehabt habe, jedoch nur die Bühne, wie sie sein sollte, nicht wie sie jetzt bei uns durch den Geschmack des Tages zufällig sei. Er gab sich nicht zufrieden, wenn er ein Drama fertig geschrieben hatte; immer wieder ging er es durch, um es bis zu dem ihm erreichbaren Grade der Vollendung zu bringen. Im Mai 1899 schrieb er: „Es gehört wirklich einiger Muth dazu, in einer Zeit, wo der Naturalismus seine wüsten Orgien feiert und der Grundsatz zu herrschen scheint: Fair is foul and foul is fair! bis zuletzt für Wahrheit und Schönheit einzugestehen." Für ihn bestand die Aufgabe der Bühne darin, zu erheben, nicht niederzudrücken; sie sollte ein Heiligthum der wahren Kunst sein, die zugleich auch schön ist; sie sollte ein Tempel der großen classischen Kunst sein. Es gab gab für ihn zwei Meister dramatischer Kunst, die ihm vorbildlich waren und denen er nachzueifern sich bemühte: Shakespeare und Schiller.

Man hat Heinrich Kruse oftmals beschuldigt, er hätte großes Gefallen daran, Stoffe zu behandeln, die vor ihm schon dramatisch behandelt worden wären. Kruse war nicht der Mann, eine Ungerechtigkeit stillschweigend zu ertragen und er entgegnete sehr treffend, auch Schiller, der in der Geschichte aller Völker nach Vorwürfen für die dramatische Kunst umherspähte, habe, Fiesko ausgenommen, kein einziges geschichtliches Drama geschrieben, dessen Stoff nicht schon vor ihm, zum Theil unmittelbar vor ihm behandelt worden. Als er wieder ein Drama im Jahre 1883 veröffentlichte, kam er der schon oft gegen ihn erhobenen Beschuldigung zuvor, indem er seine bisher erschienenen zwölf Dramen auf die Richtigkeit des an und für sich schon kaum ernst zu nehmenden Vorwurfs hin prüfte: Seit uns der herrliche Mann (Schiller) entrissen wurde, sind dreiunddreißig Jahre verflossen und in jedem derselben sind ungezählte Tragödien auf uns herabgeregnet, so daß man glauben könnte, es sei kein trocknes Plätzchen, wir meinen, kein unberührtes geschichtliches Ereigniß für die Dramatiker übrig geblieben. Aber siehe da, unter meinen zwölf Trauerspielen sind nicht weniger als fünf, deren Gegenstand meines Wissens niemals von einem anderen Dichter behandelt war: Die Gräfin, das Mädchen von Byzanz, der Verbannte, Raven Barnekow, Witzlaw von Rügen. Hinterher wurde freilich entdeckt, daß die Gräfin Theda von Ostfriesland von einem einheimischen Schriftsteller, Namens Beinhöfer dramatisirt worden ist, zwar nicht ganz ohne Bühnengeschick, da er selbst Schauspieler war, aber als Kunstwerk ist sein Stück unbedeutend.

Der Verbannte Corfiz Ulfeld ist zwar schon vor Erscheinen des Kruse'schen Werkes in Wien von Martin Greif auf die Bühne gebracht worden, aber Kruse's Drama war damals längst geschrieben. Denn er pflegte seine Werke, länger als es Horaz vorschreibt, im Pult zu bewahren und fleißig umzuarbeiten, was wohl der eigentliche Sinn seiner Vorschrift ist. Einzelne seiner Dramen hat er sechs und sieben Mal umgegossen; daher ist es geschehen, daß ihm mehr als einmal die Priorität scheinbar entrissen wurde. Sicher also sind von den zwölf Dramen fünf, oder wenn man die Gräfin abziehen will, doch vier auf jungfräulichem Boden erwachsen. Wenn man es als einen Vorzug ansehen will, daß ein Dichter neue Stoffe auffindet, so verdient Kruse nicht jenen oft wiederholten Vorwurf.

Auch unter meinen anderen Stücken ist kein einziges, erklärte der Dichter damals, dessen Gegenstand schon früher in mustergiltiger Weise in deutscher Sprache behandelt wurde. Und warum sollte der Dichter früher auf die geeignetsten dramatischen Stoffe Verzicht leisten und zu weniger günstigen greifen? Die alten Tragiker behandelten sogar mit Vorliebe dieselben Stoffe. Es liegt ein eigener Reiz in einem solchen stillen Wettkampf. Ich bin zum Beispiel weit davon entfernt, mir einzubilden, Wullenwewer oder Marino Falieri hätten unter meinen Händen ihre endgültige Form erlangt. Aber Gutzkow hat anerkannt, daß mein Wullenwewer ein Fortschritt gegen den seinigen wäre, und Paul Lindau bemerkte, als die Meininger Byron's dramatisch schwachen Dogen von Venedig auf die Bühne brachten, daß unter den bisherigen Bearbeitungen jener merkwürdigen Verschwörung meine die gelungenste sei. Immanuel Geibel entließ mich nach Venedig mit den Worten: „Der rechte Marino Faliero ist noch nicht geschrieben, den mußt du schreiben." Und ich bereue es nicht, seiner Mahnung gefolgt zu sein. Besonders laut wurde gegen mich geschrieen, als ich es gewagt hatte, in meinem Brutus denselben Stoff wie Shakespeare im Julius Cäsar zu behandeln. Obgleich meine Widersacher nicht im Stande waren, in meinem Stücke auch nur einen einzigen meinem großen Vorgänger entlehnten Vers anzuführen, beschuldigten sie mich doch des Plagiats, worauf freilich ein namhafter Gelehrter nach sorgfältiger Prüfung öffentlich erklärte: „Kruse's Brutus ist ein durch und durch ureigenes Werk." Eine Arabella Stuart ist allerdings schon vor mehreren Jahren von einem hervorragenden deutschen Dramatiker für die Bühne bearbeitet worden. Aber weit früher, schon im Jahre 1849, als ich mich am Genfer See zu erholen suchte, habe ich den ersten Act und den Entwurf des ganzen Stückes geschrieben, und 1861 machte ich auf Rügen weitläufige Vorstudien zu einer Umarbeitung des Dramas. Warum sollte ich mich durch ein Werk, das ich erst lesen werde, wenn der Druck des meinigen vollendet ist,

Digitized by Google

hindern lassen, meine Studien zu benutzen und meine Entwürfe zu vollenden? Wir können uns ja Alle, Jeder nach seinen Kräften, am Bogen des Odysseus versuchen.

Diese Worte Kruse's enthalten neben einer Abwehr auch, in Andeutungen freilich nur, einen Beitrag zur Charakteristik des Dichters und zu seiner Auffassung der Kunst. Einen anderen kleinen Beitrag noch zu dieser letzteren gab Kruse, als er sich gegen den Vorwurf eines Shakespeare'schen Scenenwechsels vertheidigte. Ihm, der von den Freiheiten, welche Lessing der deutschen Bühne angeblich erstritten haben soll, nur den bescheidensten Gebrauch machte, wurde unaufhörlich ein zu großer Scenenwechsel vorgeworfen und ihm der gute Rath ertheilt, in Verwandlungen der Scene dasselbe weise Maß einzuhalten wie Schiller und Lessing. Doch hat Shakespeare ein Dutzend Scenenwechsel in einem einzigen Acte und Kruse im „König Erich", einem Werke, bei dessen Gelegenheit er in dieser Hinsicht am meisten angegriffen wurde, in allen fünf Acten nur vier. Mit kräftigen Worten fertigte Kruse diese Kritiker ab: „Wie lange soll der Unfug und der Widersinn dauern, daß wir gewohnheitsmäßig Lessing immer noch als unseren dramatischen Gesetzgeber preisen, aber alle seine Lehren, namentlich die Grundlehre seiner Dramaturgie, daß wir Deutschen mit dem freien Geiste der englischen Bühne näher verwandt sind, als mit dem gebundenen der französischen, täglich mit Füßen treten? Schiller sprach von der französischen Aftermuse, die wir nicht mehr ehren; aber ihre zertrümmerten Altäre sind überall wieder aufgebaut. Von der Höhe der Einsicht, auf der August Wilhelm Schlegel schrieb: „Für andere Dramen lasse ich einen häufigeren Scenenwechsel zu, für historische Dramen fordere ich ihn sogar" sind wir wieder herabgesunken zu einem Regelkram, kaum minder engherzig, als die Vorschriften des Boileau und Batteux. Ich will der Versuchung, bis in alle Einzelheiten nachzuweisen, wie kleinlich und verkehrt die aufgewärmten Regeln sind, auch diesmal widerstehen. Das historische Drama im großen Styl wird dabei zur Unmöglichkeit. Uebrigens darf ich sagen, daß ich der Richtung der Zeit niemals muthwillig ins Gesicht geschlagen habe. Im Gegentheil, ich bin bemüht gewesen, ihr nachzugeben, soweit es mein künstlerisches Gewissen irgend zulassen wollte. In der Literatur wie in der Politik bin ich aller Maßlosigkeit abhold. Ich erkenne bereitwillig an, daß jeder nicht nothwendige Scenenwechsel ein ebenso großer Fehler ist, wie jede überflüssige Person. Den Scenenwechsel habe ich in meinen Dramen so sehr beschränkt, wie es der Stoff und meine Aufgabe erlaubten, wie denn zum Beispiel in meinem „Marino Falieri" nur ein einziger Scenenwechsel vorkommt."

Den literarischen Werth könnten freilich die beiden gegen Kruse's dramatische Werke erhobenen Vorwürfe, selbst wenn sie, was nicht der Fall, berechtigt wären, kaum mindern. Die Frage stellt sich so: Sind Kruse's Werke historische Dramen im großen Styl? Denn daß er solche zu schreiben beabsichtigt habe, ist außer allem Zweifel.

Sein Stoffkreis ist nicht beschränkt, er hat sich dramatische Vorwürfe aus der griechischen, römischen, germanischen, deutschen, englischen, skandinavischen, russischen, italienischen Geschichte geholt. Seine Helden sind Könige, Kaisersöhne, Feldherren, kurz, Machthaber und Machthaberinnen. Die Conflicte sind der Kampf eines großen Menschen gegen die Masse der kleinen, der Kampf der Mächtigen um Herrschaft, ihre Mißachtung des Rechts, der Gerechtigkeit; ihr Sich auf sich selbst stellen wollen. Ihr sollt keine anderen Götter haben neben uns, so denken sie, danach handeln sie. Kruse hat den Blick für dramatische Conflicte; er ist nicht umsonst bei Shakespeare und Schiller in die Schule gegangen. Und doch, es fehlt ihm die Kraft, diese Conflicte auszubeuten und bis in ihre Tiefen zu erschöpfen. Sein Können entspricht nicht seinem Wollen. Er besitzt das Talent der Exposition in hohem Maße, die ersten Acte seiner Werke sind meist einwandfrei und tadellos gebaut, man könnte sagen Muster von Knappheit, ohne überflüssige Worte. Er besitzt auch die Fähigkeit, die Handlung energisch fortzuführen, ohne Stillstand; er hat stets das Ziel vor Augen. Und doch sind wir zum Schluß des Dramas nicht mehr gefesselt und kaum mit Aufmerksamkeit bei der Sache. Er möchte Zeitbilder geben in kühner Frescomalerei, aber ihm fehlt der Schwung, der Ueberblick über die Wandfläche, könnte man sagen, die sein Pinsel zu bemalen hat. Er ist eine tüchtige, ehrliche Persönlichkeit, der es nicht an Kunstverstand gebricht, er ist aber keine große Persönlichkeit voller Leidenschaft. Ihm fehlt das Ergriffensein von seinem Gegenstand, er ist zu wenig in ihm. Er hat Kühle und Klarheit, aber kein loderndes Feuer, in dem er das Rohmetall glüht, reinigt, um es zu einem Kunstwerk zu verarbeiten.

Man kann nicht von ganzem Herzen an seine großen Menschen glauben. Man spürt bald, es fehlt ihnen irgendwo zur wirklichen Größe; manchmal vermögen wir uns sogar nicht des Glaubens zu erwehren, es seien vielleicht gar nur Philister, die sich aufspielen wollen. Kruse's Menschen sind gebildet, vornehm. Selbst im Zorn, überhaupt in der Erregung verlieren sie nicht das Maß des Anstandes. Sie sprechen schwungvoll, pathetisch. Sie wissen in der Geschichte gut Bescheid, oft verrathen uns niedere Leute ganz respectable Kenntnisse der antiken Historie. Es ist merkwürdig, aber wir kommen, je länger wir in Kruse's Werken lesen, desto schneller darüber fort; es stört schließlich nicht mehr. Auch daran gewöhnen wir uns, die gebrauchten Personen wie auf ihr Stichwort flugs an Ort und Stelle zu sehen! Der Dichter ruft den Namen, und die Person sagt: „Hier bin ich" und spielt mit.

Er versteht häufig mit wenigen Zügen das Charakterbild eines Menschen zu geben, doch oft überläßt er es den Personen selbst, eine kleine Charakterbiographie von sich zu geben: sie erklären sich in Worten anstatt durch Thaten. Die Männer hat er im Allgemeinen besser getroffen als die Frauen, unter den Männern wieder besser die kräftigen als die schwankenden, haltlosen. Einige rührend schöne Mädchenfiguren hat er mit wenigen feinen Strichen zu zeichnen gewußt, diese ganz uncomplicirten, auf einen Gefühlston gestimmten Geschöpfe hat er vielleicht am Besten geschildert.

Zur historischen Tragödie im großen Styl gehört Feuer, Schwung. Das fehlt Kruse, und deßhalb hat keines seiner Dramen leben können. Wenn er sich an kleinere Aufgaben machte, hat er oft viel Glück gehabt. In kleinen harmlosen Lustspielen, in den Fastnachtsspielen ist er am Glücklichsten gewesen. Da konnte sich auch sein stachelloser gutmüthiger Witz nach Belieben ergehen, da war er recht eigentlich in seinem Element. Unter seinen Dramen stehen die, welche in Kruse's engerer Heimath spielen, besonders hoch, nicht etwa weil sie technisch besser gebaut sind, ihre Menschen schärfer charakterisirt, sondern weil sie Heimathkunst enthalten: die Liebe des Dichters, die Anhänglichkeit an den Mutterboden hat sich ihnen aufgeprägt.

Und deßhalb wirken auch die Seegeschichten so unmittelbar auf uns trotz ihres uns fremden, mindestens ungewohnten Versmaßes, und trotzdem sich die Schiffer und Fischer manchmal mit einer gewissen Gymnasialbildung ausdrücken. Diese Seegeschichten verdienen in der Geschichte deutscher Epik an hervorragender Stelle genannt zu werden; und man sollte sie lesen, denn sie verdienen es. Ernstes und Heiteres geht in ihnen bunt durcheinander, Schnaken und Schnurren, wie die von der Seeschlange, Schiffermärlein, wie das vom Klabautermann, Anekdoten und Witzchen, köstliche Scenen aus dem Seeleben, ernste Geschichten vom Leben auf dem Meere, tragische und traurige wechseln ab in den drei dünnen Bändchen, zu denen sich als viertes „Die kleine Odyssee" gesellt, die famose Nacherzählung des griechischen Heldengesangs durch den Schiffsjungen Heinrich an Bord der Brigg

Digitized by Google

„Albert Friedrich“. Unter den Seegeschichten befinden sich ein paar kleine Meisterwerke, wie „Die Siegelbewahrer“, „Die Seekadetten“, „Seedienst“, „Die Schutzzölle“. Auch Gedichte hat Kruse veröffentlicht, nur wenige aber, ein dünnes Bändchen, in welchem die Elegieen den ersten Platz einnehmen nach Form und Inhalt. Sie sind gedankenvoll und formschön; man wird sie den besten deutschen beizählen dürfen.

Kruse, der Dramatiker, ist todt und wird kaum mehr zum Leben erweckt werden und werden können, doch der Epiker, der uns die Seegeschichten schrieb und schenkte, wird in unserem dankbaren Andenken leben und uns durch seine feine Kleinkunst, seinen warmen Humor, noch manche frohe Stunde machen.

Ein Heinrich-Marschner-Buch.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

„Ein Marschnerbuch?“ fragt der Leser. Vorausgesetzt nämlich, daß er Max Maria von Weber's Carl-Maria-Weberbuch gelesen hat. Denn dieses ist ja auch zugleich ein Marschnerbuch. Eine ungewollte Marschnerbiographie, in welcher Marschner lautlos umgeht; ein mehr fühl- als greifbarer Schatten. Sein Bild aus hundert verstreuten Anspielungen und Beiläufigkeiten sich zusammenzusetzen, müßte seinen heimlichen Reiz haben für ein musikalisch-literarisches Gemüth. Es käme da vermuthlich etwas sehr Erkennbares heraus; etwas, das ungefähr dem Negativ einer Photographie gleich käme; ein geistiges Negativ gleichsam. Das würde dann eine wirksame Ergänzung gegeben haben zu Georg Münzer's gelungenem Lebens- und Wirkungsporträt Heinrich Marschner's. Was Münzer nämlich fehlt, das ist jene ahnungsvolle Pfiffigkeit, die auch unter glatten Oberflächen wichtige Dinge spürt und herausgreift. Ihm mangelt der Sinn für den Zauber der Wechselwirkungen. Oft giebt er nur die nackte Thatsache, und doch sind ja die Umstände, die eine Thatsache bilden helfen, oft wichtiger als diese selbst. So sind namentlich den Beziehungen nach oben und unten, allem Verkehr nach rechts und links, dem Hin- und Herspinnen persönlicher Fäden sehr viele Zeilen gewidmet. Desgleichen allem Familienhaften, man nehme nur die fraubasenhafte Wichtigkeit, mit welcher die vier Ehebündnisse Marschner's verzeichnet sind. Der Hans-Heiling-Componist war nämlich ein unermüdlicher Freier. Ein jovialer Ritter Blaubart, ein in's Menschenfreundliche verkehrter Lord Ruthwen, der drei Bräute freite und begrub, bis ihn die vierte, Therese Janda, doch überlebte.

Der Leser von Münzer's Buch wird also vielleicht erst auf seine Kosten kommen, wenn er es zugleich mit jener Weberbiographie liest. Namentlich zwischen den Zeilen steht da vieles Hochinteressante. Unbegreiflich, wie Münzer sich diesen, für seine Darstellung so kostbaren Geheimtext entgehen lassen konnte, der so Vieles verräth von dem Verhältniß, wie es in Wirklichkeit zwischen Weber und Marschner bestand. Meist wird dieses Verhältniß dargestellt als eine hochachtungsvolle Achtung von etwas kühler Temperatur. In Wahrheit war es eine regelrechte Feindschaft. Schon sehr früh empfand der nervöse kleine Weber den jungen Marschner als einen schmerzlichen Pfahl im Fleische, bereits zur Zeit, als Marschner an Weber einen seiner Erstlinge, die Oper „Heinrich IV. und d'Aubigné“, sendete. Beim Durchsehen der Partitur war Weber ein wenig starr über diese Anfänge. Er sah da schon leise Spuren einer dramatischen Dämonik, die er, die ihn ..... Doch er dachte lieber nicht weiter, sondern nahm die Oper an, mit dem Vermerk, sie „demnächst“ (ein demnächst von damals und in Dresden) aufzuführen. Darüber verging die Zeit, und Weber konnte inzwischen seine Furcht vor dem entfernten jungen Talent wachsen lassen. Und eines Tages stand der Entfernte vor ihm; in voller Leibhaftigkeit. Das war zu Hosterwitz, in Weber's berühmtem Sommerhäuschen. Sämmtliche Nerven des Hausherrn zappelten dieser ungeschlachten Nervenlosigkeit gegenüber. Ein junger Eichbaum stand vor ihm, in vollem Schuß, und dieser war, das sah Weber voraus mit der fieberigen Hellseherei des Brustkranken, sein nächster Erbe, sein unmittelbarer Nachfolger im Ruhm. Er athmete hoch auf, als Marschner ihn verließ, bewahrte ihm aber weiter eine Art knirschendes Interesse. So studirte er z. B. alsbald „Heinrich IV. 2c.“ ein, mit einem Eifer, der ihm sein Bißchen Athem nahm. Zugleich aber zeigte er ein wühlendes Bestreben, Marschner von Dresden fernzuhalten. Und inzwischen wieder brachte er, nach vierzehn Proben, eine glänzende Aufführung der Oper zu Stande. Dieses Denkwürdige geschah am 19. Juli 1820. An jenem Abend, der jener Nacht vorausging, in welcher Marschner in Preßburg ein so seltsames Traumgesicht hatte. Ihm träumte nämlich eine vollständige Aufführung seiner Oper im Dresdener Hoftheater. Mit allen Details, bis auf die Applausfalven nach gewissen Scenen. Am nächsten Morgen notirte er den Traum, der ihm doch sehr curios vorkam. Und acht Tage später erhielt er einen Brief von Weber, mit einer ausführlichen Schilderung der thatsächlich stattgehabten Aufführung seiner Oper. Und Alles stimmte haarklein mit den Einzelheiten des Traumes überein: Datum, Localität, Namen der Darsteller, Applaus, Alles, Alles. Das ging denn doch über den platten Alltag hinaus. Marschner begann an geheime Zusammenhänge zu glauben, an zauberstarke Fäden, welche die Ereignisse dieser Welt verknüpfen nach bestimmten, unbestimmbaren Gesetzen. Er theilte den Traum auch Weber mit, doch kamen sie einander nicht näher. Und später leugnete Marschner sogar seine auffallende musikalische Aehnlichkeit mit Weber. Als man in seiner Ouvertüre zu Kind's „Schön Ella“ zahlreiche Citate aus dem „Freischütz“ fand, schwor Marschner, damals noch keine Note des „Freischütz“ gekannt zu haben. Wohl möglich! Denn bevor noch das epochemachende Werk geboren wird, ist schon jener bestimmte Duft da, der es später umwittert. Schwere Nebeldünste, die in der Luft brauen und sie erfüllen. Die „Freischütz“-Typen waren schon geprägt, bevor er noch da war. Marschner athmete Freischützluft seit seiner Geburt. Auch mußte gerade er, der Weber so nahe verwandt war, noch länger und gründlicher in der Weber'schen Puppenhülle gefangen bleiben, als jeder Andere. Spukte doch zu seinem Verdruß der „Freischütz“ noch im „Vampyr“ herum.

Ich habe es gesagt, wie in Münzer's Buch die Beziehungen zwischen Weber und Marschner nur leise gestreift sind. Dadurch ging ein Stück vom Wesen Marschner's verloren, seine revolutionirende Seite gleichsam, die sonst niemals zum Vorschein kam. Denn im Grunde war er eine bürgerlich-loyale Natur. Sogar ein höchst bürgerlicher Bürger, ein Kleinstädter auch in der größten Großstadt. Der Provinzsachse aus der engen Sphäre, mit den engen Instincten, selbst im höfischen Dresden, noch im kleinpariserischen Leipzig.

Geboren wurde Marschner in Zittau, am 10. August 1795. Das ist ein kleines Grenzstädtchen, schon ein wenig slavisch angeflogen und doch so sächsisch wie möglich. Uebrigens stammte Marschner's Vater, Franz Otto, direct aus Böhmen. Er war seines Zeichens Horndrechsler, dabei aber tief musikalisch. Dieses war auch die Mutter, Christiana Gottliebe, geborene Cassel. Ihre Liedervorträge am Spinnrade, an langen Winterabenden haben im Gemüthe des Sohnes bleibende Spuren zurückgelassen. Die ganze Spinnstubenromantik im „Heiling“ ist auf diese Eindrücke zurückzuführen. Der Trieb nach musikalischer Aeußerung regte sich früh. Aber in Zittauer Horndrechslerkreisen studirte man damals nicht Musik schlechtweg. Vielmehr dachte Papa Marschner an die Jurisprudenz für seinen Sohn. Heinrich kam auf das Gymnasium der Stadt, wo es aber sehr musikalisch zu-

Digitized by Google

ging. Erwiesen ist, daß er bald Bach vom Blatte singen konnte. Höher als Bach'sche Motetten standen ihm aber damals die Oratorien des Bautzener Cantors Bergt. Er hatte bald Gelegenheit, Bergt's Nähe zu genießen, denn zu Weihnachten 1809 übersiedelte er nach Bautzen. Eine gewisse Mättig'sche Stiftung warf jedem Kirchensänger (ein solcher war Marschner) eine mäßige Belohnung aus, auch gab er Lectionen. Aber die guten Bautzner kümmerten sich nicht viel um Musik, auch mutirte Heinrich schon im Frühjahr und kehrte dann in's Elternhaus zurück. Er fand die Mutter allein, der Vater hatte sich von ihr getrennt, „durch seine Schuld". In dieser Beengtheit strebte der Jüngling, seine Flügel zu entfalten. Zu den Producten von „damals" gehört u. A. eine als op. 3 erschienene „Kindesmörderin". Auch ein theatralischer Versuch wurde schon gemacht. Es war ein Ballet „Die stolze Bäuerin", bestellt vom Director einer durchreisenden Theatertruppe. Sogar Proben gab es, welchen der schüchterne junge Componist auf dem Schnürboden beiwohnte. Dort nun soll er einmal die etwas abfällige Bemerkung eines groben Hornisten über seine Musik erlauscht haben, worüber er in eine tiefe Ohnmacht fiel. Einige Minuten lag er so da. Als man ihn endlich fand, war er schon im vollen Delirium. Ein schweres Nervenfieber kam zum Ausbruch und zehrte wochenlang an seinen Kräften. Kaum genesen, begann er wieder zu musiciren. Jetzt aber planmäßig: zuerst graueste Theorie, beim Musikdirector Hering, hierauf Instrumentation aus Partituren, die ihm ein reicher kunstfreundlicher Zittauer, der Kaufmann Exner, bereitwillig lieh.

Aus diesem Musikrausch erwachte der Jüngling noch rechtzeitig, um das Gymnasium zu absolviren, denn noch immer war er ernstlich zum Jus entschlossen. Trotzdem machte er 1813 einen Abstecher nach Prag, um dort Musik aus allen verfügbaren Quellen zu schlürfen. Erst dann ging er nach Leipzig, wo Anker geworfen wurde, bis auf Weiteres.

In Leipzig war Marschner in erster Linie Studiosus juris. Dabei dachte er gar nicht an die massenhafte Weltgeschichte, die um ihn herum gemacht wurde. Die Donner der Völkerschlacht ließen ihn kalt, das Fallen der eisernen Würfel hörte er mit Gleichmuth, nicht einmal zu einem patriotischen Männerchor riß ihn sein Patriotismus hin. Das war, weil er eigentlich gar keinen hatte. Er war der Sachse mit dem ausgeprägten Sonderbewußtsein, ein Particularist durch und durch. Preußen war ihm „Ausland", wie Frankreich, und es war ihm ziemlich gleichgiltig, ob dieses siegte oder jenes.

Nach dem Krieg besuchte Marschner fleißig juridische Collegien. Daneben aber verkehrte er viel mit dem Thomascantor J. G. Schicht, der ragendsten Musikſäule von Leipzig. Schicht interessirte sich ernstlich für Marschner. Durch ihn wurde er ein gewiegter Praktiker, vor Allem aber ein Versteher großer Musik, ein glühender Bewunderer Beethoven's. Endlich warf er, auf Schicht's dringenden Rath, den Studentenrock ab, um sich ganz der Musik zu widmen. Die neue Laufbahn wurde schleunigst mit einer kleinen Kunstreise eingeleitet. Zugleich erfolgte die Herausgabe von „12 Bagatellen für Guitarre". Bald folgte eine größere Kunstreise, die Marschner u. A. auch nach Karlsbad führte. Dort ging ihm sein Glücksstern auf, das heißt, er lernte den Grafen Thaddäus Amadée kennen. Einen geborenen Förderer junger Talente, mit einer unglaublichen Witterung für dieses rare Wild. Er ließ Marschner gar nicht mehr los. Zuerst ermöglichte er ihm ein Concert in Karlsbad. Sodann stopfte er ihm die Taschen voll mit Empfehlungen für Wien. Als Marschner nach Wien reiste, stand an seinem Horizont flammend ein Name: Beethoven. Aber als er Beethoven gegenüberstand und dessen Urtheil über seine mitgebrachten Compositionen etwas vernichtend ausfiel, stürzte er aus sämmtlichen Himmeln. Der verzweifelte junge Mensch wollte schleunigst nach Leipzig reisen, um wieder Jurist zu werden. Mit Mühe und dem Hinweis, daß Beethoven es auch mit Anderen so mache, konnte ihn Graf Amadée davon abhalten.

Marschner blieb und führte nun bis auf Weiteres ein ästhetisch verbrämtes Cavaliersleben. Auf einem Jagdausfluge nach Ungarn mit Graf Amadée lernte er den Grafen Johann Nepomuk Zichy kennen, der ihn alsbald nach Preßburg entführte. Dort saß er nun fest, als gräflicher Musiklehrer, Hauscomponist ꝛc. Er fand in Preßburg die Musik sehr vernachlässigt. Ein einziger großer Schatten ging noch um: Haydn. Haydn'sche Messen wurden häufig in den Kirchen der Stadt aufgeführt, in den Concerten hingegen begnügte man sich mit Rossini'schen Ouverturen, Tableaux, Deklamationen u. dgl. Aber der große Adel war auch musikalisch groß. Marschner fand im Grafen Guadagny, in den Gräfinnen Batthiany und Brunsvik künstlerisch gebildete Dilettanten. Ein Graf Szapáry (Münzer schreibt Zsapáry) veranstaltete wöchentliche Kammermusikabende und der Fürst Grassalkowicz (bei Münzer fälschlich Krassatkowitz) machte Marschner sogar zu seinem Capellmeister. Die allerbeste und meiste Musik wurde aber im Hause des schöngeistigen Professors Heinrich Klein gemacht. Dort glänzte Marschner als Pianist, Componist, Organisator und personificirte gute Laune. Kaum daß er in Preßburg eingewurzelt war, so regte sich in ihm der bürgerliche Mensch. Es drängte ihn zur Ehe, und er heirathete in der That, mit 22 Jahren, die junge Emili evon Cerva, Tochter eines Preßburger Kaufmanns. Doch schon nach sechs Monaten war die junge Frau todt. Kaum zwei Jahre später, am 9. Januar 1820, führte Marschner bereits die zweite Gattin heim, Franziska Jaeggi, die Tochter eines gräflichen Kammerdieners. Sie war eine vorzügliche Clavierspielerin und auch ein wenig Componistin. Ein Thema von ihr hat Marschner in den Impromptus op. 22, 23 variirt.

Im Rahmen dieser zwei Häuslichkeiten schrieb Marschner sehr viel Notenpapier voll. Lauter grünes und grünstes Zeug, zumeist Gelegenheitsmusik. Er war eben der Musikkammerdiener eines großen Herren, weiter nichts. Auf Commando fabricirte er sogar eine Ouverture zur Eröffnung des Stuhlweißenburger Theaters am 11. October 1818. Dabei wuchs sein Hunger auf ein brauchbares Textbuch. Schon als Student in Leipzig hatte er aus Verzweiflung den 20 mal componirten Titustext von Metastasio zum 21. Mal componirt. Endlich erhielt er, nachdem er schon Kotzebue's „Kyffhäuserberg" vertont hatte, von dem Dichter Dr. Hornbostel ein passendes Libretto, „Saidar und Zulima" betitelt. Noch im Sommer 1818 war die Oper fertig. Bei der Aufführung in Preßburg, am 26. November 1818 fand das Publicum die Musik gut, den Text elend.

Bald darauf verließ Marschner Ungarn für immer. Er hatte es satt, mit Cavalieren auf die Jagd zu gehen und ihnen die Musik für ihre Hauscapellen zu liefern, etwa wie ihre Förster das Wild für ihre Tafeln. Es zog ihn fort, nach Dresden, denn dort, das fühlte er, spann die Parze den Faden seines Schicksals. Auf einer längeren Reise kam er 1821 nach Dresden und ließ sich gleich dort nieder. Vorläufig ohne Posten. Er führte das freie Leben eines freien Künstlers, ein Zufallsdasein, mit dem Reiz und der Noth des Zufälligen. Die Protection des Intendanten von Könneritz half nicht viel, auch nicht, daß sich die Frau Minister von Einsiedel von Marschner nach Karlsbad begleiten ließ. Von wirklichem Nutzen war ihm dagegen die freundschaftliche Verbindung mit dem Verleger Hofmeister. Der zahlte zwar wenig für das Einzelne, druckte dafür aber Alles von Marschner, und das war sehr viel. Ein Verzeichniß von 1822 enthält eine Unmasse Marschner'scher Compositionen aller Art, das Meiste davon ist ziemlich unbedeutend. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Geständnisse eines Volksfreundes.

Von Karl Weiter.

I.

Ich treibe volkswirthschaftliche Studien und veröffentliche socialpolitische Aufsätze. Weil ich mich aber dabei nicht kleide wie ein Bauer und sogar Theater und Concerte besuche, heißt es, ich mache mich interessant. Das giebt man mir oft zu verstehen; ich überhöre es lächelnd. Dem Philister ist eben jeder Nichtphilister ein Aergerniß. Er ruht nicht eher, als bis er irgendwelche Staubflecke an ihm entdeckt hat. Die werden flugs vergrößert und dann wird ausposaunt: „Ich, der Philister, bin zwar kein Socialreformer (Dichter, Philosoph), aber Gott sei Dank doch ein ganz anderer Mensch!“ Ich habe nie begreifen können, wie sogar erlesene Geister sich oft über solches Gekläff aufregen konnten. Das ist doch so natürlich und so bedauernswerth durchsichtig. Ich glaube auch fest, daß Bosheit und Schlechtigkeit mit flüchtig gehen müssen, wenn das Weltreich der Dummheit zusammenbricht. Einstweilen aber herrscht noch diese Macht der Mächte weithin gebietend.

Was nun meine publizistische Thätigkeit anbetrifft, so erblicke ich darin gar kein persönliches Verdienst. Ich sehe auch ihre Mängel derart, daß ich mich nie dazu entschließen konnte, einen schon gedruckten Aufsatz nochmals durchzulesen. Aber ich glaube eben, daß ich etwas zu sagen habe und nutzlich sein kann. Deßhalb schreibe ich. Und dabei ist sehr oft von Genuß auch nicht die Rede. Manchmal habe ich mir auch in kleinmuthigen Stunden gewünscht, die Ueberzeugung zu haben, ich sei ebenso trivial wie die Mehrzahl. Dann könnte ich doch ruhig wie Alle anderen Mitteleuropäer nach vollbrachtem Tagewerke um 10 Uhr zu Bette gehen, um frisch und munter am anderen Morgen aufzustehen. So aber zwingt es mich trotz aller Müdigkeit noch spät an den Schreibtisch, und die halbe Nacht hindurch schreibe ich. Und doch weiß ich genau, daß ich am nächsten Morgen wie zerschlagen sein werde. Darin besteht eben mein Unglück, übrigens mein einziges, daß mich nur interessirt, was mich begeistert. Die Begeisterung aber macht mich krank. Bisweilen beneide ich die Ruhigen, Selbstzufriedenen. Aber ich kenne auch in der höchsten Erregung des Schaffens Momente, die für Alles entschädigen können, wo ich mich stark fühle. Und was ist Glück anderes als das Gefühl der Stärke? Das klingt eitel. Aber ich bin zu sehr Naturwissenschaftler, um mir die Illusion der Eitelkeit gestatten zu können. Die unendliche Arbeit der Atome, die sich durch Millionen von Jahren schließlich zu meiner Person zusammengefunden haben, legt mir die Verpflichtung auf, meine kurze tellurische Laufbahn in Arbeit zu verbringen für die Gemeinschaft, deren Atom ich bin. Ich bin eine Kraft, die genützt werden muß. Der größte Nutzen kann bei mir bloß aus dem Intellect gezogen werden. Eine Denkmaschine bin ich, weiter nichts. Aber ich bin stolz darauf; denn ich glaube an die Unsterblichkeit der Gedanken. Gedanken, das ist die einzige unzerstörbare Production des Menschengeschlechts. Das Denken ist das weltbeherrschende Entwickelungsgesetz. Ich glaube, was einmal mit liebender Seele gedacht worden ist, das bleibt unsterblich und den Himmelsgestirnen gleich in ewiger Bewegung leben.

Doch verlassen wir diese entgötterte Welt der Abstractionen. Sie könnte manch' Einem eiskalt und unwohnlich vorkommen. Das ist aber nur Mangel an Gewohnheit, ist Vorurtheil. Wenn wir durch ernste ehrliche Forschung erkannt haben, wovon unser Denken und Fühlen beeinflußt wird, kann das unsere Achtung vor unseren Gedanken und Gefühlen vermindern? Durchaus nicht. Es kommt bloß darauf an, daß man den Muth hat, sich in der neuen Welt der klaren Geisteslust behaglich fühlen zu wollen. Das gelingt überraschend leicht. Denn eines bleibt uns und ist nicht wegzudisputiren, die Macht der Sympathie — und vor ihr schwinden die Schrecknisse des räthselhaften Weltalls. Liebend überwinden wir sie. Lehrer der Liebe, der Weltallsliebe ist jeder Gelehrte, jeder Künstler, doch auch Jeder, der das Weltall zu verstehen lehrt oder sich bemüht, es den Menschen darin behaglich zu machen. Und auch ich bin ein Lehrer der Liebe, mag auch meine Lehre ungehört verwehen. Ich wollte einmal lehren zu lieben — — — — — — —.

So denke ich über meine Thätigkeit. Darum werde ich weiter schreiben, bis ich mich ausgebrannt habe, und die Kleinlichen meiner Umgebung werden weiter suchen nach Stylfehlern in meinen Arbeiten und nach Beweisen dafür, daß meine Lebensweise mit meinen Theorien nicht übereinstimmt. Lächelnd lasse ich sie suchen. Auch ich bin ein Suchender. Und dankbar bin ich in tiefster Seele dafür, daß ich suchen darf. Dankbar in innerster Seele bin ich meinem Dämon, der mich unaufhörlich vorwärts hetzt, der mich zu Asche verbrennen läßt. Ich bin so viel reicher als viele um mich herum. Doch bin ich nicht stolz darauf. Denn das ist Glück, kein Verdienst. Aber glücklich machen möchte ich auch, die um mich herum sind. Die aber schreiten tiefgebeugten Hauptes daher, in Kopf und Herzen kleinliche Sorgen, und heben niemals den trüben Blick freudig erstaunend zum himmlischen Licht. Ich aber rufe ihnen zu:

Laßt Euch nicht knechten vom Tagesberuf! Vergeßt Eures maßlosen Reichthums nicht!

Euer sind Erde, Sterne und das Meer. Und Aller Freude und Aller Leid gehört Euch, wenn Ihr mitfühlen wollt.

Beglücken dürft Ihr der Gottheit gleich wie der holde Lenz, wie die liebe Sonne.

Sehet, ein Reicher ist es, der zu Euch redet. Ueberreich bin ich, aber auch Ihr sollt reich werden.

Und Ihr seid es, nur wisset Ihr es nicht und glaubt nicht dem, der es Euch kündet. Und ungehört verhallt mein Wort.

Aber ich werde nicht müde. Denn ein Reicher bin ich, der zu Euch redet, und auch Ihr sollt reich werden.

II.

Genug der Dithyramben! Ich hätte dem Drange gebieten sollen. Denn lange schon glaubt man nicht mehr den Dichtern. Mißtrauisch ist man geworden gegen jede Begeisterung. Man fürchtet, sie umdüstere den Geist. Ich glaube vielmehr, daß sie es ist, welche klaren Verstandes Schärfe verleiht, und ohne sie wäre ich gleich wie ein ausgeblasenes Licht. So aber leuchte ich und wärme.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Endlich haben sich die brandenden Wogen der Rythmen besänftigt, allmälig ebben sie ab zum ruhigen Strome der Prosa. So ebben wir Alle ab. Aber in unserem Innern lebt heimlich die Sehnsucht nach verlorenem Jugenddranges stürmender Hochfluth, fern im Ohr klingt manchmal das Donnern der Brandung, vor unseren Augen flimmert bisweilen noch der Gischt schäumender Wogenkämme . . .

Genug! Genug! — — — — —

Das habe ich davon. Ich darf mich nicht in mein Inneres begeben. Jahre hindurch arbeite ich bloß mit kalten Daten der Volkswirthschaft, langen Berechnungen und ruhigen Ueberlegungen. Denn Socialreformen schafft man nicht aus dem Ueberschwang der Begeisterung, sondern es heißt arbeiten und kühl abwägen. Darum bannte ich die Geister des Gesanges in mein Inneres und schob davor den schweren Eisenriegel des festen Helferwillens. Heute aber lockerte ich diesen nur ein klein wenig. Flugs haben die munteren Gesellen von innen die Thüre aufgestoßen; denn es sind ihrer viele geworden im Laufe der Jahre. Nun springen sie um mich herum in jauchzendem Reigen und singen ein lustiges Lied. Und der Refrain lautet, daß sie es sind, die da über mich herrschen müßten, nicht die staubigen Bücher, daß ich ein Narr bin, der sich selbst betrügt. Endlich gelingt es mir, ihrer Herr zu werden. Nun sitzen sie wieder hinter Schloß und Riegel. Aber sie pochen an die Thüre, und von innen hallt es: Du Narr! Du Narr!

Vielleicht haben sie Recht. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Hochbahnfahrt.

Von oben herab nimmt sich die Sache ganz erträglich aus, hier und da entbehrt sie sogar einer gewissen Anmuth nicht. Während man rasch und stoßfrei über die Gleise hinrollt, vergißt man den häßlichen Eisenaufbau, der sie trägt, und selbst die Kachelofenconstructionen, die jetzt die ehedem so hübsche Bülow-Avenue klotzig verunstalten, kommen einem minder schrecklich vor — wenn man sie nicht sieht. Dem Berliner Spaziergänger hat die Hochbahn eine Reihe netter, zuweilen selbst imposanter Stadtbilder zerstört; ihrem Fahrgaste aber, das muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, giebt sie reichlich zurück, was sie dem Anderen geraubt hat.

Wirklich, im sonnigen Lichte des leicht beschneiten Wintertages, an dem uns die neue Bahn probeweise vorgefahren wurde, merkte man wieder einmal, daß Berlin zwar nicht die schönste, wohl aber eine der schöneren Weltstädte hätte werden können. In die Hand der Männer, die vor einem Menschenalter die Zügel der communalen Gewalt ergriffen, war ein vortreffliches Material gelegt worden, und es hätte nur einiger Quentlein ästhetischen Sinnes bedurft, um der Kaiserstadt ein kaiserliches Aussehen zu geben. Das Millionennest wuchs von selbst, und von selber flossen dem Magistrat und den Stadtverordneten überreiche Steuersummen zu. Niemals drückten sie financielle Sorgen, niemals traten athemraubende Riesenaufgaben an sie heran. Berlin riskirte grundsätzlich nichts. Es wartete ab, bis kleine Provinzstädte elektrische Beleuchtung hatten, ehe es seinerseits daran ging, dem Gase lauteren Wettbewerb zu machen. In Hamburg, Leipzig, Dresden, in zahllosen süddeutschen Städten fuhr man bereits jahrelang elektrisch, als die Berliner noch immer treu an ihrer gemüthlichen Pferdebahn festhielten. Wer nicht experimentirt, marschirt heutzutage zwar nicht an der Spitze des so beliebten Fortschrittes, aber er setzt auch kein Vermögen auf's Spiel. Quieta non movere, sagten sich die Berliner Fortschrittler. Und sie gediehen dabei. Leider blieb die köstliche Muße, die ihnen das verständige Princip schaffte, in jeder Beziehung unausgenutzt. Sonst pflegen Jahre des Friedens und des sorglosen Genusses prangende Kunstfrüchte zu

Digitized by Google

tragen — unsere Erbsenesser schliefen behaglich auf den Lorbeern Anderer und überließen es gemeingefährlichen Baupfuschern, das Stadtbild nach allen Regeln der Unkunst zu verschandeln. Altes städtisches Leben, malerische Fernsichten, überraschende Blicke gab es immer nur im Centrum der Stadt. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich mit sehnsüchtiger Freude der altersgrauen, armseligen Häuserreihen, die den Mühlendamm und die Spree umstanden. Der Fluß kam im Bogen von Stralau her, kleine Gärten mit uralten Bäumen unterbrachen immer wieder gefällig die gleichfalls kleinen Fabrikanlagen an seinem Ufer, und all' das ärmliche Durcheinander wirkte, weil es im Halbkreise aufgebaut war und deßhalb bei jedem Schritte neue Scenerieen ergab, gefällig auf Auge und Phantasie. Was haben nun die modernen Berliner Stadtbaurâthe aus dem Idyll gemacht? Ich will mit ihnen nicht darüber rechten, daß sie die Spree, die Lebensader der Stadt, zu einem Hinterhauscanal herabdrückten, dessen man sich vor der Oeffentlichkeit schämt. Prächtige Quais, Uferstraßen, wie sie die ganze Welt nicht kennt, hätten sich am Spreebord erheben sollen, und statt dessen wogen die Tendenz und der geheime Wunsch vor, den ganzen unangenehmen Fluß zu überwölben. Wär's nicht so theuer gewesen, so hätte man sicher versucht, ihn aus dem Berliner Stadtbilde zu entfernen. Denn die Spree leidet an dem Geburtsfehler, nicht mit dem Lineal gezogen zu sein. Einen schnurgeraden Strom, ja, den hätte man sich gefallen lassen, ein artiges Wässerchen, das sich haarscharf in den Stadtbauplan fügt und den schönen Straßenfluchten genau parallel läuft. Der civilisirte Berliner Stadtbaurath haßt nichts so ingrimmig wie die krumme Linie. Einer Straße muß man es ansehen, daß sie eine Straße ist. Sie darf keine Ausblicke bieten, keine Kirchthürme dürfen von fern hineinschauen, keine Denkmäler und Kuppeln, wie es im leichtsinnigen Paris der Fall ist. Deßhalb verbaute die Gemeinde Berlin den Mühlendamm mit einem lächerlichen Backsteinkasten — Geheimrath Ankerstein-Blankenstein ist auch der Vater dieses Monstrums — und ruinirte damit das stolze Panorama des Lustgartens. Wer barbarische Schildbürgerei kennen lernen will, der bemühe sich zu uns.

Daß die Hochbahn den Standpunkt des Beschauers um eine Anzahl von Metern erhöht und dadurch die Festungsgrabenperspective ausschaltet, das rechne ich ihr als künstlerische That an. Sie ist selber stylos in ihrer ungefügen, vornehm thuenden Mischung aus Haustein und Eisen. Ihre prunkenden Bahnhöfe im Westen beleidigen das Auge, die berüchtigten geschlitzten Häuser, die Rampe auf dem Nollendorfplatze, die den ohnehin zum Rangirbahnhofe herabgesunkenen, ehemals so stillen und schönen Platz vollends verunzieren — alles das belastet ihr Conto schwer. Und doch, während der Minuten, die man in ihren Wagen verbringt, geschehen Zeichen und Wunder. Zu unseren Füßen das beschneite Gefilde des Anhalter Bahnhofes, ein herrliches Gewirr qualmender Locomotiven, rasch dahingleitender Zugschlangen; alle Größen des Maschinenzeitalters in wahrhaft poetisch wirkendem Ausschnitt zusammengepreßt. Auf hoher Brücke über den schwarzen Landwehrcanal fort; Schleppdampfer, rasche Grüße aus den paar Gärten, die sich die Potsdamer Vorstadt noch erhalten hat. Nachher eine Wettfahrt mit dem Zehlendorfer Zuge der Wannseebahn; im Moment, wo wir ihn gedrückt haben, biegen wir links ab, sehen das berühmt gewordene Anschlußdreieck und sausen jetzt der Bülowstraße zu. Häuser engen uns ein, wir kreuzen einen düsteren Hof, umfahren eine von den wenigen hübschen Kirchen Berlins, die früher, zumal an lichtblauen Frühlingstagen, mit ihrem lachenden Roth, ihrem graziösen Gezack ein zierlicher Straßenabschuß war, nun aber dem Spaziergänger durch die Hochbahnpfeiler und die Oberleitungsdrähte der Straßenbahn verloren gegangen ist. Wenige Minuten später taucht der Zug in die Unterwelt. Sofort flammen seine electrischen Lampen auf, man sieht rechts und links Laternen und weiße Kacheln, passirt einige Untergrundbahnhöfe und freut sich, daß hier Helligkeit und gute Luft den schlechten Ruf auslöschen, in den Londons Schuld die Untergrundbahnen gebracht hat.

So der Westen. Interessanter ist die Fahrt durch die östlichen Stadttheile. Am Canal, am Halle'schen Thore entlang mit seinem krabbelnden Menschengewimmel, unten die graue Spree, über die Häuser hinweglugend die bunte Kuppel der Kreuzkirche — ach, wie gar so selten erquickt solch' ein schnell vorbeihuschendes, liebes Bild das Auge in Berlin! Nun breitet sich der gewerbfleißige Süden vor uns aus: die riesigen Anlagen der städtischen Gaswerke, Schornsteine in Legionen, hinter jedem Fenster, scheint es, eine Fabrik. Immer dunkler und proletarischer werden die Straßen. Aus dem dritten Berliner Wahlkreise, der noch einen kräftigen mittelständischen Einschlag hat, rollen wir in Paul Singer's Machtbereich. „Zum Volksfreund" steht über der Thür eines Kleiderhändlers geschrieben. Und dann zum Schluß ein freundlicheres Bild. Die schmucke Oberbaumbrücke übersetzt die bei ihrem Eintritt in Berlin sehr breite und imposante Spree. Stromabwärts schieben sich die Häusermassen unentwirrbar ineinander, außer den Kirchthürmen tritt kein freies Bauwerk aus dem schwarzen Gewühle hervor; stromaufwärts aber lockt die weite, schöne, geliebte Fläche des märkischen Flusses, von der wir Ruderer träumen zur Winters- wie zur Sommerszeit. „Man geräth heute in Gegenden, die man sonst überhaupt noch nie gesehen hat," meint mein Nachbar und sieht sich ganz verwundert um. Armer Kerl! Du bist ein echter Berliner. Ein echter Kleinstädter nämlich, der nur eine Stadt von neun oder zehn, W oder O, S oder NW und so fort, kennt und über ihre Grenzen nicht hinauskommt.

Die Hochbahn ist die schnellste, doch auch theuerste Fahrgelegenheit Berlins. Sie giebt den Wettbewerb mit dem Zehnpfennigtarif der Straßenbahn von vornherein auf; weitere Strecken kosten bei ihr fünfzehn und gar zwanzig Pfennige. Ihre Leiter mögen gute Kaufleute sein, Menschenkenner sind sie nicht, trotzdem sie mit ihren massenhaft vorgesehenen Stehplätzen ganz richtig auf die Neigung der Spree-Anwohner zum Drängeln speculirt zu haben scheinen. Wer indeß mit der Psychologie des ebenso neugierigen wie sparsamen Berliners wirklich vertraut ist, der weiß, daß die Massen zwar zunächst einen Sturmangriff auf die neuen Bahnhöfe unternehmen, ebenso schnell jedoch wieder den Rückzug antreten werden. Auf die Dauer bezahlt hier Niemand, von den ganz sonderbaren und ganz eiligen Heiligen abgesehen, das Hochbahnaufgeld. Mohamed wird nicht zum Berge kommen, der Berg muß zu Mohamed gehen. Ob sich indeß die Hochbahn beim Zehnpfennigtarif noch verzinst, daß ist hier die Frage — die Frage des Seins oder Nichtseins.

Prinz Vogelfrei.

Rund um die Kunst.

Credo.

Pünktlich mit Carnevals Ausgang hat Hermione v. Preuschen — notiren Sie gefälligst, Hermione! früher hieß es einfach Hermine — kurz vor'm Rosenmontag also hat die Dichterin-Malerin ihre Sonderausstellung am Hausvoigtei-Platz geschlossen. An ihrem letzten lyrischen Abend theilzunehmen, konnte ich mich nicht entschließen, weil ich ein überzeugter Gegner der Sonntagsarbeit bin; zudem waren mir Frau Hermionen's erotische Gedichte von früher her noch in zu greifbarer Erinnerung. Die begabte Dame hat ihr Talent durch systematische Uebersteigerung und Ueberschraubung zu Grunde gerichtet. Der brave Zitelmann, dessen Todtenklage sie unablässig singt, hätte ihr ein besserer Lehrmeister sein können. Er wußte sich zu disciplinitren, und in der Beschränkung leistete er Meisterhaftes. Hermione ist das Gegenstück des Gatten. Sie war groß in der Kunst, farbensatte Blumenstücke zu malen, und sie wollte wildphantastische Allegorien wie den Mors Imperator schaffen. Es wären ihr vielleicht niedliche Tandaradei-Verslein gelungen, sie aber strebte nach den blutigen Lorbeern des gemarterten Weibes, der Räthsellöserin, die wie Heine's Jüngling-Mann am nächtlich schwarzen Meere steht und die herkömmlich wogende Brust voll Zweifel, das Herz voll verrückter Gluth hat. Ich habe Marie-Madeleine's Brunstverse ertragen und das bacchantische Gestöhn ihrer Schülerinnen; Hermione's gemalte Gluth, die einen Todten nicht schlafen lassen will, die Kälte des Grabes zu verscheuchen sucht und doch ihre eigene Priesterin frösteln macht, dies krampfige Wortgedröhn ist unausstehlich. Schade um eine hübsche Begabung, die dadurch kleiner wird, daß sie sich Perrücken von Millionen Locken aufthürmt und Stelzen benützt, wenn sie unter Rosen weiden möchte!

M. K.

Künstlerische Fabrikgebäude.

Es ist für unsere Zeit in hohem Grade bezeichnend, daß wir am meisten Kunst heute nicht in den Schlössern, Domen, Regierungsgebäuden und Bankpalästen finden, sondern in den Volksschulen, Volksbade-Anstalten, Geschäftshäusern, Landhäusern und Fabrikgebäuden. Zu den gelungensten Bauten des neuen Berlin gehören das Straßenreinigungs-Depôt am Köllnischen Park und das Restaurant Hundekehle im Grunewald. Dann hat die Gesellschaft für Markt- und Kühlwaaren zwischen der York- und Luckenwalderstraße in Berlin zwei monumentale Kühlhäuser gebaut, welche als in hohem Grade gelungen, künstlerisch befriedigend und schmuck und frisch wirkend zu bezeichnen sind. Natürlich in Backstein und in gothischem Profanstyl. Dabei haben wir es hier nicht etwa mit Imitation und Ausschlachtung der Architekturgeschichte zu thun, vielmehr sind die alten Stylformen der romanischen und gothischen Mauerblenden dem neuen Bedürfniß der Fenster und Luftlöcher für die Kühlräume angepaßt und organisch entwickelt. Einem der obersten Kunstgesetze der Zweckbestimmung ist Genüge gethan. Das Ganze mit den beiden kräftigen quadratischen Thürmen und der klaren Gliederung wirkt sowohl künstlerisch, als gesund, sowohl volksthümlich, als modern.

Weiter ist am Charlottenburger Ufer das Gebäude der Vereinigten Mörtelwerke Berlins fertig gestellt, von dem das Gleiche gilt. Hier ist man endlich auch einmal wieder so klug gewesen, das Gebäude in der so wirkungsvollen Weise unmittelbar aus dem Wasser der Spree aufsteigen zu lassen. Der Styl ist der romanische, das Material Backstein, die Gliederung ist klar und kräftig. Leider sind nur die Seitenfassaden nicht architektonisch ausgebaut, so daß das Gebäude trotz Allem der Quere nach wie ein ungeheurer Kasten wirkt.

Digitized by Google

Endlich sei des neuen städtischen Elektricitätswerkes am Charlottenburger Ufer Erwähnung gethan. Auch dieser Bau wirkt erfrischend, festlich, fast schloßartig. Zu bedauern ist bloß, daß das Gebäude nicht wie das vorgenannte unmittelbar an der Spree liegt und daß es nicht ganz aus Eisen gebaut ist, was doch gerade hier nahe gelegen hätte. Außerdem wirkt dieser in Backsteingothik aufgeführte Bau insofern einseitig, als man zwei große Hallen brauchte, das Gebäude aber in drei Theile gliederte, so daß der rechte für Wohnungen dienende Seitenbau zu kurz weg kommt. Zudem war man in Verlegenheit, wie man die Segmentbogen der Hallenbedachungen in die Spitzbogengothik einbeziehen sollte. Die Hallen selbst, in denen die großen Dynamomaschinen arbeiten, tragen ein Holzdach, das auf paarweise gestellte, durch Diagonalen verbundenen Eisenbogen ruht, welche selbst in die steinernen Umfassungsmauern eingelassen sind. Daher wirkt die Verbindung des Eisens mit dem Holz um Vieles befriedigender, als die des Eisens mit dem Stein, die nur äußerlich ist. Man fragt sich mit Verwunderung, warum man nicht nur Eisen und Holz (auch die Bedachung des neuen Schlachtviehhofes in Frankfurt a. M. besteht aus Eisen und Holz) verwendet hat. Hier ist offenbar nur die Macht der Tradition noch wirksam. Ueber die Spree ist an dieser Stelle eine neue eiserne Brücke mit Ober-Führung geschlagen. Die eisernen Schienenbogen, welche übrigens wieder viel zu massiv sind und eine beträchtliche Materialverschwendung zeigen, werden von vier pylonenartigen Brückenpfeilern getragen, deren helle Sandsteinfarbe mit dem Ziegelroth des Elektricitätsgebäudes allerdings nicht harmonirt. Zudem verdeckt die Brücke zum Theil den Blick auf das Elektricitätswerk, so daß man hier in zweifacher Hinsicht der wichtigen Forderung, die Gebäude in harmonische Beziehung zu einander und zur Localität zu bringen, nicht nachgekommen ist. Auch der große Schornstein des Elektricitätsgebäudes ragt „irgendwo" wie eine bedauerliche Noth, aus der man keine Tugend machen wollte, empor. Aber man wolle doch endlich anfangen, diese Schornsteine, die Wahrzeichen der Arbeit, architektonisch zu begreifen. Wir wollen sie uns nicht mehr fortwünschen, wir wollen diese außerordentlich bedeutungsvollen — gerade künstlerisch bedeutungsvollen — architektonischen Accente, diese senkrechten Striche zwischen Himmel und Erde, baukünstlerisch verstehen lernen und sie bei der Schaffung des architektonischen Gesammtbildes verwerthen. Wenn wir alles Moderne ignoriren und über den romantischen Leisten schlagen, werden wir es nie zu einer modernen Architektur bringen. Wenn immer ich in Glasgow die High Street hinaufging, an deren Ende man mitten in der Straßenöffnung den größten Schornstein der Welt sieht, mußte ich denken: was für die alte Baukunst der Kirchthurm war, das kann noch einmal für die neue der Fabrik-Schornstein werden. Wenn die Architekten modern fühlen und so fühlen werden, dann werden wir es zu künstlerischen Fabrikgebäuden bringen. H. P.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal das moderne Kunstgewerbe.

In Nr. 6 dieses Blattes hat Heinrich Pudor einigermaßen willkürlich Otto Eckmann, einen der Vertreter des deutschen Kunstgewerbes, aber nicht den charakteristischsten, zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung der modernen angewandten Kunst gemacht und für diese in ihrer Gesammtheit die englisch-japanische Beeinflussung so allgemein als maßgebend behauptet, wie sie für jenen einzelnen Künstler zweifellos zuzugeben ist. So kommt er zu dem Satz, daß ein guter Theil des modernen Kunstgewerbes auf dem Schnörkel beruhe, daß das Linienprincip vor dem Formenprincip vorherrsche. Weiterhin wird aus diesem Gesetz als Ursache die so oft schon beklagte Vernachlässigung des Zweckmäßigen erklärt. Zwar deutet der Verfasser nebenbei an, daß in letzterer Beziehung ein Anfang zum Besseren gemacht worden sei. Unter den aufgeführten Centren, von welchen diese Neuerungen ausgehen sollen, vermißt man freilich München mit seinen hier so wesentlich in Betracht kommenden „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk" und die in Dresden thätigen Kräfte.

Darüber, daß für Van de Veldes Schaffen, welches speciell genannt ist, von seinen allerersten Anfängen abgesehen nichts aus englischem, geschweige denn japanischen Einfluß zu erklären ist, würde bei anderer Gelegenheit zu sprechen sein, wie auch nur im Vorbeigehen auf die Thatsache hingewiesen werden soll, daß die neufranzösische Richtung, vertreten besonders durch den Kreis um Bing's „art nouveau", ebenfalls auf anderen Grundlagen fußt.

Ich will mich hier nur auf Deutschland beschränken, um die Thatsache hervorzuheben, daß unser Kunstgewerbe, so weit es überhaupt ernst zu nehmen ist, in erster Linie im ästhetisch zweckmäßigen Aufbau des Geräthes seine Ziele sucht und nicht in der Betonung linearen oder anderen Zierraths.

Ich komme zunächst auf Eckmann und sein Flachornament. Ich würde entschieden das Wort Schnörkel für die Schmuckmotive vermeiden, welche stets so viel von der realistischen Naturform erkennen lassen. Auch mir scheint die Bedeutung dieses Künstlers nach dieser Seite zu liegen, also in der Behandlung des Teppichs, der Tapete, des Buchschmuckes, wobei ich besonders an seine Type denke, welche in ihrer klaren, gesunden Form so ganz dem Charakter des Schnörkels widerspricht. Aber wenn der Künstler von der Flächenbehandlung ausging, so hat er die Wichtigkeit der Zweckmäßigkeit immer klarer eingesehen und die Zierform überhaupt eingeschränkt, je mehr er sich mit der Gestaltung von raumfüllenden Gegenständen beschäftigte. Allerdings trieb in seinen frühesten Metallarbeiten in Form von Beleuchtungsgeräth eine künstlerische Laune ein gefälliges, aber unruhiges Spiel mit krauseren Formen, als mit dem Ernst verträglich ist, den der praktische Gebrauch verlangt. Es ist keine unbillige Forderung, daß ein Leuchter so beschaffen sei, um bequem angefaßt werden zu können. Aber die Möbel, an welchen Eckmann sich später versuchte, waren von schlichterer Anspruchslosigkeit im Aufbau. Hier gab es überhaupt kein Ornament. Das Streben nach Zweckmäßigkeit mußte anerkannt werden, wenn auch Gefälligkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie, welche gerade den Ornamentiker Eckmann so besonders auszeichnen, an diesen Möbeln sich vermissen ließen. Und ohne diese kann kein Geräth schön sein. Ich meine hier natürlich jene Phantasie, welche die Verhältnisse der einzelnen Glieder zu einander, ihre Richtung und die Abmessungen feststellt, durch welche sie gefällig wirken, und nicht jene Einbildungskraft, welche das Wesentliche im Zierrath sucht.

Daß andere deutsche Künstler in den letzten Jahren Geräthformen aus den reinen Zweckbedingungen ableiteten, und daß sie diese auch zugleich schön zu gestalten wußten, sollte mehr, als geschieht, hervorgehoben werden.

Oder hat man das etwa gar nicht bemerkt?

Hat man nicht die Brunnen von Obrist gesehen, dieses merkwürdigen Bildhauers, welcher in der Gestaltung des Wassersammelbeckens und in der bedeutsam gefälligen Führung von Bassin-Stützen und Brunnendächern Auge und Phantasie zu erfreuen sucht, ohne die Vermischung der structiven Linie mit irgendwelcher realistischen Bildnerei? Freilich mußte solche kühne Finderlust, welche sich das Nachbeten jedes abgebrauchten Schemas versagt, durch Nichtbeachtung Derjenigen gestraft werden, welchen Schönheit erst durch vielfältige Wiederholung bemerkbar wird. So viel man nach Neuem ruft, wenn es kommt, wollen es die Wenigsten sehen. Und so bleiben Obrist's Entwürfe einstweilen noch zum Verharren als Gypsabgüsse verurtheilt. Auch Anderen ist es nicht viel besser gegangen. Sind nicht Peter Behrens, Bruno Paul, Richard Riemerschmid, sowie die beiden Kleinhempel (ich könnte noch Andere nennen) wiederholt mit Möbeln an die Oeffentlichkeit getreten, welche Gefälligkeit im Aufbau, Gebrauchsfähigkeit und Ablehnung jedes Zierraths erkennen ließen? Hier sind Geräthe, mit deren Hülfe jeder sein Haus geschmackvoll einrichten könnte, wer Schönheitssinn mit selbstständigem Urtheil verbände. Hat doch auch Bernhard Pankoks sprudelnde Erfindungsgabe ihr anfängliches Ueberschäumen so gemäßigt, daß sie auch reicheren Schmuck an Schnitzerei oder Holzeinlage in bescheidener Unterordnung dem Gesammtplan einfügt. Hier böte sich den Wünschen derer Befriedigung, welche beträchtliche Mittel für die Gestaltung ihrer täglichen Umgebung aufwenden wollen.

Für Solche, die, von ähnlichen Gesichtspunkten geleitet, nach neuen Formen suchen, giebt es auch Kleingeräthe, die zweckmäßig und doch ansprechend sind. Gefäßhöhlungen, welche sich anmuthig wölben und welche sich bequem an die Lippen führen lassen. Messer, deren Griff faßlich in der Hand liegt, und die doch die all' zu kühnen Biegungen vermeiden, durch welche anfangs gegen die banalen Stiele opponirt wurde, mit welchen wir uns sonst gewohnheitsgemäß trotz ihrer Plumpheit zufrieden gaben. Von Handleuchtern und Schreibtischgeräth beginnt die unmotivirte Kleinplastik zu verschwinden, und wo noch eine bildmäßige Verzierung auftritt, da erfährt sie durch Vereinfachung der Naturform eine gesunde Umgestaltung zum Ornament. Und nun endlich ist auch der Japanismus wirklich verstanden worden, und wo sich Anklänge an diesen Styl finden, da zeichnen sie sich durch eine ähnliche Bescheidenheit aus, wie in der ostasiatischen Heimath dieser Decorationsart stets eigen war.

Außer den schon genannten Namen, welche auch für dies Gebiet verschiedentlich zu wiederholen wären, nenne ich noch die Metall- und Emailarbeiten von Haueisen und Elkan und deute auf die Gebrauchskeramik von Läuger und Schmuz-Baudiß hin, indem ich noch erwähne, daß gerade diesen Zweig des Kunstgewerbes auch Pudor als aufstrebend hervorhebt. Er ist es aber keineswegs allein.

Das Alles sind Anfänge, die hoffentlich zu noch reicherer und immer consequenterer Entwickelung führen werden. Man sollte sich viel mit ihnen beschäftigen, alle Welt damit bekannt machen und gleichzeitig unermüdlich wiederholen, daß nicht Das sich in Wahrheit modernes Kunstgewerbe nennen darf, was sich heute noch in den Kaufläden, ja selbst in manchen Kunstausstellungen und Salons für Innenkunst drängt, in protzenhafter Aufdringlichkeit durch Reichthum prahlend und mit tausend Schnörkel-Nichtigkeiten überladen.

Freilich ist bei dem Ueberwuchern dieser unlegitimen Art die Gefahr vorhanden, daß das Gute übersehen werde. Aber es giebt ein Kennzeichen, an welchem dieses gerade jetzt mit verhältnißmäßiger Sicherheit herausgefunden werden kann.

Der Name der kommenden Schönheit wird Einfachheit heißen.

Berlin. A. L. Plehn.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im **Gottsched-Verlage** (Berlin W. 9, Linkstr. 5) ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, sowie durch den Gottsched-Verlag zu beziehen:

Kleines Gottsched-Wörterbuch

zusammengestellt von **Eugen Reichel.**

Preis ungeb. oder cartonnirt 5 M.

Einer unserer hervorragendsten Germanisten schreibt an den Verfasser: „Sie haben uns Leuten vom Bau mit Ihrem Gottsched-Wörterbuch einen großen Dienst erwiesen und zugleich eine nicht gewöhnliche Freude bereitet. Dank der vielen, zum Teil ganz herrlichen Gottsched-Citate (zumal der Verse), liest man Ihr wissenschaftliches Werk mit dem herzlichsten Anteil. Auch wir werden fortan ganz, ganz anders von Gottsched zu denken haben als bisher."

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig

(gegründet 1883).

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren** u. **Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten** d. **Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** u. **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** d. **Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.

Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manteuffelstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 1. März 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Aufsichtsräthe unter Polizei-Aufsicht. Von Freidank. — Die Ueberlegenheit der französischen Artillerie. Von E. von Geiersberg. — Zur Rassenpsychologie. Von Professor Th. Achelis (Bremen). — Aus dem Reiche der Astrologie. Mit Bemerkungen über die Horoskope Kaiser Wilhems I. und des Fürsten Otto von Bismarck. Von Albert Kuiepf (Hamburg). — **Literatur und Kunst.** Kränkelnde Kunststädte. Von Eduard Engels (München). — Ein Heinrich-Marschner-Buch. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. (Schluß.) — **Feuilleton.** Geständnisse eines Volksfreundes. Von Karl Weiter. (Schluß) — **Aus der Hauptstadt.** Der überflüssige Parademarsch. Von C. v. Wartenberg. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Aufsichtsräthe unter Polizei-Aufsicht.

Das war der einzige große und wirklich unverzeihliche Fehler, den die Schulze-Dellwig, Schlegel, Sumpf und Otto begingen, daß ihr Generalstabschef Schmidt den Schwindel nicht länger gutzumachen und fortzuführen vermochte. Wäre die Leipziger Bank im Stande gewesen, statt 80 000 000 Mark die doppelte Summe in den Casseler Wurstkessel zu stecken, so notirten die Schmidt'schen Werthe heute noch 225%, und das Unternehmen hätte geduldig auf den freundlichen Zufall warten können, der nach uralter Regel aller Glücksritterschaft einmal lächelt. Man sieht, der Zusammenbruch in Cassel war pure Geldsache, weiter nichts. Die unausgesetzte, sich immer verschärfende Kritik der Frankfurter Zeitung, der sich schließlich auch die gemeinhin angstvoll zurückhaltende Vossische anschloß, die daraus entspringende Weigerung des Berliner Börsenvorstandes, den jungen Treberactien Zutritt zu gewähren — alles das fruchtete wenig. Der Cours der Papiere, die jetzt mit 1% zu hoch bezahlt sind, hielt sich unerschütterlich auf 200 und mehr. Gewiß, von der verrückten, nur aus Schmidt's Größenwahn erklärbaren Ziffer von 895 war die Actie lange schon herabgesunken, aber andere Werthe, an deren Reellität Niemand zweifelt, haben ebenfalls im Laufe weniger Jahre 700 oder 750 % im Course verloren. Darin also lag Schmidt's Niederlage nicht begründet. Zudem fand er Stab und Stütze in dem Hause W. T. Bruer, das die Berliner Finanz- und Handelszeitung herausgiebt, und mit dem Gefängnißhabitué Hugo Löwy herzliche Beziehungen unterhält. W. T. Bruer — Inhaberin Madame Bruer — setzte mit Hülfe ihrer Zeitung und eines auf die naive Geldgier des kleinen Capitalisten zugeschnittenen Briefkastens für 20- oder 30 000 000 Mark Treberactien um und hätte im Laufe der Jahre sicherlich noch imposantere Erfolge erzielt. Die Mittel, mit denen sie siegte, sind gleichgiltig genug, der Triumph war vollständig. Schmidt erhielt durch Bruer-Löwy die Beträge, deren er zur Subventionirung seiner Tochtergesellschaften und zur Ausschüttung der proclamirten hohen Dividenden bedurfte. Kam dann die Zeit der Rückzahlung, so half er sich ganz einfach damit, daß er etliche tausend Bogen Actien neu drucken ließ, sie abermals an Löwy schickte und das kleine Loch graciös durch Aufreißen eines größeren zuschüttete. Alle Schuld lastet auf Exner und seiner Leipziger Bank. Er hatte in den schönen Jahren des Aufschwunges versäumt, die erforderlichen Capitalsvermehrungen in entsprechender Höhe vorzunehmen. Damals wäre ihm das Geld in Hülle und Fülle zugeflossen. Nachher, als den Kunden allenthalben die Speculationscredite gekündigt wurden, war es zur Rettung zu spät.

Den Schulze-Dellwig, Schlegel, Sumpf und Otto darf gerechter Weise kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie den lucrativen Geschäften Schmidt's nicht hindernd in den Weg traten. Als richtige Aufsichtsräthe hatten sie die Pflicht, Ja und Amen zu sagen, und diese Pflicht lag ihnen ganz besonders von dem Tage an ob, wo sie die Brüchigkeit aller Tragpfeiler ihres Unternehmens erkannten. Hätten sie jetzt abgestoppt, so wäre der Krach schon damals hereingebrochen, und ihrer gesetzlichen Verantwortung wären sie dadurch nicht ledig geworden. Sie versuchten also, im Vertrauen auf den Stern ihres Generaldirectors, das lecke Schiff durch die Wogen zu zwingen. Da jeder junge Tag Rettung bringen konnte, so kamen sie sich am Ende noch als rechte Helden vor. Sie gaben das Spiel nicht darum verzweiflungsvoll verloren, weil die ersten Karten schlecht waren. Vielleicht lagen die Jungen im Scat; vielleicht konnte man, wenn Alles schief ging, sich auch mit gezinkten Karten helfen! Schmidt war ja der Bellachini aller Finanzleute.

Im Casseler Processe hat die Angeklagten am grimmigsten Schulze-Dellwig's Vertheidiger, der Justizrath von Gordon, geschädigt. Er wies emphatisch darauf hin, daß kein anständiger Mensch mehr Aufsichtsrath werden würde, wenn er befürchten müsse, dabei immer mit einem Fuß im Gefängnisse oder im Zuchthause zu stehen. Und der Vertheidiger warnte davor, neben den Sitzredacteuren auch noch Sitzaufsichtsräthe zu schaffen. Justizrath v. Gordon hat ahnungslos in ein Wespennest gegriffen. Die Sitzredacteure unterscheiden sich von den Sitzaufsichtsräthen gerade dadurch, daß sie sich ihrer Verantwortung bewußt sind und es bitter ernst mit ihrer Aufgabe nehmen. Keiner von ihnen würde dem Leitartikler, den er als professionsmäßigen Majestäts- oder Beamten-Beleidiger kennt, auf Treu und Glauben einen Aufsatz passiren lassen. Er würde vielmehr mit der Lupe prüfen und im Zweifelsfall lieber den Satz bis morgen zurückschieben, als daß er dem Collegen blindlings vertraute. Die Sitzaufsichtsräthe jedoch pflegen dies Vertrauen zu ihrem Director zu haben. Nicht im Traume fällt es ihnen ein, den Bienen-

Digitized by Google

fleiß und die Gewissenhaftigkeit des kleinen verantwortlichen Redacteurs zu entwickeln, den Herr Justizrath v. Gordon aus der Liste der anständigen Menschen kühnen Schwunges streicht. Ihre Arbeit besteht darin, daß sie allvierteljährlich mit der Direction ein gediegenes Frühstück einnehmen und alljährlich einmal den Empfang ihrer Tantième quittiren. 30000 bis 100000 Mark. Der Sitzredacteur thut's billiger. Und darum gebührt ihm hochmögende Verachtung. Es ist eben Alles Geldsache. Criminell werden Aufsichtsräthe und industrielle Unternehmungen immer erst dann, wenn das Bankconto hoffnungslos erschöpft ist. Freidank.

Die Ueberlegenheit der französischen Artillerie.

Von E. v. Geiersberg.

Es hat ziemlich lange gedauert, bis wir über das neue französische Feldgeschütz, das ein 75 mm-Schnellfeuergeschütz ist, etwas Genaueres erfuhren. Und auch jetzt sind wir nur ganz im Allgemeinen informirt, das Geheimniß ist noch nicht vollständig gelüftet. Aber das, was wir wissen, ist ausreichend genug, um das Urtheil zu rechtfertigen, die französische Artillerie sei der unseren derartig überlegen, daß wir jede Hoffnung, sie in einer modernen Schlacht niederkämpfen zu können, aufgeben müssen. Das ist eine bittere Wahrheit, die aber umso mehr ausgesprochen werden muß, als die Budgetcommission mit allen gegen zehn Stimmen — es waren die der Konservativen und Nationalliberalen — die Errichtung einer militärtechnischen Anstalt abgelehnt hat.

Die Folge dieser Ablehnung hat man sich scheinbar nicht recht klar gemacht, denn man glaubt der privaten Technik vollkommen vertrauen zu können, daß sie alle Gedanken darauf richte, wirklich Neues für den Krieg zu erfinden. Aber es ist ja so sehr verständlich, daß der Civiltechniker, dem die ausreichende taktische Bildung — von der strategischen gar nicht zu sprechen — fehlt, außerordentlich schwer bei dem richtigen Punkt mit seinen technischen Combinationen einsetzen wird. Die französischen Militärtechniker haben das mit bewundernswürdiger Genauigkeit verstanden, und sie haben, indem sie die Offensivkraft ihrer Geschütze verstärkten, dabei nicht vergessen, auch der Defensive entscheidend zu Hülfe zu kommen. Ihr neues Geschütz ist in der aufgefahrenen Batterie daher ein kleines Fort, das für uns fast uneinnehmbar erscheint.

Ich will von den zahlreichen Neuerungen, dem Rohrrücklaufsystem, dem Verschluß, der Fahrbremse, den Richt- und Zielvorrichtungen absehen und mich nur auf das beschränken, was auch dem Nichtmilitär als fundamentale Neuerung in's Auge springen muß. Es sind die Verstärkungen der Defensivkraft in der Batterie. Sie bestehen in rechts und links vom Geschützrohr vor der Laffettenachse befindlichen Panzerschilden, die sowohl gegen Shrapnelfeuer und jenseits von vierhundert Metern auch gegen Infanteriefeuer vollkommenen Schutz gewähren, da ihr unterer Rand nur wenig über den Boden steht, ihr oberer sich 1,40 Meter darüber erhebt. Während des Fahrens erscheint der unterhalb der Achse gelegene Theil der Panzerschilde hochgeklappt, so daß er die Bewegung des Geschützes nicht beeinträchtigt. Ein Ausschnitt des linken Schildes ermöglicht es dem Richtkanonier, seiner Thätigkeit ungehindert obzuliegen. Bei dieser Gelegenheit ist noch einer Vorrichtung zu gedenken, vermittels deren die Visirlinie bis zu 1,80 Meter über den Boden erhöht werden kann, wodurch es sich bewerkstelligen läßt, die Geschütze derartig hinter ihre Deckung zu stellen, daß nicht nur sie selbst, sondern auch die Bedienungsmannschaften vom Feinde nicht gesehen werden und trotzdem das Geschäft des Richtens ausführen können. Es ist natürlich möglich, das Geschütz noch weiter hinter die Kante der vorliegenden Deckung zurückzuschieben, wobei dann der Richtkanonier auf einen Munitionswagen tritt, um die ganze Gegend übersehen zu können, und mit Hülfe der Richtplatte das Geschütz einstellen läßt.

Die Protze ist mit ganz gleichen Rädern versehen, wie die Laffette, der Protzkasten reicht zur Aufnahme von vierundzwanzig Schuß aus und dient drei mit Carabinern und Seitengewehren ausgerüsteten Kanonieren als Sitz. Der Munitionswagen ist mit derselben Protze ausgestattet, und sein Wagen faßt zweiundsiebzig Schuß, sechsunddreißig links und sechsunddreißig rechts. Der Raum in der Mitte führt Zubehör- und Ersatztheile in seinem oberen Gefach, in seinem unteren Gefach eine Zünderstellmaschine. Sowohl der Boden dieses Wagens als auch sein Deckel sind gepanzert. Alles ist grau angestrichen.

Zu jedem Geschütz gehört ein Munitionswagen, der in der Feuerlinie links daneben aufgebaut wird, und zwar hat er eine Vorrichtung, vermittels deren er umgekippt werden kann, so daß der gepanzerte Boden nach dem Feinde gerichtet ist. Die beiden gepanzerten Deckelhälften sind schrankartig zu öffnen und gleichfalls mit der Panzerung dem Gegner zugekehrt. Hat nun auch das Geschütz seine Panzerschilde niedergelassen, so ist es vollkommen gedeckt und mit sechsundneunzig Schuß armirt.

Die Batterie besteht aus vier Geschützen und ist in vier Züge eingetheilt. Die beiden ersten Züge, von activen Officieren commandirt, haben je zwei Geschütze und zwei Munitionswagen, der dritte Zug steht unter dem Commando des Officierdienstthuers, in der französischen Armee „adjutant" genannt, und enthält fünf Munitionswagen. Der vierte Zug besteht aus drei Halbzügen, von denen der eine durch drei weitere Munitionswagen, der zweite durch Vorrathswagen und Feldschmiede, der dritte durch Lebensmittel- und Futterwagen gebildet wird. Zugführer ist ein Reserveofficier. Für das Gefecht treten Veränderungen ein, die jedoch von weitergehendem Interesse nicht sind. Wird aus der Marschcolonne, die zu Zweien und zu Einem formirt sein kann, zum Gefecht übergegangen, so fahren zuerst die Munitionswagen in die Feuerlinie und protzen ab, wobei die Protzen linksumkehrt machen, dann fahren die Geschütze rechts neben ihren Munitionswagen und protzen gleichfalls ab, wobei ihre Protzen mit rechtsumkehrt vor der Linie verschwinden. Dann werden die Munitionswagen nach hinten umgekippt, die Geschütze nach dem Feinde gedreht, die Panzerschilde herunter-, beziehungsweise zur Seite geklappt, und die Batterie ist gefechtsbereit. Ihr Hauptgeschoß ist das Shrapnel, das wahrscheinlich je dreihundert Füllkugeln enthält. Ein kleines Ausziehtischchen am Munitionswagen ermöglicht das bequeme Aufstellen der Zünderstellmaschine, an der die Kanoniere knieend und gegen feindliches Feuer so ziemlich gedeckt, ruhig arbeiten können.

Das Geschützrohr ermöglicht nicht nur eine Bewegung nach der Höhe, sondern auch nach der Seite, so daß sich vier Feuerarten ergeben, die auch im Reglement festgelegt sind:

1. Mit unveränderter Höhen- und Seitenrichtung.
2. Mit unveränderter Höhen- und veränderter Seitenrichtung.
3. Mit veränderter Höhen- und unveränderter Seitenrichtung.
4. Mit veränderter Höhen- und veränderter Seitenrichtung.

Man sieht daraus, daß es möglich ist, nicht nur eine starke Höhenstreuung, sondern auch eine starke Breitenstreuung zu erzeugen, ja sogar beide Streuungen zu combiniren. Nach Berechnungen, die das Militärwochenblatt angegeben hat, bedecken 144 Schüsse einen Raum von fünfhundert Metern Tiefe und hundertfünfzig Meter Breite, also 75 000 qm, wobei, dreihundert Kugeln auf jeden Schuß gerechnet, auf je zwei Quadratmeter eine Kugel entfällt. Macht man sich klar, in wie kurzer Zeit bei einem Schnellfeuergeschütz sechsunddreißig

Digitized by Google

Schuß*) aus dem Rohre heraus sind, so kann man beurtheilen, welch' eine gewaltige Wirkung erzeugt wird.

Diese Wirkung jedoch ist nicht das Ueberlegene, wir würden sie wahrscheinlich auch erreichen. Die Ueberlegenheit liegt einzig und allein in der Unangreifbarkeit der französischen Geschützstellung. Wollte der Gegner, was eigentlich von vornherein ausgeschlossen ist, diese gepanzerten Batterien mit Infanterie angreifen, so hätte diese, bevor sie überhaupt in Action treten könnte, ohne einen Schuß zu thun, die wirksamste Feuerzone der Artillerie zu durchschreiten. Wie viel Mann durch die eben beschriebene Geschoßgarbe die wirksame Feuergrenze der eigenen Waffe erreichen würden, kann sich jeder vernünftige Mensch selbst ausrechnen. Das Angreifen durch Artillerie ist ebenfalls fast erfolglos, denn die Batterie ist nur zu vernichten durch Granatenvolltreffer; bis diese, aber in die grau angestrichene, vollkommen im Gelände verschwindende und gepanzerte Batterie hineinkommen, steht kein Mann der nichtgepanzerten Batterie mehr auf den Füßen. Sie sind begraben unter dem über sie herprasselnden Shrapnelhagel, indeß die feindliche Batterie vielleicht schon längst unter dem Schutz ihrer Rauchentwickler aufgeprotzt hat und abgefahren ist, um an einer anderen Stelle wieder ihre unheimliche Arbeit von Neuem zu beginnen. Es bleibt nun noch zu erwägen, was wir mit der dritten Hauptwaffe, der Cavallerie, gegen diese furchtbaren Geschütze ausrichten können. Auch ihr Erfolg wird ziemlich zweifelhaft sein. Immerhin mag eine gut geleitete Cavalleriemasse, die in nicht allzu großer Entfernung gedeckt gegen die feindliche Batterie vorbrechen kann, einen bescheidenen Erfolg erringen können, aber das Opfer an Menschen und Pferden wird kaum in einem Verhältniß zu diesem Erfolge stehen.

Es ist also unabweisbare Nothwendigkeit, daß wir demnächst eine neue Artillerievorlage zu erwarten haben. Wir dürfen unter keinen Umständen zurückbleiben, wir müssen nachfolgen, wir müssen die Defensivkraft unserer Artillerie erhöhen und wahrscheinlich auch von dem Schnellladegeschütz zum Schnellfeuergeschütz übergehen.

Vielleicht wird diese Ueberflügelung durch die französischen Techniker die Mehrheit der Errichtung einer militärtechnischen Hochschule geneigter machen. Denn nur die Vereinigung militärischer und technischer Bildung vermag solche Fortschritte zu zeitigen, wie wir sie in der modernen französischen Artillerie vor uns sehen. Ein Gefühl tiefer Niedergedrücktheit beherrscht heute jeden Soldaten, da er sich gestehen muß, daß wir einer raffinirt entwickelten feindlichen Waffe schutzlos gegenüber stehen. Videant consules!

Zur Rassenpsychologie.**)

Von Professor **Th. Achelis** (Bremen).

Den Neger einer Erhebung auf höhere Zustände für unfähig zu erklären, wäre baare Willkür; allein für die niedrigen Stufen der bis jetzt vorhandenen Gesittung einzig nur die Natur des Festlandes anschuldigen, hieße gänzlich die Verschiedenheit in der Begabung der Menschenrassen verlieren. Dieser Ausspruch Peschel's bezeichnet sehr deutlich den Weg, auf welchem seither die moderne Forschung begonnen hat, in dem Wechsel großer, weltumwälzender Ereignisse und überhaupt in der weltgeschichtlichen Entwickelung gewisse tiefere anthropologische Factoren zu erfassen, die der gewöhnlichen Betrachtung zu entgehen pflegen. Gewiß ist auch hier noch Manches zweifelhaft, hypothetisch oder ganz unsicher, aber trotzdem wird eine unbefangene Auffassung diese Vertiefung des culturhistorischen Problems nach der psychologischen Seite hin nur freudig begrüßen. Als einen Beitrag zu ihrer Lösung haben wir auch das vorliegende Buch von H. Driesmans anzusehen, das sich in's Besondere der germanischen und deutschen Blutmischung zuwendet.

In enthusiastischer Ueberschätzung des anthropologischen Moments hat eine neuere Richtung thatsächlich alles Elend, das den Ariern auf ihrem langen Lebensweg zugestoßen sei, von der Blutmischung abgeleitet und umgekehrt alle höhere Bildung und Gesittung von der eine Zeit lang streng eingehaltenen Reinheit der Rasse. So sehr das in anderem Sinne zutrifft (die alten Inder hielten in der That mit rücksichtsloser Strenge und fast unmenschlicher Grausamkeit auf schärfsten Abschluß von den dunklen Eingeborenen), so wenig ist doch der Satz in seiner culturhistorischen Bedeutung berechtigt, weder im Hinblick auf die Indogermanen noch auch überhaupt. Im strengsten Sinne des Worts giebt es nämlich überhaupt keine reine Rasse auf Erden, und ebenso ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß alle eigentliche Cultur, alles geistige Leben und Schaffen durch Befruchtung und Wechselwirkung verschiedenartiger Völker, resp. Rassen entstanden ist. Was eine etwas einseitige und befangene Anschauung früher bei den Griechen als völlig originales Gut hinzustellen beliebte, hat sich allmälig als ein höchst differencirtes Product der verschiedenartigen Anregungen und Einflüsse herausgestellt, welche dies im Uebrigen in seiner plastischen Umbildungskraft fast unerreichte Volk von Außen (so von Vorderasien besonders) empfangen hat. Keine Rasse, schreibt der Verfasser des vorliegenden Buches, ist jemals im Stande gewesen, ohne gewissen Zusatz fremden Blutes eine Cultur zu schaffen. Alle Culturen, welche die Welt bisher gesehen, bauen sich auf jener Blutmischung auf: sie sind aus der Befruchtung einer entwickelungsfähigeren Rasse durch eine andere erwachsen. Von den alten Völkern erfahren wir, daß die Cultur von einem auf das andere, von den Egyptern und Babyloniern auf die Griechen, von den Griechen auf die Römer überging und von Jedem in neuer Weise und im höheren Sinne verarbeitet wurde. Die Entstehung und die Anfänge der Cultur überhaupt bleiben in Dunkel gehüllt, aber von der Uebertragung der Cultur sind wir überzeugt, daß sie jeweilig nur auf dem Wege der Blutmischung des einen Volkes mit dem anderen erfolgt sein kann. Keine Rasse kann die andere, kann die Cultur und Lebensanschauung einer anderen verstehen und Interesse für diese gewinnen, wenn sie ihr nicht mit dem Blute der Culturrasse gewissermaßen eingeimpft worden. Blutmischung allein vermag ein Volk zur Culturentwicklung zu veranlassen, die Vermischung mit einem Culturvolk allein die Culturentwickelung in ihm zu entfesseln. (Vorwort S. VII). Deßhalb bleibt die Kehrseite dieses Satzes natürlich zu Recht bestehen, daß nämlich eine zu unbedenkliche Blutmischung die ursprüngliche Eigenart des betreffenden, aber weniger widerstandsfähigen Volkes vernichtet und (anthropologisch wenigstens, häufig auch psychisch) eine Entartung und Zersetzung einleitet, weil es an einer gesunden, homogenen Verarbeitung fehlt. Das tritt auch z. B. in der Beziehung augenscheinlich hervor, daß, wo in der Kreuzung das Edelreis auf einen jungen, völlig unberührten Stamm gepfropft wird, die Generation sich durch einen auffallenden revolutionären Expansionstrieb hervorthut, — umgekehrt entsteht da, wo das Weib der höheren Cultur, der Mann der niederen Schicht angehört, der geniale Künstler oder Dichter, so sehr behütet der weibliche Theil die ursprüngliche Rassenausstattung. Driesmans hat in einem geistreichen Porträt Friedrich Nietzsche's diese rassenpsychologische Betrachtung zu erweisen gesucht, aus der wir folgende Züge entnehmen: Seiner Antipathie gegen das Reich, gegen Preußen, gegen England, seinem Sympathisiren mit den romanischen Völkern, ja, ungeachtet des radi-

*) Der vierte Theil von 144, da vier Geschütze vorhanden sind.

**) Mit besonderer Rücksicht auf das Buch von H. Driesmans, Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung (Leipzig, Eugen Diederichs 1901).

Digitized by Google

calen Atheismus dieses sehr freien Geistes, selbst mit dem Katholicismus, der ihm vornehmer als der bäuerische Protestantismus erscheint, liegen unverlierbare polnische Rasseninstincte zu Grunde. Ferner verräth sein Widerwille gegenüber dem Gedanken der natürlichen Entwickelung im Sinne Darwins, der Grenzen unseres empirischen Erkennens im Sinne Kant's und gegenüber der Goethe'schen Forderung, das Unerforschliche schweigend zu verehren, den ungermanischen, den slavischen Kopf. Aber der unbändige Freiheitsdrang, das „heilig glühende Herz" dieses Prometheus, der Alles selbst vollenden will, offenbart den Germanen mütterlicher Abkunft ... Nietzsches deutsch-faustische Natur ist es, die ihn zerklüftet und zertheilt, in zwei Seelen aufwärts und abwärts zerrt — aber daß die Zerrung so furchtbar, so Entsetzen erregend, so übermenschlich ist, das macht sein slavischer Geist .... An Nietzsche ist es recht augenfällig und offenbar geworden, was bei der germanisch-slavischen Rassenkreuzung und Blutmischung herauskommen kann. Wie man sich auch zu dem Schöpfer des Zarathustra stellen mag, ob man sich zu dem Uebermenschen bekannt oder ihn als die Ausgeburt eines wahnwitzigen Geistes verwirft, jedenfalls wird man zugestehen müssen, daß Nietzsche der gewaltigste Aufrütteler und Aufstörer der Geister, in's Besondere der deutschen, seit den Tagen Luthers gewesen und daß seine Erscheinung schon allein insofern, als sie Leben und Bewegung in die geistige Masse in neuer, unerhörter Weise getragen hat, freudig begrüßt und beglückwünscht werden muß. Seine Gegner sind auch meistens Leute, die er aus ihrer Ruhe aufgeschreckt; sind Einsiedlerkrebse, deren Muschelgehäuse er zerstört, worin sie eine Zuflucht für ihre Lebenszeit zu finden vermeint; sind Spinnen, in deren Netze er mit rascher Hand gegriffen, womit sie sich umwoben, um ihre Nothdurft und Nahrung aus Denen zu saugen, die sich darein verfingen: er hat den Theologen um ihre Theologie und den Philosophen um ihre Philosophie bange gemacht. Er hat das subjective Vorstellungsgewebe eines Jeden, die gleißenden, prunkvoll geistigen Gewänder, mit denen man die innere Dürftigkeit und Kümmerlichkeit, die seelische Armuth zu verkleiden und zu verbergen liebt, rücksichtslos heruntergerissen und den modernen Menschen in seiner erschreckenden Nacktheit und seinem Schmutz gezeigt ... Diese Wahrhaftigkeits- und Wesenheitsliebe macht uns den Nietzsche verwandt und vertraut, wie sehr uns auch die slavische Grausamkeit dieses mitleidsfeindlichsten Menschen erschrecken und abschrecken mag. Lieb und werth aber macht ihn uns der Wesenzug, daß er seine Geißel nicht bloß über die Anderen schwingt, sondern auch über sich selbst, daß er sich selber ebenso rücksichtslos entkleidet und in seiner modernen Menschheit ganzem nackten Jammer aufdeckt (S. 183).

Die Sachlage ist nun bei einer genaueren Betrachtung recht mißlich. Denn während eine natürliche, häufig auch (so bei den alten Indern, bei den Juden, den Römern u. s. w.) künstlich unterstützte Auslese nur die körperlich besten Individuen für die Entwickelung aussondert, arbeitet gerade die höhere Gesittung durch die verschiedenartigsten humanitären Mittel und Einrichtungen diesem egoistischen, aber äußerst praktischen Verfahren entgegen, so daß unzweifelhaft, rein physiologisch genommen, die Rasse degenerirt. Diese Entartung, die schließlich selbstredend auch ihre unheilvollen Consequenzen auf dem geistigen Gebiete zieht, kann nur durch eine sociale oder Seitens Einzelner geübte Inzucht aufgehalten werden, so daß das körperliche Moment vollauf mit in Betracht kommt. Wie einschneidend solche Präventivmaßregeln sein können, veranschaulicht wohl am Besten das Beispiel des sonst so träumerisch und phantastisch veranlagten indischen Volkes, das aber in dieser Beziehung, wie Nietzsche mit Recht bemerkt, rückhaltlose Schärfe nicht gescheut hat: Ein Edict setzt fest, daß das Wasser, welches die Tschandalen nöthig haben, weder aus den Flüssen, noch aus den Quellen, noch aus den Teichen genommen werden dürfe, sondern nur aus den Zugängen zu den Sümpfen und aus Löchern, welche durch die Fußstapfen der Tiere entstanden sind. Insgleichen wird ihnen verboten, ihre Wäsche zu waschen und sich selbst zu waschen, da das Wasser, das ihnen aus Gnade zugestanden wird, nur benutzt werden darf, um den Durst zu löschen. Endlich ein Verbot an die Sudra-Frauen, den Tschandalen-Frauen bei der Geburt beizustehen, insgleichen noch eins für die Letzteren, einander dabei beizustehen u. s. w. In der That, wenn man bedenkt, daß gerade die Inder die Sympathie und das Mitleid weit über die Grenzen unserer europäischen Auffassung zum Grund- und Eckstein ihrer ganzen Weltanschauung erhoben haben, so ist das auf den ersten Blick äußerst befremdlich. Nicht viel anders liegt es bei den Juden, obschon derartige Monstrositäten selbstverständlich nicht vorkamen; aber obgleich heutzutage nirgends mehr bei ihnen die Rasse rein bewahrt ist, vielmehr bekanntlich das jüdische Reis auf manche altersschwache christliche Stammbäume gepflanzt ist, so gehört es zu den größten Seltenheiten, daß ein Jude, der noch etwas auf Reinheit der Abstammung hält, sich mit einer Christin verheirathet (natürlich beide Ausdrücke anthropologisch genommen). Bei uns Germanen bekundet sich, — man darf wohl hinzusetzen, leider — diese Scheu vor einer weitgehenden Mischung durchaus nicht, und dieser Mangel hat uns culturgeschichtlich um die nicht verächtlichsten Errungenschaften unserer politischen Entwickelung gebracht. Man denke nur daran, wie mühelos unsere germanischen Ansiedelungen, von den Tagen der Völkerwanderung her fast bis auf die Gegenwart, wo sich hin und wieder ein stärkerer nationaler Instinct zu regen pflegt, in romanischen Ländern aufgesogen und in ihrer Eigenart vertilgt werden. Für die Reinheit des Blutes ist das Weib aber der ausschlaggebende Factor, von dem alles abhängt, sie ist nicht bloß die Hüterin der Form, der Ueberlieferung u. s. w., die geschworene Feindin jeder Aenderung, jedes Umsturzes, sondern auch die Erhalterin der Rasse in ganz besonderem Maße. Ein Volk, in dem, wie Driesmans sagt, das Weib den Vorrang genießt, in dem es durch die Rücksichtnahme und Verehrung, die man ihm zollt, herrscht, ist ein wähleriſches Volk; sein Familienleben ist gesund, sein Hauswesen gefestet, und sein öffentliches Leben ist nur ein erweitertes Familienleben, seine Politik nur eine erweiterte Familienpolitik. Ein solches Volk treibt Rassenzuchtwahl, denn die Instincte des Weibes, welche unbewußt und unmerklich sein ganzes Thun und Lassen lenken, sind stets auf Erhaltung und Verbesserung der Rasse gerichtet. Es findet einen mächtigen Rückhalt, eine unerschöpfliche Lebens- und Kraftquelle an seinem heimischen Herd, und jedes Volk, das einen solchen Rückhalt fand, ist noch stark gewesen, eines, das sich zu einer gewissen Herrschaft über andere Völker empor schwang. Von der Stellung, die das Weib in einer Rasse einnimmt, hängt deren Glück und Geschick ab — die Macht oder Ohnmacht des Weibes entscheidet, ob eine Rasse zu einer bleibenden Cultur und Leben spendenden Kraftquelle wird, oder nur als flüchtige, kometenartige Erscheinung in der Weltgeschichte vorüberzieht. Fragen wir, warum die großartig angelegten Culturreiche der Assyrer und Babylonier so schnell und so spurlos zu Grunde gegangen sind, so kann uns nur die eine Antwort werden, weil das Weib bei diesen Völkern eine unwürdige Stellung einnahm, weil sie keine Familienzucht kannten, und fragen wir anderseits, wieso die Egypter, die der gleichen Zeit- und Culturperiode wie die Assyrier und Babylonier angehörten, ein so dauerndes, langlebiges Culturvolk werden konnten, dann zeigt uns die Geschichte, daß sie in keuscher Einehe lebten, daß das Weib bei ihnen die geachtete, gleichberechtigte Genossin des Mannes war (S. 25). In der That ist es eigenthümlich, daß gerade bei demjenigen germanischen Stamm, der die stärkste Eigenart zeigt, und die schärfste Inzucht befolgt, bei den Engländern, die Frau eine besonders hervorragende Stellung einnimmt, so daß unser Gewährsmann geradezu sagt, die englische Familie trage den ausgeprägten Charakter des Matriarchats, jener für unser

Digitized by Google

Empfinden seltsamen Epoche der socialen Entwickelung, wo nach strengem Mutterrecht Namen, Vermögen, Stand und Erbfolge lediglich durch die weibliche Abstammung bedingt wurde. Während die Engländer bei Kreuzungen stets ihrem Typus zum Sieg verhalfen, geht die deutsche Eigenart in der Mischung mit romanischen Elementen (man denke nur an das unaufhaltsame Vordringen der Italiener in Wälsch-Tyrol!) rettungslos zu Grunde. Es fehlt uns der selbstbewußte Stolz und die herrische Unbeugsamkeit, die bei solchen Assimilirungen stets nur an ihren eigenen Vortheil denkt und für alle geistige Entwickelung das Blut als die unveränderliche werthvolle Voraussetzung betrachtet. Was endlich die deutsch-jüdische Kreuzung anlangt, so giebt der Verfasser derjenigen den Vorzug, die sich auf der mütterlichen Basis der Jüdin vollzieht, da das südlich lebhaftere Tempo des Blutumlaufs und die hellen Instincte der jüdischen Natur in dem germanischen Gehirn Schätze auszulösen vermögen, die auf andere Weise nicht so leicht zu heben sein dürften. Im Uebrigen möchte ich diese durch parteipolitische Grundsätze mehr als billig beherrschte culturhistorische Frage hier nicht weiter zum Austrag bringen. Ich möchten nur zum Schluß bemerken, daß das vorliegende Buch, das sich durch eine Fülle geschickt verwendeten culturgeschichtlichen Materials und eine ansprechende Darstellung auszeichnet, durchaus keine speciellen Fachkenntnisse voraussetzt, sondern sich auch an einen weiteren Leserkreis wendet.

Aus dem Reiche der Astrologie.*)

Mit Bemerkungen
über die Horoskope Kaiser Wilhelms I. und des Fürsten Otto von Bismarck.

Von Albert Kniepf (Hamburg).

Fäden kommen, Fäden weisen,
Jeden lenk' ich seine Bahn,
Keinen laß ich überschweifen,
Fügʼ er sich im Kreis heran.
Goethe (Faust, Die Parzen).

Mit dem Drudenfuß wollte der große Skeptiker Mephisto nichts zu thun haben. Die mysteriösen Kräfte dieser Lineamente und Winkel machten ihm Pein. Solche Dinge giebt es; sie sind wenig bekannt, sie gelten Manchen auch als vollkommener Widerspruch, gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren. Goethe, ein Occultist, ein Seher, wie alle großen Dichter, fand nichts Anstößiges darin, sein Horoskop zu erwähnen, seine astrologischen Sonette aber rechnet man ihm als poetische Licenz. Er war im Stande, sich in verschiedene Weltanschauungen hineinzudenken, ohne sich auf eine ortsübliche Religion zu versteifen. Es kommt nur darauf an, wie man eine Sache sieht oder jeweilig nach Individualität und Erziehung sehen wird, denn Alles ist nur Aspect, Deutung, Bedürfniß. An gewissen Punkten kann ein Aspect in einen anderen, zuweilen auch anscheinend gegentheiligen umschlagen, und das kommt auch im Leben der Völker vor.

In Vorzeiten glaubte der Mensch, der Himmel über ihm sei die Krone des „Weltbaumes“ und der Sitz der Götter, es ist vielleicht die ursprüngliche Anschauung der Baumbewohner, die man noch heute in Neuguinea findet. Dann wurde der Himmel höher und zu Sphären der wandelnden Gestirne, von denen Zeitmaß und aller irdische Wechsel kam. Im Alterthum und klarer mit Copernicus sah man ein, nicht die Sonne kreise um die Erde, sondern es verhalte sich gerade umgekehrt. Diese Erkenntniß war anfänglich ein „Geheimniß“, vor dessen Proclamation sich auch Copernicus noch fürchtete. Man bildet sich viel auf diese Entdeckung heute ein, aber die naive prähistorische Anschauung vom Himmel als Paradies und Göttersitz beherrscht noch immer die religiösen Vorstellungen in großem Umfange. Der Sinnenschein ist immer mächtig, man kann es auch in der Wissenschaft selbst allenthalben bemerken. Wir wissen jetzt, auch das Kreisen der Weltkörper umeinander ist nur Schein, denn da die Erde fortrückt und ebenso die Sonne, so läuft der Mond nicht „um“ die Erde, sondern in Schlangenlinien und spiralförmig daneben her, wie die Planeten auch in Bezug auf die Sonne. Gelehrt wird aber noch immer: die Planeten laufen in Ellipsen um die Sonne.

So ist Alles nur scheinbar richtig, je nach dem Standpunkt, und wie man's sieht, und ein freierer Standpunkt ist derjenige, welcher die weiteren Horizonte hat, wodurch wir neue Abfolgen von Verknüpfungen übersehen. Die subjectiv beengte Anschauung läßt uns unsere Entschlüsse als frei erscheinen, als stünde Alles oder doch Vieles in unserem Belieben, wie wir's treiben. Betrachten wir uns aber als social bedingtes und auch schon als mit der Geburt fertiges, oder doch schon in den Hauptrichtungen so oder so bestimmtes Individuum, so verschwindet die scheinbare Freiheit des Willens und Alles ergiebt sich nun aus uns angeborenen und durch äußere Einwirkungen bestimmten Motiven. Man nennt das heute Determinismus. Auch die Studien von der Vererbung und den angeborenen psycho-physiologischen Merkmalen und Eigenschaften kommen immer mehr in Aufnahme. Wir werden darin aber noch sehr viel weiter gelangen, während sich die naive Anschauung von der anscheinenden Freiheit des Thuns wiederum im Volke behaupten wird. Aber vom Determinismus hat die Menschheit von jeher gewußt; er tritt uns mit moralisirender Tendenz entgegen in der uralten Nemesisidee, im Karma der Buddhisten, am großartigsten im Sündenfall der ersten Menschen, in der alttestamentlichen Vererbung der Sünde, wobei man aber des Erbglücks wenig gedenkt. Ferner wird der Determinismus von jeher praktisch bewiesen durch die Prophetie aller Art, somnambulen und anderen Ursprungs; sie ist außerdem ein unveräußerliches Inventarstück aller heiligen Bücher. Auch die Edda weiß viel davon, ebenso kannten ihre Verfasser die Astrologie.*) Ich erinnere die „moderne Bildung“ mit ihrem Vorurtheil gegen alle Divination wiederum nur an Goethe, der von den frappanten Wahrträumen seines Großvaters erzählt und selbst in Bezug auf seine Person genau in die Zukunft sieht. Aber auch die moderne Wissenschaft selbst ist durchaus „deterministisch“!

Dies lege ich nicht dar, um schon die Astrologie damit zu stützen, sondern nur um den Anspruch der Astrologie, ebenso alle Arten von psychologischer Prognose zu vertheidigen. Noch unberührt ist damit die Frage, ob auch die Gestirndeutung Aehnliches vermöge. Die moderne Wissenschaft

*) Den Lesern der Gegenwart, die allen Fragen und Problemen unserer Zeit das gleiche rege Interesse entgegenbringen, wird ein Ausflug in die occultistischen Lande nicht uninteressant sein, zumal, wenn eine anerkannte Autorität wie der Verfasser den Ausflug leitet. Hat es früher zum guten Ton gehört, über solchen „mittelalterlichen Schutt“ sehr erhaben und aufgeklärt zu lächeln, so zwingt uns die merkliche Abkehr des Zeitgeistes vom Nichts-als-Materialismus, sowie der große Zulauf, den Mrs. Eddy, verschiedene Blumenmedien u. A. gerade bei den oberen Hunderttausend haben, dem gestern Belächelten einige Aufmerksamkeit zu schenken. Wer will wissen, ob nicht ein Columbus unterwegs ist und neue Bahnen zu neuen Welten findet, während er hoffnungslos auf wüstem Ocean zu treiben scheint? Ohne in dem Kampfe der Meinungen Partei zu ergreifen, halte ich es für die Aufgabe dieser Zeitschrift und deßhalb für meine Pflicht, wenigstens zur Klärung der Meinungen beizutragen und einem Hauptvertreter der viel befeindeten „geheimen Wissenschaften“ das Wort zu ertheilen. R. N.

*) Die Bildung der Drüden ist von großem Einfluß auf die Römer gewesen. Aus Gallien brachte Cäsar das Sonnenjahr zu 365 Tagen 6 Stunden mit, und Pomponius Mela erzählt uns daß die Drüden die Vornehmen in den Wissenschaften unterwiesen, den Lauf der Gestirne erforschten und daraus auch entnahmen, was die Götter bestimmt haben. Hohe Schulen der Drüden bestanden in Paris und Massilia, wo man auch Geschichte und Redekunst studirte.

Digitized by Google

kann dafür keine Beweise mit ihren Mitteln finden, aber das will nichts sagen. Die Erfahrung entscheidet hier, nicht der Widerwille und die Theorien moderner Gelehrten, welche die Astrologie niemals probirten.

Der englische Astrolog Pearce fand gleichsam zufällig, daß die politisch wichtigen Constellationen vom Juli-August 1900 eine ausgesprochene Beziehung haben zum Horoskop des Königs Humbert von Italien, und schrieb in seinem, bereits mit 1. October 1899 im Buchhandel käuflichen Kalender (Zadkiels Almanac), daß sich der König vor heimtückischen Feinden und namentlich Anarchisten hüten sollte. Der König wurde am 29. Juli 1900 von Bresci ermordet. Diese Prognose steht S. 19 unter Monat August, ist aber vom Neumond des 26. Juli an giltig, der für die Zeit eines Mondumlaufs wirkt. Die Prognose setzte voraus, daß sich der Astrolog des Horoskops des Königs erinnerte, denn aus den allgemeinen, unpersönlich genommenen Aspekten lassen sich so treffende Hinweise nicht geben, woher auch viele solcher Prognosen ohne besonderen Werth sind und dem Ansehen der Astrologie in den Augen der „Gegner" schaden, die nichts davon verstehen und durch die üblichen vagen Prognosen natürlich nicht bekehrt werden.

Sehr gelungen war auch die Prognose eines indischen Astrologen S. Row in seinem Anfang 1898 erschienenen Prospekt für 1898/99, worin er einen gegen November ausbrechenden großen Krieg in Gegenden der südlichen Hemisphäre mit Zerstörung von Städten und Störungen der Schifffahrt weissagt. Noch ehe der südafrikanische Krieg ausgebrochen war, erschien Zadkiels Almanach für 1899, in welchem Kalender Pearce die Sonnenfinsterniß vom 22. November 1900 bespricht und aus dieser einen allgemeinen Aufstand gegen die englische Herrschaft in Südafrika, sowie das Aufkommen einer Tyrannei und allgemeine große Noth als Wirkung dieser Eklipse, also für 1901—1902 noch, prognosticirt. Es ist also anderthalb Jahr vorher geschrieben! „Ich fürchte," sagt er, „unsere Feinde werden der englischen Herrschaft ein Ende machen, wenn sie können." Wie kommt er zu dieser Furcht? Mars war in Quadratur der Eklipse und Mars ist der Significator Englands. Zwei Monate nach dieser Eklipse starb auch die Königin Victoria.

Die Kaiserin Friedrich starb am 6. August 1901. Im Maiheft der „Coming Events" war ihr Tod für August vermuthet, eine davon unabhängige Prognose las man in der Augustnummer von „Modern Astrology", aus einem Mundan-Horoskop entnommen, wonach im Laufe des Monats „ein Todesfall im Königshause" bevorstände. In „Zadkiels Almanach" für 1901 findet man eine sehr gute Prognose aus der Stellung des Saturn beim Quartals-Horoskop vom 23. September, welche ungefähr für die geographische Länge und Breite von Kabul sehr stark liege und dem Emir von Afghanistan Gefahr bringe. Der Emir starb! Das ist fünfviertel Jahr vorher geschrieben! Aber man hat nicht die Zeit, alle diese markanten Aspekten zu prüfen, und so enthalten viele Prognosen der englischen Kalender zu wenig Hinweise bestimmter Art, sind sehr allgemeiner und vager Natur.

Die heftigen Stürme aber im November 1901, wo in einer Nacht des 14./15. November allein 34 Schiffe an den englischen Küsten untergingen und auch sonst ungewöhnlich viele Schiffbrüche vorkamen, findet man in Raphael's Almanach richtig vorausgesagt, also länger als ein Jahr vorher. Dort ist zu lesen, daß im November großes Unheil in der Schifffahrt bevorstünde, heftige Stürme würden auf dem Ocean herrschen, ihren Weg mit Zerstörung bezeichnend. Ferner sagt er richtig für November, eine der uns sonst freundlich gesinnten Nationen würde sehr feindselig werden — eine Prognose, welche zu den zahlreichen minder bildscharfen gehört, die aber auf die heftigen Proteste des deutschen Volkes gegen Chamberlain offenbar paßt.

Von anderen Prophezeihungen bezüglich des Todes Mac Kinley's abgesehen, so prognosticirte schon während der ersten Wahlagitation der Newyorker Arzt und Astrolog Dr. Broughton im Newyorker Observer vom 22. Juni 1896, daß Mac Kinley gewählt werden würde, aber „sein Horoskop spreche fast ebenso sehr für Meuchelmord wie dasjenige Garfield's und Abraham Lincoln's."

Man könnte diese Beweise noch vermehren, wogegen auch viele minder bestimmte und selbst fehlgreifende Prognosen vorkommen, was unvermeidlich ist, wenn fortlaufende politische Diagnosen gegeben werden sollen. Z. B. haben die Engländer das Ableben der Königin Victoria nicht getroffen. Man darf sich, wie gesagt, die Astrologie nicht als Mittel zur ganz beliebigen „Wahrsagung" vorstellen, wenn auch die typische Prognostik viel Sicherheit gewährt. Das muß man durchaus unterscheiden, aber deutlich wird es nur beim näheren Studium. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß man Jemandem die Zeit des Todes auch nicht voraussagt.

„Typisch" ist z. B., daß eine Conjunction oder ein Parallel von Sonne oder Mond mit Saturn dem Geborenen eine erhebliche Fatalität bedeutet, deren Charakter sich alsdann nach der Stellung dieser Gestirne oder sonst nach dem Horoskop richtet, während Jupiter hier an Stelle des Saturn sehr vortheilhaft sein wird, Mars aber vielen Kampf verursacht. In dieser Weise geht man niemals ganz fehl, die Combination wird es ergänzen. An diesen zunächst einfachen Elementen beweist sich die Astrologie. Wenn die Gegner dies blindlings nicht prüfen wollen, ist ihr Hineinreden nicht im Geringsten „wissenschaftlich" gerechtfertigt, so hochgebildet sie erscheinen. In „The science of the stars" von A. J. Pearce findet man eine Aufstellung der hauptsächlichen Geburtsaspecte sehr unglücklicher fürstlicher Personen, namentlich der Bourbonen und Orleans.

Kaiser Wilhelm I., geboren 22. März 1797 zu Berlin, nachmittags 2 Uhr, hatte einen vorzugsweise guten Sonneneinfluß. Die Sonne gilt auch im Allgemeinen als das Gestirn der Personen von hohem Range, von Herrschern und fürstlichen Personen, Präsidenten. An sich schon im Widder und zwar auch im Anfang dieses Zeichens und ihrer „Erhöhung placirt, war sie noch durch eine Conjunction mit Jupiter gehoben, beide obenein in einem Mundan-Trigonus nahe der Spitze des neunten Hauses zum Ascendenten oder Ostpunkt des Horoskops, dessen Gestirn die Sonne ferner selbst war, ferner hatte auch Jupiter den sehr glücklichen zodiacalen Sextilschein des Mondes. Im Horoskop einer ohnehin hohen Person ist eine solche, ohnehin kaum wieder vorkommende Configuration um so gewichtiger, im Uebrigen auch eine Anzeige für langes Leben. Kaiser Friedrich wurde dagegen nur 56 Jahre alt. Sonne und Mond waren vom Saturn verletzt. August 1880 schrieb Pearce in seinem Journal Urania: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß er das hohe Alter seines Vaters erreichen wird."

Im Hause der Regierung, im zehnten des Horoskops, sehen wir beim Kaiser Mars, bei Bismarck Venus, und zwar diese in vorzüglichster Position. Mars im zehnten Hause eines Herrschers ist ein Bedeuter zwar von Macht und Gewalt, aber mit steten Widerwärtigkeiten und Verdruß mit vielen Conflicten und Gegnerschaften verbunden, er bringt ferner steigende militärische Rüstungen, auch Kriege kommen alsdann, ohne daß man es will. Andererseits erwirkt Venus im zehnten Hause, namentlich in der dreifachen Dignität wie bei Bismarck (im eigenen Zeichen, in Conjunction und im Parallel mit dem Meridian) sehr viele Anerkennung und außerdem bedeutende Ehren und Würden. Wenn er seine Maßnahmen vielfach oder doch in der Hauptsache durchsetzte, so ist das nicht zum Wenigsten dem Entgegenkommen Seitens Anderer zuzuschreiben, für das jene Venus unbedingt sehr vortheilhaft war. In dieser Richtung ergänzte das Horoskop Bismarck's

Digitized by Google

dasjenige des Kaisers recht glücklich. Die Nebenaspecte lasse ich hier unbesprochen.

Entschieden überlegen aber zeigt sich das Horoskop des Kaisers durch die bereits erörterten Configurationen des Jupiter mit Sonne und Mond, es sind in Wahrheit die Constellationen eines weltgeschichtlich sehr bevorzugten Regenten! Es ist astrologisch auch gar kein Zweifel, daß sie sehr in die Wagschale fielen für den Ausgang aller kritischen Lagen. Denn bei Bismarck hatte der in großen Dingen immer sehr maßgebliche Jupiter nicht entfernt so günstige Verbindungen mit Sonne und Mond, er stand nahe einem Gegenschein zur Sonne und zum Monde in Quadratur, was auch schließlich doch noch fatal für den Abschied vom Amt wurde neben seinen übrigen vielen Conflictsaspecten. Beim Kaiser ist ferner Mars, der Regent des vierten Hauses im zehnten dominirend postirt, bei Bismarck ist er nur im sechsten, also in einem schwachen Hause und für Zurückgezogenheit — was für Astrologen interessant zu vergleichen ist, insofern das vierte Haus auf das Ende der Affairen Bezug hat. Eine feine Nuance ist es auch, daß Mars bei Bismarck im Quadrat noch die Venus verletzt, hier also ein Entlassungsaspect. Die prophetischen Consequenzen aus dieser Schematik auf viele Jahre im Voraus zu ziehen, ist natürlich sehr schwierig, wiewohl es in genäherter Weise vorkommt. Dagegen sicherte Venus am Meridian immerhin den Erfolg Bismarck's in der Hauptsache, abgesehen von seiner Stellung als Minister; daß ihm aber diese Stellung doch mehr Verdruß bereitete und ihn weniger befriedigte als man von ihm weiß, zeigen u. A. untrüglich die genannten schlechten Jupiteraspecte. Aus ihnen im Vergleich zu denen des Kaisers muß man ferner folgern, daß er mit dem Kaiser nicht viel weniger Glück hatte als Kaiser Wilhelm mit ihm. Ueber das Maß wollen wir hier nicht rechten. Verdienst und Glück verketten sich aber — Mephistopheles muß man darin glauben! Bismarck als vorwiegend Mars-Typ hatte freilich die Activität auf seiner Seite, aber im Schicksal ist sie nur ein Factor neben dem vielen Unberechenbaren.

Oft greifen sogar die Elemente ein. Man denke an die große Schicksalswendung Napoleon's I. unter dem Einfluß eines sehr harten russischen Winters. Daß das Horoskop und auch die Handlinien es anzeigen, ist ein für die moderne Wissenschaft freilich unlösbares Problem, aber mit Skepsis und mit dem thörichten Gerede von „Aberglauben" schafft man es nicht aus der Welt.

Das anhaltende Zusammenwirken zwischen Kaiser und Kanzler findet astrologisch seine Begründung nicht nur durch die gleiche Lage der Horoskope im Thierkreise, sondern auch durch den gleichen Sonnenstand, sowie durch noch eine Reihe anderer sehr befreundeter Aspecte zwischen beiden Horoskopen, so hatten sie z. B. beide den Mond im Steinbock, und Merkur ist beide Mal in den Fischen. Daher mußten die durch den Verlauf der Aspecte sich unvermeidlich ergebenden Störungen immer ihren baldigen Ausgleich finden.

Wie sich schon das Schicksal im Geheimen vorbereitet, sehen wir an der allerdings nur für den Kenner bemerkenswerthen Thatsache, daß die directional fortrückende Sonne Bismarck's um die Zeit des Regierungsantritts des Königs (2. Januar 1861) $25^1/_2{}^0$ im Stier lief und zwar hier genau am Trigonus-Aspect war zum Geburtsmond des Königs $25^0\ 24'$ im Steinbock — ein prophetisches Zeichen, daß der Regierungsantritt für Bismarck von großer Wichtigkeit und Gunst sein würde. Des Kaisers Mond stand im sechsten Hause, in dem der Bedienung, der Minister oder Rathgeber. In den folgenden zwei Jahren kam dann die Sonne Bismarck's in den Sextilschein des kaiserlichen Jupiter, womit wiederum der Geburtsaspect des Kaisers, Mond im Sextilschein Jupiter wirkte. Bismarck wurde dann Ministerpräsident. Das sind einfache Beispiele, die jeder Gebildete einigermaßen verstehen lernen könnte. Derartige Ereignisse zwischen zwei Personen lassen sich, wenn man ihre Beziehungen vorher kennt und ihre Horoskope hat, mit Sicherheit voraussagen, wenn auch natürlich nicht mit allen begleitenden Umständen und Ursachen, welche ja wiederum andere Aspecte und ihre eigenen Directionen haben. Fürst Bismarck hatte zwei oder drei Geburtsaspecte für eine bedeutsame Protection und zwar sehr bedeutsame deßhalb, weil die Sonne Regentin des ersten Hauses war und in einem Sextilschein mit Saturn und einen Trigonus mit Uranus lief, was durch die von der genauen Geburtszeit abhängige Stellung der Venus ferner sehr gehoben wurde. In allgemeiner Weise hätte man ihm, wenn man die späteren Umstände gar nicht kannte, eine sehr gute Laufbahn voraussagen können, im Uebrigen aber mit Gefahren, denn sein Horoskop war mit den scharfen Quadraturen doch keineswegs angenehm zu ertragen und ein ausgesprochenes Conflicts-Horoskop! Die Männer von bedeutenden Leistungen haben fast immer auch sehr empfindliche Geburtsaspecte neben denen für ihre Befähigung.

Hervorzuheben ist, daß die hauptsächlichen Personal-Significatoren der beiden Staatsmänner, beim Kaiser war es die Sonne, bei Bismarck vorwiegend Mars, sehr befreundet im Sextilschein zu einander waren, die Sonne des Kaisers stand $2^0\ 25'$ im Widder, Bismarck's Mars $1^0\ 3'$ im Wassermann. Auch darin war also die Sprache der Gestirne hochbedeutsam, denn Mars im Sextilschein Sonne ist ein Aspect für Kampf mit Sieg, und beide Gestirne sehen wir im Anfang ihrer zodiacalen Zeichen zu dem hervorragend postirt, es ist immer eine Dignität!

Den Verlauf der Aspecte und Directionen hinterher hier zu verfolgen, würde die Gegner nicht bekehren und ist auch allzu verwickelt. Ich führe aber an, daß die Aspectenverschiebung gegen das Jahr 1870 beachtenswerth ist, wenn man z. B. nur die beiläufigen Directionen nach der Methode „jeder Tag nach der Geburt gleich ein Lebensjahr" nimmt. Wir finden dann die Sonne des Königs in den Zwillingen in den sechziger Jahren längere Zeit nahe der Venus, und 1870 bildet die Sonne noch einen Sextilschein mit Jupiter, auch bei Bismarck war die Sonne 1870 im Trigonus des Jupiter Radix! Für die Drangsale des großen Jahres ist ein Parallel von Sonne und Saturn beim Kaiser charakteristisch. Aber das ist nicht etwa Alles und also nicht allein entscheidend gewesen, wohl aber nebenher doch von Wichtigkeit. Die Schicksale kann man mit diesem technischen Mittel nicht erschöpfen, wie manche Astrologen wollen.

Für das Jahr 1870 finden wir nun vor Allem ein in selten vorkommender Weise für die Politik schlimmes Mundan-Horoskop auf den Eintritt der Sonne in den Widder am 20. März. Die Sonne war dem Mars eng benachbart und beide standen in der Quadratur des alsdann überaus fatalen Saturn aus dem 29. Grade des Schützen. Man hat freilich auch andere Mundan- oder Welthoroskope für Krieg. So prophezeite der sehr erfahrene Astrolog Morrison, ein britischer Hauptmann, aus der Conjunction von Mars und Jupiter vom 1. März 1877 im ersten Grade des Steinbocks den russisch-türkischen Krieg neun Monate vor Ausbruch desselben, ebenso hat Pearce den Krieg von 1870 zehn Monate vor der Kriegserklärung prognosticirt.

Das Jahr 1870 war ohnehin in politischer Hinsicht sehr kritisch, denn es herrschte ein Parallel von Saturn und Uranus. Man vergleiche die Conjunction dieser Planeten mit darauf folgendem Parallel 1805—1807, dann folgt ein Parallel 1814, dann ein sehr langes während der wichtigen Orientkriege 1825—1830, auch Julirevolution 1830; im März 1848 herrscht ein Parallel, aber auch eine, wie prophezeit von „Raphael", zu Aufstand disponirende Sonnenfinsterniß am Saturn in den Fischen. Sie lag in Quadratur des directional vorgerückten Sonnenortes des Königs Friedrich Wilhelm IV. ca. 15° im Zeichen des Schützen. Es folgen die Conjunctionen von 1851, im December Staatsstreich Napo-

Digitized by Google

leon's. Nach 1870/71 finden wir erst wieder eine Conjunction Ende 1896 mit einem seitdem anhaltenden langen Parallel, während dessen die Unruhen und Kriege noch nicht aufgehört haben. Wohin die Ereignisse fallen, hängt in verwickelter Weise von den übrigen Constellationen ab. Alles läßt sich deßhalb nicht vorhersagen, was ja nun überhaupt eine Sache für sich ist: Die Chinawirren, die Kreta-Affaire, der türkisch-griechische Krieg, Cuba, Transvaal, die Revolution in Spanien und viele andere Unruhen, namentlich auch solche religiöser Natur, ferner auch periodische Häufung von Eisenbahnunfällen. Das Parallel ist aber auch für die Folgezeit wichtig, weil Uranus sieben Jahre im Schützen läuft, wo er die Gemüther politisch sehr erregt; hinzu kommt noch sein Parallel des Neptun in den jetzigen Jahren mit allmälig wachsendem Gegenschein am Uranus und Neptun, zwei Gestirne für große und lange Krisen und socialitär wie politisch tumultuarische Effecte. Die nachhaltigste Wirkung kommt bei solchen wichtigen Untergrundseinflüssen aber durch die Einzel-Horoskope der unter diesen Zeichen Geborenen, indem Geister entstehen, von welchen Umwälzungen auf verschiedenen Gebieten ausgehen, und man kann ein Jahrhundert erwarten, welches das neunzehnte und andere durch bedeutsame Veränderungen politischer und philosophisch-religiöser, auch juridischer Art, überhaupt auch in Bezug auf Lebens- und Weltanschauung weit übertreffen wird, ebenso werden in der Wissenschaft ganz andere Anschauungen Platz greifen. Im Einzelnen freilich wird sich die Richtigkeit dieser Prognose schwer nachweisen lassen. Aber Luther z. B. hatte Uranus im Schützen; Mars, Jupiter und Saturn in einem Knäuel stürmisch und mit Energie im dritten Hause seines Horoskopes zusammenwirkend, waren die Träger seiner fulminanten Proteste und gewissermaßen die Inspiratoren seiner Schlachtrufe gegen Rom. Es ist interessant, daß auch Bismarck Uranus im Schützen hatte, ein Stück „Culturkampf" gehörte zu seinem politischen Programm.

Eine Häufung von Planeten nahe in Conjunction oder Parallel oder auch im Gegenschein ergiebt immer irgendwie und wo ernstliche und einschneidende Ereignisse, Krisen, Katastrophen, früher oder später, denn diese Constellationen haben einen langen Athem, schwingen lange fort. Man sehe die Ephemeriden für den Anfang des Transvaalkrieges 10./11. October 1899:

1. Parallel von Uranus und Saturn.
2. Parallel von Jupiter und Mars am 4. October.
3. Conjunction von Jupiter und Mars im Skorpion am Tage der Kriegserklärung.
4. Parallel von Mars und Saturn im November.

Auf die Horoskope der führenden Personen wird es ankommen, wo sich solche stürmischen Abfolgen entladen.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Literatur und Kunst.

Kränkelnde Kunststädte.

Von Eduard Engels (München).

Von zweien soll die Rede sein. Die eine ist ganz jung, die andere ganz alt. Die eine macht eine Kinderkrankheit durch, die andere zeigt die ersten Anzeichen des Verfalls. Die eine befolgt mit der Willigkeit eines klugen Mädchens die ärztlichen Anordnungen, die andere behauptet mit dem Starrsinn einer verärgerten Muhme, daß sie gar nicht krank sei. Die eine ist Darmstadt, die andere München.

Nach den vielen Gerüchten, die über die Colonie auf der Mathildenhöhe in Umlauf waren, hört man jetzt endlich Authentisches aus dem Darmstädter Künstlerkreis selber. Nach der „Deutschen Kunst und Decoration" (Darmstadt, Verlag von A. Koch) werden drei Künstler: Prof. Hans Christiansen, Patriz Huber und Paul Bürk, wenn ihre Verträge am 1. Juli d. J. abgelaufen sind, die Hauptstadt Hessens für immer verlassen, und die vier verbleibenden Mitglieder der Colonie: Olbrich, Behrens, Bosselt und Habich werden voraussichtlich nicht mehr nur in dem persönlichen Verhältniß zum Landesherrn verbleiben, sondern sie werden in dieser oder jener Form, als Lehrer oder Leiter von Cursen im Staatsauftrag, eine Gegenleistung für das gewährte Gehalt zu erbringen haben. Maßgebend für diese Neuerung soll, abgesehen von persönlichen Momenten, die Erwägung gewesen sein, daß der äußerst ungünstige financielle Abschluß der Ausstellung für absehbare Zeit ein Zusammengehen der heimischen Industrie und des heimischen Gewerbes mit der Colonie unmöglich gemacht hat, unmöglich wenigstens in dem großen Style, wie es bei der Gründung der Colonie geplant war.

An dieser „officiösen" Darlegung wird man dreierlei zu beachten haben. Erstens geht die Colonie aus der fürstlichen Entreprise in die staatliche über. Großherzog Ernst Ludwig scheint also seines Mäcenatenthums überdrüssig geworden zu sein. Die Künstler mit ihrem ewigen Rivalisiren haben ihm ohne Zweifel viel zu schaffen gemacht, und nachdem schließlich auch noch seine Gattin anfing, ihm viel schaffen zu machen, mag ihm der Aufregung etwas viel geworden sein. Da er übrigens in früheren Jahren notorisch wenig Hoffnung auf eine Erneuerung unserer Kunst setzte, sogleich aber mit dem Einzug der jungen Großherzogin moderne Zimmereinrichtungen von Otto Eckmann und Baillie Skott für das Schloß bestellte, so habe ich mich schon einmal gefragt, ob nicht die ganze Coloniegründung lediglich ein Act der Galanterie gewesen sei, eine Aufmerksamkeit des Gatten gegenüber seiner Gattin, die sich in dem „stillen" altväterlichen Darmstadt vom ersten Tag an nicht sonderlich behaglich fühlte? Muther meint: Dieser Großherzog ist ein psychologisches Problem. Es ist mir unbekannt, daß im hessischen Fürstenhaus vorher künstlerische Neigungen hervortraten. In Ernst Ludwig kämpfen offenbar die berühmten zwei Seelen — wie auch in seinem Schwager, dem Czaren. Die eine ist der moderne Mensch, der sich selbst als contradictio empfindet, im Innern lächelt über das, was er nach außen sein muß. Mit diesem Geiste kämpft dann die Tradition, das Bewußtsein der Pflichten, die ein Fürst seinen Ahnen, seinen Nachkommen gegenüber hat. Wie solche Naturen enden, läßt sich nie voraussehen. Aus dem Einen wird Johann Orth. Der Andere erinnert sich plötzlich, daß er auf dem Throne Iwan's des Schrecklichen sitzt. So ist es auch möglich, daß Ernst Ludwig's Schwärmerei für die Moderne nur ein flackerndes Strohfeuer ist, daß viel Oppositionsgeist — die Lust, Vetter Wilhelm zu ärgern — mitspricht, und daß er, älter geworden, auf seine Begeisterung für Olbrich wie auf einen romantischen Jugendschwarm zurückblickt . . .

Die „Begeisterung für Olbrich" führt uns auf den zweiten Punkt, der in dem officiösen Bulletin über die Colonie Beachtung verdient. Patriz Huber wurde entlassen! Er erhielt seine „Kündigung", heißt es wörtlich. Er ging also nicht freiwillig. Er wurde fortgeschickt. Warum? Und warum just er? Die Kenner der Situation sind sich darüber einig, daß die Ausstellung nur deßhalb ein so großes Deficit erzielte, weil die ausgestellten Gegenstände zu theuer waren und folglich nicht verkauft wurden. Nun aber hatte gerade die Huber'sche Production in dieser Hinsicht am wenigsten gesündigt, gerade Huber sich als derjenige erwiesen, welcher gute und fruchtbare Beziehungen zum hessischen Gewerbe anbahnen konnte. Und dennoch die Kündigung? Das ist arg!

Digitized by Google

Selbst das officiöse Bulletin findet es „bis auf Weiteres unerklärlich“. Wir Anderen, die wir uns freier äußern dürfen als der Officiosus, fragen, warum nicht Olbrich seine Kündigung erhielt? Wenn Einer, so hatte er sie verdient. Einstimmig hat die gesammte Presse seine Bauten verurtheilt. Dazu kommt, daß er auch persönlich am wenigsten geeignet erscheint, auf deutschem Boden eine ersprießliche Wirksamkeit zu entfalten. Der Oesterreicher mag sich mit dem Deutschen verlustiren, aber er soll nicht mit ihm arbeiten wollen. Denn die Arbeit des Oesterreichers ist Tändeln, Improvisiren, Putzmacherei; die des Deutschen Denken, Ringen, Gebet. Der Wiener Olbrich, der mit dem Schwaben Huber und den übrigen, meist norddeutschen Colonisten gemeinsam wirken sollte, mußte schon durch seine bloße Anwesenheit das Gefüge der Colonie auseinandersprengen, und wenn die Darmstädter noch heute glauben, daß von einer „Zersetzung“ nicht die Rede sein könne, so darf man ihnen ruhig antworten, daß diese „Zersetzung“ niemals aufhören wird, wenn nicht Olbrich seinen Abschied erhält.

Drittens soll nach dem Bulletin das Zusammengehen der Colonie mit dem heimischen Gewerbe sistirt werden. Es wird gut sein, daran zu erinnern, daß gerade in dieser „organischen Verbindung der Künstler mit dem Leben“ seiner Zeit das epochemachende Verdienst Darmstadt's gesucht wurde. Georg Fuchs verkündete, daß es mit dem alten Kunststadttypus, wie ihn München repräsentire, nunmehr zu Ende sei und ein neuer Typus sich bilde, von welchem Darmstadt Kunde bringe. Der Großherzog, hieß es, gründete absichtlich keine Akademie, weil er nicht den Anlaß zur Entstehung eines „Kleinen München“ geben wollte. Er berief die Künstler seines Vertrauens als „freie schaffende Gemeinde mit keiner Bedingung als der, in organischer Wechselwirkung mit dem Leben und seinen Bedürfnissen zu schaffen. Ein Programm wurde aufgerollt, das aus allen Gebieten der Lebensführung Aufgaben enthielt, welche der Lösung durch Künstlerhand zugänglich waren. Dadurch war der blindlings drauf los producirenden Atelier- und Ausstellungskunst von vornherein ein Riegel vorgeschoben.“ Ja, es war in der That so, und es war überaus erfreulich, daß es so war; aber man wolle doch überlegen, was denn heute den Darmstädter Vieren noch anders übrig bleibt, als nach dem Muster Münchens „Atelier- und Ausstellungskunst“ zu schaffen, nachdem die eigentliche Lebensader ihrer Production, die Verbindung mit dem Gewerbe, unterbunden werden soll?

Es steht nicht gut um Darmstadt, das ist sicher; doch steht es um Darmstadt, den Däumling, reichlich so gut, wie um München, den Goliath. Gewiß, München ist immer noch diejenige deutsche Stadt, in welcher am besten gemalt wird. Aber auf die Malerei kommt es heute, wenn von der Kunst die Rede ist, so gut wie gar nicht an, denn erst müssen wir zeitgemäße Häuser und zeitgemäße Wohnungen haben, ehe wir daran zu denken brauchen, uns zeitgemäßen Wandschmuck anzuschaffen. Architektur und Kunstgewerbe sind die Künste der Gegenwart, der neue Kunststadttypus basirt auf unseren Bedürfnissen, nicht auf unserem Luxus. Für das Heim sollen die Künstler schaffen, nicht für das Museum.

Aber kann man von München mit seiner hundertjährigen Museumstradition einen solchen Umschwung erwarten? Mein Freund Eduard Engels veröffentlicht in Bruckmann'schem Verlag eine Sammlung Gutachten, welche er über den „Niedergang Münchens als Kunststadt“ eingeholt hat, und da sagt Hermann Obrist: Alt-München kann und darf und will nicht anders handeln, als wie es thut! Es handelt ganz folgerichtig und historisch correct. Noch nie hat eine machtvolle Culturperiode einer neuen freiwillig die Thore geöffnet. Die alte Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht. Das vortreffliche Münchener Klima hat es ermöglicht, daß fast die ganze Phalanx von Männern, die in den letzten 25 Jahren den Ruhm Münchens als Kunststadt begründeten, noch am Leben und rüstig ist. Fürsten, Minister, Räthe, Stadtväter, Maler, Bildhauer, Architekten, Dichter, Kunsthistoriker, Journalisten, Zeichner und Handwerker bis hinab zu den Hausmeistern und Dienstmännern, welche die herrliche Periode der Butzenscheiben, des Neubarocks, des Biedermaierstyls und der Tyrolerei in geradezu einziger Einmüthigkeit miterschaffen und miterlebt haben, nicht zu vergessen das ganze kaufende Bürgerthum, fast alle leben sie noch. Das München, das liebe berühmte München, das sie schufen, dieses architektonische und kunstgewerbliche Dauercostümfest, das lassen sie nicht antasten. „Und wem's nicht paßt, und wer dahinein was verflixtes Neues hineinsetzen will, der mag gehen, wir halten ihn nicht.“ Kann man es ihnen verargen? Wer den Cultus der historischen Style als Verdienst der Verdienste ansieht, der muß zugeben, daß man sie verständnißvoller nicht zu reproduciren vermag, als es unsere Gedon, Seidl, Seitz, Hocheder ... gethan haben. Man vergleiche einmal Seidl's St. Annakirche mit der Conditorromantik des Berliner Doms! Aber eben diese Vollendung im Nachahmen bedingt schließlich eine Sackgasse, und so erstickt München heute an seinem eigenen Fett. Alles sehr gutes, selbstgemachtes Renaissancefett! Aber keine jungen, spannkräftigen Muskeln!

Wohl hat München recht eigentlich die Kastanien der modernen kunstgewerblichen Bewegung aus dem Feuer geholt, wohl hat es jenen denkwürdigen „Ausschuß für Kunst im Handwerk“ gegründet, wohl die „Vereinigten Werkstätten“ in Betrieb gesetzt, wohl ganz Deutschland seine führenden Gewerbekünstler erzogen und zu Ansehen gebracht. Aber was ist von all' der Herrlichkeit zuletzt übrig geblieben? Nach 1897 wirkten in München Peter Behrens, H. E. v. Berlepsch, Bertsch, Bürck, Dülfer, Eckmann, Endell, Erler, Fischer, Groß, Habich, die drei v. Heider, Huber, Krüger, Lang, Obrist, Pankock, Bruno Paul, Schmutz-Baudiß, Riemerschmied, Wenig. Und was ist heute von dieser ganzen Schaar noch übrig? Berlin berief Eckermann, Endell, Schmutz-Baudiß; Darmstadt Behrens, Bosselt, Bürck, Habich, Huber; Stuttgart Fischer, Krüger, Pankock; Magdeburg zwei v. Heider, Paul Lanz; Dresden Groß; Hanau Wenig. Sonach verbleiben in München bloß Berlepsch, Bertsch, Dülfer, Erler, v. Heider sen., Obrist, Bruno Paul — und auch von diesen haben die meisten Berufungen nach auswärts in der Tasche, die sie jeden Tag annehmen können, wenn die Stadt München sich nicht endlich auf ihre Obliegenheiten als „führende“ Kunststadt besinnt.

Wie die Dinge liegen, wird München wohl definitiv die künstlerische Hegemonie in Deutschland verlieren und in eine Art Arbeitstheilung mit den verschiedenen anderen Kunststädten eintreten. In der Malerei wird es ja wohl bei seinem alten Ruf und seiner wunderbaren Lage nicht gut aus dem Sattel zu heben sein; aber in den Gewerbekünsten die nur im Zusammenhang mit dem Leben und der Bevölkerung gedeihen, werden Berlin, Dresden und vielleicht sogar Darmstadt ihm den Rang ablaufen. Denn München hat von jeher viel weniger mit der Münchener Kunst zu thun gehabt, als die mit den Verhältnissen Nichtvertrauten anzunehmen pflegen. Eine Kunststadt im Sinne von Athen oder Florenz ist es nie gewesen, sondern eher eine im Sinne von Rom. Das heißt, die dort blühende Kunst ist nicht auf dem Boden des Volksthums entsprossen, sondern die Stadt bildet nur das Gefäß für all' die Kunsttriebe, die zum größten Theil aus der Fremde herbeigeholt worden sind. Wenn ich auf meine zwanzig Jahre intensiv erlebter Münchener Kunstgeschichte zurückblicke, schreibt Michael Georg Conrad, so faßt mich ein Schauder: Wie viele Ströme edlen Künstlerblutes sind in diesem bajuvarischen Biersumpf elend verdampft, wieviel herrliche Keime verheißungsvollen Lebens gingen in dem stagnirenden Pfuhl des Spießbürgerthums, in der Oede des Schranzenthums würdelos zu Grunde! Mit welchen Opfern wurde das sich

Digitized by Google

durchsetzende Echte und Gerechte, Große und Glänzende, das München mit Stolz sein ideales Besitzthum nennen darf, dem Widerstande der Stumpfen und Dummen und Boshaften abgerungen!

Unsere besten Werke sind also eigentlich Leichenmäler auf einem ungeheuern Schlachtfelde, Siegeszeichen für die einzelnen Auserwählten, für deren Höhengang Hekatomben verbluten mußten. Aber deßwegen keine Sentimentalitäten: Trotzdem! heißt die Lösung für alle Schöpferischen und Aufwärtsschreitenden. Trotzdem! heißt auch das letzte Wort in dieser Auscultation zweier kranken Kunststädte. Mag aus den Städten werden was will: nicht die Städte machen die Kunst, sondern die großen Künstlerpersönlichkeiten thun es, und der alte Kramer in Gerhart Hauptmann's Drama sagt: „Das Eigene, das Echte, Tiefe und Kräftige, das wird nur in Einsiedeleien geboren. So! Und nun geht und laßt mich in Ruh!"

Ein Heinrich-Marschner-Buch.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

(Schluß.)

Die Hauptsache blieb eben das Theater, der Brennpunkt, in dem alles Wünschen, Hoffen und Bangen Marschner's zusammenbrach. So dünkte ihn schon der Auftrag Könneritz' zu Kleist's „Prinz von Homburg" die Musik zu schreiben, ein Erfolg. Die Ouverture davon wurde dann (1829) im Leipziger Gewandhaus aufgeführt. Ein anderer Versuch war die Musik zu Kind's „Schön Ella." Sie war so schwach, wie die Dichtung, dafür trug sie ihrem Componisten Geld ein, denn die Theater kauften das Stück unbesehen. Eine einzige Ballade darin („Es steh'n die Stern' am Himmel) erhob sich über das Andere. Die geisterhafte Note war da schon leise angeschlagen. In dem Schauspiel von Th. Hell „Ali Baba" war die Musik wieder sehr bläßlich. Auch bestand sie bloß aus drei Liedern, nebst einigen Chören und Tänzen. „Ali Baba" fiel durch, nicht minder die Oper „Lukretia", deren ganz modern instrumentirte, mit Querständen gepfefferte Ouverture 1822 im Gewandhaus gespielt wurde. Später soll „Lukretia" in Danzig gegeben worden sein. Viel wichtiger für die historische Pragmatik ist die kleine Oper „Der Holzdieb". Ihr Werth beruht auf einer guten Idee Marschner's: Die deutschen Componisten anzuregen, dramatische Musik leichterer Gattung zu schreiben. Ein dahin gehender Aufruf blieb erfolglos. Der „Holzdieb" selbst fiel bei seiner ersten Aufführung (Ende Februar 1828) durch, bewirkte aber doch, daß sich Marschner erst recht als deutscher Componist fühlte. Umsomehr, als es sehr italienisch um ihn zuging.

Er war damals schon Musikdirector, und man suchte ihn bereits in Amsterdam. Aber in Dresden stand er gerade vor dem Definitivum, was wieder eifriges Intriguiren auslöste. Hinter jedem Kämpen — Marschner's Gegner war J. B. Gänsbacher — stand ein leidenschaftlicher und rücksichtsloser Parteigänger, ähnlich jenen Göttern und Göttinnen, die hinter den Helden der Iliade standen. Weber wollte seinen Herzensfreund Gänsbacher durchsetzen, um jeden Preis, Marschner wurde vom Intendanten selbst geschützt. Da zog Gänsbacher plötzlich sein Gesuch zurück, und Marschner erhielt die Stelle. Schon am 30. Mai debutirte er mit einer Oper von Paër, mit großem Erfolg. Darauf folgte eine Reihe von Herkulesarbeiten, denn Marschner mußte für Weber und Morlacchi alle Arbeit thun. Dafür erhielt er vom September 1825 an jährlich 1000 Thaler. In dieser angehenden Behaglichkeit traf ihn ein harter Schlag. Seine Frau, die zweite, starb, bald nach der Geburt eines Sohnes. Sein Leben hatte nun wieder einen breiten Trauerrand. Jedoch abermals nach einem halben Jahr warb er auf's Neue. Diesmal war es die reizende Sängerin Marianne Wohlbrück. In diesem frischen Glück winkte auch eine neue Hoffnung. Weber starb, und Marschner hoffte auf die leergewordene Stelle. Er erhielt sie aber merkwürdiger Weise nicht. Er mußte also wieder auf Kunstreisen gehen. Mit Marianne, die überall auftrat, reiste er erst nach Berlin, dann über Breslau nach Danzig. Dort blieb man, Marianne als erste Sängerin, Heinrich als Musikdirector. Dann ging es nach Magdeburg, wo eine Tochter, sowie zahlreiche Compositionen zur Welt kamen. Marschner schrieb einen Haufen Claviersachen, vor Allem Sonaten, obgleich er so wenig ein Sonatencomponist war, wie Weber oder Schubert. Er hält da ungefähr die Mitte zwischen Weber's ausgesprochener Dramatik und Schubert's unverhohlener Lyrik. Interessant sind diese Versuche aber durch ihre Verwandtschaft mit Marschner's berühmtesten Opern. So sind in der G-moll-Sonate op. 29 schon chromatische Vampyrtöne angeschlagen und der erste Satz der Phantasie-Sonate op. 40 kann sogar eine unmittelbare Studie zum „Vampyr" genannt werden. Lord Ruthwen stand eben schon lange vor der Thür und klopfte laut und leise an.

Dieser Stoff beschäftigte Marschner eigentlich schon seit dem Tage seiner dritten Hochzeit. Damals besprach er Alles mit Mariannen's Bruder Wilhelm August Wohlbrück, der für seine Dichtung die „Vampyr"-Novelle eines Dr. Polidori benutzte. In der Magdeburger Stille reiften dann Dichtung und Musik. Aber erst in Leipzig, wo man sich vom Theaterdirector Hofrath Küstner engagiren ließ, wurde die Oper vollendet. Am 19. März 1828 ging sie dort zum ersten Male in Scene. Das war wieder einmal ein Ereigniß, von dem ganz Deutschland wiederhallte. Ein neuer dramatischer Curs war gefunden. Die alten Formen erschienen gedehnt und gestreckt, zum Theil auch in allen Gliedern gelöst. Man hörte eine freie Deklamation, eine höchst charakteristische Harmonisirung und Instrumentirung. Und vor Allem gewahrte man eine völlig neue, ganz eigenartige Verwerthung des Leitmotivs, dieses altehrwürdigen Behelfs sämmtlicher dramatischer Componisten, seit Monteverde. Und über allem Neuen lag ein Hauch von Volksthümlichkeit. Diese Leute kamen aus dem Leben und brachten ihre angeborenen Seelen mit. Diese schottischen Bauern z. B. waren wirkliche Menschen, mit ausgepichten Whiskygurgeln und einer sozusagen breitspurigen Sentimentalität. Vor Allem aber stand damals Lord Ruthwen einzig da. Das war eine ganz neue Art Teufel, aus letztmodernen Moralbegriffen hervorgegangen. Ein sittlich empfindender Unhold, der verdammt ist, den Meineid zu rächen, jenes Verbrechen also, das ihn selbst in die ewige Verdammniß gestürzt. Auch die „Höllengeister" Marschner's waren vom neuesten Schnitt. Das „Schöne" in der Musik war damals noch sehr lebendig, er wagte es zum ersten Mal, häßlich zu sein. Auch brachte er statt der üblichen komischen eine wirklich höllische Hölle. Und dann erfand er den dramatischen Bariton. Noch bei Weber hätte ein Lord Ruthwen unbedingt Baß singen müssen. Marschner schuf da eine eigene Gattung dämonischer, schicksalsgeweihter Gestalten. Von Ruthwen zieht sich eine ganze Reihe solcher Baritonrollen bis in die Gegenwart hinein. Selbst Thomas' „Hamlet" ist aus diesem Blut entsprossen.

Nach dem „Vampyr" war also Marschner der erste lebende Operncomponist Deutschlands. Seine „Schicksalsoper" bestimmte auch sein ferneres Schicksal. Sie wurde allenthalben glänzend aufgenommen, im Jahre 1820 in London sogar mehr als 60 Mal nacheinander gegeben. Nichtsdestoweniger brachte sie nur spärliche Einkünfte. Der Clavierauszug und sämmtliche Arrangements trugen zusammen nur 220 Thaler. So begrüßte Marschner den Antrag des Covent-Garden-Theaters, eine zugkräftige Oper für diese Bühne zu schreiben, mit großer Freude. England war ja das einzig mögliche Land

Digitized by Google

für musikalischen Erwerb. Es war das Amerika von heute. Da brannte aber das Theater im Januar 1829 nieder, und Marschner war um eine gescheiterte Hoffnung reicher. In dieser trüben Zeit, wo ihn auch häuslicher Kummer drückte, (er wurde diesen ja nie los), waren fleißige Besuche im „Tunnel“ seine einzige Erholung. Im „Tunnel an der Pleiße“ ging es ungefähr zu, wie in der berühmten „Ludlamshöhle“ in Wien. Die Tunnelleute waren gleichsam die Urwiener von Leipzig und Marschner war einer ihrer besten Unsinnmacher. Auch führte er, nach dem „Vampyr“ den Spitznamen „Orpheus, der Vampyr.“ Viele seiner Männerchöre, die er für den Tunnel schrieb, bilden zugleich wichtige Beiträge zum deutschen Männergesang. So z. B. das „Tunnelfestlied“, das „Testament“, „Trinkers Erfahrung“, ja selbst noch Caricaturen, wie die „Liebeserklärung eines Schneidergesellen“.

Im Uebrigen aber war Marschner kein Lyriker. Umso seltsamer erscheint sein geradezu unbändiger lyrischer Trieb. Er schrieb über 300 Lieder, einstimmige, mehrstimmige, Duette, Chöre a capella, sogar ein Messe, einen Psalm, ein „Vaterunser“, die „Klänge aus dem Osten“, in welcher er eine neue Art Concertmusik zu erfinden trachtete ꝛc. Von aller Lyrik gelang ihm die Ballade am Besten. Diese Lyrik ist nämlich Epik, und so etwas lag in seiner Natur. In der „Monduhr“ z. B. (op. 102) webt sogar schon eine eigenthümlich blasse, von Schauern geschüttelte Stimmung.

Dieses nebensächliche Componiren füllte die Pausen aus zwischen den dramatischen Arbeiten. Diese erschienen übrigens Schlag auf Schlag, denn schon am 22. September 1829 wurde der „Templer und die Jüdin“ aufgeführt. Sie mußte zwar wegen ihrer abnormen Länge — sie dauerte von sechs bis zehn Uhr Abends — gründlich gekürzt und schließlich umgearbeitet werden, wurde aber bald ungemein volksthümlich. Ueberall, in Berlin, wo sie am 3. August 1831 zu Königs Geburtstag aufgeführt wurde, und in anderen großen Städten erregte sie Stürme von Beifall, die sich vulkanartig Luft machten. Ein starkes Freiheitsbedürfniß schlummerte in den Menschen, und im „Templer“ glaubte man die Freiheit gefeiert zu sehen. Man empfand mit diesem unterdrückten Sachsen, dieser verfolgten Jüdin, diesen geächteten Waldläufern. An der Musik dagegen fand die Kritik Vieles auszusetzen. Man tadelte an ihr namentlich den Schritt nach vorwärts. Es hieß, der Gesang ruinire die Stimmen (thatsächlich waren Devrient und die Seidler nach jeder Vorstellung heiser), der köstliche Bruder Tuck, der tiefsinnige Narr Wamba wurden abgelehnt. Nicht einmal das letzte Finale, diesen ergreifenden, in seiner gewaltigen Lebensfülle einzig dastehenden Gipfelpunkt, ließ man gelten. Richard Wagner hat das besser erkannt, denn der erste Act seines „Lohengrin“ ist eine schwächere Abschrift dieses stärkeren Originals. Hier wie dort Gottesgericht, das über Allem hängt, wie eine unbewegliche Gewitterwolke, die Tod bringen wird, Dem oder Jenem. Dieser großartige letzte Actschluß allein wiegt alle Schwächen des „Templer“ auf, die da sind: überladene Instrumentation und Harmonisirung, eine gewisse Weichlichkeit der Melodienbildung, große Ausdehnung der einzelnen Scenen und des Dialogs ꝛc.

Zwei große Opern hatten Marschner schon berühmt gemacht, und noch immer entbehrte sein und seiner Familie Dasein des festen materiellen Stützpunktes. So ging er schließlich nach Hannover, mit 1000 Thaler jährlich, nebst einigen Nebenvergütungen. In Hannover fristeten damals eine „Singakademie“, „Kgl. Abonnementsconcerte“ und eine „Liedertafel“ ein kümmerliches Dasein. Aller Glanz ging von der Oper aus, die damals noch städtisch war, mit königlicher Subvention und erst 1837 Hoftheater wurde. Marschner fand bloß ein Orchester von 27 Mitgliedern und ein ähnliches Personal, dafür aber hatte er drei Vorgesetzte: einen Theaterdirector, einen Orchesterchef (!) und den Intendanten. Das ergab natürlich jeden Augenblick einen Rattenkönig von Schwierigkeiten administrativer und künstlerischer Natur. Marschner, der sich dem Publicum, um es classisch zu gewöhnen, mit dem „Don Juan“ vorstellte, war wieder ganz Herkules. Aber die gehoffte Ernte blieb aus. Auf sein Ansuchen um feste Anstellung und Gehaltserhöhung schwärzte ihn sogar sein Chef, Graf Platen, beim König förmlich an. In einem köstlich-altmodischen Schriftstück, das mit vielen „stattnehmig“ und Aehnlichem gespickt war. Schließlich „decretirte“ der König 1200 Thaler und bewilligte dazu noch ein „Extra-Ordinarium“ von 100 Thalern auf fünf Jahre.

Marschner schlug ein, um Gottes Willen, denn er arbeitete just am „Hans Heiling“. Zugleich wollte er auch eine andere dramatische Arbeit „Falkner's Braut“ in Berlin aufführen lassen. Doch gelang es ihm nur, sie in Leipzig anzubringen, wo sie 10. März 1832 ohne Erfolg gegeben wurde. Nun blieb ihm die Sorge für „Heiling“, der ihn ganz erfüllte. Das war der Sprung, zu dem alles Andere nur Anlauf gewesen, jener große Wurf, den selbst Genies nur einmal thun. Schon die Art, wie er das Textbuch erhielt, zeigte etwas Besonderes an. Es kam ihm nämlich anonym zugeflogen. Erst später entpuppte sich Emil Devrient in Berlin als Verfasser. Das Buch war ursprünglich für Mendelssohn bestimmt, der es jedoch ablehnte. Marschner fühlte sich vom Stoff gleich außerordentlich gefesselt. Die Musik quoll fertig aus ihn hervor, ein glühender Strom von Inspirirtheit. So hatte er noch nie gearbeitet. Schon am 14. August 1832 war die Partitur fertig. „Ich habe an nichts mit größerer Liebe gearbeitet“, schrieb Marschner an Devrient. In Berlin wurde das neue Werk fieberhaft erwartet. Kaum angelangt, machten sich augenblicklich Mendelssohn und Taubert vierhändig darüber her. Ersterer war entzückt, Devrient anfangs weniger. Dann aber umspann auch ihn der neue Zauber. Geistgewordene Menschen und menschgewordene Geister, gelenkt von einem ehernen Schicksal, sprachen sich da in ungewohnten Tönen aus. Dazu kam eine gewaltige Natur, der hier die Musik die Zunge löste und eine Sprache verlieh. Marschner hauchte, wie Weber, der deutschen Landschaft eine Seele ein. Aber in seiner Natur ging es bei aller Urgewalt sehr geordnet zu. Sie schwebte über dem gediegensten musikalischen Ankergrund. Auch war er einer der größten Geisterbeschwörer seiner Zeit. Seine Geister haben Boden, Rückgrat, bei aller Luftigkeit. Die weibliche Hauptperson, Anna, ist eine der erquicklichsten Gestalten der deutschen Bühne. Eine Agathe, aber voll Temperament und ohne alle Blondheit. Sehr scharf tritt das „Moderne“ in „Heiling“ hervor. Jene scharfe declamatorische Tendenz, die auf Zersetzung der geschlossenen Formen hinzielte. Ausgesprochenes Wagnerthum, vor Wagner. Ganze Scenen sind schon durchcomponirt; zerstiebende, verschwimmende Farben spielen ineinander, sämmtliche Empfindungen werden durchlaufen, bis zur lichten Schwärmerei hinauf. Ein „rein declamatorisches Werk“, wie es Marschner's Absicht gewesen, hat er aber mit dem „Heiling“ doch nicht geschaffen. Das ist eben unmöglich, wenn der Mund von Melodien überquillt. Es ist nicht abzusehen, wohin sich die moderne Oper gewendet hätte, ohne „Heiling“. Merkwürdig genug, daß bei der ersten Aufführung in Berlin, 24. Mai 1834 das Publicum gleich von der Oper entzückt war. Auch hatte sie die gute Meinung Rellstab's, des damaligen Hanslick von Berlin, für sich. Viel Geld trug sie aber auch nicht ein. Leipzig z. B. zahlte für den kostbaren Erwerb bloß 100 Thaler. Bei der ersten Aufführung daselbst, 10. Juli 1833 war die Begeisterung ungeheuer. Als Lohn gleichsam verlieh die Universität Leipzig ihrem ehemaligen Studenten im October 1834 die Würde eines Ehrendoctors.

Marschner war am Zenith angelangt. Was folgt, ist nur Epilog. Künstlerisch genommen bedeutet sein ganzes ferneres Leben ein fortwährendes Sichüberleben. Er schrieb noch viele Opern, eine schlechter als die andere. Jede hielt

Digitized by Google

er für seine beste. Bloß der „Bäbu“ hat hohe komisch-dramatische Vorzüge. Sonst ist Alles verschollen und mit Recht. „Das Schloß am Aetna oder die Feuerbraut“, „Adolf von Nassau“, „Austin“, „Hiarne“, die Musik zu Rodenberg's „Waldmüller's Margareth“, zu Mosenthal's „Goldschmied von Ulm“ 2c. Desgleichen die Symphonien, Kammermusiksachen 2c.

Im bürgerlichen Leben wurde Marschner niemals die Sorge los. Nach dem „Heiling“ bestand die Familie aus 14 Köpfen. Das war sehr viel, und die Theater zahlten sehr wenig. Manche auch gar nichts. Dazu kamen endlose Differenzen mit der Intendanz. In mehreren Gesuchen trachtete Marschner eine Gehaltserhöhung zu erbitten, denn von allen Capellmeistern Deutschlands war er am schlechtesten bezahlt. Dafür erhielt er einmal eine „Gratification“ von 40 Louisd'or und die Aussicht auf eine Pension von 400 Thalern. Eine Reise nach Kopenhagen im Mai 1826 heiterte den Trübsinnigen auf. Hof und Volk ehrten ihn durch glänzende Ovationen. Marschner war immer sehr lobhungerig, und jede Schmeichelei that ihm wohl. Der Sage nach hat er sogar viele Selbstkritiken verfaßt. In Kopenhagen gab es aber auch materielle Erfolge. Ein großes Concert trug allein 640 Thaler. Nach Hannover zurückgekehrt, wird seine Stellung immer unmöglicher. Er erhält zum Orchesterchef einen ehemaligen Cavallerieofficier und reicht seine Entlassung ein. Der König Georg V. hält ihn auf's Neue, mit 2000 Thaler Gehalt. Im Jahre 1853 wird er Hofcapellmeister, muß sich aber dem Dirigenten Fischer, einem Günstling Platen's, unterordnen. Endlich kommt es zur Katastrophe, 1859. Marschner wird pensionirt, mit 1000 Thalern jährlich und weiteren 1000 Thalern „Beihülfe“ auf 5 Jahre. Dazu erhält er den Titel Generalmusikdirector. Am 10. November 1859 dirigirt er zum letzten Mal: eine Oper von Mozart. Dann vergißt man ihn, bis auf seine Opern, die nur selten gegeben werden. Ein Jüngerer, Richard Wagner, tritt jetzt an seine Stelle. Diese bitteren Dinge schluckt Marschner mit Mühe. Er hat kein Talent zur Resignation. Das zeigt sich wieder, als er nach dem Tode Mariannen's (1854) die Verzweiflung nur ein Jahr lang aushält. Dann heirathet er zum vierten und letzten Mal die schöne Therese Janda, eine geborene Wienerin und damals Sängerin am Hoftheater der Stadt. Sie ist Marschner's guter Geist, sein Stern, seine Sonne, bis zum Tode. Sie richtet seinen Muth auf, begeistert ihn zum componiren, bewundert, regt ihn zum Reisen an. Er läßt sich von ihr 1860 sogar nach Paris entführen, wo er aber vergeblich „Hiarne“ anzubringen sucht. Die Pariser haben mit Wagner und seinem „Tannhäuser“ gerade genug zu schaffen. Man kehrt nach Hannover zurück, diesmal stark entmuthigt und überdies leidend. Und Hannover selbst vergißt Einen immer mehr. Am Abend des 25jährigen Amtsjubiläums wird — „Lohengrin“ gegeben, das ist ein unzweifelhafter Nagel zum Sarge. Therese kann nur noch pflegen, zu retten ist da nichts. Zu einem alten Augenleiden gesellt sich Brustwassersucht, und am 14. December 1861, um ¼9 Uhr Abends thut Marschner den letzten Seufzer.

Sein Leichenbegängniß hatte einen officiellen Zuschnitt. Es war sein allergrößtes Finale und auch eine Art Gottesgericht. Im Laufe der Jahre erhielt er auch das unumgängliche Denkmal in Hannover, ferner die ebenso unumgängliche Porträtbüste auf dem Grabstein und schließlich den traditionellen Gedenkstein, ebenfalls benebst Porträtbüste in Zittau.

Therese überlebte ihn lange. Sie machte noch sämmtliche Phasen des Wagnerthums mit, in Wien, wo sie Gesangsprofessorin am Conservatorium wurde und schließlich den Componisten Dr. O. Bach heirathete. Wenn sie eine neue Wagner'sche Oper gaben, freute sie sich regelmäßig über das Stück Marschner, das diese enthielt. Denn je Wagner'scher, desto Marschner'scher in gewisser Hinsicht, wurden diese Musikdramen. Jener „rein declamatorische“ Traum ward hier Erfüllung, und in diesem Sinne blieb Marschner lebendig und ist es noch heute.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Geständnisse eines Volksfreundes.

Von Karl Weiter.

(Schluß.)

III.

Kehren wir nach diesem Intermezzo zur ehrlichen Selbstkritik zurück. Ich unterstütze im Stillen einige Hülfsbedürftige. Das ist auch kein Verdienst, nur eine Art von Egoismus, das weiß ich sehr wohl. Ich erzähle auch nie davon, aber meine Umgebung weiß Manches. Da wird mir denn in feiner Weise beigebracht, daß man meine Wohlthat für keine Wohlthat halte, da ich mir ja ihretwegen nichts abgehen lasse, nämlich nicht als Bauer herumlaufe und sogar das Theater besuche. Es mag ja ein Körnchen Wahrheit darinnen sein; jedenfalls aber ist es köstlich, daß die, welche so sprechen, sich auch nichts abgehen lassen, ganz und gar nichts, dafür aber durchaus keine Wohlthat üben.

Das klingt fast verbittert, aber in mir ist kein Tropfen Galle. Ich werde eigentlich auch nie enttäuscht, außer in angenehmer Weise. Das erziele ich auf höchst einfache Art. Von vornherein verlange ich von Niemandem mehr als Höflichkeit, was ich darüber hinaus finde — und das ist nicht wenig — ist alles Reingewinn. Ich bin überhaupt durchaus Realpolitiker in meinem ethischen Streben. Daß man sich nicht zwingen kann, einen Menschen zu achten, weiß ich längst. Aber man kann Wohlwollen für Alle haben, und dazu brauche ich mich nicht zu zwingen. Aus eigener Erfahrung ist mir die Ueberzeugung in Fleisch und Blut übergegangen, daß der Mensch kein einfaches Rechenexempel ist, sondern ein Chaos ständig wechselnder Eindrücke und Empfindungen, das er nicht einmal selbst zu enträthseln vermag. Wer mag also sich anmaßen, richten zu wollen? Jeder Mensch ist eben in jeder Minute ein anderer. Meine ganze Weltweisheit fußt nun darin, daß ich nie einen Menschen als solchen aburteile; ich weiß ja nicht, was er war und sein wird, ich verurtheile bloß jeweils eintretende häßliche Handlungen und Empfindungen an ihm. Das klingt sophistisch, ist aber bloß das Streben nach Gerechtigkeitsgefühl. Man versuche es einmal mit dieser sachlichen Beurteilung, und man wird überrascht sein, wie leicht man sich an sie gewöhnen kann. Allerdings liegt die Gefahr nahe, sich selbst zu überheben oder gegen sich dieselbe Nachsicht anzuwenden wie in der Beurtheilung Anderer. Das wäre aber nicht logisch. Denn die eigenen Beweggründe kennt man doch unvergleichlich besser als die Anderer. Ich bestrebe mich immer, mich als einen Suchenden unter Suchenden zu fühlen, nicht als einen, der von einem erhabenen Standpunkte aus dem Herumtasten Irrender zusieht. Mir sagte einmal ein sehr erfahrenes und dabei aufrichtig gutes Menschenkind: „Mir kommt es immer vor, als ob die Dummheiten Anderer nur den Zweck haben, mich zu amüsiren.“ Ich halte diesen Standpunkt wenigstens für einen sehr leicht zur Selbstüberhebung verführenden, muß aber eingestehen, daß ich dasselbe Gefühl oft habe und es mir auch manchmal selbst suggerire, um mit Humor über diese oder jene Tragikomödie hinwegzukommen. Als warnendes Gegenmotiv halte ich mir immer jenen Ausspruch des misanthropischen großen Künstlers Flaubert vor, der zu wiederholen pflegte: „Ich bin dem Philister von Herzen dankbar dafür, daß ich ihn königlich verachten kann!“ Das ist meiner Ansicht nach brutal und von hochmüthiger Borniertheit. Ich als Realpolitiker verkenne durchaus nicht den großen Werth der Verachtung. Ich mache sie mir dienstbar, aber ich verachte keinen Menschen, sondern bloß Verachtenswerthes an ihm. Sie ist ein köstliches Gut, diese freie, aufrichtige, muthige Verachtung. Ungeheuere Dienste leistet sie mir. Sie erhält mir das Seelengleichgewicht, wo ich früher im Innersten erschüttert war; sie läßt mich lächeln, wo ich früher heimlich weinte, und sie setzt mich über Koth und Sumpf, ohne daß mein Fuß beschmutzt werde. Und viel heimliche Seligkeit birgt meine Verachtung. Denn aufrichtige Liebe lebt in ihr und Nachsicht mit allen Schwächen außer den eigenen. Königliche Gabe der Verachtung! Ohne Dich wäre mein Seelenfeuer längst erloschen und ich zum thatenlosen Griesgram herabgesunken. So aber, da ich dich hege, fühle ich mich gewappnet und unverwundbar den Kleinlichen und Boshaften gegenüber, und frischer Thatendrang bewegt mein menschheitsliebendes Herz. Denn ich liebe die Menschheit. Kann man sie verachten? Tausendmal nein! Ist sie nicht ein königliches Geschlecht, sie, die einen Plato hervorbrachte,

Digitized by Google

einen Goethe, einen Beethoven! Und das ist meiner Weisheit Schluß: Verachte Verächtliches am Menschen, verehre Ehrfurchtgebietendes an ihm, aber liebe ihn, denn er ist Beides, stark und schwach zugleich. Seine Stärke erzwingt Deine Bewunderung, seine Schwäche bedarf Deines Schutzes. Aber nur die Liebe bewundert, nur sie ist es, die da schützt.

Da bin ich richtig wieder in's Schulmeistern gerathen. Kaum habe ich den Dichter in mir zur Ruhe gezwungen, da kommt sein Antipode, der Schulmeister, der in mir steckt, herausgesprungen. Zwischen Beiden schwanke ich hin und her. Was dem Dichter Begeisterung ist, erachtet der Schulmeister als störende Zerfahrenheit. Was dem Schulmeister Erkenntnißfreude bedeutet, fürchtet der Dichter als kalten, schwunglosen, dichtungsunfähigen Stimmungsmangel. Stets ist der Dichter des Schulmeisters Feind. Ich aber bin Dichter und Schulmeister in einer Person. Aus der Erkenntniß dieser meiner Schwäche kommt wohl auch diejenige meiner Eigenschaften, die ich als mein größtes Gut betrachte, und die mir so leicht wird, nämlich das unbegrenzte Wohlwollen mit Anderen. Meine Freunde warfen mir stets vor, daß mir ein Mensch erst von dem Augenblick interessant wird, wo er meiner Hülfe bedarf. Dem ist aber doch nicht so. Das Wohlwollen ist immer vorhanden, nur latent gegenüber dem, der meiner nicht bedarf. Auch das Wohlwollen für Andere hat seine Gefahren; es ist sehr oft verbunden mit einem unbegrenzten Wohlwollen für sich selbst, und das empfinde ich sehr deutlich. Doch endlich genug der Schulmeisterei! Auch der Schulmeister sei verbannt wie der Dichter, und es komme endlich zur Sprache der einfache Mensch, der redlich sucht und ehrlich erzählt, was er fand und was ihm verborgen blieb.

IV.

Ich freue mich, wenn ein scheues Kind mir freundlich zulächelt, wenn ein störrisches Hündchen sich von mir streicheln läßt. Denn Kinder und Thiere sind die großen Seelenkenner. Durchsichtig liegt vor ihren Blicken ein Herz, das freundlich ist und mitfühlt.

Ich freue mich darüber, verstanden zu werden, denn ich will mächtig werden über die Seelen, um meinen Traum von Schönheit und Güte den Menschen aufzuzwingen. Nicht weil es mein Traum ist, — ich bin nicht mehr naiv genug zur Eitelkeit und zum Ehrgeize — nein, weil ich glaube, einen beglückenden Traum zu träumen, und glücklich sein sollen die um mich herum. Könnte es nicht einen Napoleon des Guten geben, mit derselben niederwerfenden Willenskraft wie der Tyrann, aber ein Welteroberer für die Güte, einer, der die Völker zwingt, einander zu helfen, der da die Nationen vereint in Werken des Wohlthuns? Ist rücksichtslose Willenskraft nur im Selbstinteresse möglich? Ich glaube nicht. Das Gute verzichtete bis jetzt nur auf seine Kraft, indem es sich zwang zur Demut. Die aber gehört zum alten Eisen. Der Strebende lerne alles Böse kennen, er entwickle in sich zu allem Bösen die Kraft, und dann wähle er das Gute aus freier Wahl, als ein Geschenk, das er darbringt denen, die seiner bedürfen; als ein königliches Geschenk, das er aufzwingt und anbefiehlt denen, die es verschmähen. — — — —

Wieder die Theorie! Ich habe mich dazu erzogen, überall mit mir das Bewußtsein meiner Mission herumzutragen, und ich betrachte es als meinen Beruf, gerade in den gebildeten Kreisen für sociales Interesse zu wirken. Was ich bis jetzt erreicht habe, ist verschwindend wenig, eigentlich nichts. Ich habe über die sociale Mission der berufslosen jungen Dame geschrieben, und man vermuthete, ich gehe auf eine reiche Heirath aus. Ich habe über das Elend der Näherinnen geschrieben, und man vermuthete, ich müsse eine gute Freundin unter ihnen haben . . . . . Es ist überhaupt so schwer, auf die Menschen einzuwirken. Ich dachte immer, durch den mir innewohnenden Fanatismus Andere begeistern und fortreißen zu können, aber, wie es scheint, reicht er höchstens dazu aus, einem Backfischchen den Kopf zu verdrehen. — — — —

Doch immer wieder arbeite ich daran, meine persönliche Macht auszubilden.

Den Kindern der Sünde nahte ich mich oft. Ich glaubte, sie müßten herausfühlen, daß hier einer kam, der nichts von ihnen wollte, als sie verstehen und ihnen helfen. Einzelne spielten die Reuigen; ich unterstützte sie, sie aber verharrten im Laster und belustigten sich innerlich über meine Harmlosigkeit. Denn verlogen sind die armen Dinger bis in's Bodenlose. Andere gaben sich nicht einmal die Mühe, Reue zu heucheln, und mein Wesen schüchterte sie ein oder langweilte sie. Und doch bin ich überzeugt, daß ihnen allen zu helfen gewesen wäre. Nur meine Kraft reicht noch nicht aus. Denn den Sündern soll bloß sich nahen, wer von einer Höhe herabsteigt.

Ich komme nicht heraus aus den Vorurtheilen meiner Classe, und ich bin überzeugt, daß mir das nur gelingen wird, wenn ich mit dem Volke zwanglosen persönlichen Verkehr zu pflegen vermag. Dazu gebe ich mir redliche Mühe, aber noch bin ich mit diesem Problem nicht in's Reine gekommen. So oft ich mit dem „kleinen" Mann (wie ich diesen einfältigen Ausdruck hasse!) verkehre, bemühe ich mich der größten Einfachheit in Ton, Blick und Haltung; er soll herausfühlen, daß ich mich durchaus für seines Gleichen erachte und mich für Alles, was ihn angeht, interessire. Ich denke aufrichtig mit Merlin:

„Des kleinsten Mannes nied'rer Werkeltag
Ist lieber mir, als ich mir bin."

Aber der kleine Mann weiß nichts mit mir anzufangen. Entweder man hält mich für komisch, oder man schiebt mir Absichten unter, an deren Niedrigkeit mir auch nie ein Gedanke gekommen wäre. Wie ist doch überhaupt das Volk so viel weniger naiv als wir! Der frühe Kampf um's Dasein hat es Mißtrauen gelehrt gegen Jedermann; es bemüht sich, überall Absichten zu finden und findet auch verblüffend natürliche, wenigstens aus seinem Sinne. Zum Beispiel: ich bin ein junger Mann; ich interessire mich auffallend für seine intimen Familienverhältnisse. Was natürlicher, als daß der Ausgangspunkt für mich ein weibliches Wesen dieser Kreise ist. Gegen diese Logik ist nichts einzuwenden. Und doch habe ich selbst immer alle Wuth und Verachtung auf die jungen Leute ausgegossen, die in gesellschaftlich niederen Kreisen auf Beute ausgehen. Es scheint fast, daß man an Exemplare meiner Gattung noch nicht gewöhnt ist. Neu ist dem Volke vielleicht noch das von allen Nebenabsichten freie Interesse für seine Verhältnisse. Aber auch dafür ist eine plausible Erklärung rasch gefunden. „Sie kommen zu uns, weil Sie ein Buch über uns schreiben wollen," sagte mir einmal ein mürrischer Alter. Dabei knurrte er so etwas in den Bart wie: „Hier ist keine Menagerie."

Ich glaube, daß ich meiner ausschließlichen Stadterziehung den Mangel an Talent mit dem Volke umzugehen verdanke; vielleicht auch einem angeborenen Mangel an Takt, denn gerade der Umgang mit Niedrigerstehenden verlangt davon am meisten. Leider ist es auch noch ein physisches Hemmniß, das ich bis jetzt nicht überwinden konnte, eine ästhetische Schwäche: ich kann die Armeleuteluft nicht vertragen. Und doch giebt es kein einfacheres Problem. Da Holz und Kohlen Geld kosten, so läßt man die Hitze eben möglichst wenig entweichen. Und da man daran von früh auf gewöhnt ist, geht die Empfindung dafür verloren, und schließlich wird man immer noch schlechte Luft der Kälte vorziehen. Man wird den armen Leuten vergeblich die Nothwendigkeit der Lüftung predigen. Gelüftete Räume können sich nur die Wohlhabenden gestatten, die genug Holz bezahlen können, um die entweichende Hitze wieder zu ersetzen. Das Alles rufe ich mir in's Gedächtniß, und trotzdem wird es mir schlimm, wenn ich solche Räume betrete. Bis jetzt blieben auch noch vergeblich alle meine Versuche, durch Seelenmotive diese Körperschwäche zu überwinden. Ich hatte einmal einen kleinen Schützling, einen 14jährigen Knaben. Der lag todtkrank. Einen ergreifenderen Anblick sah ich nie, und niemals vorher war mir die Ohnmacht des menschlichen Rettungswillens derart zum Bewußtsein gekommen. Menschliches Elend hat für mich immer eine besondere Anziehungskraft besessen. Es weckt in mir stets ein dunkles Gefühl, als ob ich große Seelenkräfte besäße, die thatenlos schlummern. Es zog mich zu dem Kinde. Aber von der dort herrschenden Luft wurde mir stets schlimm, ich hielt es nur wenige Minuten aus. Das arme Kind starb. Unsere Freundschaft hatte über drei Jahre gedauert. Es war ein sanfter, artiger Knabe, dem ich nützlich sein konnte, indem ich ihn in eine gute Schule gab. Leider störte die Mutter. An sich ein braves Weib, schlug sie sich ihres kranken Kindes wegen wie eine Löwin mit Hauswirthen und Polizei; aber sie hatte, wie man das oft bei Halbgebildeten, Declassirten findet, seltsame romantische, affectirte Neigungen. So dictirte sie dem durchaus normalen Kinde Briefe an mich, die von verlogenen, albernen Zärtlichkeiten wimmelten. Das Kind blieb übrigens scheu zu mir. Wahrscheinlich faßte ich die Sache nicht richtig an. Ich erzählte ihm von Lohengrin und vom heiligen Gral und fand kein Verständniß. Ich ging mit ihm in die Conditorei und fand dabei volles Verständniß; leider that sich der Knabe dabei des Guten zu viel, und ich gerieth in eine fatale und höchst lächerliche Situation.

V.

Ich habe eben auch zwei Schützlinge im Knabenalter. Ich glaube, jetzt mache ich die Sache besser. Sie sind 10 und 12 Jahre alt, Söhne einer verwittweten Köchin, die in einem Kaufmannshause dient, und zwar muß sie, weil die Kinder bei ihr sind, umsonst dienen und noch für zwei. So lohnt man hienieden Mutterliebe oder prüft sie. Sie aber besteht alle Proben. — Der eine der Knaben besucht die Volksschule, der andere ist in einer Droguenhandlung untergebracht. Beides sind sehr wohl gerathene Kinder. Man kann ruhig mit ihnen zu Mittag essen, ohne fürchten zu müssen, daß sie sich blamiren. Diese beiden zeigen sich in der Regel einmal im Monat bei mir. Die ganze Audienz dauert fünf Minuten. Sie werden ausgefragt, was sie machen, ob sie einen Wunsch haben; dann bekommen sie etwas Geld für Süßigkeiten, werden an Ohren und Haaren gezogen, mit den Köpfen an einander gestoßen und ziehen seelenvergnügt ab. Man könnte annehmen, daß ich es mir auf diese Weise sehr leicht mache, aber ich habe nur die Absicht, möglichst zweckmäßig zu verfahren. Daß es den Kindern eine Qual sein muß, solche Anstandsbesuche zu machen, liegt doch auf der Hand. Meine einzige Absicht ist aber die reale Unterstützung; auch sollen sie das Gefühl haben, daß Jemand da ist, der es gut mit ihnen meint. Beides glaube ich auf diese Weise noch am Besten zu erreichen. Ich habe auch bei früheren Gelegenheiten oft die Erfahrung gemacht, daß ein langandauernder Aufenthalt bei einem Beschützer aus wohlhabenden Kreisen sehr leicht den Schützling seiner Sphäre entfremdet. Und das wäre sehr zu bedauern.

Uebrigens habe ich die Gewohnheit, mit allen Kinder aus dem Volke, die mir begegnen, anzubändeln, indem ich ihnen die Backen

Digitized by Google

klopfe, den Kopf streichle oder sie bei den Ohren zupfe. Die Wirkung ist verschieden. In Deutschland habe ich öfter Kraftausdrücke zu hören bekommen; in Rußland z. B. ist man viel liebenswürdiger. Die Unliebenswürdigsten reagiren gar nicht. Die meisten lächeln sehr freundlich, und da ist es merkwürdig, wie so ein Lächeln oft ein schmutziges, vergrämtes Gesichtchen verschönen kann. Nur einmal sagte mir ein kleiner fixer Bengel, den ich am Ohr gezogen hatte: „Geben Sie mir einen Sechser, Sie haben mein Ohr verletzt!“

VI.

Da bin ich glücklich wieder bei der Selbstironie angelangt. Für mich allein übe ich sie oft und gerne, und sie bewahrt mich vor Niedergeschlagenheit und vor Hochmuth. Indessen nehme ich mir immer wieder vor, mich nicht vor Anderen zu ironisiren. Denn das vertragen die Meisten nicht. Sie nehmen sich daraufhin unangebrachte Kritik heraus, oder glauben nicht mehr, einen ernsten Menschen vor sich zu haben. Mir aber ist es bitterernst mit Allem, auch mit meiner Selbstironie. Wenn mich diese auch nicht verkennen läßt, daß meine Resultate noch verschwindend sind, so darf ich mir doch eingestehen, daß ich einiges Wenige wirklich erreicht habe. Und ich bin doch nur ein Lernender.

Ich habe gelernt, daß wir Menschen so unendlich viel Vereinigendes haben als Menschen, d. h. in unserer Fähigkeit zu denken, zu fühlen und zu wollen, daß demgegenüber die zufälligen trennenden Momente, wie Bildung, Stand, Nationalität von verschwindender Kleinheit sind. Des Weiteren habe ich gelernt, daß es nichts Unbedeutendes giebt im Leben der in schwerer Arbeit um ihren Unterhalt ringenden Massen. Unbedeutendes schafft bloß der Müßiggang. Schließlich habe ich noch eines gelernt: die Ehrfurcht vor niederer, schwerer Arbeit, und daß ich es mir nie verzeihen würde, einem Untergebenen gegenüber unfreundlich oder heftig zu sein. Das ist Alles recht wenig. Aber selbst dies Wenige verstand ich früher nicht.

Ich bin aber nur ein Lernender, und darum bete ich jeden Morgen:

Bewahre mir das gläubige Entzücken
Am Sonnenglanz und an der Menschenseele.
Und meiner Seele Leben sei ein Lied,
Ein ein'ger Sang von ew'ger Melodie.
Auf mich hab' Anrecht, wer im Elend ist,
Und was da athmet, steh' in meinem Schutz!
Du stimmtest meiner Seele Saiten tiefer
Als and're Seelen; laß' sie nicht verstummen,
Bevor sie alle Weisen ließ ertönen,
Die Du in sie gelegt!

Aus der Hauptstadt.

Der überflüssige Parademarsch.

Selten befinde ich mich mit Herrn August Bebel in Uebereinstimmung. Um so größer ist die Freude, wenn ich sie einmal feststellen kann. Seit Jahr und Tag habe ich darauf hingewiesen, daß die Anforderungen an die Ausbildung unseres Mannes zum Feldsoldaten sich in's Unermeßliche steigern. Jetzt hat dies auch der Führer der socialdemokratischen Partei im Reichstag am 17. d. M. zugegeben. Aber wem würde hienieden wohl eine ungemischte Freude zu Theil? Ergab sich nicht für jeden logisch denkenden Menschen von selber das weitere Eingeständniß, daß Angesichts dieser „colossalen Anforderungen“ die Kürzung der Dienstzeit unserer Fußtruppen um ein volles Drittel vielleicht doch ein sehr bedenklicher Schritt gewesen ist? Indessen dazu wollte sich zu meiner Betrübniß Herr Bebel nicht verstehen: Hätte er damit sich nicht selber ad absurdum geführt? Wer hat beharrlicher die Kürzung der Dienstzeit gefordert als er? Schleunigst zog er daher das Eingeständniß wieder zurück, indem er die Ausmerzung verschiedener „überflussiger“ Uebungen wie Parademarsch und das Putzen blanker Uniformtheile empfahl, um so die Zeit zu gewinnen, welche für die auf den Krieg abzielenden Dienstzweige erforderlich sei. Und dieses Mal saß er auf einem besonders hohen Pferde, weil er glaubte, sich auf einen leibhaftigen preußischen General stützen zu können, der den Parademarsch zu dem alten Eisen geworfen habe. Gewiß, der Herr General a. D. von Puttkamer hat sich in einem Ende Juli v. J. von der Tagespresse besprochenen Aufsatz in ähnlicher Weise geäußert. Aber so groß der Jubel über die befreienden Ideen des preußischen Generals in dem socialdemokratischen und dem freisinnigen Lager war, so groß war andererseits das Kopfschütteln in den Kreisen alter erfahrener Soldaten, die im Felddienst grau geworden sind und vor dem Feinde die Probe auf das Exempel haben machen können.

Zu dem alten Eisen hatte der Herr General vor Allem das durchgedrückte Knie bei dem Marschiren im Tritt und vornehmlich bei dem Parademarsch geworfen. Sei ihr Werth für die militärische Ausbildung nicht gleich Null? Wer marschire denn mit diesem Knie auf unebenem Boden oder gar im feindlichen Feuer? Nun, das Eine dürfte feststehen, daß Herr von Puttkamer an der Abfassung des gegenwärtigen Reglements unserer Infanterie nicht betheiligt gewesen ist. Ohne Zweifel wird aber auch er gern einräumen, daß an diesem Werk Officiere gearbeitet haben, deren hohe geistige Bedeutung von aller Welt bereitwillig anerkannt wurde. Sollten nicht auch sie gewußt haben, daß kein Mensch auf unebenem Boden und im feindlichen Feuer mit durchgedrücktem Knie marschiren wird? Und trotzdem haben sie geglaubt, für bestimmte Uebungen an ihm festhalten zu müssen. Indessen nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck war es ihnen. Die straffste Haltung im Marsch sollte es ermöglichen und damit auch der Pflege des Gehorsams als derjenigen Eigenschaft dienen, in welcher das gesammte Können des Soldaten gipfelt. Damit blieben sie auch der Richtung treu, in welcher sich die preußisch-deutsche militärische Erziehung in den beiden letzten Jahrhunderten entwickelt hat. Gilt nicht in deutschen Landen seit undenkbaren Zeiten strammes, straffes, körperliches Auftreten für den Ausdruck sicheren militärischen Denkens, eines firmen Gehorsams? Wird nicht in der Regel aus dem Fehlen der sogenannten äußerlichen Strammheit mit Recht geschlossen, daß es auch um das militärische Gehorchen schlecht bestellt ist? Wer rüttelt außerdem ohne die allertristigsten Gründe an dem, was sich im Laufe zweier Jahrhunderte glänzend bewährt hat? Nicht in jähen Sprüngen, in denen ohne Unterschied alles Alte über Bord geworfen wird, werden die wirklich heilsamen Reformen durchgeführt, sondern unter Benutzung der festen Pfeiler, auf denen der Bau bisher sicher geruht hat. Würde nicht durch Ausmerzung des durchgedrückten Kniees auch der preußisch-deutsche Parademarsch in sich zusammenfallen, in welchen sich, wahrscheinlich nicht bloß für den militärischen Sachverständigen, doch der innere Zusammenschluß einer Truppe veranschaulicht? Nirgends wird eine Compagnie innerlich so fest zusammengeschweißt wie bei dieser Uebung. Unmittelbar vor dem Antreten zu dem Parademarsch steht die jeden Einzelnen auf das Aeußerste bewegende Frage: „Wie werden wir bestehen?“ Während des Anmarsches das gegenseitige Anfeuern zur Hergabe der letzten Kräfte. In dem Augenblick des Vorüberziehens an dem Vorgesetzten feierliche Stille, unmittelbar nachher die eifrige, im Flüsterton geführte Auseinandersetzung über das Ergebniß, von der sich der jüngste und einfältigste Rekrut nicht ausschließt. Wird aber zuletzt die Compagnie gelobt, wie fühlt sie sich in allen ihren Theilen gehoben! Wo auf der ganzen weiten Welt, fragen wir, ist ein auch nur annähernd ähnliches Zusammenfassen des besten Wollens und der höchsten physischen Anspannung wieder anzutreffen? Wird aber das durchgedrückte Knie bei dem Parademarsch ausgeschaltet, so geht auch die körperliche Anspannung und gleichzeitig der ethisch so hoch zu bewerthende Entschluß verloren, das Beste herzugeben. Französische und italienische Compagnien mögen unbeschadet der Ausbildung ihres Mannes und vor Allem seiner Erziehung zum Gehorsam bei dem Parademarsch mit krummen Knieen vorbeimarschiren. Die deutsche Compagnie würde mit denselben Knieen „vorbeibummeln“ und starke Einbuße an ihrer Disciplin erleiden.

Selbstverständlich würde ein solches „Vorbeibummeln“ ganz nach dem Geschmack des Herrn August Bebel sein. Sein Weizen blüht am Besten, wenn die Mannszucht im Heere sich lockert und dieses dadurch allmalig aus den Fugen geht. Wie aber ein preußischer General dem „Vorbeibummeln“ das Wort reden kann, ist mir schier unbegreiflich. Daß er bei der Bekämpfung des durchgedrückten Kniees und des traditionellen preußisch-deutschen Parademarsches nur seiner innersten Ueberzeugung gefolgt ist, davon bin ich fest durchdrungen. Ob ihn nicht aber inzwischen schon der Beifall stutzig gemacht haben sollte, den er bei den Socialdemokraten gefunden hat? Ist diesen nicht von je her ein fest gegliedertes, von unerschütterlichem Gehorsam getragenes Heer ein Dorn im Auge gewesen? Ob er nicht inzwischen bedauert haben sollte, die Geister geweckt zu haben, die sich jetzt an ihn klammern? Eine Uebereinstimmung mit Männern wie Bebel und Singer ist unheimlich. Sie bestraft sich stets, wie wir auch oben an der so schnell wieder getrübten Freude gesehen haben.

C. v. Wartenberg.

Dramatische Aufführungen.

Maria von Schottland. Erster Theil: Darnley. Schauspiel in vier Acten von Björnstjerne Björnson. (Berliner Theater.) — Der Herr von Abadessa. Abenteuerstück in drei Acten von Felix Dörmann. (Königl. Schauspielhaus.)

Seit das Drama vom Pastor Wang dem Berliner Theater Paul Lindau's seinen ersten Bomben-Erfolg gebracht hat, ist Björnstjerne Björnson der Schutzpatron des Hauses geworden, und rastlos wird, was er an dramatischen Jugendsünden begangen hat, in's Licht der Rampe gezerrt. Rastlos und erbarmungslos. Schon „Laboremus“ hätte ein kluger Mann, der sich auf die Berechnung von Theaterwirkungen so gut wie Lindau versteht, nicht auf die Bühne bringen dürfen. Das verworrene und am Ende auch langweilige Stück konnte Björnson's neu

Digitized by Google

ergrünten Ruhm nicht fördern. Schlimmer noch sieht es mit „Darnley“ aus, dem ersten Stück von Björnson's Maria Stuart-Tragödie.*) Daß wir Deutschen allesammt das Bild im Herzen tragen, das Friedrich Schiller von der unglücklichen Schottenkönigin malte, wirkt ohnehin den dichterischen Absichten des Norwegers stark entgegen. Und nun kommt die Unzulänglichkeit seiner Kunstmittel Stoffen dieser Art gegenüber hinzu. Maria ist Heinrich Darnley's müde, er scheint ihr nicht Manns genug, und Heinrich Darnley schließt sich in eifersüchtiger Wuth den schottischen Rebellen an. Die Revolution triumphirt zunächst, aber Graf Bothwell, auf den Mariechen längst ein Auge geworfen hat, bietet ihr in der Stunde der höchsten Noth Hülfstruppen die schwere Menge. Da wird den Revolutionären schwül zu Sinnen, das treue protestantische Volk ergreift Partei für seine zwar katholische, aber bildschöne Fürstin, und Heinrich Darnley, den Maria vielleicht noch zu fürchten hätte, läßt sich gern von ihr auf ein stilles Schloß der Liebe entführen. Der nächste Act bringt die Leidenschaft Bothwell's zum Ausbruch. Heinrich Darnley wird abermals abgedankt, thut ergriffen Buße bei John Knox, dem strengen Eiferer, und muß es sich am Ende, nach einem letzten Zwiegespräch mit Maria, gefallen lassen, daß man ihn in die Luft sprengt. Schluß. Durch das Drama spukt noch Rizzio, der schöne Sänger, den Björnson in einen vertrockneten Intriguanten verwandelt hat. Auch er erglüht programmgemäß für Maria und wird deß zur Strafe erdolcht. Es ist kein echtes Leben in dem Schauspiele, die Charaktere sind zumeist blaß und verschwommen. Weder Darnley noch Maria gewinnen Farbe. Dazu fehlt der Handlung das Organische; sie sprießt nicht aus dem in der Exposition gesäten Keimen auf, sondern ist künstlich zusammengeklebt und verblüfft und verwirrt mehr, als sie interessirt. Daß es dabei an stürmisch bewegten, fesselnden Scenen nicht mangelt, versteht sich bei dem großen und starken Theatermann Björnson von selber. Als Ganzes aber ist die Arbeit entschieden verfehlt.

Von Felix Dörmann's „Herr von Abadessa“**) läßt sich beim besten Willen nichts Besseres sagen. Der Wiener Poet ist mir sympathisch wegen seiner Lyrik, die er nun allerdings überwunden zu haben scheint. Darin wußte er Neues zu sagen, darin war er, so krank und sterbensmüde er auch that, frisch, originell, kraftvoll. Sein Drama aber besteht aus lauter Lesefrüchten. Die Jamben sind seltsam markios, die Reime klapperig — stünde nicht der Name des Autors auf dem Theaterzettel, so würde man es für unmöglich halten, daß dieser Mann die jüngverrückten „Neurotica“ geschrieben hat. Dörmann nennt sein Werk ein „Abenteuerstück“, und insofern mit Recht, als es ganz unglaubwürdig abenteuerlich darin zugeht. Die Heldin Medusa, die heute heirathen soll, steht am Meere und lechzt dem großen Unbekannten entgegen. Wie Ibsen's bekannte Dame mit der Sehnsucht nach dem Wunderbaren. Und richtig erscheint der Gewaltige. Medusa bietet sich ihm alsbald an. Wie sie indessen erkennt, daß er eine Dame mit sich führt, da kehrt sie beleidigt zu ihrem Bräutigam zurück. Aber der Abenteurer aus dem Ocean giebt sich nicht so leicht zufrieden. Er hat eine Unterredung mit dem alten Jutromir, dem Fabelgreise, der die Dynastie von Abadessa begründet hat und sich weidlich über seinen schlaffen Enkel ärgert. Dem Greise gefällt der Fremde besser als sein eigenes Blut, und so schenkt er ihm das berühmte blaue Schwert. Damit bewaffnet, eilt der Meerentstiegene in's Schloß, wo sie eben die Hochzeit feiern, singt ein curioses Lied, das Medusa willenlos an seine Brust reißt, und tödtet ihren Angetrauten im Zweikampf. Mit dem unwiderstehlichen blauen Schwerte ist das schließlich keine Heldenthat. Der neue Herr zieht sich mit Medusa nunmehr in's Brautgemach zurück, um am nächsten Morgen die trotzigen Edlen zu bändigen, sich ihre Anerkennung zu erzwingen und dann seiner Dame mitzutheilen, daß er des ganzen Königsspieles bereits wieder überdrüssig sei. Als richtiger Abenteurer habe er die Verpflichtung, unverzüglich auf neue Abenteuer auszugehen. Medusa versteht den Scherz falsch, sticht den Wandervogel nieder und zündet das Schloß an. Feuer macht sich auf der Bühne immer gut, besonders in Ausstattungsstücken und Opern. Felix Dörmann sollte Opernlibretti schreiben. Er wird darin weniger Angelesenes aus Nietzsche und den übrigen modernen Herren anbringen können, und das wird der Wirkung seiner jetzt unecht klingenden Verse von Nutzen sein.

*) Das Buch ist bei Albert Langen, München, erschienen.
**) Als Buch im Wiener Verlage, Wien, herausgekommen.

Notizen.

Der vierte Band der neuen revidirten Jubiläumsausgabe von Brockhaus' Conversationslexikon ist erschienen. Dieser Band ist vierzig Seiten stärker als der correspondirende Band der revidirten Jubiläumsausgabe vom Jahre 1898. Wie die Seitenzahl des vierten Bandes der neuesten revidirten Jubiläumsausgabe eine erhebliche Bereicherung erfahren hat, so ist auch der Bildschmuck des Bandes nicht unerheblich vermehrt worden. Unter den neuen in den Band aufgenommenen Karten verdient die von China, Korea und Japan besonderer Erwähnung. Eine Karte entwirft ein anschauliches Bild der Dampfschiffsverbindungen des Weltverkehrs im Atlantischen Ocean. Auf einzelnen Tafeln, die aus mehreren Bildern zusammengesetzt sind, haben Abänderungen Platz gegriffen. Objecte, die mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten sind, haben die Stelle von Abbildungen eingenommen, deren Gegenstand die Aufmerksamkeit nicht mehr in demselben Maße beansprucht wie zu der Zeit, wo die betreffenden Abbildungen Aufnahme im Conversationslexikon fanden, sowie über die Karten und Abbildungen des vierten Bandes der neuesten Ausgabe. Im Text sind die Veränderungen noch zahlreicher. Veraltetes ist gestrichen und durch die Resultate neuerer Forschungen ersetzt worden. Erwähnt sei noch der starke, dauerhafte und dabei geschmackvolle Einband der neuesten Ausgabe des Brockhaus.

Im Verlage von F. A. Lattmann, Goslar, hat Frida Schanz einen vornehm ausgestatteten Gedichtband „Intermezzo“ erscheinen lassen. Man kennt Weise und Text der Verfasserin, deren allen jungen Mädchen sympathische Lyrik ihren eigenen Wohllaut hat, ohne sich gedanklich oder durch stark individuell gefärbtes Empfinden von den Schöpfungen Anderer besonders abzuheben. Wir geben als Probe der Schanz'schen Art das stimmungsvolle, jungfräuliche „Brautlied“:

Zwischen uns ein Wissen, das Niemand weiß,
Zwischen uns eine Sprache, die Keiner spricht.
Zwischen uns ein Verstehn, wie ein Lufthauch leis,
Zwischen uns eine Welt voll Licht.

Ihr Lieben, Ihr gebt uns so froh die Hand,
Ihr Freunde, Ihr redet so zart und gut,
Als ob Ihr ihn sähet, den Himmelsbrand,
Und wüßtet, wie's uns zu Muth!

Wie stark die Flamme, wie seligheiß,
Und wie tief der Bronnen, Ihr ahnt es nicht! — —
Zwischen uns ein Wissen, das Niemand weiß,
Eine Sprache, die Keiner spricht!

Wäre die sprachliche Entgleisung im dritten Vers der ersten Strophe nicht („eine Welt voll Licht“ steht zwischen den Liebenden, trennt sie also), und wäre das unmoderne Kunstmittel der psalmistischen Wiederholungen nicht gar so ermüdend häufig angewandt, so könnte man das kleine Lied meisterhaft nennen.

Paul Bender setzt seiner Gedichtsammlung „Das Weltkind sprach“ (bei Richard Sattler, Braunschweig) als Leitvers voran:

„Das Metier ‚Mensch‘ hab' wohl ich durchstudirt,
Und Viele waren, die mich Meister hießen.
O, Wandrer, geh' nicht meinem Buch vorbei,
Nein, halte drauf, das Handwerk zu begrüßen.“

Mit dem Handwerk gerade hapert es gewaltig bei Bender. Er ist wohl ein kluger und feiner Beobachter und hat das Herz auf dem rechten Flecke, auch sein Witz scheint mir leichtbefiedert — sehr hübsch sagt er z. B., daß im Heere der Buren nur Officiere, in dem der Engländer nur Gemeine gefochten hätten — aber er sollte uns, was er zu sagen hat, in Prosa sagen, statt in Versen. Auf die versteht er sich wirklich nicht, und die machen sein Buch leider zum größten Theil ungenießbar, wenn nicht gar unfreiwillig humoristisch.

Sclaven der Liebe — nach der ersten novellistischen Skizze seines soeben im Verlag von Albert Langen, München, erschienenen Buches hat Knut Hamsun die ganze Sammlung genannt. Aber das Buch hält, wie das bei Knut Hamsun einmal so ist, mehr als es verspricht. Die tiefgründige Feinheit des Norwegers, der seltsame Probleme aufzuspüren weiß, in dunkeln Schächten heimisch ist wie wir im hellen Tageslichte, und der mit scharfen Poetenaugen uns Blinden die geheimnißvollen Wunder des Lebens entdeckt, diese hohe dichterische Potenz offenbart sich auch in den vorliegenden Erzählungen. Sie sind interessant wie nur irgend ein Sensationsroman, aber daneben fesseln sie machtvoll durch ihre Innerlichkeit und psychologische Vertiefung.

In Franz Lechleitner's nachdenklichen Märchen, die unter dem Titel „Bergsonnenschein“ von dem rührigen Verlage Fischer & Franke, Berlin, ausgegeben und von Franz Stassen mit Zeichnungen geschmückt worden sind, hat uns die Geschichte von den Elfenfüßchen am besten gefallen. Ein nach der Schnur begabtes, von Kindesbeinen an gesetztes Menschenkind trifft zu seinem Malheur mit dem Jasmingeiste zusammen und muß nun immer, wenn dieser merkwürdige Geist es befiehlt, elfenhaft tanzen — und zwar ganz splitternackt. Das Menschenkind entblödet sich nicht, solches vor den gestrengen Herrn zu thun, die ihm seine Universitätsreife bescheinigen sollen. Es wiederholt den unpassenden Spaß bei den unpassendsten Gelegenheiten, am Ende sogar auf einem Feste, wo die Tochter des Kriegsministers mit einem Jasminstrauße im Haar erscheint. „Wenn Sie noch ein Adonis wären, dann hätten unsere schönen Damen vielleicht ein Auge zugedrückt,“ sagt der Minister, der den Inculpaten im Gefängniß besucht. „Aber so —.“ Man möge selber an Ort und Stelle nachlesen, wie die Geschichte endigt. Lechleitner hat Mancherlei in Art und Wesen, was an den Gespenster-Hoffmann erinnert, und es wird Leute genug geben, die diesem „Neuromantiker“ gern auf seinen curiosen Ausflügen folgen.

Digitized by Google

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. G. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl. che Lage. Honor. **nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl.** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manteuffelstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Berlin, den 8. März 1902.

31. Jahrgang.
Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Prinz Heinrich in Amerika. Von Lector. — Aus dem Culturleben Frankreichs. Von Eugen von Jagow (Paris). — Aus dem Reiche der Astrologie. Mit Bemerkungen über die Horoskope Kaiser Wilhelms I. und des Fürsten Otto von Bismarck. Von Albert Kuiepf (Hamburg). (Schluß.) — **Literatur und Kunst.** Alte und neue Buchausstattung. Von Hans Benzmann (Berlin). — Die Känguruhfigur. Von Eduard Engels (München). — **Feuilleton.** Das Weib. Skizze von M. Zehme. — **Aus der Hauptstadt.** Der Zolltarif. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — **Rund um die Kunst.** Secessionistisches. J. Norden. — Autoritätsdusel. Von Myron. — **Offene Briefe und Antworten.** Ueber die bilaterale Chiffre Francis Bacon's. Von H. H. Pflüger. — Zu dem Aufsatze „Aesthetische Lebensformen". Von Richard Wulckow. — Notizen. — Anzeigen.

Prinz Heinrich in Amerika.

Lesefrüchte.

I.

„Jetzt kommt Deutschland an die Reihe." (Hearst, Eigenthümer des New York-Journal, 1898 nach Beendigung des spanisch-amerikanischen Krieges.)

„Den nächsten Krieg führen wir mit Deutschland." (Dewey 1898 in Triest, auf der Heimfahrt von Manila.)

II.

Als sich das Schiff der amerikanischen Küste näherte, war Prinz Heinrich namentlich den Zeitungsberichterstattern gegenüber sehr liebenswürdig. Bureau Laffan.

„Ehe ich mich in Einzelheiten vertiefe, möchte ich Ihnen Allen zu verstehen geben, daß ich dieses Zusammensein, obwohl dasselbe als officielles betrachtet werden mag, als ein ganz vertrauliches ansehe, und daß es mein Wunsch ist, Keiner von Ihnen möge, nachdem er diese Festtafel verlassen, das auszubeuten versuchen, was hier gesagt oder geredet worden ist ...

Der Kaiser sagte mir: „Du wirst mit vielen Vertretern der Presse zusammentreffen und ich wünsche deßhalb, Du mögest Dir stets vergegenwärtigen, daß Preßleute in den Vereinigten Staaten beinahe mit meinen commandirenden Generalen rangiren ..."

Meine Sendung in dieses Land mag als ein Act der Freundschaft und Courtoisie angesehen werden mit dem einzigen Wunsche, freundschaftlichere Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu fördern. Sollten Sie willens sein, eine ausgestreckte Hand zu ergreifen, so finden Sie eine solche jenseits des Atlantischen Oceans." Prinz Heinrich auf dem New Yorker Preßbankett.

Die Berichterstattung über die einzelnen Phasen des Prinzenbesuches ist dadurch, daß die meisten Veranstaltungen privaten Charakters sind und die Presse ausschließen, das tägliche Programm aber fortwährenden Aenderungen unterliegt, enorm erschwert. Besonders die von Deutschland eingetroffenen Correspondenten sind schmerzlich enttäuscht, statt die Wege geebnet, meist verschlossene Thüren zu finden. Bisher waren nur beim Stapellauf umfassende zweckmäßige Anordnungen im Interesse einer zuverlässigen Berichterstattung getroffen. B. T.

Die Stimmung ist überall eine enthusiastische. Der Prinz verstand es, über Nacht sich eine gewaltige Popularität zu erringen. Viele seiner Aussprüche trafen in's Schwarze. So gab er auf die Frage, wie ihm die Wolkenkratzer gefielen, die charakteristische Antwort, ihn interessire es wenig, wie viel Stockwerke die Häuser aufwiesen, er sei vielmehr gekommen, hier die Menschen kennen zu lernen. Dieses Wort hat außerordentlich gezündet und ist in Aller Munde. B. T.

Beim Lunch in der Werfthalle rief Prinz Heinrich, jedes Geräusch übertönend, mit hallender Stimme: „Ich fordere auf, drei herzliche Hochs dem Präsidenten zu bringen! Mr. Rosevelt hip hip hurrah!" Dem ward mit stürmischem Jubel entsprochen, die drei Hochs aber, die folgten, waren lauter. Der Präsident rief, durch Handwinken sich Gehör verschaffend: „Ich fordere drei Hochs für den Gast, der schon alle unsere Herzen gewonnen!" Dann fügte er, seine Yankees kennend, in derber Art hinzu: „Now a good one!" zu deutsch: „Nun aber feste!" Die Scene, die nun folgte, wird Niemand vergessen, mit beiden Armen in der Luft schrieen begeisterte Menschen, und man fragte sich, ob dies orkanartige Hurrah aus 3000 Yankeekehlen wohl über den Ocean hinüber halle. Das schlanke, junge Mädchen blickte aus großen Augen fast furchtsam und erschreckt. Der Prinz stand tiefernst, ergriffen und bleich. Der Präsident und er schüttelten sich die Hände. Auf die Menge fiel plötzlich ein seltsames Schweigen. B. L.-A.

Aus dem Freudejauchzen von Millionen amerikanischer Herzen, welches dem deutschen Prinzen entgegenquillt, wird vielleicht dessen Vetter (der Prinz von Wales) erkennen, welcher Grad von Unhöflichkeit und Unklugheit dazu gehört, um als künftiger Beherrscher eines Weltreiches eine große Reise durch den nordamerikanischen Continent zu unternehmen und dabei die Vereinigten Staaten auch nicht eines Blickes zu würdigen. New York Journal.

III.

Die Matrosen legten eine kleine Brücke vom Ufer nach dem Langboot und waren überrascht, als der Prinz mit einem großen Satz in den Schneeschlamm sprang und herzlich auf den Admiral zueilte. Dann schritt der Prinz die Front ab. Die amerikanischen Officiere waren erstaunt, als er, langsam gehend, jeden Mann vom Kopf bis zu Fuß musterte. Während dessen dröhnten Salutschüsse, und die Pferde des Wagens, der für die Rundfahrt bestimmt war, scheuten dicht hinter dem Prinzen, der, ohne sich umzublicken, scharf und ernst in die Glieder sehend, weiterschritt. Es fiel auf, daß der Prinz der Fahne die Ehrenbezeugung erwies. Als die Abschreitung beendet war, sagte der Prinz zum Hauptmann der Ehrencompagnie kurz und laut in seinem brillanten Englisch: „Ihre Leute gefallen mir, Hauptmann." Der Officier erröthete in freudigem Stolz. B. L.-A.

Prinz Heinrich schritt langsam herunter, mit ernstem Gesicht und fast wie zögernd; aber in der Gala-Uniform war seine ritterliche Erscheinung imposanter und jünger, als man gedacht hatte. Sie gefiel auf den ersten Blick dem Publicum, das nach hiesigem Brauch in Händeklatschen ausbrach. Einen Augenblick schien der Prinz überrascht und, gerade auf dem Treppenabsatz stehend, stutzte er einen Moment. Dann, die Situation verstehend, blieb er stehen, und ein herzlich-freudiges Lachen erhellte sein Gesicht, als er, nach allen Seiten sich verneigend, die ungewohnte Ovation erwiderte. Dies sein freies, herzliches Lachen löste wieder laute, donnernde Hurrahrufe aus. B. L.-A.

Der Prinz saß in der Mitte einer langen Seite des kleinen Salons, dessen Tisch mit Rosen geschmückt war. Er rauchte eine Cigarette und schien sehr erheitert über irgend einen Gegenstand, indem er die Herren, die auch ihrerseits gelegentlich Bemerkungen machten, fort-

Digitized by Google

während zum Lachen brachte. Herr v. Holleben, der dem Prinzen gerade gegenüber saß, schien unter seinen Augengläsern geradezu Thränen zu lachen. General Brooke nestelte an der Schärpe, Unterstaatssecretär Hill versuchte vergeblich seine würdevolle Haltung zu wahren, und Admiral Evans, der nach Art der amerikanischen Seeofficiere mit offenem Rock saß, schüttelte sich hinter den Wolken seiner Cigarette. „Fighting Bob“ hat nie zuvor Cigaretten geraucht, er thut es jetzt, weil der Prinz es thut. B. L.-A.

IV.

Wenn es auch richtig ist, daß die New Yorker Presse über die Prinzenreise wenig und dies an wenig hervorragender Stelle bringt, so trägt doch auch wesentlich das Princip hierzu bei, Dinge, die nicht mehr das actuellste Tagesinteresse beanspruchen, stets beiläufig zu behandeln. B. L.-A.

Lector.

Aus dem Culturleben Frankreichs.

Von Eugen von Jagow (Paris).

In einer Besprechung der „Entwurzelten“ von Barrès kennzeichnet Max Nordau (Sudfeld) die heute ins öffentliche Leben tretende Jugend Frankreichs so: „Die jungen Leute, ohne ein sicheres Ideal, ohne eine feste Ueberzeugung, dem Glauben durch etwas, viel zu wenig, Wissenschaft entfremdet, mit der Wissenschaft bald verfeindet, weil sie unverständigen und unberechtigten Anforderungen nicht genügen kann, voll anmaßender Verachtung der Nebenmenschen, sich selbst vergötternd, gelangen in ihrem wirren Suchen nach einem Vorbild und Führer zur Bewunderung und Anbetung Napoleons, der ihnen die Verkörperung ihres eigenen gesellschaftsfeindlichen Traumes ist: des Traumes, sich durch überlegenen Willen und vollständige Bedenkenfreiheit zum Herren der Welt zu machen und Millionen fremder Menschenleben als Preis für die Befriedigung aller eigenen Appetite bezahlen zu können. Denn Das, und nicht ein Verlangen nach nationaler Glorie, ist die wirkliche Psychologie der plötzlich wieder erwachten Napoleon-Verehrung dieses Geschlechtes, das nur die Macht anbetet, jede Macht, das Schwert des Schlachtgewaltigen, die Million, die Minister-Unterschrift, weil sie alle Lüste und alle Eitelkeits-Schwelgereien gewährt.“

Wie oft hört man die älteren Leute in Frankreich klagen: „Die Kinder sind ungezogen und haben nichts mehr von jener Höflichkeit, die einst für eine in unserem Lande besonders entwickelte Tugend galt. Und wenn sie herangewachsen sind, dann vermißt man bei ihnen noch eine andere nationale Tugend: die sprichwörtlich gewordene französische Ritterlichkeit. Die sind bis in's Mark hinein kalte Selbstlinge und charakterlose Streber.“ Betrachten wir nun das Milieu, in dem jene Jugend aufgewachsen ist, und vor allem, — da Paris nun einmal leider tonangebend in Frankreich ist — das Pariser Milieu.

Das Familienleben! Von den obersten Schichten der Gesellschaft bis hinab zu den untersten ist es damit übel bestellt. Die böse Statistik lehrt einerseits, daß der Prozentsatz der außerehelich Geborenen immer wächst, andererseits daß auch die Zahl der Ehescheidungen von Jahr zu Jahr zunimmt. Was die Statistik nicht lehrt, aber was doch ebenso fest steht, wie ihre officiellsten Zahlen, ist Folgendes: die große Mehrzahl der französischen Ehen sind Convenienzehen. Nicht die Gemeinsamkeit des Fühlens, sondern die Gemeinsamkeit der Interessen, die manchmal auch noch illusorisch sind, führt zum Ehebund zwei Menschen zusammen, die sich meist ewig Fremde bleiben und danach leben. Es ist kein Zufall, daß die Zahl der Ehebruchsdramen und der die Galanterie verherrlichenden Romane in Frankreich so außerordentlich groß ist. Und mit solchem Beispiel vor Augen wachsen die Kinder auf. Von der Mutter werden sie in der Regel verzärtelt, der Vater kümmert sich nicht um ihre Erziehung, und wenn die Mittel es erlauben, schickt man sie gern in die Pensionate, wo mehr auf die Ausbildung gesellschaftlicher Tugenden, als auf die Entwickelung des Gemüths Bedacht genommen wird. Die Brüder genießen die größte Freiheit, die Schwestern werden fast klösterlich zur Naivitätsheuchelei angehalten, lernen aber natürlich durch jene, wie durch die lieben Vettern, die sich vieles erlauben dürfen, Alles Das kennen, was man ihnen verbergen möchte, und sagen sich im Stillen: „So dumm, wie ihr glaubt, sind wir nun doch nicht, wir werden uns schon in der Ehe für Das schadlos halten, was man uns jetzt vorenthält.“ So unfrei das Mädchen, an das selten einmal ein Hofmacher seine Zeit verschwendet, so frei die von Hofmachern umschwärmte Frau, der man in manchen Gesellschaftskreisen nur noch dann einen Vorwurf macht, wenn sie ihrem accreditirten Liebhaber zu Gunsten eines anderen untreu wird. Es ließe sich über diese Sittenzustände natürlich noch unendlich viel sagen, aber meine Andeutungen genügen wohl, um begreiflich zu machen, daß die Erziehung der Kinder im Elternhause nicht gerade geeignet ist, sie zu einem Kampf ums Dasein mit ritterlichen Waffen vorzubereiten.

Die Schulen! Seit Waldeck-Rousseau sein Vereinsgesetz auf den Tisch des Palais Bourbon niederlegte, ist darüber so viel geschrieben und gedruckt worden, daß man mit den aneinandergereihten Zeilen einige Mal die Erde umspannen könnte. Ich möchte in diesem Aufsatz nicht gern auf die politische Bedeutung der Alternative: „freie Schulen und Staatsschulen? oder lediglich diese?“ eingehen, sondern nur auf den ungünstigen Einfluß hinweisen, den jener im Schulzimmer seinen Widerhall findende Widerstreit auf die ohnehin skeptische Jugend ausüben, wie er in ihr das letzte Autoritätsgefühl zerstören muß. Und auch der Unterricht, der unablässig reformirt wird, läßt nur zu viel zu wünschen übrig. Das kann man schon aus einer sehr einfachen Thatsache schließen: unter dem in Frankreich beständig wachsenden geistigen Proletariat spielt neben dem kundenlosen Arzt und dem mehr als dürftig bezahlten Landgeistlichen auch der Lehrer, selbst der höhere Lehrer, mit seinem kläglichen Gehalt eine große Rolle. Das Jahresgehalt eines „professeur de collège“ schwankt zwischen 2000 und 3000 Francs. Den im Communaldienst angestellten Lehrern geht's noch schlimmer. In einer kleinen Stadt bei Paris beziehen die Lehrer einer höheren städtischen Unterrichtsanstalt, wie in Bérengers kürzlich erschienenem Buche „Les prolétaires intellectuels en France“ berichtet wird, ein so niedriges Gehalt (nicht über 1900 Francs jährlich), daß sie, um mit den Ihrigen wenigstens vor Noth geschützt zu sein, Abends mehrere Stunden in einer großen Druckerei arbeiten, wobei sie 1 Frcs. 50 Cts. für den Tag verdienen. Und nun gar erst die armen Dorfschullehrer —!

Die Lectüre! In der Tagespresse herrscht seit dem Wilson- und Panama-Scandal, vor Allem aber seit der Dreyfusaffaire ein derart gemeiner Ton, daß er auf die Leser — und in Frankreich liest alle Welt Zeitungen — nothwendig verrohend wirken muß. Es giebt Zeitungen, die das Staatsoberhaupt und die Minister beinahe täglich, Andere, die sie mindestens einmal in der Woche Trunkenbolde, Betrüger, Börsenschwindler und Mörder nennen, und das unbelästigt, weil sie, vor Gericht gestellt, von den Geschworenen ja doch freigesprochen werden würden. Es giebt neben diesen politische Brunnenvergiftung treibenden Blättern eine ganze Reihe pornographischer, die mit schlüpfrigen Novellen und lüsterner Halbweltschronik die Phantasie der Jugend zur Ausschweifung verführen. Und dann die unfläthige belletristische Literatur Frankreichs, die ihres Gleichen wohl kaum in irgend einem anderen Lande der Welt findet. Höchst belehrend ist in dieser Beziehung ein von dem Gerichtspräsidenten Proal jüngst veröffentlichtes Buch „Le crime et le suicide passionnel“, das jene für die erschreckende Zunahme der Selbstmorde und der aus Leidenschaft begangenen Verbrechen mit verantwortlich macht. Zum Beleg seiner Meinung

Digitized by Google

führt er zahlreiche Beispiele aus den Bekenntnissen von Lustmördern und solchen jungen Leuten an, deren Selbstmordversuch nicht zum Tode führte. Er schreibt auch: „Was soll man von Politikern denken, die zu Wahlzwecken Volksbibliotheken gründen und die, um Leser anzulocken, schlüpfrige Romane neben Bücher politischer Propaganda stellen? Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Knaben und Mädchen im Alter von 15—16 Jahren sich solche Bücher ausbaten." Es kommt noch der Unfug hinzu, der mit unsittlichen, weithin auch dem Auge der Kinder sichtbaren Plakaten überall getrieben wird. Man braucht nicht einmal in der Stadt umherzuwandern, um diese zu finden, es genügt, mit dem Zuge nach Paris zu kommen. Zwischen der Stadtumwallung und dem Bahnhof läuft man oder richtiger fährt man zwischen den sinnbildlichen Anlockungen und Anpreisungen des Lasters gleichsam Spießruthen. Der Senator Bérenger, der hiergegen, wie gegen manche andere Ausschreitungen in der Straße und die Aufdringlichkeit der Prostitution, auf gesetzgeberischem Wege vorzugehen bestrebt war, ist zwar als Pedant und Tugendheuchler verhöhnt worden, hat sich aber dadurch, daß er sich Dem muthig aussetzte, um die öffentliche Sittlichkeit nur um so mehr verdient gemacht. Leider stand der erzielte Erfolg in keinem Verhältniß zur Größe seines sittlichen Muthes, der um so anerkennenswerther ist, als er sich in einem Lande bethätigte, in dem, nach dem Sprichwort, die Lächerlichkeit tödtet. Einem Punkt hat Bérenger vielleicht nicht die genügende Beachtung geschenkt: wie sich die Eitelkeit manchmal der Maske der Wohlthätigkeit, das Streberthum der Maske des Patriotismus u. s. w. bedient, so hat man auch das zunehmende Raffinement der unsittlichen Straßenanzeigen durch das gesteigerte Bedürfniß nach einer Vervollkommnung der künstlerischen Ausdrucksmittel zu entschuldigen versucht. Es giebt heute Plakatsammler, deren Sammelfleiß dem der „Bouquinisten" und Briefmarkenliebhaber in keiner Weise nachsteht, und die beispielsweise einen alten Chéret mit Gold aufwiegen. Aber das mildert den Vorwurf der Schlüpfrigkeit nicht, sondern verschärft ihn eher: die echte Kunst, für die mit leichter Veränderung das lateinische Wort „naturalia non sunt turpia" gilt, ist nicht unsittlich.

Die Theater! Ich will gar nicht einmal von den niedrigen und höheren Tingeltangeln reden, die unter dem Namen cabarets artistiques dem deutschen Ueberbrettlunfug als Vorbild gedient haben und in die sich Frankreichs frühreife Jugend nur zu oft verirrt, sondern von den wirklichen Bühnen. Welcher Gattung von Stücken der Löwenantheil ihres Spielplans vorbehalten ist, das habe ich in meinem letzten Aufsatz (Gegenwart vom 25. Januar 1902) angedeutet. Die Ehebrecher und Ehebrecherinnen, die Courtisanen und Halbjungfrauen, welche letztere in Frankreich doch nur erst sehr vereinzelt auftreten, spielen darin die Hauptrolle. Es sei mir gestattet, dies auch an einem Stücke zu erläutern, das vor Kurzem im Gymnase-Theater einen starken Erfolg hatte und für den sich unaufhaltsam vollziehenden sittlichen Niedergang der Pariser Gesellschaft recht bezeichnend ist. Ich meine „den Umweg", Lustspiel in drei Acten von Henry Bernstein, der sich nicht entblödet, darin das Courtisanenthum in einer Weise zu verherrlichen, mit der verglichen die Apotheose der schwindsüchtigen Cameliendame von Dumas fils nur als ein schüchterner Versuch, die Halbwelt salonfähig zu machen, bezeichnet werden kann.

Jacqueline ist die aus „Anständigkeitsdrang" sich verheirathende Tochter einer Courtisane. Aber sie gelangt aus dem Regen in die Traufe, und nach schweren Prüfungen, die ihr das Eheleben auferlegt, tritt sie, „geläutert" und aus freiem Willen, in die freie, menschenwürdige Halbwelt zurück, an deren sitten- und seelenbefreiender Kraft der bewußte Herr Bernstein keinen Augenblick zu zweifeln scheint. Ich denke mir, daß Frankreichs Jugend an dieser neuen Lehre, die an einer französischen Halbweltnora veranschaulicht wird und bei Nietzsche Anleihen macht, ihre helle Freude haben wird. Ob sie ihr gut bekommen wird, das ist freilich eine andere Frage.

„Der Umweg" ist noch in anderer Beziehung bemerkenswerth. Bernstein ist in die Fußstapfen von Jules Lemaître getreten, der, bevor er Häuptling des deutschfeindlichen Nationalismus wurde, ein Theaterstück „L'Ainée" verbrach, in dem er es nicht verschmähte, auf die niedrigste Volksleidenschaft zur Erzielung einer starken Bühnenwirkung zu speculiren. Seit der „Affaire" ist bekanntlich die Hugenottenhetze, die freilich seit der Bartholomäusnacht nie ganz aufgehört hat, wieder im Schwang. Und so machte Lemaître das Haus eines protestantischen Pfarrers mit dem deutschen Namen Petermann zu einer Lasterhöhle. Auf denselben, nicht gerade von Charakterhoheit zeugenden Kniff ist, wie gesagt, auch Bernstein verfallen. Jacqueline findet bei ihrem Schwiegervater die Hölle auf Erden. Pastor und Pastorsfrau sind Pharisäer, ihr Sohn ein Lump, ihre Tochter eine Dirne, — lauter Menschen, die von der Tochter der Courtisane und deren Freunden natürlich durch Charakter- und Herzenseigenschaften in den tiefsten Schatten gestellt werden. Diese Bornirtheit des israelitischen Fanatikers, die nur noch durch die häßliche Speculation des Bühnendichters übertroffen wird, erscheint im Licht eines sich gerade jetzt vollziehenden kulturgeschichtlich bedeutsamen Ereignisses fast als ein mittelalterlicher Anachronismus. Ich denke nämlich an die sich auch in Frankreich stark geltend machende Los von Rom-Bewegung, die sich in einigen französischen Departements (im Gers, in der Charente-Inférieure, Haute-Loire u. s. w.) durch massenhaften Uebertritt der Stadt- und Landbevölkerung und zahlreicher katholischer Priester zum protestantischen Glauben bekundet. Die Schilderungen, die man darüber hört und liest, versetzen einen fast in die Zeiten der Albigenser zurück. Das Nachspiel dürfte allerdings minder tragisch sein.

Ergänzen wir unsere wehmüthigen Betrachtungen über Frankreichs Jugend durch die Schilderung eines ergötzlichen Vorgangs, der sie ebenfalls trefflich charakterisirt, und zwar besonders, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Zahl der sich hauptsächlich aus ihr rekrutirenden literarischen Bohèmes in Paris stark angewachsen ist, seit die Kunstkneipen auf den Höhen des Montmartre wie Pilze wachsen und ernste Arbeit als ein Anzeichen mangelnden Genies in Verruf gerathen ist. Bekanntlich erhielten zwei Franzosen einen Nobelpreis, nämlich der Volkswirthschaftler, Philanthrop und Friedensapostel Frédéric Passy, und der tiefsinnige Dichter Sully-Prudhomme. Der Erstere erwies sich als der Klügere. Er hütete sich wohl, zu verkünden, wozu er seinen ihm so unerwartet zugefallenen Reichthum verwenden würde. Der Andere, in diesem Fall mehr heißblütiger Poet, als kühl abwägender Denker, war unvorsichtig genug, aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Er verkündete allen Reportern, die es hören wollten, — und sie wollten es Alle hören! — daß er, ein neuer Nobel, ebenfalls Preise aussetze, und zwar zu Gunsten derjenigen seiner jungen Berufsgenossen, deren Reime reicher als ihre Geldbeutel sind und denen das Geld fehlt, ihr erstes Werk drucken zu lassen. Sobald Sully-Prudhomme auf jene Weise seine zugleich menschen- und musenfreundliche Absicht bekannt gegeben hatte, begannen die Manuscripte aus allen Stadttheilen Lutetias seinem kleinen Landhause zuzuströmen. Der Briefträger seufzte unter seiner poetischen Last und verwünschte vieltausend Mal jenen alten Schweden, der ihm Das gethan. Und auch Herrn Sully-Prudhomme, der mit diesem neuen Reichthum noch weniger anzufangen wußte, als mit dem alten, wurde so unheimlich zu Muthe, wie Goethe's Zauberlehrling, der die von ihm beschworenen Geister nicht wieder loszuwerden vermag. Niemals hätte er gedacht, daß es so viele Dichter in dem kleinen Frankreich gäbe. Und als er mit Grausen erkannt hatte, daß er bald genöthigt sein werde, sich ein zweites Landhaus zu miethen, um diese Schätze moderner und modernster Lyrik unterbringen zu

Digitized by Google

können, nahm er schweren Herzens ein zweites Mal zur Presse seine Zuflucht. Er bat nämlich in dem von ihr veröffentlichten offenen Brief mit Ausdrücken rührender Demuth die jungen Leute, doch etwas Geduld zu haben und ihm wenigstens einen Theil des Preises lassen zu wollen, da er es ja auch brauche, könnte man doch in der That auf ihn die Klopstock geltenden Verse Lessing's anwenden: „Wir wollen weniger gepriesen und fleißiger gelesen sein!" Wäre Sully-Prudhomme minder sanftmüthig, so hätte er hinzufügen können: „Da hört doch wirklich Alles auf. Ich will Euer Wohlthäter sein, und Ihr geberdet Euch, als wäret Ihr meine Gläubiger und thut verletzt darüber, daß ich vor Ablauf eines Monats nicht schon all' mein Geld unter Euch vertheilt habe. Es fehlte nicht viel, so schickt Ihr mir den Executor in's Haus und laßt mich daraus vertreiben. O, über die unbescheidene, tactlose, verderbte Jugend!"

Seit Kurzem hat Paris ein „Theater der Lateiner". Die erste Aufführung war nicht glücklich, aber es wäre ungerecht, aus einem zufälligen Mißgeschick einen ungünstigen Schluß auf die Aussichten des Unternehmens zu ziehen. Es handelt sich bei diesem, das nur dramatische Dichtungen der lateinischen Rasse aufführen soll, um eine Art von Schutz- und Trutzbühne gegen die dramatische Literatur des Nordens. Nun huldigen zwar die Franzosen dem Grundirrthum, daß ihr Theater der Kunst des Auslandes weit geöffnet ist, — es giebt kein ungastlicheres, als das französische! — aber darin haben die Gründer des „Théâtre des Latins" wohl nicht Unrecht, daß der nordische Geist dem „genie latin" nicht wahlverwandt ist. Und dann muß man auch anerkennen, daß der Ausschluß der Literatur der nordischen Völker diesmal nicht aus engherziger Unduldsamkeit erfolgt. Man beugt sich Ibsen und Tolstoj willig, aber man findet nicht mit Unrecht, daß ein Mistral mehr Blut vom eigenen Blute ist. Man sieht — mit Recht oder Unrecht — in ihm den leitenden Geist einer griechisch-lateinischen Renaissance, in seinen Werken, von Mireille bis zum Poème du Rhône, die Weiterentwickelung der Epik Homer's und Virgil's. Aber wird er unter den dramatischen Dichtern seiner würdige geistige Nachfolger finden? Das ist die Frage, von deren Beantwortung auch die Zukunft des „lateinischen Theaters" abhängen wird.

Aus dem Reiche der Astrologie.

Mit Bemerkungen
über die Horoskope Kaiser Wilhelms I. und des Fürsten Otto von Bismarck.

Von Albert Kuiepf (Hamburg).

(Schluß.)

Im Juli 1870 kamen aber Uranus und Saturn ebenfalls in ein genaues Parallel, und Jupiter und Mars traten im Parallel hinzu. Der rothe Planet faßt dann wieder das Parallel des Saturn am 29. August, wo die Kämpfe vor Sedan begannen, und die mörderische Schlacht ist in den Ephemeriden vom 1. September charakterisirt durch eine Conjunction der beiden Malefici Mars und Uranus im 26. Grade des Krebses genau im Gegenschein zum Geburtsmond des deutschen Kaisers im 26. Grade des Steinbocks! Zu diesem überaus heftigen Gegenschein war aber der Geburts-Jupiter des Kaisers in bestem Aspect, nämlich im Trigonus zur Conjunction des Mars und Uranus, während diese fataler Weise zugleich schon stark in Quadratur zur Sonne der Geburt und dem Mars Napoleon's liefen, denn er hatte eine Conjunction von Sonne und Mars im 30. Grade des Widders. Uranus und Saturn waren in seinem Horoskop elevirt, sie flankirten den oberen Meridian und dies zeigt eine früher oder später eintretende schlimme Wendung des Schicksals an mit Verlust der Ehren, welches Ereigniß Dèsbarrolles der Kaiserin Eugenie bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Spanien aus ihren Handlinien für das betreffende Lebensalter vorausgesagt hat, wie er berichtet.

Die Hinweise für die Entlassung Bismarck's aus dem Amt hier horoskopisch nachträglich zu entwickeln, ist wiederum nicht beweisend. Saturn und Mars im Hause der Aemter, Thätigkeit und der Anstellung, sind ein Anzeichen für stete „Frictionen", wie sich der Kanzler auszudrücken pflegte. Der Mond war bei ihm doch auch mehrfach recht übel bestellt, und Mars warf eine sehr fatale Quadratur in mundo auf die Sonne, was kurz über lang in einen unbezwinglichen Conflict stürzt und zum Unterliegen führt in irgend einer Weise.

Ich füge aber in dieser Sache eine Prophezeihung hinzu, welche der genannte geniale Ad. Dèsbarrolles, der Meister der chiromantischen Forschung neuerer Zeit, Graphologe und Physiognomiker aus der Handschrift Bismarck's machte und die sich in dem 1000 Seiten starken, leider wenig systematischen Buche „Révélations Complètes" befindet, erschienen 1874. Dort steht S. 863 über Bismarck's Schrift:

> „Diese Schrift ist absteigend, sie ist fatal! Eine Erfahrung von mehr als 20 Jahren täuscht mich nicht; eine derartige Handschrift deutet auf ein Unglück, Ruin oder für gewöhnliche Leute auf tiefe Melancholie. Bei einem Manne von der Gestalt Bismarck's dürfte es sein:
>
> ou déchéance, ou infortune complète, peut-être accident fatal.
>
> Die Schrift ist nicht durchaus absteigend, kündigt keine unmittelbar bedrohliche Fatalität an; sie hebt sich theilweise und sinkt nicht unter die Linien herab, aber in Wirklichkeit ist sie fallend."

Man sieht, mit der déchéance (Amtsentsetzung) hat er Recht behalten. Aber die tristesse profonde, die tiefe Verstimmung traf auch und sogar stark zu, und an fatalen Zufällen (z. B. Attentaten) fehlte es nicht, Bismarck war auch schon früher einmal heftig mit dem Pferde gestürzt, was Dèsbarrolles nicht wußte.

Diese Diagnose ist gestellt aus der Schrift und aus den Bildern Bismarck's.

Eine solche Leistung prognostischer Muthmaßung aus dem Aeußeren wie aus den Nerven-Curven der Schrift wird ungewöhnlich bleiben, aber ist nicht so wunderbar, wenn man wie Dèsbarrolles auch die astrologischen Signaturen zu Hülfe nimmt, d. h. in diesem Falle nicht das Horoskop, sondern eine freilich, nicht für Jedermann zugängliche und im Uebrigen nur mit großer Uebung zuverlässig zu handhabende Art von physiologisch lesbaren Gestirn-Charakteren am Individum, die sich wegen ihrer schwankenden Umrisse und vielerlei Combination allerdings schwer in den Rahmen eines exact brauchbaren Systems fügen. Die Kenntniß der astronomischen Horoskopie ist dazu nicht erforderlich. Auf diesem Gebiet kann man freilich viel Verschwommenes zum Vorschein bringen, es entbehrt jedoch nicht der Realität. Die Signaturen, aus welchen Dèsbarrolles seine Prognose bei Bismarck schöpfte, sind die des Saturn in seiner vorwiegend depressiven Bedeutung, im Uebrigen ist die Schrift durch ihre Entschiedenheit, Spitzigkeit und gedrungene Härte zunächst vom Mars-Charakter forcirter Art. Ferner sagt Dèsbarrolles von ihr: „Elle est plus haute, plus magistrale encore que celle du roi Louis XIV, le roi soleil!" Das magistrale, herrische Moment ist, mit Modificationen freilich eine häufige Begleiterscheinung der starken Quadratur, oder auch anderer schlechter Affecte von Sonne und Mars im Horoskop, woran schließlich

Digitized by Google

Bismarck's Verbleiben im Amt, die psychologischen und subjectiven Ursachen genommen, auch scheiterte. Doch häufen sich in solchen Fällen die Motive aus vielfachen Quellen.

Jeder wird bis zu den ihm nach Individualität und den objectiven Verhältnissen gesteckten Grenzen gelangen. Verändern sich die Beziehungen, so wird oft ein Fehler, was bisher eine Tugend war.

Für Anfang 1888 finden wir den Ort der progressiven Sonne Bismarck's $21^1/_4{}^0$ der Zwillinge in einer Quadratur des Mars (siehe die Ephemeride vom 13. Juni 1815), und dieser Aspect ist bereits mit seinem Orbis (Wirkungssphäre) schon längere Zeit und noch nachher jener Haupteinfluß gewesen, der im Verein mit den Primärdirectionen noch 1889/90 stark für den Umschwung aller Dinge mitsprach, was wieder wegen der Gleichartigkeit dieses Aspects mit der Mundan-Quadratur von Sonne und Mars bei der Geburt ein Beleg ist, daß ihm diese schließlich doch fatal wurde.

Der Astrolog Pearce brachte im „Star Lore", vom Februar 1898 das Horoskop Bismarck's. Ohne dessen damals noch geheim gehaltenen Zustand näher zu kennen, bemerkte er: „Da Sonne und Mond durch Primärdirectionen im 84. Jahre schwer verletzt sind, ist die Wahrscheinlichkeit, daß er bis Sommer 1899 lebt, sehr gering: Der Monat Juli 1898 wird sehr mißlich für die Gesundheit sein, denn die Mondfinsterniß vom 3. Juli fällt in Conjunction mit dem Mond und in Quadratur mit der Sonne der Geburt." Der Fürst starb am 30. Juli.

* * *

Den modernen Skeptikern à outrance bleibt nun übrig, das Räthsel des Zusammenhanges zwischen Gestirnen und Schicksal „streng wissenschaftlich" zu lösen, bevor sie praktisch die Sache versuchen. Aber es wird ihnen in ihrem Sinne nicht gelingen. Die Gestirne sind zu weit, sehr weit, sagen sie! Das ist schon für die Distanzwirkung der roheren Kräfte gar kein Grund, geschweige denn astrologisch. Hier giebt es aber überhaupt keine Entfernungen, oder auch die Entfernungen werden astrologisch zu psychischen Werthen, ganz wie die übrigen sinnlich scheinbaren physischen und ästhetischen Eigenschaften der Gestirne. Insofern als die Constellationen gleichsam physisch und psychisch zu wirken scheinen, kann man es sich auch so vorstellen. Es ist dann eben „unsere Vorstellung", wie andere Urphänomene bekanntlich auch! Auf den Parallelismus zwischen mehr oder minder gut nachweisbaren, oder ohnehin ganz offenbaren sinnfälligen Verknüpfungen der Gestirne mit der Erde und den astrologischen Thatsachen kann man auch eine Physik der Astrologie begründen, die in meteorologischer Hinsicht der Realität nicht entbehrt, für die eigentliche Schicksals-Astrologie aber nur analogieweise gilt. Die Astro-Meteorologie ist den Physikern Mangels der Unzulänglichkeit ihrer technischen Mittel ebenfalls noch ein Buch mit sieben Siegeln. Ende der dreißiger Jahre hat Prof. Schübler den meteorologischen Einfluß des Mondes statistisch erläutert und Karl von Littrow stimmte ihm im Princip zu. Aber wenn diese Beobachtungen mitunter zu versagen scheinen, so liegt es gewiß nur an dem allerdings sehr verwickelten tellurischen Nebeneinfluß der Planeten, an dem gar kein Zweifel sein kann, da wir wissen, daß Venus die Magnetnadel beeinflußt. Doch dies ist ein Thema für sich, die Astrophysiker ignoriren es beharrlich.

Man nimmt daran Anstoß, daß ein Haus, ein Schiff, eine Sache ein Horoskop haben kann. Gewiß, aber es geht immer die Menschen und die Personen an, die „Einflüsse" kleben nicht am Werkzeug. So war der Jupiter, den der Astronom Flamstead im Horoskop für die Grundsteinlegung der Sternwarte zu Greenwich als im Aufgange befindlich fand, auch ein gutes Wahrzeichen und ein Prognostikon für die unzweifelhaft große Bedeutung dieses wissenschaftlichen Instituts in dem neuen Hause. Ebenso hat das Schicksal eines Schiffes doch nur Bedeutung für die Personen, denn für das Holz und Eisen ist es nicht aufregend, wenn das Fahrzeug verunglückt. Der Moment wird wichtig sein, wo es seinem Element übergeben wird, also der Stapellauf. Hier sprechen sich die Schicksale der Eigenthümer in Beziehung zu den Wechselfällen wichtiger Art aus, welchen das Schiff unterworfen sein wird. Aber bisher machte man sich die Mühe mit solchen Horoskopen selten.

Verunglückt ein Schiff, so wird ein Zusammenhang bestehen zwischen dem Horoskop des Schiffes und denen der betroffenen Personen, aber dies für alle ihre Horoskope nachzuweisen, ist praktisch wegen des Zeitaufwandes unausführbar oder nur bei wenigen Personen. Es giebt auch Aspecte und Configurationen, welche Hunderte und Tausende zugleich angehen und, wie die Mundanfiguren und Eklipsen beweisen, ein ganzes Land, Volk und Erdtheil betreffen können. Die Horoskope von Personen in leitenden Stellungen enthalten ebenfalls solche Anzeichen. Diesen Verknüpfungen bis auf die Einzelnen im Volke nachzuspüren, ist unmöglich. Es wird sich bei Jedem horoskopisch anders aussprechen und hängt dann durch die Mundanhoroskope zusammen.

In einem mir vorliegenden plattdeutschen Kalender für 1576, gedruckt in Magdeburg, prophezeite Hector Mythobius, Physikus zu Hannover, „einen Aufstand und großes Blutvergießen in einer der Handelsstädte am westwärts belegenen Meer. Insonderheit geht es über das Volk, unter welchem auch viele vom Adel sich gegen ihre Obrigkeit widerspänstig verhalten werden." 1576 aber wurde Antwerpen von den Spaniern entsetzlich mißhandelt, wobei 2500 Menschen umkamen und 500 Häuser in Flammen aufgingen.*)

Bei ausgeprägten Aspecten nur sind solche Muthmaßungen deutlicher, aber die Ereignisse auch heftiger. Daher fallen andererseits viele derartige Prognosen sehr unbestimmt aus. Ferner werden sie oft ohne besondere Sorgfalt angefertigt, und die gesammte Weltpolitik ist ohnehin nicht im Voraus zu beschreiben, wir sind zumeist auf dasjenige beschränkt, was der Astrolog gerade bemerkt. Auch nicht so Vieles wie man denken sollte, läßt sich mit wünschenswerther Bildschärfe deuten, weil jedes Ereigniß verwickelte Verknüpfungen hat.

Der skeptische Nichtkenner, gänzlich unvertraut mit den verwickelten, ja schier verworrenen Elementen der Astrologie, hat tausend Bedenken bei der Hand und ist mit seinem Vorurtheil schnell fertig. Der gleichfalls oft ungenügend informirte Enthusiast, und das ist die Mehrzahl der Freunde der Sache, verfällt dagegen leicht in das entgegengesetzte Vorurtheil, daß man mit der Astrologie womöglich Herr seines Schicksals wäre oder doch die Zukunft leicht wissen könne. Aber das ist allenfalls nur bruchstückweise oder doch nur andeutungsweise möglich. Ich schreibe hier nicht nur für die Ungläubigen. Zur halbwegs befriedigenden Benutzung der Astrologie gehört ein Jahre langes Studium, zu Prognosen große Umsicht und in Geburtshoroskopen sehr umfangreiche Berechnungen und viele Zeit, wofern man sich nicht mit den allgemeinen Andeutungen genügen lassen will, welche die Geburtsfigur enthält. Aus dieser ergeben sich wohl die schematischen Schicksalstendenzen, aber noch nicht die Zeiten der Ereignisse und Wendungen. Die Anzahl der fortlaufenden, hinzukommenden Aspecte ist aber in kaum übersehbarer Weise groß, eine genaue Zukunftsbiographie wird der Verständige also auch nicht verlangen.

Man fragt oft, warum die Geburtshoroskope gerade maßgebend sein sollen, warum nicht die der Conception? Selbstverständlich enthält die Geburtsfigur auch die schon im

*) Ebenso scheinen noch im Laufe dieses Jahres 1902 Volksunruhen viel Aufsehen zu erregen, auch in Deutschland leider, nach dem Sommersolstiz.

Digitized by Google

Mutterleibe vorgebildete Individualität und wird sich nach der vielfachen Heredität einstellen, welche unser Wesen und Schicksal bestimmt. Sie enthält die Perspectiven sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts und ist deßhalb auch wichtig, weil wir damit in's sociale Dasein und in's irdische Bewußtsein eintreten. Das Alles kann sie aber nur enthalten vermöge des typischen Charakters der Aspecte, wodurch diese sehr reichhaltig werden, weßhalb freilich auch Alles genau herauszulesen nicht möglich ist.

Die Skepsis wird mit principiellen Einwänden noch lange Zeit unermüdlich sein, aber die Sache ist vermöge ihres verwickelten Wesens auch nichts für Pedanten, noch zum populären Gebrauch! Den sehr complicirten Dingen gegenüber hat die Schulwissenschaft stets einen schweren Stand, sie kann aus diesem Grunde z. B. schon mit der Meteorologie nicht fertig werden, wo bereits das Zunächstliegende von einem Tage zum andern nicht sicher zu diagnosticiren ist. Aehnlich auch in der Astrologie, wiewohl es hier wiederum anders liegt und Manches sich auf lange im Voraus ungefähr deuten läßt. Aber wie schon gesagt, ist die Vorhersage nicht der alleinige Sinn der Horoskopie. Man gewinnt mit ihrer Hülfe auch mancherlei sonst unerreichbare Einsicht in die Verknüpfung der Schicksale unter Verwandten und weiterhin. Sich in diese schwierige und zeitraubende Materie zu vertiefen, wird freilich nicht Sache Vieler sein können, aber es wird mit diesen Dingen Hebbel's Wort bewahrheitet, was er in seinem Neujahrsgedicht ausspricht:

Schon bestimmt, noch eh' wir's bitten,
Ist für Thronen, wie für Hütten
Lust und Leid im Lose —

und wer genauer hinsieht, weiß, daß nicht nur die großen, sondern auch die kleinen Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen. Trotzdem bleibt aber Jeder seines Glückes Schmied, von der naiven Lebensanschauung her betrachtet, soweit sie überhaupt zutrifft, denn sehr Vieles ist doch nun einmal auch Glück und Zufall. Ueber diese wichtigen Factoren giebt uns aber nur die Astrologie befriedigenden Aufschluß. Sie erklärt beispielsweise auch die bekannte mysteriöse „Duplicität" von Vorgängen, so daß sich also untereinander gar nicht zusammenhängende, doch sehr ähnliche Vorfälle ungefähr zur gleichen Zeit ereignen, als unter dem gleichen coelestischen „Einfluß" stehend laut den Mundan-Horoskopen. Das ist viel häufiger als beachtet wird. Aber nur dem Astrologen wird sich hier ein Zusammenhang bestätigen!

Bei der bereits in England und Amerika wieder „volksthümlich" gewordenen Astrologie und ihrer von dort her wachsenden Verbreitung sind bloße skeptische oder sarkastische Proteste, wie man sie beliebt, ganz nutzlos. Im Gegentheil sollte das Volk besser über die großen Schwierigkeiten der Sache aufgeklärt werden, damit es nicht übertriebene Erwartungen und irrige Vorstellungen daran knüpfe. In dieser Richtung ist der Artikel in Prof. Kürschner's Jahrbuch (Kalender) für 1902 sogar sehr zweckmäßig; Jeder kann aus der dort gegebenen Uebersicht der technischen Elemente ersehen, daß mit Pfuschwerk nicht viel zu erreichen ist, man aber auch andererseits einen Lebensgang nicht von Anfang bis Ende biographisch genau vorhersagen kann. Die Horoskope sind übrigens darin verschieden, manche erschweren die Diagnose — je nachdem auch das Horoskop des Astrologen vergleichungsweise dazu liegt.

Die Wahrsagung steht aber auch hier zunächst nicht in Frage, man kann sie sich ja auch anderweitig verschaffen mit mehr oder minderem Erfolg und oft auf kürzerem Wege als mit der umständlichen Astrologie. Diese hat freilich ihre Vortheile, aber erfordert viel Geschick und Uebung. Nöthig wäre vor Allem, daß genauer als bisher auf die Minuten der Geburt geachtet würde und wann der erste Athemzug, bezw. die Berührung von Nase und Mund mit der Luft erfolgt. Die Uhr muß nach der jeweilig üblichen Uhrzeit genau regulirt sein, woraus dann die mittlere Ortszeit hervorgeht. Bei unbestimmt angegebener Zeit ist die nachträgliche Berichtigung sehr mühsam und oft unsicher, sie muß nach den Zeiten der bisherigen Ereignisse ermittelt werden. Nicht aber für alle wechselnden Aspecte ist diese „Correction" nöthig, wohl aber für viele wichtigen Ereignisse. Weiß Jemand nicht, um welche Tageszeit er geboren ist, so erübrigt sich ein Suchen danach seitens des Astrologen, dergleichen hypothetische Horoskope sind fast immer falsch. Die Geburtsminute aber einfach mit Hülfe der sogenannten Conceptionsfigur ermitteln zu wollen, wie neuerdings von englischen Astrologen empfohlen wird, ist eine Täuschung. Bei Geburten lege man, wie der schottische Dichter Dryden, der seinem Söhnchen das Horoskop stellte, also auf den Tisch.

Diejenigen, welche hier von Aberglauben und Narretei sprechen, sind unwissend, so wenig auch die Astrologie schon als abgeschlossen zu denken ist. Sie enthält aber auch die Mathematik des Zufalls, der nichts ist als ein Füllsel-Begriff moderner Weltanschauung, der also doch immer und in jedem Falle nur sehr bedingungsweise paßt. Nach der Theologie giebt es keinen Zufall und der Wissenschaft nach im Princip auch nicht! Die astrologischen Thatsachen stehen daher auch mit der Wissenschaft keineswegs im Widerspruch, nur ist sie heute noch um eine Erklärung im Sinne ihrer gegenwärtigen Horizonte und Mittel verlegen. Aber sie vermag sich auch viel einfachere Dinge noch nicht zu erklären, so z. B. ist sie mit der plumpen und vagen Annahme ihrer „Schwerkraft" ganz offenbar auf dem Holzwege. Nur liegt ja die Schwere mehr „auf der Hand", fällt viel unmittelbarer in die Sinne als der geheimnißvolle Conex zwischen Gestirnen und Schicksal. Aber die moderne Wissenschaft giebt überhaupt auch nur eine mangelhafte und vorübergehende Weltdeutung. Einst galt die Welt als Baum, wurzelnd am Brunnen der Urd, des ewigen Werdens aus dem Schooße des Wassers, bei Zoroaster und nach Heraklit kommt Alles vom ewigen Licht und Feuer, „das auch in die Finsterniß noch scheint", und geht darin wieder über.*) Dann auch deutete man die Welt als Ei, das brahminische Weltei, geformt aus dem Chaos. Heute sieht der Mensch die Welt und sich selber sogar als bloße Maschine an, gemäß seiner Industriecultur, es ist eine Weltanschauung der geschäftigen Techniker; sie hat ihre Vorzüge, aber auch ihre großen Beengtheiten und ist sicher nur bestimmt, Erhabenderes und Bedeutsameres vorzubereiten. Aber man preist das heutige Quantum experimentellen Wissens schon als Ueberlegenheit über Alles, was frühere Perioden der Cultur an Erkenntniß eigener Art hervorbrachten, und das nichts als moderne Eitelkeit. Mit der rein mathematischen Erweiterung in der räumlichen Weltvorstellung hat aber die Erkenntniß von den mehr materiellen und vielfachen Verknüpfungen der Erde mit den himmlischen Körpern nicht gleichen Schritt gehalten, und man hat so den Begriff vom Ganzen als eines großen, im Leben und Empfinden gipfelnden Organismus verloren, worin Alles auf Alles wirken muß in weitaus mehr Richtungen als man es ahnt. Nach der wissenschaftlichen Denkweise kann man alle diese Verknüpfungen mechanisch auslegen und so am Princip der Maschine festhalten.

Aber daß wir in der Astrologie die geheimnißreiche Riesenuhr des Universums auch für die Schicksale der Menschheit wie des Einzelnen in jeder Minute schlagen hören können — und zwar geschieht dies gerade auch gemäß unseres irdischen Sinnenscheins, wie die Gestirne stehen und wandeln — ist doch ein Phänomen, dessen mechanisch-mathematische Gesetzlichkeit nur als äußere Erscheinungsform betrachtet werden muß, weil es Bezug hat auf die geistigen Werthe der Menschheit. Man kann sich also die Astrologie sowohl mechanisch, wie spiritualistisch, bezw. theologisch oder pantheistisch,

*) Die Alten wußten schon, daß Alles selbstleuchtend ist, Alles strahlt.

Digitized by Google

auslegen, die Astrologen der Inder dechiffriren damit z. B. auch das Karma — das kann Jeder halten wie er will, je nach seinem Glauben! Sie verträgt sich demnach sowohl mit den Religionsformen, wie mit den Principien der modernen Wissenschaft, sie ist ein neutrales Gebiet für Glauben und Wissen und deren stetigen Kampf und ein unveräußerliches Urphänomen, das nicht verschwindet, auch wenn man die Augen davor verschließt. A. W. Schlegel meinte sogar in seinen Vorlesungen, die Astrologie zeige, daß der Mensch nicht nur ein Leibeigner der Erde sei.

Moderne Astronomen, obschon sie nichts von dieser göttlichen „Musik der Sphären" ihres großen Lehrmeisters Kepler wissen wollen, tragen durch ihre verbesserten astronomischen Tafeln und Forschungen dennoch zur Vervollkommnung der Astrologie bei, über ihr Vorurtheil kann man hinwegsehen. Man kann auch darüber streiten, welchen Werth sie praktisch genommen für den Einzelnen hat, aber das wird ganz auf den jeweiligen Fall ankommen und eigentlich ist sie nur etwas für die philosophischen Köpfe. Denn ungefähr auf Kommendes vorbereitet zu sein, hat seinen Werth, und das leistet ein fortlaufend bearbeitetes, sorgfältig gestelltes Horoskop immerhin, wenn man auch die Ereignisse nicht allen Umständen nach vorher beschreiben kann, obwohl es gelegentlich auch vorkommt. Der Grad der Schärfe ist sehr verschieden. Aber es handelt sich nicht so sehr um die Wahrsagung, als um die Erkenntniß dieser uralten, und doch ewig neuen und ewig hohen Dinge.

Literatur und Kunst.

Alte und neue Buchausstattung.

Von Hans Benzmann (Berlin).

Wir wollen uns bei der Ausstattung unserer Bücher und bei der Beurtheilung der Werke und Arbeiten der Buchkunst und der hierüber laut gewordenen Theorieen doch vor Allem vor einem einseitigen, und noch mehr vor einem artistischen Standpunkte hüten. Maßgebend muß und soll uns Beides sein: das besondere Wesen des Buches, das sich zusammensetzt aus Umschlag, Vorsatzpapier und Buchseiten, aus Titel, Text und Seitenschmuck, und das nach einer natürlichen Harmonie, die zwischen allen diesen Theilen waltet, verlangt, in zweiter Linie aber unser natürliches Schönheitsgefühl, das uns einfach sagt, dies ist schön, dies ist gefällig, ohne daß es im besonderen Falle darnach fragt: „Entspricht dies aber auch dem Wesen der Buchkunst?" Jede Einseitigkeit erzeugt Unnatürlichkeit, Unfruchtbarkeit. Wir wollen andererseits auch keinen extrem modernen Standpunkt einnehmen, wir wollen vor Allem die deutsche Tradition wieder aufnehmen, die leider durch den Dreißigjährigen Krieg, durch den pedantischen Classicismus des 18. Jahrhunderts und durch die Epigonencultur des 19. Jahrhunderts trotz fortwährender neuer Ansätze immer wieder unterbrochen wurde. Niemals blühte die deutsche Buchkunst kräftiger und mehr dem Wesen der Sache entsprechend als zur Zeit Dürer's, Holbein's, Burgmair's und Anderer. Diese Kunst soll uns in ihrer Art Muster sein. Auch ihre Motive sind noch immer entwickelungsfähig und voll fruchtbarer Keime. Diese Kunst offenbart vor Allem einen decorativen Charakter, sie entspricht dem Wesen des Buches, indem sie namentlich durch den Druck (Buchstabentype), Verzierung (Arabeske) und Illustration (Holzschnitt) harmonisch wirkt. Eine decorative Buchkunst verlangt vor Allem eine schöne Schwarz-Weiß-Wirkung. Diesem Verlangen entsprach nicht nur die aus der Handschrift hervorgegangene künstlerische Buchstabentype, sondern auch der starklinige und aus schwarzen und weißen Flächen bestehende Holzschnitt des späteren Mittelalters, der auch in seinem Charakter dem Buchstaben verwandt war. Die Ornamente der mittelalterlichen Buchkunst gingen zurück auf einfache geometrische, stylisirt-naturalistische und im Einzelnen auf orientalische oder nordische Motive, vor Allem aber auch auf die der Gothik. Sie entsprechen der deutschen Kunstauffassung, dem Volksgemüth, sie sind theils kräftig realistisch, theils symbolistisch und voll tiefer Phantasie und Mystik. Eine wesenlose Kunst ist uns immer fremd gewesen. Darum entsprechen auch heute unserem Gefühle der Mysticismus eines Melchior Lechter, wenn seine Formen auch hier und dort geradezu archaistisch sind, und der stylisirte gemüthvolle Naturalismus eines Berlepsch, Cissarz, Eckmann u. A. mehr als die glatte verstandesmäßige Linien- und Flächenornamentik der Van de Velde, Lemmen, Josfot u. A. Darum werden uns Bestrebungen wie die des Inselverlages, der die zuletzt genannten Künstler bevorzugt, immer als ungesund, decadent, undeutsch erscheinen. Einen germanischen, gesunden Charakter zeigt namentlich auch die Buchkunst des modernen England, der sogenannten Präraphaeliten, deren Verdienst um eine echt nationale Kunst niemals überschätzt werden kann. Jenes Urtheil, das man oft hörte, daß jene Bewegung wegen ihres Archaismus und wegen des unmodernen Standpunktes einiger ihrer Vertreter gegenüber den modernen technischen Mitteln, zu bedauern wäre, ist nichts weiter als eine Phrase. Denn einmal war der traditionelle Standpunkt dieser Künstler gesund, national-künstlerisch und dem Wesen der Sache entsprechend, dann aber war er durchaus nicht so einseitig archaistisch, wie oberflächliche Kritiker meinen. Selbstverständlich sind auch diese Künstler stets von ihrer Zeit beeinflußt worden, und ihre Schüler haben nicht die archaistischen, sondern die dem Wesen der Sache entsprechenden Elemente, nämlich eine im höchsten Sinne decorative Buchkunst weiter entwickelt.

Der decorativen Buchkunst steht die Ausstattung des Buches an sich gegenüber, also namentlich die Illustration an sich und der placatähnliche Umschlag. Auch in dieser Beziehung ist von modernen Künstlern und Verlegern Ausgezeichnetes geleistet, das durchaus der Natur der Sache, den Forderungen der Zeit und unseren Schönheitsbedürfnissen entspricht. Auch diese Richtung wird sich rüstig weiter fortentwickeln und zu jener anderen einen wohlthuenden kräftigen Gegensatz bilden, der sie vor extremer, ungesunder Einseitigkeit bewahrt.

Im Anschluß an meine Ausführungen über decorative Buchkunst möchte ich zunächst auf ein vortreffliches Buch des englischen Malers, Zeichners und Kunstkritikers Walther Crane hinweisen: „Von der decorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit", Vorträge und Aufsätze (aus dem Englischen von L. und K. Burger, autorisirte Ausgabe, Leipzig 1901, Hermann Seemann Nachfolger). Walther Crane ist als Maler und Zeichner in Deutschland durchaus nicht unbekannt. Dem Vorworte zu dem genannten Werke entnehme ich einige Angaben über Leben und Beruf des Künstlers, die Viele interessiren werden. Als Sohn eines Miniaturmalers 1845 in Liverpool geboren, war Walther Crane nach dem frühen Tode seines Vaters auf sich selbst angewiesen. Nach einer dreijährigen Lehrzeit in dem Atelier des Holzschneiders William James Linton, dessen er auch in diesem Buche mit Pietät oft gedenkt, wandte sich Crane der Buchillustration zu, ohne daneben seine Studien nach der Natur zu vernachlässigen. Eine erfolgreiche und vorbildliche Thätigkeit entfaltete Crane namentlich auf dem Gebiete des Bilderbuches. Er hat eine große Zahl von Büchern illustrirt. Walther Crane begnügt sich bei seinen Büchern nicht damit, nur die Illustrationen zu zeichnen,

Digitized by Google

sondern er hat das Ganze des Druckwerkes im Auge. Er entwirft auch den Einband und zeichnet das Muster des Vorsatzpapieres, so daß die ganze Ausstattung des Buches aus einem Gusse ist. Er entwirft außerdem Muster für Tapeten und Teppiche, er zeichnete für Weberei, Stickerei und Glasmalerei. Er ist daneben, wie seine Freunde William Morris und Ruskin es waren, Socialpolitiker insofern, als er in vielen Zeichnungen seinem Mitgefühl mit dem Arbeiter Ausdruck giebt. Zu alledem wirkt er noch mit Wort und Schrift für seine Ideen. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel „Renascence" 1891. Von seinen sonst veröffentlichten Werken erschienen deutsch im Verlage Hermann Seemann noch: „Linie und Form" (autorisirte Ausgabe mit ca. 160 engl. Originalillustrationen), ein für die buchzeichnerischen Bestrebungen der Gegenwart, wie für alle kunstgewerblichen Zeichner und decorativen Künstler hochbedeutendes Werk, ferner: „Die Grundlagen der Zeichnung" (mit 200 Originalillustrationen). Erwähnt sei, daß in demselben Verlage auch in deutscher Sprache die hervorragendsten Schriften von William Morris erschienen, während die beste deutsche Ausgabe der Werke Ruskin's vom Verlage Eugen Diederichs, Leipzig, veranstaltet wurde. Um die englische kunstgewerbliche Bewegung und ihren eigenthümlichen socialpolitischen Geist zu verstehen, muß man die Schriften dieser drei bedeutenden Männer kennen lernen.

In dem Werke „Von der decorativen Illustration" behandelt nun Crane die Entwickelung der decorativen Zeichnung von den Handschriften und Blockbüchern des Mittelalters an bis zu den modernsten Errungenschaften des Buchdrucks und der Buchverzierung, wie sie namentlich auch durch den genannten Morris so gewaltig gefördert worden sind. In dem ersten Capitel schildert er die decorative Illustration in den Handschriften des Mittelalters. Die Schrift erklärt Crane folgendermaßen: „Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie Lettern und Schriftsprache sich naturgemäß entwickelten. Sie entstanden aus dem elementaren Triebe des Menschen, seine Begriffe von dem Rhythmus der Linien einerseits und seine Vorstellungen von der ihn umgebenden Natur andererseits sichtbar auszudrücken, und sie entwickelten sich durch ein System von Hieroglyphen zu dem, was sie für uns sind. Es scheint demnach, daß der Illustrator oder Bildschreiber im Laufe der Dinge zuerst auftritt und darnach erst das Buch." Man vergleiche hiermit das, was ich vorhin über die feinen psychologischen Zusammenhänge zwischen Buchstabe und Zeichnung (Holzschnitt) sagte. Dies sind Probleme, die ich hier nur andeuten kann. Sie erstrecken sich natürlich auch auf den Sinn, für den nicht nur die Zeichnung, sondern auch der Druck in decorativer Weise symbolisch sein kann. Was der Buchstabe anfangs als Hieroglyphe allein war, diese Bedeutung hat er jetzt zusammen mit der Illustration. Ich kann hier auch auf Crane's Auseinandersetzungen über die Handschriftenmalerei nicht weiter eingehen. Seinem Texte sind ein paar der feinsten Miniaturmalereien (aus dem Evangelium des heil. Cuthbert, aus dem Arundelpsalter u. A.) beigegeben. Die Arbeiten des Schreibers, die des Illuminators und des Miniaturmalers, sagt er zum Schlusse dieses Capitels, unterscheiden sich deutlich genug von einander, obwohl sie für die Gesammtwirkung von gleicher Bedeutung sind. Das 7. bis 10. Jahrhundert ist im Besonderen die Blüthezeit der Schriftmalerei, vom 11. bis 15. Jahrhundert hat der Illuminator die Oberhand und vom 15. bis 16. Jahrhundert der Miniaturmaler. Die Höhe der Vollkommenheit und Pracht der Decoration und Illustration der Bücher im Mittelalter wurde durch diese drei Kunstübungen wechselweise erreicht. Im 15. Jahrhundert wurden die Blockbücher erfunden, die Vorläufer des Buches. Die Kunst dieser Blockbücher ist ganz roh und primitiv; sie können, verglichen mit den hochvollendeten Arbeiten der gleichzeitigen Handschriften, einer ganz anderen Periode angehören. Die ersten wirklichen Drucke sollten nur die Arbeit des Schreibers ersetzen (Mazzarin-Bibel). Fust und Schöffer dagegen suchten auch schon durch die Farbe (rothe und blaue Initialen) zu wirken. Unzweifelhaft waren die ersten Illustrationen und Zierrate dazu bestimmt, ausgemalt zu werden. Crane führt hierfür viele interessante Beispiele an. Bald wurde so die Buchdruckerkunst eine wirkliche Kunst. Crane erklärt dies so: Die Erfindung des Buchdruckes kam, als die illuminirten Handschriften den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht hatten; die künstlerischen Ueberlieferungen von fünfzehn Jahrhunderten ergossen sich in ihren Schooß, füllten ihre Gießereien mit formvollendeten Buchstaben und führten den Stift des Zeichners mit noch ungebrochnem Sinn für Anpassung und Unterordnung. Hierzu kam noch die aufblühende Kunst des Holzschnittes. Die größten Zeichner und Illustratoren der Zeit, Dürer und Holbein, zeigten die Kraft ihres decorativen Könnens und ihr Verständniß für die Vorzüge des Holzschnittes in den Entwürfen, die sie für Titelblätter schufen. Genannt seien noch Hans Sebald Beham, Baldung Grün, Hans Wächtlin. Man kann ihren Styl den deutschen nennen. Er paßte sich technisch am Besten den Bedingungen des Holzschnittes und der Presse an, welche die kräftigen und für die deutschen Meister charakteristischen Striche zur rechten Geltung brachte. „Es war ein lebendiges Zusammenwirken, wo Jeder frei walten konnte, nach eigener frischer Beobachtung und individuellem Empfinden, während er doch harmonisch mit dem Ganzen verbunden blieb." Die Einführung der Kupferplatte endlich beendete allmälig diese Blüthezeit des decorativen Buchschmuckes. „Der Hochdruck von Holz- oder Metallstöcken (auf letztere Weise wurden viele der frühesten Illustrationen hergestellt) fügte sich gut den Bedingungen des Buchdruckes. Denn sie wurden mit dem Text zusammengesetzt und zusammen in derselben Presse gedruckt. Mit der Kupferplatte setzten ganz andere Bedingungen ein, da das Papier in die vertieften Linien des Kupfers hineingepreßt werden mußte, anstatt daß die erhabenen Linien der Holzstöcke in das Papier hineingedruckt wurden. So wurde die mechanische Verbindung zwischen Text und Illustration mit der Einführung der Kupferplatte auf einmal zerrissen, da für Beide eine verschiedene Art des Druckes angewandt werden mußte. Die anscheinende, aber oft nur scheinbare Feinheit des Kupferstiches bedeutet nicht nothwendiger Weise eine besondere Kraft und Feinheit des zeichnerischen Könnens, sondern nur eben dünnere Striche, und diese wurden oft erzielt auf Kosten des Reichthums und der Kraft sowohl als der decorativen Wirkung der Arbeit." Das erste, mit Kupferstichen illustrirte Buch trägt übrigens ein frühes Datum: 1477 (Il Monte Sancto di Dio, gedruckt von einem Deutschen Niccolo di Lorenzo in Florenz). Es sei bemerkt, daß Crane seinem Texte eine ganz vortreffliche Auswahl alter und ältester Holzschnitte und Kupferstiche in ebenso vortrefflichen Reproductionen beigefügt hat. Er schildert dann die Zeit des Niederganges der Buchausstattung nach dem 16. Jahrhundert und ihre Wiederbelebung in der Neuzeit. Von Interesse sind hier namentlich die Abschnitte über Hogarth, Chodowiecki, den er lobt, über den merkwürdigen Engländer William Blake. Letzterer richtete die Kupferplatte zum Hochdruck ein, zuweilen sogar zum farbigen Druck. Die Neubelebung des Holzschnittes geht von Thomas Bewick und seiner Schule aus. Diese Künstler verfertigten selbst die Holzschnitte, während im Mittelalter eine Arbeitstheilung zwischen Zeichner, Zeichner auf Holz und Holzschneider stattfand. Schließlich schildert Crane ziemlich ausführlich den Werdegang der modernen englischen Kunst. Künstler wie D. G. Rossetti, Albert Moore, Holiday, Greenaway, Arthur Hughes, Louis Davis, Ch. Keene, Arthur Gaskin, Edmund H. New, Inigo Thomas, Bradley, Newill, Beardsley werden einzeln in vortrefflicher Weise charakterisirt. Sehr kurz wird auch auf das Ausland eingegangen. Verständlich ist Crane's Vorliebe für Joseph Sattler. In einem Schlußcapitel faßt

Digitized by Google

er nochmals die allgemeinen Grundsätze für das Zeichnen von Buchschmuck und Illustrationen zusammen.

Ich hatte in meiner Einleitung betont, daß es durchaus verkehrt sei, den modernen Buchkünstlern eine einseitige Richtung vorzuschreiben. So sehr die bisher betrachtete, die sogenannte „decorative" (decorative im engeren Sinne) dem Wesen des Buches und wie wir gesehen haben der historischen Entwickelung und einem geläuterten Geschmacke entspricht, so sehr sie immer gewissermaßen das Rückgrat aller buchkünstlerischen Bestrebungen bleiben wird, ebenso sehr müssen wir auch jeden anderen künstlerischen Charakter, jedes andere Schöne, das uns in der Buchkunst geboten wird, wenn es an sich schön ist, wenn es uns schlechthin gefällt, freimüthig anerkennen. So ist die Illustration an sich ein besonderer Theil der Buchkunst, der immer gepflegt wurde und immer gepflegt werden wird. Von der Illustration handelt ein anderes ausgezeichnetes Werk, ebenfalls eines Engländers: „Die moderne Illustration" von Joseph Pennell. (Aus dem Englischen von L. und K. Burger; autorisirte Ausgabe mit 170 Illustrationen, Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Pennell geht in seiner Einleitung auf die interessante Frage ein, warum die bedeutendsten Künstler nicht die bedeutendsten Bücher ihrer Zeit illustrirt haben. Er findet hierfür mehrere Gründe, wovon nur zwei ganz besonders stichhaltig zu sein scheinen, nämlich die, daß die Künstler für ihre Zeichnungen keine geeigneten Holzschneider fanden und andererseits für Illustrationen schlecht bezahlt wurden. Seine eigentliche Darstellung beginnt er mit einer Charakteristik Bewick's und seiner Schule, mit der in England die moderne Illustration beginnt. Er nennt als den wichtigsten Erfolg der Arbeit Bewick's die Entstehung einer Schule ausgezeichneter Holzschneider. Um dieselbe Zeit (Anfang des 19. Jahrhunderts) gab es in Frankreich viele Künstler, die gern auf den Stock gezeichnet hätten, aber keine Holzschneider finden konnten. Erst englische Holzschneider, wie Charles Thomson, die nach Paris hinübergingen, richteten hier eine Menge von Werkstätten ein. Allmälig überflügelte die französische Illustration die englische. Im Jahre 1833 erschien der Gil Blas von Gigoux mit Hunderten von Zeichnungen, bald darauf Curmer's Ausgabe von Paul und Virginie, die Alles aus dem Felde schlug, was in Zeichnung, Holzschnitt und Druck damals berühmt war. Fast alle französischen Künstler von Ruhm und großem Können, haben hierzu Illustrationen beigesteuert, vor Allem auch Meissonier. 1840 erschien ein anderes Meisterwerk in Deutschland: Menzel's Leben Friedrich des Großen. Pennell hat viel Anerkennung für Menzel; nennt den damaligen Menzel aber noch einen Schüler Meissonier's. Unterdessen hatte sich auch England erholt, und es beginnt die Wirksamkeit seiner ausgezeichneten Illustratoren, Frederick Sandys', Rossetti's, Walker's, Small's, du Maurier's u. A. Der eigentliche Umschwung und Aufschwung aber beginnt mit der Verwendung der Photographie. „Wie die Erfindung des Buchdruckes der Illustration den ersten bedeutenden Anstoß gab, so empfing sie ganz sicher den zweiten viel mächtigeren durch die Erfindung der Photographie." Den ersten Versuch, eine Zeichnung für den Holzschnitt auf den Stock zu photographiren, soll im Jahre 1851 oder 1852 ein Holzschneider in Manchester, Langton, gemacht haben. Ueber diese ersten Versuche giebt Pennell eine sehr genaue und hochinteressante Darstellung. „Die Wichtigkeit dieser Entdeckung wird einleuchtend," sagt Pennell später, „wenn man sich erinnert, daß der arme Künstler vorher sein Bild genau in der Größe des künftigen Holzschnittes zeichnen, daß er es selbst umkehren mußte, und daß sein Original zerstört wurde bei der Bearbeitung mit dem Stichel. Sobald einmal die Photographie angewandt wurde, konnte die Zeichnung in jeder beliebigen Größe hergestellt werden; sie wurde mechanisch umgekehrt, das Original blieb erhalten, und der Künstler war frei." Pennell schildert dann die wichtigsten späteren Verfahren (Autotypie, Netzdruckverfahren). Er vertheidigt das moderne mechanische Verfahren in jeder Weise gegenüber den Verfechtern des alten Handholzschnittes. Es würde zu weit führen, hier ausführlich auf den überaus reichen Inhalt dieses Buches einzugehen. Ueberall erkennen wir ein sicheres, vornehmes Urtheilen, und mit wachsendem Interesse folgen wir Pennell's nunmehr folgenden Darstellungen der modernen französischen Illustration (Meissonier, Jacquemart, Doré, de Neuville, Grasset, Raffaëli, Montvel, Ibels, Steinlen, Robida, Renouard) und der deutschen (Menzel, Dietz, Robert Haug, Hermann Lüders, Wilhelm Busch, Alfred Rethel, Schlittgen, Oberländer). Die Schlußkapitel sind allein der englischen und nordamerikanischen Illustration gewidmet, die naturgemäß am Ausführlichsten behandelt werden. Zu bemerken ist, daß ähnlich wie Crane auch Pennell hier und dort nicht aus nationalem Uebereifer, sondern verzeihlicher Weise aus anscheinend mangelhafterer Kenntniß über ausländische moderne Künstler ein schiefes einseitiges Urtheil fällt und natürlich auch diesen und jenen namhaften Ausländer gar nicht erwähnt. — Beide Bücher, von Crane und Pennell, sind ganz vortrefflich vom Verlage ausgestattet. Sie sind Meisterwerke deutscher Buchkunst, und Jedes für sich ist ein wahres Schatzkästlein, das eine wundervolle Auswahl von Meisterillustrationen aller Zeiten und Völker birgt.

Während die beiden englischen Bücher die Buchkunst in ihrer historischen Entwickelung betrachten und in ihren letzten Kapiteln hauptsächlich die englische, beschäftigen sich zwei gleichzeitig erschienene Bücher deutscher Autoren vorzugsweise mit der modernen und natürlich deutschen Buchkunst. Es sind die Werke: „Die Entwickelung der modernen Buchkunst in Deutschland" von Ernst Grautoff und „Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches" von Ernst Schur (Beide im Verlage Hermann Seemann, Leipzig, erschienen). Es sind anerkennenswerthe tüchtige Leistungen, welche von größter Selbstständigkeit des Urtheils und vornehmster Feinheit des Geschmackes zeugen. Grautoff ist historischer, er geht mehr in die Breite der Entwickelung, bringt mehr Material, ist im Allgemeinen objectiver wie Schur, aber im Einzelnen ebenso subjectiv, gründlich und tiefschauend wie Schur. Letzterer verfolgt vorzugsweise die decorative Richtung, er ist ästhetischer, im Allgemeinen subjectiver wie Grautoff. Beide Bücher schließen sich übrigens sehr gut den beiden englischen an; denn in Deutschland fand das Kunstgewerbe und mit ihm die Buchausstattung erst sorgfältige Pflege, nachdem es schon seit Langem in Frankreich, England, Belgien und Amerika in Blüthe stand. In interessanter Weise beleuchten beide Autoren in ihren Anfangscapiteln den kümmerlichen Stand des Buchgewerbes vor der neuen Entwickelung. Namentlich geht Grautoff ausführlich und gründlich auf die Prachtwerk-Kultur der Anton von Werner, Thumann, Gabriel Max u. A. ein. Er bezeichnet als erstes Werk eines eignen und großen Geistes Klingers Illustrationen „Amor und Psyche". Wenn man sich erinnert, wie sehr die Buchausstattung und der künstlerische Geschmack in dieser Beziehung damals darniederlag, wird man Grautoff's Urtheil beistimmen. Auch Schur geht auf diese Gartenlauben-Cultur ein. Das Decorative ist damals gänzlich unbeachtet gewesen, man hatte noch kein Organ dafür. Niemand räumte dem Umschlag eine Art selbstständiger Wirkung ein. Als Ausnahmen rühmt Schur die Kataloge der „Secession" in München und der Kunstsalons „Gurlitt" und „Schulte" in Berlin. Grautoff geht zunächst als gründlicher und sachlicher Kunsthistoriker auf die Buchpflege im Auslande ein. Er giebt ein vortreffliches Bild von dem Wirken der Präraphaeliten, giebt ganz vortrefflich gründliche und klare Charakteristiken von Morris, Crane und namentlich von dem leider so früh verstorbenen Schwarz-Weiß-Zauberer Aubrey Beardsley, einem der eigenartigsten, bizarrsten und genialsten Künstler, die je gelebt haben. In Frankreich bestand seit

Digitized by Google

Langem eine Richtung, die besonders den placatartigen Buchumschlag pflegte. Die hauptsächlichsten Vertreter derselben sind Chéret, Forain, Toulouse-Lautrec, Steinlen. Daneben aber fand in Frankreich natürlich auch die Illustration Pflege (Marcel Schwob, Mucha). Mit Recht nennt Grautoff den von manchen deutschen Kunstkritiker so emphatisch gelobten decadenten George de Feure einen monotonen Decorateur. De Feure ist kaum etwas Anderes als ein talentvoller Nachahmer Beardsley's. Mit Recht nennt Grautoff auch den von dem Herausgeber der „Insel" anscheinend so bewunderten Felix Valotton einen oft bis zur Lächerlichkeit primitiven Künstler. Uns Deutschen wird diese gefühlskalte, ausgeklügelte Kunst immer fremd bleiben. Grautoff geht dann auf die Bedeutung der japanischen Kunst ein. Auch diese allerdings aus einem innigen Verhältniß zur Natur hervorgegangene Kunst von berückender Sinnlichkeit und Farbenpracht kann in Deutschland natürlich nur anregend in stylistischer und decorativer Beziehung wirken; denn im Grunde ist sie eine nivellirende unpersönliche Kunst, während eine Blüthe der deutschen Kunst stets aus dem Wirken schöpferischer Individualitäten hervorging und hervorgehen wird. Grautoff hebt dann besonders die Bedeutung des „Pan", der „Jugend" und des „Simplicissimus" hervor. Er charakterisirt die einzelnen Künstler mit unfehlbarer Sicherheit und vergißt auch Keinen von Denen, die einigermaßen von Bedeutung sind. Gern stimmt man seinem Urtheil über den hochbegabten, aber gänzlich undeutschen Satiriker Th. Th. Heine bei. „Heine's Ironie und Satire wurzeln zum großen Theil in seinem Judenthum, sie entstammen seiner eigentlich und ursprünglich negativen Natur. So müssen wir es uns dann auch gefallen lassen, daß er unsere besten und glücklichsten Instincte, unser deutsches Gemüthsleben, unsere ideale Begeisterung und alle die culturschöpferischen, aufbauenden Elemente, die deutscher Volksgeist in sich birgt, in grimmem Hohn und galligem Spott an den Pranger stellt." Auch Schur widmet Heine ein eignes Capitel, er charakterisirt ihn mit fein geschliffenen Worten, und sagt uns indirect dasselbe über ihn, was Grautoff sagte. — In Deutschland entwickelte sich die Buchkunst nun derartig, daß man zuerst den Franzosen folgte und durch den placatartigen Umschlag zu wirken suchte. Von Bedeutung sind in dieser Beziehung namentlich der Verlag Albert Langen und seine Künstler (Heine, Slevogt, Schlittgen, Obrist, Raders, Recnizek, Br. Paul). Dann setzte eine andere Richtung ein, die mehr der englischen Theorie und Praxis entspricht, die der ästhetischen Gestaltung des Buchinnern und des Ornamentalen in der Buchausstattung. Von Bedeutung für diese Richtung ist namentlich die Verlagsanstalt Eugen Diederichs, Leipzig. Diese Richtung wird von Schur in seinen Schlußcapiteln bis zur Spitze getrieben. Ich habe bisher sein feines und bestimmtes Urtheil bewundert und ihm Recht gegeben, daß es bei der Ausstattung in erster Linie auf gutes Papier und schönen Druck ankommt, daß alle Schönheit einfach ist, daß ein Zusammenwirken zwischen Sinn und Inhalt des Buches und seinem Aeußeren, zwischen Papier, Buchstabentypen, Ornament und Titel bestehen muß. Ich theile und verstehe seine Vorliebe für die tiefinnerliche, aus tiefster und reinster Ergriffenheit hervorgegangene Kunst Melchior Lechters. Sein Geständniß aber, daß eine Schrift gar nicht so leicht lesbar zu sein brauche, daß sie in erster Linie decorativ wirken solle, ja sein Verlangen nach von den Dichtern selbst geschriebenen — also doch meist sehr schwer zu entziffernden — Büchern, ist unverständlich. Hier äußert sich sein ästhetisches Fühlen entschieden als mir decadent. Ich meine vielmehr und spreche den trivialen Satz aus, daß in erster Linie eine Schrift lesbar sein muß. Ich muß den Grundsatz vertheidigen, daß die Kunst für Alle bestimmt ist, auch für Die, die sie noch erst genießen lernen wollen und sollen. Eine Treibhauskunst kann nicht als Ziel einer Entwickelung aufgestellt werden. Gesündere und freiere Ansichten verficht in dieser Beziehung Grautoff, der keiner extremen Richtung huldigt, sondern für alle Erscheinungen die gleiche Liebe und Strenge hat. Nur in seiner Bewunderung für den pathetischen und oft nur hohle Grimassen schneidenden Fidus kann ich ihm nicht beistimmen, wohl aber in seiner Würdigung des vortrefflichen und meines Erachtens heute maßgebenden Verlages Eugen Diederichs. Was wir in jeder anderen Buchausstattung vermissen, das kommt durch die dieses Verlags stark zum Ausdruck: deutsche Art, maßvolle Einfachheit, Bevorzugung des gemüthvollen Blumen- und Blattornamentes, eine Verbindung der modernen Elemente mit den besten der Tradition, eine edle einfache Gediegenheit und Harmonie zwischen Papier, Schrift und Verzierung. Musterwerke deutscher Buchkunst sind in erster Linie die in diesem Verlage erschienenen Schriften und Dichtungen von Avenarius, J. P. Jacobsen, Tolstoi (sämmtliche Werke), Ruskin, Gorki, Tschechow und namentlich die letzthin erschienene Ausgabe von „Eckermann's Gesprächen mit Goethe" (besorgt von Adolf Bartels). Namentlich sind auch die Einbände dieses Verlages von vornehmster einfacher Gediegenheit. Anzuerkennen wären ebenso noch die Bestrebungen des Jungbrunnen-Verlages Fischer & Franke, Berlin, in denen aber das Modern-Vornehme nicht so stylvoll zum Ausdruck kommt wie in den des vorhin genannten Verlags.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Schlußcapitel des Grautoff'schen Werkes ausführlich den Bucheinband, das Vorsatzpapier, Exlibris, die Schrift, den Satz und das Papier behandeln. Das Buch ist in jeder Beziehung ein grundlegendes Werk und als Quellen- und Nachschlagebuch, zumal es charakteristische Proben von vielen Künstlern bringt, von größtem Werthe.

Die Känguruhfigur.

Von Eduard Engels (München).

Auf dem besten deutschen Ueberbrettl giebt es einen weiblichen Star, den wir Aryma Aljako nennen wollen. Die Dame kleidet sich ausschließlich in Schwarz, stellt sich mitten auf die verdunkelte Bühne und singt mit einer Grabesstimme in regungsloser Starrheit ihre welken Cocottenlieder. Wie eine magere Tanne, düster, gerade aufgerichtet, mit hängenden Aesten, steht sie da und starrt ergebungsvoll in's Leere. Alles an ihr — hängt. Es hängen die in der Mitte gescheitelten Haare über die Ohren, die in lange Aermel gehüllten Arme über die Schenkel, das schlauchartig formlose Kleid über den mageren Rumpf. Man kann im Zweifel darüber sein, ob man ein lebendes Wesen vor sich habe, oder einen Schatten der Nacht, der im Begriff ist, zu versinken. In die Welt der natürlichen Dinge gehört diese Gestalt gewiß nicht. Obwohl sie als Femininum fungirt, dürfte ihr Busen selbst mit der Loupe nicht von ihrem Rücken zu unterscheiden sein. Ihre durch die Aermel in's Affenartige verlängerten Arme könnten ebenso gut an Charniren als an Gelenken baumeln. Ihre ganze Silhouette erinnert mehr an die gepreßten und getrockneten Gegenstände unserer Herbarien, als an die sattsam bekannte Species homo sapiens. Mit einem Wort: es ist die verkörperte Unnatur.

Und es ist gleichzeitig das vielverehrte Ideal unserer regierenden Dämlichkeiten aus Bildungsheim und Geschmäckerstadt, ein stylgerecht bis zu den letzten Consequenzen durchgeführter Typus, dem wir in minder vollkommener Prägung alle Tage auf der Straße, im Salon, in den Stücken der modernen Dramenmacher und auf den Gemälden der mondainen Maler begegnen. Es ist die klapperdürre, in's Spukhafte gesteigerte Fratze, welche die Kleidermode vom Anfang des 20. Jahrhunderts schneidet.

Digitized by Google

Aber Aryma Aljako ist nicht nur die personificirte Garderobe, sondern auch die personificirte Kunst (Mode-Kunst) von heute! Niemand singt die Lieder, in welchen das Fühlen unserer Cigarettenjünglinge und Schlagsahneweiber aus Café Größenwahn wimmert, so schön und so wahr wie sie. Alles Zagen und Hoffen der gründeutschen Seele, all' ihre Schwäche und all' ihr Hochmuth, ihr ganzer „Tyrannenwahnsinn der Ohnmacht" schauert und frohlockt durch ihre Strophen. Man muß nämlich wissen: Wir sind heute ein blutarmes, bleichsüchtiges, nervenschwaches Geschlecht. Dafür bürgen allein schon die vielen Kraftnährmittel, welche wir erfinden, die Tropon, Somatose, Hämatogen, Nutrose, Osiris und wie sie alle heißen. Und wenn wir vorgeben, am Anfang einer neuen Renaissance der Künste und des Lebens zu stehen, — im stillen Inneren sind wir voller Sorge und Spott, daß vielleicht auch dieser schöne Wahn bloß eine Art Hämatogen, ein geistiges Stärkungsmittel unserer grenzenlosen Hinfälligkeit und Gebrochenheit sein möchte. Item: Den „hängenden Reizen" der Aryma Aljako entsprechen die „hängenden" Stimmungen unseres eigenen Gemüthes. Unser weibliches Schönheitsideal mit den schlenkernden Gliedmaßen und den schlampernden Toiletten ist das Symbol unserer physischen, moralischen und ästhetischen Impotenz, ist ein Gleichniß des zum Genießen wie zum Schaffen gleich unfähigen Pessimismus, der auf dem Grunde unseres allerneuesten Zeitbewußtseins schlummert.

Wie alles Bedeutende und Weltbewegende hat natürlich auch dieses Schönheitsideal seine Vorgeschichte, seine historische Entwickelung. In nächster Linie mag es wohl von Fernand Khnopff, dem bekannten belgischen Maler, stammen. Man kennt die hohen, schlanken Jungfrauen dieses Künstlers, die so gern einen Lilienstengel in den kalten, gebrechlichen Händen halten und aus einem bleichen, von dünnem Haargewirr wie von einer schimmernden Aureole umrahmten Gesicht mit kranken, unergründlichen Augen in's Weite spähen. Was diese seltsamen, allegorischen Wesen im Grunde besagen wollen, wird wohl schwerlich Jemand entziffern. Immerhin mag Bahr der Wahrheit nahe gekommen sein, als er muthmaßte, daß es allemal der Tod sei, an den sie denken.

Ehe es aber in Belgien für den Friedhof reif wurde, führte unser Ideal in England ein — präraffaelitisches Dasein. Gebildete Briten beschweren sich heute bitterlich über die Nachwirkungen, die jener Präraffaelismus in der englischen Malerei noch immer ausübe. Sie halten es einfach nicht mehr aus bei dem ewigen Sentiment dieser unglaublich länglichen Gestalten mit den unglaublich länglichen Gefühlen, sie sind dieser Körper satt und übersatt, die keine Gelenke in den Gliedmaßen und wohl überhaupt keine Knochen in ihrem ganzen Bau haben, sondern ganz Biegsamkeit und geschmeidiger Ausdruck einer mehr affectirten als aufrichtig bewegten Seele sind. Dennoch ist diese englische Malerei „nothwendig wie des Baumes Frucht", denn sie ist nichts anderes, als das vom Gesetz der contrastirenden Extreme geforderte Widerspiel jenes kalten, bestimmten, brutal geschäftsmäßigen englischen Wesens, das gerade gegenwärtig durch den Burenkrieg eine so grelle Beleuchtung erfährt.

Und damit komme ich auf den Punkt, wo sich das weibliche Schönheitsideal der Snobs von dem eigentlichen Schönheitsideal der Epoche abzweigt: den in England culminirenden, gleichzeitig aber den ganzen modernen Culturkreis beherrschenden Industrialismus und Capitalismus mit ihrer ganz besonderen Art des Kampfes um's Dasein und der Züchtung eines zu diesem Kampfe tauglichen Menschenschlages. Wer in das Wesen unseres heutigen Erwerbslebens nur einen kleinen Einblick that, weiß, daß darin für Ruhe, Behäbigkeit, Entwickelung in die Breite kein Raum ist. Existenzfähig ist heute nur ein Mensch, der alle überflüssige Fettansammlung des Körpers und des Geistes, der Sitte und der Kleidung abgestreift hat und mit der Behendigkeit des Schlanken sich durch das Gedränge der Concurrenz zu winden vermag. An die Stelle der Horizontalen von einst ist die Vertikale als bestimmende Richtung des Lebens getreten. Empor! heißt die Losung. Und diese Losung ist natürlich zuerst der beweglichsten und wandelbarsten Dienerin der Zeit, der Mode zu Ohren gekommen. Die Vorliebe der Pariserinnen für das Stylvoll-Schlanke, für den freien, ununterbrochenen Fluß der Linien, für die leicht S-förmige Führung gleitender Conturen datirt seit beinahe zehn Jahren. Immer und immer wieder kommt ein Enthusiasmus für das Schlankemporstrebende, Schmächtige, Biegsame zum Durchbruch. In immer erneuten Anläufen wird gegen jene pomphafte Tendenz in's Breite und Runde, mit Ballonärmeln, Glockenröcken, Tournuren, falschen Hüften, horizontal geführten Garniturén zu Felde gezogen. Und der Kleidermode folgt das Kunstgewerbe. Die ganze Revolution unserer decorativen Künste ist in letzter Instanz auf jene Verschlankung der Rasse zurückzuführen, deren Nothwendigkeit die Mode zuerst empfand. Die Ballonärmel und Glockenröcke drüben waren die wulstigen Formen und breitausladenden Linien der Renaissance- und Polstermöbel hüben. Die schlanken Pariser Kleider dort, die schlanken englischen Möbel hier. Es galt die letzte, endgiltige Ueberwindung des Renaissancegeschmackes. Es galt die Gesinnung einer Zeit stylistisch darzustellen, die nicht, wie das 16. Jahrhundert, zum Genuß errungenen Besitzes mit breitem Behagen zu Tische gehen darf, sondern, nachdem die letzten, kältesten Schüsseln dieser Tafel leergeschmaust, eine neue Tafel mit neuen Genüssen zu bestellen am Werke sein muß. Ein vollständig neuer Geist brach herein. Unsere Dramen zogen schleunigst die Ritterstiefeln aus, unsere Bilder eilten aus dem Dunkel des Ateliers in das helle Licht der Felder, unsere Romane legten die Crinoline ab, unsere Verse wollten nicht länger in oratorischen Ballonärmeln tanzen. Und der Wandel erstreckte sich nicht nur auf die formelle Seite unseres Lebens, sondern weit nachdrücklicher noch auf seinen eigentlichen Kern. Wir suchen, rund herausgesagt, den neuen Menschen. Den Menschen, der allen Ballast abgelebter Gedanken, Empfindungen, Möbel, Kleider von sich geworfen, um zu dem großen Wettlauf nach den Zielen der Gegenwart tüchtig zu sein. Wir möchten ihn geradezu züchten, diesen behenden, sehnigen, in aller Gymnastik des Leibes und der Seele trainirten, sportmäßig schlanken, soldatisch abgehärteten, raubthierhaft geschmeidigen und kühnen Menschen.

Aber freilich: Schlankheit ist nicht bloß ein Ideal, sondern weit öfter noch ein — Nothbehelf. Und wir sollen uns hüten, diesen heute in der Mehrheit vertretenen Nothbehelf mit jenem Ideal zu verwechseln! Körper, die durch jede Art Uebung gestählt und zu jeder Anstrengung tüchtig gemacht sind, haben ihre charaktervolle Schönheit, wie denn u. A. die ganze Plastik der italienischen Frührenaissance auf dem Zauber dieser herben Menschenblüthe beruht. Dagegen hat jenes ganze Heer sogenannter interessanter Weiber, die heute umherziehen und suchen, wen sie verschlingen könnten, mit jener edeln Sprödigkeit der Form nichts zu schaffen, denn sie machen ganz einfach aus der Noth eine Tugend. Jede Hopfenstange, die man früher keines Blickes gewürdigt hätte, dünkt sich heute hoch erhaben über eine gesunde Frau, die von der Natur weniger stiefmütterlich behandelt wurde, und was das Besorgnißerregende ist: der Geschmack der Männer scheint diesen Thörinnen Recht zu geben! Wohin aber sollen wir kommen, wenn jener decadente Liebhaberinnen-Typus der Typus unserer Gattinnen und Mütter würde? Man schaudert, wenn man sich die Generation vorstellt, die auf solche Weise in's Leben gesetzt werden könnte!

Das Uebel ist um so größer, als es auch die Künste bereits angesteckt hat. Von dem stiermäßig starken und gesunden Naturalismus, mit dem die Moderne eingesetzt, sind wir zu einem blassen, luftscheuen Aestheticismus übergegangen.

Digitized by Google

Unsere bedeutendsten Maler, wie Fritz v. Uhde, klagen darüber, daß nur noch manierirte Bilder, verschwommene Tonduseleien ohne alle gegenständliche Kraft gemalt werden. Für das Kunstgewerbe ist die Van de Velde'sche Linie, diese Abstraction der Abstractionen, charakteristisch. Literatur und Theater werden am deutlichsten durch die Chansons der Brettl gekennzeichnet. Laridah und Klingklang-Gloribusch machen die ganze Lyrik aus. Unartikulirte Laute werden zu Trägern der Stimmung. Jedes bestimmte Wort, jeder festumrissene Gedanke würde unserer Wirklichkeitsscheu wehe thun. Wir sind so sensibel! Wir müssen nothwendig im Schatten unserer Empfindungen und Anschauungen wohnen, wenn wir uns des Daseins freuen sollen . . .

Auf die verdunkelte Bühne tritt in schwarzem, hängendem Gewande mit hängenden Mienen und hängenden Armen und Haaren der Star Aryma Aljako. Sie singt ein Lied von einem Mädchen, das mit fünfzehn Jahren erfuhr, „wie süß der Liebe Freuden" sind und sich also zu gefälliger Benutzung empfiehlt:

Seit jener Zeit lieb' ich sie Alle,
Des Lebens schönster Mai ist mein,
Und wenn ich Keinem mehr gefalle,
So will ich gern begraben sein . . .

Ich hege den grausam-frommen Wunsch, daß die Zeit dieses Begräbnisses — nicht der Sängerin, sondern des Frauen-Typus', den sie auf der Bühne darstellt — recht bald erscheinen möge.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Weib.

Skizze von M. Zehme.

Die Sprechstunde des Fräulein Dr. med. Julie Steffensen hatte bis drei Minuten nach vier Uhr nichts besonders Interessantes geboten. Die paar kleinen blassen Ladenmädelchen hatten sich wieder vertrauensvoll und minder genirt an die Geschlechtsgenossin gewandt; welche, die noch im Anfange ihrer Laufbahn standen und mit todtmüden Füßen lächelnden Gesichts den Damen der Kundschaft Stühle anbieten mußten, auf die sie selbst für's Leben gerne niedergesunken wären; und andere, die nicht nur körperlich müd' geworden waren im Daseinskampfe. Ein paar Kinder hatten sich ängstlich auf Stuhlecken herumgedrückt und waren im Antwortgeben verstockter gewesen, als alte graue Sünder, bis die geduldige, freundliche Art der Steffensen ihnen die Zunge löste. Sie hatte sich wissenschaftlich für Alle interessirt.

Nun that sich zu der gesagten Zeit auf ein von ihr gegebenes Klingelzeichen noch einmal die Thür auf, die zu ihrem Sanctuarium führte, und eine Dame von Welt rauschte herein, wie sie die Steffensen noch nicht unter ihren prakticirenden Händen gehabt hatte. Mit nervöser Erregtheit sprach sie ungefragt und unausgesetzt und schüttelte dabei eine solche Unmenge von Krankheitssymptomen durcheinander, daß die Steffensen die Diagnose zunächst auf: „letzter Versuch" stellte. Die Kranke war sicher von sämmtlichen männlichen Collegen in dieser Stadt mit mehr oder minder großem Zartgefühl allmälig hinauscomplimentirt worden. Die Steffensen jedoch konnte ein gewisses Interesse an der neuen Patientin nicht verleugnen und während sie sie, ohne ihren Strom der Beredsamkeit zu unterbrechen, Magen, Leber, Herz und Lunge, kurz Leib und Seele anklagen ließ, was auf die Patientin allein schon einen ersichtlich wohlthätigen Einfluß ausübte, stellte die Steffensen ihre zweite Diagnose auf: „unbeschäftigt und hysterisch". Jetzt fehlte ihr zum richtigen Angreifen der Krankheit nur noch in einem Punkte Klarheit; in dem nämlich, ob diese hochgradige Hysterie einem organischen Leiden oder der socialen Lebensstellung, dem „Zugutgehen" entspränge. Mit dem Schlußresultat darüber wollte sie vorsichtig noch etwas zurückhalten, obgleich sie zur Annahme des letzteren Grundes neigte, was die Behandlung wesentlich erleichtern würde.

Vom Standpunkte der Schicklichkeit aus: „nur ja nichts im Haushalte angreifen!"

Aerztlich verordnet: „'s ist eigentlich gar nicht so übel, zur Abwechselung einmal die Zimmer selbst fegen und bürsten, jeden Tag eine bestimmte Zeitspanne lang Holz zerkleinern, statt ausfahren, laufen zu müssen." Das wären die Verordnungen.

Mit ihren verführerisch heiteren, klugen Augen beobachtete die Steffensen ihr Gegenüber; erst das Gesicht, das jung und hübsch war und noch hübscher gewesen wäre ohne den ausgeprägten Zug von Eigensinn darinnen, dann streifte der Blick indiscret forschend weiter, die ganze moderne, überschlanke Gestalt. Und plötzlich geschah Etwas, was ihr auf Ehrenwort vordem noch nie passirt war, sie vergaß vollständig die Patientin über dem entzückenden Modebild vor sich. Die blassen Ladenmädelchen drechselten ihre zarten Figürchen zwar mitunter auch ganz chic heraus, und nach dem Tailleur einer liebeskranken Kellnerin hatte sie sich, nachdem sie sie zum guten Ende zur Vernunft und Nahrungsaufnahme zurückgebracht hatte, so obenhin erkundigt. Was sich aber hier zunächst an oberster Toilette vom Hut bis zum Bolero, den Chiffonrüschen und Josephinenhandschuhen und dann weiter vom Jüpon und der Chaussüre bis zum Chemise aus Seide ihren Augen enthüllte, riß sie hin, und sie kam sich in ihrer schneeweißen Hemdblouse mit steifem Leinenkragen und schwarzem Herrenshlips mit einemmale außerordentlich geschmacklos vor. Sie konnte sich auch dann noch nicht von dem geschauten und fest in sich aufgenommenem Bilde losreißen, als dieses endlich ihrem Blicke entschwunden war.

Und ehe sie die wenigen letzten Krankenbesuche abstattete, die der Abend noch mitbrachte, warf sie sich mit einer ihr völlig unbewußten Grazie auf das Ruhebett. Die kleinen Füße gekreuzt und die Hände unter dem Nacken ineinander geschlungen, starrte sie auf die Decke sich zu Häupten, und da stand mit einemmale der ganze Werdegang ihres Lebens vor ihr.

Nicht Mangel an körperlichen Vorzügen, nicht hochgeschraubtes Alter, auch kein Herzensbruch hatten sie in den Beruf getrieben, sondern wahrhaftiger Wissensdrang und frische Arbeitslust und höchstens noch das von bereits entwickelteren Aposteln suggerirte Emancipationsgelüst. So hatte sie angefangen mit geborgtem Gelde, bis sie mitten drinnen saß im schweren Berufe und ernsthaft daran denken mußte, das Geld, das das Studium verschlungen hatte, verzinst wieder zurück zu geben. Und allmälig hatte sich ihr Herz auch das peinliche Zucken abgewöhnt, wenn die müden, kleinen Dinger oder die gedrückten armen Weiber die schmalen Börsen zogen. Uebertrieben hohe Preise nahm sie ja gar nicht. Sie verdienten eben beiderseits, befanden sich also quasi auf gleicher socialer Lebensstufe.

Sie griff jetzt, träge liegen bleibend, rechts herum nach dem Tischchen neben sich, auf dem Feuerzeug und Cigaretten lagen.

„So," sagte sie vor sich hin, die Inbrandgesetzte zwischen die rothen Lippen schiebend und ihrem dienstbaren Geiste klingelnd, „nun noch einen Kaffee, und das schöne Gleichgewicht ist wieder hergestellt, länger als bis zum nächsten Mal. Julie Steffensen, Dein Ehrenwort, Du mußt gefeit sein gegen solche Schwäche!"

Die blauen Rauchwölkchen zogen über den rothbraunhaarigen hübschen Kopf fort nach dem Fenster zu, wo sie zerflossen, wie — die Wette gilt! — die guten Vorsätze Julie Steffensen's in einer nächsten schwachen Stunde.

Aus der Hauptstadt.

Der Zolltarif.

Der vortragende Rath: Es sieht schlimm aus, Excellenz. Die Linke ist zur Obstruction bis auf's Messer entschlossen. Sie will nicht dulden, daß die Anträge der Rechten überhaupt zur Verhandlung kommen. Eine Volksbewegung wird ausbrechen, Excellenz, wie in Triest und Barcelona . . .

Die Excellenz (reibt sich die Hände): Vielleicht können wir sogar auf Gewaltthätigkeiten gegen die Männer vom Siebenmarkfünfzig-Zoll rechnen? Vielleicht werden Barricaden gegen die Brodwucherer gebaut? Ach, dieser Parteifanatismus ist eine dem Ministerium so wohlthuende Erfindung.

Der vortragende Rath (bekümmert): Das Aergste dünkt mich die Haltung der Conservativen. Sie werden unsere Vorlage unbarmherzig ablehnen. Lieber Nichts als einen Bettel, sagen sie.

Die Excellenz (wiederholt schwärmerisch): Lieber Nichts als einen Bettel! Ja, so muß es sein! Und das Centrum — nicht wahr, das Centrum ist gleichfalls äußerst unzufrieden?

Der vortragende Rath: Es kann sich weder mit den Forderungen der agrarischen Desperados noch mit unseren Sätzen befreunden. Ziehen wir keine Mittellinie, so lehnt die Partei jede Verantwortung für das Scheitern des Tarifes ab.

Die Excellenz (sehr aufgeräumt): Hier, stecken Sie sich eine Upman an. Es ist zwar die letzte, aber nehmen Sie nur. Wenn man so günstige Nachrichten bringt wie Sie . . . Bloß über Eines beun-

Digitized by Google

ruhige ich mich noch; die Socialdemokraten — sagen Sie, die werden doch nicht etwa so boshaft sein und in dritter Lesung für den Tarif stimmen? Dann käme möglicher Weise doch eine Mehrheit zusammen!

Der vortragende Rath: Wer nicht parirt, fliegt. Singer hält strenge Manneszucht.

Die Excellenz: Also sehen Sie. Der Siebenmarkfünfzig-Zoll wird abgelehnt mit allen gegen die conservativen Stimmen. Der Sechsmark-Zoll mit allen gegen die nationalliberalen Stimmen, und der Fünfmark-Zoll einstimmig. Damit hat die Regierung ihre Schuldigkeit gethan, der Landwirthschaft zu helfen gesucht, gleichzeitig aber auch die Interessen der Brodverbraucher gewissenhaft wahrgenommen. Was bleibt übrig?

Der vortragende Rath (weiß keine Antwort).

Die Excellenz (lacht): Der Dreimarkfünfzig-Zoll, mein Lieber! Auf etwas Negatives wie den einigen sich die Parteien sämmtlich. Die Linke will den status quo beibehalten, die Rechte will lieber Nichts als einen Bettel, dem Centrum ist ohne Mittellinie Alles Wurst . . . Die Regierung wird sich, streng constitutionell, wie sie nun mal denkt und handelt, dem Votum der großen Parteien fügen. Und das geben Sie mir vielleicht zu: mit dem Dreimarkfünfzig-Zoll lassen sich leichter Handelsverträge schließen als bei fünf, sechs und sieben Mark fünfzig.

Der vortragende Rath: Ew. Excellenz geruhen, ein politisches Genie zu sein.

Die Excellenz (klopft ihn gnädig auf die Schultern): Unsere Knopflöcher können wir uns jedenfalls immer schon in Ordnung bringen lassen, lieber Rath!

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Ueber den Wassern. Drama in drei Acten von Georg Engel. (Lessing-Theater.)

Frau Sorma, von der einst so viel für die neue Kunst erhofft ward, ist ganz und gar zur fahrenden Virtuosin geworden. Ihre Sehnsucht gilt nur noch der Bombenrolle, und darunter bevorzugt sie die nach Birchpfeiffer-Iffland'schem Muster: jubeln und schluchzen muß sie drin können, hinter einander will sie Magdalene und Heilige sein, tiefste Tiefen sollen durchmessen, schneebedeckte, vom Morgensonnenbrand umloderte Höhen erklommen werden. Solche Rollen giebt es, wie man weiß, nur in schlechten Stücken, also in echten und rechten Theaterstücken. Deßhalb tritt die Sorma jetzt fast ausschließlich noch in derben Reißern auf. Ach, wie bald wird sie der Odilon lautern Wettbewerb machen, der tönenden Schelle und seltsamen Mimin, an der uns die Thatsache, daß sie kein Corsett trägt, ebenso interessant und wichtig scheint, wie ihre kunstverlassene Schauspielerei!

Frau Sorma's heutige Rolle ist die des sündigen Fischermädchens in Georg Engel's Sammelsurium-Drama „Ueber den Wassern". Stine Kos lebt von der Schande, und das in einem armseligen Fischernester an der Ostseeküste. Wie doch in Georg Engel's Kopf sich unsre Meerwasser und ihre Anwohner spiegeln mögen! Georg Engel stellt neben der Ostseedorf-Hetäre die Puppe des christlichen Pastors auf, wie ihn sich seine offenbar mit den Christenthum wenig vertraute Phantasie vorspiegelt. Pastor Holm speit die Dirne an, wenn sie ihn auf der Landstraße grüßt. Pastor Holm weigert sich, in höchster Noth und Erschlaffung den Wein zu trinken, der für das Abendmahl bestimmt ist, aber dieser Bestimmung noch wohl verkorkt harrt. Pastor Holm behauptet, daß nur eine freiwillige Opferthat die Hingabe des eigenen Lebens für Andere die Gefallene retten kann. Lieber Herr Georg Engel — Ihr fanatischer Pastor Holm hat niemals das Neue Testament gelesen. Daß er das Alte kennt, das will ich ihm glauben.

Dem Pastor Holm steht sein Amtsvorgänger Siewert gegenüber. Wegen fortgesetzten Suffs und fortschreitender Trottelei ist Siewert seiner priesterlichen Würde entkleidet worden. Trotzdem finden wir ihn, als das Stück beginnt, noch im Pfarrhause. Herr Georg Engel braucht eben diesen Gegenspieler. Siewert muß am Schlusse des letzten Actes dem Pastor Holm die erstaunlich neue Mittheilung machen, daß der Kern des Christenthums das Verzeihen sei. Wenn ich nicht irrig bin, hat vor nun 1900 Jahren Jemand das Wort von dem sündigen Bruder geprägt, dem wir siebenzig mal sieben Male vergeben sollen. Der in Engel's Schule gegangene christliche Theologe und Pastor Holm weiß Nichts davon. Er ist ganz eiserner Recke, all' in seiner Friedrichstraßen-Neurasthenie. Er hat die Dorfbewohner gezwungen, einen Damm gegen das wüthende Meer aufzuwerfen, ein Symbol seiner eigenen Thätigkeit, die das Meer der Sünde von seiner Gemeinde fern hält, soll dieser Damm sein. Wie er das stolzverwegene Wort spricht, Krach! da geht der Damm in Trümmer. Die Elemente hassen zwar das Gebild der Menschenhand, aber sie pariren blindlings Ordre, wenn ihnen ein Stückschreiber das Stichwort zuruft . . . Holm, Siewert und Stine Kos sehen sich im Pfarrhause eingeschlossen. Die meisten anderen Insassen des Dorfes — Alle, die Herr Engel nicht für die Handlung seines Dramas brauchte — sind in den mörderischen, jedoch dramatisch effectvollen und rechtzeitig im Sinne des Dichters eingreifenden Wogen versunken. Stine schwankt Holm gegenüber zwischen Haß und Liebe, jenem reizvollen und auf der Bühne mit gutem Grunde so beliebten Empfindungsgemisch; Holm indeß will anfänglich Nichts von ihr wissen. Es bedarf vielen Zuredens des alten Siewert, der vom Trottel zum Würdegreise und freisinnig aufgeklärten Denker emporsteigt, um den gestrengen Collegen wenigstens von einem zweiten Anspucken der armen Stine zurückzuhalten. Glücklicher Weise kennt Stine das Mittel, den Unerbittlichen zu erweichen und gleichzeitig das Stück ebenso tragisch wie versöhnend ausklingen zu lassen. Sie benutzt die letzten beiden Minuten vorm Actschluß und vorm Eintreffen des von Herrn Engel beorderten Rettungskahnes, um die von ihr verlangte Opferthat zu vollbringen. Freilich muß uns ihr Tod nutz- und sinnlos, eine krampfige Action des Poeten scheinen, der fest saß und in seiner Verzweiflung nur noch diesen Theater-Nothausgang erspähte. Doch that der Schlager programmgemäß seine Wirkung, und die beständig vom Meeressturm umrauschten, von fahlem Geleucht blinkenden Coulissen konnten zu guter Letzt auch noch geschickt herausgekitzelte Beifallssalven hören und das sonnige Lächeln des Autors sehen.

Herr Engel hat die Anregungen, die Björnson's „Ueber unsere Kraft", Ibsen's „Rosmersholm", die ferner Sudermann und Tolstoi ihm gaben, fleißig benutzt. Wohl ist bei ihm Alles äußerlich geblieben, Alles ist geklebt, statt organisch gewachsen zu sein. Dennoch stellt das Stück einen geschickt angemachten Salat moderner Bühnen-Effecte und Stimmungen dar, so daß es, wenn eine Sorma das Gericht aufträgt, noch immerhin zu den erträglichen Speisen der dramatischen Volksküche zählt. Daß es sich jedoch auch nur für einer Spielzeit Länge auf dem Repertoir halten wird, glaub' ich freilich nicht.

Rund um die Kunst.

Secessionistisches.

„Nicht sowohl durch das, was wir bringen — denn Meisterwerke lassen sich nicht aus der Erde stampfen — als vielmehr durch das, was wir nicht bringen, wird sich unsere Ausstellung von dem sonst Ueblichen unterscheiden . . ."

„An das Wort „Secession" knüpft sich immer noch die falsche Deutung, als ob wir, ihr Gründer, auf irgend eine gerade herrschende Mode in der Kunst eingeschworen wären; im Gegentheil haben wir uns getrennt, um desto freier eintreten zu können für jedes Talent, in welcher Richtung es sich auch äußern möge . . . Kunst ist ein ewiges Werden; ein ewiges Werden und Vergehen. Es wäre der Tod der Kunst, wenn sie zum Dogma erstarrte . . ."

„Einer jeden Individualität zur Entwickelung zu verhelfen, nicht aber sie zu brechen, scheint uns die Hauptaufgabe unserer Vereinigung."

Diese drei Absätze sind den drei Vorreden Liebermann's in den Katalogen der drei ersten Jahresausstellungen der „Berliner Secession" entnommen.

Ich stelle ihnen drei andere Sätze entgegen:

„Die Berliner Secession hat das nicht erfüllt, was von ihr erwartet wurde . . . Sie ist nicht eine Stätte geworden, an der sich jede Richtung der Kunst gleichmäßig aussprechen konnte . . ."

„Die Berliner Secession hat durch zu starke Betonung einer Kunst bestimmter Richtung und durch übermäßiges Hervorziehen des Auslandes nicht genügend die Interessen ihrer ordentlichen Mitglieder und der deutschen Kunst gewahrt . . ."

„. . . Es scheint bedenklich, daß der Inhaber eines capitalkräftigen Kunstsalons zugleich Geschäftsführer der Secession ist, deren Interesse mit dem des Kunsthändlers collidiren kann. Es muß befürchtet werden, daß der Geschäftsführer, ohne es zu wollen, auch in der Secession derjenigen Kunstrichtung eine besondere Förderung zu Theil werden läßt, die er in seinem Salon vorzugsweise pflegt."

Diese drei Absätze stehen in einer öffentlichen Erklärung, mit der 16 Mitglieder der „Secession", dem früheren Beispiel von 18 anderen folgend, ihren Austritt aus dem Verbande anzeigen. Unter den 16 befinden sich zwei ehemalige Vorstandsmitglieder: Oskar Frenzel und Otto Heinrich Engel; unter den 18 ebenfalls ein ehemaliges Vorstandsmitglied — Franz Skarbina. Im Uebrigen begegnen wir unter den 16 Namen solchen, wie Max Schilling, Hans Looschen, Max Uth, Viktor Freudemann, Karl Langhammer, Hugo Lederer, Martin Schauß, Paul Höniger, Richard Friese, auch Julie Wolf-Thorn.

Ich brauchte zu dieser lehrsamen Geschichte eigentlich nichts weiter hinzuzufügen, als etwa das Motto: „Theorie und Praxis" oder: „Capital und Kunst."

Jedoch damit ist die Sache schließlich nicht abgemacht. Die Freude, mit der ein großer Theil der Presse vor drei Jahren im Interesse des Berliner Kunstausstellungslebens die Begründung der Secession be-

Digitized by Google

grüßte, war ihren leitenden Mitgliedern ohne Zweifel sehr nach dem Sinn. Sie müssen es daher auch hinnehmen, daß die Presse jetzt über die Zustände, wie sie in der Gegenüberstellung jener Sätze gekennzeichnet erscheinen, ihr Bedauern ausspricht. Denn daß unserem Kunstleben aus solchen Vorkommnissen und Zuständen nichts Gedeihliches erwächst, liegt auf der Hand. Die Evolution der Kunst oder wenigstens ihre Bedeutung wird durch derartiges Hineinziehen der Persönlichkeitselemente sicher discreditirt in den Augen einer großen einsichtslosen Publicumsmasse.

Die Sympathien der Einsichtsvolleren werden aber ebenso gewiß auf Seiten der 34 „Abtrünnigen" sein. Und wenn eine Gegenerklärung des neuen Vorstandes, der Herren Max Liebermann, Walter Leistikow, Ludwig von Hofmann, Louis Corinth, August Gaul und Fritz Klimsch, als auf die „künstlerisch einzig mögliche Antwort" auf die „nächste Ausstellung" hinweist, so möchte man an das Wort Odoardo Galotti's denken: „Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub', ich war es selbst!" Denn in der Kundgebung der 16 hieß es doch gerade: „Die letzten Ausstellungen der Secession, ebenso wie die in der Januar-Hauptversammlung vorgenommene Wahl des Vorstandes und der Ersatzmänner, die eventuell als Jury fungiren, haben eine derartige Verschiedenheit der künstlerischen Grundsätze ergeben, daß ein weiteres Zusammenarbeiten aussichtslos erscheint."

Vor Allem aber — es ist doch in der Geschichte unserer Künstler- und Ausstellungsverbände im weiten deutschen Reiche gewiß unerhört, daß der Geschäftsführer, der, abgesehen von der Besorgung des Verkaufsgeschäfts während der sommerlichen Ausstellung, das ganze Jahr über einen Kunstsalon unterhält, in dem er natürlich der einzige allmächtige Juror für Aufnahme und Ausstellung von Werken der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder des Verbandes ist — auch noch für die Verband-Ausstellung selbst eine berathende Stimme besitzt, die zudem, so heißt es in der Erklärung, ihm durch einen „satzungswidrigen Beschluß des Vorstandes" zuerkannt worden ist!

Man kann sich nur wundern, daß nur 16 Mitglieder, oder selbst 34, falls die Sachlage bereits zur Zeit auch ihres Austritts die gleiche war, daran Anstoß genommen haben. Wer weiß nicht, daß dieser Salon der exclusivste von allen ist?

Aber eine humoristische Seite hat die ganze Angelegenheit auch. Ich meine nicht das merkwürdige Zahlenverhältniß, daß nunmehr etwa einem halben Hundert ordentlicher Mitglieder der Secession nahezu hundert außerordentliche gegenüberstehen, sondern daß den jetzt ausgeschiedenen 16 Künstlern, denen sich wahrscheinlich auch bald die 18 früher Ausgetretenen anschließen werden, sofort in der „Großen Berliner" bereitwilligst eigene Säle mit eigener Jury zugestanden werden. Ja — war das denn nicht gerade der strittige Punkt zwischen dem „Verein Berliner Künstler" und seinen Dissidenten? Und nun geht's auf einmal doch!

Und dann: damals wollten die sogenannten „Jungen", oder die „Individualitäten", Luft kriegen und darum entstand die „Secession". Und aus demselben Grunde sind jetzt aus dieser selben Secession 34 Künstler ausgetreten! Es ist schwer, keine Satire zu schreiben ...

Aber ist das nicht der Anfang vom Ende, vom erfreulichen Ende all' solcher Spaltungen in unserem Künstlervolk? In München hat sich die „Secession" mit dem Stammverein in gewisser Beziehung schon längst ausgesöhnt. Bei uns traten in diesem Winter fünf grundverschiedene Künstlervereine zu einer gemeinsamen Ausstellung zusammen. Und nun jetzt wieder diese Rückkehr von ein paar Dutzend Künstlern unter das gastliche Dach des „Glaskastens" beim Lehrter Bahnhof!

Ist man nicht im Recht, wenn man annimmt, daß bei all' diesen Spaltungen und Abspaltungen es sich schließlich immer gar nicht um die Sache, sondern um Persönliches handelt, daß die Kunst selbst dabei nur der hochtrabende Vorwand zur Wahrung rein materieller Sonderinteressen ist. Denn die Kunst selbst geht dabei schließlich doch unbehelligt ihren Entwickelungsgang ruhig fort und in Wahrheit hat ja der berüchtigte Kampf zwischen Altem und Neuem schon längst ausgetobt.

Wozu der Lärm? Bloß um der Cliquen-Interessen willen?

J. Norden.

Autoritätsdusel.

Der Goethe-Cultus fängt nachgerade an, lächerlich zu werden. Wenn vor ein paar Jahrzehnten die deutschen Philologen die Waschzettel des Weimarischen Apollo aufstöberten, registrirten, rubricirten und publicirten, so überbieten sich unproductive Geister von heute, „Essays" über das Räuspern und Spucken Goethe's zu schreiben. Es ist gewiß ein schöner Zug, wenn man seine großen Heroen ehrt, sich an ihnen begeistert, sich von ihnen erziehen läßt und sie als Leitstern nimmt. Aber Abgötterei und Fetischdienst mit ihnen zu treiben, und statt ihren Geist, ihre Schuhnägel und Hemdenknöpfe zu zählen, das charakterisirt unproductive Geister. Man vergißt, daß man die großen Geistesheroen am Besten dadurch ehrt, daß man ihnen nachzuschaffen sucht. Gerade für Goethe ist nichts so charakteristisch, als das stetige, sich auf alle Gebiete erstreckende Produciren. Was thut aber ein gewisser Theil der Goethe-Gemeinde? Er fällt zurück in den Hauptfehler der Zeitperiode, die doch endlich hinter uns liegen sollte, nämlich in's Reproduciren. Diese Art von Autoritätscultus ist abscheulich, ist Modesexerei. Unbedeutende Leute hängen sich ein großes Placat auf den Rücken mit der Aufschrift „Goethe-Gemeinde"; die soll ihnen den Nimbus geben, den moderne Hanswurstelei ihrer Person genommen hat .... Spiegelberg ꝛc. ....

Myron.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber die bilaterale Chiffre Francis-Bacon's.

In der am 18. Januar erschienenen Nummer der „Gegenwart" hat Herr Eugen Reichel die neuesten Bacon-Enthüllungen des amerikanischen Arztes Dr. Owen und seiner Mitarbeiterin Frau Wells Gallup einer Besprechung unterzogen und über deren Schriften in einer Weise abgeurtheilt, die mir einer Entgegnung dringend bedürftig zu sein scheint.

Zwar bin ich in diesen Dingen Laie. Weder bin ich, was man einen Shakespearekenner nennt, noch weiß ich von Bacon mehr als ein anderer Gebildeter. Und noch weniger kann ich der im Jahre 1886 erschienenen „Shakespeare-Literatur" des Herrn Reichel irgend etwas auch nur halbwegs Gleichwerthiges entgegenstellen. Dennoch glaube ich etwas, sei es auch in den Augen des Herrn Reichel durchaus Geringfügiges und Nebensächliches, vor Herrn Reichel voraus zu haben und darauf meine Berechtigung zu einer Erwiderung stützen zu dürfen. Ich habe nämlich die Schriften des Herrn Dr. Owen und der Frau Wells Gallup gelesen, Herr Eugen Reichel dagegen offenbar nicht.

Er könnte sich sonst nicht, wie folgt, vernehmen lassen: „Die Chiffre-Schrift Bacon's ohne Weiteres zugegeben: was für eine Abgeschmacktheit ist es, zu glauben, daß Bacon seine „Geheimnisse" so in seine „Werke" hineingearbeitet habe, daß sie nur von einem an der Bacon-Monomanie leidenden Forscher erspürt werden können?! Man stelle sich nur vor, was es bedeuten würde, wenn ein Dichter auch nur eins seiner Gedichte auf eine solche Chiffre-Schrift hin dichten wollte. Den geheimnißvollen a's und b's zu Liebe mußte er doch die abenteuerlichsten Wortzusammenstellungen ersinnen — und das würde, wenn das Gedicht jenseits der Chiffre-Schrift überhaupt noch einen Sinn behalten sollte, schon eine Riesenarbeit sein. Nun aber erwäge man, was es bedeuten will, wenn ein Autor alle seine Schriften so schreibt, ja mehr, so drucken läßt, daß sie eines Theils sich als zusammenhängende Werke lesen lassen, anderen Theils aber zugleich eine eigenthümliche Buchstabenreihe enthalten, aus der man allerlei ungeheuerliche Geheimnisse heraus lesen kann ..."

Daß eine solche Geheimschrift und eine solche Verwendung dieser Schrift einfach Unsinn wäre, liegt allerdings auf der Hand. In der That besteht aber die Chiffre-Schrift, wie sie Herr Reichel sich denkt, lediglich in seiner Phantasie, indem er es anscheinend für nicht der Mühe werth gehalten hat, Bacon's kurze und lichtvolle Beschreibung der Chiffre nachzulesen, sondern sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf unverstandene oder selber auf mangelndem Verständniß beruhende Zeitungsberichte verlassen hat.

Die eben erwähnte Beschreibung der Chiffre findet sich in Bacon's Werke De Augmentis Scientiaeum und ist auch in dem Buche der Frau Gallup abgedruckt. Ihr Name Omnia per Omnia, d. h. Alles durch Alles, deutet an, daß sie geeignet ist, in jedem Schriftstück, gleichgiltig welchen Inhalts, eine zweite geheime, mit denselben Schriftzeichen geschriebene Mittheilung, die gleichfalls jeden denkbaren Inhalt haben kann, zu verbergen. Der einzige nothwendige Unterschied zwischen der inneren und der äußeren Schrift ist, wie wir gleich sehen werden, nur der, daß die innere Schrift fünfmal so viel Buchstaben erfordert als die äußere und daher entsprechend kürzer sein muß als diese.

Herr Reichel meint, die Chiffre sei auf die Buchstaben a und b gegründet. Das ist insofern richtig, als allerdings für Schema diese beiden Buchstaben benutzt werden. Das Alphabet der Geheimschrift wird nämlich zunächst durch Combinationen dieser beiden Zeichen a und b dargestellt, und zwar so, daß je fünf dieser Zeichen zusammen einen Buchstaben des Geheimalphabets bedeuten. In folgender Weise:

A	B	C	D	E	F	G	H
aaaaa	aaaab	aaaba	aaabb	aabaa	aabab	aabba	aabbb
I	K	L	M	N	O	P	Q
abaaa	abaab	ababa	ababb	abbaa	abbab	abbba	abbbb
R	S	T	V(U)	W	X	Y	Z
baaaa	baaab	baaba	baabb	babaa	babab	babba	babbb

Natürlich ließe sich auch schon dieses Alphabet, wie es da ist, als Geheimschrift verwenden. Das Wort ja z. B. würde so aussehen.

j a
abaaa — aaaaa

Aber einem so abgefaßten Schriftstück würde man die Chiffre ohne Weiteres ansehen. Der Werth der Bacon'schen Erfindung besteht aber

Digitized by Google

ja gerade darin, daß sie es möglich macht, die Geheimschrift in jeder anderen inhaltlich unverfänglichen offenen Schrift zu verbergen. Herr Reichel denkt sich dies nun offenbar so: die offene Schrift müsse derart abgefaßt sein, daß die beiden Buchstaben a und b den ganzen Text hindurch in der Reihenfolge und der Abwechselung vorkommen, wie dies dem eben angeführten Beispiel entspricht, was gewiß Unsinn und das Gegentheil einer Omnia per Omnia zu nennenden Chiffre-Schrift wäre. Herr Reichel hätte sich bei Bacon überzeugen können, daß der Autor seinen Zweck dadurch erreicht hat, daß er bei Abfassung der äußeren, offenen Schrift sich zweier verschiedener Alphabete mit verschiedenen Schriftzeichen bedient, dergestalt, daß jeder Buchstabe des einen Alphabets für a, jeder des anderen für b steht.

Nehmen wir beispielsweise für die äußere Schrift das Wort „Nimmermehr". Es erfordert gerade zehn Buchstaben, gerade so viel, als nöthig sind, wenn die innere geheime Schrift das Wort „ja" enthalten soll. Und nehmen wir als a-Alphabet Antiqua, als b-Alphabet Cursivschrift, so würde unser Werk so aussehen:

Nimmermehr
abaaaaaaaa

Natürlich wird man aber bei ernsthafter Verwendung darauf zu sehen haben, daß der Unterschied der beiden Alphabete weniger deutlich in's Auge fällt. Bacon bediente sich denn auch, wenn die Entdeckung der Frau Gallup richtig ist, zwei verschiedener Cursivschriften.

Der Titel des Buches lautet: The biliteral Cypher of Sir Francis Bacon, discovered in his works and disciphered by Mrs. Elizabeth Wells Gallup, Detroit, Michigan, Howard Publishing Co. Und die Entdeckung besteht darin, daß sich durch alle Werke Bacon's hindurch, und zwar seit dem Jahre 1579, eine solche mit dem angegebenen Schlüssel entzifferbare Geheimschrift hinziehen soll, in der sich Bacon als den wahren Verfasser nicht nur der unter dem Namen Shakespeare's bekannten Dramen, sondern auch einer nicht geringen Zahl anderer unter anderen Namen veröffentlichten Dichtungen bekennt: dies Alles nicht einmal, sondern immer und immer wieder, in stets wechselnder Form. Und daneben wird uns noch eine Menge anderer wunderbarer Dinge enthüllt.

Ob diese Entdeckungen auf Wahrheit beruhen, weiß ich nicht. Darüber mögen Berufenere urtheilen. So viel ist aber wohl sicher, daß der Hinweis auf die im Jahre 1886 von Herrn Reichel urbi et orbi verkündete Entscheidung in der Streitsache Bacon wider Shakespeare einer Untersuchung über die hier vorliegende Frage nicht enthebt. Das einzig zulässige aber auch nothwendige Verfahren ist vielmehr die Vergleichung der Originaldrucke, in denen das angerufene Beweismittel, die angebliche Geheimschrift selber, enthalten sein soll.

Aber wenn ich mich auch, schon als Jurist, darauf beschränken muß, den bekannten Satz: audiatur et altera pars in Erinnerung zu bringen, so kann ich doch nicht umhin, in einer Beziehung auf die Sache selber einzugehen, um nämlich meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß die angeblichen Bekenntnisse Bacon's nicht nur inhaltlich höchst interessant, sondern auch in einer so wunderbaren Sprache geschrieben sind, daß ich Schöneres und Ergreifenderes nicht gelesen habe.

Herr Reichel hat also nicht nur sich, sondern auch alle, die sich durch ihn beeinflussen lassen, um einen seltenen und schönen Genuß gebracht. Ich aber bitte, daß man das Buch lesen und dann urtheilen wolle.

Bonn. H. H. Pflüger.

Nachschrift. Inzwischen hat auch Herr Eduard Engel im Berliner Tageblatt vom 27. Januar sich über das Buch der Frau Gallup vernehmen lassen und es als dreisten Schwindel gebrandmarkt. Seine Berechtigung, diesen Ton sittlicher Entrüstung anzuschlagen, empfängt aber ein merkwürdiges Licht, wenn er statt von einer biliteralen von einer bilateralen Chiffre spricht, und diese, um jeden Verdacht eines Druckfehlers auszuschließen, in eine „doppelseitige" Chiffre übersetzt. Es liegt auf der Hand, daß Herr Engel das Buch der Frau Gallup nie gesehen hat.

In dem Aufsatze: „Aesthetische Lebensformen"

in Nr. 5 des laufenden Jahrganges der „Gegenwart" sollte eine Anmerkung gemacht werden, des Inhaltes, daß der Gedankengang sich in der Hauptsache an den vierten Vortrag in Bruno Meyer's „Aus der ästhetischen Pädagogik" (Berlin, Paetel, 1873) anschließt und daß, um den Leser nicht durch Anführungen und Anführungszeichen zu zerstreuen, ohne besondere Kennzeichnung nicht unwesentliche Stellen der genannten Schrift entnommen sind. Leider ist dieser Hinweis versehentlich unterblieben, und ich bitte die Leser, nachträglich von dem Vermerk Notiz zu nehmen.

Darmstadt. Richard Wulckow.

Notizen.

Alois Wohlmuth, der auch bei uns nicht unbekannte Menschendarsteller, hat nach Grube'schem Muster bei Albert Langen, München, einen Band „Gedichte" erscheinen lassen. Es ist schwer, zween Herren zu dienen. Eine gewisse liebenswürdige Gewandtheit, allerlei marktgängige Weisheit in niedliche Verse zu pressen, ist Wohlmuth nicht abzusprechen, und die Gaben seiner kleinen Muse mögen in Zeitschriften und Witzblättern Freunde, vor Allem Freundinnen finden — für das Buch reichen sie nicht aus. Immerhin glauben wir, daß die, denen seine reproducirende Kunst gefällt (und derer sind Viele), ihn sich auch einmal als producirenden Künstler gefallen lassen werden.

Die Blätter der Erinnerung, welche Pauline Cohn ihrem heimgegangenen Gatten, dem trefflichen Ferdinand Cohn, gewidmet hat, liegen jetzt in zweiter Auflage vor (J. U. Kern's Verlag, Max Müller, Breslau). Freunden und Verehrern des bedeutenden Botanikers wird das mit seinem Bilde geschmückte und in jeder Beziehung vornehm würdig ausgestattete Werk eine angenehme Gabe sein.

Von dem Verfasser des gern gelesenen Buches über „Schiller's Frauengestalten", Julius Burggraf, veröffentlicht der Verlag Carl Krabbe, Stuttgart, soeben ein neues Werk „Goethe und Schiller". Der idealistische Schwung und die warmherzige Kraft der Schilderung, die Burggraf's ältere Arbeit auszeichnete, beseelt auch seine Studien über das Wachsen und Werden unserer beiden Heroen. Das Wort „Jugendschriftsteller" ist, Gott sei's geklagt, sehr in Verruf gekommen; wäre es noch ein Ehrenname, so verdiente Burggraf ihn. Er verbindet ein reiches, gediegenes Wissen und ernsten Forscherdrang mit hoher stilistischer Feinheit, und er gebietet über jenen Herzenston, der der Jugend ein Buch lieb macht und ihre Wangen röthet. Wie prächtig ist doch auch hier wieder jedes Wort, das Burggraf über die Frauengestalten der beiden Dichter sagt! Welch eine Fülle zarter und treffender Bemerkungen weiß er über das Liebesleben, über die dichterische Verklärung der Liebe bei Goethe und Schiller zu finden und anmuthig einzuflechten! Wir wünschen nicht nur unseren Töchtern viele so gesunde, so sehr von frischer, deutscher Sittlichkeit durchwehte Bücher; wir wünschen auch, daß unsere männliche Jugend sich dieser Lectüre zuwende. Dergleichen gehört auf die Geburtstagstische. — Der Verlag, dessen feiner Geschmack vorbildlich ist, hat auch dem Burggraf'schen Werke ein stattliches Gewand verliehen und ihm dadurch den Weg wacker geebnet. Wir glauben, daß er von „Goethe und Schiller" so hohe Auflagen wie von den „Frauengestalten" wird drucken können.

„Meine Welt. Bilder aus dem Geheimsache meiner Kunst und meines Lebens." Von Emil Sauer. (W. Spemann, Berlin u. Leipzig.) Der etwas aufgeschmückte Titel rührt wohl nicht von dem liebenswürdigen, und trotz seiner zahllosen, in verschiedenen Erdtheilen davon getragenen Erfolge persönlich bescheiden gebliebenen Künstler her. Warum nicht: „Aus dem Tagebuche eines modernen Klavierspielers?" Das Buch ist im besten Sinne recht unterhaltsam, für den Fachmann wie für den Laien in gleicher Weise anziehend. Die Vorgeschichte des Helden, welche bis zu dem Zeitpunkt reicht, wo er sein elterliches Nest verläßt, wird mit behaglich niedersächsischer Breite ausgemalt. Dann hebt sich die Darstellung und behauptet sich bis zum Schluß des ansehnlichen Bandes auf respectabler Höhe. Sauer hat sich mit offenen Augen in der Welt umgesehen — nicht nur in der, in welcher man Pianos und Flügel liebkost oder zerdrischt. Er beobachtet mit Verständniß, weiß angenehm zu plaudern und schüttelt seine guten Einfälle mit der gleichen Ungezwungenheit aus dem Aermel wie seine Octavengänge. Der Abschnitt, welcher von seinen, unter der Obhut des als Pädagogen unvergleichlichen Nicolaus Rubinstein verbrachten Lehrjahren handelt, ist ihm besonders gut gerathen. Recht anschaulich hat er hier geschildert, wie in dem noch halb tartarisch urwüchsigen und wiederum elegant überfirnißten Moskauer Milieu junge Conservatoristen üben, lieben und leiden. Auch die späteren Partien, die von Kunstreisen quer durch Deutschland, den Orient und Amerika berichten, bieten in der Schilderung vielgenannter Persönlichkeiten der neueren Kunstentwickelung und allerhand moderner gesellschaftlicher Lebensausschnitte den Niederschlag wohlgelungener Studien eines Vielgereisten. Wohlthuend berührt die Wärme, mit welcher der Verfasser von Hans v. Bülow spricht. Dankbarkeit bei einem Künstler ist etwas Seltenes, vornehmlich wenn er zu den ersten seines Faches zählt. In der Regel behaupten die Herren, sobald sie ihre erste Schlummerrolle mit getrockneten Lorbeerblättern gestopft haben, daß sie „Alles aus sich selbst schöpften." Somit würde man das Buch Sauer's recht wohlgemuth aus der Hand legen, wenn nicht im ahnungsvollen Leser die Befürchtung aufstiege, daß nach dem Vorgange ihrer engeren Collegen nunmehr auch d'Albert, Lamond, Reisenauer, Ansorge und am Ende noch der große Equilibrist Moritz Rosenthal ihre Memoiren veröffentlichen möchten. Das wäre doch nur insofern von Vortheil, als die verehrten Meister des Instrumentes dadurch abgehalten würden, einige Klavierconcerte zu veranstalten. —p.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen:

Goethe und Schiller.

Im Werden der Kraft.

Von

Julius Burggraf.

1.—5. Tausend.

30 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Ein neues Werk des Verfassers von „Schillers Frauengestalten". Mit vollen Zügen sich freie, große Lebenskraft zu trinken, das ist heute das heiße Verlangen unserer Jünglinge und Jungfrauen. Zu den rechten Quellen der Erstarkung das aufstrebende Geschlecht hinzuleiten, das ist das ernste Sinnen all seiner Freunde in Eltern- und Erzieherkreisen. Burggrafs Stimme ruft hier die Suchenden zu dem ethischen Idealismus der Klassiker, diesem seelentiefen Humanitätschristentum, das er, übertragen in den realistischen Zug des modernen Lebens, für die Geistesmacht hält, die dem Vaterlande gesunde Generationen der Zukunft verbürgt. Seine Feder dürfte geeignet sein, von dem ewig Schönen und Wahren der Goethe-Schillerschen Jugendwelt zu überzeugen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher u. s. w. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Rich. Sattler, Braunschweig

(gegründet 1888).

Königreich Sachsen.

Technikum Hainichen

für Maschinen- u. Elektrotechn'k. Praktikum f. Masch.- u. Elektrot. Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.

Direktor: K. Bolle.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern,** zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage,** ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung. —** Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven,** d. **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung d. Ernährung** u. d. **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. **Anfang Mai.** Prosp. unentgeltlich.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. **Kurkapelle: 42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl. ohne Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.

Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 15. März 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Berliner Jacobiner. Von Caliban. — Der Nicaragua-Canal. Von Hauptmann Immanuel (Engers). — **Literatur und Kunst.** Schwäbisches Stillleben in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Von Fr. Guntram Schultheiß. — Eros in Kunst und Leben. Von Johannes Gaulke. — Die Künstlerschule von Hermann Obrist. Von A. L. Plehn (Berlin). — **Feuilleton.** Vater und Sohn. Eine Spielergeschichte von Knut Hamsun. — **Aus der Hauptstadt.** Die größte Sünde. Von Max Kempff. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Rund um die Kunst.** Die Eisen-Säule. Von P. — Anzeigen.

Berliner Jacobiner.

Im Berliner Gemeinderath, dem stolzen Horte städtischer Freiheit und der Hochburg des ganz modernen städtischen Freisinns, ist Etwas nicht in Ordnung. Oberbürgermeister Kirschner mußte Herrn Singer beschwörend zurufen, doch um Gottes Willen mit seinen Angriffen nicht die Selbstverwaltung zu untergraben. Das war vor drei oder vier Wochen, als Herr Singer mit der pathetischen Wucht des Uebertribunen die scandalösen Zustände in einigen Krankenhäusern der Residenzstadt erörterte. Noch gefährdeter mag dem so lange unbestätigt gebliebenen Haupte der Berliner Selbstverwaltung dies köstliche Gut erschienen sein, als ihn auf dem Wege zu Kroll die Kunde ereilte, daß seine Stadtverordneten sich erregt über allerlei Durchstechereien und Schiebungen unterhielten, die Tammanny Hall's würdiger gewesen wären, als dem puritanischen Gemeinwesen an der Spree. Kirschner vergaß an jenem schwarzen Tage des ihm innewohnenden Sinnes für Feierlichkeit, und statt bei Kroll wohlthätig zu sein, eilte er in vollem Wichs auf's Rathhaus. Dort begegnete ihm das Unerhörte. Trotz der zu Herzen gehenden Mahnrede des Oberbürgermeisters, die wieder leise um Schutz und Schonung der theuren Selbstverwaltung flehte, beschloß der Rath der 126 einstimmig, dem Magistrate Unrecht zu geben und seinem verwöhnten Theekinde, dem bisher nur unter vier Augen berühmt gewesenen, jetzt plötzlich stadtbekannt gewordenen Restaurationspächter Lücke, das heiß begehrte Geschenk zu verweigern.

Herr Lücke bemühte sich, wie andere Leute mehr, um die Viehhofswirthschaft, und da er bei den Hochmögenden in der Königstraße aus noch nicht genügend aufgeklärten Gründen persona gratissima ist, so durfte er auf den Zuschlag rechnen. Man sandte denn auch seinen Mitbewerbern, die schandenhalber zum Bietungstermine hatten zugelassen werden müssen, mit schlichtem Worte die Cautionen zurück. Ohne den fractionswidrigen Einspruch der leicht Entrüsteten wäre Lücke heute Viehhofswirth, der Berliner Freisinn aber vor einer verdrießlichen Blamage behütet geblieben.

Etwas ist nicht in Ordnung in der doch so gut geschmierten Maschinerie, und fast wie Götterdämmerung weht es über'm Rothen Hause. Herr Jacobi, der ihrer Aller Führer war, der die Wahlgelder beschaffte und sämmtliche Drähte in den fettigen Fingern hielt, Herr Jacobi liegt auf der Strecke. Seine Familie wird bei Fürstenempfängen nie wieder die erste Geige spielen. Wie kam es doch, daß sich plötzlich wilde Opposition gegen den verdienten Mann hervorwagte und ihn auf Anhieb fällte? Es ist nichts Schändliches, was er gethan hat — sofern das Ortsübliche nicht schändlich ist. Seit Jahren kämpft die „Gegenwart" erbitterten Kampf gegen den herrschenden Berliner Klüngel. Die eigenartigen Geschäftsbeziehungen zwischen der ehemaligen Großen Berliner Pferdebahn-A.-G. und vielgenannten Stadtverordneten; die Besetzung der Directorposten, welche gewisse Elektricitätsgesellschaften zu vergeben hatten, mit den unfähigen Söhnen einflußreicher Stadträthe; der verblüffend unverfrorene Nepotismus in der Verwaltung; der Fall Pinkussohn — alles Das und Anderes mehr ist in diesen Blättern sehr eingehend behandelt worden. Man hat Anklagen und Ankläger todtgeschwiegen, hat sich aber auch nicht einmal warnen lassen. Im Reichs- und Landtag wetterten die Aufrechten gegen das gottverdammte Junkerthum, das Heer und Regierung überschwemme, sich überall parasitisch festsetze und den bürgerlichen Talenten Licht und Luft raube. Und noch vor wenigen Tagen wurde Sudermann's geistsprühender Scherz, der Staat sei zur Unterhaltung des Adels verpflichtet, wüthend belacht. Seltsam, daß die Catone mit solcher Unermüdlichkeit Steine aufgriffen und schleuderten! Als hätten sie für ihre Treib- und Gewächshäuser gar nichts zu befürchten gehabt!

Berlin erduldet jetzt, Dank dem elenden Angstproduct des städtischen Dreiclassen-Wahlrechtes, seit Jahrzehnten das Regiment des freisinnigen Klüngels. Die Stadt wuchs rasch und brachte mit ebenso rasch steigendem Wohlstande ungezählte Steuermillionen auf. Niemals trat auch nur vorübergehend schwarze Sorge um's Geld an ihren Kämmerer heran. So hätte sich denn wirklich in der Spreeniederung die schönste und fortgeschrittenste Stadt der Welt breiten können. Statt Dessen hat die Commune dauernd auf den Lorbeeren Anderer geschlafen. Ihre öffentlichen Gebäude sind von immenser Häßlichkeit; der Blankenstein-Styl hat uns zum Gelächter Europas gemacht. Wo immer noch eine hübsche Fernsicht verbaut, ein anmuthendes Straßenbild zerstört werden konnte, da geschah es mit einer Eilfertigkeit, die bei der Einführung wichtiger Neuerungen schmerzlich vermißt wurde. Kleine deutsche Städte besaßen bereits elektrische Straßenbahnen, als hier noch kein Mensch an dergleichen Höllenspuk dachte. Man spielte capitalkräftigen Gesellschaften das Berliner Verkehrsmonopol in die Hand und ließ allenthalben Private

Digitized by Google

den Rahm abschöpfen. Unsere Verwaltung träumt tiefen Traum. Es ist ein hübsches Familienbild: die guten Onkel hocken schnarchend neben einander, und hinter ihnen auf den Divan gelagert ruhen im Schutze ihrer breiten Rücken die Neffen, die Cousins, die Schwäger, alle die Anstellungsbedürftigen. Sie warten den Augenblick ab, wo Onkelchen einmal vorübergehend erwacht, und bitten dann um seine Protection. Niemals ohne Erfolg. Besonders wenn Tantchen eingreift.

Das Idyll ist jetzt gestört. Die Socialdemokratie, der es nach dem Stadtregimente gelüstet und die sich stark genug fühlt, um es auszuüben; daneben die Unzufriedenen, deren Nase den lockenden Düften der gefüllten Fleischtöpfe nachgeht — sie haben ihre Sturmcolonnen gebildet. Der altersschwache Freisinn wird ihnen nicht widerstehen können. Schon blitzt seinen klareren Köpfen die Erkenntniß auf, daß man die Hauptstadt des Reiches nicht als Parteimajorat und Altersversorgung für gefallene, als Stipendium für werdende Fractionsgrößen betrachten könne. Der Kampf um den letzten Sitz bei der Tafel hat begonnen. Die Entscheidung liegt bei der Regierung. Und sie kennt ihre Macht. Sie weiß, daß man im Heiligthume des Rothen Hauses vor ihr zittert und ängstlich bemüht ist, sie bei guter Laune zu erhalten. Kaum, daß man noch dann und wann ein Bißchen Scheinopposition macht und im Winterwinde das zerschlissene Phrasenbanner schwenkt, der Wählerschaft zu Liebe. Im Uebrigen unterschätzen die Mannen keineswegs die Gefahr, welche der Selbstverwaltung droht, und, da sie feinere Ohren als Herr Singer haben, wissen sie, weßhalb der Magistrat so devote Adressen an den Kaiser und König sendet und sich so heftig gegen gesinnungstüchtige Processe mit dem Oberpräsidenten sträubt. Es geht um die Existenz der Selbstverwaltung, dieses heiligsten und theuersten Gutes, das den Enkeln unbeschädigt zu hinterlassen Pflicht jedes mit Familiensinn bedachten guten Onkels ist.

Caliban.

Der Nicaragua-Canal.

Von Hauptmann Immanuel (Engers).

Durch das jüngst geschlossene, freundschaftliche Abkommen zwischen den Vereinigten Staaten und England ist eine gesunde politische Grundlage für den Bau und für die künftige Entwickelung des Nicaragua-Canals geschaffen worden, und es steht zu hoffen, daß nunmehr die freie Bahn eröffnet ist, auf welcher amerikanische Capitalkraft und Unternehmungslust sich entfalten kann und ohne engherzige Beschränkung das Riesenwerk zum Besten aller Völker vollenden wird. Eine Fülle von geschichtlichen Erinnerungen, nicht minder aber auch von Gegensätzen und Streitpunkten knüpft sich an das Streben des Menschengeistes, an den kühnen Plan der siegreich fortschreitenden Technik, zwei Weltmeere zu verbinden und dem Verkehr neue Wege zu erschließen, dem Weltverkehr, mit dessen Schritten die großen Machtfragen unserer Zeit enge zusammengehen.

Der Gedanke, die beiden Oceane mit Hülfe des Flusses San Juan und des Nicaragua-Sees durch eine künstliche Wasserstraße zu verbinden, um den Umweg durch die Magalhaesstraße zu ersparen und das so heiß verlangte Indien schneller zu erreichen, ist fast so alt wie die Entdeckung des Stillen Oceans selbst. Schon die ersten Eroberer, welche die Fahne Karls V. auf der Landenge aufpflanzten, zogen diesen Plan in Erwägung, zu dessen Verwirklichung der damalige Stand der Technik natürlich nicht entfernt ausgereicht hätte. Die Reaction, deren finsterer Vertreter Philipp II. ist, hielt ein solches Unterfangen für eine Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung und verbot jede weitere Erörterung als Teufelswerk mit Todesstrafe. In späteren Zeiten knüpfen sich Namen wie Nelson, Humboldt, Bolivar an das Unternehmen, ohne es jedoch über die rein theoretische Betrachtung zu erheben. Erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts tauchten praktische Versuche auf, welche sich allmälig dahin theilten, daß die Landenge von Panama neben den Nicaragua-See als künftiger Canalweg trat. Anfang der 60er Jahre baute französisch-englisches Capital die Panama-Eisenbahn, während man in den Vereinigten Staaten nach wie vor an der Durchquerung Nicaraguàs festhielt. Der Bürgerkrieg und der auf ihn folgende wirthschaftliche Tiefstand in Nordamerika, bis zu einem gewissen Grade auch die Herstellung des Suez-Canals, welcher die westeuropäische Geldkraft band und eine leichte Verbindung mit Ostasien und Australien schuf, hatten zur Folge, daß die Canalunternehmungen in Mittelamerika liegen blieben. 1880 rief Lesseps seine Panamagründung in's Leben, deren trauriges Ende in lebhafter Erinnerung steht. Durch riesige Schätzungsfehler in den Entwürfen, durch ungenügende Finanzirung, durch schwindelhafte Geldoperationen und nicht an letzter Stelle auch in Folge Verkennung der technischen und klimatischen Schwierigkeiten erfolgte 1888/89 der rettungslose Zusammenbruch, welcher Frankreich fast eine Milliarde Francs Verlust und eine bedenkliche politische Erschütterung gebracht hat. Die angefangenen Arbeiten blieben liegen, der Sommerregen begann sein Zerstörungswerk, und heute hat die üppig wuchernde Vegetation der Tropen mitleidig die Ruinen übersponnen.

Inzwischen war man in Amerika der Canalfrage näher getreten. Der erste Versuch freilich scheiterte vollkommen, indem die 1889 gegründete Nicaragua Canal Construction Company 1894 sich auflösen mußte, nachdem sie so gut wie Nichts zu Wege gebracht, dafür aber ihr gesammtes Capital eingebüßt hatte. 1895 nahm die Unionsregierung die Vorarbeiten selbst in die Hand und ließ zunächst durch eine Commission prüfen, ob die alte Panamalinie oder der Weg durch den Nicaragua-See in technischer, politischer, wirthschaftlicher Hinsicht die größeren Vortheile bot. Nach mehrfachen Schwankungen kam Ende 1900 der endgiltige Commissionsbericht zu Stande, welcher zwar das Panamaunternehmen als die technisch leichtere Leistung bezeichnete, dafür aber die Nicaragualinie in politischer Hinsicht als die bessere Anlage erklärte. Wenn auch bei der Panamalinie die Erdbewegung verhältnißmäßig größer und das Klima ungesunder ist, so stehen ihr doch im Vergleich zum Nicaragua-Canal die Erleichterungen zur Seite, daß der Durchstich von Lesseps bereits weit gefördert ist, und daß die Länge nur 70 km gegen 300 beträgt. Die technischen Schwierigkeiten bei Benutzung des Nicaragua-Sees liegen vornehmlich in der Nothwendigkeit, die beiden sehr schlechten Häfen (Greytown am Atlantischen, Brito am Stillen Ocean) zu bessern, die großen Niveauunterschiede zwischen den beiden Weltmeeren auszugleichen und das Wasser des Nicaragua-Sees gegen Abfluß zu schützen. Wenn man sich trotz dieser Probleme doch für Nicaragua entschieden hat, so dürfte vor Allem der moralische Grund entscheidend gewesen sein, nicht den Spuren des verunglückten französischen Unternehmens zu folgen, sondern etwas Neues zu schaffen. Hierzu tritt, so sehr man in den Vereinigten Staaten die politische Seite in den Hintergrund zu rücken sucht, die Ueberzeugung, daß das Canalunternehmen doch vor Allem eine Machtfrage ist, und daß die Union in der Lage sein muß, den Canal gegebenen Falles zu beherrschen. Hierfür aber bietet Columbien, das Land der Umwälzungen, weit weniger Gelegenheit und Gewähr als die unbedeutenden Kleinstaaten Costarica und Nicaragua, abgesehen davon, daß auf der Landenge von Panama verschiedene europäische Mächte schwer zu beseitigende Rechtsansprüche besitzen, während in den beiden anderen Republiken für die Vereinigten Staaten die Politik der freien Hand noch vorhanden ist.

Digitized by Google

Diese Frage führt zur Prüfung des Verhältnisses der Union zu den übrigen Staaten Amerikas und der Berechtigung des Eingreifens europäischer Mächte in politische Verwickelungen auf amerikanischem Boden. „Monroe-Lehre" und „Panamerika" sind die üblichen Schlagwörter für diese Begriffe. Sie werden in Europa vielfach mißverstanden und mit einer Bedeutung belegt, welche ihren praktischen Werth überragt. In den Vereinigten Staaten selbst sind sie weit mehr der Ausdruck einer Stimmung als die Verwirklichung eines politischen Bekenntnisses, welches nun auch folgerichtig durchgeführt werden müsse. Als Monroe 1823 die allgemein bekannten Grundsätze seiner Lehre aussprach, handelte es sich einfach darum, daß die Union bei Gelegenheit der Losreißung der süd- und mittelamerikanischen Staaten von Spanien die Eingriffe europäischer Mächte in das Selbstbestimmungsrecht amerikanischer Staatsgebilde nicht als zulässig ansehen wollte. Hieraus ging im Laufe der Zeit der Gewohnheitssatz hervor, daß es den politischen Interessen der Union zuwiderlaufe, wenn eine europäische Macht in Amerika Gebiete erwerben würde. Konnten die Vereinigten Staaten zur Zeit des großen Bürgerkrieges das Aufrichten der Monarchie in Mexiko nicht hindern, so ist doch der Zusammenbruch des Thrones des unglücklichen Maximilian's und das Scheitern der französischen Hülfsexpedition lediglich auf den von der Union geübten moralischen Druck zu setzen. Nachdem sich die Monroe-Doctrin später vorwiegend auf wirthschaftliche Fragen — auf strengen Schutzzoll zur Abwehr des europäischen Wettbewerbs, auf die Beschränkung der Einwanderung unwillkommener Elemente — beschränkt hatte, flammte sie unter Mc. Kinley zu thätlichem Eingreifen auf und zertrümmerte mit gewaltigem Schlage die dürftigen Reste der ehemaligen Weltmachtstellung des altersschwachen Spaniens. Von den Wogen der imperialistischen Strömung, d. h. von dem Streben nach einer Rolle als Weltmacht, fortgerissen, griff man über die Erwerbung des spanischen Westindiens hinaus und bemächtigte sich mit dem Schwerte des Eroberers der Philippinen, wohin heute die Brücke über Hawai und Guam (Karolinen) führt. So sind die Vereinigten Staaten eine „ostasiatische Macht" geworden, haben an den Vorgängen in China 1900/01 activ mitgewirkt und stehen nicht an, den Russen heute das Festsetzen in der Mandschurei als einen Eingriff in amerikanische Interessen vorzuhalten. Ließe sich die Vertreibung Spaniens von den westindischen Inseln allenfalls noch, freilich nur mit Hülfe gekünstelter Logik, als einen Ausfluß der Monroe-Lehre rechtfertigen, so steht das amerikanische Vorgehen in Ostasien in offenem Widerspruch zu ihr, denn sie fordert als nothwendige Ergänzung, daß sich die Union nun auch ihrerseits vor Eingriffen in nichtamerikanische Gebiete hüten muß. Allein gerade mit dem spanisch-amerikanischen Krieg ist der Imperialismus ein Machtmittel der inneren Politik geworden, eine Aeußerung der Volksstimmung, der sich weder der Präsident noch der Congreß entziehen kann. Herr Roosevelt hat als Reiterführer thätigen Antheil an den Kämpfen auf Cuba genommen und verdankt diesem Umstand nicht an letzter Stelle Wahl und Volksthümlichkeit. So muß jede Regierung in Washington, wenn sie sich halten will, mit der Monroe-Lehre rechnen, aber es bleibt eben gerade die Kunst ihrer Politik, den rechten Weg sachlicher Mäßigung dem Auslande gegenüber zu finden.

Anders verhält es sich mit dem Begriff „Panamerika". Wenn man heute bei uns z. B. von einem Panslavismus redet, so erhält er doch nur einen greifbaren Inhalt dadurch, daß man sich ihn als „allrussisch" vorstellt. Sind nun aber im Panslavismus gewaltige, z. Z. unüberbrückbare Gegensätze, so zeigt schon ein flüchtiger Blick auf den „Panamerikanismus", daß man es hier mit einem idealen Wunsch, mit einer Theorie zu thun hat, welcher die praktischen Grundlagen fehlen. Stoßen sich allein schon die Rassenunterschiede des angelsächsischen und germanischen Elementes im Norden und des spanischen Blutes in Mittel- und Südamerika ab, stehen sich allein schon der Liberalismus oder der Puritanismus der großen Republik und der starre Katholizismus der kleinen Staaten schroff gegenüber, so ist schließlich ein Panamerika nur unter der förmlichen politischen Hoheit und wirthschaftlichen Herrschaft der Union zu denken. Wenn man aber die mißtrauische Gegenströmung beobachtet hat, welche sich trotz aller schönen Reden auf dem ersten „panamerikanischen Congreß" zu Washington (1889/90) und jetzt auch auf dem zweiten Congreß zu Mexiko Seitens der mittel- und südamerikanischen Staaten gegen das drohende Uebergewicht des Nordens geltend gemacht hat, so wird man es verstehen, warum trotz der freundlichsten Aufmunterung Seitens der Union die Nachbarn nicht einmal die ersten Schritte des Entgegenkommens gethan haben. Weder ein permanentes amerikanisches Schiedsgericht noch die zollpolitischen Fragen haben Aussicht auf Verwirklichung, ja Chile und Argentinien haben sich sehr zum Verdruß der Vereinigten Staaten dem Schiedsgerichte Englands unterworfen.

In diesem Sinne ist dem „Jingothum", welches in der Monroe-Lehre die große Weltfrage der Zukunft sehen will, die gesunde politische Grundlage durchaus abzusprechen. Daher steht die Präsidentbotschaft Roosevelts auf dem einzigen, politisch vertretbaren Standpunkt, wenn sie sagt: „Die Nation wünscht aufrichtige, herzliche Freundschaft mit allen Völkern. Die Monroe-Lehre soll der Hauptzug der Politik der beiden Amerika sein, aber wir leisten keinem dieser Staaten Gewähr gegen Bestrafung durch außeramerikanische Mächte für Uebergriffe, vorausgesetzt, daß diese Bestrafung nicht die Form einer Gebietserwerbung annimmt." Es leuchtet ein, daß diese Worte mit Bezug auf das Eingreifen des Deutschen Reiches in die Wirren zwischen Venezuela und Columbien gesprochen worden sind, wo, wie man in Nordamerika ohne Voreingenommenheit auch einsah, das Reich berechtigte Interessen zu wahren hatte.

Die Frage des Nicaragua-Canals zeigt sich somit, wenn wir die kurz angedeuteten politischen Strömungen als Hintergrund belassen, in einem wesentlich anderen Lichte. Der in der Botschaft betonte, heute in seinen Grundzügen angenommene Canalvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und England ist zugleich ein Erfolg und eine Nachgiebigkeit der Ersteren. Ein Erfolg insofern, als England, durch den Krieg in Südafrika gebunden, von dem Clayton-Bulwer-Vertrag zurücktrat, welcher bis 1849 in seiner Vorgeschichte zurückreicht und England als territoriale Macht in Mittelamerika mit dem Recht ausgestattet hatte, keinerlei Bevormundung oder Einmischung der Vereinigten Staaten in Sachen des Canalbaues zu dulden. Heute haben sich die Verhältnisse so vollkommen zu Gunsten der Union verschoben, daß der Vergleich zwischen dem Clayton-Bulwer-Vertrag vor einem halben Jahrhundert und dem jetzt geschlossenen Uebereinkommen Hay-Pauncefote ein überaus interessanter Beitrag zur Wandlung der Weltmachtstellung Englands ist. Die Vereinigten Staaten verpflichten sich zwar zur Enthaltung von allen Hoheitsrechten über die dem Canal anliegenden Staaten Nicaragua und Costarica, erhalten aber das Aufsichts- und Schutzrecht über den Canal unter der Bedingung der vollen Gleichberechtigung aller seefahrenden Staaten, die Vereinigten Staaten selbst eingeschlossen. Die Neutralitätsfrage soll im Rahmen der für den Suez-Canal giltigen Grundsätze gehalten werden; im Falle eines englisch-amerikanischen Krieges erlischt sie ohne Weiteres, „weil der Krieg alle Verträge löst". Die Union hat daher volle Freiheit in Bezug auf den künftigen Canal gewonnen, England dagegen auf manches gute Recht verzichtet. Aber wenn schon vornehmlich der afrikanische Krieg diese Nachgiebigkeit veranlaßt haben dürfte, so verdient England gerade in diesem Sonderfalle die Anerkennung aller Handelsstaaten, denen es das Recht der Schifffahrt auf dem Canal verschafft hat, ohne den Ausbau

Digitized by Google

weiter aufzuhalten. Für Deutschland, welches an der Schifffahrt nach ganz Westamerika, Australien, Ostasien lebhaft betheiligt ist, dürfte die Nicaragua-Frage mit der getroffenen Entscheidung gelöst sein.

Wird, wie man rechnet, der Canal in fünf Jahren mit einem Capital von rund 265 Mill. Doll. fertig sein, steht eine Fahrstraße zur Verfügung, auf welcher die größten Seeschiffe in 33 Stunden den Continent durchkreuzen und den Weg von Liverpool nach San Francisco um 9500, nach Valparaiso um 4500, nach Auckland (Neuseeland) um 820 km abkürzen werden, während die Entfernung nach Schanghai über Suez oder Nicaragua annähernd ebenso groß ist, aber über Amerika die heißeste Zone meidet. Ob die Wasserstraße von Nicaragua hinsichtlich der zu bewältigenden technischen Schwierigkeiten richtig abgeschätzt ist, ob sich das Unternehmen später finanziell bezahlt machen wird, die Beantwortung dieser Frage gehört der Zukunft an. Hauptsache bleibt, daß der amerikanische Unternehmungsgeist die gewaltig treibende Kraft geworden ist, um ein Werk zu beginnen, welches nach seiner Vollendung zu den großartigsten menschlichen Leistungen auf dem Gebiete des Weltverkehrs zählen wird.

Literatur und Kunst.

Schwäbisches Stillleben in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.

Von Fr. Guntram Schultheiß.

Die drei süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden sind weit mehr als Preußen junge politische Gebilde, Neuschöpfungen des napoleonischen Zeitalters. Denn wenn auch Preußen, auf dem Wiener Congreß sich der Hauptmasse seines fremdartigen polnischen Erwerbes entschlagend, mit der Erwerbung der Provinz Sachsen und der Rheinprovinz weiter nach Deutschland hineingerückt ist, so war das doch nur die Wiederaufnahme seiner alten deutschen Politik und bedeutete trotz des inneren Gegensatzes zwischen dem altpreußischen Ostelbierthum und dem Rheinland — der ja auch heute noch fortwirkt — keine Umkehrung der Verhältnisse. Ganz anders im Süden. Das Kurfürstenthum Bayern war ein katholischer Stammesstaat gewesen, das neue Königreich Bayern wurde mit der Ausdehnung über Franken und Schwaben ein bewußt paritätisches Staatswesen; mit 729 Quadratmeilen und etwa 1200 000 Einwohnern trat es in das Zeitalter des Umsturzes ein, auf 1363 Quadratmeilen war bis 1816 das zusammenhängende (linksrheinische) Staatsgebiet angewachsen. Der pfälzisch-niederrheinische Besitz der Wittelsbacher, nach Lage und Volksart fernab sich haltend, hatte um 1790 240 Quadratmeilen mit 550 000 Einwohnern betragen, 1815 bekam Bayern nur 108 Quadratmeilen zurück, und seine gesammte Bevölkerung betrug 3 377 000, von denen nicht viel mehr als ein Drittel eigentliche Altbayern waren; beträchtlich mehr Franken, die andern Schwaben und Pfälzer. Die Markgrafschaft Baden hatte um 1790 nur 64 Quadratmeilen und 200 000 Einwohner umfaßt. Das neue Großherzogthum hatte 275 Quadratmeilen und nahezu eine Million Bewohner. Nicht so grundstürzend ist das Verhältniß in Württemberg. Sein Gebiet umfaßte um 1790 200 Quadratmeilen mit 560 000 Einwohnern, bei dem territorialen Abschluß des neuen Königreichs hatte der König Friedrich, sein ebenso kluger wie rücksichtsloser Begründer, seine Herrschaft besonders nach Süden auf 354 Quadratmeilen mit 1400 000 Einwohnern erweitert.

Man muß sich diese Zahlen gegenwärtig halten. Sie sind der Schlüssel zum Verständniß der inneren Politik und vor Allem der parlamentarischen und Verfassungskämpfe der süddeutschen Staaten im 19. Jahrhundert. Die Verschmelzung der mancherlei alten Territorien bis zu dem Heranwachsen einer neuen dynastischen Spielart des alten deutschen Particularismus in Baden, Württemberg und Bayern konnte selbstverständlich nicht ohne Reibungen und Zwischenfälle vor sich gehen. Für eine zusammenfassende Darstellung dieses Capitels der deutschen Volksgeschichte scheint die Zeit bei dem geringen Interesse der Gegenwart für derlei Aufgaben noch nicht gekommen. Inzwischen müssen wir uns damit begnügen, den allmäligen Zuwachs an Material und Einsicht, besonders durch die wachsende Zahl stoffreicher Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten dankbar als Vorarbeit zu begrüßen.

Zu solchen Betrachtungen giebt eine werthvolle Veröffentlichung der allerjüngsten Zeit Anlaß, die Lebenserinnerungen von Robert von Mohl 1799—1875 (Zwei Bände mit 13 Bildnissen, herausgegeben von dem Würzburger Oberbibliothekar Dr. Dietrich Kerler in der deutschen Verlagsanstalt Stuttgart). Es ist eine Autobiographie, wie wir in deutscher Sprache nur sehr wenige von gleichem oder ähnlichem Werth besitzen; von einer Fülle des abgespiegelten Lebens, von einer Offenheit und Rücksichtslosigkeit, die nichts zu wünschen übrig lassen, von einer Schärfe der Auffassung, wie sie den geistig und social hochstehenden Mann kennzeichnet und von einem plastischen Reiz der Darstellung, die dem künstlerisch begabten Schriftsteller eignet. Was Mohl in seinem langen Leben als Professor der Staatswissenschaften zu Tübingen und Heidelberg als Frankfurter Reichsminister und badischer Gesandter, zuletzt als Rechnungskammerpräsident und Reichstags-Abgeordneter erlebt und beobachtet hat, soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Es würde durch verkürzte Wiedergabe ohnehin nur verlieren können. Nur das Kleinwerk und die culturhistorischen Streiflichter sollen im Folgenden aufgesucht und zusammengestellt werden, in dem Sinn, den Mohl selbst gelegentlich seinen Jugend-Erinnerungen beilegt, Kenntniß von den Zuständen einer schwäbischen Familie des höheren Bürgerstandes in der größeren ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu geben, und damit einen Beitrag zum Verständniß der Zeit überhaupt, und die allgemeinen Verhältnisse gelegentlich hereinzuziehen.

Robert Mohl war ein geborener Stuttgarter und entstammte von Vater- und Mutterseite angesehenen altwürttembergischen Familien. Sein Vater war der Sohn einer Tochter des berühmten Johann Jakob Moser, gestorben 1785, der als Consulent der „Landschaft", der württembergischen Land-Stände, wegen seiner Opposition gegen die verfassungswidrigen Geldforderungen des Herzogs Karl Eugen von diesem fünf Jahre lang auf dem Hohentwiel in Haft gehalten worden ist (1759—1764). Mohl's Mutter war eine Tochter des Geheimen Raths und Kammerdirectors Autenrieth; eine Zeit lang Professor an der hohen Karlsschule, ging er dann in Folge eines Zerwürfnisses mit dem Nachfolger des Herzogs Karl, des tyrannischen Volksbeglückers, nach Pennsylvanien, aber nach anderthalb Jahren schon kehrte er enttäuscht nach Württemberg zurück. Seine Frau, Mohl's Großmutter, war nicht so unternehmender Art — als ihre Tochter mit dem Schwiegersohn, dem Vater Robert Mohl's, bei dessen Ernennung zum Regierungspräsidenten 1819 nach Ellwangen zog, nach Neuwürttemberg, konnte sie sich nicht damit aussöhnen, ihre Tochter unter Katholiken verschlagen zu wissen — in ihrem engen altwürttembergischen Particularismus, dem das kleine Herzogthum als allein bewohnbare Welt erschien. Hat doch auch der junge Schiller in diesem Particularismus gelebt und gewebt, als er sein Gedicht auf den Grafen Eberhard den Greiner schrieb:

Digitized by Google

„Ihr — ihr dort draußen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held
Im Frieden gut und stark im Feld
Gebar das Schwabenland."

Es berührt uns heute fast komisch, wenn wir da lesen:

„Die Reutlinger, auf unsern Glanz
Erbittert, kochten Gift ..."

thatsächlich war es ja ein ungeheurer Fortschritt in der geistigen Geschichte der Nation, als diese Scherbenstaaterei von starker Hand zu größeren Staatsgebieten zusammengepreßt wurde. Freilich — glimpflich ist's dabei nicht gerade zugegangen. Die Commissäre Friedrich's zogen zur Besetzung neuzugesprochener Landestheile mit beträchtlicher Kriegsmacht aus; und da die Grenzen gegenüber den benachbarten Staaten in den Friedensschlüssen u. s. w. nicht immer genau bezeichnet waren, kam es oft zu Tumulten und Streitigkeiten. König Friedrich entließ einmal seine Commissäre mit den Worten aus der Abschiedsaudienz: „Derjenige von Ihnen, der wegen Gewaltthätigkeit von fremden Regierungen am häufigsten bei mir verklagt werden wird, wird mir der angenehmste sein." Wunderliche Dinge liefen da mit unter. So gab König Friedrich seinen Commissären den Auftrag, auch die Insel Hofen im Bodensee in Besitz zu nehmen, und vermerkte es sehr ungnädig, als sie nach einander berichteten, es gäbe in ihrem Bezirk keine solche Insel. Nur ungern begnügte er sich mit dem Besitz des Klosters Hofen, das dann mit der Reichsstadt Buchhorn zusammen den neuen Namen Friedrichshafen bekam. Die gesammten neuen Erwerbungen wurden nicht etwa sofort mit Altwürttemberg verschmolzen, dessen ständische Vorrechte dem König ohnehin ein Greuel waren, sie wurden als Neuwürttemberg absolut regiert, und dann wurde Ende 1805 auch die Verfassung Altwürttembergs kurzer Hand aufgehoben. Der berühmte Verfassungskampf nach den Befreiungskriegen, in dem Uhland nicht nur mit seinem Gedicht „für's gute alte Recht" eingriff, war zum guten Theil ein Aufbäumen des altwürttembergischen Particularismus gegen das Bestreben, das gesammte Staatsgebiet auf den gleichen Fuß zu bringen. Unter dem Schutz und Schirm der alten Landschaft war das berüchtigte „Schreiberregiment" emporgewachsen, dessen Fortwirkung noch heute nicht ganz ausgemerzt ist. Aus diesem Stand von Praktikern ohne alle akademische Bildung gingen selbst Minister hervor, wie der Finanzminister Weckherlin (seit 1821) ein früherer Untergebener von Mohl's Vater. Eine ergötzliche und für den Stand der Schreiber kennzeichnende Anekdote ist es, daß ihm, wie er schon Minister war, eine Bauernfrau einen Topf Butter bringen wollte, er aber lehnte ihn vornehm ab „Butter nehmen wir jetzt keine mehr" — nur sagte er es in unverfälscht schwäbischer Mundart. Seine Bestechlichkeit brach ihm später den Hals. Er hatte einen Teppich angenommen, das kam an's Tageslicht; der Minister wurde in Untersuchung gezogen und ertränkte sich in einer Badewanne. Auf den neuen Gebietstheilen lag die Hand dieser Schreiberzunft am Schwersten. Karl Jentsch erzählt in seiner jüngst erschienenen Biographie Friedrich List's (Geisteshelden Band 41. Verlag von Ernst Hofmann in Berlin), wie List's Mutter in Reutlingen wegen eines Verstoßes, den ihr Rechtsbeistand gegen irgend eine Verordnung begangen hatte, von einem württembergischen Schreiber brutal vor einer großen Menschenmenge beschimpft wurde, er wolle ihr den himmelsakramentischen reichsstädtischen Hochmuth schon austreiben! Tiefgekränkt mußte sie nach Hause getragen werden und starb wenige Wochen darauf.

Die damalige Einfachheit selbst begüterter schwäbischer Familien erinnert schon an das spartanische Erziehungssystem. Mohl berichtet, bis zum 14. Jahre sei er in der Regel ohne Kopfbedeckung gegangen, wie es auch sonst noch vielfach Sitte gewesen. An anderer Stelle lesen wir es von den Tübinger Stiftlern, daß es ihnen freigestanden habe, barhaupt zu gehen, wenn sie keinen Hut tragen wollten. Die Kinder des Mohlischen Hauses bekamen bis zur Confirmation Abends nie etwas Anderes als gekochten Milchbrei, am Abend ihres Confirmationstages durften sie zum ersten Male am Elterntisch zu Abend essen. Seine Mutter preist Mohl als die fleißigste schwäbische Hausfrau, die bis in ihr höheres Alter immer persönlich mit eingriff, die beste Köchin weit und breit, in allen Haushaltungsgeschäften bis zur Reinigung der Stuben und Bereitung der Seife erfahren. Das Stuttgarter Gymnasium, das Mohl durchmachte, war wie damals eben nicht nur alle württembergischen Gymnasien, sondern die süddeutschen überhaupt, fast ausschließlich eine lateinische Schule. Die Anfertigung eines grammatikalisch fehlerfreien lateinischen Aufsatzes galt als das oberste Ziel, dem auch das Lesen der lateinischen Classiker vor Allem diente. Vom 12. oder 13. Jahre an war das Schmieden lateinischer Distichen der Ehrenpunkt. Im Griechischen wurden wenig geleistet; den Unterricht in den neueren Sprachen bezeichnet Mohl kurzweg als elend.

Im Herbst 1817 bezog er die Universität Tübingen, von deren damaligen Zuständen er kein glänzendes Bild entwirft. Sie war ausgesprochene Landesuniversität und als solche eine Burg des zähen Particularismus. Ausnahme war es, wenn ein Württemberger sein letztes Semester anderswo verbrachte. Welche Welt- und Menschenkenntniß, fragt Mohl selbst, konnte ein junger Mann erwerben, der die Schule in einer Landstadt besucht, in Tübingen seine ganze Studienzeit zugebracht hatte, und von der Universität weg sogleich in irgend eine Schreibstube eines kleinen Landortes untergekrochen war? Der Aberglaube an die Vortrefflichkeit und Alleinberechtigung des württembergischen Wesens war da selbstverständlich, ebenso der absurdeste Hochmuth der Unwissenheit über die Dinge außerhalb Württembergs. Am allermeisten galt das von den Insassen des protestantischen Seminars, den berühmten „Stiftlern". Das Stift war gleich nach der Reformation als Bildungsanstalt für die protestantischen Geistlichen und Lehrer an den Gelehrtenschulen gegründet worden und hatte den klösterlichen Zuschnitt durch die Jahrhunderte erhalten. Alljährlich wurden dreißig bis vierzig junge Leute aus den niederen Seminarien, die gleichfalls aus aufgehobenen Klöstern hervorgegangen waren, aber auch aus den weltlichen Gymnasien aufgenommen, die dann fünf Jahre im Stift verblieben. Wohnung, Kost und ein kleines Taschengeld stellte das Stift; die vorgeschriebenen Collegien waren unentgeltlich. Die Hausordnung war ziemlich streng; freien Ausgang gab's nur nach Tisch auf einige Stunden und am Sonntag außer der Predigtzeit; Abends durfte das Haus nur mit besonderer Erlaubniß verlassen werden. Eigenmächtiges Ausgehen wurde mit Entziehung des Taschengeldes und sogar mit Carcer bestraft. Auch die Kleidung war vorgeschrieben, bis kurz vor Mohl's Eintreffen in Tübingen hatten die Stiftler eine Art mönchischer Kutten mit Priesterläppchen getragen, bei Ausgang darüber noch einen kleinen schwarzen Mantel. Inzwischen aber war ein Modernisiren verfügt worden; doch blieb die schwarze Farbe Vorschrift. Mützen waren als unanständig verboten; doch durfte der Seminarist barhaupt gehen. Für Sonn- und Festtage waren Frack, Kniehosen, weiße Ueberschläge, ein Mäntelchen und ein dreieckiger Hut Vorschrift, indeß bestand dieser meist nur aus einem Stück halbrund zugeschnittenen Filzes. Dem Publicum, besonders den zur Stadt gekommenen Landleuten, gereichte es dann wohl an Sonntagen zur besonderen Erbauung, einen solchen, im vollen Schmuck seiner Würde prangenden Stiftler und baldigen Diener am Wort in heiterer Bierlaune durch die Straßen wanken zu sehen — Jugend bleibt ja Jugend in jedem Gewand. Wohnung und Unterkunft war selbstverständlich nichts weniger als üppig, Zimmer und Mobiliar von klösterlicher Einfachheit. Jeder Studiensaal war für acht bis zehn

Digitized by Google

Insassen bestimmt, die in kleinen Verschlägen ihr Pult und ihren Bücherständer hatten; für alle zusammen diente ein Tisch in der Mitte dem gemeinsamen Frühstück. Außerdem hatte jeder Stiftler noch einen ziemlich kleinen Schrank auf dem Gang für Wäsche und Kleider, und einen großen Koffer von vorgeschriebener Form, die sog. Klostertruhe, auf dem Speicher. Schlafen mußte er in ungeheiztem Raum, zum Theil unter dem Dach, durch das im Winter nicht selten der Schnee auf die Betten fiel. Je ein oder zwei Zimmer hatten einen halbwüchsigen Jungen zur Bedienung. So war's und so ist's in der Hauptsache noch heute. Aus diesem Stift sind nicht nur ganze Generationen von Pfarrern und Gymnasiallehrern hervorgegangen, deren einfache Gewöhnung ihnen die alle Zeit dürftigen Amtsbesoldungen als Reichthum erscheinen ließ, auch große Gelehrte von europäischem Ruf, wie Hegel, Schelling, Baur, Strauß, Gustav Schwab, Vischer u. s. w. David Strauß und Friedrich Vischer kennzeichnet Mohl als echte Stiftler, und meint, daß beide so unkluge und mit Nothwendigkeit zu einem übeln Ausgang bestimmte Ehen eben nur als weltunkundige Zöglinge des Tübinger Seminars hätten eingehen können.

Das Tübinger Studentenleben bewegte sich sonst in den bekannten Bahnen, wenig Witz, viel Behagen und Wichtigthuerei. Aber von Luxus, wie er heute eingerissen ist, konnte kaum die Rede sein, weder in der Kleidung, noch in Nahrung oder Wohnung. Es gab kaum zwölf Studentenbuden, in denen sich ein Kanapee — der alten Art mit steifen Lehnen — befand, dessen Genuß dann ein Gegenstand des Neides war und auch von Anderen als den rechtmäßigen Besitzern selbst unwillkommen „geschunden" wurde. Täglich ward gefochten, auf entsetzlichen Kleppern geritten; die Studenten gingen in Kanonenstiefeln und weißen kurzen Flausröcken, deren Reinlichkeit sich nach der Zahl der Semester abstufte. Das Studium ward nicht gänzlich verwahrlost, wenn auch besonders die Mitglieder der Verbindungen die Mußezeit in den Wirthshäusern bei schlechtem Bier ausdehnten. Um 10 Uhr bot der Pedell die Polizeistunde, auf dem Heimweg tobte sich die Lebenskraft noch auf den Straßen aus in Singen oder Brüllen und sonstigem Unfug. Doch bestand auch ein von Studenten unterhaltenes Museum mit Lesezimmer für Zeitungen und neue Bücher, Billardzimmer, Kartenspielzimmer und Speisesaal.

Einen ganz anderen Zuschnitt des Studentenlebens lernte Mohl dann in Heidelberg kennen — ein Gegensatz, der ja noch immer zu beobachten ist. Dort waren unter den Studenten schon zahlreiche Angehörige der höheren und höchsten Stände bis zu den Prinzen regierender Häuser. Die Farben der Verbindungen, der Burschenschaft und der vier Corps (Westfalen, Kurländer, Niederrheiner und Oberrheiner) wurden offen zur Schau getragen an Mützen, Bändern und Pfeifenquasten. Das öffentliche Auftreten war nicht minder lärmend als in Tübingen, aber weniger ungebunden, als geradezu herausfordernd. Der Umgangston war freundschaftlich innerhalb der Verbindung, herablassend gegen die Renoncen, die sich unter den Schutz der Verbindungen stellten, ohne in den inneren Kreis eintreten zu wollen, kalt höflich gegen die Fremden. Auch bei der Burschenschaft waren Prinzen und Grafen zu finden; in der Hirschgasse war auch damals schon oder noch das berühmte Pauklocal, unter stillschweigender Billigung der Behörden. Der Paukarzt hatte von den Verbindungen einen festen Gehalt von 1200 Gulden.

In Tübingen war Mohl's Eintreffen zusammengefallen mit der Errichtung einer eigenen staatswirthschaftlichen Facultät. König Friedrich hatte die alte corporative Selbstständigkeit der Universität aufgehoben, unter der die Professuren nahezu ein Erbbesitz einiger Familien geworden waren. Man pflegte von der Familie Gmelin zu sagen, sie habe theils geborene, theils ungeborene Professoren. Nicht weniger als fünf ordentliche Professoren Gmelin traf Mohl in Tübingen. Die Ernennung durch's Ministerium oder richtiger durch den König war freilich kein Allheilmittel gegen Mißgriffe, wie es die Berufung des später so ersprießlich wirkenden Friedrich List als Professor der National-Oekonomie gewesen ist nach Mohl's unzweifelhaft richtiger Darstellung (gegenüber der Erzählung von Jentsch, der eben Mohl nicht einsehen konnte). List (geboren 1789) hatte keinerlei abgeschlossenen Bildungsgang durchgemacht, sondern als Schreiber bei verschiedenen untergeordneten Canzleistellen gearbeitet, zuletzt in Tübingen, wo er dann zugleich einige Collegien belegte. Seine Ernennung zum Professor und noch dazu in so jugendlichem Alter verdankte er der Gunst des württembergischen Cultusministers v. Wangenheim. Bei seiner lateinischen Antrittsrede zeigte sich, daß er die von einem Anderen aus dem Text List's in's Lateinische übersetzten Worte ihrer Quantität nach nicht richtig auszusprechen gelernt hatte — in den Augen der Studenten mußte ihm das von vornherein schaden. So fanden sich denn in seiner ersten Vorlesung nur wenige und dazu voreingenommene Zuhörer ein. Mohl will sich erinnern, daß seine Ausdrucksweise phrasenhaft und pathetisch gewesen sei, so habe er unter anderem den wunderlichen Satz vorgebracht, „das Rauchhuhn schreit nach Rache." Die Zuhörerschaft sei immer unruhiger geworden, und List dadurch in Verlegenheit versetzt habe sein Concept immer hastiger herunter gelesen, bis er noch lange vor Ablauf der Stunde mit seinem Vorrath fertig gewesen und unter den Hohnrufen der Studenten vom Katheder verschwunden sei. Dann wäre er noch drei Semester in Tübingen geblieben, ohne zu lesen.

Das Leben der Tübinger Professoren, das Mohl seit seiner Anstellung 1824 genau genug kennen lernte, trug das Gepräge einer Landstadt. Ein Theater bestand natürlich nicht; Concerte waren selten und mittelmäßig, denn für große Künstler hatte Tübingen keine Anziehung. Das Museum war mit Lesestoff genügend ausgestattet, aber sonst bäuerlich einfach und nicht viel Anderes, als ein Wein- und Bierhaus. Ebenso einfach war der Haushalt der Professoren. Von Zeit zu Zeit fanden bei den Wohlhabenden Gastereien statt, auf die acht Tage lang von Frauen, Töchtern und Mägden gesotten, gebraten und gebacken wurde; als Getränk genügte der Landwein. Dabei saßen die Gäste dicht gedrängt in kleinen Räumen bis Mitternacht. Die Vertreter der alten Zustände an der Universität lagen bald in bitterer Fehde mit den jungen reformfreundlichen Professoren, an deren Spitze Mohl trat und durch seinen Einfluß beim Ministerium Alles durchsetzte. Ohne Antheil an der Leitung waren die von der Regierung ernannten außerordentlichen Professoren und die Privatdocenten, die man aber nicht gern sah und als unruhiges, unzufriedenes und unbequemes Element behandelte. Ganz andere Verhältnisse traf dann Mohl bei seiner Berufung nach Heidelberg. Ein heiteres leichtes Leben, trotz mancher Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten über Personalfragen. Bei Zulassung von Privatdocenten machte man kaum Schwierigkeiten, so daß sich zeitweilig ganze Schaaren zusammenfanden, von denen der eine oder andere zur Auszeichnung Titel und einen kleinen Gehalt als außerordentlicher Professor erhielt, auf ein allmäliges Vorrücken in Heidelberg selbst zu rechnen, wäre aber Thorheit gewesen; sie mußten sich auswärts umthun. Auch die juristische Promotion war damals eigenartig genug, die an sich ernsthafte Prüfung pflegte an einer gutbesetzten Abendtafel im Haus des jeweiligen Decans stattzufinden. Ländlich, sittlich!

Das politische Leben in Württemberg vor 1848 bezeichnet Mohl kurz aber treffend — auch für die andern süddeutschen Staaten — als pseudoparlamentarisch. Der Einfluß des Königs Wilhelm (1816—1864) wog durchaus vor und fand seine Stütze in den von ihm nach eigenem Ermessen ernannten Ministern, die aus dem Beamtenstand hervorgegangen, ihrerseits diesem den Daumen an die Kehle setzten. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung blieb unter der Oberfläche des öffentlichen Lebens. Die ältere Generation wußte

Digitized by Google

es nicht anders, als daß der Unterthan Steuer und Kriegsdienst zu leisten und zu gehorchen hatte, die jüngere konnte erst allmälig in freiere Anschauungen hineinwachsen. Man war unzufrieden mit dem langsamen Gang der inneren Reformen, mit dem Fortbestand mancher unliebsamen Einrichtung — aber man konnte auch die wesentliche Besserung seit dem 18. Jahrhundert nicht verkennen. Verwöhnt war der Altwürttemberger ja nicht — ging doch die bezeichnende Anekdote von dem Bäuerlein von Mund zu Mund, der dabei stand, wie sein Herzog von einer Anhöhe auf das Land ringsum blickte und in die Worte ausbrach, „'s ist doch ein schönes Land, mein Württemberg!" Das Bäuerlein konnte sich nicht enthalten halblaut hinzuzufügen, „Ja wohl, schier net umzubringa". Wilhelm hatte die mittelalterlichen Lasten und Unfreiheiten beseitigt, ein leidlicher Grad bürgerlicher und politischer Freiheit blieb unangetastet, es bestand keine Günstlingswirthschaft und kein Adelsregiment, der Staatshaushalt war geordnet, die Steuerlast erträglich, Untreue und Bestechlichkeit der Beamten wurden scharf geahndet, von oben herab ward strenge Aufsicht geführt. Aber ein lebendiger Antheil des Volkes an den öffentlichen Zuständen war eben noch nicht da und auch kein herzliches Einvernehmen zwischen Herrscher und Unterthanen — dazu war Wilhelm doch zu autokratisch, und sein häusliches Leben verletzte die bürgerliche Auffassung von Ehe und Sittlichkeit. Ueberdies trieb der König hinter dem Rücken seiner Minister und Gesandten eigene Diplomatie, für eine deutschnationale Politik fehlte ihm jedes Verständniß, die Unabhängigkeit seines Hauses und seines Landes war sein höchstes Ziel; die particularistische Richtung war unbedingte Richtschnur. Eine Abstimmung in der Ständeversammlung gegen einen Regierungsvorschlag empfand er als persönliche Beleidigung. „Ich verzeihe, aber ich vergesse nie", sagte er einst zu Mohl's Vater.

So war es denn kein Wunder, daß die Bewegung des Jahres 1848 auch in Württemberg zur unliebsamen Ueberraschung des Königs hohe Wellen schlug. Sie fand noch manche Wunderlichkeit wegzuschwemmen. Bis dahin erschienen im Landtag die Abgeordneten der Ritterschaft in Uniform und Degen, die Geistlichen im Ornat, die Abgeordneten der Städte und Aemter in langen schwarzen seidenen Mänteln ohne Aermel; der Präsident trug schwarzes Hofkleid und Degen; die Minister erschienen in Uniform und Ordensschmuck — ganz ancien régime.

Aber trotz alledem ist ganz unverkennbar, daß in der langen Regierung König Wilhelm's I. die Verschmelzung des Stammlandes und der neuen Erwerbungen große Fortschritte gemacht hat, daß Württemberg trotz seines bescheidenen Umfanges ein lebensfähiges, der Fortdauer würdiges Staatswesen geworden ist, dem mancherlei Vorsprung in innerer Freiheit und Bildung zuzugestehen gerade der Landfremde sich getrieben fühlt. „Gott Lob, daß wir keine Preußen sind" — wer sich über den Ausspruch eines Württembergers aufhalten will, der frage sich doch zuerst, ob ihm nicht ein Kern von Berechtigung inne wohne. Nicht in der Einerleiheit französischen Departementswesens, sondern in der reichen Ausgestaltung der Eigenart liegt die Bürgschaft des Fortlebens der deutschen Nation und der deutschen Cultur.

Eros in Kunst und Leben.

Von Johannes Gaulke.

Der dem Menschen immanente schöpferische Trieb tritt in der Kunst wie im Leben mit gleicher Deutlichkeit in die Erscheinung. Seine Bethätigungsformen sind jedoch verschiedener Art. Im Durchschnittsmenschen bethätigt er sich im Wesentlichen nur nach der sexuellen Richtung oder in der Fortpflanzung der Art. Je differencirter sich aber das Innenleben des Menschen gestaltet, um so reicher und mannigfaltiger entwickelt sich auch der schöpferische Trieb. Der Mensch projicirt sich gewissermaßen über sich selbst hinaus. Er wird aus einem Werkzeug der Natur (als das er schließlich nur angesprochen werden kann, so lange er im Bann der libido sexualis steht) zu einem bewußten Schöpfer — zum Künstler.

Kunst ist Liebe, Liebe ist Kunst. Jedes Kunstwerk hat den letzten Grund seiner Entstehung in der Liebe, welche die vornehmste Aeußerung des Sexualtriebes, oder eine Bethätigungsform des schöpferischen Geistes überhaupt ist. „Denn alle Liebe, wie ätherisch sie sich auch geberden mag, wurzelt allein im Geschlechtstriebe, ja, ist durchaus nur ein näher bestimmter, specialisirter, wohl gar im strengsten Sinne individualisirter Geschlechtstrieb." (Arthur Schopenhauer. Metaphysik der Geschlechtsliebe. Die Welt als Wille und Vorstellung, II. Theil).

In den verschiedensten Lebensaltern, das höchste Greisenalter nicht ausgeschlossen, sind die Gedanken und Handlungen der Menschen mehr oder weniger stark von der Liebe beeinflußt. Den Einen begeistert sie zu den edelsten Thaten und zu den erhabensten künstlerischen Leistungen, den Anderen aber zieht sie in den Schmutz hinab und macht ihn gar zum Verbrecher. Wir können oft das entwürdigende Schauspiel erleben, daß ein geistig hochstehender Mann der willenlose Sclave eines ruchlosen Weibes wird, und daß umgekehrt ein geistig bedeutendes Weib unter den Fußtritten eines gemeinen Mannes, den es liebt, seine höchste sinnliche Befriedigung findet. Das alte Philosophem von der Willensfreiheit wird durch die Tyrannei des Geschlechtstriebes glänzend widerlegt. Der Mensch ist, sobald seine libido sexualis einmal erregt ist, nicht mehr Herr seiner selbst. Seine Grundsätze wirft er über den Haufen, seine vitalsten Interessen vernachlässigt er, sein Verlangen ist nur noch auf den ausschließlichen Besitz des geliebten Wesens gerichtet. Und er mag selbst ein ästhetisch empfindender Mensch sein, in dem Augenblicke der höchsten Erregung versagen die Sinne der ästhetischen Anschauung, Auge und Ohr. Die Worte „schön und häßlich", „gut und böse" verlieren für ihn ihre Bedeutung; er hört nicht mehr das gemeine Wort, mit dem ihm das Weib seiner Wahl schmeichelt, und sieht nicht mehr das häßliche Grinsen, das ihre Lippen umspielt, während sie ihn nmfängt. Selbst die Entwürdigung, die er sich in den Armen des gemeinen Weibes bereitet, empfindet er als eine Lust.

In den Zustand der sinnlichen Perversion gelangt der Mann aber nur dann, wenn seinem geschlechtlichen Verlangen das ästhetische Moment der Liebe fehlt. Dieses kann sich in dem Wohlgefallen an dem Formal-Schönen sowohl als auch an dem Innerlich-Schönen (der schönen Seele des geliebten Objects) äußern. Damit können wir die Liebe als die feinste Ausstrahlung des Geschlechtstriebes charakterisiren, und nur in diesem Falle kann sie — gleichgiltig, ob es sich um erhöhte oder versagte Liebe handelt — zu einem kunstfördernden Factor werden. Den glücklichen Liebhaber begeistert sie zu einem Dithyrambus auf die Geliebte, aber auch den unglücklich Liebenden kann sie zu einer künstlerischen Bethätigung anspornen. Für den Einen ist die Kunst eine Folge-Erscheinung der Liebe, für den Anderen ist sie ein Ersatz dafür. Deßhalb ist die aus versagter Liebe geborene Kunst im Allgemeinen inhaltlich reicher und tiefer als die andere Art. Nur wer durch alle Tiefen des Lebens gegangen ist, wer den großen Schmerz aus versagter oder verlorener Liebe empfunden hat, kann die höchsten Staffeln der Künstlerschaft erklimmen! Die aufgespeicherte, nicht in der Umarmung des geliebten Objects zur Auslösung gelangte Liebe setzt sich in Kunst um. Hätten Dante, Petrarca, Michelangelo, Shakespeare, Platen, Heine u. A. in der Liebe das ersehnte Glück gefunden, die Welt wäre vielleicht um viele bedeutende künst-

Digitized by Google

lerische Productionen ärmer. In der Natur können wir eine analoge Erscheinung beobachten: der Gesang der Vögel verstummt, sobald die Eier im Neste liegen. Dem höchsten Sinnesgenuß folgt immer noch die Ernüchterung auf dem Fuße. Die Poesie der Liebe schwindet dahin, sobald die Liebe ihre physische Befriedigung gefunden hat. Das Ideal büßt, sobald es anfängt, sich in Realität umzusetzen, seinen fascinirenden Reiz für uns ein. Es ist die Frage, ob die erfüllte Liebe oder die unbefriedigte Sehnsucht der begehrenswerthere Gemüthszustand ist. Auch das Leid erzeugt die Wollust stets von Neuem aus sich heraus. Jedenfalls hat es sich in der künstlerischen Production als der stärkere Stimulus erwiesen.

Die Kunst ist jedoch nicht die einzige Bethätigungsform der nicht befriedigten Liebe. Bei einzelnen Menschen kann die Liebe, wenn sie das concrete Object ihrer Wahl nicht erlangt, einen allgemein abstracten Charakter annehmen: sie erweitert sich zur Liebe zum Vaterlande, zur Menschheit, zur Religion u. s. f. Aber auch in diesem Falle ist sie mit einer schöpferischen, bezüglich bildnerischen Bethätigung verbunden. Viele der großen Führer und Erzieher der Menschheit, wie Plato, Jesus, Nietzsche haben die Liebe zu einem anderen Geschlechtsindividuum nicht gekannt. Andere, die den Traum ihrer ersten Liebe nicht verwirklichen konnten, sind aus dem Sturm der Leidenschaften zu Thatmenschen herangereift. In der dramatischen Dichtung treffen wir vielfach derartige Charaktere an.

Der Umwandelungsproceß der Geschlechtsliebe in eine abstract menschliche vollzieht sich indessen nicht an allen Individuen. Es mag dies überhaupt nur ein Vorzug groß angelegter Naturen sein. Bei schwachen Menschen schlägt die Liebe, wenn sie nicht in den Besitz des ersehnten Objects gelangt, in das Gegentheil um: sie wird durch die Negation ihrer selbst zur Selbstliebe und bildet als solche die häßliche Caricatur der erhabenen abstracten Liebe zur Menschheit. Abkehr vom Leben, Menschenfeindschaft, Mißtrauen und Geiz — die eine oder die andere dieser Eigenschaften oder alle in ihrer Totalität — sind ihr Charakteristicum.

Von den letzterwähnten Zwischenstufen abgesehen, bleiben nur zwei wirkliche Bethätigungsformen des schöpferischen Triebes übrig. Diese sind: die Liebe, als das Mittel zur Erzeugung einer leiblichen und die Kunst, als das Mittel zur Erzeugung einer geistigen Nachkommenschaft. Kunst und Liebe stehen in steter Wechselwirkung zu einander, das lassen uns die Werke aller Kunstepochen mit größter Deutlichkeit erkennen. Mag auch das Object der künstlerischen Darstellung einer nichts weniger als sinnlich lebensfreudigen Sphäre angehören, wie in der christlichen Kunst, so klingt dennoch das erotische Element mehr oder weniger stark im Kunstwerk wieder. Selbst der äußerlich spröde Mariencultus entbehrt des sinnlichen Elements keineswegs.

Ueber das Verhältniß des Eros zur Kunst giebt uns die griechische Plastik eine Reihe höchst bemerkenswerther Aufschlüsse, obgleich die nackten Statuen trotz ihrer vielfach gepriesenen Jugend und Schönheit kaum noch einen sinnlichen Reiz auf uns ausüben. Denn unser Liebesleben bewegt sich in anderen Bahnen als das der Griechen. Wir haben den Sinn für das Formal-Schöne, der bei den Griechen so außerordentlich entwickelt war, verloren. Wie die Erfahrung lehrt, sind die schönen Frauen nicht immer die begehrtesten. Wir sprechen von einer „kalten" Schönheit. Einen stärkeren Reiz übt auf uns das temperamentvolle und liebenswürdige Weib aus, mag es selbst häßlich sein. Unsere Sympathie ist schneller für den schwachen als für den starken Menschen erweckt. Das Gefühl des Mitleids für ein verlassenes oder schutzbedürftiges Mädchen verdichtet sich nicht selten zu einer starken, aufopferungsfähigen Liebe. Der modernen Erotik haftet ein gewisser krankhaft sentimentaler Zug an. Anders die Griechen. Sie sympathisirten mit dem ganzen Menschen in seiner Schönheit, Energie, Gesundheit, Kraft. Die sentimentale Liebe kannte das Alterthum nicht. Zwar berichtet die Mythe von einem Liebespaar, das für einander in den Tod ging: Hero und Leander. Im Allgemeinen spielt aber die sentimentale Liebe in der epischen, wie dramatischen Dichtung des Alterthums keine Rolle. Der Selbstmord aus verlorener oder versagter Liebe ist eine Erscheinung unserer Zeit.

Der Grund für das Manco an sentimentaler Liebe bei den Griechen mag in dem wenig differencirten Geschlechtsempfinden dieses Volkes zu suchen sein, wie dies ja heute noch im Orient allgemein der Fall ist. Die Liebe beschränkte sich bei den Griechen nicht ausschließlich auf das entgegengesetzte Geschlecht, sondern sprang auch auf ein Individuum desselben Geschlechts über. In der Blüthezeit Griechenlands war die Freundesliebe gerade unter den Führern des Volkes, den Staatsmännern, Philosophen, Dichtern und Künstlern, eine allgemeine Erscheinung. Die gleichgeschlechtliche Neigung — der seelische Hermaphroditismus, der nicht selten eine Eigenart des Genies ist — hat den Sinn für abstracte Formenschönheit außerordentlich gefördert.

In der Kunst der Griechen findet die zwischen zwei Extremen sich bewegende sexuelle Neigung ihren eigenthümlichen Reflex. Die gesammte olympische Götterwelt, die den Hauptvorwurf der griechischen Plastik bildet, hat nicht einen ausgesprochen männlichen oder weiblichen Geschlechtstypus aufzuweisen. Die männlichen Gestalten zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Ueppigkeit der Formen und Weichheit der Linienführung aus und nähern sich somit stark dem femininen Typus. Dies ist nicht nur der Fall bei den abstract gedachten Götterstatuen eines Hermes von Olympia und eines Apollo von Belvedere, sondern auch die dem sog. hohen Styl angehörenden Jünglingsgestalten eines Doryphoros und Diadumenos und des Diskuswerfers von Naukydes, die als besonders charakteristische Aeußerungen einer strengen Kunstrichtung gelten, weisen verschiedene Merkmale des femininen Typus auf. Und umgekehrt weichen auch die weiblichen Statuen, wie die Athene Parthenos, Niobe, Artemis, die verwundete Amazone und selbst die Venus von Milo (für mich das Prototyp der unnahbaren, kalten Schönheit) nicht unwesentlich von dem Typus Weib ab. Kraftvolle Gliedmaßen, eine übermäßig gespannte Muskulatur und eine dem männlichen Körper sich nähernde Proportion bilden die charakteristischen Merkmale der weiblichen Statuen.

Die Tendenz, die Geschlechtscharaktere zu verwischen, läßt sich, wie in der Kunst, so auch in der Mythologie der Griechen beobachten. Pallas Athene entspringt dem Haupte des Zeus (der demnach als ein receptives Individuum gedacht ist) in voller kriegerischer Rüstung. Und weiter ist Athene, die als eine weibliche Gottheit gilt, von einem durchaus männlichen Geiste beherrscht. Eine analoge Erscheinung bietet uns das Amazonenheer: ein männlicher streitbarer Geist in einem weiblichen Körper. Wie Athene, so übte auch Artemis eine männliche aufregende Thätigkeit aus. Und selbst den Liebe und Freude spendenden Göttinnen haftet ein derber Zug an. Den Gretchen-Typus, das Ideal des deutschen Philisters, kannte die griechische Mythologie nicht. Die Götterwelt Griechenlands, wie auch die Kunst der Griechen, abstrahirt von den ausgesprochenen Geschlechtscharakteren und stellt den formal-schönen Typus Mensch her — eine Abstraction, auf welche die feiner differencirte libido sexualis des modernen Menschen nicht reagiren kann. Ueberhaupt regt der nackte Körper, gleichgiltig, ob männlich oder weiblich, die Phantasie nicht an, ergo kann auch die Moral beim Anblick einer griechischen Sculptur keinen Schaden erleiden. Darum führen unsere berufenen Jugenderzieher die ihrer Obhut anvertrauten Zöglinge getrost in die Museen.

Die Griechen huldigten in der Liebe dem Abstract-Schönen, die Modernen lieben höchst concret. Daher spielt im modernen Liebesleben der Fetischismus eine so große

Digitized by Google

Rolle. Die erotischen Erinnerungszeichen, wie die Ringe und die Löckchen, mit denen sich so mancher Mann fesseln läßt, und ähnlicher Tand üben auf den Liebenden nicht selten einen viel stärkeren Reiz aus als das Object seiner Liebe, das Weib selber. Den wenigsten Männern gelangt der raffinirte Fetischismus, den sie treiben, zum Bewußtsein.

Das Weib nahm im Alterthum eine verachtete Stellung ein, erst das Christenthum hat die sociale Gleichheit der Geschlechter hergestellt — vor dem Angesicht Gottes nämlich. Diese alte Binsenweisheit ist uns schon in der Quarta vorgetragen worden. Freilich spielte das Weib bei den alten Völkern keine active Rolle im Staatsleben, und vielleicht war dies ein Glück für beide Geschlechter. Die alte Phrase von der Verachtung des weiblichen Geschlechts muß jedoch mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Denn im Grunde genommen war das Weib im Alterthum nicht weniger verachtet als in der Neuzeit. Die Griechen waren nur unvergleichlich ehrlicher als die Modernen. Sie betrachteten das Weib als ein nothwendiges Requisit zur Erhaltung der Art, weniger als ein Mittel des Genusses. Denn die sexuelle Erregung bereitete ihnen auch der schöne Jüngling und das Kunstwerk. Man braucht hierbei aber keineswegs gleich an Perversitäten zu denken, der Anblick eines schönen Körpers, ob in der Kunst oder im Leben, kann schon obige Wirkung ausüben. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß der unverdorbene Mensch durch die Anschauung des geliebten Objects viel reiner und intensiver genießt, als durch die sexuelle Bethätigung, der immer die Ernüchterung, nicht selten auch der Ekel auf dem Fuße folgt. Ebenso kann die Kunst, als die erhabenste Bethätigungsform des Sexualtriebes, eine Wirkung ausüben, die das sinnliche Verlangen vollkommen befriedigt. Bei der Betrachtung eines Kunstwerkes, bei dem Anhören eines Musikstückes durchlaufen wir häufig die ganze Scala der Empfindungen, wir gelangen in einen Zustand der Erregung, in den uns sonst nur die Berührung mit dem geliebten Wesen versetzt, und haben nicht die unausbleibliche Ernüchterung zu fürchten. Die Griechen wußten diesen Umstand wohl zu schätzen, daher bildete der Cultus des Schönen (die reine Anschauung des Schönen) einen integrirenden Theil ihres Liebeslebens. Das künstlerische Moment war unzertrennlich von der Liebe.

Im modernen Leben ist das Weib mit einem äußeren Schein der Achtung umgeben, im Grunde genommen ist es aber ebenso unfrei wie im Alterthum, nur mit dem Unterschied, daß es sich seiner Macht als Geschlechtswesen besser bewußt ist. Daher sucht es auch seine scheinbare Machtstellung zu einer thatsächlichen zu machen. In der Kunst und im Leben entbrennt täglich der Kampf um die Vorherrschaft des Weibes von Neuem. Die Griechen waren glücklicher daran, weil sie ehrlicher und brutaler waren. Sie hatten die politisch rechtlose Stellung, die das Weib damals auf Grund der allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse in der Gesellschaft einnahm, weder durch einen nichtigen Frauencult noch durch Scheinconcessionen äußerlich gemildert, und sie konnten daher nicht Gefahr laufen, vom Weibe in Kunst und Leben beeinflußt zu werden.

Dem Christenthum war es vorbehalten, im Sexualleben, wie auch auf anderen Gebieten, Verwirrung anzurichten. Mit der Abkehr von der Natur und der unheilvollen Askese, die das Christenthum predigte, setzte der Kampf der Geschlechter um die Vorherrschaft in der Gesellschaft erst mit voller Kraft ein. Und ehe der Mann es sich dessen recht versah, wurde ihm eine Position nach der anderen abgerungen, wenn auch nicht im politischen und socialen Leben, so doch im geistigen. Unsere Zeit steht vollends im Zeichen des Feminismus. Es giebt keinen ungeheuerlicheren Widerspruch, und zugleich kennzeichnet auch nichts besser die Stellung des Mannes, als daß er um die Gunst des gesellschaftlich unter ihm stehenden Weibes buhlt. Er schlägt sich sogar um eine Frau und stirbt für sie. Wenn der Mann um die Liebe des Weibes wirbt, wird er nicht selten zum Weibe, und das Weib zum Manne. Wird seine Liebe nicht auf den ersten kühnen Antrieb erwidert, so versucht er es mit weibischen Ueberredungs- und Ueberzeugungsmitteln: er wird schmiegsam und nachgiebig, unterwürfig und dienstbeflissen. In dem Weibe erwachen dagegen in demselben Augenblick männliche Herrschaftsgelüste: sie wird hart und kalt und sucht die ihr gebotene Position nach Möglichkeit auszunutzen, indem sie den Anbeter quält und tyrannisirt. Dieser Vorgang ist für den kühlen Beobachter von hohem ästhetischen Interesse. Zola hat dieses Problem in seinem Roman der Cocotte, in „Nana“ glänzend erörtert. Der weibische Mann wird die Beute weiblicher Genußsucht, Eitelkeit und Herrschsucht. Nana, das arme Mädchen aus dem Volke, ist der Tyrann, ihre Handlungen entspringen einem instinctiven Gefühl der Rache, sie dringt in die Gemächer der Lebewelt ein, um von dort aus ihr Gift in die ganze Gesellschaft zu verbreiten. Unter ihren Fußtritten erschauert der weibische Mann in wollüstiger Erregung. Wenn der Mensch einmal durch äußere Umstände aus dem Paradiese der Unschuld hinausgetrieben ist, wird Eros ihm zum Fluch, das natürliche Verlangen steigert sich zur Perversion und der Vernichtungskampf der Geschlechter beginnt.

Der kämpfende, an sich selbst verzweifelnde Eros spielt in der modernen Kunst eine ungewöhnliche Rolle, in der modernen Bühnendichtung wird er gar als Problem wissenschaftlich-analytisch zergliedert. Unsere Dichter suchen das Sexualleben in allen seinen Entwickelungsphasen und Erscheinungsformen zu durchleuchten zum Aerger aller Moralphilister und Schulmeister, die an dem Ueberkommenen nicht zu rütteln wagen. Deutschland galt einst als die politische Kinderstube, heute könnte es mit noch größerem Recht als die literarische Kinderstube bezeichnet werden. Auf unserem Gymnasium werden die Schüler nur mit den Dichtern der Vergangenheit bekannt gemacht, die von den Oberlehrern auf ihren „sittlichen“ Gehalt hin geprüft und — um allen selbstständigen Auffassungen der Schüler vorzubeugen — nach Möglichkeit commentirt sind. Die Literaturgeschichte der Gymnasien reicht eigentlich nur bis zur großen classischen Periode. Von da an wird es immer ängstlicher, von den Romantikern sind der Dichtung bereits Stoffgebiete erschlossen, die nach der Auffassung der Oberlehrer keine „poetische“ Berechtigung mehr haben. Schon das bloße Wort Liebe ist unter Umständen dazu angethan, Vorstellungen zu erwecken, die das kindliche Gemüth vergiften. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit eines Oberlehrers, der aus dem Classenaufsatz das Verbum „verlieben“ streng verpönte; dasselbe mußte mit „von Liebe zu ihr (resp. ihm) ergriffen sein“ umschrieben werden.

Was ist nun das Resultat dieser verschrobenen Erziehungsmethode? Wird dadurch etwa die Jugend vor sexuellen Verirrungen oder einem krankhaft gesteigerten Liebesverlangen bewahrt? Ich glaube, diese Frage mit Nein beantworten zu können. Denn die Erfahrung lehrt, daß gerade das Unbekannte und Geheimnißvolle die Phantasie krankhaft erregt. Unsere Erziehungsmethode zielt aber auf eine Verdunkelung der Thatsachen im Sexualleben hinaus. Wenn man den Bogen zu straff spannt, zerbricht er. Wenn der Mensch das reine Naturempfinden einbüßt, empfindet er die libido sexualis als eine Schuld und er beginnt mit sich selbst zu rechten, um das seelische Gleichgewicht auf dem Wege der Speculation wiederzufinden.

Die Trennung von Natur und Mensch ist in Ibsen's Gesellschaftsdramen dargethan. In „Nora“, in der „Frau vom Meere“ und selbst in der „Nordischen Heerfahrt“ klingt das Motiv der verletzten Schamhaftigkeit stärker oder schwächer wieder. Im Gefühlsleben des Weibes tritt, wie bei Nora, oft erst nach Jahren, nachdem sie dem angetrauten Manne schon

Digitized by Google

Kinder geboren hat, der Ekel an die Stelle der Sinneslust, weil sie durch einen äußeren Umstand zu der Erkenntniß gelangt ist, daß ihre Liebe sich auf einer falschen Voraussetzung aufgebaut hat oder gar nur ein Surrogat der Liebe gewesen ist.

Die „falsche Voraussetzung" der Liebe beruht immer nur auf der Unkenntniß oder der Verschleierung der Thatsachen im Sexualleben. Der guterzogene Mensch schämt sich, daß er nackt zur Welt gekommen ist! Die Jugenderziehung, in der die Trennung der Geschlechter Princip ist, sorgt dafür, daß dem jungen Manne das Weib eine Sphinx wird, an deren Enträthselung er die beste Zeit seines Lebens vergeudet. Die Griechen haben das Räthsel der Sphinx zu lösen gewußt, indem sie das geheimnißvolle Ungeheuer einfach durch Oedipus in den Abgrund schleudern ließen. Die Sage des Oedipus gehört zu den tiefsten und gedankenreichsten der griechischen Mythologie. Die antike Kunst kennt keine Geheimnißkrämerei, die moderne umso mehr, da wir uns mit einer neuen Sphinx belastet haben. Eros ist in der Kunst wie im Leben zu einem Zerstörer geworden. Trotz aller frauenemancipatorischer Bestrebungen gehen die Geschlechter verständnißlos an einander vorüber. Das Eine ist immer dem Anderen die Sphinx. Unsere Zeit besitzt neben den vielen anderen auch ein sexuelles Problem, um dessen Lösung sich die Dichter und Denker vergebens bemühen. Hier können nur neue Erziehungs- und Lebensbedingungen für beide Geschlechter etwas nützen. Denn das sexuelle Problem ist im letzten Grunde immer ein sociales.

Die Künstlerschule von Hermann Obrist.

Von A. L. Plehn (Berlin).

Nur durch einen kleinen Programmpunkt und dennoch im Wesentlichen unterscheidet sich von bisher bestehenden die neue Künstlerschule, welche Hermann Obrist mit Unterstützung des Malers Wilhelm von Debschitz in München zu Anfang dieses Jahres gründete. Es soll dort nicht, wie auf Akademien üblich, das einseitige Studium nach dem lebenden Modell gepflegt, sondern das Stillleben auf die gleiche Stufe mit Porträt- und Actstudium gestellt werden. Auch soll der Vorliebe des einzelnen Schülers für dieses oder jenes Anschauungsobject freier Spielraum gelassen bleiben.

Den Weg, den der Künstler Obrist zu seinen Zielen ging, will er auch als Lehrer den Lernenden eröffnen. Damit stellt sich die Frage: Wie konnte es geschehen, daß ein Bildhauer sich so energisch zu der glatten, abstracten Linie bekannte, wie Obrist so vielfach in seinen Brunnen, Grabmälern und Aschenurnen gethan hat? Ist doch der Begriff Plastik für uns geradezu gleichbedeutend geworden mit Wiederholung der Gestalt und Bewegung des Lebens, selbst in den Fällen, wo die Erfüllung praktischer Anforderungen vorgeschrieben wurde. Indem sich ein Neuerer von dieser Gewohnheit befreite, machte er sein Schaffen zu einem Räthsel für alle Augen, welche die Ueberhäufung mit Schönheit verwechselten, und zu Denen eine Form nur durch das sprach, was sie bedeutet.

Dieser Bildhauer gehört zu den Geistern, denen die beunruhigende Gewißheit aufgegangen war, daß wir das absolute Gefühl für die Gesetze der Formwirkung verloren haben. Er fragt nicht, was ist die Gestalt werth, die Das und Das vorstellt, sondern: wie beeinflußt der Uebergang aus dem Runden in das Eckige, die Winkelneigung von so und so viel Grad, die Plötzlichkeit einer Umfangsvergrößerung oder das allmälige Anschwellen der Form das menschliche Auge? Denn das und viele andere Möglichkeiten der Gestaltgebung sind die Dinge, welche man sieht, die also jede Art von künstlerischem Eindruck vermitteln. Sobald das Auge diese Linien- und Flächenverhältnisse aufgenommen hat, fällt es seinen Urtheilsspruch über das Schön oder Unschön des gehabten Eindrucks und macht dann erst der Geistesthätigkeit Platz, welche Charakter und Benennung des Dinges bestimmt, das sich durch solchen Gesichtseindruck ankündigte. So eng diese beiden Arten der Feststellung auch zeitlich verbunden sind, so sind sie doch nicht ein und dasselbe. Wohl kann das Urtheil von Phantasie und Gefühl das Auge überreden, voller Antheilnahme bei dem Gebilde zu verweilen, welche es geneigt wäre, als bloße sinnliche Wahrnehmung abzulehnen. Die Geheimnisse des Interesses am Häßlichen gehören in dieses Gebiet. Umgekehrt findet zuweilen das Auge Wohlgefallen an dem, was dem Geist nichts zu sagen hat. Die Freude an jeder abstracten Linienführung, wie z. B. an geometrischen Formen, ist der Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung. Dieses Vergnügen an der bedeutungslosen Form beruht auf bisher noch sehr verborgenen Beziehungen zwischen dem Inhalt des unmittelbaren Gesichtseindruckes und der seelischen Stimmung. Die einfachsten Thatsachen dieses Zusammenhanges stellt Jeder täglich durch eigene Beobachtung fest. Daß ein scharfes Zickzack einen erregenden und unter Umständen peinigenden Einfluß übt, während eine flache Linienschwingung beruhigt oder je nach ihrer Beweglichkeit zum Spiel mit Träumen auffordert, werden die Meisten an sich erfahren haben. Der plötzliche Richtungswechsel einerseits und der allmälige Uebergang andererseits sind dabei die entscheidenden Momente. So bestimmen auch Linienführungen über die unmittelbare Wirkung eines Gemäldes und nicht die Bedeutung dessen, was diese Linien umschreiben.

Ueber die Fragen, warum diese Wirkungen in jedem Fall in bestimmter Weise auftreten, ist noch zu wenig nachgesonnen worden. Je entschiedener ihr Wetteifer mit allen Vielfältigkeiten des Lebens ist, desto mehr müssen für die Kunst diese Fragen in den Hintergrund treten. Je zusammengesetzter das Lebensbild, das sie auffaßt und wiedergiebt, desto schwerer kann sie der Gesetze eingedenk bleiben, nach denen das Auge bei so verwickelten Bewegungseinflüssen berührt werden muß. Darum wird immer wieder ein Punkt kommen, wo die Kunst einfache Formen und klar durchschaubare Verhältnisse sucht. Für die Plastik wie für die Malerei ist jetzt ein solcher Moment da. Es giebt mancherlei Möglichkeiten, an der Lösung solcher Fragen zu arbeiten. Während die Marées und Hildebrand sich ihr auf philosophirendem Wege zu nähern suchten durch Vereinfachung komplizirter Lebenserscheinungen, fing Obrist die Antwort, die seiner Art zugänglich war, aus der Fülle einfachster Naturbildungen auf. Hier war nicht nur ein so gut wie unangegriffener Reichthum neuer Formen, sondern hier war auch ein Irrthum über die Zusammenhänge von Gesichtseindruck und Stimmungserregung nicht leicht möglich. Denn hier gehen ja die Gesetze, welche darüber bestimmen, gleichsam nackt einher. Da sind die bescheidenen Wesen des vegetativen Lebens und die unveränderlich für sich abgeschlossenen Zusammenhänge mineralischer Krystalle. Ihnen gegenüber giebt es keine Gefahr, daß die Wirkung einer Ideenverbindung auf Rechnung der Form gesetzt werde, wie es sich nur zu leicht da ereignen kann, wo die Gestalten eines dem Menschlichen näher stehenden Lebens dem Künstler vor Augen treten.

Hier ist z. B. die Beobachtung zu machen, wie ein Apfel sich behaglich füllt und rundet und sich an der schlanker gewordenen Spitze um die eingetrocknete Kelchhülle zu kräftig knotigen Wülsten zusammenzieht. Hier ist das Nebeneinander des geschmeidigen Linienflusses und der ihm widersprechenden Gegenbewegungen. Insofern ihrer größeren Energie ein lebhafterer ästhetischer Eindruck entspricht, wird jenes Exemplar am Schönsten erscheinen, bei dem dieser Gegensatz sich am Kräftigsten ausspricht, nicht aber darum, weil diese Formeigenthümlichkeit sich zufällig bei den Fruchtfamilien findet, welche sich durch einen edleren Geschmack vor Anderen auszeichnen.

Eine weitere Lehre hat der Pflanzenschaft zu vermitteln, der schlank und gerade aus dem Boden in die Höhe schießt. Sobald er seine ersten Triebe nach der Seitenrichtung schickt,

Digitized by Google

verfolgen diese nicht die starre Winkelform, sondern lassen den Contour des Stengels in allmäligem Uebergleiten aus der Senkrechten zur Wagerechten das Auge mit dem Richtungswechsel versöhnen, und auch in die Astgabelung schiebt sich als Vermittler eine Keimknospe ein, welche die jähe Spaltung zudeckt. Die Beispiele ließen sich häufen. Ueberall giebt es offen am Tage liegende Gegensätze und die sachgemäß beruhigende Verbindung, die von Einem zum Anderen hinüberführt. Da ist nicht so viel Verdeckung und Ableitung von dem, was den Augen wesentlich ist, wie sie sich bei allem complicirteren Leben vielfach finden. Je einfacher die Natur, desto verständlicher die Darlegung ihrer Absicht am Organismus. Hier findet das suchende Auge die Einsicht in Formgesetze und das Geheimniß von Linienwirkungen.

Und zwar sind das Vorschriften, die nicht trügen können. Denn diese authentischen Bekräftigungen von Lebensgesetzen sind es, welchen das menschliche Auge seine Schönheitsregeln verdankt. Nach unseren Beobachtungen des Angemessenen, wie wir es in der Natur fanden, haben wir unsere Begriffe von Tragkraft und schlaffer Nachgiebigkeit, bewegter Unruhe und stiller Festigkeit abgeleitet. Wo sollten wir sie anders hergenommen haben? Folgerungen, welche ohne falsche Beimischung aus diesen Grundvorstellungen abgeleitet werden, können nicht irren, sie müssen unbedingt die Billigung finden, welche dem Leben selbst nie versagt wird, wo es nur in vertrauter Form auftritt. Nicht jedes Auge freilich weiß die Schönheit in allem Wirklichen zu finden, aber Keines wird umhin können, zuzugestehen, daß jede Bildung so und nicht anders sein müsse. Pflanzen oder Thiere freilich, die aus fremden Daseinsbedingungen vor unsere Augen kommen, manche Sonderbarkeiten der australischen Flora und Fauna wirken beim ersten Sehen nicht nur häßlich, sondern unnatürlich. Sie würden dazu beigetragen haben, den Codex unserer ästhetischen Grundsätze zu bereichern, wenn sie seit Jahrhunderten in dem Gesichtskreis europäischen Lebens gestanden hätten.

Auf die Kunst angewendet ist aber das unmittelbare Gefühl für die Vorschriften der schönen Nothwendigkeit heute nur sehr verworren anzutreffen. Meistens tritt es nicht anders auf als in dem absoluten Anspruch aller Welt, sicher zu wissen, was schön und häßlich sei. Da diese Kenntniß aber bei jedem Einzelnen anders aussieht, so ist mit ihr praktisch nicht viel anzufangen. Die Kunstentwickelung, welche mehrere Jahrhunderte lang in nichts Anderem als einem Compliciren und Vermischen mehrerer zum Theil widersprechender Kunstprincipien bestand, hat uns bis an einen Punkt der Rathlosigkeit gebracht, wo Niemand aus noch ein weiß. Nur die Künstler als die berufenen Wegweisenden fangen an, die neue Möglichkeit zu sehen. Sie wollen zur Einfachheit zurück.

Und zwar brauchen wir die einfache Form, um erst wieder unserer ästhetischen Werthungen Meister zu werden. Das ist die heilsame Erziehung, die sich direct an die Augen wendet. Wo könnte sie wirksamer ihre Mahnungen geltend machen als auf freien Plätzen, wo die Entfernungen helfen, eine Silhouette mit ihrem ganzen Empfindungsgehalt klar einzuprägen? Sie wird nach Möglichkeit einer bedeutungslosen Linienschönheit nachstreben, damit nicht wieder auf dem Umweg des Inhalts von der Aufmerksamkeit auf den Formwerth fortgelockt werde. So kommt Obrist zu der einfachen Gestalt seiner Brunnen, die, ob für den Gebrauch, ob als Schmuckanlage bestimmt, Nichts beabsichtigen, als das Sehen zu beschäftigen, und bei denen festliche Heiterkeit der Stimmung von den allerschlichtesten Linien ausgeht. Ja auch der Ernst und die Trauer bedürfen ebenso wenig der Symbole. Bestimmung und Charakter drückt dieser Künstler bei Grabmal und Aschenurne nur durch noch gemessenere Vertheilung der Massen und Contouren aus. Es ist das fast etwas Unerhörtes, da die Plastik alle diese Aufgaben bisher vorzugsweise als eine Gelegenheit betrachtete, ihre Geschicklichkeit in der Darstellung belebter Form zu beweisen.

Dieselbe Pädagogik, welche den Augen der Genießenden heute die Gewöhnung an die Schönheit des Einfachen zumuthet, verspricht sich auch von demselben Mittel einen fördernden Einfluß auf die kommende Generation der Kunstausübenden. Zu Auffindern neuer Formen, nicht zu geschickten Beherrschern der alten sollen sie erzogen werden. Der gesammte Schatz der Lebenserscheinungen von den einfachsten Bildungen an, die ihr Gesetz offen darstellen, bis zu den zusammengesetzten und darum geheimnißvollen Gestalten ihres Gleichen sollen den künftigen Künstlern den Gedächtnißinhalt darbringen, zu dessen Herren sie ihre Phantasie machen.

Nie haben Künstler es anders gehalten, auch wenn keine Schulen solche Lehren gaben. Ihre Augen waren beständig auf der Jagd nach Formelementen, die ihrem Kunstschaffen den Lebensunterhalt gewährten und ihrer Phantasie die Gesetze einprägten, nach welchen die Natur durch Richtungsverhältnisse und Bewegungsgegensätze auf die Anschauung wirkt. Bewußt und unbewußt geht solcher Aufnahmeproceß vor sich, und zur rechten Stunde stellen sich auch ungerufen diejenigen Erinnerungsbilder ein, welche an diesem Platze die rechte Wirkung thun werden. Das Seehundsfell auf dem Schulranzen des kleinen Böcklin ermöglichte es, wie uns Flörke erzählt hat, viele Jahre später dem großen Maler, solche Ueberzeugungskraft in die Zwittergestalt eines seiner Wassergeschöpfe zu legen. Und nur die beständige Aufmerksamkeit auf die einfachen Gestaltungsverhältnisse des Lebens kann ihm das Geheimniß einer Linienwirkung gelöst haben, welche aus seinen Bildern noch Tag für Tag als eine wohlthätige Gewöhnung auf unsere Augen wirkt. Was das Modell nicht verrathen kann, das wird durch die Herrschaft über die Summe aller einmal gehabten Sinneseindrücke vermittelt. Böcklin war nicht der Erste, der mit solchem Schatze Haus hielt.

Aber was wäre die Aufgabe und die Daseinsberechtigung einer Schule, wenn sie diesen Weg, welchen das Genie oft mit tastendem Schritt auf vielfachen Irrwegen zu gehen hat, nicht mit so viel Licht zu umgeben versuchte, als sie irgend zu verbreiten vermag. Wenn sie auch nur ein Zögern oder völliges Innehalten vor erreichtem Ziel dadurch verhindert, daß sie am Anfang der Bahn Klarheit über die einzuschlagende Richtung vermittelt, dann hat sie den Dank ihrer Zeit verdient.

An Obrist's Namen knüpfen sich vor Anderen die ersten Anfänge des Auflebens einer angewandten Kunst in Deutschland. Mit ihm als Leiter wird die neue Schule gleichzeitig der Handwerkskunst dienen und derjenigen, welche Lebensabbilder schafft. Eine Ausbildung, welche es sich zum Ziel setzt, das künstlerische Gefühl des Talents zu wecken, statt es in eine bestimmte Bethätigungsrichtung zu leiten, wird viele von den Irrthümern und Umwegen vermeiden, welche auch in der Berufswahl so häufig sind. Auch werden Diejenigen, welche sich für die angewandte Kunst entscheiden, in dieser Schule die Unterweisungen in den nothwendigen technischen Kenntnissen finden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vater und Sohn.*)

Eine Spielergeschichte von Knut Hamsun.

I.

Im letzten Herbst machte ich eine Reise nach dem Süden, weit nach dem Süden hinab, und kam an einem frühen Morgen mit dem Flußdampfer nach dem Dorfe D., einem kleinen Dorfe, einem sonder-

*) Aus dem eben bei Albert Langen, München, erschienenen Novellenbuche Hamsun's: „Sclaven der Liebe".

Digitized by Google

baren Dorfe, versteckt und vergessen, einem Dorfe mit einem Dutzend Häuser, einer Kirche, einem Posthause und einer Flaggenstange. Der Ort ist Eingeweihten, Abenteurern und Spielern, seinen Leuten und Vagabunden, bekannt, und während einiger Sommermonate des Jahres herrscht in diesem Krähwinkel Leben und großer Umsatz.

Jetzt war Markt im Dorfe, und die Bevölkerung der Umgegend war herbeigekommen. Die Leute trugen Gewänder aus Seide und Pelz mit Gürteln und Schärpen und Geschmeiden, alles nach Stand und Vermögen. Um die Kirche herum standen Reihen von Zelten, wo gekauft und verkauft wurde; eins dieser Zelte war blau, es war das Zelt des Pavo aus Sinvara.

Aber ganz in der Nähe der Kirche, mitten zwischen der Flaggenstange und dem Posthause, lag das Hotel. Das obere Stockwerk war blau, — dort verspielten die Spieler ihr Geld.

Man erzählte im Hôtel, heute Abend würde Pavo ganz sicher kommen. Ich fragte, wer Pavo sei, und man ersah aus dieser Frage, daß ich hier fremd war, sonst kannten Alle Pavo. Er war der Mann, der die Bank drei Mal gesprengt hatte. Sein Vater war der Besitzer des größten Gutes in meilenweitem Umkreis, und Pavo selber hatte bei dem letzten Frühlingsfest sein ganzes Vermögen durchgebracht. Alle Mädchen des Dorfes sprachen von ihm, wenn sie am Abend bei der Pumpe zusammenkamen, und die Frommen beteten für ihn, so oft sie an ihn dachten. Kurz, er war der Spieler und der verlorene Sohn, eine gefallene Größe, ein Ex-Krösus, Pavo aus Sinvara. Er war der Stolz der Stadt und ihre Schande zugleich.

Und mit Pavo's Zelt hatte es die Bewandtniß, daß seine gute Mutter das Zelt für ihn gekauft, und ihm das Geschäft eingerichtet hatte, um ihn, wenn möglich noch auf den rechten Weg zu bringen. Es hätte ja auch Alles gut gehen können, wenn Pavo nur hätte Ernst machen wollen, aber das mißrathene Kind hatte schon in der nämlichen Woche sein Zelt mit der blauen Farbe der Spielbank angestrichen, denn sein Sinn war unverändert. Er spielte auch noch immer. Alles, was er hinter dem Ladentische verdiente, legte er auf den Roulette-Tisch, und in der Regel verließ er die Bank ärmer, als er gekommen war. Sein Zelt hatte eine gute Kundschaft; er verkaufte viele Sachen, weder die Bauern noch die Dorfbewohner gingen an ihm vorüber, alle wollten mit Pavo aus Sinvara handeln. Und seine Mutter verschaffte ihm immer Waaren in Hülle und Fülle, sein Zelt war bis an das Dach vollgepfropft.

Jetzt, heute Abend, sollte er kommen. Das ganze Dorf wußte, daß er kommen würde.

II.

Die Thurmuhr schlug, ich hörte den singenden Schlag, der sich in den übrigen Lärm vom Marktplatz her mischte. Plötzlich klopfte der Hôteldiener an mein Zimmer. Der junge Mann war sehr erregt.

„Denken Sie nur," sagte er, — „der Herr von Sinvara will auch kommen!"

Ich hatte nicht um diese Mittheilung gebeten, und ich sagte zu dem Diener, daß besagter Herr mich nichts angehe. Wer war es? Woher kam er? Der Diener zuckte die Achseln und erklärte, der Herr aus Sinvara sei kein anderer als der vornehmste Herr der ganzen Gegend, der reichste Herr, Fürst Yariw's und Pavo's leiblicher Vater. Und der würde kommen. Im Uebrigen sei der Zweck seines Kommens wohl nichts weiter, als daß er sich darnach umsehen wollte, wie es mit seinem Sohne stünde; er wollte selber dies verfluchte Roulette sehen, das sein Kind ruinirte und dessen Mutter so viel Kummer bereitete.

„Alle diese Nachrichten interessiren mich nicht," antwortete ich dem Diener. „Dagegen habe ich um Thee gebeten. Adieu!"

Und dann ging der Diener.

Als die Uhr sechs war, entstand große Bewegung im Hôtel, der Herr war gekommen. Er ging an der Seite seines Sohnes, Pavo in heller Kleidung, er selber in dunkler. Er war ernsthaft und bestimmt. Die Kirchenglocke läutete, denn schon beim Betreten des Dorfes hatte der Herr der Kirche eine große Summe versprochen, die deren Zukunft völlig sicherte. Er hatte außerdem die Flaggenstange des Posthauses mit einer neuen Flagge bedacht. Aus diesem Grunde war das ganze Dorf in gehobener Stimmung. Die Diener erhielten einen freien Tag, alle Leute waren auf den Straßen, und der Bürgermeister ging in einer funkelnagelneuen Uniform umher.

Der Herr von Sinvara war ein würdiger Mann von einigen sechzig Jahren, ein wenig corpulent, ein wenig blaß und aufgeschwemmt von dem stillen Leben, das er führte, aber mit gewichtstem Schnurrbart und jungen Augen; er hatte außerdem eine lustige, aufwärts gebogene Nase. Es war allgemein bekannt, daß er Fürst Yariw's Freund war, er hatte zwei hohe Orden, trug sie aber selten, weil sein Auftreten auch ohne diese Decorationen höchst respecteinflößend war. Redete er Jemand an, so nahm der Angeredete den Hut ab und antwortete.

Als er ein Glas Wein getrunken hatte, sah er alle die neugierigen Menschen an, die ihn bis an das Hôtel begleitet hatten, und er gab ihnen Allen Etwas. Ein kleines Mädchen rief er sogar aus dem Haufen heraus und schenkte ihr mit eigener Hand ein Goldstück. Aber das Mädchen war nun freilich nicht so übertrieben klein, auch war sie nicht mehr unter sechzehn, siebzehn Jahre alt.

Plötzlich sagt er:

„Wo ist die Bank? Ich will dahin."

Pavo, der ganz entzückt über den Einfall des Vaters ist, geht vor ihm her die Treppe hinauf. Alle folgen ihnen.

Er wurde da drinnen mit der größten Aufmerksamkeit empfangen. Das Rad ist in vollem Gange, das Spiel ist sehr lebhaft; ein brünetter Herr, den der Diener Prinz nennt, macht liebenswürdig vor seinem Freund, dem großen Herrn von Sinvara, Platz.

Im selben Augenblick ruft der Croupier:

„Dreizehn!"

Er heimst alles Geld ein.

Da lagen Haufen von Silber, viele große goldene Münzen und ganze Packen von Papiergeld auf dem Tisch, Alles verschwindet in dem eisernen Schubfach der Bank unter dem Tisch. Und es wird von Neuem Geld gesetzt, so stillschweigend und ruhig, als sei nichts geschehen. Und doch bedeutete in Wirklichkeit diese Dreizehn einen großen Coup. Aber Niemand spricht, das Spiel geht seinen Gang, das Rad saust herum, wird langsamer, steht still: Wieder dreizehn!

„Dreizehn!" ruft der Croupier abermals und heimst das Geld ein.

Diese beiden Coups haben ihn um viele hundert Goldstücke reicher gemacht, als er war. Und wieder wird gesetzt, der Prinz wirft eine ganze Hand voll Scheine auf den Tisch, ohne sie zu zählen. Niemand spricht, es ist sehr still rings umher, einer der Diener stößt in seiner Erregung ein leeres Weinglas gegen den Tisch, ein feines Klirren ertönt und mischt sich in den dumpfen Laut des Rades, das sich dreht.

„Erkläre mir doch das Spiel," sagte der Herr von Sinvara.

Und Pavo, der das Spiel aus dem Grunde kennt, theilt ihm Alles darüber mit. Der große Mann ist ganz von dem Prinzen in Anspruch genommen. „Er wird sich ruiniren!" behauptet er. Und als sei es sein eigenes Geld, das auf dem Spiel steht, rückt er unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Der Prinz ruinirt sich keineswegs," entgegnet Pavo. „Er arbeitet nur mit dem Gewinn des Tages. Der versteht zu spielen."

Es verhielt sich wirklich so. Der Prinz hatte viel gewonnen; ein Diener stand fortwährend neben seinem Stuhl, um ihm Wasser zu reichen, sein Taschentuch aufzunehmen, wenn er es fallen ließ, ihm alle möglichen Dienste zu leisten, alles in der Hoffnung auf eine gute Belohnung, sobald das Spiel beendet war.

Ein großer, blasser Mann, ein dunkelhaariger Rumänter steht neben ihm. Er spielt um's Leben. In Folge der beiden letzten Dreizehn hat er eine ungeheure Summe verloren, da er eigensinnig auf seine eigene, unglückliche Einzelzahl gehalten hat. Er steht halb hinter dem Herrn von Sinvara und streckt die Hand über dessen Schulter, wenn er seinen Einsatz macht. Sein Arm zittert.

„Der junge Mann ist verloren!" sagt der Herr.

Der Sohn, Pavo, nickt und sagt:

„Verloren!"

„Bitte ihn, aufzuhalten!" fährt der Vater fort. „Sage es ihm von mir. Warte, ich will es selber thun."

Hierauf entgegnete der Sohn, es sei nicht erlaubt, Rathschläge zu ertheilen, — „ebenso wenig," fügt er verschmitzt hinzu, „ebenso wenig, wie es erlaubt ist, nur als Zuschauer hier zu sitzen."

Der Vater sieht ihn verwundert an. Er begreift nicht, daß in Pavo's Herzen schon die Lust rast, sich am Spiel zu betheiligen.

„Hier stehen ja so viele Andere, die auch nicht spielen!" wendet er ein.

„Das sind Spieler, die nur darauf warten, daß die Reihe an sie kommt," lügt Pavo.

Da zieht der Herr von Sinvara mit großer Vorsicht sein Taschenbuch hervor.

„So, spiele!" sagt er, „spiele ein wenig, zeige es mir. Aber ganz niedrig, ungefährlich."

Gleich darauf aber ergreift er den Arm des Sohnes und verlangt Aufklärung über die sonderbare Zahl dreizehn:

„Warum gewinnt dreizehn jedes Mal? Ist das nicht ein Betrug vom Croupier? Sage ihm das doch!"

Er ist gerade im Begriff, sein Taschenbuch wieder einzustecken, als ihm plötzlich ein Gedanke kommt. Er zieht einige Scheine heraus, schiebt sie Pavo hinüber und sagt:

„Setze auf dreizehn!"

Pavo wendet ein:

„Die dreizehn ist zwei Mal hintereinander herausgekommen."

Der Vater nickt und entgegnet bestimmt:

„Ja! Setze auf dreizehn!"

Pavo wechselt einen Schein, wirft ein Goldstück auf Nummer dreizehn und lächelt nachsichtig über diese Thorheit.

„Verloren!" sagt der Vater. „Versuche es noch ein Mal. Setze das Doppelte!"

Pavo machte keine langen Einwendungen. Dies ist zu komisch. Man wechselt die Plätze am Tisch, Pavo setzt einmal nach dem andern die doppelte Summe, und Alle wollen den sonderbaren Spieler, den Herrn von Sinvara, sehen. Er selber ist schon sehr interessirt, seine lebhaften Augen folgen den Bewegungen des Rades, er rückt auf dem Stuhle hin und her. Er ballt seine etwas fette Hand, an dem einen Finger trägt er zwei kostbare Ringe.

Als der Croupier die Zahl dreiundzwanzig statt der erwünschten dreizehn nennt, ruft er:

„Ei was, setze noch ein Mal auf dreizehn! Setze hundert!"

Digitized by Google

„Aber —"

„Setze hundert!"

Und Pavo setzt. Das Rad spinnt weiter, der Zeiger rast zwanzig, dreißig Mal über jede Zahl hin, er sucht zwischen allen diesen Chancen, Roth und Schwarz, Gleich und Ungleich, von eins bis siebzehn, von siebzehn bis vierunddreißig, er durchsucht das ganze System, beschnüffelt jede Zahl und bleibt stehen.

„Dreizehn!" ruft der Croupier.

„Nun, Pavo, hatte ich nicht Recht?" sagt der Herr von Sinvara. Und er brüstet sich und läßt alle Umherstehenden hören, was er sagt: „Setze noch ein Mal, setze hundert auf dreizehn!"

„Das kann nicht Dein Ernst sein, Vater. Dreizehn kommt wahrscheinlich den ganzen Abend nicht mehr heraus."

„Setze hundert auf dreizehn!"

„Warum willst Du das Geld fortwerfen?

Der Herr von Sinvara wurde ungeduldig, er machte eine Bewegung, als wollte er dem Sohne das Geld fortnehmen, beherrschte sich aber und sagte:

„Mein Sohn, wenn ich nun die Absicht hätte, die Bank zu sprengen und das abscheuliche Roulette um einer gewissen Ursache willen zu zerstören? Setze hundert auf dreizehn!"

Und Pavo setzte abermals. Er wechselte ein Lächeln mit dem Croupier, und der Rumäne lachte laut auf. Das Pharaospiel am Nebentische hörte gänzlich auf, aller Aufmerksamkeit war auf das Roulette gelenkt.

„Dreizehn!"

„Was hab' ich gesagt!" rief der Herr von Sinvara. „Da ist das Geld. Wie viel soll hier sein? Zähle es nach!"

Pavo war ganz bestürzt.

„Dies sind drei und halbes Tausend," sagte er ganz geschlagen. „Du hast im Ganzen fünftausend gewonnen."

„Gut, jetzt spiele Du! Laß mich sehen, wie Du es machst. Setze auf Roth!"

Pavo setzte auf Roth und verlor.

Der Vater nickte und lächelte den Zuschauern zu.

„So also spielst Du! Siehst Du denn nicht, wohin das führt? Man hat mir erzählt, Du habest die Bank drei Mal gesprengt, das war gut gemacht. Aber warum hast Du Alles wieder verloren? Setze auf Gerade?"

„Wie viel?"

„So viel Du willst. Setze sechshundert."

„Sechshundert ist zu viel."

„Ich überlege mir eben, ob Du nicht noch mehr setzen sollst. Ja, ich will es! Setze zwölfhundert auf Gerade."

Gerade verlor.

Da erhob der Herr von Sinvara seinen fetten Finger drohend und sagte heftig:

„Geh, Pavo! Hier haben wir um Deinetwillen zwölfhundert verloren. Jetzt entferne Dich. Ich wünsche es."

Und Pavo ging. Ich folgte ihm. Er lachte, lachte wie ein Besessener. Ob ich jemals so ein Spiel gesehen hätte? „Er sitzt da und gewinnt Tausende allein auf Grund seiner Dummheit. Gott halte seine Hand gnädig über ihm. Welch' ein Einfall von dem guten Mann, Roulette spielen zu wollen!"

Pavo redete Alle an, die er traf und erklärte ihnen unter lautem Lachen, was für einen Einfall der Vater gehabt habe.

Späterhin am Abend hörte ich, der Herr von Sinvara habe neuntausend verloren, ehe er die Bank verließ. (Forts. folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die größte Sünde.

Die Dichter sind ein undankbares Volk.

Einen kannte ich, dem das Glück sonnte und dem es gelungen war, dem gütigsten oder dümmsten Theaterdirector Berlins sein Drama aufzuhängen. Der Dichter war Redacteur und Kritiker — dies erklärt den Mißgriff des Directors, entschuldigt ihn aber nicht. Und der Dichter hätte sich sollen begnügen. Auch in den Zeitungen, die er nicht als Redacteur und Kritiker empfindlich schädigte, ward sein Ruhm verkündet, doppelt verkündet. Einmal meldeten die Waschzettel, daß das Werk des vielversprechenden jungen X. vom Y.-Theater zur Aufführung angenommen worden sei (die meisten Berliner Theater nehmen bekanntlich Stücke zur Nichtaufführung an). Zum anderen Male gar stand allenthalben zu lesen, X'ens epochale Arbeit sei leider in der Canzlei des Y.-Theaters verloren gegangen. Mit diesen wahren Glücksfällen begnügte sich unser Poet, unersättlich und habgierig wie Poeten einmal sind, keineswegs. Er verlangte auch noch Schadenersatz von dem, sagen wir, schwer betroffenem Director. Und er erstritt ihn. So ward ihm zwar durch des Schicksals Gunst und auf etwas ungewöhnlichem Wege zu Theil, was er bis dahin niemals hatte erhaschen können: ein Honorar für seine dramatischen Schöpfungen. Denn der Director zahlte schweigend, ohne besonders nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß jeder wirthschaftlich erzogene Dichter doch immer mindestens zehn bis fünfzehn Abschriften seiner Schau- und Lustspiele zu Hause habe, der Verlust eines dieser Manuscripte also unmöglich gleichbedeutend sein könne mit dem Verluste des ganzen Meisterwerkes. Wie erwähnt, der Director zahlte. Seit dieser Stunde jedoch gelang es dem Poeten nie mehr, auch nur ein armes Einacterchen in Berlin abzusetzen. Alle Mitglieder des Bühnenvereins waren gewarnt.

Habgier und Unersättlichkeit rächen sich an Denen, der von ihnen befallen ist.

Doch die Dichter sind eben ein undankbares Volk.

Otto Neumann, der sich Hofer nennt, hat Otto Schmidt, der sich Ernst nennt, groß gemacht. Bis Neumann sich des Schmidt's erbarmte, war sein Ruhm allein durch die Provinzpresse und die Reclamehefte der Firma Entsch gegangen. Neumann machte den „Flachsmann als Erzieher" residenzfähig und that mehr für die vierteljährlich kündbare Unsterblichkeit des Altonaers, als die berühmte Postkarte vermocht hatte, auf der Otto Ernst und Wilhelm II. einträchtiglich zusammen den Lorbeerkranz trugen. Ja, Neumann ging noch weiter. Er führte sogar Ernsten's größte Sünde auf, was bei den übrigen schwerwiegenden dramatischen Sünden des Poeten schon etwas besagen wollte. Es war nicht Neumann's Schuld, daß selbst begeisterte Freunde des Autors unter keinen Umständen eine zweite Aufführung des Stückes über sich ergehen lassen wollten und daß er es bei drei Aufführungen bewenden lassen mußte. Wenn schon aller guten Dinge nur drei sind, dann, meinte Neumann, kann man sich bei gottsjämmerlich schlechten erst recht damit begnügen. Otto Ernst-Schmidt aber schonte des Directors nicht. Wir hatten seine Sünde längst vergessen — mitleidslos weckte er die Erinnerung daran, ging hin und verklagte den Mitschuldigen beim Kadi. Der Kadi verurtheilte Otto Neumann-Hofer, dem Dichter tausend Mark auf den Tisch zu legen. Es war ein milder Kadi, denn er hätte auf Grundlage des bestehenden Vertrages auch eine vierte Aufführung des Werkes erzwingen und damit der ohnehin sterbenssiechen Berliner dramatischen Kunst den Todesstoß versetzen können.

Dichter sind nicht nur undankbar, sondern auch grausam.

Otto Ernst-Schmidt erwägt bereits, ob er die Conventionalstrafen in den von ihm aufgesetzten Verträgen erhöhen oder ob er hinfort den Passus darin aufnehmen soll, daß jedes seiner durchgefallenen Stücke hundert Mal vor ausverkauften Häusern und unter frenetischem Beifalle in Scene gehen müsse. Die persönliche Anwesenheit des Dichters bei der zehnten, fünfzehnten, zwanzigsten Wiederholung, und so fort bei jeder weiteren fünften Aufführung, ist als strafschärfendes Moment gedacht.

Max Kempff.

Dramatische Aufführungen.

Die Collegin. Schauspiel in vier Acten von Hermann Katsch. (Lessing-Theater.) — Drei Einacter von Max Dreyer: Ecclesia triumphans. — Buß. — Volksaufklärung. (Deutsches Theater.)

Katsch ist ein Neutöner. Lacht nicht, er ist es, in seiner Art. Zunächst scheint uns ein Umwelt-Stück gegeben werden zu sollen, das Drama des Laboratoriums, wie wir die Dramen der Schulstube, der Caserne, der Universität u. s. w. schon gesehen haben. Katsch hat seinen Gegenstand mit so heiligem Eifer studirt, wie es die Rücksicht auf Bühnenwirkungen nur irgend zuläßt, und sich nicht mit dem thörichten Drübenhin-Geplapper begnügt, das jedes „Milieu" — verzeihen Sie das erschreckende Wort! — zu kennen vorgiebt, thatsächlich aber in keinem zu Hause ist. Das neue Schauspiel interessirt deßhalb, so lange es uns Reagensgläser und chemische Untersuchungen vorführt, wissenschaftliche Formeln ausrechnet und an erbaulichen physiologischen Studien theilnehmen läßt. Schade nur, daß dieser ganze, mit großem Aplomb vorgeführte Apparat durchaus Nebensache ist, daß Katsch es nicht verstanden hat, den specifisch wissenschaftlichen Conflict aus dem wissenschaftlichen Getriebe hervorgehen zu lassen. All dies Um und An, dies ausführliche und liebevoll geschilderte Detail erweist sich sehr bald als nutzloser Episodenkram. Wir erwarteten uns die Tragödie der weiblichen Forscherin, ahnten die Katastrophe der Unglücklichen, deren feminine Kraft auf kalten Gletscherhöhen verpufft und ihr den Tod in eisiger Einsamkeit, fern den Rosen und Liebesfreuden des Thales, bereitet. Was aber bietet Katsch am Ende? Das bekannte kleine Mädel, das in blinder Leidenschaft dem streberhaften Manne nachläuft und so viel für ihn thut, daß ihr zu thun schließlich Nichts mehr übrig bleibt. Der Carrièremacher heirathet die Tochter eines Einflußreichen, um den Professortitel zu bekommen, und so nebenher, in aller Seelenruhe, gesteht er der betrogenen Schülerin das Recht zu, auch weiterhin seine Geliebte zu bleiben. Da ruft sie den aus allen vier- bis fünfactigen Dramen sattsam bekannten Erlöser Tod zu Hülfe. Es ist selbstverständlich, für

Digitized by Google

die Katsch'sche Methode aber bezeichnend, daß Marianne wissenschaftlich stirbt. In eine Schnittwunde dringt vergiftete Luft, und aus ist es. Niemand ahnt den wahren Hergang. Sudermann hat neulich ganz ähnliches Theater gemacht. Aber Katsch ist doch ein Neutöner. Er versucht, selber kennen zu lernen, was er uns kennen lehren will. Und das verdient Anerkennung.

Wer sich dem Bühnenteufel verschreibt, für den giebt es keine literarischen Wirkungen mehr und keine, die ihre Kraft aus dem Leben, zumal dem seelischen, ziehen. Für den giebt es nur Coulisseneffecte. Hermann Katsch fängt sehr verständiger Weise dort an, wo Max Dreyer endigen zu wollen scheint. Seine Einacter-Folge, die durch einen glücklichen Zufall Trilogie blieb, ist aufgebauschte Dalberei mit socialsatirischen Allüren. Aber die Satire rennt offene Thore ein, und der Dichter sprengt mit gewaltiger Wucht auf Phantome oder übermäßig armselige Gegner los. Daß ein Streber seinen braven Schwiegervater, dem das Leben zur Last ward, um keinen Preis in der Selbstmörderecke begraben lassen will, alldieweil es sonst mit seiner glänzenden Laufbahn vorbei ist; daß eine thörichte Mutter ihr Kind grausam straft, weil es hinter die freundliche Lüge vom Storch kommt; daß ein moralischer Eunuch den Kindersegen seines Portiers für unsittlich erklärt und sich dafür von seiner lebens- und liebeslustigen Frau verhöhnen lassen muß, die ihrerseits der Portierfrau einen guten, mit dem Neomalthusianismus zusammenhängenden Rath ertheilen will — das sind doch durchweg Probleme, die unsere Gemüther nicht gerade von Grund auf erschüttern. Wir haben allzu oft witzige Feuilletonisten damit Fangball spielen gesehen, um noch an die Tiefe und Gewalt der Dreyer'schen Gesellschaftskritik zu glauben. Der hoffnungsvolle Poet, der mit eigenen Gaben in die Literatur eintrat, begnügt sich jetzt damit, als geschickter Theatermann dem Publicum spaßige Mätzchen vorzumachen, ihm nach dem Munde zu reden und moralisch zu witzeln und zu sentenzeln, wo er als Künstler gestalten sollte. Er gemahnt jetzt selber an seinen schwächlichen Ehekrüppel in der „Volksaufklärung" und an den famosen Greis Larochefoucauld's, der, um sich an der geizigen Natur zu rächen, den Jünglingen gute Lehren giebt, weil er ihnen keine bösen Beispiele mehr geben kann.

Aus unseren Kunstsalons.

Wie immer — nur das Allernothwendigste. Schwer ist's, aus der Masse des Angebots Das herauszufinden. Nicht als ob man nicht wüßte, was als das Allernothwendigste zu gelten habe. Aber die Masse verwirrt Einen, und wenn man so in der Stille der Arbeitsstube die Eindrücke sichtet und ordnet, fürchtet man immer wieder, daß irgend was „Nothwendiges" sich am Ende verflüchtigt unter der kunterbunten Menge des Minderwerthigeren, das die leidige Gabe hat, grell und laut sich vorzudrängen. . . .

Es ist in letzter Zeit viel von unserer „Secession" die Rede gewesen, deren Sommerausstellung nahe bevorsteht. Ein Vorspiel giebt's schon jetzt: an drei Stätten haben wir es mit den Secessionisten zu thun. An das Liebermann'sche Wort von dem „Nichtbringen", wodurch sich die Secessions-Ausstellungen von dem „sonst Ueblichen" unterscheiden sollen, wird man im Künstlerhause erinnert. Dort begegnet man nämlich Einigen der „Sechzehn", von denen die kommende Ausstellung beim Theater des Westens „nichts bringen" wird: Oscar Frenzel, Carl Langhammer, Paul Höniger, Hermann Hendrich, Otto H. Engel. Viel Neues sagen sie natürlich nicht — wer kann das heute überhaupt bei der Ueberproduction in allen Lagern? — aber Frenzel's „Moor mit Rindern" und von Abendsonnenschein verklärte Waldlisière im Hintergrunde, Engel's stimmungsvoller „einsamer Weiher", auch ein Abendmotiv, Langhammer's sonnenleuchtende Wiese mit den dunklen ernsten Baumsilhouetten darüber, Höniger's blaue Dame in dämmeriger Zimmerluft nehmen sich hier sicher nicht minder gut aus, als sie im Secessionshause gethan hätten. Neben ihnen ragen einige Studien von Kayser-Eichberg, Hans Krause, die Arbeiten einiger keck zugreifender und flott ausführender Damen hervor, wie die hochbegabte Breslauerin Gertrud Staats, deren „Pflüger im Mai" und „Birkenstämme" ihre Technik auf der Höhe zeigen, Gertrud Allardt, Elisabeth Schott, dann E. Gotzmann mit einer Dächergruppe, das eine und andere Pariser Motiv von Fenner-Behmer, der nur leicht etwas steif wirkt, und allenfalls Carl Ziegler's neues Bildniß einer jungen Dame in Weiß auf graugrünem Hintergrunde. Dazu kommen schon bekannte Bilder von Mohrbuter und F. Müller-Münster. Uebrigens was den talentvollen Ziegler betrifft, so hat er schon Besseres geleistet. Seine Auffassung nimmt sich dieses Mal ziemlich trocken aus, und die Modellirung des zarten, schlanken Körpers ist nicht plastisch genug herausgebracht. Aber wieviel mehr bietet dieses Bild als die ganze Sammlung von Bildnissen nebenan, die Julius Kraut ausstellt. Er ist offenbar sehr beschäftigt und hat eine sehr vornehme und illustre Kundschaft. Schon darum allein wird er auf die Kritik nicht viel geben. Ich schenke sie mir daher. Und dann hat man da aus irgend einem Grunde 155 Gemälde und Studien von Johannes Hermes zu zeigen für nöthig befunden. Der Maler ist todt; ein begreifliches Achtungsgefühl läßt mich daher nur sagen: Ueber Todte nur Gutes, — oder nichts . . .

Wollen wir wirkliche „Secessionisten" sehen — um auf sie zurückzukommen —, so gehen wir natürlich zu Cassirer. In Sonderheit gerade der junge Nachwuchs, den ich hier wiederholt geschildert habe, z. B. die Plener, Oppenheimer, Hancke, die dort einsetzen, wo ihre französischen Vorbilder aufhörten, ohne daß sie die große Vergangenheit und die respectable Arbeitstradition Dieser hinter sich hätten oder haben können, ist im Salon in der Victoriastraße stets liebevollster Berücksichtigung sicher. U. A. hat Plener einige Tafeln da, denen coloristische Stimmung Niemand absprechen wird, und von Hancke sah ich einen Backfisch im rosa Kleidchen und schwarzen Strümpfen, der gut charakterisirt ist. Aber man hat doch immer nur die Empfindung, vor Farbenstudien zu stehen, nicht vor Bildern mit abgeschlossener Wirkung. Wie anders nehmen sich daneben wieder die Sisley's, Pissaro's, Manet's aus ihrer älteren Zeit aus. Da wird doch stets Illusion erzeugt, ist ein innerliches Erleben möglich, weil die Schönheit der Farbenwerthe und ihre Abstimmung keine zerfließende, zerflatternde ist, sondern durch den Respect vor der Form zu einer gefestigten wird. Die Reiferen und Begabteren unter den deutschen Impressionisten aber wissen wenigstens immer die von drüben empfangenen Anregungen umzuwerthen. Wenn man vor Max Slevogt's weithin leuchtenden „Sommermorgen" hintritt — allzu sehr darf man sich freilich nicht nähern —, so denkt man gegenüber dieser jungen Dame im grauen Kleide unter hellem Sonnenschirm, die sich im üppigen Wiesengrund unter sommerfrischen, glänzend grünen Bäumen lang ausgestreckt hat, gewiß an Manet, aber man erkennt doch sofort, daß hier Eigenes gegeben ist, daß dieses Eigene bedeutend ist, und daß des Müncheners Palette eine andere ist, leuchtender, funkelnder als die des berühmten Parisers. Slevogt weiß, anders als jene ganz Jungen, uns zu zwingen, die Natur mit seinen Augen anzusehen, weil er eben ein tiefempfindender Künstler ist, und einer, der vor Allem was kann. Die Einheitlichkeit der Lichtwirkung, die sich aus soviel verschiedenen einzelnen Tonelementen zusammensetzt — darin liegt das Bestechende dieses großen Bildes. Daß der Maler dabei auch die Figur, namentlich den Kopf sorgfältiger behandelt hat als sonst zumeist, ist ein weiterer Vorzug. Zum Mindesten sehr interessant ist auch das Kind zwischen seinen Spielsachen. Das ist wirkliches Leben. Dann sind George Mosson mit einer Reihe zum größeren Theil recht trocken wirkender Stilleben und einem Bildniß des Malers Ulrich Hübner vertreten, in dem er sich von den für ihn sonst so charakteristischen kalten blauen Tönen ganz frei gemacht hat, sowie der brillante Maler des Federviehes Schramm-Zittau, ein Schüler Zügels bekanntlich. Das Stoffliche löst sich auch bei ihm häufig in Farbe auf, aber er verschmäht es doch nicht, wenigstens feste Umrisse zu geben, so weit es sich um die Kennzeichnung des Wesentlichen handelt, und so übermittelt er uns auch immer das Wesen interessanter Bewegungen in seinen Hahnenkämpfen, Hühnerhof-Flirtscenen, aus dem Tümpel aufflatternden Gänsen u. s. w. Dazu kommt der Reiz seiner temperamentvollen Farben. . . . Mitten zwischen all' diesen Impressionen — die fast antik schlicht und rhythmisch so abgeklärte und dabei in der Treue der Naturwiedergabe so moderne Marmorfigur eines nackten jungen Mädchens von schönstem Keuschheitsreiz. Eine der wenigen deutschen Arbeiten, die im letzten Sommer in Dresden neben der erdrückenden Fülle ausländischer Meisterwerke ihren Platz behaupten konnte: Mathias Streicher's „Mädchen". Und dann Louis Tuaillon's kleine Broncegruppe: Herkules mit dem Eber; im Bewegungsausdruck und in der anatomischen Durcharbeitung ein Cabinetstück.

Und abermals unter Secessionisten befinden wir uns auch bei Keller & Reiner. In der großen Nische hat Ludwig von Hofmann ein fast die ganze Hinterwand füllendes Gemälde ausgestellt. Der Titel ist mir entfallen. „Lebenslust" könnte es gut heißen. Wieder ein Blick in das Gefilde Seliger, wie sie Hofmann uns schon oft gemalt hat. Tanzende Paare in farbenbunten flatternden Gewändern am Ufer eines stillen Meeres, das eine Bergkette umschließt, über der weithin leuchtende Wolken stehen. Es ist sozusagen zusammengesetzt aus den Einzelmotiven einer Reihe kleinerer Bilder von Hofmann. Nichts Neues — dieses Schwelgen im Spiel anmuthiger Linien und gefälliger Farbenflecke. Das Ganze von gefälliger decorativer Wirkung im bekannten Hofmann-Styl. Auf diese Gesammtwirkung hinaus gearbeitet, die uns schadlos halten muß für manche Entgleisung im Einzelnen. Am Stärksten ist diese wohl bei dem nackten Jüngling, der links auf einem Stein sitzt: eine merkwürdige Wulst rollt sich über seinen Rücken. Martin Brandenburg und Hans Baluschek gehören ebenfalls zu den Künstlern, von denen die „Secession" zur Zeit noch was bringt. Brandenburg hat neben älteren bekannten Bildern, wie der „Parcival", „Sandwirbel", „Heerwurm" und anderen tiefsinnigen Phantasmagorien ein ganz neues ausgestellt: „Johannes auf Patmos" oder „der Verfasser der Apokalypse", wie er selbst ihn, glaube ich, genannt hat. Man wird sich mit diesem Kopf eines augenscheinlich von Schlagfluß bedrohten, halb irrsinnig blickenden Greises schwer befreunden wollen. Aber ich gebe gern zu, daß in seinem Wesen etwas merkwürdig Bannendes liegt; man wird die Erinnerung an diesen Kopf nicht so leicht los. Auch in der ganzen Haltung liegt was von dem durch eine fixe Idee Beherrschtsein. Nichts aber liegt in dieser Gestalt von Jenem, dessen Predigt schließlich nur lautete: „Kindlein, liebet Euch unter einander." Von Baluschek sieht man wieder die früher schon ausgestellt

Digitized by Google

gewesenen Eisenbahn-Motive aus der Ringbahngegend des Berliner Weichbildes und die rauhen, bitterkeitdurchtränkten Darstellungen aus dem Volksleben in jenen Vierteln zwischen Vorort und Millionenstadt. Ich habe Baluschek's Empfindungsart und Ausdrucksweise erst jüngst hier geschildert und habe heute nichts hinzuzufügen, wenn nicht, daß er mir in seinen Eisenbahndienst-Scenen weit lieber ist, als in jenen anderen Bildern. Er erscheint hier oft als ein schöpferischer Poet, dort nur als ein fanatischer Ankläger. Noch sei von den Malern der Bildnißmaler Wilhelm Jordan genannt. Man begegnet seinen technisch so hoch stehenden, trefflich charakterisirenden, aber auch mitunter gern geistreichelnden Pastellköpfen von Frauen und Männern immer gern. Die jungen Bildnißmaler der „Secession", die ich erst nannte, sollten hier lernen, wie man äußerst flott vortragen kann und doch Alles giebt, was zu geben ist.

Auch bei Keller & Reiner, wie bei Cassirer, gesellt sich dieses Mal zu den Malern ein bedeutender Plastiker. Es ist der Belgier Charles Samuel, der unter den Realisten seines Vaterlandes mehr das lyrische Element vertritt und sich vornehmlich auf dem Boden des Anmuthigen bewegt. Nicht nur ein vorzüglicher Techniker, sondern auch ein trefflicher Menschenschilderer. In Dresden, auf der „Internationalen" behauptete auch er einen Ehrenplatz.

Zum Schluß sei nur noch kurz der Münchner Architekten Henry Helbig und Ernst Haiger gedacht. Sie bauen Häuser, entwerfen Denkmäler und Inneneinrichtungen und zeigen oft eine Phantasie, die auf das Ungewöhnliche, d. h. Sensationelle gerichtet ist; am Wenigsten noch als Möbelarchitekten. Großzügigkeit kann man namentlich ihren Denkmalsentwürfen nicht absprechen. Aber sie reden eine Formensprache, die weitab von unserem Empfinden liegt und sich mitunter assyrisch-babylonischer, in Decoration und Ornament auch spätrömischer Ausdrucksmittel bedient.

J. Norden.

Rund um die Kunst.

Die Eisen-Säule.

Die Kunstentwickelung hat in der modernen Zeit nicht nur einen überraschenden Aufschwung genommen, sondern sie stellt auch zum Theil ganz neue Anforderungen an den schaffenden Künstler, ja, hier und da eröffnen sich sogar ganz neue Kunstgebiete. Dies gilt in erster Linie von der Eisen-Architektur, welche einerseits der Baukunst neue Bahnen erschließt, und andererseits sich selbst als ein ganz neues Kunstgebiet darstellt, das auf der Vereinigung von Kunst und Technik beruht. Bisher war es freilich die Letztere, welche innerhalb der Eisen-Architektur allein das Wort führte. Man war noch nicht fähig, für diese Eisen-Architektur die geeigneten Zweck und Material entsprechenden Formen zu finden, und man konnte außerdem die Kunstformen der Stein-Architektur auf die Eisen-Architektur nicht anwenden, da es sich um neue Aufgaben nicht nur, sondern auch um ein völlig neues Material handelte. Das Eisen ist zum weitaus größeren Theil ein Erzeugniß der Menschenhand, als der Stein, und Ersteres wird geschmiedet und gegossen, Letzteres gehauen und gemeißelt.

Die angeregten Mißstände traten besonders scharf dort hervor, wo man, wie es in der Uebergangszeit zum größten Theile der Fall war, Stein und Eisen verbinden und in demselben Gebäude Stein-Architektur und Eisen-Architektur vereinigen mußte. Und als man später sich vor der Aufgabe sah, in reiner Eisen-Architektur zu bauen, beging man den Fehler, der allerdings sehr entschuldbar war, daß man die Formen der Stein-Architektur auf die Eisen-Architektur übertrug, indem man eines der obersten Kunstgesetze, die Anpassung von Form und Styl an das Material, überging.

Bei einigen der neuesten architektonischen Bauten können allerdings die oben gemachten Ausstellungen zum Glück nicht mehr aufrecht erhalten werden. Unter diesem „Wahrzeichen der modernen Eisen-Architektur als Kunst" ist Berlin in der bevorzugten Lage, in seiner neuen elektrischen Hochbahn eines zu besitzen. Man findet zwar bei ihr noch vieles Schiefe, vieles Conventionelle und der Stein-Architektur schlechtweg Entnommenes, aber zugleich macht sich auf Schritt und Tritt ein so verheißungsvolles, echtes Streben und Ringen nach der Schöpfung neuer, dem Eisen-Material angepaßter Formen geltend, und tritt uns daneben schon so viel Brauchbares und Fertiges vor Augen, daß die gegebene Lobpreisung aufrecht erhalten werden darf. Eine der schwierigsten, aber zugleich auch interessantesten Aufgaben war diejenige, die künstlerische Form für die Säule zu finden; da das Material das Eisen bildet, handelt es sich also um die Eisen-Säule. Für den Aesthetiker war der Blick auf die Kunstform der Eisen-Säule früherer Tage geradezu schmerzhaft, hauptsächlich deßhalb, weil man nicht nur nicht fähig war, die Eisen-Form für die Säule zu finden, sondern sich nicht einmal bestrebte, sie zu suchen. Bei der elektrischen Hochbahn in Berlin ist an einigen Stellen — durchaus nicht an allen — die Hauptschwierigkeit überwunden: „Heureka" können diese Architekten ausrufen, indem sie die Eisen-Schienen zur Grundform der Eisen-Säule machten. Was der Knochen beim menschlichen Bein ist, das ist die Schiene bei der Eisen-Säule — rund wie die Stein-Säule braucht die Eisen-Säule nicht nur nicht zu sein, sondern sie darf es nicht sein, und die Mannesmann-Röhre, von der man sich anfangs viel versprach, bietet für die Eisen-Säule durchaus nicht die richtige Form. Die Eisen-Säule wird mithin, den vier Eisenschienen entsprechend, viereckig sein, sie wird nicht, wie die Stein-Säule sich nach unten verjüngen, sondern nach oben.

Auch darin ist man sehr glücklich gewesen, daß man jene vier Eisenschienen an einigen Stellen, besonders oben, durch eiserne Bänder oder vielfache Eisendrähte verbinden ließ, um den Zusammenhalt zu befestigen, die Tragkraft zu erhöhen, und dem Auge die letztere noch mehr erkennbar zu machen.

Bei einer dieser Säulen hat man sogar in sehr gelungener Weise aus den Eisenstricken eine Art Capitäl gebildet, und ließ letztere auch zwischen den Schienen hinunterlaufen. Diese dritte der auf der Tafel 18 des dritten Heftes der architektonischen Rundschau in sehr dankenswerther Weise in photographischer Nachbildung veröffentlichten Eisen-Säulen der Berliner elektrischen Hochbahn ist die gelungenste, und an diese Form müssen alle weiteren Versuche anknüpfen. Dagegen bemühe man sich so aufmerksam wie nur möglich, alle aus der Stein-Architektur stammenden Formen zu vermeiden, und begehe z. B. nicht die sträfliche Thorheit, uns hier mit Akanthus-Blättern zu kommen.

Das eben genannte Motiv, den Stützpunkt und die Tragkraft durch mehrfache, um die Eisenschienen gleichsam gebundenen Eisenstricke zu betonen, finden wir auch bei einigen Eisen-Pfeilern und Trägern der Hochbahn, wie überhaupt die Eisen-Säule nicht im alten Sinne Säule, sondern ein Mittelding zwischen Pfeiler und Säule bildet.

Dagegen hat man es bis jetzt noch nicht fertig gebracht, für diese Eisen-Säule die passende Vasenform zu finden. Daß man die Eisenschienen unten schlechtweg abbrechen läßt und auf dem Sockel vernietet, ohne Mittelglieder zu schaffen, empfindet das Auge nicht mit Befriedigung. Vielleicht könnte dem abgeholfen werden, wenn man auch hier der Verbindung der eigentlichen Säulen mit dem Sockel mit Hülfe von Eisenstricken eine Unterstützung erfahren lassen würde.

Noch auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen: die dritte Abbildung auf der genannten Tafel 18 der architektonischen Rundschau zeigt, wie die Längsschienen der als Unterlage der Bahn dienenden Eisenconstruction in geschwungener Linie nach unten verlaufend unmittelbar in die Träger übergehen und in ihrer Zusammenfassung den Träger selbst bilden. Dabei verlaufen die Träger nicht in senkrechter Linie, sondern sind nach unten etwas auswärts gestellt. Auch dieses System scheint mir sehr gelungen zu sein und vorbildlich für fernere derartige Constructionen. Dagegen möchte ich eine Ausstellung machen an der Art, wie diese Träger unten mit dem Sockel verbunden sind. Das einfache kurze Gelenk, welches sich hier zwischen dem Träger und dem Sockel befindet, ist gewiß zweckentsprechend und organisch. Dahingegen hat das Auge das Bedürfniß, den Sockel, welcher dieses Gelenk trägt, in weitaus entwickelterer Form zu sehen, so daß es nachempfinden kann, daß in der That dieser Sockel es ist, welcher im Grunde die ganze Last der entsprechenden Eisenconstruction in sich aufnimmt. Der Basensockel ist im Allgemeinen bei den Pfeilern und Säulen der Hochbahn schlecht weggekommen: rein in technischer Beziehung ist seine Erweiterung und Vergrößerung natürlich auch nicht nöthig. Aber für das künstlerisch empfindende Auge muß die Befestigung der Pfeilerschienen in dem Sockel fühlbar und sichtbar zum Ausdruck gebracht werden und die Lastaufnahme in der Form des Sockels zur Darstellung kommen. Im Uebrigen stehen wir hier wieder vor der großen Schwierigkeit der Verbindung des Stein-Materials mit dem Eisen-Material. Es würde nahe liegen, die Form des Sockels so zu gestalten, daß die Schienen in das Innere des Sockels münden, der Mantel des Sockels aber höher greift, so daß das Pfeilerende wie in einer Mulde liegt. Wir stehen hier, wie gesagt, vor schwierigen Fragen, und in der ersten Zeit wird es ohne mehr oder weniger gelungene Experimente nicht abgehen.

P.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Hierl che Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 22. März 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das englandfreundliche Auswärtige Amt. Von Diplomaticus. — Das Realgymnasium und die Juristen. Von Landrichter a. D. Ernst Mumm (Chemnitz). — Giebt es Gespenster? Bemerkungen eines Laien. Von Dr. Benno Diederich. — **Literatur und Kunst.** Hebbel und Heimath. Von O. Wentorf (Altona). — Eine Geschichte der Caricatur. Von Gustav Gugitz (Wien). — Wagnerianer und Wahrheitssucher. Von Paul Marsop. — **Feuilleton.** Vater und Sohn. Eine Spielergeschichte von Knut Hamsun. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Schuß in den Schenkel. Von Prinz Vogelfrei. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal die biliterale Chiffre Francis Bacon's. Von Eduard Engel. — Anzeigen.

Das englandfreundliche Auswärtige Amt.

Herr v. Richthofen ist ein Jahrzehnt lang deutscher Delegirter der internationalen Schuldencommission in Egypten gewesen und hat sich ob seiner tüchtigen Geschäftsführung auch das besondere Vertrauen Englands erworben, das ja thatsächlich das reiche Land regiert. Er wurde daher regelmäßig zum egyptischen Vertreter auf der Londoner Zuckerconferenz ernannt, um dort die englischen Interessen des von Albion ausgesogenen Nillandes zu schützen. Er lernte in Cairo, dessen europäisches Viertel einen ausschließlich englischen Anstrich trägt, die selbstsüchtige Thatkraft Englands kennen und würdigen. Er wurde zu einem Verehrer der englischen Verwaltung, die ja für das verrottete Land zu einem Culturträger geworden ist, ohne auch ganz so schamlos, wie in Indien, die Hilfsquellen lediglich im britischen Interesse auszunutzen. Billig ist freilich John Bull nicht, und die Gehälter der egyptisch-englischen Beamten übertreffen noch die Bezüge der internationalen Delegirten (50000 Franken jährlich). Indessen hat die englische Verwaltung gerade im Vergleich mit dem deutschen Beamtenthum so vortheilhafte Seiten, daß Herr v. Richthofen aus seiner Anerkennung für das praktische Verständniß der Engländer und ihre Verachtung unserer prüfungsfrohen Bureaukratie niemals ein Hehl gemacht hat. Der englische Herrscher Egyptens, dem der Chedive thatsächlich zu gehorchen hat, war und ist Lord Cromer aus der gut deutschen Kaufmannsfamilie Goschen. Im Alter, wo ein deutscher Assessor gehaltloser Hilfsarbeiter eines Landraths wird oder vertretungsweise für 200 Mk. monatlich Richter spielen darf, regierte also der junge anglisirte Deutsche unter dem bescheidenen Namen eines diplomatischen Agenten und Generalconsuls mit einem Riesenstab von englischen Beamten und Officieren Egypten. Sein Gehalt ist höher als das des Statthalters von Elsaß-Lothringen, der das Doppelte, wie der Reichskanzler empfängt. Englands Macht und das Geschick seiner Verwaltung mußten auf den künftigen Staatssecretär des Auswärtigen Amtes Eindruck machen, der als Director der Colonialabtheilung gerade die Schwächen dieser kümmerlichen Colonialverwaltung auch aus eigener Anschauung kennen lernen sollte.

Die Atmosphäre seines Geschäftsbereichs ist übrigens keine andere. Hier herrscht just unter der Mehrzahl der nicht immer geschichtskundigen und urtheilsfähigen Diplomaten neben dem sonst überlebten Weltbürgerthum eine rührende Ueberschätzung des Auslandes und Mangels eigener Erfahrung und gründlicher Vorbildung eine bedauerliche Verkennung der nationalen Kräfte des eigenen Volkes. Der Diplomat verkehrt auch im Ausland hauptsächlich in dem geschlossenen Kreise seiner fremden Amtsgenossen. Das manchmal freilich etwas zweifelhafte Deutschthum beklagt sich daher bitter mit Recht über den mangelnden Verkehr mit den Missionen und Consulaten. Da gerade die besseren Diplomaten der Londoner Botschaft sämmtlich einmal zugetheilt gewesen sind, so ist der englische Zauber nicht verwunderlich, zumal am Buren wohl der Makel des nicht gut angezogenen Bauern haftet. Und dieser Makel ist ein Verbrechen in den Augen der äußerlichen Diplomaten, die leider nie Landräthe gewesen sind und dann anders urtheilen würden. Auch der Nachwuchs wirkt englandfreundlich. Da der Geldsack eigentlich das einzige Erforderniß des diplomatischen Dienstes ist, den Leutnants ohne jedes Examen mit Erfolg wählen, so macht sich schon jetzt der geadelte Handelsstand in der Diplomatie breit, obwohl die geadelten Ministersöhne gleicher Herkunft noch eine Zwischenstufe bilden. Giebt es doch auch solche jüdischer Herkunft, wie Magnus, Philippsborn, Lucius u. A. Sonst pflegen auch die reichen Frauen aus Amerika oder dem semitischen Orient die Träger alter Namen den Amtsgenossen kaufmännischer Abstammung allmälig zu nähern. Leider bringen sie das kaufmännische und volkswirthschaftliche Verständniß nicht zugleich mit. Nur das Soldatenspiel, höchstens der Referendar mittelst Einpauker sind die Vorbildung, da das diplomatische Examen sogar von den wenigst begabten Attachés doch noch bestanden wird. Aber selbst zweimaliger Durchfall bringt manchmal noch den wichtigsten ersten Secretärposten in London ein, zum Beispiel, wenn gerade Sir Maple der Schwiegervater des glücklichen Deutschen ist. Die englische Anmaßung und der nicht immer anständig erworbene Reichthum Englands besticht dann freilich unsere Diplomaten allzu leicht, selbst wenn nicht die höchste Stelle diese Vorliebe fast zum Befehl gemacht hätte. Auch sind ja die Diplomaten die einzigen Beamten, die kraft einer kaum noch berechtigten Uebung überhaupt mit dem Herrscher in gesellschaftliche und persönliche Berührung treten, dessen sich sonst nicht einmal alle Minister rühmen dürfen.

Eingeweihte haben sich daher keineswegs gewundert, daß der Staatssecretär die bewegliche Bitte an den Reichstag und

Digitized by Google

das deutsche Volk richtete, die Empfindlichkeit der englischen Vettern zu schonen, weil sie die Gnade gehabt haben, unsere Liebesgaben für die Burenfrauen anzunehmen. Die Unterhaltung dieser Frauen ist allerdings die verdammte Pflicht und Schuldigkeit Englands und völkerrechtswidrig und unmenschlich ist auch die echt englische Erfindung der Concentrationslager unter Vernichtung des Privateigenthums, das jeder europäische Feind bisher seit Jahrhunderten als unantastbar geschont hat. Als Dank für unsere Gebefreudigkeit hat England die Mitwirkung deutscher Abgesandter und damit jegliche Controle verweigert. Also wirklich ein großer deutscher diplomatischer Sieg! Würdig reihte sich sodann der Widerstand des Auswärtigen Amtes in der Zolltarifcommission an die zarte Rücksichtnahme auf das Ausland an, so daß Herr von Wangenheim mit Recht entgegnen konnte, daß unseren künftigen Unterhändlern Italien mehr am Herzen zu liegen scheine als die heimische Landwirthschaft. Das Auswärtige Amt muß sich diesen Vorwurf schon gefallen lassen, wenn man das Verhalten seiner Vertreter bei Gelegenheit der Capriwischen Handelsverträge erinnert, wo wir thatsächlich mehr bewilligt haben, als das Ausland überhaupt zu hoffen wagte. Italien ist durch deutsches Geld vor dem Bankbruch bewahrt worden und lebt noch heute von dem deutschen Touristenstrom. Wir haben nicht deßhalb die Gotthardbahn hauptsächlich mit deutschem Geld gebaut, um die italienische Ausfuhr zu fördern, sondern unser Großgewerbe sollte Nutzen davon haben. Der deutsche Gemüsebauer darf dem italienischen Winzer und Gärtner nicht nachstehen. Freilich wird diese Wahrung des nationalen Interesses unseren Herren des Auswärtigen Amtes mehr Mühe machen als eine allzu gefällige Nachgiebigkeit. Aber dafür halten wir uns ja den übermäßig theuren diplomatischen Apparat, damit die nationale Arbeit bei dem Abschluß von Handelsverträgen geschützt wird. Das Uebelwollen des Auslandes berührt uns nicht. Diese Aengstlichkeit ist eine Folge unserer schwächlichen Haltung, seit Bismarck nicht mehr die Welt im Zaume hält. Sein Schüler Bülow sprach noch unserem würdelosen Händlerthum gegenüber mißbilligend von deutschen Volksvertretern, die die Geschichte des Auslandes befragen. Jetzt nähert sich sein diplomatischer Mitarbeiter bedenklich dem freihändlerischen Standpunkt nach englischer Art und stellt die kleinlichen Ressortbedenken hervor. Den Unbequemlichkeiten, die daraus unserer Diplomatie erwachsen, hat das deutsche Volk nicht Rechnung zu tragen, vielmehr hat die Diplomatie als die Staatsdienerin die Ehre des deutschen Namens und das Gedeihen seiner Volkswirthschaft allenthalben ohne Furcht vor dem Auslande hochzuhalten. Sonst fällt sie in die Ohnmacht und Unfähigkeit der vorbismarckischen diplomatischen Vertretung zurück, wie sie uns Poschinger's jüngste Veröffentlichung aus Manteuffel's Nachlaß, Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858, mit erschreckender Deutlichkeit enthüllt. Diplomaticus.

Das Realgymnasium und die Juristen.

Von Landrichter a. D. Ernst Mumm (Chemnitz).

Die privilegirte Stellung, die das humanistische Gymnasium in Deutschland so lange aufrecht erhalten hat, wird es endlich aufgeben müssen. Ist doch nunmehr die Zulassung der Realgymnasiasten auch zum juristischen Studium beschlossene Sache. Damit rücken die Realanstalten mit den humanistischen in die gleiche Linie.

Den Juristen wird diese Neuerung vermuthlich nicht allzu sympathisch sein. Hat doch noch im Jahre 1900, als die „Deutsche Juristen-Zeitung" unter den hervorragenden Vertretern des Faches eine Umfrage darüber veranstaltete, ob das Rechtsstudium den Realgymnasiasten zugängig zu machen sei, kaum Einer diese Frage bejaht. Ja Manche, an ihrer Spitze Otto Gierke, gingen so weit, in der Zulassung der Realgymnasiasten zur juristischen Laufbahn eine ernste Gefährdung hoher Güter zu sehen, und Felix Dahn gar bezeichnete diese Zulassung als „ein nationales Unglück, ein Verderbniß des akademischen Unterrichts, des Juristenstandes, der Staatsverwaltung, eine Verkehrung des deutschen Idealismus in das ohnehin schon arg überhand nehmende Banausenthum."

Ich muß gestehen, ich war erschrocken, als ich seiner Zeit das Ergebniß jener Enquête las, und zwar umso mehr, als über die wissenschaftliche Bedeutung der zu Wort gekommenen Juristen ja gar kein Zweifel möglich ist. Aber so oft ich auch die Gründe der Gegner der Realanstalten studirte, überzeugt haben sie mich nicht. Ich konnte vielmehr — um es offen herauszusagen — den Gedanken nicht los werden: Spricht hier nicht doch vielleicht Standes- und Classenbewußtsein lauter mit, als gut ist? Und wird nicht vielleicht die Unbefangenheit des Einen oder des Anderen durch die lange Gewohnheit eines bestimmten Denkens und Urtheilens beeinträchtigt?

Doch sei dem, wie's da wolle. Jedenfalls ist es bei der entschieden ablehnenden Haltung unserer angesehensten Juristen gewiß nicht unangebracht, die Berechtigung der Neuerung recht ernstlich zu prüfen.

Hierbei mag vorab ein Punkt Erwähnung finden, der für die Gleichberechtigung der Realabiturienten sehr häufig in erster Linie in's Feld geführt zu werden pflegt, nämlich der, daß die Schulkenntnisse der Besucher einer Realanstalt im späteren Berufsleben regelmäßig besser zu verwerthen sind, als die der Gymnasiasten. Allerdings würde es ein verhängnißvoller Fehler sein, wenn man diesem Umstande auf die Entscheidung über die Zulassung der Realschüler einen ausschlaggebenden Einfluß einräumen wollte. Aber zur Unterdrückung der Thatsache liegt auch kein Anlaß vor, und zwar umsoweniger, als man umgekehrt bisweilen der Anschauung begegnet, für die Ausübung des juristischen Berufes sei die Kenntniß nicht bloß des Lateinischen, sondern auch des Griechischen eine unabweisbare Nothwendigkeit. Und doch läßt sich bei ruhiger Ueberlegung gar nicht verkennen, daß in der Gegenwart die Kenntniß der griechischen Sprache dem Juristen nur geringen Nutzen bietet, ihm höchstens bei rechtsgeschichtlichen Studien zu Gute kommt, daß dagegen der auf einer Realanstalt Gebildete eine Fülle von Wissen mitbringt, das er — wenn er die juristische Laufbahn einschlägt — sowohl bei dem Studium als namentlich in der Praxis unmittelbar zu verwerthen Gelegenheit findet. Das Beherrschen der französischen und englischen Sprache befähigt ihn, auf wichtigen Gebieten der neuen ausländischen Literatur Umschau zu halten, sich mit modernem fremdem Rechte zu beschäftigen. Gute mathematische und naturwissenschaftliche Kenntnisse verleihen ihm einen sicheren Blick und ein praktisches Urtheil und machen ihn recht eigentlich für einen Beruf tauglich, dem keine Erscheinung des socialen und kein Bedürfniß des wirthschaftlichen Lebens verborgen bleiben soll.

Doch, wie gesagt, der Gesichtspunkt der Nützlichkeit darf hier nicht entscheidend sein. Maßgebend ist vielmehr, ob die für das Fachstudium nöthigen Kenntnisse und die für die Stellung des Juristen erforderliche allgemeine Bildung lediglich auf einem humanistischen Gymnasium erworben werden können.

Viele behaupten das. Gierke vor Allem tritt mit dem ihm eigenen Elan für diese Behauptung ein. Allein, mir scheint, er irrt hierin; er unterschätzt allzu sehr die durch eine höhere Realanstalt vermittelte Bildung und schlägt die der Gymnasialabiturienten bei Weitem zu hoch an.

Wer sich im Leben umsieht, wer zu Männern, die aus einer Realanstalt hervorgegangen sind, häufig in nähere Beziehung tritt, vielleicht gar Gelegenheit hat, mit ihnen ge-

Digitized by Google

meinsam zu arbeiten, den muthet es seltsam an, wenn er hört, die allgemeine Bildung dieser Männer stünde hinter der eines Gymnasialabiturienten zurück. Nein, das thut sie nicht. Sie ruht auf einer gleich soliden Grundlage, und sie übertrifft nicht selten die des humanistisch Gebildeten an Vielseitigkeit, ohne ihr dabei an Tiefe etwas nachzugeben.

Ein Mann wie Karl Jentsch, den man eine Geringachtung humanistischer Bildung wahrlich nicht vorwerfen kann, weist darauf hin, daß man dem verknöcherten Altphilologen und Grammatikpauker, den weder Dionysos berauscht, noch die Muße geküßt hat, den Kaufmann von weltumspannendem Blick entgegenhalten könne, den als Handwerker ausgebildeten Friedrich Krupp, der sich zu einer Weltmacht emporgeschwungen hat, den ganz von hellenischem Geiste durchtränkten Künstler, den fein gebildeten Techniker, den tüchtigen General, den literarisch thätigen Volksschullehrer, also Männer, von denen die Einen kein Griechisch und nur ein Bißchen Latein, die Anderen auch dieses nicht verstehen. Und dann dürfe man die Frage aufwerfen: Auf welcher Seite ist denn nun die wahre humanistische Bildung? Jentsch giebt die Antwort: „Ich muß den Realisten einräumen, daß die wahre humanistische Bildung häufig bei ihnen gefunden wird, während viele Altphilologen Banausen sind, die ohne einen Anflug antiken Geistes die alten Sprachen und den Unterricht darin geistlos und handwerksmäßig betreiben."

Den griechischen Geist, dieses gewaltige Ferment der Weltbildung, kann man verstehen, auch ohne die griechische Sprache gelernt zu haben, und ein tiefes Eindringen in das griechische Leben und die griechische Cultur ist auch ohne eine specifisch gymnasiale Vorbildung möglich. Wenn man an einen Mann wie Heinrich Schliemann denkt, der als Junge einige Jahre auf der Realschule zu Neustrelitz zugebracht hat und dann als Lehrling in einem kleinen Kramladen zu Fürstenberg herangewachsen ist, so wird man begreifen, daß das Verständniß hellenischen Geistes auch durch die Lectüre guter Bücher, die Betrachtung antiker Kunstwerke und das Studium der Geschichte erworben werden kann.

Was sodann das Erforderniß griechischer Sprachkenntnisse für das juristische Fachstudium anlangt, so übersehe man doch nicht, daß uns in den juristischen Collegien das Griechische heute nur höchst selten noch entgegentritt, und daß es eine arge Uebertreibung ist, wenn man behauptet, der Student könne ohne Kenntniß des Griechischen diese Collegien nicht mehr mit Nutzen besuchen.

Der Einwand aber, daß die ganze Vorbildung zur Jurisprudenz, weil sie zu den Geisteswissenschaften gehöre, auf die sprachlich logische Schulung der humanistischen Gymnasien aufgebaut sein müsse, wird in einer vor einigen Jahren von hervorragenden Frankfurter Juristen an das preußische Staatsministerium gerichteten Petition zu Gunsten der Zulassung der Realgymnasiasten zur juristischen Laufbahn mit der Begründung treffend zurückgewiesen, daß nach der langjährigen Erfahrung kundiger Beobachter die sprachlich logische Bildung, die möglichst scharfe Fassung der Begriffe und der für sie geprägten Ausdrücke durch den sachgemäßen Betrieb des Lateinischen und Französischen in vollem Umfang erreicht werden könne, daß insbesondere der grammatische Aufbau der französischen Sprache mit ihrer klaren, durchsichtigen Syntax auf diesem Gebiete alles Dasjenige zu ersetzen vermöge, was dem Gymnasiasten in sprachlicher Beziehung das Griechische bietet.

Erfreulich ist es, daß man sich an maßgebender Stelle solchen Erwägungen nicht länger verschlossen hat, und daß endlich die Ueberzeugung zum Durchbruch gelangt ist: Zur Fachausbildung des Juristen ist eine humanistische Schulbildung nicht die conditio sine qua non, und — Hand in Hand hiermit — die in einer höheren Realanstalt gewährte allgemeine Bildung bleibt nicht hinter der durch das Gymnasium vermittelten zurück. Sie ist zwar anders geartet, aber sie ist nicht von geringerem Werthe.

Sollte es sich in Zukunft jedoch wider alles Erwarten herausstellen, daß bei dem Abiturienten einer solchen Realschule das Verständniß für die Gestaltung und Entwickelung des Rechts zunächst geringer ist als bei dem eines Gymnasiums, so bringt er dafür eben auf anderen Gebieten Kenntnisse mit, die ihm im Vergleich zum Gymnasiasten Studium und Anwendung des Rechts erleichtern. Auch wird er die Lücken seines Wissen rasch auszufüllen vermögen, wenn er nur logisch zu denken und selbstständig zu arbeiten gelernt hat. Hierauf, auf die Erziehung zu einem folgerichtigen Denken und einem selbstständigen Urtheil, kommt im Grunde Alles an. Diese Erziehung aber giebt die höhere Realschule nicht schlechter als das humanistische Gymnasium.

Giebt es Gespenster?

Bemerkungen eines Laien.

Von Dr. Benno Diederich.

Der Verfasser der nachfolgenden Bemerkungen ist auf dem Gebiete, das sie behandeln sollen, Laie. Er ist, wenn die Abfassung einiger literaturgeschichtlicher Schriften zu dem stolzen Titel Berechtigung giebt, Literarhistoriker, jedenfalls Literaturfreund. Als solcher hat er, zunächst als Liebhaber, dann immer ernsthafter, das eigenartige und abgelegene Gebiet der „Gespenstergeschichten" zu einer Art Specialstudium gemacht. Sie interessirten ihn nicht als Documente für eine andere Welt, sondern lediglich als Literaturproducte; indessen sah er sich trotz dieser Ausschließlichkeit genöthigt, die Frage nach der Existenz von Gespenstern wenn auch nicht zu bearbeiten, so doch zu erwägen. Weßhalb ihm dabei die ruhigen und vorurtheilslosen Ueberlegungen gerade eines Laien auch für die Oeffentlichkeit von Interesse schienen, wird sich, so hofft er, aus seinen Bemerkungen selbst ergeben.

Giebt es Gespenster? — Nein. Das ist kurz gefragt und bündig geantwortet. Die Meisten werden so antworten, wenn wir nicht zufällig an einen Spiritisten gerathen. Aber ist die bündige Antwort auch überlegt? — Aus welchem Grunde verneinen wir durchschnittlich und fast unwillkürlich die Existenz von Gespenstern? — Großer Gott, über Gründe haben wir dabei nie besonders nachgedacht, aber der nächste ist natürlich, daß wir nie anders gehört haben, als daß es keine gebe. Wenn wir uns als Kinder „graulten", appellirte man an unsere „Größe", und als wir wirklich groß waren, waren wir eben aufgeklärt, hervorgegangen aus einer praktisch-naturwissenschaftlichen Zeit. Ein zweiter Grund kommt hinzu: wir Alle — und es sind sehr Abergläubische unter uns — haben der Eine oder der Andere sehr gelegentlich etwas Unheimliches erlebt, aber ein wirkliches, richtiges Gespenst — nie.

Das sind zwei Gründe, die allerdings mehr praktisch erklären als ernsthaft genügen. Verweilen wir darum noch einen Augenblick bei unserer Frage. Ist sie vielleicht durchaus unsinnig? — Stellten wir die Frage: giebt es Sonnen, die einen langen, mit Haaren bewachsenen Schwanz haben, so würde man über den närrischen Einfall lachen und ihn keiner ernsthaften Antwort würdigen, schon weil Niemand Derartiges ernsthaft behaupten würde. Bei Gespenstern liegt die Sache doch anders. Man hat im Allgemeinen eine Vorstellung von ihnen, die man nicht erst, wie etwa bei geschwänzten Sonnen, mit phantastischer Laune zusammensuchen muß; diese Vorstellung ist weit, man kann wohl sagen auf der ganzen Erde verbreitet (die Spiritisten werden darauf aufmerksam machen, daß man aus der Verbreitung der Idee Gottes einen Beweis für seine Existenz genommen hat); schließlich ist sie ihnen wesenhaft genug, um ihnen eine bestimmte Art von Furcht einzuflößen. So birgt also unser Leitmotiv eine Frage, die man jedenfalls überlegen darf, ehe man sie beantwortet.

Digitized by Google

Gleichviel. Auch die wohlerwogene Antwort wird nein lauten. Wohl kann ich mir Gespenster vorstellen, ihnen mit etwas empirischer Weitherzigkeit sogar einen Platz in der Welt des Seins anweisen wie etwa dem Aether mit seinen Schwingungen, aber schon die eine Eigenschaft der Gespenster, die ihnen als hauptsächliche zukommt, daß sie sich da, wo vorher nur Luft war, willkürlich zu redenden, handelnden, manchmal fast, scheint es, organischen Gestalten bilden und dann ebenso plötzlich spurlos und grundlos in die leere Luft hinein verschwinden, womit dann ein Hineindringen des irgendwie Körperhaften in rings geschlossene Räume zusammenhängt, schon diese Abnormität des Verhältnisses der Aggregatzustände widerspricht so sehr all' unserer Erkenntniß von den Dingen und Zuständen der Natur, daß sie genügt, um die Gespenster in das Reich der Fabel zu verweisen.

Widerspricht unserer Erkenntniß der Natur? fragt der Spiritismus und erlaubt sich die Bemerkung, daß dieser Einwand wiederum unserer Gewohnheit mehr als unserer Wissenschaftlichkeit Ehre mache. Daß wir durch eine Glasscheibe sehen, wissen wir, weil es alle Tage geschieht, aber begreifen, erkennen wir es auch? Daß das Sehen durch Schwingungen des Aethers vermittelt wird, nimmt die stolze Wissenschaft an, aber daß diese Schwingungen durch Luftbewegungen nicht beeinflußt werden, daß man in den Sturm hinaus so gut sieht, wie in eine windstille Landschaft, wie Viele begreifen denn das? Wer vor zehn Jahren behauptet hätte, man kann durch das Fleisch des lebenden Menschen hindurch seine Knochen nicht nur fühlen, sondern auch sehen, würde Phantast gescholten sein, und wie steht es jetzt, wo wir das Geld im geschlossenen Portemonnaie mit den Augen zählen? Suggestion und Hypnose, vor einigen Jahrzehnten noch als Täuschung belächelt, sind heute allgemein anerkannt; das zweite Gesicht wird nicht mehr lediglich als Spuk verschrieen, sondern beginnt von Aerzten fachmännisch untersucht zu werden; die sogenannte Fernwirkung oder Telepathie erhält ein merkwürdiges Analogon in der Funkentelegraphie. Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel, singt Mathias Claudius; bei jeder Erfindung und Entdeckung sehen wir auf's Neue, wie sehr wir von Geheimnissen umgeben sind, die wir nur ach wie gelegentlich der Natur abtisten können. Selbst wenn wir nicht an Gespenster denken, müssen wir die Möglichkeit zugestehen, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Scheint es da ganz absurd, wenn man zu diesen Dingen, die es vielleicht geben kann, auch die Gespenster rechnet?

So sagt der Spiritist, nicht ohne einen Schein des Rechts. Die allgemeine Möglichkeit von etwas, sagen wir einmal Uebernatürlichem scheint allerdings gegeben — war doch vor zehn Jahren das Hindurchsehen durch ein Cigarrenkistenbrett übernatürlich und hätte sehr gut als spukhaftes Requisit in einem Zaubermärchen benutzt werden können. Zudem scheint es, wenn wir auch zehn Mal nicht an Gespenster glauben, doch wissenschaftlich gefährlich, ihnen die obschon noch so entfernte Möglichkeit abzusprechen. Der Spiritist könnte daran erinnern, daß Galilei doch Recht behielt mit seinem „die Erde bewegt sich um die Sonne", trotzdem die Bibel und die Theologie und, schlimmer noch, der sinnenfälligste Augenschein gegen ihn war. Nun, daß nicht die Sonne täglich am Himmel ihren Kreis zieht, sondern daß die Erde in steter Drehung sich um sie herum wälzt, wissen wir jetzt Alle, aber — Hand auf's Herz — wie Viele haben eine innerliche, klare Anschauung davon, daß die Meere bei der Drehung nicht in die Unendlichkeit auslaufen wie das Wasser aus einem sich neigenden Eimer, und daß die Antipoden nicht den Kopf nach unten wandeln wie Fliegen an der Zimmerdecke?

Also — da wir wissen, daß unsere Erkenntniß der Natur unzulänglich ist, und daß wir in unseren Wahrnehmungen mancherlei Täuschungen der Sinne unterworfen sind, theoretisch darnach überzeugt sein müssen, daß wir noch von vielen unbekannten Kräften, vielleicht auch zukünftigen Erscheinungen umgeben sind, so können wir zugestehen, daß zu diesen Geheimnissen der Natur auch Gespenster gehören. Wir wollen also ganz allgemein die Möglichkeit ihrer Existenz zugeben. Damit ist natürlich nicht im Entferntesten gesagt, daß wir glauben, es gebe welche. Wir zeigen uns vielmehr nur bereit, Denen, die Jenes behaupten, ernsthaft zuzuhören. Selbstverständlich liegt ihnen die Last des Beweises ob. Wir wollen nur noch präcisiren, daß wir, ohne uns auf spiritistische Theorien und Spitzfindigkeiten einzulassen, unter Gespenstern die vom Körper losgelösten Geister Lebender oder Todter verstehen, die den menschlichen Sinnen, besonders den Augen, wahrnehmbar werden.

Der Beweise, die natürlich oft genug versucht worden sind, giebt es drei Arten. Zunächst der philosophisch-theoretische, der indessen für die Denkart unserer Zeit von vornherein nichts Zwingendes hat. Wir constatiren gern, daß der reine Materialismus heute abgewirthschaftet hat und die moderne Philosophie wieder etwas mehr „Geist" in ihre Weltanschauung hineinbringt; eine Zunahme des Glaubens an Geister, mögen sie nun wie Astralkörper oder wie platonische Ideen aussehen, würde daher im Zuge der Zeit liegen. Wir vernehmen mit Interesse, was Du Prel meint, daß die Entwickelungslehre, folgerichtig weitergeführt, zur Annahme der selbstständigen Existenz körperloser Geister leite, aber wir sind, Dank dem überwundenen Materialismus, zu praktisch geschult, um allein auf solche theoretischen Schlußfolgerungen unsere praktische Ueberzeugung zu gründen. Die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, wie sie der Spiritismus auszumalen liebt, beweisen natürlich, subjectiv verschieden, wie sie sind, Nichts für die Realität ihrer Substrate.

Schwerer wiegt der historische Beweis, der darin besteht, daß Geistererscheinungen an bestimmtem Ort, zu bestimmter Zeit, unter bestimmten Umständen historisch beglaubigt vorgelegt werden. Dieser Beweis ist durchschlagend. Denn wenn auch nur von einer einzigen Geistererscheinung nachgewiesen ist, sicher und zweifellos und einwandsfrei, daß sie wirklich geschehen ist, so hat es einmal ein Gespenst gegeben, und wenn mehrere Fälle gleich sicher belegt sind, so heißt Das: es giebt Gespenster, freibleibend natürlich Art und Gelegenheit ihres Erscheinens, die dann Gegenstand besonderer Untersuchung werden können. Hier liegt die große Schwierigkeit darin, einwandfreies Material zu bekommen. Wenn Jemand eine Erscheinung gehabt hat, und er ist ein nüchterner oder kritischer Kopf, wird er eher geneigt sein, an eine Hallucination oder sonstwie Selbsttäuschung zu glauben und Gründe dafür zu suchen, als die Realität des Gespenstes anzunehmen. Leute, die sich den Eindrücken ihrer Sinne mit mehr Vertrauen hingeben, erfahren bei Erscheinungen gewöhnlich eine solche Erschütterung des Gemüths, daß sie nachher nicht im Stande sind, eine sachliche Schilderung des Vorgangs zu geben. Beiden ist also das Vermögen objectiver Auffassung beeinträchtigt. So geht es den Erlebenden. Und den Berichtenden? — Die Meisten scheuen sich, solche intimen Erfahrungen preiszugeben, weil sie den Spott oder das Achselzucken der Allgemeinheit fürchten, und die jene Scheu überwunden haben, gerathen leicht in den Fehler, unbewußt, um sich glaubhaft, bewußt, um sich interessant zu machen, daß sie entstellen und übertreiben. Die Gefahr der Entstellung wächst natürlich mit der Zahl der Vermittler, so daß man bei einer Erzählung aus dritter oder vierter Hand (und die Originalberichte sind am seltensten) von vornherein auf documentarischen Werth verzichten muß, wenn man nicht auf die Quelle zurückgehen kann. Trotz dieser subjectiv unüberwindlichen Schwierigkeiten haben sich die Spiritisten außerordentlich angestrengt, gerade hier die Existenz von Gespenstern nachzuweisen. Man hat die schriftliche Ueberlieferung aller möglichen Völker durchforscht und eine ziemliche Anzahl unheimlicher Geschichten zusammengebracht, ohne sie jedoch zu mehr als gelegentlicher

Digitized by Google

Parallele verwenden zu können. Man hat ferner, und das ist das bei Weitem Wichtigste, in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit nach Gespenstererscheinungen geforscht, man hat durch ernsthaftes Entgegenkommen den Leuten Muth gemacht, Erlebnisse auf diesem Gebiet den Fachzeitschriften oder gelehrten Gesellschaften zur Verfügung zu stellen, schließlich haben, um von kleineren Publicationen, wie Acevedo's Buch „Ueber die Gespenster" abzusehen, die Engländer Gurnsey, Podmore und Myers unter großen Opfern an Geld und Arbeit etwa siebenhundert Fälle von Gespenstererscheinungen zusammengebracht, allerdings Gespenstererscheinungen Lebender, die sich Leuten von unbestreitbarer Wahrheitsliebe und möglichst beglaubigt zugetragen haben sollen. Ob eine gleiche Codification von Gespenstererscheinungen Todter versucht worden ist, hat der Laie nicht erfahren können. Ueberzeugt worden ist er durch die Phantasms of the living nicht, obgleich er das Gefühl hatte, sich an der Schwelle einer wunderbaren Welt und vielleicht einer neuen Erkenntniß der Natur zu bewegen.

Ebenso zwingend, aber weniger auf die Allgemeinheit zugeschnitten ist der experimentelle Beweis. Er besteht darin, daß man, wie der Physiker etwa das Vorhandensein von Elektricität nachweist, indem er sie irgendwie sinnfällig wirken läßt, daß man so die Existenz von Geistern beweist, indem man sie citirt, und ihre Anwesenheit, indem man sie den Sinnen wahrnehmbar macht. Dieses Experiment erfordert, wie jedes, Vorkenntnisse und Vorbereitungen und liegt, wenn man sich nicht mit dem etwas gefährlichen Gesellschaftsspiel des Tischrückens und -klopfens begnügt, in den Händen der Fachleute, d. h. hier der Spiritisten. Der Spiritismus aber scheint dem Laien mehr ein Glaube, den seine Anhänger mit allen Mitteln fortgeschrittener Wissenschaft zu stützen bestrebt sind, als die vorurtheilslose Erkenntniß eines neuen Gebietes der Natur. Das discreditirt ihm seine Argumente von vornherein. Die Materialisirungen, wie jene die Verkörperungen von Geistern nennen, geschehen mit Hülfe eines Mediums, und man sucht, so gut es nur irgend geht, sich und Andere zu überzeugen, daß es sich nicht um Hallucinationen oder Betrug handle. Man nimmt die Photographie, Abgüsse materialisirter Glieder in geschmolzenem und nachher erkaltetem Paraffin u. A. zu Hülfe, und die Berichte über diese Experimente lassen allerhand Eigenartiges erfahren. Indessen, um mit einem der bedeutendsten Spiritisten, dem russischen Staatsrath Aksakow zu reden, die Abgeschmacktheit der Kommunicationen, die Armuth ihres intellectuellen Inhalts, selbst wenn es keine Gemeinplätze sind, der ersichtlich mystificirende und lügenhafte Charakter des größten Theils der Manifestationen, die Unzuverlässigkeit der physikalischen Phänomene, sobald es sich darum handelte, sie dem positiven Experiment zu unterwerfen, die Leichtgläubigkeit, die Verblendung, der Chauvinismus der Spiritisten und Spiritualisten, schließlich der Betrug, welcher gleichzeitig mit den Dunkelseancen und den Materialisationen hereinbrach, und den ich nicht allein aus der Literatur, sondern auch durch meine persönliche Erfahrung in meinen Beziehungen mit den renommirtesten Medien von Profession habe bestätigt finden müssen — in Summa eine Masse von Zweifeln, Einwürfen und Verwirrungen aller Art vergrößerten nur die Schwierigkeiten des Problems und, so möchte ich hinzufügen, machen den experimentellen Beweis für die Existenz von Gespenstern den Uneingeweihten a priori unglaubwürdig.

Ist denn nun, Alles zusammen genommen, ein Beweis erbracht? — Das ist viel gefragt, genau so viel wie zu Anfang, ob es Gespenster gebe, und die Frage ist ebenso schwer zu beantworten. Man könnte ungefähr so formuliren: Eine bestimmte Anzahl von Leuten glauben an Geister, die vom Körper losgelöst selbstständig existiren, nicht aus Aberglauben, der an und für sich natürlich dem Spiritismus einen großen Theil seiner Anhänger zuführt, sondern aus ernster Ueberzeugung, die sie aus den vorliegenden Thatsachen gewonnen haben. Es befinden sich kluge Köpfe darunter, die sich erst nach zähem Widerstreben, wie der eben erwähnte Aksakow, oder nach lautem öffentlichen Widerstande dazu bekannten, wie der bekannte Lombroso, der hier aus einem Saulus zum Paulus wurde; auch Männer, die sich anderweitig schon in der Wissenschaft einen guten Namen erworben hatten, wie der Physiker Crookes, der bei Gelegenheit der Röntgenstrahlen viel und mit Ehren genannt worden und ein Hauptexperimentator auch in der „Wissenschaft vom Verborgenen ist". Daneben finden sich, ohne bestimmt eingeschworen zu sein, z. B. unter den Philosophen nicht Wenige, die dem Geisterglauben nahe stehen, Kant z. B., dem man gewiß Phantastik nicht vorwerfen wird, und Schopenhauer.

Indessen für die Allgemeinheit, auch für die wissenschaftliche Laienwelt, ist, wie die hitzige Abwehr E. v. Hartmann's zeigt, der Beweis noch nicht erbracht. Daran trägt gewiß die precäre Art der Argumente einen Theil der Schuld; ferner hat es der Spiritismus im Zuschnitt, wie man sagt, verdorben, als er sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wie eine Epidemie über Europa verbreitete, mit soviel Schwindel und Spielerei durchsetzt, daß das Ganze bei Allen, die von der Mode verschont blieben, von vorn herein für Humbug galt. Trotz alledem bleibt es wunderbar, daß die Menschen, die doch sonst, ohne auf besonders genauen Beweisen zu bestehen, alles Mögliche glauben, gerade in dieser Sache, die sie allgemein als absurd beurtheilen, ihr credo quia absurdum ganz vergessen und einen fast instinctiven Widerstand gegen die Annahme der Existenz von Gespenstern äußern.

Dieser Widerstand hat bei Vielen den äußerlichen Grund, daß sie sich geniren, einen Glauben, der von der Allgemeinheit verlacht wird, zu hegen oder gar zu bekennen. Wieweit solche Scheu geht, hat vor Kurzem Professor Slaby im „Prometheus" gezeigt, wo er erzählt, daß Hughes, der Erfinder des Mikrophons, den wichtigsten Bestandtheil der heute berühmten Telegraphie ohne Draht schon Ende der siebziger Jahre entdeckte, aber die wunderbare Fernwirkung des elektrischen Stromes verschwieg, weil er und seine Freunde fürchteten, sein wissenschaftlicher Ruf könne dabei Schaden leiden. Bei Unbefangeneren hat die Abwehr des Gespenstergedankens wohl zunächst den Grund, daß die Vorstellung, die dann unabweisbar ist, keinen Augenblick vor der Gesellschaft ungesehener Geister sicher zu sein, sich gewissermaßen täglich und stündlich darin zu bewegen, etwas so Fatales, so Unheimliches, schließlich auch so Unvorstellbares hat, daß man sich instinctiv dagegen sträubt. Ernsthafte Naturen aber sehen sich, wenn sie die Existenz von Gespenstern annehmen, einer so fundamentalen Umwälzung jeder bisher erworbenen philosophischen Weltanschauung gegenüber (die nächste Consequenz wäre ja die Sicherheit eines individuellen Fortlebens nach dem Tode), daß sie sich hüten, ohne zwingenden Beweis diesen Schritt in's Ungewisse zu wagen. So hat sich z. B. der gereifte Goethe eingestandener Maßen von diesen Fragen geflissentlich ferngehalten.

Das wäre so, in einen leidlichen Zusammenhang gebracht, das Wesentliche meiner Laienbemerkungen über die Gespensterfrage. Sie können keine neuen Resultate bieten, sie sind sogar zu vorsichtig oder zu bescheiden, eine Ueberzeugung auszusprechen, die leicht wie ein wenn auch nur persönlich giltiges Resultat aussähe. Sie wollen weiter Nichts, als einen ruhigen Ausblick gewinnen über den Stand und Widerstreit der Parteien. Daß deren aber wirklich zwei da sind, die sich mit innerer Ueberzeugung und gewichtigen Argumenten bekämpfen, daß sie alle Beide verdienen, ernsthaft genommen zu werden, das möchte der Laie als eine Art Ergebniß seiner Bemerkungen herausheben und damit zugleich die Stellung angeben, die ihm für seine Mitlaien als wünschenswerth und vernünftig erscheint.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Hebbel und Heimath.

Von O. Wentorf (Altona).

Die Stimmen, die sich für höhere Werthschätzung der Heimath erhoben haben, dringen mehr und mehr durch. Das zeigt sich, deutlich erkennbar, auch in der Kunst. Es dürfte darum in unserer Zeit nicht ohne Interesse sein, zu untersuchen, welche Bedeutung die Heimath für jenen Sohn Niederdeutschlands gehabt hat, dessen künstlerische Größe leider so spät in weiteren Kreisen anerkannt worden ist.

Diese Frage ist hier besonders interessant, weil Oberflächlichkeit zunächst die Heimath in Hebbel's Entwickelung streichen möchte. Verlebte doch Hebbel die Zeit seiner eigentlichen Ausbildung außerhalb der Heimath und kehrte er doch, seit er 1836 zur Reise nach Heidelberg noch einmal Abschied von der Mutter genommen hatte, nie in sie zurück. Zudem, was konnte seine Heimath ohne Berg und Thal, ohne Wald und Quelle einem Dichter sein? Und sind nicht endlich Hebbel's Werke mit ihren in's Große und Weite strebenden Gedanken, mit ihrer Richtung auf das Allgemein-Menschliche selbst eine Verneinung? Scheinbar. Wir werden trotz Allem sehen, daß auch bei Hebbel die starken Wurzeln seiner Kraft in der Heimath lagen.

Zunächst ist es die Geschichte der Heimath, die für seinen Charakter und dadurch auch für seine Dichtung so bedeutsam geworden ist. „Das Dithmarscher Kind," sagt er selbst, „hört in früher Jugend von starken Männern, die Königen und Fürsten die Spitze geboten, von Zügen zu Wasser und zu Land, gegen mächtige Städte gerichtet, und wenigstens in mir entstand durch das Bewußtsein, von solchen Männern abzustammen, sehr zeitig ein Gefühl, wie es die Brust des jungen Adligen, der seiner Vorfahren gedenkt, kaum stolzer schwellen kann." Was es heißt, ein Dithmarscher Kind zu sein, wird sehr klar an Ad. Bartel's Roman „Die Dithmarscher", der, nebenbei gesagt, nach meinem Urtheil der gewaltigste historische Roman jüngerer Zeit ist. Der aus dem Bewußtsein der Kraft entspringende, berechtigte Stolz war Hebbel wie nur je einem alten Dithmarscher eigen, und ohne ihn hätte er mehr als einmal auf seinem Lebenswege verderben müssen. Man muß sich seine Lebensgeschichte vergegenwärtigen, um zu ermessen, welches Selbstbewußtsein nöthig war, ihn nicht ganz jenen Stimmungen erliegen zu lassen, die einen so ergreifenden Ausdruck finden in dem Wort: „Mein ganzes Leben ist nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein." Oder in dem Gedicht:

Schlafen, Schlafen, Nichts als Schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
leisestes Erinnern kaum,
daß ich, wenn des Lebens Fülle
niederklingt in meine Ruh,
nur noch tiefer mich verhülle,
fester zu die Augen thu!

Aber Hebbel zwang diese Stimmungen:

Geht stumm an Dir vorbei die Welt,
so fühle stolz und andachtsvoll:
Ich bin ein Kelch, für Gott bestellt,
der ihn allein erquicken soll!

Es hat auch vielleicht kein zweiter Dichter die Jugend so zur energischen Entwickelung und zum stolzen Gebrauch aller Kräfte angespornt wie er in dem Gedicht „An die Jünglinge". „Euch geziemt nur eine Lust, nur ein Gang durch Sturm und Nacht, der aus Eurer dunklen Brust einen Sternenhimmel macht!" —

Die herbe Kraft, die man Hebbel's dramatischen Charakteren nachrühmt, ist gewachsen an der Bewunderung jener Heldenthaten, an denen Dithmarschens Geschichte so reich ist. Ist es nicht bezeichnend, daß er noch 1855, nachdem er zwanzig Jahre die Heimath nicht gesehen, den Dithmarscher Bauern in seiner riesigen Kraft, seinem Jähzorn, — auch davon besaß der Dichter sein Theil! — aber auch in seiner großherzigen Gutmüthigkeit und seiner strengen Pflichterfüllung verherrlicht? Dabei wird das ganze Dithmarschen, auf dem solche Gestalt wächst, lebendig.

„Hier liegt nun, rings umflossen
vom Elb- und Eiderfluß,
ein Freiland, wohl verschlossen,
dem Kaiser zum Verdruß,
der's längst dem Kronenträger
von Dänemark verlieh'n,
doch, wie den Leu dem Jäger:
Fang ihn, so hast Du ihn!

In heißer Erntezeit spricht ein greiser Bauer: „Auf morgen fürcht' ich Regen, die Wolken sind zu kraus, drum muß der Gottessegen mir noch vor Nacht in's Haus!" Und willig folgt man dem kurz und barsch gesprochenem Befehl, denn die harte Arbeit wird von ihm durch das Weihnachtsbrod und den Osterkuchen vergolten. „Die vollen Wagen fliegen wie sonst die leeren kaum, und ganze Felder schmiegen sich unter'm Windelbaum." Freilich naht der Sturm: die weißen Möven wagen sich kreischend über'n Deich; die Krähen flieh'n mit Zagen, die Spatzen folgen gleich. Doch gelingt es. Das letzte Fuder hält am Scheunthor, als das Rasen der Elemente losbricht. Jeder Wassertropfen fällt wie ein Hagelkorn. Aber der hoch beladene Wagen ist nicht durch's Thor zu bringen. „Da speit der Alte Flammen." Er gebeut den Knechten, mit anzufassen. Diese fassen wohl zu, aber nur hemmend, da der Alte ihnen in seinen Anforderungen zu weit geht. Trotzdem aber rückt die Riesenkraft des Bauern den Wagen durch's Thor. Als die Knechte erstaunt ihr Handeln bekennen, kündet er ihnen ruhig den Dienst, erlaubt ihnen aber, sich heute noch nach Herzensluft zu pflegen. „Frau, mich soll Gott behüten vor Speis' und auch vor Trank bei solcher Stürme Wüthen, doch habt für diese Dank! Die können ruhig trinken, es wird darum kein Schiff auf finstrer See versinken am Helgoländer Riff!" Er selbst aber reitet eilig zum Deich zurück, die Strand- und Schiffswacht dort zu leiten. „Er hat dafür zu sorgen, so will's das Schlüteramt, daß hell bis an den Morgen die Feuertonne flammt." — Diese Ballade ist nach einer in Dithmarschen erzählten Sage gedichtet, und sie allein zeugt deutlich genug, wie Dithmarschens Geschichte und Gestalten auf Hebbel einwirkten. Er hat auch die Schlacht bei Hemmingstedt in fünf Romanzen besungen und begann 1840 ein Dithmarschen-Drama, das aber nicht zur Ausführung kam. Auch Christian, der herrliche Charakter aus „Mutter und Kind" ist in Dithmarschen heimisch. Er ruft dem Städter, der lüstern die befangene Magdalena beläftigt hatte, zu: „Herr, das Kind hat geweint, und ich, ich bin aus dem Lande, wo man die zinnernen Krüge vor Zeiten, wie lederne Schläuche, so mit den grimmigen Fäusten zusammendrückte und quetschte, daß das verschüchterte Bier die Decken bespritzte." In seinem Zorn hätte er eher Magdalena selbst verletzt, „als ihm die bündige Probe erlassen, daß die Fäuste noch immer in Wesselburen gedeih'n". Die Gestalt des Christian ist überhaupt in ihrer Kraft, Entschlossenheit, in nie ermüdender Schaffenslust, in ihrer Treue und in manchen kleineren Zügen ein Typus des guten Dithmarschers. Die Untersuchung darüber, was in dem Trauerspiel „Maria Magdalena" der Heimath entwachsen ist, würde zu weit führen. Ich füge zum Schluß dieses Abschnitts nur noch eine Stelle aus einem Briefe Hebbel's an Claus Groth an, aus der wir ersehen, wie sehr er sich als Dithmarscher fühlte. Er beginnt schlankweg: Lieber Groth! und begründet es gleich: Wir brauchen alle beide keine Deckung, — gemeint sind Titel und Orden — sondern können auf gut dithmarsische Manier ohne Umstände in's Freie treten.

Die Natur Dithmarschens wird gewöhnlich als arm an poetischen Eindrücken geschildert, und man erklärt gewöhnlich daraus den Mangel an Detailschilderungen, an liebevoller Darstellung des Kleinen in der Natur in Hebbel's Dichtung. Unzweifelhaft sind Groth's und Storm's Dichtung in dieser Beziehung reicher. Aber es möge zunächst doch hervorgehoben

Digitized by Google

werden, daß Hebbel als umfassendes Genie auch ein Meister realistischer Darstellung des Kleinen sowohl im Natur- wie Menschenleben war. Er beweist das in dem Epos „Mutter und Kind", jener viel zu wenig verwertheten Dichtung, die in der äußern Form nicht ganz an „Hermann und Dorothea" heranreicht, ihm aber in der Charakterzeichnung völlig ebenbürtig ist und es an Reichthum und Tiefe der Gedanken zweifellos überragt. Es muß genügen, hier auf das Ganze zu verweisen. Nur eine kurze, auf die Heimath sich beziehende Schilderung sei erwähnt:

„Mir ward es hinter den Deichen immer schon eigen zu Muth, die gegen Stürme und Fluthen uns das Ländchen beschirmen. Das Schrillen und Kreischen der Vögel mit den langen Hälsen und oft noch längeren Schnäbeln, welche im warmen Sande die buntgesprenkelten Eier hinterlassen, die Muscheln und selbst die fettigen Kräuter mit den wolligen Blumen erfüllen mich immer mit Grausen, und ich brauchte nicht erst auf Todengebeine zu stoßen, wie sie aus Schiffergräbern vergilbt und vermorscht wohl hervorschauen, um das Knabengelüst nach Bernstein niederzukämpfen und von dannen zu fliehen."

Den zugegebenen Mangel an Einzelzügen des Naturlebens in den lyrischen Gedichten führe ich weder auf Hebbel's Heimath noch auf seine lässige Beobachtung zurück. Sagt er doch selbst: „Mein ist das erste der Veilchen und mein die letzte der Astern. Regen sogar und Sturm halten mich selten zu Haus!" Die Musen des Dichters saßen nie zwischen vier Wänden vor hungrigen Bogen Papier. „Nein, sie lauschten den Wellen, sie horchten dem Brausen des Windes und ein Lilienblättchen reichte als Täfelchen aus." Ich finde den genannten Mangel vielmehr darin begründet, daß Hebbel sich nie begnügen mochte, äußere Bilder zu geben. Bloße Naturschilderung, an denen sich doch auch manchmal ein Liliencron begnügt, sind vor seinem künstlerischen Gewissen ausgeschlossen. Ein möglichst einfacher Rahmen oder besser eine möglichst einfache Form für den möglichst concentrirten Gedanken: das war sein Ziel. Böcklin hat in Bezug auf Malerei sich genau so geäußert: „Leute, die sich vor ein gefälliges Stück Natur setzen, um es nachzuahmen und höchstens das Format bestimmen, sind eben keine Künstler." Wenn wir auch mitunter bedauern, daß Hebbel gar zu sparsam mit den äußeren Zügen und zu freigebig mit Gedanken war, so wollen wir doch froh sein, daß seine Lyrik die schroffste Absage bildet an jene viel zu vielen Berg- und Thaldichter, die über sonnige Felder, schattige Wälder, murmelnde Bächlein, blumige Auen, Frühlingslüfte und süße Düfte nicht hinwegkommen.

Es ist behauptet worden, der Mangel an Detailschilderungen in Hebbel's Lyrik müsse aus seinen künstlerischen Grundsätzen erklärt werden, er sei also in gewissem Sinne Absicht. Lag er wirklich nicht in der Dithmarscher Heimath begründet? Hören wir Groth darüber. „Dort in Wesselburen," sagt er, „war es mir fast zu reichlich an allem Guten. Selbst die Pracht der Wiesen und Aecker, wenn das Grün rein emporquoll und die Blumen strotzten, übermannte mich fast. Dazu der unendliche Himmel, Deich und Moor, und die großen Gestalten, die davon ihr Gepräge erhalten." Und an anderer Stelle: „Auf dem Marschhofe sieht der Mann aus dem Fenster, soweit seine Augen reichen. Er kommt vor die Thür, da liegt die ganze Welt, die ihn angeht, rund um ihn herum ausgebreitet wie ein Tisch, bis wo sie den Himmel berührt, und sein Himmel ist so groß, wie ihn die Erde tragen kann. Ihm geht die Sonne auf weit, weit weg, wo die Welt ihren Anfang nimmt, ihm geht die Sonne unter im blanken Haff, wo es hinter dem meilenlangen Deich noch in einem silbernen Schein aufblinkt. So sieht er sie verschwinden, das Abendroth legt sich über die Marsch, die tiefe Nacht folgt, Mond und Sterne gehen ihren Gang wie die Sonne, still. Ebenso still, wenn der Sturm nicht braust, ist alles, was seine weitsichtigen Augen bemerken: Pflüger in der Ferne, Wagen, die fahren, Menschen, die wandern, Vieh, das grast. Nichts kommt ihm nahe, was ihn stört. Das ist die Marsch mit ihrer Wehmuth und Gestalt. Sie ist nicht zu beschreiben, so wenig wie die See, bloß zu erleben, weder im Herbst und Winter, wenn der Sturm saust und die Möven ziehn, noch im Sommer, wenn die Raysaat blüht und die Lerchen singen. Wer bloß einmal kommt sie zu besehen, der findet sie gräßlich und langweilig, wie die Leute, die in ihr wohnen. Auf der See ist es nicht anders. Wer solange bleibt, bis sie ihm das Herz anfaßt, der läßt sie nicht wieder los. Wer den Marschhimmel gesehen hat mit seinen Wolken, oder den warmen Westwind eingesogen hat, wenn er vom Wasser kommt und über Land fahrend den Duft der Bohnen und des Klees mitgenommen hat, der bekommt das Heimweh." Das Herbe, Große und Starke der Heimathnatur treffen wir am häufigsten in Hebbel's Dichtung. Das Meer, der Sturm, die weite Moorheide: bei ihnen verweilt sie am liebsten.

„Zu Pferd! Zu Pferd! Es saust der Wind!
Schneewolken, düstre, jagen!
Die schütten nun den Winter aus!
Zu Pferd! Zu Pferd! Durch Saus und Braus
Die heiße Brust zu tragen!

In meinem Mantel wühlt der Wind,
Er raubt mir fast die Mütze,
Ich hab' ihn gern auf meiner Spur,
An seiner Wuth erprob' ich's nur,
Wie fest ich oben sitze!

Im milden Süden spricht er der Römerin von Sturm und Mooresflammen. Der über die unendliche Wüste hinbrausende Sturm der Nacht ist ihm auch in seinem unsterblichen Requiem das Bild der trostlosen Verlassenheit jener Todten, die bis in's Tiefste erstarrten, weil sich der Lebenden Liebe ihnen verschloß.

Und wie schildert er die Haide! „Hinaus aus der Stadt! und da dehnt sie sich, die Haide, nebelnd, gespenstiglich, die Winde darüber sausen." „Ach, wär hier ein Schritt wie tausend!" Und alles ist still, und alles ist stumm, man sieht sich umsonst nach Lebendigem um; nur hungrige Vögel schießen aus Wolken, um Würmer zu spießen. („Der Haideknabe"): Unter einer Weide faßt der grausige Knecht den Knaben bei der Hand: „Die Blätter flüstern so schaurig, das Wässerlein rieselt so traurig." Diese wenigen Striche liefern den Hintergrund der ganzen Ballade und doch genügen sie, um die ganze schaurige Moorheide vor unsern Augen entstehen zu lassen.

Den Einfluß des Meeres bezeugt Hebbel selbst: „Die Nordsee ist ja auch meine Amme, und sie mag mehr Gewalt über mich haben, als ich selbst weiß; denn ich höre ihr viel zu gerne zu, als daß ich ihr nicht unbewußt nachlallen sollte." Krumm meint in seinen drei Studien über Hebbel, in den Schöpfungen des Dichters sei der Eindruck des Meeres weniger objectivirt und gestaltet, als daß er innerlich als bildende Kraft nachwirke. Die stürmische Leidenschaftlichkeit des Empfindens und die unheimliche Gewalt der Phantasie könnten als Abbild, als der innere Reflex des Elementes erscheinen. Ich muß gestehen, daß mir nirgends in der deutschen Dichtung der Eindruck des Meeres so objectivirt ist, wie in Hebbel's „Auf dem Meer".

Allheilig Meer! Es donnern deine Klänge
Mir so gewaltig in's erschreckte Ohr,
Als brächen die verhalt'nen Fluchgesänge
Begrabener Titanen draus hervor.

Sie stürzten sich hinab in deine Wogen,
Sie wollten sterben; aber um den Tod
Hat deine falsche Tiefe sie betrogen,
Sie tragen noch des Lebens öde Noth.

Sie können nicht einzeln sterben; denn solange noch ein Zwerg auf Erden lebt, kann selbst ein Gott den Tod nicht erwerben. Die blöden Menschen aber kauern um ihres Daseins Aschenrest und lassen ihn nicht. Nach Jahrhunderten ruft eine Stunde die Titanen zurück in's öde Sein. Dann wähnen sie, die Welt sei am Ende und dies Erwachen sei das letzte Weh; der eine wirft seine Feuerbrände, der andere rast im Schooß der See. Die Flammen sind zurückgeschlagen, — Beziehung auf den Brand Hamburgs im Mai 1842 — so

Digitized by Google

mögen denn die Meere in Eins schwellen und Wogentanz und Sternentanz zusammenknüpfend, alles vernichten. So, wie in diesem Gedicht, ist nirgends das vernichtungswüthige Meer dargestellt. Wohl kannte es der Sohn der Marschen! Von den anderen Gedichten, in denen das Meer auftritt, seien erwähnt: „Der junge Schiffer", (Karl in Maria Magdalene singt es) „Schiffers Abschied" und „Das Haus am Meer".

Als Ganzes war die Natur Hebbel eine „Kette, die, stets hinaufgewendet, durch Millionen Geister dringt und als ein Gott sich endet". Man ist nicht wenig verwundert, bei dem Zwanzigjährigen schon Darwin'sche Gedanken zu finden. „Wäre ich der dunkeln Kraft, die aus demselben Kerne die Blumen und den Baum erschafft, den Himmel und die Sterne; und triebe, was mir ab und auf die Brust durchhüpft als Seele, zugleich das Roß zum stolzen Lauf, zum Liede Philomele: das wäre schön, das wollte ich mit keinem Laut beklagen; Natur, als Schwester dürft' ich Dich alsdann im Herzen tragen." (Wesselburen 1833.)

Doch reden wir endlich von dem letzten Factor der Heimath, der gewöhnlich der einflußreichste ist, von der Familie und dem Leben im engsten Kreis.

Es ist bekannt, wie der Vater, ein tagelöhnender Maurer, den Knaben hart und strenge hielt und oft übel behandelte, weil er zur Handarbeit sich unbrauchbar erwies. Er so wenig wie die Mutter haben erkannt, was in dem Kinde steckte. Und doch ist das Familienleben vielleicht inniger gewesen als in manchen scheinbar viel glücklicheren Häusern. Der Vater war ein ehrenhafter, pflichttreuer Mann. Hebbel erzählt von ihm in der Schilderung eines Besuchs bei der Großmutter: „Er dachte viel zu ehrenfest, um seinen Verwandten, die arm waren, seine Kinder länger als auf einen Tag aufzubürden." Er war eine fromme Natur und sang in der Dämmerung gern Choräle. Charakteristisch berichtet der Sohn: „Weihnacht sahen wir auch den Vater heiter, der sonst fast das ganze Jahr nicht heiter war." Das Verhältniß zur Mutter läßt eine Tagebuchstelle erkennen: „Ewig wird Dein stilles freundliches Bild in aller mütterlichen Heiligkeit vor meiner Seele stehen, lindernd, beschwichtigend, aufmunternd, tröstend. — Du wirst mir vergeben und ich Dich nimmer, nimmer vergessen!" Was für die Bildung des Dichters positiv dem Elternhaus zu danken ist, ist besonders die Religiosität und die Anregung der Phantasie durch Bibel und Märchen. Der Vater war ein geschickter Märchenerzähler; die im Elternhause mitwohnende riesige Meta erzählte in der Dämmerung oft Hexen- und Spukgeschichten, die noch überboten wurden durch die Geschichten der Brüder des Nachbars Ohl. Die Frau des Letzteren las sehr eifrig die Bibel. So auch der Knabe. Noch vor seinem zehnten Jahre las er einst die Leidensgeschichte Christi, die ihn so ergriff, daß er bittere Thränen weinte. Er las sie dann jeden Abend in der Dämmerung, bis die Thränen einmal ausblieben. So verstehen wir den „Bubensonntag":

Wenn ich einst, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
und die helle Kirchenglocke
all' das Schweigen unterbrach:
O wie schlüpft' ich dann so hurtig
aus dem Bett in's Kleid hinein,
und wie gern ließ ich das Frühstück,
um zuerst bei Gott zu sein!

Ein Gesangbuch unter'm Arme,
eh' ich's Lesen noch verstand,
ging ich fort, gebeugten Hauptes,
fromm verschränkend Hand in Hand.
Kam mein Hündchen froh gesprungen,
schalt ich: Komm mir nicht zu nah!
Kaum daß ich, zur Seite schielend,
nach der Vogelfalle sah.

Für die tiefernste Auffassung seines Dichterberufes, wie sie sich ausspricht in dem Wort: „Die fromme (Seele) des Dichters ist's, die mich (das höchste Lebendige!) hält; ihr geb' ich ein volles Empfinden der Welt", für diese Auffassung ist unzweifelhaft das Vaterhaus mit in Rechnung zu stellen.

Was in Hebbel's Dramen auf diesen engsten Kreis zurückzuführen ist, darüber kann man ja streiten. Unzweifelhaft entstammen Einzelzüge in Maria Magdalene demselben. In vielen Gedichten aber spricht sich deutlich sein Verhältniß zur Familie und dem Elternhaus aus. Perle an Perle: „Großmutter", „Geburtsnachtstraum", „Der Ring", „Das alte Haus", „Leben und Traum", „Aus der Kindheit", in dem in unübertrefflicher Weise die Liebe des Knaben zu seinem Kätzchen dargestellt wird und „Schau ich in die tiefste Ferne meiner Kinderzeit hinab", das des Dichters rührende Liebe zu den Thieren offenbart. Im „Geburtsnachtstraum" erscheint dem Dichter die ganze Reihe seiner Vorfahren. Es schließt:

Ob sie mir blaß zur Seite gehn,
unmächtig, zu erscheinen,
und lächeln, wenn ich glücklich bin,
und wenn ich's nicht bin, weinen?

Und ob ich selbst dereinst mein Kind,
statt ruhig auszuschlafen,
durch Nacht und Sturm begleiten muß
bis an den letzten Hafen!

„Leben und Traum" berührt sich in seiner Innigkeit mit dem „Nachtgefühl", jener köstlichen Blüthe Hebbel'scher Lyrik, die ganz allein schon das Elternhaus anders einschätzen lehrt, als man es an der Hand einer Lebensgeschichte des Dichters wohl thun möchte. Es stehe ganz hier:

Wenn ich mich Abends entkleide,
gemachsam, Stück für Stück,
so tragen die müden Gedanken
mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
da zog die Mutter mich aus;
sie legte mich still in die Wiege,
die Winde brausten um's Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
da werden's die Nachbarn thun;
sie senken mich still in die Erde,
Dann werd' ich lange ruh'n.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
wie träum' ich oftmals das:
Es wäre Eins von Beidem,
nur wüßt' ich selber nicht, was.

Ueberblicken wir noch einmal das Ganze, so erkennen wir, daß die Heimath, die Hebbel für sein Lebensglück so gar nichts bot, in der ihn keiner verstand, und in der keiner auch nur einen Finger rührte, um den begabten Jüngling seinem unglücklichen Schicksal zu entreißen, daß selbst diese Heimath ihm zu einem Quell geworden ist, dem manch' lebendiges Wasser entsprang. Wenn die Heimath sich aber unter den unglücklichsten Verhältnissen schon so wirksam erweisen kann, um so höher haben wir sie einzuschätzen. Mit Fleiß werden wir theilnehmen an jener Bewegung unserer Tage, die darauf ausgeht, das Heimathliche mehr zu pflegen und für Geist und Gemüth mehr auszuschöpfen. Heimath ist Kraft.

Eine Geschichte der Caricatur.

Von Gustav Gugitz (Wien).

Caricatur ist die lachende Geschichte der Menschheit. Sie ist der Hohlspiegel, in dem sich ihre Vorgänge, ihre Ideen und Typen in eine grinsende Fratze verzerren, die wohl noch die Züge des Urbildes aufweist, aber irgend einen charakteristischen Zug ins Maßlose vergröbert hat. Dieser übertriebene charakteristische Zug bildet das Wesen der Caricatur, das schließlich mit dem der Satire der Literatur identisch ist. Auch die Satire überträgt irgend einen grassirenden Typus durch mannigfache Synthesen aus seinem ganzen Gebahren auf eine Persönlichkeit oder Personification als ihr individuell innewohnend. Während der Typus Thorheit und Klugheit neben einander verträgt, ohne lächerlich oder ein Zerrbild seiner Eigenschaften zu werden, wird er es, sobald er in's Individuelle „chargirt" wird. Werden nur wenige Züge in irgend welcher Weise bei einer den Typus bestimmenden Person so individuell verstärkt, daß das durchschnittlich Normale anormal vergröbert wird, so haben der Spott und die Lachlust ihre Freude daran, weil der Typus mit der Charakteristik gewöhnlich nicht übereinstimmt. Das ist ja der Brennpunkt der Komik, daß Objecte in Verhältnissen dargestellt werden, in welche sie nie eingehen würden oder könnten, und die nur in der Consequenz einer individuellen Uebertreibung liegen, gegen

Digitized by Google

welche sich der Typus mit seiner Verallgemeinerung ja anstemmt. Daher ist auch die Caricatur der Feind alles Typischen, das sie höhnend in eine falsche Individualität hetzt und verzerrt. Und umgekehrt, wenn die Caricatur Individualitäten angreift, muß sie diese als einen lächerlichen Typus darstellen.

Die Hauptaufgabe der Caricatur war daher immer, eine Moralität zu finden, in welchem Sinn sie ja auch im Mittelalter hauptsächlich gewirkt hat, besonders in Plastiken, wie zu Straßburg u. s. w. Diese Moralität bestand in dem alten Spruch: „Ridendo dicere verum". Freilich wurde nicht immer auf das Lachen der Nachdruck gelegt. Nicht allein der Humor, sondern auch die Rache waren die Triebfeder der Caricatur. Aber gleichwohl, moralisch blieb sie schließlich immer, auch wenn sie unmoralisch war. Sie hatte immer den Zweck, eine Erscheinung mit den bestehenden Sitten zu vergleichen und den kritischen Gegensatz dieser Sitte zu einer anderen neuen oder alten hervorzukehren. Daher die eminent culturgeschichtliche Bedeutung der Caricatur, die sich bei ihr in einem steten Kampf des Alten mit dem Neuen ausdrückt. Die Caricatur war so immer ein Strafgericht und wie dieses gerecht oder ungerecht. Dieser moralischen Eigenschaften wegen wurde sie meist immer von Unterdrückten mit Erfolg angewandt, leider oft auch aus unlauteren Rachegefühlen, so daß sich sogar alte Juristen schon mit der Caricatur beschäftigen mußten, wie Brunnquell in seiner „Dissertatio de pictura contumeliosa", welche „Schandmalerei" eben nichts Anderes als eine rächende Caricatur war. Einem Wortbrüchigen malte man z. B. Eselsohren, Hörner oder weibliche Glieder an die Thüre, was natürlich zu schlimmem Unfug und bösen Händeln führte. 1577 mußte sogar ein Reichsgesetz hier eingreifen. Was die Caricatur somit als Parteiwaffe werden konnte, die in einem Charakter eine ganze Partei lächerlich machte und so auf die Masse vielleicht drastischer wirkte als ein Redner — man denke an die berühmte Birne des Louis Philipp — ist aus ihrem ganzen Wesen selbstverständlich zu begreifen. Die Politik ist ein steter Kampf des Individuums mit einem Typus, und der Caricatur wird es leicht, sowohl dem Individuum zu dienen, indem sie den Typus lächerlich individualisirt, als auch dem Typus, indem sie das Individuum zu einem lächerlichen Typus verflacht. Man sieht daher, daß die Caricatur wohl nur ein rein literarisches Verstandesproduct in der Kunst sein kann, da bei ihr Alles nur auf die Form ankommt, die im Zeichnerischen liegt. Sie muß in der Kunst, da man sie zu ihr rechnen muß, wohl ganz für sich stehen und hat mit der Malerei vor Allem nichts zu schaffen, die nie im Formalen rein aufgehen kann. Eher mit dem Plastischen. Und doch — man darf sagen, daß die Caricatur die Mutter der modernen Malerei geworden ist. Die Caricatur, die sich immer eng mit dem wahrhaften Zeitleben verband und so seine Geschichtsschreiberin, eine unversiegbare Quelle seiner jeweiligen Cultur, die aus dem Tag strömte, geworden ist, holte die Malerei, die sich im todten Olymp vergangen hatte, wieder auf die Erde zurück, lehrte sie sehen und der Zeit dienen. Sie, die immer nur im strömenden Leben bestehen konnte, eiferte die Malerei zu Gleichem an, daß sie wieder mit der Schilderung ihrer Zeit und deren Cultur lebendig und wirklicher Culturausdruck wurde. Die Daumier's und Gavarni's, immer unsere ersten Realisten, diese großen Caricaturisten waren die Lehrmeister Millet's. Die Neubelebung der modernen Kunst im Realismus und im Naturalismus, der ja manchmal nicht weit von der Caricatur steht, ist die Großthat der Caricatur.

Hauptsächlich ihre culturgeschichtliche Bedeutung zu würdigen versucht nun ein neues deutsches Werk „Die Caricatur der europäischen Völker von E. Fuchs und H. Kraemer", nachdem schon die Franzosen, wie Champfleury in seinem sechsbändigen Werk „Histoire générale de la caricature" (Paris, 1865—85), Grand-Carteret und verschiedene Engländer sich mit ihrer Geschichte befaßten. Fuchs — der den Text eigentlich geschrieben — ist nun freilich weit mehr ein spielender Amateur, denn ein Gelehrter, und die reine Sammlerfreude blickt aus dem Buche ganz beträchtlich stärker heraus als eine kritische Forschung über die wirkliche Geschichte der Caricatur mit ihren Beziehungen zu den verschiedenen Einflüssen auf sie, zu den Kunstrichtungen oder der Kunst überhaupt. Da müßten wohl die Quellen stärker fließen. Doch können wir hinreichend Freude an dem rein Stofflichen haben, das vielerlei Anregung in sich birgt. Es ist genug, wieder einmal das Interesse an der Caricatur geweckt und auf ihre Bedeutung aufmerksam gemacht zu haben.

Nach einer kurzen allgemeinen Uebersicht über den Begriff der Caricatur werden wir mit der des Alterthums bekannt gemacht. Die Caricatur des Alterthums entbehrte namentlich eine wichtige Sache, das war die allgemeine Verbreitung; erst mit der Entwickelung der graphischen Künste konnte die Caricatur wirklich bedeutend werden. Sie konnte daher im Alterthum nur particularistisch wirken, sie diente kaum irgendwo einer allgemeinen Meinung, es wären denn die Caricaturen im spintrischen Genre, deren Unzüchtigkeiten die Alten aber nur für überhaupt komisch hielten. Schon die alten Egypter kannten die symbolische Form der Caricatur, wie aus einem Londoner Papyrus hervorgeht, in dem Ramses in Thierform verspottet wird. Diese Verspottung des Menschen durch eine Thierform, die ja dann auch bei den Griechen und Römern beibehalten wird, dürfte wohl aus einem Gegensatz zur Hochschätzung eines menschlichen Körpers entstanden sein. Fuchs giebt ein Bild, wie Aeneas als Hund mit seinem Vater und den Kindern, gleichfalls Hunden, aus Troja entflieht, so wie das bekannte Palatinische Spottcrucifix, worauf ein Esel gekreuzigt zu sehen ist. Doch im großen Ganzen war diese Zeit als zu naiv noch nicht recht für eine blühende Caricatur geschaffen, deren Kraft in einem geistreich gewandten Witz gelegen wäre. Auch war es nicht rathsam damals, derartig zu spotten. Die Naivität des Alterthums zeigt sich ja in den erotischen Scenen, die uns heute gewiß nicht mehr bloß komisch erscheinen, bei den naiven Alten kehrte sich aber der Spott nur gegen die Sinnlichkeit der Formen; so verspottete man Herkules, so Caligula, indem man ihrem Leib eine groteske Form gab.

Im christlichen Mittelalter, das die naive Sinnenfreudigkeit durch seine düstere Metaphysik ablöste, wurde die Caricatur gänzlich auf ihre moralische Thätigkeit verwiesen. Sie war die Richterin über Gut und Böse und auch das noch ganz naiv, wie es namentlich die gothischen Plastiken beweisen. Immer wieder waren es die Laster, die zu ungeheuerlichen Fratzen verzerrt und so der Verachtung anheim gegeben wurden, wenn man es nicht vorzog, gleich lieber daneben den Teufel an die Wand zu malen. Die Plastiken von Notre-Dame, der auf Paris herabgrinsende Teufel, die mit Thiersymbolik Arbeitenden von Straßburg sind ja ziemlich bekannt. Hier hat sich die Caricatur wohl meist nur unbewußt ewige Denkmale errichtet, die die Sitten der Zeit geißeln. Freilich beschränken sich diese Darstellungen größtentheils auf die Religion und ihre Gebiete. Namentlich kommen die Ketzer und Juden schlecht weg. Letztere sind im Dom zu Magdeburg z. B. auf einem Schwein reitend und es saugend u. s. w. dargestellt. Auf diesen Plastiken und Fresken kommen natürlich viele derbe Naivitäten vor. Namentlich die jüngsten Gerichte boten da der Phantasie Gelegenheit, grotesk auszuschweifen. So befindet sich zu Nördlingen eines, wo, abgesehen, daß Papst und Cardinal in der Hölle sind, ein Teufel ein Weib vergewaltigt, worüber die Alten freilich nur gelacht hätten. Der Stoff der Caricatur konnte sich erst dann erweitern und ein komischeres Feld sich erwählen, als diese mit der Kunst sich von der düsteren Moraldoctrin der Kirche immer mehr und mehr befreien konnte und nicht bloß für sie warnende Mementos zu erzeugen brauchte. Dies ging

Digitized by Google

natürlich zugleich mit der immer größeren Vervollkommnung der technischen Hülfsmittel der Kunst und namentlich der Graphik vor sich. Heutzutage würden wir bei dem Wort Caricatur fast immer an ein graphisches Erzeugniß denken, kaum an Malerei, geschweige denn an Plastik. Nunmehr kehrte sich die Caricatur bald gegen alle Thorheiten und Unsitten, sie zeichnete Ritter, die dem Modeteufel huldigten, sie zeigte höhnisch die Ausschweifungen in den Frauenhäusern, sie wandte sich gegen die hohe Geistlichkeit und was sonst das öffentliche und private Leben mit Thorheiten erfüllte. Doch waren z. B. die ausschweifenden Geistlichen schon in den Kirchen selbst genug vor allen Augen gekennzeichnet worden. Im Erfurter Dom war eine Sculptur, worauf eine Betschwester dargestellt war, zu deren Füßen ein Mönch lag, welcher ihren Unterrock aufhob. Dieses für uns anstößige Bild war unter den Augen des großen Kanzelredners Geiler von Kaisersberg geschaffen worden und wurde erst 1769 entfernt.

In der Renaissance nun tritt die Caricatur schon in dieser Art auf, wie wir sie verstehen. Es war ihr kein weltliches Gebiet mehr fremd und für die Welt, für das athmende Leben schuf sie. Die Meister, die in's Riesige strebten, die Michelangelo, da Vinci, Tizian, hatten genügend Humor, sich gelegentlich die Zerrbilder ihres eigenen Schaffens vorzuhalten; die Fratzen da Vinci's sind bezeichnend genug. Doch standen die Künstler anderer Länder bald hierin nicht zurück. Fuchs giebt uns die lustigen Bauerncaricaturen Brueghels, die für die Humanistik charakteristischen des Holbeins und Anderer. Auch Frankreich tritt bald in den Reigen, um schließlich einen der besten Caricaturisten, Callot, hervorzubringen. War es in Italien namentlich die Kunst, die die Caricatur verspottete, wie in dem Spottbild Tizian's auf Bandinelli, so waren in Frankreich bezeichnender Weise die Sittenlosigkeit und in Deutschland Religion und Wissenschaft die Angriffsobjecte. Die Reformation brachte die Caricatur, die immer mehr als eine mächtige Waffe in den Händen der Partei anerkannt wurde, vollends zur Entwickelung. Der Papst mußte nun in der deutschen Caricatur tüchtig herhalten. Lucas Cranach hat da wohl den künstlerischsten Ausdruck in seinem Passional Christi und Antichristi (1521) gewonnen. Diese Caricatur war ebenso ein ernstes Strafgericht wie jene in den Kirchen. Die Politik kann sie aber bald gar nicht mehr entbehren. (Schluß folgt.)

Wagnerianer und Wahrheitssucher.

Von Paul Marsop.

Bisweilen erscheinen kritische Bücher, in denen sich eine Individualität kundgiebt. Ein Mann meldet sich zum Wort, der eigene Kunstanschauungen entwickelt, sich indessen weislich davor hütet, den Ton des ästhetischen Gesetzgebers und Ketzerrichters anzuschlagen, der ehrlich genug ist, seine Aufsätze und Studien mit der Generalüberschrift zu versehen: „Was ich von unserer Kunst denke." Die Bücher dieser Wahrheitssucher soll man empfehlen, damit sie gelesen werden. Von solchen natürlich, die nicht an der Leine geführt sein, nicht verblitzende Schlagworte auswendig lernen wollen, um sich als Wohlbeschlagene aufzuspielen, und die anderentheils es einem Autor nicht nachtragen, wenn er ihnen nicht nach dem Munde redet. Es ist hocherfreulich, daß auch auf dem so reich angebauten Felde der Wagner-Literatur in neuerer Zeit Schriftsteller verdientermaßen zu Ansehen und Einfluß gelangen, die keine Dogmen aufstellen, keine Proselyten machen wollen, und jedweder ernsthaften Kunst mit Bescheidenheit und Tact gegenübertreten. Der verstorbene Generalmusikdirector Levi rühmte mir einmal mit warmen Worten die „schöne Einseitigkeit der alten Wagnerianer". Ich fing den Ball auf und erwiderte: „fast alle bedeutenden schaffenden Tonsetzer wären eben durch ihre Veranlagung nothwendigerweise in eine gewisse Einseitigkeit der Anschauungen hineingetrieben worden, insofern ein Genie einen guten Theil seiner Kraft aus dem Gedanken ziehe, daß der von ihm eingeschlagene Weg der einzig richtige sei. Reproducirende Künstler indessen, zu denen ich auch die fähigeren Kritiker zähle, müßten sich in allen Sätteln gerecht zeigen. Zur Liebe könne man sich nicht zwingen; aber das Gerechtigkeitsgefühl wachse proportional mit dem Wissen von jeder Art beachtenswerther Kunst. Wie er, Levi, an jede auf seinem Dirigentenpulte liegende Partitur die gleiche Hingebung wende, ohne Rücksicht darauf, ob er sich zu dem in Frage stehenden Tonsetzer persönlich hingezogen fühle, so hielte ich auch den Kritiker, als Interpreten mit der Feder, dazu verpflichtet, überall nach Möglichkeit Bescheid zu wissen und Unparteilichkeit walten zu lassen. Die unleugbaren Verdienste der alten Wagnergarde schlüge ich wahrlich nicht gering an; aber die richtigen, nämlich gut historisch durchgebildeten Wagnerkritiker würden wir ebenso erst in der Zukunft bekommen, wie die richtigen, nämlich nicht nur für den charakteristischen, sondern auch für den gesangsmäßig schönen Vortrag geschulten Wagnersänger." Worauf Levi mich aus seinen klugen Augen diplomatisch anblinzelte und sich um ein Haus weiter schlängelte. Die Zeit hat mir Recht gegeben. Was die überzeugten Anhänger des Bayreuther Meisters heutigentags schreiben, hat mit dem, was noch vor zwanzig Jahren aus dem gleichen Lager hervorging, nach Inhalt wie Form nicht allzu viel mehr gemein. Die Wagnerianer haben arbeiten gelernt. Und daß sie dabei ihrem Ideal treu blieben, spricht mehr wie alles andere dafür, daß die von ihnen vertretene Sache die gute ist.

Keine bessere Schulung als die Selbsterziehung. Was für ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen den ersten Schriften Houston Stewart Chamberlain's, in denen jeder Satz eine Betheuerung oder der Dolchstoß eines Fanatikers war, und seinen in groß angelegter Architektur prachtvoll aufgebauten, inhaltreichen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts". Von welch' echt philosophischem, sich über alles Kleinliche und Polemische erhebenden Geist ist nicht sein „Richard Wagner" durchdrungen! Dieser einzige Band des Engländers mit dem unsympathischen Namen und dem goldtreuen Herzen wiegt die gesammte breitspurige und schönrednerische französische Wagner-Literatur reichlich auf. Gerade dieser Fall Chamberlain belehrt alle nicht etwa durch das Theaterfeuerwerk der „ville tumière" Geblendeten recht eindringlich darüber, um wie viel enger der Deutsche dem ernsthaften und männlich tüchtigen Engländer geistig verbunden ist als dem windigen und weibischen Gallier. Houston Chamberlain stellt sich mit seiner Biographie Wagner's als ein nicht Unwürdiger neben unsere Poeten und Gelehrten, welche den Genius Shakespeare's verherrlicht haben. Es lebt in ihm etwas vom Geiste seiner großen landesgenössischen Sociologen, vom Geiste der Buckle und Spencer. Er giebt sein Bestes als gründlicher und weitausschauender Culturhistoriker. Hingegen thut die jüngere Generation der deutschen Wagnerianer sich hauptsächlich dadurch hervor, daß sie einerseits die Schriften des Meisters im Hinblick auf die Ergebnisse und Lehren der wissenschaftlich durchgearbeiteten, vergleichenden Kunstgeschichte schärfer überprüft, andererseits vermittelst einer mehr technisch-theoretischen Durchleuchtung der Wagnerischen Werke feststellt, was mit diesen Partituren der neueren Harmonik, Rhythmik und Instrumentation als bleibender Besitz zugewachsen sei. Auf dem Letzteren der bezeichneten Gebiete sind als vorzüglichste Leistungen sehr dankenswerthe Aufsätze und Studien von Hans von Wolzogen, Batha, Bie, Pfohl, Weingartner, vor Allem aber Heinrich Rietsch's „Tonkunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts", auf dem ersteren vor-

Digitized by Google

nehmlich Friedrich Rösch's „Musik-ästhetische Streitfragen" namhaft zu machen. Rietsch hat das Tannhäuser-Bacchanal in der Pariser Bearbeitung mustergiltig analysirt. Rösch führt als schneidiger, mit reichem Wissen ausgerüsteter Logiker den unanfechtbaren Nachweis, daß Wagner's dramaturgische Auffassung vom Ursprung der Instrumentalmusik nicht stichhaltig sei und daß man den harmonisirten Tanz nicht als „Basis der Symphonie" betrachten könne. Glücklicherweise, sagt der Verfasser treffend, war Wagner „sobald er zur künstlerischen That schritt, vor dem logischen Mißgriff seiner eigenen Aesthetik durch sein musikalisches Genie doppelt ausreichend geschützt". Meinestheils hab' ich wiederholt darzulegen versucht, daß des Meisters „Schriften" als wundervolle, von zündenden Geistesblitzen durchzuckte dichterische Phantasien über Themen aus der Welt- und Musikgeschichte, aber ganz gewiß nicht als hieb- und stichfeste systematische Darstellungen anzusehen seien. Sie erscheinen mir gleichsam als Schutzwehr, die er zwischen sich und dem ihm mit Fug verhaßten modernen Theaterwesen aufrichtete — sofern er nicht doch gelegentlich daran anzuknüpfen sich gezwungen sah, oder als „confessions" eines hochragenden geistig Einsamen, der bei ungemein lebhaftem Naturell das stete Bedürfniß empfand, sich über Gelesenes und über künstlerische Pläne auszusprechen, mangels auch nur annähernd ebenbürtiger Partner für solche Dialoge eher zur Feder griff. Wagner's Schriften sind kein Lehrwerk, sondern ein Kunstwerk. Allerdings sein schwächstes.

Hat man beachtet, wie Wagner's rhapsodisch-künstlerische Behandlung theoretischer Fragen auf Nietzsche übergegangen ist? Wie der Letztere, der als vorsichtig abwägender Gelehrter seine Laufbahn begann, unter dem Einfluß Wagner's mehr und mehr sich daran gewöhnte, das Wirkliche mit dem Erträumten zu contrapunktiren? Nur daß sich der große Tondichter, wenn er theoretisirte, um Schönheit des Satzbaus und Rhythmus der Sprache wenig bekümmert zeigte, während Alles, was Nietzsche von Musik in sich hatte, in seine Prosa einströmte. Schließlich wurde ihm jedes Ausschwingen des Geistes zum „Tanzlied"; die Gedanken zerflatterten. Nicht nur der Nihilismus eines sich im Grenzenlosen verlierenden Zweiflers hat hier „einen edlen Geist zerstört". Auch die zurückgetretene Musik war mit Schuld daran. Nietzsche hatte musikalische Visionen, aber nicht die Kraft, sie in Gestalten zu bannen. Und daß er kein Schaffender sein konnte, das war sein tiefster Schmerz. Das hier zurückgestaute musikalische Element aber brach in die Grenzgebiete des Dichters und Denkers ein, unterspülte die Dämme der Logik, löste die Schlußketten in Aphorismen auf, erweichte und verdeckte allgemach den literarischen Charakter. Der „Fall Wagner" ist am Ende der Verzweiflungsschrei des ohnmächtigen Musikers, dem nichts einfiel, entgegengeschleudert einem anderen großen und glücklichen Musiker, der über alles verfügte: über das originale Melos, über die stets dienstwillige Technik, über die bildnerische Kraft. Ich glaube deßhalb, daß geistvolle junge Musikschriftsteller wie der sehr befähigte Wiener, Max Graf, die sich ersichtlich den Nietzsche des „Falles Wagner" zum Führer nahmen, über die psychologischen Voraussetzungen dieser Broschüre wohl nicht ganz mit sich in's Reine gekommen sind. Sie vermeinten mit dem Zweifelnden zu fragen, zu prüfen, wurden jedoch vielmehr durch das Pathos des Verzweifelnden mit fortgerissen. Wagner in seinem Wirken nicht der typische Deutsche? Dann ist vielleicht Herrmann Bahr ein solcher? Etwas von diesem Neuwiener Stehaufmännchen, etwas vom Geist der Wiener Secession, die eleganter, aber nicht ganz so redlich ist als die Münchener, haftet nämlich noch Graf's brillant geschriebenen „Wagner-Problemen" an. Aber er wird das von sich abstreifen. Er hat im Grunde doch eine Musiker- und keine Feuilletonisten-Seele. Max Graf in's Berlinische übertragen ist Erich Urban. Also solider, stacheliger und streitlustiger. Auf Beide darf man viel Hoffnung setzen: sie haben die Ungeduld der gescheiten Leute und hassen die Nachbeter. Beide waren auch einmal in Paris, fanden mit Recht, daß ein Pariser Gassenhauer kurzweiliger und besser pointirt sei als einer von der blauen Donau oder von der grünen Spree, und kamen als genußfreudige Künstlernaturen auch sonst im Montmartre-Viertel auf ihre Rechnung. Man lernt dort, daß es „chic" sei, sich weniger ernsthaft zu geben, als man im Grunde genommen ist. Das verliert sich mit den Jahren. Urban's „Strauß contra Wagner" hab' ich mit vielem Vergnügen gelesen, ebenso wie seine Broschüre „Richard Strauß". Er lehrt uns darin, daß Wagner und Liszt sich von ungefähr zu Strauß verhalten, wie die Verheißung zur Erfüllung, und gelangt zu dem Ergebniß: „Ich zögere nicht, die sinfonische Dichtung in der Art des „Heldenlebens" als die Vollendung des von Wagner geträumten und erstrebten Kunstwerkes, als das echte und rechte Kunstwerk der Zukunft zu bezeichnen." Vermuthlich wird diese Ansicht von Richard Strauß nicht getheilt. Auch ich kann mich Urban nicht anschließen; aber das verschlägt nichts. Ich löse diese Essays mit gleicher Freude, wenn Urban darin etwas Gegentheiliges bewiese. Denn er schreibt immer frisch und flott von der Leber weg, fesselnd, und als Mann von Temperament. Das halt' ich, ganz unmaßgeblich, für das allein Entscheidende, da ich in dem Kritiker schlechterdings keine auf ein Uhrwerk eingestellte Begründungsmaschine zu sehen fähig bin. Uebrigens schwant mir, daß in Urban noch etwas Besseres steckt als ein Musikkritiker. Gewandt und anregend über Tonkunst und Tonkünstler zu schreiben, das ist ein Erbtheil, welches ihm von seinem vortrefflichen Vater her wurde. Sein Eigenes aber ist ein ganz selbstständiges, feines dichterisches Empfinden. Darauf kam ich, als ich mich in einen vielversprechenden Band „Präludien" aus seiner Feder vertiefte, in dem von Musik nur wenig die Rede ist. Wie wird der Poet Urban einstmals auf uns arme Schächer von Kritikern herabsehen! Und wie frei wird er sich dann auch gegenüber Friedrich Nietzsche fühlen!

Klaren Blickes, unbekümmert um das Wohlwollen unverständiger Leser und unverstandener Leserinnen, hat Arthur Seidl seinen kritischen Weg zwischen Wagner und Nietzsche hindurch genommen. Sein Buch „Von Palestrina zu Wagner" ist mit das Gehaltvollste, das bisher ein Wagnerianer seiner Zeit gegeben hat. Fülle des Wissens und ein stattlicher Reichthum angesammelter Erfahrung werden hier mit anschaulicher Schilderungsgabe und sorgsam ausmusterndem Geschmack verwerthet; herzliche Begeisterung für alles Selbstständige und Eigenartige in der Kunst und abgeklärter Gerechtigkeitssinn halten sich die Wage. Ein Autor, dem man mit Genuß zuhört und mit dem man sich in guter und behaglicher Disputirstimmung gern auseinandersetzt. Im Besonderen wird wohl nicht Jeder zu unterfertigen im Stande sein, was Seidl über die Tondichtungen von Liszt und Berlioz ausführt. Aber Jeder wird zugeben müssen, daß die Sache jener beiden Meister selten mit solch' gewandter Dialectik verfochten, bislang aber niemals von einem kundigen, überall auf positiven Kenntnissen fußenden Enthusiasten in so wohlthuend maßvollem Tone erörtert worden ist. Der Preis unter den einzelnen Abtheilungen der Sammlung dürfte dem Aufsatz: „Das Robert Schumann-Problem" zugesprochen werden — eine nach Inhalt wie Einkleidung gleich ausgezeichnete Studie.

Wie in Vielem, so glaube ich mich auch darin mit Seidl Eins zu wissen, daß wir weder als kritische Mauthamts-Verwalter die Künstler auch nur für Augenblicke auf ihren Wegen aufhalten, noch auch als hüteschwenkende Hurrahbuben ihnen zur Seite laufen, vielmehr ihnen in schicklicher größerer oder geringerer Entfernung folgen wollen, achtsam das durchzogene Land beschauend. Somit dürften wir auch darin uns zusammenfinden, daß uns die liebste und vollkommenste Fachliteratur die in Notenzeichen gedruckte ist. Was geben uns

Digitized by Google

die neuesten musikalischen Dramen für Aufschlüsse? Vor mir liegen zwei Clavierauszüge, als die letzten, welche die Presse verlassen haben: der zur „Feuersnoth“ von Richard Strauß, schön, ja reich ausgestattet, und in bescheidenerem Gewande der von Hans Pfitzner zur „Rose vom Liebesgarten“. Als ich vor Jahren an dieser Stelle für den „Armen Heinrich“, als für Pfitzner's vielverheißendes Frühwerk, die ersten Freunde zu werben suchte, konnte ich nicht umhin, seine Phantasie und sein Orchester mit derjenigen des schon damals zu Ruf und Ruhm gelangten Strauß in Vergleich zu stellen. Beide nannte ich die subjectivsten Instrumentirungskünstler unter den Neueren; von Beiden sagte ich, daß sie Entdeckungen auf dem Gebiete der Tonfarben machten. Das habe ich auch heute aufrecht zu erhalten. Wie Antaos aus der Erde, so ziehen sie aus der Berührung mit dem Orchester stets frische Kraft. Wer aber Neues bringt, und zwar Neues, das nicht einem Jeden einfällt, der wirkt als Fortschrittler. Unter Laien ist das Vorurtheil häufig anzutreffen, daß flottes oder gar ausnehmend schönes Instrumentiren lediglich oder vorwiegend den „technischen Fertigkeiten“ zuzurechnen sei. Weit gefehlt. So wie Jemand in allen Finessen des Reimes bewandert sein mag und dabei doch keinen wirklich bestrickend aushallenden Vollton erzielt, so hat auch wohl ein Musiker alle irgendwie bekannten Klangrecepte am Schnürchen und bleibt darum doch nur ein Schulmeister. Um auf diesem Felde Eigenes zu finden, muß man eben Poet sein. Ist individuelles poetisches Vorstellungsvermögen vorhanden, so kann es aus der Phantasie des Tondichters heraus ebenso als eigenartiger Farbenton oder als Farbenmischung, wie als neues melodisches Motiv sprechen: sehr oft fällt Beides zusammen. In einem wie in dem anderen Falle haben wir „Musik als Ausdruck“. Und vornehmlich in dieser Beziehung sind Pfitzner wie Strauß, soweit sie für die Bühne schreiben, von Wagner beeinflußte, aber das Ueberkommene aus Eigenem mehrende Begabungen. Weniger wagnerisch ist hinwiederum, daß sie die strengen, auf eine einheitlich geschlossene dramatische Architektur gerichteten Forderungen auch in ihrem zweiten Bühnenwerk noch theilweise umgangen haben. Für die „Feuersnoth“ brauche ich im Uebrigen keine Lanze zu brechen; sie nimmt triumphirend über alle größeren Bühnen ihren Weg. Ich möchte ihr nur wünschen, daß sie Hörer findet, die ihr nicht sowohl aus allgemeinem Begeisterungsbedürfniß oder um irgendwelchen dunklen Parteiwahnes willen, sondern in bewußter Würdigung ihrer ganz erlesenen musikalischen Feinarbeit Beifall spenden. Welches Können Strauß als Contrapunktiker in diesem Werk entfaltet, das ist wiederum ganz erstaunlich; die Verwebung populärer Münchener Motive in das glitzernde, mit bezaubernder Kunstfertigkeit verschränkte Tongefüge zu Zwecken der Charakteristik ist ganz meisterlich durchgeführt. Aber mußte ein Richard Strauß zu Ernst von Wolzogen, zum Matador des Brettls herabsteigen? Mußte ein Werk, das den Ruhm Richard Wagner's kündet, mit abschmeckender erotischer Würze versetzt werden? Eine Derbheit in Ehren wird Niemand verwehren. Doch Ernst von Wolzogen ist kein Hans Sachs und das musikalische Drama mit großem Orchester überdies kein Fastnachtsspiel.

Auch Hans Pfitzner hat mit seiner „Rose vom Liebesgarten“ einen schönen wohlverdienten Erfolg gehabt, und auch er hat gegen seinen Librettisten die Schlacht gewonnen. Pfitzner wird mir vielleicht grollen. Aber gerade weil ich sein nur auf das Edle und Reine gerichtetes Streben ebenso hoch anschlage wie seine ungewöhnliche Begabung, habe ich die Pflicht, es klipp und klar auszusprechen: es bleibt ihm Nichts übrig, als sich von James Grun zu trennen. Grun zeigt den denkbar stärksten Gegensatz zu Wolzogen. Während dieser mit dem Pariser Ansteckungsgift Deutschland verseucht, erscheint Grun wie eine bleiche, schwärmerische, aus den Darstellungen eines alten gothisirenden Mirsale herausgetretene Mönchsfigur. Alles in seinen Dichtungen ist von zartsilbigem Mysticismus umflossen: Heldenthum, Naturverehrung, Liebe. Die Leidenschaft — die Frau dieser Erde kennt er nur vom Hörensagen. Es ließe sich denken, daß Grun und Pfitzner im Verein ein ungemein stimmungsvolles Oratorium zu schaffen im Stande wären. Etwa einen „Franz von Assissi“, mit dem Sonnenhymnus in der Verklärung eines glorioſen Tonfarbenspieles. Aber vom dramatischen Tondichter erwartet man, daß er mit Kraft und Entschiedenheit handelnde Menschen auf die Bretter stelle. Gar nicht oft genug ist es zu wiederholen: nicht die mythisch-heroische Erscheinung und Geste, sondern das menschlich Ueberzeugende verleiht den wagnerischen Helden die siegende Stärke. Bei Pfitzner und Grun verschwimmt Bewegung und Entschluß im schummerigen Licht eines feinen Märchenzaubers. Ihre Figuren gemahnen etwas an Maeterlinck, etwas an die dichterische Frühzeit unserer Romantik, an Eichendorff und Brentano, etwas an die lyrisch sentimentale Sphäre von Schumann's „Paradies und Peri“. Von der leicht getönten Aquarellskizze der „Pilgerfahrt der Rose“ zur glänzenden coloristischen Prachtleistung der „Rose vom Liebesgarten“: ein Stück Geschichte der Instrumentirung. Die blümerante Empfindsamkeit des Altleipziger Rosenthales und die relative Beschaulichkeit Schumann'scher Tage sind aus der Welt gewichen. Ich glaube es Pfitzner nachzufühlen, wie er aus dem eklen Dunst einer materialistischen Gesellschaft zum reinen Aether einer idealen Höhenkunst hinanstrebt. Allein es hilft Nichts. Man vermag schließlich auch aus einer widrigen Zeit lebensvolle Poesie herauszuziehen wie die Chemiker strahlende Farben aus nicht gerade delicaten Stoffen. Ungeachtet all' ihrer Mängel in der Charakteristik und in der Oekonomie des Aufbaues hat man indessen die „Rose vom Liebesgarten“ auch den sich mit Vorliebe im Cassenraume aufhaltenden Bühnenleitern zur Aufführung warm zu empfehlen! In diesen Jahren des Suchens und Recognoscirens ist nichts Besseres geschaffen worden. Vom ersten bis zum letzten Tacte gute Musik. Vielleicht nicht ganz so originell wie die des „Armen Heinrich“, aber in der Gruppirung und in der Vertheilung des thematischen Materials über die wichtigeren Scenen hin, im Festhalten durchgehender klarer Grundlinien bei mannigfacher Nuancirung im Einzelnen erheblich übersichtlicher entwickelt. Dazu durchweg wohlklingend und selbst für bequeme Hörer ohrgerecht. Auch ist Pfitzner einer der ganz Wenigen, die heute noch für Singstimmen schreiben können. Endlich giebt es bei mannigfacher Abwechselung in wirkungsvoll abgestuften, zu einer ausgiebigen Verwendung der Comparserie einladenden scenischen Bildern viel zu sehen — für unsereinen, der das musikalische Drama in erster Linie als „Hörspiel“ auffaßt, beinahe schon zuviel. Der Maschinendirector darf mit all' seinen Fertigkeiten glänzen. Die Ausstattung ist das Bonbon, mit dem man das große Kind Publicum in's Theater lockt. Noch Eines. Pfitzner's zweite Tondichtung für die Bühne ist wesentlich heiterer als seine erste, die er noch als glückloser Junggeselle geschrieben hat. Ein leiser Rest von Unbefriedigtsein und Nervenmüdigkeit ist allerdings noch zu erkennen.

Nur eben nicht mehr davon, als in uns Allen steckt, die wir moderne Musiker sind, gleichviel ob wir uns als Schaffende, Ausübende oder Kritiker plagen. Wir haben der überwältigenden Erscheinung Wagner's gegenüber bereits die Freiheit des Blickes gewonnen, daß wir den Pessimismus des „Ringes des Nibelungen“ schon mehr objectiv, sozusagen als „artistischen Pessimismus“ nehmen und empfinden. Aber wir sind alle Wanderer im Zwielicht, und die breit über unseren Weg hingelagerten Schatten des Alltäglichen, des Gemeinen, des Frivolen machen unser Gemüth beklommen. Die gewaltigen Sonnen sind unter den Horizont hinabgesunken, und das neue, aufhellende, alles Zagen und alle Zweifel verscheuchende Licht will sich noch nicht zeigen. Ja, es wird geraume Zeit darauf zu warten sein. Es will lange Wehen der großen

Digitized by Google

Hervorbringerin Natur, ehe sich ein Genius zur Welt ringt. Kommt er dereinst, dann wird wieder der alte Kampf um das neue Recht anheben. Doch für den Genius zu streiten ist ein fröhlich Thun.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vater und Sohn.

Eine Spielergeschichte von Knut Hamsun.

(Fortsetzung.)

III.

Es war zehn Uhr. Ich saß auf dem Balkon des Hotels und rauchte in Gesellschaft des Russen Iljitsch eine Papyrus nach der anderen. Plötzlich ruft der Hoteldiener zu uns herauf, der Herr von Sinvara habe eben nach seinem Sohne geschickt. Ich war gerade im Begriff, ihm einen Verweis wegen seiner Zudringlichkeit zu ertheilen, der Russe aber hielt mich zurück. Er war neugierig geworden.

„Geben Sie Acht," sagte er. „Wir wollen doch sehen, was jetzt kommt. Er schickt zu nächtlicher Stunde nach Pavo!"

Wir saßen eine Weile und rauchten schweigend. Pavo kommt. Der Vater geht ihm bis vor die Hoteltreppe entgegen.

„Hör' einmal," sagt er. „Ich habe neuntausend bei dem verfluchten Roulette verloren. Ich war schon zu Bett gegangen, aber ich konnte nicht einschlafen. Dies Geld peinigt mich, es war genau die Summe, die ich der Kirche gelobt hatte. Ich muß sie zurückgewinnen. Ich finde keine Ruhe, bis ich dies Geld wieder in Händen habe. Ich muß nach der Bank zurück."

Pavo steht stumm da.

Selbst Pavo, der gewiegte Spieler, ist starr vor Staunen. Er sagt kein Wort.

„Was stehst Du da!" ruft der Vater aus. „Das Spiel hört ja nicht vor Mitternacht auf, wir haben noch zwei ganze Stunden. Laß uns keine Zeit verlieren"

Und von dannen ging es.

„Kommen Sie!" sagte der Russe zu mir. „Lassen Sie uns hineingehen. Dort wird sich Etwas ereignen."

Das Spiel war aufgeregter denn je. Wie immer, wenn Mitternacht naht, wurden größere Summen als zu Anfang des Abends gewagt. Der Prinz sitzt noch immer finster und ruhig auf seinem Platz, setzt Geld und gewinnt. Es lagen wohl sechzigtausend vor ihm auf dem Tisch. Er operirt gleichzeitig mit drei Chancen, besorgt Alles mit der größten Ruhe, setzt Hände voll Geld, ohne es jedoch zu zählen. Nichts stört ihn, nicht einmal der bleiche, rasende Rumäne, der, nachdem er Dreiviertelstunden regelmäßig und bescheiden gewonnen hat, wieder anfängt, zu verlieren. Auch er stapelt sein Geld auf, und versucht in jedem freien Augenblick, es zu zählen, es in Haufen zu je eintausend zusammen zu legen, um einen Ueberblick über den Bestand zu behalten; aber er ist zu unruhig, seine Hände zittern, er muß auch die ganze Zeit hindurch das Rad beobachten, und er giebt es schließlich auf, zu zählen. Wie dumm er es macht! Er spielt im Quadrat, belegt vier Nummern, hält ununterbrochen diese Zahlen wie ein trotziges Kind, das nichts aufgeben will. Er würde vielleicht lieber ohne einen rothen Heller vom Tische gehen, als diese Chance aufgeben.

Der Prinz wirft einen Blick auf die Thür, als Vater und Sohn wieder eintreten, er macht auch neben sich Platz. Dann setzt er das Spiel kühl und finster fort, völlig kaltblütig. Er scheint sich eines großen Respects bei den Spielern zu erfreuen.

„Pavo!" sagt der Herr von Sinvara, — „Du spielst wie gewöhnlich, was Du selber willst. Hier ist Geld. Nicht wahr, Du hast am meisten Glück mit Roth, setze also auf Roth."

Pavo erkundigt sich bei seinem Nachbar, einem alten Militär mit einem Arm, und dieser theilt ihm mit, daß Roth sieben Mal hinter einander herausgekommen ist. Deßhalb setzt Pavo auf Schwarz.

„Gerade — vierundzwanzig — siebzehn zu vierunddreißig — Roth!" meldet der Croupier und streicht das Geld ein.

„Du fängst schlecht an, Pavo, setze aber doch nach Deinem Kopf," sagt der Herr von Sinvara enttäuscht. „Wie oft soll ich es sagen? Glaubst Du, daß ich das Geld in Scheffeln habe? Jetzt setzest Du auf Roth!"

Aber Roth verlor. Endlich nach acht Malen kam Roth an die Reihe, traf das Kreuz des Rumänen und brachte ihn wieder auf die Beine. Rasend über sein Unglück, zur Verwegenheit getrieben, hatte er dies Mal eine colossale Summe auf seine vier Zahlen geworfen, und von Trotz verfärbt, war es ihm im Augenblick gleichgiltig, ob er gewann oder verlor. Als das Rad still stand und der Zeiger auf einer von seinen vier Zahlen liegen blieb, rief er instinctmäßig den Diener, der hinter dem Stuhle des Prinzen stand und gab ihm, ohne ein Wort zu sagen, einen Schein. Dann setzte er von Neuem mit zitternden Händen.

„Pavo!" sagt der Vater wieder, „Du hast nun abermals verloren. Du hast gar kein Glück. Ich lasse Dich mein Geld durchbringen, und ich thue es um Deiner selbst willen. Diese Nacht will ich Dich bessern. Pavo, hast Du mich verstanden?"

Und der durchtriebene Pavo versteht ihn sehr wohl. Er weiß, daß sein guter Vater schon von dem Rausch des Spiels erfaßt ist, und selbst, wenn er verliert, ist es ihm doch eine Lust, theilzunehmen. Er durchlebt so heftig wie nur irgend Jemand die Qualen des Spiels, bei den großen Chancen stockt sein Blut, er hört seinen eigenen Athem. Ach, das Alles versteht Pavo nur zu gut!

Plötzlich wird er nachdenklich, er wird aufmerksam, geistesabwesend. Der Croupier macht ihn darauf aufmerksam, daß er — der hochverehrte Spieler — gegen sich selber spielt, und er wundert sich in seinem stillen Sinn über Pavo. Ich selber werde darauf aufmerksam, daß Pavo einmal über das andere Geld zurücknimmt, das er bereits gesetzt hat, gleichsam um es zu retten, ehe das Rad still steht. Ist er vernünftig geworden? Fürchtet er das Unglück?

Der Russe aber führt mich an ein Sopha am Ende des Saales und fängt an, über Pavo zu reden. Ob ich nicht bemerkt habe, daß er plötzlich sein Spiel veränderte? Ach, Pavo war im Grunde klug wie ein Teufel, er verstand sich auf so Viel. Der Russe zeigte zu Vater und Sohn hinüber und sagte:

„Von den Beiden ist der Sohn am Geringsten besessen. Pavo hat schon gemerkt, daß die Spielsucht seinen Vater gepackt hat, er will ihn zurückhalten. Es ist sehr komisch, aber er will wirklich versuchen, den Alten zurückzuhalten. Nicht wahr, das ist brillant? Es kann Pavo nicht gleichgiltig sein, ob sich der Vater ruinirt."

Wir sitzen dort im Sopha. Am Roulette geht etwas Ungewöhnliches vor sich, Alle haben den Herrn von Sinvara und seinen Sohn umringt. Das Pharaospiel hat aufgehört, selbst die drei Bergbauern in den großen, grauen Mänteln mit den Metallgürteln und die alten Zeltkrämer, die unten an der Thür gesessen und unter sich um Weinkannen gespielt haben, stehen auf und mischen sich unter die Menge am Roulettetisch. Wir gehen auch dahin.

„Geben Sie jetzt Acht!" sagte der Russe. Er ist sehr erregt.

Der Herr von Sinvara hatte wieder angefangen mit Nummer dreizehn zu operiren. Er hatte in seinem Eifer selbst das Geld übernommen und den Einsatz persönlich besorgt. Seine fetten Hände wühlten in den Scheinen, zitternd, suchend, das schmutzige Papier umkrallend, eifrig bemüht, es zu zählen und in Haufen zu ordnen. Er spricht nicht, und Pavo sitzt schweigend an seiner Seite. Seine Miene ist sehr finster.

„Dreizehn!" meldet der Croupier.

Der Herr von Sinvara zuckt zusammen, und selbst Pavo sieht ganz blödsinnig aus. Welch' Glück heftete sich doch an dies sinnlose Spiel! Der letzte Coup bricht eine große Lücke in die Bank. Der Croupier zahlt die Summe mit ruhigen Bewegungen aus. Diesen Mann setzt Nichts mehr in Erstaunen, er hat alle Launen des Hazards gesehen, hat die verzweifeltsten Dinge erlebt. Der Prinz bleibt einen Augenblick fassungslos stehen, gleich darauf packt er all' sein Geld zusammen, scheidet das Geld von dem Papier und stopft Alles in seine Taschen. Er verlangt ein Glas Wein, das er in einem Zuge austrinkt, dann steht er auf und schließt mit dem Spiel ab. Beim Hinausgehen vertheilt er Scheine nach rechts und links, an alle Diener, die ihm in den Weg kommen.

Der Herr von Sinvara aber stößt seinen Sohn gegen den Arm und sieht ihn mit fieberglühenden Augen an.

„Siehst Du! Siehst Du wohl! Willst Du mich spielen lehren? Ich spiele Euch doch Alle unter den Tisch!"

Und er lacht kurz und laut auf, zu den erstaunten Zuschauern gewendet. Entzückt über sein Glück wirft er noch eine Summe auf die dreizehn.

„Laß Das da stehen," sagt er, — „laß das Geld nur da liegen, sage ich. Dreizehn ist ja doch eine sonderbare Zahl."

Der Croupier aber holt sein Geld mit der Harke weg. Er thut es zögernd, er hätte gewiß gern gesehen, daß die dreizehn noch einmal herausgekommen wäre, um den reichen Spieler zu ermuntern, der ja doch früher oder später seine Beute werden muß.

Nach vier vergeblichen Versuchen mit der dreizehn geht dem Herrn von Sinvara die Geduld aus. Er redet heftig auf den Sohn ein.

„Ich sage Dir, Pavo, ich setze nicht mehr auf dreizehn. Ich habe auf dieser dummen Zahl genug verloren."

Er wird immer gereizter, ein Diener mit knarrenden Schuhen wird gebeten, seiner Wege zu gehen, der Rumäne erhält einen bitterbösen Blick, als er einmal versäumt, seinen Gewinn einzuziehen und dadurch das Spiel verzögert. Der Herr von Sinvara fängt auch an, sich über alle die Zuschauer zu beklagen, die ihn fortwährend umstehen. Haben Die denn gar nichts weiter zu thun? Er winkt das junge Mädchen aus der Menge heran und sagt:

„Habe ich D i r nicht vorhin das Goldstück gegeben?"

Das Mädchen erröthet und macht einen tiefen Knix.

„Ja, Herr!" antwortet sie.

Digitized by Google

„Aber warum gehst Du denn nicht fort, mein Kind?“

Ihr kleiner rother Mund bewegte sich, aber sie schwieg und schlug die Augen nieder. Der Herr von Sinvara sah sie genauer an und reichte ihr noch ein Goldstück.

„Hier, nimm das! Komm' nach dem Spiel, nach Mitternacht zu mir!“

Das kleine Mädchen erglühte über das ganze Gesicht und knixte voller Ehrfurcht. Dann zog sie sich aus der Menge zurück, lächelte Allen zu und ging.

Der Herr von Sinvara wandte sich wieder dem Spiel zu.

„Jetzt sind hier Fliegen an den Fenstern,“ sagte er. „Hier ist so Viel, was stört. Jagt die Fliegen hinaus!“

Sein Geld schwand stark hin. Der Rumäne hatte Glück. Der Herr von Sinvara beobachtete das Glück mit großem Unwillen.

„Siehst Du denn nicht, daß ich nur noch ein paar elende Scheine habe?“ sagte er zu Pavo. „Aber ich gebe es nicht auf, ich verliere Alles. So, jetzt setze ich tausend auf Roth, vielleicht ist Das meine Farbe.“

Roth gewann.

„Vielleicht hat Roth wirklich Glück. Ich setze noch ein Mal. Es ist ein Versuch.“

Roth verlor.

Da war die Geduld des Herrn von Sinvara erschöpft.

„Geh!“ schrie er dem Sohn an seiner Seite zu. „Du bringst mir Unglück! Kannst Du denn nicht sehen, daß Du mich ruinirst? Ich muß Revanche haben, ich will mein Geld wieder haben!“ Im selben Augenblick fiel ihm aber ein, welche Rolle er spielen wollte, und er fügte hinzu: „Da siehst Du, was ich Dir zu Liebe thue. — Ich will Dich bessern.“

„Ich bin belehrt!“ murmelte Pavo.

„Schweig! Du bist nicht belehrt. Du fällst wieder zurück. Ich thue das Alles um Deinetwillen. Jetzt mach', daß Du fortkommst.“

Und Pavo erhob sich und ging. (Forts. folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Schuß in den Schenkel.

„Und Ahab redete mit Naboth und sprach: Gieb mir Deinen Weinberg; ich will mir einen Kohlgarten daraus machen, weil er so nahe an meinem Hause liegt. Ich will Dir einen besseren Weinberg dafür geben; oder, so Dir's gefällt, will ich Dir Silber dafür geben, so viel er gilt.

Aber Naboth sprach zu Ahab: Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich Dir meiner Väter Erbe sollte geben ...

Da führten sie ihn vor die Stadt hinaus und steinigten ihn, daß er starb ...

Aber das Wort des Herrn kam zu Elia, dem Thisbiten, und sprach:

Mache Dich auf und gehe hinab, Ahab, dem Könige Israels entgegen, der zu Samaria ist. Und rede mit ihm und sprich: So spricht der Herr: Du hast todtgeschlagen, dazu auch eingenommen. Und sollst mit ihm reden und sagen: So spricht der Herr: An der Stätte, da Hunde das Blut Naboth's geleckt haben, sollen auch Hunde Dein Blut lecken.

Wer von Ahab stirbt in der Stadt, den sollen die Hunde fressen, und wer auf dem Felde stirbt, den sollen die Vögel unter dem Himmel fressen ...

Also zog der König Israels hinauf gen Ramoth in Gilead.

Ein Mann aber spannete den Bogen ohngefähr und schoß den König Israels zwischen den Panzer und Hengel ... Und der König ... starb des Abends. Und das Blut floß von den Wunden mitten in den Wagen. Und da sie den Wagen wuschen bei dem Teiche Samarias, leckten die Hunde sein Blut, nach dem Worte des Herrn, das er geredet hatte.“

*

Transvaal und der Oranjefreistaat sind eine verbrannte Wüste. Ohne gerechte Ursache zum Kriege, ist die Weltmacht in das Besitzthum des kleinen Bauernvolkes eingefallen und hat ihm seinen Weinberg, den es nicht freiwillig hergeben wollte, mit Gewalt genommen. Ahab, König in Israel, unterschied sich darin vortheilhaft von John Bull, daß er dem Naboth einen besseren Weinberg oder Geldeswerth für den alten anbot. England wollte das Gold der Buren noch obendrein.

Unglück ohnegleichen ist über das stille Land gekommen. In den mörderischen Concentrationslagern hat würgende Krankheit fünfzehn- oder zwanzigtausend Kinder, die junge Blüthe, die Zukunft des Burenvolkes zermalmt. Die Frauen und Mädchen, die ihnen in den Tod folgten, sind glücklich, denn sie entgingen Schlimmerem. Wie die wilden Thiere, vom erbarmungslosen Feinde unablässig gehetzt, streifen die Männer durch's öde Gebirg, die Aufrechten und Freien von ehedem, die sich mit eigener fleißiger Hand ihr Schicksal gründeten und nun nichts mehr zu verlieren, aber viel zu gewinnen haben. Sie wissen: fallen sie als Kriegsgefangene in die Hände der neuen Punier, so sterben sie auf dem Schaffot.

Athemlos starrt die Welt nach den südafrikanischen Brandstätten. Kaum ein Auge ist, das sich beim Anblick dieser abscheulichen Greuel nicht gefeuchtet, kaum eine Faust, die sich nicht wüthend geballt hat. Wenn Gott im Himmel lebt, dann muß er die Flüche der Millionen gehört haben, die so gern helfen möchten und es nicht können, weil die Regierungen in strenger — gegen die Buren strenger — Neutralität verharren.

Und Gott im Himmel, der Elia und Micha zu Ahab sandte, lebt noch! —

Der Löwe Delarey hat sich aufgereckt. Ein wuchtiger Schlag ist gefallen, Methuen, der Liebling Eduards und der Londoner Salons, in's Garn gegangen. Seine Freilassung vermehrt nur noch die Schande.

Und wo immer in der Welt ein Herz an Gott und Gerechtigkeit glaubt, da sind in diesen köstlichen Tagen Dankgebete aufgestiegen, so innig und wahrhaftig, wie schon seit Langem nicht mehr. Was die Ungläubigen anbelangt, so hielten sie es mit Freiligrath: Wenn wir noch knieen könnten, wir lägen auf den Knieen ... Der Frühling ist dies Mal zehn Tage früher in die Welt gekommen.

*

Staatssecretär Freiherr v. Richthofen, Excellenz, heischt Mitleid und menschliche Theilnahme für den verwundeten Lord Methuen von uns. Excellenz verzeihen, aber unser Mitleid und unsere menschliche Theilnahme gehören zuvörderst den dreihunderttausend Buren, die auch Lord Methuen's Söldner um ihr Hab und Gut, Weib und Kind und Lebensglück gebracht haben. Den unschuldigen, wehrlosen Opfern der Concentrationslager, den hingerichteten Helden, die für Freiheit, Ehre und Vaterland sanken, den von viehischer Soldateska geschändeten, stolzen Frauen und Mädchen gehört unser Mitleid und unsere menschliche Theilnahme.

Staatssecretär Freiherr v. Richthofen hält es für geboten, die Empfindlichkeit der englischen Regierung und Nation nicht herauszufordern. Zu deutsch, er wünscht, daß wir uns über Delarey's glänzenden Sieg, Dewet's kluge Tactik nur im stillen Kämmerlein freuen, öffentlich aber drei Cheers auf Ahab ausbringen. Staatssecretär Freiherr v. Richthofen unterschätzt das deutsche Volk. Es giebt ihm nur in einem Punkte Recht: darin, daß solche Haltung Liebedienerei sei.

Die Excellenz betont, daß die Engländer doch schließlich unsere Freunde und Verwandte sind, Vettern jenseits des Canals. Ich halte es just in diesen Wochen für politisch nicht klug, von einer Berliner Tribüne herab der Vetternwirthschaft das Wort zu reden. Man hat hier gerade jetzt allzu verdrießliche Erfahrungen mit ihr gemacht.

Der ehernen Erzählung des Alten Testamentes vom Könige Ahab, dem schrecklichen Fluche Jehovah's und seiner greulichen Erfüllung setzt die neudeutsche Staatskunst, die mit Imponderabilien nicht zu rechnen versteht, das Mitleid und die menschliche Theilnahme für den verwundeten Söldnerführer entgegen. Ich kann mir nicht helfen — obgleich ich für die Hunde, die Ahab's Blut leckten, wenig Sympathie empfinde, glaube ich doch, daß das Alte Testament sittlicher und gleichzeitig humaner als das politische Testament der deutschen Excellenz ist.

Es ist nur gut, daß bei der Niederschrift eines Testamentes immer amtlich bestätigt werden muß, der Testator habe es im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gemacht.

Prinz Vogelfrei.

Opern und Concerte.

Der Improvisator von Eugen D'Albert. (Königliches Opernhaus). — Im Brunnen von Wilhelm Blodek. Der Kuß von Smetana. (Theater des Westens.)

Unsern Eugen D'Albert hat die Bühne in ihren Bann geschlagen. Seit zehn Jahren hält sie ihn und läßt ihn nicht mehr los. Sein Weg war anfangs dornenvoll genug. Nur aus eisernem Willen gelang es ihm erst, die neue Form schöpferisch auszufüllen. Dem in ein paar schöne Einzelheiten zerflatternden Erstlingswerke „Der Rubin“, der frostigen Ghismonda und dem düsteren Gernot merkte man das Erarbeitete und Erzwungene an. Sie krankten und starben an Blutarmuth. Da fing es plötzlich in des Componisten Seele reicher und freundlicher an zu klingen. Er setzte die Welt mit dem kostbaren Melodienspiele der „Abreise“ in Erstaunen, einem Conversationsstückchen zierlichster Art, in dem preciös angehauchte Eleganz mit warmem Empfinden eine glückliche Mischung eingeht. Und nach diesem frischen Entdeckungsausflug zum musikalischen Lustspiel wandte er sich mit dem „Kain“ nicht ohne Glück einem Stoffe ernstester Art zu, an dem ein bloßer Könner ohne tondichterischen Fonds schlimm gescheitert wäre. Mit Vergnügen sah man, wie der abstrakte Zug, die reflectirende, grübelnde Gedankenarbeit immer mehr einem freien und müheloſen Gestalten wich. Jetzt gab es

Digitized by Google

keine anämischen Gebilde mehr. Seine neuen Musenkinder zeigen nicht nur einen feinen Organismus, sondern erfreuen sich einer gesunden musikalischen Lebensfarbe. Und sein jüngstes möchte ich das musikalischste von Allen nennen. Ich meine, damit sagt man dem Improvisator ein schönes Lob. Seine drei Acte quellen über von schöner, wohlklingender Musik, die nicht tief, aber temperamentvoll empfunden ist. Man merkt ihnen die Freude des Musicirens an. Dazu muß man nun freilich gleich feststellen, daß diesem rein musikalischen Interesse gegenüber der Antheil an dem dramatischen Gehalte des Werkes bedauerlich gering ist. D'Albert's Improvisator macht sich nichts zu schaffen mit tiefgehenden Seelen- und Menschheitsproblemen, wie sie das Musikdrama Wagner'schen Ideals vorträgt. Man sieht ein buntes, allzu buntes Gedränge von äußeren Vorgängen, wirbelnden Bildern im Style der „großen Oper". Die blutrünstige Schauerromantik, zu der sich Victor Hugo in seinem „Angelo" verstiegen hat, gab dem Componisten und seinem Dichtergehülfen Gustav Kastropp den Hintergrund zu der Intriguen- und Verschwörergeschichte ab, die in dem Padua des sechzehnten Jahrhunderts spielt und sich nach schwierigen, vom Hörer kaum verstandenen, geschweige denn tragisch genommenen Complicationen in Festesfröhlichkeit auflöst. Victor Hugo's finsterer Podesta Angelo Malepieri, der die Paduaner in Venedigs Auftrag mit Tyrannenstrenge behandelt, den eigenen Herren als Hochverräther verdächtig scheint und mit dem Henker bedroht wird, tritt in der Oper gegen einen „Improvisator" Cassio Belloni zurück. Dieser vielseitige Jüngling ist nicht nur ein sieghafter Sänger, sondern auch eine hochpolitische Persönlichkeit im Dienste Genuas. Im Lärm des Carnevals gewinnt er in dem vom Aufruhr bedrohten Padua die Herzen, errettet den Podesta aus den Klauen der venezianischen Spione, erobert dessen Tochter Silvia und proclamirt sich schließlich selber als paduanischen Podesta von Genuas Gnaden. Es ist kein Kunststück, diese Handlung nach den Regeln der Musikdramaturgie als ein Unding hinzustellen. Aber soll man an D'Albert's „historisch-romantische Volksoper" mit Prätentionen herantreten, die dem Autor selber ganz ferngelegen haben? Doctrinäre Strenge ist einem Werke gegenüber, das aus frischem künstlerischen Temperament geschaffen worden ist, ein Unrecht. Es besteht freilich kein Zweifel, daß die lärmende Unruhe der Handlung, ihre Unübersichtlichkeit, ihre ermüdende Ueberladung mit flüchtigen Details den Eindruck von der Bühne herab arg gefährdet. Aber es reizte eben D'Albert, seine coloristische Kraft einmal an einer Serie von wechselvollen, durch äußerlichen Glanz blendenden Bühnenbildern zu versuchen.

Ich mußte während der Aufführung oft an den Benvenuto Cellini denken. Es ist nicht nur das Renaissancemilieu, das diese Erinnerung heraufbringt. Das Buch Kastropp's hat mit dem Cellinilibretto im Guten wie im Bösen Mancherlei gemein. Und in D'Albert's Musik kann man Berlioz'sche Verve und Farbengluth wiederfinden, wie auch die Zerrissenheit Berlioz'schen Styls. Schroff platzen die Gegensätze aufeinander — weiche Lyrik von süßem Klangzauber in Cassio's Gesängen neben einem bizarren Humor, der das wunderliche Spionenpaar charakterisiren soll, düstere tragische Accente neben heiter dahinrauschenden Tanz- und Festesweisen italienischen Operngepräges. Im komischen Ausdruck passiert es wohl am ehesten, daß der Componist sich vergreift. Die beabsichtigte Plattheit, der Anflug von Operettenjargon berührt mehr unangenehm als charakteristisch. Hier und da ist auch gegen des Componisten Absicht die melodische Linie ein klein wenig in's Gewöhnliche verzeichnet. Doch diese Schönheitsfehler verschwinden in der Menge der geistreichen musikalischen Einzelheiten, die einen geradezu raffinirten Geschmack bekunden. Wie Berlioz im Cellini, so fühlt sich D'Albert im Strudel musikalischer Carnevalsstimmung wohl. In diese buntschillernde Welt führt gleich die frische Ouvertüre, und der erste Act wird fast ganz von Maskentrubel beherrscht, in den die schwärmerischen Weisen des Sängers hineinklingen. Ruhigere und intimere Stimmungen tauchen im zweiten Acte empor. Die musikalischen Reize des dritten liegen in der Hauptsache in den heiter glänzenden Festweisen. Staunenswerth ist es, wie D'Albert sein Orchester behandelt. Seine Virtuosität ist einfach blendend. Von Anfang bis zu Ende drängen sich Wirkungen apartester Art. Dr. Muck enthüllte in der mustergiltigen Erstaufführung alle Reize der Partitur mit einer nicht zu überbietenden Feinfühligkeit. Herr Sommer gab in der ausnehmend anstrengenden Titelpartie sein Bestes. Neben ihm setzten sich vor Allem Fräulein Destinn und Herr Hoffmann für das Werk ein, in den zum Theil recht unbequemen Nebenfiguren schlossen sich ihnen Frau Herzog und die Herren Lieban und Nebe an. Das Premièrenglück war der Oper sehr günstig. Hoffentlich bleibt man ihr gewogen. Ihre musikalischen Verdienste können ausreichen, um des Librettos Sünden zuzudecken. Grausamkeit hat der Improvisator nicht verdient.

* * *

Neulich gab es draußen im Theater des Westens einen böhmischen Opernabend. Auf ein Werkchen eines Musikers von zweitem Range folgte des genialen Smetana Dorfkomödie „der Kuß". Der schon seit einem Vierteljahrhundert verstorbene Wilhelm Blodek hat wohl selbst bei seinen Landsleuten nicht viel gegolten. Seine kleine komische Oper „Im Brunnen" ist zu physiognomielos, als daß sie näher für ihn interessiren könnte. Eine bäuerliche Liebesaffäre von denkbar größter Harmlosigkeit ist in eine ermüdend lange Reihe von Nummern zurechtgeschnitten, die sich zumeist in kleinsten Singspielformen bewegen. Ein paarmal begegnet man kleinen anmuthigen Gedanken oder bemerkt einen hübschen Ansatz zu einem steifen Humor altväterischen Geschmackes. Aber dieser bescheidenen Volkston, auf den das Werkchen gestimmt sein soll, ist nicht recht echt. Und es fehlt ihm vollkommen die nationale Note, die uns bei Smetana immer so stark anzieht. Vor einem Jahrzehnt erschien die „Verkaufte Braut" auf den deutschen Bühnen. Ihr überraschender Erfolg stellte ein beinahe herzliches Verhältniß zu Böhmens größtem Tondichter her. In den Concertsälen befreundete man sich mit seiner Kammermusik und mit seinen symphonischen Dichtungen, von denen die Vltava geradezu populär wurde. Nicht ganz so gut ging es den anderen Bühnenwerken. Wohl erblickten auch das romantische Nationaldrama „Dalibor", das „Geheimniß" und der „Kuß" das Bühnenlicht, aber den breiten Erfolg der „Verkauften Braut" erreichten sie bisher nicht. Dem „Kuß" thut die Monotonie des Textbuches einigen Abbruch. Im Uebrigen ist es ein sehr liebenswerthes Werk. Smetana hat nie schlichtere und innigere Musik geschrieben. Der „Kuß" ist lange nach der „Verkauften Braut" entstanden, die Smetana schon in der Mitte der sechziger Jahre schrieb. Das ältere Werk hat größere Lebendigkeit, glänzendere Farben voraus. Die Vorgänge der Handlung drehen sich um den „Kuß", den Marinka ihrem Bräutigam Hanno verweigert und erst nach allerlei Ungemach bewilligt. Hanno ist Wittwer und freit um Marinka, die früher seine Geliebte war. Sie versagt ihm den Brautkuß vor der Trauung, weil sie nach altem Glauben sonst der verstorbenen Frau die Ruhe im Grabe nehmen würde. Hanno läuft voll Wuth davon und sucht sich in drastischer Weise für die Sprödigkeit zu rächen, bis das Paar im zweiten Acte auf gute Art wieder zusammenkommt. In Smetana's Musik erkennt man überall seinen persönlichen Styl. Es ist interessant, die eigenthümlichen Züge seiner Schreibweise und speciell die nationalen Elemente darin näher anzusehen. Smetana singt aus der Volksseele heraus. Ueber einfachem innigen Gefühl liegt ein Hauch von Schwermuth. Aus solcher Grundstimmung ist Marinka's Wiegenlied in A-dur im ersten Acte entsprungen, das sich wie eine kostbare Volksliedperle ausnimmt. Dazu kommt die Vorliebe für die straffen nationalen Tanzrhythmen, die Smetana ebenso unbefangen wie glücklich auch in den dramatischen Dialog einfügt. Besondere Eigenthümlichkeiten seines Styles, die zum Theil auch in der Volksmusik ihren Grund haben, sind weiter die beharrliche Wiederholung einzelner Gedanken, das lange Verweilen auf derselben Harmonie, die obstinate Verwendung charakteristischer Begleitungsfiguren. Markante Beispiele hierfür bietet die anspruchslose Ouverture, wo das hübsche Hauptmotiv im Dreivierteltact immer wiederkehrt und wo gegen den Schluß hin langausgesponnene Sequenzen zu glücklicher Steigerung dienen. Und wie eigenartig träumerisch berührte im ersten Acte das Ruhen auf dem G-dur Accord und kurz darauf die immer wiederholte zarte Figur, die in Gegenbewegung Marinkas Erinnerung an die Verstorbene geheimnißvoll begleitet (S. 54—58 des Clavierauszuges, der ebenso wie die beiden Opern „Dalibor" und das „Geheimniß" bei H. Seemann Nachfolger in Leipzig herausgekommen ist.). Smetana's Werk fand sichtlich großes Gefallen. Das Theater des Westens, das in Herrn Sänger einen verständigen Capellmeister besitzt, hatte sich damit viel Mühe gegeben. Man wird sich immer freuen, wenn es sich nach solchen Aufgaben umschaut.

Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal die biliterale Chiffre Francis Bacon's.

Herrn H. H. Pflüger zur freundlichen Beachtung:

Die beiden Bücher der Dame Gallup über ihre angebliche biliterale Bacon-Chiffre liegen seit Monaten auf meinem Schreibtisch, sind — leider! — von mir gelesen worden und bilden den Gegenstand eines demnächst erscheinenden größeren Aufsatzes.

Berlin. Eduard Engel.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Dr. phil.,

24 Jahre alt, der auch im Lauf d. J. das Staatsexamen erledigt, wünscht sofort Stellung an Bibliothek oder Redaktion. Gefl. Off. erbet. unter **R. L. 20, Hann. Münden.** Postlagernd.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Petkenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl. che Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten
Jacobi & Locher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Berlin, den 29. März 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Sündenböcke des Abusus. Von Caliban. — „Prinz von Geblüt; sonst Nichts!" Von einem Fürstenerzieher. — Britische Regierungskünste auf Malta. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — **Literatur und Kunst.** Aus dem Culturleben Frankreichs. Von Eugen von Jagow (Paris). — Der Tod auf der Bühne. Von Eduard Sokal (Berlin). — Eine Geschichte der Caricatur. Von Gustav Gugitz (Wien). (Schluß.) — **Feuilleton.** Vater und Sohn. Eine Spielergeschichte von Knut Hamsun. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Auswanderer. Von Prinz Vogelfrei. — **Rund um die Kunst.** Verdi-Festspiele im Jahre 1902. Von Myron. — **Offene Briefe und Antworten.** Der tändelnde Oesterreicher. Von Josef Konrath. — Nochmals die biliterale Chiffre Bacon's. Von Eugen Reichel. — Anschlagebrett: „Die commandirenden Generäle." — Noch einmal die größte Sünde. Von Max Kempff. — Notizen. — Anzeigen.

Sündenböcke des Abusus.

Der Locomotivführer hatte es für unbedingt nothwendig gehalten, die Laterne an seiner Maschine wieder anzuzünden, obgleich ihm nicht unbekannt war, daß seinem Zuge ein anderer auf den Fersen folgte. Und die zwei Minuten, die er vorschriftsmäßig damit verbrachte, reichten hin, um das fürchterliche Altenbekener Unglück anzurichten. Die Justiz entschied, daß er sich correct benommen und nicht gegen seine dienstlichen Vorschriften verstoßen hätte.

In erheblicher Weise hat dies jedoch der mitangeklagte Blockwärter gethan. Allerdings war der arme Kerl, auf dessen grauen Kopf nun die Schande des Gefängnisses niederfällt, nicht nur mit der Bedienung des gefährlichen und anscheinend jämmerlich schlecht functionirenden Blockapparates betraut, sondern er mußte nebenher auch noch eine fünfhundert Meter lange Strecke beaufsichtigen und zwei Schranken bedienen. Sein Schicksalsgenosse, der Zugführer, war nach der Dienstvorschrift verpflichtet gewesen, Knallpatronen auszulegen. Daß er keine auf die Reise mitbekommen hatte, kann Niemandem sonst als ihm zur Last gelegt werden. Niemals ist das System, immer nur der Beamte Schuld. Ein Abusus kann nicht eingesperrt werden; dafür sind die da, die ihm nothgedrungen fröhnen. Daß der Zugführer bei Altenbeken zum tausend und ersten Male versäumte, was tagtäglich versäumt wird und eigentlich, wie die Dinge liegen, versäumt werden muß: nämlich die Deckung des Zuges, das brach ihm vollends den Hals. Sechs Wochen Gefängniß für ihn, neun Monate für den Blockwärter.

Damit ist die schauerliche Affaire von Altenbeken endgiltig erledigt. Die Opfer sind gerächt, ihre Angehörigen erkennen dankbar an, daß die Justiz noch immer das Fundament auch der deutschen Welt ist. Wenn demnächst wieder ein Eisenbahnunfall Dutzende von Leibern zerfleischt, dann wird für die Betroffenen doch der Gedanke Trost und Stärkung sein, daß Zugführer und Blockwärter, unerbittlich bestraft werden.

*

Man hat sich über den Usus, für besondere und opulente Sicherung solcher Züge zu sorgen, in denen hohe Personen fahren, mit einiger Verwunderung oder gar Erbitterung ausgesprochen. Im Paderborner Proceß ist nachgewiesen worden, daß die normale Besetzung der Strecke unzureichend war und schwere Unglücksfälle nicht verhindern konnte. Die Thatsache, daß man die Besetzung verdoppelt, sobald hohe Personen des Weges kommen, zeugt ebenfalls von der Unhaltbarkeit der Alltagszustände. Wäre die Betriebssicherheit so vollkommen, wie es sich eigentlich gehörte, so hätten besondere Vorsichtsmaßregeln bei Fürstenreisen keinen Sinn, es genügte dann der Befehl, daß sämmtliche Beamte, vom Stationsvorsteher bis herab zum Heizer und Knipser, an dem ereignißvollen Tage zu Ehren des hohen Fahrgastes Gala-Uniform zu tragen haben. Thatsächlich scheint aber den maßgebenden Behörden heimlich im Busen bang zu sein. Sie sagen sich, daß die gewaltige Ueberlastung der Beamten unglückliche Zufälle ermöglicht und Gefahren heraufbeschwört, die sich vermindern, sobald das Pensum des Einzelnen herabgesetzt wird. Gewiß, unangenehm für die Maßgebenden ist schon ein Eisenbahn-Unglück, das ganz gewöhnlichen Staatsbürgern zustößt. Passirt aber gar fürstlichen Zügen ein Malheur, so wäre das der Untergang. Und deßhalb sichert man sie besonders.

Schlechte Rechner werden fragen, weßhalb den Unterthanen, die ihre Billets doch ebenfalls baar bezahlen, nicht recht sein soll, was den Hochgeborenen billig ist. Die Antwort ist einfach. Auf Millionen reisende Staatsbürger kommt immer erst ein gekröntes Haupt. Die Kosten, welche die fürsorgliche Ueberwachung des von ihm benutzten Zuges verursacht, bringen das Eisenbahn-Budget nicht in Unordnung. Forderten wir Geringeren aber alle dasselbe, wo bliebe dann der Ueberschuß?

Und der Ueberschuß, der im Eisenbahn-Betriebe Jahr für Jahr erzielt wird, ist das Rückgrat unserer ganzen Finanzwirthschaft. Fiele er fort, so stiege sofort die Einkommensteuer, stiegen in ihrem Gefolge sämmtliche anderen Steuern enorm. Es wäre keine Ordnung mehr zu halten, Unzufriedenheit ohnegleichen bräche in Preußen aus.

Meine Theuren, wollen wir da nicht lieber mit dem Abusus den Ueberschuß bewahren und die rechnerisch immerhin kleine Gefahr, Dank der sparsamen Wirthschaft unserer Eisenbahn-Verwaltung um's Leben zu kommen, muthig auf uns nehmen? Wir sind doch schließlich Staatsbürger, wenn auch nur gewöhnliche, und kennen unsere Pflichten. Das Gleichgewicht im Budget ist nothwendig, vivere non necesse.

*

Digitized by Google

Aber mit der Einrichtung, daß nach jedem größeren Eisenbahn-Unglück arme kleine Beamte vor Gericht gestellt und hart bestraft werden, vermag ich mich doch nicht zu befreunden. Das ist eine Maskirung, die schließlich nur noch Thoren täuscht. Wir Vernünftigen wissen, daß Unfälle, wie das Altenbekener, nach Lage der Dinge unvermeidbar sind. Durch die Prozeßverhandlungen wird ganz ohne Noth das Sparsamkeits-Princip der Verwaltuug in die Oeffentlichkeit gezerrt; hämische und mißgünstige Krittler mäkeln dran herum, und der Spießer, der für die Balancirung des Staatshaushaltsplanes kein Verständniß hat, schließt sich den Unzufriedenen an. Gewiß, Sündenböcke müssen im Allgemeinen sein. Das Paderborner Urtheil aber verleiht, Dank den in die Breite gezerrten Zeitungsberichten, den Angeklagten die Märtyrer-Gloriole. Kein Mensch hält sie für die Schuldigen. Jeder bemitleidet sie. Tagte das Abgeordnetenhaus noch, so gäbe es wahrscheinlich eine lebensgefährliche Interpellation, und statt der Beamten käme wieder einmal das System, der geweihte Abusus, auf die Anklagebank.

Man sollte die Eisenbahn-Unglücke wie elementare Ereignisse hinnehmen, schweigend und ergebungsvoll. Sie sind Kismet. Suchen wir Sündenböcke, wenn der Blitz in die Schule schlägt? Oder wenn das wüthende Meer den Deich zerbricht? Wir fänden welche, kein Zweifel daran. Aber wir verzichten auf die kleine Rache. Dadurch, daß wir heute einen Menschen in's Gefängniß stecken, hindern wir Blitz und Sturmfluth nicht, uns morgen von Neuem zu überfallen. Wozu da die Peters und Kleinhans einsperren? Wie Feuer und Meer, sind auch die Eisenbahn-Unfälle bleibend. Caliban.

„Prinz von Geblüt; sonst Nichts!"

Von einem Fürstenerzieher.

Vor etlichen Wochen ging eine Charakteristik derjenigen höheren Officiere, welche im Jahre 1866 an der Spitze der österreichischen Armee gestanden haben, durch die Tagespresse. Sie war einem unlängst wieder aufgefundenen kleinen Heft entnommen worden, das der preußische Generalstab noch kurz vor Beginn des Feldzuges den Truppenführern zugestellt hatte. Ein Vademecum sollte es ihnen für die bevorstehenden Operationen sein. Das persönliche Moment giebt auf allen Gebieten des modernen Heerwesens den Ausschlag; und so ist es auch für die im Felde zu fassenden Entschlüsse nichts weniger als gleichgiltig, wer und vor Allem weß' Geistes Kind dort drüben bei dem Feinde anordnet, was zu geschehen hat. Vor einem Manöver entwickelte einmal ein guter Tactiker seinem Adjutanten die Maßnahmen, mit denen er Seitens seines Gegners zu rechnen haben werde. „Dorthin", meinte er, marschirt er auf keinen Fall. Das liegt gar nicht in seinem Charakter. Und der Verlauf der Action entsprach dieser Voraussicht. Die Uebersendung des Vademecums an die verschiedenen Commandostellen zeugt von hohem Verständniß für das Wesen der höheren Führung. Andererseits verdient aber auch die Charakteristik selber alle Anerkennung. Mit nur einem Strich zeichnet sie den einzelnen General oder Obersten so genau, daß wir meinen, er stehe in leibhaftiger Gestalt vor uns; und der Reiz der Lectüre wird nicht selten noch durch satyrische Wendungen erhöht, die den scharfen Blick des Verfassers für die Schwächen der Menschen verrathen. „Prinz Holstein, Prinz von Geblüt; sonst Nichts!" lautet eine Charakteristik. Wer vermag Angesichts dieses Prinzen ernst zu bleiben? Vielleicht ist keiner der österreichischen Officiere so wahrheitsgetreu wie er gezeichnet worden. Und dennoch will es mir nicht in den Sinn, daß die Charakteristik den Spott herausforderte. Denn dieser trifft einen Unschuldigen. Zudem verleiten die Worte „sonst Nichts!" leicht zu der Auffassung, daß Prinzen von Geblüt im Allgemeinen überhaupt Nichts vorstellen. Wer aber unsere socialen Verhältnisse auch nur annähernd richtig zu beurtheilen vermag, Der weiß, daß sie schon in ihrer Eigenschaft als Prinzen unendlich viel gelten.

An der Wiege eines jeden Prinzen von Geblüt hält auch in unserem nivellirenden Zeitalter immer noch eine gütige Fee Wache; und so treu und liebevoll sorgt sie für ihn, daß das Leben, so weit die lieben Mitmenschen in Betracht kommen, ihm nie zur Last werden kann. Giebt es wohl auf der ganzen weiten Welt ein staatliches Gemeinwesen, in welchem ein Prinz von Geblüt von den Anderen nicht auf den Händen getragen würde? Ihm gegenüber wird selbst der republikanische Stolz zur Farce, wie uns der Empfang eines preußischen, allerdings sehr „demokratisch" auftretenden Prinzen durch die sonst so hochmüthigen Yankees gezeigt hat. Wohin der Prinz von Geblüt auch seinen Fuß setzen will, überall werden vor ihm die Flügelthüren weit aufgerissen; und wenn er eintritt, so beugen sich nicht bloß die Köpfe, sondern auch die Rücken. Mit einem freundlichen Lächeln und mit einer Bemerkung, die nur aus Worten zu bestehen braucht und jeglichen Inhaltes ermangeln kann, vermag er Freude um sich zu verbreiten; und selbst wenn auch diese kleine Mühe ihm noch zu viel ist, wenn er sich um seinen lieben Nächsten nicht im Geringsten kümmert, bleibt er für ihn immer noch ein Gegenstand der Verehrung. Man gehe nur einmal auf eine Auction, auf der die Möbel eines Prinzen von Geblüt aus Anlaß des Wechsels seines Wohnsitzes ausgeboten werden. Auf die dort erzielten Preise könnten selbst renommirte alte Firmen neidisch werden. Alle Rücksichten auf den Umfang ihres Geldbeutels lassen die in Anbetung Ersterbenden aus den Augen, um einen Schaukelstuhl, in dem Seine Hoheit vielleicht nach Tische seine Cigarette geraucht, oder die Waschschüssel zu ergattern, in die Höchst derselbe den Schwamm bei der Morgentoilette getaucht hat. Und ein Prinz von Geblüt sollte Nichts gelten? Worin besteht denn die Bedeutung eines Menschen auf dieser Erde? Doch nur in den Eindrücken, die er auf seine Mitmenschen macht. An wem sie achtlos vorübergehen, der stellt auch Nichts vor. Es ist ja richtig, Verdienstvolles hat die glänzende Stellung eines Prinzen von Geblüt gerade nicht. Wer würde aber mit ihr nicht zufrieden sein? Wandelt er nicht von vorn herein auf den Höhen des Lebens, die von den weniger glücklich Geborenen erst im Schweiße ihres Angesichts erklommen werden müssen?

„Prinz von Geblüt; sonst Nichts." Wer freilich genauer hinsieht, Der muß bald dahinter kommen, daß die beißende Wendung „sonst Nichts!" vor Allem den minderwerthigen Soldaten treffen soll. Indessen wie der Prinz von Geblüt ohne sein Zuthun zu der bevorzugten socialen Sellung gelangt, so wäre es auch im hohen Grade ungerecht, ihn für seine militärische Unzulänglichkeit verantwortlich zu machen. Ist denn erwiesen, daß jeder Prinz von Geblüt eo ipso Soldatenblut mit auf die Welt bringt? Oder wird seine militärische Befähigung etwa dadurch verbürgt, daß ihm die Leutnantsuniform schon in einem Alter auf den Leib gezogen wird, wo die anderen Jungen sich noch den Papierhelm auf den Kopf stülpen und mit Schwertern aus Holz auf den Straßen heiße Schlachten schlagen? Und angenommen auch, in ihm steckte ächtes Soldatenblut, ist es mit dem Blut denn abgethan? Auch militärische Tüchtigkeit will im ernsten Ringen erst erworben sein. Auch in dem Soldatenberuf fällt kein Meister vom Himmel. Würde wohl Friedrich der Einzige der gewaltige Schlachtenlenker geworden sein, wenn er sich nicht in unermüdlicher Arbeit auf sein Werk vorbereitet hätte? Diese bleibt Niemandem, mag er hoch oder niedrig geboren sein, erspart; Niemandem, der im Leben Etwas vor sich bringen will. Ein Prinz von Geblüt lernt sie aber schon lange nicht mehr kennen, es sei denn, er wäre stärker als die Verhältnisse, in denen er sich zu bewegen hat.

Digitized by Google

Vor Jahren wies ein regierender Fürst die Bedenken, welche der Erzieher seines Sohnes über dessen Betheiligung an officiellen rauschenden Festlichkeiten äußerte, mit den Worten zurück: „Aber Sie übersehen ja völlig, daß mein Sohn Prinz ist, daß er sich, so jung und unerfahren er auch noch sein mag, der Verpflichtung zu repräsentiren nicht länger entziehen kann.“ Jeder andere Junge drückt unentwegt die Schulbank so lange, bis er für das Leben draußen reif geworden ist. Der Prinz von Geblüt erhält vielleicht am Vormittag ein Extemporale von seinem Lehrer zurück, das von Fehlern wimmelt, und eilt am Nachmittag zum Empfang einer fremden Fürstlichkeit auf den Bahnhof oder glänzt am Abend durch anmuthiges Plaudern auf einem Hofball. Auch wenn er es wollte, er ist bei einer beständig unterbrochenen Lernthätigkeit außer Stande, seine Gedanken auch nur einiger Maßen zusammenzuhalten. In der Jugendzeit Kaiser Wilhelm's I. mögen die Prinzen von Geblüt noch wirklich gearbeitet haben. Damals gab es noch keine Eisenbahnen, und in Folge dessen waren die persönlichen Berührungen erlauchter Herren, die ohne Entfaltung von Prunk und ohne festliche Begrüßung nun einmal nicht vor sich gehen können, um Vieles seltener als jetzt. Heute ruht für die Prinzen von Geblüt die leidige Pflicht zu repräsentiren auch dann nicht einmal, wenn sie fern von Madrid dem Lernen oder dem Studium obliegen sollen. Wie oft im Jahre werden sie nicht nach Madrid zurückgerufen, damit sie hier an officiellen Festen Theil nehmen! Und bilden sie nicht auch ihrerseits an dem Ort ihres Wohnsitzes einen kleinen Hof, der sie nöthigt, Gäste zu empfangen und Einladungen anzunehmen? Sehr übel würde es von den sonst so unterthänigen Bürgern vermerkt werden, wenn der Prinz von denen, für die das huldvolle Lächeln eines Fürstenkindes ein Lebensbedürfniß ist, keine Notiz nehmen wollte. Immer und immer wieder wird der Prinz von Geblüt von den Büchern weggeholt; und dieser Uebelstand verliert auch dadurch nicht seinen schädlichen Einfluß, daß ihm das zu Lernende von hervorragenden Lehrkräften entgegengebracht wird. Einen Nürnberger Trichter besitzen auch sie nicht. Das Verarbeiten der von ihnen dargebotenen Gedanken können sie ihm nicht abnehmen. Nur auf der Oberfläche hält sich das ganze Lernen des Prinzen. Er nascht ein wenig von der Wissenschaft. Die Fähigkeit, sich Kenntnisse mühsam zu erringen, wird ihm niemals oder doch nur in den wenigsten Fällen zu eigen.

Was Hänschen aber nicht lernt, lernt Hans nimmermehr; und das hier um so weniger, als nach Beendigung der Lern- und Studienzeit für den Prinzen von Geblüt die Pflichten der Repräsentation sich in noch höherem Umfange geltend machen. Als Schuljunge konnte er dieser und jener Feier doch noch fern bleiben, als volljähriger Prinz und activer Officier, was stets mit einander zusammenfällt, ist er unentbehrlich. So kann er oft schon auf eine lange Reihe von Dienstjahren zurückblicken, ohne daß er eigentlich wirklichen Dienst gethan hat. Ein Prinz von Geblüt befindet sich meistens auf dem Wege zu seinem Commandeur, entweder um Urlaub zu erbitten oder sich von ihm zurückzumelden. Wie zur Zeit Friedrich Wilhelm IV. wollen auch heute die hochofficiellen Feiern kein Ende nehmen. Bald ist ein Denkmal zu enthüllen, bald eine Kirche einzuweihen, bald ein Parlament zu eröffnen oder eine neue elektrische Bahn, oder ein anderes neues Verkehrsmittel, das dem Publicum übergeben werden soll, zu befahren, bald sind Fahnen zu nageln oder Ausstellungen zu besuchen. Und dann kommen auch noch Einladungen von anderen Höfen oder von Magnaten des Landes, die füglich nicht gut abgeschlagen werden können, wenn man nicht verstimmen will. Nur Gastrollen giebt der Prinz bei der Truppe. Und hierin ändert sich auch nichts, wenn er in verantwortliche Stellungen hinaufrückt. Bloß dem Namen nach trägt er hier die Verantwortung. In Wirklichkeit ist mit ihr sein Stellvertreter belastet. Das schließt natürlich nicht aus, daß er bei Besichtigungen viel Schmeichelhaftes zu hören bekommt. Es soll einmal in der preußischen Armee eine Zeit gegeben haben, in der wie vor dem Gesetz auch vor den Forderungen des Königlichen Dienstes Rang- und Standesunterschiede hinfällig wurden, in der ein Prinz von Geblüt bei Verfehlungen oder mangelhaften Leistungen eben so hart und rücksichtslos angefahren wurde wie ein schlichter Leutnant. Aber wenn die Zeit auch existirt haben mag, jedenfalls liegt sie weit zurück. Heute dürfte es kaum mehr vorkommen, daß auch ein Prinz von Geblüt einmal schlecht abschneidet. So kann sich in ihm niemals das Gefühl der Verantwortung ausbilden, durch welches allein das in der Jugend — ja ich muß es sagen — anerzogene Unvermögen, ernst zu arbeiten, noch bekämpft werden könnte. Niemals wird er in Folge dessen in gleichem Maße in das Wesen des Dienstes eindringen können wie derjenige Officier, der mit seinem Amte lebt und stirbt, der über einem vom Manne verlorenen Hosenknopf eben so leicht stolpern kann wie über das zu lose Handgelenk seiner Unterofficiere. Und da nützen auch guter Wille und ernstes Streben nichts. Denn beide reichen nicht aus, ihn beim Dienste festzuhalten. „Es giebt fähige Officiere, es giebt unfähige Officiere, und es giebt Prinzen,“ meinte einst ein an Einsicht und Erfahrung gleich reicher General. Aeußerst loyal waren seine Gesinnungen. Alles war ihm zuzutrauen, nur kein abfälliges Urtheil über erlauchte Herren. Die exceptionelle Stellung der Prinzen von Geblüt allein wollte er mit den citirten Worten kennzeichnen, nur andeuten, daß bei ihrer eigenartigen Lebensführung ihre Bewerthung als vollgiltige Officiere nicht statthaft ist.

Keineswegs soll in Abrede gestellt werden, daß auch Prinzen von Geblüt sich zu ganz hervorragenden Soldaten entwickelt haben. Sehen wir nicht solche Prinzen an der Spitze von Corps und Divisionen, und bringen ihnen nicht auch ihre Untergebenen großes Vertrauen entgegen? Was in einem Officier steckt, wissen diese am Besten. Ihnen zeigt er stets sein eingentliches Gesicht, während er nach oben unbewußt ein anderes, seiner Ansicht nach vortheilhafteres aufsetzt. Indessen sie bilden die Ausnahme; und exceptio confirmat regulam. Aber so tüchtig diese Prinzen auch sein mögen, in einem Punkte hapert es sogar bei ihnen. Die fine fleur des Dienstes, seinen Kern haben selbst sie nicht erfassen können, weil ihnen ihr hoher fürstlicher Rang dazu nicht die Zeit ließ. In vielen Fragen sind auch sie auf den Rath Anderer angewiesen, die sich ungestört im Soldatenhandwerk hatten üben können. Nur ein Prinz von Geblüt ist uns bekannt, der sich in der beruflichen Entwickelung gänzlich von seinen Standesgenossen emancipirt hat. Die glänzendste Ausnahme bildete Prinz Friedrich Karl. Als er an der Spitze des III. Armeecorps der Brandenburger stand, galt dieses für eine Elitetruppe. Zwar spöttelte der alte Steinmetz, der den Gamaschendienst über Gebühr hoch veranschlagte, über den saloppen Zuaven, wenn er einen Mann des Brandenburgischen Corps erblickte. Aber wie die französischen wirklichen Zuaven sehr oft den deutschen Gegner zu Bewunderung hinrissen, so konnte auch den Zuaven des Prinzen Friedrich Karl kein vorurtheilsfreier Sachkundiger uneingeschränktes Lob versagen. Vollkommen beherrschte er den Dienst. Obgleich von Hause aus Cavallerist, konnte ihm dennoch weder ein Infanterist noch ein Artillerist ein X für ein U machen. Wenn ihm im Bajonnetfechten nicht Alles nach Wunsch ging, griff er selber zum Gewehr, um in einem Gang mit einem Musketier oder Unterofficier darzuthun, wie gefochten werden soll. Und wie verstand er in seinen Officieren das tactische Verständniß zu wecken und zu pflegen! Wie sicher führte er die Truppen auf dem Gefechtsfelde! Er war stärker gewesen, als die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war und zu leben hatte. Von einer gewissen Schüchternheit unterstützt, die ihn die An-

Digitized by Google

häufung festlich gekleideter Menschen gern meiden ließ, entzog er sich krampfhaft und mit Erfolg den Verpflichtungen zur Repräsentation, die hierdurch gewonnene Zeit seinem Berufe zuwendend. Von Kopf bis zu Fuß war er Soldat; und als Kaiser Wilhelm I. nach dem letzten siegreichen Feldzuge dem nunmehrigen „Feldmarschall“ die Wiederübernahme seines lieben III. Corps nicht gestattete, da wußte der Prinz nicht mehr, was er mit sich anfangen sollte. Es währte dann nicht mehr lange, bis er aus diesem Leben schied. Wenn auch der Generalstab der österreichischen und der französischen Armee vor Beginn der Operationen ihren Truppenführern ein ähnliches Vademecum in die Hand gedrückt hätte wie der preußische den Seinigen, und wenn deren Verfasser mit derselben Verstandesschärfe geurtheilt hätte wie ihr College auf preußischer Seite, so würde in den österreichischen und französischen Heften die Charakteristik des Prinzen Friedrich Karl gelautet haben: „Prinz von Geblüt; nur, aber ganz Soldat!“

Nein, nicht zum Spott darf die berufliche Unzulänglichkeit der Prinzen von Geblüt anregen. Aufrichtig zu bedauern ist sie. Kommen sie etwa mit geringeren Geistesgaben auf die Welt als die anderen Sterblichen? Materiell und social sind sie besser gestellt als diese. Aber in intellectueller Hinsicht werden alle Classen der menschlichen Gesellschaft von der Vorsehung gleichmäßig behandelt. Die Fähigkeiten des niedriger Geborenen werden in gewissenhafter, die Gedanken jeder Zeit concentrirender Arbeit vortrefflich auch bei unzureichenden Geldmitteln ausgebildet. Was könnten bei gleichgearteter Arbeit die Prinzen von Geblüt im Leben vor sich bringen, für die der Geldpunkt gar keine Bedeutung hat! Wie würde außerdem ihre ohnehin schon hervorragende gesellschaftliche Stellung noch weiter gehoben werden, wenn ihnen nicht nominelle, sondern wirkliche Verdienste um die Allgemeinheit zuerkannt werden müßten, wenn es etwas Selbstverständliches wäre, daß ein Prinz Tüchtiges leistet! Was geschieht heute nicht Alles, um Interesse und Neigung des Volkes für die Dynastieen zu wecken und zu vertiefen! Zu Reclamemitteln wird oft gegriffen, über die nüchtern Denkende nur mitleidig lächeln können. Von unfehlbarer Wirkung auf Urtheilsfähige wie Urtheilslose würde es sein, wenn die Daseinsbedingungen der Prinzen von Geblüt wieder so gestaltet werden könnten, daß ihre berufliche Tüchtigkeit die Regel, die berufliche Unzulänglichkeit die Ausnahme bildet. Dann würde auch keinem Charakterzeichner mehr der Satz in die Feder fließen können: „Prinz von Geblüt; sonst Nichts!“

Britische Regierungskünste auf Malta.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Anfang August v. Js. meinte der Daily Chronicle: der Colonialminister Chamberlain besitze die ganz besondere Gabe, allen Fragen, mit denen er zu thun habe, einen gährenden und aufgeregten Charakter einzuimpfen. Das ist in der That zutreffend. Und da nun eine unruhige, wegen mangelnder staatsmännischer Einsicht nervöse und allzu selbstherrliche Geschäftsführung gute Erfolge unmöglich zeitigen kann, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Chamberlain'sche Politik ab und zu einen argen Zusammenbruch erleidet. Den Aergsten bis heute — es sei stark betont: bis heute! — hat sie soeben in Bezug auf Malta erlebt. In gleicher Weise hat sich bisher kaum irgend ein britischer Staatsmann je zu „desavouiren“ gehabt, und es gehört die berühmte eiserne Stirn Joe Chamberlain's dazu, mit scheinbarem Gleichmuth diesen Canossagang auf sich zu nehmen. Baute er auf das rasche Vergessen unserer Zeit? Auf die Gleichgiltigkeit der Mitwelt gegen das, was sich auf jenem palmengekrönten, mit weißen Kalksteinwänden aus dem Mittelmeer schroff aufragenden Eiland zuträgt, das wie ein gewaltiger Brückenpfeiler zwischen dem vorgestreckten Fühler Europas und Afrika steht?

Vordem wie ein Spielball von den Weltereignissen aus der einen Hand in die andere geschleudert, ist Malta mitsammt den zugehörigen Nebeninseln über ein Jahrhundert im Besitz Englands: von 1800 bis 1814 Kraft des Rechtes der Eroberung und seit 1814 auf Grund der Abmachungen des Wiener Congresses.

Ein alter italienischer Spruch besagt: Napoli bella, Roma santa, Malta piccola fior di mondo! Aber der blumenhafte Charakter hatte es den britischen Politikern nicht angethan und auch nicht die Bedeutung des Ländchens selbst, denn es ist — einschließlich der größeren Nebeninseln Gozzo, Comino und Cominotto — nur 304 qkm groß mit vielleicht 180000 Einwohnern. Wohl aber stach ihnen die strategische Bedeutung der leicht zu befestigenden Insel für die Beherrschung des Mittelmeeres*) in die Augen. Schon damals, zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Und dann ist diese Bedeutung in's Unschätzbare gewachsen, seitdem der Canal von Suez das Mittelmeer mit dem Indischen Ocean in Verbindung brachte. So darf denn Malta trotz oder vielmehr gerade wegen der Nähe von Biserta und der neu angelegten französischen Befestigungen auf Corsika als die zur Zeit wichtigste Flottenstation Englands im Mittelmeer angesehen werden. Es hat das lediglich von seinem alten Ruhme zehrende Gibraltar an Werth bedeutend übertroffen. Daher wurde es von den Engländern in den letzten drei Jahren zu einem gewaltigen Bollwerk umgestaltet und — um jedem Handstreich eines etwaigen Feindes gewachsen zu sein — mit einer ungewöhnlich starken Besatzung versehen. Wo es sich um den Ausbau eines Stützpunktes seiner Macht handelt, kennt England keine Rücksichten. So ist zur Zeit im Werke, den vortrefflichen Hafen von La Valetta für den Handelsverkehr zu sperren und ihn in einen ausschließlichen Kriegshafen zu verwandeln. Das bedeutet für's Erste eine schwere Schädigung des nicht unbedeutenden Handels der Insel. Sie wird sich indeß vielleicht überwinden lassen, da noch 8 bis 10 andere Häfen vorhanden sind, die durch Mittel der Kunst zweckentsprechend hergerichtet werden können.

Aber damit nicht genug, verfolgt das britische Colonialministerium aus militärischen Gründen ausgesprochenermaßen das Ziel, die wichtigen Mittelmeerplätze Gibraltar und Malta vom nichtmilitärischen Element nach Kräften zu säubern. Der Bestand an vielleicht unzuverlässiger Bevölkerung und — für den Fall einer Belagerung — an unnützen Essern überhaupt soll möglichst herabgesetzt werden. In Gibraltar ist man zu dem Behufe mit drakonischen Maßregeln vorgegangen; auf Malta sollte derselbe Zweck auf einem anderen Wege erreicht werden: durch Verwaltungsdruck und Sprachenverordnungen. Man durfte bei entsprechender Drangsalirung auf einen starken Abfluß der als halsstarrig an dem Alten festhaltend bekannten Bevölkerung rechnen.

In dieser Ueberlegung den geheimen Kernpunkt des britischen Vorgehens auf Malta erkennen zu wollen, mag Manchem etwas gesucht erscheinen. Und doch dürfte es so sein. Natürlich spielt auch der imperialistische Gedanke hinein: ein Reich, eine Sprache! Aber da es durch ein Jahrhundert, und zwar in durchaus befriedigender Weise so gegangen ist: warum sollte es nicht weiter gehen können? Die Bewohner von Malta haben sich alle Zeit als gute Unterthanen gezeigt und sich unter englischem Regiment keineswegs unglücklich gefühlt. Ueber dem Eingange des Regierungsgebäudes zu La Valetta ist in Stein gemeißelt zu lesen:

*) General Bonaparte knüpfte an die Meldung von der Eroberung (?) Maltas (12. Juni 1798) die Worte: „Mit Malta haben wir den stärksten Platz Europas in der Hand.“

Digitized by Google

Magnae et invictae Britanniae
Europae vox et Melitensium amor
Has Insulas confirmant.
MDCCCXIV.

Liebe der Malteser zu ihrem englischen Herrn! Wie hat sich das Bild auf Grund der Regierungskünste dieser Herren in den letzten Jahren verwandelt!

Bei der Uebernahme der Insel sagte England feierlich zu, daß die örtlichen Verhältnisse — Verwaltung und Sprache — in alle Zukunft unangetastet bleiben sollten. Später wurde dieses Gelöbniß verschiedene Male wiederholt. In einer Cabinetsordre Wilhelms IV. von England vom 13. October 1834 heißt es: „Es ist mein Wunsch und mein Wille, daß die maßgebenden Texte der für Malta und die damit verbundenen Inseln geltenden Gesetze und Bestimmungen in italienischer Sprache abgefaßt werden . . .“

Im schreienden Widerspruch dazu ordnete vor etwa $2^1/_2$ Jahren der Gouverneur Generallieutenant Sir Francis Grenfell — auf Befehl seiner Regierung daheim — an, daß nach Ablauf von 15 Jahren die englische Sprache an Stelle der italienischen als Amtssprache treten werde. Angeblich hatte ein „Specialfall“ Veranlassung zu dem Ukas gegeben. Ueber einen englischen Officier, der aus irgend einer Veranlassung vor dem bürgerlichen Gericht zu erscheinen hatte, wäre trotz seines Protestes, daß er kein Wort verstehe, in italienischer Sprache verhandelt worden. Sollten die Engländer keinen anderen Weg haben finden können, um sich gegen solche Dinge zu schützen?

Die Verordnung Grenfell's erzeugte Unruhe im Lande, und diese steigerte sich noch, als man, allzu ungeduldig, um 15 Jahre abwarten zu können, im Jahre 1900 von London aus durch eine neue Verfügung eingriff, die das Englische sofort als Gerichtssprache einführte und das Italienische facultativ daneben in allen Fällen zuließ, in denen italienisch sprechende Bewohner der Insel betheiligt seien. Auch scheint das Englische ohne Verzug als Hauptsprache in den Schulen des Landes eingeführt zu sein.

Vor dem Eingehen auf die weitere Entwickelung des maltesischen Sprachenkrieges, erscheint ein kurzer Blick auf die thatsächlichen Verhältnisse erforderlich. Chamberlain hat dem Unterhause ein Mal die amtliche Auskunft gegeben, daß nur 2 Procent der Bevölkerung italienisch sprächen. Ernsthafte Geographiebücher, die weder für noch gegen die Briten Stellung nehmen, geben die Zahl auf 10 Procent an. Italienische Chauvinisten möchten wieder die letzte Angabe verdoppeln und verdreifachen. Wer hat Recht? Wahrscheinlich die mittlere Schätzung. Zehn auf Hundert will an sich nicht viel besagen, aber es darf nicht übersehen werden, daß dieses Zehntel gerade den gebildeten Theil — die „Intellectuellen“ — der eingeborenen Bevölkerung umfaßt. Der große Rest spricht maltesisch, d. i. ein Gemisch von Phönicisch, Arabisch und anderen Mittelmeer-Dialecten, durchstreut mit ein paar lateinischen Brocken; ein Sprachensalat, der für den geborenen Italiener nicht ohne Weiteres verständlich ist. Aber wohl gemerkt: der große Haufe spricht das maltesische „Platt“; Schriftsprache ist dagegen allgemein das Italienische. Italienisch ist die heimische Literatur, über welche die Insel verfügt; in italienischer Sprache wurde von jeher in den Schulen unterrichtet. Die Malteser vertheidigen also ihr geistiges Besitzthum, wenn sie die italienische Sprache nicht aufgeben wollen. Das darf nicht übersehen werden, wenn es sich um eine richtige Beurtheilung der Volkserregung auf Malta handelt.

Von Seiten Chamberlain's freilich wurde sie bis zum letzten Augenblick geleugnet. Gelegenheit, auf diese Dinge zurückzukommen, wurde ihm, sicherlich nicht zu seinem Ergötzen, in den letzten beiden Jahren häufig genug geboten. Die Opposition ließ es — weniger aus Interesse für die Malteser, als um die am Ruder befindlichen Regierungsmänner zu ärgern — an Anfragen betreffend Malta nicht fehlen.

Im November 1900 fuhr Chamberlain im Vollgefühl des eben errungenen Wahlsieges persönlich hin, um den nach seiner Ansicht hirnverbrannten Bewohnern der Insel gründlich die Leviten zu lesen. Die eisige Zurückhaltung beim Empfange vergalt er mit höhnendem Spott, als eine Abordnung der Bevölkerung bei ihm eintraf. Der stattlich gewachsene und wohlgerundete Wortführer Dr. Mizza brach in die Worte aus, daß seine Landsleute also in Zukunft gleich „Sclaven“ sein würden. Der „Staatsmann“ Chamberlain erwiderte: „Für einen Sclaven haben Sie ein recht gutes Aussehen; lassen wir es also dabei.“

Vielleicht sechs oder sieben mal hat Chamberlain seitdem auf die schon erwähnten Anzapfungen Rede und Antwort stehen müssen. Er that es in der Weise, daß er immer von Neuem jede ernste Erregung der Inselbewohner in Abrede stellte und einmal angab, es hätten 85, ein ander Mal, es hätten 98 Procent der dort ansässigen Familienväter für die Einführung der englischen Sprache in den Schulen optirt. Uncontrolirbare, aber höchst wahrscheinlich unrichtige Zahlen. Wieder ein andermal stellte er die Unruhen — es gab ihrer also doch? — als das Werk volksverführender Advokaten hin: richtiger wäre es gewesen, wenn er die Einwirkung der römisch-katholischen Geistlichkeit hervorgehoben hätte.

Scharf spitzte sich die Lage im vergangenen Sommer zu. Die 13 vom Volke erwählten Vertreter, die neben 6 von der Regierung ernannten das Parlament von Malta bilden, streikten angesichts der verschiedenen administrativen Vergewaltigungen, so daß der Haushalt der Insel gesetzlich nicht zu Stande kam. Da legte Chamberlain dem Ländchen durch Decret eine Jahressteuer von 9 Millionen Lire auf.

In Bezug auf den Geldbeutel läßt aber der unruhige, zu Gewaltthaten geneigte und handelslustige Malteser nicht mit sich spaßen. Die Entrüstung flammte — vornehmlich im August — lohend auf. Eine Protest-Versammlung von 15000 Personen wurde in La Valetta abgehalten, englische Officiere erfuhren auf der Straße Beleidigungen, das Marmorbild der Königin wurde — ein unschöner Zug in der ganzen Bewegung — mit einer ätzenden Flüssigkeit übergossen; vor der Redaction des englisch gesinnten „Malta Chronicle“ fanden drohende Ansammlungen statt, und auf ein Haar wäre der englische Club gestürmt worden, weil der besonders verhaßte erste Secretär des Gouverneurs der Menge vom Balkon herab mit seinem Spazierstock drohte. Sogar die privaten Beziehungen zwischen englischen und maltesischen Familien wurden abgebrochen. Kurz, es ging recht bunt dort zu. Den britischen Colonialminister focht Das wenig an. Er erklärte am 17. August 1901 im Unterhause, daß er durchaus keine Veranlassung habe, auf die Klagen der Bevölkerung hin eine Untersuchung zu veranstalten; er habe gar nicht einmal deren Petition gelesen!

Das merkten sich die so verächtlich Behandelten, und sowohl der hohe Clerus mit dem Erzbischof von La Valetta an der Spitze, als auch der Ausschuß der protestierenden Landeseinwohner wandte sich mit je einer Bittschrift direct an den König. Ihre beweglich vorgetragenen Beschwerden richteten sich wider die Sprachenverordnung und die neuen Steuern. Zugleich wurden aber auch allerlei Wünsche zum Ausdruck gebracht: daß das Parlament ganz aus gewählten Volksvertretern bestehen, daß ein Nicht-Soldat als Chef der Verwaltung gesetzt werden und daß das Vetorecht gegen die Beschlüsse des kleinen Parlaments dem Gouverneur genommen werden möge. Nur der Souverän selbst möge es ausüben.

Ein Anfang December 1901 von Grenfell unternommener Versuch zur Beruhigung der Gemüther — es sollte noch eine Frist von 5 Jahren zur allgemeinen Erlernung der englischen Sprache gegeben werden — machte auf die Abgeordneten des erregten Volkes gar keinen Eindruck.

Digitized by Google

Neues Oel gossen dagegen in's Feuer: die Ausweisung des um die Interessen der Bevölkerung wohlverdienten französischen Professor Serre, das Verbot der Abhaltung einer zweiten Volksversammlung und eines ad hoc neu entstandenen Volkshymnus!

Und dann kam ganz überraschend der Umschlag. Hatten die über den Kopf Chamberlain's weg an den König gelangten Bittschriften ihre Wirkung gethan? Oder wurde der Colonialminister von seinen Collegen überstimmt, die während des fort und fort glimmenden Burenkrieges keinen neuen Conflict — auch nicht einen ganz kleinen — an anderer Stelle wollten? Oder war es Scheu vor einem offenen Verfassungsbruch? Oder aber war die Annäherung Italiens an Frankreich der entscheidende Grund gewesen. Italiens, daß man durch die Verfolgung seiner Sprache auf Malta brüskirte?

Wahrscheinlich hat dieser letzte Grund den Ausschlag gegeben. Am 29. Januar d. Js. erklärte Chamberlain — nachdem er erst die üblichen Tiraden angebracht: es gebe auf der Insel keine ernste Unzufriedenheit: nur ein paar Studenten und Schulknaben machten sich mausig — im Unterhause mit der ihm eigenen Unverfrorenheit, er wolle gern etwaigen Beschwerden der Bewohner Maltas entgegenkommen und sei mit Rücksicht auf das befreundete Italien bereit, die Sprachenverordnung bedingungslos aufzuheben und alles Weitere der Zeit zu überlassen. Am 5. Februar d. Js. traf dann richtig die erlösende Depesche aus London in La Valetta ein.

Also nicht aus dem Gefühl der Gerechtigkeit den Maltesern gegenüber erfolgte der Rückzug, sondern — Chamberlain versuchte im letzten Augenblicke noch so viel von seinem „Gesicht" zu retten wie möglich — nur Italien zu Liebe. Und Italien, das der versuchten Vergewaltigung seiner Sprachgenossen wegen im Allgemeinen lau die Achseln gezuckt, erwiderte prompt die Verbeugung und fühlte sich sehr geschmeichelt. Die Bewohner Maltas behalten ihr geliebtes Italienisch als Amtssprache, denn Chamberlain's Hoffnung auf eine freiwillige Sinnesänderung in der Zukunft dürfte elend zu Schanden werden. Aber zahlen müssen sie, denn von einer Aufhebung der auferlegten Steuern ist mit keiner Silbe die Rede gewesen. So hat Chamberlain bei der schmählichen Niederlage doch wenigstens Etwas herausgeschlagen.

Literatur und Kunst.

Aus dem Culturleben Frankreichs.

Von Eugen von Jagow (Paris).

Wenn diese Zeilen erscheinen, ist „die große Woche", die Hugo-Woche, die für das literarische Frankreich dasselbe bedeutet wie der Zarenbesuch für das politische, schon vorüber. Dieser an sich schöne Cult eines nationalen Dichters war zu einer wahren Hugolatrie ausgeartet, deren Dithyramben fast ebenso unsympathisch wirken wie die Worte engherzigen, unversöhnlichen Hasses, die in der einen oder anderen Pariser Zeitung erschienen sind. Die Presse hatte seit Wochen mobil gemacht und ein ganzes Heer von Reportern aufgeboten, um mit deren Portierweisheit und Gevatterklatsch das zu ergänzen, was ernste Hugokenner gewissenhaft an Material zusammengestellt haben, um dem so complexen Werk des Dichters in jeder Hinsicht gerecht zu werden. Was wird von Alledem und vornehmlich auch von dem unerschöpflichen Born officieller Beredtsamkeit übrig bleiben, und wird es Victor Hugo dem Verständniß der Menge als Dichter oder Mensch näher bringen? Ich fürchte: sehr wenig. Jedenfalls ist die Hugoliteratur um eine oder zwei Biographieen bereichert worden, denen ein documentarischer Werth nicht abzusprechen ist, und das ist immerhin Etwas. Auch das dem Publicum noch nicht zugängliche Victor Hugo-Museum wird hoffentlich hinter den vielleicht zu hochgespannten allgemeinen Erwartungen nicht allzusehr zurückbleiben. Mit Federn, die der Dichter mal benutzt hat oder benutzt haben soll, und mit ähnlichen persönlichen Nichtigkeiten ist es natürlich nicht gethan, und von dem Sammelfleiß eines Maurice, der sich dem Andenken seines berühmten Freundes mit einer wahrhaft rührenden Hingebung widmet, darf man in der That Besseres erwarten.

Die Bewerthung der Victor Hugo'schen Muse — der „Figaro" hat sich nach altem Brauch sogar eine „Enquête littéraire" auch im Auslande geleistet — ist derartig verschieden, daß es mir nicht leicht werden wird, sie nachfolgend in wünschenswerther Kürze zusammenzufassen. „Siebzig Jahre hindurch hat dieser Mann," so denkt Jules Lemaître von Hugo, „von Morgens bis Abends in beständiger geistiger Spannung mit seinen Visionen gelebt. Er sah die wirkliche Menschheit nur durch seine Träume hindurch, von oben herab und aus der Ferne, er verlangte von der Außenwelt nur Bilder, die er seiner großartigen, summarischen und immer mehr vereinfachten Auffassung der Menschheitsgeschichte anpaßte." Und Max Nordau: „Victor Hugo der Denker existirt nicht mehr, hat übrigens auch nur in der Einbildung einiger Bewunderer existirt, welche auf dem Gebiete des Gedankens schlechte Richter sind. Aber der Dichter Victor ist ewig. Er ist thatsächlich der von Rodin geträumte nackte Coloß ... Er ist der mächtigste Visuelle, den ich kenne. Er besitzt eine Verblüffung erregende Megalopsie. Sein innerer Blick beleuchtet, umfaßt und vergrößert die Dinge in apokalyptischen Verhältnissen. Seine Emotivität ist derartig heftig, daß sie an ein Erdbeben denken macht. Seine Liebe und sein Haß, sein Schmerz und seine Freude finden dort einen katastrophalen Ausdruck. Es giebt keine formidablere Stimme als die seine. Er ist die große Glocke der lyrischen Poesie." Wildenbruch sieht in Victor Hugo — ich weiß nicht, ob mit Recht! — den Repräsentanten des celtischen Genies, das, worin er sich weniger täuschen dürfte, dem Germanischen fremd gegenübersteht. Er erinnert ihn „an einen jener mysteriösen Sänger, denen wir jene wunderbaren Gestalten von der Art eines Tristan und einer Isolde verdanken." Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, neben dies Urtheil das eines im „Soleil" mit „Ascalon" zeichnenden Franzosen zu setzen: „Hugo verwirklicht in seiner ganzen Art den vollendeten Typus des französischen Bourgeois. Dieser ist, Alles in Allem, ein sympathisches und liebenswürdiges Geschöpf, dem Volke nahe genug, um ihm nachfühlen zu können, der Aristokratie nahe genug, um sich ihre Feinheiten anzueignen. Der Bourgeois ist in Frankreich charakteristisch für die Nation. Er ist Molière's Held, voll gesundem Menschenverstand und guter Laune. Hugo ist dieser von Gesundheit strotzende Bourgeois gewesen und dazu das strahlende Genie. Und darum ist er so volksthümlich. Er ist ein Abbild der ganzen Rasse. Als Mensch besaß er die Vorzüge des Rassentypus: die sprichwörtliche Ehrenhaftigkeit, die Gewissenhaftigkeit in den Geschäften, die Vorliebe für die äußere Ausschmückung, den Cult der Arbeit. Er besaß auch dessen Fehler, wenn man den Sparsamkeitssinn, der den Reichthum Frankreichs ausmacht, einen Fehler nennen kann. Man hat Hugo vorgeworfen, daß er geizig sei. Die Einbildungskraft des Publicums kann sich einen großen Dichter nur unter der Form eines verschwenderischen Bohème vorstellen, der sein Gold zum Fenster hinauswirft. Das ist vielleicht etwas zu romantisch. Nun denn, Papa Hugo war nur in seiner Vorrede romantisch. Wie die Composition seiner Dichtungen sehr classisch ist, so entsprach auch seine Lebensführung den überlieferten Sitten der französischen Bourgeoisie, deren ruhmreichstes Product er ist." Dieser

Digitized by Google

„Bourgeois" Ascalon's hat doch wohl nur eine entfernte Verwandtschaft mit jenem Wildenbruch'schen „mysteriösen Sänger", der die wunderbaren Gestalten eines Tristan oder einer Isolde schuf!

Hören wir nun George Duruy: „Wenn es wahr ist, wie ich es glaube, daß man die Größe eines Charakters an der Verachtung der Volksthümlichkeit messen kann, so ist Victor Hugo, der unermüdliche Schmeichler der Menge, kein großer Mann. Aber wie es vergessen, daß dieser Dichter uns so schöne Gesänge gesungen hat, daß sie die Herzen noch schlagen machen werden, wenn die französische Sprache, vergessen wie die eines Aeschylos und Sophokles, in der Ferne künftiger Zeitalter nur noch durch das leben wird, was ihr durch Schriftsteller von Genie an Unsterblichkeit verliehen worden ist? Nun denn, von ihnen hat Keiner für die mystische Verewigung unserer Rasse mehr gethan als Victor Hugo." Man könne bedauern, daß Hugo gleichzeitig „so klein und so groß" war, aber man müsse ihn dankbar als den größten Poeten Frankreichs verehren. Also Frankreichs größter Dichter war nach Duruy kein Charakter und nach dem Urtheil vieler bedeutender Franzosen auch kein großer Denker. Das ist immerhin bemerkenswerth.

Das Urtheil des Akademikers Hanotaux ist recht charakteristisch für die französische Einseitigkeit: „Denken Sie sich das 17. Jahrhundert ohne Racine, das 18. ohne Voltaire, das 19. ohne Victor Hugo. Jede dieser literarischen Epochen würde ihre Atmosphäre verlieren. Victor Hugo's Werk umfaßt, erhält, erklärt alle Werke seiner Zeitgenossen." Daß beispielsweise Goethe und Shakespeare auf die Literatur fremder Völker einen erheblich größeren Einfluß ausgeübt haben als Racine oder Hugo, das sollte einem ehemaligen Minister des Auswärtigen am Wenigsten unbekannt sein. Was ist in der That Racine den Deutschen, Engländern oder Italienern? Inwiefern drücken seine Werke der Weltliteratur des 17. Jahrhunderts ihren Stempel auf? Also nach Hanotaux umfaßt, erhält, erklärt Hugo's Werk das aller seiner Zeitgenossen. Hören wir dagegen Maxime Formont: „Das enorme Genie Hugo's hat unendlich wenig Menschen und Dinge begriffen. Das metaphysische oder philosophische Denken seiner Vorgänger bleibt ihm so ziemlich verschlossen. Man kann sich davon leicht überzeugen: man wähle nur in der „Légende des Siècles" die mit „Idyllengruppe" betitelte Serie, wo der Dichter seine Dichtervorgänger von Theokrit bis Voltaire sprechen läßt: man kann sich nichts Befremdlicheres vorstellen. Hugo scheint weder jene Dichter gelesen zu haben, noch deren Zeitalter zu kennen. Seine Phantasie verbreitet sich in unabhängigen Variationen über einige bekannte Themata, die in ihrer Banalität aller Poesie und allen Zeiten eigenthümlich sind. Niemals bekundete sich jener Mangel an Verständniß für das Denken Anderer, das man, abgesehen von Goethe und Châteaubriand, bei allen großen productiven Genies beobachten kann, in so auffälliger Weise wie bei Hugo." Und gerade dessen Werke sollen die seiner Zeitgenossen erklären und zusammenfassen! Auch Renouvier stellt übrigens fest, daß Hugo in Dingen der Philosophie, Religion und Wissenschaft völlig unwissend war und seine sehr widerspruchsvollen Urtheile über die Welt in die Form von Offenbarungen zu kleiden liebte, wie er denn überhaupt die Kunst des „Pontificirens" aus dem Grunde verstand. „Er war emphatisch und weitschweifig," schreiben die „Débats", „und saß wie eine Art von Abgott auf dem Throne. Das ist ein bißchen lächerlich, ich bekenne es." Hugo schreibt ein Gedicht, in dem von Kant die Rede ist, von dem er nicht eine Silbe gelesen hat, und er zieht Darwin an, ohne zu ahnen, daß dieser und Kant auf die Wissenschaft und Philosophie ebenso umgestaltend gewirkt haben wie Newton und Descartes. Auf ihn wirkte die Natur thatsächlich wie auf einen sie naiv anstaunenden Primitiven. „Victor Hugo," so heißt es in dem vorerwähnten Artikel weiter, „macht von dem Recht des Dichters Gebrauch, mit seiner Philosophie zu wechseln je nach dem Wind, der weht, je nach dem Vorüberziehen der Wolke, vom Pantheismus zum Deismus und von diesem zur Religion des Fortschritts und der Humanität abzuschwenken."

Hugo's Charakterisirungskunst ist völlig unzureichend. Goethe hat seine Charaktere mit Gesichter schneidenden Holzgruppen verglichen. Am Besten gelingen ihm die Kinder, die von den meisten Dichtern vernachlässigt werden. Im Gegensatz zu La Fontaine, der sie als „mitleidslose Wesen" kennzeichnet, und zu La Brugère, der auf ihre Grausamkeit hinweist, sieht er bei ihnen nur Anmuth, Schwäche, Zartheit, wodurch er alle Mütter auf seiner Seite hat. Und auch die Frauen im Allgemeinen verstand er sich zu gewinnen, denn während Balzac in ihnen die gefährlichste Gattung der Schöpfung sieht und Musset sie verachtet, wiewohl er sie anbetet, ist Victor Hugo gegen sie Ritterlichkeit und Galanterie und sogar die Nachsicht selbst. Stammt doch von ihm der berühmte Vers: „Ah! n'insultez jamais une femme qui tombe."

Seine Popularität verdankt Hugo auch seiner Uebertreibung der vulgärsten und gefährlichsten Vorurtheile der Demokratie. Die deutsche Literatur, besonders Goethe's Genie, blieb ihm ein Buch mit fünf Siegeln, und nur „Die Räuber" fanden vor den Augen des Shakespeare-Verehrers Gnade. Um so erstaunlicher ist es, daß einer seiner officiellen Lobredner seine Universalität hervorhob, der er zu danken habe, daß er nicht nur Franzose, sondern auch Deutscher, Engländer und Italiener gewesen sei. Scharfsinniger beurtheilt ihn der berühmte Ironist Anatole France: „Hugo ist maßlos, weil er nicht menschlich ist. Das Geheimniß der Seelen enthüllte sich ihm niemals ganz. Er ist nicht dazu geschaffen, um zu verstehen und zu lieben. Er fühlte es triebhaft, und darum suchte er zu verblüffen. Er besaß dazu lange die Macht, aber kann man immer verblüffen? Er lebte trunken von Tönen und Farben und berauschte damit die Welt. Darin besteht sein ganzes Genie: er ist ein großer Visionär und ein unvergleichlicher Künstler. Das ist viel, aber nicht Alles." Ich bin überzeugt, daß Hugo von Anatole France viel richtiger beurtheilt wird, als beispielsweise von François Coppée, der in ihm „eine Welt" sieht und ihn, wie auch Mendès, für den größten Dichter aller Zeiten hält.

Victor Hugo war in der That vor Allem ein töne- und farbentrunkener Visionär, und darum stehen seine Verse naturgemäß noch höher als seine Prosa, obgleich er auch in dieser Meisterleistungen aufzuweisen hat. Im Gegensatz zu Lamartine, der Alles seiner göttlichen Inspiration verdankte, war er ein arbeitsamer, geduldiger Versschmied, dessen Jugendarbeiten, beispielsweise die Oden und Balladen sowie die Orientalen, mehr ein Wunderkind als ein „enfant sublime" verrathen. Er muß sich erst den Vers zu Eigen und ihn frei machen. Das gelingt ihm, wie Formont sehr geistvoll durchführt, zuerst in den „Châtiments". Hier überwindet er alle Hindernisse einer veralteten Poetik und macht sich den Alexandriner zu einem gleichzeitig starken und biegsamen Werkzeug. „Nun ist die lyrische Symphonie geschaffen: weder Beethoven, noch Wagner übertreffen diesen Reichthum an Themen, diese außerordentliche Verschiedenheit der Rhythmen, diese wunderbare Fähigkeit, zu erweitern, die sich beispielsweise zu Beginn der „Légende des Siècles" und dem „Sacre de la femme" bekundet, wo das ganze Morgenroth der Welt ungeheuer und strahlend mit seinem Orchester von Gesängen und Klarheiten erscheint." Hugo's Technik ist meisterhaft. Er versteht in wunderbarer Weise, Rhythmen und Reime gleichzeitig dem poetischen, wie dem malerischen und musikalischen Gedanken dienstbar zu machen, und der Idee, die bei ihm mehr intuitiv als durch die Beobachtung der Außenwelt entnommen ist, den am Meisten plastisch wirkenden Ausdruck zu verleihen. Es giebt, wie Formont ganz treffend bemerkt, keine Farben- oder Harmonie-Wirkung, keine Art, die zwölf Silben des Alexan-

Digitized by Google

driners zu disponiren, um ihn nach Bedarf leicht und hüpfend oder schwer zu machen, die er nicht versucht hätte. Kurzum, er hatte längst entdeckt, was Symbolisten und Decadenten später als ihr Verdienst in Anspruch genommen haben, und was, beiläufig bemerkt, im deutschen, viel freieren Vers längst zur vollendeten Thatsache geworden ist. Aehnlich urtheilt übrigens Bourdeau über Hugo: „Die Bedeutung seiner Ideen entspricht keineswegs dem Glanz der Form, dem unvergleichlichen Reichthum der Worte, einem mit blinkendem Gestein übersäeten Purpurmantel vergleichbar, die er über Modellgruppen wirft, die schon oft gedient haben. Seine geistige Structur erklärt sein Genie. Die Worte erstehen, drängen sich und folgen sich in seinem Hirn mit einer schwindelerregenden Schnelligkeit, und jedes Wort weckte bei ihm eine unendliche Folge von gleichen und entgegengesetzten Werthen. Daher die Wiederholungen, Aufzählungen, Erweiterungen, jene Litanei von sinnverwandten Wörtern und Eigennamen, die keinen Sinn hat, und die beständigen Antithesen. Fügen Sie dem die Suggestion des Reims hinzu, der neue Worte und folglich neue Bilder und Gedanken wachruft und den Dichter zu Abschweifungen verführt, die mit dem Gegenstand in keinem Zusammenhang stehen. Aber unter seiner Feder ist die französische Sprache eine Welt, ein farbiges, melodisches und bewegliches Weltall geworden."*)

„Montmartre und die deutsche Kunst", so lautet der Titel eines in den „Débats" erschienenen Feuilletons, in dem Seillière an die Begeisterung (?) anknüpfend, die Yvette Guilbert mit einigen Montmartre-Künstlern in Deutschland erregt haben soll, sich über die Berliner und Münchener Ueberbrettl verbreitet. Ich fürchte, der arme Richard Wagner würde sich noch im Grabe umdrehen, wenn er darin das schnelle Aufsprießen der deutschen Ueberbrettl als das „eines Wagnerismus en miniature" gekennzeichnet finden würde. Und warum dieser Vergleich? Weil eine Gruppe von Dichtern und Künstlern es als den idealen Zweck jener Gründungen bezeichnet hatte, den trivialen Ton der Variététheater zu veredeln. Welche Verwandtschaft besteht aber zwischen der alten Oper, die Wagner zum Musikdrama fortentwickelte, und dem Tingeltangel, auf dessen Niveau übrigens, wie Seillière ganz richtig feststellt, die meisten Ueberbrettl wieder herabgesunken sind? Unserem französischen Beobachter ist es ferner auch aufgefallen, daß derselbe aristokratische Name Wolzogen bei der Reform des Tingeltangels wie bei der der Oper eine Rolle gespielt hat. Aber er überschätzt offenbar das, was Hans von Wolzogen, einer der confusesten schriftstellerischen Interpreten Wagner's, für diesen gethan hat. Sehr viel richtiger scheint mir seine Bemerkung, daß es den Deutschen an Leichtigkeit und Gefälligkeit fehlt, um etwas der Montmartrekunst Ebenbürtiges zu schaffen, und am Richtigsten, daß die Deutschen gut thäten, sich diese vom Leibe zu halten. Man brauche ängstliche Gemüther keineswegs zur Satire zu ermuthigen. Es sei meist viel nöthiger, gegen deren Mißbrauch, gegen Zuchtlosigkeit und systematische Verkleinerung gewisser politischer Persönlichkeiten und Einrichtungen Einspruch zu erheben. Aristophanes habe die politische Größe seines Vaterlandes nicht fördern helfen. Das deutsche Publicum habe bisher auf der Bühne derartige persönliche Angriffe mißbilligt, es sei unklug, ihm sein gesundes Gefühl zu rauben. Zweierlei vermisse ich in dem Seillière'schen Artikel. Er hätte hervorheben sollen, einmal, daß das Ueberbrettl, selbst wenn es das Wolzogen'sche Ideal verwirklichte, eine Rückkehr zu den Anfängen der Kunst, eine Rückentwickelung bedeutet, weil das uns überlieferte Theaterstück ein viel reicher gegliederter Kunstorganismus ist als die meisten Nummern des Ueberbrettlprogramms. Und ferner, daß die Kunst einer Yvette Guilbert, selbst wenn diese in technischer Beziehung noch so bewunderungswürdig ist, doch der Bezeichnung Kunst unwürdig ist, weil sie sich nicht in den Dienst des Schönen und Guten, in den Dienst der Wahrheit stellt. Das mag sehr altmodisch klingen, ist und bleibt aber darum nicht minder richtig.

*) Vergleiche A. Brunnemann's Aufsatz über Hugo in Nr. 6 der „Gegenwart".

Der Tod auf der Bühne.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Einer der jüngsten „Unsterblichen" der französischen Akademie, Paul Hervieu, hat sich letzthin veranlaßt gesehen, in einer interessanten Broschüre unter dem Titel: „Pessimisme et Comédie" (Paris, éd. Revue de Paris) uns seine Gedanken über den Tod mitzutheilen. Der Tod, über den er spricht, ist freilich nicht der wirkliche Tod, von dem wir so wenig wissen und am liebsten gar nichts wissen möchten, sondern der Tod — auf der Bühne, mit dem wir uns Alle als regelmäßige Theaterbesucher seit Jahren vertraut zu machen, fast möchte man sagen, zu befreunden Gelegenheit hatten. Man spricht häufig von dem düsteren, unheilvollen schrankenlosen Pessimismus unseres Theaters. Ob diese Klage berechtigt ist, versucht nun Paul Hervieu in seiner geistreichen Skizze zunächst für die zeitgenössische dramatische Literatur seines Vaterlandes zu entscheiden. Und da müssen vor Allem nach seiner Ansicht all' diejenigen Beurtheiler ausgeschieden werden, welche als Ueberlebende einer früheren Epoche den Mißmuth ihres eigenen herbstlichen Wesens aus der Stimmung der jungen literarischen Production herauszufühlen glauben. Es fehlt nicht an solchen Käuzen, für die der Frühling kein Frühling mehr ist, denen die Natur frostig geworden zu sein scheint, für die das Lachen der Jugend falsch und hohl klingt, weil sie selbst alt und lebensmüde geworden sind. Sie erinnern an den greisen Literaten, der Hervieu versicherte, es gebe keine schönen Frauen mehr, sie seien einfach ausgestorben. Sieht man von diesem naiven, in plumper Selbsttäuschung befangenen Subjectivismus ab und fahndet man nach objectiven Grundlagen, so geräth man bald in arge Verlegenheit. Was heißt denn Pessimismus auf der Bühne?

Ein literarischer Statistiker hat einmal berechnet, daß die Sterblichkeit in den Dramen von Shakespeare und Schiller ungefähr fünf Mal so groß ist, als der höchste thatsächlich bekannte Procentsatz der Sterblichkeit. „Es muß der Held nach altem Brauch — den thierisch rohen Mächten unterliegen." Man stirbt durch Mord oder durch Selbstmord, auf dem Schlachtfelde oder an Altersschwäche, in titanischer Auflehnung gegen das Schicksal oder in wehmüthiger Ergebung, aber man stirbt. Und bis in die vorletzte Zeit hinein wurde diese Tradition von den Epigonen aller Länder fortgesetzt. Hebbel's Maria Magdalena stirbt noch ebenso wie die Cameliendame von Alexander Dumas; von der künstlerischen Ungleichwerthigkeit dieser beiden Dramen sehe ich bei dieser Betrachtung selbstverständlich ab. Ibsen und Anzengruber, der ein großer moderner Dichter war, vermeiden es zumeist, ihre Hauptpersonen sterben zu lassen, wenn wir von den symbolischen Buchdramen Ibsen's absehen. Liegt hier am Ende eine optimistische Aenderung der Weltanschauung vor? Schwerlich! Ein Nichts, ein unbedeutender Gifthauch, eine unscheinbare Beimengung in der Luft entscheiden zuweilen darüber, ob Menschen leben oder sterben; giebt es nicht auch in der geistigen Atmosphäre analoge Vorgänge? Und wenn sich sozusagen die hygienischen Verhältnisse auf dem Theater gebessert haben, so ist damit vielleicht ebenso wenig eine optimistischere Grundstimmung hergestellt, als wie thatsächlich im wirklichen Leben durch alle umwälzenden technischen Entdeckungen, durch alle hygienischen

Digitized by Google

Reformen kaum eine Aenderung in der Glücksbilanz der Menschheit herbeigeführt wurde.

Uebrigens zeigt uns Hervieu in sehr ergötzlicher Weise an Beispielen aus der französischen Theaterchronik, wie vortrefflich sich Gevatter Schneider und Handschuhmacher, das große Publicum an den Tod auf der Bühne gewöhnt und mit ihm vertraut gemacht haben. „Frou-Frou", das Lieblingsstück derselben Kreise, welche zumeist über den Pessimismus und die Grausamkeit des modernen Dramas klagen, schließt mit dem Tode eines Liebespaares, einer Doppelhinrichtung, welche Niemanden übermäßig erschüttert zu haben scheint. Alexander Dumas, Emile Augier, Octave Feuillet haben in ihren Actschlüssen nicht unerhebliche Pulvermengen verbraucht, und auch die weiße Masse der Giftpulver wurde emsig gehandhabt. Die zugkräftigsten Pariser Theaterstücke wie z. B. „Diane de Lys", „Princesse Georges", „Mariage d'Olympe", „La femme de Claude", „L'Etrangère" bieten in der Schlußscene den Anblick einer oder mehrerer Theaterleichen, und wie Hervieu uns aus seiner vieljährigen Erfahrung als Theaterbesucher mitzutheilen weiß, bewies der laute Beifall des Publicums bei diesen Actschlüssen immer, daß die „optimistischen" Zuhörer, welchen die „grausamen" Schauspiele der Gegenwart widerstreben, sich durch all' diese Hinrichtungen nicht in ihrer rosigen Weltanschauung beirren ließen. Die Stücke ohne erlösenden Todesabschluß wirken zuweilen viel schlimmer. Und da geschah es auch, wie Hervieu mit verschiedenen Beispielen belegt, daß kundige Theaterdirectoren die Wirkung einer solchen „Komödie" von H. Becque durch Hinzufügen eines harmlosen Einacters zu erhöhen versuchten. Es ergab sich dabei ein cassenmäßig feststellbarer Unterschied in der Wirkung der Vorstellung, je nachdem die Zuschauer unter dem Eindrucke von Henri Becque oder unter dem Eindrucke des Einacters aus dem Hause gingen. Daraus folgt nebenbei, daß zwei Stücke ohne den geringsten geistigen Zusammenhang je nach der Combination ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge eine wesentlich verschiedene Wirkung auf das Gemüth des Zuhörers hervorrufen können. Wem fiele da nicht das weise Wort des Goethe'schen Theaterdirectors ein: „Was plagt Ihr armen Thoren viel — zu solchem Zweck die holden Musen?"

Das Publicum hat eigentlich immer Recht — in einem gewissen Sinne. Es hat auch in diesem Falle Recht, insofern es empfindet, daß es etwas giebt, das viel furchtbarer, quälender und düsterer sein kann als der Tod, nämlich: das Leben. Der Tod ist der unvermeidliche und vor Allem auch der unwiderrufliche Richterspruch des Schicksals. Man fügt sich leichter in das Unvermeidliche als in das, wogegen man ankämpfen zu können und zu müssen glaubt. Diese Stücke, deren Faden nicht durch eine dienstbeflissene Theaterparze abgeschnitten worden, spinnen sich im Gedächtniß des geängstigten Zuschauers in's Unendliche fort. Der dargestellte Conflict, der sich trotz aller stürmischen Hin- und Herbewegung kaum von der Stelle gerührt hat, wird in der Erinnerung zur unheimlichen Hallucination. Sie kräuseln nicht nur die Oberfläche unserer Seele, sondern werfen neue und immer neue Wellen. Was soll aus den Leuten werden, die wir in Schmerz und Kummer verlassen haben? Leiden sie noch immer? Giebt es für ihre Leiden ein Ende?

Henri Becque, den Hervieu wiederholt anführt, ist, um bei der französischen Literatur zu bleiben, zweifellos in seinem Vaterlande der bedeutendste Vertreter dieser Art von Bühnendichtung. Seine Stücke gönnen uns nicht die Erlösung des Todes. Seine „Raben" sterben nicht; lange nachdem man sie verlassen, sieht man in der Erinnerung ihre schwarzen Flügel und hört das Hämmern ihres harten, beutegierigen Schnabels. Sein Ehebruchsdrama „Die Pariserin" schließt ohne einen Knalleffect, der Lüge und Verstellung in einem Feuerwerk verpuffen ließe. Er war vielleicht kein großer Dichter, weil ihm die gewaltige, schöpferische Kraft der Phantasie fehlte, aber er war ein Vorläufer, ein Pfadfinder und Weiser neuer Bahnen. — War er ein Pessimist? Ist das moderne Drama pessimistisch? Wenn wir zu der Frage zurückkehren, von der wir ausgingen, so zeigt es sich, daß sie für uns Mitlebende einer widerspruchsvollen Zeit kaum einen spruchreifen Sinn hat. Hervieu verneint sie, statt sie zurückzuweisen. Er zeigt auf den gewaltigen Friedhof der früheren Dramengeneration und vergißt, was er selbst bewiesen hat, wie heimisch man sich bei diesen feierlichen Leichenbegängnissen fühlte. Sie konnten Niemanden aus seiner Gemüthsruhe aufscheuchen, und man hatte ein ganzes Arsenal von geistigen Waffen in Bereitschaft, um sich mit diesem Tode abzufinden, der keine Vernichtung, sondern einen Schlußpunkt bedeutete. Versunkene Glockentöne aus dieser Aera werden wohl noch lange in vielen Herzen nachklingen. Für eine andere Schaar, die jenseits des Lebens nichts von einer gerechten, geistigen Vorsehung erwartet und nichts von einem boshaften, heimtückischen Geschick befürchtet, kann freilich der Tod noch viel weniger eine Antwort sein. Wem diese Erkenntniß an sich trostlos erscheinen sollte, der könnte sie doch nicht in seiner Seele ungeschehen machen. Er könnte nur klagen, daß in den Trümmern einer früheren Weltanschauung etwas verloren gegangen ist, wofür nur Wenigen ein Ersatz geworden ist!

Eine Geschichte der Caricatur.

Von Gustav Gugitz (Wien).

(Schluß.)

Waren bisher nur vereinzelte Darstellungen zu nennen, die die Künstler caricaturistisch gaben, so werden jetzt immer mehr Künstler genannt, die sich überhaupt nur mit der Caricatur abgaben. Und vor Nichts scheut sie jetzt mehr zurück. Groß und Klein, König und Bettler weiß sie zu treffen, namentlich von den freien protestantischen Landen, wie Holland, her. Vor Allem sind es da die Caricaturen des Cornelius Dusart auf die Helden der Liga, die da Vinci's Charakteristik mit genialem Freimuth verbinden. Sie wußten im Lachen die Wahrheit zu sagen.

Aber die eigentliche Renaissance der Caricatur beginnt erst mit dem 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Kritik und der Menschheitsrechte. Hier konnte sie so recht ihre Kampfnatur zeigen, ihre Geißel über Gesellschaft, Politik und Religion schwingen. In dieser Zeit, wo sie am nöthigsten war, wurden ihr auch die größten Künstler geboren, die mit ihr die Wahrheit für die von jeder Thorheit und Willkür Unterdrückten redeten. Die Politik begann allmälig keine Hofcamarilla-Intrigue mehr zu sein, sie ging in's Sociale. Das Volk wollte seinen Antheil daran nehmen und schleuderte durch seine Künstler die Pfeile der Satire und Caricatur gegen Hofwillkür und verderbte Gesellschaft. In England, wo die Demokratie zuerst sich durchgerungen hatte, fand daher auch die Caricatur ihren besten Boden. Der Gesellschaftskritiker Hogarth steht hier allen voran. Er nahm das alte streng moralische Richteramt der Caricatur im Mittelalter in seinen großen Serien „Der Weg der Buhlerin", „Der Weg des Liederlichen", „Die Heirath nach der Mode", „Fleiß und Faulheit" wieder auf und schuf darin geradezu den Typus moralisirender Caricatur. Sein sittliches Pathos hob ihn über auch verfängliche Stoffe hinaus, und wo er anklagt, wird er zum Grauen fürchterlich, wie in dem Blatt „Das Schnapsgäßchen". Was Hogarth für England war, nur in's Kleinbürgerliche und mehr in's Aesthetische gewandt, ward für Deutschland Chodowiecki. Er giebt bloß die sanfte Satire des Spießbürgerthums, er weiß bloß seine Kleinlich-

Digitized by Google

keiten zu belächeln, vielleicht fast künstlerischer als Hogarth, doch ohne dessen pathetische Größe. Nichtsdestoweniger kann man alle Schwächen und Vorzüge der bürgerlichen Gesellschaft Deutschlands im 18. Jahrhundert aus seinen Werken entnehmen. Die Caricatur Frankreichs blieb allerdings in der Erotik stecken, und die Sittenbilder der damaligen Künstler, wie Fragonard, Baudouin, Debucourt, Isabey (diese beiden Letzteren namentlich im Kostümlichen stark), wirken eigentlich mehr indirect als Caricatur. Diese galanten Stiche, eine übersättigte Gesellschaft schildernd, waren wie die spintrischen Gemälde der Alten mehr komisch gemeint. Erst uns, die wir das grauenvolle Ende dieser Gesellschaft wissen, erscheinen sie als satirische Zeichnungen mit dem Epigraph: Après nous le déluge!

Je näher die große Umwälzung von 1793 heranrückt, desto mehr bemächtigt sich die Politik wieder der Caricatur. Auf einem Blatt giebt uns Fuchs Necker wieder, wie er durch den dritten Stand für Madame la France das Maß zu neuen Kleidern nehmen läßt, auf einem anderen fährt die Hofkutsche Ludwig's XV. mit ihm und der Pompadour in einen Sumpf. Als dann die Revolution ausgebrochen war, schwoll die Caricatur zu einem Strom an, der von allen Parteien befahren wurde. Sie ward zur Verherrlichung und Verdammung der Revolution gleichzeitig angewandt. Die französischen Caricaturen ergingen sich in den wüstesten Angriffen auf das Königthum, Marie Antoinette wird uns da „an der Laterne" oder als „österreichische Harpye", Ludwig XVI. als „bourbonisches Schwein" dargestellt, und die Engländer, wie wohl im großen Ganzen der Revolution gänzlich abgeneigt, brachten ebenso einzelne Verhöhnungen der unglücklichen Königsfamilie. Ebenso wie Frankreich die Caricatur nur zu Parteizwecken gebrauchte und mißbrauchte, geschah dies nun von Seiten der antirevolutionären Engländer und Deutschen. Namentlich den Engländern entstand jetzt sowohl für die politische Caricatur wie für die gesellschaftliche ein Genie, James Gillray, der wohl ein Hauptmeister der modernen Caricatur genannt werden muß. Man muß freilich seinem specifisch englischen Wesen Geschmack abgewinnen können. Seine Blätter sind die gedruckte Schwefelsäure, in ihnen sind alle bissigen Bulldoggen Englands losgelassen, die ganze Rohheit des Britten ist in ihnen in den Kauf zu nehmen. Aber das muß man sagen, als Parteiwaffe kann man sich keine grimmigere denken, als diese Art Caricatur. Gillray zeichnet die Schreckniſse der Revolution, die Grausamkeiten des Sclavenhandels, er hält nicht vor dem eigenen König und dessen Geiz zurück, nicht vor dem Lebenswandel der Prinzen, aber am fürchterlichsten tobt er gegen die französische Revolution und gegen ihren Sohn Napoleon. Der ganze Grimm des Engländers über das Wiedererwachen Frankreichs, dessen Erbe er am Ende des 18. Jahrhunderts schon anzutreten glaubte, lag in diesen blutigen Witzen Gillray's. Und erst Napoleon ... Er stellt ihn als Zwerg (!) Gulliver auf der Riesenhand des Königs Brobdingnag (Georg IV.) dar, er verschont nicht das Privatleben Napoleon's und zeichnet Josephine, wie sie nackt vor Barras tanzt und Napoleon eifersüchtig hinter einem Vorhang zusehen muß, er zeichnet Napoleon 24 Stunden nach der Landung in England ... sein Kopf wird auf einer Pike getragen. Bis zu solchem blutgierigen Fanatismus, der nun allerdings in diesem Fall die Menschheit anstachelte, sich von unerhörter Tyrannei zu befreien, ging dieser vehemente Caricaturist. Er konnte freilich meist nur mit Fäusten schlagen, der feinere Stachel blieb ihm versagt. Dieser ward eher dem Caricaturisten Rowlandson gegeben. Noch heute scheint die englische Caricatur an Gillray's Erbe zu zehren. Ich erinnere mich, vor dem Ausbruch des südafrikanischen Krieges eine englische Caricatur gesehen zu haben, wo englische Lanzenreiter auf Schweine stachen, die die Buren darstellen sollten. Ob die Lanzenreiter, die dann bei Elandslaagte so auf Verwundete stachen, nicht dadurch ebenso fanatisirt wurden wie die damaligen Engländer zum unablässigen Kampf gegen Napoleon? Gegen Napoleon vereinigte sich freilich Alles. Sogar das Aufblühen der deutschen Caricatur datirt erst von ihm; vorher konnte man wohl kaum von einer bewußten reden. Hier waren es namentlich Schadow und Voltz, die gegen Napoleon kämpften, freilich in maßvollerer Art als Gillray. In Spanien war es Goya, — nur einer, aber ein Riese, wie Fuchs schreibt, — der gegen Napoleon in den „Desastros de la Guerra" auftrat. Aber bei ihm wandte sich die Caricatur nicht gegen eine bestimmte Einzelerscheinung, bei ihm wurde Alles ein monumentaler Typus, der gegeißelt werden sollte. Nicht Napoleon, sondern der Krieg überhaupt, nicht ein bestimmter Pfaffe, sondern die Pfaffheit überhaupt. Dankenswerther Weise hat Fuchs ihm ein ganz besonderes Capitel gewidmet, da er auch ein ganz Besonderer ist. Wie großartig ist das Blatt: Die Wahrheit ist todt!, die unter den Keulenschlägen der Heuchelei, von Mönchen gesteinigt, zusammengebrochen ist und die die Mitglieder der Inquisition höhnend umstehen.

Die Reaction, die auf den Sturz Napoleon's folgte, beeilte sich, die segensreiche Thätigkeit der Caricatur, als lachender Anwalt der öffentlichen Meinung, zu hemmen, da ihre gefährliche Bedeutung wohl erkannt wurde. Sie mußte sich nun eine Weile mit der satirischen Darstellung von Sitten, Costümen u. dgl. fortfristen. Die erotische Caricatur blühte wieder auf wie in allen reactionären Zeiten. Unter den französischen Künstlern wären hier Vernet, Bosier, Isabey (diese mehr für das Kaiserreich), du Cari, Scheffer, Pigal und ein Verherrlicher Napoleon's, Raffet, zu nennen. Die Deutschen, ohnehin nicht besonders hervorragend, sind meist anonym geblieben, einen großen Namen finden wir nicht, obwohl schon ein Blatt von 1820 „Der Denkerklub" (einer Männergesellschaft sind Maulkörbe vorgebunden) ganz hübsch die kommende Stimmung oder die Verstimmung über die Karlsbader Beschlüsse anzeigt. In England gaben namentlich die Hofscandale wie die Ehescheidung Georg's IV. Anlaß zu Caricaturen. Außer Gillray waren in Sittencaricaturen hier noch Rowlandson, Shortshanks, Pry u. s. w. mit mehr oder weniger Geschmack thätig, wie wir an den gebrachten Bildern sehen.

Doch der Löwe hatte Blut geleckt und die öffentliche Meinung ließ sich auch in der Caricatur nicht unterdrücken. Der Druck der Reaction sollte der Caricatur zugleich mit der immer größeren Vervollkommnung der Technik, namentlich der Lithographie, zu den größten Triumphen verhelfen und sie mit der Kunst in immer engere Verbindung bringen. Das Wort Weber's: „Druck, Verachtung und Mißhandlung machen satirisch und witzig", wurde durch sie zur siegenden Wahrheit. Schon gegen die Jesuitenkniffe Karl's X. hatte sie sich gewandt, gegen die „Löschhörner und Krebse". Vor Allem war es da Decamps und Philipon, die mit Hülfe der wie dazu geschaffenen Lithographie die Reaction bekämpften. Aber kaum war die Reaction 1830 hinweggefegt, als das Bürgerkönigthum mit seiner Herrschaft des Geldsacks und der Corruption die Caricatur in noch größerem Maße begünstigte. Waren die Caricaturen bis jetzt nur zumeist fliegende Blätter, so gingen sie jetzt einen Bund mit der Feder ein, zum ersten Mal tauchten Caricaturen-Zeitschriften auf; von einem genialen Kopf, Philipon, wurde am 4. November 1830 „Die Caricature" in's Leben gerufen, die Alles vereinigen sollte, was Geist und Witz in Schrift und Kunst gegen Erbärmlichkeit vorbringen konnte. Und wieder, wo es am nöthigsten war, stellten sich die richtigen großen Künstler ein, die Daumier und Grandville. Die Birnencaricatur auf Louis Philipp, die in allen Formen erschien, hat gewiß Manches zu seinem Sturz beigetragen. Vor Allem ist die vielseitige Thätigkeit Daumier's zu bewundern, der nach allen Richtungen hin seine Streiche austheilte. Daumier hat gewiß den Typus der corrupten Bourgeoisie am Glänzendsten

Digitized by Google

erfaßt. Wer kennt nicht Robert Macaire, diesen Typus eines geriebenen Finanzschwindlers! Und Robert Macaire — das spürte man — war Louis Philipp. Und mit welchem großzügigen Realismus Daumier seine Gestalten zu beleben wußte! Das waren Menschen, und es war kein Wunder, daß die Malerei bald unter den Bann dieses Styles gerieth! Und noch kühner als Daumier erscheint uns fast Gavarni in seiner Serie des Thomas Vireloque und in anderen Blättern, wo sich neben dem grauenvollsten Nihilismus der kühnste Naturalismus erhebt. Ich erwähne da nur eine Caricatur aus den „Lorettes vieillies“, wo eine mit Geschwüren bedeckte Bettel einem alten Herrn, der sie beschenkt, mit den Worten dankt: „Viel Dank, guter Herr, möge Gott Ihre Söhne vor meinen Töchtern schützen!“

Neben dieser Caricatur, die die tiefsten socialen Schäden ingrimmig aufdeckt, ist die Caricatur Deutschlands wohl mehr als zahm zu nennen. Es ist meist ein gefälliges Bewitzeln der kleinbürgerlichen Seele und Sitte, ein Spaß über vorübergehende Tagesereignisse wie über Sänger- oder Tänzerinnen-Verehrung oder über die Emancipation der Frauen. Dazwischen ein Erotikon, das ja zu solchen Zeiten immer blüht. Aber nirgends ein hervorragender Name, der der deutschen Caricatur einen Rückhalt oder eine besondere Stimme in der Geschichte der Caricatur verliehen hätte. Wo auch ein paar politische Caricaturen auftauchten, hüteten sich die Zeichner wohl, ihren Namen darunter zu setzen. Auch besaßen sie nicht die französische Kunst, mit Nadelstichen tödtlicher zu treffen als mit Keulenschlägen. Erst das Jahr 1848 erweckte auch die deutsche Caricatur zu einem neuen Leben. So müssen wir uns freilich für diese Zeit mit den Krähwinkeleien der Wiener Theaterzeitung etwa begnügen, wo Mode- oder Kunst-Thorheiten sanft „gefrozzelt“ werden oder, ab und zu eine Dame in galanter Stellung auf dem Eise oder sonst wo niederfällt. Doch sehen wir auch einige bessere Sachen wie „die fünf Sinne“ von Menzel, Porträtcaricaturen von H. König oder die socialen Thiercaricaturen von O. Schrödter, die kurz vor 48 erschienen. Von den Schweizer Caricaturisten ist namentlich der geniale Töpffer hervorzuheben, der ja auch Goethe's Bewunderung (s. Eckermann) erregte.

Nur bis 1847 geht diese Geschichte der Caricatur, und nur ihre Hauptmomente konnten hier in Betracht gezogen werden. In Hülle und Fülle aber bietet sie noch mehr des Anregenden in dem berechtigten Kampfe der Caricatur gegen die ewigen Thorheiten und Erbärmlichkeiten dieser Welt, die sie im Lachen von diesen Bürden befreien will oder wollte. Die Caricatur hat sich in der Culturgeschichte dadurch einen verdienten Platz erworben, man denke nur an die herrlichen Blätter Goya's gegen die Inquisition oder an die Gillray's gegen Napoleon. Allen Freunden solcher culturellen Thätigkeit aber kann dieses Buch empfohlen werden und wir wollen hoffen, daß es auch baldigst bis in die neueste Zeit abgeschlossen vor uns liegen wird. Schon des Stofflichen wegen, das kaum noch so gut vereinigt worden ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vater und Sohn.

Eine Spielergeschichte von Knut Hamsun.

(Schluß.)

IV.

Es war fast zwölf Uhr.

Ein Spieler nach dem anderen erhob sich vom Roulettetisch, nur der Rumäne und der einarmige Militär hielten noch Stand. Der weißbärtige Krieger spielte sehr vorsichtig, setzte einen kleinen Schein, spielte brutal um kleine Münze und gewann. Er hatte fortwährend Glück, aber sein Glück machte ihn nicht kühner.

Der Herr von Sinvara operirte auf ganz andere Weise, bei dem geringsten Glücksfall wurde er dummdreist. Er hatte vielleicht Alles in Allem noch gut tausend übrig, als Pavo ihn verließ. In zwei Zügen hatte er darauf sechshundert gewonnen, die er sofort einsetzte und verlor. Im Grunde schien der Herr beklagenswerth, und er erregte auch die Sympathie der Umherstehenden. Der Prinz, der als Zuschauer in den Saal zurückgekehrt war, holte eigenhändig ein großes Glas Wein für den Herrn von Sinvara.

„Sie haben Unglück!“ sagte der Prinz. „Halten Sie für heute Abend auf.“

Der Prinz setzte sich über die Regeln hinweg und ertheilte diesen Rath mit lauter Stimme. Der Herr von Sinvara antwortete nicht, er sah nur auf, geistesabwesend, ganz vom Spiel in Anspruch genommen, und trank den Wein schweigend aus.

Und plötzlich schien das Glück sich ihm zuwenden zu wollen, er gewann drei Mal, Schlag auf Schlag.

„So müssen Sie spielen,“ sagte er munter und liebenswürdig zu dem alten Militär. Dieser aber hörte Nichts, er ist so in Anspruch genommen von seinem Spiel um den herkömmlichen kleinen Schein. Der Rumäne beobachtet aufmerksam die nervöse Erregung, in der sich der Herr von Sinvara befindet, er wechselt einen Blick mit dem Croupier und zieht seinen letzten Gewinn ein. Auch er beschließt das Spiel.

Der Herr von Sinvara ist jetzt ganz blank. Sein Geld beläuft sich auf ein paar hundert, Die setzt er auf Schwarz und verliert. Er sieht verwirrt um sich. Er ist sehr blaß geworden.

„Zum Teufel mit der schwarzen Farbe!“ rast er.

Dann besinnt er sich einen Augenblick. Der Croupier läßt ihn nicht aus den Augen; mechanisch bezahlt er dem alten Krieger seinen Schein, mag er gewinnen oder nicht. Der Herr von Sinvara sitzt noch immer regungslos da, er scheint zu überlegen. Warum geht er denn nicht? Er zieht seine beiden Ringe vom Finger, einen nach dem anderen, und reicht sie über das Rad dem Croupier hin. Dieser wirft einen Blick darauf, legt sie ruhig in sein eisernes Schubfach zu anderen Ringen und reicht dem Herrn von Sinvara dreitausend in Gold. Niemand spricht ein Wort. Er hält die schweren Rollen eine ganze Minute in der Hand, er zittert am ganzen Leibe. Plötzlich macht er eine heftige Bewegung, er erhebt sich halb vom Stuhl und setzt die Rollen eine nach der anderen auf Schwarz. Die Goldstücke klirren dumpf in den Papierhüllen.

Das Rad dreht sich herum, es sauft so leicht und lautlos, zögert bald bei dieser, bald bei jener Zahl, hält endlich an.

„Roth!“

Der Herr von Sinvara springt auf. Er greift sich mit beiden Händen an den Kopf und schreit, stößt einen Ruf aus und verläßt den Tisch.

V.

Am nächsten Morgen konnte die Klatschbase von Hôteldiener mir erzählen, daß der Herr von Sinvara am vorhergehenden Abend vierundfünfzigtausend beim Roulette verloren habe. Pavo dahingegen war in sein Zelt zurückgekehrt, er, der Diener, habe ihn bei der Pumpe getroffen, er sei barhäuptig dort gegangen und habe laut mit sich selber geschwatzt oder gepredigt. Uebrigens könne kein Priester so predigen wie Pavo, wenn ihm das in den Sinn kam. — „Fliehe das Verderben!“ hatte er ein Mal über das andere ausgerufen. „Wende dem Versucher den Rücken! Gieb ihm Deinen Finger, und er nimmt Dein Herz. Bist Du so tief gesunken, daß ich — Dein verlorener Sohn — Dich warnen muß?“

Pavo hatte wirklich sehr eindringlich geredet, der Diener meinte, er habe sich die Rede eingeübt, die er dem Vater heute Morgen halten wollte.

Der durchtriebene Diener steckte seine Nase in Alles und wußte überall Bescheid.

„Sie wollen heute abreisen?“ sagte er zu mir.

Ich hatte kein Wort davon im Hôtel gesagt und auch nicht um meine Rechnung gebeten.

„Woher weißt Du das?“ fragte ich.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete er. „Sie haben aber die Nachsendung Ihrer Briefe im Posthaus bestellt, und Sie haben auch einen Wagen um fünf Uhr nach dem Dampfer bestellt.“

Sogar Dies hatte er herausgeschnüffelt! Ich hatte ein Gefühl, als würde ich von diesem klugen Menschen ausspionirt, und ich fühlte mich sehr von ihm abgestoßen. Ein heftiger Zorn erfaßte mich, ich konnte seinen unverschämten Blick nicht ertragen; er hatte ein Paar Augen, die mich durchschauerten wie ein eisiger Zugwind.

„Mach', daß Du wegkommst, Du Hund!“ sagte ich.

Er stand ganz still. Der unverschämte Mensch rührte sich nicht vom Fleck. Er hielt die beiden Hände hinter seinem Rücken. Woran dachte er, und was machte er mit den Händen auf dem Rücken? Hatte er irgend Etwas vor?

„Was Sie eben sagten, thut mir sehr leid,“ sagte er endlich. Weiter sagte er nichts, aber er starrte mich unverwandt an. Ich trete hinter seinen Rücken, um ausfindig zu machen, was er vorhatte. Er hatte Nichts in den Händen, er hielt sie gefaltet und rang sie heftig.

Digitized by Google

Ich trete wieder vor ihn hin. Seine Schultern beben, und seine Augen haben sich mit Thränen gefüllt. Ich bereue, ihn ausgescholten zu haben, und ich bin im Begriff, es wieder gut zu machen, als er plötzlich eine Bewegung auf mich zu macht, ein seltsamer Gegenstand blitzt in seiner Hand, ein lächerlich aussehender Thürschlüssel mit zwei Bärten. Er hebt ihn in die Höhe und trifft mein rechtes Handgelenk. Meine Hand sinkt herab, der dumpfe Schlag hat sie lahm gemacht. Ich bin ganz starr über seine Frechheit, ich kann kein Wort sagen und stehe regungslos auf dem Fleck. Er legt seine Hände wieder auf den Rücken. Nach einer Weile gehe ich an ihm vorüber, auf die Thür zu.

„Sie glauben, daß ich Sie noch ein Mal schlagen will," sagte er. „Aber Das brauchen Sie nicht zu glauben. Gott bewahre!"

Ich öffne die Thür mit der linken Hand und erwidere kühl:

„Geh' und hole meine Rechnung!"

Der Diener verneigt sich tief vor mir und geht. Ich höre ihn laut schluchzen, als er zur Thür hinaus ist. —

Ich reiste an jenem Tage nicht; meine Hand schmerzte zu heftig, und ich fühlte mich ziemlich krank. In meinem Handgelenk befanden sich zwei tiefe Löcher. Löcher von blutunterlaufenem, zerquetschtem Fleisch. Die Adern schwellen bis an die Schulter hinauf an. Welche Roheit von einem Diener! Er schien indessen seinen Ueberfall sofort zu bereuen, er brachte mir Spiritus für den Arm und legte mir einen Verband um die Wunde; jetzt hinterher konnte Niemand behülflicher sein als er. Er sorgte auch dafür, daß in den Nebenzimmern Alles still war, nachdem ich mich am Abend zur Ruhe begeben hatte, und dies that er ganz aus eigenem Antrieb. Einen Haufen betrunkener Bauern, die gegen ein Uhr des Nachts vor meinen Fenstern stehen blieben und sangen, jagte er wüthend fort. Ich hörte, wie er ihnen Vorwürfe machte, weil sie die nächtliche Ruhe eines kranken, vornehmen Herrn störten, eines Fürsten, der sein Handgelenk verletzt habe.

Am nächsten Tage schellte ich zwei Mal, ohne daß er kam. Ich war in gereizter Stimmung und sehr krank, ich zog heftig an der Glocke und schellte noch ein Mal. Endlich sah ich ihn die Straße heraufkommen. Er war aus gewesen. Als er in mein Zimmer kam, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen:

„Ich habe eine Viertelstunde geschellt. Ich will gern das Doppelte bezahlen, wenn Sie glauben, daß Sie es verdienen. Bringen Sie mir Thee."

Ich sah, wie wehe meine Worte ihm thaten. Er erwiderte nichts, sondern eilte hinaus, um den Thee zu holen. Ich wurde plötzlich ganz gerührt durch seine Geduld und Demuth; er hatte vielleicht nie im Leben ein freundliches Wort erhalten, jetzt war ich auch unbillig gewesen. Ich wollte mein Unrecht gleich wieder gut machen. Deßwegen sagte ich, als er zurückkam:

„Verzeih' mir! Ich werde nie so etwas wieder sagen. Ich bin heute auch krank."

Er schien sehr erfreut über meine Freundlichkeit zu sein und entgegnete:

„Ich mußte vorhin fortgehen. Ich versichere Sie, daß es eine ganz nothwendige Besorgung war."

Aber durch meine Freundlichkeit ermuntert, kam sofort die alte Geschwätzigkeit wieder zum Vorschein. Er steckte voller Geschichten und war bereit, mir allerlei aufgespürte Geschichten über Dinge und Leute im Hotel zu erzählen.

„Wenn ich es Ihnen erzählen darf," sagte er, „so hat der Herr von Sinvara in diesem Augenblick einen Mann nach Hause geschickt, um Geld zu holen, viel Geld. Pavo meint, er werde sich am Roulette ruiniren. Seine Ringe hat er noch nicht wieder eingelöst."

„Es ist gut!" sagte ich.

„Und das kleine Mädchen, das Sie gestern sahen, ist über Nacht bei ihm gewesen. Sie ist aus den Bergen, sie hat sich eine solche Erhöhung sicher nicht träumen lassen. Selbst ihr Vater wollte es nicht glauben."

Gegen Abend saß ich wieder draußen auf dem Balkon und beobachtete den Verkehr unten auf dem Marktplatz. Ich trug die Hand in der Binde. Der Russe lag auf einer Bank neben mir und las in einem Buch. Plötzlich sah er zu mir auf und fragte, ob ich wisse, daß der Herr von Sinvara einen Curier abgesandt habe, um mehr Geld holen zu lassen. Er habe am Vormittag auch eine Zusammenkunft mit Pavo gehabt. Pavo habe ihm eine Standrede gehalten, und der Vater habe ihm Recht geben müssen. Aber er wolle sich nichts sagen lassen, er behaupte, er wolle wenigstens sein Geld wieder haben. Ob man sich einbilde, daß er diesem Complott von Räubern Alles in Allem dreiundsechzig Tausend in blankem Golde überlassen wolle? Dann irre man sich sehr. Er wolle übrigens nicht allein spielen, um nur seinen Verlust wieder zu ersetzen. Die guten Leute, die ihn so bedauert hatten, als er seine Ringe verloren habe, sollten nur wissen, daß er dem ersten besten Bettler einen solchen Ring an jeden Finger schenken könne, ohne dadurch arm zu werden.

„Und das ist wahr," sagte der Russe, „er ist schon ein so eingefleischter Spieler, daß es ihm nicht in erster Linie um seinen Verlust zu thun ist. Was ihn jetzt anzieht, ist der Reiz, die Spannung, die Qual, diese wilden Erregungen des Blutes."

„Und Pavo? Was hat denn Pavo dazu gesagt?"

„Fliehe das Verderben!" hatte Pavo gesagt. „Richte Dich wieder auf, Mensch! Nimm Dir ein Beispiel an mir!"

Pavo hatte eindringlich geredet, seine Stimme war traurig gewesen, und von Zeit zu Zeit hatte er sogar zum Himmel emporgezeigt. Es war ein köstlicher Anblick gewesen, diesen abgefeimten jungen Sünder eine Tugend heucheln zu sehen, deren er längst verlustig war. Er war frech genug, dem Vater die ernsteste Ermahnungsrede zu halten. Der Vater hatte behauptet, er spiele nur um des Sohnes willen, er wollte diesen von dem Laster erretten, und zu dem Zweck würde er nicht sparen. Da war Pavo heftig geworden: er habe sein ganzes Leben lang seine Selbstachtung bewahrt, der Vater dahingegen habe seine Ringe verspielt, seine Kleinodien in aller Beisein verpfändet. Er, Pavo, habe seine Würde aufrecht erhalten, er habe nie eine Anleihe auf sein Zelt gemacht, das stehe unberührt da, er besorge immer sein Geschäft. Schließlich habe Pavo dem Alten mit Fürst Yariw gedroht.

„Schweig!" sagte der Vater. „Ich habe mir selber gelobt, Dir die Folgen Deiner Ausschweifungen zu zeigen, und das werde ich thun. Leb' wohl, Pavo!"

Und Pavo hatte gehen müssen. Aber er war direct von dem Vater in die Spielhölle gegangen.

„Glauben Sie denn nicht, daß es wirklich die Absicht des Vaters ist, Pavo auf diese Weise wieder auf den rechten Weg zu bringen?" fragte ich den Russen.

Er schüttelte den Kopf.

„Vielleicht. Aber das wird ihm nicht gelingen. Außerdem ist der Alte ebenso darauf versessen wie der Junge."

Jetzt sprachen Alle von dem Herrn von Sinvara und seinem Spiel. Das sei ihm ganz einerlei, meinte er, und er trug den Kopf noch höher als bisher und machte ein fröhliches Gesicht. Hin und wieder ließ er sich zu einem Scherz mit seiner Umgebung herab:

„Sie sehen meine Hände an," sagte er. „Ach ja, ich bin sehr arm geworden, sogar meine Ringe habe ich verspielt! Hahaha!"

Er ging nicht mehr in die Bank, jetzt, wo er kein Geld mehr hatte, aber er ließ sich von den Dienern über den Gang des Spieles berichten, wer verlor und wer gewann, wie viel gewagt wurde, wer am kühnsten spielte. Der Russe kam am nächsten Tage und erzählte mir, der Herr von Sinvara habe drei Stunden lang zu Gott um Glück gefleht; er wolle nur das verlorene Geld wieder haben, dann wolle er auch aufhalten. Er habe Gott das mit lauter Stimme gelobt und sogar dabei geweint. Der Russe hatte das von dem Hoteldiener gehört, der durch das Schlüsselloch geguckt hatte.

VI.

Es vergingen drei Tage. Meine Hand schmerzte nicht mehr, ich hatte beschlossen, am Abend abzureisen. Ich ging in die Stadt, um einige Angelegenheiten zu ordnen, unter Anderem war ich auf der Polizei, um meinen Paß unterschreiben zu lassen. Auf dem Rückwege kam ich an Pavo's Zelt vorüber. Ich fing schließlich gegen meinen Willen an, Interesse für diesen Mann und seinen Vater zu fassen. Alle Leute sprachen von ihnen, das ganze Hotel war voll von Geschichten über diese beiden Menschen, ich konnte schließlich nicht mehr umhin, ebenso viel wie die Anderen an sie zu denken und jeden Tag nach dem Herrn zu fragen.

Ich ging in Pavo's Zelt. Am vorhergehenden Abend hatte ich gehört, daß er eine große Summe im Pharao gewonnen habe. Er hatte einen fremden Reisenden seiner ganzen Baarschaft beraubt, und ihm dann hinterher ein paar Hundert geschenkt, dann hatte er sich dem Roulette zugewandt, stets vom Glück begleitet, und die Bank um ein ganzes Vermögen geschädigt.

„Denken Sie nur," sagte Pavo zu mir, sobald ich sein Zelt betrat, — „denken Sie nur, der Herr von Sinvara, mein Vater, ist eben hier gewesen, um sich Geld zu leihen! Er wollte seine Ringe einlösen. Es fällt mir natürlich nicht im Traum ein, eine solche Dummheit zu begehen. Mein Vater ist sehr gut und es that mir leid, ihm diesen Liebesdienst abschlagen zu müssen. Aber ich habe es um seiner selbst willen gethan. Ein Sohn muß für die Ehre der Familie sorgen. Es muß meinem Vater klar werden, wohin es führt, wenn man sich in Thorheiten stürzt. Ich finde, daß ich ganz richtig gehandelt habe. Wie denken Sie darüber?"

Sein Aeußeres stieß mich diesen Augenblick zurück. Er war selbstbewußt und sicher geworden durch das ungeheure Glück des vorhergehenden Abends, das seine Taschen wieder mit Geld gefüllt hatte. Während er sprach, senkte er die Stirn, verbarg sie, tauchte sie unter, als sei sie gebrandmarkt, und seine Augen logen so sonderbar, sobald er sie aufschlug. Aber er hatte den schönsten Hals, den man sich denken konnte, und einen feinen, rothen Mund.

„Wie denken Sie darüber?" wiederholte er.

„Ich habe kein Urtheil darüber," entgegnete ich.

„Das heißt," murmelte er wüthend, „Sie verstehen die Rede eines vernünftigen Mannes nicht."

Er zuckte heftig die Achseln und lief vor seinem Ladentisch auf und nieder. Dann stand er still und fragte:

„Womit kann ich Ihnen übrigens dienen, da Sie sich die Mühe gemacht haben, mich aufzusuchen?"

Ich nannte Allerlei, was mir gerade einfiel, wofür ich aber im Grunde keine Verwendung hatte. Als ich das Gewünschte erhalten hatte, entfernte ich mich wieder.

Digitized by Google

Kaum war ich in's Hôtel zurückgekehrt, als der Diener auf mich zustürzte und mir erzählte, der Curier des Herrn von Sinvara sei mit Geld angelangt. Jetzt säße er da, bereit, das Spiel von Neuem zu beginnen, sobald die Bank geöffnet werde. Pavo wisse nichts davon. Pavo solle nichts wissen, er, der Diener, habe ausdrücklich eine Bezahlung dafür erhalten, daß er nicht hinlief und es Pavo erzählte.

Die Uhr wurde fünf.

Sobald der Spielsaal geöffnet wurde, begab sich der Herr von Sinvara dorthin. Er war in erregter Stimmung, er machte die eigenthümlichsten Handbewegungen, als versichere er Etwas, als gelobe er Etwas.

Der Prinz und der alte Militär waren auch zugegen, der Rumäne hingegen nicht, ein paar Fremde fingen auch an zu spielen. Zuerst löste der Herr von Sinvara seine Ringe aus.

„Ich werde heute Abend mit den höchst zulässigen Summen operiren," sagte er zu dem Croupier, ohne ihn aber anzusehen. Seine Miene war von jetzt an kühl und vornehm.

„Möchte Ihr guter Stern Ihnen Glück schenken," sagte der Croupier, indem er sich verneigte.

Das Spiel begann.

Der Herr von Sinvara sah entschlossen aus. Er setzte drei Mal hintereinander auf Roth und gewann. Dann steckte er sein eigenes Geld in die Tasche und spielte von nun an nur mit dem Gewinn. Er macht ein paar Mal den Versuch mit dreizehn, verliert aber, der Wechsel des Glückes reizt ihn, er setzt noch ein paar Mal auf Roth und gewinnt. Jetzt hat er eine beträchtliche Summe vor sich auf dem Tische liegen, er spielt ohne Berechnung, ohne Ueberlegung, er wagt kühn, und um keine Zeit zu verlieren, bereitet er sich schon, ehe das Rad still steht, auf den nächsten Einsatz vor. Er zählt auch nicht, er spielt in Ekstase. Seine Augen fallen auf ein schwarzes Quadrat auf dem Tische, und er setzt eine große Summe auf dies Quadrat.

Schwarz gewinnt. Er gewinnt jetzt unaufhaltsam. Dieses schwarze Quadrat wird eine Goldgrube, aus der er Schätze schöpft, und er nutzt sie aus. Plötzlich besinnt er sich, er hält einen Augenblick inne, er athmet tief auf. Das Rad dreht sich herum, aber der Herr von Sinvara vergißt, seinen Einsatz zu machen, er athmet noch immer tief auf. Sein kleines Mädchen kommt herein. Lächelnd und rosig nähert sie sich ihm. Er bemerkt sie und winkt ihr ab.

„Siehst Du, Du kommst, und ich vergaß zu setzen!" sagt er. Im nächsten Augenblick winkt er sie wieder heran. Das Rad ist stehen geblieben, der Zeiger steht auf Roth, und es war das Glück des Herrn von Sinvara, daß er es dies Mal unterlassen hat, auf das schwarze Viereck zu setzen. Er legt einen seiner kostbaren Ringe in die Hand des kleinen Mädchens und flüstert ihr Etwas zu. Und das kleine Mädchen wird dunkelroth, schlingt die Arme um ihren eigenen Hals und läuft aus dem Saal hinaus.

Aber der Herr von Sinvara setzt das Spiel fort, dummdreist, völlig mechanisch. Er nimmt mehrere Hände voll Geld, viele schwere Rollen und setzt sie auf Roth. Gleich darauf erfaßt ihn eine schreckliche Unsicherheit, er macht eine ängstliche Bewegung mit der Hand, als wolle er die Summe wieder zurückziehen, beherrscht sich aber und läßt sie stehen.

Das Rad hält an.

„Roth!"

„Roth!" wiederholt der Herr von Sinvara. Und er lächelt den Umstehenden wieder triumphirend zu und spricht laut: „Wieder Roth!" Ja, ich hatte eine Ahnung davon!"

Von diesem Augenblick an verliert er die Besinnung. Die Uhr wird zehn, mehrere Fremde kommen herein, die eigentlichen Spieler, deren Stunde erst jetzt mit diesem Glockenschlag beginnt. Unter ihnen befindet sich der Rumäne. Ich vergaß meine Reise und rührte mich nicht vom Fleck, ich folgte den Operationen des Herrn von Sinvara mit der größten Spannung. Er selber merkte nichts von allen den neuen Menschen, die ihn umgaben, er ahnte kaum, daß er Mitspieler am Tische hatte. Sein Glück hallucinirt ihn, und er arbeitet mit großen Summen auf mehreren Nummern zu gleicher Zeit. Eine Laune, eine plötzliche Eingebung, veranlaßt ihn, eine Hand voll Geld zu nehmen und den höchsten Einsatz auf fünfundzwanzig zu setzen. Drei von den Spielern folgen seinem Beispiel, Alle um ihn her flüstern und warten.

„Dreizehn!"

Verloren. Der Rumäne knirscht die Zähne vor Verzweiflung. Der Herr von Sinvara hat einen neuen Einfall. Er richtet sich halb auf seinem Stuhle auf und setzt die höchste Summe auf Null. Niemand folgt ihm mehr, dies verzweifelte Spiel schreckt Alle zurück.

„Null!"

In dem Getöse, das jetzt entstand, hörte ich den Rumänen fürchterlich fluchen. Gleich darauf kam Pavo zur Thür herein, von dem Hôteldiener gefolgt, der ihn doch benachrichtigt hatte. Pavo ging gleich auf den Stuhl des Vaters zu; ohne etwas zu sagen, packte er ihn bei der Schulter und schüttelte ihn.

Er sah auf, erkannte den Sohn und ergab sich sofort. Er begriff, daß ihm kein Widerstand half, er war auch zu angegriffen.

„Wie zornig Du bist, Pavo," sagte er nur. Mechanisch zieht er seinen letzten Gewinn ein, sammelt sein Geld und fängt an, seine Taschen zu füllen. Er stopft Gold und Papier zusammen in wilder Unordnung, nimmt dann den letzten Haufen Scheine in die Hand, steht auf und geht mit Pavo.

Der Croupier sieht den Davonziehenden mit wüthenden Blicken nach; das Spiel geräth in's Stocken — —

Später erzählt man im Hôtel, der Herr von Sinvara habe nicht nur seinen ganzen Verlust am Roulette vom vorhergehenden Abend wieder eingeholt, sondern außerdem noch eine kleine Summe gewonnen. Man nannte siebenhundert als Reingewinn. Ich freute mich im Stillen darüber, ich gönnte ihm den Sieg. Niemand spielte aus ehrlicherem Herzen als er, und nun würde er dem Roulette sicher für ewige Zeiten den Rücken wenden.

VII.

Am nächsten Abend war ich reisefertig. Meine Sachen waren nach dem Dampfer hinuntergeschafft, meine Rechnung war bezahlt und Alles geordnet. Ich stecke dem Hôteldiener einen Geldschein in die Hand und sage ihm Lebewohl. Er zuckt heftig mit den weißen Augen und fängt an zu weinen. Der arme Teufel küßt mir die Hand.

„Wollen Sie es wohl glauben," sagt er gleich darauf und trocknet seine Augen, — „der Herr von Sinvara reist mit demselben Dampfer wie Sie. Er hat Pavo versprochen, heimzukehren." Und der allwissende Mensch verfolgt mich bis zum letzten Augenblick mit seinen Geschichten. Pavo hatte seinem Vater wieder eine Rede gehalten. Als es nicht half, daß er ihm mit Fürst Yariw drohte, hatte er ihm eine kleine, völlig unbrauchbare Pistole gezeigt, mit der er sich leider erschießen müsse, um seine Ehre zu retten. Da hatte der Vater nachgegeben. Er wollte wirklich Fürst Yariw's Freundschaft nicht verlieren. Außerdem hatte er Gott hoch und theuer gelobt, mit dem Spielen innezuhalten, sobald er sein Geld zurückgewonnen habe. Kurz: der Herr von Sinvara wollte nach Hause reisen.

„Adieu!" sagte der Diener. „Sie treffen ihn unten am Dampfer."

Die Uhr schlug fünf.

Im selben Augenblick, als der Spielsaal geöffnet wurde, begab ich mich an den Landungsplatz. Der Dampfer nahm eine Partie Bastmatten ein. Einige Minuten später kamen auch wirklich der Herr von Sinvara und sein Diener, sie waren Beide reisemäßig gekleidet. Es waren viele Menschen zugegen, Pavo sah ich aber nicht. Ich fragte einen alten Mann nach ihm, ich sagte:

„Weßhalb begleitet er seinen Vater nicht an das Schiff?"

„Pavo ist stolz!" antwortete ein junges Mädchen, das gerade herzukam. „Einen Vater, der seine Ringe verspielt, kennt er nicht. Das sieht Pavo ähnlich."

Da stand auch das kleine Mädchen des Herrn von Sinvara. Sie stand abseits und sah zu, aus der Entfernung, mit gesenktem Haupt. Der, nach dem sie ausschaute, schenkte ihr keinen Blick.

Ich ging ein paar Mal auf dem Kai auf und nieder, bezahlte meinen Wagen und gab acht, daß alle meine Sachen an Bord gebracht waren. Der alte Diener des Herrn von Sinvara war schon da, ihn selber sah ich hingegen nicht. Ich sah mich nach seinem kleinen Mädchen um, auch sie war verschwunden.

Die letzte Matte wurde in den Lastraum versenkt, und der letzte Passagier kam an Bord. Plötzlich entsteht ein allgemeines Fragen nach dem Herrn von Sinvara, der mitfahren wollte. Wo war er geblieben? Sein alter Diener springt auf. Wo in aller Welt war sein Herr? Der Dampfer blieb liegen, man konnte doch nicht ohne den großen Herrn abfahren! Wir durchsuchen Alle das Schiff, den Kai, alle Ecken und Winkel, wir fragen alle Menschen nach ihm, und Niemand vermag uns Bescheid zu geben. War er in's Wasser gefallen? Hatte er sich hineingestürzt und war in aller Stille ertrunken? Plötzlich überkommt mich eine Ahnung, ein ganz sonderbarer Gedanke, ich bitte den Schiffer, noch fünf Minuten zu warten, dann würde ich vielleicht Auskunft über den Vermißten geben können.

Ich springe an Land, ich eile nach dem Hôtel, stürme die Treppe hinauf, in das blaue Stockwerk. Mit verhaltenem Athem öffne ich die Thür und sehe hinein.

Zuerst sehe ich das kleine Mädchen des Herrn von Sinvara. Sie hat ihre erröthende Miene wieder gewonnen und sieht glücklich aus. Und vor ihr auf dem Stuhle sitzt der Herr von Sinvara wieder am Roulette.

Aus der Hauptstadt.

Die Auswanderer.

Der Norddeutsche Lloyd hat den Ueberfahrtpreis für Zwischendeck-Passagiere um zehn Mark erhöht. Er befördert Waaren von

Digitized by Google

Amerika nach Deutschland drei Mal so billig, wie von Deutschland nach Amerika. (Zeitungsnachricht.)

Ich kann den Blick nicht von Euch wenden,
Ich muß Euch nachschau'n immerdar,
Wie reicht Ihr hohe Dividenden
Dem Schiffer so geschäftig dar!

Herr Wiegand, des Imports Erwecker,
Führt fremdes Korn jetzt bill'ger her;
Es zahlt der deutsche Zwischendecker
Zum Ausgleich ihm entsprechend mehr.

Je üppiger uns überschauern
Mit Brotkorn Wiegand und Ballin,
Je fleiß'ger müssen unsre Bauern
Fort aus der deutschen Heimath zieh'n.

's liegt Beides im Geschäfts-Int'resse
Und dünkt den Actionär Musik.
Man nennt die Sache in der Presse
„Weitsicht'ge Heimathspolitik."

Prinz Vogelfrei.

Rund um die Kunst.

Verdi-Festspiele im Jahre 1902.

Es ist merkwürdig, wie prompt manchmal eine hochofficielle höfische Anstalt auf dem Plane erscheint. Wer könnte leugnen, daß Wagnerfestspiele, so wünschenswerth und vielleicht sogar nothwendig sie an sich heute noch sind, nicht mehr zu dem „Neuesten unter der Sonne" gehören? Eher noch würde sich ein Theater Ehre und Ruhm gewinnen, wenn es beispielsweise mit Tschaikowsky-Festspielen, also mit der Aufführung eines Cyklus Tschaikowsky'scher Opern, die heute noch in Deutschland so gut wie unbekannt sind, hervortreten würde. Auch Charpentier-, Enna-, Cornelius-Cyklen würden Ehre einbringen. Selbst ein Bizet-Cyklus wäre nicht von der Hand zu weisen. Aber Verdi? Ein Verdi-Festspiel mit einem Cyklus von acht Verdi'schen Opern im Jahre 1902? Für Musikhistoriker sehr schätzenswerth, desgleichen für die, allerdings von Tag zu Tag mehr zusammenschrumpfende Verdi-Gemeinde. Aber man stelle sich nicht auf den Kothurn und posaune als größtes Opern-Ereigniß des Jahres in einem von der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele veröffentlichten Communiqué ein Verdi-Festspiel aus! Und als größte und neueste Leistung, beabsichtigt vielleicht sogar als feierliche Einleitung einer neuen unter einem neuen Hofrath stehenden Aera der Königlichen Schauspiele — wirkt dieses Verdi-Festspiel, um im „Communiqué"-Style zu reden, „un peu pour rire". Myron.

Offene Briefe und Antworten.

Der tändelnde Oesterreicher.

In dem Artikel „Kränkelnde Kunststädte" von Engels in der Nummer 9 der „Gegenwart" stand folgender Ausspruch zu lesen: „Der Oesterreicher mag sich mit dem Deutschen verlustiren, aber er soll nicht mit ihm arbeiten wollen, denn die Arbeit des Oesterreichers ist Tändeln, Improvisiren, Putzmacherei; die des Deutschen Denken, Ringen, Gebet." — Wenn es statt Oesterreicher „gewisser moderner Wiener" oder ähnlich geheißen hätte, würde ich kein Wort verloren haben, so aber muß man wohl oder übel reagiren. Nicht, um uns Oesterreicher zu vertheidigen, denn kein gerecht Denkender wird dieses Urtheil unterschreiben — ich glaube, der Herr Verfasser selber nicht, wenn er es so in seiner Nacktheit vor sich sieht. Es muß aber geschehen, um vor solchen gefährlich schnell gefällten Urtheilen, die leider öfter wiederkehren und ungemein verbitternd wirken, zu warnen.

Sehen wir uns das Dictum näher an.

Erstens ist schon der Gegensatz von Oesterreicher und Deutschen — wenn es sich nicht um Staatszugehörigkeit handelt — falsch. Man kann Nord- und Süddeutsche oder Bajuwaren (wozu der größte Theil der Deutschösterreicher gehört) und andere deutsche Stämme einander gegenüber stellen, aber nicht Oesterreicher und Deutsche. Vielleicht wird auf den slawischen Einschlag hingewiesen; der ist aber nicht größer als in den östlichen Provinzen Preußens. Selbst in Wien ist der Mischmasch nicht annähernd so arg, als man sich das vorstellt. In der Regel heirathen auch hier Deutsche, Tschechen und Juden unter sich. Andere Nationalitäten, wie Madjaren, Italiener, Polen und Südslawen bilden einen so geringen Bruchtheil der ansässigen Wiener Bevölkerung, daß sie überhaupt nicht in's Gewicht fallen. Von einem deutschen Namen kann man also fast immer auf gut deutsche Abstammung schließen. — Oder denkt man an den geistigen Einfluß der Nachbarn? Der ist gleich Null. Wir kennen vom Geistesleben unserer slawischen und anderen Staatsgenossen — vielleicht zum eigenen Schaden — so gut wie nichts. Oder ist es der Katholicismus? Dann müßten auch Altbayern, Westphalen u. A. oberflächliche Tändler sein, abgesehen davon, daß es vielleicht kein Land der Welt mit solchem religiösem Indifferentismus unter den Gebildeten giebt, wie das deutsche Oesterreich. Auch die relativ wenigen Gebildeten, die sich aus politischen oder anderen Gründen für christlichsocial u. dgl. ausgeben, machen keine Ausnahme. Oder ist es gerade dieser Indifferentismus, der beweist, daß wir nicht „denken und beten" können? Da müßte doch erst bewiesen werden, daß der Abfall vom alten Glauben, der sich in unserer Zeit zunächst in der Form des Indifferentismus und Atheismus vollzieht, zur Oberflächlichkeit führt. Die vielen materialistischen Gelehrten, welche die Naturwissenschaften zur Blüthe gebracht haben, sind mindestens ein bescheidenes Argument dagegen. Und dann ist ja der Atheismus und Materialismus nur eine vorübergehende Erscheinung, der schon heute mehr und mehr in Pantheismus umschlägt. Die führenden Geister sind bereits ganz in diesem Fahrwasser, wie auch die Philosophie Ratzenhofer's*) beweist. (Der Stern dieses österreichischen Generals und Weltweisen ist allerdings erst im Aufgehen begriffen, aber er wird bald ganz Deutschland bestrahlen.)

Zweitens: Woher hat Herr Engels denn überhaupt die Anschauung, der Oesterreiche spieler und tändle? Vielleicht, weil Herr Olbrich oder Herr Bahr tändelt? Ebenso gut könnte man die Reichsdeutschen etwa nach Herrn Bierbaum beurtheilen.

Unsere Dichter — ich will nicht in's Mittelalter gehen — von Grillparzer und Lenau bis Anzengruber und der Ebner-Eschenbach, unsere Musiker von Haydn, Mozart und Schubert bis Bruckner und Strauß, unsere Künstler von Fischer von Erlach bis Schwind und Weyr und Helmer, ja selbst die allermodernsten: Otto Wagner und Gustav Klimt, das alles wären Tändler und Putzmacher? Herr Engels! Um wie viel ärmer wäre die deutsche Geistescultur ohne diese Putzmacher?

Es ist manchmal schwer, nicht bitter zu werden. Ich will es nicht, dafür aber betonen, daß es weder im Interesse eines Theiles, auch nicht des größeren, noch im Interesse der Gesammtnation liegt, den politischen Riß, der uns seit 66 trennt, auch gefühlsmäßig durch unbedachte und grundfalsche Behauptungen zu erweitern.

Wien. Josef Konrath.

Nochmals die biliterale Chiffre Bacon's.

Sehr geehrter Herr!

In Nr. 10 der „Gegenwart" bemängelt Herr H. G. Pflüger aus Bonn meine Kritik der Gallup'schen „Entdeckung". Das steht Jedem frei, also auch Herrn Pflüger. Auch wenn Herr Pflüger meint, Herr Reichel denkt sich dies (die Verwerthung der biliteralen Chiffre) nun offenbar so: die offene Schrift müsse derart abgefaßt sein, daß die harten Buchstaben a und b den ganzen Text hindurch in der Reihenfolge und der Abwechselung vorkommen, wie dies dem eben angeführten Beispiel entspricht — so ist das seine Sache. Ich habe es mir jedenfalls nicht so gedacht, nicht so denken können, weil ich das Buch der Frau Gallup, wenn auch gewiß nicht so gründlich studirt habe wie Herr Pflüger (denn dazu fehlt es mir an Zeit, dazu bin ich zu sehr die heutigen Bücher nach etwiger Prüfung anzusehen, ob sie werth sind wirklich, d. h. von Seite zu Seite gelesen zu werden, oder nicht), so doch in mehr als unberechneten Maße gezeigt habe.

Zu Obigen enthalte ich mich jeder Erwiderung. Sie kennen ja meinen Standpunkt.

Berlin, 8. März 1902. Eugen Reichel.

Anschlagebrett: „Die commandirenden Generäle."

In ihrer Nummer vom 6. October 1901 druckte die „New Yorker Staatszeitung" ohne Quellenangabe und ohne mich vorher darum zu fragen, meinen in der „Gegenwart" veröffentlichten Essay „Zur Philo-

*) „Sociologische Erkenntniß", „Wesen und Zweck der Politik", „Monismus", „Ethik" (Leipzig, Brockhaus).

Digitized by Google

sophie der Maschine“ ab. Als mein Rechtsvertreter daraufhin das Honorar einziehen wollte, erhielt er eine höhnische Antwort, der er die folgende treffende Replik zu Theil werden ließ: „Ich versage es mir, an Form und Inhalt Ihres Schreibens die gebührende Kritik zu üben und verzeichne nur die Art als charakteristisch, mit der Sie über die nicht autorisirte Benutzung fremden Eigenthums hinwegzuschlüpfen für „vornehm“ halten! Zugleich war es mir ein Vergnügen, einen der vom Prinzen Heinrich von Preußen gerühmten „commandirenden Generäle“ in der Nähe zu sehen. Hut ab.“ . . . Dr. H. Pudor.

Noch einmal die größte Sünde.

In ergreifend schlechtem Deutsch, das hoffentlich nicht von Otto Ernst selber stammt, beschäftigt sich ein Hamburger Fremdenblatt mit meinen schlichten Bemerkungen über die größte Sünde dieses Poeten. Dichter sind undankbar, und der Verfasser des Fremdenblatt-Artikelchens scheint sich Dichter zu nennen. Er ironisirt die Berliner Kritik, und darin hat er Recht. Er thut es salzlos und zaghaft, gleich als erwarte er doch noch Gutes — nämlich gute Recensionen seiner Werke — von ihr, und darin hat er Unrecht. Er nennt die Aufführungen der Berliner Bühnen meist sehr mangelhaft, und darin hat er Recht. Er nennt sie mangelhaft offenbar nur deßhalb, weil sie außer Stande waren, Otto Ernst'schen Stücken zum Siege zu verhelfen, und darin hat er Unrecht. Aber Dichter sind undankbar. Max Kempff.

Notizen.

Spemann's Annalen (Verlag von W. Spemann, Stuttgart) sind das Conversationslexikon des vergangenen Jahres, sozusagen. Will Einer die Ereignisse des Burenkrieges im Jahre 1901 sich vergegenwärtigen — in Spemann's Annalen findet er sie; oder Ort und Zeit der Kaisermanöver oder kaiserlicher Reisen — hier sind sie angegeben; oder die Ergebnisse der Automobilfahrt Paris-Berlin — man braucht nur dort nachzusehen; vielleicht auch den socialdemokratischen und einen anderen Parteitag oder Congreß — auch das ist zu finden. Selbst wie viel Bier und Branntwein in Deutschland getrunken, wie viel Pferdefleisch in Berlin gegessen wird, wer 100 Jahre alt geworden, wann Miquel gestorben, wann in Peking der Winterpalast abgebrannt, wann der Kulmbacher Bierproceß oder wie groß das Deficit der panamerikanischen Ausstellung in Buffalo gewesen ist — ein Blick in Spemann's Annalen orientirt ausreichend. Das überaus praktische, sehr interessante und lehrreiche Buch wird seinen Weg machen. Es kostet nur 5,50 Mk., ein niedriger Preis für das Gebotene.

Richard Heuberger, Franz Schubert. (Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie). Dieses Buch enthält das Beste, was bisher in zusammenfassender Darstellung über den Großmeister des Liedes geschrieben worden ist. Es wird heutigestags viel von Heimatkunst geredet: keines der deutschen Genies aus der stolzen Reihe von Bach bis Wagner zeigt sich in seinem Schaffen so untrennbar mit Boden und Art seines engeren Vaterlandes verwachsen, wie Franz Schubert. Allen anderen Biographen gegenüber, welche das Bild des über alle Maßen erfindungsstarken Tondichters zu zeichnen versuchen, wird daher der Deutsch Oesterreicher im Vortheil sein. Besonders wenn in ihm, wie in dem stets frisch empfindenden und frohgelaunten Steyrer Heuberger, selbst etwas von Schubert'schem Musiker-Temperamente lebt. Gesellt sich dazu ein ungewöhnliches, reifes und durchgesiebtes theoretisches Wissen, sowie die Fähigkeit anschaulicher und anregender Darstellung, so muß das Ergebniß vortrefflich werden. Vielleicht mag Manchem diese Biographie nicht „systematisch“ genug gearbeitet scheinen, weil sie das Persönlich-Psychologische und die strengere kritische Betrachtung der Werke nicht pedantisch auseinander schachtelt. Ich kann nicht einsehen, warum nicht auch eine derart freiere Behandlung eines solchen Stoffes ihr gutes Recht haben solle: nur muß dann eben durch das Ganze ein künstlerischer Zug hindurchgehen — was hier der Fall ist. Die Einheit einer artistischen Auffassung und literarischen Farbengebung ist mindestens ebenso viel, wenn nicht mehr werth, als die des winkelrechten Aufbaues eines Schulgelehrten. Uebrigens erweist sich Heuberger mit allen Resultaten der neueren musikwissenschaftlichen Forschung innig vertraut, wie er denn auch nicht wenig schätzenswerthes, eigen gefundenes Material beizusteuern vermag. So gut ist das Buch, daß man auf Heuberger die begründete Hoffnung setzen darf, er werde uns einmal mit der großen, bisher noch ausstehenden classischen Schubert-Biographie beschenken. Mit einem ausgezeichneten Werk, das nur Text, möglichst viel Heuberger und daneben höchstens ein wohlgelungenes Porträt des Meisters enthält. Unter den illustrativen Beigaben des Harmonie-Verlages ist sicherlich nicht wenig Interessantes und Dankenswerthes. Doch je höher man die Prosa eines Verfassers einschätzt, um so mehr geht's einem wider den Strich, wenn der einheitliche Fluß der Entwickelung gar oft durch Abbildungen unterbrochen wird. Sofern man schon einmal auf das phantasiearme Publicum Rücksicht nimmt: warum dann nicht am Schlusse des Bandes alle Bildnisse, „Ansichten“ und Partiturproben vereinigen? In der guten Gesellschaft gilt es doch als Regel, daß man Niemandem in's Wort fällt. Also auch nicht mit Illustrationen. Vornehmlich, wenn der Schriftsteller etwas zu sagen hat, oder gar so viel Aufklärendes, Beherzigenswerthes, feinsinnig musikalisch Abgestimmtes wie Richard Heuberger. —p.

Peter Baum, Gott und die Träume. Dichtungen, Berlin 1902. Verlag Axel Junker. Preis 2 Mark. Peter Baum ist längst als feinsinniger Stimmungslyriker bekannt, obwohl er bisher noch keine Gedichtsammlung veröffentlicht hat. Wahrscheinlich drängte es ihn, gleich etwas Reifes, Abgeklärtes zu geben, und man muß gestehen, daß sein Erstlingswerk trotz mancher Seltsamkeiten in Bildern und Stimmungen im letzten Grunde eine stille Harmonie athmet. Baum ist ein Eigener, der nicht auf der gewöhnlichen Heerstraße wandelt, sein Buch unterscheidet sich merklich von der lyrischen Dutzendwaare. Es zeigt einen ungemein feinen Stimmungskünstler, dem es gelingt, die zartesten Empfindungen in Worte zu bannen und dessen starkes Naturgefühl in der glücklichsten Weise seelische Stimmungen durch den entsprechenden landschaftlichen Hintergrund zu vertiefen und noch eindringlicher zu gestalten weiß. In dieser Hinsicht sind namentlich Gedichte wie: Weltfremd, Waldesleid, das Leben aber ist doch groß und weit, von tiefer Wirkung. Die eingestreuten Prosaskizzen sind so rythmisch gehalten und so fein abgetönt, daß sie als Gedichte in Prosa gelten müssen und auch so genossen sein wollen. In den Gedichten bevorzugt Baum vielfach den reimlosen Vers, nicht etwa weil er den Reim nicht beherrscht, sondern aus innerem Zwange, aus Stylgründen heraus. Einzelne Schöpfungen gemahnen in der Art des Schauens und der Bilder an Mombert. Sonst ist es wohl Johannes Schlaf, dem Baum in seinen Dichtungen am nächsten steht, nur daß Schlaf realer ist, während Baum mehr zu symbolischer Umwerthung der Dinge neigt. Aber Beiden ist eine gewisse müde Art zu Eigen, die sie nicht hindert, zuweilen brutal zu werden. Auch ist Baum nicht ganz frei von Bizarrerie, was in einzelnen Zeilen und besonders in Gedichten wie: „Wenn frech der Abend niederbleckt“, „Da nun wieder Herbst geworden“, sowie „Spaß“ zu Tage tritt. Wie schlicht und einfach und von welcher inneren Wärme der Dichter sein kann, möge das nachfolgende Gedicht: „Erdenstimmung“ beweisen:

Woher ich komm', wohin ich geh',
Und was mein Weg ist, weiß ich nicht,
Aus tiefer Nacht, in tiefe Nacht
Und einen Tag in gold'nem Licht.

Doch muß ich auch hinab zur Nacht,
So segne ich den einen Tag
Für all' die junge Blüthenpracht,
Die jubelnd mir zu Füßen lag. K. H.

Die „Berliner Künstler-Silhouetten“, die unser Julius Norden in der „Gegenwart“ veröffentlicht hat, sind als schmuckes Buch bei Hermann Seemann Nachfolger (Leipzig) erschienen. Den Lesern dieser Blätter ist Norden so bekannt, daß ich es nicht wage, eine Charakteristik des eigenartigen und fesselnden Schriftstellers zu geben. Denn wie das so geht, dieser oder jene feine Zug entschlüpft mir doch, und gewissenhafte Nachprüfer würden es mir unbarmherzig aufmutzen. Aber das soll doch gesagt sein: Julius Norden steht in der Reihe der Berliner Kunstbetrachter für meinen Geschmack deßhalb obenan, weil er selber ein Schaffender ist und weil ihn deßhalb Analyse und Synthese des Kunstwerkes immer in gleichem Maße gelingen. Dabei ist sein Styl von anmuthiger Flüssigkeit; zwischen gediegenem Ernst und schalkhafter Ironie hält er sehr glücklich die amüsante Mitte. Norden's Essay's sollten von denen, die sich für unsere moderne Kunst und ihre Sterne wirklich interessiren, immer wieder einmal gelesen werden. M. K.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink-** u. **Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Kaltwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kuranstalt.** — Hochquellen-Wasserleitung. — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** und **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. **Kurzeit:** 1. Mai bis October. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement

auf das

II. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manteuffelstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 5. April 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Gang nach Emmaus. Von Caliban. — Ist der Dreibund keine absolute Nothwendigkeit mehr? Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — Briefgeheimniß und Kronrecht in England. Von Karl Blind. — Ein moderner Physiker über den Spiritismus. Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin). — **Literatur und Kunst.** Sprachliche Scharmützel. Von Eduard Engel (Berlin). — Deutsche Witzblätter. I. Von Eduard Engels (München). — Die Kunst in Sprüchen. Von Max Bewer (Dresden). — Partituren. Von Hermann Springer. — **Feuilleton.** Einsamkeit. Von Heloise v. Beaulieu. — **Aus der Hauptstadt.** Unpolitische Randglossen. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Rund um die Kunst.** Die Einheitsmarke. Von Max Kempff. — Notizen. — Anzeigen.

Der Gang nach Emmaus.

Am Schandholze verröchelt war der König in Israel, dem beizender Hohn des römischen Legaten die Dornenkrone auf's Haupt gedrückt hatte, und die wankelmüthige Masse begann den Propheten, „mächtig an Thaten und Worten vor Gott und allem Volk", zu vergessen. Vorgestern war sie ihm mit Palmzweigen und Hosiannahrufen entgegengezogen, gestern hatte sie „Kreuzige, kreuzige!" geschrien und sich frech vermessen: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!" Heute sprach man in den Salons der Aufgeklärten bereits nicht mehr von ihm; der Fall Jesus war vieux jeu geworden. Höchstens, daß entschiedene freisinnige Männer warnend auf den Mißbrauch hinwiesen, den Schwärmer seiner Art mit der köstlichen Rede- und Versammlungs-Freiheit trieben und daß sie in ihren Organen wuchtiger noch als vordem gegen den finsteren Aberglauben der Landbevölkerung zu Felde zogen. „Mehr Licht!" klang's durch ihre geistvollen Darlegungen. Für eine Schmach des Jahrhunderts wurde es erklärt, daß die hohe römische Regierung den Dunkelmännern nicht schon längst das Handwerk gelegt habe, und in Kreisen, die Kaiphas nahestanden, sprach man ernstlich von einer zweiten Beschwerdeschrift wider Pontius Pilatus. Drei Jahre lang hatte er die aufreizende, Bildung und Besitz gefährdende Thätigkeit des Nazareners geduldet, drei Jahre lang schweigend dem Treiben einer sectirerischen Partei zugesehen, die wüthenden Haß gegen die Wechsler mit ebenso blinder Wundergläubigkeit vereinte. Nun, immerhin mußte man es ihm danken, daß er schließlich doch durchgegriffen und am Fest der ungesäuerten Brode die jerusalemitische Intelligenz von dem Widerwärtigen befreit hatte. Am Ende legte man der Affaire doch zu hohe Bedeutung bei, wenn man sich ihretwegen an den Kaiser in Rom wandte, und am Ende war es auch nicht sicher, ob sich mit dem Nachfolger des klug schmiegsamen Pilatus so gut auskommen ließ wie mit ihm.

*

Die Intelligenz hat auf der ganzen Linie gesiegt. Der Christus, dem die Völker Palmwedel schwingend entgegenzogen, dem dann die fanatischen Angriffe und das Kreuzige-Geheul der materialistischen Aufklärung galt, heute beginnt er in Vergessenheit zu gerathen. Kaum daß noch die Weihnachts-, die Ostern- und Pfingst-Artikel flüchtig seinen Namen nennen. Niemand glaubt mehr an Wunder und Wunder-Kräfte. Wir haben es herrlich weit gebracht. Daß dieser Gewaltige von Nazareth ein Loch in den ehernen Naturmechanismus brach, der uns umschnürt; daß der Tod durch ihn verschlungen war in den Sieg — wer erinnert sich dessen noch? Alles um uns herum ist aufgeklärt, unglaublich ungläubig, die Welt hat keine Geheimnisse und ist, Friedrich Nietzsche zum Trotz, keinesfalls tiefer als der Tag gedacht. Wenn wir sterben, ist Alles vorbei. Nichts ist, das wir nicht wissen. Wir wissen zwar, daß die Schärfe unserer leiblichen Augen jeder Falk beschämt, und jeder Hund die Feinheit unserer Nase — aber was wir nicht sehen und wittern, das existirt nicht. Von Rechts wegen. Unser gelehrter Stolz hat uns denn auch glücklich über Jesus hinaus geführt. Wir befehden seine Lehre nicht mehr, o nein. Wir haben, weiß Gott, Wichtigeres zu thun. Sie ist uns gleichgiltig geworden, uns und dem ganzen Volke. Unsere Religion ist die Wissenschaft, will sagen, das, was wir sehen und riechen. Es giebt ja immer noch Leute, die allerlei Ueberschwang predigen und metaphysischen Hokuspokus treiben, und die Regierung läßt sie leider gewähren. Man würde die Sache im Reichstage zur Sprache bringen, wenn sich eine Discussion darüber lohnte. Aber in unserem aufgeklärten Zeitalter! Und wo wir die Masse hinter uns haben, und die Pontius Pilatus dazu!

*

Den Zweien, die nach Emmaus gingen, dem stillen Vororte Jerusalems, begegnete unterwegs Seltsames. Sie sprachen mit einander, ganz unter vier Augen, von dem Gekreuzigten und von seiner angeblichen Auferstehung. Auf dem offenen Markte redete man nicht davon, der aufgeklärten Machthaber halber, die das nicht liebten; insgeheim aber tuschelten die Kleinen gern von dem befremdlichen, gruseligseligen Wunder. Den Beiden, die nach Emmaus gingen, gesellte sich am Wege der Fremdling, und ihre Augen wurden geöffnet, und sie erkannten ihn. „Brannte nicht unser Herz in uns?" Sie standen auf zu derselbigen Stunde, kehreten wieder gen Jerusalem und fanden die Elfe versammelt. Und sie erzählten ihnen, was auf dem Wege geschehen war.

Die Feuilletonisten der jerusalemitischen Presse hätten dieser Legendenbildung zweifellos mit Leichtigkeit, witzig und

Digitized by Google

überlegen, ein Ende machen können. Aber die Sache ist ihnen sicherlich allzu unbedeutend gewesen. Sie zuckten die Achseln darüber.

Nachher wuchs das weltüberschattende Christenthum aus dem Samenkorn.

Wer will die Wundergläubigen von heute achselzuckend verlachen? Wer da weiß, wie viele Tausende in diesen Tagen ihr Emmaus suchen, dem erstirbt das Lächeln auf den Lippen. Kaiphas und Pilatus und die Leute von Jerusalem mögen wohl Acht geben. Und auch die, deren Christenthum lebendig geblieben ist und die seine Erneuerung aus dem Geiste, nicht aus Wunderthaten heraus erwarten.

Caliban.

Ist der Dreibund keine absolute Nothwendigkeit mehr?

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

Allen Quertreibereien zum Trotze steht das deutsch-österreichische Bündniß fest begründet. Weder Tschechenwuth noch die wilden Verstöße Schönerer's sind im Stande, das gegenseitige Vertrauen tiefgehend zu erschüttern. Ebenfalls verhält es sich mit unserer Stellung zu Italien. Graf Bülow hat jüngst zwar erklärt, daß der Dreibund keine absolute Nothwendigkeit mehr für uns sei, aber auch gleich hinzugefügt, daß er höchst werthvoll bleibe als eine verstärkte Garantie für den Frieden und das Staatswohl, ganz abgesehen von seiner Eigenschaft als sehr nützliches Bindemittel zwischen Staaten, die durch ihre geographische Lage und wirthschaftliche Gründe darauf angewiesen seien, gute Nachbarschaft zu halten. Der Fortfall jener absoluten Nothwendigkeit wurde vom Reichskanzler mit der Weltpolitik, der Politik der Großmächte, die den ganzen Erdball umspanne, begründet, sowie mit der gleichzeitigen Existenz vieler mächtiger Reiche. Daraus entwickele sich ein System der Gegengewichte, das auch ohne besondere Verabredung auf die Erhaltung des Weltfriedens hinwirke, da es keine Macht gebe, die, wenn sie in Europa Krieg führen wollte, sich nicht etwa fragen müßte, was inzwischen hinter ihrem Rücken geschehe.

Es ist richtig, daß die Lage weitaus nicht mehr so gespannt ist, wie zur Zeit, als der Vorläufer des Dreibundes, der deutsch-österreichische Bündnißvertrag, 1879 geschlossen wurde, und daß eine 30jährige Friedenszeit Deutschlands Friedensliebe der Welt offenkundig gemacht hat. Ob jedoch diese Friedensliebe und jene Gegengewichte schwer genug wiegen, um uns im Falle der Nichtverlängerung des Dreibundes die Aufrechterhaltung des Friedens und die ungestörte nationale Existenz und Fortentwickelung nicht nur in dem Maße wie der Dreibund, sondern überhaupt zu sichern, und uns vor der Begehrlichkeit der zahlreichen, uns feindlich gesinnten Elemente in gleichem Maße zu decken, das erscheint mehr als fraglich.

Allerdings hatte bereits Fürst Bismarck darauf hingewiesen, daß es kein ewiges Bündniß für Staaten unter einander gebe. Sobald nämlich die Interessen der einen Macht denen des Bündnisses zuwider zu laufen beginnen, ist, so meinte der Altmeister, ihre Lostrennung von der Allianz die unausbleibliche Folge. Die Frage indeß, ob unsere Interessen in Folge der geringeren Spannung der Lage, sowie des Systems der Gegengewichte und der ausgesprochenen Friedensgewilltheit Deutschlands heute den Dreibund nicht mehr zu einer absoluten Nothwendigkeit machen, diese Frage verdient aufmerksame Erwägung. Sie verdient sie schon im Hinblick auf die außerordentlichen Vortheile, die der weitere Bestand des Dreibundes uns gerade Angesichts der betretenen Bahn der Weltpolitik und der maritimen und colonialen Entwickelung bieten würde.

Mit der „Weltpolitik" und unserer sehr erweiterten wirthschaftlichen Entwickelung jenseits des Ozeans haben sich die Reibungsflächen, wie bereits die China-, Venezuela- und Haiti-Conflicte zeigten, vervielfältigt und vergrößert. Sie können uns zu Conflicten mit anderen Mächten selbst jenseits des Ozeans, darunter auch europäischen, führen. Um so wünschenswerther und gebotener muß uns daher, ungeachtet der Friedensversicherungen von allen Seiten, in der Periode unserer colonialen und maritimen Entwickelung die unantastbare Existenz einer Garantie für die Aufrechterhaltung des Friedens auf dem europäischen Festlande sein. Die Bürgschaft hätte mindestens so lange zu dauern, bis unsere Colonien und unsere maritime Wehrkraft derart erstarkt sind, daß sie im Stande sind, den Schutz unserer colonialen, wirthschaftlichen und unserer überseeischen Handelsinteressen auch den Seemächten ersten Ranges, mit etwa alleiniger Ausnahme Englands, gegenüber, kräftig zu übernehmen und durchzuführen. Colonisirende Reiche, deren Mutterland schweren Landkriegen ausgesetzt war, verloren in der Regel, wie z. B. Frankreich im 18. Jahrhundert, ihren Colonialbesitz und ihre Seegeltung. Die beste Grundlage dieser Sicherung unserer maritimen und colonialen Entwickelung aber bietet uns, da unsere Kriegsflotte zum beträchtlichen Theil noch im Bau begriffen ist, neben der Armee der Dreibund. Ihm verdanken wir sowohl wie ganz Central-Europa seit zwei Jahrzehnten nicht nur die Aufrechterhaltung des Friedens, sondern auch den allerseitigen Glauben an dessen weiteres Fortbestehen auf lange Zeit. Das sind Momente, die wesentlich zu der gewaltigen wirthschaftlichen Entwickelung beigetragen haben, deren sich Deutschland in den letzten Jahrzehnten erfreut, und deren Bedeutung die augenblicklich rückläufige Phase nicht sonderlich herabzusetzen vermag. Allerdings hat der Dreibund den Abschluß des längst zwischen Frankreich und Rußland geplanten Zweibundes hervorgerufen, und so lange der Letztere besteht, erscheint, obgleich auch er keine Erwerbs-, sondern eine Versicherungsgesellschaft bildet, das weitere Fortbestehen des Dreibundes schon deßhalb als absolute Nothwendigkeit, weil der Zweibund, für eine einzelne Großmacht militärisch rationell unangreifbar, ein derartiges militärisches Schwergewicht im europäischen Concert bildet, daß er unbedingt eines Gegengewichts, wie es der Dreibund bildet, bedarf. Wie bekannt, versuchen eifrig gepflegte Bestrebungen sich geltend zu machen, um sowohl Italien wie Oesterreich-Ungarn vom Dreibund abzusprengen. Zum Glück halten jedoch die Herrscher und die Regierungen beider Länder im wohlverstandenen eigenen Interesse am Dreibunde fest. Sollte jedoch der Dreibundsvertrag beim nächsten Verlängerungstermin nicht erneuert werden, so würde, wenn voraussichtlich auch freundnachbarliche Verhältnisse zu den genannten beiden Mächten bestehen blieben, doch die Bahn zu einer noch stärkeren Coalition als derjenige des Zweibundes gegenüber dem alsdann alleinstehenden deutschen Reiche geöffnet sein. Und diese Bahn könnte, was zwar keineswegs wahrscheinlich, aber doch nicht ausgeschlossen ist, bei Regierungs- und Systemwechseln mit der Zeit beschritten werden. Deutschland aber würde unter dieser Voraussetzung unter Umständen in eine der britischen annähernd ähnliche glänzende Isolirung, aber ohne den schützenden Meeresgürtel Englands und dessen Flotte, gerathen, und da ihm unsere Eroberungen und seine Einigung von nicht wenigen Seiten keineswegs gegönnt werden, so könnte es in eine ähnliche Lage gerathen, wie Preußen gegenüber Europa zur Zeit Friedrich's des Großen. Selbstverständlich würde das geeinte Reich auch dann, ebenso wenig wie früher das kleine Preußen, zögern, den Kampf so mannhaft aufzunehmen wie der Staat des Alten Fritz. Allein die materielle Ueberlegenheit seiner Gegner würde in diesem Fall weit gewichtiger sein als zur Zeit des siebenjährigen Krieges die der Widersacher Preußens, und es hieße zu viel erwarten, wenn man annehmen wollte, daß ein gütiges Geschick, das

Digitized by Google

Friedrich den Großen wiederholt am Rande des Abgrundes aufrecht hielt, sich abermals in gleichem Maße wiederholen würde. Das Fortbestehen des Dreibundes nun bildet eine Garantie gegen derartige übermächtige Coalitionen wider Deutschland, die bei aller derzeitiger Friedensgeneigtheit der Großmächte und ungeachtet aller Gegengewichte dennoch nie aus dem Bereiche der Möglichkeit ausscheiden werden, so lange es überhaupt noch ernste Differenzen auf politischem Gebiet zwischen den Nationen giebt. Sobald jedoch Deutschland in einen ernsten Gegensatz oder Conflict mit einer anderen Macht geriethe, würde der Zweibund das natürliche Gravitationscentrum für diese Macht bilden und das Entstehen einer noch stärkeren, bedrohlichen Coalition, sowie das Wiedererwachen alter Revanchegelüste und Rivalitäten die fast unabwendbare Folge sein. Für Deutschland erscheint zwar mit der Wiedervereinigung des Reiches die Periode der Arrondirung und der Gebietsvergrößerung auf dem Continent vorüber. Es bedarf indeß noch der ferneren inneren Consolidation seines vielgestaltigen Staatenbundes, sowie der ungestörten maritimen und colonialen Entwickelung und daher noch weiterer Ruhe. Die militärischen Verhältnisse liegen überdies bei einer Coalition gegen Deutschland keineswegs mehr so verhältnißmäßig günstig, wie zu der Zeit, als Friedrich der Große allein, nur durch das englische Hilfsheer von hannoverschen, braunschweigischen, oldenburgischen und hessischen Truppen und britische Subsidien unterstützt, gegen Oesterreich, Frankreich, Rußland und Schweden in die Schranken trat. Denn in jener Epoche verfügte Preußen über eine im Verhältniß zu seinem damaligen Gebiet und seiner damaligen Bevölkerungszahl außerordentlich starke und zugleich den Nachbarheeren weit überlegen ausgebildete und schlagfertigere Armee. Sie war bei Beginn des Krieges 200000 Mann stark und erreichte einschließlich des englischen Hilfsheeres 240000 Mann, die im ersten Kriegsjahre, 1756, bloß mit 17000 Sachsen abzurechnen hatten, und denen zu Anfang des Jahres 1757 zwar 358000 Mann, jedoch auf 5 verschiedenen weit von einander getrennten Kriegsschauplätzen, und zwar 76000 und 60000 Oesterreicher in Böhmen und Mähren, 100000 Franzosen am Niederrhein, in Hessen-Kassel und Hannover, sowie 100000 Russen in Ostpreußen, und 22000 Schweden in Pommern gegenüberstanden. Bräche heute nach etwaiger Nichterneuerung des Dreibundes ein Krieg zwischen Deutschland und dem Zweibunde aus, so würde dieser dem deutschen Heer etwa das Doppelte von zum Kriegsdienst geeigneten und ausgebildeten Mannschaften gegenüberzustellen vermögen. An Kampftruppen der 1. Linie stünden den 23 deutschen Armeecorps 25 russische und 20 französische, mithin ebenfalls etwa die doppelte Anzahl gegenüber. Träte etwa noch eine andere continentale Großmacht dem Zweibund bei, so würde sich diese Ueberlegenheit auf annähernd die 3fache oder doch $2^1/_2$fache steigern. Ueberdies wäre die qualitative und tactische Ueberlegenheit der deutschen Truppen über diejenige der Coalitionsmächte, wenn auch vorhanden, so doch nicht mehr in dem hohen Grade gegeben, wie dies zur fridericianischen Zeit der Fall war. Auch die Schlagfertigkeit und Kriegsbereitschaft der in Betracht kommenden gegnerischen Heere ist heute ungefähr die gleiche wie die des deutschen, so daß also nur noch die allerdings sehr werthvollen Vortheile der einheitlichen Kriegsleitung, — wenn auch bei getrennten Kriegsschauplätzen — sowie einer gewissen, gegen früher freilich geminderten tactischen Ueberlegenheit zu Gunsten des deutschen Heeres in's Gewicht fallen würden. Nichtsdestoweniger würden die Aussichten des Kampfes in Anbetracht des bedeutenden Vortheils, welchen hauptsächlich eine einheitliche Kriegsleitung bietet, nicht allzu ungünstig sein, und der Kampf selbstverständlich mit aller Energie aufgenommen werden. Allein er würde zweifellos, zumal in Anbetracht des ungewissen Ausgangs auf werthvolle Bündnisse nicht mit Sicherheit zu rechnen wäre, ein großes Risico in sich schließen. Ihm aber beugt das Fortbestehen des Dreibundes unbedingt vor, so daß die weitere Existenz dieser Allianz im Interesse der ferneren Aufrechterhaltung des europäischen Gesammt-Friedens und Gleichgewichts geboten erscheint.

Verlängert man den Bund jedoch nicht, sondern löst ihn auf, so würde dieser oder jener bisherige Theilnehmer des Dreibundes in der Isolirung zu stärkeren militärischen Anstrengungen und zu größeren militärischen Aufwendungen genöthigt sein. In Folge dessen würde sich das deutsche Reich bei seiner, Landangriffen auf drei Seiten ausgesetzten ungünstigen Lage ohne starke natürliche Grenzen, dem fortbestehenden Zweibund und der immerhin möglichen Gefahr einer noch stärkeren Coalition gegenüber, voraussichtlich in erster Linie zu einer neuen Heeresverstärkung veranlaßt sehen, und eventuell dazu schreiten müssen, sämmtliche Diensttauglichen in's Heer einzustellen, neue Armeekorps zu bilden, sowie sein Befestigungssystem noch mehr zu erweitern. Das $^3/_4$ Milliarden-Kriegsbudget würde sich noch beträchtlich steigern und ohne neue Steuern oder neue Anleihen nicht aufzubringen sein. Bei derartigen Verhältnissen müßte überdies die zur Förderung der „Weltpolitik" und zum Schutz unseres Handels, sowie unserer überseeischen Interessen und der Küsten bestimmte Ausgestaltung der Flotte stark beeinträchtigt werden, und das vorhandene, quantitative Uebergewicht der ebenfalls in der Vermehrung begriffenen französischen und russischen Flotte sich noch mehr zu unseren Ungunsten geltend machen.

Die Bestrebungen zur Absprengung Italiens und Oesterreich-Ungarns vom Dreibund sind, wie bekannt, vorhanden, und bereits wird der Ruf nach neuen Allianzen, in Anbetracht des Rückganges der Wehrmacht Frankreichs, jenseits der Vogesen laut. Wenn jene Bestrebungen auch noch nicht die genügende Kraft besitzen, um ihr Ziel zu erreichen, so giebt es doch kein geeigneteres Mittel, ihrer weiteren Entwickelung völlig die Spitze abzubrechen, als die abermalige Verlängerung des Dreibundes. Im Interesse der weiteren friedlichen Entwickelung Deutschlands nach innen und außen, sowie zur Vermeidung einer weiteren erheblichen Steigerung der Militärlasten erscheint daher das Fortbestehen des Dreibundes, unter Ablehnung etwa dafür geforderter unerträglicher Opfer, für uns nothwendig und geboten. Für die militärisch schwächeren Glieder des Dreibundes aber, Oesterreich-Ungarn und Italien, dürfte diese Nothwendigkeit in noch höherem Maße gelten.

Briefgeheimniß und Kronrecht in England.

Von Karl Blind.

Seit längerer Zeit ist der Verkehr zwischen England und Süd-Afrika doppelt erschwert. Am Cap und in den Buren-Freistaaten, die durch eine vorläufig auf dem Papier stehende Verordnung zu englischen „Ansiedelungen" erklärt worden sind, sitzt der Censor, der darüber verfügt, was hierher gemeldet werden darf, und arbeiten die Postamts-Späher, deren Geschäft die Erbrechung der Briefe ist. „Dem Censor verdorre die Hand!" sangen wir einst vor 1848 mit einem damals bekannten Lied.

Selbst des Briefwechsels mit ehemaligen Ministern der Cap-Ansiedelung, die die Probe ihrer Reichstreue in langjähriger Parlaments-Thätigkeit und im Amtsdienste abgelegt hatten, muß man sich jetzt enthalten, will man nicht für Post-Spione einen Lesestoff liefern. Hatten doch die Herren Merriman und Sauer sich erkühnt, im vorigen Sommer in London und anderwärts einfach die Wahrheit über die Sachlage in Süd-Afrika zu sagen. Geborener Engländer und von gemäßigter Gesinnung, stimmte Herr Merriman,

Digitized by Google

desgleichen sein holländischer Amtsgenosse Sauer, der der Enkel eines Deutschen ist, noch kurz vor Beginn des Krieges für Ausrüstung eines Schiffes zur englischen Flotte als Zeugniß der Ergebenheit der Cap-Bevölkerung. Doch da diese Männer in London unbequeme Thatsachen mitgetheilt und Gerechtigkeit für die schnöde mißhandelten Republiken verlangt hatten, mußte der erstgenannte Minister es sich gefallen lassen, bei der Rückkehr auf seinem Landgute in Stellenbosch eingebannt und von der Außenwelt abgesperrt zu werden — ohne irgendwelche Anklage, lediglich nach russischer Art „auf dem Verwaltungswege".

Wer wollte da durch Briefwechsel noch weiter zu solchen Maßregeln Anlaß geben?

So wird uns also hinsichtlich der südafrikanischen Vorgänge ein Schleier über die Augen gezogen. Die Regierung ihrerseits möchte überall so tief wie möglich blicken. Dazu dient bekanntlich das auch auf dem Festlande seit alter Zeit berühmte „Schwarze Cabinet". Von vielen Seiten her wird neuerdings geklagt, daß Briefe, die aus Süd-Afrika nach England oder von hier nach dorthin gingen, geöffnet worden sind; daß eine Sicherheit oder „Heiligkeit des Briefgeheimnisses", wie man sich früher mit kindlicher Unschuld ausdrückte, nicht mehr vorhanden ist.

Nun ist allerdings der Kriegszustand sowohl über die Südafrikanische Republik und den Oranje-Freistaat (so möchte ich diese nicht-englischen, holländischen Niederlassungen doch noch nennen), als auch über die Cap-Ansiedelung verhängt worden. Unter dem Kriegszustande können Briefe gewiß behördlich geöffnet werden; vorausgesetzt, daß es nicht insgeheim, sondern als anerkannte Maßregel geschieht und auf dem Brief-Umschlag, falls das Schreiben abgeliefert wird, eine betreffende Bemerkung angebracht ist. Das ist dann nicht mehr das „Schwarze Cabinet", sondern ein kriegsrechtliches Verfahren.

In Bezug auf Englands gegenwärtiges Verfahren am Cap steht indessen die Sache so, daß der Kriegszustand dort ganz ungesetzlich — nämlich ohne Zustimmung des Cap-Parlamentes — ausgerufen worden ist. Nach dem auch dort geltenden englischen Rechte kann nämlich der Kriegszustand über die bürgerliche Bevölkerung nimmermehr ohne Einwilligung der Volksvertretung verhängt werden. So wenig achtet man jedoch heutzutage das Recht, daß das Cap-Parlament widerrechtlich auf längere Zeit vertagt worden ist und ganz ungesetzlich die Steuer-Erhebung und -Verwendung weiter fortgeführt wird.

Wie es freilich mit der Wahrung des Briefgeheimnisses hier in England selbst, und zwar in ganz ruhigen Friedenszeiten einst gehalten worden ist, das zeigt der scheußliche Fall des Ministers Sir James Graham. Er ließ verstohlener Weise in der Mitte der vierziger Jahre die Briefe des damals als Verbannter in London lebenden Hauptes der italienischen Demokratie, Mazzini's, öffnen und verrieth den Inhalt an die Wiener Regierung. Die Folge war, daß die Brüder Attilio und Emilio Bandiera, geborene Venetianer und Söhne des österreichischen Admirals Baron Bandiera, Beide selbst früher auf der Flotte dienend, nebst sieben anderen Genossen als Mitglieder des Bundes „Das junge Italien" den Tod durch die Standrechtskugel erlitten. Der Fall erregte ungeheueres Aufsehen. In der englischen Presse und im Parlament gab sich die tiefste Entrüstung kund. Seit damals nennt man die Verletzung des Briefgeheimnisses das „Grahamisiren".

In Mazzini's „Gesammelten Werken" finden sich die ausführlichen Einzelheiten darüber. Attilio Bandiera hatte am Schlusse eines seiner Schreiben „volles Vertrauen auf die bekannte Ehrlichkeit der englischen Post" (fidando sempre sulla nota lealtà delle poste inglese) ausgesprochen und sich daher Briefe unter seinem eigenen Namen nach dem damals unter englischer Herrschaft stehenden Korfu aus London kommen lassen. Das brachte ihm und seinen Genossen den Tod.

Mazzini erzählt, wie er persönlich die Beweise erhielt für die geheime Erbrechung von Briefen, die er, um die Post zu entlarven, an sich selbst richtete. Unter das Siegel versteckte er ein Haar. In den Brief streute er ein klein wenig Staub und verschloß Alles gut, so daß Nichts herausfallen konnte. Als das Schreiben ankam, war das Haar unter dem Siegel und der Staub verschwunden!

Mazzini schreibt (Band V, S. 364):

„Dem edeln Vertrauen Attilio Bandiera's in die „bekannte Ehrlichkeit" der englischen Post antwortete die englische Regierung dadurch, daß sie planmäßig während sieben Monate mit niederträchtigen Künsten und Nachfälschungen, die der verworfensten italienischen Polizeiwirthschaft würdig waren (con arti infami e contraffazioni degni della più abbietta poliziuccia italiana), meinen Briefwechsel entsiegelte und, was darin wichtig war, dem neapolitanischen und österreichischen Cabinete mittheilte. Ein nichtswürdiges Verfahren, das die englische Nation mit Entrüstung erfüllte, und das ich zur öffentlichen Kenntniß brachte."

Und weiter bemerkt Mazzini: Die englischen Minister haben die Kniffe Talleyrand's und Fouché's angewandt und sich an der Ermordung jener Vaterlandsfreunde, die ein einiges, freies Italien erstrebten, zu Mitschuldigen gemacht.

Im Unterhause brachte Herr Thomas Duncombe die Sache zur Sprache. In beiden Parlaments-Häusern wurden Untersuchungs-Ausschüsse eingesetzt. Und „obwohl ihre Berichte so gefaßt waren, daß sie den Unfug eher abmilderten, als ihn in seiner ganzen Abscheulichkeit enthüllten", bewiesen sie immerhin, daß von 1806 bis 1844 alle Minister sich nach einander durch diese Art, Erkundigungen einzuziehen, entehrt hatten. „Nicht allein meine Briefe und diejenigen anderer Verbannten," schreibt Mazzini, „waren geöffnet worden, sondern auch die Briefe vieler Engländer, darunter Parlaments-Mitglieder; und das Verbrechen war in allen Fällen mit Künsten zu verdecken gesucht worden, die durch das Strafrecht zu ahnden sind — nämlich mittels Fälschung von Siegeln, Nachahmung von Stempeln u. dgl. m."

Lord Aberdeen suchte sich bei der Verhandlung darüber mit einer „auf Ehre" abgegebenen Unwahrheit herauszuziehen. Sir James Graham erging sich gegen Mazzini in einer Verleumdung, die er nachher öffentlich zurückzunehmen gezwungen wurde. Darüber sagte Mazzini in einer Zuschrift an die Londoner Presse: „Wenn Staatsmänner sich dazu erniedrigen, die Rolle von Lügnern und Fälschern zu spielen, so kann man sich nicht wundern, daß sie auch zu Verleumdern werden."

In englischen Regierungskreisen berührt man noch heute nicht gern öffentlich die Frage über das gesetzliche Verhältniß in Sachen des Briefgeheimnisses. Die Krone schreibt sich nämlich das Recht der Brief-Erbrechung auch in Friedenszeiten unter allen Umständen zu! Das ist einer der vielen faulen Punkte in der sogenannten, von der schlecht unterrichteten deutschen Presse immer über den Daus gelobten englischen „Verfassung", die eigentlich in klarer, gesetzlich festgestellter Form — wie ich schon früher in der „Gegenwart" auseinandersetzte — gar nicht vorhanden ist. Die Engländer genießen thatsächlich viele Freiheitsrechte. Gesetzlich aber ist die Unsicherheit so groß, daß stets die äußerste Wachsamkeit erforderlich ist.

*

Von dem „Schwarzen Cabinet" auf dem Festlande habe ich im Anfange der fünfziger Jahre manche erbauliche Probe erfahren. Ich erhielt einmal in Brüssel ein größeres, wohlverschlossenes und versiegeltes, auf demokratische Angelegenheiten bezügliches Schreiben aus Paris. Es enthielt außer dem Briefe eine Menge Einlagen. Als ich diese Alle nach

Digitized by Google

einander öffnete, fand sich mitten unter ihnen ein an einen Brüsseler Großkaufmann gerichtetes, in kleinem Umschlage befindliches Briefchen eingeschlossen, das den Poststempel „Paris-Passy“ trug. Wie verschlüpfte sich dies hinein?

Eine äußerliche Verletzung des größeren, gesiegelten Briefes an mich war nicht erkennbar. Alles war sehr geschickt gemacht worden. Nur hatte man in der Eile das nicht für mich bestimmte Brieflein in die vielen Einlagen unversehens eingeschoben!

Es bestand damals ein Napoleonisches „Schwarzes Cabinet“, das auf der Eisenbahn zwischen Paris und Brüssel rasch arbeitete. Belgien wurde zu jener Zeit durch das zweite Kaiserreich beinahe wie eine Pariser Polizei-Präfectur behandelt. Als ich dem Brüsseler Kaufmann seinen Brief übergab und mir den Empfang bescheinigen ließ, war seine Empörung begreiflicher Weise groß. Vielleicht war das so winzige Briefchen von zarter Hand.

In England hatte ich später, gegen Ende der fünfziger und im Anfange der sechziger Jahre, ebenfalls von nur allzu augenscheinlichen Briefverletzungen während eines Vierteljahres zu leiden. Sie waren jedoch so grob ausgeführt, daß wohl ein fremdländisches Spitzelthum, das sich hinter einen Briefträger gesteckt hatte, die Ursache war. Wiederholte Klagen brachten denn auch endlich Abstellung des Unfuges.

Im vorigen Sommer kam einer meiner Briefe, in welchem Chamberlain's Politik umfassend beleuchtet war, zerrissen in Berlin an. Ich erhielt den amtlich dort wieder versiegelten Umschlag als Beweis von dem Empfänger, dem Herausgeber dieser Zeitschrift, zurück. Ein kleines Stück des Aufsatzes war bei der geheimen Erbrechung losgerissen worden und fand sich nicht mehr in der Handschrift.

Ich wandte mich sofort mit einer Beschwerde an das Londoner Ober-Postamt, konnte aber während fast zwei Monate, trotz wiederholter Klage, keine befriedigende Auskunft erlangen. Zuletzt wurde in Berlin festgestellt, daß „der Brief dort bereits zerrissen angekommen war“. Eine weitere Auskunft über diesen geheimnißvollen Vorfall war nicht zu erreichen. Die Thatsachen aber sprechen laut genug.

Ein moderner Physiker über den Spiritismus.

Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin).

In einem kürzlich erschienenen Werke nimmt der geniale österreichische Physiker Professor Ernst Mach (der sich soeben von der Lehrthätigkeit zurückgezogen hat) zur Frage des Spiritismus in sehr bemerkenswerther Weise Stellung. Da aber das Werk selbst, in dem diese Ausführungen ein eigenes Capitel bilden, kaum in die Hände eines weiteren Laienpublicums gerathen dürfte (das Werk heißt „Principien der Wärmelehre“ und ist bei Ambr. Barth, Leipzig, erschienen), so mag hier das Wesentliche des Mach'schen Gedankenganges kurz erzählt werden. Der Sinn für „das Wunderbare“, das Frau Nora mitten aus den alltäglichen Lebensverhältnissen emporsteigen zu sehen hofft, ist nach Mach in einer anderen Vermummung auch das psychologische Leitmotiv des Spiritismus. Auch die „Spiritisten“ möchten ihr „Wunderbares“ haben, so glatt auf den Tisch, „als ob das Wunder Münze wäre“.

Von dem Neuen, dem Ungewöhnlichen, dem Unverstandenen geht aber, wie Mach gerechterweise hervorhebt, ursprünglich und im letzten Grunde aller Reiz zur Forschung aus. Das Gewöhnliche, dem wir angepaßt sind, geht fast spurlos an uns vorbei, nur das Neue reizt uns stärker und erregt unsere Aufmerksamkeit. Der allgemein verbreitete Sinn für das Wunderbare ist demnach auch für die Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft von größter Bedeutung. Die Anfänge aller Wissenschaft sind mit Zauberei verbunden.

Heron von Alexandrien benützt seine Kenntniß der Luftausdehnung durch Wärme zur Herstellung von Zauberkunststückchen; Porta beschreibt seine schönen, optischen Entdeckungen in der „Magia naturalis“; Hirscher verwendet sein physikalisches Wissen zur Construction der „Laterna magica“, und in Enslin's „Thaumaturgus“ dienen die merkwürdigsten naturwissenschaftlichen Thatsachen lediglich dem Zweck, Uneingeweihte in Verwunderung zu setzen. Zu dem Reiz des Merkwürdigen gesellte sich naturgemäß bald der Trieb, sich durch Geheimhaltung der entdeckten Thatsache ein höheres Ansehen zu geben, hieraus Nutzen zu ziehen und eine größere Macht oder den Schein einer solchen zu erwerben. Nur unter dem Schutz dieses Deckmantels konnte Jahrhunderte lang die verdächtige Wissenschaft dem ewig mißtrauischen Sinn der Menge Trotz bieten; die Astronomie mußte sich als Astrologie, die Chemie als Alchemie verpuppen, und die Grenzen zwischen Betrügern, Selbstbetrügern und betrogenen Betrügern werden sich bei der historischen Betrachtung kaum jemals strenge ziehen lassen. Darwin hat hinreichend nachgewiesen, daß ursprünglich zweckmäßige Gewohnheiten fortbestehen können, auch wo sie schon nutzlos und gleichgiltig sind. Dies erscheint nun nach Mach der psychologische Kern der Denkgewohnheit zu sein, welche dem modernen Spiritismus zu Grunde liegt; sie ist in unserer nüchternen Zeit ein atavistischer Rückfall in die wahllose Sehnsucht nach dem Wunderbaren.

Der Fehler dieser Gedankenrichtung, von der der zeitgenössische Spiritismus nur ein hervorragendes Symptom ist, liegt übrigens nach Mach nicht in der Beachtung des Ungewöhnlichen, welche ja auch der wissenschaftliche Naturforscher nicht versäumen darf. Der Fehler liegt auch nicht etwa darin, daß unsere Naturerkenntniß für nicht erschöpfend, nicht abgeschlossen gehalten wird. Kaum wird ein Naturforscher denken, daß weitere große Entdeckungen unmöglich seien und daß ein fundamental neuer, ungeahnter Zusammenhang von Thatsachen nicht mehr gefunden werden könnte. Der Fehler liegt vielmehr in dem kritiklosen Jagen nach dem Wunder und in dem kindischen, gedankenlosen Vergnügen daran. Die Beachtung des Ungewöhnlichen ist, wie Mach hervorhebt, schließlich nur das eine Moment, durch welches die Naturerkenntniß wächst.

Die Auflösung des Ungewöhnlichen in Alltägliches, die Beseitigung des Wunderbaren ist die nothwendige Ergänzung. So zieht denn — wie Mach mit seiner psychologischen Unterscheidung bemerkt — die Erklärung des Wunders für Viele eine Art Enttäuschung mit sich, während der wahre Forscher das Wunder als einen peinlichen, seelischen Fremdkörper empfindet.

Wie stark und elementar aber selbst bei namhaften Gelehrten das atavistische Bedürfniß nach dem Wunderbaren hervortreten kann, lehren einige persönliche Erfahrungen, die Mach in seinem Werke mittheilt. Als in der Universitätsstadt X. (man wird kaum fehlgehen, wenn man als den Ort der Mach'schen Erzählung Leipzig und als ihren Hauptheldn A. den verstorbenen Astronomen Zöllner ansieht) eine Anzahl hervorragender Naturforscher, nennen wir sie A., B., C., dem Spiritismus verfiel, war für Mach ein solches Vorkommniß ein interessantes psychologisches Problem, weßhalb er beschloß, sich die Situation in der Nähe anzusehen. An der Spitze des Zirkels stand A., den er seit Jahren kannte. A. empfing Mach sehr freundlich, berichtete ihm über die wunderbaren Ergebnisse seines Verkehrs mit den Geistern und erging sich in lebhaften Schilderungen der Vorkommnisse bei den Sitzungen. Auf Mach's Frage, ob er die erzählten Dinge auch wirklich Alle genau beobachtet habe, meinte A.: „Ja, wissen Sie, ich habe eigentlich nicht so sehr Viel gesehen, aber denken Sie! — Beobachter waren C., D. u. s. w.!“ Da-

Digitized by Google

gegen sagte C.: „Das, was ich gesehen habe, würde mich eigentlich noch nicht so recht überzeugen, aber bedenken Sie, daß Forscher, wie A., B., D. zugegen waren und die Vorgänge auf's Schärfste beobachtet haben u. s. w." Mit Recht glaubt Mach aus diesem circulus vitiosus keinen anderen Schluß ziehen zu dürfen, als daß das Wunder eben bei allen Mitgliedern des Kreises auf einen freundlichen Empfang rechnen konnte. Die Hauptmerkwürdigkeit, die ihm A. zeigte, war aber ein Elfenbeinring, der auf den Fuß eines runden Tisches während einer spiritistischen Sitzung nur aufgezaubert sein konnte — falls nicht etwa die Tischplatte locker auffaß und auf unmerkliche Weise geschickt für einen Moment entfernt worden war. Letzteres vermuthete Mach nämlich nach dem Aussehen der Platte und theilte diese Vermuthung einem gemeinschaftlichen Bekannten W. mit, zugleich mit der Bemerkung, daß A. bei seiner Vorliebe für Wunder wohl nie versucht haben würde, ob es sich so verhalte. Mehrere Jahre nach A.'s Tode traf Mach wieder den gemeinschaftlichen Bekannten W. Die Sache kam zufällig zur Sprache, und W. konnte bestätigen, daß, als man nach A.'s Tode den berühmten Zaubertisch umstellen wollte, dem Träger bei einer kräftigeren Berührung plötzlich die Platte in der Hand blieb, während der Fuß herabfiel. So war denn der namhafte Forscher A. während der vielen Jahre, da er sich mit spiritistischen Experimenten beschäftigte, so völlig in den Bannkreis seiner vorgefaßten und erhofften Resultate gerathen, daß er schließlich nicht mehr den intellectuellen Muth hatte, die elementarsten Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, welche seine Ansicht hätten erschüttern oder zum Wanken bringen können. Man kann daraus schließen, wie desorganisirend derartige Versuche auf experimentell ungeschulte Geister wirken müssen, und wieviel auf ihre angeblichen „Beobachtungen" bei spiritistischen Versuchen gegeben werden kann.

Literatur und Kunst.

Sprachliche Scharmützel.

Von Eduard Engel (Berlin).

Karl Spitteler in Basel, der auch reichsdeutschen Lesern nicht unbekannt gebliebene schweizerdeutsche Schriftsteller, ist ein grundgescheidter, um jeden Preis selbstständig denkender Mann, den man nicht auf den breiten, staubigen, gemeinen Heeresstraßen findet, sondern meist auf allerlei lustigen schmalen Seitenwegen. Auf diesen sieht man viel schönere Dinge als auf den breiten Heeresstraßen, aber es kann Einem widerfahren, daß man sich verbiestert und in den Sumpf geräth, der am Ende doch noch widerwärtiger ist als die staubige breite Straße. In seinen bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienenen gesammelten Essais „Lachende Wahrheiten" findet sich neben Vielem doch eben nur für den Tag, der es geboren, bestimmten Feuilletongut auch manches nachdenkliche und zum Weiterdenken anregende Wort, das man so bald nicht vergißt, und schließlich kann man ja von keinem Schriftsteller, und gehörte er selbst zur Gattung der sich immer zum Geistreichsein verpflichtenden, verlangen, daß nun wirklich Satz an Satz sich wie eine leuchtende Perle an die andere reihe, Jeder den Andern überstrahlend durch den unerhörten Glanz nie zuvor gedachter Gedanken.

Karl Spitteler ist Schweizer, und als solchem räume ich ihm nicht ganz ohne Neid einen Vorsprung ein vor uns Deutschen, zumal uns norddeutschen Städtern: stärkeres Sprachgefühl. Um so wunderlicher hat mich in dem „Sprache" überschriebenen Abschnitt dieser Sammlung ein kleiner Abschnitt berührt, der den Untertitel „Ohne es" führt. Er beginnt: „Da lese ich in einem Nekrolog über die Wolter: „Aber das Theater besuchte sie regelmäßig. Ohne es war das Leben für sie kein Leben." Schön. Dahin sind wir also glücklich gelangt. Ohne es! Der Verfasser wollte natürlich sagen: „ohne dasselbe." Aber das wagte er nicht, weil er voraus sah, kritische Prügel zu erhalten, wenn er sich das verfehmte Wörtchen, gegen welches seit einigen Jahren eine bissige Hetzjagd im Schwange ist, zu schulden kommen ließe." Und dann folgen noch einige Seiten der abgedroschensten Versuche, das wirklich greuliche derselbe, dieselbe, dasselbe zu vertheidigen. Nicht einen einzigen geistreichen Grund weiß Spitteler anzuführen, sondern da kommt er angezogen mit all' den längst in ihrer ganzen Dürftigkeit bloßgestellten Scheingründen, die übrigens zum Glück keinen Schriftsteller mehr überzeugen können, dessen Sprachgefühl einmal auf diesen wunden Punkt hingelenkt wurde.

Zunächst ist das Beispiel, von dem er ausgeht, grundfalsch. Der Nekrologschreiber, wahrscheinlich ein Oesterreicher, verstand eben nur nicht, sich richtig deutsch auszudrücken. Wo steht geschrieben, daß man, um „ohne dasselbe" zu vermeiden, nichts Anderes schreiben kann als „ohne es"? Ich habe in meinem ziemlich langen Schriftstellerleben einige dicke Bücher geschrieben, — in keinem kommt derselbe, dieselbe, dasselbe in anderer Bedeutung vor als in der einzig richtigen: gleichbedeutend mit französischem le même, la même; aber in keinem habe ich das falsche derselbe ersetzt durch ebenso falsches „ohne es". Nun wird mein Styl zweifellos der Mängel viele haben; noch niemals aber hat mir die Kritik den Vorwurf gemacht, ich schriebe gezwungenes Deutsch. Wer hinderte den Nekrologschreiber, einfach zu wiederholen: „Ohne das Theater war das Leben für sie kein Leben"? Wo steht geschrieben, daß die wichtigsten Wörter einer Gedankenreihe nicht in den aufeinander folgenden Sätzen zuweilen wiederholt werden dürfen? Sie müssen wiederholt werden, wenn ihre Ersetzung durch Fürwörter Ungelenkigkeiten erzeugt. Aber auch das ist in dem angeführten Satze gar nicht der Fall; der Nekrologschreiber durfte sehr wohl sagen: „ohne dies war das Leben für sie kein Leben". Leider ist es ja bei der Mangelhaftigkeit unserer Jugenderziehung im Deutschen so weit gekommen, daß wir in vielen zweifelhaften Fällen gar nichts Besseres thun können, als uns beim Französischen Rath zu holen. Würde etwa ein Franzose auf den närrischen Gedanken kommen, in einem solchen Falle zu sagen: sans le même ꝛc.? Er würde entweder sagen: sans le théâtre, oder sans cela, oder er würde eine andere Wendung wählen, etwa: sans ce plaisir-là.

Dann aber kommt das alte Gerede, womit jeder deutsche Schriftsteller, dem man grobe Sprachunrichtigkeiten nachweist, sich zu vertheidigen sucht: „Goethe, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer haben sich nicht im Mindesten besonnen, derselbe für er und dasselbe für es zu setzen." Und Herr Spitteler fährt mit dem Gefühl, etwas besonders Schlaues zu sagen, fort: „In meiner Naivetät zog ich daraus den Schluß: wenn Sprachmeister ersten Ranges ein Wort gerne (?) in den Mund nehmen, so werde das Wort wohl kein so sträflicher Unsinn sein. Es scheint, daß dieser Schluß unrichtig ist." Es scheint nicht nur, Herr Spitteler, sondern dieser Schluß ist unrichtig. Haben Sie schon einmal den alten lateinischen Satz gelesen: Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe —? Goethe und Gottfried Keller haben doch sozusagen noch einige andere Dinge gethan, als sich des falschen Fürwortes derselbe bedient; nämlich sie haben uns etliche Kunstwerke hinterlassen, die der Welt zur ewigen Kunstfreude gereichen. Seid wie Goethe und Gottfried Keller, und Euch soll nicht nur derselbe statt er, sondern noch manche andere Sprachdummheit verziehen werden. So Ihr aber

Digitized by Google

nichts seid als recht gewöhnliche, mehr oder minder talentvolle Anfüller von reinlichem Schreibpapier mit überwiegend entbehrlichem Gerede, so befleißiget Euch wenigstens eines fehlerfreien Deutsch, damit Ihr doch irgend eine Daseinsberechtigung erlanget!

Wie steht es mit dem mißbräuchlichen derselbe bei Goethe, Gottfried Keller und vielen anderen unserer großen Schriftsteller? Alle unsere großen Dichter ohne Ausnahme wurden hineingeboren in die bei uns zur Regel gewordene sprachliche Formlosigkeit. Man stelle sich das Deutsche um die Mitte des 18. Jahrhunderts vor, das Goethe als Handwerkzeug seiner Kunst mit auf den Lebensweg bekam. Auch dem größten Dichter ist es nicht gegeben, zwei so ungeheure Dinge auf einmal zu thun: große Kunstwerke zu schaffen und seinem Volk eine vollendete, fleckenlose Sprache zu schenken. Hätte Dante nicht schon ein brauchbares Italienisch vorgefunden, wie es uns die älteste italienische Lyrik aufweist, so wäre die Göttliche Komödie nicht auch ein so classisches sprachliches Kunstwerk geworden. Für die Dichter aller Völker hatte die künstlerische Sprachausbildung vorgesorgt; keinem großen Dichter, außer den deutschen, weder Shakespeare noch Corneille ward die ungeheure Aufgabe zugewiesen, Werkzeug und Kunstwerk zugleich zu schaffen. Bewundern muß man unsere Großen des 18. Jahrhunderts, daß sie der Nation und der Welt nicht nur unvergängliche Meisterwerke geschenkt, sondern thatsächlich noch die Riesenarbeit geleistet haben, eine deutsche Schriftsprache zu schaffen. Daß sie bei diesem so ungeheuren Werke, mit dem kein Dichter anderer Nationen sich vergleichen darf, die deutsche Sprache nicht bis in alle ihre Winkel hinein geläutert haben, daß sie nicht mit dem bewußten Willen, wie z. B. die französischen Classiker, auch als Sprachschulmeister gewirkt haben, um alle Zweifel für immer zu beseitigen, wer will ihnen daraus einen Vorwurf machen? Aber wer darf sich auch unterstehen, sich auf jene Großen zu berufen zur Vertheidigung der eigenen Stumpfheit sprachlichen Kunstsinnes! Es bleibt dabei: Goethe und Gottfried Keller lesen wir mit immer neuem Genuß, obgleich sie bedauerlicher und überflüssiger Weise statt er, sie, es hin und wieder, gar nicht gern, sondern doch nur als Ausnahme und aus Unachtsamkeit auf das Kleine, derselbe, dieselbe, dasselbe gesetzt haben. Unsere neuesten Classiker aber werden vor den Lesern einer nahen Zukunft einen schweren Stand haben, wenn die ihnen entgegenhalten: Etwas Neues, Tiefes, Besonderes zu sagen wißt Ihr nicht, gemeine Sprachfehler macht Ihr obendrein, was ist also überhaupt an Euch? — Man vertheidige sich, wie man will und kann gegen den Vorwurf, schlechtes, falsches Deutsch zu schreiben; man lasse aber unsere Classiker als Eideshelfer dabei gefälligst aus dem Spiel.

Deutsche Witzblätter.

Von Eduard Engels (München).

I.

Die Münchener.

München ist die Stadt des genügsamen Behagens. Man erstrebt nicht allzu viel, um desto bälder gar nichts mehr erstreben zu brauchen. Ruhe heißt das Glück, nicht Bewegung; Zusehen, nicht Thätigsein. Wozu auch weit ausschauende Unternehmungen wagen? Sich auf große Speculationen einlassen? Erstens kostet es Kopfzerbrechen, um solche Dinge überhaupt nur auszuhecken, und zweitens bereiten sie selbst im Fall des Gelingens mehr Sorge und Aufregung als eigentliches Lebensglück. Nein, der Münchener ist eine viel zu künstlerisch veranlagte Natur, um nicht vor allen Dingen immer zuerst an's Genießen zu denken. Gute Tage will er haben, nicht von sich reden machen, Einfluß gewinnen oder die Welt regieren. Leben und Lebenlassen ist seine Loosung. Er greift Niemanden an, um nicht selber angegriffen zu werden, ist zuvorkommend, bescheiden, umgänglich, voll köstlicher Schonung für jede Besonderheit und wäre sie selbst Narrheit. Eine grenzenlose Gutmüthigkeit ist die Grundlage seines Wesens. Er ist derb, aber grundgut. Und so gedeiht in seiner Nähe alles Das, was anderwärts zu Grunde gehen würde: das Kleine, Schwache, Verkommene einerseits und das Problematische, Originelle, Neue andererseits. In der Stadt des alleinseligmachenden Schlaraffenthums wurde bisher jede neue Epoche der deutschen Kunst geboren.

Warum eigentlich nicht auch jede neue Epoche der deutschen Wissenschaft?

Weil Wissenschaft just eben das erfordert, was München fehlt: nüchternen, kalten, unaufhörlich vorwärtsdringenden Verstand.

München ist naiv, die Wissenschaft bewußt, München möchte genießen, die Wissenschaft arbeiten, München will am Concreten sich gütlich thun, die Wissenschaft das Abstracte erobern, München versucht die Gegenwart zu ergreifen, die Wissenschaft in's Zeitlose zu streben.

Genie des Herzens und — Genie des Kopfes.

Damit sind wir auf dem Punkte, Münchens Begabung für die Witzblatt-Literatur zu erkennen. Schon das Wort Witz in seiner schlagenden Kürze, mit seinem spitzen i, seinem kratzenden tz ist so unmünchenerisch wie nur möglich. Ein so schneidiges, aggressives, dolchscharfes Lautgebilde würde die schwere Münchener Zunge nie erfunden haben. Dagegen nehme man einmal das Wort Humor. Ich weiß, es stammt aus dem Englischen, nicht aus dem Bayerischen, aber wirkt es nicht so dunkelbraun, so dickflüssig und unergründlich behaglich wie — bayerisches Bier? Humor: glaubt man nicht die dumpfe Luft der noch halbbäuerischen Münchener Kneipe zu spüren, oder mit wohlbeleibten, langsam ihres Weges ziehenden Münchener Bürgern durch die lieben krummen, alten Straßen zu torkeln?

München hat nicht Esprit, Unruhe, Bosheit genug zum Witz. Sein Theil ist das gutmüthige, ein bissel schwerfällige, treuherzige Lachen, das Niemanden verwundet.

Und so ist sein bodenständigstes Witzblatt, die Fliegenden Blätter, das genaue Spiegelbild der Stadt selber geworden. Was die unzähligen Fremden nach München führt, das verschafft auch den Fliegenden ihre vielen Leser: der Eindruck naiven Behagens, über dem die Kunst ihre Hand hält. In München und bei der Lectüre der Fliegenden vergessen wir, daß wir arme, gehetzte, von Geschäften, Politik, gesellschaftlichen Verpflichtungen um jeden Genuß betrogene Großstadtnomaden sind. Eine mollige Phäakenruhe bettet uns auf weiche Pfühle, die Kunst umgaukelt uns mit ihren Melodieen, und wir spüren entzückt, daß wir trotz allen Erlistens und Erraffens im Getriebe des Weltmarktes die holden Gaben unserer Jugend, das Träumen und das Lachen, noch nicht verlernt haben.

Die Fliegenden (gegründet 1844) waren das erste deutsche Witzblatt, das über die Schlagbäume einer einzelnen Stadt oder eines einzelnen der 36 deutschen Vaterländchen von ehedem hinaus eine allgemeine Verbreitung in Deutschland gesucht und gefunden hat. Die werbenden Eigenschaften Münchens traten eben als werbende Eigenschaften des Blattes auf. Man kaufte sich in den Fliegenden das denkbar billigste Billet zu einer Reise in die unvergleichliche Isarstadt.

Nun muß man freilich nicht glauben, daß die Fliegenden Blätter von heute noch immer die Fliegenden Blätter von einst wären. Sie haben in ihren 56 Jahren, die sie nun bestehen, manche Wandlung durchgemacht. Im Großen und Ganzen dürften drei Phasen zu unterscheiden sein: eine politische, die in absteigender Linie bis zum 70er Kriege

Digitized by Google

reicht, eine literarische, die in der nachmärzlichen Reactionszeit einsetzt und beim Heraufkommen der jüngstdeutschen Poetengeneration erlahmt, endlich eine künstlerische, oder wenn man will, illustrative, deren Erstarken mit dem Eintritt der literarischen Ebbe beginnt. Das erste Heft enthält eine harmlose Erzählung „Das Heidelberger Faß" von E. Fentsch mit Illustrationen von Braun, vier illustrirte Sprichwörter und acht Bilderscherze politischen Charakters. In den folgenden Heften treten dann „Eisele und Beisele" ihre berühmte Reise durch Deutschland an, und Moritz v. Schwind liefert seine wundervollen Zeichnungen. Ich erinnere bloß an den Weihnachtsmann und den Gestiefelten Kater. In den achtundvierziger Jahren absorbirt die Politik das ganze Interesse der Redaction. Eisele und Beisele werden von Barnabas Mühlhuber und Casimir Heulmaier abgelöst, denen sich schließlich als Dritter im Bunde der Master Vorwärts gesellt. Spitzweg spottet in köstlichen Zeichnungen über eingerostetes Kleinbürgerthum und steuert sein hinreißend komisches „Freicorps-Wachtstubenfliegen" bei. H. Dyck, der bedeutendste unter den Politikern des Blattes, nimmt es mit Georg Herwegh an revolutionärer Energie auf. Servilismus, Polizistenunfähigkeit, Canzleiblödsinn, Fürstenhochmuth werden von ihm und Anderen mit wüthenden Hieben gegeißelt. Die vermeintlichen Erfolge der 48er Kämpfe werden mit hellem Jubel aufgenommen. Schon holt man den deutschen Adler zu Frankfurt a. M. aus seiner Gefangenschaft im — Hühnerstall hervor. Für die deutsche Kaiserkrone wird ein würdig Haupt gesucht. Aber dann kommt die Enttäuschung. Und die Censur! Allaugenblicks wurde das Blatt confiscirt! Um die Mitte der fünfziger Jahre erschien eine Nummer, die folgende Erklärung brachte: „Da die Fliegenden Blätter in den letzten Monaten zu wiederholten Malen confiscirt wurden, wird die Verlegung ihres Schauplatzes in's Ausland unseren Lesern hinlänglich motivirt erscheinen." Thatsächlich trugen die folgenden Nummern ein türkisches Gewand; alle Figuren, selbst der berühmte „Staatshämorrhoidarius" erschienen beturbant. . . .

Leider haben die Fliegenden aus der Türkei nie wieder den Weg in die deutsche Politik zurückgefunden. Sie verzichteten fortan darauf, an den großen Bestrebungen der Nation mitzuarbeiten. Aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man von dieser Desertion viel Aufhebens machen wollte. Es giebt eben noch andere Culturmissionen außer der Politik, und der damals wichtigsten, der literarischen, galt fortan das ganze Streben des Blattes. Ich habe mich oft darüber gewundert, wie wenig Leute heute noch wissen, daß einmal die Fliegenden ein führendes Literaturblatt gewesen sind. Dennoch hat es eine Zeit gegeben, wo kein junges Talent entdeckt wurde, das nicht seinen Weg über die Fliegenden genommen hätte. Und von den Aelteren hielten sich die Besten nicht für zu vornehm, um als Mitarbeiter aufzutreten. Geibel, Justinus Kerner, Gerstäcker, Scheffel, Felix Dahn, O. von Redwitz, Eckstein, Sacher-Masoch, Stinde, Franzos, Lingg, Greif, Rosegger u. A. stehen oft genug im Inhaltsregister der Bände verzeichnet. Es war damals die Blüthezeit der Fliegenden. Busch und Oberländer entfesselten mit ihren genialen Zeichnungen in ganz Deutschland Stürme der Heiterkeit. Alles was in Kunst und Literatur Rang und Namen hatte, interessirte sich für das Blatt. Die Behörden hatten keinen Anlaß zur Unzufriedenheit mehr. Das Ausland forderte Uebersetzungen in fremde Sprachen. Die erfolgreichsten Witze und Illustrationen fanden in den berühmten Münchener Bilderbogen eine Verbreitung bis in die Kinderstuben hinein. Die Zahl der Abonnenten war Legion.

Aber dann brach die neue Zeit an. Der Socialismus pochte mit seiner schwieligen Faust an die Thür, die Literatur erklärte all' jene Größen, die auch die Fliegenden bedient hatten, in Acht und Bann, in der Kunst wand die Autokratie der Farbe dem Maler den Zeichenstift aus der Hand. Es war eine Epoche grimmigen Ernstes, die den Sinn für das Lachen verloren zu haben schien und nicht mehr verspottete, was ihr mißfiel, sondern ganz einfach vernichtete . . .

Für die Fliegenden wäre es nun an der Zeit gewesen, sich zu entscheiden. Sie konnten, wie einst in den vierziger Jahren, an dem großen Kehraus Theil nehmen oder sie konnten sich auf die Seite der Reaction schlagen. Aber sie ergriffen gar keine Partei. Für die Revolution zu alt, für die Reaction zu jung, steuerten sie mitten zwischen Scylla und Charybdis hindurch. Wahrscheinlich hatten sie gehofft, auf solche Weise die Majorität auf ihrer Seite zu behalten, und die Erfahrung lehrt, daß sie sich nicht verrechnet haben. Nur freilich hätten sie auch noch erwägen sollen, daß eine Compromißmajorität niemals irgend welchen Anspruch auf die Führung machen kann und daß, wer Nichts wagt, auch Nichts gewinnt. Wahrscheinlich machen die Fliegenden heute bessere Geschäfte als alle anderen Witzblätter; irgendwelche Mission außer derjenigen der Unterhaltung haben sie jedoch schon längst nicht mehr. Ihre Rolle als Culturfactor ist ausgespielt, sie leben von Zeitvertreibs Gnaden. Hätten sie nicht so gute Illustrationen, wer weiß, ob man sie überhaupt noch in die Hand nähme. Die Illustrationen aber sind, besonders in technischer Beziehung, vielfach mustergiltig. Die Redaction weiß sehr gut, weßhalb sie seit Jahren den Text immer mehr kürzt und die Bilder immer mehr häuft. Und es darf nicht verschwiegen werden, daß die Auswahl der Zeichnungen ohne jede Voreingenommenheit gegen die modernen Kunstprincipien erfolgt. Von Stuck und Thomas Theodor Heine ist mancher Beitrag angenommen worden, und die Blätter von E. Kirchner, Harburger, Hengeler, Schlittgen könnten ganz gut in einer auf die Moderne eingeschworenen Zeitschrift wie etwa der „Jugend" oder dem „Simplicissimus" stehen.

Die „Jugend" und der „Simplicissimus" sind ungefähr gleichalterig, die Eine 1896, der Andere 1897 geboren. Sie nahmen die Aufgabe der Fliegenden eben dort wieder auf, wo Jene sie im Stich gelassen hatten: beim Hereinbruch der neuen Zeit. Hatten die Fliegenden die Epigonenliteratur gepflegt, so öffneten sie der modernen Literatur die Spalten. Hatten Jene sich nur nach und nach mit der modernen Kunst angefreundet, so traten sie sofort als Bannerträger dieser Kunst auf. Und hatten Jene das Politisiren an den Nagel gehängt, so nahm es der Simpel wieder keck herunter, während die Jugend dem dreisteren Genossen zunächst bloß verschämt zuschaute.

Ueber die Jugend muß man sich heute kurz fassen, denn es scheint ihr leider nicht besonders gut zu gehen. Ihr wesentlichstes Verdienst war ihre Gründung; das, was man im Laufe der Jahre aus ihr gemacht hat, ist über ein ewiges Tasten und Suchen nicht hinausgediehen. Es fehlte an jenem rücksichtslosen Muth der Selbstbestimmung, der Erfolge gewinnt, weil er an Erfolge glaubt. Es fehlte wohl auch an einem Programm. Wer vermag z. B. heute zu sagen, was die Jugend eigentlich will? Daß sie Bismarck verehrt und die Pfaffen nicht leiden kann, ist das Einzige, was über sie feststeht. Auch das mag noch als erwiesen gelten, daß sie in den Spuren des Goethebundes wandelt und die Buren gegen die Engländer in Schutz nimmt. In allen sonstigen Stücken irrlichtelirt sie hin und her. Selbst in der Literatur scheint sie nicht zu wissen, was sie soll. Oft genug findet man sie in der „Gartenlaube" sitzen. Und was besonders bezeichnend für sie ist: man kann ihre Hefte ruhig lagern lassen, sie sind nach einem Jahr fast eben so actuell wie am Tag ihres Erscheinens. Wogegen aber auf das Entschiedenste protestirt werden muß, das ist der Mißbrauch, der jetzt vielfach mit dem Worte „Jugendstyl" getrieben worden. Mag sein, daß die Jugend sich im Lauf der Jahre ziemlich weit von der wahren Modernität entfernt hat; daß ihr ehrlicher Titel zum Schimpfnamen der falschen Modernität auserkoren wurde, ist eine Tactlosigkeit, die an Undankbarkeit grenzt. Denn das

Digitized by Google

muß der Jugend nachgerühmt werden: sie hat sich die Principien der modernen Decoration zu einer Zeit zu Nutze gemacht, als bei uns in Deutschland Niemand daran dachte, aus den Errungenschaften der Malerei für das Buchgewerbe zu profitiren. Hirth's Vorgehen, das soll dankbar anerkannt werden, ist auf diesem Gebiete recht eigentlich bahnbrechend gewesen, und man braucht nur unsere heutigen illustrirten Journale, vom Aeltesten bis zum Jüngsten anzuschauen, um zu erkennen, nach welchem Vorbild sie sich alle eingerichtet oder umgewandelt haben. Das Verdienst der Jugend war und ist wesentlich künstlerisch, malerisch. Wir säßen noch heute in der trostlosen Farbenarmuth von ehedem, wenn nicht die Jugend die Augen der Menge zur Farbenfreude, ja gelegentlich zur Farbenfrechheit erzogen hätte. Kunstausstellungen haben da nur geringen Einfluß, die Masse kann man nur durch Masse zwingen. Nie hat man während der letzten 10 Jahre den Einfluß der Kunst auf das Leben stärker gespürt, als in jenen Tagen, wo sich die Schaufenster der Buchhandlungen und die weiten Mauerflächen der Plakattafeln mit den bunten Titelblättern der Jugend zu füllen begannen! Da mochte der Aerger der Philister nun noch so groß sein: Was sich neben so viel Farbe überhaupt noch zur Geltung bringen wollte, mußte das monotone Kleid von ehedem ausziehen und bunt wie ein Blumenstrauß daher kommen! Allenthalben in den Auslagen, auf den Firmentafeln, im Anstrich der Häuser, an den Möbeln, den Kleidern der Damen, den Cravatten der Herren, überall wagten sich die kräftigeren, lebendigeren, sinnlicheren Farben hervor. Und München, tolerant wie immer, stellte sich dieser Entwickelung nicht in den Weg. Mehr noch, es nahm sie so willig auf, daß man sagen könnte: nur in München war eine That wie die Gründung der Jugend möglich. Man müßte dann allerdings noch hinzufügen: nur in München konnte eine solche Gründung auch so bald entarten. Als nämlich die bunten Titelblätter ihre Wirkung gethan hatten, blieb von der Jugend nichts mehr übrig als ein Bißchen Literatur, und für die Literatur ist der Münchner nun ein Mal nicht zu haben, selbst für bessere nicht als die der Jugend.

Stämmiger entwickelte sich der Simplicissimus. Hier war Alles, was dort fehlte, vorab ein Wille und ein Ziel. Resoluter und folgerichtiger ist nie ein Blatt in die Höhe gewachsen als dieses. Angst und bange konnte Einem werden, so ging das vorwärts, entschlossen, kraftvoll, brutal unaufhaltsam. Der Gottseibeiuns, der ein Frauenzimmer mit sich fortreißt, war das klug gewählte Symbol des Unternehmens. Der Teufel, das ist die Summe aller gährenden, zerstörerischen, demokratischen Kräfte der Zeit, das Frauenzimmer die radicale Mehrheit Deutschlands, die, zu schlaff zu eigenen Thaten, sich lachend von dem Geist, der stets verneint, mit fortreißen läßt. Der Simpel ist stets von einer nicht zu überbietenden Actualität. Und was die Hauptsache ist: er faßt sich stets kurz und bündig. Nie hat man nöthig, ein stilles Plätzchen aufzusuchen, um ihn zu genießen. Der Münchener Biermensch, der ohnedies nur im Wirthshaus liest, kann ruhig seinen Maßkrug in der einen, den Simpel in der anderen Hand halten. Ja, die Anwesenheit des Simpel muß ihm wie die gesalzenen und gepfefferten Radi den Genuß des Bieres erhöhen. Dabei wird ihm nicht ein Mal zugemuthet, aus seiner Sphäre herauszutreten, er befindet sich stets unter Seinesgleichen: derben Kerlen in nicht allzugut sitzenden Kleidern, Weiblichkeiten, wie er sie stets über die Straßen laufen sieht, Bauern, die er von seinen sonntäglichen Bierreisen her nur zu gut kennt. Und natürlich braucht er sich in einer solchen Gesellschaft nicht zu geniren. Seine Manieren sind mindestens ebenso gut, wie die der Wilke'schen, Paul'schen, Heine'schen Helden, knüppeldick fallen die Worte, und wenn man den Gegner nicht durch Geist niederzwingen kann, so bearbeitet man ihn wenigstens mit den Fäusten . . . Wie gesagt, das ist alles gut Münchenerisch. Aber dann ist auch noch etwas Fremdes, ich weiß nicht, ob ich sagen soll Jüdisches oder Norddeutsches darin, das um seiner Fremdartigkeit Willen reizt. Der Simpel hat nämlich mitunter — und dafür sorgt vor Allem der urechte Semit Heine — Witz, wirklichen Witz! Er ist von einer Bosheit, nach der man an der Isar mit der Laterne suchen könnte. In seinem zweiten Symbol, jener rothen Dogge, die sich von der Kette losgerissen hat, gesteht er selbst, was für ein bissiger Köter er ist. Nichts ist dieser Dogge heilig. Sie zerreißt dem Schutzmann so gut wie Sr. Majestät die Hosen. Kirchlich gesinnt ist sie schon gar nicht. Sie hat an mehr als einer Bethausthür ihre Nothdurft verrichtet. Nur ein einziger Ort scheint ihr heilig zu sein, da bellt sie nicht, da beißt sie nicht, da ist sie mustergiltig stubenrein: die Börse! Sollte die Bestie vielleicht, ehe sie zum Simpel kam, einem großen Plusmacher gehört haben? Es ist schade, daß es für die Hunde keinen Gotha giebt, wie für die Pferde.

Im Uebrigen glaube ich, daß die Dogge des Simplicissimus nützlichstes Hausthier ist. Ohne ihn hätte er sich wahrscheinlich so wenig behaupten können, wie die übrigen Münchener Witzblätter. Denn die Dogge in ihrer aggressiven, mannhaften, energischen Tüchtigkeit mag der beste Propagandamacher sein, den man sich denken kann. Ihr Bellen überhört man nicht, auch wenn man noch so taube Ohren hätte. Und lieber noch wirft man ihr ein Stück Wurst in den Rachen, als daß man mit ihren Zähnen Bekanntschaft machte. Es geht eben nichts über jenes „schneidige" Auftreten, daß dem „gemüthlichen" Münchener so sehr verhaßt ist und worauf doch aller Erfolg beruht und beruhen wird.

Ja, es hat sein Bedenkliches, die Stadt des genügsamen Behagens zu sein! Die Fliegenden haben's gespürt, die Jugend spürt's, vielleicht wird es sogar die Stadt selbst noch einmal spüren. . . .

Die Kunst in Sprüchen.

Von Max Bewer (Dresden).

Künstler und Philister.

Die Kunst ist nur ein Luxustand,
Die kann der Mensch entbehren,
So spricht der bied're Hausverstand,
An Würden schwer und Ehren.

Geschmückt strahlt wie vom Juwelier
Des Abendhimmels Ferne,
Und dennoch lebt so manches Thier
Vergnügt auch ohne Sterne!

Entbehrlich ist in Wald und Flur
Der Vöglein hold Geflüster,
Nothwendig dünkt in der Natur
Allein sich der Philister!

Entbehrlich ist im Weltenraum
Selbst uns'res Erdballs Treiben,
Doch das im Ernst ist denkbar kaum,
Wo soll Herr Meyer bleiben? . . .

*

Ehrsucht.

Wie sehr Du auch an Ehren hängst,
Du mußt Dich nicht drum zanken,
Nur, was Du still und einsam denkst,
Wird einst Dein Volk Dir danken!

Digitized by Google

Denn Ruhm kann sich der stärkste Held
Nicht mit Gewalt erzwingen,
Ruhm kommt von selbst, wie in der Welt
Der Schatten folgt den Dingen!

*

Künstler und Dilettant.

Der Künstler nimmt die Kunst zum Weib
Und bleibt ihr treu ergeben,
Er weiht sich ihr mit Geist und Leib
Für dieses ganze Leben.

Der Dilettant spielt mit der Kunst,
Verliebt wie in ein Hündchen,
Auch er bleibt treu in seiner Gunst,
Pro Tag ein Viertelstündchen!

*

Mäcen.

Nicht der ist vornehm, der in Hüll' und Fülle
Der Ehren Schmuck auf seiner Brust vereint,
Und wo er geht in seines Dünkels Stille
Sich unter Tausenden der Erste scheint;
Nein, vornehm ist,
Wer stets mit Zartheit ist bedacht,
Das Edle vorzunehmen dem Gemeinen,
Und so, indem er Unterschiede macht,
Der Unterscheidung selbst muß werth erscheinen,
Ob er bescheiden auch den eignen Werth verhüllt,
Indem er eines höh'ren Geistes Sehnsucht stillt!

Siehst Jenen Du, so achte ihn gering,
Damit er seine Nichtigkeit
An Deinem Stolz empfinde,
Doch triffst Du diesen an,
So präge tief in's Herz Dir seine Züge,
Denn er trägt Gottes Angesicht
In seiner Seele stiller Güte,
So weit es Raum
In eines Menschen Antlitz findet!

*

Eigenart.

Wer will in seiner Art besteh'n,
Geh' ruhig seinen Weg für sich,
Denn jegliches Zusammengeh'n
Beeinflußt und verändert Dich.
Der muß ein Riesendampfer sein,
Wer in der Menge sich bewegt
Und aus der Fluth sich kann befrei'n,
Die jeder Geist an seinen schlägt!

*

Skizze.

Glaubst Du Dein Ziel nie zu erreichen,
Wie sehr Du Deine Kraft anspannst,
Mußt Du doch nie die Segel streichen,
Thu frisch nur immer, was Du kannst!

Glaub' nicht, daß je ein ernstes Streben
Für alle Zeit verloren ist,
Vielleicht, daß Du zu höh'rem Leben
Jetzt selbst nur erst die Skizze bist!

Auch der Natur wird kaum gelingen
Ein großer Geist auf einen Schlag,
Drum überlaß Dich nur den Dingen
Und Gott, was daraus werden mag!

*

Sterne und Künstler.

Die Sterne, deren Strahlen erdwärts kamen,
Die kennt man nun an ihrem Licht,
Sie haben Rang, bekommen einen Namen,
Sie selber aber wissen's nicht; —
So hat wohl oft in stillen Stunden
Ein Künstler unser Herz erfreut,
Dem keine Lippen es bekunden
In seiner Einsamkeit!

*

Künstlerblick.

Schau still und ruhig in die Welt,
Damit Dein Geist ein richtig Bild erhält,
Ein schwanker Spiegel kann nichts seh'n,
Ein fester Sinn nur kann die Welt versteh'n!

*

Geister und Sterne.

Am Himmel stehen viele Sterne,
Doch alle sehen wir noch nicht,
Es braucht oft viele tausend Jahre,
Bis auf die Erde sinkt ihr Licht.

So wandeln auch im Volke Geister,
Von ihrer Zeit ganz ungeseh'n,
Erst spätere Geschlechter lernen
Bewundernd ihren Glanz versteh'n!

*

Meister und Jünger.

Ein Künstler selbst vom allerhöchsten Rufe,
Der sich der Zeit Bewunderung erstritt,
Gilt morgen nur als eine kleine Stufe,
Auf die ein Frechdachs tritt.

Er sucht ihn übertreibend auszustechen
Und macht dadurch der Welt nur doppelt klar,
Wie grundverschieden doch von diesem Frechen
Der Meister schlicht und tief und einfach war!

*

Realisten.

Mich wundert, daß sie das Alltags-Malen
Noch immer mit hohen Preisen bezahlen,
Was man nicht lebend nimmt geschenkt,
Sich noch gemalt in's Zimmer hängt!

*

Einem Ungeduldigen.

Wie nur Dein Herz verdrossen ist,
Daß Du noch nicht verstanden bist,
Daß Deinem Schaffen sich die Welt
Nicht anders gegenüberstellt,
Als theilnahmlosen Schooßes? . . .
Wer gleich von ihr verstanden wird,
Ist der wohl etwas Großes? . . .
Es dauerte wohl tausend Jahr,
Eh' Christi Wort verbreitet war,
Und wie viel Zeit wird wohl vergeh'n,
Eh' man ihn erst wird ganz versteh'n?

*

Künstler und Jäger.

Der Künstler läßt die Phantasie
Durch alle Reiche schweifen,
Er will in einer höh'ren Welt
Das Bild der Schönheit greifen;

Digitized by Google

Oft greift er zu, oft sieht er auch
So himmlische Gestalten,
Daß er, von Andacht still erfaßt,
Nur kann die Hände falten;
Er scheut, mit Erdensinnen sie
Zu sich heranzuwinken,
So wie ein Jäger vor dem Reh
Läßt seine Büchse sinken!

Partituren.

Von Hermann Springer.

„Wenn Du größer wirst, verkehre mehr mit Partituren als mit Virtuosen.“ So räth Schumann in seinen Haus- und Lebensregeln. Wenn Du in der musikalischen Kunst nach dem Rechten und Echten trachtest, so gehe dem Blendwerk aus dem Wege und suche den Geist zu erfassen. „Du mußt es so weit bringen, daß Du Musik auf dem Papiere verstehst,“ lautet ein anderer der Schumann'schen Sprüche. Musikalisch denken, Musik nicht allein in den Fingern, sondern im Kopf und Herzen zu haben, mit dem inneren Tonsinne Klänge zu erwecken — dazu sollte sich Jeder zu bringen suchen, dem es mit der Kunst ein wenig ernst ist. Die Stunden, die man emsiger Etüdengymnastik schenkt, würden oft weit ersprießlicher auf Musiklektüre verwendet. Wer sich ein Dichtwerk im Theater in der rechten Weise anschauen will, der weiß, wie wohl er daran thut, sich vorher seinen Shakespeare oder was es sonst ist, in stiller Stunde zur Hand zu nehmen und das Buch mit einem klärenden Blick auf die bedeutsamen Einzelheiten zu durchlaufen. Der gewissenhafte Musikmensch soll es nicht anders machen. Ehe er sich zum Genusse einer Symphonie oder eines Kammermusikwerkes aufmacht, soll er, wo es geht, dem Stücke, das man ihm vorspielt, mit dem Musikverstande näherzukommen suchen. Und das wird ihm jetzt leichter gemacht als in Schumann's Tagen. Wir kommen in die Zeit, wo sich ein Jeder in seiner Hausbibliothek ebenso seinen Beethoven, seinen Brahms und seinen Wagner aufstellen kann wie die Größen der Dichtkunst. Wir sind auf dem Wege, von den großen Werken der Meister, welche die Höhen unserer Kunstentwickelung bezeichnen, Partiturausgaben zu bekommen, die durch ihre Handlichkeit und vor Allem ihren billigen Preis Jedermann die Kenntniß der Originale ermöglichen. Denn die Partituren sind nicht nur zum Nachlesen bei der Aufführung da, zumal sie da die Aufmerksamkeit oft zu sehr auf technische Details lenken und den Totaleindruck schmälern können, — sie sollen in erster Linie dem beschaulichen Studium dienen. Nichts Besseres giebt es zur Stärkung des Musiksinnes, als wenn man sich bemüht, aus den oft verworren erscheinenden Linien der Partitur das Klangbild herauszugestalten. Diesen Punkt notirt Schumann noch besonders. In Florestan's und Eusebius' Denk- und Dichtbüchlein heißt es: „Als ein junger Musikstudirender in der Probe zu der achten Symphonie von Beethoven eifrig in der Partitur nachlas, meinte Eusebius: Das muß ein guter Musiker sein. Mit nichten, sagte Florestan, das ist der gute Musiker, der eine Musik ohne Partitur versteht und eine Partitur ohne Musik. Das Ohr muß des Auges, und das Auge des äußeren Ohres nicht bedürfen.“

Seit Jahren schon hat sich der Musikfreund gewöhnt, die kleinen gelben Hefte von Payne's Kammermusikpartiturausgabe aus dem Verlage von Ernst Eulenburg in Leipzig bei der Hand zu haben. Von Haydn, Mozart, Dittersdorf über Beethoven, Cherubini, Spohr, Schubert, Schumann, Mendelssohn zu Neueren wie Sgambati, Tschaikowsky führend, geleitet die Edition mit ihren rund 250 Nummern durch weite Gebiete der Kammermusik hindurch. Ihr reihen sich seit einiger Zeit Eulenburg's kleine Orchesterpartituren an. In handlichen Bänden, die im Durchschnitt eine bis zwei Mark kosten, findet man hier die symphonischen Hauptwerke der Klassiker und Romantiker vor, dazu kommen einzelne Werke der Concertliteratur von Beethoven bis Tschaikowsky. Jetzt hat nun der Verlag seine Ziele in erfreulicher Weise noch weiter gesteckt. Es handelt sich um nichts Geringeres als um eine Brahms- und eine Berliozausgabe im Rahmen jenes Unternehmens, das seine praktische Brauchbarkeit so schön erwiesen hat.

Wenn es moderne Musik giebt, die nicht nur mit dem unmittelbaren Empfinden, sondern mit dem sich gründlich einbohrenden Musikverstande erfaßt werden will, so ist es die Brahms'sche. Wohl hat Brahms auch Musik gemacht, die ohne den Umweg über die zergliedernde Reflexion den Weg zum Herzen findet, Werke, wie etwa die zweite Symphonie in D-dur, die echten romantischen Dichtergeistes Kind ist, oder das wunderbar jugendfrische Claviertrio in H-dur Op. 8, das in stolzem Melodienstrome dahinbraust. Aber wie viele Brahms'sche Werke giebt es, die vor Allem beim erstmaligen Hören, trocken, trübe und grau erscheinen mögen! Erst die nähere Bekanntschaft mit der Partitur schließt ihre interessanten Seiten und ihren Kunstgehalt auf, und das oft etwas abstrakt ergrübelte Spiel mit tönenden Formen gewinnt Leben und Farbe. So wird die Handausgabe, welche mit Genehmigung des Originalverlegers Simrock durch den Eulenburg'schen Verlag veranstaltet worden ist, das Verständniß der Brahms'schen Werke ohne Zweifel glücklich fördern. Vier Bände enthalten die Symphonien des Meisters, sechzehn weitere sind mit der Kammermusik angefüllt. Bei dieser gilt es vor Allem, durch gründliches Mitarbeiten die Schönheiten zu erobern. Hier waren die kleinen Partituren ein Desiderat von wahrer Dringlichkeit.

Im Orchesterstyl kann man sich keinen schneidenderen Gegensatz denken als den zwischen Brahms und Berlioz. Dort vornehme, unsinnliche Kühle, spröde Farbengebung, hier ein temperamentvoll bewegtes Orchestergemälde mit scharfen Contrasten, glänzenden Einzeleffecten, blendenden, oft schmerzhaft grellen Lichtern. Beinahe fünfzig Jahre ist es her, daß der Gedanke einer deutschen Berliozausgabe auftauchte, im Kopfe des Componisten selber, der 1854 in einem Briefe von dem Traume einer „sorgfältigen deutschen Ausgabe in Leipzig“ redet. Jetzt, wo das Verlagsrecht der Compositionen des französischen Meisters frei geworden ist, ist der Plan doppelt in Erfüllung gegangen. Breitkopf und Härtel haben eine große kritische Berliozausgabe in's Werk gesetzt, die von Felix Weingartner und Charles Malherbe besorgt wird und eine sichere Grundlage für die Berliozinterpretation abgiebt. In weiteren Kreisen für den Meister zu wirken, vermag sie kaum, da sie nothgedrungen immerhin kostspielig ist. Da treten die wohlfeilen kleinen Ausgaben des Eulenburg'schen Verlags ein. Sie bringen elf Ouverturen und die drei großen symphonischen Werke Symphonie phantastique, Harald en Italie und Roméo et Juliette, also im Grunde alles Bedeutende von Berlioz' Instrumentalmusik. Arthur Smolian hat ansprechende und sachkundige Einführungen dazu geschrieben, Ausstattung und Stich sind, wie immer, tadellos. Die Zeit liegt nicht zu fern hinter uns, wo diese Berlioz'schen Schöpfungen für bloße Curiositäten galten. Die neue Ausgabe wird an ihrem Theile dazu helfen, daß das immer gründlicher anders wird.

Ein Schatz, dem ein Musikerherz mit ehrfürchtiger Sehnsucht entgegenschlägt, sind Richard Wagner's Riesenpartituren. Der Musikanten und Musikfreunde, die ein Wagner'sches Werk in der Originalgestalt in ihren Besitz bringen konnten, gab es wohl verschwindend wenige. Jetzt wird durch die Verlagsanstalt B. Schott's Söhne in Mainz das unmöglich Scheinende möglich gemacht. Ein schmächtiger Octavband in biegsamem englischen Leinen liegt vor mir — die vollständige

Digitized by Google

Orchesterpartitur des Rheingolds. Die so complicirte Aufgabe des Stichs ist glänzend gelöst, der Notentext füllt trotz seiner Kleinheit mühelos und scharf in die Augen. Eine interessante Zugabe ist für Manche vielleicht der französische Wortlaut der Dichtung nach der mustergiltigen neuen Uebersetzung von Alfred Ernst, dem verdienten, leider so früh verstorbenen Wagnerkenner. Das Verblüffendste an der neuen Partitur ist ihr Miniaturumfang, der bei den nahezu siebenhundert Seiten des Buches kaum glaublich erscheinen will. Der Verlag hat Dies durch Verwendung eines ausgezeichneten, festen und dabei ungemein dünnen „deutschen Chinapapiers" erreicht und damit die Stärke des Bandes auf ein Taschenformat reducirt. Er ist für den erstaunlich geringen Preis von dreißig Mark zu haben, und in derselben Weise werden sich wohl bald die anderen Werke des Ringes anreihen. Wer möchte dem Verlage nicht dankbar sein für dieses kleine Wunderwerk?

Wer in das Gewoge des Nibelungenorchesters unterzutauchen gelernt hat, den wird es wohl auch gelüsten, den kühnen Neuerern, die nach dem Bayreuther Meister erstanden sind, in die Werkstatt zu blicken. Als ein typisches Beispiel für die Differencirung und Steigerung der musikalischen Ausdrucksmittel in unserer nachwagnerischen Zeit darf man Richard Strauß' „Heldenleben" betrachten. Die Orchesterpartitur dieses Werkes liegt in einem geschmackvollen Bande aus dem Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig zum Preise von nur fünf Mark vor. An Complicirtheit moderner Orchesterpolyphonie, an verwegener Verschlingung der musikalischen Gedanken überbietet diese Strauß'sche „Symphonie" wohl Alles neben ihr, selbst die Zarathustradichtung. Und trotzdem ist die Sprache des Werkes ungemein klar und plastisch, die Logik der Architektur überraschend und greifbar. An der Hand der Partitur kann ein Jeder einen lehrreichen Einblick in diese symphonische Musik allermodernsten Gepräges thun und im Einzelnen verfolgen, mit welch' sicheren, kühnen Strichen die Persönlichkeit des „Helden" mit seinem stolz sich aufschwingenden Motiv im glänzenden Es-dur hingestellt wird; wie die Holzbläser mit schrillem, grämlichen und hämischen Getön das Philistergeschwätz seiner Widersacher anheben; wie süßer Gesang einer Sologeige eine Episode seliger Ruhe einleitet; wie dann grelle Trompeten hinein in den Kampf rufen, bis endlich das Leben des Helden mit dessen „Weltflucht und Vollendung" in milder Resignation und feierlicher Verklärung ausklingt. Wohl mögen Conservativgesinnten Angesichts der verwegenen Streiche des Componisten die Haare zu Berge stehen — Strauß schafft sich eben in Harmonik und Contrapunkt neue Gesetze und scheert sich nicht um Schönheitsrücksichten, wenn es ihm gilt, charakteristisch zu sein. Wer ihm seine grimmigen Kakophonien nicht vergeben kann, der mag sich durch die prachtvolle Poesie anderer Stellen versöhnen lassen, die in süßesten Wohllaut getaucht sind. Es giebt nichts Fesselnderes als in der Partitur des Näheren zu beobachten, wie der Tondichter aus den einzelnen Klangkörpern seine Farben mischt — zu immer neuen berauschenden Reizen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Einsamkeit.

Von Heloise v. Beaulieu.

„Ja, der Herbstregen," sagte einer der Freunde trübträumerisch aus der Stille heraus, in die sie versunken waren. „Der hat so was! Habt Ihr auch bemerkt, daß der Regen im Herbst einen ganz anderen Tonfall hat, als ein Sommerregen? Ein Sommerregen ist wie ein Scherzo in D-dur oder ein anmuthiges, träumerisches Capriccioso, dem man gern in friedlichem Behagen ein Stündchen lauscht. Es ist ein Weilchen Ausruhen nach dem Allegro mit den lauten Fanfarenklängen von Sonnigblau, Mohnroth und hellen Mädchenkleidern. Der Herbstregen klingt ganz anders —"

„Ganz anders," bejahte lebhaft ein Zweiter. „Er ist wie trostloses Weinen, er macht uns frösteln in einem Gefühl von Kälte, Oedigkeit, Einsamkeit! —"

Einsamkeit — — —

Ein paar Minuten Schweigen. Nur der Regen rauschte, und die entlaubten Zweige von wildem Wein tasteten zitternd an die Fensterscheibe, wie frierende, hülflose Kinderhände.

„Einsamkeit," begann einer nach einer Weile mit gedämpfter Stimme. „Es giebt vielerlei Einsamkeit. Ich erinnere mich einer Episode in meinem Leben, wo ich Einsamkeit empfunden habe, wie nie vor- oder nachher. Das war dort oben im Lande. Das Teufelsmoor war noch nicht entdeckt damals. Ich hatte mich so danach gesehnt, einmal ganz allein und ungestört zu arbeiten, ohne der Möglichkeit ausgesetzt zu sein, einen Menschen zu treffen, der mich kannte. Ich hatte so viel von den Menschen gelitten; ich vermied ihre Berührung, auch die mit den einfachen, schwerblütigen Bewohnern jener kargen Scholle.

Eine weit vom Dorf entfernt ganz einsam gelegene kleine Kathe, die schon lange unbewohnt stand, war meine Behausung. Furcht kenne ich nicht. Des Tags über malte ich im Freien, des Abends kroch ich in meiner Hütte unter und freute mich, daß Niemand da war, um den ich mich zu geniren brauchte, an dem ich mich ärgern konnte.

Aber die Einsamkeit taugt dem Menschen nicht, — nicht auf lange. Eines Abends kam ich von der Arbeit heim, etwas ermüdet vielleicht. Kennt Ihr eine Moorlandschaft? Es giebt nichts Einsameres. Und die öde Weite der Natur mit ihrem schweren Himmel, dem endlosen grauen Horizont fing plötzlich an, auf mir zu lasten. Mit einem nie gefühlten Unbehagen eilte ich meiner Hütte zu, es war mir fast, als rettete mich der Eintritt vor etwas, das da draußen war, vor etwas Unerträglichem. Doch es war nicht besser drinnen. Als ich an meinem Heerde stand, dessen Feuer nicht brennen wollte, da bedrängte es mich, wie etwas physisch Fühlbares, wie ein Gespenst, das neben mir saß, und mich anglotzte. Das war die Einsamkeit. O, nicht umsonst gilt Einzelhaft für die schwerste Strafe! Sie macht wahnsinnig auf die Dauer! Um mich vor Wahnsinnsschauern zu retten, stürzte ich hinaus, in's Freie. Draußen war es inzwischen kalt geworden; nur wenig über dem Horizont hing schief der schmutziggelbe, abnehmende Mond. Wie ein boshaftes, krankes Auge schielte er nach mir. Vom Moor her scholl der eintönige Ruf eines Wasservogels; — als ob die Einsamkeit eine Stimme bekommen habe und klagte in der Nacht.

Da habe ich geschrien nach Menschen, irgend einem Menschen, wer es auch sei. Wenn ein Handwerksbursche, wenn ein entsprungener Sträfling des Weges gekommen wäre, ich hätte ihn aufgenommen wie einen Bruder. Nur um eine menschliche Stimme zu hören, der entsetzlichen Einsamkeit zu entfliehen. Aber Niemand kam, — es kommt nie Jemand. Da bin ich davon gestürzt, zum nächsten Dorf; die meisten Häuser waren dunkel, doch in einem war Licht, dort saßen Männer beim Kartenspiel. Und ich habe mein Gesicht an die Scheiben gepreßt, — die Flüche klangen mir wie Musik — und gewünscht, ich wäre einer von ihnen.

Es ist Vermessenheit vom Menschen, die Einsamkeit zu suchen. Er ist zu klein in der großen Natur, er erträgt sie nicht." — —

„Wohl kann man sich sehr einsam fühlen in der Natur," sagte ein Anderer. „Aber ich empfinde nie intensiver, wie fremd, wie schutzlos und verloren wir sind in der Welt, — wie furchtbar einsam, — als im dichten Menschengewühl einer Großstadt. Die kalten, fremden Gesichter, die lieblose Hast, mit der Alles an einander vorbeieilt, die schreckliche Gleichgiltigkeit im Blick, wenn ein Auge zufällig das Deine trifft, so bis zur Feindseligkeit gleichgiltig! — Und das sind Deine Nächsten, Deine sogenannten Mitmenschen! Du hast das Gefühl, grausame Bestien sind sie Alle, Deine Feinde, die Dich tödten werden mit Gleichgiltigkeit und Grausamkeit. Das ist Verlorenheit, Fremdheit, — Einsamkeit. Wenn dann noch ein Herbstabend ist, die Laternen wie trübe rothgelbe Flecke glanzlos im Nebel schwimmen — dann fällt es einem kaum zum Trost ein, daß irgendwo liebe Menschen wohnen, die uns nahe stehen, daß irgendwo auch uns ein Willkommen bereitet ist, — so hat das Einsamkeitsgefühl uns gepackt, das uns aus der Berührung mit der feindlichfremden Menge anfröstelt." — —

„Aber man hat doch die Vision von einem Heim, das irgendwo unserer wartet," sagte ein Dritter wehmüthig, bitter. „Ich hatte sie auch in den hellen Sternennächten der Tropen, bei der Wache auf Deck, wenn die Neger schwermüthige Lieder sangen. Und meine Gedanken flogen meiner verschneiten Heimath zu, wie wandermüde Vögel zu Nest fliegen. An das deutsche Familienzimmer dachte ich, mit seiner lieben dumpfen Verträumtheit, den Aepfeln in der Ofenröhre, den Hyazinthen zwischen Doppelfenstern, der Miezekatze am Ofen — so ganz wie ein Holzschnitt von Ludwig Richter. O, es denkt sich gut daran in der Fremde.

Dann kehrte ich zurück — die Bratäpfel waren da, und die Hyazinthen; auch die Katze, nur etwas fauler und dicker geworden. Aber alles war anders, so ganz anders. Mich fröstelte in dieser dicken

Digitized by Google

warmen, mit deutscher Gemüthlichkeit geschwängerten Luft. Meine Angehörigen waren lieb und bethulich, — aber ich hatte ihre Sprache verlernt, und sie verstanden die meine nicht. Da erfuhr ich, daß es eine Einsamkeit giebt, viel trauriger, als die in der Fremde." — — —

Der Regen rauschte. Und der Letzte schwieg noch immer. Da fragten ihn die Anderen: „Und Du? Kennst Du nicht das Gefühl der Einsamkeit, wie wir?"

„Ob ich es kenne!" sagte der mit traurigem Hohn. „Ich kenne Eure Einsamkeiten alle, und noch eine andere. Ich will sie Euch erzählen . . .

Ich liebte. Und was ist Liebe anders, als ein Fluchtversuch aus unserer Einsamkeit? Dieser entsetzlichen Einsamkeit, die uns immer und überall umgiebt! In der Weite der Natur, im Gewoge der Menge, im Familienkreise, überall. Ich liebte Eine. Und wir gaben uns Alles, was Menschen einander geben können, verstanden uns, wie sich Menschen nur verstehen können. Wir waren hinabgestiegen in unsrer Seelen tiefste Schächte, Hand in Hand. Ich jubelte vor Seligkeit über ein solches Verstehen, solches Aufgehen in einander, so über alles Hoffen und Erwarten vollkommen.

Da in einer Nacht — wir lagen Herz an Herzen, und zum geöffneten Fenster duftete der Flieder hinein — überkam mich plötzlich eine solche Todestraurigkeit; ich fühlte, daß wir uns fremd waren, ganz fremd, unüberbrückbare Welten zwischen uns, und daß wir uns nie verstanden hatten. Illusion war das gewesen; nie, keinen Augenblick hatten wir uns verstanden. O, wie war ich einsam! Einsamer, denn je.

Währenddeß küßten wir uns leidenschaftlich.

Plötzlich fing sie in meinen Armen an, zu weinen, leise, aber so trostlos bitterlich. So, als ob sie nie wieder aufhören könnte, zu weinen. Wie dieser Herbstregen war es, der Blatt auf Blatt mit fortnimmt und den Winter bringt.

Und ich wußte, daß auch sie empfand: unsere Einsamkeitsflucht war vergebens gewesen.

Das ist das Allertraurigste: das Einsamkeitsgefühl in den Armen der Liebe. Denn nun weiß man, daß es nichts, nichts giebt, unserer Einsamkeit zu entfliehen. Sie ist unser lebenslänglicher Kerker. Der Mensch ist gemacht, einsam zu sein." — —

Alle schwiegen. Nur der Regen rauschte immerfort.

Aus der Hauptstadt.

Unpolitische Randglossen.

„Actiengesellschaft für Beton- und Monierbauten. In der General-Versammlung wurde bei dem Punkte Aufsichtsrathswahlen von der Mitteldeutschen Creditbank, der Vertreterin der Majorität, der Antrag gestellt, von den ausscheidenden beiden Herren nur ihren Director Wittekind wiederzuwählen und von der Wiederwahl des Ingenieurs H. Hörmann-Charlottenburg abzusehen. Gegen diesen Vorschlag wandte sich die Minorität mit dem Einwand, daß gerade ein tüchtiger Ingenieur als Aufsichtsrath nothwendig wäre zur Begutachtung der Abschlüsse und Ueberwachung der technischen Betriebe, umso mehr, als mit Ausnahme eines Herrn nur Kaufleute oder Finanzleute im Aufsichtsrath sitzen. Trotz dieser Einwände wurde der Antrag der Mitteldeutschen Creditbank gegen die Stimmen der Minorität zum Beschluß erhoben."

Die Mehrheit hatte vollkommen Recht. Ein Fachmann, der als tüchtiger Ingenieur berüchtigt ist und im dringenden Verdachte steht, Abschlüsse sachverständig begutachten oder gar überwachen zu können, beweist damit seine völlige Untauglichkeit zur Bekleidung eines Aufsichtsrathspostens bei technischen Gesellschaften. Aufsichtsrath hängt mit Polizei-Aufsicht zusammen, und darauf verstehen sich Finanzleute allewei besser als Ingenieure.

*

„Der Reichstags-Abgeordnete Dr. Müller-Sagan hat die Kindersterblichkeit an Diphtherie im Kreiskrankenhaus Groß-Lichterfelde (das bekanntlich Professor Schweninger leitet,) höher als in anderen Anstalten genannt und gesagt, daß darin eine Gefahr der Verseuchung liege. Ihm selber seien drei Kinder durch Infektion aus dem Groß-Lichterfelder Krankenhause heraus an Diphtherie erkrankt. Auf eine Anfrage hat dann Dr. Müller geschrieben, daß er durch die Arbeiten im Reichstag verhindert gewesen sei, die Angelegenheit weiter zu verfolgen. Sobald es ihm gelingen werde, den Aufenthalt seines früheren Dienstmädchens, das vor Jahr und Tag seine Kinder inficirt hatte, zu erfahren, werde er Mittheilung machen."

Die Gewissenhaftigkeit des Herrn Abgeordneten, der schwerwiegende Anschuldigungen erhebt und dann um die unbedingt nothwendige, sofortige Beweisführung dadurch herumzukommen sucht, daß er sich mit seinen Reichstags-Arbeiten entschuldigt, diese Gewissenhaftigkeit in allen Ehren. Da aber anzunehmen ist, daß das Dienstmädchen des Herrn Dr. Müller-Sagan Stellung bei der ebenso berühmten Tante des Herrn Dr. Langerhans gefunden hat, so würde eine Nachfrage in Paris alle Ungewißheit auf der Stelle beenden.

*

Die National-Zeitung hat ihr Grundcapital abermals erhöht. Es beträgt jetzt 1187000 Mark.

In den diesjährigen Geschäftsberichten der Bankhäuser Schwabacher und Bleichröder wird über eine empfindliche Steigerung des Handlungs-Unkosten-Contos geklagt.

*

„Gestern haben sie den redlichen Vorkämpfer der liberalen Idee, den vornehmen Staatsmann, den Helden schlichter Größe, zur letzten Ruhe getragen."

Gemeint ist Koloman Tisza.

Die erste politische Handlung des Verewigten war, daß er einen pomphaften Fackelzug zu Ehren Ludwig Kossuths arrangirte und ihn über die Brücke nächst der Ofener Burg leitete, so daß die Machthaber den Lichtertanz sehen mußten.

Als Tisza dann selber die Macht in Händen hielt, fügte er seinen Incolatsgesetze einen Kossuth-Paragraphen ein, der dem greisen Befreier die Heimkehr ins heißgeliebte Vaterland verwehrte. Das war Tisza's letzte politische Handlung. Niemand von denen in der Ofener Burg hätte Gleiches gewagt.

Keine Oppositions-Partei des ungarischen Reichstages, der er nicht angehört und die er nicht verrathen hat, sobald es ihn nützlich deuchte. Eine beispiellose Korruption verseuchte unter seiner Herrschaft das Land; Chamberlain und Chamberlains Vettern sind unmündige Kinder im Vergleich mit den Beutemachern vom Stamme Tisza. Jeden legitimen Widerstand warf er mit Soldaten und Trinkgeldern zu Boden. Anno 1875 gründete er, um Ministerpräsident zu werden, die „liberale Partei"; als er von der politischen Schaubühne scheiden mußte, beantragte er noch eine Lex Tisza, die einen gesetzlosen Zustand einführen und mit Hülfe eines kleinen Staatsstreiches den Banffy, seinen getreuen Knappen, zum Dictator des Landes machen wollte.

„Gestern haben sie den redlichen Vorkämpfer der liberalen Idee, den vornehmen Staatsmann, den Helden schlichter Größe, zur letzten Ruhe getragen." So schrieben die Zeitungen.

Gemeint war Koloman Tisza.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Frau Anne. Ostermärchen in vier Aufzügen von Marx Möller. (Kgl. Schauspielhaus.)

Marx Möller ist vierzehn Tage vor der Première seiner „Frau Anne" ein beinahe berühmter Mann geworden. In allen maßgebenden Blättern erschienen kleinere Beiträge von ihm; für alle Wohlthätigkeitsfeste dichtete er die Prologe, und er sprach sie sogar selbst. Wahrhaftig, ohne die Aufführung seines Ostermärchens hätte man zu dem Glauben kommen können, daß er ein Poet sei. Denn die Beiträge in den Zeitungen brauchte man so wenig zu lesen, wie die Wohlthätigkeits-Prologe zu hören. Mit dem Stücke, das er im Schauspielhause aufführen ließ, ist es aber eine etwas andere Sache. Dem konnte, wer berufsmäßig über das Theater zu schreiben hat, leider nicht entgehen.

Herrn Marx Möller fällt das Reimen leicht. So leicht, daß ihm die Verse wie Zuckerwasser quellen, so leicht, daß er nie dazu kommt, Gedanken zu prägen, neue Wendungen zu suchen. So leicht, daß er von Trivialität zu Trivialität taumelt. Wenn man drei Stunden lang Syrup naschen müßte, dann hätte man ungefähr denselben Geschmack im Munde, wie nach dem Genuß von Marx Möller's „Frau Anne". Die uralte Mär vom Thränenkrüglein, deren schlichte Schönheit es auch Gerhart Hauptmann angethan hat, wird von Möller ganz besonders erbarmungslos ausgeschlachtet. Das Königskind stirbt plötzlich, von einer giftigen Schlange gebissen. Der Jammer ihrer Mutter ist grenzenlos. Sie klagt Himmel und Hölle an und erreicht es, daß Petrus ihr einen Blick in das Paradies gönnt, wo der todte Liebling unter Lilien dahinwandelt. „Wie geht es Dir denn, und was machst Du hier?" — „Ich bin in Gott, und Gott in mir!" Nach dieser entzückenden Probe thaufrischer Lyrik verspricht die Kleine der Mama, morgen zu ihr zu kommen. Frau Anne rüstet sich pomphaft zum Empfang ihres vergötterten Töchterleins, aber nur Bettlerinnen und Bettelkinder finden sich ein. Erst versteht die begriffsstutzige Landesmutter — „Landesmutter", das sagt Möller, und es klingt fabelhaft märchenhaft — also erst versteht Frau Anne die hohe Symbolik dieser Thatsache nicht. Ohne den braven Mönch, der sie gründlich aufklärt, würde sie deßhalb auch kein Gelübde thun, sich der armen Opfer des Krieges anzunehmen, den ihr Gemahl Astolph der Große soeben wieder gewonnen hat. Astolph gewinnt nämlich unaufhörlich Kriege.

Digitized by Google

Der Regisseur hat sich gewaltige Mühe mit dem Stück gegeben und Bühnenbilder von mitunter großem Reiz geschaffen. Wie er quälte sich Frl. Poppe ab; ihre Königin glühte von Leidenschaft und Schmerz. Wäre mehr Bewegung in der Figur und mehr dramatisches Leben in dem Werke, dann hätte die Künstlerin sich eine neue Bombenrolle geschaffen. So aber zerrann ihr das Gebild zwischen den Fingern. Möller ist lehrhaft, weil er der dichterischen Phantasie entbehrt; er ist weitschweifig und redeselig, weil er nicht zu gestalten vermag, seine Effecte haben mit der dramatischen Dichtkunst wenig zu thun; die Coulisse ist ihr Heimathland. Schade um ein junges, allerdings noch unreifes und blutarmes Talent, das sein Heil allein in der Mache sucht und in diesem Bestreben verlöschen wird!

Aus unseren Kunstsalons.

Emil Rudolf Weiß, der junge Karlsruher Künstler, war mir bisher nur als Zeichner und Dichter des „Insel"-Verlags bekannt. Aufrichtig gestanden, hatte er als Zeichner keinen sonderlichen Eindruck auf mich gemacht. In seinen Holzschnitten zeigte er vielfach Albrecht Dürer'sche Züge. Das heißt — was den Geist betrifft, denn technisch stand er, beinahe möchte ich sagen, natürlich weit hinter ihm zurück. Schwer ließ es sich auch gegenüber diesen Zeichnungen feststellen, was lediglich Unfertigkeit ist, was gewollte Naivität.

Nunmehr hat er bei Keller & Reiner eine große Bildersammlung ausgestellt. Es heißt, es sei seine erste größere Ausstellung. Außer einer Menge graphischer Arbeiten, darunter auch bunter Zeichnungen — gleich 45 größere Gemälde in Oel- oder Temperafarben. Was Einem zunächst in's Auge fällt, das ist, daß Weiß kein Colorist ist. Hart und grell wirkt meistens seine Palette; Farbenperspective, gebrochene Mitteltöne, feine Nüancen kennt er so gut wie gar nicht. Am Wenigsten dort, wo er sich mit neuimpressionistischen Experimenten abquält. Sodann bemerkt man ebenso bald, daß seine Entwürfe zeichnerisch oft etwas Unbeholfenes, Steifes haben. Sag' ich's gerade heraus: diese Palette und dieser Charakter der Entwürfe wirken zunächst einfach geschmacklos. „Zunächst." Denn — und darauf kommt's an — trotz Allem packt Einen dieser junge Künstler mit seiner Ehrlichkeit und mit seinem Empfindungsleben. Mag er von Albrecht Dürer ausgegangen sein, mögen Hans Thoma, die Japaner, die Neu-Impressionisten und Andere noch ihn so oder so beeinflußt haben — man hat gegenüber diesen Tafeln doch die Empfindung: in der Hauptsache wird hier Eigenes gegeben, ehrlich, wie gesagt, und unbekümmert um das Urtheil derer da draußen, die in sein Innenleben einzudringen nicht verstehen oder es nicht der Mühe für werth halten. Ein hochbenamseter Akademieprofessor verließ die Ausstellung mit den Worten: „Dieses Mal ist's die reine Ulk-Ausstellung." Das Urtheil galt nicht bloß dem Karlsruher, sondern wohl auch dem Delfter Franz Melchers, dem „Primitiven", dem Maeterlinck unter den heutigen holländischen Malern, und der Kopenhagerin Agnes Slott-Möller, die auch zur Zeit im Keller & Reiner'schen Salon ausstellen.

Nein, „Ulk" giebt's dort nicht, wenn auch mancherlei Mißlungenes. Wie sollt's auch nicht so sein bei diesem Gähren und Brodeln, Ringen und Streben, dem Bestreben, das Unfaßliche faßlich zu machen, das Unaussprechliche auszusprechen. „Es irrt der Mensch" u. s. w. — siehe „Faust". Ich will ein paar Bilder herausgreifen: „Seligkeit". Ein Gemälde in lichten Tönen. Engel fliegen und schwingen sich pfeilschnell durch milde Lüfte über paradiesischem Gefilde; ein nacktes Menschenpaar schwebt auf einer Wolke fast im Tanzschritt, eng sich umschlingend, selig verzückt darüber hin. Vorn sitzt traumverloren eine in lichtblauen Mantel gehüllte Jünglingsgestalt auf blumiger Au. „Zu einer Musik von Bach" — lautet die „Legende". Sie lautet so auch zu einem anderen Gemälde: Ein apostelgleicher, dunkelblau gewandeter Greis mit blutrothem Gloriaschein sitzt andachtversunken da auf einem Felsblock; hinter ihm ragt eine Orgel, aus der von oben herab, sie zum Theil verbergend, ein in tausend Farben sprühender Gießbach herabströmt; am rechten Rande ein schmaler Streifen Sternhimmel über Gletscherspitzen ... „Erde, Luft und Himmel": unten in einem schwarzbraunen Mantel oder Sack kreisrund zusammengekrümmt, wie der Embryo im Mutterschooße ruhend, ein alter Mensch; darüber blaugrau schimmernd eine sturmschnell daherschießende Wolke, eine langhaarige „Windsbraut"; darüber in leuchtend blauer Himmelsluft mit kleinen weißen Wolken ein goldblonder schneeweißer musicirender Engel ... „Trauerweide im Sturm": düsterer Himmel; die graugrünen Zweige des Baumes in Schlangenlinien, die parallel laufen, wild geschleudert und geringelt; darunter eine weiße Mauer, die, um nicht durch Geradlinigkeit die Harmonie jener Zweigwirbel und -Arabesken zu stören, auch eine Wellenlinie zeigt — in Folge der Beschaffenheit des Bodens natürlich — über der Mauer blickt uns eine schwarzgekleidete Nonne oder mittelalterliche Bürgersfrau an ... „Winternacht": dunkelblau und sternfunkelnd der Himmel; rechts und links Silhouetten schneebedeckter Bäume; dazwischen eine Greisin, schwarzblau, mit einem bläulich leuchtenden Eispokal in den erhobenen Händen ... „Der Baum": eine Weltesche, schwarz und riesig breit, Wolken umkreisen ihre Laubmassen, die bis zur Erde sinken; darunter ein nackter Mensch. Wie ein Symbol unvergänglich ewiger Zeugekraft wirkt der Baum ... Aber ich will mich nicht auf's Deuten einlassen, was bei all' diesen Bildern — es giebt auch andere, schwerverständliche — nicht viel Kopfzerbrechen macht. Ich will nur die Art zeigen, wie der Künstler sich giebt, seine Empfindungen, die oft rein musikalisch sind, in Farben und Formen auszudrücken sucht. Daneben hängen auch verschiedene Bildnißarbeiten, aus denen uns nachdenkliche, oder verträumte Mädchen- und Männerköpfe anblicken; dann ganz tolle Phantasien, wie der mystische „Sonnenuntergangsgesang", eine brausende Symphonie in Schwarz und glühendem Roth, oder „Schwermuth" mit rothschwarzen Schlangen oder Feuerzungen, die einen gelblichgrünen Manneskörper umdrängen, oder die rothe „Stadt", oder „Sonnenuntergang und Nacht" mit großen allegorischen Figuren u. s. w.; und endlich auch „ganz Vernünftiges", schlechtweg Realistisches: Blumen- und Fruchtstücke, wohl aus den Anfangsjahren des Studiums, und stylisirte Landschaften mit hart in der Luft stehenden Häusern oder blüthenstrotzenden pyramidalen oder sonst wie regelmäßige Formen zeigenden Bäumen.

Man wird Weiß ohne Zweifel viel am Zeuge herumflicken, aber man wird sich allenthalben fortan für ihn interessiren, man wird hier und da mit liebevoller und verständnißinniger Spannung seinen weiteren Entwickelungsgang verfolgen.

Vielleicht aber — vielleicht bleibt er auch stehen, wie Franz Melchers, der vor etwa 6 Jahren hier — bei Gurlitt war's — debutirte und jetzt eigentlich nichts Anderes zu zeigen hat, als damals, wenn nicht ein Bildniß von „Mme. Maeterlinck" mit halbgeschlossenen Augen, und eine „Hermaphrodite" in einer Vortragsweise, die ebenso viel von Khnopff, wie von Gustave Moreau hat. Es sind dieselben rothen und gelben und grünen, sorgfältig gezeichneten holländischen Häuserchen mit bunten Fensterläden und weißen Fensterkreuzen an knalblauem Wasser eines schnurgeraden Kanals oder Flusses, oder am grasgrünen Meereseinschnitt; die Bäume davor sehen aus, als stammten sie aus einer billigen Thüringer Spielzeugschachtel; Alles menschenleer, Alles ohne Farben- und Formenperspective, ohne Spiel von Licht und Schatten, wenn auch der Himmel dahinter noch so eintönig strahlend blau oder hellgrün ist. Und darunter dieselben Legenden noch: „ville de bonheur", „denil" u. dgl. Maeterlinck pries ihn einst überschwenglich als den begnadeten Maler des Glücks, der Unschuld, der Naivität, der weltvergessenen Beschaulichkeit, wie man solches Alles noch auf den kleinen stillen holländischen Inseln finde. Aber — aber mich läßt der Gedanke doch nicht los, daß sehr, sehr viel Raffinement in solcher „Stimmungs"-malerei ist. Ich kann ihn nicht gut ernst nehmen, um so weniger, als er ja dazwischen auch eine ganz andere Sprache zu reden weiß. Welches Gesicht ist sein echtes?

In den Oberlichtsaal theilen sich mit diesen beiden Künstlern zwei Pariser, d. h. ein Pariser, Abel Truchet, und eine Pariserin, Alice Plehn. Die Dame scheint mir von Carrière, aber auch von Whistler beeinflußt zu sein. Sie liebt die weichen, dunstigen, zerflatternden Stimmungen des Franzosen und des Briten; wendet übrigens die Recepte Beider nur auf Landschaften an. Sie stimmt diese meistens recht gut auf einen Gesammtton. Die Abendstimmungen aus Etaple, der Hafen von Concarneau, die braunrothe Nacht u. A. sind von starkem poetischen Reiz. Solche Reize aus dem herrlichen Paris bietet uns in reicher Fülle Truchet. Die Seine auf und ab, mit ihren alten Quais und malerischen Brücken, die alte Cité mit der „Notre-Dame", Montmartre mit der silberigen oder zart lila Silhouette des mächtigen Coeur de Jésus-Tempelbaues — sie bieten ihm immer wieder die schönsten Motive. Dazu kommen Scenen aus dem „Moulin rouge", aus dem Foyer der „Folies Bergères", figurenbelebt, wie auch manche Straßenansichten u. s. w. Alles mit jener Grazie und jenem Chic hingeworfen, die unerläßlich für Den sind, der mit Stift und Farben uns von Paris vorplaudern will.

* * *

Ganz anders der Geist, der in den Vorderzimmern der Ausstellung im ersten Stock waltet. Dort begegnen wir einer Reihe von skandinavischen Künstlern und Kunstgewerblern. Da herrscht der ornamentale Sinn vor, selbst im Figurenbild, und die Psychologie. Eine Psychologie, die in das tiefste Innere der Menschenseele zu dringen sucht. Wie das z. B. Einar Nielsen thut, wenn er uns in seinem großen Temperagemälde einen Krüppel am Lager eines Todten unter freiem Himmel in düster braungrüner Landschaft zeigt, oder in einem anderen, ganz auf gelblich graue Töne gestimmten Bilde einen jungen Mann im kahlen Raum (ein Delinquent?) und als Legende dazu setzt: „Og i hans øine saa jeg døden" — „und in seinen Augen sah ich den Tod". Auch vom alten Kristian Zahrtmann sind ein paar Bilder zu sehen, immer gleich interessant durch das Motiv und die farbenfreudige Coloristik. Darunter aus seinem Cyclus „Leonora Christina", der Tod dieser Tochter Christian's IV. Dann eine „Lady Macbeth" von feinster Charakteristik und die von anderen großen Ausstellungen her bekannte farbenfunkelnde „Mystische Hochzeit". Sehr zahlreich vertreten ist das Ehepaar Slott-Möller aus Kopenhagen. Frau Agnes zeigt eine ganze Reihe ihrer nationalen Balladen-Bilder. Der Text dazu im Katalog ist leider meistens viel zu kurz, um das Interesse am Stoff selbst zu wecken und das Verständniß zu fördern. So bleibt hauptsächlich nur ein künstlerisches Interesse übrig. Die Farbenskala ist

Digitized by Google

sehr reichhaltig: von harten, klaren Tönen bis zu den düstersten, weichsten, verträumtesten hat sie sie alle auf ihrer Palette, und in den Formen bedient sie sich bald der Sprache einer archaisirenden Ornamentik, bald der Ausdrucksmittel naturalistischer Anschauung. Immer aber weiß sie was vom geistigen Gehalt der nationalen Sage oder Dichtung zu übermitteln, selbst dem Fremden, der wenigstens sofort begreift, warum Agnes Slott-Möller in ihrer Heimath so hoch geschätzt ist. Ihr Gatte Harald interessirt namentlich als Kunstgewerbler. Da sind getriebene Silberarbeiten und Schmuck von ihm zu sehen, Halsketten, Kämme u. dgl, die sich durch Verbindung modern zweckmäßiger Formen mit nationalem Ornament auszeichnen. Manches wirkt schwer und massig, wohl gerade weil es vom Volksthümlichen ausgeht. Die Emailarbeiten sind von leuchtendem Farbenreiz und in ihrem Decor von großem Interesse. Kleine Elfenbeinschnitzereien sind mit metallischen Runennachbildungen vereinigt, und Schildpattkämme zeigen glänzende Silberkronen und Ornamente in altvolksthümlicher Liniensprache. Metallarbeiten haben vielfach auch Mogens Ballin, der Kunstgewerbler, der bei Kopenhagen eine große Werkstätte für Zinn- und Kupfergeräth unterhält, und der Architekt Bindesböll ausgestellt. Bei dem Letzteren zeigt sich mitunter eine wirksame Verschmelzung englischer Einflüsse mit nationalen Elementen. Ferner begegen wir einigen weiteren Proben der hier schon sehr bekannten und geschätzten Holzschnitzereien und Kunststickereien des schwedischen hemslojd (Hausindustrie). Von F. J. Willmusen, dem ernsten, machtvollen dänischen Bildner, dessen Werke immer den Eindruck einer Stein gewordenen großzügigen nordischen Epik machen, sind u. A. der Entwurf eines Grabdenkmals und die stylisirte allegorische Büste „Der Krieg" zu sehen. Man denkt an Schlüter's Masken gegenüber dieser scharfen Charakteristik des Kopfes. Nur ist Alles aus der Formensprache einer von der Antike ausgehenden Renaissance in die der harten, schroffen, skandinavischen Linienornamentik übersetzt.

Da ich schon bei Skandinaviern bin, möchte ich kurz erwähnen, daß auch bei Eduard Schulte jüngst wieder zwei Norweger anzutreffen waren: Otto Sinding, dessen Vielseitigkeit fast schon zur Physiognomielosigkeit ausartet, und Otto Hennig, eine mir neue Erscheinung. Er zeigt starke Persönlichkeitskunst. Am unmittelbarsten giebt er sich wohl in den ernsten, düsteren Schilderungen der Binnenlandschaft Norwegens. Als feiner Künder der Menschenseele zeigt er sich dann in der lesenden Frau im rothen Gewande.

Und dann ist jetzt dort der größte schwedische Thiermaler, der Einsiedler aus der Umgegend von Upsala, vertreten, den sie einst „wegen Unfähigkeit" in Stockholm von der Akademie jagten und der jetzt mit Andreas Zorn und Carl Larsson in der allerersten Reihe der Künstler Europas steht. Neues über Bruno Liljefors zu sagen ist schwer. Wer kennt ihn heute nicht, den eigenartigen Schilderer nordischen Thierlebens, dem er nachgeht im schneeglitzernden Walde und auf der verstürmten Haide, in trübem Sumpf und sonnenflimmerndem Wasser bis in die allergeheimsten Schlupfwinkel? Wer weiß nicht, daß er mit der scharfen Beobachtungsgabe des Künstlerauges der Japaner die geschickte Technik der Impressionisten von Barbizon verbindet? Daß er aber auch zum Unterschied von jenen nicht etwa auf einen decorativen Effect ausgeht, sondern immer ein Stück wirklichen Naturlebens bietet, und — anders als jene Franzosen — von einem ehrfürchtigen Respect vor der Naturform erfüllt ist? Wer's noch nicht weiß, der hat jetzt bei Schulte die bequeme Möglichkeit, sich von dem Allen bei der Betrachtung von ca. einem Dutzend meist recht großer Gemälde zu überzeugen. Wer ihn aber kennt, der wird sehen, mit welcher Konsequenz und bis zu welcher Höhe der Künstler seine Art nunmehr entwickelt hat. Und dabei immer die für ihn so charakteristische Eigenschaft, daß er den kundigen Jäger, den gelehrten Zoologen, den empfindungsvollen Künstler in gleich hohem Grade anzieht und fesselt. Er ist im Uebrigen noch kühner in der Wahl seiner Mittel, wahr zu sein, geworden. Malt er doch z. B. die Flügel flatternder, tauchender Wasservögel nur noch sozusagen als einen streifigen Farbendunst und — erzielt vollständige Illusion! Das ist nur ein Beispiel für viele. Auf Einzelnes einzugehen vermag ich heute nicht mehr — der Raum ist zu Ende.

Daher von einigem Anderen noch, vor Allem von Friedrich Kallmorgen (im Künstlerhause) — das nächste Mal. J. Norden.

Rund um die Kunst.

Die Einheitsmarke.

An den schreckhaften Medaillen, womit uns die barbarische, noch immer nicht abgelaufene Broncezeit belästigt hat, ist es noch nicht genug. Neue Briefmarken sind gedruckt worden. Als man hörte, daß Württemberg sich entschlossen habe, sein köstliches Reservatrecht fallen zu lassen und mit Preußen dieselben Marken zu führen, da durfte man annehmen, es habe den schweren Schritt gethan, um uns endlich der abscheulichen, zum europäischen Gelächter gewordenen Germania-Marken zu entledigen. Kunstsinnigen Fürsten, wie es die schwäbischen mitunter waren, ist solcher Heroismus schon zuzutrauen.

Aber die Germania-Marke ist geblieben. Und schlimmer: scheußlicher noch ist sie wiedergekehrt.

Das unsympathische, ungeschickte Profil, der grobe Fetthals, die falsch sitzenden Brustschilder, die spiritistische Faust, die mit geheimnißvoll unnatürlichem Griff einen Dolch in's Bein der fetten Dame stößt — sie grüßen uns wie vordem. Nur daß aus dem Dolche ein Kochlöffel und das ganze Bild wirrer, überfüllter, dilettantischer geworden ist. Echte Dilettantenart: tausend und einerlei in breitem Schwall sagen zu wollen und doch kaum das Simpelste stottern zu können. Deutsche Privatleute lassen sich ihre Ex-libris, ihre Speisefolgen und was weiß ich sonst noch von tüchtigen Künstlern zeichnen; der deutsche Staat stellt sich mit schwächlichen Schülerarbeiten bloß. Die neue deutsche Marke wird in der Geschichte der Caricatur des 20. Jahrhunderts einen Ehrenplatz einnehmen. Max Kempff.

Notizen.

Unser Kamerun liegt uns am Herzen, denn wenn es vielleicht auch die sich am schlechtesten rentirende deutsche Colonie ist, so ist es doch die älteste, und möglicher Weise die zukunftsreichste daneben. So nimmt man Bücher über sie mit besonderem Interesse zur Hand und ist von vornherein entschlossen, den Schilderungen des Wunderlandes mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen. Solcher Vorsätze bedarf es aber nicht einmal, wenn Männer wie Franz Hutter uns über ihre „Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun" berichten. Ein stattlicher Band von 578 Seiten liegt vor mir, und ihm gegenüber trifft das Wort zu, das sonst nur bei Moderomanen gebraucht zu werden pflegt: man legt das Buch vor der Beendigung der Lectüre nicht wieder aus der Hand. Hutter's Darstellung hat so eigenen Reiz, daß es mir schwer fällt, einen zweiten Forscher zu nennen, der über seine Frische und Anschaulichkeit verfügt, der wie er das überreiche Material so klug und gewissenhaft, dabei mit dem Raffinement des geborenen Schriftstellers sichtet. Er weist wiederholt mit großer Bescheidenheit darauf hin, daß er selber nur Laie sei, es aber auch nicht Aufgabe des reisenden Forschers sein könne, wissenschaftliche Gebäude aufzuthürmen und in Hypothesen zu schwelgen, in Hypothesen über Dinge, die zumeist seinem Fachgebiete fern liegen. Hutter bescheidet sich damit, die Perlenschnur der Thatsachen aufzureihen, und gerade dadurch, Dank der starken Handlung, die solcher Maßen das Buch durchpulst, nimmt es uns gefangen. Man muß den Genuß gekostet haben, diesen trefflichen deutschen Pionir auf seinen Wanderungen zu begleiten, muß sich von ihm das Leben auf dem Marsche und der Station schildern lassen, an seiner Hand Land und Leute kennen zu lernen, um zu verstehen, weßhalb ich die Lectüre seines Buches mit einem frischen Bad am jungen Tropenmorgen vergleichen möchte. Unverwüstlicher, feiner Humor weht durch das ganze Buch, und die Abwesenheit jeder Sentimentalität erquickt gerade so, wie die männliche, tiefe Liebe zu der zauberschönen, jungfräulichen Welt des dunklen Landes. Es ist ein freier, starker und echt germanischer Geist, dem wir das prächtige Buch verdanken. Eine Anerkennung für sich verdient die fleißige Durcharbeitung des fast überreichen Materials. Hutter hat es sich wahrlich nicht bequem gemacht, dafür aber auch seinem wissenschaftlichen Werke die Bedeutung eines Kunstwerkes verliehen. Dem gediegenen Inhalte der Veröffentlichung entsprechend ist die Verlagsbuchhandlung, Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig, mit schönem Erfolge bemüht gewesen, ihr ein würdiges Aeußere zu verleihen. Die beigegebenen 130 Abbildungen sind charakteristisch und technisch schön.

Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, der rührige Verleger, dessen wir in diesen Blättern gerade in letzter Zeit wiederholt mit hoher Anerkennung gedenken durften, hat jetzt eine Druckschriften-Folge „Kunst und Handwerk" (arts and crafts essays), Uebersetzungen aus dem Englischen, herausgegeben, die von wahrhaft modernem Geist erfüllt sind. Dem Ringen und Werden des deutschen Kunsthandwerkes, dessen froh staunende Zeugen wir sind, steht hier schon Gereiftes, Abgeschlossenes gegenüber; hier zeigt sich uns das Ziel des Weges. Es ist unmöglich, in wenigen Sätzen den quellenden Reichthum der Anregungen wiederzugeben oder auch nur anzudeuten, den diese Bändchen bieten. Ob Walter Braun sich über decoratives Malen und Schreiben oder über Tapeten ausläßt, ob uns die Philosophie der Buchkunst offenbart, über hundert Einzelheiten der Wohnungsausstattung künstlerisch feiner Bericht erstattet wird — überall sind diese fünf Bände frisch und lebendig. Ihr billiger Preis (Mk. 2.—) ermöglicht es jedem Gebildeten, seinen Geschmack an ihnen zu entwickeln. Sie sind eine wahre Hochschule des guten Geschmackes.

Digitized by Google

Absolut bestes Mundwasser der Welt! **Odol** Ueber die ganze Erde verbreitet!

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Deuhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manteuffelstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 12. April 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Dr. Lieber. Von Caliban. — Heilstätten und Heimstätten. Von Dr. A. Fuld. — Die Classenmoral im Lichte der Evolution. Von Karl Noetzel. — **Literatur und Kunst.** Lebendige Literaturwissenschaft. Von Eugen Reichel. — Gedanken über die moderne Architektur. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Scherze. Erzählung eines alten Arbeiters. Von Stefan Großmann (Wien). — **Aus der Hauptstadt.** Per comptant. Von Prinz Vogelfrei. — Wilhelm Busch. Von J Norden. — Dramatische Aufführungen. — **Offene Briefe und Antworten.** Zur Duellfrage. Ein Oberst z. D. — Notizen. — Anzeigen.

Dr. Lieber.

Einen selbstlosen Diener des Vaterlandes, einen hingebenden Arbeiter an der deutschen Wehrkraft hat Wilhelm II. in seinem Beileidstelegramm den verstorbenen Centrumsführer genannt. Ebenso hohe Töne, herzwarme Worte der Anerkennung fand auf obrigkeitlichen Befehl die officiöse Presse. Graf Posadowsky feierte in seinem Schreiben an Cahensly den Heimgegangenen als hochbegabten Mann, der seine hervorragende Kraft selbstlos in den Dienst des Vaterlandes gestellt und sich große Verdienste um die Entwickelung des Reiches auf vielfachen Gebieten erworben habe. Dies wiederholte Betonen der Lieber'schen Selbstlosigkeit hat viel Auffallendes. Offenbar ist nur der Umstand, daß Graf Bülow in der Todesstunde Lieber's gerade mit Prinetti unverbündlich soupirte, Schuld daran gewesen, daß er nicht auch erhobenen Tones den Altruisten von Camberg pries. Aber man darf annehmen, daß der Reichskanzler alles Versäumte in einer ergreifenden Feuilleton-Rede mit Zins nachholen wird. Bereits hat er ja durch sein beredtes Schweigen die Richtigkeit einer vor Jahren ausgesprengten, damals selbstverständlich von Niemand beachteten und geglaubten Märchenhumoreske in aller Form bestätigen lassen. Dem Dr. Lieber ist als Belohnung für seine Flottenfreundlichkeit ein sehr hoher Orden angeboten und die Wahl zwischen einem Minister-, Staatssecretär- oder Oberpräsidenten-Posten gestellt worden. Der Erbe Windthorst's war zu schlau, um sich bezahlen und damit politisch entmannen zu lassen. Auch mochten ihn die Spuren anderer Excellenzen schrecken. Und so fällt denn das Odium des Vorganges ausschließlich auf die Staatsmänner, die die curiose Bezahlung in Vorschlag gebracht haben und sie mit ihrer catonischen Haltung in der Diätenfrage trefflich vereinigen zu können glauben. Zuckerbrod und Peitsche, Orden und Ministerposten für ein Ja im Parlament, Amtsentsetzungen und disciplinarische Verfolgung für ein pflichtgemäßes Nein — das sind Maßnahmen, mit denen sich vielleicht in Südamerika, nicht aber im Cultur- und Rechtsstaate Deutschland Erfolge einheimsen lassen. Nicht früh und energisch genug können die Volksvertreter gegen solche Beschimpfung ihrer Person protestiren...

Dieselben Ehren, die Herrn Dr. Lieber erwiesen worden sind, blühten auch am Sarge Windthorst's. Zwar hatte man ihm zeitlebens kein Ministerportefeuille angeboten, aus scheuer Rücksicht auf den gewaltigen und gefürchteten Wächter im Sachsenwalde. Aber auch ihn betrauerten Kaiser und Reich, auch ihn feierte die officiöse Presse, auch ihm wehten die Taschentücher aller Maßgebenden. Er hatte seine ganze Kraft daran gesetzt, Bismarck zu bekämpfen, den verhaßten Gründer des verhaßteren Reiches, hatte sich grundsätzlich jeder Förderung deutschen Ansehens entgegengestemmt und aus seiner Abneigung vor dem Hohenzollerthum niemals ein Hehl gemacht. Dr. Lieber hütete sich vor der kleinlich-gehässigen Opposition, in der Ludwig Windthorst Meister war. Er verfiel ihr nicht, weil er statt des ehernen Riesen nur den kleinen, wächsernen Caprivi zum Gegner hatte. Aber sein Mußpreußenthum betonte er gern, und er betonte, daß von angestammter Unterthanentreue bei ihm keine Rede sein könne. Er rüffelte energisch den armen Schorlemer, der das Haus Hohenzollern als Hort der Monarchie gefeiert hatte, und erklärte, daß Schorlemer's Standpunkt nicht der des Centrums wäre. Unrecht der Vergangenheit könne durch keinen Ablauf von Zeit Recht werden. Und dergleichen mehr.

Dr. Lieber ist später in sich gegangen. Es schmeichelte ihm, daß er der verhätschelte Liebling der Regierung, der Herr des Reichstages wurde, und nebenbei [illegible] er scharfäugig genug, um zu erkennen, daß Widerstand gegen die Regierung Wilhelm's II. von dem Fürsten als Widerstand und Feindseligkeit gegen seine Person angesehen würde. So versuchte der Vorsichtige es mit Güte. Er erkannte, daß eine andauernd reichsfeindliche Politik das Centrum auf Sandbänke führen mußte, und er ahmte Windthorst nach, der an seiner Laufbahn Ende, als Bismarck entfernt war, die große Schwenkung einleitete. Mit der Vernichtung der oberschlesischen Schalscha und Huene, die für Caprivi's Militärgesetz eingetreten waren, hob Lieber an; nachher ward der als rabiat verschriene Demokrat militärfrommer als sie und marinefromm dazu. Er hat das Alles nicht aus nationalen Beweggründen gethan, glaubte vielmehr ein besonders kluger Rechner zu sein und spendete, in der Hoffnung, nachher mit vollen Händen nehmen zu können. Allerdings ist bei dem Kuhhandel zunächst das Centrum der Betrogene geblieben. Lieber war eben nicht fest und eiskalt genug, um streng sachliche Politik treiben zu können. Das Machtgefühl berauschte ihn, er gab gern Proben seiner Stärke und gab dann mehr, als sich mit dem Parteivortheil vertrug. Insofern verdient er das officiöse Lob. Die schlimmere Anerkennung, das Trinkgeld eines Portefeuilles, hat er nicht verdient.

Denn er war, wie man über seine geistigen Fähigkeiten auch immer denken mag, ein ehrbarer und ehrlicher Mensch. Persönliche Empfindungen mögen seine Haltung entscheidend beeinflußt haben, und manche seiner Handlungen sind in der That nur aus diesem Gesichtspunkte zu erklären. Nie und nimmer aber ging er persönlichen Vortheilen nach. Deßhalb mühte er

Digitized by Google

sich wahrlich nicht und arbeitete sich krank, um sie zu erhaschen. Mit der mächtigen Partei, die ihm geschlossen folgte, hätte er in unserer Zeit der Handelspolitik und des politischen Handels jedes Ziel streberischen Ehrgeizes erreichen können — doch nie kam ihm der Gedanke daran. Auf ihn mußte darum das befremdliche Anerbieten fast wie eine Beleidigung wirken. Reichte sein Talent für die Ministerstellung hin — und dazu hätte es hingereicht, ohne Schmeichelei; heutzutage ist dies Anerkenntniß ja keine Schmeichelei mehr — dann war es falsch, ihn nicht in eine leitende Stellung zu berufen. Sein Reichstags-Ja aber durfte keineswegs auf diese Art und mit dieser Münze honorirt werden. Indem er sie achselzuckend zurückwies, ertheilte er eine gute Lection. Sie ist vielleicht seine größte parlamentarische That, seine sympathischste ist sie auf jeden Fall. Caliban.

Heilstätten und Heimstätten.

Von Dr. A. Fuld.

Der siegesgewisse Optimismus, mit welchem man seiner Zeit in die Agitation zur Errichtung von Volksheilstätten für Lungenkranke eintrat, hat allgemach einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht. Von vornherein mußte man ja damit rechnen, daß bei einer so ausgesprochen chronischen und den mannigfachsten Schwankungen unterworfenen Krankheit, wie es die Tuberkulose ist, nur eine lange Zeit der Erfahrung, der Beobachtung und Vergleichung darüber entscheiden könne, wieweit die Tuberkulose als Volkskrankheit durch die Heilstätten zu bekämpfen und zurückzudrängen sein werde. Die Erfahrungen der Privatheilstätten konnten hier kaum einen zuverlässigen Anhalt bieten; die Lebensverhältnisse der aus den wohlhabendsten Kreisen stammenden Patienten der Privatsanatorien sind von denen der Pfleglinge in den Volksheilstätten so von Grund aus verschieden, daß es ein grober Fehler wäre, hier Analogieschlüsse zu ziehen. Jeder, der in der Tuberkulose etwas mehr sieht als eine reine Infectionskrankheit, der erkannt hat, daß die körperliche Constitution, das Ergebniß von Vererbung und Anlage, von Lebensweise, Beruf, Ernährung und socialen Verhältnissen, eine ganz hervorragende Bedeutung beansprucht, mußte auf recht große Verschiedenheiten in den Erfolgen beider Arten von Heilstätten gefaßt sein. Wer in der Lage ist, nach dem Austritt aus der Anstalt alle Schädlichkeiten gewissenhaft zu meiden, wer sich vor Erkältung, vor unreiner, staubiger Luft hüten, Excessen aus dem Wege gehen und bei guter Ernährung eine ruhige, wenig anstrengende Thätigkeit ausüben kann, der wird viel leichter seinen Gesundheitsstand auf der errungenen Höhe halten wie der Besitzlose, der sofort wieder die alte, ungesunde Beschäftigung aufnehmen, in enger, schlecht ventilirter Wohnung hausen und mit einer im Hinblick auf die wichtigsten Nährstoffe unzulänglichen Kost vorlieb nehmen muß. Man darf also keineswegs von den Volksheilstätten Aehnliches erwarten wie von den Privatsanatorien, obschon andererseits die ersteren grundsätzlich nur Kranke in den frühesten Stadien der Lungentuberculose aufnehmen und damit ihre Chancen beträchtlich verbessern.

Im Kampfe gegen die Tuberkulose sind die Volksheilstätten heute zum Loosungswort geworden; ob mit vollem Recht, das kann erst die Zukunft lehren. Auf keinen Fall darf man hoffen, durch sie der Weiterverbreitung der Krankheit in nennenswerthem Maße Einhalt zu gebieten. Die Zahl der Lungenleidenden ist denn doch so groß, daß man ohne Uebertreibung annehmen darf, den Krankheitserreger beinahe überall in bewohnten Gegenden anzutreffen. Die trotz Allem, was schon auf diesem Gebiete geleistet ist, doch immer verhältnißmäßig kleine Menge von Kranken, die in den Heilstätten Aufnahme finden, würde, selbst wenn alle Kranken geheilt werden könnten, an diesen Verhältnissen nichts Wesentliches ändern. Um aber alle in den ersten Stadien des Leidens Stehenden aufzunehmen, dazu reichen die vorhandenen Anstalten auch nicht entfernt aus, und wir werden auch in absehbarer Zeit nicht dahin gelangen. Nun findet aber keineswegs auch nur eine erhebliche Zahl der in die Heilstätten aufgenommenen Kranken wirklich Heilung, und von den Gebesserten behalten die Meisten nach wie vor den Krankheitserreger im Auswurf. Das beweist wieder eine sehr interessante im vergangenen Jahre veröffentlichte statistische Untersuchung aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt. Während nach dem umfangreichen Material, das jenen Untersuchungen zu Grunde lag, der Procentsatz der Geheilten nur 7,4, der Gebesserten 88 betrug, zeigten sich in Bezug auf das Vorhandensein von Tuberkelbacillen beim Vergleich der Aufnahmen und Entlassungen nur geringe Verschiedenheiten (53 : 40 %, dort, wo die Controle sehr sorgfältig war, noch unbedeutender). Wir müssen darum wohl die Hoffnung aufgeben, daß es mit Hülfe der Heilstätten gelingen könnte, die Zahl der Krankheitserreger und damit die Gelegenheit zur Infection einzuschränken. Die Bekämpfung der Tuberkulose vom social-hygienischen Standpunkt, die Verhütung der Weiterverbreitung der Krankheit, muß von ganz anderen Leitmotiven ausgehen.

Die wesentlichste Aufgabe der Volksheilstätten ist also die Bekämpfung der ausgebrochenen Krankheit im Einzelfalle, die Heilung oder erhebliche Besserung einer möglichst großen Anzahl von Lungenkranken. Humane und wirthschaftliche Interessen gehen hier Hand in Hand, ja, wenn wir bedenken, daß die Mehrzahl jener Heilstätten von den Invaliditätsversicherungsanstalten errichtet werden, so muß der wirthschaftliche Standpunkt sogar ausschlaggebend sein. Nur unter solchen Cautelen können diese Anstalten auf gesunder Grundlage arbeiten und fähig bleiben, auch ihren anderen hochbedeutsamen Aufgaben zu genügen. Die Versicherungsanstalten müssen darauf bedacht sein zu verhüten, daß eine zu große Anzahl ihrer Versicherten frühzeitig arbeitsunfähig wird und dem Rentenconto zur Last fällt. Sie suchen darum die Lungenkranken, die den größten Antheil zu den jüngeren Invaliden stellen, in möglichst großer Zahl zu heilen oder wenigstens derart zu bessern, daß der Termin der schließlich eintretenden Arbeitsunfähigkeit recht weit hinausgeschoben wird. Aus diesem Grunde errichten sie die Heilstätten und bewilligen die Mittel zu einer energischen Behandlung. Dabei ist allerdings vorausgesetzt, daß die aufgewendeten Kosten durch den späteren Eintritt der Erwerbsunfähigkeit gedeckt werden, zum Mindesten daß die Summen, welche für Heilstättenbehandlung und späterhin für Renten ausgegeben werden, nicht mehr betragen als die Renten, welche ohne eingreifende Behandlung hätten zur Auszahlung kommen müssen.

Sehen wir nun zu, wie es sich mit den Erfolgen der Heilstätten verhält. Wie oben schon hervorgehoben, ist die Zahl der wirklich Geheilten recht gering, und selbst hier bleibt es noch abzuwarten, wie sich das Verhältniß nach einer Reihe von Jahren gestaltet. Der Procentsatz der Gebesserten und Arbeitsfähigen, die man heute „in wirthschaftlichem Sinne Geheilte“ zu nennen liebt, betrug ungefähr 88 %, und zwar waren 69 % wieder für ihren seitherigen Beruf völlig brauchbar. Leider sind aber diese zunächst sehr befriedigenden Ergebnisse nicht definitiv. Nach $3^1/_2$ bis 4 Jahren waren bereits $^4/_5$ der Entlassenen gestorben oder völlig erwerbsunfähig. Schon am Ende des zweiten Jahres nach der Entlassung überwog die Zahl der Gestorbenen und Erwerbsunfähigen; nach $1^1/_2$ Jahren war $^1/_4$, nach 3 Jahren mehr als die Hälfte der Entlassenen gestorben. Berücksichtigt man, was vielleicht wichtiger ist, nur die als erwerbsfähig Entlassenen, so ist immerhin auch von Diesen nach 3 bis 4 Jahren nur noch die Hälfte arbeitsfähig. Günstigere Verhältnisse zeigen nur die ganz im Beginn des Leidens Aufgenommenen, von ihnen sind in der Mitte des dritten Jahres nach der

Digitized by Google

Entlassung noch 80 %, nach 4 Jahren noch 45 % erwerbsfähig. Von besonderem Interesse ist andererseits die Thatsache, daß von den schwer Kranken und als ungebessert und erwerbsunfähig Entlassenen eine nicht geringe Zahl bei der Nachuntersuchung sich als völlig erwerbsfähig erwiesen hat. Also auch von dieser Seite entsprechen die Ergebnisse gewiß nicht der ursprünglichen Erwartung.

Die in aller Kürze hier angeführten Thatsachen geben zu denken. Ich will ganz davon absehen, daß mit wachsender Erfahrung und bei geschickterer Auswahl der Kranken zweifellos die Heilresultate mit der Zeit eine Besserung erfahren könnten. Hier handelt es sich vor Allem um die Frage, ob wir uns in der Art, wie heute der Kampf gegen die Lungentuberkulose geführt wird, so ganz auf dem richtigen Wege befinden. Wer autoritätengläubig unentwegt auf der landläufigen Route weitermarschirt, wird die Frage zweifellos bejahen und nur verlangen, daß man noch sorgfältiger, noch rigoroser bei der Auswahl der Kranken vorgehen und nur Diejenigen den Heilstätten zuführe, welche die allerbesten Aussichten auf Genesung bieten. Man kann die Sache aber auch noch von einer anderen Seite aus ansehen. In wirthschaftlicher Beziehung dürften allerdings die Versicherungsanstalten durch die Heilstättenbehandlung kaum eine besondere Schädigung erfahren, schon darum nicht, weil leider beinahe die Hälfte der Entlassenen bereits nach einem Jahre ihrer Krankheit erlegen ist und das Rentenconto nicht weiter belastet. Anders aber, wenn man allgemein menschliche und sociale Erwägungen mitsprechen läßt — unendlich traurig ist es auf jeden Fall, wenn einem Kranken, der die Anstaltspflege recht nöthig hätte, die Aufnahme versagt werden muß, weil er sich nicht mehr im ersten Stadium des Leidens befindet. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie eine solche Entscheidung auf den einfachen Mann wirken und ihn in seinem Rechtsgefühl verwirren muß, wie er nie und nimmer es verstehen kann, warum sein nur ganz leicht erkrankter Genosse vor ihm begünstigt wird. Man darf auch keineswegs übersehen, daß selbst heute schon in der Mehrzahl der Fälle die Auswahl recht streng und vorsichtig ist, im Allgemeinen findet eine doppelte Siebung statt, ehe die Aufnahme bewilligt wird, und dennoch diese im Grunde wenig befriedigenden Resultate! Es beweisen diese Thatsachen eben die Richtigkeit dessen, was ich im Eingange ausgeführt habe, daß bei der Tuberkulose der unbemittelten Volksschichten in erster Reihe sociale Ursachen mitsprechen, denen gegenüber auch die mit den reichsten Mitteln durchgeführte Behandlung auf die Dauer machtlos bleibt. Andererseits werden, wie wir gesehen haben, auch die schweren unheilbaren Fälle oft noch in beträchtlichem Maße wider alle Erwartung gebessert. Das Alles sollte zu ernsthaften Erwägungen anregen, ob es nicht richtiger wäre, zunächst den Schwerpunkt weniger auf die Heilstätten als auf die Heim- und Pflegestätten zu verlegen. Wenn das Ziel, die Kranken zu bessern und erwerbsfähig zu machen, im Vordergrunde steht, dann ist es nicht mehr nothwendig, bei der Auswahl allzu ängstlich zu sein, man könnte auch wohl unter Abkürzung der Aufenthaltsdauer beträchtlich mehr Kranke zu ihrer Erholung und Kräftigung aufnehmen und auf diese Weise eine viel größere Anzahl von Versicherten als seither vor frühzeitiger Erwerbsunfähigkeit bewahren. Heute hat man nur die doch nur innerhalb sehr enger Grenzen erreichbare Heilung vor Augen. Immer neue Heilstätten werden erreichtet zur Behandlung der in den allerersten Stadien der Krankheit Stehenden, vereinzelt denkt man wohl auch an die Gründung von Heimstätten für die ganz hoffnungslosen, dauernd erwerbsunfähigen Kranken. Die schweren aber, zeitweise oft in erheblichem Maße besserungsfähigen Fälle finden dagegen nicht diejenige Berücksichtigung, welche sie beanspruchen könnten; sie müssen sich mit Familien- und Krankenhauspflege zufrieden geben, die beide für diese Art von Kranken in der Regel nicht genügen.

Zweifellos bedeutet mein Vorschlag eine gewisse Resignation, aber es ist doch gewiß vernünftiger, das Erreichbare zu nehmen, wenn das Ideal in immer weitere Ferne rückt. Und möglich wäre sicherlich nicht allein die wirthschaftliche Besserung einer viel größeren Anzahl von Lungenkranken, durch den Aufenthalt in der Heilstätte würden auch die seither davon Ausgeschlossenen es lernen, mit ihrem Auswurf reinlich umzugehen und im Verkehr mit ihren Mitmenschen alle jene Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, welche für die Eindämmung der Krankheit von so hoher Bedeutung sind. Möchte darum nicht wie so häufig bei weitausschauenden und grundsätzlich anerkennenswerthen Zielen auch hier wieder das Bessere zum Feind des Guten werden.

Die Classenmoral im Lichte der Evolution.

Von Karl Noetzel.

In wie eingreifender Weise die Evolutionserkenntniß unsere gesammte Weltanschauung und vor Allem unsere sittlichen Begriffe zu beeinflussen berufen ist, das suchte ich vor nicht langer Zeit in großen Umrissen an dieser Stelle zu umgrenzen. Das völlig Neue der evolutionistischen Anschauungsweise liegt meines Erachtens darin, daß sie zuerst das menschliche Streben in directe Beziehung setzt zum Wirken der Natur. Alles, was ist, betrachten wir als geworden, vor Allem uns selbst. So, wie wir sind, hat uns die Natur ohne alles Zuthun unsererseits werden lassen. Nun fragt es sich aber, wie weit wir mit ihr einverstanden sind. Mit unseren Körper- und Geistesfähigkeiten müssen wir schon zufrieden sein; es steht nicht in unserer Macht, sie zu ändern. Wir können sie nur durch beständige Uebung zur größtmöglichen Leistungsfähigkeit erziehen. Anders ist es mit unserer Anschauungsweise. Auch sie ist uns aufgezwungen worden durch Vorfahren und Erzieher, sie wird uns noch weiter suggerirt durch unsere Umgebung. Hier sind wir nun nicht ganz machtlos. Als bewußte und wollende Individuen können wir entscheiden, was wir von der überkommenen Denkungsart behalten wollen, und wovon wir uns befreien müssen. Die Evolutionserkenntniß stellt einer jeden Persönlichkeit die sittliche Aufgabe, ihre gesammte Weltanschauung auf ihren Ursprung und ihre rein logische Begründung hin zu revidiren, und aus ihr alles dasjenige auszumerzen, was der formalen Logik — die wir in Beziehung auf Individuen mit Gerechtigkeit bezeichnen — nicht standhält. Ohne Kampf mit sich und der Umgebung wird das nie abgehen. Namentlich die sogenannte Pietät wird sich eine starke Beschränkung gefallen lassen müssen, ebenso das natürliche Bestreben des Menschen, mit seiner Umgebung in voller Harmonie zu leben. Compromisse führen indeß hier zu Nichts: die einmal erwachte Kritik bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Das Ausschlaggebende liegt in dem Willen zur geistigen Befreiung. Wo sich immer evolutionistische Denkungsart Bahn gebrochen hat, wird von jedem Einzelnen verlangt werden, daß er sich von den ihm anerzogenen und ererbten Vorurtheilen zu befreien trachte. Worin bestehen nun diese Vorurtheile, und wie sind sie geworden?

Jedes Individuum führt ein wirthschaftliches und ein geistig-religiöses Leben. Ersteres wird durch das Körperbedürfniß bestimmt, letzteres durch die Bedürfnisse des Geistes. Sie Beide bilden die mächtigsten Solidaritätsmomente der Menschheit. Wirthschaftliche Interessengemeinschaft schuf die Classen, geistige die Religionsgemeinschaften. Classengeist und Bekenntniß bilden Beschränkungen der Menschheitssolidarität: solche aber nennen wir Vorurtheile. Vorurtheile werden dem Individuum vererbt, anerzogen und beständig von der Umgebung genährt. Die weitaus überwiegende Mehrzahl aller

Digitized by Google

Individuen revidirt die übernommenen Vorurtheile höchstens, wenn es der Existenzkampf einmal dringend verlangt, sonst werden sie geduldig bis zum Grabe weitergeschleppt und Kindern und Kindeskindern vererbt. Immer nur sehr wenige der erlesensten Geister sind zu einer relativen geistigen Mündigkeit gelangt. Das waren die ganz großen Denker. Heutzutage wird es immer mehr solcher geben, die zur Freiheit gelangen. Nicht etwa, daß die Zahl der Begabten größer wäre als ehedem, aber die erforderliche Geisteskraft ist geringer. Wir haben nämlich Eines vor allen vorhergegangenen Generationen voraus — die Methode zur geistigen Befreiung. Der Evolutionserkenntniß verdanken wir sie, und darin erblicke ich ihre eminente culturelle Bedeutung. Erst durch sie ist die Menschheit zur bewußten Mündigkeit gelangt. Sie zuerst setzte menschliches Wollen in directe Beziehung zum Wirken der Natur. Sie spricht zu uns: „Ich habe Dich zu dem gemacht, was Du bist. Aber Du brauchst nicht mein Sclave zu sein. Prüfe Dich und entscheide selbst, was Du behalten willst von dem, was Dir Vorfahren, Erzieher und Umgebung aufgezwungen haben. Denn das ist nicht Dein Ich. Dein wahres Ich ist alles das, was in Dir über Dich selbst hinaus will. Also werde!"

Die religiösen Vorurtheile wollen wir an dieser Stelle unberücksichtigt lassen und uns direct den Classenvorurtheilen zuwenden. Die Classen sind hervorgegangen aus wirthschaftlicher Interessengemeinschaft. Sie bildeten ein unentbehrliches Mittel zur Arterhaltung. Nur in ihrem Schooße konnte die hierzu nothwendige Arterhöhung ausgebildet werden. Wir bezeichnen diese mit Cultur. So lange die Cultur erst das Eigenthum einiger weniger durch besonderen Wohlstand Hervorragender bildete, mußten sie sich zur Erhaltung ihres Besitzthums zusammenschließen gegen die große Masse der uncultivirten Nichtbesitzenden. Meines Erachtens kam es der Natur hierbei nur auf die Erhaltung der Cultur an, als Mittel zur Arterhöhung, nicht aber auf Erhaltung des Wohlstandes, der seinerseits wiederum nur als wirksamstes Solidaritätsmoment zum Zusammenschluß veranlaßte. Die so entstandenen Classen brauchen zu ihrer Selbsterhaltung eine bestimmte Moral, d. h. sie geben denjenigen Handlungen und Gesinnungen, welche sie nöthig haben, den Charakter von Tugenden und Pflichten, indem sie jedes Abweichen davon mit Mißachtung strafen. Dieser Classenmoral, welche nur den wechselnden Interessen der Classe dient und daher selber wechselnd ist, steht die ewige Moral gegenüber, die Ethik, welche die stets gleichbleibenden Interessen der gesammten Menschheit anbefiehlt. Die ethische Evolution schreitet in der Weise vorwärts, daß die Ethik aus der Classenmoral alles das, was der Gesammtheit irgendwie schadet, ausscheidet, alles Andere aber in sich aufnimmt und sich derart zu einer bewußt socialen Ethik auswächst. Der so aufgesogene Rest der Classenmoral bedeutet inhaltlich alle diejenigen Rücksichtsnahmen auf die natürliche gesellschaftliche Gliederung der Menschheit, welche das individuelle Glück erheischt. Dieser Proceß ist heutzutage schon in vollem Gange. Sein Ende wird logischer Weise mit dem Aufhören der Classen zusammenfallen. Vor der Hand kommt diesen vielleicht noch eine gewisse Berechtigung zu als Hüterinnen der höchsten Cultur. Man kann darin verschiedener Meinung sein. Indeß bleibt meines Erachtens jede Meinungsverschiedenheit ausgeschlossen darüber, daß die Classenmoral nicht nur völlig unnöthig geworden ist, sondern eine direct fortschritthemmende und individuelles Glücksempfinden beeinträchtigende Wirkung schon heute ausübt, und daß demnach, wer auf Bildung Anspruch erheben will, mit aller Kraft darnach streben muß, sich von den verdummenden Classenvorurtheilen zu befreien. Leicht ist das nicht. Wir Alle stecken bis zum Halse in ihnen. Wir müssen uns aber über sie stellen. Waren wir auch wehrlos dagegen, daß die Natur uns, ohne zu fragen, in diese oder jene Classe hineinstieß, so sind wir doch keineswegs gewillt, ihr auch noch den Gefallen zu thun, alle die Beschränktheit, deren die betreffende Classe zur Selbsterhaltung bedarf, auch für uns als bindend zu erachten. Immer und überall betrachten wir uns zunächst als zur größeren Gemeinschaft gehörig, zur Menschheit, aber nicht deßhalb, weil sie einen Krösus, Lucullus, Vanderbilt schuf, sondern weil auch Sokrates, Christus, Plato, Spinoza, Shakespeare, Goethe, Michelangelo und Beethoven Menschen waren. Wir verehren in dem Menschen seine Fähigkeit zur sittlichen Größe, die seiner Rasse eigene Möglichkeit zum Genie. Darin erblicken wir das größte Solidaritätsmoment der Menschheit. Auch auf einen Idioten fällt ein Abglanz der Geistessonne: denn auch er ist vom Stamme Newton's und Kepler's. Nun müßten wir aber völlig blind sein, wollten wir übersehen, wie auf Schritt und Tritt die natürliche menschliche Gesinnung sich hinter thörichten, beschränkten Voreingenommenheiten verbirgt. Wir können daran Nichts ändern, aber für unser Theil weigern wir uns, die jämmerliche Komödie mitzumachen. Sie ist uns zu dumm. Da wir Alle an unserer Geburt gleich unschuldig sind, so ziemt uns Allen gleiche Bescheidenheit. Es gilt doch auch sonst einfach für dumm, auf Etwas eingebildet zu sein, was Einem nicht gehört. Wir sollten uns zu einander verhalten wie Gäste, die sich auf einer Festvorstellung treffen. In jedem Menschen müssen wir immer und überall nur den Menschen erblicken und uns bewußt von allen Vorurtheilen befreien, welche einer kleineren Gemeinschaft als der Menschheit entspringen, also der Nation, Religion, Classe. Das klingt Alles sehr einfach und eigentlich so, als ob damit Alles beim Alten bleibe. Sieht man aber näher zu, so ergeben sich als Consequenz dieser Forderungen eine Reihe völlig neuer Nuancirungen in unserem alltäglichsten Dasein. Da verlangt zunächst einmal die einfachste Logik gleiche Höflichkeit gegen alle Stände. Wir haben aber noch Niemanden gesehen, der ein Dienstmädchen ebenso gegrüßt hätte wie eine Gräfin oder Millionärin. Und das ist doch bei Lichte besehen einfach idiotisch. Daß die so viel im Munde geführte und so selten beobachtete Ritterlichkeit, welche nur Sinn hätte gegenüber allen Angehörigen des für schwächer gehaltenen Geschlechtes, thatsächlich bei einer bestimmten Einkommensstufe wenigstens älteren Damen gegenüber Halt macht, das auch nur zu wiederholen, wäre trivial. Was überhaupt die rein formellen Beziehungen der Menschen unter einander anbetrifft, die sich weniger in Worten, als in Blick und Geberde äußern, so feiert auf diesem Gebiete beschränkende Classenmoral noch fast völlig unbestrittene Triumphe. Nur Wenige sind es bis jetzt noch, welchen diese Komödie zu läppisch erscheint und die ihrem gesunden Menschenverstand nicht die Gewalt anthun, Denen größere Ehrerbietung zu erweisen, welche, um eine alte Banalität zu gebrauchen, in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig waren, als Denen, welchen das Schicksal Nichts mitgab als kräftige Arme und frischen Lebensmuth. Diese wenigen schlichten Logiker gelten als Sonderlinge — das schadet Nichts, denn da die Mehrzahl immer die Dummen sind, müssen die Klugen eben Sonderlinge sein — oder, und das ist aller Ungerechtigkeit Krone, als Aufhetzer. Natürlich bedeutet es keinerlei Aufhetzung, wenn die reiche Plebs durch offen zur Schau getragenes völlig unthätiges und ausschweifendes Leben und hochfahrendes Wesen den Haß und die Verachtung des kleinen Mannes erregt und durch den unverschämten Gegensatz ihrer unverdienten Ueppigkeit und der arbeitsvollen Nothdurft Jener auch in gesunde Gemüther den Keim verblendenden Classenhasses legt. Leider hat die wissenschaftliche Forschung meines Wissens bis jetzt noch nicht die Frage ventilirt, wie viel das schlechte Beispiel der besitzenden Classen die Moral der Nichtbesitzenden beeinflußt. Doch müßte das zu eigenartigen Resultaten führen. Allerdings würde man solches Vorgehen mit Verhetzen bezeichnen. Man kann ja ruhig sündigen, nur darf man die Sünde nicht beim Namen nennen. Weßhalb nicht? Weil man vielleicht

Digitized by Google

dann zur Ansicht gelangen könnte, daß es nicht genüge, Mitglied der besitzenden Classe zu sein, um als Culturhüter zu gelten, und darin liegt doch auch unserer Auffassung nach die alleinige Berechtigung der Classen. Ich bin allerdings etwas anderer Meinung. Wenn die große Masse mehr und mehr zu begreifen anfängt, daß der Besitz an sich durchaus weder besser noch klüger, also nicht glücklicher macht, daß wir das nur aus uns selbst heraus schaffen können, so liegt meines Erachtens darin ein eminent social versöhnendes Moment. Doch kehren wir zur Höflichkeit zurück. Mögen ihre Anfänge auch in einer classenfreien Zeit zurückliegen, so konnte sie ihre höchste Ausbildung doch nur in den obersten Classen erreichen. Wenn sie somit an sich vielleicht auch ein Product der Classenmoral darstellt, so liegt doch in ihrem innersten Kerne etwas eminent Ethisches, nämlich das höchste Wohlwollen. Dieses kann immer nur der ganzen Menschheit gelten. Eine Höflichkeit, die sich auf die Mitglieder der gleichen Classe beschränkt, ist nur Heuchelei, nur leere Formel. Der Begriff Höflichkeit geht hier an innerem Widerspruch zu Grunde. Wahre Höflichkeit vermag allein einen vorhandenen Gegensatz ruhig einzugestehen, aber gerade durch die wohlwollende Art, womit das geschieht, ihm auch jede Spitze zu nehmen. Sie wäre somit das einzig logische Mittel zur Ueberbrückung der nun einmal nicht fortzuleugnenden Classengegensätze. Sie würde im Verkehr mit den Nichtbesitzenden etwa Folgendes zum Ausdruck bringen: „Wir Beide gehören verschiedenen Classen an. Wir Beide sind daran gleich unschuldig. Wir können auch nicht die Classen wegleugnen. Aber darum, daß Du nicht zu den Besitzenden gehörst wie ich, achte ich Dich durchaus nicht geringer, das wäre ebenso dumm wie ungerecht. Ich werde auch bei Dir wie bei irgend einem Mitgliede meiner Classe erst herauszufinden suchen, was Du als Mensch bedeutest. Aber eine gewisse Sympathie, die vielleicht bloß instinctiver Gerechtigkeitstrieb ist, empfinde ich schon von vornherein für Dich, weil Du es eben viel schwerer hast als ich. Du hast weniger Zeit, Du mußt anstrengender arbeiten, Du mußt Dir viel gefallen lassen — denn wer dem Armen zu essen giebt, der glaubt sich auch meistens berechtigt, ihn zu beleidigen — und dabei kennst Du nicht viele der Geistes- und Kunstgenüsse, welche in meinen Augen dem Dasein den allergrößten Reiz gewähren. Und doch bleibst Du geduldig und nährst Dich durch redliche Arbeit. Ich achte Dich darum von ganzem Herzen. Denn, offen gesagt, weiß ich nicht, und ich kann es nicht wissen, ob ich an Deiner Stelle mich so brav halten würde. So wie ich jetzt bin, gewiß nicht. Aber da müßtest Du mit mir Nachsicht haben. Denn auch ich kann Nichts dafür, daß meine Eltern Geld hatten und mich nicht von früh auf an Arbeit, Geduld und Entsagung gewöhnt haben. Da wir Menschen eben ohne alles Zuthun unsererseits so grundverschieden sind, so ziemt uns unter einander bloß Wohlwollen, allseitige Güte und beständige Nachsicht!“

Dies und vieles Andere könnte die Classenhöflichkeit mehr noch durch Blick und Geberde als durch Worte ständig zum Ausdruck bringen. Aber noch existirt sie nicht. Und das ist sehr schade. Gerade in diesen Imponderabilien, in der Beziehung von Mensch zu Mensch, in Miene und Haltung mehr noch als in Worten, wird viel gesündigt an den kleinen Leuten. Man sagt ihnen täglich hundertmal plump in's Gesicht: „Du bist arm, darum achte ich Dich nicht, oder wenigstens nicht so, als wenn Du reich wärest.“ Das ist brutal und dumm. Es ist aber auch der Ungerechtigkeit Krone. Ungerechtigkeit erzeugt bei starken Naturen Haß. Schwache Naturen beugen sich, verlieren die Achtung vor sich selber und werden dann mißbraucht. Daraus erklärt sich auch, wie ich schon einmal früher betonte, wenigstens zum Theil der verhältnißmäßig hohe Procentsatz von gewesenen Dienstboten unter den Prostituirten. Ganz im Allgemeinen kann wohl behauptet werden, daß nicht Worte, sondern Mienen und Blicke die Welt regieren. Sie geben die entscheidenden Motive. Nun herrscht aber ein ständiger Ausgleich der Kräfte. Jeder hochmüthige Blick, jedes Nichtbeachten findet seinen Ausgleich in einer entsprechenden Dosis Haß oder Selbstverachtung. Es hat noch Niemand entscheiden können, welche Wirkungen in den erbitterten Classenkämpfen dem wohlverstandenen Wirthschaftsinteresse und welche den Imponderabilien, als da sind Hochmuth, Mißachtung und Gleichgültigkeit von Seiten der besitzenden Classen, zuzuschreiben sind. Wir sind sehr geneigt, letztere für verschwindend zu erachten. Sehr mit Unrecht! Ich kann mir einen reinen Interessenkampf — und das ist der Classenkampf — ganz sachlich geführt denken. Alle persönliche Animosität ist ja unnütz und Kraftverschwendung. Sie scheint uns, abgesehen von einem natürlichen Neide gegen Glücklichere, doch hauptsächlich die Reaction gegen erwiesene Mißachtung zu bedeuten. Was ist nun aber eigentlich der Grund dieser überall offen zu Tage tretenden Geringschätzung des kleinen Mannes? Die plumpe unlogische Vorstellung, sich aus dem Besitze einen persönlichen Vorzug gegenüber Aermeren herzuleiten, dürfte denn doch bloß die blödesten Geister umfangen halten. Wir sehen aber, daß auch vielfach feine Köpfe sich geflissentlich von der Berührung mit dem Proletariat fern halten. Das erklärt uns weder ein gewisser Bildungshochmuth, noch auch ästhetische Abneigung gegen Dürftigkeit und — sehr oft mit Unrecht — vorausgesetzte Unsauberkeit. Den tiefsten Grund für diese seltsame und höchst unerfreuliche Erscheinung erblicke ich vielmehr darin, daß wir bei den Mitgliedern der nichtbesitzenden Classen instinctiv eine geringere Sittlichkeit vermuthen. Nun ist ja in der That ein Abhängigkeitsverhältniß von Sittlichkeit und Wohlstand durchaus nicht zu leugnen. Ganz im Allgemeinen kann man es vielleicht dahin definiren, daß einmal Sittlichkeit an sich eine gewisse financielle Unterlage voraussetzt, insofern als es unsinnig wäre, einem Hungernden sittliche Anforderungen zu stellen, und daß ferner die volle Möglichkeit zur Sittlichkeit eigentlich bloß auf einer fianancill gesicherten Lage beruht. Wohl werden die großen ethischen Züge, Hingebung und Aufopferung, in den Tiefen des Volkes ausgebildet und sind dort auch in Folge erschwerender Umstände am bewundernswürdigsten. Aber die höchsten ethischen Feinheiten, die wir mit vollkommener Höflichkeit und Tact bezeichnen, konnten bloß in materiell gesicherten Kreisen sich entwickeln, weil sie die Möglichkeit zur Selbstlosigkeit voraussetzen. Indeß kraft der dem Sittlichen innewohnenden Expansionskraft findet eine beständige sittliche Befruchtung der einzelnen Classe nunter einander statt. Jeder sittliche Begriff ist ja an sich classenfeindlich, er hat universelle Bedeutung. Sittliche Normen, welche sich nur auf dem Boden der besitzenden Classen ausbilden konnten, finden bald in allen Classen Nachahmung: so sind Höflichkeit, Gefälligkeit und selbst Tact schon in den ärmsten Volksschichten heimisch geworden. Die ethische Evolution geht in der Weise vor sich, daß die weniger Besitzenden sich allmälig zu dem sittlichen Niveau der financiell gesicherten Kreise erheben und zwar wesentlich in dem Tempo, wie Allgemeinbildung und Wohlstand zunehmen.

Meines Erachtens zeigen die höchste sittliche, d. h. seelische Schönheit in gesicherten Verhältnissen eben herangewachsene junge Mädchen. Solche, deren Verstand erst soweit aus der Kindlichkeit erwacht ist, daß er das Gefühl zu leiten vermag, die aber noch keine Ahnung haben von der socialen Ungerechtigkeit und dem Massenelend, sondern in ihrer aufrichtigen, opferbereiten, natürlichen Güte vollständige Rechtfertigung ihrer bevorzugten Lage erblicken. Hier zeigt sich am deutlichsten die tiefinnere Verwandtschaft von Schönheit und Güte. Beide sind wohl überhaupt ursprünglich gleichen Wesens, unser Empfinden macht noch jetzt keinen Unterschied zwischen ihnen. Des Lebens Nothdurft hat sie getrennt, und nun streben sie zu einander. Dieses Streben be-

Digitized by Google

deutet aber den letzten Sinn des sogenannten socialen Problems. Ich will indeß diesen höchsten sittlichen Typus bloß constatirt haben, ohne zu entscheiden, ob er noch in Zukunft möglich sein wird oder auch nur wünschenswerth, ob nicht vielmehr die Jugend der Zukunft von früh auf zu erziehen sein wird im Bewußtsein der socialen Ungerechtigkeit und der daraus entspringenden persönlichen Pflichten. Aber auch echte Kindlichkeit ist eigentlich bloß dem Kinde wirthschaftlich gesicherter Eltern beschieden. Bei dem Kinde armer Eltern bleibt eine gewisse Frühreife unvermeidlich. Nicht nur wird es schon sehr früh an den Ernst der Arbeit gewöhnt; es lernt auch bald von seinen Eltern, daß man sich Mächtigeren gegenüber nicht so geben darf, wie man ist. Leider ist ja unser socialethisches Empfinden meist noch so roh, daß wir eine gewisse persönliche Unterwürfigkeit unserer Angestellten oder Dienstboten erwarten oder auch geradezu verlangen. Das sieht ein Kind gleich. Es wird mißtrauisch, vorsichtig und reservirt und verliert jenes volle allseitige Vertrauen, welches den großen Reiz der Kindlichkeit ausmacht. Wenn des Weiteren hingebende Mutterliebe auch vielfach in ärmlichen Verhältnissen beobachtet wird, so ist doch die rechte Zärtlichkeit gegen die Kinder ein Luxus, den sich der Arme nicht erlauben kann. Es fehlt ihm dazu an Zeit und Stimmung, und dann fürchtet er, sein Kind zu verwöhnen, da es einstmals doch nur ganz auf sich selbst angewiesen sein wird. Dies einige Beispiele für den tiefinneren Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Wohlstand. Wir begehen aber in der Beurtheilung des kleinen Mannes ganz allgemein den principiellen Fehler, daß wir zum Maßstab seines Handelns unser eigenes Benehmen in dem gleichen Falle annehmen, ohne zu bedenken, unter wie durchaus verschiedenen Bedingungen wir uns befinden. Diese Unart ist viel weniger harmlos, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Ganz abgesehen davon, daß wir uns durch unablässigen Aerger für die vermeintlichen Fehler Anderer, z. B. unserer Dienstboten, selbst strafen, haben wir aber damit schon Ehre und Lebensglück unzähliger Existenzen auf das Leichtsinnigste vernichtet; einfach dadurch, daß wir sie Versuchungen aussetzten, denen sie nur gewachsen sein konnten, wenn sie über ein ganz außergewöhnliches Maß von Willensstärke verfügt hätten. Man muß aber immer mit dem Normalen rechnen. Z. B. wir schicken einen jener kleinen Commis, die vielfach schlechter gestellt sind als die Arbeiter, mit einer großen Geldsumme zur Bank. Er verschwindet. „Wie konnte er nur so niederträchtig handeln?! Wir, die Principale, hätten das nie gethan!“ Das glaube ich gern, denn wir haben satt zu essen, wir versagen uns so leicht kein Vergnügen, und wenn unser Kind krank ist, so rufen wir die erfahrensten Aerzte. Was hätte es für uns für einen Sinn, ein paar Tausend Thaler zu stehlen? Das wäre einfach pathologisch! Aber Jener! Von Morgens früh bis Abends spät muß er arbeiten, ohne je mehr zu verdienen, als daß er eben gerade durchkommt, vorausgesetzt, daß er sich auch ganz bescheidene Genüsse versagt, und dabei hat er vielleicht noch eine kranke Frau oder ein krankes Kind zu Hause, und dabei muß er täglich in den von elektrischem Lichte überflutheten Schaufenstern alle den märchenhaften Luxus erblicken, der Einen ewig versagt sein wird! Die zehrende Sehnsucht nach Lebensgenuß würde ja wohl in reiferen Jahren dem Gefühle gethaner Pflicht weichen müssen und der Einsicht von den wirklichen Werthen des Lebens. Aber da naht plötzlich die fatale Versuchung, man bekommt eine größere Geldsumme in die Hand, in einem Augenblick unterliegt man, und das Leben ist vernichtet, das ganze bis dahin anständig geführte Leben. Wer hat die Schuld? Doch nur Der, welcher in Versuchung führte.

Und die Moral daraus? Sie ist schon vor zweitausend Jahren verkündet worden: „Und Alles, was Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen.“ Das bleibt ewig giltig. Es kommt nur die Nuance hinein, daß wir uns in die Lage Derer hineinversetzen müssen, mit welchen wir es zu thun haben, um zu entscheiden, wie wir in diesem Falle behandelt sein möchten. Rechenfehler werden auch dann immer noch mitunterlaufen, indeß sicherlich viel weniger, und zahllose Grausamkeiten werden unterbleiben. Wer einmal erkannt hat, wie sehr die Sittlichkeit durch die Zufälligkeit der Geburt bedingt ist, der wird nicht von Anderen mehr verlangen, als er selbst in der betreffenden Lage leisten würde. Vor Allem wird er jederzeit bedrängte wirthschaftliche Lage als ein die Sittlichkeit erschwerendes Moment in Betracht ziehen und es vermeiden, kleine Leute in Versuchung zu führen. Es soll damit durchaus keinem Mißtrauen und keiner Mißachtung wirthschaftlich Schwacher das Wort geredet werden. Hierzu fehlt, namentlich bei uns in Deutschland, jede Veranlassung, da trotz besagter Uebelstände Unterschlagungen verhältnißmäßig sehr selten sind, was allerdings nicht selbstverständlich ist, sondern worin wir ein sehr erfreuliches Zeichen von der Höhe unserer sittlichen Cultur zu erblicken haben. Aber es brauchten überhaupt keine Unterschlagungen vorzukommen. Der kleine Beamte, welcher sie sich zu Schulden kommen läßt, ist meistens durchaus von keiner geringeren sittlichen Kraft als so und so viele in gesicherten financiellen Verhältnissen lebende Herren, denen die Veranlassung zum Diebstahl fehlt, und die wir deßhalb — und das mit Recht — für sittlich normal halten. Jene aber wurden meistens in Versuchungen geführt, denen nur eine außergewöhnliche moralische Kraft gewachsen gewesen wäre. Sie mußten unterliegen. Und nun verachtet man sie, und ihr Leben ist vernichtet. Das ist mehr als Ungerechtigkeit, das ist Grausamkeit. Ob gesetzlich gegen diesen Uebelstand vorgegangen werden kann, vermag ich nicht zu entscheiden. Vielleicht wären gewisse Altersgrenzen für gewisse Vertrauensposten zu befürworten, namentlich für Cassirerposten. Vielleicht wären auch Minimalgehälter in einem gewissen Verhältnisse zu dem anvertrauten Gelde im Princip zu befürworten, wiewohl ich keineswegs die dabei sich bietenden praktischen Schwierigkeiten übersehe. Sociale Aufklärung thut hier am meisten Noth. Es wird einstmals die Aufgabe der Schule sein, jedem heranwachsenden Menschenkinde einen annähernden Ueberblick zu geben über die Vertheilung der Güter auf der Erde, d. h. das Massenelend und dessen Folgen. Erst dann kann die Macht der verdummenden und in ihren Folgen höchst verderblichen Classenmoral gebrochen werden und eine fruchtbare Lebensauffassung sich bilden. Wie viele Geister sind durch diese ganz zufällig erlangte Kenntniß zu völlig neuen Menschen geworden, wieviel Geisteskraft ist — nicht vom Zufall beglückt — unbenutzt geblieben! Wir brauchen aber noch auf lange Zeit hinaus alle nur irgendwo vorhandenen Kräfte. Man bedenke doch bloß in ihrer ganzen Tragweite die Thatsache, daß höchstens $^1/_{10}$ der Weltbevölkerung nicht von der Hand in den Mund lebt; man vergegenwärtige sich, welcher Einfluß auf die gesammte Weltanschauung durch die beständige Aussicht auf physische Noth ausgeübt werden muß, dann wird Einem vielleicht klar werden, wie wenig die Sittlichkeit noch über die Theorie herausgekommen ist, und wie haarsträubendes Elend die Gesellschaft ruhig duldet. Erst müssen aber die Seelen gewonnen sein, dann kann eine Reform in's Leben treten. Welterlösende Wahrheiten sind Jahrtausend alt, und doch befolgen sie auch jetzt nur die Alleredelsten. Wenn man die Welt als Ganzes betrachtet, so möchte man nicht glauben, daß es eine Sittlichkeit giebt, und daß sie im Großen und Ganzen anerkannt wird. Die Arbeit eines jeden pflichtbewußten Menschen kann immer nur die sein, sich mit aller Kraft anzustemmen gegen die überschwere Last der allgemeinen Denk- und Gefühlsträgheit.

Recapituliren wir. Die Thätigkeit des Menschengeistes war zunächst auf Bedürfnißbefriedigung gerichtet. Hierbei kam ihm der Vortheil des Zusammenschlusses zum Bewußtsein. Es entstanden Völker, Religionsgemeinschaften, Classen.

Digitized by Google

Alle drei zur Arterhaltung unentbehrlich, brauchten zu ihrer Selbsterhaltung bestimmte Vorurtheile. Diese werden dem Individuum vererbt, anerzogen und beständig von der Umgebung suggerirt. Auf einer gewissen Stufe der wirthschaftlichen und geistigen Entwickelung haben sie ihre Mission, die Erziehung zur nationalen, religiösen und wirthschaftlichen Solidarität erfüllt, und hemmen nun das Individuum an seiner höchsten sittlichen Bestimmung, der geistigen Selbstständigkeit. Von da an geht alle Geistesarbeit der führenden Denker dahin, diese Vorurtheile wiederum als logisch unverbindlich nachzuweisen. Auf rein speculativem Wege war diese Arbeit schon in der Aufklärungszeit vollendet. Sie erhielt aber ihre exacte Grundlage erst in der Erkenntniß von der Evolution. Hiermit war die Methode gegeben, der menschlichen Gesellschaft zu ihren Uranfängen zu folgen und somit alle Vorurtheile auf ihre rein geschichtliche, vorübergehende Verbindlichkeit zurückzuführen. Theoretisch ist somit die Menschheit von jeder von Menschen erdachten Geistesfessel befreit. In Wirklichkeit haben aber nur sehr wenige Individuen diese Spitze erreicht. Bei der großen Masse, welche durch Mangel an Zeit oder natürliche Denkfaulheit an der Selbstbefreiung gehindert ist, erweisen sich Vererbung und Erziehung als noch lange unbesiegte Mächte. Die geistigen Führer der Menschheit werden noch auf unabsehbare Zeiten alle Kräfte logischer Suggestion anspannen müssen, damit die Culturvölker der Natur wiederum ebenso unbefangen gegenüber zu treten lernen wie der Urmensch, d. h. nur in dem ehrlichen Geständniß ihres vorläufigen Nichtverstehens, sonst aber — und das bedeutet die herrliche Errungenschaft der durchgearbeiteten Jahrtausende — aufgeklärt über die bleibenden Interessen der Menschheit und ihre Fähigkeit denselben zu dienen. Stehen wir somit auch dem letzten Geheimniß der Natur vor der Hand — ich stimme durchaus nicht dem Ignorabimus bei — noch ebenso unwissend gegenüber wie der Wilde, so haben wir ihr doch die Methode abgelernt, deren sie sich zur Arterhaltung bedient, und vermögen sie bewußt zur Erreichung unserer individuellen Zwecke anzuwenden. Die Aufgabe der Aufklärung ist also eine doppelte: im negativen Sinne bedeutet sie die Vernichtung aller Vorurtheile und somit die Rückkehr zur Unbefangenheit des Wilden, positiv bedeutet sie die Erkenntniß der Menschheitsaufgaben und der Mittel zu ihrer Durchführung. Rudolf Eucken definirt die Ersteren folgendermaßen: „Die letzte Aufgabe des Einzel- und Gesammtwillens besteht darin, alle in der Menschheit angelegten Kräfte voll zu entwickeln und in's Unendliche zu steigern, und zwar zur Macht über Natur, Menschenleben und Welt und zur daraus quellenden Freude am Dasein."

Literatur und Kunst.

Lebendige Literaturwissenschaft.

Von Eugen Reichel.

> Es ist in unserer Natur ein Wahrheitssinn, welcher, einmal aufgeregt und angesprochen, so lange er den Muth behält, gerade zu sehen, schwer zu täuschen ist. Ihm die Oberhand, ihm Thatkraft geben, das heißt eine Nation wahrhaft aufklären.
>
> Johann von Müller (1805).

Wie schlecht man auch von den geistigen und sittlichen Eigenschaften des menschlichen Geschlechtes, insbesondere der „modernen" Menschheit, denken mag, so wird man doch nicht in Abrede stellen dürfen, daß der Daseinskampf in dieser Menschheit einen Sinn für das Rechte, Tüchtige, eine Neigung, den Dingen auf den Grund zu gehen, entwickelt hat. Freilich muß man der gern gezollten Anerkennung gleich die Einschränkung beifügen, daß diese Neigung eigentlich nur den naturwissenschaftlichen Bestrebungen zu Gute gekommen ist. Die Natur versteht nämlich keinen Spaß. Wer mit ihren Kräften wirken will, der darf sich nicht mit Vermuthungen und Glaubenssätzen begnügen; der muß sie ganz nüchtern erforschen; der muß lernen, ihr, so weit es nur irgend möglich ist, in die Seele zu blicken. Die Menschen wurden also, durch Schaden klug gemacht, nach und nach gezwungen, die Erkenntniß der Natur ernsthaft zu betreiben; und die Folge davon war, daß der todte mittelalterliche Scholasticismus wenigstens dort bei Seite geworfen wurde, wo man zur Natur in ein richtiges, in ein fruchtbringendes Verhältniß treten wollte. Der erkenntnißfreudige Geist der Denker und Forscher brach eine neue, sozureden in's Unendliche führende Bahn, auf der die thätigkeits- und erwerbsfrohe Menschheit allgemach mit großer Gewandtheit ihrer Werthe schaffenden Arbeit nachzugehen lernte. Doch hier handelte es sich eben nur um „natürliche" Dinge. Der tief in der Menschenseele wurzelnde Dünkel wußte deßhalb sehr schnell dafür zu sorgen, daß der seit Alters für bestehend gehaltene Gegensatz zwischen „Geist" und „Natur" noch schärfer zur Geltung gebracht, daß die „Geisteswissenschaft" von der „Naturwissenschaft" rücksichtslos getrennt wurde. Die Theologie durfte nach wie vor ihre „Wahrheiten" mit immer neuen, immer geistreicheren, oft auch geistloseren Betrachtungen stützen, die speculative Philosophie nach wie vor ihre Hirngespinnste im schwankenden Mondlicht unbeweisbarer Beweisthümer ausbreiten. Aber selbst in diese zwei „Geisteswissenschaften" drang schließlich ein Strahl kritischen Lichtes. Der Grundsatz rücksichtsloser Forschung, vorurtheilsloser Prüfung jeder „Wahrheit" auf ihre Echtheit hin, machte sich wenigstens schüchtern geltend. Die starre Dogmatik mußte sich mit einem bescheidenen Plätzchen in den Reichen der Gottes- und Weltweisheit begnügen. Nicht nur die philosophischen Phantasien wurden vor den Richterstuhl des nüchternen menschlichen Verstandes gestellt; sogar das „Wort Gottes" wurde Capitel für Capitel sorgfältig untersucht. Die Bibelkritik ging der Heiligen Schrift gerade so scharf auf den Leib wie die Naturforschung der Natur.

Inzwischen aber hatte sich noch eine dritte Geisteswissenschaft herausgebildet. Die „schöne Literatur" war mehr und mehr in die Halme geschossen, und der menschliche Geist (der immer noch glaubte, daß er außerhalb, daß er gewissermaßen über der Natur stände) fühlte das Bedürfniß, auch sie sozureden wissenschaftlich auf Flaschen zu ziehen. Ja, der Dünkel der Vertreter der Geisteswissenschaften fand sehr bald heraus, daß hier ein neuer Boden zu gewinnen war, auf dem sich der köstlich bequeme dogmatische Scholasticismus üppig entfalten, auf dem er gewissermaßen unumschränkt herrschen konnte. Noch mehr: auf diesem Boden durfte auch der urtheilslose Schwätzer hoffen, zu Ansehen zu gelangen, falls er nur „schön" und „geistvoll" zu schwatzen verstand. Das aber lernte sich sehr schnell; und die es nicht lernten, deren träger Geist selbst für die inhaltslose Spielerei mit gewichtig klingenden Worten zu ungeschickt war, die machten sich deßhalb keine Sorge: sie übertrugen die Wort- und Buchstabenkrämerei der mittelalterlichen „Critici" einfach auf die lebendige Literatur, schufen sich eine „Methode" und ritten auf ihr erst recht stolz erhobenen Hauptes durch die Welt des „Geistes". So hat es kommen können, daß, während selbst Theologie und Philosophie dem blinden Scholasticismus mehr und mehr entwuchsen, die Literaturwissenschaft nach wie vor mit Glaubenssätzen arbeitet, eine todte Bücherwissenschaft, ich möchte fast sagen, eine Glaubenslehre geworden ist, deren Vertreter ihren theologischen und philosophischen Genossen an Unduldsamkeit wohl gar noch überlegen sind. In diese „Wissenschaft" hat sich noch kaum ein dürftiger Lichtstrahl inductiver Kritik ver-

Digitized by Google

irrt. Die Literaturgelehrten haben noch keine Ahnung davon, daß der „Geist“ genau denselben Gesetzen unterworfen ist, wie die Natur; daß Geisteserzeugnisse Naturerzeugnisse sind und ebenso sachlich durchforscht werden müssen wie die Erscheinungen der Natur; daß mit Vorurtheilen und Meinungen dort nichts anzufangen ist, wo es auf Urtheil und gewissenhafte, unvoreingenommene Forschung ankommt. Von Buch zu Buch hat sich auf diesem höchst wichtigen Gebiete der wissenschaftlichen Welt eine todte Ueberlieferung, eine Fata Morgana der Meinungen gebildet, die aller wirklichen Erkenntniß, allem auf sie sich stützenden Fortschreiten schier unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Es bilden sich gute und schlechte Meinungen über einen Dichter und Schriftsteller, die kein Mensch auf ihre Richtigkeit hin prüft; und der Aberglaube des Mittelalters war nicht schlechter begründet, als die Vorurtheile der modernen und modernsten Literaturgeschichte begründet sind. Pierre Bayle, der jetzt in der Person des trefflichen Louis P. Betz einen ebenso kundigen wie urtheilsfähigen deutschen Vertreter gefunden hat, spricht sich in seinen, von Gottsched verdeutschten „Zufälligen Gedanken von der Beschaffenheit der Kometen“ über Entstehung und Werth von Traditionen sehr treffend aus. Er spricht da u. A. in § 7: „Warum können wir das nicht sehen, was in dem Verstande der Menschen vorgeht, wenn sie eine Meinung erwählen? Ich bin versichert, wenn das geschehen könnte, so würde man gewahr werden, wie der Beifall so vieler tausend Leute sich nur auf das Ansehen zweier oder dreier Personen gründet, welche einen Lehrsatz bekannt machen. Man glaubt, daß sie denselben genau und gründlich geprüft haben. Durch das Vorurtheil von ihrer Geschicklichkeit werden Andere davon überredet. Diese überreden wiederum Andere, die ihrer natürlichen Trägheit halber geneigter sind, Alles, was man ihnen vorsagt, zu glauben, als mühsam zu untersuchen. Auf solche Art verstärkt sich von Tag zu Tage die Anzahl leichtgläubiger und nachlässiger Anhänger. Dieses ist ein neuer Antrieb, daß die Anderen sich nicht Mühe geben wollen, die Meinung zu untersuchen. Sie sehen, daß dieselbe allgemein ist, und sind so einfältig, daß sie sich einbilden, sie habe nicht anders als durch die Richtigkeit der Gründe so allgemein werden können. Endlich treibt uns die Noth, daß man das glaubt was alle Welt für wahr hält; weil man sonst befürchten müßte, für einen Störenfried gehalten zu werden, der für sich allein mehr wissen wolle als alle Anderen, und kein Bedenken trüge, dem ehrwürdigen Alterthum in's Angesicht zu widersprechen. Und dieses geht so weit, daß man sich endlich eine Ehre daraus gemacht, Nichts mehr zu untersuchen, sondern Alles auf die gemeine Sage ankommen zu lassen.“ Genau so wie Bayle hier die Entstehung der Thorheiten des Aberglaubens schildert, entstehen bis auf den heutigen Tag nicht nur ebenfalls noch Hunderte von „Wahrheiten“, sondern vor Allem auch die allgemeinen „Urtheile“ über Werth und Unwerth eines Dichters und Schriftstellers. Wo es sich um Lebende handelt, da ist es wohl immer noch möglich, daß ein von zwei oder drei lauten, im Ruf der Urtheilsfähigkeit stehenden Schreiern „begründetes“ und so allgemach „giltig“ gewordenes „Urtheil“ durch ein oft ebenso gut „begründetes“ und ebenso rücksichtslos durchgedrücktes „Gegenurtheil“ erschüttert und so endlich die Grundlage für ein unbestochenes, nüchternes Endurtheil geschaffen wird. Wo jedoch Teufel und Götter der Vergangenheit in Frage stehen, da ist eine Richtigstellung solcher, aus unaufhörlich nachgeschriebenen und nachgesprochenen „Urtheilen“ zu Stande gekommenen Meinungen nahezu unmöglich: Trägheit, Urtheilslosigkeit und Charakterschwäche der „Nachwelt“ bilden hier die festen Stützen jeder Heiligsprechung und jeder Verdammniß. Ich könnte so manches Beispiel anführen, um diese traurigen Thatsachen zu beweisen; eines der ungeheuerlichsten ist jedenfalls der „Fall Gottsched“. Schon der eine Umstand, daß Gottsched, weil er den „Messias“ bekämpfte, bis auf den heutigen Tag für einen Banausen und Kunstphilister gelten muß, während die Fortentwickelung unserer Literatur thatsächlich im Gegensatz zu dem Messias-Dichter (der ja streng von dem späteren Oden-Dichter Klopstock geschieden werden muß) und im engsten Anschluß an Gottsched erfolgt ist, spricht der ganzen „Methode“ unserer Literaturgeschichtschreibung das Urtheil. Man will eben den Dingen nicht auf den Grund gehen; man will nicht prüfen, ob der Schlachtruf dünkelhafter und gehässiger Parteikämpfer seine sachliche Berechtigung hatte: der Gegner des „Messias“ galt eben gewissen Meinungsmachern im zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts für einen Banausen. Das hat man gelesen und gelernt, und so muß es dabei bleiben. Tritt endlich ein Mann auf, der die Welt eines Besseren belehren will, so wird ihm wohl gar zugerufen, daß es die Welt „blutwenig kümmert“, ob man „dem armen Gottsched wirklich ein Bißchen gar zu viel Sünde aufgebürdet“ habe; daß „für uns nur der Typus existire, zu dem er in unserer Vorstellung geworden“, eben der Typus „des deutschen Kunstphilisters“. Wer denkt nicht, wenn er diese Aeußerungen Hans Sittenbergers in der „Neuen Freien Presse“ liest, an das fürchterliche Wort: „Gleichviel: der Jude wird verbrannt!“? Also weil „unsere Vorstellung“ sich nun einmal den „Kunstphilister Gottsched“ gebildet hat, so muß das in alle Ewigkeit so bleiben, und wenn die Thatsachen noch so beredt dagegen zeugen! Die Gegner des Coppernicus übten genau dieselbe Gegenbeweisführung; und es hat einiger Jahrhunderte bedurft, bis Coppernicus auch für die Welt Recht behielt.

Unsere Literaturgeschichtschreibung krankt aber nicht nur an solchen Einzelfällen. Sie ist als Wissenschaft überhaupt ein todtgeborenes Wesen, weil sie nicht auf exacte Forschung, sondern auf Meinung, auf Vorurtheil und sachliche Unwissenheit gegründet ist. Ich darf es, gestützt auf eine vieljährige Erfahrung, aussprechen und halte es sogar für meine Pflicht, offen zu bekennen: daß unsere Litteraturgeschichtschreibung noch gar keine Wissenschaft ist, sondern erst eine Wissenschaft werden muß. Selbst da, wo sie wenigstens schon auf einer wissenschaftlichen Grundlage ruht, wie etwa in dem „Grundriß“ des verdienstvollen Goedeke, ist sie nur ein todtes Namen- und Sachregister, dessen kritische Randglossen gerade so oberflächlich sind wie die „Urtheile“, die sich in den Literaturgeschichten finden. Woran liegt es nun, daß unsere Literaturgeschichtschreibung einer ernsten Prüfung nicht gewachsen ist? So leicht die Frage sich stellen läßt, so leicht läßt sie sich beantworten. Unsere Literaturhistoriker befinden sich fast ausnahmelos in der Lage jener vielverspotteten Buchrichter, die dann am Schneidigsten über ein Buch zu Gericht sitzen, wenn sie es gar nicht gelesen haben. Nun will ich nicht behaupten, daß unseren Schriftgeschichtschreibern die Dichter und Schriftsteller, über welche sie mit dem Schein von Wissenschaftlichkeit „urtheilen“, ganz unbekannt sind. Von den 1000 bis 10000 Namen, die eine deutsche, englische, französische Literaturgeschichte oder gar eine „Geschichte der Weltliteratur“ aufweist, können die jeweiligen Verfasser zwar thatsächlich $^{9}/_{10}$ oder $^{99}/_{100}$ nur dem Wortklange nach kennen (obwohl es mir begegnet ist, daß ein Weltliteraturgeschichtschreiber im Gespräch einen spanischen Dichter auch nicht einmal dem Namen nach kannte, über den er vor einem Viertel Menschenalter in seinem Riesenwerke einige dreißig Zeilen geschrieben hatte); und es wäre kindlich, wenn man sich einbilden wollte, daß die Herren in einem vielbeschäftigten Leben oder wohl gar in wenigen Jahren von den Tausenden von Schriftstellern auch nur die Hauptwerke durchblättert haben könnten. Aber daran braucht man nicht zu zweifeln, daß die Herren wenigstens einen kleinen Bruchtheil der von ihnen beurtheilten Dichter und Schriftsteller kennen, d. h. ihre hauptsächlichsten Schriften gelesen haben. Nun ist aber leider mit diesem „gelesen haben“ noch sehr wenig gethan. Denn Bücher sind keine Kuchen, die man nur in den Mund zu stecken braucht,

Digitized by Google

um sie auf ihre Schmackhaftigkeit hin zu prüfen. Bücher wollen eben nicht nur gelesen, sie wollen durchforscht, durchdacht, mit einem Worte: verstanden werden. Wären nun die Schriftgeschichtschreiber bedeutende Köpfe, so könnten sie vielleicht auch anspruchsvolle Bücher, beziehungsweise Dichtwerke nach ein-, höchstens zweimaligem Lesen verstehen. Aber bedeutende Köpfe haben leider meistens Besseres zu thun als Literaturgeschichten zu schreiben: es darf mithin ohne Weiteres behauptet werden, daß die Schriftgeschichtschreiber selbst die Dichter und Schriftsteller nicht immer wirklich kennen, deren Bücher sie anstandshalber gelesen haben. Was für einen Werth unter solchen Umständen die Schriftgeschichtschreibung zu beanspruchen hat, wird Jeder sich ohne Weiteres denken können. Unsachlichkeit, Oberflächlichkeit, Vorurtheil und Meinung bilden eben bis auf den heutigen Tag ihr wissenschaftliches Rüstzeug. Sie ist eine todte Häufung von Vorurtheilen, die sammt und sonders nachgeprüft werden müßten, wenn sie dauernde Geltung erlangen sollten. Wohl hat es in den letzten Jahrzehnten nicht an Männern gefehlt, die, indem sie sich vorzugsweise nur mit einem Helden, mit einer Dichtergruppe beschäftigten, ein gewisses Maß von wahrhaft wissenschaftlicher Behandlung des jeweiligen Gegenstandes erreichten (ich erinnere hier nur an Danzel, Gruber, Haym, Koch, Köster, Sauer, Muncker, Schmidt, Waniek, Wolff); aber auch bei ihnen bildet die Beschränkung auf die gläubig hingenommene Ueberlieferung immer noch die eigentliche Grundlage ihrer Untersuchungen. Ist die Ueberlieferung ihrem Helden günstig, so rücken sie Alles in die gute Beleuchtung; ist sie ungünstig, so findet das Gegentheil statt. Man braucht nur die Lessing-Biographie von Erich Schmidt und die Gottsched-Biographie von Gustav Waniek mit einander zu vergleichen, um sich über die Wahrheit des von mir Gesagten zu unterrichten. Von wirklicher Kritik, von unvoreingenommener Forschung ist weder bei Schmidt noch bei Waniek die Rede; und es wirkt schon überraschend, wenn Waniek sich wenigstens in Einzelheiten, gestützt auf eine, wenn auch nicht sehr tiefgehende Kenntniß der Hauptschriften Gottsched's, der Ueberlieferung entgegenstellt. Von einer wirklich sachlichen Prüfung der Stellung Lessing's und Gottsched's im Rahmen unserer Literatur ist bei Schmidt ebenso wenig die Rede wie bei Waniek. Lessing ist eben für Beide sozureden der kommandirende General, Gottsched im günstigen Falle der Feldwebel. Der Gedanke, daß vielleicht das crasse Gegentheil die Wahrheit enthalten könnte, ist ihnen nie gekommen; vor dem „schützt" sie eben der feste Glaube an die Ueberlieferung. „Hier wird nicht geprüft" — diese Worte bilden das eigentliche Leitmotiv der Schriftgeschichtschreiber: kein Wunder, daß unsere sogenannte Literaturwissenschaft ein todtes Geschöpf ist.

Soll das nun in alle Zukunft so bleiben? Es wäre trostlos, wenn man darauf mit „Ja!" antworten wollte. Aber gewisse Einzelerscheinungen deuten doch darauf hin, daß sich auch unter den eigentlichen Fachmännern bereits eine Ahnung von der völligen Werthlosigkeit des üblichen Betriebes der Schriftgeschichtschreibung zu regen beginnt. Allerdings läßt sich hier mit kleinen Verbesserungen nichts ausrichten: hier kann vielmehr nur eine Umgestaltung im Großen Hülfe bringen. Die ganze Schriftgeschichtschreibung muß auf eine andere Grundlage gestellt werden. Mit einem Wort: aus dem todten, nur auf todtes Buchwissen sich stützenden Literaturgeschichtbetrieb muß eine wahrhaft lebendige, auf das schöpferische Schriftthum sich stützende Literaturwissenschaft werden.

Was aber ist „lebendige Literaturwissenschaft"? Da wir die bisher zu Recht bestandene todte Schriftgeschichtschreibung in ihrem Wesen erkannt haben, so wird es uns jetzt nicht schwer fallen, uns darüber zu verständigen, was eine lebendige Literaturwissenschaft ist, was sie zu leisten haben wird. Es muß hier, wie gesagt, nahezu Alles neu geprüft und neu geordnet werden: Beschränkung und Bescheidung wird also die erste Vorbedingung für eine gedeihliche Pflege der Schriftgeschichtwissenschaft sein. Zunächst wird man die „großen" Erscheinungen, d. h. jene Dichter und Schriftsteller, die durch irgend einen Zufall in den Ruf der „Classicität" gelangt sind, zum Gegenstande ernsthafter, durch kein Vorurtheil beeinflußter Forschung zu machen haben. Man wird auch die Männer unter die Lupe nehmen, auf deren Aeußerungen hin Dichter und Schriftsteller zu Rang und Ansehen gekommen sind. Man wird nicht vergessen, daß selbst bei anscheinend urtheilsfähigen Leuten die Möglichkeit, in Irrthümer zu fallen, nicht ausgeschlossen ist, zumal dann, wenn ihnen die bewunderte Erscheinung noch zu nahe steht. Das Gleiche wird dann in Beziehung auf die verfehmten und schließlich auf die mittelmäßigen und gering geschätzten Dichter und Schriftsteller zu geschehen haben, für's Erste ohne jeden Gedanken an eine zusammenfassende Literaturgeschichtschreibung. Denn es kann gar nicht laut genug ausgesprochen werden, daß eine zusammenfassende Literaturgeschichtschreibung, der keine bis in's Kleine gehende, umfangreichste Einzelforschung vorausgegangen ist, für ein todtgeborenes Unding zu gelten hat. Um eine lebendige Literaturwissenschaft für die Zukunft zu ermöglichen, wird man also noch für lange Zeit hinaus sehr ernsthafte, sehr sachliche Einzelforschungen zu machen haben, und zwar nicht etwa nur in Beziehung auf die literarischen Erscheinungen der letzten 150 oder 170 Jahre. Auch das Schriftthum eines Volkes ist ein von innen heraus nach festen Naturgesetzen sich entwickelnder Organismus, der erst mit dem Untergang des Volkes seine Vollendung erhält. Zelle schließt sich hier an Zelle, Glied an Glied. Das Schriftthum des 19. Jahrhunderts ist nicht ohne das des 18., das des 18. Jahrhunderts nicht ohne das des 17., das des 17. Jahrhunderts nicht ohne das des 16. u. s. w. zu verstehen. Eine lebendige Literaturwissenschaft wird also vor Allem die großen und kleinen Zusammenhänge erforschen. Sie wird das erste Aufleuchten aller in dem Schriftthum eines Volkes zu Tage getretener Ideen, ihre Weiterentwickelung, ihre Umwandlungen feststellen; sie wird ferner in Beziehung auf Styl und Sprache, auf Motive und deren Durchführung die vollste Klarheit des Wissens erstreben. Sie wird nachweisen, wie die verschiedenen Zeitströmungen auf die Dichter und Schriftsteller der entsprechenden Zeitalter gewirkt und wie andererseits die Dichter und Schriftsteller wieder auf ihre Zeitalter (oder, wo es sich um die großen Genies handelt, die für ihre Zeit nicht in Frage zu kommen pflegen, auf die spätere Zeit) zurückgewirkt haben. Ihre Hauptaufgabe aber wird in der wirklich kritischen Durchleuchtung der Schriftwerke bestehen. Die unkritische Schönrednerei, wie sie leider durch Herder bei uns in die Schriftgeschichte und Schriftthumbetrachtung eingeführt worden ist; das begeisterte, jeder sachlichen Prüfung sich entziehende Draufzureden wird ebenso ein für alle Mal aus der lebendigen Literaturwissenschaft zu verschwinden haben wie das unkritische Absprechen und Verwerfen. Jedes Urtheil muß, ehe es festgelegt wird, klar und sachlich begründet werden. Nun ist allerdings die Fähigkeit, ein Urtheil zu begründen, gerade so selten, wie das „Talent", eine Meinung mit dem Schein von Gründlichkeit und Sachlichkeit auszusprechen, häufig ist. Daraus ergiebt sich: daß das Hauptwerk einer lebendigen Literaturwissenschaft nur von Männern vollbracht werden kann, die wirklich Urtheil besitzen und jene große Arbeitskraft, welche nöthig ist, um auch nur über die Schriften eines bedeutenden Mannes zu einem auf zuverlässiger Erfahrung beruhenden, abschließenden Urtheil zu gelangen. Mit einem Worte: auch für die Literaturwissenschaft wird es der genialen Persönlichkeiten bedürfen, nicht nur der sogenannten „Gelehrten". Die Literaturgeschichtschreibung darf aber nicht nur „gelehrte" Arbeit, sie muß vielmehr vor Allem schöpferische Arbeit sein. Im wahrhaft wissenschaftlich arbeitenden Schriftgeschichtschreiber muß der Dämon des Lebendigen gerade so wirksam sein wie im Dichter, im Künstler, im Denker

Digitized by Google

und Forscher. Schriftgeschichtschreiber dieser Art werden denn auch vor Allem echte Seelenkenner sein müssen, nicht nur sogenannte Psychologen, die weder sich selbst noch die Menschen kennen und hinter scheinbar tiefsinnigen Worten ihre vollständige Hülflosigkeit und Unzuständigkeit verbergen. Sie werden schließlich Heldennaturen sein müssen, welche den Muth und die Kraft haben, gegen die Meinung der gelehrten und ungelehrten Welt ihr sachliches Urtheil durchzusetzen.

„Utopien!“ So höre ich die Klugen rufen. Aber gemach! Alles Echte gilt der am Unechten hängenden, kurzsichtigen, vor aller Gründlichkeit ein tiefes Grauen empfindenden Welt für utopisch. Alles Fortschreiten der Menschheit ist jedoch trotzdem nichts Anderes als ein Wirklichwerden immer neu sich ankündigender Utopien, d. s. Ideale. Möglich, daß die lebendige Literaturwissenschaft, mit der ich in meiner Shakespeare-Literatur, in meinem Gottsched-Denkmal und in einigen kleineren Gelegenheitsarbeiten den Anfang gemacht habe, noch für lange hinaus nur eine Liebhaberei dieses oder jenes nach Wahrheit lechzenden Dichters, Denkers und Forschers bleiben, daß die unsachliche Rednerei bis auf Weiteres wie bisher für Literaturwissenschaft gelten wird. Daran ist Nichts gelegen. Das Bewußtsein für Das, was auch innerhalb der Literaturgeschichte nöthig ist, hat sich nun einmal des Menschengeistes bemächtigt; und der Wahrheitssinn, der trotz Alledem und Alledem auch ein fester und edler Bestandtheil der Menschenseele ist, wird schon dafür zu sorgen wissen, daß Das, was „nöthig“ ist, „genöthigt“ wird, zur Wirklichkeit zu werden. Wie der mittelalterliche Scholasticismus durch die wissenschaftliche Naturforschung, das „christliche“ Philosophieren durch die mit der Naturforschung verbundene Weltweisheit überwunden worden ist: so wird auch die inhaltlose, jeder kritischen und geschichtsphilosophischen Grundlage entbehrende Literaturschwätzerei durch eine wahrhafte, lebendige Literaturwissenschaft und Literaturgeschichtschreibung verdrängt werden. Da werden Sterne erlöschen, die lange zu leuchten schienen, und Sterne aufleuchten, die man bisher nicht beachtet hatte. Da werden die Tage des Gerichts beginnen. Wann sie beginnen werden? Gleichviel. Wir befinden uns schon auf dem Wege dahin; und vielleicht dauert es nicht mehr lange, daß man auch dort, wo bisher der beschränkte Glaubensunfug geherrscht hat, fröhlich mit Schiller ausrufen wird:

Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Gedanken über die moderne Architektur.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Die königlich dänische Porzellanmanufactur führt als Waarenzeichen drei parallel gesetzte Schlangenlinien.*) Man könnte kaum etwas finden, was für unsere gesammte moderne bildende Kunst, nicht bloß für das Kunstgewerbe, in gleicher Weise bezeichnend wäre, wie ja auch für die moderne Kunst die Erzeugnisse dieser dänischen Porzellanmanufactur, als sie im Jahre 1889 auf der Pariser Weltausstellung zum ersten Mal allgemeiner bekannt wurden, gleich einer Offenbarung wirkten. Daß unser modernes Kunstgewerbe wesentlich auf dem Princip parallel gesetzter Schlangenlinien und Halbmondsilhouetten beruht, wurde in dem Artikel des Verfassers „Gedanken über das moderne Kunstgewerbe“**) gezeigt. Daß es nicht unmöglich ist, dieses Princip auch in die Malerei einzuführen, hat der Münchener Maler Habermann bewiesen. Schon für die Frauentypen der präraffaelitischen Maler ist die übertrieben geschweifte Mundlinie charakteristisch. Auf der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung war in den Räumen für Reform der Innendecorationen versucht, dasselbe Princip auf die Rahmen der Gemälde zu übertragen, und man wird fürchten müssen, auf den nächstjährigen Kunstausstellungen Gemälde zu sehen, die nicht rechtwinkelig abschließen, sondern schiefwinkelig oder in einer geschwungenen Linie. Ganz gewiß wird man alsdann auch die Bilder nicht mehr gerade aufhängen, sondern schief. Der Volksmund schiebt diese Bevorzugung des schiefen Elementes England in die Schuhe, und in jenem anderen Artikel habe ich gezeigt, daß in der That diese ganze Styl- und Empfindungsweise in England ihre Wiege hat.

Und mit der Architektur verhält es sich nicht anders. Was Leonhard Christoph Sturm im Jahre 1696 von den Architekten seiner Zeit schrieb, gilt auch von den unseren: „Die heutigen kommenden Herren Baumeister sind ja diejenigen, welche am meisten die einfältige gerade Disposition der Gebäude verachten und in ihren Inventionen tausend krumme Züge, tausend runde Ausbiegungen und Einbiegungen formiren und sich Wunder wie geschickt dabei zu sein bedünken.“ Sturm zielte damit auf den Barockstyl und Rococostyl seiner Zeit. Barock kommt bekanntlich von perrucka (Perrücke) her, und Rococo hängt sprachlich mit rocaille, Grotte zusammen. Für die Perrücke sowohl wie für die Grotte ist diese geschwungene Linie charakteristisch. Und sie ist das, was den Barock- und Rococostyl charakterisirt. Wir haben in Berlin ein Gebäude aus jener Zeit, bei dem sogar der Grundriß eine geschweifte Linie zeigt, das Gebäude der Königlichen Bibliothek. Im Uebrigen bieten die Voluten und Cartouchen, die Fensterumrahmungen und Giebellinien genug Gelegenheit, der Vorliebe für krumme Züge, wie Sturm es nennt, nachzugeben. Es ist bekannt, daß dieser Styl wesentlich decorativ ist, daß er nicht eigentlich ein architektonischer, sondern ein kunstgewerblicher Styl ist Die Fassade des Gebäudes wird als ein Brett, als eine Coulisse behandelt, auf der man in Kleinkunst arbeitet. Das Hauptprincip der Architektur, Raumgliederung, und die Hauptforderung, die Raumgliederung nach Stockwerken an der Fassade zum Ausdruck zu bringen, ist bewußt übergangen: die Fassade wird weniger construirt, als decorirt. Und so weit sie construirt wird, wird dies mit Vernachlässigung der Raumgliederung des Gebäude-Inneren vorgenommen. In Deutschland bereitete sich diese Stylentwickelung in Folge des unglückseligen dreißigjährigen Krieges vor, der die naturgemäße Fortentwickelung der deutschen Renaissance hemmte, eine Stagnation der künstlerischeren Production zur Folge hatte, bis wir schließlich zufrieden waren, daß wir in den romanischen Ländern einen neuen Styl vorfanden, der zwar für das deutsche Empfinden einen sehr wenig adäquaten Ausdruck bot, aber die gähnende Leere der deutschen Kunst wirkungsvoll ausfüllte. Und seit dieser Zeit, seit diesem unglückseligen vorzeitigen Abbruch der Entwickelung des deutschen Renaissancestyles, ist eigentlich bis zum heutigen Tage in der deutschen Architektur nichts passirt. Nicht zwei Jahrzehnte, sondern zwei Jahrhunderte haben wir im Barock- und Rococostyl gearbeitet, und sogar noch den neuen Bau des Deutschen Reichstages „mußten“ wir im Barockstyl bauen. Leistungen, wie die Dresdner Frauenkirche, sind nur vereinzelte Lichtpunkte. Im Allgemeinen begnügten wir uns damit, die Baugeschichte zu befragen. Das Technische und Mathematische lernten wir auf den technischen Hochschulen, und das Künstlerische entnahmen wir den Stylen vergangener Kunstperioden.

Immerhin lassen sich in der modernen deutschen Architektur deutlich vier verschiedene Richtungen unterscheiden. Auf der einen Seite sehen wir die Pflege des Barockstyles, des Rococostyles und des Styles der italienischen Renaissance. Diese Richtung finden wir in den Staats- und Regierungs-

*) Als Sinnbild der drei Sunde.
**) Siehe „Gegenwart“ Nr. 6, 1902.

Digitized by Google

gebäuden, in den Theatergebäuden, sowie in den Bankpaläſten. Zweitens finden wir die Profan-Backſteingothik, und zwar vorzugsweiſe in den ſtädtiſchen Bauten, in den Poſtgebäuden, Krankenhäuſern und in einigen Fabrikgebäuden und Privathäuſern. Drittens müſſen wir einen modernen Waarenhaus-Styl (von welcher Qualität, darauf kommen wir noch zurück) unterſcheiden, welcher den Anforderungen des großſtädtiſchen Geſchäftshauſes entſpricht. Und endlich giebt es noch einen modernen Familienhaus-, Landhaus- und Villenſtyl.

Am Prätentiöſeſten trat bis vor Kurzem der erſt genannte Styl auf. Wir finden ihn im neuen Deutſchen Reichstagsgebäude, im neuen Berliner Dom, im Leipziger Reichsgerichtsgebäude, im neuen Berliner Landtagsgebäude, im Neubau des Berliner Königlichen Amts- und Landgerichts I, und wir finden ihn in den neuen Bankpaläſten, wie z. B. Berliner Bank, Disconto-Bank, Dresdner Bank, Berliner Handelsgeſellſchaft — ſämmtlich Berliner Neubauten. Und doch hat dieſer Styl am Wenigſten Ausſicht auf ein Weiterleben, und doch ſteht gerade er dem deutſchen Volksempfinden fremd gegenüber. Von ihm gilt noch heute, was Cornelius Gurlitt vom katholiſchen Barockſtyl in Deutſchland ſagt: „Die Jeſuiten ſtützten ſich im religiöſen, wie im künſtleriſchen Empfinden nicht auf das Volk, ſondern auf ihre von dieſem getrennte Gemeinſchaft. Die Lehre von Rom, nicht das Empfinden der Nationen, war ihnen maßgebend.“

Weit mehr nimmt auf dieſes „Empfinden der Nation“ der Styl der norddeutſchen Backſteingothik Rückſicht, welcher heute beinahe ſo etwas wie Modeſache iſt. Die meiſten Neubauten der ſtädtiſchen Verwaltung Berlins, vor Allem das Märkiſche Muſeum, ſind in dieſem Style errichtet; von Anderen nennen wir als beſonders charakteriſtiſche Beiſpiele das Stiftshaus der Rother-Stiftung in Groß-Lichterfelde, ſowie die Neubauten der Berliner Charité.

Aber auch hier, wo man in norddeutſcher Backſteingothik baut, iſt es doch, wie Montaigne ſagen würde, ein Borgen und ein Betteln. An der Hand der Veröffentlichungen der Architekturdenkmäler Deutſchlands (wie z. B. Mittelalterliche Backſteinbauwerke des preußiſchen Staates von F. Adler, Berlin 1862, Denkmäler der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen von L. Puttrich, Leipzig 1836—1850. Die Kunſt des Mittelalters in Schwaben von C. Heideloff, Stuttgart 1855) entnimmt man aus dem Bauſchatz vergangener Jahrhunderte die Ideen und ſogar die Detailformen. Außerdem ſollte man ſich darüber klar werden, daß die deutſche Profangothik ſelbſt vom architektoniſchen Geſichtspunkt aus große Schwächen hat. Denn der beliebte in mehreren Staffeln aufſteigende Giebel beruht nicht auf einem architektoniſchen, ſondern wiederum auf einem decorativen Princip. Er iſt eine Art Ausſtattungsſtück. Mit der Raumgliederung und mit dem Conſtructiven hat er nichts zu thun. Er ſtellt mithin ſtrenggenommen ein barockes Princip dar. Conſtructiv berechtigt iſt er nur da, wo er Dachetagen trägt; aber gerade an den bezeichnendſten Beiſpielen iſt er lediglich decorativer Schmuck. Dazu kommt, daß dieſer norddeutſche Backſteinſtyl in der Profangothik auch durch die ſtarke Betonung der Vertikalen vermittelſt der durch mehrere Stockwerke gehenden Blendbogen, Liſenen und Pilaſter barocke Principien verfolgt. Denn auch hier iſt die Vorausſetzung die Vernachläſſigung des conſtructiven Elementes, des Raumprincipes; ſtatt deſſen wird das Aeußere decorirt, indem man von dem Kirchenſtyl die Formen entlehnte. Hier bei dem Kirchenſtyl aber iſt die Betonung der Verticalen nicht nur berechtigt und organiſch begründet, da die Höhe des Kirchenſchiffes außen zum Ausdruck gebracht werden muß, ſondern auch pſychologiſch beabſichtigt, indem das Emporſtreben zum Göttlichen auch äußerlich zum Ausdruck gebracht werden ſoll. In dieſem Sinne iſt der gothiſche Dom nichts Anderes als eine durchbrochene Pyramide, bei der der Thurm die Spitze iſt, und bildlich iſt dieſer gothiſche Dom der architektoniſche Ausdruck für den ſenkrechten Strich zwiſchen Himmel und Erde. Bei der Profangothik fällt all' dies fort. Hier kam es darauf an, eher in die Breite der Horizontalen nach zu wirken und zum Mindeſten die Horizontale und Vertikale zu gegenſeitiger Ergänzung zu entwickeln. Denn hier haben wir nicht einen einzigen hohen Raum, das Kirchenſchiff, ſondern ſo und ſo viele Stockwerke. Indem man die Gliederung des Kirchenäußeren auf das Wohnhaus übertrug, leiſtete man barocken Principien Vorſchub. Denn die aufſtrebenden Blenden, Liſenen und Pilaſter werden von den Stockwerken durchſchnitten. Wir haben es hier alſo mit demſelben Princip zu thun, wie bei dem eigentlichen Barockſtyl, bei dem man die Pilaſter und Säulen durch mehrere Stockwerke laufen läßt und ſich ebenfalls um die Raumgliederung des Gebäude-Inneren nicht kümmert. Hier wie dort aber läuft dieſe Entwickelung im Grunde wieder auf die Bevorzugung des Decorativen und des Linearen hinaus. Nicht als ein von Mauern umſchloſſener Raum, nicht als Maſſe denkt man ſich das Gebäude, ſondern das Gebäude-Aeußere wird als Couliſſe, als ein Mittel zur Flächendecoration behandelt.

Eben dahin zielt endlich auch der moderne Waarenhausſtyl. Auch hier finden wir die einſeitige Betonung des Vertikalen, auch hier laufen die in dieſem Falle eiſernen, mit Stein verkleideten Streben, durch mehrere Stockwerke hindurch und werden mithin von ihren Dielen und Decken durchſchnitten. Auch hier alſo wird die Faſſade decorativ behandelt, nicht aber als organiſches Glied der Gebäudemaſſe; auch hier verſucht man nicht, die Raumgliederung des Aeußeren derjenigen des Inneren entſprechend zu geſtalten. Dazu kommt, daß man beim modernen Waarenhaus der Vorliebe für decorative Kleinkunſt auch im Uebrigen, z. B. bei dem Giebelausbau, bei der Schmückung der Pilaſter- und Halbſäulen-Capitäle, nachgab.

Es bleibt endlich noch der moderne Villenbauſtyl. Dieſer lehnt ſich am Engſten an den präraffaelitiſchen und ſeceſſioniſtiſchen Geiſt unſerer Zeit an. Zugleich wird aber gerade hier viel Erfreuliches geleiſtet. Vor Allem iſt zu betonen, daß man auf dieſem Gebiete endlich wieder dazu kommt, das Gebäude-Aeußere aus dem Inneren heraus, aus den Räumen, aus den Bedürfniſſen heraus, logiſch und organiſch zu entwickeln, alſo nicht zu decoriren, ſondern aufzubauen. Und da man entſprechend dem Zeitgeſchmack kleine Räume mit ſtimmungsvollen Ecken, Buchten und Erkern bedurfte, geſtaltete ſich das Außenbild des Hauſes entſprechend bewegt, intim wirkend, und dabei in den meiſten Fällen individuell und original. Allerdings beutete man auch hier die Baugeſchichte aus, indem man namentlich vom deutſchen Fachwerkbau ſich manche Anregungen holte, und allerdings tritt auch hier ſtellenweiſe eine Vorliebe für ſeceſſioniſtiſche geſchwungene Linienführung hervor, aber des Guten und Vortrefflichen bleibt doch genug.

Noch will ich aber zweier bedeutungsvollen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der jüngſten deutſchen Architektur und modernen Architektur überhaupt gedenken. Die eine iſt die Wiederentdeckung des Daches. Vordem hatte man ſich bemüht, das Dach zu cachiren und es keinesfalls als weſentliches conſtructives Glied zu betonen. Seit einiger Zeit kann man geradezu von einer Wiederentdeckung des Daches ſprechen. Entweder läßt man den Dachſtuhl ſteil anſteigen, oder man läßt das Dach an einigen Stellen tiefer hinunter gehen, hier läßt man es weit vorſpringen, dort baut man einen Thurm hinein, an einer anderen Stelle bringt man in den Etagen Vordächer an, ſelbſt die Portale werden mit Dächern geſchmückt, und dem Bedachungsmaterial wird erneute Aufmerkſamkeit geſchenkt.

Das zweite Moment iſt weſentlich maleriſch. Ich denke an den Ausbau des Hofes. Vordem war der Hof ein quadratiſcher Raum, und die Hofſeiten der Häuſer wurden ſo nüchtern als möglich behandelt. Ganz neuerdings verſucht

Digitized by Google

sich die Phantasie gerade im Hofausbau zu bethätigen. Als Hauptmittel dient dazu natürlich der Thurm. Die historischen Höfe, wie die des Klosters zu Paulinzelle, des Schlosses Ranis, des Schlosses zu Altenburg, der Wartburg und des Heidelberger Schlosses müssen Ideen liefern, während für die Dachbauten die norddeutschen Thorbauten, wie die zu Neu-Brandenburg, Königsberg in Neumark, Jüterbogk, Lübeck, Stargard, Stendal, Pyritz, Prenzlau u. A., befruchtend wirken.

Als günstiges Zeichen darf auch gelten, daß man der Farbe wieder größere Bedeutung beimißt, sowohl im gebrannten Ziegel und im Holz, als in der natürlichen Farbe des Sandsteines, Kalksteines und Granits, während die vordem üblichen eintönigen ölgestrichenen Putzfassaden mehr und mehr verschwinden.

Im Allgemeinen freilich, wie wir nochmals betonen müssen, überwiegen leider noch die Barockprincipien.

Das eigentliche architektonische Empfinden, das aus dem Raume Herausgestalten, steht immer noch im Hintergrunde. Damit in Uebereinstimmung wird auf das Decorative der Nachdruck gelegt, und die Linie spielt auch in der modernen Architektur eine zu bedeutende Rolle.

Nicht erwähnt haben wir die eigentliche Eisenarchitektur. Sie wird möglicher Weise wesentlich den architektonischen Styl der Zukunft bestimmen. Vorläufig aber steht sie selbst erst noch im Anfang der Entwickelung. Was sie uns einst geben wird, das kann man ahnen, wenn man die neuen eisernen Brückenbauten, Bahnhofshallen, Maschinenhallen ansieht. Sie wird uns etwas Neues bringen: durchsichtige Mauern mit Perspectiven in das Netzwerk schier unendlich sich weitender, maschenartig gegliederter eiserner Dome. Der eiserne Dom — der ist die große Sehnsucht der Ingenieure.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Scherze.

Erzählung eines alten Arbeiters.

Von Stefan Großmann (Wien).

Ich bin ein alter Mann. Mein Lebtag hab' ich mich nicht viel in Vereinen herumgeschlagen, aber das muß ich sagen, einen schöneren Verein als den unserigen kann's nicht geben. Schade, daß der Titel so lang ist, daß man sich ihn kaum merken kann: „Spar-, Unterstützungs- verein und Hülfsverein Caritas". Ich rede nicht vom Zweck des Vereins, das ist eine schwere, fein durchdachte Sache, die ich nicht so genau erklären kann. Aber was für Menschen, Herr! was für gemüthliche, einfache, edle Menschen sitzen im Vorstand! Kommt man Abends in das Bureau des Vereines — 3. Bezirk, Rochusgasse 14 — so sitzt da der feinste Mann neben dem Gewöhnlichsten! Da giebt's keinen Unterschied. Da sitzt der Freiherr Emerich von Schicktanz, ein pensionirter Director, in einem Fauteuil und raucht theure Cigarren. Daneben sitzt der Monteur Anton Walenta, ein Proletarier durch und durch, der es liebt, Cigarrenstummeln zu kauen. Ja, Andere mögen jammern, daß die Gegensätze zwischen den Classen immer schärfer werden. Unser kleiner Verein ist der Beweis dafür, daß sich auch die Gegensätze, wenn man guten Willens ist, umarmen können in inniger Verbrüderung, Arm und Reich, Vornehm und Gering, Bürger und Arbeiter und wie alle diese rein äußerlichen Gegensätze heißen. Wenn man im Herzen gleichgesinnt ist! . . .

Erzähle ich zu Hause meiner Familie von diesem kleinen Paradiese inmitten der anderen bestialischen Welt, so lächelt mein Schwiegersohn Eduard immer so überlegen und frech, wie eben nur ein Unwissender, der sich einbildet, von vornherein Alles zu durchschauen, lächeln kann. Und Ludmilla, meine Tochter, die natürlich immer ihrem Manne Recht giebt und noch ärger ist als er, sagt: „Aber, Vaterl, Du bist ein gutes Patscherl. Du glaubst immer an jeden Schwindel." „Ludmilla," habe ich gestern gesagt, „ich verbitte mir diese Ausdrucksweise! Ich bin Dein Vater. Uebrigens würdest Du dasselbe sagen, wenn Du einmal in das Bureau hinaufkommen könntest". Und weil sie sah, daß ich mich ärgerte, gab sie nach und sagte: „Na ja. Vielleicht ist es richtig so, wie der Vater sagt. Nicht, Eduard? Es kann ja sein! Wann's der Vater so bestimmt sagt!" Aber der Schwiegersohn antwortete nicht, er saß da und lächelte wie vorher, gerade so überlegen und frech.

„Red' Etwas!" sagte ich zu ihm, „und höre auf mit dem heimtückischen Lachen!"

„Ah, was soll ich denn reden? Ich sag' nur, ich kenn' den Herrn von Schicktanz. Ich habe ihn gesehen, wie er noch in Dienst war. Es ist ja nicht möglich."

„So? Na also, darf ich Dir ein Beispiel erzählen? Du weißt ja, das Vorstandsmitglied Walenta, der Monteur, hat die Gewohnheit, Cigarrenstummeln zu kauen. Ausgezeichnete Stummeln! Na, gestern komm' ich hin, da giebt mir der Walenta ein kleines Packet. Da hast Du, sagt er, Stummeln von lauter pikfeinen Cigarren. Ich sag: Was fällt Dir ein? Die brauchst Du ja selber! Gar keine Idee, sagt er, ich hab' aufgehört mit dem Brauch. Da schau! und dabei zeigt er mir eine Cigarrentasche voll mit den feinsten Cigarren, Havanna und Regalitas. Siehst, sagt er, mit denen hat mir der Freiherr von Schicktanz aufgewartet. Jeden Abend, wenn ich in die Rochusgasse komme, liegen fünf Stück Cigarren auf meinem Tisch. Sie sollen für Ihre alten Tage wirklich wissen, was Cigarrenrauchen ist, nicht dieses Stumpferln kauen, hat er gesagt . . . Nein, Ihr kennt's Euch ja nicht denken, was das für ein Mensch ist. Nicht vielleicht herablassend, wie Du Dir ihn vorstellst, Eduard. Gar nicht. Er läßt Abends Pilsner Bier heraufkommen, und wir Alle zusammen trinken. Dabei spielt er sich nicht auf den feinen Mann heraus. Nein, er sitzt da und schimpft und redet, daß Du meinst, ein Arbeiter, kein Freiherr, sitzt vor Dir! Gott sei Dank, das ist kein so dünnes Herrerl, sondern ein kräftiger, starker Mann, der selbst einmal gearbeitet hat. Den Walenta zum Beispiel, hebt er mitsammt dem Sessel, mit einer Hand in die Höhe . . . Na, Du verstehst das nicht. Du weißt nicht, wie gemüthlich, lustig, unterhaltend es dort am Abend zugeht. Ueberhaupt, wozu rede ich?"

Der Schwiegersohn hatte nicht aufmerksam zugehört. Am Schlusse saß er wieder da mit seinem verdammten, heimtückischen Lächeln. Seine Frau sah ihn noch dazu verständnißvoll an . . .

* * *

Jeden Abend kam, weiß der Teufel wie so, das Gespräch immer wieder auf den Unterstützungsverein. Ich begegnete immer wieder demselben blöden Mißtrauen. Aber ich habe endlich Etwas durchgesetzt! Eduard mußte sich entschließen, Samstag mit mir in das Bureau in die Rochusgasse zu gehen.

* * *

Als wir Samstag Abends in's Bureau des Unterstützungsvereins eintraten, war nur Walenta, der Monteur, anwesend. Er saß im Berathungszimmer vor seinem Schreibtisch. Der grüne Tisch des Präsidenten Freiherrn von Schicktanz war leer. Ich stellte Walenta meinem Schwiegersohn Eduard vor. Eine Zeit lang saßen wir da und plauderten.

Plötzlich sagte Eduard: „Entschuldigen Sie mich für einen Moment. Ich geh' nur hinunter, um mir eine Cigarre zu kaufen."

Da Eduard sonst kein leidenschaftlicher Raucher ist, war ich etwas erstaunt. Da fiel mir ein, daß Walenta ihm doch hätte eine von seinen Cigarren anbieten sollen. Aber da entdeckte ich plötzlich, daß er wie in früheren Zeiten wieder seine Cigarrenstummeln kaute. Ich sah es an den merkwürdigen Bewegungen seines Gebisses.

„Ja," sagte Walenta, „der Freiherr mußte vor drei Tagen plötzlich verreisen. Da sind mir die Cigarren ausgegangen."

Eduard kam zurück. Walenta heizte tüchtig ein. Es wurde warm und behaglich im Bureau. Der Diener holte Bier, diesmal Abzug. Ich ärgerte mich, daß durch diese Zwischenfälle, die Abreise, die Cigarren, das Abzugbier, nicht das rechte Animo in die Gesellschaft kam.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, der Freiherr stürmte herein. Krachend warf er die Thüre zu und rief zu uns: „Servus Alle miteinander. Ich bin wieder da."

Während er das rief, warf er seinen Pelz von sich, ging direct auf Eduard zu, stellte sich rasch vor und reichte ihm die Hand.

„Schön warm ist's da," sagte er, „das hast Du gut gemacht, Walenta," und dabei schlug er vor Vergnügen über die behagliche Wärme des Zimmers Walenta kräftig drei, vier, fünf Mal, immer lauter, auf die Schulter.

„Na, hören S' auf!" sagte der magere kleine Monteur, „das thut ja weh!"

„Ach was, das schadt' nix. Das macht warm," schrie der Freiherr, dem an diesem Abend offenbar etwas sehr Angenehmes passirt sein mußte. „Eine noch! bitte?" sagte er lachend und ließ seine flache Hand noch einmal auf den schmalen Rücken Walenta's fallen, daß es klatschte. „Uebrigens stinkt der Ofen? Nicht? Irre ich mich?" Er schnupperte in der Luft herum.

Wir schoben die Sessel zusammen, machten dadurch Platz frei für den Angekommenen und wollten das Gespräch wieder aufnehmen. Da bemerkte der Freiherr das Abzugbier. Er kostete aus einem Glas, spie aber sofort den Schluck auf den glatt gebürsteten Fußboden aus.

„Geben S' acht auf den frischen Fußboden," mahnte Walenta ärgerlich.

„Oho! Nur keine Belehrungen. Uebrigens, wie konnten Sie diese Räume durch Abzugbier entweihen?"

Digitized by Google

„Sind S' froh, daß wir Ihnen das geben," sagte lachend der magere Monteur.

Der Freiherr erhob sich. Er war in brillanter Laune, geneigt zu allen Possen. Mit gespreizten Beinen, die Hände in den Hüften, stand er da und rief: „Nein, das ist ja unerhört. In diesem Tone wagen Sie mit mir zu reden! Sie verlassen sofort das Zimmer!"

Walenta lachte über diesen Scherz, ich auch. Eduard nicht.

„Da schauen Sie, was der neue Gast für ein ernstes Gesicht macht," sagte Walenta.

Der Freiherr wandte sich zu Eduard: „Sie als Unparteiischer werden zugeben: Er muß hinaus. Ich verlang' es. Er soll Pilsner Bier holen lassen. Wir werden doch nicht Abzug trinken."

Nun verzog sich auch Eduard's Gesicht zu einem Lächeln. Das Pilsner Bier kam. Es sah sehr gut aus, goldhell, frisch, schäumend. Das erste Krügel leerten wir auf das Wohl des Vereins, der keinen Unterschied kennt zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering, und wie alle diese äußerlichen Gegensätze sonst noch heißen . . .

Eine halbe Stunde saßen wir da und plauderten.

Mit einem Mal sprang der Freiherr in die Höhe und schrie: „Nein. Das geht nicht, Sie Schwein! Das nicht. Sie sitzen ja da und kauen wieder Cigarrenstummeln. Pfui Teufel! Da wird Einem ja schlecht dabei! Daher kommt dieser scheußliche Gestank, den ich gleich beim Hereinkommen spürte. Sie sind aber doch ein unverbesserliches Schwein!"

Walenta erwiderte verlegen lachend: „Das ist mir lieber als Ihre Cigarren."

„Aber hier werden Sie solche Schweinereien nicht fressen. Hier nicht!"

„Oho, wann's mir schmeckt. Uebrigens . . . Darf ich Ihnen einmal aufwarten?" Bei diesen Worten zog er fünf, sechs Stümpfe aus der Tasche und hielt sie ihm auf der flachen Hand entgegen.

Der Freiherr sah absichtlich nicht hin.

„Nein, wirklich, hören Sie auf."

Walenta steckte den Vorrath ein, kaute aber ruhig weiter. Diese seltsame stumme Bewegung seines Gebisses regte den Freiherrn derart auf, daß er drohend sagte:

„Sie, Walenta, ich werf' Sie mit eigenen Armen hinaus, wenn Sie nicht aufhören."

Jetzt war Walenta verpflichtet, weiter zu kauen. Er erwiderte:

„Oho. Einen Arbeiter trauen Sie sich nicht anzurühren."

Da zog der Freiherr seinen Rock aus. In Hemdärmeln dastehend, sah er noch breitschult'riger und wohlgenährter aus:

„Wollen Sie aufhören oder nicht?"

Walenta kaute weiter.

Der Freiherr trat auf ihn zu und zeigte ihm seine Fäuste: „Sie! Siiie!"

Unwillig stieß ihn der Monteur weg: „Hören's auf mit diesen Scherzen."

„Aber das ist kein Scherz!"

Walenta's Gebiß arbeitete stumm und eifrig weiter . . .

Da schlug der Freiherr seine Arme um den magern, schmalen Körper des Monteurs. Walenta sträubte sich. Aber wie ein eiserner Ring lagen die Arme des Freiherrn um seinen Leib. Er wollte ihn zur Thür tragen. Walenta klammerte sich an den Schreibtisch. Mit einem furchtbaren Ruck riß ihn der Freiherr weg. Dem Bedrängten stieg das Blut in's Gesicht. „Aufhören!" keuchte er, „aufhören!"

Einen Moment hielt der Freiherr stille. Dann hatte er mit einem Riß den Körper des Arbeiters bis zur Thüre gezerrt.

„Aufhören!" schrie jetzt Walenta athemlos. „Sie haben mir was eingedrückt!"

In diesem Moment trat Eduard hinzu. Ich sah in seine flammenden Augen und faßte ihn sofort besänftigend an der Hand. Zum Glück hatte der Ruf des Monteurs schon gewirkt. Er war schon frei, brachte seine Kleider in Ordnung und sagte noch athemlos: „Nix ist g'schehen. Aber das sind keine Scherze!"

Der Freiherr war einstweilen zu seinem Schreibtisch getreten. „Da, in der dritten Lade sind die Cigarren, auch wenn ich fort bin. Verstehen Sie? Es ist ja schrecklich, dieses Kauen."

Der Freiherr zog seinen Rock wieder an. Walenta, dieser abgemagerte Schwächling, legte sich auf den Divan, um sich zu erholen.

Der Freiherr ließ Pilsner Bier holen, Schinken, Käse. Seine Cigarren sind brillant. Wir saßen gemüthlich beisammen bis gegen Mitternacht. Das heißt: Eduard war sofort nach dem scherzhaften Kampf weggegangen. Er hatte den Schinken nicht mehr gesehen, den Käse nicht gekostet, die seinen Cigarren nicht angerührt. Den eigentlichen gemüthlichen Abend hat er nicht gesehen . . .

* * *

Als ich nach Hause kam, saßen der Schwiegersohn und die Tochter noch beim Tisch bei der Lampe. Eduard wollte Etwas sagen, aber Ludmilla fiel ihm in's Wort: „Geh', reg' den Vater nicht auf." Er redete nichts mehr. Selbst als ich dann absichtlich von unserem gemüthlichen Abend bei Pilsner Bier und Schinken zu reden begann, redete er nichts. Nur dieses niederträchtige Lächeln wich nicht von seinem Gesicht . . .

Aus der Hauptstadt.

Per comptant.

Der Maßgebende: Das Eine darf ich Ihnen aus jahrelanger Erfahrung sagen, mein lieber Herr Doctor: noch jeder Parteiführer, der mit der Regierung zusammen gekommen ist, hat sich dadurch sehr zu seinem Vortheil verändert.

Der Idealist: Auch ich bin der Meinung, daß eine Regierung erziehlich wirkt, wenn sie nach streng socialethischen Principien —

Der Maßgebende: Selbstverständlich . . . na ja! Aber was ich sagen wollte, mein lieber Herr Doctor — die Regierung ist Ihnen zu aufrichtigem Danke verpflichtet für die kraftvolle Unterstützung, die Sie ihr im Parlament angedeihen ließen. Ohne Uebertreibung: Sie haben die Vorlage gerettet. Eine Liebe ist indeß der andern werth, und eine Hand wäscht, wie Goethe mit Recht bemerkt, die andere. Vom Profit raucht der Schornstein. Was verlangen Sie?

Der Idealist (verschämt): Verlangen? Ach, ich habe nur Wünsche. Wenn die Regierung zukünftig mehr Rücksicht nähme auf die bedrängte Lage der kleinen selbstständigen Leute — wenn sie nachdrücklicher als bisher die nationale Arbeit schützte —

Der Maßgebende: Mein Bester! Lassen wir das doch heute! Wir sind ja hier unter Damen. Reden wir wie ehrliche Männer. Wollen Sie als Honorar für Ihre patriotische Thätigkeit den Adel oder einen hohen Orden?

Der Idealist (starrt ihn perplex an).

Der Maßgebende: Gott ja — ich verstehe. Der Adel, meinen Sie, kann einem wieder aberkannt werden, wenn man später mal zufällig in's Zuchthaus kommt. Wir sind schließlich alle sterblich. Und ein Orden — ein Orden trägt nichts. Ich billige Ihre politischen Bedenken durchaus. Nun, dann stellen wir Ihnen die Wahl zwischen der Würde eines Ministers, eines Staatssecretärs und eines Oberpräsidenten. Meine Collegen garantiren Ihnen.

Der Idealist (reißt Mund und Nase auf).

Der Maßgebende (bei sich): Ein ausgekochter Filou! (laut) Ich wußte ja gleich, daß Sie es so billig nicht thun würden. Mit schlechtem Gehalt allein sind Sie nicht zufrieden; Sie verlangen auch gute Behandlung. Wer so patriotisch gewirkt hat, wie Sie, der kann auf Baarbezahlung bestehen. Nennen Sie mir, bitte, Ihre Bank. Wir überweisen Ihnen dann morgen aus dem Dispositionsfonds, nun, sagen wir, eine viertel Million —

Der Idealist (entrüstet): Hören Sie — das ist ein sehr trauriger Witz. Solchen Hohn hab' ich nicht um Sie und das Vaterland verdient!

Der Maßgebende (begreift langsam): Verzeihung . . Ich hielt Sie bis jetzt für einen anderen Politiker. Statt dessen sind Sie . . Donnerwetter . . ich glaube, Sie sind gar ein anständiger Mensch!

Der Idealist: Durch das Bündniß mit der Regierung hoffte ich mich zu meinem Vortheil zu verändern, und nun —

Der Maßgebende: Erlauben Sie mal — wenn Sie Staatssecretär oder Minister oder Oberpräsident geworden oder in den Besitz einer viertel Million gelangt wären, hätten Sie sich dann nicht zu Ihrem Vortheil verändert? Prinz Vogelfrei.

Wilhelm Busch.

In seiner Heimath, in ländlicher Einsamkeit im hannöverschen Dorfe Mechthausen begeht am 15. April der Zeichner und Dichter von „Max und Moritz", „Hans Huckebein", der „Frommen Helene" den 70. Geburtstag in aller Stille zwischen seinen Büchern und seinen Bienenkörben.

Aber wenn er, wie es heißt, sich ablehnend verhält zu einer Feier mit lautem Trala und gewaltigen Bumbum, das zahllosen Anderen den betreffenden Tag zu „dem schönsten ihres Lebens" zu machen pflegt, wie sie beim Festessen „entre la poire et le fromage" mit obligater „stimmungsvoller" Rührung einzugestehen für nothwendig erachten — er muß doch schon dulden, daß die Presse ihm ein paar Worte widmet.

Seit 43 Jahren hat der ehemalige Ingenieur, der aber nach dem Hannoverschen Polytechnikum die Akademien von Düsseldorf, Antwerpen, München besucht hatte, seine Kunst in den Dienst des Culturkampfes gestellt. Nicht in dem Sinne etwa einer Parteiparole, sondern in dem Sinne, wie es jeder Satiriker und Caricaturist thut, der eine ausgesprochene Persönlichkeit ist und nicht bloß „so mitthut", weil's Mode ist und Geld einbringt.

Und daß er eine Persönlichkeit ist — wird's nicht bewiesen dadurch, daß er, der in den 60er und 70er Jahren bereits seinen Höhepunkt erreichte, auch heute noch, in den Tagen der „Simplicissimus"-Caricatur und der „Jugend"-Satire, von seiner Volksthümlichkeit nichts eingebüßt hat. Treten uns nicht auch heute noch bei passenden und

Digitized by Google

unpassenden Gelegenheiten grotesk geprägte Reimpaare aus „Max und Moritz“ und den anderen besten Büchern Busch's auf die Lippen, sind die Zeichnungen, die sie begleiten, in uns nicht lebendig?

Ist's die Gesinnung seiner Schriften und Bilder, die das mit sich bringt? Zum Theil gewiß. Sie ist edel und gut. Er verfolgt das Böse und Schlechte. Er sieht vor Allem die lächerliche Seite des Schlechten als Weltphilosoph. Aber den Ausschlag geben doch seine künstlerischen Ausdrucksmittel: die Naivität und die Knappheit. Gewollt sind sie beide. Natürlich. Aber man merkt nicht die Absicht — so bleibt auch die Verstimmung aus. Dazu kommt das Talent der sprudelnd witzigen Wortwendungen und Reimklänge und der Humor seiner Weltanschauung. In ihm verklärt erscheinen die Strafgerichte und der Schabernack, der sich wie ein rother Faden durch alle seine Werke zieht. Man denke bloß an das typischste seiner Bücher, an „Max und Moritz“. Wir lachen zu den häßlichen Streichen der bösen Buben, wir lachen zu ihrem jämmerlichen Ende — Abscheu und Mitleid werden nie geweckt, weil der Künstler uns mit seinen Ausdrucksmitteln über den eigentlichen Eindruck der Thatsachen hinwegzutäuschen vermag.

Pedanten haben ihn ja auch vielfach angegriffen, und gewisse Pädagogen warnten eifernd vor seinen Schriften: sie seien unmoralisch und weckten in den Kindern schlechte Instincte! Ja — aber wo steht denn geschrieben, daß er seine Bücher, „Max und Moritz“ an der Spitze, für Kinder geschrieben hätte? Ist das Messer, das Feuer an sich etwas Verwerfliches, weil sie Unheil anrichten können, wenn wir Kinder mit ihnen spielen lassen? Und im Uebrigen bliebe immerhin noch zu beweisen übrig, daß seine Bücher auf Kinder thatsächlich unheilvoll eingewirkt hätten. „Die fromme Helene“, „Pater Filucius“, „Herr und Frau Knopp“ z. B. würden ja in ihrem innersten Kern von Kindern überhaupt gar nicht verstanden werden.

Der wahrhaft beispiellose Erfolg, den Busch, der bekanntlich zuerst in den „Fliegenden Blättern“ und den „Münchener Bilderbogen“ hervortrat, dann mit seinen Buchausgaben hatte, erklärt sich aber theilweise auch dadurch, daß seine Art in Deutschland in den 60er Jahren etwas Neues bedeutete, daß der groteske Humor und der drastische zeichnerische Witz, mit denen er hervortrat, zünden mußten in einer Zeit, wo es auf diesem Gebiete bei uns herzlich philiströs aussah. Und doch griff er als Zeichner auf ein Vorbild zurück: auf den köstlichen Genfer Rudolf Töpffer, der seinerseits mit seiner in Wahrheit hoch künstlerischen, dem Anscheine nach aber kindlichen Strichmanier so durchgeschlagen hatte, weil sie einen äußerst wirksamen Gegensatz zu den Pariser Caricaturisten etwa vom Geiste der Cham und Gavarni bildete. Man sollte es gar nicht glauben, daß sein „Mr. Vieux-Bois“ oder „Mr. Cryptogame“ in derselben Zeit erschienen sind, wie die „Oeuvres choisies de Gavarni“ und die „Almanacs“ Cham's. Wie man es einst schwer glauben wird, daß die Bruno Paul, Th. Th. Heine und E. Thöny Zeitgenossen von Wilhelm Busch und Adolf Oberländer waren. Und nicht bloß Zeitgenossen, sondern daß sie alle zusammen an der Spitze der deutschen Caricatur marschirten.

Fragt man sich aber, was nun eigentlich den Reiz Busch'er Art und Weise ausmacht, so wird man antworten müssen, daß es doch die Naivität und die Knappheit, die scheinbare Unbeholfenheit und die Kürze des treffsicheren Witzes an sich noch nicht sind. Mir scheint vielmehr auch hier wieder eine Contrastwirkung Alles zu erklären — der Gegensatz zwischen dem Biedermeierhaften des künstlerischen Styls und des dichterischen Ausdrucks und der scharfen Satyre, die sich darunter verbirgt.

In diesem Sinne zumeist sind die Busch'en Humoresken auch „menschliche Documente“, an denen Niemand wird vorüber gehen können und wollen, der einmal unsere Zeit vom culturgeschichtlichen Standpunkt aus studiren wird.

Zu einer Analyse der Werke des humoristisch-satyrischen Dichter-Zeichners, die auch einen buchhändlerischen Erfolg ohne Gleichen gehabt haben, soll dieses kurze Gedenkblatt nicht erweitert werden. Es will nur einen Zoll der Dankbarkeit darstellen, den wir für zahllose Stunden der Unterhaltung und Anregung, für göttlich befreiendes Lachen Dem schenken, der abseits vom großen Strome des Lebens in stiller Beschaulichkeit sein eigenes Leben lebt, das herrlich war, weil er es mit offenen Augen lebte und weil er, was er sah, mit offenem Herzen den Mitmenschen in's rechte Licht zu rücken wußte. J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

Der Weg zum Licht. Ein Salzburger Märchendrama in vier Acten von Georg Hirschfeld. (Deutsches Theater.)

Georg Hirschfeld ist tiefsinnig geworden. Sinnig und tief, und das bedeutet in seinem Falle Tiefsinn. Erschwerend wirken die Jamben, mit denen er schonungslos um sich wirft, und die unreinen Reime, die nach der Brause schreien. Genau wie Hauptmann dem naturalistischen Jammer das traumhafte Bimbambimmel der Versunkenen Glocke folgen läßt, ist Hirschfeld von der Pauline, der Agnes Jordan und dem jungen Goldner in's Märchenland gewandert. Nur daß Hauptmann ein Vermögender ist, während der arme Hirschfeld sein bißchen Capital gleich Anfangs bis auf den letzten Heller ausgegeben hat und nun schmähliche Borgwirthschaft treibt. Vom ersten bis zum letzten Gedanken ist „Der Weg zum Licht“ zusammengepumpt. Eine Lesefrucht, eine Reminiscenz neben der anderen. Saft- und kraftlos, conventionell das ganze Werk; auch die Operneffecte, die die Acte wirksam abschließen sollen, verblüffen nur durch ihre Nüchternheit. Herr Hirschfeld ist am Ende seiner Laufbahn angelangt. Der Director des Deutschen Theaters, der diese Bühne mit so großem Glück heruntergebracht hat, glaubte nicht scheiden zu dürfen, ohne seinem Hauspoeten das testimonium paupertatis von der ganzen Oeffentlichkeit — sofern sie in Hirschfeld's Stücke geht — bestätigen zu lassen.

Im Salzburger Untersberge haust der scheußliche Zwerg, dem selbst die Waldfräulein keine Liebe schenken wollen. Was nützt es ihm, daß er der geschickteste Goldschmied des Reviers, das Genie der Dunkelheit ist — er verzehrt sich in ohnmächtiger Sehnsucht nach heißen Nächten. Da erbarmt sich seine Mutter des mißgestalten Burschen. Sie schickt ihn mit ihrem wunderthätigen Heiltranke auf die Oberwelt. Dort liegt just ein Fürstentöchterchen auf den Tod krank und verspricht in ihrer Furcht vor dem Verderben, dem rettenden Zwerge in sein dunkles Reich zu folgen. Nun rührt aber die Krankheit der jungen Dame von unglücklicher Liebe her. Sobald sie sich also wieder frisch und gesund fühlt, vergißt sie den Zwerg und wirft sich dem schönen, geliebten Ritter in die Arme. Erst Nachts um die zwölfte Stunde, als Hahngikl sie heimholen will, kehrt ihr das schlimme Versprechen in's Gedächtniß zurück. Sie weigert sich dem Verhaßten, der ihren Bräutigam indeß mit seinem glühenden Hammer kurzer Hand entwaffnet. Die Sache steht sehr schlimm für das irdische junge Paar, Hahngikl verlangt energisch sein gutes Recht. Zum Glück läßt er zuletzt doch mit sich reden. Glatte Worte bessern und zähmen selbst Dämonen. Es lebe der Parlamentarismus! Hahngikl sieht ein, daß es Unrecht wäre, treue Liebe zu trennen, er entsagt feierlich der schönen Prinzessin und verwandelt sich zum Lohn dafür in einen prächtigen weißen Lichtelf. So wird Tugend über und unter der Erde belohnt.

Der Dilettantismus dieser neuen Arbeit Hirschfeld's ist wie Hahngikl's Hammer: er schlägt Einem das Schwert der Kritik aus der Hand. Auch in der mißlungensten Arbeit, die unsere Bühnen aufführen, pflegt ein oder das andere Goldkörnchen zu stecken: hier aber ist alles taubes Gestein, alles öde und blutlos. Nirgendwo ringt sich ein anschauliches Bild aus dem blassen Gewirr empor, nirgendwo verräth sich auch nur secundenlang ein selbstständiges Empfinden. Die unbewußten Citate häufen sich zuletzt so, daß sie komisch wirken. Und nur der Lächelnde vermag dieser Stylübung des märchenhaft überschätzten Neu-Berliners eine gute Seite abzugewinnen.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Duellfrage.

In Nr. 7 der Gegenwart behandelt ein „Alter Herr“ die Duellfrage. Seine Ausführungen regen zu Betrachtungen an, welche vielleicht zur Klärung der Ansichten über den gegenwärtigen Stand der Duellfrage beitragen können.

Der Verfasser jenes Aufsatzes ist offenbar mit den jetzt geltenden Verordnungen, welche die Duellfrage betreffen, genau bekannt. Er sagt: „Ehrengerichte haben mit dem Zweikampf nur höchst selten etwas zu thun.“ Das heißt: Aus Anlaß eines Zweikampfes tritt ein Ehrengericht nur in dem Falle zusammen, wenn der Kampf nicht ordnungsgemäß verlaufen ist.

Digitized by Google

Es fragt sich: ob die aufgehobene Verordnung II vom Jahre 1843 nicht doch ihre Vorzüge hatte? Nach ihrer ursprünglichen Fassung, die jedoch bald einen, ihre eigentliche Bedeutung völlig abschwächenden Commentar erhielt, mußte beim Bekanntwerden einer Forderung sofort das Ehrengericht zusammentreten; der Regiments-Commandeur holte nachträglich die Genehmigung ein. Das Ehrengericht fungirte als „Schiedsgericht", und bis zu seinem Spruche mußte jeder Kampf mit der Waffe unterbleiben. Es führt mich dies auf den Fall Blaskowitz. — Wie dieser Officier in dem Aufsatze — und zwar wohl mit Recht — geschildert wird, kann man nur der Ansicht beistimmen, daß er bei unblutigem Verlaufe des Duells als „schuldig der Verletzung der Standesehre bei erschwerenden Umständen, unter Beantragung der Entfernung aus dem Officiersstande" hätte verurtheilt werden müssen. Die dieses Urtheil nothwendig machenden Verhältnisse lagen aber, soweit ich unterrichtet bin, vor dem Duell vor; die geltenden Bestimmungen waren jedoch dem sofortigen Zusammentritt des Ehrengerichts hinderlich. — Nach dem Spruch des Ehrengerichts wäre das Duell nicht mehr erforderlich, ja eventuell nicht mehr möglich gewesen. Der Beleidiger war vielleicht satisfactionsunfähig; die Ehre der Beleidigten wäre nach dem Spruche des Ehrengerichts völlig gewahrt gewesen. Trotzdem verlor der Vater seinen Sohn und der Letztere ein vielleicht noch langes Leben, in welchem er Gelegenheit gehabt hätte, die Verirrung seiner Jugend wenigstens sich und den Seinigen gegenüber wieder gut zu machen. Dabei war, — wie gesagt, — das Duell nicht nöthig, oder vielmehr „unnütz". Den anderen möglichen Fall, daß einer, oder beide Beleidigte als Opfer des vermeidbaren Zweikampfes gefallen wären, will ich nicht weiter berühren. — Um nicht mißverstanden zu werden, wiederhole ich: ich behaupte keineswegs, daß das Duell unter den jetzigen Verhältnissen vermeidbar gewesen wäre, sondern nur dann, wenn die Bestimmungen von 1843 in ihrer ursprünglichen Fassung noch geltend gewesen wären.

In dem Aufsatze der Gegenwart heißt es weiter: „Man hat sich nun gegen den Duellcodex des Officiersstandes gewandt, dabei aber ganz übersehen, daß wohl in allen guten Kreisen Deutschlands unter gleichen Verhältnissen ein Zweikampf stattgefunden hätte." Ich kann diese Behauptung ausdehnen auf gute und auf sehr fragwürdige Kreise einiger anderer Länder. Aber ich glaube, daß die „guten" Kreise Deutschlands nicht deßhalb „gut" sind, weil sie sich dem Duellcodex fügen, sondern ich bin der Ansicht, daß sie dies thun, weil sie bei Nichtanerkennung dieses Codex sich selbst und ihre Angehörigen den bekannten ernstesten ideellen und materiellen Nachtheilen aussetzen. — Sie sind in einer Zwangslage, und ihr Gehorsam gegen den Codex ist eine Nothwehr gegen die Bedrohung ihrer Lebensinteressen. So ist es! Wir wollen uns nicht in einen höheren Culturzustand in Deutschland hineinträumen, als der ist, in dem wir uns thatsächlich befinden.

Will der Verfasser des Aufsatzes leugnen, daß die Geistlichkeit, welche sich nicht duellirt, doch auch zu den guten Kreisen gerechnet werden muß? Oder giebt es in England keine guten Kreise? Oder giebt es nicht noch höhere Kreise, als die sogenannten guten, in denen die Zurückweisung von Beleidigungen durch die Waffe nicht denkbar ist? — Man wird ausrufen: „Wie kann man Geistlichkeit und Officiersstand vergleichen!" Nun, beide Stände müssen auf ihre Ehre halten. Da ist kein Unterschied. Und auch die Geistlichkeit bedarf des persönlichen Muthes; doch ist hier der Officier insofern im Vortheil, als er in der Vertheidigung von Thron und Vaterland Gelegenheit hat, in augenfälliger Weise seinen Muth zu beweisen, während dem Geistlichen solche Gelegenheit seltener wird.

Könnten die guten Kreise, (wenn die Zwangslage fortfiele,) sich nicht mit dem Spruch eines Ehrengerichtes begnügen, wo es sich ja eben um die Anerkennung Anderer über die betreffende Persönlichkeit handelt? Zumal diese Anerkennung sich durch die Waffe doch nicht erzwingen läßt?

Ist es nicht Thatsache, daß in den guten Kreisen gerade die nützlichsten Menschen sich mit Anderem, als mit dem zur Herstellung der Ehre als geeignet gepriesenen Mittel, dem Schießen und Hauen, zu beschäftigen haben, und ist die Situation eines Kampfgeübten dem Ungeübten oder Kampfunfähigeren gegenüber beneidenswerth?

„Vor dem Tode" — heißt es in dem Aufsatz — „hat der Officier keine Furcht!" Das bezweifle ich nicht! Aber wenn dies so allbekannt ist, warum selbst bei den wichtigsten Anlässen, warum jedem, selbst dem im Felde Bewährten, gegenüber die Forderung, daß er wieder und wieder den Beweis des persönlichen Muthes gebe? Hat das nicht den Schein des Mißtrauens? Und wie der Officier keine Furcht vor dem Tode hat, so hat er doch sicherlich auch den rechten Begriff von der Werthschätzung des Gottesgeschenkes des Lebens, und zwar des eigenen, wie des Lebens Anderer.

Ist es denn gar nicht möglich, daß Jemand aus religiösen Gründen gegen das Duell sei? Und wenn dieser Grund ihn beseelt, wird er da nicht am eifrigsten dafür streiten, daß solchen Personen nicht mit Mißtrauen begegnet werde, so lange sie keinen andern Anlaß zu diesem geben, als den Wunsch, von dem sie in Widerstreit mit ihrem Gewissen bringenden Duellcodex befreit zu sein? Freilich, im Aufsatze heißt es: Unter denen, die am meisten gegen das Duell schrieen, habe es die miserabelsten, feigsten, blutdürstigsten Bestien gegeben!

„Kein Officier soll in der Armee geduldet werden, der seine Ehre nicht zu vertheidigen wisse." (Soll wohl heißen: der seine Ehre nicht vertheidigt.) Die Frage über die Wahl der geeigneten Mittel, über die Beweiskraft der Waffe, über die Möglichkeit, sich die Anerkennung Anderer zu erzwingen, endlich über den Werth erzwungener Anerkennung kann ich hier nicht weiter erörtern. Aber ich frage:

Hier haben wir einen Mann, der sein ganzes Leben hindurch einen ehrenhaften, pflichttreuen Wandel geführt hat, und dessen religiöse Ueberzeugung ihn zum Gegner des Duells macht, — und dort haben wir einen Anderen, der in seinem ganzen Wesen eine leichtere Lebensauffassung gezeigt hat.

Beide werden beleidigt, und beide gehorchen gezwungenermaßen dem Duellcodex. — Welches wird der Erfolg sein?

Man wird geneigt sein, dem Ersten bei aller Ueberzeugung von seiner bisher bewiesenen Ehrenhaftigkeit, doch den Vorwurf zu machen, mit Rücksicht auf den Verlust äußerer Vortheile gegen seine Ueberzeugung gehandelt zu haben, und man wird dem Anderen seine Bereitwilligkeit, sich dem Codex zu fügen, in der notorischen Zwangslage nicht allzu hoch als Ehrenbeweis anrechnen. — So verschieden sind die Folgen des Duells.

Von der Religion ist in dem Aufsatz keine Rede. Die Ansichten sind ja verschieden, und wir wollen nicht streiten. Niemand darf sich mit Christus vergleichen; aber seinem Beispiel sollen wir folgen. Kann sich nun Jemand einen Christus denken, der mit dem Schwerte in der Hand sein äußeres Ansehen unter den Menschen vertheidigt? — Nein! — Und deßhalb meine ich mit Vielen: Das Christenthum verbiete das Duell! — Und noch eine andere Frage:

„Dem Officier soll die Wahrung seiner Ehre — auch seines äußeren Ansehens — selbst überlassen werden."

Nehmen wir an, daß alle in jeder Hinsicht dementsprechend sich verhalten und handeln, so ist es schwer, sich die Nothwendigkeit eines Duells zu denken. — Man muß deßhalb auch geneigt sein, anzunehmen, daß, wo Grund zu einem Duell vorliegt, es meist an der Wahrung der eigenen Ehre mindestens auf einer Seite etwas gefehlt habe. — Mit der Ehre des Einzelnen ist aber die Ehre des Standes verbunden. Hat nun eine Gemeinschaft ein geringeres Recht, die eigene Ehre selbst zu wahren, als der Einzelne, und namentlich als der, der eben in dieser Beziehung gefehlt hat? Weist das nicht geradezu hin auf die Nothwendigkeit der Schiedsgerichte und auf die einzig maßgebende Wirkung ihrer Entscheidungen? Und können dabei die Gemeinschaft und der Einzelne schlechter fahren? Ja, dann erst wird es leichter sein, ungeeignete Elemente von der Gemeinschaft fernzuhalten, und der wirklichen Selbstständigkeit in der Wahrung der eigenen Ehre geschieht damit kein Abbruch.

Ein Oberst z. D.

Notizen.

Von den Monographien des Kunstgewerbes, die Dr. Jean Louis Sponsel bei Hermann Seemann Nachfolger (Leipzig) erscheinen läßt, liegt uns heute Wilhelm Bode's prächtige Studie über Vorderasiatische Knüpfteppiche vor. Genaue Kenntniß dieser mühevollen Kunstübung machte Bode zu einem Berather der Fachleute; seine elegante Schreibart und sein wirklich vornehmes künstlerisches Empfinden lassen ihn auch als den geeignetsten Führer der Laien erscheinen. Vom Verlage ist das Buch liebevoll ausgestattet worden; reicher Bildschmuck erhöht noch das Vergnügen an der Lectüre.

Schiller's „Uebersicht der Haupthatsachen der Weltgeschichte" (W. Spemann, Stuttgart) verdient ihren Namen, sucht sie doch an Uebersichtlichkeit ihres Gleichen. Politiker und Gelehrte, der Zeitungsleser und der Schulmann werden dies schmale Bändchen, das sofort die Auskunft bereit hält, liebgewinnen und gern benutzen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Manstelnstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
für Maschinen- u. Elektrotechnik.
Praktikum f. Masch.- u. Elektrot.
Staatl. Oberaufs. Progr. kostenfr.
Direktor: E. Bolts.

Soeben ist erschienen:
Lenaus Frauengestalten.
Von
Adolf Wilhelm Ernst.
27 Bogen in feinster Ausstattung.
Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.
Miniaturausgabe in Liebhaberreinband.
Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.
Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Manuscripte.
Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.
In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**
Soeben erschien:
Georg von Bunsen.
Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern
heilen dauernd **Dir. O. Deinhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-
Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Redacteur
einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die
Berliner Vertretung
für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Hervorragendstes Festgeschenk:
Felix Dahns sämtl. poetische Werke.
Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.
In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.
Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.
Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 19. April 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Staatsstreich der Gasse. Von Caliban. — Die chronische Beschlußunfähigkeit unserer parlamentarischen Körperschaften. Von von Horn (Weimar). — Dr. Koerber und sein System. Von Julius Patzelt (Wien). — Giebt es Gespenster? Von Karl von Thaler (Wien). — **Literatur und Kunst.** Das Religionsproblem und die Kunst. Von Johannes Gaulke (Berlin). — Raum und Einrichtung. Von Halsey Ricardo. — **Feuilleton.** Die Kunst, Offerte zu machen. Tagebuchblätter von Friedel mit der leeren Tasche. — **Aus der Hauptstadt.** Das Danaergeschenk. Von Spero. — „Liebe mir, oder . . .“ Von Max Kempff. — Kriegserklärung. Von Prinz Vogelfrei. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal das Hamburger Denkmal. Von Regierungsbauführer Pfleiderer. — Notizen. — Anzeigen.

Der Staatsstreich der Gasse.

Weise und Unkluge, hohe Herren und süßer Pöbel haben sich verschworen, dem Parlamentarismus den Garaus zu machen. Von allen Seiten dringen sie Vernichtung heischend auf ihn ein, für den die Väter lächelnd in den Tod gingen, der vor Kurzem noch sämmtlichen edlen Schwärmern Europas als der politischen Weisheit letzter Schluß galt. Seine Grundbedingungen werden verneint. Nicht nur die Aristokratie lehnt sich gegen den Satz auf, daß über die Schicksale der Völker ein Majoritätsbeschluß entscheiden soll. Schulter an Schulter mit den Marcin Sapieha kämpfen jetzt die Männer der Gasse. Lange genug hat die Majorität regiert; es ist hoch an der Zeit, daß nun auch einmal der Minderheit ihr Recht geschehe. Die Minorität hat immer Recht, behauptete Palmerston einmal. Das Wort gewinnt, Dank der Erfindung der Obstruction, besondere Bedeutung.

Seit den Wiener Lärmtagen, die schlagend bewiesen, daß gegen eine handfeste Parlamentsminderheit selbst starke und geschlossene Mehrheiten nichts vermögen, seit diesem Bankrott des parlamentarischen Gedankens spielt jeder Hansdampf Schindluder mit ihm. Der alte Respect ist eben fort. Die chronische Beschlußunfähigkeit, zumal des Deutschen Reichstages, die senile Geschwätzigkeit der Kammermatadoren thut ein Uebriges, um wenigstens hier zu Lande die Fahnenflucht ihrer bisherigen Anhänger allgemein zu machen. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, wenn auch nicht verzeihlich, daß die belgischen Vorgänge verhältnißmäßig nur geringes Interesse erwecken und daß man die politischen Fälschungsversuche der Presse ruhig hinnimmt. In denselben liberalen Zeitungen, die gar nicht daran denken, für die Berliner städtischen Wahlen das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht zu verlangen, wird es ein schwerer Fehler der Brüsseler Regierung genannt, daß sie den Forderungen der Emeute-Regisseure nicht ohne Weiteres gehorsamte, sich nicht auf der Stelle zu dem a man, a vote bekannte. Wenn der redliche Vorwärts, der seit Liebknecht's Tod einem Jesuiten-Orden zu gehören scheint, kecklich behauptete, das belgische Volk habe nur defensiv die agressive Politik der Regierung abgewehrt, also mit Fug einem schwer verletzten Polizisten noch obendrein den Kopf zerschlagen und die Rippen gebrochen, dann mag dies Fälscherkunststückchen mit dem peinlichen Dilemma entschuldigt werden, worin das auf legalem Boden stehende Organ der deutschen Evolutionäre durch die Schandthaten des Brüsseler Pöbels gerathen ist. Weniger compromittirte Zeitungen sollten ehrlicher sein. Daß in Brüssel ein clericales Ministerium amtirt, kann unsere Liberalen doch nicht veranlassen, ihr liberales Gewissen zu erwürgen und auf Parlamentarismus und Verfassung zu pfeifen.

Das belgische — übrigens allgemeine — Wahlrecht ist so verständig, wie irgend eines in Europa. Die belgische Regierung hat sich im Laufe der letzten Jahre hochgradig reformfreundlich gezeigt und rastlos an dem bestehenden Wahlsystem herumverbessert. Belgien erfreut sich der Proportionalwahlen, die die Minderheiten ausgiebig zu Worte kommen läßt; Belgien darf sich des Pluralvotums rühmen, das den Familienvater vor dem unreifen Bengel, den gebildeten Mann vor dem Analphabeten, den kleinen Sparer vor dem Verschwender bevorzugt. So viele Vorwürfe werden neuerdings gegen das gleiche Stimmrecht erhoben, und thatsächlich besitzt es neben seinen Vorzügen so viele unleugbar schwere Nachtheile, daß man keiner ruhig abwägenden Regierung zumuthen darf, es Hals über Kopf einzuführen. Just dies Wahlrecht als letztes Ideal, seine Gegner als Dunkelmänner und Reactionäre hinzustellen, ist glatter Schwindel, der allerdings den Plutokraten im Rothen Hause von Berlin und ihren Preßknappen wohl ansteht. Jedenfalls ist das zur Zeit giltige belgische Wahlrecht von der Kammer, der legalen Vertreterin des Volkswillens, beschlossen worden. Wer eine Veränderung wünscht, mag dies bei den nächsten Wahlen in jeder Weise documentiren und die Mehrheit für seine Anschauungen zu gewinnen suchen. Die Willensmeinung der Mehrheit aber muß geachtet werden, unbedingt, sonst bricht die Grundmauer zusammen, auf der alles moderne Staatsleben ruht.

Brutalen Gewaltacten des Pöbels, der statt mit dem Wahlzettel mit Pflastersteinen und dem Revolver, Vitriol und Feuer kämpft, hat jede Regierung Gewalt entgegenzusetzen. Unverzeihlicher Schlappheit würde sie sich schuldig machen, wenn sie feige vor den Hunnen zurückwiche, die der Volksmehrheit terroristisch ihren Willen aufdrängen wollen. Gleiches Recht für Alle, auch für die Freunde der Verfassung und des Gesetzes. Das macht eine Partei, die sich in der Minderheit befindet, noch nicht regierungsfähig, daß ihre Anhänger zum großen Theil bartlose Bummler sind und socialpolitisches Verständniß nur durch die Ausplünderung von Kaffeehäusern oder das Einwerfen von Fenster- und Laternenscheiben bekunden.

Caliban.

Digitized by Google

Die chronische Beschlußunfähigkeit unserer parlamentarischen Körperschaften.

Von von Horn (Weimar).

Im Laufe der Jahre hat sich in unseren Parlamenten die wenig erfreuliche Gepflogenheit herausgebildet, daß sich ihre Verhandlungen fast stets vor beinahe leeren Bänken bei offenbarer Beschlußunfähigkeit des Hauses abspielen. Dieser böse Mißstand ist von den Wählern schon oft, mehr oder weniger scharf, aber ernstlich gerügt worden, und zwar mit voller Berechtigung, denn die Abgeordneten sind unter der selbstverständlichen Voraussetzung gewählt worden, daß sie die mit der Wahl übernommenen wichtigen Pflichten, zu denen in erster Linie die Theilnahme an den Parlamentsverhandlungen gehört, treulich erfüllen werden. Und als sie sich um das heißerstrebte, und häufig streitig gemachte Mandat in lebhaftem Wahlkampfe bewarben, da gelobten sie natürlich auch den Wählern, daß sie im Falle der Berufung des ihnen damit anvertrauten hohen Ehren- und Vertrauensamtes getreulich walten würden. Wie jedoch die seit einer längeren Reihe von Jahren gemachten Wahrnehmungen lehren, wird gerade die geforderte und zugesagte Theilnahme an den Sitzungen Seitens der Herren Volksvertreter — welche, soweit es sich um Mitglieder des Hauses der Abgeordneten handelt, auch für ihre Theilnahme an den Verhandlungen besondere Diäten beziehen, — leider fortgesetzt schwer vernachlässigt. Die Folge davon ist, daß nutzlos und ohne vorwärts zu kommen, kostbare Zeit verloren wird, so daß bedauerlicher Weise für dieses Mal nicht einmal der Etat rechtzeitig hat fertig gestellt werden können.

Dieser in allen Wählerkreisen peinlich empfundene Mißstand ist bisher leider von der Tagespresse, welche sonst allgemeine Interessen zu hüten stets beflissen ist, und auf vorhandene Schäden ohne Schonung den Finger zu legen pflegt, viel zu wenig gerügt worden. Die Zeitungen haben, obwohl oft genug ausreichende Veranlassung gegeben war, anscheinend nicht ohne Absicht, es vermieden, die Abgeordneten auf gewissenhaftere Erfüllung ihrer übernommenen Pflichten mit Ernst hinzuweisen.

Wenn nun aber auch diese bislang beobachtete vorsichtige Zurückhaltung aus verschiedenen, nicht näher zu erörternden besonderen Gründen erklärlich erscheinen mag, so muß doch endlich einmal, nachdem die Thatsachen immer möglichst dringend Wandel gefordert haben, die inzwischen acut gewordene Frage wegen Beseitigung der chronisch gewordenen Beschlußunfähigkeit der Parlamente zur Erörterung gebracht werden.

Die Verhältnisse haben sich seit früher einigermaßen verschoben.

Seit dem Bestehen des Reichstages zählt eine Anzahl von Mitgliedern des Abgeordnetenhauses auch zu den Mitgliedern des Reichstages.

Bis zur Gründung des Deutsches Reiches tagten in Berlin nur die beiden Häuser des Landtages: das Herrenhaus und das Haus der Abgeordneten. Die Mitglieder des Abgeordnetenhauses wurden, wie auch jetzt noch, auf Grund der Verfassungsurkunde nach dem Dreiklassenwahlsystem gewählt, und an die Möglichkeit, daß einmal auch ein anderes deutsches Parlament gleichzeitig mit dem Preußischen Landtage in Berlin versammelt sein könnte, hatte man bei Verkündung der Verfassungsurkunde gar nicht gedacht. Deßhalb waren auch keine Vorkehrungen für den Fall getroffen, daß Jemand gleichzeitig in Berlin neben dem Besitz des Mandates als Mitglied des Abgeordnetenhauses auch noch Mitglied einer anderen, gleichzeitig tagenden deutschen parlamentarischen Körperschaft in Berlin sein könnte.

Das Unvorhergesehene ist inzwischen aber eingetreten.

Seit einer langen Reihe von Jahren tagt, fast immer gleichzeitig, mit dem Preußischen Landtage in Berlin der Deutsche Reichstag, und recht viele Reichstagsabgeordnete sind auch Volksvertreter im Preußischen Abgeordnetenhause, und beziehen auch als solche Diäten: eine nicht zu unterschätzende Beihülfe, die den Aufenthalt in Berlin recht wesentlich erleichtert.

Den Trägern solcher Doppelmandate, auf welche in gewissem Sinne die Bezeichnung: sujets mixtes Anwendung finden könnte, ist aber eine Aufgabe gestellt, deren gewissenhafte Erledigung ganz undurchführbar erscheint. Von dem mit nur einem Abgeordnetenmandat Betrauten wird die Einsetzung seiner ganzen Kraft verlangt, und er hat seine ganze Zeit in den Dienst der übernommenen Pflicht zu stellen. Wenn er dann aber noch außerdem für eine andere, gleichzeitig tagende Volksvertretung sich wählen läßt, dann wird nothwendig seine Arbeitskraft, Arbeitszeit und Leistungsfähigkeit zerstückelt und die Anwesenheit bei den Berathungen des einen Hauses muß für das Fehlen in einer gleichzeitigen Sitzung des anderen Parlamentes als Entschuldigung dienen.

Daß derartige Complicationen höchst unerwünscht sind, darüber besteht wohl kein Zweifel: Niemand kann eben „zween Herren dienen“. Aber nach der gegenwärtigen Lage unserer Gesetzgebung giebt es dagegen kein Mittel. Die Wählerschaften haben eben selbst sich darüber schlüssig zu machen, ob und in wie weit ihnen mit einer solchen halbirten Arbeitskraft überhaupt gedient sein kann, und ob sie es doch nicht vorziehen möchten, lieber einen Abgeordneten zu wählen, der sein ganzes Können, seine ganze Kraft und seine ganze Zeit nur seinem Mandat zu widmen sich verpflichtet.

Den Vertretern dieser Gruppe von Abgeordneten mit Doppelmandaten wird man nach Lage der Verhältnisse das Fehlen in der Sitzung des einen hohen Hauses nachsehen dürfen, wenn eine gleichzeitige Versammlung der anderen Volksvertretung dort die Anwesenheit für wichtiger erscheinen läßt.

Ganz wesentlich anders aber liegen die Verhältnisse bei der überwiegend größeren Anzahl von Abgeordneten, die, ohne ein Doppelmandat zu besitzen, durch Fernbleiben an den Sitzungen dazu beitragen, Beschlußunfähigkeit herbeizuführen, und deren wenig rühmenswerthem Verhalten die Wähler und das Land es allein zu danken haben, daß wir in Preußen ohne Etat in das neue Rechnungsjahr haben eintreten müssen. Das Mindeste, was die Wähler von ihren Erwählten zu fordern berechtigt sind, ist doch wohl eine regelmäßige Theilnahme an den Sitzungen, und daß ein Jeder an seinem Theile nach Kräften sich bemüht, den tief beschämenden Eindruck fortgesetzt beschlußunfähiger Sitzungen dem Lande für die Zukunft zu ersparen. Es darf nicht vergessen werden, daß das Mandat dem Abgeordneten nicht nur weitgehende Vorrechte ertheilt, sondern ihm auch ernste Pflichten auferlegt.

Die Zeit des rücksichtsvollen Schweigens und der Schonung ist für die Tagespresse nun vorüber: es ist, wenn sie nicht selbst mitschuldig werden will, ihre ernste Pflicht, diese schwierige und hochwichtige Angelegenheit endlich zum Gegenstand reiflicher Prüfung zu machen und die Versäumnisse der Abgeordneten öffentlich klar zu legen und zu rügen. Wenn das eingehend geschieht, so steht zu hoffen, daß auch ohne andere Hülfsmittel die Betheiligten sich endlich wieder auf sich und ihre Pflichten besinnen werden. Es erscheint nach den bisherigen Erfahrungen schon jetzt das Ansehen und die Würde unserer parlamentarischen Körperschaften bedenklich gefährdet, und es dürfte hohe Zeit sein, daß hier helfend eingegriffen wird.

Digitized by Google

Dr. Koerber und sein System.

Von Julius Patzelt (Wien).

Die Freunde des Ministeriums Koerber in der Presse — und sie sind zahlreich, weil Dr. Koerber das Instrument der „öffentlichen Meinung" mit einer Virtuosität ohne Gleichen handhabt — sind fröhlich und guter Dinge. Die innerpolitische Lage, so behaupten sie, sei trotz Cilli, Prade und dem Alldeutschen Verband günstiger denn jemals, ja es sei bereits der Augenblick gekommen, nun mit Erfolg an die Bildung einer deutsch-tschechischen Coalitionsmehrheit gehen zu können. — Und das Alles, nachdem vor Kurzem noch die Vertrauten des Ministerpräsidiums die Situation als äußerst kritisch bezeichnet hatten!

Die Mehrzahl der Wiener Blätter leidet von jeher an der Sucht, zu übertreiben: ihre unzweifelhafte hysterische Veranlagung läßt sie leicht aus einem Extrem in's andere fallen: „Zum Himmel aufjauchzend, zum Tode betrübt." Für die österreichischen politischen Verhältnisse ist es aber immerhin bezeichnend, daß schon ein klein wenig Sonnenschein, der die Zinnen des griechischen Hauses am Franzensringe mit einem flüchtigen Strahle übergoldet, die ganze innerpolitische Situation in rosenfarbenes Licht zu tauchen vermag. Weil man das Hoffen nahezu verlernt hat, wird jede normale Erscheinung im Abgeordnetenhause zum bedeutsamen Ereignisse, an dem eine üppige Phantasie sich in eine bessere Zukunft hinüberträumt. — Der Methode des gegenwärtigen Ministerpräsidenten ist es zweifellos gelungen, im Parlamente für den Augenblick den normalen Zustand der Dinge wieder herzustellen. Seine Objectivität in der Behandlung oder besser Nichtbehandlung, d. h. Zurückstellung der nationalen Streitfragen hat das frühere Mißtrauen der Parteien in die Regierungen wenigstens vorübergehend zu beseitigen verstanden; seine Fürsorge für die Entwickelung der Industrie hat ihm einflußreiche Bundesgenossen geworben, und wenn auch hinsichtlich gewerblicher und landwirthschaftlicher Fragen bei ihm die manchesterliberale Doctrin durchzuschlagen pflegt, so war die Opposition dagegen bisher doch rücksichtsvoll genug, ihm deßhalb keine ernsten Schwierigkeiten zu machen und das Werk der Pacificirung des Parlamentes nicht zu stören. Allerdings kann dem Ministerpräsidenten der Vorwurf nicht erspart werden, daß er öfter und stärker als es vielleicht gut war, alle ihm unbequemen Fragen durch die Drohung, zu demissioniren, in den Hintergrund zu drängen suchte und zu diesem Zwecke durch seine officiösen Krisen fabriciren ließ, die niemals bestanden haben. Die Tschechen hielt er durch die Drohung in Schach, daß ihm ein germanisatorisches Regiment folgen, die Deutschen aber durch die Drohung, daß im Falle seiner Demission sich der alte Ring der Rechten wieder zusammenschließen werde. Sobald aber Gewerbetreibende und Agrarier auf ihrem Scheine bestanden, bat er sie, ihm doch keine Schwierigkeiten zu machen, da er sonst zurücktreten müsse und dann das alte Chaos wieder eintreten werde. Das sind vielleicht Fehler, allein sie fallen gegenüber der Thatsache nicht viel in's Gewicht, daß es Herrn v. Koerber gelungen ist, im Abgeordnetenhause wieder normale Zustände zu schaffen und die grobe, dauernde Obstruction auszuschließen. Ebenso sicher ist aber, daß über das Ausmaß dieser Beruhigung vielfach irrige Ansichten herrschen.

Das Abgeordnetenhaus ist wiederum fähig geworden, die sogenannten laufenden Angelegenheiten, sowie wirthschaftliche Fragen zu erledigen, über die zwischen den Parteien keine grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten herrschen, darüber hinaus reicht aber seine Leistungsfähigkeit nicht. Vor Allem gilt das hinsichtlich der Fragen, die den Kern des österreichischen Problems bilden, hinsichtlich der Nationalitätenfrage und der des Ausgleiches mit Ungarn. Bisher ist es der Politik Dr. Koerber's also wohl gelungen, die acute Staatskrise zu beseitigen, allein latent besteht sie noch fort, weil ihre Ursachen noch vorhanden sind. Und allem Anscheine nach wird auch Herr v. Koerber die Aufgabe nicht lösen, die dem österreichischen Staatsmanne gestellt ist, wenn er nicht die Beseitigung momentaner Schwierigkeiten, sondern die Herstellung dauernd geordneter Verhältnisse als sein Ziel betrachtet.

Die Grundursache der österreichischen Krise ist die ungelöste Nationalitätenfrage, den Anlaß ihres Ausbruches bildete die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn. Folgerichtiger wäre es nun, erst die Nationalitätenfrage zu regeln, dadurch ein nach allen Seiten hin leistungsfähiges Parlament zu schaffen und dann mit diesem an die Ordnung der Beziehungen zwischen beiden Reichshälften zu gehen. Dr. von Koerber hat sich jedoch für einen anderen Weg entschieden. Daß eine zweckentsprechende Regelung der Nationalitätenfrage von einer Revision der Decemberverfassung und einer durchgreifenden Reorganisation der staatlichen und der autonomen Verwaltung untrennbar sei, darüber ist Niemand im Zweifel. Ebenso aber wird allerseits zugegeben, daß zur Durchführung all dessen das Parlament unfähig, mithin die Krone berufen sei, das in dieser Beziehung Nothwendige aus eigener Machtvollkommenheit zu veranlassen. Die bekannte Abneigung der Krone gegen jede Abänderung der Verfassung und insbesondere gegen jeden Schritt, der den constitutionellen Formen nicht entspricht, kommt da den Neigungen des Ministerpräsidenten entgegen, der trotz aller seiner sonstigen Vorzüge doch noch so viel liberaler Bureaukrat ist, um die Regelung der Nationalitätenfrage im Wege legislativer Flickarbeit für thunlich zu halten und das mögliche Mißlingen eines „Staatsstreiches" fürchtend, zunächst die ungarische Ausgleichsfrage bereinigen will, um so die Angelegenheit für eine Reihe von Jahren aus der Welt zu schaffen, die den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruche der Staatskrise bildete.

Es liegt auf der Hand, daß ein solches das österreichische Problem keineswegs erfassende Programm leichter durchzuführen ist, immerhin bietet es noch genug Schwierigkeiten, als daß man schon heute den Erfolg für gesichert halten könnte.

Soweit die deutschen Parteien in Betracht kommen, sind sie heute jedenfalls geneigter in der Frage der Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn ein Auge zuzudrücken, ja die deutschen Großgrundbesitzer, sowie die industriellen Vertreter würden ohne Weiteres beide zudrücken, erstens aus angeborener gouvernementaler Neigung und zweitens mit Rücksicht auf die bevorstehende Erneuerung der Handelsverträge, die eine Stabilisirung des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn für eine längere Zeit hinaus erfordert. Allein man darf nicht vergessen, daß die Mehrzahl der deutschen Abgeordneten sich in den letzten fünf Jahren des Kampfes um den Ausgleich so exponirt hat, daß sie nur dann für die Erneuerung stimmen können, wenn den österreichischen Forderungen Seitens Ungarns Rechnung getragen werden würde. Das ist aber der Lage der Dinge nach schwerlich zu erwarten. An dem bis Ende 1907 reichenden provisorischen Zoll- und Handelsbündnisse ist nicht viel zu ändern. Die Hauptbeschwerde der österreichischen Interessenten richtet sich auch nicht so sehr gegen dieses Uebereinkommen, als vielmehr gegen den provisorischen Vertrag, betreffend die österreichisch-ungarische Bank, der die diesseitige Reichshälfte auf's Tiefste schädigt. Gerade in diesem Punkte dürfte aber Ungarn unerbittlich sein und zwar um so mehr, als der provisorische Bankvertrag bis Ende 1910 läuft, Ungarn also auch im Falle der Nichterneuerung des Ausgleiches die Vortheile dieses Vertrages bis Ende 1910 genießen würde. Es kann deshalb bereits jetzt mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß die Christlichsocialen und die Alldeutschen kaum in der Lage sein werden, die neuen Vereinbarungen mit Ungarn zu genehmigen, daß aber auch die deutsche Volkspartei unter dem Drucke der Agitation dieser beiden Fractionen sich zur Opposition schlagen dürfte. Ungünstiger noch liegen die Dinge auf der rechten Seite des

Digitized by Google

Hauses. Es ist kein Geheimniß, daß der Jungtschechen-Club in den letzten Monaten dem Ministerium Koerber nicht die mindesten Schwierigkeiten gemacht hat, um zunächst bei der Krone den üblen Eindruck zu verwischen, den ihre Obstruction daselbst zurückgelassen hat. Man will wieder regierungsfähig werden, und man hofft es dadurch, daß man zu der Zeit, wo das Ministerium Koerber die neuen ungarischen Ausgleichsvorlagen im Abgeordnetenhause einbringen wird, sich in patriotischer Opferwilligkeit der Regierung zur Verfügung stellt, wenn sie sich entschließen kann, die bekannten nationalen Forderungen der Tschechen zu erfüllen. Wie Badeni, so wird auch Koerber in die Gefahr kommen, den Ausgleich mit Ungarn durch nationale Concessionen zu bezahlen; wie damals wird auch diesmal gelegentlich der Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn von slavischer Seite der Versuch gemacht werden, die Nationalitätenfrage aufzurollen. Alle die Forderungen, die anläßlich der Berathung des Staatsvoranschlages im Budgetausschusse zurückgestellt wurden, werden wieder auf der Tagesordnung erscheinen. Ob dann die bisherige Tactik Koerber's, die Deutschen durch den Hinweis auf das Drängen der Tschechen zur unbedingten Unterstützung der Regierung, also auch zur Votirung des Ausgleiches mit Ungarn unter allen Umständen zu erringen, ist sehr die Frage, ja, es ist sogar unwahrscheinlich, wenn man erwägt, daß die Bemühungen, eine deutsch-tschechisch-polnische Coalition zu dem Zweck zu Stande zu bringen, um unter dem Prätexte eine parlamentarische Mehrheit für den ungarischen Ausgleich zu bilden, das Ministerium Koerber zu beseitigen und die Ambitionen von einem halben Dutzend unterstandslosen parlamentarischen Ministercandidaten zu befriedigen — Erfolg zu haben scheinen. In dem Augenblicke, wo die Frage des Ausgleiches mit Ungarn spruchreif wird, wird also zuversichtlich auch die Frage der Reconstructiou des Ministeriums actuell werden. Kann Herr v. Koerber bis dahin die Formirung dieser Coalition der parlamentarischen Ministercandidaten nicht hindern, so wird er sich wahrscheinlich fügen, um den Ausgleich mit Ungarn zu retten. Aber auch dann sind die Aussichten auf die Wiederkehr geordneter Zustände minimal. Jeder Pact, den heute deutsche und tschechische Parteien schließen — und ein solcher müßte der geplanten Coalition zu Grunde liegen — wird von den nicht mit pactirenden deutschen und tschechischen Parteien auf's Heftigste bekämpft werden. Er würde dem Radicalismus in beiden Lagern neue Nahrung geben, möglicher Weise die Obstruction wieder aufleben lassen und dadurch die parlamentarische Erledigung des ungarischen Ausgleiches gefährden. Allein, selbst wenn es gelingen sollte, diesen durchzubringen, so würde die Erbitterung der Opposition dagegen die neue Coalition in kurzer Zeit stürzen, weil sie die Stimmung der Mehrheit der Bevölkerung zweifellos hinter sich hätte.

Das Urtheil über die Politik Dr. v. Koerber's läßt sich somit dahin zusammenfassen, daß sie im besten Falle im Stande sein wird, die Frage der Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn zu lösen, die innerpolitische Krise aber nur zu vertagen, jedoch nicht zu beseitigen. Unter den gegebenen Verhältnissen mag das als ein bedeutender Erfolg erscheinen und genügend sein, Herrn v. Koerber einen ehrenvollen Platz in der österreichischen Geschichte zu sichern. Man ist in Oesterreich eben in den Ansprüchen an die leitenden Staatsmänner bescheiden geworden, diese selbst sind es aber auch in ihren Plänen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die heutige Generation nicht nur der Parlamentarier, sondern auch der höheren Bureaukratie Oesterreichs des Vertrauens in die Zukunft des Staates ermangelt, und man darum die Pflicht gegen ihn schon zu erfüllen vermeint, wenn man im Stande ist, Dispositionen von heute auf morgen zu treffen.

Giebt es Gespenster?

Von Karl von Thaler (Wien).

Der Aufsatz des Herrn Dr. Benno Diederich in Nr. 12 der „Gegenwart" hat ohne Zweifel viele Leser angeregt, über die Frage nachzudenken, die ein ebenso dunkles wie verlockendes — wenigstens für speculative Geister verlockendes — psychologisch-physiologisches Gebiet aufzuhellen versuchte. In mir hat er alte Erinnerungen an persönliche Erlebnisse geweckt, die unerklärlich scheinen und doch nach meiner Meinung ganz natürlich zu erklären sind. Ehe ich sie mittheile, darf ich mir wohl gestatten, einige Bemerkungen über mich selbst vorauszuschicken. Denn um Gespenster zu sehen, ohne an sie zu glauben, bedarf es wohl einiger körperlicher und geistiger Eigenschaften, die sich, ich möchte sagen, glücklicher Weise, nicht in jedem Menschen zusammenfinden.

Gleich Dr. Diederich bin ich ein Laie! Außerdem gehöre ich zu den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben, denn ich bin Journalist. Nächst den Schauspielern sind das die nervösesten Sterblichen, was bei der furchtbaren Hast, mit der sie ihre an und für sich gesundheitsschädliche Arbeit verrichten müssen, nicht mehr als selbstverständlich ist. Ich bin also nervös und besitze außerdem eine sehr lebhafte Phantasie, die zwar in der Redaction die Flügel eng zusammenfaltet, aber außerhalb der Schreibstube um so lieber ausbreitet. Die beiden Voraussetzungen, welche nach meiner Meinung unbedingt nöthig sind, um Gespenster zu sehen, treffen somit bei mir zu. Sie dürften auch bei Allen, die jemals Gespenster gesehen haben, vorhanden gewesen sein. Verbinden sie sich mit dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine über- und unterirdische Welt mit Lohn und Strafe, dann entsteht die Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Gespenster, die gleichsam als Briefträger des Jenseits auf die Erde kommen, um uns Nachricht von dort zu geben. Für schwache Geister haben die Gespenster eine sozusagen erziehliche Mission: Sie erscheinen oft, um zu warnen, zur Einkehr und Buße zu mahnen, sie künden Vergeltung für böse Thaten an. Sie erlangen dadurch sittliche Existenzberechtigung und wurden und werden von Dichtern — in neuester Zeit allerdings nur selten — in diesem Sinne verwendet. Das thatsächliche Erscheinen der Gespenster wird kein Freidenkender für möglich halten, aber daß die meisten Gespenstergeschichten keine Lügen und keine Selbsttäuschungen sind, sondern auf Wahrheit beruhen, das steht für mich fest. Es giebt keine Gespenster, aber gesehen werden sie. Sie sind Projectionsbilder, die unsere Phantasie an die Wand wirft. Der aufgeklärte Philosoph sieht sie so gut wie das abergläubische Bauernweib, nur fassen Beide die Erscheinungen, welche sie sehen, gewiß wirklich sehen, in sehr verschiedener Weise auf.

Diese kleine Einleitung war nothwendig, damit man nicht den kränkenden Verdacht gegen mich fasse, ich sei ein verkappter Mucker. Und nun will ich kurz erzählen, was ich aus eigner Erfahrung von Revenants berichten kann.

Im Jahre 1875 starb meine Mutter. Ihr Tod war ein schwerer Schlag für mich, den ich heute, nach mehr als einem Vierteljahrhundert, noch nicht verwunden habe. Ich hatte sie sehr geliebt und war immer mit ihr zusammen gewesen, denn sie begleitete mich, da sie sich von dem einzigen Sohn nicht trennen wollte, sogar auf die Hochschulen von Heidelberg und Bonn. Sie pflegte stets sehr spät zur Ruhe zu gehen, denn die Abendstunden widmete sie bis tief in die Nacht literarischer Arbeit. War sie endlich müde, dann schlich sie gewöhnlich an mein Bett, um zu sehen, ob ich ruhig schliefe. Da saß sie wohl eine Weile und lauschte meinen Athemzügen. Manchmal, wenn ich erwachte, sah ich ihr Auge mit zärtlicher Besorgniß auf mich gerichtet. Das hörte auf, als die Knabenzeit vorüber war, und der Jüngling und Mann dachte gar nicht mehr daran. Als die Mutter nun gestorben war, da kam mir mit allen anderen kleinen Zügen

Digitized by Google

aus dem Leben der Todten auch dieser in Erinnerung. Am Tage ihres Begräbnisses legte ich mich traurig und erschöpft zu Bett, und unwillkürlich kam mir der Gedanke: Wenn ich doch noch die Mutter hätte, und sie säße wieder wie einst bei mir! Darüber schlief ich ein und träumte, ich wäre noch ein junges Bürschlein und ginge in einem schönen Walde mit der Mutter spazieren. Sie sprach mit mir und gab mir gute Lehren. Sie sah ganz jung und gesund aus, und ich freute mich unbändig. Aber plötzlich fiel es mir schwer auf's Herz: die Mutter ist ja todt! Und ich sah ängstlich zu ihr auf und konnte die Frage nicht unterdrücken: Ja, bist Du denn nicht gestorben? Da ward ihr Gesicht ernst und bleich, und sie verschwand. Ich aber erwachte mit einem jähen Ruck, und nun sah ich im Schein der Nachtlampe die Mutter zu Füßen meines Bettes, die großen milden Augen mit liebevollem Ausdruck auf mich gerichtet. Eine Täuschung war ausgeschlossen. Ich war vollkommen wach und empfand nicht den geringsten Schreck, im Gegentheil leise Freude. Die Todten stehen nicht auf, aber treues Erinnern ruft sie zurück.

Die Erscheinung wiederholte sich zehn- oder zwölf Mal in immer größeren Zwischenräumen, und ich vermißte sie schmerzlich, als sie nicht wiederkehrte. Zuletzt sah ich sie im Eisenbahncoupé, etwa zwei Jahre nach dem Tode der Mutter. Ich reiste mit dem Nachtschnellzuge von Wien nach Italien und streckte mich der Länge nach auf den Polstern hin. Unfähig, auf der Bahn zu schlafen, schließe ich doch gern die Augen und sinne über Allerlei nach, wozu man in der Unrast des Tages keine Muße findet. Plötzlich schlage ich die Augen auf, mir zu Füßen sitzt meine Mutter, scharf beleuchtet von der auf meiner Seite unverhüllten Lampe, den Oberkörper vorgebeugt, als horchte sie auf Etwas, das Gesicht mir zugewendet. Ich blieb ruhig liegen und schloß die Augen! Als ich nach ein paar Stunden wieder hinsah, war die Erscheinung noch immer da. Erst als ich mich erhob, zerfloß das Bild, um nie mehr sichtbar zu werden. Ich hätte viel darum gegeben, wäre meine Phantasie stark genug gewesen, es noch einmal heraufzubeschwören.

Man wird vielleicht sagen, dies liebe Gespenst sei doch nur in jenem Zwitterzustand zwischen Schlaf und Wachen erschienen, in dem man mit offenen Augen träumt. Ich kann aber versichern, daß ich stets vollkommen wach war, und ich werde gleich ein anderes Erlebniß berichten, das sich bei Sonnenschein ereignete. Zuvor will ich ein Beispiel für die gespensterbildende Kraft der Phantasie anführen, bei dem jede Möglichkeit eines Traumes ausgeschlossen ist. Ein oder der andere Leser der „Gegenwart" hat wohl von der Schriftstellerin Margarethe Halm (Fr. v. Maytner) gehört. Sie war eine excentrische Frau, eine hochgespannte Idealistin voll himmelstürmender Gedanken, denen sie nicht immer klaren Ausdruck zu geben vermochte, eine herzensgute Seele. Eines Tages besuchte ich sie in Graz, wo sie lange Zeit lebte. Ich fand sie tiefgebeugt, um zehn Jahre gealtert. Sie hatte kurz vorher ihren jüngsten Sohn verloren. Trotz ihres tiefen Kummers empfing sie mich freundlich und herzlich wie immer und forderte mich auf, sie ja am nächsten Tage wieder zu besuchen. „Aber nicht zwischen fünf und sechs Uhr," setzte sie hinzu, „da kommt mein Sohn." — Welcher? — „Mein todter Liebling," erwiderte sie unbefangen. Ich sah sie etwas erschrocken an. „Halten Sie mich nicht für wahnsinnig," fuhr sie fort, „ich weiß, daß die Todten nicht wiederkehren, aber ich sehe ihn doch, ich *will* ihn sehen, ich spreche mit ihm, und das ist mir ein großer Trost." Ich verstand die freiwillige Hallucination, aber die Nachbarn der Schriftstellerin begriffen nicht, auch der Arzt nicht, wie es scheint. Man betrachtete die arme Frau, die den Hausbewohnern von den Unterredungen mit dem todten Sohn erzählte, als verrückt und brachte sie in das Irrenhaus, aus dem sie nur das entschlossene Einschreiten ihres ältesten Sohnes befreite.

Und nun wieder zu einer eigenen Erfahrung. Seit vielen, vielen Jahren gehöre ich der Redaction der „Neuen Freien Presse" an, deren Leitung nach Max Friedländer's Tod an Michael Etienne überging. Etienne stammte von einem urfranzösischen Vater, der nach einem dreißigjährigen Aufenthalte in Wien noch immer nicht deutsch gelernt hatte und unsere theure Muttersprache schrecklich mißhandelte. Das französische Blut schlug im Sohne stark vor, obgleich seine vierschrötige Gestalt und ungewöhnliche Körperstärke echt germanisch anmutheten. Er war eine ungestüme Kraftnatur, leidenschaftlich und rücksichtslos im Zorn, dabei gutmüthig wie ein Kind. Ein talentvoller Mann und ein guter Kamerad für seine Mitarbeiter, die er durch neidlos gespendetes Lob zu befeuern verstand. Er hatte in der Revolution von 1848 als Legionär mitgefochten, und die Feuertaufe, die er damals empfing, wirkte bestimmend für seine ganze journalistische Thätigkeit. Ihm war sie nicht bloß ein Geschäft, er blieb stets der Achtundvierziger, dem der Kampf für die Freiheit als die höchste Aufgabe des Publicisten galt. Die Nationalität stand ihm in zweiter Linie, das Wort Republik aber übte einen magischen Zauber auf ihn. Deßhalb war er 1870 ernsthaft der Ansicht, der Krieg sei bloß gegen Napoleon III. gerecht gewesen, und nach dessen Sturz hätte Deutschland sofort Frieden schließen sollen. Oft und hart haben wir über diesen Punkt gestritten. Nachdem das neue Reich gegründet war, versöhnte sich Etienne mit der Geschichte. Als er 1879, schon schwer herzkrank, seine letzte Reise in Frankreich machte, erlebte er so bittere Erfahrungen über französische Menschenliebe, daß er seine französischen Sympathien vollständig verlor.

Es war eine Bekehrung in extremis, denn bald nach seiner Rückkehr legte er sich nieder, um zu sterben. Gerade in den letzten Jahren hatte ich ihn erst liebgewonnen, und bei der Nachricht seines Todes sagte ich mir: Du hast einen Freund verloren. Am nächsten Tage hielt ich an seiner Leiche mit einem Collegen die Ehrenwache. Unverwandt hingen meine Augen an dem Antlitz des Todten. Es trug einen fast zufriedenen Ausdruck, als ob er nach wohlvollbrachtem Tagewerk sich des erquickenden Schlummers freute. Zwei Stunden stand ich am Bette, dann rief mich die Pflicht in's Bureau. Hier ward ich nun wieder zum Geisterseher. Es war Mittags zwölf Uhr, als ich Etienne's Zimmer betrat. Da saß er leibhaftig und breitspurig in dem großen Fauteuil hinter seinem Schreibtisch zwischen den Fenstern und lächelte mich freundlich an. Ich nahm seine Züge so klar und deutlich wahr, wie ich es bei meiner Kurzsichtigkeit wahrscheinlich nicht gekonnt hätte, wenn er wirklich dort gesessen hätte. Einen Moment blieb ich wie erstarrt, — die Ueberraschung war zu groß. Dann schritt ich langsam näher. Etienne sah mich noch immer mit seinem gemüthlichsten Gesicht an. Erst als ich hart an den Schreibtisch trat, versank das Trugbild.

Der Fall ist wohl typisch für die meisten Gespenstererscheinungen. Ich hatte gerade zuvor den Todten theilnahmsvoll betrachtet und mir den friedlichen Ausdruck seiner Züge eingeprägt. Auf dem Wege von seiner Wohnung bis in die Redaction hatte ich fortwährend seiner gedacht. Nun schuf der Gedanke das sichtbare Bild. Welcher Proceß dabei im Gehirn vorgeht, wie es kommt, daß das körperliche Auge Dinge sieht, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sind, das zu erklären, ist Sache der Wissenschaft, die sich mit den sogenannten Gespenstern viel zu wenig beschäftigt und auch da von einfältigem Aberglauben oder zufälligen Sinnestäuschungen spricht, wo beide nicht vorhanden sind. Ich als Laie kann nur wiederholen: Es giebt keine Gespenster, aber wir sehen sie. Sie sind nichts Anderes als Projectionsbilder, welche die Phantasie an die Wand wirft. Das nöthige Skioptikon muß in unserem Kopfe stecken. An wirkliche Gespenster zu glauben, die aus dem Jenseits kommen, halte ich — mit Verlaub — für eine Eselei.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Das Religionsproblem und die Kunst.*)

Von Johannes Gaulke (Berlin).

I.

Die Kunst hat im Laufe der Entwickelung nicht nur vielfach ihren Vorwurf gewechselt, sondern es ist auch ihre Stellung zu den anderen Erscheinungen des Culturlebens einer häufigen Aenderung unterworfen gewesen. Anfänglich erfüllte sie im gewissen Sinne eine priesterliche Aufgabe, ihre Daseinsbedingungen waren — soweit wir auch in der Geschichte zurückgreifen — an den religiösen Cultus gebunden. Je intensiver sich jedoch das Culturleben entfaltete, umso schneller entwickelte sich auch die Kunst zu einem selbstständigen Factor.

Wir können bei einer vergleichenden Betrachtung der ältesten Culturen eine stets wiederkehrende Erscheinung beobachten, daß nämlich mit der Entstehung der Gottesidee sich zugleich im Volke das Bedürfniß geltend macht, die Gottheit im Bildniß zu besitzen, um sie zu verehren. Die Priester aller Religionssysteme haben diesem Volksinstinct von jeher Rechnung getragen und die Gottheit ihren Schutzbefohlenen in sichtbarer Erscheinungsform vorgeführt. Das Mittel hierzu war die Kunst. Die erste künstlerische Bethätigung fällt daher mit der Entstehung des ceremoniellen Gottesdienstes zusammen. Die frühesten Aeußerungen der Architectur und der Plastik erfüllten einen religiösen Zweck, und ebenso bezogen sich die ersten Darbietungen der Künste der zeitlichen Anschauung, der Musik, der Mimik und der Poesie auf den religiösen Cultus. Selbst der Tanz, der heute nur noch als eine der trivialsten Aeußerungen des Sexualtriebes aufgefaßt werden kann, erfüllte ursprünglich eine religiöse Aufgabe (der Tanz um die Bundeslade bei den Israeliten). Seine Geschichte läßt uns am deutlichsten die Umwerthung der Künste erkennen.

Im Laufe der Zeit haben sich Götterbild und Gottesidee bei vielen Völkern oft derartig verquickt, daß sich kaum noch feststellen läßt, ob die Gottheit nur im Bildniß, oder das Bildniß als Gottheit verehrt wird. In allen Tempeln der Welt bringt man noch heute den rohesten Kunstgegenständen und Reliquien eine abgöttische Verehrung entgegen. Kein Religionssystem hat sich vom Bildercultus und Götzendienst frei zu halten gewußt — nicht einmal das Christenthum in seiner abstraktesten Form, im Protestantismus.

Je tiefer ein Volk culturell steht, um so niedriger und rachsüchtiger stellt es sich auch seine Gottheiten vor. Die Mythologie der wilden und barbarischen Völker weiß ausschließlich nur von bösartigen Göttern zu berichten, die nur durch brutale Opfer versöhnt werden können. Selbst die auf einer gewissen Culturstufe stehenden Assyrer huldigten noch diesem rohen Cult. Auch die Juden stellten sich ihren Jehova im Einklang mit ihrer Moral: Auge um Auge, Zahn um Zahn, als einen rachsüchtigen Gott vor.

Aehnliche, rein menschliche Eigenschaften legten auch die Griechen ihren Göttern bei. Die Gestaltung der Gottheit nach dem Bilde des Menschen ist von ihnen in der vollkommensten Form durchgeführt. Nicht nur hatten sie den menschlichen Körper in seiner Schönheit und Kraft auf die Götter übertragen, sondern sie hatten Letzteren auch menschliche Charaktereigenschaften, Neigungen und Leidenschaften angedichtet, aber stets in erhöhter Potenz. Sie konnten viel intensiver lieben und hassen als die Menschen. Ich erinnere nur an die leidenschaftliche Parteinahme der Götter an den sagenhaften Kriegen. Selbst Zeus verschmähte es nicht, sich mit den Erdenschönen (Europa, Jo u. a.) in galante Abenteuer einzulassen. Mit der übermenschlichen Kraft und Leidenschaft verbanden die Götter aber auch eine rein menschliche Schwäche, freilich immer in höchster Potenz. Schon Homer läßt seine Helden ob eines geringfügigen Unfalls heftig lamentiren, und Plato bespöttelt in seinem „Staat" die Tragödiendichter, weil sie nach homerischem Vorbild ihre Helden klagen und jammern lassen, während der sittliche Mensch sich im Unglück erst recht zu beherrschen sucht und es mit Fassung und Würde zu ertragen weiß. Die Olympier waren eine Art Uebermenschengeschlecht, Individuen, denen keinerlei örtliche oder zeitliche Schranke auferlegt war, die von keinem anderen Willen als dem ihrigen abhängig sich vollkommen ausleben konnten. In ihnen hatte sich gewissermaßen die Idee des Absoluten in Schönheit und Kraft, Haß und Liebe krystallisirt.

Im Hellenismus deckte sich ungefähr das Schönheitideal mit dem religiösen. Das antike Götterbild stellt das Gleichgewicht von Natur und Geist und die Einheit von Sinnlichkeit und Idee (nach Goethe das Sinnlich-Sittliche) her, ein Ideal, nach dem die alt-orientalischen Völker vergebens gestrebt hatten. Bei ihnen beherrschte in der Kunst wie im Leben die Natur den Geist. Das Streben nach dem Erfassen des Unendlichen führt nicht zu einer Erhebung über die Natur, zum Erhabenen, sondern artet zum Widersinnigen aus. Die Götterfiguren nehmen kolossale Formen an; die Idee wird noch vollends von dem Material erdrückt, und wo immer etwas Geistiges, ein allegorischer Begriff oder ein Symbol zum Ausdruck gebracht werden soll, da geschieht es durch höchst plumpe Mittel, durch eine quantitative Steigerung der natürlichen Formen. Diese Tendenz läßt sich an vielen orientalischen Götterfiguren mit ihren zahlreichen Gliedmaßen, Brüsten, Flügeln und anderen Organen deutlich beobachten. Dem Orientalismus haftet wegen seiner geistigen Schwerfälligkeit trotz aller äußerlichen Prachtentfaltung stets eine düstere Stimmung an, die erst von dem Hellenismus überwunden wurde. Das Griechenthum übernimmt zwar noch die halbthierischen Bildungen des Orientalismus der äußeren Form nach, aber es erfüllt sie mit einem anderen, von einem liebenswürdigen Humor durchtränkten Inhalt, wie an den Centauren, Satyren und Sirenen ersichtlich.

Mit dem Aufkommen des Christenthums beginnt eine neue künstlerische Entwickelungsphase. War für die Antike die Natürlichkeit etwas dem Geiste Ebenbürtiges, so proklamierte das Christenthum die Herrschaft des Geistes über die Natur. Das alte Philosophem von der Willensfreiheit wurde zum Postulat der christlichen Weltanschauung. Das Fleisch und die Sinneslust mußten getödtet werden, damit der Geist frei werde. Hiermit war aber auch der ethisch-ästhetische Schwerpunkt der Außenwelt entrückt und in die Innerlichkeit des Subjects verlegt. In der Kunst des Christenthums äußert sich die neue ästhetische Anschauung in der Vernachlässigung der körperlichen Schönheit und der Verinnerlichung des Gesichtsausdrucks und der Geberde. Während in der Antike die religiösen Ideale aus dem Schönheitsbedürfniß heraus entstanden waren, verhielten sich die religiösen Ideale des Christenthums der Schönheit gegenüber indifferent. Diese Erscheinung entsprach durchaus der ästhetischen Grundstimmung des Christenthums, das den Schwerpunkt des Daseins in eine mysteriöse Welt jenseits der Wolken verlegt hatte.

In keiner anderen Periode, vielleicht mit Ausnahme der egyptisch-orientalischen, hat die Kunst bei aller Productivität eine größere Ideenarmuth gezeigt. Bei der engherzigen Anschauung der Kirche, der jede Bethätigung des Individuums ein Greuel war und die eifersüchtig über ihre Güter wachte,

*) Der Kunstfreund und Kunstkenner Gaulke zieht mit einer Schärfe gegen die Religion, zumal in ihrer Eigenschaft als Kunstbefruchterin, zu Felde, die ganz und gar „unmodern" ist. Aber sein Radicalismus ist lebendiger als die jetzt so beliebte Compromißelei, und obgleich ich ihm persönlich meilenfern stehe, glaube ich doch, daß auch solche Saat reiche Ernte tragen wird. Die Frage ist nur, ob die Ernte den Träumen des Säemanns entspricht. Sie hängt ja nie von uns ab.
R. N.

Digitized by Google

war es natürlich ausgeschlossen, daß die Kunst an andere als religiöse und legendäre Stoffgebiete herantreten durfte. Seit Jahrhunderten wurde derselbe Vorwurf immer und immer wieder bearbeitet — nach Tausenden zählen die Bildnisse des Gekreuzigten und der Mutter Gottes — was Wunder, wenn die Kunst da in einem öden Formalismus erstarren mußte! In der ganzen Reihe der Christusbilder treffen wir kaum eine individuelle Auffassung des Nazareners an, und ebenso ergeht es den Heiligen und der Madonna. Wie schon bemerkt, hat allerdings die christliche Kunst im Gegensatz zur Antike, die das Seelenleben der formalen Schönheit unterordnete, den Gesichtsausdruck verinnerlicht. Zu einer Verinnerlichung der ganzen Figur hat sie es aber auch in ihrer besten Zeit nicht gebracht. Wenn man die mittelalterlichen Heiligenbilder scharf zu einander abwägt, wird man eine merkwürdige Uebereinstimmung des Ausdrucks und der Haltung beobachten können, selten aber eine feinere Differenzirung. Für den Ausdruck der Freude giebt es einen ganz bestimmten, immer wiederkehrenden Typus, ebenso für den des Schmerzes. Die intimeren Aeußerungen des Seelenlebens wußte die christliche Kunst noch nicht darzustellen Desgleichen hatte sich auch für die verschiedenen Lebensalter, für die Jugend, das Mannes- und Greisenalter ein bestimmtes Schema herausgebildet. Die Individualisirung des Alters, des Geschlechts und der Psyche wurde in gleichem Maße von den alten christlichen Meistern vernachlässigt, ebenso kannten sie auch keine chronologische Bedenken. Mit der größten Naivetät werden die Wundergeschichten der Bibel in andere Länder und in andere Zeiten verlegt, je nach Bedürfniß tritt der Erlöser als Proletarier oder als der dornengekrönte König der Juden auf. Auch die unbefleckte Gottesmutter sehen wir bald als eine würdige deutsche Matrone, bald als eine orientalische Schönheit dargestellt. Diese oft eigensinnig gewollte Verschiebung der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, des Milieus, ist eine charakteristische Eigenart aller religiösen Maler bis zur Gegenwart geblieben. Die christliche Weltanschauung hatte weder die künstlerische Phantasie besonders angeregt noch die ästhetische Anschauung vertieft. Die christliche Kunst wäre wahrscheinlich vollkommen erstarrt, hätte sie nicht einen neuen Impuls durch die jugendlichen Göttergestalten Griechenlands erfahren. Im Zeitalter der Renaissance, als griechischer Geist und Schönheitssinn wieder an die Stelle der christlichen Askese und der dumpfen Grübelei trat, vollzog sich dieser Wechsel der Kunstanschauung.

Die große Culturperiode der Renaissance steht in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Niedergang des Christenthums und der Verbreitung griechischer Bildung über Europa, wozu die Eroberung von Byzanz den Anlaß gegeben hatte. Das Christenthum hatte selbst zur Zeit seiner höchsten Machtentfaltung die denkenden Geister nicht zu befriedigen vermocht, da es an Stelle der Autorität der Vernunft die des Glaubens gesetzt hatte und somit das Gefühl des Zweifels stets aus sich selbst erzeugte. Nach neuen Idealen schaute die Menschheit aus, und es entbrannte ein heftiger Kampf gegen die unkritische Weltanschauung des Christenthums, die auf sogenannten positiven Wahrheiten beruhte. Es erwachte wieder der universelle freie Geist des classischen Alterthums, der bald alle Gebiete menschlicher Thätigkeit durchdringen sollte.

Die Natur, seit anderthalb Jahrtausenden gänzlich vernachlässigt, kam wieder zu Ehren; der geistige Horizont erweiterte sich in dem Maße, wie sich die Natur dem Menschen in ihrer Schönheit, Unendlichkeit, Lebensfülle und Kraft offenbarte.

Die große Bewegung, welche die Völker Europas am Ausgange des Mittelalters erfaßt hatte, äußerte sich in den einzelnen Ländern höchst verschieden. In Italien, welches Land nicht gänzlich den Contact mit der Antike verloren hatte, nahm die Cultur der Renaissance ein specifisch künstlerisches Gepräge an. Die Kirche hatte sich hier im Grunde genommen selbst überwunden, insofern als sie den lebensfreudigen Instincten der südlichen Länder fortwährend Concessionen machte. Das Gotteshaus, die Stätte christlicher Andacht, verwandelte sich im Zeitalter der Renaissance in einen Kunsttempel um. Der in Schmerzen demüthige Geist des Christenthums wurde aus den Mauern der Kirche verbannt und die absterbenden Götter der Christenheit durch einen Tropfen heidnischen Blutes zu einem neuen Dasein belebt.

Michelangelo hatte selbst Gott-Vater rein körperlich aufgefaßt und dargestellt. Unverkennbar schwebte ihm der Zeus der Alten vor, als er den Schöpfer der Welt in der Sixtinischen Capelle schilderte. Zu einem so kühnen Gedankenfluge hatte sich kein deutscher Künstler erhoben; nicht einmal Albrecht Dürer gelangte in seinen Tafelbildern über den Formalismus der alten Meister hinaus. Der doctrinäre Protestantismus war kein kunstförderndes Element. Unter gänzlicher Verkennung der ethisch-ästhetischen Wirkung, die schließlich jedes große Kunstwerk ausübt, erhob sich später im protestantischen Deutschland ein der unfreiwilligen Komik nicht entbehrender Entrüstungssturm gegen die künstlerische Ausschmückung der Kirche, die sogenannte Bilderstürmerei. Eine derartige Geschmacklosigkeit wäre in dem unter dem Eindruck einer alten ästhetischen Tradition stehenden Italien nicht möglich gewesen. Es ist charakteristisch für den Geist Italiens, daß der gothische Dom, die Incarnation des spiritualistischen Christenthums, in diesem Lande nie eine rechte Heimstätte gefunden hatte, denn stets rivalisirten die Trümmer der Antike mit dem Christenthum und beeinflußten die ästhetische Anschauung im Sinne des classischen Alterthums.

Das stolze Selbstgefühl, das die italienische Nation erfaßt hatte, sobald sie sich ihrer classischen Vergangenheit wieder bewußt ward, kennzeichnete sich in dem Aufkommen so vieler großer Persönlichkeiten und umfassender Talente. Nicht auf ein Gebiet beschränkte sich die Thätigkeit der führenden Geister der italienischen Renaissance. Brunellesco war nicht nur ein hervorragender Architekt, sondern auch Mathematiker und bethätigte sich mit Erfolg auf literarischem Gebiet; man preist ihn noch heute als einen vorzüglichen Danteforscher. Ghiberti hatte sich außer der bildenden Kunst auch der Philosophie und Philologie gewidmet. Aehnliche Ziele verfolgte auch Donatello. Lionardo da Vinci, der unvergleichliche Künstler, durchforschte als Astronom die große und als Botaniker die kleine Welt, und leistete dem Cesare Borgia als Ingenieur wichtige Dienste. Der gewaltigste Geist des Cinquecento, Michelangelo, entfaltete als Maler, Bildhauer und Architekt eine gleich bewundernswürdige Fruchtbarkeit und verstand es, seine großen Gedanken auch in eine poetische Form zu gießen. In der Verbindung von Wissen und Können, von Künstlerthum und Gelehrtenthum beruht die geistige Größe der Renaissance.

Die großen Meister der Renaissance, in denen sich gewissermaßen die seit Jahrhunderten brach liegende schöpferische Kraft der Menschheit concentrirt hatte, durchbrachen sehr bald den eng begrenzten Darstellungskreis der christlichen Kunst. Man war endlich der freudlosen, nach der ewigen Seeligkeit lüsternen Erdenpilger überdrüssig geworden. Allerdings entlehnte die Kunst noch lange dem christlichen Stoffgebiet ihren Vorwurf, doch wußte sie ihn mit einem neuen Ideengehalt zu erfüllen. In Raffaels Madonnen äußerte sich der Wechsel der Kunstanschauung am prägnantesten. Bis dahin diente das Madonnenbild allein kirchlich-religiösen Zwecken, fortan sollte es auf eine Huldigung des Reinmenschlichen ausklingen. Die von den altchristlichen Meistern nicht gewürdigte körperliche Schönheit, die nach Bethätigung drängende Lebenskraft, die weibliche Anmuth und das reine Mutterglück: alle diese Momente treffen in Raffaels Madonnen zusammen.

Während in Italien das asketische Ideal in der Kunst bereits überwunden war, stand Deutschland noch vollkommen

Digitized by Google

in diesem Zeichen. Der beengende Feudalismus und der geistige Druck von Rom hatten hier am Ausgange des Mittelalters alle lebensfreudigen Instincte fast erstickt und das Volksempfinden in nichts weniger als künstlerische Bahnen gedrängt. Das Genießen einer reinen Schönheitswelt setzt eine gewisse materielle Unabhängigkeit und eine geistige Unbefangenheit voraus. Der deutsche Grübler nahm die Kirche noch viel zu ernst, als daß er sie hätte in ihrem eigenen Sündenpfuhl ersticken lassen können, und er sah sich daher veranlaßt, das stark erschütterte Kirchengebäude mit einem neuen Aufputz zu versehen. Für die Entwickelung der Kunst war dies ein verhängnißvoller Schritt. Es mag dahingestellt bleiben, ob die starren katholischen Dogmen eine größere Schranke für den Geist waren oder die engherzigen protestantischen Doctrinen von der Erbsünde, der Erlösung allein durch das Glauben, der Gnadenwahl und Anderen mehr. Die Kunst nahm jedenfalls nach Einführung der Reformation einen herben Zug an. Und es konnte dies nicht anders sein, da die Reformation keine dem weltschmerzlichen Christenthum feindliche Bewegung war, sondern es im Gegentheil mit neuer Lebensenergie erfüllen wollte. Die protestantischen Künstler wandten sich daher mit Vorliebe den tragischen Momenten des Christenthums zu. Zahlreiche Passionscyclen entstanden, und alle auf die Macht des Todes und den Weltuntergang bezugnehmenden Themata, wie die apokalyptischen Reiter, fanden ihren künstlerischen Niederschlag.

Im Norden vollzog sich ein Wechsel der ästhetischen Anschauung im Sinne der Renaissance erst mit dem Auftreten der Niederländer. Dieser germanische Volksstamm war von allen nordischen Völkern wohl am wenigsten zugänglich für die spiritualistischen Ideen des Christenthums und konnte sich daher auch schneller und gründlicher seinem Einfluß entziehen. Dem großen Protest des deutschen Volkes gegen den römischen Katholicismus, der Reformation, folgte in den Niederlanden der künstlerische Emancipationskampf von den allein selig machenden christlichen Idealen. In der flandrischen und holländischen Malerei kommt zum ersten Male das germanische Volksempfinden in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Eigenart zum Ausdruck. Der christliche Vorwurf geräth allmählich in Vergessenheit, dafür treten die historischen Vorgänge mehr in den Vordergrund der Darstellung. Die Kunst, die bis dahin fast ausschließlich im Dienste der Kirche gestanden hatte, sonderte sich im Laufe der Ereignisse als ein selbstständiges Element vom religiösen Cultus ab. Der spiritualistische Zug verschwand; die Künstler, voran Rembrandt und Hals, schildern uns wirkliche Menschen, Charaktere, die aus einer tief bewegten Zeit hervorgegangen sind. In den sogenannten Regentenbildern findet die Zeitstimmung ihren eigenthümlichen Reflex. — Der künstlerischen Darstellung war nach Ueberwindung des römischen Katholicismus keine Schranke mehr gesetzt, die ästhetische Anschauung hatte sich frei gemacht vom beengenden Kirchendogma. Der Porträt- und Historienmalerei folgt die Genremalerei, und selbst die Natur wurde in allen ihren Erscheinungsformen in den künstlerischen Darstellungskreis hineingezogen.

II.

Soweit sei in großen Zügen der Einfluß des Christenthums auf die ästhetische Anschauung und die künstlerische Production des Mittelalters und der Renaissance skizzirt. Wir hatten die naive Kirchenmalerei, die jeder formalen Schönheit bar war, als den künstlerischen Niederschlag des transcendenten Christenthums erkannt; dann sahen wir, wie den christlichen Idealen nach Wiederaufnahme der classischen Studien und dem Wiedererwachen des antiken Schönheitsideals eine neue Lebenskraft injicirt wurde. Die christlichen Götter und Heiligen wurden zu Uebermenschen im Sinne der Antike, und im weiteren Verlauf befreite sich die Kunst sogar von den religiösen Einflüssen, wenigstens bei dem führenden Volk jener Zeit, den Niederländern. Bei anderen Völkern hat sich dieser Entwickelungsproceß weniger schnell abgespielt. So entfalteten die Spanier noch im 17. Jahrhundert eine außerordentliche Fruchtbarkeit auf dem Gebiet der religiösen Malerei, und selbst in der Gegenwart können wir noch deutliche Ansätze einer religiösen Kunstübung (im Sinne des christlichen Devotionsstückes) verfolgen. Für die gesammte Culturentwickelung kommen diese epigonenhaften Aeußerungen des Christenthums aber wenig in Betracht, wenngleich eine Nachfrage nach religiösen Kunstartikeln noch vorhanden sein mag.

Die Christengötter sind wie einst die Götter Griechenlands ihres Amtes enthoben. Werden an ihre Stelle neue Götter treten? Oder bedarf die Zukunft nicht dieses Idols? Werden sich auch neue Anthropomorphismen für gewisse Erscheinungen und Kräfte der Natur, in deren Wesen wir einstweilen noch nicht mit den Werkzeugen der Vernunft eindringen können, herausbilden? Die Griechen hatten in ihrer Unkenntniß der Gesetze der Natur und des mechanischen Weltgetriebes in allen Naturerscheinungen Willensäußerungen einer persönlichen Intelligenz erblickt. Wir leben in einer gereifteren Zeit, die den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Naturganzen, die Erkenntniß von Ursache und Wirkung in allen Lebensfunctionen zu ergründen sucht.

Trotz aller Errungenschaften der exacten Forschung ist aber der Hang zum Uebersinnlichen noch nicht erstorben. Der moderne Mysticismus, der nicht nur von den Anhängern der vierten Dimension gepflegt wird, sondern auch in der Kunst rasch um sich greift, ist als eine Geistesrichtung aufzufassen, die sich mit der logisch kühlen Beweisführung des naturalistischen Materialismus nicht befreunden kann. Unverkennbar ist der Mysticismus mit vielen religiösen Momenten verquickt, und er hat selbst im Ceremoniendienst der verschiedenen Culten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die alten Egypter trieben einen bedeutenden Mysteriendienst, bei den Griechen fand der Mysticismus im Orakel sein charakteristisches Ausdrucksmittel. Natürlich führte ihn auch die katholische Kirche, die mit ausgezeichnetem Scharfsinn den übersinnlichen Instincten der Menschen stets Rechnung getragen hat, in ihren Cultus ein, und neuerdings hat sich eine Bewegung ausgebreitet, die eine mittels unserer Sinnesorgane nicht wahrnehmbare Welt auf dem Wege der metaphysischen Speculation zu ergründen sucht: der Spiritismus. Ihn könnte man in eine Parallele mit dem Mysticismus in der Kunst setzen. Hier wie dort können wir als die eigentliche Triebfeder der Bewegung dasselbe ungestillte Sehnen nach einer vollkommenen Welt, die außerhalb des Bereiches der sinnlichen Wahrnehmung liegt, beobachten. In politisch reactionären Zeiten, wo das Streben nach Erkenntniß schon als ein Verbrechen gebrandmarkt wird, tritt die mystische Geistesrichtung namentlich scharf hervor. Die blaue Blume der Romantik entfaltete sich auch in einer Zeit, die wohl große zukunftsreiche Ideen in sich barg, der aber die Kraft der Initiative durch das Polizeiregiment und die Gesinnungsschnüffelei gebrochen war. Die Romantik unterscheidet sich jedoch von dem Mysticismus unserer Tage in vielen Punkten. Der romantische Dichter lebte in einer Welt, die der Vergangenheit angehörte; er träumte von einem goldenen Zeitalter, das er an den Anfang der Dinge verlegte. Die Natur betrachtete er durch eine farbige Brille, das klare Licht der Sonne wie die thatsächlichen Erscheinungen des Lebens waren ihm höchst unerträglich, nur im Dunkel der Nacht fand er die künstlerische Inspiration. Novalis war sogar so weit dem natürlichen Empfinden entrückt, daß er anfing, von dem heiligen Reich der Finsterniß zu schwärmen.

Anders der Mysticismus. Habe ich die Romantik mit einem Traum aus alter Zeit verglichen, so ist der Mysticismus — wenn wir dieses Bild festhalten wollen — eher als eine Zunkunftsphantasie aufzufassen. Doch gehören seine Sujets ebenso wenig der Wirklichkeit an wie die der Romantik.

Digitized by Google

Zu den vielen legendären Persönlichkeiten, mit denen sich der Mysticismus beschäftigt, gehört der Halbgott oder Gottmensch Jesus von Nazareth.*) Seit bald zwei Jahrtausenden lebt er in der Vorstellung der Menschen als der Erlöser, der Menschbefreier; zu ihm eilen Alle, die da mühselig und beladen sind; Alle, denen keine Freuden auf dieser Welt mehr winken, wenden sich an ihn, den gnadenreichen Messias, der eine bessere Welt ihnen erschließen will. Auch die ästhetische Anschauung hat die Idee eines Gottmenschen zu den verschiedensten Zeiten verschiedentlich beeinflußt, wie wir vorher ausgeführt haben. Der mittelalterliche Messias tritt in der Kunst in wesentlich anderer Gestalt auf als der moderne mystische Jesus von Nazareth. Die mittelalterlichen Maler waren naiv gläubige Christen — so weit überhaupt nach dem Gegenstand der Darstellung eine Schlußfolgerung auf den Charakter des Künstlers berechtigt ist — ein moderner Maler des Nazareners braucht keineswegs ein bibelfester Christ zu sein. Ein Klinger oder Böcklin würde wohl kaum in den Rahmen eines katholischen Gotteshauses passen. Was uns bei Diesen anzieht, ist der reine Stimmungsgehalt des Bildes, nicht die religiöse Empfindungstiefe im Sinne des christlichen Devotionsstückes. In dem modernen Jesus, wie er uns in der Kunst, in der Malerei und mehr noch in der Lyrik entgegentritt, hat das Sehnen unserer Zeit nach einem neuen Ideal seinen verkörperten Ausdruck gefunden. Er ist die symbolische Figur, die jenseits von Gut und Böse, Raum und Zeit thront, die fascinirende Persönlichkeit, die erhaben über der Situation steht.

Eine andere dieser mystischen Persönlichkeiten ist Ahasver. Er verkörpert die bittere Nothwendigkeit, das Unvermögen des Menschen gegenüber der blind waltenden Naturkraft. In der Malerei begegnen wir ihm seltener, dagegen ist er ein beliebter Vorwurf der modernen Lyrik geworden. Weiter haben die morgenländischen Weisen Buddha und Zarathustra die moderne Dichtung und Philosophie nicht unwesentlich beeinflußt. Es sind jene eigenartigen Gestalten, deren Lehren die intensivsten Lebensinteressen der Menschheit tangiren, und die daher mit geringem dialectischem Aufwand auch dem modernen Zeitempfinden nahe gerückt werden können.

Ich habe mich bemüht, die mystischen Ideenassociationen, die wir in der modernen Kunst hier und da beobachten können, von einem möglichst objectiven Standpunkt zu beleuchten, und ich bin dabei zu dem Resultat gelangt, daß das Geheimnißvolle und Gespensterhafte einen stärkeren Reiz auf die Masse ausübt als die klaren wissenschaftlichen Erkenntnisse. Es ist diese Erscheinung von größerer Tragweite für die Culturentwickelung als wir ahnen; denn das mystische Element ist ein Stützpunkt aller Religionen und nicht selten die Ursache der scheußlichsten Verirrungen des Menschengeistes. Das lassen uns alle Religionssysteme, die sich sammt und sonders auf der Vorstellung von einer übersinnlichen Welt aufbauen, mit der gleichen Deutlichkeit erkennen.

Ob der moderne Mysticismus sich zu einer neuen Religion auswachsen wird, ob der neue Messias, der in der Kunst herumspukt, kommen wird, um ein neues Glaubensevangelium zu predigen? Wer weiß es! — Philosophen und Dichter haben sich auf die Suche nach einer neuen religiösen Anschauungswelt begeben. Ich will ganz von Tolstoi schweigen, aber selbst Strindberg, der alle Strömungen des modernen Culturlebens in sich aufgenommen hat, ist in Damaskus angelangt. Und was wird das Ende sein? Dieselben Qualen und Enttäuschungen, dieselben Verirrungen und dieselbe ungestillte Sehnsucht wird die Menschheit zu erdulden haben, sollte uns das zweifelhafte Geschenk Asiens — die positive Religion — in erneuter Auflage beschieden werden. Als hätten wir an den vorhandenen Religionen nicht schon gerade genug! Jedes theologisches und philosophisches System baut sich auf willkürlichen Voraussetzungen und sogenannten Erkenntnissen a priori auf; es setzt an Stelle der wissenschaftlichen Begründung die subjective Willkür. Davon macht selbst der monistische Materialismus keine Ausnahme. Wir wissen nicht, wie weit wir in das Wesen der Dinge einzudringen vermögen, wir wissen aber auch aus der Erfahrung, daß es keine absoluten Wahrheiten, wie sie alle idealistischen und spiritualistischen Systeme postuliren, giebt, und daß jede gewonnene Erkenntniß uns nur ein Stück auf dem Wege zur Erforschung der Wahrheit näher bringt.

Es hat indessen die materialistische (monistische) Weltanschauung einen Vorzug vor allen anderen Systemen voraus, daß sie uns nämlich auf dem Wege des Experiments die Möglichkeit einer systematischen Erforschung des Weltganzen gewährt. Jede andere Weltanschauung, die mit einer geistigen Potenz — Gott, Kraft, Ding an sich, Wille u. s. f. — rechnet, schließt das Experiment von vornherein aus, und sie muß daher eines guten Tages wie ein leeres Kartenhaus zusammenstürzen, sobald Jemand kommt, der mit einem noch größeren dialectischen Aufwand als sein Vorgänger sein Lehrgebäude zu begründen weiß. Die Geschichte der Philosophie von Sokrates bis Cartesius und Spinoza und weiter über Kant, Fichte, Schelling bis Hegel läßt uns die Unhaltbarkeit aller idealistischen Systeme zur Genüge erkennen. Von demselben Mißgeschick sind aber auch sämmtliche Religionssysteme heimgesucht worden, weil sie sich auf ähnlichen uncontrolirbaren Voraussetzungen aufbauen.

Trotz des typischen Mißgeschicks aller philosophischen und religiösen Systeme treten immer wieder Propheten auf, die dem Menschengeist durchaus eine Schranke auferlegen und das Wissen durch den Glauben erweitern wollen. Die letzten Jahre haben uns eine Fülle von Religions- und Glaubensgemeinschaften gebracht, die alle unter der Firma einer „freien" Gemeinde figuriren. Es mag ja die Idee einer rein menschlichen, von der Dogmatik freien ethischen Cultur, wie sie die freireligiösen Gemeinden anstreben, auf den ersten Blick als ein Fortschritt erscheinen, in der Praxis läuft aber Alles auf dasselbe hinaus. Ohne daß es die Arrangeure recht bemerken, eignen sie sich ein Stück des religiösen Ceremoniells nach dem anderen an, bis sie sich schließlich mit einem ähnlichen Formenkram belastet haben wie die christlichen Kirchen. Dann kann der Reinigungs- und Befreiungsproceß von Neuem beginnen. Der freireligiösen Gemeinde folgt die Gesellschaft für ethische Cultur, und als letzter Ring schließt die von den Gebrüdern Hart begründete „Neue Gemeinschaft" die lange Kette der religiösen und ethischen Reformversuche. Letztgenannte Gründung, die an Verworrenheit alles bisher Gebotene weit in den Schatten stellt, ist sogar schon bei „Weihefesten von religiös-künstlerischer Eigenart" angelangt. „Ueber ein Kleines, so werdet Ihr mich nicht sehen; und abermals über ein Kleines, so werdet Ihr mich sehen" (Ev. Johannis, Cap. 16, 16). Genug des ewigen Versteckspielens und genug der religiösen und kirchlichen Neugalvanisirungen! Durch das kirchliche Pathos ist die Verwirrung der Geister nur vergrößert worden.

Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben! Ja, weßhalb denn? — Hat sie jemals die Menschheit glücklicher gemacht? Hat sie die Lücke unseres Bekenntnißvermögens jemals auszufüllen vermocht? Oder ist sie gar die unabweisbare Voraussetzung einer ästhetischen Cultur, wie der Kunst überhaupt?

Man mag sich diesen Fragen gegenüber skeptisch verhalten oder nicht, jedenfalls ist die Thatsache nicht abzuleugnen, daß die civilisirte Gesellschaft sich in religiöser Beziehung im Zustande der Zersetzung und des fortschreitenden Verfalls befindet, und daß daher, wie viele Ethiker und Moralisten fürchten, eine Wiederholung der großen Katastrophe, die über die griechisch-römische Cultur hereingebrochen ist,

*) Die Frage, ob Jesus eine historische Persönlichkeit gewesen ist, kommt in diesem Zusammenhang nicht in Betracht. Als die Personificirung einer Idee (der Sehnsucht, des Trostes u. A.) ist er jedenfalls nur als eine legendäre Erscheinung aufzufassen. Der Verfasser.

Digitized by Google

nahe bevorsteht. Im Alterthum war es vorzüglich die Philosophie, welche auf den religiösen Volksglauben zerstörend einwirkte. In der Neuzeit tritt noch ein anderer Factor hinzu, welcher den Zerstörungsproceß beschleunigt: die fortschreitende Erkenntniß des Universums und der ihm immanenten Kräfte und Gesetze. Das Alterthum vernichtete seine selbstgeschaffenen Götter auf dem Wege der philosophischen Speculation, die Neuzeit vernichtet sie auf methodisch wissenschaftlichem Wege — ein Umstand, der uns den Alten gegenüber einen wesentlichen Vortheil einräumt. Das Alterthum konnte eine mythologische Weltanschauung wohl ad absurdum führen, aber keine neue aufbauen, daher mußte es einer neuen religiösen Bewegung, dem culturell tiefer stehenden Christenthum, als Opfer anheimfallen. Wir haben diesen Werdegang nicht zu befürchten, da wir in der naturwissenschaftlichen Forschung und Erkenntniß das Mittel besitzen, eine vom religiösen Dogma freie Weltanschauung zu begründen. In keinem Winkel des Universums ist mehr Platz für übersinnliche Gewalten und geheime Schicksalsmächte. Die Erde ist als Stern unter Sternen und der Mensch als ein Lebewesen unter Lebewesen — der primus inter pares — erkannt. Der Dualismus, der sich in der Ueberhebung des Menschen über die übrige organische Welt kennzeichnet, ist überwunden und damit das Fundament der monistischen Weltanschauung gelegt.

Das einheitlich großartige Weltbild, das uns die moderne Naturwissenschaft entrollt, wird unsere Kunstanschauung in ungeahnter Weise umgestalten. Allerdings ist die Gefahr, daß die Kunst, anfänglich von der Wirklichkeit abgestoßen, sich in ein Idealreich verlieren wird, nicht zu unterschätzen. Die vorher charakterisirte mystische Bewegung ist schließlich auch nur auf diese Erscheinung zurückzuführen. Zu allen Zeiten können wir die Beobachtung machen, daß eine Weltanschauung, die durch neue Erkenntnisse thatsächlich überwunden ist, sich in der Kunst noch lange Zeit darüber hinaus behauptet. Dies lehrt uns am Besten die Geschichte des Christenthums und der christlichen Kunst.

Je mehr sich die monistische Weltanschauung vertiefen wird, desto klarer wird sich auch das neue ästhetische Moment von der Fülle der Erscheinungen abheben. Der Entwickelungsgedanke wird wie die allgemeine Weltanschauung, so auch die ästhetische Anschauung beherrschen. Welch' eine Fülle von künstlerischen Ideen läßt sich allein aus der dem Stoffe immanenten Entwickelungstendenz vom Anorganischen zum Organischen bis zu seiner schließlichen Entmaterialisirung, die im Gehirn des Menschen vor sich geht, schöpfen! Das Formprincip tritt überall in der Natur zu Tage, in den Krystallen der Gesteine wie in den pflanzlichen und thierischen Gebilden. Dasselbe Princip äußert sich auch in der schöpferischen Thätigkeit des Menschen, im Kunsttrieb. Der Entwickelungsgedanke gewährt uns weiter die Möglichkeit, Formprincip und Kunsttrieb zusammen als das im monistischen Kosmos wirkende ästhetische Moment zu erkennen und zu begreifen. Damit ist aber auch der Kunst eine gänzlich neue Stellung im Culturleben eingeräumt. Unter dem Eindruck der Entwickelungsidee stehend, wird sie in viel höherem Grade als in den früheren Epochen, wo sie im Bann der religiösen Idee gestanden hat, das Leben durchdringen und verschönen.

Raum und Einrichtung.*)

Von Halsey Ricardo.

Die Meisten von uns sind nur flüchtige Miether in ihren Wohnungen, und die Meisten von uns müssen bis zur Erschöpfung um ihren Lebensunterhalt kämpfen. Alles das hält uns davon ab, die Production gut gearbeiteter Möbel zu ermuthigen.

Wir meinen, über unsere Häuser hinauszuwachsen — unsere Miethe erlischt nach so und so viel Jahren, und dann werden wir einer völlig verschiedenen Art von Möbeln bedürfen. Daher kaufen wir solche Sachen, die bloß so viel Leben in sich haben, um die kurze Periode unserer Besitzergreifung zu dauern, und sind zufrieden, es bei dem Mangel an Angemessenheit oder Schönheit auszuhalten, in der klaren Absicht, uns eines Tages selbst mit Dingen zu umgeben, die für den Rest unseres Lebens unsere Freude sein sollen.

Ein anderes abschreckendes Moment, ernstliche Ausgaben in Möbeln zu machen, ist die Unbeständigkeit der Mode. Jedes Jahrzehnt sieht einen neuen Styl, und die Möbel, die wir in der Uebung unseres erfahrenen Geschmackes erworben haben, werden aller Wahrscheinlichkeit nach von der ungestümen Reinigungssucht der folgenden Generation verworfen werden.

Gegenwärtig leiden wir an einer Allgemeinheit des Geschmackes, die an Allem auftritt und eine indifferente und laue Anerkennung von Allem und Jedem mit sich führt, besonders, wenn es von altersher geheiligt ist.

Dies ist hauptsächlich eine Reaction gegen die Düsterkeit jener Moralisten, die von der Logik der Construction predigten, und die nach Außen hin einen Beweis von den Principien forderten, auf Grund deren jedes Stück entworfen war.

Ein weiteres schädliches Moment für das Wachsthum des modernen Möbelbaues bedeutet die Canonisation des Alten.

Daß Tische und Stühle hundert Jahre dauerten, beweist wirklich, daß sie ursprünglich gut gemacht waren. Es ist möglich, daß die Zustände im Augenblick ihrer Anfertigung bessere waren, als sie es jetzt sind, und wir beeilen uns, ihnen den Ruhm zuzuerkennen, den wir ihnen schuldig sind. Aber Vortheil aus ihrem Ueberleben zu ziehen und ihre Zahl durch Facsimile-Reproductionen zu vermehren, bedeutet so viel, als alles gesunde Wachsthum der Production zu lähmen.

Als Antwort auf die Bedürfnisse und Gebräuche vor hundert Jahren — sowohl bezüglich der Construction wie des Entwurfes — wollen wir uns ihrer als Modelle bedienen, um daran die geistige Verfassung aufzuzeigen, in der wir den Problemen des heutigen Tages begegnen sollten — und insoweit die Bedürfnisse und Gewohnheiten der Gegenwart keine Aenderung aufweisen, als Formen, in die wir wohl nicht unser selbsteignes einheimisches Leben zu gießen haben, sondern die wir als erfolgreiche Formen beachten und deren bildnerische Gestaltungsgeheimnisse wir entdecken sollten.

Mit diesem Besitz können wir entlehnen, welche Formen wir nur wollen — Formen vom Indus und vom fernen Cathay — die ganze weite Welt steht uns offen — von vergangenen Phantasien und modernen Träumen.

Ohne diesen Meisterschlüssel ist aber die Kopie sclavisch, und die Knechtschaft des Unternehmens ist sowohl grausam wie zerstörerisch.

Ein Werk, das grausam ist, weil es ohne Aufmerksamkeit erzeugt wird, kann rascher reproducirt werden, als ein gedankenvolles erfunden werden kann; und der Grad der Production beeinflußt den Preis anderer Dinge von ähnlicher Art, so daß das Eine vorschreibt, was das Andere empfangen soll; und zerstörend ist es, weil es den Handwerker wie eine bloße Maschine behandelt, dessen einzige Mustereigenschaft in mechanischer Auszeichnung bestehen kann.

Nun sind alle Möbel, die irgend einen dauernden Werth haben, entworfen und ausgearbeitet worden, um den Zweck zu erfüllen, dem sie dienen sollten, und ihre sorgfältige Bearbeitung gab ihrem Hersteller Spielraum, fröhlich, und Gelegenheit, stolz zu sein.

Wenn ein Mann wirklich liebt, was er fertig gebracht hat, so wird er alle Mittel ausfindig machen, seine Freude

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz mit Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung dem trefflichen Sammelbuche „Kunst und Handwerk" (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig).

Digitized by Google

auszudrücken und zu verwirklichen. Er wird sein Material sorgfältig wählen und entweder mit scherzhafter Phantasie, oder mit ernstem Verzicht auf den Schmuck seiner Kunst, seiner Arbeit das Gepräge seiner Individualität geben.

Ein Beispiel lebendiger Kunst im modernen Möbelbau ist der Ladentisch eines Krämers. Mit Liebe zusammengesetzt, geschnitzt und gemalt, drückt er beinahe in Worten den Stolz und den Geschmack seines Eigenthümers aus.

So lange wir unfähig sind, das Entzücken des Handwerkers in der Verwirklichung seiner Kunst zu erkennen und damit zu sympathisiren, ist unsere Bewunderung für sein Werk ein Vorwand, und unsere Ermuthigung dafür blind. Diese Blindheit macht uns gefühllos dagegen, ob auch das Entzücken wirklich da ist oder nicht. Es ist nur consequent, daß unser Patronat öfters eher unheilvoll ist, als erfolgreich.

Der Werth der Möbel hängt von der Unmittelbarkeit ab, mit der sie den Erfordernissen entsprechen, die sie in's Leben riefen, und von der Natur der Umstände, die sie entstehen ließen.

Um gute Möbel zu bekommen, müssen wir dafür sorgen, daß die Umstände, denen sie zu dienen haben, würdig sind, und nicht bloß die Befehle unserer Phantasie oder unserer Trägheit.

Im gegenwärtigen Augenblick können die modernen Möbel, schlicht gesagt, in zwei Classen getheilt werden: Gebrauchsmöbel und Schmuckmöbel. Die Meisten unter uns haben sich indessen auf den Besitz von bloßen Nutzmöbeln zu beschränken; und eine freiere Anerkennung dieser Begrenzung würde uns in unserer Auswahl bestens unterstützen. Wenn wir nur unsere wirklichen Bedürfnisse fest vor uns brächten, wieviel mehr Schönheit würden wir in unsere Häuser bringen können!

Dank unserem Mangel an Beobachtung und an festgesetzten Geschmackserfahrungen, werden unsere Launen von irgend einem zufälligen Object gefesselt, das gefällt — aus jener ungeheuren Collection von Eintagsartikeln, die „geschaffen wurden, um ein Bedürfniß zu befriedigen", das bisher nie gefühlt wurde — und da die Kosten dieser Phantasiewaaren (nach der Natur der Dinge) so niedrig sind, daß sie nicht schwer in die Wagschale fallen, wird es gekauft und hilft fortan, das Museum von incongruenten Anhäufungen anzuschwellen, das „Wohnzimmereinrichtung" heißt.

Eine dermaßen gefesselte Phantasie ist bald ausgelaugt, aber die ökonomische Vorschrift verbietet die Entfernung der überflüssigen Ankäufe, und die Ansammlung vermehrt die Summe der täglichen Arbeit, die auf ihre Erhaltung und ihr Aussehen verwendet wird.

Diese Last von unnützer Plackerei bildet den Index der Unnöthigkeit und Grausamkeit, mit der wir die Arbeit Jener ausgeben, deren Mangel sie unter unseren Dienst gestellt hat.

Und die Summe Geldes, die auf diese übel angesehenen Erwerbungen verwendet wurde, die das allgemeine Ganze von Noth und Pein anschwellt, hätte concentrirt zum Ankauf irgend eines einzigen Dinges dienen können, das sowohl schön und nützlich ist, dessen Schöpfung eine Freude für den Künstler gewesen wäre, und dessen Dasein für den Eigenthümer ein wachsendes Glück war, und ein neues Band zu dem wirklichen Reichthum dieser Welt.

Solch' unterschiedsloses Sammeln vernichtet sich die eignen Ziele. Man vergleiche die Art, wie Giovanni Bellini das Studirzimmer St. Hieronymus in der Nationalgallerie ausstattet. Es athmet sicherlich keinen Mangel an Mitteln; der Heilige hat Alles, was er passender Weise brauchen kann, und er hat in Fülle — die aus der Verneinung geborene Bejahung — den Anblick von Frieden und Ruhe in seinem Zimmer, den man so selten bei uns finden kann. Ein anderer Grund, warum unsere Räume so blendend über-ausgestattet sind, ist der, daß Viele von uns einer verschwenderischen Lebensart huldigen, indem sie die Umstände vergessen, die den Standard geschaffen haben.

Familien, deren Abkunft historisch war und deren Heim ihr Stolz war, häufen im Fortgang der Zeit die mannigfachsten Erbstücke an — Gemälde, Möbel, Flitterkram u. s. w. — und mit dem Anwachsen dieses unnützen Reichthums werden die Räume, in denen er enthalten ist, gefüllt und vollgesteckt über das Maß, das Schönheit und Bequemlichkeit zulassen. Ein solches Opfer wird gerade um des Verlangens kindlichen Stolzes Willen gebracht.

Diese Empfindung ist sichtbarlich so ehrenvoll, daß wir Alle eifrig daran sind, in unserem eignen Besitz uns selbst auszuprägen, und es giebt nicht Lobenswertheres, so lange dieses Bestreben ehrenhaft ist.

Aber die Versuchung ist vorhanden, unsere unvererbten Güter besonders als Ersatz hinzuzufügen und uns mit gedächtnißlosen Dingen zu umgeben, für deren Anwesenheit die wirkliche Rechtfertigung die sein sollte, daß sie einen Theil der Geschichte unseres Daseins bilden, in bedeutenderer Hinsicht, als die bloßen Anlässe unserer Ankäufe.

Das ist dieser unvernünftige Ehrgeiz, der dazu führt, daß man mit fürstlichen Häusern im Erwerb von „Familienporträts aus Wardour Street" wetteifert — mit historischen Bibliotheken durch den Ankauf von Tausenden von Büchern, damit sie die aus ungestörten Bänden bestehende Bibliothek von Gestern darstellen — mit erinnerungsreichen Tischen und Stühlen, durch den Erwerb von Sachen aus der eignen Zeit, die ihr Modell imitiren und mit unzählbarem Tand überhäuft sind, — eine unendliche Steuer auf unseren Raum, unsere Geduld und unseren Geldbeutel. Unser Mangel an Sorgsamkeit und Zurückhaltung bei der Auswahl unserer Möbel beeinflußt sowohl ihre Zeichnung wie ihre Herstellung.

Standhaft werden Sachen zum zeitweiligen Gebrauch gekauft — indem wir die Verantwortlichkeit für vernünftige Ankäufe hintansetzen, bis wir mehr Zeit haben, oder anders, wir kaufen, was zwar nicht genau das ist, dessen wir bedürfen, das aber ausreichen muß, da wir keine Zeit haben, die Vollendung von Gegenständen abzuwarten, und sie auch nicht anderswo suchen.

Entsprechend diesen Erfordernissen müssen Möbel so blendend gemacht werden, daß sie in die Augen fallen, oder zu verschiedenen Zwecken gebraucht werden können, daß sie einer beträchtlichen Anzahl von Bedürfnissen begegnen, deren Befriedigung der Käufer beabsichtigte, oder anders, sie müssen auf der unangreifbaren Basis der Antiquität stehen und jedes Argument mit dem Lehrsatz abschneiden, daß Alles, was der verstorbene Mr. Chippendale machte, von „gutem Geschmack" zeugte.

„Für Alles sollte es einen Platz geben, und Alles sollte an seinem Platz stehen." Sehr wahr.

Aber in der Ausübung unserer Ordnung brauchen wir die aufrichtige Mitarbeit des Raumes selbst. Es ist eine wundersame Unterstützung, wenn der Platz den Gegenstand hat, den er enthalten soll.

Nehmen wir einen gewöhnlichen Herren-Auszieh-kasten zum Ausgangspunkt. Es ist seine Aufgabe, Hemden und Kleider eines Mannes aufzunehmen, von bekannter und beständiger Größe. Warum sind die Schubladen nicht ihrem Zweck angemessen gemacht? Warum sind sie so wenige und so tief, daß man sie, wenn sie gefüllt sind — wie sie es nothwendiger Weise sein müssen — nur mit Ach und Krach ausziehen kann, daß wir, um die besondere Sache, die man wünscht, und die natürlich am Boden liegt, zu erhalten, in die schweren, daraufliegenden Kleidermassen suchend hineingraben müssen und, im Falle wir erfolgreich sind, uns mit dem Einpacken der schlecht in den Raum gelegten Sachen abquälen. Es kann schwerlich Oekonomie an Arbeit und Material sein, die Solches befiehlt, denn warum ist, wenn sie herrscht, der gewöhnliche Kleiderschrank so ganz verkehrter Weise zu groß gemacht? Glaubt der thörichte Hersteller, daß die Kleidung einer Frau in einem ganzen Stück aufgehangen

Digitized by Google

wird, Unterrock und Leibchen, die am Kragen hängen, um in ihrer äußersten Länge auseinandergezogen zu werden?

Die Kunst, Möbel zu kaufen, oder sie herstellen zu lassen, kann nur durch mühsames Studium erlangt werden, und wir müssen uns entweder um die nothwendige Erziehung bemühen oder mit der Ausstattung unserer Räume competente Hände beauftragen. Hier endet aber die Verantwortlichkeit noch nicht, denn hier besteht die Pflicht, Leute zu entdecken, die competent sind, und das muß indirect geschehen, da die directe Nachfrage nur das eine allmächtige und allgegenwärtige Criterium, das der Kosten, heraufruft.

Der Gegenstand, der zur Ausstattung zu gewinnen ist, soll die rechten Bedürfnisse der Eigenthümer erfüllen, den Charakter des Raumes accentuiren oder heraustreiben und die individuellen Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen des Eigenthümers anzeigen.

Jedes Stück sollte an sich schön sein, und, was noch wichtiger ist, zur Schönheit der andern beitragen und sie steigern. Man sollte einer Gesammtschönheit zustreben, keiner individuellen.

Proportion ist ein anderes wesentliches Moment. Die Verhältnisse der Möbel sollten nicht mit der Größe der Räume variiren: die Dimensionen von Stühlen, die Höhe der Tische, der Umfang der Thüren, alles ist seit Langem bestimmt und ist, da es eine directe Beziehung zum menschlichen Körper hat, unwandelbar.

Concret zu sprechen, ist die Größe des menschlichen Körpers dieselbe und ist die nämliche gewesen, seit der Dämmerung der Geschichte bis heute, und wird auch die nämliche sein, im Wohnzimmer eines Landhauses so gut wie in der Alberthalle. Aber es giebt eine Proportion in den Beziehungen der Maße eines Raumes zu seinen Möbeln, die aufrecht erhalten werden muß. Geschieht dies nicht, so kann keine individuelle Schönheit an den Gegenständen des Raumes die verlorene Harmonie wieder ausgleichen oder für den Anblick, der sich hätte bieten können, eine Compensation schaffen.

Ein Museum von schönen Sachen hat seinen erzieherischen Werth, aber Niemand wird behaupten, daß es mehr sein will, als ein Waarenhaus voll Schönheit.

Der Maler, der seine Leinwand mit den unzähligen Flecken behäuft, die aus jeder Tube schöner Farbe, die der Farbenhändler verkauft, herausgedrückt werden kann, steht seinem Ziel nicht ferner, wie Jener, der seine Räume mit einer zusammengewürfelten Mischung von Sachen füllt, die aus jedem Klima und jedem Zeitalter zusammengeschwemmt sind.

Feuilleton.

Nachdruck verboten

Die Kunst, Offerte zu machen.*)

Tagebuchblätter von Friedel mit der leeren Tasche.

Es ist ein großer Ruhm, der Erste in der Art zu sein. Als Feldherr! als Dichter! als Politiker! als Industrieller! Warum nicht auch als Agent?

Es giebt gewiß recht mittelmäßige Dichter, die vielleicht allererste Agenten wären. In ihrem Beruf aber fehlt ihnen der Hieb, fehlt ihnen der Stich, fehlt ihnen der Blender, fehlt ihnen das Künstlerische. Künstler ist, wer die letzten Feinheiten des Handwerks meistert. Sublime Feinheiten, die den blöden Augen der Vielzuvielen ewig verschleiert bleiben. Von denen aber, die zum Sehen geboren sind, werden nur Wenige zum Schauen bestellt. In der Brust dieser Leute bleiben die glänzendsten Fähigkeiten latent, die sie zu einem bestimmten Beruf besonders befähigten. Die Kraft wird erst frei, wenn ihr der Zufall Gelegenheit giebt, sich zu bethätigen. Deßhalb versagt mancher sehr kluge, sehr begabte Kopf im Leben vollständig, der, in einen anderen Beruf gestellt, Ersprießliches zu leisten im Stande wäre. Der Isabellenschimmel paßt nun einmal nicht vor den Ziegelwagen und der Ackergaul nicht vor die Carosse. Und wozu auch?

Es giebt wahrlich genug Isabellenschimmel und noch mehr Ackergäule. Vertheilt sie nur richtig! Denn die Welt ist nicht arm an Talenten, sie ist nur arm an Leuten, die das Talent an die richtige Stelle setzen.

*

Als ich noch jung — das heißt, als ich noch jünger war — machte ich eines Morgens einem Fabrikanten in der Badstraße Offerte, der mich mit den Worten anbrüllte: „Ich brauche nichts!“

Ich dachte: kehrst Du Deinen Stolz nicht nach außen, so kann er nicht verletzt werden. Wie jammerschade aber wäre es, zeigtest Du dem Manne Dein schönes Selbstbewußtsein. Ich knüllte mit der einen Hand rasch den Stolz, mit der andern das Selbstbewußtsein zusammen und schob sie in die Westentasche. Ich gestattete mir dann in unendlich ruhiger und gelassener Weise, aber mit gewählten Worten von raffinirter Höflichkeit anzufragen, wann ich mir die Freiheit nehmen dürfe, wieder vorzusprechen.

Und siehe da! Mein Flegel schmiß den Federhalter auf das Pult, brummte etwas in den Bart, kletterte von seinem Comptoirstühlchen herab, trat an den Verkaufstisch, auf dem mein Musterkoffer stand, öffnete ihn selbst, besah, betastete die Muster, ließ sich Preise sagen, verglich sie mit seinen Aufzeichnungen, forderte mich auf, eine Reihe Nummern zu notiren und bestellte flott drauf los.

Als ich nach Verlauf einer halben Stunde auf der Straße stand, hatte ich einen ganz netten Auftrag im Ordrebuch.

Es war ein wundermilder Vorfrühlingstag. Der Himmel war blau und wolkenlos, die Luft lau und lind, und die Sonne übergoß die Häuser mit ihren flimmernden Strahlen. Ich nahm das Ordrebuch heraus, rechnete meine Provision aus und dachte: O Welt, wie bist Du doch im Allgemeinen so schön!

Dann holte ich meinen ein wenig zerknitterten Stolz und mein ganz leicht verdrücktes Selbstbewußtsein aus der Westentasche hervor, glättete sie fein säuberlich und setzte, ein kleines Frühlingslied leise vor mich hinpfeifend, meine Tour fort.

*

Ich liebe die Flegel. Ich habe eine Schwäche für sie. Mit ihnen wird man nämlich am leichtesten fertig. Ihr Donner ist Theaterdonner, ihre Blitze sind Kolophoniumblitze. Auch ein geistig Minderbemittelter wird ihnen überlegen sein, wenn er ihre Art herausgefunden hat. Man muß nur höflich mit ihnen sein, sehr höflich, außerordentlich höflich, raffinirt höflich. Und dabei doch sehr ruhig und unendlich gelassen. Der Flegel ist kein tüchtiger Kaufmann. Er poltert drauf los und verräth in den acuten Radau-Anfällen intime Geschäftsgeheimnisse. Im Augenblick aber, wo dem Flegel zum Bewußtsein kommt, daß er ein Flegel ist, verliert er alle Sicherheit. Der Flegel hat nur ein Argument: die Grobheit. Die ist aber kein Argument und wird Keinen überzeugen. Der Flegel ist nur stark, wenn man seinen Flegeleien die eigenen entgegenstellt. Der Höflichkeit gegenüber aber ist er wehrlos. Wehrlos wie ein Kind. Denn die Höflichkeit ist eine böse Waffe. Sie gleicht in Manchem dem scharfgeschliffenen dreikantigen Rapier. Die Wunden, die man damit schlägt, klaffen nicht. Sie sind klein und unscheinbar. Aber sie sind tödtlich, denn sie bluten nach innen . . .

*

Schwerer ist es dem Kaufmann von Lebensart, erfolgreich Offerte zu machen, der klug und nüchtern erwägt. Er wird selbst beim günstigsten Angebot sein Temperament zu meistern wissen. Manche glauben, Einer, der nicht gleich drauflos quasselt, verstehe nichts von seiner Branche. Die Zurückhaltung aber ist der sicherste Beweis von Klugheit. Er, der genau weiß, warum er Dir nichts abkauft, wird sich durch allerhand hervorgestotterte Gemeinplätze nicht in seinem Entschlusse wankend machen lassen. Sein wohlerzogenes, aber bestimmtes: „Nein!“ ist nicht durch triviale Tiraden umzustoßen. Wenn er Dir nichts abkauft, hat er Gründe, die er sich als Mann von Grundsätzen doch nicht von einer Fünf-Minutenbekanntschaft ausreden lassen wird. Entweder der Mann ist „satt“, oder er will momentan keine neue Verbindung eingehen, oder es wird ihm nichts geboten, das vortheilhafter wäre als das Concurrenz-Offert.

Aber auch für den Mann von Grundsätzen giebt es eine Daumschraube. Das ist das sehr peinliche Gefühl, das wohlerzogene Leute überkommt, wenn sie wahrnehmen, es bemühe sich Jemand, den sie achten, angelegentlich um sie, ohne daß sie im Stande seien, sich dafür erkenntlich zu zeigen.

*) Daß sich die einzelnen Stände und Volksschichten in Deutschland viel zu fremd und theilnahmlos gegenüberstehen, sogar wenig von einander wissen, das macht die socialen Kämpfe erbittert, verbraucht viele tüchtige Kräfte in nutzlosen inneren Reibungen. Wir müssen uns den Classendünkel und Kastenhochmuth zum Mindesten so weit abgewöhnen, daß wir von denjenigen Mitbewohnern unseres Landes, die ihr Brotkorn auf anderen Feldern als wir ernten, mancherlei eigenthümliche Lebensweisheit lernen. Aller Cultur und Bildung hinter Großen Mauern hängt immer der chinesische Zopf hinten. Daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die deutsche Welt so groß. R. N.

Digitized by Google

Umgürte Dich mit dem Panzer einer ehernen Geduld, und Du wirst Dein Ziel erreichen. Wiederhole Dein Angebot in angemessener Zeit. Dann ein drittes Mal. Ein viertes Mal. Und selbst ein fünftes Mal. Aber stets in größeren Zwischenräumen, um nicht zudringlich zu erscheinen. Der Mann wird sehen, daß Dir an seiner Kundschaft viel liegt. Er wird sich sagen: Jemand, der sich so angelegentlich um mich bewirbt, wird auch Alles aufbieten, um mich zufrieden zu stellen. Und wenn dann die Zeit da ist, da der Mann wieder kauft und Dein Angebot Hand und Fuß hat, kannst Du bestimmt darauf rechnen, Dein Ziel zu erreichen.

Wie ... Du meinst, Du hättest keine Zeit, Dich so oft nutzlos zu bemühen? — Dann, lieber Freund, sei kein Agent.

Ein altes Weib rief einst den Kaiser Hadrian an. „Ich habe keine Zeit!“ entgegnete der Enteilende. Zornbebend aber schrie ihm die Alte nach: „Dann sei kein Kaiser!“ ...

Aus der Hauptstadt.

Das Danaergeschenk.

Der kaltherzige und schlaue Cecil Rhodes, der verschlagenste Conquistador der modernen Zeit, hat in seinem Testament festgesetzt, daß eine Reihe von ausländischen Studenten für sein Geld auf der Universität Oxford studiren sollen. Darunter auch Deutsche. Drei Jahre lang sollen sie dort weilen, um sich an der Brust der englischen alma mater mit englischem Wissen vollzusaugen und den Geist und das Wesen des Inselvolks in sich aufzunehmen. Welche Gedanken hat dieser Mann, der Fuchs und Tiger zugleich war, wohl bei dieser Bestimmung gehabt? Sicherlich keine uneigennützigen, denn das hätte seinem ganzen Charakter nicht entsprochen, und er selbst hätte eine solche Auslegung gewiß hohnlachend zurückgewiesen. Dazu war er viel zu praktisch und dachte bei allen seinen Handlungen viel zu materiell, hatte bei jedem seiner Schritte ganz bestimmte Zwecke im Auge. Und so hätte es ihm gewiß ein ironisches Lächeln abgenöthigt, wenn er die von Sentimentalität triefenden Artikel deutscher Zeilenjäger gelesen hätte, die voll Anerkennung seine That als hochherzig buchten.

Nein, dieser Mann war nichts weniger als hochherzig, wohl aber hochmüthig, und dem Hochmuth entstammt wohl auch in erster Linie das mit der Pharisäermiene herablassender Güte gemachte Vermächtniß. Er war fest davon überzeugt, daß das englische ein besseres und begabteres Volk sei, als alle anderen, und so war er auch der unerschütterlichen Ansicht, daß die englische Wissenschaft weit über der der anderen Völker stehe. Und deßhalb sei es eine besondere Ehre, diese Wissenschaft am Heimathborn selbst genießen zu können. Der schlaue Speculant, der von einer britischen Weltherrschaft nicht bloß träumte, wollte noch nach seinem Tode die gierigen Hände nach Eroberung ausstrecken, und da er keine Länder mehr an sich reißen kann, so wollte er Menschen fangen. Und das ist ihm durch diese Testamentsbestimmung gelungen. Denn ein größeres und besseres Wissen als auf einer deutschen Universität werden sich die betreffenden Jünglinge in Oxford nicht aneignen können. Der englische Abiturient betritt die Universität ungefähr mit den Kenntnissen eines deutschen Obersecundaners und eignet sich erst allmählich im Internat das an, was der deutsche Primaner wissen muß. Es wird da also nicht viel zu profitiren sein. Aber der junge Mann wird wahrscheinlich ein guter Tennis-, Fußball- und Cricketspieler und ein tüchtiger Ruderer werden und die englische Sprache gründlich beherrschen lernen. Der großzügige Einfluß englischen Selbstbewußtseins wird auf ihn einwirken, und er wird ein Engländer werden. Das könnte man die ideale Seite des Vermächtnisses nennen.

Nun aber die reale. O weh, damit steht es schlimm! Nicht das Wissen macht es bekanntlich im Leben aus, sondern das Können. Wer noch so viel weiß und es nicht anwenden kann, der ist ein Verlorener im Kampf des Lebens. In dieser Lage aber werden die deutschen Jünglinge beinah sein, die drei Jahre in Oxford studirt haben. Denn wenn sie auch noch so viele Grade dort drüben erwarben, sie werden hier nirgends eine Anstellung, ein Amt daraufhin bekommen, nirgends eine öffentliche Thätigkeit damit ausüben können. Sie müssen hier weiter studiren. Das wird ihnen schwer ankommen; aber sie werden es nöthig haben, und die schöne Zeit von Oxford mit einem Jahreswechsel von fünftausend Mark wird so gut wie verloren sein. (Die englischen und amerikanischen Studenten, denen dieselbe Ehre zugedacht ist, erhalten je sechstausend Mark; denn es sind ja nicht armselige deutsche Michel!) Oder aber, die Beschenkten sind in der glücklichen Lage, daß sie überhaupt nicht des Brotes wegen zu studiren brauchen, und dann haben sie auch nicht Rhodes' protzige Unterstützung, die sie als eine Gnade von allerhöchster Stelle ansehen müssen, nöthig. Der Einzige, für den das Stipendium einigen Werth haben könnte, wäre ein Neuphilologe. Für ihn aber wird es viel besser sein, wenn er sich ein Jahr lang in verschiedenen Städten aufhält und außer der fremden Sprache Land und Leute kennen lernt, als wenn er sechs Semester lang die Bänke und den grünen Rasen von Oxford drückt.

Also hat es nicht viel auf sich mit diesem Geschenk, und das warnende Wort des großen Römers klingt mir in's Ohr: Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes! Es wäre wünschenswerth, daß die national gesinnte, deutsche Studentenschaft recht bald durch feierlichen Beschluß die Rhodes'sche Gabe ablehnt. Zuweilen stinkt Geld doch und Cecil's Geld, an dem Blut und Thränen die schwere Menge kleben, riecht besonders scharf.

Spero.

„Liebe mir, oder ...“

Als unser seliger Oberbürgermeister Zelle vor'm Wiener Rathshause stand und heimlich mit diesem stolzen Schmuckbau den elenden Steinkasten in der Berliner Königstraße verglich, da meinte er achselzuckend zu den ihn umstehenden Herren Gemeinderäthen: „Nun ja, das geb' ich zu, schönere öffentliche Gebäude haben Sie ja, aber unser Nachtleben ...! Unser Nachtleben machen Sie uns nicht nach!“ Bei diesen Worten mag der ehrwürdige Herr schelmisch mit den Augen gezwinkert und einladend gelächelt haben. Solches Mienenspiel reißt immer hin. Und so dachte denn Keiner von den Wiener Herren daran, die hochachtungsvoll ergebene Bemerkung zu machen, daß zwischen Architektur und Fleischmarkt ungefähr derselbe Zusammenhang besteht, wie zwischen einer Beethoven'schen Symphonie und jener bequemen Einrichtung, die wir als gute Engländer schamhaft W. C. nennen. Wie gesagt, Herrn Oberbürgermeister Zelle ging seine Entgleisung ungerügt hin, und der Ruhm des Berliner Nachtlebens, das bedeutsamer ist als die prangenden Schöpfungen erlauchten Künstlergeistes, drang in alle Welt.

Zuweilen habe ich der Oeffentlichkeit verschämt bekennen müssen, daß ein mißgünstiger Gott mir persönlich die Gabe versagt hat, den wilden Prunk unseres hauptstädtischen Lebens zu erkennen und anzustaunen. Ich bin ihm mit heißem Bemühen nachgegangen und habe ihn an den Stätten gesucht, wo es nach allgemeiner Anschauung „toll getrieben“ wird. Da fand ich denn Finanzgrößen, die sich von schlecht finanzirten Damen bewundern ließen, am Ende gelangweilt ihr Champagnerglas in die nächste Loge gossen und dafür von deren Insassen mit rauhen Worten an ihre kleinasiatische Herkunft gemahnt wurden. Der Schluß war eine fesselnde Keilerei in drei Acten. Ich fand in den Tanzsälen, die als Hauptquartiere der goldenen Jugend galten, wackere Veteraninnen von der Art jener Schönen, die im Moulin rouge vor Nas und Mund aufsperrenden Fremden gähnend cancaniren: jede von ihnen wäre der Erinnerungsmedaille an die Schlacht bei Roßbach würdig gewesen. Bisweilen knallten Sectpfropfen — aber gemeinhin nur an den ersten vier Abenden des Monates oder kurz nach der Portokassen-Revision. Und dann war es sicher patriotischer Sect, Sect zum Taufen, wie die Daily News zu sagen pflegen. Berlin ist nicht die Stadt des Sinnengenusses. Man arbeitet hier viel zu fleißig, als daß man sich ausschweifend und schrankenlos amüsiren könnte. Hier heißt es statt des Jerome'schen „Morgen wieder lustik!“ alleweil: „Morgen wieder arbeitslustik!“ Deßhalb geht Niemand zu weit in seiner orgiastischen Laune. Schließlich hat man doch immer zu bedenken, wer man ist und was man repräsentirt. Es ist sehr hübsch, gelegentlich einmal über die Stränge zu schlagen, aber der gute Ruf und der Credit sind doch noch hübscher.

Jeder hat sich bisher verrechnet, der den Berlinern bacchantische Wildheit, Dionysos-Gedanken und rücksichtslose Verschwendungslust zutraute. So krampfhaft sich während des verflossenen Winters auch Berufene und Unberufene abgemüht haben, um etwas wie südliche Faschingsfreude an die Ufer der Spree zu verpflanzen — sie sind allesammt gescheitert. Auf Ernst v. Wolzogen's Redouten kam die Menschheit vor Langerweile um; die von Witzblatt-Redacteuren, Cabaret-Gründern und parodistisch veranlagten Schauspielern arrangirten Bälle verliefen wie puritanische Theeabende. Auf manchem Leichenbegängniß ist man fideler als auf den Festen, bei denen laut Ankündigung der Waschzettel berlinischer Humor und berlinische Lebenslust Purzelbäume schießen sollen. Das macht: die lockende Sünde im seidenen Gewand versagte ihre Mitwirkung. Ganz einfach deßhalb, weil wir keine lockende Sünde im seidenen Gewande unter uns haben. Lassen Sie sich nicht gelüsten, die Jupons und Dessous des Berliner Lasters zu schauen! Ihr Spitzengerieſel ist nicht echt, und im Uebrigen trägt sich Wolle solider als Seide. Unsere Sünde ist kleinbürgerlich philiströs, eine Sünde für sparsame Leute, die vorm Schlafengehen nie vergessen, ihre Tagesausgaben in's Cassabuch einzutragen. Unsere Sünde wird nicht so leicht lebensgefährlich. Sie verstrickt Niemanden unlösbar in weiche Arme, saugt Niemandem das Herzblut aus, macht aber auch Niemanden verrückt vor Glück und Seligkeit. Sie ist nicht die leichte Dirne Glück, von der Herr Heinrich Heine singt, sondern eine mißrathene Schwester seiner Frau Sorge, die sich liebevoll zu Dir an's Bett setzt und strickt. Strümpfe natürlich. Denn das Geschäft der Sünde geht schlecht, und so muß sie sich reellen Nebenverdienst schaffen ...

Jeder hat sich bisher verrechnet, der den Berlinern die Neigung zu wildgenialem Lasterleben oder überfeinertem Genusse zutraute. Die letzte große Enttäuschung widerfuhr dem guten Ronacher aus Wien, der mit den Resten seines Credites Unter den Linden einen Palast der Daseinsfreude aufthürmte. Variété, Weinhandlung, Kaffeehaus und Hôtel

Digitized by Google

sollten sich innig gesellen und den verehrten Gästen stufenweis Alles bieten, was das Herz begehrt. So viel stucco di lustro, so viele Damastdraperien, goldne Amoretten und lauschige Ecken hatte Berlin noch nie auf einen Fleck gehäuft gesehen. Durch die breiten Gänge tänzelten reizende Blumenmädchen, in Sect-Kiosken strahlten hinreißende Schönheiten — und sie waren sämmtlich für die Annehmlichkeiten des Variétés, der Weinhandlung, des Kaffeehauses und Hôtels empfänglich. Auch die Blüthe der Straße lud man in's Ronacher-Palais. Auf Tausendmarkscheine war man eingerichtet, von Hundertmarkscheinen hätte man gerade noch leben können. Ach, und der Berliner läßt nur eine Doppelkrone springen. Zwei Tage nach der Eröffnung der prunkenden Hallen war der Bankerott des Unternehmens unabwendbar. Die reizenden Blumenmädchen welkten sichtbar hin, die Sectschönheiten verdürsteten. Leer wie die separaten Zimmer stand das Hôtel .. Heute hat ein Rauchtheater-Director Besitz von all der Stuckpracht ergriffen. Und wo Geist und Grazie, Pommery und getrüffelte Köstlichkeiten locken sollten, da wird jetzt Lagerbier und die so beliebte Schinkenstulle servirt. Den schlanken, feinen Blumen- und Sect-Musen folgte das dicke Berliner Normal-Dirnchen, und statt sprühenden Geplauders klingt Dir der allerneueste und allerekelhafteste Berliner Gassenschrei in's Ohr: „Liebe mir, oder ick zerhack' Dir die Kommode!"

Die Ostergäste des Metropol-Theaters haben zwar das dramatische Kunstwerk zischend und pfeifend abgelehnt, dessen Hauptwitz in der Kommoden-Phrase bestand. Aber ich glaube, zu Unrecht. Der genius loci hat sich des Wortes baß gefreut. Es kennzeichnet kurz und bündig die Anmuth des Berliner Nacht- und Genußlebens, kennzeichnet den Witz, den wir Abends dafür noch übrig haben, und das noble Empfinden unsrer dionysisch Berauschten. „Liebe mir, oder ick zerhack Dir die Kommode." In Wahrheit, niemals ist ein klareres Programm geschrieben worden.

Max Kempff.

Kriegserklärung.

Kampf kündet dem Alldeutschen Verband
Der Ober-Ungar-Cultur-Verein.
Er läßt hinfort in's Gullasch-Land
Keinen einzigen Schwaben mehr hinein.

Es soll das Motto: J'y suis, j'y reste!
Auf jeder deutschen Stirne steh'n,
Und kein Berliner in Ofenpest
Mit Pußtadamen spazieren geh'n.

Von nun an sperren die Grenzen Schwarz-
Weiß-Roth den deutschen Touristen ein.
Mit Stimmenmehrheit beschlossen ward's
Im Ober-Ungar-Cultur-Verein.

Kein Nemec überschreite den Rhein,
Die Donau Keiner! Denn so will er's,
Der Ober-Ungar-Cultur-Verein
Zur Unterbindung des Fremdenverkehrs.

Und fraglich bleibt dabei nur Eins,
Nur eine Sehnsucht bleibt ungestillt:
Ob der Beschluß des Cultur-Vereins
Denn auch für deutsche Armeecorps gilt?

Prinz Vogelfrei.

Aus unseren Kunstsalons.

... Wir kehren noch einmal bei Eduard Schulte ein. Seine vermuthlich letzte Ausstellung während der Wintersaison ist eine der fesselndsten. Die 16 Gemälde von Bruno Liljefors sind wohl der größte Schlager dort, aber Sehenswerthes giebt's auch sonst noch Manches. Dahin gehören z. B. die neuen Bilder noch eines anderen Skandinaven — des Norwegers Thorolf Holmboe. Gerade vor zwei Jahren trat er zum ersten Mal bei uns auf und erregte in Kunstkreisen großes Interesse mit seinen grandiosen arktischen sommernächtlichen Meeres- und Küstenausschnitten mit allerlei seltsamen Vögeln, deren Bewegungen er oft mit der Sehfähigkeit des Japaners erfaßte. So hat er was von Liljefors an sich. Aber sein feuriges Temperament riß ihn gleichzeitig auf Wege einer romantischen Richtung. Nun kommt er, den ich damals schon in seiner Art hier zu schildern suchte, als ein Gereifter wieder. Er weiß sein Temperament zu zügeln, und er versucht auch dem Nächstliegenden eine künstlerisch packende Seite abzugewinnen. Ein Mühlgraben in Eisesfesseln und unter meterhoher Schneedecke; die Rückseite einer Fabrik, an einem Flüßchen oder Fjordarm, mit rothen Backsteinmauern, die sich im Wasser wiederspiegeln, wo schmelzendes Eis treibt, darüber ein schwerer grauer Winterhimmel, und in der dicken Luft wallt zischender Dampf aus Abzugsrohren und Schlotventilen auf; ein Häuserviertel im alten Christiania, natürlich am Wasser, im kalten Morgensonnenschein eines Wintertages, und dasselbe Motiv bei trüber Luftstimmung; eine „— 10°-Grad"-Stimmung im sonnenglitzernden winterweißen Walde; dazwischen 'mal wieder ein Ausschnitt aus den Lofoten-Scenerien — das sind so die Bilder, die er jetzt zu zeigen hat. Die Neigung zum Decorativen hat einem gesunden realistischen Colorismus Platz gemacht, und was Holmboe sagen will, das sagt er schlicht und ehrlich und in einer virtuosen Technik, bei der jeder einzelne noch so flott hingeworfene Farbenfleck oder -strich an der richtigen Stelle sitzt und seine malerische Daseinsberechtigung hat.

Keinen größeren Gegensatz kann man sich zu Liljefors und Holmboe denken, als die Präraphaelitin und Burne-Jones-Schülerin Evelyn de Morgan, von der sechs Allegorien zu sehen sind. Sie gilt für die verständnißvollste Nachfolgerin des berühmten Führers der Präraphaeliten. Wenn ich nicht irre, tritt sie zum ersten Male in Berlin auf. Und man lernt sie hier in ihrem vornehmen Schaffen, das in frühitalienischer Formensprache die Gebilde einer durch mythologische und philosophische Stoffe befruchteten Phantasie mit poetischer Wirkung und mit erstaunlichem technischen Können festhält, gut kennen. Ein so ausgeprägtes Gesicht zeigt ihre Kunst, daß man eigentlich nur ein einziges Bild zu sehen braucht, um sie gleich ganz zu kennen. Etwas Weiches, Zartes, Gefühlsseliges und dabei Pathetisches bildet geistig den hervorstechendsten Zug dieser Kunst. Dazu die literarisch wirkende Allegorie. Endlich eine vollendete Zeichnung und eine melancholische Palette, die keine grellen Töne, keine jauchzenden Accente kennt. Selbst ihr Roth und ihr Gelb haben was Verträumtes. Da ist z. B. das Gemälde: „Die grauen Schwestern". Das Motiv ist aus einer der letzten Scenen des zweiten Theils des „Faust" entlehnt. Den greisen Schloßherrn suchen die symbolischen Gestalten der Noth, des Mangels, der Schuld, der Sorge auf. Drei sind schon wieder durch das Burghofthor hinausgetreten; die vierte, die Sorge, haucht Faust an und fährt ihm mit schlanken Botticellisingern über Stirn und Augen: „Die Menschen sind im ganzen Leben blind, nun, Fauste, werde Du's am Ende!" Links im Hintergrunde die Silhouette der Burg; rechts — eine düstere Landschaft. Oder: „Blindheit und Begierde vertreiben die Freude aus der Stadt." Die Stadt im Geiste derer auf den frühitalienischen Bildern gehalten; die „Freude", eine lichtgekleidete, geflügelte weibliche Gestalt, deren Händen Rosen entfallen, schwebt durch die Luft davon; hinter ihr schreitet die „Blindheit", ein mit Stachelketten gefesselter blinder Mann in blauem Kittel einher, dem die „Begierde" auf dem Fuß folgt — ein Weib mit goldener Krone, einen gelben Mantel über faltigem rothen Untergewande und im Zipfel des Mantels, den sie zusammengerafft hat, Geschmeide und goldene Prunkstücke ... Und so, in dem gleichen Geiste, auch „Der Dornenpfad", „Der Geist des Sturmes", „Erdengefesselt", „Der Speer des Ithuriel." Eine hohe, eine große Kunst, aber eine frostige, die uns wohl Bewunderung des Könnens abzwingt, aber sich uns innerlich nicht mittheilt.

Dagegen sind wir wieder mitten im warm pulsirenden Leben bei Hubert von Herkomer, der zwei weitere Familienbildnisse ausgestellt hat: einen Sohn im grünen Sammtcostüm mit weißem ausgezackten Schulterkragen, in Profilstellung in einem braunrothen Lehnstuhl sitzend, und ein herziges, weißgekleidetes kleines Mädchen, mit hinaufgezogenen Knieen auf einem Rohrstühlchen hockend, das freundlich lächelnde Gesichtchen uns voll zugewandt. Es sind „bildhübsche" Kinder; aber wären sie auch minder schön — die sprühende Lebendigkeit und die wundervollen Farbenharmonien würden auch dann die Bilder entzückend erscheinen lassen ...

Schwer haben es dieses Mal die deutschen Maler, sich neben diesen Ausländern zu behaupten. Vielleicht würde ohne diese gefährliche Nachbarschaft Manches besser wirken. Im hinteren kleinen Saale mit dem elektrischen Oberlicht finden wir den „Ausstellungsverband Berliner Künstler". Ich nenne bloß ein paar Hügellandschaften mit Fluren und Feldern von Julius Jakob, der hier übrigens plötzlich eine befremdliche Anlehnung an Bracht'sche Ausdrucksweise zeigt, dann die Alfred Scherres'schen Abendstimmungen aus dem winterlichen Danzig und an unserem Landwehrcanal — mit das Beste, was der Verband zu zeigen hat — einen Auerochsen von Richard Friese, ein Brandungsmotiv bei Swinemünde von Carl Saltzmann ... Dann zeigt der neue Königsberger Akademie-Director Ludwig Dettmann neben einer unvermeidlichen Dorfstraße im Mondschein ein paar friesische Motive, Pastellgemälde, deren Vortragsweise, wenn auch nicht das Colorit, etwas vom Liebermann'schem Impressionismus haben. Allem Anscheine nach hat Dettmann noch immer keine eigene Handschrift. Eine Folge seiner verhängnißvollen Universalität. Endlich erwähne ich noch zwei große sommerliche Idealandschaften von Emmy Lischke aus München. Auch hier werden Reminiscenzen wachgerufen. Dieses Mal an John Constable und Jean Baptiste Corot. Man sieht — die Vorbilder sind nicht übel gewählt, und ich gebe gern zu, daß die Künstlerin die Anregungen persönlich umzuwerthen verstanden hat.

Zum Schluß noch etwas über Friedrich Kallmorgen. Der Nachfolger Bracht's in der Hochschule für bildende Künste hat im Künstlerhause eine größere Sammlung von Bildern, Studien, Skizzen ausgestellt. Wohl um sich beim größeren Publicum in Berlin einzuführen. Nöthig hat er es ja eigentlich nicht. Wir schätzen ihn hier ja längst schon als einen feinen und eigenartigen Stimmungskünstler, der über „Stimmung" jedoch nie der Materie vergißt. Besonders seine vielen

Digitized by Google

Bilder, die Grauſtimmungsmotive aus dem Hamburger Hafenleben und aus holländiſchen Flußſtädten behandeln, ſind in den letzten Jahren auf verſchiedenen Ausſtellungen viel bewundert worden. Gerade dieſe Motive „liegen“ dem aus dem Norden, aus Altona, ſtammenden Karlsruher Profeſſor gut. Es ſind ja die Eindrücke ſeiner Jugend, die hier Geſtalt gewinnen. Auch manches der Motive aus Städten zur Winterszeit haben ſich viele Freunde gewonnen. Dazu kommen prächtige Interieurs, wie z. B. die „Dorfkirche“ mit dem grauen ſchmuckloſen Gemäuer und dem geſchnitzten braunen, grünen, blauen Geſtühl, oder die „goldene Kanzel“ in ihrer ſchwerfälligen Barockpracht; kommen complicirte, figurenbelebte Bilder aus dem Alltagsleben, wie „Dorfbrand“, „Markt in Karlsruhe“, „Werftarbeiter“, „Holländiſche Flachsſcheuer“ — Alles ſehr temperamentvoll im Vortrag, und von ſchöner Farbenſtimmung. Aber gerade als reiner Landſchafter im engeren Sinne des Wortes hat er ſonſt nicht ſehr viel und nicht das Beſte zu zeigen gehabt. Und ſo iſt's auch jetzt hier. In ſeinen ſommerlichen Landſchaftsausſchnitten aus dem badiſchen und fränkiſchen Hügelgelände geht er in Bezug auf die einzelnen Farbentöne mitunter etwas gar ſehr ſummariſch vor. Aber wie Alles, was er macht, zeichnen auch dieſe Bilder ſich durch eine ſchöne Ehrlichkeit der Auffaſſung aus und durch das Bemühen, die Natur ſchlechtweg auf ſich einwirken zu laſſen. Was ſie ihm ſagt, weiß er dann mit großer techniſcher Fertigkeit, auch auf dem Gebiete der in Karlsruhe ſo ſchön gepflegten Lithographie, in überzeugender Weiſe weiter zu ſagen.

Als Lehrer wird er ohne Zweifel bei ſeiner erſtaunlichen Vielſeitigkeit auf die Schüler zum Mindeſten ſehr anregend, mit ſeinem Reſpect vor der Natur ſehr fördernd wirken können. Alles kommt nur darauf an, wie er ſein perſönliches Verhältniß zu den Schülern geſtalten wird. Gerade hierin war ja Bracht ſo einzigartig, hoffentlich aber doch nicht ganz unerſetzlich . . . J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal das Hamburger Denkmal.

In Nr. 5 des laufenden Jahrganges der „Gegenwart“ finden wir einen Artikel „Roland-Bismarck“ von Herrn Joſef Schrattenholz. Herr Schrattenholz hat ſich, wie er im Anfang berichtet, mit „der Gemahlin eines der beſten, von der Sonne kaiſerlicher Kunſthuld am glänzendſten beleuchteten hieſigen Bildhauers“ über die „graſſirende deutſche Denkmalmanie“ unterhalten. Auf die Aeußerung dieſer Dame, daß augenblicklich für die Bildhauer das goldene Zeitalter angebrochen ſei, erwiderte er mit der Frage: „Aber auch für die Bildhauer-Kunſt? Nach dieſer Frage ſollte man erwarten, daß Herr Schrattenholz die von dem Gemahl obiger Dame gepflegte Kunſt verurtheilen würde, um freudig dem Spruch jenes Preisrichter-Collegiums zuzuſtimmen, das endlich einmal ſo ganz mit der hergebrachten Manierirung des Denkmaltypus gebrochen und einen Entwurf preisgekrönt hat, der äußerlich und innerlich von gänzlich neuen Geſichtspunkten aus entſtanden iſt. Aber Herr Schrattenholz iſt nicht ſo conſequent. Trotz jener wie eine Verurtheilung der hergebrachten Denkmalstypen klingenden Frage ſpringt er ſofort in eine Redeweiſe um, die viel mehr Aehnlichkeit mit einem Hymnus auf unſere altgewohnten und noch fortwährend überall entſtehenden und bewunderten Soldatenbildniſſe hat. Denn was verlangt Herr Schrattenholz? Den Bismarck im Varziner Bürgerrock mit der langen Pfeife im Mund oder in der bekannten Küraſſier-Interimsuniform, jedenfalls aber ſo, wie wir ihn zu ſehen gewohnt waren. Das iſt das Neue, was er ſucht, was ihm in unſerer heutigen Kunſt noch nicht genug beachtet wird. Das Zuſtandekommen des Entwurfs ſchildert er folgendermaßen: „Ein junger, unbekannter Künſtler, Hugo Lederer, ſtellt den Hamburger Bismarck als gepanzerten Roland dar, ſetzt dieſen Roland-Bismarck auf einen architektoniſchen Unterbau und ſchlägt mit dieſem Entwurf die geſammte, vielerfahrene und berühmte Collegenſchaft ſiegreich aus dem Felde.“ Nun, Hugo Lederer iſt zwar jung, aber unbekannt dürfte er doch wohl nur ſolchen ſein, die ſich höchſtens einmal bei Gelegenheit einer Hamburger Bismarck-Concurrenz für die Kunſt intereſſiren. Ebenſo ſcheint mir Herr Schrattenholz über die Entſtehung des Denkmals in argem Irrthum befangen zu ſein. Der Entwurf rührt nämlich in ſeiner vollſtändigen Ausarbeitung, ja ſelbſt in der ungefähren Angabe der Silhouette der Bismarckgeſtalt von dem Architekten Emil Schaudt her, und nach der Abſicht dieſes Künſtlers ſoll das ganze Werk als ein Architekturmonument wirken, nicht aber als eine ſtyliſirte Porträtſtatue mit mehr oder weniger gleichgiltigem, darunter geſetztem Sockel. E. Schaudt beauftragte Lederer nur mit der Detaillirung der Statue innerhalb der von ihm beſtimmten Umrißlinie, worin er ihm allerdings bezüglich der Kleidung, Haltung, Anbringung der Adler ꝛc. vollſtändig freie Hand ließ. So macht man, vom Großen in's Kleine gehend, im modernen Sinne Denkmäler. Wenn Herr Schrattenholz an dem kahlen Bismarckkopf Anſtoß nimmt, ſo erinnert mich das an die Urtheilsweiſe einer mir bekannten Dame, die ein mehrere Quadratmeter großes, in Compoſition und Farbe prächtiges Gemälde verurtheilte, weil der eine Mann darauf eine nach ihrem Geſchmack zu lange Naſe hat.

Was nun die Darſtellung Bismarck's als Roland anbelangt, ſo iſt es ja bekannt, daß die alten Rolandſtatuen auf den Märkten unſerer Städte mit dem Helden von Roncevalle nichts zu thun hatten. Bei nur ganz Wenigen der Spätzeit finden wir das Olafhorn, denn erſt zu dieſer Zeit fing man an, ſich über die Herkunft des Namens, die im Uebrigen noch heute dunkel iſt, zu beſinnen. Wohl niemals aber hat man beim Anblick jener Markt-Bildniſſe an den in blühender Jugend gefallenen Recken gedacht, noch weniger aber bei dem ſtets in völliger Ruhe, ja ſogar Steifheit dargeſtellten Ritter an den raſenden Roland. Der Roland war weiter nichts, als ein Symbol des ordnungsmäßig regierten, ruhigen Gemeinweſens, gewappnet zur Abwehr übermüthiger Feinde und zum Schutz von Handel und Gewerbe. So hat Lederer volle Berechtigung, Bismarck als Symbol des ihm begründeten Deutſchen Reiches und als Schützer des durch ſeine Diplomatie herangewachſenen Handels und Gewerbes in der Geſtalt eines Rieſen-Roland darzuſtellen. Demnach iſt es nicht mehr nöthig, noch eine Parallele zwiſchen dem Menſchen Roland und Bismarck zu ſuchen, um Lederer's Entwurf zu rechtfertigen. Denn die Vorſtellung der uns geläufigen Bismarckgeſtalt wird ſchon nach wenigen Generationen mehr und mehr verblaſſen, dagegen wird der Begründer des Deutſchen Reiches ſagenumwoben als der Nachkomme des Cheruskers weiterleben. Endlich braucht man natürlich die eiſerne Rüſtung nicht mit der Bezeichnung des „eiſernen Kanzlers“ zu begründen, da ja die Panzerung als Trutzwaffe nothwendig zu einer Rolandſtatue gehört.

Zum Schluß ereifert ſich Herr Schrattenholz noch über die Geradlinigkeit der Statue. Er ſcheint alſo gerade dem Monumentalen an einem Monument wenig Geſchmack abgewinnen zu können. Viel lieber ſähe er wahrſcheinlich, wenn der Sockel von einer Figur à la Siegesallee oder Wilhelmsplatz gekrönt würde. Das wäre allerdings bei Weitem lebenswahrer, aber unſere Denkmalskunſt iſt, Gott ſei Dank, viel zu fortgeſchritten, um ihre Vollendung in der Nachbildung der Anſchützphotographie oder ſchauſpieleriſcher Poſen zu ſuchen.

Herr Schrattenholz aber kann ſich immer noch freuen. Denn er ſieht ſo zahlreiche Denkmäler um ſich entſtehen, die allem Anſcheine nach ſeinem Geſchmack gerecht werden, daß wir ihn noch lange um ſeiner ſo oft erregten Freude willen beneiden werden müſſen, ehe auch unſer Schaudt-Lederer-Geſchmack häufiger den Sieg erringt.

Gr.-Lichterfelde. Regierungsbauführer Pfleiderer.

Notizen.

Arthur Drews, Eduard von Hartmanns philoſophiſches Syſtem im Grundriß. Heidelberg 1902. Carl Winter's Univerſitätsbuchhandlung. XXII. 851 S. Was Ed. v. Hartmann in einer langen Reihe von Bänden ausführlich erörtert hat, findet ſich in dieſem Buche auf den Raum von etwa 800 Seiten zuſammengedrängt, in Folge deſſen es eine in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu gewinnende Ueberſicht über die Lehren des hervorragenden Denkers giebt. Unſeren Gebildeten iſt ſomit die Möglichkeit geboten, ſich, ehe ſie an das Studium der umfangreichen Schriften Ed. v. Hartmann's ſelbſt herantreten, über deſſen Syſtem im Ganzen zu orientiren, ſeine auf den verſchiedenen Gebieten der Philoſophie bahnbrechenden Ideen zu erfahren, zu bemerken, wie vortrefflich ſein metaphyſiſcher Standpunkt geeignet iſt, die mannigfachen Erſcheinungs- und Thätigkeitsformen des Geiſtes in Natur und Menſchenleben zu erklären und ſchließlich der Genialität und Univerſalität dieſes Philoſophen bewundernd inne zu werden. Man muß dem Verfaſſer des vorliegenden Grundriſſes die Anerkennung zollen, daß er wie kein Anderer in der Gedankenwelt und in allen Schriften ſeines verehrten Meiſters zu Hauſe iſt und ſich auch ſeinen klaren Styl und ſeine prägnante Terminologie dermaßen angeeignet hat, daß man oft glaubt, Ed. v. Hartmann ſelbſt zu vernehmen. Nach einer intereſſanten Schilderung des Lebens und der damit verbundenen Darlegung des Urſprungs der Schriften Ed. v. Hartmann's wird ſein Syſtem extrahirt und zwar in drei Büchern, von denen das erſte deſſen methodologiſche, erkenntnißtheoretiſche und metaphyſiſche Grundlagen, das zweite die Principien und Grundprobleme der Naturphiloſophie und das dritte die in Pſychologie, Axiologie, Ethik, Religionsphiloſophie, Aeſthetik, Philoſophie der Geſchichte, Sprachphiloſophie, Geſchichte der Philoſophie und Kategorienlehre gegliederte Geiſtesphiloſophie enthält. Es wäre der verdienſtlichen Arbeit von Herzen zu wünſchen, daß ſie ihren Zweck erreiche, „durch Herausſtellung der Grundgedanken des Philoſophen eine genauere Kenntniß ſeiner Anſichten auch denjenigen zu vermitteln, die nicht die Zeit oder den Muth haben, den Schriften Hartmann's ſelbſt näher zu treten und durch die Verbreitung ſeiner Weltanſchauung das Verſtändniß für die großen Probleme der Gegenwart zu fördern.“ Wir ſind überzeugt, daß ihnen dann der Appetit nach weiterer Koſt ſolch' kräftiger Art während des Eſſens dieſer Verſuchsſpeiſe ſchon kommen wird und daß ſie gerne dauernd an der mit erquickender Geiſtesnahrung reich beladenen Tafel der Hartmann'ſchen Philoſophie Platz nehmen werden. A. K . . n.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch **S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.

Leipzig-R., Oststraße 9.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 26. April 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Unser Heer und die Burentactik. Von einem altpreußischen Officier. — Politik der Widersprüche. Von Roman Sembratowycz (Wien). — Gasthaus-Reformer in England und Deutschland. Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar). — Der längste Tunnel der Erde. Von Regierungsbauführer Friedrich Pflug (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Böcklin's Kunstweise in Goethe'scher Beleuchtung. Von A. Matthes (Berlin). — Imperialismus in der Musikpädagogik. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee). — **Feuilleton.** Himmlische und irdische Liebe. Von Max Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Militärische Reformen. Von Prinz Vogelfrei. — **Offene Briefe und Antworten.** Mein Ueberbrettl. Von Claunus. — Deutsche Witzblätter. Von Eduard Engels. — Anzeigen.

Unser Heer und die Burentactik.

Von einem altpreußischen Officier.

Sehr schnell schwanden bekanntlich die Sympathien, welche die deutsche Regierung in dem schon so oft und immer wieder erwähnten Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten Paul Krüger vor Jahren für die Buren bekundet hatte. Und dabei wäre es nach Ansicht der schärfer Blickenden zu dem südafrikanischen Kriege überhaupt nicht gekommen, wenn man in Prätoria und Bloemfontain die jähe Frontveränderung Deutschlands zu Gunsten Englands hätte voraussehen können. Um so peinlicher mußte unter solchen Umständen auch der Verzicht der deutschen Regierung auf die Entsendung eines militärischen Vertreters in das Hauptquartier der Buren berühren. Hatten dorthin doch alle anderen neutralen Mächte Militärbevollmächtigte delegirt, und wurde doch unmittelbar vor Ausbruch des Kampfes ein preußischer Officier angewiesen, sich sofort bei dem englischen Höchstcommandirenden in Südafrika zu melden. Sah es nicht so aus, als wenn man in Berlin zu der bitteren, den Buren angethanen Enttäuschung noch die Kränkung fügen wollte, daß man sich weigerte, sie als kriegführende Macht anzuerkennen? Schien der deutsche Reichskanzler nicht noch englischer als Joseph Chamberlain und der Marques of Salisbury zu sein, die, so schwer es ihnen auch ankam, schließlich doch officiell einräumen mußten, daß das tapfere Bauernvolk ein Recht gehabt hatte, zur Vertheidigung seines Grund und Bodens zu den Waffen zu greifen? War diese Zurückhaltung schon dem Politiker völlig unverständlich, so konnte sich der militärische Sachverständige mit ihr erst recht nicht abfinden. Damit war doch wahrhaftig nicht zu rechnen, daß nach dem Abfall des unzuverlässigen Freundes die Buren seinen militärischen Vertreter bei sich nicht dulden würden. Keine Grenzen kennt ihre Gutmüthigkeit. Aus grenzenloser Gutmüthigkeit gaben sie später den gefangenen verwundeten englischen General Methuen frei. Konnten sie sich nicht an den fünf Fingern abzählen, daß die hochmüthigen Briten in einem Act edler Menschlichkeit nur ein Zeichen der Schwäche erblicken würden? Ihre grenzenlose Gutmüthigkeit hätte die Buren auch befähigt, einen deutschen activen Officier selbst nach gekündigter Freundschaft freundschaftlich in ihrer Mitte zu begrüßen. Waren also Befürchtungen dieser Art ausgeschlossen, warum nahm denn die deutsche Regierung nicht die Gelegenheit wahr, einen Krieg, der vorwiegend unter dem Zeichen des überall eben erst eingeführten rauchschwachen Pulvers stehen mußte, in den beiden feindlichen Lagern unter den denkbar günstigsten Bedingungen aus nächster Nähe zu verfolgen? Wer vermag dies besser als ein officieller Vertreter? Erfährt er nicht in der Regel in dem Hauptquartier rechtzeitig vorher, wo voraussichtlich Etwas los sein wird? Lag hiernach nicht die Vermuthung nahe, daß die militärische Tüchtigkeit der Buren unseren maßgebenden Stellen zu wenig imponirt hatte, um die Verantwortung für die Kosten zu übernehmen, welche der Reichscasse aus der Entsendung eines militärischen officiellen Sachverständigen in beide Lager erwachsen wäre? Wenn dem so in Wahrheit gewesen ist, nun dann steht jetzt fest, daß es dem schlichten Bauernvolk gelungen ist, der ihm gegenüber gar zu selbstbewußten deutschen Regierung eine bessere Meinung von sich beizubringen. Mag Graf Bülow auch heute noch bei jedem mehr oder minder wichtigen Anlaß wiederholen, daß der Buren Schicksal ihm Hekuba ist, auf militärischem Gebiete ist die officielle Gleichgiltigkeit des deutschen Reiches nachträglich in eine äußerst bedenkliche Schwärmerei für sie umgeschlagen. Burentactik soll jetzt mit aller Gewalt im deutschen Heere getrieben werden. Seit Wochen bringt die Tagespresse Mittheilungen von Experimenten, die zeigen sollen, wie sich diese Tactik am zweckmäßigsten auf unsere Armee übertragen lasse. Aber so wenig wie bisher ihre Zurückhaltung, kann jetzt die übertriebene Begeisterung der deutschen Heeresverwaltung für die Buren als Feldsoldaten den Beifall des Kundigen finden. Wie jene erscheint ihm auch diese vom Uebel.

Recht wegwerfend äußerte sich im Reichstag bei Berathung des diesjährigen Militäretats mancher Vertreter der verbündeten Regierung über militärische Broschüren, die in einigen Punkten die Art der Ausbildung unseres Heeres bemängelt hatten. Ueber militärische Broschüren, die in jüngster Zeit die von privaten Tactikern und Strategen auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz gesammelten Erfahrungen wiedergeben, denkt die deutsche Heeresverwaltung entschieden anders. Es ist ja sicherlich anzuerkennen, daß sie das Kind nicht mit dem Bade ausschüttet und nicht jede Broschüre schon als Broschüre verurtheilt. Aber unbedingt hätte sie der deutschen Armee und damit auch dem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen, wenn sie die Broschüren über den südafrikanischen Krieg, die alles Heil der modernen Kriegführung in der Burentactik erblicken, in ähnlicher Weise bewerthet hätte wie Diejenigen über den Ausbildungsmodus. Natürlich hat auch

Digitized by Google

eine Heeresverwaltung mit der Zeit mitzugehen und von allen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Tactik Notiz zu nehmen. Aber indem dem Geschreibsel über die von den Buren mit Erfolg angewandte Fechtweise eine schon mehr als akademische Bedeutung beigemessen wurde, geschah des Guten denn doch zu viel. Trug nicht die Kriegführung der tapferen Bauern alle Züge des Kleinkrieges, seitdem eine sehr bittere Erfahrung sie überzeugt hatte, daß sie den Kämpfen im regelrechten Gefecht weder ihrer Zahl, noch ihrer Begabung, noch ihrer Organisation, noch ihrer Bewaffnung nach gewachsen waren? Was hat aber eine große Armee wie die deutsche mit dem Kleinkriege zu schaffen? Durch unausgesetzte Nadelstiche will dieser den Gegner mit der Zeit mürbe machen, während seit Napoleon I. die gewaltigen Heere der Großmächte aus tausend Gründen, von denen die wirthschaftlichen wirklich nicht die unwichtigsten sind, auf eine möglichst schnelle Entscheidung hinzuwirken suchen. In das Herz wollen und sollen sie sogleich den Feind treffen. Im richtigen militärischen Instinct schrieen die Pariser bei Ausbruch des letzten deutsch-französischen Krieges „à Berlin". Schnurstracks ging der Weg, den Moltke den deutschen Heeressäulen vorgezeichnet hatte, auf Paris los. Die Kämpfe um Metz und das gewaltige Ringen bei Sedan waren nur die Etappen des Vormarsches zum Herzen des feindlichen Landes. In wuchtigen, unmittelbar auf einander folgenden Schlägen will man das Ziel erreichen. Wie soll da, frage ich, für eine Fechtweise Zeit und Raum sein, in welcher sich bei dem Angriff nach und nach, läpperweise, wie der Berliner sagt, die Abtheilungen heranschieben, bei der es zwei Mal Abend werden kann, ohne daß sie ihm nahe genug auf den Leib gerückt sind, um ihn endlich ernst anfassen zu können? Freilich wird auch im großen Kriege diese und jene Abtheilung sich einmal im Kleinkrieg zu erproben haben. Soll aber diesen Ausnahmefällen zu Liebe in der Ausbildung des Heeres die Durchführung des großen Krieges in den Hintergrund treten? Selbstverständlich meinen die neuen, impulsiven Freunde der Burentactik mit ihren Bestrebungen sich im Einklang mit den bis heute giltigen reglementarischen Vorschriften zu befinden. Deren staunenswerthe Elasticität will ich gar nicht bestreiten. Was läßt sich mit ihnen nicht Alles begründen! Aber die große Dehnbarkeit ist ihnen doch nur in der Voraussetzung gegeben worden, daß unter allen Umständen die Anforderungen des großen Krieges für die Ausbildung des Heeres den Ausschlag geben. Die Einführung der von den Buren beliebten Angriffsform in das deutsche Heer würde seine Fechtweise nicht bloß auf eine andere, sondern auch auf eine falsche Basis stellen, die sich im Ernstfalle auf das Bitterste bestrafen würde; ganz davon abgesehen, daß sie einen durch Intelligenz und Selbstzucht gleich ausgezeichneten Ersatz beansprucht, der sich vielleicht noch für ein einziges Elitebataillon wie das preußische Garde-Jägerbataillon, aber nicht für mehrere hundert Bataillone aufbringen ließe.

Ich kann somit nur dringend wünschen, daß die Begeisterung für die Burentactik ebenso schnell wieder verrauchen werde wie sie sich der deutschen Heeresverwaltung bemächtigt hat, und daß die Experimente, durch die unsere Truppen in dem Dienstbetrieb sowohl wie in der unbefangenen Auslegung der reglementarischen Vorschriften schwer und nachhaltig beunruhigt werden, sich nicht auch noch auf andere, ebenfalls von den Buren mit Erfolg angewandte Gefechtsformen erstrecken mögen. Bei der Lebhaftigkeit, mit der heute alles Andere, im Besonderen alles Fremde ergriffen, und bei der Innigkeit, mit welcher der Erfolg, gleichviel wie er zu Stande gekommen ist, angebetet wird, sind Befürchtungen in dieser Hinsicht durchaus nicht ohne Berechtigung. Viel Aufhebens wird jetzt auch von den Vorzügen der „Berittenen Infanterie" gemacht. Ebenso oft wird das Lob der Khaki-Uniform gepriesen. Haben sie sich wirklich auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz bewährt?

Wie viele Schlappen haben nicht Lord Kitchener und seine Vorgänger im Oberbefehl nothgedrungen nach London gemeldet! Wie viele haben sie und das britische Kriegsamt noch für sich behalten! Schon bescheidenen Leuten fällt es schwer, Selbsterkenntniß zu üben und die Wurzeln ihrer Mißerfolge in der eignen Brust zu suchen. Wer kann sich daher noch darüber wundern, daß das hochmüthige Britenvolk um keinen Preis die Unfähigkeit seiner Officiere und die Untauglichkeit der von diesen ausgebildeten Mannschaften als die Ursache der zahlreichen erlittenen Demüthigungen eingestehen will? So hat auch in den letzten größeren Kämpfen bei Tweebosch und Klerksdorp nur das Außergewöhnliche einer überraschend attaquirenden und während der Attaque vom Pferde feuernden Reiterei und der von derselben Reiterei angelegten Khaki-Uniform die englischen Truppen aus dem Gleichgewicht gebracht. Also für leicht empfängliche Köpfe wohl Beweis genug, daß die „Berittene Infanterie" die Waffe der Zukunft ist, und daß heute ein Vaterlandsvertheidiger nur noch in Khaki gekleidet werden darf. Bei Lichte betrachtet, taugt aber für eine zielbewußte Kriegführung weder das Eine noch das Andere.

Im Grunde ist ja die Bezeichnung „Berittene Infanterie" ein Widerspruch in sich selbst. Der Infanterist ist ein Fußsoldat, der per pedes apostulorum von einem Gefechtsfeld zum anderen im Schweiße seines Angesichts pilgert. Setzt man ihn auf das Pferd, so wird er damit Cavallerist, und feuert er vom Pferde herab, so ist er eben ein feuernder Cavallerist, und wie gering dessen Schießleistungen sind, kann sogar bereits ein Reserve-Officier ermessen, der zu seiner ersten Lieutenantsübung eingezogen ist. Eine unerhörte Munitionsverschwendung treibt schon der im Vorstürmen feuernde Infanterist, und dabei unterbricht er noch zur Abgabe des Schusses die Bewegung. Der in der Attaque feuernde Cavallerist schießt aber, während sämmtliche Gliedmaßen an und unter ihm sich im Aufruhr befinden. Kann es bei ihm überhaupt noch lohnen, die Patrone in das Gewehr zu stecken? Nicht um zu treffen, haben die Buren während des Attaquirens gefeuert. Sie kannten den Gegner wie ihre eigene Westentasche und wissen, daß Tom Atkins desto schneller kehrt macht, mit je größerem Spectakel auf ihn eingestürmt wird. Bei einer normalen feindlichen Truppe hätten die Buren unbedingt mit ihrem Feuer ohne Treffer die entgegengesetzte Wirkung erzielt. Dieses kann deren Widerstandsfähigkeit nur erhöhen. Indem die Engländer die Schuld ihrer Niederlage auch auf das Feuern in der Attaque schoben, ahnten sie gar nicht, welch' überaus klägliches Zeugniß sie hiermit ihren Officieren und Soldaten ausstellten. Trotz alledem bleibt zu befürchten, daß, wenn die bei uns herrschende Vorliebe für „Berittene Infanterie" durch einen in der Broschüre eines Privattactikers angestimmten Hymnus auf den Erfolg der Buren bei Tweebosch und Klerksdorp neue Nahrung erhält, auch das Feuern in der Attaque zum Gegenstand eingehender Experimente gemacht werden wird.

Vor etwa einem Jahr tönte die Welt vom Khakiruf wieder. Es hieß, die ganze deutsche Armee solle in Zukunft nur noch in Khaki gekleidet werden. Dann verstummte der Ruf; und als wenige Monate später unsere Chinakämpfer sich im Vaterlande ihren lieben Landsleuten als Khakisoldaten vorführten, da fand sich Niemand bewogen, für Khaki Reclame zu machen. Verführerisch sahen diese deutschen Soldaten wirklich nicht aus. In letzter Zeit konnte man wieder an allen Ecken und Enden von Khaki hören, und wieder tauchte das Schreckgespenst einer in Khaki zu steckenden deutschen Armee auf. Die mit so großem Erfolg bei Tweebosch und Klerksdorp attaquirenden Burenabtheilungen hatten nämlich Khakiröcke getragen. Die Engländer haben zwar nachher behauptet, es wäre ihre eigene Uniform gewesen, die der Feind seinen Gefangenen abgenommen hätte. Aber Khaki bleibt doch Khaki, gleichviel woher es auch kommt; und dieses

Digitized by Google

Khaki hat namentlich bei Klerksdorp Triumphe gefeiert. Das konnte man wenigstens der schnell mit ihrem Urtheil fertigen Tagespresse entnehmen. Sehr stolz waren die Engländer bisher darauf, daß sie zuerst auf Khaki gekommen waren; und es läßt sich nicht verkennen, daß diese Farbe gewisse Vortheile gewährt, solange nur die eine Seite sie für ihre Uniform wählt, obgleich auch hier schon durch sie sehr schlimme Irrungen und Verwechselungen herbeigeführt werden können. Khaki vermag namentlich nach Einführung des rauchschwachen Pulvers, das den verrätherischen Pulverdampf fast gänzlich beseitigt hat, so gut wie eine Tarnkappe zu wirken. So wenig hebt sich das in Khaki gekleidete Individuum im Liegen oder Knieen selbst auf geringere Entfernungen von seiner örtlichen Umgebung ab. Wer will den Feind aber hindern, sich auch eine Tarnkappe aufzusetzen? Thut er es aber, und er muß es thun, wenn er sich selber nicht gar zu sehr benachtheiligen will, — nun, dann ist das allgemeine Chaos so gut wie gewiß; dann entscheidet nur noch der Zufall. Erst wenn die Gegner sich Auge in Auge sehen können, erkennen sie, ob sie es mit einem Freunde oder Feinde zu thun haben. In diesem Stadium des Kampfes ist aber weder von Erwägungen noch von Entschließungen mehr die Rede; und wenn die numerischen und moralischen Factoren nicht gar zu ungleich sind, vollzieht sich das Ende plan- und führerlos wie ein Verhängniß, dessen Wesen ja darin besteht, daß der Mensch vor ihm mit seinem Denken und Wollen die Segel zu streichen hat. Wenn nicht schon früher, so haben die Engländer sicherlich bei Klerksdorp den Geschmack an Khaki verlieren müssen. Aber auch die Buren würden bei Fortsetzung des Krieges trotz des mit ihm ein Mal erzielten Erfolges gut daran thun, von ihm die Hände zu lassen, so lange ihre Feinde die Khaki-Uniform noch nicht abgelegt haben. Auch ihre Kriegführung war und ist nicht Selbstzweck. Um Nichts und wieder Nichts stürzen auch sie sich nicht auf den Feind. Siegen wollen sie; und die erste Bedingung hierzu ist die Zuversicht auf den Sieg. Wo soll diese aber hergenommen werden, wenn die Entscheidung fast ausschließlich dem Zufall überlassen wird? Khaki ist von noch größerem Uebel als die Munitionsverschwendung einer während der Attaque vom Pferde herab feuernden Cavallerie. Aber wer ist sicher, daß die ganze deutsche Armee nicht in absehbarer Zeit in Khaki gesteckt wird? Nur das gebrannte Kind und allenfalls Diejenigen, die es mit angesehen haben, wie es sich die Finger verbrannt hat, scheuen das Feuer. Mehr als wahrscheinlich ist, daß der bei Klerksdorp wieder entfachte Khaki-Enthusiasmus noch lange weiter lodern wird, zumal die Erfahrungen der China-Expedition eher geeignet sind, ihn zu nähren als zu dämpfen. Alles hat sich nämlich dort im fernen Osten glänzend bewährt. Nicht bloß der Feldherrnblick und das diplomatische Geschick des Grafen Waldersee, der, wie er uns an seinem letzten Geburtstag erzählte, auch nicht einen Rückschlag zu verzeichnen hatte und sicherlich die höchst unerfreuliche Episode mit dem französischen Befehlshaber, dem General Voyron, und das perfide Verhalten der Franzosen vor der Action an den Schanspässen nicht gelten lassen will, sondern auch die Ausbildung und Bewaffnung unserer Truppen und — last not least — die Khaki-Uniform. Wie wäre es auch bei einem Feinde anders zu erwarten gewesen, der schon wenige Jahre vorher nicht einmal vor japanischen Truppen Stand gehalten hatte? Wenn die Boxer europäische Khaki-Soldaten nur in ihrer Nähe witterten, ergriffen sie sofort das Hasenpanier, so daß diese, von den allerersten Kämpfen abgesehen, eigentlich nur ihre Kehrseite kennen lernen konnten. Hätte es sich bei der Hast, mit der sie Ausreiß nahmen, überhaupt gelohnt, daß auch sie sich in Khaki kleideten? Weil aber dieses nur auf der einen Seite getragen wurde, mußte es natürlich hier allen Wünschen entsprechen. Vor einigen Monaten wurde im Reichstag von einem gar zu Neugierigen der Vertreter der deutschen Heeresverwaltung gefragt, ob das Gerücht begründet wäre, wonach bei uns Khaki allgemein eingeführt werden solle. Die Antwort lautete nicht ja, nicht nein. Würde jetzt nach dem Burenerfolge bei Klerksdorp dieselbe Frage nochmals gestellt werden, so würde ohne Zweifel der Bescheid um Vieles positiver ausfallen. Warum soll das Deutsche Reich eine Ausnahme bilden und einmal nicht erst durch Schaden klug werden wollen?

„Prüfet Alles und behaltet das Beste!“ Unbedingt ist dieser Rath dem wirklichen Leben entnommen. Ist er aber dahin zu verstehen, daß nun alles Neue, was einem in den Weg läuft, unter die Lupe zu nehmen ist? Zudem ist Schwärmerei zwar eine schöne Sache, aber eigentlich ein Luxus, den sich nur der private Mensch gestatten darf. Denn sie trübt das Urtheil; und je größer die Einflußsphäre eines Beamteten ist, desto klarer und nüchterner muß er auch das an ihn herantretende Neue betrachten. Nochmals muß ich es aufrichtig beklagen, daß die maßgebenden Stellen die Entsendung eines militärischen Vertreters in das Lager der Buren nicht für angebracht gehalten haben. Die Feder eines Broschüren-Literaten weiß sich von Verantwortung frei; sie fliegt leicht über das Papier dahin und läßt sich von den Gedanken führen, wie sie eben sich im Gehirn melden. Schwarz wird so leicht zu dunkel und weiß leicht zu hell. Wer dagegen von Amts wegen über Etwas zu berichten hat, an dessen Hand hängt Blei. Jedes Wort überlegt er zehnmal, ehe er es niederschreibt. Die nachträgliche, äußerst bedenkliche Burenschwärmerei wäre wahrscheinlich nicht aufgekommen, wenn von beiden Seiten nüchterne, unter dem Druck der Verantwortung verfaßte Berichte über die Ereignisse auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz vorgelegen und den blendenden Broschüren Unverantwortlicher das Gegengewicht geboten hätten. Damit wäre aber auch von vornherein den zeitraubenden, die deutsche Armee in jeder Hinsicht beunruhigenden Experimenten, die mit der Angriffsweise der Buren seit längerer Zeit angestellt werden, und gleichzeitig der den militärischen Sachkundigen jetzt beherrschenden Befürchtung vorgebeugt worden, daß diese Experimente sich in ähnlichem oder wo möglich noch größerem Umfang auf das Feuern der Kavallerie in der Attaque und auf die Khaki-Uniform erstrecken könnten.

Politik der Widersprüche.

Von Roman Sembratowycz (Wien).

In Oesterreich geht es gemüthlich zu. Der eine Minister drückt über die antideutschen Demonstrationen sein Bedauern aus, der andere macht diese Demonstrationen mit, — der Statthalter behauptet das Gegentheil davon, was der Ministerpräsident und Minister des Inneren, — also sein Chef, — gesagt hat u. s. w. Natürlich benutzen österreichische Officiösen jede solche Gelegenheit, um die Einmüthigkeit in der Politik der leitenden Staatsmänner festzustellen.

Eine Unmenge von eklatanten Beispielen solcher specifisch österreichischer Einheitlichkeit finden wir sowohl in der inneren, wie auch in der äußeren Politik Oesterreichs.

Ich will nicht etwa einen Fall aus der Politik der österreichischen Staatsmänner herausreißen, um auf diesem Roß herumzureiten, — im Gegentheil, ich bin in der Lage, auf eine Reihe von solchen „Fällen“ hinzuweisen, die in logischer Verbindung stehen und zu einem politischen System geworden sind.

Man beklagt oft die Zerfahrenheit der parlamentarischen Zustände in Oesterreich, die ganz widersprechenden Bestrebungen einzelner Gruppen u. s. w. Ja, was können wir von den politischen Parteien verlangen, wenn wir das in einem noch größeren Maß in der Administration und in der auswärtigen

Digitized by Google

Politik sehen? Jeder Minister, jeder Statthalter, ja jeder Bezirkshauptmann gravitirt nach einer anderen Seite und betreibt die Politik auf eigene Faust. Graf Goluchowski möchte für jeden Preis den Dreibund erhalten — heißt es. Graf Pininski dagegen möchte für jeden Preis das Verbleiben Oesterreichs im Dreibund unmöglich machen. Dr. Körber befindet sich wie in einer Zwickmühle und weiß sich nicht zu helfen, — er möchte es gerne den beiden Herren recht thun.

Der Herr Pininski geberdet sich aber ganz ungenirt. Wenn es nöthig ist, frondirt er sogar offen gegen den Ministerpräsidenten und giebt unumwunden seinem Unwillen Ausdruck. Dies war auch zur Zeit der Unruhen der Arbeitslosen in Lemberg. Damals erklärte er der Deputation der Arbeitslosen, an den ungünstigen Zuständen sei der Ministerpräsident schuld und rieth der Abordnung, sich an ihn zu wenden, — obwohl Dr. Körber noch vor dieser Antwort des Statthalters das Gegentheil davon behauptet hat. Graf Pininski setzt aber gar oft seinen Willen gegen den des Ministerpräsidenten durch. Dies war letzthin bei der Besetzung der Landmarschall-Stelle in Galizien der Fall. Der nunmehrige Statthalter von Galizien ist ein entschiedener Gegner der Politik der beiden Brüder Badeni. Er ist auch ein Gegner des Dreibundes und richtet oft seine andächtigen Blicke nach Norden. Deßhalb waren sowohl ihm, wie auch seinen Freunden, die antideutschen Demonstrationen sehr gelegen, während er von den antirussischen Kundgebungen nicht sehr erbaut war.

Während Graf Badeni die Anhänger der aussterbenden russophilen Clique unter den galizischen Ruthenen mit allen Mitteln verfolgte, schwärmt Graf Pininski für eine antisemitisch-clerikale Mehrheit im galizischen Landtag, welche außer dem polnischen Adel (Schlachta) und der Stojalowski-Gruppe auch die russophile Clique umfassen würde. Pininski unterstützte somit während der letzten Landtagswahlen die russophilen Mandatbewerber gegen die nationalen Candidaten der Ruthenen, vermochte aber nur drei Mandate den Russophilen zu geben. — Graf Pininski hat nun alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Landmarschall Grafen Stanislaus Badeni zum Rücktritt zu zwingen, obwohl die Central-Regierung Willens war, den Herrn Badeni beizubehalten. Schließlich gelang dem Statthalter sein Spiel: er wurde den einflußreichen Gegner seiner Pläne los. Nun handelte es sich aber um die Neubesetzung der Landmarschall-Stelle. Pininski hat einen Candidaten in Bereitschaft gehalten. Dies war sein Busenfreund, Graf Andreas Potocki. Um vor Allem im Lande für Potocki, — der in Galizien allgemein verhaßt ist, — Stimmung zu machen, berichteten die inspirirten Blätter (besonders der dem Statthalter sehr nahe stehende „Dziennik Polski" und „Przedswit") über die angeblich intimen, freundschaftlichen Verhältnisse der Familie Potocki zu den österreichischen Hofkreisen. Demnach soll der verstorbene Kronprinz Rudolf der Familie Potocki, — und zwar dem Erblasser des Grafen Andreas Potocki, nicht diesem selbst, wie im Parlament falsch angegeben wurde, — zwei Millionen Kronen schuldig gewesen sein, die erst vor Kurzem dem Grafen Andreas Potocki ausbezahlt worden sind ꝛc.

Die Central-Regierung war jedoch gegen den Grafen Potocki, der in einem Verhältniß zu einer höchst undelicaten Creditloose-Affaire steht und dafür berühmt ist, daß er sehr geschickt alle seine Gutspächter an den Bettelstab zu bringen versteht. Trotzdem ist es dem Grafen Pininski gelungen, seinen Willen wiederum durchzusetzen: sein Freund ist zum Landmarschall von Galizien ernannt worden. Von nun an betreiben die beiden Herren eine Politik auf eigene Faust. Ihr Programm besteht darin, daß sie den galizischen Landtag zu einem Parlament machen wollen, mit dessen Kundgebungen auch andere Staaten rechnen müßten; den galizischen Statthalter-Posten, — soweit möglich, — von dem Einfluß der Central-Regierung emancipiren und das Verbleiben Oesterreichs im Dreibund unmöglich machen wollen. (Der neue Landmarschall von Galizien hat auch ein persönliches Interesse daran, daß Oesterreich sich an Rußland anschließt, denn der größere Theil seiner ausgedehnten Landgüter liegt in Rußland).

Herr Potocki setzt sich an die Spitze der Spender für die im Gnesener Proceß Verurtheilten, nur in der Absicht, um gegen den Dreibund zu demonstriren und thut es im Einvernehmen mit seinem untrennbaren Freunde, Grafen Pininski. Im Einvernehmen mit den beiden hohen Herren verliest Fürst Czartorysski im galizischen Landtag die bekannte Kundgebung, welche von allen Anwesenden, auch vom Statthalter, bejubelt wird. Solche Einmüthigkeit ist gewiß löblich, sie beweist aber durchaus nicht die Einheitlichkeit in der österreichischen Politik. Seit dieser Zeit bringt das Organ des Statthalters von Galizien „Gazeta Narodowa" fast jeden Tag einen antideutschen Artikel (wie z. B. „Deutschland und Oesterreich", — „Deutsche Frechheit" u. s. w.), in welchen nachgewiesen wird, Oesterreich könne im Dreibund nicht verbleiben, der Dreibund müsse zerfallen, Deutschland isolirt und wirthschaftlich boycottirt werden. Am 6. Februar d. J. brachte das genannte Blatt einen inspirirten Artikel, in welchem es — die österreich-freundlichen Ausführungen der officiösen „Berliner N. Nachrichten" besprechend, — schrieb: „ . . . Nun könnte sogar Friedrich II. auferstehen und schwören, daß Kaiserin Maria Theresia keinen so treuen Freund hatte, wie er. Aber die Preußen bleiben immer Kreuzritter, — wo es nöthig ist, spielen sie die Rolle eines demüthigen Mönchs, jedoch wenn es geht, drohen sie mit der gepanzerten Faust eines Raubritters." Letzthin hat sogar der radicale „Kurjer Lwowski" seiner Verwunderung über das ultra-polnisch-patriotische Verhalten des Statthalterei-Organs Ausdruck gegeben.

Als neulich Graf Pininski in Wien weilte, brachte sein Organ folgendes Telegramm aus Wien: „Die jüngste undeutliche Drohung des Dr. Körber mit dem Staatsstreich wird damit erklärt, daß sie durch die Militär-Angelegenheiten, — wie Reorganisation der Artillerie, welche 150 Millionen kosten wird, und die Vermehrung des Rekrutencontingentes — hervorgerufen wurde; denn solches Opfer würde das Parlament in heutiger Situation dem Dreibund nicht freiwillig bringen. Die Antwort des Ministerpräsidenten sollte somit den Druck auf das Parlament ausüben, um es zur Nachgiebigkeit zu veranlassen."

Sollte vielleicht Dr. Körber dem Grafen Pininski — während dessen Anwesenheit in Wien — dieses Telegramm dictirt haben, um auf diese Weise indirect die Pläne des Grafen Goluchowski zu durchkreuzen? Das würde zwar nichts an der Sache ändern, könnte aber einen neuen Beweis für die „Einheitlichkeit" in der inneren und auswärtigen Politik Oesterreichs liefern.

Geradezu auffallend ist das Liebäugeln der „Gazeta Narodowa" mit den russischen Panslavisten. Sie bringt immer neue panslavistische Beiträge über die „germanische Cultur", die als „Seuche" bezeichnet wird, und predigt von der drohenden „germanischen Gefahr", — ganz nach dem Recept des wilden Petersburger „Swjet." So schrieb das Organ des Grafen Pininski vor Kurzem über die Deutschen: „Sie haben den Reichthum und das Genießen auf den Altar erhoben und huldigen dem Cynismus. Sie haben alle Ideale vertrieben, welche die Menschheit zum Himmel erheben. Da ihnen das Schicksal die Macht gegeben hat, sind sie übermüthig, sie sehen aber nicht, wie morsch und niedrig ihre Seele ist. Vor einer solchen Cultur bleibt unsere Seele verschlossen. Wenn etwas von dieser Cultur in unser Blut übergangen ist, dann werden wir sie aus unseren Adern ausscheiden. Denn unser Geist wird sich nicht erniedrigen! . . ."

Unter der Spitzmarke „Eine Erinnerung" wirft dasselbe Blatt den deutschen Staatsmännern und dem deutschen Kaiser antiösterreichische Machenschaften vor — der deutsche Kaiser

Digitized by Google

soll während seiner Anwesenheit in Budapest verschiedene Versprechungen den ungarischen Patrioten gemacht haben ꝛc. — und sucht nachzuweisen, daß für Oesterreich der einzige Ausweg aus der nunmehrigen, unangenehmen Situation der sei, ein Bündniß mit dem starken, absolutistischen Rußland zu schließen. Das Blatt meint, für die Polen sei es die höchste Zeit, aus der Reserve herauszutreten und auch auf die auswärtige Politik Oesterreichs ihren Einfluß auszuüben — und zwar im Sinne der russischen Panslavisten.

Von Zeit zu Zeit tritt das Organ des Statthalters von Galizien gegen die Tactik des Dr. Körber auf, die es als „ausschließlich deutschfreundliche Erpressungs-Politik" bezeichnet. Trotzdem soll der Herr Pininski für die „Gazeta Narodowa" — die ihn sehr viel kostet — auch bei der Central-Regierung eine Subvention erwirkt haben.

Da haben wir somit Politik nach zwei Fronten: die eine ist „deutschfreundlich", die andere panslavistisch. In Oesterreich geht es wirklich gemüthlich zu!

Gasthaus-Reformer in England und Deutschland.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Der Daily Graphic brachte neulich Skizzen eines Gasthauses, das in einem Bergmannsorte bei Newcastle errichtet wird und nach dem System des Earl Grey bewirthschaftet werden soll. Der deutsche Kaiser sah die Bilder, bewunderte das Geschick des Architekten, mit schlichtesten Mitteln anheimelnde Räume und ein schmuckes Aeußere hervorzubringen, und er ward begierig, von dem System des Earl Grey mehr zu erfahren. Er verschaffte sich durch die Londoner Botschaft nähere Auskunft und veranlaßte einen Abdruck der Skizzen im „Centralblatt der Bauverwaltung". In der Nr. vom 8. Februar sind sie erschienen; ein guter Aufsatz von H. Muthesius erläutert sie. Das kaiserliche Interesse wird nun wohl die Aufmerksamkeit Vieler auf eine Bewegung lenken, die auch in Deutschland im Entstehen begriffen ist.

Ein „Deutscher Verein für Gasthaus-Reform" hat sich im vorigen Monat als freundwilliger Gehülfe neben die Mäßigkeits- und Abstinenzvereine gestellt, die ja auch in Deutschland im letzten Jahrzehnt überraschende Fortschritte gemacht haben. Dieser neue Verein fragt nicht nach dem Verhalten seiner Mitglieder zu den geistigen Getränken und wendet seine Kraft auch weder auf Predigten, noch auf Polizeimaßregeln, sondern er möchte überall bessere Gasthäuser hervorrufen. Der wichtigste Satz in seinem ersten Programm lautet: „Uns scheint die Besitzfrage der Kern der heutigen Gasthausfrage zu sein." Der Verein erstrebt deßhalb, daß möglichst viele Gasthäuser in den Besitz des Staates, der Gemeinden, oder besser noch: in die Verwaltung besonders dafür gebildeter, gemeinnütziger Gesellschaften gebracht werden. Die Actionäre dieser Gesellschaften dürften nicht mehr als die landesüblichen Zinsen, die Directoren, Verwalter und Bedienenden der Gasthäuser dürften nichts weiter als ihr Gehalt bekommen. Aller Gewinn, der an den berauschenden Getränken gemacht wird, fließt öffentlichen Cassen zu und ist namentlich für solche Wohlfahrts-Einrichtungen zu verwenden, die dem Kneipenleben entgegenwirken, also z. B. für Lesehallen, Versammlungshäuser ohne Trinkzwang, Schutzhütten in öffentlichen Anlagen, Trinkerheilanstalten und dergleichen mehr. Der heutige Zustand ist, daß die Einen nach berauschenden Getränken verlangen und die Andern diese Getränke auf das Rührigste anbieten, weil sie daran verdienen. Dieses Angebot auf das Mindestmaß zu reduciren, das ist der Zweck des „Gotenburgischen Systems", das für den Branntweinhandel in ganz Norwegen und Schweden eingeführt ist und seit mehr als dreißig Jahren sich auf das Beste bewährt hat. Dies System will der neue Verein in Deutschland angewandt wissen, z. B. auch zu Gunsten der Erdarbeiter, die bei Canal-, Eisenbahn- und andern großen Bauten außerhalb der Dörfer und Städte beschäftigt werden. Einen Anfang damit hat der erste Vorsitzende, Freiherr D. v. Diergardt, in dem oberschlesischen Dorfe Suschenhammer übrigens schon gemacht.

In England ist die Einführung des Gotenburgischen Systems schon länger im Werke. Einzelne Grundherren haben es in ihren Dörfern verwirklicht; die Städte Birmingham und Harrogate haben bei großen Erdarbeiten gute Erfahrungen damit gemacht. Chamberlain suchte, als er noch Bürgermeister von Birmingham war, alle Schänken der Stadt unter das System zu bringen, und er wurde nicht durch seine Mitbürger, sondern nur durch das Parlament in London daran gehindert. Seit 1892 hat sich der Bischof von Chester zum Wortführer der Idee gemacht, und die Gesellschaft, die er 1896 begründete, verwaltet jetzt 18 Gasthäuser in den verschiedensten Theilen Englands. Lord Grey ist erst vor anderthalb Jahren ein Führer der Bewegung geworden. Ein persönliches Erlebniß brachte ihn dazu. In einem Dorfe, wo er den größten Grundbesitz hat, war das Bedürfniß nach einer neuen Wirthschaft entstanden; er kam auf den Gedanken, sich für eines seiner Häuser die Concession geben zu lassen. Kaum war sie ihm bewilligt, so bot ihm der Unterhändler einer Brauerei 200000 Mk. für Abtretung dieser Concession. Lord Grey sah also, daß ihm die Behörde eine sehr große Summe geschenkt hatte, und nun schrieb er an diese Behörde: „Ich bin der Meinung, daß große Monopolwerthe, die der Staat schafft, nicht an Privatleute vertändelt werden, sondern im Besitz der Gemeinschaft bleiben sollten. Deßhalb habe ich vor, mein Gasthaus in Broomhill so zu verwalten, daß vom Gewinn 5 v. H. zur Verzinsung des angelegten Capitals verwandt werden und 5 v. H. in einen Reservefonds fließen, während die übrigen 90 v. H. von Vertrauenspersonen für die Wohlfahrt der Einwohner angewandt werden sollen." Viel Aufsehen erregte dann ein Brief, den Grey im December 1900 nach englischer Sitte an die Times schrieb. Er schlug darin vor, daß für alle Verwaltungsbezirke des Landes „Public-house Trust Companies" gebildet werden sollten, die alle nöthig werdenden neuen Schankgerechtigkeiten übernehmen und möglichst viele alte dazu kaufen sollten. Solcher Vertrauensgesellschaften für Gasthaus-Verwaltung sind jetzt bereits elf begründet, und zwölf weitere sind in Vorbereitung.

Wer Näheres über diese Bewegung zu wissen wünscht, sei auf ein Buch von Rowntree und Sherwell, „British Gothenburg Experiments", erwiesen; in deutscher Uebersetzung erscheint es in einer Monatsschrift „Gasthaus-Reform", die ich als vorläufiger Verwalter des vorhin genannten Deutschen Vereins für Gasthaus-Reform seit Januar herausgebe.

Der längste Tunnel der Erde.

Von Regierungsbauführer Friedrich Pflug (Berlin).

Als vor einigen Monaten die Nachricht in die Oeffentlichkeit drang, daß die Bauarbeiten am Simplontunnel in Folge einer Ueberschwemmung im Bergesinnern zu zeitweiligem Stillstand gekommen seien, dürfte bei Vielen der Wunsch laut geworden sein, etwas Näheres von diesem großartigen Ingenieurwerk zu hören, das an der schweizerisch-italienischen Grenze in der Ausführung begriffen ist.

Zwar haben wir am Bau des Simplontunnels kein politisches Interesse, wie seiner Zeit am Bau des Gotthardtunnels. Letzterer ist bekanntlich von Deutschland subventionirt worden, weil die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen

Digitized by Google

Deutschland und Italien durch die neutrale Schweiz im Gegensatz zu der durch Oesterreich führenden Brennerbahn für uns von größtem Werth war. Auch ist durch die Vollendung des Mont-Cenistunnels und des Gotthardtunnels der Beweis für die technische Ausführbarkeit solcher großer Alpentunnels, vor deren Bau man lange Zeit wegen der Größe der Kosten und der Länge der erforderlichen Bauzeit zurückgeschreckt war, erbracht. Aber dennoch verdient der Bau des Simplontunnels in höchstem Grade unser Interesse.

Dieser Tunnel übertrifft die seither erbauten Alpentunnels nicht nur an Länge, sondern auch an Kühnheit des Planes bei Weitem. Bei seinem Bau sind ungleich größere Schwierigkeiten zu überwinden. Dies hat dazu geführt, eine ganz neue, originelle Baumethode anzuwenden, mit deren Hülfe man den Tunnel in erstaunlich kurzer Zeit vollenden will. Der Simplontunnel bedeutet deßhalb einen gewaltigen Fortschritt in der Geschichte des Tunnelbaus. Jeder Fortschritt auf diesem Gebiet der Ingenieurarbeit kommt aber der Allgemeinheit zu gut, zeitigt neue, noch kühnere Projecte und eröffnet dem Verkehr der Zukunft ungeahnte Aussichten. Dabei giebt es kaum ein Arbeitsfeld der Ingenieure, das wie dieses auch das Interesse des Nichttechnikers lohnt.

Der erste der großen Alpentunnels, der 12 km lange Mont-Cenistunnel, ist von italienischen Ingenieuren im Jahre 1871 nach dreizehnjähriger Bauzeit vollendet worden. Der 15 km lange Gotthardtunnel, dessen Bau dem Genfer Ingenieur Favre übertragen war, konnte schon nach neuneinhalbjähriger Bauzeit im Jahre 1882 dem Betrieb übergeben werden. Der Bau des Simplontunnels ist von der Jura-Simplonbahngesellschaft, der Eigenthümerin des Bahnnetzes der Westschweiz, einer besonders zu diesem Zweck gegründeten Gesellschaft, „Brandt, Brandau & Co." übertragen worden. Neben dem genialen Ingenieur Alfred Brandt, dem berühmten Erfinder der Brandt'schen Gesteinsbohrmaschine und dem hervorragenden Tunnel-Ingenieur Herrn Brandau, die der Firma den Namen gegeben haben, sind die tüchtigsten technischen Kräfte der Schweiz, besonders die weltberühmte Maschinenfabrik von Gebrüder Sulzer in Winterthur, an dem Unternehmen betheiligt. Nach dem Bauvertrag muß der Tunnel, der auf 20 km Länge zumeist durch harten Gneiß und Glimmerschiefer zu erbohren ist, für die feste Summe von 70 Millionen Franken in $5^1/_2$ Jahren vollendet werden. Für jeden Tag Termin-Ueberschreitung werden 5000 Franken als Strafe von der Bausumme in Abzug gebracht, falls nicht höhere Gewalt, wie Streiks, Epidemien, Krieg oder dergl. ohne Verschulden des Unternehmers die Verzögerung veranlaßt hat.

Der erste Spatenstich ist am ersten August 1898 auf der schweizerischen Seite gemacht worden, einige Tage später haben die Arbeiten auf der italienischen Seite begonnen. Der Bauvertrag wurde am 13. November 1898 unterzeichnet, danach soll der Tunnel am 13. Mai 1904 vollendet sein. Wie einst Favre lange vor dem Durchschlag des Gotthardtunnels seine rege Seele aushauchte, so ist inzwischen auch Alfred Brandt bereits von dem Werk abberufen worden, das unzertrennlich mit seinem Namen verbunden ist.

Der Simplontunnel soll die Westschweiz mit Oberitalien verbinden, das Nordportal bei der Station Brig im Rhônethal, das Südportal bei Iselle im Divertalthal. Schon Napoleon I. erkannte die Wichtigkeit einer guten Verbindung an dieser Stelle. Er befahl nach der Schlacht bei Marengo den Bau einer Heerstraße über den Simplonpaß, noch heute ein ruhmvolles Zeugniß für die Tüchtigkeit seiner Ingenieure, und kürzte dadurch den damaligen Weg von Paris nach Mailand um 50 Meilen ab. Der Bahnverkehr geht heute noch auf einen Umweg, entweder durch den mehr südlich gelegenen Mont-Cenistunnel oder durch den mehr nördlich gelegenen Gotthardtunnel. Nach Vollendung des Simplontunnels wird die Länge des Schienenwegs von Paris nach Mailand um 80 km abgekürzt. Aber nicht nur aus diesem Grunde hofft die Jura-Simplonbahn den Verkehr von Frankreich, Belgien und England nach Italien an sich zu ziehen. Um im Concurrenzkampf mit den anderen Bahnlinien des Erfolgs noch sicherer zu sein, läßt sie den Tunnel als sogenannten Basistunnel bauen, d. h. die Alpenkette wird am Fuße durchbohrt, an einer Stelle, die 450 m tiefer liegt als der Gotthardtunnel und 600 m tiefer als der Mont-Cenistunnel. Natürlich ist das Gebirge am Fuße viel breiter, der Tunnel wird deßhalb länger, sein Bau kostspieliger, der Bahnbetrieb durch ihn wird jedoch billiger und vor Allem viel schneller vor sich gehen, weil es nicht mehr nöthig ist, die Züge so hoch hinauf zu fördern.

Dem Beginn aller Bauarbeiten ist eine genaue Untersuchung der geologischen Verhältnisse des Simplongebiets, sowie eine sehr exacte topographische Terrain-Aufnahme vorausgegangen, auf Grund deren die Tunnelachse festgelegt wurde. Nachdem man sich für einen Basistunnel entschieden hatte, war die Lage des Nordportals durch geologische Verhältnisse, seine Höhe durch den Stand des Rhônehochwassers bestimmt. Die Lage des Südportals ergab sich aus klimatischen Verhältnissen bei der sogenannten Straßengallerie von Iselle. Es ist dies eine Stelle des engen Diveriathals, an der zu beiden Seiten des Bachs Felswände mehrere hundert Meter hoch aufsteigen, so daß die Straße ganz in den Fels eingehauen werden mußte. Hier ist eine scharf ausgeprägte klimatische Grenze; thalaufwärts bleibt der Schnee im Winter mehrere Monate liegen, thalabwärts, über diese Stelle hinaus, fahren die Schlitten in zehn Wintern vielleicht einmal. Man wählt nun die Lage des Tunnelportals so, daß es vor dem Zuschneien geschützt ist, damit nicht später der Bahnbetrieb durch Schneefall gestört wird. Um während des Baues die Zufuhr zu den Installationen zu erleichtern, hat man das Portal in Höhe der Simplonstraße gelegt. Nachdem die Lage der Tunnelportale auf diese Weise bestimmt war, ergab sich das Südportal 53 m tiefer liegend als das Nordportal.

Um die einmal angenommene Lage der Tunnel-Mittellinie unverrückbar festzuhalten und stets controliren zu können, ob die Arbeiten auch in der vorgeschriebenen Richtung fortschreiten, sind an jedem Portal in der Verlängerung der Tunnelachse kleine Observatorien errichtet, die mit vorzüglichen Fernrohren und Meßinstrumenten ausgerüstet sind. Da der Tunnel, der ungefähr 19 km lang geradlinig verläuft, an seinen beiden Enden in Curven an die freie Bahnstrecke anschließt, so sind in directer Verlängerung des gradlinigen Theils besondere Richtstollen nur zu dem Zweck hergestellt worden, um geradlinig von den Observatorien in den Tunnel hinein visiren zu können. Das Messen in gerader Linie ergiebt nämlich genauere Resultate als das Messen in Curven. Daß die Arbeiten, die gleichzeitig von den 20 km von einander entfernten Portalen vorgetrieben werden, sich im Innern des Berges auch wirklich treffen, ist bei der Genauigkeit der Instrumente und Meßmethoden außer Zweifel. Uebrigens steigt der Tunnel von beiden Seiten nach der Mitte hin etwas an, damit während des Baues das dem Felsen entströmende Wasser bequem ablaufen kann. In der Mitte des Tunnels wird eine Strecke von 500 m horizontal hergestellt. Hier wird eine kleine Station mit einem Stationsbeamten ihren Platz finden; durch Einschalten dieser Zwischenstation, die den Tunnel in zwei gleiche Hälften theilt, ist es später möglich, die Züge schneller auf einander folgen zu lassen, somit den Tunnel besser auszunutzen.

Die größte Schwierigkeit für den Bau des Tunnels ergiebt sich aus seiner tiefen Lage. Je größer die Ueberlagerung, d. h. je tiefer ein Tunnel unter dem Gipfel des Berges, um so höhere Temperaturen sind während des Baues zu erwarten. Am Simplontunnel dürfte die Temperatur auf 40° C. steigen. Beim Bau des Gotthardtunnels hat die übermäßig feuchte Hitze, obwohl die Gesteinstemperatur nur

Digitized by Google

auf 30° C. stieg, bewirkt, daß mehr als die Hälfte aller Arbeiter erkrankten.

Im Vertrauen auf den hohen Stand der heutigen Maschinentechnik, der es ermöglicht, für Ventilation und Kühlung während des Baues sehr vollkommene Einrichtungen zu treffen, konnte in den Bauvertrag für den Simplontunnel die Bestimmung aufgenommen werden, daß die Lufttemperatur im Innern des Tunnels während des Baues nicht über 25° C. steigen darf. Bei dieser Temperatur kann den Arbeitern selbst auf längere Zeit eine anstrengende Thätigkeit zugemuthet werden. Wenn nöthig, will man sogar die Felswände gefrieren machen.

Da die Erhaltung eines ständigen, geschulten Arbeitercorps für das schnelle Fortschreiten des Unternehmens äußerst wichtig ist, ist in sanitärer Hinsicht alles geschehen, um den Organismus der Arbeiter vor Schädlichkeiten zu schützen. Alle Arbeiter werden bei ihrer Aufnahme gründlich ärztlich untersucht. Die Schlafstellen werden ständig controlirt, damit nicht bei dem mehrmaligen Schichtwechsel innerhalb 24 Stunden ein und dieselbe Schlafstelle von mehr als einem Arbeiter benutzt wird. Auch die in den Tunnel mitgenommenen Lebensmittel unterliegen einer Controle. Die Unternehmung stellt den Arbeitern besondere Arbeitskleider. Beim Verlassen des Tunnels gelangen die Arbeiter durch eine überdeckte Gallerie nach der Badeanstalt; hier müssen sie die nassen und schmutzigen Arbeitskleider ablegen, die auf Kosten der Unternehmung gereinigt und getrocknet werden. Ihre eigenen Kleider erhalten sie erst, nachdem sie sich zum Schutz gegen Erkältung kalt abgedoucht haben. Wer sich entgegen der Vorschrift in den Arbeitskleidern nach Hause begiebt, hat im Falle einer Erkrankung keinen Anspruch auf Krankengeld.

Betrachten wir nun einmal näher, wie der Bau eines Tunnels vor sich geht. Man treibt einen sogenannten Sohlstollen vor, der etwa 2 m hoch und 3 m breit ist, also viel kleineren Querschnitt hat als der fertige Tunnel. Dieser Stollen muß also nachher auf das durch die Größe der Eisenbahnfahrzeuge bedingte Tunnelprofil erweitert, und um das Tunnelprofil stets in der vorgeschriebenen Ausdehnung zu erhalten, ausgemauert werden. Beim Vortreiben des Stollens können wegen des beschränkten Raums gleichzeitig nur wenig Arbeiter thätig sein. Was versäumt worden ist, kann also nicht etwa durch Anstellen einer größeren Anzahl Arbeiter wieder eingeholt werden, wie dies bei den Erweiterungs- und Ausmauerungsarbeiten möglich ist. Die Schnelligkeit, mit der der ganze Tunnel vollendet werden kann, hängt deßhalb in erster Linie von einem raschen Fortschreiten des Sohlstollens ab. Um den größtmöglichen Stollenfortschritt zu erreichen, wird Tag und Nacht, Sonntag und Werktag mit achtstündigem Schichtwechsel weiter gearbeitet, nur an dem ersten Feiertag zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sowie am Tage der heiligen Barbara, der Schutzheiligen der mit Sprengmitteln arbeitenden Bergleute, ruht hier die Arbeit.

Daß es heute gelingt, den Stollen weit schneller vorzutreiben als früher, dieser größte Fortschritt des Tunnelbaus, beruht einmal auf der stärkeren Wirkung unserer heutigen Sprengmittel, besonders aber auf der Vervollkommnung der Gesteinsbohrmaschinen.

Am Simplontunnel sind mit Preßwasser angetriebene Brandt'sche Gesteinsbohrmaschinen in Thätigkeit, verhältnißmäßig kleine, leicht zu handhabende Maschinen, die aber vorzüglich arbeiten. Ihre Stahlbohrer vermögen selbst in das härteste Gestein schnell und sicher einzudringen. In dem engen Sohlstollen können dennoch 3 bis 4 solche Maschinen gleichzeitig arbeiten, wobei ein Ingenieur der Bedienungsmannschaft angiebt, wo und in welcher Richtung gebohrt werden soll. In etwa 2 Stunden ist eine hinreichende Anzahl Bohrlöcher hergestellt, die zur Aufnahme der Dynamitladungen bestimmt sind. Dann müssen die Bohrmaschinen soweit nach rückwärts transportirt werden, daß sie nicht durch die losgeschossenen Felsstücke Beschädigung erleiden. Die Arbeiter begeben sich in eine schützende, seitliche Nische. Nachdem die Schüsse gelöst sind, dauert es etwa eine Stunde, bis der Dynamitrauch sich soweit verzogen hat, daß die Arbeitsstelle wieder zugänglich ist. Mit dem Wegräumen der losgeschossenen Felsstücke vergehen etwa drei Stunden, bevor es möglich ist, die Bohrmaschinen wieder „vor Ort" in Thätigkeit zu bringen. Das Ganze nennt man sehr bezeichnend eine Attaque. Sie dauert, Bohrzeit und Abräumezeit zusammen, etwa sechs Stunden, und man kommt mit ihr $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ m im Felsen vorwärts. Dem Project des Simplontunnels liegt ein mittlerer täglicher Stollenfortschritt von 5,85 m zu Grunde, während der erzielte mittlere tägliche Fortschritt am Gotthardtunnel im günstigsten Monat nur 4,4 m betrug.

Nachdem die Bohrzeit durch die Verbesserungen der Bohrmaschinen im Laufe der Zeit so erheblich abgekürzt worden ist, wäre es natürlich sehr erwünscht, wenn es gelänge, auch die Abräumungszeit zu verkürzen. Nach dem Schuß liegt das meiste Gestein gerade da, wo Platz für eine neue Bohrmaschinenaufstellung geschaffen werden muß. Gelingt es beim Sprengen die Schuttermassen auf eine viel größere Länge zu vertheilen, so ist das Geleise bis vor Ort schneller wieder fahrbar zu machen und die Bohrmaschinen können rascher wieder aufgestellt werden. Dies Alles wollte Brandt mit seiner sogenannten Schutterkanone erreichen. Im Augenblick des Schusses sollte aus einem Preßkopf ein Gemisch von Preßwasser und Preßluft austreten und die losgeschossenen Gesteinsmassen auf eine größere Strecke vertheilen. Die von Brandt getroffene Anordnung hat sich leider nicht bewährt; falls es den fortgesetzten Bemühungen der Ingenieure in Bälde noch gelingt, eine befriedigende constructive Lösung zu finden, so würde der Unternehmung daraus ein enormer Vortheil erwachsen und der Tunnel vielleicht noch vor dem contractlich festgesetzten Termin vollendet werden.

Am Simplontunnel werden nun von jeder Seite gleichzeitig zwei solche, zu einander parallele Sohlstollen vorgetrieben. Im Gegensatz zu den anderen Alpentunnels baut man nämlich nicht einen zweigeleisigen Tunnel, sondern zwei zu einander parallele, eingeleisige Tunnels, deren Mittellinien einen Abstand von 17 m haben. Vorerst wird nur der eine Sohlstollen zum Tunnel ausgebaut; erst wenn dieser eingeleisige Tunnel für den Bahnbetrieb nicht mehr genügt, erfolgt der Ausbau des zweiten Stollens. Man spart also für einige Jahre die Zinsen des Anlagecapitals. Ausschlaggebend für die Wahl dieser Baumethode, die von dem verstorbenen Oberingenieur der Firma Gebrüder Sulzer, Herrn Hirzel ersonnen wurde, waren die Erleichterungen, die sich dabei für den Bau ergaben. Mit dieser anscheinend complicirteren Methode ist es namentlich leichter möglich, die hohe Gesteinstemperatur zu bekämpfen.

Man kann durch den einen Stollen frische Luft bis vor Ort blasen, durch einen Querstollen, wie ein solcher alle 200 m zur Verbindung der Sohlstollen hergestellt wird, tritt sie in den Parallelstollen über, durch diesen wird alle verbrauchte Luft in's Freie geleitet. Die Bergwasser leitet man alle in einen Stollen, so daß die Erweiterung und Ausmauerung des anderen ganz im Trocknen erfolgt. Schließlich erweist sich die Anordnung für die Förderung sehr vortheilhaft. Man muß natürlich die losgeschossenen Felsmassen zum Tunnel hinaus, die Steine für die Ausmauerung in den Tunnel hinein transportiren. Dadurch, daß man nun in beide Stollen Geleise legen kann, wird diese Aufgabe sehr vereinfacht.

Wie erwähnt, werden die Bohrmaschinen mit Preßwasser betrieben, Preßwasser ist also das Mittel, um die Kraft von den Tunnelportalen an die Arbeitsstellen in den Tunnel hinein zu leiten. Zur Erzeugung des Preßwassers sind an

Digitized by Google

den Tunnelportalen in besonderen Gebäuden Preßpumpen aufgestellt, die von Turbinen angetrieben werden. Die Aufgabe, die Installationen bei dem geringen verfügbaren Raum zweckmäßig anzuordnen, die Turbinen, Ventilatoren, Preßpumpen, Compressoren, Reparaturwerkstatt, Magazine und Bureaus unterzubringen, ist von dem schweizerischen Obersten Herrn Locher glänzend gelöst.

Daß zum Antrieb der Maschinen die bei den Tunnelportalen vorhandenen Wasserkräfte benutzt werden, ist selbstverständlich. Wandert man das herrliche Rhônethal abwärts — es hat übrigens eine ursprünglich deutsche Bevölkerung, die jedoch, durch das Gebirge von der deutschen Schweiz getrennt, und durch das Rhônethal ausschließlich auf den Verkehr mit der französischen Schweiz angewiesen, ihr Deutschthum immer mehr aufgiebt — so sieht man etwa 5 km oberhalb Brig einen viereckigen Canal von der Rhône abzweigen, der in Beton ausgeführt ist und auf Betonpfeilern ruht. Er leitet große Wassermassen fast horizontal bis in die Nähe des Tunnelportals, die dann in einer eisernen Druckleitung hinabstürzen und die Turbinen antreiben. Etwa 1600 Pferdestärken werden auf diese Weise an jedem Tunnelportal gewonnen. Nach der Vollendung des Tunnels sind diese Anlagen vielleicht dazu bestimmt, elektrische Energie zu erzeugen für elektrischen Bahnbetrieb durch den Tunnel, vorausgesetzt, daß diese Betriebsart für Vollbahnen bis dahin noch so verbessert wird, daß sie als hinreichend betriebssicher erscheint.

Wird es nun gelingen, den Tunnel rechtzeitig zu vollenden? Diese Frage kann mit Gewißheit heute noch Niemand beantworten. Zwar sind unangenehme Ueberraschungen der Unternehmung nicht erspart geblieben. Das Gestein auf der italienischen Seite hat sich als viel härter erwiesen als angenommen. Mehrfach wurden nutzlose Streiks in Scene gesetzt und werden sich vielleicht auch in Zukunft noch wiederholen. Die größte Störung ist aber durch einen außerordentlichen Wasserzufluß auf der italienischen Seite entstanden, der den ganzen Tunnel in einen reißenden Gebirgsfluß verwandelte. An einer Stelle, die 4500 m von der Tunnelmündung entfernt ist, entströmten dem Felsen riesige Wassermengen, die wohl von einem im Innern des Berges gelegenen See herrührten.*) Sie haben längere Zeit die Arbeiten fast völlig zum Stillstand gebracht. Ob sich die so entstandene Verzögerung wieder einholen läßt, ist fraglich, da aber für den Weiterbau großartige Vorbereitungen getroffen sind, vielleicht doch möglich.

Die Leitung der Bauarbeiten in Iselle lag von Anfang an in den bewährten Händen des Herrn Brandau, in Brig stehen seit Brandt's Tode die Herren Oberst Locher und Oberingenieur von Kager an der Spitze. Die Bearbeitung der maschinentechnischen Aufgaben liegt in der Hand des Oberingenieurs der Firma Gebrüder Sulzer, Herrn Huber.

Wünschen wir dem kühnen Riesenwerk ein glückliches Gelingen!

*) Ueber die Wassergefahr im Simplontunnel wird sich in unserer nächsten Nummer Karl v. Bruchhausen äußern. Die Red.

Literatur und Kunst.

Böcklin's Kunstweise in Goethe'scher Beleuchtung.

Von A. Matthes (Berlin).

Als im Jahre 1804 Johann Peter Hebel's „Allemannische Gedichte" erschienen, begrüßte sie Goethe mit einer ungewöhnlich eingehenden, warmen und — es braucht kaum besonders bemerkt zu werden — überaus treffenden Besprechung in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung". In der einleitenden Charakteristik der Eigenart des Verfassers lesen wir wörtlich: „Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der anderen Seite neigt er sich zum Sittlich-Didactischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dies Lob." Kein Wort ist hier, das nicht eben so sehr für die bildende Kunst Böcklin's, wie für die dichtende Hebel's gilt.

Die Verwandtschaft Beider ist nicht zufällig, sondern hat ihren offenbaren Ursprung in dem Mutterboden des gemeinsamen Volksstammes, dem sie entsprossen, des gemeinsamen Landstriches, in dem sie aufwuchsen. Es ist der „glückliche Winkel", um mit Goethe's Worten fortzufahren, „den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht, ausgezeichnet durch Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise" — und der uns auch noch einen andern bedeutenden Maler der Gegenwart, den freilich in seiner sanften, stillen Gemüthsart nur eine Seite jenes Volksthums besonders markant hervorkehrenden Thoma geschenkt hat. Von Böcklin weiß man zwar, wie bald ihn — im Gegensatz zu dem seßhaften Thoma — Künstlers Erdenwallen in die Fremde führte, aber auch, wie es ihn, ob sich gleich an ihm lange Zeit das Sprichwort von dem Propheten bewährte, der in seinem Vaterlande am wenigsten gilt, immer wieder in das heimathliche Basel zurückzog, und wie er selbst in Italien, wo er sich endlich dauernd niederließ, nur intimen Freunden und Landsleuten zugänglich blieb, mit denen im heimischen Dialect plaudern zu können, ihm das größte Vergnügen bereitete.

Nun hat Böcklin in seinem etwa dreihundert Nummern umfassenden Gesammtwerke allerdings kaum einmal Land und Leute der Baseler Gegend zum Gegenstande seiner Kunst gewählt, es sei denn in der wenig schmeichelhaften Weise der Baseler Sandsteinmasken, in denen, wie die Fama will, Baseler Rathsherren carrikirt sein sollen. Aber wir brauchen uns nur die obige Charakteristik Goethe's von Oertlichkeit und Bewohnern zu wiederholen, um in ihren einzelnen Merkmalen sogleich auch Merkmale der Stoffe, Gegenstände und Darstellungsweisen zu erkennen, denen Böcklin zuneigte. Die Lebendigkeit vor Allem, mit der er uns die mythischen Typen des classischen Alterthums vergegenwärtigt, verdankt er ganz der Urwüchsigkeit seiner eigenen, im heimathlichen Volksthum wurzelnden Natur, welch' Letzteres wir am bequemsten und eindringsten aus Hebel's Dichterweise kennen lernen. Goethe schildert sie, im Verhältniß besonders zur antiken, mit folgenden treffenden Bemerkungen: „Wenn antike oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser (der Allemannischen Gedichte) diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eins auszumachen scheint."

Hebel bleibt mit seinen Stoffen ganz in der Heimath und der Vorstellungsweise seiner Landleute, belebt diese nur

Digitized by Google

durch eine naheliegende Steigerung in's Dichterische, wogegen Böcklin mit seiner Phantasie alle Zeiten und Zonen durchschweift. Um so bemerkenswerther ist, wie trotz der Verschiedenheit seiner Stoffe die heimathliche Art auch bei Böcklin durchschlägt. Seine Faune, Pane, Centauren, Seeweiber, Tritone und Nereiden, zum Theil auch Nymphen, Dryaden, ja Flora, Venus und die Grazien, so feinsinnig er auch Letztere zu geben wußte, verdanken ihre überzeugende Lebendigkeit vorzüglich sozusagen einer allem blutleeren Idealismus abholden Verbauerung, einer ländlichen Naivetät und Derbheit in ihrem Gebahren, einem leiblichen Behagen, gepaart oft mit Körperfülle, kurz einer uneingeschränkten, unverzierten Vollmenschlichkeit, wie ja auch sein Colorit bisweilen an die bäuerische Vorliebe für das Bunte streift. Wenn Hebel auf naivste Weise die Landschaft und alle Naturgegenstände, Fluß, ja Sonne, Mond und Sterne, Tages- und Jahreszeiten direct verbauert, so thut Böcklin dasselbe, auf einem für ihn als bildenden, an gewisse, herkömmliche Typen gebundenen Künstler gebotenen Umwege über die hergebrachten mythologischen Figuren, in indirecter, feinerer Weise, erreicht damit aber auch das Doppelte, erstens diese „idealischen" Gestalten selbst, und zweitens durch sie die Landschaft, mit der sie, wie die Bauern in Hebel's Gedichten nur Eins auszumachen scheinen, auf das Natürlichste zu beleben.

Diese innere Verwandtschaft ist Thatsache, die durch die äußere Verwandtschaft der gleichen Stammeszugehörigkeit genügend erklärt wird. Ihr gegenüber ist es fast gleichgiltig, ob Böcklin Hebel's allemannische Gedichte gekannt und geliebt hat, was Beides von ihm, als geborenem Baseler, auch ohne besondere Nachfrage, mit größter Wahrscheinlichkeit, ja mit Gewißheit behauptet werden darf, und ob er sich selbst der inneren Verwandtschaft bewußt war, was wenigstens für das bewußte Gefühlsleben bejaht werden kann. Daß er dennoch zu keinem von Hebel's Gedichten ein Bild geschaffen, bedarf kaum einer besonderen Erklärung, da sich diese meist wegen ihrer allzugroßen Naivetät in ihrem bildplastischen Gehalt, die alles malerisch Mögliche weit überbietet, nicht dazu eignen. Hat er doch auch sonst nur ganz ausnahmsweise Motive aus seinen andern Lieblingsdichtern, Homer, Theokrit, Ariost und Goethe entlehnt, um sie übrigens ganz frei zu gestalten. Theokrit, mit dem man Hebel, den „deutschen Theokrit", öfter verglichen hat, ist hierbei noch der meist bevorzugte, sowohl in Häufigkeit, wie Enge der Anlehnung. Das altclassische Halbgötter-Milieu, sowohl im „Panischen Schrecken" nach einer Stelle aus Theokrit's erstem, wie in „Des Hirten Liebesklage" nach Theokrit's drittem Idyll reizte hier offenbar besonders stark den Künstler. Möglich, ja, wie man sehen wird, nicht unwahrscheinlich ist aber, daß er wenigstens zu einigen seiner Bilder, sicher, daß er zu gewissen von ihren wiederkehrenden Motiven aus Hebel's Gedichten Anregung geschöpft hat, auch wenn ihm selbst Nichts davon bewußt geworden sein sollte. Die unbewußte Entlehnung oder Anlehnung ist ja eine gerade im künstlerischen Schaffen sehr häufige, bekannte, auch von Böcklin selbst bezüglich seiner Werke offen zugestandene Thatsache.

Wir bemerken zunächst eine Aehnlichkeit in der eigenartigen häufigen Verwendung der Engel. Goethe äußert sich hierzu über Hebel: „Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt." Er denkt an Beispiele, wie „Die Irrlichter", wo diese als Engel Nachts den guten Wanderer recht, den bösen irre führen, an ähnliche Motive in den Gedichten „Der Geisterbesuch auf dem Feldberg" und „Der Knabe im Erdbeerschlag", endlich an Naturschilderungen, wie „Der Käfer", wo Engel in Lilienblüthen den Käfer für die Uebertragung von Blumenstaub mit Blumensaft bewirthen, und „Das Habermus", wo Gott dem keimenden Haferkorn einen Engel schickt:

„Bringem e Tröpfli Thau und sag' em fründli Gottwilche!" — und wo es später von den Blüthen heißt:

„Sagmer au ne Mensch, wer hat an sideni Fäde
Do er Chnöpli g'henkt und dört mit chünstlige Hände?
D'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Fuhren
Uf und ab vo Halm zu Halm, und schaffe sölli".*)

Das erinnert sehr lebhaft an die einzig-liebliche Art, wie auch Böcklin in seinen Bildern oft Engel anbringt, indem er sie ebenso an Naturerscheinungen und Menschengeschick anschließt. In „Frühlings Erwachen" sehen wir sie paarweise schlummernd im Grase, andere noch verschlafen dasitzend oder behutsam auf allen Vieren durch's Gras krabbelnd, während Mutter Natur oder Göttin Flora ihnen ein leises Lenzeslied auf der Harfe spielt, in der Frühlingshymne „Die drei Grazien" schweben sie ganz nach Hebel's Art durch die Lüfte, an den Bäumen beschäftigt, Thau den Knospen zu bringen, in der „Venus Anadyomene" umwirbeln sie, wie Schaumgewölk über einem Pocal, die ttin auf der Meeresfahrt, die Schleier lüftend und sie bet end, auf dem „Geigenden Eremiten" lauschen sie heimlich schalkhaft dem Violinenspiel, uns in glücklichem Lächel hre Seligkeit andeutend, und so noch öfter.

Daß Tages- und Jahreszeiten ihm besonders gut gelingen, kann man ferner ebenso gut von Böcklin, wie Goethe von Hebel sagen, obgleich Beiden vieles Andere nicht minder gelingt. Denn die Tages- und Jahreszeiten sind in des Ersteren Bildern nicht nur fast vollständig, sondern z. Th. auch in mehreren Gestaltungen vorhanden und zählen zu seinen charakteristischesten Schöpfungen. Letzteres gilt noch mehr von gespenstischen Geschichten und geisterhaften Gesichten, die wir auch bei Hebel in größerer Zahl und virtuoser Behandlung finden. Beispiele sind bei Böcklin die Sommermittagsstimmung, wo im prall um einen phantastischen Felsen spielenden Sonnenschein, der mit seiner Dörrhitze gelockerte Felsstücke löst und zum Fallen bringt, Gott Pan dem erschreckt fliehenden Hirten erscheint, die „Drei Furien", die während eines Waldgewitters nach vollbrachter That dem Mörder als Verkörperungen seines eigenen, sich regenden Gewissens sich darstellen (der packenden Charakterschilderung eines Bösewichts und seiner Qualen in Hebel's „Karfunkel" vergleichbar). Auch der Frühlingsabend mit dem flötenden Pan und den lauschenden Dryaden und der „Sommerabend" mit der im Schatten eines Oleanders liebekrank hingesunkenen, Eros entsendenden Aphrodite (als phantastische Compositionen, die den Stimmungsgehalt der Landschaft in lebendig geschauten mythischen Figuren verkörpern), ferner die völlig freien Phantasieschöpfungen „Die Meeresbrandung" und „Das Schweigen im Walde", endlich „Der Ritt des Todes" mit der düsteren Gestalt des Allbezwingers, wie er durch die stürmische, drohend beleuchtete Herbstlandschaft sein Roß spornt, das vor einer bis auf die Wurzel geborstenen uralten Weide sich paradirend aufbäumt, können hierher gezählt werden.

Noch häufiger sind die verwandten Bilder, die Tod und Vergänglichkeit, wie schon das letzte, zum Gegenstande haben, und ähnlich zahlreich unter Böcklin's Gemälden, wie die Gedichte von Tod und Vergänglichkeit unter Hebel's Poesieen vertreten sind. Hier liegt es am nächsten, einen Einfluß der gleichen localen Umgebung, das frühe Anschauen des berühmten Baseler Todtentanzes und einiger verfallener Schlösser der Umgegend, anzunehmen, von denen bei Hebel besonders das „Röttler Schloß, so schuderig, wie der Tod im Baseler Todtentanz" (bemerkenswerth durch seinen bloßen Namen ist auch ein Ort „Todtnau") vorkommt. Vielleicht werden intime Kenner jener Gegend eine Aehnlichkeit zwischen diesen Schlössern und einer von Böcklin's Burgruinen entdecken können. Durch die als sicher anzunehmende frühe Be-

*) sölli = gewaltig, sehr.

Digitized by Google

kanntschaft mit Hebel's Gedichten mußte Böcklin's Auge schon im Knabenalter in seelenvoller Betrachtung auf jene stimmungsvollen Zeugen der Vergänglichkeit alles Menschlichen hingelenkt werden, und so sehen wir ihn nicht nur in verfallenen Burgen, Ruinen und Landhäusern, sondern auch in dem an die Todtentänze erinnernden „Selbstporträt mit dem geigenden Tod" und in seiner „Todteninsel", ähnlich wie Hebel in den Gedichten „Vergänglichkeit, Wächterruf, Der Wächter in der Mitternacht, Auf einem Grabe", immer die gleichen Gedanken und Gefühle in mannigfacher Weise ergreifend und erhebend variieren.

So haben wir bereits eine Anzahl Bilder kennen gelernt, die, um mit Goethe's Hebel betreffenden Worten zu reden, „Gegenstände der Natur in ihrem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung" beschreiben, doch diese Beschreibungen „durch glückliche Personificationen auf eine höhere Stufe" heraufheben. Bereits das letztgenannte Gemälde „Die Todteninsel" neigt aber durch ihren erhebenden Stimmungsgehalt stark zum Sittlich-Didactischen, durch ihre sinnbildliche Darstellung von Tod und Grab zum Allegorischen, also in die zweite Categorie der von Goethe bei Hebel unterschiedenen Darstellungswesen und Stoffe hinüber, bei der dieser, wie Goethe sich ausdrückt, „wie dort für seine Körper einen Geist, so hier für seine Geister einen Körper" findet. In die Classe der Allegorieen gehört neben der „Todteninsel" die „Lebensinsel", jener zwar nicht gleichwerthig, aber doch schön genug, um seine Freude daran zu haben, und sinnig genug, um Lebenslehren daraus zu ziehen. Hieran schließen sich „Die Gefilde der Seligen", in denen eingehendere Betrachtung ein erhabenes lyrisch-didactisches Selbstbekenntniß des Bilddichters, eine Apotheose des künstlerischen Schaffens und ihres Productes der Kunst und Schönheit aufs Klarste zu erkennen vermag. „Der Quell in der Felsschlucht" ferner ist wohl seinem gedanklichen Gehalte nach gleichfalls als Allegorie, als ein Hymnus auf die gewaltig schaffende Lebenskraft und ihre geheimen Quellen, Wasser und Licht, zu verstehen; das Lebensbild, „Vita somnium breve", als eine tiefsinnige Darstellung des menschlichen Lebenslaufes von dem räthselhaften Ursprung in der Geburt über die selige Kindheit, die Blüthe der Jugend und Vollkraft der Reife bis zum geheimnißvollen Ende im Tode, der es seinem Urquell, dem den Titel des Bildes als Aufschrift tragenden Sphinxbrunnen, wieder zurückgiebt.

Letzterem verwandt in der Idee, weniger auf concentrirt, dafür aber freier und genialer in der Ausführung ist die „Frühlingslandschaft", auch genannt „Die drei Lebensalter" nach den als Staffage und gleichsam zum Zweck der tiefern allegorischen Auslegung in sie hineingestellten Gruppen zweier Kinder im heimlichen, quelldurchrieselten Winkel des schattigen Landhauses, eines jungen Liebespaares am blühenden Bachesrand und einem sinnenden Greis am Ufer eines breiten Flußlaufes. Die Landschaft öffnet sich nicht, wie gewöhnlich, nach der Tiefe des Hintergrundes, dem freien Fernblick, sondern in der Folge der drei Lebensalter von der linken zur rechten Seite des Bildes in sehr natürlich gegebener Steigerung, und in dieser Richtung ziehen auch hoch über den alten, neusprossenden Silberpappeln die leichten weißen Frühlingswolken, bis sie immer kleiner, dichter ganz rechts am Horizont in die Unendlichkeit verschwinden, so auch in ihrer Weise den Verlauf des Lebens begleitend. Hebel hat in seinem Gedichte „Die Wiese" gleich genial, doch mit einem durch die andern Mittel seiner Kunst, der Poesie, unterschiedenen Kunstgriff die Schilderung einer Landschaft mit der eines Lebenslaufes verbunden, indem er den kleinen Fluß jenes glücklichen Landstriches, die Wiese, als wachsendes Bauernmädchen darstellt, das sich nach manchem, immer eng an die Landschaft angeschlossenen Erlebniß endlich in der Ebene mit dem jugendlichen Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung nennt Goethe „außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt". Das Problem und seine Lösung ist, die durch die Mittel der verschiedenen Künste bedingten Unterschiede abgerechnet, ganz dasselbe wie in Böcklin's „Frühlingslandschaft", so daß man bei der einem Maler gewiß höchst fern liegenden Eigenthümlichkeit einer solchen Aufgabe eine mindestens unbewußte Anregung Böcklin's durch Hebel vermuthen möchte. Daß Böcklin's Schöpfung dadurch nicht weniger bewunderungswürdig wird, braucht kaum bemerkt zu werden.

Einen didactischen Gehalt hat auch das Bild: „Sieh', es lacht die Au'!" wie schon der aus dem Charfreitagszauber in Wagner's Parsifal entlehnte Titel verräth. Eine junge, leidbedrückte Frau ergeht sich vor den Mauern der Stadt im neu erblühenden Frühling unter gütigen tröstend theilnehmenden Freundinnen, und auch ihre Thräne, wie es eine sinnige christliche Mythe von allem Charfreitagsleid überhaupt will, „wird zum Segensthaue: sie weinte — sieh, es lacht die Aue!" Die leiderlösende Heilwirkung der Natur- und religiösen Empfindung auf ein empfängliches Gemüth ist dargestellt, und gleichsam als Lehre für ähnliche Lebenslagen, als sanfte Mahnung den Frauen an's Herz gelegt. Auch aus den Bildern „Der Abenteurer", „Die Heimkehr", die wie schon manche der im Vorhergehenden paarweise genannten geradezu als Pendants gelten können, klingen tiefsinnige, warnende Lebensbetrachtungen in den Gedanken über ein leeres, abenteuerndes Leben und in den Gefühlen, mit denen wir den Heimgekehrten die Wiege seiner Kindheit begrüßen sehen, zu uns herauf. Gemälde endlich, wie „Die Meeresbrandung" und „Das Schweigen im Walde" stellen intimste Seelenvorgänge in solcher Tiefe und Wahrheit vor uns hin, daß sie sich, ähnlich wie Shakespeare's Figuren, zur wissenschaftlichen Explicirung dieser psychischen Acte benutzen lassen.

Hiermit ist der Ideenkreis von Böcklin's Bilddichtung zwar nicht erschöpft, aber die Hälfte oder ein gutes Drittel davon doch charakteristisch umschrieben worden. Es zeigt sich klar, welches bedeutende Stück Poesie er, als Erbtheil aus der alten allemanischen Stammesanlage und den unmittelbaren Eindrücken seiner Heimath, wahrscheinlich unter erheblicher Mitwirkung der Gedichte Hebel's, in seine Kunst mitbekommen. Sein Geist ist übrigens bei gleicher Tiefe unbedingt reicher und weiter als der Hebel's, der über eine gewisse heimathliche Beschränkung auf das Volksthümliche nie hinauskam. Auch seine Darstellungsgabe wird man, wenn man die größeren Schwierigkeiten der von ihm meisterhaft gehandhabten malerischen Technik neben dem größeren von ihm beherrschten Stoffgebiet in Betracht zieht, im Vergleich noch bedeutender finden, und so auf seinem Gebiete überhaupt seine Bedeutung höher veranschlagen dürfen als die Hebel's auf dem seinigen, ohne deßhalb Hebel Unrecht zu thun, der als der größte deutsche Dialectdichter längst anerkannt ist. Ein Verdienst, wie die auch culturgeschichtlich unschätzbare Wiedererweckung und zugleich Vertiefung antiker Mythen in lebendigster Naturanschauung, hat Hebel jedenfalls nicht aufzuweisen. Aber darüber hinaus ist Böcklin nicht bloß in der besonders bevorzugten antiken Phantasiewelt, sondern, wie seine Feueranbeter, sein Gothenzug, sein Piratenüberfall u. A. m. beweisen, in allen Culturepochen der Menschheit zu Hause. Er weiß wie Wald und Wiese, Berg und Thal auch das Meer in Sturm und Stille darzustellen und bald grandios phantastisch, bald köstlich humorvoll mit Gestalten zu beleben wie kein zweiter. Und selbst im Humoristischen, an dem auch Hebel nicht arm ist, geht er doch noch durch gelegentliche meisterhafte Satire, in der Hebel nur einen mißglückten Versuch machte („Die Marktweiber in der Stadt"), über diesen hinaus.

Digitized by Google

Imperialismus in der Musikpädagogik.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

In der mühevollen und doch schönen Entwickelung, welche die Pädagogik auf deutschem Boden seit dem Wirken eines A. H. Francke, eines J. H. Pestalozzi u. A. genommen hat, ist vielleicht der schönste Zug ihr Streben nach Eigenkraft, nach Selbstständigkeit, nach individueller Eigenart jeder Leistung. Nicht etwa durch Bitten an Behörden um das Vorschreiben von Lehrcursen, um das Abnehmen von Prüfungen, um Regelungen und Verordnungen, um Zwang und Verbot haben wir es zu einer Kunst des Erziehens und Unterrichtens sowie zu einer Wissenschaft davon gebracht, sondern durch eine ebenso eigene Arbeit der Betheiligten, wie sie beispielsweise der Baukunst oder der Geschichtswissenschaft zu ihrer heutigen Höhe verhalfen. Traurig genug, daß dabei leider in weitem Umfang auch Gegenkräfte am Werke sind. Mit der Uhr in der Hand zu wissen, daß jetzt in sämmtlichen Schulen des Landes der und der Punkt daran kommt, und daß die Bewegung der Bevölkerung in zwei großen Abtheilungen vor sich geht: in der Abtheilung der Geprüften und in der der Ungeprüften — das ist für Manchen die Weisheit eines Cultusministers.

Die pädagogische Welt hallt wider von Klagen über das Regeln und Systematisiren, über das Gleichmachen von Schulen statt des Begünstigens localer wie auch persönlicher Verschiedenheiten, über Controlirungen und Verordnungen, u. dgl. m., und speciell von Protesten der Lehrer gegen Eingriffe, Einschränkungen von oben. Und die Geschichte der Pädagogik hallt wider von Anklagen gegen eine Periode in der deutschen Pädagogik, die sich gerade durch ein solches Reglementirwesen kennzeichnete. Das war das Walten des Ministeriums Altenstein in Preußen, insbesondere des Leiters des höheren Schulwesens, Johannes Schulze; das war schon vorher die Zeit, aus welcher wir die herrliche Einrichtung des Abiturientenexamens haben, die sogar auch Manchen zu dem Mißverständniß verleiten mag, sie sei eine pädagogische, etwa gar von Pädagogen eingeführte Angelegenheit. Und dieser ganze Zug des Behandelns der Pädagogik als einer Verwaltungssache ist nicht nur jetzt noch bei verschiedenen Behörden vorhanden, sondern er erfüllt auch die Auffassung des Publicums, zum Theil vielleicht sogar stärker als die der Behörden.

Eine merkwürdige Frucht solcher Auffassungen ist eine seit Anfang 1901 stetig betriebene und im Grunde weiter zurückreichende Bewegung Seitens der deutschen Musiklehrer und -lehrerinnen. Sie geht darauf hinaus, eine staatliche Prüfung für diese in Preußen durchzusetzen, und zwar — was zu beachten wichtig ist — auf Grund der Einsicht in die thatsächlich schlimmen Verhältnisse des gegenwärtigen Musikunterrichtes. Die Musiksection des Allgemeinen deutschen Lehrerinnen-Vereins war die Anregerin, die zu Berlin herauskommende Zeitschrift „Der Clavierlehrer" ist die Führerin im Streit, oder vielmehr im Angriff. Denn die Zustimmungen zu der Position dieser Zeitschrift sind so einmüthig, daß kein Streit zu bestehen scheint. Dies reizt allerdings zu zwei Vermuthungen. Erstens konnte es von vorn herein so aussehen, als wäre man auch bereit, den Gegenstimmen Gehör und nähere Auseinandersetzung zu gönnen; bisher sind aber innerhalb jenes Rahmens solche Stimmen im Wesentlichen nicht gebracht oder behandelt worden. Zweitens drängt sich die Frage auf, ob alle die mehreren hundert Zustimmungen sich der Tragweite ihres Ja bewußt waren. Hat jede von diesen Stimmen sich gefragt, ob derartige behördliche Regelungen mit ihrer politischen Gesinnung verträglich sind? Hat sich jede von ihnen nach gewissenhaftem Besinnen die Ueberzeugung erworben, daß solche pädagogische Nöthe in der Hauptsache auf den Bedarf nach einem Examen hinauskommen? In der Nummer 2 des 24. Jahrgangs jener Zeitschrift, vom 15. Januar 1901, erschien unter den Namen, von welchen „zustimmende Schreiben auf den einleitenden Artikel" eingingen, auch der meinige. So ehrend es für mich ist, mit unter Denjenigen zu erscheinen, die es gut meinen, so muß ich doch die Ehre, unter den jene specifische Bewegung Fördernden zu rangiren, mit verbindlichem Dank ablehnen. Meine eigenen Zeilen von damals an die Redaction und meine früheren öffentlichen Aeußerungen waren nicht eben mißverständlich.

Nach langem Betreiben der Sache wurde eine entsprechende Petition ausgelegt (No. 19 vom 1. October 1901) und im Januar 1902 mit ungefähr 2000 Unterschriften eingereicht. Es ist nun wohl an der Zeit, mit einer Warnung vor diesem Weg nicht mehr zu zögern und zugleich dem preußischen Cultusministerium zu sagen, daß es sich hier weder um eine Einstimmigkeit noch auch um eine naturgemäße Folgerung aus dem gegenwärtigen Stande der Pädagogik handelt. Eine bange Besorgniß ergreift einen allerdings, daß man anscheinend als einziger Rasender unter Vernünftigen den mit bestem Glauben für eine gute Sache, d. i. für Hebung der Musikpädagogik und damit auch des Musiklehrerstandes, einstimmig Eintretenden eine schwere Störung bereiten kann. Indessen ist es ja auch auf solche Gefahren hin eine Pflicht, nöthigenfalls als Einziger den Warnungsruf vor dem Unheil, das man kommen und gekommen sieht, bei Zeiten mit aller Kraft zu erheben.

Den in jenem Rahmen bisher gehörten Rednern kann man allerdings in dem Punkt, auf den es am Ende ganz eigentlich ankommt oder ankommen sollte, so lebhaft beistimmen, daß man am liebsten ganze Partieen des dort Gesagten citirend abschreiben möchte. Gilt es doch zunächst nicht, mit originellen neuen Ideen zu kommen, sondern ein und dieselbe alte Sache immer wiederum und noch tausend Mal zu wiederholen. Wir brauchen sowohl für die Tonkunst selber wie auch für das Verhältniß des Publicums zu ihr vor allem Anderen fachtüchtige und überhaupt bildungsreiche Musiklehrer von Beruf und Stand. Mit allem Recht fielen die Worte: „Es würde zu sehr die unmittelbare, künstlerische Bethätigung betont, aber nicht daran gedacht, das Errungene zu fixiren; die Blicke seien auf die Ausübung, aber nicht auf das Verständniß gerichtet, man überlasse sich zu sehr dem unmittelbaren Kunstgenuß, ohne gleichzeitig die Erkenntniß zu fördern." Und: „Eine allgemeine, gründlichere, wissenschaftliche Bildung aller unterrichtenden Elemente wird naturgemäß eine vertiefte, der Wichtigkeit der Tonkunst entsprechende Erziehung der Jugend im Gefolge haben" u. s. w. (ebenda 1. Januar 1901, S. 4 f.).

Wie traurig, daß so viele Kräfte aufgewendet werden müssen, um solche selbstverständliche Richtigkeiten noch erst der öffentlichen Meinung beizubringen! Doch trösten wir uns: kaum ein Dogma ist verbreiteter als dieses, daß Erziehung und Unterricht von jedem Nächstbesten, oder höchstens: von Jedem nur in der betreffenden Sache als solcher Gebildeten, ausgeübt werden können. Dieses Dogma gilt überall und für alles Erziehungs- und Unterrichtswesen, ausgenommen fast nur das Elementarschulwesen (und was dazu gehört) in den fortgeschrittensten Ländern, nicht ausgenommen das Hochschulwesen. Das Gegentheil dieses Dogmas jedoch liegt in dem, was heute die Wissenschaft der Pädagogik als ihre vornehmste Errungenschaft und als ihre erste Forderung betrachtet: daß nämlich vor Allem nach dem Lehrer gefragt werden müsse — nicht nach dem Schüler, nicht nach dem Lehrstoff, nicht nach der Methode, nicht nach dem Examen — und daß in erster Linie für eine specifisch pädagogische Vorbildung der Lehrer gesorgt werden müsse. Lange genug hat es bis zu dieser Errungenschaft auch in der Theorie gedauert: in früheren Stadien der Geschichte der Pädagogik war man zum Theil sogar geradezu darauf aus, durch eigene Lehrbücher, Methoden u. s. w. auch dem schlechten Lehrer einen Erfolg zu ermöglichen (so selbst noch Comenius). An der

Digitized by Google

Entwickelung darüber hinaus bis zu jenem „Punkt Eins“ der modernen Pädagogik wollen wir mit allen Kräften festhalten.

Noch Etwas soll uns einerseits trösten und andererseits ermuthigen. Es ist nämlich in der gesammten Pädagogik auch von heute — praktisch, theoretisch und historisch — eine große Gruppe von Gebieten gegenüber den übrigen fast völlig vernachlässigt. Reichlich bedacht sind, und zwar großentheils seit Längerem, alle sogenannten Schulfächer und die ihnen gewidmeten Bildungsanstalten. Für Das, was in den „elementaren“ und in den „mittleren“ wie „höheren“ Schulen gelehrt wird, giebt es eine nicht übel ausgebildete pädagogische Praxis, Theorie und geschichtliche Behandlung. Eine Welt von pädagogischem Können, eine Fluth von pädagogischen Büchern und Zeitschriften und eine beträchtliche Menge von Schul- und Unterrichtsgeschichten thürmt sich immer höher auf. Das Alles ist fast mit einem Schlag zu Ende, sobald nicht mehr Schulfächer und Schulen engeren Sinnes, sondern die Wissenschaften und Künste als solche und die ihnen gewidmeten Lehrstätten in Betracht kommen, d. i. die Universitäten und sonstigen Hochschulen sowie hochschulähnlichen Anstalten. Hier ist die Praxis gering, die Theorie fast Null, die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung wenig mehr; einzig die Geschichte der Universitäten ist einigermaßen nennenswerth behandelt. Die „hochschulpädagogische“ und speciell die „universitätspädagogische“ Bewegung arbeitet seit Jahr und Tag an einer Ueberwindung dieses Zustandes, — ungewiß, wie bald ihren bisher noch schwachen Kräften ein größerer Erfolg beschieden sein wird.

Lassen wir die angeregte Frage nach den Wissenschaften bei Seite, und bleiben wir bei der nach den Künsten als solchen. Hier suchen wir im großen Ganzen pädagogisches Interesse vergebens. Nicht bald ist etwas auffallender, als daß bisher anscheinend noch Niemandem aufgefallen ist, wie sehr es selbst an einer Behandlung der Geschichte des Unterrichts- und Schulwesens in den Künsten fehlt. Keine Burg, keine Kirchthurmglocke, keine Volkssitte u. s. w. u. s. w., die nicht historisch erforscht und dargestellt wird oder es bald werden wird. Nur der seit aller höheren Cultur vorhandene Unterricht in den bildenden und tönenden Künsten und die zunächst seit 3 bis 4 Jahrhunderten bestehenden Kunstakademien und Conservatorien sind für den Historiker so gut wie nicht vorhanden — einige meist unzulängliche Jubiläumsschriften u. dgl. ausgenommen; und sie sind es für den pädagogischen Theoretiker erst recht nicht — mit verschwindenden Ausnahmen.

Dies ist theils Ursache und theils Widerspiegelung des von uns Allen beklagten Zustandes und zeigt, wie weit wir hier noch zurück sind, wie sehr wir erst noch auf ein Nachkommen der Kunstpädagogik hinter der übrigen Pädagogik hoffen und darauf unsere Kräfte werfen müssen.

Und nun soll eine noch fehlende Welt aufgebaut werden durch ein — wenn auch noch so beschränkt anzuwendendes — vermeintliches Hauptmittel: durch Staatshülfe, durch Reglementiren, ja selbst durch Verbote und durch Zwang. Gegen die Zumuthung, man wolle verbieten und zwingen lassen, protestirt jene Bewegung allerdings. Trotzdem ist es so. Wie in dem Einführungsartikel (1. Januar 1901, S. 6) stand, berief ein ethisch hochstehender Mann, der Gründer des „Clavierlehrers“ und ein Hauptförderer der Musikpädagogik, Emil Breslaur, „im November 1888 eine Versammlung von Leitern Berliner Musikschulen und verlas in ihr eine Eingabe an das Königliche Polizei-Präsidium, worin es gebeten wurde, die Vorstände der Berliner Polizei-Reviere anzuweisen, von den Begründern neuer Musikschulen in Berlin den Befähigungsnachweis zu verlangen. Diese Eingabe, die von 24 Musikschulleitern unterschrieben wurde, erfuhr eine abschlägige Antwort“. Eine Petition von 1886 an das Ministerium war schriftlich gar nicht und mündlich damit beantwortet worden, „eine obligatorische Prüfung der Musiklehrer könne nicht verfügt werden, da dies gegen die Gewerbeordnung verstoßen würde“ (ebenda). Man traut kaum seinen eigenen Augen, wenn man Derartiges liest: Polizei und Ministerium der Hort der Freiheit gegen reactionäre Forderungen von Künstlern und Lehrern!

Auch weiterhin verräth jene Bewegung ihre Vorliebe für ein Verbieten und Zwingen, allerdings mit einem beständigen Schwanken zwischen diesem und einem entgegengesetzten Standpunkt. In der Begleitschrift zur jetzigen Petition heißt es (Nr. 19 vom 1. October 1901, S. 305 f.): „Es könnte sich also nur um eine staatliche Controle Derer handeln, welche den Jugendunterricht in der Musik als Beruf erwählen, wie um eine Ueberwachung der Musikschulen, Conservatorien u. s. w., die sich mit der Ausbildung von Musiklehrern und -Lehrerinnen befassen. Hier überall könnte der Staat mit Leichtigkeit durch feste Bestimmungen, durch vorgeschriebene Lehrcurse, durch abzulegende Prüfungen eingreifen. Würde der Staat von Jedem, der sich öffentlich als Musiklehrer ankündigt, von Allen, die die Eröffnung eines Conservatoriums, einer Musikschule planen, einen Befähigungsnachweis verlangen; wäre es gesetzliche Pflicht der bestätigten Leiter, nur geprüfte Lehrer an ihren Anstalten anzustellen; würde die Ausstellung von Reifezeugnissen an feste Bedingungen auf Grund von abgelegten Prüfungen geknüpft: so könnte schon dadurch der heutigen Willkür ein fester Damm entgegengesetzt werden“ u. s. w. Das ist doch deutlich genug.

Nun aber die Vorsicht. „Vorweg sei bemerkt, daß wir uns die erbetene Prüfung zunächst nicht obligatorisch und nicht mit rückwirkender Kraft, vielmehr als eine freiwillige denken, um für den Augenblick die Existenz älterer, jetzt im Beruf stehender Musiker nicht zu gefährden.“ „Zunächst“ — „für den Augenblick“ — das Weitere soll also nachfolgen? Es kommt zum Theil schon jetzt:

„Nach Einführung der staatlichen Prüfung dürften weder Conservatorien, noch Privatlehrer Reifezeugnisse zur Ausübung des Lehrberufs ausstellen.“ Dabei wird die sachliche Verläßlichkeit des staatlichen Vorgehens ohne Weiteres vorausgesetzt. Durch das Prädicat „staatlich geprüft“ wäre dem Publicum „eine Gewähr geboten für fachmäßig ertheilten Unterricht.“ Schließlich wird eine preußische Cabinets-Ordre vom 10. Juni 1834 angerufen, die heute noch zu Kraft bestehe. Das von dieser verlangte Zeugniß „sollte sich nicht nur auf die Tüchtigkeit zur Unterrichtsertheilung in Bezug auf Kenntnisse beschränken, sondern sich auch auf Sittlichkeit und Lauterkeit der Gesinnung erstrecken.“ (!)

In einem der jetzigen Petition angefügten „Provisorischen Entwurf zur Prüfungsordnung“ u. s. w. wird ein detaillirter Prüfungsplan vorgelegt, der von Ernst, aber auch von der Schwierigkeit zeugt, sich auf einen solchen Plan zu einigen; er enthält sachlich einiges mindestens sehr Anfechtbare.

Charakteristisch ist auch Folgendes. In Nr. 24 des „Clavierlehrers“ vom 10. December 1901 (S. 402 f.) wird A. Schüz' „Zur Aesthetik der Musik“ günstig besprochen. Der Verfasser verlangt staatliche Maßnahmen. Unter Anderem heißt es in dem Buch: Würde dem Staat von einem Sachverständigen-Collegium eine Musik „als positiv schlecht, den Geschmack des Publicums verwüstend, verweichlichend und demoralisirend bezeichnet, so dürfte er kecklich solche Musik als polizeiwidrig verbieten.“ Diesem Citat fügt der Recensent die Worte an: „Vorstehendes läßt erkennen, wie tief A. Schüz von der Würde und dem sittlichen Werth der Tonkunst durchdrungen ist“ u. s. w.

Außerdem führe ich noch aus der Zeitschrift „Die Kunst in Ton und Wort“ (Berlin-Charlottenburg, 23. Januar 1902) die Worte eines Aufsatzes „Der Verfall der Gesangskunst“ an: „Sehr wünschenswerth und segenbringend würde es sein, wenn für Gesanglehrer eine staatliche Prüfung verlangt würde; jeder könnende Lehrer würde sich ihr gern

Digitized by Google

unterziehen." Auch hier nicht einmal der Anlauf zu einer Würdigung des entgegengesetzten Standpunktes. — Ueber Bestrebungen, die ungarischen Musikschulen zu verstaatlichen, berichtet der „Clavierlehrer" in Nr. 15 f von 1901 (S. 244 u. 260).

Es ist ganz einfach die Frage — und zwar hier nur für unser Gebiet: mit welchem Rechte wollen wir verbietend, zwingend, und indirect sogar existenzvernichtend gegen Mitmenschen vorgehen, die andere Ansichten, anderes Streben, und anderes — vielleicht schlechteres, vielleicht besseres — Können besitzen als wir? Höchlichst würden wir uns dagegen verwahren, wenn hinwider diese sich gegen uns ebensolche Rechte verschaffen oder anmaßen wollten. Natürlich hemmen und schädigen Gegenstrebende und auch Gleichstrebende unter Umständen gegenseitig ihr Dasein gar sehr; mein hiesiger Aufsatz stört vielleicht Andere, und andere Aufsätze stören vielleicht mich. Das liegt in der Kampfnatur alles Lebens. Allein durch diese ist noch weder Krieg noch sonst ein Zwang unter Menschen von unserer Entwickelungshöhe gerechtfertigt. Und Zwang, gleichwerthig einer physischen Freiheitsberaubung — die ja schließlich durch die Polizei auch hier kommen müßte — würde jedes gewaltsame Verbieten der Unterrichtsthätigkeit eines meiner Mitmenschen sein. Wieso soll ich mir anmaßen, einen Menschen zu hindern, wenn es ihm beliebt, sich auf den Kopf zu stellen, und wenn es anderen beliebt, ihm nachzufolgen? Und haben wir wirklich Aussicht, ihn und seine Nachfolger zu bekehren und die Welt von Verkehrtheiten zu befreien, wenn wir ihn von außen zwingen, statt ihn durch unsere zwanglose Einwirkung zur selbstständigen Wahl von etwas Besserem zu bringen? Soll ich, angefangen von Jesu Evangelium bis herab zu den jüngsten Rufen wieder alle Reste eines Imperalismus, erst Argumente dafür bringen oder wiederholen, daß wir nicht nützen, sondern nur schaden, wenn wir etwas erzwingen, zumal mit Existenzbedrohungen erzwingen wollen?!

Jenes unsichere Tasten, das bereits in den bisherigen Rufen nach Staatszwang, bezüglich des Musiklehrerthums, zu merken war, zeigt, daß ein dunkles Gefühl für den einzig ethisch und sachlich würdigen Ausweg, allerdings auch nur ein solches, bereits vorhanden ist. Voranschicken muß ich aber doch die Bemerkung, daß die dort gefallenen Worte, „nur die Musik sei immer noch vogelfrei" (1. Januar 1901, S. 6 und 1. October 1901, S. 303), direct falsch sind. Jede Wissenschaft und Kunst kann schon in unseren meisten Staaten frei und zwar auch gegen Entgelt gelehrt werden. Es wäre doch allzu toll, wenn ich bei einem der Botanik Kundigen seine Wissenschaft — und zwar gegen Bezahlung — nicht lernen dürfte, weil er nicht „approbirt" ist. Thatsächlich unterliegt ja auch nur ein Theil des Schulwesens und in gewissen Grenzen die öffentliche Ankündigung desselben den Geboten der Gewerbeordnung. Alles übrige pädagogische Wesen zu reglementiren würde heute nicht nur wider modernes Menschenrecht und noch dazu schädlich, sondern auch unmöglich sein. Der „Clavierlehrer" hingegen sieht (S. 303) den Grund des Zurückbleibens der Musikpädagogik in dem Mangel an Ordnung, Controle u. s. w., den der sonstigen großen Fortschritte und Reformen des Unterrichtswesens in eben diesen Regelungen.

Nun hieß es in den vorangehenden Erörterungen an der einen Stelle (1. Januar 1901, S. 7 f), unsere Frage werde „nicht eher ruhen, als bis der Schutz des Staates oder die Selbsthülfe der Musiker den Weg gefunden haben wird" u. s. w. Kurz darauf hörten wir, die zweite Möglichkeit erscheine „immer wieder" „als die einfachste Lösung", ohne daß auch nur ein Versuch gemacht wurde, die Zweifachheit der Lösung zu erörtern. Dann hieß es ebenso schlechtweg, die gewünschte Sicherheit könne „nur der Staat" geben, und unsre Absichten könnten wir „im gemeinsamen Vorgehen nur erreichen, wenn wir die Hülfe des Staates dazu herbeirufen." Gleich darauf wurde die Hoffnung auf das Finden eines „grundlegenden Schemas" gestärkt durch den Bericht: „verschiedene größere Conservatorien haben, die Mangelhaftigkeit in der Ausbildung der Lehrkräfte erkennend, bereits zur Selbsthülfe gegriffen und Lehrerbildungsanstalten mit fest vorgeschriebenen Prüfungen eingerichtet" u. s. w. Und später hieß es: „Auf alle Fälle würde der Staat, wenn er eingreifen sollte, zunächst die Unzulänglichkeit der Selbsthülfe konstatirt haben wollen." (1. Februar 1901, S. 47.) Und zuletzt (1. October 1901, S. 304), alle derartigen Versuche seien bisher gescheitert, und deßhalb sei nun die Reihe am Staat.

Selbsthülfe! Meinetwegen auch Freundeshülfe — es brauchte nicht als Demüthigung aufgefaßt werden, wenn ein Mäcen, und sei es sogar der Staat selber, ein tüchtiges Stück Geld als Grundstock etwa für den Bau eines Lehrerhauses (mit Bibliothek u. s. w.) oder für sonst Derartiges hergäbe. Aber auch nicht gewaltsame Selbsthülfe! Tritt ein pfuschender Concurrent auf und macht mit willkürlichen Titeln Reclame, und laufen ihm Die nach, die nicht alle werden, so wollen wir ihm auch mit keiner Privatpolizei auf die Bude rücken und wollen ihm das Seinige ruhig überlassen. Schaffen wir unterdessen all' das Positive, das wir schaffen können! Wir: d. h. die Musiklehrer, die nach ihnen Nachfragenden, die sie theoretisch, publicistisch und sonstwie Fördernden, und wer sonst noch zu „unserem Kreis" gehört.

Von all' dem Positiven aber, das wir schaffen können und wollen, sei uns — und dies ist der zweite Punkt meines Widerspruchs gegen die bisherige Einstimmigkeit — das Examen das wenigst Wichtige. Man achte darauf, daß auch im gegenwärtigen Stande der Pädagogik überhaupt das Examen keine Herzenssache der Pädagogen selber, genau genommen gar keine pädagogische Angelegenheit ist. Es kann und soll gut pädagogisch gehandhabt werden; im Uebrigen verlangt weit weniger die Erziehungs- und Unterrichtskunst darnach, als andere Factoren darnach verlangen: politische, speciell administrative. Der quantitativ größte Theil unseres Schulwesens, die Volksschule, operirt gänzlich ohne Examen im engeren Sinn des Wortes. „Wo wir nur immer irgend ein examenfreies Fleckchen Erde haben, wollen wir es sorgsam hüten und pflegen" — so ungefähr sprach sich der Schulpraktiker Oscar Jäger aus. In dem Maß, als wir auf's Examen achten, drücken wir unsere Unterrichtskunst herab. Ein Unterricht, der (1. Februar 1901, S. 48) „von der ersten Stunde an vorbereitend" wäre, „und zwar in der Weise, daß das ganze Wissen der musikalischen Doctrinen dem Schüler dictirt [!] wird", würde zum Allertraurigsten gehören und der ganzen geschichtlichen Entwickelung der Pädagogik in's Gesicht schlagen. Man braucht deswegen noch nicht akademisch „lesen"; in der Mitte zwischen beiden liegt die gesammte Kunst der heute erreichten Didaktik. Und wie wir kurz nachher hörten (S. 49), werden die gediegensten Leistungen „niemals durch staatliche, städtische oder private Beurkundung modifizirt werden."

Im Zusammenhang mit der Examenschwärmerei steht auch die Gefahr, eine Menge von Fächern zum Wissen vorzuschreiben, die von den hier gemeinten Schülern unmöglich auch nur in den Grundzügen erlernt werden können und gefordert werden dürfen, wenn nicht geradezu ein Dilettiren begünstigt werden und wenn wirklich ein Wissen, ja eine „wissenschaftliche Bildung" erzielt werden soll. Vorschläge, die hier (1. Februar 1901, S. 48) gemacht wurden und an einer Stelle bereits durchgeführt sein sollen, erinnern lebhaft an das, was seiner Zeit die „Maigesetze" von den theologischen Candidaten verlangten. Neben Clavierspiel, Tonsatz, Clavierliteratur, Akustik und Methodik des Clavierspiels auch noch Geschichte der Tonkunst, Aesthetik, Pädagogik, Logik und Psychologie fordern und anscheinend erzielen — wahrscheinlich ohne entsprechende Vorbildung in höheren Schulen — ist eine Sache, für die wenigstens mir jede Möglichkeit eines Verständnisses fehlt; und ich glaube doch, den genannten Fächern, sowie ihrer Populariſirung nicht völlig ferne zu stehen.

Was wir vor Allem zu thun haben, ist: für eine höchst entwickelte Praxis des Musikunterrichtes sorgen, d. i. Alles

Digitized by Google

aufbieten, daß wir tüchtige Musiklehrer als solche heranbilden und das Publicum zu ihrer Würdigung erziehen — womöglich auf Grund einer Bildung des Publicums im musikalischen Verständnis. In erster Linie wird es sich natürlich um Musiklehrer-Seminare handeln. Dann aber gehört Manches hierher, was an sich nicht eben das augenblicks Wichtigste ist. So der theoretische Ausbau unserer Kunstpädagogik; so historische Arbeiten auf dem Gebiete des musikalischen Unterrichts- und Schulwesens — sie werden uns auch durch ihren praktischen Nutzen geradezu überraschen. So ferner Veranstaltungen zu einer berufsgenossenschaftlichen Organisirung der Musiklehrer — ohne Zunftzwang; und in Verbindung damit oder auch ganz auf eigene Faust die Herstellung von Unterrichts- und Verkehrs- wie Versammlungsräumen für Lehrer, mit allen dazu nöthigen Apparaten wie Journalzimmer, Novitätentisch, Bibliothek, Lehrmittelsammlung u. s. w. Nichts von all' dem ist entbehrlich, Keines davon ist Alles, Jedes davon ist eine Gelegenheit, die vorhandenen Kräfte im Dienst unserer Sache fruchtbringend anzulegen, statt sie zu verbrauchen und gegen uns selber zu kehren durch Bestrebungen nach Zwang und Verordnung und Beurkundung.

Das reinste Manchesterthum mit laissez faire, laissez aller — mag man sagen. Mit Recht, wenn dies heißen soll: Selbstständigkeit, „Reich des Geistes" gegen „Reich des Gesetzes". Mit Unrecht, wenn dies heißen soll: thatlos die Dinge und Menschen sich selber überlassen. Nein: wir wollen eingreifen, scharf eingreifen und das scharfe Eingreifen so vertheidigen und willkommen heißen, wie hoffentlich der Leser auch meine, mir trotz aller Abneigung gegen Polemik unvermeidlichen Eingriffe in die Wirksamkeit hochachtbarer Stimmen wohl nicht ungütig oder gar erbittert aufnehmen wird. Wir wollen schaffen und bauen — praktisch, theoretisch und historisch, und mit einem solchen Bemühen nach Erfolg, daß bald auch das Publicum viel lieber freiwillig, aus eigenem Bedürfnis, nach den durch unsere Bildungsmittel hindurchgegangenen Lehrern greifen wird, als es sonst widerwillig nach — papiernen Urkunden greifen würde, die das Zwangszeichen für eine vielleicht sehr gute und vielleicht sehr schlechte Fach- und Lehrerbildung wären.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Himmlische und irdische Liebe.

Von Max Hoffmann.

Wir hatten uns in den Rauchsalon zurückgezogen, und die Unterhaltung schwirrte rasch und leicht hin und her.

„Wie kommt es nur," wandte sich der Schriftsteller an seinen Freund, den Maler, „daß Du, der Du sonst so gut zu reden weißt, immer schweigst, sobald das Gespräch auf die Liebe gebracht wird? Hast Du zu bittere Erfahrungen auf diesem Gebiete?"

„Ganz und gar nicht!" erwiderte der Angeredete und blies vergnügt ein paar Rauchringe in die Luft. „Ganz und gar nicht! Meine glückliche Ehe beweist doch wohl das Gegentheil. Aber das ist nicht einmal das, was ich dabei im Auge habe."

„Also hast Du doch noch besondere Erinnerungen?"

„Allerdings. Aber diese Erinnerungen weichen sehr ab von den Erzählungen und Andeutungen, die hier immer über dieses Thema vorgebracht werden."

„Das glauben wir," erklärten mehrere Herren, „und es wäre wohl interessant, etwas Näheres zu hören."

Es war allgemein bekannt, daß der Maler im Beginn seiner Laufbahn ein echtes Bohème-Leben geführt hatte, und man erwartete deßhalb allseits einige piquante Schilderungen aus jener Welt des sorglosen Leichtsinns und der Leichtlebigkeit, die doch vom Schimmer des Künstlerthums verklärt wird.

„Ja, ja," riefen einige jüngere Zuhörer, „irgend eine famose Atelieraffäre, bitte!"

Der Maler lächelte ironisch, streifte die Asche von seiner Cigarre und begann:

„Sie haben nicht ganz Unrecht, meine Herren, wenn Sie annehmen, daß ein Maler doch gewiß von manchem lustigen Erlebniß, das er hier und da in jüngeren Jahren gehabt hat, berichten könne. Auch ich machte keine Ausnahme von dem allgemeinen Brauch und verlor bisweilen für kurze Zeit mein Herz an irgend ein reizendes Modell. Ich war in dieser Hinsicht weder besser noch schlechter als meine Collegen. Aber ich fand das Herz immer sehr schnell wieder, und daß dies dauernd geschehen ist, das verdanke ich einer Frau . . .

Ich hatte das Porträt der Excellenz v. W., des liebenswürdigen alten Herrn, gemalt und war nun auf eine Festlichkeit bei ihm eingeladen worden. Dort sah ich sie zum ersten Mal. Sie war keine blendende Schönheit, aber ihr leuchtendes hellblondes Haar und ihre sanften klaren Augen übten einen unwiderstehlichen Zauber auf mich aus. Gern hätte ich mit ihr geplaudert; denn besonders bei der Unterhaltung nahm ihr Antlitz einen geradezu hinreißenden Ausdruck an. Sieghafte Klugheit blitzte dann aus den tiefblauen Augen, während um die feingeschnittenen Lippen ein gütiges, bestrickendes Lächeln spielte. Ich erkundigte mich nach ihr und erfuhr, daß sie die Gemahlin des schwedischen Gesandtschafts-Attachés Graf Söderström wäre. Zugleich wurde mir angedeutet, daß sie kalt wie Eis und von großer Zurückhaltung sei.

Diese Andeutungen hatten meine Wißbegierde noch mehr gereizt. Ich liebte damals solche scheinbar seelenlosen Frauen, solche Sphinx-Naturen, in denen meist geheime Gefühle und tiefe Leidenschaften schlummern, die erst geweckt werden müssen, dann aber um so stärker und heftiger hervorbrechen. Es ist mit ihnen wie mit gewissen unterirdischen Quellen in fernen Ländern, von denen die Reisenden berichten. Man steht in einer dem Anscheine nach ausgestorbenen, todtenähnlich schlafenden Landschaft, mit einem Male aber springt ein siedend heißer Strahl aus dem Innern hervor und giebt Zeugniß von der Gluth, die dort verborgen ist. Ob die Gräfin ein solches Wesen war? Ich brannte vor Verlangen darnach, meine Beobachtungen darüber anstellen zu können.

Und ich hatte Glück. Noch an demselben Abend wurde ich in meiner Eigenschaft als Porträtmaler mit dem Grafen bekannt und dann auch von seiner Gemahlin in's Gespräch gezogen. Sie war von einer wunderbar heiteren Unbefangenheit und Natürlichkeit, aber dabei tadellos correct.

„Es freut mich," versicherte der Graf höflich, „den Schöpfer des Bildes unserer lieben Excellenz, das wir vorhin bewundert haben, persönlich kennen zu lernen. Obwohl ich Ihnen gestehen muß, daß ich nur ein sehr mäßiger Kunstkenner bin. Das schließt aber nicht aus, daß ich, den Wünschen und Neigungen meiner Frau nachkommend, bisweilen hier und da Kunstgegenstände kaufe. Und da ergreife ich hier gleich die günstige Gelegenheit beim Schopfe. Ich habe nämlich vor einiger Zeit zwei Gemälde erworben, über deren wirklichen Werth ich ganz im Unklaren bin. Würden Sie wohl die Liebenswürdigkeit haben, mich in den nächsten Tagen zu besuchen und mir sachkundige Auskunft über die Bilder geben?"

Ich sagte natürlich gern zu und kam der Aufforderung nach. Es handelte sich um eine unbedeutende Landschaft und um eine wundervolle Copie der „Himmlischen und Irdischen Liebe" Tizian's. Ich freute mich, dem Grafen und seiner Gemahlin auseinander setzen zu können, daß er da einen Schatz ersten Ranges besitze. Sie hörten Beide sehr aufmerksam zu, und die Gräfin bemerkte zum Schluß:

„Es ist ein Genuß, Ihren Erörterungen folgen zu können. Nur Eins konnte ich nie recht begreifen: Weßhalb man diesem Gemälde einen so sonderbaren Namen gegeben hat."

„Das ist auch bis heute nicht ganz aufgeklärt", versetzte ich. „Jedenfalls hat man aber damit den Unterschied in der verschiedenen Auffassung der Liebe bezeichnen wollen, wie er hier in den beiden weiblichen Gestalten verkörpert ist."

„Dann hat man," versicherte sie lebhaft, „einen Unterschied ausgedrückt, der in Wirklichkeit gar nicht besteht oder doch nicht bestehen sollte. Denn eine wirklich reine irdische Liebe ist auch zugleich immer eine himmlische!"

Der Graf lachte heiter auf und küßte ihr ohne ein Wort galant die Hand, und auch ich wußte nichts darauf zu erwidern . . .

Es entwickelte sich aus diesem Besuch eine nähere Bekanntschaft, und ich sah von da an die reizende Frau häufig in Kunstausstellungen, plauderte viel mit ihr und begleitete sie gewöhnlich, wenn sie ihre Equipage weggeschickt hatte und zu Fuß nach Hause ging.

„Ich schwärme für die Kunst," erklärte sie, „und mein Mann ist so sehr beschäftigt und hat fast gar keine Zeit für mich übrig, daß ich Ihnen sehr dankbar bin für die lehrreichen Winke, die Sie mir geben."

„O bitte! Sehr liebenswürdig! Und möchten Gnädigste nicht einmal mein Atelier besichtigen?"

„Später!" erwiderte sie kühl, und meine verliebten Blicke senkten sich vor ihren unschuldigen Miene.

Denn ich war schwärmerisch verliebt und war als jugendlicher fescher Künstler, dem sich bisher nirgends Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Liebe geboten hatten, dreist genug, anzunehmen, daß auch hier eine Annäherung für mich möglich sein müsse.

Ein anderes Mal sprachen wir über Treue, und sie seufzte: „Die Männer sind im Allgemeinen weniger untreu als indiscret. Das ist sehr traurig. Ob es wohl welche giebt, auf die man sich in jeder Hinsicht verlassen kann?"

„Auf mich!" versicherte ich ernst.

„Wirklich?" Sie blickte mich an, als wenn sie mir mit ihren hellen Augen bis in's Herz schauen könne. „Nun, ich will es hoffen."

Mein Herz jauchzte. Dieses Gespräch erfüllte mich mit besonderer Zuversicht und schien mir eine baldige Erfüllung meiner Sehnsucht zu verkünden. Ihrem ganzen Verhalten nach glaubte ich hier einen mir bisher unbekannten und gerade deßhalb um so entzückenderen Frauentypus gefunden zu haben. Ich war durch den längeren Verkehr kühner geworden und ließ es nicht an Anspielungen und Andeutungen auf den

Digitized by Google

Zustand meines Herzens fehlen, das thatsächlich durch ihre Zurückhaltung völlig in Flammen gerathen war. Aber sie blieb immer dieselbe: ruhig und heiter, fast mütterlich freundlich . . .

Da, gegen Ende des Winters, bemerkte sie eines Mittags, als wir Beide allein vor einem Gemälde in einem Kunstsalon standen, ganz nebensächlich:

„Es ist doch recht bedauerlich, daß es mir bis jetzt noch nicht möglich war, Ihr Atelier zu besichtigen."

„Ich bin gewiß nicht Schuld daran, daß es noch nicht geschehen ist," erwiderte ich. „Gnädigste brauchen ja nur zu befehlen."

„Also könnte es heut' geschehen?"

„Gewiß, sofort!"

Sie wünschte keinen Wagen, und wir gingen neben einander hin und unterhielten uns von ganz gleichgiltigen Dingen. Bei mir war diese Ruhe allerdings nur äußerlich, und ich konnte meine lange zurückgehaltene Erwartung kaum verbergen; sie aber war liebenswürdig, sanft und gütig wie immer, ohne eine Spur von Erregung, was mir sonderbar vorkam.

Als wir oben angelangt waren, erklärte sie, ohne die Bilder zu beachten, daß der Raum sehr lauschig wäre und ihr gut gefiele. Dann setzte sie sich auf den Divan und bat mich, neben ihr Platz zu nehmen. Ich that es nicht ohne Verlegenheit, denn mein Herz klopfte wie ein Schmiedehammer. Sie sah mich schalkhaft an und fragte:

„Sie erwarten jetzt kein Modell und auch sonst keinen Besuch?"

Ich verneinte es eifrig. Meine Brust hob sich. Mein Puls arbeitete fieberhaft. Etwas Schönes, Köstliches, noch nie Dagewesenes schien mir ganz nahe zu winken, und es war mir, als wenn ich laut aufjubeln müßte.

Ihre Wangen hatten sich zart geröthet. Sie blickte zur Erde und begann dann, erst leise und unsicher, aber immer bestimmter und entschiedener werdend:

„Wie alt sind Sie eigentlich, werther Freund?"

Ich war eben fünfundzwanzig geworden.

„O!" rief sie aus, „und wissen Sie, daß ich dann gerade zehn Jahre älter bin als Sie? Glauben Sie nicht, daß man mit fünfunddreißig vernünftiger ist als mit fünfundzwanzig? Wenigstens soll es so sein, und das ist gut!"

Ich glaube, ich habe nie ein dümmeres Gesicht gemacht, als bei dieser Erklärung. Mein Mund blieb jedenfalls eine ganze Weile offen stehen.

Sie hatte sich erhoben, sah nach ihrer zierlichen, mit Brillanten besetzten Uhr und sagte:

„Es freut mich übrigens, daß wir Ihre Bilder ungestört betrachten können. Wie ich sehe, ist es gleich zwölf Uhr. Punkt zwölf wollte nämlich mein Gatte hier sein. Ich habe endlich seine feste Zusicherung erhalten, Ihnen einmal ein Stündchen seiner kostbaren Zeit zu widmen. Wir halten es für unsere Pflicht, einem unserer guten Bekannten, wie Sie es doch sind, ein Gemälde abzukaufen; denn wenn nicht einmal die Freunde eines Künstlers etwas für ihn thun, von welcher Seite sollte es dann geschehen?"

Das also war die Lösung! Statt eines poetischen Schäferstündchens ein ganz prosaischer Kauf! Mein Herz fing an, bedeutend ruhiger zu schlagen, und ich hatte die Empfindung, als wenn mir Jemand zuflüstere: Du warst eben im Begriff, eine große Dummheit zu begehen. Mach' Dich nicht weiter lächerlich, mein Junge!

Sie sah mich freundlich lächelnd an und fuhr dann entschlossen fort:

„So! Und nun wollen wir Ihre Werke einer eingehenden Besichtigung unterziehen!"

Sie wandte ihre ungetheilte Aufmerksamkeit den zahlreichen Skizzen zu, die ich von einer vorjährigen Reise nach Norwegen heimgebracht hatte, und schon war ich mit dem Erklären beschäftigt, da klingelte es, und ihr Gemahl erschien . . .

Als sie sich Beide nach einer Stunde herzlich verabschiedeten, hatte ich das Bewußtsein, keine Liebeseroberung gemacht, aber ein Gemälde für den dreifachen Preis, als ich bisher gewöhnt war, verkauft zu haben, und ich muß gestehen, daß dieses Gefühl nicht unangenehm war. Ich schämte mich ganz im Stillen der Gedanken, die ich bisher heimlich mit mir herumgetragen, und eine reinigende Kraft war in mich übergeströmt, die mich mit muthiger Schaffensfreudigkeit erfüllte. Dazu kam noch etwas Anderes. Das vom Grafen erworbene Bild erregte in seinem Salon Aufsehen, ich wurde mit Bestellungen überhäuft, kam in die Mode und wurde ein berühmter, erfolgreicher Maler. So war jener Verkauf die erste Staffel auf meinem aufwärts führenden Wege.

Der Graf kam schon nach einem Jahre als Gesandter seiner Regierung nach London, und ich habe ihn und seine Gemahlin nicht wieder gesehen. Wenn ich aber heut', nach zehn Jahren, meine Frau und meine beiden blühenden Buben betrachte und an sie denke, so erfüllt mich eine tiefe, aus Rührung und Bewunderung gemischte Dankbarkeit gegen sie. Hätte sie damals meinem wilden Verlangen nachgegeben, so wäre ich zweifellos für längere Zeit im stürmischen Meere der Leidenschaft untergegangen, und mein Schaffen hätte einen bedenklichen Stoß erlitten. Davor hat sie mich fürsorglich bewahrt . . . Ob sie mich auch geliebt hat? Ich weiß es nicht, obwohl es mir bisweilen so scheinen will. Dann aber muß es eine doppelt erhebende Empfindung für sie sein, sich selbst makellos gehalten und dem geliebten Manne einen unendlichen Dienst für's ganze Leben geleistet zu haben. Zweifellos war sie eine ebenso edle wie kluge Frau.

So! Das war meine „famose Atelliersache", die Sie hören wollten, meine Herren. Oder finden Sie sie nicht famos?"

Die Anderen schwiegen nachdenklich, aber der Schriftsteller erklärte mit einem Seufzer:

„Du bist ein Glücklicher, lieber Freund. Wäre es nur Jedem beschieden, so sanft wie Du durch himmlische Liebe erzogen und auf den rechten Weg geführt zu werden!"

Aus der Hauptstadt.

Militärische Reformen.

Ein neuer Uniformknopf soll im deutschen Heere eingeführt werden. Er ist kleiner und gewölbter als bisher, also dem österreichischen ähnlich.
Zeitungsnachricht.

Dem Fortschritt Heil! Fort jeder Zopf,
Der noch von altem Band unschnürt wird!
Wir freu'n uns, daß ein neuer Knopf
Im deutschen Heere eingeführt wird.

's ist keine Forderung zu enorm,
Wenn's um des Heeres Geist sich handelt,
Und rastlos sich die Uniform,
Die diesen Geist beherbergt, wandelt.

Der Knopf erst schafft das Schlacht-Genie.
Wenn so sich unsere Truppen zieren,
Weiß Deutschland ganz bestimmt, daß sie
Vorm Feinde nie den Knopf verlieren.

Prinz Vogelfrei.

Offene Briefe und Antworten.

Mein Ueberbrettl.

Sehr geehrter Herr Nordhausen! Sie und noch manche Andere thun entschieden Unrecht daran, nur immer das künstlerische Ueberbrettl als solches gelten zu lassen und mit mehr oder minder liebenswürdigen Randglossen zu begleiten. Wo bleibt das wissenschaftliche Ueberbrettl, das scientifische Variété?! Bemerken Sie denn nicht, welchen grandiosen Aufschwung diese Institution in unseren Tagen genommen hat, wie die alte Form des Wissenschaftsbetriebes in Universitäten und dergleichen mittelalterlichen Anstalten dahinter längst zurückgeblieben ist? Nur daß selbst dieser colossale Aufschwung noch immer eine Halbheit bedeutet, weil er sich lange nicht energisch genug von jener alten Form oder Unform emancipirt hat!

Ich mache Ihnen kurzer Hand einen Vorschlag. Gründen Sie selber ein wissenschaftliches Ueberbrettl, etwa „Zum brennenden Todtenschädel", und ich werde Ihr erster Conférencier. Am Eröffnungsabend erscheine ich in einem imponirenden Affencostüm: knallrothe Schabracke mit Stickereien im „Jugendstyl", grünes Käppi mit Zeichnungen aus der Kunst im Leben des Kindes, gelbe Strümpfe à la Van der Velde; und ein schönes Ultramarinblau zur Bemalung der gewölbtesten Theile stellen Sie mir noch extra zur Verfügung! So angethan klettere ich auf einen Stuhl im englischen Geschmack und beginne meinen Eröffnungsvortrag, der aus folgenden Abschnitten bestehen wird: 1. Von Stirner bis Nietzsche; 2. Von Nietzsche bis Stirner; 3. Die künstlerische Erziehung des Eisenbahners; 4. Der Monismus in der neuesten Psychologie und die griechische Grammatik; 5. Metaphysische Vorurtheile in dem naturwissenschaftlichen Begriff der „Frauenbewegung", nebst einem Excurs über die Liebe als kosmisches Princip; 6. Perikles, Pirkheimer, Aschinger, Giordano Bruno und die Socialpädagogik. Und als Zugabe bei intensivem Beifall; 7. Ueber die Elemente der Methodik der Wiederfindung des kleinen Cohn.

Sie verstehen darnach ohne Weiteres, sehr geehrter Herr, daß es mir nicht im Traum einfällt, Wissenschaft isolirt zu geben, daß ich sie vielmehr immer nur unterstützt von Kunst bringen will. Selbstverständlich wird es also auch an einer musikalischen Einlage nicht fehlen. Zwischen dem dritten und dem vierten Abschnitt blase ich auf einem Flügelhorn den Liebestod Isolden's oder, falls das Publicum dies als unpassend zurückweisen sollte, etwa „Gute Nacht, du mein herziges Kind" von Franz Abt oder ein Potpourri der schönsten Melodien aus den im Königlichen Opernhaus durchgefallenen Opern, eventuell auch aus den neuesten Oratorien.

Bitte geben Sie mir bald Bescheid, damit ich bei Zeiten mit Schneider, Buch- und Musikalienhändler das Nöthige vereinbaren kann!

Ich bleibe u. s. w. Ihr Claunus.

Deutsche Witzblätter.

In dem ersten, dem Münchener Humor gewidmeten Artikel dieser Serie ist durch Versehen einer der eifrigsten Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", unser alter Freund Schultes, übergangen worden. In den älteren Bänden des genannten Witzblattes stößt man fast in jeder Nummer auf seine Beiträge. Besonders bekannt wurden seine Landsknechts-, Reiter- und Wanderburschenlieder. Um seines „Ulrich von Hutten" willen wurden die Fliegenden in Oesterreich confiscirt und verboten, erzielten aber dadurch nur eine um so größere Verbreitung in der habsburgischen Monarchie.

Eduard Engels.

Digitized by Google

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.

Leipzig-R., Oststraße 9.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 3. Mai 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Fleck auf der Ehr'. Von Caliban. — England und Indien. Von Dr. Emil Jung (Leipzig). — Die Wassersnoth im Simplon-Tunnel. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — **Literatur und Kunst.** Fritz Reuter und Karl Kraepelin. (I.) Von Professor Arnold Fokke. — Die Frau in der venezianischen Malerei. Von Dr. Hermann Ubell (Graz). — **Feuilleton.** Ein merkwürdiges Quartett. Lebenserinnerung von Carl Schultes. — **Aus der Hauptstadt.** Berliner Kinder. Von Max Kempff. — Dramatische Aufführungen. — **Rund um die Kunst.** Das Richard Wagner-Theater in Italien und die Berliner Verdi-Festspiele. Von Angelo Neumann. — Notizen. — Anzeigen.

Der Fleck auf der Ehr'.

Die Ermordung des Rittmeisters v. Krosigk darf nicht ungerächt bleiben. Das ist die Anschauung so ziemlich aller Officiere des deutschen Heeres. Ob der Erschossene ein kaltherziger, doch vernunftbegabter Leuteschinder oder ein pathologisch Belasteter war, der unser Mitleid fast in ebenso hohem Maße wie seine Opfer verlangt, diese Frage steht für die Armee nicht zur Erörterung. Der unerhörte Fall liegt vor, daß ein verwegener Gesell nicht einmal Scharfschießübungen und Manöver abwartete, um den Verhaßten zu beseitigen, sondern in der Caserne selbst aus dem Hinterhalte die Waffe auf ihn richtete. Die That schreit nach blutiger Vergeltung. Man möge es sich nicht verhehlen, und die Sympathie, die man den von Krosigk Gequälten entgegenbringt, darf keinen Nichtmilitär darüber hinwegtäuschen, daß das Entwischen des Mörders alle Grundlagen soldatischer Manneszucht empfindlich erschüttern würde. Gewinnt bei der Truppe erst die Vorstellung Raum, daß sie sich gegebenen Falls selbst Recht verschaffen könne, Recht, wie sie es versteht, und daß Pulver und Blei auch ihrem Wahrspruche gehorchen, dann bricht das Commando auseinander. Der Vorgesetzte wird immer Feinde in der Mannschaft haben; er ist ganz außer Stande, allen Wünschen und Forderungen seiner Untergebenen zu genügen und die Leute, die bei ihm der Waffen rauhes Handwerk erlernen sollen, mit zärtlich weichen Fingern anzufassen. Muß er besorgen, daß jedes rauhe Wort seines Mundes, jede strenge dienstliche Maßnahme mit meuchlerischer Kugel beantwortet werden kann, dann werden seine Nerven bald genug versagen. Der preußische Officier kennt keine Todesfurcht, das ist gewiß, und der im Dunkeln schleichende Mord schreckt ihn nicht. Marschirt der Tod jedoch in den Reihen derer, auf die sich der Führer fest verlassen und stützen soll, folgen statt freier und kampfbegeisterter Männer rachsüchtige Sclaven dem entrollten Banner, dann gute Nacht, preußischer Soldatenruhm, gute Nacht auch, selbstvergessene Energie und Opferfähigkeit der Befehlshabenden. Sie werden ihre Kraft im erbitterten, heimlichen Ringen mit dem Gegner verschwenden, der sie im Rücken bedroht, und des Feindes vor sich weniger achten.

Deshalb hat die Heeresverwaltung von ihrem Standpunkte aus Recht, wenn sie die Hickel und Marten nicht lassen will. Immer von neuem zum Tode verurtheilt und schuldlos gesprochen, zwischen Beil und Freiheit unbarmherzig hin und hergetrieben zu werden, ist freilich unerhörte Grausamkeit nicht allein für die Opfer militärischer Justiz. Auch dem modernen Menschen mit seinem empfindlichen und empfindsamen Rechtsbewußtsein fällt das Treiben schwer auf's Herz. Indessen stehen zu wichtige Dinge, zu hohe Staatsinteressen auf dem Spiele, als daß sanftere Regungen ihnen gegenüber in's Gewicht fallen dürften.

Zu beklagen ist deßhalb die Unzulänglichkeit der Behörden, denen die Untersuchung in so bedeutsamer Angelegenheit übertragen wurde. Wer einen Indicienbeweis zu führen hat, muß psychologisch beschlagener sein als der Gerichtsherr v. Alten, dem die sauber gehaltene Wohnung des Angeklagten mit ihren unverschlossenen Schränken ein wichtiger Schuldbeweis dünkt. Plumpe Fehlgriffe, wie die willkürliche, innerlich ganz unbegründete Annahme, mit dem allzu viel erwähnten Hunde, der heute noch Farbe bekennen müsse, sei Krosigk gemeint gewesen, — als ob ein so durchtriebener Schandbube wie sein Mörder die That vorher in aller Oeffentlichkeit annonciren würde! — Fehlgriffe solcher Art zertrümmern die Anklage, statt sie zu begründen. Der Indicienbeweis ist total mißlungen, total mißlungen ist der Versuch, Hickel's fehlendes Alibi gegen ihn auszunützen und die Angaben schlecht oder gar nicht gehender Soldaten- und Kasernenuhren als Kronzeugen zu verwenden. Das richterliche Officierscollegium hat bei seinem Urtheil mit diesem Belastungsmaterial weniger als Nichts anfangen können.

Der Schandfleck auf der Ehre des deutschen Heeres aber bleibt bestehen, wie das Urtheil auch immer laute. Ein Schandfleck nicht deßhalb, weil ein Einzelner das feige Verbrechen wagte, nein, ein Schandfleck deßhalb, weil sein Schuß anscheinend Hunderten tiefinnige Freude verursachte. Als die Nachricht von Krosigk's Ermordung zu der Mannschaft drang, da sprangen die Dragoner vor Vergnügen in die Luft und riefen: „Hurrah, morgen wird Begräbniß gefeiert!" Keiner rührte sich, um die Arbeit der Behörde zu unterstützen; was an Belastungszeugen aufgeboten werden konnte, war fast durchweg sehr, sehr minderwerthigen Schlages. Dem Rittmeister Krosigk ist es offenbar gelungen, seine Schwadron sittlich herunterzubringen und ihr alle Soldatentugenden aus dem Herzen zu reißen. Hier ist der Punkt, wo die Heeresleitung eingreifen muß, mit eiserner Hand, wenn es Noth thut. Rekrutenzucht soll streng und hart sein; schimpfliche

Digitized by Google

Behandlung der Söhne unseres Volkes aber entmannt und verdirbt sie bis in's Mark. In das Geheul der demokratischen Gassenpresse, die grinsend jede Soldatenmißhandlung ausschreit, wird kein Vaterlandsfreund einstimmen. Um so nachdrücklicher aber verlangt er väterlich ernste und wohlwollende Behandlung der jungen Leute. Sie sind freie und edle Glieder der Nation, wie ihre Vorgesetzten, berufen, dereinst am gemeinsamen Werk mitzubauen, und es ist unwürdig, sie im Uebereifer oder in brutaler Launenhaftigkeit zur Raserei zu treiben. Was sich kein Mann des englischen Soldatenheeres schweigend bieten ließe, darf dem Mitgliede unseres Volksheeres nicht in's Gesicht geschleudert werden. Erst mit den Krosigk's werden die Schandflecke verschwinden, die, wie das Gumbinner Verbrechen, die eiserne Größe und straffe Schönheit deutschen Soldatenlebens besudeln.

Caliban.

England und Indien.

Von Dr. Emil Jung (Leipzig).

Für die gebildeten Deutschen besitzt Indien einen Zauber wie kaum ein anderes Land der Erde. Wen von uns hat nicht in seiner Jugend die Sehnsucht erfüllt, dies Wunderland mit eigenen Augen zu schauen? Tausend und eine Nacht, Golconda, Nabobs und Bajaderen gehören längst zu dem festen Rüstzeug unserer Volkspoesie, und dazu sind wir Alle ja Bruchstücke Indiens. Indien ist das Vaterland, dem wir entstammen, Indien hat uns Blut, Sprache und Religion gegeben, das Brod des täglichen Lebens, „und," ruft Mantegazza aus, „jenes andere goldene Brod, das vielleicht nothwendiger ist als das erste, das Ideal." War es die Erinnerung an solche im ewigen Buch der Geschichte verzeichnete Schuld an Indien, die unserem Kaiser den schönen Gedanken eingab, die bittere Noth des unter der doppelten Geißel der Hungersnoth und der Pest leidenden Hinduvolkes durch eine deutsche Spende zu lindern?

Denn furchtbar ist die Schrift, mit der die letzten Jahre sich in die Geschichte Indiens eingetragen, eingebrannt haben. Vor der vernichtenden Macht, welche die Straßen der Städte wie die Gassen der Dörfer durchschritt, fielen alle Schranken, die vielhundertjährige Sitte aufgerichtet hatte. Zarte Frauen, die nur in den verschwiegenen Räumen des Harems ihre Reize entschleiert hatten, drängten sich unverhüllt in den Straßen und erflehten von den Vorübergehenden mit lautem, herzzerreißendem Jammer ein Stück Brod für ihre verschmachtenden Kinder. Gab es doch Districte in der Präsidentschaft Bombay, in denen nach den Worten des Vorsitzenden der Hungersnoth-Commission die Menschen fielen „wie die Fliegen".

Indien hat Striche von wunderbarer Fruchtbarkeit, aber auch Oedländer und Wüsten, dazwischen viele Hochplateaus, auf denen die Ernten wohl üppig gedeihen, wenn ein gütiger Himmel sie durch reichlichen Regenfall befruchtet, oder wenn künstliche Bewässerung über sie hinweggeleitet werden kann, die aber der Fluch absoluter Sterilität unfehlbar trifft, wo dieser Segen ausbleibt. Und Das geschieht periodisch auf weite Striche hin und oft mehrere Jahre hinter einander.

Wir in Deutschland wissen seit nahezu einem halben Jahrhundert Nichts mehr von Zuständen, die auch nur entfernt an eine Hungersnoth erinnern könnten, doch über das in mehr als einer Hinsicht unglückliche Irland brach noch 1847 eine Mißernte herein, so furchtbar und verheerend, daß ihr wohl eine Million Menschen zum Opfer fiel. Seitdem haben verbesserte Verkehrsbedingungen und die dadurch mögliche Ausgleichung des Bedarfs für Europa solche Gefahr beseitigt. Noch droht sie aber manchem Lande in anderen Welttheilen. Sie hat China verheert, in Indien ist sie geradezu chronisch geworden. Und es scheint, als ob trotz aller Anstrengungen der britisch-indischen Regierung die Gefahr im Laufe der Zeit nicht abgenommen hat, nein, daß sie vielmehr in erschreckender Weise wächst. Von den 31 großen Hungersnöthen des vorigen Jahrhunderts — an kleineren, auf einzelne Districte beschränkten hat es selten einmal gefehlt — entfallen nicht weniger als 18 auf die letzten 25 Jahre, und die Zahl ihrer Opfer betrug 26 Millionen Menschen!

Hätte die Volksvermehrung sich in normaler Weise fortsetzen können, so müßte Indien heute mehr als 330 Millionen Einwohner haben, die Zählung des vergangenen Jahres hat aber nur 294 Millionen, also 36 Millionen weniger ergeben. So viel größer hätte die Volkszahl sein können. Der wirkliche Verlust an Menschenleben wird jedoch auf 20 Millionen berechnet, wovon eine Million durch die schon endemisch gewordene Pest hingerafft wurde, die übrigen 19 Millionen aber dem Hunger und den in seinem Gefolge auftretenden Krankheiten erlagen. Waren diese Verluste nicht zu verhindern, oder wenn Verluste kommen mußten, war es nicht möglich, sie einzuschränken?

In England stehen sich in Bezug auf Indien zwei Ansichten schroff gegenüber, so schroff, daß sie eine Mittellinie gar nicht zulassen. Nach der einen wachsen Volkszahl und Volkswohlstand in gleich erfreulichem Schritt, und laut und tief überzeugt ertönt aus ihrem Munde Englands Lob für Das, was es für Indien gethan, seit es den alten Herrschern die Zügel der Regierung aus den unfähigen Händen nahm. Und was England seitdem für Indien gethan hat, war in den Worten Spenser's „Faerie Queen": All for love and nothing for reward. Das Schauspiel einer durchaus selbstlosen Verwaltung, die peinlich gerecht, nie rastend in ihrer Energie, vorsichtig und warmherzig von Männern geleitet wird, deren unermüdliche Hingebung und unbeugsamer Muth in den untersten Beamten ebenso lebendig wirkt wie an den höchsten Stellen, die da musterhafte Ordnung schafft, wo ehemals ein wirres Chaos herrschte und ohne sie heute wieder herrschen würde, einer Regierung, die in den örtlichen Verwaltungszweigen nicht minder als an der Centralstelle scharf, fest und doch den leisesten Pulsschlag sorgsam beachtend, der ihr das Wohl oder Wehe des Staatskörpers andeuten könnte, das ist es, was den Engländer, der Indiens Boden betritt, mit gerechtem Stolz erfüllt und mit Dank dafür, daß es Briten sind, denen die Vorsehung dieses Land anvertraute.

Und die Anderen? Sie weisen unaufhörlich hin auf die schnell wachsende und jetzt schon schwer beunruhigende Verarmung des Landes sowohl als des Volkes und erklären, daß die bisher von der englischen Regierung befolgten Maßnahmen mit zwingender Nothwendigkeit zum wirthschaftlichen Ruin führen müssen. Wer hat nun Recht? Vielleicht ist die Stimme Lord Salisbury's von Gewicht, der als Staatssecretär für Indien erklärte, daß England Indien schröpfe bis zur Ohnmacht, und wenn Indien bluten müsse, die Lanzette angewandt werden solle, wo das Blut sich staut oder doch reichlich fließt, und nicht dort, wo die Glieder durch Blutentziehung geschwächt sind.

Als die letzte Zählung in Indien beendet war, schrieb der erste Censusbeamte in seinem dem englischen Parlament vorgelegten Bericht: Der Bauer unserer Dörfer führt ein Leben nie endender Arbeit. Er wohnt in einer elenden Lehmhütte zwischen widerlichen Düngerhaufen und stagnirenden Lachen, deren Wasser in der Regel das einzige Getränk ist, das über seine Lippen geht. Seine armselige Nahrung muß durch ihre Menge ersetzen, was ihr an Güte abgeht. Sein Leben ist einförmig über alle Begriffe; er wird geboren, lebt, erkrankt und stirbt, fast wie ein Thier des Feldes, und nur insoweit wird für ihn in bitterer Noth von den unmittel-

Digitized by Google

baren Nachbarn gesorgt, als deren nicht minderes Elend und grobe Unwissenheit das zulassen.

Denn erschreckend wenig und armselig ist es, was der indische Bauer für des Lebens Nothdurft und Nahrung zu erwerben vermag. Dabei sind nirgendwo sonst, selbst in dem übersättigten England nicht, überquellender Reichthum und bitterster Mangel so nahe Nachbarn wie in Indien. Hier leben nach der amtlichen Schätzung nicht weniger als 10000 einheimische Fürsten, vom Maharadscha bis zum Zimindar, deren Einkommen durchschnittlich 5000 Pfd. Sterling beträgt, so daß für diese Classe insgesammt 50 Millionen Pfd. Sterling als Einkommen zu rechnen sind. Da giebt es ferner 75000 Banquiers, Großkaufleute, Aerzte, Advocaten ꝛc. mit einem durchschnittlichen Einkommen von 1000, also zusammen 75 Mill. Pfd. Sterl, und dieselbe Summe ist einzusetzen für 750000 Handwerker, Krämer u. A. mit einem Einkommen von durchschnittlich 100 Pfd. Sterl., das giebt somit für alle diese Classen eine Gesammtsumme von 200 Mill. Pfd. Sterl. Da aber das Collectiveinkommen der 294 Millionen des indischen Volkes nur wenig über 392 Millionen beträgt, so bleiben für die große Masse der mittleren, armen und ärmsten Classe (zusammen 293½ Millionen) etwa 192 Mill. Pfd. Sterl. übrig, das sind 14 Schilling pro Jahr oder weniger als ein halber Penny (noch nicht 5 Pfennig) pro Tag für jede Person indischer Nationalität, Mann, Frau und Kind. Dies sind Durchschnittszahlen; wie tief mögen die Einzelbeträge hinabsinken für die Aermsten der Armen, die doch die große Masse bilden!

Und eine solche Berechnung gilt auch nur für gute Jahre, wenn der wohlthätige Monsun reichlichen Regen herbeigeführt und der vielgeplagte Bauersmann eine Durchschnittsernte eingeheimst hat trotz Heuschrecken und anderer Schädlinge, die sein Fortkommen hemmen. Aber im Jahre 1900 stellte sich der Monsun nicht rechtzeitig ein, und Lord Curzon, der Vicekönig von Indien, mußte nach London berichten, daß die Verluste an Ernte-Erträgen, Vieh u. A. in diesem Unglücksjahre 120 Mill. Pfd. Sterl. betragen hatten. Das Jahreseinkommen jener nahezu 300 Millionen Menschen sank damit auf die bettelhafte Summe von 12½ Schilling hinab. Wieviel oder vielmehr wie wenig mag es gewesen sein für jene große Classe von Unglücklichen, die in oft bitterkalten Nächten sich nicht zur Ruhe legen können, weil ihnen der Luxus einer Decke versagt ist. In dürftigster Baumwollkleidung (oft nur aus einem armseligen um die Hüften geschlungenen Schurz bestehend) hocken sie um die Feuer von getrocknetem Dung, denn der Staat hat ihnen auch das alte Recht auf Raff- und Leseholz genommen, und suchen mit ihren erstarrenden Leibern ihre Kinder zu erwärmen, die bei Tage wie bei Nacht keine andere Hülle kennen als die unserer Urahnen im Paradies. Und dabei welche Nahrung, und wenn auch Mann und Weib Arbeit suchen und finden, welcher Lohn!

Oh God! that bread should be so dear,
And flesh and blood so cheap!

Diesen ergreifenden, verzweifelnden Ausruf der armen Näherin Thomas Hood's könnte man auch den nicht minder unglücklichen Indiern in den Mund legen; sie haben den Gedanken sicherlich oft genug gehabt, auch wenn ihre Lippen ihn nicht aussprachen.

Und doch konnte ein Mann von hoher Gewissenhaftigkeit, der während seines langen Wirkens in Indien jede hohe Stellung in der Verwaltung des Landes, die des Generalgouverneurs allein ausgenommen, bekleidet hat, Sir John Strachey, behaupten, daß kein Land unter civilisirter Regierung leichtere Steuern zu tragen habe als Indien. Sehr richtig, wenn man nur den Betrag berücksichtigt, der wirklich von den Steuerzahlern aufgebracht wird, aber sehr falsch, wenn man auf das Verhältniß zwischen Einkommen und Steuern näher eingeht In England ergiebt ein Penny der Einkommensteuer 2 Mill. Pfd. Sterl., in Indien dagegen weit unter 200000 Pfd. Sterl. Hier stehen über 231 Millionen Menschen unter directer englischer Verwaltung, und aus dieser Menschenmenge ist es nur unter schärfstem Anziehen der Steuerschraube möglich, den zehnten Theil von dem herauszupressen, was 41 Millionen in Großbritannien und Irland mühelos leisten. Kein Wunder, wenn der schottische Missionar Mac Farlane schreiben kann, daß in seiner über einen großen Raum Südindiens verstreuten Gemeinde die Leute resignirt sagen: „Wenn wir eine Mahlzeit alle zwei Tage bekommen können, wollen wir uns nichts Besseres wünschen."

Indien ist politisch in einer Lage, für die sich nirgends eine Parallele bietet; Java vielleicht allein ausgenommen, aber da liegen die Verhältnisse doch wesentlich anders. Keiner der großen Abschnitte, in die die Menschen die Erde getheilt haben, steht ganz und gar unter Fremdherrschaft. Ueberall sonst, welche Form die Regierung des Landes auch haben mag, finden die nationalen Bestrebungen, Wünsche, Ideale der einzelnen Volksstämme Berücksichtigung, so lange sie sich ihrer Regierung nicht feindlich zeigen wie die Polen. Finland macht wohl die einzige Ausnahme. In China haben Fremde zwar manches Recht erworben, und sie üben auch eine Controle über die Finanzen des Reiches aus, aber es geschieht Das doch im Einverständniß mit der chinesischen Regierung und in derem Auftrage. Und Indien? Unter all' den vielen Colonieen und Besitzungen Englands ist es der Indier, der einzige, der keine, auch noch so schwache Stimme bei der Entscheidung über die Wege hat, welche bei der Verwaltung seiner Heimath einzuschlagen sind. Und doch bilden die Indier fast drei Viertel der Bewohner des britischen Weltreichs. Ist ihre geistige Inferiorität daran Schuld? Individuell haben Indier oft genug die Bewunderung Englands hervorgerufen. Sie haben sich mit ihren politischen Herren erfolgreich gemessen auf jedem Gebiet, das Geistesbildung und Scharfblick oder körperliche Gewandtheit und Ausdauer heischt, oft haben sie es ihnen zuvor gethan. In den Wissenschaften haben sie mehr als einen hervorragenden Mann aufzuweisen; als Staatsmänner haben sie ihre hohe Begabung freilich niemals in den britischen Provinzen zeigen dürfen, aber ihre Leistungen in den einheimischen Staaten sind von wenigen Männern auf gleichem Gebiete in Europa, Asien oder Amerika überboten worden. Und doch hat England ihnen in ihrem eigenen Lande niemals eine leitende Stellung eingeräumt. Das sehen wir deutlich aus der Vertheilung der für die Civilverwaltung ausgesetzten Gelder. Im Jahre 1898/99 wurden 10488147 Pfd. Sterl. für dieses Departement beansprucht, und von dieser enormen Summe erhielten 8000 Europäer mehr als die Hälfte, nämlich 5333334 Pfd. Sterl., während auf nahezu 130000 Indier nur 4666667 Pfd. Sterl. kamen und weniger als 6000 Eurasier sich in den Rest von 487667 Pfd. Sterl. theilten. Ein Blick auf diese Zahlen zeigt, daß es zumeist untergeordnete Posten sind, die man den Indiern zugewiesen hat; während ihr Durchschnittseinkommen nur 36 Pfd. Sterl. erreichte, betrug es bei den europäischen Beamten 607 Pfd. Sterl. Und alle die schweren Lasten, welche daneben die wahrhaft fürstlichen Ruhegehälter der Beamten wie die der Offiziere und die ganze Armee, angeblich bestimmt zur Vertheidigung, in Wahrheit zur Niederhaltung Indiens, dem armen Volke auferlegen, mehren sich von Jahr zu Jahr, ohne daß die Träger dieser Lasten auch nur dabei befragt würden. Vor Kurzem rief ein laut gewordener Plan Lord Curzon's, ein paar Dutzend junger Indier für die Offizierlaufbahn vorbereiten zu lassen, eine gewaltige Aufregung in England hervor. Der Indier soll seinen Beruf darin suchen, den Acker zu bebauen und Handel zu treiben, jedes Streben über diese Sphäre hinaus erscheint dem englischen Beamten als eine Störung der für ihn selber reservirten Kreise. Eine kleine Seitenthür hat sich in den letzten Jahren aufgethan,

Digitized by Google

durch die dann und wann ein Indier hindurchschlüpft zu ehrenvollen und gut bezahlten Posten. Aber die großen Flügelthüren sind noch immer geschlossen, eine unüberschreitbare Barrière mit der Aufschrift: „Eintritt für Indier verboten!“

„Es ist ganz angemessen,“ schreibt ein hoher englischer Beamter in Indien, „daß in England ein entsprechender Theil der Güter der Erde bei Seite gesetzt wird, um gewisse Familien so vermögend zu erhalten, daß Staatsmänner, Gelehrte und Helden für den Dienst und die Vertheidigung des Landes aus ihnen hervorgehen. Aber in Indien sollte der stolze Geist, die Unabhängigkeit und der weitschauende Blick, den der Besitz großen Reichthums manchmal giebt, durchaus unterdrückt werden. Wir brauchen keine Generale, Staatsmänner und Gesetzgeber; was wir brauchen, sind fleißige Bauern.“

Ein guter Theil des Wohlstandes europäischer Nationen ist auf dem Raub begründet, den sie Nationen mit älterer Cultur abnahmen. Spanien plünderte Südamerika, und England von Drake unter Elisabeth bis Blake unter Cromwell nahm so viele spanische Silberschiffe, als es aufbringen konnte. Aber zu den englischen Kämpfen auf dem europäischen Continent wurde mehr Geld gebraucht, und die ausgegebenen Banknoten waren nur eine schlechte Aushülfe. Da kam Indien. Welche ungeheuren Schätze England aus Indien erhalten und wie es sie erhalten hat, das ist uns in Macaulay's musterhaften Essays über Clive und Hastings erzählt worden.

Ehe die Schlacht von Plassey geschlagen und gewonnen wurde, und ehe Indiens Reichthum sich über das noch arme England zu ergießen begann, sah sich die englische Industrie als kaum ebenbürtiger Rivale der indischen gegenüber. Die Spinner und Weber von Lancashire standen in Bezug auf Maschinen ihren indischen Concurrenten freilich nicht nach, aber Dauerhaftigkeit und Schönheit der indischen Gewebe, ihre Feinheit sowohl als ihre Farbengebung waren der englischen Waare so unendlich überlegen, daß an einen ernsthaften Vergleich gar nicht gedacht werden konnte. „Gewebter Wind“, der coa vestis des Alterthums vergleichbar, und Shawls von Caschmir blieben die Verzweiflung englischer Spinner und Weber. Wie Indien Lancashire in Baumwollwaaren siegreich aus dem Felde schlug, so blieb es auch in seiner Eisenindustrie unerreicht, seine kunstvollen Schmiede- und Gußwaaren, seine verschwenderisch geschmückten Panzer und Schwerter bleiben für immer die prächtigsten Schaustücke unserer Museen. Aber die Erfindungen von Hargraves, Crompton, Cartwright und Watt schufen für England eine siegreiche Ueberlegenheit, der die englische Gesetzgebung kräftig nachhalf. Die indischen Weber wurden brodlos, nachdem ihnen die englischen Sieger selbst den einheimischen Markt genommen hatten, und ein gleiches Schicksal traf die Eisen- und Stahlarbeiter, nachdem die unermeßlichen Schätze Englands an Kohle und Eisen erschlossen worden waren. Auch hier trat man dem Indier mit dem Ruf entgegen: „Baue das Feld, das Andere überlasse mir! Ich will für Dich weben und schmieden, Du aber gieb mir, was ich unter einem rauheren Himmel dem Boden nicht abgewinnen kann!“ Und mit dem heimischen Absatz war es gleichfalls zu Ende. Denn auch der Reichthum der indischen Fürstenhöfe war verschwunden, deren Inhaber seit Jahrhunderten so liebe- und verständnißvoll das Kunsthandwerk geschützt und gefördert hatten.

„Seit die Welt begann,“ schreibt der englische Historiker Brooks Adams, „hat wohl keine einzige Capitalanlage einen ähnlichen Gewinn erzielt wie den, den England aus der Plünderung Indiens zog.“ Wie groß er gewesen ist, läßt sich auch nicht annähernd angeben, denn wer auch immer im Dienst der Ostindischen Compagnie nach Indien ging, als Soldat oder als Beamter, der wurde „fett“, und es ist sicher eine über die Wahrheit nicht hinausgehende Schätzung, daß zwischen den Schlachten von Plassey und Waterloo eine Milliarde Pfund Sterling aus Indien allein in die englischen Banken geflossen ist. Später und auch unter der Verwaltung der Krone hat man sich auf dem gesetzmäßigen Wege gehalten; die Summen, die das reiche England dem armen Indien nimmt, sind aber noch größer, und sie wachsen mit erschreckender Schnelligkeit, doch nun geschieht das in officieller Form und für „erwiesene Dienste“. Freilich für Dienste, die man nicht will, und die man ebenso gut selber thun zu können meint.

Düster ist das Bild, das hier entworfen wurde. Andere Augen sehen es anders. Hat doch der berühmte Nationalökonom John Stuart Mill erklärt, daß Englands Herrschaft in Indien nach seiner Ueberzeugung „nicht allein eine der reinsten im Wollen, sondern auch eine der wohlthätigsten in der Ausführung sei, welche die Menschheit je gekannt habe.“ Und sicher hat diese Herrschaft manchen schweren Mißbrauch, manche schreckliche Sitte aus dem Leben des Volkes entfernt oder doch gemildert, seit sie die Leitung seiner Geschicke in die Hand nahm. Der Mord alter hülfloser Eltern durch Aussetzen oder Lebendigbegraben ist seit 1860 nirgends wieder vorgekommen, der so weit verbreitete Kindermord, der in Radschputana besonders die neugeborenen Mädchen traf, hat überall aufgehört, ebenso die Menschenopfer, die religiösen Selbstmorde, besonders durch den heiligen Wagen von Dschaggernaut, die Wittwenverbrennung, die barbarischen Foltern, Verstümmelungen und Hinrichtungen, die Sclaverei, und wenn ein Ausgleich der socialen Stellung der Kasten zu einander noch nicht stattgefunden hat, so sind von der englischen Regierung diese Abgrenzungen doch nie anerkannt worden, sie nimmt in ihren Dienst unterschiedslos die Angehörigen Aller auf. Das Verbot der Wiederverheirathung von Wittwen ist gefallen, sehr zum Trost dieser Unglücklichen, gerade wegen ihres Unglücks tief Verwehmten, und wer waren diese der schmählichsten Behandlung Ausgesetzten? Oft kleine, den frühesten Kinderjahren noch nicht entwachsene Geschöpfe, die mit einem gleichalterigen Knaben verheirathet, den sie kaum flüchtig gesehen, durch dessen Tod plötzlich zu einem Loose verdammt wurden, wie es entsetzlicher nicht gedacht werden kann. Denn für solche unschuldigen Kinderherzen war fortan jede Lebensfreude ausgelöscht, bis der Tod, wie ein Befreier, an sie herantrat.

Wo die Sonne hell und grell die Erde beleuchtet, da heben sich in scharf umzeichnetem Contrast die beschatteten Flächen um so lebhafter ab, und es ist auch ein alter guter deutscher Rechtsgrundsatz: Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören Beede. Wir haben die Sprache Beider gehört, und das Zünglein in der Wage des abwägenden Richters neigt sich, wie mir scheint, nicht zu Gunsten Englands. Man mache doch einmal den Versuch und setze den Indier, um ein Bild unseres großen Altreichskanzlers zu entlehnen, in den Sattel und sehe, ob er nicht reiten kann! Aber ein solcher Versuch wäre der Anfang des Endes der englischen Herrschaft, und was wäre England ohne Indien, dieses schönste und größte Juwel in seiner Krone, wie der aus Indien geraubte Kohinoor in nicht übertragenem Sinne es thatsächlich ist.

Die Wassersnoth im Simplon-Tunnel.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Als die winzigen Menschlein es unternahmen, dem gewaltigen Bergriesen, der mit dem einen Fuß auf schweizerischem und mit dem anderen auf italienischem Boden steht, ein 19,731 km langes Loch durch den Leib zu bohren, mußten sie auf allerhand Ueberraschungen gefaßt sein. Würde die

Digitized by Google

Hitze tief im Innern des Tunnels nicht bis zu einem unerträglichen Grade steigen? Würde nicht das Wasser dem Fortgange der Arbeiten einen Streich spielen? Wie sich das Steigen der Temperatur beim tieferen Eindringen in den Berg gestalten wird, bleibt abzuwarten. Das Wasser aber hat der Weiterarbeit bereits einen ernsten, hoffen wir: nicht verhängnißvollen Eintrag gethan. Schon von Beginn der Durchbohrung an machte sich durchsickerndes Wasser in stärkerem Maße fühlbar, als jemals bei der Herstellung des Gotthard-Tunnels. Aber man beunruhigte sich nicht weiter darüber, denn die Geologen hatten diese Erscheinung mit Rücksicht auf die Zusammensetzung des Gesteins vorausgesagt. Wo es Noth that, ließ man die Arbeiter in wasserdichten Hüten und Kitteln ihre Hände rühren und verkürzte ihre Arbeitszeit. Am 1. October 1901 aber trat im südlichen Theile des Tunnels — man hat bekanntlich den Berg gleichzeitig von Norden und von Süden in Angriff genommen — so etwas wie eine Katastrophe ein. Beim Anschlagen des Gesteins sprudelte plötzlich das Wasser mit solcher Stärke und Heftigkeit hervor, daß die in der Nähe befindlichen Arbeiter zu Boden geworfen wurden, und es nur mit äußerster Mühe gelang, die kostbaren Bohrmaschinen vor dem Verderben zu retten. Dann allgemeine Flucht! Solches geschah an der Spitze des Tunnels rechts, als man 4430 m tief vorgedrungen war. Es werden nämlich der Luftzufuhr und des Wärme-Ausgleiches wegen zwei, alle 200 m durch einen Querschacht miteinander verbundene Tunnels nebeneinander angelegt, von denen der östliche (rechts) als der Haupttunnel gilt und dem linken stets um ein Stück voraus ist. In beiden Tunnels quoll außer dem Hauptdurchbruch das Wasser noch an mehreren, vorn gelegenen Stellen hervor, und zwar rechts an sieben, links an zwölf Stellen. Der Andrang des Wassers war so stark, daß nichts übrig blieb, als ihm einen geordneten Abfluß zu schaffen. Im Tunnel links wurde ein besonderes Bette in das Gestein gehauen, dem auch das an der Durchbruchsstelle rechts sprudelnde, von einer den Quellpunkt überhöhenden Mauer aufgefangene Wasser zugeführt wurde. In den ersten Monaten stieg seine Menge noch, und dann stürzte sich ohne Unterlaß vor der Tunnelmündung in rauschenden Cascaden eine mächtige Wasserfluth in die Diveria: fast 900 l in der Secunde, das sind etwa $5^1/_2$ Millionen Liter in einem Tage!

Zunächst ruhten die Arbeiten ganz. Dann fing man wieder an, mit der Hand Sprenglöcher in das Gestein zu treiben, und hoffte die Bohrmaschinen neuerdings in Thätigkeit setzen zu können, wenn man an der Unglücksstelle erst ein Stück vorbei sei. Ein paar Mal wurde gemeldet, daß die Maschinen bereits wieder arbeiteten, aber mit Rücksicht auf das geringe Vorwärtskommen wie auch die ganze Lage — z. B. müssen die Arbeiter an der Spitze des Tunnels rechts auf einer Brücke über das gemauerte Wasserauffangsbecken klettern, um an die Arbeitsstelle zu gelangen — erschien die Nachricht von vornherein wenig glaubwürdig und sie war dann auch falsch. Die Fortschritte beschränkten sich in der Hauptsache darauf, daß der Tunnel links bis in die gleiche Höhe mit dem Tunnel rechts vorgetrieben wurde. Dann stieß man auf neue Schwierigkeiten. Man gerieth vorn in eine Schicht von weichem, überaus brüchigen Kalkstein. Um der Verschüttungsgefahr zu entgehen, mußte man den ausgehöhlten Raum Zoll für Zoll mit Eisen ausfuttern, so daß der tägliche Fortschritt sich auf nur 16 cm belief! Glücklicherweise waren nur 20 m so zu überwinden und Ende März gelangte man wieder in festes Gestein. Ein Freudenfest für alle Betheiligten! Nachdem man fünf Monate lediglich mit der Spitzaxt gearbeitet, trat der Sprengstoff wieder in Thätigkeit. Freilich mußten die Ladelöcher vorläufig noch mit der Hand hergestellt werden, doch sollten in der zweiten Hälfte des April die Bohrmaschinen wieder Verwendung finden.

Es bleibt abzuwarten, ob sich diese Verheißung erfüllt und ob die ausfließenden Wassermengen — sie haben in den letzten Wochen eher zu- als abgenommen — ein normales Weiterarbeiten nicht doch behindern werden. Woher das Wasser kommt? — Seine verhältnißmäßig hohe Temperatur (17° C.) wies auf die Oberfläche der Erdrinde hin. So dachte man dann zunächst an den kleinen Avino-See, unter den der Tunnel durchzuführen ist. Aber die einfache Erwägung, daß man erst 1810 m weiter vorwärts unter dem See gerathen wird, ließ einen solchen Zusammenhang als unwahrscheinlich erscheinen. Auch zeigte der See nicht die geringste Abnahme in der Wasserhöhe. Dann hatte man die am Fuße des Monte Leone entspringende und östlich in gleicher Richtung mit dem Tunnel zur Diveria abfließende Cairasca in Verdacht. Man beschloß, durch Färbung ihres Wassers der Sache auf den Grund zu gehen. Volle zwei Monate aber dauerte es, bis man von den italienischen Behörden, die eine Schädigung der weiter abwärts an dem Flüßchen liegenden Ortschaften durch den Farbstoff befürchteten, die erforderliche Erlaubniß erhalten konnte. Als dann — am 3. December v. J. — der Versuch gemacht wurde, ergab sich, daß die Cairasca nicht mit den Durchbruchwässern in Verbindung stand.

So blieb denn nur noch die Annahme, daß sich im Berginnern ein gewaltiges Wasserbecken, ein richtiger unterirdischer See befinde, der bis dicht an die Erdoberfläche reiche. Diese Vermuthung fand dadurch schon Bestätigung, daß auf einer über dem Tunnel liegenden Alp Quellen, die im October noch munter rieselten, um die Jahreswende versiegten. Nach ihrer Lage berechnete man die Ueberfließhöhe des unterirdischen Sees auf 1300 m; der Tunnel aber liegt auf etwa 750 m: so kann es sich denn unter Umständen um ganz gewaltige Wassermassen handeln. Aber immerhin giebt diese Hypothese noch am ersten der Hoffnung Raum, daß das Wasserbecken eines schönen Tages erschöpft sein werde. Man folgert ihre Richtigkeit wie die Berechtigung zu solcher Hoffnung auch daraus, daß die Temperatur des Ausflußwassers inzwischen auf 15° heruntergegangen ist. Die Oberfläche des Wasserbeckens hat sich also von der Erdrinde bereits ein Stück entfernt.

Für die Unternehmer war die mehr als fünfmonatliche Arbeitsstockung im Süden ein harter Schlag, denn wenn für irgend einen, dann heißt es für sie: Zeit ist Geld. In ihrem Vertrage mit den betheiligten Mächten ist festgesetzt, daß sie die Arbeit innerhalb fünf einhalb Jahre fertig zu stellen haben. Als genauer Zeitpunkt für die Eröffnung des Betriebes durch den Tunnel ist dann später noch der 13. Mai 1904 bestimmt. Jeder gewonnene Tag wird den Unternehmern mit 5000 Fr. extra vergütet; für jeden Tag der Verspätung haben sie aber auch umgekehrt denselben Betrag an Buße zu entrichten. Da wirkt, zumal schon durch wiederholte Arbeitseinstellungen zwecks Erlangung höherer Löhne kostbare Wochen verloren gegangen sind, die neue Störung durch das Wasser überaus empfindlich. Wenn die Arbeiten im Norden seit der Stockung im Süden auch mit besonderem Nachdruck betrieben werden, so kann das nicht einmal einen annähernden Ausgleich herbeiführen. Was nutzt es, daß die tägliche Arbeitsleistung dort auf fast 7 m gesteigert wird, wenn pro Tag mehr als 12 m geschafft werden müssen? So sind die Aussichten für ein rechtzeitiges Fertigwerden nicht gerade rosig. Bei dem um fast $4^3/_4$ km kürzeren Gotthard-Tunnel haben die Arbeiten acht Jahre in Anspruch genommen; das war gleichfalls viel länger, als man vorher berechnet hatte. Die Hauptsache ist, daß nicht neue unüberwindliche Schwierigkeiten eintreten und die Arbeit vieler Jahre nicht verloren geht. Vor der Hand ist zu so schwarzen Befürchtungen kein Anlaß. Aber überraschen darf es uns nicht, wenn wir eines Tages von erdbebenartigen Erschütterungen des Simplonstockes hören. Hatte die abfließende Wassermenge ihren Ursprung in einem mächtigen unterirdischen Becken, so ist ein

Digitized by Google

Bergzusammensturz zur Ausfüllung des entstandenen Hohlraumes nur allzu wahrscheinlich. Indeß liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß dadurch die bislang erbohrte Tunnelstrecke in Mitleidenschaft gezogen würde.

Literatur und Kunst.

Fritz Reuter und Karl Kraepelin.

Von Professor Arnold Fokke.

I.

„Korl, heww' ick dat schrewen?" So hab' ich es mehrere Male aus dem Munde Kraepelin's selber gehört. Nicht, daß ich damit in Gegensatz zu K. Fr. Müller treten wollte, der es in seiner kleinen Schrift*) „Karl Kraepelin" etwas anders erzählt, auch nicht, daß ich den Ort, wo die Worte Reuter's fielen, anderswo hin verlegen möchte, in Beidem will ich mich gern bescheiden. Aber mag es subjectiv sein: die erstaunte Frage des Dichters nach der Vorführung der von ihm selber geschaffenen Figuren klingt mir sympathischer in den Ohren, weil sie mir menschlich wahrer erscheint als die etwas harte behauptende Form: „Korl, dat heww' ick gar nich schrewen!" wie Müller sie auf Seite 4 seines Buches in der Anmerkung hat.

Nichts für ungut. Ob Frage oder Behauptung, in Beiden ist es die in einander fließende Thätigkeit des Dichters und des Künstlers, die den Hörer, ja und auch den Leser ohne Beweis bloß durch das Wort und die es begleitende Handlung mit der Wahrheit überwältigt, daß hier ein Mal Dichtung und Kunst sich vollständig decken. Aus der Wirklichkeit der Erfahrung und aus seiner frei schaffenden Phantasie führt der Eine die erlebten Figuren und ihr innerlich erschautes Zusammenleben in eine andere Wirklichkeit herauf, und der Andere, vor dessen Geist diese neue Welt sich aufthut, erkennt mit frohlockendem Erstaunen, daß hier seiner lechzenden Künstlerseele ein Vorwurf geboten wird, an den er seine ganze Kraft setzen darf und setzen muß.

Reuter kennt die Kinder seiner Dichtung, er weiß, daß sie Alle lebenswahr sind vom Kleinsten bis zum Größten, aber ihre ganze ungeheure Lebenskraft geht ihm selbst erst in der plastischen Kunst des Mannes auf, dessen Geist die Ergänzung seines eigenen ist. Ja, da sind sie die Kinder seiner Muse, die sie zum Theil unter Schmerzen geboren hat. Er hat ihnen den warmen Odem des Lebens eingehaucht, das sich unter den mannigfachsten Gegensätzen und Widersprüchen fortspinnt. Aber daß sie unter so lebhaften Aeußerungen der Freude und des Glückes einhergehen, daß sie in so tollen Wirbeln der Laune und des Uebermuths umherspringen, in so tiefem Schmerz zergehen und in diesen Sturmschritt der Leidenschaft übergehen könnten, das war ihm doch noch nicht mit voller Klarheit vor die Seele getreten. Korl, heww' ick dat schrewen?

Zum ersten Male wurde Reuter von der darstellenden Gewalt Kraepelin's ergriffen, als dieser den Dichter zu einem Vereinsabend nach Neustrelitz eingeladen hatte. Der im Jahre 1849 gegründete Sonnabendsverein war dasselbe, was jetzt die aller Orten bestehenden Vereine für Kunst und Wissenschaften sind, und niemals hat ein Club seinen Zwecken besser entsprochen als der genannte. Kraepelin war die Seele dieser Zusammenkünfte, die er durch seine musikalischen und declamatorischen Vorträge in so hohem Maße zu beleben verstand. War dies schon vom ersten Anfang an der Fall, so erhielt sein persönlicher Antrieb vermehrten Schwung noch, als er Mitte der fünfziger Jahre damit begann, aus Reuter's Läuschen und Rimels unter seinen Freunden vorzulesen. Dies war denn auch die Veranlassung, weßhalb Reuter eines Abends im Februar 1860 der Gast des Vereins war. „Dunnerwetter, Bengel, Du kannst ämerst lesen," rief er, als Kraepelin den ersten kleinen Vortrag beendigt hatte, und zog ihn in eine stürmische Umarmung. „Nu les' ick ämer nich," fügte er hinzu und weigerte sich, den „Hanne Nüte", den er halb vollendet im Manuskript bei sich hatte, hervorzuziehen. Das half ihm nun zwar nicht, und er mußte lesen, aber die Wirkung blieb, wie er vorausgesagt hatte, aus.

Was brauchte Fritz Reuter auch lesen zu können? Wenn Etwas zu lesen war, so hatte er ja nun den gefunden, der seines Geistes Spiegel war und das empfangene Bild mit einer Klarheit und Faßlichkeit wiedergab, wie es nur die Genialität vermag. In diesen unvergeßlichen Stunden des Neustrelitzer Vereinsabends hatten die Beiden sich gefunden und blieben von der Zeit an unzertrennliche Freunde. Freunde? — Es ist mehr als zweifelhaft, ob der so kühl auf dem Papier dastehende Ausdruck auch ausreichend ist für ein Verhältniß, wo das Leben und Schaffen des Einen völlig das des Anderen bedeutete. Homer ist durch seine Dichtungen mit seinen Rhapsoden nicht inniger verbunden gewesen als Fritz Reuter mit Karl Kraepelin. Was der Eine in stiller heimlicher Werkstatt zusammenfügte, das trug der Andere in einer unvergleichlichen Darstellung in die deutsche Welt hinaus und sorgte durch seine Kunst mehr für die Verbreitung der Werke des Dichters als der Buchhändler mit seiner Geschäftspraxis.

Der Herold zugleich und der Kritiker des Dichters. Denn Vieles, was er unter den lauschenden Massen des Publikums zum Vortrag brachte, das trug er verbessert in die Arbeitsklause des Autors zurück. „Lies also," schreibt Reuter einmal, „und streiche, streiche und lies, lies Deine Streiche, meine Streiche, ich bin mit Allem durchaus zufrieden. Es würde mir sogar sehr angenehm sein, wenn Du tüchtig daran herumstreichest, ich würde dann eine wirklich ersprießliche Kritik haben, die ein großes Publicum mittelbar durch Dich übte. Das gestrichene Exemplar leihst Du mir dann wohl 'mal. Also tüchtig darauf los, Du weißt ja, ich bin kein empfindlicher Hans Narr."

Die hergesetzten Worte sind einem Briefe entnommen, der vom 28. Februar 1861 datirt ist. Kraepelin hatte den im vorhergehenden Jahre veröffentlichten „Hanne Nüte" und dann die bald darauf folgende Erzählung „Ut de Franzosentid" in Neustrelitz vollständig vorgetragen und damit einen unerwartet großen Erfolg davongetragen. Dem Drängen seiner Freunde nachgebend, war der Künstler nunmehr entschlossen, sein Licht nicht mehr unter den Scheffel zu stellen, sondern es vor aller Welt leuchten zu lassen. Der erste Abend in Hamburg war nicht gerade verlockend, aber der zweite zeigte schon ein ganz anderes Bild, und im weiteren Verlaufe stieg immer glänzender das Doppelgestirn des Dichters und des Künstlers an dem literarischen Himmel Deutschlands auf. Nicht an dem Himmel, den die Gelehrtheit und die Schule aufbaut, sondern an dem, der sich aus dem unmittelbaren, durch Nichts verdrehten Empfinden des Volkes hoch wölbt.

Hier war Etwas, was das deutsche Volk noch nicht gesehen und gehört hatte, nicht bloß die zufällig lebende Generation nicht, sondern alle voraufgegangenen auch nicht. Hier ging ihm sein ganzes Leben vom Niedrigsten bis zum Höchsten in einer Poesie auf, deren Möglichkeit es bis dahin nur geahnt hatte, und in einer Kunst, der es mit Allem, was in ihm war, seinen Dank zu Füßen legte. Seinen ganzen Dank, mit heiß tropfenden Thränen und markerschütterndem Lachen,

*) Karl Kraepelin. Zur Erinnerung an sein Leben und seine künstlerische Thätigkeit. Von K. Fr. Müller. Hamburg, Verlag von Ferdinand Schlotke, 1884.

Digitized by Google

mit dem wohligen Behagen, das von seinem Gesichte strahlte, und der Gluth des Zornes, die aus seinen Augen brach. Mag in vergangenen Jahrhunderten der Sänger die Thaten der Vorzeit an den Tafeln der Großen vorgetragen haben — es waren doch nur Theile des Lebens, die er auch bloß einem Theile der Nation vortrug. Hier aber waren nicht allein die Dichtung und die Kunst allumfassend, sondern auch das ganze Volk war da, oder soweit es nicht da war, wurde es doch durch Nichts gehindert, an der allgemeinen Festtafel Platz zu nehmen.

Unsichtbar für das Auge wölbt sich über dem Grabe des Dichters der Dom aus der Liebe eines ganzen Volkes: was wollen dagegen steinerne Denkmäler und die kümmerliche Anerkennung gelehrter Bücher? Eine Reihe allgemein bekannter und hochgeschätzter Literaturgeschichten liegt vor mir. Die Eine erwähnt Reuter gar nicht, obwohl gerade seine Werke den Höhepunkt bilden, von dem der betrachtende Blick rückwärts in die Vergangenheit und vorwärts in die Folgezeit fallen müßte. Eine Andere zwängt ihn in die enge Rubrik der Dorfgeschichtenerzähler. Als ob sich nicht das von aller Menschheit ausgehende Licht in dem Krystall seiner Dichtungen bräche. Eine Dritte nimmt den politischen Standpunkt ein, als ob es dem Dichter darauf angekommen wäre, ob einer seiner Lieblinge den liberalen oder den conservativen Husten hatte.

Oh der jämmerlichen Hökerei, die auch diese Waare nur mit der landläufigen Appretur und mit den einmal gegebenen Karton an den Mann bringen kann! Da giebt es auch Leute, die an Reuter das Sprachidiom für entscheidend halten und ihn kurzer Hand neben den kleinen, ach so kleinen Claus Groth stellen. Es ist die Frage, ob nicht weitaus das Meiste von dem, was Fritz Reuter geschrieben hat, schlankweg, ohne Schaden an seiner Seele zu leiden, in's Hochdeutsche übertragen werden könnte. Natürlich müßte in erster Linie das ausgenommen werden, was die Operationen an seinem Leibe nicht vertragen könnte, und zweitens das sogenannte „Missingsch", das so gut hochdeutsch wie plattdeutsch ist. Außerdem müßte der Uebertragende ein Kenner und Meister der Sprache sein, wie Reuter es war, nicht aus bloßem Studium, sondern aus dem innersten, ureigensten Empfinden heraus, kurzum, auch sein Federkiel müßte von dem begeisternden Anhauch der Muse beflügelt werden.

Indeß kann diese Frage getrost auf sich beruhen bleiben. Die Sprache Fritz Reuter's ist einmal die seine, und da sein Geist sie geadelt hat, so soll sie auch bleiben, was sie ist. Doch wogegen nicht eifrig genug protestirt werden kann, das ist die schulmeisterliche Unterstellung, als ob die Mundart ihn zu dem machte, was er ist, und als ob er deßhalb zu denen in der Literaturgeschichte gestellt werden müßte, die auch mal plattdeutsch fabulirt haben. Gewiß kann man häufig ohne diese Betrachtung nicht auskommen, aber wenn es sich um die geistige Größe eines Mannes im Ganzen handelt, dann sollte er in diese Zwangsjacke nicht hineingepreßt werden. Claus Groth hat ohne Zweifel, wenn man ihn für sich betrachtet, seine Verdienste, aber nicht jeder Vogel, der in Wald und Flur singt, darf mit der Nachtigall in einem Athem genannt werden.

Ohne Rubriken geht es einmal in der Wissenschaft nicht ab, und so hat Reuter auch darunter zu leiden gehabt, daß er der Form nach im Wesentlichen nur eine Dichtungsgattung gepflegt hat. Den Literarhistorikern ist er eigentlich nur der Erzähler, und so muß sich auch nach diesem rein äußerlich genommenen Standpunkt die Betrachtung schicken. In der That, die epische Form der dichterischen Gestaltung ist nicht bloß vorwiegend in Reuter, sondern macht nach Außen hin sogar sein Wesen aus. Aber damit ist die Sache keineswegs abgemacht. Es ist eine Thatsache, daß an jeder dichterischen Gattung alle anderen in kleinerem oder größerem Maße Theil haben, und in keinem Dichter ist das mehr der Fall als bei Reuter. Wenn es der Mühe werth wäre, so könnte Einer eine dickleibige Abhandlung über das lyrische Moment in der Reuter'schen Epik schreiben, und vielleicht geschieht es auch noch; was aber die dramatische Kraft des Dichters anbetrifft, so braucht sie nicht mehr nachgewiesen zu werden, nachdem Kraepelin sich durch die That der Sache angenommen hat.

In literarischen Abhandlungen periodischer Zeitschriften liest man bewegliche Klagen über das Versiegen poetischer Kraft im deutschen Volke, und besonders unergiebig sollen die fünfziger und sechziger Jahre gewesen sein. Hieraus wird dann wohl auch gelegentlich die Schlußfolgerung gezogen, daß mit einer starken nationalen Erhebung auf dem besonderen Gebiete des Staates mit Nichten ein literarischer oder künstlerischer Aufschwung verbunden zu sein brauche, sondern daß vielmehr sehr wohl das Gegentheil eintreten könne. Um auf die hierdurch angeregten Einzelfragen nicht einzugehen, möge hier nur gesagt sein, daß Reuter's Schaffenskraft in die fünfziger bis in die siebziger Jahre hineinfällt, und daß sein Name dann genannt wird, wenn auf anderem Felde der des Fürsten Bismarck erklingt. Auf dem Gebiete des Romans, wenn denn nun einmal die Form vorangestellt werden muß, hat er von Goethe an diesen selbst, Jean Paul, Immermann zu Vorgängern gehabt, während Scheffel und Gustav Freitag seine Zeitgenossen waren. Noch könnten Andere genannt werden, aber weder sie noch die Genannten, den Altmeister eingeschlossen, haben seine Höhe erreicht.

Denn diesen, den Verfasser der Wahlverwandtschaften, von Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea übertrifft er in der Gluth des nationalen Empfindens und alle Anderen in jedem Einzelnen, sowohl im Reichthum der Sprache und der Kunst der Erzählung, wie in der Zartheit der Lyrik und dem gewaltigen Gange der Handlung. Noch in drei anderen Punkten ist er diesen überlegen, in der völligen Tendenzlosigkeit, in der weisen Selbstbeschränkung und in seiner olympischen Erhabenheit über den Stoff. In den beiden ersten Eigenschaften mag zwar Scheffel ihm gleich kommen, aber auch ihn läßt er hinter sich in dem sicheren Erfassen alles Menschenthums, mag es ausstrahlen, wohin es will.

Aber die Uebrigen? Alle haben sie noch zu kämpfen und etwas Feindliches zu überwinden. Jean Paul ringt bis zum Ende mit sich und seiner Unfertigkeit, Immermann ist mit den politischen, socialen und literarischen Zuständen in Deutschland unzufrieden, und Gustav Freytag will dem bürgerlichen Liberalismus zum Siege über die unberechtigte Herrschaft des Adels verhelfen. Viel objectiver ist in dieser Richtung Wilibald Alexis, aber ihn bringt die überquellende Liebe zu seiner märkischen Heimath in's Stolpern, und den Oesterreicher Anzengruber hindert der Groll über die confessionellen Mißstände, die im Lande der Habsburger herrschen.

Es ist schwer, selbst im Dienste der größten Kunst und in der Liebe zur Menschheit sich aller Subjectivität zu entschlagen. Goethe ist noch gerade mit seinem poetischen Schaffen bemüht gewesen, den engeren Kreis auch seiner Individualität mehr und mehr zu erweitern und ihn in alle Menschheit aufgehen zu lassen. Mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide, und mit dieser jeweiligen Beichte seines pathologischen Zustandes rang er sich zu immer freieren Höhen empor. Reuter hatte schon, bevor er an die Arbeit seines Lebens ging, den Sieg über sich davongetragen, die Katharse war fertig, als er begann, seine Seele den Spiegel der Welt sein zu lassen. Nur „Kein Hüsung" ragt noch aus einer niedrigeren Sphäre in die höhere hinein, aber mit dem Ausströmen seines sittlichen Unwillens über die politische „Rückständigkeit" seines engeren Vaterlandes ist auch der letzte Rest eines gröberen Zufassens in die Welt der Erscheinungen hinweggeschwemmt.

Fritz Reuter ist, bevor er zur Feder griff, durch das Feuer eines Schmelzofens gegangen, das tausend Andere in seiner Gluth verzehrt hätte. Ihm hat es nicht bloß Nichts angethan, sondern es hat nur die Schlacken hinweggeglüht

Digitized by Google

und das reine Gold übrig gelassen. Wenn man seine „Festungstid“ liest, dann wird man gewahr, welche Leiden der Dichter während einer siebenjährigen, zum Theil schweren Festungshaft hat in sich aushalten müssen. Wäre der Rest Groll, Verbitterung, Unlust am Leben und Unfähigkeit zu jedem ersprießlichen Schaffen gewesen, so fände man's natürlich, so aber schwebt seine Seele in reiner Verklärung von dem Rauch und dem stinkenden Qualm einer trostlosen Zeit hinweg und behält nicht einmal das Gedenken zurück.

Wenn es nicht so gewesen wäre, so würde er nicht in dem Maße der Wohlthäter seines Volkes geworden sein, wie er es in der That gewesen ist. Im Vorigen ist die Bemerkung gemacht worden, daß Reuter der Zeitgenosse Bismarcks gewesen sei. Das kann von anderen hochgestellten Dichtern auch gesagt werden, aber es ist da ein großer Unterschied. Der große Kanzler hat wohl im Scherz geäußert, daß er eigentlich seinen Beruf verfehlt habe. Sein Wille sei es gewesen, Landwirth zu werden, aber das Schicksal habe es anders gewollt und habe ihn zum Staatsmann gemacht. Dasselbe gilt auch von Fritz Reuter. Nach seiner Freilassung sollte die Landwirthschaft sein Beruf sein, aber die Umstände drängten ihn, Dichter zu werden. Anstatt zu klagen, sollten die Deutschen dankbar für das gnadenvolle Geschick sein, das über ihnen gewaltet hat.

Zu gleicher Zeit hat es ihnen den Mann geschenkt, der Deutschland die Einheit und die Macht gab, wonach die Völker so lange ausgeschaut hatten, und auch den Anderen, von dem ihnen ein weiteres Ziel ihrer Sehnsucht, die Volksdichtung, in den Schooß geworfen wurde.

Die Frau in der venezianischen Malerei.

Von Dr. Hermann Ubell (Graz).

So betitelt sich ein Buch (meines Wissens ein Erstling) des jungen Kunsthistorikers und Mutherschülers Emil Schaeffer, das in reicher illustrativer Ausstattung bei Bruckmann in München erschienen ist. Die Themen, die es behandelt, sind in essayistischer Form zum ersten Mal vom österreichischen Kunstforscher Hubert Janitschek discutirt worden. Da mir die beiden fraglichen, vor langen Jahren in Zeitschriften erschienenen Aufsätze „Die Frau in der venezianischen Malerei“ und „Das weibliche Schönheitsideal der Renaissancezeit in Italien“ nicht zugänglich waren, vermag ich nicht zu sagen, inwieweit die neue Untersuchung von jenen älteren Arbeiten abhängig ist; im Buche selbst fehlen nähere Angaben darüber.

Schaeffer eröffnet seinen „Versuch“ mit der Aufstellung zweier Thesen, die man ihm ohne Weiteres zugeben kann. Er sagt erstens: das Weib beherrscht in einer ganz eigenthümlichen Weise die venezianische Malerei, was man besonders deutlich empfindet, wenn man damit z. B. die Rolle vergleicht, die das Weib in der gleichzeitigen deutschen Kunst spielt; und zweitens: das Weib wird in den verschiedenen venezianischen Kunstepochen grundverschieden empfunden. Dem Wandel dieser Auffassungen und den Ursachen dieses Wandels nachzugehen, hat sich der Verfasser zum Ziel gesetzt.

Wir übergehen die Besprechung, die Schaeffer den Muraneſen und dem wunderlichen, aber unwiderstehlich fesselnden Carlo Crivelli gewidmet hat, um zunächst beim Frauentypus des Giovanni Bellini zu verweilen, des ersten Venezianers unter den venezianischen Malern. Hat er doch als Erster die weiche Luft und die Farbenwunder der Lagune empfunden und gemalt. Mit Recht erblickt Schaeffer in ihm aber auch den Stifter des venezianischen Frauencultus in der Kunst. Er hat in seinen „Sante conversazioni“ einen ganz bestimmten Madonnentypus ausgeprägt, der erfahrungsgemäß auch auf den flüchtigen Besucher Venedigs Eindruck macht: jenen Typus des Mädchens aus dem Volke mit den großen fragenden Augen und dem wehmüthigen Mund. Nackte Frauen hat Bellini nur sehr ausnahmsweise gemalt; daraus und aus der Auffassung seines Madonnentypus schließt Schaeffer, daß der Künstler „der Schönheit des Körpers aus dem Wege ging“. Es ist aber ein Grundirrthum des Buches, daß den Künstlern in die Schuhe geschoben wird, was in der Natur der jeweiligen Kunstaufträge begründet liegt. Bellini hat gar keine Scheu vor dem Nackten und der sinnlichen Schönheit des Weibes gekannt, ebenso wenig wie seine unmittelbaren Vorgänger, denen Schaeffer ähnliche spiritualistisch-christliche Gesinnungen zuschreibt; und wenn in Bellini's Werk die Aktmalerei einen verschwindend geringen Raum einnimmt, so liegt das einfach daran, daß dieses Werk fast ausschließlich Bestellungen kirchlichen Charakters seine Entstehung verdankt und nicht der Bestellung des privaten Sammlers, der erst eine geraume Zeit später die Geschicke der venezianischen Kunst mitzubestimmen beginnt. So ist z. B. die gesammte Venusmalerei Tizian's auf Rechnung der Neigungen des sammelnden und kunstliebenden Privatmannes zu setzen. Von der Vorstellung der modernen Künstlerpersönlichkeit irregeführt, sucht Schaeffer in der Seele der einzelnen Künstler die Gründe von dem, was durch äußere politische und nationalökonomische Verhältnisse bedingt ist. Eine ganz ähnliche tiefgreifende Umwandlung ihres Stoffkreises erfährt ja z. B. auch die griechische Kunst mit dem Aufkommen der Bestellungen für's Privathaus (etwa zur Zeit Alexander's).

Ich hätte mich bei diesem Grundfehler des Schaeffer'schen Buches nicht so lange aufgehalten, wenn er in der heutigen Kunstgeschichtschreibung nicht so häufig wäre. So häufig wie die Sucht der weit hergeholten Analogie, die auch Schaeffer verführt, bei Vincenzo Catena an — Paul Verlaine zu denken und den biederen Carpaccio durch — Schopenhauer zu erklären. Diese Analogieenhascherei läßt Einen an das Wort Nietzsche's denken, daß es viel schwieriger sei, das Disparate am Aehnlichen zu sehen als umgekehrt.

Mit Vorbehalt der obigen Einschränkungen ist es aber ganz richtig, daß in dem Werke Bellini's, wie es nun einmal vorliegt, die Seelenmalerei vorwiegt. (Nur die Frage nach dem „Wieso“ hat Schaeffer falsch beantwortet.) Allerdings hat Bellini auch üppige Frauen geschildert, sogar in Andachtsbildern, man denke an die brünette Catharina des einen Dreihalbfigurenbildes der Akademie (hier handelt es sich offenbar um ein Porträt aus der Familie des Bestellers); aber im Allgemeinen ist es richtig, wenn Schaeffer behauptet, daß es in erster Linie die seelischen Qualitäten der bellinesken Frauen sind, die den modernen Beschauer gefangen nehmen.

Die Cima da Conegliano, Marco Basaiti, Vincenzo Catena, Andrea Previtali, Bissolo und Alvise Vivarini wandeln den Madonnentypus ihres gemeinsamen Vorbildes Bellini nicht wesentlich ab. An die „Heilige Clara“ (Akademie) des Alvise Vinarini wird die zutreffende Bemerkung geknüpft: „Es ist bezeichnend, daß bis zu den späten Tagen des Rococo kein Vollblut-Venezianer das Alter um seiner selbst Willen, wegen seiner verfallenen und verschrumpften Häßlichkeit geschildert hat. In Venedig, der Stadt der Küsse, der Stadt der Musik, wo die Menschen im Tanzschritt über dem Leben schweben, wer dachte dort an's Altwerden und Sterben, wer dachte überhaupt? Nie hat Venedig eine Philosophie hervorgebracht.“ Bei Conegliano wird der Beginn der Verweltlichung des Madonnentypus (in dieser Richtung schreitet die Entwickelung fort) und bei Carpaccio wieder ein eigener Frauentypus constatirt. Dieses „Weib des Carpaccio“ existirt aber bloß in der Einbildung des Verfassers. Der figurenreiche

Digitized by Google

Erzähler hat ein bestimmtes Frauenideal ebenso wenig ausgebildet wie irgend einen bestimmten Menschentypus; für ihn sind Baum und Thier, Palast und Mensch gleichwerthige Objecte der bunten, breiten Schilderung. Die Morosität der Courtisanen Carpaccio's auf dem berühmten gleichnamigen Bild im Museo civico wird so geschraubt wie nur irgend möglich erklärt; es handelt sich einfach um die Morosität des ermüdeten Modells, häufig in der altdeutschen Kunst.

Die Courtisane beherrscht bis zu einem gewissen Grade das gesellschaftliche venezianische Leben des Cinquecento; die Courtisane und nicht die Hausfrau, ganz ähnlich wie unter den Griechen Athens und Alexandrias. Dementsprechend nimmt auch das weibliche Schönheitsideal des venezianischen Cinquecento einen sinnlicheren Charakter an, und der schöne nackte Frauenkörper wird auch in der Malerei zu Ehren gezogen. Schaeffer giebt eine anziehende Schilderung von Art und Sitte der venezianischen Hetären und stellt die literarische Fixierung des weiblichen Schönheitsideals des Cinquecento dem Typus des Quattrocento gegenüber, den uns die Malerei aufbewahrt hat. Dieses Schönheitsideal ist natürlich blond; für uns verwunderlich sind die „weite, hohe und heitere Stirn" und die „großen Hände", während die breiten Schultern und Brüste des Cinquecento sehr charakteristisch mit der Schmalbrüstigkeit des Quattrocento contrastiren. Mit zwei glücklichen Schlagworten hält der Autor den Eindruck der quattrocentistischen und den der cinquecentistischen Venezianerin, wie sie uns von der Kunst gespiegelt wird, auseinander: Das „umile" ihres Wesens bezeichnet die Frauen Bellini's, königliche „maestà" umgiebt die großen Damen des Cinquecento.

Im Cinquecento der venezianischen Frauenmalerei siegt nach Schaeffer der Körper über die Seele, Heidenthum über Christenthum. Ueber dem Eingang dieser Epoche thront Giorgone's hochberühmte Madonna von Castelfranco. Nicht die Himmelskönigin der Byzantiner, nicht die demüthige Muttergottes der Belliniani, sondern das schöne, seiner Schönheit bewußte, um seiner Schönheit Willen verherrlichte Mädchen. Schaeffer macht zum ersten Mal auf gewisse leise sinnliche Züge aufmerksam, die sich hier in den Madonnentypus einschleichen. Von hier bis zur halben und völligen Enthüllung desselben Modells (wir kennen sogar seinen Namen) in der „Familie" und in der Dresdener „Venus" ist der Schritt nicht allzu groß. Die herrliche Schlafende der Dresdener Gallerie eröffnet den Reigen der sogenannten Venusbilder, die für die venezianische Malerei des Cinquecento so charakteristisch sind. Wie wunderbar keusch ist aber noch das Venusbild des Giorgione im Gegensatz zu den immer absichtlicheren Schaustellungen der Nacktheit schon bei Tizian! Gar nicht zu denken an die raffinirten Waden- und Schenkelentblößungen in den Bildern Veronese's und Tiepolo's. Das friedliche, lockenumrahmte Antlitz der Schlummernden und die Abendlandschaft, in der sie ruht, athmen paradiesische Unschuld, die Hoheit einer Göttin umgiebt den schönen Körper. „Nur von einem Gott könnte sie ohne Scham besessen werden." . . .

Gegen Palma Vecchio ist Schaeffer entschieden ungerecht. Das Hauptwerk, die vom Director der Akademie kürzlich entdeckte Santa conversazione konnte er allerdings noch nicht kennen; es enthält zwei Frauentypen, die mit zu den reifsten Leistungen der venezianischen Schule zählen. Ganz falsch ist es aber, wenn er den berühmten Frauenporträts Palma's „Gedankenlosigkeit" vorwirft. Im Gegentheil, einige von ihnen haben nicht nur Größe, sondern auch sprühenden Geist, eine seltene Sache im ruhigen Bildniß des Cinquecento. Gerade vor Palma's Mädchen und Frauen muß man unwillkürlich an die Damen der italienischen Renaissanceluſtspiele des zeitgenössischen Shakſper denken: an jene holden Geschöpfe, trunken von Muthwillen und Daseinsluſt, mit der süßesten Grazie bis in die Fingerspitzen gefüllt, zum keckſten Scherz bereit, aber auch des tiefſten Ernstes und männlicher Entschlüſſe und Thaten fähig.

Dagegen wird mit Fug die weitergehende Verweltlichung der heiligen Gestalten festgestellt: „An Palma's Heiligen ist Nichts mehr heilig. Diese Frauen mit den runden, weiß und roth geschminkten Zügen, den blondgefärbten Locken, den azurblauen, gelangweilten Augen, dem Korallenglanz der vollen Lippen, dem allzu reichen Busen — was haben diese Frauen noch mit dem Christenthum gemein, das die Abtödtung des Fleisches lehrt, was mit den innigen Gestalten der Legenden?"

Das non plus ultra dieser Verweltlichung stellt aber Tizian's „Heilige Magdalena" (Florenz, Palazzo Pitri) dar. Nie ist der nackte Frauenkörper glühender verherrlicht worden. Ganz umronnen und überrieselt von der lebendigen tausendfachen Liebkosung ihrer goldenen Locken steht sie da, den glühenden Blick nach oben richtend, mit der vollen Hand den reichen Mantel der Haare raffend — keine büßende Sünderin, sondern das liebeheischende und liebenswertheſte Weib.

Von einem Frauentypus bei Tizian kann nicht gut gesprochen werden. Er hat die vielfältige Naturerscheinung nicht tyranniſirt, sondern besaß die Fähigkeit der großen Künstler, gegenüber dem neuen Object ein Neuer zu werden. Er ließ alle Dinge ihre eigene Sprache reden, und diese Eigenschaft giebt seinem Werke die reiche Abwechselung und die ganze Verschiedenheit der immer neuen Natur. In seiner Frauengallerie ist der Kreis der Möglichkeiten fast erschöpft: die Plebejerin und die Gentildonna, die Stumpfſinnige und die Verzückte, die Sinnliche und die Spröde, die Kindliche und die Ueberreife, der Engel und die Courtisane, Alle sind vertreten. Gemeinsam ist ihnen bloß die gewisse Fülle und Mächtigkeit und ruhige Größe des cinquecentistischen Styls.

Einer Erörterung der auch culturhistorisch interessanten Frage, die sich an Tizian's Venusbilder knüpft, ist Schaeffer seltsamer Weise aus dem Wege gegangen. Wer waren die dargestellten Frauen? Die Gemahlinnen der (meist fürstlichen) Besteller? Oder ihre Geliebten? Oder gefeierte Courtisanen? Denn mit Porträts haben wir es in jedem einzelnen Falle zu thun. Auf der unleugbaren Aehnlichkeit der „Venus von Urbino" mit Eleonora, der Herzogin von Urbino (die Tizian zweimal porträtirt hat) fußend, hat man eine Zeit lang in der Ersteren ein für das eheliche Schlafgemach des Urbiners bestimmtes Bildniß seiner Gemahlin erblickt. Wenn Aehnliches in unseren doch sehr viel prüderen Zeiten noch möglich war*), muß es unter den in diesen Dingen viel unbefangeneren Renaiſſancemenſchen erst recht möglich gewesen sein. Die letzte gewichtige Stimme, die sich gegen diese Annahme erhoben hat, ist die Jakob Burckhardt's gewesen, der in seinem „Sammler" schrieb: „Vor Allem wird man wohl den Gedanken aufgeben müſſen, als wären hier (in den Venusbildern) bestimmte berühmte Buhlerinnen in ganzer Gestalt verewigt oder gar empfohlen worden, und selbst wenn ein Gerede solcher Art sich sollte erhoben haben, wird man es überhören dürfen. Die durch Geist, durch Schönheit der Züge berühmte Buhlerin wird durchaus nicht immer zugleich ein classisches Modell des Nackten gewesen sein, ein solches aber wird der Maler gesucht haben, gleichviel ob bei Buhlerinnen oder sonstwo. Noch unbegreiflicher ist freilich, daß man jemals hat annehmen können, Reiche und Mächtige hätten ihre Gemahlinnen dem Künstler — und wer es auch sein mochte — für die nackte Darstellung zu Gebote gestellt. Die Frage geht nicht dahin, ob die Auflösung der Sitte zur Zeit der Renaiſſance auch so etwas noch gestattet haben würde, sondern ob der Gemahl lächerlich geworden wäre oder nicht, und nun stelle man sich z. B. den concreten Francesco Maria delle

*) Man erinnere sich an die nackte Statue der Fürstin Pauline Borghese von Canova und an die erst neulich wieder vielverhandelte Geschichte der „Ariadne" Dannecker's.

Digitized by Google

Rovere, Herzog von Urbino, deutlich vor, wie er seine Eleonora Gonzaga hätte durch Tizian nackt malen lassen."

Pordenone, Sebastiano del Piombo, Lorenzo Lotto und die Künstlerfamilien der Bonifazio und Bassano übergehend, wenden wir uns dem „Fleisch- und Toilettenmaler" Paolo Veronese zu. Nach Allem, was wir von ihm wissen, scheint er ein ziemlich simples Ingenium gewesen zu sein, jeder Tiefe bar, ganz Maler und nichts als Maler, an der farbigen Oberfläche der Dinge haftend. Ob uns seine Frauen, diese blonden, blauäugigen, zutraulichen Kindsköpfe auf einem üppigen Körper wirklich die vornehme Venezianerin der Hochrenaissance repräsentiren dürfen? Man möchte es bejahen, wenn man die Berichte über das Haremsdasein dieser geistig unbedeutenden Frauen liest, die ihrem Manne nicht viel mehr waren als ein schönes und sehr kostbares Spielzeug. In die Oeffentlichkeit traten sie nur bei festlichen Gelegenheiten, im vollen Glanze ihrer Schönheit, die zu pflegen sie Muße genug hatten, und ihres reichen Schmuckes. In diesen höchsten Momenten ihres Daseins hat sie Veronese dargestellt; der festliche Charakter ist seinen religiösen und mythologischen Darstellungen gemeinsam. Man denke an seinen „Raub der Europa" im Dogenpalast, wo man immer den Eindruck hat, daß schöne geputzte Damen der Aristokratie ein „lebendes Bild" stellen, oder an die höchst festliche Verlobungsscene der heiligen Catharina, die mit allem erdenklichen Aufwand prunkt. Sehnsucht nach dem schönen Leben jener versunkenen Tage überkommt Einen vor diesen alten Bildern. . . .

„Wie hast Du sonst, Venetia, geprahlet,
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie Dich Paolo Veronese malet."

Für sinnenfrohe Menschen ist das Werk Veronese's eine reiche Weide. Seelische Vertiefung wird man freilich bei ihm nicht suchen dürfen; in seinen Frauendarstellungen am Wenigsten. Aber auch in der Form sind seine Frauenköpfe kleinlicher und leerer als irgend etwas Früheres; auch entbehren sie nicht einer gewissen Piquanterie. Alles Dies finden wir gesteigert im Frauenkopf Tiepolo's wieder.

Während Veronese einen unverkennbaren festen Frauentypus ausgebildet hat, den er ziemlich gedankenlos repetirt, kann man von einem solchen bei Tintoretto nicht reden. Aber aus anderen Gründen als bei Tizian. Tintoretto haftet einerseits zu sclavisch an den naturalistischen Zufälligkeiten des mitunter recht derben und häßlichen Modells, andererseits spielt bei ihm die individuelle Durchbildung der einzelnen menschlichen Gestalt und ihres Ausdrucks so gut wie keine Rolle, der Mensch ist ihm ein Versatzstück, mit dem er nach Belieben hantirt, um seine großen Massen und Compositionen aufzubauen, deren Wirkung ihm einzig am Herzen liegt. Der menschlichen Einzelgestalt hat er nur in einigen wenigen figurenarmen Jugendwerken Sorgfalt gewidmet und Bedeutung verliehen. Dieses neue Verhältniß zum Menschen macht das eigentlich Barocke in Tintoretto's Styl aus.

In der „Magdalena" Domenico's, des Sohnes Tintoretto's, erblickt Schaeffer „ein gutes Beispiel für die sinnlich-übersinnliche Kunst der Gegenreformation". Weil dieses (in der capitolinischen Gallerie befindliche) Bild nicht zu den wohlbekannten gehört, will ich Schaeffer's Beschreibung der interessanten Composition hierhersetzen: „Es ist Nacht; durch brauende Nebel bahnen sich die Strahlen des aufgehenden Mondes mühsam den Weg in die Grotte der Heiligen. Mit den großen glänzenden Blicken der Sehnsucht starrt sie voll hysterischer Inbrunst auf das Crucifix; raffinirt verwildert fällt das rostrothe Haar um die schillernde Bläße der halb heiligen, halb dirnenhaften Züge, aus denen der fahle Mund seltsam herausleuchtet." Man ist versucht, das unleugbar vorhandene mystische Element in der Kunst Tintoretto's des Vaters (man denke an die Bilder der Scuola San Rocco und an jene Bilder aus der Marcuslegende, die sich im Palazzo Reale Venedigs und in der Brera befinden) gleichfalls auf die Rechnung der Gegenreformation zu setzen.

Die Schlußcapitel des Schaeffer'schen Buches sind der Venezianerin des Rococo gewidmet.

„Der Venezianer hatte immer zum Leben gebetet, sein Verhältniß zu den Dingen aber stets gewechselt. Das Quattrocento stand vor der Welt mit der staunenden Verzücktheit eines Kindes oder wie ein Dichter, der jeden Tag die Blumen, den Himmel und die holden Frauen sich neu erschafft und von der rauschenden Fülle der Schönheit überwältigt zu Boden sinkt. Der Sohn des Cinquecento küßte in der Naivität einer starken Sinnlichkeit das Leben leidenschaftlich auf seine vollen Lippen; der Venezianer des Rococo hing am Leben wie an einer Geliebten, die man schon lange hat, mit leiser, bereits ein Bißchen welker Zärtlichkeit: er küßte es gern, aber lieber plauderte er mit ihm. Die Nerven waren müde geworden, sie vertrugen nicht mehr starke Erregungen, das Grelle, Gewaltige und die glühenden Farben; Alles wurde discreter, verschleierter, delicater. . . . Die brausenden Fanfaren Tintoretto's wurden zur weichen Coloratur, das priapische Grinsen Aretino's wandelte sich zu Chiari's piquantem Lächeln, auf das heiße Roth des Veronese folgte Tiepolo's kühler Silberton, selbst der Dialect machte die Wandlung mit, wurde noch heller, noch musikalischer; statt Canal regio sagte man nun Canaleio, aus figlio wurde das mildere fio — die Kraft wurde abgelöst von der Grazie."

In dieser Charakteristik, die zugleich als Stylprobe dienen möge, steckt manches Wahre, wie mir denn der ganze letzte Theil des Buches der einwandfreieste zu sein scheint. Schaeffer entwirft ein anmuthendes Bild vom Leben der Rococo-Venezianerin, dieses zierlichen Geschöpfes, das sich alla parigina kleidet und für den neuesten Pariser Roman schwärmt, das in der Begleitung des unvermeidlichen Cicisbeo auf der Piazza bis tief in den grauenden Morgen hinein dem Spiellaster fröhnt und Carnevalsintriguen flicht, dieses gaukelnden, klugen und leidenschaftlosen Geschöpfes, das die alte orientalische Tradition der venezianischen Frauensitte durchbrochen hat und im Mittelpunkt der Gesellschaft steht. Bei Goldoni hören wir ihr helles Geplauder, Piazzetta („der venezianische Greuze, der den Backfisch für die venezianische Malerei entdeckt hat") und die Pastellmalerin Rosalba Carriera haben sie porträtirt, und Pietro Longhi hat ihre „farbige Chronik" geschrieben. Schaeffer's Schlagwort für die Rococo-Venezianerin ist „Spirito"; dieser gesteigerten Geistigkeit des Weibes in jener Epoche entspricht auch das zierlichere körperliche Schönheitsideal, das der Autor in einem venezianischen Damenjournal vom Jahre 1786 aufgestöbert hat. Der interessante Artikel ist überschrieben: „Dreißig Dinge, die vereint die Frau vollendet machen." Dies sind:

„Drei schwarze, drei weiße, drei rothe, drei lange, drei kurze, drei breite, drei dicke, drei dünne, drei schmale (strette), drei kleine."

Frage: Welches sind die drei schwarzen?
Antwort: Die Haare, die Augen und die Liber.
Frage: Die drei weißen?
Antwort: Die Haut, die Zähne und die Hände.
Frage: Die drei rothen?
Antwort: Die Lippen, die Wangen und die Nägel.
Frage: Die drei langen?
Antwort: Der Körper, die Haare und die Hände.
Frage: Die drei kurzen?
Antwort: Die Brust, die Stirne und die Augenbrauen.
Frage: Die drei breiten?
Antwort: —?— } fehlt bei Schaeffer.
Frage: Die drei dicken?
Antwort: Die Arme, die Schenkel und die Waden.
Frage: Die drei dünnen?
Antwort: Die Finger, die Haare und die Lippen.
Frage: Die drei schmalen?

Digitized by Google

Antwort: Der Mund, die Nasenlöcher und die Taille.
Frage: Und die kleinen?
Antwort: Die Zähne, die Nase und der Kopf.

Zu ewigem Leben hat diesem Frauentypus die Kunst Giovanni Battista Tiepolo's verholfen. Wie die Farben gebrochen sind, in denen er gemalt ist, so ist auch dieser Typus selbst eine wunderliche Mischung aus widerstreitenden Elementen: französische Verfeinerung und italienische Sinnlichkeit, anscheinend kindliche Naivität und verruchtes Raffinement, blasirte Frivolität und hysterische Frömmigkeit, unzerstörbare plebejische Gesundheit und welke Decadence.

Aber eben die perverse Mischung von Spätem und Frühem, Gesundem und Krankem, die den Frauentypus Tiepolo's wie das Wesen seiner ganzen Kunst kennzeichnet, hat die Auferstehung dieser seltsamen, schon halbbegrabenen Kunst gerade in unseren Tagen bewirkt. Die nervösen Mondänen des letzten Großen der venezianischen Malerei sind unserem unmittelbaren Begreifen näher als die strahlenden Olympierinnen des Cinquecento und die wundervollen scheuen Mägde Giovanni Bellini's.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein merkwürdiges Quartett.

Lebenserinnerung von Carl Schultes.*)

Im Jahre 1843 war das Soldatenleben, besonders in süddeutschen Armeen, gegenüber dem, was heute von Officieren und Mannschaften verlangt wird, das reine Schlaraffenthum.

Ein Bisserl Exerciren, Rekrutenabrichten, Schul- und Turnstunden, im Sommer Schwimmen in gelegentlichen Flüssen und Flüßchen, im Herbste Scheibenschießen, Bataillons- und Regiments-Exercíren, wobei zum Amüsement viel geknallt wurde — damit Hollah!

Die tägliche Wachtparade war Haupt- und Staatsaktion, besonders der trefflichen Leistungen der Musikcapellen wegen, zu deren Erhaltung die Officiere sich Gehaltsabzüge gefallen ließen. Alt und Jung lief da fröhlich zusammen, drängte sich dazwischen, und Alles war gemüthlich ein Herz und eine Seele!

Und doch schlugen sich diese wenig geübten Truppen bei der ersten Gelegenheit — es seien nur Düppel und Kissingen genannt — auf das Beste und Zäheste; denn es steckte ein vortrefflicher Kern in ihnen.

In dem oben genannten Jahre saß ich, ein 22jähriger Leutnant, als Kommandant der Hauptwache der Königlichen Kreishauptstadt Regensburg, an einem schwülen Juli-Abende tutto solo in dem verräucherten Officierszimmer und — machte Verse.

Alles was Beine hatte, war mit Käse und Riesenrettigen wohl versehen in die kühlen Bierkeller rechts und links der Donau geflüchtet. — Aus einer langen, türkischen Pfeife mit schönem Bernstein-Mundstück qualmte ich den schweren, schwarzen Latakia, den ich erst einsog und in Wolken wieder ausstieß.

Die Julihitze und der Qualm veranlaßten einen Kameraden, der bei mir eintrat — er konnte einer Spathlahmigkeit wegen keine größere Tour riskiren — mit Stentorstimme auszurufen:

„Himmelsakra! Carl, mach' wenigstens die Fenster auf, sonst trifft Einen, der ka' verruckter Verschmacher is, das allerschönste Schlagerl!"

„Gleich, lieber Franzel, du hast Recht, hier ist eine Temperatur wie in einem Backofen! Ja, wenn man so vertieft ist —." — Rasch waren die Fenster, welche auf eine säulengetragene Vorhalle hinausgingen, aufgemacht, und als ich mich in dem hinauswirbelnden Tabakdampf umdrehte, saß der liebe Kerl, welcher Freud und Leid im Cadetten-Corps zu München getreulich mit mir getheilt hatte, an meinem Platze auf dem geflickten Ledersopha, und hielt richtig mein Manuskript in den Fängen, da er — sonst ein gewaltiger Nimrod — sich sehr für Poesie interessirte.

„Franzl, ich hab' da nur —"

„Stillsein, und — a Bier her, oder i fall um!" sang Franzl mit seinem prächtigen Baßbariton.

Mein braver Bursche Giacomo — Gottlob Stiegler hieß der rothhaarige, treue Kerl, dem ich bis an mein Ende dankbar bin, obwohl er längst modert — hatte kaum meinen Freund auf die Hauptwache zuhumpeln sehen, als er à tempo ins nächste Brauhaus lief, und auf Franzl's Gesang wie ein deus ex machina mit zwei schäumenden Maßkrügen in das Zimmer trat, und mit einem „Wohl bekomm's die Herren", das nun unnöthige Kaffeegeschirr vom Tische abräumte.

„Brav, Giacomo! Du bist so gut dressirt wie mein Dackl Petermann, der a so schöne, krumme Haxn hat, wie Du!" lachte Franzl, indem er sich den Schaum aus seinem hochblonden Schnurrbart wischte.

Um Franzl Zeit zum Lesen zu lassen, hatte ich mich auf eine Fensterbank gesetzt, und beguckte mir zum soundsovielten Male die kleinen Schmalznudelküchen und die Häuser, welche den viereckigen Platz von der einzigen protestantischen Kirche Regensburgs „Zur schönen Marie" umgaben. — Mit einem: „Sakra, das Lied'l verlangt's Singen!" begann Franzl nach im Augenblicke improvisirter Melodie: „Reiter's Abschied."

„Hörst Du den Trompeter blasen,
Wie er ruft mit starkem Ton?
Aus ist nun die kurze Ruhe,
Und der Reiter muß davon!
Einen Kuß,
Eh' ich scheiden muß!

Wenn die Frucht zur Reife kommet,
Fällt sie ab vom hohen Baum;
Uns're Liebe, die kaum blühte,
Ist vorbei gleich einem Traum!
Leicht vergeh'
Dir des Abschied's Weh!

Stärker rufet die Trompete,
Und mein Rößlein wiehert drein!
Tausend Mal Ade, Du Schöne,
Tausend Dank der Liebe Dein!
Nun zum Strauß
Froh und frisch hinaus!"

Ungenirt rief die Wachmannschaft, welche sich an dem andern, offenen Fenster angesammelt hatte, ihr dröhnendes „Bravo!" in das Zimmer hinein, und verschwand dann eilig.

„Carl, wo hast Du das her? Du bist doch Fußpatscher wie ich auch!"

„Lieber Franzl, ich hab' Reiter werden woll'n, aber 's Geld hat net g'langt, und dann vergeß' net, daß ich bei einem Leihbibliothekar wohne. Der schickt mir immer die neuesten Taschen-Almanache hinauf, über deren verzuckert-romantischen Gedichte ich mich immer ärgere, und da möchte ich denn als Junger, der auf Goethe, Uhland und Eichendorff schwört, gegen die Schmachtlappen und Süßzipfler ankämpfen. Vielleicht gelingt mir's, wenn ich nur erst die richtige Zeitung dafür finde; denn das Stuttgarter ‚Morgenblatt' hat mir ein Dutzend Lieder, als ‚zu frei und burschikos' zurückgeschickt. — Doch lassen wir diese ungefangenen Fische, und sag' mir lieber, Du bist ja ein Hiesiger, was ist denn das für ein Haus, das uns da gegenüber am unteren Ende des Platzes steht? Wir haben doch erst 7 Uhr, und alle Fenster im ersten Stock sind plötzlich erhellt."

„Das weißt Du net, bist schon 6 Monat hier und nennst Dich einen Poeten? — Da wohnt ja Fräulein Henriette Ottenheimer, die erste Dichterin Regensburg's, die das famose Epos ‚Der Kettenschmied von Ulm' und eine Menge anderer, schöner Gedichte geschrieben hat?!"

„Hol' mich Dieser und Jener, das hör' ich zum ersten Mal'. Ist das Mädel jung und hübsch?"

„Windbeutel! Sie hat die schönsten blauen Augen, ist aber ein von schwerer Gliederkrankheit verkrüppeltes Thierl, und kann nur mit fremder Hülfe sich fortbewegen, so daß sie nie aus dem Hause kommt. Mein Bruder spielt ihren Banquier; denn sie ist nicht arm, sondern entstammt einer reichen Stuttgarter Judenfamilie. Mit Theodor war ich ein paar Mal bei ihr, aber da sie auch eine halbgelähmte Zunge hat, und das reinste Schwäbisch spricht, hab' ich net viel von ihr verstanden, nur so viel, daß Uhland ihr Freund und Beschützer ist."

„Muß ich kennen lernen! — He, Giacomo!"

„Hier, Herr Leutnant!"

„Lauf' einmal nach Hause hinüber. Unser Hausherr soll Dir das Buch: ‚Der Kettenschmied von Ulm' von Fräulein Henriette Ottenheimer geben, und bring's im Augenblick! Verstanden?!"

„Ja wohl! Das Buch von der Judenmamsell da drüben, die grad ihre Schabbeslampen hat anzünden lassen: Der Kesselschmied von Ulm."

„Rhino — ze — ros! Der Kettenschmied heißt's!" rief Franzel lachend.

„Zu dumm!" murmelte Giacomo, indem er abschob, „Kesselschmied' giebt's, aber von einem — Kettenschmied — hab' i no nie nix g'hört!"

„Heute hat Fräulein Ottenheimer Feiertag? Das trifft sich gut! Ich schreib' ihr ein Billet, und meld' mich bei ihr an, wenn ich morgen Mittag von der Wache abgelöst werde."

„Immer großspurig, lieber Carl! Ist erst die Frag', ob sie Dich annimmt; denn sie hat eben, wie ich von meinem Bruder weiß, doppelten Besuch."

*) Auf Grundlage meiner Tagebücher.

Digitized by Google

„Genirt mich nicht! Probiren wir's halt! Ich werd' ein paar Lieder von mir abschreiben und dem Billet beilegen."

„Vielleicht ein paar von den fidelen — Leichtsinnigen Liedern?"

„Leichtfertige Weisen heißen sie, und haben Dir doch so gefallen!"

„Ja mir!" lachte Franzl. „Aber das ist ein zartes Frauengemüth!"

„Ich hab' auch andere! Da, schau' das roth eingebundene Büchel an*), da stehen Dutzende drinnen, wie sie der Hirt zum Thore hinaustreibt! Wenn mir der Kettenschmied g'fallt, dann versuch' ich mein Glück, sonst net!"

„Da wirst Du wohl die langweilige Rond' nach dem Pulverhaus in dieser Nacht schwänzen müssen!" sagte Franzl, indem er sich zum Gehen anschickte.

„Fallt mir net ein! Ich geb' mir keine Blöße vor den Untergebenen — und wenn die Nacht schön bleibt, dann kommen mir da draußen zwischen den wogenden Kornfeldern neue, gute Gedanken!"

„Na, dann will i net länger stören; denn mit dem Terteln (Kartenspiel) um's Abendbier is es nix!" sagte Franzl, die Mütze aufsetzend und seinen Stock ergreifend. „B'hüt' Di Gott, und mach' Deine Sachen gut!"

Nach einem kräftigen Händedrucke humpelte er davon, rief aber gleich darauf zum Fenster herein: „Du, da kommt Dein Giacomo, mit dem — haha — Kesselschmied von Ulm."

„Der Herr Sebold", meldete Giacomo, „laßt dem Herrn Leutnant sagen: Das Judenbuch da muß recht langweilig sein, weil's die Leut' immer gleich wieder z'ruckschick'n. Er hab's drum selber noch gar net g'les'n! — Aber —"

„Na, was weiter?" fragte ich, indem ich schon zu lesen begann.

„Da is mir mein Beichtvater, der geistliche Rath Hemauer begegnet, der einen großen Korb voll Essen für die verunglückte Familie am Judenstein**) getragen hat, und der fragt mich: „Was hast Du da für ein Buch, das sich wohl Dein Herr Leutnant auf die Wache kommen läßt?" Ich hab's ihm zeigt, und da hat er mir auftrag'n, ich solle Sie schön grüß'n, und Ihnen vermeld'n, daß das ein Söllngaudi (Seelengaudium) für Sie sein wird! Er hab's schon drei Mal durchstudirt."

„Gut! Vorhänge herunter, Lampe anzünden, nochmal Kaffee machen, aber sehr stark! Marsch fort!"

„Und das schöne Abendessen aus dem Spiegel (Wirthshaus), und das gute Bierl?" jammerte förmlich Giacomo.

„Zum Teufel, Kaffee! Das Andere g'hört Dir! Setz' Dich vor die Thür, und laß' keine Katz' herein! Nur mit dem Korporal Schneider mach' eine Ausnahme, wenn's Zeit zur Ronde ist! Bring' bald Kaffee, stark und — viel!"

Wie mit glühenden Ketten gefesselt las ich die herzerschütternde und formvollendete Dichtung, und schwerathmend begab ich mich auf die Ronde, als es Nachts zwei Uhr war.

Immer im Banne des Gelesenen wollte mir kein eigenes Licht aufgehen, trotz des schlaftrunken voraufwandelnden Gefreiten, der eine große, angezündete Stallaterne trug, damit ja der Posten an dem Pulverhause die herankommende Ronde rechtzeitig erblicken konnte, und sein „Wache raus!" in die himmlische Sommernacht mißtönend hineinbrüllte.

Auf die Hauptwache zurückgekehrt, steckte ich den Kopf, welcher wie bei einem regelrechten Kater brummte, in frisches Wasser, kleidete mich in meinen Paradeanzug, den Giacomo auf meinen Befehl in Bereitschaft gehalten hatte, und mißbilligend knurrte: „Alles z'weg'n so einer Judenmamsell!"

Dann setzte ich mich hin, schrieb einen kurzen, aber eindringlichen Brief und fügte ihm vier meiner Lieder bei. Schon um 7 Uhr mußte Giacomo das Convolut hinüber zu Fräulein Henriette Ottenheimer tragen, und ich steckte fröhlich nach der Wacht-Ablösung den Säbel ein, um unter den Klängen des damals beliebten Gungel-Marsches über den Platz zu eilen.

Mit pochendem Herzen — ich war ja erst 22 Jahre und — Lyriker — klingelte ich an dem mit Latten vergitterten kleinen Vorflur, und ein schönes Mädchen, orientalischen Gepräges, öffnete die Thür mit den Worten: „Der Herr Leutnant sind willkommen!"

Als die Klingel der Vorsaalthür ertönte, wurde eine Zimmerthür aufgemacht, und eine Portière aus einander schlagend, stand ein großer, magerer Herr, der wohl doppelt so alt sein mochte als ich, in dem Thürrahmen, der mich mit einer Handbewegung einlud näher zu treten, indem er mit sonorer Stimme sagte: „Meine Freundin Henriette erwartet Sie mit Freude!"

Ein leiser Veilchenduft umströmte mich, als ich in das mit einem dicken Teppiche belegte Zimmer trat, und auf ein altväterisches Sopha zugehend, mich der Dichterin gegenüber befand, welche in einem blauweiß gestreiften, seidenen Morgenkleide zusammengekauert in einer Ecke des Sopha's lehnte. Fräulein Ottenheimer — sie mochte etwas über dreißig Jahre alt sein — bot das Bild der entsetzlichsten Hülflosigkeit, und mit Mühe streckte sie mir ihre verkrümmten und abgemagerten Händchen entgegen.

Ich setzte rasch mein Casquet (Helm mit Raupe) auf den Tisch, ergriff mit möglichster Zartheit die Rechte der Dichterin, die unter Mühe und Schmerzen den Kettenschmied niedergeschrieben hatte, und küßte sie, ohne ein Wort hervorbringen zu können, wohl aber fiel eine Thräne darauf, die mehr sagte, als die Anrede, welche ich mir ausstudirt hatte.

„Ach, das thuet so wohl!" kam es leise aus ihrem Munde. „I la' net aufstehe und Sie so begrüeße, wie mich's Herz treibet!"

„Da hat Dich Deine Divinationsgabe böse im Stich gelassen, liebes Jettele; denn statt eines vom Liebesgram gebleichten Antlitzes, wie das Lied ‚Ewig dahin' Dich vermuthen ließ, steht dieser rothbäckige, mit dem stattlichsten Schnurrbart der Welt verzierte, kraftstrotzende, junge Marssohn vor Dir!" sagte mit leisem Lachen der Herr, indem er Fräulein Ottenheimer etwas aufrichtete.

„Er ischt aber lieb, der Herr Leutnant, wenn er au' no' koi' oinzig's Wörtle g'schwätzet hat! Sei Briefle hat mir desto mehr g'sagt!"

„Wenn Ihr Euch nun genug in die Augen geguckt habt, dann erlaubt wenigstens, daß ich mich nenne: Professor O. L. H. Wolff aus Jena."

„Der Herausgeber des Poetischen Hausschatzes des deutschen Volkes und berühmte Improvisator?"

„Das Erstere rechne ich mir hoch an, weil es mein Fleiß schuf, das Zweite rühmen die Leute an mir, und es ist für mich Spielerei! Doch nun, da Sie die Sprache gefunden haben, lassen Sie mich Ihnen den wunderbaren Urväter-Hausrath meiner lieben Freundin Henriette zeigen."

„Ja, Herr Leutnant, gucke Sie sich nur Alles genau a', 's ischt gar merkwürdigs Zeug's darunter, das scho' viele Künschtler interessiret hat!"

Eben war ich dabei, einen in den verschiedensten Formen eingelegten Schrank zu bewundern, da sagte Professor Wolff leise zu mir: „Bemerken Sie denn nicht etwas ganz Eigenthümliches in dem Zimmer?"

„Gewiß! Erstens den unaufdringlichen, wunderbaren Veilchengeruch, und dann — das Fehlen jedes Spiegels."

„Da sehen Sie, daß meine gute Henriette im Innersten doch ein Frauenzimmer geblieben ist, das den Cult des Aeußerlichschönen Allem voran setzt, so daß sie die eigene Mißgestalt nicht zu erblicken vermag!"

In diesem Augenblicke wurde die Eingangsthür des Zimmers aufgerissen, und mit dem Ausrufe: „Das war einmal schön!" stürmte eine junge, zierliche Dame in das Gemach, und warf sich aufathmend neben die Dichterin auf das Sopha.

„Aber, Esperance, immer so wild! Siehest Du denn net, daß wir B'suech habe?"

Dann erhob sie sich mit Unterstützung des Professors Wolff, und streckte dem hinter der jungen Dame eintretenden, mir gar wohl bekannten geistlichen Rath Dr. Hemauer ihre verkrümmten Arme entgegen, der sie sanft und zärtlich an seine hohe Gestalt drückte, indem er dabei murmelte:

„Gott zum Gruße, mein armes Engelskind! Ich habe dem Fräulein unsern Dom gezeigt!"

„Wenn mich Niemand dem jungen Herrn Officier vorstellen will, so muß ich es selbst thun!" sagte nun die junge Schöne sich erhebend und ein Compliment à la cour vor mir machend.

„Also: Marie Esparence Mark aus Hamburg, die zwei Jahre in einer Plätt- und Glättanstalt zu Genf war. Der strenge Papa hat sie heimbeordert, damit sie ihre Tollheiten, er versteht darunter, daß ich mich protestantisch einfangen ließ, beichten soll. Wahrscheinlich wird er mich bald verheirathen, um mich gesetzt zu machen. Genügt Ihnen das?" und laut lachend warf sie sich wieder auf das Sopha zurück.

„Gott gnade Dem, der Dich Quirl zum Weibe bekommt; denn Du kannst ja nie in einem abgezirkelten Kreise leben, weil es Dich in unbegrenzte Fernen zieht!" sagte Professor Wolff ziemlich ernsthaft, indem er ein Buch in Groß-Oktav vom Tische nahm und es mir überreichte. „Sehen Sie, das hat dieses Quecksilber schon verbrochen."

Ich las: „Das Pferd des Phydias. Eine Studie von A. Cherbuliez, in's Deutsche übertragen von ***."

„Wie kannst Du so indiscret sein, Onkel Wolff, und zugleich eine Sottise begehen, indem Du sagtest: Es zieht mich in unbegrenzte Fernen? Ich denke doch, Hellas ist nicht ferne liegend, und meine Arbeit galt nur dem Hellenenthum, das ich von Kind auf in meiner Seele trage, als wäre ich ein Stück von ihm!"

„Lassen Sie sich mit dieser Sehnsucht genügen, verehrtes Fräulein;" erwiderte ich, „denn bei dem Betreten des heutigen Griechenlands dürfte Ihnen eine arge Enttäuschung bevorstehen!"

„Was wissen Sie davon?!" meinte Fräulein Mark schnippisch.

„Ich war mit der Blüthe der jetzigen griechischen Jugend, ich nenne nur die Namen: Miauli, Cozzia, Athanasius und dem Nachkommen der christlichen byzantinischen Kaiser Demeter Kantakazenos in dem Cadetten-Corps zu München mehrere Jahre zusammen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß die Wildesten von uns Bayern, und wir hatten schöne Exemplare, gegen diese Hellenen die reinsten Waisenknaben sind. Oder scheint es Ihnen ein Heldenstück, wenn vor meinen Augen ein Bruder dem anderen das Messer in die Brust stößt, weil dieser ihm ein

*) Besitze ich noch! Es hat Uhland vorgelegen, weßhalb es geheiligt ist.

**) Kleiner Platz ganz im Nordwesten der Stadt, wo arme Leute wohnen, und wo es kurz vorher gebrannt hatte.

Digitized by Google

Stück Fleisch bei Tische vor der Nase wegnimmt? Dann berufe ich mich auf das Zeugniß meiner Kameraden in Amberg und München, welche die bayerisch-griechischen Expedition mitmachten, und die einstimmig darinnen sind, daß die gegenwärtigen Hellenen noch der Cultur entbehren, so tapfer sie sich auch, namentlich zur See, geschlagen haben; denn im Handumkehren werden die Söhne der Palikaren, Seeräuber und Klephten nicht gesittet, und die einzig Gebildeten, welche die Bayern dort antrafen, seien die — Türken gewesen!"

Fräulein Mark schlug eine gelle Lache auf, und meinte von Oben herab: „Ein Wort von Lord Byron wiegt all diesen bayerischen Klatsch auf, der nur entstand, weil es dort kein Bier zu trinken gab!"

„Gnädiges Fräulein mögen da ein Körnchen Wahrheit gefunden haben, aber Sie müssen doch gestehen, daß es nicht Jedermanns Sache ist, aus muffigen Bocksschläuchen einen Wein zu trinken, der nach Mastix schmeckt, und so dickflüssig ist, daß er kaum die Kehle hinab will!"

„Ich sag's ja immer," fuhr Professor Wolff dazwischen, „bei Deutschen wird der Streit am hitzigsten, wenn es sich um das Trinken handelt! Schönes Hannele," rief er dann der eintretenden Dienerin zu, „erst betten Sie Ihre Herrin in ihr geliebtes Sopha-Eckchen, und dann bringen Sie uns eine Flasche Rüdesheimer. Ich will bei echtem, deutschem Trunk die Streitenden versöhnen, und wie schon mit Euch Allen, auch mit dem werdenden Dichter, dessen an Henriette geschickten Lieder schon auf dem Wege zu Freund Uhland nach Tübingen sind, auch auf Du und Du anstoßen!"

„Es kommt erst darauf an," sagte Rath Hemauer milde lächelnd, „ob er mit einem solchen Heiden, wie Du es bist, Bruder sein will?"

„Ach, des Ottocarle ischt e arger Spötter und e gräulicher Heide, freilich im Goethe'schen Sinn, dem müesset Sie viel nachseh'n!"

Ich war, wie Alle, bis auf Fräulein Ottenheimer, aufgestanden, und einen vollen Römer ergreifend sagte ich:

„Solch ein Heide zu werden, der Gott in der Natur findet, und im kleinsten Grashalm anbetet, dahin muß es einst kommen, wenn Frieden auf Erden sein soll!"

„Blitz und Schlag, wie es sich für einen Soldaten ziemt!" sagte Wolff mit mir anklingend. „Aber im Vertrauen, mein Junge, in dieser thatenlosen Zeit ist es eigentlich zu Schade, daß Du Soldat bist!"

„Schade! Wie so?"

„‚Das ist ein wunderlich Capitel und steht in einem andern Buch!' so sagt der Urspötter Mephisto, von dem ich nur ein ganz kleiner, bescheidener Ableger bin, meine liebe Henriette, und nicht ein großer, wie Du anzunehmen beliebst. — Mein neuer, junger Freund wird sicher einmal dieses wunderliche Capitel in einem anderen Buche aufschlagen, und wenn auch Jahre darüber vergehen, ich hoffe, daß wir dann darüber so fröhlich plaudern werden, wie heute hier. — Es ist aber Essenszeit, und lieber, junger Freund, ich lade Dich ein, in meinem Gasthofe mit mir zu speisen. — Doch da fällt mir Etwas ein. Bevor ich meine öffentliche Recitation halte, will ich Euch, weil wir so schön beisammen sind, und guter Anlaß dazu da ist, von meiner Improvisation ein Privatissimum geben. Ein Glas geleert auf unsere alte Freundschaft, Ihr Lieben, und der neue, junge Freund mag es mir vergeben, daß ich ihn nicht in unser ‚Merkwürdiges Quartett' einbeziehe. Also hört:

‚Weit mehr als Nathan — denn er ist ja arm —
Gilt Freund Hemauer mir, der Katholik,
Hat Treu' im Herzen voller Gotterbarm,
Und Nächstenliebe spricht aus seinem Blick!
Zuvorthun möcht' es ihm die Freundin sein
In allem Guten und im Edlen gern;
Doch ist das Jettchen nur ein Jüdelein,
Das ängstlich biegt der Seele gold'nen Kern!
Wohl Mark heißt die Hamburgerin, doch hat
Sie's nicht; denn sie ist viel zu jung.
In Genf beschwatzte man sie in der That,
Als Reformirt zu gelten — Katzensprung!
Vielleicht streckt später in der Griechen Land,
Das sie mit ihrer ganzen Seele sucht,
Ein Pope einst den Genfer in den Sand,
Den sie als Katz — cat exochén — verflucht! —
Einstweilen weiß sie selbst nicht, was sie will,
Und tummelt flink ein althellenisch Roß;
Doch scheut sich das vor solchem jungen Drill;
Denn Phidias' Meisterwerk ist ein Coloß! —
„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gleich gerennt!"
Das hört Ihr hier, und findet es wohl nett,
Daß solch ein Heide da — Potz Element —
Euch eint zum merkwürdigen Quartett!'"

Mit fröhlichem Lachen klangen die Gläser an einander, wir verabschiedeten uns von Fräulein Mark und der Dichterin, welche zu mir sagte: „Ich freu' mich scho' auf en neue B'suech, wo wir über uns selber und unsere schöne Kunscht eingehend schwätze wolle! Also auf Wiedersehe'!"

Nach Tische schrieb ich auf Professor Wolff's Zimmer, und mit Hülfe des neu gewonnenen Freundes mir die obige Improvisation nieder.

Als ich Wolff im Jahre 1851 von Leipzig aus besuchte, sagte er zu mir: „Nun, habe ich damals in Regensburg Recht gehabt? Du kennst nun das andere Buch, und sein wunderliches Capitel wird Dir nicht erspart bleiben!"

Frau Sophie Schwartz, alias Fräulein Marie Esperence Mark, und jetzt Elpis Melena, wird sich wohl auch der friedlichen Tage in Regensburg erinnert haben, als sie aus ihrer Villa in Candia auf Creta vertrieben wurde und bald darauf an gebrochenem Herzen starb.*)

Alle sind längst hinüber gegangen, von denen ich als 80jähriger hier berichtete, und ich glaube nicht, daß es irgendwo in der Welt noch ein so „Merkwürdiges Quartett" gab.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Kinder.

I.

Ganswindt.

Ein Betrüger von der Art, die nach dem Staatsanwalt schreit und ohne richterliche Gewissensscrupel zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt wird, scheint Ganswindt mir nicht zu sein. Ich kenne sein Laboratorium seit langer Zeit, ohne mich je hinein gewagt zu haben. Wenn man jetzt im knospenden Frühling, der sogar die Berliner Eisenbahnhaide, das Tempelhofer Feld und die schwarzen Tümpel mit den sich darin spiegelnden Fabrikschornsteinen erträglich macht, wenn man in diesen lieben Tagen zu seinem Bootshause an der Spree hinausfährt, dann leuchtet einem plötzlich das gewaltige Schild: „Ausstellung Hermann Ganswindt" entgegen. Ein hoher Bretterzaun umschließt die Geheimnisse des Erfinders. Flüchtige Neugier sieht aus dem hölzernen Mysterium so Etwas wie einen Thurm aufragen, und an den Ufern eines Liliputsees führen Badebuden ein beschauliches Dasein. Werkstätten scheinen sich anzuschließen. Das Ganze macht in der sich schier endlos dehnenden, nur von Eisenbahndämmen, Pappelalleen und qualmenden Schloten unterbrochenen Flachlandschaft einen fast humoristischen Eindruck. Da hockte das verrückte Menschenkind, das felsenfest an sein Genie und an die Verwirklichung seiner läppischen Ideen glaubte, sich mit verzweifelter Inbrunst in sinn- und werthlose Erfindungen verbiß und alle Himmel, alle Inseratenspalten, also Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um Anderen seinen Glauben an sich zu suggeriren. Es ist ihm das gelungen, natürlich. Jeder Prophet findet Anhänger, wenn er nur laut und lange genug schreit. Hermann Ganswindt ist so herzinniglich von der Bedeutung seines Werkes überzeugt, daß es keinen Menschenbeobachter verblüffen kann, wenn ihm die Hundertmarkscheine Anderer büschelweise zufliegen. Er verspricht für hundert Mark tausend oder dreitausend; er weist auf die Fabelgewinne der Actionäre Auer's hin. Richtiger wäre es, den Trebertrocknungsprofit anzuführen. Aber der Mann dünkt mich kein kaltherziger Lump und Bücherfälscher, wie es der große Schmidt gewesen ist. Er verkauft Gewinnantheile zu 10 und $2^1/_2$ Mark, verkauft sie, weil er jede Summe brauchen kann, nicht weil er die kleinen Interessenten darum betrügen will. Er hofft nicht nur, nein, nimmt mit Sicherheit an, daß die Stunde kommen wird, wo er all' das ihm vorgestreckte Geld bei Heller und Pfennig, mit dreißig multiplicirt, zurückgeben kann. In diesem fröhlichen Bewußtsein verfügt er über fremdes Eigenthum, als wäre es das seine. Er baut nicht nur das sagenhafte Luftschiff davon, sondern ernährt auch Weib und Kind damit. Der Erfinder, das überlebensgroße Genie, muß gut essen und trinken, darf keine häusliche Sorge und keinen häuslichen Aerger haben, wenn anders das hohe Werk gelingen soll. Die Darleiher des Geldes haben sicher nicht beabsichtigt, ihren Hermann Ganswindt verhungern zu lassen. Er war die Henne, die die goldenen Eier legen sollte; man mußte sie kräftig füttern, schon aus purer Selbstsucht.

Ein Comité von Männern, die zum Theil leidlich angesehene Namen haben, trat unbedingt für den Meister und die Herrlichkeit seiner Thaten ein. Comités bilden sich ja leicht; Comitémitglieder, die

*) Sie wohnte viele Jahre ruhig bei den einst gehaßten Türken, und erst die christlichen „Bomben und Granaten" zeigten ihr — quid juris!

Digitized by Google

persönliche Opfer bringen und sich ohne Noth mit einem Betrüger identificiren, sind dagegen einigermaßen selten. Ganswindt hat eben seine Gemeinde, hat sie noch. Glaubt sie unbedingt an die Ehrlichkeit ihres Führers, so ist das zum Mindesten ein Beweis dafür, daß die Prellerei nicht auf der Hand liegt. Was in den Gehirngängen des Erfinders spukt, weiß Niemand, und wie häufig die lichten Augenblicke gewesen sind, in denen er beinahe an sich irre wurde und ein Fehlschlagen seiner Pläne in Rechnung zog, das wird kein Richter sagen können. Soweit steht die Sache nicht ungünstig für Ganswindt. Die fixe Idee darf nicht mit Gefängniß bestraft werden, und Geld für die Verwirklichung seiner Ideen zu beschaffen, ist Jedermanns gutes Recht. Der Gefangene hat sich auf diese Kunst verstanden wie Wenige neben ihm — die Börsentalente selbstverständlich ausgenommen. Es giebt aber keinen Paragraphen, der deutschen Staatsbürgern verbietet, sich financiren zu lassen.

Criminell ist der Fall Ganswindt also vielleicht nicht. Und dennoch! Zehn oder fünfzehn Jahre lang betreibt er nun schon sein Geschäft, immer vor aller Oeffentlichkeit, immer mit Hülfe der Oeffentlichkeit. Ungezählte Summen hat er verpulvert, kleine Löcher zugestopft, indem er größere aufriß. Dabei waren die Projecte, zu deren Durcharbeitung man ihm Hunderttausende in's Haus trug, sämmtlich von überwältigender Albernheit. Dabei folgte unaufhörlich ein Fiasco dem Anderen. Man lachte über seine Tretmotore, die unwissenschaftlich erdacht, knabenhaft ausgeführt waren und die eine Kutsche nur dann fortbewegten, wenn die beiden unglücklichen Treter Ströme Schweißes vergossen. Man lachte über Ganswindt's Tretmotore und nahm Antheilscheine auf seine Fahrräder mit Drahtachsenlager. Und die über die Drahtachsenlager lachten, betheiligten sich mit hundert oder tausend Mark an dem lenkbaren Luftschiffe. Auch das wäre über kurz oder lang der Lächerlichkeit verfallen; dann hätten die Spötter sich jedoch zuversichtlich für die Verbindung der Erde mit dem Monde durch Ganswindt's Dynamit-Flugmaschine interessirt und zehntausend Mark in Antheilscheinen angelegt.

Ganswindt hätte nicht unter die Erfinder gehen, sondern Bankdirector werden sollen. Er kannte die wahnwitzige Gier unserer Zeit nach mühelosem Erwerb, und er nutzte sie unbarmherzig aus. Mit hundert Mark tausend verdienen zu können oder dreitausend, ein Millionär zu werden ohne Arbeit, bloß durch Deponirung von zehntausend Thalern, die überdies mit fünf Procent praenumerando verzinst wurden! Die Klugen der Großstadt wie der Provinz krochen hurtig auf den Leim.

Ganswindt strandete, weil er zwar ein geschickter Finanztechniker, aber nicht so klug wie seine Gläubigen war, kein so fanatischer Raffer wie sie. Dieser Erfindernarr gab Unsummen her, um einen künstlichen See zu graben, vergeudete ein Vermögen an Experimenten, deren dumme Tollheit ihm jeder Tertianer hätte nachweisen können. Ich glaube, er ist heute bettelarm. Er verdient mildernde Umstände, Alles in Allem. Seine Gemeinde verdient sie nicht.

II.

Dr. Fritz Friedmann.

Die geputzte Menge hört nur mit halbem Ohr auf das Glockenzeichen. Sie schwatzt und geistreichelt weiter, kokettirt und flirtet, starrt auf volle Nacken und von Haby gepflegte Schnurrbärte. Da verfinstert sich der Raum, die Stühle klappen. Das Bühnenbild stellt einen Salon dar. Unter gleichgültigen Choristen, die schäbige Leihfräcke und überwundene Prunktoiletten tragen, macht sich ein putziges Herrlein bemerkbar, ein fleischloses Menschenkind mit faltenüberzogenem, grauem Gesichte. Das ist Fritz Friedmann, weiland Berlins berühmtester Anwalt, der exilirte König unserer Barre, das strahlende Vorbild a. D. jener Jugend, die wir golden nennen, weil nicht Alles Gold ist, was glänzt.

Fritz Friedmann hebt zu sprechen an, mit belegter, knarrender, katarrhalisirter Stimme. „Mein Evangelium" lautet nach dem Programm der Titel des Vortrages. Für diese Zuhörerschaft ist das keine Profanation. Der fortgejagte Advocat verbreitet sich über das Schicksal des allzu lärmend bedauerten Studenten Fischer — „er ist ein Mörder aus verlorener Liebe" — springt dann auf die moderne Kunst über, setzt sich mit Nietzsche auseinander, mit den Vorurtheilen der Gesellschaft und tadelt ihren Mangel an wahrer Nächstenliebe. Mitunter versucht er einen trübseligen Scherz, mitunter heuchelt er verstiegenes Pathos — aber was verständnißinniges Lächeln erwecken sollte, macht uns vor Aerger weinen, und der Ernst dieses Moralpredigers ist komisch. Nicht so komisch allerdings, daß er heiter stimmen könnte. Gewäsch, wie es dem Munde des ehedem Beredten entströmt, macht sich bei jedem five o'clock bemerkbar. Dort erhebt man sich sacht und geht davon. Hier darf man das nicht. Eine geschlagene Stunde lang muß man den groben Unfug dulden, Darlegungen anhören, die, ohne unzüchtig zu sein, unser Schamgefühl verletzen . . .

Armer Kerl auch Du! Man sollte nicht hart gegen ihn sein. Er verdient sich sauer genug sein bißchen Brod. Von einem sensationsbeflissenen Bühnengeschäftsmann auf das Ueberbrettl geschleppt, nichts als eine neue Programmnummer, die morgen abgesetzt wird, wenn heute Abend Jemand pfeift oder der bestellte Beifall zu dünn klingt. Nun, es pfeift Niemand. Und die Collegen von ehedem, ihre fetten Damen klatschen, was die Handschuhnähte halten. Es ist ein Erfolg. Für die nächsten zwei oder drei Wochen hat Fritz Friedmann keine Nahrungssorgen.

Einst verspielte er Hunderttausende in einer Nacht. Einst thaten sich die Reichen Berlins zusammen, um ihn zu retten, und brachten eine halbe Million auf. Was von ihr nicht den dringendsten Gläubigern anheimfiel, das verstreute er mit der Freigebigkeit, die seine Retter ihm gegenüber gezeigt hatten. Und nun . . . Auf halb verkrachter Bühne spielt der große Spieler um ein warmes Abendbrot. Seine Freigesprochenen sitzen im Parquet, mitleidig und gedankenvoll. Wenn er jetzt an sie heranträte, so legten sie ihm sicherlich bedauernd die Hand auf die Schulter: „Armer Kerl!" Aber borgen würden sie ihm nichts. Nicht mal ein Zehnmarkstück.

Max Kempff.

Dramatische Aufführungen.

Die hohe Schule. Fünf Acte aus dem Leben eines Mädchens von Talent, von Ernst v. Wolzogen (Lessing-Theater).

Der Ueberbrettl-Freiherr hätte trotz alledem etwas Besseres verdient, als auf seine alten Tage zum Frank Wedekind-Imitator werden zu müssen und um die Zeit, wo die ersten Lerchen schwirren, aber Niemand mehr ein Billet bezahlt, im Lessing-Theater aufgeführt zu werden. Lange genug hat der Baron geschwiegen. Man begann, ihn für einen Philosophen zu halten. Jetzt zeigt es sich, daß Schweigen mitunter Gold ist.

Allerhand Achtung vor dem Wolzogen von früher. Es war nichts Machtvolles in ihm, und doch hatte sein flotter Humor, seine sprachliche Gewandtheit, sein ehrlicher Muth so viel Sympathisches, daß man ihm allerhand Stylloſigkeiten gern nachsah. Vom Lumpengesindel, das um ein Haar unser neuclassisches Lustspiel geworden wäre, bis zur Daniela Weerth hielt der Dichter sich auf anständiger Höhe. Von da an begann er jedoch Geld zu machen, und nun war es mit ihm vorbei. Die hohe Schule ist die Erfüllung aller Befürchtungen. Wolzogen caricirt sich selber. Sein Humor ist traurig gezwungen, die gewissen Wortwitzchen spielen die Hauptrolle. Von dem redlichen Bemühen, wirkliche Menschen auf die Bühne zu bringen, von der überlegen lachenden Weisheit des Autors spürt man kaum noch einen Hauch. Im dritten Acte flackert einmal dergleichen auf, dann aber versinkt es sofort wieder in ödem Episodenkram. Langathmiger, zuweilen spottbilliger Bierulk das Ganze. Rosi Huber, des braven, geistergläubigen Canzleirathes Tochter, ist ein kluges Mädel und versteht den Zeitgeist bei der Stirnlocke zu fassen. Sie liebelt ein Bißchen mit den Chambregarnisten daheim und läßt nicht gern einen guten, kußbegierigen Kerl Hunger leiden, legt indeß immer auf das Heirathen Werth und Nachdruck. Man kennt diesen Wolzogen'schen Typ. Er ist in ihn vergafft und führt ihn ruhelos in tausend Variationen vor. Da der eine Scherz indeß für fünf Acte nicht ausreichte, so bekämpfte der Poet noch rasch den Occultismus, diese modernste Zielscheibe modernster Geist- und Witzbolde. Ein Herr mit dem schönen Namen Papadopoulos entdeckt die Rosi und ihre medianistischen Talente. Neben der Geisterwelt interessirt den Wackeren auch das Körperliche. Er steckt der Rosi 30 000 Mark Reisegeld ein, als sie mit ihm fliehen will: 20 000 Mark giebt Madame Papadopoulos her, um die Rosi, die sie zuerst merkwürdiger Weise ohne alles Mißtrauen in's Haus nahm,

Digitized by Google

wieder los zu werden. Das talentirte Mädchen heirathet nunmehr unverzüglich einen gräflichen Versicherungsagenten und avancirt zur Schloßherrin. Courmacher von ehedem, die bei der erlauchten Frau noch einmal leichtsinnig verscherztes Glück erproben möchten, werden von der Tugendhaften kalt und vornehm abgewiesen. Damit schließt das Stück. Es könnte auch weiter gehen. Daß Wolzogen sich mit fünf Acten begnügte, statt Rosi's Caricatur zu einer Trilogie auszuschlachten, ist anerkennenswerth.

Leider das einzig Anerkennenswerthe an seiner neuen Schöpfung.

Rund um die Kunst.

Das Richard Wagner-Theater in Italien und die Berliner Verdi-Festspiele.*)

Im Januar 1883, als das Richard Wagner-Theater auf seiner Tournée eben in Brüssel angelangt war, erhielt ich von Richard Wagner einen Brief, worin mir der Meister unter Anderem Nachfolgendes schrieb: „Wie ich höre, wollen Sie auch nach Italien. Nun, da könnten Sie was Schönes erleben! Italien ist für den Ring des Nibelungen noch nicht reif."

Hätte der Meister noch einige Monate länger gelebt, so würde er sich von der Grundlosigkeit seiner Befürchtung überzeugt haben. Italien hat ihn, indem es seinem Ring begeisterte Aufnahme bereitete, glänzend widerlegt. Von dem Enthusiasmus, den die Vorstellungen des Richard Wagner-Theaters in allen großen Städten Italiens erregten, macht man sich bei uns kaum einen entsprechenden Begriff. Wann hat man es in deutschen Landen erlebt, daß ein Publicum die ganze Mime- oder die Erda-Scene im Rheingold da capo verlangt und die Wiederholung auch erzwungen hätte? Insbesondere die Scene der Erda (von Hedwig Reicher-Kindermann interpretirt) erweckte selbst nach der Wiederholung noch einmal einen solchen Jubel, daß der drittmalige Vortrag nur mühsam vermieden werden konnte. Die Wagner'sche Sache weckte überall, insbesondere in Rom, die hellste Begeisterung; König Humbert mit seiner schönen, kunstbegeisterten Gemahlin an der Spitze, der Hof, Allen voran der damalige deutsche Botschafter Herr von Keudell, die Gesellschaft und die italienischen Künstler wetteiferten in ihrer Antheilnahme für die deutsche Kunst. In Venedig fand nach dem Cyclus vor dem Palazzo Vendramin, dem Sterbehause Wagner's, eine Todtenfeier statt, deren erhabener Eindruck jedem Augenzeugen unvergeßlich bleiben wird. Das Municipium hatte die prächtige Dogen-Gondel zur Verfügung gestellt, auf ihr nahm das Orchester des Richard Wagner-Theaters mit Anton Seidl als Dirigenten Platz, dann folgte jene Gondel, die Richard Wagner während seines letzten Aufenthaltes in Venedig benützt hatte, von seinem Leibgondoliere geleitet — dieses Fahrzeug hatte man dem Director des Richard Wagner-Theaters zur Verfügung gestellt — hieran schlossen sich die Künstler und endlich folgte auf hunderten von anderen Gondeln die ganze Elite von Venedig. Alle Barken waren mit Trauerembleмen versehen und schwarz ausgeschlagen. Vor dem Palazzo Vendramin wurde gehalten und das Orchester trug nun, unter Anton Seidl's unvergleichlicher Leitung, die Trauermusik zum Tode Siegfried's aus der Götterdämmerung vor.

Aus den Fenstern, von den Dächern der Häuser, von Stiegen und Bäumen sah eine unzählbare Menschenmenge der großartigen Feier zu. In Bologna ließ die Stadt eine mächtige Wagner-Büste im Foyer des Theaters aufstellen, in Rom, wo eben die Hochzeitsfeierlichkeiten des Herzogs von Genua mit einer bayerischen Prinzessin stattfanden, wohnte König Humbert und die Königin Margherita den Vorstellungen und dem Richard Wagner-Concerte bei, jenem Concert, das die Stadt damals eigens für den Hof angesetzt hatte, und überall, auch in Florenz, Turin u. s. w. war der Zeichen der Verehrung für den heimgegangen deutschen Meister kein Ende. Italiens größter Componist, Giuseppe Verdi, hatte seinem Schmerze über den Tod des auch von ihm hochverehrten Genius in einem Telegramm an das Richard Wagner-Theater schon vorher beredten Ausdruck verliehen.

Noch in Gabriele d'Annunzio's jüngstem Romane zittert die tiefe Bewegung nach, welche die Heimath der Rossini, Verdi und des bel canto bei Richard Wagner's Tode erbeben ließ.

Als nun vor einem Jahre auch Italiens ruhmreichster Tondichter, dessen Schöpfungen auf allen deutschen Bühnen heimisch geworden sind, die Augen für immer schloß, da leuchtete die Erinnerung an jene unvergeßlichen Wagner-Tage mächtig auf, und ich erkannte eine künstlerische Ehrenpflicht darin, nun dem italienischen Maëstro eine seiner eigenen Bedeutung würdige Todtenfeier zu veranstalten. Und zwar konnte dies nur im Geiste und im Sinne jenes Großen geschehen, dessen Siegesbanner ich einst über die Alpen getragen; und der ja selbst einmal gesagt hatte: „Uns Deutschen leuchtet keine schönere Liebeswahl entgegen, als den Genius Italiens mit dem Deutschlands zu vermählen." Es war also die Aufführung der Verdi'schen Werke in ihrer eigensten Gestalt, in ihrer Ursprache, von allen nur irgend erreichbaren hervorragenden, italienischen Sängern unter einem ihrer besten Dirigenten auszugestalten!

Wer den italienischen Tonmeister würdigen und von Grund aus genießen will, muß ihn von italienischen Sängern hören, sowie man sich die wahren Sinnbildner der Wagner'schen Kunst immer nur aus Deutschland wird holen können. Diese Erkenntniß zu befestigen und zu vertiefen, an einem weithin leuchtenden Beispiel zu bezeugen, mögen die Berliner Verdi-Festspiele dienen.

Als ich bei den vorjährigen Festspielen dem Maëstro Vigna einmal den Vorschlag machte, nun mit seinen Sängern dem Prager Publicum ein Wagner'sches Werk vorzuführen, zumal die italienische Auffassung eines solchen unser Publicum lebhaft interessiren möchte, da wies der seltene Künstler dies entschieden zurück. „Das müssen wir uns von euch Deutschen vorspielen lassen; Beethoven und Wagner sind euer Gebiet; in unserer italienischen Tradition aber sind wir eure Meister." Ohne Zweifel hatte er Recht.

Wer, wie ich, in seiner Jugend die glänzenden, jährlich wiederkehrenden italienischen Stagionen mit den ersten italienischen Künstlern an der k. k. Wiener Hofoper persönlich erlebt hat, wer den veredelnden Einfluß auf uns deutsche Sänger zu beobachten gewußt, wird mit mir eines Sinnes sein, daß gewiß auch der jüngeren Generation es willkommen sein wird, diese große und schöne Tradition kennen zu lernen

Angelo Neumann.

*) Vgl. die Notiz in Nr. 13.

Notizen.

Im Verlage von Carl Krabbe, Stuttgart, hat Ad. Wilh. Ernst eine eingehende und liebevolle Untersuchung über „Lenaus Frauengestalten" erscheinen lassen. Die Studie gehört zu den besten und ehrlichsten, die dem Andenken des unglücklichen Poeten gewidmet worden sind; zumal die dunkle Tragödie, als deren Heldin uns Sophie Löwenthal entgegentritt, ist von ergreifender Anschaulichkeit. Das Buch wird allen Freunden des noch viel zu wenig gewürdigten und gekannten Dichters eine rechte Seelenweide sein, aber auch Kunstfreunden, die Lenau's Schaffen minder interessirt gegenüberstehen, fesselnde Blicke in die zermalmende Herzenswirren des melancholischen Großen gewähren. Die Ausstattung verräth auf den ersten Blick, daß das Buch eben von Krabbe kommt.

Der sechste Band von der neuen Auflage des trefflichen alten Brockhaus ist soeben auf den Markt gekommen. Der Verlag arbeitet, das muß anerkannt werden, mit erstaunlicher Schnelligkeit, wie sie freilich gerade bei einem Konversationslexikon von Nöthen ist. Der Schnelligkeit gesellt sich in diesem besonderen Falle eine Gediegenheit, die den Brockhaus immer wieder auf die Höhe hebt. Vornehme, sachliche, wirklich wissenschaftliche Bearbeitung des Materials ist sein alter Vorzug geblieben. Immer wird das abschließende Urtheil dem Leser überlassen, und die stattliche Fülle der Literaturnachweise, die mir persönlich das Buch schlichtweg unentbehrlich macht, erleichtert diese Urtheilsbildung. Von den Illustrationen erwähne ich diesmal die saubere Schwarz-Weiß-Wiedergabe des Genter Altars, die prächtige Flaggen-, die farbenschöne Fasanentafel. Jeder neue Band der neuen Auflage empfiehlt von Neuem das schöne Werk, das Schmuck und Stolz unseres Buchhandels bleiben wird.

Das von Max Martersteig herausgegebene Jahrbuch der bildenden Künste 1902 verdient in erhöhtem Maße die Anerkennung, die seinen Vorgängern zu Theil geworden ist. Wir haben es in Wahrheit mit Annalen der modernen Kunstgeschichte zu thun, und Annalen zwar, die feinsinniger Geschmack schreibt. Schon das Vorwort in seiner ruhigen, lichten Sachlichkeit, der das herzliche Bestreben an der Stirn geschrieben steht, allem Werdenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie allem Gewordenen, schon das kurze Vorwort bietet künstlerischen Genuß. Text und Bild laufen dann eng verbunden nebeneinander her und sind fast durchgehends einander würdig. Das will viel besagen dieser imposanten Pracht der Reproduction gegenüber. In Heliogravüre und Farbendruck weist das Jahrbuch Leistungen auf, die den hohen Stand des deutschen Buchgewerbes besser als tausend Lobgesänge darthun. Zumal die in der Büxenstein'schen Officin entstandenen Arbeiten bilden das Entzücken jedes Kenners. Wir wünschen dem Jahrbuche, das jeder künstlerisch empfindende Mensch es erwerbe, und wir wünschen jedem künstlerisch empfindenden Menschen den Erwerb dieses Jahrbuches.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Bad Reinerz

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink-** u. **Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Kaltwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kuranstalt.** — Hochquellen-Wasserleitung. — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** und **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit: 1. Mai bis October. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserlett. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. **Anst. Deutschl.**

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.

Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über das neue in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinende illustrierte Prachtwerk „**Die Völker der Erde" von Dr. Kurt Lampert** bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer verehrlichen Leser hiermit angelegentlichst empfehlen möchten.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 10. Mai 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Milieu von Gumbinnen. Von einem altpreußischen Officier. — Schifffahrtscartell und Schiffsbau-Subsidienbill. Von Dr. J. Wiese (Berlin). — Die Cultur der alten Griechen im Jugendunterricht. Von Prof. Dr. Bahnsch. — **Literatur und Kunst.** Thomas Hardy. Von Anna Brunnemann (Dresden). — Fritz Reuter und Karl Kraepelin. (II.) Von Professor Arnold Fokke. — Ein Umschwung in der Malerei. Von Eduard Engels (München). — **Feuilleton.** Die Frau Director. Von J. Boysen. — **Aus der Hauptstadt.** Französische Bühnenkunst in der deutschen Reichshauptstadt. — Notizen. — Anzeigen.

Das Milieu von Gumbinnen.

Von einem altpreußischen Officier.

Zum dritten Male stand die Gumbinner Mordthat zur gerichtlichen Verhandlung. Zum dritten Male ist der Sergeant Hickel, zum zweiten Male der Unterofficier Marten freigesprochen worden. Daß noch wesentlich neue Momente für oder gegen die Schuld der beiden Angeklagten zu Tage gefördert werden würden, hätte nicht erwartet werden können. Thatsächlich haben auch die jüngsten und voraussichtlich letzten Bekundungen der Vernommenen kaum das Bild zu verschieben vermocht, das sich ein objectiver Beobachter auf Grund der voraufgegangenen Verhandlungen hatte machen müssen. Allenfalls ließe sich behaupten, es wäre unklarer geworden. Sind nicht seit jenem 21. Januar 1901, an dem ein Schuß aus dem Hinterhalt den Rittmeister von Krosigk zu Boden streckte, viele Monate verstrichen, in denen das Gedächtniß der Zeugen an Schärfe verlieren mußte und leicht durch die Einbildung wieder ergänzt werden konnte? Unerschöpflich bleiben aber auch heute noch die Gesichtspunkte, unter denen die in dem Proceß festgestellten Vorgänge und Zustände sich beleuchten lassen. Viel zu wenig ist meines Erachtens in den bisherigen Erörterungen der Presse das Milieu beachtet worden, in welchem die Mordthat möglich gewesen ist. Viel zu selten ist von ihr nach Denjenigen gefragt worden, die es haben aufkommen lassen, und denen daher an hervorragender Stelle die Mitverantwortung für das Verbrechen zufällt. Dermaßen hatte die Entrüstung über das befremdende Gebahren des ersten militärischen Gerichtsherrn die Vertreter unserer öffentlichen Meinung gefangen genommen, daß sie für alle anderen, auch noch so fesselnden Erscheinungen des Processes keinen Sinn mehr hatten und so auch den eigentlichen Ausgangspunkt der ganzen so überaus traurigen Affaire übersahen.

Niemand war in Stallupönen und in Gumbinnen, den beiden letzten Standorten des Erschossenen, in denen er längere Zeit als Schwadronschef gewirkt hatte, überrascht, als die Nachricht von der grausigen That einlief. Nur daß diese That erst verhältnißmäßig spät vollführt worden war, hatte dort befremden können. War denn nicht allgemein bekannt gewesen, daß dem Rittmeister schon lange nach dem Leben getrachtet wurde? Hatte man in Stallupönen ihm nicht in's Fenster geschossen? War er nicht in Gumbinnen genöthigt gewesen, zu seinem persönlichen Schutz einen seiner Burschen mitzunehmen, wenn er bei Dunkelheit sein Haus zu verlassen hatte? Pfiffen an beiden Orten es nicht schon seit Jahren die Spatzen von den Dächern, auf welche harten Proben er den militärischen Gehorsam und die Langmuth seiner Untergebenen zu stellen pflegte? Daß es für ihn ein Ende mit Schrecken geben würde, war die Ueberzeugung Aller gewesen: sowohl der Köchinnen, denen die Dragoner ihr Herzeleid geklagt hatten, wie der ernsten, ruhig urtheilenden Männer. Jeder Mord ist verabscheuungswürdig. Niemals läßt er sich rechtfertigen. Aber wenn überhaupt eine Mordthat verständlich ist, so unbedingt die vom 21. Januar 1901 in der Gumbinner Reitbahn. Nicht bloß die Stallupöner und die Gumbinner, die ihr Milieu aus nächster Nähe kennen lernten, haben sie begriffen. Auch dem weniger Eingeweihten hatte sie in ihren Beweggründen klar werden müssen, als er die Aeußerung „Da liegt det Aas" vernahm, die Angesichts der noch nicht einmal erkalteten Leiche ein Gefreiter aus der Schwadron des Erschossenen gethan hatte. Ein gewisses Aufsehen haben diese Worte allerdings gemacht, so oft sie in den Verhandlungen wiederkehrten. Aber sie verdienen ganz besonders niedrig gehängt zu werden. Denn von allen vor den verschiedenen Gerichtshöfen gemachten Bekundungen wirft keine ein so grelles Licht wie sie auf die Zustände in der Schwadron des Rittmeisters, die schließlich zu seiner Ermordung geführt haben. Mit einem Schlage lösen sie das Räthsel, das die hinterlistige That sogar militärischen Sachkundigen aufgegeben hatte.

Von welcher Rohheit, von welchem Cynismus scheinen die Worte des Gefreiten zu zeugen! Sonst hält die Gegenwart des Todes Ausbrüche des Zornes, des Hasses und der Verachtung zurück. Nur Regungen des Schmerzes, der Zuneigung, der Nachsicht pflegen sich bei dem Anblick eines Dahingeschiedenen hervorzuwagen; und in der Gumbinner Reitbahn wurde der soeben Erschossene mit einem Schimpfnamen belegt, wie er verletzender und gemeiner kaum hätte sein können. Und Derjenige, dem dieser Schimpfname entfuhr, war nicht ein verworfenes Subject, dem Nichts mehr heilig ist, das auch das Höchste in den tiefsten Schmutz zieht; nein, über die Lippen eines Untergebenen des Rittmeisters war er getreten, dem dieser in Anerkennung seiner Leistungen und auch seiner Gesinnung die Gefreitenknöpfe verschafft hatte. Wer sie erhalten soll, muß sich nicht in praxi allein als tüchtig erwiesen haben; auch seine Führung muß von der Art gewesen sein, daß seine Vorgesetzten festes Vertrauen zu ihm fassen konnten. Nichts hatte sicherlich der Erschossene bei dem Gefreiten, wenn wir so sagen sollen, auf dem Kerbholz

Digitized by Google

gehabt, und trotzdem stellte dieser sich zu der Thatsache seiner Ermordung nicht anders als jene Dragoner der Schwadron, die auf die Nachricht von ihr sich vor Freude nicht zu lassen wußten und in die Cantine eilten, um „sich einen Gehörigen anzutrinken".

Ganze Bände redet die Aeußerung „Da liegt det Aas!" von den seelischen Qualen, die ein despotisches Regiment Unterofficieren und Mannschaften auferlegt hatte. In allen Schichten der Bevölkerung, auch in den untersten, hat sich in den letzten Jahrzehnten das Selbstbewußtsein außerordentlich gehoben. Aber auch heute noch können an unseren Mann unerhörte Anforderungen gestellt werden, ohne daß zu befürchten ist, er möchte in der Erfüllung seiner Pflichten nachlassen oder gar Zeichen des Unwillens geben, wenn er nur gerecht behandelt wird. Ein bis zur Grausamkeit strenger Vorgesetzter vermag ihn auch heute noch um den Finger zu wickeln, wenn er nur überall ihm zukommen läßt, was ihm gebührt. Auch heute bringt unser Mann noch ein tüchtiges Maß Gutmüthigkeit von Hause in die Kaserne mit, die ihm zu der Erkenntniß verhilft, daß das Kriegshandwerk doch ein recht rauhes ist, und die ihn Manches ohne Weiteres herunterschlucken läßt, das ihn unter anderen Verhältnissen in Harnisch bringen würde. Wie hart muß die Hand des Rittmeisters auf seinen Leuten gelegen, wie oft und wie rücksichtslos muß er seine schlechte Laune an ihnen ausgelassen haben, wenn nicht einmal bei Gutgesinnten und bei Denen, denen persönlich er keinen Grund zu klagen gegeben haben kann, sein jähes und gewaltsames Sterben die Erbitterung und Verachtung zum Schweigen bringen konnte! Hat er eigentlich nicht selber seinem Mörder die Waffe in die Hand gedrückt?

Die Erziehung unserer wehrfähigen Jugend zum Soldaten liegt vor Allen den Chefs der Compagnien, Schwadronen und Batterien ob. Aber nicht bloß die zur Ausübung des Kriegshandwerkes erforderlichen technischen Fertigkeiten haben sie ihm beizubringen. Ihre vornehmste Aufgabe besteht in der nachhaltigen Bearbeitung von Herz und Gemüth. Fesseln sollen sie diese an den königlichen Dienst, den Soldatenstand, den Truppentheil, die Vorgesetzten und die Kameraden, damit auch nach vielen Jahren der Mann sich noch zu ihnen hingezogen fühlt, die Stunde, wo ihn der Kriegsherr wieder unter die Fahnen ruft, mit Freude begrüßt, und wenn die Kugeln pfeifen, an nichts Anderes denkt, als an die Ehre des Regiments, dessen Nummer er auf seiner Achselklappe trägt. Möglich, daß der erschossene Rittmeister der ersteren Aufgabe gerecht geworden ist. In der sittlichen Erziehung seiner Leute ist er aber Alles schuldig geblieben. Wer von ihnen dürfte nach dem Ausscheiden aus der Schwadron gern bei der Zeit weilen, während deren er unter seiner „Fuchtel" gestanden hat? Wessen Hände dürften sich nicht unwillkürlich zur Faust ballen, wenn er sich gegenwärtig hält, was ihm Alles der harte Rittmeister geboten hat? Daß der Erschossene ganz und gar nicht an den Platz gehörte, der ihm angewiesen worden war, wußten seine Untergebenen und mit ihnen die Stallupöner und Gumbinner schon lange. Nur der Kenntniß Derjenigen hatte es sich entzogen, die dafür verantwortlich sind, daß in der Armee die richtigen Männer auch am richtigen Platz stehen. In den Augen seiner Vorgesetzten war der Rittmeister ein nach allen Richtungen gleich tüchtiger Officier gewesen. Das haben wir vor einigen Monaten im Reichstag aus dem Munde des preußischen Kriegsministers hören können; und wenn wir auch die durchaus begreifliche Neigung dieses Herrn, von vornherein wenig oder gar nichts gelten zu lassen, was gegen preußische Officiere vorgebracht wird, in Anschlag bringen, so ist es doch völlig ausgeschlossen, daß er sich auf Berichte berufen haben sollte, die ihm nicht wirklich vorgelegen haben. Nun haben wir es zwar schon oft ausgesprochen, daß es dem Vorgesetzten eines Officiers ungleich schwerer wird, seine Denkungsart kennen zu lernen als dem Untergebenen und dessen Bekannten, zu denen dieser frei von der Leber weg über seinen Hauptmann oder Rittmeister reden kann. Während der Officier in dem Verkehr nach unten kein Blatt vor den Mund nimmt, befindet er sich nach oben stets in Paradehaltung, um dorthin einen möglichst vortheilhaften Eindruck zu machen. Aber die höheren Vorgesetzten gehen doch nicht mit verbundenen Augen und verstopften Ohren einher. Ungehindert bewegen sie sich unter ihren Mitbürgern. Wie konnte ihnen da das Milieu entgehen, in welchem die Untergebenen des erschossenen Rittmeisters hatten ihr Dasein fristen müssen? Hatte der Schuß, der in Stallupönen in seine Wohnung gedrungen war, etwa nicht ihr Ohr erreicht? War ihnen in der That unbekannt geblieben, daß er in Gumbinnen bei Dunkelheit nur unter dem Schutze eines seiner Burschen das Haus zu verlassen gewagt hat? Dergleichen darf unter keinen Umständen ihrer Kenntniß vorenthalten bleiben. Geschieht es dennoch, so läßt sich unmöglich die Vermuthung unterdrücken, daß auch sie, wenigstens unter dem hier einschlagenden Gesichtspunkt, vielleicht nicht an ihren Platz gehörten.

Die unmittelbare Verantwortung für die grausige That fällt nächst dem Mörder freilich dem Ermordeten selber zu. Die mittelbare tragen aber unbedingt seine Vorgesetzten. Hätten sie sich von seinem gefahrvollen Treiben Rechenschaft gegeben, so würden sie ihn noch von der Schwadron haben entfernen können, bevor Schlimmes eintrat. Daß inmitten seiner Dragoner ein Rittmeister der Rache zum Opfer fiel und ein Gefreiter, also ein Mann von erprobter Gesinnung, seinem Haß und seiner Verachtung in Worten wie „Da liegt det Aas!" Ausdruck verleihen konnte, ist auf das Milieu zurückzuführen, das unbewußt die Vorgesetzten selber mit schaffen halfen, indem sie Zuständen und Vorgängen nicht die ernste Bedeutung beimaßen, die sie in Wahrheit verdienten.

Schifffahrtscartell und Schiffsbau-Subsidienbill.

Von Dr. J. Wiese (Berlin).

Die ungeheuren natürlichen Hülfsquellen des Landes an fruchtbarem Gelände und Bodenschätzen gestatteten es bisher dem amerikanischen Volke, seine Handelsflotte zu vernachlässigen. Es überließ den Seeverkehr genügsameren Völkern und wandte sich selbst den günstigeren Erwerbsgelegenheiten seiner Landwirthschaft, seiner Industrie und seines Bergbaues zu. Im Welthandel ging daher die amerikanische Flagge ständig zurück. Kamen 1860 2734000 Tonnen an beladenen Schiffen unter amerikanischer Flagge in England an, so sank diese Zahl 1870 auf 1134000, 1880 auf 882000, 1890 auf 272000, 1900 auf 196000 Tonnen. Und sogar in der Betheiligung an dem Verkehr des Außenhandels des eigenen Landes ist die amerikanische Flagge immer mehr zurückgegangen, wie dies Fitger in seiner soeben erschienenen Schrift über „Die technische wirthschaftliche und technische Entwickelung der Seeschifffahrt von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart" nachweist:

	Gesammt-Außenhandel der Ver. Staaten Mill. Doll.	Davon auf amerik. Schiffe Mill. Doll.	Procentualer Antheil der amerikan. Flagge.
1869	876	289	23,1
1879	1183	272	23
1889	1420	203	14,3
1899	1806	160	8,9

Nach dem spanischen Kriege ist dem nordamerikanischen Volke die Minderwerthigkeit seiner Handels- und Kriegsflotte erst zum Bewußtsein gekommen. Mit Feuereifer ging Amerika daran, seine Kriegsflotte auszubauen, und dies wird ihm, da hier lediglich eine Kostenfrage vorliegt, die dank den Ueberschüssen im Staatsschatze leicht zu lösen ist, zweifellos gelingen. Darauf regte sich das Verlangen nach dem Besitz einer Handelsflotte. Dies Verlangen nach Schiffen war es, welches Mr. J. P. Morgan im vorigen Jahre zu dem be-

Digitized by Google

kannten Ankauf der ganzen Leyland-Linie veranlaßte unter Bedingungen, die für die Actionäre der Linie überaus glänzend waren. In dem Eifer nach Schaffung einer Handelsmarine nahm man gern zweitclassige Schiffe hin, anstatt lieber zu warten, bis neue erbaut sein würden.

Dabei blieb amerikanischer Enthusiasmus indessen nicht stehen. Schon seit längerer Zeit liefen Gerüchte um von einem europäisch-amerikanischen Schifffahrtscartell, in das auch die beiden größten Dampfergesellschaften der Erde, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie, einbegriffen sein sollten. Bekanntlich veranlaßten diese Gerüchte den Grafen Posadowsky am 25. Januar zu einer Erklärung im Reichstage, in der er die angeregte Verstaatlichung der großen Deutschen Dampfergesellschaften zurückwies.

Die jetzt bekannt gegebenen oder vielmehr bekannt gewordenen Resultate der Verhandlungen der europäischen und amerikanischen Schifffahrtsinteressenten lassen denn auch als eine erfreuliche Thatsache erkennen, daß die Unabhängigkeit und Nationalität unserer beiden großen Rhedereien in keiner Weise berührt sind. Auch die große Cunard-Linie und die französischen Gesellschaften stehen der abgeschlossenen Convention fern.

Im Großen und Ganzen lassen die bis jetzt bekannten Meldungen die Schlußfolgerungen zu, daß ein amerikanisches Syndikat unter Führung von Pierpont Morgan die Controlle über fast alle zwischen England und Nordamerika verkehrenden Postdampfer-Linien in seinen Besitz gebracht hat. Es scheint, bemerkt die „Kölnische Zeitung", als ob die Bildung einer sehr großen Trust-Gesellschaft nach dem Muster des Stahltrusts unmittelbar bevorsteht, und daß auch, ähnlich wie bei der Gründung des Stahltrusts, die einzelnen Unternehmungen ihre Leitung und Selbstständigkeit nach außen hin beibehalten, während ihre Politik thatsächlich von einer Centralstelle aus bestimmt wird. Neben diesem Morgan-Syndikate scheinen die beiden großen deutschen Schifffahrtsgesellschaften unter sich ein Syndikat gebildet zu haben, das mit der anderen Gruppe langfristige, auf die Bildung einer Betriebsgemeinschaft hinzielende Verträge geschlossen hat. Da diese beiden Gruppen zusammen fast den ganzen nordatlantischen Personenverkehr und den weitausgrößten Theil des Frachtverkehrs controliren, und dazu noch die großen amerikanischen Bahnsysteme der Vereinigung gleichfalls nahe stehen, so erscheint es zweifellos, daß der Zusammenschluß dieser mächtigen Transportunternehmungen geeignet ist, die Erwerbskraft dieser großen Gesellschaften außerordentlich zu erhöhen.

Sicherlich dürfte eine Steigerung der Rente — wenn auch nur vorübergehend — eintreten. Die Gefahren des neuen Trusts liegen auf anderem Gebiete. Er verfolgt das Ziel, neben höheren Frachten- und Passagierpreisen die europäischen Linien sich dienstbar zu machen. Bei den englischen und holländischen Gesellschaften ist ihm das gelungen. Wenn versichert wird, daß die Centralbehörde, die unter dem directen Einflusse der Morgan'schen Capitalskraft stehen würde, im großen Ganzen aus den Männern sich zusammensetzen solle, welche jetzt die einzelnen Linien leiten, so ist vorauszusehen, daß die Männer früher oder später vor dem mächtigen Capitalseinflusse zu reinen Executivbeamten herabsinken werden. Auch läßt sich die Besorgniß nicht unterdrücken, daß später die noch außenstehenden Rhedereien zu einem directen Anschlusse gezwungen werden; denn es darf nicht übersehen werden, daß die Herren Morgan und Consorten zugleich die Controlle über die für den Durchgangsverkehr in Betracht kommenden amerikanischen Eisenbahnlinien ausüben, und daß sie es deßhalb in der Hand haben, bezüglich der Vergebung des amerikanischen Frachtguts Licht und Schatten nach Willkür zu vertheilen. New Yorker Berichte weisen denn auch darauf hin, daß Mr. Morgan die englischen Linien überhaupt erst durch Androhung einer Boycottirung für den Conventionsplan gewonnen habe.

Besondere Beachtung verdient die Bestimmung, daß die englischen Gesellschaften vorläufig ihre Nationalität beibehalten, also kein Wechsel in der Flagge bei ihnen vor sich gehen werde. Damit wären diese Gesellschaften von den Wohlthaten der dem amerikanischen Congresse augenblicklich zur Berathung vorliegenden Subsidien-Bill ausgeschlossen, die bei der Wichtigkeit der Sache eine kurze Besprechung erfordert.

Unter dem Einfluß der Interessenten, der Eisen- und Stahlleute, verbündet mit Schiffsbau und Rhederei, ist von dem Senator Frye ein Gesetz in Vorschlag gebracht, das ein rapides Wachsthum der amerikanischen Handelsflotte zur Folge haben müßte und eine jährliche Subsidien-Zahlung von mindestens neun Millionen Dollars an amerikanische Schiffe der verschiedenen Classen in sich schließen würde. Das Gesetz stellt je nach der Größe sieben verschiedene Classen von Schiffen fest. An Compensationen sollen ihnen für den Postdienst für jede vom amerikanischen Abgangshafen bis wieder zum amerikanischen Einlaufshafen zurückgelegten 100 Seemeilen pro Bruttotonne gewährt werden: an Dampfer erster Classe $2^{7}/_{10}$ Cents, zweiter Classe $2^{5}/_{10}$ Cents, dritter Classe $2^{3}/_{10}$ Cents, vierter Classe $2^{1}/_{10}$ Cents, fünfter Classe $1^{9}/_{10}$ Cents, sechster Classe $1^{7}/_{10}$ Cents, siebenter Classe $1^{5}/_{10}$ Cents. Daraus ist schon klar, daß die bei Weitem größte Unterstützung der Bau von Leviathan-Dampfern erster und zweiter Classe (über 10000 Tons Register bei 20 bezw. 19—20 Knoten Geschwindigkeit) finden würde. Bedingung ist, daß die Dampfer in Amerika gebaut und zu gewissen Sätzen amerikanisch bemannt sind. Um die Wirkung dieses Gesetzentwurfes näher zu erläutern, möge hier als Beispiel dienen, daß ein Schiff von der Art und Ausmessung des deutschen Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große" für eine Aus- und Heimreise zwischen New York und Bremerhaven eine Prämie von rund 125000 Mark erhalten würde, ferner ein Schiff von den Dimensionen der „Königin Luise" für eine gleiche Fahrt ca. 53000 Mark und „Fürst Bismarck" in gleichem Falle ca. 60600 Mark. — Der zweite Theil des Gesetzentwurfes, die General-Subvention, behandelt die allgemeine Subvention für alle Fahrzeuge, Dampf- oder Segelschiffe, welche keine Postcontracte, die übrigens fortan auf 15 anstatt auf 10 Jahre vergeben werden sollen, erlangen. Diese allgemeine Subvention ist gleichförmig und beträgt 1 Cent für die Bruttotonne auf 100 Seemeilen bei nicht mehr als 16 Anmeldungen pro Jahr. Um den Bau neuer Oceanschiffe zu fördern, wird für sie eine weitere Vergütung von $^{1}/_{4}$ Cent pro Bruttotonne auf 5 Jahre bewilligt.

Freilich hat der Gesetzentwurf besonders von der Freihandels- und Antischutzzollpartei des Landes, die über eine starke Minorität in beiden Häusern und über eine mächtige Presse verfügt, eine heftige Bekämpfung gefunden. Andrerseits verlangten Morgan und Consorten, gegen deren Interessen die Bestimmung geht, daß amerikanisirte, in Europa gebaute Schiffe von dem Genuß an den Prämien ausgeschlossen sein sollen, eine Abänderung des Frye'schen Vorschlages in ihrem Sinne. In der That haben sie, was erst vor ganz kurzer Zeit bekannt geworden und bei uns wenig beachtet worden ist, einen Erfolg zu verzeichnen: die Bill ist so abgeändert worden, daß auch im Auslande gebaute Fahrzeuge an der Wohlthat des Gesetzes Theil nehmen können, wenn sie im Eigenthum einer amerikanischen Gesellschaft stehen und amerikanisches Register haben. Alle Bemühungen New Yorker Kaufleute, den Senator Frye zur Streichung dieses Passus zu veranlassen, sind vergeblich gewesen. Allerdings können im Auslande gebaute Fahrzeuge nicht ohne Weiteres, sondern nur auf ausdrücklichen und speciellen Beschluß des amerikanischen Congresses amerikanisches Register erlangen; allein es darf nicht bezweifelt werden, daß dem Morgan'schen Syndicate zu Gefallen ein solcher Beschluß wohl gefaßt werden

Digitized by Google

würde. Hat die Bill erst Gesetzeskraft erlangt, so wird die Uebertragung der der Convention angehörigen Linien auf die amerikanische Flagge nur noch eine Frage der Zeit sein.

Die Cultur der alten Griechen im Jugendunterricht.

Von Prof. Dr. Bahnsch.

Dem jungen Deutschen bietet die Gegenwart ein reiches, schier unabsehbares Feld der Thätigkeit. Das letzte Jahrhundert, das eben zur Rüste gegangen ist, hat nicht nur die Oberfläche unserer Erde, sondern auch unsere ganze Weltanschauung gründlich umgestaltet. Wie muß der Blick auf all' die Veränderungen, die durchgeführt sind oder sich vorbereiten, den Jüngling, der Etwas von Werdelust in der eigenen Brust verspürt, reizen, an den sichtlichen Erfolgen eines rastlos thätigen Volkes Theil zu nehmen, das sich seiner Kraft erst jetzt ganz bewußt zu werden scheint! Die Aufgaben, die das zwanzigste Jahrhundert dem Menschengeschlecht stellt, scheint jener erste Napoleon vorausgesehen zu haben, als der Thatenfrohe ausrief: „Ich wollte, ich wäre mein Enkel!"

Aber so reich der Erfolg, der dem rührigen Enkel winkt, so mannigfaltig sind die Hindernisse, die seinen Weg erschweren. Was hat Jung-Siegfried nicht Alles vom siebenten bis zum neunzehnten Lebensjahre zu lernen, bis er das Schwert geschliffen hat, mit dem er sich ein Reich erobern soll! Um die Welt, in die er eintreten will, zu verstehen und als vollgiltiger Culturmensch im Leben mitzuschaffen, muß er einen sehr bunt zusammengewürfelten Wissensschatz, den die Jahrhunderte, nein die Jahrtausende aufgehäuft haben, in sich aufnehmen und verdauen. Die Menschen sind doch gar zu thatenlustig gewesen, mag der Lernende manchmal denken. Bis ich auch nur die berühmtesten Siege, welche die sogenannten weltgeschichtlichen Völker errungen haben, gelernt und all' die Worte der Weisheit, die in den klangvollsten Cultursprachen ausgeprägt sind, verstanden habe, welkt wohl die eigene Schaffenslust und verkümmert mein Thatendrang! „Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!"

Und wenn er bei ehrlicher Vorbereitung für die griechischen Stunden das Wörterbuch wälzt und des Nachschlagens kein Ende sieht, so kommt ihm wohl gar der barbarische Einfall: Schade, daß unsere Vorfahren vor anderthalb Jahrtausenden unter den Resten der antiken Cultur nicht noch gründlicher aufgeräumt haben! Anstatt daß wir pietätvoll erkennen und empfinden sollen, daß wir auf den Schultern der Alten stehen, fühlen wir tagtäglich, daß das Alterthum noch immer schwer auf unseren eigenen Schultern lastet!

Welche Mühsal steht nun vollends den noch ungeborenen Geschlechtern bevor, die erst im Lauf des Jahrhunderts zur Daseinsfreude erwachen sollen, wenn die Menschheit, wie mit Sicherheit zu erwarten ist, gar nicht ausruht von ihrer Arbeit, sondern rastlos weiter schafft und immer wieder etwas Neues anfängt! Zugegeben, daß es nun einmal zu den unerläßlichen Aufgaben eines nachgeborenen Geschlechts gehören wird, zuerst von dem aufgestapelten Wissen sich das anzueignen, was zum Verständniß der Gegenwart und zum Ausbau einer eigenen Weltanschauung erforderlich ist; aber soll der Schüler auch noch dazu gezwungen werden, den Gelehrten in's Handwerk zu pfuschen und die Laute der alten Griechen, die kein Sterblicher mehr richtig aussprechen kann, zwecklos nachzustammeln, niedergedrückt von dem Bewußtsein, hier allzeit ein Stümper zu bleiben? „Hört den Barbaren!" rufen die gelehrten Schulmänner. „Und so spricht Einer, der Etwas von der griechischen Sprache versteht? Dessen Ohren nach langjährigen Uebungen noch klingen müssen von dem Wohllaut der homerischen Verse? Wenn er noch gegen das Joch eiferte, das die welterobernden Römer, die raptores orbis, schließlich — auf Umwegen — auch den unbesiegten Germanen mit ihrer Sprache aufgezwungen haben, so würde Mancher es ihm vielleicht Theil nehmend nachempfinden; aber nur ein Barbar kann sich von den Griechen abwenden, welche die Schönheit und mit ihr erst das rechte Licht und die rechte Freude in dieses Erdenleben gebracht haben. Es hat doch nur ein Griechenvolk gegeben, unter allen Völkern des Alterthums nur eins, welches das Urbild der Schönheit geschaut und es in Bild und Wort an alle nachwachsenden Geschlechter vererbt hat, nur eins, dem es vergönnt war, menschliche Weisheit in unvergängliche schöne Form zu fassen." Wohlgesprochen! entgegnet der Barbar, so handelt auch darnach! Wählt von dem reichlich überlieferten Erbe der Alten das aus, was der Jugend nöthig ist oder wenigstens nützt, aber nur Dieses; alles Andere, was sich als nicht mehr triebkräftig erweist, mag als immer noch ergiebiger Stoff für die Arbeit der Gelehrten zurückbleiben. Erschließt der Jugend vor Allem das Gebiet, auf welchem die Griechen ihre eigenste Schöpfung, ihr unbestrittenstes Verdienst aufweisen können, die Kunst. Gerade von Dieser nehmen bekanntlich unsere Schüler herzlich wenig, hauptsächlich Das, was ihnen aus der Laokoonlectüre oder aus gelegentlichen Excursen des Geschichtslehrers hängen geblieben ist, in's Leben mit. Die Einführung in die griechische Welt der Schönheit muß planmäßiger und gründlicher betrieben werden, als es nach dem bisherigen Lehrplan möglich war. Die schönen Sagen der Griechen, auch die lustigen Göttergeschichten, die unsern Knaben so lieblich eingehen, dürfen im Schulleben nicht der Laune des Zufalls anheimfallen, sondern müssen zum unerläßlichen Besitz und Werkzeug ihrer Phantasie gemacht werden. Denn die Dichtungen Schiller's und Goethe's erinnern uns auf Schritt und Tritt daran, daß jene Sagen der nicht gering zu bewerthende Niederschlag sind, den die Hochfluth der Griechenbegeisterung in unserer Literatur zurückgelassen hat. Den Jünglingen führt dann die Schöpfungen der Architektur vor vermöge der Anschauungsmittel, die vielfach jetzt schon vorhanden sind und leicht ergänzt werden können; macht sie vertraut mit den Stylgesetzen der griechischen Baukunst. Zeigt ihnen ferner die bekanntesten Werke der griechischen Plastik und weiht sie ein in die Idealwelt des Phidias, des Polyklet, des Praxiteles, der Rhodier und der Pergamener. Wie gern wird die Jugend Euch in diesen Unterricht folgen! Denn dazu gehören keine grammatischen Plackereien, keine „sprachlich-logischen" Uebungen mit Optativen und Aoristen, sondern nur gesunde, fröhliche, unverdorbene Augen, welche all' das Schöne, was Menschenkunst geschaffen, schauen und immer wieder schauen sollen.

Als dritte und vierte Schuld, die wir dem griechischen Alterthum abzutragen haben, bleibt alsdann noch die Einführung in die Literatur der griechischen Dichter und Prosaiker und die erste Unterweisung in der begrifflichen Erkenntniß, welche einst als philosophische Propädeutik fleißig geübt wurde, seit den unruhigen Tagen der Schulreform jedoch, wo die Behörde vor Allem darauf bedacht war, möglichst viel Stunden für die alten Sprachen zu retten, sehr zum Nachtheil der philosophischen Bildung des heranwachsenden Geschlechts fast ganz brach gelegen hat. Die Einführung in die griechische Literatur aber kann nicht mittels des schwierigen altgriechischen Idioms geschehen, das unserer Jugend, trotz aller gegentheiligen Versicherungen der Philologen, immer fremd geblieben ist, sondern nur in unserem ehrlichen, geliebten Deutsch, das den noch unverbildeten und natürlich empfindenden Knaben und Jünglingen auch den Kriegsruf des helmumflatterten Hektor und die klugen Anschläge des vieldulbenden Odysseus am Allerbesten verdolmetscht. Daß diese Wahrheit, so selbstverständlich sie erscheint, einem erheblichen Bruchtheil des deutschen Volkes (das bekanntlich das Pulver erfunden hat) noch immer nicht einleuchten will, ist eine Thatsache, die unseren Psychologen reichlichen Stoff zum Nachdenken geben dürfte. Von jeher sind hervorragende Literaturproducte einer Nation, wenn sie nicht wissenschaftlichen oder gelehrten Zwecken dienen, sondern

Digitized by Google

auf die Phantasie und das Gemüth wirken sollten, einem anderen Volke immer nur in dessen eigener Sprache zugeführt worden. Stets haben die Geisteswerke eines fremden Volkes nur in Uebersetzungen, die durch die mühevolle Arbeit einzelner Männer hergestellt waren, der großen Masse mühelosen Genuß und reichlich fortwirkende Belehrung und Erbauung gebracht. Nur durch solche Uebersetzungen, in denen die edelsten Erzeugnisse eines Volksgemüths vom Laute des ursprünglichen Idioms losgelöst waren, haben die berühmten Bücher der Weltliteratur ihren Weg von Volk zu Volk gemacht. Die Thierfabeln des Pantschatantra wurden auf ihrer Reise von Ost nach West aus dem Sanskrit zuerst in's Persische, darauf in's Arabische und Latein und dann erst in die romanischen und germanischen Sprachen übersetzt, wo sie jetzt in den verschiedensten Verkleidungen das Kinderherz erfreuen. Gerade die Thatsache, daß sie in die Cultursprachen des Abendlandes übertragen wurden, beweist, daß man den allgemein menschlichen Gehalt dieser Thierfabeln bald erkannt und für die anderen Nationen nutzbar zu machen gesucht hat. Die Abenteuer des göttlichen Dulders Odysseus wurden der römischen Schuljugend Jahrhunderte lang durch die saturnischen Verse des Livius Andronicus übermittelt, die, so ungelenk und rauh sie klingen mochten, den jungen Söhnen Latiums sicherlich viel mehr Freude gemacht haben als die unverstandene Musik der griechischen Hexameter. Die Bibel hat sich als ein Buch, das der ganzen Menschheit gehört, erst dann erwiesen, als sie von den 70 alexandrinischen Schriftgelehrten in's Griechische, später von Hieronymus in's Latein, von dem Bischof Ulfilas in's Gothische und von Luther in's Deutsche übertragen worden war. Erst dann hat sie die Herzen der Völker tiefer bewegt, als sie zu ihnen in ihrer eigenen Muttersprache redete. Daß die Ost- und Westgothen nach dem Triumph des orthodoxen Dogmas in den Wirren des Völkerchaos dem Ansturm der siegreichen Kirche so lange Widerstand geleistet und an ihrem arianischen Bekenntniß festgehalten haben, erklärt man mit Recht aus der nachhaltigen Wirkung der großen That des Bischofs Ulfilas, der durch seine Bibelübersetzung die Herzen seines Volkes dauernd für jenen Glauben gewonnen hat, den seine germanische Anschauung als den richtigeren erkannt hatte. Die welthistorische That des „bibelentfaltenden" Luther wird allgemein gewürdigt.

Oft ist in unserer Literatur die wunderbare Stellung erörtert worden, die ein fremdländischer Dichter, der Brite Shakespeare, seit einem Jahrhundert im deutschen Geistesleben einnimmt. Wir citiren ihn in deutscher Sprache und würzen unsere Unterhaltung oft mit einem kühnen Ausspruche seiner Helden. Die altclassischen Philologen selbst lassen, wenn sie den deutschen Unterricht in den oberen Classen ertheilen, gern Aufsätze über seine bedeutendsten Charaktere anfertigen, ohne den englischen Text zu Hülfe zu nehmen, ja oft ohne auch nur eine Zeile dieses Textes lesen zu können. Jetzt geht man sogar mit dem Plan um, dem großen Briten, ganz wie Einem der Unseren, in der deutschen Musenstadt Weimar ein Denkmal zu errichten. Wäre dies wohl denkbar, wenn er nur in englischer Sprache auf unseren Realanstalten ein gelehrtes Dasein fristete und nicht in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung seit einem Jahrhundert zu den Herzen unseres Volkes spräche? — „Aber," heißt es, „die Schönheit der griechischen Literatur wird uns ganz erst erschlossen durch die Kenntniß der altgriechischen Sprache. Die Uebersetzung, auch die beste, kann den Zauber des Originals nicht ganz wiedergeben, den Gedanken- und Empfindungsgehalt nicht ganz ausschöpfen." So sagen von jeher die altclassischen Philologen, und so sagen mit ihnen noch viele andere Männer, denen man es von Jugend auf so lange eingeredet hat, bis sie daran zu glauben anfingen. Ihre Ueberzeugung halten die gelehrten Schulmänner natürlich für das Ergebniß reiflicher Ueberlegung und langjähriger praktischer Erfahrung, und doch ist es nur eine Suggestion, der sie sich ohne reifliche Ueberlegung und allen praktischen Erfahrungen zum Trotz allmälig unterworfen haben. Die griechische Sprache ist gewiß eine sehr schöne, von Natur und durch menschliche Gedankenarbeit reich ausgestaltete Sprache. Sie ist einst ein herrliches Ausdrucksmittel für die Dichter, Denker und Redner gewesen, die sich ihrer als Muttersprache bedienen durften. Aber eben deßhalb ist sie sehr schwierig und für ein Geschlecht, welches zweitausend Jahre später lebt und sich von ganz anderen Aufgaben umringt sieht, schlechterdings nicht mehr zu erlernen. Man frage im ganzen Deutschen Reiche herum, wie Viele denn eigentlich die auf der Schule gewonnenen Sprachkenntnisse zweckentsprechend verwerthen oder fruchtbar zu machen im Stande sind. Glaubt denn irgend ein vernünftiger Mensch, daß unsere höheren Beamten, unsere Schriftsteller und Dichter und wer sonst zu den Führern der Nation gerechnet wird, die griechischen Schriften, wenn überhaupt, im Original und nicht vielmehr in einer guten Uebersetzung lesen? Es kann nicht oft und nicht laut genug ausgesprochen werden, daß auch die gelehrtesten Philologen das Altgriechische weitaus nicht so beherrschen wie viele unserer Landsleute eine lebende Fremdsprache, z. B. das Französische oder das Englische. Aber der Fleiß unserer Gelehrten hat es längst so weit gebracht, daß wir die besten Erzeugnisse der griechischen Poesie und Prosa, wie die Epen des Homer, die Dramen des Aeschylus und Sophokles, die köstlich naiven Geschichten des Herodot, in meisterhaften Uebersetzungen den Schülern bieten können. Wenn ich die Ehrenthal'sche Uebersetzung des Homer, Viehof's Verdeutschung des Sophokles, Droysen's Aeschylus und Lange's Herodot für Zierden unserer Uebersetzungsliteratur erkläre, so bin ich mir bewußt, den Mund nicht zu voll zu nehmen, jedenfalls lange nicht so voll, wie die altclassischen Philologen zu thun pflegen, wenn sie von der unnachahmlichen Musik der griechischen Sprache, der rauschenden Klangfülle ihrer Rhythmen, den Cataracten der Demosthenischen Rede schwärmen. Andere Uebertragungen, denen man vielleicht einen selbstständigen literarischen Werth nicht zugestehen mag, geben den Inhalt des griechischen Originals immer noch viel besser in Ausdruck und Form wieder, als selbst die vollendetste Kunst des Schulmanns ihn aus dem Schüler herausholen könnte. Was aber jene Humanisten, die sich der strengsten Zunftsatzung unterwerfen, noch immer von der formalen Bildung oder sprachlich-logischen Schulung orakeln, welche den Schülern als höchst werthvolle Frucht aus den Uebersetzungsübungen erwachse, das mag Alles recht fein gedacht und ausgesonnen sein, aber leider — findet es in weiten Kreisen, zum Theil auch in philologischen, nicht mehr den rechten Glauben. Jedenfalls, mögen unsere Schüler in Grammatik und Lectüre noch so viel „Geistesgymnastik" getrieben haben — ein Capitel aus Demosthenes oder Thucydides schafft ihnen immer noch ein saures, fast unüberwindliches Stück Arbeit. Kein Wunder, wenn sehr Vielen von ihnen die deutschen Uebersetzungen, die Reclam oder gar Freund für wenige Nickelstücke bequem darbietet, verlockender erscheinen als das Original mit all' der Geistesgymnastik, die es in Aussicht stellt. Und, aufrichtig gestanden, auch den Lehrern giebt der Urtext noch manche recht unbequeme Nuß zu knacken. Das habe ich in langjähriger Praxis oft genug mit Unmuth an mir selbst erfahren müssen. Es ist auch, wenn man es recht bedenkt, leicht zu erklären. Die Philologen, die auf den Gymnasien den zahlreichen und mannigfaltigen Aufgaben ihres Berufs mit Selbstverleugnung und oft frühzeitig aufreibendem Pflichteifer gerecht zu werden suchen, kommen im Drange der Tagesarbeiten, die sie zu leisten haben, nur selten dazu, ihr auf der Universität gesammeltes sprachliches Wissen so zu vertiefen, daß sie ohne sonderliche Schwierigkeit einen Historiker wie Thucydides im Urtext lesen können. Im Publicum und, wie ich glaube, auch bei der dem praktischen Unterrichtsleben fern stehenden Behörde herrscht über die Plackereien der griechischen Lectüre noch immer nicht die richtige Vorstellung.

Digitized by Google

Ich habe schon wiederholt in Wort und Schrift die Frage aufgeworfen, wie viele Lehrer des Griechischen wohl bei der Thucydideslectüre sich ganz ohne die gedruckte Uebersetzung von Wahrmund oder Heilmann behelfen. Aber ein gerades, offenes Wort darüber vernimmt man selten oder nie. Wie ist Das zu erklären? Der in der letzten Zeit vielgenannte Culturhistoriker Houston Stewart Chamberlain fällt in seinem Buche „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ (I, S. 92) über die Suggestionen der altclassischen Philologie ein ungewöhnlich scharfes Urtheil. In dem Capitel über hellenische Kunst und Philosophie, wo er die Verdienste der alten Griechen auf diesen Gebieten im Tone aufrichtiger Begeisterung feiert, sagt er, auf ihre zahlreichen Charakterfehler und ihre dreist ersonnenen und von uns gesinnungstüchtig nacherzählten und weiter ausgesponnenen Geschichtslügen hinweisend: „Die traditionelle griechische Geschichte ist in manchen Stücken eine ungeheure Mystification; das sieht man täglich deutlicher ein; und zwar haben unsere modernen Lehrer — unter dem Einflusse einer ihre Ehrlichkeit vollkommen lahmlegenden Suggestion — sie ärger gefälscht als die Griechen selber.“ Ein hartes, fast beleidigendes Wort, das selbst große Historiker, wie Ranke, nicht verschont! Freilich, unerhört ist die hier erhobene Anklage nicht. Auch schon von anderen Gelehrten, so z. B. von Julius Schwarcz in dem groß angelegten Buche „Die Demokratie von Athen“ ist das Urtheil und die Unbefangenheit der Philologen angezweifelt worden, welche von Jugend auf in der versunkenen Welt der alten Griechen wie in ihrem zweiten Vaterlande gelebt haben. Uebrigens nehmen die weiteren Ausführungen des Wiener Historikers jenen Worten ihren Stachel, indem sie an Beispielen aus neuerer Zeit nachzuweisen bemüht sind, welch' einen gewaltigen Einfluß die Suggestionen auch in unserem politischen und wissenschaftlichen Leben ausüben. In der Schule findet er eine der fruchtbarsten Brutstätten der Suggestion. Zum Beweise führt er aus seinem eigenen Entwickelungsgange Folgendes an: „Ich war zuerst in einem französischen Lycée, dann in einem englischen College, später erhielt ich Unterricht von den Lehrkräften einer Schweizer Privatschule, zuletzt von einem gelehrten Preußen. Ich bezeuge, daß in diesen verschiedenen Ländern selbst die bestverbürgte Geschichte, die der letzten drei Jahrhunderte, so gänzlich verschieden dargestellt wird, daß ich ohne Uebertreibung behaupten darf, das Princip des geschichtlichen Unterrichts ist noch heute überall bei uns in Europa die systematische Entstellung. . . . Die Grundlage aller echten Wahrheit, die gänzlich uninteressirte Gerechtigkeitsliebe, fehlt fast überall.“ Die Suggestion gewinnt aus der gemeinsamen Erziehung, aus der gleichartigen Berufsarbeit, aus dem täglichen Leben in und mit einem Volke reichliche Nahrung. Oft wird der Wirklichkeitssinn auch eines wahrheitsliebenden Menschen getrübt, wenn jene großen seelischen Kräfte, die unser Denken und Empfinden beherrschen, wie Glaube, Liebe, Ehrgefühl, Begeisterung, Patriotismus, Nationalstolz, unsere Herzen bewegen. In ähnlicher Weise hat auch die suggestive Kraft des altclassischen Unterrichts auf Schule und Universität den Philologen die irrige Ueberzeugung eingeflößt, daß die erlernten Sprachkenntnisse sie (oder gar die Schüler!) in den Stand setzen, die griechischen Schriftsteller im Urtext besser zu verstehen als in einer deutschen Uebersetzung.

Literatur und Kunst.

Thomas Hardy.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Aus den seichten Fluthen englischer Romanschreibung, die uns noch immer mit ermüdender Breite der Einzelheiten jene rührseligen Geschichten auftischt, wie sie unsere Großmütter begeisterten, ragt ein Schriftsteller hervor, der es gleich seiner berühmten Vorgängerin George Elliot versteht, moralische und sociale Probleme mit tiefem Ernst zu packen, sie in persönlicher, kühn dramatischer Sprache zu gestalten und unserem Denken geradezu aufzuzwingen. Thomas Hardy erhebt sich zum bedeutungsvollen Kritiker der englischen Gesellschaft, deren engherzigen Conventionalismus, deren Kastengeist er angreift. Er vertieft sich jedoch mit ganz besonderer Eindringlichkeit in das Verhältniß der Geschlechter zu einander und wirft moralische Fragen auf, die die gesammte heutige Culturwelt zu lösen sucht. Endlich ist er, wie die Meister der nordischen Literatur, auch ein wunderbarer Naturschilderer und wird mit Recht als der „Historiker von Wessex“ bezeichnet. In hohem Grade verdient er daher auch bei uns Beachtung; die Bekanntschaft mit ihm wird erleichtert, da eines seiner Hauptwerke bereits in trefflicher deutscher Uebersetzung vorliegt.*)

Thomas Hardy wurde am 2. Juni 1840 in Dorsetshire geboren, wo er heute noch lebt. Mit dieser seiner Heimath, im alten Königreich Wessex gelegen, ist er innig verwachsen. Ihre natürliche Schönheit, ihre alterthümlichen Gewohnheiten bilden nicht nur einen malerischen Hintergrund für seine Werke; diese sind gleichsam organisch mit der Natur von Wessex verbunden. Je weiter sich Hardy vom Heimathboden entfernt, desto schwächer wird seine Schilderungskraft.

Mit 17 Jahren kam er zu einem Kirchenarchitekten in die Lehre und wurde bei der Restauration zahlreicher Kirchen von Dorsetshire beschäftigt. Dieser Beruf findet seinen Niederschlag in „Jude the Obscure“. Daneben studirte Hardy eifrig Literatur und vertiefte sich in theologische Fragen.

Mit 20 Jahren ging er nach London, um sich unter dem berühmten Architekten und Vertreter der Gothik Sir Arthur Blomfield weiter für seinen Beruf auszubilden. Blomfield war zugleich Maler und förderte seines Schülers Liebe zur Kunst in jeder Weise. 1863 erhielt Hardy einen Preis für die Abhandlung: „Couloured Brick and Terra Cotta Architecture“ und einen zweiten für architektonische Zeichnungen. Zugleich hatte er sich als Student der neueren Sprachen in King's College einschreiben lassen. Von ungemein nachdenklicher Gemüthsart, grübelte er früh über die Widersprüche im Leben des Individuums wie im socialen Leben nach und versuchte in einem Roman „The poor man and the lady“ seinen Ideen, die denen seiner Zeitgenossen rebellisch gegenüberstanden, oder besser gesagt, vorauseilten, Ausdruck zu verleihen. Er sandte das Manuscript an den International Review. Meredith, der bekannte Schriftsteller und damalige Lector dieser Zeitschrift, erkannte die starke ursprüngliche Genialität des Verfassers, rieth dem jungen Mann jedoch, sich beim ersten Heraustreten vor das Publicum etwas weniger revolutionär zu zeigen. Hardy war gefügig, goß den Roman um, und es entstanden die Desperate Remedies (1871).

Auf dem Titelblatt schickte er als Motto ein Wort von Scott voraus: „Obwohl ein unzusammenhängender Lauf von Abenteuern Das ist, was die Natur am häufigsten bietet, so ist doch das Reich des Romanschriftstellers künstlich, und darum wird mehr von ihm verlangt als ein bloßer Pact mit der Einfachheit der Wirklichkeit.“ Mit diesem Programm reihte sich Hardy der englischen Auffassung des Romans an, die im Gegensatz zu den damaligen realistischen und naturalistischen Strömungen der Weltliteratur romance sein will, d. h. keine bloße Copie der Natur, sondern eine dichterische Arbeit, die der frei schaffenden Phantasie eine hohe Bedeutung zuerkennt und ihr den größtmöglichen Spielraum läßt. Die Fabel dieses Romans hat daher viel von der englischen „sensation novel“ an sich und geht oft in's Melodramatische. Doch Hardy war ein zu ernster

*) Juda der Unberühmte (Jude the Obscure). Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1901.

Digitized by Google

Beobachter des Lebens, ein zu düsterer Grübler, so daß unter seiner Feder auf dem echt englischen Romanboden lebendige, stark ursprünglich empfindende Menschen, fesselnde Charaktere entstanden, die sich mit den Menschensatzungen auseinanderzusetzen suchten, sich ihnen nicht unterwerfen konnten und von ihnen zermürbt wurden. Der hohe künstlerische Werth dieses in der Construction noch alten, gedanklich jedoch völlig neuen Buches beruhte in meisterhaften Naturschilderungen.

Bald darauf lebte sich der Naturschilderer Hardy voll aus in einem zweiten Buche von weit schlichterer Führung der Handlung: Under the Greenwood Tree, „ein ländliches Gemälde nach der holländischen Schule". Und in der That erinnern hier seine liebevoll gezeichneten Bilder an die Kleinmalerei der Niederländer. Hardy blickt tief in die freie Gottesnatur und in die Menschennatur hinein und schildert Beide, wie sie die träumerischen Niederungen des alten Königreichs Wessex darbieten. Er entrollt landschaftliche Bilder nicht mit der bloßen Liebe eines schwärmerischen Naturfreundes, sondern er ist mit der Natur seiner Heimath gleichsam verwachsen; sie ist ihm nahe zu allen Stunden und Jahreszeiten, in allen ihren Aeußerungen, und so, wie sie ihm nahe ist, verwebt er sie unzertrennlich mit der Natur seiner Menschen.

Ein weiteres Buch, The Woodlanders, ist geradezu ein Kalender der Bewohner des Waldlandes. Er verkündet uns, wieviel es geschlagen, durch Alles, was draußen vorgeht. Hier eine seiner eigenartigen Schilderungen:

„Die grauen Halbtöne bei Tagesanbruch sind nicht die grauen Halbtöne des sinkenden Tages, obwohl der Grad ihres Schattens derselbe sein mag. Im Zwielicht des Morgens erscheint das Tageslicht activ, die Dunkelheit passiv; in der Abenddämmerung aber sehen wir die Dunkelheit handeln und wachsen und das Licht traurig zurückweichen. . . .

„Der gemischte, eigenthümlich leuchtende Schimmer, in dem sie mit einander dahin wanderten nach dem Ort, wo die Kühe lagen, ließ ihn oft der Auferstehungsstunde gedenken. . . . Während die ganze Landschaft in neutralen Schatten getaucht war, schien es, als ob sich seiner Gefährtin Antlitz, der Brennpunkt seiner Augen, über die Nebelschicht erhöbe und eine Art phosphorescirendes Leuchten ausstrahle. Sie sah gespenstisch aus, als sei sie nur eine Seele aus fernen Weiten." Prächtigen landschaftlichen Hintergrund haben ferner die Wessex Tales.

Ein größeres Buch, The Hand of Ethelberta, schildert die Gegensätze zwischen der Adelswelt und den niederen Volksschichten; Hardy findet sie heute noch unüberbrückbar. Mit den größten Theils in London spielenden Scenen entfernt sich der Dichter von dem ihm vertrauten Heimathboden, was stets für ihn einen Kraftverlust bedeutet. Seine rastlose Schaffenskraft häuft nun Buch auf Buch, idyllischen, romantischen und bisweilen tragischen Charakters, von ungleichem Werth, doch immer hat uns Hardy etwas zu sagen. Ich nenne als die Besten seiner Schöpfungen: Far from the maddning Crowd; The Return of the Native; The Trumpet Mayor; The Mayor of Castelbridge; mit Ausnahme des dritten Werkes, das die napoleonische Zeit schildert, Alle in der Gegenwart spielend. Immer tiefer blickt er in's Leben; immer quälender beschäftigen ihn sociale Probleme; immer tragischer werden seine Conflicte, bis er schließlich in größeren Tendenzromanen der Gesellschaft offen einen Fehdehandschuh hinschleudert. Diese Tendenzromane: Tess of the d'Urbervilles und Jude the Obscure, sind seine Meisterwerke.

Bis dahin geben alle seine Romane und Novellen wahrheitsgetreue Bilder aus dem Wessex, Schilderungen des Volkscharakters aus einem Lande, das noch zähe an alten Traditionen festhält, und in dem trotz aller Aufklärung, trotz aller äußeren Segnungen der Civilisation ein kräftig Stück Heidenthum fortlebt. Die Leute sind schwerfällig, materiell; sie geben sich gern auf sorglose oder brutale Weise dem augenblicklichen Genießen hin; dem Schicksal gegenüber sind sie Fatalisten. Hat die Führung der Fabel bei Hardy hie und da etwas Construirtes an sich, so sind seine Scenen wie seine Landschaftsbilder durchaus erlebt, und seine Gestalten, gleichviel, ob sie als stärkere Individualitäten in den Vordergrund treten, oder ob sie als Nebenpersonen das Milieu bilden, sind absolut glaubwürdig, getreue, ursprüngliche Producte ihrer engeren Heimath. Die markige Charakterisirung einer Nebenperson durch ein paar Striche hat Hardy mit seinem größten Landsmann, Shakespeare, gemeinsam, und ich meine ihm nicht ein unverdientes Lob auszustellen, wenn ich stark concentrirte, tief tragische Scenen in seinen Meisterwerken, vor Allem jedoch die kernige, auf knappe Charakteristik und eindringliches Vermitteln eines tiefen Gedankens ausgehende Sprache, die so thurmhoch über dem seichten Geschwätz herkömmlicher englischer Romanwaare steht, mit Shakespeare vergleiche. Andererseits verleugnet Hardy den englischen Romanschreiber nicht durch seine allzu große Productivität, die ihn ab und zu zur Weitschweifigkeit verleitet. Die größte Verwandtschaft zeigt er mit George Elliot, die gleich ihm starke Heimathkunst bot und gleich ihm die heuchlerische Respectibilität und starre Convention gewisser englischer Gesellschaftskreise in tiefen grüblerischen Büchern angriff.

Auf dem Hintergrunde einer reichen, großen Natur spielt sich das enge, einförmige Dasein von Hardy's Menschen ab; ein Dasein, armselig und gering im Vergleich zu den ewigen Gesetzen. Von einer endlosen Kette typischer Erfahrungen darüber belehrt, daß es keinen Widerstand giebt, daß das Brod wie alle Zeit im Schweiße des Angesichts gegessen werden muß, und Leid kommt wie Freude, nur das Erste oft, die Letzte selten, unterwerfen sich diese Menschen zumeist völlig diesen ewigen Gesetzen. Materieller Genuß und im Augenblick zügellos derber Frohsinn, sind die einzigen Mittel, um das Leben erträglich zu gestalten. Oft ist die Grundstimmung von Hardy's Büchern von vornherein düster, tief tragisch; da wo er heiter erscheint, zeigt er den echt englischen Humor, der durch Thränen lächelt, oder er schildert die lärmende, brutale Heiterkeit, die sich bei dem englischen Volke besonders im Zustand des Rausches einstellt, um bald darauf zu thätlichen Ausschreitungen oder zu blödem Stumpfsinn überzugehen.

Die Empfindungen, die Hardy schildert, sind immer kräftig, ursprünglich. Elementar, alle Schranken vergessend, bricht die Liebesleidenschaft hervor. Aber wir begegnen oft schwankenden, zerfahrenen, an Gegensätzen reichen Naturen, die heidnisch abergläubisch und mystisch grübelnd zugleich sind. Vielgestaltig, wie das Leben selbst, zeigt er Herren- und Sclavennaturen; launenhafte, herrschsüchtige Egoisten und passiv duldende, zu leicht unterjochte Resignirte, die zum willenlosen Spielball des Schicksals werden. Immer tiefer frißt sich die Entrüstung über die Härte der Menschensatzungen in Hardy's Herzen ein; immer bitterer bricht seine Empörung hervor. Bisher haben seine Bücher zumeist einen friedlichen, versöhnenden Abschluß und auch das gemeinsam mit dem englischen Roman, der zwar viel Aufregung (sensation) bieten, aber „Ende gut, Alles gut" sein lassen möchte. Hardy's echte Tragik mußte bis zu den letzten Consequenzen führen und, um folgerichtig zu sein, statt armseliger Compromisse einen tragischen Abschluß geben. Er mußte eine Gesellschaft mit blutigen Scorpionen geißeln, die das Individuum, das unverschuldet in Widerspruch mit ihr gerathen ist, in Verzweiflung treibt und zu Grunde gehen läßt.

Im Tess of the d'Urbervilles, das den Untertitel „ein reines Weib" trägt, bietet er einen Protest gegen die conventionelle Moral, die ein unglückliches Mädchen um eines einzigen Fehltritts willen, dessen Schuld ihr kaum beigemessen werden kann, für immer verdammt. Die anmuthige, fleißige, treuherzige Tess (Therese) ist die Tochter eines heruntergekommenen Bauern, der durch Zufall erfährt, daß er einem uralten Adelsgeschlecht entstammt und nun mehr als einen

Digitized by Google

Grund zur Beschönigung seiner Faulheit findet. Das treue, aufopfernde Mädchen fügt sich dem väterlichen Befehl und sucht um Unterstützung bei den in der Nähe lebenden d'Urbervilles, ihren „Verwandten" nach. Der Vetter, ein roher Landjunker, findet Gefallen an dem hübschen „Bäschen", und die unglückliche Teß wird von ihren Angehörigen dem gewissenlosen Verführer geradezu in die Arme getrieben. Sie verläßt diesen freiwillig und bringt sich nach der Geburt ihres Kindes (das todt zur Welt kommt) ehrlich durch als Milchmädchen in einer Milchwirthschaft. Dort gewinnt sie die Liebe eines Pastorensohnes, Angel Clare, der sie noch am Hochzeitstage verläßt, weil sie ihm ihren Fehltritt gesteht. Neben dem Elend in ihrer Familie und furchtbaren inneren Qualen hat sie nun wieder die Nachstellungen ihres einstigen Verführers zu dulden; sie schreibt flehentliche Briefe an Angel, er möge zurückkehren und sie schützen, doch aus Amerika, wohin dieser sich gewendet, erhält sie nie eine Kunde. Noch einmal verfällt sie dem Herrn von d'Urberville, der dafür ihre Familie von bitterer Noth errettet. Nach einigen Jahren kehrt Angel Clare heim; gewandelt und gereift durch die harte Schule des Lebens will er sich versöhnend seinem Weibe zuwenden; er findet sie, und es stellt sich heraus, daß ihre Briefe nie zu ihm gelangten. Teß sieht sich abermals betrogen, betrogen um ihr letztes Glück, das sie nun nicht nehmen darf, und in einem Anfall von an Wahnsinn grenzender Verzweiflung tödtet sie den, der die erste Ursache zu ihrem Elend wurde. Sie wird verurtheilt und stirbt am Galgen. „Gerechtigkeit war geschehen, und der Vorsitzende der Unsterblichen hatte sein Spiel mit Teß beendet."

Mit namenlosem Weh im Herzen läßt uns Hardy Angel Clare durch die graue Morgendämmerung in die Nähe des Gerichtsgebäudes folgen, wo bald eine schwarze Fahne anzeigt, daß Alles zu Ende ist. Teß, die weiche Frauennatur, die in so hohem Grade zu aufopfernder Liebe befähigt ist, tritt uns als Symbol des ewig unterdrückten Weibes entgegen, auf dessen kaum schuldig zu nennendes Haupt die Sünden der Menschheit gehäuft werden, und die sie sühnen muß. Angel, der starre Vertreter der conventionellen Moral, der fanatische Puritaner, vernimmt den Verzweiflungsschrei des echten Menschenthums erst, wenn es längst zu spät ist.

Hardy erhebt sich hier zum furchtbaren Ankläger. Seine Sprache hat die erschütternde Wucht Shakespeare'scher Tragödien, die bittere Ironie einer strengen Gesellschaftskritik, die poetische Schönheit einer ergreifenden Elegie. Bild um Bild ist wehmüthig, herzzerreißend. Den Höhepunkt erreicht er in der Abschiedsscene Angel's von Teß. Mit rührenden Worten fleht ihn sein junges Weib, zu bleiben; er aber fühlt sich stolz als strenger Vertreter der Moral und meint das rechte Opfer zu bringen, indem er die verläßt, die er liebt. Er bleibt taub, gänzlich verständnißlos für den Aufschrei echter Liebe aus den Tiefen eines gemarterten Herzens.

Fast noch schärfer, beißender, bitterer stellt Hardy in Jude the Obscure seine Menschen der Gesellschaftsmoral gegenüber. Das Problem wird noch complicirter, weil er zugleich den vergeblichen Kampf des Kindes aus dem Volke mit dem Kastengeist der Gesellschaft hinein verwebt.

Juda Fawley, ein armer Waisenknabe, ist ungewöhnlich begabt. Er bildet sich mit eiserner Energie und den geringen Hülfsmitteln, die ihm, dem Steinmetzlehrling in seinem Dörfchen zu Gebote stehen, zu einem kleinen Gelehrten aus, und allabendlich pilgert er nach einer Anhöhe, von wo er die Thürme der alten Universitätsstadt Christminster (Oxford) erblicken kann. Christminster ist für ihn der Sitz aller Weisheit, sein Eden, das Ziel aller seiner Wünsche. Er hat es zum geschickten Steinmetz und guten Kenner von Latein und Griechisch gebracht, sich auch etwas gespart; das Ziel seiner Sehnsucht scheint näher gerückt; da unterliegt er den Verführungen der Dorfkoketten Arabella, und ehrlich und gewissenhaft, heirathet er das Mädchen. Bald stellt sich heraus, daß der Grund zu der Ehe von Arabella fingirt war. Die praktische Frau, die sich den hübschen Juda fangen wollte, weiß schließlich nichts mit dem ernsten, träumerischen, feinfühligen Jüngling anzufangen, der sich auf so tiefgehende Weise von seines Gleichen differencirt hat; sie nutzt seine Gutmüthigkeit und Nachgiebigkeit aus, um ihn zu tyranniſiren. Aus Verzweiflung über alle gescheiterten Hoffnungen macht Juda einen Selbstmordversuch und ergiebt sich dem Trunk. Arabella, des sonderbaren Gatten müde, verläßt ihn, um in Australien ihr Glück zu suchen. Juda ist frei. Sofort eilt er nach Christminster, wo er sich als Steinmetz verdingt. Voll freudiger Hoffnung umschleicht er die feierlich-würdigen Mauern des Universitätsgebäudes mit ihren mittelalterlichen Zinnen und Thürmen, geheiligt durch die Tradition der Jahrhunderte. Er schreibt fünf Briefe an akademische Würdenträger, schildert ihnen sein Leben und seine Wünsche und bittet sie, ihm Mittel und Wege anzugeben, Einlaß in die geweihten Mauern zu erhalten. Vier finden es nicht für der Mühe werth, ihm zu antworten. Der Fünfte giebt ihm mit dürren Worten den Rath, bei seinem Handwerk zu bleiben. Außer sich schreibt Juda am Abend mit Kreide an die unerbittlichen Mauern die Worte Hiob's: „Ich habe sowohl ein Herz wie Ihr und bin nicht geringer denn Ihr, und wer ist unter Euch, der Solches nicht wisse?!"

Noch einmal rafft er sich auf. Er will ein bescheidenes theologisches Seminar besuchen und Wanderprediger werden. Inzwischen begegnet er seiner Cousine, einem reizvollen, fein organisirten, selbstständig denkenden Mädchen, das Lehrerin ist und sich mit einem älteren Schulmeister verlobt hat. Suse bringt dem armen Juda das innigste Verständniß entgegen; die Liebe zwischen Beiden wird ihr unentrinnbares Schicksal. Da Juda verheirathet ist, glaubt Suse sich zu retten, indem sie sich Hals über Kopf mit ihrem Schulmeister vermählt; nach kurzer Zeit aber bittet sie ihren Gatten, sie freizugeben, was Phillotson, ein ungewöhnlich groß und edel denkender Mann, auch thut. Sie folgt dem Geliebten, der seinerseits von Arabella frei gegeben wird, denn diese ist in Australien wieder heirathslustig geworden. Nichts steht der Verbindung von Juda und Suse im Wege, nur sie selbst haben einen so tiefen Widerwillen gegen die Ehe, „diesen barbarischen, so trostlos fesselnden Contract" gefaßt, daß sie, bereits auf dem Wege zur Kirche, wieder umkehren, weil sie meinen, durch das gesetzliche Band ihr Glück zu zerstören. Nun aber treten sie in Conflict mit der Gesellschaftsmoral, die sie ruhelos von Ort zu Ort hetzt und mit ihren Kindern alle Leidensstationen inneren und äußeren Elends durchlaufen läßt.

Ein gebrochener Mann, kehrt Juda nach Christminster zurück, das nun todt, kalt und leer für ihn ist. Dort ereignet sich ein erschütternder Vorfall: sein ältestes Söhnchen, das frühreife Kind seiner und Suse's Seelenqualen, tödtet sich und seine Geschwister, um Alle vom Leben zu erlösen. Hierüber verfällt Suse, die früher selbstständige philosophische Denkerin in grübelnden Mysticismus, erblickt im Tode ihrer Kinder eine gerechte Strafe und fleht ihren einstigen Gatten Phillotson um Aufnahme und Vergebung. Der gewissenhafte Schulmeister vermählt sich zum zweiten Male mit ihr. Arabella, die verwittwet als Inhaberin einer kleinen Wirthschaft in Christminster lebt, sucht nun ihrerseits Juda wieder an sich zu ziehen, da sie einer männlichen Stütze bedarf. Er, von Suse ermahnt, hält die Wiederverehelichung mit ihr für seine Pflicht. Den Tod im Herzen, siecht er bald an seiner Sehnsucht nach Suse und an Ekel am Leben dahin. Es ist das Wohlthäterfest der Universität. Arabella ist mit ihren Freunden davon gegangen. Juda liegt schwer athmend im Lehnstuhl. Die Töne der Festmusik klingen zu ihm herüber.

„Sie drangen bis in das Zimmer; um diese Zeit fing sein Husten wieder an und weckte ihn auf. Sobald er sprechen konnte, murmelte er mit noch geschlossenen Augen: Bitte, ein bißchen Wasser.

Digitized by Google

Bloß das einsame Zimmer hörte seinen Ruf, und er hustete wieder bis zur Erschöpfung. Dann sagte er noch schwächer: Wasser — Suse, Arabella! . . . Liebchen . . . O bitte, bitte!

Kein Wasser — und schwach wie Bienengesumm wogten die Orgeltöne wie früher durch's Fenster herein. Während er dalag und sein Gesicht sich veränderte, drang aus der Richtung des Flusses Jauchzen und Hurrahgeschrei herüber.

„Ach ja — die Volksspiele," murmelte er. „Und ich bin da. Und Suse entehrt!"

Das Hurrahgeschrei wiederholte sich, die schwachen Orgelklänge übertönend. Juda's Gesicht veränderte sich mehr und mehr. Langsam, kaum die Lippen bewegend, flüsterte er:

„Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin.

(Hurrah!)

Derselbe Tag müsse finster sein, und Gott von oben herab müsse nicht nach ihm fragen, kein Glanz müsse über ihn scheinen. . . .

(Hurrah!)

Warum bin ich nicht gestorben von Mutterleibe an? So läge ich doch nun und wäre stille und schliefe und hätte Ruhe."

(Hurrah!)

Da haben doch mit einander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers. . . . Da sind Beide, Klein und Groß, Knecht, und der von seinem Herrn frei gelassen ist. Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen und Leben dem betrübten Herzen?"

Als Arabella heimkehrt, ist Juda todt, „eine schöne Leiche".

„Juda der Unberühmte" ist ein kühner Protest gegen den Kastengeist der englischen Universitäten, die das Allgemeingut der Bildung nur den Wohlhabenden vorbehalten. Das Buch ist zugleich ein Angriff gegen die barbarischen Satzungen der Ehe, die so gar nicht mit den tiefen seelischen Forderungen feingeistiger Menschen übereinstimmen, von der conventionellen Tugend jedoch als Handhabe für erbarmungslose Richtergewalt gebraucht werden.

Obwohl hie und da ganz Naturalist, wie die Schilderung trefflich beobachteter Einzelheiten zeigt, ist Hardy vorwiegend ein feiner Psycholog, der den leisesten Seelenregungen mit zartem Verständniß nachgeht. Seine dichterische Kraft läßt ihn ferner das Bedeutungsschwere in seinen Romanen zu ernster Symbolik vertiefen. So wird die Stadt Christminster, das Ziel aller Sehnsucht des armen Juda, zum Symbol seines Ideals, das sich zuletzt für ihn als leere Form ohne Inhalt erweist.

Wie Byron, wie Shelley ist Hardy ein Revolutionär, der sich gegen die puritanischen Tugenden seines Landes wendet, die zu unbarmherzigen Formeln zu erstarren drohen. Als Kind unserer Zeit zieht er die großen Zeitprobleme in den Rahmen seiner Bücher; er dringt verständnißvoll ein in das sociale Ringen des Volkes, dem seine ganzen Sympathien gehören; er betrachtet die Beziehungen der Geschlechter vom verfeinerten Standpunkt des Psychologen und Moralphilosophen. Thomas Hardy ist jedoch nur ein Angreifer des Bestehenden; er zeigt keinerlei Wege zu seiner Verbesserung.

Der Grundzug seiner Weltanschauung ist durchaus pessimistisch. In seinen Tendenzromanen besteht sein Pessimismus jedoch nicht in einem geduldigen Hinnehmen der Uebel des Lebens, sondern in hartnäckigem Widerstand oder jähem Aufbäumen. „Die Menschennatur und die menschlichen Gesetze stehen so wenig im Einklang, daß selbst aus bloßer Ermüdung die vollkommene Unterwerfung an Herz und Zunge unmöglich wird." Noch öffnet er keine Perspectiven zur Abhülfe, doch Mitleid beansprucht er für die arme Creatur, die sündigt und in Folge von mißverstandenen oder widerspruchsvollen Menschensatzungen unsäglich leidet. In seiner Empörung wie in seiner Resignation ruft er den unbekannten Mächten zu:

„For all the sin, where with the Face of man
„Is blackened — man's Forgiveness give — and take!"

Seine Auffassung von der Menschennatur ist eine Umschreibung des bekannten Pascal'schen Wortes: „L'homme n'est ni ange ni bête. „Der Mensch, schreibt er, ist weder furchtbar noch hassenswerth, noch häßlich; weder gemein, bedeutungslos oder zahm, wohl aber schwach und duldend und im Ganzen gewaltig und geheimnißvoll."

Hardy's Gedichte, von denen erst kürzlich ein Band, Poems of Past and Present, erschienen ist, offenbaren den Schöpfer von Teß und Juda, den pessimistischen Beobachter und Ankläger der menschlichen Gesellschaft, der zugleich ein mitleidsvoller Freund der Armen und Enterbten ist. Er ist vorwiegend Gedankenlyriker; er hat wohl glückliche, rein poetische Momente, doch zumeist ist es ein Gedanke, der ungestüm nach Ausdruck verlangt. Sein unendliches Erbarmen mit der leidenden Menschheit wird seine höchste poetische Schönheit. In drei tiefsinnigen Gedichten offenbart sich mit immer gewaltigerer Steigerung diese heiße Mitleidsfluth, die lindernden Balsam auf die Wunden des Lebens legen will. Einem „ungeborenen Kinde der Armen" singt er:

Had I the circuit of all souls
Ere thy terrestial char unrolls,
And thou wert free
To cease or be,
Then would I tell the all I know
And put it to thee: Wilt thou take life so?

Fain would I, dear, find some shut spot
Of earth's wide world for thee, where not
One tear, one qualm
Should break the calm
But I am weak as thou and bare,
No man can move the stony god's to spare.

Vain vow! No hint of mine may hence
To theeward fly, to thy locked sense.
Explain none can
Life's dismal plan:
Thou wilt thy ignorant entry make
Though skies spend fire and blood and nations quake!

Die Hülflosigkeit des Menschen dem Schicksal gegenüber steigert sich oft zur Trostlosigkeit; da fühlen selbst die Werkzeuge des Geschicks Erbarmen mit der armen Creatur, deren Dasein sie zu einer Kette von Jammer gestalten müssen. Doch ein höheres Gesetz regiert sie, sie müssen gehorchen:

Poor wanderer, said the leaden sky,
I fain would lighten thee,
But there be laws in force on high,
Which say, it must not be. . . .

Come hither son, I heard Death say,
I did not will, a grave
Should end thy pilgrimage to-day,
But I too am a slave.

Trotz alles Elends vermag der Mensch den Gedanken an einen gütigen Gott nicht aufzugeben. Ergreifend ist der Grundgedanke des Gedichts: The beridden Peasant to an unknowing god. Gott, Du hattest es gut mit uns vor, doch irgend ein Unheil durchkreuzte Deinen Schöpfungsplan. Weit wurden wir von Dir geschleudert, und nun kannst Du unsere Klagen und Angstrufe nicht mehr vernehmen. Doch wie gern würdest Du uns Allen helfen, wenn Du unseren Jammer wüßtest. Und da Du nur Erbarmen walten ließest, so will ich Dich für alles Gute preisen, als ob ich es erhalten hätte.

But seeing how much thy creatures bear
Lame, starved or mained or blind,
Thou'dst heal the ills with quickest care
Of me and all my kind.

Then, since thou makest not these things be,
But these things doest not know,
I'll praise thee as were shown to me
The mercies thou wouldst know.

Digitized by Google

Freude am Leben und Freude an der Natur bricht bei Thomas Hardy's Geschöpfen mehr als einmal durch mit der frohen Ursprünglichkeit von Menschen, die mit der Natur verwachsen sind. Freudig singt Teß „O ye Sun and Moon!" Dem pessimistischen Freund entgegnet sein jüngerer Gefährte in den Wessex Tales: „Das Leben ist süß, Bruder. Da sind Tag und Nacht, Bruder, gar köstliche Dinge; Sonne und Mond und Sterne, Bruder, auch köstliche Dinge; da ist der Wind, der über die Haide fährt. Das Leben ist so süß, Bruder, wer möchte wünschen zu sterben?"

„Ich möchte es —"

„Wirklich — lieber ewig leben!"

„In Krankheit, Bruder?"

„Wir haben Sonne und Sterne, Bruder!"

„In Blindheit?"

„Der Wind fährt über die Haide, Bruder."

So kämpfen Trübsinn und Frohsinn mit einander bei Thomas Hardy; düster wird seine Stimmung, wenn er den Blick auf die grausamen Widersprüche des Menschendaseins richtet, befreiend und erlösend wirkt auf ihn ein begeisterter Blick in die hehre Gottesnatur.

Fritz Reuter und Karl Kraepelin.

Von Professor Arnold Fokke.

II.

Sein eigenstes Lied, die Volkspoesie hat Fritz Reuter seinem, dem deutschen Volke geschenkt, und das in einem Umfange und einer Tiefe und zugleich mit einer Kraft, die alle nur aus einer unbegrenzten, reinen Liebe hervorsprudeln können. Trotzdem würde selbst diese Selbstüberwindung nicht so rasch zu seinem Ziele, dem Herzen des Volkes durchgedrungen sein, wenn sich nicht der Mann zu ihm gefunden hätte, der Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blute war und mit einer fortreißenden Kraft der Recitation den Worten des Dichters sieghaften Schwung gab.

Auch hier ist eine an's Wunderbare grenzende Gunst des Geschicks thätig gewesen, um den Einen dem Anderen zuzuführen. Nicht minder als Reuter war auch Karl Kraepelin durch widerwärtige Umstände aus den Geleisen geworfen worden, auf denen sein Lebenswagen fahren sollte. Am 5. October 1817 geboren, sollte Kraepelin nach Absolvirung des Maturitätsexamens in Berlin Theologie studieren, wie es seine Vorfahren auch gethan hatten. So wollte es der Vater, und für die erste Zeit hatte der Sohn auch nicht entfernt die Absicht, sich dem zu widersetzen. Aber je länger, je mehr gewann die Liebe zur Musik in ihm die Oberhand, und er entschloß sich, dem Drängen seiner innersten Natur nachzugeben und von der Theologie zum Studium der Gesangskunst überzutreten. So kam es, daß er im Februar des Jahres 1839 am Großherzoglichen Hoftheater in Neustrelitz als letzter Choriſt, der auch im Schauspiel mitzuwirken hatte, fest engagiert wurde.

Auf solider Grundlage, wie es schien, lag demnach eine aussichtvolle Laufbahn vor dem jungen Sänger und Schauspieler, aber auch hier wollte es die Schicksalsfügung anders, als es der eigene Wille betrieben hatte. Die Wellen der Revolution von 1848 schlugen auch in die stillen Zustände der kleinen mecklenburgischen Residenzstadt. Die Einwohner von Neustrelitz bauten keine Barrikaden, aber sie richteten an ihren Großherzog das energische Ersuchen, dem Geist der Zeit entsprechend, mit dem Luxus seiner Hofbühne aufzuräumen. Da der Fürst dieser Forderung bereitwillig entsprach, so hörte das überaus segensreiche Institut von Oper und Schauspiel in. der kleinen Stadt plötzlich auf zu existiren, und Kraepelin sah sich mit einer kümmerlichen Pension auf die Straße gesetzt.

Als Fritz Reuter aus seiner Festungshaft entlassen worden war, sah er bange in die Zukunft und sagte: Ja, gewiß, aber was nun? — Was nun? konnte auch Kraepelin sagen, aber die Antwort war hier wie dort so leicht nicht gefunden. Ein festes Engagement wie das verlorene bot sich in den schwierigen Zeitläuften nicht, und der Mann, der das Bewußtsein einer ganzen Kunstwelt in sich trug, entschloß sich, am Platze zu bleiben und seine Lebensstraße, die plötzlich grundlos zu werden drohte, mit dem kümmerlichen Ertrag aus einem Musikunterricht zu pflastern, den jeder Dorfschullehrer geben konnte.

Zur selben Zeit, wo Fritz Reuter als Schulmeister für zwei Gutegroschen die Stunde mecklenburgische Dorfjugend in den Wissenschaften förderte, führte Kraepelin die Kinder seiner Mitbürger auf dem Clavier in die Geheimnisse der Tonleiter ein. Für die Stunde Clavierunterricht acht Gutegroschen: eine kärgliche Einnahme, um seine Familie, aus Frau und Kindern bestehend, über Wasser zu halten. Wer dem Künstler irgend nahe gestanden hat, der weiß, wie er die Qual dieser Tage zu bezeichnen pflegte. „Es war schrecklich." Ja, schrecklich war es, aber schon begann der Andere in dem Dome, den er der Dichtkunst errichtete, mit den Glocken zu läuten. Leise zwar nur, aber doch voll und klar, und der Wind trug die Töne auch in das Ohr dessen, der den Tag über am Clavier eins — zwei — drei, eins — zwei — drei — vier zählte, und weckte hier mächtigen Widerhall.

Wie zaghaft der Künstler auch vorher war, so stellte es sich doch als einen überaus glücklichen Griff heraus, daß er gerade in Hamburg seine Vortragsabende eröffnete. Hamburg ist die Hauptstadt plattdeutschen Landes, die Centrale der „Waterkant". Wenn irgendwo Verständniß für die Reuter'sche Dichtung zu finden war, so mußte es hier sein. Schlug hier die Probe fehl, dann konnte sich der Recitator nur wieder auf den Clavierschemel setzen. Aber die Probe schlug nicht fehl. Als Kraepelin in Hamburg einmal mit dem Wogenschwall seiner Kunst das Eis durchbrochen hatte, drang alsbald sein Ruf in alle Lande. Zunächst freilich nur in die plattdeutschen, aber im Laufe der Jahre ließ er sich auch von ihren Grenzen nicht halten, und bis tief in Mitteldeutschland ist der Künstler mit seinen Vorträgen eingedrungen. Wo man keine Ahnung vom Plattdeutschen mehr hat, hat er mit seinem Reuterbuche vor den Menschen gesessen und fast einen lauteren Beifallssturm wach gerufen als in den Städten des Nordens.

In Dresden und Leipzig war er bereits heimisch geworden, und schon dachte er daran, von Göttingen aus seinen Fuß weiter nach Kassel und Frankfurt zu setzen, da ereilte ihn der Tod. Weßhalb hätte er auch den Ruhm der Reuterschen Muse nicht bis an die Alpen tragen sollen? Der Unterschied zwischen dem oberdeutschen und dem niederdeutschen Dialect ist gewiß groß, aber wenn Einer der Vermittler sein konnte, so war es Kraepelin mit der Klarheit seines Vortrags. Leicht wie im Spiel überwand er die entgegenstehenden Schwierigkeiten: wenn Leute, deren Ohr von Jugend auf nie an das plattdeutsche Idiom gewohnt gewesen war, ihn zum zweiten oder dritten Male hörten, so dachten sie kaum noch daran, daß sie es mit etwas Fremdartigem zu thun hatten. Es ist eine Thatsache, daß in der Bevölkerung des Südens jetzt die Reuter'schen Dichtungen keine geringere Rolle spielen als in der des Nordens, und das ist ein Ding so erfreulicher Natur, wie nur irgend eine Transaction, die, politisch oder volkswirthschaftlich, seit der Mitte der siebziger Jahre die beiden Reichshälften beschäftigt hat.

Der Geist, der von den Thaten Reuter's und Kraepelin's aufsteigt, gehört zu dem, was einmal an maßgebender Stelle mit dem Begriff Imponderabilien zusammengefaßt worden ist. Diese Dinge werden, weil sie im gemeinen Sinne nicht real

Digitized by Google

sind, gewöhnlich für sehr wenig oder auch für gar nichts eingeschätzt. Aber von Allem, was seit dem Jahre 1870 oder seit dem Frankfurter Friedensschluß geschehen ist, hat Nichts, mag es auf eine Wagschale gelegt werden können oder nicht, mehr zur innern Verschmelzung der früher feindlichen Volkshälften beigetragen als das Licht, das von diesen beiden Dioskuren ausstrahlt. Man klagt, daß der Partikularismus im Süden augenblicklich sich mächtiger rege als in den beiden voraufgegangenen Jahrzehnten. Das mag sein, aber es hat keine Noth. Die Meinungen der großen Masse, die unter dem Eindruck der Tagesereignisse stehen, fluktuiren vielleicht mal wieder heftiger als zu irgend einer anderen Zeit, jedoch ein ernsthafter fester Kern bleibt von der Bewegung unberührt. Diesen in sich ruhigen Bestand zu mehren und zu kräftigen, mag Vieles wirksam gewesen sein, doch wenn das Letzte genannt wird, dann darf auch die geniale Kunst Kraepelin's nicht verschwiegen werden, die dem spröden Süden unsern norddeutschen Reuter nahe gebracht hat.

In der That, die Recitation Kraepelin's hatte mit ihrer unvergleichlichen dramatischen Kraft mehr als alles Andere, was in dieser Richtung geboten wurde, jene nationale Bindekraft an sich, die mit mehr oder weniger Recht der homerischen Rhapsodie beigelegt zu werden pflegt. Wir haben in den siebziger Jahren viele Vortragskünstler gehört, solche, die fremde, und Andere, die ihre eigenen Gaben beachten, aber Keiner von ihnen erreichte ihn in dem ganzen Umfange und der ganzen Summe der Vortragsmittel. Der Eine kannte nur das tragische Fach und ein Andrer war bloß Komiker, der Dritte hielt sich vorzugsweise an die lyrischen Stoffe und wieder einer war in der Epik befangen. Wer Jordan seine Nibelunge hat lesen hören, der weiß, daß er das Beste durch seine Manirirtheit verdarb, und von Türschmann muß Jeder zugeben, daß er an sehr bedeutsamen Stellen durch seine Maßlosigkeit entgleiste. Von diesem nur Eins. In der Wiedergabe des Faust trug dieser Recitator Gretchen's Lieder durch die Fistel vor: er schien keine Ahnung von der Wahrheit zu haben, daß in der Beschränkung sich der Meister zeigt.

Für Karl Kraepelin gab es kein Fach, dem er nicht völlig gewachsen gewesen wäre. Vielleicht daß für ein großes Theater der Umfang seiner Stimme nicht ausreichte, aber sonst würde er als Heldendarsteller das Höchste geleistet haben. Alle seine noch lebenden Freunde, die ihn in vertrautem Kreise aus Shakespeare oder Schiller haben lesen hören, legen einstimmig Zeugniß dafür ab. So ist es mit der Behauptung seiner Neider, daß er nur auf Reuter „geaicht" gewesen wäre, Nichts, freilich auch sonst Nichts. Im Reuter liegt des tragischen Stoffes die Hülle und die Fülle, und wenn Kraepelin darüber fort ging, so geschah es nur, um seinen Zuhörern die Ueberwältigung zu ersparen, der sie sonst unweigerlich hätten erliegen müssen.

Und im Uebrigen? Wie er die Mittel gebrauchte, die dazu da sind, um dem Gange des Vortrags das Hochrelief zu geben, war so, daß man sagen konnte, die Regeln, die Shakespeare durch den Mund des Hamlet den Schauspielern giebt, seien lebendig in ihm gewesen. Mienenspiel und Handbewegung blieben im engsten Zusammenhang mit dem, was im Innern des Vortragenden vorging: niemals blieb das Eine und das Andere weder hinter der Regung der Seele zurück, noch schoß es darüber hinaus. Es war erstaunlich, welche Wirkung er durch die kleinste Handbewegung, durch die geringste Veränderung in seinen Geberden hervorbrachte. Die Beweglichkeit seiner Gesichtsmuskeln gehorchte ihm bis in die Ohrmuschel und die Ohrläppchen hinein.

Dem Verfasser sind noch viele Vortragsabende in lebhaftem Gedächtniß. Da es ihm trotz des Unterschiedes im Alter vergönnt war, dem gefeierten Künstler in Freundschaft nahe zu treten, so bat dieser ihn ein für alle Mal, bis er „auf das Schaffot" träte, bei ihm zu bleiben und ihn auch in den Vortragssaal zu begleiten. Auf diese Weise ist es ihm möglich gewesen, Alles, was in und an Kraepelin vorging, auf's Genauste zu beobachten; auch machte dieser vor dem Auge des Freundes gar kein Hehl daraus. Bis zu dem letzten Vortrage, den er gehalten hat, war er in Unruhe darüber, wie die Sache ablaufen möchte. „Ick wull, ick satt irst drup", sagte er wohl, und wenn die Uhr schlug, „und der Zeiger hat vollbracht den Lauf." Mit Schritten, die für seine untersetzte Figur etwas zu lang waren, schritt er dann an den Reihen des Publikums entlang auf das Podium zu, wo er nach der üblichen Verbeugung hinter einem kleinen Tische Platz nahm. Währenddem waren die Augen Aller in lautloser Spannung auf ihn gerichtet; wo man ihn noch nicht kannte, war dieser Aufmerksamkeit auch wohl Etwas wie eine verwunderte Frage beigemischt: Und das ist der Mann, von dem so viel Aufhebens gemacht wird?

Er aber saß ruhig da, nur mit dem beschäftigt, was da in den Bänden vor ihm lag. Gewöhnlich begann er mit zwei oder drei Vorlesungen aus Läuschen und Rimels, sie bildeten gewissermaßen den Auftakt zu den mächtigen Strophen, die demnächst durch den weiten Saal rollen sollten. Jetzt tönen seine ersten Worte klar, deutlich und bis in die fernste Ecke verständlich an die Ohren der Lauschenden. Das ist die Einleitung, und mit ihr verknüpft sich vielleicht hier und da in den Köpfen der Gedanke, daß man so zur Noth auch lesen könne. Ja gewiß, aber was ist das? Auf dem Antlitz des Lesenden zuckt es plötzlich auf, und dann blitzt es mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens auch auf den Gesichtern der Hörenden. Nicht lange, und die erste Lachsalve schmettert durch den Raum, ihr folgt mit Jubel und allerhand Gewirr der menschlichen Stimmen die zweite und die dritte. Ist jemals so Etwas dagewesen?! Aber was sitzt ihr und haltet den Muskel hinter den Ohren mit den Händen fest? — Wir können nicht mehr lachen.

Großartig, großartig, Herr Kraepelin, aber werden Sie uns nicht einmal etwas Getragenes oder Tragisches zum Vortrag bringen? — Weßhalb nicht, meine Gnädigste? aber ich fürchte, es dürfte Ihnen nicht zuträglich sein. — Weßhalb das? — Nun, wenn Sie denn ebenso stark weinen müßten, wie Sie heute gelacht haben, dann — — — Nein, dann lassen Sie es lieber sein. — Trotzdem konnte der Vorleser um manche Stelle nicht herum, wo tiefer Schmerz und herbes Leid aus der Menschenbrust hervorbricht. Dann hatte Kraepelin die Hände neben dem Buche auf den Tisch gestemmt, auch sein Mienenspiel war in völliger Ruhe, und nur seine Stimme, die einer so reichen Modulation fähig war, ließ er auf die Zuhörer wirken. Seid vorsichtig! Wenn ihr nicht dem ersten Andrang Eurer Thränen gebietet, und habt Ihr sie einmal in Euer Auge treten lassen, dann mögt Ihr zusehen, wie Ihr später mit ihnen fertig werdet!

Kraepelin's Kunst war groß, aber das Größte an ihr war die Hingebung, womit er sie übte. An keinem Abende ließ er sich vor seinem Publicum nieder, bevor er nicht das so häufig gelesene Pensum, wer weiß zum wievielten Male, wieder durchstudirt hatte. Auch das soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß er eigentlich niemals mit seiner Kunst fertig geworden ist, und daß er bis zu seinem Tode unablässig an der Ausgestaltung der vor seinem Geiste stehenden Figuren gearbeitet hat. Mit der Darstellung des Pomuchelskopp war er beispielsweise selbst nie zufrieden, es wollte ihm nicht in den Kopf, daß sich dieser Charakter nicht auch in seinem Organ von anderen Menschen unterschieden haben sollte. Im Jahre 1881, also ein Jahr vor seinem Tode, sah ihn der Verfasser zum letzten Male. „Nu heww' ick em," rief er diesem nach der ersten Begrüßung zu, und in der That, er hatte ihn: die kurz abgelegte Probe bewies es.

Digitized by Google

Ein Umschwung in der Malerei.

Von Eduard Engels (München).

Die moderne Malerei in Deutschland besitzt ein überaus empfindliches Barometer, aus dessen Stand man mit großer Bestimmtheit auf die Art der jeweils bevorstehenden Kunstwitterung schließen kann. Dies Barometer sind die Frühjahrsausstellungen der Münchener Secession, und es giebt Kenner, welche diese kleinen Bilderparaden selbst der größten Jahresausstellung mit den verkäuflichsten Meisterwerken vorziehen. Denn schließlich wird ja heute doch nichts gemalt, was sich neben den Ewigkeitsschöpfungen vergangener Zeiten behaupten könnte. Alles hat nur einen vorübergehenden, vorbereitenden Werth, erscheint als Wetterprognose, Muthmaßung der Sonne und des Himmels, die dereinst über dem Tage der Erfüllung strahlen werden. Es ist also ganz natürlich, daß sich die Theilnahme der Wissenden jenen Ausstellungen zuwendet, die das deutlichste Bewußtsein ihrer bloß meteorologischen Existenz haben, jenen Bilderrevuen des jungen Nachwuchses der Moderne, aus deren stammelnden Versuchen die Hoffnungen und Begierden der kommenden Künstlergeneration am sehnsüchtigsten anklingen. Werden diese jungen Stürmer das strahlende Ziel jenseits der blauen Zukunftsberge erreichen, das auch die Gründer unserer deutschen Secessionen einst zu erreichen hofften, ehe sie noch auf den Kilometersteinen der Landstraße niederhockten, müde und mit den Köpfen wackelnd? — Es giebt nichts Schöneres, als in die leuchtenden Augen braver Jungen zu schauen, die mit gerötheten Wangen und hochklopfenden Herzen am Start der Kunst erscheinen, um den großen, ruhmverheißenden Wettlauf zu wagen ...

Aber die Jugend von heute leidet nicht eben an einem Ueberschwang der Gefühle. Wenn Phantasie und Schwärmerei das Wesen des Frühlings ausmachen, so beginnt die jüngste Künstlergeneration den Mai im October. Kalten Blutes und kalten Blickes verrichtet sie die nüchternsten Arbeiten. Etwas Verschlossenes, Trotziges, Abweisendes ist in ihrem Gebahren. Es sind die Söhne von Bankerotteuren, arme, verlassene Habenichtse, die da in das Leben hinaustreten und vor seinem Frost erschauern.

Denn, geben wir uns darüber länger keiner Täuschung hin: Es ist Herbst geworden nach dem Frühling von 1889, und unsere Scheunen und Keller sind leer. Die jungen Leute, die sich eben zur Fahrt rüsten und uns fragen, was wir ihnen mitzugeben haben auf die Wanderschaft, empfinden das weit deutlicher und schmerzlicher als alle älteren Künstler, die bereits manches Schicksal hinter sich gebracht. Diesen liegt das Fanfarengeschmetter jener himmelstürmenden Tage noch im Ohr, da wir die Burgen und Städte des Ewiggestrigen zerbrachen und unsere bunten Banner von allen Höhen grüßen ließen. Jene aber treten unbefangen in den Morgen des Daseins hinaus und gewahren mit schmerzlichem Erstaunen, daß wir wohl sehr eifrig waren im Zerstören, aber zum Aufbauen auch nicht die geringste Geschicklichkeit bewiesen haben. Oder wo wäre ein Feld, dessen Korn wir backen, wo ein Weinberg, dessen Wein wir trinken, wo ein Haus, dessen Wohnlichkeit wir genießen dürften? Wir haben einem gedankenlosen Naturalismus gefröhnt und uns mit Ekel von ihm abgewandt, als er uns in eine Welt der Armuth, der Krankheit und der verpesteten Luft einzusperren drohte. Dann haben wir uns hülfesuchend dem Idealismus in die Arme geworfen, haben unser skeptisches, zu allem Glauben unfähiges Gemüth so lange erhitzt, bis es statt goldener Träume spukhafte Fratzen gebar und wir vor diesen Gespenstern einen ebenso heftigen Abscheu empfanden, wie ehemals vor den Wirklichkeiten unseres vermeintlichen Naturalismus. Das ist die gesammte Leistung der Moderne von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Tag, und nun frage man sich, was sollen, was können unsere jungen Leute schaffen, welche diesen Scherbenberg beackern müssen? Daß sie von einer idealistischen Kunstweise nichts zu erwarten haben, liegt auf der Hand, denn ohne Ideale keine ideale Kunst, und wir sind heute viel zu zweifelsüchtig, um etwaigen Idealen zu trauen. Auch ist der Idealismus noch nie der Anfang, sondern stets das Ende einer Kunstentwickelung gewesen: erst wenn die ganze Erde vollendet dasteht mit ihren Meeren und Bergen, Wäldern und Thieren, bringt sie den Menschen hervor mit seinen Göttern und anderen Phantasiegebilden. Es war unser Fehler, daß wir uns in das Land der Träume flüchteten, ehe wir noch auf unserer Erde gehen und stehen konnten; unsere Erben aber sind klug genug, um wenigstens aus unseren Irrthümern zu lernen, nachdem wir ihnen positive Errungenschaften nicht hinterlassen können. Der Idealismus lockt die heutige Jugend also nicht, oder wenn er sie lockt, gewinnt er keinerlei Gewalt über ihr Streben. Die jungen Leute können aber auch unseren Naturalismus nicht wieder aufnehmen, denn als wir ihn preisgaben, verdiente er längst nicht mehr diesen hellen, wirklichkeitfreudigen Namen, sondern war in eine proletarische Neigung, die Wirklichkeit zu verlästern, in einen Sclavenaufstand gegen Schönheit und Gesundheit ausgeartet. Sonach bleibt den vorwärtsstrebenden Kräften nichts Anderes übrig, als die Arbeit wieder da aufzunehmen, wo die Nachfahren von Bankerotteuren sie stets aufnehmen müssen: bei den untergeordnetsten, einfachen Handleistungen, beim bescheidensten Handwerkerthum ...

Die ganze diesjährige Ausstellung der Secession enthält nichts, als lauter redliche, vorurtheilslose, subalterne Naturabschriften. Es ist unnöthig, Namen zu nennen oder Bilder zu beschreiben aus dem gleichen Grunde, weßhalb es unnütz ist, die Namen von Copisten auf die Manuscripte der Dichter zu setzen. Dann mag der eine Scribent auch geläufiger oder geschmackvoller als der andere schreiben, neben dem Dichter kann er ja doch nicht bestehen. Dichter ist in all' diesen Bildern allein der Erdgeist, und alle diese jungen Maler sitzen wie die mittelalterlichen Mönche über ihren Pergamentrollen, die ewigen Oden und Psalmen des Meisters zu vervielfältigen. Die Kunst als Kloster und der Erdgeist als Gottvater, das ist der neueste und, wie mir scheint, heilsamste Aspect der modernen Renaissance, in welcher wir leben. Der Erdgeist ist der beste aller Götter für eine werdende Cultur. Wie der Mensch zuerst Jäger und Bauer war, ehe er Städte gründete, so soll auch die Kunst zuerst dem großen Pan dienen, ehe sie dem großen „Unsichtbaren" Tempel errichtet. Wenn sich aber die jungen Maler wie die Mönche um den Erdgeist schaaren, so bezeugt dies einerseits den hohen Ernst, womit sie ihre Aufgabe anfassen, es bezeugt des Weiteren die harte Selbstüberwindung, die ihnen ihr demüthiges Verhalten gegenüber der Natur kostet. Diese jungen Bursche sind nämlich so jung, wie nur jemals Jünglinge waren, die Brust ist ihnen so geschwellt von Begeisterung, wie junge Herzen es nur je empfunden haben. Ginge es nach ihnen, so würden sie sich gewiß mit schäumendem Muth in das wogende Leben stürzen, Freiheitslieder anstimmen und das Blaue vom Himmel herunter holen. Aber sie brauchen nur einen Blick auf den Scherbenberg zu thun, worauf die Zeit sie gestellt hat, um sich sogleich darüber klar zu sein, daß sie kein Recht auf den Genuß ihrer Jugend haben, sondern ihre Pflicht thun und entsagen müssen. Nie war das Verantwortlichkeits-Bewußtsein unter Künstlern stärker als heute. Es ist, als ob man in der treuen Pflichterfüllung Trost für die Enttäuschungen der letzten Vergangenheit und die Aussichtslosigkeit der nächsten Zukunft suchte. Man resignirt sich, legt die Klostergelübde der Entsagung ab, weil in diesem Verzicht der einzige Gewinn beschlossen liegt, den man noch zu machen hofft.

Warum sich Illusionen hingeben, nachdem doch nichts mehr zu retten ist? Es muß einmal ausgesprochen werden, damit auch die Oberflächlichen und Leichtsinnigen es wissen: wir haben

Digitized by Google

heute keinerlei Möglichkeit, eine Kunst von wirklichem Kunstwerth hervorzubringen. Alles, was wir erreichen können, ist eine unumschränkte technische Meisterschaft über das Object, ein handwerklicher Naturalismus und Materialismus, ein untadeliges Malen-, Bauen- und Modelliren-Können. Was jedoch unsere Fähigkeiten übersteigt, das ist die Benutzung dieses Baumaterials zur einwandfreien Gestaltung der schöpferischen Ideen unserer Zeit, das ist die Hervorbringung von Kunstwerken im höchsten und eigentlichen Sinne des Wortes: als nothwendige Früchte am Baume unserer Cultur. Wir haben nämlich gar keine Cultur. Wir haben eine Unmenge großer cultureller Errungenschaften, aber es will uns nicht gelingen, das Multisono dieser Errungenschaften zu der einheitlichen Melodie einer Cultur zusammenzufassen. Während die Antike und die Gothik mit ihren leitenden Ideen das ganze staatliche, sociale, religiöse, wissenschaftliche, ästhetische Leben bis zum Schnitt der Kleider hinab beherrschten und zusammenfaßten, ist bei uns alles in einem ewigen gräßlichen Krieg miteinander begriffen, in dem es Opfer zu Tausenden, aber keinen Sieger und kein Gesetz des Siegers giebt. Unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse stehen mit unseren religiösen Bedürfnissen, unsere socialen Empfindungen mit unserer staatlichen Ordnung, unsere Sehnsucht nach Kunst mit dem brutalen Daseinskampf unseres Erwerblebens auf dem gespanntesten Fuße. Nirgendwo auch nur die kleine Majorität für das kleinste Ja oder Nein — selbst in unserem eigenen Inneren nicht. Zwei oder drei oder ein halbes Dutzend Meinungen über jede einzelne Sache sind uns geläufiger als eine einzige. Ja, wir glauben sogar in Beschränktheit zu verfallen, wenn wir gelegentlich einmal einer Ansicht gestatten, ihre übrigen Schwestern aus dem Hause zu treiben. Wir lieben die Polygamie in allen Angelegenheiten des Geistes, wir sind Sultane und müssen wie Sultane verderben.

Die jungen Mönche an der Secessionsgruppe wissen also, was sie thun. Sie negiren unser System bis in seine Wurzel hinein. Indem sie sich aller Persönlichkeit und Selbstigkeit enthalten, ganz subalterne Bediente der Natur werden, hoffen sie Ruhe und die Möglichkeit einer Genesung zu finden. Wenn sie einmal gar nichts denken und begehren, erstarkt in ihres Wesens Tiefen vielleicht die Kraft, den ganzen Scherbenberg unserer Kunst zu schmelzen und den glühenden Glasfluß in eine ewige Form zu gießen. Es ist viel Mönchshochmuth hinter ihren demüthigen Mienen, sie glauben an ein Jenseits, ein ästhetisches Reich Gottes, das vom Himmel herniedersteigen wird, wenn sie nur recht andächtig den großen Pan, den Vater aller Götter, verehren.

Dieses las ich am Barometer der Frühjahrsausstellung der Münchener Secession ab. Der „Wetterbericht" ist etwas schrullenhafter gerathen, als derartige Schriftsätze sonst zu sein pflegen; aber ich hege nichts destoweniger die Ueberzeugung aller Meteorologen, incl. Rudolf Falb's, daß die Prognose ihre Bestätigung durch den Himmel erhalten werde.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Frau Director.

Von J. Boysen.

Zehn Uhren schlagen beinahe gleichzeitig im Ganzen fünfzig Schläge. Der letzte verhallt wie ein wunderbar reiner, tiefer Glockenton im Entrée, welches mit seinem kostbaren Bilderreichthum einem Museum gleicht, und die Ruhe ist wieder hergestellt.

Leise wehen die seidenen Vitragen in der warmen Luft des überheizten Zimmers. Von der venetianischen Credenz blinkt das Silberzeug durch die sinkende Dämmerung. Die Frau Director sitzt am Fenster und blickt mit sehnsüchtigen Augen die weite Perspective der verschneiten Straße hinab, obgleich sie zur Zeit nichts Anderes zu erwarten hat, als höchstens ein Klingelzeichen vom Telephon, welches der Rechtsanwalt beherrscht.

Seit man ihren Gatten in Untersuchungshaft gebracht, ist das Leben für sie erloschen. Auf das Raketenfeuer raffinirter Genüsse sank die Einsamkeit mit ihren vergiftenden Gedanken.

Nur kein Dämmern! Blendend schießt das entfesselte Licht in die Bronceblumen der Krone und bringt hunderterlei kleine Kunstwerke wieder zur Geltung. Die Frau Director sieht im Spiegel, daß ihre Augen während der zweijährigen Leidenszeit matt geworden sind, und angstvoll sucht sie nach einem weißen Haar in ihren schwarzen Scheiteln. Keine milde Hoffnung thut dem Dahinwelken Einhalt, denn jede Stunde der Gegenwart ist ein Hinschleppen in die Schande der Zukunft und jedes Gebet um ein Wunder nur ein Schrei in der Wüste.

Sie kann die Verlassenheit nicht länger ertragen und fühlt, daß sie fort muß, fort zu Stimmen und Menschen. Schon oft hat sie sich vor sich selbst in den Concertsaal gerettet. Dort ist auch Einer, ein Fremder zwar, aber doch der Einzige, von dem sie weiß, daß er auf sie wartet und ein aufmerksames Auge für sie hat.

Wie wohl das jetzt thut!

Ob er sie kennt? Neulich, als sie zusammen saßen, hat er ein paar neugierige Fragen nach ihrem Mann gethan und sie so bedeutsam angesehen, während sie nach einer Ausrede suchte . . .

Das hochmüthige Gesicht färbt sich langsam, und die blassen Lippen zeigen wieder das eitle, anmuthige Lächeln ihrer Blüthezeit.

Ob sie sich wieder einmal schmücken soll? Für ihn, für den Fremden? Wer weiß, wie lange sie den Brillantschmuck noch hat! Und die gebrochene Existenz ihres Mannes kann ihrem Lebensdurst auch nicht mehr zu trinken geben. Sie ist noch so jung . . .

Als sie in den Concertsaal tritt, schimmern Perlen in ihren dunklen Flechten, Seide umrauscht sie, Spitzen fallen über die verwöhnten, ringgeschmückten Hände. Und die sehnsüchtigen Augen suchen ruhelos mit einem wechselnden Ausdruck von Spannung und demüthigem Schuldbewußtsein.

Ein paar Tische von dem ihren entfernt, entdeckt sie ihren unbekannten Freund in lustiger Herrengesellschaft. Schade, daß er nicht allein ist! Sie sieht so lange zu ihm hinüber, bis er aufblickt und in freudigem Erkennen grüßt.

Während sie der Musik lauscht, greift ihre Phantasie der Wirklichkeit vor und baut in Eile eine erwünschte Situation nach der anderen auf. Durch die entsetzliche, traurige Verlassenheit greift noch einmal eine begehrliche Hand nach ihr, umschmeicheln sie mitleidige Liebkosungen, treffen sie Küsse langentbehrter Liebe . . .

Wilde Fiebergesichte jagen auf den harmlosen Walzerklängen vorüber.

Plötzlich hört sie den Fremden ganz deutlich einen Namen aussprechen: ihren Namen, den entehrten Namen ihres Mannes. Er sieht sie nicht an dabei. Die laute Unterhaltung dreht sich um die „Regreßverpflichtung", dieses Stichwort für das grausige Gespenst der Armuth, welches der Frau Director schon zahlreiche schlaflose Nächte verursacht hat.

Durch den jähen Schreck ist sie der Wirklichkeit zurückgegeben. Der Fremde kennt sie also nicht, und sie beschließt, sich ihm zu erkennen zu geben, ehe ihr vielleicht ein Anderer in plumper Weise zuvorkommt. Sie möchte ihn nicht verlieren. Und allerlei warnenden Bedenken hält sie zur Beruhigung entgegen: daß, wie die Sache auch aufgenommen werden mag, ein interessanter Fall immer eine reizvolle Fassung für Ihre Majestät Schönheit ist . . .

Endlich ist er frei und kommt zu ihr. Sie reicht ihm die Hand, deren Brillanten seine verliebten Augen mit feuriger Lockung blenden. Sie fühlt ihre Macht. Vor dem Triumphbewußtsein schwinden alle Zweifel, und jeder Selbstvorwurf wird zur Thorheit. Als die Frau Director ihren Namen nennt, hat er im Augenblick ebenso wenig Bedeutung für sie wie die Kritik der verwunderten Blicke ringsum.

Aber er ist das Henkerschwert für jede Illusion. Kaum, daß sie ihn ausgesprochen hat, fällt die Erinnerung an die ganze, jammervolle Wirklichkeit wieder über sie her. Sie fühlt das Brandmal der Schande wieder und greift nach der guten, tröstenden Hand . . .

Die Hand ist nicht für sie da! Der Fremde hat sich erhoben und steht wie ein lebender Protest gegen weitere Enthüllungen vor ihr. In seinem Gesicht arbeiten Erstaunen, Wuth und Verachtung. Er flüstert nur über den Tisch hinweg, aber seine Stimme scheint der laute, rohe Schrei aus tausend Kehlen.

„Ich kenne Ihren Gatten! Ich war es auch, der ihn anzeigte! Und Sie sitzen mit Ihren Brillanten hier und amüsiren sich? Denken Sie denn nicht an Alle die, welche durch Ihres Mannes Schuld jetzt betteln müssen? Schämen Sie sich nicht, Frau Director?"

* * *

Die Frau Director hebt sich aus den zerdrückten Kissen. Die glatte Fläche des Spiegels zeigt ihr verweintes Gesicht, ihre einsame Gestalt. Draußen klopft das Mädchen und rüttelt ängstlich an der verschlossenen Thür. Das Telephon klingelt. Es ist der Rechtsanwalt.

„Ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß Sie für morgen Vormittag Sprecherlaubniß bei Ihrem Gatten haben, gnädige Frau!"

Zehn Uhren schlagen beinahe gleichzeitig im Ganzen hundert Schläge, und die Ruhe ist wieder hergestellt.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Französische Bühnenkunst in der deutschen Reichshauptstadt.

Die Theaterspielzeit liegt so ziemlich in den letzten Zügen. Das große Feuerwerk ist bald verprasselt und verzischt. Wenn auch lange nicht alle Nummern gut gelungen sind — höllisch viel Geknatter und Geknalle hat's gegeben, toll gewordene Räder und rasende Schwärmer, selbstgefällige Raketen, die nichts hinterließen, als etwas Schwefelgestank und Pulverdunst, und gewaltige Kanonenschläge ... Nur das große Schlußtableau steht noch in Aussicht. Und das soll uns für Vieles entschädigen, was mißlang oder von vornherein ein Mißgriff war. Ich meine die „Meisterspiele", die die Generalintendanz gemeinsam mit dem Prager Landestheater-Director Angelo Neumann uns aufbaut ...

Man wird der Saison 1901/1902 also nicht viel Gutes nachsagen können; aber in der Geschichte unseres Theaterlebens wird man sie als eine der französischesten bezeichnen, die wir seit Langem erlebt haben.

Die Erscheinung ist interessant genug, um einen Augenblick bei ihr zu verweilen, jetzt am Schlusse der „Saison 1901/1902".

Aber für einen zünftigen deutschen Schriftsteller geziemt es sich, Alles mit einem kleinen Excurs in's Geschichtliche zu beginnen. So geschehe es auch hier.

„Schon die alten Griechen" — kann dieser Excurs natürlich nicht anheben. Aber doch: „schon die fridericianischen Berliner" kannten ein französisches Theater. Mehr noch — der Hof kannte nur ein französisches Theater. Auf dem heutigen Gendarmenmarkt oder Schillerplatz hatten die wälschen Komödianten sogar ein eigenes Haus von Staatswegen. Und zu einer Zeit, wo das deutsche Volk schon einen Lessing, Goethe, Schiller und Bühnenkünstler, wie Schröder und Brockmann, Ekhof und Fleck besaß, mußten sich die literaturbestrebten deutschen Directoren Koch und Döbbelin mit einem Privattheater begnügen und zusehen, wie sie auf ihre Kosten kamen. Der alte Döbbelin aber durfte sich doch noch königlicher Gunst erfreuen: Friedrich Wilhelm II. überwies ihm als „generalprivilegirten Director der deutschen Bühne" jenes einstige „französische Komödienhaus" mit dem ganzen Fundus und einem für jene Zeit ganz ansehnlichen Zuschuß ...

Französische Bühnenkunst hat seitdem hier keine dauernde Stätte mehr gehabt, wenn auch französische Schauspielgesellschaften bis weit über die Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinaus alle Zeit wohlgelitten waren. Unter dem Generalintendanten Graf Redern und später wieder unter Herrn von Hülsen gab's ja sogar regelmäßige französische Gastspiele in jedem Jahre, theils im Opernhause, theils im Concertsaale des Schauspielhauses.

Erst mit dem großen Kriege wurde das anders, das heißt das mit den Besuchen Pariser Gesellschaften und Einzelkünstler in Berlin. Nicht auch mit dem Import französischer Bühnendichtkunst. O nein — da gab's immer viel „Angebot" und viel „Nachfrage" und das „ich gebe" — „ich nehme" über die Mauer hinaus, die die „Revanche" zwischen Frankreich und „ce maudit pays des prussiens" errichtet hatte, trug nette Tantièmen und hübsche Cassenrapporte ein, dort den dichtenden und schriftstellernden Landsleuten der Gambetta, Boulanger und Consorten, hier den Besitzern und Leitern der Theater. In Geldsachen hört nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern auch die Politik auf, so weit die Geldsache privat ist. Und die Herren Dumas und Sardou, Augier und Pailleron und die übrigen älteren Bühnendichter jenseits der Vogesen und ihre Nachfolger, die Prévost und Donnay, Brieux und Capus ꝛc. und die ganze Cohorte der Possenschreiber, die Valabrègue und Hennequin sen., Millaud und Bisson, Ordonneau und Feydeau, Bilhaud und Hennequin jr. machten sich auch zur Zeit der gespanntesten Beziehungen zwischen den beiden Ländern nicht das geringste Gewissen daraus, die hübschen Tantièmen und netten Kaufschillinge durch ihre Agenten einstreichen zu lassen in dem verhaßten Lande, über das sie im Uebrigen bei Véfour und im Café zwischen Birne und Käse oder beim Absinth und Amère Picon so weidlich lustig machten. Du lieber Himmel — ist's denn nicht genug, wenn das Herz patriotisch verschlossen ist — das Portemonnaie kann immerhin gastlich offen stehen. Die deutsche Mark läßt sich so schön in Franken umwechseln, und 16 Mark 28 Pfennige machen 20 Francs! ... Vive la patrie!

Und hier bei uns: seit Jahren haben wir ja in der Blumenstraße gar ein eigenes Theater, das so gern die „succursale" des Palais-Royal-Theaters und anderer Pariser Possen- und Vaudeville-Theater ist, und ein ganzer Stab von deutschen Bearbeitern französischer Schwänke steht ihm zur Verfügung. Andere Theater machen es ihm nach, mit und ohne literarisches Deckmäntelchen. Und die Reclame für diese Importwaare ist fein international organisirt und arbeitet sich von Paris und Berlin aus gegenseitig eifrig in die Hände. Wollte das Publicum nicht mitthun, dann hülfe freilich aller Geschäftssinn und alle Reclamekunst nichts. Aber das Publicum will so gern mitthun. Denn — wie in Geschäftssachen die Politik, so hört in Modesachen das Nationalbewußtsein auf. Für Paris und alles Pariserische zu schwärmen, das ist nun einmal Mode in der breiten Masse. Ob man weiß warum? wieso? — ob man überhaupt eine Ahnung hat von dem wirklichen Geist und den Typen und dem Milieu und ihren Bühnenvertretern in all' den unzähligen Werken, die in deutschen Uebersetzungen und Verarbeitungen uns aufgetischt werden? Einerlei! Das verschlägt nichts.

„So ein bißchen Französisch klingt gar zu schön!
Très aimable sagt schon Schnabel"—

wie einst der alte unvergeßliche Helmerding im „Gebildeten Hausknecht" sang.

Für den Feinfühligeren liegt schon an und für sich in dem Worte „Uebersetzung" mitunter etwas, was ihn gruseln macht. Ich lasse meinethalben den Roman noch gelten. Ist die Uebersetzung wirklich gut, so kann er Einen über fremde Zustände, Anschauungen, Sitten, Völker gewiß unterrichten; ist er dabei ein Kunstwerk, so kommt zu der Wissensbereicherung noch ein künstlerischer Genuß hinzu. Aber auf die Bühne gehört in Uebersetzungen meines Erachtens nur immer das ganz Große, die Höhenkunst, die allein von universaler, allgemein menschlicher Bedeutung ist. Am wenigsten aber gehört dahin das realistische Milieustück, mag's ein Trauerspiel, eine Komödie, eine Posse sein. Sudermann's „l'Honneur" und „Casa paterna" sind auf einer französischen, einer italienischen Bühne eben solche Bastarde und Mißgeburten, wie Pailleron's „Le monde où l'on s'ennuie" oder Tolstoi's „Wlastj tjmy" als „Die Welt, in der man sich langweilt" und als „Die Macht der Finsterniß" auf einer deutschen. Triumphe des Unechten, Unwahren und darum einer Unkunst ...

Und trotzdem dieses eifrige „ich gebe" — „ich nehme" im Zeichen der netten Tantième und der hübschen Cassenrapports.

Also auf diesem Gebiete blieb die Freundschaft ungetrübt, ungeachtet aller Revanche-Ideen und aller Sedanfeiern. Ja, es kam schließlich sogar soweit, daß die Pariser Boulevardblätter von Zeit zu Zeit sich in allerlei satirischen Betrachtungen darüber ergingen, wie wir hier nun schon ohne die Sittenkomödiendichter und Possenfabrikanten von der Seine gar nicht auskommen könnten. Uebertreibung? Leider nein — sie brauchten bloß je zuweilen einen Berliner Wochenspielplan abzudrucken. Da stand's ja schwarz auf weiß ganz deutlich ...

Nur mit der Bühnenkunst der Franzosen stand es lange anders. Wohl an die zwanzig Jahre waren wir der Ehre beraubt, ihre Vertreter in Berlin begrüßen zu dürfen ... Dann aber trat eine Aenderung ein. Die jüngere Generation hielt es allmälig für möglich, theils aus Geschäftsinteresse, theils aus nationaler Eitelkeit, dem Victor Hugo'schen Wort „l'art n'a pas de patrie" die praktische Deutung zu geben, daß ältere Bühnenkünstler und Bühnenkünstlerinnen ungestraft im pays des prussiens und sogar in der deutschen Reichshauptstadt sich Geld und Lorbeeren holen dürfen. Ich lege einen Nachdruck auf das Wort „ältere". Die meisten Pariser Bühnenmännlein und -weiblein, die uns beglücken kamen, Anne Judic an der Spitze, Marcelle Josset, Baron, Mme Segond-Weber, Rose Bruck und Andere noch, befanden sich „au déclin de leurs jours", mitunter auch „de leure gloire." Ich würde mich gar nicht wundern, wenn in Pariser Theaterkreisen nächstens für Schauspielerinnen in gewissen Jahren die liebenswürdige Altersbestimmung in Gebrauch käme: „elle a l'âge de Berlin".

* * *

Die „selbstlose" Concession an die heilige Revanche-Idee datirt etwa 8—10 Jahre zurück. Eine provinzielle Operettentruppe war die erste, die in die Erinnerung an „l'année terrible" Bresche legte ... Sie gefiel hier am Ende wohl mehr, als in ihrer Heimath ... Ihr folgte in der Saison 1894/95 Herr Antoine, der Begründer des „Théâtre libre", der von den Kreisen unserer „Freien Bühne" ebenso willkommen geheißen wurde, wie die Operettentruppe von den Kreisen, in denen man sich nicht langweilt.

Das war aber einstweilen Alles. Die „grande Sarah", obschon ihre Mutter, wie indiscrete Forscher ergründet haben wollen, eine — Berlinerin gewesen sein soll, die beiden Coquelin, Février, Mounet-Sully, die Reichemberg und die anderen Wanderapostel Pariser Theaterruhms suchten entrüstet gut zu machen, was ihre dichtenden und schriftstellernden Landsleute verbrochen hatten: sie reisten consequent an Berlin vorbei, und die preußischen Staatsbahnen erschienen ihnen nur wie Viaducte, die über ein Riesenloch, „le pays des prussiens" genannt, hinüberführten. Aber Andere machten es anders, und bald schon wurden französische Gastspiele eine regelmäßige Erscheinung im Spielplan der reichshauptstädtischen Theater.

Anne Judic, die Schöpferin eines eigenen Genres, das nicht groß ist, in dem sie aber einst Großes geleistet hatte, sprang lachend in die Löwengrube Berlin hinein, und pflichtschuldigst bewunderten wir die langjährige Großmama, als stände sie noch im Zenith ihres Ruhmes. Man verstand wohl auch ihr Genre nicht ganz, aber man fand doch Alles so „reizend" und so „süß". Nach der einstigen Diva des pikanten, prickelnden, anmuthigen Operette-Vaudevilles und des graziösen Chansons kam die Vertreterin steifbeiniger Traditionen altfranzösischer Bühnenhochschule — Mme Segond-Weber, die einstige Sarah Bernhardt des „Odéon", des zweiten staatlichen Schauspielhauses in Paris. Ihr mätzchenreicher, akademischer Singsang fand hier freilich weniger Beifall, als die niedlichen Liederchen der Judic, aber doch fanden es Manche „furchtbar interessant" ... Mit Marcelle Jorset, mit „La belle Lender" und Baron, mit Jane Hading, mit der Réjane kam das dritte Genre — das der „Comédie" in allen ihren Abstufungen, von

Digitized by Google

dem ernsten Schauspiel und dem pseudohistorischen Costümstück bis zu dem satirischen Sittenbild, dem psychologischen Plauderstück, dem dialogisirten Tendenzfeuilleton der Maurice Donnay, Marcel Prevost, Henry Lavedan, Georges Courteline und so weiter. Marcelle Josset kam zehn Jahre zu spät; der Lender sah man um ihrer blendenden Schönheit willen den Mangel an Talent nach; Baron hatte den Gipfel seines Ruhmes um zwanzig Jahre überlebt; Jane Hading gilt in Paris auch heute noch für einen Stern zweiten Ranges. Und Andere folgten, die gar keine Sterne sind, wie Rose Bruck, eine Nichte der „großen Sarah", die uns bewies, daß man eine berühmte Tante und doch keinen Erfolg haben kann, wie Suzanne Munthe, daß man die Tochter einer einst vielbesprochenen melodramatischen Tragödin, der Lina Munthe, und doch recht unbedeutend sein kann. Von Allen war nur die Réjane ein außergewöhnliches Talent. Daß man sie dafür auch hier hielt, rührte sie so tief, daß sie wieder und wieder kam.

Das hat nun auch Yvette Guilbert gethan, die Muse des Ueberbrettles, die allein mehr bot, als die meisten all' jener Truppen. Und es gab einen förmlichen Guilbert-Cultus, wie es einen Réjane-Cultus gab. Dazwischen — um nur ja nichts zu vergessen — gab noch Mme Méaly ihre Visitenkarte ab: eine Verwässerung des Genres Judic und des Genres Guilbert zusammen.

Seit der Besiegelung der deutsch-französischen politisch-gesellschaftlichen Entente durch den mannigfachen Höflichkeitsaustausch vor, während und nach der Pariser Jahrhundert-Ausstellung erlebten wir dann erst recht Erstaunliches: Mme. Réjane und selbst Constant Coquelin, der Freund Gambetta's und der so lange so unversöhnliche Preußenhasser, zeigten ihre Kunst sogar im Königlichen Schauspielhause. Und es gefiel dem „cher maître" in Berlin so gut, daß er nach wenigen Wochen uns noch einen zweiten Besuch abstattete, ja gar bei Hofe empfangen wurde. Weiß der Himmel — jetzt glaube ich, daß am Ende gar „la grande Sarah" in höchsteigener Person 'mal herüberkommt und sich bei dieser Gelegenheit vielleicht mit der Wiege ihrer Mutter zusammen photographiren läßt, um welches Bild sich dann unsere illustrirten Zeitschriften natürlich gleich reißen werden.

Ist doch jüngst selbst „le roi des chansonniers" bei uns eingekehrt, der famose Mr. Paulus, der lediglich als chauvinistischer Coupletsänger in Paris sich Ruhm und Reichthum erwarb. Und er sang hier gar sein berüchtigtes Boulanger-Lied „En revenant de la Revue", das allein ihn einst steinreich gemacht hat. Die Strophe der Bejubelung des „brav' général" auf seinem schwarzen Roß ließ er freilich aus. Warum? Man hätte ihm darum sicherlich nicht weniger Beifall geklatscht ... Ich möchte, offen gestanden, nicht hören, was er jetzt in Paris von den Berlinern erzählt, die ihm — die Uneingeweihten und Naiven glaubten das doch gewiß — einen radgroßen Lorbeerkranz mit der roth-blau-weißen Schleife überreichten. „Nous vous rendons l'Alsace-Lorraine" stand merkwürdiger Weise nicht auf der Schleife.

Mit Paulus kam eine ganze Vaudeville-Truppe, die uns Possen vorspielte, die wir zumeist vom „Residenztheater" her auswendig kennen, die aber hier, von Franzosen gespielt, doch ein ganz anderes Aussehen gewannen und — gerade darum nicht gefielen. Sehr bezeichnend für unsere wirklichen Kenntnisse französischen Wesens und französischer Kunst. Und gleichzeitig gab's noch eine französische Operntruppe, die übrigens noch schlechtere Geschäfte machte als jene. Ich glaube, daß die Manager dieser beiden Truppen, Herr von Glaser und Mr. Lagrange, nicht sobald wieder nach Berlin kommen werden ... Doch das ist ihre Sache. Wofern sie wirklich Gutes leisten, sollen sie und andere Truppen uns willkommen sein.

* * *

Eine andere Erscheinung kommt mir dagegen bedenklicher vor. Die rein geschäftsmäßige Ueberfluthung unserer Theater mit französischen Stücken. Zu dem Behufe wird natürlich immer erst von Paris aus durch gefällige deutsche Blätter gewaltig Reclame gemacht für Dichter und Stück. Und wir reißen dann die Mäuler auf und rühren tüchtig die Hände. Was wurde hier aus Eugène Brieux und Alfred Capus gemacht! „La robe rouge" und „Les remplaçantes" und „La veine" wurden geradezu für literarische Großthaten ausgegeben und ihren „Dichtern" hier temperamentvolle Ovationen bereitet. Denn — das Neueste vom Neuen — sie kommen ja jetzt zu den Premièren selbst „à Berlin". Und doch gehörten gerade diese Stücke zu den seichtesten, schiefsten und verlogensten, die wir im letzten Winter zu sehen bekamen. Aber, ich sagte es schon: „So ein Bißchen Französisch u. s. w." Sie kamen, wie auch Hennequin jun., einer der Lieferanten des „Residenztheaters", wie Charpentier und was weiß ich, wer sonst noch. Und gewisse „gelesenste Blätter" in Berlin W. und W. W. veröffentlichten lange Interviewberichte, Dankbriefe u. s. w. Daheim aber, da zeigen die also Gefeierten entre la poire et le frommage meist ein anderes Gesicht. Mitunter auch hier schon. Was wurde an jenem feierlichen Empfangsabend in unserem Presseclub zu Ehren Coquelin's und der Mme. Durand, die man uns als große Künstlerin und hochbedeutende Frauenrechtlerin aufschwatzen wollte, und die doch nur vielleicht als Bühnenkünstlerin die bedeutendste Frauenrechtlerin war und unter diesen die hervorragendste Schauspielerin ist — was wurde an gegenseitigen Liebenswürdigkeiten geleistet! Unvergeßlich ist mir das pfiffige Gesicht des alten Coquelin an der Spitze der Tafel, als er Fulda's fulminante Begrüßungsrede „extrêmement touché" beantwortete. Und mir war, als läse ich auf dem Grunde seines treuen Franzosenherzens die Worte: „je m'en fiche pas mal de toute cette solennité — si la recette sera bonne, je serai content!"

Und wie lautet das Echo auf unser „Vive la France!" Agnes Sorma kam sozusagen mit einem blauen Auge bei ihrem Pariser Gastspiel davon; Maria Barkany wußte sich wohl „une bonne presse" zu sichern, aber ihre damals verkündete baldige Rückkehr nach Paris ist bis heute nicht erfolgt; die Parisfahrt der deutschen Studenten mit einigen Mitgliedern des Schauspielhauses, um dem Quartier latin Schiller's „Räuber" vorzuspielen, mußte weisem Winke von oben her zufolge unterbleiben, weil man doch einer makellosen Aufnahme nicht ganz sicher wäre ... Und „Mr. Sudermann", der Autor von „L'honneur" und „Magda", wird lediglich als mäßig begabter Dumas-Jünger betrachtet — das hat er nun davon! — und Hauptmann's „Tisserands" werden für ein echt Pariser vorstädtisches Melodram erklärt.

Wir aber rufen „Vive la France!" und feiern einen Brieux und einen Capus als große Geister! Die Satire zu schreiben ist nicht nöthig. Sie liegt schon hierin. Und vergessen dabei unserer eigenen Dichter, nicht bloß der großen alten, sondern auch der neuen unbekannten. Die „Heimathkunst" muß sich zumeist verkriechen und auf Vereinsbühnen ein elendes Dasein fristen oder auf dem Büchermarkt im hintersten Hintergrunde zusehen, wie Calman Lévy und Charpentier und andere Pariser Verleger in Deutschland schöne Geschäfte machen.

Will sich Jemand die Mühe machen und die Spielpläne des letzten Winters durchstudiren? Er wird sehen, wie verschwindend klein der Procentsatz der Theaterabende mit den Namen Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Hebbel, Grillparzer, Kleist im Verhältniß zu dem der Namen französischer Autoren ist. Daß aber nun gar überhaupt irgend ein neuer deutscher Name aufgetaucht wäre — oh, er kann suchen solange er will, und er wird keinen finden.

Man kann ein großer Freund französischer Kunst sein und wird doch bei solchen statistischen Untersuchungen auf Gedanken kommen, die keine lustigen sind.

„Something is rotten ..."

Notizen.

Die Schlacht bei Kolin, wo sich das Kriegsglück des alten Fritz so jäh wandelte, nimmt unter den blutigen Thaten des Siebenjährigen Krieges einen hervorragenden Platz ein. Dem preußischen Könige und genialen Feldherrn stand hier ein „großer General" gegenüber, — so bezeichnete Friedrich selber seinen Widersacher Daun — und auf beiden Seiten wurde mit gleicher Tapferkeit, mit gleicher Geschicklichkeit gekämpft. Es ist ein bleibendes Verdienst des Generalstabswerkes über „Die Kriege Friedrich's des Großen", von dem die Firma E. S. Mittler & Sohn soeben den dritten Band des dritten Theiles ausgegeben hat, daß es volle Klarheit just über die Koliner Schlacht bietet und dem österreichischen Oberbefehlshaber dieselbe Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie seinem königlichen Gegner. Das mit erquickender Sorgfalt und Umsicht angelegte Werk verdient in diesem Bande geradezu meisterhaft genannt zu werden. Eleganz und pointirte Schärfe der Darstellung einen sich mit vornehmer Sicherheit des Urtheils. Die Gewandtheit Daun's, der sich bei Kolin seiner glänzenden Vertheidiger-Eigenschaften voll bewußt zeigte und sie bei der Aufstellung der Truppen, der erstaunlich raschen und nachhaltigen Ausnutzung aller Fehler der Gegenseite besonders hell leuchten ließ, diese Gewandtheit findet ihre Ergänzung in Friedrich's Löwenmuth und der überlegenen Größe seines Angriffsentwurfes. Daß bei den nachgeordneten Stellen nicht Alles so klappte, wie der König vorausgesetzt hatte, entschied das Schicksal des Tages, vermag aber die militärische Größe seine Pläne nicht herabzusetzen. — Wir kommen auf das schöne Werk wohl noch im Zusammenhange zurück.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.
Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von
Adolf Wilhelm Ernst.
27 Bogen in feinster Ausstattung.
Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.
Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. **Molken-** u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die
Berliner Vertretung
für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 17. Mai 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Weltuntergang. Von Caliban. — Gegen die ernsthaften Menschen. Von Eduard Sokal. — Die Sittenlehre im Verhältniß zur Religion. Von A. von Hartmann. — **Literatur und Kunst.** Die Unnatur der Ich-Technik. Unbefangene Betrachtungen eines kritischen Roman-Lesers. Von Theodor von Sosnosky. — Kunst und Literatur der Minderjährigen. Von Max Hoffmann. — Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn und sein Oratorium „Sankt Franziskus". Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — **Feuilleton.** Zachäus. Von Knut Hamsun. — **Aus der Hauptstadt.** Zur Verschönerung Berlins. Von Claunus. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Honoré Daumier. Von J. Norden. — **Rund um die Kunst.** Billiger Wandschmuck. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Weltuntergang.

Eine Stadt, über die üppige Verschwendungslaune der Natur schimmernde Schätze ausgestreut hat; ein Sitz niggerschwarz gefärbter, aber doch moderner Hochcultur, gallisch-afrikanisch frohen Geistes; eine Empore tüchtigen und wagemuthigen Händlerthumes, dem ja wohl die Welt gehört. Die Bewohner haben sich, so gut wie irgend wer im alten Europa, die Elementargewalten dienstbar gemacht, zwingen sie, ihnen Reichthümer in's Haus zu tragen und erlesene Daseinsgenüsse zu spenden. Auch Kunst und Wissenschaft blühen in dem schönen Gemeinwesen unter'm Strahl der Tropensonne, und das stolze Gefühl, Bürger eines Großstaates zu sein, der sie vor jeder Feindseligkeit mit starkem Arme schützen wird, verleiht den Menschen überlegene Ruhe und Sicherheit. Man weiß sich auf dem Gipfel. Ein Höheres ist nicht mehr. Alles, was vordem war, erscheint klein gegenüber unserem Vollbringen, und nach uns wird nichts Mächtigeres kommen.

Da stößt der Berg, der die Stadt überlagert, ein paar schwache, graue Rauchwölkchen aus. Es geht die Sage von ihm, daß er früher einmal vulkanische Anwandlungen gehabt hat; wir Neueren kennen ihn indeß nur als amüsanten Ausflugsort. Der See im Krater genießt sogar einigen Ruf wegen seines heilkräftigen Wassers. Wir haben den Feuerschlund bezwungen: er ist unser Spaßmacher geworden, sozusagen, und bereitet uns Heiltränke, wie eine gute alte Tante. Herrlich weit haben wir's gebracht.

Der Berg stößt schwarze Rauchwolken aus. Er beginnt zu dröhnen. Zwei Stunden später ist die schöne Stadt zu seinen Füßen ein wüster Trümmerhaufen. Asche bedeckt sie, mit ihren todten Häusern und todten Menschen. Asche wirbelt meilenweit durch die Luft. Der Hafen brennt, die Schiffe auf der Rhede sind verloren. Niemander entgeht dem Weltuntergange.

Zwei Stunden haben genügt, um den Sitz moderner Hochcultur und stolz frohen Geistes, die Empore tüchtigen Händlerthumes, den Mittelpunkt von Kunst, Wissenschaft und anderer erhabenen Menschlichkeiten von der Erde fortzuwischen. Nur ein Häuflein Unglück, schmutziger Staub ist von der schimmernden Pracht übrig geblieben.

*

Nicht nur Moral- und Kanzel-Prediger wird das seltsame Begebniß nachdenklich stimmen. Daß wir vom Tode umrungen sind, wohin wir auch gehen; daß wir unrecht thun, so gar feste zu bauen da, wo wir doch nur kurze Gäste sind; daß wir hinausstreben müssen über das enge, in zwei Stunden oder zwei Secunden zertrümmerte Dasein — das alles wird uns dieser Tage oft genug in die Ohren klingen. Der menschlichen Eitelkeit mag es fatal sein, auf derselben Stufe zu stehen mit den armen Infusionsthierchen, die ein Athemzug vernichtet; ihre prunkenden Gemeinwesen und Staatsgebäude vergleichen zu müssen mit den Ameisencolonien, die jeder beliebige, des Weges kommende Kerl zerstampfen, jede der lästigen Nachbarschaft müde Hausfrau mit einem Eimer kochenden Wassers verbrühen kann. In Wahrheit: all' unser fleißiges Mühen, unser angeblich tiefgründiges Wissen, unser ruheloses Forscherwerk; alle Kämpfe und Anstrengungen von Jahrtausenden — was haben sie genützt? Machten sie auch nur einen Menschen glücklicher? Oder geben sie wenigstens der Gesammtheit Waffen in die Hand, damit sie fähig ist, sich ihrer finsteren Bedränger zu erwehren? Ihr schmeichelt Euch, die Naturkräfte wie Sclaven zur Arbeit peitschen zu können und wißt von ihnen doch nicht viel mehr als die Leute, die ehedem Gomorrha bevölkerten, und die Bewohner Pompejis. Sorglos zehren wir vom Reichthum der Riesen. Protzige Parasiten, die Herren und Herrscher zu sein glauben, weil sie eines dunklen Ungeheuers Blut saufen. Der Gedanke, die Naturkräfte zu unterjochen, beschäftigt unablässig unsere anmaßende Phantasie. Was uns an den fabelhaften Marsbewohnern zumeist gefällt, ist Schiaparelli's verstiegener Traum, daß sie gewaltige Canäle gebaut haben, um ihren Planeten vor der Vereisung zu schützen und so den elementaren Gewalten ein Paroli zu biegen. Schutzverbände gegen die Vulkane! Vesuv und Krakatoa unter der Polizeiaufsicht unserer Wissenschaft. Mont Pelée hat die Antwort gegeben.

*

Den Mont Pelée, der Saint Pierre verschüttete, wir haben ihn gefährlicher im Lande. Den Vulkan der socialen Revolution. Er ist uns in den letzten Jahrzehnten ebenfalls zu einem beliebten Ausflugsorte geworden, und manchen scheint das Wasser des kleinen Sees, der sich in

Digitized by Google

seinem Krater gebildet hat, über die Maßen heilkräftig. In Belgien hat der Berg neulich zu rauchen und zu qualmen begonnen. Wir achten's gar nicht. Und doch droht unserer hochgesteigerten Cultur, unserem Reichthum und Wissen, unserer ganzen Welt der Untergang von diesem Vulkane. Wie eine blinde Naturkraft schanzt und schafft es neben uns, zu unsern Gunsten, zu unserer Behaglichkeit. Wir wissen wenig von ihm, wissen so wenig von dem Volke in der Tiefe. Aber wenn der Berg sein Feuer und seinen Aschenstaub sendet, wird dann von Kirchenhallen und Theatern, Bibliotheken und Bankgebäuden auch nur ein Stein auf dem anderen bleiben? Caliban.

Gegen die ernsthaften Menschen.

Von Eduard Sokal.

Mit einem unverbrüchlichen Ernst, der auf den unbefangenen Beobachter zuweilen einen grotesken Eindruck machen muß, werden in den gegenwärtigen Zeitläuften Tag aus Tag ein die laufenden Angelegenheiten verhandelt. Mag es sich um die Einweihung eines Denkmals oder um eine Versammlung der Milchproducenten, um eine Gerichtsverhandlung oder eine Protestkundgebung, eine öffentliche Wohlthätigkeitsvorstellung oder eine Künstlervereinigung handeln — überall und stets dieselben krausgezogenen Stirnen, dieselben tiefsinnig gerunzelten Brauen, mit einem Worte, derselbe heilige, feierliche Ernst, der gegenwärtig in Deutschland als ein sicheres und untrügliches Zeichen einer vornehmen Gesinnung und eines erleuchteten Geistes zu gelten scheint. Mit Unrecht, meine Verehrtesten, denn auch die Hexenrichter waren ernst, als sie mit unheimlichem Pathos und einer grotesken Spitzfindigkeit die Untersuchungsregeln der Folterbank discutirten, und wenn man die Weltanschauung eines auf fetter Weide grasenden Ochsen in menschliche Worte kleiden könnte, so bin ich überzeugt, daß wir einen sehr ernsthaften und gesetzten Weltbürger zu hören bekommen würden. Ganz besonders litt ich aber in den letzten Tagen aus dem Anlaß verschiedener äußerer Ereignisse durch die hochnothpeinliche Ernsthaftigkeit meiner engeren und weiteren Umgebung. Ich suchte naturgemäß nach einem Leidensgenossen und fand ihn schließlich ganz unerwarteter Weise und zu meiner größten Ueberraschung — in der Person des verstorbenen französischen Minister- und späteren Senats-Präsidenten Challemel-Lacour, dessen soeben, das ist fast gleichzeitig mit der französischen Ausgabe in deutscher Sprache erschienene „Studien und Betrachtungen eines Pessimisten" (Leipzig, H. Seemann Nachfolger 1902) mir zufällig in die Hände fielen. Das Manuscript dieser merkwürdigen Studien wurde von Josef Reinach in den nachgelassenen Papieren Challemel-Lacour's aufgefunden und scheint eigentlich niemals zum Druck bestimmt worden zu sein, da jeder diesbezügliche Hinweis fehlt, während die Entstehungszeit mancher Schriftstücke noch in die sechziger Jahre fällt. So liegen sie denn uns vor, in der Thaufrische des ersten Entwurfes und ohne die fatale Verunstaltung, welche die Bekümmerniß um ein lesendes Publicum den meisten literarischen Erzeugnissen beizufügen pflegt.

Es dürfte in Deutschland kaum allgemein bekannt geworden sein, daß Challemel-Lacour durch einen glänzenden Aufsatz unter dem Titel „Un Buddhiste contemporain en Allemagne", den die „Revue des deux mondes" am 15. März 1870 brachte, erst Schopenhauer für Frankreich entdeckte. Zwar hatte Foucher de Careil im Jahre 1862 einen Essay über Hegel und Schopenhauer veröffentlicht, aber diese Publication hatte nur einen kleinen Kreis von philosophischen Fachgenossen interessirt, während Challemel's Artikel allgemeines Aufsehen erregte. Challemel wurde nach Reinach's Ausspruch der Columbus, der für Frankreich die neue Welt Schopenhauer's entdeckte, das ungeheure Amerika der Hoffnungslosigkeit und des Zweifels. Liest man in den „Studien eines Pessimisten" den Aufsatz „Ein Gespräch mit Schopenhauer", das ist die Schilderung einer persönlichen Begegnung in Frankfurt, so begreift man es, daß Challemel der berufene Entdecker war. Dieser Aufsatz wirkt mächtiger, als selbst die Lectüre der analogen Stellen in Schopenhauer, denn er führt uns die düstere Lehre als unmittelbares Erlebniß eines Menschen vor und zeigt uns, wie die unheimliche Spinne sich vor unseren Augen in's Fleisch und Blut eines lebensfreudigen Wesens festsaugt. Später bemächtigte sich die literarische Mode in Frankreich der Schopenhauer'schen Lehre und tödtete sie durch das Uebermaß ihrer Bewunderung. Elegante Welt- und Halbwelt-Damen schwärmten für die düstere Lehre des Weiberfeindes und erstickten jedwede nachhaltige Wirkung in ihren Weihrauchparfüms. Unwillkürlich fühlt man sich hierbei an die „einsame" Lehre Nietzsche's erinnert, die nur zu bald durch ihre Bewunderer zu einem banalen Massenschlagwort und zur kläglichsten geistigen Scheidemünze ausgeschrotet zu werden scheint.

Aber ich wollte mit Hülfe Challemel-Lacour's gegen die „ernsthaften Menschen" losziehen und habe mich nun nach Art der „nichternsthaften Menschen" zu allerlei Abschweifungen von meinem Thema verleiten lassen. Mit der Emsigkeit einer Biene eilt Challemel-Lacour in seinen „Studien eines Pessimisten" von einer Geistesblüthe zur anderen und sammelt von ihnen den köstlichen Honig seiner pessimistischen Weisheitslehre. Von Pascal lernt er die klägliche Ohnmacht der menschlichen Geistesstructur kennen und den grimmigen Ausspruch, daß es „für die meisten Menschen genüge, sich mit Weihrauch zu besprengen und verzückte Geberden nachzuahmen, um aufrichtig fromm zu werden"; Leopardi erzählt ihm von dem unausgesprochenen „Augenblicksverrath" der treuesten Freunde, und bei Swift findet er eine Satire auf das Menschengeschlecht von so teuflischer Bosheit — als wäre sie von guter Freundeshand gezeichnet. Shakespeare sagt ihm, daß auf der Weltenwage der schwerste Mensch nicht mehr wiegt wie eine Daunenfeder, daß nur die verhängnißvolle tödtliche Leidenschaft die graue Kohle des Alltagsdaseins zu köstlichen Diamanten erglitzern läßt, und daß ohne dieses Pathos einer Leidenschaft, welche den Keim zu seinem Verderben in sich trägt, der Mensch sogar unter das Thier sinkt, das wenigstens immer vom Hunger getrieben wird. Der Philosoph Schopenhauer vollzieht die letzte große Profanation, vor der ein Dichter vielleicht zurückschrecken würde, und zerstört den Zauber der Liebe. Vaterland, Liebe, Fortschritt, Glück — sie hängen nun wie bunte Flitter einer Theaterdecoration vor einem unbarmherzigen Beobachter, der erkannt hat, daß hier besten Falls eine Komödie mit mehr oder minder hübsch zugestutzten Puppen aufgeführt wird!

Und da ist es sehr merkwürdig und lehrreich zu sehen, welche resignirt wehmüthige, beinahe heitere Färbung dieser Jahrtausende alte Pessimismus allmälig in dem Gemüth des weltlich klugen und geistreichen Franzosen annimmt. Seine Devise lautet nicht etwa: Handle nicht! sondern — in viel vornehmerer Weise: Handle, ohne zu hoffen! Arbeite! Wirke nach deinen Kräften, aber ohne dir selbst dabei allzu wichtig vorzukommen, und ohne die große Komödie, in die du als unfreiwilliger Schauspieler verflochten bist, gar zu ernst zu nehmen! Dies wird dir manche bittere Enttäuschung ersparen und überdies deiner Thätigkeit jene unbekümmerte Sicherheit verleihen, die eine der wichtigsten Bedingungen des Erfolges ist.

Denn Challemel-Lacour war — und hiermit kehre ich zum Ausgangspunkt meiner Betrachtungen zurück — kein

Digitized by Google

„ernsthafter" Mensch, trotzdem er Pessimist und trotzdem er — man denke nur — ein durchaus geachter Staatsmann, Premierminister und Senatspräsident war, diplomatische Conferenzen führte, Fürsten und Botschafter empfing! Er haßte sogar Nichts mehr als die gravitätisch-ernst dahinstolzierenden Geister, und ich glaube, die anscheinend so harmlosen, fein und zierlich geschnitzten, aber in Wirklichkeit vergifteten Pfeile, die er aus einem unerschöpflichen Köcher gegen sie hervorholte, würden gar Manchem ebenso wie mir in den Bekümmernissen und Bedrückungen des Tages den Trost einer geheimen, unsichtbaren, unter dem Schutze der Tarnkappe gekühlten Rache gewähren. Freilich sind diese meisterhaften Paraden und Riposten einer unendlich biegsamen Damascenerklinge fast unmöglich wiederzugeben; in der „Leichenrede für den irrsinnigen Verfasser ohne Apologie seiner Fehler", welche die „Studien eines Pessimisten" einleitet, verbirgt sich z. B. die blutige Satire hinter den eigenthümlich gewundenen Schnörkeln einer philiströs-freundschaftlichen Nachrede auf einen irrsinnigen Freund. Dieser irrsinnige Freund ist — Challemel-Lacour selbst.

Hier einige kräftige Wörtlein aus dieser Leichenrede:

Unser armer, irrsinniger Freund hatte die ‚ernsthaften Menschen' in Genera, Species und Varietäten classificirt und hielt eine Menge Gründe in Bereitschaft, um zu demonstriren, wie lächerlich und schädlich jede dieser Kategorien sei. So z. B. mißbrauchte er seine ungewöhnlichen Kenntnisse der alten und neuen Geschichte, um (milde ausgedrückt) durch Scheingründe zu beweisen, daß das Menschengeschlecht von jeher unsinnig mißleitet worden ist — und durch wen? Durch die ‚ernsthaften Menschen', von denen es immer regiert wurde. Die berühmten Eroberer, die Tyrannen, die großen Ehrgeizigen, die abscheulichsten Unterdrücker, Sulla, Augustus, Tiberius, Heinrich VIII., Karl I., Cromwell, Philipp II., Herzog Alba, Richelieu, Ludwig XII., Robespierre sind die ernsthaftesten Leute von der Welt gewesen. Sie haben nicht nur die Obrigkeit in ihrer eigenen, werthen Person verehrt, die Ausübung der Macht als göttlich angebetet, die menschlichen Angelegenheiten tragisch genommen, sondern Alle haben sie auch für ihre eigene Wichtigkeit eine tiefe Bewunderung an den Tag gelegt, die komisch wäre, wenn sie nicht so furchtbare Folgen gehabt hätte. Trotz des angerichteten Schadens mußte er lachen, wenn er diese Herren so stolz an der Spitze der Gesellschaft sich spreizen sah, mit der prahlerischen Gönnermiene eines Hahnes auf dem Mist!

Unser armer, irrsinniger Freund führte eine lange Liste von vielbewunderten Staatsmännern an, die, ob zaudernd und überlegend oder abenteuerlich und unternehmend, Alle ernsthafte Leute gewesen sind und am Ende richtig den Staatswagen in den Graben umgeworfen haben wie betrunkene Kutscher. Und warum? Weil sie nicht verstanden, die Dinge ein Bißchen nebensächlich zu behandeln, und nicht erkannten, daß die menschliche Gesellschaft von selbst weiterrollt und alle Stöße an ihrer Bewegung nicht viel zu ändern vermögen. Aufgeblasen, sentenziös, wichtigthuerisch und zugeknöpft, wie wenn sie die Geheimnisse des Meisters zu bewahren hätten, sahen sie niemals ein, daß das Universalrecept der hohen Politik in vier Worten lautet: Lüge und sei stark!

Diesen gravitätischen Persönlichkeiten, deren Dummheiten und Irrthümer die Geschichte ausmachen, setzte er die wahren politischen Genies entgegen, deren Name bei keiner Katastrophe genannt wird, weil ihr leichter Sinn sie zumeist von jeder Theilnahme an der Regierung ausschloß. Unser unglücklicher Freund gefiel sich darin, als den Typus dieser leichtherzigen und unnützen Menschenclasse Nicolas Macchiavelli zu nennen, den feinsten politischen Kenner, der je gelebt, eine edle Seele, ein stolzer Kopf, aber — kein ernsthafter Mensch, wie nicht nur aus seiner „Mandragora" zur Genüge hervorgeht, sondern auch aus hundert anderen Zügen in seinen Schriften und Geschichten. Darum wurde auch Nichts aus ihm und er blieb fast sein ganzes Leben lang — ein Bettler und ein Literat.

Die Sittenlehre im Verhältniß zur Religion.

Von A. von Hartmann.

Wenn Kant sagt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir", so hat er damit schon eine Synthese vollzogen. Denn die Empfindungen, die aus diesen beiden scheinbar neben einander stehenden Anlässen entspringen, verdanken ihren Ursprung beide dem Einheitsgefühl, das den Menschen erfüllt, wenn er sich als Glied der natürlichen Welt, wie beim Anblick des Sternenhimmels, oder der sittlichen Welt, wie beim Nachdenken über das Sittengesetz, fühlt. Gerade die scheinbare Unermeßlichkeit des Sternenhimmels erhebt den Menschen, der in seiner körperlichen Kleinheit im All zu verschwinden scheint, zu dem frohen Gefühl, daß der Geist gegenüber der brutalen Thatsächlichkeit der Raumgröße das Höhere ist, und in der Ueberzeugung von der Existenz eines Sittengesetzes in uns spricht sich dasselbe Gefühl von dem Uebergreifen der geistigen Bestimmung des Menschen über die natürliche aus. Wie der ganze Weltproceß nichts Anderes ist als der Aufstieg einer zu immer klareren Bewußtseinsstufen sich erhebenden Gotteserkenntniß, die mit der Welterkenntniß Hand in Hand geht, so ist auch das Wissen dessen, was Sittlichkeit ist und was sie für das praktische Leben bedeutet, nicht als Offenbarung in frühen Zeiten ein für alle Mal gegeben, sondern als Glied der Gesammterkenntniß ebenso wie diese von höchst dunklen Anfängen den Weg des Lichts gewandelt. Das Medium, durch welches sich der geistige wie der sittliche Fortschritt vermitteln muß, ist der Mensch, der selbst wieder aus der natürlichen Gebundenheit zur geistigen Freiheit und Selbstbestimmung hindurchdringt.

Das klingt alles jetzt so selbstverständlich und vertraut, daß man sich kaum denken kann, es habe Zeiten gegeben, die diesen Werdegang des Sittlichen nicht kannten, sondern durch die Autorität der Offenbarung Anfang und Ende gleichsam auf einen bestimmten Punkt festnageln wollten. Wer historisches Verständniß besitzt, wird es den Priestern, die sich als einzige Vertreter des Göttlichen fühlten, nicht verargen, wenn sie ihre Macht über die Gemüther der Menschen benutzten, um Dogmen aufzustellen, die mit der Zeit den Fortschritt hemmen mußten.

Unsere Zeit interessirt sich in demselben Maße für Ethik, wie sie der Religion gleichgiltig gegenübersteht, weil diese es nicht verstanden hat, dem sittlichen Bewußtsein des modernen Menschen in ihrem starren Lehrgebäude einen Platz einzuräumen, wo es sich ansiedeln kann. Unsere Zeit ist also vielfach in der Uebergangskrise stecken geblieben, wo Religion und Moral sich gegenüberstehen, während der Anfang jeder bewußten Sittlichkeit mit der Religion Hand in Hand geht. An dieser Sachlage tragen die Theologen zum größten Theile die Schuld, die es nicht verstehen, den geänderten Culturbedingungen in geistiger Hinsicht genügend Rechnung zu tragen. Die jesucentrische Richtung des Protestantismus verlangt, daß man auf die Sittenlehre des Urchristenthums zurückgeht, und proclamirt seinen einfachen Gehalt als den Urquell der Sittlichkeit für alle Zeiten. Um den hieraus sich ergebenden Widersprüchen zu entgehen, entnimmt man den Lehren Jesu nur das, was den modernen Anschauungen paßt und läßt das Andere als unwesentlich bei Seite. So

Digitized by Google

sieht Harnack in dem unendlichen Werth der Menschenseele und in der Betonung der Einheit des Menschen mit Gott den Hauptbestandtheil der christlichen Religion, worin er Johann Gottlieb Fichte nahe steht. Auch die Ritschl'sche Schule vertritt diese Ansicht. Die Anschauungen Jesu über Arbeit, Besitz, Ehe und Familie, alles Kategorien, die für unser modernes Leben von so ausschlaggebender Bedeutung sind, werden selten berücksichtigt, weil sie nicht mehr für die modernen Verhältnisse passen. Tolstoi ist der einzige Lebende, der in der Annahme der ganzen Lehre Jesu radical vorgeht. Er vergißt den historischen Zusammenhang, in dem gerade diese auf das praktische Leben Bezug nehmenden Lehren Jesu mit dessen Ansicht von dem nahe bevorstehenden Ende der Welt stehen, und sieht in ihnen den eigentlichen Kern der Sittenlehre, dessen Annahme die Welt allein verständlich macht. Für die Entwickelung der Sittenlehre ist dieser Vorgang von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ehe nicht einmal Ernst damit gemacht wird, die ganze Moral Jesu auf das moderne Leben anzuwenden, wird das sittliche Bewußtsein weiterer Kreise nicht erkennen, daß die auf Jesus allein sich stützende Moral für unsere Zeit nicht mehr haltbar ist. Ein großer Schritt zu dieser Erkenntniß war schon durch die theologische Kritik des letzten Jahrhunderts gemacht, die die Stellung Jesu als des eingeborenen Sohnes erschütterte. Die seit dem Concil von Nicäa angenommene orthodoxe Lehre, die den Arianismus mit seiner Leugnung der Gottgleichheit Jesu — an seine reine Menschlichkeit hatte man noch nicht zu glauben gewagt — als ketzerisch verdammte, wurde zuerst durch die Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts erschüttert, die sich gegen das Dogma der Gottgleichheit Jesu offen aufzulehnen wagte. Als die Bibelkritik dann einsetzte, blieb bald von der Göttlichkeit Jesu nur noch der Schimmer des religiösen Genies zurück, der auch andere große Männer der Geschichte umleuchtet hatte. Damit erlosch aber auch der Anspruch auf Allgemeingiltigkeit seiner Lehren für alle Zeiten.

In dieser Richtung ungefähr bewegen sich die Gedanken der Anhänger einer religionslosen Moral, die zugleich den hohen Werth der Autonomie betonen und nichts wissen wollen von der Heteronomie eines geoffenbarten und darum für alle Zeiten und für alle Menschen verbindlichen Sittengesetzes, dem man sich beugen soll, selbst wenn der Verstand seine Zustimmung verweigert. Sie stellen sich hauptsächlich deßhalb feindselig zur Religion, weil sie in ihr keine Antwort auf die das Leben bewegenden Fragen erhalten. Die Ethik der Religion trägt ihnen einen zu unfreien Charakter, weil sie zu sehr der ererbten Sitte huldigt. Es ist noch milde ausgedrückt, wenn die Socialdemokratie die Religion für Privatsache erklärt. In der That lehrt sie Mißachtung der herrschenden religiösen Anschauung. Aus zwei Gründen: Erstens findet sie, daß die herrschende Religion, vielfach im Gegensatz zu der eigentlichen Lehre Jesu, den bestehenden Klassen- und Besitzunterschieden allzu sehr Rechnung trägt, und den Armen nicht genug entgegen kommt, und zweitens verhält sie sich ablehnend gegen alles Uebersinnliche, das in einer Religion doch gerade seinen Ausdruck sucht. Der letztere Grund bestimmt sie auch, der Philosophie, insofern sie nicht reiner Materialismus und Atheismus ist, feindselig gegenüber zu treten. Das Reich der socialdemokratischen Ideale ist nur von dieser Welt und stützt sich so ganz auf das Bewußtseinsleben, daß es alle Ueberleitungen in ein Jenseits des Bewußtseins consequent abweist. Es nimmt sich nicht einmal die Mühe, irgend eine als „idealistisch" bekannte Philosophie zu studiren, weil sein Skepticismus sich noch nicht zum Kriticismus geläutert hat, sondern in dem alten Vorurtheil stecken geblieben ist, daß alle Ideologie ein für alle Mal unfruchtbares Hirngespinnst überspannter Denker ist. Wären die Socialdemokraten in der philosophischen Literatur bewanderter, so würden sie wissen, daß es selbst Theologen von Beruf giebt, die z B. ethische Fragen mit einer solchen Unbefangenheit behandeln, daß man, wenn man es nicht wüßte, zwar einen theistisch denkenden, aber keineswegs einen theologischen Verfasser bei der Lectüre ihrer Bücher vermuthen würde. Zu dieser Gruppe hoch und frei denkender Männer gehört Professor A. Dorner in Königsberg, der uns wieder mit einem ethischen Buche „Zur Geschichte des sittlichen Denkens und Lebens" (Hamburg und Leipzig bei Voß) erfreut hat, nachdem er schon vor vier Jahren ein ausführliches System der Ethik unter dem Titel „Das menschliche Handeln" veröffentlicht hat.

Dorner geht aus von dem ganz richtigen Gedanken, daß die Sittlichkeit sich anfangs an die Religion angelehnt habe, daß aber diese Einheit von Religion und zunächst unmittelbarer Sittlichkeit nicht lange aufrecht zu halten gewesen ist. Das interessante Buch, aus Vorlesungen vor einem gemischten Leserkreise entstanden und überall die tiefe Belesenheit des Autors verrathend, hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die Spaltung dieser Einheit im geschichtlichen Werdegange zu verfolgen, um dann eine höhere Einheit, die den Gegensatz wieder aufhebt, in der centralen Gesinnung des modernen Menschen wiederzufinden. Der selbstbewußt werdende Geist muß sich erst zur Freiheit von den Fesseln der Religion durchringen und die Sittlichkeit so sehr auf sich selbst zu stellen suchen, daß er zur Forderung der religionslosen Moral kommt. Schon im Alterthum liefern die griechischen Philosophenschulen dafür ein glänzendes Beispiel. Aber sie enden Alle damit, daß sie die Lust als höchsten Werthmaßstab auch für die Sittlichkeit anerkennen wollen und damit an dem Widerspruche scheitern, Moral und Glückseligkeit mit einander zu vereinen. Freilich werden sie sich dieses Widerspruchs noch nicht bewußt. Zwar giebt man Einschränkungen des Glückseligkeitstriebes zu, aber nur um durch weise Vertheilung der Lustgefühle und Bevorzugung der geistigeren ein höheres Maß von Glückseligkeit zu erlangen. Die Tugend ist höchstes Gut im eudämonistischen Sinne. Diese Ethik ist also ganz optimistisch, denn sie glaubt an eine durch Tugend zu erreichende Glückseligkeit. Im Gegensatz dazu bemüht sich die pessimistische Ethik, die Unmöglichkeit der Lust, einer dauernden wenigstens, in dieser Welt aufzuzeigen. Dorner rechnet die pessimistische Ethik auch zur eudämonistischen, weil sie den Werthmaßstab der Lust an die Welt anlege. Sie sei also „negativ eudämonistisch". Er verwechselt eudämonistisch und eudämonologisch. Eudämonistisch ist eine Ethik, die nach Glückseligkeit in irgend einer Form strebt, was die pessimistische Ethik nicht thut. Eudämonologisch heißt der wissenschaftliche Maßstab, der nach Lust und Unlust werthet, d. h. untersucht, ob die Welt mehr Lust oder mehr Unlust enthält. Der Buddhismus lehrt, daß man die Beruhigung des Willens nur erreicht, wenn man nicht mehr begehrt, Schopenhauer, daß man sich in der Anschauung über die Nichtigkeit der Welt erhebe, Hartmann, daß man die Illusion, Glückseligkeit zu erlangen, durchschauen und der ganzen Welt verkünden müsse. Letzterer stellt also für die Ethik noch eine andere Aufgabe auf als die bloß thatenlose Ergebung in das Leid, die Schopenhauer und der Buddhismus gegenüber der thätigen Mitarbeit an der Welt bevorzugten. Dorner hebt bei Hartmann nur den Pessimismus hervor und nennt dessen Ethik eudämonistisch, weil die Anlegung des Maßstabes der Lust an die Welt genüge, um den Vorwurf des Eudämonismus auf sich zu ziehen. Hartmann verurtheile die Welt nur deßhalb, weil sie seinem Ideale der Welt, einem Ideale, das darin bestände, Lust zu gewähren, widerspräche. Die Anlegung des Glückseligkeitsmaßstabes als gänzlich unstatthaft darzustellen, ist vom theologischen Standpunkte begreiflich, nicht vom wissenschaftlichen, den Dorner sonst überall vertritt. Die Welt ist übrigens auch nach Hartmann nicht bloß deßhalb verwerflich, weil sie mehr Unlust als Lust enthält, sondern weil ihre Existenz unlogisch, also aufhebungsbedürftig ist.

Dieser Zweck, dem die Welt zustrebt, entspricht nun

Digitized by Google

nicht Dorners Wünschen. Er verwirft den Gedanken eines Weltendes und demgemäß auch alle Mittel, die dahin führen können. Der Vorwurf, daß die sogenannte Negativität des Endzieles, d. h. ein Ende, welches alle auf diese Welt bezüglichen Bestimmtheiten ausschließt, sittlich unannehmbar sei, wird ja gern von allen Denen erhoben, die noch in irgend einer Form an der überweltlichen Seligkeit als einem letzten Ziele festhalten. Ein Ende, welches keine positive Seligkeit, wenn auch in der allervergeistigtsten Gestalt, mehr in Aussicht zu stellen vermag, erscheint den handelnden Menschen leicht als aller Motivationskraft baar. Selbst Diejenigen, die sich frei von allem irdischen Glückseligkeitsstreben fühlen und auch dem kirchlichen Unsterblichkeitsglauben indifferent gegenüberstehen, wollen auf das „höchste Gut" der Seligkeit in und mit Gott, theils hier auf Erden, theils im Jenseits, nicht Verzicht leisten. Auch Dorner ist von dieser Schwäche nicht frei, trotzdem er als feiner philosophischer Kopf sehr wohl weiß, daß die Uebertragung der Seligkeit auf das außerweltliche Absolute ein anthropopathisches Leihen menschlicher Empfindungen ist. Aber das letzte von Hartmann angenommene Ziel ist in einem gewissen Sinne auch ein positives zu nennen, wenn er selbst auch diesen Ausdruck vermeidet. Dorner selbst nennt es ein absolutes, und was das heißen soll, wenn es nicht eine Bestimmtheit in höchster Potenz einschließt, ist unerfindlich. Das absolute Wesen bleibt doch bestehen, wenn auch die Welt als Erscheinung vergeht. Die höchste Positivität erhält sich also, und nur das, was der Negativität geweiht ist, die Welt, die nach theologischer Auffassung ja ebenfalls als überwindungsbedürftig für den Zustand höchster Sittlichkeit bezeichnet wird, hört auf, in den Formen von Raum und Zeit zu existiren. Alle Polemik gegen die Negativität des Endzieles fällt also in's Wasser, wenn man sich klar macht, daß jeder Zweck, der über das subjective Gefühlsleben hinausgeht, erstens immer Objectivität einschließt, und daß zweitens von Negativität im strengen Sinne nur dann die Rede sein kann, wenn hinter der Welt das reine Nichts gähnt, wie der Buddhismus annimmt. Aber die Rückkehr in das Absolute, in die höchste Positivität, kann man nicht mehr ein negatives Endziel nennen, es sei denn, man betrachte vom materialistischen Standpunkt aus die Welt als das Absolute und hielte deren Aufhören für gleich mit dem Aufhören des Seins des Absoluten, was Dorner entschieden nicht meint, da er den theistischen Gottesbegriff vertritt.

Dorner stellt der eudämonistischen Ethik diejenige Ethik entgegen, welche das Sittliche als Selbstzweck behandelt. Neben der „persönlichen" Ethik, die den persönlichen guten Willen als Selbstzweck ansieht, tritt dann die intellectualistische Ethik, die die Bethätigung der Vernunft fordert, und schließlich eine höhere Form, welche beide Seiten zur Einheit zusammenfaßt. Diese Unterscheidung ist nicht sehr scharf, da doch auch die persönliche Ethik nicht die Vernunft entbehren kann. Auch sagt Dorner selbst: „Die persönliche Ethik kann erst auf die Höhe kommen, wenn der Inhalt des Willens zugleich als in sich gut und vernünftig erkannt ist." Das ist eigentlich selbstverständlich. Die Ethik der Liebe, eine Form der persönlichen Ethik, ist „theologisch bestimmt; sie geht auf die Gottesliebe zurück und sieht die ethische Bethätigung der Liebe als Abbild der göttlichen Liebe an". So hat Luther sie aufgefaßt. Die intellectualistische Ethik hat zu allen Zeiten ihre Vertreter gehabt, von Plato und der Stoa an bis zu Hegel. Schleiermacher sucht beide Formen zu vereinigen, indem er die universalen wie die individuellen Interessen berücksichtigt. Dorner's eigene Ansicht gipfelt darin, daß der Einzelne alle Gebiete des Lebens ethisiren könne, wenn er sie als Mittel zur Verwirklichung des sittlichen Liebeswillens ansieht. Warum sie das sein müssen, wird nicht näher untersucht, sondern einfach als Voraussetzung angenommen, daß der unbedingte Werth des Sittlichen sich jedem denkenden Menschen von selbst aufdrängen müsse. Dieser Werth wird dadurch vom relativen zum absoluten gesteigert, d. h. die Welt ist dazu da, die höchste Sittlichkeit hervorzubringen, wozu die „productive Liebe" das beste Mittel ist. Es würde den Rahmen populärer Vorlesungen überschreiten, wenn Dorner hier eine grundlegende Beweisführung seines metaphysischen Standpunktes vorlegte, die er ja auch schon in seinen anderen Büchern geliefert hat, und die Mehrzahl der Leser wird seinen Standpunkt ja ohnehin theilen.

Dem Verhältniß der Religion zur Sittlichkeit sind mehrere Kapitel gewidmet, deren Kenntniß Jedem, der sich mit der Entwickelungs-Geschichte der Ethik vertraut machen möchte, unbedingt nöthig ist. Auch den socialen, nationalökonomischen, technischen und künstlerischen Gebieten wendet der Verfasser seine Aufmerksamkeit zu. Er faßt sie Alle, Beruf, Staat, Wissenschaft und Kunst als ethische Güter und sucht ihre Vereinzelung in einem allgemeinen höchsten ethischen Gut im Sinne Schleiermacher's aufzuheben. „Die Religion ist es, die in der Idee des Reiches Gottes dieses höchste Gut als den göttlichen Willen erfaßt, den zu erfüllen ein jedes Glied dieses Reiches sich von Gott berufen weiß. Die Religion ertheilt so dem ethischen Streben die göttliche Weihe, ohne irgendwo die Selbstständigkeit des ethischen Lebens durch kirchliche Herrschaftsgelüste zu schädigen. Denn die Aufgabe der Kirchen kann es nur sein, die Reichsgottesgesinnung zu pflegen, die jeden Beruf als einen Gottesdienst, jedes ethische Gut in seiner Eigenschaft als gottgewollt schätzt und fördert."

Das ist die Ansicht des vornehmen liberalen Protestantismus, der sich auch der Speculation nicht fern hält, aber doch nur bis zu dem Punkte mitgeht, wo die Kreise seiner theistischen Gotteserkenntniß nicht gestört werden. Es kann aber noch eine andere Gemeinschaft geben als die Reichsgottesgemeinschaft im Sinne des christlichen Theismus, und diese Gemeinschaft kann die letzten Ziele Gottes in etwas Anderem suchen als in der Verwirklichung der Sittlichkeit in einem ewigen Weltproceß. Auch die Anwendung des Wortes „höchstes Gut" ist in einer Sittenlehre, die nicht eudämonistisch sein will, nicht zulässig, weil in dem Begriff des höchsten Gutes die Glückseligkeit nicht als Begleiterscheinung wie in der pessimistischen Ethik, sondern als verwirklichungsfähiger Inhalt des sittlichen Handelns aufgefaßt wird und doch als solcher nicht aufgefaßt werden darf, wenn sie nicht selbst den Vorwurf des Glückseligkeitsstrebens auf sich laden will. Alle diese Einwände stellen den principiellen Gegensatz fest, den nicht jeder Leser empfinden wird, aber sie berühren nicht den reichen Inhalt des Buches, dessen elegante Sprache, die nichts von theologischer Schwerfälligkeit an sich hat, sich hoffentlich auch in gebildeten Frauenkreisen einen weiten Leserkreis erwerben wird.

Literatur und Kunst.

Die Unnatur der Ich-Technik.

Unbefangene Betrachtungen eines kritischen Roman-Lesers.

Von Theodor von Sosnosky.

Man sollte glauben, die Belletristen wählten für die Darstellung ihrer Erzählungen immer die Form, die in der Natur der Sache liegt und sich daher eigentlich von selbst verstünde; mit andern Worten: sie bedienten sich stets der objectiven, historischen Form und erzählten das, was sie zu

Digitized by Google

sagen haben, so, wie man eben über Thatsachen berichtet, bei denen man zwar nicht selber dabei gewesen, über die man aber nichts destoweniger genau unterrichtet ist.

Aber weit gefehlt! Wie gewisse Bergfexe, trotzdem ihnen zu ihrem Ziele der bequemste und sicherste Weg offen steht, den mühsamsten und gefährlichsten einschlagen, auf dem sie fast sicher verunglücken müssen: ebenso vermeiden gewisse Erzähler den einfachen, natürlichen Weg der objectiven Darstellung und ziehen den äußerst schwierigen und gefährlichen der subjectiven Darstellung vor, die sogenannte Ich-Technik.

Und ebenso wenig wie sich die Bergfexe durch die warnenden Beispiele ihrer Vorgänger von ihrem thörichten Beginnen abschrecken lassen, ebenso wenig nehmen solche Erzähler Vernunft an. Nur mit dem Unterschiede, daß sie das Mißlingen und Verunglücken der Andern gar nicht bemerken und die Gefahr, in die sie sich durch diese Art Technik begeben, nicht einmal zu ahnen scheinen.

Was sie hierzu bewegt, kann also zwar nicht, wie so oft bei den Bergkraxlern, der Reiz der Gefahr sein. Wohl aber haben sie mit diesen ein anderes Motiv gemeinsam: die Eitelkeit, das eifrige Bestreben, dem Publicum ihr liebes Ich in Brillantbeleuchtung vorzuführen.

Auf kindlich naive Seelen — und solcher Seelen scheinen sich nicht wenige Schriftsteller beiderlei Geschlechts zu erfreuen — muß es offenbar einen verlockenden Reiz ausüben, wenn sie ihre Person — sei's auch nur in ihrer Phantasie — in das ungewöhnliche, interessante Milieu einer mehr oder weniger romantischen Begebenheit stellen können; womöglich als Hauptperson in deren Mitte, oder wenn sie bescheidener sind, so doch in wichtigen Rollen, als Rathgeber, Helfer oder Retter des Helden oder der Heldin, jedenfalls niemals in unvortheilhaften oder gar häßlichen. (Wenigstens ist mir in der deutschen Erzählungsliteratur kein Ich-Roman und keine Ich-Novelle bekannt, in der sich der Ich als Tropf oder gar als Schurke geben würde.)

Damit soll jedoch keineswegs etwa behauptet werden, die Eitelkeit sei das einzige Motiv der Ich-Technik. Manchmal mag es sogar ganz fehlen, und was den Autor dennoch zu dieser Darstellungsform verlockt, entspringt anderen Beweggründen: entweder dem Wunsche nach Abwechselung der Darstellungsform oder dem blinden Heerdentriebe, es zu machen wie so viele andere Erzähler, zumal da sich namhafte Autoren wie Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Ferdinand von Saar, Guy de Maupassant dieser Technik mit besonderer Vorliebe bedienen. Bei einigen Wenigen mögen es sogar künstlerische Erwägungen sein, die sie dazu bestimmen, so bei Spielhagen, der sich in seinen kritischen Arbeiten eingehend mit dieser Frage beschäftigt hat und der Ich-Technik darin überaus warm das Wort redet; eine Ansicht, die freilich den Verdacht nahe legt, sie sei eigenes ad hoc und zwar nachträglich zur Rechtfertigung seiner Ich-Romane geschrieben worden.

Aber wie dem auch immer sei; ob die Motive der Ich-Technik nun künstlerischer Art sind oder nicht: das, was sie erzielen, die subjective Darstellungsform, ist in jedem Falle unwahr und unnatürlich und bleibt es, mag selbst ein sogenannter „Meister des Romans" wie Friedrich Spielhagen für sie eintreten, mag ein anderer, wirklicher Meister, Guy de Maupassant, sie noch so oft anwenden.

Diese Behauptung soll im Folgenden bewiesen werden.

Man könnte zwar glauben, das wäre eine ziemlich überflüssige Sache, denn die Unnatur dieser Technik müßte doch Jedermann, der nicht blind ist, gleich in die Augen springen und ihn abschrecken. Aber die Thatsache, daß die Ich-Erzählung in der üppigsten Weise gedeiht, zeigt, daß dem nicht so ist, und daß es demnach durchaus keine zwecklose Arbeit ist, sie einmal recht gründlich ad absurdum zu führen und dies durch einige besonders drastische Beispiele zu illustriren.

Rudolf von Gottschall bringt in seiner bekannten „Poetik" zu Gunsten der Ich-Technik zwei Gründe vor: erstens, „daß der Autor die unergründliche Tiefe seiner subjectiven Empfindung in die Dinge legen kann, ohne sie in ihrem Wesen anzutasten" und zweitens: „die Freiheit, mit der er das Tempo seiner Erzählung je nach Bedürfniß verlangsamen oder beschleunigen kann."

Gottschall führt aber auch gleich die beiden Schwierigkeiten an, die sich diesen zwei Vorzügen in den Weg stellen; er bemerkt nämlich: „Die Freiheit, seine (des Autors) subjectiven Ansichten und Meinungen ausgiebig miteinfließen zu lassen, schließt allerdings die Gefahr des Mißbrauchs dieser Freiheit in sich. Die zweite Schwierigkeit liegt in dem Stück Unnatur, das der Ich-Roman von vornherein mit sich bringt. Es handelt sich um die Betheiligung der anderen Personen an der Handlung, in welche der Held nicht hineinsehen kann: daher bedarf es mancherlei Kunstgriffe, um ihn zum Mitwissenden der Geheimnisse der Anderen, ihrer Gedanken und Pläne zu machen, da kann es nicht an Lauschscenen fehlen, nicht an zufälligen oder gewaltsam herbeigeführten Zusammentreffen."

Was den ersten Einwand Gottschall's, den Mißbrauch der Freiheit und Subjectivität, anbelangt, so läßt er sich allerdings zu Gunsten der Ich-Technik insofern einschränken, als es unter gewissen Umständen nicht nur statthaft, sondern sogar sehr wirksam sein kann, wenn die Darstellung einer Begebenheit eine stark subjective Färbung zeigt und dadurch das Erzählte in eine eigenartige Beleuchtung rückt, die möglicher Weise deren Hauptreiz bildet. Das ist z. B. in Peter Nansen's anziehender Erzählung „Julien's Tagebuch" der Fall, wo die Vorgänge dem Leser so dargestellt werden, wie ein junges Mädchen sie sieht; oder in Octave Mirbeau's berüchtigtem „Journal d'une femme de chambre", wo er sie aus der „Froschperspective" eines lüderlichen, boshaften Dienstboten ansehen muß. Auch der Bombenerfolg der Buchholziaden Julius Stinde's und der „Berliner Range" von E. Georgy-Michaelsohn beruht auf diesem subjectiven Reiz. Begebenheiten, die sonst ganz banal und uninteressant wären, nehmen dadurch, daß sie das eine Mal eine Berliner Spießbürgerin, das andere Mal ein (unmöglicher) Berliner Backfisch erzählt, eine eigenartige Färbung an, die, wie der Erfolg gezeigt, sehr großen Beifall gefunden hat.

Aber das sind nur Ausnahmen. Zur Regel kann diese Subjectivität nicht werden, denn die Freiheit, die sie für den Autor mit sich bringt, ist sehr einseitig; auf der anderen Seite ist er gerade dadurch in seiner Bewegungsfreiheit arg gehemmt. Die Freiheit der Subjectivität hat nämlich nothwendiger Weise die Knebelung der Objectivität zur Folge. Diese bildet aber die Voraussetzung jener künstlerischen Fiction, auf der das Wesen, ja die Möglichkeit jeder Erzählung, des Romans wie der Novelle, beruht. Der Autor solcher Werke stellt ja gewissermaßen ein überirdisches Wesen dar, das nicht nur höher als auf der Zinne der Partei steht, sondern über der Handlung schwebt und sie gleichsam aus der Vogelperspective betrachtet. Dabei giebt es für ihn keine Dächer und Wände; er prüft die Herzen und Gehirne aller vorkommenden Personen; er sieht und hört Alles, kurz, er ist allwissend und allgegenwärtig. Und er muß es sein, denn nur so ist er im Stande, dem Leser über Alles Auskunft zu geben, was dieser wissen will und wissen muß, wenn er dem Gang der Handlung mit Verständniß folgen soll. Sobald der Autor jedoch als persönliches Wesen, als ein Mensch wie alle Anderen, in das Milieu seiner Erzählung tritt, wird ihm diese geistige Vogelperspective, diese übermenschliche Allwissenheit und Allgegenwart natürlich durchaus unmöglich, und er muß sich auf jenes enge Gebiet beschränken, wo die ganze Darstellung mit besonderer künstlerischer Absicht unter einen bestimmten eigenartigen Gesichtspunkt gerückt wird, wie das in den vorhin erwähnten Erzählungen von Nansen, Mirbeau, Stinde und Georgy-Michaelsohn der Fall ist.

Digitized by Google

Verläßt er diese enggesteckten Grenzen, so begegnet er auf Schritt und Tritt den schwierigsten Hindernissen und gefährlichsten Fußangeln, die zu überwinden und zu umgehen — wenn es überhaupt möglich ist — eine ganz außerordentliche technische Geschicklichkeit und Vorsicht erfordert. Besitzt sie der betreffende Autor nicht, so muß er zu jenen plumpen, unnatürlichen Hülfsmitteln greifen, in denen Gottschall den zweiten Nachtheil der Ich-Technik sieht, „das Stück Unnatur, das sie von vornherein mit sich bringt."

Rückt man der Ich-Technik nahe an den trügerischen Leib, so erkennt man, daß diese Unnatur mannigfacher Art zu sein pflegt.

Was vor Allem in die Augen springt, — allerdings nur in die Augen, die solche Dinge überhaupt zu sehen vermögen — das ist der krasse Widerspruch, der fast ausnahmslos zwischen der Person des erzählenden Ich und der des Autors besteht. Wenn z. B. der erzählende Ich Georg Hartwig heißt und der erzählende Autor Friedrich Spielhagen, wie das beim Roman „Hammer und Ambos" der Fall ist, so liegt darin doch ein unleugbarer Widerspruch, indem der eine Name den anderen Lügen straft. Daß der Leser diesen Widerspruch gar nicht bemerkt, jedenfalls nicht den geringsten Anstoß daran nimmt, kann an der Thatsache natürlich nichts ändern. Allerdings ist das an sich ganz belanglos, aber damit hat es meist nicht sein Bewenden. Der Widerspruch pflegt nicht nur in dieser Aeußerlichkeit zu liegen, sondern tiefer. Der erzählende Ich bezeichnet sich nämlich nur selten als Schriftsteller, der er doch in Wahrheit ist, sondern giebt einen anderen Beruf an oder aber, was am häufigsten der Fall ist, er hüllt seine Berufsthätigkeit in mystisches Dunkel. Wenn er aber nicht Schriftsteller ist, wie kommt er dann dazu, den Roman zu schreiben, in dem er sich dem Leser als Ich vorstellt? Im Roman „Hammer und Ambos" — um wieder dieses Beispiel zu gebrauchen — ist der Held zur Zeit, als er seine Geschichte schreibt, Fabrikant. Der Leser weiß somit nicht nur, daß der wirkliche Erzähler nicht Georg Hartwig, sondern Friedrich Spielhagen heißt; er weiß auch, daß er nicht Fabrikant, sondern Romanschriftsteller ist. Nun ließe sich freilich einwenden, darin brauche durchaus kein Widerspruch zu liegen, denn ein Fabrikant könne doch sehr wohl nebenbei auch Romane schreiben. Ja es sei sogar häufiger der Fall, daß ein Schriftsteller einen bestimmten bürgerlichen Beruf habe, als daß er bloß von seiner Feder lebe. Ganz recht! Aber dies müßte im Roman auch immer ausdrücklich gesagt werden, denn von selbst versteht es sich durchaus nicht. Das ist jedoch weder in diesem besonderen Falle — in „Hammer und Ambos" — noch in den meisten anderen Ich-Geschichten. Und zu glauben, daß ein Fabrikant oder sonst Jemand, der nicht Berufsschriftsteller ist, seine Lebensgeschichte in der Weise erzähle, wie es dieser Georg Hartwig thut, das ist nicht wohl möglich.

Besonders schroff tritt der Widerspruch dann zu Tage, wenn in einem und demselben Buche mehrere Ich-Geschichten vereinigt sind und der Held bald A, bald B, bald C heißt, das eine Mal als Arzt, das andere Mal als Lehrer und das dritte Mal als Jurist auftritt, während das Titelblatt doch verräth, daß er weder A noch B, noch C heißt, sondern X, und die Thatsache, daß er diese Novellen geschrieben hat, es darthut, daß er nicht Arzt, nicht Lehrer und nicht Jurist, sondern Schriftsteller ist, jedenfalls nur einer einzigen dieser Berufsarten angehören kann, ja vielleicht überhaupt kein Mann ist, sondern generis feminini. Bücher solcher Art sind, um nur einige zu nennen, „Sturmnacht" von Ernst Eckstein, „Stille Geschichten" und „Junge Liebe" von Karl Emil Franzos, „Frauenliebe" von Stephan Milow und mehrere Novellenbände von Ferdinand von Saar.

Am krassesten springt dieser innere Widerspruch aber bei J. J. David's Novellensammlung „Die Wiedergeborenen" in die Augen. In zweien der darin enthaltenen Geschichten — sie heißen „Gold" und „Olivenholz" — spricht der erzählende Ich so zum Leser, als ob er im Mittelalter lebte. Das ginge ja noch an, wenn der Autor die Geschichten so erzählte, als hätte er sie in einer alten Chronik gefunden, was ja ein beliebtes Belletristen-Mittelchen ist. Denn dann wäre nicht er der erzählende Ich, sondern die Schreiber der Chronik wären es. Aber nein! David verschmäht diesen Kniff und wendet sich direct an den Leser, und zwar das eine Mal als Pfarrer aus der Zeit der Ketzerverfolgungen, das andere Mal als italienischer Bildschnitzer und Zeitgenosse Michel Angelos. Herr J. J. David, geboren am 26. Februar 1859, spricht also aus dem 16. Jahrhundert zu uns! Und damit noch nicht genug: er thut es in einer Eigenschaft, die sich mit der eines Belletristen nicht wohl vereinbaren läßt, denn Pfarrer und gar Bildschnitzer aus jener Zeit pflegten sich nicht novellistisch zu bethätigen. Doch auch dieser Widerspruch ist noch nicht das Aergste. Der Bildschnitzer ist zu allem Ueberfluß auch noch ein Italiener! Man denke nur: ein italienischer Bildschnitzer schreibt im 16. Jahrhundert eine Novelle und läßt sie im Jahre 1890 drucken! Weiter kann die Unnatur in dem Punkte wohl nicht mehr getrieben werden!

Nimmt man diesen besonderen, durchaus unverzeihlichen Fall aus, so läßt sich zu Gunsten der technischen Widersprüche immerhin geltend machen, daß sie vom Leser in der Regel gar nicht bemerkt, also auch nicht störend empfunden werden. Gerechtfertigt sind sie dadurch zwar keineswegs, aber doch einigermaßen entschuldigt. Da auch die Kritik nie daran Anstoß genommen hat, so hat sich dieser Widerspruch in der Belletristik unbehindert eingenistet, ja geradezu das Bürgerrecht erlangt, so daß Dank der Macht der Gewohnheit die ihm innewohnende Unnatur zur Natur geworden ist. Für einen denkenden Künstler freilich sollte sie das nie werden, ein solcher müßte die innere und äußere Unwahrheit, die sich darin offenbart, peinlich empfinden und ängstlich vermeiden.

Ein ähnlicher Widerspruch der Ich-Technik liegt ferner darin, daß sich der erzählende Ich, der sich doch fast immer als ein höchst discreter, tactvoller Mensch giebt, offenbar gar kein Gewissen daraus macht, die intimsten Beziehungen und Geheimnisse anderer Leute auszuplaudern, diese Menschen seelisch geradezu auszuweiden und ihr Innerstes nach außen zu kehren, auf daß alle Welt es sehe und dazu ihre Glossen machen könne.

Indeß auch in diesem Falle täuscht die freundliche Illusion den Leser über den Widerspruch hinweg, und die Gewohnheit hat ihr Rechtskraft verliehen.

Weit störender und bedenklicher als in den bisher besprochenen Fällen äußert sich die Unnatur der Ich-Technik in der Art und Weise, wie die Autoren den erzählenden Ich hinter alle die Dinge kommen lassen, die er nothgedrungen wissen muß. (Schluß folgt.)

Kunst und Literatur der Minderjährigen.

Von Max Hoffmann.

Seit einigen Jahren hallt die Welt wieder von dem eifrigen Kampfgeschrei jener würdigen Männer, die der nach ihrer Meinung bis jetzt so unkünstlerischen und unliterarischen Erziehung des Kindes den Krieg erklärt haben und Zeit, Kraft und Einfluß darauf verwenden, es für künftige Generationen besser zu gestalten. Familie und Schule sollen zusammenwirken, die weiche, bildungsfähige Seele des Kindes für ein Leben in Schönheit empfänglich zu machen. Es sei ganz unnütz, den Kindern Bilderbogen und besondere Abbildungen zu bieten bei der Fülle der herrlichen Kunstwerke, die wir besitzen, so sagen die Einen; es sei nicht nöthig, den

Digitized by Google

Knaben und Mädchen Jugendschriften in die Hand zu geben, da ein wirklich guter Schriftsteller und Poet von jedem Alter muß genossen werden können, erklären die Anderen. Und so geht man mit warmer Liebe und feurigem Bemühen an die Arbeit, gründet Gesellschaften und Vereine, hält Vorträge und setzt die Feder in Bewegung, kurz, läßt Nichts ungethan, was dazu beiträgt, eine umfassende Propaganda zu bewirken, Anhänger zu werben und die Durchführung der neuen Ideen möglich zu machen. Und wie fast immer bei derartigen Bestrebungen schießt man weit über das Ziel hinaus. Doch das ist es nicht allein. Sogar der ursprüngliche Standpunkt verrückt sich, und man beginnt, von ganz falschen Voraussetzungen auszugehen.

Es klingt ja so wunderschön, und es scheint auch einige Logik darin zu stecken, wenn man auseinandersetzt, daß Schönheit und Wahrheit in ihrer vollkommensten Gestalt, in ihrer würdigsten Entfaltung nicht früh genug an den Menschen herangebracht werden könne, damit er sie von Jugend auf unverzerrt und unverfälscht in sich aufnehme und sein Geist an ihr und mit ihr wachse. Man denkt nebenbei mit Schrecken an manche faden Erzeugnisse fingerfertiger Jugendschriftsteller und ungeschickter Illustratoren. Vom Empfinden des erwachsenen, durchgebildeten Menschen aus, der Vieles gesehen und Vieles erfahren, sein Auge geübt und seinen Geist verfeinert hat, sind solche Erwägungen gewiß recht und billig; berücksichtigt man aber auch dabei die geistige Entwickelungsstufe des Kindes? Mindestens viel zu wenig!

Vergessen wir doch nicht, daß jeder menschliche Geist in seinem allmäligen Wachsthum mehr oder wenig deutlich die ganze stufenweise Entwickelung der Menschheit von den niederen zu den höheren Rassen zeigt! In Bezug auf Intellect und moralisches Empfinden steht also das Kind in den ersten Lebensjahren ungefähr auf dem Standpunkt eines Wilden und schreitet von da mit den Jahren bis zu der erhabenen Höhe der sogenannten gebildeten Europäer, „die es so herrlich weit gebracht“. Das ist eine wunderbare Erscheinung, die alle beobachtenden Eltern, alle einsichtigen Lehrer staunend verfolgen. Das Kind besitzt vor allen Dingen eine ganz andere Macht der Phantasie als der fertige, verstandeskräftige Mensch, „dem Nichts recht zu machen ist“. Es ist eben ein Werdender, „der immer dankbar sein wird“, und ersetzt das, was in der Geschichte oder den Bildern, die ihm geboten werden, fehlt, durch die schrankenlose Fähigkeit seiner traumartig wirksamen Phantasie. Es verlangt daher nicht so sehr nach etwas Vollkommenem, als nach dem, wofür es sich interessiren kann. Wehe jenem kaltherzigen Knaben, der in dem Steckenpferd Nichts weiter sieht, als einen Stock mit einem Pferdekopf, und jenem unverständigen Mädchen, das beim Erzählen eines Märchens superklug einwendet, eine Rose könne doch nicht sprechen! — Diese Phantasie hängt eng zusammen mit der Begeisterungsfähigkeit, die in späteren Jugendjahren immer mehr hervortritt. Beide aber, die Phantasie und die Begeisterung, richten ihr Augenmerk nicht auf die formellen Vorzüge eines Werkes, sondern auf das rein Stoffliche, und daher kommt es, daß die Jugend so gern von Abenteuern, ungeheuren Begebenheiten, gefahrvollen Unternehmungen und fernen Ländern hört und sieht. Der höchste Werth eines Kunstwerkes — sei es nun der Poesie, Malerei oder einer anderen Kunst — wird aber stets rein formaler Natur sein, und es giebt sehr viele Menschen, die nie zum Genuß dieses Werthes gelangen, weil sie eben keinen Sinn für das Formale haben, ebenso wie es ja Menschen giebt, die keinen Sinn für Musik, andere wieder, die kein Verständniß für Geometrie besitzen. Und so liegt auch für Knaben und Mädchen die Aufnahmefähigkeit für künstlerische Schönheit noch weit in nebelgrauer Ferne.

Aus dem Gesagten wird klar, auf wie falschem Wege sich Diejenigen befinden, die die Jugendschrift und die einfache Illustration à la Struwelpeter aus dem Kreise des Kindes verbannen wollen. Die Dalbereien des Dehmel'schen „Fitzebutze“ mögen für Erwachsene ganz spaßig klingen, Kinder aber sollen nicht lallen lernen, sondern richtig und deutlich sprechen! Zwölfjährigen Knaben giebt man Liliencron's Kriegsnovellen zu lesen, mit fünfzehn Jahren haben sie den halben Schiller und Lessing in sich aufgenommen, freilich, ohne sie verdaut zu haben, und mit siebzehn Jahren ist Goethe ebenfalls ein genommenes Hinderniß. Und so geht die Hetzjagd munter weiter, bis mit dem zwanzigsten Jahre auch Shakespeare überwunden ist. Allerdings mit Auswahl, und da steckt der Haken. Denn da die jugendlichen Kunstbeflissenen und Literaturkundigen doch nicht plötzlich die Lebenskenntniß eines Erwachsenen besitzen können, so müssen jene Leistungen der großen Künstler, die man als „heikel“ bezeichnet, von den Kleinen fern gehalten werden. Der Dichter wird entweder secirt und in zwei Theile getheilt, einen für die Jugend und einen für das reifere Alter, oder er wird von Anfang an mit einem Stempel versehen, durch den er als „für später“ bezeichnet wird, als Jemand, der mit einem Hautgout behaftet ist. Als wenn es einem Poeten jemals eingefallen wäre, für Minderjährige zu schreiben, oder einem Maler, einem Bildhauer, für Kinder zu schaffen! Nein, sie haben immer nur daran gedacht, für Erwachsene, für ebenbürtige Geister zu wirken, und ebenso, wie es bei den Griechen nur reifen Männern gestattet wurde, den Worten des Dichters im Theater zu lauschen, so wollen auch sie ein Publicum von entwickelten und nicht von unreifen Wesen um sich haben.

Welch eine Gefahr liegt aber für unsere Kunst und Literatur darin, wenn sie zu einem Lehrmittel für die Minderjährigen herabgedrückt werden! Das ganze ungeheure Gebiet des Geschlechtslebens, der Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander, oder edler ausgedrückt, der Liebe in ihren tausend und abertausend Modificationen, ihren süßen Wonnen und bitteren Enttäuschungen, mit ihren ewig wiederkehrenden erschütternden Regungen vom höchsten Glück bis zur tiefsten Verzweiflung, es ist dadurch von vorn herein für die künstlerische Behandlung ausgeschlossen, oder es muß in einer so unwahren, überzuckerten Gestalt dargestellt werden, daß es zum Zerrbilde wird. Keiner der wahrhaft großen Schöpfer hat das bisher gethan. Da aber Künstler und Schriftsteller Menschen von Fleisch und Blut sind, die leben wollen und dies nur dann können, wenn sie guten Absatz für ihre Schöpfungen haben, so werden sie sich mehr und mehr den Forderungen des Marktes anbequemen, und wir werden schließlich nur noch eine Kunst und Literatur der Minderjährigen besitzen, von der sich die Erwachsenen spöttisch abwenden, um sich nur mit der Politik zu beschäftigen. Welch eine erhabene Aussicht!

Als ich vor einigen Tagen auf der Straßenbahn fuhr, sprang ein blasser Knabe auf, der kühn eine Cigarette rauchte. Auf meine Verwunderung darüber erwiderte er stolz: „Ich bin injesejent!“ Körperlich und geistig machte er den Eindruck eines Kindes, vermöge der Cigarette aber fühlte er sich als Mann. So werden sich auch jene Knaben und Mädchen, die die Kunst im Leben des Kindes aufgenommen haben, als Frauen und Männer fühlen. Und wie armselig sieht es doch in ihrem Innern aus, wie kindlich dumm sind sie noch! Gebe man doch den Unmündigen Märchen, Sagen, Schilderungen und Darstellungen aus dem weiten Gebiete der Geschichte, Geographie und Naturkunde in die Hand und lasse sie sich daran bilden und erbauen, erhalte man aber Kunst und Literatur als die Blüthe unseres Geisteslebens mit ihrem ungeschwächten, berauschenden Duft für die Mündigen, für reife Männer und Frauen! Jede einseitige Parteinahme und Stellung kann da nur schaden. Selbst die Familie, ein so göttliches und erhabenes Institut sie auch ist, darf da nicht mitreden. Denn was dabei herauskommt, das genießen wir seufzend im wässerigen Brei unserer sogenannten Familien-

Digitized by Google

blätter. Ein warnendes Beispiel haben wir ja auch an der deutschen Bildhauerkunst, die im einseitigen Dienste des Patriotismus gründlich heruntergekommen ist. Discite moniti!

Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn und sein Oratorium „Sankt Franziskus".

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Papst Leo XIII., der große Lebensfreudige, mag jetzt seine ganz besondere Freude haben. Denn nicht nur mit der Schärfe des Verstandes lenkt er die Fäden der politischen Geschehnisse, auch in der Kunst, in der Musik zumal, erstehen ihm Streiter, die die Welt mit Lärm oder Wohllaut erfüllen, je nachdem. Alles aber zum Ruhme der römisch-katholischen Christenheit. Glaubensstarke Männer, Weltpriester und Mönche ergreifen die Leyer Arion's und singen dem Herrn. Oder auf gut Deutsch: sie studiren Harmonielehre, Contrapunkt und Composition und schreiben heilige Musik: Messen, Motetten, Psalmen, sogar große Oratorien. Dieser gläubige Zug unserer zweifelsüchtigen Zeit berührt seltsam, wie jeder starke Gegensatz. Aus dem fieberhaften Drange nach der Erkenntniß aller natürlichen Zusammenhänge, aus dem modernen Pantheismus, der Naturreligion heraus flüchten die Geister zu den frommen Glaubenslehren Christi und seiner Apostel, und aus der Götterwelt Wagner's, aus seinem Nifelheim selbst führt eine Regenbogenbrücke hinüber in den prunklosen Himmel des Erlösers. Niemals hat eine im Grunde ungläubige Zeit mehr mit den Schlagworten des Glaubens um sich geworfen und die äußeren Formen des Christenthums entlehnt. So kann es kommen, daß rasch nacheinander ein römischer Abbate, Don Lorenzo Perosi, und ein deutsch-tirolischer Franziskanermönch, Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn, nicht bloß die geistliche, sondern auch die sehr weltliche Welt mit ihrem Componistenruhm erfüllen können. Perosi machte den ersten Schritt. Der blutjunge Don Lorenzo, ein halbes Kind noch, dirigirte im schwarzen flatternden Priesterröcklein in Rom, Paris, London und Wien sein Oratorium „Risurrezione di Christo" und rührte durch sein bloßes Erscheinen die Gesellschaft dieser vier Weltstädte in ihren Tiefen auf. An dem Lichte der päpstlichen Gnade, die dieses junge Haupt umleuchtete, entzündete sich eine allgemeine Sympathie für Perosi selbst. Die Perosi-Concerte wurden repräsentative Feste für den katholischen Hochadel und den katholischen Clerus, ja die ganze katholische Bevölkerung überhaupt. Namentlich in Wien war der Zulauf ungeheuer. Das hatte seinen guten Grund, denn für clericale Bestrebungen jeder Art ist Wien nachgerade eine feste Burg geworden, ein römisch-katholischer Hort, eine durch den Reichthum und die Macht der Parteigänger geradezu unüberwindliche katholische Glaubensfestung. Wien ist aber auch ein zweites Rom, wo mancher feine Faden römischer Staatskunst erst zu Ende gesponnen wird. Fortwährend spielen die Beziehungen zwischen Wien und Rom. Ein römischer Priester in Wien, das ist gleichsam das Stichwort für jeden guten Katholiken, seine Richtung zu offenbaren, sich ehrlich zu seinem Glauben zu bekennen. Das zeigte sich deutlich bei Perosi. Der gesammte Hochadel erschöpfte sich in Huldigungen für ihn. Einmal spielte er bei Sankt Stefan die Orgel. Da konnte der alte Steffel sich nicht genug verwundern über die vornehmen Leute, die in den Bänken der Kirche herumsaßen. Und als Don Lorenzo geendet, hefteten sich die Besucher: Priester, feudale Sportsmen, hochgeborene Damen an seine Person und folgten ihm über den Stefansplatz, durch die nächsten Gassen; ein Ehrengeleite sondergleichen, über das sich die Leute nicht wenig verwunderten.

Heute, nach drei Jahren, erlebt man wieder Aehnliches bei uns. Denn der berühmte Componist, Pater Hartmann von An der Lan, ist eigens von Rom nach Wien gekommen, um drei Aufführungen seines Oratoriums „Sankt Franziskus" zu dirigiren. Wieder sah man Hof, Gesellschaft und Clerus in Bewegung, nur vollzog sich Alles in stillerer Weise, als bei Perosi, denn Pater Hartmann ist ein stiller Mann. Wenn ihn Etwas seinem Klosterfrieden entführen kann, so ist es höchstens die Wohlthätigkeit. Er durchzieht die Welt, wie ein Pilger, die Kutte am Leib, den weißen Strick um die Lenden, das Kreuz auf der Brust. So läßt er sich, in sich gefestigt und Eins mit seinem Gott, vom Leben umbranden, immer der schlichte Franziskaner, der gläubig-fromme Tiroler, dem kein Teufelchen der Weltlust Etwas anhaben kann. Als Tiroler ist Pater Hartmann gleichsam schon auf einer Stufe der Himmelsleiter geboren. Er stammt aus einer altadeligen urkatholischen Familie, die in Religion, Vaterlandsliebe und Kaisertreue völlig aufging. Das Alles zusammen ist so tirolisch wie möglich. Wie ich einer biographischen Skizze Hans von Bilgner's entnehme, ist Pater Hartmann 1863 in Salurn in Tirol geboren, als Sohn des Eugen von An der Lan-Hochbrunn und der Anna, geborenen Hübsch. Die An der Lan's sind tiroler Urwuchs, kernhaft und unbeugsam, wie die Natur ihrer Heimath. Alter Bauernadel jedenfalls, worauf schon der Name weist. An der Lan heißt an der Lehne, Berglehne. In Niederösterreich würde man Lechner oder Leitner sagen. Nun, die Familie klebte nicht lange an ihrer Berglehne. Schon um 1541 erhielt sie ihr Wappen, den silbernen Schroffen mit dem Wasserfall im rubinrothen Feld, und 1694 verlieh ihr Kaiser Leopold I. den erblichen Adel. Das war ein schönes Besitzthum und ehrlich erworben worden, denn der Name An der Lan zierte bereits manches Blatt der in- und ausländischen Geschichte. So war z. B. Zacharias An der Lan Capitän in Spanien und den Niederlanden und vergoß viel rothes Rebellenblut zur Ehre Gottes und zum Ruhme Seiner hispanischen Majestät. Zacharias' Vater Franziskus war bereits Vertreter des Landes an der Etsch und im Landcongresse sehr thätig. Ein anderes Mitglied der Familie betheiligte sich stark (1618) an der Gründung des Kapuzinerklosters in Neumarkt bei Salurn. Andere An der Lan's vermehrten das Ansehen ihres Blutes in den Tiroler Befreiungskämpfen. Aber die Neigung für den kirchlichen Beruf bleibt doch vorherrschend bis in die jüngste Gegenwart herein. So ist ein Bruder Hartmann's, Pater Rainer genannt, Franziskaner-Ordenspriester und Professor am Franz Josef's-Gymnasium in Hall bei Innsbruck. Auch die Musik ist in der Familie erblich. Hartmann's Vater war ein ausgezeichneter Flötist; überhaupt ist die Flöte das Familieninstrument, für das immer der Eine oder Andere hervorragende Begabung besitzt. Hartmann selbst begeisterte sich für die Musik als große ernste Kunst. Wir sehen ihn als sechsjähriges Kind auf die Musik-Vereinsschule in Bozen gehen, wo er Klavier- und Violinspielen erlernte. Zehn Jahre später, kaum sechzehnjährig, trat der junge Paul von An der Lan als Novize in das Kloster der Minderbrüder des heiligen Franziskus in Salzburg ein. Er hieß nun „Fra Hartmann" bis auf Weiteres. Jedenfalls hatte er dort das Glück, den berühmten P. Peter Singer, den Erfinder des Pansymphonicums, zum Novizenmeister zu erhalten. Bei P. Singer, der den mächtigsten Einfluß auf den jungen Novizen übte, lernte Hartmann vornehmlich Orgelspiel und Composition. Am 30. Mai 1886 empfing er die Priesterweihen und wurde sodann nach Lienz im Pusterthal geschickt, wo er als Organist, Chordirector und Musiklehrer der städtischen Schulen eine viel verzweigte Thätigkeit entfaltete, die ihm sogar eine Extrabelobung des Lienzer Gemeinderathes eintrug. Seine nächste Station war Reutte am Lech, wo er sich in die Schätze alter Kirchenmusik ver-

Digitized by Google

grub, nebstbei dirigirte, componirte und innerlich reifte. Inzwischen reiste er fleißig für seinen Orden, beutete jede Reise aber auch musikalisch aus. Mit Pembaur in Innsbruck und Homeyer in Leipzig schloß er auf diese Art intime musikalische Bündnisse auf Lebenszeit.

Die erste große Wendung im Schicksal P. Hartmann's vollzog sich 1893. Er wurde nach Jerusalem geschickt. Er gerieth da unter lauter heilige Anregungen, die aber in ihrer historischen Umgebung etwas ganz Actuelles bekamen. Ein ungeheures Feld musikalischer Thätigkeit that sich vor Hartmann auf. Zuerst wurde er Organist an der Erlöserkirche und Director der Philharmonika, ein Jahr darauf Verweser des musikalischen Dienstes an der heiligen Grabeskirche selbst. Dabei war sein herrliches Orgelspiel die great attraction für alles Touristenthum, das sich nach Jerusalem verstieg. Zwei Jahre saß Hartmann an den heiligen Quellen, dann rief ihn der Ordensgeneral der Franziskaner, P. Luigi da Parma, späterer Erzbischof von Ptolemais zurück nach Europa. Er rief ihn nach Rom selbst, in das Herz der alten Welt. Die Kirche Aracoeli auf dem Capitol ward dem landfremden Pater eingeräumt und zur Wohnstatt erhielt er eine kleine Zelle im uralten Aracoelikloster gleich nebenbei. Dort componirt der musikfreudige Mönch fleißig, und die heilige Cäcilia erscheint ihm oft in wachen Traumbildern und giebt ihm manchen guten Gedanken ein. Wenn P. Hartmann die Augen hebt, sieht er in der Ferne blaue Berge streichen und vor ihm liegt ausgebreitet die Campagna, ungeheuer und classisch. Der Zelle selbst fehlt es keineswegs an Ausschmückung. Verschiedene Porträts des Componisten in allen Formaten hängen herum. Sogar eine Caricatur ist da aus einer illustrirten Zeitschrift. Ferner Diplome, Photographien, eine Widmung Perosi's, Kränze, eine Beethovenmaske, ja selbst eine echte tiroler Tabakspfeife, einige Büsten Hartmann's, denn sein harter tiroler Schädel mit den knotigen Zügen ist ein Schmaus für plastische Gemüther; Wolfs- und Bärenfelle aus Rußland ꝛc.

Dort also hauste er still und glücklich, bis der fast gleichzeitige Tod beider Eltern ihn schmerzlich an die Wirklichkeiten und Unabänderlichkeiten des Lebens erinnerte. Nothdürftig getröstet, vergrub er sich noch tiefer in sein Kloster und die Musik. Jenen Faden, der ihn mit der Außenwelt so stark verbunden, hatte die Parze leise durchschnitten. So gedachte er nun der Welt gründlich abzusterben. Aber das Leben holte ihn bald aus seiner Zelle heraus. Er war ein fruchtbarer Componist, ein gründlicher Theoretiker, wie seine italienische Harmonieskizze bewies, und ein gediegener Musikschriftsteller: drei Thatsachen, welche die Aufmerksamkeit der hochmögenden Herren der „Akademie der Santa Cecilia" so sehr erregten, daß sie den bescheidenen P. Hartmann zu ihrem Mitgliede ernannten. Hartmann's unerschöpfliche Lust, sich auszuströmen, wenn auch nur auf dem Papier und in seinen vier Wänden, hatte den stillen Klosterbann gebrochen. Auch führten seine musikalischen Bestrebungen von selbst in die Oeffentlichkeit. Er wollte nämlich Oratorien schreiben und die Lieblingsgestalten der christlichen Mythologie in aller Demuth zu dramatischem Leben erwecken. Sein erster Held war Petrus. Den Text lieferte Cardinal Parocchi, und das Oratorium wurde zuerst in Rom, in der Kirche San Carlo am 8. Januar 1900 unter unglaublichem Gepränge zum ersten Male aufgeführt. Es war eines der größten musikalischen Ereignisse, die Rom je gesehen. Sogar die Königin Margherita erschien in Person, um zu hören, was der deutsche Mönch vom Capitol geschaffen hatte. Fünf Aufführungen fanden nach einander statt; die vier letzten dirigirte Hartmann selbst. Es war aber auch zugleich ein Triumph deutscher Kunst. Ein deutscher Mönch, ein „Gelehrter" hatte Rom besiegt, Vatican und Quirinal bezwungen.

Die nächste Folge war, daß die ehrwürdige römische Akademie „Die Arkadier" Hartmann zum Mitglied erhob, unter dem Schäfernamen Parthenius Mäonius. Die Arkadier sind nämlich ein Verein mit idyllisch-classischen Tendenzen. Ein Rest Heidenthum blüht da noch still und lieblich zwischen alten Römermauern. Aber die Häupter der Christenheit sieht das nicht an, Papst Leo selbst ist ein großer Arkadier und entrichtet der Akademie jährlich seinen Obolus in Gestalt einer feinen lateinischen Ode.

Nach dem großen römischen Erfolge sprang P. Hartmann's schöpferische Ader noch reicher als früher. Ich will nicht jedes einzelne Werk verzeichnen, das er schrieb, denn er war unermüdlich. Schließlich componirte er sich bis zu seinem vorläufigen Hauptwerke, dem „Heiligen Franziskus" durch. Das Merkwürdigste daran ist, daß dieses Oratorium seine erste Aufführung in Petersburg erlebte. Und der Componist reiste eigens hin und dirigirte sein Werk selbst. Das Concert fand im großen Saale der Petersburger Adelsgesellschaft unter Mitwirkung der berühmtesten Kräfte statt. Das Kaiserhaus war beinahe vollzählig versammelt; Großfürstinnen mit den längsten und schwierigsten Namen klatschten dem fremden Mönch Beifall. Ganz Petersburg stand im Zeichen des heiligen Franziskus. Selbst die Pforten des Alexander Newski-Klosters, der goldschimmernden Residenz des Metropoliten Antonius sprangen auf vor dem Franziskaner im braunen Habit. Es war wie ein Märchen, wie ein echt orientalisches natürlich, in Silber und Gold gefaßt und mit Edelsteinen reich besetzt.

Dreiunddreißig Tage blieb P. Hartmann in der Stadt Peter's des Großen. Dann kehrte er heim, mit Ruhm und kostbaren Ehrengeschenken reich beladen. In der alten Fieberstadt ergriff ihn sogleich das gewohnte Arbeitsfieber. Er stürzte sich in alle mögliche Arbeit und legte zugleich den Grund zu einem neuen großen Oratorium, „Das letzte Abendmahl". Dabei stieg er äußerlich hoch und höher. Am 1. Mai 1900 erhielt er den apostolischen Segen. Und am 8. November desselben Jahres etwas, das vielleicht noch schwerer wog: einen Antrag des Welthauses Ricordi, das bald darauf alle bereits geschriebenen und noch zu schreibenden Werke Hartmann's als Besitzthum erwarb. Am 23. April 1901 wurde der berühmte Pater an Stelle Cesi's Director des Conservatoriums auf der Piazza Santa Chiara. Am 29. Mai 1901 Mitglied des römischen Ordens St. Peter und Besitzer des päpstlichen Ehrenkreuzes in Gold. Bald darauf verlieh ihm Kaiser Franz Joseph die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft mit dem Wahlspruch.

Die Widmung des Franziskus an den Kaiser von Oesterreich wies nach Wien. Es machte sich fast von selbst, daß P. Hartmann der Aufforderung der Wiener Musikkreise nachkam und in Wien drei Aufführungen seines Oratoriums persönlich dirigirte. Der zweiten Aufführung wohnte sogar der Kaiser in Person bei, umgeben von zahlreichen Mitgliedern seines Hauses. Fürwahr eine hohe, ja fast unerhörte Gunst, wenn man bedenkt, daß Se. Majestät, entgegen der ehrwürdigen Habsburgischen Familientradition, gar nicht musikalisch und seit undenklichen Zeiten in keinem öffentlichen Concert gewesen ist. Ja, Rom ist mächtig. Ein Papst winkt mit dem Finger, und ein Kaiser geht in's Concert.

Ueber den historisch und menschlich so merkwürdigen Vorgängen vergißt man beinahe ihren Anlaß: das Oratorium selbst. Und doch verdient Sankt Franziskus gewürdigt zu werden. Sein Componist, P. Hartmann, ist ein durchaus ernster, gründlicher, ja gelehrter Musiker. In den Chören, an denen das Oratorium sehr reich ist, weht ein üppiges harmonisches Leben und erfrischt uns eine heutzutage sehr seltene musikalische Gesundheit. Man merkt den gründlichen Kenner katholischer, aber auch protestantischer Kirchenmusik. An der musterhaften Führung der Stimmen erkennt man deutlich das Studium Bach's; aus den großen Chorfugen spricht Bach selbst. Aber auch der Melodieenschatz der katholischen Kirche ist weise genützt und manche liturgische Redensart als

Digitized by Google

etwas Selbstverständliches eingeflochten. Das Erbaulichste am „Franziskus“ ist, daß der Schwerpunkt im Gesang liegt. Das Orchester ist den Stimmen untergeordnet, dabei aber doch ganz modern behandelt, freilich mit großer Mäßigung. Leise Anklänge an Wagner fehlen natürlich nicht — wie sollten sie auch —, und ein Marsch lehnt sich sogar stark an Verdi. Im Allgemeinen wirkt Hartmann's Musik sehr einheitlich, zu einheitlich beinahe. Ein gleichmäßig milder Glanz erfüllt alle drei Theile, Contraste sind absichtlich vermieden, dramatische Episoden nirgends eingeflochten. Daraus entsteht Monotonie, denn ein Oratorium, selbst eines von so frommer Art wie Hartmann's Franziskus, braucht Leben, Bewegung, muß auf das dramatische Grundprincip des Contrastes gestellt sein. Hartmann's Vorgänger Tinel hat das in seinem Franziskus viel besser erkannt und den Heiligen auch von seiner weltlichen Seite gepackt. Franziskus war bekanntlich in seiner Jugend eine Art Don Juan, und diesen ausschweifenden Lebejüngling führt uns Tinol im ersten Theile seines Oratoriums vor. P. Hartmann widerstrebte es vermuthlich, seinen Heiligen, den Stifter seines Ordens als so unheilig zu schildern. So läßt er in schönem Idealismus lieber einen Theil äußere Wirkung fahren, um dafür dem heiligen Franz von Assisi ein in seiner Art einziges tönendes Denkmal zu setzen. Er beginnt mit der Stiftung der drei Orden, der zweite Theil enthält das Wunder der Stigmatisirung, der dritte Tod und Verklärung des Heiligen. Also ein ausschließlich kirchliches Werk, das auch in der Kirche mehr Wirkung machen würde als im Concertsaal. Unter dem Schleier von Gleichförmigkeit offenbaren sich bei näherem Studium weiche, feine, rührende und geistreiche Züge. Näher auf Details einzugehen, verbietet mir hier der Raum. Sollte einmal der Zufall den kunstfrohen Franziskaner nach Berlin verschlagen, so wird der musikalische Antheil des reichshauptstädtischen Publicums für Hartmann's Musik vielleicht noch größer sein als der der Wiener musikalischen Kreise. Für ernste Kirchenmusik fehlt in Wien der Sinn, weil die Tradition fehlt. P. Hartmann hätte ohne sein geistliches Gewand kaum eine Aufführung des Franziskus in Wien erlebt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zachäus.*)

Von Knut Hamsun.

I.

Tiefster Friede ruht über der Prärie.

In meilenweitem Umkreis sind keine Bäume und Häuser zu sehen, nur Weizen und grünes Gras, so weit das Auge reicht. In weiter, weiter Ferne, daß sie so klein erscheinen wie Fliegen, sieht man Pferde und Leute bei der Arbeit, das sind die Mäher, die auf ihren Maschinen sitzen und das Gras schwadenweise abmähen. Der einzige Laut, den man hört, ist das Zirpen der Heuschrecken, und wenn der Wind herübersieht, schlägt ausnahmsweise auch wohl einmal ein anderer Laut an's Ohr — das klappernde Geräusch der Mähmaschinen unten am Horizont. Zuweilen hört man diesen Laut ganz merkwürdig nahe.

Es ist die Billybory-Farm. Sie liegt ganz allein im weiten Westen, ohne Nachbarn, ohne irgend eine Verbindung mit der Welt, und es sind mehrere Tagemärsche bis zum nächsten Prärieſtädtchen. Die Häuser der Farm sehen in der Entfernung aus wie winzig kleine Klippen, die aus dem unübersehbaren Weizenmeer aufragen.

Im Winter ist die Farm nicht bewohnt, aber vom Frühling bis zum späten October sind dort einige siebzig Mann mit dem Weizen beschäftigt.

Drei Männer arbeiten in der Küche, der Koch und seine beiden Gehülfen, und im Stall stehen zwanzig Esel außer den vielen Pferden; aber es befindet sich keine Frau, keine einzige Frau auf der Billybory-Farm.

Die Sonne glüht mit 102 Grad Fahrenheit. Himmel und Erde zittern in dieser großen Hitze, und nicht der geringste Windhauch kühlt die Luft ab. Die Sonne sieht aus wie ein Morast aus Feuer.

Auch bei den Häusern ist Alles still, nur von dem großen, spangedeckten Schuppen her, der als Küche und Speisesaal benutzt wird, hört man die Stimmen und Schritte des Kochs und seiner beiden Gesellen, die sich in größter Geschäftigkeit regen. Sie feuern die großen Heerd mit Gras, und der Rauch, der aus dem Schornstein aufwirbelt, ist mit Funken und Flammen vermischt. Als das Essen fertig ist, wird es in Zinkbaljen hinausgetragen und auf Wagen gehoben. Dann werden die Esel vorgespannt, und die drei Männer fahren mit dem Essen auf die Prärie hinaus.

Der Koch ist ein dicker Irländer, vierzig Jahre alt, grauhaarig, von militärischem Aussehen. Er ist halbnackt, sein Hemd steht offen, und sein Brustkasten gleicht einem Mühlstein. Er wird von aller Welt Polly genannt, weil er im Gesicht Aehnlichkeit mit einem Papagei hat.

Der Koch ist unten in einem der Forts im Süden Soldat gewesen, er ist literarisch veranlagt und kann lesen. Deßwegen hat er auch ein Liederbuch mit auf die Farm genommen und außerdem eine alte Nummer von einer Zeitung. Diese Kleinodien zu berühren, erlaubt er keinem der Leute; er hat sie auf einem Bord in der Küche liegen, um sie in seinen freien Augenblicken zur Hand zu haben. Und er benutzt sie mit großem Fleiß.

Aber Zachäus, sein elender Landsmann, der beinahe blind ist und eine Brille trägt, hatte sich einmal der Zeitung bemächtigt, um darin zu lesen. Es nützte nichts, Zachäus ein gewöhnliches Buch anzubieten, die kleinen Buchstaben verschwammen wie im Nebel vor seinen Augen; dahingegen war es ihm ein großer Genuß, die Zeitung des Kochs in der Hand zu halten und bei der großen Schrift der Anzeigen zu verweilen. Aber der Koch vermißte augenblicklich seinen Schatz, suchte Zachäus in seinem Bett auf und riß die Zeitung an sich. Und nun entspann sich ein heftiger und lächerlicher Wortstreit zwischen diesen beiden Männern.

Der Koch nannte Zachäus einen schwarzhaarigen Räuber und Hund. Er schnalzte dicht vor seiner Nase mit den Fingern und fragte, ob er jemals einen Soldaten gesehen habe, und ob er die Einrichtung eines Forts kenne. Nein, die kenne er nicht! Aber dann solle er sich nur lieber in Acht nehmen, weiß Gott, er solle sich in Acht nehmen! Und das Maul solle er halten! Was verdiene er im Monat? Habe er etwa Häuser in Washington, habe seine Kuh gestern gekalbt?

Zachäus antwortete nichts auf das Alles; aber er beschuldigte den Koch, daß er rohes Essen koche und Brodpudding mit Fliegen darin anrichte. „Scher' dich zum Teufel und nimm deine Zeitung mit!“ Er, Zachäus, sei ein rechtschaffener Mann, er würde die Zeitung wieder hingelegt haben, nachdem er sie studiert hätte. „Steh' nicht da und spuck' auf den Fußboden, du schmieriger Hund!“

Und Zachäus' blinde Augen standen wie zwei harte Stahlkugeln in dem wüthenden Gesicht.

Aber seit jenem Tage herrscht eine ewige Feindschaft zwischen den beiden Landsleuten. —

Die Wagen mit dem Essen vertheilen sich über die Prärie und speisen jeder seine fünfundzwanzig Mann. Die Leute kommen von allen Ecken herbeigelaufen, reißen etwas Essen an sich und werfen sich unter die Wagen und unter die Esel, um ein wenig Schatten während der Mahlzeit zu ergattern. Nach zehn Minuten ist das Essen verzehrt. Der Aufseher sitzt wieder im Sattel und commandirt die Leute wieder an die Arbeit, und die Proviantwagen fahren wieder nach der Farm zurück.

Aber während die Gehülfen des Kochs jetzt die Schüsseln und Kummen nach der Mahlzeit abwaschen und reinigen, sitzt Polly selber draußen im Schatten hinter dem Hause und liest zum tausendsten Male seine Gesänge und Soldatenlieder aus dem theuren Buch, das er aus dem Fort im Süden mitgebracht hat. Und da ist Polly wieder Soldat.

II.

Am Abend, als es schon zu dämmern beginnt, rollen sieben Heuwagen mit der Arbeiterschaar langsam aus der Prärie heim. Die Meisten waschen ihre Hände draußen auf dem Hofe, ehe sie zum Abendbrod gehen, einige kämmen auch ihr Haar. Da sind alle Nationen und mehrere Rassen vertreten, da sind jüngere und ältere Personen, Einwanderer aus Europa und eingeborene amerikanische Landstreicher, Alles mehr oder weniger Vagabunden und verunglückte Existenzen. Die Wohlhabenderen der Bande tragen einen Revolver in der hinteren Rocktasche. Das Essen wird gewöhnlich in großer Hast eingenommen, ohne daß irgend Jemand was sagt. Die vielen Menschen haben Respect vor dem Aufseher, der selber an der Mahlzeit Theil nimmt und über die Ordnung wacht. Und wenn die Mahlzeit beendet ist, begeben sich die Leute sofort zur Ruhe. —

Heute aber wollte Zachäus sein Hemd waschen. Es war so hart von Schweiß geworden, es schauerte ihn am Tage, wenn die Sonne auf seinen Rücken brannte.

Der Abend war dunkel, Alle waren zur Ruhe gegangen, von dem großen Schlafschuppen her ertönte nur noch ein gedämpftes Murmeln in die Nacht hinaus.

Zachäus ging nach der Küchenwand hin, wo mehrere Behälter mit Wasser standen. Es war das Wasser des Kochs, das dieser sorgfältig während der Regentage sammelte, denn das Wasser zu Billybory war zu hart und zu kalkhaltig, um darin zu waschen.

*) Aus Knut Hamsun's schönem, von uns bereits angezeigten Buche „Sclaven der Liebe“, (bei Albert Langen, München).

Digitized by Google

Zachäus bemächtigte sich eines der Wasserbehälter, zog sein Hemd ab und fing an, es darin zu reiben. Der Abend war still und kalt, es fror ihn gehörig, aber das Hemd mußte gereinigt werden, und er pfiff sogar leise vor sich hin, um sich ein wenig zu ermuntern.

Da öffnete plötzlich der Koch die Küchenthür. Er hielt eine Lampe in der Hand, und ein breiter Lichtstrahl fiel auf Zachäus.

„Aha!“ sagte der Koch und kam heraus.

Er setzte die Lampe auf die Treppe, ging gerades Weges auf Zachäus zu und fragte: „Wer hat Dir das Wasser gegeben?“

„Ich nahm es,“ antwortete Zachäus.

„Es ist mein Wasser!“ schrie Polly. „Du, schmutziger Sclave, hast es genommen, Du Lügner, Du Dieb, Du Hund!“

Zachäus erwiderte nichts auf dieses Alles, er fing nur von Neuem an, seine Beschuldigung mit den Fliegen im Pudding zu wiederholen.

Der Lärm, den die Beiden verursachten, lockte die Leute aus dem Schlafschuppen herbei, sie standen gruppenweise da und froren und lauschten mit größtem Interesse dem Wortwechsel.

Polly schrie ihnen entgegen: „Ist es nicht großartig, von dem kleinen Ferkel? Mein eigenes Wasser!“

„Nimm Du Dein Wasser,“ sagte Zachäus und stürzte den Behälter um. „Ich habe es benutzt!“

Der Koch hielt ihm die Faust unter das Auge und fragte: „Siehst Du die?“

„Ja,“ antwortete Zachäus.

„Ich will sie Dich kosten lassen!“

„Wenn Du es wagst!“

Da ertönten plötzlich ein paar schnelle Schläge, die ertheilt und im selben Augenblick zurückbezahlt wurden. Die Zuschauer stießen ein Geheul über das andere aus, das war der Ausdruck ihres Beifalls und Wohlbehagens.

Zachäus aber hielt nicht lange Stand.

Der blinde, untersetzte Irländer war wüthend wie eine Tigerkatze, seine Arme waren aber zu kurz, um etwas gegen den Koch ausrichten zu können. Schließlich taumelte er zur Seite, drei, vier Schritt über den Platz und fiel dann um.

Der Koch wandte sich an die Menge:

„Ja, da liegt er nun! Laßt ihn liegen! Ein Soldat hat ihn gefällt!“

„Ich glaube, er ist todt!“ sagte eine Stimme.

Der Koch zuckte die Achseln.

„Meinetwegen!“ erwiderte er übermüthig. Und er fühlte sich wie ein großer, unüberwindlicher Sieger vor seinem Auditorium. Er wirft den Kopf in den Nacken und will seinem Ansehen noch Nachdruck verleihen, er wird literarisch: „Ich überlasse ihn dem Teufel,“ sagt er. „Laßt ihn liegen! Ist er etwa der Amerikaner Daniel Webster? Kommt her und will mich lehren, Pudding zu kochen, mich, der ich für Generale gekocht habe! Ist er Oberst der Prärie, frage ich?“

Und Alle bewunderten Polly's Rede.

Da erhob sich Zachäus wieder vom Boden und sagte genau so verbissen, genau so trotzig wie vorhin: „Komm heran, Du Hasenfuß!“

Die Leute brüllten vor Entzücken, der Koch aber lächelte nur mitleidsvoll und sagte: „Unsinn! Ich kann mich ja ebenso gut mit dieser Lampe prügeln!“

Damit nahm er die Lampe und ging langsam und würdevoll hinein.

Es ward dunkel auf dem Platz, und die Leute begaben sich wieder in ihren Schlafschuppen zurück. Zachäus nahm sein Hemd auf, rang es sorgfältig aus und zog es an. Dann schlenderte auch er hinter den Anderen drein, um seine Pritsche aufzusuchen und zur Ruhe zu kommen.

III.

Am folgenden Tage liegt Zachäus draußen auf der Prärie im Gras auf den Knieen und schmiert seine Maschine mit Oel. Die Sonne ist heute ebenso scharf und seine Augen laufen ihm hinter den Brillengläsern voll Schweiß. Plötzlich rückt das Pferd ein paar Schritte vor, mag es vor irgend Etwas gescheut haben oder ist es von einem Insect gestochen. Zachäus stößt einen Schrei aus und springt vom Boden auf. Eine Minute später fängt er an, die linke Hand in der Luft hin und her zu schwingen und mit hastigen Schritten auf und nieder zu gehen.

Ein Mann, der in einiger Entfernung die Heuharke fährt, hält sein Pferd an und fragt: „Was giebt's denn?“

Zachäus antwortet: „Komm einen Augenblick hierher und hilf mir.“

Als der Mann kommt, zeigt ihm Zachäus eine blutige Hand und sagt: „Mir ist ein Finger abgeschnitten, es geschah in diesem Augenblick. Suche mir den Finger, ich sehe so schlecht!“

Der Mann sucht nach dem Finger und findet ihn im Grase. Es waren zwei Glieder davon. Er fing schon an, abzusterben und sah aus wie eine kleine Leiche.

Zachäus nimmt den Finger in die Hand, sieht ihn wiedererkennend an und bemerkt: „Ja, das ist er. Warte einen Augenblick, halt' ihn einmal!“ Zachäus zieht sein Hemd heraus und reißt zwei Streifen davon ab; mit dem einen verbindet er seine Hand, in den anderen wickelt er den abgeschnittenen Finger und steckt ihn in die Tasche. Dann dankt er dem Kameraden für die Hülfe und setzt sich wieder auf die Maschine. — Er hielt fast bis zum Abend Stand. Als der Aufseher von seinem Unfall hörte, schalt er ihn aus und sandte ihn nach der Farm zurück.

Das Erste, was Zachäus that, war, den abgeschnittenen Finger aufzubewahren. Spiritus hatte er nicht, deßwegen goß er Maschinenöl in eine Flasche, steckte den Finger hinein und verkorkte den Hals fest. Die Flasche legte er unter den Strohsack in seiner Pritsche.

Ein ganze Woche blieb er zu Hause; er bekam heftige Schmerzen in der Hand und mußte sie Tag und Nacht ganz still halten; er schlug sich auf den Kopf, er bekam auch Fieber im ganzen Körper und lag da und litt und grämte sich über alle Maßen. Eine Unthätigkeit wie diese hatte er noch nie durchzumachen gehabt, nicht einmal vor einigen Jahren, als die Mine explodirte und seine Augen beschädigte.

Um seine elende Lage noch unerträglicher zu machen, kam der Koch Polly selber mit dem Essen vor sein Bett und benutzte die Gelegenheit, um den Verwundeten zu necken. Die beiden Feinde lieferten manches Wortgefecht in dieser Zeit, und es geschah mehr als einmal, daß Zachäus sich nach der Wand umdrehen und die Zähne schweigend zusammenbeißen mußte, weil er dem Riesen gegenüber so ohnmächtig war.

Endlich kamen und gingen die schmerzvollen Tage und Nächte, kamen und gingen mit unerträglicher Langsamkeit. Sobald es ihm möglich war, fing Zachäus an, ein wenig aufrecht auf seiner Pritsche zu sitzen, und des Tages, während der Hitze hielt er die Thür nach der Prärie und nach dem Himmel offen. Oft saß er mit offenem Munde da und lauschte dem Ton der Mähmaschinen in weiter, weiter Ferne, und dann sprach er laut mit seinen Pferden, als wenn er sie vor sich habe.

Aber der boshafte Polly, der schlaue Polly konnte ihn auch jetzt nicht in Ruhe lassen. Er kam und warf ihm die Thür vor der Nase zu unter dem Vorwand, daß es ziehe, es ziehe ganz entsetzlich, und dem Zug dürfe er sich nicht aussetzen. Dann taumelte Zachäus außer sich vor Wuth aus der Pritsche heraus und sandte ihm einen Stiefel oder einen Holzschemel nach, und es war alle Mal sein brennender Wunsch, ihn auf Lebenszeit zum Krüppel zu machen. Aber Zachäus hatte kein Glück, er sah zu schlecht um zu zielen, und er traf niemals.

Am siebenten Tage hatte er erklärt, daß er in der Küche zu Mittag essen wolle. Der Koch antwortete, er verbiete sich seinen Besuch ganz und gar. Dabei blieb es, Zachäus mußte auch heute sein Essen auf der Pritsche in Empfang nehmen. Er saß ganz verlassen da und krümmte sich vor Langeweile. Jetzt wußte er, daß die Küche leer war, der Koch und seine Gehülfen waren mit dem Mittagessen draußen in der Prärie, er hörte sie mit Gesang und Lärmen ausziehen, um sich über den Eingesperrten lustig zu machen.

Zachäus steigt von seiner Pritsche herab und schwankt hinüber nach der Küche. Er sieht sich um, das Buch und die Zeitung liegen an ihrem Platz, er ergreift die letztere und schwankt wieder zurück in den Schlafschuppen. Dann wischt er die Brille ab und fängt an, die amüsanten, großen Buchstaben in den Anzeigen zu lesen.

Es vergeht eine Stunde, es vergehen zweie, — die Stunden vergingen jetzt so schnell! Endlich hörte Zachäus, daß der Proviantwagen zurückkehrte, und er vernahm die Stimme des Kochs, der den Gehülfen wie gewöhnlich befahl, die Schüsseln und Kummen zu waschen.

Jetzt wußte Zachäus, daß die Zeitung vermißt werden würde, dies war gerade der Augenblick, wo sich der Koch nach seiner Bibliothek begab. Er besann sich eine Secunde und steckte dann die Zeitung unter den Strohsack seiner Pritsche. Nach einer Weile holt er schnell die Zeitung wieder heraus und bringt sie auf seinem bloßen Leibe unter. Nie im Leben wollte er die Zeitung wieder ausliefern!

Es vergeht eine Minute.

Da nahen sich schwere Schritte dem Schlafschuppen, und Zachäus liegt da und starrt zum Dach empor.

Polly tritt ein.

„Wie geht es zu, hast Du meine Zeitung?“ fragt er und bleibt mitten in dem Raume stehen.

„Nein!“ antwortet Zachäus.

„Ja, Du hast sie!“ zischt der Koch und tritt näher an ihn heran.

Zachäus richtet sich auf.

„Ich habe Deine Zeitung nicht! Scher' Dich zum Teufel!“ sagt er und wird ganz wüthend.

Da aber wirft der Koch den kranken Mann an die Erde und fängt an, die Pritsche zu durchsuchen. Er drehte den Strohsack um, ebenso die armselige Decke, ohne zu finden, was er suchte.

„Du mußt sie haben!“ dabei blieb er. Und noch, als er gehen mußte und schon ganz auf den Hof hinausgekommen war, wandte er sich von Neuem um und wiederholte: „Du hast sie genommen! Aber warte nur, mein Freund!“

Da lachte Zachäus herzlich und boshaft über den Anderen und sagte: „Freilich habe ich sie genommen. Ich hatte Verwendung dafür, Du schmutziges Ferkel!“

Da aber wurde das Papageiengesicht des Kochs ganz dunkelroth und ein unheilverkündender Ausdruck kam in seinen Canaillenblick. Er sah sich nach Zachäus um und murmelte: „Ja, warte Du nur!“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Zur Verschönerung Berlins.

Liebe Gegenwart!

In Dir und in Deiner Schwester, der Jetztzeit, existirt weit und breit nicht bald etwas so Schönes wie der Theil Berlins, der aus dem großen Platz- und Straßenzug vom Ausstellungspark am Lehrter Bahnhof über den Königs- und Pariserplatz die Linden 'lang bis zur Musikherberge am Opernplatze führt. Seien wir jedoch aufrichtig: all' das, was aus dieser paradiesischen Gegend an Schönheit herauszuschlagen ist, hat man noch lange nicht herausgeschlagen. Beweis dessen u. A. die Vorschläge zur Umgestaltung einzelner Theile dieses Zuges. Leider fehlt ihnen so sehr die Größe der Conception, daß Du mir schon erlauben mußt, großartigere Projecte vorzulegen. Also:

1) Der gesammte Complex wird auf's Doppelte verbreitert.

2) Die Siegesallee wird — aber jetzt mußt Du Deinen Stadtplan zur Hand nehmen — nach Norden verlängert; und zwar steigt sie in einer mächtigen Rampe vor der Siegessäule an, wird über deren Spitze hinweggeführt, senkt sich dann mit einer kleinen Neigung nach links abwärts, durchschneidet das Generalstabsgebäude, führt in einem Winkel von 22½ Graden mit der Moltkebrücke darüber hinweg, senkt sich wieder abwärts und endet als Untergrund-Allee unter dem Ausstellungspark.

3) An eben dieser Stelle beginnt eine Untergrundbahn, die von da genau in jenem Platz- und Straßenzug bis zum Ende der Linden an der Musikherberge führt, bestimmt für alle die Personen, die aus Mangel an ästhetischer Fassungskraft das Wandeln im Licht jenes mehrerwähnten Zuges nicht vertragen.

4) Um die Ueberführung der Siegesallee über die Siegessäule zu sichern, wird in's Strafgesetzbuch folgender Paragraph eingeführt: „Derjenige, welcher vorsätzlich dazu, daß ein Antrag, die Siegessäule als altes Eisen zu verkaufen, eingebracht wird, beiträgt, wird mit Haft in der Siegesallee mit 1—5 Tagen, im Nichtertragungsfall mit Geldbuße von 5—25 Mark bestraft."

5) Auf der Spitze der Siegessäule wird die Siegesallee verbreitert, und es finden ebenda populäre Concerte, Schauphotographirungen Seitens illustrirter Journale u. dgl. m. statt.

6) Die „Große Berliner Kunstausstellung" und die „Große Berliner Straßenbahn" fusioniren sich zu einer „Großen Berliner" schlechtweg. Ihre Aufgabe wird es u. A. sein, besagte Untergrundbahn zu bauen besagte Musikherberge zu reformiren, u. dgl. m.

7) Gegen Versuche, die Straße Unter den Linden für das Verkehrsleben fruchtbarer, für den Anblick geschlossener zu gestalten u. dgl., also z. B. nach Entfernung der Eisenzäune in der Mitte kleine Kioske für Verkaufsläden, für Restaurationen u. s. w. anzulegen, wird im Sinn des obigen Punktes 4 bei Zeiten gesetzliche Vorkehrung getroffen.

8) Zu beiden Seiten der Mittelpromenaden vom Ausstellungspark bis zur Musikherberge werden Standbilder errichtet, welche sämmtliche reichsdeutschen Waffengattungen und Militär-Chargen, sowie sämmtliche in allen Staaten des Reiches vorkommenden Beamtenkategorieen und Ordensauszeichnungen in je einer typischen Gestalt repräsentiren. —

Damit, liebe Gegenwart, wäre die Hauptsache von dem gethan, was sich zur Vervollkommnung jener Glanzpartie der zukünftig schönsten Stadt der Welt thun läßt. Beherzige es wohl und bleib gewogen

Deinem getreuen

Claunus.

Opern und Concerte.

Der Wald von E. M. Smyth. Robert der Teufel neu einstudirt. (Königl. Opernhaus.) — Mireille von Gounod. La Navarraise von Massenet. Manon von Massenet. (Französische Oper bei Kroll.) — Der Wundersteg von A. Maurice. (Theater des Westens.)

Der ungewohnte Elan, mit dem das Königliche Opernhaus zu neuen Thaten vorging, hat nicht lange vorgehalten. Von dem stolzen Programm wurde eine Nummer nach der anderen eingezogen. Charpentier's Louise stellte man zurück, Schilling's Pfeifertag ebenso, Richard Strauß will seine Feuersnoth auch nicht jetzt am Saisonende dreingeben. Blieb von der ganzen Herrlichkeit übrig der „Wald", Oper in einem Acte von Fräulein E. M. Smyth. Das gab einen bitteren Zwischenfall, der aber mit kurzem Schmerze erledigt wurde. Besondere äußere Umstände mögen die Protection erklären, die dem Werk an so bevorzugter Stelle das Thor geöffnet hat. Ueber seine künstlerischen Qualitäten waren sich jedenfalls die leitenden Herren von der Hofbühne ebenso einig wie die Premierenbesucher. In dem langwierigen Acte treibt ein „schaurig schönes, furchtbares" Weib, Jolanthe genannt, ihr Unwesen. Sie ist ihres wackeren Landgrafen Rudolf müde und sucht einen neuen leistungsfähigen Liebeshelden in dem stämmigen Forstknecht Heinrich. Die Dame bietet sich ihm ohne Umstände an, aber der brave Heinrich will dem blonden Röschen treu bleiben und schlägt den verlockenden Posten als „Leibjäger" aus, worauf Jolanthe ihm wuthentbrannt massacriren läßt. Mit harmlosen Volksscenen läßt sich die Sache Anfangs nicht übel an. Die musikalische Illustration ist mit vielem Fleiß und nicht ohne Geschmack ausgeführt. Niemand wird es der Componistin abstreiten, daß sie viel gelernt hat und das compositorische Handwerkszeug mit Sicherheit handhabt. Aber man wartet vergebens auf den Augenblick, wo einmal eine frische Eingebung, ein kräftiger Streich die emsige Mosaikarbeit unterbricht. Bei dem geschäftigen Musikmachen fällt kein einziger Gedanke, der haften bleibt, ab. Kein Körnchen von wahrer Tonpoesie giebt es aufzulesen. Und diese Zerfahrenheit und Gestaltlosigkeit, dieser Mangel an markanten Linien fiel dermaßen auf die Nerven, daß beim Sinken des Vorhangs die Depression der Gemüther höchst bedrohlich war. Dr. Muck gab sich auch für diese verzweifelte Sache alle Mühe. Auf der Bühne war neben den Herren Kraus und Hoffmann Fräulein Hiedler beschäftigt, die sich als sinnberückende Liebeshexe jedenfalls höchst unbehaglich fühlte. Zum Glück war es kein ganz verlorener Abend. Cornelius' Barbier von Bagdad mit Knüpfer's humorvollem Abul Hassan folgte auf den Einacter. Sicher das beste Mittel, die Schrecken des Waldes zu verscheuchen.

* * *

An Stelle der musikdramatischen Modernen erschien einstweilen Meister Giacomo mit seinem Robert auf dem Plan. Just siebzig Jahre sind vergangen, seit er zum ehrlichen Aerger der ernsten deutschen Musikwelt seinen Opernspuk auf der Berliner Bühne losließ. Meyerbeer kam damals geraden Wegs von den Italienern her, denen er mit einer Reihe schnell hingeschriebener Opern erfolgreich Concurrenz gemacht hatte. Mitten in dieser Arbeit sah er die Erfolge der Romantik mit an. Die Begeisterung, die sein Studienfreund Weber mit dem Freischütz fand, stachelte seinen Ehrgeiz. In Paris, wo er seine letzte Oper italienischer Marke, den „Kreuzritter", aufgeführt hatte, wurde die romantische Bewegung mit Macht eingeleitet. Victor Hugo begann die Bühne zu revolutioniren. Immer hat Meyerbeer eine feine Witterung für den Erfolg besessen. Die Mode mußte ausgenutzt werden. Das Publicum wollte das Gruseln lernen: Meyerbeer war der kluge Mann, der ihm die gewünschten Sensationen lieferte. Den braven Poeten Casimir Delavigne kaufte er sich als dichterischen Mitarbeiter. Aber der Robert de Normandie, den die Beiden zu Stande brachten, war doch nicht die große Spektakeloper, die man heute sieht und deren Wirrsal von Handlung den meisten Leuten immerdar schleierhaft bleibt. Die bekannten Ungeheuerlichkeiten hat vor Allem Scribe auf dem Gewissen, der nachträglich seinen Segen dazu geben mußte. Unter seinen Fingern erst bekam das zunächst für die Opéra comique bestimmte Werk sein monströses Aussehen. Die Gebrechen des Meyerbeergenres liegen in diesem ersten Kraftstücke so klar wie nur möglich zu Tage. Ueberall schaut die Begier heraus, grelle Effecte aufeinanderzuhäufen, mit Neuem, Unerhörtem zu überrumpeln und zu blenden. Musikalisch geht es darin brutaler zu, als in späteren Werken der Art. Sich darüber kunstmoralisch zu entrüsten wie zu Wagner's Tagen, wäre ein verkehrter Kraftaufwand. Dem Geschmack von heute droht hier keine Gefahr mehr. Mag man immerhin auf unseren Bühnen ein Werk wie den Robert einmal glänzend neu montiren, wie es jetzt geschehen ist. Das historische Urtheil kann dabei nur gewinnen. Man sieht dann, wie Meyerbeer, der zur Zeit des Robert noch halb im gemüthlichen Schlenderstyle des Rossinigeschmackes steckte, mit glücklicher Hand manche schlagfertige Ausdrucksform der musikdramatischen Sprache geprägt hat. Man bestaunt die Geschicklichkeit, mit dem er alle verfügbaren Mittel dem glanzvollen Augenblickseffecte dienstbar zu machen versteht, und man versteht sich zu der Anerkennung, daß Meyerbeer doch nicht bloß der klug calculirende Arbeiter war, sondern daß er auch ansehnliche schöpferische Intuition besaß, der nur eben das Letzte und Beste, der reine künstlerische Wille fehlte. Die Neueinstudirung, die Richard Strauß besorgt hatte, stellte das Werk in all' seinem auch heute noch betäubenden Prunke hin. Frau Herzog vollbrachte als Isabella eine Heldenthat künstlerischer Energie, Herr Grüning entwickelte sich als Robert sehr erfreulich und hatte in Gesang wie Darstellung prächtige Momente. Fräulein Hiedler belegte die Alice recht gut, und Herr Wittekopf war ein tüchtiger und nicht zu sentimentaler Bertram. An Decorationen und im Nonnenballet, mit Fräulein Dell'Era als Helene, gab es viel Schönes zu sehen. Da that denn der Stimmung des Publicums auch die ermüdende Länge des Abends keinen Abbruch. Im Aufmachen von Strichen war man nämlich recht eifrig gewesen.

* * *

Ein vorschnelles und unglückliches Ende hat eine französische Operncampagne genommen. Die Planlosigkeit, mit der die Sache in Scene gesetzt war, ist schwer zu ergründen. Die Eindrücke, welche die ersten Vorstellungen bei Kroll machten, waren geradezu vernichtend. Nach den peinlichen Fatalitäten des Anfangs war der Credit dahin und das mißtrauisch gewordene Publicum ließ sich auch durch wirkliche Kunstleistungen nicht mehr einfangen. Was von künstlerischem Interesse an dem Unternehmen übrig blieb, beschränkt sich auf zwei Massenetabende. Man gab die „Navarraise" und die ältere und bessere „Manon" und stellte darin Künstler heraus, welche das Zeug dazu haben, vor den Berlinern das Renommée französischer Opernkunst zu wahren. Vorher wurde Gounod's Mireille grausam mißhandelt. Die zarte und rührende Gestalt des

Digitized by Google

liebeskranken Bauernkindes aus Frederi Mistral's wunderbarem Epos ist in der Oper arg vergröbert worden. Dem provenzalischen Poeten ist es nicht viel besser ergangen, als Goethe mit seinem Faust oder Wilhelm Meister. Gounod's Musik trifft aber trotz manchen seichten Stellen die Stimmung des Gedichtes oft recht glücklich und schafft sich durch die Benutzung einzelner volksthümlicher Elemente wirksame Localfarbe. Die Aufführung konnte von dem lyrisch gestimmten Werke keinen Begriff geben. Von den Reizen der armen Mireille blieb Nichts übrig. Mit ihr befaßte sich eine handfeste angejahrte Dame, welche keinen Schimmer von Poesie aufbringen konnte, die der Gestalt mit müder Routine beizukommen suchte.

Für die raffinirte Kunst des Componisten der „Manon" hat man bei uns nicht viel übrig gehabt. Die Wiener Massenetschwärmerei hat nicht angesteckt, und das ist gerade kein Unglück. Seine heroischen Opern wie der „Cid" oder die „Herodiade" wirkten durch das künstlich angestrengte Pathos recht unangenehm. Weit näher liegt seinem Temperament der aufgeregte und aufregende Naturalismus der „Navarraise", die er Anfang der neunziger Jahre schrieb. Der Stoff ist einer Novelle von Jules Claretie entnommen. Grausame Sensationen stellten die Nerven des Hörers auf die Probe. In die Handlung wirft der Feuerschein des Carlistenkrieges sein düsteres Licht. Pulvergeschwärzte Soldaten, Verwundete und Sterbende füllen den Schauplatz. In den unheimlichen Kriegslärm tönen die brünstigen Liebeslaute des Baskenmädchens Anita hinein, die den Carlistenführer meuchlings ermordet, um mit der auf seinen Kopf gesetzten Summe die Mitgift zu zahlen, welche der Vater ihres geliebten Sergeanten Araquil verlangt. Aber die Unthat geschieht umsonst, Araquil stirbt an einer Wunde, Anita wird vom Wahnsinn gepackt, und ihr schrilles Lachen mischt sich mit dem Dröhnen der Todtenglocken, welche für den Erschlagenen läuten. Also ein Libretto in grellem Veristengeschmack. Es ist erstaunlich, wie Massenet Colorit hineinbringt. Welche geschickte Ausnutzung der Contraste! Nach dem wirren Lärm von Geschützfeuer, Trommel- und Trompetensignalen tauchen schmelzende Liebesmelodieen von wollüstiger Erregtheit auf. Ein realistisches Bivouacbild setzt darnach ein und zur Stimmungsmalerei dient ein seltsames spanisches Liedchen, das ein Sergeant zur Guitarre begleitet. Und darauf ertönt als „Intermezzo" nach berühmtem Muster ein zartes Nachtstück in verschlafenem und verträumtem Pianissimo. Die Aufführung war als Ganzes dürftig genug. Aber als Anita sah man Madame Nicovina von der Opéra comique, die das Publicum zu begeistertem Beifall hinriß. Sie ist eine Sängerin von imponirenden Mitteln und wahrhaft elementarer, großzügiger Darstellungskunst. Der Navarraise ging Massé's Galathée vor, eine niedliche, in Gedanken wie Styl schon ein Wenig antiquirte Oper, die man aber in Frankreich noch oft und gern hört.

In der Manon werden manche Mängel von Massenet's Talent zur Tugend. Hier brauchte er sich nicht zu heroischem Pathos zu zwingen. Seine Natur war dem Vorwurfe congenial. Das Gemisch von naivem Leichtsinn und Eleganz, von Coceterie und Gefühlsechtheit, das die berühmte Heldin des Abbé Prévost in sich vereinigt, konnte Keiner liebenswürdiger darstellen als Massenet. Mit feinem Geschmack trifft er die Rococozierlichkeit des Milieus, und in den bewegten Scenen des Liebesromans strömt die Melodie breit und wohllautend dahin, ohne je häßlich und sentimental zu werden. Beweglichkeit des Styls konnte einem Massenet am Allerwenigsten schwer fallen. Mit sicherer Kunst schmiegt sich die Musik im Dialoge dem natürlichen Sprechtone an. Und wie reizvoll klingt in discreten Menuett- und Gavotterhythmen die gemessene Grazie des Styls Louis XV. hindurch! Dank der glücklichen Besetzung der beiden Hauptrollen machte das Werk starken Eindruck. Madame Courtenay war eine sympathische Manon, und den Chevalier Desgrieux gab Herr Leprestre, ein Sänger von verdientem Rufe, der einen Tenor von warmem und vornehmem Timbre mit vollendetem Geschmack behandelt. Wie schade, daß Künstler so hervorragenden Ranges in eine so trostlose Umgebung gestellt waren! Die Inscenirung beschränkte sich an allen Aufführungen mit verblüffender Nonchalance auf das Allernothwendigste, die Chöre klangen unglaublich roh, und vor Allem fehlte es an einem Leiter, der in das Ensemble ein Wenig frischen Zug hätte hineinbringen können. Der brave Mann, der am Dirigentenpulte saß, war froh, wenn er das Ganze einigermaßen zusammenhielt und ließ im Uebrigen sein Orchester spielen, wie es eben wollte. Bei Massenet ist es beinahe ein Kunststück, die Nuancen zu verfehlen. Diese Art von Capellmeisterei konnte aber selbst eine Partitur wie Manon umbringen.

* * *

Manchen im Kunstgeschäft engagirten Leuten klingt das Wort „Volksoper" lieblich und verführerisch in den Ohren. Diese Bezeichnung zu usurpiren, hielten die Verfasser des lächerlichen Bieracters „Der Wundersteg" für praktisch, den das Theater des Westens herausgebracht hat. Wieder einmal wurde hier von pfiffigen Gesellen als volksthümlich ausgeboten, was einfach abgeschmackt und albern ist. Das Libretto, für das zwei Herren, Zähler und Schriefer, die Verantwortung tragen, ist eine Reimerei von nichtswürdiger Plattheit. Die Musik, die Alphons Maurice geliefert hat, steht auf etwas höherem Niveau und füllt die üblichen Schablonen mit einigem Anstande aus. Aber mit ihren landläufigen Opernphrasen und ihrem sentimentalen Liederton steht auch sie jenseits von wirklicher Kunst. Die Bühne in der Kantstraße hat neulich mit Smetana's Kuß ein Werk gebracht, das den Namen Volksoper aufrichtig und in Ehren tragen kann. Warum giebt sie sich jetzt mit dazu her, die vielberufene Gattung durch solch' traurige Handwerksarbeit in Verruf zu bringen?

Hermann Springer.

Honoré Daumier.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, daß just in den Tagen, wo wir hier mit zahllosen Artikeln und Gedenkblättern einen der allerhervorragendsten deutschen humoristischen Zeichner feierten, dessen Werke bekannt sind, wo nur immer Deutsche auf dem Erdball hausen, eine beträchtliche Ausstellung der Werke eines der allerhervorragendsten französischen humoristischen Zeichner zu sehen war, dessen Werke der großen Masse des deutschen Volkes fast ganz unbekannt sind. Auf Tausende, die Wilhelm Busch auswendig kennen, kommt kaum Einer, der Honoré Daumier mehr als dem Namen nach kennt. Und doch ist's eines der stärksten und eigenartigsten Talente, die die französische Kunst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat. Selbst in seiner Heimath wurde er ja, wenigstens als Maler, erst auf der großen Weltausstellung 1900 sozusagen auf's Neue entdeckt. Aber dann ging's auch wie eine Offenbarung durch die Länder, wo Kunstverständniß und Kunstinteresse vorhanden sind.

Als im vorigen Winter im Salon Cassirer einige Gemälde von diesem 1879 erblindet verstorbenen Künstler ausgestellt waren, der mit seinem dämonischen Temperament was von Goya hat, nur daß seine mitunter geradezu monumentale Farben- und Formensprache einfacher erscheint, und der einen Millet und Degas beeinflußt haben dürfte — da war hier schon von ihm eingehender die Rede. Nun begegnet man an derselben Stätte Daumier zum zweiten Male: jetzt als Caricaturisten, als welcher er in Deutschland eigentlich auch nur Sammlern und Freunden der Geschichte der Caricatur bekannt war.

Aus einer deutschen Sammlung auch stammen die Blätter, die zur Zeit bei Cassirer zu sehen sind — aus der reichen Sammlung des Münchener Kunstschriftstellers Eduard Fuchs. Daumier war äußerst fruchtbar. Jahrzehnte hindurch hat er zuerst für die „Caricature", dann, als sie unterdrückt wurde, für den „Charivari" gearbeitet. So hinterließ er eine große Menge von Serien und Gruppen seiner immer treffsicheren Caricaturen, die bald buntfarbig, bald weiß und schwarz vervielfältigt worden sind, künstlerisch alle gleich hoch stehen. Ein Meister war er der Gesellschaftssatire großen Styls. Das unterscheidet ihn von unserem Busch, der mehr allgemein moralische Gebrechen des Menschen auf's Korn nahm und mehr spottete als geißelte. Daumier wußte jeder Erscheinung des Lebens eine komische Seite abzugewinnen. Er fabulirte dabei nicht, wie der philosophische Dichter in Mechteshausen — er hielt sich immer an's Actuelle. Groß war seine Kunst, den ganzen Menschen sozusagen in einem einzigen Ausdruck, einer einzigen Bewegung zu erfassen, ohne dabei allzusehr zu caricciren, und, anders als Busch, begnügte er sich dabei nicht mit einer Strichmanier, sondern zeichnete und modellirte seine Figuren und ihr Milieu voll heraus. Mit ungemein breit geführtem, und doch haarscharf charakterisirendem Pinsel und Stift und mit blendender Gegensatzwirkung von Licht und Schatten.

Sehr glücklich ist die von Fuchs zur Verfügung gestellte Auswahl, weil dabei die meisten der bedeutenden Serien berücksichtigt wurden. So sieht man eine Reihe von Blättern aus der vortrefflichen Gruppe: „Histoire ancienne". Hier athmet der Geist Offenbach's und Meilhac's und Halévy's von einst, als die Bühnendioscuren noch nicht und doch vielleicht gerade zu den „40 Unsterblichen" gehörten. Ich möchte sogar glauben, daß die Dichter des Textbuches zur „Schönen Helena" eben gerade bei Daumier in die Schule gegangen sind und so recht seine satirische Vermenschlichung altgriechischer Götter-Herrlichkeit auf die Bühne gebracht haben. Dann die prächtigen Gegenstücke gewissermaßen zu jener Serie, die „Physionomies tragico-classiques", die die Helden der classischen französischen Tragödie und ihre Darsteller in der gleichen Weise behandeln, wie dort die Götter. Dazu eine Menge Proben aus „Moeurs conjugales", „Les bons bourgeois", „Types parisiens", „Les philantropes du jour", „Proverbes et maximes", „Les bas bleus". Wenn er in den erstgenannten Serien lediglich einem breiten Humor die Zügel schießen läßt, so giebt's hier eine tiefgreifende satirische Psychologie der Bourgeois-Seele. Sie kann mitunter unbarmherzig sein, diese Psychologie, aber immer trifft sie in's Schwarze. Nichts Erhabenes zieht Daumier in den Staub, aber das Schlechte, Verwerfliche stellt er an den Pranger. Das gilt auch von jenen weiteren Serien, die Erscheinungen des politischen Lebens geißeln, das Bürgerkönigthum, der December-Staatsstreich, der Krimfeldzug u. dgl. In den „Actualités", den „Physionomies de l'Assemblée", in „Chargeons les Russes" finden wir solche Blätter mit allerlei stehenden, verschiedene Volksparteien darstellenden Figuren, wie Carmajon, Ratapoil u. A. Manche von ihnen sind freilich nur für den verständlich, der die politische Tagesgeschichte Frankreichs jener Jahrzehnte, vom Bürgerkönigthum bis nach dem Staatsstreich Louis Napoleon's, genauer kennt. Manches erfaßt aber auch Jeder sofort. Und welche Wandlungen erlebt man dort. So hat

Digitized by Google

die Weltgeschichte selbst mitunter ihren grotesken Humor. Wenn wir da z. B. den nachmaligen ersten Präsidenten der dritten Republik, Adolphe Thiers, als „Muttermörder" dargestellt sehen, der die — Presse todtschlägt. Oder „Chargeons les Russes!" Da führen die Großmächte einen tollen Freudentanz um den zerschmelzenden Schneemann Nicolaus I. aus („la fonte d'un colosse — de neige"), oder wir lernen „l'ours du Nord" — den Zaren — als „le plus désagréable de tous les ours" kennen u. s. w. Und nun heute — „vive la Russie!" ... So sind diese Caricaturen nicht bloß sehr unterhaltend, sondern auch sehr lehrreich. Und dazu Meisterwerke. Neben ihnen nehmen sich die Blätter von Gavarni, von denen auch einige zu sehen sind, fast süßlich aus, wie z. B. die Gruppe „Les partageuses" (heute „Horizontales") aus der Serie „Masques et visages". Kräftiger giebt er sich schon in den „Lorettes vieilles", am stärksten wohl in den berühmten „Propos de Thomas Vireloque." Und im Ganzen ist auch seine Satire gedanklich zahmer als die Daumier's. Um so interessanter diese Gegenüberstellung hier ... J. Norden.

Rund um die Kunst.

Billiger Wandschmuck.

Den Losungsworten „Kunst für's Volk", „Kunst in's Haus", die in den letzten Jahren in Deutschland erfreulicherweise immer mehr und stärker laut werden, kommt eine Bewegung entgegen, die immer größere Kreise zu ziehen beginnt. Die Kunst nicht als ein festtäglicher Luxusartikel, eine Ausnahmeerscheinung nur im Leben der großen, gewaltigen Masse, sondern als ein Alltags-Bedarfsartikel! Zum großen Theil heute noch ein frommer Wunsch und allenfalls das Aushängeschild rein geschäftlicher Bestrebungen der Ramschbazare. Zumal auf kunstgewerblichem Gebiete. Oft genug habe ich es hier schon beklagt, daß unsere Künstler, wenn sie sich auf's Kunstgewerbe verlegen, nur für die Reichen arbeiten. Das ist die bittere Enttäuschung, die man aus jeder großen und kleinen kunstgewerblichen Ausstellung mit nach Hause nimmt. Und der „Preiscourant" all' dieser Möbel, Tischgeräthe, Wirkereien u. s. w. schlägt meistens sogar die Freude an den Entwürfen selbst todt da, wo man für solche Freude überhaupt Raum gelassen hat. Wie mir jüngst noch einer unserer ersten Künstler, der auch gerade als Zeichner von Tapetenmustern eifrig thätig ist, wie er selbst mir gegenüber klagte: nicht einmal gute Tapeten kann sich der simple Mittelstand anschaffen — zu theuer! ...

Aber ein Gebiet giebt's, auf dem ein Umschwung sich wirklich geltend macht: das des Wandschmucks. Weil Oelgemälde, Aquarelle, Pastelle, Radirungen, ja auch schon gute Kupferstiche den Allermeisten unerschwinglich sind, wucherten die rein mechanischen Vervielfältigungsarten mächtig auf: der entsetzliche „Oeldruck" und die commune, unkünstlerische und unpersönliche Photographie. Besseres bietet natürlich schon die Chromolithographie und die Aetzung auf photographischer Basis, die Heliogravure, Photogravure u. dgl. Aber beide werden sie doch nie ganz dem Original gerecht werden können, die verschiedenen „-gravuren" schon darum nicht, weil sie uns die Farbenreize unterschlagen.

Aber seitdem der schwarze und der farbige Holzschnitt und namentlich die schwarze und farbige Originallithographie wieder gepflegt werden, ist auch die große Menge des Mittelstandes in die Lage versetzt, echte Kunstwerke an die Wände hängen zu können.

Von Frankreich ging die Anregung zur künstlerischen Pflege des Steindrucks aus. Dort zuerst waren es Künstler, die sich dieses Mittels zur Gestaltung ihrer Ideen und Empfindungen wieder zu bedienen begannen. Die Placatzeichner, mit Jules Cheret an der Spitze, machten den Anfang. Andere Künstler folgten ihrem Beispiel und suchten sich, zu reinen Kunstzwecken, die lithographische Technik zu eigen zu machen. Und die Künstler, die sich wieder auf dieses, verhältnißmäßig leicht zu handhabende graphische Verfahren besannen — sie fanden es anders vor, als es sich vor Jahrzehnten, während seiner ersten Blüthezeit angelassen hatte. Denn inzwischen war die Vielseitigkeit seiner Ausdrucksmittel ganz erstaunlich geworden. Die Lithographie vermag jetzt ebenso gut eine feine Aquarellwirkung zu erzielen, wie sogar den Eindruck einer Radirung zu machen, natürlich ohne daß eine Nachahmung angestrebt würde. Und bei der Fülle der Combinationen, die mit der Tusch- und Federzeichnung auf Stein, der Kreide- und Schab- und Spritzmanier unter einander und dabei auch noch mit Hinzunahme von Farben herzustellen sind, ist die Möglichkeit immer wieder neuer Effekte und Ueberraschungen, je nach Neigung und Art des einzelnen Künstlers, schier unerschöpflich. Diese Vielseitigkeit der Ausdrucksmittel der modernen Lithographie in Verbindung mit der, wie gesagt, nicht allzu schweren Handhabung bedingen, daß dieses graphische Verfahren besonders geeignet ist, die künstlerische Persönlichkeit des Malers, seine „Handschrift" unverfälscht wiederzugeben, einerlei, ob er eines seiner Gemälde als Vorlage benutzt oder einen ganz freien Entwurf auf den Stein aufträgt. Bei der individualistischen Richtung der jüngsten künstlerischen Entwickelungsphase erscheint daher die Wiederbelebung der Lithographie ganz selbstverständlich.

Bald schon gab man auch in Deutschland der französischen Anregung Folge. Nicht ohne daß man hier und da von vornherein die mehr oder minder geistvollen technischen Spielereien der Franzosen nachzuahmen oder mitzumachen suchte. So z. B. vielfach in München und Dresden, obschon diese Spielereien die Steindruckkunst in breiten Kreisen Deutschlands sicher nicht volksthümlich machen können. Darauf aber kommt es doch vornehmlich an.

Vorbildlich müssen vielmehr die Art Hans Thoma's und seiner geistigen Schüler, der Steinhausen, La Roche u. A., und die Arbeiten der jüngeren Karlsruher sein, deren schöne Bestrebungen seit ein paar Jahren ja auch in Berlin bekannt und geschätzt genug sind und die in jüngster Zeit ihre Kunst gerade in den Dienst des „billigen Wandschmucks" für Schule und Haus gestellt haben.

Mit großer Freude ist nun zu begrüßen, daß jetzt auch in Berlin ein Kreis von Künstlern zusammengetreten ist, um die lithographische Technik zu pflegen. Soeben hat die „Künstlervereinigung für Original-Lithographie" im „Künstlerhause" ihre erste Ausstellung veranstaltet. Sehr erfreulich ist's zudem, daß diese Künstler aus verschiedenen Lagern sich zusammen fanden und rein stofflich sehr vielseitig sind. Ich nenne Jakob Alberts und Franz Stassen, Eugen Bracht und Ludwig von Hofmann, Georg L. Meyn und Theodor Schinkel, Arthur Kampf und Karl Kappstein, Walter Leistikow und Hans Herrmann, Franz Skarbina und Ernst Hausmann, Richard Friese und Martin Brandenburg, Woldemar Friedrich und Hans Baluschek u. s. w. Im Ganzen sind es 34 Künstler. Das ist ein hübscher Anfang. Dem gegenüber verschlägt's nicht, daß man den meisten anmerkt, daß ihnen die Technik noch nicht ganz geläufig ist, daß sie sich ihrer besonderen Ausdrucksmittel, namentlich was die Farbe betrifft, noch nicht frei genug bedienen. Das wird schon bald kommen. Und auch jetzt findet man manches wohlgelungene Blatt, das ganz im Geiste der Lithographie gehalten ist. So von Alberts die alte Halligenmühle, von Baluschek die „klatschenden Weiber", von Elfert „Hamburger Fleeth", von Otto H. Engel die humoristische „Heimkehr", von Hans Herrmann das „Trenkpaard", von Hofmann den „Frühling", von Kampf „Auf der Spree", von Kayser-Eichberg „Sonntag in der Mark", von Otto Lämmerhirt „Oder bei Stettin", oder Walter Leistikow's schwarzweißer „Grunewaldsee", Meyn's „Studienblatt", Skarbina's brillanter „Regenabend", Winkel's verfallenes Bauernhaus im Sonnenschein, und einiges Anderes noch. Die Preise schwanken zwischen 15 und 50 Mk. für's Blatt. Das ist gewiß nicht viel. Und dabei hat man die eigenhändige Unterschrift des Künstlers, die die Herren selbst auf — 10 Mk. einschätzen. Das heißt dasselbe Blatt, das ohne diese Unterschrift 20 oder 30 Mk. kostet, kostet mit ihr 30 oder 40 Mk. Sehr bescheiden — diese Selbsteinschätzung. Aber noch hübscher wäre es, wenn jedes Blatt eigenhändig unterzeichnet und nur ein Durchschnittspreis jedesmal angesetzt wäre. Doch das ist schließlich nebensächlich und soll uns die Freude an dieser neuen Vereinigung gewiß nicht verleiden. J. Norden.

Notizen.

Lenau's Gedichte hat Carl Krabbe, Stuttgart, in einer seiner beliebten Miniatur-Ausgaben vereinigt, die mit wohlfeilem Preise gefälligen und schönen, klaren Druck verbinden. Wir empfehlen Bücherfreunden die blitzsauberen Krabbe'schen Bändchen auch bei dieser Gelegenheit recht eindringlich.

Tetzner's treffliches Buch „Die Slawen in Deutschland" reiht sich den grundlegenden Werken, die der Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig herausgegeben hat, würdig an. Der Verfasser verbindet wissenschaftliche Gediegenheit mit der Kunst, farbig und anschaulich zu schildern. Sein eingehendes Studium der slawischen Völkerstämme gewinnt Bedeutung und Werth durch das feine Verständniß, das er allen Regungen der slawischen Volksseele entgegenbringt, und durch die vornehme, doch niemals kühle Unparteilichkeit seiner Darstellung. Eine Fülle prächtiger volkspsychologischer Erörterungen würzt das Buch, überall offenbart sich genaues und liebevolles Verständniß für die Eigenart der verschiedensten slawischen Völkerstämme. Tetzner generalisirt niemals, statt der Typen giebt er Individualitäten, und das macht seine Arbeit so frisch und fesselnd. Die reiche, nahezu vollständige Sammlung slawischer Sagen, Volkslieder und Sprichwörter ist ein ganz besonderer Vorzug des Buches, das zumal von allen Freunden unseres Wendenvolkes lebhaft begrüßt werden wird. Es erhebt sich nicht unbeträchtlich über die verdienstvollen Arbeiten Schulenburg's.

Flott und lebendig erzählt, von hohem Verständniß für die Frauenseele zeugend — das sind die Hauptvorzüge von Emma Merk's Münchener Roman „Drei Frauen", der im Verlage von Carl Reißner, Dresden, erschienen ist. Man wird ihn nicht nur in leeren Stunden lesen, sondern sich auch sonst gern mit den Gestalten und Gedanken der klugen Verfasserin beschäftigen.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Dem Geschmacke eines gebildeten Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von
Adolf Wilhelm Ernst.
27 Bogen in feinster Ausstattung.
Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.
Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl che Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Manuscript-

Angebote erbitten
Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7 Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 24. Mai 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der kaufmännische Beruf im socialen Lichte. Von Karl Nötzel. — Zur neueren psychologischen Aesthetik. Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin). — **Literatur und Kunst.** Die Unnatur der Ich-Technik. Unbefangene Betrachtungen eines kritischen Roman-Lesers. Von Theodor von Sosnosky. (Schluß.) — Bei Walter Leistikow. Von J. Norden. — **Feuilleton.** Zachäus. Von Knut Hamsun. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Hundert Millionen. Von Prinz Vogelfrei. — „Zu Befehl, Herr Leutnant!" Von Carl von Wartenberg. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der kaufmännische Beruf im socialen Lichte.

Von Karl Nötzel.

Unstreitig ist die Bedeutung der einzelnen Berufsarten für das Allgemeinwohl sehr verschieden. Daraus darf nicht etwa der Schluß gezogen werden, daß die Ausübenden eines Berufes um so höher zu werthen seien, je allgemeiner dessen Bedeutung ist. Keineswegs. Allen Berufsarbeitern muß derselbe sittliche Werth beigemessen werden, wenn sie ihren Beruf mit dem gleichen Ernste ausüben. Die einzige Folgerung, welche sich aus der verschiedenen socialen Bedeutung der einzelnen Berufe ergiebt, ist die, daß ein Beruf eine um so größere innere Befriedigung gewährt, je höher seine allgemeine Bedeutung ist. Berufsarten wie Pfarrer, Lehrer, Richter, Arzt und Staatsbeamter wenden sich an die große Oeffentlichkeit und geben den sie Ausübenden Gelegenheit, sich völlig in ihrem Berufe auszuleben, einmal praktisch in directen, persönlichen Beziehungen zum Publicum, dann theoretisch in der Ausarbeitung ihrer Erfahrungen und der Anregung zu Neuerungen.

Berufsarten, welchen eine geringere oder auch keinerlei allgemeine Bedeutung zukommt, verlangen von den sie Ausübenden ein großes Theil Resignation. Das wird selten anerkannt. Auch hier bleibt es ja dem Einzelnen unbenommen, durch persönlichen Pflichteifer ein Beispiel von allgemeiner Bedeutung zu geben, auch kann er sich mit der Unentbehrlichkeit seines Berufes trösten. Aber jene tiefinnere Befriedigung, wie sie die oben erwähnten Berufe geben, kann er nicht in seinem Berufsleben finden, weil Herz und Gemüth dabei aus dem Spiele bleiben. Derartige ständige Resignation erfordernde Berufsarten sind die des Subalternbeamten und vor Allem die des kaufmännischen Angestellten. Ersterer steht noch immer für ein großes Princip ein, das der staatlichen Ordnung. Dies Bewußtsein mag über Vieles hinweghelfen. Am schlimmsten daran ist fraglos der Kaufmann und mehr noch sein Angestellter.

An und für sich ist der kaufmännische Beruf der einzige, welcher principiell nicht das Allgemeinwohl zum Zweck hat, sondern bloß das eigene Interesse, den Gelderwerb. Bei allen anderen Berufsarten ist der Beruf der Zweck, der Gehalt bloß das Mittel, um leben zu können. Nur auf dieser Grundlage läßt uns unser soziales Bewußtsein Befriedigung im Berufe empfinden. Dem kaufmännischen Berufe liegt ein für allemal der logische Irrthum zu Grunde, daß in ihm Mittel und Zweck identificirt werden. Der Kaufmann arbeitet, um Geld zu verdienen. Die Allgemeinheit kommt dabei nicht in Betracht. Wohl ist dem kaufmännischen Berufe eine nationale Bedeutung zuzumessen insofern, als er fremde Erdtheile muthig colonisirt, durch Einführung neuer Producte das Einzelleben bereichert, neue Industrien veranlaßt und dadurch den Nationalreichthum mehrt. Aber er thut das Alles nur für sich und nicht im Gedanken an das Allgemeinwohl. Sonst wird er es eben als Kaufmann zu nichts bringen und wäre besser Pfarrer, Lehrer oder Volkswirth geworden. Auch bei dem Fabrikanten muß der Gelderwerb die Hauptsache bleiben, wenn er bestehen soll, aber er ist doch insofern bei Weitem besser daran, als bei ihm als ausgleichendes Moment das Interesse an der technischen und socialen Seite des Betriebes hinzukommt. Er giebt nicht nur seinen mehr oder minder zahlreichen Arbeitern — und das sind im Verhältniß immer viel mehr als die kaufmännischen Gehülfen — die Gelegenheit zu einer anständigen Existenz, sondern er arbeitet auch immer bewußt oder unbewußt an der Erhöhung der Technik, — und das ist Menschheits-Interesse. Der Kaufmannsstand hingegen entwickelt keinerlei Technik, wenigstens nicht eine solche, welche einen Fortschritt bedeutet. Verkaufen an sich wäre das einfachste, aber auch das unrentabelste Geschäft von der Welt, wenn der Käufer die Qualität der Waare ebenso genau kennte wie die Quantität. Der Kaufmann kennt sie und lebt von diesem Mehrwissen. Das ist das Princip des Handels.

Eine wirthschaftliche Nothwendigkeit, ein nothwendiges Uebel bedeutet er so lange, bis die überwiegende Mehrzahl der Consumenten wirthschaftlich gereift sein wird. Bis jetzt machen Mangel an wirthschaftlicher Aufklärung und Solidarität den Kaufmann als Vermittler zwischen Producenten und Consumenten noch unentbehrlich. Werden Letztere aber einstmals begriffen haben, daß sie vereint ihre dringendsten Bedürfnisse ohne Vermittelung direct vom Producenten um die Hälfte, bis zwei Drittel billiger beziehen können, dann hat die letzte Stunde des Kaufmannsstandes geschlagen.

Es wird zwar immer wieder behauptet, die allgemeine Gewissenhaftigkeit werde nie groß genug sein, um eine genügende Anzahl ehrlicher Beamter für die alsdann erforderlichen Riesenconsum-Genossenschaften stellen zu können. Indeß glaube ich, daß im Gegentheil die jetzt herrschende, meist uncontrollirbare Gewissenlosigkeit im Privatzwischenhandel der

Digitized by Google

Allgemeinheit einen bedeutend größeren Schaden zufügt als selbst eine wider alles Erwarten große Anzahl unehrlicher Beamten der Consumvereine. Ferner ist vielfach betont worden, es sei im nationalen Interesse eine möglichst große Anzahl wirthschaftlich selbstständiger Existenzen erwünscht. Ich kann das eigentlich bloß in ethischer Hinsicht zugeben, insofern nämlich größeres Selbstbewußtsein bei Selbstständigen sich findet, aber das wäre immer noch viel zu theuer bezahlt. Was hier an Selbstbewußtsein gewonnen wird, würde auf der anderen Seite durch das vermehrte Vorhandensein von Proletariermassen, welche diese an sich unproductiven Existenzen bezahlen, und durch ihre durch den Hunger erzeugte Demuth lange wieder quitt gemacht. So viel über das Princip des Kaufmannsstandes und seine wirthschaftliche Bedeutung.

Es liegt mir selbstverständlich fern, einen Vorwurf gegen den Kaufmannsstand als solchen zu erheben, zumal ich durchaus nicht mit Gewißheit zu entscheiden vermag, ob er bereits entbehrlich geworden ist. Wenn ich zudem sein Princip: Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers hinsichtlich der Qualität der Waare heute als unmoralisch empfinde, so ist dieses sittliche Urtheil nur zu einer Zeit möglich geworden, wo der Kaufmannsstand mehr und mehr seine Berechtigung verlor. So lange die große Masse den Kaufmann brauchte, konnte von Unmoralität nicht gesprochen werden, es sei denn, daß sich der Vermittler zwischen Production und Consum seine Dienste allzuhoch bezahlen ließ. Aber schließlich mußte er doch leben. Ich werde auch nie bestreiten, daß es eine kaufmännische Anständigkeit giebt, die durchaus als absolut empfunden wird, wenn sie auch in der That bloß relativ sein kann, da das Princip: Ausnutzen der Unkenntniß des Käufers zu seiner wirthschaftlichen Schädigung bestehen bleibt. Auch bei einem tadellos anständigen Kaufmanne — und ich nehme an, daß das die größere Zahl ist — liegt immer ein leiser, oft gar nicht als solcher empfundener Compromiß vor zwischen seiner theoretischen Sittlichkeit und dem Princip seiner Berufsthätigkeit. Natürliche Folge davon ist es, wenn logische Köpfe diesem ersten Compromiß eine Reihe anderer, im Grunde gleichbedeutender folgen lassen. Die natürliche Grenze bildet schließlich das Strafgesetzbuch. In der That finden wir in den meisten Culturländern die kaufmännische Anständigkeit im Großen und Ganzen genau an die Grenze der geltenden Strafgesetze gebunden. Muß man auch in Letzterem einen Niederschlag der in dem betreffenden Lande allgemein geltenden sittlichen Normen erblicken, so glaube ich deßhalb doch, daß sich die kaufmännische Anständigkeit stets an die Grenzen des Strafgesetzes halten würde, selbst wenn dieses durch irgend welche andere Factoren bestimmt würde. Natürlich spielen persönliche Verhältnisse, Ererbung, Erziehung und Milieu in jedem individuellen Falle eine mehr oder minder bedeutende Rolle. Da es sich aber hier um das Capitalinteresse des Menschen handelt, sein wirthschaftliches Fortkommen, so wird in letzter Instanz doch nur die Logik entscheiden. Die ist ihrem innersten Wesen nach jedem Compromiß abgeneigt. Sie sträubt sich dagegen, in einem Falle etwas zu verurtheilen, was sie im entsprechenden Falle billigt. Und so wird die Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers, die im Princip des Handels liegt, unter dem Drucke der freien Concurrenz in vielen Fällen stets wieder zu allen den Geschäftskniffen führen, durch welche noch eben der Conflict mit dem Strafgesetzbuch vermieden wird. Das ist die natürliche Tendenz der kaufmännischen Ethik. Das im Kaufmannsstande herrschende sittliche Wirrwar geht immer wieder zur Evidenz hervor, wenn z. B. bei einem Concurse das Verhalten eines Falliirten beurtheilt wird. Da hört man die verschiedensten Urtheile. Die große Frage bleibt immer, ist er strafrechtlich zu verfolgen oder nicht. In den allermeisten Fällen wäre nach gewöhnlicher Logik zu bejahen, denn es handelt sich meist um lange hingeschleppte Unterbilanzen; der Betreffende lebte während dieser ganzen Zeit von dem Gelde Anderer. Allerdings kann er für sich geltend machen und vielfach mit Recht, daß er immer wieder auf Besserung hoffte. Das eine Beispiel lehrt, in einer wie schwierigen Lage das Recht sich befindet einem Stande gegenüber, der sich auf unrechtlicher Grundlage aufbaut. So erklärt sich auch der Widerstand, welchen bis jetzt so vielfach Handelskammern und Handelsgerichte der Codificirung der kaufmännischen Gebräuche entgegensetzen. Man fühlt heraus, daß das erste Erforderniß eines Rechtes, die Logik, hier nicht gewahrt werden kann. Strenge Logik erfordert entweder directes gesetzliches Verbot des individuellen Zwischenhandels — und das ist jetzt weder aus wirthschaftlichen Gründen möglich, noch ist das Rechtsbewußtsein so weit fortgeschritten — oder aber eine sehr milde Beurtheilung des Kaufmanns. Ich bin mir wohl bewußt, hiermit den Boden der Realität zu verlassen und mich des Doctrinarismus schuldig zu machen. Aber sei's drum! Das Hervorsuchen und Nachzeichnen der ursprünglichen Tendenzlinien ermöglicht oft, helle Streiflichter zu werfen auf den Stand des Erreichten und uns die Wege der Zukunft ahnen zu lassen.

Um es kurz zusammen zu fassen: Ein Beruf, welcher keinen anderen Zweck verfolgt als den des Gelderwerbs, wird mehr und mehr als unmoralisch empfunden. Ein solcher Beruf und eigentlich der einzige solche ist der des Kaufmanns. Er wurde nicht als solcher empfunden, so lange er einfach nothwendig war. Jetzt ist das immer weniger der Fall. Das Ende des Händlerthums ist mit Bestimmtheit auf dem Wege der wirthschaftlichen Evolution vorauszusehen. Einstweilen existirt der Stand noch. Da heißt es, das an ihm zu würdigen, was ihm Staat und Gesellschaft verdanken. Vor Allem aber erscheint es mir als eine dringende Pflicht der Gerechtigkeit, die große Resignation der Angestellten dieses ideallosen Standes zu würdigen und auf Mittel und Wege zur Erleichterung ihrer Lage zu sinnen.

Ich behauptete im Anfang, alle Berufsarten seien sittlich gleichwerthig, wenn sie mit demselben sittlichen Ernste ausgeführt werden; ich schließe die Angehörigen des Kaufmannsstandes durchaus nicht aus. Sie ergriffen diesen Beruf, um auf anständige Weise ihr Brod zu verdienen, und wenn sie tüchtig sind, geben sie für alle anderen Berufsarten ein Beispiel treuer Pflichterfüllung, zumal sie es viel schwerer haben, als viele andere Berufsarbeiter, da ihrer Thätigkeit keinerlei allgemeine Bedeutung zukommt. Ich betone das, um Mißverständnissen vorzubeugen. Auch will ich durchaus nicht den socialen Staat und ein Aufhören der persönlichen Initiative. Vielmehr halte ich diese bei der verschiedenartigen Beanlagung der Menschen für unentbehrlich, und erwarte alles Heil nur von ihr. Aber sie soll sich äußern in dem Inslebenrufen productiver Arbeit, durch Erweiterung der Industrie und den Sieg ihres Geistes über die großen Massen, des Geistes der Ordnung, der Zweckmäßigkeit und der persönlichen Unterordnung im Interesse eines gemeinsamen Zieles.

Wenden wir uns nun zum Privatleben des Kaufmanns zurück. Es giebt Kunstmäcene unter ihnen und Freunde und Förderer der Wissenschaften. Aber das geht nur so nebenher. Wenn sie wirklich erfolgreich sein und bleiben wollen, so ist ihre ganze Denkungsweise durch den Beruf bestimmt, d. h. vor Allem auf geschäftlichen Vortheil gerichtet. Darin liegt unstreitig etwas Tragisches, namentlich für die Söhne von Kaufleuten. Sie sind in diesem Berufe aufgewachsen und haben ihm ihre beste Kraft gegeben. Nun kommt das Alter, wo man nachdenklich wird, wo Einen materielle Vortheile nicht mehr befriedigen. Was nun? Man versucht sich in Wissenschaften und Künsten und in allgemein nützlichen Bestrebungen, aber man merkt bald, daß es zu spät ist. Der Beruf hat den ganzen Menschen genommen. Immerhin kann der Vermögende durch Geldunterstützung bei entsprechender

Digitized by Google

Berathung sehr Nützliches leisten und darin eine gewisse Befriedigung finden. Viel trauriger gestaltet sich das Leben des kaufmännischen Angestellten, des kleinen Commis und des Buchhalters. Letzterer Posten, in der Regel allerdings etwas besser bezahlt, bedeutet wohl einen der entsagungsvollsten, den es giebt. Ein gewissenhafter Buchhalter in einem einigermaßen großen Geschäfte muß mit Naturnothwendigkeit zur Maschine werden. Seine gespannte Aufmerksamkeit hat sich immer nur auf die so unendlich einfachen Denkprocesse der Addition und der Subtraction zu richten. Lebensfreude und Befriedigung muß er in langen sauberen Zahlenreihen finden. Jedes andere Interesse kann für ihn verhängnißvoll werden. Schön bleibt allerdings das Bewußtsein gewissenhafter Pflichterfüllung. Das ist wohl etwas, aber nicht genug. Ist er im Stande, nach einer Reihe in öden Additionen zugebrachter Arbeitsjahre sich in den Ruhestand zurückzuziehen, so kommt einer jener peinlich pedantischen Rentiers heraus, die eigentlich nicht wissen, wozu sie auf der Welt sind. Der Beruf hat sie zur Maschine gemacht, und das bleiben sie bis an ihr Lebensende. Ein bedeutender russischer Maler, Rjepin, hat einstmals, als ihm zu seinem 25jährigen Künstler-Jubiläum vielfache Gratulationen und Ehrungen zu Theil wurden, erklärt, hierzu liege keinerlei Veranlassung vor, da sein Beruf ihm immer eine Quelle des Genusses gewesen sei; zu feiern sei viel eher ein gewissenhafter Buchhalter, der 25 Jahre hinter öden Zahlenreihen zugebracht habe. Es liegt eine tiefe Wahrheit in diesem Künstlerworte, eine Verurtheilung unserer Ungerechtigkeit. Wir feiern bloß den Erfolg. Die stille, entsagungsvolle Pflichterfüllung entgeht uns.

Und doch ist der Buchhalter noch insofern viel besser daran, als der kleine Büreau-Angestellte, als er meistens größeres Gehalt erhält und auch unabhängiger gestellt ist. Vielfach ist ihm die Leitung des Büreaus übertragen, unter allen Umständen wird er in aller Ruhe arbeiten können, da er im Interesse der Sache selbst nicht gestört werden darf. Jener aber, der kleine Commis, hat es viel schlechter als der Arbeiter. Dieser hat meistens noch eine gewisse Freude an der Handarbeit und ist außerdem gesetzlich und durch Coalition vor allen Uebergriffen seiner Vorgesetzten geschützt. Dem Gehalte nach steht er vielfach über dem kaufmännischen Beamten. Letzterer muß aber, da er sich zum Bürgerstande rechnet, besser gekleidet sein und besser wohnen. Dabei vermag ihm seine Beschäftigung keine andere Befriedigung zu gewähren als das Bewußtsein, sie treu ausgeübt zu haben. Es fehlt alles Ideale, jedes Bewußtsein, für eine größere Gemeinschaft zu arbeiten, das Einen sonst auch Demüthigungen ertragen ließe. Und hier regnet es davon. Nicht etwa, daß die Büreauvorsteher besonders schlechte Menschen wären. Aber das ewige Einerlei und das keinerlei idealen Ausblick gestattende Wesen ihres Berufes, verbunden mit der sitzenden Lebensweise in der Staubluft des Contors ist ganz besonders geeignet, eine unbehagliche Körper- und Seelenverfassung hervorzurufen, die sich vielfach dem Nächsten gegenüber geltend macht, namentlich wenn das ein Untergebener ist, der schweigen muß, weil er eine Familie zu erhalten hat. Daran denkt indeß der betreffende Contortyrann meist gar nicht, er ist auch von Hause aus selten grausam, er leidet nur unter ständiger Unbefriedigtheit und sieht nicht ein, weßhalb es sein Untergebener besser haben soll. In dem Elend des kleinen Handelsgehülfen offenbart sich die ganze Misère eines idealloſen Berufes. Das Trostlose liegt hier im Princip. Der Chef verlangt von seinen Angestellten nichts Anderes als genaue pedantische Pflichterfüllung; alles Persönliche ist ihm gleichgiltig, wenn er nicht gar darin Mangel an Geschäftsinteresse vermuthet. Er will bloß Maschinen haben für seine Zwecke. Wer am meisten von seiner Persönlichkeit opfert, der ist ihm der Liebste. Anders kann ein tüchtiger Chef nicht urtheilen, denn der Endzweck, der geschäftliche Vortheil, muß ihm die Hauptsache sein und bleiben. Kein anderer Beruf verlangt eine gleiche, persönliche Resignation. Der Fabrikant braucht als Chemiker, Ingenieure und Werkmeister durchaus Persönlichkeiten, welche die Arbeiterheere zu lenken verstehen. Pedantische Arbeitsmaschinen würden mehr schaden als nützen. Der kleine Staatsbeamte darf auch wenig Persönlichkeit zeigen, ebenso der junge Frontofficier, aber sie haben Beide doch das Bewußtsein, dem Staate zu dienen, nicht einer launenhaften, uncontrollirbaren Privatperson. Wiederum in dem Berufe des höheren Staatsbeamten, Richters, Lehrers, Arztes, Pfarrers, Gelehrten und Künstlers wird durchaus nur Persönliches verlangt. Allerdings finden wir in jedem Berufe auch viel Mechanisches, Schablonisirtes, aber man trägt das, weil stets große, befreiende Momente dazwischen treten, nämlich die der Selbstständigkeit. In dem Fehlen jeder Selbstständigkeit haben wir vielleicht die Hauptquelle des Elends des kleinen Handelsgehülfen zu erblicken.

Ich möchte mich hier abermals gegen den Vorwurf der Einseitigkeit wahren, als sähe ich den kaufmännischen Beruf bloß schwarz in schwarz. Meine Untersuchung betont nur vielfach vorhandene Mängel als directe Folgen des Princips. Und es genügt doch bloß die Möglichkeit oder nur die Tendenz zu Mißständen in einem Stande, um den Socialforscher zu Reformgedanken anzuregen. Es giebt, wie gesagt, sehr viele Kaufleute, welche sich strikter Ehrlichkeit befleißigen und das Verfängliche des kaufmännischen Princips nicht herausfühlen, im durchaus nicht unberechtigten Bewußtsein der vorläufigen Unentbehrlichkeit ihres Standes. Ebenso giebt es sicher zahllose Handelsgehülfen, welche von ihren Vorgesetzten gerecht und human behandelt werden und in treuer Pflichterfüllung und glücklicher Häuslichkeit ihre volle Befriedigung finden. Es giebt solche, und es wird auch immer mehr solcher geben, aber das hindert nicht, daß der Kaufmannsstand als der einzige völlig idealloſe Beruf große sittliche Gefährdung für die Chefs und tiefes moralisches Elend seiner Angestellten dem Princip nach ermöglicht und von Beiden die größte Resignation voraussetzt. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß der Kaufmannsberuf in der Erziehung des deutschen Volkes eine bedeutende, wohlthuende Rolle gespielt hat, die ihm unvergessen bleiben soll. Er lehrte unseren versonnenen und verträumten Landsleuten vielfach den Blick für die gesunde Wirklichkeit und weckte ihre schlummernde Thatkraft. Was die Industrie dem Arbeiterstande beibrachte, das lehrte er dem Bürgerstande, den Sinn für Ordnung, den Blick für die Wirklichkeit und wie man eine Aufgabe zweckmäßig anfaßt.

So lange nun der Handelsstand existirt — und das kann noch eine gute Weile dauern — muß Alles gethan werden, damit durch ihn weder die Allgemeinheit, noch die ihn Ausübenden Schaden leiden. Dazu ist zunächst eine gesetzliche Regelung der Contorzeit unbedingt erforderlich. In Hinsicht auf die namentlich beim Buchhalter nothwendige, ständig gespannte Aufmerksamkeit und seine sitzende Beschäftigungsweise wäre eine Beschränkung der Arbeitszeit auf acht bis höchstens neun Stunden dringend zu verlangen. Diese Arbeitsverkürzung scheint mir auch schon aus dem Grunde geboten, damit durch ein intimes Privatleben und die Möglichkeit zur Weiterbildung ein Gegengewicht geschaffen werde gegen die völlig idealloſe, aber die größte Hingebung erfordernde Berufsbeschäftigung, und damit der sie Ausübende davor bewahrt werde, zur reinen Arbeitsmaschine herabzusinken. Im engen Zusammenhang damit ist in reicher Weise die Gelegenheit zur Weiterbildung zu schaffen. Ein Muster dafür kann vielleicht Frankfurt a. M. bieten mit seinem freien deutschen Hochstift und seiner Akademie für Socialwissenschaft. Ich würde in der Errichtung weiterer derartiger Institute durchaus keine dem Handelsstande erwiesene Wohlthat erblicken, vielmehr nur eine Art von Dankabzahlung der Gesellschaft an die, welche in treuer Hingabe den entsagungsvollsten Beruf ausüben, der nun einmal aus-

Digitized by Google

geübt werden muß. Es handelt sich hierbei in gleicher Weise um Handelsgehülfen wie um Subalternbeamte. Es wird ja immer noch eine sehr große Anzahl kaufmännischer Beamter in industriellen Betrieben, Banken und den zu erwartenden großen Consums- und Productionsgenossenschaften nöthig sein, selbst wenn, wie ich mit Bestimmtheit annehme, der reine Kaufmannsstand als solcher einmal überflüssig sein wird. Die Gesellschaft wird darum nicht von der oben erwähnten Verpflichtung freigesprochen werden können, allen mehr oder minder rein mechanisch thätigen Berufsarbeitern Zeit und Gelegenheit zu geben zu einem persönlichen Leben, das ihre Spannkraft für den Beruf erhält und sie davor bewahrt, zu reinen Arbeitsmaschinen herabzusinken, welche der Gesellschaft bloß innerhalb ihres eigenen kleinen Berufes nützen, aber für freiwillige sociale Mitarbeiterschaft nicht zu brauchen sind. Meines Erachtens hat der Staat die freiwillige Mitarbeiterschaft aller seiner Bürger dringend nöthig, und die Arbeitszeit in den verschiedenen Berufsarten ist nicht nur deßhalb zu beschränken, damit der betreffende Arbeiter ein persönliches Leben führen könne, sondern damit er auch im Stande sei, freiwillige sociale Mitarbeit zu leisten.

Ich bin mir übrigens sehr wohl bewußt, daß alle diese theoretischen Auslassungen als sehr naiv erscheinen möchten. Sie ändern in der That am Sachverhalt gar nichts. Kaufleute mit weitem Gewissen werden nach wie vor das Gefängniß mit dem Aermel streifen und ihre Angestellten schlecht behandeln, und diese werden um des lieben Brodes willen weiter schweigen und nach und nach zur Schreibmaschine erstarren. Ob ich darüber schreibe oder nicht, an diesem Thatbestand ändere ich nichts. Und doch halte ich es nicht für zwecklos, wenn ich das Uebel beim Namen nenne, denn ich bereite damit, wenn auch im allerbescheidensten Maße, die sociale Aufklärung vor, welche einst dem Kaufmannsstande und dem durch ihn hervorgerufenen Massenelend ein Ende bereiten wird. Wie schon mehrfach betont worden ist, wird der Zwischenhandel sein natürliches Ende erst dann erreichen, wenn die denkträge Masse eingesehen haben wird, daß sie bis jetzt ihr Bestes wegwirft, ihre Kundschaft, und daß sie durch Zusammenschluß ihre dringendsten Lebensbedürfnisse um $^1/_2$—$^1/_4$ des jetzigen Preises erhalten könnte, womit ohne jede Lohnerhöhung dem socialen Elende ein Ende bereitet wäre. Aus dieser Erkenntniß muß mit Naturnothwendigkeit eine sittliche Erstarkung hervorgehen, und es wird das Pflichtgefühl so weit wachsen, daß für die Arbeiten des unificirten Consums an pflichttreuen Beamten kein Mangel sein wird. Das sociale Gewissen wird alsdann das reine Zwischenhändlerthum als solches im Princip mehr und mehr als unmoralisch empfinden lassen. Dann erst kann der Handelsstand verschwinden, wenn ihm die Gesellschaft die Achtung versagt. Das kann Letztere aber nur, wenn sie ihn zu entbehren vermag. Bis jetzt ist das noch nicht der Fall. Abhülfe kann bloß von innen heraus geschaffen werden in dem Maße, als socialer Geist die Massen durchdringt. Unmöglich wird der Kaufmannsstand erst, wenn ihn Niemand mehr ausüben will, und seine Angestellten werden erst dann geschützt sein, wenn die Vorgesetzten rücksichtsvoll denken. Da sind nun aber Viele, die an keinen Fortschritt glauben, und die meinen, die Menschheit sei im Laufe der Jahrtausende im Grunde dieselbe geblieben und werde dieselbe bleiben. Dem gegenüber weise ich bloß auf die Wandlung des Rechtes aus dem streng individualistischen römischen Rechte zu dem socialen Recht der Gegenwart mit Arbeits-, Unfalls- und Invaliditätsversicherung, mit Kranken-, Wittwen- und Waisenversorgung. Skeptiker könnten allerdings entgegnen, nicht das sittliche Empfinden nehme zu, sondern bloß die Erkenntniß des der Sittlichkeit eigenen Vortheils. Die Menschen sind nun einmal auf einander angewiesen, und ihr eigener Vortheil verlangt, daß sie auf einander Rücksicht nehmen. Widerlegen läßt sich das schwer. Im Grunde kommt es indeß auf dasselbe heraus. Mag diese unsere Rücksichtsnahme auf Andere — und das ist sehr wahrscheinlich — auch ursprünglich aus reinem Eigennutz hervorgegangen sein, es muß sich aus ihr durch Vererbung mit Nothwendigkeit eine Erziehung im sittlichen Sinne ergeben. Denn wir befreien uns durch sie mehr und mehr von dem ursprünglichen Beherrschtwerden durch das rein physische Bedürfniß der eigenen Person. Das Wesen der Sittlichkeit ist die Freiheit. Aber das Wirken für und die Rücksicht auf Andere ist eine freie Thätigkeit, verwandt dem Wirken der Gottheit. Sie hebt das Selbstgefühl, und es liegt in ihr eine hohe Schönheit. Diese Schönheit allein wird das Elend besiegen.

Zur neueren psychologischen Aesthetik.

Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin).

Die früher so geläufige und beliebte Frage nach dem Wesen des Schönen wird von der neueren psychologischen Aesthetik eigentlich kaum noch gestellt; mit um so größerem Nachdruck hingegen die Frage nach seiner Erscheinungsform und deren Gesetzen. Einige Verse, in wohl bemessenem Zusammenhange gepaart, vermögen uns in seliges Entzücken zu versetzen; der Anblick eines schönen Gemäldes kann uns einen der größten Genüsse gewähren, deren wir überhaupt fähig sind. Woraus schöpfen diese schwachen, sinnlichen Eindrücke ihre gewaltige Zauberkraft? Wo ist die Wurzel zu suchen, aus welcher die zarte und doch so mächtige Pflanze des ästhetischen Empfindens beinahe in jedem Menschengemüth emportreiben kann und Nahrung findet? Unzählige Male ist bereits in philosophischen, ästhetischen und anderen Systemen nach dem goldigen Schmetterling der Schönheit gehascht worden, der sich freilich bis jetzt niemals lebend einfangen ließ. Entweder flatterte er frei und unbekümmert aus den Netzen seiner Verfolger heraus, oder er sank, erschöpft von den wuchtigen Keulenschlägen der Wissenschaft, mit gebrochenen Flügeln zu Boden, und kein Unbefangener hätte wohl in der jämmerlichen Mißgeburt mancher ästhetischen Systeme das herrliche Geschöpf wieder erkannt, das ihm vorher in freier Natur begegnet war.

Nun zeigt uns aber die psychologische Forschung, daß selbst die höchsten Wipfel unseres Gefühlslebens durch niedere Wurzelausläufer mit dem Mutterboden der Triebe und Instincte in Verbindung stehen, und daß sie wie der Riese Antäus gerade dieser irdischen Berührung ihre unendliche Kraft verdanken. Auf den Instincten und Trieben ruht das Gebäude des Charakters, und an ihnen ranken die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften empor. Der Selbsterhaltungstrieb, der sich in seiner defensiven Form zunächst als Furcht, in seiner offensiven Form als Zorn und Zerstörungssucht äußert, hat den menschlichen Geist in seine Dienste gestellt und mit seiner Hülfe den Erdball unterworfen. Das Mitgefühl ist die Quelle des socialen Lebens und der moralischen Gesittung. Aus dem Spieltrieb (in des Wortes allgemeinster Bedeutung), welcher den Ueberschuß an nervöser Activität verausgabt und bis in die höheren Stufen des Thierreiches zurückverfolgt werden kann, entwickelt sich das Bedürfniß nach physischen Körperübungen, der Drang nach Abenteuern, die Leidenschaft des Hazardspiels und — die ästhetische Thätigkeit. So treten denn die modernen Psychologen (in Deutschland Groos in seinen „Spielen der Thiere“ — in Frankreich Ribot mit der „Psychologie des sentiments“) mit dem Rüstzeug der genetischen, entwickelungsgeschichtlichen Methode an die Aesthetik heran. Während die niederen Thiere vollständig in den engen Kreis der lebenserhaltenden Functionen gebannt sind, tritt in den höheren Stufen des Thierreiches bereits

Digitized by Google

„eine zwecklose Thätigkeit der Organe", das Spiel auf. In den Spielen der Thiere, in der zwecklosen und nicht dem Kampfe um's Dasein dienenden Bewegung, durch welche sich die überschüssige Energie offenbart, haben wir wohl die primitivste Form, die ersten Anfänge der Kunst vor uns. Schiller hat bereits in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" eine analoge Ansicht ausgesprochen, und Herbert Spencer, der sich nicht zu erinnern weiß, bei welchem deutschen Autor er sie vor Jahren gelesen, hat sie ausführlich erörtert.

Wie dann aber diese Luxuseigenschaft im Kampfe um's Dasein nicht verkümmerte, sondern vielmehr zu üppiger Entwickelung gelangen konnte, bleibt zunächst eine dunkle und offene Frage, in die freilich die Untersuchungen von Karl Bücher über „Arbeit und Rhythmus" neuerdings einiges Licht gebracht haben. Es scheint, daß der Satz Voltaire's: „Le superflu — chose très necessaire" eine tiefe naturwissenschaftliche Wahrheit in sich birgt. Auch Groos bemüht sich um den Nachweis, daß das Spiel zwar an sich zwecklos sei, daß ihm aber dennoch im Haushalte der Lebensthätigkeiten die wichtige Function der Vorübung zufällt. Es ist ein Spiegelbild, eine Schule des künftigen Lebensberufes bei Thier und Mensch.

Eine zweite biologische Daseinswurzel findet es, wie Groos in seinem Kapitel „Liebesspiele der Thiere" ausführt, in dem Vorgange der geschlechtlichen Zuchtwahl. Schön ist, was uns gefällt, und schön ist, was wir lieben. Und wie trotz der brutalen Uebergewalt des Hungers die Macht der Liebe niemals in der Natur ihre wählende Fähigkeit verleugnete und bis in die fernste Vergangenheit der organischen Gebilde eine umgestaltende und modelnde Wirkung auf die Wesen ausübte, die ihr unterthan sind, das hat bereits Darwin in classischen Beobachtungen dargethan.

Drittens scheint es, daß die Langeweile, welche der Ueberschuß an nervöser, nicht verausgabter Energie schon bei höheren Thieren hervorruft, zu einer furchtbaren Qual wird, welche den Spieltrieb niemals zur Ruhe kommen ließ und ihn zu immer neuer Thätigkeit anspornte. Schon Comte hielt die Langeweile für einen der mächtigsten Impulse der menschlichen Entwickelung. Je höher ein Wesen steht, desto mehr leidet es unter diesem Stachel und wird sich seiner Berührung zu entziehen suchen. So bezeichnete auch Nietzsche die Langeweile Gottes am siebenten Schöpfungstage als einen grandiosen Vorwurf der Dichtkunst.

Liebe, Spiel und Langeweile sind also vom Standpunkte des Naturforschers die Grazien, welche an der Wiege der Kunst standen und die Gestaltung des Schönen in Wirklichkeit und Nachahmung, in holder Körpergestalt oder Bewegung und in schmückendem Zierrath, in farbenprächtigem Bilde, weise bemessener Erzählung oder rauschendem Klang bewirkten. So mag Jahrtausende hindurch zunächst die Kunst an dem Schwellenwerth des Bewußtseins verweilt haben. Das erste Geschöpf, das mit klarem Sinn die Schönheit an sich selbst oder außerhalb seines Wesens gewahrte, der erste Erzähler, welcher einer solchen Wirkung seiner Erzählung inne wurde, das erste Weib, das seine eigene Schönheit und deren Macht erkannte, hat jedenfalls eine viel größere Entdeckung gemacht, als Edison und alle amerikanischen Erfinder zusammengenommen.

Die naturwissenschaftliche psychologische Aesthetik kann keinen Anspruch darauf erheben, objective Kriterien der Schönheit aufzustellen. Wie Flaubert in den Visionen des heiligen Antonius mit mephistophelischer Ironie die Götzen aller Zeiten vorbeiziehen läßt, so läßt auch ein vergleichender Blick auf die Kunstschöpfungen aller Zeiten den Glauben an absolute Merkmale der Schönheit nicht aufkommen. Aber der Naturforscher wird andererseits nicht vergessen, daß das ästhetische Empfinden ein psychologischer Zustand ist, der, unabhängig von seinem Object, ganz bestimmte Kennzeichen hat: Zurücktreten der Körpergefühle und in Folge dessen freier ungehemmter Verlauf der Vorstellungen, ein Lustgefühl ohne entsprechende sinnliche „Consumtion" und ohne zweckdienliche Verknüpfung — und indem uns die Naturwissenschaft eben die Erkenntniß vermittelt, daß wir nur in unserem subjectiven Zustand die Merkmale der ästhetischen Wirkung zu erkennen und klar zu legen vermögen, hat sie bereits eine wichtige Abgrenzung vollzogen. Aber sie strebt und fahndet nach weiteren, positiveren Errungenschaften. Wenn jegliche Kunst in der Darstellung der Schönheit eine gewisse Einheit der Wirkung aufweist, so läßt dies doch wohl auf eine gewisse Analogie und Einheit der angewendeten Mittel schließen. Und da erschließt sich wieder das weite, unermeßliche Gebiet der Kunstschöpfung, auf welchem der prüfende, erkennende Sinn des Naturforschers sich durch die zarten Nervenfühler des Kunstsinnigen leiten läßt, um dann die Schritte zu zählen, den Rhythmus zu messen, die Farbenmischung zu prüfen, den Klang zu analysiren. Er sucht aber in weiser Selbstbeschränkung nicht mehr darnach, Regeln aufzustellen, welche das Verhalten des Künstlers bestimmen sollen, sondern trachtet aus der Beobachtung großer Kunstwerke die Regeln herauszulesen, von denen der Künstler sich unbewußt bestimmen ließ. — Daß diese Thätigkeit als Wissenschaft oder Kritik auch dem Künstler zu Nutze kommt, wer möchte es bestreiten? Läßt sie doch den Bildhauer für seine Ziele Formengesetze des menschlichen Körpers erkennen, lernt doch der Maler von ihr die Geheimnisse der Farbenmischung und die Regeln der Perspective und der Musiker die wissenschaftlich vornehme, weil mathematisch durchgebildete Lehre von der wundersamen Verknüpfung der Klangfarben und Tonqualitäten. Muß doch jeder Maler das psychophysische Gesetz (nach welchem die Intensität des Reizes in geometrischem Verhältnisse wachsen muß, wenn die Intensität der Empfindung in arithmetischem Grade zunehmen soll) instinctiv oder zielbewußt befolgen, wenn er durch seine schwachen Lichttöne die gewaltigen Lichtunterschiede der Außenwelt wiedergeben will! Wenn aber der Vorwurf seiner künstlerischen Thätigkeit in einsame Höhen ragt, in welche wissenschaftliche Erkenntniß mit ihren bleischwer-nüchternen Schwingen noch nicht zu gelangen vermochte — — dann, freilich, hat die Wissenschaft dem Künstler nicht vieles mitzutheilen, aber zuweilen umso mehr von ihm zu lernen. Es giebt noch keine Psychologie für Dichter, wie es eine Anatomie für bildende Darsteller giebt. Und die Gestalten großer Dichter, welche uns nach den geheimen Plänen der Schöpfung gebildet zu sein und einen Theil ihrer Urgewalt in sich zu tragen scheinen, beweisen vorläufig weit mehr für eine innere psychische Causalität, als — die gesammte wissenschaftliche Psychologie der Gegenwart.

Literatur und Kunst.

Die Unnatur der Ich-Technik.

Unbefangene Betrachtungen eines kritischen Roman-Lesers.

Von Theodor von Sosnosky.

(Schluß.)

So einfach und leicht es für den Verfasser ist, den Leser von Allem zu unterrichten, was sich im Verlaufe der Erzählung ereignet, wenn dies in objectiver Form geschieht, so schwer und heikel wird es, wenn er sich der subjectiven Form bedient. Denn sobald er als Ich auftritt, ist es mit der so bequemen Allwissenheit und Allgegenwart vorbei, und er

Digitized by Google

muß auf Mittel und Wege sinnen, dennoch an sein Ziel zu gelangen, das heißt: den Leser von Allem in Kenntniß zu setzen, was er zum Verständniß der Erzählung unbedingt wissen muß. Da nimmt er dann nicht selten zu den gewissen Lauschscenen und „zufälligen" Begegnungen seine Zuflucht. Sie sollen als Ersatzmittel für die unmöglich gewordene Allwissenheit und Allgegenwart dienen, sind dazu aber nicht im Stande und verrathen sich durch ihren aufdringlichen Beigeschmack bald als das, was sie in Wahrheit sind: als Surrogate. Die Belletristen wissen dies auch meist recht gut und bemühen sich, diese groben Mittel zu vermeiden und auf andere Weise ihren Zweck zu erreichen. Das thun sie aber gewöhnlich in einer Weise, die noch unnatürlicher ist als jene Mittel, zum Mindesten nicht besser. Sie statten ihren Ich nämlich mit der Gabe aus, sich alle Herzen zu erschließen und hinter alle Geheimnisse zu kommen. Was die Menschen sonst ängstlich in der Tiefe ihrer Seele verschließen: ihm offenbaren sie's rückhaltlos. Selbst die verschlossensten Sonderlinge und Menschenfeinde machen darin keine Ausnahme. Er besitzt eben das Sesam, das die Herzen öffnet und die Zungen löst. Um dies dem Leser recht glaubhaft zu machen, pflegen die Verfasser diesen mittheilungsbedürftigen Personen gewisse erklärende Phrasen in den Mund zu legen. Da heißt es z. B.: Mir läßt es keine Ruhe, ich muß meine volle Seele ausschütten ... Ihre (des Ichs) sympathischen Züge erwecken mein Vertrauen ... Mir ist, als ob ich Sie (den Ich) schon lange kennte, u. dgl. m. Einige Beispiele sollen im Folgenden für diesen sonderbaren Mittheilungsdrang Zeugniß ablegen:

In Ernst Eckstein's Erzählung „Sturmnacht" (die dem früher erwähnten Novellen-Cyklus den Namen gegeben hat) tischt der Held dem Ich das unheimliche Geständniß auf, daß er sein eigenes Kind getödtet hat. Allerdings ist der Ich sein Jugendfreund, aber er hat ihn seit zwanzig oder noch mehr Jahren nicht gesehen, muß ihm also einigermaßen entfremdet sein. Ferner liegt seiner That kein gemeines Motiv zu Grunde, denn er hat das krüppelhafte Kind dadurch vor einem elenden Dasein und einer unglücklichen Zukunft bewahrt; aber vor dem Gesetz bleibt die That nun doch einmal ein Mord, dessen Bekanntwerden den Thäter gesellschaftlich vernichten würde. Dieser kann aber nicht bestimmt wissen, ob sein einstiger Freund ihn nicht angeben oder sich doch entsetzt von ihm abwenden wird. In den langen Jahren ihres Getrenntseins kann er ja ein Anderer geworden sein, als er in ihrer gemeinsamen Jugendzeit gewesen ist. Jedenfalls erscheint es höchst unwahrscheinlich, daß Jemand ein solches Geheimniß ohne Zwang preisgiebt.

Immerhin mag man in diesem Falle mit einem gewissen Recht einwenden, gerade derartige dunkle Geheimnisse, die Jahrzehnte lang in tiefster Verborgenheit herumgeschleppt worden sind, verlangten stürmisch drängend nach endlicher Enthüllung, wenn sich hierzu Gelegenheit bietet.

In einer anderen Novelle desselben Cyklus, „Der alte Schärtlin" betitelt, fällt diese Entschuldigung aber fort, denn es ist durchaus kein Grund da, weßhalb der alte Sonderling Schärtlin seine Lebensgeschichte gerade dem Ich erzählt. Und ähnlich verhält es sich auch mit den anderen Ich-Geschichten dieser Sammlung.

Besonders aufdringlich macht sich die Unnatur dieser Technik in K. E. Franzos' „Stillen Geschichten" geltend, namentlich in der Novelle „Die Locke der heiligen Agathe".

Ossip Schubin begeht denselben Fehler. In ihrer Novelle „Memento mori" erzählt der Held, Fürst Suworin, dem Ich seine Lebensgeschichte, trotzdem dieser ihm, wie es heißt, „so gleichgiltig ist wie sein Portier"! Die Verfasserin scheint die arge Unwahrscheinlichkeit dieser Handlungsweise auch selber gemerkt zu haben und sucht sie durch die Bemerkung zu entschuldigen: „Es giebt für keinen Menschen ein interessanteres Thema als sein eigenes Ich." Diese Bemerkung ist an sich gewiß ganz richtig, aber sie kann es doch nicht rechtfertigen, daß ein so verschlossener Mensch wie dieser Fürst Suworin seine intime Herzensgeschichte einem ihm fremden jungen Manne preisgiebt, zumal da ihm dieser „so gleichgiltig ist wie sein Portier".

Ein sehr starkes Stück leistet in dieser Beziehung auch der berühmte Paul Heyse in seinem Roman „Die Stiftsdame". Der erzählende Ich lernt die Heldin und die männliche Hauptperson auf einer Eisenbahnfahrt kennen und liest mit der Divinationsgabe des Dichters in deren Zügen ein merkwürdiges Schicksal, das ihn mit leidenschaftlicher Neugierde erfüllt. Diese veranlaßt ihn, den Helden um dessen curriculum vitae zu ersuchen; der aber schlägt ihm das sonderbare Ansinnen ab, was sehr begreiflich erscheint, da man stockfremden Menschen doch nicht seine intimsten Erlebnisse auf die Nase zu binden pflegt. Als er jedoch im Fremdenbuche den Namen des neugierigen Reisegefährten findet, hat er nichts Eiligeres zu thun, als ihm ein umfangreiches Manuscript zu übergeben, das seine Lebensgeschichte enthält, und sich zu entschuldigen, daß er ihm nicht gleich zu Diensten gewesen ist, denn: „nun fiel es mir doppelt schmerzlich auf's Herz, was ich Ungeschicktes gethan. Ich kannte Einiges aus Ihren Schriften und sagte mir, daß gerade Sie nicht aus leerer Neugierde gesprochen haben konnten, sondern aus reinem Antheil an allem Menschlichen ..."

In diesem Falle soll also der Schriftsteller-Beruf des erzählenden Ich das ausgiebige Mittheilungsbedürfniß des fremden Reisegefährten rechtfertigen und ebenso die unziemliche Neugierde des Ich, und um Beides plausibler zu machen, führt der Autor die eigene Berühmtheit in's Feld, indem er — wider das Herkommen der Ich-Technik — ohne Maske, also als Paul Heyse auftritt.

Wie man aus diesem Beispiel ersehen kann, geht mit der unbegreiflichen Vertrauensseligkeit, die alle Leute dem Ich bezeigen, ein kaum weniger unbegreifliches Interesse seinerseits für ihre Angelegenheiten Hand in Hand; ein Interesse und eine Theilnahme, die unziemlicher Neugierde und tactloser Zudringlichkeit verzweifelt ähnlich sieht. Es fällt daher einigermaßen schwer, daran zu glauben, daß ein Mensch wie dieser Ich es zu sein pflegt, auf alle Leute einen so unwiderstehlichen Zauber ausüben soll, daß sie ihm ihre intimsten Herzens- und Familienangelegenheiten auf dem Präsentirbrett anbieten.

In der magnetischen Vertrauenswürdigkeit des Ich liegt, nebenbei bemerkt, eine Selbstbeweihräucherung, die widerlicher ist als das unverfrorenste Selbstlob*), weil sie sich heuchlerisch hinter der Maske der Bescheidenheit zu verbergen trachtet.

Aber so deutlich man die Absicht merkt, durch die Vertrauensseligkeit und Schwatzhaftigkeit der Personen dem Ich gegenüber die Allgegenwart und Allwissenheit des objectiv erzählenden Autors zu ersetzen; so arg dieses Mittel den

*) Das Stärkste, was mir im Ich-Roman an Selbstlob untergekommen ist, hat Marie Bernhard in ihrem Roman „Eva Leoni" geleistet. Ihre Ich-Heldin kann sich darin in entzückter Selbstbewunderung ihrer Schönheit und ihrer gesellschaftlichen Triumphe nicht genug thun und kommt immer wieder auf ihre körperlichen Reize, namentlich auf ihr „üppig gelocktes seidenes Blondhaar" zu sprechen. Natürlich legt sie diese Dithyramben gewöhnlich anderen Personen in den Mund, damit es objectiver aussehe. So heißt es z. B. S. 446: „Er wurde nicht müde, in immer neuen Wendungen die seidene Fülle meines weichen gelockten Blondhaares zu preisen, mein frisches, zartes Colorit, die schwarzsamtenen Augen mit den langen dunkeln Wimpern, die Grazie meiner Gestalt, die Leichtigkeit jeder Bewegung — und so ging es in's Unendliche weiter." S. 457 nennt sie derselbe Anbeter „Blumengesicht" und stimmt abermals ein entzücktes Loblied auf ihr „blondes Seidenhaar", ihre „zierlichen, zarten" Hände, den „süßen, kleinen Plaudermund", die „Grübchen im Kinderangesicht", den „reizenden, runden Arm" und auf ihre „Graziengestalt" an, um diese panegyrische Inventaraufnahme ihrer Reize mit der Frage zu beschließen, „ist Dir das noch nicht genug?" Ob die also verhimmelte Dame davon genug gehabt hat, bleibt dahin gestellt; der Leser hat jedenfalls übergenug.

Digitized by Google

Erfahrungen der Psychologie widerspricht: es ist bei aller Unwahrscheinlichkeit und Unnatur doch immerhin wenigstens in der Theorie möglich. Eine andere Erscheinung der Ich-Technik dagegen darf nicht einmal diese nothdürftige Entschuldigung für sich in Anspruch nehmen, eine Erscheinung, auf der diese ganze Technik aufgebaut ist, mit der sie steht und fällt: die Gedächtnißleistung des erzählenden Ich nämlich.

Dieser bringt das wunderbare Kunststück zu Wege, sich aller, auch der kleinsten Umstände zu erinnern, unter denen sich das, was er erzählt, einst zugetragen hat, mögen seitdem auch Jahrzehnte verflossen sein.*) Er weiß genau, ob es am Vor- oder Nachmittag geschehen ist, ob damals die Sonne geschienen hat oder nicht, und wenn es der Fall war, ob sie grell oder blaß gewesen, ob sie hoch oder tief gestanden ist, welche Farbe und Form die Wolken gehabt, ob der Wind aus Ost oder West, aus Nord oder Süd geweht. Er weiß ferner noch ganz genau, ob damals die Lerche oder die Drossel gesungen, ob die Rose oder die Nelke geduftet hat. Er erinnert sich nicht nur, welche Personen damals zugegen, sondern auch, wie sie gekleidet gewesen sind, ob sie Thee oder Kaffee getrunken, was sie gethan und gesprochen, manchmal sogar, was sie gedacht und gefühlt haben. Und nicht nur den Inhalt der Gespräche kann er wiedergeben, nein, den genauen Wortlaut und nicht vielleicht nur von einigen Sätzen, sondern von den längsten Dialogen. Von diesen weiß er wieder genau, bei welchem Worte der Eine den Andern unterbrochen hat, wie Dieser und wie Jener einen Ausdruck betont und welche Miene er dazu gemacht hat; kurz: er erinnert sich an Alles und erzählt Alles genau so wieder, wie er es mit Auge, Ohr und Nase aufgenommen hat. Mit einem Wort: er ist ein lebender Phonograph.

Ein Phonograph, ja, aber kein Mensch! Darin liegt es! Ein so phänomenales Gedächtniß wie dieser Ich, hat in Wirklichkeit Niemand, kann Niemand haben, weil das übernatürlich wäre.

Man wird dagegen vielleicht einwenden, es sei sehr wohl möglich, sich gewisser Situationen genau zu erinnern und auch aller Umstände, die sie begleitet haben. Das soll auch keineswegs bestritten werden, aber das können immer nur vereinzelte, bedeutsame Momente und Worte sein: mehr vermag selbst das treueste und ungewöhnlichste Gedächtniß nicht zu behalten. Es ist daher eine durchaus ungerechtfertigte Zumuthung des Autors, der Leser solle daran glauben, daß der erzählende Ich sich wirklich genau all' der Dinge erinnern könne, die er zum Besten giebt. Daß ihm der Durchschnittsleser in seiner gedankenlosen Naivetät auch wirklich den Gefallen thut, es zu glauben; daß die Unwahrheit und Unnatur, die in dieser Gedächtnißleistung liegt, nicht einmal der Kritik aufgefallen ist und ihren Widerspruch geweckt hat: diese bedauerliche Erscheinung vermag an der Thatsache der Unnatur selbstverständlich nichts zu ändern.

Diese Unnatur artet in's Ungeheuerliche aus, wenn es sich um eine doppelte Ich-Geschichte handelt, wenn der Autor zwar als Ich erzählt, aber nicht seine angeblich eigenen Erlebnisse erzählt, sondern das, was ihm angeblich ein Anderer erzählt hat, wobei er diesen Anderen gleichfalls in der ersten Person redend einführt. In diesem Falle hat man's also mit zwei Ich's zu thun: dem Ich Nr. 1, der als Autor zum Leser spricht, und dem Ich Nr. 2, der jenem seine Geschichte erzählt. Jeder von Beiden vollbringt mit seiner Erzählung eine wahre Wunderleistung im Punkte Gedächtniß, und zwar gebührt dabei die Krone dem Ich Nr. 1; denn wenn es schon wunderbar ist, daß einer sich Alles, was er selber erlebt hat, bis auf's I-Tüpfelchen merkt, um wie viel großartiger ist die Leistung, wenn er sich Alles, was ein Anderer erzählt hat, so genau merkt!

Aber auch Ich Nr. 2 leistet Erstaunliches, denn während Ich Nr. 1 wenigstens Zeit gehabt, das, was er gehört hat, in seiner Erinnerung zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, bevor er es zu Papier bringt, erzählt Ich Nr. 2 in der Regel Alles mündlich vom Fleck weg, und zwar nicht aphoristisch, bruchstückweise, wie man im wirklichen Leben zu erzählen pflegt, sondern wohlgeordnet, mit langen Dialogen, eingeflochtenen Stimmungsbildern und Schilderungen, kurz: genau so, als ob er aus einem Buche vorläse.

Dasselbe, was hier vom Ich Nr. 2 gesagt ist, gilt auch vom Ich in jenen sehr häufigen Erzählungen, die der Autor zwar in objectiver Form vorbringt, in der aber eine der Personen ihre Lebensgeschichte in directer Rede, also in der Ich-Form ausführlich erzählen läßt, die man demnach als Ich-Geschichten zweiten Grades bezeichnen könnte.

Je mehr man über diese Sache nachdenkt, je eingehender man sie prüft, desto deutlicher erkennt man ihre psychologische Unwahrheit, ihre mehr oder weniger krasse Unnatur, und desto weniger begreift man anderseits die Belletristen, die sie gar nicht zu ahnen scheinen, denen das Verständniß und Gefühl dafür gänzlich zu fehlen scheint; ganz besonders aber die Kritik, die sich solche Unnatur ungerügt bieten läßt, sie also offenbar ebenso wenig bemerkt, wenigstens keinen Anstoß daran nimmt.

Welche Gedächtnißleistungen die Belletristen manchmal ihren Lesern glaubhaft machen wollen, dafür mag folgendes Beispiel Zeugniß geben:

In der Novelle „Ein Edelmann" von der Baronin Marie von Ebner-Eschenbach, in der eine Ich-Geschichte in die andere eingeschachtelt ist, verwundet sich der erzählende Ich Nr. 1 mit einem Hirschfänger so schwer, daß er halb bewußtlos in seinem Blute liegen bleibt, bis man ihn findet. In diesem Zustande nun hört er wie seine sterbende Tante — Ich Nr. 2 — seinem Vater einen von ihr verübten Mord gesteht, und merkt sich deren Geständniß so genau, daß er es mit allen Ach und Oh wiederzugeben weiß. Und dabei ist diese Beichte sehr umfangreich, muß also lange gedauert haben. Da der Erzähler aber während dieser langen Zeit hilflos in seinem Blute gelegen, muß der Blutverlust nothwendiger Weise so groß geworden sein, daß ihm das Bewußtsein völlig schwand, daß er die Beichte der Sterbenden somit nicht nur nicht bis zu Ende gehört, geschweige denn sich jedes Wort eingeprägt haben kann, dies um so weniger, als Sterbende in der Regel nicht eben laut und deutlich zu sprechen pflegen.

Wenn sich eine Schriftstellerin vom Range der Ebner-Eschenbach nicht scheut, dem Leser solche Unwahrheiten aufzutischen, was kann man da von den anderen Autoren erwarten!

Aber nicht genug daran, daß die Ich-Menschen sich an Alles erinnern, was sie entweder selbst gesehen und gehört haben oder was ihnen von Anderen berichtet worden ist: sie wissen auch über solche Vorkommnisse genau Bescheid, die sie weder selber mitgemacht haben, noch von Anderen erfahren haben können.

Baronin Ebner-Eschenbach, die in ihrer Novelle „Er läßt die Hand küssen" diesen Fehler begeht und Jemand über Etwas berichten läßt, was er nicht wissen kann, hat die Unnatur dieser Technik offenbar selber peinlich empfunden und läßt eine der bei dieser Erzählung anwesenden Personen den Erzähler mit folgenden Worten unterbrechen: „Sie behaupten, daß Sie nicht dabei waren, als diese denkwürdigen Reden gewechselt wurden? Woher wissen Sie dann nicht nur über jedes Wort, sondern auch über jede Miene und Geberde zu berichten?" Die Antwort auf diese sehr wohlbegründete Frage lautet: „Ich habe die Meisten der Betheiligten gekannt und weiß — ein Bißchen Maler, ein Bißchen Dichter, wie ich nun einmal bin — weiß auf's Haar genau, wie sie sich in einer bestimmten Lage benommen und ausgedrückt haben

*) Siehe meinen Aufsatz, „Wie man Romane schreibt", in der „Gegenwart" Nr. 22, Jahrg. 1901.

Digitized by Google

müssen." Also Combination und Divination, nicht Wahrheit! In diesem besonderen Falle mag das ja einigermaßen entschuldigen, keineswegs vermag es im Allgemeinen die Zumuthung zu rechtfertigen, daß die Ich-Menschen Thatsachen, die sie bestenfalls nur vermuthen können, so erzählen, als ob sie dabei gewesen wären.

Diese Zumuthung dürfte dem Leser von den betreffenden Autoren übrigens kaum je mit Absicht gestellt werden, sondern vielmehr nur die Folge einer argen Vergeßlichkeit sein. Aber eben darin liegt ein überaus bedeutsamer Fingerzeig auf die Unnatur der Ich-Technik, eben darin offenbart es sich, wie eng begrenzt die subjective Darstellung im Gegensatz zur objectiven ist. Während der Autor, der objectiv erzählt, den Leser mühe- und zwanglos über alles Wissenswerthe zu unterrichten vermag, ist der Autor, der subjectiv erzählt, gezwungen, ihm die Kenntniß dieser Dinge auf Umwegen beizubringen, auf Umwegen, auf denen er — wie diese Fälle beweisen — stets Gefahr läuft, den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren und in's Reich des Unmöglichen zu gerathen.

Bevor das stattliche Sündenregister der Ich-Technik geschlossen wird, muß noch einer anderen Vergeßlichkeit gedacht werden, die zwar wie die vorige keine unmittelbare, nothwendige Folge der Ich-Technik ist, aber immerhin doch eine Folge, die keineswegs selten eintritt. Sie entsteht nur dann, wenn der Autor als Ich im Präsens erzählt und zwar so, als ob sich das, was er berichtet, im Augenblick des Schreibens ereignete, wodurch ein schreiender Widerspruch entsteht.

So schreibt Alfred Stößl in seiner Novelle „Brandung": „Bin ich von Sinnen, daß ich hier stehe auf der Düne und mich vom Regen recht bis auf die Haut naß machen lasse? Ich muß machen, daß ich nach Hause komme."

Wäre das Vorausgehende in einer historischen Zeitform erzählt und ginge diesem Satze unmittelbar eine ähnliche Bemerkung vorher wie: ich dachte — oder —: ich fragte mich, hieße es also: ich fragte mich, bin ich von Sinnen u. s. w., dann wäre Alles in Ordnung; da eine solche Bemerkung aber nicht vorausgeschickt ist und das Vorausgehende ebenfalls im Präsens erzählt ist, ergiebt sich nothwendiger Weise ein schroffer Widerspruch, in dem das, was er *sagt*, das aufhebt, was er *thut*: wenn er auf der Düne steht und sich anregnen läßt, kann er doch unmöglich seine Geschichte niederschreiben.

Dieses Beispiel ist übrigens noch harmlos im Vergleich mit dem folgenden:

Das eine bietet Hermann Heiberg in den „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland", einer Feuilleton-Sammlung in Briefform. Im 9. Briefe schreibt er: „Guten Morgen, gnädige Frau, welch' wunderbarer Frühlingssonntag dringt in mein Zimmer! Das Grün schimmert noch behutsam auf den Zweigen, bis der nächste warme Regen — ach, da ist er schon, während ich schreibe — die Embryonenhülle sprengt.... Aber hier hält es mich nicht lange. Mit fünfzig Schritten kann ich eine Anhöhe gewinnen. Kommen Sie, verehrte Freundin, der Regen ist vorüber, begleiten Sie mich ... ach, welch' ein sonnen- und golddurchwirkter Frühlingsmorgen!"

Der Schreiber dieses Briefes bringt also das Kunststück zu Wege, einen Brief zu schreiben und dabei spazieren zu gehen, und der Unsinn des Widerspruchs wird noch dadurch gesteigert, daß er die Dame, an die der Brief gerichtet ist, auffordert, ihn dabei zu begleiten! Nebenbei bemerkt: wenn er sie zu einem Spaziergang auffordert, der sofort stattfinden soll — was aus seinen Worten hervorgeht —, so muß sie doch anwesend sein; wozu schreibt er ihr dann aber? Ferner: wenn eben noch ein „wunderbarer", also offenbar wolkenloser Frühlingstag war, wie kann es, während er die nächste Zeile schreibt, also in der nächsten Minute, schon regnen? Und bevor er 24 (Druck-)Zeilen geschrieben hat, ist abermals ein „golddurchwirkter" Frühlingsmorgen! Weiter kann man, scheint es, die Gedankenlosigkeit nicht treiben!

Aus alledem, was im Vorausgehenden über die Ich-Technik gesagt worden ist, geht wohl für jeden, der logischen Gründen zugänglich ist, zur Genüge hervor, daß diese Technik mit ihren zahlreichen und gefährlichen Klippen für den Autor, der sich ihrer bedient, überaus gefährlich ist, und Angesichts dieser unleugbaren Thatsache drängt sich die Frage auf: hat eine solche Technik überhaupt eine Daseinsberechtigung?

Nach all' dem Gesagten wäre man lebhaft versucht, kurzweg mit Nein zu antworten. Einem Autor von ungewöhnlicher Gewandtheit und weitblickender Vorsicht mag es ja gelingen, sein Schifflein an all' diesen Klippen und Untiefen glücklich vorüberzusteuern: an *einer* Stelle aber kommt auch der Geschickteste nicht ganz heil vorbei, und das ist die Gedächtnißleistung. Gerade auf der beruht aber die gesammte Ich-Technik. Man könnte daher mit vollstem Recht behaupten, eine Technik, die eine psychologische Unwahrheit zur Voraussetzung hat, sei unstatthaft und daher gänzlich zu vermeiden. Will man sich aber nicht auf diesen schroffen Standpunkt stellen, und über sie nicht unbedingt den Stab zu brechen, so läßt sich das Urtheil dahin mildern, daß man sie in solchen Fällen zuläßt, wo die Gedächtnißleistung des erzählenden Ich möglichst normal, nicht allzu unwahrscheinlich ist, also dann, wenn es sich um ganz kurze Erzählungen, nicht um dickleibige Romane oder gar um doppelte Ich-Geschichten handelt; ferner dann, wenn der Autor mit dieser Technik einen ganz bestimmten Zweck verfolgt, wie z. B. in der „Berliner Range" und in den Buchholziaden. Allerdings liegt eine arge Unwahrheit darin, einem Backfisch wie dieser Lotte Bach oder einer Spießbürgerin wie der Frau Wilhelmine Buchholz Werke in die Feder zu dictiren, die sie in Wirklichkeit nie geschrieben haben könnten, weil Backfische und Spießbürgerinnen eben keine Romanschriftstellerinnen sind; aber in diesen Fällen mag ausnahmsweise einmal der Zweck das Mittel heiligen und auf Kosten der Wahrheit eine glückliche Wirkung erzielt werden. Mehr Recht noch als in diesem Falle hat die Ich-Technik dann, wenn die Erzählung in der Brief- oder Tagebuchform gegeben ist, denn in diesem Falle braucht dem Gedächtniß des Ich nicht nothwendiger Weise eine übermenschliche Leistung zugemuthet werden. Daß es von gedankenlosen Autoren auch da geschieht, vermag daran natürlich nichts zu ändern. Freilich: ganz so wie man in Wirklichkeit und ohne Hinblick auf die Oeffentlichkeit Briefe und namentlich ein Tagebuch schreibt, wird eine Brief- oder Tagebuch-Novelle kaum je ausfallen. Mit Rücksicht auf den künstlerischen Zweck und auf die Oeffentlichkeit werden es doch fast immer nur redigirte Briefe und ein stylisirtes Tagebuch bleiben. Wenn Marcel Prévost in seinen „Lettres de femmes" alle vorkommenden Frauen, auch kleine Schauspielerinnen und Dienstmädchen, geistsprühende Briefe und Octave Mirbeau in seinem „Journal d'une femme de chambre" ein Stubenmädchen ein Tagebuch voll geistreicher Reflexionen schreiben läßt, so ist das zwar sehr amüsant zu lesen, aber diese Wirkung ist wie bei der „Berliner Range" und den Buchholz-Geschichten auf Kosten der Wahrheit erzielt. Nur die wenigsten Frauen können so geistreiche Briefe schreiben wie die in Prévost's Buch, und Stubenmädchen, die solche Tagebücher schreiben wie das in Mirbeau's Werk, giebt es überhaupt nicht.

Aber selbst wenn man es mit der Wahrheit genauer nimmt als diese beiden Franzosen: ein Wagestück bleibt die Ich-Technik in jedem Fall. Für die Wahrheit wird sie fast immer zum Prokrustesbett.

Digitized by Google

Bei Walter Leistikow.

Von J. Norden.

„. . . Breit und offen, in sonniger Ruhe lag das Meer. Hinter den Dünen leuchteten die rothen Dächer des Dorfes. Das warme Licht, das von ihnen zurückstrahlte, warf einen goldigen Schimmer auf die Landschaft. Selbst die schwarzen Kreuze vorn am Fuße der Düne sahen weniger trist, weniger starr und ernst aus. Die kleinen bekränzten Hügel lagen wie schlaftrunken in der hellen Sonne . . .“

„. . . Eine blutrothe Sonne im Nebel versteckt, mit Nebel kämpfend. Langsam taucht sie empor aus der See, sanft bricht sich Welle auf Welle am Strande. Ein großes, weißes Boot kommt näher, lautlos, wie ein Schwan, segelt das Schiff . . .“

„Ein Hof, der hinten überging in einen Grasgarten mit einem halben Dutzend schiefgewachsener, elender Obstbäume. Dazwischen baumelte lose gespannt eine Waschleine, auf der sich ein paar Stücke weißer Leinwand schaukelten, unterbrochen durch einen farbigen Rock oder lange, rothe Strümpfe. Es war lustig, wie die Sonne darauf spielte, grüne und goldige Reflexe malend, die mit den feinen grauen violetten Tönen wundervoll zusammenstimmten . . . Rechts davon sah man über rothe Dächer hinweg, über schwarzbalkige Giebel mit bunten Blumentöpfen vor den lukenartigen Fenstern. Weiter hinten Wiesen und Felder mit schnurgerader hochbäumiger Allee, man konnte sie lange, lange verfolgen, ehe die blaudumpfe Ferne sie aufnahm . . .“

„. . . Weite grüne Wiesen mit dem geschlängelten Band des kleinen weidenumstandenen Flüßchens. Es wollte Abend werden. Ein feuchtgrauer, einförmiger Sack, hing der Himmel lose gespannt darüber. Tiefer senkten sich die dämmernden Schleier, sie verhüllten schweigend die Ebene. Eine trostlose, trübe Melancholie schien vom Himmel herniederzugleiten. Mit weitem Flügelschlägen zogen kreisend Krähen dem verlöschenden Lichte entgegen, in banger Furcht vor der Nacht . . .“

So las ich ihm vor, dem Schöpfer dieser Bilder, die nicht gemalt, sondern — geschrieben worden sind. Ich lag dabei in einem riesigen englischen Prachtfauteuil; ein kleines Haus mehr, denn eine Sitzgelegenheit . . . Er kauerte mit untergeschlagenem rechten Bein drüben auf einer kurzen, mit einem Bärenfell bedeckten Couchette.

„Aber — aber erlauben Sie doch — das ist ja —“ und sein merkwürdig sehniger, knorpeliger Hals, den einst Max Kruse so wundervoll trefflicher in Holz geschnitzt hat mit dem dazu gehörigen kurzgeschorenen schwarzhaarigen Kopf, in dem über breiten Backenknochen große dunkle Augen wie mit einer leisen unruhigen Frage immer suchend in die Ferne blicken — er streckte sich weit vor, dieser Hals, und in tiefen staunenden Tönen kam es heraus: „Aber das ist ja —“

„Aus Ihrem Roman ‚Auf der Schwelle‘*) — jawohl. Doch, bitte, noch einen Augenblick. Ich möchte Ihnen noch eine Stelle vorlesen.“

Er blieb mit gespannter Aufmerksamkeit in der gleichen Stellung, und ich fuhr fort:

„. . . Er war ja doch nur ein langweiliger Patron, ein thörichter Spielverderber, er wußte wohl, wie er dasaß, ganz und gar in sich verkrochen, verärgert, verbittert, einsilbig, höchst langweilig für seine Umgebung. Statt etwas zu sagen, konnte er nur gähnen, entsetzlich gähnen; und diese furchtbare Traurigkeit, die an ihm fraß, an ihm zerrte und würgte. Pfui, zu dumm! Ja, zu dumm, Wozu das Alles! . . .“

Ich schwieg . . . Ein leises Lächeln stahl sich unter dem dunklen Schnurrbart des Malers hervor. Er nahm mit einer gemessenen, langsamen Bewegung das Pincenez von der Nase und rieb mit dem Taschentuch die Gläser blank. Dann setzte er es hastig wieder auf, sprang von der Couchette herab und stand mit seiner schlanken, sehnigen Gestalt vor mir:

„Wozu lesen Sie mir das eigentlich vor?“

„Nun, vielleicht möchte ich erfahren, ob Sie sich noch dazu bekennen, zu jenen so schön entworfenen Bildern und zu dieser Charakteristik — nun, sagen wir, des Hans Lürssen, des Helden Ihres Romans?“

„Na! . . . Eine spaßige Idee! . . . Aber, was die Bilder betrifft — sehen Sie, sie haben mich wieder ordentlich gepackt, diese Motive sind gut, und ich liebe sie. Aber — ob Sie sie wiedererkennen würden, wenn ich sie heute malte? Ich würde das, was darin steckt, wohl ganz anders zum Ausdruck zu bringen suchen, als Sie glauben mögen . . . Uebrigens“ — zögernd kam es heraus — „vielleicht auch nicht. Sie wissen ja selbst: ich bin wieder ‚naturalistischer‘ geworden . . . Wird aber wohl auch nur ein Durchgangsstadium sein. Wie früher die stylisirende Manier . . . Ja . . . Man sucht eben auf verschiedene Weise seinem Ziel näher zu kommen . . .“

„Und das wäre?“

„Nun — die Monumentalität der Auffassung und der — na, der Ausdrucksform des Geschauten, oder vielmehr des innerlich Erlebten. Ich wurde sozusagen als Landschafter schon geboren . . . Wohl darum sehe ich die Natur, die Naturanschnitte, nicht bloß — ich erlebe sie. Sonst könnte ich sie auch gar nicht malen . . . Also das ‚Monumentale‘!“ brach er plötzlich kurz ab.

„Das ‚Monumentale‘! Ja, aber haben Sie denn nicht schon oft diese Wirkung erreicht? Sowohl in Ihren stylisirten Bildern, wie in anderen? In vielen Ihrer Grunewald-Motive und auch in manchen der Bilder aus Süd-Schweden und aus Dänemark. Einfach durch die Beschränkung auf das Nothwendige, das Charakteristische der Farben, der Formen? Und nun gar, wenn dazu noch das Motiv etwas Feierliches hat, mag es in einer Einsamkeitsstimmung liegen, oder in dem Wesen der Linien!“

„Ach ja, ach ja — gewiß! Aber ich glaube doch — nein: wann ist man denn mit sich selbst zufrieden!“

„Sie sind's wohl nie? . . . Sie kommen mir gerade wie ein ewig Suchender vor. Nicht?“

„Ja, das heißt doch erst leben . . . Uebrigens — Cigarre gefällig?“

Er ging zum breiten Tisch in der Ecke vor dem Pult-Spinde mit der kleinen Büchersammlung, den Mappen, Catalogen, Albums . . . Auf dem Schreibtisch — Lithographien, Fläschchen mit Malerlack, Farbentuben . . .

Ich dankte, suchte mir im Riesenfauteuil einen anderen Winkel aus und fragte:

„Doch wegen des Hans Lürssen sind Sie mir noch eine Antwort schuldig.“

„Nun — freilich hat er manchen Zug von mir selbst . . . Das heißt — vor vielen Jahren . . . Sie glauben gar nicht, wie wenig ich mir damals zutraute, als ich anfing. Und diese Scheu . . . Es war fast, wie eine große Traurigkeit. Und dazu das starke Sehnen, aus einer tiefinnerlichen Quelle . . . Ja, ja — ganz so wie der Hans: ‚verkrochen, verärgert‘ . . . Und furchtbar überflüssig kam ich mir vor!“

Er klappte in einer anderen nicht minder bequemen Sitzgelegenheit hinter dem Tisch zusammen.

„Erzählen Sie mir von — von ‚damals‘.“

Mit einem raschen Blick überflog ich das ganze, große Atelier. Riesenhoch. Schönes Oberlicht. An der Decke Blendschirme und eine Vorkehrung zu tagheller elektrischer Beleuchtung, so daß man auch Abends malen kann. Ein großer freier Raum in der Mitte, so daß man von den Staffeleien weit zurücktreten kann. Auf ihnen eine Anzahl älterer bekannter Gemälde, darunter die decorative „einsame Villa“, die wir vor Jahr und Tag bei Keller und Reiner bewundert haben: links und rechts mächtige dunkle Baumsilhouetten

*) Berlin, Verlag Schuster & Löffler, 1896.

Digitized by Google

zwischen ihnen die kleine hochdachige weiße Villa, vorn hügeliges Gelände mit grüngelben Wiesen, gelben Felderstreifen; eine der stylisirten Waldlandschaften mit blauen Schattenkringeln im glattflächigen braungelben Laub und einem gelben Abendhimmel im schmalen Wasserspiegel; dann eine große herbstlich schwermüthige Gebirgslandschaft von Blauschwarz und Grünbraun vorne zu leuchtendem Weiß und Blau in der Bergkette hinten, wie eine Tonleiter in Dur von dumpfem Baß zu hellem Discant hinauflaufend. Dazu ganz Neues: Skärenmotive aus der Umgegend von Göteborg in schöner Graustimmung, ganz realistisch, und aus der Umgebung von Kopenhagen, Wald und Felder, auch mit hingebendem Wahrheitssinn gemalt . . .

In einer dunklen Nische ganz links entdecke ich eines seiner ersten großen Bilder mit dem Schwanenmotiv, für das er Jahre lang so viel übrig hatte: voll unbezwinglicher Sehnsucht in der Linienwirkung und in den dunklen Farbenharmonien, aus denen die weißen langhalsigen Vögel hervorleuchten. Es ist, als wenn sie einen langen, bangen Schmerzensruf ausstoßen . . . Und dort drüben an der Wand, über einer Chaiselongue, sind sie wieder: auf einem Wandteppich in Schwarz und Roth und Weiß. Roth mit schwarzen Schattenflächen und Laubcontouren der Wald; roth der Himmel, an dem ein weißer Mond aufsteigt, dessen Silberschein in einem langen Streifen im schwarzen Wasser sich wiederspiegelt, und weiß vorn die beiden ziehenden Schwäne, langhalsig, mit langem, bangem Schmerzensruf . . . Nur zwischen Wald und Wasser ein schmaler dunkel-stumpfgrüner Streifen . . . In Scherrebeck sollte er einst gewebt werden, der Teppich; aber da bekamen sie es nicht fertig, was in Christiania dann ganz leicht ging. So erzählte er mir einmal früher.

Ueberall in seinem Atelier, in seiner mit ihm in unmittelbarer Verbindung stehenden Wohnung Erinnerung und Anklänge an die skandinavischen Länder, namentlich Dänemark, von woher ja auch seine liebenswürdige Gattin herstammt, und Norwegen. Ein geschnitztes Paravent, ein hochlehniger steifer eckiger Sessel, mit Kerbschnitt und Schnitzwerk verziert im Atelier, wo auch noch an den Wänden und unter dem mächtigen Nordfenster alte Pultspinde und Schreibsecretäre stehen . . . Alles so blank und sauber, selbst die Tische und Gestelle mit all' den Malgeräthschaften . . . Hier waltet eine feine Frauenhand — sieht man sofort. Aber dieser Ordnungssinn liegt wohl auch in dem ganzen Wesen des Malers selbst. Auch seine Malereien sprechen ja dafür. Vor Allem natürlich die decorativ-ornamentalen . . . Das ganze Heim trägt diesen Charakter peinlicher Ordnung . . . Aber noch saßen wir ja im Atelier und ich hatte ihn gebeten, mir von „damals" zu erzählen, als er noch so „verkrochen, verärgert" war.

Jetzt räusperte er sich.

„Ja so! . . . Also, bitte!"

„Sie wissen — ich stamme aus Bromberg?"

„Und Sie haben wohl auch etwas slavisches Blut in den Adern?" unterbrach ich ihn. „Der Name mit dem slavischen ‚-ow' und dann, wissen Sie, in den Studienmappen von Ilja Repin sah ich 'mal einen Kosaken, der Ihnen zum Verwechseln gleicht."

„Das kann schon sein. Meine Familie stammt auch aus Rußland. Vor Jahrhunderten war sie dort ansässig, in den Ostseeprovinzen glaub' ich. Aber selbst weit im Südosten, am Don und da herum, oder gar im Kaukasus soll der Name vorkommen. Aber sie ist natürlich ganz deutsch, meine Familie. In Bromberg kam ich aber selbstverständlich viel mit Polen zusammen. Auch unser Hausdoctor war ein Pole, ein Herr von . . . Herr von — na, einerlei! Jedenfalls besaß er die Hildebrand'schen Aquarellen. Wissen Sie, die einst so vielgerühmten Chromolithographien. Das mögen die ersten Bilder gewesen sein, die ich gesehen habe. Sehr imponirt haben sie mir wohl nicht . . . Zog die Landschaft draußen vor der Stadt vor. Auch den fürchterlichen Zeichenvorlagen in der Schule. Uebrigens der Lehrer selbst — am liebsten schickte er uns nach Hause: ‚Es kommt ja doch nichts bei diesem Zeichnen heraus!' Aber da war ein Anderer. Nicht ein Lehrer, sondern ein Künstler, so ein verfahrener, todtgeschlagener Kerl — Flatow hieß er — den hatte ich ganz gern. Er unterhielt eine ‚Akademie' in Bromberg. Dort lernte ich wohl mehr als in der Schule. Am meisten aber doch draußen. Nach der Natur malen — das gefiel mir. Auch Blumen, Früchte und dergleichen zeichnete ich . . ."

Das that Leistikow jetzt, während er sprach. Er hatte sich ein Stück Papier oder einen Heftdeckel hergelangt und fuhr mit einem Stift darüber hin und her, emsig zusammengebückt, als gelte es, ein neues Tapetenmuster zu entwerfen. Plötzlich lachte er laut auf und sich im Stuhl zurücklehnend sagte er: „Uebrigens ein drolliger Kauz, der olle Flatow. Als er hörte, daß ich Künstler werden wollte, sagte er: ‚Um Gottes willen — nur nicht Maler! Architekt! Architekt!' Aber ich hielt an der Landschafterei fest. Da gab er mir mal den wohlgemeinten Rath: ‚Siehst Du, mein Junge, ich will Dir ein werthvolles Geheimniß anvertrauen: schmeiße das Weiß, wenn Du was erreichen willst. Immer nur Neapelgelb, und heller Ocker. Ich sage Dir, das giebt prachtvoll feine Stimmungen!' . . . Er litt wohl am Gelbkoller!" fügte Leistikow hinzu und nahm wieder sein Blatt vor.

„. . . Nun und so konnten Sie Maler werden, ohne Widerstreben der Eltern?"

„Ja. Die Mutter war sogar besonders dafür. Und dann hielt sich einmal in Bromberg ein polnischer Porträtmaler auf. Der sah meine Sachen und meinte, ich solle nach München, dort könne ich was lernen . . . Ob ich was lernen wollte! . . . Aber es ging nicht nach München, sondern nach Berlin. Mit einem Freunde, der Photograph werden wollte. Das war 1883. Nach einem fast halbjährigen Vorbereitungs- oder Versuchscursus an der akademischen Hochschule schmissen sie mich hinaus. Natürlich wegen Talentlosigkeit und Gefühlslosigkeit . . . Ja! . . . Dann ging ich zum alten Eschke. Lustige Studienreisen gab's mit ihm . . . Und natürlich malte ich ‚Styl Eschke', hübsche Landschaften mit ‚interessanter' Staffage, nur schwächer als er . . . War doch ein feiner alter Herr! . . . Und dann kamen die Jahre bei Hans Gude. Ich fing sogar schon an, zu verkaufen. Und 1888, da brachte mir auf der großen Sommerausstellung ein pommersches Fischerdorf eine Auszeichnung ein . . . Ja, ich muß wohl sagen, ich habe viel Glück gehabt, von Anfang an . . . Gude meinte: ‚Leistikow, es wäre gut für Sie, wenn Sie französische Bilder sehen könnten!' So fuhr ich nach Kopenhagen hinüber, wo die große französische Kunstausstellung war . . . Donnerwetter — Besnard und einige Landschafter, die machten gewaltigen Eindruck auf mich!"

„Ward Ihnen ganz klar, was Jene wollten und was Sie selbst erstreben sollten?"

„Nein, das kam ganz langsam. Das Erfassen und das Freimachen!"

Er sprang auf und kam näher.

„Zunächst war die coloristische Wirkung stark. Ich sah auch in der Natur ganz andere Reize, als sie die ‚Schule' mir eingeprägt hatte . . . Eigenes . . . Dämmerungserscheinungen; rothe Dächer im verglühenden Abendschein; feine trübe Regenstimmungen . . . So ein rothes Dächerbild malte ich — 1889 glaube ich. Na, das Entsetzen vom alten Gude! Auf fürchterliche Abwege sei ich gerathen u. s. w. Nun aber blieb ich einstweilen dabei. Bei der starkfarbigen Malerei. Hatte auch Erfolge . . . Sogar im Auslande, in Melbourne, Chicago. Die Dresdener Gallerie kaufte eine Ziegelei von mir. Na — und so weiter . . ."

Er schwieg . . . Ich hörte ihm gern zu, aber mit der Gründung des Vereins der „XI" trat er ja schon — Anfang der neunziger Jahre — in den Vordergrund der

Digitized by Google

Berliner Maler. Wozu ihn also ganz Bekanntes erzählen lassen!

Doch die Erwähnung der „XI“ machte ihn ganz warm. Wie sie da „Im Großen Kurfürsten“ zuerst ihre Tafelrunde hatten: Friedrich Stahl, Ludwig von Hofmann, Schnars-Alquist, Hans Herrmann, Georges Mosson, Alberts, Franz Skarbina, auch Hugo Vogel und Müller-Kurzwelly ... Das war Leben! ... Und zu kämpfen galt es ... Dann trat Max Liebermann an die Spitze, Max Klinger wurde gewonnen und — „na, Sie wissen ja, der Lärm, als die ‚XI‘ zum ersten Male bei Schulte geschlossen auftraten! ... Es war eine tolle Zeit.“

Man kennt die Leistikow'schen Gemälde aus jener „tollen Zeit“. Nur noch als Aquarellist und etwa in seinen landschaftlichen Studien bewegte er sich auf dem Boden des Realismus und Naturalismus, bald mit feineren, bald mit derberen Ausdrucksmitteln. Aber die Hauptarbeiten standen durchaus im Zeichen des Ornamentalen und Decorativen. Neben der genauen Bekanntschaft mit dem Ornament der scandinavischen Volkskunst, war es Puvis de Chavannes, der während eines Pariser Aufenthalts einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und nicht wenig wohl auch die Japanmode, die ihn beeinflußt und auf die neuen Wege gewiesen hatten. Aber doch nur gewiesen. Denn was er schuf, war weder scandinavisches Ornament, noch des großen Pariserś byzantisirende Art, noch auch japanisch — es war Alles umgewerthet, und er gab durchaus Eigenes. Nur daß seine Ausdrucksmittel die Knappheit und die Eindringlichkeit der Liniensprache all' dieser Vorbilder übernahmen. Und ganz eigen nun war gewiß sein Colorit mit den ungebrochenen Tönen, die immer in breiten Flächen so harmonisch neben einander standen. Er sah den Abendhimmel mitunter im leuchtendsten Gelbgrün; er kannte einen schwarzblauen gestirnten Himmel, an dessen unterem Rande ein blutrother Sonnenball steht; einen himbeerfarbenen Himmel mit schwarzen Wolken, dunkelgrüne Schiffschatten im strahlend gelben Wasser — was weiß ich, was sonst noch Alles für farbige Traumstimmungen oder traumhafte Farbenstimmungen. Und keine Spur von Staffage mehr, wenn nicht schwarze Raben und weiße Schwäne. Wer erinnert sich nicht dieser Bilder, die uns bald in einen menschenleeren Hafen, in eine todteseinsame Felsschlucht am Meere, in ein schlafbefangenes enges Thal, an eine öde Küste oder auf die feierliche Meereshöhe führten? Wer weiß auch nicht, daß er mitunter ein und dasselbe Motiv stylisirend und dann wieder naturwahr behandelte, namentlich eine Reihe seiner vielen märkischen Wald- und Seebilder, zu denen ihm die Seen des Grunewaldes oder die Umgebung des Müggelsees immer wieder neue Motive boten? Und wer weiß nicht, welche Stimmung er mit diesen Bildern zu erzeugen wußte ...

Ja, er wurde warm, als wir von den Kampfjahren der „XI“ sprachen:

„Da konnte man sich ausleben, unbekümmert um Jury und Schulprincipien ... Was danke ich Alles der ‚XI‘! Größten Halt fand ich, größten Muth gewann ich ... Bin ihr außerordentlich verpflichtet.“

Und immer vielseitiger wurde er in der Technik. Zur Oel- und Aquarellmalerei kam das Pastell hinzu, dann die Radirung, die buntfarbige Lithographie. Auch diese Techniken stellte er in den Dienst seiner Bestrebungen. Mit welchem Erfolge — das beweisen namentlich die sehr gesuchten Steindrucke.

Ich sah da wieder einige wundervolle Grunewald-Motive von großer Einfachheit in Linien und Farbengebung und eben darum von monumentaler Wirkung.

Seit ein paar Jahren hat Leistikow sich dann wieder mehr der rein realistischen Richtung zugewandt. Eine Reihe von Grunewald-Motiven, die er immer von Neuem sucht und findet, wenn er ein paar Monate, oder Wochen im Jahr am Herthasee haust, wo ein Berliner Mäcen ihm eine Villa einzuräumen pflegt, eine Reihe anderer Bilder aus Süd-Schweden und aus Dänemark zeugen davon.

Warum diese Wandlung?

„Sie hat doch ihre Gefahren, diese Richtung auf das Decorative und das Ornament. Es kann zur Manier werden, man erstarrt am Ende darin“ — meinte er.

Wir standen gerade vor einigen Bildern, die für die neue Secessions-Ausstellung bestimmt waren ... Nun — man kann ja sehen ... Jedenfalls ist nichts dem Aehnliches darunter wie etwa jener zu einem Dom stylisirter graue Buchenwald mit den gelben, wie gothische Fenster wirkenden Zwischenräumen zwischen den regelmäßig hingestellten Baumsäulen, die die Vorstellung von etwas unendlich Hohem und Tiefen weckten; jenes Bild, das er vor zwei Jahren in der „Secession“ hatte.

Ich glaube aber, daß sich diese Wandlung, obschon er selbst sie ja auch nur als ein Uebergangsstadium bezeichnet, zum Theil sich dadurch erklären läßt, daß er inzwischen sich auch kunstgewerblichen Entwürfen zugewandt hat. Teppichmuster, Muster für Seidenwirkereien, Entwürfe für Möbelstoffe, Wandschirme, Stühle, für Linoleum, für Buchausstattungspapiere, vor Allem für Tapeten, haben ihn in den letzten Jahren vielfach beschäftigt, beschäftigen ihn auch jetzt. Der Sinn fürs Ornamentale kann sich jetzt hier ausleben gewissermaßen.

Er langte eine Menge Rollen hervor und zeigte neue Tapetenmuster, wie er sie auch vielfach schon ausgestellt hat. Stumpfe ziegelrothe, blaue, graugrüne Farben, stylisirte Schwäne und Blüthen aller Art; Segelboote zwischen Felseneilanden, Waldsilhouetten, Sternenhimmel mit Wolkenstreifen u. s. w. zeigen die dazu gehörigen Borten. Mitunter begnügt er sich auch nur mit stylisirten Ornamentlinien, die aber doch auch die Vorstellung hier von Pflanzenranken oder Blättern, dort von Wassergekräusel oder Lichtreflexen auf Wellen wecken. Er ist mit Aufträgen dieser Art jetzt überhäuft.

„Wie componiren Sie? Haben Sie eine bestimmte Idee, wenn Sie an die Arbeit gehen?“

„Ach nein! Meistens überlasse ich mich meinem Stift. Aber dann krystallisirt sich plötzlich Alles und ich sehe das Muster farbig deutlich vor mir.“

So kamen wir auf die moderne kunstgewerbliche Bewegung zu sprechen. Er ist Feuer und Flamme dafür und hofft dabei Alles von der Erweckung persönlichen Kunstgefühls im Volke. Als ich bedauerte, daß heute leider noch immer nur für die Reichen gearbeitet werde, daß der Mittelstand und erst recht das „Volk“ leer ausgehen, pflichtete er mir eifrig bei.

„Es ist ein Jammer, daß Alles so furchtbar theuer wird. Selbst die Tapeten, die modernen Tapeten, sind für die Allermeisten unerschwinglich ... Und — fügte er lächelnd hinzu — die ‚Künstlerhonorare‘ sind gewiß nicht an diesen Preissteigerungen schuld ... Wenn nur Kunst und Gewerbe wirklich immer im Interesse der ‚Kunst für's Volk‘ zusammenwirken wollten ... Und dann dieser viele Kitsch, der dem Volke unter der Flagge des ‚modernen Styls‘ geboten wird. Rein zum Erbarmen. Kunstbedürfniß ist vorhanden, unleugbar, aber das Kunsturtheil ist noch so gar wenig geklärt.“

Uebrigens hat sich Leistikow hierüber auch schon in der Presse ausgesprochen: in Seemann's Kunstgewerbeblatt ...

Daß er sein ganzes Heim von diesem Gesichtspunkte aus eingerichtet hat, d. h. von dem Standpunkte eines persönlichen Kunstgefühls aus — braucht es noch gesagt zu werden? ... Wir gingen in die Wohnung hinüber, ich wollte seine liebenswürdige Gattin, die so verständnißvolle Gefährtin auch gerade seines Arbeitslebens, begrüßen und einige Corinth'sche Bilder sehen, die er besitzt. Ein kleines rothes Zimmer, das Wohnzimmer der Gattin, liegt gleich nebenan. Hier sah ich ein vortreffliches Porträt des Hausherrn, von Corinth, un-

Digitized by Google

gemein charakteristisch im Profil und von einer für diesen Impressionisten di primo cartello fast erstaunlichen Mäßigung in der Pinselführung. Sogar die Hände hat er hier nicht ohne Liebe behandelt; gerade gegenüber hängt das Bildniß des Schwiegervaters, auch ungemein lebendig, der Typus eines scandinavischen Geschäftsmannes; so kann man sich viele der Kaufherren aus Bergen und Christiania in den Ibsen'schen und Björnson'schen Dramen denken. Ueber dem Schreibtisch der Hausfrau ein reizendes blondes Kinderköpfchen. Auch von Corinth und doch — wirklich reizend. Mit liebevoller Vertiefung in die zarten Töne eines kleinen Mädchengesichts. Und die großen blauen Augen so sprechend. Leistikow's einziges Töchterlein. Auch sonst noch viel Bilder — Pastelle, Lithographien, Oel- und Aquarellmalereien — an den Wänden, wieder von Corinth und von Liebermann und von Lunois und Eduard Munch und von Leistikow selbst; und dazu werthvolle Statuetten und Bibelots, Altes und Neues, aus Dänemark und aus Norwegen und auch anderswo her, Porzellan und Glas und Bronce: hier und nebenan dann, in dem gelben Salon mit den schönen stylechten, wohl auch dänischen Möbeln aus der Biedermeierzeit, und im großen ziegelfarbenen Speiseraum mit den schweren dunkelgebeizten und reich geschnitzten nordischen Schränken, Credenzen, Truhen und den alten Schüsseln, Metallkrügen, Schalen. Und natürlich auch überall scandinavische Wirkereien: Vorhänge und Tischdecken und Kissen . . . Mitten drin aber in diesem Heim das große helle Spielzimmer der Kleinen. Auch hier alte echte Bauernmöbel mit Kerbschnittverzierungen und an den Wänden echte Leistikow's, darunter jenes große Bild mit den goldgelben Wikinger Schiffsschnäbeln über türkisblauem Wasser . . . „Im Leben dieses Kindes giebt's Kunst genug" — meinte ich, und ein behagliches Lächeln glitt über das blasse Gesicht des Hausherrn.

. . . Ein selten harmonisches Zusammenklingen von persönlicher Kunst und persönlichem Leben.

Und unwillkürlich dachte ich, wie weit zurück hinter all' diesem liegt doch das „Verkrochen- und Verärgertsein" des Hans Lürssen. Hier lebt Jemand, der weiß, was er will und daß er was kann. Ein Heißsporn oft in der Vertretung seiner Künstleranschauungen nach außen hin — greift er doch mitunter gar selbst zur Feder, um sie darzulegen — aber von einer Abgeklärtheit des Empfindungslebens, die es ihm ermöglicht, was Geist und Herz ihm erfüllt, mit verschiedensten Ausdrucksmitteln in die Erscheinung umzusetzen.

Mögen die draußen auch mitunter die Köpfe schütteln zu dieser oder jener Erscheinungsform — ihn ficht's nicht an, denn er weiß, was er will und daß er was kann . . .

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zachäus.

Von Knut Hamsun.

(Schluß.)

IV.

Am nächsten Tage war ein Gewitter, in gewaltsamen Strömen floß der Regen vom Himmel hernieder, peitschte wie Hagelschauer gegen die Häuser und füllte die Wasserbehälter des Kochs schon zu früher Morgenstunde. Die ganze Arbeitsmannschaft war zu Hause: Einige flickten Kornsäcke für die Ernte, Andere besserten zerbrochenes Werkzeug oder Arbeitergeräthschaften aus und schliffen Messer und Mähmaschinen.

Als der Mittagsruf ertönte, erhob sich Zachäus von der Pritsche, wo er saß und wollte den Anderen in den Speiseraum folgen. Er ward indeß draußen von Polly in Empfang genommen, der ihm sein Essen brachte. Zachäus wandte ein, er habe beschlossen, von nun an mit den Anderen zu essen, seine Hand sei besser, er habe kein Fieber mehr. Der Koch antwortete, wenn er das Essen nicht haben wolle, das er ihm bringe, so bekäme er gar nichts. Er warf die blecherne Schale auf Zachäus' Pritsche und fragte: „Ist Dir das vielleicht nicht gut genug?"

Zachäus kehrte zu der Pritsche zurück und ergab sich in sein Schicksal. Es war das Richtigste, daß er das Essen nahm, das man ihm gab.

„Was für einen Schweinkram hast Du denn heute wieder gekocht?" knurrte er nur und machte sich über die Schüssel her.

„Kücken!" antwortete der Koch. Und ein eigenthümlicher Blitz schoß aus seinen Augen, als er sich umwandte und ging.

„Kücken?" murmelte Zachäus vor sich hin und durchsuchte das Essen mit seinen blinden Augen. „Den Teufel auch ist das Kücken, Du Lügner." Aber es war Fleisch und Sauce.

Und er aß von dem Fleisch.

Plötzlich bekam er ein Stück in den Mund, woraus er nicht klug werden konnte. Es läßt sich nicht schneiden, es ist ein Knochen mit zähem Fleisch daran, und als er die eine Seite abgenagt hat, nimmt er das Stück aus dem Munde und betrachtet es. „Der Hund kann seinen Knochen selber behalten!" murmelte er und geht an die Thüröffnung, um es genauer zu untersuchen. Er wendet und dreht es mehrere Male. Plötzlich eilt er nach der Pritsche zurück und sieht nach der Flasche mit dem abgeschnittenen Finger, — die Flasche war verschwunden.

Zachäus schreitet hinüber nach dem Speiseraum. Leichenblaß mit verzerrtem Gesicht bleibt er in der Thür stehen und sagt, so daß Alle es hören, zu dem Koch: „Sag' mal, Polly, ist dies nicht mein Finger?"

Damit hält er einen Gegenstand in die Höhe.

Der Koch antwortet nicht, fängt aber an seinem Tische an zu kichern.

Zachäus hält einen anderen Gegenstand in die Höhe und sagt: „Und, Polly, ist dies nicht mein Nagel, der an dem Finger saß? Sollt' ich den nicht wiedererkennen?"

Jetzt wurden alle Männer an den Tischen aufmerksam auf die Fragen des Zachäus und sahen ihn staunend an.

„Was hast Du eigentlich?" fragt Einer.

„Ich fand meinen Finger, meinen abgeschnittenen Finger im Essen," erklärt Zachäus. „Er hat ihn gekocht, er hat ihn mir mit meinem Essen gebracht. Hier ist auch der Nagel."

Da brach plötzlich an allen Tischen ein brüllendes Gelächter los, und die Leute schrieen durcheinander.

„Hat er Deinen eigenen Finger gekocht und ihn Dir zu essen gegeben? Du hast ein wenig davon abgebissen, wie ich sehe, Du hast die eine Seite abgenagt!"

„Ich sehe nicht gut," erwiderte Zachäus, „ich wußte nicht, — — ich dachte nicht — —"

Dann aber plötzlich wendet er sich um und geht zur Thür hinaus.

Der Aufseher mußte Ruhe im Speiseraum schaffen. Er erhob sich, wandte sich an den Koch und sagte: „Hast Du den Finger mit dem anderen Fleisch zusammen gekocht, Polly?"

„Nein," erwiderte Polly. „Großer Gott, wie könnte ich wohl Wofür haltet Ihr mich denn? Ich kochte ihn für sich, in einem ganz anderen Kessel."

Aber die Geschichte mit dem gekochten Finger lieferte den ganzen Nachmittag Stoff zu unerschöpflicher Heiterkeit für die Bande, man stritt und lachte darüber wie die Verrückten, und der Koch feierte einen Triumph, wie nie zuvor im Leben.

Zachäus aber war verschwunden.

Zachäus war in die Prärie hinausgegangen. Das Unwetter hatte noch immer nicht nachgelassen, und es gab nirgends Schutz. Zachäus aber wanderte weiter und weiter über die Prärie hinaus. Er trug seine kranke Hand in der Binde und schützte sie, so gut er konnte, gegen den Regen; im Uebrigen war er von oben bis unten durchnäßt.

Er setzt seine Wanderung fort.

Als die Dämmerung hereinbricht, bleibt er stehen, sieht beim Schein eines Blitzes nach der Uhr und kehrt dann denselben Weg wieder zurück, den er gekommen ist. Mit schwerfälligen, bedächtigen Schritten geht er durch den Weizen, als habe er die Zeit und den Weg genau berechnet. Gegen acht Uhr langt er wieder bei der Farm an.

Es ist jetzt völlig dunkel. Er hört, daß die Leute im Speiseraum beim Abendbrod versammelt sind, und als er durch das Fenster guckt, meint er den Koch dort zu sehen, und glaubt zu erkennen, daß er sehr guter Laune ist.

Er geht von dem Hause fort nach den Stallungen, wo er sich in den Schutz stellt und in die Finsterniß hineinstarrt. Die Heuschrecken schweigen, Alles ist still, nur der Regen fällt noch immer und von Zeit zu Zeit schneidet ein schwefelfarbener Blitz den Himmel mitten durch und schlägt weit hinten in der Prärie nieder.

Endlich hört er, daß die Leute vom Abendessen kommen und in den Schlafschuppen hinübereilen, fluchend und im Sturmeslauf, um nicht naß zu werden. Zachäus wartet noch eine Stunde, geduldig und eigensinnig, dann begiebt er sich nach der Küche.

Es ist noch Licht da drinnen, er sieht einen Mann am Herd, und er tritt ruhig ein.

„Guten Abend!" sagt er.

Der Koch sieht ihn erstaunt an und sagt schließlich:

„Heute Abend kannst Du kein Essen mehr bekommen."

Digitized by Google

Zachäus entgegnet:

„Gut! Aber dann gieb mir ein wenig Seife, Polly. Mein Hemd ist gestern Abend nicht rein geworden, ich muß es noch einmal wieder waschen."

„Nicht in meinem Wasser!" sagte der Koch.

„Ja, gerade. Ich habe es hier an der Ecke!"

„Ich rathe Dir davon ab."

„Bekomme ich Seife?" fragt Zachäus.

„Ich will Dir Seife geben!" schreit der Koch. „Hinaus mit Dir!"

Und Zachäus geht hinaus.

Er nimmt den einen der Wasserbehälter, trägt ihn an die Ecke, so recht mitten unter das Küchenfenster, und fängt an, laut in dem Wasser herumzuplätschern. Der Koch hört es und kommt heraus.

Er ist heute groß und überlegen wie nie zuvor, und er geht gerades Weges mit ausgespreizten Armen entschlossen und zornig auf Zachäus zu.

„Was machst Du hier?" fragt er.

Zachäus antwortet: „Nichts. Ich wasche mein Hemd."

„In meinem Wasser?"

„Natürlich!"

Der Koch kommt näher, beugt sich über den Wasserbehälter, um sich davon zu überzeugen, ob es der seine ist, und sucht in dem Wasser nach dem Hemd.

Da zieht Zachäus seinen Revolver aus der Binde der verwundeten Hand heraus, hält ihn dem Koch gerade vor's Ohr und drückt ab.

Ein schwacher Knall hallte in die nasse Nacht hinaus.

IV.

Als Zachäus zu später nächtlicher Stunde in den Schlafschuppen kam, um zur Ruhe zu gehen, erwachten ein paar von seinen Kameraden und fragten, was er so lange draußen gemacht habe.

Zachäus antwortete: „Nichts. Ich habe Polly erschossen."

Die Kameraden richteten sich auf den Ellenbogen auf, um besser zu hören.

„Du hast ihn erschossen?"

„Ja!"

„Das wäre doch des Satans! Wo trafst Du ihn?"

„In den Kopf. Ich schoß ihn durch's Ohr, die Kugel ging nach oben."

„Den Teufel auch! Wo hast Du ihn begraben?

„Westlich in der Prärie. Ich gab ihm die Zeitung in die Hände."

„Hast Du das gethan?"

Damit legten sich die Kameraden wieder hin, um weiter zu schlafen.

Nach einer Weile fragt noch Einer von ihnen: „Starb er gleich?"

„Ja," antwortete Zachäus, „beinahe sofort. Die Kugel ging durch das Gehirn."

„Ja, das ist der beste Schuß," sagt der Kamerad. „Geht sie durch das Gehirn, so ist das der Tod."

Und dann wird es ruhig in dem Schuppen, und Alle schliefen —

Der Aufseher ernannte einen neuen Koch, einen der Gehülfen, die seit dem Frühling in Uebung waren; dieser ward jetzt zum Chef erhöht und war herzlich glücklich über den Mord.

Und Alles ging seinen rührigen Gang bis zur Ernte. Es wurde nicht weiter über Polly's Heimgang geredet, der arme Teufel war todt, er lag irgendwo im Weizenfelde begraben, wo die Aehren ausgerissen waren; dabei war nichts mehr zu machen.

Als der October kam, zogen die Arbeiter aus Billybory nach der nächsten Stadt, um einen gemeinen Abschiedstrunk zu trinken und sich dann zu trennen. Alle waren in diesem Augenblick bessere Freunde denn je zuvor, und sie umarmten und dankten einander und meinten es ehrlich damit.

„Wohin gehst Du, Zachäus?"

„Ich gehe etwas weiter westlich," antwortet Zachäus. „Vielleicht nach Wyoming. Aber zum Winter gehe ich wieder in den Wald zum Holzschlagen."

„Dann treffen wir uns dort. Auf Wiedersehen, Zachäus! Glückliche Reise!"

Und die Kameraden ziehen nach allen Richtungen hinaus in das große Yankeeland. Zachäus reist nach Wyoming.

Und die Prärie liegt da gleich einem endlosen Meer, über das die Octobersonne ihre langen Strahlen wirft, die blitzenden Pfriemen gleichen.

Aus der Hauptstadt.

Hundert Millionen.

Der Großactionär: Und so Etwas kann Jahrzehnte lang getrieben werden! Waldeck hat Recht — es ist der größte Schwindel des Jahrhunderts.

Der Generaldirector: Des zwanzigsten natürlich! Denn von dem kennen wir erst zwei lumpige Jahre.

Der Großactionär: Lug und Trug sondergleichen, und so plumper Lug und Trug! Immer neue Löcher aufgerissen, um alte zuzustopfen! Den Leuten eine versiegelte Cassette zu zeigen, in der sich ein falscher Sou und ein echter Hosenknopf befinden, und dann zu sagen: Hier sind hundert Millionen drinn — wer pumpt mir vierzig darauf? Unerhört! Es ist nur gut, daß solche Speculanten auf die Dummheit immer im Zuchthause enden ... Was ich sagen wollte: Wie steht's mit der Neu-Ausgabe unserer Actien?

Der Generaldirector: Zu machen wird's ja sein. Allerdings — die Stimmung ist schwierig!

Der Großactionär: Papperlapapp! Glauben Sie, wir wollen unser Geld ohne Weiteres verlieren? Und es ist verloren, kein Zweifel, wenn die Neu-Ausgabe nicht sofort erfolgt.

Der Generaldirector: Kein Zweifel.

Der Großactionär: Das steht Alles so schön zu Buch: Hundert Millionen Grundcapital. Wenn man's aber bei Licht besieht, was bleibt übrig? Altes Eisen, baufälliges Mauerwerk. Und die Tochtergesellschaften, die wir gründeten, um unsere Verluste zu verdecken und die Bilanzen zu färben! Sie kosten uns Wucherzinsen. Ohne die vierzig Millionen junger Actien sind wir verloren. Wir brauchen neues Blut. Wir müssen das große Publicum heranziehen.

Der Generaldirector: Ja, aber —

Der Großactionär: Unsere Gesellschaft genießt den besten Ruf. Die Capitalsten glauben an uns. Nutzen wir also die Conjunctur aus, so lange sie günstig ist.

Der Generaldirector: Ich halte es aber nicht für reell —

Der Großactionär: Reell? Herr, sind Sie des Deibels? Kann Jemand in unsere Casse sehen? Sind wir bis heute nicht allen kleinen Verpflichtungen nachgekommen? Wollen Sie etwa behaupten, daß ich... Herr! Sie thun ja beinah, als ob ich Madame Humbert wäre! Und dabei handelt es sich doch um eine ganz einwandfreie, gesetzliche Transaction!

Der Generaldirector: In der That... Verzeihen Sie... Ich werde alt. Ich begreife manchmal die Unterschiede nicht mehr.

Prinz Vogelfrei.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Anläßlich des Gumbinner Processes mußte jedem Gerechtigkeit liebenden Gemüth Angst und Bange bei dem Einfluß werden, den der militärische Gerichtsherr als gleichzeitiger Inhaber der Commandogewalt auf militärische Zeugen auszuüben vermag. Sind diese Zeugen nicht schon vermittelst des militärischen Gehorsams unbewußt ihm jeder Zeit zu Diensten? Nichts war in den Verhandlungen der dritten Instanz so charakteristisch wie einerseits die wiederholten vergeblichen Ermahnungen des Vorsitzenden an Unterofficiere und Mannschaften, sich doch gegenwärtig zu halten, daß sie vor Gericht nur Zeugen, nicht Untergebene wären und dementsprechend auch nicht still zu stehen hätten, andererseits die häufigen, nicht minder vergeblichen Proteste des Verhandlungsleiters gegen die Beantwortung seiner Fragen durch die Worte: „Zu Befehl!", daß er ihnen ja nichts zu befehlen hätte. So sehr befanden sich diese Zeugen in dem Banne des militärischen Gehorsams, daß sie trotz aller Abmachungen den Untergebenen nicht verleugnen konnten, der bereitwillig nicht bloß auf die Befehle, sondern auch auf die Wünsche und Ansichten seiner Vorgesetzten eingeht. Unter dem Gesichtspunkt der Schlagfertigkeit unseres Heeres ist ein derartiger Gehorsam nur mit großer Freude zu begrüßen und unser Officier-Corps zu ihm als dem Ergebniß der Erziehung, die es den Mannschaften angedeihen läßt, aufrichtig zu beglückwünschen. Indessen auf der anderen Seite ist er nur zu sehr geeignet, die Rechtspflege im Heere zu lähmen. Die soeben gekennzeichneten Blüthen konnte er schon in einer Umgebung treiben, in welcher die Richter zur Hälfte, die übrigen gerichtlichen Functionäre ausschließlich bürgerlichen Standes waren. Wie muß es erst um die Bekundungen militärischer Zeugen in der niederen Gerichtsbarkeit, also bei ihrer Vernehmung durch den untersuchungsführenden Officier bestellt sein? In seiner Wohnung in Gegenwart eines zweiten Officiers findet sie statt, mithin in einem Milieu, wie es militärischer sich kaum denken läßt. Der untersuchungsführende Officier ist aber das auf's Wort gefügsame Organ des Commandeurs und Gerichtsherrn. Ueber das Wesen des Letzteren herrscht im Allgemeinen schon genügende Klarheit. Es dürfte sich vielleicht lohnen, weitere Kreise auch mit der Eigenart des Ersteren bekannt zu machen.

In der Regel gehört der untersuchungsführende Officier der Charge der Leutnants an. Selten ist er Oberleutnant. Sein Lebensalter schwankt zwischen 22 und 26 Jahren. Der Commandeur hält ihn für einen strebsamen jungen Mann, der aus sich einmal möglichst viel machen will und sich in diesem durch ausreichende Fähigkeiten unterstützt sieht. Die Schulbildung hat er meistens im Cadetten-Corps oder gegen den Schluß des Schulbesuchs auf einer sogenannten Fähnrichspresse erhalten. Nur in wenigen Fällen hat er die Maturitätsprüfung auf

Digitized by Google

einem Gymnasium bestanden. Ohne befürchten zu müssen, daß ich diesen Anstalten zu nahe trete, kann ich behaupten, daß die allgemeine Bildung des jugendlichen untersuchungsführenden Officiers durchaus noch in der Entwickelung begriffen ist. Der eigentliche Lehrmeister ist erst das Leben. Die Schule kann und soll auch nur das Fundament hergeben, auf welchem dieses weiter baut. Weder mündlich noch schriftlich beherrscht der untersuchungsführende Officier die Sprache in dem Maße, daß die Gedanken in klarer, sicherer Form zum Ausdruck gelangen. Denn erst nach dem dreißigsten Lebensjahre pflegen bei dem gebildeten Durchschnittsmenschen Schwierigkeiten in dieser Hinsicht zurückzutreten. Und ist es etwa mit der Lebenserfahrung und der Menschenkenntniß anders? Muß er nicht auch hierin noch ein Stümper sein? Wenn Einer jene Eigenschaften nöthig hat, so der Untersuchungsrichter. Aufgeschrieben ist er, wenn der liebe Nächste ihm ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Und nun endlich die juristischen Kenntnisse und die praktische Bethätigung des untersuchungsführenden Officiers. Selbstständig wirkt er schon, nachdem er sich etwa sechs Wochen in das Militärstrafgesetzbuch und die Militärstrafproceßordnung vertieft und den Vernehmungen desjenigen Kameraden beigewohnt hat, den er ablösen soll. Unausgesetzt steigen ihm Zweifel über Zweifel auf. Nur das Eine weiß er genau, daß er Officier ist, der nach oben nur zu gehorchen hat und nach unten befehlen darf. Unschwer ist es, sich den Verlauf eines von ihm abzuhaltenden Verhörs vorzustellen. Vorher hat er sich im Kopf zurechtgelegt, was die Vernehmung den Weisungen des Gerichtsherrn gemäß ergeben muß. Dieses Ziel verliert er niemals aus den Augen. Ihm werden alle Fragen angepaßt. Holprig wird die Verhandlung nur dann und wann, wenn der Angeklagte auszuforschen ist und dieser sich seiner Haut zu wehren sucht und so oft anderer Ansicht als der Gerichtsherr ist. Sonst geht gewöhnlich Alles prompt von statten. „Hat es nicht auch auf Sie den Eindruck gemacht, als wenn . . .? — — „Zu Befehl! Herr Leutnant!" — — — „Meinen Sie nicht auch, es könnte sich so und so verhalten haben?" — — „Zu Befehl! Herr Leutnant!" — — — „Aber Sie sind sich doch auch völlig bewußt, daß Sie möglicher Weise Ihre Aussagen zu beschwören haben!" — — „Zu Befehl! Herr Leutnant!" — — Und „Zu Befehl! Herr Leutnant!" heißt es bis zum Schluß. Dringend nothwendig ist auch diese prompte Erledigung. Nur im Nebenamt betreibt der Herr Leutnant die Geschäfte des untersuchungsführenden Officiers. Im Hauptamt ist er Adjutant eines Bataillons. Zwar steht dieser in dem Ruf, daß er weniger zu thun hätte als seine Kameraden bei den Compagnien. Indessen daß die Bataillons-Adjutanten auf der Bärenhaut liegen, ist eine der vielen Fabeln, die als solche von Jedem erkannt werden, der sie am eigenen Leibe auf ihren wahren Werth hin zu prüfen hat. Stehlen muß sich der Adjutant die Zeit zum Verhör. Und ist ihm dies geglückt, wer schützt ihn davor, daß er nicht mehrere Male in ihm gestört oder sogar genöthigt wird es abzubrechen? Nirgends circuliren so viele Dienstbriefe mit dem unheilschwangeren Vermerk „Eilt! Eilt sehr!!" wie in der Armee. Und sind nicht unsere Regimenter fast das ganze Jahr hindurch auf dem Alarmfuß? Ist heute die probeweise Mobilmachung glücklich überstanden, kann womöglich schon morgen die nächste befohlen werden. Hat aber der untersuchungsführende Officier die Vernehmung glücklich beendet, so drückt ihn auf dem Wege zum Commandeur und Gerichtsherrn noch die große Sorge, daß das Ergebniß sich vielleicht noch nicht in vollem Maße mit dessen Ansichten von dem „Falle" decken könnte. Denn dann giebt es in derselben Sache noch weitere, Zeit raubende Vernehmungen; und der Verdruß über sie läßt sich nicht selten aus der Tonart entnehmen, die nun in ihnen angeschlagen wird. Jedenfalls laufen freundliche Ermahnungen und Vorhaltungen wie die unlängst in Gumbinnen vernommenen, nicht mit unter. „Zu Befehl! Herr Leutnant!" oder „Jawohl! Herr Leutnant!" folgen vielmehr noch schneller auf einander und werden noch militärischer accentuirt als während des ersten Verhörs.

Fiat justitia et pereat mundus! Ein herrliches Wort. Wer ist aber im Stande, es wahr zu machen? Soll unter allen Umständen die Gerechtigkeit in unserem Heere obsiegen, so muß der militärische Gehorsam, der den Mannschaften mit einem so großen Aufwand von Mühe und Geduld eingeimpft worden ist, wieder gelockert werden. Denn nur auf diesem Wege können unbeeinflußte Bekundungen militärischer, den unteren Rangstufen angehörender Zeugen erreicht werden. Wer will aber die Hand dazu bieten? Wird nicht mit der Lockerung des Gehorsams auch gleichzeitig an dem Bestande des Deutschen Reiches gerüttelt? Nein, um keinen Preis, auch nicht um eine im vollen Umfang verbürgte Gerechtigkeit darf die Zukunft des Vaterlandes gefährdet werden. Nicht auszurotten ist die Hypnose des militärischen Gehorsams. Ihre Wirkung kann nur abgeschwächt werden. Nicht „Zu Befehl! Herr Leutnant!" darf die Antwort des befragten Grenadiers und Unterofficiers in den Verhören des Standgerichts lauten, sondern „Jawohl, Herr Auditeur." Dann kommen die Zeugen leichter mit der Sprache heraus. Nur mit einem bürgerlichen Untersuchungsrichter ist Abhülfe zu bewirken.

Neu ist meine Forderung durchaus nicht. Schon bei Berathung des Entwurfs der jetzt giltigen Militärstrafproceßordnung wurde aus der Mitte des Reichstages heraus vorgeschlagen, auch dem Gerichtsherrn des Standgerichts einen bürgerlichen Juristen zur seiner Berathung und zur Leitung der Untersuchung wie der Proceßverhandlung selbst beizuordnen. Hiervon wollten aber die Verbündeten Regierungen nichts wissen. Warum nicht? Man höre und staune. Weil die Zahl der die Armee in's Feld begleitenden Nichtcombattanten zu sehr anwachsen würde. Als ob die Bewegungsfreiheit eines Regiments litte, wenn bei seinem Stabe sich noch ein Auditeur mit seinem Burschen und seinem Actenkasten befände. Nein, sagen wir es offen heraus, es sollte dem militärischen Gerichtsherrn, d. h. dem Commandeur, der dominirende Einfluß auf die Rechtsprechung der Standgerichte erhalten bleiben.

„Non possumus!" ist die stereotype Antwort des Vaticans, wenn er sich zu einem Geständniß bequemen soll. „Non possumus!" pflegen in dem gleichen Falle auch die Verbündeten Regierungen zu sagen. Aber wie der Vatican jedesmal nachgiebt, sobald er sich einem unerschütterlichen Willen gegenübersieht, so lassen auch stets die Verbündeten Regierungen mit sich reden, wenn sie merken, daß die Mehrheit des Reichstages Haare auf den Zähnen hat. Freilich ist, wie ich oben schon andeutete, bei der gegenwärtigen Mehrheit nichts davon zu entdecken. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Spätestens im nächsten Jahr hat die deutsche Nation neue Vertreter in das Reichshaus nach Berlin zu entsenden. Wenn bis dahin die deutsche Tagespresse in der Bewerthung der neuen Militärstrafproceßordnung sich von der jetzigen Begeisterung erholt und einen neuen Umfall bewerkstelligt, also wieder gelernt haben sollte, sie mit nüchternen Augen zu betrachten, — — — ob dann nicht das wieder besser unterrichtete deutsche Volk den Abgeordneten vielleicht die unzweideutige Weisung mit auf dem Weg geben könnte, daß, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, den militärischen Gerichtsherrn zu stürzen, sie doch unter allen Umständen auf der Beseitigung des untersuchungsführenden Officiers, als des eigentlich schlimmsten Auswuchses unserer Militärjustiz, zu bestehen hätten? Zehn gegen Eins ist zu wetten: Das „Non possumus!" der Verbündeten Regierungen würde sofort verstummen und nichts mehr der Einführung eines bürgerlichen Berufsjuristen auch in die niedere Militärgerichtsbarkeit im Wege stehen. Auf keinen Fall würden sie es hier auf eine tiefer gehende Differenz mit dem Reichstag ankommen lassen. Wie viel wäre aber schon für die Rechtspflege in der Armee gewonnen, wenn bei gerichtlichen Vernehmungen unsere Soldaten und Unterofficiere nicht mehr in Versuchung gerathen würden, auf die an sie gerichteten Fragen mit dem ebenso charakteristischen wie bedenklichen „Zu Befehl! Herr Leutnant!" zu antworten?

Carl von Wartenberg.

Dramatische Aufführungen.

Der Friedlose. Schauspiel in einem Act von August Strindberg. (Aufführung im Kleinen Theater Schall und Rauch.)

Eine kleine niedrige Hütte auf dem eisumdräuten, von vulkanischen Kräften durchwühlten Island. Thorfinn, der greise Skaldenfürst hat, flüchtend, sich hier unter niedrigem Dach seinen Thron gezimmert. Die schweren Schicksale haben seinen Heldennacken nicht gebeugt. Er spottet der kleinen Götter, an die er früher geglaubt, und die ihn treulos im Stich gelassen. Er kennt nur noch einen großen Gott, das ist seine eigene Kraft, die unbeugsame Urgewalt des starren Heidenthums. — Aber schon sind durch die Spalten der roh gezimmerten Blöcke, durch die der Sturm des ewigen Winters heult, die ersten Strahlen des nach tausend Jahren auch auf dieser Insel aufgehenden Christenthums gedrungen, und vergolden in lieblichem Schein die starke Tochter des alten Recken, Gunlöd, die sich heimlich dem Glauben der Liebe zugewendet hat.

Hier setzt der Dichter ein, nicht der Strindberg von heute, der prüfend und grübelnd die Sonde an eingebildete Wunden legt, und unlösbare Räthsel aufzugeben strebt, sondern der zwanzigjährige, der noch klaren Blicks und schäumenden Muths hineingreift in die Materie, wo sie am wuchtigsten ist. — —

Welch ein undankbarer Stoff für ein Premierenpublicum des Jahres 1902! Kein Kräutlein aus der Hexenküche der untersten oder obersten Zehntausend. Kein perverses Sittenproblem, das in den Gesellschaftskreisen des Thiergartenviertels willkommenen Stoff zu discreter Unterhaltung bietet. Nicht einmal die geringste die Phantasie nährende Situation, die ein modernes Publicum doch schließlich auch von einem alten Stück des großen nordischen Dichters erwarten könnte.

Was geht uns Island an, die weltvergessene Insel jenseits von Grönland, wo Fischerei und Viehzucht armselige Menschen nährt. Was wissen die Meisten von dem alten Thule, von dem Lande der Edda und der altnordischen Sagas. Was wissen Sie, daß gerade auf dieser einsamen Insel schon in der Zeit des finsteren Heidenthums aus den Schnee- und Lavamassen ein Reichthum an Literatur erstanden ist, wie sich kein anderer germanischer Stamm ihrer rühmen kann, daß gerade in diesem Land, wo Starrsinn und Treue in wunderbarem Gemisch sich paaren, die Kirche ihre hartnäckigsten Kämpfe durchfechten mußte, während die Culturbewegung schneller und sicherer ihren Weg gegangen ist als in manchem anderen Lande des Continents.

Nur wer den Charakter dieses Landes und seine Bewohner kennt, der wird es begreifen, daß Strindberg gerade hier den großen Kampf

Digitized by Google

sich abspielen läßt, der wird auch Sinn und Bedeutung des machtvollen Stückes zu würdigen wissen.

In einem Act und in eine Hütte zusammengedrängt kämpft das heidnische Reckenthum mit der herannahenden Macht des Christenthums. Drohend wehrt sich der Vater gegen seine Tochter. Er merkt, daß eine fremde Gewalt, die Macht der Liebe, von ihm Besitz zu nehmen trachtet. Da ruft ihn der Kampf hinaus, der ihm, dem Eidbrüchigen und als „Friedlos" Erklärten, verkündet ist. Schwer verwundet kehrt er heim, und während aus der klaffenden Wunde das rote Blut wild herausquillt, zieht leise und friedlich der Strom der Liebe in den erstarrenden Körper.

Hier zeigt sich die ganze Kraft und symbolische Höhe des Stückes. So bricht die Urgewalt des Heidenthums in sich zusammen und zerschellt im Uebermaß seiner Kraft an der eigenen Machtlosigkeit. Die zuckende Brust des zum Tode verwundeten Helden — das ist die letzte Zuckung des mit dem Tode ringenden Unglaubens. „Gott, Gott" ist das einzige nie gekannte und nie geahnte Wort, das sich der ehernen Brust des „Friedlosen" entringt, während die Seele zu einem ewigen Frieden emporsteigt, und die Hände segnend auf dem Haupt der Tochter ruhen.

Es war ein geschickter Zug des gewaltigen Darstellers dieser Rolle, daß er den Todesworten des Helden nur dieses eine entnommen hat. Vater und Tochter Reichen, Beide wie aus einem Guß als Meister ihrer Kunst, er in der Verkörperung der Urgewalt des Heidenthums mit mächtiger Macht stehend und fallend, sie in der Darstellung des Christenthums Lieblichkeit und Stärke vereinend.

Und die Kritik? Mit vollen Tönen hatte sie ins Horn geblasen, als das „Kleine Theater" mit schwachen Kräften es unternahm, die stolze Höhe des nordischen Dichters zu erklimmen. Und jetzt, wo ein gutes Stück sicheren Schritts zurückgelegt ist, da ertönen die Fanfaren zum Rückzug. Armes „Kleines Theater"! Für „friedlos" wirst auch du nun erklärt. J. Leuthold.

*

Des Pastors Rieke. Komödie in drei Acten von Erich Schlaikjer. Meisterspiele. (Königl. Schauspielhaus.)

Die Meisterspieler — man muß das Wort scherzhaft nehmen, es ist vom Urheber nicht so ernst gemeint — die Meisterspieler also haben auch eine Novität mitgebracht: „Pastors Rieke" von Erich Schlaikjer. Der frühere Theaterkritiker des „Vorwärts" ist eine Biederseele; sogar an den Idealen seiner jugendlichsten Jugend hält er noch fest und sucht sie dramatisch zu gestalten. Seine Ehrlichkeit hindert ihn daran, so ganz und gar Theatraliker zu werden, wie er es vielleicht wünscht, und andererseits reicht seiner Schwingen Kraft nicht oder noch nicht dazu aus, sociale Gedanken in Bühnenbilder umzugießen. So kommt es, daß weder der verträumte Pastor Hans Dahl noch die resolute Rieke, seine welterfahrene Köchin und Hausgenossin, wirkliches dramatisches Leben gewinnen, obgleich sie der Autor mit Dichteraugen geschaut hat und obgleich derlei Leute genug in der Welt umherlaufen. Es entwickelt sich keine Handlung, die die Beiden kämpfend und werdend zeigt, auch keine innere Handlung läßt uns ihres Wesens Wurzeln erkennen. Hans Dahl kommt der edelsten Absichten voll in sein Dorf. Ein nationalsocialer Schwärmer, der die niederen Hütten liebt, der die Gefallenen zu sich heranzieht, einen Guttempler-Bund begründet und sich durch seine Reformerei mit aller Verwandtschaft und Obrigkeit überwirft. Die Mühseligen und Beladenen danken es ihm schlecht. Immer dunkler und einsamer wird es um den Befreier, immer ausgiebiger prasselt der Schmutz der Verleumdung auf ihn nieder. Am Ende stößt man ihn, weil die hohe Obrigkeit es so will, aus dem Guttempler-Bunde, seiner eigenen Schöpfung, aus. Da bricht der Verlassene und Verrathene zusammen. Ein Glück, daß Rieke, die frühere Kellnerin, mit ihrem flinken Mundwerk bei ihm ist. Sie sagt alle Trostsprüche Hans Jedermanns her, um Hans Dahl zu trösten. Lerne das Leben kennen, mein Junge, lerne die Lumpe verachten und ihnen einen Fußtritt versetzen, kümmere Dich nicht um Feige und Niederträchtige und laß Dir von ihnen Dein Glück, Dein Streben nicht zerbrechen. Ein ander Mal glückt es besser, mit Gottes Hülfe. Und so weiter. Der Pastor erkennt denn auch die Richtigkeit dieser Lehren Rieke's, und an der Stärke der Gefallenen richtet sich sein etwas schwachmüthiger Idealismus neuerdings auf.

Schlaikjer's Stück ist, wie man schon aus der oberflächlichen Skizzirung seiner Handlung erkennt, eine einzige Redeübung. Leider keine durchweg interessante. Der waschlappige sociale Träumer fesselt unsere Aufmerksamkeit nicht, und auch Rieken's Kunst versagt am Ende. Wir kennen die gescheite, weltkundige, hand- und mundfeste Berlinerin schon seit Langem, haben sie in manchem Theaterwerk der Vergangenheit begrüßt und sind eigentlich gespannter auf den Pastor und seine Entwickelung, als auf ihre Gassenweisheiten. Aber leider bietet Hans Dahl uns gar nichts. Er tritt immer tiefer in den Hintergrund, seine Köchin macht den Abend. Und das, obwohl Schlaikjer's Herz und Liebe offenbar dem Pastor gehört. Ein Beweis, daß der Verfasser weder die dramatische Oekonomie noch die Perspective der Scene kennt. Hoffen wir, daß er ihre Geheimnisse allmälig ergründet. Er wird dann theatralische Effecte mühe- und zwangloser als jetzt finden, wo er ein bißchen krampfhaft nach ihnen hascht und beispielsweise in der Charge des verkaterten Studenten allzu plumpen Possenspäßen die Thür öffnet.

Pastors Rieke war immerhin ein Ereigniß in dem schlimmen Meisterspiele. Der Name allein schon kennzeichnete sich als schlimme tactische Unklugheit. Er mußte Widerspruch selbst bei durchgehends gediegenen Leistungen erwecken, denn er erlaubte sich Pränumerando-Kritik und escomptirte überkühn den künstlerischen Erfolg. Je öfter er jetzt in den Zeitungen und auf den Theaterzetteln erscheint, desto bissiger wird der Hohn und desto gereizter der Protest. Man gab uns bislang nur eine Vorstellung zu sehen, die meisterhaft war: Ludwig's Erbförster in der Münchner Besetzung. Das knorrige, wirr verzackte Charakterdrama des thüringischen Poeten ist uns noch nie so ergreifend wiedergespiegelt worden. Es läßt sich darüber sprechen, wer den inneren Gehalt der Erbförsterrolle fester packt und gründlicher ausschöpft, Baumeister oder Schneider und die Gewitterschläge des Schlußactes mag der Wiener Meister elementarischer dröhnen lassen als der Münchner. Und doch — was für eine Prachtleistung war das! Wie stand dieser mächtige, in Trotz und Eigensinn und unbändigem Rechtsgefühl verwitterte Kerl auf seinen breiten Beinen! Wie machte er, der so durchaus Blut von unserem deutschen Blute ist und unseres Volkes markigste Eigenschaften derb verkörpert, die störenden Sonderbarkeiten der Tragödie vergessen! Das skurrile Spiel des Zufalles, den Ludwig allzu oft an die Stelle eherner Nothwendigkeit treten ließ, zerstört sonst den gewaltigen Eindruck der Schlußscenen; Schneider's Schöpfung zwang mich, sie wie Hagelschauer und Blitzschläge anzusehen, die auf diese Eiche niederrasen müssen, weil ihr starres Selbstgefühl sie aus der Wolke herabruft. Neben dem alten Feuerbrand, der gleich einem Vulkan ohn' Unterlaß raucht und Flammen speit, prangte Häusser's einziger Buchjäger: „ein Kerl wie Sammet und Seide, nur schade, daß er suff", Jäger und Bandit, ein urechtes Stück Wald auf Moorboden. Daneben Frau Conrad-Ramlo, die mit einem einzigen Worte, einem Schrei Schicksal und Wesensart der Erbförsterin ergreifend zeichnete und heißes Bedauern aufsteigen ließ, daß unseren Berliner Theatern solch' ein Staatsweib fehlt.

Von den Thaten der Nichtmünchner vielleicht ein andermal. Man soll nicht ohne Noth harte Worte gebrauchen Künstlern gegenüber, die die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zu gering einschätzten. Aus dem Erdreiche, darin sie wurzeln, herausgehoben und gezwungen, sich über Nacht, auf wenige hastige Proben, fremden Auffassungen anzuschmiegen, mit Berliner und anderen Eigenthümlichkeiten bekannt zu machen; zusammengepfercht mit allerlei Talenten zweiter und dritter Garnitur, die für ein provinzielles Sommertheater ausreichen mögen, aber doch beim besten Willen kein Bild von den Gipfeln deutscher Schauspielkunst geben können — so mußte auch manche Größe versagen. Glücklich, wer gleich den Münchnern im alten Verbande bleiben und in geschlossener Phalanx auf's Ziel losstürmen durfte! Das Siegesbewußtsein Kämpfender hängt von den Mitstreitern ab, und Siegesbewußtsein ist der Sieg.

Notizen.

Unter den Novellen und Skizzen, die in Maxim Gorki's „Großvater Archip" (bei Bruno Cassirer, Berlin) vereinigt sind, verdient das zweite Stück der Sammlung, „Malwa", den Preis. Sie ist echt russisch, von Anfang bis zum Ende. Dies nachdenkliche Weib, das sich halb unbewußt nach dem Geistigen sehnt und einen Geliebten auch für die Seele sucht; dies prachtvolle Männerpaar, Vater und Sohn, deren animalische Instincte nach demselben Mädchen gieren und die erst im Kampfe um sie zur Erkenntniß ihrer Stärke und Schwäche erwachen — das ist mit kühner Künstlerhand derb und wundersam überzeugend zugleich gemalt. Von Gorki wird jetzt mancherlei auf den Markt gebracht, das besser ungedruckt geblieben wäre; Malwa's Geschichte aber ist ein rechtes Cabinetsstück und zeigt das hohe Können des russischen Poeten am glänzenden Beispiele.

Von dem Sammelwerk „Alpine Majestäten und ihr Gefolge" (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München) liegen die Hefte 3 und 4 des neuen Jahrganges vor. Wir heben unter den durchweg wohlgelungenen Blättern besonders die Darstellungen des Mont Blanc-Massivs, vor Allem der Aiguille du Midi, dann die Bilder aus den Dauphiner Hochalpen, Südtyrol und der Schwazer Gegend hervor. Ein Extra-Lob verdient das schöne Blatt mit dem Ortler, das den berühmten „Kuhweg" auf den Gipfel hinauf mit ungewolltem, aber um so liebenswürdigerem Humor zeigt.

Digitized by Google

Absolut bestes Mundwasser der Welt! **Odol** Ueber die ganze Erde verbreitet!

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Papstthum

in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit

von

Graf von Hoensbroech.

Zweiter Band

(gr. 8. XXI und 621 S.)

„Die ultramontane Moral."

Preis ℳ 12—, geb. ℳ 14.—.

Dieser zweite Band behandelt die ultramontane Moral. Er zerfällt in drei „Bücher"; das erste Buch enthält als Maßstab für jede Moral „die christliche Sittlichkeit"; das zweite, als Gegensatz dazu, „die ultramontane Moral", und das dritte: „die Beurtheilung der ultramontanen Moral". Das „zweite Buch", 532 Seiten umfassend, bietet eine erschöpfende, quellenmäßige Darstellung der sozial wie kulturell gleich wichtigen und einflußreichen Moral der katholischen Kirche, wie sie sich, unter der Obhut des Papsthums, allmählich entwickelt hat, und seit Jahrhunderten in Übung ist. Eigene Abschnitte über den Zölibat, die Frauenverachtung innerhalb der katholischen Theologie, die Pastoralmedizin, das Bürgerliche Gesetzbuch und die Moraltheologie, die vor römischen Kongregationen geführten Eheprozesse sind werthvolle praktische Ergänzungen zu den vorhergehenden theoretischen Ausführungen. Besonders hervorzuheben ist der Abschnitt über die Beichte, deren ungeheuerer Einfluß, als Mittel- und Zielpunkt für die gesammte katholische Moral, eingehend dargelegt wird. Ein sehr ausführliches Sachregister erleichtert die Verwerthung des in dem Bande aufgehäuften Quellenstoffes. Für Alle, die zu einer gründlichen Kenntniß des Ultramontanismus gelangen wollen, ist dieser Band als Nachschlagewerk und Fundgrube geradezu unentbehrlich.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 31. Mai 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der steinerne Gast. Von Caliban. — Das Vereinsrecht der Frau in den Parlamenten. Von Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser. — **Literatur und Kunst.** Stendhal. Von Anna Brunnemann (Dresden). — Menschen und Möbel. Möbelausstattung. Von Stephen Webb. Der Raum und die Möbel. Von Edward S. Prior. — **Feuilleton.** Der Besuch. Von Ewald Gerhard Seeliger. — **Aus der Hauptstadt.** Die Hundesperre in Kärnten. Von Prinz Vogelfrei. — Die großen Berliner Sommerausstellungen. Von J. Norden. — Pariser Wahltag. Gesehenes und Gedachtes eines Unpolitischen. Von Karl Friedrich Heitmann. — Notizen. — Anzeigen.

Der steinerne Gast.

Allerlei Neues war in diesen Tagen zu lernen gewesen. Prinz Heinrich hatte, so ward uns versichert, die Freundschaft, ja die Liebe der sonst immer so geschäftskühlen Yankees gewonnen. Sämmtliche Kinematographen sämmtlicher Berliner Variétés brachten flatternde Bilder von seiner Amerikafahrt, und niemals fehlte auf diesen untrüglichen Documenten die begeistert jubelnde Volksmenge. Unter diesen Umständen, so erklärte man uns, mußte das generöse kaiserliche Geschenk, ein Bronze-Abguß des jungen Alten Fritzen von Uphues, donnernde Cheersstürme jenseits des großen Teiches erwecken. Friedrich II. — das war ja der Monarch gewesen, der an dem Kampfe gegen die aufrührerischen Amerikaner nicht Theil nehmen wollte und dem Durchmarsche deutscher Hülfstruppen freiheitsfreundlich sein Land sperrte. Der anglophobe Friedrich II. machte sich decorativ in dieser Zeit, wo die Sympathien der Völker trotz der Komödie von Vereeniging noch immer den Buren gehören, und er gewann beinahe politische Bedeutung in dem Schachspiele, das John Bull und Onkel Sam als feindliche Läufer zeigt.

Schade, daß die Täppischkeit eines Nichtdiplomaten das zierlich erdachte Gewebe zertrampelte, ehe es noch rechte Gestalt angenommen hatte. Theodor Roosevelt nimmt mit der Miene des Bonhomme, der sich als umschmeichelter Prinz der Zukunft fühlt, und mit der Höflichkeit eines gar nicht rauhen Cavaliers alle ihm dargebrachten Geschenke entgegen. Wenn ihm das von Loubet gespendete Bild seiner Tochter Spaß machte, wenn er die Aufmerksamkeiten King Edward's dankbar begrüßt, so sind ihm auch freundliche Gaben des deutschen Kaisers genehm. Er hätte der Statue des Uphues'schen Friedrich vielleicht gerade so ein verstecktes Plätzchen angewiesen, wie die Leute von Brooklyn dem Heinedenkmal. Denn ganz geheuer war ihm offenbar nicht bei dieser Spende. Er kannte seine Fellows, kannte ihren republikanischen Stolz und ihren Tyrannenhaß, soweit die Tyrannen Kronen tragen und nicht die Stock Exchange in Wallstreet besuchen. Daß Jemand Aergerniß nehmen würde an dem geringen Kunstwerth der Uphues'schen Schöpfung, die zudem das populäre Bild des gewaltigen Königs schmerzhaft fälscht, das brauchte Roosevelt nicht zu befürchten. Nur der verdrießliche Gedanke, daß das classische Land der Gleichheitsflegel dauernd einen Fürsten beherbergen sollte, wenn auch bloß als steinernen Gast, der Gedanke machte ihm in Kopf und Busen bang. So gab er denn schleunigst den absoluten Herrscher als schlichten Feldherrn aus. Schleunigst bot er George Washington, den Insurgentenchef, rothen Republikaner und Königsfeind, als Gegengabe an. Doch es nützte nichts mehr. Stephens aus Texas war schon auf dem Plane erschienen. Amerika, so rief er aus, könne von keiner auswärtigen Nation die Statue eines Mannes annehmen, der über irgend eine Nation geherrscht habe oder herrsche.

Stephens aus Texas ist ein unhöflicher Mann, gar nicht so verbindlich in Formen und Worten wie Master Theodor, aber der Masse des amerikanischen Volkes spricht er sicherlich aus dem Herzen. Die Gabe hat viel Peinliches für die Beschenkten, und bei näherer Berührung dringen Spitzen aus ihr hervor, von deren Existenz der Spender nichts ahnte. Gerade weil Sam mit Macht imperialistische Politik treibt, ist ihm der Gedanke an die Imperatoren selbst so über die Maßen fatal. Was er dem Kaiser Wilhelm gestattet, darf er dem Zaren, dem Sultan, vielleicht auch dem Herrscher Menelik nicht weigern, und eine Ueberschwemmung des freiesten Staates der Welt mit Cäsarenstandbildern wäre die unerträgliche Folge. Principiis obsta. Hinter dem Steine der Mann, hinter dem Bilde des Gastes aus der Unterwelt der Entsetzliche selber.

Wolfgang Goethe sagt in knappen Zeilen sehr Beherzigenswerthes über Geben und Empfangen. Die ragenden Politiker sollten ihn gründlicher studieren. Sie würden dann weniger über krassen Undank zu klagen haben.

Caliban.

Das Vereinsrecht der Frau in den Parlamenten.

Von Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser.

Wiederum einmal hat sich das Preußische Abgeordnetenhaus in seiner Sitzung vom 5. Mai bon gré mal gré mit der Forderung der Zulassung von Frauen zu politischen Vereinen beschäftigen müssen.

Allein der Umstand, daß diese Frage absolut nicht mehr verstummen will, daß Reichs- und Landtag in den letzten Sessionen immer und immer wieder an sie erinnert wurden durch Petitionen des Bundes deutscher Frauenvereine, der Vereine Frauenwohl in Berlin, Frankfurt a. d. O., Jena,

Digitized by Google

Remscheid, Glogau, Thorn, Bromberg, dem Verein für weibliche Angestellte in München, dem Verein für Frauenerwerb und Frauenbildung in Halle, dem Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen u. A. oder durch Interpellationen von Abgeordneten wegen der ungleichen und häufig sehr scharfen Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts den Frauen gegenüber, alles das sollte die gesetzgebenden Körperschaften und die Regierung überzeugen, daß die gesetzliche Ausschließung der Frau von politischen Vereinen mit der gegenwärtigen Stellung der Frau absolut unvereinbar ist.

Aber weit gefehlt davon. Sowohl die Beschlüsse der Petitionscommission des Reichstages als auch die Verhandlungen im Plenum blieben in der Halbheit der Petition der „Gesellschaft für sociale Reform" stecken, der zu Folge ein Gesetzentwurf eingebracht werden sollte, durch welchen die Theilnahme von Frauen an socialpolitischen Bestrebungen in Vereinen und Versammlungen gewährleistet werden sollte.

Wer da weiß, daß eine reichsgesetzliche Regelung des politischen Vereins- und Versammlungsrechtes der Frau, abgesehen von ihrer principiellen Berechtigung, hauptsächlich aus dem Grunde nothwendig ist, um den unglaublich verschiedenartigen Interpretationen der unteren und mitunter auch der oberen Polizeiorgane nach dieser Richtung ein für alle Mal ein Ende zu bereiten, der kann nicht anders als über die Petition der Gesellschaft für sociale Reform staunen. Dazu soll der ganze Apparat, der zu einem neuen Gesetzentwurf nöthig ist, in Bewegung gesetzt werden, um einen womöglich noch unhaltbareren Zustand zu schaffen? Denn war es bisher schon möglich, daß man Tanzkränzchen und andere Lustbarkeiten verbot, weil sie von politischen Vereinen ausgingen und die Theilnahme an ihnen den Frauen verboten ist; konnten Polizeiorgane den Sinn des Gesetzes so mißverstehen, daß sie Tanzkränzchen mit politischen Versammlungen verwechseln konnten, wieviel weniger kann man ihnen die Fähigkeit zutrauen, socialpolitische Bestrebungen von rein politischen zu unterscheiden? Wo und wie ist überhaupt die Grenze zwischen socialpolitischen und politischen Vereinen und Versammlungen zu ziehen? Das Eine spielt in das Andere hinüber, und die Annahme eines Gesetzes wie des vorgeschlagenen hieße der polizeilichen Willkür erst recht Thür und Thor öffnen. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß dieser den modernen Verhältnissen absolut nicht Genüge leistende Reformvorschlag keine Annahme fand.

Waren aber die Verhandlungen darüber häufig wahrhaft betrübender Natur und glaubte man, daß manche Bemerkungen, die bei dieser Gelegenheit fielen, an Rückständigkeit der Anschauungen das Höchste geleistet hatten, so hat doch in den Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. Mai der Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, mit seiner Rede über diesen Gegenstand den Vogel abgeschossen.

Erstens einmal erklärte der Herr Minister, daß die Verhältnisse sich in den 50 Jahren, die seit Erlaß der Verordnung über das Vereins- und Versammlungsrecht vergangen sind, in Bezug auf die Frauen nicht geändert hätten, und daß er noch heute auf demselben Standpunkt stehe, wie das Preußische Abgeordnetenhaus vor 50 Jahren. „Wie vor 50 Jahren" — das wird, so hoffen wir, noch in den Büchmann kommen, schreibt eine süddeutsche Zeitung dazu. Es ist in der That unfaßlich, wie der Minister gerade in Bezug auf die Frauenfrage, die vor einem halben Jahrhundert erst das Licht der neuen Welt erblickte, vor einem Vierteljahrhundert auch in Deutschland Fuß faßte und seit einem Decennium vorher ungeahnte Dimensionen angenommen hat, sagen konnte, daß sich seit 50 Jahren Nichts geändert habe. Alles hat sich bei den Frauen geändert, Lebensweise, Bildung, Antheilnahme am öffentlichen Leben, Berufsarbeit, sociale Stellung, Alles hat sich bei ihnen geändert, und gerade die den Thatsachen vollständig widersprechende Behauptung des Ministers ist so recht dazu geeignet, die Haltlosigkeit jeder Argumentation zu Gunsten des 1850er Vereins- und Versammlungsrechtes, das die Frauen von politischen Vereinen ausschließt, ad oculos zu demonstriren.

Aber nicht genug davon, Herr von Hammerstein hat auch mit seinen weiteren Gründen und Argumentationen Pech gehabt und seinen Gegnern in dieser Sache noch mehr der schönsten Waffen höchst eigenhändig geliefert. So sagt er u. A.: „Die Frauen mögen sich in Berufsvereinen zusammenschließen; sie mögen, wie die Verordnung über das Vereins- und Versammlungsrecht gestattet, auch in Vereinen ihren Beruf weiter vertreten, welche ausdrücklich zu dem Zwecke gegründet sind, diese Berufsthätigkeit weiter zu fördern. Und selbst wenn hie und da einmal ein politischer Gegenstand zur Erörterung gelangen würde, so würde das mit den Bestimmungen der Verordnung von 1850 vollständig vereinbar sein. Die Frauen sind nicht ausgeschlossen von Fachvereinen dieser Art, sie sind selbst nicht ausgeschlossen von politischen Versammlungen, die zu bestimmten Zwecken von einzelnen Personen oder Gruppen von Personen berufen werden. Ausgeschlossen sind sie nur von der dauernden Thätigkeit in politischen Vereinen, und zwar in solchen Vereinen, deren Zweck es ist, politische Gegenstände zu erörtern."

Gerade die Thatsache, auf die der Minister hinweist, daß die Frauen politischen Versammlungen beiwohnen, ja sogar selbst welche veranstalten und in ihnen sprechen dürfen, läßt es erst recht unbegreiflich erscheinen, warum sie allein von der dauernden Thätigkeit in politischen Vereinen ausgeschlossen bleiben sollen. Entweder man leugnet den Frauen jede Fähigkeit zu politischer Thätigkeit ab, dann dürften sie gar keinen politischen Versammlungen beiwohnen und erst recht nicht öffentlich reden, oder man erkennt sie an, indem man es ganz selbstverständlich findet, daß sie politischen Versammlungen beiwohnen, sie veranstalten und zur weitesten Oeffentlichkeit in ihnen sprechen. Dann aber widerspricht es doch der einfachsten Logik, sie von den immerhin geschlossenen politischen Vereinen auszuschließen.

Es mag naiven Ohren recht entgegenkommend klingen, wenn der Minister von der Erlaubniß, in Vereinen ihren Beruf weiter vertreten zu wollen, spricht und sogar ab und zu die Behandlung politischer Gegenstände erlaubt. Leider haben uns die Thatsachen gelehrt, daß die Theorie des Herrn Ministers sich mit der Praxis der Polizeiorgane durchaus nicht immer deckt, und das ist auch gar nicht anders zu erwarten, so lange den Interpretationen und Ansichten jedes einzelnen, eine Versammlung überwachenden Beamten so weiter Spielraum gegeben ist. Ist nicht socialdemokratischen Frauenvereinen gegenüber die Behandlung des Wöchnerinnenschutzes, der gesetzlichen Verkürzung der Arbeitszeit und ähnlicher, ihre Berufsinteressen auf's Innigste berührender Gegenstände als politische, die öffentlichen Angelegenheiten berührende Thätigkeit ausgelegt worden und sind sie nicht in Folge dessen wegen Uebertretung des Vereinsgesetzes verurtheilt worden? Sind nicht sogar öfter schon Zahlstellen von Gewerkschaften als politische Vereine wegen der Zugehörigkeit weiblicher Mitglieder polizeilich belangt oder geschlossen worden? Glaubt Herr von Hammerstein, daß diesen nach Abänderung schreienden Zuständen wirklich abgeholfen wird durch seine neueste Verfügung, der zu Folge Frauen als Zuschauerinnen zu politischen Vereinen zuzulassen sind, wenn diese Eigenschaft durch ihr Verweilen in von dem eigentlichen Versammlungsraum räumlich getrennten Plätzen äußerlich hervortritt? Glaubt er wirklich, daß der gegenwärtigen Stellung der Frau, daß dem dringenden Bedürfniß nach Reform eines veralteten Zustandes durch die Einführung dieses noch antiquirteren, aus dem Orient stammenden Zustandes in befriedigender Weise Rechnung getragen wird? Glaubt er wirklich, daß das Märchen von dem Verhütenmüssen, daß die leichte Erregsamkeit der Frauen gerade in öffentlichen Versammlungen das

Digitized by Google

Volk bewegen solle, ihm heute, wo die Frauen längst ihre Fähigkeit, nicht allein zu hören, sondern zu reden bewiesen haben, und zwar genau wie die Männer verschieden, je nach Temperament, maßvoll und ruhig oder temperamentvoll und lebhaft, aber stets in den gezogenen Grenzen bleibend, daß ihm dieses Märchen heute noch geglaubt wird? Diese Zeiten sind unwiderruflich vorbei. Als die Frauen in ihre vier Wände gebannt waren und die ihnen angedichteten Mängel und Eigenheiten nicht widerlegen konnten, da war der Phantasie nach dieser Richtung weiter Spielraum gelassen und sie trieb üppige Blüthen. Heute, wo die Frauen durch die That den vollgiltigen Beweis geliefert haben, daß sie ihren Platz nicht allein innerhalb ihrer vier Pfähle, sondern auch im öffentlichen Leben voll auszufüllen verstehen, daß sie als Erwerbskräfte nicht allein sich selbst, sondern auch ihre Familien zu erhalten vermögen, daß sie als Lehrerinnen, Schriftstellerinnen, Rednerinnen die Menge zu belehren verstehen, daß sie sie als Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen auf der Menschheit Höhen führen helfen, daß sie als Socialreformerinnen und Philanthropinnen ihre Existenz von Grund aus umgestalten und verbessern wollen, heute weiß das Publicum ganz genau, daß die öffentlich sprechende Frau nicht „in leichter Erregsamkeit", sondern klar und ernst spricht. Und darum geht es hin und will die Frau über alle sie berührende Dinge selbst ihre Meinung abgeben hören. Da doch alle politischen Vorgänge das Leben der Frau in ihrer Eigenschaft als Gattin, Mutter, Bürgerin, Erwerbsperson u. s. w. innig berühren, muß ihr auch die unbeschränkte Theilnahme an politischen Vereinen gestattet sein, und dies durch Schaffung eines einheitlichen deutschen Vereinsrechtes, das den Frauen die gleichen Rechte sichert wie den Männern.

Literatur und Kunst.

Stendhal.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Kein Geringerer als Friedrich Nietzsche hat ihn bekannt gemacht. Um 1885 schrieb er: „Stendhal, das letzte große Ereigniß des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren geben muß, als einem erkennenden, vorwegnehmenden Genie, das mit einem napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschirt ist, und zuletzt sich allein fand, schauerlich allein. Jetzt, wie gesagt, commandirt er, ein Befehlshaber für die Ausgewähltesten. Es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahe zu kommen. Wer aber mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Cynismus, Logiker aus Ekel, Räthselrather und Freund der Sphinx, gleich jedem rechten Europäer, der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm auch dahin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaften und der tiefen Seelen stehen zu bleiben!" Ein Mann, dem der große „Unzeitgemäße" sich geistesverwandt fühlte, von dem er spricht, als sei er ein Vorläufer des Zarathustra, durfte in Deutschland nicht unbekannt bleiben. So beginnt denn auch eine reiche Stendhalliteratur überall emporzuschießen. Eine Stendhalausgabe ist von Eugen Diederichs, Leipzig, unternommen worden, von der bereits Roth und Schwarz vorliegen*); Benno Rüttenauer veröffentlichte Aphorismen aus Stendhal*), die eine Quintessenz des Ideenreichthums jenes seiner Zeit vorauseilenden Denkers geben. Ja, dithyrambische Verherrlichungen dieser merkwürdigen literarischen Erscheinung bezeugen bereits, daß man gegenwärtig auf dem besten Wege ist, sie ebenso stark zu überschätzen, wie sie von früheren Literaturperioden übersehen wurde.

Geben wir bedingungslos zu: Stendhal verdient in hohem Grade, auch bei uns gekannt zu werden, als einer der größten Psychologen des 19. Jahrhunderts, als Vorläufer der gewaltigen realistischen Literaturströmung, deren Wahrheitsbedürfniß an dem romantischen Heraufbeschwören und dichterischen Verklären vergangener Culturepochen kein Genüge finden konnte und den nüchternsten Naturausschnitt über die freieste, kühnste Schöpfung der Phantasie stellte. Balzac, Flaubert, Taine, Zola, die Goncourt und Bourget, sie alle lernten von ihm. Seine Vorgänger waren die geistreich-skeptischen Moralisten des 17. und 18. Jahrhunderts, die Larochefoucauld, die Chamfort, die als einzige Triebfeder des menschlichen Handelns den Egoismus hinstellen und dieses so auf entnüchternde Weise verkleinern.

Losgerissen von seiner Zeit betrachtet, erscheint der plötzlich unter uns auftauchende Stendhal als ein Phänomen der Menschenkenntniß. Der Scharfsinn, die Kaltblütigkeit, womit er den Mechanismus der Seelen zerlegt, überraschen bis zum wortlosen Staunen. Das Bloßstellen des Egoismus, jenes Triebes, der in den Besten unter uns lebendiger ist, als sie zugeben möchten, den die fortschreitende Cultur mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu bändigen sucht, während er doch immer wieder hervorbricht mit der Sprungbereitschaft des beutegierigen Raubthieres, wirkt auf uns wie der Hieb einer scharfen Geißel. Mit williger Bußfertigkeit lassen wir uns für uns selbst und für Andere schlagen und preisen den Mann hoch, der uns wieder einmal über die menschlichen Dinge die Augen öffnet. In unserer Freude stellen wir ihn blind den größten Offenbarern des Menschenthums an die Seite. So geschieht es heute mit Stendhal. Ein Blick auf sein Leben und auf sein Lebenswerk, das aus diesem heraus erst völlig verständlich wird, soll uns indessen dazu verhelfen, ihm den Platz in der Literaturgeschichte zuzuweisen, der ihm in Wirklichkeit gebührt.

Marie-Henri Beyle, der sich später nach der Vaterstadt des von ihm verehrten Winkelmann von Stendhal nannte, wurde 1783 zu Grenoble, der Hauptstadt der Dauphinée, geboren. Früh verlor der Knabe die Mutter und konnte zu dem mürrischen Charakters seines Vaters, der Adjunct des Maire war, kein inniges Verhältniß gewinnen. Mit zwei Schwestern wurde er seinen altjungferlichen Tanten zur Erziehung übergeben und verbrachte eine freudlose Jugend. Nach absolvirtem Gymnasium, wo er sich stets ausgezeichnet hatte, begab er sich nach Paris, um sein Aufnahmeexamen für die école polytechnique zu machen, doch der 18. Brümaire vereitelte den Plan. Der kunstbegeisterte Jüngling widmete sich nun eine Zeit lang dem Studium der Malerei. Sein Vetter Daru berief ihn jedoch nach Mailand in den militärischen Verwaltungsdienst. Ohne je reiten gelernt zu haben, bestieg er in Genf ein Pferd und ritt mit einer französischen Truppenabtheilung bald nach Napoleon, für den er glühende Begeisterung hegte, über den St. Gotthard. In Mailand wohnte er zunächst als Zuschauer der Schlacht von Marengo bei, was bedeutungsvoll für einen seiner Romane werden sollte. Er wird sodann in den Dienst des activen Heeres gestellt, bringt es jedoch nur zum Unter-Leutnant. Im Begriff, befördert zu werden, zieht er den Waffenrock aus, denn, giebt er an: „Man muß sich zu sehr bücken, um hohe Stellungen zu erhalten, und nur in solchen wird das

*) Uebertragen von Fr. Oppeln-Bronikowski.

*) Erschienen bei Heith & Mündel, Straßburg. Die hier angeführten Citate sind diesem Buche entnommen.

Digitized by Google

persönliche Verdienst gewürdigt." Die Kriegshelden, für die er aus der Ferne geschwärmt, verwandelten sich vor seinem psychologischen Scharfblick in ehrgeizige Streber oder rohe Gewalthaber. Er eilt nach Paris, um zu schriftstellern, verliebt sich aber so heftig in eine Schauspielerin, daß er dieser nach Marseille folgt, wo er als Commis bei einem Krämer eintritt. Dieses jugendlich-romantische Gebahren fand seinen Abschluß durch die energische Aufforderung des einflußreichen Daru, ihm wieder zum Heer zu folgen.

Zum kaiserlichen Intendanturrath befördert, nahm er am russischen Feldzug Theil. Seine Rücksichtslosigkeit und Unerschrockenheit — es gelang ihm einmal, dem Heer Proviant auf drei Tage zu verschaffen, als dies fast unmöglich schien, — erwarben ihm die Anerkennung Napoleon's. Die erschütternden Eindrücke der Gräuel in Rußland riefen, statt verrohend auf diese kaltblütig-egoistische Natur zu wirken, den Aestheten in ihm wach. An Durst nach Außergewöhnlichem mit den Männern seiner Zeit verwandt, sondert sich der feingeistige Kunstkenner von ihnen ab. Nach dem Brande von Moskau liest er einige Seiten in einer englischen Uebersetzung von „Paul und Virginie", die ihm mitten in der allgemeinen Rohheit wieder etwas geistiges Leben giebt, und er schreibt später: „Was mir den russischen Feldzug verdorben hat, ist der Umstand, daß ich ihn mit Leuten gemacht habe, die das Colosseum in Rom und die Küste von Neapel geschändet hatten." *)

Nach dem Sturz Napoleon's wählte er Italien zu seinem Aufenthaltsort, sich der Schriftstellerei widmend. Seine Sinnesfreude und Kunstbegeisterung fanden in dem sonnigen Süden das Land ihrer Wahl; er verbrachte die köstlichste Zeit seines Lebens, eine Zeit unbeschränkten Genießens in Mailand und ließ später auf seinen Grabstein setzen:

Arrigo Beyle Milanese.
Scrisse,
Amò,
Visse.

Plötzlich, des Einvernehmens mit den Carbonari verdächtigt, sehen wir Beyle aus Italien ausgewiesen und widerstrebend nach Paris zurückkehren. Um 1821 taucht er in den Pariser Salons auf. Restauration, Reaction, Königstreue und Christenthum haben sie nach seiner Ansicht zu einer Pflanzstätte der Heuchelei gemacht; die Welt ist „für die negativen Tugenden". Die Sitten sind nicht besser geworden, aber das Decorum wird gewahrt; „ein Mangel an Physiognomie scheint an Allem zu kleben, was modern ist, und Alles hetzt uns wie auf Verbrüderung in's Langweilige". Der unabhängige Geist des genießenden Epikuräers tritt dieser Gesellschaft als Frondeur gegenüber. Bald genießt er in den royalistischen Salons den Ruf eines Freigeistes und Cynikers und macht sich seiner rücksichtslosen Offenheit wegen unmöglich. Heimisch fühlte er sich nur im Salon der Sängerin Pasta, wo er seinem Unmuth über Heuchelei und Muckerthum Luft machen durfte und Bemerkungen schneidender Gesellschaftskritik notirte. Sollte er auf keinerlei Geistesverwandte stoßen?

Die Generation von 1830 wuchs heran, und bedeutete die tiefgehendste Opposition gegen politische Farblosigkeit, künstlerische Unfruchtbarkeit, nüchternen Bourgeoisgeist und feiges Verblassen der Leidenschaften. Die Morgenröthe der Romantik überzog mit glühenden Farben den Himmel der Zeit. Aber auch zu den Romantikern fand Stendhal kein Verhältniß. Er stammte aus dem 18. Jahrhundert; dessen geistige Disciplin war die seine; über den neuen Styl, den glühenden, farbenfrohen, bisweilen überhitzten, machte er sich lustig. Das romantische Stoffgebiet widerstrebte dem Schüler der materialistischen Philosophen wegen seines innigen Zusammenhanges mit der christlichen Renaissance, die Châteaubriand heraufbeschworen. In den elementaren Leidenschaftsausbrüchen wollte der gereifte, sceptische Beobachter der menschlichen Gesellschaft, der alles Thun in seine Motive zerlegte, nur jugendliche Ueberspanntheit erkennen. Da er weder einen ursprünglichen Zug in's Große und Ganze besaß, noch darzustellen vermochte, stand er dem echten Aufschwung dieser Zeit fremd gegenüber. Noch weniger verstand er, der des 18. Jahrhunderts jugendliche Freude am Leben hoch hielt, die Romantik da, wo sie sich in melancholischer Weltflucht äußerte. Er sah überall nur Gefühlsschwelgerei, Stylmacherei, Phrasenthum, künstlich überhitzte Leidenschaft, übertriebenen Colorit; deßhalb bemühte er sich, immer schneidendere Kälte in seinen Styl zu legen und jede farbenreiche Schilderung, jeden Gefühlsausbruch zu vermeiden, selbst da, wo ihn die Wahrheit der Charaktere erheischte. Er unterschätzte das Wollen der jungen Generation, die der echten Poesie wieder Geltung zu verschaffen suchte. Er verstand sie auch da nicht, wo sie sich mit edler Warmherzigkeit, entgegen dem von Stendhal verhaßten Bourgeoisgeist, den großen Humanitätsidealen der Zeit hingab. Bei ihm keine Spur von dem wachsenden socialen Empfinden. Gerade hieraus erhellt, wie einseitig Stendhal eigentlich war, indem er wohl begriff, was die Revolution an niedrigen Strebern und egoistisch-nüchternen Emporkömmlingen gezüchtet hatte, und über sie durch seine schneidende Zeitkritik in dankenswerther Weise die Augen öffnete, seine Kunst jedoch überall da versagte, wo es galt, den Boden zu schildern, der fähig war, ein gutes Samenkorn zu sicherem Gedeihen für die Zukunft aufzunehmen. Seine Zeitgenossen berührte er eisig; sie ließen ihn allein.

1828 verlor sein Vater, der sich in Güterspeculationen eingelassen, sein Vermögen vollständig, und somit fiel die Unterstützung aus, die er dem Sohne gewährte. Stendhal hat ihm in Folge dessen die pietätlosesten Angriffe nicht erspart; sie wirken geradezu abstoßend. Er fristete nunmehr sein Leben in Paris als Reporter einer englischen Zeitung, und, alles dessen beraubt, woran sich seine Freude an leichtem Lebensgenuß gewöhnt hatte, verfiel er in Schwermuth und trug sich mit Selbstmordgedanken.

Die Julirevolution sollte seine pecuniäre Lage bessern, da sie ihm eine Stelle als Consul in Triest und später in Civita Vecchia verschaffte. Lebensfreude aber ward ihm kaum wieder zu Theil, denn seine Mittel reichten nicht aus, ihn nach anstrengender Berufsthätigkeit und dem Aufenthalt in einem Fieberklima, die regelmäßige Erholung durch Reisen zu verschaffen, die ihm ein Bedürfniß geworden war. Sein Körper brach bald zusammen, und bei einer amtlichen Reise nach Paris machte 1842 ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende, ihm den schnellen Tod bereitend, den er ersehnte. Als Schriftsteller von Talent wurde er begraben und vergessen.

Stendhal ist erst im Mannesalter, und zwar mit völlig reifen Werken hervorgetreten, die die eigenartige Richtung seiner Begabung voll und ganz entfalten. Seine Hauptwerke schrieb er als Fünfziger und legte darin die Summe seiner reichen Lebenserfahrung nieder. Als Vorbereitung darauf gab er zunächst einige Studien über Kunst und Künstler in Italien, Kritiken und Reise-Eindrücke, die einen Aristokraten des Kunstempfindens offenbaren, den mit allen Sinnen genießenden Südländer, der vor Allem in der Kunst Augenweide sucht, denn, ruft er aus: „Bewundere Nichts, als was Dir wirklich Vergnügen macht!" Von der reflectirenden Art des Kunstgenießens, wie sie dem Nordländer eigenthümlich ist, mag er wenig wissen. Energisch zieht er gegen den Pseudo-Classicismus zu Felde, und für den echten hellenischen Geist, für die Werke der Renaissance, bringt er ein geradezu bedeutendes Verständniß mit. Man wird Auszüge aus diesen Werken in Rüttenauer's Sammlung mit Gewinn lesen; knapp und klar im Ausdruck, erschließen diese Aussprüche das Wesen

*) Vergl. Brandes, Hauptströmungen der Weltliteratur.

Digitized by Google

hervorragender Culturepochen und gewähren uns zu ihrer Beurtheilung neue sichere Gesichtspunkte. Noch überraschender berührt uns, wie treffend Vieles als Kritik seiner Zeit Niedergeschriebene in die Gegenwart einschlägt. Hier einige der markantesten Beispiele: „Die Bedingungen, die für das Gedeihen der Künste nothwendig sind, sind oft Denen geradezu entgegengesetzt, unter Denen allein die Völker glücklich werden. Außerdem können jene Bedingungen nicht dauern. Es ist dazu vor Allem viel Muse nöthig und starke Leidenschaft. Aber die Muse erzeugt äußeren Schliff, und die Abgeschliffenheit und Höflichkeit tödtet die Leidenschaften. Darum ist es unmöglich, ein Volk für die Künste zu erziehen. Alle edlen Seelen wünschen die Wiedererweckung Griechenlands. Aber man würde eher etwas den Vereinigten Staaten Aehnliches züchten können, als ein Zeitalter des Perikles. Wir nähern uns der Herrschaft der öffentlichen Meinung und die öffentliche Meinung wird nie Zeit haben, sich für die Kunst zu begeistern."

„Unsere heutigen Menschen können sich nicht dazu erheben, zu begreifen, daß die Alten nie etwas zum Schmücken gemacht haben, daß bei ihnen das Schöne nur ein Ausfluß des Nützlichen ist."

Und zum Dritten als besonders für heute beherzigenswerth:

„Wann werde ich ein Volk sehen, das so weit erzogen ist, alle Dinge einfach auf ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit hin zu verstehen, ohne Rücksicht auf die Griechen, Römer oder Juden!"

Das Werk, das ihn zuerst bekannt und in den Salons der Restauration berüchtigt machte, war seine psychologische Studie: de l'Amour. Die Liebe war die Hauptbeschäftigung dieses schrankenlos Genießenden; er lernte sie vorwiegend in Italien von der glücklichsten Seite kennen, aber, obwohl seit frühester Jugend von ihr gefesselt, war er unablässig bemüht, selbst ihr als kühler Beobachter gegenüber zu treten, und ihre complicirtesten Regungen zu analysiren und „gehörig zu classificieren". De l'Amour ist ein sehr geistreiches, in peinlich gefeiltem Styl geschriebenes Buch, und trotz der Deutlichkeit des Ausdrucks nicht absichtlich schlüpfrig. Selbstverständlich ist seine Auffassung vom Weibe die eines Franzosen aus dem 18. Jahrhundert.

1830 erschien der Roman „Le rouge et le noir", von dem Goethe sagt: „Ich halte ihn für das beste Buch Stendhal's, doch kann ich nicht leugnen, daß einige Frauencharaktere zu romantisch sind." *)

Mit dieser Goethe'schen Einschränkung müssen wir an die Hauptwerke Stendhal's herantreten, der, obwohl er sich rühmen darf, seiner Zeit als kühnster Frondeur entgegengestanden zu haben, dennoch ein gut Theil Romantik aufgesogen hatte und diese in die Fabel seiner Romane verwebte. Noch stärker als in diesem ersten Werke tritt es in der Chartreuse de Parme hervor. Zu le rouge et le noir gab ein einfacher Criminalbericht Veranlassung. Die Fabel ist folgende: Der Maire von Verrières, Herr von Rênal nimmt einen jungen Zimmermannssohn, Julien Sorel, als Hauslehrer an, da dieser treffliche Kenntnisse im Latein besitzt. Julien ist ein Streber, in dessen Kopf die Ideen der Revolution von der Gleichberechtigung des Volkes mit den höheren Ständen spuken, der in dem kühnsten Emporkömmling Napoleon sein Ideal sieht und nun vermöge seiner Intelligenz alle Mittel anzuwenden beschließt, um zum Glück, d. h. zu einer einträglichen Stellung und größtmöglichem Lebensgenuß zu gelangen. Mit eisernem Willen überwindet er seine angeborene Schüchternheit; er kommt allen Menschen mit Mißtrauen entgegen und sucht die Motive zu ihrem Thun und Treiben zu erforschen, um zu sehen, ob sie ihm schaden oder nützen können. Als ersten Erfolg erringt er die Liebe der Mutter seines Zöglings, doch schon hier wird das jugendliche Feuer des ersten Verliebtseins von stets bewußtem, vorbedachtem Handeln regiert. Diesem romantischen Debut folgt sein Aufenthalt im Priesterseminar. Hier macht Stendhal seinem erbitterten Haß gegen die Priesterschaft der Restauration Luft, die, aus dem niedersten Volke hervorgegangen, Dummheit und innere Rohheit durch plumpes Streberthum und widerliche Heuchelei zu verstecken sucht. Julien findet mit Scharfblick heraus, wo die Vortheile zum Carrièremachen liegen, kann aber seinen Drang nach Unabhängigkeit nicht bezwingen und ist zu verfeinert, um sich unter seinen schmutzigen, rohen Genossen wohl zu fühlen. Er verläßt das Seminar, ohne ein Lebensziel gefunden zu haben und tritt in Paris als Secretär beim Marquis de la Mole ein. Nun empfängt der Provinziale seine Erziehung zum Großstädter, Weltmann und Diplomaten. Seine Vorsicht — vom ersten Tage an notiert er sich die Namen der Personen, mit denen er zusammentrifft, ihre auffallendsten Eigenschaften, — sein beständiges Beobachten, sein energischer Wille zum Handeln, da, wo er sich Vortheile erwartet, verschaffen ihm Erfolg. Mit kühler Verachtung richtet Stendhal das Treiben in den Salons der Restauration.

Bald hat Julien die Hohlheit der Adelsgesellschaft durchschaut nnd gebraucht geschickt seine Gaben, um die jungen Aristokraten durch Intelligenz zu überflügeln. Er gewinnt die Gunst seines Herrn und die Liebe von dessen Tochter Mathilde, die Alles daran setzt, um die Seine zu werden. Unerwartet drängt sich Frau von Rênal, die einstige Geliebte, dazwischen, und Julien feuert aus Verzweiflung über dieses Hemmniß während des Gottesdienstes seine Pistole auf sie ab. Er wird als Mörder festgenommen und stirbt reuig und gefaßt auf dem Schaffot.

Dieser melodramatische Schluß muß Stendhal als gänzlich unmotivirt vorgeworfen werden; Julien, der hier auf eine wenig glaubwürdige Weise dem ersten Impuls folgt, wird sich zum ersten Male in so hohem Grade untreu, daß er die Errungenschaften seines ganzen Lebens zerstört. Diesen Schluß ausgenommen ist le rouge et le noir ein Meisterwerk psychologischer Analyse. Stendhal spürt den Motiven aller Handlungen nach und zerlegt sie wie einen wunderbar feinen Mechanismus. Dieser Julien steht immer mit seinem Kopfe neben sich und lenkt von dort aus sein Fühlen und Handeln. Nicht eine seiner Absichten bleibt uns verborgen. Wir fühlen, wo er Anderen Sand in die Augen streut, vor Allem aber, wo er sich selbst betrügen will. Die seltsamsten Widersprüche dieses Charakters werden mit genialem psychologischen Forscherblick herausgefunden.

Den leitenden Gedanken, der dem Buch zu Grunde liegt, erläutert unseres Erachtens der Literarhistoriker Lanson am besten, indem er ausführt:

Stendhal legt das Geheimniß der Seelen bloß, um den Ursprung der Erscheinungen herauszufinden, die der gegenwärtigen Gesellschaft ihre Physiognomie geben. Das Resultat ist folgendes: Wohl hat die Revolution theoretisch die Gleichheit aller Stände aufgestellt, indem sie die Privilegien des ersten und zweiten Standes aufhob und das persönliche Verdienst in Anschlag brachte. Die jungen intelligenten Leute aus dem Volke werden in diesem Princip erzogen und meinen, das Leben stehe für sie offen. Doch wenn sie ihre Rechte geltend machen wollen, finden sie alle einträglichen Stellen durch protegirte Adlige besetzt und müssen zusehen, wie die Inferiorität durch Nepotismus Carrière macht. Nun greifen sie zu allen Mitteln, um emporzukommen, und der „homme supérieur" wird gelegentlich zum beutegierigen Raubthier. Ab und zu kommt es zum Verbrechen, und das Ende ist das Schaffot.

Hier ist die Lösung für das Widerspruchsvolle in Julien Sorel's Natur. Die Schranken, die die reactionäre Restaurationsperiode unablässig dem begabten Kinde aus dem Volke

*) Eckermann's Gespräche mit Goethe am 17. Januar 1831.

Digitized by Google

vorschreibt, läßt aus dessen gehemmten Kräften jenes Gemisch von robustem Egoismus, Streberthum und reflectirender Zeitkritik erstehen, die das Beste dieses Wesens vernichtet und sein Leben zerstückelt. Etwas mehr naives Handeln hätte Julien wohl glücklichere Erfolge gebracht, seinem Dasein einen größeren Zug verliehen. Er deckt sich hier mit seinem Schöpfer.

Stendhal's zweiter sehr umfangreicher Roman la Chartreuse de Parme enthält ein paar Seiten, die ihm auf immer Unsterblichkeit sichern: die Schilderung der Schlacht von Waterloo, vom Gesichtspunkt eines jungen Recruten, der durch Zufall hineingeräth, zum willenlosen Spielball ihm ganz unverständlicher Vorgänge wird und erst nach Tagen erfährt, daß er einer furchtbaren Entscheidungsschlacht beigewohnt hat. Hier finden wir die Eindrücke wieder, die der jugendliche Beyle von der Schlacht bei Marengo erhielt.

Stendhal überrascht durch seinen seltenen Wirklichkeitssinn. Im weiteren Verlauf bietet der Roman eine fesselnde Schilderung und starke Geißelung des Hoflebens an italienischen Kleinstaaten nach dem Sturz Napoleon's. Der Held, Fabrizzio del Dongo, das naive italienische Naturkind, taugt schlecht zum Streber, weit eher zum wacker dreinschlagenden Soldaten, wird aber zur Priesterlaufbahn gezwungen und endet als schwermüthiger Fanatiker. Sein Leben verläuft auf abenteuerliche Weise und entbehrt der freien, sicheren Zeichnung, die Julien Sorel zu Theil wird, wie überhaupt der Roman an künstlerischer Geschlossenheit weit hinter le rouge et le noir zurücksteht. Dafür entzückt Stendhal geradezu durch das Ausgestalten zweier typisch italienischer Charaktere, des Diplomaten Grafen Mosca und der Herzogin von Sanseverina. In beiden wird Stendhal's Princip, daß alle Menschen nach Glück, d. h. größtmöglichem Lebensgenuß trachten, am Schlagendsten veranschaulicht. Die schöne Herzogin ist eine Sphinx, ausgestattet mit der schwärmerischen Gefühlswelt des Weibes, doch Intrigantin aus Atavismus und rücksichtslos gegen alle Moral; in ihrer bestrickenden Grazie, ihrem undefinirbaren Zauber bedeutet sie eine moderne Gioconda, deren geistige Ueberlegenheit doch im letzten Grunde über ihr Herz triumphirt. Stendhal zeigt sich hier als der feinste Kenner des damaligen Italien und des italienischen Volkscharakters.

Kleinere Novellen sind nur als Vorstudien zu diesen Meisterwerken interessant; als weit beachtenswerther müssen die Dokumente angesehen werden, die er über seine Persönlichkeit hinterlassen und die aus seinem, in der Bibliothek von Grenoble befindlichen literarischen Nachlaß durch Casimir Skryenski veröffentlicht worden sind. Es liegen vor: le journal de Stendhal, la vie de Henri Brulard, seine Autobiographie und die souvenirs de l'Egotisme, eine Fülle von Material, um diese hervorragende Persönlichkeit in allen Perioden ihres Lebens, mit all ihren Hauptcharakterzügen, Schwankungen und Widersprüchen kennen zu lernen. Sie ist das Urbild des Julien Sorel. Durch Geburt und aus Princip dem Volke nahe, Aristokrat aus künstlerischem Instinct, begabt mit einem außergewöhnlich starken psychologischen Forschertrieb, ragt dieser Mann aus seiner Umgebung hervor, ohne sich irgendwie auszeichnen zu können, denn sein unablässiges Analysiren lähmt und begrenzt sein Handeln. Er lebt vorwiegend dem Genuß und füllt einen Beruf nur aus pecuniärer Nothwendigkeit aus; er zieht sich durch seinen klaren Blick und durch seine rücksichtslose Offenheit mehr Haß als Liebe zu und bleibt bei seiner eminenten Menschenkenntniß ein Fremder und Unverstandener unter den Menschen. Trotz seiner jugendlichen Freude am Leben, trotz seines Ehrgeizes, ist er kein Lebenskünstler; sein Lebensgang hat keinen großen Zug in's Harmonische; die Lieblosigkeit des Julien, des Fabrizzio ist die seine. Obwohl er unausgesetzt vor sich selbst auf der Hut ist, bleibt er doch ein Augenblicksmensch voller Widersprüche, ohne einheitliche Grundlinie des Seins. Jules Lemaitre kennzeichnet ihn treffend: „Un grand homme d'action paralysé par un incomparable analyste."

Was wir mit Nietzsche an ihm schätzen, ist sein „Stillestehen vor der großen Leidenschaft", das jenem zarten seelischen Feingefühl entspringt, sein Heiligstes nicht dem Spott des Gemeinen preiszugeben:

„Welche Thorheit, von dem zu sprechen, was man liebt! Was gewinnt man dabei? Das Vergnügen, selbst einen Augenblick bewegt zu werden durch den Wiederschein der Seelenbewegung in anderen? Aber ein Dummkopf, den es ärgert, daß Du allein sprichst, wirft etwa ein Witzwort hin, das Dir Deine Erinnerungen beschmutzen wird. Daher kommt vielleicht die Keuschheit der wahren Leidenschaft, die die gemeinen Seelen nachzuahmen vergessen, wenn sie die Leidenschaft spielen wollen."

Aus Stendhal's Lebenswerk, wie aus seiner mit der Zeit in stetem Widerspruch stehenden Persönlichkeit erhellt zur Genüge, daß er erst um 1866 in Frankreich nach seinem vollen Werthe geschätzt werden konnte. Schrieb er doch selbst prophetisch an Balzac: „Ich werde erst um 1880 gelesen werden."

Wohl begann die damalige Zeit, der realistischen und psychologischen Literatur die Thore zu öffnen, doch das Genie Balzacs hielt zuerst seinen Siegeseinzug. Der Verfasser der „Comédie humaine" schöpfte aus dem Vollen. Er erlebt die Menschen, die er darstellt, so intensiv, daß er ihre Leidenschaften zuweilen übertreibt, aber auch den starken kühnen Zug einer gewaltigen Leidenschaft einheitlich, packend gestaltet. Balzac giebt Schöpfungen seines Temperamentes, etwas durch seine Ganzheit Erschütterndes. Stendhal, obwohl die ungleich feinere Intelligenz repräsentirend, schafft vorwiegend mit dem Verstande; seine Gestalten und Situationen haben etwas Construirtes an sich. Während Balzac das gesteigerte Leben bietet, giebt er die Kritik des Lebens, indem er den Mechanismus zerlegt, aus dem es sich stetig zusammensetzt. Dadurch aber verkleinert er es unerbittlich, denn er kann bei seinem Verfahren die einzelnen Theile nicht wieder zum Ganzen fügen. Nun aber hatte seine Zeit, obwohl der Wirklichkeitsbetrachtung nahe, zunächst nur einen Blick für kühne starke Bilder mit kräftigen Umrissen, nicht für die analysirende Detailkunst. Man bedurfte seiner noch nicht. Erst um die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, da man die Grenzen Balzac's erkannte, sah man sich nach seinem nothwendigen Ergänzer um und fand ihn in dem fast vergessenen Stendhal. Die spätere Kritik, die auf Anregung Taine's die Methode wissenschaftlicher Forschung auf dichterische Arbeiten und Persönlichkeiten anwandte, erblickte in diesem Meister der Analyse einen staunenerregenden Vorgänger, in seiner Persönlichkeit aber ein unerschöpfliches Forschungsgebiet für das „document humain". Treffliche Studien wurden ihm gewidmet, die seinen Ruf unantastbar feststellen als Psycholog ersten Ranges, als Verurtheiler einer Richtung seiner Zeit, die nur die „negativen Tugenden" würdigte, als Vorläufer der Wirklichkeitsliteratur und des modernen kritischen Geistes, der mit aller Tradition bricht und nur das Vernunftgemäße, Naturnothwendige als berechtigt anerkennt.

Hüten wir uns jedoch, diesen Geist zu überschätzen, denn er ist ein starker Frondeur aus vorgefaßten, den Philosophen des 18. Jahrhunderts entnommenen Meinungen und als solcher ein großer Einseitiger, kein allseitig Begreifender.

Er hat nur immer die Fehler seiner Zeit verstanden und grell beleuchtet. Für tausend Aeußerungen des Gesellschaftslebens treffen seine fein zugespitzten Auslassungen dem Nagel auf den Kopf: ebenso viele ungleich werthvollere Aeußerungen der menschlichen Seele übersieht er. Er gehört der Schule der Encyclopädisten an, die, als eingefleischte

Digitized by Google

Materialisten, trotz der gewaltigen Aufklärung, die sie bringen, stark einseitig bleiben. Sie sind die Feinen, die Geistreichen, niemals die Großen. Und darum ist auch Stendhal keiner von den Großen. Wir beobachten bei ihm kein ehrliches Ringen um eine Weltanschauung, keine Entwickelung, keine innere Läuterung. Seine Theilnahme gilt nur dem Einzelwesen und seinem Kampf um's Glück: für die Gesammtheit ist er hart und kalt, ja grausam, und das zu einer Zeit, wo das sociale Empfinden Weltströmung wurde.

Ich möchte Stendhal den ersten Decadenten des 19. Jahrhunderts nennen, in dem sich die energische jugendliche Thatkraft schon gewandelt hat in eine Kraft verfeinerten Erkennens. Als Erster zieht er sich im Vollgefühl der aus solcher Kraft erwachsenden geistigen Ueberlegenheit stolz in die Einsamkeit zurück und empfindet sich in freudigem Selbstgenießen als einen aparten Typus Mensch. Nun begreifen wir Nietzsche's schrankenlose Begeisterung, der sich mit ihm verwandt fühlt, in Bezug auf ursprüngliche Schöpferkraft und dichterische Eigenschaften jedoch thurmhoch über ihm steht.

Stendhal hat die Weltliteratur um das Kunstmittel der psychologischen Analyse bereichert und dafür mit le Rouge et le Noir ein classisches Beispiel gegeben. Gewiß ein reiches Verdienst, aber gerade die Einseitigkeit, mit der er dieses analytische Verfahren anwendet, bestimmt den Rang, der ihm in der Literatur zukommt. Neben den großen Herzenskündigern seiner Zeit, die das Vollmenschenthum erfassen, nimmt er eine ähnliche Stellung ein, wie Larochefoucauld neben den schöpferischen Genies des 17. Jahrhunderts. In ihrem Gefolge haben die Schöpfer neuer Ideale stets einen geistreichen Moralisten, einen frühen Erkenner des Schwachen, Hinfälligen in eben diesen Idealen, der in sich selbst schon die Keime zu Kommendem birgt. Solche Erscheinungen, die in den glücklichen schöpferischen Perioden als nebensächlich auftreten, leuchten in Uebergangszeiten als kühne Offenbarer hervor. Es sind jedoch fascinirende Detailkünstler, keine Gestalten des allartigen Lebens.

Menschen und Möbel.*)

Möbelausstattung.

Von Stephen Webb.

Die Einrichtung von Kunst- und Zeichenschulen und die Anstrengungen von Cursen und Magazinen, die künstlerischen Dingen gewidmet waren, hatten ihre ordentliche Wirkung in der Herausbildung eines ziemlich allgemeinen Ekels vor den plumpen und unkünstlerischen Formen, die allgemein Schränke und Möbel vor einigen Jahren charakterisirten. In für die Bewegung unheilvoller Weise sahen einige Fabrikanten in der auf diese Weise erzeugten Nachfrage nach besseren und künstlerischeren Formen eine günstige Gelegenheit, schlechte und mißlungene Copien nach guten Entwürfen zu produciren. Dies untergrub die Selbstachtung des unglücklichen Menschen, der häufig ein guter und tauglicher Handwerker war, sich aber von seinem bösen Schicksal zu ihrer Herstellung gezwungen sah, und es quälte die Seele des gleichfalls unglücklichen Käufers.

Die Einführung des Maschinenbetriebes in die Production, die dem Handwerker nur die Thätigkeit des Zurichtens und Polirens überließ, und die es den Fabrikanten ermöglichte, zwei oder drei Schränke in der Zeit zu machen, die früher auf die Herstellung eines einzigen verwandt wurde, war durchaus gegen die Qualität und Festigkeit der Arbeit. Noch nie wurde gute Arbeit in der Hast gethan: Der Handwerker kann schnell sein, aber seine Schnelligkeit ist das Resultat reiflicher Ueberlegung, und nicht der Eile. Gute Möbel können aber nicht in der Geschwindigkeit gemacht werden. Alle Hölzer — ganz gleichgiltig, wie lange sie aufbewahrt wurden, oder wie trocken sie oberflächlich geworden sein mögen — werden stets wieder einschrumpfen, wenn man hineinschneidet. Hieraus folgt, daß es um so besser für das Werk ist, je länger der Zwischenraum zwischen dem Zerschneiden des Holzes und seiner Zusammenfügung ist. In den alten Zeiten lagen die Theile eines Schrankes wochenlang und sogar monatelang in der Werkstatt herum und wurden beständig vom Tischler umgewendet und bearbeitet, während er mit den Formen und anderen Details beschäftigt war. Auf diese Weise wurde das Holz wirklich trocken und konnte nicht weiter zusammenschrumpfen, nachdem es zusammengefügt war.

Hier ist ein Wort über das Entwerfen von Schränken angebracht.

Moderne Möbelzeichner werden viel zu sehr von stilistischen Erwägungen beeinflußt und opfern viel Werthvolles, um mit gewissen Regeln übereinzustimmen, die, obgleich sie in ihrer Beziehung zur Architektur gesund genug sein mögen, in Wirklichkeit nichts mit der Möbelausstattung überhaupt zu thun haben. Viel erfreulichere und nicht nothwendiger Weise weniger künstlerische Arbeiten würden geschaffen werden, wenn die Zeichner, und die Handwerker dazu, den Muth hätten, ihrer Phantasie größeren Spielraum zu lassen und ihrem Werk mehr von ihrer eigenen Individualität zu verleihen, anstatt die Sclaven von Stylen zu sein, die Leute erfunden haben, die unter ganz anderen als den heutigen Umständen lebten.

Plastische Formen sind, auf Schränken angebracht, beinahe stets zu grob und ragen zu sehr hervor. Dies gilt auch für die Schnitzereien, die stets unter den allgemeinen Entwurf und die Hauptform ganz untergeordnet sein, und bei Flächenbedeckungen ein niedriges Relief bilden sollten. Dies ist durchaus mit der ganzen Energie wie mit der Feinheit, die nothwendig sind, vereinbar. Die Vorstelllung, daß Kühnheit — d. h. das hohe Herausragen geschnitzter Theile — irgendwie mit Energie zu thun hat, ist gang und gäbe, aber durchaus irrig. Die ganze Macht und die ganze Energie, die der geschickte Holzschnitzer in etwas zu legen fähig ist, kann er schon einem Stück Ornament verleihen, das in irgend einem Theil über den Grund nicht höher herausragt, als einen Viertelzoll. In der That habe ich Holzschnitzer kennen gelernt, die ihre besten Leistungen in jenen Grenzen schufen. Kenntniß der Linie, der Bearbeitung von Ebenen, verbunden mit Geschicklichkeit in der Flächenbehandlung ist Alles, was er braucht. Ein anderer gewöhnlicher Irrthum ist es, zu meinen, Glätte der Oberfläche habe irgend etwas mit Vollendung im eigentlichen Sinne zu thun. Wenn nur die Hälfte der Zeit, die gewöhnlich auf Glättung und Polirung von geschnitzten Flächen verschwendet wird, dem durchdringenderen Studiren und Entwickeln der verschiedenen Theile des Entwurfs und der Verbesserung der Umrißlinien gewidmet würde, so könnte die Oberfläche sehr wohl ihrer eigenen Sorge überlassen werden und das Werk würde darum um so besser sein. Diese Blätter lassen keinen Raum, um mehr als einen Blick auf einige andere Methoden zu werfen, deren man sich bei der Schrankdecoration gewöhnlich bedient. Marketterie, Elfenbeineinlagen und verschiedene andere Materialien sind stets in umfassender Weise angewendet worden, und zuweilen mit außerordentlicher Wirkung. In vielen alten Exemplaren wurde die Fläche des festen Holzes nach dem Muster ausgeschnitten und verschiedene andere Holzarten in die so vertieften Linien eingepreßt. Die heute allgemeiner befolgte Methode besteht darin, das Muster in ein Fournier

*) Aus „Kunst und Handwerk", den bei Hermann Seemann Nachf., Leipzig, erschienenen, in vieler Beziehung bahnbrechenden Bändchen, die der angewandten, auf unser alltägliches Leben übertragenen Kunst klug und fein das Wort reden.

Digitized by Google

einzulassen, das zu seiner Aufnahme vorbereitet worden ist, und das Ganze mit Leim auf eine feste Füllung oder Form zu setzen.

Die Gewohnheitssünde des modernen Zeichners oder Anfertigers von Marketterien besteht in einer Tendenz zu „lauten" Farben und heftigen Contrasten sowohl in den Farben als im Strich. Häufig sind ungefähr ein Dutzend verschiedene Arten von Hölzern zu sehen, die in der Decoration eines modernen Schrankes benützt werden — einige davon sind bunt, und nicht zwei davon weisen eine Farbenharmonie auf.

Die beste Leistung in dieser Art hängt in ihrer Wirkung von einem reichen, obgleich wohl feinen Farbenton ab. Selten werden mehr als zwei oder drei verschiedene Arten von Hölzern benützt, aber jede Art wird so sorgfältig für den Zweck des Entwurfes ausgewählt, und in so vielen verschiedenen Richtungen verwendet, daß bei durchgängiger Aufrechterhaltung des allerwichtigsten Tones die Mannigfaltigkeit der Oberfläche beinahe unendlich ist. Obgleich es nicht nothwendig ist, daß der Zeichner das Werk thatsächlich selbst schreinert, ist es doch aus jenem Grunde höchst wesentlich, daß er stets in Rufweite des Tischlers ist und selbst jedes Stück Holz auswählt, das in den Entwurf eingefügt wird. Diese Art von Arbeiten wird zuweilen mit scharfem Sand dunkel gemacht; ein anderes Mal wird für die Schattirung ein dunkleres Holz in das Muster eingesetzt. Der letztere ist der bessere Weg; der erste der billigere.

Was das Poliren von Schrankmöbeln anbelangt, so habe ich in dieser Beziehung dem französischen Polirer und allen seinen Leistungen und Mitteln einen so scharfen Vorwurf zu machen, daß ich, unerachtet des populären Vorurtheils zu Gunsten glänzender Oberflächen, keine von ihm haben möchte. Früher war der Kunsttischler daran gewöhnt, seine eigene Arbeit zu poliren, zuweilen, indem er die vollendeten Flächen für einige Wochen dem Licht aussetzte, um sie einzudunkeln, und hierauf unter reichlichem Reiben Bienenwachs darauf brachte. Das war die früheste und die beste Methode. Später wurde eine aus Naphta und Schellack zusammengesetzte Politur angewendet. Die letztere Politur war wenigstens hart und dauerhaft, was schwerlich von ihrem modernen Ersatzmittel behauptet werden kann.

Die Thätigkeit der in höherem Rufe stehenden Kunsttischlerei-Firmen ist kürzlich beinahe ganz in die Richtung besserer Entwürfe und Constructionen gegangen; aber eine noch bessere Garantie des Fortschritts in die gewerbliche Zukunft liegt in der Thatsache, daß man dem Handwerker, der ein künstlerisches und vernunftgemäßes, und nicht bloß ein mechanisches Interesse an seiner Arbeit hat, heute oft begegnen kann. Solchen Männern fehlt nichts als eine größere individuelle Freiheit.

Der Raum und die Möbel.

Von Edward S. Prior.

Die Kunst der Wohnungsausstattung läuft auf zwei Rädern — dem Raum und den Möbeln. Wie beim Fahrrad die unmäßige Entwickelung des einen Rades auf Kosten seines Genossen wohl einige große Meisterstücke, aber auch allzuoft Katastrophen hervorgerufen hat, so befindet sich die Ausstattung im glücklichsten Fortschritt, wenn in einem gerechteren Verhältniß ihre beiden Räder in mäßigen und gleichförmigen Durchmessern gehalten werden. Der Raum sollte für die Möbel genau so viel sein, wie die Möbel für den Raum.

Vor Kurzem war es nicht so. Wir bestanden auf dem Typus der unverhältnißmäßigen Räder, und das Resultat war, daß wir unsere Räume überfüllten und sie bis zur Bedeutungslosigkeit herunterdrückten. Sogar sich darin zu bewegen, ist oft verwirrend, besonders wenn dem Tapezirer Carte blanche gegeben wurde. Aber abgesehen davon athmen diese Massen von beweglicher Habe den Geist der Ueberfüllung. Es ist gemischtes Zeug, das auf einander gepackt wurde, ohne gegenseitige Unterordnung und ohne Zusammenhang mit der Wirkung des Raumes als eines Ganzen.

Nimmt man ein einzelnes Stück, so ist unser Möbelbau zuweilen nicht ohne Verdienst, aber er ist selten von Selbstsicherheit frei. Er macht, um einen gassenläufigen Ausdruck zu gebrauchen, zu viel Wesens aus sich. Und eine Anhäufung von „Aufgeblasenheiten" wirkt ermüdend. Man fühlt sich in eine barbarische Sehnsucht nach dem Arbeitshaus, oder sogar nach der Mönchszelle fortgerissen, nach der Einfachheit nackter Bretter und Tische! Aber wir dürfen unsere Behauptung nicht bloß zu aggressiven Zwecken machen, so irrig das moderne System sein mag. In der Unterscheidung der beiden Seiten des Ausstattungsproblems — der Raum für die Möbel und die Möbel für den Raum — giebt es einige historische Bedeutsamkeiten. Unter diesen beziehungsweisen Ueberschriften mögen die ersten und die letzten Capitel in der Geschichte dieser Kunst beschrieben werden — ihr Aufsteigen und ihr Niedergang.

In dem embryonalen Zustand von Kästen, welche die Besitzthümer früherer Zeiten beherbergten, und in ihrem Fortrücken von Platz zu Platz als Tische, Stühle und Kleiderschränke dienten, können Möbel schon existirt haben, während die Zelte und Hütten, die mit ihnen versorgt waren, geringeren Werth hatten. Aber der Möbelbau begann, als sich die Architektur festsetzte, als der Raum zuerst an Bedeutung wuchs und seinen Inhalt überschattete. Die Kunst des Baumeisters hatte sich weit über die Bestrebungen des Möbeltischlers erhoben. Später wurden die beiden Bestandtheile unserer Kunst gleichzeitig hervorgebracht und unter einem zeichnerischen Impuls. Der Raum, entweder Kirche oder Halle, hatte jetzt seine specifische Ausstattung. Im ersteren Falle war diese rituellen Zwecken angepaßt, im letzteren festlichen; aber in beiden Fällen bildete der Inhalt der Idee nach einen unantastbaren Theil des Innenraums, in dem sie standen. Und so lange diese Zustände dauerten, prangte die Kunst im Schmucke der Siegespalmen.

Später betrachtete man die Möbel herausgelöst aus ihrem Standort. Sie wurden phantastisch und ein Spiel des Zufalls. Das Problem, sie dem Raum anzupassen, war keineswegs ein Problem, während beide aus einem gemeinsamen Schöpfungsgedanken entsprangen: es wurde eines, sobald ihr unabhängiges Entwerfen, zuerst eine Schwäche des Luxus, eine Nothwendigkeit der Production zu werden begann. So lange indessen die Architektur herrschend blieb und Malerei und Skulptur ihre anerkannten Vasallen waren, behielten die Möbel ihre gesetzmäßige Stellung bei und theilten sich in ihre Triumphe. Als aber diese den älteren Schwestern treubrüchig wurden, folgten die Möbel eilends nach. Sie entwickelten die Selbstsicherheit, von der wir gesprochen haben, und trennten sich im Glauben, allein stehen zu können, von jener Stütze, die die Grundursache ihrer Existenz bildete. Es hat zweifellos viele Lockerungen und Straffungen in der Kette gegeben, welche die zeichnerischen Künste aneinanderfesselt; es muß jedoch bemerkt werden, wie bei jeder Erschlaffung die Möbel prunkvoll und künstlich wurden, der Uebereinstimmung mit den gewöhnlichen Bedürfnissen ermangelten und langsam, aber sicher in Schwäche und Geschmacklosigkeit versanken. Einige solche Kreisläufe haben wir um die Mitte des vorigen Jahrhunderts passirt. Mit der Auflösung der alten Verbindungen ging der größte Theil der decorativen Künste verloren. Die Malerei verblieb uns und maßte sich die Rolle an, die bisher die ganze Gemeinschaft vereint erfolgreich gemacht hatte. In ihrem Kampf, das Kleid des Giganten auszufüllen, ist sie widerstandslos in die Geleise des Zeitalters gelaufen. Mit ihren transportablen Leinwanden hat sie, Rahmen bei Rahmen, die Gallerien und Ausstellungen gefüllt, und den Titel einer

Digitized by Google

Kunst gefordert mehr aus literarischen als aus ästhetischen Antrieben. Die kleinen Coketterien des Handwerks, aus dem sich einst die mächtige Stärke der Kunst nährte, fielen einer so illustren Gesellschaft ganz aus dem Gesichtskreis. Also haben wir die gezwungene Kunst einer öffentlichen Schaustellung, die aber aufgehört hat, das gewohnte Kleid unserer Räume und heimischen Wände zu sein.

Das begleitende Symptom war, daß wir aus unseren Häusern jene ganze architekonische Mischung verloren, welche in früheren Zeiten die Structur mit dem Inhalt verband, die Schreine und Füllungen, die, halb Raum, halb Möbel, eines mit dem andern verknüpften. Das achtzehnte Jahrhundert brachte die Tradition der Kraggesimse und Würfel, der Karniese und inkrustirten Täfelungen, zu weiter Ausdehnung; — aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden uns die Innenräume vom Architekten fast ohne jegliche architektonische Gestaltung geliefert. Als Ersatz dafür bietet man uns etwas an, das naiverweise „Decoration" heißt, zwei Schichten Schminke und eine Fournirung von mechanisch bedruckten Tapeten.

In dieser fortschreitenden Austilgung war die steigende Kürze unserer Miethzeiten ein bedeutender Factor. Drei oder vier Mal binnen zwanzig Jahren will der ausziehende Miether seine Zerstörungen wieder gut machen, und der Hausspeculant will sein Besitzthum in einen miethbaren Zustand zurückversetzen — wie es uns von Gesetzgebern und Obrigkeiten befohlen ist. Was kann nach einer Reihe solcher Processe von Innenarchitektur übrig bleiben? Kann denn ein Raum verlassen werden, der ausstattungswürdig ist — im wahren Sinne des Ausdrucks? Der erste Schritt, ihn dazu zu machen, muß nothwendiger Weise die Vernichtung der verstümmelten und verkehrten Construction sein, die unser Miethshaus hat — so weit es nur eben möglich ist.

Kein Wunder dann, daß die Möbelausstattung, wieder damit anfangend, sich als eine Kunst zu begreifen, ihre Grenzen überschritt und in den Raum eindrang! Füllungen, Wände, Dielen, Kaminsimse, Roste, Thüren und Fenster, Alles kommt heutzutage in die Hände des Kunstschreiners und steht im Anfang in Gnaden bei Tapezirern und Tischlern, denen der antiquarische Sammler folgt. Dann bringen wir unsere Gärten herein und vervollkommnen unser Wohnzimmer zu einer Mischung von Gewächshaus und Trödelladen.

Eine andere Fallgrube ist die Mode der archäologischen Nachäfferei gewesen. Der Versuch, die Kunst mittelst vollständiger Reproductionen alterthümlicher Ausstattungen zurückzubringen, ist ein starker Ruf nach abwärts gewesen. Die Pariser unterscheiden viele Style und trachten darnach, sie in jedem Detail auszuführen. Die Amerikaner copirten Paris, und wir haben das gleiche ein wenig mit uns selber gethan. Das schwache Element bei alledem ist aber, daß der Eigenthümer dieser mittelalterlichen oder classischen Räume immer noch der Mensch des 20. Jahrhunderts bleibt, dem wir auf der Eisenbahn und im Omnibus begegnen. Wir können keine cultivirten Epikurer in einem Wohlgemach des römischen Kaiserreichs sein, und nicht, indem wir eine Thüre öffnen, als flämische Bürgermeister in unsere Bibliothek gehen. Das Herz des Zeitalters will seine Schöpfungen ohne Rücksicht auf Mode und antiquarische Ideen formen, und solch' elender Lug und Trug ist weit davon entfernt.

Wenn wir, die wir in diesem Jahrhundert leben, überhaupt selbst die Lage schätzen können, so beruht deren wesentlichstes Charakteristikum, was dessen Einwirkungen auf die Kunst anlangt, in den commerciellen Tendenzen. Dadurch wird unsern Möbeln ein unauslöschlicher Stempel aufgedrückt. Daß sie unter der drückenden Bedingung, mit Gewinn verkauft werden zu können, erzeugt werden, hat auf ihre beiden Functionen eingewirkt. Nach der Seite der Nützlichkeit hin wurden unsere Möbel nach dem Gebrauch von Millionen geformt, nicht nach dem von Individuen. Daher rührt ihr eintöniger Durchschnittscharakter, ihre Unfähigkeit, Theil von uns selbst zu werden, ihr Mangel an persönlichem und örtlichem Reiz. Wie sollte aber auch ein Börsen-Artikel Beides haben?

Aber der Mehlthau ist noch grausamer auf jene andere Functionen gefallen, die für menschliches Handwerk eine Nothwendigkeit ist — auf das Bestreben, sie auszudrücken und den Augen mit dem Ausdruck ein Vergnügen zu bereiten. Die Kunst ist das Monopol der Malerei und hat nichts zu thun mit so vulgären Dingen, wie Möbeln, der Industrialismus hatte die Fähigkeit, einen Gipfel selbstständiger Schönheit zu erreichen, mit einem Kanon, dem der schnellen Gewinne. Das Mobiliar ist eine bloße Waare auf dem Markte der Mode geworden. Heute in Begeisterung gekauft, wird es morgen verworfen, und dann kauft man eine neue Laune. Der Händler hat neue Möglichkeit zu gewinnen, aber der Kunde bleibt, wo er ist. Es mag zugestanden werden, daß eine ursprüngliche Nothwendigkeit, zu handeln, der Antrieb ist, auf den alle ernsthaften Bestrebungen in den Künsten zu ihrem Fortschritt achten müssen, und ohne den sie Allfanzereien und Einbildungen werden würden. Es ist aber eine ganz andere Sache, wenn dieses beim Erzeuger vom Antrieb zum Motiv wird, zum ausschließlichen Gewinnmotiv. Der Werth des Products wird ebenso sehr vermindert, wie das Wohlbefinden des Handwerkers, und die Möbel werden in die Stellung von Bauern im Schachspiel heruntergedrückt.

Ich fürchte, wir müssen gegenwärtig damit zufrieden sein, mit Ausstellungen und unarchitektonischen Gemächern aufzuräumen. Während wir aber aus diesen Zuständen das Beste machen, brauchen wir uns nicht darein zu fügen oder ihre Fortdauer aufrecht zu erhalten. Auf jeden Fall können wir einen guten Kampf gegen den Industrialismus kämpfen. Das Elend der herz- und liebloſen Production, unter der Plage einer unnützen Gier, ist offenkundig genug, uns zu Reflexionen zu führen, daß wir in diesen Dingen nach allem die Wahl haben. Wir brauchen unser Geld für nichts auszugeben, das kein Brod ist. Wir können unsere Möbel beim individuellen Handwerker bestellen und nicht bei der industriellen Firma. Die Strafe, also zu thun, wirkt nicht länger als Verbot.

Zum Schlusse meiner Bemerkungen können wir nichts Besseres thun, als meinen Eingangsgrundsatz zu wiederholen — die Kunst der Möbelausstattung beruht auf dem Raum ebenso sehr, wie auf den Möbeln. Die alten Wege sind immer noch die einzigen Wege. Wenn wir für die Kunst ordentlich Sorge tragen, sie aus ihrem Staatsgefängniß von Ausstellungen und Gallerien herbeirufen, um wieder ein freies Leben unter uns in unseren Häusern zu leben, wird sie als eine controllirende Macht wieder erscheinen, und nicht nur Malerei und Skulptur anwenden, sondern alle decorativen Künste, um Raum und Möbel nach einem zeichnerischen Zwecke zu formen. Ob wir ihr dann den von der Zeit geheiligten Namen Architektur geben, ob wir sie anders nennen, das ist von keinem Belang.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Besuch.

Von Ewald Gerhard Seeliger.

Ganz hinten auf der letzten Bank saß er, wahrhaftig, da saß er und grinste über die ganze Classe hinweg.

Mich wollte er anscheinend nicht bemerken: sobald er auf seinen Augenwanderungen bei mir vorüber kam, glitten seine spitzen, grauen Blicke über meine Gestalt, als wäre ich vollständig durchsichtige Luft.

Digitized by Google

Und die Jungen, die über ihre Schiefertafeln gebeugt saßen und mit ihren Stiften darauf herumkratzten, konnten ihn nicht sehen, da er auf der hintersten Bank hockte, die immer leer stand.

Dafür sah er aber die Kinder um so besser. Scharf nahm er jeden Jungen auf's Korn. Jeden einzelnen blickte er durchbohrend an. Sein Auge war so stechend scharf, daß er durch die Schädel der Kleinen hindurchsehen konnte bis zum Gesicht. Und jedes einzelne Gesicht prägte er sich fest in's Gedächtniß. Das merkte ich deutlich, denn trotz der grinsenden Kiefer hatte er eine Miene aufgesteckt, wie Einer, den sein Geschäft vollständig in Anspruch nimmt.

Deßwegen hatte er wohl auch für mich keine Zeit.

Vorn bei der ersten Bank hatte er angefangen, und jetzt war er schon auf der dritten: er zählte anscheinend. Ganz langsam wanderten seine Augen weiter, von Einem zum Andern zum Nächsten, und ich verfolgte seine hungrigen Blicke von Einem zum Andern zum Nächsten.

Wenn er bei mir anfragen würde, könnte er sich die ganze Arbeit ersparen: achtundvierzig hatte ich laut Schülerverzeichniß.

Aber er zählte und zählte, langsam und sicher.

Nun war er schon beim Ersten der vierten Bank angelangt. Mir kroch ein unangenehmes Gefühl den Rücken herauf wie eine riesige, eiskalte Spinne. Vielleicht zählte er mich am Ende auch mit — als Letzten.

Da schien es mir plötzlich, als ob seine grauen Augen blitzschnell die meinigen suchten, nur den kleinsten Bruchtheil einer Secunde. Und ich fühlte es, obgleich ich während des Augenblickes auf die linke obere Tafelecke meines Dritten geschaut hatte.

Aha! — Er war auf eine Lücke gestoßen; da fehlte Einer. Was kann ich dafür, wenn Einer fehlt? — Ich schreibe ihn in die große Liste ein, und meine Pflicht ist gethan.

Er schien dasselbe oder etwas Aehnliches zu denken, denn schon war er beim Folgenden angelangt: er hatte die Lücke auf der vierten Bank übersprungen.

Dort war der Platz meines Freundes Klante, der stets seine halbe Stunde innehielt. Was für ein Glück der kleine Kerl hatte!

Auf einmal aber packte mich eine fliegende Unruhe. Wenn der Junge jetzt käme, wenn er jetzt zur Thür hereintreten würde. Dann müßte er den da hinten erblicken, und — — —

Aber Freund Klante kam nicht.

Während dessen war der Rechner bis zu Nummer fünfunddreißig gekommen.

Hoffentlich wurde ich den ungebetenen Gast bald wieder los! —

Der Junge kam mir nicht aus dem Sinn. Ich mußte ihn schützen, er durfte nicht eher in's Zimmer treten, als bis sich der Besuch empfohlen hatte.

Mit drei schnellen Schritten war ich bei der Thür. Erst als ich ihren Drücker in der Hand und den Fuß gegen den unteren Rand gestellt hatte, verließ mich meine Angst.

Von hier aus konnte ich den Besuch auch besser betrachten. Er war derselbe geblieben seit Meister Holbein dem Jüngeren. Die kahlen Knochen hingen an flechsigen Sehnen. Sein Schädel saß starr und steif auf dem verdorrten Halse. Obenauf standen ein paar vertrocknete Haarreste. Nur seine Augen waren lebendig, und seine Blicke trafen wie Dolchstiche.

Er beeilte sich plötzlich, zum Ende zu kommen. Wieder packte mich der Gedanke, daß er mich vielleicht zum Schluß scharf anschaut und mitzählt. Die eisige Spinne regte wieder ihre zuckenden Beine.

Jetzt war er beim Letzten angelangt, bei meinem Schmerzenssohne, der gerade vor ihm saß. Wie zur Bekräftigung der Richtigkeit seiner Rechnung erhob er den Zeigefinger. Dann — mir wollte das Herz stillestehen vor bangem Schreck — tippte er mit der Spitze des dürren Fingers dem letzten Jungen an den blonden, dicken Kopf, daß der Brillantring, der auf dem blaugeschreuerten Knochen saß, leise klinkerte.

Aber der Junge merkte Nichts und malte seine Hieroglyphen ungestört weiter.

Nun erhob sich sein Hintermann langsam, warf die graue Tunika über die linke, die schartige Hippe über die rechte Schulter und ließ seinen Blick noch einmal über die Classe schweifen.

In demselben Augenblicke fühlte ich von draußen her einen Druck auf die Thürklinke. Ich stemmte mich dagegen, als gälte es einem ganzen Regiment Soldaten Widerstand zu leisten, nicht aber meinem kleinen, schwächlichen Freund Klante.

Nun schlug die Glocke im Corridor die erste halbe Stunde. Der in der Ecke horchte auf, griff nach der Uhr, die mit einem großen Messinghaken am Hüftknochen hing, nickte zufrieden mit dem Schädel und verschwand.

Gleich darauf gab ich dem Drängen und Stoßen meines kleinen Freundes nach.

„Der Klante!" Eine programmmäßige Unruhe lief durch die Sitzenden. Unterdrücktes Kichern — ein paar stießen ihren Nachbarn mit dem Ellenbogen in die Seite und schnitten dem armen Sünder an der Thür wenig einladende Gesichter zu.

Jetzt mußte von meiner Seite die bekannte Frage kommen: „Warum so spät, mein kleiner Freund?"

Mechanisch, unter dem Zwang der Gewohnheit, sprach ich sie aus.

Nun trat jedes Mal eine längere Pause ein. Er ließ die Hand, hinter deren gewölbten Rücken sich bis dahin seine Augen verborgen hielten, herabsinken, blickte mich von der Seite an, als wenn er mir noch nicht recht trauen könnte, und krabbelte mit seinen kleinen Fingerchen nervös an der blauen Tuchkappe herum. Ich wartete auf die bewährte Entschuldigung: „Wir haben so spät Mittag gegessen."

Aber sie kam nicht.

Gewaltige Gedankenblöcke schienen sich in seinem kleinen Gehirn ungeordnet hin und her zu wälzen; denn er machte ein angestrengtes Denkergesicht. Allein er vermochte es nicht, sie zu bewältigen.

„Habt ihr wieder so spät zu Mittag gegessen?" Ich wagte die Frage, obgleich ich genau wußte, daß Freund Klante einer anderen, gewichtigeren Entschuldigung nachsann.

Und er schwieg weiter, nur seine Finger zappelten aufgeregter den Mützenrand entlang.

„Junge, sprichst Du nicht sofort, so mußt Du heute nachsitzen!"

Da gab es einen plötzlichen Ruck über sein ganzes Gesichtchen, die Mundwinkel fielen nach unten, die Nasenflügel zogen sich in die Höhe, sein Kinn wurde eine einzige wellige Oberfläche von kleinen Fältchen und Grübchen, und — er heulte. Freund Klante hatte ein ganz eigenartiges Heulen. Der vorherrschende Laut darin war das langgezogene Uhhh! Dann kamen mehrere undefinirbare Zischlaute vom tiefsten Alt bis zum höchsten Discant, alle halben Minuten dazwischen erfolgte eine heftige Explosion. Dabei öffneten sich seine Lippen und zeigten zwei Reihen spitzer Mauszähne und eine erbarmungswürdig zusammengekrümmte Zunge. Ein Thränenstrom ergoß sich ungehemmt über die gerötheten Wangen.

An Freund Klante's Weinen zerschellte meine gesammte pädagogische Kunst wie ein steuerloses Wrack am Felsenriffe.

„Setz' Dich hin und pack' Dein Ränzel aus!"

Das bewerkstelligte er, ohne dabei sein Concert auch nur auf eine Secunde zu unterbrechen.

Ehe er nicht mindestens zwei ganze Zeilen auf seiner Schiefertafel geschrieben hatte, dachte er an ein Aufhören nicht. Während dessen beherrschte er also die Situation.

Ich hatte dabei Zeit, wieder an den Dürren zu denken. Wen besuchte er wohl jetzt? — — —

Als ich dann wieder die Classe mit meinen Blicken überflog, fand ich auf der letzten Bank den letzten Platz leer. Wo war nur mein Sorgenkind Heinrich? Eben noch hatte ihn doch der verschwundene Gast an die Hirnschale getippt!

Kroch er wieder unter den Bänken herum, um ein paar Tollheiten auszuüben, die sein für Schulweisheiten unzugänglicher Kopf ausgeheckt hatte? Ich wartete, ob nicht irgend einer der Jungen mit Wehgeschrei in die Höhe springen würde, von dem geheimnißvollen Schleicher in die Wade gezwickt.

Aber ich wartete vergeblich.

„Wo ist Heinrich?"

„Fehlt!" schrie Eins von hinten.

„Sooo?" Ich rieb mir verwundert die Augen; der Junge fehlte wirklich. Hatte ich das Alles geträumt?

„Ich hab ihn auf dem Wege gesehen!" berichtete ein Anderer.

„Ging er mit Dir?"

„Nein, mit dem Klante."

„Klante, komm heraus!"

Schuldbedrückt schlich er heran. Wieder schielten seine Augen mißtrauisch über den gekrümmten Handrücken hinweg.

„Bist Du mit Heinrich zur Schule gegangen?"

„Ja!" Es klang, in Anbetracht seines schlechten Gewissens, äußerst schüchtern.

„Wo ist er denn?"

„Im — Canal."

„Was? — Im Wasser?"

„Ja, er ist reingefallen."

„Hast Du ihn hineingestoßen?"

„Nein, Herr Lehrer, ich hab's nicht gethan."

„Erzähle, wie's gekommen ist!"

„Wir gingen, und da kamen wir an den Kaffeespeicher. Da haben wir Bohnen gesucht. Und da war der Canal gleich daneben, und der Heinrich rutscht runter, in's Wasser rein."

„Hat er geschrien?"

„Nein. Er machte bloß mit den Armen noch rauf und runter, und dann sah man ihn nicht mehr."

„Und Du?"

„Ich bin schnell fortgelaufen."

„Liegt er noch drin?"

„Nein, sie haben ihn gleich rausgezogen, die Leute."

„Hast Du's gesehen?"

„Ja, wie ich über die Brücke ging."

„Deßwegen bist Du also zu spät gekommen?"

„Ja!" Ein Seufzer erleichterte sein bedrücktes Herz.

„Setz' Dich!" — —

Am nächsten Morgen kam ein dicker, schwarzer Strich über den Namen Heinrich's in der großen Liste und in die letzte Rubrik die Bemerkung „verstorben".

Noch nach mehreren Tagen streiften scheue, fragende Blicke den letzten Classenplatz, aber er blieb leer. Und nach ein paar Wochen war der Todte vergessen.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Hundesperre in Kärnten.

Der Landregen, der rinnet und rauschet, hindert die germanischen Mittel-Europäer nicht daran, sonnenhelle Reisepläne zu entwerfen. Da wir Wasser zur Zeit selber im Ueberfluß haben, steht die Sehnsucht einstweilen nicht nach der See, sondern nach dem bergigen Süd, dessen stolze Kuppen unsere krankhafte Phantasie für nebel- und hagelfrei hält. So rüstet sich denn die freie Schweiz zum Empfang der Lichtbedürftigen. Der große Gasthof mit den Felscoulissen ist rein gescheuert und verproviantirt, und ein neuer Etzel, der die kaukasischen Millionen zur Völkerwanderung peitschte, würde zum Mindesten von den Schweizer Hoteliers nicht als Gottesgeißel empfunden werden. Er wäre vielleicht sogar im Stande, sie zu toleranter Haltung gegenüber der Concurrenz zu veranlassen. Müssen in der Schweiz Nacht für Nacht die Salons, die Rauchzimmer, die Hausknecht-Mansarden und Gerätheкammern für stehende Reisende ausgeräumt werden, dann darf ein Tropfen des Segens allenfalls nach außerhalb abfließen.

Leider fließt der Segen seit etlichen Jahren nicht nur tropfenweise ab. Daß die rechten Bergfahrer, die Gipfelstürmer und Rucksackschlepper, Helvetias Thäler je mehr und mehr mieden, verschlug den Besitzern der Zwingburgen von Interlaken und Umgegend wenig. Diese Kerle, denen mitunter sogar Frack und Lackschuhe fehlten, galten von jeher als Gäste dritten Ranges. Man gab sie gern an Tirol und die übrigen österreichischen Hinterberge ab. Nun aber wird die Sachlage bedenklicher. Auch der bequeme Reisende, der wochenlang im wohligen Standquartiere sitzt, fängt an, sich in den lieben Tauernnestern, unter den Dolomiten und im Angesicht der Königsspitze behaglich zu fühlen. Und das grüne Land der grünen Seen, Kärnten, zieht mit steigender Zaubermacht die Blicke auf sich. Ist erst die Karawankenbahn fertig, dann werden Klagenfurt und Pörtschach, Villach und Friesach sommerliche Mode werden. Da thut es noth, vorzubeugen. Im vergangenen Frühling behaupteten die maßgebenden Blätter der Schweiz ganz plötzlich, daß am Wörthersee Typhus, Scharlach und noch einige mit Recht unbeliebte Krankheiten die Menschen zu Hunderten auf die Bahre streckten. Es war Schwindel, unlauterer Wettbewerb, den am Ende sogar zurückhaltende deutsche Richter mit zehn Mark Geldbuße belegt hätten, aber er übte die beabsichtigte Wirkung aus. Ich erfuhr nachher in Velden, daß die vernichtende Typhus-, Scharlach- ꝛc. Epidemie sich auf die Magenbeschwerden eines achtjährigen Freundes unreifer Pflaumen reduciren ließen. Heuer hat das schweizerische Volk der Hirten eine imposantere Erfindung gemacht, die sich beinahe derjenigen von Brandt's Pillen an die Seite stellen läßt und die zumal im hundegesperrten Berlin erwünschten Effect erzielen wird. Das „Berner Intelligenzblatt" theilt mit, daß wegen der in Steiermark und Kärnten herrschenden Hundswuth mehr als 1000 Hunde getödtet worden seien. Siebzig gebissene Menschen schwebten in Todesgefahr, mehrere hätten bereits dem kärntnerischen Jammerthale Valet gesagt. Der Zweck der Uebung ist einigermaßen klar. Macht dem nichtagrarischen Touristen schon der Alpenbulle Pein, so hat er für den tollen Hund des Gebirges noch weniger übrig. Er wird Steiermark und Kärnten meiden und dafür die geöffneten Pforten und Pfoten der Schweiz suchen.

Man bittet mich aus Klagenfurt, darauf hinzuweisen, daß die Hundesperre nur in ganz wenigen Bezirken Kärntens bestanden habe, zum Theil bereits wieder aufgehoben sei und zuversichtlich binnen Kurzem überall aufgehoben werde. Im ganzen Lande sei nicht ein einziger Todesfall vorgekommen, der irgendwie mit der Hundswuth in Verbindung stehe. Dies zur Steuer der Wahrheit. Ehrliche Republikaner, wie die Hôteliers und mit Hôteliers verwandten Journalisten der freien Schweiz es sind, werden nicht zögern, die Berichtigung zu verbreiten. Ich habe wiederholt die erfreuliche Erfahrung machen dürfen, daß sie diese und jene meiner schlichten politischen Betrachtungen wortgetreu nachdrucken. Die wörtliche Uebereinstimmung der Anschauungen macht mir Ehre, und so wünsche ich nur, daß sie mir auch im vorliegenden Falle zu Theil werde. Nachdruck geboten!

Prinz Vogelfrei.

Die großen Berliner Sommerausstellungen.

I.

Groß sind sie beide freilich nun nicht: der Statistiker kann an der Hand der Cataloge berichten, daß die „Akademische", wie ich die im Landesausstellungspalast schlechtweg der Kürze halber bezeichne, gegen sieben Mal „größer" ist als die der „Secession". Der Vorstand dieser und Herr Paul Cassirer dagegen werden behaupten, daß ihre Ausstellung sieben Mal größer ist, als die „Akademische", wenn sie auch nur 333 Kunstwerke zur Anschauung bringt ... Das Merkwürdige ist aber das, daß, wenn im Landesausstellungspalast nur die Hälfte weniger Werke ausgestellt wären, selbst die Herren Secessionisten ihr „sieben Mal" beträchtlich einzuschränken sich veranlaßt fühlen dürften. „Was wollen Sie — sagte mir der liebenswürdige Vorsitzende der Ausstellungscommission beim Lehrter Bahnhof, Professor Arthur Kampf — die leidigen Rücksichten!"

Auch Professor Max Liebermann, der Höchstcommandirende der Secession, hatte was zu sagen. Aber nicht mir allein, sondern zu einer großen Versammlung von Gläubigen und solchen, die es zu sein vorgeben, am Eröffnungstage der Ausstellung. Die da sich darauf gefreut hatten, er werde der Spaltung in der Secession gedenken, irrten sich natürlich. Mit keinem Worte erwähnte er der „Treulosen". Aber der Wissende vermochte doch allerlei auf den „Fall" zu beziehen. Zum Beispiel wenn es hieß, daß die Secession viel Anerkennung gefunden habe, aber auch auf viel Widerspruch stoße; daß sie den Geschmack des Publicums läutern müsse, dabei jedoch natürlich „auf den eigenen Geschmack angewiesen" sei; daß Kunst wohl von Können herkomme, aber „nicht Jeder, der was könne, schon ein Künstler sei", denn die Kunst „fange da an, wo die Regeln aufhören" — der Geschmack, die Empfindung sei entscheidend; jedes neuauftauchende Genie indeß ändere den Geschmack, denn der Künstler „zwinge uns sein Schönheitsideal auf, und wir müssen ihm gehorchen". Wer nicht gehorcht, fliegt aus der Secession heraus, wer aber hübsch gehorcht, der bedeutet was, mag er nun Künstler sein oder Kritiker, bis er — des Gehorchens müde ist. Das sagte Liebermann nicht, aber es wird gestattet sein, diesen Schluß aus seinen Worten zu ziehen ... Nicht der mächtigste Fürst, der Künstler allein zeichne der Kunst die Wege vor und nur „aus einer eigenen und daher neuen Naturanschauung könne eine Wiedergeburt der Kunst hervorgehen." Wie steht's aber dann mit dem aufgezwungenen Schönheitsideal, dem gehorcht werden muß? Aus der Anschauung der vorhandenen Kunstwerke — schloß Liebermann — Neues schaffen zu wollen, wäre Ruin der Kunst ... So? Wenn das so wörtlich zu nehmen wäre, die Schlußfolgerung wäre für Liebermann's Kunst verhängnißvoll, denn das „Neue", das er vor bald 25 Jahren nach Deutschland brachte, war doch wohl „aus der Anschauung der vorhandenen Kunstwerke" der Millet und Israels hervorgegangen ...

* * *

Doch genug von Worten. Wenden wir uns den Thaten zu.

Die Durchschnittshöhe der „Secession" und der Mittelsäle im Landesausstellungspalast ist recht achtbar. Und dabei stoßen wir auf beiden Ausstellungen auf Wege, die nicht „der mächtigste Fürst", sondern der Künstler vorgezeichnet hat.

Die größte Ueberraschung aber erlebt man auf der Secessions-Ausstellung: ein „historisches" Bild von Max Liebermann! Wer hätte das je von dem Maler der Alltagsmenschen gedacht. Freilich — es ist auch eine ganz eigenartige Geschichtsmalerei. Ein nackter Mann und ein nacktes Weib. Zwei Actstudien also. Sie befinden sich auf einem breiten, mit einem weißen Betttuch bedeckten Ruhelager vor einer graubraunen Zeltwand. Er liegt, wie ohnmächtig, quer über dem Lager mit dem rechten Arm über dem linken Bein des Weibes, dessen Oberkörper hochaufgerichtet ist und in Profilstellung mit dem rechten Arm triumphirend was Schwarzes emporhält, während die linke Hand auf dem Kopfe des Mannes ruht. Das schwarze Etwas nannte ein Boshafter: „Hobelspäne". Das ist es nicht: es sind schwarze Locken. Mit anderen Worten — „Simson und Delila", in der Darstellung auf das Allernothwendigste und Einfachste beschränkt. Es könnte auch „Mann und Weib" heißen. Sozusagen der Extract aus der dramatisch bewegten Legende. Links, ganz am Rande, eine dunkle Fratze und Hand, die sich durch die Spalte des Zelts vorstrecken. Sie gehören natürlich einem der Philister. Der männliche Act ist gut gemalt und auch der in der Bewegung äußerst charakteristische, leuchtend helle Oberleib des niederträchtigen Weibes. Die Beine dieses Weibes aber sind in seltsamer Weise

Digitized by Google

vorbeigelungen in Zeichnung und Modellirung; dazu fehlt auch noch die rechte Hüfte ... Hier stimmt's nun wirklich: „keine Spur von Anschauung vorhandener Werke" und andererseits der Beginn der Kunst, die dort anfängt, wo die Regeln aufhören ... Was Liebermann ausdrücken wollte, ist originell, wie er es that, ist theilweise mißglückt. Man wird über das Bild viel und lange streiten, wie einst über Slevogt's „Verlorenen Sohn". Kunstgeschichtlich ist's von's Interesse, umso mehr, als Liebermann hier sich von einer neuen Seite zeigt. Mit neuen Farbengedanken hat er dann ein altes Motiv, ein Leydener Altfrauen-Haus, ausstaffirt und seinem vorjährigen Motiv eines rothbraunen Gauls gegen graugrünes, schäumendes Meer und einen trüben Himmel gestellt, hat er eine neue Form gegeben, indem er jetzt einen Jungen in einer wundervoll wahren Bewegung sich auf's Pferd schwingen läßt. Dazu echte Seeluft: man spürt fast den Salzgehalt.

Ich nannte eben Max Slevogt. Auch er hat ein Bravourstück. Aber es gelang besser, als „Simson und Delila". Im Saal geradaus hinter der Entrée leuchtet uns gelb und weiß und in Lebensgröße der vielgefeierte Opernsänger d'Andrade entgegen. Er ist im Costüme des Don Juan. Uebermüthig die Haltung, lebenslustsprudelnd der Ausdruck: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise!" Im Hintergrunde eine Gartendecoration. Der Sänger ist auf der Bühne gedacht. Aber das elektrische Bühnenlicht fehlt. Man wird, namentlich wenn man auch die Schattenpartien berücksichtigt, immer nur annehmen können, der Künstler sei im Freien bei bedecktem Himmel gemalt. Sonst ist's coloristisch eine treffliche Arbeit. Auch hat Slevogt dieses Mal sich eine größere Concentration in der Vortragsweise abgerungen. Es ist nicht so hingefudelt und gehudelt, wie sonst so oft bei ihm. Seine junge Dame im Grase ruhend, den „Sommermorgen", den ich hier schon besprach, als das Bild bei Cassirer ausgestellt war, sieht man gern wieder ... Eine dritte „Säule" der Secessionisten, ebenfalls Comité-Mitglied, ist Louis Corinth. Er hat vier große Bilder und eine Studie ausgestellt. Weitaus das beste ist das lebensgroße Bildniß des Dichters Peter Hille. Dieser Kopf lebt, lebt sozusagen von innen heraus; und bei den vorherrschend grauen und braunen Tönen des Gesammtcolorits treten die Mängel der Corinth'schen Palette, die Unreinheit der durcheinander gebastelten Farben, zurück. Unangenehm geltend machen sie sich dagegen in den drei „Grazien", die auch sonst an Schönheit und — Grazie viel zu wünschen übrig lassen. In dem „Fluch auf König Saul" (s. 1. Buch Samuelis Cap. 15) hat der Maler im engen Rahmen soviel Figuren zusammengepackt, daß Einem schier der Athem vergeht. Linienschönheit des Entwurfs und Empfindung für Raumbegriff-Schönheit sind ja überhaupt nicht Corinth's Sache. Aber der greise Samuel selbst ist als Oberkörperact und in der Charakteristik nicht übel gelungen ... Zahlreich hat die Ausstellung auch Wilhelm Trübner beschickt. Die mythologischen Stoffe liegen ihm nicht, bei seiner jetzigen Malweise noch weniger, als früher. Seine „Salome" ist nichts, als der Act eines im Freien gemalten Weibes von derber Constitution mit einem guten Sonnenlichteffect auf dem bloßen Leibe. Aber in zwei Reiterbildnissen zeigt er, was er kann: die Gäule, wie die Reiter sind wundervoll modellirt und die Lichtreflexe auf dem Fuchs und dem Rappen von großer Naturwahrheit. Was von Monet, aber auch von Leibl hat das große Herrenbildniß aus dem Jahre 1876. In dem coloristischen Gedanken erinnert's an den Franzosen, auch an den der 70er Jahre, in der Pinselführung an den großen Deutschen, der selbst mit einer wundervollen Knie- und Handstudie eines Schützen und dem lebensvoll bewegten Brustbildniß eines Wilddiebes, zweier früheren Arbeiten, vertreten ist. Und dann ist seine letzte Arbeit da. Ein thaufrisches, erdduftendes „Deandl"; die kleidsame Sammetmütze auf dem herzig blonden Kopf mit den naiv und treu blickenden Augen und auf dem schwarz-lila Mieder ein mattglänzendes Schmuckstück. „Unvollendet" steht darunter. Du lieber Himmel — wie viel auf dieser Ausstellung ist denn auch nur halbwegs so vollendet, wie diese Malerei des Todten, und wird uns doch durchaus als etwas Abgeschlossenes, Fertiges gegeben. Das ist sehr spaßig ... Ebenso spaßig, wie wenn man die „Rheinlandschaft" Hans Thoma's neben Liebermann's „Altfrauen-Haus" betrachtet ... Ludwig von Hofmann hat wieder „Badende Mädchen" am Meere, minder stylisirt und auch coloristisch zahmer als sonst; fast ist's einfacher Realismus. Das gilt auch vom „Verlorenen Paradies". Nur der scharlachrothstämmige Baum in der Mitte der grünen Landschaft giebt den Pedanten ein Räthsel auf. Bei dem Bemühen, es zu lösen, übersehen sie das wohl meistens, wie schön in Farbe und Haltung die links vor Reue und Scham vergehende Eva gemalt ist. Nenne ich noch Walter Leistikow's dieses Mal ganz realistisch gegebene Landschaftsausschnitte, namentlich das großzügige norwegische Alpenmotiv mit seiner herben, düsteren Schönheit, den melancholischen dunkelgrünen Pechsee im Grunewald, die einsame Villa in Südschweden, die über sommerliches Hügelgelände hinhuschenden Wolkenschatten, sowie des Grafen Kalckreuth's Hamburger Hafenbilder voll stärkstem Farbenstimmungsreiz und sein anmuthiges Kinderbildniß — so sind damit so ziemlich die hervorragendsten älteren Vertreter der Malerei Deutschlands in der „Secession" erwähnt. Von anderen Deutschen und den Ausländern das nächste Mal.

* * *

Wenden wir uns einen Augenblick der „Akademischen" zu. Daß dort dieses Mal die Durchschnittshöhe der Leistungen, trotz des vielen Ballasts, höher zu bewerthen ist, als sonst, sagte ich schon. Es giebt mehr wirkliche Kunst, als in den letzten beiden Jahren. Und es ist meistens Alles sehr geschickt und geschmackvoll zur Geltung gebracht, zum mindesten in den Sälen der Mittelachse und in den daranstoßenden großen Sälen links und rechts. Bildniß- und Landschaftsmalerei dominiren unter den guten Bildern. Doch fehlt's auch nicht an Historie und Alltagslebenschilderung. Einzelausstellungen habe ich dieses Mal nicht oder kaum entdecken können, wie sie in all' den letzten Jahren so zahlreich sich fanden. Aber geschlossen sind doch noch verschiedene Gruppen aufgetreten. So natürlich die Düsseldorfer wieder in den Sälen 7 und 8. Sie sind übrigens schwächer, als sonst, selbst die Jung-Düsseldorfer. Das ist am Ende begreiflich: das Beste haben sie für ihre eigene große Ausstellung zurückbehalten. Dann die Dresdner, zum Theil mit einer Collection des Besten von dem, was sie im vorigen Jahre auf der „Internationalen" bei sich zu zeigen hatten: Banzer's farbenwirbelnde wendische Tänzer, Lührig's „Beide Alten" aus der Moldau, Kuehl's „Blaues Zimmer", „Grüner Koffer", dazu ein neues Mädchen-Waisenhaus-Motiv von dem gleichen Stimmungsgehalt und Farbengeschmack, wie die früheren; Hochmann's „Windmühle" ist neu, wenn er auch Verwandtes schon wiederholt gezeigt hat. Auf Einzelnes in diesem Saal (20) wird noch zurückzukommen sein. Mit gemischten Gefühlen begegnet man dort jetzt auch Eugen Bracht, den wir ziehen ließen. München ist dreimal vertreten: mit der „Luitpold-Gruppe" und der „Scholle" und der „Kunstgenossenschaft", die hinter den Werken jener Beiden beträchtlich zurücksteht. Im Saal der „Scholle" (23) begegnet man übrigens zumeist denselben Bildern, wie im Winter schon bei Keller & Reiner. Ueberhaupt giebt's sehr viel Bekanntes, was jüngst in unseren verschiedenen Kunstsalons zu sehen war. Muß das sein? Eigentlich sollte die Frage lauten: darf das sein? Es ist schon genug, wenn die großen Jahres-Ausstellungen in den verschiedenen Städten die Bilder zum Theil immer wieder austauschen. Was man aber vor wenig Wochen oder Monaten erst in Berlin bereits gesehen, nun wieder hier auftauchen zu sehen, das sieht denn doch schon gar zu sehr nach „Markt" aus.

Auch die Dänen haben einen eigenen Saal. Meistens sind's der älteren Richtung angehörende Künstler, wie Otto Bache, Wilhelm Arnesen, Hans Brasen, Viggo Helsted, Hendrik Jespersen u. A. Nur Peter Ilsted mit seinen coloristisch so fein empfundenen Interieurs muthet moderner an.

Einigen Italienern, mit Gelli an der Spitze, begegnet man in Saal 31. Auch hier wieder viel vom Künstlerhause her Bekanntes.

Die Baukünstler, Kunstgewerbler, Graphiker stellen auch wieder geschlossen aus und haben sich auch dieses Mal bemüht, den unsäglich häßlichen Räumen eine geschmackvolle Ausstattung zu geben.

Wer von der „Secession" hierher kommt und wer regeren Antheil an dem Berliner Kunstleben nimmt, sucht natürlich zuerst den Saal der 16 secessionistischen „Dissidenten" auf. Er liegt dicht neben dem großen, dieses Mal den Bildhauern eingeräumten Saal 9. Wenn man ihren Saal betritt, so fällt Einem zunächst die Dunkelheit auf, die hier herrscht. Hat sich das Auge an sie gewöhnt, so erlebt man eine kleine Enttäuschung. Daß sich die Dissidenten gründlich zusammennehmen würden, das mußte man doch erwarten. Indessen — einmal giebt's selbst hier schon bekannte Bilder, und dann scheint mir die Jury allzu milde gewaltet haben. „Es ist ja das erste Mal! Wir können doch nicht gut die Kampfgenossen vor den Kopf stoßen!" — mögen die Herren gedacht haben. Mit Unrecht. Sie stehen en vedette, und die Mutter-Secession paßt scharf auf. Mußte denn jeder von ihnen um jeden Preis drei Werke ausstellen. Bei den Wenigsten sind alle drei gleich gelungen. Das größte Bild hat Paul Höniger gesandt: ein Waschhaus oder Waschboot, wie es in Paris üblich ist. Zwölf Wäscherinnen bei der Arbeit, spülend, scheuernd, schlagend; heißes Sonnenlicht hüllt den rückwärtigen Theil in goldenen Dunst, während vorn eine bläuliche Dämmerung herrscht. Es ist eine tüchtige Arbeit, rein malerisch interessant, nicht aber auch im Gegenstand. Merkwürdiger Weise sind übrigens diese Wäscherinnen viel „secessionistischer" ausgefallen, als die Linde-Walter'schen in der wirklichen „Secession". Von Otto H. Engel sieht man eine sehr kräftige, flott hingeworfene Strandscenerie an der Ostsee: Fischer, die ein Boot in das leicht brandende Meer hinausschieben, und zwei friesische „Schönen", wie sie in ihrer ganzen Magerkeit und ihrem bunten altväterlichen Putz auch Ludwig Dettmann, der Königsberger Akademie-Director, in einem der Hauptsäle ausstellt. Hans Looschen hat vor Allem eine sehr decorativ wirkende, halbnackte Mädchengestalt „Märchen" gesandt, Max Schlichting eine sehr warmtönige und im besten Sinne illustrative Foyerscene aus dem farbenschönen Metropol-Theater, und ein kleines, lichtgekleidetes Fräulein, das barfüßig am Strande im Wasser planscht. Felix Krause überrascht mit einem sehr schönen Freilichtbildniß eines jungen Mannes, dessen rothbrauner Kopf famos gegen den grauen Himmel steht. Von Langhammer sieht man außer dem üblichen aufsteigenden „Sommergewölk" eine große von Abendsonnengold feierlich durchtränkte Havellandschaft mit einem kleinen Dorf am blinkenden Fluß; sehr reizvoll, nur schade, daß die Silhouette des Baumes im Vordergrunde gar so häßlich ist. Viktor Freudmann zeigt ein pikantes Blumenstilleben aus dem Treibhause, Friese auf's Neue seine durch Polarschnee stapfenden Eisbärenfamilien, Willy Döring das fein ausgeführte Brustbildniß einer

Digitized by Google

jungen Dame in Schwarz und Julie Wolfthorn namentlich ein zarttöniges Mädchenköpfchen. Sehr gut schneidet Max Uth ab. Seine Straße nach dem Gewitter in irgend einem belgischen Städtchen in Abenddämmerung mit der Spiegelung des sich aufklärenden Himmels in den weinumrahmten Fenstern, ist ungeheuer wahr und dabei malerisch schön. Sein „träumender Wald", wenn auch vielleicht Volckmann und Bracht etwas nachempfunden, ist von schwermuthvoller musikalischer Stimmung; seine beiden alten, klatschenden Frauen vor dem Thor des alten grauen Hauses sind prächtig beobachtet. Auch Franz Lippisch, der das Spintisiren und Symbolisiren ein Mal unterlassen hat, erfreut mit dem „Octobermorgen im Spreewald" und besonders mit der sommerlichen märkischen Landschaft; zwei fein empfundene und schlicht gegebene Naturausschnitte, die beweisen, wie segensreich seine Umkehr zur einfachen Natur für ihn geworden ist. Martin Schauß, der begabte Bildhauer des Verbandes, hat Max Schlichting's charaktervollen Kopf mit großer Liebe modellirt und giebt in der großen Bronzefigur „Friedensengel" ein sehr anmuthiges Werk, das nur in seinem unteren Theil für meinen Geschmack etwas überladen decorativ ausgefallen ist. Aber den schönen Kopf vergißt man nicht so bald.

J. Norden.

Pariser Wahltag.

Gesehenes und Gedachtes eines Unpolitischen.

Als ich aus der dumpfen Luft des Metropolitain Bahnhofes emporsteige, sehe ich links und rechts die lange Pfeilerreihe der Rue de Rivoli von oben bis unten mit buntfarbigen Affichen beklebt. Seit zwei Tagen fällt ein warmer, dauerhafter Landregen. Paris versteht es nicht, sein Pflaster bei schlechtem Wetter einigermaßen sauber zu halten. Der Schmutz liegt zollhoch. Ich platsche mit dem angenehmen Gefühl der Sicherheit, das Gummischuhe verleihen, über den Fahrdamm und schlendere gemüthlich im Trockenen unter den Arkaden dahin. Ab und zu bleibe ich vor einem der Anschlagzettel stehen. In den letzten Wochen ist in Paris jeder Bauzaun, jede Planke, jede Mauer mit Affichen bedeckt. Selbst das deutlichste Défense d'afficher wird vergewaltigt. Ob man will oder nicht, rein mechanisch gleitet der Blick über die Zeilen hin und findet überall dieselben Beleidigungen und Schimpfworte. Anfangs macht es Spaß, endlich erregt es Widerwillen. Noch dazu, wenn man wie ich unbetheiligt ist. Die Politik interessirt mich zu Hause wenig und noch weniger in der Fremde. Ich genieße den mäßigen Styl der Wahlplacate rein menschlich. — „Muzet hat gelogen!", steht auf einem blutrothem Zettel. Am nächsten Pfeiler: „Muzet hat nicht gelogen." Dasselbe Format und dieselbe Farbe. Aha, das ist der Gegner, denke ich in meiner Einfalt. Aber beide Placate sind von demselben Candidaten veröffentlicht. Der Inhalt ist kleinlich, spitzfindig. Hätte Herr Muzet in etwas angekneiptem Zustande behauptet, daß am Wahltage schönes Wetter sein würde, so würde sein Gegner sicher eine Affiche verfassen mit der Ueberschrift: Infame Lüge des Dreyfusards! Uebrigens würde Muzet in gleichem Falle es vermuthlich nicht anders machen. Spaßhaft ist schon die Ueberschrift, mit der die Candidaten das Volk locken wollen. Der Eine schreibt ruhig und bürgerlich: Wähler! ein Anderer schmeichelnd: Liebe Mitbürger! ein Dritter stolz und aristokratisch: Patrioten! ein Vierter aufgeregt und demokratisch: Volk! Und wie der Titel, so der Text. Die Antiministeriellen sind — ich rede wie die Placate der Gegner — verkappte Royalisten, Reactionäre, Jesuiten, die Ministeriellen sind Judenknechte, Freimaurer, Fremdenfreunde. Nach ihrer eigenen Meinung sind beide Parteien natürlich die einzig wahren Freunde der Republik, die würdig die großen Principien Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit vertheidigen werden. Wenn schon das Schwarzmachen des Gegners unangenehm wirkt, so erregt das unmäßige Selbstlob, mit dem sich fast ein Jeder schamlos brüstet, beinahe Ekel. Die Erscheinung an sich, daß von zwei feindlichen Parteien eine jede für sich die alleinige Gerechtigkeit beansprucht, darf wohl nur der gänzlich Unbetheiligte spaßhaft nehmen. Sie findet sich bei jedem Kampfe und jedem Kriege, und für den Mitleidenden ist kritikloser Eifer patriotische Pflicht und Tugend. Aber daß diese Wahlkriegsrufe sich nicht in parlamentarischen Grenzen halten, daß die maßlosen Ausdrücke dem geringsten Anstande Hohn sprechen, daß sie den Gegner auf das Gröblichste beleidigen, das darf auch der Kämpfende lustig finden. Freilich wird diese Lustigkeit einen gewissen bitteren Beigeschmack haben. Ich selbst fand Ausdrücke wie Dieb, Lügner, Verräther, Schuft, in großer Anzahl. Auch der Styl war häufig so, wie der unterste Pöbel spricht und nicht wie ihn ein zukünftiger Erwählter des Volkes anwenden sollte. Ein Herr Syveton staunt über seinen Gegner mit folgenden Worten: De qui se f . . . il? Die Pariser Zeitungen haben zahlreiche und zum Theil recht gute, bissige Witze gemacht. Der bekannte Caricaturenzeichner Abel Faivre, der vor einigen Wochen mit seinen: Nos Médecins in ganz Paris ein riesenhaftes Gelächter erregte, läßt einen braven Bürger nebst Gattin und Kinder vor folgendem Placat Halt machen:

Electeurs.

—

Mon immonde adversaire

— — — — — — — — —

— — — Satyre — — —

— — — — — — — — —

Lache.
Salaud.
Cochon.
Chameau.

— — — —

Caro — —

Republicain modéré.

Der behäbige Familienvater sagt zu seiner besseren Hälfte, die wohl Befürchtungen ausgesprochen hatte, den Kindern den Text der Wahlaffichen zu zeigen: „Das da können Sie ruhig lesen, das ist von einem gemäßigten Republikaner".

Madame Severin, eine der gescheitesten Frauen in Paris, erzählte, daß die ihr wohlbekannten Bauern der Oise ein Sprüchwort haben: Nicht immer hat der Recht, der am lautesten schreit. Schade, daß die übrigen Franzosen nicht derselben Meinung sind.

Es ist wahrhaftig der Untersuchung eines Berufs-Psychologen werth, zu ergründen, wie sich dieser persönliche Haß zwischen Rivalen erklärt. Mir laufen allerlei bunte Schulerinnerungen durch die Gedanken. Die Homer'schen Helden schimpften vor dem Kampfe wie Fischweiber. Auch ein Grund, weswegen mir die Griechen nicht gar so ideal erscheinen. Aber die Herrschaften trugen ihre Haut zu Markte. Das erklärt, wenn es auch nicht entschuldigt, denn Ossian's nordische Helden waren von feinstem Benehmen gegen einander. Im Mittelalter bis in's achtzehnte Jahrhundert grüßte man den Gegner verbindlich mit dem Schwert und erwies ihm große Ehren, weil man der Meinung war, es sei nobler, sich mit einem Edelmann anstatt mit einem Lumpen zu messen. Und doch wollten sich Beide an's Leben. Am Ende eine höchst persönliche Angelegenheit. Aber bei einem Wahlkampf handelt es sich doch um höchst unpersönliche Sachen. Wozu persönliche Angriffe? Es ist nicht immer in Frankreich so gewesen, das Temperament der romanischen Rasse entschuldigt nichts. Erst seit dem Boulangismus sind diese würdelosen, niedrigen Sitten eingerissen. Und Paris ist noch am höflichsten! Im Süden und in Algier werden Placate veröffentlicht, „daß ein Affe erröthen würde", wie die Franzosen sagen. Sie entschuldigen sich damit, daß in anderen Ländern, besonders in England, der gleiche Ton herrsche. Ob wahr oder nicht, eine schlimme Entschuldigung. Ich bin ein Lümmel ja, aber mein Nachbar ist auch einer.

„C'est la cuisine électorale, sagt ein Herr zu mir, der an demselben Tische sitzt, wo ich meinen Aperitif nehme und dem ich Einiges von meinen Gedanken mittheilte. Sie müssen das nicht so ernst nehmen, die Herren selbst thun es ja auch nicht. Beweis: Es sind nur vier oder fünf Beleidigungsklagen angestrengt worden, die nicht einmal alle ausgetragen wurden."

Schön. Zwar der Mangel an Anstand bleibt bedauerlich. Aber schlimmer ist, daß die Affichen sich nicht bemühen, das Volk aufzuklären, selbst nicht vom Parteistandpunkt aus, sondern daß sie seinen niedrigen Instincten schmeicheln. Keiner will auf die Intelligenz wirken, sondern ein Jeder nur auf die große plumpe Masse. Das ist überall, wo das allgemeine Wahlrecht gilt, ähnlich, aber nie habe ich gefunden, daß die Mittel so unwahr und roh waren wie hier. Nachdem ich wochenlang diese Affichen vor Augen hatte, wirkten die wenigen, die in ruhigem, anständigem Tone gehalten waren, beinahe lächerlich auf mich. Ich hatte so lange unter verheißungsvollen Ueberschriften wie: Ein Wort der Wahrheit. Einfache Erwiderung. Wo ist die Ehre? u. s. w. nur einen Schwall von wüsten oder falsch würdevollen Ausdrücken gefunden, daß ich schließlich nichts mehr ernst nehmen konnte. Als ein Herr ausnahmsweise von seinem „ehrenwerthen" Gegner sprach, mußte ich hell auflachen. Ein Mann von vornehmen Empfinden könnte wirklich durch den Geruch dieser cuisine den Geschmack am Essen des Restaurants Electorale verlieren. Er könnte sich fragen: „Sind die Männer, die sich dazu hergeben, mit solchen Mitteln ihren Abgeordnetensitz zu erwerben, wahrhaft die ‚Besten des Volks', und würdig uns zu vertreten und Gesetze zu geben?" — Ich habe Herrn Jules Lemaitre nicht begreifen können, daß er seine Unabhängigkeit als Schriftsteller aufgab, um sich in den unsauberen Wirbel der politischen Bewegung zu werfen. Und trotz der Placate sind die Franzosen höfliche Leute, die mit wohlthuender Liebenswürdigkeit auf einander Rücksicht nehmen. Es muß den Candidaten eine schwere Ueberwindung kosten, diesen Ton anzuschlagen, durch den sie hoffen, das Volk zu kirren, und der Gedanke, daß der Abgeordnetenposten nicht nur um dem Wohle des Vaterlandes zu dienen angestrebt wird, sondern auch zur Befriedigung persönlicher Leidenschaften, drängt sich dem Unparteiischen hartnäckig auf. Die Leidenschaft braucht ja nicht gerade Gelderwerb allein zu sein, sie kann auch Freude am Machtbesitz, Eigenliebe sein. Villiers de l'Isle Adam, einer der geistreichsten Köpfe der französischen Literatur, schrieb vor etwa 15 Jahren einige Zeilen über den Beruf des Abgeordneten, die noch

Digitized by Google

heute sehr zeitgemäß und so köstlich sind, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, sie in Uebersetzung anzuführen.

— — — Was braucht man denn heutzutage in den Augen der Mehrzahl der Wähler, um würdig befunden zu werden, in die gesetzgebende Körperschaft aufgenommen zu werden? Zunächst muß man sich davor hüten, ein auch nur einigermaßen gutes Buch zu schreiben oder geschrieben zu haben. Man muß das Bewußtsein haben, daß man durchaus nicht — auf keinem Gebiete — mit einem großen Talent begabt ist, auf alles, was die Erzeugnisse der reinen Intelligenz berührt, muß man scheinbar mit Verachtung, wie auf etwas Leichtfertiges hinabsehen, das heißt, man darf nie anders als mit einem gewissen gönnerhaften, zerstreuten, gemüthlichen Lächeln davon sprechen. Geschickt muß man von sich den Eindruck einer gesunden Mittelmäßigkeit erwecken. Dann schlägt man täglich inmitten 300 Collegen die Zeit todt, sei es um seine Stimme abzugeben, sei es um sich gegenseitig zu beweisen, daß man im Grunde genommen nur eine Bande mürrischer Großmäuler ist, die mit wenigen Ausnahmen von jeder Uneigennützigkeit entblößt sind, Abends betrachtet man, an einem Zahnstocher kauend, mit stumpfem Auge die Menge und murmelt: Bah, wird sich Alles schon machen! Nicht wahr, das sind die nothwendigen Fähigkeiten, die man besitzen muß, um als Candidat zugelassen zu werden. Ist man erst einmal gewählt, so bezieht man seine neun Tausend Francs Fixum (und den Rest!). Denn in der Kammer bezahlt man sich doch nicht mit Worten, man nennt sich „Staat" und schiebt so mir nichts, Dir nichts seinem lieben süßen Mädel ein oder zwei brillante Tabaksbureaux zu. — — —

Sollten diese Worte Recht haben? Die häßliche Heftigkeit der Angriffe würde sich leichter erklären, sobald die materiellen Vortheile in den Vordergrund treten. — Daß bei einem so leicht erregbaren Volke, wie die Franzosen es sind, auch die Parteigänger sich erhitzen, wird Keiner übelnehmen. Selbst Schlägereien werden Nachsicht finden. Aber Uebersälle, Todtschläge? Daß politische Zwistigkeiten bis zum Mord führen, ist doch ein schlimmes Zeichen und wohl nicht unbeeinflußt von dem Ton, den die Candidaten in ihren Aufrufen anschlagen.

Ich selbst sah vor einigen Tagen, wie ein Schadenfeuer entstand, weil man die Placate des Gegners angezündet hatte. Junge Leute kleben überall, aber mit besonderer Vorliebe in den Rotunden, Papillons an, das sind kleine gummirte Papierzettel. Und lauteten sie sonst: Kauft nicht bei Juden! Nieder mit den Dreyfusards! so liest man heute: Verlangt von eueren Candidaten, daß sie für die Amnestie stimmen! Wählt X! u. s. w. Die Aufregung ist allgemein. Freilich am eigentlichen Wahltage spürte ich sie weniger als sonst. Das machte der abkühlende Regen, der erst gegen 5 Uhr aufhörte. Um 6 Uhr werden die Wahlurnen geschlossen. Um 7 Uhr ist Dinerzeit und alle Welt in Anspruch genommen. Als ich aus meinem Restaurant hinaustrete, treffe ich einen Bekannten, der mir erzählt, oben im Norden, in Clignancourt hätten Arbeiter einen Kameraden auf offener Straße bis auf's Blut durchgepeitscht, weil er nicht für ihren Candidaten gestimmt hatte. Es ist eine schöne Sache um die Freiheit! Die Menschenmenge auf den Boulevards staut sich sichtlich immer mehr. Ueberall werden Wetten abgeschlossen. Wagen und Omnibusse können sich kaum noch Bahn machen. Ich drängele mich sachte durch und gehe durch das Gewirr der engen, hohen und schmutzigen Gassen der inneren Stadt nach dem Stadthause. Als ich in die Rue Bourg Tibourg einbiege, liegt gerade vor mir die Mairie des 4. Arrondissements. Ein ungeheueres Johlen schallt mir entgegen, Pfeifen, Zischen, Singen, Brüllen einer riesigen Menschenmenge. Ich halte einen Citoyen an und frage ihn, was denn los ist. Ah, les vaches! knirscht er, dann eilt er wieder zurück: A bas les jésuites! Vive la sociale! schreiend. Ich trete in die Rue de Rivoli ein und sehe nun, daß soeben das Resultat der Wahl auf dem Gitter der Mairie bekannt gegeben wurde. Es ist ein Nationalist. Mit einem Male bin ich mitten drin im Wirrwarr. Vor den Terrassen der Restaurants schreien sie: Vive le nationalisme! Von der Straße antwortet man: A bas les poires! Ein Bierglas fliegt durch die Luft, glücklicherweise ohne Jemanden zu verletzen, nur sein Inhalt bespritzt einige Manifestanten. Gelächter, Schimpfen. Dem einen Glase folgen mehrere. Mir wird es ungemüthlich. Ich sehe einige hocherhobene Stühle, die im Niederschlagen aufgegriffen werden. An mehreren Stellen dreschen schon die Spazierstöcke auf die Cylinderhüte, ich bemühe mich, aus dem Trubel hinauszukommen, als ich von einer Fluth von Menschen fortgerissen werde. Die Schutzleute säubern den Platz. Zwei, drei wohlgeleitete Angriffe, ab und und zu der Gummiknüppel, und die Place Baudoyer ist freigemacht. Der Tumult sah durchaus nicht sehr gefährlich aus. Ich hatte den Eindruck, als ob ungezogene Kinder sich prügeln. Bleibt man in der Nähe, kriegt man leicht einen Knuff ab, ohne ihn besonders übel zu nehmen, und so bin ich ohne ärgerliche Stimmung, ganz fidel und behaglich, als ich die Schreier im Rücken habe. Um 8 Uhr herum werden die ersten Resultate bekannt. Die Zeitungsverkäufer, mit ihrem ohrengellenden Geschrei, machen gute Geschäfte, selbst mit den noch gänzlich unvollständigen Listen. In den Straßen der inneren Stadt ist es vollkommen still und menschenleer geworden, aber als ich auf die großen Boulevards hinaustrete, empfängt mich wiederum Lärm, Menschendunst und Händeklatschen. Die Zeitungen, die dort ihre Redactionsräume haben, kündigen die Resultate vermittelst eines Scheinwerfers an ihren Fenstern an. Der Polizeipräfekt hat es zwar verboten, um die großen Ansammlungen zu vermeiden, doch die Zeitungen bezahlen lieber frcs. 16.— Strafe, als daß sie auf diese Reklame verzichten würden. Jedesmal, wenn ein Nationalist als gewählt angezeigt wird, giebt es tausendfältiges Beifallsrufen und Händeklatschen. Ein Arbeiter, der vor der Libre Parole: A bas Drumont! ruft, bekommt beinahe die schönsten Prügel. — Die Schutzleute, nachsichtig lächelnd, höflich, freundlich: Avancez, Messieurs, avancez. Doch sie können die riesige Masse nur in fortwährender Bewegung halten, nicht aber zerstreuen. Das Publicum benimmt sich hier im Allgemeinen recht gesittet, es amüsirt sich wie im Theater, besonders am Opernplatz, wo das Echo de Paris seine Sache besonders gut macht. Es läßt die Namen der erwählten Abgeordneten und der Wahlorte in meterhohen, aus elektrischen Glühlampen gebildeten Buchstaben aufleuchten. Wie das Wechseln der Buchstaben vor sich geht, kann ich nicht herausbekommen. Hier ist die Stimmung wieder mehr für die Ministeriellen. Beifallsklatschen und Bravorufen dasselbe.

Ich gehe langsam zurück um mein abendliches Pilsner in der Brasserie Viennoise zu trinken. Kaum habe ich Platz genommen, als ich schon von rechts und links mit Fragen nach den letzten Ergebnissen bestürmt werde. Ich gebe meine Weisheit zum Besten und bin im Handumdrehen mitten in die erhitzte Unterhaltung hineingezogen, die mit fabelhafter Zungenfertigkeit geführt wird. Im Kaffeehaus ist die Stimmung gegen die Nationalisten.

„Die Schreier draußen sind gekauft! Vierzig Sous pro Mann!" ruft mein Nachbar zur Rechten. Mein Gegenüber mit blitzenden Augen und heftigen Gesticulationen entwickelt Ansichten, die bedeutend ruhiger und vernünftiger sind als die Art, mit der er sie vorbringt. Ob Nationalisten oder Republikaner, meint er, das ist Alles gleich, die Hauptsache ist, daß wir ehrliche, brave Leute in die Kammer kriegen, die ihre Ansichten nicht wie Handschuhe je nach ihren Interessen wechseln. Es wäre nur zu wünschen, daß es neue Leute gäbe, denn schlimmer als bei den verflossenen Herrschaften könnt' es kaum werden. „Oh la la, waren das Banditen!" Und mit einer prachtvollen Bewegung gießt er den Rest seines Glasinhalts hinunter. „Prost!" sage ich unwillkürlich. Ansichten und Zug waren mir sehr sympathisch. Aber schon stehen beide auf, werfen das Geld hin und eilen wieder hinaus. Neue kommen, und dasselbe Spiel wiederholt sich; laute Fragen, laute Antwort, Entwickelung der Ansichten und Alles, als ob die Leute 39° anstatt 37½° Blutwärme hätten. Aber es wirkt nicht unangenehm. Von draußen dröhnt in kurzen Zwischenräumen immer wieder das Schreien und Klatschen der Menge herein. Mein jetziger Nachbar zur Rechten erzählt mir einen Zusammenstoß zwischen Zettelanklebern und jungen Leuten, die auf die frischen Affichen ihre gegnerischen Papillons hefteten. Ergebniß: Drei durch Messerstiche Verletzte bleiben auf dem Pflaster bei Annäherung der Polizisten zurück. Ein soeben Angekommener setzt sich an unseren Tisch und entfaltet ein Abendblatt mit den neuesten Resultaten. Sofort wendet die Aufmerksamkeit Aller sich ihm zu. Mein Nachbar zur Linken ist ein Chemiker, geborener Pariser, der aber fast ganz Europa bereist hat. Wie alle Franzosen, die aus ihrem Vaterlande herausgekommen sind, ein charmanter Mensch. Wir plaudern mit einander. Er sagt:

„Sollte man nicht meinen, daß wir am Anfange einer neuen boulangistischen Bewegung ständen? Wer da draußen den Trubel sieht, könnte es glauben. Eh bien, wir sind weit davon entfernt. Der Pariser ist leicht beeinflußt, und die Nationalisten haben eine ungeheuere Reclame in's Werk gesetzt. Lemaitre hielt in ganz Frankreich Conferenzen ab, Coppée legte sich in's Zeug. Aber Paris ist nicht Frankreich. Warten Sie die vollständigen Ergebnisse ab. Im Grunde genommen wird die neue Kammer sich wenig verändern. Die Leute werden wechseln, und das wird gut sein, aber die Republikaner werden wieder die Majorität haben. Uebrigens sind nicht alle Nationalisten Fremdenhasser, die Partei ist besser als ihr Name, der unglücklich gewählt ist. Am Ende ist doch die Persönlichkeit die Hauptsache. Besonders gegen die Deutschen haben wir Franzosen nichts mehr, für uns giebt es nur eine Frage, und das ist die englische — — —," und nun segelt der Unglückliche in das Fahrwasser der politischen Unterhaltung hinein.

„Sehen Sie, das ist ein Geschäft," spielt die Hauscapelle des Restaurants. Und ich muß wieder an Villiers de l'Isle Adam denken und habe so verzweifelt unpolitische Einfälle, daß ich es nicht wage, sie in Worte zu fassen. Ich verabschiede mich von meinem Nachbar. Es ist spät geworden, und ich muß noch den letzten Zug der Metropolitain erwischen. Auf den Boulevards bis zur Oper noch immer dieselbe lärmende Menge. Dann wird es stiller. In der Rue Royale bei Maxime Dämchen und Herren in fröhlichster Stimmung, die sich so wenig wie ich um die Politik zu kümmern scheinen. Aber wenn zwei dasselbe thun, und so weiter.

Während ich in der rasselnden, knatternden Untergrundbahn dahingerissen werde, erinnere ich mich plötzlich, daß ich in meinem Bezirk den einzigen Candidaten gefunden habe, der auf seinen Placaten einen durchaus ernsten, ehrenhaften Ton innehielt. Ich weiß noch, daß er auf sehr häßliche, beleidigende Angriffe seines Gegners nur folgende Erwiderung hatte: Ich begreife, daß eine Partei ihren Principien zum Erfolge verhelfen will, ich begreife, daß ein Candidat sich durchsetzen will, aber ist das ein Grund, um die Handlungen des Rivalen in der gehässigsten Weise zu entstellen? Ich vertraue auf die Wähler, daß sie unterscheiden werden ꝛc.

Digitized by Google

„Pardon Monsieur," wende ich mich an mein Gegenüber, denn es interessirt mich, ob das Vertrauen dieses Mannes auf seine Wähler gerechtfertigt wurde, „ist Herr Laloge gewählt worden?" Mein Bonhomme sieht mit höflicher Bereitwilligkeit nach. Nein. Der Gegner hat gesiegt. Der Mann mit den groben Schimpfworten, übrigens ein Herr von altem Adel. Es scheint also doch, als wenn dieser Pöbelstyl seine Wirkung thut. Es ist traurig, daß das Volk durch die eigene Schuld seiner Beschränktheit keine edleren Vertreter findet. Oh Kampf! Der Kampf ist schön. Kämpft voller Kraft und gewaltsam, aber offen und ohne Falsch. Im ehrlichen Kampf klingt die Harmonie der Natur, nur die Lüge giebt Dissonanz, die ekle Verleumdung. Wahrhaftig, die Lüge ist die Quintessenz aller menschlichen Unvollkommenheit. Und wie eine häßliche Fluth quillt die Erinnerung an die vielen schmutzigen Worte der letzten Wochen in mir empor.

Doch sie versinkt allmählich, als ich durch die riesenbreite Platanenallee meines gärtenreichen, stillen Neuilly schreite, über mir der dunkle, klare, tiefblaue Himmel und um mich die weiche Frühlingsnacht. Als ich zu Hause angekommen bin, lehne ich mich zum Fenster hinaus. Das Mondlicht liegt hell auf der Straße. Eine hohe prächtige Pappel hebt sich in scharfen Umrissen von den weißen Quadern einer romanischen Kirche ab, in edlem, reinen Styl errichtet. Auf dem Dache eines Wintergartens glänzt der Schein des Mondes so intensiv, als wenn das Glashaus von innen beleuchtet würde. Ich sehe deutlich den breiten Wipfel einer Fächerpalme. Wohl eine Viertelstunde lang genieße ich mit offenen, reinen Sinnen den Anblick und die köstliche, laue Luft. Und dann, wie an jedem Abend, bevor ich das Fenster schließe, sehe ich zu den Sternen empor und freue mich, daß ich kein Politiker bin, sondern nur ein armer Teufel von Phantast, der auf der Erdkugel herumspaziert und aus allen Erregungen der Natur, einschließlich der Menschengehirne, die große Harmonie herauszuhören sich bemüht.

Karl Friedrich Heitmann.

Notizen.

Eduard von Hartmann, Die Weltanschauung der modernen Physik. Leipzig 1902. Hermann Haacke. X. 233 Seiten. Mit dieser Schrift hat der unermüdliche Denker, nachdem er sich viele Jahre hindurch vorzugsweise der Geistesphilosophie gewidmet, wieder einmal das naturphilosophische Gebiet betreten, auf dem er bekanntlich schon gleich im Anfange seiner philosophisch-schriftstellerischen Thätigkeit so Bedeutendes geleistet und so viel zur Klärung und Lösung schwebender Fragen beigetragen hatte. Abgesehen von seiner universellen „Philosophie des Unbewußten", brauchen wir nur seiner Aufsehen erregenden Schriften über „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" und „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie" zu gedenken, um uns der Fülle naturphilosophischer Gedanken, welche in jenen Arbeiten niedergelegt sind, wiederzuerinnern. Damals schon zeigte Ed. v. Hartmann, wie stark er mit dem Rüstzeug der Naturwissenschaften ausgestattet ist, und aus dem vorliegenden Buche ist weiter zu ersehen, wie aufmerksam er inzwischen die Entwickelung der naturwissenschaftlichen Theorien beobachtet hat. Während er aber früher seine Blicke hauptsächlich auf das Organische gerichtet hatte, wendet er sie jetzt dem Unorganischen zu, und zwar zu dem Zwecke, um den Zeitbestrebungen entsprechend „Umschau zu halten, was aus der modernen Physik für die Naturphilosophie folgt". Des mathematischen Gewandes, in dem die Grundgedanken der theoretischen Physik gewöhnlich dargestellt werden, entkleidet, führt er so die physikalische Weltanschauung vor Augen, sich in elf Abschnitten auf gemeinfaßliche Weise über die constante Energie und ihren Umsatz, die Entwerthung der Energie, die Entropie, die Principien der Mechanik, die Imponderabilien und die Theorie der elastischen Wellenbewegung, den Aether und die elektromagnetische Wellentheorie, die Fernwirkung und Nahwirkung, die Gravitation, die Constitution der Materie, das bewegliche Reale und schließlich über den methodologischen und erkenntnißtheoretischen Standpunkt der modernen Physik verbreitend. Selbstverständlich bleibt es dabei nicht aus, daß der Autor dort, wo er Irrthümern und Unklarheiten begegnet, mittels des ihm eigenthümlichen Scharfsinnes in die Probleme eindringt und zur Richtigstellung und Aufhellung beizutragen sucht, sowie daß er hier und da aus den physikalischen Theorien Schlüsse in Bezug auf übersinnliche Fragen zieht, wie z. B. auf die raum-zeitliche Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt, welche er auf Grund der beiden Hauptsätze der Energielehre übereinstimmend mit seiner bereits in der „Philosophie des Unbewußten" ausgesprochenen Ansicht als endlich anzunehmen sich gezwungen sieht, oder auf die Berechtigung einer Teleologie, der die antiteleologisch sich geberdende Physik mit dem Satz von der „Entwerthung" der Energie unversehens selbst eine weitere Stütze liefert. Von den zahlreichen übrigen Denkresultaten seiner naturphilosophischen Betrachtung der modernen Physik kann ich hier nur noch kurz anführen, daß er von einer künftigen Synthese der werthvollen Elemente der gegenwärtig sich widerstreitenden mechanistischen und energetischen Weltansichten einen Ausgleich erwartet, die Aetherhypothese für eine der bestbegründeten naturwissenschaftlichen Hypothesen hält, indem ihm der Aether als unentbehrlicher Extensitätsfactor der strahlenden Energie erscheint; daß er nur die Fernwirkung gelten läßt und die sogenannten Nahkräfte in Fernkräfte auf molekulare Entfernungen umwandelt, den atomistischen Dynamismus allen Ansprüchen genügend findet, da dieser „alle wirklichen Vorzüge der Energetik und atomistischen Hylokinetik in sich conservirt, ihre Schwierigkeiten und Widersprüche von sich abgestreift hat und aus der einzig möglichen Wirkung, der Fernwirkung, alles Paradoxe beseitigt", und daß er zum Schlusse dem z. Z. weitverbreiteten Glauben an eine „hypothesenfreie" exacte Naturwissenschaft oder der Verkennung des hypothetischen Charakters der Physik energisch entgegentritt. Ueberall bedient er sich der zwingenden Kraft seiner mit souveräner Stoffbeherrschung verbundenen Logik und führt den Leser selbst durch die complicirtesten Gedankengänge zu klarem Verständniß hindurch. Das Buch ist deßhalb nicht allein geeignet, den Fachgelehrten einen schärferen und umfassenderen Blick in ihr eigenes Forschungsgebiet zu verschaffen, sondern auch gebildeten Laien, welche sich für den Ideengehalt der Physik interessiren, sich aber einerseits durch die mathematische Formulirung von dem Studium abschrecken lassen, andererseits sich von einer verwässerten, sogenannten populären Darstellung nicht befriedigt fühlen, eine gründliche Kenntniß der Weltanschauung der modernen Physik zu übermitteln. Auf jeden Fall haben wir also sein Erscheinen als ein kräftiges Förderungsmittel der oben angedeuteten erfreulichen Bestrebungen unserer Zeit, wieder Naturphilosophie, aber diesmal eine auf den heutigen Stand der exacten Naturwissenschaften gestützte Naturphilosophie zu treiben, mit Willkommen zu begrüßen. A. Korwan.

Margarete Bruns hat bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. eine interessante Schrift: Der Styl unserer Kleidung, erscheinen lassen. In den Reformbestrebungen unserer Zeit steht die Frage nach einer rationellen Bekleidung wohl an erster Stelle. Daß hier Wandel geschaffen werden muß, daß insbesondere die Frauenkleidung dringend einer Umgestaltung bedarf, ist ziemlich allgemein anerkannt. Margarete Bruns weiß allerlei recht interessante Bemerkungen zu diesem Thema zu machen und weiß die Reformen, die sie vorschlägt, mit künstlerischen Stylgesetzen wohl zu begründen. Die Schrift zeichnet sich durch durchsichtige Klarheit und umfassende Verwerthung des umfangreichen Materials aus. Sie sei darum allen kunstsinnigen Menschen als ein überzeugendes Plaidoyer für eine sowohl praktische, wie harmonisch schöne Kleidung empfohlen.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Ein neuer Inhalt in alter Form!

Im Mittelpunkt des politischen Interesses steht:

Was ist national?

von

Prof. Dr. **Kirchhoff,** Halle a. S.

Preis 80 Pfg.

Kein Gebildeter darf das Heftchen ungelesen lassen!

Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Kradde in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bad Reinerz

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Kaltwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kuranstalt.** — Hochquellen-Wasserleitung. — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** und **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit: 1. Mai bis October. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 Musiker, 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mauerstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 7. Juni 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Frieden. Von Caliban. — Das Verbrechen als Rasseconflict. Von Dr. Eduard von Mayer. — Wesen und Wirkungsweise der Imponderabilien. Von Hauptmann a. D. L. Mann. — **Literatur und Kunst.** Petöfi. Von Max Hoffmann. — Ein Programm für die Kritik bildender Kunst. Von A. L. Plehn (Berlin). — Die deutschnationale Kunstausstellung in Düsseldorf. Von Eduard Engels (München). — **Feuilleton.** Der Majoratsherr. Eine Strandgeschichte von Josef Stutz (Ljaly). — **Aus der Hauptstadt.** Ein internationales Finanzgenie. Von Prof. Dr. Moritz Meyer. — Wenn die Noth am höchsten ... Von Prinz Vogelfrei. — Seifenschaum. Von Timon d. J. — **Offene Briefe und Antworten.** Im Kampfe um die alten Sprachen. Von Dr. Rudolf Göhler. — Notizen. — Anzeigen.

Der Frieden.

Eduard VII. darf seine Diener loben. Wie die Generäle ihm nach zehn Niederlagen den entscheidenden Sieg heimbrachten, so schmücken die Diplomaten nach schweren Schlappen und Mißgriffen sein geweihtes Haupt mit der Krone, die das Volk sich ersehnte. Transvaal und der Oranjefreistaat haben ihre Unabhängigkeit aufgegeben, haben müde auf den Kleinkrieg verzichtet, und das, obgleich der allzu eifrige Dr. Leyds noch am Vorabend des Ereignisses pomphaft verkündete, man würde sich höchstens zu einem zwei- oder dreimonatlichen Waffenstillstande bewegen lassen. Für den alten Krüger wird es ein harter Schlag sein, daß Niemand von den burischen Commandirenden es für erforderlich hielt, ihn vor der Entscheidung um seine Meinung zu fragen. Dewet und Delarey, die Sieger von Klerksdorp und Tweebosch, die angeblich geschworen hatten, bis an's bittere Ende zu kämpfen, leisten jetzt den britischen Unterthaneneid, und der alte Mann im Haag gilt ihnen nichts mehr. Er muß sich in das trübe Schicksal des exilirten Königs finden.

Paul Krüger's Rolle war ausgespielt, als er auf seiner europäischen Reise vor Berlin umkehren mußte. Damals mochte in den Herzen der Buren noch ein Fünkchen Hoffnung leben, daß Deutschland sein Versprechen wahr machen und dem übermächtigen Feinde Halt gebieten werde. Das Telegramm von 1896 hatte sie zum Kriege angespornt, und auch die Nüchternen unter ihnen glaubten mit Zuversicht an das alliirte Europa. Als ihnen dann außer der Sympathie der Völker und den paar Groschen, die phantastische Opferfreude aufgebracht hatte, keine Hülfe zu Theil ward; als Delcassé nur einige glatte Phrasen fand und der deutsche Kaiser nur ein halb unwilliges Achselzucken, da mußten sie die Schlacht verloren geben. Von da an war ihr hartnäckiges Ringen gegen Englands Uebermacht ein Stoff für Cooper's Lederstrumpf-Erzählungen. Alle jungen Herzen machte es höher schlagen, und die innere Vornehmheit unseres Volkes hat sich nie liebenswürdiger und erfrischender gezeigt, als in seiner zornmüthigen Parteinahme für die Schwachen. Aber die Begeisterung wird rasch verebben. Bietet der wunde Fechter noch ein prächtig und rührend Schauspiel, so hat man für den Besiegten, der entmuthigt die Waffen streckt, Nichts mehr übrig. Die Schaar derer, die nun gleichmüthig ihr habet rufen und den Gladiator seinem Schicksal überlassen wird; das bisher kleine Häuflein der praktischen und realpolitischen Leute, die auf brüderliche Aussöhnung mit England hinarbeiten — sie werden jetzt Hans Jedermann für sich gewinnen. Allzu lange hat bereits der Tumult gedauert und Handel und Wandel empfindlich gestört, allzu lange hat er das Minengeschäft stocken gemacht und die Dividende der Dynamit-Trust-Compagnie geschmälert. Es ist hohe Zeit, daß man mit den Gefühlsräuschen aufhört und wieder Vernunft annimmt. Europa begrüßt den Frieden, wie England, wie die capitulirenden Burenobristen ihn begrüßen. Im Schmollwinkel sitzt nur der alte Mann, dessen persönliche Ehre die Schmutzschreiber mit Erfolg abzuschneiden beginnen und der vielleicht heuer zur Weihnachtszeit ein Kinderschrecken sein wird, wie er in den weihnachtlichen Tagen um Colenso das jubelnde Entzücken der Väter war.

Dank der Weisheit unserer Regierung kann es nicht schwer fallen, die unterbrochenen Beziehungen zu England wieder anzuknüpfen. Graf Bülow war eben vorausschauender als das in blinder Erregung tobende Volk, und sobald er sich erst einmal gründlich mit Joe Chamberlain ausgesprochen haben wird, ist die neue deutsch-englische Entente gesichert. Man wird jenseits des Canals unsere Reue zu schätzen wissen. Wenn übrigens hier und dort trotz des Friedensschlusses noch etwas wie Burenfreundschaft vorhanden sein sollte, so kann sie in aller Eile zu wirthschaftlichen Zwecken ausgenützt und den Engländern wohlgefällig gemacht werden. Wir brauchen sie nur in die Form einer recht regen Betheiligung an dem bevorstehenden Minen-Boom zu offenbaren.

Caliban.

Das Verbrechen als Rasseconflict.

Von Dr. Eduard von Mayer.

Die Duellfrage wirft, recht verstanden, ein helles Licht auf jene Störungen des Gemeinlebens, die wir als Verbrechen zu bezeichnen gewohnt sind. Es sind Empörungen des Einzelnen gegen den giltigen und strafmächtigen Willen des Gesetzes. Gerade aber weil die Duellverbrechen vorwiegend in

Digitized by Google

jenen Schichten des Volkes sich finden, die grundsätzlich und triebhaft am meisten am Gesetze hangen und den durch ihn gewährleisteten Zustand als ihre Lebensbedingung anerkennen, so birgt sich in diesem scheinbaren Widerspruch der Schlüssel zu den letzten Geheimnissen eines gesunden Staates, einer aufsteigenden Cultur.

Zum Verbrechen wird die Bethätigung des Einzelwillens erst durch den Bruch mit dem Gesammtwillen. Aber wer ist dieser Gesammtwille, der sich im Strafgesetzbuche angeblich offenbart? Ein Stückwerk von Compromissen, eine Zickzackmittellinie derjenigen Interessen, die sich geltend machen konnten. Die Geschichte der Gesetzgebung weiß davon zu erzählen, von ihren ältesten Versuchen an bis zu den neuesten parlamentarischen Auseinandersetzungen. Als den Anfang wahrer Gesittung pflegt sie die schriftliche Abfassung der gesetzlichen Bräuche zu preisen, ohne sich je zu fragen, wozu ein Brauch denn der Niederschrift bedürfe, wenn er noch lebendig aus den Zuständen des täglichen Daseinskampfes quillt? Nein, eben weil ein Brauch aufgehört hatte, jedem Gliede des Gemeinwesens unmittelbar zu entsprechen, mußten ihn Diejenigen stützen und verewigen, die ein Interesse an seinem Bestehen hatten und die Macht besaßen, ihre Wünsche durchzusetzen — gegen den Rest des Volkes. Das geschriebene Gesetz ist also das erste Anzeichen der inneren Lockerung und Zwiespältigkeit eines Staates.

Das einzige Gebot Lykurg's war, die Spartaner sollten keine geschriebenen Gesetze haben. Wozu auch, wenn ihnen ihre nationale Daseinsgestaltung im Blute lag und jede ihrer Handlungen naturgemäß nichts anderes bewirken konnte, als eine weitere Förderung und Vertiefung der ihnen entsprechenden Rassecultur? Wo eine solche Rassecultur überdies in der ebenmäßigen Vollentfaltung jeder Persönlichkeit ihre Kraft sah und in sie ihren Stolz setzte? Niemand konnte sich somit vernachlässigt, zurückgedrängt, zum Widerstand aufgestachelt fühlen. Anders aber, sobald die Einheit der Lebensempfindung zu schwinden begann und der Einzelne dem Ganzen fremd gegenübertrat. Dann mochte er selbst als Persönlichkeit noch so sehr durchgebildet und auf einheitliches Maß abgestimmt sein, er mußte doch durch sein Thun wie sein Lassen in Mißverhältnisse gerathen, und entweder öffentlichen Anstoß erregen oder sich bezwingend in seinem Inneren eine Mißstimmung aufspeichern, die nur auf Entladung wartete.

Wodurch schwindet aber die Einheit der Lebensempfindung in einem Gemeinwesen, wodurch entartet eine Cultur, wodurch treten Mißbildungen und Rückbildungen in der allgemeinen Daseinsgestaltung auf? Durch die Zersetzung der Rasse. Diese Zersetzung hat ihre Ursachen indeß ebenso sehr in dem Eindringen fremden Blutes von außen, wie in der allmäligen Sonderung und Entfremdung der inneren Kräfte, der Stammesmitglieder. Die Blutmischung entsteht naturgemäß durch Wanderungen und Eroberungen, die Blutentmischung durch die mannigfaltigeren Lebensbedingungen, in die ein Volk mit seiner Vermehrung und Ausbreitung geräth: denn sie sind es, die der Sonderentfaltung der Persönlichkeiten allen Vorschub leisten. Jede Persönlichkeit ist aber der — meist zu Grunde gehende — Keim einer neuen Rasse. So setzt sich demnach im Laufe seiner Entwickelung das ursprüngliche einheitliche Staatsgebilde in einen vielartigen Chaos von Rassen und Culturen, von Lebensempfindungen und Lebensgestaltungen um.

Gegen diese Gefahr haben sich kraftvolle Rassen von jeher zu schützen gesucht und gewußt. Sie haben die Urbevölkerung der eroberten Länder unbarmherzig zu Parias hinabgedrückt und jeder Vermischung vorgebeugt oder sie doch unschädlich gemacht, indem sie die Frucht einer solchen Mißehe einfach als Paria behandelten. Andererseits schickten sie von Zeit zu Zeit den Ueberschuß der Bevölkerung auf die Suche nach eigenen Siedelungen; damit sagten sie sich von diesen Blutsgenossen los und reinigten sich so, wenn auch in äußerlicher, ungenügender Weise, von dem Sondergeiste, der in dem wirthschaftlich benachtheiligten Nachwuchse keimen mochte. Noch früher hatte man die jungen Leute drohenden Falles den Stammesgöttern geopfert, bis die mildere Art des heiligen Frühlings, die Verbannung und Auswanderung, sich einbürgerte.

Diese Mittel konnten die gefürchtete Entartung wohl aufhalten, nicht verhindern; und so giebt es heute nach den vieltausendjährigen Völkerstürmen und bei unserem Großstaatsbetriebe keine reine Rasse mehr und keine einheitliche Cultur, sondern nur eine oberflächlich civilisirte Menschheit. Unter den geltenden Grundsätzen der Gleichheit ist daher eine Blutreinigung durch Ausscheidung fremder oder entfremdeter ein Ding der Unmöglichkeit; überdies sucht der Staat seine Stärke gerade nicht in der Qualität seiner Glieder, sondern in ihrer Quantität. Selbst untüchtige und ihm feindliche Persönlichkeiten zwingt er in seinen Verband, und nur im äußersten Falle greift er zu ihrer Unschädlichmachung.

Und dieser Staatszwang gegen rassefremde Persönlichkeiten ist nun das Gesetz, dessen culturelle Zweischneidigkeit damit eigentlich bewiesen ist. Es ist eine Gewaltkur gegen eine unheilbare Krankheit des Staatslebens, aber auch so alt, wie diese Krankheit.

Den Kern einer Lebensempfindung macht ihre Naturanschauung aus; so ist denn auch der Brennpunkt einer Cultur ihre Religion. Und daher sind der früheste Schutz einer gefährdeten Cultur die gottesdienstlichen Vorschriften gewesen, die Cultgesetze, mittelst derer eine feste Schranke gegen die andersrassigen Mitbürger gezogen wurde. Diese Vorschriften galten eben weniger den eingeweihten Blutsgenossen, die von Kind auf in der Verehrung und dem Dienste oder Stammesgottheiten aufgewachsen waren und kaum irren konnten, als den Fremden, die sie abschrecken sollten; und erst deren Gegenwart machte sie nothwendig.

Die Urgesetze gehen also darauf aus, die einmal bestehende Spaltung der Bevölkerung wenigstens nicht durch Mischblut in den einzelnen Menschen dringen zu lassen. Später hingegen, wenn die Blutmischung sich denn doch vollzogen hat und nicht mehr rückgängig zu machen ist, sind die leitenden Männer umso mehr darauf bedacht, durch diese religiösen Gesetze die trotz allem widerstrebenden Rasse-Instincte zusammenzuschweißen. Dann gilt jede Handlung, die ein Mensch unter'm Antrieb seines einstens verpönten Blutes begeht, als gottlos, als unsittlich, als Verbrechen, mag sie auch sonst unschädlich, ja förderlich sein.

Zu diesem später abbröckelnden Grundstocke der Gesetzgebung treten dann beim weiteren Wiederemporkommen der unterjochten Rasse die Einschränkungen, die nun sie ihrerseits den ehemaligen Herren aufzutrotzen weiß; diese verlieren dadurch langsam den Einfluß, wenn sie auch durch wirthschaftliche Umstände noch lange oben auf bleiben. Aber Vieles, was früher eine selbstverständliche Lebensbethätigung ihres Rassegefühls gewesen, müssen sie nun als Verbrechen brandmarken hören und büßen. So, um auf den Ausgangspunkt zurückzukommen, ist das Duell, die mannhafte Selbstvertheidigung vor der demokratischen Rechtsgleichheit zum Verbrechen geworden: in den Augen des Mischgesetzes nämlich.

Das gerade aber ist für die Beurtheilung dieser Frage der springende Punkt, daß diese Männer, just um der öffentlichen Entehrung entgegenzutreten, mit vollem Bewußtsein eine andere Entehrung, die Strafe auf sich nehmen. Sie fühlen sich im Recht, und gegen die unmittelbare Lebensempfindung ihrer Rasse kommt der todte Buchstabe des aufgezwungenen Gesetzes nicht auf. Dasselbe ist bei den sogenannten Sittlichkeitsvergehen (§ 175) der Fall; zwei Welten platzen aufeinander, und das Unrecht liegt nicht auf der einen oder der anderen Seite, sondern in ihrer Verkoppelung. Das ist

Digitized by Google

eben die Tragik unserer Mischcultur, die zu innerem Kleinkriege verdammt ist.

Recht dieses Kleinkrieges sind auch alle anderen Verletzungen des Gesetzes, mögen sie auch im alltäglichen Leben in Uebertretungen, Vergehen und Verbrechen gesondert werden. Sie alle werden von dem Thäter, zum mindesten im Augenblicke der bewußten That, als rechtmäßig empfunden, als natürliche befreiende Bethätigung seiner vergewaltigten Kräfte. Dies dem Gesetz zuwiderlaufende Rechtsgefühl wird um so anhaltender und tiefer sein, je wesentlicher der Zwiespalt mit seiner Umgebung dem Einzelnen ist. Der Gelegenheitsverbrecher bereut seine That, weil der fremde Blutstropfen in ihm bald wieder untertaucht. Und endlich die bewußtlosen Verbrecher, die epileptischen Lustmörder, Klepto- und Pyromanen, die gar nicht zurechnungsfähig sind, müssen als persönlich Kranke bei dieser Rassenfrage bei Seite bleiben und Lombroso's Fürsorge überlassen werden. Sie wissen nicht, was sie thun, sie handeln also nicht einmal aus verkehrtem Rechtsbewußtsein. Aber allen eigentlichen Pflegebefohlenen der Criminalpolizei wohnt ein solches Bewußtsein inne, weil tiefere Unterströmungen ihres Lebens sich in ihrer That verwirklichten, als sie meistens selbst ahnen. Ihre Thaten sind dem Inhalte nach vielleicht ganz und gar nicht jener Rasse eigen, die in ihnen zum Ausbruch kam, aber dieser Ausbruch war die vielleicht in Geschlechtern aufgespeicherte Spannung, die, gleichgiltig wie, sich endlich entlädt.

Was kann der Staat nun zur Ueberwindung des Verbrechens thun? Die einmal vermischten Rassen kann er ja nicht so leicht wieder zur wahren Einheitlichkeit bringen. Er kann sie aber zur gegenseitigen Duldung erziehen, indem er nur da unerbittlich eingreift, wo es zur vergewaltigenden Vernichtung des fremden Lebens kommt, im Uebrigen aber sich auf den Standpunkt stellt, daß, wo kein Kläger ist, auch kein Richter zu sein hat. Feindliche Mächte bleiben feindlich, sie brauchen sich aber nicht zu bekriegen, sie können im Waffenstillstand leben. Und darum weh über das Jeden bevormundende Gesetz, das nur neuen Zündstoff anhäuft und neue Verbrechen züchtet!

Wesen und Wirkungsweise der Imponderabilien.

Von Hauptmann a. D. L. Mann.

Zweimal schon hatte dieses Blatt*) Abhandlungen über das Wesen der Naturerscheinungen gebracht, die auf meiner Annahme der Existenz von feineren Weltsubstanzen als Grund und Träger der Kräfte beruhen. In den letzten Jahren sind nun wieder zahlreiche, meine Auffassung sicher bestätigende Thatsachen bekannt geworden. Auch haben mehrere Gerichtsverhandlungen über Entwendungen von Elektricität gezeigt, daß viele gebildete Laien meine Meinung theilen. Endlich beschäftigen sich die Fachgelehrten augenblicklich eifrig mit dem vom Prof. Lebedew geführten Nachweise, daß der als Lichtträger supponirte Aether wirklich Masse besitze, und daß die Stoßkraft der Lichtschwingungen gemessen werden könne; diese Annahme aber bildete gerade den Kernpunkt meiner 1873 veröffentlichten Lehre. Es erscheint daher zweckmäßig, nochmals auf diese früheren Erklärungen zurückzukommen.

In der Urtheilsbegründung bei einer der erwähnten Verhandlungen vor dem Oberlandesgericht München heißt es: „Die bisherige Meinung ist verlassen. Nach neueren Untersuchungen ist Elektricität ein im Weltraum vorhandener, äußerst feiner Stoff, Aether, dessen positiver und negativer Charakter durch Ueberschuß oder Mangel bestimmt wird. Er findet sich auf der Erde, im menschlichen und thierischen Körper und in der Luft, in welch' letzterer Beziehung die bekannten Lichterscheinungen des Blitzes, des Elmsfeuers und des Nordlichtes beweisend sind. Elektricität ist demnach als Stoff in der Natur vorhanden und kann als solcher durch menschliche Thätigkeit weder geschaffen noch zerstört werden. Dagegen kann sie durch maschinelle Einrichtung bewegt und in Spannung versetzt und so zum Dienste des Menschen brauchbar gemacht werden." Wie die Leser dieses Blattes ersehen, stimmen diese Sätze fast wörtlich mit meinen Darlegungen überein, nur fehlt mein Nachweis, daß auch dieser feine Stoff in einen dichteren Aggregatzustand übergehen und zu einer ätherischen Flüssigkeit, dem sogenannten Elektricitätsfluidum, condensiren kann. An den verschiedensten Beispielen hatte ich gezeigt, daß diese flüssige Substanz in jeder Licht- und Feuererscheinung, im elektrischen Funken, Lichtbogen und als Blitz sinnlich wahrgenommen wird, daß sie gerade bei Berührung des menschlichen Körpers in elektrischen Entladungen oder durchfließenden Strömen sehr deutlich gefühlt wird, also recht eigentlich zu den „res, quae tangere possunt" gehört. Endlich hatte ich noch die frappante Analogie der Aggregatzustände der feineren Substanzen mit denen der Körpermaterie nachgewiesen und bemerkt, daß das elektrische Fluidum in den Accumulatoren angesammelt werden kann, wie das Regenwasser in Cisternen, und durch Verbindung guter Leiter mit feuchten Bodenschichten aus der Erde geschöpft wird, gleich dem Wasser aus einem Ziehbrunnen.

Ganz dieselbe Ansicht hat denn auch der Reichsanwalt, als diese Delicte zur Revisionsinstanz gelangten, in einer die ganze Laienwelt überzeugenden und mit allen Voraussetzungen der Elektrotechniker übereinstimmenden Weise dargelegt und durch treffende Beispiele erläutert. Schon die anschauliche Erklärung der Einrichtung der elektrischen Droschken, in die das ätherische Fluidum durch Aufdrehen eines Hahnes ebenso eingepumpt wird, wie das Wasser aus Wasserleitungen in die Sprengwagen, hätte zum Beweis der selbstständigen Existenz der Elektricität genügen sollen. Nur weil die zugezogenen Sachverständigen nicht erklären konnten, was Elektricität sei, trotzdem aber das Gutachten abgaben, sie sei keine Sache, die entwendet werden könne, gelangte der Gerichtshof zu einem freisprechenden Urtheil. Natürlich hat diese Gerichtsentscheidung überall Staunen und selbst den Spott des Kladderadatsch hervorgerufen, und die Ansicht ist allgemein: so geht es nicht länger!

Das merkwürdige Verhalten der Zunftgelehrten und ihre an Idiosynkrasie grenzende Angst vor der unvermeidlichen Wiedereinführung der Imponderabilien wird jedoch leicht begreiflich bei einem Rückblick auf die Entstehungsgeschichte der materialistischen Dogmen.

Im Jahre 1873 hatte ich nämlich als Wurzel fast aller in die Naturwissenschaften eingedrungenen Irrthümer die Annahme einer Massenanziehungskraft bezeichnet, die der Körpermaterie selbst inhärent sein und unvermittelt in die Ferne wirken solle. Newton hatte ja gegen diese falsche Auffassung seiner Lehre energisch protestirt, sie eine „große Absurdität" genannt, sogar schon auf einen „spiritus subtilissimus" hingewiesen, dessen Antrieb nicht nur die Gravitation, sondern eigentlich alle wahrgenommenen Erscheinungen hervorbringen könne. Aber gerade die falsche materialistische Hypothese fand bei den Fachgelehrten Anklang, wurde später alleinige Lehrmeinung und wird noch heutzutage, obwohl sie zur Erfindung einer unermeßlichen Menge von geheimen Kräften und mystischen Eigenschaften zwang, als große Errungenschaft gepriesen. Von den zahlreichen, durch das Phantom einer Massenanziehungskraft herbeigeführten Irrthümern sollen hier nur zwei erörtert werden, die an die alte Wahrheit vom Erkennen an den Früchten erinnern.

Ich hatte damals bewiesen, daß die ganze jetzige, auf dem Satze von der Erhaltung der Energie beruhende Mechanik hinfällig ist, weil man die unerklärbare Gravitationswirkung

*) Gegenwart 1892, Nr. 16, und 1897, Nr. 19.

Digitized by Google

zum Vergleich mit genau bestimmten Kräften gewählt hat. Durch die Schwerkraft erhalten aber die schwersten wie die leichtesten Körper in gleichen Zeiten gleiche Beschleunigung, während alle sonstigen Kräfte bei Körpern von ungleicher Masse auch ungleiche, nämlich genau im umgekehrten Verhältniß zur Masse stehende Geschwindigkeiten erzeugen. Zur Bemäntelung dieses Irrthums sind nun die sonderbarsten Begriffsdefinitionen und Ausfluchtshypothesen ersonnen worden. Die einfachsten Versuche mit dem ballistischen Pendel zeigen schon die Unrichtigkeit der Energieformel, bei Prüfung der betreffenden Rechnungen aber findet man sogar, daß die Massen gerade eliminirt sind, und daß mit masselosen Punkten operirt worden ist. Wie jeder Laie weiß, ist ein Punkt keiner Wirkung, also auch keines Widerstandes fähig; von einer Arbeitsleistung und einem Kraftverlust bei Verschiebung eines Punktes kann daher gar keine Rede sein. Zur Rettung der falschen Formel blieb den Potentialtheoretikern zuletzt nur das Radicalmittel, das Dasein nicht nur der Imponderabilien, sondern überhaupt jeder Substanz als Träger der Energie abzuleugnen. Weder Himmel und Erde, noch Festes und Flüssiges sollte existiren, sondern nur eine Energie, wie sie durch die falsche Formel ausgedrückt werde. Man sieht leicht, daß, wenn zwei gleiche Energiemengen in entgegengesetzter Richtung auf einander treffen, sie sich gegenseitig aufheben, daß damit der ganze Weltinhalt spurlos verschwindet. Diese an die Hegel'sche Selbstaufhebung erinnernde nihilistische Vorstellung fand denn auch auf den Naturforscher-Versammlungen lebhaften Widerspruch, die eigentliche Tendenz der Energetiker aber wurde meines Wissens nicht erwähnt. Gerade die Annahme der Schwerkraft als einer Grundkraft der Körpermaterie, deren gewogene Masse lediglich die Wirkungsgröße bedingen sollte, hatte ja zu der grundfalschen Energieformel verleitet. Die Ableugner des Daseins jeder subsistirenden Essenz spotten also ihrer selbst.

Die Massenanziehungshypothese konnte natürlich nur in Verbindung mit vielen anderen irrthümlichen Annahmen Eingang finden, so zunächst der eines absolut leeren Raumes zwischen den Himmelskörpern. Als aber späterhin die sichersten Beobachtungsthatsachen, namentlich optische Erscheinungen, doch zur Wiedereinführung eines die Lichtschwingungen fortpflanzenden Mediums zwangen, erfand man einen Lichtäther, der nicht die geringste Masse besitzen sollte, weil er sonst der Massenanziehung hätte folgen müssen. Auch über diese Supposition hatte ich 1873 schon bemerkt, daß ein derartiges wesenloses Mittel auch nicht von Körpern in seinem Gange gehemmt werden, überhaupt mit der Körpermaterie nie in Wechselwirkung treten könne, also zum bloßen Spuk werde. Hier haben die neueren Entdeckungen der Radiometerbewegungen und der Hertz'schen Wellen schon Wandel in den Anschauungen geschaffen. Jetzt können auch die Versuche des Prof. Lebedew über die Stoßkraft der Lichtstrahlen zur gründlichen Ausrottung der materialistischen Dogmen dienen. In meinen früheren Abhandlungen war jedoch nachgewiesen, daß der Lichtäther eine Spannkraft von weit über hunderttausend Atmosphären besitzt, daher auf alle für ihn undurchdringlichen Substanzen einen enormen Druck ausübt, daß dagegen die Lichtschwingungen, als wechselnde Verdichtungen und Verdünnungen, diesen permanenten Aetherdruck nur modificiren, also ebensowohl Zug- wie Stoßwirkungen äußern können.

Klipp und klar wird der Zusammenhang aller Erscheinungen nur bei meiner Annahme von verschiedenen Weltsubstanzarten und eines Wechsels ihrer Aggregatzustände, wobei die unverkennbare Analogie mit denen der Körpermaterie zum leichteren Verständniß dienen konnte.

Zunächst war 1873 gezeigt worden, wie überhaupt aus vier Wirbeln eines ungeformten Stoffes stabile tetraederförmige Gebilde entstehen können, dann daß die chemischen Elementaratome wirklich kleine Körper von bestimmter Masse, Größe und Gestalt sind, daß endlich diese starren Bausteine in ihren Ecken zusammenhängen und so zu chemischen Verbindungen und Atomgruppen aufgebaut sind. Das ganze Getriebe von Umwandlungen, Zersetzungen und Sättigungen, das bisher geheimen Kräften zugeschrieben wurde, war nach meiner stereochemischen Theorie einfach auf Umlagern der Theilchen, Ausfüllen der Lücken, Austausch von Keilen und Einsatzstücken zurückzuführen, der Atomaufbau aber namentlich durch volumetrische Untersuchungen ermittelt worden. An den Erscheinungen beim Durchgang des Lichtes durch feste, durchsichtige Substanzen war ganz deutlich zu erkennen, daß die Körperatome selbst die Aetherbewegung hemmen und ihre Kanten als Wellenbrecher wirken, daß aber durch ihre gitterartige Verbindung regelmäßige Zwischenräume oder Fenster entstehen, durch die ein Theil der Lichtstrahlen passiren kann. Die Lage und Größe der Poren bedingen hier die Veränderungen, wie Dispersion, Diffraction und namentlich Polarisation des Lichtes in derselben Weise, wie die Lage der Oeffnungen bei Sirenen und Blasinstrumenten die der Schallwellen. Die Analogie der Licht- und Tonschwingungen kam ja schon in vielen Bezeichnungen der Optik und Akustik zum Ausdruck, so lange jedoch den Körperatomen jede Raumerfüllung abgesprochen wurde und die permanente, dem Luftdruck ähnlich wirkende Aetherpressung nicht erkannt war, konnte selbstverständlich keine anschauliche Erklärung der Lichtphänomene gegeben werden.

„Wo lebend Feuer durch den Aether bricht,
Erblicken wir das glänzend helle Licht!"

hatte ich weiter in meiner letzten Abhandlung geschrieben, um mit einem Schlage auch über die Entstehung des Eigenlichtes und aller Feuererscheinungen, wie über die Wechselwirkung zwischen freiem Aether und dem an die Körpermaterie gefesselten elektrischen Fluidum Aufschluß zu bringen.*) Wie der unsichtbare Wasserdampf in der Luft sich zu Nebel und Wolken zusammenballt, wie dann das zu Wasser condensirte Element als Thau sich niederschlagen, im Regen herabströmen und in Rinnen, Buchten und unterirdischen Canälen sich verbreiten und sammeln kann, genau so wird der unsichtbare Feuerdampf in actinischen Wolken sichtbar, condensirt in bläulichen Schichten an den Wänden der Röntgenröhren. Die flüssige Feuersubstanz aber sickert in die engeren Poren und Spalten der Körpermaterie, durchströmt die feinen Canäle des feuchten Erdbodens oder anderer guter Leiter, quillt auch bei hohem Potential aus der Anode als goldgelbe Kuppe heraus, wie der Saft aus einem durchschnittenen Pflanzenstengel.

An das Vorhandensein einer ätherischen Flüssigkeit in der Körpermaterie glaubte man übrigens früher allgemein, ja Helmont nannte sie geradezu einen Saft. Auch war in Franklin's unitarischer Elektricitäts-Hypothese nur ein einziges Fluidum angenommen, von dessen größerer oder geringerer Menge die positiven und negativen elektrischen Erscheinungen abhängen sollten. Es fehlte nur immer die Erkenntniß des permanenten Aetherdruckes, ohne dessen Supposition eine Elektricitätslehre ebenso hinfällig ist, wie eine Hydraulik ohne Voraussetzung des Luftdruckes. Alle elektrostatischen und elektrodynamischen Wirkungen lassen sich nun einfach auf Uebertragung der Druckschwankungen, Stromänderungen und Wellenbewegungen von dem einen ätherischen Medium auf das andere zurückführen und durch Vergleich mit den Wechselwirkungen zwischen den Bewegungen in der Luft und im Wasser veranschaulichen. Auch die Funkeninduction und alle neuen, die Verwunderung der Fachmänner hervorrufenden Beobachtungsthatsachen waren ja nach den bisherigen Annahmen von unvermittelten elektrischen Fernwirkungen ebenso wenig erklärbar, wie das Unterbrechen des elektrischen Stromes

*) Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft u. s. w. Berlin, bei H. Steinitz.

Digitized by Google

im Vacuum bei Trennung der Pole. Jetzt erkennt man klar, daß nur der auf den Drahtenden lastende Aetherdruck das Wehr bildet und daß bei Aufhebung oder Schwächung dieser Aetherpressung beim Auftreffen tiefer Wellenthäler das elektrische Fluidum aus den Canalöffnungen ebenso herausgesaugt wird, wie das Blut aus Hautporen bei Anwendung von Schröpfköpfen.

Meine weiteren Untersuchungen der Wirkungsweise der Imponderabilien hatten endlich die verblüffende Thatsache offenbart, daß dieselbe ätherische Flüssigkeit, die als elektrisches Fluidum durch die Leiter strömt, die die Trägerin der latenten und potentiellen Kräfte bildet und deren Ausbruch die Feuer-Erscheinungen und Explosionswirkungen erzeugt, daß sie doch als Kitt der Körpermaterie dient, die chemische Bindung, moleculare Cohäsion, das Haften der galvanischen Belegung und Schweißen der Metalle bewirkt, auch den Zusammenhang in der galvanischen Kette herstellt, weil sie die feineren Poren und Canäle ausfüllt und so das Eindringen des freien Aethers verhindert. Der enorme äußere Aetherdruck kommt demnach zur vollen Geltung. Auch hier diente der Vergleich mit der Wirkung einer Flüssigkeit, die lose Staubtheilchen zur plastischen Masse ballt, die Adhäsion geschliffener Glasplatten und die Dichtung der Ränder der Luftpumpenglocke herstellt, zur Veranschaulichung. Während die Anhänger der materialistischen Dogmen consequenter Weise behaupten müßten, die Glieder der galvanischen Kette erhielten durch Schließen und Oeffnen des elektrischen Stromes momentan Anziehungs- und Abstoßungskräfte, bringen die neuesten Entdeckungen wieder entscheidenden Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, daß das durchrieselnde elektrische Fluidum die Schichten ebenso vorübergehend bindet, wie es das Metallpulver im Cohärer und Fritter verkittet. An der Einrichtung aller zur drahtlosen Telegraphie dienenden Apparate erkennt man auch deutlich, daß beim Wechselstrom die ätherische Flüssigkeit im Sender hin- und herfließt, daß sie an den Drahtenden gegen das äußere Aethermedium prallt und in ihm Wellen von bestimmter Form und Länge erzeugt, die auf den Empfänger übertragen werden. Alle Versuche mit der drahtlosen Telegraphie, die Einführung besonderer Systeme und Anwendung genau abgestimmter Apparate, zeigen aber wiederum, daß die Form stets wichtiger ist, als die Energiemenge.

Dieselben Vertreter der überlieferten Dogmen, die über keine einzige neue Beobachtungsthatsache eine anschauliche Erklärung geben können, versuchen nämlich jetzt, alle Werthe umzuwerthen, die Energiemenge in den Sachen als für deren Werth maßgebend zu erachten und auch die Rechtspflege in diesem Sinne zu beeinflussen. Um die Hinfälligkeit dieser neuen Irrlehre einzusehen, braucht man nur an die Prüfung der Edelsteine und Edelmetalle auf ihre Echtheit zu denken. Ein Diamant würde nicht mehr nach Größe, Form, Härte und Farbe abzuschätzen sein, sondern wie der gemeinste Kohlenstoff nach der Menge der bei seiner Verbrennung entwickelten Wärme-Einheiten, die höchsten Güter der Menschheit aber würden künftig die heftigsten, zum Zerstören geeignetsten Dynamitpräparate sein. Verhängnißvoll würde die neue Werthungsmethode, bei der sowohl die Existenz der Imponderabilien, wie der Einfluß der Form, Richtung, Ordnung, Symmetrie, Harmonie, Anlagen, Polarität und des Charakters völlig ignorirt wird, besonders bei Anwendung auf den Menschen und seine Werke werden. Es ist daher als erfreuliches Zeichen der trotz der Macht und Energie der lichtscheuen Gegner beginnenden Aufklärung zu begrüßen, daß in der obenerwähnten Gerichtsentscheidung schon das Vorhandensein des Aethers im menschlichen Körper anerkannt ist.

Die Annahme eines Aetherleibes diente gerade als Grundlage meiner biologischen, physiologischen und pathologischen Lehren, und aus den Wechselwirkungen der feineren Substanzen mit der Körpermaterie hatte ich die Entstehung der Krankheiten, Wirkungsweise der Medicamente und Gifte, sowie den Zusammenhang zwischen den physiologischen und psychischen Erscheinungen erklärt. Ich hatte dann nachgewiesen, daß ein Verkehr unseres Aetherleibes mit der Außenwelt auch ohne Mitwirkung der specifischen Sinnesorgane stattfinden kann. In meiner letzten Abhandlung in diesem Blatte war zum leichteren Verständniß dieses Hellsehens und ähnlicher Phänomene auf die damals neuen Beobachtungen der Röntgenstrahlen hingewiesen worden. Ich hatte ferner 1873 aus meiner Annahme von der Continuität des Alls schon die Mittheilung aller Schwingungen, die Anziehung der gleichschwingenden, harmonischen und die Abstoßung der ungleichmäßig schwingenden, unharmonischen Ströme und die verschiedenen Inductionswirkungen erklärt, sowie daraus Schlußfolgerungen auf die Entstehung der Triebe, Affecte und Instincte gezogen. Hier können nun die neuesten Versuche beim drahtlosen Telegraphiren, namentlich das Abstimmen der Sender und Empfänger, wenigstens zur Veranschaulichung der Wirkungsweise der Imponderabilien bei telepathischen Erscheinungen und höheren Offenbarungen dienen.

Vielleicht habe ich später Gelegenheit, auf die subtileren Fragen nach dem Wesen und Zusammenhang der feineren Gebilde zurückzukommen. An dieser Stelle muß ich nur noch betonen, daß ich auch den Licht- und Weltäther nicht als das letzte Substrat, sondern nur als emanirte und bewegte Substanz betrachte, schon weil ich mir weder ein vacuum formarum, noch ein Ende in der Stufenfolge der Substanzverfeinerungen vorzustellen vermag. Ich habe auch immer die Imponderabilien nur als Bindeglieder zwischen Idee und Erscheinung, zwischen Sinneseindrücken und der Empfindung und dem Bewußtsein bezeichnet.

Mein Zweck ist schon erreicht, wenn der Leser die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Körperatome nur die starren Bausteine in allen Weltwesen bilden, daß sie aber durch Verbindung zu festen Formen als Leitungen und Gefäße für die feineren Substanzen dienen. Die Körpergebilde sind natürlich als conservatores formarum et specierum zu betrachten, weil durch die stabile Structur die Richtung der Aetherstrahlen vorgeschrieben ist und so den Urformen ähnliche Abbilder hergestellt werden. Ich hatte die Bestimmung der unveränderlichen Körperatome stets mit der der Knochen in Wirbelthieren verglichen; so wenig nun die Knochenmasse auf das Fühlen, Wollen und Handeln eines Menschen wirkt, ebensowenig ist die rohe, träge Körpermaterie beim Weltbau als *πρῶτον κινοῦν* producirend thätig.

Literatur und Kunst.

Petöfi.

Von Max Hoffmann.

Alljährlich wird, nach Einblick in die statistischen Berichte, von großen und kleinen Propheten mit behaglicher Genugthuung die erhebende Thatsache festgestellt, daß wir in Deutschland es doch am Weitesten in der Allgemeinen Volksbildung gebracht haben. Nicht bloß, daß wir die geringste Zahl von Analphabeten unter den Culturvölkern haben und das schreibgewandteste Volk sind, wird rühmend erwähnt; auch in Geschichte, Geographie und Naturwissenschaft weise selbst der Volksschüler ein Wissen auf, daß Jeder, der davon hört, in scheuer Bewunderung verstumme . . . Das ist gut, das ist schön!

Aber ach, die Unbefangenheit ist dabei zum Teufel gegangen, wir sind Alle zu allgemein gebildet, zu universell geworden,

Digitized by Google

wir haben — zum Theil unbewußt — die feingeistige Kraft aller Nationen von Jugend auf genossen und die Empfindung für den Erdgeruch der eigenen Scholle fast ganz verloren. Daher kommt es wohl, daß Deutschland seit Walter von der Vogelweide keinen einzigen rein deutschen Lyriker wieder hervorgebracht hat. Wir haben Riesen darunter, gewiß — mehr als alle anderen Völker! — aber es fehlen die echten Naturlaute, die mit zwingender Nothwendigkeit nur so von einem Deutschen gesungen werden konnten. Die echte Heimathkunst kennen wir nicht. Ich meine nicht die der provinciellen Eigenthümlichkeiten, sondern eine Heimathkunst, die in der Lyrik für ganz Deutschland ungefähr Das bedeuten würde, was Fritz Reuter auf epischem Gebiet für Niederdeutschland gewesen ist. Der, trotz Goethe, originellste in deutscher Sprache dichtende Lyriker, Heinrich Heine, hatte zu viel fremdes Blut in sich, um hier die Erfüllung bringen zu können, und so müssen wir noch sehnsüchtig warten auf den Sänger, der rein deutsche Empfindung und Anschauung, rein deutsches Denken und Fühlen so wiederzugeben versteht, daß er in seinen Liedern die Seele unseres Volksthums wie ein krystallklarer Waldsee widerspiegelt.

Bei anderen Völkern ist es anders. Nicht so sehr durch ewiges Auswendiglernen von Leitfäden zu kleinen wandelnden Bibliotheken geworden, haben die Schotten ihren dichtenden Bauernburschen Burns, die Franzosen ihren singenden Buchdrucker Béranger, haben die Russen jetzt den phänomenalen Maxim Gorki, den Landstreicher, und die Ungarn ihren herrlichen Petöfi hervorgebracht. Wir, mit einem Wort, haben zu viel gelernt.

Ich will damit nicht sagen, daß die betreffenden Helden des Geistes nicht eifrig studirt hätten; denn aus Nichts wird selbst bei einem Genie immer wieder nur Nichts. Besonders Petöfi hat, unterstützt durch ein ganz außergewöhnliches Sprachtalent, deutsch, englisch und französisch gekonnt. Er war trefflicher Uebersetzer aus jenen Sprachen, er bewunderte Shakespeare, Byron, Shelley, Béranger und Andere und las sie in der Ursprache. Aber der Geist der genannten Volksdichter ist doch nicht bereits in der Blüthe durch allzu vieles schulgemäßes Eintrichtern überbürdet worden, und sie konnten, weil ungebrochen, frisch jene Spannkraft, jene aufnehmende und wiedergebende Fähigkeit entwickeln, die wir so sehr an ihnen bewundern.

Hierzu kam allerdings noch bei Alexander Petrovich, der erst später den Namen Petöfi annahm, ein außerordentlich bewegtes Jugendleben. Wer so wie er vom Schicksal umhergeworfen wird, geht entweder zu Grunde, oder er wird etwas sehr Tüchtiges. Geboren als Sohn eines Fleischers, that er auf der Schule nicht gut, entfloh heimlich, wurde Statist und Laufbursche am Theater und mit sechzehn Jahren Vagabund, der sich Unterhalt und Nachtlager erbettelte. Nach einem kurzen Aufenthalt bei Verwandten ließ er sich als Soldat anwerben, wobei er sich höchst unglücklich fühlte, da ihm jede erzwungene Thätigkeit und Unterordnung zuwider waren. Endlich entlassen, beschloß er, Schauspieler zu werden, hatte jedoch nur unter Enttäuschungen zu leiden und wanderte im Alter von zwanzig Jahren nach Pest, um ein maßgebendes Urtheil über die zahlreichen Gedichte, die er bisher geschrieben, zu vernehmen. Er wurde von dem damals gefeiertsten ungarischen Dichter Vörösmarty empfangen, und dieser erklärte nach Anhören einer Reihe von Dichtungen den in abgerissener Kleidung vor ihm stehenden jungen Mann neidlos für den größten Lyriker Ungarns. Noch einmal machte er den Versuch, als Schauspieler durchzudringen, wurde aber bei seinem Auftreten ausgelacht und warf sich nun mit aller bei ihm so reichlich vorhandenen Begeisterung auf die Poesie.

Die außergewöhnlichen Fähigkeiten des genialen Menschen entfalteten sich rasch zu schönster Blüthe. Er muß eine ganz eminente Leichtigkeit des Schaffens besessen haben; denn in den sechs Jahren, die ihm noch vergönnt waren, unter den Lebenden zu weilen, hat er Tausende und aber Tausende von Versen hingeworfen, deren wenige minderwerthig sind oder nicht den Stempel der Originalität an sich tragen. Zum Volk gehörig und immer mit ihm im engsten Fühlen stehend, war es bei ihm ja selbstverständlich, daß alle seine Dichtungen den Ton des Volksliedmäßigen an sich haben, der nicht mit Unrecht als das Höchste in der Lyrik geschätzt wird. Liebe, Wein und später die Freiheit bilden das Dreigestirn, dem seine Freude und seine Klage gilt. Das Sprungartige, jetzt wild Aufjauchzende, dann tief Klagende des ungarischen Charakters, wie wir es aus Liszt's Tönen kennen, verleugnet sich auch bei ihm nicht. Ausgelassene Lustigkeit und thränenreiche Melancholie, schwermüthiges Entsagen und lose Schelmerei, übermüthige Derbheit und feinsinniges Empfinden wirbeln bunt durcheinander.

Längs des Dorfs folgt mir der Reigen
Rauschender Zigeunergeigen,
Und ich tanze und ich springe,
Während ich die Flasche schwinge.

Halt, Zigeuner! Weichre Töne!
Jetzt bewein' ich meine Schöne;
Erst wenn wir das Haus umringen,
Laßt die Geigen lustig klingen.

Seht, in jenem kleinen Hause
Lebt mein Irrstern jetzt im Sause;
Abgeirrt von mir im Wandern,
Lebt sie dort mit einem Andern.

So! Nun sind wir da am Ziele;
Jetzt, Zigeuner, geige, spiele!
Daß das falsche Weib nicht sehe,
Wie mir in der Seele wehe.*)

Selbst in ganz kleinen Liedchen versteht er, die Originalität seines Geistes glänzen zu lassen:

Was, Erde, aßest Du?
Daß Du die ew'ge Gluth des Durstes nie bezwingst
Und immer soviel Blut und soviel Thränen trinkst?

Wie ergreifend klingt es, wenn er von dem Holzkreuz singt, daß den Erlösern hienieden beschieden ist! Und auch sociale Klänge findet er schon, wenn er den Dichter als einen Moses schildert, der sein Volk nach dem gelobten Lande führen will.

Wenn dereinst vom Lebensfüllhorn
Jeder seinen Theil erhält;
Wenn dereinst vor dem Gesetze
Jeder gleich ist in der Welt;
Wenn dereinst das Licht des Geistes
Jedes Haus durchdringen kann:
Dann erst darf der Ruf erschallen:
Halt! . . . Wir sind in Kanaan!

Die leuchtendsten Farben hat er auf der Palette, um sein schönes Vaterland in Morgen-, Mittag- und Abendstimmung und im Wandel der Jahreszeiten zu malen, die Theiß, wie sie erst sanft dahinfließt und plötzlich mit Donnerschall das Land überfluthet, die Pußta mit den halbzerfallenen Tscharden, die Fata Morgana, die am fernen Horizont der unendlichen Ebene auftaucht. Aber diese wildromantische Landschaft weiß er auch zu beleben und zeigt uns den Csikos, der ohne Sattel im flatternden Leinenhemd über die braune Haide dahinfliegt, die lauernden Betyaren, die verschlagnen Roßhirten und lungernden Zigeuner. Wir kennen diese Gegend und die Menschen zum Theil durch Lenau. Aber er ist doch zu einseitig, er umgiebt Alles mit düsteren Schatten, und stets in Moll erklingt seine Harfe. Tiefere Einblicke läßt uns Petöfi in den Charakter seines Volkes thun. Wir sehen es in seiner Lust am Reiten, in seiner Naturempfindung, in seiner übertriebenen Liebe zum Tokayer,

*) Die Proben sind der vortrefflichen Uebertragung Josef Steinbach's (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender) entnommen.

Digitized by Google

wodurch Wirthschaft und Familie zu Grunde gehen, in seinem Leichtsinn und der Gleichgiltigkeit, die da mit Achselzucken spricht: „Ah bah, das hat noch Zeit!“ Der Schelm sitzt dem Dichter bei solchen Schilderungen immer im Nacken, und nichts wirkt drastischer als der Schafhirt auf dem Esel, der von seinem gestorbenen Liebchen nach Hause reitet.

Was thut der Bursch im bittern Kummer
Um das verlorne Mädel? . . .
Er haut den Knüttel seinem Esel
Gewaltig um den Schädel.

Von gleichem Humor durchweht ist die Romanze vom „Meister Paul“, wo ebenso wie im „Ochsenviergespann“ und in vielen anderen Gedichten durch den Kehrreim eine überraschende Wirkung hervorgebracht wird.

Dabei besitzt er eine übermächtige Phantasie, die an die eines orientalischen Märchenerzählers erinnert, der der athemlos lauschenden Menge die wunderlichsten und seltsamsten Dinge berichtet. Das tritt besonders in der erzählenden Dichtung „Ritter Johann“ hervor, wo er wie ein lustiger Schalk drauf los fabulirt. Das Heer reitet über ein hohes Gebirge, wo der Sonnenball kaum eine Meile überm Haupte schwebt und die Pferde des Nachts an die Sterne stoßen. Nach einem Schiffbruch wird der Held von einer Woge bis an die Wolken gehoben, er ergreift eine davon, diese trägt ihn zu einem Felsen, und so wird er gerettet. Er kommt dann in's Land der Riesen, wo die Bäume mit ihren Wipfeln fast den Himmel berühren und Blätter haben, in die man sich bequem einhüllen kann. Die Mücken sind da so groß wie die stärksten Ochsen, und wenn eine Krähe dahinfliegt, wird das Land meilenweit verdunkelt . . .

Petöfi hatte sich mittlerweile verheirathet, und eine herrliche und glückliche Zukunft war ihm nach menschlicher Berechnung beschieden, als ihn mitten aus dem gesegneten, schaffensfrohen Leben die stürmischen Märztage des Jahres 1848 rissen. Nun entströmten seinem liederreichen Munde Gesänge von hinreißendem Schwung und edelster patriotischer Begeisterung, die ihn seinem Volke noch mehr lieb und werth machten, als er es schon war. Magnaten, Bürger und Bauern sangen seine Lieder, die nicht zum kleinsten Theil die leicht entzündbaren Herzen der Arpadsöhne in Flammen setzen halfen. Aber nicht bloß ein Sänger der Freiheit wollte er sein, auch ein Kämpfer für diese, und wie einst Körner gesellte er der Leier das Schwert zu. Er wurde persönlicher Adjutant des Generals Bem, ein kurzer Traum von Kampf und Sieg, vom glorreich triumphirenden Vaterlande, — und dann entschwand er am 31. Juli 1849 während der blutigen Schlacht bei Schäßburg gegen die russische Uebermacht für immer den Blicken. Seine Leiche wurde nicht gefunden, wahrscheinlich vermoderte sie in irgend einem Massengrabe. Wie ein Meteor war er aufgegangen, wie ein Meteor zerstob, erlosch er im Alter von siebenundzwanzig Jahren . . .

Noch frisch und jugendlich, stand er schon auf dem Gipfel des Glücks. Ihm jubelte sein Vaterland zu, ihn bewunderten seine Freunde, und die Strahlenkrone nationalen Ruhms, die Anderen spät, meist aber erst nach dem Tode zu Theil wird, leuchtete von seinem Haupt. Alle irdische Glückseligkeit, ein frohes Familienleben, erfolgreiches Schaffen und das sichere Bewußtsein der Unsterblichkeit war ihm geworden, und nicht leicht können wir uns ein beglückteres Dasein vor Augen stellen. Da trifft ihn wie ein Blitz aus heitrem Himmel sein ungeheures Schicksal und stürzt ihn von der Höhe erhabnen Wirkens und Waltens hinab, vom leuchtenden, herrlichen Tag in dunkle, geheimnißvolle Nacht. Aber dürfen wir ihn nicht auch deßhalb glücklich schätzen? Die Mühseligkeit des Alters, das langsame Sinken der Körper- und Geisteskräfte, das Aufgehen neuer Sonnen am literarischen Himmel, denen sich die wankelmüthige Masse zuwendet, alles das blieb ihm erspart. Er hat als Sänger gelebt und ist als ein Sänger und ein Held dahingegangen. So bleibt er vor unseren geistigen Augen als ein Jugendlicher, als einer von Denen, auf dessen Gestalt alle guten und schönen Gaben in unvergänglicher Kraft ausgegossen waren.

Ein Programm für die Kritik bildender Kunst.

Von A. L. Plehn (Berlin).

Jedesmal, wenn über eine Kunsterscheinung geurtheilt wird, die das Gewohnte überragt, wie jetzt Klinger's Beethoven, dann kommt mir der Gedanke, wie sich wohl die Zukunft zu diesen Meinungsäußerungen verhalten wird. Je nachdem wie diese nachträgliche Censur ausfällt, wird sich das Bild gestalten, das sich kommende Geschlechter von dem Culturmaß unserer Tage ausmalen werden. Wenn eine Epoche die Kunsturtheile ihrer Vorfahren revidirt, dann verzeichnet sie in der Regel Einwendungen, welche längst in Nichts zerfielen, weil die nachträgliche Entwickelung dem Künstler gegen seine Ermahner Recht gegeben hat. Das Mißverständniß pflegte daher zu stammen, daß man als eine Vollendung des Alten nahm, was doch ein Beginn des Neuen war. Und weil sich das so verhielt, so mochte niemals gefunden werden, was man mißverständlich forderte, und das, was sich hier zum ersten Male bot, konnten die nicht bemerken, die nicht ahnten, daß gerade dies ihrer Zeit fehle. Die spätere Generation, welche in diesen Besitz hineingewachsen ist, und welche die ganze mit solcher Erscheinung anhebende Entwickelung übersieht, hat es freilich leicht, ihr den richtigen Platz anzuweisen.

Die ohne ihr Zuthun wissend Gewordenen belächeln ferner Lobpreisungen, die ehemals ein Kunstwollen krönten, das dem Unlebensfähigen galt und das darum aussterben mußte. Da werden auch Vergleiche nachgeprüft, in deren Uebertreibung die ganze subjective Ungerechtigkeit liegt, mit welcher der Tag gewöhnlich das ihm Angemessene für ein Ewigkeitsmaß einschätzt. So werden auf die Höhe von Wellenbergen für einen Augenblick einzelne Tropfen erhoben und bis zur Scheitelhöhe festwurzelnder Felsen getragen. Aber gleich aus dieser trügerischen Erhebung sinken sie wieder zu der Nichtigkeit von Ihresgleichen zurück. So sind die vorübergehenden Gleichstellungen der Tagesgrößen mit den die Zeiten überdauernden Geistesriesen.

Ihnen gesellen sich die persönlichen Werthungen der Einzelnen, die ihre kleinen Neigungen, die Unzulänglichkeit der Liebe und des Hasses, nach denen ihr Verstand entscheidet, zu Gesetzen zu erheben wagen. Die Nichtssagenheit der Worte „schön“ und „häßlich“ offenbart sich in ihrer ganzen Ohnmacht. Durch sie glauben alle Zeiten und jeder Einzelne tiefste Bekenntnisse abzulegen und vergessen immer wieder, daß vielleicht schon morgen, was heute schön und häßlich hieß, die Bezeichnungen mit einander tauschen werden. Selbst dem Erfahrenen, der im Allgemeinen solche Worte scheut und bleibendere Kennzeichen zum Maßstab seiner Schätzungen macht, kann es wie Jakob Burckhardt ergehen, dem inmitten einer objectiven Würdigung von Michel Angelo die Frage entschlüpfte, ob es wohl Jemand gäbe, der wünschen möchte, solche Marmorfrauen wie die Nacht vom Mediceergrabe im Leben anzutreffen. Das heißt nur so viel als gestehen, man wünsche nicht, was Anderen als ein Traum erscheint, dessen Erfüllung die Erde bewohnenswerther machen würde! Mit persönlichem Wünschen ist wenig gesagt.

Keiner wird sein Versagen und seine gleichberechtigten Hingebungen an die Kunst in seinen Aeußerungen zurückhalten können. Ein Stock, der nichts Anderes sähe als das „Lang“ und „Breit“ der Maße, dem die geheimnißvollen Verbindungen der weitverzweigten Farbengeschlechter keine

Digitized by Google

Empfindungsschauer eingäben. Er ist wie der „Kenner“ in Goethe's Gedicht, dem der Anblick des lieblichsten Lebens nur eine trockene Aufzählung alltäglicher Eigenschaften nahe legt. Dann ruft der Fühlende dem Kalten mit Recht zu:

„O Herre Gott, o Herre Gott, erbarm' Dich doch des Herren.“

Und doch ist es zweierlei, Gefühlen Worte zu geben oder zu urtheilen. Wie oft indeß will sich persönliches Fühlen als objectives Urtheil aufspielen!

Aber auch mit dem Spruch, den der unbeeinflußte Verstand fällt, ist nicht viel sicherer zu rechnen, als mit der Aeußerung der unverantwortlichen Neigung.

Viele müßten sich heute noch erinnern — und die, welche die Tugend der Ehrlichkeit auszeichnet, werden es sich auch selber eingestehen —, daß sie einmal Böcklin schlankweg abscheulich gefunden haben. Vielleicht haben sie sich inzwischen zu einer anderen Meinung bekehrt. Aber sind sie dadurch an der Untrüglichkeit ihres Urtheils irre geworden? Keineswegs! Die Meisten glauben sich nach wie vor zu einer Art Aufsichtsbehörde über die Bewegungen des Kunstlebens berufen. Der Verzicht auf diese Ehrenstellung wäre schmerzlich. Er würde erleichtert, wenn nicht allein die persönliche Befähigung des Einzelnen zu solcher Entscheidung, sondern die Zuverlässigkeit dieser Art von Urtheilen überhaupt in Frage gezogen würde.

Woher stammt die Berechtigung, das Kunstwerk an einer Norm zu messen? Kann man auch Felsblöcke und Kieselsteine nach demselben Raummaß abschätzen? Verschiedener Art aber muß das Vergangene und das Kommende sein. Das Gesetz, das alles Irdische dem Wandel, der Entwickelung unterwirft, will es so. Die Norm jedoch, die man dem Neuen entgegenhält, ist nichts Anderes als die Regel, die aus dem Wesen des Alten abgeleitet wurde. Die Sachkunde der Eingeweihten und die gedankenlose Gewohnheit der Außenstehenden haben die schlichte Beobachtung dessen, was einmal war, mit der Heiligkeit eines ewigen Gesetzes umkleidet. Und doch haben die Künstlerwerke niemals aufgehört, gegen die Vorspiegelung seiner Unveränderlichkeit Sturm zu laufen. Langsam und für die Gedächtnißschwäche des Menschen unmerklich haben die Normen sich gewandelt und stets wurde das Beispiel des Letztverehrten den Folgenden als Vorbild entgegengehalten. Niemals aber konnte der Schneckengang der Urtheilsfähigkeit dem voraneilenden Schritt der sich entwickelnden Kunst folgen. Fast immer mußte darum jede Neuerung gegen den zähen Widerstand der Autorität durchgesetzt werden, und seit die Entwickelung aller Geistesäußerungen sich beschleunigte, wurde die Kunstgeschichte vollends zur Chronik der Entgleisungen angemaßten Urtheils.

Wer sich die nachträgliche Beschämung vor dem Gerichtshofe der Zukunft ersparen wollte, der müßte also wie allen Erscheinungen des Lebens, so vor Allem seiner unberechenbarsten, der Kunst gegenüber, sich auf einen vorsichtigeren Standpunkt stellen als jener ist, welcher mit ästhetischen Paragraphen den aussichtslosen Krieg gegen das Neue führt. Unsere Zeit hat Objectivität gegen die Vergangenheit gelernt. Möchte sie davon auch etwas der Gegenwart zu Gute kommen lassen. Wir schelten nicht ungerecht die Vorvätertage als die barbarischen, und ebenso wenig schwärmt eine unklare Romantik mehr von einem goldenen Zeitalter. Wenn Heerdstellen und Grabstätten aus der Steinzeit aufgedeckt werden, dann gewährt ihr die Wissenschaft das Recht, ihre eigene Art zu verkünden. Es werden diesen Funden keine Bedeutungen untergelegt, welche um Jahrtausende jünger sind. Man philosophirt und dichtet nicht über das Vermächtniß Trojas, und man kritisirt nicht die dürftigen Bildwerke neben den Aschenurnen. Dafür wird betrachtet und notirt: so und so viele Brettidole und hier und da einige Spirallinien. Rohe Kritzeleien und doch Culturzeugen. Sind die Zeugnisse, durch welche die neue Kunst uns selbst verstehen lehrt, nicht ebenso wichtig? Wäre es nicht wissenschaftlich, auch sie mit den Maßstäben der Vergangenheit zu verschonen, wie man dem Alterthum nicht die Werthungen der Gegenwart zumuthet. Vielleicht wohnen wir gerade der neuen Aeußerung eines noch unbekannten Künstlerwillens bei. Er hätte ebenso viel Anspruch auf Geduld und Respect wie ein Steinkistengrab und verdiente wenigstens das Zugeständniß: hier ist ein Neues, vielleicht hat es ein Recht also zu sein, wie es gerade dasteht. Wir wollen abwarten und einstweilen feststellen, in welcher Weise es sich dem Gewesenen gegenüber verhält, wie es das Gegenwärtige wiederspiegelt und welche Eigenschaften es in die Zukunft einzuführen Miene macht.

Diese Stellungnahme zur Kunst, welche, unbeschadet des vorhin gestreiften persönlichen Antheils, für Jeden ihr Ersprießliches hat, der überhaupt mit ihr in wirkliche Berührung kommen will, scheint sich besonders für die Kritik zu empfehlen, wenn sie nicht den Vorzug einer entschiedenen Autoritätsstellung durch die Beschämung späteren Widerlegtwerdens bezahlen will. Es ist nicht besonders schwer für den, welcher ein sicherer Kenner der früheren Kunst ist, nachzuweisen, in wie weit die neue mit ihr zusammenhängt. Zu bestimmen, ob sie noch mit denselben Augen sieht, in wie weit die Form nach hergebrachten Grundsätzen dargestellt wird oder nach welcher Richtung etwa der Beobachtungsstandpunkt gewechselt hat. Wer aber die also constatirten Abweichungen zum Beweggrund nimmt, um dies Kunstwollen als ungesetzmäßig abzulehnen, der macht die Ziele der Vergangenheit zu Schranken für vorwärtsdrängende Anschauungen und lehnt sich gegen das Entwickelungsgesetz der Kunst selber auf, deren einzig Beständiges der Wechsel ist. Wohin er führen wird, weiß Niemand. Warum also nicht ehrlich eingestehen, daß man sich nicht als Gesetzgeber der Zukunft fühlt, dafür aber von dem Ehrgeiz beseelt ist, ein entwickeltes Feingefühl für alles Werdende zu beweisen? Nicht festzustellen gilt es, welchen Rang das Neue hat, den wird ihm erst die Folgezeit anweisen. Vielmehr handelt es sich darum, seine Art zu erkennen, welche das Abbild des gleichzeitigen Geisteslebens ist. Gerade dadurch unterscheidet sich dieses Werk von der Aeußerung jeder früheren Weltanschauung. Diesem Geschöpf der Epoche sein sprachliches Ebenbild zu gestalten, ist die Aufgabe jedes Sprechens und Schreibens über Kunst. Es sieht sich neuen Ausdrucksmitteln und neuen Inhalten gegenüber. Sie machen, daß diese unbekannten Gäste mißverstanden und oft verspottet durch die Welt gehen. Hier sind Laute, die in ungewohnte Verbindungen gefügt, das Ohr durch scheinbare Rauhheit erzürnen oder durch erlesene Zartheit über schwer bewegliche Nerven hinweggleiten, ohne Eindruck zu hinterlassen. Linien folgen einander in fremdartigem Rhythmus. Wo weiche Schmiegsamkeit Herkommen war, richten sie sich unvermuthet in trotziger Starrheit auf. Die Augen verschließen sich vor so unerwartetem Andringen. Farben wandeln sich aus trüber Melancholie in lichte Heiterkeit. Eine vernachlässigte Nuance wird von besonders aufmerksamem Auge entdeckt und festgehalten. Aber unvorbereitete Sinne gewahren statt einer bereicherten Harmonie ein Zersprengen der hergebrachten Farbenverbindungen. Gegen neugesehene Roth und Grün lehnen sich ungeweckte Augen auf wie gegen freche Beleidigungen, sie werden ausgegeben als Verletzungen der offenbaren Wirklichkeit, als Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes und als leichtfertige Willkür.

Aber auch wer diese Entdeckungen verständnißvoll begrüßt, sieht seine Sprache ihnen gegenüber zunächst hülflos. Ihr fehlen die Nuancen, um so gewandelten Anschauungen in Worten das Gleichgewicht zu halten. Wenn schon der neue Inhalt einer Kunst die kritische Betrachtung zur Erweiterung ihres Ausdrucksvermögens zwingt, so wird die Wandlung der Darstellungsformen noch erhöhte Anforderungen an die Beweglichkeit der Sprache stellen, wenn jene klare Kennzeichnung des Neuen erreicht werden soll, welche nach

Digitized by Google

den vorstehenden Ausführungen das Ziel einer wissenschaftlichen Kritik sein soll. Der verfügbare Wortschatz reichte nämlich gerade zur Bezeichnung des Hergebrachten aus, weil er aus seiner Betrachtung allmälig abgeleitet und herangebildet worden war. Für jede neue Form aber muß erst ein neuer Name entdeckt werden, der wieder erst nach einer Zeit der Gewöhnung eine allgemein angenommene Bedeutung erlangt.

Hier sind bisher ungeahnte Sensationen für Seele und Sinne. Ein nachgiebiges Mitfühlen hat ihnen gerecht werden können, weil auch in ihm etwas von dem Geist der Zukunft lebt, welcher soeben seine Offenbarung durch das Organ einer Künstlerpersönlichkeit kund that. Und da stehen nun die mit den zurückgewandten Augen am Gestade der Vergangenheit, während das Schiff des Lebens schon nach den Ufern der Zukunft die Fahrt gerichtet hat. Woher das Sprachrohr nehmen, das die Botschaft über die wachsende Entfernung zu den Zurückbleibenden hinüberträgt?

Obgleich diese Schwierigkeit der Verständigung bis zu einem gewissen Grade für alle Künste von derselben Art sind, so ist doch die Dichtung der Erklärung immerhin leichter erreichbar, wie überhaupt jede geistige Mittheilung, welche sich der Sprache als Dolmetscher bedient. Denn dem Wort stehen schon durch die zwingenden Anforderungen des Lebens die Meisten näher als den vermittelnden Zeichen, mit denen sich die bildenden Künste an die Augen wenden. Diese sind nun einmal bei der Mehrzahl der Menschen besser geschult, schnell und oberflächlich zu bemerken, als eindringlich und erschöpfend zu sehen. Darum hat die Betrachtung der bildenden Kunst und die Vermittelung zwischen ihr und dem Publicum noch besondere Widerstände zu überwinden, wenn sie anschaulich machen will, was sie beobachtete. Denn es handelt sich nicht um das, was das Bild oder die Statue darstellen — wenigstens nicht in erster Linie — sondern hauptsächlich um die Formen, welche Träger des Eindrucks sind. Die Melodien, in welchen die Farben den Rhythmus der Linien begleiten, sind in Worte umzusetzen, wenn die Vorstellung dessen erweckt werden soll, was die Malerei in Wahrheit verkündet. Denn nicht allein, daß hier eine lächelnde Frau steht, macht ein Bild heiter, wenigstens wird dadurch nicht die feine Nuance des Frohsinns bestimmt, welche gerade dies bestimmte Kunstwerk von anderen Verkörperungen freudiger Stimmung unterscheidet. Die Conturen, welche eine gehobene Haltung umschreiben, die Wangenlinien des belebten Antlitzes schmeichelnd umspielen und gleichzeitig die ganze Leinewand um die Gestalt mit festlicher Munterkeit füllen, sie alle tragen gleich viel zu der beglückenden Macht der Malerei bei. Es ist ein Auskunftsmittel unter vielen, wenn der Künstler durch die Darstellung blühender Rosen die Erinnerung an strahlendes Sommerglück zu seiner Hülfe herbeiruft. Eine leichte, bewegliche Vertheilung der Massen, ein munteres Gedränge lichter Farben könnten, ohne daß sie ein Blühen ausdrücklich darstellten, denselben Eindruck heraufbeschwören.

Ernst und Schwere haben ihre genau so verständliche Schrift. Sie wendet sich an das Gefühl, aber ihre Wirkung müßte auch dem Verstande klar dargelegt werden können, wenn die Kritik ernstlich den Beinamen einer Deuterin der Kunst verdienen sollte. Jede Farbenabschattung und jeder Mischton müßte seinen Namen empfangen, jede Linienschwankung und jedes Richtungsverhältniß von Gerade oder Krumm sollte mit deutlicher Bezeichnung angerufen werden können. Wer den Schlüssel für das Geheimniß der Lichtwirkung auf Correggio's „heiliger Nacht" und im Gegensatz dazu der weniger blendenden, aber innigeren rosigen Heiterkeit in Rembrandt's Behandlung derselben malerischen Aufgabe lieferte, ohne poetische Umschreibungen zu Hülfe zu nehmen, der hätte einen Schritt zu dieser Art von Zeichendeutung gethan.

Einstweilen hat die Kritik meistens, wenn sie sich der Unzulänglichkeit allgemeiner Urtheilsabgaben aus der Scala zwischen gut und schlecht, schön und häßlich, lebensvoll und todt bewußt war, sich als zu dem letzten Auskunftsmittel zu einer dichterischen Sprache geflüchtet. Sie getraute sich nicht, in schlichten Worten zu sagen, warum gerade diese Form hier und jene Farbe dort stehe. Sie gestand ihre Unfähigkeit ein, zu erklären, warum die Bevorzugung von Licht oder Schatten an einem bestimmten Fleck nothwendig diese bestimmte Gefühlsnuance hervorrufen mußte. Man traut sich nicht zu sagen, warum ein energisches Roth an einer untergeordneten Bildstelle in Verbindung mit vorherrschendem Grau oder Dunkelblau eine muthige, gefaßte Stimmung anregt. Und da die Malerei einen Geharnischten zeigt, der gelassen durch eine Landschaft reitet, spricht man von dem Roth der Ebereschentrauben über ihm als von blutend offenen Wunden.

Das ist geistreich, dichterisch ausgedrückt, aber wer wirklich Maler ist, der würde an solchen Vergleich niemals denken. Ihm ist das Roth eine nothwendige Ergänzung zu dem Grau und Blau. Warum es an jene Stelle gerückt ist und gerade diesen Flächenraum im Verhältniß zur Bildgröße beansprucht, wäre nothwendig zu untersuchen. Wer aus einer Farbencomposition einen Lyrismus macht, der hat keinen Weg zum Verständniß einer Künstlerabsicht eröffnet, sondern im Gegentheil einen bequemen Seitenpfad eingeschlagen, auf dem er nur allzu willige Nachfolger finden wird, der aber vom eigentlichen Ziele abführen muß.

Gesetzt aber, die Kritik wollte sich wirklich zu dem Verzicht auf das Urtheilen herbeilassen, und es gelänge ihr, sich aus der Sprache das Organ zu formen, welches an Ausdruckskraft nicht allzu weit hinter der Beredtsamkeit des Kunstwerkes zurückbliebe, wird sie nicht jede Autorität verlieren, die sonst ihren Aussprüchen willige Ohren öffnete, durch welche allein sie den Augen Fingerzeige zu geben vermag? Auf wen soll sie sich als Eideshelfer berufen, wenn nunmehr für eine schlichte Meinungsäußerung angesehen wird, daß dieses Werk als die Verkörperung eines Zeitverlangens hingestellt, jenes aber als der bewußten Absicht oder der Deutlichkeit ihres Ausdrucks ermangelnd von ihr erklärt wird? Noch eine Frage: woran erkennt, wer sein Urtheil für fehlbar hält, ob er den Willen des Künstlers richtig zu deuten vermag, wenn er sich überzeugt hat, daß darauf Alles ankomme?

Zwei Verbündete bieten sich dem Eingeweihten bei seinem Unterfangen an. Nur indem er sich ihre Unterstützung sichert, kann er seinem Thun einigen Werth geben, das sonst bloß die Geschichte des menschlichen Irrens um einige neue Beispiele bereichern würde. Die Kenntniß alter Kunst wird lehren, wie künstlerische Absichten sich in ihrem fortgesetzten Ausbau während längerer Zeitentwickelungen steigern und ausleben. Hier, wo das Wollen durch vielfache Beispiele klarer erkennbar ist als in der Vereinzelung, in welcher das Neuheraufkommende steht, werden sich auch die Mittel deutlich machen, welche als Form und Farbe die ästhetischen Zwecke erfüllen. Was in der Gegenwart einer von vorher Gewesenem abweichenden Richtung folgt, wird durch solchen Vergleich eine gewisse Beleuchtung seiner Motive erfahren. Zugleich wird die vielfach erneute Beschäftigung mit allen Hinterlassenschaften früherer Zeiten, indem sie immer wieder an die Wandelbarkeit jedes künstlerischen Ideals erinnert, zugleich ein förderliches Mißtrauen wach halten, ob denn auch ein bestimmter Anlauf zu etwas Anderem wirklich ein Neues und ein Bleibendes bedeute.

Als noch unentbehrlichere Hülfe ist ferner anzusehen die enge Vertrautheit mit der Natur unendlichem Reich. Sollte es überhaupt denkbar sein, daß Einer meinte, zum Beobachten der Kunst zu taugen, ohne sich der vielfachen Möglichkeiten des Wirklichen mit liebevoller Aufmerksamkeit zu versichern? Was könnte, wie diese Führerin, die Augen hell-

Digitized by Google

sehend machen, daß sie jedes Echte von einem angemaßten Schein zu unterscheiden vermögen? Hier ist zugleich Vorbild und Prüfstein jeder Kunst. Nun heißt es erkennen, wem es gelang, einen Zug im Antlitz der Meisterin zu entdecken, welcher bisher den vereinigten Beobachtungen einer Jahrtausende währenden Aufmerksamkeit entgangen war. Jede Zeit glaubt den Inhalt der Erscheinungswelt ganz zu besitzen, und jede läßt unentdeckte Tiefen zurück, von denen spätere Verkünder die verhüllenden Schleier fortziehen, so daß reichere Einsichten eröffnet werden. Zu erkennen, wo eine solche gelungen ist, wenn eine Darstellung vom Gewohnten abweichend die Menge befremdet, und an dem Schatze der eigenen Erkenntnisse zu prüfen, ob dem bisher künstlerisch Unentdeckten ein treffender Ausdruck wurde, das sei eine der vornehmsten Aufgaben des Beobachters. .

Zuweilen wird ein Abweichen von dem Wirklichen erkennbar sein, welches scheinbar einen Rückschritt gegen bereits Erreichtes bedeutet. Denn die begrenzten technischen Mittel, die künstlerischem Gestalten zu Gebote stehen, müssen immer nach einer oder der anderen Richtung hinter der Allseitigkeit der Natur zurückbleiben. Nun stellt sich die Frage, ob hier ein freiwilliges Verzichten vorliegt, einem erstrebten, höher geschätzten Ziele zu Liebe, oder ob es kein Opfer, sondern ein Erlahmen ist, das ohne anderweitige Entschädigung bereits Gewonnenes aufgiebt.

Alle diese Feststellungen denke ich im Sinne gelassener Betrachtung angestellt. Nicht um den Bringer des Neuen auf den Schild zu heben und ihn dem Volk als Sieger zu zeigen. So wenig wie ein Urtheil wäre ein Lobpreisen nach dieser Anschauungsweise am Platze. Freilich wird eine gesteigerte Wärme des Tons zugleich mit einem doppelt nachgiebigen Eingehen auf den sich kundthuenden Willen selbst gegen die Absicht des Wortführers seinen Dank für gewährte Gefühlsanregungen abtragen. Denn welches preisende Wort könnte bei dem Künstler die gleiche Genugthuung wecken, wie die gelungene Deutung des Geheimsten in seinem Werk, welche ihm sagt, daß er verstanden wurde. Und überdieß meine ich, daß es nicht die wichtigste Aufgabe der Kritik sei, den Schaffenden angenehme Stunden zu bereiten.

Solch' ein Programm, das der Geistesrichtung unserer Zeit entsprechen würde, mag sich Mancher im Stillen vorzeichnen. Es könnte etwas bedeuten, wenn Einer da wäre, welcher es in Wirklichkeit durchzuführen vermöchte. Er wird dazu noch fast den ersten Schritt zu thun haben.

Die deutschnationale Kunstausstellung in Düsseldorf.

Von Eduard Engels (München).

Auf die Blüthe der Düsseldorfer Kunst unter Schadow, Rethel, Lessing, Schirmer, Deger, Hasenklever, Schrödter, Vautier, Knaus, Andreas Achenbach ist seit etwa zwanzig Jahren ein unfruchtbarer und theilweise lächerlicher Winter des Mißvergnügens gefolgt. Die einst führende Kunststadt mußte hinter den jüngsten Kunstdörfern in den Hintergrund treten, die Düsseldorfer Bilder wurden zu einer Art Schreckmittel für kundige und selbst unkundige Ausstellungsbesucher. Und das hatte mit ihren Finanzen die rheinische Industrie gethan! Gleichzeitig mit dem wachsenden Kunstvermögen der Düsseldorfer Schule war nämlich am Rhein ein großer Reichthum industriellen Vermögens zusammengeströmt, und wie das denn so zu geschehen pflegt: die Geldmenschen hatten die Kunstmenschen nach ihrer Pfeife tanzen gelehrt. Die hohe, die himmlische Göttin war Stubenmädchen bei Commerzienraths geworden . . .

Da die Tage vorüber sind, wo der Roman eines Dienstmädchens für ein besonders großes Literaturereigniß galt, so will ich mich nicht lange bei der Schilderung der Erlebnisse der Kunst im Hause der Industrie aufhalten und in Kürze bloß constatiren, daß vor etwa vier Jahren einer der Söhne von Commerzienraths eine sehr heftige Neigung zu dem Kammerkätzchen seiner Mama in sich entdeckte und sogar den Willen zu erkennen gab, das schöne Kind zu heirathen. Na, man kann sich denken, was die Eltern, Basen, Muhmen, Gevattersleute und was noch sonst im Familienrath Sitz und Stimme hat, für einen Lärm erhoben, als sie von der Verirrung des jungen Menschen Kenntniß erhielten. Aber nun traf es sich, daß Commerzienraths gerade ein großes geschäftliches Unternehmen, eine sogenannte Industrie- und Gewerbeausstellung planten und zur rechten Zeit auf den Einfall kamen, daß sich die romantischen Heirathsabsichten ihres Sprößlings eigentlich ganz gut zur Reclame für dieses Unternehmen ausbeuten ließen. Wenn auch gegenwärtig bloß Dienstmädchen, so hatte doch die Kunst einmal sehr glänzende Tage gesehen, und da sie inzwischen bei Commerzienraths auch sogar ein Bißchen „guten Ton" gelernt hatte, so war der Gedanke, sie auf die gesellschaftliche Rangstufe der Industrie zu erheben, wirklich nicht so abenteuerlich, wie es im ersten Augenblick den Anschein gehabt. Schließlich machen ja auch Kleider Leute, das erlebt man in Kaufmannskreisen alle Tage, und wenn man dem Paar nur eine recht glänzende Aussteuer gab, so sollte einmal Einer kommen, der über die Schwiegertochter die Nase rümpfte!

Item: Die am 1. Mai eröffnete „Industrie- und Gewerbeausstellung Düsseldorf 1902" beherbergt in ihrer Mitte als einziges Gebäude aus echtem Material einen großen, kuppelgekrönten Palast, in welchem die Düsseldorfer Kunst als Herrin waltet und bereits ihre erste große Gesellschaft, genannt „deutschnationale Kunstausstellung", um sich versammelt hat. So viel ich bisher bemerken konnte, führt sich die junge Hausfrau in dem neuen Lebenskreise ganz vorzüglich auf, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie mehr Kaufmanns- als Künstlermanieren an den Tag legt. Commerzienraths aber stehen mit über dem Bauch gefalteten Händen unter den Thüren der Ausstellungspavillons für Maschinen und Hüttenerzeugnisse, die rings um den Kunstpalast errichtet worden sind, und stellen wohlgefällige Betrachtungen darüber an, wie human sie an einem Geschöpf gehandelt haben, das von Rechts wegen ihr Dienstmädchen sein sollte, während ihm jetzt die Möglichkeit eines beinahe couponabschneidenden Daseins offen steht . . .

Ohne Zweifel ist für das Wohlwollen der Düsseldorfer Industrie gegenüber der Kunst das Beispiel des benachbarten Holland vorbildlich gewesen. Im Holland des 17. Jahrhunderts wurde nämlich die bis dahin nur von Königen und Fürsten begönnerte Malerei zum ersten Male bürgerlich, genauer zu reden: merkantil. All' jene gefälligen Genrehymen und sauberen Landschaften, die jetzt in unseren Museen hängen, mußten einst reichen Rhedern und Banquiers, die aus ihren Contoren heimkehrten, eine angenehme Ermunterung der beim Rechnen eingerosteten Phantasie bereiten. In Düsseldorf ist zu dieser bürgerlich-holländischen Gesinnung nun zwar noch eine gewisse rheinische Romantik hinzugetreten, allein — Kaufmannsgeschmack bleibt Kaufmannsgeschmack, er äußere sich nun im alten Harlem oder im neuesten Düsseldorf. Ein Kaufmann, der aus einer wesentlich praktischen Beschäftigung zur Kunst kommt, hat für Alles, was in der Kunst eigentlich Kunst ist, kein Interesse. In der Malerei ist ihm das specifisch Malerische, in der Poesie das specifisch Literarische ziemlich gleichgiltig. Der stoffliche Gehalt eines Gemäldes gilt ihm ungleich mehr als der formelle. Da er vom Malen Nichts versteht, beurtheilt er die artistische Leistung des Künstlers nach einer gewissen Correctheit und Glätte der Mache. Von der Farbe verlangt er Ruhe, da er

Digitized by Google

während seiner Arbeitszeit schon Aufregung genug hat. Wie er Baarzahlungen lieber als Wechsel sieht, so läßt er sich auf Skizzen und Neuerungen, auch wenn sie von der größten Genialität zeugen, nur sehr ungern ein. Die Gerhard Dau und Terborch standen ihm stets höher als die Rembrand und Franz Hals. Je weniger man ihm aber durch technische, stylistische und persönliche Eigenart beikommen kann, um so leichter ist er bei seiner Neigung für das Stoffliche zu fassen. Kaufmannsgeschmack fordert, daß ein Gemälde schlechtweg Etwas besage, und zwar etwas möglichst Angenehmes besage, Etwas, das die Verdrießlichkeiten des Erwerbslebens vergessen macht. Mit Problemen des Gedankens und der Form nicht gerne behelligt, bezeigt er sich sofort dankbar, wenn man ihn von den Reizen der Wirklichkeit in Natur und Leben überzeugt. Landschaften, die zur Freude an Wald und Feld auffordern, Stillleben, die dem Gaumen oder dem Geruchssinn ein Ergötzen vortäuschen, Genrescenen, die das Herz mit Liebe, Frauenfleisch, Wein, häuslichem Wohlergehen und allerhand Tugendbolderei rühren, solcherlei und ähnliche Dinge sind in Kaufmannshäusern stets willkommen gewesen und haben dort nicht nur offene Thüren, sondern sogar offene Geldschränke gefunden.

Aber während die Düsseldorfer noch dabei waren, mit Bildern sothaner Art in ihrer Industriegegend gute Geschäfte zu machen, brach in den anderen deutschen Kunststädten jene Revolution aus, die justament die „Düsseldorferei" in Acht und Bann erklärte. Darob natürlich großes Erstaunen und lange Gesichter am Rhein. Was sollte man hier anderes als Düsseldorfereien malen? In München hatte man gut revoltiren, da war die Malerei ein freier Vogel, der von der Bürgerschaft doch nicht gefüttert wurde. In Düsseldorf dagegen stand die Kunst als Dienstmädchen in Kost und Logis bei den zahlungsfähigen Bürgern, sie hätte sich hier ebenso gut zum Verhungern verurtheilen, als gegen die Commerzienonkels aufmucksen können.

Also ging die Düsseldorfer „Lukasgilde" — so nannte sich die Moderne — nach Art der bewußten Landstürmer langsam voran. Selbst heute noch ist man dort conservativer als in jeder anderen deutschen Malstadt. Und daraus folgt, daß die Düsseldorfer Kunst trotz ihres großen Palastes, den ihr die Industrie jetzt gebaut, für die deutsche Malerei Wenig oder gar Nichts zu bedeuten hat. Ihre Ausstellung steht gewiß auf einem recht ansehnlichen Niveau, sie besitzt in den Werken Gebhard's und Janssen's hervorragende Zierden, sie weist in E. Kampf, H. Liesegang, J. Bergmanns, W. Schneider-Didam, Ludwig Keller hoffnungsreiche Talente auf, allein irgend welche Anregung darf die deutsche Malerei hier nicht zu finden hoffen, da die Düsseldorfer keine Anreger, sondern Angeregte, Besatzungstruppen, nicht Husaren und Jäger sind.

Die Kunst einer Gegend beruht in der Regel auf ihrer Landschaftsmalerei. In der Düsseldorfer Landschaft aber begegnen sich zwei Extreme, die sich gegenseitig paralysiren: die Romantik des Oberrheins und der Realismus Hollands. Ganz vorne an der Spitze des Fortschritts stand der jetzt nach Königsberg berufene O. Jernberg, der sich in einer Landstraße mit Kindern entschlossen zu der Chromatik Heinrich Zügel's mit ihren blauen Schatten und gelben Lichtern bekennt. Ihm zunächst mag an Energie des Naturgefühls und fortschrittlicher Technik J. Bergmann kommen. Liesegang und Eugen Kampf schließen sich an. Eine ganz isolirte Stellung nimmt vermöge seines Colorits H. Hermanns ein. Munthe, der die vaporösen Winterbilder bei Nebel malt, steht ebenso allein wie Hermanns da. Auch Dücker, Mühlig, Clarenbach, H. Otto und H. Heimes verdienen genannt zu werden. — Die romantische Landschaftergruppe schwärmt natürlich von alten deutschen Burgen und Städten, doch giebt es auch eine italienische Richtung, die sich an der Farbenpracht des Südens berauscht. F. v. Wille, E. Nikutowski und H. Hartung repräsentiren jene, Oswald Achenbach und A. Flamm diese. — In einer Hafenstadt wie Düsseldorf muß natürlich auch das Marinebild seine Pflege finden und in der That, der alte Andreas Achenbach, der hier so viel Leinewand in Wasser verwandelt hat, braucht um Nachfolger nicht besorgt zu sein. Ich sah den alten Herrn gestern beim Vorübergehen am Fenster seines Hauses sitzen; er schaut trotz seiner 87 Jahre noch immer sehr frisch und rüstig aus. Als den stärksten Vertreter moderner Marinemalerei ist mir auf der Ausstellung A. Dirks erschienen.

Im Allgemeinen vermeidet die Düsseldorfer Landschaftsmalerei Nichts so sorgfältig wie die specifisch Düsseldorfische Landschaft, die doch so reich an eigenartigen Reizen ist und ihren ausgesprochenen Charakter besitzt. Warum aber in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nah liegt? Ich antworte: es ist Kaufmannsart, in der Kunst möglichst weit von der alltäglichen Wirklichkeit abzurücken. Alle anderen Berufe suchen in der Kunst sich selbst; wenn dagegen die Jünger Merkurs zu den Musen gehen, möchten sie sich selbst entfliehen. Während man in dem gelehrten und kriegerischen Florenz der Quattrocento bereits dem keckſten Realismus huldigte, malte man in dem handelstüchtigen Venedig noch goldstrotzende Heiligenbilder in der Weise der Byzantiner. Gegenwärtig sind es Schöngeister und Literaten, die für den philosophischen und wirthschaftlichen Materialismus unserer Zeit einen künstlerischen Ausdruck suchen, die Industrie-Handelsleute wollen nicht einmal den sie so nahe berührenden socialen Umwälzungen den Zutritt zur Kunst gestatten. Wenn man die ganze Wirklichkeitsscheu der Kaufmannsästhetik kennen lernen will, muß man die Porträts der Düsseldorfer anschauen. Alle diese Fabrikanten und Directoren scheinen sich als eine Art Sonntagsexistenzen zu fühlen, die in sehr nobel eingerichteten Wohnungen nach Maßgabe eines sehr sorgfältig abgezirkelten guten Tones ein möglichst mäcenatenhaftes Dasein führen. Selbst der kleinste Kattundrucker verräth, daß die Welt allen Grund hat, sich seines, des Kattundruckers, Daseins zu freuen. Man glaubt, daß die Maler ihre Modelle bei irgend einer festlichen Gelegenheit, nicht im alltäglichen Leben beobachtet und gemalt haben, denn von dem Charakter dieser Menschen, ihrem Beruf, ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrem ganzen Sein und Wirken erfährt man so gut wie gar Nichts. Wäre nicht der einzige Schneider-Didam so gern zu allerhand Aufrichtigkeiten bereit, man wüßte nach 100 Jahren wahrhaftig nicht mehr, wie die Düsseldorfer vom Anfang des 20. Jahrhunderts in Wirklichkeit ausgeschaut haben.

Ist das Düsseldorfer Porträt eine Eitelkeit des Menschen, so ist das Düsseldorfer Genrebild eine Eitelkeit der Wand. In den Düsseldorfer Salons sind nämlich selbst die Wände eitel und wollen Toilette machen. Alles muß den Anschein von Ueberfluß, Glück und festlichem Dasein machen, es giebt in dieser Welt keine Arbeit, keine Sorge, keine Thränen, kein Siegen und kein Untergehen im Namen von Ueberzeugungen. Das Jahrhundert der großartigsten Umwälzungen des wirthschaftlichen und culturellen Lebens geht durch die Gartenstadt Düsseldorf mit der Harmlosigkeit eines toilettentollen Weibleins spazieren. Ich nenne von den Düsseldorfer Genremalern nur die Outsider: A. Männchen mit seinen „Steinklopferinnen", P. Philippi mit seinen eminent beobachteten Biedermaiern und Philistern, Gerhard Janssen mit jenen wüsten und doch so urwüchsigen Kneipgelagen, die das heimliche Holländertum der unteren Düsseldorfer Volksschichten zu Tage fördern. Auch A. Zinkeisen, Th. Funk, H. Funk, Max Stern und der sogenannte „Düsseldorfer Meissonier", Gregor v. Bachmann sollen nicht übergangen werden.

In der religiösen Malerei ist Düsseldorf in ein katholisches und ein protestantisches Lager gespalten. Jenes setzt die Ueberlieferungen der Nazarener und der vorlutherischen

Digitized by Google

Maler fort und gefällt sich in denselben Toilettenkünsten wie das Düsseldorfer Porträt und Genrebild. Letzteres knüpft an die protestantische Malerei der deutschen Renaissance an und bewegt sich unter Führung E. v. Gebhard's auf den Pfaden des Puritanismus. Bedeutung hat eigentlich nur die Gebhardschule. Während die Lauenstein, Nüttgen's u. s. w. lediglich Schondageweseues variiren, quillt in den Werken der Gebhardschule aus den alten Formen ein neues Leben, man möchte fast sagen, ein neuer Glauben hervor. In Gebhard concentrirt sich gewissermaßen Alles das, was die repräsentative Geschmacksrichtung des Düsseldorfer Lebens von den tieferen Bestrebungen der Gegenwart ungenutzt läßt. Aller Ernst unserer Zeit erobert sich hier unter dem Schutze der Religiosität den Eingang in die Wohnstätten der Putzsucht. Dabei muß allerdings den Düsseldorfern ein bedeutsames Zugeständniß gemacht werden: während Fritz v. Uhde seine Predigten unmittelbar an die Adresse Derer richtet, denen sie zugedacht sind, muß Gebhard Renaissancecostüme anziehen und sich den Anschein geben, als spräche er zu längst verflossenen Jahrhunderten. Die Düsseldorfer wollen sich eben selbst im Glauben eine Hinterthür offen behalten, durch die sie nöthigen Falls zu ihrer rheinischen Fröhlichkeit und zu ihrem guten Ton desertiren können.

Der Rheinländer, er sei nun fromm oder nicht fromm, ist stets ein ausgemachter Bonvivant. Man lernt ihn deßhalb auch am Besten dort kennen, wo er sich am rückhaltlosesten dem Wohlleben und dem Gepränge hingeben kann: in den großen Festsälen seiner öffentlichen Gebäude und auf den Tummelplätzen seines geselligen Treibens. Exempel: die Wandgemälde, welche der Akademiedirector Peter Janssen für die Aula der Universität Marburg geschaffen hat. Janssen ist ein eminenter Könner, der in seinen Studienblättern eine fast souveräne Meisterschaft über das Object und die Mittel seiner Darstellung offenbart. Aber seine erstaunliche Virtuosität in der Beherrschung aller Mittel der Kunst dringt keineswegs in die Tiefe großer Ideen: sobald sein herkulisches Temperament sich in Geberden der Pracht und Kraft eines schwungvoll bewegten Massenlebens genügend ausgetobt, glaubt er vollständig seine Schuldigkeit gethan zu haben. Man würde ihn deßhalb wahrscheinlich unter die Phraseologen und Tischredner der Geschichtsmalerei rechnen, wenn er eben nicht so geniale Naturstudien machte. Wie die Gebhard'schen Bilder, so sind auch die seinen von unzähligen, gleichsam aus dem Leben herausgeschnittenen Gestalten erfüllt und der Unterschied zwischen beiden Künstlern besteht eigentlich nur darin, daß Jener seine Menschen in sich hinein, Dieser sie aus sich herausleben läßt. Jener ist die Negation, Dieser die kraftvollste, schwunghafteste Bejahung der Düsseldorfer Art. Beide aber sind sie Verschwender an Motiven, Gestalten und Beobachtungsthatsachen.

Was aber in Düsseldorf Zukunft hat, beruht, so weit es in Düsseldorf selbst gewachsen ist, auf der Nachfolge Gebhard's und Janssen's. Beide Künstler besitzen eine große Schaar von Schülern, unter denen dort L. Feldmann, hier L. Keller auf der Ausstellung besonders hervorragen. Alles in Allem verspreche ich mir von der Uebersiedelung der Düsseldorfer Malerei aus dem Dienstbotenzimmer in den Kunstpalast ziemlich viel. In einer Stadt, wo Jeder nur so viel gilt, als er Aufwand macht, muß das Ansehen der Kunst nothwendig mit dem Glanz ihrer Wohnung steigen. Es wird von den Künstlern selbst abhängen, ob sie die goldene Kette der Industrie nun endlich zerreißen oder — an dem Golde noch mehr Gefallen finden als bisher . . .

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Majoratsherr.

Eine Strandgeschichte von Josef Stutz (Ljaly).

Herr Hauptmann von Maltzahn: — „Abscheuliches Wetter, See bleibt ja rein ohne Galle — Zeit, in's Nest zu fliegen — langweilige Sache. — Sehen Kamrad übrigens den kleinen Mann dort — zweiter Strandstuhl rechts?"

Herr Premier-Leutnant von Oerzen: „Selbstverständlich — carrirte Höschen, weiße Weste, Pince-nez?"

„N—natürlich."

„Den Englishman?"

„Bewahre! — den wackeren Hebräer meint' ich — runder Buckel, bißchen X-Beine, colossaler Corpus, Cylinder, echtes Vollblut — jetzt bückt er sich —"

„Nu jeht mir ein Lichtstummel auf — und?"

„Heißt Herr Pinkus Cohn — Ahnen in P—p—o—ofen zu suchen — derzeitiger Villenbesitzer in Irunewald, Börsenfürst, ꝛc., ꝛc."

„Intime Bekanntschaft?"

„Nee, danke — janz anderes Bewandtniß. — Kennen Kamrad den Schweidnitz?"

„Nee."

„Auch die janze Jeschichte nich?"

„Keine Sterbenssilbe."

„Wunderbar — is ja der reine Roman — bitte mal Achtung passen —"

„Janz Ohr."

„Also — Schweidnitz iß' Premier, bei der Jarde natürlich — na kurz, verliebt sich in jüdische Dame, übrigens r—reizendes Jeschöpf — brillante Erscheinung — graciös, schlank, die reine Jazelle — und — tadellose Haltung.

Schweidnitz schreibt nach Hause. Lieber Vater, Schicksal — und so weiter. — Antwort: Kalte Zurückweisung. Colossaler Widerstand. — Vater Majoratsherr, Schweidnitz einzijer Sohn. — Der alte Herr schreibt: Wenn ich todt bin, kannst Du mit dem Majorat nach Belieben wirthschaften. Aber jetzt — und so weiter —"

Schweidnitz jeht zu Herrn Pinkus Cohn — dem Vater jenannter Dame — zeigt den Brief. — Herr Cohn lächelt, — der Manichäer! — „Nu, leb ich nich ohne Majorat?" spricht Herr Cohn, „kann i ch nich für meinen Schwiejersohn sorjen?" — Verspricht zwanzig Mille als jährliche Rente — der Schuft!

Und Schweidnitz — sofort Abschied jenommen und jeheirathet — auf Standesamt natürlich. — Herr Cohn jreift in den Säckel. — Colossale Hochzeitsreise — janz Afrika durchjestöbert. — Kehren zurück — ratzenkahl. — Herr Pinkus Cohn reicht keinen Droschen. — „Versprochen" meint Schweidnitz. „Schlechte Jeschäfte — Verluste —" meint Herr Cohn.

Tochter bereits in jesegneten. — Herr Cohn hat natürlich jleich jerochen. — Halt, denkt er, nu hab ich den Schweidnitz! — Mein Enkel — Majoratsherr — unumstößliches Hausjesetz! — Famoses Geschäft!!

Bei Schweidnitz zu Hause andrer Wind. Mütterlein und Schwesterlein jerührt. Vater jiebt sich drein. Jeschehen ist jeschehen, denkt er. — Einladung, Besuch — Frau jefällt außerordentlich — janze Versöhnung. — Aber dem Schweidnitz frißt's das Herz ab. Sein Kind — Enkel eines schmutzigen Manichäers! — Vielleicht jar Majoratsherr — liebliche Aussicht!

Da jeschieht was. Thiere jehen durch, Frau kommt zu Falle — Mutterausssichten futsch."

„Unverdientes Schwein!"

„Na — aber das Gute kommt zuletzt. — ‚Nu, sagt sich Schweidnitz, der Himmel hat Dich jewarnt, — sei ihm dankbar!' — und bringt die Jemahlin Herrn Pinkus Cohn zurück."

„Scheint resoluter Kerl zu sein, der Schweidnitz!"

„Soweit ja — hat vor der Dame colossale Hochachtung, aber seinem Sohn einen solchen Jroßvater verschaffen, — nee!

Janze Wochen Alles still. Da kam Herr Pinkus Cohn, wollte ‚Versöhnung anbahnen', hat sich zu Moralpredigten verstiegen, das reine Opferlamm jespielt, — und so wetter. Schließlich hat er ihn runterjeworfen, der Schweidnitz."

„Den Schwiejervater — heiliger Simpli—cissi—mus!"

Große Gedankenpause.

„Schluß?"

„Nee — Tags drauf bei Schweidnitz jewesen; jebrochener Mann! — Brief von der Frau erhalten, — joldnes Jeschöpf! — Du handelst richtig, schreibt sie. Und wenn Du anders handeln wolltest, ich würd' es nie mehr zujeben, — nie! — Dann Liebesversicherungen und niemals Wiedersehen. — Janzer Brief absolut ehrlich, nischt Jemachtes. — Schweidnitz stürmt hin, nicht empfangen. — Der krummbeinige Manichäer hat sie jedrängt, — verjebens. — Am selben Abend hat sie Jift jenommen — triste Jeschichte!"

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Ein internationales Finanzgenie.

Eine der markantesten Erscheinungen der Gegenwart auf dem Gebiete des Capitalismus und der großen Finanzunternehmungen ist der amerikanische Crösus, Pierpont Morgan. Was sind die Fugger zur Zeit Kaiser Karl's V., was Jean Law, der französische Geldmacher und Tulpenkönig Ludwig's XV., was sogar die Rothschilde in Paris und London gegen diesen Giganten des Capitals, der mit seinen Milliarden und seinem Unternehmungsgeist die ganze Welt umspannt und in den Bann seines Finanzgenies zwingt! Ja, zwingt, das ist der treffende Ausdruck für die Methode, mit der Mr. Morgan arbeitet. Was sich durch gütliche Vereinbarungen am grünen Tisch nicht erreichen läßt, wird durch die Alles überwältigende, brutale Macht der ungeheuren Geldmittel, die Mr. Morgan gleich einem Moltke auf einen Haupt- und Mittelpunkt zu concentriren versteht, zu Wege gebracht. Das trat erst vor etwa einem Jahre so recht drastisch in die Erscheinung, als es sich für Morgan darum handelte, den bestimmenden Einfluß auf eines der großen Eisenbahnsysteme der Union zu gewinnen, wobei er indeß auf den Widerstand einer anderen großen Finanzgruppe stieß, die ihm sein Vorhaben streitig machte. In diesem Duell, in welchem die Gegner durch die Majorität der Actien der betreffenden Eisenbahngesellschaft zu siegen hofften, wurde von der Morgangruppe für die Actien der Northern Pacificbahn jeder Preis bezahlt, um damit den Widerstand der Gegenpartei zu beseitigen. Schon früher hatte diese Methode Morgans, für welche die Bezeichnung „Morganisirung" zutreffend ist, auf dem Gebiete der amerikanischen Eisenbahnen sonst nicht für möglich gehaltene Großthaten verrichtet. Durch die berühmten „Combinationen" Morgan's waren Eisenbahngesellschaften, die sich früher durch Tarifkriege auf's Aeußerste und fast bis zum eigenen Ruin bekämpft hatten, zu einer innigen Gemeinschaft verschmolzen worden, wodurch es Morgan gelungen war, die unumschränkte Dictatur über sie auszuüben. Es muß indeß betont werden, daß Morgan seine Machtvollkommenheit nicht im directen Selbstinteresse ausnutzte, sondern vielmehr daran ging, durch Vereinfachung und Verbilligung der Kosten und Tarife dem betheiligten Capital und dem Verkehrsinteresse zu nützen. Die Wirkung dieser Finanzpolitik trat in dem ausgreifenden Steigen der betreffenden Werthe an der New Yorker und Londoner Börse zu Tage, wobei freilich die außerordentliche Prosperität des amerikanischen Wirthschaftslebens den Hebel abgab. Um dem Leser einen Begriff von dieser Bewegung zu geben, stelle ich nachfolgend eine kleine Tabelle auf. Es notirten an der Londoner Börse: (in Dollars pro Stück) die Actien der

	1900 niedrigste	1901 Course	1900 höchste	1901 Course
Northern Pacific Co.	47 3/8	80 3/4	87 5/8	210
Union Pacific „	45	82 1/4	79	133
Atchinson, Topeka „	18 1/8	43 1/4	49 1/8	92 3/4
Eriebahn, Pref. II	16	29 1/4	42 1/4	62 1/4

Bemerkenswerth ist, daß in dem oben erwähnten Duell um den Einfluß bei der Northern Pacificbahn ihre Actien vorübergehend zu 1000 Dollars notirten. Dabei gewähren alle diese Gesellschaften nur sehr mäßige Dividenden, etwa durchschnittlich kaum die Höhe unserer erstclassigen, festverzinslichen Fonds, weil in der Regel die werbenden Gesellschaftscapitalien viel zu hoch sind, andererseits mit Absicht die Dividenden niedrig gehalten werden, aus gewissen, hier nicht näher zu erörternden Gründen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die an sich ganz gesunden und vielseitig großen Nutzen schaffenden Morgan'schen Combinationen zu einer colossalen Speculation an den Börsen Amerikas und des Continents geführt haben und diese fortgesetzt in Athem halten, wodurch eine stetige Gefahr, eine stark nervöse Unruhe über die Geld- und Capitalswelt gekommen ist. Man fürchtet mit Recht, daß das starke Mißverhältniß der Preise aller dieser Werthe zu dem wirklichen, inneren Werth der Unternehmen und deren Rentabilität auf die Dauer unhaltbar sein müsse und sich nur so lange halten könne, als es im Vorhaben der leitenden Matadore und deren Interesse, Stimmungen ꝛc. ꝛc. liegt.

Noch auf ein anderes großes Gebiet des amerikanischen Wirthschaftslebens hat Mr. Pierpont Morgan seinen Combinationseifer ausgedehnt: auf das der Eisenindustrie, die ja nach den Eisenbahnen die vornehmste Production des Landes, soweit solche auf dem Gesellschafts- und Actienprincip beruht, bildet. Im vorigen Jahre wurde der große Stahltrust gegründet, dessen Leiter gegenwärtig der bekannte Schwab ist, mit einem Actiencapital von 1100 Millionen Dollars. Der Trust umfaßte die Mehrzahl aller bedeutenden Eisen producirenden Werke der Union, wodurch sowohl die Erzeugung, wie der Absatz und die Preisbildung des Stahls unter die „Controle" Morgan's gestellt ist. Man denke sich, welche Macht dieser Mann bereits in sich vereinigt! Nicht nur bilden ja die Transportkosten den wesentlichen Bestandtheil aller Preise sowohl der Lebensmittel, wie der Fabrikate, sondern auch die Eisenindustrie und deren Preise üben auf die allgemeine Preisgestaltung den größten Einfluß aus, da fast sämmtliche Verkehrsmittel und Industrien des Eisens benöthigt sind. Man darf daher behaupten, daß Morgan als einzelner Mann es in seiner Gewalt hat, die gesammte Werth- und Preisbildung der Union und auch des Continents maßgebend zu beeinflussen. Es ist deßwegen im hohen Grade berechtigt, von einer uns drohenden „amerikanischen Gefahr" in diesem Sinne zu sprechen, namentlich wenn man sich vergegenwärtigt, daß es eines schönen Tages Morgan und Genossen belieben könnte, in echt yankeemäßiger Brutalität, mit horrenden Schleuderpreisen auf den Märkten Europas zu debutiren. Man bedenke auch, was geschähe, wenn ein Zusammenbruch des gigantischen Trusts sich ereignete, wodurch ungemessene Mengen von Stahl für den internationalen Markt verfügbar würden!

Die Möglichkeit, daß Morgan's Schöpfungen unserem Continent gefährlich werden könnten, daß sie bereits jetzt beginnen, unseren Handelsverkehr und unsere Handelspolitik zu irritiren, hat gerade in der letzten Zeit noch einen drastischeren Ausdruck, eine ernstere Physiognomie bekommen: Durch die Bildung eines großen, internationalen Schiffahrtstrusts — die neueste Morgan'sche Combination, die nicht wenig Erregung in die Welt gebracht hat. Es ist Morgan gelungen, bestimmte amerikanische Hauptlinien mit den englischen unter einen Hut zu bringen, sie zu einem einzigen Syndikat oder Trust, wie die Bezeichnungen lauten, zu verschmelzen. Insbesondere hat Morgan den Engländern ihre Handelsschiffe mit theurem Gelde abgekauft, um sie ihnen in Form von Syndikatsactien mit noch theuererem Gelde wieder zu verkaufen. Dieser große Schiffspark, der den Verkehr zwischen Europa und Amerika vermittelt, ist nun in der Lage, die Tarife nach Morgan's Ideen zu gestalten und hätte es in der Hand gehabt, den deutschen Rhedereien, insbesondere der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Gesellschaft und dem Norddeutschen Lloyd, eine ruinöse Concurrenz zu bereiten.

Natürlich mußte man sich mit Morgan, so gut es irgend ging, abfinden; aber schon der Umstand, daß uns Herr Morgan gewissermaßen in eine Zwangslage bringen konnte, ist gewiß charakteristisch und bedeutungsvoll für die Zukunft. Nach den officiellen Erklärungen der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd ist Morgan und seinem Trust gegenüber durch Verträge erreicht worden, daß die Interessensphäre der beiden Rivalen abgegrenzt ist in der Weise, daß die Morgan'schen Linien sich auf die Dauer von 20 Jahren verpflichtet haben, ohne Einverständniß der deutschen Linien mit keinem ihrer Schiffe nach einem deutschen Hafen zu kommen. Dagegen haben die deutschen Linien sich verpflichtet, ihren gegenwärtigen Verkehr von England über ein bestimmtes Maß nicht zu erweitern. Daneben sind noch eine Reihe von anderen Vereinbarungen getroffen worden, welche bestimmt sind, jeder Concurrenz zwischen den beiden großen Gruppen von vornherein vorzubeugen. Um diesen Vereinbarungen die praktische Wirkung in ganz besonderem Maße zu sichern, sind Bestimmungen vorgesehen, durch welche jede der beiden Gruppen an den finanziellen Erfolgen der anderen Gruppe bis zu einem gewissen Grade interessirt ist. Der Erwerb von Actien der deutschen Gesellschaften ist dem Syndikat verboten. Von den Verwaltungen der deutschen Linie ist die Sache so dargestellt, als ob in Zukunft von dem Uebereinkommen ein weiteres Aufblühen der Schifffahrt zu erwarten sei. Indeß scheint mir weitere Aufklärung noch geboten.

Diese Thatsachen haben den Beweis geliefert, welch' ungeheure Macht Pierpont Morgan in der Welt besitzt und daß er vor den höchsten Aufgaben und Zielen nicht zurückschreckt. Schon heute hält er fast die ganze finanzielle Welt in seinem Banne, insbesondere ist die New Yorker Börse vielfach von seinen Intentionen abhängig, in Folgewirkung davon aber auch die Londoner Börse, in deren Schlepptau sich seit geraumer Zeit auch die überaus geschwächte Berliner Börse bewegt.

Die Persönlichkeit Morgan's soll wenig Sympathisches haben. Er ist der personificirte Geschäftsgeist und leitet alle seine großen Transactionen thatsächlich allein und selbstständig. Seine Mitarbeiter sehen immer nur Theile, nicht das Ganze. Nach Art großer Strategen vertheilt er die Rollen an seine Untergenerale und jeder vollzieht die ihm gestellte Aufgabe prompt und ohne Zaudern. Morgan ist ein guter Menschenkenner, er weiß aus Jedem seine volle Energie und Kenntnisse herauszubekommen. Jede Phase seiner verwickelten Geschäfte ist ihm bis in's kleinste Detail bekannt. Im Privatleben ist Morgan sehr leicht für Wohlthätigkeitszwecke, für Kunst und Wissenschaft zu gewinnen. Er hat vorzügliche Institute gegründet, darunter ein großes Hospital für den Osten New Yorks. Der amerikanischen Regierung hat Mr. Morgan in finanziellen Nöten schon sehr oft ausgeholfen, natürlich nicht, ohne daß auch für ihn Gewinn abfällt.

Alles in Allem genommen erblicke ich in Pierpont Morgan die Verkörperung des capitalistischen Princips mit all' seinen Vorzügen und Schwächen, und gegen die letzteren ist weise Vorsicht geboten. Fortan muß es die Aufgabe unserer heimischen Capitals- und Unternehmungswelt sein, den Morgan'schen Intentionen mit Kritik und Energie zu folgen, um rechtzeitig die Spreu vom Weizen sondern und sich vor Schaden hüten zu können.

Prof. Dr. Moritz Meyer.

Digitized by Google

Wenn die Noth am höchsten ...

Bernhard von Bülow war verstimmt nach Hause gekommen.

Seine Rede im Reichstage hatte nicht die gewohnte Wirkung ausgeübt. Rechts und links waren die Abgeordneten kühl geblieben. Der Kanzler grübelte angestrengt über die Ursache nach, ohne sich klar darüber zu werden.

Bei Tisch blieb er auffallend schweigsam. Aber auch die Frau Gemahlin, die sonst jede seiner oratorischen Leistungen auf frischer That zu erörtern liebte, zeigte sich heute wortkarg. Nur dann und wann sandte sie dem Gatten einen besorgten Blick zu. Bernhard von Bülow sah dann immer verlegen und schuldbewußt zu Boden.

„Sie fehlten diesmal — fehlten gänzlich!" hauchte die Frau des Hauses beim Nachtisch.

„Ja, ich weiß. Mein Vorrath ist erschöpft. Nun kommt das bittere Ende!" gab er mit Anstrengung zurück. „Welch ein Jammer, daß dieser Büchmann so faul war und es nur auf einen einzigen, schmalen Band gebracht hat!"

Stöhnend erhob er sich vom Sessel und wankte hinaus.

Die Reichskanzlerin blickte ihm lange wehmüthig nach. Schließlich griff sie aber doch zum Abendblatte.

Da — was war das? Ihre Augen leuchteten auf. Ihre Wangen rötheten sich. Lebensprühend reckte sich die zierliche Gestalt. „Gerettet!" flüsterte sie. „O Gott, gerettet!"

Im localen Theile des Abendblattes stand folgende Notiz zu lesen:

> # Ein herrenloses Album mit Goethecitaten. Die Direction der Berliner Packetfahrt-Gesellschaft schreibt uns: Seit etlichen Jahren liegt bei der Packetfahrt ein unbestellbar gebliebenes Album, welches Worte aus Goethe's Faust: für jeden Tag im Jahre, in Erinnerung an ein Tischgespräch zusammengestellt für Frl. Anna Salomon von F. v. Bülow 1885" enthält. Es wäre schade, das Album in Rücksicht auf die dafür aufgewendete Arbeit verkommen zu lassen.

Fünf Minuten später war Jean nach der Direction der Berliner Packetfahrt-Gesellschaft unterwegs. Prinz Vogelfrei.

Seifenschaum.

Abgeordneter Stadthagen hatte gut gespeist, und gut gelaunet war sein Geist. Wenn die Zolltarif-Commission auch vor wenigen Stunden seinen Antrag, Schmierseife zollfrei zu lassen, abgelehnt hatte, so wußte der begabte Politiker doch ganz genau, daß die Begründung dieses Antrages ihn mit einem Schlage in ganz Deutschland volksthümlich machen würde. „Im Interesse der Reinlichkeit und der Waschfrauen" hatte Stadthagen den blutsaugerischen Fünfmark-Zoll auf Schmierseife bekämpft! Er lächelte selig im Halbschlafe, als er sich die Wirkung dieser Mannesthat vorstellte.

„Es ist eine Deputation draußen," meldete die Wirthin des unverbesserlichen Junggesellen, der auch in dieser Beziehung Eugen Richter überholt hat. „Soll ich sie einlassen?"

Stadthagen sah sich im Zimmer um. Alle Einrichtungs- und Schmuckgegenstände waren niet- und nagelfest. „Jawohl. Bleiben Sie aber lieber hier. Ich habe Ihnen schon wiederholt erklärt, daß ich mich bei Ihnen wohl fühle und daß mir hier Nichts abgeht, ausgenommen, wenn mich Deputationen aus den ostöstlichen Provinzen beehren."

Die Deputation entstammte wirklich den Gefilden Oberschlesiens, jenen aufgeklärten Bezirken, wo Collectivismus und Capläne um die Seele und den Stimmzettel des Wasserpolen buhlen.

Mit schöner Geste ging Stadthagen auf die Genossen zu. „Sie kommen, um mir für meine Haltung in der Zolltarif-Commission zu danken —"

„Wir haben's jetzt satt, wirklich satt," schrie der Führer der Deputation. „Die Partei verräth und verhöhnt ihre Anhänger. Die Reichstagsfraction paktirt mit der einen reactionären Masse. Neulich hat der Vorwärts für die abstinenten Arbeiter und gegen das Recht auf Fusel geschrieben. Nun, das mögen die Herren mit Freund Zubeil abmachen. Aber daß sie sich nun auch für die Reinlichkeit ereifern ... Was geht Sie unsere Reinlichkeit an? Steht Reinlichkeit im Parteiprogramm? Ist sie nicht Privatsache wie die Religion? In solche persönliche Angelegenheiten des Wählers darf sich die Fraction grundsätzlich nicht einmischen. Jeder Genosse muß sich nach seiner Weltanschauung ungehindert ausleben können. Wir verlangen deßhalb, daß Sie Ihre gehässigen Anspielungen auf die oberschlesischen freien Bürger in Zukunft unterlassen. Mit Ihren ungewaschenen Redensarten sprengen Sie die Partei."

„Eine Waschschüssel hat der Schmierfink auch," rief mißbilligend ein Mitglied der Deputation, das die Blicke ruhelos forschend durch's Gemach schweifen ließ.

Zum Glück tönte in diesem kritischen Moment die Klingel. Eine Gesandtschaft der Berliner Wäscherinnen trat ein. Stadthagen athmete erleichtert auf.

„Diese Damen werden mir beistehen," sagte er. „Sie wissen, mit welcher Hingabe ich mich heute für die Waschweiber eingesetzt habe —".

„Ja, wir finden es nicht schön," unterbrach ihn die Führerin, „daß Sie neuerdings immer pro domo sprechen. Nur keine Interessenpolitik in der Partei! Ueberlassen Sie das den agrarischen Vampyren!"

Stadthagen griff mit den Händen in die leere Luft.

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Im Kampfe um die alten Sprachen.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in allen Kreisen unserer deutschen Bevölkerung, die ein warmes Interesse für die Heranbildung unserer Jugend haben, sich der Drang regt, sein Scherflein nach Kräften beizutragen, wie diese wohl am Besten dazu erzogen werden kann, daß sie in geistiger und körperlicher Hinsicht auch fernerhin den Wettkampf im Leben der Völker besteht. Ein erfreuliches Zeichen trotz aller schiefen Urtheile, die dabei unterlaufen. Trägt doch jede Aussprache, die einem warmen Herzen entquillt, die Keinem zu Lieb und Keinem zu Leid gegeben wird, ein Samenkörnlein, das zur rechten Zeit gesteckt und sorgfältig gepflegt, zu einer vollen Aehre heranreifen kann. Es ist naturgemäß, daß sich da der Blick nach der Stätte richtet, von der der große Bildungsstrom ausgegangen ist: auf das humanistische Gymnasium. Welche Angriffe hat es erlitten! Und doch, wie oft waren es subjective Beurtheilungen. Wie oft schätzte man das heutige Gymnasium nach demjenigen ein, dessen Schulbank man selbst vor 20, 30 und noch mehr Jahren gedrückt hatte. Wie selten sah man sich die Gymnasien der Neuzeit an, die so ganz anders geworden sind, in denen man so manchen der Wünsche, die man aussprach, schon erfüllt gesehen hätte. Wie wenig beachtete man, daß die jüngere Generation der höheren Lehrerschaft, auch die viel geschmähten Altphilologen, ein Product der Neuzeit waren, vollgesogen von der Gedankenwelt des modernen Staates. Die wuchtigsten Keulenschläge führte man gegen Latein und Griechisch, doch weniger gegen die Sprachen an sich, als vielmehr gegen ihren einseitig-grammatischen Betrieb. Und dies mit vollem Rechte! Dann betonte man das Utilitätsprincip. Was nützen die alten Sprachen dem Arzte, was das Griechisch dem Juristen, was so manchem anderen Berufe, zu dessen Erreichung man — leider! — das Maturitätszeugniß eines Gymnasiums in der Tasche haben muß. Als wenn wahre Bildung darnach zu bemessen wäre, ob sie einem im späteren Leben eine mehr oder weniger fette Pfründe einzubringen vermag, als ob nicht Alles darauf ankommt, der Jugend unserer höheren Schulen nach Menschenkräften diejenige geistige Ausbildung zuzuführen, die sie befähigt, in ihrem künftigen Berufe das — je nach Zeit und Verhältnissen — Menschenmögliche zu leisten. Eine Musteranstalt für höhere Bildung zu schaffen, ist, da diese ein Ideal, unmöglich; ob Gymnasium oder Realgymnasium, ob Reform-, Einheitsschule oder gar Oberrealschule das Bessere wäre, wer möchte wagen, dies heutigen Tages zu entscheiden? Mag man auch hier probiren, doch mit Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit. Möge man nicht glauben, daß es am Besten ist, den festgefügten und trotz aller Angriffe bewährten Bau niederzureißen und durch einen völlig neuen zu ersetzen.

Nun giebt es heut zu Tage so manchen Gebildeten, der den Bildungswerth römischer und besonders griechischer Literatur und Kunst auch für das geistige Leben unserer Zeit bereitwillig anerkennt, aber doch meint, diese Bildung könne der Jugend unserer höheren Schulen ebenso gut ohne Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache zugeführt werden. So denkt auch, wenigstens in Bezug auf das Griechisch, der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 19 dieses Blattes. „Die Cultur der alten Griechen im Jugendunterricht," dessen Inhalt sich vielleicht den Beifall

Digitized by Google

manches Lesers errungen hat. Der Verfasser will das Griechisch beseitigt wissen, weil das Erlernen dieser Sprache nichts Anderes heiße, als „den Gelehrten in's Handwerk pfuschen und die Laute der alten Griechen, die kein Sterblicher mehr richtig aussprechen kann, zwecklos nachstammeln, niedergedrückt von dem Bewußtsein, hier allzeit ein Stümper zu bleiben". Ich meine, Xenophon und Homer ohne große Mühe im Urtext zu lesen, leichtere Stellen der Tragiker, Plato's, des Thukydides', der griechischen Redner u. A. zu verstehen und in seine Muttersprache übersetzen zu können, wie es die Abschlußprüfungen der Gymnasien aufweisen, das ist eine Stümperei, die man sich gefallen lassen kann. Wenn jemals einem großen Theile von Schülern eines Gymnasiums das Bewußtsein angekommen ist, in einem Fache allzeit ein Stümper zu bleiben, so dürfte dies am Ehesten für den mathematischen Unterricht der Oberclassen Geltung haben. Ich habe in langjähriger Praxis von vielen meiner Schüler bestätigt erhalten, daß ihnen nach Ueberwindung der griechischen Formenlehre die griechische Sprache nicht nur viel mehr Freude bereitete, da sie ihnen ganz andere geistige Schätze erschloß als die lateinische, sondern daß sie ihnen auch weit geringere Schwierigkeiten verursachte als ihre Schwestersprache. Und das ist ein richtiges Empfinden, da die griechische Sprache in Folge ihres freier aufgebauten Satzbaues der deutschen Sprache viel wahlverwandter erscheint als das Latein mit seiner in starre Regeln eingeengten Syntax.

Was die erste Forderung des Verfassers anlangt, das Gebiet der griechischen Plastik und Architektur noch mehr als bisher zu pflegen, — denn es geschieht auch jetzt schon, je nach der Qualification der Lehrerschaft in vielen deutschen Gymnasien —, so stimme ich ihm darin bei. Das wird auch immer besser werden, je mehr die Behörden dafür sorgen, daß die Lehrer der höheren Schulen sich auf diesem Gebiete sorgfältiger ausbilden können, durch archäologische Curse, Studienreisen u. Ae. Freilich, um darin den Schülern Vortreffliches zu bieten, dazu gehört mehr, als vom Durchschnittslehrer verlangt werden kann. Dazu gehört m. E. ein in den oberen Classen eingeführter, mit kunstwissenschaftlichen Erklärungen verbundener Zeichenunterricht.

Ferner soll nach dem Verfasser die Einführung in die griechische Literatur und die erste Unterweisung in der begrifflichen Erkenntniß dem Jüngling in Uebersetzungen beigebracht werden. Dabei führt der Verfasser aus, daß die Geisteswerke eines fremden Volkes „stets nur in Uebersetzungen der großen Masse mühelos Genuß und reichlich fortwirkende Belehrung und Erbauung gebracht haben". Das Letztere ist klar und wird von Niemandem jemals bestritten worden sein; aber was soll das für die Jugend unserer höheren Schulen, die doch zur Universität, der Hochschule der Wissenschaft, vorbereitet werden soll? Verallgemeinern wir die Ansicht des Verfassers, so können wir der Jugend diesen mühelosen Genuß auch in Bezug auf die lateinischen, französischen und englischen Meisterwerke verschaffen; wozu dann überhaupt die Sprachen zu etwas Anderem treiben als zur Conversation? Welche Verflachung unserer geistigen Bildung würde dann eintreten! Meint der Verfasser im Ernst, — es erscheint mir gestattet, diese Schlußfolgerung aus seiner ferneren Betrachtung zu ziehen —; daß man auf den wissenschaftlichen Betrieb einer hochentwickelten fremden Cultursprache als der besten Schärfung des menschlichen Geistes verzichten kann, daß neben den realen Fächern ein Kennenlernen der Meisterwerke der anderen Völker in Uebersetzungen zur tüchtigen Ausbildung unserer Jugend auf den höheren Schulen künftig genügen würde?

In Wahrheit handelt es sich doch nur darum: welchen und wie vielen Sprachen außer der deutschen wollen wir in Zukunft die Bedeutung beimessen, den Schülern der höheren Schulen diejenige Allgemeinbildung zuzuführen, die sie auch in Zukunft für die culturellen Aufgaben befähigt macht. Unsere realen Fächer erfordern immer stärkere Berücksichtigung, besonders verlangt die Geographie, das Stiefkind unserer Gymnasien, eine höhere Würdigung, Alles dies muß nun einmal auf Kosten der früher den Gesammtunterricht beherrschenden Sprachen geschehen. Trotzdem aber glaube ich, daß auch unsere Jugend noch nicht so entnervt ist, daß sie die kräftige Kost dreier Sprachen nicht mehr vertragen könnte: des Französischen, Lateinischen und Griechischen in Gymnasien, des Französischen, Lateinischen und Englischen in Realgymnasien. Mag dies immerhin in der Weise geschehen, daß man mit der französischen Sprache beginnt, nach 3 Jahren die lateinische folgen läßt und erst den zum Jünglinge Reifenden in die griechische (oder englische) Sprache einführt, wie es in Frankfurt bereits geschieht und in anderen Städten nachgeahmt wird.

Und zum Schlusse noch eins, selbst auf die Gefahr hin, vom Verfasser des erwähnten Artikels zu den unheilbar Suggerirten zu gehören. Ich wage es, den von ihm auf S. 293 dieses Blattes Spalte 1 bekämpften Satz dahin zu verallgemeinern: „Die Schönheit jeder Literatur wird uns ganz erst erschlossen durch die Kenntniß der betreffenden Sprache." Wie ich, so machen noch Tausende und Abertausende alltäglich diese Wahrnehmung an sich, und ich glaube mich hier in keiner schlechten Gesellschaft zu befinden.

Dresden. Dr. Rudolf Göhler.

Notizen.

Auferstehung. Roman von Leo Tolstoj. Vollständige Ausgabe. Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Mit dem Gram des bekümmerten Frommen blickt Tolstoj auf seine Zeit, auf sein Land, und mit dem eifernden Grimm des zürnenden Propheten hält er seinem Volke, — und nicht diesem allein — seine Sünden vor. Aus dem heißen Wunsche heraus, daß der erstarrte Geist eines neuen, besseren Lebens kraftvoll sich erheben möge, die Feinde bezwingend, die Heilsbegierigen zum Siege führend, aus diesem Wunsche heraus ist die „Auferstehung" entstanden. Für das Werk, in dem Tolstoj am Abend seines langen, reichen Lebens der Menschheit den Weg zum Bessern zeigen wollte, machte er das reiche Pfund künstlerischer Empfindung und Ausdrucksfähigkeit, mit dem eine verschwenderische Natur ihn begabt hat, seinen Lehren zinsbar. Welch' eine wundersam ergreifende Gestalt ist die Katschuja, wie fesselt sogar Nathljudow, trotzdem der Verfasser ihn zum Aushängeschild all' seiner bitteren Weisheit macht! So findet auch der leichte Sinn eines Lesers, der nur zu augenblicklichem Genuß ein Buch zur Hand nimmt, eine freie und lockende Bahn.

Steppenstürme. Bilder aus dem russischen Leben. Von Stanislaus Lucas. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein starkes, ganz eigenartiges Talent prägt sich in den vier Novellen aus, die der Band vereinigt. Der Dichter geht weit abseits von der großen Heerstraße der deutschen Novellistik und führt die Leser in die weitgedehnten Steppen des großen Zarenreiches, die wir sonst nur aus den Schilderungen russischer Poeten kennen. In der That eine fremde Welt, weit verschieden von derjenigen, in der wir leben, nach unserem Geschmack gewiß nicht immer behaglich, aber ohne Frage höchst interessant. In allen vier Novellen verbindet der Dichter mit einer spannungsreichen Handlung eine prächtige Naturschilderung und scharfe Charakterzeichnung.

In Otto v. Leitgeb's „Gänsemännlein" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) wird das drollige Männchen gewissermaßen der Schutzpatron zweier Liebenden und führt nach mancherlei Fährlichkeiten die glückliche Vereinigung der Beiden herbei. Fröhliches Behagen ist das Gepräge der frisch geschriebenen Erzählung, die regnerische Stunden — und dieser Sommer scheint viele davon bringen zu wollen — angenehm kürzen wird.

Der Palatin, seine Geschichte und seine Ruinen. Von Eberhard Graf Haugwitz. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Chr. Hülsen. Mit 6 Tafeln Reconstructionen, 4 Plänen und 7 Illustrationen. Rom, Verlag von Loescher & Co. (Bretschneider & Regenberg). Das flott und anschaulich geschriebene Buch ist jedem ernsthaften Romfahrer — und sind wir das nicht alle, wenn wir nach Italien kommen? — ein trefflicher, gewissenhafter Führer. „Die Besichtigung und das Studium der ewigen Stadt", so schreibt der Verfasser, „sollte immer da beginnen, wo ihre Wiege stand, auf dem mons Palatinus. Der gründliche Leser fängt ein Buch mit der ersten Seite an, dasjenige von Rom beginnt mit dem Berge, auf welchem die Stadt gegründet wurde. Der Palatin nun scheint dem Neuling schwer verständlich. Von unerbittlichen Führern stundenlang bergauf und bergab geführt, außer Stande, sich zurechtzufinden, von Namen und Daten erdrückt, hat schon Mancher am ersten Tage die Hoffnung aufgegeben, sich hier jemals Klarheit zu verschaffen, und ist mit dem Eindrucke fortgegangen, daß dieses Alles recht schön für Gelehrte sein mag, dem unbefangenen Laien aber im Grunde nicht viel bietet. Und doch ist es einfach, den Palatin gründlich kennen zu lernen, verlohnt auch reichlich einige Mühe." Ein Studium des Haugwitz'schen Werkes, das mit Karten und Abbildungen reich ausgerüstet ist, erleichtert Besichtigung und Studium des Palatins ungemein und bürgt dem Leser dafür, daß er die erhabene Ruine mit Gewinn durchwandert.

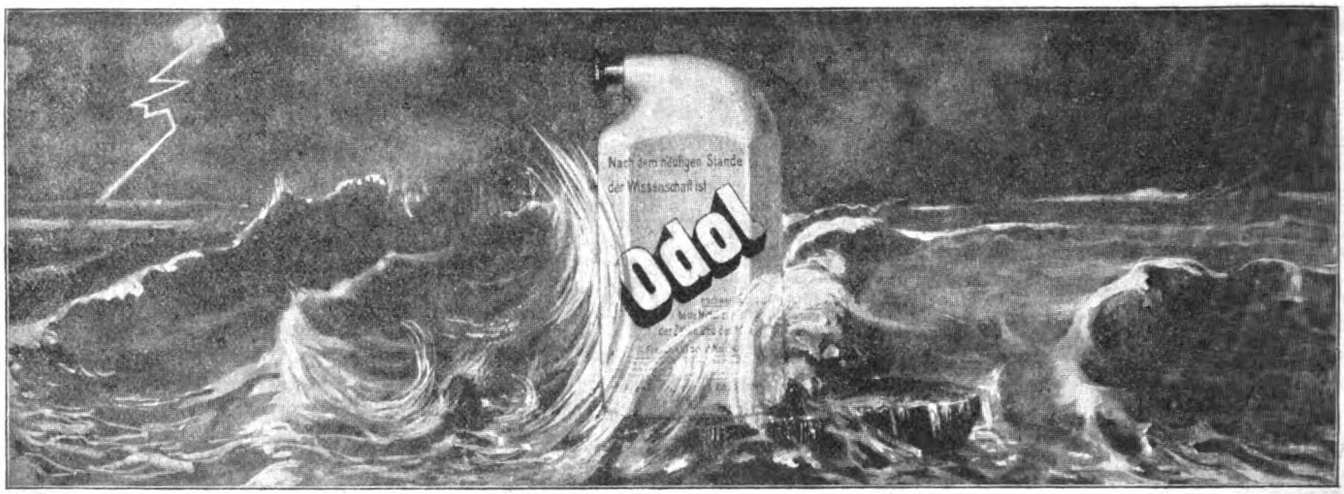
Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google



Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf.** Herrl che Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscript-

Angebote erbitten

Jacobi & Zocher, Verlagsbuchhandlung.
Leipzig-R., Oststraße 9.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Manteuffelstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 14. Juni 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die neue russische Anleihe. Von Julius. — Reichstag und Zolltarif. Von P. Asmussen. — Aus dem Culturleben Frankreichs. Von Eugen von Jagow (Paris). — **Literatur und Kunst.** Maeterlinck. Von Wilhelm Walther Krug. — Zur Kritik der modernen Musik. Von Wilhelm Herzog (Breslau). — **Feuilleton.** Der glückliche Finder. Von Arnold Fokke. — **Aus der Hauptstadt.** Frühlingstage am Rhein. Von Eugen Reichel. — Die großen Berliner Sommerausstellungen. II. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Der Kaufmannsstand. Von Hugo Eckert. — „Commandirende Generäle". Von Josef Stutzin. — Anzeigen.

Die neue russische Anleihe.

Von Julius.

Als vor einigen Wochen nach langem Zwischenraume der deutsche Geldmarkt wieder einmal mit einer russischen Staatsanleihe beglückt wurde, da konnte die öffentliche Meinung sich nicht genug thun im Preisen der Leistungsfähigkeit des deutschen Capitals. Dreihundert Millionen Mark hatte der russische Finanzminister gefordert, mehr als 20 Milliarden wurden ihm bereitwillig angeboten. „Bereitwillig", so schien es wenigstens dem leichtgläubigen Leser, der das geheime Räderwerk eines mächtigen Banksyndicates nicht kennt. Und warum sollte nicht auch der deutsche Sparer, der nun einmal sein Trachten auf eine vierprocentige Rente gestellt hat und auch aus dem Course noch ein kleines Profitchen herauskommen sieht, seine minder ertragsfähige preußische oder sächsische Rente gegen Schuldpapiere des russischen Reiches hergeben, dessen Credit ja so gewaltig dasteht, daß es andere zurückgebliebene Völker mit seinen unermeßlichen Mitteln zu unterstützen vermag! Kurz, alle Welt lief zu den Hunderten von Bankschaltern, die bis in die kleinsten Städtchen des deutschen Reiches sich für die Zeichnung der neuen Russenanleihe geöffnet hatten. Wer seinen Banquier fragte, konnte die Auskunft hören, daß zweifellos die Anleihe eine vielfache Ueberzeichnung erfahren werde, und so that man ein Uebriges und verzehnfachte, ja verhundertfachte den ursprünglich und ernstlich gewünschten Betrag. Alle die Mittel, über die eine mächtige und geschickte Vereinigung erster Banken verfügt, wurden benutzt, um der Emission einen großen Erfolg zu sichern. Man hatte allen Grund dazu, dies Mittel anzuwenden, denn die Ernte, die es galt einzuheimsen, war außerordentlich reich. Nachträglich, lange nach der Emission ist bekannt geworden, daß Herr von Witte den deutschen Banquiers eine Gewinnmenge von nicht weniger als $2^3/_4$ % gewährt hatte, d. h. ein Erträgniß von 7—8 Millionen Mark, eine selbst für russische Geschäfte anerkennenswerthe Summe. Unter dem Spiel mächtiger Kräfte begann der Cours der neuen Anleihe sich bald zu heben, und der deutsche Zeichner ist heute wirklich um ein ganzes Procent der erhaltenen Summe reicher als vor 8 Wochen.

Inzwischen aber sickerte es doch allmälig durch, daß diese ernsthaften Zeichner, d. h. diejenigen, die die gezeichneten Werthe dauernd festhalten wollen, keineswegs so zahlreich sind, wie man anfänglich vermuthet oder angegeben hatte. Zuerst brachte ein süddeutsches Blatt die Nachricht, daß das Berliner Emissionshaus an locale Banquiers Angebote, nach anderer Lesart sogar Rundschreiben gesandt habe, in denen die angeblich „vergriffene" neue Anleihe unter Tagescours ausgeboten wurde. Ein anderes westdeutsches Blatt beleuchtete scharf die ursprünglich durch die Presse angeführten Zeichnungsziffern und deren kritiklose Verbreitung im Publicum. Ernsthafte Darstellungen in verschiedenen Wochen- und Monatsschriften befaßten sich mit den Manipulationen, die im Interesse eines großen Zeichnungserfolges vorgenommen worden waren, und heute fängt man in weiteren Kreisen an, sich die Frage zu stellen, die von der Emission der Riesenanleihe hätte gestellt werden sollen, nämlich ob Deutschland wohl daran gethan, sich nach langer Unterbrechung wieder dem russischen Anleiher zu erschließen.

Man ist im Allgemeinen in unserem Vaterlande über das Ausland besser unterrichtet als in den meisten anderen Ländern. Die großen Blätter widmen auswärtigen Verhältnissen einen so beträchtlichen Raum ihrer Spalten, daß Fürst Bismarck sich gelegentlich über diese Neigung recht absprechend geäußert hat. Seltsamer Weise aber sind gerade die Meldungen über Rußland, d. h. das Land, das für Deutschland politisch von der ersten, aber auch wirthschaftlich von außerordentlicher Bedeutung ist, in den deutschen Blättern von verhältnißmäßiger Spärlichkeit, und das Zeitungspublicum ist im Großen und Ganzen über die Zustände im Nachbarreiche ungenügend unterrichtet. Man muß die Literatur der besseren deutschen Zeitschriften und namentlich auch die englische und belgische Publicistik zu Hülfe nehmen, um sich ein vollständiges Bild über die inneren wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse des Zarenreiches zu verschaffen. Wer dazu in der Lage ist, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß die ökonomischen Verhältnisse des Landes in einer schlimmeren Lage sind, als seit Menschengedenken. Er wird daraus ersehen können, daß alle selbstständigen Beurtheiler, die sich in der Möglichkeit befinden, den Dingen auf den Grund zu sehen, einstimmig die Ansicht theilen, das Reich befinde sich in einer schweren Krisis. Es ist hier nicht der Ort und der Raum, die zahlenmäßigen Belege für diese Auffassung zu geben. Sie wird übrigens auch in den spärlichen Mittheilungen der Tagespresse nirgends mehr bestritten, nur zieht man daraus nicht die für uns Deutsche naheliegende Consequenz. Genug, alle seit Jahr und Tag von Sachverständigen ausgehenden Darstellungen der inneren

Digitized by Google

Verhältnisse Rußlands sind darin völlig einig, daß die wirthschaftliche Lage des Zarenreiches sich in bedenklichem Niedergange befindet. Hervorragende Kenner versichern uns unaufhörlich, daß ein großer Theil Südrußlands, d. h. des reichsten Theiles des Landes, einer zunehmenden Verarmung entgegengeht, und die Bauernbevölkerung langsamer Verhungerung verfällt. Die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Reiches sind so traurig, wie nur irgendwo in der Welt, und wie Gewerbe und Industrie stehen, darüber kann sich Jeder unterrichten, der die Jahresausweise der russischen Actiengesellschaften durchmustert. Der größte Theil davon hat im letzten Jahre mit einer Unterbilanz abgeschlossen, und das belgische und französische Capital, das dabei besonders betheiligt ist, hat in letzter Zeit Unsummen verloren.

Sehr skeptisch lautet daneben das Urtheil über die Lage des Staatsschatzes. Die durch alle Begutachtungen sich wie ein rother Faden durchziehende Klage ist die, daß das russische Budget durchaus undurchsichtig ist. Dazu kommt, daß der mächtige Goldschatz, den Herr Witte mit unleugbarer Geschicklichkeit in jahrelangem Bemühen hauptsächlich aus den französischen Anleihen anzusammeln verstanden hat, in seiner Fülle gefährdet erscheint. Ein sachverständiger Artikel eines gewöhnlich auf diesem Gebiete wohlunterrichteten westdeutschen Blattes berechnet den Mehrabfluß von Gold aus Rußland während der letzten zwei Jahre auf 170 Millionen Rubel und hält bei Fortdauer dieses Zustandes die russische Goldwährung für bedroht.

Sind nach allen diesen Momenten die ökonomischen Verhältnisse im Zarenreich der Art, daß gerade im Augenblick kein Grund vorlag, die von dem deutschen Geldmarkte geübte Enthaltsamkeit aufzugeben, so müßten politische Erwägungen uns in dieser Reserve noch besonders befestigen. Beide Gesichtspunkte, solche wirthschaftlicher wie politischer Natur, haben einst Fürst Bismarck bewogen, dem russischen Geldbedarf eine andere Richtung zu geben. Man wird sich fragen dürfen, welche Gründe unsere gegenwärtige Regierung veranlaßt haben, von dieser Verhaltungslinie unter den augenblicklichen Umständen abzuweichen. Denn es ist selbstverständlich, daß ein einfacher Wink von dieser Seite genügt hätte, um das russische Geldgeschäft zu verhindern. Kein deutsches Bankhaus von Bedeutung würde einen solchen Wink unbeachtet lassen, und er hätte sich unschwer in die unschuldige Form kleiden lassen, daß die Rücksicht auf den Cours der deutschen Anleihen der Regierung den Abfluß deutschen Geldes in's Ausland unerwünscht erscheinen lasse. Wie liegen nun die politischen Verhältnisse, soweit sie für unser Thema in erster Linie in Frage kommen? Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es keiner tieferen Kenntniß der diplomatischen Vorgänge, die Ereignisse liegen so offen zu Tage, daß jeder Einsichtige sich daraus seinen Vers machen kann.

Es sind wenige Monate verstrichen, seitdem die Welt durch das englisch-japanische Bündniß überrascht wurde. Dieser Act war, darüber walten heute nirgendmehr Zweifel ob, direct gegen die Ausdehnungsversuche Rußlands in Ostasien gerichtet. Für die Weltpolitik hatte dieses Ereigniß kaum eine geringere Bedeutung als seiner Zeit der deutsch-österreichische Allianzvertrag, und er hat, allerdings in viel schnellerer Folge, dieselbe Wirkung geäußert. Hier wie dort kam es zu einer festeren Einigung Rußlands und Frankreichs. Was aber bisher niemals in so offenkundiger Form geschehen, das trat jetzt ein. Zum ersten Male wurde in einem officiellen und officiell den übrigen Großmächten mitgetheilten Actenstück von der „Allianz" der beiden europäischen Großmächte gesprochen. Aber nicht allein in diesem Umstande trat die Bedeutsamkeit des Vorganges zu Tage: der Gegenzug der französisch-russischen Diplomatie verschärfte in einer, wie mir scheint, bisher nicht genügend hervorgehobenen Richtung die Gegensätzlichkeit der in Ostasien bestehenden Interessen. Denn während das japanisch-englische Abkommen den casus foederis nur für den Fall eintreten läßt, daß in den Conflict eines der vertragschließenden Staaten (z. B. Japans) mit einer anderen Macht (Rußland) ein dritter Staat sich einmischt, führt der französisch-russische Vertrag gegebenen Falls insofern ohne Weiteres zum Weltkriege, als er die gemeinsame Action in Ostasien von Anfang an in Aussicht nimmt, möge sich der Conflict gegen England oder Japan richten, und als er damit eo ipso das Zusammenwirken dieser Beiden herausfordert. Damit sind die Verhältnisse zu einem ungewöhnlichen Grade der Spannung getrieben, und kein Mensch, auch der unterrichtetste Staatsmann nicht, würde heute eine friedliche Entwickelung der Dinge im äußersten Osten für einen auch nur kurzen Zeitraum verbürgen können. Insbesondere wird man in den europäischen Staatskanzleien schwerlich die Möglichkeit voraussehen können, die sich aus der Haltung Japans ergeben, eines aufstrebenden, ehrgeizigen Staates, der, wie wir wissen, den größten Theil der chinesischen Kriegsentschädigung für die Schaffung einer Flotte verwendet hat, die nach Ansicht von Sachverständigen allein heute im Stande wäre, der russischen Seemacht im Osten erfolgreich die Spitze zu bieten.

Bei dieser plötzlichen und unerwarteten Entwickelung, die sich äußerlich in glatten Formen und höflichen Mittheilungen vollzog, war die Rolle Deutschlands von selbst gegeben. Die Vorsicht und Zurückhaltung, die sich vermöge jener Verträge die in erster Linie betheiligten europäischen Staaten in ihrem Vorgehen in Ostasien auferlegen müssen, kann unseren Interessen und unserem Bestreben, das große chinesische Reich in gleicher Weise allen Concurrenten offen zu halten, nur förderlich sein. Für unsere Politik ergab sich daraus die selbstverständliche Lehre, zwischen den beiden rivalisirenden Gruppen sich in jeder Beziehung neutral zu verhalten. Aus diesem Grunde aber läßt es sich nicht rechtfertigen, wenn wir in diesem Augenblick dazu beitragen, die financielle Leistung Rußlands durch Hergabe so beträchtlicher Capitalien zu stärken. In welcher Weise die russische Politik diese Gelder für ihre Weltpolitik verwendet, dafür bieten sich täglich Andeutungen. Während das Reich im Innern schwer krankt und tausendfache Gelegenheit hätte, seine Staatseinnahmen fruchtbar anzulegen, verwendet es Millionen dazu, fremde Völker aus Gründen seiner Weltpolitik, die natürlich nicht die unsere ist, zu unterstützen. Bald giebt es den Chinesen und Koreanern Vorschüsse unter politisch werthvollen Nebenbedingungen, bald gewährt es Persien eine bedeutende Subvention, um den englischen Bemühungen ein Paroli zu bieten, bald sendet es Millionen nach Serbien, Bulgarien und Montenegro, um sich die dort stets geldbedürftigen Staatslenker seinen Wünschen gefügig zu machen. Es wäre eine Kurzsichtigkeit, die man der deutschen Politik nicht zutrauen darf, wenn sie diese Pläne wissentlich unterstützte. Ohne Zweifel liegt ihr diese Absicht fern, aber thatsächlich wird sie die Verantwortlichkeit übernehmen müssen, wenn auch nur mit ihrer stillschweigenden Zustimmung der Strom deutschen Geldes sich heute in die mächtigen Reservoirs des Herrn Witte ergießt. Ich weiß wohl, daß die nach außen verkündete Bestimmung der letzten russischen Anleihe anderen Zwecken gilt, z. B. der Entschädigung der durch die chinesischen Ereignisse benachtheiligten Angehörigen u. dgl. An meinen Ausführungen vermag dieser Umstand Nichts zu ändern. Bei der Unklarheit des russischen Budgets kann kein Außenstehender die Verwendung der Fonds controlliren, und außerdem wird auch bei dieser Anleihe zugegeben, daß über den augenblicklichen Bedarf die russische Schatzverwaltung daraus einen nicht unerheblichen Theil zu freier Verfügung behält.

Angesichts dieser Verhältnisse und verschiedenen Constellationen wird sich der auf dem deutschen Interessenstandpunkt stehende Beurtheiler, und dieser egoistische Standpunkt ist in der großen Weltpolitik allein zulässig, nicht der Besorgniß entschlagen können, daß Deutschland mit der Auf-

Digitized by Google

nahme der russischen Anleihe einen schwer entschuldbaren Fehler begangen hat. Und es wird gut sein, wenn die öffentliche Meinung bei uns sich mit dieser Frage auch jetzt noch, nachdem das Unheil geschehen, eingehend beschäftigt. Denn wenn ich recht unterrichtet bin, ist der bei uns aufgelegte Betrag von 300 Millionen Mark nur der kleinere Theil der ursprünglich beabsichtigten Emissionssumme. Nach sicheren Informationen hat der russische Finanzminister zuerst über eine Anleihe von 900 Millionen Francs in Paris unterhandelt, dort aber dieses Mal Schwierigkeiten gefunden, und darauf bei den deutschen Thüren angeklopft. Hier mußte er sich zunächst mit einer Ermäßigung des Betrages zufrieden geben, und er konnte das um so leichter thun, als er mit diesem deutschen Entgegenkommen dem anspruchsvollen Alliirten eine fühlbare Lection ertheilte. Wir sollten aber wahrlich uns doch für zu gut halten, um als geeignetes Material für eine russische „Zwickmühle" zu dienen. Nirgends ist ersichtlich, welchen Vortheil uns Rußland für dieses weitgehende Entgegenkommen geboten hat. Unsere Politik muß dahin gehen, mit diesem mächtigen Nachbar in friedlichen Verhältnissen zu leben, aber Gefälligkeiten sollten nur Zug für Zug und in gleichem Werthe ausgetauscht werden. Unzweifelhaft wird in kurzer Frist der russische Finanzminister wieder an die europäische Finanzwelt herantreten, und von Neuem den Geldstrom nach seiner weiten Schatzkammer zu lenken versuchen. Aus diesem Grunde ist es wohl überflüssig, sich auch jetzt noch mit dieser Frage eingehend zu beschäftigen, und den bewegenden Ursachen auf den Grund zu gehen, die uns veranlaßt haben, auf die Wünsche des russischen Ministers, der sonst so wenig freundliche Gesinnung für uns bekundet, mit übereilter Geschäftigkeit einzugehen. Es wäre schlimm, wenn lediglich der Nutzen einiger großer Bankhäuser für die Beantwortung der Frage entscheidend gewesen wäre.

Reichstag und Zolltarif.

Von P. Asmussen.

Immer räthselhafter gestaltet sich das Schicksal des Zolltarifs. Die Commission arbeitet freilich in den letzten Wochen etwas rascher als anfangs, aber wenn die Agrarier ihre Drohung wahr machen, wenn sie die ihnen nicht genügend hoch erscheinenden landwirthschaftlichen Zölle dadurch compensiren wollen, daß sie eine Erniedrigung der Industriezölle in manchen Stücken verlangen und die Nothwendigkeit der Herabsetzung von Fall zu Fall begründen, so wird noch viel Wasser in's Meer laufen, bevor die Commission mit ihren Arbeiten fertig ist. Auch bei einer einfachen gründlichen Prüfung der Zollsätze ist an ein rasches Durchjagen des Tarifs in der Commission nicht zu denken. Kommt dann der Tarif an den Reichstag — und seine Gegner von der linken Seite des Hauses wollen thatsächlich alle ihnen geschäftsordnungsmäßig zustehenden Mittel gebrauchen, um die Berathung in die Länge zu ziehen — so ist ein Ende der Berathung nicht abzusehen, so läuft das Mandat des Reichstages ab, ehe man mit dem Tarif fertig wird.

Andererseits ist mit dem Tarif, wie die Regierung ihn vorgelegt hat, eigentlich kein Mensch zufrieden. Die Parteien der Rechten klagen über den ungenügenden Schutz der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Producte und wollen lieber volle Handelsfreiheit als einen Tarif, bei dem die Landwirthschaft nicht zu ihrem Rechte kommt. Den Parteien von der Linken sind wiederum die landwirthschaftlichen Zölle zu hoch. Sie werden deßwegen nicht einmal die Sätze der Regierung annehmen, geschweige denn über sie hinausgehen. Für die in der Commission beschlossenen landwirthschaftlichen Zölle würde im Reichstage eine Mehrheit zu finden sein, auch die sogenannten extremen Agrarier würden noch dafür zu haben sein, wenn die Sätze zu erreichen wären und wenn die absolute Unmöglichkeit, mehr zu erreichen, vorläge. Aber da hat nun wieder die Regierung erklärt, über die Sätze in der Vorlage nicht hinausgehen zu können. Was aus alledem noch werden wird, weiß eigentlich Niemand.

Man hat der Regierung den Rath gegeben, der ganzen Schwierigkeit dadurch ein Ende zu machen, daß sie einfach den Reichstag auflöst und durch Anordnung von Neuwahlen das Volk um seine Meinung befragt. Im Grunde ist das ja dasselbe, als wenn man durch das In-die-Länge-ziehen der Berathung im Reichstage das Mandat des Reichstages zu Ende gehen läßt. Dann entscheiden auch die Neuwahlen über das Schicksal des Zolltarifs. Das scheint nun aber die Regierung nicht zu wollen. Dadurch, daß sie sich erboten hat, den Mitgliedern der Tarifcommission Diäten zu zahlen, hat sie doch anerkannt, daß sie mit dem gegenwärtigen Reichstage den Zolltarif unter Dach und Fach bringen möchte. Auch ich bin der Meinung, daß Neuwahlen unter dem Zeichen des Zolltarifs vermieden werden müssen.

Die Neuwahlen unter dem Zeichen des Zolltarifs würden nur dann ein befriedigendes Resultat ergeben, wenn die Regierung volles und unbegrenztes Vertrauen im Volke genösse, oder wenn das Volk in allen seinen Schichten in politischen Dingen genügend denkreif und so wenig egoistisch angehaucht wäre, daß es Sonderinteressen hinter Allgemeininteressen zurückstellen könnte.

Würde das Vertrauen des Volkes zu der Regierung groß genug sein, um die Wähler denken zu lassen: Wenn die Regierung einen solchen Tarif vorschlägt, dann muß er gut sein! so würden die Wahlen ja nach dem Herzen der Regierung ausfallen. Aber ein so felsenfestes Vertrauen besaß man kaum zu der Regierung, als noch Fürst Bismarck am Steuerruder saß, und seitdem ist es mit dem Vertrauen des Volkes nicht aufwärts gegangen, sondern abwärts.

Mag es um die politische Denkreife des Volkes in Deutschland auch etwas besser stehen als in anderen Ländern, weil ja die Volksbildung im Allgemeinen besser ist, so sind doch auch bei uns ungezählte Tausende, welche sich in politischen Dingen den Luxus einer eigenen Meinung nicht gestatten und bei den Wahlen so stimmen, wie es ihre Zeitung, der Agitator oder gute Freunde und getreue Nachbarn ihnen suggeriren. Hier könnte freilich die periodische Presse aufklärend wirken, aber sie steht viel zu einseitig im Dienste der Parteien, und auch wenn sie sich unparteiisch nennt, ist dem Landfrieden nicht recht zu trauen. Die Presse will zum größten Theil gar nicht das Volk zum selbstständigen politischen Denken erziehen, sie will für die Partei, für welche sie eintritt, möglichst zahlreichen Anhang werben und zwar einen Anhang, der blindlings und ohne von Fall zu Fall nachzudenken auf das Parteiprogramm schwört.

Nun dürfen wir uns keineswegs verhehlen, daß in den breiten Volksschichten, wo nun doch bei den Wahlen ein jeder Mann ebenfalls eine Stimme hat, mit großem Erfolg gegen alle und jede landwirthschaftlichen Zölle agitirt worden ist. Namentlich die Socialdemokratie sind in dem Stück sehr fleißig gewesen. Es sind einzelne Gegenden mit Flugblättern und Broschüren förmlich überschwemmt worden. Unglaublich thörichte Behauptungen darüber, was ein Arbeiter mehr auszugeben habe, um sich und seine Familie zu ernähren, wenn der Zolltarif der Regierung oder gar erst die Forderungen der Agrarier angenommen würden, sind aufgestellt worden. Man brauchte es ja mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen. Die Machwerke kamen fast nie und immer nur auf Umwegen in die Hände solcher, welche in der Lage waren, die Uebertreibungen aufzudecken und nachzuweisen. Sie waren für die urtheilslose Menge bestimmt, unter welche sie vertheilt wurden und die noch harmlos genug ist, an solche Aben-

Digitized by Google

teuerlichkeiten zu glauben, die man ja „nicht drucken könne“, wenn sie erlogen wären.

Und die Sachen haben gewirkt! Wenn das Volk in Form von Neuwahlen um seine Meinung über den Zolltarif befragt würde, so würde es einen entschieden zollgegnerischen Reichstag wählen oder wenigstens einen, der keine Agrarzölle bewilligt. Die Socialdemokraten würden einen gewaltigen Sieg erringen und vielleicht in doppelter Anzahl wie heute in den Reichstag einziehen. Daß sie, die immer über Wahlbeeinflussung klagen und dabei selber die stärkste Wahlbeeinflussung ausüben, in den Städten und Industriebezirken den letzten Mann an die Urnen treiben würden, wird wohl von keiner Seite bezweifelt werden. Auf dem Lande hofft man noch, daß die Wahlen zu Gunsten der agrarischen Forderungen ausfallen werden. Aber die Landarbeiter sind dagegen eingenommen, Dank den Herren Socialdemokraten, die mit ihren Flugblättern das Menschenmögliche an Verhetzung gethan haben. Zudem ist in Stadt und Land unter den Handwerkern und Kleingewerbetreibenden den agrarischen Bestrebungen gegenüber die Stimmung ungünstig. Hier wählt man nun freilich am liebsten einen liberalen Zollgegner, nimmt aber auch mit einem Socialdemokraten vorlieb, wenn ein Liberaler nicht zu haben ist oder keine Aussicht hat, durchzukommen. Das bedeutet nun keineswegs einen allgemeinen Abfall dieser Kreise zur Socialdemokratie, und sie würden es sich ganz energisch verbitten, wollte man sie wegen dieser einmaligen Unterstützung der Socialdemokratie dieser Richtung zugehörig bezeichnen. Aber es wäre ein erstmaliges gelegentliches Zusammengehen dieses Standes mit der Socialdemokratie, vor dem sonst gerade dieser Stand sich ängstlich gehütet hat. Dem ersten Schritte aber könnten weitere folgen, deßhalb bleibt der erste am besten ungethan.

Keine Sophistereien helfen über die Wahrheit hinweg, daß die agrarischen Forderungen im gesammten Arbeiterstande und im gewerblichen Mittelstande so unbeliebt wie möglich sind. Würden sie Gesetz, so würde man wahrscheinlich sehr bald erkennen, daß die ganze Angst Gespensterfurcht ist. Der Bund der Landwirthe hat seine volle Kraft darauf verwendet, erst einmal alle Berufsgenossen für seine Bestrebungen zu gewinnen, was ja auch ursprünglich die Hauptsache sein mußte. Daneben hätte aber mehr für die Aufklärung des consumirenden Publicums gethan werden müssen, namentlich für die Aufklärung des für ihren mageren Geldbeutel mit Recht besorgten Arbeiters und kleinen Gewerbetreibenden. Das ist versäumt worden, und diese Versäumniß rächt sich jetzt. Die Aufklärung haben unterdeß die Liberalen und Socialdemokraten übernommen, wie gesagt, mit ungeheuerlichen, aber mit wirksamen Mitteln. Was nun noch die Zollfreunde für die Aufklärung des Volkes thun und thun wollen, das wird in den wenigsten Fällen etwas nützen.

Muß mithin mit dem gegenwärtigen Reichstage der Zolltarif vereinbart werden, wenn überhaupt etwas daraus werden soll, so muß zunächst zwischen den Mitgliedern der Commission und den Vertretern der Regierung genau vereinbart werden, welche Sätze im neuen Tarif stehen sollen, mit anderen Worten, ob das „Unannehmbar“ der Regierungsvertreter für alle Stadien der Berathung gilt. Daß man trotz Bülow's neulichem Exodus daran noch in einigen Kreisen zweifelt, darf nicht gar so verwunderlich erscheinen, da die Regierung des Oefteren in wichtigen Fragen ihre Meinung in zwölfter Stunde geändert hat. Bei gutem Willen von beiden Seiten muß und wird eine Einigung sich erzielen lassen. Die Regierung hat schließlich doch selbst ein Interesse daran, das Versprechen eines genügenden Zollschutzes für die deutsche Landwirthschaft nach Kräften einzulösen. Und die Vertreter der Landwirthschaft würden auch wohl mit dem Sperling in der Hand zufrieden sein, wenn sie die Taube auf dem Dache einstweilen nicht haben können. In ländlichen Kreisen und zwar selbst in solchen, die mit dem Angebote der Regierung nicht zufrieden sind, greift doch mehr und mehr die Ansicht Platz, man solle das annehmen, was geboten werde, es sei das besser als nichts und besser als das, was der Landwirth heute habe. Schließlich werden ja die Handelsverträge nicht auf ewig geschlossen, und wenn auch heute die Regierung bei ihrem Unannehmbar stehen bleibt, so wird sie voraussichtlich den agrarischen Forderungen so weit Rechnung tragen, daß sie die Handelsverträge nicht gleich für eine allzu lange Frist und gleichsam erst probeweise abschließt, um dann festzustellen, ob eine Erhöhung der Agrarzölle nothwendig ist oder nicht.

Ich gebe ja zu, daß damit eigentlich kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand geschlossen wird. Man hat vorgeschlagen, alle Gegner der Regierungsvorlage möchten sich vereinigen, um sie zum Fall zu bringen, dann hätten wir Handelsfreiheit, die wiederum von der Industrie nicht ertragen werden könne, wodurch dann die Industrie genöthigt würde, für die Forderungen der Landwirthschaft einzutreten. Ich bezweifele ja nicht, daß der Weg beschritten werden kann, ich bezweifele aber, daß die Landwirthschaft von der Handelsfreiheit einen fühlbaren Nutzen haben wird, befürchte vielmehr, daß die Handelsfreiheit Landwirthschaft und Industrie in gleichem Maße ruiniren wird und kann unmöglich eine Wirthschaftspolitik gut heißen, die Deutschland wirthschaftlich an den Rand des Abgrundes bringt und es in zwei Heerlager theilt, die Menschenalter hindurch den Groll gegen einander nicht vergessen werden. Daß ein solcher wirthschaftspolitischer Kampf auch auf unsere äußere Politik von schweren Folgen sein kann, will ich nur andeuten. Statt es auf solche Dinge ankommen zu lassen, sollte man doch mitnehmen, was man haben kann; sintemal die Lage der Landwirthschaft nach dem neuen Tarif doch etwas besser zu werden verspricht. Genügt das Erreichte zum gedeihlichen Betriebe der Landwirthschaft nicht, so muß später eine Erhöhung der Agrarzölle eintreten.

Nun ist aber mit einer Einigung der Regierung mit den Zollfreunden das Werk nur halb gethan. Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß die Zollgegner alles thun werden, was die Geschäftsordnung des Reichstages zuläßt, um die Berathung des Zolltarifs zu verschleppen. Man hat allerlei Aenderungen der Geschäftsordnung in Vorschlag gebracht, um dergleichen zu verhindern. Aber eine solche Aenderung wird im gegenwärtigen Augenblick nicht leicht durchzusetzen sein, da von Denjenigen, gegen die sie gemünzt ist, gegen sie Obstruction gemacht werden dürfte, und da eigentlich der gegenwärtige Reichstag gar keine überflüssige Zeit hat, wenn er den Zolltarif durchhaben will. Ich meine aber, der Reichstag wird allen Seitensprüngen der Zollgegner am besten dadurch begegnen, daß alle Zollfreunde bei den Zollberathungen bis auf den letzten Mann am Platze sind und nun auch ihrerseits alle geschäftsordnungsmäßig zulässigen Mittel anwenden, um den Verschleppungsversuchen entgegen zu arbeiten. Nach den bisherigen Gepflogenheiten vieler Abgeordneter wird das schwer halten, aber wer sich in den Reichstag wählen läßt, übernimmt damit doch eigentlich die Verpflichtung, bei jeder Sitzung zugegen zu sein, und es ist schlimm genug, daß manche der Herren Reichsboten ein Gefühl solcher Verpflichtung gar nicht haben. Dazu thut die Diätenlosigkeit gar nichts, denn als die Herren sich wählen ließen, wußten sie, daß sie keine Diäten bekommen würden. Hatten sie also keine Zeit oder keine Lust, an den Arbeiten des Reichstages Theil zu nehmen, so durften sie eine Candidatur nicht annehmen. Wer aber als Gewählter nicht einige Wochen in Berlin anwesend sein kann, wenn es die Umstände dringend erfordern, Der sollte wenigstens so ehrlich sein, sein Mandat niederzulegen.

Ich bin mir bewußt, mit meinen Vorschlägen nicht die Zustimmung Aller zu finden. Ich halte aber den Zolltarif für nöthig, und da mit einem neuen Reichstage ein brauchbarer Zolltarif nicht zu vereinbaren sein wird, so muß er

Digitized by Google

mit diesem Reichstage vereinbart werden. Und für diesen Zweck kenne ich keinen brauchbareren Weg als den vorgeschlagenen. Wer einen Besseren weiß, der gebe ihn kund, er verdient sich den Dank der Mit- und den Nachwelt.

Aus dem Culturleben Frankreichs.

Von Eugen von Jagow (Paris).

Die Wahlperiode haben wir hinter uns, und Nichts liegt mir ferner, als ihre politische Bedeutung zu erörtern. Aber derartige Vorgänge sind auch von sittengeschichtlichem Interesse. Von einer Wahlrede kann man nicht erwarten, daß sie den Gesetzen der Aesthetik entspricht, und von der Versammlung nicht, daß sie ihr mit so feierlicher Sammlung lauscht, wie ein Concertpublicum der Matthäuspassion oder der Neunten Symphonie. Aber auch der Ton, der in den Wahlaufrufen und Volksversammlungen herrscht, sollte ein anderer sein als der, den selbst Stallknechte und Fischweiber nur anzuschlagen pflegen, wenn sie sehr gereizt sind. Wahlcandidaten haben sich von jeher nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt oder einander gar verherrlicht, wie Akademiker bei der Aufnahme eines neuen Unsterblichen, aber diesmal haben sie sich vielfach in einer so pöbelhaften Weise beschimpft und verleumdet, daß man daraus thatsächlich auf ein Sinken des sittlichen Niveaus in Frankreich schließen muß.*) Seit dem Panamaskandal ist die Verdächtigung zur Höhe einer Institution erhoben und zu einer vergifteten Waffe geworden, deren sich ein großer Theil der Presse unbedenklich bedient, um einen politischen Gegner unschädlich zu machen. Man sieht überall Bestecher und Bestochene, und das Unglück ist, daß man sich darin oft auch nicht täuscht. Und wie sollte es anders sein, da die jeweilige Regierung mit bösem Beispiel vorangeht! Sie übt auf die Wahlen nicht nur durch Drohungen, sondern auch durch Geld und Verheißung staatlicher faveurs den allerstärksten Einfluß aus, sie läßt es zu, daß die Wahlversammlungen ihrer politischen Gegner durch brutale Gewalt gestört oder unmöglich gemacht werden und erschüttert dadurch einerseits den Glauben an das famose „gleiche Recht für Alle" auf's Tiefste, wie sie andererseits das von Anatole France in seinen Romanen so trefflich gekennzeichnete Streberthum unter ihren Beamten künstlich groß zieht. Günstlingswirthschaft und Trinkgelderwesen, Stellenjägerei und Aemterkauf, Stimmenfang und Wahlbetrug, Kriechen vor dem vierten Stand und politische Mantelträgerei beobachtet man überall, und in diesem Dunstkreis von Lüge, Bestechung und Charakterlosigkeit wächst der junge Mann heran und wird zu einem eiskalten Selbstling, der kein anderes Ideal besitzt, als berühmt, einflußreich und ein Crösus zu werden, um genießen, nichts als genießen zu können. In dem Maße, als die Selbstsucht bei dem Einzelnen gewachsen ist, haben Verantwortungsgefühl und Pflichttreue einerseits, Höflichkeit und Ritterlichkeit andererseits abgenommen. Jedem Ausländer, der Frankreich nach längerer Abwesenheit wieder besucht, fällt es mit vielen anderen Anzeichen des nationalen Verfalles auf. Die Reclame ist auf allen Gebieten des Erwerbs- und Geistesleben zu einer geradezu schamlosen geworden, und nirgends drängte sie sich einem in so widerlicher Weise auf, wie gerade bei dem Wahltreiben, von dem ich bei meiner Betrachtung ausgegangen bin. Frankreich hat unter seinen Wahlcandidaten zahlreiche „farceurs", die jedem Ueberbrettl oder Cabaret artistique, wie man in Paris sagt, zur Zierde gereichen würden. Das wunderlichste Exemplar von diesen politischen Marktschreiern ist ein Viehhändler, der im Frack, mit hohem Hut und hohen Stiefeln auf einem mit vier Eseln bespannten Wagen das Land durchzog, um den Kunden auch seine politische Weisheit anzuschmieren. Kann man es ernsten Männern allzu sehr verdenken, daß sie mit derartigen Hanswürsten nicht in Wettbewerb treten mögen, daß ihr Ekel größer ist, als ihr Patriotismus, der sie gerade, um das Vaterland vor Jenen zu behüten, zum Ausharren nöthigen sollte? Jedenfalls ist diese Fahnenflucht charakteristisch für das öffentliche Leben Frankreichs, das ganz im Zeichen des principienlosen politischen Streberthums steht. Etwas Aehnliches kann man übrigens auch auf dem Gebiet der Literatur beobachten. Je weniger sich Verleger und Bühnenleiter um den künstlerischen Werth dessen kümmern, was sie dem Publicum zu bieten wagen, je mehr ihnen das „Geschäft" zur Hauptsache wird, je abhängiger sie dadurch von den literarischen Cliquen werden, in denen man Ruhmesversicherung auf Gegenseitigkeit treibt und alle Einnahmen aus dem Buchverlag und der Theateraufführung für sich in Beschlag nimmt, je aussichtsloser wird dieser Kampf mit ungleichen Waffen für den charaktervollen Schriftsteller, der nicht unter's Joch der Camaraderie kriechen und seine Kunst prostituiren mag. Auch er zieht sich, von der Kritik im Stich gelassen, die gegen die collective Talentlosigkeit und die literarische Mode für ihn nicht Partei zu nehmen wagt, grollend zurück. Ohne Reclame vermag er Nichts, und gerade mit ihr versteht sich der erstbeste Macher, der geschäftsmäßige Nachempfinder weit besser abzufinden, als der vornehme Schriftsteller, der sie verschmäht und sich keiner Schule anzuschließen vermag, weil es ihm seine Eigenart verbietet.

Selbst die Männer der Wissenschaft sind nicht mehr frei von der Sucht nach Reclame. So giebt es berühmte Pariser Aerzte, welche den Reporter manchmal weit besser zu behandeln wissen als ihre Kranken, der Medicin studirenden französischen Jugend mit dem allerschlechtesten Beispiel vorangehen und sie, statt sie zu ernster Arbeit anzuhalten, die Kunst zu glänzen lehren. Die Hysterie, deren Hauptmerkmale Eitelkeit und Selbstsucht sind, hat sich in Frankreich immer mehr zu einer Massenhysterie entwickelt, und das bequemste Mittel, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und dadurch den Eitelkeitstrieb zu befriedigen, ist eben die Reclame. Es sei mir gestattet, ein Beispiel anzuführen, das diese in ihren verschiedensten Formen zeigt.

Vor einiger Zeit waren alle Pariser Zeitungen wochenlang mit Berichten über das zusammengewachsene indische Zwillingspaar Doobica und Radica erfüllt, das man im Circus Barnum zu Schaustellungen mißbraucht hatte. Eine der beiden Schwestern litt an hochgradiger Schwindsucht und um die andere zu retten, mußten Beide durch einen chirurgischen Eingriff getrennt werden. Sofort bemächtigten sich die Reporter des interessanten Falles, und Einer suchte den Anderen durch die Genauigkeit der Darstellungen und die intimsten Schilderungen der armen, kleinen Patientinnen zu übertrumpfen. Die Chirurgen rissen sich nun um die Ehre, sie zu operiren, und Einem von ihnen gelang es auch im letzten Augenblick, dem Collegen das Schwesterpaar zu entreißen und in seine Klinik zu überführen. Man sprach in der Presse nur noch von ihm, und willig ertheilte er auf jede Reporterfrage, selbst die zweckloseste, Antwort. Als es endlich zur Operation kam, welcher natürlich auch der Reporter anwohnen durfte, sorgte er für ihre Verewigung durch den Kinematographen. Die Reporter gaben jedes von ihm während ihres Verlaufes gesprochene Wort gewissenhaft wieder, so beispielsweise: „Wenn Radica zum Ueberfluß auch noch eine Blinddarmentzündung hätte, das wäre wirklich drollig." Nach der Schaustellung Barnum's eine Schaustellung in der Presse! Andererseits suchten Jahrmarktskünstler den kostbaren Kinematographen ihren Zwecken dienstbar zu machen und da der Chirurg sich wenigstens diesem Ansinnen, zu seiner Ehre sei es gesagt, widersetzte, so betrogen sie ihre Gäste mit einer

*) Man vergleiche Karl Friedrich Heitmann's „Pariser Wahltag" in voriger Nummer.

Digitized by Google

plumpen Nachahmung des Operationsbildes. Nach der Operation begann wieder die Wallfahrt der Reporter nach der Klinik des berühmten Chirurgen, dessen Name nun abermals in den Spalten der Blätter wiederhallte, und zwar so lange, bis die eine der Schwestern gestorben und die andere in ein Kloster überführt war, wo sie zum Christenthum übertrat. Und jetzt kamen die Nonnen an die Reihe, um die arme Doodica auszustellen und mit deren Bekehrung für sich Reclame zu machen. Ich denke, diese Leidensgeschichte des armen, indischen Schwesterpaares bedarf keines weiteren Commentars. Zu seinem Glück verstand es die französische Sprache nicht, sonst hätte es vielleicht doch gemerkt, was hinter der geheuchelten Theilnahme und Liebe seiner Umgebung wirklich steckte und wie man mit seiner Hülflosigkeit Mißbrauch trieb.

Seit Kurzem hat das „Théâtre-Français", das erste Theater Frankreichs, — und bald werden viele andere seinem Beispiel folgen, — die officielle Claque abgeschafft, also eine Form der Reclame. Besser wäre es freilich, man schaffte nicht nur eine ihrer Formen, sondern die ganze Reclame ab, welche auch auf dem Gebiete des Theaterwesens ihr Unwesen treibt. Aber daran ist nicht zu denken, und darum nutzt die Abschaffung der Claque auch nicht viel. Und wer weiß, durch die Hauptthür hat man sie ausgewiesen, vielleicht läßt man sie durch die Hinterthür wieder ein. Es giebt darüber eine hübsche Anecdote aus der Zeit des berühmten Schauspielers Frédéric Lemaitre. Er und die erste Liebhaberin, deren Name mir entfallen ist, erklären eines Tages dem überraschten Director, sie würden nicht mehr spielen, wenn er die abscheuliche Claque nicht abschaffe. Nothgedrungen giebt dieser nach. Bei ihrem nächsten Auftreten machen die beiden Darsteller die unangenehme Entdeckung, daß das Publicum, das offenbar auf das Signal der Claque zum Beifallklatschen gewartet hat, stumm bleibt und die ganze Vorstellung in Folge dessen sehr trübselig verläuft. Den folgenden Abend geht es ganz anders zu. Frédéric Lemaitre bemerkt nämlich zu seiner Ueberraschung, daß die erste Liebhaberin viel Beifall erntet, und diese, daß ihrem Partner nicht weniger gespendet wird, und Beide endlich, daß auch die übrigen Mitglieder der Truppe nicht zu kurz kommen. Entrüstet gehen sie zum Director: „Sie haben uns doch versprochen, die Claque abzuschaffen." „Und ich habe auch Wort gehalten. Sie ist abgeschafft. Aber statt der einen haben wir nun drei." Und mit etwas boshaftem Lächeln fügt er hinzu: „Der einzige Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß nicht mehr ich sie bezahle, sondern Sie, die Darsteller!" Der bekannte Akademiker Faguet, der Theaterkritiker der „Débats", plädirt seltsamer Weise mit vollem Ernst für die Beibehaltung der officiellen Claque, die uns Deutschen doch als eine antidiluvianische Einrichtung erscheint, und da er ein geistreicher Mann ist, so ist auch sein Plaidoyer interessant. Von den vielen Gründen, die er zu ihren Gunsten geltend macht, seien hier wenigstens drei angeführt. Bei der Erstaufführung lernt man mit Hülfe der Claque die Seele des Dichters, bei den folgenden die des Publicums kennen. Warum? Weil die Claque bei der Erstaufführung diejenigen Stellen markirt, auf deren Wirkung der Autor rechnet, wobei denn allerdings die bezahlte Begeisterung, wenn sie keinen Wiederhall unter den Zuschauern findet, oft lächerlich wirkt. Der Chef der Claque aber ist ein erfahrener Mann, der sein Publicum studirt und sich genau die Stellen merkt, die diesem gefielen. Bei den folgenden Aufführungen paßt er sich ihm an, wird er so zum Dolmetsch der Seele des Publicums. Und ferner: was für den Redner das Glas Wasser ist, das er an den Mund führt, nicht um zu trinken, sondern um aufathmen zu können, und was für den Parlamentarier das „sehr gut" seiner Freunde ist, die freilich selten zugehört haben, das ist für die Schauspieler der Beifall der Claque. Sie können Athem schöpfen. Und endlich: die Stücke der Modernen sind weniger solide gebaut, als die der guten, alten Zeit. Und wie man von den gothischen Kathedralen gesagt hat: „Es sind Thiere, die ihr Knochengerüst außen haben", so könne man der Claque nachrühmen, daß sie, gleichsam von außen her, durch ihre Beifallspenden dem Publicum die Gliederung des Stückes verständlich mache. Der Leser sieht: der genannte Pariser Theaterkritiker ist auch ein trefflicher Sophist!

Die Pariser Boulevardpresse hat dem „König des Boulevards", Aurélien Scholl, viele Krokodilsthränen nachgeweint, denn seine Herrlichkeit war längst zu Ende — zugleich mit der des Boulevards, den er in der letzten Zeit zugleich mit seinem Stammcafés schmerzlich vermißte. Eine neue Zeit war herangebrochen, die ihn so wenig verstand, wie er sie. Der Boulevard-Esprit, dessen „Mots" nicht erheblich witziger sind als die Kalauer, die, wie schon der Name sagt, aus Deutschland stammen, kann nur in einem Dunstkreis gedeihen, wie er unter dem zweiten Kaiserreich herrschte. Vom Ausland umschmeichelt und unglaublich selbstgefällig in seiner Oberflächlichkeit, leicht sein Geld verdienend und den halben Tag müßig, ein Caféhausleben statt eines gesunden Familienlebens führend, thatenarm und voll lächerlicher Ueberschätzung eines gelungenen Wortspiels oder einer geschickten Degenführung beim Zweikampf, Sybarit und Flaneur, so vegetirte der „Boulevardier", dieser „witzsprühende" Krähwinkler Seinebabylons in der Gesellschaft leichtfertiger Frauen, ganz in Selbstanbetung versunken und ohne Verständniß für die Zeichen der Zeit, ohne Vorahnung der sich vorbereitenden politischen und socialen Umwälzungen. Aurélien Scholl war ein hochbegabter Mensch. Aber statt das stolze Ideal zu verwirklichen, das ihm als junger Mann vorgeschwebt hat, einer der führenden Geister seiner Generation auf dem Gebiet des Schriftthums zu werden, hat er sein schönes Talent zu manchmal lächerlich kleinen Eitelkeitsbefriedigungen vergeudet. Auf dem Sterbelager und schon halb vergessen kam ihm die bittere Erkenntniß seines verfehlten Lebens, und dieses Ende ist darum nicht ohne Tragik. Beim Durchblättern der Pariser Presse, die ihn einst vergöttert hatte, stieß ich auf einen Nachruf, in dem es lakonisch heißt: „Er hinterläßt witzige Worte. Worte, nichts als Worte!"

Die Eröffnung der beiden Salons im Lauf des Monats April oder Anfang Mai ist alljährlich ein gesellschaftliches und künstlerisches Ereigniß. Auch diesmal war es so. Allerdings leuchtet die Nothwendigkeit zweier getrennter Ausstellungen nicht mehr ein, denn die Gegensätze, die vor zwölf Jahren, als der reformlustige Theil der Künstler von den Champs Elysées nach dem Marsfeld secessionirte, sehr scharf waren, haben sich vielfach verwischt. Aehnliches kann man ja übrigens auch in Berlin und anderen Städten Deutschlands beobachten. Die wüthendsten Himmelstürmer unter den Reformern haben Wasser in ihren Nektar gethan, und die reformfeindlichsten Reactionäre haben ihnen unter dem Druck der öffentlichen Meinung, falls man von einer solchen auch in der Kunst reden kann, allerlei Zugeständnisse gemacht. So sind sich die Schulen auf halbem Wege begegnet. „Akademiker" ist kein Spottname mehr, denn unter den ausstellenden Malern der Société Nationale, in Deutschland würde man sagen der Secession, könnte Mancher diesen Titel führen, ohne daß es auffallen würde. Man hat begriffen, daß eine neue Kunst nicht, wie Minerva aus dem Haupt des Jupiter, aus dem eines Sterblichen entspringen kann, und wäre er ein Genie, sondern daß sie sich organisch aus der ihr vorangehenden entwickelt und daß folglich der, welcher die Ueberlieferung pflegt und heilig hält, daß mit einem Wort der „Akademiker", nicht nothwendiger Weise ein Rückschrittler ist. Man hat auch begriffen, daß das, was mit fanatischer Unduldsamkeit und wilder Beredsamkeit als eine ebenso großartige, wie nothwendige Reform gepriesen wird, zu der sich dann auch alle unselbstständigen Geister kritiklos zu bekehren pflegen, dadurch eine Modeströmung herbeiführend, sich nachträglich nur zu oft nicht bewährt. Es liegt mir gewiß fern, die große Be-

Digitized by Google

deutung der Freilichtmalerei zu verkennen, die eine nothwendige Consequenz des Realismus in der Kunst ist. Aber wie diese seine Grenzen hat, so auch jene. Jedenfalls gab es viele Maler, — die „Pasticheurs“, die Nachempfinder, sind ja stets zahlreicher als die eigenartigen Künstler! — die sich nicht aus innerem Drang der neuen Kunst ergaben, sondern weil es die Mode verlangte. Wie sehr diese bei der großen Mehrzahl der Künstler entscheidend ist, zeigt die Beobachtung, die man beim Durchwandeln des secessionistischen Salons machen kann: die Dunkelmalerei ist wieder zu Ehren gekommen, während im anderen Salon, dem der „Alten“, wenn ich so sagen darf, die Hellmalerei triumphirt. Diese Thatsache ist vom kunstgeschichtlichen und auch culturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet hochinteressant und jedenfalls interessanter als die „Clous“, vor denen die Gigerl, Bewunderung heuchelnd, stehen bleiben, nachdem sie die Kunstkritik der Pariser Blätter eifrig studirt haben. Unmöglich kann die Freilichtmalerei ihre Berechtigung verloren haben, wenn diese bestand, und die Ungnade, in die sie gefallen ist, erklärt sich also nur daraus, daß die gewaltige Schaar der Nachahmer und Uebertrumpfer mit der Neuerung einen solchen Mißbrauch getrieben hat, daß das Publicum davon übersättigt wurde und nach Neuem verlangt. Und so bietet man ihm — das gute Alte, neu aufgeputzt und schön verbrämt, und vielleicht ist die Zeit gar nicht mehr fern, da die Dunkelmaler — eine Legion! — mit Verachtung auf die Hellmaler herabschauen und sie „Akademiker“ schimpfen werden.

Literatur und Kunst.

Maeterlinck.*)

Von Wilhelm Walther Krug.

I.

Ich werde von der Wahrheit und noch von etlichen anderen Dingen reden, — als Einer, den das Verlangen treibt, seinen Freunden einiges Freundliche zu sagen.

Denn ich weiß wohl, daß man heute allenthalben den Esprit argwöhnt. Ein Jeder hat „seinen eigenen Geist“ und seine eigene Bosheit. Und ob auch unsere Jüngsten wieder in mystischen Wendungen und mit dem Herzen zu reden beginnen, so sind das alles doch nur Formalangelegenheiten und gleichsam Draperien: Das „warme, gefühlvolle Herz“, die „Empfindung“, die „Stimmung“ wollen alle für „Geist“ genommen sein. Auch unsere Mystiker kennen kein größeres Lob, als dasjenige, welches lautet: „Sie sind ein Mann von Geist.“

Aber es liegt mir fern, in diesem Sinne zu schreiben, und ich muß bekennen, daß mir Nichts so sehr zuwider ist, als ein „geistreiches“ Buch, insonderheit wenn es ein modernes französisches Buch ist.

Henry Beyle (Stendhal) hat nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Witz der Tod der Kunst und des Kunstempfindens sei. Was z. B. sagt dem „Mann von Geist“ Beethoven's Eroika? Was sagt ihm ein Bild von Rembrandt? Ein Goethe'sches Gedicht? Vielleicht, daß ihn das Formale anzieht. Aber liegt denn das Wesen der Kunst im Formalen? Wirkt sie durch das Formale? Oder nicht vielmehr durch den Gehalt, durch die Materie?

„Indessen, was hat die Kunst mit der Wahrheit zu thun? so wird Mancher fragen, und was mit den anderen Dingen, von denen Sie reden wollten? Ist nicht die Kunst aller Wahrheit zuwider und darum auch — zugegebener Maßen — dem „Mann von Geist“ ein Buch mit sieben Siegeln? Und ist der „Mann von Geist“, der „Mann der Wissenschaft“ nicht der eigentliche Apostel der Wahrheit?“

Aber was ist Wahrheit?

Und sollte vielleicht von der Kunst zur Wahrheit nur ein Schritt sein? — —

Ich bin mir keinen Augenblick darüber im Unklaren, daß all' das geistreiche Gethu, das Gesprüh von Wort- und Gedankenblitzen, kurz, daß der Esprit eine Folge des wissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Zeitalters ist. Die Wissenschaft hat alle jene Kräfte, welche zum Handeln drängen lahmgelegt, und diese Lähmung der handelnden Triebe hat eine unersättliche Lust am Formalen erzeugt. Der moderne Formalismus ist das untrügliche Zeichen schöpferischer Impotenz. Und da sollte es möglich sein, daß jener lichte Hain, in welchem das Mysterium der Wahrheit angebetet wird, nur Menschen betreten dürften, welche mit ungeheuer großen Köpfen und sehr kleinen Händen begabt sind? Dann wäre die Wahrheit jedenfalls nichts Lebendiges, sondern irgend ein Phantom, eine Wurzel aus einer Unbekannten, ein Ding, welches man in Formel auszudrücken verstände.

Das Wesen der Kunst hat noch Niemand ergründet; nicht anders auch als das Wesen des Lebens selber. Und wo es noch Leute versuchten, Kunstgesetze aufzustellen und auf dem Wege der Philosophie in's Land der Kunst zu fahren — und solche Versuche haben die nordischen Völker und insbesondere die Deutschen allzu oft gemacht —, da waren sie vom Wesen der Kunst am Weitesten entfernt. Was würde Winkelmann zu den buntbemalten Statuen der Alten sagen? Was haben die Aesthetiker über Beethoven und Wagner zu sagen gewußt? Es giebt kaum ein Ding auf unserer lieben Erde, über welches sich die Menschen schon derart den Kopf zerbrochen haben, wie über den Begriff „Kunst“, ein Beweis dafür, daß an ihm nichts Kopfzerbrechliches sein kann. Denn es ist ein Unding, über ihn principiell und urtheilender Weise zu reden, ebenso wie es ein Unding ist, über das Leben als Problem zu reden. Kunst ist auch nichts Anderes als eine Art Leben, als eine Art reichen Lebens. Wo Kunst ist, ist Ueberfluß an Kraft, an Mitteln; dort bedarf man nicht mehr des Nothwendigen, Nützlichen; dort giebt man aus, dort giebt man sich aus, dort verschwendet man. Darum auch ist die Kunst das Heil- und Trostmittel aller Melancholischen, Müden, Lebensmüden, welche dergestalt eines reichen Lebens theilhaftig werden. Darum auch ist die Kunst die vornehmste Religion, weil sie das Leben zwiefach heilig spricht.

Es wäre wünschenswerth, daß man einmal wieder zwischen Wahrheit und Wahrhaftigkeit unterscheiden lerne und daß man es mit der Wahrheit weniger genau, dafür aber um so genauer mit der Wahrhaftigkeit nehme. Was hätte ich davon, wenn ich der Wahrheit nachjagte, vorausgesetzt auch, daß ich sie im Bilde der Unendlichkeit einzuholen vermöchte, hätte aber an der Wahrhaftigkeit keinen Antheil erhalten! Sollte es nicht das erste Gebot sein, dahin zu arbeiten, daß man Derjenige scheine, welcher man ist, daß man denke und rede, als welcher man ist, und daß man nach all' Diesem auch handle? Aber einstweilen sucht man das Bleibende, Seiende, welches das Unendliche ist, und da dem kleinen, armseligen und begrenzten Menschen Nichts so schlecht zu Gesicht steht, als dieses Gewand aus lauter Himmelsgestirnen, so zieht er, im Gefühl seiner Niedrigkeit und Dürftigkeit, den Kothurn an, so spricht er durch die Maske, so wird er Schauspieler, so lügt er . . . Und so erläßt er ein Gebot: Du sollst lügen. Und das nennt er Wahrheit.

Sollte es, wie schon gesagt, nicht schöner, edler, kurz: wahrhaftiger sein, wenn man lernen wollte, Der zu werden und Der zu scheinen, welcher man ist? Es mag in der That

*) Vgl. die im Verlage von Diederichs, Leipzig, erscheinende Gesammt-Ausgabe der Werke Maeterlinck's.

Digitized by Google

sehr merkwürdig sein, wenn man täglich, wenn man stündlich daran denkt, sich so zu benehmen, wie es unserem Wesen entspricht. Ach, wie schwer ist dies doch, da es nämlich nicht etwa nur einer negativen Kraft, sondern eines recht activen Muthes bedarf, nun das zu erlernen, was sich Wahrhaftigkeit nennt! Denn es gilt nicht eine intellectuelle Kraft hintan zu halten, welche uns bisher — aus irgend welchen Gründen der Nützlichkeit oder Eitelkeit — lehrte, uns zu bewegen, wie wir gethan haben. Sondern unsere Instincte selber sind unwahrhaftig. Unser Wesen ist sogar unseren Instincten unbewußt. Die Instincte müssen belehrt, die Instincte müssen wahrheitsliebend gemacht werden . . .

Aber ich breche hier ab. Denn es giebt nichts Abgebrauchteres, als das Wort Instinct, (gilt das nicht auch vom Begriff Instinct?) und abgebrauchte Sachen sind langweilig.

Ich werde Ihnen von Maeterlinck erzählen und inwiefern man von der Wahrheit und von der Wahrhaftigkeit und noch von etlichen anderen Dingen reden könnte als Einer, den das Verlangen treibt, seinen Freunden einiges Freundliche zu sagen.

II.

Man weiß — sofern man überhaupt von ihm weiß —, daß Maeterlinck als Neuromantiker die Verinnerlichung des Menschen anstrebt, daß seine Kunst lediglich das Innenleben des Menschen darstellt und daß seine Philosophie alle Realität in den inneren Menschen verlegt. Noch besser weiß man, daß er als Dichter wie als Philosoph von dem Thema des Todes und seiner Schrecken ausging und dieses Thema so sehr und so lange in den Vordergrund rückte, bis die Tendenzen des Autors in einem Nebel verschwunden waren, den erst spät die Strahlen des einbrechenden Lebenslichtes zertheilen konnten. Man hat die merkwürdige Darstellung des Todes als die Folge eines ungeheuren inneren Kampfes dargestellt, welchen der Einsame, in die Tiefen des Mikrokosmos sich Versenkende mit den finsteren unbekannten Gewalten des Ichs bestehen muß, und in der Milderung und endlichen Verklärung dieser Schrecken den Sieg zunehmender Weisheit und Erkenntniß über diese Gewalten erblicken wollen. Das mag dahingestellt bleiben. Ohne Kenntniß der Personalacten hat diese vorlaute und echt moderne Art, ein Martyrium zu konstruiren, etwas Unerquickliches: — ich sehe nur soviel, daß eine allmälige außerordentliche Sonderung und Verfeinerung der Mittel, ein schließlich beinahe naiv einfacher Styl, eine klare Schlichtheit der Gedanken — Maeterlinck gebraucht gern das Wort „simplicité", — daß alles dies nicht Sache eines Jünglings, sondern eines gereiften Mannes ist.

Maeterlinck steht im gleichen Alter mit dem Naturalisten Hauptmann; aber das darf uns nicht irre machen. Wie das Individuum, während es einen Gedanken formulirt, schon über ihn hinauswächst, so auch ganze Zeiten. Als der Naturalismus noch nicht reif war, schwoll schon wieder eine neue Frucht. Oder im anderen Bilde: Als seine Wogen abebbten, waren schon jene Zusammenhänge mit der Unendlichkeit wieder sichtbar, welche die Vorbedingung alter Cultur sind: das Geistige prävalirte, der Mensch fühlte sich wieder als Theil der Unendlichkeit — im Geiste. Das nämlich ist in letztem Grunde das Symbol der Romantik. Und darum liegen dem realen Leben auch die Mittel dieser Kunst so fern, in deren Wortschatz die vielgenannten Begriffe gehören: Stimmung, Verinnerlichung. Maeterlinck ist der consequenteste, der ehrlichste, der tiefste und — einfachste Romantiker. Er hat das, was allen Romantikern seither fehlte: simplicité.

In seinen Dichtungen — jenen „Schattenbildern", welche in dramatischer Form nicht auf Charaktere und Begebenheiten, sondern auf Stimmungen abheben — gelangt er, nachdem er im Verlaufe der Zeit alles Reale, auf das Aeußere Abziehende abgestreift hat, zur reinen Darstellung der menschlichen Seele. Unverkennbar sind hier die Zusammenhänge mit dem japanischen Theater und als letzte und strengste Consequenz dieser dramatischen Kunst könnte man sich eine seltsame Art von Pantomime vorstellen, — man braucht nur die folgenden Worte aus „Tintagiles Tod" ein wenig aufmerksamer zu lesen: „Ich höre auch Dein Herz . . . Man hört es immer, wenn man sich so umarmt . . . Alsdann sprechen sie zusammen und sagen sich Dinge, die die Zunge nicht kennt . . ."

Um dem philosophischen Gehalt dieser befremdlichen Gedichte und der ihnen in den letzten Jahren gleichsam als Commentar beigegebenen Aphorismensammlungen gerecht zu werden, bedarf es eines Rückblickes auf die Entwickelung, welche das Problem vom Menschen in der Geschichte der Cultur genommen hat. Man muß sich darüber klar sein, daß die Philosophie unserer Tage, während den Griechen die Welt der Sinne die höchsten Werthe zu enthalten schien, während seit Sokrates das Leibliche verwerflich und die Tugend im Innern des Menschen zu wohnen schien (Begriff des Guten), während das Christenthum den Begriff des Guten durch „Verklärung des Leibes" in gewissem Verstande wieder zu versinnlichen schien, daß, sage ich, die Philosophie unserer Tage, einen ungeheuren, an der Sinnenwelt begangenen Verrath witternd, den Angriff gegen die Guten und Frommen unternahm und, in absichtlicher Paradoxie das antike Ideal überzeichnend, die brutalen und gewaltthätigen Herrschernaturen als Ideal der Menschheit pries. Ingleichen muß man sich darüber klar sein, daß die ganze Entwickelung eine lückenlose Kette darstellt und daß dieser Kette als letzter Abschluß nur eine Philosophie dienen kann, deren vornehmstes Ziel die „Versinnlichung des Geistes", d. h. die Vereinigung der antiken und christlichen Weltanschauung bedeutet. In diesem großen Zusammenhang knüpfte Maeterlinck an die Fäden der christlichen Anschauung an, doch Anfangs so, daß neben völliger Abkehr von der realen Welt und neben der Erkenntniß, daß Verstand und Erfahrung Nichts, Gefühl aber Alles sei, daß hierneben weniger trotzig als dumpf und niederdrückend ein radicaler Fatalismus stand, und erst später derart, daß die Innenwelt, zwar noch als Realität, aber nicht mehr als Gegensatz zur Welt der Sinne dargestellt wurde, daß im Gegentheil jener ein entscheidender Einfluß auf diese eingeräumt und damit der Fatalismus über Bord geworfen wurde. Das Gefühlsleben, das innere Bewußtsein bewegt die Welt: Darin liegt ihm nunmehr Alles. Napoleon I. und Ludwig XVI., der brutale Held und der weiche Schwächling sind nicht dem Schicksal, sondern ihrem eigenen Charakter zum Opfer gefallen. Jenes Temperament aber, Kraft dessen man das Schicksal formen kann, heißt Weisheit. Und so findet sich auch Gerechtigkeit nur in der menschlichen Seele; der Gerechtigkeitsinstinct ist der stärkste aller Instincte, und unehrlichen und schlechten Menschen fehlt das gleich klare Bewußtsein der Persönlichkeit wie die Gerechten und Guten es haben.

Diese Philosophie kann man kurz Religion nennen. Weil sie ganz Gefühl ist. Als solche giebt sie nichts Neues, aber sie giebt es durch ihre Logik, durch ihre außerordentliche Vertiefung und durch ihren Radicalismus. Wenn das Grundbewußtsein des Menschen, eben das Gefühl, welches Allen gemeinschaftlich ist, da es ein noch ganz undifferencirtes Bewußtsein ist, wenn dieses das Schicksal bewegen kann: so ist ein ähnlicher Gedanke noch nicht mit solcher — simplicité ausgesprochen worden. Hier kommt es nicht auf Intellect, nicht auf Wissenschaft an, sondern auf das Thun der Menschen: auf Etwas also, welches sie von der „Wissenschaftlichkeit" unserer Tage endgiltig befreien soll. Aber nicht nur dies. Noch wichtiger und als Voraussetzung jedes Thuns unerläßlich und für manch' Einen gleichzeitig Motiv, Zweck und Ziel ist die Reinigung jenes Grundbewußtseins, von Allem, was seinen Glanz trüben kann. Werde, der Du bist: das ist Wahrheit. Und danach handle: das ist Wahrhaftig-

Digitized by Google

keit. Wenn dergestalt durch alle Deine Adern ein klarer Strom unendlicher Harmonie rinnt, so bist Du allezeit Herr Deiner selbst und nicht mehr Unterthan des Schicksals, welches Du nun verstehst . . .

Das bedeutet Leben. Und das bedeutet Kunst. — Kunst — Nichts als innere Wahrheit, als klare Erkenntniß des Bewußtseins, als Verachtung der Realität, als reine Seele, oder in Formel: Kunst gleich Musik. Denn Musik eben ist jene Wahrheit, welche Dinge sagt, „die die Zunge nicht kennt." — Aber welch' seltene und unter Künstlern ganz unerhörte Wahrhaftigteit müßte da entstehen! Welche seltsame Perspective eines Künstlers, der nicht mehr Lügner, nicht mehr Theater- und Maskenmensch ist und welcher das Kriterium seiner Kunst darin findet, ob sie mit den gleichen Worten redet, mit denen er zu Jenen spricht, welche er lieb hat! Der Satz l'art pour l'art könnte nur noch einen technischen Sinn haben. Wahrheit und wahrhaftiges Leben wäre einem Jeden zugänglich. Die Kunst, als vollkommenster Ausdruck innerer Harmonie, wäre Arzt und Verführerin zum Leben . . .

Lassen Sie mich hier abbrechen. Ich könnte Ihnen noch Manches erzählen. Aber es ist besser, daß Sie selber nachschlagen. — Nur auf Jenes möchte ich noch einmal hindeuten, daß nämlich hier nichts Endgiltiges gefunden ist, sondern daß man auf einem von mehreren Wegen jenem zukünftigen Land entgegensteuert, dessen Ufer von zwei sehr großen, ja unendlichen Meeren bespült werden.

Zur Kritik der modernen Musik.

Von Wilhelm Herzog (Breslau).

Man hat oft genug versucht, in das Wesen der Musik tiefer einzudringen, besonders aber ihre psychologischen Wirkungen auf das menschliche Empfinden zu ergründen. Die Musik für sich ist ja nun gar keine „rechte" Kunst, sie schafft nichts concretes und kann aus diesem Grunde niemals zu Vergleichen mit concreten Begriffen herangezogen werden, obwohl dies von Vielen bestritten wird. Sind doch unsere modernen musikalischen Errungenschaften vielfach auf einem Thema oder gar einem ganzen Programm aufgebaut. Sie wollen eine Handlung, ein ganzes Drama oder philosophische, ja selbst psychologische Ideen musikalisch ausdrücken und durchführen. Die Musik vermag dies aber gar nicht. Sie kann unser musikalisches Empfinden anregen und dadurch andere Empfindungen wachrufen, die uns aus der Erkenntniß concreter Ereignisse geworden sind und sich allmälig zu dem verdichtet haben, was wir moralische oder religiöse Empfindungen nennen. Jene Wechselwirkung zwischen musikalischem und seelischem Empfinden, die sich gegenseitig stark beeinflussen, wird aber nur Stimmungen, Gefühle in uns hervorrufen, die heiter, melancholisch und traurig, oder auch nur behaglich ruhig sein werden. Hat man aber durch den Titel oder das Programm eines der genannten modernen Tonwerke seinem Empfinden eine gewisse Richtung angewiesen, so werden wir in dem fortwährenden Bestreben, den fremden musikalischen mit dem eigenen Gedankengang in Verbindung zu bringen, bald ermatten. Wir werden, wenn wir überhaupt vom Anfange des Hörens an etwas anderes gethan haben, uns unter Verzichtleistung auf das „Verstehen" des Tonwerkes, dem stillen, gedankenlosen Genießen, ohne geistige Mitarbeit, hingeben, und wir werden wohl daran thun.

Ich will es vermeiden, kritische Betrachtungen über Musik mit unterlegtem Text, also über das Lied, die Oper ꝛc. anzustellen, und zwar deswegen, weil hier unser musikalisches Empfinden stark beeinflußt wird durch den gleichzeitigen Eindruck, welchen der Text oder das Drama in uns hervorrufen. Musik zu verstehen, neben diesen Beigaben, ist jedoch so unbeschreiblich schwer und stellt an unser Empfinden so große analytische Anforderungen, daß der Empfindungslaie in der Musik im Allgemeinen sicher auf Irrwege gerathen dürfte. Aber ein Trennen der Musik einer Oper von Text, Handlung und Bühne ist auch schon aus dem Grunde inopportun, weil vom Componisten, falls er ein ernsthafter Künstler ist, der Gesammteindruck beabsichtigt war, und ein Auseinanderreißen (diesen Fehler machen unsere Musikkritiker oft), jeden einzelnen Teil unverständlich und wirkungslos machen würde, oder besser gesagt, machen sollte. Leider aber entsteht bei der Durchschnittswaare in unserer Opernmusik hierdurch kein besonderer Nachtheil, da alle Theile der Oper meist ziemlich selbständig sind und nur, oft recht oberflächlich, zusammengeleimt wurden, auch wenn sich das Opus immerhin ein musikalisches Drama nennt. Musik, Text und Bühne, alles spielt sich neben einander ab, alles marschirt getrennt und versucht meist vergebens, vereint zu schlagen.

Wir wollen uns, wie gesagt, auf eine Betrachtung der reinen Instrumentalmusik beschränken, wie sie uns durch die Symphonie die sogenannte symphonische „Dichtung" und die Kammermusik vorgeführt wird.

Ich las vor einiger Zeit einmal, wie ein geistvoller Musikschriftsteller die symphonische Dichtung eines modernen Componisten mit „Worten erzählte", d. h. seine eigene Auffassung, den eigenen Eindruck wiedergab. Er hatte eine ganze ausführliche Schilderung, ein Seelengemälde mit- oder nachempfunden, und schrieb es nieder. Was sagte nun der Componist dazu? Nun, er äußerte sich sehr erstaunt darüber, denn er hatte sich, wie er behauptete, ganz etwas anderes bei der Composition des betreffenden Werkes gedacht oder doch die Entwickelung des von ihm behandelten Themas oder Programmes ganz anders gemeint als der Herr Musikschriftsteller; trotzdem „bewundere er aber aufrichtig die fesselnde Darstellung und die hingebende Liebe, mit welcher der Herr es versucht hätte, sich in seinen Gedankengang hineinzuleben."

Dieses Beispiel giebt viel zu denken; aber es ist nichts als ein weiterer Beweis für die oben entwickelte Auffassung, für die Unfähigkeit des musikalischen Ausdrucks, bei Anderen die gleichen Empfindungen wachzurufen, d. h. dieselben concreten Vorstellungen zu erwecken. Der Grund ist leicht einzusehen. Angenommen, ein Componist wollte schildern, wie ein junger lebenslustiger Held in das Leben eintritt, wie er voller Hoffnung und erfüllt von allen möglichen, meist aber unerreichbaren Idealen, sich seiner jugendfrischen Kraft erfreut, und mit raschen Schritten seinem Ziele zuzueilen vermeint. Dies nur als Einleitung gedacht.

Das Beispiel ist sehr wenig complicirt, und jeder Componist wird von der Leichtigkeit überzeugt sein, den ausgeführten Gedankengang musikalisch unzweideutig darstellen zu können. Es wäre nun, meiner Ansicht nach, ganz interessant, einen derartigen Gedanken von verschiedenen Componisten durchführen zu lassen, die erhaltenen Producte vorzuführen, auf Gleichartigkeit oder Verwandtschaft der Empfindungen und des Ausdrucks zu untersuchen. Die individuelle Auffassung der Sachlage würde wohl bei allen in ihren Grundprincipien dieselbe sein, oder wenigstens eine sehr ähnliche. Ein junger, frischer, lebenslustiger Mensch, der voller Kraft und Ideale in's Leben tritt — das wird entschieden eine frische, lustige Melodie erfordern, die stets nach aufwärts strebt und edle, befriedigende Tonfolgen ohne Disharmonie aufweist. Auf diese Weise hat sich allerdings im Laufe der Zeit für einzelne Begriffe auch der unfehlbar für dieselben immer wiederkehrende musikalische Ausdruck eingefunden. So erscheint es gar nicht anders denkbar, als daß bei Worten, wie „Frisch auf", „Wohlauf", „Allons enfants", auch die Melodie aufwärts strebt. Und wodurch sind wir zu dieser Begriffsverbindung von musikalischem Ausdruck und Empfindung gekommen? Durch nichts Anderes, als durch unser Volkslied. Jeder Mensch, der in der Schule oder noch früher singen

Digitized by Google

lernte, wird einen gewissen Schatz solcher Melodien, und wenn sie sich auch später nur noch undeutlich zusammenfinden, mit sich herumtragen. Werden sie wieder aufgeweckt, so kommt ihm sein von der Schule her anerzogenes musikalisches Empfinden sofort zu Hülfe, und wenn er auch den Text nicht mehr weiß, und wenn auch nur noch Bruchstücke der Melodie in seinem Gedächtniß haften, so wird er doch durch ein taktmäßiges Mitbrummen und „Mitkommen wollen", deutlich zu verstehen geben, daß seine Auffassung der Situation ganz mit derjenigen des Componisten übereinstimmt. Gerade durch das Volks-, durch das Gewohnheitslied hat jeder Mensch überhaupt erst gelernt, seine musikalischen Empfindungen zu sortiren, in traurige und lustige; sein ganzes seelisches Empfinden wird alsbald in denselben Registern gepackt, die ein gesungenes oder gehörtes Lied in seinem musikalischen Empfinden aufzieht. Die ganze Unterscheidung von lustig und traurig in der Musik stammt also nirgend wo anders her, als von der in unserer frühesten Jugend begonnenen und später fortgesetzten Einlenkung unseres musikalischen Empfindens in gewisse Bahnen, durch welche es gezwungen wurde, gewisse Harmonien und Tonfolgen mit einer gewissen, meist allerdings dunklen und unbestimmten Empfindung von Freude oder Sentimentalität zu verbinden.

Wer aber versteht aus sich selbst heraus seinen, vielleicht sogar klareren Empfindungen einen ungewohnten, neuen Ausdruck zu verleihen? Nun kein Anderer, als der echte Componist, der wahre Künstler. Ob er aber damit ein Ziel erreicht, wie es jedem wahren Künstler vorschweben muß, nämlich der Allgemeinheit einen Genuß zu verschaffen, ist bei unseren Modernen sehr fraglich. Ein Componist, der nicht in den gewohnten Pfaden der Wiedergabe von bestimmten Empfindungen durch dieselben angewöhnten Mittel wandelt, wird damit nur selten sein Ziel erreichen, nämlich nicht nur angestaunt, sondern auch verstanden zu werden. Er wird niemals voraussetzen dürfen, daß der Hörer unbekannte Wege mit ihm wandeln wird, wo ihn keine Gewohnheit des Gehörs stützt und leitet. Würde nun ein Componist das oben von mir angedeutete Thema in einer ganz eigenartigen neuen Weise durchführen, so würde unsere Ideenverbindungskunst versagen.

Die ältere Programmmusik war noch weit verständlicher, weil sie mit alten einfachen Mitteln arbeitete. Die älteren Componisten dieses Genres rechneten stets mit unserem gewohnten musikalischen Empfinden, sie wandelten in ihrem Ausdruck dieselben Wege, galten aber doch als originelle Künstler, weil sie die alten Wege wie geschickte Gärtner mit neuen Blumen zu umsäumen verstanden.

Ein ganz anderer Typus aber ist der hypermoderne Componist, der sich trotzig abwendet von den altgewohnten Bahnen, der sich und uns in ein unbekanntes Dickicht stürzt. Wir leihen ihm unser Ohr und folgen ihm willig, sind aber schon nach den ersten Schritten rathlos. Es ist finster um uns her, wir fühlen keinen festen Boden unter den Füßen, die Dornen schlagen uns ins Gesicht und rechts und links huscht allerlei verworrenes Gewächs an uns vorüber, das wir nicht erkennen können, da es ja finster ist! Da plötzlich ein Lichtblick vor uns. Wir sehen einen Augenblick, aber schon ist wieder Alles vorbei. Es geht in derselben Weise weiter wie bisher, wir wissen nicht, was man mit uns vor hat, wir geben aber schließlich den Kampf auf, schließen die Augen und Alles ist aus. Unser musikalisches Empfinden ist ja kein körperliches Gebilde, es ist nicht an den Ort gebannt, wo es sich gerade befindet, es schweigt plötzlich und ist schon im selben Augenblicke gerettet aus allen Fährnissen.

So ist es wohl schon so Manchem ergangen, der ein ganz modernes Tonstück hörte. Nun wäre es aber ganz verfehlt, die moderne Originalität, auch wenn sie noch so barock ausschaut, deßwegen verurtheilen zu wollen, sie a priori mit dem Namen Effecthascherei zu bezeichnen, obwohl dieser Name nicht selten verdient ist. Der Componist braucht nicht so wahr zu sein, wie der Dichter und der Maler, er kann in Harmonien und Disharmonien wühlen soviel er will, er kann tonmalen, was er will, ein Leitmotiv zur Hyperbel oder Parabel machen. Niemand darf ihn deßwegen schelten. Aber der Componist eines Tonwerkes dürfte eigentlich keinen Hörer zwingen wollen, durch Beigabe eines Programmes, ja selbst eines vielsagenden Titels das laienhafte musikalische Empfinden anzureizen, die dadurch erweckten Vorstellungen mit dem Inhalte des Tonwerkes in Verbindung zu bringen. Das wird keinem Laien gelingen und wenn er behauptet, Alles verstanden zu haben, so darf man das getrost in 99 unter 100 Fällen bezweifeln.

Einem wahren Musiker müßte seine Muse viel zu heilig sein, als daß er damit menschliche Gebrechen oder Tugenden, was auf Eins herauskommt, veranschaulichen dürfte. Was liegt mir ferner daran, aus irgend einer Musik herauszuhören, wie vergnügt dieser oder jener junge Held auf seinem Rappen durch den Wald reitet? Einmal kann man aus derselben Musik ohne Programm auch alles Mögliche, Andere mit gleicher Berechtigung heraus hören, denn die Musik ist einer präciseren Charakteristik überhaupt unfähig, andererseits habe ich auch stets das Gefühl, daß der Componist nichts Anderes beabsichtigt, als mir die Ueberzeugung abzunötigen, wie fein er das Alles herausgebracht hat.

Die Musik ist gar nicht dazu da, um mich zu Vergleichen anzuregen, um mich zu gewaltsamen Ideenverbindungen zu zwingen, die, weil sie fast immer mißlungene Versuche bleiben werden, mich unwillig machen über mein gering entwickeltes musikalisches Empfinden, und mir dadurch den Genuß an der sonst vielleicht werthvollen Musik rauben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der glückliche Finder.

Von Arnold Fokke.

In einer der Straßen Berlins, die die Verbindung zwischen der Wilhelms- und der Königgrätzer Straße herstellen, trat aus einem großen Verlagsgeschäfte ein Herr, der in der Mitte der Dreißiger stehen mochte. Es war auffällig, daß, während sein Blick ohne Glanz fast leblos in die Irre ging, die Füße, die die starken Glieder trugen, auffällig unsicher die Erde suchten. Beim Ueberschreiten des Straßendammes wäre er um's Haar unter eine Droschke gerathen, und als er um die linke Ecke auf die Wilhelmsstraße einbog, da merkte er nicht, daß ihn Jemand von hinten her am Rockärmel festhielt.

„Donnerwetter!" rief dieser Jemand, „was ist mit Dir, Paul? Siehst mich an, als ob ich ein Findelkind wäre, das Du nicht unterzubringen weißt. Paul Strecker, ich heiße Luz Winter!"

„Verzeih, Luz, aber — — —"

„Bremse doch nicht eher, als Du am Ziel bist. Für gewöhnlich schlägt man Tiefquart aus, wenn man sie angezogen hat."

„Luz, Du hast mich in einem Augenblick getroffen, wo mein Denken kopfüber, kopfunter geht."

„Hat Dich 'mal wieder das Schriftstellerelend?"

„Komme soeben von Menke, Du weißt — wegen meines Romans. Auch diese Hoffnung — die letzte — in's Wasser gefallen."

„Braucht aber deßhalb nicht darin zu ertrinken."

„Weißt Du, wie weit mir die Fluth geht? Ende des Monats starre ich in's Nichts."

„Heute haben wir den sechzehnten Juli, da hast Du wenigstens Zeit, für einen anständigen Abgang zu sorgen."

„Luz, Dein Witz hilft mir nicht auf die Beine."

„Dann provocire etwas Anderes in meinem Hirnkasten. Ecke der Leipziger Straße, Paul; eben meintest Du, das Wasser stände Dir schon bis an den Zaun der Zähne. Ein oder zwei Glas Bier gehen am Ende noch darüber hinweg."

„Wenn Dir Schultheiß am Potsdamer Platz recht ist, so habe ich Nichts dagegen, den Versuch zu machen."

Als die Beiden sich nach der Seite der Bellevuestraße mit dem Blick auf das wirre Treiben des großen Platzes niederließen, erhob sich neben ihnen ein Herr, der alles Andere in seinem Blick hatte, nur keine Bescheidenheit.

Digitized by Google

„Kennst Du den, Paul?“

„Da müßte man den Suderhauptmann nicht kennen.“

„Solltest es auch so machen, wie er.“

„Schmieren, wie man Stiefel schmiert?“

„Ne, so gelinde! Das war früher 'mal.“

„Du meinst?“

„Geschichten aus der Froschperspective schreiben!“

„Brekkekex! Koax! Koax!“

„Den Dreckekex knietief anfahren und darin herumtrampeln, daß dem verehrten Publicum der Schmutz bis an die Ohren spritzt. Gegen das Eindringen in die Nasen ist durch Patschouli gesorgt.“

„Den moralischen Muth schnallte ich mir zur Noth an, Luz, aber den Ekel überwände ich nicht.“

„Ja, dann darfst Du armes Singvögelchen Dich auch nicht beklagen und mußt Dir ruhig von den Krähen die Augen aushacken lassen.“

Paul Strecker starrte trüben Blickes in sein Bierglas.

„Zu einem Glase habe ich noch Zeit, Paul, aber Deiner Werthersstimmung kann ich dabei entbehren; sprich, mit welchen Gründen hat man Deine Arbeit zurückgewiesen?“

„Was weiß ich? — Der Hauptsache nach war es die breite Entfaltung im Fortschreiten der Handlung.“

„Nicht ohne Grund, ich kenne Deine Art; aber jedenfalls hast Du das Gesetz oder die Thatsache der epischen Breite in allen großen nationalen Dichtungen für Dich. Natürlich hat Meixner in Menke's Namen gesprochen.“

„Ja.“

„Jupiter tonans mit den Schlagworten Milieu, Tendenz, moderne Technik über die Köpfe seiner Supplikanten hinwegschreitend. Weißt Du, was Milieu besagen will?“

„Das denke ich doch.“

„Na, dann gratulire ich; mir hat es bis dahin noch nicht dämmern wollen. Mag wohl daher kommen, daß ich es immer aus dem Munde von Dummköpfen gehört habe, die bekanntlich mit den Worten kluger Leute so wenig etwas anzufangen wissen, wie Kinder mit dem Handwerkszeug Erwachsener.“

„Schlagen den Nagel in den Stein statt in die Fuge.“

„Richtig, oder zäumen den Gaul beim Schwanz auf.“

„Milieu bedeutet — — —“

„Spare Deine Belehrung, aber sag', wenn er Dich mit etwas Anderem nicht hat ersticken können, so hat er Dich sicherlich mit seiner Tendenz todtgeschlagen.“

„Ja, und deßhalb hast Du mich auch nur halb lebendig auf der Straße aufgefunden. Aber woher weißt Du das?“

„Aus seinen eigenen Schriften oder vielmehr Romanen. Das ist schon nicht mehr Absicht, die bloß verstimmt, sondern schreckhaft ragt es überall empor.“

„Klingt Alles sehr schön, Luz, aber hilft mir nicht.“

„Mensch, besinne Dich auf Dich selber und nachher auch auf mich.“

Aus Paul's Augen strahlte es von einem warmen Glanze: er wußte, was sein Freund sagen wollte.

„Luz,“ sagte er, aufstehend und dem Freunde die Hand reichend, „es bleibt mir nichts Anderes übrig. Komme ich in's Gedränge, so klopfe ich bei Dir an.“

„Nur gleich mit der ganzen Faust.“

Als die Freunde sich getrennt hatten, wollte Paul sich in den nächsten nach Westen fahrenden Pferdebahnwagen setzen; da fiel sein Blick auf eine am Boden liegende Postkarte, die noch ohne Stempel war. Bis zum nächsten Kasten auf der Potsdamerstraße weiter schreitend, las er, wie Fräulein Adelheid Alley ihrer Cousine Margarete Meißner zum Geburtstage gratulirte und ihre Freude darüber aussprach, sie demnächst in Berlin begrüßen zu können. „Eine Karte wie alle anderen,“ denkt Paul Strecker und will sie in den Kasten schieben, aber halt! — Das Substitut für Dich ist schon unterwegs, will Dich erst noch einmal genauer ansehen. Eine halbe Stunde später saß er in der Dämmerung des warmen Juli-Abends an seinem Schreibtische. Er hat die Karte noch einmal gelesen, und nun liegt sie, mit den feinen, sauberen Schriftzügen der Absenderin bedeckt, vor ihm. Soll er arbeiten?

Ach Gott, was hilft es ihm? — Jetzt, wo Freund Luz nicht mehr auf ihn einredet, will die ganze öde Trostlosigkeit seiner Lage wieder über ihn kommen. Er hat einen zweiten großen Roman unter Händen, an den er seit Jahr und Tag Stunde für Stunde seine ganze Kraft setzt. Nein, heute nicht: ihm ist zu Muthe, als ob die sonst so frisch sprudelnden Quellen seines Geistes versiegt wären.

Nichts desto weniger hat er im nächsten Augenblick die Feder in der Hand. „Und die Gewohnheit nennt er seine Amme“ — — — beim Schreiben auch? Ja, hier so gut wie beim Peitschenknallen oder bei jedem anderen Thun, das die Menschen, als vermeintlich wichtig für sich oder für Andere, in die Welt hinausstellen. Der Schriftsteller Paul Strecker greift nach einem Briefbogen und schreibt an Fräulein Margarete Meißner.

Wie kam er dazu? — Ja, wenn man ihn gefragt hätte, so würde er vielleicht selbst keine vollgiltige Antwort haben geben können. Durch die Mißerfolge, die in den letzten Wochen hageldicht auf sein Haupt niedergesaust waren, war für den Augenblick sein Leben in der Richtung, wo es nach einer reichen Entfaltung gestrebt hatte, wie todtgeschlagen, um so heftiger drängte es nach Bethätigung in einer anderen. Ob es in's Dunkle, Unbestimmte hineingeht, einerlei: eine gequälte, niedergeschmetterte Seele greift wie der Ertrinkende nach einem Strohhalme. Der Strohhalm war in diesem Falle das Begleitschreiben zu der gefundenen Karte, die noch den Abend abgehen sollte.

Wenn ein Schriftsteller keine Briefe zu schreiben vermöchte, wer sollte es dann können? Der Doctor Strecker führte sich als den glücklichen Finder des verlorenen Schriftstückes ein, als was er sich auch, ohne seinen Namen zu nennen, unterfertigte. Dann entschuldigte er sich, jedoch nur andeutungsweise, mit den Umständen, unter denen der Fund gethan sei, daß sich die Zusendung um einige Stunden verspätet habe. Wenn es ihm die Bescheidenheit verbiete, über die eigene Person nur ein Jota mehr zu schreiben, als durchaus nöthig sei, so habe er um so größeres Recht, sich des Längeren mit seiner Adressatin zu beschäftigen, der er zu ihrem Wiegenfeste die herzlichsten Glückwünsche zu Füßen lege. Als was er sich sie denken solle? Daß sie unverheirathet sei, sage die gefundene Karte: sei sie nun so alt wie er selber, der Mitte der dreißiger Jahre nicht mehr fern, so hoffe er, daß die Sorge sie nicht umflattere, wie sie ihn bedränge, wandle sie aber noch im Flügelkleide, so sei es sein Wunsch, daß das mit den Jahren länger werdende Gewand sie ebenso leicht über die Unebenheiten des Daseins hinwegtragen möge, wie das kurze Röckchen der Kindheit.

Am Liebsten jedoch stelle seine Phantasie sie sich vor, als an der Schwelle stehend, wo das gewesene Kind mit erwartungsvollen Augen in die geheimnißvolle Zukunft hinausschaue. Für diesen Fall wage er es, getrieben von Mitleiden mit sich selber und unter dem Zwange einer Sehnsucht, die ihn aus sich selber hinausstoße, ihr einige Verse zu widmen. Da sie einander nicht kennten, so liege die Möglichkeit, sie damit zu beleidigen, ebenso fern, wie seine Absicht dazu. Nichts desto weniger werde er von großer Unruhe wegen seiner Zudringlichkeit gepeinigt, und deßhalb bitte er sie dringend, ihm nur einige wenige Worte des Verzeihens zukommen zu lassen. Eine Antwort unter der Chiffre A. C. Berlin W. 30 werde ihm so viel Freude machen, wie nur irgend Etwas, das er sich den Augenblick denken könne.

Als Paul mit diesem Schreiben fertig war, langte er nach einer Ansichtskarte, die er von der Heimath her in seinem Briefkasten liegen hatte. Sie stellte mitten im Straßengewirr einer alterthümlichen Großstadt eine unterschlächtige Mühle dar; über den Dächern stand der Mond, und in seinem Lichte schimmernd quoll das Wasser unter den Rädern hervor. Paul Strecker war kein Lyriker, wenigstens hatte er sich öffentlich in dem Fache noch nicht versucht, aber einen Vers konnte er zur Noth machen, und jetzt schrieb er:

Oben die Mühle,
Unten der Fluß:
Tief die Gefühle
Kündet der Kuß.

Möchte Dich küssen,
Weißt Du, wie gern?
Darf Dich nur grüßen,
Bist mir so fern.

Nachdem auch dies fertig war, packte er Alles zusammen in ein großes Couvert und trug es selbst auf die Post: es war ihm zu Muthe, als ob er die Besorgung keinem Anderen anvertrauen dürfe.

Die Antwort, die Paul Strecker etwa eine Woche später in Händen hatte, überhob ihn aller Unruhe, die er wegen der Aufnahme seines Schreibens gehabt hatte. Fräulein Margarete Meißner dankte dem ehrlichen Finder für seine Freundlichkeit und für die gesandten Wünsche mit herzlichen Worten. Zu verzeihen habe sie ihm gar Nichts, wenn sie auch seinem Wunsche gegenüber, dem er in den Versen Ausdruck gegeben habe, von einem gewissen Bedenken angehaucht worden sei.

Nicht ihretwegen, denn mit ihren zwanzig Jahren habe sie es gelernt, gegen unberechtigte Annäherungen Stellung zu nehmen, sondern um des Schreibers selbst willen. Sentimentalität, das dürfe er nicht für ungut nehmen, könne sie überall an einem Manne nicht leiden, und die trete in seinem lyrischen Erguß über Gebühr zu Tage. Wenn sie mit der Vorstellung, die sie sich von ihm mache, heraus dürfe, so sei er ein Schriftsteller, behaftet mit dem Unglück der Nichtanerkennung. Aber was bedeuteten Mißerfolge? — Dem wirklich Berufenen drückten sie das Steuer nur fester in die Hand.

Sei er mit einem Wunsche gekommen, so wage sie es, ihm mit einem Rathe entgegenzutreten. Die großen Städte, die sich so gern als Centren der Kunst und der Wissenschaft brüsteten, bedeuteten doch nicht immer Alles; auch außerhalb würden Rosen gezogen. Deßhalb ginge ihr Vorschlag dahin, baldigst eine seiner Arbeiten an die Firma A. C. Schüler in E. zu schicken, deren Inhaber Buchdruckereibesitzer und der Herausgeber einer bedeutenden Zeitung in ihrer Provinz sei. Sie selbst stünde mit der Firma in Verbindung und könne ihm jedenfalls die Versicherung geben, daß, was er auch einschicke, einer wohlwollenden Prüfung werde unterzogen werden.

„Versuch's,“ sagte Luz Winter, dem er, ohne ihn näher einzuweihen, seine Absicht kund gegeben hatte, „eine Enttäuschung mehr kann Dir den Hals nicht brechen,“ und so schickte der Doctor Strecker seinen Roman, den die Post gefühllos schon so häufig als Packet hin und her gejagt hatte, abermals auf Reisen. Mit welcher Hoffnung? — „Mit nicht so viel, als Du mit dem kürzesten Haar aus Deinem Schnauzbarte zusammenschnüren kannst,“ sagte Luz Winter, „ich seh's Dir an,

Digitized by Google

Paul. — Mensch," fuhr er fort — sie saßen wieder vor dem großen Restaurant von Schultheiß — „Mensch, wenn Du ihn jetzt wieder zurückgeschickt bekommst, und Du scheinst nicht daran zu zweifeln, so zögere nicht länger und nimm mit so viel Geld, wie Du gebrauchst, Deine Sache selbst in die Hand."

„Ja," sagte Strecker, „die ewige Unsicherheit ist nicht zu ertragen."

„Auch für Andere nicht; es ist Nichts mit Dir zu beginnen, Paul."

Langsamen Schrittes stieg an diesem Abende Paul Strecker die beiden Treppen seiner Wohnung hinan und öffnete müde die Thür. Auf seinem Schreibtische lag ein Brief — — — Ja, ein Brief, und zwar aus E. — Was mochte er enthalten, und was war das in seinem Inneren? — Wollte sich die Erwartung, die Hoffnung der beiden letzten Jahre, alle die Spannung auf einmal entladen und ihm die Brust sprengen? — Lange dauerte es, bis er den Brief gelesen hatte und sich seines ganzen Inhalts bewußt geworden war.

Endlich! — Ja — endlich war der Erfolg da! „Ob Ihr Roman demnächst einen Platz in meiner Zeitung finden soll, dürfen wir fürerst noch unerörtert lassen, aber eine andere Frage ist, ob Sie gewillt sind, mit dem Beginn des nächsten Monats die Redaction unseres Blattes zu übernehmen. „Luz, hier steht es wörtlich zu lesen," sagte er zu seinem Freunde, den er noch denselben Abend in seiner Wohnung aufsuchte, „was meinst Du dazu?"

„Ich meine, daß Du sobald als möglich dahin fährst, wo Dein Stern aufgegangen ist, und daß wir jetzt Deinem Glücke mit einer mildfeuchten Behandlung den richtigen Klang geben."

Den zweiten Tag nach diesem Abend, der sich in seinem weinfrohen Verlaufe bis tief in die Nacht hinein erstreckte, kam der Doctor Strecker gegen sieben Uhr des Abends in E. an. Auf dem Bahnhofe von Herrn C. A. Schüler empfangen, wurde er alsbald in dessen Wohnung geführt. Nachdem hier die Verhandlung zu Beider Zufriedenheit in kurzer Zeit zu Ende geführt worden war, erhob sich der Herr des Hauses und, seinem nunmehr festangestellten Redacteur die Hand reichend, sagte er: „Es ist selbstverständlich, Herr Doctor, daß Sie heute Abend unser Gast sind, darf ich Sie jetzt meinen Damen vorstellen?"

Paul antwortete mit einer verbindlichen Verbeugung.

„Noch eins," sagte der Andere auf dem Wege nach dem Zimmer der Damen, „Sie nannten mich bis dahin Schüler, Herr Doctor. C. A. Schüler, Nachfolger, lautet die Firma, mein Name ist Friedrich Meißner."

„Meißner?" fragte Strecker etwas lauter, als eigentlich passend war, und wollte seinem Erstaunen weitere Worte leihen, aber schon war die Thür zum Salon geöffnet, und dann stand er vor zwei Damen, die mit dem ersten Blick als Mutter und Tochter zu erkennen waren. Beide waren übermittelgroß, hatten rothblondes Haar und hellblaue Augen, die Mutter in ihrer reifen Schönheit kaum minder anziehend, als die Tochter auf der Schwelle zur Reife.

„Herr Doctor Strecker — meine Frau und meine Tochter Margarete."

„Fräulein Meißner? — Was muß ich hören?! — Gnädiges Fräulein, darf ich die Vorstellung ergänzen? Ich bin Ihr ehrlicher Finder," sagte er.

„Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt," erwiderte sie lächelnd, und sich zu den Eltern wendend, gab sie ihnen die nöthige Aufklärung.

„Meine Eltern, Herr Doctor," fuhr sie erläuternd fort, „habe ich, da mir der Zufall günstig war, mit Absicht über unsere Correspondenz in Unkenntniß gelassen. So hat der Vater Ihren Roman in aller Unbefangenheit lesen können."

Es war ein köstlicher Abend, den der Doctor Paul Strecker in der Familie seines plötzlich gewonnenen Brodherrn verlebte, und sein Herz ging in Sprüngen. Aber wie hätte er schon jetzt offenbaren dürfen, was in ihm vorging?

Dazu gab ihm eine spätere Zeit, nachdem er seinen Dienst angetreten hatte, Gelegenheit genug, und als er eines Abends im Herbst — es war das dritte oder vierte Mal — wiederum einer Einladung gefolgt war, da faßte er sich während einer Weile traulichen Alleinseins Muth und sagte: „Fräulein Margarete, ich war einmal ein ehrlicher Finder, darf ich auch ein glücklicher sein?" — Er hatte ihre Hand gefaßt, während er sprach, und sah sie mit bangen Augen an, als wenn er fürchtete, daß sie jetzt ihre Stellung unberechtigten Annäherungen gegenüber einnehmen möchte. Aber seine Besorgniß war umsonst. Sie ließ die Hand ruhig in der seinigen und seinen Blick erwidernd sagte sie: „Sie dürfen es, wenn Sie es wirklich für ein Glück halten, mich gefunden zu haben."

Aus der Hauptstadt.

Frühlingstage am Rhein.

Von Eugen Reichel.

Es war Himmelfahrt, als ich in Düsseldorf eintraf. Düsseldorf liegt nämlich noch immer am Rhein, wenngleich die richtigen Rheinfahrer davon selten oder nie Notiz nehmen. Denn man weiß ja: die Rheintour, das ist, im weiten Sinne genommen, Mainz — Cöln; im engeren Sinne aber nur Bingen — Coblenz. Nun ist es ja wahr, daß der Rhein, wenn man seinen großartigsten Punkt (dort etwa, wo Rolandseck liegt) im Rücken hat, gerade so langweilig wird, wie jeder andere, durch Flachland fließende Fluß. Aber am Ende liegen an diesem Fluß dann immer noch Städte, wie Bonn, Cöln und — na eben Düsseldorf. Natürlich war ich der Ausstellung wegen hingereist, mehr „der Noth gehorchend, als dem eigenen Triebe". Denn ich weiß meine Zeit am Ende besser zu verwerthen, als mit Besuchen von Ausstellungen, zumal von solchen, die mir nicht, sozureden, vor der Nase liegen. Aber heute bereue ich es nicht, „im höheren Auftrage" nach der Stadt gereist zu sein, in der Peter Cornelius und Henry Heine geboren sind, Karl Immermann aber gelebt, ein edles Stück deutscher Theatergeschichte geschaffen hat und gestorben ist.

Düsseldorf ist eine schöne Stadt in jeder Beziehung; man wird zwar, als eingefleischter Berliner, hier ebenso wenig wie etwa in Dresden, Hannover, Frankfurt a. M., Cöln und anderwärts die Empfindung los, daß man sich eigentlich in einer kleinen Stadt befindet. Man merkt es an hundert Einzelheiten, daß man sich als Berliner in diesen kleinen Verhältnissen nicht wohl fühlen, daß einem an allen Ecken und Enden etwas fehlen würde (und sei es auch nur das wunder- und geschmackvolle rothe Rathhaus mit seinem gen Himmel strebenden Thurm) — aber trotzdem: Düsseldorf ist schön; und es muß wirklich herrlich sein, an lauen Sommerabenden über die Rheinpromenade zu spazieren, oder im Düsselschlößchen zu sitzen und seinen Blick über den weiten Spiegel des breiten Stroms und weiter in die ferne Rheinebene nach Westen und Süden schweifen zu lassen.

Doch Düsseldorf ist eben Düsseldorf; und wenn man sich einmal am Rhein befindet, so will man auch die rechte Rheinromantik auf sich wirken lassen; und die ist nun allerdings nur zwischen Bingen und Cöln zu haben. Also machte ich mich denn auf die Reise. Das Wetter war ja nicht gerade verlockend: eisige Luft mit scharfen Winden; dazu alle zwei Stunden ein Regenschauer. In der That, weder Maiwetter noch Rheinwetter. Aber schließlich doch ein Wetter, das einem immer noch den Aufenthalt am Rhein ermöglichte. Ich setzte mich also auf die Bahn und fuhr zunächst über Cöln, Bonn und Coblenz (wo man jetzt eifrig an der Fertigstellung des neuen, großen Bahnhofes arbeitet) nach St. Goar, dem hübschen, alten Städtchen, das durch Freiligrath und Geibel zum Rang einer Dichterstadt erhoben worden und seiner hübschen Umgebung, zumal seines prächtigen Blickes auf das andere Rheinufer (St. Goarshausen mit Lurleyfelsen) wegen, eines Besuches werth ist. Im Sommer sollen sich denn auch viele Fremde, zumal Engländer, ansiedeln, die von hier aus ihre Ausflüge machen. Zur Zeit war es natürlich still in St. Goar; und da die vom vielen Regen ungangbar gewordenen Wege Wanderungen nach dem beliebten Spitzenstein und selbst nach Rheinfels hinauf nicht rathsam erscheinen ließen, so wäre ich mir in St. Goar wohl sehr verkauft vorgekommen, wenn ich nicht den eigentlichen Zweck meiner Reise trotzdem erreicht hätte: Fühlung zu gewinnen mit dem intelligenten, von Grund aus deutschen Vorsitzenden des Deutschen Sprachvereins St. Goar-St. Goarshausen, mit Pfarrer Krüger-Velthusen, der sein Pfarramt allerdings nicht in St. Goar, sondern, wenn ich nicht irre, in Biebernheim ausübt, aber in unmittelbarer Nähe der alten protestantischen Kirche (sie ist 1469 erbaut und 1890 außen erneuert) wohnt, nämlich im Schulhause, an dem er, mit Unterstützung nur eines Schulmannes, zugleich seines Lehramtes waltet. Ich traf den freundlich aus braunen Augen in die Welt schauenden Mann in seinem geräumigen, mit Büchern aller Art vollgepackten Arbeitszimmer, dem natürlich das Crucifix und eine kleine Heilandsstatue nicht fehlten — und bei einer Tasse Kaffee, aus der allgemach drei wurden, und einigen Cigarren kamen wir sogleich auf die Hauptsache: auf Gottsched. Wie von Rechts wegen alle Rheinstädte sich der Gottsched-Bewegung anschließen sollten, weil Gottsched, dieser politisch weitblickende Patriot, als Erster den Deutschen die von Frankreich drohende Gefahr und die Pflicht, die Franzosen nicht an den Rhein kommen zu lassen, zum Bewußtsein brachte, sie als Erster zur Wiedergewinnung der an Frankreich verlorenen Reichslande anfeuerte — so steht denn auch der Deutsche Sprachverein St. Goar-St. Goarshausen der Gottsched-Bewegung bereits nahe; und namentlich mein Werk „Gottsched der Deutsche" hat hier die Herzen für den geistigen Reformator unseres Volkes gewonnen. Nachdem sich's noch herausgestellt hatte, daß auch die Wiege der jungen Frau Pfarrerin in Ostpreußen gestanden, in jenem Ostpreußen, von dem es im Liede heißt: „Die Männer stattlich, die Mädchen schön" — wurde die Stimmung für Gottsched natürlich noch sehr viel wärmer. Als mich dann mein liebenswürdiger Wirth mit dem dortigen Notar (einem wohlwollenden jüngeren Herrn aus Berlin, der sich's zur Ehre anrechnet und anrechnen darf, in seiner Amtsthätigkeit statt der landesüblichen Juristensprache die reine, deutsche Sprache zu verwenden) nach St. Goarshausen hinübergeleitete, erlebte ich dort bis zum späten Abend bei einem guten Tropfen milden Cauber Weißweins unter deutschen Männern einige sehr anregende Stunden. St. Goarshausen ist im ganzen Rheinlande vor Allem bekannt durch die Müller'sche Schulanstalt, in der schwer lernende Jünglinge für den „Einjährigen" reif gemacht werden. Mit einem Lehrer dieser Anstalt, einem Herrn aus Berlin, machte ich dann am nächsten Tage in aller Herrgottsfrühe einen Spaziergang zur Lurley empor. Der Weg hinauf ist zwar etwas steil, aber in etwa 20 Minuten ist man oben; und wenn auch der Blick von der Spitze des Lurleyfelsens aus nicht gerade viel bietet, so sieht

Digitized by Google

man doch immer den Rhein, verschiedene Rheinstädtchen und einige Höhen — und vor allem: man steht endlich einmal auf dem Lurleyfelsen und kann nach der Stelle suchen, wo die gefährliche, „wunderbare Jungfrau“ mit ihrem goldenen Kamme gesessen und Lieder gesungen hat, welche die armen Schiffer kopflos machten. Jetzt sitzt sie jedenfalls nicht mehr oben; aber trotzdem soll noch zuweilen ein Schiff an den „sieben Jungfrauen“ zu Grunde gehen. Was die ehedem so berühmten St. Goarer Salmensänge anbetrifft, so sollen sie jetzt sehr zurückgehen; weniger weil es an Salmen fehlt (obwohl auch sie, der allzu lange betriebenen Raubfischerei wegen, immer seltener werden), als weil den Fischern so schwere Lasten auferlegt sind, daß der Lachsfang für sie kaum noch lohnend erscheint. Thatsache ist es jedenfalls, daß der Lachs am Rhein auf der Speisekarte sehr selten ist und hoch bezahlt werden muß. In Berlin haben wir den edlen Fisch jedenfalls häufiger und billiger. Ein sehr schöner Weg führt vom Lurleyfelsen durch's romantische Schweizerthal, wohl das schönste Seitenthal des Rheinthales, von dem aus man oben am Rande eines rebenbepflanzten Abhanges das erzkatholische Dorf Patersberg liegen sieht, das einen seines reichen Gerbsäuregehaltes wegen sehr geschätzten und sehr wohlschmeckenden Rothwein hervorbringt. Ich kann ihn Jedem empfehlen, den die Gelegenheit nach St. Goarshausen führt. Gerade hier hat freilich in den letzten Jahren die Reblaus arg gewüthet; aber man hat jetzt alle Berge neu bepflanzt und hofft, den erlittenen Schaden allgemach wieder wett zu machen.

Bei schönstem Wetter fuhr ich einige Stunden später nach Aßmannshausen, das nicht nur seines herrlichen, feurigen Rothweins, sondern auch wegen seiner warmen Quelle berühmt ist. Ein Merkziel zur Rheinfahrt aber ist Aßmannshausen heutzutage vor Allem deßhalb, weil man von hier aus den bequemsten und schönsten Weg zum Niederwald hinauf hat. Wohl kann man auch mit der Zahnradbahn für eine Mark die kleine Strecke emporfahren; aber wer noch etwas auf sich und seine zwei Füße hält, der legt die Mark natürlich lieber in Aßmannshäuser an und geht zu Fuße. Der Weg ist herrlich. Wundervolle Buchen bis oben hin. Und wie freut man sich des Anblickes, den das Jagdschloß mit seinen schönen Wiesen gewährt. Und was für einen Genuß gewährt es dem Wanderer, durch den „Tempelweg“ zu dem Denkmal zu schreiten, oder von der Zauberhöhle aus die drei entzückenden Landschaftsbilder zu genießen, und dann schließlich über die Rossel in gehobener Stimmung nach dem Nationaldenkmal zu pilgern! Ich hatte es sehr glücklich getroffen. Das Wetter hatte sich für den einen Sonntag wahrhaft lenzlich gestaltet. Die Vormittagsonne brannte sogar recht heiß vom blauen Himmel herunter; aber die Feuchtigkeit des Bodens dämpfte den Brand. Endlich sah ich die gewaltige Germania mit der hoch erhobenen, die Kaiserkrone tragenden Rechten vor mir aufragen. Ein herrlicher Anblick. Ich bekenne offen, daß noch kein anderes vaterländisches Denkmal so groß und überwältigend auf mich gewirkt hat. Vom Rhein aus wirkt es wohl nicht viel anders denn ein massiger Fleck inmitten des Berggrüns; aber wenn man unmittelbar davor steht, wird man ergriffen sowohl von der Hoheit und Würde des Kunstwerks, als von der Massigkeit des Ganzen. Ueber das Schilling'sche Werk und über die wundervolle Fernsicht, die man von der Terrasse des Denkmals aus genießt, ist schon so viel geschrieben worden, daß ich es mir ersparen kann, viel Worte darüber zu machen. Im Allgemeinen haben wir kein Glück mit unseren vaterländischen Denkmälern. Das Hermanndenkmal im Teutoburger Walde ist die Arbeit eines idealgesinnten Dilettanten und darf nur als solche beurtheilt werden. Aber auch unsere berühmten zeitgenössischen Meister haben ihre Kaiser Wilhelm-, ihre Bismarck- und Kriegsdenkmäler ohne besonderen Beistand der Musen geschaffen; und zumal der Bismarck, den der sonst so Schönes leistende Lederer für Hamburg zurecht gehauen, dürfte dereinst den Kalauerfabrikanten unerschöpflichen Stoff bieten. Das Niederwalddenkmal ist vielleicht unser einziges vaterländisches Denkmal, das, trotz alles Mangels an einem künstlerischen Gedanken, schön und von innen heraus gewaltig wirkt. Für die Rheinländer, die als westliche Grenzwächter ohnehin ein besonders lebhaftes Heimathgefühl besitzen (hierin den Ostpreußen, den östlichen Grenzwächtern des Reiches, ähnelnd) bildet das Denkmal zudem den eigentlichen Mittelpunkt ihres völkischen Denkens. So erlebte ich während der Stunde, die ich auf dem Niederwalde verbrachte, drei schöne kleine Huldigungsfeiern. Als ich eben an's Ziel gelangt war, kam gerade von Rüdesheim her ein Turnverein mit klingendem Spiel und flatternden Bannern herauf; dann erschien ein Gesangverein, der ein völkisches Lied sang und dessen Leiter hierauf die deutsche Armee hochleben ließ. Kurz vor meinem Scheiden fand sich eine Compagnie Soldaten mit ihren Frauen und Bräuten ein, und laut schallte die „Wacht am Rhein“ der Bläser über das herrliche Gelände.

Der Abstieg nach Rüdesheim führt vorzugsweise durch Weingärten. Rüdesheim selbst giebt sich sehr vornehm; und die Hôtels in der Rheinstraße lassen sich Trinken, Essen und Bett sehr viel theurer bezahlen als die besten Hôtels in Berlin. Aber freilich: dafür ist man am Rhein und trinkt Rüdesheimer oder Aßmannshäuser, sozureden, an der Quelle.

Wenige Minuten nach 2 Uhr ging's mit dem Dampfer rheinabwärts. Jeder kennt die in ihrer Art einzig schöne Wasserstraße; ich brauche also nur zu melden, daß dem warmen Vormittag ein kühler Nachmittag gefolgt und daß es ein zweifelhaftes Vergnügen war, auf Deck zu hausen. Die meisten Fahrgäste verkrochen sich denn auch in die Cajüten oder suchten Schutz hinter einer Thür, um wenigstens etwas von der frischen Rheinluft zu genießen. In der Nähe von Coblenz wurde der neue Dampfer der Düsseldorfer Dampfschifffahrtgesellschaft „Rheingold“, der mit den Actionären der Gesellschaft seine erste Fahrt machte, mit Böllerschüssen empfangen, die mir, da ich ahnungslos etwas zu nahe stand, fast das Trommelfell zerrissen.

Es war etwa 7 Uhr, als wir endlich an die schönste Stelle des Rheinthales anlangten: bei Rolandseck. Wohl fehlte es an der Alles verklärenden Abendbeleuchtung, aber trotzdem boten die edlen Höhen des Siebengebirges und die Höhen bei Rolandseck ein Bild, das mir unvergeßlich bleiben wird.

In Königsweiler, wo man dem ewig jungen Sänger des Rheins, Wolfgang Müller, ein hübsches Denkmal errichtet hat, übernachtete ich. Am anderen Morgen ging's hinauf in's Siebengebirge: Drachenfels, Großer Oelberg, Petersberg u. s. w. Es war Alltag — kein Mensch weit und breit. Oede und herrlich. Die Maitoilette der Wälder stand in ihrer vollsten Pracht. Junges, saftiges Grün der Buchen und Birken, überschattet von dem tiefen Schwarzgrün der Kiefern. Die Fernblicke waren leider durch den bald genug einsetzenden Regen sehr beschränkt. Eine poetische Stunde verlebte ich dann noch in Heisterbach — einem Fleck Erde, wie ihn sich ein träumerischer Poet nicht schöner und friedlicher denken kann. Ehemals befand sich hier, wie man weiß, eine Cistercienser-Abtei; und die fromme Legende meldet von einem nachdenklichen Mönch, der etliche hundert Jahre durchträumt und, in die inzwischen von ganz anderen Brüdern bewohnte Abtei zurückkehrend, die Wahrheit des Bibelwortes erkannt hatte, daß dem Schöpfer der Welt ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag sind. Auch heute athmet hier (wenigstens an Wochentagen) Alles mittelalterlichen Klosterfrieden; und ich kann mir für zerrüttete Nerven kaum eine stillere Erholungsstätte denken, als dieses weltentrückte Klostergut, das jetzt Eigenthum des Regenten von Lippe-Detmold ist. Die noch bestehende Klosterruine ist dürftig, aber in ihrer Dürftigkeit von schöner Wirkung. Leider wird sie verunstaltet durch die vielen Namen, die von eitlen und pietätlosen Gesellen auf die ehrwürdigen Mauerreste geschmiert worden sind. Das nennen die guten Deutschen „Poesie“!

Mit Heisterbach gab ich meinem kurzen Ausflug in das romantische Rheinthal den Abschluß. Abends war ich wieder in Düsseldorf — es regnete. Aber wo regnete es in diesen wunderschönen Maitagen nicht! Ausstellungsjahr!

Die großen Berliner Sommerausstellungen.

II.

Es ist nicht zu leugnen, daß auf beiden Ausstellungen die Ausländer wieder eine hervorragende Rolle spielen. Namentlich in der Secession, wo sie gleich in der Entrée eine herrschende Stellung haben, trotz Max Klinger's „Beethoven“.

Ja — dieser Klinger übrigens. Man hat dem großen Leipziger einen Bärendienst damit erwiesen, daß man das kleine, buntgetönte, gypserne Modell seines eben in Wien ausgestellten fertigen, großen Denkmals hier zu zeigen für nothwendig hielt. Es giebt sicher nicht den Eindruck des vollendeten Werkes wieder, ganz abgesehen von der Wirkung der kostbaren Materiale, aus denen dieses hergestellt worden ist. Das Olympische dieser alles Irdischen entkleideten, im Moment des Schaffensmartyriums erfaßten Gestalt des genialischen Tondichters geht in diesen kleinen Massen und bei dem gemeinen Material so ziemlich verloren. „Der Olle in der Badewanne“ hat der schnöde Berliner Witz diesen Olympier getauft. Die vielen allegorischen Reliefs und der künstlerische Schmuck des in Wirklichkeit in Bronze, Elfenbein, farbigem Kunstglas ausgeführten prächtigen Thronsessels kommen hier ebenfalls gar nicht zur Geltung. An die Stelle des Eindrucks von etwas Großem und Tiefsinnigem tritt nur der von etwas Gesuchtem und Barockem. Ich verzichte daher gern, näher auf das Werk einzugehen. Warten wir's ab, bis wir das vollendete Standbild einmal zu sehen bekommen. Es soll ja bald schon in Düsseldorf zur Ausstellung kommen.

... Also die Ausländer. Auch zwei Bildner sind in der Entrée zu sehen: der vielgenannte und vielbewunderte Belgier Minne und der Russe Naum Aronsson. Dieser zeigt einen guten Tolstoi-Kopf. Der Belgier, der was vom Maeterlinck hat — es ist dieselbe Differencirung des seelischen Gehalts und hier natürlich auch des Bewegungsgedankens mit scheinbar so einfachen Ausdrucksmitteln — giebt in der Holzfigur eines „Schnitzers“ eine schöne Probe seiner Kunst auf diesem Gebiet. Offenbar aber ein decoratives Stück, das, hier aus seiner Umgebung herausgelöst, in der Linienführung und Formengebung einen seltsamen Eindruck macht. Die Statuette einer Badenden, die bis zu den Knieen im Wasser steht, wodurch, da ja das Wasser eine glatte Gypsfläche ist, die Beine wie abgeschnitten erscheinen, ist sehr fein in der Bewegung. In Rodin'schem Geiste formte Minne eine „Auferstehung“: eine aus dem todten Material sich entwickelnde menschliche Gestalt. Rodin selbst ist — in anderen Räumen — mit zwei seiner schönsten Schöpfungen vertreten: einer Variation der „Welle“ — ein nackter Mann auf dem Rücken eines nackten Weibes in langausgestreckter Lage und von fortschießender Bewegung — in Bronze, und einer „Versuchung des hl. Antonius“ in Marmor. Wie hier das Weib auf dem Rücken des betend am Boden kauernden Mönches lastet — das ist von einer tiefen Symbolik. Wundervoll ist die Silhouettenwirkung beider Gruppen von allen

Digitized by Google

Seiten ... Da ich schon bei der Plastik bin, nenne ich noch Gardet's, des Pariſers, empfindungsſtarke und kühnbewegte Bronzegruppe kämpfender Panther und auch ſeine Löwengruppe. Außerordentlich fein beobachtet und von ſchönſter Schlichtheit in der Wiedergabe ſind desgleichen des Londoners Swan trinkende Tigerkatze und jener andere Tiger, der witternd heranſchleicht — zwei der beſten Kleinbronzen dieſes Jahres ...

Ich kehre in die Entrée zurück: wie kommt Edward Munch zu der Auszeichnung, mit ſeinen „Lebensbildern", die in ganz primitiver Ausführung, uneinheitlich in den Ausdrucksformen das „Keimen" und „Blühen", und das „Vergehen der Liebe" — „Lebensangſt" und „Tod" behandeln, hier frieſsartig die vier Wände des Eintrittsraumes zu decoriren? Wenn ich nicht irre, war Meiſter Liebermann ihm einſt nicht wohlgeſinnt, dieſem literariſch ſpintiſirenden ſkandinaviſchen Maler, bei dem gerade das Maleriſche oft das Schwächſte iſt. Das eine und andere Bild aus den beiden letzten Cyclen, ſo „Rothe Wolken", „Angſtgeſchrei", „Sterbezimmer", ſind wohl die, die die Empfindungen des Künſtlers am Klarſten und Gelungenſten wiedergeben. Noch möchte ich auch die „norwegiſche Sommernacht" mit den bunten Mädchen am Brückengeländer dazu rechnen. Im Uebrigen iſt viel Verworrenes da in den Verſuchen, ſkandinaviſche Farbengedanken und Formenſymbolik mit Wirklichkeitsgeſtalten zu verquicken. Kaum minder ſeltſam muthet uns des Schweizers Hodler „Tell" an. Wohl auch nur der Theil eines decorativen Wandgemäldes, aus dem Ganzen herausgeriſſen und ſo um ſeine Wirkung gebracht.

Edouard Manet und Claude Monet, über deren Ausſchlag gebende Rolle in dem Schaffen unſerer jungen Impreſſioniſten ich mich hier vor einem Jahre ausſprach, fehlen natürlich wieder nicht. Wundervoll iſt Monet's „Frühſtück" aus dem Jahre 1868. Im Entwurf, wie da die vier Figuren in den Raum hineincomponirt ſind, in der Farbenharmonie, in der Technik. Welch' ein Stillleben — das auf dem Tiſch! Wie ſteht da Alles in dem Glanz ſeiner Eigenfarben im milden, weichen Licht, das von links durch ein Fenſter hineinſtrömt. Und wie iſt das Alles gezeichnet — die Gedecke, Flaſchen, Speiſen, Früchte auf dem Tiſch, die Stühle, die vor dem Fenſter ſtehende Dame, die andere am Tiſch, das liebliche Kinderköpfchen, ja auch noch die Bonne im dunklen Hintergrunde. Das iſt Kunſt. Und doch reſpectirt ſie „Regeln". Links und rechts davon zwei Manet's: ein rother Stier auf grüner Wieſe und ein farbenſchimmerndes Landhaus, impreſſioniſtiſch im guten Sinne des Wortes. Von Manet auch noch die Studie eines Selbſtbildniſſes von großem Farbenreiz, eines Reiters und einer Amazone. Pferde zu malen war ſeine ſtarke Seite übrigens nicht.

Von Franzoſen begegnen wir u. A. noch Aman-Jean, J. E. Blanche, L. Simon. Von Aman-Jean, dem Freunde einer discreten Dämmerungsmalerei im Geſchmacke Carrière's, nur nicht ſo mit Verzicht auf die Farbe, ein lieblicher Frauenkopf mit einer Guirlande; von Blanche — ein ſchönes Stillleben und eine Kindergruppe, in der Sonne, die hinten auf abziehendem Gewittergewölk einen Regenbogen aufzaubert — alſo ganz „romantiſch". Wer ſich des Simon'ſchen „Circus" auf der Dresdner Ausſtellung im vorigen Jahre erinnert — er war übrigens im Frühling hier bei Schulte wieder zu ſehen — der iſt vielleicht etwas enttäuſcht. Aber das kleine Stillleben und das Bildniß einer alten Dame, namentlich dieſes Letztere mit ſeiner ſcharfen Alters-Charakteriſtik und der ungemein kräftigen Modellirung ſind doch ganz famos gemalt und auch von ſchöner Tonwirkung.

John Lavery, John Sargent, Grosvenor-Thomas, John Whiſtler vertreten Englands Malkunſt, wie immer, gut. Nur iſt Sargent's Damenbildniß dieſes Mal weniger reizvoll in der Farbe, als wir es ſonſt bei ihm gewohnt ſind, und von Lavery's junger, im Profil gemalter Dame, ganz auf einen vornehmlich gelblichgrauen Ton geſtimmt, läßt ſich ſagen, daß er uns ſchon Geiſtvolleres gezeigt hat. Aber als Malerei, wie geſagt, ſehr gut. Dagegen ſind Thomas' Landhaus unter Bäumen in ſommerlicher Abendſtimmung und Whiſtler's kleines Strandbildchen in ſilbriger Nachtſtimmung in jeder Beziehung ſehr fein.

Vom Schweden Anders Zorn iſt u. A. ein intereſſantes Damenbildniß aus dem Jahre 1889 zu ſehen: ſeine Vortragsweiſe war damals wohl complicirter als jetzt, aber coloriſtiſch wirkte er auch damals ſchon ſehr gut. Das Schwarz und Grau und der blonde Fleiſchton ſtehen ſehr ſchön zuſammen. Eine Ueberraſchung bereitet uns Zorn mit einem ſchwarzbraunen Seidenpintſcher-Köpfchen von großer Lebendigkeit.

Von den Holländern iſt das Ehrenmitglied Joſef Iſraels nicht vertreten, wohl aber ſein Sohn Iſaack mit einer Reihe von Bildern, die zum Theil ungemein an Liebermann erinnern, ſo namentlich die Kinder auf „Eſeln am Strande" von Scheveningen und die „ſpielenden Kinder". Dann iſt Breitner da mit einer wundervollen, dunkeltönigen großen Skizze, Straßenmotiv aus Amſterdam, und markigen Arbeitern in der Ruhepauſe im Hafengelände, auf einem Holzplatz. Trübe Luftſtimmung, hinten ſilbergrauer Fluß. Das Ganze von großer coloriſtiſcher Wirkung. Das läßt ſich von Zuloagas' großem „Geſellſchaftsbilde" nicht ſagen. Es hat ſchöne Einzelheiten, aber es iſt ungeheuer bunt, und die vielen grellen Töne wirken ſogar hart. Aber doch ſteckt was vom Geiſte des Velasquez drin in der Art, wie er dieſe Damen aufgefaßt hat und vor eine gobelinartig behandelte Landſchaft hinſtellt. Eines der ſchönſten Bilder der Ausſtellung iſt dieſes Mal aus Rußland gekommen: es iſt des jungen Konſtantin Somow's Damenbildniß. Ein Parkwinkel mit einem Ausblick an dem braungrünlichen Laub vorbei auf eine helle Raſenfläche, an deren Ende auf einer Bank ein Herr und eine Dame ſitzen. Vorn vor der großen Laubmauer eine junge Dame im breitröckigen, blauen Seidenkleide, Mode der 50er Jahre. Ein Spitzentuch faßt die nackten Schultern ein. Die Linke hält ſie auf der Bruſt, in der Rechten hat ſie ein kleines Buch. Schlicht geſcheiteltes, kaſtanienbraunes Haar rahmt das unendlich ausdrucksvolle Geſicht ein. Eine Lebensgeſchichte ſteht in dieſem Geſicht geſchrieben; eine traurige Geſchichte von Entſagen und getäuſchtem Hoffen. Man möchte ſich mit der Dame unterhalten; aber ſie wird dafür nicht zu haben ſein. Der Dichter dichtet eine Elegie auf ſie, der Componiſt ſetzt den Eindruck in ein Nocturne in D-moll um und der glückliche Maler, dem ſie ſteht — malt ſie eben. Das hat Somow gethan, hat es auch rein techniſch mit ſchönſtem Gelingen gethan: die Farben ſtehen geſchloſſen zuſammen, wie bei Watts, die Seide kniſtert, die Haut leuchtet ...

* * *

Auf der „Akademiſchen" finden wir unter den Malereien aus dem Auslande wohl kaum ein Werk von gleicher, innerlicher Bedeutung. Aber auch dort giebt's ſehr Achtbares. Benlliure y Gil's rieſengroße Leinewand „Das Thal Joſaphat beim jüngſten Gericht" läßt uns freilich trotz der virtuoſen Malerei recht kalt, denn das Großzügige in ihr iſt für unſer heutiges Empfinden zu ſehr mit theatraliſchem Pathos verſetzt. Und Edoardo Gelli's Triptychon, von deſſen Farben ein ſtilles Leuchten ausgeht und in deſſen Mittelſtück — „die Verkündigung" — ein ſtarkes, myſtiſches Sinnen lebt, wendet ſich mit dieſem an ausſchließliche Kreiſe. Derſelbe Gelli hat einige gute Bildniſſe, darunter ein Selbſtbildniß und ein prunkvolles Porträt der Sängerin Emma Bellincioni, und ein Landsmann von ihm, Sartorelli, eine ſchöne, ſtimmungsvolle Abendlandſchaft mit Wald im Vordergrunde und zum Theil ſchneeigen Bergen jenſeits eines Sees im Hintergrunde, nebſt einer Hirtenfamilie als Staffage. Es lebt was von Segantini drin, nur in weniger herben Ausdrucksformen. Eine Reihe anderer Italiener zeigen Bilder, die zum Theil im Winter hier, zum Theil im vorigen Jahr in Dresden zu ſehen waren. Andere Maler, wie z. B. Gari Melchers, George Hitchcock, Carl Jacoby aus Holland und Belgien bringen wohl neue Bilder, aber ſagen uns mit ihnen doch nichts Neues, ebenſo wenig wie etwa Fowler mit ſeiner „Seeerſcheinung" und zahlreiche andere Ausländer im „Glaspalaſt".

Aber an erſter Stelle ſind zwei Belgier zu nennen: Franz Courtens und Henry Luyten. In einer warmen, dunklen Tonſcala, die uns von Violett nach Braun überführt, malte der Aeltere von Beiden ein „Altfrauenhaus" zu Schiedam. Wie da die alten Frauen in blauvioletten Mänteln und weißen Hauben in bräunlicher Abendluft, in der der Mond aufſchimmert, ſich gruppenweiſe in einem Garten ergehen — das iſt ganz famos gegeben, in der Farbenſtimmung wie in der Bewegung. Luyten ſchildert uns junge „Laubleſerinnen", die mit den Säcken auf dem Kopf durch den dunkelnden Herbſtwald auf uns zuſchreiten, mit ebenſo überzeugender Wahrheitskraft, wie im „Unwetter" alte und junge Fiſcher- und Schifferfrauen, deren Männer draußen ſind, in dumpfer, düſterer Stube. Am Rande des Bildes ſehen wir ein ganz ſchmales Stückchen Fenſter und durch dieſes einen noch ſchmäleren Streifen grauen Sturmhimmels und grauer Brandungswellen. Dazu die meiſterhafte Charakteriſtik der Weiber. Ein oft gemaltes Motiv, gerade durch die ſchlichte Behandlung doppelt wirkſam. Fiſcherfrauen bringt auch Sorolla y Baſtida, der glänzende Spanier. Eine Gruppe bunt gekleideter Netzflickerinnen in einer Hütte, durch deren Fenſter und offene Thür Licht hineinſprüht. In der Ausnutzung dieſes Effectes und in der Charakteriſtik der Haltung und Bewegung der Frauen liegt der große Reiz dieſes Gemäldes. Maleriſch ebenſo hochſtehend iſt ein zweites Bild von ihm: badende Knaben am Strande von Valencia; tiefleuchtende Farben, Leben ſprudelnde Bewegung und ein fortreißendes Brio in der Vortragsweiſe ...

Auch auf dem Gebiete der ausländiſchen Plaſtik giebt's am Lehrter Bahnhof Bedeutendes zu ſehen. Keinen Rodin freilich und keinen Minne, aber einen Edmond Frémiet, der u. A. eine kleine Wiederholung in Bronze von ſeinem „Gorilla", der ein junges, nacktes Weib davonträgt — die Gruppe machte vor Jahren ungeheures Aufſehen — und eine verſilberte Bronzeſtatuette ausſtellt: „Muſe des Geſanges", eine Nymphe, die Vögeln auf der Flöte vorſpielt, von großem Liebreiz, und einen Julius Lagae, der namentlich eine wundervoll feine Gypsbüſte eines alten, vollbärtigen Herrn von jovialem Ausdruck und eine übrigens ſchon früher zu ſehen geweſene Gruppe „Mutter und Kind", in Halbfiguren, dieſes Mal in weißem Marmor, zu zeigen hat. Sie wirkt beſonders durch ihren Aufbau. Und dann iſt ein anderer bedeutender Brüſſeler da: Charles Samuel, von dem bereits im Winter bei Keller & Reiner Mancherlei zu ſehen war. Jetzt hat er hier die Büſte einer alten Frau in Bronze. „Doloroſa" nennt er ſie. Eine mater doloroſa iſt's auch wirklich — mag man ſie ſich nun unter dem Kreuze auf Golgotha denken oder am Eingang eines Bergwerkſchachtes, in dem vielleicht ihr Sohn ein Opfer ſchlagender Wetter geworden iſt.

Vor Allem aber lernen wir im Sculpturenſaal der „Akademiſchen" einen Neuen kennen, den Turiner Pietro Canonica. Wenn man ihn bisher nicht kannte — jetzt hat er ſich ſo eindringlich eingeführt, daß man ſeiner nimmer vergeſſen wird. Eine ſtarke Eigenart paart ſich bei ihm mit großem Können. Das zeigt er in einer Reihe von Büſten, Bildnißbüſten und anderen. Zwei junge Communicantinnen an der Altarbrüſtung in Marmor. Die Eine, links, in Ekſtaſe den Kopf mit geſchloſſenen Augen aufwärts richtend; die Andere, ganz Hingebung, gläubig niedergeſunken am Tiſche des Herrn, das Geſicht auf die gefaltenen Hände herabgebeugt ... Ein Chriſtuskopf mit hippokratiſchem: aus der Haltung

Digitized by Google

der Schultern läßt sich schließen, daß die Arme vorn gefesselt sind. Feinste Arbeit und eine seelische Belebung des Steines. Wohl nirgends in solcher Vollendung, wie in der Büste einer jungen Frau mit überschlanken Fingern, die unterhalb des Kinns sich leicht zusammenschlingen, mit großen, sehnsuchtsvoll blickenden Augen im zarten Gesicht und der Unterschrift: „La mente sogna i desiderii del cuore“ („Des Herzens Wünsche behüte der Geist“). Man denkt gegenüber solcher Verinnerlichung bei einer großartigen Materialbeherrschung und Technik, die alles Nothwendige giebt, ohne je kleinlich zu werden, an die Florentiner des 15. Jahrhunderts. Und doch ist Alles durchaus modern empfunden. Am Deutlichsten zeigt sich das bei der Porträtbüste einer älteren Dame in zeitgenössischer Frisur und Tracht. Man kann von dieser Kunst sagen: sie sieht das Heute mit dem Können der Vergangenheit . . .

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Der Kaufmannsstand.

Sehr geehrter Herr Nötzel!

Verzeihen Sie, obgleich ich nicht die Ehre habe, Sie, geehrter Herr, zu kennen, die Zusendung dieser Zeilen, die sich auf Ihren Artikel in Nr. 21 der „Gegenwart“ beziehen. Stände er nicht in dieser Zeitung und läge nicht die Gefahr vor, daß er Verwaltungsbeamte, die das Leben nur durch die Butzenscheiben ihrer Corpshäuser hindurch kennen lernten, beeinflussen könnte, so hätte ich meinen Brief nicht geschrieben. Was wird nicht Alles über uns gesagt! Ach, wir Armen!

Daß die Preise der dringendsten Bedürfnisse durch Bezug vom Producenten nach Spalte 2 des Artikels auf $^1/_2$ — $^1/_3$, nach Spalte 7 auf $^1/_2$ — $^1/_4$ sinken würden, ist eine objective Unrichtigkeit; ich verkaufe z. B. Zucker im Einkaufswerth von 27 Pfg. mit 28, Mehl von $12^3/_4$ mit 14 Pfg., Salz, das mich bei 200 Ctr. Bezug per sogen. 125 Pfd. Mark $10{,}43^1/_2$ kostet, mit 10 Pfg., das bedeutet einen Verdienst vom Verkaufspreise von $3^2/_3$ bis 9%, vorausgesetzt, daß es gelänge, aus 1 Ctr. 100 Pfd. auszuwiegen, also nicht die phantastischen 75%. Weniger gangbare Artikel bringen natürlich mehr. Ich vermuthe, die gerühmte Consum-Verstaatlichungsanstalt wird so billig nicht verkaufen, und Ihre Frau Gemahlin, wenn sie 2 Meter Sommerstoff für 2 Mk. zu einem Kleidchen für ihr Töchterchen kaufen will, und wenn sie vielleicht gern aussucht, oder wenn sie schnell zu einem Abendbrod für 10 Pfg. Mostrich braucht, wird sich nicht an den Fabrikanten wenden dürfen und auch kaum die Zukunft-Staatsanstalt, wovon nicht auf jeder Straße eine sein wird, herbeiwünschen.

Eine wirthschaftliche Nothwendigkeit scheint es mir auch, den Aerztestand zu verstaatlichen. Es ist eine sociale Ungerechtigkeit, daß ein gesuchter Specialist (cf. bei Zola, Fécondité, Dr. Gaude) 20000 Thaler Einkommen hat, ein weniger glücklicher College in Berlin sich dagegen mit 2—3000 Mark abquälen muß. Warum denn bei einem Stande stehen bleiben? Sie sind so gütig anzunehmen, d. h. eben aus Höflichkeit anzunehmen, daß der größere Theil Kaufleute tadellos anständige Menschen seien, setzen aber nicht ganz mit Unrecht hinzu, daß der Stand an sich mit dem Aermel das Gefängniß streife. Als Professor Koch das Tuberkulin erfand, wurde es da nicht als der Stein der Weisen ausposaunt? Wurde es in Berlin nicht wucherisch ausgebeutet? Hat nicht jeder Schurke bisher seinen Fritz Friedmann zum Vertheidiger gefunden? Ist dies keine Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers (Sp. 3)? Ich halte das für eine größere Gewissenlosigkeit, als die, die Sie dem Zwischenhandel nachsagen. Jede unproductive Existenz (Sp. 3), aber auch jeder Arzt, Rechtsanwalt, Apotheker, sogar jeder classicistische Lehrer, dieser bei seinen Privatschülern, wünscht an Stelle von Proletariern, die nach Ihrer Ansicht der Kaufmann (gemeint ist augenscheinlich der Zwischen- und Kleinhändler) vermehrt, es lieber mit einem Plutokraten zu thun haben; das ist angenehmer und lucrativer.

Ich habe neulich eine Sorte Kaffee in London gekauft; das ist ohne einen gewissen Grad Intelligenz wegen der Bezugs- und Zahlungsart und des Preises nicht möglich, und falls es etwas Neues gewesen wäre, so wäre es sogar eine Verbesserung der Technik. Ich vermuthe, Ihre Frau Gemahlin würde, wenn sie von dieser Sorte das übliche $^1/_2$ Pfund kaufte, es nicht beziehen können und auch nicht gebrannt nach Ihrem Orte geliefert bekommen.

Dieser Vermittler wird also in alle Ewigkeit auch im socialen Idealstaate nöthig sein, gleichviel ob er Beamter oder Kaufmann heißt, schon weil es in diesem Staate nicht ohne Arbeitseintheilung gehen würde. Gelingen wird es den Gründern dieses Staates nie, die oberen Stellen zu behalten und die unteren in Zufriedenheit zu bewahren. Auch dann wird es Zufriedene und Unzufriedene, Sparsame und Verschwender geben. Meiner Ansicht nach zeigen die 6000 Jahre Geschichte nicht einmal einen sittlichen Fortschritt; die Formen ändern sich, alles fließt, nur die Phrase war und wird bleiben, so lange die Erde steht.

Sie unterschätzen, geehrter Herr, den kaufmännischen Beruf erheblich; ganz ohne Ideale und ohne Befriedigung ist er nicht. Ich selbst handle nicht ohne Berücksichtigung der Allgemeinheit und bringe es, obwohl mir der Gelderwerb nicht die alleinige Hauptsache ist, trotz meiner sieben Kinder doch zu bescheidenem Wohlstande; ich habe ohne Vermögen geheirathet, habe also auch dadurch den Reichthum verschmäht. Freilich, weil ich es eben zu Etwas bringe, war ich nicht in der Nothwendigkeit, in der die Männer stehen, die auf 20000 Thaler-Partien angewiesen sind.

Setzen Sie gütigst in den drei letzten Sätzen des ersten Abschnittes Sp. 2 für verkaufen — lehren, für Käufer — Lernende, für Kaufmann — Lehrer, für Handel — Lehren. Wird der Inhalt des Satzes dadurch falsch?

Ich finde, die Herren, die das Roß des Classicismus reiten, verrichten keine schöne Arbeit, wenn sie die Griechen, das Volk der Lügner und Päderasten, mit heißem Bemühen als Ideal-Volk hinstellen; wenn sie immer wieder von der Million Streiter des Xerxes erzählen, die wie Schafe gezählt wurden, und die ohne Zweifel sich in Griechenland von Ambrosia und Nektar nährten, denn Getreide und Wein brachte das Land in der erforderlichen Menge doch nicht hervor.

Ich erkühne mich sogar zu der auch naiven Behauptung, und zwar nicht bloß auf Grund der Beobachtungen an den wenigen Abgüssen in meiner Häuslichkeit, daß die herrlichen Statuen der besten griechischen Zeit an einem gewissen Formalismus leiden. Beweis: die gerade Nasenlinie, das spitze Kinn, die Haltung des Kopfes.

Auch in neuester Zeit schlachten Maler wie G. Max, Sichel, Bodenhausen, Schweninger und Andere ihre Modelle tüchtig aus; ich wage zu behaupten, nicht nur aus bloßer Verehrung für diese Modelle. Sie sehen, es steht nicht Idealismus nur auf der einen und Gewissenlosigkeit auf der anderen Seite. Noch immer läßt Gott seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen.

Es heißt sehr bedenklich den Boden der Realität verlassen, wenn man behauptet, irgend ein Stand baue sich auf unrechtlicher Grundlage auf. Die Wahl meines Berufes erfolgte recht einfach durch meinen Vater; ob andere junge Leute im Alter von 16 — 19 Jahren dabei lediglich ihrem Idealismus, ich meine, ihren jugendlichen Ideen, folgen dürfen, hängt hauptsächlich von den Vermögensverhältnissen der Eltern ab. Ich hege sogar den lästerlichen Gedanken, daß junge Leute, die den pecuniär wenig einträglichen Soldatenberuf ergreifen, es nicht in der Absicht thun, so schleunig wie möglich pro patri mori, sondern so lange wie möglich für das Vaterland zu glänzen.

Selbstverständlich lebten im Concurse Befindliche längere Zeit auf Kosten Anderer. Aber sogar einige Prediger haben, wie die gerichtlichen Verhandlungen zeigten, in den letzten Jahren auf Kosten Anderer gelebt. Sie waren natürlich nur seltene Ausnahmen, aber auch bei Kaufleuten ist das Bankrottiren gerade nicht die Regel. Wo steckte da die größere Gewissenlosigkeit, wo die mehr unrechtliche Grundlage?

Das ist freilich wahr, daß der kaufmännische Beruf als unmoralisch empfunden wird. Es ist dies eine Folge des Classicismus. Waren doch im alten Rom die wuchernden Ritter auch angesehene Persönlichkeiten, und auch heute riecht das Geld eines Tuberkulin-Ausbeuters, eines Fritz Friedmann, eines Hypotheken-Bankdirectors noch nicht.

Sie sind, geehrter Herr, im allergrößten Irrthum, wenn Sie annehmen, ein kaufmännischer Chef verlange nur pedantische Pflichterfüllung. Keiner kann Maschinen gebrauchen, sondern je größer das Geschäft ist, desto mehr sind selbstständige, intelligente Leute für den Betrieb erforderlich. Und die Freudigkeit beim guten Gange des Geschäfts, die Gedrücktheit eines tüchtigen Gehülfen beim schlechten Gange, diese stille, entsagungsvolle Pflichterfüllung, Sie müssen verzeihen, die kennen Sie eben nicht.

Die Staubluft des Contors und die Staubluft des Bureaus halte ich für gleich, auch die Arbeit eines kaufmännischen und staatlichen Rechners scheint mir nicht wesentlich verschieden. Sollten die Hickel und Martens nicht wenigstens einen einzigen launenhaften, uncontrolirbaren oder besser nicht controlirten Vorgesetzten gehabt haben? Vox populi behauptet es.

Das Wirken für Andere, verwandt dem Wirken der Gottheit, kann ich beim besten Willen nicht oft sehen. Nicht bloß Verstand wird nur bei Wenigen gefunden, auch das Wirken der Gottheit wird wohl nur bei Wenigen zu finden sein, und ich fürchte, sie gehören zu Jenen, die man von jeher gekreuzigt und verbrannt hat.

Mit aller Hochachtung

Jauer. Hugo Eckert.

„Commandirende Generäle“.

Herr Dr. Heinrich Pudor hat vor Kurzem in der „Gegenwart“ ein Bravourstückchen der „Commandirenden Generäle“ der „New-Yorker Staatszeitung“ erzählt. Ich möchte zu Nutz und Frommen etwas Aehnliches mittheilen.

In einem Hamburger Blättchen begegne ich vor Kurzem einer Skizze von mir, die seiner Zeit in einem hiesigen Blatte erschienen war. Ich frage an; keine Antwort. Ich drohe. Nun wird mir eine Kölnische Zeitschrift genannt, der sie „entnommen“ worden sein soll. Ich schreibe nach Köln. Antwort: Wir haben es nicht dem Berliner Blatte, sondern der — „New-Yorker Staatszeitung“ „entnommen“, da ja zwischen Deutschland und Amerika keine Convention in dieser Hinsicht existirt . . .

Josef Stutzin.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

R. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 21. Juni 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: In der Klemme. Von Caliban. — Heroencultus hüben und drüben. Von Johannes Gaulke. — Zur Europareise des Schahs von Persien. Von Dr. J. Wiese (Berlin). — Josephine und Bonaparte. Von Paul Deschanel, Ex-Präsident der französischen Deputirtenkammer. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal. — **Literatur und Kunst.** Timm Kröger. Von Hans Benzmann (Berlin). — Die Karlsruher Jubiläumsausstellung. Von Eduard Engels (München). — **Feuilleton.** Nur ein Hund! Von Max Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Capualust. Von Ajax. — Das Denkmal. Von Prinz Vogelfrei. — Kärnter Wandertage. I. Von Max Kempff. — Anzeigen.

In der Klemme.

Noch läuft der Bär frei durch die wogenden Kornfelder Ostelbiens, doch seinen Pelz haben die Waidmänner, alter lieber Gepflogenheit folgend, schon getheilt. Herr Richter, der doch sonst nicht immer gleich Morgenluft wittert, hat den früheren Kampfgespan Singer strengen Tons darüber belehrt, daß eine vernünftige Opposition gehalten ist, für die Deckung der Ausgaben zu sorgen, die sie zunächst verweigerte, und daß der Freisinn überhaupt nichts mehr mit den Socialdemokraten zu thun haben wolle. Sippen und M[illegible], in der Presse stimmen dem Familienhaupte zu und constatiren freudig eine merkbare Erschütterung des deutschen Globus: den hinlänglich bekannten Ruck nach links. Währenddessen beginnen die nationalen Parteien ausgeprägte Kampfstellung einzunehmen. Herbert Bismarck, der mit dem Kanzler tjostete und bei diesem Lanzenbrechen jedenfalls nicht der in den Sand Gefallene war, erntete den rauschenden Beifall der Rechten; gleichzeitig wächst die Erregung der Conservativen über Graf Bülow's bemerkenswerth derbe Erklärung im Abgeordnetenhause noch mit jedem Tage. Man erwartet allen Ernstes eine Rückkehr zum Caprivismus und seiner rettenden That.

Nur daß man diesmal zu zähem Widerstande entschlossen ist. 1893 gab es der Pflaumenweichen noch zu viele. Sie schreckten vor dem Gedanken zurück, eine Regierungsvorlage bis auf's Messer zu bekämpfen, selbst wenn sie der Landwirthschaft verderblich schien. Die Opposition war mehr formell, keine Herzenssache; erst durch die Gründung des Bundes der Landwirthe kam Bewegung in den Karpfenteich. Heuer ist kein Maskenspiel mehr möglich. Heuer wird sich auch Niemand geniren, der Regierung sehr gründlich die Meinung zu sagen. Der alte Respekt ist eben fort. An die Annahme seines Zolltarifes glaubt der Kanzler selbst nicht mehr. Der Fünfmarksatz wird von der Reichstagsmehrheit, wenn es überhaupt zur Abstimmung kommt, ganz wesentlich erhöht werden. Dem Grafen Bülow bleiben da zwei Wege offen: entweder zieht er die Vorlage zurück, oder er überläßt die Entscheidung den Wahlen im nächsten Frühling. Welcher Weg holpriger und gefährlicher ist, läßt sich schwer sagen. Die Regierung darf unter keinen Umständen die Meinung aufkommen lassen, sie kümmere sich nicht mehr um die deutsche Landwirthschaft — dieselbe Landwirthschaft, deren Hülfsbedürftigkeit sie ruhelos verkündet hat. Reichstagswahlen nun gar, bei denen die nationalen Parteien gegen den Kanzler aufmarschiren und die beiden freisinnigen Parteien ihm Flanke und Rücken decken müssen, solche Wahlen sind nur in der Einbildung des Satirikers möglich.

Graf Bülow mag in diesen Tagen manchmal mit Neid nach Wien schauen, wo College Körber, der unermüdliche, immer neue Künste zur Bändigung der Parlamentsbestie findet. Der Oesterreicher hat es im Grunde doch leichter als der Preuße. Er wirft ein liberalistisch schillerndes Preßgesetz in die Arena, und seine wilden Thiere stehen wie gebannt. Dünkt ihn der Zweck der Uebung erfüllt, dann zieht er die Schnur mit dem fetten Bissen zurück und hat obendrein das gerührte Lob sämmtlicher aufgeklärten Zeitungen deutscher Zunge gewonnen. Ja, dürfte Graf Bülow ähnliche Kunststücke wagen! Doch ihm sind die Hände gebunden. Er soll mit den Conservativen anticonservativ, um Gottes Willen aber nicht liberal, regieren. Raffinirtere Politiker als ihre könnte die Aufgabe zur Verzweiflung bringen.

Caliban.

Heroencultus hüben und drüben.

Von Johannes Gaulke.

Amerika, Du hast es besser als unser Continent, der alte! Als Goethe dies Wort sprach, da nahm Amerika noch eine glückliche Ausnahmestellung unter den Ländern der Erde ein, wenigstens waren seinen Bürgern alle Vorbedingungen zu einer freiheitlichen Entwickelung der jungen Republik geboten. Das Land besaß keine verfallenen Schlösser und keine Basalte, das heißt es war vom politischen und kirchlichen Dogmatismus, vom Glaubensfanatismus, von der obrigkeitlichen Bevormundung, vom Classenhaß, Standesdünkel und anderen Scharteken des Mittelalters verschont geblieben. Aus der muffigen Atmosphäre der Cabinette Europas hatte noch kein Hauch den jungfräulichen Boden Amerikas gestreift.

Tempora mutantur nos et mutamur in illis. Manchmal nimmt der Umwandlungsproceß sogar ein sehr schnelles Tempo an. Wilhelm Raabe, der tiefe Denker und vorzügliche Kenner der Menschennatur, führte etwa 40 Jahre nach Goethe's Tode irgendwo in seinem „Abu Telfan" sehr anschaulich und über-

Digitized by Google

zeugend aus, daß die eingeschworenen Monarchisten, die Standeshüter und die Gouvernanten sich beruhigen können, denn sollte Europa jemals republikanisch werden, dann hätte Amerika den Boden für den monarchischen Gedanken so weit und so vorzüglich vorbereitet, daß die Monarchie von Gottes Gnaden dort eine herrliche Auferstehung feiern würde. Der ganze Troß von Landesvätern, Staatsministern, Kammerherren und Lakaien, Leibkutschern und Leibgensdarmen würde sich nach der neuen Welt hinüberretten und dort eine festliche Aufnahme finden. Ja, auch nicht das geringste Titelchen und Ordensbändchen, das von vielen Leuten immer noch als ein nothwendiges Requisit zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der guten Sitte angesehen wird, sollte der Menschheit darüber verloren gehen.

Es wäre ein müßiges Beginnen, die Frage zu ventiliren, ob Europa in absehbarer Zeit republikanisch oder kosakisch werden würde. Selbst Napoleon hatte sich gründlich verrechnet, als er der alten Welt vor einem Jahrhundert dieses Prognostikon stellte. Die Galgenfrist, die der Kaiser der Franzosen unserem Continent gütigst gewährt hat, ist verstrichen, und das alte Europa denkt gar nicht daran, sich seiner höheren Erkenntniß zu beugen. Mit viel größerer Wahrscheinlichkeit können wir heute die These aufstellen, daß Amerika, wenn auch nicht die bevorzugte Staatsform der alten Welt, so doch die mittelalterlichen Attituden Europas sich ganz zu eigen machen wird. Der amerikanische Freiheitsdünkel hat durch die Räuberwirthschaft der Herren Yankees auf den Philippinen einen argen Stoß erhalten, daher müssen es die Regierenden mit einem neuen Idol versuchen. Die antiquirten Menschenrechte, welche die amerikanischen Unabhängigkeitskämpfer fein säuberlich auf's Papier gebracht haben, ziehen ohnehin nicht mehr; Jingoismus und Imperialismus sind dem Amerikaner up to date entschieden geläufiger.

Ich glaube, daß auch Wilhelm II. diesen Wandel der Dinge wohl berücksichtigt und erwogen hat, als er den republikanischen Amerikanern die Statue seines großen Ahnherrn Friedrich's II. zur Aufstellung in Washington anbot. Der deutsche Kaiser versteht sich, wie er zu wiederholten Malen bewiesen hat, auf Massenpsychologie. Aber dennoch hat er sich diesmal in seinen Voraussetzungen getäuscht, oder er ist schlecht berathen worden, wie wir gleich sehen werden. Im Princip hat er aber recht, die Menschen können nun einmal nicht aus ihrer Haut fahren, darum werden Eitelkeit und Prunksucht immer die stärksten Triebfedern im Völkerleben bilden. Ein Ordensbändchen, ein kaiserliches Handschreiben oder gar ein Bild des Kaisers mit eigenhändiger Unterschrift bewirkt nicht nur bei uns Wunderdinge, sondern auch im Lande der Yankees. Als Herr Roosevelt von der kaiserlichen Auszeichnung Kenntniß nahm, fühlte er sich sehr geehrt und gab in seiner Antwort der Vermuthung Ausdruck, daß sich das amerikanische Volk ebenfalls darüber sehr geehrt fühlen würde. Zugleich kündigte er an, daß er vom Congreß die Genehmigung zur Aufstellung der Statue Friedrich's des Großen in Washington einholen wolle.

Bald stellte sich aber heraus, daß die Liebe der Amerikaner für den alten Fritz doch nur recht platonisch war. Die Presse, die in Amerika dreimal am Tage die öffentliche Meinung fabricirt, lehnte sogar das kaiserliche Geschenk mit aller Entschiedenheit ab, und Herr Roosevelt wurde als Repräsentant des amerikanischen Volkes dadurch in die höchst peinliche Situation gedrängt, seine Antwort im „demokratischen" Sinne zu revidiren. Hierbei ging er mit bemerkenswerthem diplomatischen Geschick — um nicht zu sagen mit geschäftskundiger Routine — zu Werke. Er wechselte nämlich, was bei einem ungangbaren Artikel oft geschieht, das Etikett. Aus dem preußischen König Friedrich machte er den berühmten Feldherrn Friedrich. Dadurch glaubte Herr Roosevelt das kaiserliche Geschenk dem Congreß mundgerechter gemacht zu haben, und zugleich hoffte er den alten Fritz unter seine Collegen in der Kriegsakademie abschieben zu können.

Mr. Roosevelt hat aber die demokratischen Instincte seiner Landsleute zu gering eingeschätzt. Kaum war sein Plan bekannt geworden, da brachte auch schon ein Mitglied des Congresses einen Gesetzentwurf ein, dem zufolge die Regierung der Vereinigten Staaten weder die Statue eines Monarchen annehmen, noch solche aufstellen darf. Mit der Monarchisirung Amerikas scheint es demnach noch gute Weile zu haben, und der alte Fritz wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Reise nach der großen Republik nicht antreten.

Was lehrt uns nun dieser Fall? Ist die entschiedene Ablehnung des kaiserlichen Geschenkes als ein Ausfluß demokratischer Gesinnung und als eine Kundgebung gegen den Heroencultus überhaupt anzusehen? Es muß schlecht um ein Staatswesen stehen, dessen Bürger sich durch ein simples Denkmal in ihrer staatlichen Existenz bedroht fühlen. Bei uns ist die Denkmalfurcht leider schon eine epidemische Erscheinung geworden. Ich erinnere nur an das elend verkrachte Denkmal für die Märzgefallenen, das von dem „stolzen Zeichen, das weithin in die Lande ragen sollte", zu einer bescheidenen Kirchhofspforte zusammengeschrumpft ist. Lange Zeit hat das Heine-Denkmal die Oeffentlichkeit beschäftigt, als handele es sich um eine Lebensfrage der Nation. Schließlich wurde das Denkmal des ungerathenen Lieblings der Musen nach Amerika abgeschoben, aber auch in der freien Republik wurde der unerquickliche Streit mit derselben Vehemenz weitergeführt. Schließlich fand das Monument Unterkunft in einem öffentlichen Park Brooklyns, wo es dann später von bübischer Hand stark beschädigt wurde. Amerika ist eine getreue Schülerin ihrer großen Lehrmeisterin Europa. Wir sehen, daß die Engherzigkeit und das Angstgefühl vor allen möglichen und unmöglichen Eventualitäten sich von Continent zu Continent ausbreitet.

Bei der Beurtheilung der gegenwärtigen „brennenden" Denkmalfrage müssen wir indessen noch ein anderes Moment berücksichtigen, wodurch uns überhaupt erst die Haltung der amerikanischen Presse und der officiellen Körperschaften psychologisch verständlich wird. Es ist dies der wahnwitzige Concurrenzneid Amerikas, das seine eigenen Heroen haben will. Wenn es nach der Ansicht gewisser amerikanischer Heißsporne ginge, dann datirte die Geschichte der Cultur erst von der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten an. Es giebt in Europa kaum eine Classe, die von ihrer Wichtigkeit stärker durchdrungen wäre und ängstlicher über ihre Stellung und Standesrechte wacht, als die „upper ten" in Amerika. Wer sie an Ort und Stelle in ihren Lebensgewohnheiten kennen gelernt hat, in ihrer völligen Abgeschlossenheit von der profanen, d. h. nichtbesitzenden Welt, in ihrer Vornehmthuerei, die sie dem ausgemergelten Adel Frankreichs abgelauscht hat, der wird mit Wilhelm Raabe dahin übereinstimmen, daß Amerika die Monarchie, und zwar die Monarchie des ancien régime gut vorbereite. Ich bin überzeugt, daß die Astor's, Walldorf's, Vanderbilt's, Gould's u. A. für eine Fürstenkrone, vielleicht auch schon für eine Grafenkrone alle Freiheiten Amerikas verschachern würden — ihre Töchter verschachern sie ohnehin schon an jeden beliebigen französischen und englischen Aristokraten, dem eine Neugalvanisirung seines Wappenschildes bitter Noth thut. Bei geringem Angebot auf dem Heirathsmarkt nehmen die amerikanischen Milliardäre sogar mit einem deutschen Adligen oder verflossenen Potentaten als Schwiegersohn vorlieb. Es besteht nämlich zwischen Deutschthum und Amerikanerthum ein eingewurzelter Antagonismus, der wohl bis auf die Zeit des Unabhängigkeitskrieges zurückzuführen ist, als deutsche Landesväter ihre Landeskinder gegen baare Münze an England abtraten.

Es liegt auf der Hand, daß die herrschende Classe Amerikas dem Umsichgreifen fremdländischer und namentlich deutscher Tendenzen mit aller Energie entgegenarbeiten muß,

Digitized by Google

um nicht im eigenen Lande von fremden Potentaten bei Seite geschoben zu werden. Es ist charakteristisch für amerikanische Verhältnisse, daß gerade die besitzende Classe, die mit dem Adel Europas vervettert und verschwägert ist, sich bei jeder Gelegenheit als Anwalt der republikanischen Freiheit aufwirft. Sie scheint den Zeitpunkt für die Proclamirung der Geldsack-Monarchie, da ein Gould oder Vanderbilt den Thron Amerikas besteigen wird, noch nicht für geeignet zu halten, daher erheuchelt sie einstweilen noch republikanisches Loyalitätsgefühl. Im Stillen arbeitet sie aber unaufhörlich an ihrem Lieblingsplan. Es giebt in Amerika schon einen „Gotha", bevor sich eine Aristokratie de facto herausentwickelt hat. So figuriren in New York die berühmten „four hundreds" auf der Liste der Edelsten der Nation. Auch die Fragen der Etiquette sind in diesem illustren Kreise so gut festgelegt, wie nur an einem europäischen Fürstenhof. Und das gute Volk blickt auf seine heimlichen Fürsten, Grafen und Freiherren mit derselben Ehrfurcht empor wie überall. Es macht auch zwischen fremdländischen und eingeborenen Grandseigneurs kaum einen Unterschied. Mr. Roosevelt hat es durchaus richtig taxirt, als er sagte, daß es sich durch das kaiserliche Geschenk sehr geehrt fühle, mag es auch in seiner compacten Majorität Nichts oder nur herzlich Wenig vom alten Fritz wissen. Es hat auch bei anderer Gelegenheit starke Proben seiner Begeisterungsfähigkeit für den Heroen- und Monarchencultus gegeben. Als gelegentlich der Columbischen Weltausstellung die spanische Prinzessin Eulalia Amerika besuchte, waren das Volk und die Presse ob dieser höchst schmeichelhaften Auszeichnung aus Rand und Band gerathen. Ihr zu Ehren wurden sogar Paraden mit allem europäischen Zubehör, als da sind: Straßenabsperrungen, Spalierbilden und Hurrahgeschrei abgehalten. Man kann nicht gerade behaupten, daß dies ein specifisch demokratischer Brauch sei. Wenn man den Zeitungsberichten Glauben schenken darf, sollen die Herren Yankees auch beim Besuch des Prinzen Heinrich ganz Erkleckliches im „hip hip hurrah"-Schreien geleistet haben.

Volk bleibt eben Volk. Es kann weder in der Monarchie, noch in der Republik den Heroencultus ganz entbehren, ebenso wenig wie das Kind sein Spielzeug und der Wilde seinen Kriegsschmuck. Ich habe Gelegenheit gehabt, die „shows" (Schaustellungen und Umzüge) auf der Weltausstellung in Chicago an mir vorüberfluthen zu lassen. Es war ein reichhaltig Programm, täglich ein neues Bild, jede Nation und jedes Nationchen wurde dort durch einen ostentativen Umzug mit Blechmusik und Feuerwerk gefeiert, das brachte schon das internationale Ausstellungsgeschäft so mit sich. Seitdem hat die amerikanische Demokratie einen komischen Beigeschmack für mich mit einer Nuance in's Operettenhafte. Hüben wie drüben wird die öffentliche Meinung von der Presse und der sie beherrschenden Clique gemacht. So hätte auch in unserem Fall das Volk über die erste Aeußerung des Präsidenten Roosevelt dankend quittirt, wäre ihm nicht unmittelbar darauf von der Presse eine Rüge ertheilt worden wegen seines höflichen, aber undemokratischen Gebahrens einem Fürsten gegenüber. Dem Volk wäre der alte Fritz wie so viele andere Heroen des Auslandes, die in Amerika ein Denkmal erhalten haben, schon recht gewesen. Man muß die Gräberfelder am Potomac, Gettysburg, Richmond u. A. gesehen haben, um den rechten Begriff von dem amerikanischen Heroencultus zu bekommen. Gegen diese Massenanhäufung von soldatischen Denkmälern verschwindet selbst unsere Ahnengallerie mit allen anliegenden Monumenten.

Alle diese Umstände weisen auf eine schnelle Entdemokratisirung Amerikas hin. Man braucht dabei noch nicht einmal die wahnwitzigen Expansionsgelüste der amerikanischen Jingos und ihr despotisches Regiment auf den Philippinen, wo sie Nichts zu suchen haben, in Erwägung ziehen. Der Heroencultus ist der beste Bundesgenosse der Dynastie Vanderbilt oder Gould — sollte man es nicht nach dem Beispiel einiger Länder Europas vorziehen, den Bedarf aus einer altbewährten Monarchie zu decken, sobald die Thronfrage „brennend" geworden ist. — Die Denkmalaffaire des alten Fritz hat die merkwürdigsten Ideenassociationen in mir erweckt, die ich aber aus naheliegenden Gründen nicht weiter spinnen will. Manchmal kommt es mir so vor, als läge der diplomatischen Action des Kaisers, die mit der Prinzenreise einsetzte und mit dem kaiserlichen Geschenk ihren vorläufigen Abschluß erhielt, ein Plan zu Grunde, dessen Bedeutung der nichtzünftige Politiker nicht zu erfassen vermag.

Fatal bleibt aber die Sache mit dem refüsirten Geschenk doch.

Zur Europareise des Schahs von Persien.

Von Dr. J. Wiese (Berlin).

Wenn man sich des stillen, erbitterten Kampfes erinnert, den seit einigen Jahren die beiden in Persien rivalisirenden Mächte, England und Rußland, um die maßgebende Stellung bei Mussafer-Eddin führen, und sich die in militärischer wie wirthschaftlicher Beziehung hohe Bedeutung des Reiches des Schahs für die russische und englische Politik vergegenwärtigt, so wird man die Rundreise des Schahs mindestens als eine bemerkenswerthe Etappe in dem gewaltigen Processe betrachten dürfen, der Asien immer mehr den Völkern Europas zur Ausbeutung erschließt.

Englands Beziehungen zu Persien sind weit älter als diejenigen Rußlands, denn sie reichen bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, um welche Zeit die englische „Moscowy Company" über Rußland und das Kaspische Meer eine Handelsverbindung zwischen England und Persien herstellte, die bis Ende des 16. Jahrhunderts dauerte, wonach sie für längere Zeit aufhörte. Schon damals hatten die Engländer begonnen, auf dem Seewege bis nach Persien zu gehen, das dann bei Reisen nach Indien eine Zwischenstation wurde, und mit dem indischen Handel entwickelte sich auch der persische. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begannen die Russen ebenfalls Verbindungen mit Persien einzuleiten, obgleich diese erst unter Peter dem Großen von einiger Bedeutung wurden. Ein im folgenden Jahrhundert unternommener Versuch der Engländer, den Handel mit Persien über Rußland und das Kaspische Meer von Neuem zu beleben, mißglückte, weil dieser Handel nun von den Russen selbst betrieben wurde, und im November 1746 erschien zudem ein Ukas der Kaiserin Elisabeth, der den englischen Handel auf dem Kaspischen Meer gänzlich untersagte. Seitdem ist in dem ununterbrochenen, in den letzten Jahren mit zunehmender Energie betriebenen Ringen um den Einfluß und die Handelsherrschaft in Persien Rußlands Stellung immer stärker geworden, und es hat in wirksamer Weise seinen Einfluß zur Geltung gebracht, um seinen geheimen Wunsch, auf dem Wege über Persien den Indischen Ocean zu erreichen, endlich verwirklichen zu können.

Es war ein überaus geschickter Schachzug der Diplomatie Alexanders III., als sie im Jahre 1886 den Eisenbahnvertrag mit Persien durchsetzte. Damals hatte England geschlafen, und als es von der Thatsache überrascht wurde, war es klug genug, zu schweigen und seinen Ingrimm zu verbergen. Dieser Vertrag, nach dem bis Ende 1900 keine andere Macht als Rußland das Recht haben sollte, in Persien Eisenbahnen zu bauen, wurde im Herbste 1899 auf eine Reihe von Jahren verlängert. Vor kurzem ist nun die Schienenlegung auf der Linie Alexandropol-Eriwan vollendet und damit der erste Schritt nach Süden gethan. Eriwan bietet vermöge seiner Lage nahe der Grenze einen geeigneten Aus-

Digitized by Google

gangspunkt zum Einmarsch in das Reich des Schahs. Vor Allem aber wird die neue Bahn den zarischen Diplomaten die Möglichkeit gewähren, den Weiterbau nach Süden energisch in die Hand zu nehmen und eine engere Verbindung mit Persien herzustellen. Thatsächlich ist denn auch kürzlich den Russen von der persischen Regierung der Bau einer Linie von Eriwan nach Täbris gestattet worden. Aber dabei ist man nicht stehen geblieben. Es war der Wunsch des Zarenreiches, gleichzeitig aus dem Kaukasus und aus Mittelasien in das Reich des Schahs einzudringen; man wünschte auch die Fortführung der mittelasiatischen Eisenbahn von Asbahad in das östliche Persien. Das ist der zarischen Diplomatie nunmehr ebenfalls gelungen. Asbahad wird nächstens mit Mecheb durch den Schienenstrang verbunden sein. Auf diese Weise kann Rußland seine Truppen, falls erforderlich, vom Kaukasus und mittelst der mittelasiatischen Eisenbahn nach Persien werfen und dieses von zwei Seiten umklammern. Natürlich dürfen diese Strecken nicht als abgeschlossene Linie betrachtet werden; eine Fortsetzung bis Teheran ist längst in Aussicht genommen und die Verwirklichung dieses Planes nur eine Frage von kurzer Zeitdauer, vorausgesetzt natürlich, daß man an der Newa das nöthige Geld flüssig machen kann. Als Endpunkt der ganzen Linie ist der an der Südküste Persiens der Insel Ormus gegenüber belegene Hafen Bender Abbas gedacht, und die „Birsch. Wjedan" spricht ganz offenherzig aus, was für ein Geschenk das Herz des weißen Zaren erfreuen könnte: „Rußland kann von diesem Lande, welches aus der Freundschaft mit Rußland bereits nicht wenig Nutzen zieht, nur eines erwarten: einen Hafen am persischen Meerbusen, den es als freien Ausgangspunkt zum Ocean braucht. Wenn China nach der energischen Intervention während der Friedensverhandlungen mit Japan und nach der financiellen Unterstützung, die ihm Rußland zu Theil werden ließ, darauf einging, uns Port Arthur pachtweise abzutreten, so hat man noch weniger Grund zu bezweifeln, daß Persien darauf eingehen werde, uns Bender-Abbas oder einen anderen passenden Hafen am persischen Meerbusen auf die eine oder andere Weise abzutreten. Ein Schienenweg, der bei Asbahad anfinge, ganz Persien durchschnitte und in Bender-Abbas seinen Endpunkt fände, wäre gleichzeitig die natürliche Frucht der welthistorischen Ideen, welche die große sibirische Bahn in's Leben gerufen haben, und die Garantie der wirthschaftlichen Wiedergeburt und Blüthe Persiens."

Beide Eisenbahnbauten sind nicht nur in strategischer, sondern auch in wirthschaftlicher Hinsicht von großer Bedeutung. Täbris ist das wirkliche commercielle und industrielle Centrum Westpersiens, die bevölkertste Stadt Irans. Sie liegt in der Provinz Asserbeidschen, die zu den reichsten und fruchtbarsten Gebieten Persiens gehört. Die Umgebung des Urania-Sees ist eine förmliche Kornkammer der Gegend. Seit Kurzem besteht dort ein Depot russischer Waaren, und die günstige Lage dieser großen Stadt trägt dazu bei, daß die Nachfrage dort beständig wächst. In der persischen Hauptstadt haben sich kürzlich mehrere russische Tuchfabriken zusammengethan und dort ein Waarenlager eröffnet, das seit dem Mai vorigen Jahres besteht. Die erste Sendung war im Juli bereits völlig ausverkauft. Das Lager russischer Manufakturwaaren in Mesched versorgt die Märkte von Chorassan mit Waaren. Die letztgenannte Stadt haben die Russen mit Askabad durch eine unter hohen Kosten angelegte Chaussee verbunden. Die Fortschritte, die sie dabei machten, ersieht man namentlich aus dem Umsatz, den die Askabader Zweigstelle der Reichsbank zu verzeichnen hat. Im ersten Jahr ihres Bestehens erreichte ihr Umsatz 18,5 Millionen, aber im Jahre 1897 war dieser Betrag bereits auf 32,5 Millionen gestiegen. Nach dem Handelsberichte von Mesched aus dem Jahre 1897 hatte sich ferner die russische Einfuhr in kurzer Zeit um 56 Procent erhöht, die englische dagegen war um 71 Procent gefallen.

Von großer Tragweite ist das russische-persische Finanzabkommen. Diese Anleihe hätte sich England nimmermehr entgehen lassen dürfen. Die Geldschwierigkeiten des Landes waren ihm bekannt, und es war klar, daß sich der Schah nur an eine der beiden Mächte um Hülfe wenden konnte, denen daran liegen mußte, sich für Geld Einfluß zu erwerben. Auch hier hat Rußland, zur Zeit selbst in keineswegs glänzender Finanzlage, den Vorsprung gewonnen und große Vortheile für seinen Handel erzielt. Persien befindet sich nunmehr auf unabsehbare Zeit in der finanziellen Gewalt Rußlands.

Mit Genugthuung verzeichnete vor wenigen Tagen der russisch-officielle „Wjestnik Finanssow" die Thatsache, daß der russische Handel in Nordpersien eine überraschende Rolle erlangt habe. Im Süden und namentlich in den Häfen des Persischen Meerbusens hätten russische Waaren nicht dieselbe Verbreitung; denn zu Lande kann man mit russischen Waaren nicht so weit gelangen. Der Artikel schildert dann ausführlich das bekannte Unternehmen, einen directen Dampferverkehr zwischen Odessa und den Häfen des Persischen Meerbusens herzustellen. Im Jahre 1901 führte der „Kornilow" zwei derartige Reisen aus. Für 1902 sind vier vorgesehen. Die finanziellen Resultate dieser Unternehmung sind aber recht geringfügig. Auch hat die russische Industrie noch wenig Vertrauen zu ihrer Fortsetzung. Trotzdem glaubt der Artikel des russischen Blattes feststellen zu können, daß die russischen Waaren den Bedürfnissen der südpersischen Häfen entsprechen und daß russische Kaufleute jetzt geneigter seien, ständige Waarenlager in den wichtigsten dieser Plätze anzulegen.

Vorläufig beherrschen die Engländer trotz aller Anstrengungen von russischer Seite wirthschaftlich nach wie vor den Süden und Südosten Persiens. Neuerdings hat die englische Politik es sehr geschickt versucht, den nur langsamen culturellen Fortschritten Rußlands in Persien den Rang abzulaufen. Die Eröffnung des Karawanenweges von der Nordgrenze Beludschistans aus nach Kirman im Innern Persiens hat nicht nur neue Absatzgebiete für die wirthschaftlichen Erträgnisse in unmittelbarster Nähe der Handelsstraße für die beiden Reiche geschaffen, sondern auch einen Anschluß an die Schienennetze Indiens von Quetta aus hergestellt, wodurch sich der englischen Industrie ganz neue Wege nach den Grenzen Centralasiens eröffneten und gleichzeitig dem persischen Handel und Gewerbe bisher unbekannte Gebiete des Erwerbslebens bekannt und zugänglich gemacht wurden. Daß die Engländer auf diese Weise und durch die kaufmännische Gewandtheit und Erfahrung, die sie von jeher ausgezeichnet hat, in Persien einen nicht unwesentlichen Erfolg und an maßgebenden Stellen auch einen gewissen Einfluß erlangt haben, kann nicht überraschen und findet seine Bestätigung in dem großen Umsatz der Waaren, die der britische Handel seit Eröffnung des genannten Karawanenweges gefunden hat und der bereits die doppelte Höhe früherer Jahre überschritten haben soll.

Natürlich werden es sich die Engländer bei etwaigen Verhandlungen mit Mussafer-Eddin, der nach London früher kommt als nach Petersburg, angelegen sein lassen, die Sicherung Südpersiens für den englischen Handel in den Vordergrund zu stellen. Aber Angesichts des Eisenbahnmonopols Rußlands für das ganze Reich und bei ihrer financiellen Abhängigkeit von Rußland müssen etwaige Zugeständnisse des Schahs sich naturgemäß in engen Grenzen halten. Das weiß man in Petersburg sehr wohl, sonst würde man sich dort nicht zufrieden damit gegeben haben, daß der Schah diesmal am Petersburger Hofe zuletzt seine Aufwartung macht.

Mit Rücksicht auf den Besuch des Schahs in Berlin dürfte auch die Frage, welche Aussichten sich dem Handel Deutschlands, der in Persien ungemein schwach vertreten ist, dort bieten. Kenner der Verhältnisse behaupten, daß noch

Digitized by Google

ein reiches Feld für unsere deutschen Kaufleute, besonders im Import, offen liege, wenn nur das nöthige Capital da ist und ein wenig Verständniß für das Orientgeschäft. Auf dem Wege über Batum unter Benutzung des russischen Schienenweges mit dem russischen Handel in Wettbewerb treten zu wollen, ist aussichtslos. Die russischen Transitzölle sind ebenso hoch wie die persischen Eingangszölle. Dieser Umstand schließt jeden erfolgreichen Wettbewerb aus. Wohl aber bieten sich Aussichten für den deutschen Handel auf dem Wege von Trapezunt über Erzerum nach Täbris. Heute muß sich der deutsche Handel der Zwischenhändler in Konstantinopel bedienen. Diese auszuschalten, muß die erste Aufgabe des deutschen Handels sein, wenn er gewinnreich sein soll. Ein zweiter Zugang für den deutschen Handel bietet sich im Süden von Buschir im Persischen Golf. Bis vor $1^1/_2$ Jahren hatte England dort seit zwei Jahrhunderten ein Monopol ausgeübt, das die oben berührten Reisen des Dampfers „Kornilow" durchbrochen hat. Damit ist für Deutschland die Gelegenheit gegeben, Seite an Seite mit Rußland sich seinen Antheil am Handel am Persischen Golf zu sichern. Und dieser Handel ist nicht gering — allein über Buschir beträgt er 30 Millionen jährlich. Welche Aussichten später die Bagdadbahn eröffnet, wird von der weiteren politischen Entwickelung der Dinge am Persischen Golf abhängen.

Josephine und Bonaparte.

Von Paul Deschanel, Ex-Präsident der französischen Deputirtenkammer.
Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

I.

Man hat viel darüber gestritten, ob Napoleon Herz besaß, und in welchem Grade er gefühlvoll war oder sein konnte. Bekannt sind die Verse Lamartine's:

„Rien d'humain ne battait sous son épaisse armure.
Sans haine et sans amour, tu vivais pour penser.
Comme un aigle regnant dans un ciel solitaire,
Tu n'avais qu'un regard pour mesurer la terre
Et des serres pour l'embrasser."

Frau von Rémusat hat in ihren Memoiren denselben Gedanken ausgesprochen: „Ich müßte eigentlich von Bonaparte's Herzen sprechen: doch wenn man glauben könnte, daß ein uns sonst in jedem anderen Punkte ähnliches Wesen diesen Theil unseres Organismus, der uns das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden verleiht, nicht besitzt, so würde ich sagen, sein Herz wäre im Augenblick seiner Geburt vergessen worden, oder er hat es vollständig zerdrückt. Er hat sich selbst stets zu viel Lärm vorgemacht, um sich je von irgend einem liebevollen Gefühl, welcher Art es auch sein mochte, aufhalten zu lassen. Er weiß sonst nichts von den Banden des Blutes und den Rechten der Natur."

Ein Diplomat, der über „die Frauen in Versailles und die Frauen in den Tuilerien" mehrere lesenswerthe Bücher geschrieben, protestirt gegen diese Urtheile, die er übertrieben findet und antwortet darauf mit den flammenden Briefen Bonaparte's an Josephine. Er geht sogar so weit, daß er sich zu der Ansicht des Herzogs von Ragusa bekennt:

„Die Natur hatte ihm ein dankbares und wohlwollendes, ich möchte sogar sagen, ein gefühlvolles Herz geschenkt."

Man muß sich darüber klar werden. Daß Bonaparte zuerst in seine Frau verliebt und sogar eifersüchtig bis zum Wahnsinn war, ist ganz unbestreitbar; doch kam diese Liebe aus dem Herzen oder aus dem Kopf? Sind die Worte „zärtlich" und „gefühlvoll" geeignet, um diese Aufwallungen und diese Wuthanfälle zu bezeichnen? War da nicht eher die Einbildung mit im Spiel? Und war es nicht so bei fast allen Männern, deren Hirn herrscht und die ganze Lebenskraft an sich reißt — Dichtern, Künstlern, Philosophen und Mathematikern? Von diesem Gesichtspunkt aus ähneln sich die Liebesabenteuer eines Spinoza, eines Goethe und eines Bonaparte, und der Moralist liest mit gleichem Behagen die wunderbare Eifersuchtstheorie im dritten Buch der „Ethik", einzelne Gespräche mit Eckermann, und die aus Tortona und Marmirolo datirten Briefe.

Der scrupellose ehrgeizige Jüngling, der die um sieben Jahre ältere Geliebte Barras' heirathete und ihr seine schnelle Beförderung und seine glänzende Stellung verdankte, besitzt nur ein einziges Mittel, das zu verschleiern und sich vor ihr (und vielleicht in seinen eigenen Augen) zu erheben. Er muß den Schein erwecken, als habe er nur einer unwiderstehlichen Leidenschaft, einem sieghaften Zauber, der Magie dieser bestrickenden Kreolin nachgegeben. Nun versucht er, sich für seine Rolle zu begeistern und sich wie auch Anderen einzureden, er sei der Saint-Preux dieser neuen Heloise. Er holt aus seinem Gedächtniß die übertriebensten, geziertesten Phrasen; er versucht, Rousseau zu copiren, copirt aber nur Restif de la Bretonne. Sie, die in der Literatur nicht sehr bedeutend ist, nimmt das alles für echte Leidenschaft, — und er nimmt es vielleicht schließlich auf dafür.

Wahr ist es, daß er ihre Leichtfertigkeit fürchtet, und sich sagt, sie könne ihn während seiner Abwesenheit in eine lächerliche Lage bringen; darum ruft er sie zurück. Dann macht sich auch schließlich eine gewisse physische Eifersucht nach orientalischer Art bei ihm geltend; und im Grunde jene unerklärliche Angst, die uns erfaßt, wenn die Frau, die wir besitzen, selbst ohne sie zu lieben, und für deren Herrn und Gebieter wir uns halten, sich im Verlangen nach einem Anderen zu gefallen scheint.

Er heirathet Josephine am 9. März 1796 (er zählt 26, sie 33 Jahre). Achtundvierzig Stunden später reist er zur italienischen Armee ab. Jede Etappe, jeder Aufenthalt ist durch einen Brief markirt.

Von Chancereux schreibt er am vierzehnten:

„Jeder Augenblick entfernt mich von Dir, anbetungswürdige Freundin, und jeden Augenblick finde ich weniger Kraft, um diese Trennung von Dir zu ertragen. Du bist der beständige Gegenstand meines Denkens; meine Einbildung erschöpft sich in der Vorstellung, was Du thust. Wenn ich Dich traurig sehe, bricht mir's Herz, und mein Schmerz wächst. Wenn Du mit Deinen Freunden heiter und lustig bist, mache ich Dir Vorwürfe, die schmerzliche Trennung von drei Tagen so bald vergessen zu haben. Möge mein Genius, der mich stets in den größten Gefahren beschützt hat, Dich umschweben, Dich bedecken, und ich will dafür jede Wehr von mir werfen . . ."

Am Abend des ersten Kampfes, am 3. April, schreibt er von Port Maurice aus:

„Meine einzige Josephine, fern von Dir ist die Welt eine Wüste, in der ich allein bin . . . Du hast mir mehr als meine Seele genommen. Du bist der einzige Gedanke meines Lebens; wenn ich der ärgerlichen Geschöpfe überdrüssig bin, wenn die Menschen mich anwidern, wenn ich im Begriff stehe, das Leben zu verfluchen, dann lege ich die Hand auf's Herz: darin schlägt Dein Bild; ich sehe es an, die Liebe ist für mich das absolute Glück . . . Mit welchen Künsten hast Du alle meine Fähigkeiten in Beschlag zu legen und mein moralisches Dasein auf Dich zu beschränken gewußt? Für Josephine leben! Das ist die Geschichte meines Lebens! . . ."

Bald folgt dem Enthusiasmus die Schwermuth:

„Sterben, ohne von Dir geliebt zu werden, das ist Höllenqual, das ist das leibhafte und lebenswahre Bild der absoluten Vernichtung. Mir ist's, als müßte ich ersticken. Meine einzige Gefährtin, die das Schicksal ausersehen, um die mühselige Lebensreise mit mir zusammen zu machen, an

Digitized by Google

dem Tage, wo ich Dein Herz nicht mehr besitze, wird die Natur alle Wärme und Pracht für mich verlieren . . ."

Bonaparte bleibt am 12. bei Montenotte, am 14. in Millesimo, am 22. in Mondovi Sieger. Am 26. fleht er seine Frau an, zu ihm zu kommen.

„Tage lang hast Du mir nicht geschrieben. Was treibst Du denn? Nicht wahr, Du wirst kommen? Du wirst hier bei mir sein, an meinem Herzen, in meinen Armen? Nimm Flügel, komm . . . komm!"

Doch die Kokette fühlt sich wohl in Paris. Sie bedankt sich dafür, die Gesellschaft, in der sie glänzt, die wieder beginnenden Vergnügungen zu verlassen und den Anstrengungen einer langen Reise zu trotzen. Bonaparte ist als Triumphator in Mailand eingezogen; die Stadt lebt im Festesjubel; Josephine kommt nicht, antwortet nicht; was thut sie? Vielleicht liebt sie einen Anderen? Er spricht oft zu seinen Waffengefährten darüber „mit dem Eifer, der Mittheilsamkeit und Illusion eines sehr jungen Mannes". Er läßt sich in ihrem Beisein zu Eifersuchtsanfällen, zu Zornesanwandlungen und auch zu abergläubischen Befürchtungen hinreißen, die sich mit seiner korsischen Abstammung erklären lassen. Marmont erzählt, daß eines Tages das Glas von Josephine's Porträt in den Händen des Generals zerbrach; er wurde blaß und sagte: „Marmont, meine Frau ist krank oder untreu!"

II.

In Wahrheit verstand die schläfrige Kreolin diese aufbrausende Natur gar nicht; sie war über seine Leidenschaft mehr erstaunt, als entzückt. Sie war fascinirt, verwirrt, liebte ihn aber nicht und fand es angenehmer, in Paris ihr neues Glück zu genießen, als es mit ihm zusammen zu erobern.

„Ich höre sie noch," erzählt der Dichter Arnault, wie sie eine Stelle eines Briefes las, in dem ihr Mann ihr schrieb: „Wenn es doch wahr wäre! Fürchte den Dolch Othellos!" — Ich höre noch, wie sie lächelnd in ihrem kreolischen Accent sagte: „Ist dieser Bonaparte komisch!"

Selten schließt sich ein genialer Mann an eine geistig bedeutende Frau an; Talleyrand bietet uns zu derselben Zeit ein ähnliches Beispiel. Die kreolische oder indische Nonchalance bildete für diese stets arbeitenden Intelligenzen einen Ruhepunkt. Wenn die Analogie der Neigungen wirklich eine Bedingung für die Dauerhaftigkeit der Liebe ist, so scheint die Ungleichheit der Geister und die Verschiedenheit der Charaktere zu ihrer Entstehung beizutragen. Doch das Mißverhältniß, das die Liebe erzeugt, tödtet sie auch. Man zieht sich an und liebt sich mehr in Folge der Contraste, als der Aehnlichkeiten, die Einer mit der Andern hat. Napoleon erinnerte sich später der Stürme seiner Jugend, und vielleicht lieferten diese Erinnerungen seinem Ehrgeiz die nöthigen Gründe, als er die einzige Frau verstoßen mußte, die er zu lieben geglaubt. Man denke sich den Napoleon von 1809, wenn man diesen Brief vom 15. Juni 1796 liest:

„Mein Leben ist eine beständige Qual. Eine düstere Ahnung raubt mir den Athem. Ich lebe nicht mehr, ich habe mehr als das Leben, mehr als das Glück, mehr als die Ruhe verloren . . . Ich sende Dir einen Courier; er wird nur vier Stunden in Paris bleiben und mir dann Deine Antwort bringen. Schreibe mir zehn Seiten; das allein kann mich ein wenig trösten . . . Die Liebe, die Du mir eingeflößt, hat mir den Verstand geraubt; ich werde ihn nie wieder finden. Man wird von solchen Leiden nicht mehr gesund . . . Ich würde mich darauf beschränken, Dich zu sehen, Dich zwei Stunden an mein Herz zu drücken und mit Dir zusammen zu sterben. Ohne Appetit, ohne Schlummer, ohne Interesse für die Freundschaft, für den Ruhm, für das Vaterland, sehe ich nur Dich; und der Rest der Welt existirt für mich nicht mehr, als wenn er vollends vernichtet wäre. Ich hänge an der Ehre, weil Du daran hängst, am Siege, weil es Dir Vergnügen macht, sonst hätte ich Alles verlassen, um mich Dir zu Füßen zu werfen . . . Sage mir ja, daß Du davon überzeugt bist, daß ich Dich über Alles liebe, was sich nur denken läßt; daß Du genau weißt, daß alle meine Augenblicke Dir geweiht sind; daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, an ein anderes Weib zu denken; daß sie in meinen Augen alle anmuthslos, häßlich und geistlos sind, daß nur Du, wie ich Dich vor mir sehe, wie Du bist, mir gefallen und alle Fähigkeiten meiner Seele in Anspruch nehmen konntest; daß mein Herz keine Falte enthält, die Du nicht kennst, keine Gedanken, die nicht Dir untergeordnet sind; daß meine Kräfte, meine Arme, mein Geist, alles Dir gehört; daß meine Seele in Deinem Körper lebt; und daß der Tag, an dem Du Dich veränderst oder zu leben aufhörst, mein Todestag sein wird; daß die Natur, die Erde in meinen Augen nur schön ist, weil Du sie bewohnst. Wenn Du das Alles nicht glaubst, so betrübst Du mich und liebst mich nicht . . . Du weißt, daß ich nie einen Geliebten bei Dir sehen und noch weniger einen dulden würde . . . Ihn sehen und ihm das Herz ausreißen, wäre für mich dasselbe — und wenn ich dann an Deine geheiligte Person Hand anlegen könnte . . . nein, das würde ich niemals wagen, doch ich würde ein Leben verlassen, in dem Alles, was an Tugend existirt, mich betrogen hat . . ."

Josephine entschließt sich endlich, sehr mit Bedauern und unter Thränen, Paris zu verlassen und zu ihrem Manne zu eilen. Der Geliebte giebt seiner Maitresse zwischen zwei Schlachten Rendezvous, und die leidenschaftlichen Erklärungen mischen sich mit den Siegesbulletins.

„Wir haben gestern Mantua angegriffen . . . Die ganze Nacht über hat diese elende Stadt gebrannt. Wir eröffnen die Laufgräben heute Nacht . . . Ich will morgen nach Castiglione . . . Ich habe einen Courier aus Paris empfangen; er hatte auch zwei Briefe für Dich. Ich habe sie gelesen. Obwohl diese Handlung mir ganz einfach erscheint, und Du mir neulich die Erlaubniß dazu gegeben hast, fürchte ich, Du könntest Dich darüber ärgern, und das betrübt mich sehr . . . Ich hätte sie am liebsten wieder zugesiegelt. Pfui! Das wäre eine Schmach . . . Ich schwöre Dir, es geschieht nicht aus Eifersucht . . . Ich wünschte, Du gäbest mir volle Erlaubniß, Deine Briefe zu lesen; dann gäbe es weder Gewissensbisse, noch Befürchtungen . . . Tausend Küsse, ebenso glühend wie mein Herz, ebenso rein wie Du. Ich lasse den Courier rufen; er sagt mir, er wäre zu Dir mit heran gegangen; und Du hast ihm gesagt, Du hättest ihm nichts zu bestellen. Pfui! Du böse, häßliche, grausame Tyrannin, Du hübsches, kleines Ungeheuer! Du spottest meiner Drohungen und lachst über meine Dummheiten; ach, Du weißt wohl, wenn ich Dich in mein Herz einschließen könnte, ich würde Dich darin einsperren!" (19. Juli.)

Der letzte Satz erinnert an einige Jugendsonette Shakespeare's.

Wer würde in diesem Liebhaber den schrecklichen Weltbeherrscher erkennen, vor dessen Zorn die Welt bebte? Man sieht ihn aber trotzdem, selbst in der Liebe zum Durchbruch kommen, als Josephine, von einem feindlichen Trupp aufgehalten, Angst bekommt und in Thränen ausbricht: „Wurmser," ruft Bonaparte, „soll mir die Thränen, die er Dir entlockt, theuer bezahlen!"

Weiß man, in welcher Geistesverfassung sich Josephine, die als Königin in Mailand eingezogen war, befand, während er bei Roverodo siegt, Wurmser in den Schluchten der Brenta verfolgt, und die Schlacht bei Bassano gewinnt?

„Herr von Serbelloni wird Ihnen erzählen," schreibt sie an ihre Tante Frau von Renaudin (die den Marquis de Beauharnais geheirathet hatte), „wie ich in Italien empfangen und überall, wo ich durchkam, gefeiert worden bin. Alle italienischen Fürsten veranstalten mir zu Ehren Feste, selbst der Großherzog von Toscana, der Bruder des Kaisers. Nun,

Digitized by Google

und doch lebe ich lieber als einfache Privatperson in Paris . . . Ich langweile mich sehr . . ."

Man sieht, Cäsars Frau hatte wenig vom Cäsar! Auch in ihren Briefen an Bonaparte kommt diese Langeweile zum Ausdruck:

„Deine Briefe," schreibt er ihr, „sind alt wie fünfzig Jahre; sie gleichen einer fünfzehnjährigen Ehe. Man sieht darin die Freundschaft und die Gefühle dieses Lebenswinters . . . Das ist recht böse, recht schlecht, recht verrätherisch von Ihnen. Was bleibt Ihnen denn zu thun, um mich noch beklagenswerther zu machen? Mich nicht mehr zu lieben? Oh! Das ist bereits geschehen. Mich zu hassen? Nun, das wünsche ich; alles erniedrigt, bis auf den Haß, doch diese Gleichgiltigkeit mit dem Marmorpuls, dem starren Blick und eintönigen Schritt ertrage ich nicht!"

Das genügt wohl, um es begreiflich erscheinen zu lassen, daß er sich nach einem solchen Experiment vor der Liebe gehütet und sich dem Einfluß der Frauen hartnäckig entzogen hat. Die Frauen werfen den Männern oft ihre Härte vor und sind es doch oft selbst, die sie so hart gemacht haben!

III.

Frau von Rémusat hat diese Briefe aus dem ersten italienischen Feldzuge in Händen gehabt und läßt sich in ihren Memoiren folgendermaßen darüber aus: „Diese Briefe sind sehr merkwürdig; eine fast unentzifferbare Schrift, eine fehlerhafte Orthographie, ein seltsamer und verworrener Styl. Doch es herrscht ein so leidenschaftlicher Ton darin, man findet so starke Gefühle, so lebhafte und gleichzeitig so poetische Ausdrücke darin, eine so von jeder anderen Liebe verschiedene Liebe, daß es keine Frau giebt, die nicht stolz darauf wäre, solche Briefe erhalten zu haben. Sie bilden einen pikanten Gegensatz zu der eleganten und abgemessenen Anmuth der des Herrn de Beauharnais. Uebrigens welche Gelegenheit für eine Frau, sich in einer Zeit, wo die Politik die Handlungen bestimmte, als einen Beweggrund für den Triumphzug einer ganzen Armee betrachten zu können!"

Am Vorabend einer seiner größten Schlachten schrieb Bonaparte:

„Wie weit bin ich von Dir getrennt! Mir ist's als wäre ich in das tiefste Dunkel gestürzt; ich bedarf der verhängnißvollen Klarheit jener Blitze, die wir auf unsere Feinde loslassen, um aus der Dunkelheit herauszukommen, in die mich Deine Abwesenheit gestürzt hat!"

Es lebte in Napoleon ein Poet, und man könnte alle seine Handlungen mit diesem einzig dastehenden Gemisch von Einbildungskraft, Leidenschaft und Berechnung erklären. Die Träume Ossian's mit dem positiven Geist des Mathematikers und der Leidenschaftlichkeit des Corsen verquickt, das waren die heterogenen Elemente, die sich in diesem mächtigen Organismus stießen.

Trotz Josephinen's Kälte brauchte diese Liebe doch lange Zeit, ehe sie erlosch. Zwei Jahre später, während des egyptischen Feldzuges, finden wir Bonaparte noch immer von Leidenschaft entflammt. Er denkt an Josephine, er sieht sie im Luxembourg, auf Barras' Festen, von Huldigungen umgeben. Eines Tages wandelt er bei den Springbrunnen von Messudiah vor El-Arish allein mit Junot; sein gewöhnlich sehr blasses Gesicht wird grün; seine Augen blicken starr. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung mit Junot verläßt er ihn und geht zu Bourrienne.

„Sie sind mir nicht ergeben," sagt er in heftigem Tone zu ihm . . . „Oh! die Weiber! . . . Josephine! . . . Wenn Sie mir ergeben wären, hätten Sie mich von Allem unterrichtet, was ich eben von Junot erfahren. Das ist ein wahrer Freund! . . . Josephine! . . . Ich bin sechshundert Meilen entfernt! . . . Sie mußten es mir sagen! . . . Josephine! Mich so zu betrügen! Wehe ihnen! Ich werde diese Rasse von Gecken und Blondköpfen ausrotten . . . Und was sie betrifft — die Scheidung! Ja, die Scheidung! Eine öffentliche, Aufsehen erregende Scheidung! Ich muß schreiben! Ich weiß Alles! . . . Das ist Ihre Schuld! . . . Sie mußten es mir sagen . . ."

Erinnert diese Scene nicht an Othello?

„Blick her, so blase
Mein thöricht Lieben ich in alle Winde;
Hin ist es. —
Auf schwarze Rach'! aus Deiner tiefen Hölle!
Gieb, Liebe, Deine Kron' und Herzensthron
Tyrannischem Haß! Schwill an von Deiner Lust,
O Busen, angefüllt mit Natterzungen!"

Bonaparte's Gesicht verzerrte, seine Stimme entstellte sich:

O bewahrt Euch vor Eifersucht,
Dem grüngeaugten Scheusal, das besudelt
Die Speise, die es nährt: Heil dem Betrogenen,
Der, seiner Schmach bewußt, die Falsche haßt;
Doch welche Qualminuten zählt der Mann,
Der liebt, verzweifelt, argwohnt und vergöttert!

Seine Eifersucht war zu jener Zeit noch so lebhaft, daß er sogar mit seinem Stiefsohn, dem eignen Kinde Josephine's Eugen von Beauharnais, der damals erst 17 Jahre zählte, darüber sprach. „Es war gewöhnlich Abends," berichtet dieser, „wenn er mir seine Klagen anvertraute, wenn er mit großen Schritten in seinem Zelte auf- und niederging. Ich war der Einzige, dem er sein Herz ausschütten konnte. Ich suchte seinen Kummer zu mildern; ich tröstete ihn nach besten Kräften und soweit es mein Alter und der Respect, den er mir einflößte, gestatteten . . ."

Imbert de Saint-Amand sagt in seiner „Citoyenne Bonaparte": „Ohne Josephine wäre Napoleon wahrscheinlich nicht Kaiser geworden." Und ich weiß nicht, ob er die Tragweite ihrer Rolle damit übertrieben hat, möchte jedoch eher annehmen, daß Josephine eines Helden und eines Thrones wenig würdig war. Vielleicht hat eine andere Schriftstellerin das richtige Wort über Josephine gefunden, als sie schrieb: „Vielleicht wäre Napoleon ein besserer Mensch gewesen, wäre er mehr und vor Allem besser geliebt worden!"

Literatur und Kunst.

Timm Kröger.

Von Hans Benzmann (Berlin).

Man hört und liest jetzt so viel über Heimathkunst. Dichter und Kritiker treten für sie ein, und Mancher, der recht unklare und einseitige Vorstellungen von der Kunst hat, betheiligt sich am lautesten und unbescheidensten an dem Feldgeschrei für die neue Richtung. Mich wenigstens überläuft immer ein Gruseln, wenn ich in so marktschreierischer Weise über Wesenszüge der Kunst reden höre, die zu ihren selbstverständlichsten und andrerseits zu ihren heimlichsten und keuschesten gehören. Kunst ist Form und Styl. Mag der Styl nun aber allgemein, dem Volksempfinden oder dem Wesen der Rasse entsprechend (man vergleiche z. B. den Styl des deutschen Volksliedes, der alt und ewig neu ist, ja der ideale deutsche immer bleiben wird) oder höchst persönlich sein, wie z. B. der in Goethe's Freie-Rhythmenlyrik oder späterer Gedankenpoesie oder etwa der im „Zarathustra" Nietzsche's oder dieser oder jener in irgend einem modernen

Digitized by Google

Gedichtbuch, immer wird ihm, sofern er Ausdruck echten, ehrlichen Könnens ist, etwas von der Heimath anhaften. Will man von Heimathpoesie im engeren oder engsten Sinne reden, auch dann ist immer bei aller Vorliebe für gewisse Stoffe der Styl, die originelle Form das Entscheidende. Diese kann nicht gegeben werden, sondern sie ist da wie irgend ein natürliches Phänomen. Daß die moderne Literatur so vielen Theorieen das Leben schenkte, daß der Naturalismus geradezu erlernbar war und ist, ist mir der beste Beweis von der Impotenz dieser Bestrebungen. Man sollte also in Reden und Leitartikeln nicht so laut für die Heimathkunst als eine neue Richtung eintreten, man sollte die Kunst sich entwickeln lassen. Ist sie wieder wirklich originelle Kunst, dann ist sie von selbst, Kraft ihres Styles, Heimathkunst. Als ganz und gar unkünstlerisch und dem Wesen jeder Heimathkunst widersprechend erscheint es mir, wenn man die Art der Kunst nach ihrem Inhalt bestimmen oder ihn für sie bestimmen will, wenn man sie nach Tendenzen beurtheilt und diese ihr aufzwingen will. Namentlich die äußerlichen nationalen Tendenzen sind, weil sie nicht anders als intolerant sein können, verderblich, lähmend für die Entwickelung der Kunst. Jede schöpferische Kunst ist im wahren Sinne von selbst nationale Kunst.

Daß thatsächlich die Kunst der Gegenwart sich von den Theorien wieder abwendet und sich wieder auf sich selbst besinnt, auf ihr erdgeborenes Wesen, also wieder Heimathkunst geworden ist, ist andrerseits hocherfreulich. Nur so allein ist sie schöpferisch und fruchtbar für sich und für die, die sie genießen. Im Wesen solcher Kunst liegt es, daß sie auf die besten Traditionen, auf den Styl der echten und großen Kunst der Vergangenheit, die Heimathkunst war, immer wieder zurückgeht. Das heißt im Roman auf den deutschen Styl des Wilhelm Meister, des Heinrich von Ofterdingen, des Maler Nolten (von Mörike), der Romane oder Novellen von Kleist, Achim von Arnim, Tieck, Hebbel, Otto Ludwig, Theodor Storm, Stifter, Gottfried Keller, Wilhelm Rabe, Gustav Freytag u. A. Wir hatten lange Zeit keinen deutschen Roman, keine deutsche Novelle. Der Naturalismus verschlang Alles und schließlich zum Glück sich selbst. Ganz heimlich treibt der alte Baum nun wieder neue Knospen, und jetzt kann er sich bereits damit wieder sehen lassen. Freilich die Namen, die ich gleich nenne, sind noch unbekannt; aber laut und deutlich seien sie hier ausgesprochen: moderne Romandichter, echte deutsche Künstler wie Frenßen (vergleiche den Roman „Jörn Uhl", Verlag Grote, Berlin), Wilhelm Fischer (vergleiche den Roman „Die Freude am Licht", Verlag G. H. Meyer, Berlin) und Timm Kröger — noch einige Andere könnte ich nennen, auch Dichterinnen wie Helene Voigt-Diederichs — sie alle setzen das Werk eines Mörike, eines Storm, Keller, Ludwig, Rabe würdig fort.

Von dem zuletzt Genannten, dem Schleswig-Holsteiner Timm Kröger, will ich heute ausführlicher sprechen.

Man sagt, daß es merkwürdig sei, daß diesmal die Blüthe der deutschen Dichtung vom Norden ausgehe. Für Einsichtige, die der Culturentwickelung Deutschlands gefolgt sind, ist dies ein natürliches Ergebniß, für sie erscheint es zum Mindesten auch als sehr natürlich, wenn das, was lange brach lag, endlich Segen und schwere Früchte trägt. Welch' eine Fülle von Poesie ist uns von der einen Provinz Schleswig-Holstein während der letzten Jahrzehnte gekommen! Ich nenne nur die Namen Klaus Groth, Theodor Storm, Wilhelm Jensen, Detlev von Liliencron, Hermann Heiberg, Timm Kröger und Helene Voigt-Diederichs. Liliencron sagt einmal: „Es liegt eine tiefe Poesie über der Provinz. Und just deßhalb, weil den Leuten dort jede Poesie fehlt, ist sie unbewußt und darum wahr." Und diese gleichsam unbewußte, unsagbar natürliche Poesie lebt nun auch in all' den Werken der genannten Dichter. Sie sind alle verwandten Geistes. Der nordische Realismus, der, eben weil er etwas Urpoetisches ist, der Romantik mehr als dem modernen Naturalismus verwandt ist, lebt in allen diesen Poesien, jener romantische Realismus, der die Seele der poetischen Stimmung ist, der uns auch bei einem anderen Nordländer, bei dem Dänen Jens Peter Jacobsen, so unsagbar bezauberte. Und dies gänzliche Aufgehen der Seele in der Natur, die Belebung der Natur durch die Poesie und der Poesie durch die Natur, das Einswerden der Seele mit der Landschaft und ihr der Seele gegenüberstehendes, aber verwandtes Fühlen, ihre Kameradschaft mit der Seele des Menschen, diese mystischen, pantheistischen Züge, die zum poetischen Realismus der Norddeutschen gehören, empfinden wir sie nicht als die Wesenszüge der Poesie überhaupt, als die Charakteristika zum Mindesten einer ungemein natürlichen, gesunden, frischen und originellen und daher immer wiederkehrenden Poesie?

Diese Natur, dieses Einssein der Seele mit der Natur, diese Poesie aller Poesie spricht auch stark und innig aus Timm Kröger's Dichtungen. Seine Novellen sind weniger Erzählungen, sie sind vielmehr Dichtungen, Erlebnisse, Träume und Schicksale der Seele, nicht hingeschrieben, sondern hinempfunden. Strich für Strich ist sorgsam an einander gefügt, Klang für Klang geprüft und zu einander gestimmt, so daß endlich ein Etwas vor dem Dichter und Leser webt und lebt, das wie die Natur selbst, wie die Seele selbst erscheint: so innig und stark ist Alles mit Empfindung und Poesie durchtränkt, so organisch wuchs Gebilde aus Gebilde immer mächtiger und lebendiger empor!

Als eine so feine Dichtung hebe ich namentlich die Novelle „Eine vergessene Melodie" aus dem ersten Bande des Dichters „Eine stille Welt. Bilder und Geschichten" hervor (zweite Auflage, Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischler). Nicht der Inhalt — eine einfache ländliche Liebesgeschichte — giebt dieser Novelle den Werth, sondern die durchgeistigte Form. Man mag mich recht verstehen: es ist keine glatte Schilderung, die sich zusammensetzt aus ein Wenig Naturmalerei, ein Wenig Menschenschicksal, ein Wenig Farbe, Licht und Schatten, es ist vielmehr eine organische, lebensvolle Dichtung, in der jedes Wort sich unauffällig, doch bedeutsam zum anderen fügt. Eine Beobachtung rein menschlicher Art und gerade darum tauglich, reinste Poesie zu werden, wurde gewissermaßen die Blutwelle dieses poetischen Organismus: die ausdrucksvolle und bedeutungsvolle Melodie des Dreschflegelschlages, eine uralte irdische Melodie, nicht allein des Herbstes, sondern auch dessen, der sie schlägt, der sie beseelt durch seine Stimmung, durch sein Sehnen und Verzagen, Lieben und Hassen ... Ich nannte dies Verständniß für das nur scheinbar Seelenlose vorhin Einssein mit der Natur. Es ist eine Weltanschauung, die aus solcher Betrachtung, aus solcher Liebe für die Dinge spricht, die zu uns gehören, wie unsere Hand, wie unsere Gliedmaßen. Es ist mehr als eine ergrübelte Weltanschauung, die aus solchem Dichter spricht: es ist ein Sicheinsfühlen mit Allem, was da ist, eine tiefe, ruhige Liebe für alles Leben, die der Gedanke an den Tod nicht nehmen kann, ein tiefes Genießen des Lebens, wie es nur der Künstlermensch genießen kann, der wahre Mensch, gleichviel ob er dies Gefühl äußern kann oder nicht. Timm Kröger kann uns diese Empfindungen offenbaren. Durch diese Beseelung der Natur ist natürlich der Styl des Dichters bedingt. Er schildert nicht, er übermittelt, er suggerirt uns das Leben der Landschaft. Man höre ihn selbst. In der kleinen Geschichte „Kaspar" heißt es: „Es war ein sonniger Herbsttag, als ich mich — zum letzten Mal — in die Burg des Meisters begab. Von meinem Vater war ich beauftragt, eine Bestellung an Kaspar auszurichten. Zunächst suchte ich ihn im Garten. Durch die geöffnete Pforte trat ich in den von seidenen Herbstfäden übersponnenen Frieden ein. Es roch nach Brombeeren, die überall an den Sträuchern hingen, nach dem würzigen Oel der Nüsse, welche an breitblätterigen Haseln in zierlichen

Digitized by Google

Schalen bräunten. Von Obstsorten reiften nur noch Wenige fröhlich und rothwangig der Sonne entgegen. Die Südwand des dem Garten zugekehrten Hauses war mit Wein bedeckt, und schwere Trauben kochten dort in der Herbstsonne unter dem satten Grün des Laubes. Inzwischen kletterten lustige Ranken auf moosigem Strohdach kühn zur Dachfirste hinauf.... Bei dem Nachbar links wurde Flachs aus der Sonne gebrochen. Ich hörte das eifrige, fleißige Knattern der Brachen, aber im Garten selbst war es ruhig und still. Nur ab und zu flog ein leises, hackendes Geräusch durch die stillen Laubgänge. Wahrscheinlich suchte ein geschnäbelter Insectenjäger die Bäume im Garten ab. Fleißiger Bienen lindes Gesumm quoll schläfrig über die Umzäunung ihres Geheges, und ein irgendwo gemurmeltes Gespräch schlug leise, gleichmäßige Wellen. Als ich ihm nachging, war es die alte, zahnlose Haushälterin des Meisters. Sie war allein und sprach mit sich selbst. Vielleicht murmelte sie Hexensprüche, vielleicht auch lobte sie die Rüben, welche sie an der neben ihr stehenden Karre klopfend abstäubte. Dann suchte ich den Kaspar in seiner Wohnung. Die große Thüre, welche in großer Breite die ganze Höhe der Diele in den alten sächsischen Bauernhäusern einnimmt, stand sperrangelweit offen, aber das Haus selbst schien leer. Die Herbstsonne zeichnete den Thürrahmen in hellem Glanz auf dem Lehmstrich, und ihr gegenüber schwälte auf altem Sachsenheerd ein Holzfeuer. Der blaue Rauch strich aus den Oeffnungen des Schwibbogens an der von Ruß glänzend schwarz gewichsten Bretterbodendecke entlang, an einigen einsamen Würsten vorbei, zum größten Theil aus der großen Dielenthür, zum kleineren durch Bodenluke und Heuboden aus dem Giebel. Das Häuschen schmauchte sein Nachmittagspfeifchen in aller Behaglichkeit." Ich habe mit Absicht diese breite, lebendige Schilderung wiedergegeben, um eben zu zeigen, mit welch' feinem poetischen Gefühl Kröger die Dinge beseelt und sie lebendig vor uns hinstellt. Diesem Vertrautsein mit der Natur entspricht natürlich der feine, überlegene und doch wie aus den Dingen herausredende Humor des Dichters. Diese gemüthvolle Freude am Spiel mit den von ihm belebten Dingen, dieses tiefe Verständniß für das Wesen aller Kreatur theilt Timm Kröger mit allen norddeutschen Dichtern von Bedeutung. Sein Humor („Das Häuschen schmaucht sein Nachmittagspfeifchen mit aller Behaglichkeit") läßt uns an Storm'sche und Liliencron'sche Verse denken. Aus solchem Humor ging einst eines der größten und eigenartigsten niederdeutschen Gedichte hervor: „Reineke Vos". Auch Kröger liebt es, die Thierwelt zu beseelen. Hierauf komme ich noch später zu sprechen. Außer den genannten enthält der erste Band „Eine stille Welt" noch eine ganze Reihe stimmungsvoller Prosa-Dichtungen mit mehr oder weniger markantem epischen Gehalt. Hervorgehoben seien noch die beiden Skizzen „Im Moor" und „Auf der Haide". Ich brauche es nach dem soeben Gesagten wohl kaum zu betonen, daß Kröger vor Allem seine Heimath, ihre Natur und Menschen, Moor, Haide, Bauernhof und Bauern meisterhaft zu schildern vermag.

Ein Weltanschauungsroman voll Stimmungen und Ideen ist des Dichters zweites Werk „Schuld?", welches in erster Auflage „Der Schulmeister von Handewitt" hieß (Verlag von Lipsius & Tischler, Kiel und Leipzig). Der Roman spiegelt Seelenkämpfe wieder, jene Kämpfe, die sich für jeden poetisch und eigen empfindenden Menschen aus dem Gegensatze zwischen romantischer Liebe zur Natur, zur Einsamkeit, und dem wirklichen socialen Leben ergeben. Eine originelle Handlung — wenigstens weiß Kröger die Handlung originell zu gestalten — die Geschichte der Liebe des Helden zu der Frau eines Anderen — spielt bedeutungsvoll in diese seelischen Kämpfe hinein. Aus psychologischen Gründen hat der Dichter den Titel des Buches mit einem Fragezeichen versehen. Läßt uns die Natur, läßt uns Liebe und Triebleben wirklich schuldig werden? Kann andererseits für diese Menschen in diesen Verhältnissen von Schuld die Rede sein? Trotzdem, sie fühlen sich schuldig: ein anderes, ebenso mächtiges Gefühl, das Gewissen, gegen das sie nicht ankämpfen können, sie mögen es begreifen oder nicht, treibt sie auseinander, treibt den einen, das nach sittlicher Reinigung sich sehnende Weib in den Tod. Diese Conflicte in ihrer Steigerung, diese seelischen Vorgänge und die Charaktere derer/ die unter ihnen leiden, hat Kröger mit sicherer Gestaltungskraft geschildert. Aber meines Erachtens bilden die feinen besonderen Stimmungen, die Landschafts- und Milieuschilderungen den originellsten und anziehendsten Inhalt des Buches. Namentlich in den oft mythischen Naturstimmungen vom „Dünenheinz" verbindet sich des Dichters romantisch-metaphysisches und realistisch-humoristisches Fühlen in phantastisch-gemüthvoller Weise und erweckt jenen germanischen pantheistischen Geist wieder einmal in uns, der einst die Natur mit räthselhaften Gestalten bevölkerte. Die ganze tiefe, herbe und eigenartige Stimmung der Nordseelandschaft liegt über dem Buche. Und so prachtvoll wie diese Naturstimmungen gelungen sind, ebenso köstlich anschaulich hat der Dichter auch das Leben und Treiben auf den Dörfern geschildert. Die Erzählung gehört zu den tieferen und feineren der modernen, sie gehört zu den nachdenklichen, deren Inhalt uns Deutschen beim Lesen so bekannt vorkommt, weil in ihm sich unser Aller Fühlen und Denken, Sehnen und Entsagen abspiegelt.

Kröger's „Wohnungen des Glücks" sind wieder ganz seiner Eigenart entsprungen. Ein sprödes Buch ist's für den, der es mit Hast lesen will, ein tiefes, wunderliches und vertrautes Buch, eine Dichtung voll heimlicher Schönheit und wahrhaftiger Herzenseinfalt für den, der Kunst zu genießen weiß. Es ist Kröger's Lob- und Danklied auf die nordische Heimath, ein Hymnus voll leidenschaftlicher Liebe und Inbrunst für die Heimath. Diesem einen Gefühl giebt sich der Dichter ganz hin, sein Heimathempfinden strömt über. Einen ganzen Tag über wandern wir mit ihm über die endlose Heide. Er schreibt ein ganzes Buch über diesen einen herrlichen Tag! Immer neue Schönheiten entdeckt er in seiner heimathlichen Natur. Träume aus seiner Kindheit fallen ihm ein, prächtige Reflexionen, Bilder, Arabesken, Phantasien, Charakterschilderungen, Märchenstimmungen unterhalten uns, und dazwischen klingt immer wieder dieser helle, jauchzende Freudenaccord, diese tiefe Dankbarkeit für all' das Glück, das die Heimath gewährt. „Die Liebe zur Natur, das war meine erste Liebe; sie hat mich in der That zu halsbrecherischen Dachpromenaden verführt. Ohne Leiter das steile Strohdach hinaufklettern, um von der höchsten Scheunenfirst die Aussicht zu genießen, das war meine etwas absonderliche Liebhaberei. Und diese alte Liebe ist noch nicht geröstet; der Rundblick über die wilden Moore, über die weiten Eiderwiesen im Süd, West und Nord, über die Waldmassen des Geheges im Osten scheint mir fast so schön wie die Aussicht vom Rigi. Wie oft träume ich noch jetzt von dem, woran ich mich einst auf der Scheunenfirst erfreute."

In den feinen Schilderungen erinnert Kröger bisweilen an den Dänen Jacobsen, in der Frische und Flottheit der Sprache, im kräftigen Humor an Liliencron; aber er sieht doch Alles mit eigenen Augen und fühlt es mit eigenem Herzen. Bei aller Feinheit und bei aller Frische lebt eine eigene ehrliche Schlichtheit und Intensität der Empfindung in diesen Dichtungen, die uns daher mit wahrer Andacht und Ergriffenheit erfüllen. Alle diese kleinen Geschichten und Stimmungen stehen in einem innigen Zusammenhang, sie erzählen uns von dem Sehnen und Suchen nach der „Wohnung des Glücks" und von dem endlichen Finden. „Einsam, mitten auf sonniger Heide, im kühlen Schatten gelagert, so zieht es durch meine Träume." „Endlich habe ich das gesuchte Haus: ich unterscheide ein Wohnhaus — es ist ein Kreuzbau —, Linden, ein Stallgebäude, ein Ziehbrunnen." „Es scheint — nein, nicht scheint, hinweg mit den Conjunctionen des Scheins! — Es ist die Wohnung des Glücks..

Digitized by Google

die Stätte des Friedens —." Doch das Buch ist hiermit noch nicht zu Ende. Plötzlich, während wir mit dem Dichter noch über die Haide wandern, erhebt sich vor uns ein liebliches Bild, ein Idyll. Der Dichter ist auf einmal verschwunden. Wir sind allein in dem Frieden eines einsamen Bauernhofes. Aber — o Wunder des Scheines — hier ist kein Friede . . . das Glück ist nur Schein, in den Seelen, die hier leben und weben, wohnt nur der Kummer, wohnt nur die Reue . . . Und nun wird uns die Geschichte von dem guten Peter Nissen erzählt, dessen Glück unter den betrügerischen Manipulationen des Freundes und Nachbarn Johann Großmacht, des „bäuerlichen Commerzienrathes", fast zusammenbricht, wie Peter Nissen tapfer die Folgen seiner Bürgschaft auf sich nimmt und trotz Allem mit Hülfe seiner tapferen Frau sein Glück sich wieder zu gewinnen weiß. Mit dieser Geschichte, die so still und friedlich endet, schließt das Buch wie mit einem kernig-innigen deutschen Sprüchwort. Daß Kröger nicht nur ein lyrischer Stimmungsmaler, sondern auch ein Menschengestalter ersten Ranges ist, das hat er in keinem Buche besser bewiesen wie in diesem. Klaus Groth schrieb dem Dichter einst sehr fein charakterisirende Worte über das Buch: „Wer Ihre Wohnung des Glücks genau besehen, der wird mit mir, wenn wir darnach gefragt werden, gewiß antworten: dort in dem kleinen Hause? mit den alten, einfachen Leuten? in der Einsamkeit? Ja, ja, gerne! bleiben und stille sein! Ihr Buch ist mit großem Kunstverstand geschrieben. Sie bereiten Ihr Drama so geschickt vor, daß Niemand etwas ahnt. Aber vorher lernt, auch der sie nicht kennt, Land und Leute unter Ihrer Führung kennen, als hätte er, wie wir, mit ihnen das Leben verbracht. Sie haben eine eigenthümliche Art der Naturschilderung, durch die Sie auch die Oede beleben, wie ein niederländischer Maler. Und auf der kleinen Bühne Ihres Dramas zeigen Sie, daß Sie auch das Menschenherz kennen, seine Regungen belauscht haben bis in die Tiefe und durch Ihre Darstellung den Leser mitzunehmen verstehen, bis ihm das Herz klopft vor Angst und er erlöst endlich dankbar zurückblickt: denn siehe, es war Alles gut."

Timm Kröger's dem Naiven wie dem Sentimentalen, dem realen Leben wie dem Metaphysischen zuneigende, doch nur scheinbar zweiseitige, im Grunde tief harmonische Dichternatur, deren Weltanschauung in der Liebe zur Natur und Heimath wurzelt und in einem heiter resignirenden Humor, besser: in der geläuterten Liebe zur Natur und zur Creatur gipfelt, offenbart sich auch in seinem bisher letzten Werke „Hein Wieck und andere Geschichten" (Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow, 1899). Ich möchte die kräftig realistische, etwas umständliche „Stall- und Scheunengeschichte": „Hein Wieck" in gewisser Beziehung allzu subjectiv, ja zu romantisch nennen. Nicht ganz ist die Styleinheit in dieser Geschichte gewahrt. Ich denke hierbei nicht an das gute Hochdeutsch, das die Bauern und Knechte reden. Sie alle sind lebendige, echt schleswig-holsteinische Kröger'sche Prachtgestalten. Ich meine vielmehr den jugendlichen, knabenhaften Helden „Hein Wieck" selbst und seine Liebesabenteuer. In der Doppelnatur des naiven Träumers und Phantasten und klugen, strebsamen, tüchtigen Lebenskämpfers Hein Wieck schildert der Dichter wohl das eigene Wesen, und die Schilderung dieses Charakters wirkt durchaus überzeugend und lebensvoll; aber unwirklich erscheint uns der Held bisweilen in seinem Gebahren als Liebhaber. Der uns eben noch als naiver Knabe geschildert wurde, denkt und fühlt auf einmal und spricht auch wohl wie ein rechter, nicht mehr knabenhafter Liebhaber. Ich gebe zu, daß ein Knabe, auch ein Bauernknabe, nicht bloß alltägliche Gedanken zu haben braucht, ja daß Hein Wieck's knabenhaft naiv-altkluges Wesen an sich gar nicht einmal so merkwürdig ist; aber es kommt darauf an, uns dieses Wesen glaubhaft zu machen, es als ein natürliches und nothwendiges erscheinen zu lassen. Letzteres ist dem Dichter nicht immer gelungen, so reich im Uebrigen die Dichtung an feinen, realistischen und psychologischen Schilderungen ist. — Eine Perle schlichter, gemüthvoller Erzählungskunst ist die kleine Geschichte „Auch Einer, der dabei war". Der rechte deutsche Poet und Lebenskünstler kommt wieder in der Skizzenreihe „Heimkehr. Lose Blätter eines Naturalisten" zu Worte. Man darf diese Dichtungen nicht als Erzählung auffassen, sondern als eine Reihe von Einzel-Prosagedichten, die ein Menschenleben in seinen Höhepunkten darstellen, eine Menschenseele in ihrem tiefsten Wesen und Erleben. Einer Wellenlinie vergleichbar ist dieses Leben. Es kämpft mit der Welt, es findet in der Liebe zum Weibe sein höchstes Glück und im Schmerze seine Läuterung und die Bestätigung, daß es eins war und ist mit der Natur, daß es nur zu dieser gehört, die seine erste und tiefste Liebe war und seine letzte Liebe ist, in der es begann und in der es spurlos vergeht und verweht, und schmerzlos, ja freudig vergeht. Denn auch das Sterben ist Natur, ist daher nicht nur Bestimmung, sondern wohlthuende, von der Natur erstrebte Auflösung. In diesem Sinne nennt sich der Dichter hier wohl einen „Naturalisten". Das Werk ist eine lyrische Weltanschauungsdichtung, keine Erzählung, eine Dichtung, wunderbar von den Stimmungen norddeutschen Humors durchwebt. In ihr kommt wiederum jene Beseelung der Natur und Creatur zur Offenbarung, ein poetisches Fühlen und Gestalten, das, wie ich vorhin bemerkte, dem poetischen Naturempfinden des norddeutschen Dichters überhaupt entspricht. Ich erinnerte an Reineke Vos. Zu den feinsten Partieen der Kröger'schen Dichtung gehören darum die Zwiegespräche mit dem Hasen Gottlieb und die Episode, die uns über die weiteren Schicksale dieses merkwürdigen Thiersonderlings unterrichtet. Ich brauche es nach dem bisher Gesagten nicht noch besonders zu erwähnen, daß über allen Dichtungen Kröger's der Duft echter, gemüthvoller Stimmungspoesie liegt, daß auch die Sprache bei ihm noch ihre besondere Seele hat und in heimlichen Rhythmen und Klängen lieblich dahinfluthet und -rieselt wie ein lebendiger Bach, wie das Blut im lebendigen Organismus . . . .

Die Karlsruher Jubiläumsausstellung.

Von Eduard Engels (München).

Diese Ausstellung ist ein Bestandtheil der vielen Jubiläumsfestlichkeiten, die man zu Ehren des alten Herrn von Baden veranstaltet hat: sie ist eine Art Festessen der Kunst zu Ehren eines Fürsten, dem man mit Gemälden ebenso gut und besser als mit Sect und Tischreden oder gar militärischen Paraden zu huldigen glaubt.

Aus dem Charakter eines Festessens kann man alle Eigenschaften der Ausstellung ableiten. Sie ist erstens sehr gut, denn ein Fürstenjubiläum kann man nicht in der nächstbesten Kneipe beschmausen. Sie ist zweitens sehr gewählt, denn sobald man in Frack und weißen Handschuhen zu Tische geht, verlangt man ein Menu von Leckerbissen. Sie ist drittens sehr bekömmlich, denn man hat zum Küchenchef den Dachauer Ludwig Dill bestellt, der als ehemaliges Vorstandsmitglied der Münchener Secession sehr gut zwischen frischer und abgestandener Malkost zu unterscheiden weiß und außerdem als ein ganz gewiegter Kunstdiätetiker vor dem Herrn den Karlsruher Gesundheitsverhältnissen Rechnung zu tragen weiß.

In Karlsruhe verdirbt sich Niemand den Magen, obwohl er nur das Seltenste aufgetischt bekommt, was die deutsche Malküche um diese Jahreszeit zu bieten hat. In Karlsruhe ist das bisher noch nie geglückte Hexenmeisterstück

Digitized by Google

vollbracht, dem Hautgout zugleich und der Volksernährung einen guten Dienst zu leisten.

Ludwig Dill verfuhr wie ein Arzt der modernen Schule, die nicht mit Pillen oder Tropfen, sondern durch Regelung des Stoffwechsels die Gesundheit fördert. Das Leben ist ein Verbrennungsproceß, sagt der Sanitätsrath in dem neuen Sudermannstück. Diesen Verbrennungsproceß muß man anfachen, unterhalten und lenken. In Karlsruhe hatte man sich etwas lange von Conditorwaaren ernährt. Kanoldt, Ferdinand Keller, Caspar Ritter, Otto Propheter u. a. haben ihre Pasteten, Sahnetörtchen und Crèmeballen nie süß genug bekommen können. Auf der ganzen Ausstellung findet man nichts Zärtlicheres, als das Dessert des Ferdinand Keller-Saales. Keller kann nichts anrühren, ohne es mit Zucker zu imprägniren. Sein Wasser verwandelt sich in Syrup, seine Blumen und Bäume werden candirte Früchte, seine Architektur erscheint als Marcipan, seine Menschen kommen vom Pfefferküchler. Indem die Karlsruher seine schwärmerischen Phantasielandschaften kauften und sich von ihm porträtiren ließen, zogen sie sich eine chronische Versauerung des Magens zu, gegen welche zunächst der „Künstlerbund" diätetisch vorging. Störungen des Verdauungsprocesses heilt man am sichersten durch eine ganz leichte Verköstigung. Der Künstlerbund verordnete also seinen Patienten Leibniz-Cakes. Leichter und enthaltsamer als von der Lithographengruppe der Karlsruher Secession ist nie gemalt worden. Indem diese Künstler die Steindrucktechnik und deren Vorliebe für breite Farbflächen in ihre Oelmalerei hinüber nahmen, gelangten sie zu einer fast körperlosen und leider bisweilen auch gehaltlosen Landschaftsmalerei, also zu einer rechten Fastenkost für die naschhaften Karlsruher.

Aber gleichzeitig mit den Volkmann, Kampmann, Hoch, Biese, Petzet, Daur u. s. w. wirkten Männer wie Schönleber, Kallmorgen, Weishaupt, Hellwag, die sozusagen einen guten bürgerlichen Mittagstisch etablirten und die inzwischen genesenden Bürger ihrer Stadt einer soliden, nahrhaften Verköstigungsweise gewannen. In der ganzen badischen Abtheilung der Ausstellung giebt es vielleicht nichts Gediegeneres als den Gustav Schönleber-Saal mit seinen ehrlichen Bemühungen um eine realistische Landschaftsschilderung. Nebenan allerdings hat man einen Saal mit Werken Hans Thoma's gefüllt und in Hans Thoma hat eigentlich Karlsruhe erst sich selbst und seine Gesundheit gefunden. All' jene falsche Romantik, mit der die Kanoldt, Ferdinand Keller u. s. w. seine Brunnen verzuckert, sprudelt uns aus den Werken des Frankfurter Meisters als frisches Quellwasser des Schwarzwaldes entgegen. Hans Thoma, der in die Handelsstadt am Main so gar nicht hineinpaßte, erscheint in der badischen Residenz beinahe wie ein natürliches Product des Bodens. Es ist nicht zu beschreiben, wie viel Anregung er mit seiner gemüthvollen Art den fortschrittlich gesinnten Künstlerkreisen seiner Umgebung bereits gebracht hat. Beinahe jeder Moderne zeigt sich in der einen oder anderen Weise von ihm beeinflußt. Seine Treue gegen die Natur, über welcher wie ein Gesang von Lerchen stets die poetisch gestimmte Einbildungskraft schwebt, war so recht eigentlich die Note jener Schwarzwaldkunst, durch welche die Posthörner der guten alten Zeit erschallen und aus bunten Bauernstuben die urgemüthlichen Schwarzwalduhren ticken.

Soweit war Karlsruhe gediehen, als man durch den Dachauer Dill die Jubiläumsausstellung bereiten ließ. Dill, der selbst ein Zögling der schottischen Landschafter ist und in Karlsruhe als Akademieprofessor bereits Schule gemacht hat, mag bei aller Freude an dem Aufblühen der Stadt doch eine gewisse Enge und Einseitigkeit der Gesinnung als Hinderniß der Entwickelung empfunden haben. Karlsruhes Fehler bestand von jeher darin, daß es sich zu sehr in sich selbst zurückzog und daher stets in Gefahr schwebte, sich auf die Manier eines tonangebenden, oft nur gesellschaftlich einflußreichen Künstlers zu verstocken. Es litt und leidet, um in unserem diätetischen Gleichniß zu bleiben, an all' jenen kleinen Uebeln, die sich aus einer sitzenden, bewegungs-, luft- und lichtlosen Lebensweise, kurz, aus einem Rentnerdasein ergeben. Die Stadt mit dem Wort Ruhe in ihrem Namen ist eben „ruhiger" als ihrem Wohlbefinden zuträglich. Und da will nun Dill als jener Störenfried auftreten, der „reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen". Die Karlsruher sollen erfahren, daß da draußen hinter den Bergen, die ihre grüne Ebene umkränzen, eine weite Welt voll brausenden, unermüdlich schaffenden Thatendranges liegt. Aus München, Dresden, Berlin, Düsseldorf, aus England, Schottland, Belgien, Frankreich, Skandinavien sollen die eigenartigsten Repräsentanten der Malerei herbeieilen und ihnen die Hölle heiß machen. Das Allerbeste, was auf den großen Hoteltafeln der internationalen Kunst aufgetischt wird, soll ihren Appetit reizen, damit sie die Hauskost ihrer eigenen Küche nicht länger überschätzen und sich an die Tischsitten und den Geschmack des mondainen Weltlebens gewöhnen.

Als ein rechter Schlaumeier wußte Dill natürlich sehr gut, wie er seine braven Karlsruher am besten fing. Trüffeln und Paprika sind sie nicht gewohnt, und was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht. Also hielt er seiner Ausstellung alle Experimente und Abenteuerlichkeiten der Mache oder der Idee fern, um sich lediglich auf solche Bilder zu beschränken, die dem Fortschritt ohne alle Provocation huldigen. Er reiste mit dem Notizbuch in der Hand von Ausstellung zu Ausstellung, schrieb sich das Geeignete auf, ließ es sich nach Karlsruhe schicken und nahm dann an Ort und Stelle nochmals eine Sichtung des Materials vor. So brachte er eine der einheitlichsten, harmonischsten und zugleich zweckdienlichsten Bilderparaden zu Stande, die man während der letzten Jahre sehen konnte: fast möchte man glauben, gar nicht auf einer Ausstellung, sondern in der Gallerie eines Privatmannes oder sehr wohlhabenden Kunstlehrers zu sein.

Mit dieser erlesenen Gesammtwirkung und der entsprechenden Einwandlosigkeit im Einzelnen ist allerdings für den Nicht-Karlsruher ein großer Nachtheil verbunden: wer die Münchener, Berliner und sonstigen Ausstellungen des letzten Jahres besucht, wird kaum etwas finden, was er nicht bereits irgendwo gesehen hätte. In der ganzen deutschen Abtheilung sind an hervorragenden Neuigkeiten eigentlich nur ein paar Thierstücke von H. Zügel und ein Damenporträt von H. Knirr vorhanden. Auch mag das nicht sehr glückliche Porträt des badischen Großherzogs von Hans Thoma erwähnt werden. Man sieht den greisen Fürsten mit leicht seitlich geneigtem Kopf in hellblauer Militäruniform vor einer Seelandschaft stehen. Das Blau der Uniform ist durch das Himmelblau und seinen Reflex im Wasser malerisch bewältigt; das Roth des Waffenrockes hat der Künstler durch rothes Laub in die Farbenharmonie des Bildes aufzulösen versucht, wobei er in der herbstlichen Vegetation gleichzeitig ein hübsches Stimmungssymbol gewann. Zwischen dem blassen Blau und dem schweren Roth war dann allerdings nicht leicht ein geeigneter Ton für das Incarnat zu finden und thatsächlich steht der Kopf des Fürsten mit seinem grauen Gelbroth ziemlich unvermittelt in der farbigen Erscheinung des Ganzen.

Eine Perle der Ausstellung ist die Knorr'sche Privatgallerie, in deren großem Ehrensaal neben dem Vestibül man Böcklin's Römische Schenke, sowie verschiedene Meisterwerke von Leibl, Liebermann, Lenbach, Langhammer, Th. Th. Heine, Stuck u. s. w. findet. Liebermann ist mit seinem holländischen Waisenhausgarten aus dem Jahre 1884 vertreten, von Stuck sieht man ein kleines Faunsidyll, von Th. Th. Heine einen Mann, der von einer schwerttragenden Frau an Rosenketten über einen schwanken Steg zum Gefängniß (Insel der Cythere?) geführt wird. Unter den Lenbach'schen Porträts ragt dasjenige des alten Kaisers Wilhelm durch seine bedeutende

Digitized by Google

Psychologie hervor. Leibl's Schilderung seines auf der Jagd durch die Moorlandschaft schreitenden Freundes Sperl ist bei aller Lustigkeit so discret und intim in der Behandlung des Details, daß man sie beinahe als modernes Gegenstück zu den Werken der Jan van Eyck, Roger van der Weyden und Hans Memling hängen könnte.

In der englischen und schottischen Abtheilung überzeugt man sich um so lebhafter von der hohen Malcultur der britischen Inseln, als die Holländer, die auf einer gleich hohen Stufe der Ausbildung stehen, in Karlsruhe wenig oder gar nicht vertreten sind. Freilich werden diese Künstler selbst in einer so geschmackvollen Auslese, wie der von Dill besorgten, durch ihr Sentiment leicht unerträglich, und man eilt zu den Franzosen, deren Virtuosenthum vermöge seines Esprits entschieden als Erfrischung empfunden wird. Neues ist ja freilich auch hier nicht zu finden, es sei denn, daß der Besuch einer eleganten Ballgesellschaft in den Arbeitsräumen eines Hüttenwerkes von Georges Cergès als Neuigkeit genannt zu werden verdiente. Meines Erachtens geht dies Bild jedoch mehr auf Sensation, denn auf Kunst aus, und ich denke mir, daß Dill es den Karlsruhern nur deßhalb vorgeführt hat, damit sie auch etwas zu deuteln und zu beschwatzen haben.

Bei dieser Ausstellung sind nämlich allerhand heimliche Tücken und Bosheiten mit unterlaufen, wie denn die ganze belgische Abtheilung mit ihren altmodischen Genrebildern den Zweck verfolgt, eine geeignete Folie für die modernen Sachen zu schaffen. Ob auch die Vorführung einiger an den Mutherproceß streifenden Böcklin's in das Gebiet der Bosheit gehört, bleibe dahingestellt. Die mit Böcklin in einem Cabinet vereinigten Trübner und Leibl gehören zum Besten, was die Ausstellung beherbergt. Leibl sowohl wie Trübner sind vorzugsweise mit Porträts vertreten, der erstere mit solchen, die durch ihre Mache, der zweite mit solchen, die außerdem durch ihre Farbengebung hervorragen. Trübner mag gegenwärtig neben dem Münchener Zügel der mächtigste Arbeiter der Malerei sein, den wir in Deutschland besitzen. Jedes seiner Bilder ist eine technische That. Seine Farbenharmonien sind stets ureigenste Entdeckungen seiner Palette.

Damit dürfte Alles gesagt sein, was sich über die Karlsruher Kunstveranstaltung vor einem Publicum sagen läßt, das über die großen Kunstausstellungen fortlaufend unterrichtet wird. Der eigentliche Werth des ganzen Unternehmens tendirt eben weniger nach Außen als nach Innen: wie groß er ist, kann nicht heute, sondern erst in den nächsten Jahren erkannt werden, wenn die badische Malerei auf den internationalen Festessen der Berliner, Münchener, Dresdener Kunst beweist, ob sie inzwischen weltläufiger geworden ist und nach den Regeln der table d'hôte zu speisen versteht.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nur ein Hund!

Von Max Hoffmann.

Er hieß Leo und trug seinen Namen mit Recht. Denn wie ein Löwe sah er aus mit seinen gewaltigen Gliedern und dem dichten gelben Fell, das Hals und Brust gleich einer Mähne umgab An Kraft stand er wohl auch kaum einem solchen nach; aber seine großen, treuherzigen Augen blickten nicht wie die eines Raubthieres, sondern sahen freundlich auf die Umgebung, als ob er sagen wollte: „Fürchtet euch nicht vor mir! Wenn ich auch stark und muthig bin, so thue ich doch Niemandem, der es gut mit mir meint, ein Leid und will meine Gaben nur zu eurem Schutze gebrauchen."

Das hatte wohl auch Herr Elders erkannt, als er diesen schönen Hund sah, und ihn deßhalb nach langem Handeln für baare hundert Mark von dem Händler gekauft. Leo war erst ein Jahr alt gewesen, und die vornehme Frau Elders hatte sich recht über das schöne Thier gefreut und es sogleich zum Spielkameraden für den kleinen vierjährigen Willi bestimmt.

Alle hatten bald den Leo gern, wie er auf ausdrücklichen Wunsch der geistreichen Hausfrau getauft worden war. Das Wirthschaftsfräulein hob ihm manchen guten Bissen auf, die Mädchen in der Küche belustigten sich, wenn er dies und jenes apportirte, und selbst Miß Mabel, das steife Fräulein Willi's, streckte bisweilen ihre knöchernen Finger aus, um wohlgefällig in dem dicken Pelz Leo's zu wühlen. Denn er war klug und gelehrig und ließ sich willig abrichten. Er sprang über einen hochgehaltenen Stock oder einen Stuhl, ging auf den Hinterbeinen, schnappte einen zugeworfenen Brocken mit unfehlbarer Sicherheit aus der Luft weg und verstand es, die Thür aufzuklinken und wieder zuzumachen. Und das Alles mit einer Miene, der man die Lust ansah, den Menschen Freude bereiten zu können.

Die größte Freundlichkeit aber, eine wahre Engelsgeduld zeigte er dem kleinen Willi gegenüber. Das verzogene Bürschchen ritt auf ihm, zauste ihn am Fell, schlug und kniff ihn und schien es bisweilen geradezu darauf abgesehen zu haben, zu sehen, ob denn dieses Thier nicht auch einmal böse werden könne. Aber Leo ertrug das Alles nicht bloß ruhig, sondern er wedelte noch dabei und leckte der kleinen Range die Hände. Als wenn er wußte, daß dieser Sohn die eigentliche Hauptperson in der Familie war!

„Ich möchte nur wissen," sagte Elders oft zu seiner Gemahlin, „was solch' Thier eigentlich denken mag. Ob es irgend welche Gedanken hat?"

„Wie kannst Du das nur vermuthen, Wilhelm! Es ist doch eben weiter nichts als ein Thier und handelt ganz maschinenmäßig."

„Ja, aber wenn er weiter keine Gedanken hat, ein gutes Herz, ich möchte sagen, so etwas wie Gemüth hat er sicherlich."

„Auch das bestreite ich. Er fühlt eben, daß er hier gut zu fressen bekommt, und das ist Alles. Denn um das Fressen dreht sich sein ganzer Vorstellungskreis. Das ist doch nicht wie bei Menschen, die höhere Ideale haben!"

„Mag sein, liebe Frieda! Aber die Treue kannst Du ihm doch nicht absprechen."

„Ach, was heißt Treue! Er darf sich hier in unserer Villa aufhalten, auf dem Corridor schlafen, hat die trefflichste Pflege, und unser Liebling spielt mit ihm; soll er da nicht so etwas wie Dankbarkeit empfinden? Es wäre eher merkwürdig, wenn's nicht der Fall wäre. Komm Leo, kusch Dich!"

Das brave Thier setzte sich wie ein Wächter neben die stolze Herrin, schaute klug zu ihr empor und verfolgte jede ihrer Bewegungen wie ein ergebener Verehrer.

Ein Jahr war vergangen, und Leo's Gestalt hatte sich in ihrer vollsten Kraft und Schönheit entwickelt. Aber die Begeisterung Willi's für ihn hatte jetzt bedeutend nachgelassen. Der Knabe war des Spiels mit ihm längst überdrüssig und stieß ihn höchstens bisweilen mit den Füßen, wenn er in seine Nähe kam. Leo, der wohl nicht aufdringlich erscheinen wollte, wandte sich nun auch von dem Kinde ab und war nicht mehr dessen beständiger Gefährte. Und da er auch den Mägden manchmal im Wege war, so jagten ihn diese oft aus der Küche. Auf deren Fürsorge war er aber ganz besonders angewiesen; denn sie hatten die Verpflichtung, ihm die Schüssel mit Futter zu füllen. Doch das wurde jetzt zuweilen vergessen, und Leo's Magen begann zu knurren. Er suchte sich dann bei Tisch des Mittags und Abends schadlos zu halten und ging von Einem zum Andern, um irgend einen Bissen zu erbetteln. Das war aber nicht genügend für seinen großen Körper, und er magerte zusehends ab. Eines Abends, als größere Gesellschaft war und er sich freute, daß mitleidige Gäste ihm besonders reichliche Kosthappen zuwarfen, bemerkte die gnädige Frau zu ihrem Gatten empört:

„Der Hund ist doch recht unangenehm. Wie kannst Du es nur mit ansehen, daß er unsere Gäste in dieser Weise belästigt!"

„Findest Du ihn lästig?"

„Oh gewiß, sehr! Fräulein Emma, bringen Sie doch das Thier hinaus und sorgen Sie dafür, daß es uns überhaupt nicht mehr während der Mahlzeiten auf dem Halse sitzt! Das ist ja widerlich!"

Von der Zeit an kam Leo überhaupt nicht mehr in die vorderen Prunkzimmer. Sein Reich wurde eine nach hinten gelegene dunkle Kammer und der Corridor. Und Schmalhans wurde bei ihm Küchenmeister. Da stand er dann oft geduldig vor der geschlossenen Küchenthür, wenn die Mädchen dort kochten und brieten, und schnupperte und sog mit breiten Nüstern den Geruch all der guten Sachen ein, die dort zubereitet wurden. Eines Tages aber konnte er es nicht mehr aushalten. Es war ihm gelungen, als die Thür geöffnet worden war, in die Küche zu schlüpfen, und plötzlich wollte er mit einem glücklich erbeuteten Schinkenknochen, an dem noch etwas Fleisch saß, von dannen eilen. Aber er hatte keine Uebung im Stehlen, wurde erwischt, und das schreckliche Attentat kam vor die Ohren der Herrschaft.

„Es ist doch merkwürdig," sagte der Hausherr, „wie sich solch ein Hund verändern kann! Was war das früher für ein vorzügliches Thier!"

Digitized by Google

„Ach," erwiderte die Gemahlin, „seine Natur war immer dieselbe. Wir haben ihn nur zu sehr verwöhnt. Wozu muß solch ein Vieh überhaupt in der Wohnung gehalten werden? Das ist unser Fehler gewesen. Da gehört er gar nicht hin. Es ist viel vernünftiger, Du schaffst eine Hundehütte an und läßt ihn auf dem Hofe an die Kette legen. Das ist auch für eine solche Villa am passendsten."

Der Wunsch der Gnädigen war Befehl. Leo, der früher am Ende des Corridors auf alten Polsterkissen geschlafen hatte, kam nun in eine Hütte, die mit Stroh ausgelegt war, hatte ein breites Halsband um und konnte nur gerade soweit gehen, als seine starke eiserne Kette reichte. In einen alten, halbzerbrochenen eisernen Kessel schüttete ihm eine Magd täglich einmal die Abfälle aus der Küche, Knochen, Kartoffeln, Fleischüberreste, Salat, Fischgräten, sauer gewordene Fleischbrühe, altes Brod — Alles bunt durcheinander, und Leo verschlang Alles gierig, geplagt von grimmigem Hunger. Sein Fell wurde struppig, seine Augen bekamen einen wilden Ausdruck, er bellte die Fremden wüthend an; aber wenn einer von der Herrschaft oder den alten Bekannten kam, dann wedelte er demüthig und stieß einen winselnden Ton aus, als ob er weine und sein Leid klagen wolle.

Der Herbst kam, der Regen prasselte auf seine Hütte, der rauhe Winter erschien mit Schnee und Eis, und Leo zog sich ganz in den Hintergrund seines kleinen hölzernen Hauses auf das schlechte Strohlager zurück. Aber in der Nacht heulte er unaufhörlich, daß man es in der ganzen Umgegend hörte.

Da erklärte Frau Elders eines Morgens, während sie ihre Schokolade löffelte: „Das ist nicht mehr auszuhalten mit dem Hund, lieber Wilhelm. Bis in unser Schlafgemach dringt dieses abscheuliche Heulen des dummen Thieres. Es stört unseren Schlaf, und auch unser Willi ist neulich davon erwacht und hat ängstlich geweint. Soll unser Kind womöglich noch krank davon werden?"

„Nein, nein," versicherte der Mann eilig. „Ich sehe ein, wir können ihn nicht länger behalten. Wir wollen ihn verkaufen."

„Verkaufen? Wo denkst Du hin! Für den giebt Niemand mehr etwas. Ich will Dir etwas sagen. Ich sah neulich, wie sich unser Kohlenmann, von dem wir die Preßkohlen bringen lassen, mit seinem großen Handwagen abmühte. Wie wär's, wenn wir dem Manne den Hund schenkten? Der freut sich gewiß darüber; denn er kann ihn gut zum Ziehen gebrauchen. Wir sind ihn dann endlich los und thun außerdem noch ein gutes Werk."

Herr Elders sah nachdenklich vor sich hin. Es schien, als wenn er etwas Besonderes sagen wollte; aber er holte nur tief Athem und sprach: „Wie Du willst, meine Liebe."

Der Kohlenmann hatte besondere Vorsichtsmaßregeln nöthig, um Leo wegzubringen. Das Thier bekam einen gewaltigen Maulkorb aus Lederriemen und war nur durch Zerren an der Kette und durch Stöße zu bewegen, mitzukommen.

Der Mann, dessen Gesicht und Hände vom beständigen Kohlenstaub ganz schwarz waren, merkte sogleich, daß der Hund noch nicht recht zum Ziehen zu gebrauchen war. Deßhalb ließ er ihn erst eine Zeit lang hungern, prügelte ihn gehörig und spannte ihn dann ein.

Nun zog Leo geduldig den schweren Wagen, das harte Geschirr preßte ihm die Brust, die Pfoten stemmte er gegen das schmutzige Pflaster, und der Straßenschlamm bespritzte sein Fell, das jetzt zottig und häßlich herabhing. Des Nachts schlief er auf den rothen Steinen im kalten Kellerraum, wo sein neuer Herr die Kohlen aufbewahrte.

Eines Morgens aber war er verschwunden, das kleine Fenster mußte nicht ganz geschlossen gewesen sein; da war er hinaus und davon.

Als eine Magd in der Villa Elders über den Hof ging, vernahm sie aus der Hundehütte, die noch in der Ecke stehen geblieben war, ein ganz leises Winseln, und als sie näher hinsah, entdeckte sie zu ihrem Erstaunen den Leo. Er kam fast auf dem Bauch hervorgekrochen und wedelte sie an. Sie erzählte es sogleich und schilderte auch dabei, wie scheußlich das Thier jetzt aussehe. Niemand begriff, wie es ihm möglich gewesen war, über das Gitter des Vorgartens zu kommen.

Der Kohlenmann wurde benachrichtigt, brachte das störrische Thier wieder zu sich zurück und verabreichte ihm eine solche Tracht Prügel, daß die Kinder auf der ganzen Straße vor dem Kellerfenster zusammenliefen. Und dann mußte Leo wieder den Kohlenwagen ziehen.

Aber nach einigen Tagen war es ihm wieder auf unerklärliche Weise gelungen, auszurücken. Es war nur gut, daß Herr Elders auf den Rath seiner Gattin jetzt über dem Gitter noch einen Stacheldraht hatte anbringen lassen; so konnte das böse Thier nicht wieder in den Hof gelangen. Es lief nun winselnd und heulend vor dem Gitter immer auf und ab, so daß die Leute darauf aufmerksam wurden und kopfschüttelnd stehen blieben. War diese Bestie nicht vielleicht toll? Es sah doch ganz so aus! Die Polizei wurde benachrichtigt; bald erschienen ein Paar Hundefänger und fingen Leo kunstgerecht ein. Er wurde nach dem Depôt geschafft und dort sofort getödtet.

Oh, es war ja nur ein Hund!

Aus der Hauptstadt.

Capualuft.

Vor zwei Jahren fuhr um diese Zeit eine Flottille deutscher Torpedoschiffe den Rhein hinauf und hinunter, an jeder Stadt und an jedem Städtlein auf Tage Halt machend, um Huldigung und kostbare Bewirthung entgegenzunehmen. Wochenlang hallten die Ufer des Rheins von Kanonenschüssen, Glockengeläute und Hochs wider. Beständig lief das Volk von der Arbeit fort, um sich im Sonntagsstaate auf den Straßen herumzutummeln und sich die Kehlen in Hurrahs heiser zu schreien. Die Werkstätten standen leer, und in den Bureaus der Geschäftsleute blieb gerade nur so viel Personal zurück, um die Maschine im Gang zu erhalten. Eine schwüle Capualuft lag über Deutschlands herrlichstem Strom, dessen Anblick gerade vor 30 Jahren, als es ihn zu schützen galt, deutsche Soldaten zu Heldenthaten ohne Gleichen hatte begeistern können. Der treue Vaterlandsfreund griff aber täglich mit Hast zu dem Morgenblatt seiner Zeitung. Konnte er doch den Augenblick nicht schnell genug herbeisehnen, wo dem allgemeinen Festestaumel endlich ein Ziel gesetzt wurde. Wo soll ein Volk, das in dem Genuß erstickt, noch Kraft und Lust zu ernstem Schaffen hernehmen? Wie ist es um seine Zukunft bestellt, wenn nur noch die äußerste Noth es an die Arbeit treibt? Aber alle Bedenken verhallten. Sind etwa nach der wunderlichen Rheinfahrt der Torpedoflottille innerhalb der deutschen Grenzpfähle weniger Feste gefeiert worden als vordem? Vergeht wohl seitdem ein Tag des Jahres, an dem nicht aus Anlaß eines Einzuges die Glocken läuten, Ehrencompagnien sich auf Bahnhöfen oder an den Pforten eines Ausstellungsgebäudes oder zu Füßen eines zu enthüllenden Denkmals aufbauen, Cavallerie-Escorten auf dem für sie frisch gestreuten Sand durch die Straßen traben und Ortsvorstände mit gut memorirter Ansprache, die Amtskette um den Hals, an der Grenze des von ihnen geleiteten Gemeinwesens Posto fassen? Und in wie großem Styl vollzieht sich Alles! Mit Recht kann von jeder neuen Feier behauptet werden, daß sie die früheren an Glanz und Umfang überstrahlt habe. Es will scheinen, als wenn die schwüle Capualuft, die vor zwei Jahren fast ausschließlich über dem Rhein lagerte, sich inzwischen über ganz Deutschland ausgebreitet hat. Diese Wahrnehmung ist schon an und für sich sehr betrübend. Zu noch ernsteren Gedanken giebt aber die Thatsache Anlaß, daß auch die deutsche Streitmacht mehr und mehr in den allgemeinen Festestaumel hineingezerrt wird. Ist sie nicht der wichtigste Pfeiler des Unterbaues, auf welchem das deutsche Reich ruht? Wie! Wenn sich auch an ihr die Capualuft geltend machen sollte? Die Zumuthungen, die an den Magen der Mannschaften der Torpedoflottille und an ihre Aufnahmefähigkeit von Huldigungen gestellt wurden, waren schon manchem Sachkundigen am Rhein bei dem Anblick eines auf den Beinen nicht ganz sicheren Matrosen über den Spaß gegangen. Damals konnte er aber sich noch damit trösten, daß einmal eigentlich keinmal ist. Dieser Trost ist indessen trügerisch gewesen. Die Fälle, wo wir Angehörige der deutschen Streitmacht dem Ansturm der bei rauschenden Festlichkeiten sich bietenden Genüsse und Zersteuungen ausgesetzt sehen, wiederholen sich immer mehr. Was sollen wir aber mit Soldaten anfangen, welche die Freude an dem Vergnügen über die beglückende Befriedigung stellen, die ernste, strenge Pflichterfüllung gewährt?

Während der Blitzfahrt des Prinzen Heinrich durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas lag die „Hohenzollern" in dem Hafen von New-York vor Anker. Niemand auf der ganzen weiten Welt ist mir so unsympathisch als die Landsleute von Rockfeller und Pierpont Morgan, die allen anderen Sterblichen weder Luft noch Leben gönnen. Aber das muß auch der Neid dem Yankee lassen, als Wirth den deutschen Gästen gegenüber hat er sich nur von der allernobelsten Seite gezeigt. In unerschöpflicher Fülle bedachte er die Mannschaften der „Hohenzollern" mit Liebesgaben der köstlichsten Art, so daß diese nach Hause schreiben konnten, es wäre ihnen unmöglich, all' das Dargebotene zu bewältigen. Und nicht zwei Tage währte das ununterbrochene Genießen und Schwelgen, sondern mindestens zwei Wochen.

Fast gleichzeitig mit der „Hohenzollern" kehrte in den heimathlichen Hafen die „Charlotte", ein Schulschiff der deutschen Marine, zurück, auf dem eine große Zahl soeben erst eingestellter Cadetten zum ersten Male sich mit dem Dienst auf See bekannt machen sollten. Zu einer Uebungsfahrt war sie in See gegangen. Der Zeitungsleser hatte aber den Eindruck gewonnen, als wenn diese sich unterwegs unwillkürlich in eine Vergnügungsreise gewandelt hatte. Schon als die „Charlotte" vor Constantinopel ankerte, äußerte eine Tischnachbarin zu mir ihr lebhaftes Befremden über die gar zu vielen schönen Tage, welche die angehenden deutschen Seeofficiere als Gäste des Beherrschers der Gläubigen verleben durften; jenes Sultans, dessen Hände stets leer, wenn sie den eigenen Truppen den schon Monate lang rückständigen Sold geben sollen, aber übervoll sind, wenn es gilt, erlauchten deutschen Herren für die Ehre ihres Besuches zu danken. Und dieses unerfreuliche Mißverständniß zwischen der Pflichterfüllung jugendlicher Anfänger und dem ihnen an Zerstreuungen gebotenen Maß hatte sogar eine schlichte Frau herausgefühlt, die sich für ihr Tageblatt eigentlich nur interessirte, weil es ihr die Familiennachrichten brachte. Von Constantinopel aus lief die „Charlotte" aber noch

Digitized by Google

manchen anderen Hafen an, an dem es wieder an feierlichen Begrüßungen und festlichen Bewirthungen nicht fehlte. Ja, zu weiten Reisen tief in's Land hinein gewährte die „Uebungsfahrt" die Zeit. Auch den heiligen Stätten in Jerusalem wurde ein mehrtägiger Besuch abgestattet. Warum soll das Nützliche nicht mit dem Angenehmen verbunden werden? Auch ist darüber gar nicht zu debattiren, daß, wer viel sieht, auch viel zu erzählen weiß. Aber welche Vorstellung müssen sich angehende See-Officiere von der Pflichterfüllung machen, wenn sie auf ihrer ersten Dienstreise wahrzunehmen glauben, daß Dienst und Vergnügen auf derselben Stufe rangiren? Wenn eine Fahrt durch das Mittelmeer und die griechischen Gewässer solche Gefahren für die Erziehung des jungen Ersatzes unseres See-Officiercorps in sich birgt, warum wird sie nicht in andere Meere geleitet? Ein Bäuerlein, das von Bernau nach Berlin reisen wollte, entrüstete sich über den ihm abgeforderten hohen Fahrpreis. Er schob das ihm gereichte Billet mit den Worten zurück: „Oho! es giebt noch mehr Eisenbahnen." Nun, das einfältige Bäuerlein bockte umsonst auf. Aber der um die Wehrkraft seines Vaterlandes besorgte deutsche Mann könnte der Marine-Verwaltung mit Fug und Recht zurufen: Es giebt außer dem Mittelmeere und den griechischen Gewässern noch andere verschiedenere Schiffe mit weniger Gelegenheit zur Ablenkung von der Pflicht, Meere, in deren Häfen von Capualuft noch nichts zu spüren ist.

Der entnervenden Capualuft war auch das deutsche Uebungsgeschwader preisgegeben, das in den letzten Tagen des Mai aus der Irischen See nach Kiel zurückgekehrt ist. Der Deutsche stellt sich meistens die Grüne Insel als ein Land vor, in dem Milch und Honig nur selten zu finden ist. Nun, was der Besatzung des Geschwaders geboten wurde, ging noch weit über Milch und Honig hinaus. Wie oft waren nicht Offiziere und Mannschaften an Land! Und wie hoch ging es jedes Mal her, wenn sie sich mit den englischen Lords und den englischen Kameraden die Hände drückten! Vor Einladungen wußten sie sich nicht zu retten. Nur von Verbrüderungsfesten, von Banquets, Jagden, Lawn-Tennis- und Polospielen hatten die Tagesblätter zu berichten, wenn sie ihren Lesern erzählen wollten, was das Uebungsgeschwader auf der Reise vollführte. Nicht einmal so viel Zeit ließen die einander beständig ablösenden Festlichkeiten den leitenden Persönlichkeiten, daß sie die Begrüßung durch die Mitglieder der deutschen Colonie in Dublin entgegennehmen konnten und sie anweisen mußten, die Adresse, deren Ueberreichung geplant worden war, in ihrer Abwesenheit abzugeben. Konnte man da nicht unbewußt an die Berichte des Admirals Evans denken, der von der Regierung der Vereinigten Staaten dem Prinzen Heinrich auf seiner Blitzfahrt zum Ehrendienst beigegeben worden war? Bekannte er nicht mit anzuerkennendem Freimuth, daß Magen und Nerven in Folge der überreichen Fülle der Genüsse schon in den ersten Tagen versagt hatten? Ich bin auf den Einwurf gefaßt, daß Flottenbesuche oft einen sehr ernsten politischen Hintergrund haben, daß in der Regel durch sie die bereits freundlichen Beziehungen zwischen den betheiligten Staaten noch freundlicher gestaltet werden sollen, daß also dort auf der Grünen Insel von den Angehörigen des Uebungsgeschwaders pro patria banquettirt und Polo gespielt worden sei. Niemals aber kann eine solche Aufgabe ein Uebermaß von Freuden und Genüssen rechtfertigen. Und wenn es manchem deutschen Seemann dabei ebenso ergangen sein sollte wie dem Admiral Evans, so hatte er nicht einmal die Genugthuung, daß wenigstens des Vaterlandes Interessen gefördert worden wären. Die englische und deutsche Nation einander näher zu bringen, ist heutzutage ein vergebliches Bemühen; und der deutsche Staatsmann, der es wagen würde, über die Köpfe seiner Mitbürger hinweg in auch nur scheinbar englischem Interesse auch nur einen deutschen Soldaten zu engagiren, würde seine Tage in der Wilhelmstraße in Berlin gezählt sehen. Die Verbrüderungsfeste an der Küste Irlands, die wahrscheinlich der erneuten in Petersburg vollzogenen Verbrüderung zwischen Rußland und Frankreich das Gegengewicht bieten sollten, haben vielleicht einigen politischen Gimpeln Sand in die Augen streuen können. Aber jeder Einsichtsvolle sagte sich sofort, daß auch an der irischen Küste wieder einmal nur Theater gespielt worden war und daß mit dem Fallen des Vorhanges auch die Wirkung der aufgeführten Komödie vorüber sein mußte. Wollte Graf Bülow oder einer seiner voraussichtlich nicht minder fügsamen Nachfolger eines schönen Tages die praktischen Consequenzen aus der auf der Grünen Insel besiegelten Waffenbrüderschaft ziehen, ich bin überzeugt, die gesammte deutsche Nation mit Ausnahme unserer Großindustriellen und der Hamburger Handelsherren, die in edler Wahlverwandtschaft unentwegt zu England halten, würde ihm in den Arm fallen. Die Zeiten sind längst vorüber, daß die Völker sich wider ihren Willen in den Krieg treiben lassen. Nur den einen Erfolg dürften die Verbrüderungsfeste gehabt haben, daß deutsche Seeleute trotz aller frischen Brisen, die von dem hohen Meere in die irischen Häfen drangen, weit mehr Capualuft einathmeten, als ihnen persönlich und ihrem Vaterlande dienlich ist.

Ja, ich frage noch einmal: Was soll das deutsche Reich mit Soldaten anfangen, die im Genießen geradezu Exercitien haben durchmachen müssen? Das Höchste und zugleich auch das Schwerste, dessen der civilisirte Mensch überhaupt fähig ist, wird der Soldat auch in den zukünftigen Feldzügen zu leisten haben. Auch in ihnen wird er mit hängendem Magen, mit ermatteten Gliedern, mit dem niederdrückenden Kummer über die kurz vorher erlittene Niederlage im Herzen in den Kampf ziehen und dennoch darauf schwören müssen, daß er siegen wird. Bei wem erfüllen sich aber die Voraussetzungen hierzu schon vor oder bei dem Eintritt in das Heer? Nicht drei vom Hundert bringen den erforderlichen stählernen Körper und Willen mit. Erst wenn sie eine Schule härtester Arbeit, bitterer Entbehrungen und Entsagungen durchlaufen hat, kann von der großen Masse erwartet werden, daß sie in den kritischen Stunden des Soldatenlebens nicht sogleich bei dem ersten Kanonenschuß die Flinte in's Korn wirft und Reißaus nimmt. Nicht einen Augenblick zweifele ich, daß die Berichte über die Haltung der Besatzung der Torpedoflottille während der Rheinfahrt des Lobes voll, daß die Uebungsfahrt der „Charlotte" nach Ansicht Derer, die sie geleitet haben, äußerst ersprießlich gewesen ist, daß endlich weder in dem Hafen von New York auf der „Hohenzollern", noch an der Küste der Grünen Insel innerhalb des Uebungsgeschwaders bedenkliche Fälle von Indisciplin vorgekommen sind. Dennoch steht es für mich fest, daß das Ausliefern der Besatzung der verschiedenen Schiffe an ein Uebermaß von Genüssen und Vergnügungen ihrer Widerstandsfähigkeit erheblichen Abbruch gethan hat. Die Auffassung der Pflicht gehört auch zu den Imponderabilien, die sich erst völlig offenbaren, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Wenn denselben Angehörigen der Marine noch weiter Gelegenheit gegeben werden sollte, in sich den Hang zum Genießen auszubilden und Capualuft einzuathmen, dann wollen wir uns im Kriege wieder sprechen, wenn sie dort zeigen sollen, was sie im Frieden gelernt haben. Dann wird bei ihnen der für ihr grausiges Handwerk erforderliche stählerne Wille und Körper vermißt werden. Dann wird auch der Einfältige erkennen, daß ihre militärische Schulung nichts getaugt hat.

Je länger schlechte Luft eingeathmet wird, desto weniger kommt sie dem sie Einathmenden zum Bewußtsein. Wer fühlt sich aber gedrungen, als treuer Eckart zu fungiren und den ungebetenen Warner zu spielen? Diejenigen, welche den ungesunden Zustand zu ihrem Schaden oder zu ihrem Vortheil an ihrem eigenen Leibe spüren, schweigen fein säuberlich still. Es sind dies auf der einen Seite die Bedauernswerthen, die auf einem zugigen Bahnhof oder bei Regen wetter an einem Triumphbogen im luftigen Frack der Ankunft des zu Feiernden harren mußten und sich hierbei einen unverwüstlichen Rheumatismus holten, oder die Schwergeprüften, denen der in großen Mengen hinuntergegossene Champagner in die Beine gefahren ist und sie mit dem Podagra beschenkt hat. Auf der anderen Seite stehen die deutschen Schneider, die unausgesetzt die rapide abgenutzten Sonntagsanzüge zu erneuern haben. Die Einen verhalten sich aus Loyalität oder, weil sie sich schämen, ruhig, die Anderen, weil in der schwülen Capualuft ihr Weizen ganz besonders gut gedeiht. Wie ist da noch zu erwarten, daß in Zukunft der entnervenden Luft wenigstens der weitere Zutritt in die deutsche Streitmacht verwehrt werde? Ist nicht zumal allgemein bekannt, daß auch in denjenigen höheren militärischen Kreisen, die eigentlich wissen können, wohin wir treiben, der Grundsatz, wonach Reden Silber, Schweigen aber Gold ist, mehr als sonst so beherzigt wird? Nichts Anderes bleibt somit dem ehrlichen einsichtsvollen deutschen Manne übrig, als sein Haupt in Sack und Asche zu stecken, wenn ihn nicht mehr die Hoffnung aufrecht zu erhalten vermag, daß noch einmal ein Eingriff des Schicksals zur rechten Stunde die schwüle und entnervende Capualuft mit elementarer Gewalt wegfegen wird.

Ajax.

Das Denkmal.

Entschieden freisinnige Stadtverordnete von Berlin haben die Hergabe eines Platzes für ein Hardenberg-Denkmal beantragt.

Der Führer: Die Denkmalsseuche richtet das Land sittlich zu Grunde. Es muß von Parteiwegen Etwas dagegen geschehen.

Sein Adjutant: Weiß Gott — kein Fürst der Vergangenheit mehr, kein Staatsmännchen dritter Ordnung, kein geschlagener Feldherr, der nicht bereits sein Bronce- oder Marmor-Standbild hat! O über diese elende Kriecherei! Dieser Byzantinismus, der unser armes Volk wie mit politischem Strychnin vergiftet!

Seine Egeria: So viel ich weiß, giebt's in ganz Berlin nur noch einen einzigen Platz ohne Denkmal! Skandal!

Der erste Gefährte: Die Denkmal-Verramscher wissen eben, daß ihnen ein Orden winkt oder ein klingender Titel.

Der zweite Gefährte: Jammer ohnegleichen! Wir sollten es nicht dulden, daß alle Denkmäler immer von ein und derselben, uns feindlich gesinnten Gruppe ausgehen und errichtet werden!

Der Adjutant: Kein Zweifel, wir kommen in's Hintertreffen. Von unsern Gegnern zeugen später tausend Monumente, von unserm Wollen und Denken dagegen keins.

Der erste Gefährte: Niemand von uns rechnet auf Ehrenzeichen und Würden. Daß wir jedoch vor der Nachwelt so schäbig dastehen sollen —

Digitized by Google

Der Führer: Die Idee ist gut. Es gilt, Monument gegen Monument auszuspielen. Einem Realpolitiker muß jede Waffe recht sein. Aber ich befürchte —

Die Egeria: Sei unbesorgt. Ich sagte ja schon vorhin, daß noch gerade ein geeigneter Platz in Berlin vorhanden ist.

Der Führer: Wenn ich nur noch einen denkmallosen wüßte! Es giebt ja keine geschichtliche Person mehr, die unbelästigt geblieben ist. Auch brauchen wir einen entschieden freisinnigen Mann.

Der Adjutant: Michael Kohlhase vielleicht? Oder den Müller von Sanssouci?

Der erste Gefährte: Nur keine Demonstration gegen Eigenthum und Monarchie! Orden und Titel hat unsereins Gottlob nicht nöthig, indessen wollen wir doch schiedlich-friedlich mit dem Fürsten leben. Wir brauchen einen entschieden freisinnigen Mann, der doch seinem Herrscher berlinisch treu ergeben war.

Die Egeria: Minister müßte er mindestens gewesen sein — Hardenberg gefällig?

Der Führer: Hardenberg? Was hat der für Verdienste um die Partei?

Der Adjutant: Er sorgte dafür, daß das Volk die versprochene Verfassung nicht bekam, und verhinderte dadurch Wahlniederlagen unserer Fraction.

Der Führer: Vortrefflich. Bereiten Sie sofort eine Interpellation an den Magistrat vor. Dieser Magistrat ist durch und durch reactionär und versteht Hardenberg nicht. Wir müssen ihn zwingen, eventuell mit Hülfe des Hofmarschallamtes. Prinz Vogelfrei.

Kärntner Wandertage.

I.

Der Abschied von Mizzi im Wiener Rathhauskeller war bittersüß. Zu seiner Süße trug vor Allem der noble Heurige bei, den man dort verständnißinnig ausschenkt. Ich weiß nicht, was die Leute gegen den Dr. Lueger haben. Gegen einen Mann, der seinen Bürgern solch einen Tropfen zukommen läßt und auch Fremdlinge gütig damit tränkt. Ob er die Wiener Kleingewerbtreibenden vom Untergang erretten und die Brodfrage lösen wird, das weiß ich nicht. Die Weinfrage aber, die hat er gelöst.

Mizzi vertrug nicht ganz vier Viertel. Eine tiefe Rührung überkam sie, ihre weiche Hand tastete nach der meinen, und unter verhaltenen Thränen gestand sie mir, noch niemals habe ihr das Schnitzelcarrée mit Gurkensalat und die Kalbshaxe so gut geschmeckt wie heute Morgen. Jetzt aber sei sie plumpsatt, und selbst wenn ihr Jemand noch einen Pfirsich anböte, der ihre Lieblingsfrucht sei, so würde sie ihn auf der Stelle verspeisen. Ich kann Sentimentalität Vormittags um halb zwölf Uhr nicht leiden. Sie hat dann keinen Zweck und keine Existenzberechtigung. Mondschein oder Gasbeleuchtung gehören zu ihr, wie junge Erbsen zum Backhuhn oder wie sittliche Entrüstung zum Sanden-Proceß.

Also verließ ich mit Mizzi den Keller. Auf den schimmernden, weißen Palästen am Ring lag sonntäglicher Sonnenschein; in der Hofburg hielten die braunen Bosniaken Wache und thaten so, als kümmerten sie sich gar nicht um die jungen Wienerinnen, die keck an ihnen vorbeistrichen. Du schöne, fröhliche, noch immer fröhliche Kaiserstadt . . . Du Märchenprunk längs der Ringstraßen, denen zu Liebe man alles Vorstadtelend vergißt, in Sonderheit du stolz gewaltiger, anmuthstrahlender Rathhausbau. Auch ohne deinen Keller bist du anbetungswürdig.

Recept für einen Berliner, der sich noch nie seiner Vaterstadt ein bißchen geschämt hat: er trete vor Schmidt's gothische Herrlichkeit und vergleiche damit das klotzige Scheusal, das uns der unselige Blankenstein in die Königstraße stellen durfte.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war ich zwar nicht berühmt, aber ein sorgenfreier Ferienreisender in der grünen Steiermark. Wenn ich zwischen beiden Daseinswonnen wählen soll, so entscheide ich mich schon lieber für die Ferienreise. In Eisenerz sah ich den berühmten rothen Erzberg, den die gleichfalls berühmte Alpine Montan-Gesellschaft über Tage abbauen läßt. Gleich als wär' es ein Steinbruch. Herr Wittgenstein aus Wien geht eben überall, wo er eingreift, rationell zu Werke — ob er nun die Börse in Unordnung bringt oder seine Bergwerke in Ordnung — überall baut er gründlich ab und erzielt 35 bis 45 pCt. Gewinn. Genau diesen Eisengehalt hat der Spatheisenstein des Erzberges. Es freut mich, dem geneigten Leser und der hoffentlich noch immer schönen Leserin mit genauem statistischen Material kommen und imponiren zu können . . .

Es ist nicht ganz leicht, nach Kärnten zu gelangen. So unwiderstehlich locken während der ganzen Bahnfahrt von rechts und links die Berge, so lustig lachen die weiten, grünen Thäler im Sonnenbrand und winken von den Hügeln an ihrem Rande stattliche Schlösser und Ritterburgen, daß man immer wieder die Fahrt unterbricht, um beschaulich Einkehr zu halten. Da ist zuerst das Gesäuse, das Prunkjuwel der K. K. Staatsbahnlinie Wien-Klagenfurt. Wo durch ihr Felsenbette die Enns sich rauschend drängt, treten auch die hohen Schroffen hart an einander heran. In rascher Folge lösen sich Bilder wuchtiger Bergwildheit ab; gewaltigere Abstürze als in diesem Theile der Kalkalpen bekommt die Thalschleiche nirgends zu sehen. Aber auch der Kletterer findet hier sein Genüge. Von Gstatterboden, dem prächtig mitten im Gesäuse gelegenen, führt der Wasserfallweg zur Heßhütte hinauf, die zwischen Hochthor und Zinödl in majestätischer Einsamkeit ruht. Einen besseren Weg giebt es nicht für den, der ein ganzes Jahr lang den Bergen fern war und Knie und Lungen wieder für sie trainiren will. Wenn man auf überwachsenem Pfade den imposanten Felscircus erreicht hat und aus dem Wasserfall-Kessel wieder herausgekrochen ist, dann geht es steil an Steigbäumen empor, unaufhörlich, unermüdlich. Da lernt man wieder den Bergstock, das in dieser Situation allerdings fast nutzlose Möbel, hantiren, da vergießt man, unter'm mitleidlosen Strahl der Mittagssonne, Schweiß genug, um aus Eigenem einen durchaus beachtenswerthen Wasserfall speisen zu können. Es ist ein Weg, der alle Geheimnisse und rauhen Schönheiten des Gesäusegebirges aufschließt, wild und fesselnd und unerschöpflich reich an immer neuen Ueberraschungen. Ringsum das große Schweigen. Eine Streiffahrt wie durch vorweltlichen Fels. Selbst der keck angelegte Pfad scheint zuweilen ein Werk verworren spielenden Zufalls zu sein.

Im Johnsbach, wohin der Abstieg führte, liebt der Kutscher die Rasi, und so trug es sich zu, daß er mit mir 15 Minuten später nach der Haltestelle absauste, als es Vorschrift war. Es gelang ihm denn auch, im Augenblick, da der Zug mit der üblichen Kindertrompete abgeblasen wurde, vor der Stations-Barrière zu erscheinen. Ich glaubte den historischen Moment gekommen, wo ich unbedingt eine längere Rede über österreichische Schlamperei halten müßte, aber das einleitende Wort: „Sehr geehrte Anwesende!" blieb mir im Munde stecken, als mir aus einem Coupéfenster des davon trollenden Dampfgespannes heraus zwei Fräulein schadenfroh Rübchen schabten. Die übrigen Insassen des Zuges betheiligten sich an der sinnigen Ovation, und es blieb mir nur übrig, ihnen meinen Dank in der Zeichensprache zu übermitteln.

Der nächste Fahrplanmäßige traf vier oder fünf Stunden später in Johnsbach ein. So nahm ich meinen Stock zur Hand und marschirte fürbaß. Es war, wie ich mir bereits zu bemerken erlaubte, ein erfreulich warmer Tag, und die Enns, die unten in tiefen Schluchten gar erschrecklich brüllte und donnerte, Schaumwogen gegen jeden harmlosen Block schleuderte und wie irrsinnig kaskadirte, die Enns brachte mit all' ihrem aufregenden Gethue doch keine Kühlung. Von den kahlen Mauern der Hochthorgruppe, vom dreizackigen Reichenstein und seinem Gefolge strömte eine sengende Hitzwelle in's Flußthal. Die Luft flimmerte, trotzdem es schon Abend ward, und stählern blau spannte sich die Kuppel aus, in grausamer, unerbittlicher Wüstenschönheit . . .

Ihr wackeren Männer im Stifte Admont, die Ihr den Luttenberg-Steinberger nicht für Euch behaltet, sondern ihn im lauschigen Stiftskeller auf weltlichen Pilgrimen rinnen laßt, gesegne Euch Gott die Liebe! Der Sonnenuntergang brannte ein wundersames Feuerwerk auf dem Bichenstein ab. Die Berglehnen schwammen in blaurothem Licht, wie von altem Burgunderwein; zwischen den beiden Kuppen, die einen rechten Riesenpokal bilden, loderte goldgelbes Feuer, Hochheimer, der das Glas bis zum Rande füllte. Und dahinter dehnte es sich unendlich, wie von silbergrauem Most, den des Küfers Lampe prüfend durchfunkelt. Ein Sonnenuntergang zu Ehren des Admonter Stiftskellers.

Morgen beginnen die Wandertage in Kärnten.

Es ist nicht ganz leicht, nach Kärnten zu gelangen, und es scheidet sich schwer von der grünen Steiermark. Ueberall scheidet's sich schwer, wo weise und gute Menschen Keller anlegen und dafür sorgen, daß jeder neue Herbst im Keller auch Platz finde. Was nur durch Fortrinken des Alten zu erreichen ist. Max Kempff.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichn. Anst. Deutschl.**

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Bad Reinerz

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink-** u. **Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Kaltwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kuranstalt.** — Hochquellen-Wasserleitung. — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** und **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit: 1. Mai bis October. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Bunsen von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 28. Juni 1902. 31. Jahrgang. Band 61.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Leutnants von Krefeld. Von Caliban. — Russische Beklemmungen. Von Iwan. — Die neue ärztliche Prüfungsordnung. Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz). — Liebesunterricht. Von Dr. M. Landau (Wien). — **Literatur und Kunst.** Die Kunst in Sprüchen. Von Max Bewer (Dresden). — Heinrich Seidel. Von Fritz Berndt. — Kunstpflege im Hause. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Das Glück. Skizze von Albert Wulffen. — **Aus der Hauptstadt.** Die großen Berliner Sommerausstellungen. III. Von J. Norden. — Kärnter Wandertage. II. Von Max Kempff. — Notizen. — Anzeigen.

Die Leutnants von Krefeld.

Den jungen Krefelderinnen, die trotz des Fabrikenqualmes blink und blank, in schneeweißen Gewändern zum Kaiser gekommen waren, hat der freigebige Monarch eine ganz besondere Freude bereiten können. Es fehlte der aufstrebenden Sammt- und Seiden- und Zanella-Stadt bisher an Leutnants, und die Ehrenjungfrauen beantworteten Wilhelm's II. Frage, ob sie fleißig mit diesen so beliebten Trägern des bunten Rockes tanzten, trübselig dahin, daß ihnen Leutnants nur selten zu Gesicht kämen. Krefeld müht sich seit Langem um eine Garnison. Es sind nicht nur die reichen Fabrikanten, die sich den schmucken Aufputz für ihre Gesellschaften wünschen, und nicht nur die Priesterinnen der so gut berufenen Krefelder Küche sind es, deren Herzen nach hungrigen Vaterlands-Vertheidigern begehren. Sowohl sinniges Gemüth, flackernde Leidenschaft und Decorationslust, als auch communalpolitische Erwägungen schreien nach einer Besatzung. Sie haben bislang umsonst geschrieen. Umsonst waren alle Bittschriften, umsonst auch die Bemühungen der hochmögenden Herren Abgeordneten. Zweifellos hat der Minister ungezählte Male die Berücksichtigung der flehentlichen Wünsche ausgesprochen, aber die Akten waren stärker als er. Krefelds Garnison lag dauernd bei den Akten. Jedermann verzweifelte daran, daß sie im Laufe dieses eben angebrochenen Jahrhunderts die papierne Hülle durchbrechen und leibhaftig, Fleisch und Blut werde würde.

Die jungen Krefelderinnen haben erreicht, was Oberbürgermeister, Magistrat und Stadtverordnete, was die mächtige Presse zusammt den Herren Abgeordneten und dem allmächtigen Minister nicht vermochte. Auf die bewegliche Klage der weißen Ehrenjungfrauen bemerkte der Fürst huldvoll, daß er ihnen einige Leutnants herschicken wolle. Schon Tags darauf ward der Oberbürgermeister telegraphisch aufgefordert, Vorschläge über Unterbringung eines Husaren-Regiments in der Stadt und Schaffung eines Exercierplatzes in der Umgegend zu machen.

Ob es sich nun um fehlende Leutnants, diese höchst persönliche Sache, handelt oder um Unpersönliches, doch beinahe ebenso Wichtiges — immer giebt der Kaiser Dampf auf die Maschine. „Wenn Sie einmal Schwierigkeiten beim Hafenbau haben, nur schleunigst an mich telegraphirt!“ forderte er die Krefelder Stadtväter auf, und den ihn begleitenden hohen Würdenträgern sagte er nach Schluß der amtlichen Festhandlung: „Ihr Geheimräthe, helft den Krefeldern nun mal ordentlich!“ Es wird ihnen geholfen werden, ganz gewiß. Alle Schwerfälligkeit der Büreaukratie verfliegt und macht nervöser Hast Platz, wenn Se. Majestät gesprochen hat.

Mit den modernen Theorien und Illusionen vom Verfassungsstaate verträgt sich das alles vielleicht nicht. Schwärmer hüben und drüben verlangen denn auch unausgesetzt, daß sich der Souverän ausgiebiger der ministeriellen Bekleidungsstücke bedienen und seinen Räthen die Entscheidung überlassen möge. Doch der Verfassungsstaat ist bereits ein Scherz von vorgestern. Es herrscht und regiert wieder der König, an Stelle des schreibseligen Beamtenthums und des redseligen Parlaments. Die Tage Friedrich Wilhelm's und des Alten Fritz sind wiedergekehrt. Je klarer sich die Freudigkeit des Herrschers offenbart, mit entscheidendem Machtspruch helfend einzuspringen, desto rascher verfallen die nachgeordneten Stellen, die früher so angesehenen Instanzen, der allgemeinen Mißachtung. Die Minister werden wieder, was ihr Name besagt: Diener. Und was werden ihre Untergebenen, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landräthe u. dgl. m.? Die Canzlei-Autorität geräth in's Wanken. Schon findet die Kunst, alles Drängen und Kämpfen durch Reglements zu beenden und aus einem Aktenstück zwanzig zu machen, halsstarrige Gegner. Man umgeht die Büreaukratie einfach. Der Kaiser wird den Bedrängten Helfer und Hort. Ein kleines Wort von ihm — und Krefeld hat seine Leutnants. Das persönliche Regiment zeigt unverkennbare Vortheile gegenüber dem der Beamtenhierarchie. Also, meine Herren — was zögern wir?

„Für Kaiser und Reich,“ so sprach in Aachen Prälat Dr. Bellesheim, „beten wir Tag für Tag im Kreislauf des Jahres. Diese Gebete werden begonnen, wenn das Morgenroth dem Schooße der Frühe entsteigt; sie setzen sich fort, wenn die Sonne ihre Höhe erreicht, und, Majestät, sie ersterben erst dann auf den Lippen, wenn die Schatten des Abends empordämmern.“ Von Schlaf und Traum in der Nacht sagte der Prälat nichts, womit er vielleicht andeuten wollte, daß noch vor fünfzehn Jahren Niemand an dergleichen Hymnen im Traum gedacht habe. Indeß, der geistliche Herr versteht seine Zeit. Er giebt beredten Ausdruck den politischen Empfindungen, die die Gemüther der Weisen bewegen.

Caliban.

Digitized by Google

Russische Beklemmungen.

Von Iwan.

Zum Gedenktage des Türkenkrieges, dessen Beginn jetzt 25 Jahre zurückliegt, bringt das russische Blatt Nówoje Djélo einen Artikel folgenden Inhalts: „In den 70 er Jahren schwelgte die russische Gesellschaft noch im Traume der soeben errungenen inneren Siege. Rußland schien verjüngt, neugeboren, ein Ueberfluß an Kräften machte sich fühlbar, man sah sich zu Heldenthaten berufen, zur Verbreitung des allgemeinen Glücks. Jetzt ist der Taumel der früheren Siege in die Vergangenheit versunken, neue Siege sind nicht hinzugekommen. Anstatt dessen sind neue unerwartete Schwierigkeiten aufgetaucht, und die Gesellschaft steht gespannt vor der Nothwendigkeit neuer innerer Verhältnisse, einer neuen Lösung der Lebensfrage, einer Lösung, die nicht nur unvorbereitet ist, sondern deren Angriff jetzt noch räthselhaft erscheint. Und in diesem Alltagsgrau der rauhen Wirklichkeit scheint die Gesellschaft nicht zu wissen, was mit ihr vor einem Vierteljahrhundert vorgegangen ist. War es thatsächlich der Aufschwung echter Kraft, die Sehnsucht, das zu verwirklichen, wozu man berufen war, oder nur ein Feiertagsrausch, ein heroisches Ueber die Schnur hauen?“ Die politischen Ideale jener Zeit seien durch sociale Ideale verdrängt worden. „Eben auf diesem Gebiete muß sich jetzt alles Bedeutsame vollziehen, sowohl in Rußland selbst, als auch in den von ihm geschaffenen slavischen Ländern, sogar in der allslavischen Verschmelzung, wenn diese überhaupt auf realem Boden steht. Auf diesem Gebiete hat man auch die möglichen Früchte unserer großen Opfer zu erwarten, und hier wird man es schließlich sagen können, was denn eigentlich unser heldenhafter Krieg gewesen ist — ein großes historisches Ereigniß oder nur eine seltsame militär-politische Donquijoterie?“ Vorläufig habe Rußland gewissermaßen nicht einmal das sittliche Recht, wirklich groß und edelmüthig zu sein — so lange nämlich die sociale Geschichte des Slaventhums noch im Keime begriffen ist.

So weit etwa das Nówoje Djélo.

In einer Beziehung ist dem Nówoje Djélo vollkommen beizustimmen. Ganz zutreffend ist seine Schilderung der Aschermittwoch-Stimmung, die sich aller Kreise der russischen Gesellschaft, sowohl liberaler wie auch conservativer Richtung, bemächtigt hat. Jedermann steht das Eingeständniß auf der Stirne geschrieben: man sei an's Ende seines Lateins gelangt. Vergeblich raffen sich officiöse Organe zu stylistischen Leistungen auf: nun werde Alles wieder gut werden, da man sich entschlossen habe, die segensreichen Wege Alexander's III. wieder einzuschlagen. Sie glauben selbst nicht an das, was sie sagen, und sie täuschen Niemanden durch die Unaufrichtigkeit ihres Selbstvertrauens.

Woraus auch sollte Selbstvertrauen sich schöpfen lassen? Etwa aus „conservativen“ Ueberzeugungen? — nachdem der selbstmörderische Despotismus unter Alexander III. alles unterdrückt hat, was noch Spuren selbstständigen Lebens aufwies, und nachdem seine Unfähigkeit, auch Finland zu zertreten, offenbar geworden ist? — Oder aus „liberalen“ Gesinnungen? — nachdem die Ziel- und Maßlosigkeit und verheerende Unfruchtbarkeit dieser letzteren sich in den Reformen Alexander's II. genügend documentirt hat? — Oder gar aus der modernsten russischen Wirthschaftspolitik? — welche die eigentliche russische Industrie, den hoffnungslos darniederliegenden Ackerbau, vollends preisgab, und auf seine Kosten Fabrikgewerbe aller Art künstlich hervorzurufen versuchte, die schon nach einem Lustrum verkrachten? Man ist eben mit seinem Latein zu Rande gekommen; und zur allgemeinen Ueberzeugung gelangt, daß dem Mechanismus kein Leben einzuhauchen ist, — auch nicht mittels der zahlreichen, in's Maßlose sich mehrenden Enquêten und Commissionen, von deren totaler Sterilität ein Jeder im Voraus überzeugt ist.

Nur eine Gruppe der Gesellschaft — und zwar eine Gruppe, die umfassender ist, als gemeiniglich geglaubt wird, — nur die nihilistischen Kreise scheinen ihr Selbstvertrauen noch nicht gänzlich eingebüßt zu haben. Noch immer setzen sie ihre aussichtslosen Versuche fort, die studirende Jugend, Arbeiterkreise und Landleute zu aufständischen Bewegungen aufzureizen; aber aussichtslos sind diese Versuche, denn in ihnen muß sich die Wahrheit der russischen sprichwörtlichen Redensart bethätigen: „Wir verstehen keine Revolution zu machen, wir müßten uns dazu Deutsche verschreiben“.

Und schließlich ist auch aus der Tolstoi-Bewegung kein aufrichtender Trost für die Aschermittwoch-Stimmung zu gewinnen. Denn das Tolstoi-Princip zielt letzten Endes auf Vernichtung des Staates ab; nicht etwa auf das Aufgeben der despotischen Staatsform, sondern auf Vernichtung des Staates an sich, auf Anarchie in quiëtistischer Form. Wer aber kann wohl Stärkung schöpfen aus einer Moral, die grundsätzlich von tapferer Vertheidigung ihrer Lebensregeln absieht?

Diese Aschermittwoch-Stimmung Rußlands hat für Europa Beruhigendes; und es sollte sorgfältig jede kriegerische Verwickelung vermieden werden, welche der russischen Regierung den Anlaß gäbe, ihrem Volke aufrichtende Ideale vorzutäuschen, welche für Europa gefährlich würden. Am wohlfeilsten, wenn auch am zeitraubendsten, wäre Europas Befreiung vom russischen Alpe, wenn man Rußland in sich versumpfen ließe.

In anderen Beziehungen aber kann dem Nówoje Djélo nicht zugestimmt werden, darin zum Beispiel nicht, daß es eine „neue Lösung“ der „russischen Lebensfrage“ in Aussicht nimmt. Denn eine solche Lösung — wenn auch eine sehr langwierige — wäre nur denkbar, falls das despotische Privileg der Staatskirche verschwände, — und dadurch würde Rußland als solches zu bestehen aufhören. Wenn das Blatt ferner überhaupt die Möglichkeit statuirt, daß die „allslavische Verschmelzung“ auf „realem Boden“ bestehen könnte, so ist auch dies ein Irrthum. Denn von jeher hat das Slaventhum sich durch Mangel an Treue ausgezeichnet, und seine Verschmelzung könnte nur auf dem Boden der absolutesten allgemeinen Despotie sich vollziehen, zu welcher die slavischen Brüder nicht hinneigen. Falsch ist es schließlich auch, wenn die Zeitung endlich für die „sociale Geschichte des Slaventhumes“ lebendige und lebensfähige Keime voraussetzt, wo nur Todtgeborenes war und ist.

Ganz besonders entschieden muß dem Nówoje Djélo widersprochen werden, wenn es behauptet, die neuen Schwierigkeiten seien „unerwartet“; denn sie sind ganz genau bereits vor Jahren signalisirt worden — (Victor Frank: „Russisches Christenthum“ (Paderborn 1889) Einleitung) — und haben Niemandem, der durch großrussische Erhebungen nicht blind gemacht oder eingeschüchtert war, unerwartet sich einstellen können.

Die neue ärztliche Prüfungsordnung.

Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz).

Nach langer Erwartung ist endlich die neue ärztliche Prüfungsordnung vor wenigen Monaten als Gesetz zur Veröffentlichung gelangt. Nicht ungetheilt dürfte wohl der Beifall sein, welchen die neue Gestaltung der Dinge in den fachmännischen Kreisen gefunden hat. Manchem mögen die Anforderungen allzu hoch erscheinen, die künftig an den jungen Arzt gestellt werden sollen, und Andere wieder werden die Nichtachtung gewisser Sonderwünsche schmerzlichst beklagen.

Digitized by Google

Ob aber in der That mit der Reorganisation der gesetzlichen Bestimmungen ein Fortschritt auf hygienischem Gebiete zu verzeichnen sein wird, darüber dürfte man erst nach Jahren, wenn unter der neuen Prüfungsordnung eine andere Aerztegeneration herangereift sein wird, urtheilen können. — Ziemlich einmüthig ist von den deutschen Aerzten das Verlangen nach einer Reform der Prüfungsbedingungen gestellt worden, und es lag dieser Forderung wohl die richtige Erkenntniß zu Grunde, daß das Gros der jüngeren Aerzte trotz seiner unbestreitbar hohen wissenschaftlich-theoretischen Ausbildung in praktischer Beziehung nicht immer seinen Aufgaben gewachsen ist. In technischen Dingen, in gewissen Gebieten der sogenannten kleinen Chirurgie, in der Behandlung von kleinen Verletzungen, Knochenbrüchen, Verrenkungen, in den tausenderlei an sich unbedeutenden und doch so wichtigen Praktiken der Krankenpflege erweist sich nicht so selten der Routinier, der Masseur, der Einrichter oder der Kurpfuscher als der Geschicktere. Es ist gar nicht zu leugnen, daß solche Zustände, wo sie dem Publicum offenbar wurden, zu einer thatsächlich nicht berechtigten Minderwerthung des ganzen ärztlichen Standes geführt und mehr vielleicht als irgend ein anderer Umstand der Ausbreitung der Kurpfuscherei Vorschub geleistet haben. Daß der strebsame und nicht ganz ungeschickte Arzt der Regel nach in den ersten Jahren seiner praktischen Thätigkeit, wenn auch unter manchen Mühen und materiellen Opfern, das Versäumte nachholt, daß es ihm nicht schwer fällt, auf der Grundlage seiner wissenschaftlichen Bildung auch praktische Tüchtigkeit zu erwerben, das wird nur zu häufig übersehen unter dem verblüffenden Eindruck, wenn der diplomirte Arzt unter Umständen weniger sicher als der erfahrene Pfleger über das, was die nächsten Stunden dem Kranken bringen werden, zu urtheilen vermag, oder wenn er in der kunstgerechten Anlegung eines Wickels, in der Ausübung der Massage weniger geübt ist als der Pfleger.

An allen diesen unbestrittenen Mängeln trägt aber der junge Arzt nur zum geringsten Theil die Schuld. Die Hauptursache lag bisher an der Organisation der ärztlichen Ausbildung, in welcher der rein wissenschaftlichen Seite ein allzu großes Uebergewicht eingeräumt war und die andererseits beim klinischen Unterricht die Fertigkeit im Diagnosticiren allzu einseitig in den Vordergrund stellte. In der That war auch bei dem Skepticismus, der bis vor wenigen Jahren außer in den chirurgischen Disciplinen auf fast allen Gebieten der Medicin die Geister beherrschte, das Interesse an therapeutischen Fragen gerade unter den fleißigen, wissenschaftlich angeregten Studirenden sehr gering, und zu spät erst, wenn der junge Arzt in die Praxis eintrat, lernte er die Lücken seiner Ausbildung erkennen. Die Wenigen, denen Vermögensverhältnisse und was noch wichtiger, persönliche Beziehungen den Weg bahnten, um als Assistenten an Kliniken oder Krankenhäusern ihre Ausbildung zu vollenden, hatten es natürlich leichter, als der in der Praxis unter den Augen des Publicums, inmitten einer oft unerbittlichen Concurrenz wirkende junge Arzt. Dazu kam nun noch die neue Strömung in der Heilkunde während des letzten Decenniums, der erhöhte Eifer, mit welchem man sich wieder den eigentlichen Berufsaufgaben des Arztes hingab, die wachsende Erkenntniß, daß für den Praktiker über den anatomischen Veränderungen die Störung der Function steht, deren zweckmäßige Anregung und Umstimmung auch in schweren Fällen noch lohnenden Erfolg verspricht. Kein Wunder, daß bei dieser nun nothwendig resultirenden höheren Activität des Arztes und bei der besonderen Technik der mehr und mehr cultivirten physikalischen Heilmethoden der junge Arzt häufig eine wenig beneidenswerthe Rolle spielen mußte. In Fachkreisen war man auch nahezu einig darüber, daß es so nicht weiter gehen könne, daß eine gründliche Reform in der Ausbildung der Medicinstudirenden Noth thue. Und weil Deutschland nun einmal das gelobte Land der Examina ist, so glaubte man auch mit einer Neugestaltung der ärztlichen Prüfungsordnung anfangen zu sollen.

Sehen wir nun zu, wie weit die neugeschaffene Organisation dazu berechtigt, auf Besserung zu hoffen. Der hervorstechendste Eindruck der neuen Prüfungsordnung ist jedenfalls der einer Erschwerung und Vertheuerung des ärztlichen Studiums, einer Vertheuerung insofern, als künftig das Schlußexamen nicht vor dem elften Semester abgelegt werden kann und das Recht zur Ausübung der Praxis noch von der Absolvirung des sogenannten praktischen Jahres abhängig ist, so daß der Mediciner frühestens nach sechseinhalbjährigem Studium selbstständig werden kann. Das mag Einzelne wohl vom Studium der Medicin abschrecken, und diese Wirkung wird manchem Arzt nicht unwillkommen sein. Keinesfalls ist es aber die Aufgabe einer Prüfungsordnung, socialökonomische Prophylaxe zu üben. Wir dürfen darum wohl diese Seite des Gegenstandes ganz außer Betracht lassen.

Um so bemerkenswerther ist die Erhöhung der seither schon nicht geringen Anforderungen. Die ärztliche Vorprüfung, die unter der alten Ordnung nur einige Stunden währte, wird sich nun über vier Tage erstrecken und in den medicinischen Grundfächern, in Anatomie und Physiologie, viel eingehender sein als bisher. In der Anatomie werden ungefähr die gleichen Anforderungen gestellt wie seither im Hauptexamen, wofür nun allerdings in diesem die anatomische Disciplin weniger ausführlich behandelt wird. Erfreulich ist es, daß nunmehr ein halbjähriges praktisches Arbeiten im physiologischen und chemischen Laboratorium Bedingung der Zulassung zum Examen ist. Weiterhin wird auch ein mindestens halbjähriges Prakticiren in den Polikliniken, in der Kinderklinik, der Irrenklinik und den Kliniken für Hals-, Nasen-, Ohren- und Hautkrankheiten verlangt. In allen diesen Fächern wird auch geprüft, theils in besonderen Prüfungsabschnitten, theils in geeigneter Weise bei den Hauptfächern; die Irrenheilkunde ist sogar zu einem besonderen Prüfungsgegenstand geworden. Im Ganzen genommen wird also in Bezug auf die Ausbildung nichts Anderes verlangt, als was bisher schon jeder strebsame Student (in der Regel länger als nur ein Semester lang) geleistet hat. Neu ist nur, daß die verschiedenen Specialfächer eingehender als bisher geprüft und daß beispielsweise auch die Geschichte der Medicin Berücksichtigung finden soll. In der Hauptsache werden höhere Anforderungen an das Wissen der jungen Aerzte gestellt, die ganze Art der Prüfung wird aber allem Anschein nach keine andere sein wie bisher. Sie wird den gleichen abstracten Charakter an sich tragen, wie — an den meisten Hochschulen wenigstens — die ganze Zeit über, wo es leicht vorkommen konnte, daß ein fleißiger Streber, der sich gut eingepaukt hatte, in der chirurgischen Disciplin die erste Note erhielt, obschon er nicht im Stande gewesen wäre, einen Abscess regelrecht aufzuschneiden oder eine Fingeramputation exact auszuführen. Es wird eben auf die Prüfung in den praktischen Fertigkeiten nicht der gehörige Nachdruck gelegt, und darin dürfte sich wenig ändern, so lange nicht die ärztliche Technik als einer der wichtigsten Abschnitte der ganzen Prüfung ausdrücklich anerkannt ist.

Allerdings könnte man zur Zeit derartige Fertigkeiten von dem Prüfungscandidaten kaum mit einigem Recht verlangen, höchstens in der Geburtshülfe ist der Unterricht zumeist wohlthuend praktisch. In den anderen Disciplinen hat der klinische Unterricht viel zu viel den Charakter einer theoretischen Vorlesung. Was der klinische Lehrer in rein wissenschaftlicher Beziehung seinen Schülern mitzutheilen hat, das gehört aber in breiterer Ausführlichkeit jedenfalls in besondere theoretische Vorlesungen, die allerdings nicht gar zu eifrig gehalten werden. In der Klinik sollte es die wesentliche Aufgabe sein, den Schüler in wahrem Sinne „prakticiren“ zu lassen. Zur Zeit besteht das Prakticiren in der Beantwortung einiger Fragen, in der gläubigen Bestätigung

Digitized by Google

des vom Professor aufgenommenen Befundes — viel seltener untersucht der Praktikant selbstständig — und in der nicht allzu schwierigen Diagnosenstellung auf Grund einer schon vorher sorgfältig aufgenommenen Krankengeschichte und der sachgemäß gruppirten Untersuchungsergebnisse. Nur in verhältnißmäßig wenigen chirurgischen Kliniken darf der Praktikant auch selber einmal eine Operation ausführen; dazu würde die Zeit nicht reichen, auch traut man seiner Aseptik nicht, ohne zu bedenken, wo denn nun eigentlich der künftige Landarzt sich die Technik der Aseptik und Antiseptik aneignen soll.

Unter solchen Verhältnissen ist die Einrichtung, daß einzelne Studirende als sogenannte Famuli auf den Krankenabtheilungen thätig sind, von großem Nutzen. Aber unmöglich können bei der überreichen Zahl Alle hier ankommen, und dann hängt immer noch der Erfolg von dem pädagogischen Geschick und der persönlichen Liebenswürdigkeit der Assistenten ab. Denn von diesen wird die Unterweisung des Studirenden häufig nicht als Amtspflicht, sondern mehr wie eine persönliche Gefälligkeit aufgefaßt. Persönliche Beziehungen, Couleurbrüderschaft u. dgl. spielen hier überhaupt oft eine so bedeutsame Rolle, daß mancher Studirende lieber auf den Famulusdienst in gewissen Kliniken verzichtet. Es fehlt eben an der Hauptsache, daß nämlich der klinische Lehrer selber die Unterweisung der Studirenden, den praktischen Unterricht auf der Krankenabtheilung als seine wichtigste Aufgabe ansieht, für die er in erster Linie bestellt ist. Mehr als seither sollten die Kliniker dieser Pflicht eingedenk sein. Sie sollten von ihren Collegen von der Anatomie und Physiologie lernen, die wahrhaftig auch nicht der wissenschaftlichen Vertiefung des Unterrichts ermangeln und sich gleichwohl die Mühe nicht verdrießen lassen, dem frisch von der Schule gekommenen, noch ganz ungeübten und oft recht ungeschickten jungen Studenten die nothwendigen technischen Fertigkeiten beizubringen. Erst wenn die Gesammtheit der Kliniker in diesem Sinne ihr Lehramt auffaßt, werden sie, unbeschadet der wissenschaftlichen Ausbildung, die gewiß nicht verkürzt werden soll und in Vorlesungen, Colloquien und Laboratorien gepflegt werden möge, wahrhaft praktische Aerzte heranbilden.

Wenn die Reform an diesen Stellen angesetzt hätte, wäre wohl das praktische Jahr nicht unbedingt nothwendig gewesen; unter den gegebenen Verhältnissen muß man es aber als eine nothwendige und nützliche Ergänzung des Universitätsstudiums anerkennen, vorausgesetzt, daß es auch als „praktisches" Jahr gehandhabt wird und die jungen Aerzte nicht, ähnlich wie in der Zeit des klinischen Praktikantenthums, zu Statistenrollen verdammt werden. Immerhin wird bei dem voraussichtlichen Andrang zu den Kliniken und Krankenhäusern das praktische Jahr nur einen schwachen Ersatz bieten für das, was eingehender und gründlicher schon in der Zeit des Universitätsstudiums geleistet werden könnte. — Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß die Mißstände, welche wir hier berührt haben, keineswegs allgemein verbreitet sind. Von jeher haben einzelne Kliniker in richtiger Erkenntniß seiner Bedürfnisse der praktischen Ausbildung des künftigen Arztes ihre vornehmste Sorge gewidmet; ihre Zahl scheint sogar heute in der Zunahme begriffen. Möchten die Anderen bald auf diesem Wege nachfolgen; dann wird unter jedweder Prüfungsordnung der Erfolg nicht ausbleiben.

Liebesunterricht.

Von Dr. M. Landau (Wien).

Es wird jetzt viel darüber gestritten, ob die Geschichte eine Kunst oder eine Wissenschaft sei. Vielleicht würden die Streitenden ihre Zeit besser anwenden, wenn sie gute Geschichtswerke schrieben, anstatt um den Namen zu streiten. Um mich nicht ähnlichem Vorwurf auszusetzen, will ich hier keine Untersuchung anstellen, ob die Liebe eine Kunst oder eine Wissenschaft sei; bedarf es doch zu Beiden sowohl des angeborenen Talentes als des Studiums. Die fröhlichen Liebesdichter der Provence, die Troubadours, die in dieser Frage gewiß competent waren, sprachen von einem saber de drudaria, einer „auf Theorie und Praxis beruhenden Wissenschaft", wie ein moderner französischer Jurist übersetzte; aber Ovid, der classische Liebesdichter, hat doch ein umfangreiches Lehrbuch der „Liebeskunst" geschrieben.

Als man einem polnischen Juden erklärte, was für eine Wissenschaft die Handelsgeographie sei, rief er verwundert aus: „Das braucht man doch nicht in der Schule zu lernen; es wird doch keinem Menschen einfallen, Sensen in Rußland und Juchten in Steiermark zu kaufen." Ebenso dürfte vielleicht manche schöne Leserin fragen, ob man denn die Liebe erst lernen müsse.

Ich könnte sie auf den Roman des Longus verweisen, in dem der unwissende Daphnis von der erfahrenen Lycänion in der Kunst oder Wissenschaft der Liebe theoretisch und praktisch unterrichtet wird.

Im Mittelalter erzählte man sich, daß an der Hochschule zu Toledo ein Lehrstuhl für Zauberei bestehe, und warum sollte es nicht auch solche für die Liebe geben, die doch auch ein Zauber ist? Ich denke mir dabei einen Don Juan als Professor oder einen Werther als Privatdocenten. Und da in unserer Zeit der „Frauenbewegung" (gab es denn eine Zeit, wo die Frauen unbeweglich waren?) alle gelehrten Berufe dem schönen Geschlecht zugänglich gemacht werden, könnte auch einmal eine Frau Professor ein Collegium über die Liebe lesen. Sie brauchte dabei nicht einmal hinter einem Vorhange zu stehen, wie die gelehrte Novella, wenn sie an Stelle ihres verhinderten Vaters Giovanni d'Andrea canonisches Recht in Bologna vortrug. Der Vorhang diente, wie die nicht minder gelehrte Christine de Pisane erklärt, damit la beauté d'icelle n'empechast la pensée des oyans.

Uebrigens ist es, wie wir später hören werden, auch vorgekommen, daß ein Professor einem wißbegierigen Studenten ein Privatissimum über die Liebe gelesen hat, selbstverständlich gegen entsprechendes Collegiengeld.

Mag man auch der Ansicht sein, daß der Unterricht im Lieben ebenso überflüssig sei, wie der in der Handelsgeographie, so wird man doch zugeben, daß das Geliebtwerden nicht so selbstverständlich ist. Es mag Kunst oder Wissenschaft sein, nicht Jedem ist es angeboren — es muß gelernt werden. Mit der einfachen Formel Seneca's: Si vis amari ama — liebe, wenn Du geliebt werden willst — kommt man trotz der Bekräftigung durch Dante's „Amor ch'a null'amato amar perdona" nicht immer zum Ziele. Hat doch kein Geringerer als Petrarca diese Lehre für falsch erklärt, vielleicht durch die Hartherzigkeit seiner Laura eines Besseren belehrt. „Auch das si vis amari ama versagt in vielen Fällen die Hülfe," sagt er in seinen Dialogen über Glück und Unglück, „das menschliche Herz ist so räthselhaft und unerforschlich, daß die treueste, heißeste Liebe oft keine Erwiderung findet, ja manchmal sogar Widerwillen und Haß hervorruft." — Auch der Stock, den einst ein König von Preußen anwendete, um die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen, scheint mir kein geeignetes Mittel. Die Sache ist gar nicht so einfach, wie man glaubt. Noch schwerer ist es freilich, aus einer Xantippe ein Käthchen zu machen. Deßhalb führte auch das alte deutsche Seitenstück zu Shakespeare's Taming of the shrew den Titel „Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen".

Wer aber ein gutes, sittsames Weib hat, soll zufrieden sein und keine Experimente machen; sonst ergeht es ihm wie dem frommen Rabbi Meier. Von diesem gelehrten Wunder-

Digitized by Google

thäter berichtet nämlich der Talmud im Tractat vom Götzendienst, er habe seinen Wohnort verlassen und nach Babylon übersiedeln müssen „wegen der Geschichte mit seiner Frau Beruria".

Was war das für Geschichte? Unsere Neugierde bliebe ungestillt, wenn wir nicht den Talmudcommentar des Rabbi Salomon ben Isaac, gewöhnlich Raschi genannt, hätten. Dieser stammte aus Troyes im Champagnerlande und war ein Zeitgenosse des ältesten Troubadours Herzog Guilhem IX. von Aquitanien. Trouvères, die picante Geschichtchen in schönen Reimen erzählten, gab es damals noch keine in Frankreich, aber der esprit gaulois war schon vorhanden, und Etwas davon mag auch der fromme Talmudcommentator besessen haben. Nach seiner Erklärung der erwähnten Stelle hatte die Frau des Rabbi Meier einmal über die Rabbiner gelacht, welche sagten, daß alle Frauen leichtsinnig seien. Da sagte ihr der Gatte: „Du selbst wirst die Wahrheit dieser Behauptung beweisen." Darauf befahl er heimlich einem seiner Schüler, die Frau zu verführen. Was thut nicht Alles ein fleißiger Student seinem Professor zu Gefallen! Er übernahm die Aufgabe, die ihm Madame Beruria wahrlich nicht leicht machte. Aber der Student war fleißig und ausdauernd und siegte endlich. Rabbi Meier hatte bewiesen, daß er Recht hatte. Als aber die Geschichte ruchbar wurde, erhängte sich die Frau, und der Rabbi mußte auswandern. Was ferner mit dem Studenten geschah, ob er auf Grund solcher Dissertation sein Doctordiplom erhielt, wird nicht berichtet. Wir wissen auch nicht, ob der Rabbi sich ganz auf das Talent des Schülers verließ oder ihn auch in der Liebeskunst unterrichtete. Letzteres hat nämlich, wie Ser Giovanni, ein italienischer Novellist des vierzehnten Jahrhunderts, erzählt, ein Professor des canonischen Rechtes in Bologna, vielleicht ein Zeitgenosse und College der schönen Novella, gethan.

Unter seinen Schülern befand sich ein junger Römer Namens Bucciuolo, der bereits seine Studien beendet hatte, aber einem Freunde und Landsmann zu Gefallen noch in Bologna blieb. Er scheint ein sehr fleißiger Mensch gewesen zu sein, der seine Zeit gut benutzen wollte. Er ging also zu seinem Professor und bat, ihn noch irgend eine schöne Wissenschaft zu lehren. „Was möchtest Du denn lernen?" fragte ihn dieser. — „Ich möchte lernen, wie man liebt und wie man sich dabei zu verhalten hat," antwortete der wissensdurstige Student. Der Professor lobte sehr die Wahl, die er getroffen, und obwohl er nur einen Lehrauftrag für canonisches Recht hatte, fand er sich doch bereit, dem fleißigen Studenten ein Privatissimum über die Liebeswissenschaft zu lesen. „Du mußt," lehrte er, „vor Allem am Sonntag in die Kirche gehen, wenn alle Frauen dort versammelt sind, und wenn Du eine findest, die Dir gefällt, so folge ihr von Weitem, bis Du siehst, wo sie wohnt; dann komme zu mir, und ich werde Dich das Weitere lehren." Der Student befolgte die Vorschrift des Professors, ging in die Kirche, sah dort eine entzückend schöne Frau, folgte ihr heimlich und erkundete ihre Wohnung. Als er dies dem Professor berichtete, lobte dieser seinen Fleiß und unterwies ihn nun, wie er Fensterparade machen sollte. Als er auch dieses erlernt hatte, lehrte ihn der Professor, wie er sich der Vermittelung einer Hausirerin bedienen sollte, um mit der schönen Frau bekannt zu werden. Auch dieses Pensum absolvirte der Student zur Zufriedenheit des Professors, der ihm dann weitere Lehren gab, die er befolgte. Es kam endlich so weit, daß er berichten konnte, die schöne Frau habe ihn für den Abend in's Haus geladen. Aber war es eine Andeutung über die Wohnung der Frau oder etwas Anderes, das beim Professor den Verdacht erregte, es handle sich um seine eigene Frau? Da er sonst bis spät in die Nacht Vorlesungen zu halten und im Universitätsgebäude zu schlafen pflegte, ging er diesmal zeitlich nach Hause, wohlbewaffnet, um sich an den Räuber seiner Ehre zu rächen. Die Frau war eben in einer anregenden Unterhaltung mit dem Studenten begriffen, als sie die Ankunft ihres Mannes hörte, und hatte nur gerade so viel Zeit, den Studenten unter einem Haufen Wäsche, der auf einem Tische neben dem Fenster lag, zu verstecken. Dann ließ sie den Professor herein und spielte gegenüber dem wüthenden Eifersüchtigen die überraschte und entrüstete Unschuldige. Der Mann durchsuchte das ganze Haus ohne Erfolg, denn es war ihm nicht eingefallen, unter der Wäsche zu suchen. Dann verließ er beschämt das Haus und der Student sein Versteck, um der Frau bei einem guten Souper Gesellschaft zu leisten. Am nächsten Morgen erzählte er dem Professor sein Abenteuer und daß er auch für diesen Abend von der schönen Frau eingeladen sei.

Nun hatte der Professor keinen Zweifel, daß er der Betrogene sei, war den ganzen Tag so aufgeregt, daß er keine Vorlesung halten konnte und eilte Abends wüthend nach Hause. Die Frau löschte das Licht, eilte dem Manne entgegen, umarmte ihn, so daß er Nichts sehen und der Student entschlüpfen konnte. Als Licht gemacht wurde, suchte der Professor zuerst unter der Wäsche, dann im ganzen Hause, und fand Nichts. Der Eifersüchtige geberdete sich ganz sinnlos, und die Frau erklärte, er müsse völlig verrückt sein. Das leuchtete auch ihren herbeigerufenen Brüdern ein, die ihm beim Suchen nach dem Studenten geholfen hatten. Sie prügelten ihn daher tüchtig durch, banden ihn und übergaben ihn einem Arzt zur Kur. Als Studiosus Bucciuolo am nächsten Tage in die Universität ging, um dem Professor der Liebeskunst sein zweites Liebesabenteuer zu erzählen, erfuhr er dort zu seiner traurigen Ueberraschung, daß dieser toll geworden sei. Als treuer Schüler ging er ihm einen Krankenbesuch zu machen. Wie ihm nun dessen Wohnung gewiesen wurde, merkte er gleich, wie die Sachen stehen, faßte sich aber rasch, trat mit den anderen Studenten ein und sagte dem gefesselt und höchst betrübt auf dem Bette liegenden Professor einige tröstende Worte. Der aber antwortete: „Bucciuolo! Bucciuolo! geh' mit Gott, Du hast nun genug gelernt auf meine Kosten."

Der Student, im canonischen Recht und in der Liebeskunst gleich bewandert, verließ hierauf die Universitätsstadt und kehrte nach Rom zurück. Ob der Professor genas und wieder Vorlesungen hielt, wird nicht berichtet. Jedenfalls dürfte er sich fortan auf das canonische Recht beschränkt haben.

Dies ist in Kürze der Inhalt des vom alten italienischen Novellisten mit breiter Ausführlichkeit und behaglichem Humor Erzählten. Wie man sieht, ist darin der poetischen Gerechtigkeit Genüge gethan, und ganz unglaublich erscheint das Geschichtchen für jene Zeit auch nicht. Heutzutage wäre freilich so etwas nicht möglich; denn, wenn ein Professor eine schöne Frau hat, wissen es alle Studenten, und wo er wohnt, bleibt ihnen kein Geheimniß.

Die Geschichte vom Schüler, der die Theorien des Meisters auf dessen Kosten in genußreiche Praxis umsetzt, wurde auch von anderen italienischen Novellisten dem Ser Giovanni mit mannigfachen Variationen nacherzählt, die ich hier nicht alle mittheilen kann. Am unterhaltendsten ist die Darstellung bei Straparola aus Caravaggio, einem Novellisten des sechszehnten Jahrhunderts. Für den Bologneser Professor des canonischen Rechts tritt ein Paduaner Professor der Medicin ein, und der Student ist gar ein Prinz von Portugal, der schließlich die Frau nach seiner Heimath entführt. Der Professor giebt hier aber keinen Unterricht in der Liebeskunst, sondern rühmt nur vor dem Schüler die außerordentliche Schönheit einer Frau, verschafft ihm Gelegenheit, sie zu sehen, ohne ihm zu sagen, daß es seine eigene Frau ist. Auf die Fragen des Studenten nach Namen und Wohnung, verweigert er die Antwort; aber der Prinz verfällt selbst auf die Idee, ihr nachzugehen, die Fensterparade zu machen und — das Weitere ist bekannt. Dreimal wird das Rendezvous

Digitized by Google

vom eifersüchtig gewordenen Arzt gestört, aber jedes Mal weiß die schlaue Frau den Prinzen auf andere Weise zu verstecken, und jedes Mal erzählt dieser dann das lustige Abenteuer dem betrogenen Gatten. Schließlich zündet der Mann, wüthend geworden, das Mobiliar seiner Wohnung an, damit der Liebhaber, der doch irgendwo versteckt sein müsse, mit verbrenne. „Die Möbel gehören Dir, und Du kannst sie verbrennen lassen", sagt die Frau, „aber dieser Koffer mit meinen Heirathsdocumenten und anderen wichtigen Papieren darf nicht verbrannt werden", und läßt ihn mit Bewilligung des Mannes von schnell herbeigeholten Lastträgern zu ihrer Nachbarin und Vertrauten schaffen. In dem Koffer war der portugiesische Prinz versteckt. Wie dieser dann sich beinahe selbst verräth, aber mit Hülfe der ebenso schlauen wie schönen Frau der ihm vom Gatten gelegten Schlinge entgeht, gehört nicht weiter hierher.

Noch weniger mit dem Unterricht in der Liebeskunst hat die Erzählung vom „Sänger und Gewürzkrämer" in 1001 Nacht zu thun. Das Wesentliche ist hier, daß der Liebhaber stets dem betrogenen Gatten selbst erzählt, wie er durch List der Frau seinen Nachstellungen entgangen sei. Das besonders Komische, welches in dem Verhältniß von Lehrer und Schüler liegt, fehlt hier. Dasselbe ist der Fall in dem „Miles gloriosus", einem rohen lateinischen Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert, welches dem Matthäus aus Vendome zugeschrieben wird, und das mit der gleichnamigen Komödie des Plautus nicht die geringste Aehnlichkeit hat: Eine Frau erkauft die Liebe eines armen jungen Ritters, der Compagnon eines Wucherers, ihres Gatten, ist. Die Hälfte des von ihr erhaltenen Geldes und ihre Geschenke bringt er stets dem Wucherer, dem er auch erzählt, wie er jedes Mal durch die List der Frau den Nachstellungen des Mannes entgangen sei. Dieser hatte nämlich das Geld und die Geschenke als die seinigen erkannt und Verdacht geschöpft, dem Ritter aber gerathen, die Besuche fortzusetzen. Schließlich wird der habgierige Kerl geprügelt und verbannt, und der Ritter behält die Frau.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn sich die Dramatiker den dankbaren Stoff hätten entgehen lassen. Und es waren drei der allergrößten — Shakespeare, Lope de Vega und Molière — welche ihn auf die Bühne brachten. Sie ließen alle das komische Motiv des Liebesunterrichtes durch den Gatten fallen und begnügten sich, ihn zum Vertrauten des Liebhabers zu machen. Aber Shakespeare erzielte die belustigendsten Effecte, indem er das Verhältniß umkehrte, in den „Lustigen Weibern von Windsor", den Liebhaber Falstaff zum Gefoppten und Bestraften machte. Frau Ford, der er nachstellt, ist eine ehrbare aber zu lustigen Streichen aufgelegte Frau, die sich mit ihrer Freundin, Frau Page, verbündet, um den lüsternen Sir John zu bestrafen. Auch macht dieser nicht zufällig ihren Gatten zum Vertrauten, sondern es ist der eifersüchtige Ford, der sich ihm unter falschem Namen nähert, um ihn auszuforschen. Den Korb mit der schmutzigen Wäsche hat Shakespeare vom italienischen Novellisten entlehnt; aber geprügelt wird bei ihm nicht der betrogene Ehemann, sondern der gefoppte Liebhaber. Und auch Mr. Ford bekommt die verdiente Lection. So ist also das englische Lustspiel moralischer als die italienische Novelle.

Widerlich und unmoralisch ist dagegen Lope de Vega's Komödie „Las ferias de Madrid" (Der Jahrmarkt von Madrid). Auch hier verräth sich der glückliche Liebhaber selbst dem Ehemanne, und diesem gelingt es sogar, den Schwiegervater von dem Vergehen der Frau zu überzeugen. Er will sie hierauf tödten, um seine Ehre zu rächen, aber der liebe Schwiegerpapa kommt ihm zuvor, indem er ihn selbst tödtet. Die schöne Wittwe ist bald getröstet und heirathet nach Ablauf des Trauerjahres den Liebhaber. Das spanische Drama nähert sich also am Schlusse mehr der Erzählung des Straparola.

Dagegen entfernt sich Molière am weitesten von seinen Vorgängern. Er hat in seiner École des femmes den rohen Stoff veredelt, ihn in eine reinere Sphäre gehoben, indem er Agnes nicht zur Frau, sondern zur Ziehtochter Arnolphe's, der sie erst heirathen will, machte. Die Tendenz seines Stückes ist gegen den blinden Egoismus der Männer gerichtet, welche eine dumme und unwissende Frau, einer gescheidten und gebildeten vorziehen. Die École bildet dadurch gewissermaßen das Gegenstück zu den Femmes savantes, worin die Ueberbildeten, die Blaustrümpfe und die sich gelehrt dünkenden Frauen verspottet werden.

Ganz abgekommen sind wir mit ihm von unserem Thema doch nicht. Zeigt er uns auch nicht, wie die Liebe erlernt werden kann, so giebt er uns doch die Adresse eines großen Lehrmeisters an:

Il le faut avouer, l'amour est un grand maître:
Ce qu'on ne fut jamais, il nous enseigne à l'être

sagt sein Horace.

Literatur und Kunst.

Die Kunst in Sprüchen.

Von Max Bewer (Dresden).

II. Reihe.*)

Gesundheit.

Nur das Gesunde ist das Geniale,
So hatte Goethe schon erkannt,
Und darum nimmt heut' das Banale
Auch in der Kunst so überhand.

Man sucht das Bunte zu bekämpfen,
Malt möglichst müde, grau und matt,
Nennt „vornehm" noch dies Farbendämpfen,
Weil selbst man keine Nerven hat!

Sieht man, wie sie das Leben malen,
Hält man die Welt selbst für erkrankt,
Die ewig doch in gold'nen Strahlen
Voll Goethe'scher Gesundheit prangt!

*

Künstler und Socialdemokrat.

Im Wechselspiel von Tag und Nacht
Wirkt erst des Himmels Schein,
Wer keine Unterschiede macht,
Kann auch kein Künstler sein!

Wer ehrfurchtslos in einem Staat
Sucht Alles gleich zu machen,
Wird auch als platter Demokrat
Den Geist der Kunst verflachen.

Sein Farbenspiel wird grau und fad,
Und sein Motiv alltäglich,
So wird gewiß im Zukunftsstaat
Die Kunst auch unerträglich!

*

Souverän.

„Gebt uns die Welt nicht anders wieder,
Als so, wie wir sie täglich seh'n,"
So zieht man heut' die Künstler nieder —
Die höchste Kunst ist souverän!

*) Siehe „Gegenwart" Nr. 14 des laufenden Jahres.

Digitized by Google

Sie greift wie einst der Himmelsvater
In ihre eig'ne Schöpferbrust
Und wird so eine Alma mater
Für neuen Schmerz und neue Lust!

Für Welten, die es nie gegeben,
Und die doch ewig in uns sind,
Und die in ihrem schönen Weben
Als Wahrheit fühlt das kleinste Kind!

*

Persönlichkeit.

Nicht wie And're mich verstehen,
Nur wie ich mich selbst versteh',
Will ich sinnen, will ich sehen,
Wie ich durch dies Leben geh',
Eure Lehren, die begrab' ich,
Die ihr mir und Jedem gebt,
Wenn ich scheit're, nun so hab' ich
Wenigstens doch selbst gelebt!

*

Mystik der Kunst.

Will der Künstler Etwas schaffen,
Zieht er sich zurück in sich,
Und sein heit'rer Sinn wird schweigsam,
Tödtlich ernst und innerlich.

Also war auch Christi Scheitel
Einst von Todesernst umsonnt,
Der aus Liebe zu den Menschen
Ganz aus Innen sterben konnt'!

Und so hat auch Gott geschaffen,
Sonne, Mond und Erde Dich
Aus den Tiefen seiner Seele
Tödtlich ernst und innerlich.

Nirgends siehst Du ihn mehr leben,
Seine Schöpfung war sein Tod,
Fühl' ihn schweben, fühl' ihn weben
Neu in jedem Morgenroth!

Fühl' ihn auch in Deiner Seele,
Fürchte keines Menschen Spott,
Schaffe mit dem Ernst des Todes,
Und auch Du wirst so ein Gott!

*

Einsamkeit.

Ein großer Geist muß einsam sein
Lang oder kurze Zeit,
Selbst Christus zog sich einst zurück
In Selbstversunkenheit.

Doch fühlst Du fest Dein Wesen steh'n
In jedem Sturm und Wind,
Magst gern Du unter Menschen geh'n
Und seh'n, wie And're sind!

*

Narziß.

Stumm am Bach dahinzuliegen,
Spiegelnd sein geliebtes Bild,
Läßt er still die Zeit verfliegen,
Die ihm keine Wünsche stillt,
Und sie wandert wie die Welle
Unter seinem Blick zerfließt,
Der im Glanz der reinen Quelle
Selig nur sich selbst genießt!

Zärtlich seine Schönheit fühlend
Und von seinem Blick entzückt,
Spürt er kaum, wie er sich kühlend
Tiefer zu den Fluthen bückt,
Leuchten sieht er Stirn und Wangen
Aus dem dunkelklaren Grund
Und das holde Bild zu fangen,
Sucht und küßt er seinen Mund!

O Du holder Himmelsknabe,
Selig Du in Deinem Loos,
Dir warf seine schönste Gabe
Zeus in den geliebten Schooß,
Den die Wolken hoch umschweben,
Der befreit vom Erdendunst,
So wie Du sein tiefstes Leben
Spiegelnd küßt im Quell der Kunst!

Und so laßt den Künstler träumen
Diese kurze Erdenzeit,
Ueberlaßt ihn Quell und Bäumen
Selbstverliebt und gottgeweiht,
Nur in weltentrückten Sinnen
Spiegelt sich der Schönheit Bild,
Sich verlierend nur gewinnen
Kann er, was sein Herz erfüllt!

*

Die Kunst Gottes.

Ein Bild, in dem kein Schatten ist,
Kann man unmöglich malen,
Weil Gott auch nur ein Künstler ist,
Muß Glück durch Unglück strahlen,
So wölkt der Leiden Dunkelheit
Durch uns'res Lebens Fröhlichkeit,
Warum, das bleibt uns oft verhüllt,
Vor Gott ist es ein schönes Bild!

*

Lieblose Künste.

O könnte man von jedem Maler,
Wenn einst ihn deckt die ew'ge Grabesnacht,
Nur Eines ihm zum Ruhme sagen,
„Er hat die Welt nicht häßlicher gemacht!"

Wie flüchtet gern sich aus dem Leben
Das Volk sich in die reine Luft der Kunst
Und fühlt sich nur zu oft getroffen
Dort von demselben dumpfen Erdendunst!

Fühlt Ihr kein Herz im Busen schlagen,
Habt Ihr keine Fünkchen Himmelsphantasie?
So laßt doch Eure Künste fahren
Und lebt dahin wie jedes and're Vieh!

*

Gallerie-Aesthetik.

Die Bilder aus einem Jahrhundert muß
Gemeinsam ein Saal verein'gen,
Da sieht man Leda mit dem Schwan,
Und wie sie den Stephanus stein'gen,
Ein Wasserfall von Ruysdael muß
Bei Rembrandt's Patriziern prangen,
Denn wer mit Einem geboren ist,
Wird auch mit Ihm — gehangen! . . .

Warum kann nicht in einem Saal
Das Religiöse der Zeiten
Und uns in einem andern nicht
Das Landschaftliche begleiten? . . .

Digitized by Google

Dann sähe man in einem Stück
Den Geist der Kunst sich entwickeln,
Indeß sich jetzt am Gegenstand
Der schauende Sinn muß zerstückeln;
Die Ehrfurcht vor den Alten macht
Die Sache noch nicht so häßlich,
Doch kommt man in einen modernen Saal,
Da wird der Anblick gräßlich,
Da hängen ganz lustig Ziegenböck
Und Christusköpp zusammen,
Man sollte den Gallerie-Patron
Lebendig daneben hangen!*)

*

Das Volk und die Kritik.

Ein Bild, zu dem das Volk sich drängt,
An dem der Blick mit Freude hängt,
Das stets umlagert ist im Saal,
Das nennt der Krittler trivial.
Doch jenes Bild, das fahl und matt,
Den Menschen Nichts zu sagen hat,
Das keinen Blick macht froh und hell,
Preist er als individuell!

*

Tiger und Pfau.

Wenn zwischen Abend und Nacht
Der Tiger erwacht,
Und nach Beute schweift,
Fliegt ihm der schreiende Pfau voran,
So wie der Kritikus
Eitel voll Selbstgenuß
Durch die Blätter schreit
Eines Künstlers erwachende Seelenpracht!

*

Technik.

Die Technik läßt sich leicht erhaschen,
Man meistert sie oft wundervoll
Und weiß, die Hände in den Taschen,
Dann doch nicht, was man malen soll!

Und will nicht ein Gedanke kommen,
So wird das Was ganz einerlei,
Man malt nur technisch höchst vollkommen,
Und sei's die größte Fatzkerei.

Das Hirn blieb eine öde Insel,
Das Herz schlägt blöde, schlapp und matt,
Man wird zuletzt ein größ'rer Pinsel,
Als der, den man in Händen hat!

*

Originell.

Willst Du nur selber bleiben echt,
Schneid' Keinem Dein Gesicht zurecht,
Laß es nur scheinen, wie es ist,
Damit Du's wenigstens selber bist,
Grimassen sind ein schlechtes Kleid,
Der Häßliche wird alle Zeit
Verschönert nur durch Ehrlichkeit,
Vergnügt erkennt dann Groß und Klein,
Du kannst nun 'mal nicht anders sein!

*

*) Man denke nur einmal darüber nach, ob nicht eine Zusammenstellung von Christusbildern von Tizian, Dürer, Rembrandt bis Böcklin und Uhde nicht eine ganz andere religiöse Stimmung erzeugen würde, als der jetzige Zustand M. B.

Wahlspruch für Künstler.

Wie ein Schwimmer
Soll der Mensch die Welt begrüßen,
Vorwärts nach dem Edlen
Stoß er seine Hände,
Das Gemeine
Rückwärts tretend mit den Füßen,
Tapfer streitend, fröhlich gleitend,
Reine Bahn der Welt bereitend!

*

Humus.

Du junger Baum, wie blühst Du schön,
Und doch von Dir wie viele Blätter
Ließ rauh der Sturm zu Boden weh'n!
In Deinem Bild seh' ich das meine
Und bleib' vor Dir in Wehmuth steh'n,
O hätte Gott nicht besser Wetter
Nicht senden können Sonnenschein,
Nun kann ich mich, um die verwehten leidend,
Kaum der erblühten Lieder freu'n!

Es wandelt die zerfall'ne Blüthe,
Die taub versank im Erdenschooß,
Ganz heimlich wieder sich in Erde,
So zart und weich wie feines Moos,
So aus dem Humus Deiner Leiden,
Tief aus dem trauernden Gemüth,
Blüht plötzlich wie ein Himmelswunder
Aus dunkler Brust Dein schönstes Lied!

*

Musik und Poesie.

Ob man ihre Lieder singen werde,
Wenn sie selbst schon ruhen in der Erde,
Bleibt für Dichter oft ein quälend Ding,
Wenn Gedichte wirklich blüh'n und grünen,
Neigt sich wiegend ganz von selbst zu ihnen
Die Musik als Schmetterling!

*

Sicheres Urtheil.

Die Dich hassen, die Dich lieben,
Schaue Dir genau erst an,
Seines Urtheils Schärfe üben
Kann an Dir ja Jedermann,
Nimmer mußt Du Dich betrüben
An der schlechten Menschen Spott,
Wen die edlen Menschen lieben,
Den liebt auch der liebe Gott!

Heinrich Seidel.

Von Fritz Berndt.

Was uns so schnell auf Du und Du mit dem Schriftsteller Heinrich Seidel bringt, wenigstens auf den Wunsch, so mit ihm zu stehen, das ist die treue, lächelnde Biederkeit seines Schaffens. Kein Verdecktes, Heimliches an diesem Dichter. Nicht nur die Fenster, auch die Wände und das Dach sind von Glas. Mit behaglicher Ruhe und schmunzelnder Sicherheit schildert er in seinen Originalen zum guten Theile sich selbst. Während er uns aber gewissenhaft alle Schrullen der Sonderlinge aufweist und sie ganz und

Digitized by Google

gar nicht schont, berichtet er auch wider Willen, was für herzensgute, wackere Burschen es sind. Denn Heinrich Seidel mangelt, just weil er wahr ist, alle Absichtlichkeit. Unter den paar Humoristen, die mit dem angeblich humoristisch veranlagten deutschen Volke zusammenleben, ist er der Sonnigste und Ursprünglichste. Ein feiner, ein weiser Kopf, und doch ohne alle satirische Ueberhebung und grinsende Ironie. Die Menschen, die er schildert, sind ihm nie Drahtpuppen, und die Situationen, in die er sie bringt, nie Gelegenheit, um seinen Witz daran zu üben. Ein durchaus persönlicher Stil, der doch humoristisch zu objectiviren weiß. Lustiges Leuchten liegt über den Seiten dieser Bücher, aber das Leuchten kommt unmittelbar aus den Seelen der Seidel'schen Gestalten, nicht aus der „Negenklogheit" des Autors. Eine scheinbar schmucklose Art der Darstellung, in Wahrheit aber so reife Kunst, wie sie nicht einmal Charles Dickens besessen hat.

Seidel's Häuser und Menschen sind von Glas, hab' ich gesagt. Das trifft indeß nur bedingungsweise zu, als Gleichniß, und das Gleichniß hinkt gewaltig. Niederdeutsche Häuser, wie die Seidel'schen, von Glas! Nein, dickes Gemäuer, mit behaglich dunklen Winkeln, alles wohlverwahrt gegen Frost und Nebel des Winters, wohlig kühl im Sommer. Und um jedes Haus herum gelagert ein mächtiger Obstgarten, dessen Birn- und Apfelbäume die Vorgänge in der Stube vollends den Blicken verbergen. Der Mecklenburger ist durchaus keine einfache Natur, und eine leicht zugängliche nun schon gar nicht. Wenn wir ihn bei Heinrich Seidel so rasch verstehen, wenn Seidel's Feder uns die knorrigen, curiosen Charaktere mit wenigen Strichen erklärt und vertraut macht, dann zeigt sich darin seine köstliche Kraft. Dieser Menschenkünder giebt sich als schlichter, gemüthlicher Plauderer, ohne Sentimentalität, ohne Witzigkeit, leicht und frei. Aber blicke nur in seinen Bau hinein, und Du stehst erstaunt vor dem quellenden Reichthum. Poesie des Gedankens und des Werkes, die unmittelbar an's Herz greift und deren einfaches Gewand sie doppelt schön und rührend macht. Warme, niederdeutsche Fröhlichkeit, die in Nichts dem sogenannten Humor unserer Tage, der großstädtischen Schnoddrigkeit, ähnelt; durch deren farbiges Glas gesehen uns die Welt mit einem Mal liebenswürdig und gemüthlich dünkt. Der Mann, dem das alles wie von selber gelingt, muß ein ganzer Kerl sein. Ein Dichter, ich wette. Ein viel größerer Dichter, als es nach seinen Reimen scheinen mag.

Heinrich Seidel hat den gesegneten Blick für die holde Anmuth der Alltäglichkeit. Er ist einer von Denen, die auf der gemächlichen Reise durch ihr Zimmer zehnmal mehr erleben, als die rastlosesten Globetrotter. Was er in Haus und Garten anfaßt, wird alsbald Gold. Man kriegt ordentlich Respect vor dem Kleinen, wenn man es in Heinrich Seidel's Händen sieht. Alles sogenannte Langweilige umsprüht er mit tausend Farben, und indem er liebevoll jeder Einzelheit ihr Recht widerfahren läßt, macht er das Ganze reizvoll und interessant. Solches Vermögen eignet unter den Neuen ihm allein. Es macht seine Bedeutung aus. Daß er nebenher auch im Weinschank ein jovialer Herr ist, der Freund Trojan zum Trutz fidele Trinklieder dichtet; daß seine Lyrik inniger Schönheiten voll ist und sich durch meisterhafte, immer vornehme Versbehandlung auszeichnet — das weiß der Kenner. Dem deutschen Volke in seiner Gesammtheit ist Seidel wichtig als der Dichter des „Leberecht Hühnchen" und Verfasser der prächtigen Selbstbiographie „Von Perlin nach Berlin". Man darf, nicht im Interesse des Poeten, sondern in dem des deutschen Publicums, wünschen, daß die Seidel'schen Bücher von nun, von seinem sechzigsten Geburtstage an zwar nicht weniger erhoben, doch fleißiger gelesen werden.

Kunstpflege im Hause.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Die Kunst ist nicht nur das große Freiwillige, sondern sie ist auch das Allen Gemeinsame — das Geschenk der Götter, nicht nur für wenige Auserwählte, sondern für Alle, welche Augen haben zu sehen, und welche Herzen haben zu fühlen. Sie ist aristokratisch nur ihrer Qualität nach, nicht ihrem Wirkungskreise und ihrer Strahlungsfähigkeit nach: nach dieser Richtung ist sie vielmehr pandemokratisch, zu vergleichen der Religion und erinnernd an das Wort Gottes. Wie dieses sich an Alle wendet, ohne Unterschied von Rang und Stellung, von Reichthum und Würden, so ist auch die Kunst ein Kind, „für alle Welt", das wie die Sonne über die ganze Menschheit ihren beglückenden Segen ergießt und wie der Himmel das ganze Erdenthal umspannt.

Aber freilich ist diese Anschauung von der Kunst einigermaßen neu. Früher war sie ein Fürstengut, der bevorzugte Liebling der Reichen — sie war etwas Aristokratisches nicht nur, sondern etwas Höfisches. Sie blühte an Königshöfen, in der Nähe des Thrones, auf Marmorstufen und an Hochaltären. Nicht, daß die Künstler selbst Magnaten, oder Prinzen, oder Aristokraten, oder Reiche immer gewesen wären — nein, die meisten der großen schaffenden Künstler wurden aus dem Volke geboren und waren dem Geiste und der Gesinnung, dem Herzen und der Seele nach Aristokraten, nicht aber der Geburt nach — wohl aber wurde die Kunst für die Aristokraten geschaffen, sie wurde vorzugsweise von den Fürsten und von dem Adel genossen, sie war bestimmt für die obersten Classen, nicht für das ganze Volk. Fast alle großen Maler aus der Blütheperiode der Kunst schufen für den Hof, und zwar auf Bestellung, und selbst Goethe dichtete für einen Großherzog, selbst Beethoven componirte für russische Fürsten — und was wäre unser ganzes neuzeitliches Kunstgewerbe ohne die Gunst der Könige und Königinnen? Ist es doch wesentlich Rococco, und ist doch der Rococco-Styl ein höfisches Product, das dem Volksempfinden fern lag.

Es ist eine der größten Errungenschaften unserer Zeit, daß sie den Menschen nicht nach Geburt, nicht nach Amt und Würden, nicht nach Reichthum und Stellung werthet, sondern nach seinen Herzenseigenschaften, nach seinen geistigen Fähigkeiten und nach seiner Gesinnung — daß sie dem zu Folge das geistige Brod nicht den unteren Classen vorenthält, sondern sie einladet, Theil zu nehmen an dem Mahle, bei dem die Musen und die Grazien ihre himmlischen Gaben darreichen.

Mit anderen Worten: die Kunst ist heute daran, zu einem Allgemeingut der Menschheit zu werden. Sie will die Müden erquicken, die Armen laben, die Durstigen tränken und die Hungrigen satt machen, und sie möchte am liebsten da einkehren, wo man sich von Brosamen nährt.

Endlich also scheint die Kunstentwickelung ihrer wahren Bestimmung entgegen zu gehen, daß sie nämlich als der wahre Hausengel überall dahin ihre wärmenden und belebenden Strahlen entsendet, wo ein Heim zu finden ist.

Ich sage, nun erst wird sie ihre Bestimmung erfüllen, denn nunmehr erst wird sie nicht hausaristokratisch, sondern pandemokratisch, nicht nur Heimathkunst, sondern Heim-Kunst sein, und nunmehr erst wird sie gepflegt werden nicht als Luxus, als Modefarbe, als fashionables Unterhaltungs- und Zerstreuungsmittel, sondern als nothwendiges Mittel der Verschönerung des Heimes, als „Salz und Brot" für die Seelen der Bewohner des Hauses — als nothwendigstes Lebensbedürfniß.

Dann wird die Zeit vorüber sein, zu der man die Wände der Zimmer seines Heimes mit kunstwidrigen Tapeten bespannt hatte, auf Stühlen saß und von Tellern aß und mit

Digitized by Google

Messern schnitt, die eine Beleidigung für jedes seiner empfindende Auge waren — zu gleicher Zeit aber im Glasschranke die herrlichsten kunstgewerblichen Gegenstände, in den Museen die herrlichsten Kunstwerke, in der Schublade Photographien nach den herrlichsten Werken der Kunst hatte.

Und zugleich wird die Zeit vorüber sein, zu der die Könige und die Fürsten die Kunst scheffelweise genossen, das Volk dagegen kaum den lateinischen Namen, nämlich „Antiquitäten" kannte.

Alles, was wächst, wächst aus der Muttererde, aus dem Samenkorn heraus, von unten herauf, nicht von oben hinunter — so ist es in der Natur, so ist es in der menschlichen Physis, und so ist es in der Kunst. Wie aus der Erde das Blatt und die Blüthe, so muß aus dem Volke die Kunst blühen. Diese Sehnsucht zu stillen, ist die Aufgabe unserer Zeit.

Im Heime des Volkes also hat die Kunst ihre Stätte, diese wahre und zukünftige Kunst, an der wir Alle heute arbeiten, und die unter gewaltigen Geburtswehen nach Gestaltung ringt.

Ihre Weseneigenschaft wird die sein, daß sie nicht nur von Allen genossen, sondern auch von Allen geschaffen wird. In diesem Sinne wird sich das Wort erfüllen, das der unvergleichliche Menschheitsapostel Heinrich Pestalozzi sprach, „dem Volke die Zugänge der Kunst, die die Zugänge der Menschlichkeit sind, eröffnen" und zugleich das Wort seines Schülers Fröbel, daß der Mensch ganz im Allgemeinen als schöpferisches Wesen betrachtet werden muß. Dann erst wird die Kunst im wahren Sinn des Wortes Volkskunst sein und dann erst wird man von „Kunstpflege im Hause" reden können. Denn — Hand aufs Herz: Das Studium von Stichen und Photographien hat mit Kunstgeschichte und Kulturgeschichte sehr viel, aber mit Kunstpflege sehr wenig zu thun. In diesem Falle studirt man Kunstgeschichte, aber pflegt nicht die Kunst selbst. Sagt man doch auch nicht, daß Jemand, der Partituren oder Musikhandschriften durchliest, Musik pflegt — man nennt ihn Musikgelehrten und sagt von ihm, daß er die Musikwissenschaft studire. Eher schon gilt Derjenige als Künstler, welcher Beethoven'sche Sonaten auf dem Klaviere spielt und mithin reproducirend im Kunstgebiete selbst thätig ist. Und vor Allem gilt derjenige als Künstler, welcher selbst Musik schafft, welcher Lieder singt, wie sie aus seiner Seele keimen und blühen.

Und ebenso in der bildenden Kunst. In Kunstpflege, im Unterschied zum Geschichtsstudium und zur Wissenschaftspflege besteht das eigene, ursprüngliche, persönliche, selbstständige Kunstschaffen.

Man wolle mich nicht mißverstehen: Das Studium vergangener Kunstperioden an der Hand der Kunstwerke selbst, oder an der Hand von Photographien, oder von kunstgeschichtlichen Büchern soll nicht etwa fortfallen, aber es soll auch nicht Endziel und Selbstzweck sein, als vielmehr Propädeutik und Vorstufe — ein Mittel, sich selbst und die Gegenwart zu begreifen und die Entwickelung in die Zukunft hinein zu verstehen.

Die eigentliche Kunstpflege selbst aber ist Kunstschaffen. Und um zu diesem zu gelangen, ist es, soweit die Volksmassen in Betracht kommen, nur nöthig, daß sich der herrschende Kunstdilettantismus vertieft und erweitert, daß er aus dem herkömmlichen sogenannten Dilettantismus, d. h. aus einer Kunstspielerei, zu einer systematischen, eindringlichen, gründlichen, ebenso sehr technisch gründlichen, wie seelisch gründlichen Kunstpflege wird. Das ist das, was ich Kunstpflege im Hause und Zukunft des Dilettantismus nenne.

Das Gebiet ist unbegrenzt und die unerfüllten Aufgaben sind zahllos. Es ist nicht etwa nöthig, vielleicht sogar nicht einmal wünschenswerth, daß sich der Kunstbeflissene und deutsche Heimbewohner gleich an die Malerei heranmacht, oder daß er Figuren modellirt. Nein, das Spielen und Pfuschen mit der Kunst charakterisirt eben gerade den Kunstdilettantismus früherer Tage.

Unsere Kunstpflege im Hause wird vielmehr darin bestehen, daß vor Allem Kunsthandwerk und Kunstgewerbe getrieben wird und zwar, für die Bedürfnisse des Hauses und Heimes als Gebrauchskunst und Gelegenheitskunst, so wie die Kunst von aller Ewigkeit her entstanden ist und in den Blüthezeiten auch immer ausgeübt worden ist. Die Kunst muß fließen aus dem üppigen Empfinden heraus, aus dem Drange, die nächste Umgebung und Alles, was man in die Hand nimmt, schön zu gestalten, so daß es nicht nur im objectiven Sinne nützlich und praktisch ist, sondern daß es auch das Merkzeichen des persönlichen Empfindens des Besitzers trägt. „So bin ich, und so soll auch das Haus, in dem ich wohne, der Tisch, an dem ich esse und das Messer, mit dem ich schneide, sein. Schön soll alles dies sein, in dem Sinne, wie ich es für schön halte. Kunst ist alles dies, weil es nicht gewachsen, sondern von mir erzeugt wurde und meine Seele spiegelt." Auf diesem Wege ist stets die wahre Kunst entstanden und muß sie auch heute wieder erstehen.

Wenn wir nun wünschen, daß alle Gegenstände unserer Umgebung den Stempel unseres Geistes und unserer Seele tragen, so erleuchtet sich von selbst, daß der naheliegendste Weg, um dies zu erreichen, der ist, daß wir selbst an der Gestaltung unserer Umgebung mitarbeiten. Also um positive und productive Kunstpflege handelt es sich.

Ein Buch z. B. will gebunden sein. Und wer das Buch und wer sein Heim lieb hat, wird wünschen, daß es nicht nur im objectiven Sinne so schön als möglich gebunden sei, sondern auch, daß es so gebunden sei, daß man ihm ansieht, weß Geistes Kind der Besitzer ist, und in welches Heim es gehört. Die Schablone reicht hierzu nicht mehr hin, kein Buchbinder wird es ihm recht machen können: er entwirft selbst die Einbanddecke oder faßt eine Idee dazu oder giebt die Richtlinien an.

Aber dieses erste Beispiel ist mit Absicht noch aus einem den meist fern liegenden Gebiete gewählt.

Denken wir aber z. B. an die Stickerei. Es giebt Kunststickerei, und diese gehört zu dem Kunstgewerbe, und ihre Ausübung bedeutet Kunstpflege. Aber auch hier kommt es darauf an, daß wir nicht nur nach Vorlagen und Schablonen mechanisch nachzeichnen und -sticken, sondern immer aus dem Borne unseres Empfindens und aus dem Stammgute unserer Persönlichkeit heraus den Entwurf schaffen und bestrebt sind, alles, was durch unsere Hände geht, so zu gestalten, daß es unsere Sprache spricht, daß es uns zugehört, nicht nur dem Besitzerrechte nach, sondern vor allem dem Geiste nach, den es spiegelt. Es ist im Grunde eine Frage der Selbstachtung. Wer etwas auf sich hält, wird es nicht ertragen können, mit Gegenständen täglich in Berührung zu stehen, welche Fabrikwaare sind, und welche eben so gut diesem oder jenem wildfremden Menschen gehören könnten. Deßhalb gerade haben wir ja jeden, auch den unscheinbarsten Gegenstand so lieb, an dessen Erzeugung wir selbst mitgearbeitet haben, sei es nun eine Thonvase, ein Sophakissen, ein Bücherbrett oder gar nur eine Taschentuchstickerei. Bisher beschränkte sich diese Spiegelung des Ichs aber leider in der Hauptsache darauf, daß man sich photographieren ließ. Die beste und werthvollste Photographie aber ist die, welche wir mit unserer Hände Arbeit, mit unseren Geistesspuren und mit unserem seelischen Empfinden gezeichnet haben.

Ein anderes Beispiel: der Bilderrahmen. Für die hinter uns liegende Zeit und ihre Kunstpflege im Hause war kaum etwas Anderes so bezeichnend, als die Sitte, wie man es nennen muß, der goldenen Bilderrahmen. Sie schillerten, sie waren vergoldet, sie zierten die ganze Stube, sie machten ein schlechtes Bild gut und ein gutes schlecht — im Uebrigen waren sie nach der Schablone gearbeitet und paßten gewöhn-

Digitized by Google

lich zu dem betreffenden Gemälde, wie die Faust für das Auge. Hier kann nun das häusliche Kunstschaffen im bescheidensten Maße und am leichtesten einsetzen: man fertige die Bilderrahmen selbst an, einen jeden in Beziehung zu dem Bilde, daß er umgeben soll, und zugleich dem eigenen Geschmack, dem eigenen Fühlen und Empfinden nach. Man schnitze den Rahmen selbst zu, bringe womöglich Verzierungen in Holzschnitzerei an und bemale den Rahmen selbst — eine ebenso leichte, als interessante und dabei lehrreiche Aufgabe. Der Eine oder Andere wird auch in der Lage sein, eine selbst gefertigte Zeichnung oder Bild in Wasserfarben einzurahmen.

Und damit kommen wir zu einem weiteren und sehr wichtigen Beispiel. Wir alle haben Zeichenunterricht genossen. Leider haben wir darin nur das am allerwenigsten gelernt, was wir Alle am Nothwendigsten brauchen, nämlich eine Landschaft zu zeichnen oder zu aquarelliren. Aber die Reform hat auch hier eingesetzt, und unsere Kinder werden nicht Zeichenunterricht haben, sondern auch zeichnen lernen. Und damit wird für die Kunstpflege im Hause sehr viel gewonnen sein. Ein Jeder wird fähig sein, nicht nur gelegentlich einen Baum, ein Haus, einen See nachzuzeichnen, sondern auch, so lange er selbst nicht Zeit und Gelegenheit findet, seinen Handwerkern in Zeichnungen eine Idee zu geben, wie er sich einen Schrank oder ein Bücherbrett, oder einen Armstuhl denkt, wenn diese Kunstgegenstände wirklich nicht nur mit Geld von ihm bezahlt, sondern ihm auch geistig angehören sollen.

Ich sagte, die Gebiete, auf die sich eine derartige Kunstpflege im Hause erstreckt, sind zahllos — sie sind in der That so zahlreich, wie die Gebiete des Kunstgewerbes. Auf welchem dieser Gebiete des Kunstgewerbes sich nun gerade diese Kunstpflege im Hause äußern wird, das hängt wiederum von den persönlichen Neigungen der in Betracht kommenden Person ab, denn Jedermann ist „Liebhaber" einer besonderen Sphäre der Kunst. Den Einen wird es zur Keramik, den Anderen zur Kunstmöbeltischlerei, die eine Frau wird es zur Seidenstickerei, die Andere zur Spitzenklöppelei ziehen. Hauptsache ist, wie gesagt, daß die Schablone fortfällt, und, wenn auch zuerst noch so stümperhaft, versucht wird, Abdrücke der eigenen Seele zu geben, nicht aber papageienartig nachzusprechen.

Man wolle nicht glauben, daß die gestellte Aufgabe zu schwierig sei. Ich habe selbst in England sowohl als in Deutschland Menschen getroffen, welche die hier gegebenen Anregungen gewissermaßen schon vorweg genommen hatten und ihr halbes Leben damit zugebracht hatten, möglichst viele Gegenstände ihres Heimes selbst zu gestalten. Ja, es giebt Beispiele schon heute, daß Künstler die Außenarchitektur sowohl als die Inneneinrichtung ihres Heimes bis zum kleinsten kunstgewerblichen Gegenstand selbst geschaffen haben. Sie sind für uns die Apostel für die wahre Kunstpflege im Hause. Aber Jeder nach seinen Mitteln. Es giebt nicht nur Riesen-Fichten und Eichen, sondern auch Blumen und Gräser. Aber ein Jeder soll streben, in die rechte Bahn zu kommen, und Echtes, wenn auch in noch so bescheidenem Umfange, zu geben „Wir sind Alle viel reicher, als wir glauben," wie jener herrliche Montaigne sagte, „allein man gewöhnt uns ans Borgen und Betteln."

Möglich auch, daß die maschinenmäßige Herstellung der kunstgewerblichen Gegenstände, wie sie scheinbar, aber nur scheinbar unseren Zielen zuwider läuft, in Zukunft jedem Menschen Werkzeuge in die Hand geben wird, welche es ihm leichter machen, auf den verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes für die Ausschmückung des Heimes nicht nur die Entwürfe zu zeichnen, sondern auch selbstthätig zu sein. Diese Entwickelung bereitet sich heute erst vor. Aber wenn nicht die Kunst durch die Maschine ganz und gar erstickt werden soll, so wird vielmehr aus der Maschine selbst eine neue Art von Kunst wachsen, wie wir sie heute nur ahnen können. Das Nähere hierüber gehört nicht hierher. Heute ist Kunstpflege im Hause soviel als Handarbeit, und vermöge der Hand, dieses Exekutivbeamten unseres Geistes sind wir am ersten fähig, diejenige Kunst zu schaffen, auf welche es uns hier ankommt: die persönliche Kunst.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Glück.

Skizze von Albert Wulffen.

Sie war neunzehn Jahre alt und lebte mit ihrer Mutter und einer älteren unverheiratheten Schwester in einer neumärkischen Kleinstadt. Geld hatte sie nicht, und hübsch war sie auch nicht. Im Gegentheil. Ihr eckiges, mageres Gesichtchen mit dem herb nach unten gezogenen Munde wäre eher häßlich gewesen, wenn nicht die Augen so dunkel und sehnsuchtsvoll daraus hervorgeblickt hätten.

Ihre Augen, die sogar schon einmal angedichtet worden waren! In der Tanzstunde von einem verliebten Primaner. Freilich, dabei war's bisher auch geblieben, denn ihre ganze Herrenbekanntschaft beschränkte sich auf einige pillendrehende Jünglinge aus der Apotheke, welche ihr verstorbener Vater besessen hatte. Bälle und dergleichen besuchte sie nicht. Warum auch? Einen Mann bekam sie ja doch nicht. Da war es besser, das Geld für die theuren Kleider zu sparen, um ihr und ihrer Schwester später eine sorgenfreie Existenz zu ermöglichen. So rechnete wenigstens ihre gute, praktische Mutter, welche ihrer jüngsten Tochter nicht oft und eindringlich genug klar machen konnte, daß sie partout gar nichts weiter von der Zukunft zu erwarten habe als das ereignißlose Leben einer alten Jungfer innerhalb der engen Mauern ihres Heimathstädtchens.

Freilich vergebens. Diese lächelte dazu, und während ihre Augen mit einem seltsamen, verlangenden Ausdruck in's Weite starrten, träumte sie von etwas unsagbar Schönem, Wunderbarem, das zu jedem Menschenkinde einmal kam, zum einen früh, zum anderen spät, zu diesem auf Jahre, zu jenem auf einen kurzen, seligen Augenblick. Das auch zu ihr kommen würde — kommen mußte. Wie, in welcher Gestalt, darüber machte sie sich keine Gedanken. Sie war ja noch so jung.

Sie wollte zum Besuch bei ihrem Onkel, welcher, von Beruf Hausbesitzer in Berlin S, mit seiner Frau alljährlich vier Wochen in einem nördlichen Vororte der Hauptstadt zur Sommerfrische zuzubringen und hierzu sie oder ihre ältere Schwester einzuladen pflegte, — „damit die Mädels auch mal etwas vom Leben hätten".

Da kam es.

Auf dem sandigen Kiefernweg, welcher von dem abgelegenen Bahnhofe zu der kleinen, am See gelegenen Villencolonie führte, hatte er sie angesprochen. Sie war erstaunt über seine Kühnheit — dergleichen war ihr noch nie passirt — wies ihn aber doch nicht ab. Ein Etwas in seinen kühlen, grauen Augen hielt sie zurück. Er blieb an ihrer Seite und erzählte ihr, daß er in Berlin Jura studire, daß er nebenbei auch Gedichte mache, und daß es ihn heute, er wisse selbst nicht warum, mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus getrieben habe aus dem Großstadtgewühl in die Einsamkeit der Natur. Das Alles in einem leichten, gewandten Plauderton, bei dem sie nie recht wußte, ob es Ernst oder Scherz sein sollte. Als sie unten am See angelangt, wollte sie nach der Villa ihres Onkels abbiegen, aber er schüttelte den Kopf. Sie dürfe nicht gehen. Das Märchen sei noch nicht zu Ende.

„Welches Märchen?" hatte sie erstaunt gefragt.

„Unser Märchen!" Dazu lächelte er seltsam.

Sie gingen weiter, bis zu einer versteckten Bank dicht am See, wo sie sich niederließen. Er hatte den Strohhut vom kurz geschorenen Blondhaar genommen und blickte nachdenklich in das Schilf des Ufers, hinter dem die Angelruthe eines Fischers wippte. Sie musterte ihn verstohlen von der Seite, während sie mit dem Sonnenschirm allerhand krause Figuren in den Sand zeichnete. Wie hübsch und elegant er war!

Digitized by Google

So ganz anders als die übrigen Herren, die sie bisher kennen gelernt hatte. Und am kleinen Finger der linken Hand trug er sogar einen Wappenring.

Er mußte wohl sehr vornehm sein. Am Ende gar ein Baron oder Graf. Und trotzdem so nett zu ihr.

Da sah er auf. Sein Blick traf den ihren. Sie schrak zusammen wie eine ertappte Diebin und erröthete heftig.

„Fürchten Sie sich vor mir?" fragte er leise.

„Ich weiß nicht," erwiderte sie beklommen, „mir ist so sonderbar zu Muthe."

Die blühenden Linden, welche ihre Bank beschatteten, dufteten süßlich-schwer. Im hohen Grase das singende Zirpen der Grillen, das tiefe Gesumme der Bienen. Dazwischen vom Ufer her das verlorene Quaken eines Frosches. Sonst kein Laut in der schwülen Stille des Julinachmittags. Sie wagte nicht aufzublicken. Ihre Pulse hämmerten zum Zerspringen. Warum neigte er sich zu ihr, immer näher, so daß sein warmer Athem ihre Wange streifte? Warum sah er sie an, heiß und keck, wie sie noch nie ein Mann angesehen hatte? Jetzt ergriff er gar ihre Hand. Sie wollte sie ihm entreißen, aufspringen und davon eilen — sie vermochte es nicht. Wie Blei lag es ihr in den Gliedern.

Und dann legte er den rechten Arm um ihre Taille, zog sie an sich und küßte sie.

Sie war wie betäubt. Stumm, mit weit geöffneten Augen, in denen Thränen standen, starrte sie auf die sonnenglitzernde Wasserfläche des Sees.

„Warum haben Sie das gethan?" kam es endlich tonlos von ihren Lippen.

„Weil ich Dich lieb habe, mein süßes Mädchen," flüsterte es dicht an ihrem Ohr, und ein heißer Mund preßte sich abermals auf den ihrigen.

Sie wehrte ihm nicht. Wortlos, mit geschlossenen Augen hing sie in seinem Arm. Und während er ihr Gesicht mit seinen Küssen bedeckte, überkam sie mit einem Male wie ein großes, feierliches Gefühl die Gewißheit: das war's, das Wunderbare, unsagbar Schöne, von dem sie so lange geträumt hatte. Sie hatte nicht umsonst darauf gehofft. — —

Sie standen auf dem kleinen Bahnhof des Vorortes und nahmen Abschied.

„Wenn ich Dich doch hier behalten könnte," seufzte sie, an seinem Arme hängend. „Mir ist immer so, als ob ich Dich nicht wiedersehe."

Er blickte sinnend die lange, doppelte Schienenzeile entlang, an deren Endpunkt die Schlote der nahen Fabrikstadt düster in das Abendroth ragten. Sein flottes Gesicht bekam einen ernsten Ausdruck.

„Wäre es nicht auch das Beste für Dich?"

„Wieso?" fragte sie angstvoll.

„Unser Märchen war so schön. Was wollen wir ein realistisches Drama daraus machen?"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ich verstehe Dich nicht."

„Gott sei Dank!" Dann zuckte er leichthin die Achseln. „Ist übrigens Alles Unsinn. Natürlich sehen wir uns wieder. Ich schreibe Dir, wann wir uns in Berlin treffen können."

Rasselnd fuhr der Berliner Vorortszug ein. Er küßte ihr zum Abschied die Hand und sprang in ein Coupé zweiter Classe.

„Leb wohl, Liesa!"

„Abfahrt!"

Ein leiser Pfiff. Die Maschine zog an. Er grüßte noch einmal aus dem Wagenfenster. Sie blickte ihm nach, lange, lange.

Plötzlich ward ihr alles klar. Sie sah ihn nicht wieder. Das Märchen war zu Ende. Es war das Glück, was da von ihr fuhr. Für einen Nachmittag war es auch zu ihr gekommen, und mit diesem kurzen Nachmittag voll Glück mußte sie ausreichen ein ganzes Leben lang.

Aber sie lächelte bei dem Gedanken. Es dünkte sie nicht schwer.

Aus der Hauptstadt.

Die großen Berliner Sommerausstellungen.

III.

Im ersten dieser Berichte erwähnte ich einer wundervollen Leibl'schen Arbeit auf der „Secession", unter der auf einem Täfelchen „Unvollendetes" zu lesen steht. Wie seltsam muß diese Unterschrift unter solchem Bilde verschiedene meist jüngere Maler berühren, die zum Verein gehören, dessen Ehrenmitglied eben gerade Leibl auch war. Z. B. die Joseph Oppenheimer, Erich Hancke, Joseph Block, Leo von König, Heinrich Hübner und Andere noch, die Theils unmittelbar an die französischen Impressionisten, Theils an ihre namhaften deutschen Apostel, wie Slevogt und Corinth, sich anlehnen. Daß aber immerhin das eine und andere Bild dieser Künstler in Auffassung und Charakteristik interessant ist, sei gern zugestanden. Auch Robert Breyer ist in seiner „Theestunde" (eine schwarz gekleidete junge Dame am Theetisch) von Monet beeinflußt, wie Ulrich Hübner in seiner jungen Dame in Rosa mit weißem Shawl von Renoir. Anderen haben es wiederum die Engländer angethan, Lavery und Sargent an der Spitze. So dem Kölner Neveu du Mont und Reinhold Lepsius. Aber doch sind sie auch von unverkennbarer Eigenart, wissen sie die empfangenen Eindrücke und Anregungen umzuwerthen. Das schöne Damenbildniß Lepsius' in Grau und Rosa mit dem lebensvoll pikanten, dunkeläugigen Köpfchen stelle ich entschieden über das dieses Mal hier vorhandene Bildniß von Lavery. Und derselbe Ulrich Hübner, der eben stark an Renoir erinnert, zeigt dann im „Ausfahrenden Dampfer", der am Damm eines Ostseebades vorüber rauscht und in der blauen Fluth ein breites silbriges Kielwasser hinterläßt, eine durchaus eigene Handschrift. Das thut jetzt auch Philipp Frank in sehr erfreulicher Weise in einer Reihe weiterer Motive mit dem wirksamen Gegensatz von Frühlingslust und Sonnenglanz und — alten Frauen, die er bald bei der Arbeit, bald beim Kaffeeschmause belauscht hat. Es ist reife Kunst, mit der er diesen Gegensatz zum Ausdruck zu bringen weiß, ohne ins Banale zu verfallen. Auch Ernst Bischoff-Culm, dessen alte, über gelbgrüne Fluren rüstig hinschreitende Frau in Bewegung und Tonwerthen so gut beobachtet ist, und Linde-Walther's „Waschküche" mit dem Zusammenklingen von weißen, blauen und grauen Tönen, bereiten Einem wieder Freude. Ob auch Liebermann selbst — das möchte ich unentschieden lassen. Hans Baluschek hat es dieses Mal gar fertig gebracht, in einer seiner gewohnten Schilderungen des Arme-Leut-Lebens in der Berliner Ringbahngegend, in „Bahnwärtersglück" ein Bild zu liefern, das jedes Familienblatt sicher gern in seiner Sonntagsnummer brächte. Nennt man Baluschek, so denkt man gleich auch an seinen Freund Martin Brandenburg. Hier finden wir einmal Naturalismus mit Symbolismus in schönster Eintracht bei einander. Unser Symbolist hat in „Hoch oben" eine leuchtende Ideallandschaft von großem Charakter geschaffen. Mitten drin steht ein schlanker, schwarzer Ritter auf Bergesgipfel und schaut mit aufgeschlagenem Visier zu den Wolken hinauf, die am Himmel hinhuschen und die leider mit ihrem allegorischen Wesen den Werth des Gemäldes wieder stark beeinträchtigen. Franz Stassen redet sonst auch gern in Symbolen. Dieses Mal bringt er eine „Kreuzesabnahme" in leicht stylisirter Form und in sehr kräftigen Farben. Christus liegt schon am Boden. Von den im Abendsonnenschein den todten Heiland Umstehenden sind besonders Maria und Johannes von Interesse. Sie haben was von Gebhardt'scher Seelenmalerei. Uebrigens — recht seltsam ist in den Figuren des Bildes die Mischung von Antike und Mittelalter. Einen muß ich noch nennen: den vor mehr als 30 Jahren verstorbenen Frankfurter Victor Müller, der Schüler Couture's und Courbet's. Sehr reizvoll ist der Entwurf zum „Schneewittchen" und von einem vornehmen Ton-Charakter der „Endymion". Wie kommt übrigens die Secession zu dieser Ausgrabung? Nur, weil Müller bis zu seinem frühzeitigen Tode so ziemlich verkannt war? ...

* * *

Auf dem Gebiete des Figurenbildes giebt's auf der anderen Ausstellung natürlich wieder eine wahre Fluth von Arbeiten. Numerisch überwiegt ebenso natürlich gerade hier das Mittelmäßige und ganz Schlechte. Aber neben der Masse Marktwaare für einen Durchschnittsgeschmack auch — Kunst. Nicht einmal von dieser aber kann Alles genannt werden. Wo käme ich sonst hin? Was die Ausländer zeigen, erwähnte ich schon. Unter den Deutschen interessiren besonders Arthur Kampf, Ludwig Dettmann, Graf Harrach, Raphael Schuster-Woldan und einige Andere noch. Die beiden Erstgenannten haben eine ganze Reihe von Werken ausgestellt. Kampf begegnen wir vor Allem auf dem Boden der Monumentalmalerei. Er hat da einen großen Entwurf „Deutsche Mönche verbreiten das Christenthum in Polen". Technisch durchaus im Geiste des Wandgemäldes. In breiten Zügen und lichten Tönen links eine Gruppe von Polen verschiedener Standesclassen, zum größten Theil schon Bekehrte, die dem Kreuz ihre Ehrfurcht bezeugen, das einer der rechts in einem Boote auf dem Strome angelangten Mönche an's Land getragen hat. Etwas Zwingendes spricht aus dem

Digitized by Google

Entwurf nicht zu uns. Der Verstand, nicht die Empfindung war vornehmlich an ihm betheiligt. Dann zeigt der Künstler drei große Cartons, Entwürfe für Freskogemälde des Aachener Kreishauses. Hier bewegt er sich mit Glück in kraftvoller Schilderung von Volkstypen, wie er das schon oft gethan hat. Das Leben unserer Tage und seine Träger liegen ihm näher als die Historie. Die „Eisenarbeiter", die „Altmännerhaus"-Typen zeigen ihn auf der Höhe eines künstlerisch abgeklärten Realismus. Wiederum in die Vergangenheit führt uns ein Oelgemälde, aber hier war auch die Empfindung betheiligt: Friedrich der Große in Potsdam in der Kirche bei einem Festgottesdienst nach Beendigung des siebenjährigen Krieges. Droben auf dem Chor der reich ausgestatteten Kirche, Styl Rococo, spielen und singen sie eine Motette oder ein Tedeum. Der König ruht tiefbewegt in einem Sessel; seine Empfindungen theilen sich dem Beschauer mit. Schon darum allein ist das gut gemalte Bild werthvoll. Wandgemälde stellen auch Woldemar Friedrich und Klein-Chevalier aus. Jener malte für das Kreishaus in Niederbarnim gut akademisch die Rückkehr der Bürger von Bernau nach Besiegung der Hussiten. Mehr im Styl eines Tafelbildes und im Charakter einer großen Illustration, wie einst Dettmann seine Wandgemälde für Hamburg, entwarf der Andere für das Stolper Rathhaus eine belebte Marktscene. Dettmann, der junge Königsberger Akademiedirector beweist, daß er an seiner neuen Heimathstätte trotz der mühsamen Lehrstellung sich die alte Schaffensfreudigkeit und auch die alte Vielseitigkeit, um nicht zu sagen, Buntscheckigkeit, erhalten hat. Er hat da eine stimmungsvolle Landschaft mit hellem Gelände gegen dunkelgrüne Waldhügel, bei der man an Bracht denkt, wie bei den vortrefflich gemalten hochblonden, mageren friesischen Mädchen, die in bauschigen dunklen Röcken und reichen silbernen und goldenen Schmuck auf dem flachen Mieder und mit dem eigenartigen bunten Kopfputz singend in stiller Abendstunde über die Flur dahinschreiten an manche junge Münchener, z. B. an die von der „Scholle". In seinem eigensten Elemente zeigt er sich in der „Fischerhochzeit" in der kleinen, sonnigen, blumengeschmückten Strandkirche. In der Schilderung des Milieus und in der Charakteristik der Personen wohlgelungen. Nichts ist übersehen bei aller Breite des Vortrages. Sehr interessant ist auch der Fischerfriedhof auf kahler hoher Düne. Ich besprach das Bild schon im Winter. Es war hier im Künstlerhause zu sehen, wie der „Windstoß" bei Gurlitt, oder sonst wo.

Von Harrach: „Der gute Hirte". Eine Felsenlandschaft; Christus, ein verlaufenes Schäflein auf den Schultern, schreitet über den steinigen Boden auf uns zu, unendliche Milde im Antlitz, von hoheitsvoller und doch schlichter Haltung. Warme bräunliche Töne herrschen vor. Das Bild gehört zu denen, die uns was zu sagen haben. Kein an unser ästhetisches Empfinden wendet sich Raphael Schuster-Woldan's „Diana". Dieselben Venetianer, die die Engländer gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts beeinflußten, haben es auch ihm angethan. Aber man entdeckt auch Eigenzüge, mehr in der Auffassung, als in der Tonempfindung ... Ich verzichte darauf, nur aus Rücksicht auf den Raum, auch die Arbeiten von Erich Eltze („stillende Mutter), Friedrich Stahl (ein farbenglitzernder „Ballsaal" mit geschickter Anlehnung an die Ausdrucksweise eines Menzel), Hans Herrmann, Simon Buchbinder, Franz und Cornelia Paczka, Ludwig Keller („Der Samowar"), Paul Hey („Osterspaziergang", Fleisch-Bruningen („Adagio", junge Dame am Klavier in rothem Lampenschein), Edmund Körner, („Im Schatten") ꝛc. eingehender zu besprechen. Lauter Künstler, die frisch zugreifen und was sie im Leben erschauen ohne Pose und Gedankenballast schlicht und mit technisch guten Ausdrucksmitteln wiederzugeben wissen. Nur des Kasseler Galleriedirectors Louis Kolitz sei mit ein paar Worten mehr gedacht. Noch nicht sechzig Jahre alt und hier doch schon fast vergessen. Es ist gut, daß diese, Arbeiten aus drei Jahrzehnten umfassende Sonderausstellung wieder an ihn erinnert. Seine Kunst ist alte Kunst, aber eine, deren Werth Zeit und Mode überdauert. Man findet viel Interessantes, selbst unter den Kriegsbildern aus dem Jahre 1870, die zum Mindesten immer eine eigenartige malerische Auffassung zeigen. Nicht das Anekdotische, der Schlachtenbericht, der patriotische „Elan", wie etwa bei den auch dieses Mal natürlich vertretenen Röchling, Kossak, Brandt, sondern irgend eine reizvolle Beleuchtung, oder historische Persönlichkeiten, mitunter auch das Milieu dieser und jener Kampfesepisode, herbstliche Batterien vor Paris, regenfeuchte Landstraßen, Häusertrümmer u. dgl. stehen im Mittelpunkte. Außer diesen Bildern giebt's eine Reihe von Landschaften. Das Höchste aber leistet Kolitz in Bildnissen. Manches erinnert im Goldschimmer der Farbe und in der zeichnerischen Behandlung der Hände, Gesichtszüge u. s. w. an die besten alten Niederländer. Das Brustbildniß des alten Geheimraths Ruhl gehört zu den schönsten der ganzen Ausstellung. Nicht immer giebt sich der Künstler so schlicht, wie hier. Bisweilen wird ihm das Porträt durch die „Accessoires" und die Haltung des Gemalten zu einem förmlichen „Genre"-Bilde. Zur alten Malerei paßt die veraltete Bezeichnung gut ...

* * *

Sehr groß ist auch wieder die Zahl der Bildnisse; eine Stärke von jeher namentlich der Berliner Maler. Natürlich, weil man sich im reichen Berlin W. viel malen läßt. Hugo Vogel mit einem äußerst lebensvoll aufgefaßten Bildnisse des Staatsministers a. D. von Maybach, Georg Meyn, der Nachfolger Koners an der Akademie, mit dem farbenschönen Porträt des Bildhauers Otto Riesch — seine Damenbildnisse sind erheblich schlechter — Ludwig Passini, dessen Graf Harrach das letzte Wort subtiler Aquarelltechnik bedeutet, vor Allem Karl Ziegler mit einem ungemein feintönigen, auf Grau gestimmten Bildniß der schlanken brünetten Gattin des Malers Stutz marschiren an der Spitze und zeigen durch die Vielseitigkeit ihrer Auffassungsweise und ihrer Ausdrucksmittel, wie vielseitig überhaupt die Berliner Bildnißmalerei sich heute giebt. Sofie Koner mit dem zarten Bildniß einer zarten jungen Frau und einem kleinen blonden Mädchen auf großer windbestrichener Düne und Cornelia Paczka, die den Dr. Wagner flott und sicher charakterisirt hat, kommen auch in die erste Reihe zu stehen. Aus München kamen vornehmlich zwei sehr interessante Arbeiten. Carl Gussow malte seine schwarzhaarige, dunkeläugige Tochter mit feiner Empfindung weiß auf weiß, und Richard Scholz schuf in dem Bildniß der schönen blonden Frau J. B. ein großes Repräsentationsbild im Styl und Geschmack der Reynolds und Gainsborough. Auch vom Münchener Walter Thor und vom Düsseldorfer Walter Petersen ist Gutes zu sehen. Respect vor der Natur und den — „Regeln" zeigt auch manch' andere Bildnißarbeit noch.

Das Gleiche gilt von der Landschaftsmalerei. Hier wohl am allermeisten verwischen sich die Grenzen zwischen „Secession" und „Nicht-Secession", natürlich wenn man dort von der extremen Linken, hier von äußersten Rechten absieht. Benno Becker's herbstliche Weinberge z. B., Theodor Hagen's: lichtgrüne sommerliche Fluren, Richard Pietzsch's großer „Bergherbst", Fritz Overbeck's „Hütte im Schnee", Hans von Volckmann's sommerliche Fluren von schöner Raumwirkung und Luftstimmung, ja selbst Paul Schultze-Naumburg's vom Regenbogen überspannte mitteldeutsche Hügellandschaft würden, hingen sie im Ausstellungspalast, dort ebensowenig aus dem Rahmen herausfallen, wie etwa in der „Secession" — hingen sie dort — Hermann Urban's großzügige Harzlandschaft „Einsamkeit", Charles Palmié's Wiesenbach mit den silberstämmigen Birken, Fritz von Wille's sommersonnenflimmernde Eifellandschaft, Willy Feldmann's Haidemotive, Richard Thierbach's Harzstädtchen, Ludwig Dettmann's „Sommerabend", Günther Meltzer's „Märzsonne" u. A. noch ... Einen großen Raum beanspruchen wieder die hier oft geschilderten Brachtschüler auf der „Akademischen". Und gewiß nicht die letzte Stelle. Im Gegentheil. Hans Licht steht sogar wieder in allererster Reihe mit zwei großen, auch groß empfundenen und ganz persönlich aufgefaßten Dämmerungsstimmungen, einer herbstlichen in Braun und Lichtgrau vom Luzinsee in Mecklenburg, und einer sommerlichen mit dunklen Waldhügeln, die ihre Schatten über den Muldefluß gleiten lassen. Auch Hans Hartig, Hans Pigulla, Kayser-Eichberg, Fritz Geyer, Karl Wendel aus dieser Gruppe haben Eigenartiges zu zeigen ...

Und auch auf dem Gebiet der Thiermalerei die gleiche Beobachtung: Franz Gräffel und Alexander Köster mit ihren Enten, Julius Bergmann mit den Kühen im sonnigen Wald, Carl Becker mit den ackernden Schimmeln — stehen sie nicht auf demselben l'art pour l'art-Standpunkt, wie die Secessionisten Heinrich Zügel, Schramm Zittau, Hugo Hartmann, Paul Klimsch, Charles Jooby? Nur der Pedant wird sich darüber vielleicht wundern; der Freund der Kunst kann dazu bloß sagen: um so besser ...

* * *

Ueber die Baukünstler und Kunstgewerbler vielleicht später einmal einige kurze Bemerkungen. Sehr aufregend ist's nicht, was sie zeigen. Weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über die Bildhauer. Daß die Betheiligung von Ausländern auf beiden Ausstellungen sehr erfreulich ist, sagte ich schon. Auf der „Secession" sollten unter den Deutschen Klinger und Tuaillon die große „attracion" bilden. Daß es mit Klinger leider nicht nach Wunsch ausgefallen ist — darauf brauche ich nicht zurückzukommen. Aber auch der in Rom schaffende junge Berliner täuscht dieses Mal die Erwartungen. Er geht ganz in der Empfindungsweise der römischen Antike auf. Ein „Kaiser Friedrich III" als römischer Triumphator — giebt's, etwas Unbeutscheres? Und sein Rosselenker steht als Gruppe und als Thierplastik nicht auf der Höhe z. B. seiner „Amazone"! Die Büsten von Fritz Klimsch und Adolf Hildebrand, Taschner's Holzstatuette „Wanderbursch", von sicherster Technik und feinster Charakteristik, Gaul's kleine Gänse und Schafe, Streicher's „Bewaffneter Friede" dagegen machen den besten Eindruck.

Auf der „Akademischen" fällt des Düsseldorfers G. v. Bochmann jun. große getönte Gipsgruppe „Abschied eines alten Mütterchens von ihrem über See ziehenden Sohn" in's Auge, Ganz im Geiste der modernen Brüsseler Schule. Aber ohne ängstliche Nachahmung. Ein hübsches Debut, das der junge Künstler mit diesem Werk sich in Berlin geleistet hat. An Franzosen, namentlich an St. Marceaux läßt der Dresdener Hugo E. Becher bei seiner „Jagd nach dem Glück" denken. Auch sonst finden wir vielfach mit mehr oder weniger Talent betriebenen Cultus des „Nach berühmten Mustern". Selbst bei einem Max Baumbach scheinen mir in seinen großen Gruppen „Wiederaufringen" und „Bei der Arbeit" gewisse Rodin'sche Einflüsse unverkennbar zu sein. Aber man findet auch ganz Eigenes: des Leipzigers Carl Seffner große „Eva" in Marmor gehört z. B. dahin, eine Eva der instinktiven Lebensfreude; Ernst Seger's „Arier" mit dem Schwert ist mehr als ein guter Act, fast ein Programm; Wilhelm Rumann's sitzendes nacktes Mädchen ist

Digitized by Google

von sehr glücklicher Profilwirkung, ebenso wie Julius Wolff's „Knabe am Wasser"; Frieda Mitscherlich's Halbfigur eines alten bärtigen Gelehrten, in Marmor, gehört zu den allerbesten Bildnißbüsten. Die Monumentalplastik vertreten mit Glück: Reinhold Felderhoff mit einem Brunnen für Stettin (Amphitrite mit Hippokampen, von schlichter Größe und großer Anmuth), Peter Breuer mit einem marmornen Christus mit Kindern, Wilhelm Haverkamp mit einem barmherzigen Samariter. Sehr fein ist Müller-Braunschweig's weibliche Figur mit Gedächtnißtafel: „Erinnerung an Kaiser Wilhelm I"; in voller Größe ist die Figur für die Wilhelmsbrücke in Braunschweig bestimmt.

Auch auf dem Gebiete der Kleinplastik einige sehr schöne Arbeiten: Walter Schmarje's Zimmerbrunnen aus buntem Marmor mit einer dunkelbronzenen, überaus anmuthigen Wasserschöpferin am Rande; Arthur Lewin-Funcke's kleine entzückende Venus in Elfenbein (der Oberkörper) und lichtem Onyx (das Gewand, das den Unterkörper deckt); Paul Moye's „Steinwerfer" in Bronze, Daniel Stocker's verzweifelt zusammengebrochener „Kain", Ernst Wenck's „Hüne", vorzüglich anatomisch durchgebildet und von schönstem Materialempfinden, eine Studie in Marmor, Hugo Ledkern's Schale, die von einem Centaur und einer Centaurin getragen wird.

Wie man sieht — auch im „Ausstellungspalast" ist dieses Mal die pathetische Denkmalplastik ganz zurückgedrängt . . .

Und nun heiße es: „Schluß!" J. Norden.

Kärntner Wandertage.

II.

Die Städte.

Klagenfurt liegt an der Eisenbahn, aber man merkt es nicht recht — außer wenn man von Wien dorthin fährt und Einem auf dem Schienenwege Zeit und Weile lang werden. Mir freilich geschah dergleichen nicht, denn der reizvolle Dampfbummel durch uraltes, deutsches Culturland, diese ununterbrochene Kette lieblicher Landschaftsbilder, Gebirge und Burgen, laubumrankte, verschlafene Städte, ragende Wälder und Schlösser, Alles das gab erlesenen Genuß. Meinetwegen könnte die Eisenbahn in diesen Bezirken noch ausgiebiger Station machen. Wenn es schon schwer ist, nach Kärnten zu kommen, so hat diese Schwere doch nur Angenehmes und Anmuthiges.

In wenigen Jahren soll die Karawanken-Bahn, das Idol der Excellenzen Körber und Wittek, Klagenfurt direct mit der lärmenden Welt draußen verbinden. Ueber stille Wiesen, auf denen heute die sinnige Maid noch ahnungsvoll Gänseblümchen pflückt, wird dann der Eilzug Berlin-Triest brausen, und Klagenfurt wird wirklich unmittelbar an der Eisenbahn liegen. Die schöne Stadt bereitet sich schon jetzt mit Fleiß auf diesen historischen Moment vor. Nur 20 000 Einwohner zählt das Gemeinwesen, aber gebaut wird für 30 000, und die öffentlichen Gebäude, die Klagenfurt sich hingestellt hat, der neue Musiksaal, das Landesmuseum und Anderes mehr würden für 50 000 ausreichen. Alle Achtung vor diesem Eifer und dieser Opferwilligkeit! Die Stadt ist seit ihrer Gründung einige fünfzehn Male abgebrannt, und was den Bewohnern übrig blieb, das nahmen der schwarze Tod und der Fiscus. Da Feuersbrunst, Pest und Aerar die Klagenfurter so ausgiebig brandschatzten, kamen andere Schädlinge nicht recht auf ihre Kosten. Sie fanden einfach nichts mehr vor. Man hat deshalb in Klagenfurt, was ja entschieden ein Glück ist, weder an Actien der Alpinen Montan-Gesellschaft noch durch die Reblaus oder die Nonne sonderlich viel Geld verlieren können.

Für Fremdlinge ist die Stadt an der Glan ein Paradies, darin erquicklicher rother und weißer Steiermärker sowie Forellen schwimmen. Man bekommt sie allerdings nicht mehr für zehn Kreuzer das Stück, was der Sage nach in abgelegenen Bergthälern noch immer der Fall sein soll, aber der gebildete Mittelstand kann sich den Anblick der lieben Thierchen trotz alledem bequem leisten. Er braucht zu diesem Zwecke nur in's Museum zu gehen, wo besonders stattliche Exemplare in Spiritus aufbewahrt werden, eine Zubereitungsart, die vor den anderen ortsüblichen jedenfalls den Vorzug längerer Dauerbarkeit hat. Im Museum giebt es daneben noch andere Merkwürdigkeiten und Seltenheiten zu sehen: Das Skelett eines Riesenwelses, der vielleicht passiv an der Speisung der Fünftausend theilnahm und dessen ungeheurer Schädel die entsprechende sterbliche Hülle menschlicher Denker beschämt. Daneben einen lebendigen Aal, der dem Museumsdiener seit zwanzig Jahren aus der Hand frißt und während dieser ganzen Zeit nie an Verdauungsstörungen gelitten hat — ein neuer Beweis für die gute Verpflegung und das gute Klima in Klagenfurt. Interessanter als die Capitel aus der zoologischen Wissenschaft ist der Streifzug in die geologische, den P. Oberlercher mit seinem schlichtweg grandiosen Glockner-Relief unternommen hat. Die erstaunliche Leistung dieses Mannes, der in Wahrheit ein Künstler genannt zu werden verdient, lohnt allein jedem Freunde der Hohen Tauern die Fahrt nach Klagenfurt. — Sobald die Körber-Wittek'sche Karawankenbahn fertig sein wird — und Gottlob, der erste Spatenstich ist gethan — wird Oberlercher's Meisterwerk die Bewunderer schaarenweise in's Klagenfurter Landesmuseum ziehen. Heute sind allerdings die Besucher immer noch die größte Seltenheit dieses trefflich geleiteten Institutes.

Unter den übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt spielen eine besondere Rolle der groteske Lindwurm auf dem Marktplatze. Und der Friseur Pompeo Carnevari, der nahe dem Markte wohnt. Was den Lindwurm anbelangt, so wird ihm nachgesagt, daß er sich vor Zeiten, als der Wörther See so ziemlich noch die ganze grüne Klagenfurter Ebene bedeckte, durch Menschenfresserei und anderen groben Unfug unangenehm bemerkbar gemacht hat. Deß zur gerechten Strafe ist ihm ein Denkmal errichtet worden. Ob's was hilft, bleibt abzuwarten. Pompeo Carnevari, der zum Unterschiede von dem Lindwurm noch lebt, hat einige seiner blutdürstigen Eigenschaften geerbt. Ist man den Klauen dieses Vampyrs entronnen, so hat er auf die Frage nach der Schuldigkeit die stereotype Antwort: „Wie gewohnt." Jeder noch so dringenden Interpellation setzt er mit der unerschütterlichen Seelenruhe einer parlamentarisch wohlbeschlagenen Minister-Excellenz dieselbe höfliche Auskunft entgegen. Erst als ich ihm die Abonnementskarte des wackeren Mannes darreichte, der in Berlin mein Blut tropfenweise vergießt, und ihn aufforderte, eine Marke davon abzuschneiden, denn so sei ich's gewöhnt, erst da raffte er sich zu der Mittheilung auf, daß er die Papierwährung nicht anerkenne. Wie hoch ich seine Meuchelmörderthat im Silber schätzte, das zu bestimmen, überließ er mir aber auch noch nach diesem Zwischenfall. Nun, die Bravos der Renaissance standen offenbar höher im Course als er. Wenigstens glaubte ich beim Abschiede diese betrübende Thatsache auf seinem biederen Antlitze festgestellt zu lesen. Ich tröstete ihn mit dem Bemerken, daß sie auch geschickter als er mit dem Messer umzugehen gewußt hätten.

Um den Lindwurm auf dem Marktplatze gehen Abends die jungen Damen aus der großen K. K. Tabakmanufactur spazieren, deren sich Klagenfurt erfreut. Auch etwelches Militär pflegt sich dann zufällig einzufinden. Ob neben Zärtlichkeiten Cigarren credenzt werden, nach Analogie der Fleischvorräthe, die die Berliner Köchinnen ihren Grenadieren in die unergründlichen Taschen schieben, habe ich nicht zu erkunden vermocht. Angenehm berührte mich indeß der unparteiische Dualismus der Neigungen, man darf wohl sagen, das wahrhaft paritätische Empfinden, womit manche junge Damen sowohl den bewaffneten wie den unbewaffneten Söhnen des Vaterlandes begegneten. Tu, felix Austria, nube. Da ich zum Glück einen sehr schönen Strohhut im Koffer hatte, durfte ich auch auf dem Markte promeniren und wurde allgemein als geborener Oesterreicher angesehen und behandelt.

Klagenfurts Juwel ist der Wörther See. Man kann mit der Pferdebahn dorthin gelangen, wenn Einem die mageren Thierchen nicht leid thun; über's Jahr geht die Elektrische. Nachmittags sind alle Wagen mit edler Weiblichkeit überfüllt, und dann erhebt sich in den smaragdnen Fluthen des herrlichen Gewässers gar sinnenfrohes, fröhliches Treiben. Doch davon erzähl' ich erst später. Am schönsten und behaglichsten ist der Weg, der über den Kreuzberg mit seiner wundersam

Digitized by Google

schönen Aussicht immer durch Buchenhallen nach Pörtschach führt. Klagenfurt könnte hunderttausend Sommergäste haben — auf diesen waldeinsamen Spaziergängen böte sich für alle günstige Gelegenheit, einander aus dem Wege zu gehen.

Villach, die aufstrebende Rivalin der Landeshauptstadt, Sitz der Eisenbahn-Direction, wenn ich nicht irrig bin, ist nicht ganz so oft abgebrannt und deßhalb nicht so frisch modern wie Klagenfurt. Ich hatte es zu meinem Unglück eilig, auf den Dobratsch, oder wie die Deutschnationalen sagen, auf die Villacher Alpe zu kommen, und so vermochte ich nicht alle Kostbarkeiten des lieblich gelegenen Städtchens, die der gewissenhafte Bädeker aufzählt, in Augenschein zu nehmen. Nur die Aussicht vom Thurm der Stadtpfarr-Kirche genoß ich und zwar in durstigen Zügen. Ein klarer Abend schwenkte sein rothgoldenes Banner über den Bergen, die sich in leuchtender Schönheit vom flimmernden Farbenglanz des Himmels abhoben. Die Dächer unter mir, vor mir die kühn geschwungene Linie der roth angeglühten Karawanken und im Hintergrunde der ehrwürdige Greis Triglav, neben mir ein schlankes Fräulein, das mit vier oder fünf Altersgenossinnen und einer vergnügten Gardedame gleichfalls auf den Thurm geklettert war. Leider stieg das schlanke Fräulein bald ab, da es rasch zu dunkeln begann, und mir blieb nur der Thürmer übrig, ein noch nicht ganz aufzugebender Junggeselle, dem ich die Freuden einer jungen Ehe gerade in dieser selbst von Gerichtsvollziehern schwer zu erreichenden Himmelsnähe mit beredter Hingerissenheit pries. Er versprach mir, sich die Sache zu überlegen. Allerdings wäre er mit dem Essen, das er jetzt täglich von unten geliefert erhalte, sehr zufrieden. Die meisten jungen Frauen von heute könnten kein gutes Gemüse kochen.

Während Villach und Klagenfurt mitten im regen Leben stehen und kraftvoll vorwärts dringen, schläft Friesach und träumt von großer Vergangenheit. Blinzelnd blickt es die stolze Burg Hochösterwitz an, der es genau so gut geht. Ganz augenscheinlich wäre diesem Dornröschen hinter Rosen- und Epheu-Gittern nichts fataler, als wenn ein Prinz käme, um es zu wecken. Malerisch umzieht die dicke alte Mauer, umschleicht der laubbehängte Graben die Stadt, und über'm Markte recken sich die stattlichen Ruinen mächtiger Schlösser auf. Wie ein versteinertes Gähnen. Schade, daß man die prächtige Kirche so nachdrücklich abgeputzt und gewaschen hat. Das bringt einen falschen Ton in die Melodie. Man wandelt hallenden Schrittes durch die stille Gasse und grüßt schweigend schweigende Zeugen der Vorzeit; man steigt langsam im Sonnenbrand zur Höhe hinauf, zur verfallenden Burg, in deren riesigen, cyklopisch aus Urgestein aufgemauerten Fensterhöhlen unerhört zierliche, romanische Pfeiler prangen. Unerhört zierlich, Dank ihrer Umgebung. Wie ein süßes Edelknabenlied klingen sie durch die wuchtige Rauhheit verwitternder Felsblöcke. Oben im Thurme liegt ein Fremdenbuch aus, darin steht, mit ungeübter Hand geschrieben, ein liebes Liebeslied:

„Nun ist es Frühling worden,
Ich bin nicht mehr allein;
Wenn ich in's Grüne gehe
Und auf die Wälder sehe,
Wirst Du nun bei mir sein."

Das Burggelände zieht sich weit am Bergrücken hinauf, und Unkraut-Wildnisse, prangende Fruchtgärten stehen zwischen den gewaltigen Mauern. Ein Wallnußbaum breitet sein dunkel glänzendes Gezweig, Eidechsen schlüpfen aus den Löchern des Gemäuers, als wollten sie rasch mal zusehen, ob noch Niemand kommt, sie im Schlaf zu stören. Unten auf dem Markt plätschert der alte Röhrenbrunnen, der berühmt ist wegen seines alten Steinbeckens und der mittelalterlichen Reliefs darauf. Allerhand Mythologie aus verschollenen Jahrtausenden. So ist Friesach. Und nur die Mägde, die Wasser vom Brunnen holen und dabei mit galanten Fuhrleuten gemächlich scherzen, nur sie kümmern sich nicht um das ehrwürdige Alterthum ringsum, nur sie zerstören, respectlos wie die Jugend einmal ist, die Stimmung der Stunde. Vielleicht aber bedeuten sie auch für Friesach das, was die schlanken romanischen Pfeiler oben in ihrer lieben Buntheit für die zerfallende Burg bedeuten.

Max Kempff.

Notizen.

Otto von Leitgeb's vier Novellen „Um Liebe", (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), zeichnen sich wieder durch feine psychologische Motivirung aus und gestatten Blicke in das Menschengemüth, die uns fesseln, weil sie uns unwillkürlich in Mitleidenschaft ziehen.

Scheibert's „Rudersport", der soeben bei Grethlein & Co., Leipzig, erschienen ist, verdient in Wahrheit den Namen eines ausgezeichneten Buches. Wir Deutsche besitzen keine wassersportliche Literatur, wie die Engländer, und mit der Wissenschaft vom Rudern und Segeln nun gar schaut es bei uns elendiglich aus. Silberer's und Grumbacher's Bücher aus den siebziger Jahren, die sich zudem sclavisch an die Engländer anlehnten, sind längst von der Praxis überholt. Doch diese Praxis gebar keine helläugigen Theoretiker. Sie blieb beschränkt und banausisch. Die Scheibert's versuchen nun endlich, die Kunst des Ruderns zu analysiren und dem Rudersmann den schönen Sport geistig näher zu bringen. Sie haben gleich ein tüchtiges Stück Arbeit geliefert. Die Capitel über die Theorie des Schlages, über das Training und die Wanderruderei verdienen classisch genannt zu werden, und nicht zum Mindesten wegen des feinen, frischen und gebildeten Styls. Wer zuweilen wassersportliche Aufsätze und wassersportliche Zeitschriften liest, deren Verfasser oder Redacteur im harten Kampfe mit der deutschen Sprache hülflos unterliegen, der wird das Scheibert'sche Buch doppelt hoch schätzen. Eine zweite Auflage könnte vielleicht den Bau von Clubhäusern, die Fahr- und Bootshaus-Ordnung eingehender behandeln. Max Kempff.

Von Eckstein's Moderner Bibliothek liegen uns einige neue Bändchen vor: George Halster's „Auf sumpfigem Boden", Dora Duncker's „Groß-Berlin", „Frauenherzen" von Edela Rüst, „Ich will!" von Aimée Duc, Ada Battke's „Heimliche Bräute" und schließlich eine Reihe Tschechoff'scher Novellen unter dem Titel „Verhängniß". Die erst genannten Arbeiten sind echte Damenliteratur, hochmodern gefärbt, sündhaft geschminkt und decolletirt, im Innersten aber doch liebe Marlitterei. Nun, das giebt die richtige Mischung. Fast alle diese Geschichtchen lesen sich flott und amüsant, zumal Ada Battke weiß mitunter zu fesseln und zeigt eine nicht geringe Gabe, pikante Situationen zu schildern. Nur auf Schilderungen von Sportsruderern dürfte sich diese „Realistin" nie wieder einlassen. Ruderer, die sich nach der Fahrt in elegante Paletots hüllen und Selbstbinder tragen — Ada, das giebt es nicht. — Sehr fein und lustig ist wieder Tschechoff. Die theuren Privatstunden, die niedliche Anecdote von Simotschka und ihrem Bruder sind dem deutschen Lesepublicum nicht mehr ganz unbekannt, ihre Wirkung aber thun sie immer von Neuem. — Wir glauben die billigen und hübsch ausgestatteten Hefte der Modernen Bibliothek für müßige Stunden im Eisenbahnwagen und im regenumrauschten Gasthofe empfehlen zu können.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Einundsechzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1902.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register.

Zwei Einundsechzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Was giebt's Neues? Von Caliban	1
Manteuffel's Ehrenrettung in der auswärtigen Politik. Von Kurd von Strantz (Berlin)	2. 17
Klatsch. Von Caliban	33
Sociale Ausblicke. Von Karl Noetzel	34
Die innere Erneuerung. Von Caliban	49
Die Zukunft der ehemaligen Burenstaaten. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen	50
Umsturz von oben. Von Caliban	81
Englischer Zollbund und britische Reichseinheit. Von Anton Weis-Ulmenried	82
Das Deutsche Reich ein Bundesstaat. Von Landgerichtsrath a. D. Dr. Hermann Ortloff	97
Deutschenhetze in Ungarn. Von Pannonicus	101
Das allgemeine Stimmrecht in Schweden. Von Cajus Moeller	103
Monarchische Kunstkritik. Von Caliban	113
Die deutsche Slawenpolitik und das habsburgische Donaureich. Von Kurd von Strantz (Berlin)	129
Zur Vertheidigung der Socialreform. Von Karl Noetzel	131
Olmützereien. Von Dr. Hans Wagner	145
Die Judenfrage als Wirthschafts- und Rassenproblem. Von Johannes Gaulke (Berlin)	161
Kriegsspiel. Von Freiherr v. K.	177
Der Bankiertag. Von Caliban	193
Niflheim. Von Caliban	209
Die Maßgebenden am Münchener Hofe. Von Dr. Cajus Moeller	210
England und die allgemeine Wehrpflicht. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen	210
Präsident Roosevelt und der amerikanische Imperialismus. Von Anton Weis-Ulmenried	225
Stein. Von Kurd von Strantz (Berlin)	257
Ein Capitel von der Loyalität. Von einem altpreußischen Officier	273
Flammenschrift an der Wand. Von Caliban	289
Vom Wesen des Capitals und des Capitalismus. Von Johannes Gaulke	289
Englandfahrt. Von Caliban	305
Deutschland und Skandinavien. Von Dr. Cajus Moeller	305
Die Volksvermehrung. Von Dr Arthur Ruppin	321
Krupp. Von Caliban	337
Das Deutsche Reich als werdender Einheitsstaat. Von Kurd von Strantz	337
Was nun? Von Julius Patzelt (Wien)	342
Die Verfassungswächter. Von Caliban	353
Die kaiserlich-socialistische Arbeiterpartei. Von Caliban	369
Die Ritter der Trusts und Cartelle als Pionniere des Zukunftstaates. Von Anton Weis-Ulmenried	370
Ein neuer „Schlüssel" des Mittelmeeres. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen	386
Der Kronprinz. Von Caliban	401

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Ein vitalistischer Zoolog. Von Eduard von Hartmann	4
Arbeit und Alkohol. Von Dr. Eduard von Mayer	7
Astrologische Muthmaßungen. Von Albert Kniepf (Hamburg)	51
Zur Philosophie des Lebensraumes. Von Eduard Sokal (Berlin)	87
Die Speisung der Fünftausend. Von Wolfgang Kirchbach	163
Zur Haftpflicht der Kraftfahrzeuge. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse	244
England und die Unterseeboote. Von Major a. D. Karl v. Bruchhausen	292
Mimicry und Phantastik. Von Curt Grottewitz	387
Zur Psychologie des modernen Menschen. I. Von Johannes Gaulke	401

3. Vermischte Aufsätze.

Der schweizer Deutsche in seiner wahren Gestalt. Von Kurd von Strantz (Berlin)	34
Aus dem Culturleben Frankreichs. Von Eugen von Jagow (Paris)	38
Deutsche Kohlenstationen. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen	65
Die geringe Schwimmkunst in England. (Mit persönlichen Erlebnissen.) Von Karl Blind	66
Glossen eines Verwaltungsbeamten zum Fall Löhning. Von v. S.	82
Die Reform der deutschen Stenographie. Von Mil Richter (Leipzig)	85
Folgen der Evolutionserkenntniß. Von Karl Noetzel	113
Fachmann und Dilettant. Von R. Bartolomäus	117
Der Niedergang des Ansehens der Parlamente. Von v. Horn (Weimar)	132
Zum Problem der Heimarbeit. Von Karl Noetzel	148
Lenz in Wittenberg. Von Dr. Eduard von Mayer	151
Tunesische Erinnerungen. Von Dr. Karl von Thaler (Wien)	154
Inseratenbesteuerung. Von Karl Mollenhauer (Blankenburg a. Harz)	177
Die Ekstase in ihrer culturellen Bedeutung. Von Heinrich Driesmans	179
Von Rednern und ihrem Publicum. Von Dr. M. Landau (Wien)	193
Wirthschaftliche und sociale Strikes. Von Eduard Sokal (Berlin)	196
Einiges über Graphologie. Von Dr. Georg Meyer (Berlin)	230
Eine nothwendige Sammlung. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee)	233
Die Firma Friedrich Krupp und das Arbeiterwohl. Von J. Norden	241
Zur Naturgeschichte der „grünen" Sprache. Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin)	245
Die elterliche Pädagogik in der kritischen Jugendzeit. Von Dr. Hans Schmidkunz	261
Liebe und Ehe. Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf)	307
Die Schwiegermutter einst und jetzt. (Ein Bild aus dem Zickzackkurse der Culturgeschichte.) Von Dr. Eduard von Mayer	323
Zur Rassenfrage. Von Karl Noetzel	354. 373
Schülerreisen. Von Sebald Schwarz	357
Die moderne Frau. Von Irma v. Troll-Borostyáni	375
Die Perle der Antillen. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen	405

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Pariser Tragikomödie. Von M. Zehme	12
Die Rückzugslinie. Von Gustav Johannes Krauß	29
Die Fuchsjagd. Von Karl Pauli	42
Der Drechsler an der Mauer. Von Friedrich Kroff (München)	59. 74
Begegnung. Skizze von Luise Westkirch	93
Der getreue Freund. Ein Märchen von Oscar Wilde. Uebersetzt von Johannes Gaulke	108. 124
Renée verlobt sich. Von Raoul Auernheimer	140. 157
Meyer's größte Dummheit. Von Erich Wunsch (Berlin)	174
Die Kunst in Sprüchen. Von Max Bewer (Dresden)	187. 407
Freiheit. Von M. Kossak	190
Capriccio. Von Heloise v. Beaulieu	202
Große und kleine Gedanken. Von Max Bewer (Dresden)	213
Gut verwerthet. Von Klaus Rittland	220
Der Fluß. Eine Jugend-Erinnerung von Emile Zola. Deutsch von Wilhelm Thal	235
Der Rabenhügel. Von Rudolf Krauß (Stuttgart)	253
Der Geist des Schachspiels. Von Max Bewer (Dresden)	266
Eine wie Alle. Von M. Zehme	268
Mizzi's Taschengeld. Von Friedrich Kroff (München)	284
Ihr glücklichster Augenblick. Von Therese Rösing	298
Gelandet. Skizze von Alfred Semerau	315
Kallipedol. Von Max Hoffmann	332
Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen. Von Elisabeth Würthmann	346. 362
Der Fasttag. Von Emile Zola. Deutsch von Wilhelm Thal	380
Der letzte Abend. Von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal	392
Der Wohlthäter. Von Heloise v. Beaulieu	410

Digitized by Google

Seite

Aus der Hauptstadt. Von Prinz Vogelfrei: Compromiß 95. Die Geschichte des Zolltarifs 110. Das Inserat 205. Politisches Tagebuch 222. 237. 268. 286. 300. 333. 364. 394. Lehrbuch der Berliner Dramenschneiderei 348.
— Von Walter Regbaur: Künstlerin und Schicksal 12.
— Von Max Kempff: Kärntner Wandertage 13. 30. Schwedische Reisetage 316.
— Von Spero: Mirabeau 44.
— Von Carl v. Wartenberg: Der Friedericianische Paradegriff 44.
— Von Eduard Engel (Berlin): Von der öffentlichen Dummheit 61. Von deutscher und von undeutscher Sprache 411.
— Carl von Vielrogge: Das zweite Eisen im Feuer. (Eine Gasthofsstudie.) 75.
— Von Ajax: Das Schweigen im Heere 142. Regimentsdamen. Von einem altpreußischen Officier 158. Phantastische Manöver 203. Die seidene Schnur 381.
— Von Caliban: Nichtamtlich 275.
— Von Timon d. J.: Parteigenosse Goethe 394.
— Von Dr. Cajus Moeller: Dünnschälige Bühnendichter 395.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Deutsche Witzblätter. II. Von K. F. Romberg . . . . . 9.
Zur modernen Geschichtsforschung. Von Anton Weis-Ulmenried 19
Junge Weisen eines Achtzigjährigen. Von C. Schultes . . . 21
Lenau's Faust. Von O. Wentorf (Altona) 22
Bret Harte. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) . . . 39
Der Arzt im Roman. Drei Besprechungen von T. v. S. . . . 69
Pariser Romane. Von Eugen von Jagow (Paris) 88
Einer von den Jungen. Von Leonhard Adelt 104
Die Entwickelung der erzählenden Literatur, ein Rückblick und Ausblick. Von Max Wundtke 118
Die Romane der französischen Umwandlung. Von Paul Wiegler (Stuttgart) 134
Ludwig Anzengruber's Briefe. Von Gustav Gugitz (Wien) . . 167
Der religiöse Zug in Nietzsche's Philosophie. Von Paul Meschke 171
Gegen die Anthologien. Von Max Hoffmann 182
Wie man den Sänger der Lenore geehrt hat. Ein Wort über Dichter-Denkmäler. Von Erich Ebstein (Göttingen) . . . 183
Neues aus der französischen Literatur. Von Anna Brunnemann (Dresden) 197
Lamarck contra Darwin. Von Curt Grottewitz 211
Noch einmal Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal. Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim 215
Zur neueren Geschichte. Von Professor Th. Achelis (Bremen) . 229
Dörfische Dichtung. Von Max Hoffmann 232
Emile Zola. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) . . . 246
Das Porträt des Herrn W. H. Von Eugen Reichel 250
Die griechische Literatur über das Entwickelungsproblem der Völker. Von Prof. Dr. G. Ruhland 251
Goethe's Briefe. Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen) . . . 263
Altitalienische Novellen. Von Johannes Gaulke 265
Etwas von der Lyrik. Von O. Wentorf 277
Der Nobelpreis. Eine Betrachtung zu Schiller's Geburtstag. Von Max Bewer (Dresden) 293
Emile Zola als Theoretiker und Dichter. Von Anna Brunnemann (Dresden) 295
Gustav Frenssen und sein Jörn Uhl. Von O. Wentorf . . . 325
Wilhelm Hauff. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) . . 343
Martin Greif's Neue Lieder und Mären. Von Franz Sandvoß (Weimar) 345
Deutsche Lyriker der Gegenwart. Von Hans Benzmann (Berlin) 358
Ein Wort vom Conservations-Lexikon. Von K. F. Romberg 362
Das sogenannte Shylock-Problem. Von R. Bartolomäus . . 377
Francis Galton. Von Heinrich Driesmans 388
Peter Rosegger's „Weltgift". Eine ehrliche Besprechung von Th. Ebner 406

b. Bühne und Bühnenkritik.

Dramatische Aufführungen: Schnapphähne (Bloem) 205. Der Schatzgräber (Reuling) 205. Der Heerohme (Lauff) 205. Serenissimus (Fuld) 222. Die Enthüllung eines Heine-Denkmals (Moszkowski) 222. Kaltwasser (Fulda) 238. Im bunten Rock (Schönthan-Schicht) 238. Monna Vanna (Maeterlinck) 269. Wienerinnen (Bahr) 269. Das Theaterdorf (Blumenthal-Kadelburg) 270. Rausch (Strindberg) 286. Yvette (Berton) 287. D' Mali (Bernstein) 300. Feodora (Sardou) 301. Tosca (Sardou) 301. König Laurin (Wildenbruch) 334. Der Kreuzwegstürmer (Werkmann) 334. Der arme Heinrich (Hauptmann) 382. Das dunkle Thor (Philippi) 395. Paul Lange und Tora Parsberg (Björnson) 395. Erdgeist (Wedekind) 413.

Seite

6. Bildende Künste.

Klinger's Beethoven und Eberlein's Goethe. Von A. Matthes (Berlin) 10. 27
Klinger's Beethoven in der Wiener Secession. Von Dr. Hermann Ubell (Wien) 41
Die Turiner Ausstellung für modernes Kunstgewerbe. Von Eduard Engels (München) 54
Hugo Friedrich Hartmann. Von Max Kempff 74
Die internationale Ausstellung der Münchener Secession. Von Eduard Engels (München) 107
Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden 126. 206. 238. 253. 270. 317. 365
Aus der Werkstatt eines Künstlers. Von J. Norden 218
Berliner Kunst-Spaziergang. Von J. Norden 334
Die neuen Akademien. Von J. Norden 349
Graphische Kunstausstellungen. I. Von J. Norden 412

7. Kund um die Kunst.

Vom Pariser Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor . . . 25
Das Musikbaby. Von Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee) . 57
Die Umwerthung der Künste. Von Johannes Gaulke (Berlin) 71
Das Kunstgewerbe in der capitalistischen Wirthschafts-Ordnung. Von Johannes Gaulke 137
Englisches Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) . 152
Dänisches Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) . . 200
Neue Stylerklärung. Von A. L. Plehn (Berlin) 280
Ausstellung der neuen Frauentracht. Von Heinrich Pudor . . 282
Kunst und Rasse. Von Heinrich Driesmans 311
Erziehung zur Architektur. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) 329

8. Musik.

Aus dem Briefwechsel eines Geigerkönigs. Von Dr. Adolph Kohut 90
Musikalisches. Von Hermann Springer 110
Gustav Mahler. Von Hedwig von Friedlaender-Abel . . 121
Der Humor in der Musik. Von C. Gerhard 313

Opern und Concerte: Verdifestspiele 45. Matteo Falcone (Gerlach) 45. Der polnische Jude (Weingartner) 46. Feuersnoth (Strauß) 319. Der Pfeifertag (Schillings) 319. Das Glockenspiel (Urich) 319. Javotte (Saint-Saëns) 319.

9. Notizen.

Alsberg 302. Andrea 350. Auernheimer 127. Baisch 398. Balcke v. Enckevort 398. Bartels 397. Barlösius 127. 367. Bayersdorfer 396. Berg 222. Björnson 207. Bleibtreu 303. Boeck 398. Bong 47. 396. Boy-Ed 255. 399. Braune-Roßla 302. Breitkopf & Härtel 415. Brockhaus 79. 399. Bruckmann 366. 414. Bulthaupt 398. Busse-Palma 415. Cotta 159. 255. 287. Dietrich 351. Drews 191. Duboc 79. Duimchen 383. Eichhorn 127. Ekensteen 367. Eschelbach 367. Fischer & Franke 351. 399. Gensichen 255. Gilm 415. Gnade 302. Grazie 383. Greiner & Pfeiffer 415. Gréville 398. Grisebach 415. Grube 351. Haberland 350. Haller 399. Hardy 271. Hartmann 366. Hauff 398. Heigel 415. Heiling 303. Heinemann 63. Hendel 351. Herzog 239. Hertz 415. Hesse 383. Heyck 303. Janny 303. Kahlenberg 239. Kaiser 74. Kinzel 159. Kohut 367. Kraemer 302. Kralik 398. Krauß 271. Kürschner 399. Kunstanstalten 127. 207. 383. Lampert 79. 271. 399. Lauff 414. Lehmann 298. Leitgeb 127. 207. Liebermann 127. Liman 399. Litzmann 398. Locher 302. Lorenz 303. Mayer 367. Maupassant 398. Megede 398. Mittler 287. 351. 414. Muellenbach 127. Multatuli 271. Neudeck 398. Nippold 399. Oehlmann 399. Ortmann 127. Pedersen 350. Pfister 397. Pischler 302. Portner 271. Poschinger 350. Pudor 350. Rapp 367. Rilke 207. Rosenthal-Bonin 127. Rosny 127. Röthlisberger 207. Schiel 383. Schmitt 350. Schott 366. Schumacher 398. Seeliger 367. Show 414. Simrock 302. Spättgen 398. Spemann 287. 366. Sperl 207. 398. Spielhagen 271. 302. Stenglin 350. Strauß-Torney 302. Stubenrauch 397. Sturm 366. Szczepanski 239. 414. Teuerdank 399. Trinius 302. 383. Vierordt 397. Viebig 351. Vilmar 397. Volkmann 302. Voß 271. 367. Weigand 415. de Wet 414. Willy 367. Witkowski 415. Witzleben 303. Zabel 383. Zacher 303. Zahn 350. Zobeltitz 302.

10. Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Giebt es Gespenster?" Von Robert Haaß 14. Ein Laien-Urtheil über die Ich-Technik. Von C. Reim 46. Der Gerichtsofficier. Von Oberstleutnant v. Ditfurth 61. Nochmals: „Zu Befehl! Herr Leutnant!" Von Carl von Wartenberg 62. Kunst und Literatur für Minderjährige. Von O. Wentorf 77. Katheder-weisheit und Kaufmannsstand. Von A. Kerkstieck 111. Noch einmal Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal. Von Maler E. Klotz 255. Noch einmal „Tunesische Wanderungen". Von Paul W. H. Spatz (Tunis) 396.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 5. Juli 1902. 31. Jahrgang Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Was giebt's Neues. Von Caliban. — Manteuffel's Ehrenrettung in der auswärtigen Politik. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Ein vitalistischer Zoolog. Von Eduard von Hartmann. — Arbeit und Alkohol. Von Dr. Eduard von Mayer. — **Literatur und Kunst.** Deutsche Witzblätter, II. Von F. K. Romberg. — Klinger's Beethoven und Eberlein's Goethe. Von A. Matthes (Berlin). — **Feuilleton.** Pariser Tragikomödie. Von M. Zehme. — **Aus der Hauptstadt.** Künstlerin und Schicksal. Von Walter Negbaur. — Kärnter Wandertage. III. Von Max Kempff. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal „Giebt es Gespenster?" Von Robert Haaß. — Anzeigen.

Was giebt's Neues?

Während Hurrahrufen durch die deutsche Welt brandete, Böller gelöst, Champagner getrunken und tönende Reden gehalten wurden, lag in Sibyllenort der greise Sachsenkönig auf dem Sterbelager. Der letzte von Wilhelm's Paladinen und nicht der geringste. Jeder von uns wußte, daß der Tod dies Opfer nicht mehr freigeben werde. Die Aerzte kämpften nutzlosen Kampf, sie verlängerten nur die Qualen des Müden, dessen krankem Herzen keine Arzenei mehr helfen konnte. Dem Theil des deutschen Volkes, der Guirlandenschmuck und Aufmarsch weiß gekleideter Jungfrauen, Bürgermeisteransprachen und prunkende Empfänge nicht für die Hauptaufgabe unserer Politik hält, diesen Altfränkischen that der festliche Lärm inmitten der wehmuthsvollen Tragödie von Sibyllenort im tiefen Herzen weh. Man wird Albert nicht unterschätzen, wenn man ihn einen ehrenhaften und kernigen, königlich schlichten Charakter nennt. Er wußte Treue zu halten, so auf den Schlachtfeldern Böhmens wie im entscheidenden Juli von 1870. Er war seinem Volke ein wirklicher, väterlicher Freund; „unser guter König" nannte ihn alle Welt im Sachsenlande, und er war sich bewußt, damit mehr als eine geläufige Phrase auszusprechen. Der Verstorbene hatte keinen Sinn für den grellen Pomp, der im neuen Deutschland die Krone, sagen wir, schmückt; er liebte es auch nicht, öffentlich hervorzutreten und seinen Standpunkt in immer neuen Reden zu präcisiren oder auch nicht zu präcisiren. Ein patriarchalisch-constitutionelles Regiment schien ihm das Wünschenswerthe. Seine Sachsen, meinte er, müßten ihm vertrauen, auch wenn sie nicht jeden Augenblick mit der Nase auf die Thatsache gestoßen würden, daß er existire. Männer wie er fehlen uns, und dieser Verlust bedeutet einen sehr herben Schlag für das deutsche Volk. Einen zehnfach härteren, als z. B. der Tod Eduard's VII. Trotzdem wacht Germania angstvoll am Bette des Engländers, schickt uns der officiöse Draht, schicken uns zwanzig Original-Correspondenten täglich zwei oder drei Mal eingehende Berichte über das Befinden des maiden killers, der vor wenigen Wochen so verhaßt und unpopulär bei uns war, wie außer ihm höchstens noch sein thatkräftiger und eiserner Manager Chamberlain. Eduard's Krankheit hat das Unwahrscheinliche möglich gemacht und eine Pause in den deutschen Festlichkeiten erzwungen. Das Hurrahgeschrei ist plötzlich verstummt, die Gärtnereien winden keine Kränze aus Tannenzweigen mehr, und der Sectverbrauch sinkt, obgleich man allen Anlaß hatte, vorm 1. Juli rasch noch thunlich vielen Flaschen den Hals zu brechen.

Uns geht mit der Zeit jeder Maßstab verloren. Schon sind wir dahin gelangt, daß wichtige Fragen des öffentlichen Lebens fast gar nicht mehr erörtert, alberne Nichtigkeiten dagegen wochenlang durch die Presse gezogen werden. Der Krefelder Vorfall hat ausschließlich unsere Humoristen interessiert. Wie man über sommerliches Strohwittwerthum späßelt, über die Nützlichkeit des Frühschoppens und in Gedanken stehen gebliebene Regenschirme, so fand man sich mit den sechzehn Leutnants für die tanzlustige Weiblichkeit der Textilstadt ab. Uebermäßige Beachtung schenkte man auch dem Umstand, daß nun schon der zweite General ein preußisches Fachministerium übernimmt, daß also das bisherige Vorrecht der Juristen, Posten zu besetzen, von denen sie naturgemäß wenig verstehen, in's Wanken gekommen ist und auf die Militärs überzugehen droht. Hat schon einmal Jemand Bedenken gegen die Neuordnung der Dinge und befaßt sich überhaupt mit den eigentlichen Problemen der Zeit, dann darf er es, zumal in den Tageblättern, nur halb scherzenden Tones, mit lieber Leichtfertigkeit thun. Anderen Falls versagen die Leser und kündigen ihm die Freundschaft. Ihr Interesse gilt weit mehr sommerlichen Schaustellungen, den Wohlthätigkeits-Concerten im Reichskanzler-Palais, den Hoffestlichkeiten und Nordlandreisen, als den ernsten Sorgen des Vaterlandes. Solche Neuigkeiten begehren sie, alles Andere dünkt sie langweilig. Wer über Scherl und Ullstein hinaus kommen will, wird sich darauf beschränken müssen, neben Marienburger und Aachener Reiseberichten Mittheilungen über die Weinstuben zu bringen, wo man das beste und wohlfeilste Essen bekommt, und über die Gartenfeste, auf denen der Herr Reichskanzler oder Excellenz Budde persönlich zu erscheinen geruhen.

Caliban.

Manteuffel's Ehrenrettung in der auswärtigen Politik.*)

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Man hört häufig die Behauptung, daß Bismarck auch ohne die diplomatische Vorbereitung als preußischer Bundestags-

*) Vgl. Unter Friedrich Wilhelm IV., Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten v. Manteuffel, 3 Bde., und Preußens auswärtige

Digitized by Google

gesandter in Frankfurt a. M. bei etwaiger sofortiger Ministerpräsidentschaft sein staatsmännisches Genie erwiesen haben würde, wie auch Rafael ohne Hände zum größten Maler geworden wäre. Fraglos bedurfte es bei Bismarck nicht einer langjährigen bureaukratischen Schulung, um sein Werk als Meisterstück zu vollbringen. Aber auch das Genie braucht Wissen und Uebung als Grundlage seiner Thätigkeit. Daher fiel schon im vereinigten Landtage 1847 seine große Belesenheit auf, die ein ernstes Studium der Politik und Geschichte verrieth. Durch eine zweite Poschinger-Veröffentlichung als Gegenstück zu „Preußen am Bundestage" wird diese Zeit auch ohne die Oeffnung der Archive, die s. Z. der Altreichskanzler nur für seine Berichte gestattet hatte, nunmehr in ein fast amtliches Licht gerückt, so daß ein Urtheil über diese Vorbereitungszeit unserer Reichsgründung in ganz anderem Maße möglich ist, als es noch Sybel in seinem Werke vergönnt war, das gleichzeitig eine Ergänzung von Treitschke's leider unvollendeter deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert bildet. An dem geschichtlichen Bilde dürfte jetzt eine später archivalische Forschung kaum noch etwas ändern.

Der Chef und Vorgänger Bismarck's wird freilich durch diese urkundliche Erhellung des Amtsgeheimnisses wesentlich von seiner vermeintlichen Schuld an Olmütz und an der schwankenden preußischen Haltung während des Krimkrieges entlastet. Der gewichtigste Zeuge für den Ministerpräsidenten v. Manteuffel ist sein großer Untergebener selbst, der auch Olmütz bei der vorhergehenden Schaukelpolitik mit großen Absichten und unzulänglichen Mitteln für unausbleiblich hielt und den zurückhaltenden rußlandfreundlichen Standpunkt des Berliner Cabinets billigte. Nur das Nachlaufen auf den Pariser Congreß von 1856 hielt er für ein unwürdiges Verhalten einer Großmacht, das Manteuffel aber nicht verhindern konnte. Der Berliner Congreß bildete Bismarck's Vergeltung. Preußen-Deutschland war nun seinerseits der Schiedsrichter der Welt geworden, ohne zu den gefährlichen Mitteln Napoleon's III. gegriffen zu haben, die schließlich die innere Hohlheit seiner Macht offenbarten. Aber diese sogenannte Reactionszeit wirft ein bedeutsames Streiflicht auf die Mittelmäßigkeit der Kräfte, die erst das Dreiblatt Bismarck, Moltke, Roon unter einem anders gearteten Herrscher in nutzbarer Weise auszulösen verstand. Jedoch Bismarck's Rücktritt zeigte nur die alte Regel, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, und läßt uns ernstlich einen belehrenden Vergleich mit der Gegenwart ziehen.

Manteuffel war ein hervorragend begabter Verwaltungsbeamter, der in raschem Aufsteigen preußischer Minister des Innern geworden war, um als Leiter des Auswärtigen Amtes sodann die unselige brandenburgische Radowitz'sche Erbschaft zu übernehmen. Sein geschichtliches Verdienst um den preußischen Staat bildete auch in seiner letzten Stellung die innere Festigung des erschütterten Staatswesens. Das Gesandtenpersonal war sehr schlecht, und bezeichnender Weise besorgten die preußischen Vertreter im Auslande mehr dessen Geschäfte, als daß sie die häufig entgegengesetzten vaterländischen Belangen wahrten. In London war Bunsen Gesandter, ein früherer Hauslehrer und Theologe, der eine reiche Engländerin geheirathet hatte und so bei außerdem höchst phantastischen Plänen zum Briten geworden war, weßhalb er dort bloß noch der toadeater (Speichellecker) des Prinzgemahls Albert genannt wurde. Er verstand die Politik daher lediglich im Coburg'schen Hausinteresse und im englischen Schlepptau, was nicht ohne Parallelen zur Gegenwart ist. Dazu war er in seinen Berichten höchst unwahrhaft. In Petersburg saß der alte ehrenhafte General von Rochow, also auch kein Berufsdiplomat, dessen Evangelium die häufig recht unfreundlichen Aussprüche des Zaren Nicolaus I. waren. Er sah sich als Untergebenen des fremden Herrschers an, der ja auch preußischer General war. In Hannover leitete der General der Cavallerie Graf v. Nostitz die Mission, die wegen der Zollvereinsverhandlungen wichtig war. Der hochbetagte Herr konnte schon körperlich nicht mehr den Anforderungen des diplomatischen Dienstes entsprechen. Er war mit meinem Großvater zusammen noch Blücher'scher Adjutant in den Befreiungskriegen gewesen. Als wirklicher Diplomat vertrat Graf Arnim Preußen in Wien. Er war aber der Unfähigste dieses Kleeblattes, dazu taub, so daß er wirklich nichts davon hörte, was um ihn vorging. Natürlich war er österreichisch gesinnt. Doch sei es zu ihrer Ehre gesagt. Diese Drei besaßen thatsächlich als vornehme Edelleute und Soldaten immerhin einen gewissen Einfluß an ihren Amtssitzen, und ihre Berichte spiegelten wahrheitsgetreu die Stimmungen der dortigen maßgebenden Kreise wieder, wenn auch in entsprechender subjectiver Färbung. Außerdem waren sie treue Gehülfen ihres Meisters, was von Bunsen und seinem Nachfolger Bernstorff leider nicht gilt. Die Jugend war nicht viel besser, Usedom in Turin und Werther in Kopenhagen, später in Petersburg und schließlich in Paris. Beide haben noch Bismarck weidlich wegen ihrer Unzulänglichkeit geärgert und im Ernstfall beim Ausbruch der Kriege von 1866 und 1870 völlig versagt, so daß sie etwas unfreiwillig den auswärtigen Dienst verlassen mußten. Auf solche Gehülfen mußte Manteuffel seine äußere Politik stützen. Bei Beginn des Krimkrieges wurden daher an diese wichtigsten Posten außerordentliche Bevollmächtigte gesandt, die fast stets den Geschäften fremde alte Generäle waren. So der commandirende General Graf v. d. Groeben nach London, der dienstthuende Generaladjutant v. Lindheim nach Petersburg, der Flügeladjutant Edwin v. Manteuffel, der spätere Feldmarschall und Statthalter in Elsaß-Lothringen nach Wien, der übrigens ein hervorragendes diplomatisches Talent besaß und die Politik seines Vetters wirksam unterstützte, sowie vorher der Geh. Legationsrath Graf v. Pourtalès nach London, obschon er in seiner liberalen Anglomanie Gegner der Manteuffel'schen Politik war. Noch schlimmer war es an der Centralstelle. Der Unterstaatssecretär von Lecocq lebte im geheimen Krieg mit seinen Untergebenen, auch herrschten noch unter den Räthen die Mitglieder der französischen Refugiéscolonie in Berlin vor, die als gute Kenner ihrer alten Muttersprache galten. Die äußere französische Form der Erlasse wurde von ihnen für wichtiger als der eigentliche Inhalt angesehen.

Aber der Minister war auch nicht Herr in seinem eigenen Amtshause. Der geistreiche König Friedrich Wilhelm IV. regierte thatsächlich selbst und machte durch seine sich überhastenden Einfälle bei aller geistvollen Begabung jede Stetigkeit der Politik unmöglich. Auch traf er häufig Entscheidungen hinter dem Rücken des verantwortlichen Ministerpräsidenten, der dann diese Regierungshandlungen im Landtage und vor dem Auslande ritterlich decken mußte. Der königliche Gebieter war dabei von bestrickender Liebenswürdigkeit, so daß diese Eingriffe in das Ressort stets so verquickt wurden, daß Manteuffel immer wieder Abstand von seinen Abschiedsgesuchen nahm und im Staatsinteresse nehmen mußte. Schließlich stand er noch zwischen zwei Feuern. Der königliche Hof mit der russenfreundlichen Generalität stand im Gegensatz zum englisch gesinnten Thronfolger, unseren späteren Kaiser Wilhelm I., der freilich allein das Gefühl für den deutschen Beruf Preußens hatte, ohne übrigens die entsprechenden Schritte Manteuffel's immer gerecht zu würdigen. Aber auch seine Helfer waren minderwerthig und er wurde häufig schlecht berathen, wie seine erste Ministerwahl mit dem Ministerium Hohenzollern-Auerswald zeigte. Der Prinz von Preußen schwärmte damals keineswegs für Bismarck, den er für einen reactionären Russen hielt.

Politik 1850—1858, Unveröffentlichte Documente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Frhrn. v. Manteuffel, 3 Bde., herausgegeben von H. v. Poschinger, Berlin 1901/2, Mittler & Sohn.

Digitized by Google

Die Gerechtigkeit fordert festzustellen, daß Manteuffel damals vielleicht der einzige Mann war, in diesem Wirrsal das Staatsschiff zu steuern und sich freilich danklos abzunutzen, um dem neuen Baumeister des Reiches Platz zu machen. Unter dem damaligen König, der allen Einflüsterungen zugänglich war und dabei sich häufig selbstständig nach plötzlicher eigener Eingebung entschied, wäre Bismarck unmöglich gewesen. Seines späteren Herrn Größe bestand ja gerade darin, daß er auch bei unschlüssiger sogar entgegengesetzter Ansicht stets treu zu Bismarck hielt, dessen Genie er vertraute. Dieser Glaube trog ihn nicht und führte ihn zur Kaiserkrone empor. Treue um Treue. An Olmütz war Manteuffel unschuldig, da er nur in die Bresche sprang, um einen mit unzulänglichen Streitkräften zu führenden Krieg wider die österreichische Vormacht zu vermeiden. Auch die nachträgliche Theilnahme am Pariser Congreß war nicht seine Absicht, sondern des Königs Befehl, dessen Geschäftigkeit im Friedenstiften dadurch übel belohnt wurde. Der gute Wille des edlen, aber autokratischen*) Fürsten entsprach nicht seinem Können und seiner Macht. Das Schwert mußte erst sein Nachfolger schleifen. Die preußischen Generäle waren Gamaschenknöpfe oder Höflinge, aber noch keine Feldherren, die ihrem Stern vertrauten. Sobald ihnen aber ein Führer erstand, entdeckten sie ihre schlummernden Fähigkeiten und schlugen in drei siegreichen Kriegen die Schlachten, die die Radetzky'schen und die französischen Waffenthaten in den Schatten stellen sollten. Es bleibt das unbestrittene Verdienst des vielverkannten Ministerpräsidenten, die inneren Kräfte des erschöpften und 1848 in seinen Grundlagen erschütterten Staates wieder gesammelt und Preußen den Glauben an sich selbst zurückgegeben zu haben. Seine fruchtbringende Thätigkeit liegt daher mehr auf dem inneren Gebiet, wie er auch durch die berühmte Cabinetsordre vom 8. Sept. 1852 die Einheit der Verwaltung hergestellt hat. Es ist wohl kein Zufall, daß die Aufrechterhaltung der Einheitlichkeit der Staatsleitung in jenem Schriftstück der Anlaß zu Bismarck's Entlassung wurde. Die Zerfahrenheit der schwachen Epigonen des großen Meisters hat auch Manteuffel's damaliges Verlangen bestätigt und der folgenschweren Forderung seines Nachfolgers Recht gegeben. Hoffen wir, daß der vierte Reichskanzler diese Geschichtslehre beherzigt und die Festigkeit des großen Vorgängers bewahrt. Die Manteuffel'sche Selbstbescheidung in der auswärtigen Politik lag daher in den Verhältnissen und bahnte der Bismarck'schen Thatkraft den Weg. Manteuffel hat trotz aller widriger Einflüsse zuerst wieder das besondere preußische Interesse in den Vordergrund gestellt und dadurch auch Preußens Würde gewahrt. Die Selbstständigkeit der preußischen Zollvereinspolitik blieb trotz alles österreichischen Liebeswerbens und gelegentlicher Drohungen unbeirrt erhalten. Der Ministerpräsident suchte sich vorsichtig von Habsburg wie Petersburg gleich weit entfernt zu halten, wie sehr ihm auch der Russe Gerlach und der österreichisch gesinnte Herrscher widerstrebten und seine Schritte erschwerten. Der König lebte noch in der vorfriedricianischen Zeit der Unterordnung unter das ehrwürdige Erzhaus, als ob nicht zuerst der große Friedrich die kaiserliche Vorherrschaft gebrochen und das kleine Preußen zur Großmacht erhoben hätte. Der weniger begabte nüchterne Prinz von Preußen erkannte das Wesen seines Staates besser, und ein günstiges Geschick bescheerte daher dem greisen Thronfolger nicht nur die angestammte Königskrone. Auch England spielte bereits damals eine verhängnißvolle Rolle und suchte uns vor seinen verfahrenen Staatskarren nach lieber insularer Gewohnheit zu spannen. Aber auch diesem Beginnen gegenüber blieb Manteuffel fest, ohne freilich Bunsen aus eigener Kraft von seiner Stelle entfernen zu können, da der König seinem Freunde nicht den Laufpaß geben wollte.

*) wie ihn selbst sein Generaladjutant v. Gerlach nennt; vergl. dessen Denkwürdigkeiten.

Bunsen wurde von den Diplomaten als Archäologe von seiner römischen Hauslehrerzeit her und von den Gelehrten als Diplomat gepriesen. Er war ein phantastischer, philologischer Dilettant, der Preußen bloßstellte.

Manteuffel war bei dieser Zwangslage zum beständigen Laviren zwischen der Kreuzzeitungs- und Wochenblattspartei verdammt und schon dadurch kein Parteimann. Vielmehr stand er thatsächlich über den Parteien, denen er ohne Noth ungern Zugeständnisse machte. Er selbst schreibt, daß alles an ihm herumzerrte, so daß er nur schwer zu einem ruhigen Laufe gelangte. Aber schließlich blieb er auf der goldenen Mittelstraße, die freilich nicht zu heldenhaftem Ringen und hohem Siegespreise führte, aber das Staatsschiff von den Klippen von rechts und links abhielt. Der Schluß ist gerechtfertigt, daß er thatsächlich der rechte Mann unter einem solchen gedankenschwangeren, willensschwachen Herrscher gewesen ist, der es mit Geschick verstanden hat, die schlimmsten Untiefen zu vermeiden. Man hat ihm Mangel an Thatkraft vorgeworfen. Bei der Durchführung der Verfassung und der entsprechenden Gesetzgebung zur Ausgestaltung des neuen Staatslebens hat er aber einen eisernen Willen bekundet, den er schon bei der Niederschlagung der aufrührerischen Bewegungen besonders im Beamtenthum gezeigt hatte. Trotzdem wird er in gleicher Weise fälschlich der Reaction beschuldigt. Er hat der Versuchung, die Verfassung aufzuheben, stets widerstanden und ist immer ein maßvoller Widersacher seiner liberalen Gegner geblieben. Da er den Zusammenbruch des Staates, der beinahe wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel erfolgte, miterlebt und dabei als Retter in der Noth mitgekämpft hatte, mußte er natürlich einen starken Argwohn gegen alles sogenannte freiheitliche Streben unter antimonarchischer Maske hegen. Aber diese Aengstlichkeit, die Jedermann aus den altständischen Kreisen theilte, war berechtigt, denn thatsächlich hatten die Beamtenschaft und das besitzende Bürgerthum theilweise treulos und feige versagt. Als er den Vorsitz des Ministeriums verließ, waren überall Ruhe und Ordnung wieder eingetreten, so daß die Militärconflictszeit schließlich ohne aufständische Zuckungen vorbeiging, was kurz nach dem tollen Jahr nicht möglich gewesen wäre. Seine Ministerschaft war also nicht nutzlos gewesen. Die innere Schwäche des Staates sprach sich nur stärker in den auswärtigen Beziehungen aus, weil das kranke Oesterreich den Schein der Vorherrschaft geschickt zu wahren verstanden hatte und Bismarck in Frankfurt erst den Schnitt zwischen Deutschland und der Ostmark vorbereitete. Die Unwahrhaftigkeit der österreichischen Zustände und die Kläglichkeit der Kleinstaaterei des dritten Deutschlands sind Manteuffel nicht entgangen. Daher stellte er Preußen wieder auf seine eigene Kraft und ebnete seinem Nachfolger den steilen Pfad zum neuen Reich unter preußischer Spitze.

Bei aller Verschiedenheit der politischen Lage läßt sich ein unwillkürlicher Vergleich dieser vorbismarckischen Zeit mit der nachbismarckischen Ziellosigkeit nicht abweisen. Vielleicht haben wir auch den tiefen Fall seit Bismarck's Sturz bereits überwunden, wie Manteuffel schließlich Olmütz wieder ausglich. Aber das Preußen Friedrich Wilhelm's III. war niemals die Vormacht in Europa gewesen, sondern stets ein folgsamer Trabant Metternich's gewesen, wogegen das neue Reich Dank Bismarck's die erste Geige im Weltconcert gespielt hat. Ob wir noch zu den Weltmächten vom Schlage Albions, Rußlands und Nordamerikas gehören, ist mindestens zweifelhaft. Die caprivische Zwischenzeit war jedenfalls ein deutsches Olmütz, und die schlechte Behandlung auf dem Pariser Congreß, dem sich Manteuffel fernhalten wollte, hat mehrere Seitenstücke in der jüngsten Reichsgeschichte; wir erinnern nur an Kreta und China, sowie an die Vergeblichkeit unseres Liebeswerbens bei Frankreich und den Vereinigten Staaten, ja selbst beim treulosen Albion. Eine Besserung ist erfreulicherweise nach so vielen Nackenschlägen unverkennbar, ein Rückfall jedoch

Digitized by Google

nicht ausgeschlossen. Lassen wir uns von der unglücklichen Regierungszeit des hochbegabten Königs warnen, der geistig seinem Nachfolger weit überlegen war, aber nicht dessen Willenskraft bei einem einfachen, klaren Verstande ohne besondern Schwung besaß. Der politische und diplomatische Dilettantismus hat unter Friedrich Wilhelm IV. stark gesündigt. Können wir aber die Gegenwart von dieser Verfehlung freisprechen, wo unverantwortliche Rathgeber aus viel minderwerthigeren Kreisen einen unleugbaren Einfluß aus wirthschaftliche und persönliche Rücksichten ausüben, während damals nur jetzt längst überwundene, politische Anschauungen um den Sieg ringen? Der vielberufene Generaladjutant v. Gerlach verfolgte keine persönlichen Zwecke, sondern lebte nur in der versinkenden Welt der heiligen Alliance und in einer nicht ganz haltlosen Revolutionsfurcht. Auch einst wurde viel geredet und ein mystischer Zug verschleierte unpraktische Regierungshandlungen. Der persönlich liebenswürdige und witzige Fürst war doch von seiner göttlichen Sendung in einer Weise überzeugt, die selbst mit der damaligen Vorstellung des Gottesgnadenthums in seltsamen Widerspruch stand. Wieviel davon auf Rechnung seines schweren Leidens, das sich Jahre lang vorbereitete, zu setzen ist, wird freilich stets ein Räthsel bleiben.

Im Einzelnen bieten die urkundlichen Erinnerungen Manteuffel's eine reiche Ausbeute an überraschenden Aufschlüssen und gewähren damit einen werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte. Eine kleine Auslese aus dem reichen Stoff dürfte daher nicht ohne Interesse sein, wenn auch der Gang der damaligen Politik durch die früheren Bismarck'schen Veröffentlichungen längst feststeht und in dieser Hinsicht keine Enthüllungen zu gewärtigen sind. Aber das Bild ist erst jetzt vollständig und gerecht geworden. Schön ist das Bekenntniß Kaiser Wilhelm's, der beim Heimgange Manteuffel's der trauernden Wittwe theilnahmsvoll schrieb, daß er die Entlassung des damaligen Ministerpräsidenten bereut habe. Sie war auch ein politischer Fehler, wie wir gesehen haben. In der Gegenwart haben wir aber solche den Urheber ehrende Eingeständnisse vermißt. (Schluß folgt.)

Ein vitalistischer Zoolog.

Von Eduard von Hartmann.

Nachdem ich kürzlich in Nr. 1 dieses Jahrganges auf einen in der modernen Biologie sich vollziehenden Umschwung der Ansichten von der rein mechanistischen zu einer vitalistischen Auffassung aufmerksam gemacht und die Lehren des Botanikers J. Reinke in dieser Beziehung vorgeführt habe, gestatte ich mir heute diese Ausführungen durch die Darstellung der Lehren des Zoologen Hans Driesch in Heidelberg zu vervollständigen, der wohl am entschiedensten von allen modernen Zoologen den Vitalismus, oder wie er lieber sagt, die Autonomie der Lebensvorgänge vertritt.

Seine Schriften scheiden sich in solche vor 1896 und in solche nach 1896. Die ersteren*) enthalten eine Vertheidigung der Teleologie, aber auf Grund einer rein mechanistischen Anschauung, einer „Maschinentheorie des Lebens"; erst in den letzteren**) vollzieht er den Uebergang zum Vitalismus. In den ersteren betont er den teleologischen Charakter des jeweiligen morphologischen Ergebnisses als gleichberechtigt neben der Entwickelungsmechanik, aus der er hervorgeht, hält aber an der Zulänglichkeit der anorganischen Gesetzlichkeit zu ihrer Entstehung fest; in den letzteren dagegen erkennt er die Unzulänglichkeit dieser Auffassung, die klaffende Lücke in ihr, schreitet zu der Annahme einer eigenen organischen Gesetzlichkeit in den elementaren Lebensvorgängen fort, und stürzt damit die Grundlage, auf der er bis dahin gebaut hatte, die Maschinentheorie des Lebens, um. In den ersteren gelangt er bloß zu einer „statischen Teleologie", im Sinne einer von teleologischen Gesichtspunkten geleiteten Morphologie; in den letzteren erst gelangt er zu einer „dynamischen Teleologie", die in das reale gegenwärtige Geschehen als leitende Macht eingreift und die physikalisch-chemischen Energieumsätze zu morphologischen Zielen hinleitet. In den ersteren spricht er nur bildlich von einem Vitalagens, in dem Sinne, daß die Resultate sich so darstellen, als ob ein solches mitgewirkt hätte; in den letzteren erhebt er es zu einem gegenwärtig wirksamen, reellen Princip, das die specifische organische Gesetzlichkeit der Lebensvorgänge aus sich entfaltet und durchsetzt. In den ersteren behandelt er den biologischen „Bildungstrieb" und die physikalische „Kraft" als gleichwerthige, auf gleicher Stufe stehende Fiktionen; in den letzteren nimmt er diese Parallelisirung zurück und sondert das Lebensagens scharf von allem, was in der Physik als Kraft oder gar als Energie bezeichnet wird. In den ersteren nimmt er eine „Causalharmonie" als allein ausreichende Erklärung an; in den letzteren verwirft er diesen stark an die prästabilirte Harmonie erinnernden Begriff als auf sich selbst beruhende Erklärung und leitet das, was er ausdrücken soll, das Zusammenpassen der Reizarten und Reactionsweisen bei den verschiedenen Theilvorgängen eines Organismus, selbst erst wieder aus der dynamischen Teleologie ab. In den ersteren erkennt er bereits die Gleichberechtigung der causalen und teleologischen Betrachtungsweise, die Unentbehrlichkeit beider und die Unmöglichkeit, das Teleologische mit causalen Mitteln erklären zu wollen, an, ja sogar, er bemerkt, daß die causale Betrachtung sich nur auf der Oberfläche des Problems bewegt und die teleologische die wesentlichere ist; in den letzteren erhebt er sich zu der Einsicht, daß das Causale selbst teleologisch ist, daß also das Teleologische die Causalität selbst durchdringt, über sie übergreift und sich damit als die höhere der beiden Kategorien erweist. In den ersteren erschwert er sich die Sache dadurch, daß er sich Schopenhauer's all zu engen Begriff der Causalität im Sinne eines bloßen äußeren Anlasses oder Reizes aneignet, in welchem natürlich für das Teleologische kein Platz ist; in den letzteren erweitert er den Begriff der zureichenden Ursache zu der Gesammtheit der inneren und äußeren Bedingungen, von denen das Geschehen abhängt, und zu deren ersteren auch das Lebensagens gehört. In den ersteren steht er auf gleichem Boden mit einer Reihe neuerer Biologen, die mit der antiteleologischen, mechanistischen Weltanschauung gebrochen haben, aber sich bemühen, das organisch Zweckmäßige doch wieder als bloßes Ergebniß anorganischer Gesetzlichkeit zu begreifen (z. B. Roux, Haacke, Rindfleisch, Kassowitz, Coßmann); in den letzteren kehrt er zu dem Standpunkt des eigentlichen Vitalismus zurück, wie ihn in den beiden letzten Generationen Johannes Müller und K. E. von Baer vertreten haben, und gegenwärtig J. Reinke und der Anatom F. Reinke vertreten.

Das Verdienst von Driesch besteht hauptsächlich darin daß er die Lebensvorgänge schärfer analysirt als seine Vorgänger und genauer auf die Punkte hinweist, wo das Versagen aller materialistischen und mechanistischen Erklärungsversuche offenkundig wird. Wenn er damit den Vitalismus streng bewiesen zu haben glaubt, so dürfte der Widerspruch seiner Fachgenossen ihm zeigen, daß seine Gründe schwerlich als strenge Beweise anerkannt werden dürften, weil vor solchen

*) Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft, Leipzig, Engelmann, 1891. Analytische Theorie der organischen Entwickelung, ebenda 1894.

**) Die Maschinentheorie des Lebens (im Biologischen Centralblatt 1896 Bd. XVI Nr. 9). Studien über das Regulationsvermögen der Organismen (im Archiv für Entwickelungsmechanik 1899—1901). Die Localisation morphogonetischer Vorgänge, ein Beweis vitalistischen Geschehens, Leipzig, Engelmann, 1899. Die organischen Regulationen, Vorbereitungen zu einer Theorie des Lebens, ebenda 1901.

Digitized by Google

ja jeder Widerspruch verstummen müßte. In der That erhöhen sie nur die Wahrscheinlichkeit der vitalistischen Hypothese, ohne ihr zu apodiktischer Gewißheit zu verhelfen, und bewegen sich im Allgemeinen in den gleichen Bahnen wie die seiner vitalistischen Vorgänger und Zeitgenossen. Jedenfalls aber hat Driesch den Vitalismus unter seinen Fachgenossen wieder in den Rang eines discutablen Problems eingesetzt, während ihm ein Menschenalter lang das Stigma absoluter Unwissenschaftlichkeit aufgedrückt war. Die Anerkennung eigener organischer Elementargesetze von dynamisch-teleologischem Charakter steht nicht mehr, wie so lange behauptet wurde, im Widerspruch mit wissenschaftlicher Exactheit, sondern gerade die exacteste Analyse führt zu ihrer Unentbehrlichkeit. Ob Driesch Recht hat, darüber wird noch lange gestritten werden, aber daß er den Bann des dogmatischen Vorurtheils in der Zoologie gebrochen hat, daß er die Möglichkeit dieses Streites in den wissenschaftlichen Fachkreisen wieder eröffnet hat, das ist ein zweifelloser Gewinn für die Unbefangenheit der ferneren Forschung. —

Das mechanistische Dogma in der Biologie stützt sich hauptsächlich auf Dreierlei. Der erste Punkt ist der Glaube, daß Darwin und seine Jünger die Zweckmäßigkeit der Organismen, so weit eine solche besteht, durch rein mechanische Principien erklärt haben. Der zweite Punkt ist der Glaube an die formerzeugende Wirksamkeit bestimmter chemischer Stoffe und Stoffmischungen, wie er besonders von Weismann und Roux gepflegt wird. Der dritte Punkt ist die Erklärung der fertigen Structur des Organismus aus der Structur des befruchteten Eies, und dieser aus der Structur der Eltern und so zurück bis zu der Urstructur des allerersten Organismus. Diese drei Punkte sind zunächst kritisch zu beleuchten.

Der Darwinismus, nicht als Abstammungslehre, sondern als mechanistischer Erklärungsversuch der Organisation, gehört nach Driesch der Geschichte an als eine Variation über das Thema „Wie man eine ganze Generation an der Nase führt“; er giebt, wie G. Wolff bemerkt, die Zweckmäßigkeit seinen Jüngern in möglichst zahlreichen, aber möglichst verdünnten Dosen, in der Hoffnung, daß nichts davon gespürt werde. Die Auslese schafft nur einen besseren Durchschnitt in quantitativ-physiologischer Hinsicht; aber die Zuchtwahl kann nicht die Vererbungssicherheit und die Entstehung von Regulationsmechanismen erklären. Alle materialistischen Vererbungstheorien sind in jeder möglichen Form falsch, nicht bloß in derjenigen, welche Weismann ihnen gegeben hat. Die zufällige und allmälige Entstehung specifischer Formen durch langsame Steigerung ist zu verwerfen; nur die „sprungweise“ spontan entstehenden Modificationen (Kölliker's Heterogonie, de Vries' „explosive Mutationen“) dürften einer rationellen Abstammungslehre dereinst zur Grundlage dienen. Einer solchen zeitweiligen explosiven Entstehung neuer Varietäten und Arten steht aber die mechanistische Weltanschauung völlig rathlos gegenüber.

Der zweite und dritte Punkt, die Erklärung durch specifische Stoffe und durch specifische Structur lassen sich unter dem Structurbegriff vereinigen, wenn man anerkennt, daß die specifische Beschaffenheit eines chemischen Stoffes auf einer besonderen Molekularstructur oder Atomenanordnung beruht. Die Structur ist dann eben nur in eine feinere, durch die ganze specifische Stoffmenge hindurch gleichmäßige, molekulare, chemische, und in eine gröbere von ungleicher Vertheilung, molare oder tektonische zu unterscheiden.

Die unorganische Form haftet an der chemischen Beschaffenheit des unorganischen Stoffes und ist von ihr abhängig; wir kennen aber keine organischen Stoffe, deren Functionen die organischen Formen wären. Im Krystall kehrt dieselbe typische Anordnung in allen Theilen wieder, im Organismus zeigt jeder Theil specifische, morphologische Verschiedenheiten und deshalb hat auch nur er Arbeitstheilung für seine Bestandtheile. Ein Organ, z. B. eine Wurzel, ein Sproß, eine Blüthe, ist nichts Einheitliches, in sich Homogenes wie ein Krystall, und darum kann es auch nicht Product eines specifischen homogenen Stoffes sein, der für seine Entstehung vorbereitet ist. Jedes Organ ist ein höchst verwickeltes, aus vielen Elementarorganen zusammengesetztes Gebilde; es könnten also höchstens für diese Elementarorgane specifische Stoffe angenommen werden; solche könnten dann aber noch immer nichts dazu beitragen, die Anordnung dieser Elementarorgane im Organ zu erklären, auf der doch erst die Structur des Organs beruht. Weismann hat die in einem Organismustheile liegenden Entwickelungsvermögen hypostasirt und verstofflicht; so gelangt er zu submikroskopischen, hypothetischen Stoffen, die er Iden, Biophoren, Determinanten nennt. Sie alle können aber noch nicht in sich gleichartig sein, sondern müssen eine specifische Structur haben. Sie müssen sich durch Theilung vermehren können, um viele Eier und Spermatozoen bilden zu können, müssen also zunächst ihre Structur spalten und dann jede Hälfte wieder zur ganzen vervollständigen können, also das Theilungs- und Regenerationsvermögen schon besitzen, das durch sie an den ganzen Organismen gerade erst erklärt werden soll. Die Weismann'schen Hypothesen sind am gründlichsten von Haacke kritisirt und widerlegt worden. Ohne Zweifel kann das Vorhandensein bestimmter Vorrathsstoffe den Aufbau bestimmter Organe erleichtern, die gerade nach diesen Stoffen ein besonderes Bedürfniß haben; vielleicht kann es sogar als Reiz auf die Einleitung eines solchen Bildungsvorganges wirken, obschon dafür die Beweise fehlen. Aber mehr können specifische Stoffe sicherlich nicht leisten, und wohl nichts hat der Biologie mehr geschadet als das Haften an einem solchen dogmatischen Stoffbegriff. Das Vorhandensein von Vorrathsstoffen allein kann ebenso wenig zureichende Ursache für die Entstehung von bestimmten Organen sein wie das Vorhandensein von Kohlen- und Erzlagern in der Erde die zureichende Ursache der Entstehung von Berg- und Hüttenwerken.

Der dritte Punkt besagt, daß eine rein causale Erklärung der Organismen-Entstehung nur auf Grund einer Maschinentheorie des Lebens möglich ist. Wenn aus dem Ei rein nach unorganischen, d. h. physikalischen und chemischen Gesetzen ein Organismus werden soll, so ist das nur so denkbar, daß das Ei eine Maschinenstructur von gleicher Complication hat wie der fertige Organismus, daß alle Wachsthumsvorgänge nur Leistungen der Maschinenstructur des Eies sind, und daß bei diesem Wachsthum keine eigentliche Neubildung, kein Zuwachs neuer Maschinentheile, (keine Epigenesis), sondern nur Entfaltung der bereits im Keime vorangelegten unsichtbaren Structur zur Sichtbarkeit ihrer Theile (Evolution) stattfindet. Das Ei und seine Befruchtungsstoffe müssen wiederum als Producte der maschinellen Leistung der organischen Structur der Eltern aufgefaßt werden, sind also in demselben Sinne bloß Entfaltung maschineller Anlagen der elterlichen Organismen, wie der aus dem Ei erwachsende Organismus Entfaltung der maschinellen Anlagen des Eies ist. Mit jedem Rückgang um eine Generation müssen die maschinellen Anlagen complicirter gedacht werden, um durch bloße Entfaltung des in ihnen Eingeschachtelten alles das leisten zu können, was bei dem Lebensproceß thatsächlich zu Tage tritt. Zuletzt muß also alle Causalerklärung nach unorganischen Gesetzen auf die maschinelle Structur des ersten Organismus oder der ersten Organismen zurückgehen und in diese eine geradezu ungeheuerliche Complication von maschinellen Anlagen hineinverlegen.

Daß uns der Verstand bei solcher Complication stillsteht, macht den Mechanisten wenig aus, weil sie sich auf die unerforschliche Feinheit in der Zusammensetzung der Materie berufen. Bedenklicher ist schon, daß die Urstructur der Urorganismen die allercomplicirtesten Einrichtungen verlangt, um in der Stammesgeschichte des Pflanzen- und Thier-

Digitized by Google

reichs alle höheren Organismen allmälig aus sich entfalten zu können. Denn man pflegt im Sinne der Abstammungslehre zu erwarten, daß die Uranfänge der Organisation die einfachste, und nicht die complicirteste maschinelle Structur haben. Was wir beobachten können, ist immer nur die causale Verknüpfung zwischen verschiedenen Entwickelungsstufen des werdenden Organismus; aber wir werden niemals die Eistructur oder gar die Urstructur der Urorganismen so durchschauen können, daß wir die Structur des fertigen Organismus oder der aus der Urstructur hervorgehenden Organismenreihe vorhersagen könnten. Wir verlegen einfach das Bildungsvermögen dessen, was wir beim Wachsthum entstehen sehen, in die hypothetische Structur der früheren Entwickelungsstufe zurück und statten diese mit specifischen latenten Potenzen aus, was nicht viel schadet, aber auch nicht viel nützt. Der Schade tritt erst dann zu Tage, wenn man mit dieser Maschinentheorie das Leben wirklich erklärt und zwar exact erklärt zu haben glaubt, weil man dann mit der Maschinenhypothese jede andere Hypothese überflüssig gemacht zu haben glaubt, und die erstere statt für eine Hypothese für eine unumstößliche wissenschaftliche Theorie hält, neben der jede vitalistische Hypothese als unwissenschaftliche Phantasie zu verwerfen ist.

Die Ungeheuerlichkeiten der Maschinentheorie des Lebens verschwinden sofort, wenn man jede gegebene Structur als Ergebniß des Zusammenwirkens der einfacheren Structur eines früheren Zeitpunktes mit der leitenden Thätigkeit des Lebensagens auffaßt. An die Stelle einer bloßen Entfaltung des Eingeschachtelten tritt dann wahrer Zuwachs und Höherbildung. Die maschinelle Structur bleibt auf jeder Entwickelungsstufe unentbehrliche Grundlage und Bedingung der Fortbildung, hört aber auf, ihre zureichende, erschöpfende Ursache zu sein, ähnlich wie die Wirksamkeit der unorganischen Naturgesetze unentbehrliche Grundlage und Bedingung des Lebens bleibt, ohne doch es aus sich allein hervorbringen zu können. Alle maschinellen Einrichtungen in Organismen sind, in der Stammesentwickelung betrachtet, selbst Resultate früherer Lebensvorgänge, d. h. der Bethätigung des Lebensagens. Sie sind einerseits Hülfsmittel und Erleichterungen für bestimmte Leistungen, andererseits aber auch Beschränkungen der Leistungsfähigkeit des Organismus nach bestimmter Richtung. Wo immer jedoch das Leben in seinen Aeußerungen maschinell beschränkt ist, da hat es sich selbst beschränkt, um die ihm am häufigsten obliegenden Aufgaben desto leichter lösen zu können. —

Die völlige Unzulänglichkeit der Maschinentheorie des Lebens ergiebt sich nun weiter aus zwei Erwägungen, die Driesch als seine zwei Beweise des Vitalismus bezeichnet. Beide besagen, daß Maschinen bei ihrer Theilung nicht ganz bleiben und nicht mehr als ganze Maschinen wirken können. Der erste Beweis bezieht sich auf eine gewaltsam von außen her erfolgende Zertheilung oder Verstümmelung der Maschine oder eine wesentliche Umlagerung ihrer Theile, der zweite auf die spontane Theilung einer Maschine in zwei gleiche Hälften, deren jede qualitativ dasselbe leistet wie die ganze.

Es giebt Maschinen mit ausgedehnter und zum Theil sehr künstlicher Selbstregulation ihrer Leistungen; aber diese Selbstregulation des Maschinenganges bezieht sich doch meist nur auf gewisse quantitative Verhältnisse (z. B. Dampfdruck, Umdrehungsgeschwindigkeit und dergleichen) und ist davon abhängig, daß die Zusammensetzung der Maschine ungestört bleibt. Man kann auch Maschinen so einrichten, daß beim Verlust gewisser Theile andere Theile die Leistungen der fortfallenden übernehmen; aber die Reactionsweise der Maschine ist immer eng begrenzt, d. h. sie setzt typische Störungen voraus, um ihre typischen Leistungen regulativ zu vollbringen. Keine Maschine kann ihre typischen Leistungen regulativ aufrecht erhalten, wenn sie von atypischen Störungen betroffen wird, auf die sie nicht eingerichtet ist. Keine Maschine kann die ihr geraubten Theile wieder ersetzen und sich zum früheren Zustande ergänzen, keine ihre gewaltsam umgelagerten Theile so umbilden, daß ihre normale Lage wieder erreicht wird, keine vermag sich zweckmäßig solchen Verhältnissen anzupassen, für die sie nicht von Anfang an eingerichtet war. Das alles aber leistet der Organismus, wenigstens im embryonalen Zustande und auf solchen Entwickelungsstufen des Pflanzen- und Thierreiches, beziehungsweise in solchen organischen Theilen, die dem embryonalen Zustande ähnlich geblieben sind.

Man kann sich eine Maschine ersinnen, die auf gewisse Auslösungen hin sich in zwei Theile theilt, deren jeder qualitativ dieselbe Leistung vollbringt wie die ganze. Aber dann ist eben die ganze Maschine der maschinelle Regulator für den Theilungsproceß, und er bleibt nur möglich, so lange dieser Regulator wirksam ist. Jeder der Theile kann sich mithin nicht wieder theilen, weil ihm dieser Regulator fehlt; die Theile mögen sonst das Gleiche leisten wie das Ganze, aber darin müssen sie ihm ungleich sein, daß ihnen die maschinelle Regulation für weitere Theilung fehlt, welche die ganze Maschine besaß. Die Organismen dagegen theilen sich in Theile, die sich immer weiter theilen können.

Die maschinelle Regulation durch die organische Structur spielt bei den Lebensvorgängen eine wichtige Rolle, aber sie reicht nicht aus, um Alles zu erklären. Zu den eindeutig oder mehrdeutig vorherbestimmten maschinellen Regulationen (die J. Reinke „Arbeitsdominanten“ nennt) müssen die nicht vorherbestimmten, den jeweiligen Verhältnissen sich activ anpassenden Regulationen hinzutreten (die J. Reinke „Gestaltungsdominanten“ nennt). Bei den Letzteren ist die dynamische Teleologie des Lebensagens unverkennbar; bei den Ersteren verschleiert sie sich, weil die statische Zweckmäßigkeit der maschinellen Structur dem Beobachter als etwas Gegebenes entgegentritt, und erst das tiefere Nachdenken auf ihre Entstehung aus früheren Bethätigungen des Lebensagens zurückweist.

Die Ansicht von den specifischen Stoffen oder Substanzen gipfelt in der Hypothese einer specifischen Lebenssubstanz. Unter diesem Gesichtspunkte ist Assimilation Ueberführung nicht lebender Substanz in lebende Substanz, Dissimilation Ueberführung lebender Substanz in nicht lebende. Alle sonstigen chemischen Umwandlungen im Organismus würden nur Vorstufen der Assimilation oder Folgenerscheinungen der Dissimilation sein, Aufspeicherung von Vorrathsstoffen in einer für die Assimilation besonders geeigneten Form und Umwandlung der dissimilirten Stoffe in eine zur Ausscheidung geeignete Form. Was man gewöhnlich Assimilation nennt, die Bildung von Vorrathsstoffen (z. B. Stärke, nicht lebendem Eiweiß), ist gar keine solche, da sie nicht von den etwa schon vorhandenen gleichen oder ähnlichen Stoffen, sondern von der lebenden Substanz ausgeht, der die gebildeten, nicht lebenden Stoffe immer ungleich sind. Die ganze Ansicht von der lebenden Substanz, wie sie besonders von Kassowitz ausgearbeitet ist, wird aber hinfällig, wenn es gar keine lebende Substanz giebt, sondern das, was so erscheint, eine an sich nicht lebende chemische Substanz von gegebener Structur unter Leitung des Lebensagens und seiner specifischen organischen Elementargesetze ist. Es giebt dann auch keine besondere physiologische Chemie, sondern nur chemische Synthesen und Spaltungen unter der Herrschaft der fundamentalen Lebensgesetze. Nur Ruhepunkte für die Abstraction sind dann die jeweiligen chemischen Stoffe im Lebensprocesse, und das Lebendige liegt nicht in ihnen, sondern in dem Werden und Verändern, das zwischen ihnen vorgeht und durch das sie umgewandelt werden.

Der dynamisch teleologische Charakter des Lebensagens zeigt sich nicht nur in der activen Anpassung jeder Function an atypische Reize und Störungen, sondern auch darin, daß

Digitized by Google

jeder Theil eines Organismus nicht nur die zu seiner Selbsterhaltung nöthigen Eigenfunctionen verrichtet, sondern auch die harmonischen Functionen, die für das Ganze nöthig sind. Dies tritt besonders deutlich zu Tage, wenn ein und derselbe Theil eines beschädigten niederen Organismus oder Embryo ganz verschiedene Functionen ausübt, je nach der Art der Verstümmelungen, die ersetzt werden müssen, oder der Umlagerungen, die rückgängig gemacht werden müssen. Die Abhängigkeit der Theilleistung von der Lage des Theiles zu dem Rest des Ganzen und von dem wiederherzustellenden Typus, die Anordnung der örtlichen Lage der neu zu bildenden Stoffe untereinander und zum Restganzen, giebt Probleme auf, die auf keine Weise mit den Mitteln einer Maschinentheorie zu lösen sind. Dem genaueren Nachweise für diese Behauptung sind Driesch's Schriften seit 1899 vorzugsweise gewidmet.

Daß die Lebensprocesse causal nothwendig sind, ist selbstverständlich und überflüssig zu betonen. Man muß nur beachten, daß sie nicht rein causal unter Ausschluß jeder Teleologie sind, daß vielmehr das dynamisch-teleologische Lebensagens mit unter die inneren Bedingungen zu befassen ist, die mit den äußeren zusammen die vollständige Ursache des jeweiligen organischen Geschehens ausmachen. Ebenso muß man dessen eingedenk bleiben, daß gesetzmäßige Nothwendigkeit ein weiterer Begriff ist als unorganische Gesetzmäßigkeit, die sich zuletzt auf mechanische Gesetzmäßigkeit zurückführen läßt; denn die gesetzmäßige Nothwendigkeit schließt auch die fundamentale organische Gesetzlichkeit mit ihrer activen Anpassung und dynamischen Teleologie ein. Causal nothwendig ist also ein weiterer Begriff als mechanisch und schließt das Teleologische nicht aus, sondern ein. Allerdings läßt sich die gesetzliche Nothwendigkeit in der Biologie nicht durch Gleichungen ausdrücken wie in der Physik; denn die physikalischen Gleichungen drücken quantitative Beziehungen zwischen Energiearten oder Energiefactoren aus und vergleichen letzten Endes Alles mit mechanischer Energie, während die Agentien in der Biologie weder Energien noch Energiefactoren sind, noch auch solchen vergleichbar sind.

Das Lebensagens ist dasselbe, was Aristoteles als „Entelechie" bezeichnete. Es ist ein an sich unräumliches und unzeitliches Princip von intensiv quantitativer Mannigfaltigkeit, das sich aber bei seiner Bethätigung sowohl zeitlich, als auch räumlich in drei Dimensionen, auseinanderlegt. Während dem Vitalagens als solchen die extensive Quantität fehlt, tritt sie in seiner Entfaltung als quantitativ bestimmte Ordnung hervor und heißt so Typus. Auch das intensive Lebensagens ist an sich nicht theilbar, es bleibt ganz und ungetheilt, auch wenn der Typus durch Theilung eines Organismus sich in mehreren Exemplaren verwirklicht. Driesch vergleicht die Constanz des biologischen Typus mit derjenigen der physikalischen und chemischen Constanten; der wesentliche Unterschied ist aber festzuhalten, daß die letzteren als Constanten in Gleichungen auftreten, der erstere nicht. Das Lebensagens ist nicht ein formal teleologischer Begriff, sondern ein dynamisch-actueller elementarer Naturbegriff (in der Ausdrucksweise Kant's also nicht bloß von regulativer, sondern auch von constitutiver Giltigkeit).

Mit der dreidimensionalen Räumlichkeit seiner dynamischen Wirksamkeit ist es nicht zu vereinigen, daß Driesch den Standpunkt eines erkenntnißtheoretischen Idealismus vertreten zu können glaubt. Ebenso unvereinbar scheint sein Solipsismus, d. h. sein Kampf gegen die Vielheit der Bewußtseine, mit der realen Vielheit bewußter Organismen. Driesch irrt ebenso, wenn er glaubt, daß seine Naturphilosophie auf dem Boden eines consequenten erkenntnißtheoretischen Idealismus überhaupt möglich sei, als wenn er bestreitet, daß sie mit einem erkenntnißtheoretischen Realismus verträglich sei. Wie er das Schopenhauer nachgesprochene verächtliche Urtheil über Hegel bereits widerrufen hat, so wird auch eine genauere Revision der Kant-Schopenhauer'schen Erkenntnißtheorie ihn von ihrer Unbrauchbarkeit für den Naturforscher überzeugen. Doch das ist nebensächlich; seine naturphilosophischen Bestrebungen werden ihren Werth behalten, gleichviel ob er in der Erkenntnißtheorie noch zu einer anderen Ansicht gelangt oder nicht.

Arbeit und Alkohol.

Von Dr. Eduard von Mayer.

Die Alkoholgegner nennen den Alkohol ein Gift, einen Verderber und Zerstörer des Lebens; sie haben wissenschaftlich über und über Recht. Aber ebenso ist es eine wissenschaftliche Thatsache, daß der thierische Körper sich beständig selbst vergiftet, und nur durch Erzeugung von Gegengiften, in den Drüsen des Leibes selbst, wird der gesunde Zustand wieder hergestellt. Solch ein unentbehrliches Gegengift in dem Getriebe unseres gesammten Lebens ist nun auch der Alkohol. Das Gift aber, wogegen er angewandt wird, ist gerade das, worin unsere Gesittung je länger, je mehr die Achse des menschenwürdigen Daseins sieht, die Arbeit. Unsere ganze Lebensentfaltung ist ein System von Gegengiften; und da wird wohl auch der Alkohol seinen Platz behaupten. Das Rauschbedürfniß ist nicht einfach wegzuverbieten, wird es doch immer wieder erzeugt, und zwar durch die Art und Weise, wie das äußere Leben des Menschen zwangsmäßig verläuft.

Das Ding an sich, oder genauer gesprochen, das Geschehen an sich, ist That; Bethätigung ist das Wesen jedes Körpers, Thätigkeit ist auch, was das Leben des Menschen ausmacht. Aber Arbeit ist noch nicht Thätigkeit, ist nur eine verzerrte, zerstückelte, entwerthete und entgeistete Thätigkeit. Gewiß, der Mensch muß sich, und zwar ganz ohne eigenes bewußtes Zuthun und Wollen, bethätigen, er muß die Kräfte entladen, die sich immer wieder in ihm ansammeln, und er kann sie, seinen Launen entgegen, auch nur nach den mehr oder minder günstigen Anlässen der Außenwelt entspannen. Dennoch, oder vielleicht gerade darum, ist die Thätigkeit das Urpersönliche, und der Mensch schätzt seine Thätigkeit nur darnach ein, wie weit sie seinem eigenen Leben förderlich ist. Den Maßstab dieser Förderung besitzt er aber in seinem Lustgefühl.

Das Gefühl der Lust tritt im Bewußtsein auf, sobald und solange die inneren Kraftverhältnisse des Menschen eine gewisse Stetigkeit andeuten; je größer diese scheint, um so höher ist die Lust. Dieser Schein der Stetigkeit, der so oft und so leicht Lügen gestraft wird, hängt aber von dem Grade der Krafterfüllung in den lebendigen Zellen ab. Doch nur innerhalb eines gewissen Mittelzustandes kommt es zu diesem Bewußtsein unendlicher Gegenwart; ein Untermaß wie ein Uebermaß von Kraft wirkt gerade entgegengesetzt und erzeugt aus seiner Unhaltbarkeit das Gefühl der Unlust. Der Mensch ist auf Austausch mit der Umwelt angewiesen, und daher entsteht das peinvolle Uebermaß, wenn die äußeren Glieder nicht den Anforderungen genügen können, die das Innere an sie stellt; wenn sie die drängenden Kräfte nicht bewältigen können und das Innere unentlastet bleibt. Umgekehrt ergiebt sich ein Untermaß, wenn die inneren Theile — das Centralnervensystem — nicht so viel hergeben können, als die äußeren Glieder ihnen zu entnehmen pflegen. Das Untermaß gleicht sich durch Aufnahme von Kraft aus, das Uebermaß durch eine verstärkte Bethätigung, und der Ausgleich ist vollzogen, sobald an die Stelle des abnehmenden Unlustgefühles das der Lust tritt. Daher weiß der Mensch un-

Digitized by Google

mittelbar, wie es mit ihm bestellt ist; nur daß er meistens die Zeichen nicht zu deuten versteht und seine Segel nicht nach dem Winde zu stellen vermag.

Die Wissenschaft redet in seiner Uebertragung von Luft- und Lichthunger; und ebenso dürfen wir dem Menschen einen Lusthunger zusprechen. Wie der Mensch ohne ein festes Maß von Nahrung, von Sauerstoff, von Licht und Wärme sich erschöpfen muß, so ist auch Vorbedingung seines bewußten Lebens, daß ihm sein tägliches, wohlgerütteltes Theil Lust werde. So oder anders muß er zu seiner Freude kommen, er muß sie aus seinem Tagewerke herauswirthschaften, oder das Ganze hat für ihnen keinen Pfifferling Werth. Denn das Ganze des Leibes faßt sich für den Menschen ja im Bewußtsein zusammen, und nicht ein leeres geistiges, sondern ein unerbittlich physisches Bedürfniß offenbart sich in seinem Lusthunger.

Und wie kommt nun der Mensch zu seiner Lust? Im geregelten Verlaufe erzeugt sich in jedem Menschen so viel Lust, als er braucht. Das Unglück ist ja aber, daß heute die natürliche Regelung des Leibes durch den Leib eigentlich unmöglich geworden ist. Ob in Jahrtausenden von Anpassung eine neue Regelung wird eintreten können, ist doch sehr zu bezweifeln. Die natürliche Regelung fließt ja aus dem gegenseitigen Kraftbedarf der einzelnen Glieder des Leibes, die nun einmal so vorhanden sind, und auf deren selbst nur theilweise Rückbildung ist doch nicht zu rechnen. Aber wenn auch, das neue Glück käme so späten Geschlechtern zu Gute, daß das wirkliche Elend der einstweilen Lebenden dadurch nicht gehoben würde. Dieses Elend, dieses Untermaß von Lust, diese ganze Verzerrung der natürlichen Zustände kömmt aber aus dem Mißverhältniß der Leistungen, zu denen der Mensch heute gezwungen ist. Und diese stammen aus der Arbeitstheilung, die dem Menschen sich stückweise zu Markte tragen heißt. Die getheilte Arbeit, das ist die entgeistigte Thätigkeit, von der ich oben sprach, und sie ist dem Wesen des Menschen ein zerrüttendes Gift.

Natürlich, eine stetige Entwickelung und Höherbildung der Lebewesen war ohne Sonderung, ohne Theilung der Aufgaben nicht zu erreichen; oder vielmehr, aus der unwillkürlichen Sonderung der Leistungen ergaben sich höhere Leistungen im Einzelnen und beim Zusammenwirken. Aus dem kernlosen, ungesonderten Eiweiß ist ja so durch die Theilung der organischen Aufgaben die ganze reiche Pflanzen- und Thierwelt entstanden; die Arbeitstheilung hat aus den rohen, unbehülflichen Naturmenschen die Menschen der Hochcultur gemacht. Unbestreitbar, aber ebenso unbestreitbar ist es, daß jede Tendenz sich überschlägt, wenn sie einseitig zur Geltung gelangt. Und auf diesem Punkte befindet sich, nicht seit heute erst, der Grundsatz der Arbeistheilung. Möglich, wie gesagt, daß sie in zahllosen Geschlechtern zu einer weiteren Artentheilung der Menschheit führen kann; sicher aber, daß sie drauf und dran ist, uns einstweilen von dem Gipfel herunterzustürzen, auf den sie uns langsam hinaufbefördert hat. Denn wenn man genauer zusieht, wirkt die Arbeitstheilung im menschlichen Gemeinleben ganz anders, als im leiblichen Einzelleben. Gewiß, jedes Glied des Leibes hat seine eigenthümliche und einfache Aufgabe. Zu ihrer Erfüllung gehört die Mitarbeit aller Anderen, und erst aus der Gemeinsamkeit ihrer Thätigkeiten bildet sich das gesunde Ganze heraus, das sich im Bewußtsein des Menschen spiegelt. Das Gemeinleben hingegen wird niemals dermaßen ein Ganzes, daß der einzelne Mensch wirkliche Einbußen seines vielgestaltigen persönlichen Lebens nun durch einen fragwürdigen Gewinn der Gesammtheit für ausgeglichen halten kann. Eine hohe Idee kann ihm natürlich Vieles ersetzen, ihn Vieles ertragen lassen, aber diese Tröstung schöpft er doch wieder einzig aus sich selbst, mag auch vielleicht ein ameisenmäßiges Gesammtbewußtsein einen gewissen Untergrund bilden. Der Mensch eben ist dem Menschen das wahrhaft Wirkliche: gegenüber den Gliedern seines Leibes ist der Gesammtleib das Höhere und Werthvollere; gegenüber dem Gemeinleben aber ist der Einzeltheil, die einzelne Persönlichkeit doch das Realere und Ausschlaggebende.

Die Arbeitstheilung mag deßhalb immerhin wirklich die letzte Vorbedingung für ein gedeihliches Gemeinleben sein, für den einzelnen Menschen wird sie leicht zum Grab; und sollte das nicht auf das große Ganze schädigend zurückwirken? Denn die Anforderungen der Arbeit, der socialen Leistung, erzeugen eine Störung des natürlich geregelten Lustbedürfnisses im Menschen. Das gesammte Leben ist Erwerbsleben, aber dieser Kampf um den Erwerb ist heute nicht bloß ein Kampf um's Brod. Gesteigerte Ansprüche erfordern eine weit ausgiebigere Ausnützung der Kräfte, als es die groben Nahrungsbedürfnisse verlangen würden. Diese feinere Genußsucht der Civilisation ist es also, die den Menschen in immer wachsenden Erwerb hetzt und immer weiter die Arbeittheilung durchführt. Aber es ist ein verderblicher Kreislauf: die feinere Genußsucht ist schon eine Folge der Arbeitstheilung, und jede weitere Theilung und Zersplitterung der Arbeit wird die Genußsucht erhöhen, die Erwerbsnothwendigkeit steigern, also weiter und weiter die menschliche Thätigkeit atomisiren, bis das Chaos da ist: und da kann der Mensch nicht mehr mit.

Denn was der Mensch aus freiem Antriebe thut und zu eigenen Zwecken, das befriedigt ihn, das erfüllt sein ganzes Wesen, das bringt ihm auch die richtige Lust ein. Arbeitet er dagegen aus Zwang, ohne jede innere Betheiligung an dem Werke seiner Hände, muß er bis zur Ermüdung schuften, dann wird diese Thätigkeit, ob geistige oder mechanische, ihm nicht nur keine Freude sein, sondern ihn auch noch gemüthlich aushöhlen und physisch abstumpfen. Aber seine Lust muß er haben, er muß sie in seinen Mußestunden gewinnen und die verlorenen todten Stunden der Arbeit nachzuholen suchen; er muß in seine Abende und Feiertage das wilde Lustbegehren hineinpressen, das sich in ihm aufspeicherte. Und je eher er zu diesem Ziele der krampfhaften Ueberlust, des Rausches, kommt, um so lieber ist es ihm. Und da wird sein Freund, sein Tröster, sein Sorgenbrecher — der Alkohol, das oberste der socialen Gegengifte, weil das wirksamste. Morphium, Aether, Thee, Kaffee, Hazardspiel, Wetten, rohe Possen, Prostitution sind darin seine Brüder, daß sie den nach Lust dürstenden Menschen schmutziges Wasser aus eklen Gefäßen trinken lassen: hat er doch keine Zeit, klares Quellwasser zu genießen.

Nehmt dem Menschen die Freude seiner Selbstbethätigung, und ihr macht ihn zum Genüßling! Unsere Gesittung, die mit ihrer Sittlichkeit prunkt, entsittlicht den Menschen, indem sie ihn maßlos macht: denn alles Maß entspringt aus der gegenseitigen lebendigen Hemmung zusammenwirkender Glieder; die zerstückelten Glieder aber rasen bis zu Ende, wie die Uhrfeder, deren Hemmung beseitigt wurde. Maßlosigkeit, Rücksichtslosigkeit, Häßlichkeit und Krankheit sind die Folgen unseres Arbeitslebens. Darauf hätte alle Erziehung hinzuwirken, daß dies anders werde! Nur diejenige Arbeit, die der Mensch mitleben, die er zu seiner vollen Thätigkeit erheben kann, ist ein Segen, ist Gesundheit; die Arbeit aber, die der Mensch nicht als wahre Lebensaufgabe empfindet, ist ein Fluch, ein sicher wirkendes Gift. Der Kampf gegen den Alkohol wird erst dann Erfolg haben, wenn gegenüber der Stückarbeit unserer sogenannten Cultur wieder die volle, ebenmäßige Thätigkeit des Menschen zu Rechte kommt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Deutsche Witzblätter.

II.

Die Berliner.

Von K. F. Romberg.

In den Berliner Witzblättern darf man den Berliner Witz nicht suchen.

Die Berliner Witzblätter sind politisch. Das macht sie begrenzt und ungemüthlich. Sie treiben zumeist freisinnige Parteipolitik, und ich glaube nicht, daß das ihrer Begrenztheit und Ungemüthlichkeit nennenswerthen Abbruch thut. Sie sind allesammt nüchtern, nüchtern wie Weißbierstuben, in denen dem Zuge der Zeit folgend auch Lagerbier ausgeschenkt wird; nüchtern wie Fabriken. Wie Witzfabriken. Man wird bei den meisten die Vorstellung nicht los, daß ihren Redacteuren und Mitarbeitern das Witzereißen genau solch ein Geschäft ist, wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher das Hosennähen und das Waschen von Schwedischen. Ein interesseloses, ödes Geschäft. So wenig Anmuth wird in's Geben gelegt. So gequält und traurig, aus der Tiefe des Conversationslexikons geschöpft sieht das Alles aus. Man lese nur den Dorfbarbier, der sich in letzter Zeit ja auch actuell bemüht. Man werfe einen Blick in die mit Hilfe von Clischélieferanten hergestellten, wilden Zehnpfennig-Blätter, deren Abonnenten fast ausschließlich Gastwirthe und Friseure sind. Wenige Dinge in der Welt kennzeichnen den Ernst des Lebens so kraß, wie die Berliner Witzblätter.

Ernstzunehmen, weil er mitunter wirklich lustig sein kann, ist nur der Kladderadatsch.

Die Geschichte des Kladderadatsch ist die des Berliner Humors der letzten fünfzig Jahre. An seiner Wiege standen die Schöpfer der neuerdings häufig und gern gepriesenen Altberliner Posse, die Kalisch, Dohm, Löwenstein. Zumal Kalisch mit seinem jüdisch-schnoddrigen, dabei aber im Grunde gutmüthigen Witze verlieh dem Blatte die von den Spreeathenern gewünschte Färbung und Tonart. Er und seine Helfershelfer erschöpften sich nicht in Wortspäßchen und Kalauern, trieben nicht nur Scherz des Scherzes halber, sondern wollten erziehlich wirken, die Feinde der bürgerlichen Freiheit, die sogenannte Reaction, bessern und bekehren. Ihnen Allen eignet deßhalb auch die flotte Frische, die immer nur dem gesinnungstüchtigen Stürmer bescheert ist. Allesammt waren sie kleine Aristophanesse. Es ist wahr, über die tagtäglichen Angriffe auf Junkerthum und Geistlichkeit kamen sie nicht weit hinaus, und in ihrer unglaublichen Aufgeklärtheit verachteten sie die rückständigen Gegner so, daß ihrer Satire zumeist der Maßstab fehlte. Das Elend des Volkes concentrirte sich für sie in der bitteren Nothwendigkeit, daß Steuern gezahlt werden mußten; neue Steuerpläne verfolgten sie mit Berserkerwuth. Aber in diesem begrenzten Rahmen schufen sie Prächtiges. So falsch es ist, Kalisch's Possen als unerreichte Meisterwerke hinzustellen — sie sind roh und ohne Sinn für echte dramatische Wirkungen zusammengehauen, sie entbehren jeder künstlerischen Vertiefung und stellen sich spießbürgerlich arm im Kerne dar — so amüsant lesen sich seine Kladderadatsch-Schöpfungen. Daß es der Witzbold-Gilde auch an ehrlichem Pathos nicht fehlte, machte sie besonders liebenswürdig. Später warb sich der Kladderadatsch durch seinen Kampf gegen Bismarck und Louis Napoleon begeisterte Freunde. Besonders den Haß gegen den Franzosenkaiser und Eugenie hat er unermüdlich genährt, während er nach den großen Erfolgen des Kanzlers aus seinem Gegner sein Freund, später ein entflammter Bewunderer wurde. Der Frontwechsel fiel ihm nicht schwer, weil die Anfehdung Bismarck's immer in chevaleresken Formen vor sich gegangen war. Der Spaßmacher blieb dem exilirten Helden treu und setzte sich mit begeistertem Muthe für den Gestürzten ein; die Milde und Abgeklärtheit des reifen Alters bewog ihn freilich auch, mit Caprivi sehr säuberlich zu verfahren. Johannes Trojan und seine Getreuen sind die Männer nicht, die in den Kampf ziehen, nur um zu kämpfen. An Courage fehlt's ihnen gewiß nicht, das haben sie wiederholt bewiesen, aber der harmlos nette Humor, der in Moselweinstuben heimisch ist, die gemüthliche Satire, die nur stichelt und nicht sticht, sie liegen ihnen besser als der neumodische, tödtlich verwundende Witz. Der Kladderadatsch ist und bleibt das Leibblatt des braven Abendschoppen-Trinkers, der es gern sieht, wenn die Regierung gehänselt und die großmächtigen Herren mit Knallerbsen beworfen werden. Weiter verlangt er nichts. Witze, die so bitter und zornig sind, daß Einem das Lachen in der Kehle erstirbt, bleiben ihm unverständlich. Das Liebste am Kladderadatsch sind dem Normalleser die bildhübschen Bilder. Brandt ist ein an echtem Humor reicher, flotter Caricaturist; seine geschulte Kunst der Silhouette weiß sich geschickt vor Manierirtheit zu hüten und spielt die Trümpfe mit verwegener Gewandtheit aus. Er hat freilich auch an Paul Roland den erfinderischen Ideenmann, der Pointen wie kein Zweiter auszuhecken weiß und sich eines hellen Auges für zeichnerische Wirkungen erfreut.

An solchem Berather fehlt es dem tüchtigen Feininger, der für den Ulk frohnend seine Kraft zwecklos verläppert. Die Leute, die ihm allwöchentlich Bilderideen zu geben haben, aber keine geben, sind von beachtenswerther Armuth der Phantasie ... Sie verkennen mit schöner Beharrlichkeit Zweck und Sinn der politischen Caricatur wie der humoristischen Zeichnung überhaupt; der Witz liegt bei ihnen nie im Bilde, das vielmehr stets eine nebensächliche Text-Illustration bleibt. Deßhalb mangelt selbst den besten Arbeiten Feininger's die Schlagkraft. Alles wirkt wie aus zweiter Hand. Der greuliche Buntdruck, der den Lustigen Blättern Concurrenz machen, gleichzeitig aber auch den Sparsamkeitsbedürfnissen des Verlegers entgegenkommen soll, thut ein Uebriges, um die oft genialischen Blätter zu verschandeln. Illustrativ stand der Ulk früher, als Scherenberg seine witzlosen und correcten Sächelchen mühsam ausstrichelte, viel tiefer als jetzt; textlich war er ganz unvergleichlich besser. Da glänzte Siegmund Haber's derber Handlungsreisenden-Humor, dem wohl die Würde der Kladderadatsch-Gelehrten mangelte, dessen fidele Liebenswürdigkeit jedoch just den kleinbürgerlichen Abonnenten des Berliner Tageblattes zusagte. Seit er gestorben ist, sind die drolligen Einfälle aus dem Ulk verschwunden, und der bösartige Kalauer wuchert. Siegmund Haber's Nunne, der in den siebziger Jahren der Liebling aller Stammtische war, ist ein öder, geistig verstopfter Possenreißer geworden und quält sich mit krampfigen Wortwitzen ab. Während das stehende Figuren-Heer des Kladderadatsch schlagfertig und jung geblieben ist, sind alle guten alten Geister des Ulk von ihm gewichen. Schmidt-Cabanis' unlustige Verskunststücke, die immer wieder darauf hinauslaufen, einen Reim zu Tode zu hetzen, verführen leider auch den tüchtigeren S. Mehring zu ähnlichen Witzlosigkeiten. Zündende Funken sprühen in dem Blatte nicht mehr auf. So macht es einen seltsam gequälten Eindruck, wie ein armer Hofnarr, der seine Gaben schwinden fühlt und, um die gute Brodstelle nicht zu verlieren, Humor und Laune durch spitzfindige Tüfteleien und lärmende Grobheit zu ersetzen sucht.

Herr Mosse läßt den Ulk nicht fallen, weil er die Sehnsucht des Abonnentenvolkes nach Lachfutter und seine verblüffend bescheidenen Ansprüche kennt. Er würde das Blatt beliebter machen, wenn er den Text wohlthätig beschränkte und dafür mehr Bilderchen brächte. Nach diesem Princip hat Dr. Eyßler, der Begründer der Lustigen Blätter, gehandelt und stolze Erfolge damit erzielt. Sein Unternehmen hat um-

Digitized by Google

fassendere Wandlungen durchgemacht, als man kann sagen. Zunächst wollte es den sogenannten humoristischen Zeitschriften Wienerischer Fabrik Terrain abjagen, konnte aber nicht leben und sterben und siedelte, wie einst Stettenheim mit seinen Wespen, von Hamburg nach Berlin über. Hier war es eine Zeit lang Beilage zum Börsen-Courier — daß selbst ein so gerissener Geschäftsmann wie Eyßler dabei keine Seide spinnen konnte, lag auf der Hand. Schließlich aber kam der Umschwung. Die Tuschkasten-Blätter wurden Mode; der Stumpfsinn des geehrten Publicums erklomm die schwindelnde Höhe des Kreuzberges. Dr. Eyßler hat vor wenigen Jahren seine Schöpfung an eine G. m. b. H. verkaufen können, der Schwabach angehört und die mit den Viertelmilliönchen nicht knauserte. Die Lustigen Blätter bestechen durch saubere technische Herstellung, die doch eine gewisse künstlerische Freiheit nicht ausschließt und sich geschmackvoll von syrupssüßer Geleckтheit fern hält, wie sie beispielsweise den unerträglichen Meggendorfer Blättern anhaftet. Jüttner, der tüchtige, besorgt die politischen Caricaturen. Auch ihm fehlt, wie dem starken Feininger, der Ideenspender. Da die Lustigen Blätter außerdem ihre Buntdrucke immer schon zwei Wochen vorm Erscheinen der Nummer herstellen lassen, mangelt diesen Schöpfungen die flotte Actualität. Sie wirken antiquirt und werden allzuoft von der boshaften, auch auf Witzblätter keine Rücksicht nehmenden Ereignissen überholt. Hinzu kommt, daß nicht ein einzelner fähiger Kopf, sondern die immer unfähige Redactionsconferenz den Zeichnern die Vorwürfe liefert. Ich fürchte sogar, daß Herr Eyßler diesen Conferenzen präsidirt. Indessen versteht er sich auf die Kunst, jüngere Illustratoren heranzuziehen und dadurch immer neues Leben in die Bude zu bringen. Mag ihn auch zu seinem suchenden Mäcenatenthum die Wohlfeilheit und Anspruchslosigkeit der zeichnenden Jugend bestimmen — der Zweck heiligt die Mittel, die Eyßler nicht herausrückt.

Prosa und Poesie der Lustigen Blätter genügen gutbürgerlichen, doch bescheidenen Ansprüchen. Sie sind antiliterarisch und sagen unserer Zeit nichts, so wenig sie etwas von ihr zu sagen haben, zeichnen sich aber manchmal durch eine gewisse spielerische Grazie aus. Die ganz schlechten Texte und die ganz elenden Clichés benutzt der Verlag, um allerlei trübe oder gar schmutzige Quellen damit zu speisen. Er treibt nicht nur einen ausgedehnten Cliché handel, sondern giebt auch jämmerliche Machwerke nach Art des Kleinen Witzblattes heraus, Cochonnerien für Cochons, die auf Billigkeit sehen.

Man gewinnt den Kladderadatsch lieb, wenn man ihn an seinen Nebenbuhlern mißt.

Klinger's Beethoven und Eberlein's Goethe.

Von A. Matthes (Berlin).

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst", so wird meist der Kunstgenießende urtheilen; der Kunstschaffende dagegen weiß es besser. Er wird den Spruch lieber umkehren: „Heiter ist das Leben, ernst die Kunst", oder „Ernst ist das Leben, ernster die Kunst." Zwar giebt auch das Ringen um sein Werk dem Künstler schon hohe Freuden, aber nur so weit es sich bewußt mit vollem Gelingen verbindet, oder so weit es ihn von eigenen Leiden befreit, was gerade bei tieferen Werken nicht selten der Fall ist. Die reine Freude bringt ihm erst das ganz gelungene Werk selbst als concentrirter Ausdruck des Lebens.

Die Aufgabe, einen Künstler in seinem Wesen darzustellen, wird ein Plastiker auf zweierlei Art lösen können: entweder wird er uns den sein Werk schaffenden, mit seinem Stoff ringenden Künstler geben, oder den fertigen. Zweifellos ist die erstere Auffassung des Themas interessanter, weil psychologisch tiefer, aber die Lösung ist auch unvergleichlich viel schwerer, nicht zuletzt darum, weil sie dem Mittel der bildenden Kunst, der äußeren körperhaften Erscheinung nicht so gut liegt, weßhalb man sich auch meist mit der Letzteren begnügt hat. Das Streben nach Originalität und psychologischer Vertiefung hat aber neuerdings bereits wiederholt Versuche in der ersten Richtung gezeitigt. Böcklin in seinem Selbstporträt mit dem geigenden Tod ist ein solcher vorzüglich gelungen. Rodin mit seinem Victor Hugo darf mindestens ein bedeutendes Interesse beanspruchen. Schließlich hat Klinger in seinem Beethoven mit gewaltigem Streben und gewohnter Kühnheit das Aeußerste gewagt.

In Klinger's Fall, wo es sich um die Darstellung einer historischen Künstlerpersönlichkeit, die eine Entwickelung durchgemacht hat, handelt, war zunächst offenbar die Frage zu entscheiden, ob der Beethoven der ersten, zweiten oder dritten Periode darzustellen sei. Die Aufgabe, den schaffenden Künstler zu zeigen, hätte sich plastisch am dankbarsten mit der Darstellung des noch wachsenden, werdenden Beethoven verbinden lassen: denn nur hier schafft der Künstler noch an sich selbst. Die andere Aufgabe, den mit seinem Werk fertigen, gewissermaßen triumphirenden Künstler zu geben, hätte sich ebenso leicht mit dem auf die Höhe, zur Blüthenentfaltung seiner Kunst gelangten Beethoven vereinigt: denn hier ist der Künstler mit sich selbst fertig, sein Wesen in sich vollendet. Klinger hat Beides verschmäht und uns den über seine eigene Vollendung, zu den äußersten Grenzen der Ausdrucksfähigkeit überhaupt hinausstrebenden Componisten der Missa solemnis und der neunten Symphonie zu verkörpern gesucht, und zwar, wie es hier kaum anders denkbar war, als mit seinem Werk noch Ringenden, Schaffenden.

Man muß auf diese Absicht Klinger's eingehen, um seinen Beethoven verstehen zu lernen. Die Schwierigkeiten der Darstellung thürmten sich für den Plastiker hier so in's Ungeheure, daß nach ganz neuen Formen des Ausdruckes gesucht werden mußte. Man denke, was der größte Meister der Töne in dem flüssigsten, innerlichsten Material, dessen Ausdrucksfähigkeit fast schon überbietend, auszusprechen gesucht hatte, sollte hier in dem starrsten Material durch das bloße Mittel der äußeren Erscheinung verkörpert werden! Dabei war auf äußere Schönheit im gemeinen Sinne von vornherein Verzicht zu leisten. Handelte es sich doch um eine individuelle Persönlichkeit, die, wie allgemein bekannt, über die Blüthe des Mannesalters hinaus, körperlich leidend, u. A. fast taub, seelisch meist mißmuthig, geistig ganz in sich zurückgezogen, eine besondere Berücksichtigung auch gerade dieser Seiten vom Plastiker verlangte, weil sie in ursächlich bedingendem Zusammenhange mit den Schöpfungen und der Schöpfungsart des Meisters stand. Alle sinnliche Lust und gemeine Schönheit ist von diesem Menschen gewichen und hat sich, nach dem zwischen Sinnenlust und Geisteswillenskraft herrschenden Compensationsgesetz, zu Schaffensdrang und innerer Concentration condensirt.

Das ist offenbar die Grundidee von Klinger's Composition gewesen. Wer die Absicht, sie auf's Klarste auszusprechen, nicht voll erfaßt hat, der wird in den ganzen Aufbau des Werkes aus seinen Einzeltheilen nicht eindringen können; von ihr aus aber wird dieser durchaus verständlich. Zunächst fällt auf, daß uns Klinger Beethoven sitzend und nicht, wie er seine Schöpfungen bekanntlich meist zu concipiren pflegte, in gewaltigem Ausschreiten, gleichsam im Vorsichhinstürmen auf weiten, einsamen Spaziergängen, wo ihm die Gedanken am reichlichsten und leichtesten zuströmten, vorstellt. Aber in solchem Vorsichhinstürmen wäre es nicht möglich gewesen, mehr als die Figur selbst und dazu auf dem Sockel vielleicht einige Allegorien in üblicher Weise zu geben. Er läßt nach seiner Absicht daher mit Recht dieses realistische Element

Digitized by Google

fallen und behält nur in der ganzen Haltung Beethoven's und der Composition des Sessels das Möglichste davon bei.

Weder die Gestaltung dieses Sessels noch die Haltung Beethoven's auf ihm ist von der Idee, uns einen Herrscher im Reiche der Töne auf seinem Throne zu geben, wie man sie meist zu fassen sucht, zu verstehen. Die Art, wie der Sessel gebildet ist, und die Haltung Beethoven's auf ihm sagt uns vielmehr: es handelt sich hier um die Inspiration des Künstlers, um deren Entstehung und Wirkung. Palmenstämme mit ihren Blattnarben und Blattzweigen, ganz naturalistisch, offenbar als Symbol des Sieges und Friedens, bilden fest aufgestellt die Hinterfüße und Stützen der Rücklehne, während die Vorderfüße, im Gegensatz dazu die Tendenz zu temperamentvoller Bewegung versinnlichend, in Pferdehufform endigen. In gleichem Contrast zu der ruhevollen, halbkreisförmigen Bauchung der Rücklehne schießen auch die glatt geschliffenen vergoldeten Armlehnen in hyperbolischem Schwunge blitzartig herab. Dazwischen ist in den flach gehaltenen, stellenweise der bloßen Gravüre sich annähernden Reliefs der Armlehnen und der Rücklehne der Kampf von Sittlichkeit und Sinnlichkeit in der Geschichte der Menschheit, anscheinend mit Bezug auch auf die Entwickelung des Einzelmenschen und besonders des Künstlers, dargestellt.

Links der Sündenfall des ersten Menschenpaares, Eva deutlich als listige und lüsterne Verführerin, Adam drastisch als dummer Tölpel und zugleich Flegel charakterisirt; rechts die Qual der ewig unbefriedigten Sinnenlust, die im Genuß nach Begierde verschmachtet, veranschaulicht in einem Manne, der sich müht, ihm unerreichbare Aepfel in seinen Besitz zu bringen nach der Weise des Tantalus, und einer nach Danaidenart Wasser schöpfenden Frau. Hinten eine gewaltige, an Stimmung und an Gedanken einer Symphonie vergleichbare Darstellung des Entscheidungskampfes zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Heidenthum und Christenthum. Unten erblicken wir in gleicher Höhe etwa mit den Seitenreliefs, Venus auf den Meereswellen, in einer von einem Tritonenhaupt gehobenen Muschel in sieghaft triumphirender Haltung, scheinbar augenblicklich mehr staunend als erschreckt über etwas noch unbegriffenes Unerhörtes. Der Fluch des Apostels Johannes, des Dichters der Apokalypse, der mit gewaltig wegweisender Gebärde von oben droht, scheint an ihr Ohr geklungen, aber von dem Gekreisch einer übermüthig sich emporschnellenden Nereide übertönt worden zu sein. Oben in felsiger Einöde steht der zwischen Verbrechern gekreuzigte Christus, auf der einen Seite seine leidende Mutter, auf der anderen Magdalena, dem bekehrten Verbrecher Trost zusprechend. Rechts in gleicher Höhe mit dem heidnischen Unfug stürmisch abweisenden, nach unten vordringenden Johannes ist mit genialem Meistergriff die Sonne so gestellt, daß sie für den einen Theil unterzugehen scheint, indeß sie für den Anderen aufgeht. Die ganze Composition befriedigt durch das schöne Gleichgewicht im Contrast ihrer Theile im höchsten Grade. Unten überwiegt das weibliche Element, oben das männliche; im Ganzen stehen vier Männer gegen vier Frauen, aber zwei der Letzteren schon mitleidend und tröstend im Bunde der Männer. In der Mitte des Ganzen, das Hauptinteresse beanspruchend, der Sonne parallel, beide Theile vermittelnd, Johannes, der Verfasser des gewaltigsten Documents jenes großen Kampfes.

Anscheinend wollte Klinger mit diesen Darstellungen nicht nur die Menschheit in ihrer Geschichte und ihrem Geschicke um den Thron seines Lieblings stellen, er wollte vielmehr darüber hinaus andeuten, daß der Künstler, in dessen Werken jene leben sollen und wirklich leben, sie in seinem eigenen Leben, wenigstens in seinem Innern, auf gewisse Weise durchgekämpft haben muß. In der That laufen die drei Perioden, welche man bei Künstlern von ausgesprochener Entwickelung, so auch bei Beethoven, gewöhnlich unterscheidet, im letzten Grunde auf den gleichen Kampf von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, von einem Ueberwiegen der Ersteren (in der schwachen Nachahmungsperiode) über das schöne Gleichmaß Beider (in der Periode der classischen Vollendung) bis zum völligen Siege der Letzteren im höheren Alter, hinaus. Ontogenesis und Phylogenesis stellen sich demnach auch im geistigen, culturellen Schaffen des Menschen und der Menschheit als parallele Erscheinungen dar, und der Thron, den Klinger seinem Beethoven gegeben hat, erscheint so als in eigenen Kämpfen, in eigener Entwickelung selbsterrungen. Ja, man kann typisch verallgemeinernd sogar sagen: dieser Thron ist der Inspirationssessel, den sich jeder Künstler von höchstem Streben selbst in seiner Entwickelung erst erwerben muß. Nur Zügelung der übersprudelnden Sinnlichkeit, Selbstzucht, schließlich sogar Entsagung kann den Künstler zu immer höheren und schließlich den höchsten Leistungen befähigen.

Und so sehen wir denn, in gesetzmäßiger, organischer Entwickelung des Ganzen, dieser Darstellung des Kampfes von Sinnlichkeit und Sittlichkeit und des schließlichen Triumphes der sittlichen Idee auf der Außenseite des Thrones entsprechend, auf der Innenseite in einem um den oberen Rand gehenden breiten Bande die inspirirenden Geister in Gestalt von fünf geflügelten Engelsköpfen hervorsprossen. In dem Throne aber sitzt die Inspiration empfangend der Meister, vornübergeneigt, das Haupt sinnend erhoben, das rechte Bein über das linke geschlagen, die rechte Faust vor der linken auf den Knieen geballt. Sieht man ihn von der linken oder rechten Seite an, so treten die am äußersten Rande der Lehne angebrachten Engelköpfe, sich wie zuflüsternd über seine Schultern neigend, seinem Haupte parallel; uns ist dann von Beethoven nur das tiefgeneigte Haupt und darunter der den Anblick der Brust verdeckende, senkrecht abfallende Oberarm sichtbar. Wir bekommen so mit dem Eindruck tiefsten Leidens in dem doppelten Sinne des bloß passiven Verhaltens, des Erleidens, wie der Schmerzempfindung, des Bedrücktseins zugleich den einer übermächtigen gewaltigen Inspiration: denn höchste künstlerische Inspiration gilt ja nicht nur vom Standpunkte des schaffenden Künstlers als rein passiv, sondern sie entspringt auch, selbst bei so lebensfrohen Naturen, wie dem jugendlichen Goethe, eingestandenermaßen oft einem tiefen Seelenleiden, sei es auch nur einer leid- und lustvollen Liebe, als Drang sich davon zu befreien. Wer dies noch nicht begriffen hat oder nicht begreifen kann, wird sich an diesem Anblick Beethoven's stoßen, zumal wenn er nicht bedenkt, daß Beethoven in der hier dargestellten Entwickelungsperiode ein von manchem leiblichen Leiden und geistigen Mißmuth geplagter Mann war, den uns wohl der Künstler in einer gewissen, durch den Schaffensdrang motivirten Verklärung, aber doch nicht wesentlich anders geben konnte, als er thatsächlich war. Ein Vergleich des ursprünglichen, in der Berliner Secession ausgestellten Gypsmodells mit dem in Wien befindlichen vollendeten Werk würde zeigen, wie Klinger mit Erfolg bemüht war, die Herbheit zu mildern, die Schönheit zu steigern.

Treten wir wieder gerade vor den Tondichter hin, so ist das zunächst auffallende Merkmal seine Nacktheit; nur seine Kniee deckt ein quer liegendes, herabgesunkenes Mantelstück, und an seinen darunter wieder hervorkommenden Füßen bemerken wir Sandalen. Warum durfte, konnte, mußte Klinger uns Beethoven hier so geben? An einem Werke, das uns so tief in die Seele des Künstlers blicken läßt, diese rein und entblößt vor uns ausbreitet, wäre die conventionelle Kleidung ein lästiger Ueberfluß. Wie es Eckermann trieb, die Decke von dem Körper des abgeschiedenen Goethe zurückzuschlagen und die sterbliche Hülle des großen Geistes nackt anzuschauen, so verlangt unser künstlerisches Empfinden auch hier das Gleiche, und wir können mit ihm dann bewundernd still uns sagen: „Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt, Arme und Schenkel voll und sanft muskulös, nirgends an dem ganzen Körper eine Spur

Digitized by Google

von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall", wir können daraus die bei der Widrigkeit mancher äußeren Umstände ganz colossale geistige Leistungsfähigkeit dieses Körpers begreifen, die ja beim Musiker mehr noch als bei anderen Künstlern nicht bloß im Kopfe liegt. Wir können beobachten, wie sich parallel dem Bau des Sessels und der ganzen Bewegungsrichtung der Composition entsprechend, der seelische Vorgang den ganzen Körper durchdringt und bis in Füße und Hände hinein nach Ausdruck ringt. Wir sehen die Wirkung, die Folge der gewaltigen Inspiration in der vorwärts gerichteten, wie zum Vordringen bereiten Haltung der Gestalt, die, ganz in sich concentrirt, nicht mehr die Armlehnen des Sessels, sondern die eigenen Kniee als Stützen benutzt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Pariser Tragikomödie.

Von M. Zehme.

Ein modernes Babylon ohne Controle. Existenzen verschwinden darinnen auf einen Zeitraum nach Belieben oder für immer. In stark entwickeltem Egoismus fragt der einzelne Mensch nicht nach dem einzelnen Menschen, Nächstenliebe wird höchstens in größtem Style geübt.

Im Centrum ein mit eleganter Raumverschwendung aufgebauter Vergnügungspalast, Theater und Tanzsäle, deren Ausstattung etwas Starkwirkendes, Grobsinnliches hat, wie auch die Musik, die in den Garderobenraum hineinschlägt.

Es ist Sonntag Nachmittag, also den Freuden des Lebens ausgiebig zu weihende Zeit. In einem gewissen conservativen Schlendrian ist dem Feiertage diese Bedeutung erhalten geblieben, als hauptsächlichste wohl.

Reizende Grisettenfigürchen mit schwarz-, roth-, braun- und goldhaarigen Köpfen und lebenssprühenden Gesichtchen entpuppen sich aus den herabgleitenden Hüllen von eigenthümlicher Form und hoher Eleganz. Es sind dies mantelartige Umhänge, die nicht den Trägerinnen gehören, sondern der Herrschaft, in deren Dienst die mehr oder minder anmuthigen Geschöpfe einer weit umfassenden Altersgrenze zu stehen die Gefälligkeit haben für fürstlichen Lohn und die Zubilligung aller Freiheiten. Höchstes Gut ist ihnen anvertraut, das eigene aristokratische Fleisch und Blut, das sich unter den Mänteln kribbelig und krabbelig versteckt. Die Baby sind ja in bester Obhut bei Annette, Dorette, Minette und wie sie alle heißen, die Gnädige hat andere Pflichten — das Leben zu genießen in vollen Zügen. Aber auch die „Netten" spüren ein solches drängendes Bedürfniß und tauschen hier vor der Pforte der Daseinsfreuden das kleine anvertraute Leben „gewissenhaft" gegen eine metallene Marke mit geprägter Nummer ein.

Es ist eine wohlthätige Einrichtung, die unvernünftigen Wesen für die Dauer eines halben Tages hier in der Garderobe des Vergnügungsetablissements aufheben lassen zu können, wie die dazu gehörigen Mäntel und sich frei und ledig seines jungen oder auch seines nur noch fordernden Lebens zu freuen.

Die neue Generation geht ja drum nicht zu Grunde.

Alte Wartefrauen, die ihr Leben genossen haben und sich schon eher in die Seele des Kindes hinein zu versetzen vermögen, berücksichtigen gegen ein anständiges Entgeld jedes der leiblichen Bedürfnisse der Kleinen und liefern sie oft erst in später Stunde gegen die Marke wieder ab — „gewissenhaft".

Die überschlanke goldenblonde Annette mit den lockeren Haaren und dem lockeren Sinn, großäugig, heißwangig, hatte es eilig. Sie gebrauchte ihre eckigen Ellenbogen, um sich durchzudrängen und nahm ein schlafendes Kleines in Empfang. Nun in die elektrische Bahn damit, die mit der verlangten Großstadthast das sprühende Centrum mit dem vornehm ruhigen Westviertel verband.

Keine Furcht, Herr und Madame waren aus. Und wenn sie dem Portier etwas tiefer in ihre lachenden Augen zu sehen gestattete — er konnte auch schweigen. Oben schälte sie das Kindlein aus seinen Windeln und als sie's in's Wasser tragen wollte, recht anschaute, da mit einem Male kam ihr ein unheimlicher Verdacht.

War das Titi?!

Titi's spärliche Härchen von silbrigem Blond konnten sich doch nicht im Nachmittagslaufe braun gefärbt haben!

Titi, Tag und Nacht schreiend, sollte mit einem Male so ein jauchzendes Liebchen geworden sein!

Titi, an die „Sterilisirte" gewöhnt, verlangte plötzlich stürmisch und unbescheiden nach dem natürlichsten Nahrungsmittel, zu dem ihr doch nicht verholfen werden konnte!

Das war auch nicht Titi's Wäsche!

Herr erbarme Dich! Sie war verwechselt . . . . .

Und wie in dem Babel zum Umtausch gelangen, ohne daß die Herrschaft Verdacht schöpfte?

Durch Zeitungsinserat — unmöglich bei der unendlichen Anzahl der täglich erscheinenden Blätter.

Niederlegen in der Garderobe — ebenso unmöglich, da Annette, erst seit vier Monaten hier, von einem Eintagsfreunde in das Lokal geführt wurde und ihr weder der Name des Freundes, noch der des Locales, noch der der Straße bekannt war.

Also zitternd schweigen.

Herr und Madame hatten das Kindchen lange nicht zu sehen beansprucht, der Fasching verlangte sein Recht — wie frevelnd in diesem Jahre, das ahnten sie nicht.

Schließlich, als Titi doch einmal wieder befohlen wurde, da trat Annette keck in das Speisezimmer, den Eltern und einigen Intimen das Kleine zum Dessert zu reichen.

„Hat sich ja famos herausgemacht!" sagte der jugendliche Vater und küßte seiner Gattin dankbar die Hände, als hätte sie sich unsterbliche Verdienste hinsichtlich der körperlichen Entwickelung erworben.

Annette kicherte, wurde aber jählings ernst, als sie zum Schluß der Gnädigen das Kindchen präsentiren mußte und eine brillant gepflegte Frauenhand das runde Gesichtchen am Kinne emporhob und Mutteraugen sich darauf niedersenkten, aber nicht lange, denn das Blut konnte ja nicht aufwallen, da es in diesem kleinen Leibe nicht pulsirte.

„Titi ist entschieden hübscher geworden," constatirte Madame befriedigt, „die dunkleren Haare stehen ihr besser." Dann fügte sie, sich gleichmüthig abwendend hinzu: „Aber Titi kann nun wieder abtreten, Titi ist ja noch ein ganz, ganz dummes Mäuschen."

An dem schwankenden Wagengebäude kniete Annette eine Minute später nieder und küßte das kleine Leben leidenschaftlich ab.

Sie hatte doch den Moment gefürchtet, jetzt erst merkte sie's, denn sie fühlte sich ganz behaglich hier, und die falsche Titi war so bequem zu warten, sie schlief zur Schlafenszeit und fing an drollig zu werden und so blühend am Leibe, daß sie auf der Straße Stolz mit ihr einlegen konnte.

* * *

Die echte Titi, an jenem verhängnißvollen Abend übrig geblieben und mit Entsetzen in Empfang genommen, war gestorben — verdorben, ehe die Familie „derer von" entdeckte, was geschehen.

Der Schreck ihrer neuen Pflegerin hatte sich auf natürlichem Wege ihr übertragen und das schwache Lebenslicht ausgeblasen.

* * *

Nach achtzehn Jahren stand der Intimus der Familie „derer von" im Salon, an den Flügel gelehnt und sagte:

„Gnädigste, habe heut' ein wunderbares Spiel der Natur gesehen — Sie, Gnädigste — aus jener Zeit, da ich die Ehre hatte, zum ersten Mal — unglaublich, diese Aehnlichkeit!"

„Ich verstehe nicht — Vision?"

„O nein, Leben — entzückendes, blühendes Leben."

Ein Zittern überlief den noch jugendlich schlanken Leib der Frau.

„Aber Baby ist doch gestorben — — — — —"

Aus der Hauptstadt.

Künstlerin und Schicksal.

Kunstenthusiast oder nicht, wer hätte es nicht an sich selbst erlebt, jenes zauberische Erschauern, jenes belebende Blutwallen beim Eintritt der vergötterten Künstlerin in den Saal!

Da ist sie, die durch ihre Gottesgabe unser innerstes Seelenleben beeinflußt. Nach ernstem Studium in tiefer Einsamkeit tritt sie nun mit der Sicherheit der Künstlerin, die neu schafft, was sie giebt, vor die große Menge, bereit, die unvergeßliche Stunde unseres Lebens mit uns zu leben.

„Was ich singe, bin ich; ich singe für Euch, so nehmt mich hin — alle zusammen, wenn ich bitten darf, dem Einzelnen nur ein winziges Bruchtheilchen."

Sie wird sogleich beginnen. Die Strahlen ihres Nimbus durchschießen in tausend Richtungen den Saal, die abgestimmten Seelen erbeben. Welche Seligkeit, eine Luft mit ihr zu athmen! Ist es doch gleichsam, als ob man aus gemeinsamer Schüssel Suppe löffle. Gegen Erlegung von nur 2 Mark an der Kasse all die Herrlichkeit! Anrecht auf einen Sitzplatz, auf eine Portion Seelenschauer, leibliches Erdbeben, kurz auf einen Bruchtheil jener Ausstrahlungsmaterie, die von der Künstlerin ausgeht.

Da schau! Sitzen um Dich herum 1199 wildfremde Menschen, die ebenfalls gegen Erlegung von 2 Mark sich einen Platz nebst Anrechten erkauft haben. Der Wahn ist hin, die Sängerin ist nicht mehr Dein, Du theilst sie mit 1199 hungrigen Seelen; sie alle saugen mit gierigen

Digitized by Google

Blicken Ausstrahlungsmaterie in sich auf. Du fühlst, wie die Vergötterte von Dir rückt, in unerreichbare Ferne. Nur ein Zwölfhundertstel der Oberfläche ihres Körpers darf Dir Augenweide sein, nur ein Zwölfhundertstel ihres Gesanges gilt Dir, nur ein Zwölfhundertstel aller ihrer Strahlen gehen durch Dein Herz! Nur! Es ist halt doch recht wenig.

Das Concert ist vorüber. Wie, Du bist unbefriedigt? Für 2 Mark noch mehr?! Du wirst das nächste Concert nicht besuchen? — Unerhört, aber Du bist nicht der Einzige, der so denkt, junger Kunstenthusiast. Die Zukunft wird's zeigen.

Der große Concertsaal vereinsamt.

Steige aus Deiner Höhe einen Schritt zu uns nieder, Göttin des Gesanges. Singe einer kleinen Gemeinde. Sei im kleinen Saale Mensch mit Menschen! Ob 1200 Personen à 2 Mark oder 400 Personen à 6 Mark — es macht immer wieder 2400 Mark Einnahmen.

Und der Kunstenthusiast ist im kleinen Saal zur Stelle und spricht: „Zu weit blieb die Edle im großen Saale von mir entfernt, jetzt sehe ich sie in der Nähe, jetzt höre ich ihren fein abgetönten Gesang — ich erlebe — ich genieße! Aber nur ein Vierhundertstel Augenweide, ein Vierhundertstel Ausstrahlungsmaterie, ein Viertelhundertstel all der Herrlichkeit für mich!" — Es ist ihm zu wenig, er geht und mit ihm viele Andere.

Der kleine Concertsaal vereinsamt gleich dem großen.

Angebetete Künstlerin, ich weine mit Dir. Aber weine Du selbst nicht zu sehr, denn weinen macht mager, und schlecht singt es sich aus magerem Halse. Die Kunst des neuen Jahrhunderts ist durchaus persönlich. Wirke im kleinen Kreise, der bleibt Dir treu. Lasse Dir rathen, angebetete Göttin, arrangire „Intime Abende". 12 Mark Entrée. Gesellschaftstoilette vorgeschrieben. 100 Personen à 12 Mark bringt auch 1200 Mark, und Du sparst die theure Saalmiethe. Ein Theil des Nimbus geht freilich dabei flöten. Nur ein Trost — gegen Casse.

Und der Kunstenthusiast ist wieder da. Du Glücklicher darfst die Angebetete auf die „Intime Abendweise" anschwärmen. Dein Sehnen ist erfüllt, Du plauderst mit ihr — Du athmest ihre Ausstrahlungsmaterie in vollen Zügen — das ist Kunstgenuß — Du bist ihr menschlich nahe.

Was heißt menschlich nahe, wenn 99 andere unleidige Tröpfe dasselbe Recht in Anspruch nehmen! Ein Hundertstel Augenweide, ein Hundertstel Ausstrahlungsmaterie, man ist nicht besser dran als vorher.

Adieu, Kunstenthusiast —

Auch die „Intimen Abende" vereinsamten — das heißt sie wurden immer intimer. Setze getrost das Entrée auf 100 Mark, schöne Sängerin. 10 Kunstenthusiasten à 100 Mark finden sich bald. Die Kunst ist heutzutage rein persönlich. Etwas „Nimbus" freilich geht ja dabei flöten. Na, ein Trost — es ist gegen Casse.

Kannst Du warten, junger Kunstenthusiast? Hast Du Mittel, junger Kunstenthusiast? Du hast Recht, die wahre, ungetrübte Kunst gilt Dir allein. So lasse Dir von der tapferen Sängerin Dein Lieblingslied unter vier Augen singen. Zauberschauer und Erdbeben, hundert Procent Augenweide, hundert Procent Ausstrahlungsmaterie. Singe, begnadetes Weib, dem Einen. Dein Gesang ist nicht weniger schön, weil ihn nur eine Seele hört. — Etwas Nimbus geht ja freilich dabei flöten ...

Speie, Pelée! Dein Feuer, Lava und Schwefel der Alltagswelt-Kläglichkeit!

Walter Negbaur.

Kärntner Wandertage.

III.

Die Seen.

Vom wolkenlosen Lichtblau der Kuppel geht ein verwirrendes Farbendurcheinander los, und umhüllt sich der Horizont mit feinen, durchsichtigen Seidengespinnsten, die wie matte Reflexe längst verschwundener Regenbogen hinten in der Ferne leuchten. Wer jetzt auf der Höhe der Hollenburg stehen dürfte! Ihm zu Füßen rinnt die Drau in stolzen Windungen durch's fruchtbare Wiesenthal, gegenüber steigt schroff das zackige Gebirge auf, effectvoll eine mächtige Coulisse vor die andere lagernd, und rechts in der Ferne funkelt der Demant des Wörther Sees. Schloß Hollenburg, das nun einsam liegt, ist das schönste im Kärntner Lande, und der Blick von seinem Altan aus scheint nicht von dieser Welt — so berauscht er das Herz, und so nimmt er die Sinne gefangen. Es war kaum nöthig, Fräulein Angela, daß gerade Du an dem hellen Sommernachmittag die Führung der beiden Besucher übernahmst. Ohnehin dufteten aus der Tiefe und vom Hofe her die Linden in berückender Süße, ohnehin lagen Berg und Niederung im hellen Geleucht der üppigsten Tagesstunde, schien jeder Zauber und alle Anmuth des lieblichen Kärnten darüber ausgegossen. Und nun kamst Du dazu. Schwarzblaues Haar wie eine Griechenprinzessin aus jener Zeit, wo das Wasserstoffsuperoxyd noch nicht erfunden war, höllenschwarze Augen, mit den gewissen goldenen Pünktchen darin, die auch mit der Hölle zu thun haben, und die Schlankheit und Blankheit Deiner siebzehn Jahre ... 176 Erben, so erzählte man mir, stritten um den Besitz dieses Stückleins Erde, und unter 176 Erben wurde es treulich vertheilt. Ein Glück für das Land, daß Du nicht ebenfalls zu der Hinterlassenschaft gehörtest! Es wären dann gewiß noch einige tausend Erbansprüche mehr erhoben, und des Processirens wäre kein Ende geworden ...

Morgen deckt vielleicht schon wieder grauer Nebel die liebenswürdige Herrlichkeit dieser paar warmen Tage, und Landregen rinnet und rauschet. Aber heute — wer heute durch die weiten, grünen Domhallen, die Buchenwälder Kärntens schweifen, heute vom Wörther See aus ihre Majestäten, den Mittagskogel und den Mittagskofel grüßen könnte, die Kronenträger der Karawanken! Welch' ein Herbstidyll ohne Gleichen muß dies Seeland sein! Als ob die Vorsehung es für uns Norddeutsche und für norddeutsches Naturempfinden geschaffen hätte, so breitet es sich mit seiner malerisch gekrümmten, smaragdgrünen Fluth, seinen schmucken Vorbergen, hinter denen die Kalk-Giganten aufsteigen, seinen unendlichen Wäldern voll Frische und Duft. Es giebt keinen Gebirgssee, der sich diesem an Grazie vergleichen ließe. Er hat von den oberitalienischen etwas und etwas vom Genfer See, und wessen Phantasie gern Parallelen zieht, der könnte Pörtschach neben Territet stellen. Allerdings, mit Vorsicht und Vorbehalt. Ehe Pörtschach und Velden, die beiden Hauptorte des Wörther Sees, zu lieben Lenz- und Herbststationen des deutschen Publicums aufrücken — und ihre gedeihliche Entwickelung hängt davon ab, ob ihnen dieser Eroberungszug gelingt — ehe der Reichsdeutsche nach seiner Italienreise und seiner Wanderung durch die Centralalpen Erholungsaufenthalt in Kärnten nimmt, müssen etliche strittige Punkte beglichen werden. Einen davon schafft zuverlässig die kommende Karawanken-Bahn aus der Welt. In zwei oder drei Jahren wird man ungefähr halb so viel Zeit brauchen, um nach Klagenfurt zu kommen wie heuer. Andere Unannehmlichkeiten des Wörther See-Paradieses sind vielleicht minder schnell beseitigt. Es macht sich augenblicklich noch ein in mancherlei Beziehung nicht eben erquickliches Publicum dort breit. Zumeist stammt es aus Budapest. Gegen die Stadt will ich nichts sagen, aber ihre Einwohner machen ihr zum Theil wenig Ehre. So viel schlecht vergoldete Tomback-Eleganz, so viel schreiend bunter Fassadenputz, so viel Asien unter dem Bißchen Pariser Lack. Auch Wien sendet kaum seine Elite hierher. Da dominirt z. B. ein Herr, der durch unglückliche Zufälle in den Besitz von Geld gelangt ist. Er giebt es nach seiner Manier aus, indem er mit zahllosen Angehörigen des schöneren, in diesem Fall wohl stärkeren Geschlechtes wilde Fahrten im elektrischen Boot unternimmt und überhaupt die Elektricität schwer compromittirt. Sein Park wimmelt von Drähten; ein sogenanntes Meer von Licht entstrahlt ihm allabendlich, und orientalisch bunte, elektrisch beleuchtete Kunstblumen in Ueberlebensgröße glühen dann durch's Gebüsch. Es macht sich Alles sehr geschmackvoll, was der elektrische Mayer arrangirt, sehr modern, sehr fortgeschritten und sehr auffallend dazu. Wenn er im nächsten Sommer das Gewimmel seiner Gäste nicht allmorgens mit den Schüssen elektrischer Artillerie aus dem Schlafe weckt, so wird dies nur daran liegen, daß er dann gezwungen wäre, abzuprotzen.

Von den anderen Augen Kärntens erreicht keins den Wörther See an Lieblichkeit und sanfter Schönheit, und Lebensfreude und Lebensprunk flackern nirgends so hell auf wie in diesem märchenholden Revier. Wenn man von einem der hübschen Dampfer aus, die das Gewässer befahren, Loretto liegen sieht mit seinem fröhlichen Getümmel schwimmenden Volkes, — hier giebt die Jungfrau dem Jüngling keusch erröthend das erste Stelldichein draußen vor der Schwimmschule — wenn man dann sacht vorbei streicht an der graziös geschwungenen Linie des stolzen Bergwaldes und in jeder neuen Minute, bei jeder leichten Wendung des Schiffes neue Bilder unnahbarer Hochgebirgspracht sich aufrollen sieht, dann fühlt man die besondere Wirkung des ganz besonderen Reizes, der

Digitized by Google

diese Vereinigung von ferner Erhabenheit und greifbar naher, koketter Nettigkeit umweht. Aus der grünen Woge taucht Maria-Wörth auf, das sich mit seinem Kirchlein ins reiche Grün einer Landzunge eingenistet hat; entzückend stimmen Wald und Wasser mit ihren verwandten Farben zusammen. Pörtschach schwimmt wie ein Blumenstrauß auf der Fluth, und Velden drüben, mit seinen wuchtigen Bergen im Hintergrunde, schließt mit raffinirtem Effect das wirkungsvolle Ausstattungsstück.

Es lohnt sich also, und lohnt sich überreich, den Wörther See zu besuchen. Wer meinem Rathe folgen will, thut allerdings gut, sich möglichst zu beeilen. Denn nach drei oder vier Jahrtausenden wird es vielleicht keinen Wörther See mehr geben. Er theilt das dunkle Schicksal aller Alpenseen: er verschwindet. Vor gar nicht zu langer Zeit reichte er noch bis an die Mauern Klagenfurts; jetzt muß ihn bereits ein Canal mit der Stadt verbinden, und da, wo ehedem sein warmes, grünes Wasser leuchtete, lächeln jetzt blühende Gärten. Schlimmer noch als ihm geht es dem Ossiacher See, der sich vor Villachs Thoren breitet. Was der bösen Margarethe Maultasch mißlungen ist, die ihn in einem ihrer gewohnheitsmäßigen Wuthanfälle zuschütten lassen wollte, das vollbringen jetzt langsam, aber sicher die ihm zuströmenden Waldbäche: sie schleudern Geröll über Geröll in sein unabläßig zurücktretendes Bett und füllen ihn allmälig aus. Ach, Kärntens lebensprühende Augen erblinden. Wenn Cidher, der ewig junge, nach aber 500 Jahren wieder einmal mit der K. K. Staatsbahn von Villach nach Friesach fährt, wird ihm unterwegs nicht mehr das dunkelgrüne Wasser des langgestreckten Ossiacher Sees in's Abtheilfenster lugen ... Heute freilich fluthet es noch in ernster Pracht. Die Natur giebt sich hier elegischer als am fröhlichen Wörther See. Die Wasserfläche ist schmaler, die Bergumrahmung gleichsam schwerer, drückender, der Ausblick minder frei und umfassend. „Großartigkeit und tiefe Schwermuth", die den Reisehandbüchern zu Folge den See auszeichnen, sind auch die Merkmale des Hôtels Annenheim, gegenüber der Station gleichen Namens. Die Großartigkeit offenbart sich darin, daß vor 12 Uhr Mittags kein Fremdling gespeist wird, und die tiefe Schwermuth entdeckte ich auf den Gesichtern der Kellner, die während dieser Zeit vergebens nach Trinkgeldern dürsteten.

Das Wasser des Ossiacher Sees ist nur etwa um einen Grad kälter als das des Wörther Sees, also noch immer hinreichend lau genug. Zu meiner freudigen Ueberraschung erging es mir um die elfte Morgenstunde in diesem südösterreichischen Mode- und Luxus-Bade genau so wie im schwedischen Saltsjöbaden — ich war allein auf weiter Flur, außer mir tummelte sich kein Neck in der treulosen Fluth. Auch nebenan, wo die Nixen ihr Hauptquartier hatten, war es gar still und gab keinen Laut. Zum Unterschied von dem Branntwein, der nach glaubwürdigen Versicherungen des Volksliedes zu keiner Tageszeit gefährlich ist, scheint das Wasser einem bestimmten Theile der Culturmenschheit von gesundheitsschädlicher Beschaffenheit zu sein. Die gute Dame, die merkwürdiger Weise trotz jahrelangen Dienstes am Billetschalter der Bade-Anstalt gar nicht menschenscheu geworden ist, erklärte mir, daß in Annenheim nur wenige Leute so zeitig um elf Uhr — aufständen, wahrscheinlich, weil es vor zwölf doch nichts zu essen gäbe.

Es lag in meiner Absicht, auch dem dritten großen Kärntner See, dem Millstädter, eine Antrittsvisite zu machen, schon um festzustellen, ob Professor Josef Lewinsky von der Wiener Burg auch hier seine Vorlesungen halte. Lewinsky gehört nämlich zu den bislang noch wenig zahlreichen Standespersonen, die Kärnten systematisch bereisen. Ich fand die Placate, die zu seinen Darbietungen einluden, in Pörtschach wie in Velden und Annenheim. Bedauernswerther Künstler, den Nahrungssorgen zwingen, sogar seinen kärglich bemessenen Urlaub zum Erwerbe schnöden Mammons auszunutzen! Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, drum muß er geizen mit der Gegenwart. Lewinsky hat seinen Schiller begriffen. Und der Gedanke thut wohl in dieser Zeit falscher Interpretationen. Trotzdem fuhr ich nicht nach Millstadt. Ich hätte vielleicht einem der dortigen Badegäste den letzten Platz in Lewinsky's Vorlesungen genommen, und das ging mir gegen alles künstlerische Empfinden.

Statt dessen reiste ich durch wundersame Gebirgswelt nach Tarvis.

Tarvis ist eine Offenbarung.

Der höher gelegene von den beiden Weißenfelser Seen, die von Tarvis auf interessanter Bahnfahrt und wirklich sehr hübschen, farnenumstandenen Waldsteigen zu erreichen sind, ähnelt dem Obersee unseres Berchtesgadener Königssees. In schauerlicher Steilheit steigt der gewaltige Manhart zu dem stillen, dunklen Gewässer ab, und seltsam spiegelt sich sein weißes Gezack in der schwarzen Fläche. Ein wild zersägtes Marmorgebirge, hinter dessen cyklopischen Zinnen und Thürmen die Wolken rastlos kommen und gehen. Ureinsamkeit und die Todtenstille, die am ersten Schöpfungstage war. Ich gönne dem lieben deutschen Lande Kärnten von ganzem Herzen hunderttausend Sommerfrischler Jahr für Jahr, ganz gewiß, daß ich aber drei Stunden lang am Weißenfelser See, im Angesicht des lichten Manhart, sitzen durfte, ohne daß eines Menschen Schritt mich störte, das däuchte mir doch besondere Gnade des Himmels. Mitunter hat es seine Vorzüge, wenn „die Gunst des Reisepublicums sich einer Gegend noch nicht in vollem Maße zuwendet".

Max Kempff.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Giebt es Gespenster?"

Der letzte der beiden so überschriebenen Aufsätze in No. 16 dieses Blattes hatte aus berufener Feder sehr interessante Beiträge zu diesem „wunderlichen Kapitel" gebracht. Vielleicht ist hierdurch im Leserkreis der „Gegenwart" Manchem der eine oder andere ähnliche Fall wieder in Erinnerung gerufen worden, wo solche „Gesichte" entweder in zweifelloser Weise beglaubigt — und solche Fälle kennt auch der Verfasser — oder gar selbst geschaut worden sind.

Nur in einem Punkte muß ich dem Verfasser jener Mittheilungen widersprechen. Er beklagt nämlich am Schlusse, „daß sich die Wissenschaft mit den Gespenstern viel zu wenig beschäftige, und auch da von einfältigem Aberglauben oder zufälligen Sinnestäuschungen spreche, wo beide nicht vorhanden seien".

Dies ist nicht zutreffend! Noch viel merkwürdigere Thatsachen subjectiver Gesichtsempfindungen, als sie in dem erwähnten Aufsatz erzählt werden, hat bereits schon vor siebzig Jahren der auf dem Gebiet der Optik hervorragende englische Naturforscher Sir David Brewster in seinen an Walter Scott gerichteten „Briefen über natürliche Magie" (letters on natural magic, London 1831) mitgetheilt. Es ist besonders der sogenannte „Fall der Frau A.", welcher hierher gehört und welcher in dem auch in Deutschland populär gewordenen Werkchen des berühmten Physiologen Thomas H. Huxley: „Grundzüge der Physiologie"*) in einem besonderen Anhang abgedruckt und streng wissenschaftlich erläutert ist.

Nachdem die Frage in diesen Blättern nun einmal angeschnitten wurde, dürften denjenigen Lesern der „Gegenwart", welchen das letzterwähnte Buch nicht zur Hand ist, einige Auszüge aus diesem alten und nun dem Tagesinteresse wieder so nahe gerückten Abhandlungen nicht unwillkommen sein.

Nachdem Brewster zuerst einige merkwürdige „Gehörstäuschungen" der Frau A. aufgeführt hat, fährt er fort:

„Die nächste Täuschung, welche der Frau A. begegnete, hatte einen mehr erschreckenden Charakter. Am 30. December, ungefähr um 4 Uhr nachmittags, kam Frau A. aus dem oberen Stock in das Wohnzimmer, das sie nur wenige Minuten vorher verlassen hatte. Bei dem Eintritte in das Zimmer sah sie ihren Mann, wie sie glaubte, mit dem Rücken nach dem Feuer gekehrt am Kamine stehen. Da er kaum eine halbe Stunde vorher spazieren gegangen, war sie überrascht, ihn da zu sehen und fragte, warum er sobald heimgekehrt sei. Die Gestalt sah sie mit ernstem und nachdenklichem Gesichtsausdrucke starr an, sprach aber nicht. Da sie glaubte, er sei in Gedanken versunken, setzte sie sich in einen Sessel, der nahe am Feuer, höchstens zwei Fuß weit von der Gestalt stand, welche sie immer noch vor sich stehen sah. Als auch die Augen der Gestalt fest auf sie gerichtet blieben, sagte sie nach Verlauf einiger Minuten: „Warum sprichst Du nicht?" Darauf bewegte sich die Gestalt sofort nach dem Fenster am äußersten Ende des Zimmers zu, behielt aber die Augen auf sie gerichtet und kam so dicht an ihr vorbei, daß sie betroffen war, keinen Schritt und kein Geräusch zu hören, ja nicht einmal ein Anstreifen der Kleider oder auch nur eine Bewegung der Luft zu verspüren.

Obgleich sie nun überzeugt war, daß die Gestalt nicht ihr Mann sei, glaubte sie doch nicht einen Augenblick, daß es etwas Uebernatürliches wäre, und gelangte bald zu der Ueberzeugung, es sei eine Augentäuschung. Sobald sich ihr Verstand dieser Ueberzeugung bemächtigt hatte, erinnerte sie sich des von mir empfohlenen Versuches, das Sehobject doppelt erscheinen zu lassen; aber ehe sie im Stande war, dies deutlich zu thun, hatte die Gestalt das Fenster erreicht und war verschwunden. Frau A. folgte ihr unmittelbar, schüttelte die Gardinen und untersuchte das Fenster; der Eindruck war so klar und so stark gewesen, daß sie ungern glaubte,

*) Lessons in elementary physiology, deutsch von Prof. J. Rosenthal, Leipzig bei Voß.

Digitized by Google

es nicht mit einem wirklichen Wesen zu thun zu haben. Als sie aber hier keinen natürlichen Ausgang für die Gestalt finden konnte, war sie ganz sicher, daß sie eine Erscheinung gesehen hatte, gleich der in Dr. Hibbert's Werke beschriebenen, und sie fühlte folglich weder Angst noch Aufregung. Die Erscheinung war bei hellem Tageslicht gesehen worden und dauerte vier oder fünf Minuten lang. Als die Gestalt dicht bei ihr stand, verdeckte sie die dahinter befindlichen wirklichen Gegenstände, sie war überhaupt ganz so lebendig und körperhaft wie in Wirklichkeit.

Bei diesen beiden Gelegenheiten war Frau A. allein, aber als das nächste Gespenst erschien, war ihr Mann zugegen. Dies fand am 4. Januar statt. Ungefähr um zehn Uhr Abends, als Herr und Frau A. im Wohnzimmer saßen, nahm Herr A. das Eisen auf, um das Kaminfeuer zu schüren, und als er eben im Begriffe war, dies zu thun, rief Frau A.: „Ei! da ist ja die Katze im Zimmer!" „„Wo denn"", fragte Herr A. „Da, dicht bei Dir," sagte sie. „„Wo?"" wiederholte er. „Nun, auf der Decke da, zwischen Dir und dem Kohlenschütter." Herr A., der, noch immer das Schüreisen in der Hand hielt, zeigte damit nach der angegebenen Richtung. „Gieb Acht," rief Frau A., „gieb Acht! Du stößt sie mit dem Eisen." Herr A. bat sie wieder, genau den Punkt anzugeben, wo sie die Katze sah. Sie erwiderte: „Je, da sitzt sie ja; dicht vor deinen Füßen auf der Decke, sie sieht mich an. Es ist Kitty; — komm her, Kitty!" Es waren zwei Katzen im Hause, von denen die eine mit diesem Namen belegt war, aber sie wurden selten oder fast nie in das Wohnzimmer gelassen.

In dem Augenblicke hatte Frau A. keine Ahnung, daß der Anblick der Katze eine Täuschung war. Aufgefordert, sie anzufassen, erhob sie sich und that, als als sie etwas sich Fortbewegendes verfolgte. Sie that einige Schritte und sagte dann: „Sie ist unter den Stuhl gekrochen." Herr A. versicherte seiner Frau, es sei eine Täuschung, aber sie wollte es nicht glauben. Er nahm dann den Stuhl in die Höhe, und Frau A. sah nichts mehr. Das ganze Zimmer wurde nun durchsucht, und nichts gefunden. Uebrigens lag ein Hund am Kamine, der große Unzufriedenheit bezeigt hätte, wäre eine Katze im Zimmer gewesen, aber er lag ganz ruhig. Um sich völlige Gewißheit zu verschaffen, klingelte Herr A. und schickte nach den Katzen, welche beide im Zimmer der Haushälterin gefunden wurden.

Ungefähr einen Monat nach diesem Vorfalle hatte Frau A. eines Tages eine größere, etwas ermüdende Ausfahrt gemacht und saß ungefähr um 11 Uhr Abends vor ihrem Toilettenspiegel, um ihr Haar für die Nachtruhe zu ordnen. Ihr Gedankengang war sorglos und träge, aber sie war noch völlig wach. Während ihre Finger in thätiger Bewegung bei dem Lockenwickeln waren, stutzte sie plötzlich, da sie im Spiegel die Gestalt eines nahen Verwandten sah, der zu jener Zeit in voller Gesundheit in Schottland lebte. Die Erscheinung ragte über ihrer linken Schulter vor und die Augen der Gestalt begegneten im Spiegel den ihrigen. Sie war in Leichengewänder gehüllt, die, wie gewöhnlich bei Leichen geschieht, um den Kopf und unter dem Kinne dicht zugesteckt waren, und obgleich die Augen offen standen, waren die Züge ernst und starr. Das Gewand war augenscheinlich ein Todtenhemd, da Frau A. sogar das punktirte Muster bemerkte, das gewöhnlich in eigener Weise um die Ränder dieses Gewandes gearbeitet wird. Frau A. sagte später, daß sie dabei ein Gefühl hatte, gleich dem, was man sich unter einer Bezauberung denkt, welches sie zwang, eine Zeit lang auf diese traurige Erscheinung zu blicken, die so lebhaft und deutlich war, als irgend ein Spiegelbild eines wirklichen Körpers nur sein kann, und deren Gesicht von dem Kerzenlichte, das vor dem Toilettenspiegel stand, hell beleuchtet wurde. Nach einigen Minuten drehte sich Frau A., um die wirkliche Gestalt hinter ihrer Schulter zu sehen; aber da war nichts zu sehen; aus dem Spiegel war die Erscheinung auch verschwunden, als sie wieder nach jener Richtung blickte.

Am 11. October, als sie in ihrem Wohnzimmer an der einen Seite des Kamins saß, sah sie die Gestalt einer anderen verstorbenen Freundin, die sich von dem Fenster am anderen Ende des Zimmers zu ihr hin bewegte. Dieselbe näherte sich dem Kamine und setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl. Da gleichzeitig mehrere Personen im Zimmer waren, war ihr vorherrschender Gedanke, wie sie später sagte, die Befürchtung, diese könnten durch ihren stieren Blick in's Leere, dessen sie sich bewußt war, beunruhigt werden und vielleicht glauben, ihr Verstand sei gestört. Unter dem Einflusse dieser Befürchtung erinnerte sie sich einer Geschichte von ähnlicher Wirkung in ihrem Werke über Dämonologie, welches sie kürzlich gelesen hatte, und nahm nun ihre ganzen moralischen Kräfte zusammen, um zu versuchen, den Raum vor dem Kamine zu durchschreiten und sich auf denselben Stuhl mit der Gestalt zu setzen. Die Erscheinung blieb vollkommen deutlich, bis sie sich gleichsam auf ihren Schooß setzte; da verschwand sie.

Hierzu bemerkt nun Huxley, indem er zuerst den Mißbrauch der Bezeichnung „Sinnestäuschungen" bespricht, das Folgende:

„Solch ein Ding, wie eine eingebildete oder vorgetäuschte Empfindung giebt es nicht. Eine Empfindung muß vorhanden sein, um eine Empfindung zu sein; und wenn sie vorhanden ist, dann ist sie wirklich und keine Täuschung. Aber die Urtheile, welche wir uns über die Ursachen und Bedingungen wahrgenommener Empfindungen bilden, sind sehr oft irrig und täuschend genug; und solche Urtheile können in dem Gebiete eines jeden Sinnes zu Stande gebracht werden, entweder durch künstlich hergestellte Vereinigungen von Empfindungen, oder durch den Einfluß ungewöhnlicher Zustände im Befinden des Körpers selbst. Die letzteren geben Anlaß zu den sogenannten subjectiven Empfindungen.

Die Menschheit würde weniger Täuschungen unterworfen sein als sie ist, wenn sie sich beständig an ihren Hang zu falschen Urtheilen erinnerte, welche auf ungewöhnlichen, entweder künstlichen oder natürlichen Verbindungen wahrer Empfindungen beruhen. Die Menschen sagen: „ich fühlte", „ich hörte", „ich sah" dies oder das, wenn in neun und neunzig Fällen von hundert ihre wahre Meinung ist, daß nach ihrem Urtheile gewisse, dem Bewußtsein zugeführte Empfindungen des Gefühls, Gehörs oder Gesichts von diesen oder jenen Dingen verursacht waren.

Zu den subjectiven Empfindungen im Gebiete des Gefühls gehören die Empfindungen von Kriebeln und Prickeln der Haut, welche bei gewissen Zuständen des Blutumlaufes nicht ungewöhnlich sind. Der subjective üble Geruch und schlechte Geschmack, welcher einige Krankheiten begleitet, kommt sehr wahrscheinlich von ähnlichen Störungen der Blutsströmung in den Organen des Geruch- und Geschmacksinnes her.

Manche Personen werden von einer Art Ohrengespenster behelligt, einer mehr oder weniger verworrenen Musik, welche bei völligem Wachsein, ohne jede äußere Ursache, in ihren Ohren ertönt. Ich weiß nicht, ob andere Personen etwas Aehnliches kennen, aber wenn ich ein von einer mir bekannten Person geschriebenes Buch lese, so werde ich zuweilen dadurch geplagt, daß ich die Worte aussprechen höre, genau als ob jene Person sie spräche, und auch jede Eigenthümlichkeit in der Stimme und Geberde wahrnehme, die sie nach ihrer Gewohnheit dabei anwenden würde. Indessen glaube ich, daß schon Jedermann zu Zeiten betroffen gewesen ist von der außerordentlichen Deutlichkeit, mit welcher seine Gedanken sich in scheinbaren Stimmen verkörpert haben.

Die wunderbarsten Beispiele von subjectiver Empfindung werden jedoch durch den Gesichtssinn geliefert.

Wer je Zeuge der Leiden eines vom Delirium tremens (einer durch Trunksucht verursachten Krankheit) befallenen Menschen war, von der erstaunlichen Deutlichkeit seiner Visionen, welche zuweilen die Gestalt von Teufeln, zuweilen von kriechenden Thieren, aber fast immer von etwas Erschreckendem oder Beängstigendem annehmen, wird keinen Zweifel hegen über die Stärke subjectiver Empfindungen im Gebiete des Gesichtssinnes.

Aber damit täuschende Visionen von großer Deutlichkeit auftreten, ist es nicht nöthig, daß das Nervensystem so unverkennbar gestört sei. Menschen im Vollbesitze ihrer Kräfte und von hoher geistiger Begabung können solchen Erscheinungen, für welche sich keine bestimmte Ursache angeben läßt, unterworfen sein. Der beste Beleg hierfür ist der berühmte Fall der Frau A., den Sir David Brewster in seiner Natürlichen Magie anführt (vgl. den Anhang B.).

Es muß hier erwähnt werden, daß Frau A. von Natur eine sehr lebhafte Einbildungskraft besaß, und daß ihre Gesundheit in der Zeit, als sie die bemerkenswerthesten dieser Erscheinungen hatte, durch einen Luftröhrencatarrh und Verdauungsschwäche etwas angegriffen war.

Es ist klar, daß nur der seltene Muth und der helle Verstand der Frau A. sie davor schützten, eine Fundgrube vortrefflich beglaubigter Gespenstergeschichten zu werden. Der besondere Werth ihrer Geschichte liegt eben in dem Beweise, daß das klarste Zeugniß des allertadelfreiesten Zeugen durchaus keinen Schluß zuläßt auf die objective Wirklichkeit dessen, was der Zeuge gesehen hat.

Frau A. sah zweifellos das, was sie gesehen zu haben aussagte. Das Zeugniß ihrer Augen in Bezug auf die Existenz der Erscheinungen und ihrer Ohren betreffs der Stimmen war an und für sich ebenso vollkommen glaubwürdig, als es gewesen wäre, wenn die Dinge wirklich existirt hätten. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß genau dieselben Theile ihrer Netzhaut, welche durch das Bild einer Katze erregt worden wären, und genau dieselben Theile ihres Gehörorganes, welche ihres Mannes Stimme zum Schwingen gebracht hätte, durch irgend eine innere Ursache in denselben Zustand versetzt worden sind.

Was die Sinne bezeugen, ist nichts mehr und nichts weniger als die Thatsache ihrer eigenen Erregung. In betreff der Ursache dieser Erregung sagen sie uns durchaus nichts, sondern überlassen es dem Denkvermögen, sich ein eigenes Urtheil über den Gegenstand zu bilden. Eine eilfertige und abergläubige Person an Frau A.'s Stelle würde ein falsches Urtheil gebildet haben und würde dabei verharrt sein, mit dem Beweisgrunde, daß „sie ihren Sinnen trauen müsse".

Die vorstehenden Citate aus den Werken zweier Coryphäen exacter Naturwissenschaft zeigen, daß dieser letzteren der Vorwurf eigentlich nicht gemacht werden kann, sich auf dem fraglichen Gebiet von Erscheinungen immer vornehm ablehnend zu verhalten. Gleichzeitig ergiebt sich, daß Ben Akiba auch hier wieder einmal Recht hat. Aber zu einer Zeit, wo ein unverstandener Occultismus Mode zu werden droht und besonders der Spiritismus sein decadentes und verdummendes Dämmerwesen treibt, gewinnen jene einwandfreien Brewster'schen Mittheilungen in Verbindung mit den verstandesklaren Darlegungen Huxley's gleichsam die Bedeutung von Grundlagen zu einer „Kritik der reinen Unvernunft".

Karlsruhe. Robert Haaß.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Thüringisches **Technikum Ilmenau** für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, -Techniker und Werkmeister. Director **Jentzen.**

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von **Adolf Wilhelm Ernst.**

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Liebhabereinband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. nach Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von **Theophil Zolling.**

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse.

Geheftet M. 6.— Gebunden M. 7.—

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 12. Juli 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Manteuffel's Ehrenrettung in der auswärtigen Politik. Von Kurd von Strantz (Berlin). (Schluß.) — Zur modernen Geschichtsforschung. Von Anton Weis-Ulmenried. — **Literatur und Kunst.** Junge Weisen eines Achtzigjährigen. Von C. Schultes. — Lenau's Faust. Von O. Wentorf (Altona). — Vom Pariser Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor. — Klinger's Beethoven und Eberlein's Goethe. Von A. Matthes (Berlin). (Schluß.) — **Feuilleton.** Die Rückzugslinie. Von Gustav Johannes Krauß. — **Aus der Hauptstadt.** Kärntner Wandertage. IV. Von Max Kempff. — Anzeigen.

Manteuffel's Ehrenrettung in der auswärtigen Politik.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

(Schluß.)

Manteuffel suchte den ruhigen Gang seiner vorsichtigen Politik nach besten Kräften vor unbequemen und gefährlichen Abweichungen zu bewahren, wurde aber stets von der russenfreundlichen Hofcamarilla und der gleich verderblichen Thronfolgerpartei in diesem zähen Bestreben gestört. Zu welchen verwerflichen Mittel man griff, beweist der bestellte Brief des russischen Kaisers an seinen königlichen Schwager, der Friedrich Wilhelm IV. thatsächlich in die Warschauer Falle vom October 1853 lockte, nachdem sein oberster Rathgeber die vorhergehende Zusammenkunft in Olmütz vielleicht in Erinnerung des früheren unseligen Angedenkens noch glücklich vereitelt und der Warschauer Reise widersprochen hatte. Der preußische Militärbevollmächtigte Oberst Graf Münster in Petersburg, ein großer Intrigant, über dessen Eigenmächtigkeit sich der dortige Gesandte mit Recht stets beschwert hatte, entwarf einfach im Einverständniß mit Gerlach den gedachten Brief und handelte somit im reinen russischen Interesse, eine Handlungsweise, die damals leider in Preußen nicht weiter verwunderlich war, wenn man bedenkt, daß sich vor dem Krimkriege preußische Generale in Berlin zuerst beim Zaren oder dessen Gesandten meldeten, ehe sie solches bei ihrem höchsten Kriegsherrn thaten. Thatsächlich war Preußen zum russischen Trabanten geworden und konnte sogar des moskowitischen Rückhaltes Oesterreich gegenüber nicht einmal gänzlich entbehren. Man ermißt daher leicht die unsägliche Schwierigkeit der Stellung des damaligen Leiters der preußischen Politik, dessen innere Politik durch unfähige Mitarbeiter gleichfalls bedenklich erschwert wurde. Aber als gewiegter Fachmann erwehrte er sich mit Hilfe gefügiger Kammern seiner Widersacher und konnte deßhalb seine Absichten im Innern besser zur Geltung bringen. Als gewissenhafter Mann bemühte er sich zu Beginn seiner auswärtigen Thätigkeit überall um sachverständigen Rath und fand in dem längst im Ruhestande lebenden Geh. Legationsrath Knüpfer eine bewährte Stütze. Man hat ihm diese Rathseinholung vorgeworfen und daher seine Selbstständigkeit angezweifelt. Thatsächlich wurde er aber nach den jetzt vorliegenden Denkschriften des erfahrenen Beamten gut berathen und eignete sich dessen Schrullen nicht an. Dadurch vermied er die Gefahr dilettantischer Versuche, obschon er bei der geistigen Mittelmäßigkeit seiner diplomatischen Mitarbeiter hauptsächlich auf sein eignes Urtheil angewiesen war. Er hatte die Ehre, gleich Bismarck als Bonapartist verschrien zu werden, da er eine unnütze Kränkung des aufgehenden Sterns an der Seine unthunlich fand. Glücklicherweise war der Pariser Vertreter Preußens Graf Hatzfeld der vielleicht einzig brauchbare Gesandte, der seinen Vorgesetzten sachgemäß berichtete. Auch dort trieb ein Specialbeauftragter des Hofes, Oberst von Olberg, sein Unwesen und lähmte gelegentlich die amtliche Politik. Von solchen Verhältnissen im Staate kann man sich jetzt nur schwer einen Begriff machen, aber dann die Schwierigkeit der Manteuffel'schen Amtsthätigkeit verstehen. Bismarck lehnte daher auch klugerweise den Eintritt in's Ministerium als Nachfolger seines Chefs im auswärtigen Geschäftsbereich ab, während letzterer wieder die innere Leitung übernehmen wollte. Diese Lösung hätte bei Beginn der Regentschaft jedenfalls manchen Mißgriff erspart und vielleicht den Militärconflict vermieden.

Beide Staatsmänner haben die Undankbarkeit der Welt erfahren, für deren Wohl sie ihre Lebensarbeit verrichtet haben. Beide wurden wider ihren Willen entlassen, obschon politisch ihr Verbleiben geboten und kein Anlaß zur sachlichen Ungnade vorhanden war. Manteuffel war es vergönnt, bei seinem unfreiwilligen Abschied, den er so oft und auch dem Prinzregenten angeboten hatte, noch einen Beweis seiner Selbstlosigkeit und seines stolzen und berechtigten Unmuthes zu geben. Er wies den Grafenstand und den erblichen Herrenhaussitz zurück und nahm erst auf besondere Bitten des Prinzregenten die ziemlich bedeutungslosen Brillanten zum Schwarzen Adlerorden an, wofür der hohe Geber ihm noch seine dankbare Genugthuung ausdrückte. Bismarck hat freilich vom Herzog von Lauenburg und dem General[illegible]ten auch nie Gebrauch gemacht, ohne jedoch beide Ehrungen abzuweisen. Freilich wird er trotzdem nur als Bismarck in der Geschichte fortleben. Manteuffel's Ablehnung bedeutete jedoch einen erheblichen Verlust für seine Familie. Die ihm zugedachte Ehrung war keine höfische Gnade, sondern die Folge seiner staatsmännischen Verdienste. Solche Männer thun auch heute noch der Monarchie Noth und finden sich vielleicht noch seltener als damals, wo auch die Ränkeschmiede uneigennütziger waren als unser gegenwärtiges Streberthum, das nur selbstsüchtige Zwecke verfolgt und kein Rückgrat nach oben und unten besitzt. Die vielgeschmähte finstere Reaction war wenigstens charakterfest. Es ist ja auch kein Zufall, daß beide preußischen Junker vom märkischen Sande, der eine die innere und der andere die äußere Grundlage unseres

Digitized by Google

neuen kleindeutschen Reiches geschaffen haben, ohne leider auch amtlich ihre Schöpfung bis zum Lebensende in ihrer Obhut zu behalten, wodurch dem Vaterlande viel Unheil erspart worden wäre.

Die Damenpolitik hat auch Manteuffel's Maßnahmen oft gehemmt. Die Königin war als kluge Lebensgefährtin des anlehnungsbedürftigen Gemahls nur allzu einflußreich und die drei bayerischen Schwestern sind Preußen oft verhängnißvoll geworden. Was Deutschland die englische Großmutter und deren kaiserliche Tochter geschadet haben, wird die Geschichte unseres diplomatischen Archivs einst lehren. Ueber die Kaiserin Augusta spricht sich Bismarck ja selbst bitter genug in seinen Erinnerungen aus, und dieselbe Herrscherin war auch Manteuffel's Feindin, die an seinem Sturz mitgearbeitet hat. Ueber seinen Kopf fort erfolgte die englische Heirath, die kein Glück für Preußen-Deutschland und die Prinzessin selbst war, soweit die Politik in Frage kommt, da sie selbst nie zum selbstständigen Einfluß gelangt ist, wie stark auch die Fäden waren, durch die sie bis zu ihrem leidensvollen Heimgang auf unsere Politik im englischen Sinne und damit undeutsch einwirkte. Bismarck blieb schließlich siegreich, da sein Gebieter zu ihm hielt, während Manteuffel sich oft über den Wankelmuth seines Königs zu beklagen hatte. Auch rechnete ihm der Thronfolger alle Eingriffe seines königlichen Bruders in seine Politik als eigene Schwächen zu, was dann beim Eintritt der Regentschaft die Veranlassung von Manteuffel's Abschied wurde, zumal er bei aller Ehrerbietung in den brieflichen Antworten an den zürnenden Prinzen von Preußen seinen Standpunkt mit Festigkeit zu wahren wußte und sich nicht hinter dem König versteckte, dem er eher als Schild dienen mußte.

Ueberblicken wir die preußisch-deutsche Geschichte seit den Befreiungskriegen, so bedeutet thatsächlich Manteuffel's Ministerpräsidentschaft den ersten Aufschwung unseres nationalen Staatslebens, da die Unfruchtbarkeit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. hauptsächlich in der allzubeschränkten Regierungsweise seines unbedeutenden Vaters lag, dem Treitschke zu viel Ehre angethan hat, wenn er das frühere harte Urtheil über ihn fast unbillig milderte. Manteuffel schuf eine lebensfähige Verfassung, ohne dem liberalen Beispiel nach englisch-belgischem Muster zu folgen, und noch heute ist ein brauchbarer Ersatz für das vielangefeindete preußische Wahlrecht nicht gefunden, während alle einsichtigen Politiker über die Ungerechtigkeit des allgemeinen Stimmrechts trotz der oberflächlichen Redensarten von der Gleichheit der politischen Rechte eines Sinnes sind. Die Durchführung dieses Werkes trotz aller Anfechtungen auch jenseits der Staatsgrenzen war aber auch für Preußens deutsche und europäische Stellung bedeutsam, wie sie auch den zunächst friedlichen Bruch mit Oesterreich allmälig veranlaßte.

Sehr bezeichnend ist auch die Behandlung und Lösung der Neuenburger Frage, für deren nationale Erledigung die damalige Zeit noch nicht reif war. Der ständisch begeisterte Gerlach glaubte der preußischen Ehre genug zu thun, wenn die Eidgenossenschaft und die Cantonsregierung die Fortdauer conservativer Grundsätze in dem Juraländchen gewährleisten würden, was man wohl von dem schweizerischen Freistaate nicht füglich verlangen konnte. Manteuffel sah den politischen Standpunkt dagegen mit kühler Gelassenheit an und betrachtete rein staatlich nicht mit Unrecht das Fürstenthum als eine Bürde für das ferngelegene preußische Hauptland, hoffte es aber bei passender Gelegenheit wieder seinem angestammten Herrn zu gewinnen, sofern er eine solche ruhig abwartete. Leider hatte die preußische Verwaltung keineswegs wiederverdeutschend gewirkt, ja die preußischen Staatsmänner hielten in geschichtlicher Unkenntniß Neuenburg für ein wälsches Land, obschon es ein allemannisches Gebiet des alten Herzogthums Schwaben war. Der einfällereiche König hoffte während des Krimkrieges von den Westmächten für gewisse Zugeständnisse sein Erbland friedlich zu erhalten, was nicht ohne Berechtigung war, wenn er nur Neuenburg überhaupt wieder mit Streitkräften besetzte. Seine schlimmsten Widersacher waren dabei freilich Oesterreich und die süddeutschen Bundesgenossen, die besonders den Durchzug fürchteten. Eben hatte Baden den preußischen Truppen seine staatliche und monarchische Unabhängigkeit gedankt und nichts wäre leichter gewesen, ein preußisches Armeekorps weiter südlich über Basel marschieren zu lassen, um die widerspenstige Schweiz zur Anerkennung der unstreitigen preußischen Rechte auf den fürstlichen Canton zu veranlassen.

National wäre die Festhaltung Neuenburgs ein großer Gewinn gewesen, und dadurch nach der baldigen Reichsgründung auch der deutsche Charakter der Schweiz durch preußische Bajonette dauernd gewahrt geblieben. Aber der König faßte wohl gute Gedanken, führte sie aber niemals durch, und seine gewohnte Kriegsscheu ließ ihn vor der einfachen gewaltsamen Vergeltung zurückschrecken. Statt dessen duldete und förderte der König und die Camarilla den thörichten Putsch der Königstreuen, vom 3. September 1856, der mittelbar Preußen in's Unrecht setzte, und schließlich endete die preußische Genugthuung mit der bedeutungslosen Freilassung der Gefangenen, während Neuenburg unserm Vaterlande verloren blieb. Ein schwächlicher Volksaufstand unter einer zaghaften Statthalterschaft hatte somit den später so scharfen Fängen des preußischen Aares das national werthvolle Alpenländchen entrissen. Es war eine Laune des Schicksals, daß zeitweise ein Machtwort Napoleon's zu Gunsten Neuenburgs wohl möglich war, wenn unsere Diplomatie und der König nicht selbst durch den nutzlosen Handstreich die schwebende Frage vorzeitig und damit erfolglos gelöst hätte. Vom damaligen preußischen Standpunkte aus erschien der Verlust Neuenburgs fast als Gewinn, da man sich zur Politik mit Blut und Eisen noch nicht aufgeschwungen hatte. Auch hier war der thatenscheue König das Haupthinderniß, obwohl er selbst sehnlich die Wiedergewinnung wünschte, auch als der treue Fürst, der sich seinen Unterthanen gegenüber verpflichtet fühlt. Diese Sachlage wirkt fast tragisch und entlastet menschlich den unglücklichen Herrscher. Auch die national gesinnten Politiker nahmen damals an der ruhmlosen Aufgabe des preußischen Cantons keinen Anstoß, und Manteuffel war froh, den gefährlichen schweizerischen Zündstoff beseitigt zu haben. So unterlag die spätere deutsche Vormacht der kleinen Schweiz und ihren radicalen Schreiern, während nach einem Jahrzehnt Oesterreich und das übrige Deutschland das Gebot des preußischen Siegers annehmen mußten.

Bis zum Verlust Neuenburgs hat Preußen das Land lediglich als persönlichen Kronbesitz mit einer französischen Bevölkerung behandelt, statt sich seiner deutschen Aufgabe diesem ursprünglich rein deutschen Gebiet gegenüber bewußt zu werden. Neuenburg war und ist national ein zweites Elsaß, wie ja auch seine Bewohner Allemannen sind. Unser nationaler Aufschwung wenige Jahre nach dem Verzicht auf das Juraländchen hätte auch Preußen zur Wiederverdeutschung gezwungen, und wir saßen dann mit einem Fuß bereits im Steigbügel, um die noch heute deutschfeindliche Schweiz an ihren deutschen Ursprung und ihre nationale Pflicht gegenüber unserm gemeinsamen Volksthum zu erinnern. Jetzt ist eine nationale Angliederung unbeschadet der politischen Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft im Rahmen des deutschen Bundesstaates erschwert, während 1870/71 beim Besitz Neuenburgs eine solche Zurückführung des entfremdeten schweizerischen Stammes leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre. Aber diese Erkenntniß ist selbst gegenwärtig noch kaum ein Gemeingut unserer nationalen Kreise geworden und wird vielleicht von ängstlichen Politikern noch als chauvinistisch verschrien, obschon nur Geschichtsurkunde und Mangel an volklichem Empfinden die damalige Aufgabe Neuenburgs verschmerzen oder gar für nothwendig erklären können.

Digitized by Google

Trotzdem lernen wir aus der Selbstbescheidung Preußens, daß auch unter Manteuffel der Grundsatz befolgt wurde, nur im engen territorialen Anschluß an das Königreich eine bei allen Unterlassungen und Schwächen zielbewußte Politik im lediglich preußischen Interesse zu treiben, die auch damals unverantwortliche Rathgeber zu stören suchten. Die nachbismarckische Reichsleitung dürfte bei einem Vergleich diese Vorzüge der Manteuffel'schen Politik kaum aufweisen, wenn auch ihr die Entschuldigung der unbefugten Einmischung selbstsüchtiger Personen und Kreise nicht fehlt.

Zur modernen Geschichtsforschung.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Den Blick auf die Gegenwart gerichtet! Das ist derzeit die Losung einer überwiegend starken, zahlreich vertretenen historischen und historisch-politisch-socialen Literatur. Ist ja unsere Zeit reich wie kaum eine frühere an großen Entscheidungsthaten des geschichtlichen Ganges, an bereits vollzogenen oder aber erst im Reifen begriffenen Umwälzungen, weit mehr noch an schweren Räthseln und bangen Fragen des Gesellschafts- und Völkerlebens. Und das Alles bildet einen Inhalt, weniger angethan, um einfach erzählt, als um kritisch reflectirend immer und immer wieder umgerührt zu werden, bis sich die bleibenden Wahrheiten aus den Thatsachen und Gedanken der Zeit abgesetzt haben.

So ist denn auch die Darstellung und Auffassung der Geschichte des Alterthums gegenwärtig in eine Periode strengen und wohl auch etwas einseitigen Realismus getreten. Man interessirt sich nicht mehr so warm für die Kunst und Literatur der alten Griechen wie zur Zeit des fein gebildeten Ernst Curtius, und die Zeit, da Ed. Zeller seine „Platonischen Studien" und seine „Philosophie der Griechen", und F. Mendelssohn-Bartholdy seine Musik zu Sophokles' „Antigone" und „Oedipus auf Kolonos" schrieb, ist für immer vorbei. Die nüchtern denkende Menschheit der Gegenwart will nur wissen, wie das alte Hellas seine weltgeschichtliche Aufgabe auf dem Gebiete des praktischen Lebens löste. Darum sind auch die Fortschritte, welche die Kenntniß und Erkenntniß des classischen Alterthums in den letzten Jahren machte, größtentheils nationalökonomischer Art. Es ist natürlich, daß eine von solchen, an und für sich ja ganz berechtigten Tendenzen beherrschte Geschichtsschreibung leicht einer allzu nüchternen Auffassung oder Stimmung zum Opfer fällt und infolgedessen die erhabene Schönheit der Antike nicht zu ihrem vollen Rechte kommen läßt.

Eine förmliche Revolution in der Auffassung der politischen Geschichte des classischen Alterthums brachte Hans Delbrück's „Geschichte der Kriegskunst" hervor, für welche durch Julius Beloch's 1886 erschienenes epochemachendes Werk „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" sozusagen die Wege geebnet worden waren. Während Delbrück die Kriegführung und Kriegsgeschichte der alten Griechen und Römer behandelt und zwischen ihr und jener eines Friedrich des Großen, eines Napoleon und Moltke Parallelen zu ziehen sucht, befaßte sich Beloch mit der Aufstellung einer Bevölkerungsstatistik für das ganze Alterthum. In der Einleitung seines Werkes bringt Beloch, der gleich Delbrück nicht nur über das erforderliche militärische, sondern auch über antiquarisches Wissen verfügt, Mommsen seine Huldigung dar, indem er erklärt, auf den Schultern dieses Patriarchen zu stehen. Er geht aber im übrigen durchaus eigene Wege. Seine streng realistische, militärische und nationalökonomische Methode erweist sich als gewaltiger Fortschritt gegenüber der älteren juridischen, philologischen und archäologischen Methode, und ist nicht nur für die Geschichte der antiken Kriegskunst, sondern auch für andere Gebiete und Zweige der Alterthumsforschung von hoher Bedeutung.

Wenn Beloch nachweist, daß Italien zur Zeit des Augustus nicht 25 Millionen Einwohner hatte, wie es uns seinerzeit in den Schulen gelehrt wurde, sondern nur ungefähr 6 Millionen, so ist klar, daß eine solche Corrigirung der altgewohnten Vorstellungsweise von durchgreifender Bedeutung für die Beurtheilung des ganzen römischen Heerwesens sein müsse.

Auch Delbrück geht bei seiner Darstellung von Zahlverhältnissen aus, indem er nachweist, daß die von Herodot angegebene Stärke des Perserheeres unter Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland in das Reich der Fabel zu verweisen sei, da es nicht einmal bei der gegenwärtigen, so hoch entwickelten militärischen Technik möglich wäre, eine so colossale Heeresmasse*) auf den Kriegsschauplatz zu führen und zu verpflegen. Nach Delbrück bestand das persische Heer aus nicht mehr denn 15—25000 Kriegern, die nichts weniger als feige Sclaven waren, sondern kampfgeübte, tapfere Männer von ritterlichem Sinn. Da in dieser verhältnißmäßig kleinen Armee das aristokratische Element zahlreich vertreten war, so könnte es immerhin sein, daß der Troß aus ca. 40000 Mann bestand, doch sei der persische Großkönig unbedingt mit höchstens 70000 Mann über den Hellespont marschirt.

Die moderne Geschichtsforschung will eben auch die berühmtesten Historiker der Vorzeit nicht als Autoritäten anerkennen, denen man unbedingt folgen muß; sondern sie geht von dem Princip aus, daß eine Angabe oder Behauptung, deren Unmöglichkeit und Unrichtigkeit offenkundig ist, kein Vertrauen verdient, wenn sie selbst von einem Herodot, Polybius oder Thukydides gemacht wurde. Die Geschichtschreibung des Alterthums stak ja noch in den Kinderschuhen. Keinem der antiken Historiographen standen jene verfeinerten Methoden der Forschung zu Gebote, wie sie seit und durch Berthold Georg Niebuhr, der mit sicherem Blick den historischen Kern aus der wirren Masse von Sagen, Hypothesen und Fälschungen herauszufinden bestrebt war, entstanden ist.

Einen eclatanten Beweis für die Berechtigung des Mißtrauens auch gegenüber den höchstgepriesenen Autoritäten liefert Herodot's Darstellung der Schlacht bei Marathon. Herodot erzählt im III. Buch, 112. Cap.: „Wie sie aber aufgestellt waren und die Opfer günstig ausfielen, da stürzten die Athener, sowie der Befehl an sie ergangen war, im Laufe wider die Barbaren; es betrug aber der Zwischenraum nicht weniger als 8 Stadien! (d. i. ca. eine halbe Stunde Weges, 1500 m). Delbrück weist nun nach, daß ein so langer Lauf eine physische Unmöglichkeit sei, indem ein schwer ausgerüsteter, aus tausenderlei Individuen zusammengesetzter Heereskörper höchstens 120—150 m im Laufe zurücklegen könne, ohne zu ermatten und in Unordnung zu gerathen (?). Naturmenschen und einzelne Schnell- oder Dauerläufer könnten allerdings in voller Rüstung große Strecken laufend zurücklegen, aber das athenische Heer bei Marathon habe nicht aus Naturmenschen bestanden, sondern

*) Nach Herodot's Mittheilungen müßte man das persische Heer sammt Troß und Bemannung der Flotte auf 4200000 Mann schätzen. Herodot sagt im VII. Buch, 184. Cap.: „Rechnet man nun die gesammte See- und Landmacht zusammen, so ergiebt sich ein Heer von 2 Millionen, dreimal hundert und zehntausend Mann und dazu 7610. Damit ist angegeben das Heer, das aus Asien selbst gezogen war, ohne die Dienerschaft, welche folgte, und ohne die Schiffe mit den Lebensmitteln und was sich darauf befand." — Andere Schriftsteller bringen geringere Zahlen. Ktesias, der gelehrte Arzt aus Knidos, der nach einem 17jährigen Aufenthalt in Persien, 399 v. Chr. nach Griechenland zurückkehrte und dann seine nur im Auszug noch bekannten persischen Geschichten schrieb, in seinem Werke vielfach gegen Herodot auftrat und gegen dessen durch griechische Anschauungsweise gefärbte Darstellung des Kampfes der Hellenen mit den Persern — Ktesias berechnet das Heer des Xerxes auf 80000 Mann; Aelian und andere auf 70000.

Digitized by Google

sei eine Nationalgarde von Bürgern und Bauern gewesen. Nach dem preußischen Exercirreglement dürfen die Leute mit voller Packung nicht länger als 2 Minuten laufen. Das Heer der Athener hingegen bestand laut Delbrück gar nicht aus Soldaten, die gleich den modernen Fußtruppen eine sorgsame Trainirung durchgemacht, auch nicht aus vornehmen Jünglingen, die in den Gymnasien ihren Körper geübt und gestählt, sondern aus einem Massenaufgebot von 45 bis 50 jährigen (?) Bürgern, Bauern, Köhlern und Fischern, die sich nie mit gymnastischen Uebungen befaßt hatten. Delbrück, der bereits 1887 in einer Specialstudie, einer Vorarbeit zu seiner „Geschichte der Kriegskunst", seine Zweifel bezüglich des Eilmarsches der Athener zum Ausdruck gebracht hatte, hat seither in dieser Streitfrage einen glänzenden Sieg gewonnen. Mitten in der Ebene von Marathon erhebt sich nämlich ein 12 m hoher Grabhügel, Soros genannt, unter dem die in der Schlacht Gefallenen ruhen. Dieser Grabhügel ist 8 Stadien ($1^1/_2$ km) vom Eingang des Uranathales entfernt, aus dem die Schaaren des Miltiades hervorbrachen. Man kann nun mit Sicherheit annehmen, daß die Athener ihre Todten nicht zu der Stelle zurücktrugen, wo der erste feindliche Zusammenstoß stattgefunden, sondern daß sie den Hügel dort errichteten, woselbst die zuletzt Gefallenen lagen, d. h. wo die Verfolgung nach errungenem Siege aufgehört hatte. Hier mitten in der Ebene führten sie den Grabhügel auf, sichtbar nach allen Richtungen. Von hier aus betrachtete auch Herodot das ehemalige Schlachtfeld und hier ließ er sich erzählen, daß die Athener die 8 Stadien von der Thalöffnung bis zu diesem Punkte im Sturmschritt zurückgelegt hätten. In Wirklichkeit waren sie aber nur 150 m gelaufen und hatten die übrigen 1300 m Schritt für Schritt das tapfer kämpfende persische Fußvolk zurückgedrängt.

Aus dem überaus reichen Material des Delbrück'schen Werkes möge noch seine Kritik der Feldzüge Caesar's hervorgehoben werden. Man sollte glauben, daß diese Feldzüge der modernen Kritik nur eine spärliche Nachlese bieten könnten. Dies ist aber nicht der Fall. Gerade auf diesem unzählige Mal durchforschten Gebiete hat Delbrück außerordentlich viel Neues entdeckt. Wie vortrefflich und eingehend unsere Kenntnisse über Caesar's Kriegszüge in Folge seiner Commentarii auch sind, so leiden sie doch an dem Fehler der Einseitigkeit. Denn betreffs des bellum civile sind die Ueberlieferungen Seitens der Anhänger des Pompejus äußerst undeutlich und unverläßlich im Vergleich mit Caesar's und seiner Anhänger ausführlichen Mittheilungen, und betreffs des gallisch-germanischen Feldzuges stehen uns ebenfalls nur die ausführlichen Berichte des siegreichen Römers zur Verfügung. Die Geschichtskritiker standen vor dieser historischen Lücke rathlos da. Durch Delbrück wurde auch in dieser Beziehung der Kritik der richtige Weg gewiesen. Er beginnt seine Untersuchung mit der Prüfung der von Caesar gelieferten Beschreibung des Krieges mit den Helvetiern und weist nach, daß sie von Unwahrscheinlichkeiten, Lücken, Widersprüchen und Ungereimtheiten förmlich strotzt.*) So berichtet Caesar, daß die Helvetier den Versuch machten, in die römisch-gallische Provinz einzudringen, von ihm aber zurückgeschlagen worden seien. Hätten die Helvetier wirklich die römische Provinz angegriffen, so hätten sie sich eines förmlichen Rechts- und Friedensbruches schuldig gemacht, der schon um der Reputation des römischen Namens Willen, strenge Bestrafung gefordert hätte. Als Caesar selbst zum Angriff wider die Helvetier schritt, gab er als Grund seines Einschreitens an, daß er sie hindern wollte, ihre Absicht auszuführen, in's Land der Santonen auszuwandern, deren Gebiet an die römische Provinz grenze, da es sehr gefährlich wäre, wenn dieser kriegerische Volksstamm sich in einem so fruchtbaren, offenen und den Römern benachbarten Gebiete niederließe. In Wahrheit befand sich aber das Land der Santonen am Atlantischen Ocean zwischen dem heutigen La Rochelle und der Girondemündung, über 20 Meilen entfernt vom nächsten römischen Grenzstein, während gerade Helvetien unmittelbar an die römische Provinz grenzte. Die Römer hätten sich mithin gar nichts Besseres wünschen können, wenn sie die Helvetier los werden wollten, als daß diese gegen Westen zögen. Daß Caesar dessen ungeachtet deren Plan als gefährlich für das Römerreich darstellte, scheint ein sicherer Beweis dafür zu sein, daß er in Verlegenheit war, einen triftigen Grund für seinen Feldzug gegen die Helvetier anzugeben. Weiter erzählt Caesar, daß die Helvetier mit Weib, Kind und all' ihrem Hab und Gut auswanderten und Lebensmittel für drei Monate mitnahmen. Die Römer hätten in ihrem Lager, nachdem sie sie besiegt, Verzeichnisse vorgefunden über die Anzahl jedes Klan's, und hätte die Gesammtzahl der Auswanderer nach denselben 368000 Personen betragen. Nun hat aber schon Oberst v. Stoffel, der bekannte ehemalige französische Militär-Attaché in Berlin, im Auftrage Napoleon's III. für dessen Werk „Das Leben Julius Caesar's", worin dieser das Princip des Caesarismus in der nacktesten Form feiert, berechnet, daß 368000 Menschen, welche Lebensmittel auf drei Monate mit sich führen, 6000 vierspännige Wagen für's Mehl allein benöthigen würden. Nimmt man weiter an, daß das übrige Hab und Gut, das die Auswanderer mit sich führten, pro Person 15 kg betrug, so wären außerdem noch 2500 Wagen erforderlich gewesen. Da auf den damaligen Straßen Galliens wohl nur selten mehrere Wagen neben einander hätten fahren können, würden diese 8500 Wagen einen 17 Meilen langen Zug gebildet haben. Dazu kommt noch in Betracht, daß bei der selbstverständlich geringen Disciplin fortwährend Stockungen eintreten mußten, daß die Wagen hauptsächlich mit Ochsen bespannt waren und daß ganze Heerden jungen Viehs mitgetrieben wurden. Der Auswandererzug bewegte sich unter äußerst ungünstigen Umständen vorwärts. Nur anfangs ging der Weg durch das Saônethal, später fortwährend durch Gebirgsgegenden, wo die Wagen wohl nur einzeln hinter einander fahren konnten. — Kurz, kein moderner Generalstab, ausgerüstet mit allen modernen technischen Hülfsmitteln wäre im Stande, einen solchen Zug von 368000 Menschen, die Lebensmittel für drei Monate mit sich führen, zu dirigiren. — Indem Delbrück die von Napoleon III. angestellten Forschungen geschickt benützt, gleichzeitig aber noch tiefer in die Sache eindringt, weist er durch eine kunstreiche Argumentirung nach, daß Caesar bedeutend übertrieb, als er die Anzahl der Helvetier auf 368000 angab. Die Zahl der Auswanderer habe vielmehr ungefähr 30000 Personen, darunter 16000 waffenfähige Männer, betragen. Caesar, der einschließlich der Hülfstruppen über 40000 Mann verfügte, war also in bedeutender Uebermacht. — Beim Studium der Schriften Caesar's müsse man mithin seine Angaben genau controliren, denn seine Wahrheitsliebe war keineswegs so groß, wie man bisher glaubte. Mit der ihm eigenen Bestimmtheit behauptet der römische Feldherr bei den meisten Gelegenheiten, daß er mit einer colossalen Uebermacht zu kämpfen hatte. Dabei wurde er allerdings nicht ausschließlich von Eigenliebe oder Prahlsucht geleitet, sondern von kluger, politischer Berechnung. Auch Moltke, der mit Recht für einen idealen Militärschriftsteller gilt, erklärt ja, daß ein Soldat, der Geschichte schreibt, nicht aus Wahrheitsliebe die Ehre seiner Truppen in den Schatten stellen dürfe. Man kann diese Ansicht für unrichtig halten, ist deßhalb aber nicht berechtigt, den Stab zu brechen über Moltke oder Caesar. Im Uebrigen weist Delbrück nach und zwar in überzeugender Weise, daß Caesar's Feldherrnehre nicht im Mindesten dadurch verdunkelt wird, daß wir auf die Spur einiger seiner politisch-literarischen Schachzüge kommen.

*) Schon Asinius Pollio, eine literarische Koryphäe seiner Zeit und andere sprachen ihre Zweifel aus an der Glaubwürdigkeit der Memoiren des genialen Julius Caesar.

Digitized by Google

Auf die moderne Geschichtsforschung, die mit rauher Hand so viele altgewohnte, liebgewordene Anschauungen und Vorstellungen, die aufzugeben man sich oft nur schweren Herzens entschließen kann, zerstört, passen wohl Goethe's Worte:

„Warum willst Du Dich von uns allen
Und unserer Meinung entfernen?"
Ich schreibe nicht, Euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen. — —

Literatur und Kunst.

Junge Weisen eines Achtzigjährigen.

Von C. Schultes (geb. 9. Juli 1822).

„Klar sein —
Wahr sein —
Rar sein —
Die Drei
Machen frei!"
Der alte Landsknecht.

Er!

Siehst Du das Blitzen der Asteroiden?
Ihnen ist nimmer die Ruhe beschieden,
Bis sie im donnernden Niederfall
Nähren der Sonne belebenden Ball.

Hörst Du das Brausen der Völker, der vielen?
Endloses Streben nach endlosen Zielen,
Taumelndes Ringen in Haß und Streit,
Um — zu versinken im Meere der Zeit.

Er, dem Millionen der Jahre Secunden,
Während wir Menschlein uns mühen um Stunden,
Lächelt der Sterne, der Völker Fall,
Ruhig in Ewigkeit hält Er das All! —

*

Ewiges Sterben.

(Früheste Jugendeselei.)

Laß mich an dem Kelche hängen, an dem Kelche Deines Mundes
Der umsäumt die Purpurfluthen Deiner süßen, heißen Liebe!
So berauscht von sel'ger Wonne laß mich sterben, holdes Liebchen,
Sterbend blüht mir dann ein Leben, daß ich ewig möchte — sterben!

*

Frei und selig am Rhein.

Den Staub von den Füßen,
Die Sorg' von der Brust,
Die Schultern entlastet,
Es winket die Luft!

Die Berge, sie grüßen,
Es locket das Thal,
Hoch lebe die Freiheit,
Zu End' ist die Qual!

Zum Teufel das „Müssen",
Das „Wollen" allein
Bestimmet mein Wesen,
Verschönet mein Sein!

Wo sind nun die Grillen,
Die stets mich umsummt?
Das Wandern erlöset,
Und Hocken verdummt.

Da drunten die Wellen,
Sie eilen in's Meer;
Verlorene Tage
Bringt nichts wieder her,

Gott grüß' Euch, Ihr Berge,
Willkommen o Rhein,
Hier braucht's keine Pfaffen,
Um selig zu sein!

*

Enthüllter Rheinzauber.

Der Du zauberst Jugendrosen
Auf des Alters Wang' und Stirn,
Laß mit Dir mich gründlich kosen:
Wein vom Rhein so goldig-firn!

Aber nicht in enger Stube
Schlürfe ich Dein edles Naß,
Aus der Thäler dumpfer Grube
Eil' ich auf die Höhen baß!

Droben auf den Bergesgipfeln,
Unter mir den grünen Rhein,
Ueberschattet von den Wipfeln
Deutscher Buchen schänk' ich ein.

Hoch empor zum gold'nen Aether
Hebe ich den gold'nen Trank:
„Die Dich bauten — Altervater,
Nehmt des Enkels besten Dank!

Geisen-, Hatten-, Rüdesheimer,
Seid gegrüßet mir zumal,
Einen Klotz macht Ihr zum Reimer:
Bischofsberg und Rauenthal!

Auch den dreien guten Rothen:
Ingelheim und Bacharach,
Aßmannshausen sei entboten,
Huld in Gnaden tausendfach!"

Also zieh' ich von dem einen
Fröhlich hin zum andern Ort,
Prüfe überall den reinen,
Aechten Nibelungenhort.

Hei! Das ist des Forschens wahre
Wanderschaft, bergauf, thalein,
Daß sich gründlich offenbare
Mir Dein Zauber, Vater Rhein!

*

Elslein von Caub.*)

Es liegt ein Städtlein an dem Rhein,
Ist keines sonst ihm gleich,
Darinnen wohnt die Liebste mein,
Die Schönst' im ganzen Reich!
Elslein, ach Elslein,
Du Rose im Laub,
Dich lieb' ich ewig,
Mein Elslein von Caub!

*) In der wundervollen Composition von Ferd. Möhring allgemeines Volkslied in den Rheinlanden.

Digitized by Google

Was nützen Reichthum und Gesind',
Was aller Ahnen Zahl,
Ist kalt das Herz, für Liebe blind,
Ade dann Welt zumal!
Elslein, ach Elslein,
Dem Treuschwure glaub':
Du bist mir Alles,
Mein Elslein von Caub!

Laß fahren allen Erdentand,
Bleibt Dir die Lieb' allein,
Sie führet an der treuen Hand
Zur Seligkeit Dich ein!
Elslein, ach Elslein,
Bis einst ich bin Staub,
Bleib' ich Dein Eigen,
Mein Elslein von Caub!

*

Das Beste.

Hast ein Mädel, halt' es fest,
Aber lieg' nicht stets im Nest;
Denn solch' warmes Nest fürwahr
Birgt oft Tag für Tag Gefahr.

Aber Trinken, lieber Freund,
Schadet gestern nicht und heunt,
Ist der beste Väterbrauch,
Kräftiget Dein Alter auch.

Mädel, rück' an meine Seit',
Füll' die Kanne hoch und weit,
Glaube mir auf Mannesehr':
Bestes thun, das lieb' ich sehr!

*

Spiro-spero!

„So lang' ich athme — hoff' ich auch!"
Das ist der weiseste der Sprüche,
Den jeder Kluge hält im Brauch,
Bis Alles einst geht in die Brüche.

Wer muthig in das Leben schaut,
Und es erfaßt in seinem Kerne,
Sieht sich dem Zufall anvertraut,
Der Lenker ist bis an die Sterne.

Ein jeder Mensch hat an das Glück
Den gleichen Antheil auf der Erden;
Drum schaue vorwärts, nie zurück,
Es muß Dein Theil Dir auch noch werden.

Was also immer bringt der Tag,
Hab' Herz und Sinne fröhlich offen:
So lang der Athem halten mag,
Ist jedes Glück noch zu erhoffen!

*

Einem Freunde in's Stammbuch.

Sage, Freund, warum Du schmähest
Auf die Magern so gewaltig?
Nimmer viel von dicken Mädchen
Und von dickem Weine halt' ich!
In die Arme kannst Du pressen,
Nie die Einen ohne Stöhnen,
An den Andern wird sich nimmer
Zung' und Gaumen recht gewöhnen!
Leichtes Lieben, leichtes Leben!
In dem Arm ein schlankes Mädchen,
Feuerflüss'gen Wein im Glase,
Dann rollt leicht das Schicksalsrädchen! —

*

Des Alten Trostspruch.

Auch auf vielgeleimter Fiedel,
Die beinah den Ton verlor,
Geigt sich noch manch' lustig Liedel,
Frisch und fröhlich der ... Humor!

Lenau's Faust.

Von O. Wentorf (Altona).

Es ist Sitte bei uns geworden, der bedeutenden Männer an ihrem 70. oder 100. Geburtstage zu gedenken. Eine überflüssige, ja verflachende Sitte, wenn die Gedenkfeier nur in der Auffrischung einiger literarhistorischer Notizen und der Auftischung einiger landläufiger Urtheile über den Gefeierten besteht. Eine gute und fruchtbringende Sitte aber, wenn man die Gelegenheit benutzt, sich gründlich mit dem Geisteswerk des Gefeierten zu beschäftigen, es aus dem Geiste seiner Zeit zu verstehen und in seiner Bedeutung für unsere Zeit zu würdigen sucht. Denn so sicher die Gegenwart nur aus der Vergangenheit recht verstanden wird, so sicher ist es, daß durch Schaffung neuer Werthe das Alte an Bedeutung einbüßt.

Vielgeschäftige Federn werden in diesem Sommer den Namen des unglücklichen Niembsch wieder unter die Menge tragen, werden von „interessanten" Lebensdaten und von seiner schwermüthigen Poesie Einiges schwätzen. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!" Und es braucht schon kein König mehr zu sein. Wir wollen weder Schutt hinzuschleppen noch wegkarren; stellen wir uns auf einen freien Standpunkt und betrachten eingehend eins der von Lenau geschaffenen Bauwerke, seinen Faust. Freilich, dies Bauwerk schuf kein König im Reich der Poesie; doch der kühne Bau eines Grafen dürfte auch nicht ohne Interesse für uns sein.

Wo in deutschen Landen, und weit darüber hinaus, der Name „Faust" ertönt, horcht man auf. Der Faust, unser Einziger, der Uebergewaltige, steht vor unseren Augen. Wie konnte Jemand es wagen, den Stoff noch nach Goethe aufzunehmen? Muth mußte der jedenfalls besitzen. Aber es ist doch recht, wenn Anastasius Grün behauptet, daß der Stoff „für eine bedeutende Subjectivität noch unbeschrittene fruchtbare Regionen in sich fasse". Und so offen ausgesprochen werden muß, daß Lenau's Faust neben Goethe's Werk einfach verschwindet, so muß man doch gelten lassen, daß Lenau thatsächlich neue Regionen beschritten hat. Und vor Allem: er gestaltete einen eigenen Faust.

Das zeigt sich gleich bei der Lösung der ersten Aufgabe eines Faustschreibers: uns die psychischen Zustände zu veranschaulichen, die den Faust zu dem Pakt mit dem Teufel treiben. Lenau's Faust tritt uns entgegen als Morgenwanderer im Gebirge, die Brust bewegt von den Fragen der Schöpfung. Auf's Tiefste erregt über die Ohnmacht, dem Wesen des Lebens näher zu kommen, wirft er die gepflückten Blumen in die Schluchten, zerknickt manch' Insect mit seinen Fingern — keins gesteht ihm etwas von seiner Schöpfung. Die Glocken, die fromm heraufklingen, machen ihn nur bitterer, wilder. Er stürmt aufwärts, bis er in das sturmversammelte Wolkenlager hinabrufen kann: „Die Wetterwolken hab' ich übersprungen, daß sie vergebens mir zu Füßen klaffen, nach mir ausstrecken ihre Feuerzungen: so will ich mich der Geistesnacht entraffen." Charakteristischer Weise erscheint hier Mephisto. Er rettet den von einem Stein abwärts gerissenen Faust, verschwindet dann aber wieder stumm und spurlos. Im zweiten Bild treffen wir Faust mit seinem Famulus Wagner Nachts

Digitized by Google

an einer Leiche. Wieder erbittert ihn seine Unmacht, des Lebens Räthsel zu lösen. „Du weißt nicht mehr vom Leben als das Vieh trotz Deiner sämmtlichen Anatomie.“ Nicht einmal uns selbst verstehen wir. Das Leben der Natur verschließt sich uns, und die Tiefen unseres Seelenlebens bleiben unbegriffen. So „wandert der Mensch zwischen dem dunklen Abgrund seiner Seele und dieser Welt verschlossener Felsenwand auf des Bewußtseins schwankem Stege“. Doch wo ist Rettung aus allem Zweifel? Er will die Frucht der Erkenntniß genießen, wenn auch die Götter ihn darob verstoßen. Doch schon ist Mephisto erschienen. Nach einigen ironischen Erwiderungen an Faust ruft er diesem zu: „Dein Schöpfer ist Dein Feind, gesteh' Dir's keck, weil grausam er in diese Nacht Dich schuf, und weil er Deinen bangen Hülferuf verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.“ — „Wer glaubt, gehorcht, des Fragens sich bescheidet, als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet, dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase.“ Er müsse als Mann sich kühn gegen Gott erheben und zur Wahrheit dringen auch durch die Schuld. In einem dritten Bilde zeichnet Lenau uns den Faust im Walde. Wieder bewegen ihn die Fragen nach dem Wesen und Ursprung der Dinge, nach Leben und Tod. Vergebens befragt er die Natur. Sie zeigt wohl die Spuren der Wahrheit, aber sie verschlingt auch diese Spuren. Da wird die ohnmächtige Sehnsucht zum Haß gegen den, der so das Menschenloos gestaltete. Der auftretende Mönch belehrt ihn, daß er Gott nur allein durch Gottes Kraft erkennen und finden könne, und ermahnt ihn, zur Kirche zurückzukehren, damit sie mütterlich die bitteren Zähren der Verlassenheit und des Zweifels trockne. Faust verhöhnt ihn. Wie kann man Gott durch Gott erkennen? Er wäre dann Sehender und Gesehener zu gleicher Zeit und sähe eben nur sich selbst von uns aus. Die Kirche, die „Metze Babel“, verachtet er. Die Frage nach dem Woher wird ihm auch die Kirche nicht beantworten. Drei Möglichkeiten stehen vor dem Auge des Faust. Göttliches ist von Gott gefallen und wird unter eigener Vernichtung zu Gott heimkehren. Oder aus „urdunklen Tiefen“ erwuchsen die Gotteskeime, erwachte das Göttliche und stieg nun auf, „so daß Natur in Haß und Lieben als ihre Blüthe Gott getrieben“. Oder aber die Welt ist des vollen Gottes Ausstrom, Ueberbraus, der nie zu seinem Quelle zurückkehrt. Alles Leben ist Verschwenden des unerschöpflich Reichen, das nie von ihm vermißt wird und wie ein vergessenes Spiel endet. Nirgends Sicherheit. Ihm, der für's Erdenweib nie entbrannt war, ihm wird die Liebe zur Wahrheit zum Schmerz. „Vom Himmel fallen nicht Erhörungslose, so schreit' ich, sie zu suchen, höllenwärts.“ Leicht bewegt ihn der erscheinende Mephisto zur Unterschrift des Paktes, ja er bewegt ihn — für Lenau's Faust charakteristisch! — auch zur Verbrennung der Bibel. „Verneige Dein geäschert Haupt, daß Du so dumm warst und geglaubt, die Wahrheit, scheu und ewig flüchtig, nach der Dir heiß die Pulse pochen, sie habe, völlig zahm und züchtig, in diesen Schweinsband sich verkrochen. O Freund, sei bis zum Tod betrübt, daß Du so dumm warst und geliebt, wie diese Blätter Dir geboten, den ungeheuren Urdespoten.“ Zwar erwidert Faust noch: „Den Herrn nicht lieben, wäre schwer“; aber auch: „Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr.“ Als Mephisto ihm die Wahrheit verspricht, da unterzeichnet Faust.

Was ist zur Psychologie dieser Führung zu sagen? — Woher die Welt? Wie entstand die Erde? Wie das Leben auf ihr? Wie erklärt sich unser Bewußtsein? Diese Fragen, deren Lösung Faust ersehnt, sind noch heute Grundfragen. Es sind die wichtigsten der sieben Welträthsel, von denen Dubois-Reymond spricht, die Häckel in seinen „Welträthseln“ wenig glücklich auf eins zurückführen zu können glaubte. Es sind Fragen, an denen auch wir uns noch zerarbeiten, die unser Tiefstes berühren, weil von ihrer Beantwortung unsere ganze Weltanschauung abhängt. Wir müssen die Fähigkeit Lenau's, diese abstracten Dinge dichterisch zu behandeln, bewundern. Wir werden von der Dichtung innerlich gepackt und verstehen, daß eine starke, von brennendem Erkenntnißtrieb erfüllte Natur verzweifeln kann. Die Verzweiflung wird vielleicht zur Selbstvernichtung führen, oder sie wird Betäubung suchen im Rausch der Sinnlichkeit. Doch davon ist bei Faust nicht die Rede. Er ergiebt sich dem Teufel nicht, um sinnlich zu genießen, nur um die Wahrheit zu erforschen. Wie anders bei Goethe! Zwar flüchtig betrachtet scheinen ja beider Faust übereinzustimmen: Beide sind voll heißer Sehnsucht nach der Wahrheit, Beide verfallen dem Bösen. Und doch wie wesensverschieden! Während Lenau's Faust schon wegen seines Erkenntnißtriebes dem Teufel verfällt und bei dem Teufel nur die Wahrheit sucht, wird Goethe's Faust dem Teufel nicht durch seine Wahrheitsliebe, sondern durch seine Sehnsucht nach Genuß ausgeliefert: „Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit uns glühende Leidenschaften stillen.“ Lenau's Motivirung ist nicht nur vom protestantischen, sondern auch vom allgemein menschlichen Standpunkt aus zu verwerfen. Man mag den Erkenntnißtrieb für verderblich oder heilsam halten, jedenfalls ist es psychologisch nicht denkbar, daß Jemand, um die Wahrheit zu finden, sich dem Geist des Irrthums übergiebt. Man wolle nicht einwenden, Faust versuche durch Schuld und Sünde zur Wahrheit zu gelangen. Von solcher Wahrheit ist nicht die Rede. Natürlich dagegen erscheint es uns, wenn Goethe's Faust, „dessen übereiltes Streben der Erde Freuden übersprang“, um so stärkere Sehnsucht nach dem sinnlichen Genuß empfindet.

Dem sinnlichen Genuß verfällt auch Lenau's Faust; aber erst, nachdem er durch Mephisto's Geigenspiel dazu verführt wird. Bevor Faust fällt, läßt Lenau einen Jugendfreund das Bild des früheren Faust zeichnen. „Sein Geist, voll Forschermuth, flog nur nach höchsten Sternen.“ Voll geistiger Kraft stürzte er die hochgethürmten Lehrgebäude der Professoren, der „eingeschrumpften Weisheitsthoren“. Aber voll körperlicher Kraft zog er auch schnell die tapfere Klinge. Die Bedeutung dieser Scene scheint mir darin zu liegen, daß Faust durch die Erinnerung an die herrliche Jugendzeit und durch die Vorstellung des ruhigen, reinen Glückes mit der Schwester des Jugendfreundes in eine gewisse trübe Stimmung gelangt, in der er den Eindrücken der sinnlichen Freude empfänglicher ist.

In einer Dorfschenke wird durch Mephisto's Geigenspiel die Sinnlichkeit in Faust herrschend. Er verführt das Hannchen, das sich in sinnlosem Taumel ihm überläßt. Mephisto erweckt darnach sogar Leidenschaft zu der Frau des Schmiedes, bei dem er eingekehrt ist, die er mit einem Kinde auf dem Arm glücklich und zufrieden vor sich gesehen hat. Aber nicht nur die plötzliche, schmutzige Sinnlichkeit befremdet uns an Faust, er ist auch ein ganz roher, brutaler Patron, der den ehrlichen Schmiedsleuten wegen einer harmlosen Frage das Haus über'm Kopf anzuzünden droht, der hämisch das Tischtuch der armen Frau zersticht. In dem Augenblick, in dem Faust's Begierde zur Schmiedefrau wach wird, erscheint das verführte Hannchen als Bettlerin, blaß, verhungert, mit ihrem Kindchen. Er wirft ihr die goldgefüllte Börse zu; als sie diese verschmäht und von ihm vor den Altar geführt werden will, da flieht er in wilder Hast von dem Ort.

Vor der Verführung ist ein Monolog des Mephisto eingeschaltet, der uns im Voraus den Weg enthüllt, den Faust beschreiten wird. Die Tage des Verdrusses abzukürzen, wird er seine Kräfte im Todestaumel der Leidenschaft verzehren. Der von Christus gelöste ist nur noch von der Natur zu lösen. „Tief in die Luft, bevor die Lieb' erwacht.“ Dadurch wird sich der gerade Stand zwischen Faust und Natur verschieben. „Dann faßt die Liebe ihn am steilen Bord und stürzt ihn jählings in den Mord.“ Dieser Monolog ist aber

Digitized by Google

künstlerisch ein sehr fragwürdiges Stück. Denn es gewinnt für uns den Anschein, als wolle der Dichter uns im Voraus darüber aufklären, warum er seinen Faust gerade in die und die Verhältnisse führe; warum er die Handlung gerade so und nicht anders leite, könnte man sagen, wenn die Dichtung eine wirkliche Handlung überhaupt hätte.

Noch mehr zu verurtheilen ist aber die Einfügung des Bildes, „das Pfäfflein" überschrieben. Diese Anecdote, die den der Weltlust ergebenen Priester schmählich an den Pranger stellt, steht zu der Dichtung in keinerlei Beziehung, und es ist ein unverständlich grober Gewaltact, wenn Lenau später beim Untergang des Schiffes den ertrinkenden Caplan zu diesem Priester stempelt, um so wenigstens an einer Stelle einen Zusammenhang mit der übrigen Dichtung herzustellen.

Auch die „Lection", die Scene, welche vor Faust in der Schmiede steht, hat mit der Charakterentwickelung des Faust Nichts zu thun. Sie ist aber doch wichtig, weil Lenau hier seine socialen Ansichten erkennen läßt und in guter Satire die gewöhnliche Art zu regieren geißelt. Mephisto belehrt den Minister: „Nur in zwei Fällen bricht das Volk das Gitter: wenn ihr's geplaget allzu bitter, wenn ihr's zu plagen aufgehört." Die höchste Klugheit des Regenten besteht darum darin, das Volk seine Kräfte für den Erwerb des täglichen Brodes verbrauchen zu lassen. „Verkümmert stets, doch nie zu scharf, dem Volk den sinnlichen Bedarf." Der schlimmste Feind der Regierung ist der feiernde Gedanke, der als Vagabund nach fernen, luftigen Bezirken steuert und von dort das Bild der Freiheit mit heimbringt. Ironisch empfiehlt darum der von der österreichischen Censur genug belästigte Dichter als kostbares Mittel für die Erhaltung der Regierung Aufstellung einer Censur auch für Gedanken und die Einführung von „Gedankenbütteln".

Die Stimmung, die den Faust nach der Flucht aus der Schmiede vor Hannchen ergriff, ist gezeichnet in zwei Bildern: „Der nächtliche Zug" und „Der See". In einer herrlichen Nacht begegnet dem einsam durch den Wald Reitenden eine Procession, die zur „heilig nächtlichen Johannisfeier" schreitet. Seitwärts, im Gebüsch verborgen, sieht Faust Alle, Greise und Kinder, in frommer Andacht vorüberziehen. Er vernimmt die heiligen Lieder, in denen Kinder- und Greisesstimmen sich so wunderbar vermengen. „Hör' Faust, wie ernster Tod und heiteres Leben, in Gott verloren, hier so schön verschweben." Da weint Faust, sein Antlitz in des treuen Rosses Mähne vergrabend, bittere Thränen. „Der See" zeigt Faust schon mit Mephisto im Zwiespalt. „Wirst mir zuwider und verhaßt! Du wirst mir immer mehr zur Last."

Da ergreift ihn die Liebe zu Maria, einer Königstochter, die er wegen seiner großen Kunst als Maler — wie er sie erlangt hat, bleibt verschwiegen! — im Bilde verewigen darf. Maria ist in einem besonderen Abschnitt sehr rhetorisch und darum ohne echte Poesie mit allen ihren Tugenden und Schönheiten besungen. Faust hofft, daß ihre Liebe ihn reinigen und den Händen des Bösen entreißen wird. Doch Mephisto hat den Verlobten Maria's, den Herzog Hubert, gewarnt. Dieser überrascht den knieenden Faust bei den Worten: „Ich bin gerettet, hab' ich Dich errungen." Als der Herzog spricht, er wolle sein Fürstenschwert nicht an diesem Knecht entweihen, da erwacht in Faust der Stolz, und jähzornig tödtet er den Herzog mit gewaltigem Streich. Da steht plötzlich Mephisto hinter ihm und ruft ihm höhnisch das im Wald gesprochene Wort zu: „Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt."

Dieser Mord bedeutet bei Lenau recht eigentlich den Fall des Faust. Die Liebe für die Wahrheit ist sein Schmerz gewesen — „an dieser Leiche stehet sie und ruft Dir zu: Fluch bringt den Menschen mit seiner Liebe, wer sich der Hölle verbunden." „Die Wahrheit stellt Dir nach, darauf sei nun gefaßt." Faust fühlt sich beim Abendgang auf der Alpenwiese von der friedlichen Natur ausgestoßen. Jede Blume scheint ihn seines Mordes anzuklagen. Wenn er sich auch selbst vorredet, daß der Mord das große Weltgebot sei, wenn Mephisto ihn auch belehrt, daß Jeder wenigstens in Gedanken morde, es bricht doch die Sehnsucht nach der verlorenen Reinheit durch: „Wär' ich ein Baum, ein Halm, ein Stein! Doch wie sie Alle rein! Doch rein!" Erst als Mephisto ihn bei seinem Stolz packt — „Ist solcher Thor wohl auch ein Mann, den eine Blume kränken kann?" — und als er ihm einen zauberischen Trunk Tokayerweins giebt, da verlieren sich diese Gedanken. In's Gegentheil fallend, jauchzt Faust in die Berge: „Dem Teufel hab' ich mich ergeben, den Teufel lieb' ich, er soll leben!" Das sind, nebenbei gesagt, mit die trivialsten Verse der ganzen Dichtung.

Es drängt Faust jetzt hinaus auf's Meer. In der Nacht nimmt er Abschied vom Grabe seiner Mutter: „Eh' das ersehnte Meer mich grenzenlos umtrauert, der Wolken trübes Heer auf mich herunter schauert, und Stürme mich umwehen, will ich zum letzten Mal das heimathliche Thal, Dein Grab, o Mutter! sehen." Doch vor der Abreise ist das Waldgespräch eingeschoben, das die wichtigsten Erörterungen über Weltanschauungen birgt. Es bewegt sich in folgenden Gedanken. Die Juden haben zwischen die Natur und den Menschen einen Keil, „Messias", getrieben. So haben sie uns die Welt verpfuscht, und der Segensgeist der Hellenen ist an uns vorüber gegangen. Darum sind urkräftige Triebe in uns erstorben, die wunderbaren Herzensblüthen der starken Lieder und zaubervollen Mythen sind verwelkt, die götterzeugende, gewaltige Liebe erloschen. Uns wird sich nie mehr das scheue Herz der Natur erschließen, denn „wer nicht sie zum Höchsten sich erkoren, wer jenseits Götter sucht, hat sie verloren."

Von vielen Seiten wird die Wahrheit dieser mephistophelischen Ausführungen bestritten. Aber sie sind nicht ganz unwahr, nur übertrieben. Thatsächlich hat das Christenthum uns Jahrhunderte lang der Natur entfremdet. Es ist ganz zweifellos, daß dem Urchristenthum die Züge der Welt- und Sinnenverachtung eigen waren, wie das auch Fr. Paulsen in seiner Ethik nachweist. Man lese nur die erste Epistel S. Johannis. Wir gedenken mit bitteren Gefühlen, wie so oft die officiellen Vertreter des Christenthums der Naturforschung Fesseln anzulegen suchten. Und wenn nicht Feindschaft gegen die Naturwissenschaft, Abneigung mindestens kann man noch heute sehr deutlich in weiten Kreisen wahrnehmen. Es ist hier aber übersehen, daß das Christenthum seinem Wesen nach nicht weltfremd zu sein braucht. Es giebt auch ein lebens- und thatfreudiges Christenthum. Und wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, Christenthum und Natur zu versöhnen und zu vereinen, wir wandern doch Straßen, die diesem Ziele zuführen.

Der Pantheismus, der hier in die Worte gekleidet ist: „Wer jenseits — der Natur — Götter sucht, hat sie verloren" befriedigt Faust nicht. Da zeigt Mephisto ihm, seinen Stolz anfachend, das Bild des Uebermenschen, der hoch und kühl über dem Weltgetümmel seinen Tempel errichtet und dort zu seinem eigenen Wesen betet. Hämisch fügt er hinzu: „Doch sieh Dich vor, daß Du nicht wirst zum Spotte. Denn wer kurzbeinig, einen Herr noch braucht, der Hund, das Kind ersticken." So beschließt Faust: „Behaupten will ich fest mein starres Ich, mir selbst genug und unerschütterlich. Niemanden hörig mehr und unterthan, verfolg' ich in mich einwärts meine Bahn."

Um alle Erinnerungen an das Erdenleben auszulöschen, zieht er neu hinaus auf das Meer. Doch fernher schnellt Erinnerung ihre Pfeile. In einer Vision erscheint Maria, die voll Trauer auf die Leiche ihres Verlobten zeigt. Dieser Mord ist, so zeigt sich wieder, die größte Sünde des Faust. Der anderen Schandthaten, seines Verhaltens gegen Hannchen, der Verführung der Nonne, die zur Kindesmörderin ward, wird nicht gedacht. Gegen die nagende Reue hat Faust als einzige Waffe den Stolz. Der Stolz steigert sich zur

Digitized by Google

wilden Ueberhebung. „Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft, die ewig ist, wie Du, und gleichen Ranges, und ich verfluche meine Kreaturschaft!“ Aber dieser Stolz ist nur Schein. Im innersten Herzen ist er ohne feste Willenskraft. Das zeigt sehr deutlich die Scene „Görg“. Der Schiffer Görg spricht ein Wort vom Leben, das dem Faust imponirt; „Der Lebensgang ist Schlachtengang, drum juble nicht und sei nicht bang. Zieht der geschlossene Reitertroß just über Dich mit Tritt und Stoß, zerschmettert er Dir auch ein Bein, so sollst Du nicht der Bube sein, der auf dem Schlachtfeld keifend huckt, den Rossen nach den Hufen spuckt.“ Die Welt ist ihm zu schlecht, daß er nach dem Busenlatz Fortunas schiele. Faust durchschaut nicht die ungeheure Flachheit der Görg'schen Weltanschauung, die da gipfelt in dem Wort: „Was ich nicht fasse und verstehe, darf nicht dem Herzen in die Nähe.“ Er hat dem frechen Muth des Görg gegenüber nur weiche Klagen um das Verlorene: „Glückselig ist, wer unerwacht hinüberträumt in jene Nacht, wem noch ein gläubiges Gebet wie Frühlingsluft von dort — sein Licht ausweht.“

Noch können wir nicht sagen, wie dieser Faust enden wird. Er schwankt zwischen Reue und überspanntem Stolz, sich in seiner Kraft Gott entgegen zu setzen. So finden wir ihn noch in seiner letzten Nacht am Klippenstrande. Görg hat seine Sehnsucht nach dem, was jener so kalt entbehren konnte, nur vermehrt. Mit doppelt heißer Leidenschaft streckt er, der über Gott und Natur hinaus sich in sich selbst zusammenfassen wollte, nun die Arme aus nach Gott und Welt. Er erträgt es nicht, in diesem „Todtenhaus“ zu leben. „Die Welle, die der Sturm bewegt, die schäumend an die Klippe schlägt, der Wind, der heulend Wälder splittert, der Blitz, der durch den Himmel zittert, — mehr Heimath haben sie und Ruh', mein einsam Herz, als Du!“ Und dann wieder faßt ihn der Stolz. „Könnt ich vergessen, daß ich Kreatur! — Solang ich nicht allwaltend bin, wär ich viel lieber ganz dahin.“ Er will den Sklavenring der Abhängigkeit von sich werfen. Doch tötet er sich noch nicht. Er kommt urplötzlich zu dem Resultat, daß alles nur Schein sei. Sein eigentliches Wesen sei mit Gott immerdar verknüpft. Alles Vorhandene sei ein nur Traum Gottes. Darum glaubt er sich vom Teufel frei. „Zu schwarz und bang, als daß ich wesenhaft, bin ich ein Traum, entflatternd Deiner Haft! Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz und träume mir das Messer in das Herz.“

Mit dem Selbstmord ist Faust dem Teufel verfallen. Mephisto erscheint: „Nicht Du und ich und unsere Verkettung, nur Deine Flucht ist Traum und Deine Rettung. Du warst von der Versöhnung nie so weit, als da Du wolltest mit der fieberheißen Verzweiflungsgluth vertilgen allen Streit, Dich, Welt und Gott in Eins zusammenschweißen. Da bist Du in die Arme mir gesprungen, nun hab' in Dich und halte Dich umschlungen.“

Prüfen wir nun die dargestellte Entwickelung des Faust. Von irgend einer Hoffnung auf Genuß ist nirgend die Rede. Sein einziges Verlangen ist nur, durch den Teufel der Wahrheit mächtig zu werden. Und plötzlich sehen wir diesen Faust, der doch über die Studentenjahre hinaus war, sich in der niedersten, gröbsten Sinnlichkeit berauschen. Die Erscheinung des verhungerten Hannchens mit ihrem Kinde genügt nicht, diesem Einhalt zu thun. Uns ekelt. Der Mord des Herzogs, der eigentlich die große Sünde sein soll, rührt uns dagegen nicht so sehr. Wir finden es in gewissem Sinne entschuldbar, wenn der von den hochmüthigen Reden tief Gekränkte zum Schwert greift. Wie anders entwickelt sich Goethe's Faust! Er, der sich voll Sehnsucht dem Genuß in die Arme werfen will, empfindet das Sinnliche, das doch sehr viel edler als bei Lenau auftritt, als etwas Rohes. Es wird uns schwer, zu glauben, dieser ausschweifende Wüstling in Lenau's Dichtung sei eine Faust-Natur. Je länger wir die Entwickelung verfolgen, um so deutlicher erkennen wir das Wesentliche dieses Charakters: innere Haltlosigkeit, thatlos grübelndes Schwanken. Auf diesen Hauptcharakterzug ist aber in der Exposition nirgend hingewiesen. Man kann nicht zur Entschuldigung annehmen, das sei eben die Wirkung der Verbindung mit dem Bösen. Der Dichter hat die Verpflichtung, uns die psychologischen Ursachen einer solchen Charakterwendung aufzudecken.

Ein bedeutender Mangel muß auch darin erblickt werden, daß Faust an keiner Stelle den Versuch macht, sich handelnd aufzuraffen, durch Thaten sich frei zu machen von dem Schuldgefühl vergangener Tage. Ein Mensch, in dem soviel Kraft steckt, wie in dem jugendlichen Faust, kann diese Kraft unmöglich in sich zurückdämmen. Er wird das vielleicht eine Zeit lang fertig bringen, aber daß er ein längeres Leben ohne Thatäußerung ertragen könne, ist undenkbar. Und wenn er, auf dürrer Heide speculirend, sich auch zehn Mal sagt, der Erfolg lohne die Arbeit nicht, er wird doch arbeiten müssen. Es brauchte ja nicht gerade sogenannte praktische Arbeit zu sein. Er war ein großer Maler. Hatte seine Kunst ihm denn gar keine andere Aufgaben zu stellen, als an Maria's Bild sich zu berauschen? So wenig wie die Charakterentwickelung, so wenig ist auch die Finalwendung der Dichtung, Faust's Tod, vorbereitet.

Der Grund für diese Mängel ist zunächst in der Entstehung der Dichtung zu suchen. Lenau benutzte diesen Stoff, um seinen ganzen „Höllenstoff“, wie er sich ausdrückt, auf ihn abzuleiten. Faust ist viel zu oft Lenau selbst. Dann aber muß er auch gefunden werden in der Unfähigkeit des Dichters, in größeren Werken einheitliche Composition und consequente Entwickelungen zu geben. Bei Lenau löst sich alles in Stimmung auf. Eigentlich episch oder dramatisch kann er nicht schreiben. Als Stimmungsbilder haben die einzelnen Stücke des Faust auch ihren Werth, und es wäre besser, wenn die Dichtung den zunächst beabsichtigten Titel: „Faustische Bilder“ behalten hätte. Der Styl ist durchweg zu rhetorisch; er kann mit der einfach ruhigen Schönheit des Goetheschen Styls nicht verglichen werden. Doch sind z. B. der nächtliche Zug, der Abendgang, der Abschied reich an lyrischen Schönheiten, und oft müssen wir die anschauliche Darstellung abstracter Dinge bewundern. Schwab schrieb an Anastasius Grün: „Er .. Lenau .. hat Faustscenen geschrieben, die köstlich und wahrhaft bewunderungswerth sind, und die nach meiner Ueberzeugung ihm den Ruf des größten Lyrikers und Lyrodramatikers nach Goethe und Uhland in Deutschland gründen werden.“ Ich kann dem nicht beistimmen. So hoch steht Lenau nicht. Aber den Vergleich mit recht vielen Tagesgrößen kann er gemächlich ertragen, besonders seiner Gedanken wegen. Er ist es werth, daß man ihn noch nicht ganz bei Seite legt.

Vom Pariser Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Ueber Paris läßt sich vieles Gute und vieles Schlechte sagen — — neu ist dies, daß man heute nirgends in der Welt die köstlichsten Früchte des modernen Kunstgewerbes im passenden Milieu so schlürfen kann, wie in Paris. Ich denke hierbei nicht nur an das Musée des Arts décoratifs, nicht nur an den Salon, nicht nur an L'Art Nouveau und Maison moderne, sondern vor Allem an die kleinen neueren kunstgewerblichen „Salons intimes“, wie man diese Kunstbroncengeschäfte nennen könnte, vor Allem aber an die Werkstätten und Ateliers der Meister des Kunstgewerbes selbst. Mein erster Gang in Paris galt Lalique, dem göttlichen Lalique, dem größten Goldschmied der neueren Zeit. Und es trug zur

Digitized by Google

Aufrechterhaltung und Steigerung der Bewunderung, die ich vor diesem Manne empfinde, wesentlich bei, daß er nicht am Ladentische sitzt, überhaupt keinen eigentlichen Laden hat. In der Rue Thérèse, an der Ecke der Avenue de l'Opéra, da wo die bedeutendsten kunstgewerblichen Erzeugnisse der ganzen Welt ihren kaufmännischen Mittelpunkt finden, von den Porzellanen der Königlich Dänischen bis zu den Steinway-Klavieren, von den Moser'schen Gläsern bis zum Kayserzinn, da besitzt René Lalique in der ersten Etage Rue Thérèse 20 seine dem Publikum geöffnete Verkaufswerkstätte. Ich war in nicht geringer Aufregung, als ich die Klingel zog, aber in einer solchen, wie wenn man auf einem Weinberge die schönste Traube pflücken will, oder besser, wenn man einen hohen Berg erstiegen hat und nun den letzten Schritt macht, um die Aussicht zu genießen.

Ich fand in Lalique einen Menschen, der auf Schritt und Tritt Leute wittert, die ihn abschreiben, imitiren und verbilligen wollen. Namentlich vor den Deutschen hat er in dieser Beziehung einen uns sehr wenig ehrenden Respect. Im Uebrigen trat mir auch hier bei Lalique die moderne Verkörperung des alten Renaissance-Ideales, Handwerker und Künstler, Dichter und Mensch in einer Person vor die Augen. Nicht ein Goldschmied nur, sondern ein Dichter, nicht ein Dichter nur, sondern ein Mensch, nicht ein Mensch nur, sondern ein göttlicher Künstler, zu dem man, oder zu dessen Kunst man Gebete sprechen möchte. Nirgends in der Welt wird in falschen und in echten Diamanten, Brillanten und Perlen so viel gefaselt als in Paris; Lalique aber dichtet in Edelsteinen. Er und Wolfers, diese Dioskuren der modernen Goldschmiedekunst, sie sind Künstler und Dichter, die wir mehr zu bewundern Ursache hätten, als die modernen Komödiendichter, vor Allem mehr als die Gemäldefabrikanten. Aber leider ist das große Publikum noch immer eher geneigt, einem Tenoristen die Pferde auszuspannen, als vor einem Kunsthandwerker auch nur den Hut zu ziehen. Hélas . . .

Von Lalique ging ich zu Robert, dem Meister der modernen französischen Kunstschmiedearbeit. Hier mußte ich allerdings doch wahrnehmen, daß wir auf diesem Gebiete die besten schmiedeeisernen Arbeiten gothischer Zeit nur eben nachahmen, nicht aber übertrumpfen können.

Von da zu Charles Meunier, dem großen Lederkünstler. Nächst der Goldschmiedekunst ist die Lederarbeit heute in Paris dasjenige kunstgewerbliche Gebiet, auf dem die bewunderungswürdigsten Leistungen erzielt werden. Man denke sich die Arbeiten des Berliners Collin zehnfach potencirt, und man kann sich einen Begriff machen von dem, was heute in künstlerischen Lederarbeiten in Paris geleistet wird. Wie weit, ach wie weit sinkt die ganze großindustrie-mäßige Gemäldefabrikation zurück gegenüber diesen kunstgewerblichen Leistungen! Namentlich der große Salon der Société des Artistes Français mit seinen 1680 Gemälden — — mit erfreulicher Deutlichkeit trat es gerade in diesem Jahre hervor, daß es nun endlich mit dieser schmarotzerhaften Kunstmalerfabrikation zu Ende geht. Unter dreihundert Bildern eines von bleibendem Werth, alles Andere von vornherein geschändet durch das allerdings erklärliche Bestreben des Künstlers, aufzufallen, sensationell zu wirken, zu reizen. Immer noch Hunderte von feuilletonistischen Bildern, Hunderte von auf den geschlechtlichen Reiz berechneten Bildern, Hunderte guter Naturstudien und dazu massenhaft gänzlich werthloses Zeug, das nur in Folge der schließlichen Augenermüdung der Juroren passirt haben kann. Und dagegen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes diese vielen köstlichen Werke veritablen Kunstfleißes! Darin besteht die Bedeutung des heutigen Salons, daß er dem Kunstgewerbe nach allen Richtungen hin freien Eingang gewährt. Sowohl auf dem Gebiete der Beleuchtungsindustrie, der Glasindustrie, der Buchausstattung, der Goldschmiedekunst, der Metalltreiberei, der Keramik — — überall tritt uns ein neues zukunftsreiches Blühen und Wachsen entgegen. In der Keramik freilich steht man in Gefahr, in einen bedenklichen Manierismus zu verfallen. Bigot, Delaherche und Dalpeyrat werden in ziemlich sklavischer Weise, und zwar im Inlande wie im Auslande nachgeahmt. Zudem wird die Keramik, wenigstens soweit die grès flammés in Betracht kommen, immer mehr zu einer Art chemischer Spielerei: die bildende Hand des Künstlers tritt zurück hinter der eigenmächtigen Wirkung des Feuers. Auf der anderen Seite scheint gerade auf diesem Gebiete die Zeit der Experimente ihrem Ende entgegen zu gehen, und diejenige der „angewandten Kunst" — — das Wort selbst wird ja seit einiger Zeit mit Vorliebe gebraucht — — zu dämmern und damit die Zeit der bedauernswerthen Ansicht, als ob die Kunst erst mit der Nutzlosigkeit beginne und mit dem Gebrauchszweck aufhöre, ihrem Ende entgegen zu gehen.

Interessant und bedeutungsvoll ist nun die Frage, von welchem Einfluß das moderne Kunstgewerbe auf das große Publikum ist und zwar soweit die künstlerische Gestaltung der täglichen Umgebung und Gebrauchsgegenstände in Betracht kommt. Wir wählen als Beispiel den Juwelenschmuck. Da ist es nun sehr erfreulich zu bemerken, daß die Mode kaum mehr wie früher von der Pariser Demi Monde bestimmt wird. Denn offenbar beginnt der Pariser Salon die Führung der Mode desto mehr zu gewinnen, je mehr er der angewandten Kunst Raum gewährt. Das erkennt man gerade am Frauenschmuck. Mode ist heute in der ganzen Welt Lalique. Lalique aber wurde nicht von der Pariser Demi Monde, sondern vom Salon eingeführt, und seine Schmuckgegenstände wurden zuerst in der Umgebung des Präsidenten getragen. Aehnlich ist es mit den heute so sehr in Mode gekommenen Spitzenhalskragen und selbst mit den Applications de Monsieur Jacobsohn, die man im Salon zuerst sah und die heute jede elegante Pariser Dame tragen will, wenn sie sie nur bezahlen kann — — in den Magasins du Louvre und Au bon Marché sucht man sie vergebens.

Kommen wir aber noch einmal auf die Goldschmiedekunst zurück. Man kann auf diesem Gebiete vier Niveaus unterscheiden. Das oberste beherrschen die Künstler, wie Lalique, neben ihm Vever, Thesmar, Falize, Gaillard, Carabin, Boutet de Monvel u. s. w. Danach kommen die Juwelierläden in der Rue Royale und Rue de la Paix. Schon sie nehmen die Lalique'schen Anregungen nur sehr bedingungsweise an. Ihre meisten Modelle zeigen immer noch die Sterne, Diademe, Schleifen, Pfeile, die ohne jeglichen künstlerischen Werth sind und nur den Vorzug der Kostbarkeit haben. Aber auch diese Juweliere sind gezwungen, wenigstens einige Schmuckgegenstände in Lalique'schen Formen zu führen. Die dritte Kategorie bilden die zahlreichen Händler und Fabrikanten von Diamantimitationen, wie sie auf den großen Boulevards in erstaunlicher Menge zu finden sind oder vielmehr nicht umgangen werden können. Ihre Producte haben weder künstlerischen noch Materialwerth. Endlich folgt die unterste und miserabelste Gesellschaft der Goldschmiede, die schon mehr Bijouteriewaarenhändler sind, die Schmarotzer, die in der Rue de Rivoli zu Hunderten einer neben dem anderen wie die Pilze sitzen. Fabricirt sind ihre Waaren — — ich fürchte es sehr — — in Deutschland. Die Tragikomödie liegt darin, daß sie zu allermeist Lalique zu imitiren suchen, allerdings auf ganz brutale Weise, so daß man den Wurmstich schon an der Schale sieht. Aber man bedenke, daß die Straße, in der sie ihre Buden aufgeschlagen haben, dem Louvre gegenüber, die gerade von Ausländern am meisten besuchte Rue de Rivoli ist.

Aber zurück zum eigentlichen Kunstgewerbe. Man konnte diesen Frühling in Paris die Kunst schlürfen, wie im Herbst den Weinsaft. Denn außer den beiden Salons gab es vor Allem die von der Société des amis du Louvre veranstaltete Exposition du Musée des Arts décoratifs in einem Seitenpavillon des Louvre. Sie enthält wahrhaft köstliche Schätze

Digitized by Google

des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker, vor Allem der Japaner und vor Allem des modernen Frankreichs. Die Legate rühren von Mme. Nathaniel Rothschild, Mr. Bing, Mme. Décle, Mr. Vever u. A. her. Diese Sammlung wird eine höchst werthvolle Bereicherung des Louvre bilden. In erster Reihe ist natürlich die Porzellanmanufaktur von Sèvres vertreten, und selbst derjenige, der die Sèvres-Ausstellung in Paris 1900 gesehen hat, muß staunen über die glänzenden Leistungen der berühmten Manufaktur auf den verschiedensten keramischen Gebieten. Auf der anderen Seite kann man wiederum gerade in dieser Sammlung sehen, wie die Japaner alle unsere modernen keramischen Feuereffecte bis zu den geflammten Glasuren und Krystallglasuren schon seit Jahrhunderten beherrschen. Man sieht da koreanisches Steinzeug aus dem 16. Jahrhundert, das einem Bigot zur Ehre gereichen würde, japanische Grès flammés aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die man, wenn man es nicht wüßte, einem Boissonnet zuschreiben könnte. Dann große chinesische Porzellanvasen von einem tiefen Blau, wie es mit dem alten Bleu du Roy von Sèvres wetteifert. Weiter eine interessante Collection japanischer Farbenholzschnitte, die auch die bekannten Hokousai'schen Arbeiten enthält.

Und nun das moderne französische Kunstgewerbe. Eine kleine aber auserwählte Sammlung Lalique'scher Arbeiten, eine reiche Collection Gallé'scher Gläser. Vor Allem aber lernt man hier erst den nächst Lalique größten französischen Goldschmied Lucien Falize kennen. Seine Stärke liegt in der Montirung. Und zwar sind es eben die auserlesensten Gallé'schen Gläser, die er in Silber und Gold faßt, wie Edelsteine. Die Montirung schließt sich dabei so eng an den Charakter der Vase an, daß man glaubt, Vase und Montirung rühren von demselben Künstler her. Oft auch scheinen diese beiden großen Künstler zu wetteifern, Einer den Anderen zu übertrumpfen, und man ist im Zweifel, ob man der Vase oder der Fassung den Vorzug geben soll. Falize pflegt hierbei einen Naturalismus ähnlich wie Gallé oder Lalique, indem er Mistelzweige, Rittersporn, Eidechsen, Schlangen ꝛc. zur Montirung verwendet. Auch Massier'sche Lüsterfayencen hat er montirt.

Was Gallé betrifft, so giebt es nun in Paris eine ganze Schule, die geschnittene Ueberfangvasen seines Genres producirt, von Dammouse, Reyen, Pannier Frères bis zu Brocard.

Ferner gehört zu der genannten Sammlung eine reiche Collection Steinzeug von Georg Hoentschel, das jetzt in der Pariser Mode das Erbe Bigot's angetreten zu haben scheint.

Wenn ich endlich noch die großzügigen, farbenprächtigen, mit glänzender Technik ausgeführten Buch-Einbände R. Wiener's erwähne, glaube ich dem Leser ein Bild von der Bedeutung dieses Musée des arts décoratifs, das auch auf den diesjährigen Salons gewichtige Ankäufe gemacht hat, gegeben zu haben.

Natürlich sprach ich auch bei Bing (L'Art Nouveau) in der Rue Drouot Chaucat vor. Bing hat bekanntlich versucht, eine Einigung und Verbindung zwischen dem modernen deutschen und dem französischen Kunstgewerbe herbeizuführen. Aber ich finde nicht, daß er gut daran gethan hat. Das Charkteristische ist verloren gegangen, und man befindet sich gleichsam zwischen zwei Stühlen. Im Uebrigen stellt Bing natürlich alles Bedeutungsvolle aus dem modernen internationalen Kunstgewerbe aus, was er unter die Finger bekommen kann. Gegenwärtig giebt es sogar eine Sonderausstellung japanischer Zwergbäume, die vermuthlich rasch in Mode kommen werden und die ich zuerst voriges Jahr in Glasgow sah. Dann hatte er eine Collectivausstellung der impressionistischen Farbenstudien Paul Signac's, die die Principien Chevreuils aber in weit brutalerer Weise als Le Sidaner, dessen äußerst delikate Dämmerungsstudien man im Salon bewundern kann, in die Praxis umzusetzen bestrebt ist. Weiter fielen mir da im Hause der L'Art Moderne famose Kupferschmiedearbeiten auf. Fledermäuse als Schlüsselbretter — — sie stammten aus Berka in Thüringen.

Mehr einem Verkaufsbazar ähnlich sieht La Maison Moderne, von Meier-Gräfe geleitet und gegründet. Aber doch hat die von ihm vertretene Kunst mehr Charakter als diejenige Bing's. Man könnte ihr als Motto geben: J. Dampt. Auch in Van de Velde's Fußspuren bewegt sie sich. Zu bedauern ist jedenfalls, daß auch das zweite von ihr ausgeführte Unternehmen, das Restaurant Konß, das erste deutsche Restaurant modernen Styles in Paris, kurze Zeit nach der Eröffnung wieder schließen mußte. — —

Klinger's Beethoven und Eberlein's Goethe.

Von A. Matthes (Berlin).

(Schluß.)

Wir wissen nun, nachdem wir erst den Sessel studiert, dann die Seitenansichten gewonnen, um welchen gewaltigen Ausdruck des tiefsten Innern der Menschenseele und des Menschenschicksals es sich hier handelt. Eine ehrfurchtsvolle Scheu beginnt uns zu erfüllen vor der Verkörperung dieses Höchsten in uns verwandter menschlicher Gestalt. Wir ahnen, dieser Vorgang hier mag das Höchste und Tiefste sein, was eine Menschenseele zu bewegen vermag, was Beethoven selbst bewegt hat, die Empfindung des Herabsteigens des Göttlichen zum Menschen, die wir ja auch in allen übrigen bisher betrachteten Einzelheiten, wie in dem Kampf und Sieg des Sittlichen über das Sinnliche einleitungsweise ausgesprochen fanden. Und so tritt die Conception des ‚Ecce, agnus dei, qui sumit peccata mundi', der erhabensten Stelle aus dem Werke, das der Tondichter selbst für seine größte, vollendetste Leistung hielt, als Eindruck und Ausdruck des Ganzen vor unser inneres Auge, und die Reliefs um den Sessel gewinnen ein neues Licht als die leibhaftige Illustration des Gedankens, wie die Sünde in die Welt gekommen und wie die Menschheit davon erlöst wurde.

Freilich etwas von der Reinheit der Seele, von der Tiefe des Blickes müssen wir selbst mitbringen, um einen so erhabenen Gegenstand mitzuempfinden; etwas von einem Adlerauge, vom Gedankenadlerfluge. Und da sehen wir ihn denn rechts zu seinen Füßen auch vor uns, in Ehrfurcht fast zurückschreckend und doch zugleich wie in Entzücken bereit, in kühnem Fluge über Wolken der Erde zu reinstem Lichte des Himmels sich zu erheben und der Weltensonne, der Weltenseele in's Auge zu blicken. Man glaubte, hier an den Adler Jupiters denken zu müssen; nichts scheint, wenn man die strenge Gedankeneinheit der Composition, wie sie eben gegeben wurde, erfaßt hat, dem Ganzen ferner zu liegen. Aber eine andere Association schließt sich leicht an, wenn wir den Adler nur zunächst, wie nach seinem Verhältniß zum seelischen Vorgang im Componisten nicht anders möglich, als den Sehenden, den Seher erfassen. Wir wissen, daß er in der kirchlichen Kunst das Symbol des Apostels Johannes ist. Persönlich fanden wir diesen, gegen heidnischen Sinnencult seine Flüche schmetternd, im Mittelpunkt des Reliefs der Rücklehne, die uns mit der Phylogenesis der menschlichen Cultur zugleich die Ontogenesis des Künstlers veranschaulichte. Es hätte nichts Befremdendes, wäre vielmehr durchaus faßbar und natürlich, ihn dem soeben seine höchste Leistung erringenden Künstler gegenüber in Adlergestalt leibhaftig erscheinen zu sehen, namentlich wenn man die Conception des ‚Ecce, agnus', das auch der oft variirte Grundgedanke des Johannesevangeliums ist, in dem dargestellten Moment zu erkennen glaubt. Doch mag es, Mangels eines

Digitized by Google

besonderen Zugeständnisses Klinger's, einstweilen dahingestellt bleiben, ob diese Beziehung wirklich in der Absicht des Künstlers gelegen, oder sich, wie so häufig bei künstlerischem Schaffen, als eine unbeabsichtigte Zugabe zum bewußt Erstrebten der freien, streng einheitlichen Erfassung und Erklärung ungesucht von selbst ergeben hat.

In der Oeffentlichkeit hat bisher gegenüber diesem tiefen inneren Gehalte das meiste Interesse die Polychromie des Werkes und das zu seiner Darstellung verwandte kostbare Material in Anspruch genommen. Als Künstlercaprice, wie sie meist betrachtet wird, also als Zufälligkeit, oder gar, wie man auch gemeint hat, Nachahmung von Phidias' berühmten Goldelfenbein-Statuen des Zeus und der Athene scheint auch diese Seite des Aeußeren im Sinne Klinger's nicht genügend erklärt, vielmehr kann man sie in mehrfacher Weise als nothwendig mit dem Ausdruck der Idee verbunden betrachten. Das Fundament — es mag dahingestellt bleiben, ob es eine Wolkenbank oder einfaches Postament vorstellen soll — ist bekanntlich aus röthlichem, der Adler aus schwarzem, Beethoven aus weißem Marmor, der Deckmantel seiner Knie aus schwarzgelb gestreiftem Onyx, der Sessel aus Bronze, die Armlehnen vergoldet, die Engelköpfe aus Elfenbein, ihre Flügel und der ganze Bandstreifen, in dem sie erscheinen, aus einer Mosaik von Jaspis-, Opal- und Goldplättchen.

Es würde zu weit führen, hier in allen Einzelheiten den Absichten des Künstlers nachzugehen und zu erweisen, wie sie nach diesen zur Steigerung des Ausdruckes der Idee und Erhöhung der Macht des Eindruckes dienen sollen. Bloße Zufälligkeit, Künstlerlaune ist bei diesem in jedem Punkt mit scharfer Gedankenarbeit und feinem Kunstgefühl gearbeiteten Werke sicher nichts. Nur im Allgemeinen sei bemerkt: wir können an dem in der Berliner Secession ausgestellten, kleinen, unreinen, zum Theil sogar grob beschädigten, alten Gipsmodell beobachten, wie die Größe und Gediegenheit der Idee unbedingt auch das Größenmaß des fertigen Werkes und die Kostbarkeit seines Materials verlangt, um nicht selbst unter einer gewissen Unleidlichkeit des Aeußern zu leiden. Und mußte andererseits der Künstler bei der Tiefe der Erfassung seiner Aufgabe und der strengen Wahrheit ihrer Lösung auf bestechende äußere, ideale Formenschönheit verzichten, so kann man es ihm auch wohl gönnen, daß er einen Ersatz dafür in der Farbigkeit, dem Glanze und Werthe der verwendeten Stoffe suchte und fand. Sie würden bei anderen Werken der Plastik leicht als leerer, sinnloser Prunk wirken. Daß sie bei diesem nur dazu dienen, den Ausdruck der Idee zu erhöhen und die einzigartige Bedeutung des Werkes auch äußerlich faßbar zu bezeichnen, mag der Künstler selbst als Probe und Bestätigung des Werthes des Ganzen betrachten.

Neben Klinger's andauernd das öffentliche Kunstinteresse beschäftigendem Beethoven hat in letzter Zeit vorübergehend auch das für Rom bestimmte Goethe-Denkmal von Eberlein viel von sich reden gemacht. Zu sehen hat man bisher im Publicum davon nur die den Zeitungsartikeln beigegebenen Abbildungen bekommen. Diese wußten die Zeitungen nur dahin zu erläutern, daß Goethe in der Blüthe seiner Manneskraft, Ende der Dreißiger, auf einem als Postament dienenden korinthischen Säulencapitäl dargestellt sei, um welches sich als Vertreter der lyrischen, der dramatischen Dichtkunst und der Wissenschaft die Doppelgestalten Mignons und des Harfners, Iphigenie's und Oreſt's und Fauſt's und Mephisto's gruppiren. Es mag daher zunächst einige Verwunderung erregen, wenn hier Eberlein's Goethe gleich nach Klinger's Beethoven erwähnt und im Zusammenhange damit behandelt wird.

Man hat Klinger's Beethoven das Beethovendenkmal schlechthin genannt in dem Sinne, daß es alle anderen überrage, schlechthin mustergiltig und unübertreffbar sei. Vielen aber wird es, wenn auch noch so vollkommen und einzig in seiner Art, doch nicht als solches erscheinen, aus dem einfachen Grunde, weil der Beethoven der dritten Periode ihnen nicht als der Beethoven gilt. Ist dieser schon Vielen nicht ganz verständlich, so wird Klinger, der diesen Beethoven in seinem tiefsten Wesen in der Vielen am schwersten verständlichen plastischen Kunst mit zum Theil ganz einzigartigen Ausdrucksmitteln zu geben sucht, noch viel Wenigeren genießbar sein. Die vorläufige Ablehnung, Klinger's Beethoven für Wien, für das ihn sich der Künstler wohl selbst bestimmt dachte, zu erwerben, ist ein schlagender Beweis dafür. Er könnte in der That auch nur in einem eigenen Beethoven-Museum oder -Tempel passende Aufstellung finden. Die Popularität aber, die Allgemeinverständlichkeit und Verwendbarkeit scheint nun einmal von allgemeiner Mustergiltigkeit nicht zu trennen. Wie der Beethoven der dritten Epoche selbst wird sich daher auch dies Denkmal an dem Ruhme seiner Einzigkeit, Unnachahmlichkeit genügen lassen müssen. In gewissem Sinne ist diese mit dem Zahlwort „ein" bezeichnete Abschätzung ja noch höher, als die mit dem einfachen bestimmten Artikel „das" ausgedrückte.

Dagegen scheint Eberlein etwas gelungen zu sein, was man wohl im Verhältniß zu den bisherigen als das Goethedenkmal bezeichnen könnte, und zwar verdankt er hierbei sicherlich schon sehr viel der ihm vom Kaiser gestellten Aufgabe, ein Goethedenkmal eigens für Rom zu schaffen. Der römische Aufenthalt war für Goethe epochemachend im Sinne seiner Vollendung zur Classicität, und das wunderbar Organische in Goethe's Entwickelung, wie der enge Zusammenhang zwischen Leben und Dichten, brachte es mit sich, daß sich jene Entfaltung in geradezu gesetzmäßiger Weise auch in seinen dichterischen Schöpfungen aussprach. In der Schrift „Mignon, Goethe's Herz" (Vgl. Gegenwart 1901, Nr. 10) habe ich den Organismus der Goethe'schen Psyche auseinander zu legen gesucht, und namentlich u. A. dargethan, wie Goethe in den Doppelgestalten Mignon's und des Harfners, Oreſt's und Iphigenie's, auch Fauſt's und Mephisto's, hiermit zugleich nach seiner Art sich von inneren Kämpfen befreiend und seine Seele zu höherer Reinheit emporläuternd, eine gewisse Doppelseitigkeit seines eigenen Wesens typisch gestaltet hat. So wird in dem Buche, wie es in der Vorrede heißt, das sieghafte Durchdringen und die dauernde Befestigung des Jupitertypus in dem persönlichen Wesen des Dichters, worauf der Aufenthalt in Italien von der größten Bedeutung war, neu beleuchtet und gefeiert.

Im Lichte dieser Idee würde nun auch das Eberlein'sche Goethedenkmal, gleichsam als deren Verkörperung, eine viel tiefere Bedeutung gewinnen, als es bei oberflächlicher Betrachtung zunächst den Anschein hat. Es kann dabei dahin gestellt bleiben, ob Eberlein eine solche Idee wirklich vorgeschwebt hat oder ob sie sich, wie so häufig im künstlerischen Schaffen, in Folge der organischen Gesetzmäßigkeit des gespiegelten objectiven Weltinhalts, hier also in Folge der typischen künstlerischen Selbstdarstellung Goethe's in seinen dichterischen Gestalten, ihm ungesucht und zunächst vielleicht auch unbewußt von selbst ergeben hat. In der Verwendung eines organisch nach Pflanzenart sich entwickelnden korinthischen Säulencapitäls als Postament möchte man wenigstens eine absichtliche Hindeutung auf das organisch Gesetzmäßige in Goethe's Entwickelung auch von Seiten Eberlein's vermuthen. Wir würden dann bei dieser Auffassung in den Doppelgestalten zu Füßen des Dichters diejenigen typischen Seiten seines Wesens erblicken, durch deren Verkörperung, dichterische Darstellung er sich selbst zu dem reinen Jupitertypus hinaufgeläutert, organisch hinaufentwickelt hat, den wir, noch in voller Manneskraft, fast Jugendlichkeit, in der Statue auf dem Säulencapitäl zu schauen bekämen. Vor uns also stünde oben der fertige Goethe in der Zeit der Vollentfaltung seines Wesens, und wir würden doch unten in den drei Doppelgestalten zugleich mit den verschiedenen, auseinander gelegten Seiten dieses Wesens das Wesentlichste von der Entwickelung sehen, die er durchgemacht hat. In der Gesetzmäßigkeit der

Digitized by Google

Selbstdarlegung von Goethe's Wesen in seinen Schöpfungen aber wäre es begründet, daß jene drei Doppelgestalten auch die lyrische, dramatische und philosophische Dichtung (um für Letzteres nicht zu sagen: Wissenschaft) repräsentirten.

Es wäre aber sehr wohl denkbar, daß diese tiefere Idee von Eberlein nicht bewußt gestaltet wurde, wie wir bei Klinger's Beethoven in der Hauptsache annehmen mußten, sondern sich in Folge von Goethe's organischer Entwickelung, Selbstdarstellung in seinen dichterischen Schöpfungen ohne Absicht des Künstlers ergeben hat. In der That würde es schon der nähere Bezug aller drei Gestaltenpaare auf Goethe's italienische Reise und römischen Aufenthalt genügend erklären, warum Eberlein gerade sie als Repräsentanten der lyrischen, der dramatischen Dichtung und der Wissenschaft an Stelle der entsprechenden allegorischen Figuren, die wir um das Postament des Berliner Goethedenkmals von Schaper gruppirt finden, wählte. Wenn es galt, diese durch lebendige Gestalten aus den Dichtungen Goethe's zu ersetzen, so standen für ein der Stadt Rom bestimmtes Denkmal andere, geschweige passendere gar nicht zur Verfügung. Wir hätten dann also in dem Goethe-Denkmal ein classisches Beispiel dafür, was unter günstigen Umständen im künstlerischen Schaffen, ähnlich wie bei wissenschaftlicher Arbeit, ungesucht zu erreichen ist, wenn man nur streng objectiv, ohne subjective Verfälschung, den reinen Verhältnissen der Natur und der parallelen, symmetrischen, systematischen Gliederung in der Anordnung ihrer Theile zum Ganzen nachgeht. In dieser Hinsicht würde also Klinger's in allen Theilen bewußt durchcomponirtes Weihewerk für Beethoven und Eberlein in seiner tieferen Idee anscheinend unbewußt concipirtes Goethedenkmal für Rom die denkbar stärksten Gegensätze darstellen. Ihre hier gegebene kurze Gegenüberstellung mag daher dazu dienen, die Bedeutung Beider dem Leser im eigenen Nachdenken noch weiter zu erleuchten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Rückzugslinie.

Von Gustav Johannes Krauß.

Am Brandenburger Thore blieben die beiden Herren stehen. Der jüngere blickte die in weißem Bogenlicht daliegende Prachtstraße hinunter und sagte nach einem tiefen Athemzuge:

„Mein Weg geht da hinunter, Herr Doctor — nach der Friedrichstraße. Nach Hause zu gehen ist mir's noch zu früh. Im Spaten aber weiß ich ein paar gute Leute sitzen. Ein Malerstammtisch, wissen Sie. Kommen Sie doch mit. Es sind Bekannte von Ihnen dabei."

Der Andere überlegte einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf.

„Ich danke bestens, lieber Storm. Ich bin zu abgespannt. Die vierzehnstündige Eisenbahnfahrt wirkt doch nach. Da will ich einmal den Soliden markiren und mich vor Mitternacht auf's Ohr legen. Viel Vergnügen, mein Bester."

Dem Maler schien diese Ablehnung nicht gerade unlieb zu sein. Er quittirte sie hastig mit einem „dann also gute Nacht, Herr Doctor!", schüttelte die Hand, die der Andere ihm ein wenig nachlässig reichte, und zog langen Schrittes von dannen, gegen das Brandenburger Thor zu. Dr. von Dahlwitz ging am Saume des Thiergartens, in dem Schatten der jung belaubten Bäume weiter in der Richtung auf das Reichstagsgebäude. Er hatte seine Junggesellenwohnung in der Roonstraße.

Er schlenderte dahin wie der gemüthsruhigste Verdauungsspaziergänger. In seinem Kopfe aber rumorten die Gedanken, sein Herz klopfte stark und unruhig. Jedenfalls allegro vivace, vielleicht sogar furioso.

Sie war also nun auch für ihn gekommen ... diese Zeit. Er fand sich in der Lage, die er Jahrzehnte hindurch an anderen Männern spöttisch belächelt hatte. Wunderlich. Wunderlich, daß ihm so etwas geschehen konnte, jetzt schon, wunderlich auch, wie anders das Ding aussah, je nachdem, ob man's von der Sonnen- oder von der Schattenseite betrachtete ...

Unsinn! Nur nicht weichmüthig und gefühlsduselig werden darüber. Das setzte der ganzen Geschichte erst die Krone auf. Ruhig Blut, vornehme Kühle, lächelnde Philosophie ...!

Daß man das nicht auf die Bühne bringen konnte! Aber die Zuschauer hätten nicht viel mehr gesehen als drei Menschen in einem apart eingerichteten Salon. Das war ein Abend gewesen! Er in das trauliche Zusammensein der Beiden unvermuthet hineingeschneit, über die Natur dieses Zusammenseins sofort im Klaren, dabei aber äußerlich heiter, witzig, angeregt, in Ton und Miene ganz und gar der Mann, der sich freut, wieder zu Hause zu sein, ganz beatus possidens; sie, die Gegenspielerin, naiv erstaunt und freudig überrascht von seiner Rückkehr, Zug um Zug die süße Unschuld, das reine Gewissen mit der heiteren Stirn ... na ja, die begabteste Schauspielerin Deutschlands! ... und dabei doch felsenfest überzeugt davon, daß er alles durchschaut hatte und nur aus irgend einem Grunde an sich hielt; der Dritte — hm, der junge Herr, der da soeben in die Linden eingebogen war, fühlbar froh darüber, den so unheimlich aufgeräumten Weggenossen los zu werden, der hatte sich seiner Rolle am wenigsten gewachsen gezeigt. Unmuthig, unruhig war er und Beides so deutlich, daß es reichlich Mühe kostete, das auf plausible Weise nicht zu bemerken. Herr Storm, Sie müssen noch zulernen, und tüchtig!

Aber das war Herrn Storm's Sache. Für Egon von Dahlwitz war es wichtiger, nachzuprüfen, ob er bei der Haltung, die er dem Unerwarteten gegenüber instinctiv eingenommen hatte, bleiben sollte. — — Gewiß sollte er das. Er fuhr noch am besten auf diesem Wege. Zwischen Renate und ihm war Alles aus, natürlich. Wenn er sich ruhig verhielt dabei, so hieß es: Herr von Dahlwitz ist der kleinen Gerhardt überdrüssig geworden und läßt sich von seinem Schützling Storm ablösen bei ihr. Ein schroffer Bruch, gar eine Herausforderung zum Duell wäre dagegen eine Bekanntgabe gewesen: Allen theilnehmenden Freunden mache ich die traurige Mittheilung, daß meine Renate mir Hörner ...

Pfui Teufel, wie schändlich das wurmte! Und dazu lächeln müssen, frivol, leichtfertig, lebemännisch lächeln, der schönen Sünderin öffentlich begegnen wie einer, der sich ihr gegenüber im Unrecht fühlt, dem Bengel, den man zermalmen möchte, weiter Aufträge verschaffen — eine hübsche Lage! Uebrigens ein niedlicher Herr, dieser Maler Storm. Sich von dem officiellen Liebhaber des Weibes, dessen heimlicher Günstling er war, managen lassen ... ein guter Magen gehörte dazu.

Herr von Dahlwitz erschrak beinahe, als er sich auf diesem Gedanken ertappte. Wie? Sittliche Entrüstung? War er denn schon so ganz alt? — Doch wohl noch nicht. Es fiel ihm ja jetzt — Gott sei Dank! — der Theaterdirector ein, der vor sechzehn Jahren, dem Drängen der ebenso schönen als liebebedürftigen Frau Director nachgebend, das Erstlingsstück eines gewissen Egon von Dahlwitz aufführte. Wenn sich ganz alte Leute sittlich entrüsten, kuschen die Erinnerungen, welche die verdienstliche Gemüthsbewegung stören könnten.

Den Rest seines Heimwegs legte Dahlwitz raschen Schrittes zurück. Seinem Diener, der ihm aus dem Ueberzieher half, befahl er über die Achsel zurück:

„Eine Flasche Sherry auf den Schreibtisch — alle Zimmer beleuchten. Dann können Sie verschwinden. Weiter brauch' ich Sie heute nicht mehr."

„Zu Befehl, Herr Doctor."

Ehe noch der Hausherr aus dem Vorraum in sein Arbeitszimmer trat, waren seine Aufträge ausgeführt. Auf der Platte des wuchtigen Schreibtisches stand die Flasche, durch deren dickes Glas der Wein dunkelroth schimmerte, daneben das Glas. Die Thüren zu den Nebenzimmern standen weit offen, alle Räume lagen in einer Fluth von Licht unter den elektrischen Kronen. Von dem Diener keine Spur.

Dahlwitz trat an den Tisch, goß das Glas voll und stürzte den schweren Wein auf einen Zug hinab. Dann schloß er langsam ein Fach auf und nahm einen dicken Pack Photographien heraus. Er blätterte flüchtig durch den Bilderstoß. Alles Frauenbildnisse, alle schön, sehr schön, jedes auf der Rückseite mit einem kurzen Vermerk von des Doctors eigener Handschrift versehen, einem Vornamen und einem Datum. Eine Leporelloliste in Bildern. Freilich nicht ganz so lang wie das spanische Muster bloß an sechzig Stück.

Ein stolzes und doch zugleich wehmüthiges Lächeln bewegte leise den wohlgepflegten dunklen Schnurrbart des Mannes, der gedankenvoll auf den Pack Photographien herabsah. Die Besiegten seines Lebens. Frauen und Mädchen aller Stände, aller Spielarten der Haarfarbe, der Gemüthsanlage. Der Erste war er selten bei Einer gewesen, auch bei den Mädchen selten, der Letzte nie. Aber treu waren sie ihm alle, alle, so lange er die Sonne seiner Sultansgunst über ihnen scheinen ließ. Immer war er derjenige, der des Spieles überdrüssig wurde und es abbrach. Empfangen hatte er den Abschied nie und war nie betrogen worden.

Niemals betrogen ... bis jetzt.

Das letzte Bild des auf der Seite liegenden Stoßes war hintenüber gefallen und zeigte das schöne, lächelnde Antlitz eines jungen Weibes. An der oberen Kante stand von großzügiger, fester Frauenhand geschrieben „Renate". Dahlwitz staarte eine Weile bewegungslos auf die Photographie, bis sie sich vergrößerte unter seinem Blicke, Farbe gewann, sich plastisch aus der Fläche heraushob und keine todte Photographie mehr war, sondern eine Art Spiegelbild der lebendigen Renate Gerhardt mit ihren weichen, runden Wangen, dem süßen, ein wenig

Digitized by Google

sinnlichen Munde, der fein geflügelten, geraden Nase, den schwarzen, heißen Augen unter der leuchtend weißen Stirn, der goldenen Krone des schweren, metallisch glänzenden Rothhaares. Als der Schemen in aller seiner Schönheit vor den Augen des Sinnenden schwebte, durchfuhr es diesen auf einmal heiß, schneidend, ein wüthender Schmerz. Er tastete nach der Photographie, wie um sie zu Boden zu schleudern. Dann bezwang er sich aber und stellte das Blatt vorsichtig auf die Längsseite, es mit der Bildfläche an den Rücken des vorletzten Bildes lehnend.

„Nur gut, daß sie selbst nicht weiß, wie es um mich stand," murmelte er dabei. „Daß bloß die Sehnsucht nach ihr mich so früh zurückgejagt hat aus Paris, daß ich mit der Absicht nach Hause kam, sie regelrecht zu heirathen. Die Blamage wäre sonst noch fürchterlicher."

Er schloß seine Schönheitsgallerie sorglich wieder fort, trank noch ein Glas Wein und begann dann, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und ab zu gehen, auf und ab durch alle Zimmer seiner Wohnung, die er so reich und geschmackvoll ausgestattet hatte, auf die er so stolz war. Jetzt sah er von allen seinen Schätzen nichts. Er hatte überall, wohin er den Blick wandte, das nämliche Bild vor Augen, eine Art allegorischer Vision, den Berg des Lebens. Oben auf der sonnumloderten Höhe die kraftvollen Männer, die ihren Platz in der leuchtenden Wärme doch nicht behaupten konnten gegen die unendliche Masse der Jugend, die aus geheimnisvoll verschleierten Tiefen an der Morgenseite des Berges emporquoll, ein endloses Geborenwerden, und sich mählich, aber stetig den Hang herauf schob, gipfelwärts. Und oben die Männer wichen und wichen, bis sie langsam die Abendseite des Berges hinabglitten, erbleichenden Gesichts, am ganzen Körper einschrumpfend und vergreisend.

„Die Jugend, die böse Jugend, das nächste Geschlecht!" seufzte Dahlwitz. „Die Position am Herzen der schönen Weiber ist die erste, die sie uns nehmen, dann die in der Kunst, in der Wissenschaft, in der gesellschaftlichen Geltung. Eines der Lebensgüter nach dem anderen geht in ihre Hände über. Nur das Geld kann man auch mit zitternden Fingern festhalten, mit denen sogar am festesten. Aber die wenigsten haben welches, und die haben auch nichts davon."

Ihn fror, so daß er wieder und wieder zu der Flasche zurück ging und trank. Nun war ja die Zeit des Verlierens auch für ihn da. In der Liebe hatte es angefangen. Morgen vielleicht schon kam solch ein kecker Knabe und rang mit ihm um die Herrschaft über die deutsche Bühne, und rang sie ihm ab. Und so ging es fort und fort. Er, der Stürmer von vorgestern, der Sieger von gestern, der Besitzer von heute, er marschierte morgen schon auf der Rückzugslinie, hinab, hinab, die Abendseite des Berges hinunter.

Bitter! Doppelt bitter für ihn, dem mit der eigenen Niederlage Alles verloren war, der den Trost nicht hatte, in einem der jauchzend herauf stürmenden Sieger sein eigenes Selbst wieder zu erkennen — für ihn, den Junggesellen, der keinen Sohn hatte.

Er stutzte auf einmal. Doch ... er hatte einen. Freilich hatte er an der Mutter, einer Handwerkerstochter, nicht eben schön gehandelt. Er hatte ihr, noch ehe das Kind geboren war, eine Summe Geldes angewiesen und war abgereist, nach London, nach Paris. — Wenn der Knabe nach seinen Eltern geschlagen hatte, mußte er jetzt ein prächtiger Junge sein. Hm, wie alt wohl? Elf ... zwölf ... dreizehn Jahre. Wenn er dieses Kind zu sich nahm, es erzog? Die Mutter hatte ja später geheirathet, sie war vielleicht froh, den Jungen los zu werden.

Eine merkwürdige Sehnsucht nach diesem Sohne, den er nie gesehen, an den er seit einem Jahrzehnt kaum gedacht hatte, packte Dahlwitz auf einmal. Vor Aufregung zitternd, kramte er unter seinen alten Papieren, bis er gefunden hatte, was er suchte. Das waren zwei Blätter vergilbten Papiers. Auf dem einen stand bloß die Zeile: „Am 1. Juli kam ein gesunder, kräftiger Junge. Er wurde Egon getauft. Klara." Das andere war die gedruckte Vermählungsanzeige des Herrn August Plättner und seiner Frau Klara, geborene Müller.

Als diese Belege gefunden waren, schrieb Dahlwitz einen langen Brief an Frau Klara Plättner. Trotz der schon sehr vorgerückten Nachtstunde verließ er dann noch einmal das Haus, um im nächsten Café nach dem dort ausliegenden Adreßbuch die Adresse zu vervollständigen und das Schreiben in den Briefkasten zu werfen.

Am zweitnächsten Morgen empfing der Doctor die Antwort. Sie war von kaufmännischer Männerhand geschrieben und lautete:

„Sehr geehrter Herr Doctor! — Meine Frau übergiebt mir Ihren Brief zur Beantwortung, da ich Egon bei unserer Trauung in die Urkunde habe aufnehmen lassen, er also als unser eheliches Kind gilt.

Egon lebt, sieht aus, wie auf beifolgender Photographie, besucht das Königstädtische Gymnasium und bringt sehr gute Censuren. Er hat ein vortreffliches Gemüth und hängt an seinen Eltern ebenso sehr wie wir an ihm.

Hergeben würde ich ihn unter keinen Umständen. Ich bin ein armer Mann, aber ich vermag ihn zu unterhalten, und für seine Studienkosten ist das kleine Capital da, das Sie seiner Mutter seiner Zeit ausgeworfen haben. Er ist also gut aufgehoben. Bei Ihnen würde es ihm freilich glänzend gehen. Wie das, was er bei dem Wechsel doch erfahren müßte, aber auf sein junges, warmes Gemüth wirkte, brauche ich Ihnen wohl nicht aus einander zu setzen.

Unter der Voraussetzung, daß Sie den Frieden des Jungen nicht durch irgend welche Mittheilungen stören, bin ich gern erbötig, Sie von den Fortschritten des Knaben zeitweilig zu unterrichten. Persönliche Berührungen vermeiden wir besser. Hauptsächlich um meiner Frau willen. Ich für meine Person könnte mich vielleicht damit einverstanden erklären.

Hochachtungsvoll August Plättner."

„Ein braver Mann — und er hat Recht," murmelte Dr. Egon von Dahlwitz. Bitter fügte er hinzu: „Er hat wahrscheinlich auf der ganzen Linie Recht. Das haben die braven Männer immer. Nur kommt man ein wenig spät dahinter."

Er legte das Blatt zur Seite und vertiefte sich in das offene, geistvolle, bildhübsche Knabenantlitz, das die beigelegte Photographie ihm zeigte. Das kleine Bild starrte er so lange an, daß ihm schließlich die Augen feucht wurden. —

Unter den jüngeren Schülern des Königsstädtischen Gymnasiums rief acht Tage später ein seltsames Ereigniß große Aufregung hervor. Als sie Mittags das Schulgebäude verließen, stand da ein vornehmer Herr, der sah aus wie ein König in Civil. In der Hand hatte er eine Photographie, die er bisweilen ansah. Als Egon Plättner aus dem Schulthor trat, redete der Herr ihn an und fragte nach allerlei, wie er heiße, ob er Geschwister habe und anderes. Mitten in dem Gespräche fragte der vornehme Herr ganz unvermittelt:

„Sag' mal, Junge, was wünschtest Du Dir so am meisten?"

„Ein Fahrrad," erwiderte Plättner.

Der Herr nahm ihn an der Hand, führte ihn nach der anderen Seite der Straße, wo ein Fahrradhändler seinen Laden hatte und kaufte ihm das theuerste Jugendrad des ganzen Lagers. Ehe der von seinem unerhörten Dusel verdutzte Junge aber auch nur „danke schön" sagen konnte, war der vornehme Herr, der ganz gewiß ein ausländischer König in Civil war, schon in eine Droschke gesprungen und davon gefahren.

Aus der Hauptstadt.

Kärntner Wandertage.

IV.

Im Hochgebirg.

Auch in Tarvis ist noch die weltferne Stille, die der moderne Mensch besonders dann verabscheut, wenn er etwas zur Reparirung seiner von der Großstadt zerrütteten Nerven thun soll. Tarvis wird wenig besucht, weil man dort den geliebten Lärm vermißt und die noch geliebteren Menschen, die man schon im Winter nicht ausstehen kann und deßhalb in der Sommerfrische überhaupt nicht zu entbehren vermag.

Sonst freilich genügt das patricische Bergnest, in dem es von uralten, seit Jahrhunderten eingesessenen Familien wimmelt, den sogenannten berechtigten Ansprüchen. Es hat Sternennächte, wie sie eigentlich nur in Pontresina zu sehen sind: wie Fackeln funkeln die himmlischen Lichter herab, Alle sind sie unwahrscheinlich groß, und was ihre Zahl anbelangt, so hält man dies unübersehbare, endlose Gewimmel für Augentäuschung. Von Rechts wegen müßte man bei dieser Helligkeit die Zeitung lesen können. Aber es ist keine da! Merkwürdig, wie rasch sich ein unverdorbenes Gemüth die Politik abgewöhnt! Vierzehn Tage lang las ich kein Wort von der verunglückten Coronation, und doch war ich vollkommen wohlauf und schämte mich gar nicht. Schön wie bei Nacht ist Tarvis auch bei Tage. Sein Bahnhof sucht auf der ganzen Welt seines Gleichen. Der prächtig gezackte Dolomit, der Wischberg, überragt die kleine Station in majestätischer Unnahbarkeit, rechts und links gliedern sich seine Trabanten an, und mitten in diesem Cyklopen-Circus qualmen die kleinen Locomotiven der Menschlein. Kinderspielzeug. Vom Tarviser Bahnhof aus blickt man Abends in ein wildes, hinreißendes Schauspiel, wie es Mutter Natur ihren Stiefsöhnen selten so bequem vor die Augen stellt. Das Kalkgeschroff glüht ein paar Minuten lang in Blut und Purpur, wie von innen beleuchtetes Glas. Rasch kriecht der Brand nach oben zurück, bis nur noch die höchsten Zinnen und Thürme ein Krönlein tragen, und dann verwandelt sich der violette Schimmer, der die Schroffen umhüllte, in schneeiges Weiß, als streckten sich gewaltige Gletscher von den Gipfeln bis in's Thal. Wie eine Geistererscheinung, in marmorner, schier durchsichtiger Schönheit starren die Raibler Alpen, um dann ebenso schnell den grauen Mantel überzuwerfen und allmälig in Nacht zu versinken. Wenn die Leserin, die ich zu Anfang meiner Kärntner Skizzen als schön ansprach und die es sicher geblieben ist — es giebt eben kein besseres Schönheits-Conservirungs-Mittel als die Lectüre von Feuilletons — wenn also die hoffentlich noch immer schöne Leserin einmal durch Tarvis fährt, dann versäume sie nicht, von der Station aus den Sonnenuntergang mitzumachen. Allerdings kommt es vor, daß der Zug von Pontafel, der hier 20 oder 30 Minuten hält, gerade in dem Augenblick eintrifft, wo die Gluth am Wischberg entfacht wird.

Digitized by Google

Das ist dann unangenehm, weil dieser Zug sich in seiner ganzen Länge vor den von Villach heraufgekrochenen stellt und jede Aussicht verdeckt. Passirt einem das, so murre man nicht und schreibe sich nicht in's Beschwerdebuch ein, was doch zwecklos ist, sondern probire den guten rothen Special, den der Bahnhofswirth ausschenkt. Es ist nur ein Surrogat für den Sonnenuntergang natürlich, hat indeß auch seine unnachahmlichen Vorzüge. Besonders das dritte Viertel.

Von Tarvis aus geht die Thalschleiche „am Luschari", wie der Fachausdruck lautet, oder in den imponirenden Thalschluß der Seissera, oder sie fährt nach Raibl, wo sie einen zwischen steilen Felsmauern ausgegossenen, grünen Sagensee findet und auf dem nahen Predilpaß bei günstigem Wetter die strammste Bora des Karst vorüberbrausen hören kann. Der Luschari ist ein heiliger Berg. Kaiser Josef II., bekannt als zielbewußter Reformer, ließ das wunderthätige Marienbild aus der Höhe in's Thal bringen, aber immer fand es den Weg zum Gnadenkirchlein oben zurück. Und zwar, ohne daß sich die Menschen darum bemühten. Darum wird der Luschari in den sonnigen Monaten nie von Wallfahrern leer. Am Marientag ziehen an die Zwanzigtausend zu ihm hinauf, meist slovenische Bauersleute, und es ist dann buntes slavisches Treiben dort oben. Nichtpilger besuchen den Berg seiner Aussicht halber, derentwegen er es schon verdient, der Himmelskönigin geweiht zu werden. Ein so strahlendes Bild, eine so zauberschöne Vermählung grüner Thäler und vereister Zinnen, phantastisch ausgesägter Kalkriesen ... Der Glockner taucht als Zuckerhütchen auf, machtvoll stürzt die Gletschermasse des Ankogl nieder, in dunkler Furche schimmert der blaue Wörther See. Auch den Dobratsch erspäht man, den „österreichischen Rigi", auf dessen Haupt ebenso viel Regen niederzutriefen pflegt wie auf die kahle Platte seines berühmten Namensvetters. Ich habe diese berechtigte Eigenthümlichkeit der „Villacher Alpe" ausgiebig kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, als ich in der dritten Morgenstunde von Bleiberg aufbrach und dann fünf Stunden lang durch strömende Nässe spazierte. Anfänglich glomm noch das erste Licht des Sonnenaufgangs um den Wald, und zwischen Regen und fahlem rothem Schein öffnete sich an der Richardsruhe ein geheimnißvoll schöner Blick auf den See in der Tiefe. Es war, als hätte er allen Glanz des Morgens aufgesogen, als wär' in seinem schmalen Becken die Gluth vereinigt, die sonst über endlose Himmelsweiten verflackert, und strahle nun, durch die Zusammenfassung in ihrer Kraft verzehnfacht, magischen Glanz hervor. Der währende Regen löschte allzu schnell das überirdische Bild aus. Oben auf dem Gipfel lag der dichte Nebel, der mir schon seit früher Jugend aus den Harzbergen intim bekannt ist. So sehr war ich auf das Wiedersehen mit ihm nicht erpicht, daß ich allein deßhalb die weite Reise nach Kärnten angetreten hätte. Wir trennten uns deßhalb schon nach wenigen Minuten, und wenn der Abschied nicht gerade frostig ausfiel, so hatte das seinen Grund nur in der feuchten Wärme, die den Dobratsch umwitterte und mir den Schweiß aus allen Poren trieb. Glücklicherweise giebt es außer den Trinkgelegenheiten oben noch eine auf halber Höhe. Zwei Schwestern, die eine jung, die andere sehr jung, bewirthschaften das Häuschen, und wenn der „Preblauer", den sie mir zum Rothen empfahlen, auch matt wie Luisen's Seele war, so entschädigte ihr Heuriger mich durch desto feurigere Herzlichkeit. Das minder junge von den beiden bergeinsamen Fräulein erstattete mir eingehenden Bericht über einen schrecklichen Felssturz des Dobratsch, der irgendwann im finsteren Mittelalter stattgefunden und mindestens 26 Dörfer verschüttet hat. Auf ein Dutzend mehr oder weniger kommt es ja bei solchen Elementarereignissen nicht an. Gerettet wurde von allen Umwohnern nur der Abt des betheiligten Klosters, ein frommer Herr, der die Gewohnheit hatte, Nachmittags am Fenster zu sitzen und hinauszublicken. (Er wäre der geeignetste Schutzheilige für unsere Büreaukraten.) Der Abt bemerkte plötzlich, daß sich der Tag verfinsterte, ein grausames Brausen zog durch die Luft, und nach einer Stunde fand er sich wohlbehalten in der Tiefe wieder. Der Umstand, daß er sich nicht im Klostergebäude, sondern im frei gelegenen Fenster-Vorbau aufgehalten hatte, war ihm zum Lebensretter geworden. Woraus die hygienische Nützlichkeit des andauernden Aus-dem-Fenster-Blickens überzeugend erhellt.

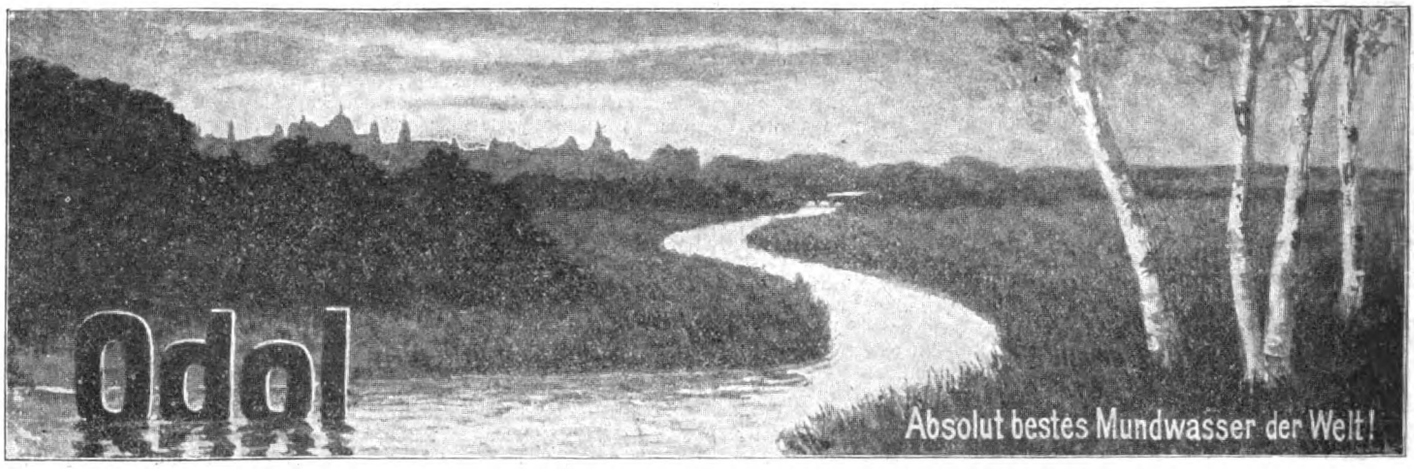
Wenn es Einem während des Aufenthaltes in Tarvis auf deutschem Boden zu langweilig wird, so setzt man sich auf die Bahn und gleitet nach Pontafel, wo man dann nur noch eine Brücke zu überschreiten hat, um in Pontebba und auf italienischer Erde, unter dem beliebten südlichen Himmel zu sein. Pontafel ist in seinem Aeußeren ein ganz neuzeitliches, Pontebba, die Nachbarin, ein prächtiges, uraltes Städtchen. Pontafel zeigt ganz deutschen, Pontebba ebenso scharf ausgeprägten wälschen Charakter. Und die Menschen hüben, deren Leben sich in den Häusern abspielt, wie es im rauhen Nord so der Brauch ist, finden ihr ergötzliches Pendant in denen drüben, die nach italienischer Sitte alleweil draußen auf der Straße liegen. Dabei trennt nur ein Bächlein und eine Zollmauth die mit grotesker Schärfe hervortretenden Gegensätze. Von Pontebba fährt der wißbegierige Fremde auf schneeweißer Landstraße, immer das rauschende Wasser zur Linken, nach Chiusa forte und bestaunt unterwegs die verwogenen Kunstbauten der Gebirgsbahn. Nichts als Tunnels, Viaducte, Aufmauerungen — man begreift gar nicht, wo die Italiener das Geld dazu hergekriegt haben. Es ist ein wunderhübsches Thal, und wenn nicht die Ruinen an der Straße, verlassene und verfallene Häuser so gar beredt vom Elend des Volkes sprächen, von dem hier schon beginnenden Elend, dann könnte dem Wanderer inmitten all' dieser lachenden, fröhlichen Anmuth selbst recht fröhlich um's Herz werden. Chiusa forte ist, wie Tarvis, eine Sommerfrische der Triester. Aber in Chiusa forte versammeln sich die italienisch Denkenden und Sprechenden, und man merkt es an ihren Frauen, daß sie allesammt sehr einig sein müssen, denn Einigkeit macht bekanntlich stark. Wer für schöne Gliedermassen colossaler Weiblichkeit Verständniß hat, dem wird Chiusa forte ein Paradies sein; übrigens ist auch der Chianti hier recht trinkbar. In Tarvis dagegen versammelt sich das erholungsbedürftige Deutschthum Triests. Einem Deutschthum, das so bildsaubere, schlanke, blonde Mädels hervorbringt, wie eins beim Teppan in Tarvis umherspazierte, kann auch der entschlossenste Gegner pangermanischer Bestrebungen nicht abhold sein. Ich bin kein entschlossener Gegner besagter Bestrebungen, und darum gefielen mir die Blonde und die in ihr verkörperte Triester Deutschgesinnung doppelt gut.

Tarvis ist für Wanderfahrten durch frische, farnenbestandene Waldreviere ein ebenso günstiger Ausgangspunkt wie für Hochtouren in's wenig begangene Gebiet der Raibler Alpen. Zumal der Kletterer findet in diesem Dolomitgebirg sein Genüge. Schier unbezwinglich scheint die Steilheit der Abstürze ringsum, und selbst die Ersteigung des Wischbergs, die Einem als verhältnißmäßig leicht angepriesen wird, kostet mehr Schweiß nnd Kraft und Gewandtheit denn mancher hochberühmte, nur mit ehrfürchtigem Schauer genannte Gipfel in den Centralalpen. Ich glaube, die Herrschaften, die Kärntens Berge gering achten, thun es allein auf Grund ihrer genauen Kenntniß der Reisehandbücher. Wir begegneten im Canalthal einem jungen Mann aus Breslau, der „gerade nicht auf der Tour war", wie er uns treuherzig versicherte, dem man es aber ansah, daß er mit dem Musterköfferchen besser umzugehen verstand als mit dem Bergstock. Er bat so dringend, sich uns anschließen zu dürfen, und brachte so gute Gründe dafür vor — „die Sache wird billiger, meine Herren, wenn wir Drei uns in den Führer theilen" — daß wir ihm seufzend die Bitte gewährten. Er hielt denn auch treu zu uns, selbst als wir ihn zwangen, auf dem kantigen Widerrist eines Ackerkarrens Platz zu nehmen, der bequemen Platz nur für Zwei bot, und er suchte unsere Liebe rastlos dadurch zu erwecken, daß er sämmtliche Functionen eines Hofcouriers für uns übernahm. Als es dann aber in der ersten Morgenfrühe losgehen sollte, hinauf zur Höhe, wo die Freiheit wohnt, da erklärte er, erstens mit seinem Magen in Unordnung zu sein, zweitens aber noch gestern Abend vom Führer erfahren zu haben, daß der letzte Theil des Weges verteufelt unangenehm und bloß für Schwindelfreie sei. Da die Schwindelfreiheit in seiner Branche zur Zeit nicht sonderlich groß zu sein scheint, so blieb er im Bette liegen, was entschieden den sichersten Schutz vor'm Absturze bietet, ersuchte uns jedoch, seinen großmächtigen photographischen Apparat mitzunehmen und „Aufnahmen zu machen von den allergefährlichsten Stellen". Die wolle er dann nach der Heimkehr seiner Cousine in Breslau zeigen. Es drohte ein heißer Tag zu werden, und es erwies sich nachher, daß diese Drohung nicht leichtfertig und übereilt gewesen war. So mußten wir darauf verzichten, der Breslauer Cousine untrügliche Beweise für das Heldenthum des Cousins zu liefern und dem ernsten Führer seinen heiteren Apparat aufzupacken ...

Schönes Kärnten — das war so ungefähr der letzte Streich. Trautwein's treffliches Touristenbuch, das bei Edlinger in Innsbruck erscheint und das ich wirklich von Herzen loben muß, denn es hat mich, wo immer ich seines Rathes bedurfte, nie im Stiche gelassen und ist so prächtig wortkarg, wie alle Vielwissenden und Erfahrenen, Trautwein's Alpenbuch also schlug zwar noch eine Menge genußversprechender Kraxeleien und Spaziergänge vor. Aber meine Stunde war gekommen. Und so fuhr ich von Tarvis mit seiner gediegenen Hausmarke, seiner strammnationalen Gesinnung und seinen sonstigen guten femininen Eigenschaften westwärts. Blieb mir doch noch der Knalleffect der Kärntner Natur zu sehen übrig. Ich bin vor Jahren von Ferleiten her zum Glocknerhause aufgestiegen und habe damals den langwierigen Weg unter den Leiterköpfen hin gewählt, um dem weißköpfigen Könige der Hohen Tauern meine Antrittsvisite zu machen. Heuer fiel ich von Dölsach her in sein Gebiet ein. Das war ein Abend, als wir im letzten, blinkenden Licht vor der Hofmannshütte saßen und unser Schlummerpfeifchen rauchten, während der Hermelin Sr. Majestät und die gewaltige Pasterze silbern leuchteten und eigenes Licht in die dämmernde Ferne hineinzustrahlen schienen. Das war ein Morgen, als wir bei Laternenlicht, die übliche Erbssuppe im Magen, abmarschirten, als dann plötzlich Hohe Riffl und Johannisberg sich Rubinkrönlein auf's Haupt setzten und ein Blick in die von Eispyramiden überragten, nun düsterroth flammenden Schneefelder sich aufthat. Später ward's weniger angenehm, denn die Moräne der Pasterze, die zum Mooserboden abfällt, giebt dem müden Gletscherwanderer den Rest. Aber nachher, aber Nachmittags das liebliche Kapruner Thal! Herrn Adjunct Kaiser in Wien, der sich um seine Erschließung ewige Verdienste erworben hat, sollte man eine Ehrentafel stiften.

Max Kempff.

Digitized by Google



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Soeben ist erschienen:

Lenaus Frauengestalten.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lenaus Gedichte.

Miniaturausgabe in Lederhalbfranzband.

Preis M. 3.—.

Diese Bücher erscheinen zum 100jährigen Geburtstage Lenaus, dessen Lieben und Leiden, Singen und Sagen, Leben und Sterben sie schildern! Mögen sie dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von **Richard Nordhausen.**

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30 Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 19. Juli 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Klatsch. Von Caliban. — Der schweizer Deutsche in seiner wahren Gestalt. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Sociale Ausblicke. Von Karl Nötzel. — Aus dem Culturleben Frankreichs. Von Eugen von Jagow (Paris). — **Literatur und Kunst.** Bret Harte. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — Klinger's Beethoven in der Wiener Secession. Von Dr. Hermann Ubell (Wien). — **Feuilleton.** Die Fuchsjagd. Von Karl Pauli. — **Aus der Hauptstadt.** Mirabeau. Von Spero. — Der Friedericianische Paradegriff. Von Carl von Wartenberg. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — **Offene Briefe und Antworten.** Ein Laien-Urtheil über die Ich-Technik. Von C. Reim. — Notizen. — Anzeigen.

Klatsch.

Daß Wilhelm II. unsere innere Politik beherrscht und zu ihrem Mittelpunkte geworden ist, hat seinen Grund doch immerhin nur zum Theil in der Persönlichkeit des Kaisers. Gewiß, er drückt mit großer Kraft auf sie, und seine Machtmittel ermöglichen es ihm, oft genug Wollen und Worte in Thaten umzusetzen. So sinken die Minister, vor Allem der Reichskanzler, ganz und gar zu Handlangern des Monarchen herab. Seine Anschauungen sind entscheidend, und auf seinen Wink schwenkt die gesammte höhere Beamtenschaft nach Art der Unterofficiere ein. Aus dem schönen Werke des preußischen Generalstabes über Kolin geht hervor, daß der große König selbst nach sieben gewonnenen Schlachten im Kriegsrathe häufig genug auf entschlossenen Widerstand seiner Generale stieß. Wilhelm II. hat noch keine sieben Schlachten gewonnen; daß aber irgend Jemand aus dem weiten Kreise seiner Diener und Gehilfen ihm gegebenen Falls zu opponiren wagen würde, ist völlig ausgeschlossen. Die gewaltige Macht, die der Kaiser thatsächlich ausübt, ist nur zum Theil das Ergebniß seiner überragenden Stellung. Zum anderen Theil erklärt sie sich aus dem bedingungslosen, schweigenden Gehorsam Derer, die zu seinen Rathgebern berufen sind. Nicht umsonst mehren sich unter ihnen die Generale. Es wäre falsch, diese Männer deßhalb zu tadeln. Sie meinen als treue preußische Royalisten ihre Pflicht zu thun und wissen auch, daß offene Gegensätze zwischen Fürst und Beamten selbstverständlich mit der Abdankung des Beamten enden. Nur Wenigen eignet die Klugheit Miquel's, der auf weiten Umwegen zum Ziele kam. Nur Wenigen seine zähe Geduld, die sich in schier endlosem Hin und Her schließlich mitunter doch den Preis eroberte und den Kaiser dahin führte, wo der weise Alte ihn haben wollte. Miquel liebte Wilhelm II., übte aber gleichzeitig praktische Kritik an ihm, indem er seinem starken Schaffensdrang andere Bahnen wies oder zu weisen versuchte, als sie dem Monarchen vorgeschwebt haben mochten. Der letzte Versuch dieser Art, der die Canalfrage betraf, führte freilich auch das Ende des Miquel'schen Glückes herbei. Und die Spuren schrecken. Der Miquelschlag ist ausgestorben, wie der Schlag der ganz offenen und ehrlichen Lentze. Wenn die Spitzen der Verwaltung jedes kaiserliche Wort Tabu nennen und ihren Ehrgeiz darin erschöpfen, Politik nach Grundsätzen zu machen, die sie gleichzeitig mit allen anderen Zeitungslesern aus Trinksprüchen des Herrschers kennen lernen; wenn der Kölner Weihbischof dem Monarchen etwas von dem Geist Karl's des Großen zuspricht, während der greise Loë die Bonner Rede als herrliche That preist, so geht damit jeder Maßstab verloren. Gleichzeitig auch die Neigung, das nachzuholen, was die sehr geehrten Herren versäumen. Rasend schnell entfernen wir uns von den Gepflogenheiten des alten Preußenthums. Ehedem war es selbstverständlich, daß der Beamte oder der Officier seinen König liebte und ihn für einen tüchtigen Mann hielt. Deßhalb arbeitete er für ihn, opferte das Letzte für ihn. Nie aber fiel es ihm bei, dem Herrscher auf offenem Markte grobe Schmeicheleien zu sagen. Er redete nicht, außer wenn ihn sein Gewissen dazu zwang. Diesem Freimuth des Gewissens, der vor ehrerbietigem Tadel keineswegs zurückschreckt, begegnet man heute nicht mehr. Man beleidigt die Majestät, indem man sie mit Schmeicheleien überhäuft und schreckt auch, wenn man sich sicher fühlt, vor Majestätsbeleidigungen gröberen Kalibers nicht zurück. Der gehässige Klatsch — das ist die natürliche Kehrseite der Medaille. Heimliche, höhnische Lästerung hält allzu oft der öffentlichen Anbetung die Stange. Nicht nur die Eingeweihten wissen das. Es ist so menschlich, sich menschlich an Götterbildern zu rächen. Jemand hat neulich gemeint, der Klatsch kennzeichne und verrathe den Streber. Nie ist Thörichteres gesagt worden. Der Streber würgt auch das letzte Bißchen Oppositionsgeist tapfer hinab und läßt sich nicht dazu verführen, gleich Anderen, Temperamentvolleren gelegentlich wenigstens unter vier Augen in die Zügel zu knirschen. Der richtige und correcte Streber wird den Klatsch der Nebenleute ausnutzen, um zu steigen — er hat ja nur nöthig, an geeigneter Stelle den Klatsch und die Klatscher entrüstet zu denunciren. So wie es beispielsweise jetzt in Zeitungsartiken geschieht.

Unter Klatsch außer der zischelnden Verleumdung auch noch die freimüthige Erörterung kaiserlicher Reden und Maßnahmen zu verstehen, dazu gehört allerdings ein bislang selbst in Deutschland noch nicht erreichter Grad von politischer Schmarotzerei und Verlogenheit. Jedem Staatsbürger, der verfassungsrechtliche Bedenken gegen Wilhelm's II. Regierungsweise hat, steht es wohl an, sie geltend zu machen. Dies ist sogar seine Pflicht. Kein rechtlich Denkender wagt es abzuleugnen, daß das persönliche Regiment bei uns bereits stabilirt ist. Man mag sich zu dieser

Digitized by Google

Thatsache stellen, wie man will, mag sie begrüßen oder beklagen — aus der Welt zu schaffen ist sie nicht. Wer hier trotzdem Vogel Strauß-Politik predigt, der läuft selbst Gefahr, des sykophantischen Streberthums verdächtigt zu werden, und es wird ihm wenig nützen, daß er den Millionen Andersdenkenden mit verworrener Logik seine eigenen Sünden vorwirft. Oder aber er giebt zwischen den Zeilen zu, daß seine Anschuldigungen nicht Klatsch, sondern das genannt werden müssen, was das bekannte Berliner Reimwort auf Klatsch ausdrückt.

Caliban.

Der schweizer Deutsche in seiner wahren Gestalt.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Der Rector einer deutschen Hochschule entbietet dem germanischen Museum, das stiftungsgemäß für alle deutschen Stämme ohne Rücksicht auf die damals überhaupt noch nicht vorhandenen heutigen Grenzmarken gegründet ist, im Auftrag der Lehrer und Hörer den üblichen Jubelgruß und betont dabei die Gemeinsamkeit der deutschen Gesittung und Kunst. Er weist zugleich unnöthiger Weise auf die politischen Vorbehalte hin, die die Schwaben der Alpen von den Stammesbrüdern nördlich des Rheines trennen. Darob Empörung unreifer Studenten, flegelhafte Katzenmusik und rohes Einschreiten der Berner Wächter der Ordnung. Alles schweizer Eigenthümlichkeiten, die beweisen, wie schädlich dem allemannischen Volkstheil die Entfremdung vom angestammten Reiche geworden ist. Der Senat der Universität stimmt in die Verdammung des eidgenössischen Amtsblattes, des Bundes, ein, und Prof. Dr. Vetter fordert als unschuldig gekränkter Ehrenmann seine Entlassung. Der Bund warf ihm sogar das Streben nach einem gut besoldeten reichsdeutschen Lehrstuhl vor. Damit hat er freilich wider Willen den schweizer Charakter gekennzeichnet, dem seit der Trennung vom Reiche Alles für Geld feil ist. Die einst so stolzen Waldstätten verkauften ihre Kinder als Soldaten dem König von Frankreich, und wer Schweizer sonst erstehen konnte, der konnte sie in Massen kriegen. Dies waren die freiheitsdurstigen Alpenbauern, die die österreichischen und burgundischen Ritterheere ehemals aus dem Lande schlugen. Nein, sie waren die bewaffneten Bedienten der Bourbonen geworden. Daher ihre bedientenhafte, französische Gesinnung, die sich der Muttersprache schämt. Freilich beherrscht der angeblich so gebildete Schweizer nur seine Mundart, das Hochdeutsche selbst kann er nur schreiben. Dafür redet er die schlimmste Aussprache des geliebten Französisch. Ja, die nur verwelschten Westschweizer, ebenfalls gute Schwaben mit burgundischen Ueberbleibseln, also Alles Deutsche, radebrechen nicht viel besser die aus Eitelkeit angenommene Verkehrssprache. Sogenannte französische Schweizerinnen sind als Bonnen mit Recht gefürchtet und stehen noch unter den entsprechenden Belgierinnen. Man ist eben nicht grundlos bloß ein dummer Deutscher, der hübsch bei seiner Muttersprache bleiben soll. Ach, diese kindische Fremdenliebe ist ja so recht deutsch, die Bedientenhaftigkeit aus der Zeit der Schmach seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht minder. Auch die deutschen Kleinfürsten verkauften ihre Landeskinder nach England und Holland. Das preußische Heer Friedrich's des Großen bestand zu zwei Dritteln aus anderen Deutschen. Heuert jetzt Frankreich mit seinem Golde nicht mehr die Leiber, so fängt es dafür die Seelen. Der französische Sprachverein arbeitet in Belgien und der Schweiz mit Unterstützung der französischen Regierung unter besonderem diplomatischen Druck gegenüber diesen schwachen Grenznachbarn der politischen Einverleibung durch Vorschieben einer neuen, künstlichen Sprachgrenze innerhalb unseres deutschen Sprachgebiets mit Erfolg und Geschick vor. Selbst schweizerische Beamte sind Mitglieder dieses Kampfvereins geworden, dessen Ehrenvorsitzender in Bern der französische Botschafter ist. Die Mitglieder und Werber sind nicht etwa sogenannte welsche Westschweizer, sondern echte Deutschschweizer mit guten deutschen Namen. Während das deutsche Reich ängstlich jede Anspielung auf das deutsche Stammesempfinden der Schweizer vermeidet, die doch stolz sein müßten, ein Theil dieses großen Volkes zu sein, ist der Schweizer selbst so jedes nationalen Ehrgefühls bar, daß er in lächerlicher Selbstberäucherung von einem schweizerischen Volksthum spricht, das auch brüderlich verwelschte und italianisirte Deutsche umfaßt — nur daß sie mit dem Haß der Abtrünnigen offen mit dem französischen und italienischen Ausland liebäugeln und gegen ihre eigenen Landesgenossen angreifend vorgehen. Das deutsche Sprachgebiet schmilzt deutlich wahrnehmbar zusammen. Selbst die deutsche Einwanderung in den Jura und südlich des Gotthards wird verwelscht. Während diese entdeutschten Schweizer unter dem Vorwande des Schirmes ihres neuen welschen Volksthums überall Schulen und Geltung ihrer Sprache heischen, schicken die biederen Deutschen ihre Kinder in die französischen und italienischen Unterrichtsanstalten und lernen selbst mühsam die Fremdsprache. Man kann es den Welschschweizern nicht verdenken, daß sie sich die Sprache der Hausknechte nicht aneignen wollen, da ihre Landesgenossen ja selbst ihre Muttersprache verachten. Einst verbreiteten die stolzen Herrengeschlechter Berns an dem Nordgestade des Genfer Sees ihre Mundart, und deutsch lauten noch heute die Ortschaften am See, wie Losanen am Jurten (Lausanne, Mont Jorat), Vivis (Vevey), Peilz (Tour de Peilz), Desch (Chateau Oeux), Zylich (Chillon), Morsee (Morges), Neustadt (Neuville), Jamen- und Mittagshorn (Dent du Jamen et du Midi). Aber ihre Nachkommen haben diesen Stolz verloren und nur die schmähliche Erinnerung an die bourbonischen Reisläuferdienste behalten. Sie entehren sich mit der Sprache ihrer früheren Soldherren. Dieser Ausbruch würdeloser volklicher Gesinnung, wie sie der Vetter'sche Zwischenfall darthut, kann uns bei dieser Sachlage gar nicht wundern. Ob wir aber der Verwelschung und dem Deutschenhaß der Schweiz, die dadurch ihr eigenes allemannisches Nest beschmutzt und das Gedächtniß einer ehrenreichen Geschichte fälscht, noch länger gleichgiltig zuschauen dürfen, erscheint mir als allzu große diplomatische Zurückhaltung, die wohl dem amtlichen Deutschland gebührt, aber nicht dem Volke ansteht. Was würden z B. die Schweizer dazu sagen, wenn das deutsche Schaf gerade in der Reisezeit ausbliebe, von dessen zu scheerendem goldenen Vließ sie doch hauptsächlich leben?

Sociale Ausblicke.

Von Karl Nötzel.

Die Zeit der glänzenden Socialtheoretiker ist gründlich vorüber. Zwei principielle Fehler beging von jeher der theoretische Socialismus, Fehler, welche seine Realisirung für ewig unmöglich machen und seine Bedeutung auf die einer Energie erweckenden Illusion beschränken. Er übersah die natürliche Selbstsucht des Menschen und seine ebenso ursprüngliche Ungleichheit. Der nun einmal nicht fortzuleugnende weltbeherrschende Egoismus wurde von ihm als bloße Folge unnormaler socialer Verhältnisse dargestellt. Jeder Socialismus ist seinem innersten Wesen nach culturfeindlich und durch und durch Mitleidstheorie. Den Ausgleich zwischen Mitleid und Cultur glauben wir heute in der Socialreform gefunden zu haben. Diese geht von der natürlichen Selbstsucht des Menschen aus und von seiner ebenso

Digitized by Google

ursprünglichen Ungleichheit. Sie stützt sich auf die Erforschung davon, wie diese beiden Factoren in ihrer natürlichen Entwickelung das Wirthschaftsbild bestimmt haben. Sociale Bewegungen erscheinen uns immer nur als Anzeichen dafür, daß bestehende wirthschaftliche Verhältnisse sich überlebt haben und die natürliche Entwickelung eine unnormale zu werden droht. An sociale Radicalmittel glauben wir nicht mehr, sondern bloß an einen ganz allmäligen Fortschritt, wie ihn uns die Naturgeschichte als natürliche Evolution hat kennen gelehrt. Wir können nichts Anderes dazu thun, als durch sorgfältiges Studium der Vergangenheit und der Gegenwart auf die Zukunft schließen. Darin sind wir noch sehr zaghaft, aus Furcht, in den alten, naiven Optimismus zu verfallen. Wir halten es indeß nicht für völlig werthlos, uns einmal zu fragen, ob sich nicht schon in der gegenwärtig angebahnten Socialreform Keime zur radicalen Beseitigung des socialen Elends finden. So weit sich die sociale Reform bis heute überschauen läßt, scheint sie folgende Richtung genommen zu haben: Bei dem Uebergang aus dem Handwerks- zum Fabrikbetrieb in den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts bildete sich ein Proletariat, dessen Leiden und Entbehrungen bald nicht mehr zu übersehen waren. Wohl weniger hier und da gewaltsam hervortretende Revolutionen als der ständige Anblick des Elends veranlaßte zunächst die erleuchtetsten Geister, auf die Nothlage der Arbeiter immer wieder hinzuweisen und damit die Wege zu ihrer Organisation zu ebnen. Selbsthülfe auf dem Wege der Coalition, unterstützt durch die seelische Antheilnahme von Seiten der Besitzenden, schufen eine Arbeiterschutzgesetzgebung. Zunächst steuerte man den dringenden Uebelständen. Es wurde die Arbeitsdauer im Allgemeinen geregelt, diejenige der Frauen und Kinder ganz bedeutend beschränkt und für hygienische Arbeitsräume gesorgt. Eine jede Schutzgesetzgebung zielt in letzter Instanz dahin, die Fabrikarbeit so zu gestalten, daß sie ohne Gefährdung der Gesundheit und Moral des Arbeiters ausgeübt werden kann. Sie hat von vornherein die Tendenz, sich zu einem socialen Radicalmittel auszuwachsen. Je näher man das Leben des Proletariers betrachtete, desto mehr fand man daran zu reformiren. Schließlich — und das ist heute beinahe der Fall — mußte ein Zustand eintreten, wo für den Arbeiterstand mehr gesorgt ist, als für die meisten anderen Berufsarten und dort Uebelstände lange beseitigt sind, welche anderswo ruhig geduldet werden.

Unbestreitbare Thatsache bleibt es, daß der Arbeiter schon heute viel besser daran ist als der Dienstbote, der Heimarbeiter, der Contorgehülfe, der kleine Beamte, ja sogar ein Theil der Geistesarbeiter. Die ausgleichende Gerechtigkeit verlangt, daß der Schutz, welcher den Arbeitern, als den zunächst Hülfsbedürftigsten, zu Theil wurde, auch auf die anderen Erwerbsclassen ausgedehnt werde, natürlich unter entsprechender Anpassung an die jeweiligen Arbeitsbedingungen. Mit anderen Worten: Die leitenden Principien des Arbeiterschutzes müssen zu allgemein giltigen werden. Ich verstehe unter ihnen die Forderungen, daß eine jede Arbeit ohne Gefährdung für Gesundheit und Sittlichkeit ausgeführt werden könne, daß sie Zeit und Kraft lasse zu einem privaten Leben, daß sie einen ausreichenden Verdienst gewähre, und daß der sie Ausübende bei Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Arbeitslosigkeit nicht dem Elende anheimfalle.

Wenn zu der in Deutschland obligatorischen Arbeiterversicherung noch Wittwen- und Waisenpension, sowie Arbeitslosenversicherung hinzutritt, was bloß eine Frage der Zeit bedeutet, so wird in der That im Arbeiterstande das sociale Elend im Princip radical beseitigt sein. Es handelt sich also bloß noch darum, daß die dort geltenden Grundsätze auf alle Berufsarten unterschiedslos angewandt werden. Und dies erscheint mir, so weit ich voraussehen kann, der natürliche Weg der socialen Evolution zu sein. Der ursprünglich am meisten hülfsbedürftige Stand macht die sociale Reform unaufschiebbar. Einmal im Gange, kennt sie keinen Stillstand. Schließlich hebt sie diesen Stand zu einer socialen Gesichertheit empor, welche diejenige aller anderen Stände übertrifft und in deren Princip die radicale Beseitigung aller socialen Uebel liegt. Die ausgleichende Gerechtigkeit überträgt schließlich die bei Betrachtung der socialen Tiefe gewonnene Erkenntniß von der Schutzbedürftigkeit des arbeitenden Individuums bis auf die höchsten Spitzen socialer Thätigkeit. Daran wird keine Erdenmacht etwas zu ändern vermögen.

Wie gesagt, begann die sociale Reform bei den Fabrikarbeitern. Waren sie wirklich am schutzbedürftigsten? Meines Erachtens nicht. Landarbeiter, Heimarbeiter, Dienstboten, viele Handwerker, kleine Contorbeamte befanden sich wohl vielfach in derselben oder in noch schlechterer Lage. Aber nur der Fabrikarbeiter hatte in Folge des Zusammenarbeitens in großen Massen die Möglichkeit einer gemeinsamen Interessenvertretung. Er allein konnte sich selbst helfen. Daher nennt er sich auch nicht mehr Fabrikarbeiter, sondern einfach Arbeiter. In dieser Bezeichnung liegt eine sehr große Anmaßung, gleich als ob nicht wir Alle Arbeiter wären. Was war es nun eigentlich, was den Arbeiterstand derartig hülfsbedürftig erscheinen ließ? Der geringe Lohn und in Folge davon die Unmöglichkeit, Etwas zurückzulegen. Seither haben sich die Fabrikarbeiterlöhne in aufsteigender Linie bewegt und übertreffen schon jetzt vielfach diejenigen der bürgerlichen Berufsarten, der kleinen Contorgehülfen, Beamten, ja sogar vielfach diejenigen der Chemiker und Ingenieure, wenigstens in Anfangsstellungen. Und dabei ist bei den bürgerlichen Berufen die Möglichkeit zum Sparen noch weit geringer, weil dort die Lebensführung auf einer gewissen Höhe gehalten werden muß, wenigstens die Kleidung. Das verlangt der Vorgesetzte. Der Arbeiter kann aber ruhig die blaue Bluse tragen. Weßhalb hat man nun dem Arbeiter geholfen und nicht den Anderen? Weil er sein Recht geltend zu machen verstand. Seine Selbsthülfe wird indeß auch Jenen zu Gute kommen. Mit der Einführung der obligatorischen Arbeiterversicherung hat der Staat ein äußerst weittragendes Princip inaugurirt. Alters- und Invaliditätsversicherung ist nichts weiter als eine Beamtenpension; indem eine solche jedem im Privatbetrieb thätigen Arbeiter gewährt wird, erkennt der Staat eine jede nützliche Arbeit als Beamtenthum an, das heißt als Arbeit für das Vaterland, und duldet es nicht, daß Derjenige, welcher seine besten Jahre in solcher zugebracht hat, im Alter ohne Brod bleibe. Im Princip wird hiermit jede ehrliche Arbeit als Verdienst um die Allgemeinheit anerkannt.

Nur aus der praktischen Unmöglichkeit, gleich für alle bürgerlichen Berufsarten in dieser Weise sorgen zu können, erklärt sich die Inconsequenz der ursprünglichen Beschränkung der Staatsversicherung allein auf die Fabrikarbeiter. Indeß schon ist sie auf die Landarbeiter, Dienstboten und Heimarbeiter ausgedehnt worden, und ihre Erweiterung auf alle anderen Privatangestellten ist eigentlich nur eine Frage der Zeit. Es mag Vielen als eine völlige Illusion und als technisch unausführbar erscheinen, aber zweifellos verlangt die einfache Consequenz die Ausdehnung der Alters-, Invaliditäts-, Kranken- und Unfallversicherung auf alle Bürger. Die hierzu erforderlichen Beträge müßten direct mit den Steuern erhoben werden; sie könnten bei der großen Zahl der Versicherten und dem in der Mehrzahl der bürgerlichen Berufe verhältnißmäßig geringen Risico von Unfall und Invalidität sicher unverhältnißmäßig geringer sein als bei jeder Privatversicherung. Ich will durchaus nicht behaupten, daß dies Princip schon jetzt durchführbar sei. Es steht aber für mich außer aller Frage, daß wir uns in dieser Richtung bewegen. Der Staat glaubt sich zur Oberaufsicht über die Privatversicherungs-Anstalten berechtigt, und er ist es zweifel-

Digitized by Google

los, weil hier ein vitales Interesse der großen Mehrheit seiner Bürger dem natürlichen Egoismus der sehr kleinen Anzahl der Versicherungsactionäre gegenübersteht. Der Staat hat nie die an sich wundervolle Rousseau'sche Illusion von der ursprünglich guten Menschennatur getheilt, sondern er setzt bei jedwedem wirthschaftenden Individuum zunächst und immer wieder nur Selbstsucht voraus. Zu dieser Erkenntniß hat ihn die ständige Vertretung der Gesammtinteressen gegenüber dem Eigennutz Einzelner erzogen. Die unverkennbare Richtung einer immer größeren staatlichen Ueberwachung im Versicherungswesen muß unseres Erachtens unbedingt früher oder später zum Uebergang des Gesammt-Versicherungswesens an den Staat führen, wenn nämlich die staatlich verlangten Garantien eine Rentabilität des complicirten Apparates für den Privatbetrieb einmal in Frage stellen werden. Ich würde darin einen sehr großen socialen Fortschritt erblicken; ja ich halte es direct für eine der Aufgaben des Staates, auf die Uebernahme des Gesammt-Versicherungswesens hinzuarbeiten. Der Staat allein kann die erforderliche Billigkeit erzielen, nur er vermag hierbei Garantie zu bieten und das Publicum zu schützen vor allen Kniffen, welche der erbitterte Concurrenzkampf im Versicherungswesen leider so oft zu Tage fördert. Ich verlange die staatliche Uebernahme schon allein aus dem Grunde, weil eigentlich alle Bürger Interessenten sind, gegenüber den paar Gesellschaften, und die Vertretung der Gesammtinteressen doch sicherlich Sache des Staates ist. Denken wir uns einmal das gesammte Versicherungswesen in den Händen des Staates, sowohl die freiwillige Versicherung, also Transport-, Lebensversicherung — Feuerversicherung wäre am besten obligatorisch zu gestalten und als Zuschlag zur Gebäudesteuer zu erheben — als die obligatorische Versicherung aller Staatsbürger gegen Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Arbeitslosigkeit. Die Policen würden mit den Steuern erhoben. Es würde dann zu entscheiden sein, ob die Alters- und Invaliditätsprämien auch bei Wohlhabenden auszuzahlen sind, oder ob diese Versicherung bloß den Charakter einer finanziellen Unfallversicherung erhält, d. h. nur im Falle unvorhergesehener Verarmung auszuzahlen ist. Vom rechtlichen Standpunkte aus wäre jedesmalige Auszahlung erforderlich, wie das ja auch bis jetzt — allerdings gilt das Gesetz nur für Arbeiter — gehandhabt wird. Indessen würde den besitzenden Classen gegenüber das Eventualitätsprincip vielleicht aus dem rein praktischen Grunde anzuwenden sein, um größere Mittel für die Bedürftigen zu sammeln. Allerdings müßte im Falle der unvorhergesehenen Dürftigkeit eines erst Wohlhabenden dessen Pension entsprechend höher berechnet werden. Das sind indeß alles Fragen, die in weiter Zukunft einmal erörtert werden müssen. Wesentlich ist für mich bis jetzt das Eine, daß die obligatorische Arbeiterversicherung in letzter Instanz hinführt zu einer Versicherung aller Staatsangehörigen gegen Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität und Arbeitslosigkeit. Mit der Durchführung dieses Princips wäre alles sociale Elend aus der Welt geschafft.

Was die allgemeine Versicherung gegen Krankheit und Unfall anbetrifft, so hat sie wenigstens zum Theil in den unentgeltlichen städtischen Krankenhäusern ihre Verwirklichung gefunden. Würde sie völlig durchgeführt werden, so wäre die nächste Folge eine Verstaatlichung oder Communalisirung aller Krankenhäuser und Heilanstalten, mithin also die Aufhebung aller Privatkliniken.

Letztere Forderung ist öfters erhoben worden, besonders dann, wenn irgend eine scandalöse Ausbeutung von dort untergebrachten Kranken an's Tageslicht kam. Es wird damit ein ganz allgemeines Princip aufgestellt. Wie ich schon oben betont habe, geht die moderne Socialpolitik nicht von einer ursprünglich guten, sondern von einer ursprünglich auf ihren materiellen Vortheil bedachten Menschheit aus. Die Gesellschaftskritik hat zu der Erkenntniß geführt, daß im Berufsleben des wirthschaftenden Individuums der eigene Vortheil noch immer die höchste Richtschnur bildet und der praktische Altruismus nur auf die außerberufliche Antheilnahme an Allgemeininteressen beschränkt bleibt. Die einfache Folge hiervon wäre die, daß es keinen privaten Beruf geben dürfte, der von den Leiden der Menschheit lebt, also ein Interesse daran hat, daß deren Zahl möglichst groß ist. Ein solcher Beruf ist vor Allem der Stand der Aerzte, weniger derjenige der Rechtsanwälte. Nun bedeutet allerdings, in dieser Schroffheit ausgesprochen, obiger Satz einen groben Doctrinarismus. Als ob nicht gerade diese Berufe zur Heranbildung des Charakters, zur Stärkung des Pflichtsgefühls und somit zur Erhöhung der allgemeinen Moral in hohem Maße beigetragen hätten! Unstreitig ist aber auch in ihnen sehr viel zu Gunsten der eigenen Tasche gesündigt worden. Es ist vielleicht damit in der letzten Zeit noch schlimmer geworden, da die Concurrenz auch in diesen Berufsarten sich unerhört vergrößert hat. Nun scheint mir allerdings in den Aerzte- und Anwaltskammern das geeignete Mittel zur sittlichen Hochhaltung dieser Stände gefunden zu sein, und weder wüßte ich zu entscheiden, ob wir überhaupt private Aerzte und Anwälte entbehren können, noch wollte ich behaupten, daß die in diesen Ständen thatsächlich vorhandene Immoralität ein so rigoroses Mittel für geboten erscheinen ließe. Ein Doctrinär würde allerdings keinen Augenblick darüber in Zweifel sein. Ihm würde der Umstand genügen, daß in diesen Berufsarten factisch ein Gegensatz existirt zwischen den Interessen des Individuums und denen der Gesammtheit. Das ist zunächst mehr oder minder auch in vielen anderen Berufen der Fall; ferner hat sich im Laufe der Jahrhunderte als vererbte Erfahrung eine gewisse, nicht zu leugnende ethische Kraft herausgebildet, und schließlich würde ich es für sehr bedenklich erachten, der Menschheit jede Gelegenheit zur Ausbildung des Charakters zu nehmen durch das Beseitigen aller Möglichkeiten zur Charakterlosigkeit. Ich beschränke mich daher bloß auf die Forderung der Verstaatlichung oder Communisirung aller Privatkliniken. Das scheint mir allerdings durchaus nothwendig. Die Doppelthätigkeit von Arzt und Geschäftsmann, welche diese Anstalten von ihren Leitern verlangen, ist ihrem innersten Wesen nach unausführbar. Arzt und Kaufmann sind stricte Gegensätze. Einer muß immer zu kurz kommen. Ist es der Kaufmann, so geht die Anstalt zu Grunde, ist es der Arzt, so werden die Patienten vernachlässigt oder ausgebeutet. Da aber keiner seiner Bürger vor Erkrankung gesichert ist, so hat der Staat unstreitig das Recht, zu verhüten, daß aus ihrem Leiden Gewinn gezogen werde und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Krankenpflege die zweckmäßigste und die billigste sei. Das verlangt schon die Rücksicht auf das Nationalvermögen. Jeder kranke Staatsbürger zehrt von ihm einfach dadurch, daß er an productiver Thätigkeit gehindert ist. Hier könnte allerdings die Befürchtung geltend gemacht werden, durch das Fortfallen der privaten Concurrenz könne leicht eine selbstzufriedene, fortschrittfeindliche Routine im Krankenwesen aufkommen, wie wir das als Folge fast jeder Monopolisirung wahrnehmen können. Indeß ist die Lage insofern günstiger, als die Gesammtheit der Interessenten vermittelst der Organe der öffentlichen Meinung keinerlei Rückständigkeit auf die Dauer dulden wird. Sobald dem Staatsbürger einmal ein Recht auf diese Anstalten gegeben ist, wird seine stets wachsame Aufmerksamkeit sie auf der Höhe zu halten wissen, wie wir dies bei dem doch auch monopolisirten Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen deutlich erkennen. Diese Anstalten stehen völlig auf der Höhe der Technik und werden es stets bleiben. Allerdings kommt hierbei noch in Betracht der nationale Ehrgeiz, die ideelle internationale Concurrenz. Das Gleiche wäre aber auch bei einem monpolisirten Krankenhauswesen der Fall. Ein bedeutungsvoller Schritt scheint uns in dieser Richtung gemacht worden zu sein in der Errichtung

Digitized by Google

von Volks-Lungenheilstätten von Seiten der Reichsversicherung.

Es gehört immer ein sehr feines Abwägen der in Frage kommenden Interessen zur Entscheidung darüber, ob und wie viel in den wirthschaftlichen Organismus eingegriffen werden kann. Eine auf realem Boden stehende Socialreform kann nur zweierlei Ziele haben. Die Allgemeinheit ist vor der natürlichen Selbstsucht einzelner Individuen zu schützen (Berufsschutz- und Wohnungsgesetz, Monopolisirung des Kranken- und Versicherungswesens); zweitens ist dieselbe natürliche Selbstsucht des Individuums im Interesse der Gesammtheit auszunützen. Dies wird erstrebt durch möglichst umfassende Allgemeinbildung, (denn nur das Wissen ermöglicht eine persönliche Entwickelung), und durch den Schutz der privaten Initiative in der ganzen Politik der Communicationen, des Handels und des Zolls. Die persönliche Initiative ist einstweilen wenigstens noch unentbehrlich und wird es wohl immer bleiben, denn sie ist die logische Folge der menschlichen Ungleichheit. Ich erblicke in ihr den wichtigsten Factor zur Beseitigung des socialen Elends. Sie allein schafft Arbeit. Wohl verdanken wir ihr auch die in der Production herrschende Anarchie mit ihrem unausrottbaren Hang zur Ueberproduction und den daraus hervorgehenden wirthschaftlichen Krisen. Aber auch nur sie, die private Initiative, findet in der natürlichen Selbstsucht den Antrieb zur Anspannung aller Kräfte. Ohne sie wäre ein tüchtiges Beamtenthum undenkbar. Nur der Vergleich mit der privaten Thätigkeit und die ständige Möglichkeit, zu ihr überzugehen, hält das Beamtenthum auf der Höhe der Leistungsfähigkeit. Wenn, wie das der sociale Zukunftsstaat erfordert, alle Bürger zugleich Staatsbeamte wären, so würde die Leistung der Gesammtheit auf ein Minimum herabsinken. Allerdings wird meines Erachtens ein nicht unbedeutender Theil der jetzt noch privatim geführten Betriebe in die Hände des Staates übergehen; ich hätte nichts dagegen einzuwenden. Im Gegentheil! Es würde sich dabei um solche Betriebe handeln, bei welchen die vitalsten Interessen der Gesammtheit dem individuellen Eigennutz einiger Weniger gegenüberstehen, wo also die Summe der Consumenten der Gesammtzahl der Bürger gleichzusetzen ist, oder um solche, welche nur mit Gefahr für Leben und Sittlichkeit ausgeführt werden können, wo also das Risico des Einzelnen vital ist, oder endlich um solche, welche von menschlichem Elend ihren Vortheil ziehen, also an dessen Größe interessirt sind. Die Hauptfunction des Staates besteht darin, das Interesse des Individuums mit demjenigen der Gesammtheit in Einklang zu bringen, wobei das Interesse der Mehrheit immer ausschlaggebend bleibt. Daher muß er für sich das Recht in Anspruch nehmen, Berufe oder Betriebe, bei deren Ausübung der natürliche Egoismus des Individuums im Gegensatz steht zu den Interessen der Mehrheit, selbst zu verwalten. Durch das von ihm seinen controllirten Beamten gewährte und ein für allemal festgesetzte Gehalt ist diesen jede Veranlassung genommen zur Geltendmachung des eigenen Interesses in einem der Gesammtheit schädlichen Sinne. Der Staat ist der einzige Producent, welcher den Vortheil der Consumenten erstrebt, nicht den eigenen. Dadurch und durch die in Folge Massenbetriebes vereinfachte Verwaltung kann er jeden Privatbetrieb an Billigkeit schlagen. Zudem ermöglicht ihm sein unbegrenzter Credit, stets gleichmäßig die beste Waare zu liefern. Schließlich muß er — und dies ist ein überaus wichtiger Factor — in der Fürsorge für seine Beamten und Arbeiter das nur irgend Erreichbare erstreben, insofern als diese gleichzeitig vollberechtigte Staatsbürger sind. Dem Staatsbetrieb kommt als sociales Vorbild eine eminente Bedeutung zu im Erwerbsleben der Gegenwart. Sein Verhältniß zu dem Privatbetriebe beruht auf Wechselwirkung. Während der Privatbetrieb dem Staate ständig den Maßstab giebt für die Arbeitsleistungen, welche er von seinen Beamten verlangen kann, da hier der individuelle Eigennutz nach möglichster Ausnutzung aller Kräfte strebt, soll der Staat dem Privatbetrieb ein ständiges Muster geben, wie man für seine Angestellten sorgen kann. In dieser Weise müssen Staats- und Privatbetrieb einander ergänzen. Das Wirthschaftsleben der Zukunft wird unseres Erachtens durch ihr Nebeneinanderbestehen und ihre wechselseitige Befruchtung charakterisirt sein.

Suchen wir das bisher Gesagte zu überschauen. Der sociale Gedanke hat im Verlaufe des verflossenen Jahrhunderts folgende Entwickelung genommen: Er brach sich Bahn als Socialutopie, d. h. als Glaube an ein sociales Allheilmittel, um sich dann unter dem Einflusse ständig erweiterter socialwissenschaftlicher Erforschung und vermehrter socialer Erfahrung allmälig durchzuringen zur Erkenntniß der socialen Evolution, d. h. des allmäligen socialen Fortschrittes auf dem Wege allgemeiner socialer Aufklärung und der staatlichen Socialreform. Ich suchte im Vorangehenden nachzuweisen, daß die von ihr eingeschlagenen Wege in ihrer letzten Consequenz zur radicalen Beseitigung des socialen Elends führen werden, und daß die Lösung der socialen Probleme nicht in der Verstaatlichung aller Betriebe zu suchen sei, sondern in einer Mischung von Staats- und Privatbetrieb, welche einander als Vorbilder bedürfen. Diese Reformen werden indeß nur in dem Maße verwirklicht werden können, als die Erkenntniß ihrer Zweckmäßigkeit die Masse durchdringt und die Willenseinheit zum Zweckmäßigen in ihr fortschreitet. Das heißt mit anderen Worten, daß die sociale Reform nur immer im gleichen Tempo mit der Verbreitung und Vertiefung der Allgemeinbildung fortschreiten wird. Ich wiederhole, was ich schon so oft betont habe: erst müssen die Seelen gewonnen werden, dann kann die Reform in's Leben treten. Dazu gehört Eines: das Ideal muß sich dem Geiste der Reform entsprechend umwandeln. Aus der gesammten Weltanschauung muß die Lust an socialer Arbeit hervorquellen. Ich sehe die Erneuerung des socialen Ideals schon im besten Gange. Wie plump materiell waren die Endziele der Socialutopie z. B. bei Fourrier, ja sogar bei Marx: Wenig arbeiten, viel essen, wenig persönliche Verantwortung, keine Freiheit. Dies Ideal war einem Arbeiterproletariat angemessen, das nichts Anderes kannte, als Hunger und Arbeit und die höchsten Ziele im Sattsein und Muße erblickte, wiewohl der Mensch sich dadurch noch in nichts über das Thier erhebt. Heutzutage hat sich die Erziehung und Lebenshaltung des Arbeiters derart erhöht, daß ihm jene Ideale als höchst verächtlich erscheinen müssen. Der moderne Arbeiter theilt das Ideal der Europäerseele am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts und dieses lautet: Größte Möglichkeit zu persönlicher Bethätigung. Im socialen Zukunftsstaate konnte von solcher nicht die Rede sein. Kein besserer Arbeiter glaubt auch an ihn oder hält ihn für wünschenswerth.

Dagegen strebt der moderne Staat mit seinen systematischen Socialreformen direct dem modernen Ideale entgegen. Es soll kein Bürger Hunger leiden, es sollen aber auch nicht alle Staatsbeamten sein, sondern ein Jeder soll Möglichkeit haben, in freier nützlicher Arbeit seine Kräfte zu verwenden und, wie wir oben gesehen haben, erkennt der moderne Staat jede ehrliche Arbeit als Verdienst um das Vaterland an, als Beamtenthum und schützt die sie Ausführenden principiell vor jedem Mangel. Immer mehr wird sich das sociale Ideal in Einklang finden mit den Zielen der systematischen Socialreform aufgeklärter Staaten: Niemand soll Hunger leiden, unglücklich dürfen nur die Kranken sein und unthätig allein die Todten.

Digitized by Google

Aus dem Culturleben Frankreichs.

Von Eugen von Jagow (Paris).

Einen Tag vor der furchtbaren Katastrophe von Saint-Pierre schrieb ein junges Mädchen in deren Vorahnung folgenden rührenden Brief an ihre Verwandten in Frankreich: „Wenn der Tod unserer wartet, so gelangen wir wenigstens in zahlreicher Gesellschaft in's Jenseits. Wird es durch Feuer oder durch Erstickung geschehen? Es wird sein wie Gott will, jedenfalls wird Euch unser letzter Gedanke gelten. Melde dies meinem Bruder. Sage ihm, daß wir noch von dieser Welt sind. Das wird nicht mehr zutreffen, wenn dieser Brief eintrifft." Welcher naive Frohsinn in dieser Resignation, welch' liebenswürdiger Fatalismus! Wie viele könnten sich diese junge Philosophin zum Vorbild nehmen! Ich denke dabei vor Allem an die Opfer jener Finanzkatastrophen, die stets ebenso überraschen wie der verderbenbringende Ausbruch eines Vulkans, obwohl sie in einem Culturstaat wie Frankreich doch periodisch sind. Die Menschen finden sich, so scheint es, mit dem Gedanken des Todes leichter ab als mit dem Verlust ihres Vermögens. Sie ertragen diesen mit weniger Würde als den ihres Lebens. Das haben wir jetzt wieder anläßlich der in der Presse beider Welten ausführlich erörterten Humbert-Affaire bestätigt gefunden.

Erstaunlich ist es jedenfalls, wie schnell das Publicum die Lehren der Vergangenheit vergißt. Trotz des Panamaskandals und so vieler anderer Schwindelaffairen hat man jetzt wieder unzählige Mal die banalen Ausrufe der Verwunderung gehört: „Wie ist es nur möglich!" Man hat mit Recht betont, daß die Verläumdung in Frankreich noch nie so gewuchert hatte wie zur Zeit des Panamaprocesses, da so ziemlich alle Machthaber der Republik Staatsmänner, Parlamentarier, Financiers, Journalisten sich unter einander verdächtigten, und daß der Leumund, auf den man in der guten alten Zeit einen so hohen Werth legte, völlig entwerthet worden sei. Aber was wir jetzt erlebt haben, zeigt recht deutlich, daß dies nur in beschränktem Maße zutrifft. Die Verläumdung vernichtet sich selbst durch ihr Uebermaß. Sie greift Dank der großen Publicität, die ihr die Pariser Presse giebt, schnell um sich, aber eben so schnell wird sie auch durch eine Andere abgelöst und vergessen. Die Humbert-Affaire wäre unmöglich gewesen, wenn dem nicht so wäre, wenn man die Zwischenfälle, wenn man nicht alle Lehren von Panama vergessen hätte.

Nicht mit Unrecht hat man denn auch die Humbert-Affaire als ein „neues Panama" bezeichnet, nur daß diesmal nicht das Trinkgelder empfangende Parlament, sondern der Richterstand bloßgestellt ist. Freilich ist auch das nichts Neues. Als der Rachestrahl der Justitia nur den Minister Baïhaut traf und die übrigen größeren Sünder von Panama frei ausgingen, trotzdem die öffentliche Meinung ihre Bestrafung doch so dringend gefordert hatte, da hörte man schon oft das vielsagende Wort „Justizkomödie" aussprechen. Während der Dreyfus-Affaire war eigentlich nur von ihm die Rede, nur daß die Einen es auf die Militärgerichtsbarkeit, die Anderen auf den Cassationshof anwandten. Die höchsten Justizbeamten mischten sich in den wüthenden Parteistreit hinein, und die öffentliche Meinung empfing den schmerzlichen Eindruck, daß bei vielen richterlichen Erkenntnissen nicht der Geist des nur zu dehnbaren Gesetzes, sondern die Politik, der Wille der Regierung ausschlaggebend und daß das prahlerische Wort vom gleichen Recht für Alle nur noch eine schöne Lüge sei.

Nun liegt der Gedanke nahe: man verjünge diesen Richterstand, man reformire die hinfällig gewordene Proceßordnung! Ja, wer kann das? Das Parlament? Gewiß! Aber es müßte so zu sagen erst selbst reformirt werden, um zur Reinigung der Augiasställe der französischen Justiz die erforderliche Kraft zu besitzen. Hier haben wir wieder ein Beispiel für die oft beobachtete Thatsache, daß derartige Schäden, deren gemeinsame Wurzel der Materialismus einer an Uebercultur leidenden, selbstsüchtigen und genußsüchtigen Gesellschaft ist, in Wechselwirkung, in festem Zusammenhang stehen, daß man nicht einen Einzelnen gesondert beseitigen kann, daß man nur zum Ziele gelangt, wenn man alle schadhaft gewordenen Institutionen gleichzeitig umgestaltet. Wer sollte, um auf unseren Fall zurück zu kommen, im Parlament die Reform des Richterstandes beantragen? Der Regierung liegt Anderes mehr am Herzen. Ein Antrag aber, der aus den Reihen der Kammer käme, würde vier Jahre lang als schätzbares Material in den Archiven des Palais Bourbon aufbewahrt werden, um dann unschätzbares, d. h. Makulatur zu werden. Das Budget und die zahllosen Interpellationen lassen der Kammer keine Zeit, sich mit den Wünschen des Landes zu beschäftigen.

Wir haben in den letzten Zeiten im Zeichen der Maeterlinck'schen Kunst gestanden. Sie hat sich zwar neuerdings verändert, aber sie ist kaum besser geworden. Kurz nach der ersten Aufführung von dem in rhythmischer Prosa geschriebenen Dreiacter „Monna Vanna" im „Oeuvre" (Nouveau-Théâtre) schrieb ich: „Der Erfolg war ein starker, und da der Saal mit Maeterlinck-Anhängern dicht besetzt war, so konnte es auch kaum Anders sein. Aber bemerkenswerth ist es, daß auch ein großer Theil der Pariser Theaterkritik das Werk als ein hohes Meisterwerk ansieht ... Im Jahre 1890 erschien im „Figaro" ein Artikel, in dem Octave Mirbeau Herrn Maeterlinck so zu sagen entdeckt. Er nannte ihn den belgischen Shakespeare und zog Stellen aus dessen Werken an, die sein Urtheil rechtfertigen sollten, aber durchaus nicht rechtfertigten. Doch die Leser des „Figaro" beugten sich, statt selbst zu urtheilen, der Autorität Mirbeau's, dessen erste Opfer sie auf diese Weise wurden. Die Suggestion zog dann immer weitere Kreise, und jetzt findet sich kaum ein Pariser Kritiker, der noch ganz offen zu sagen wagt, daß Maeterlinck nur ein lallender, kindischer Nachempfinder des großen Briten ist, dessen dramatische Kraft sich zu seiner verschwommenen, symbolistischen Stimmungsmalerei wie der Riese zum Zwerge verhält. Den besten Beweis für die völlige Befangenheit der Pariser Kritik liefert ihr Urtheil über „Monna Vanna", das neueste Werk des mystischen Dichters, das geradezu die Negation seines Früheren ist. Was ist es in der That, was die Maeterlinckschwärmer stets am Meisten bewundert haben? Das mysteriöse Element, das eigenartige Halbdunkel der Traumwelt, in die er seine Gestalten versetzt, deren kindliches Lallen, das primitiv wirken soll wie die Werke der Präraphaëliten. In dem Melodrama „Monna Vanna" ist von alledem nicht mehr die Rede, es wirkt wie ein Operntext."

Und dieses von Wagner's „Tristan und Isolde" stark beeinflußte Werk wirkt durch seine Fabel, seine Charakteristik und Farbengebung ebenso grell, wie die früheren Werke den Eindruck der Verschwommenheit machten. Die Fabel ist freilich ebenso kindisch, die Charakteristik ebenso unbeholfen, die Farbengebung ebenso willkürlich wie ehedem. Dies die Grundidee der am Ende des 15. Jahrhunderts, in dem von den Florentinern belagerten Pisa und im Zelt des schönen, jungen Prinzivalle, Führers der Belagerer, sich abspielenden Handlung: Die Stadt kann nur gerettet werden, wenn sich die schöne, junge Monna Vanna, Gattin des sie vergötternden stolzen Patriciers Guido Colonna, nackt in einen Mantel gehüllt, in das Zelt Prinzivalle's begiebt. Der Gatte erhebt empört Widerspruch, aber sein eigener Vater überredet die junge Frau, sich dem Wohl der Stadt zu opfern. Und sie gehorcht. Im zweiten Act tritt sie äußerlich gefaßt, aber schaudernd in das Zelt des unerbittlichen Siegers ein und findet dort zu ihrer Ueberraschung statt des gefürchteten Barbaren einen Romeo, der sie längst liebt, mit dem sie in der Kinderzeit gespielt hat und nun Erinnerungen austauscht. Und den hehrsten Beweis seiner Liebe giebt er nach einem langen Liebesduo dadurch, daß er auf den Besitz Derer, die

Digitized by Google

in seiner Gewalt ist, freiwillig verzichtet. Da ihn Florenz ächtet, an dem er durch die Verproviantirung Pisas Verrath übt, begleitet er die Geliebte — die Gattin eines Anderen — in ihre Vaterstadt, die den Großmüthigen, die Monna Vanna feiern wird.

Im dritten Act versucht die Gattin den Gatten vergeblich davon zu überzeugen, daß Prinzivalle sie schonte. Er vermag sich zur Höhe dieses Liebesopfers ebenso wenig zu erheben, wie zur Opferkraft seines Weibes, das bereit gewesen war, ihre Ehre hinzugeben, um ihre Vaterstadt zu retten, und so beharrt er in dem Glauben, Monna habe ihren Vergewaltiger nur nach Pisa gelockt, um ihn seiner Rache auszuliefern. Um Prinzivalle zu retten, dem sie seiner uneigennützigen Liebe wegen nun mehr zugethan ist als dem Gatten, nimmt sie ihre Zuflucht zu einer List. Sie giebt Guido Recht. Ja, sie hat dem verhaßten Florentiner gehören müssen, aber sie selbst will sich an ihm rächen. Er soll in einen Kerker geworfen werden, zu dem sie allein den Schlüssel hat, um ihn langsam zu Tode martern zu können. Und mit diesem Ausblick auf ihre Flucht mit dem Geliebten, mit dieser Verherrlichung der freien Liebe, endet das Stück.

Der Leser hat nun selbst gesehen, wie unsinnig die Handlung ist, die der „belgische Shakespeare" erfunden hat, um seinen philosophischen Tiefsinn, seine Ideen über Selbstsucht und Nächstenliebe, Patriotismus und Weltbürgerthum u. s. w. hineingeheimnissen zu können. Die Kriegslist Monna's im dritten Act ist so kindisch, daß selbst der dümmste Ehemann darauf nicht hereinfallen würde. Noch schlimmer aber ist es, daß die Voraussetzung, auf der die Handlung mit ihrer Apotheose des Ehebruchs aufgebaut ist, psychologisch ganz unmöglich ist. Wenn Prinzivalle seine Monna nämlich wirklich liebte, würde er sie doch wahrlich nicht vor den Augen ihrer Vaterstadt, würde er sie doch überhaupt nicht durch eine so unerhört brutale Bedingung, wie er sie stellt, demüthigen. Und dieser herzensrohe Mensch, der, nebenbei bemerkt, auch noch das Wohl von Florenz seiner Liebesleidenschaft opfert, soll der Vertreter der höheren Moral sein!

Wir sind Moritz Macterlinck auch noch in der „Komischen Oper" begegnet, wo sein Drama „Pelléas und Mélisande" in Gestalt einer Oper in fünf Acten und dreizehn Bildern wieder auferstanden ist. Ueber die kindische Handlung will ich kein Wort verlieren und mich nur in aller Kürze mit der Musik Claude Debussy's beschäftigen. In diesem gelehrten Contrapunctisten, aber abstrusen Componisten, der weit über Richard Strauß hinausgeht, wie dieser über Richard Wagner, hat Maeterlinck seinen Meister gefunden. Er hat ihn sozusagen übermaeterlinckt. Unter den modernen Malern spielen die „Klexer", die Impressionisten, bekanntlich eine große Rolle. Der unter dem Einfluß der modernen russischen Componisten, vor Allem Mussorgsky's, stehende Debussy ist so recht eigentlich ein Impressionist der Musik, welche bei ihm den Text nicht mit „unendlicher Melodie" — selbst von der ist nichts zu spüren! — sondern mit unendlicher Monotonie umdämmert. Das ist die völlige Auflösung der Form, die wie Nebel zerfließt, Accord schließt sich an Accord, ohne daß man, bei der völligsten Abwesenheit sich plastisch abhebender melodischer Gebilde, zu sagen wüßte, warum. Selbst der Rhythmus verdämmert, schmiegt sich doch die Declamation der Prosa des Textes derartig an, daß die gesungenen Noten ohne Berücksichtigung der Tacteinheit bald beschleunigt, bald verschleppt werden. Und wie man das Wagner'sche Leitmotiv als Embryo der alten Melodie bezeichnen kann. Die von Beethoven zu ihrer ganzen Herrlichkeit entwickelt wurde, so ist das, was ganz feine Ohren bei Debussy entdecken wollen, nur noch ein Embryo vom Embryo. Und das ist in der That etwas wenig.

Literatur und Kunst.

Bret Harte.

Von **Alfred Semerau** (Charlottenburg).

Als Bret Harte im Mai dieses Jahres starb und man in den Zeitungen kürzere oder längere Notizen, vielleicht auch eingehendere Nachrufe las, gab es wohl nicht Wenige unter diesen Lesern, die einigermaßen verwundert den Kopf schüttelten. Sie hatten nämlich geglaubt, Bret Harte wäre schon längst todt. Es ist das gar sehr begreiflich, denn Bret Harte ist im letzten Jahrzehnt nicht mehr in besonders bemerkenswerther Weise hervorgetreten, nicht mehr persönlich und nicht mehr literarisch. Man behauptete sogar, er hätte sich längst ausgeschrieben, sitze nun seit Jahren auf dem Altentheil und zehre von seinem früheren Ruhm oder werde, schlimmer noch, von seinem alten Ruhm aufgezehrt.

Er theilt das Schicksal aller der Dichter, welche die Aufmerksamkeit des Publicums ganz plötzlich auf sich ziehen, eine Weile fesseln, weil sie etwas ganz Neues bringen, und dann langsam, aber sicher einer Unterschätzung, wohl gar der Gleichgiltigkeit verfallen, die fast ebenso stark ist, wie die staunende Bewunderung, die sie einst überall wachgerufen haben. Erst die folgenden Geschlechter setzen den nach einer kurzen, glänzenden Zeit des Ruhmes von der Theilnahmlosigkeit in den Schatten Gedrängten an den Platz, der ihm nach seinem Verdienste zukommt. Erst die folgenden Geschlechter sondern freilich auch die reifen Früchte von den tauben Aehren, trennen das, was noch Leben hat und behalten wird, von dem, was für den Tag gedacht und gemacht war, was die Sorge um den Erwerb, der Eifer des Geldverdienens, was Umstände, die Nichts mit der Kunst zu schaffen haben, gezeitigt haben.

Bret Harte hat Viel geschrieben, was den Ruhm seines Namens nicht vergrößert hat und was sich nur erklären läßt aus Beweggründen, die jenseits der Kunst und Literatur liegen. Das Alles jedoch kann ihm seine Verdienste nicht nehmen und ihm seinen Platz in der Weltliteratur nicht rauben. Er gehört neben Mark Twain zu den amerikanischen Schriftstellern, die in allen Culturländern wohlbekannt, geachtet und geehrt sind. Die Uebersetzer haben sich seiner Werke sofort bemächtigt, damit ja nichts Wichtiges dem begierigen Publicum vorenthalten werde von seinem in Mode gekommenen Liebling.*) Freiligrath führte ihn als Lyriker bei uns ein und rief ihm als Begrüßungswort zu: „Glück auf, Bret Harte! Glück auf, mein Goldgräber!"

Wiewohl sich unter den Gedichten Bret Harte's einige finden, die einen sehr hohen Rang in der amerikanischen Lyrik beanspruchen können, wird man doch ihren Schöpfer, wenn man seine gesammten lyrischen Schöpfungen betrachtet, nicht originell, einen Bahnbrecher und Pfadfinder nennen können. Seine Gedichtsammlungen bieten reiche Abwechselung: tiefer Ernst, Wehmuth, warme Empfindung, Spaß und Humor finden wir darin. Den nachhaltigsten Eindruck hat auf den Dichter der Bürgerkrieg gemacht und Erinnerungen an ihn bringt er oft in echt und tief empfundenen Gedichten. Man kann sagen, daß „die Reveille" ein wirkliches Volkslied geworden ist. Wenn er in diesen Liedern am glücklichsten ist, so minder glücklich in den Gedichten, die von Mexico und dem südlichen spanischen Californien erzählen. Sie ermangeln der grellbunten Farben, der wildkühnen Romantik, welche ihre Schilderung verlangt. Des Oefteren hat Bret Harte seine Gedichtstoffe seinen kurzen Erzählungen entnommen und in verschiedenen freien, dem Inhalt gut angepaßten Versmaßen ausgestaltet. Unter diesen sind einige glänzend gelungen, sehr

*) Eben erscheint bei Robert Lutz in Stuttgart eine gute Ausgabe Bret Harte'scher Werke; zwei Bände: Jack Hamlin als Vermittler, Die drei Theilhaber sind schon veröffentlicht.

Digitized by Google

lebendig, dramatisch kurz, epigrammatisch pointirt. Doch Alles in Allem genommen bildet sich nach der Lectüre seiner lyrischen Werke in uns das Urtheil: trotz einiger kleiner Meisterwerke kein Lyriker von großer Bedeutung und Wirkung.

Freiligrath mit seinem Willkommen: „Glück auf, mein Goldgräber!“ spielte auf den Beruf an, dem Bret Harte sich Anfangs hatte widmen wollen, und zugleich auf jenen, dem er nach einigem Umhertasten sich widmete. Als fünfzehnjähriger Junge, dem sein Vater außer einer guten Erziehung Nichts von den Gütern dieser Welt hatte geben können, wanderte Bret Harte nach Californien, um auch einen Theil des märchenhaften Reichthums, den nach den Sensationsberichten die Erde, wenn auch nach harter Arbeit, spendete, zu gewinnen. Goldgräber wollte er werden und schnell zu Schätzen kommen. Indeß lange hat's nicht gedauert, und er vertauschte dies mühsame Geschäft mit anderen, bei denen man zwar nicht zu Reichthum kommen, aber doch wenigstens seinen Lebensunterhalt erwerben konnte. Diese Lehr- und Wanderjahre zugleich, die er in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Säculums bald als Lehrer, bald als Eilbote, bald als Agent in dem Goldlande zubrachte, legten den Grund zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit und damit auch zu seinem Dichterruhm.

Selbst als er sich in San Francisco seßhaft gemacht, währte es noch eine Zeit, ehe sein Name weithin bekannt und genannt wurde, ehe er sich seinen Platz in der Weltliteratur gewann. Den aber, das können wir heute schon sagen, obwohl er erst jüngst starb, hat er sicher inne, und den wird ihm Niemand streitig machen. Er gehört zu den Dichtern, die Pfadfinder, Entdecker und Eroberer neuer poetischer Gebiete sind, und das zumal ist sein eigentlicher Ruhm. Von einer Epoche, die ohne ihn heute bereits für uns so gut wie verschollen wäre, hat er berichtet, und so, daß sie uns ganz lebendig wird, so, daß wir meinen, wenn wir nach dem Goldlande kämen: Alles müßte noch so sein, wie er erzählte. Darin offenbart sich die Stärke und Wahrheit seiner Schilderung. Er weiß uns heimisch zu machen in dieser fremden Erde, unter diesen sonderbaren, merkwürdigen, fremden Menschen, die uns erst so unbekannt erscheinen, dann aber in kurzer Frist uns vertraut werden. Er besitzt die seltene Fähigkeit, in engem Rahmen ein großwirkendes, farbenreiches Bild zu geben. Er versteht sich auf die Kunst der knappen Erzählung, die ebenso sehr wirkt durch das, was sie giebt, als durch das, was sie errathen läßt. Mit wenig Strichen einen Menschen hinzustellen oder Landschaftliches zu schildern, vermag er wie wenige Erzähler. Mit einem Satz: er ist ein Meister der Skizze.

Was er kann, zeigt sich in höchstem Maß denn auch in seinen Skizzen. Wir werden in die Goldgräberlager von Poker-Flat, Sierra-Flat, Wingdam, Sandy-Bar, Smith' Poket geführt, sehen die Gräber bei der Arbeit, nach dem Feierabend, sehen sie das Weihnachtsfest feiern, bei ihren spärlichen Vergnügungen; wir begleiten sie auf ihren Reisen, erleben mit ihnen Abenteuer, wir kommen wohl auch nach dem eben stark aufstrebenden San Francisco, wir sehen, wie die Spanier vor den Americanos weichen, wie ein Einzelner zu dem Gehaßten in ein Verhältniß tritt, das bald der Tod löst. Es ist, als gäbe es keinen Bund zwischen den alten Bewohnern des Landes und den neuen Eindringlingen.

Diesen Gegensatz zwischen Beiden hat Bret Harte oft dargestellt, und darum haben seine Schilderungen auch neben dem poetischen Interesse noch ein anderes, ein culturhistorisches. Er sah und empfand diesen Gegensatz deutlich und schilderte ihn ebenso klar. Er bemühte sich als einer, der beiden Theilen gerecht zu werden habe, unparteiisch zu sein; doch im Grunde seiner Seele empfindet er für die Spanier wenig. Er steht auf der Seite derer, die vorwärts gehen und für sich in zähem Kampfe die Zukunft erobern; die Spanier sind ihm vielleicht im besten Fall ein edles Hinderniß auf dem Wege vorwärts, ein Hinderniß, das unter allen Umständen zu überwinden auf die gesunde Kraft keine Rücksicht zu nehmen die Pflicht hat.

Man darf nicht sagen, Bret Harte sei eingenommen gewesen für die Vorzüge und Tugenden seiner Heimath in dem Maße, daß er eines unbefangenen Urtheils nicht mehr fähig gewesen wäre und nur Alles im glänzendsten Lichte gesehen hätte. Er ließ sich gelegentlich scharf genug aus über Ausartungen und Mißstände, die ihm zum Bewußtsein gekommen waren, und übte keine Nachsicht. Was er vom Congreß in Washington sagt und von seinen Mitgliedern, vor Allem, wie er es sagt, trifft und sticht. Es erinnert an die höhnende, aber doch nicht beißende Art von Dickens, gelegentlich über englische Gerichte und Rechtspflege zu sprechen, mehr noch an die Ironie Kjelland's, sich die norwegische Beamtenschaft, die eigentlichen „Arbeiter“ vorzunehmen. Wie Bret Harte es sagt, scheint es humoristisch, aber das ist es nicht mehr; es ist bitter ernst, und die humoristische Form der Erzählung ist nur gewählt, weil sie sich gefällig einschmeichelt.

Bret Harte liebt es überhaupt in humoristischem Styl zu erzählen, selbst da, wo Form und Inhalt gegenseitige Deckung verlangen. Eine ernste, tragische Skizze erzählt er humoristisch und erreicht dadurch, daß der Gegensatz viel schärfer wird. Er steigert dadurch die Wirkung des Erzählten. Aber selbst wenn er Schnurren oder Späße wiedergiebt, es sind keine Uebertreibungen. Wir werden nicht zu einem Gelächter gereizt, das uns später lächerlich vorkommt, über das wir uns ärgern. Alle Stoffe seiner Skizzen sind einfach und in wenigen Reihen läßt sich ihr Inhalt wiedergeben; Nichts von einem verworrenen Gefühlsleben, von complicirter Psychologie in all' seinen Gestalten, einfache Menschen mit einfachen, natürlichen Gedanken und Empfindungen, an den Tag gebunden mit Arbeit und Sorge, fleißig dem verborgenen Golde in der Erde nachspürend, keine Teufel, aber auch keine Heiligen; rauh im Aeußeren, unbeholfen im Ausdruck und Verkehr, aber doch allem Guten zugänglich. Bret Harte glaubt und zeigt, daß auch im Verkommenen noch das Abbild der Göttlichkeit, wenn auch noch so sehr verhüllt, sei. Manchmal verführt ihn dieser Glaube in seinen Schilderungen fast bis zu den Grenzen, die die Wahrscheinlichkeit von dem Unmöglichen trennen, so z. B. wenn er erzählt, daß die Anwesenheit eines Kindes allein dazu beiträgt, ein verwildertes Goldgräberlager von Rohheit und Schmutz zu reinigen.

Bret Harte, der Meister der Skizze, hat auch Novellen, Romane, Dramen geschrieben und gezeigt, daß seine Begabung nach dieser Richtung nicht liegt. Wenn er ein größeres Werk schrieb, versagte seine oft in der Skizze bewährte Kunst, die Romane und Novellen fallen aus einander in Skizzen, die lose an einander geheftet sind und keinen inneren Zusammenhang haben. Doch auch den umfangreichen Werken, wie „Gabriel Conroy“, „Die drei Theilhaber“, wohnt culturhistorischer Werth inne; der künstlerische ist gering. Von seinen Dramen, ob er sie nun allein oder mit einem Anderen zusammen schrieb, schweigt man besser; denn daß eins, das er mit Mark Twain verfaßte, sich länger auf der Bühne hielt, beweist Nichts für seinen großen Werth. Ruf und Ruhm gewonnen hat er und behalten wird er durch jene kleinen Geschichten, die uns in das eigenthümliche Leben einführen, das in den fünfziger Jahren des vergangenen Säculums durch das Goldland Californien wogte, durch die Skizzen, die Reichthum der Phantasie, Kraft der Darstellung, Lebendigkeit der Farben zeigen, die von einem untergegangenen Zeitalter Kunde geben und von einem Dichter, der zugleich auch unbewußt der Kulturgeschichte einen Dienst erwiesen hat.

Digitized by Google

Klinger's Beethoven in der Wiener Secession.*)

Von Dr. Hermann Ubell (Wien).

Die Darmstädter Künstlercolonie hat im Vorjahr mit dem alten Ausstellungsprincip der sinnlosen Massenanhäufung von Kunstwerken gebrochen, indem sie, eine alte Idee des Wieners Olbrich ausführend, gleich eine ganze kleine Stadt zur Ausstellnng brachte, in der Alles, von der Situation des einzelnen Hauses angefangen bis zum letzten Thürgriff, von einem künstlerischen Geiste bestimmt und in Folge dessen Ausstellungsobject war. Mag die Colonie selbst in alle Winde zerstieben: jener große und gute Gedanke wird weiter blühen und immer wieder neue Früchte tragen.

Als eine neue Frucht der Darmstädter Idee bezeichne ich die Art und Weise, wie die Wiener Secession in diesem Frühjahr Klinger's Beethoven dem Publicum vorgeführt hat.

In der Darmstädter Ausstellung hatte das Monument κατ' ἐξοχήν, das Tempelkunstwerk, gefehlt; das Problem der Aufstellung und würdiger Umrahmung eines solchen war also dort gar nicht aufgetaucht. Die Wiener Secession hat jetzt dieses Problem aufgegriffen und damit die Arbeit der Darmstädter nach einer bestimmten Seite hin ergänzt.

Das Tempelkunstwerk, um das es sich in diesem Falle handelte, war das Lebenswerk Klinger's; jene aus vielfachem Material zusammengesetzte Statue Beethoven's, an die der Künstler seit langen Jahren eine Unsumme von Zeit, Nachdenken, Mühe und Kosten gewendet, die seit Jahren schon die Aufmerksamkeit des deutschen Kunstpublicums beschäftigt hatte. Die Nachricht von der Vollendung wirkte wie eine Sensation. Dieses ungeheure Werk in einer künstlerisch gestalteten und geschmückten Umgebung dem Volke zu zeigen, war eine Aufgabe recht nach dem Herzen der Secession. Ist ihr die Lösung, an der sie seit Jahresfrist mit Begeisterung und Hingebung arbeitete, geglückt?

Ich möchte diese Frage, bei aller Anerkennung der hier vorliegenden Leistung, nicht unbedingt bejahen. Denn die Art der hiesigen Aufstellung des Klinger'schen Monumentalwerks scheint mir an einem schweren Fehler zu leiden. Sie verkleinert nämlich das Kunstwerk, das sie doch auf alle Weise heben und in seiner Wirkung verstärken soll. Der Mittelsaal, worin das Werk sich befindet, ist für dieses viel zu groß und drückt es allzu sehr; und zu allem Ueberfluß erblickt man es schon von weitem, durch die Oeffnungen der Seitensäle, so daß es klein erscheint wie ein Nippesfigürchen! Alle diese Räume sind ja an und für sich sehr reich und in allen möglichen Techniken und in sinnvoller Beziehung auf den Inhalt des Klinger'schen Werkes verziert; aber im Ganzen und Großen zerreißen und vermindern sie seine Wirkung.

Man hat aus Anlaß der Besprechung von Klinger's Beethoven so oft an den olympischen Zeus, jene hochberühmte Chryselephantinstatue des Phidias erinnert. Wissen die Secessionisten, wie diese Colossalstatue aufgestellt war? In einem kleinen Raum, der so niedrig war, daß es schien, als ob der Gott die Decke mit dem Haupte durchbrechen müßte, wenn er von seinem Sitz aufspränge. So erschien dieses an und für sich schon in gewaltigen Maßen gehaltene Tempelkunstwerk durch die sinnvolle Art seiner Aufstellung noch viel größer.

Durch einen verdunkelten Gang hätte man zu Klinger's Statue geführt werden müssen. Und auf einmal, in einem kleinen, sehr hellen Kuppelsaal wäre man vor dem göttlichen Werk gestanden. Da hätte es überwältigend gewirkt und wie eine Offenbarung.

* * *

*) Nach den Matthes'schen Ausführungen über das bedeutsame Klinger-Werk, die in den beiden letzten Nummern einen Platz fanden, wird die in vielen Punkten abweichende Auffassung unseres geschätzten österreichischen Mitarbeiters doppelt interessiren. D. H.

Klinger's Beethoven ist eine Huldigung an den Geist der deutschen Musik, dem schon seine „Brahmsphantasien" gehuldigt hatten. Sein Verhältniß im Besonderen zu Beethoven wird ganz eigenthümlich dadurch beleuchtet, daß der Künstler auf mehreren seiner Gemälde aus der Christuspassion dem Evangelisten Johannes die Gesichtszüge der Beethovenmaske geliehen hat.

Klinger's Vision von Beethoven, wie er sie in langer Arbeit gestaltet hat, ist die:

Nackten, vorgebeugten Oberleibs sitzt der Titan in einem prachtvollen, broncenen Thron, der auf einem Felsvorsprung zu stehen scheint. Die Beine des Sitzenden sind unter den herrlichen Falten eines gelbrothen, gebänderten Mantels übereinandergeschlagen. Auf den Schenkeln ruhen die geballten Fäuste. Der Blick des leicht vorgeneigten, porträthaften Kopfes scheint in der Ferne ein Ungeheures und Furchtbares zu beobachten. Aber er bändigt es ... Zu Füßen des Gewaltigen, hart am Klippenrand, hält sich ein großer schwarzer Adler mit ausgespannten Fittigen in der Schwebe und blickt mit vorgerecktem Kopf scharf zu ihm empor. Und aus der bunten Rückenlehne des Thrones quellen liebliche Engelsköpfe, flüsternde Stimmen, gleichsam den Meister bewundernd, ihm dienend.

Reiches und vielfältiges Geschick entfalten die Reliefschilderungen der Arm- und Rückenlehnen: die fruchtlose Anstrengung eines Tantalidenpaares, den Sündenfall, Venus im Angesichte der Kreuzigung Christi von Johannes vertrieben: charakteristische Symbole der Menschheitsentwickelung; sind sie es, die dem geschickumspannenden Blick des Thronenden vorschweben?

Dieser hat etwas Lauerndes, wie ein Löwe wartet er, mühsam bändigt er sich noch, im nächsten Moment wird er losspringen. Auf den Künstler übertragen ist es die mühsam sich fassende und sammelnde geistige Unruhe, die in einem künstlerischen Werk explodiren wird. Noch schaut er; noch lauscht er; aber gleich wird seine Seele emporfliegen, den höchsten Himmeln und tiefsten Abgründen zu, dem Adler nach, der schon wartet.

* * *

Der Gedanken- und Stimmungsreichthum des Klinger'schen Werkes ist mit den Eimern der Tageskritik gar nicht auszuschöpfen; Generationen werden daran zehren und nicht fertig werden, denn es ist incommensurabel wie jedes ganz große Kunstwerk, wie der „Faust", wie die „Neunte Symphonie".

Aber das kann schon heute ausgesprochen werden: in der Geschichte der Plastik wird der „Beethoven" Epoche machen, er wird von ihr den alten Fluch der Farblosigkeit nehmen, der seit den Tagen der Renaissance auf ihr lastet. Als nämlich damals in Italien die allbewunderten antiken Sculpturen aus der Erde an's Licht stiegen, waren die letzten Spuren der ehemaligen Bemalung von ihnen verschwunden, und die farbenbare Marmorplastik war im Handumdrehen ein antikes Ideal geworden, das man nachahmte. Die ganze mittelalterliche Plastik, auf den echten antiken Traditionen fußend, war noch auf farbige Wirkung ausgegangen, und die meiste Plastik der Frührenaissance bekanntlich auch. Das weiße Gespenst hatte ein zähes Leben; erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann man ihm theoretisch zuzusetzen, viel später setzte die Kunst jene Theorien in die That um. Von diesen Thaten wirkt keine überzeugender als Klinger's „Beethoven", auch seine „Salome" und „Kassandra" nicht.

Bei der Zusammenstellung der verschiedenen Materialien hat Max Klinger augenscheinlich nach einem prächtigen, polyphonen und doch wieder geschmackvoll abgestimmten Gesammteindruck gestrebt. Wunderschöner weißer Marmor von der griechischen Insel Syra der Act; gelbgebänderter Tyroler

Digitized by Google

Onyx der Mantel, dessen Eindruck des Stofflichen nicht überboten werden kann; schwarzer Pyrenäenmarmor der Adler, dunkelrother Pyrenäenmarmor der Felsboden; der Thronsessel Bronce, mit breiten polirten Kupferbeschlägen auf den Armlehnen, gewaltigen Lichtfängern; die Engelköpfe Elfenbein, mit bunten Flügeln auf dunkelblauem Grund, der aus antiken mille fiori-Gläsern zusammengesetzt ist.

Auch die farbige Stimmung des Ganzen läßt sich nicht beschreiben, weil Musik sich bekanntlich nicht beschreiben läßt. —

* * *

Ein Wiener Archäolog von europäischem Ruf soll sich in der Ausstellung geäußert haben: Klinger's Werk erreiche die Höhe der antiken Sculptur, ohne irgend ein antikes Vorbild nachzuahmen. Das ist gewiß richtig, wenn auch der Reichthum der Instrumentation, um mich so auszudrücken, an die Vielfalt der Materialwirkung der griechischen Goldelfenbeinwerke erinnert, deßgleichen die Art der Ausschmückung des Thronsessels an den Thron des olympischen Zeus, wie ihn der antike Bädeker, Pausanias, beschreibt. Uebrigens hält dieser Reliefschmuck in seiner frischen Herbigkeit und in der Energie des Gefühlsausdruckes, sowie in seiner wunderbaren Flächenhaftigkeit die Vergleichung mit den besten altflorentiner Arbeiten aus.

Im äußeren und inneren Motiv ist unter allen antiken Sculpturen etwa nur der berühmte ausruhende Hermes des Museo nazionale in Neapel verwandt, ein Broncewerk des lysippischen Kreises. Es zeigt den Gott, wie er auf seiner Reise vom Himmel zur Erde auf einer ragenden Bergklippe sich niedergelassen hat und nun, den Oberkörper vorgebeugt, mit den Augen den Weg mißt, den er noch durchwandern muß. Sein schlanker Körper ist voll verhaltener Spannkraft, im nächsten Augenblick wird er sich erheben und weitereilen: beim „Beethoven" ist dieses schöne Motiv in's Pathetische gesteigert. Auch darin sind die beiden Werke einander verwandt, daß mit wenigen Mitteln eine doch sehr suggestive Andeutung eines landschaftlichen Elements, einer landschaftlichen Stimmung gegeben ist; etwas sehr Seltenes innerhalb des Bereiches plastischer Kunst. Fels und Adler bei Klinger sind genügende Anhaltspunkte für unsere weiterschaffende Phantasie, um das Bildwerk herum eine jener mythischen Urlandschaften mit stürzenden Felsen und rollenden Meeren, dampfenden Abgründen und urweltlichen Bäumen zu imaginiren, wie er sie in „Amor und Psyche", in den „Intermezzi", in den „Brahmsphantasien" und sonst gedichtet hat; eine jener schicksalvollen und erhabenen Landschaften, in denen er seine Titanen und Centauren wohnen läßt.

Allerdings geht durch das kühne Motiv des vorkragenden Felsens (oder Wolke?) dem Beethoven jene runde, in sich ruhende Abgeschlossenheit verloren, die Adolf Hildebrand in seinem „Problem der Form" für Werke der statuarischen Plastik fordert.

* * *

Zum Schlusse nur wenige Worte über die viel gerühmten und viel gelästerten Fresken von Gustav Klimt, dem Haupt der Wiener Secession.

Sie schmücken den linken Seitensaal und stehen, wie auch die Fresken der anderen Secessionisten in den anstoßenden Räumen, in einer Art ideeller Beziehung zum Inhalte von Beethoven's „Neunter". Sie stellen nämlich dar, nach der Angabe des Katalogs: „Die Sehnsucht nach Glück. Die Leiden der schwachen Menschheit: Die Bitten dieser an den wohl gerüsteten Starken als äußere, Mitleid und Ehrgeiz als innere treibende Kräfte, die ihn das Ringen nach dem Glück aufzunehmen bewegen (Erste Langwand). Die feindlichen Gewalten. Der Gigant Typhenus, gegen den selbst Götter vergebens kämpften; seine Töchter, die drei Gorgonen. Krankheit, Wahnsinn, Tod. Wollust und Unkeuschheit, Unmäßigkeit. Nagender Kummer. Die Sehnsüchte und Wünsche der Menschen fliegen darüber hinweg (Schmalwand). Die Sehnsucht nach Glück findet Stillung in der Poesie. Die Künste führen uns in das ideale Reich hinüber, in dem allein wir reine Freude, reines Glück, reine Liebe finden können. Chor der Paradiesengel. „Freude, schöner Götterfunken." „Diesen Kuß der ganzen Welt."

Das neue Werk Klimt's theilte das Schicksal seiner früheren Fresken: leidenschaftliche Bewunderung auf der einen, leidenschaftliche Angriffe auf der anderen Seite. Unanständig, verrückt, häßlich zu sein, warf man ihnen vor. Unanständig, weil er weibliche Acte ohne Verschleierung malt; verrückt, weil seine Ideen nicht auf den Kartoffelfeldern des Alltags wachsen; häßlich, weil er auch in der Schilderung des Unheilvollen und Fürchterlichen höchst expressiv ist. Ich muß gestehen, daß mir Klimt noch nie so imponirt hat wie diesmal, wenn ich auch eine gewisse Abhängigkeit seiner jetzigen Formensprache von Jan Toorop nicht verkenne, die aber lange nicht so groß ist wie seine ehemalige Abhängigkeit von Fernand Khnopff. Vor Allem hat mich die unbedingte Flächenhaftigkeit seiner Bildentwickelung entzückt, die der Wand strenge ihren Charakter wahrt, die sich, ohne Tiefenillusionen geben zu wollen, schmückend über die Wände ausbreitet, die mit Kühnheit auch den Menschenleib für ihre decorativen Zwecke ornamental umgestaltet, die auf jene großen und wahren Principien des bildnerischen Wandschmucks zurück greift, die von den Wänden der Marcuskirche und des Doms von Torcello herab predigen.

Dann bewundere ich, wie er verstanden hat, ein so reiches Gedanken- und Stimmungsmaterial in's Ornament umzusetzen; er giebt keine „Illustrationen" jener Beethoven'schen Symphonie, sondern er erzählt von verwandten Erlebnissen der Seele in der Sprache seiner Kunst. Endlich ist die Eindringlichkeit seiner seelischen Charakteristik auf's Höchste zu rühmen, nie ist die Wollust infamer, der Wahnsinn entsetzlicher, die Unschuld rührender, der Kummer herzzerreißender geschildert worden; Alles innerhalb der Grenzen einer decorativen Formbehandlung natürlich.

Die Fresken Klimt's sind ad hoc gemalt, nach Schluß der Ausstellung werden sie von den Wänden des Secessionsgebäudes herunter geschlagen. Es ist ein wirklicher Verlust für die Kunst. In dieser Huldigung Klimt's an Klinger steckt ein Stück Selbstaufopferung, die einen antik großartigen Charakter hat.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Fuchsjagd.

Von Karl Pauli.

An dem Stammtisch des goldenen Löwen, der alten Stadt Daz, war seit einiger Zeit eine rechte Veränderung vor sich gegangen. Einige meinten, es sei ungemüthlich geworden, andere dagegen behaupteten, es sei eine Aenderung zum Guten eingetreten und der Verkehrston sei jetzt merklich besser als ehedem. Und in der That, der Ton am Stammtisch war merkwürdig fein. Hatte man früher mit dem Glas auf den Tisch gehauen und „Prost!" gerufen, so sagte man jetzt, indem man sein Glas erhob: „Erlaube mir", wobei ein nasaler Schnarrton nicht fehlen durfte, trank, setzte das Glas ab, hob es wieder in die Höhe, stierte den, dem man zugetrunken hatte, so an, wie ein Ichneumon ein Krokodilei, worauf man das Glas auf den Tisch stellte. Hatte man früher eine entgegengesetzte Meinung mit den Worten „Das ist ja dummer Unsinn!" oder

Digitized by Google

„S'n Blech!“ zum Ausdruck gebracht, so sagte man jetzt: „Leider bin ich hier zum Widerspruch gezwungen!“ oder „Ich bin untröstlich, mit Ihnen nicht einer Meinung sein zu dürfen!“ Kurz, man war in einer Weise vornehm geworden, wie man es nur in den feudalsten Kneipen der Residenz zu sein pflegt. Und diese Veränderung hatte ein einziger Mann in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Wege gebracht. Das ist eben der Sieg des Geistes über die rohe Materie.

Dieser Mann war der Assessor Doctor juris Justus Jungmann, in dessen Namen, wie der Ziegeleibesitzer Brenner behauptete, eine wunderschöne Alteration lag.

Doctor Jungmann war direct von Berlin nach Daz gekommen, um den durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigten Bürgermeisterposten commissarisch zu verwalten.

Mit Feuereifer ging er an's Werk. Zunächst reformirte er den Stammtisch im goldenen Löwen, weil er sich die längste Zeit dort aufzuhalten gedachte. Darauf ließ er, eine für Beamte sehr einschneidende Neuerung, im Rathhaus elektrische Klingeln anbringen, weil man diese abstellen konnte, wenn man schlief, und setzte die Hundesteuer von zehn auf drei Mark herab, weil er selbst drei große Köter besaß.

Am Stammtisch führte er natürlich das große Wort, und man ließ ihn gern reden, da die guten Dazer wenig erlebten und das bisher Erlebte sich längst mitgetheilt hatten. Besonders sprach der Assessor gern von der Jagd, denn er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und hatte in Rußland Löwen und in der Wüste Sahara Eisbären gejagt. Am liebsten erzählte er aber von einer Fuchsjagd, die er in England mitgemacht hatte. Mit der glühenden Phantasie des Morgenländers schilderte er diesen Sport als den herrlichsten der Welt. Den guten Dazern wurde jedesmal ganz grün und gelb vor den Augen, sie waren alle Jäger, aber in der ganzen Gegend gab es kein Raubwild mehr, ja ein völlig ausgewachsener Hase wurde schon zu den Sehenswürdigkeiten gerechnet.

Diesen Zustand charakterisirte der Rathszimmermeister eines Tages, als wieder die Sprache auf die Fuchsjagd gekommen war, mit den Worten: „Zum allgemeinen Bedauern muß ich gestehen, daß seit langer Zeit kein Fuchs unserer Gegend die Ehre erwiesen hat, sich persönlich hier zu zeigen!“ „Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen versichern zu können,“ erwiderte der Doctor juris, „daß sich Daz hierin in keiner Weise von England unterscheidet. Auch dort giebt es keine Füchse in wildem Zustande, man bezieht sie aus zoologischen Gärten oder Menagerien!“

Das Wort schlug wie der Blitz ein. Man bezieht welche — ja, das ging. In der Nähe hatten zwei Bauern je einen Fuchs an der Kette, die gaben das Thier gewiß billig ab. Noch an demselben Morgen, der sich bis dreiviertel Sechs des Abends hinzog, wurde beschlossen, die beiden Füchse zu kaufen und unter der Leitung des Assessors eine Fuchsjagd zu veranstalten.

Es war an einem so wunderschönen Herbstmorgen, wie man ihn häufig in Erzählungen findet, als aus dem goldenen Löwen eine heitere Jagdgesellschaft dem alten Schäferberg zutrabte. Dort oben sollte die Fuchsjagd vor sich gehen. Beide Füchse waren gekauft worden. Das Geld dazu hatte man aus der Stammtischcasse genommen. Diese war eigentlich gestiftet, um arme Kinder zu Weihnachten zu beschenken. Aber erstens — wußte man denn, ob es zu Weihnachten noch arme Kinder gab? Und dann konnte man ihnen ja Fuchsklauen, das sind pelzgefütterte Fausthandschuhe, aus den Pelzen der Füchse machen lassen. In der Mitte der Jäger ging der Assessor im stylvollen Jagdanzuge, Gamaschen, Blouse mit Patronentaschen und einer Mütze aus Igelhaut, auf welche sich noch am Nachmittag der Apotheker Krause mit solcher Vehemenz setzte, daß er acht Tage das Bett hüten mußte und die Mütze eine große Glatze zeigte. Dr. juris Justus Jungmann war schlechter Laune. Er hatte beim Instruiren der Schützen gesagt: „Wenn man einen Fuchs in den Schwanz schießen wolle, müsse man auf den Kopf zielen!“ und da war Einer so vorlaut gewesen, zu fragen, „wohin man denn zielen müsse, wenn man ihn in den Kopf treffen wolle?“ Das hatte den Assessor verletzt, noch mehr aber verdroß es ihn, daß er darauf keine Antwort hatte finden können.

Auf dem Schäferberg warteten inzwischen die Treiber mit den in Käfigen untergebrachten Füchsen der Dinge, die da kommen sollten. Sie brauchten nicht lange zu harren, denn die Jäger waren pünktlich zur Stelle. Der Assessor leitete das Ganze. Er stellte die Schützen in zwei Reihen auf, so daß sie eine Zickzacklinie bildeten, die Treiber quer dazu. Nun wurde der erste Käfig herbeigebracht, und mit seinem Erscheinen erhoben die ersten Schwierigkeiten höhnend ihr Haupt. Zuerst weigerte sich der Mann, der den Käfig gebracht hatte, ihn zu öffnen, da er fürchtete, daß ihn entweder der Fuchs beißen oder ein übereifriger Jäger anschießen werde. Nachdem nunmehr der Assessor streng befohlen hatte, Niemand dürfe schießen, es sei denn, daß der Fuchs dicht bei ihm vorbeilaufe, machte der Mann endlich den Käfig auf. Nun kam die zweite Verlegenheit. Der Fuchs zeigte nämlich nicht die mindeste Absicht, den Käfig zu verlassen, selbst Steinwürfe und Fußtritte gegen die Gitterstäbe nutzten nichts. Erst als einer der Treiber, der zufällig den Namen des Thieres kannte, mit der Zunge schnalzte und ausrief: „Komm, Tausendschön, komm!“, erst da kam der Fuchs aus dem Käfig, setzte sich aber direct davor nieder und fing an, sich mit dem Hinterfuß hinter dem linken Ohr zu kratzen. Das an Menschen gewöhnte Thier fühlte sich durch die getroffenen Maßregeln, deren Zweck es augenscheinlich nicht einsah, nicht im mindesten beunruhigt. Das empörte den Assessor, er machte mit dem Arm eine scheuchende Bewegung und rief:

„Schschsch!“

„Schschsch!“ machten alle Schützen und schlenkerten mit den Armen. Der Fuchs würdigte sie keines Blickes.

Da feuerte der Assessor einen Schuß in die Luft ab, und nun schien eine atavistische Regung in dem Thier zu erwachen. Es warf den Kopf hoch, machte eine Bewegung nach rechts, eine Drehung nach links und war im nächsten Augenblick, durch die Treiberkette schlüpfend, verschwunden.

Nun wurde geschrien, geschossen, geflucht und gesucht, zwei Stunden lang umsonst. Der mit dem poetischen Namen Tausendschön behaftete Meister Reinecke blieb verschwunden. Endlich stellte man das Suchen ein, und es sollte nunmehr dem zweiten Fuchs an's Leben gehen. Allein trotz der diesmal getroffenen größeren Vorsichtsmaßregeln entging auch dieses Thier dem blutigen Tode. Als nämlich der Käfig geöffnet wurde, fuhr der Fuchs mit solcher Vehemenz heraus und mit solcher Plötzlichkeit auf die Schützen los, daß diese erschreckt aus einander stoben. So kam bei der ganzen Fuchsjagd eigentlich nichts heraus als die völlige Unfähigkeit des Assessors.

Das war das Ende seines Einflusses. Vergessen waren seine früheren Erfolge, vergessen was er für die Stadt gethan, die elektrischen Klingeln, die ermäßigte Hundesteuer. Der Stammtisch sank in sein alte Rohheit zurück, ja, er wagte es bei dem nach der Jagd stattfindenden Frühstück, den königlichen Assessor zum Stichblatt seiner Witze zu machen. Mit der ganzen Zähigkeit eines Staatsanwalts, der gegen den gesunden Menschenverstand Anklage erhoben hat, hielt Dr. Jungmann eine Weile Stand, bis sich der Apotheker Krause, wie schon vorhin mitgetheilt, auf seine Igelmütze setzte. Da war's aus!

„Mit solchen Gegenständen macht man keine Witze,“ rief er empört, nahm sein Gewehr und ging, die guten Stammtischler im Zweifel lassend, welchen Gegenstand er denn eigentlich gemeint hatte.

An diesem Tage ging's hoch her im goldenen Löwen. Wein und Bier floß in Strömen, die alte gemüthliche Stimmung war wieder da. Kein Mensch sagte beim Zutrinken mehr: „Erlaube mir!“ oder „Zum Wohle!“ Kein Mensch stierte nach dem Trinken den andern an, wie der Ichneumon das Krokodilei, sondern man rief: „Prosit“ und schlug mit dem Glas auf den Tisch. Kein Mensch sagte: „Ich bin untröstlich, nicht einer Meinung mit Ihnen sein zu können“, sondern wenn einer etwas behauptete, was dem Andern nicht einleuchtete, so rief dieser: „Quatsch!“ „Unsinn!“ oder „Blech!“ Das war kurz, verständlich und erschöpfend. Kurz, es war recht gemüthlich, und man saß bis in die tiefe Nacht hinein.

Auch im Rathhause war noch spät in der Nacht Licht. Dort saß im Polizeibüreau der commissarische Bürgermeister und Polizeiverwalter der Stadt Daz und schrieb mit eigener Hand unter schwarzen Rachegedanken mit schwarzer Tinte und einem schwarzen Federhalter zwölf Strafmandate für die zwölf Theilnehmer der Fuchsjagd in Höhe von zwölf Mark das Stück, wegen Aussetzung von Thieren niederer Raubthiergattung in bewohnten Gegenden.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Mirabeau.

Erster Genosse. Also, wie ich schon sagte, bereits Mirabeau hat darauf hingewiesen, daß jedes nach den alten Principien geleitete Staatswesen vor dem Untergang steht, und zwar in seiner berühmten Rede über den Bankerott.

Genosse Reißhaus. Wie? Der wußte auch schon was von Boykott?

Zweiter Genosse. Gewiß! Der Marabu soll einen sehr scharfen Geist besitzen.

Dritter Genosse. War das nicht Riquetti, der die Rede über den Bankerott hielt?

Erster Genosse. Wohl möglich! Aber Graf Mirabeau war dabei zugegen.

Genosse Reißhaus. Wer? Graf Mirbach? Gehört der jetzt auch zu uns?

Zweiter Genosse. Das ist eine Namenverwechselung. Der Betreffende, von dem hier geredet wird, hieß eigentlich Marat. Das ist derselbe, der leider der Mörder der Charlotte Corday war. Aber seine Artikel, die er im „Moniteur" schrieb, waren gut.

Genosse Reißhaus. Das will ich meinen! — Genosse Millerand — von dem hier gesprochen wird — ist ja noch heute der Bedeutendste aller Franzosen. Lassen wir ihn hoch leben!

Alle durcheinander. Mirabeau — Marat — Mirbach — Millerand — Marabu — Hoch! Hoch! Hoch!

Genosse Reißhaus. Genossen! Es geht nichts über die hysterischen Kenntnisse. Allens Andere ist Mumpitz mit Ausnahme von die Naturwissenschaft. Da ist die Physik wegen das Vieh für die Landwirthschaft, die Botanik für die Pflanzenkunde und die Chemie für die Brauers, damit sie Allens bei die Mischung richtig treffen. Und dann noch die Thierkunde vor die Jelehrten und vor die Kammerjäger. Allens Andere ist Mumpitz. Und auch die hysterische Wissenschaft muß anders jehandhabt werden wie jetzt. Ich frage, was hat es für einen factitiven Werth, wenn Jemand weiß, daß Napoleon I. nach der Schlacht bei Jena zum römischen Kaiser gewählt wurde? Was für einen Zweck hat es, zu lernen, daß Potemkim von Peter den Großen zwanzig Jahre in Sibirien gefangen gehalten wurde? Gar keinen, Genossen, täuschen wir uns nicht! Mit all' diesen Ballast müssen wir tabula rabla machen, das darf nich so weiter jehn. Wie man vons Geld sagt non liquet, so sagen wir hier im Gegentheil liquet, es riecht doch! Es riecht in die Geschichtsschreibung! Wir wollen nicht mehr von einzelnen Herren hören, wir wollen die reine unverfälschte Geschichte der Völker, wie schon Schicksbier im „Faust" jesagt hat: „Schließ' an ein Ganzes dienend Dich an!" Halten wir immer die Augen offen, was der Amerikaner „bands off!" nennt. Und darum rufe ich im momentanen Augenblick — aber in anderem Sinne, als auf jenem Orden steht! — Suum — das heißt Jedem — cuique — das heißt das Seine! Spero.

Der Friedericianische Paradegriff.

Daß unser Heer ein Volksheer ist, müßte sich dem Unkundigen schon an dem regen Interesse offenbaren, das in Deutschland die öffentliche Meinung allen militärischen Vorgängen entgegenbringt. Mag es sich um eine Recrutenvereidigung, eine Parade, ein Manöver, den von einem Kriegsgericht gefällten Urtheilsspruch oder die Beförderung oder die Verabschiedung eines hervorragenden Befehlshabers handeln, von Allem nimmt sie Notiz. So beschäftigte sie sehr lebhaft in jüngster Zeit auch die Frühjahrsparade, die in den letzten Tagen des Mai im Lustgarten des Potsdamer Stadtschlosses stattfand, und auf der sich das Erste Garde-Regiment zu Fuß mit einem nach mehr als 150 Jahren wieder zum Leben erweckten Paradegriff vorzuführen hatte. Schon unter Preußens Soldatenkönig Friedrich Wilhem I. hatte die defilirende Infanterie wenige Schritte, bevor sie an dem die Revue abhaltenden Vorgesetzten vorbeimarschirte, das Gewehr im exacten Ruck von der linken Schulter unter Ausstrecken des linken Armes in eine senkrechte Stellung zu bringen, wobei der rechte Arm sofort über die Brust zu Hülfe eilte, um die steilstehende Waffe festzuhalten; und Friedrich der Einzige, der Träger der preußischen Königskrone unmittelbar nach ihm, fand sich nicht gemüßigt, hieran zu rütteln. Denselben Paradegriff vollführte jetzt das Erste Garde-Regiment zu Fuß. Bekannt ist, daß dieses Regiment bei Paraden auch die spitzen Grenadiermützen aus Friedericianischer Zeit trägt; und so ist es nicht zu verwundern, daß Diejenigen, welchen es vergönnt war, dem eigenartigen militärischen Schauspiel beizuwohnen, einen Hauch dieser glorreichen Zeit zu spüren meinten und darob in hellen Jubel ausbrachen. Wer aber nicht so unmittelbar wie sie unter dem Eindruck der Vorführung stand, der vermochte nur mühsam der sich ihm aufdrängenden Bedenken Herr zu werden. Mag auch Theodor Mommsen, der mit fast untrügerischem Blick die gesammte Weltgeschichte umfaßt, darin Recht haben, daß es auf dieser Erde keinen Fortschritt giebt, das wird er sicherlich nicht bestreiten können, daß ein solcher wenigstens innerhalb der einzelnen Jahrhunderte in sich schließenden Abschnitte bis zu dem Augenblick besteht, wo der Culminationspunkt der Entwickelung erreicht ist. Und darüber kann doch Niemand in Zweifel sein, daß Preußen-Deutschland noch immer diesem Culminationspunkt entgegenstrebt. Seine Entwickelung kann daher nur aufgehalten werden, wenn auf längst Abgethanes, längst Ueberwundenes, ich möchte sagen, von Amtes wegen zurückgegriffen wird. So harmlos die Wiederbelebungen von Gepflogenheiten und Einrichtungen vergangener Zeiten sind, wenn sie auf das private Leben des Einzelnen beschränkt bleiben; so nachtheilig sind sie, wenn von ihnen das öffentliche allgemeine Interesse berührt wird. Das gilt von großen Dingen nicht minder als von kleinen, scheinbar unwichtigen; und es wurde Angesichts des Friedericianischen Paradegriffs auch von dem nüchternen Zeitungsleser herausgefühlt, der sich nicht einmal auf militärische Sachkenntniß stützen konnte. Der Kundige aber mußte ein über das andere Mal den Kopf schütteln. Auch nicht unter einem militärischen Gesichtspunkte durfte sich der vom Ersten Garde-Regiment vorgeführte Paradegriff rechtfertigen lassen.

Wie sehr wird seit vielen Jahren von Denen, die von der militärischen Strammheit nichts wissen wollen, weil sie ihren Werth nicht zu ermessen vermögen, gegen den preußischen Parademarsch im deutschen Heere gezetert! Wenn es nach ihnen ginge, wäre er schon lange in die Rumpelkammer zum alten Eisen geworfen worden. Die Thoren! Wenn Etwas der Armee heute noth thut, so ist es, wie auch schon früher einmal hier angedeutet worden, ein äußerst straffer Parademarsch. Fast ausschließlich in aufgelöster Ordnung hat sich der Fußsoldat der Gegenwart im Gefecht zu bewegen; und diesem Erforderniß sind selbstverständlich auch die Uebungen im Frieden angepaßt. Nichts ist bei der jetzigen Ausbildung der Truppe daher schwieriger, als die auseinander flatternden Geister zusammenzuraffen, d. h. den unbedingt erforderlichen Zusammenschluß zu bewirken, der die einzelnen Glieder befähigt, sich als untheilbares Ganzes zu fühlen und für dieses Ganze mit allen ihren Kräften, ja selbst mit dem Leben einzutreten. Nur der allerstrammste Parademarsch bringt ihn noch zu Stande; und hätte ich mitzureden, dürfte keine Exercier-, Gefechts- und Felddienstübung abgehalten werden, ohne daß in ihm zum Schluß die Infanterie an ihrem Führer vorüberzöge. Aber wer im Volke sagt sich Dergleichen? Mancher hat oft genug selber beim Parademarsch in Reih und Glied gestanden und dabei nach Herzenslust die Beine geworfen und die Fußspitzen gestreckt. Aber hinter seine hohe Bedeutung ist er nicht gekommen und bereitwillig stimmt er Denen bei, die ihn, ohne je in einem Soldatenrock gesteckt zu haben, als eine zeitraubende Spielerei verwerfen. Im Allgemeinen gehört heute zu den Attributen eines Politikers, der für die Erfordernisse seiner Zeit Verständniß zu haben meint, auch eine ausgesprochene Abneigung gegen den im Heere mit dem Parademarsch getriebenen „Humbug"; und die Tagespresse, die sich besser dabei steht, wenn sie dem Publicum nach dem Munde redet, fühlt sich keineswegs berufen, dieser falschen Bewerthung der höchst wichtigen, unentbehrlichen Uebung entgegenzutreten. Ist hiernach die Vorführung des Friedericianischen Paradegriffes, die doch eigentlich nur Selbstzweck ist, nicht Wasser auf die Mühle der großen Schaar der urtheilslosen Gegner des preußischen Parademarsches? Wird man ihn nicht jetzt noch lauter und mit einem Anschein von Berechtigung eine Spielerei nennen? Man sage nicht, der Ansturm gegen den Parademarsch wäre ohne Bedeutung, da dieser bei der Heeresverwaltung gut geborgen wäre. Auch die dreijährige Dienstzeit schien sich unter sicherem Schutz der maßgebenden Stellen zu befinden, aber wie die Erfahrung gezeigt hat, erwies er sich gegenüber dem Drängen der Mehrheit der Volksvertretung als zu schwach. Vieles ist heute möglich. Warum sollte man nicht unter der starken Einwirkung der Abneigung, von der die großen Massen der Nation gegen ihn beherrscht werden, einmal auch dem preußischen Parademarsch an's Leben gehen wollen? Häufig ist die Ansicht zu hören, daß schon um dessen Willen die Vorführung des Friedericianischen Paradegriffes ernstere Schlußfolgerungen nicht zulasse, als sie sich ja auf das Erste Garde-Regiment zu Fuß beschränkt habe, das doch die preußische Paradetruppe κατ' ἐξοχήν sei. Eine solche giebt es aber im preußischen Heere schon seit undenkbaren Zeiten nicht mehr, wenn man die aus ehemaligen Unterofficieren zusammengesetzte Schloßgarde-Compagnie, die bei feierlichen Staatsactionen und bei großen höfischen Festen in den Königlichen Schlössern die militärischen Honneurs zu erweisen hat, als Paradetruppe nicht gelten lassen will. Das Erste Garde-Regiment zu Fuß selber würde sich gründlich für die Ehre einer ausschließlichen Paradetruppe bedanken. Nicht einmal eine Leibgarde im früheren Sinne der

Digitized by Google

Gardetruppen ist es. Eine regelrechte Feldtruppe war es schon in den Befreiungskriegen, in dem Feldzug gegen Oesterreich. Nicht anders wurde es auch in dem Kriege gegen Frankreich verwandt. Als Kaiser Wilhelm I. Monate lang von Versailles aus mit Moltke die Operationen der deutschen Heere leitete, lag das Erste Garde-Regiment zu Fuß mit den übrigen Regimentern des Garde-Corps im Norden von Paris. Derjenigen Truppe, die sich gerade in der Nähe befand, lag der mittelbare Schutz des Monarchen ob, während der unmittelbar persönliche den dem großen Hauptquartier beigegebenen Wachtmannschaften zufiel. In der gleichen Weise wie jedes Infanterie-Regiment der Linie soll und wird das Erste Garde-Regiment zu Fuß auch in den künftigen Feldzügen verwandt werden; und es bleibt die Thatsache bestehen, daß die Wochen, welche die Einübung des Friedericianischen Paradegriffs erfordert hat, für die Ausbildung des Regiments für den Dienst im Kriege zu einem gewissen Theile haben verloren gehen müssen; und das zu einer Zeit, wo notorisch die deutsche Infanterie nicht ein noch aus weiß, um den an sie zu stellenden Anforderungen gerecht zu werden. Schwer, sehr schwer wird es daher sein, das sich auch auf den Friedericianischen Paradegriff stützende Gezeter gegen den unentbehrlichen preußischen Parademarsch zum Schweigen zu bringen.

Aber nicht bloß kostbare Zeit dürfte bei der Einübung des historischen Paradegriffes geopfert worden sein. Es steht zu fürchten, daß auch das Ergebniß der bisherigen Ausbildung gelitten hat. Seit einem Jahrzehnt wird mit großer Energie auf einen möglichst flotten, geräumigen Marsch unserer Infanterie hingewirkt. Das Tempo kann nicht lebhaft, der Schritt nicht weit genug sein, und bei dem Parademarsch schreitet die Infanterie nicht anders wie bei den anderen Marschübungen im Schritt. Um das flotte Fortschreiten zu fördern, ist auch von der Brust des Mannes Alles entfernt worden, was diese beengen könnte. Sogar der Mantel hat weichen müssen, so daß eigentlich das geflügelte Wort von dem gerollten Mantel so ziemlich außer Kurs gesetzt ist. Muß aber der Mann, über dessen Brust sich der rechte Arm legt, um das steile Gewehr festzuhalten, nicht am Athmen und daher auch am freien Marschiren gehindert werden? Jedenfalls dürfte es den Sachkundigen nicht befremden, wenn sich nach der Parade im Lustgarten des Potsdamer Stadtschlosses der Schritt der Grenadiere mehr verkürzt haben sollte, als es nach der Vorschrift gestattet ist. Daß des großen Friedrich's Soldaten auch ungeachtet des Paradegriffes ihrem Kriegsherrn geholfen haben, glänzende Siege zu erringen, beweist hier gar nichts. Die Ausnutzung von Zeit und Raum spielte damals bei Weitem nicht die Rolle wie heute.

Am Schwersten wiegen jedoch die Bedenken, zu denen die nachtheilige Einwirkung des Paradegriffs auf das Gewehr des paradirenden Grenadiers Anlaß giebt. Vor bald drei Jahrhunderten wurde das Bajonett eingeführt. Seitdem schien es von dem Gewehr unzertrennlich. Bald nach dem Feldzug gegen Frankreich schlug indessen auch in der deutschen Armee sein letztes Stündlein; und es wurde zur Durchführung des Nahkampfes durch das aus der Scheide gezogene Seitengewehr ersetzt, das man auf die Mündung pflanzte. Wenn dieses aber auch noch als Seitengewehr seine Aufgabe erfüllen soll, darf es nicht so leicht wie eine Feder sein. Auf der anderen Seite sind aber die modernen Gewehre so empfindlich, daß sie eine Belastung ihrer Mündung, namentlich bei Ausführung von Griffen, sehr übel nehmen. Deßhalb wird das Aufpflanzen des Seitengewehrs im Friedensdienst ängstlich vermieden und sogar in der Phase der Scheingefechte, wo der Nahkampf zur Darstellung gelangt, nur markirt. Wenn trotzdem bei Paraden noch das Seitengewehr auf den Gewehrmündungen gesehen wird, so ist hierin nur ein Zugeständniß an die Tradition zu erblicken. Es wäre vielleicht auch dem hochseligen Kaiser Wilhelm zu viel zugemuthet worden, wenn er sich auf seine alten Tage noch an eine Parade mit Gewehren ohne Bajonette hätte gewöhnen sollen. Sehr unbequeme Verbiegungen des Laufes und durch diese eine erhebliche Verminderung der Treffsicherheit des Gewehrs kann der Griff mit aufgepflanztem Seitengewehr zur Folge haben; und diese äußerst unerfreuliche Eventualität hat unter dem Regime des alten Reglements unseren Hauptleuten manche Gewissenspein bereitet. Während jetzt die Infanterie eigentlich nur noch mit „Gewehr über!" bei der Parade vorbeizumarschieren hat, faßte sie damals hierzu auch sehr oft das Gewehr „an", um es sogleich wieder „über" zu nehmen, wenn sie den Vorgesetzten, welchem der Vorbeimarsch galt, passirt hatte. Seitwärts dieses stand aber noch das nicht weniger scharf kritisirende Publicum. Ließ nun der Hauptmann das Gewehr zur Schonung der subtilen Waffe vorsichtig „über" nehmen, so hielten die in seine Qualen nicht eingeweihten Zuschauer seine Compagnie und ihn selber für „schlapp". Befahl er den Griff exact auszuführen, so verdarb er sich die Gewehre. Heute kommt zum Glück der Hauptmann nicht mehr in ein derartiges Dilemma. Das Gewehr soll während des ganzen Parademarsches auf der linken Schulter bleiben, auf die es vorher mit derselben Behutsamkeit gelegt wird, mit der es nachher wieder herunterzunehmen ist. Unter solchen Umständen ist es wirklich nicht so leicht zu verstehen, wenn eine Truppe *während* des Vorbeimarsches einen Paradegriff auszuführen hat, bei der das subtile, oben an der Mündung mit dem Seitengewehr belastete Gewehr mit heftigem Ruck an die linke Seite gestellt wird. Nur Schießprügel hatten die Grenadiere Friedrich's des Großen in Händen. Sie brauchten auch nur auf die kürzesten Entfernungen zu treffen. Das heutige Gewehr muß seiner großen Empfindlichkeit wegen wie ein rohes Ei behandelt werden, wenn es auf den weitesten Entfernungen, auf denen auch die Infanterie schon feuern muß, seine Schuldigkeit thun soll. Aufrichtig ist zu wünschen, daß die Gewehre des Ersten Garde-Regiments zu Fuß unter dem Friedericianischen Paradegriff nicht gelitten haben. Wahrscheinlich ist es aber nicht.

Muß nicht nach Allem vor der Wiederbelebung von Exercierübungen des Paradeplatzes, die bereits über ein Jahrhundert der Geschichte angehören und selbst in ihrer Blüthezeit nichts Anderes als Selbstzweck waren, dringend gewarnt werden? Ist für sie nicht die Gegenwart zu ernst, die Erziehung unserer Mannschaft zum tüchtigen Feldsoldaten zu wichtig, die für diese bemessene Zeit zu kurz, endlich auch das moderne Gewehr zu subtil? Hier und dort sind schon Befürchtungen laut geworden, der Friedericianische Paradegriff könnte auf reglementarischem Wege allgemein eingeführt werden. Wer würde aber eine solche Maßregel verantworten können?

Carl von Wartenberg.

Opern und Concerte.

„Verdifestspiele". — Matteo Falcone von Theodor Gerlach (Königl. Opernhaus). — Der polnische Jude von Karl Weis. Orestes von Felix Weingartner (Gastspiel der Stuttgarter Hofoper).

Die Stylanarchie unserer Durchschnittsbühnen hat einstens Richard Wagner schon seinen lieben Deutschen zu Gemüthe geführt. Es hat immer noch lange gedauert, bis man für manche grotesken Seiten des alltäglichen Opernbetriebes bei uns zu Lande den rechten Blick bekam. Aber heute giebt wohl ein Jeder zu, daß deutsche Bühnenleute in einer Oper Rossini's oder des jüngeren Verdi zumeist eine ebenso zweifelhafte Figur machen wie die Italiener, die in Bologna oder Mailand Wagner's Götter und Helden mimen, und die Franzosen bekommen ein Grauen, wenn sie sich einmal ihren leichtblütigen Auber in Deutschland vorspielen lassen. Die Melodien des Troubadours können Einen bei uns unter Umständen aus dem Theater jagen. Stehen Italiener oben auf den Brettern, so glauben wir noch an diese Musik, wie die Leute auf der Bühne an sie glauben. Sie suggeriren uns für den Augenblick ihre eigene Kunstüberzeugung. Sie enthüllen das Seelchen mancher armen, fast zu Tode geleierten Melodie, die uns sonst als Caricatur auf ein musikalisches Schönheitsideal erscheinen mag. Solche nationale Opernaufführungen haben uns in den letzten Jahren manche hübsche und lehrreiche Erfahrung gebracht. Als die Sembrich mit ihren italienischen Kameraden zu uns kam, haben wir seine Kunstwerke wie den Don Pasquale beinahe zum ersten Male kennen gelernt und Angesichts des idealen „Barbiers", den die Italiener zeigten, müssen wir ob der schaurigen Verballhornung dieser Oper, wie sie bei uns geheiligte Coulissentradition ist, schamvoll das Haupt verhüllen. Und darum hatte auch der pomphaft angekündigte Verdicyclus des klugen Herrn Angelo Neumann sein Gutes. Daß er sich mit den Prätensionen eines Festspiels aufthat, ist nicht schön, aber menschlich. Reclame-Eifer und guter Geschmack vertragen sich eben schlecht miteinander. Man kam nicht dazu, das ganze Bild von Verdi's merkwürdiger Künstlerentwickelung aufzurollen. Hätte man diese Absicht gehabt, so durfte man schon nicht den Falstaff, die köstliche Spätfrucht seines Schaffens, überhaupt fallen lassen, durfte auch nicht die einzelnen Werke in der Reihenfolge so planlos durcheinanderwerfen. Es gab auch keine Folge von Musteraufführungen, wohl aber ein Plus von interessanten Leistungen in einem gut künstlerischen Rahmen. Unter der Schaar war Einer darunter, der Verdi's Kunstwerk wie ein Heiligthum verwaltet. Es war der junge Capellmeister, der Arturo Vigna heißt. Er stellte die treibende Kraft des Ganzen dar. Ein von Temperament sprühender Künstler, von einer Beweglichkeit, die weder Pose noch Angewohnheit, sondern sprechender Ausdruck der Musikernatur ist. Ein Dirigent, der mit jeder Faser seines Wesens in der Aufgabe drinsteckt, für den auch die kleinste, verlorenste Partiturnote persönlicher Klang geworden ist und Leben bekommen hat. Es war ein Vergnügen, ihn am Pulte zu beobachten, wie er sicher und zwingend dem Orchester seine Auffassung aufdrängte, wie er jeden Einzelnen heranzog — wie köstlich er jede einzelne Stimme individualisirte, ohne in Nüancenjägerei zu verfallen. Von seinen Landsleuten oben auf der Bühne kam ihm an bedingungslosem Aufgehen im Kunstwerke nur eine einzige gleich, Maria de Macchi, die Amelia, Aïda, Desdemona und Donna Clara im Ernani. Eine Sängerin von untadeliger Kunst und eine ausdrucksvolle Darstellerin, deren unschöne Erscheinnng im dramatischen Affecte merkwürdiges Leben erhält. Die Uebrigen waren recht ungleich. Man hörte den vielberühmten Arimondi wieder, dessen wundervoller Baß gerade in der Hauptpartie im Ernani leider nicht recht gehorchen wollte, und man lernte als Amneris eine prächtige Altistin Guerrini kennen. Um die Tenöre war es recht schlecht bestellt, und der junge Bariton Sanmarco errang nur nach und nach einiges Interesse. Die Tetrazzini konnte keine rechte Gilda und Violetta spielen, aber sie erfreute durch sauberste, graziöseste Behandlung ihrer Coloraturstimme. Mit diesem Material ließ sich trotz aller Aufopferung des Maestro Vigna der vielberufene „Styl" nur wenige Male in der gewünschten Reinheit vordemonstriren.

Digitized by Google

Aber wer den musikalisch wundervoll ausgearbeiteten „Maskenball", wer vor Allem die mit brausendem Beifall aufgenommene Aida mit angehört hat, der wird an diese „Festspiele" doch gerechterweise sonder Groll zurückdenken.

* * *

Prosper Mérimée, dem wir die Schöpfung der Carmengestalt verdanken, hat eine Novelle „Matteo Falcone" geschrieben. Man kennt die Geschichte, die kaum ein paar Seiten füllt. Der corsische Bauer Matteo Falcone hat einen zehnjährigen Sohn Fortunato. Der Räuber Gianetto Sampiero sucht in Matteo's Haus einen Schlupfwinkel, um den Gendarmen zu entgehen. Fortunato zeigt ihm ein Versteck. Die Verfolger kommen, ihr Führer bietet dem Kleinen eine Uhr an, und Fortunato läßt sich durch den Preis zum Verrathe verlocken. Der alte Matteo bestraft den Bruch des Gastrechts in kurzem Proceß. Er führt den Jungen in eine Schlucht, läßt ihn seine Gebete hersagen und schießt ihn nieder.

Unser Chamisso hat die Geschichte getreulich in Terzinen nacherzählt. Herr Theodor Gerlach hatte Höheres damit vor. Ihn dünkte es gut, eine Oper daraus zu machen. Neulich wurde sie auf unserer Königlichen Bühne aufgeführt. Sie bietet ein classisches Beispiel dafür, wie Librettistenkünste einen Stoff in die glorioſe Opernsphäre hinaufheben.

Man vergleiche. Sampiero, der Bandit, ist bei Gerlach der Nationalheld von Corsica, der die Insel von der Herrschaft Genuas befreien will. Matteo's Tochter ist seine einstige Geliebte, die er schnöde verlassen hat. Der kleine Fortunato verräth ihn, um die Schmach der Schwester zu rächen. Der Vater will ihn bestrafen, doch „die Flinte zittert in der Hand", er bringt die That nicht fertig. Dafür ruft der Kleine, „die Ehre ist das Höchste", und stürzt sich selber in die Schlucht. Und immer weiter reißt unseren Dichter der Tragödienfuror. Mutter Giuseppa stirbt aus Gram auf der Stelle. Matteo ersticht den Sampiero, um die Schmach der Tochter nun selber definitiv auszuwischen und liefert sich den Gendarmen aus. Die „Operndichtung" ist fertig. Aus dem wortkargen, brutalen Corsen Mérimée's wird ein pathetischer Coulissenheld. Die Psychologie der Geschichte, die in ihrer naiven Starrheit so echt wirkte, wird durch die tiefsinnigen poetischen Eingriffe des Herrn Gerlach verwaschen und in lächerlichen Unsinn verkehrt. Banal und aufdringlich knallen die Effecte auf einander los . . .

Zu seinen traurigen Versen hat Herr Gerlach eine kraftlose Musik gemacht, die an theatralischem Gefühlsüberschwange dem Libretto gleichkommt. Die gute Aufführung, die Herr von Strauß leitete, und in der Fräulein Rothauser und Herr Berger hervortraten, bedeutete für den Verfasser einen Eintagserfolg. Für unsere Hofoper das unrühmliche Ende einer unrühmlichen Campagne.

* * *

Was die Berliner Operngewaltigen schuldig blieben, zahlten fremde Gäste. Die Stuttgarter reisen im deutschen Lande umher, weil ihr Theater abgebrannt ist, und zeigen zu höchst willkommenem Exempel, wie man draußen, an den „kleinen" Hoftheatern, Musik macht und die Kunst ehrt. Geräuschlos und bescheidentlich, ohne Trompetenstöße und Reclamefeuerwerk zogen sie ins Krollsche Haus ein, und dabei kamen neben anderen höchst angenehmen Theatereindrücken zwei Novitätenabende von Bedeutung heraus.

Die vieractige Volksoper Der polnische Jude von Karl Weis hat in auffallend kurzer Zeit die Runde an den größeren Bühnen gemacht. Haben die schönen künstlerischen Vorzüge des Werkes den Erfolg bestimmt oder spielte auch der anziehend gruselige Nervenreiz der düsteren Handlung mit? Es mag vielleicht eine rein persönliche Geschmackssache sein, wenn man sich gegen die Geschichte wehrt, welche Victor Léon und Richard Batka frei nach Erckmann-Chatrian zurecht gemacht haben. Aber ich vermisse darin die innerlich ergreifenden Momente und sehe nur ein geschickt aufgebautes Theaterstück, das aufregt und die Spannung reizt. Der alte Dorfgastwirth Mathis, der vor zwanzig Jahren in kalter Winternacht einen polnischen Juden erschlagen und ihm die Geldkatze abgenommen hat, — dieser verhärtete Sünder mit den sentimentalen Regungen und der jämmerlichen Angst vor Entdeckung ist eine reichlich abstoßende Gestalt. Aber die beiden Bearbeiter haben bei der dramatischen Zurichtung des Stoffes eine sehr glückliche und geschickte Hand gehabt, und die straff vorbeiziehenden Bilder belebt der Componist mit frischen musikalischen Farben. Seine Tonsprache berührt wohlthuend, nicht bloß, weil sie gebildet und von Alltagswendungen frei ist, sondern weil man ein warmes und lebendiges Empfinden heraushört. Karl Weis ist Böhme. Die nationale Eigenart tritt in seiner Musik vereinzelt, aber doch vernehmlich zu Tage. Seine Oper, die bei Brockhaus in Leipzig herausgekommen ist, muß als verheißungsvolle Talentprobe gelten. Werke, in denen sich das frische Lebensblut so kräftig regt, sind rar.

* * *

Ein Jungsiegfriedsmuth, der kein Fürchten kennt, hat Felix Weingartner zu kühnen Dingen getrieben. Ihm waren immer die höchsten Ziele die liebsten. Ein musikdramatisches Dreitagewerk, ein Mysterium, das in Kain—Jesus—Ahasver den ganzen Weltenlauf im künstlerischen Bilde faßt, schien ihm die große „Aufgabe seines Lebens", und es war ihm so ernst damit, daß er sich durch Mittheilung des Entwurfes die „Priorität der Auffassung" sichern zu sollen meinte Inzwischen machte er sich an einen Plan, der in seiner Art nicht minder riesenhaft ist. Es gehört Wagemuth dazu, den Coloß der äschyleischen Orestie in die moderne musikdramatische Form umzugießen. Wen erschreckte nicht die Wucht dieses starrsten aller tragischen Stoffe? Weingartner fühlt kein Bangen. Er hat die Zuversicht, das düstere Pathos des antiken Dichters modernem Empfinden erschließen zu können. Und hurtig geht er an seine Arbeit mit einer Energie heran, wie sie sich nur aus einem Ueberschuß von jugendlichem Kraftgefühl schöpfen läßt.

Diese Jugendlichkeit ist eine starke und schöne Waffe. Sie hat der Persönlichkeit des Künstlers nicht zum ersten Male zum Siege verholfen. Es mag für Weingartner ein stolzer Abend gewesen sein, als ihn bei Kroll der stürmische Beifallslärm des Berliner Publikums umtoste. Die unwürdig schroffe Behandlung, die hier einst seinem Genesius widerfahren ist, hat er nur schwer verwinden können. In dem schönen Orestesabend mochte er eine Revanche für das Unrecht erblicken. Ob freilich der laute Erfolg sich rein in dem Werke selber gründet und nicht mit in der Persönlichkeit des beliebten Künstlers, das steht dahin. Es wäre schier ein Wunder, wenn ein Werk vom Schlage des Orestes ein Theaterpublicum mit einem Schlage erobern sollte . . .

Aus den drei antiken Dramen hat Weingartner drei einaktige Musikdramen geschaffen. Der Clavierauszug liegt in drei Bänden im Verlage von Breitkopf & Härtel vor. Die Linien der Handlung bestimmt das äschyleische Vorbild. Der „Agamemnon" bietet in frisch belebter Entwickelung die Heimkehr des Argiverkönigs nach Ilios' Fall und seine Ermordung durch Klytämnestra und ihren Buhlen Aegisth. Das „Todtenopfer" entspricht den Choephoren. Orest gehorcht dem altgeheiligten Gebot der Blutrache und erschlägt die Mutter sammt ihrem Mitschuldigen. Wie fremd und kalt steht der moderne Mensch dieser grausigen Schicksalsthat gegenüber! Wie mühselig muß er sich ihm aus einem vergangenen Geiste heraus entsprungene moralische Rechtfertigung construiren, wenn er nicht die nackte Brutalität sehen will! Bei Weingartner hilft glücklicher Weise die starke Erregung der entscheidenden dramatischen Scene über die Klippe hinweg. Die unheimlich wilde Steigerung des Auftrittes, die packende Kraft des musikalischen Ausdruckes, den der Tondichter hier erreicht, reißt den Hörer mit fort. Hier liegt der Höhepunkt der Bühnenwirkung. Die „Erinnyen", das Schlußdrama, das die Entsühnung des Muttermörders durch Athenes Einspruch zeigt, bedeutet einen Abfall. Der dramatische Inhalt zerfällt in Einzelbildchen, die Tonsprache erscheint schwächlicher als in den anderen Teilen und verliert sich an einigen Stellen in sonderbaren Banalitäten. Es kostet Ueberwindung, von den Unzulänglichkeiten zu reden. Weingartner verfügt über ein vornehmes, von Intelligenz und Geschmack geleitetes Können. Aber sein Orestes konnte nicht die That eines aus dem Vollen schöpfenden Genies sein. Oft, wo nur selbstherrliche Kraft helfen kann, muß man sich an den nach großen Vorbildern ernst und klug gebildeten Stil halten, und die prägnanten Gedanken bleiben aus. Trotz Allem ist an Weingartner's Werk noch genug an künstlerischer Arbeit zu bewundern. Die geistvolle Ausgestaltung der dramatischen Momente, die erstaunliche Beherrschung der Ausdrucksmittel, die meisterliche Behandlung des gesanglichen Ausdruckes und des orchestralen Klangkörpers — das sind positive Verdienste, von denen jeder mit Respect reden muß. Der fein nachfühlende Kunstverstand, das energievolle Wollen Weingartner's sollen in Ehren bleiben.

Diesen Orestes, der in Allem so außergewöhnliche Ansprüche stellt, führten die Künstler aus Stuttgart in einer prächtigen, liebevollen Wiedergabe vor. Hier konnte man am besten sehen, wie an dieser Bühne ein ernster, künstlerischer Sinn die Kräfte spornt und zusammenführt. Die Stuttgarter Oper, an deren Spitze der kunstverständige Herr von Putlitz steht, besitzt in den Herren Pohlig, der an Obrist's Stelle getreten ist, und Reichenberger zwei thatkräftige Kapellmeister, in Herrn Harlacher einen vortrefflichen Regisseur, dessen Geschicklichkeit sich in den verschiedensten Aufgaben bewährte. Man sah Messager's Kleine Michus, man sah Offenbach's feinste Schöpfung Hoffmann's Erzählungen und Puccini's nervöse Bohème und Alles in frischen, abgerundeten Aufführungen, wo Jeder von der Künstlerschaar an den rechten Platz gestellt war. Kein Zweifel, in der Reihe der Gäste, welche seit dem Frühjahr das ungemüthliche Kunsthôtel vor dem Brandenburger Thore bevölkerten, waren diese letzten die liebsten.

Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Ein Laien-Urtheil über die Ich-Technik.

In der Nr. 20—21 d. J. der „Gegenwart" spricht Herr von Sosnosky über die „Unnatur der Ich-Technik", und begründet seine Ansicht des Längeren, sehr logisch, von seinem Gesichtspunkt aus, dabei

Digitized by Google

von Voraussetzungen ausgehend, die nicht von allen Romanlesern getheilt werden dürften. Könnte man die Sache nicht von einem anderen Standpunkte aus betrachten und zu einem anderen Urtheil kommen? Ich, ein Laie auf dem Gebiet der Schriftstellerei, möchte mir erlauben, eine abweichende Auffassung zu beleuchten und glaube, daß ich einen großen Theil der Romanleser hinter mir haben werde. Wir, also das Publicum, für welches Romane doch in der Hauptsache geschrieben werden, sind keine Kritiker, die einzig und allein ätzenden Verstand sprechen lassen, nur seciren, nur zersetzen wollen. Wir bringen jedem Roman-Schriftsteller, auch jedem Bühnendichter, die Erwartung entgegen, daß er den dichterischen Funken in sich trage, der, zündend, die in uns schlummernde Phantasie auslöst. Fehlt einem Autor dieses Ingenium: Phantasie, Gestaltungskraft, die Fähigkeit, sich und Andere für die von ihm vorgeführten Personen zu erwärmen, so wird jeder Roman, jedes Bühnenwerk kalt lassen, und seien sie technisch noch so gut aufgebaut, die Handlung noch so scharfsinnig begründet. Sie werden beim Publicum nie das erregen, was es eben haben muß, um ein dichterisches Werk in sich aufnehmen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können — „die Illusion" — und „Illusion" möchte ich die Fähigkeit zur Täuschung nennen, momentan als wirklich geschehen das hinzunehmen, was der Schriftsteller und als geschehen hinzustellen versucht. Diese Fähigkeit ist es, welche der Herr von Sosnosky beim romanlesenden Publicum nicht genügend in Rechnung zieht.

Ist ein Bühnenwerk gut geschrieben und wird es gut dargestellt, so wird in dem Augenblick, wo ein Schauspieler die Bühne verläßt, um angeblich diese oder jene Handlung an einem anderen Orte zu vollführen, der größte Theil der Zuschauer unter dem Bann des eben Gesehenen, je nach Veranlagung, einen kürzeren oder längeren Moment, die Einbildung festhalten, daß ungesehen von ihm, diese Handlung sich vollzieht. Wenige, und wahrscheinlich gänzlich Phantasie-Arme werden in demselben Augenblick daran denken, daß der abgehende Künstler nun vielleicht hingeht, um sich abzuschmücken oder sich zu stärken. Nicht anders ergeht es dem Romanleser. Fesselt ihn eine packend geschriebene Scene, eine geistvoll durchgeführte Unterhaltung, so vergißt er momentan sicher, daß diese selben Scenen am Schreibtisch des Verfassers ausgeklügelt, vielleicht zwei- bis dreimal umgearbeitet worden sind, ehe sie dergestalt auf ihn wirken konnten. Erst viel später setzt die Kritik ein, um abermals zu versagen, wenn der Leser wieder der fortreißenden Wirkung desselben Werkes unterliegt, und — mögen diese Momente noch so kurz sein, aber sie sind da. Der Leser steht eben unter der Wirkung des dichterischen Fluidum, welches packt und fesselt, das selbst Verstandes-Kühle in seinen Bann zu ziehen, und die Illusion im Leser auszulösen versteht. Und diese Illusion bringen wir Laien auch dem Ich-Roman entgegen. Nie fällt es uns ein, den Schriftsteller, dessen Leben uns meist in großen Zügen bekannt ist, mit dem Ich-Erzähler zu identificiren. Wir haben im Augenblick des Lesens das Gefühl, daß ein Arzt, ein Jurist, oder als was sonst die erzählende Person eingeführt wird, uns seine Erlebnisse vorträgt, vorausgesetzt, daß es in einer dem Leben abgelauschten Weise geschieht und nicht krasse Unmöglichkeiten dem Leser in's Gesicht geschleudert werden. Kommen wir, schon während des Lesens, zu der Ueberlegung, ob der Erzähler die Fähigkeit, den Bildungsgrad besitzen könnte, um sich schriftlich oder mündlich so auszudrücken, so ist die Illusion schon geschwunden und die Kritik setzt ein; dann besitzt der betreffende Autor nicht die Gabe derart zu fesseln, daß die kühle Erwägung des Verstandes einschlummert.

Warum soll nun die Illusion des Lesers, ist sie erweckt, gerade beim Ich-Roman als Urtheils-Unfähigkeit gelten, während sie bei anderen Romanen und bei Bühnendichtungen direct gefordert und vorausgesetzt wird? In den, in objectiver Form erzählten Romanen werden uns oft mit peinlicher Genauigkeit die letzten Gedanken und Handlungen eines Einsamen, der seinem Leben ein Ende macht, geschildert. Der Autor appellirt hier ebenso an unsere Gutgläubigkeit und Illusion wie der Ich-Erzähler. Herr von Sosnosky giebt die Berechtigung solcher Schilderungen, die transcendentale Fähigkeiten voraussetzen würden, hierbei zu, und doch sind diese Schilderungen gerade so gut ein Phantasiegemälde, aufgebaut auf subjectiver Auffassung des Autors, wie die Persönlichkeit des Ich-Erzählers ein Phantasiegebilde des Schriftstellers ist, das er benutzt, um seine Lebensansichten dem Publicum zu übermitteln. Soll man dem Ich-Roman gegenüber sagen: das ist unmöglich! So darf auch kein in objectiver Form erzählender Schriftsteller, Scenen, Gedankengänge vorführen, von denen es unmöglich ist, daß sie zu seiner Kenntniß gelangen konnten: dann hört aber jeder Roman auf, dann ist jede psychologische Begründung unmöglich, denn schließlich weiß kein Mensch, wie es in dem Innern eines Anderen in entscheidenden, einschneidenden Momenten seines Lebens ausgesehen hat. Daß ein Mensch seine Empfindungen in solchen Momenten dem Schriftsteller mitgetheilt haben sollte, würde auf derselben Unwahrscheinlichkeit beruhen, die Herr von Sosnosky bei den Bekenntnissen in den Ich-Romanen tadelt. Es beruht in beiden Romanarten gleicher Weise auf Voraussetzungen, Schlüssen, phantasievollen Möglichkeiten, was uns als innere Erlebnisse der vorgeführten Personen erzählt wird. Wenn also der in objectiver Form erzählende Schriftsteller das Recht hat, seine subjective Lebensauffassung in den von ihm vorgeführten Personen zu verkörpern, warum soll es dem Verfasser des Ich-Romans nicht gestattet sein, eine Persönlichkeit zu erfinden, die er als Erzähler auftreten läßt, und der er eigene Worte in den Mund legt. Ich kenne Herrn Spielhagen's Schriften über diese Frage nicht, bin auch nicht in Schriftstellerkreisen bekannt, glaube aber nicht, daß irgend ein Autor eines Ich-Romans verlangt, man solle ihn, und nur ihn, unter der Maske des Erzählers suchen. Wohl wird er vielleicht diese Form wählen, in dem Glauben hier seine eigenen Anschauungen in fesselnderer Weise aussprechen zu können, aber, ob Ich-Technik oder objective Form, ein Stück seines Ichs, seiner subjectiven Lebensauffassung trägt wohl jeder Schriftsteller in sein Werk hinein, einmal mehr, einmal weniger, oft bewußt, nicht selten unbewußt. Daß der Ich-Roman größere Schwierigkeiten im Aufbau bietet, daß es nicht leicht ist, die Fiction des Selbsterlebten consequent und natürlich durchzuführen, und ohne der naturgemäßen Entwickelung Zwang anzuthun, Eins aus dem Andern folgend darzustellen, das gebe ich zu, das ist aber Sache des Schriftstellers. Führt der Autor diese Fiction glaubhaft durch, läßt er den Erzähler als geistvollen Mann erscheinen, so, ich ich muß es gestehen, hat der Ich-Roman für den Durchschnittsleser, wie ich einer bin und mit mir der bei Weitem größte Theil aller Romanleser, etwas ganz besonders Anziehendes. Man hat das Gefühl, einem angenehmen Plauderer gegenüber zu sitzen — und wer hörte einem solchen nicht gern zu. Worin besteht der Reiz der Auto-Biographie, der Schilderung der persönlichen Kriegs-Reise-Erlebnisse? Nehmt ihnen das kleine Wörtchen „ich" und setzt statt dessen „er", es würde sein, als ob ein anziehender Charme ihnen entwiche.

Die Kritik wird mit spöttischem Lächeln über uns arme Durchschnittsleser hinweggehen, und doch — wir sind eine nicht zu unterschätzende Majorität. Der Schriftsteller braucht ein Publicum, das seine Bücher, ihn verstehend, liest und kauft, und sich von ihnen, je nachdem, belehren, erfreuen, erheben lassen will. Und wer liest seine Bücher? Die Geistesheroen? die Koryphäen der Wissenschaft? die Staatsmänner, die das Ruder des Staatsschiffes lenken? Sie Alle haben keine Zeit. — Wir Durchschnittsmenschen, die nicht an hervorragender Stelle stehen, welche Stellung meistens mit großen Pflichten verknüpft ist, wir Durchschnittsmenschen, die wir bescheiden im Thal wohnen, und Denen ihr Tagewerk noch manche Stunde der Muße läßt, die sie angenehm verbringen möchten, wir sind das Publicum des Roman-Schriftstellers. Und wenn uns der Ich-Roman, vorausgesetzt, daß er gut geschrieben ist, fesselt und eine anziehende Lectüre bildet, warum sollen wir uns ihn veröden lassen? — Wollen wir nur den Verstand sprechen lassen, dürfen wir keine Romane lesen. Zum Romanlesen gehört Phantasie von Seiten des Autors, der das Erdachte dem Leser entgegen bringt, und Illusion von Seiten des Lesers, der, es verstehend, aufnimmt. Nur wo diese beiden Fähigkeiten sich begegnen, kann ein Romangebilde befriedigen und fesseln.

C. Reim.

Notizen.

Weltall und Menschheit, das vom Deutschen Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig herausgegebene, treffliche Lieferungswerk, bringt in seinem sechsten Hefte eine Fülle packender und zum Theil geradezu actueller Vulkanbilder. So einen großen Aquarelldruck, der Ausbruch des Vesuv im Jahre 1872, einen idealen Schnitt durch die Erdrinde mit den Verbindungscanälen zwischen dem glühenden Erdinnern und der Oberfläche, Humboldt's viel umstrittene Zeichnung des Jorullo-Vulkan-Gebietes, mit den tausenden, angeblich in einer Nacht entstandenen Kratern, einen Facsimile-Druck des interessanten Versuchs Athanasius Kircher's die Thätigkeit der Vulkane zu erklären, und endlich Bilder vom Krater des Mont Pelé und Soufrière, sowie von der zerstörten Stadt St. Pierre auf Martinique. Die gerade zur Zeit sehr interessanten Abbildungen werden der Verbreitung des Werkes sicherlich nützen.

Josef Franz Kaiser, der sich um die Erschließung der schönen Kärntner Gaue ausgiebig müht, hat einen Führer „Aus Deutschland nach dem Kärntnerlande" verfaßt, den wir entdeckungsfreudigen Lesern eindringlich empfehlen möchten. Die Wanderbriefe Max Kempff's in den letzten Nummern der „Gegenwart" werden hier und da rege Sehnsucht nach den gesegneten Bezirken der Deutschen Südmark geweckt haben; Kaiser giebt nun die nöthigen fachmännischen Anweisungen und Winke. Nicht trocken und büreaukratisch reizlos, sondern mit anschaulicher, warmherziger Frische. An der Hand seines Büchleins ist es leicht, Reisepläne zu schmieden. Die hübschen Bilder des schmuck ausgestatteten Heftes sind ein Anreiz mehr dazu. Der Kärntner Verein in Klagenfurt versendet gern Exemplare der Druckschrift nach Deutschland.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Eyidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

R. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 26. Juli 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die innere Erneuerung. Von Caliban. — Die Zukunft der ehemaligen Burenstaaten. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — Astrologische Muthmaßungen. Von Albert Kniepf (Hamburg). — **Literatur und Kunst.** Die Turiner Ausstellung für modernes Kunstgewerbe. Von Eduard Engels (München). — Das Musikbaby. Von Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee). — **Feuilleton.** Der Drechsler an der Mauer. Von Friedrich Kroff (München). — **Aus der Hauptstadt.** Von der öffentlichen Dummheit. Von Eduard Engel (Berlin). — **Offene Briefe und Antworten.** Der Gerichtsofficier. Von Oberstleutnant v. Ditfurth. — Nochmals: „Zu Befehl! Herr Leutnant!" Von Carl von Wartenberg. — Notizen. — Anzeigen.

Die innere Erneuerung.

Eduard Sanden's „gute und mühselige Culturarbeit", die sein Justizrath mit so grotesker Begeisterung und so ausgesprochener Begabung für unfreiwillige Komik pries, als das „strenge Ringen einer mit ernsten Dingen beschäftigten Mannesseele", hat den heimlichen König von Potsdam nicht vor erniedrigender Gefängnißstrafe bewahrt. Die Verfehlungen des Gestürzten waren zu offensichtlich. Jahre lang hatten er und seine Cumpane von der längst bankrotten Bank Riesengehälter und Tantièmen angenommen, die in die Hunderttausende gingen. Sie wußten ganz genau, daß die Unterbilanz dauernd wuchs und scheuten doch nicht davor zurück, sich weiter auf Kosten der kleinen Sparer und Pfandbriefbesitzer persönlich zu bereichern. Die Gemeinheit dieser Gesinnung ist über allen Zweifel erhaben. Sie wird dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß ein Vertheidiger mit überwältigender Kühnheit die Verbrecher zwar untreu, aber nur untreu gegen sich selbst, treu dagegen der Bank nannte und allen Ernstes behauptete, Eduard Sanden habe seiner Preußenbank Nichts genommen, sondern ihr noch Zuwendungen gemacht. Diese Verwirrung der Begriffe kann kein bloßer Advokatenkniff sein. So komödiantisch können die Anwälte des Rechtes mit dem Rechte nicht umgehen, daß sie dem Gerichte, der Staatsanwaltschaft, den betrogenen und Sühne fordernden Opfern des Sandenklingels nur aus rein rhetorischen Gründen die Beleidigung in die Zähne schleudern, man habe Unschuldige, vollendete Ehrenmänner, anständige Kaufleute auf die Anklagebank geschleppt, dem rachedürstenden Pöbel zu Liebe. Etwas innere Ueberzeugung, etwas guter Glaube müssen dabei im Spiele sein.

Wir sind uns Alle noch vollkommen klar darüber, daß die Entwendung eines Paars alter Stiefel Diebstahl und mit Gefängniß zu ahnden ist. Eben so streng beurtheilen wir das Vergehen der Zechprellerei. Heilig ist das Eigenthum, notabene, wenn es von kleinen Spitzbuben und Betrügern angegriffen wird und wenn es sich nicht um Millionen handelt. Diese Grenze zieht schon Fiesko. Bandendiebstahl und Betrügerei verlieren allen häßlichen Geruch und werden zu genialen Geschäfts-Transactionen, wenn Directoren und Aufsichtsräthe einer Bank dazu greifen. Sie haben nur auf Eines Acht zu geben: daß der klingende Erfolg nicht ausbleibe. Der Erfolg vergoldet und verklärt das Verbrechen. Mißwirthschaft ohne Gleichen, die Verschleuderung des halben Actiencapitals und aller Reserven ist vergessen und vergeben, sobald eine glückliche Fusion die Lücke wieder zustopft. Herr Rathenau, der die Ehrlichkeit des Finanzmannes für seine beste Eigenschaft erklärt und ihn dazu anspornt, immer noch ehrlicher als seine Concurrenten zu sein, Herr Rathenau zeigt sich in dieser Hinsicht noch von veraltetem Vorurtheil befangen oder redet gedankenlos Fibelsprüche nach. Treu' und Redlichkeit üben heute bloß noch die minderen Intelligenzen. Sanden hat nach dem geltenden Sittengesetze nur den einen Fehler begangen, daß sein Bau zusammenstürzte, als die Conjunctur sich verschlechterte und alle Welt mit sich selbst zu thun hatte. Derselbe verdrießliche Zufall stürzt den Exner und den Casseler Schmidt in's Verderben. Eine etwas größere Geldflüssigkeit, etwas höher gespannte Unternehmungslust der großen Banken, etwas stärkerer Haussemmel hätte das Schreckliche verhütet.

Hier und da wird jetzt von der nothwendigen inneren Erneuerung unseres Volkes gesprochen, das dem goldenen Kalbe den Rücken wenden und zu der Einfachheit seiner Väter zurückkehren solle. An die Möglichkeit einer solchen Erneuerung können nur Kinder glauben. Wir müßten alle Errungenschaften unserer Zeit aufgeben und in die steinige Wüste ziehen, wollten wir mit dem Goldhunger und der speculativen Erwerbsgier brechen. Innere Erneuerung kann verständigerweise nur Verehrlichung, Bruch mit allem widerlichen Cant sein. Meine Herren, werfen wir die Feigenblätter von uns! Zeigen wir uns, wie wir sind. Scheuen wir nicht länger davor zurück, das als sittlich anzuerkennen, was Sitte ist. Versuchen wir die Vertheidiger Sanden's zu begreifen. Ihr Enthusiasmus deuchte uns anfänglich Heuchelei und dreiste Mißachtung des gesunden Menschenverstandes. Wir sehen jetzt, daß es in Wahrheit eine mannesmuthige Mißachtung der conventionellen Lüge war. Die Anwälte der Preußenbank-Vernichter haben in Redlichkeit ausgesprochen, was keusche Herzen längst denken und empfinden. Sie bahnen die innere Erneuerung an, sie sorgen dafür, daß hinfort nicht mehr gleißnerisch verurtheilt und gestraft wird, was uns allen doch des Schweißes der Edlen und des herzlichen Neides werth scheint.

Caliban.

Digitized by Google

Die Zukunft der ehemaligen Burenstaaten.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Es wird geraume Zeit dauern, ehe die schweren Wunden, die der langdauernde, landverwüstende Krieg schlug, geheilt sein werden. Heute schon von einer baldigen Blüthe Südafrika's unter englischer Herrschaft auch nur träumen zu wollen, wäre mehr als optimistisch. Aber es muß zugegeben werden, daß es England gelingen kann, mit der Zeit eine solche Blüthe herbeizuführen, wenn es die richtigen Leute hinsendet und wenn die Buren Frieden halten. Was den ersteren Punkt angeht, so ist es bemerkenswerth, daß die Buren den unverständigen, ihrer Sprache meist nicht mächtigen britischen Civilbeamten mehr fürchten und hassen als das strammste Militärregiment. Das offenbare Bestreben Englands, eine wirkliche Versöhnung mit dem Burenelement anzubahnen, läßt aber Gutes hoffen. Man hat nicht daran gedacht, den besiegten Gegner nach dem Recept Dick Seddons, des redelustigen Premiers von Neu-Seeland, zu einem Bürger zweiter Classe zu machen; Kriegssteuern sind dem Grundbesitz nicht auferlegt; zum Wiederaufbau der Farmen wurden beträchtliche, wenn auch nicht voll ersetzende Zuschüsse und ein liberaler Kredit gewährt, und in nicht all zu großer Ferne winkt die Selbstverwaltung.

Als Widerhall ermahnen die Burenführer ihre Leute, an der socialen Wohlfahrt des Landes mitzuarbeiten. Sie werden es voraussichtlich thun, wenn England sie vernünftig regiert, ihnen in der Sprachenfrage nicht unbequem wird und jeden Versuch der Anglisirung ihrer Schulen vermeidet. Schwierige Punkte bleiben natürlich in Menge bestehen und einer darunter ist, ein Einvernehmen zwischen den handsuppern — insbesondere Denjenigen, die im Solde Englands gefochten haben — und ihren bis zum Ende ausharrenden Landsleuten herbeizuführen. Schon ist es zu argen Reibereien gekommen. Der Bur vergißt und vergiebt trotz seiner Bibelfestigkeit nicht leicht, und es wird ihm in diesem Falle um so schwerer werden, als britischerseits jenen Leuten besondere Vortheile nach dem Friedensschluß zugesichert sind. Aber schließlich dürften die Zeit und gemeinsame Interessen dennoch ihre Wirkung thun.

Für das Gedeihen der ehemaligen Burenländer kommt Dreierlei in Betracht: ihre Verbindungen nach außen wie im Innern, die Mineninduſtrie und die Ausnutzung des Bodens durch Ackerbau und Viehzucht. Nach außen hin erhält die Colonie Transvaal voraussichtlich, was der Traum der südafrikanischen Republik war: einen Hafen. Die hart an der portugiesischen Grenze gelegene Nosi-Bucht soll mit einem Stücke des Zululandes zu Transvaal geschlagen werden, wogegen die Bezirke Vryheid, Utrecht und der größere Theil von Wakkerstroom an Natal übergehen würde. Vielleicht wird Transvaal dann auch noch in engere Beziehung zu seinem früheren Verbindungspunkt mit dem Meere gebracht: zur Delagoa-Bucht, falls nämlich das neuerdings aufgetauchte Gerücht: England sei dabei, das in Frage kommende Gebiet von Portugal zu erpachten, zutreffend sein sollte. Besonders wahrscheinlich ist das nicht. Dagegen kann als sicher angesehen werden, daß der schon von Kitchener — z. Th. zu Zwecken der Kriegführung — in's Auge gefaßte Bau neuer und ergänzender Eisenbahnlinien nicht auf sich warten lassen wird. Eine Durchsicht und Neuregelung der Zollgesetzgebung erscheint unerläßlich.

Die Mineninduſtrie wird — nicht bloß bei Johannesburg — rasch aufblühen, wenn sie auch — sehr zum Leidwesen der Shares-Besitzer — zur Deckung der Kriegsschulden wie zu Wohlfahrtseinrichtungen für das Land mit herangezogen werden dürfte. Sie muß und kann das ertragen. Schwierigkeiten wird die Beschaffung der erforderlichen Arbeitskräfte verursachen, da auf die durch den Krieg theilweise zu einem bescheidenen Wohlstande gelangten Kaffern kein rechter Verlaß mehr ist. In einzelnen Bezirken droht aus der Haltung der durch Verwöhnung von britischer Seite übermüthig gewordenen Schwarzen geradezu eine ernste Gefahr für das Land zu erwachsen. Was die Arbeiterfrage betrifft, hat man schon — versuchsweise — die Herüberschaffung von zweihundert chinesischen Kulis in die Wege geleitet. Auch von Hindus ist die Rede gewesen, aber wohl mehr im Sinne der Besiedelung. Sicher wird sich nun auch ein Strom von abenteuerlustigen weißen Einwanderern über Südafrika ergießen, sofern nicht England, wie leicht möglich, für die ersten Jahre noch unter dem Vorwande unnormaler Verhältnisse einen wohlthätigen Riegel vorschieben wird. Als einfache Grubenarbeiter sind Leute dieser Art meist eben so wenig zu verwenden wie als Ansiedler. Wird die Mineninduſtrie — auch Kohlenschätze giebt es zu heben — dem Lande in Zukunft den Glanz verleihen und in den von ihr geschlossenen Mittelpunkten dessen Intelligenz verkörpern, so beruht doch seine Zukunft auf der Besiedelung. Hier kommen im Grunde genommen nur die Buren in Frage, denn die Kaffern sind für die culturelle Entwickelung des Landes ganz ohne Bedeutung, und so wird voraussichtlich der den Landfrieden nicht fördernde Gegensatz zwischen dem burischen platten Lande und den englischen Städten bestehen bleiben. Wenn Balfour kürzlich von dem „schließlich doch im Blut und im Empfinden alliirten Rassen" sprach, die in ein zufriedenes Gemeinwesen aufgehen würden, so ist das wenig mehr als eine vage Hoffnung. Eine Rassenvermischung ist heute noch weniger wahrscheinlich, als wie sie es vor dem Kriege war; außerdem hat sie, wenn sich umgekehrt auch manche junge Buren in einer gewissen Engländerei gefallen, nicht selten zu einer „Verburung" der eingeheiratheten Engländer geführt. Die Buren stellen als autochthones Element die stärkere Rasse dar. Der Engländer ist vor allen Dingen — von einigen colonials abgesehen — als Farmer im südafrikanischen Veldt wenig geeignet, und daher werden auch alle Bemühungen der Militärbehörden, ausgediente Soldaten auf dem Boden der ehemaligen Burenstaaten seßhaft zu machen, sowie alle Bestrebungen der in London entstandenen Ansiedelungsgesellschaft nicht zu einem dauernden Erfolg führen. Ganz verkehrt wäre der Versuch, englische Siedler über das weite Land zu vertheilen; nur die Besiedelung ganzer Bezirke mit Briten verspricht die Möglichkeit eines guten Ausganges. Das wird aber, schon aus vermögensrechtlichen Gründen, nicht gut angehen. Ein etwas anderes Gesicht könnten die Dinge durch die Ausführung eines gewaltigen Bewässerungsprojektes — die Kosten wurden für Kap-, Orangefluß- und Transvaalcolonie auf 30 Millionen Pfund Sterling veranschlagt! — erhalten, das statt der Viehzucht einen intensiven Ackerbau gestatten würde. Aber das ist Zukunftsmusik, und so werden denn die Buren wahrscheinlich wieder Herren im platten Lande sein und sich Dank ihrer Fruchtbarkeit rasch vermehren; 53000 heimkehrende Kriegsgefangene und 20000 Kämpfer bis an's Ende sind immer noch ein beachtenswerther Stamm an Männern. Von Ausrottung des Burenvolkes kann trotz der Opfer des Krieges und der Versammlungslager nicht die Rede sein. Freilich werden auch einzelne Burenfamilien, denen die neue Ordnung der Dinge nicht gefällt, trekken. Wohin? Argentinien und Kanada haben Ländereien für solche Auswanderer angeboten; auf Madagaskar hat Galieni ihnen 200000 ha zu je 2 Frcs. zur Verfügung gestellt; Deutsch-Südwestafrika lockt mit seinem bereits vorhandenen kleinen Burenstamme. Aber zu Auswanderungen solcher Art gehört Kapital, und mancher der „Unversöhnlichen" ist durch den Krieg derart verarmt, daß er schon wohl oder übel im Lande bleiben muß. Mancher von ihnen mag im verschlagenen Burengemüth auf den Tag der Vergeltung hoffen, und Manchen mag auch der Gedanke trösten, daß Südafrika sich eines Tages — allen imperia-

Digitized by Google

listischen Träumen zum Trotz — dennoch von England ablösen und daß die „südafrikanische Conföderation" zur Thatsache werden wird. Afrika für die Afrikander, gleichviel ob britischen oder holländischen Stammes.

Astrologische Muthmaßungen.*)

Von Albert Kniepf (Hamburg).

Der Aufsatz in der „Gegenwart" Nr. 9 und 10 „Aus dem Reiche der Astrologie" hat die Leser über ein heute zu Unrecht mißachtetes Gebiet der menschlichen Erkenntniß zu unterrichten versucht, obwohl dies in zureichender Weise nur durch viele Studien zu erzielen ist, die jedoch nicht Sache Vieler sein können. Ich bemerke hier für neue Leser nur im Allgemeinen, daß ein Geburts-Horoskop ein Gebilde von im Verhältniß zur Fülle des wirklichen Lebens sehr wenigen schematischen Schicksalsmotiven nach den Stellungen von Sonne, Mond und Planeten in der Minute der Geburt ist, aus welchen sich jedoch noch nicht alle Ereignisse des Lebens in ihrer Abfolge und ganzen Mannigfaltigkeit ersehen lassen. Es fließt aber aus dem Horoskop eine Gesetzmäßigkeit der Schicksale, unserer Handlungen sowohl, wie der Beziehungen und Zufälle. So wiederholen sich bei manchen Personen die Verletzungen den Körpertheilen nach; der Eine neigt zu Schäden an den Füßen, der Andere am Kopf, an den Augen, Ohren, Hals, Brust u. s. w. Jener hat Glück oder Unglück mit Reisen, mit Festlichkeiten, mit Geld, Anstellungen, Freunden, Processen, Gewinnen, Geschenken, der Eine nimmt Schaden durch Feuer, der Andere durch Wasser u. s. w., und dies reicht viel weiter noch als man denken sollte. Dèsbarolles macht darauf aufmerksam, daß Napoleon I. auf einer Insel geboren war, auf eine Insel (Elba) verwiesen wurde, schließlich von Insulanern (den Engländern) auf eine dritte Insel verbannt und hier, wiederum auf einer Insel, starb. Man mag das für ein originelles Spiel des „Zufalls" halten, aber auch der Zufall hat seine Gesetze nach unserem Wesen, wir gerathen gemäß diesem, ohne es zu wollen und zu wissen, in sein Getriebe, was man sich durchaus nicht metaphysisch und mystisch vorzustellen braucht, so wenig es mystisch ist, daß der Magnet gewisse Metalle anzieht, um einen allerdings sehr einfachen Vergleich zu benutzen. „Mystisch" ist allerdings auch hieran zur Zeit noch, wieso diese Metalle gerade und nicht auch andere magnetisch reagiren.

Zuweilen vererben sich sogar Schicksalsanlagen, wie sich auch Krankheit und Gesundheit vererbt, aber in unverkennbaren Wiederholungen ist jenes sehr selten und wird vielseitig verändert sein. Ferner gehört zu den Gesetzlichkeiten der Schicksale auch die bekannte Verdoppelung oder Wiederholung der Zufälle innerhalb enger Zeitgrenzen, wie bei Bränden, Eisenbahnunfällen u. s. w., was durch die Mundan-Horoskope (für Sociales im Allgemeinen geltende Himmelsfiguren) angezeigt wird. So häuften sich die schweren Unfälle in der Zeit von Mitte bis Ende December 1901. Am 17./18. December herrschten violente Aspecte: Mars Parallel Sonne, Mars Conjunction Jupiter, am 18. Merkur Conjunction Uranus und Parallel Mars, am 21. Mars Parallel Uranus, Neptun Parallel Saturn, während am 14. die gewichtige Conjunction von Mars und Saturn vorauf gegangen war.

Die englischen Kalender prognosticirten für December „Eisenbahn-Katastrophen und Explosionen mit schwerem Verlust an Menschenleben". In der That häuften sich die Unfälle sehr. Am 18. Bahnunfall bei Eldenau (Pommern) mit Verletzungen, am 18. eine Entgleisung bei Königshütte, Bahnpersonal kommt zu Schaden, am 18. Zusammenstoß zweier Expreßzüge in Californien und eine Gasexplosion in Pittsburg, zehn Arbeiter todt, fünf verletzt. Am 20. eine Bahn-Collision in Lyon, drei Menschen todt; am 21. das schreckliche Bahn-Unglück bei Altenbeken, am 23. ein Brand-Unglück in einem Tunnel in Liverpool. Am 18. erfolgte auch ein gewaltiger Erdsturz auf dem Mahlberge in der Rheinprovinz mit vieler Verwüstung. Es ist aber noch nicht Alles gewesen.

Diese Häufung schwerer Unfälle ist also nicht zufällig, denn man konnte sie anderthalb Jahr vorher ansagen. Der Zusammenhang mit den obigen Gestirn-Configurationen und weiter zurück mit dem obiger Prognose zu Grunde gelegten Neumond-Horoskop am 11. December ist augenscheinlich. Ein Unglück, sagt das Sprüchwort, kommt selten allein; man sieht hier, warum das wahr ist.

Man könnte die Astrologie geradezu als die Wissenschaft des Zufalls bezeichnen, wenn sie nicht unendlich mehr noch enthielte. Sicher aber erklärt sie Vieles auf anderem Wege vielfach nicht weiter Erklärliches, und insofern trägt sie zur Befriedigung des Erkenntnißtriebes viel bei. Eine merkwürdige Duplicität der Fälle ist, wofern es sich nicht etwa um einen und denselben Vorfall handeln sollte, dem König Georg von Griechenland im Januar 1902 passirt. In einer und derselben Zeitungsnummer finde ich zwei Berichte von Angriffen auf den König; der eine ältere Bericht erzählt von einer Affaire mit einem noch ziemlich wilden Strauß im zoologischen Garten. Der König hatte die Einfriedigung dieser Vögel betreten und wurde von dem Thiere attaquirt. Der Director des Gartens, Germanos, sprang dazwischen, so daß sich der König retten konnte, während der Helfer einen gefährlichen Kampf mit dem wüthenden Vogel zu bestehen hatte und Verletzungen erlitt. Dann berichtete ein Telegramm vom 24. Januar von dem Attentatsversuch eines geistesgestörten Menschen auf den im Garten zu Phaleron auf dem Spaziergange befindlichen hohen Herrn, was ganz ebenso verlief wie oben, indem sich ein Beamter des Gartens dazwischen warf und einen Messerstich davontrug. Der König hatte also damals Einfluß für Attaquen von einem wilden Thier und einem „wilden Mann", beide Male bei Gelegenheit von Erholungen in Gärten, und zugleich beide Male mit Errettung aus der Gefahr. Es liegt im Schema seines Horoskops. Er ist nach einem englischen Almanach am 24. December 1845 Morgens ca. $7^1/_2$ Uhr zu Copenhagen geboren. Die Sonne steht im fünften Hause in Quadratur des Mars und Uranus; es sind Aspecte für Conflicte, für Streit, Krieg und Angriff; die Sonne ist aber bei diesen an sich keineswegs günstigen Aspecten und deren Affairen durch eine sehr gute Verbindung des Jupiter im Gedrittschein und durch den Mond auch geschützt. Das fünfte Haus bezeichnet auch Erholungen neben anderen, für einen Fürsten wichtigeren Dingen, und abgesehen von den erzählten beiläufigen Affairen sahen wir auch die obigen, politisch sehr bedeutsamen Constellationen wirksam im Kriege mit der Türkei 1897, der recht übel für Griechenland zu verlaufen drohte, wenn sich nicht die Mächte in's Mittel gelegt hätten. Hier kam die vorzügliche und wahrhaft fürstliche Position des Jupiter am oberen Meridian und im Parallel mit demselben, sowie im Trigonus Sonne, diese auch das erste Haus regierend, recht sichtbar gegen die fatalen Aspecte des Horoskops zur Geltung und brachte Rettung.

Beobachtungen wie diese dürfte Mancher bei sich und Anderen machen können, man hat bisher nur nicht dies interessante Gebiet der Schicksals-Tendenzen erkannt. Astrologisch tritt es am klarsten hervor, aber hierzu sind viele Studien an Horoskopen nöthig und natürlich auch der zu-

*) Auch wer die Kniepf'schen Prämissen durchaus ablehnt, wird an seinen Gedankenspielen Gefallen finden und mit Interesse den fesselnden Ausführungen über die merkwürdige Materie folgen, der Kniepf seine Lebensarbeit gewidmet hat. D. H.

Digitized by Google

gehörigen Personen und ihres Lebenslaufes. Doch man hat sich auch an die ewige Sprache des Himmels erst zu gewöhnen, wäre sie nicht die stets gleiche Symbol- und Runenschrift, so gäbe es keine Astrologie, die Wahrsagung daraus ist auch nur, wie man sieht, eine besondere Anwendung und Zubehör, was fast immer vergessen zu werden pflegt, da sich der Sinn der Menschen meist nur auf ihre Zukunft richtet. Sie wollen in ihren Aengsten Gewißheit haben, wie es kommen wird, es ist ein nur zu leicht erklärliches Bedürfniß bei der so geringen Tragweite der verstandesmäßigen Voraussicht. Doch sind der biographischen Verwickelung getreue Vorausbeschreibungen schwer zu geben, zum Glück für Manchen, kann man wohl sagen. In allgemeiner Weise ist die Zukunft zuweilen klar ersichtlich, man kann auch ein besonders gutes Horoskop von üblen leicht unterscheiden, aber man kann die Neugier in den Einzelheiten nicht mit der erwünschten Genauigkeit auf viele Jahre hinaus, und namentlich nicht auf eine einfache mühelose Weise befriedigen. Es erfordert in der Regel ein rechnerisches Material, zu dessen Ermittelung viel Zeit und Geschick gehört. Manches darunter ist allerdings auch einfacherer Natur. Der Roman des Lebens kann aber nicht im Voraus geliefert werden.

Jedermann wird zugeben, daß die Regierung der Königin Victoria von England in ihrem langen Leben von Erfolgen sehr begünstigt war. Der Astrolog und britische Hauptmann Morrison (Zadkiel) beschrieb ihr Horoskop in seinem Almanach für 1831 (die Prinzessin war am 24. Mai 1819 Morgens 4 Uhr 15 Minuten geboren) und sagte: „Wie verschieden ist diese Nativität von derjenigen der unglücklichen Prinzessin Charlotte! Sonne und Mond waren gerade aufgegangen, in männlichen Zeichen und im Mundan-Sextilaspect mit Jupiter, der hervorragend im zehnten Hause und im zodiacalen Sextilschein mit Mars steht. Sieben Gestirne sind über dem Horizont, große Auszeichnung und einen ehrenvollen Namen bedeutend. Die nicht gutartigen Planeten sind fallend, also schwach postirt, die Himmelsmitte hat das Parallel der Declination mit der Sonne — ein sicheres Zeichen öffentlicher Ehren! Daher ist klar, die Prinzessin war für den Thron geboren, obgleich Viele zwischen diesem und ihr bei ihrer Geburt standen. Ich bin geneigt zu glauben, sie wird im 21. Jahre heirathen unter der Primärdirection der Sonne in Conjunction Venus 20° 49′." Sie heirathete thatsächlich unter dieser längere Zeit wirkenden Direction im Februar 1840. Indem auch Morrison sagte, daß es für England nicht gut gewesen wäre, wenn die mit einem beklagenswerthen (deplorable) Horoskop versehene, damals schon verstorbene Charlotte auf den Thron gekommen wäre, so gelten die obigen Verheißungen also zugleich für das Wohl Englands unter Victoria, die 1837 den Thron bestieg. Von ihrem zukünftigen Gemahl deutete Morrison, wie es nicht anders aus dem Horoskop der Gattin im Voraus möglich ist, ganz allgemein nur an, daß er ein großer, schöner und begabter (ingenious) Mann, doch „nicht sehr glücklich" sein würde. Aufsehen erregte 1861/62 seine Prognose auf ein gefährliches Jahr für den Prinz-Gemahl, der auch December 1861 starb. „Der diesjährige Lauf des Saturn," schrieb Morrison in seinem Almanach für 1861, „ist übel für alle Personen, welche am 26. August oder in diesen Tagen geboren sind, ich bedaure den Prinz-Gemahl unter den Betheiligten zu sehen", und auf einer anderen Seite des Kalenders hieß es, daß „1861 übel sein würde für den Vater des Prinzen von Wales." Wenn man sich viel mit Prognosen beschäftigt, kann man deren wie hier viele mit Glück machen, doch braucht es sich nicht um Todesfälle zu handeln, sondern die näheren Bestimmungen sind sehr mannigfaltig, jedoch nicht immer leicht zu geben. Der Saturnlauf über die Geburtssonne oder auch am Mond genügt an sich nicht zu einer großen Krise, bemerklich macht er sich in der Regel sehr, besonders wenn er mehrere Male in einem Jahre stattfindet, anderenfalls ist es oft nicht von Belang. Es kommt viel auf die sonstigen Constellationen an, wie in der sehr verwickelten Geburtsastrologie stets.

Die Physiker haben es mit ihren Prognosen der Bahnen und Constellationen der Himmelskörper leichter; gerathen sie an complicirtere Dinge, wie die Wetterkunde und noch mehr die Medicin, so ist die größte Unsicherheit selbstverständlich. Doch trifft in der Astrologie Manches genau zu, wie z. B. der für Juli 1900 in Zadkiel's Almanach von Pearce prognosticirte „Trauerfall in der königlichen Familie" — der Herzog von Coburg-Gotha starb am 30. Juli. Diese Prognose und die gleichzeitige Voraussicht des Verfassers für Juli-August, daß der König von Italien von heimtückischen Feinden und Anarchisten bedroht sei — er wurde am 29. Juli ermordet — sind zwei genaue, zwölf Monate vorher verfaßte Prognosen, die dem Autor eine Anerkennung in der englischen Zeitung „Daily Mail" eintrugen.

Schlagend war auch die Prognose in Zadkiel's Almanach für 1902 aus dem Mundan-Horoskop der Sonne im Widderpunkt 21. März a. c., wo es für St. Petersburg heißt, daß viele Morde und Aufstände im russischen Reiche zu erwarten wären, und daß ein Staatsminister einem verhängnißvollen Handstreich ausgesetzt sei. Am 7. April hatte der Polizeiminister Trepow einen Attentatsversuch zu bestehen, am am 15. April wurde der Finanzminister ermordet, und im Mai fand ein Attentat auf den Gouverneur von Wilna statt. Was kann man hier noch gegen die Astrologie vorbringen? Anläßlich der tragischen Wendung zur Krönungszeit König Eduard's und des wiederholten Aufschubs dieses Festes bestätigt sich die Prognose von E. Hugh in den „Coming Events" April 1901 S. 226: „Die astrologischen Anzeigen sind nicht hoffnungsvoll und ich wage die Vorhersagung: Se. Majestät König Eduard VII. wird niemals gekrönt werden."

Es läßt sich darüber streiten, welchen praktischen Werth die fortlaufenden politisch-socialen Prognosen haben, da ja Vieles nicht vorhergesehen werden kann und nur ein gewisser Procentsatz ganz klar zutrifft. Doch wissenschaftlich verdienen sie alle Aufmerksamkeit, weil es nicht auf die Prognosen selbst so sehr ankommt, als auf die Wahrheit der Sache überhaupt!

Daß auf die Politik durch das Hülfsmittel der Astrologie annähernd richtig Schlüsse gezogen werden können, zeigen eine große Anzahl Prognosen von hierfür befähigten Astrologen, denn es kommt viel auf das Horoskop des Astrologen selbst an, in welcher Richtung sich seine Kunst am besten bethätigt. Für das Frühjahr 1901, vom 21. März bis 23. Juni, schrieb Pearce mit Bezug auf die Türkei: „Zu Constantinopel ist Mars im vierten Hause (des Mundan-Horoskops am 21. März also) bedeutsam für fortgesetzte Anfeindung der Regierung, Aufstände, Feuersbrünste und gespannte Beziehungen zu einer fremden Macht." Der Sultan sandte im März 5000 Soldaten an die bulgarische Grenze; er befürchtete ferner für sich selbst Meuchelmord; im Mai fiel ein großer Post-Conflict mit den Mächten vor; Rußland ertheilte zwei Mal Warnungen wegen der gesetzlosen Zustände in Albanien; und ein Feuer entstand im Harem und in den Schlafgemächern des Sultans, was ihn sehr beunruhigte, mehrere Würdenträger wurden verbannt. Es entspricht völlig der Prognose.

Für das Sommerquartal, Horoskop auf „Sonne im Krebs", prognosticirte Pearce mit Bezug auf die Türkei weiter: „Für Constantinopel ist Mars sehr nahe dem unteren Meridian im zodiacalen Zeichen der Türkei, was auf Krieg deutet. Die Feinde des Sultans, die heimischen wie die fremden, sind hartnäckig." Im August aber spitzte sich der Streitfall mit Frankreich zu, der französische Gesandte bricht sogar die Beziehungen zur Pforte am 22. August ab! Unter dem Monat August heißt es aber nun genau, daß die stationäre Position des Uranus 12° 53′ Schütz für mehrere Länder,

Digitized by Google

darunter auch für Frankreich „kritisch" sein würde, und diese Position fällt um den 22.—25. August! Man sieht, in gewissen Grenzen sind die Prognosen oft richtig, die näheren Umstände kann man jedoch wegen der Vermischung der Einflüsse nicht erkennen, und wenn keine gewichtigen hinzukommen, so wird ein solcher Aspect von geringerer Bedeutung sein.

Vielleicht hat es Interesse für eine Anzahl meiner Leser, zu wissen, was die französische Republik mit dem 13. Grade des Schützen zu thun hat. Die Diagnose ist nämlich gemacht unter Berücksichtigung des Horoskops für die Erklärung der neuesten französischen Republik am 4. September 1870 Nachm. $4^3/_4$ Uhr zu Paris. Die Sonne stand hier $11^0\ 55'$ Jungfrau, der Ascendent (östliche Cardinalpunkt eines Horoskops) ist $27^0\ 7'$ im Steinbock. Der obige Uranus war im Stillstande in schlechten Aspecten zur Sonne, zum Ascendenten und außerdem auch zum Mars der obigen Himmelsfigur! Schon einmal im März 1900 war dies der Fall gewesen und um diese Zeit machten sich die chinesischen Wirren schon bemerkbar. Man findet sie vorausgesagt in Zadkiel's Almanach für 1900 aus dem Mundan-Horoskop vom 21. März für Peking S. 57.

Mancher wird aber doch noch an der Wirkung eines solchen Horoskops der Republik zweifeln. Es hat sich aber auch erst kürzlich wieder bewährt, als Saturn am 8. Mai 1902 im Grade des obigen Ascendenten und somit auch im Gegenschein des Mars vom 4. September 1870 stationär war. Für diese Zeit sagte Pearce (s. Zadkiel's Almanach) „eine ernstliche Krise" für Frankreich vorher. Das Ungewitter kam auch, aber es war nicht politischer Natur, sondern es erfolgte der Ruin eines wichtigen französischen Colonialbesitzes, der Insel Martinique durch die bekannte vulkanische Katastrophe, die genau mit dem 8. Mai völlig ausbrach und zum wahren Unglück für Frankreich ausartete. Die Prognose warnte „vor inneren und auswärtigen Gefahren und commerzieller Depression." Es ist wieder ein Beispiel, wie man astrologisch ein starkes Gewitter heraufziehen sieht, aber man kann nicht immer wissen, wo die Blitze einschlagen werden.

Die Combination mit dem Erdbeben war schwierig, und man kommt vor Allem auf so seltene Verknüpfungen nicht, aber das Erdbeben vom Mai ist in Zadkiel's Almanach ebenfalls nicht übersehen, und bei Besprechung der im südlichen Ocean sichtbar gewesenen partiellen Sonnenfinsterniß vom 7. Mai Abends, die von starken Constellationen für Erdbeben, wie sie Morrison aufgestellt hat, begleitet war, heißt es S. 59: „Ein Erdbeben ist sehr wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Mai, wenn Jupiter die genaue Quadratur zum Ort der Eklipse bildet und Mars diesen Ort selbst passirt." Dies war der Fall um den 19. Mai. Jedoch standen Sonne und Mond bei der Eklipse schon stark in Quadratur des Jupiter, viele planetarische Aspecte waren vom 2. Mai an vorhergegangen und Saturn wurde stationär, was astrometeralogisch neben der Quadratur des Jupiter am wichtigsten ist.

Die Anzeichen der Unruhe des Mont Pelée setzten schon mehrere Tage mit den, der Eklipse vorhergehenden gehäuften Aspecten ein und der ärgste Ausbruch erfolgte nur wenige Stunden nach der Eklipse am 8. Morgens, St. Pierre zerstörend; mit dem 19./20. Mai erfolgte eine neue Katastrophe, in ihren Folgen noch verhängnißvoller als die erste, dies Mal für Fort de France vernichtend, auf St. Vincent brach ein neuer Vulkan aus, weitere Eruptionen wurden befürchtet, und eine starke Erregung der vulkanischen Thätigkeit zeigte sich im Mai auch in Nord- und Südamerika! Auch in Thüringen zeigten sich Erdbeben. Im Uebrigen dürfte hier auch die Eklipse vom 22. April mitgewirkt haben.

Man sollte meinen, die modernen Physiker müßten hier stutzig werden und wenigstens zur Ueberlegung kommen, daß sie sich mit ihrer Vornehmthuerei gegenüber dem „Aberglauben" Kepler's übereilen, aber da, wie man sagt, eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, so will ich hier noch mit einigen weiteren Beispielen aufwarten:

Am 15. Juli 1853 fand ein furchtbares Erdbeben Nachmittags $2^1/_4$ Uhr zu Cumana statt, bei welchem Tausende von Menschen zu Grunde gingen. Am 6. Juni 1853 war eine Sonnenfinsterniß im 16. Grade der Zwillinge gewesen. In Zadkiel's Almanach für 1853 hatte Morrison prophezeit: „Da Mars und Saturn im Stier und für Panama in dem (der Eklipse) vorhergehenden Eckhause sind, so zweifle ich nicht an einem schrecklichen (fearful) Erdbeben auf dem Isthmus von Darien; die Erdstöße könnten sich entlang der Nordküste von Südamerika ausdehnen, bis Honduras, Californien, Florida. Diese Ereignisse mögen um den 16. Juli erwartet werden." Es traf genau ein, und Cumana liegt auch an der Nordküste von Südamerika.

Hier war wieder mit der Thatsache der oft langen „Nachwirkung" mancher Gestirnconstellationen — besonders bei Eklipsen zeigt sie sich — gerechnet, denn am 15./16. Juli lief Jupiter im Gegenschein zum Ort der Eklipse am 6. Juni, während gleichzeitig Mars ihn durchquerte. Außerdem war der Mond während des Erdbebens im Gegenschein zum Ort des Mars vom 6. Juni! Die Anzeigen sind also complicirt, auch sehr verschieden für andere Fälle.

Endlich kann auch hier der zuweilen beliebte Einwand einer „Suggestion" durch astrologische Prognosen nicht mehr geltend gemacht werden, denn Gott Vulkan ist nicht so leicht suggestibel wie die moderne Bildung in Bezug auf die Lehre vom astrologischen Aberglauben.

Im obigen Falle war auch die Oertlichkeit des Erdbebens, wie im Voraus angesagt, zutreffend, aber sie kann nicht immer stimmen, da uns hier noch Vieles nicht bekannt ist. Richtig war aber auch insofern die Prognose von Pearce S. 27 seines Almanachs für 1899 Monat August: „Spanien kann von Glück sagen, wenn es einem Erdbeben entgeht." Am 9. August fanden sieben Minuten anhaltende Erderschütterungen statt zu Corunna, Ponte Vedra u. a. Orten. Ich mache auf die Grundlage auch dieser Prognose aufmerksam, nämlich Uranus war am 12. August stationär in $3^0\ 59'\ 3''$ Schütz (laut Berechnung von Pearce) und Saturn war stationär am 21. in $17^0\ 2'\ 24''$ Schütz. Stationäre Positionen der Planeten wirken oft zu Erdbeben mit, jedoch neben anderen Bedingungen; die Physiker werden kurz über lang ihre Theorien entsprechend revidiren müssen.

Diese und andere Gestirnpositionen treten so gesetzmäßig auf, daß man schlechterdings vermuthen muß, sie tragen zu den Erderschütterungen bei, indem sich irgendwie ein dynamischer oder elektrischer Einfluß geltend macht, was auch Morrison annahm. Wenn man ferner heute glaubt, daß Ebbe und Fluth durch die Gravitation von Sonne und Mond bewirkt werden, so hat man gar kein Recht, ihren Einfluß bei Erdbeben durchaus zu leugnen. Dasselbe gilt von den bekanntlich Gravitations-Störungen bewirkenden Planeten, und man weiß heute noch nichts darüber, was solche Störungen für Nebenwirkungen haben, d. h. man weiß, daß sie solche elektromagnetische Art haben müssen, aber man hat sich noch nicht darum bemüht — eben wegen der fatalen Astrologie!

Hier ist ein anderer Fall, ganz gleich den obigen. Am 3. August 1822 fand eine Mondfinsterniß in Quadratur des Saturn und im Aspect mit Mars statt, Venus lief im Gegenschein mit Uranus, also alles meteorologisch erregende Begleitaspecte. Als Saturn in die noch genauere Quadratur zum Ort der Eklipse kam und zugleich stationär wurde, ereignete sich in Syrien am 13. August 1822 ein großes Erdbeben mit Ruin vieler Städte, das 20000 Menschen das Leben kostete.

1831 gab der astronomisch durchaus erfahrene Morrison seinen ersten astrologischen Kalender heraus (Zadkiel's Almanach), es war ihm lediglich um die Sache und ihre Wahrheit zu thun, von ihm rühren zahlreiche richtige Voraus-

Digitized by Google

sagungen, meteorologische wie rein „astrologische“ her, und ihm verdanken wir eine Aufstellung auch der Bedingungen für Erdbeben den Himmelserscheinungen nach (s. Science of the Stars von A. J. Pearce, I. Auflage 1881, II. Auflage 1898, und dessen Textbook of Astrology, 2 Bde.). Geradezu verblüffend richtig war seine Prognose über die ringförmige Finsterniß vom 6. März 1867, daß ihr Erdbeben in Kleinasien auf dem Fuße folgen würden. Noch am selben Tage begannen die Erdstöße in Mytilene und dauerten in den folgenden Tagen fort mit vieler Zerstörung an Gebäuden und unter vielem Verlust an Menschenleben. Das Erdbeben war bis Smyrna und Constantinopel und auf den dortigen Inseln allenthalben fühlbar.

Man wird also schließlich nicht umhin können, diesem Zusammenhang alle Aufmerksamkeit zu schenken. Sicher sind die Erdbeben nur ganz besonders hervortretende Schwankungen des vulkanischen Dynamismus, der aber durch kosmische Potenzen beeinflußt wird. Zeigen dies die jetzigen Instrumente der Physik nicht an, so muß man auf weitere Verfeinerungen der experimentellen Naturwissenschaft warten, denn mit dem einfachen Ableugnen obiger Thatsachen befindet man sich auf dem Irrwege, von wie noch so angesehener Seite die Gegnerschaft, in der Regel ohne Sachkenntniß einschließlich der Astronomen, auch ausgehe. Kepler glaubte, daß die Aspecte auf eine in der Erde verborgene Kraft wirken, und man kann annehmen, daß die Gestirne je nach den irdischen Lebensformen wirken, physikalisch, physiologisch und psychisch, denn auch die physikalischen Erscheinungen sind überall mit dem Leben verknüpft, das Universitäts-Prof. v. Schrön in Neapel auf Grund jahrelanger mikroskopischer Experimente auch den Gesteinsformen und Krystallen zuzuschreiben sich nicht scheut! Selbstredend stößt er auf sensationelles Erstaunen der nur auf die Lehre von „todten Kräften“ gedrillten modernen Physiker. Die Physik giebt uns einen doch nur äußerlichen und bis jetzt auch noch immer sehr groben Leitfaden durch das Labyrinth der Natur, aber wenn man auch z. B. den Herzschlag als eine rein mechanische Wirkung ansehen kann, so sieht man damit noch lange nicht auf den Grund dieser Erscheinung. Die Entdeckung v. Schrön's ist eine der bedeutsamsten aller Zeiten! (Siehe dessen Brief an Prof. G. B. Milesi in Rom, veröffentlicht in der „Rivista di Filosofia e Scienze affini“, October 1901, auszugsweise übersetzt auch von Hofrath Dr. H. Wernekke „Psychische Studien“, März 1902). Er will, wie er ausdrücklich betont, die Grenze zwischen den Naturreichen nicht etwa verwischen, wenn er „den Nachweis der Einheit des biogenetischen Processes aller Wesen ohne Ausnahme erbringt und denjenigen, daß auf Erden nichts existirt, was nicht lebendig ist oder gelebt hat oder durch Absonderung, Ausscheidung oder Zersetzung von einem Lebewesen herrührt, und daß es selbst bei den rein chemischen Vorgängen ein Stadium der Annäherung an einen Lebensproceß giebt.“ Die moderne wissenschaftliche Weltanschauung, die die Natur außerhalb der Menschen und Thiere für „todt“ und als rein mechanisch ansah, wird damit in revolutionärer Weise verändert, auch die anorganischen Gebilde leben gewissermaßen, sie haben ihre eigenen vitalen Energien, „auch der Krystall reiht sich den pflanzlichen und thierischen Formen durch sein Gewebe an, er besitzt ein Plasma, es giebt bei ihm einen Urstoff des entstehenden Individuums, und die Salze wie die Krystalle der plutonischen Gesteine und glühenden Laven haben ihre Zellen, die Steinzellen“.

Diese Entdeckungen werden sicher Vielen noch wunderbarer erscheinen als die Astrologie. Wenn aber schon ein Krystall ähnlich einer Pflanze seine immanenten lebendigen Energien hat, so ist die Sonne noch viel weniger nur ein Klumpen feurigen Gemenges und die kosmischen physikalischen Kräfte sind Zubehör von eigenartigen makrokosmischen Lebensprocessen, die Gestirne deren Organismen, ähnlich wie Kepler und neuerdings Fechner es sich dachten. Kepler stellte sich Mangels einer genügenden physikalischen Erklärung vor, die Aspecte der Gestirne wirken auf eine „anima“, auf eine der Erde innewohnende Kraft, „die tanzet, wie die Aspecte pfeifen.“ Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sich dies durch physikalische Forschungen bestätigt, von welchen man heute noch keine Vorstellung hat. Eine solche hatte jedoch bereits der sehr wenig bekannte Chemiker Martin Ziegler († 1893) durch seine, leider nur zu geringem Theile veröffentlichten Forschungen über eine zur Gruppe der Elektricität gehörige, besonders physiologisch wichtige Fluidform, mit welcher er z. B. die Bewegungen der sensitiven Pflanzen erklärte, diese zugleich als Prüfungsmittel benutzend. Ohne von der Meteorologie der Astrologen etwas zu wissen, hat er für Erdbeben dieselben planetarischen Bedingungen gefunden, wie sie Morrison aufstellte, wie Aequatorstand, stationäre und eng gehäufte Positionen der Planeten.

Nach Ziegler bringen diese ja bekanntlich dynamisch wirksamen Positionen auch eigenartige Veränderungen der Luft- und Erdelektrität hervor, und Kepler's Ansicht würde sich somit bestätigen. Hier verbirgt sich offenbar noch Viel der jetzigen kosmischen und sonstigen Physik nicht Bekanntes.

Literatur und Kunst.

Die Turiner Ausstellung für modernes Kunstgewerbe.

Von Eduard Engels (München).

Das Kunstgewerbe ist die Kunst der Häuslichkeit, und die Häuslichkeit ist das Königreich der Frau. „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau“ ... Ob sich wohl die Künstler über diese Thatsache schon recht klar geworden sind? Ich habe das Gefühl, daß bei allen Versuchen, die überlieferte Gestalt unserer Wohnung zu erneuern, an die Frau und damit an das Wesen der Häuslichkeit am wenigsten gedacht wird. Wie die Maler Bilder schaffen aus den reinen Formen heraus, so glauben auch die Decorateure Möbel schaffen zu sollen, als abstracte Phantasiegebilde für eine „Welt als Vorstellung“. Der goldene Rahmen, der das Gemälde von der Wirklichkeit trennt, umgiebt unsichtbar sichtbar auch die meisten Tische und Stühle, die heute gezimmert werden. Statt aus dem Verständniß des Lebens heraus schaffen die Zeichner aus dem Verständniß der Kunst heraus. Das Leben mag dann zusehen, wie es sich nachher zu ihren Schöpfungen in Beziehung setzt, es mag auf eine neue Art arbeiten, essen, schlafen, die Geselligkeit pflegen lernen: das Kunstgewerbe giebt den Ton an ...

Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, auch Diejenigen der modernen Gewerbekunst nicht. Das Leben ist nun doch einmal stärker als die Kunst, und so lange ihm die Decorateure nicht dienen, übersieht es ihre Wirksamkeit. Es läßt sich ja auch mit den Möbeln der Großväter und Urgroßväter noch ganz gut Haus halten. Warum Besseres gegen Schlechteres eintauschen? Weil es die Mode vorschreibt; die Mode — es kann ja nicht geleugnet werden, daß sie eine große Macht, besonders über die Frau besitzt. Wäre nicht die Frau die Seele des Hauses, wer weiß, ob wir überhaupt jemals den Styl unserer Wohnungen wechselten. Indessen wird die Häuslichkeit nicht sowohl durch die Frau als solche, als vielmehr durch die Frau als Gattin und Mutter, durch den Charakter des Familienlebens repräsentirt. Je tiefer und auf je reinere Ziele das Familienleben gerichtet ist, um so weniger wird es das Bedürfniß haben,

Digitized by Google

dem Tagesgeschmack Rechnung zu tragen. Man wird an dem Kunstgewerbe der einzelnen Nationen geradezu erkennen können, welchen Wert ihr Familienleben und damit ihre ganze moralische Existenz besitzt. Die Leichtfertigen werden ihren Hausrath wie die Kleider wechseln, jeder Neuerung flatterhaft nachjagen; die Ernsthaften und Stolzen dagegen werden von der Mode Nichts annehmen, was ihrem inneren Wesen nicht gemäß ist, sie werden lieber noch schlecht gekleidet, als in dem Aufputz von Gigerln erscheinen.

In das geliebte Deutsch des kritischen Ausstellungsschreibers übertragen will das aber bedeuten: Lob und Tadel eines Möbels hängen nicht von seiner „Schönheit", sondern von dem Grade seiner Ausdrucksfähigkeit für den Charakter des Volkes ab, dem es zum Gebrauch dienen soll. Ueber seine Schönheit können nur die Volksgenossen unter sich verhandeln, weil nur sie den Geschmack ihres Landes wissen; der Fremde dagegen überlegt: wie mögen die Menschen leben, die das gemacht haben, in welchen Häusern wohnen sie, was führen sie für ein Familienleben, welches ist bei ihnen die Stellung des Mannes zur Frau, der Kinder zu den Eltern, lieben sie mehr die Geselligkeit und die Straße oder die Zurückgezogenheit und den häuslichen Heerd, schwatzen sie oder arbeiten sie lieber?

Da ist z. B. auf der Turiner Ausstellung die riesige Abtheilung der Italiener. Man könnte sich über ihren Bombast nur ärgern, wenn man sie von dem deutschen Familienvaterstandpunkt betrachtete. Wer sich aber jenseits der Alpen auskennt, weiß, daß der Italiener kein häuslicher Mensch ist. Sein ganzes Dasein gehört der Oeffentlichkeit, dem Corso, dem Caféhaus, dem Vergnügungslocal. Er schwätzt, singt, raucht, trinkt, und wenn er Geld hat, schlägt er ein Pfauenrad. Dazu kommt nun, daß ihm aus der alten großen Zeit seines Landes ein gewisser Sinn für Größe übrig geblieben ist. Tausend grandiose Renaissance- und Barockpaläste stehen ihm täglich vor Augen, seine modernen Baumeister haben schon allein um der Symmetrie willen den Neubauten ein gewisses schwunghaftes Wesen mit Säulen, Bogengängen u. s. w. geben müssen. Alles vereinigt sich demnach, um seinen kunstgewerblichen Geschmack auf das Repräsentative zu richten, und es kann nicht Wunder nehmen, daß die Möbelmacher in all' jenem decorativen Schwulst schwelgen, dessen Ueberwindung bei uns eben als die vornehmste Errungenschaft der Moderne gilt. Da ist in der That fast kein Möbel oder Geräth, woran sich nicht dicke goldene Schnörkel fänden! Wo sich's nur irgend machen läßt, werden gleißende Verzierungen aus Perlmutter, blankem Metallblech, bunten Holzeinlagen angebracht. Allenthalben quillt eine Fülle plastischen Schmuckwerkes hervor, und es geschieht nicht selten, daß man vor lauter Blätterranken, Blumen, Thieren, menschlichen Gestalten, Fabelwesen kaum noch die Stelle findet, wo man sich auf einen Stuhl setzen oder in einem Bett schlafen legen soll ...

Etwas dem italienischen Wesen Verwandtes lebt theilweise in den Erzeugnissen der Ungarn und der Belgier. In Ungarn mag es ein später Nachklang des Orients mit seinem Gepränge, in Flandern eine nicht auszutilgende Erinnerung an die Barockzeit sein, welche die Ruhmeszeit der belgischen Kunst war. Jedenfalls lebt man in Budapester Häusern nicht viel anders als in denjenigen Brüssels. Insbesondere ist die Stellung der Frau an beiden Orten die gleiche: sie gilt mehr als die Prima Ballerina denn als die Mutter des Hauswesens. Alles macht ihr den Hof, ohne daß sie eigentlich herrschte. Der Mann behängt sie mit Geschmeide und Toiletten, aber sie bleibt ihm stets ein kostbares Spielzeug. Im Einzelnen divergiren dann belgisches und ungarisches Kunstgewerbe nach — ich möchte fast sagen nach den verwandtschaftlichen Beziehungen ihres Geschmackes. Ungarn erinnert unbewußt immer wieder an die asiatische Herkunft der Slaven, Belgien hält gute Nachbarschaft mit den Franzosen, die ja auch sein König so fleißig besucht. Drüben sind es vorzugsweise der schwere bunte Gold- und Silberschmuck, die brutal irisirenden Poterien und die flimmernden Mosaikgemälde, hüben die lichten Farben der Möbel und die espritvolle Leichtigkeit der Formgebung, die den Ausschlag geben.

Was nun die Franzosen anbetrifft, so weiß man zur Genüge, daß bei ihnen die Frau, die mondaine und demimondaine Frau die Herrschaft führt. Paris ist die Erfinderin der Damenmoden, und das Pariser Kunstgewerbe ist eine erweiterte Damenschneiderei. Das Pariser Kunstgewerbe besitzt allen Chic und alle Charme, die den graziösen Spazierfahrerinnen des Bois du Boulogne, den strahlenden Beautés in den Rängen der Großen Oper eignen. Am köstlichsten sind natürlich jene Dinge entwickelt, die zum unmittelbaren Gebrauch der Herrin dienen: Spitzen, Fächer, Stickereien und die unvergleichlichen Poesien in Gold und Diamanten von Lalique. Nächstdem kommen jene tausend Niaiserien, mit denen verliebte Cavaliere ihren Königinnen kleine Aufmerksamkeiten erzeigen: Zierrath für den Nippestisch, Gebrauchsgegenstände für die Toilette, Liebhaberausgaben von Büchern in zierlichen Einbänden, Riechfläschchen, Bonbonieren u. s. w. Das in der Ausstellung wenig vertretene französische Mobiliar achtet natürlich vor Allem darauf, zu den delicaten Toiletten und graziösen Bewegungen der Pariserin einen geeigneten Hintergrund zu schaffen. Es darf sich nirgendwo hervordrängen, damit Madame die Oberhand behalte, es darf kein ernstes Gesicht zeigen, da jene leicht und lustig erscheinen will, es darf weder große Kraft noch tiefe Empfindungen verrathen, da die Conversation auf einen oberflächlichen Ton gestimmt ist, es muß mit einem Wort etwas von dem correcten, unpersönlichen, uniformirten Wesen des hochherrschaftlichen Dieners annehmen, der zwar gewandt, geschniegelt und von gefälligem Aeußeren sein soll, dennoch aber bloß zum Schweigen und zum Gehorchen bestellt ist.

Die Japaner möchte ich wohl die Franzosen Ostasiens nennen. Nicht weil ich glaubte, daß ihr Familienleben, insbesondere das Leben ihrer Frauen, irgendwelche Aehnlichkeit mit dem französischen besäße, sondern weil auch bei ihnen die äußere Form so unendlich viel mehr als der innere Gehalt gilt, weil sie mit fast romanischer Hartnäckigkeit das Wie über das Was stellen. Kein Volk der Welt besitzt vielleicht heute ein so vollkommenes Kunstgewerbe wie die Japaner. In allen Techniken leisten sie das Höchste, was überhaupt darin zu leisten ist. Selbst die Franzosen können sich ihnen an geschmackvoller und gediegener Arbeit nicht vergleichen. Und das rührt daher, daß die Franzosen eben auch abendländische „Barbaren" sind, so gut wie die übrigen Stämme des Westens. Auch bei den Franzosen waltet ja die barbarische Habsucht nach dem vielen Besitz, während der Japaner der zahlreichen Habe die kostbare lächelnd vorzieht. In so ein japanisches Häuschen mit seiner leichten, teilweise sogar verstellbaren Architektur kommen wohl Alles in Allem kaum so viel Möbel und Gebrauchsgegenstände wie bei uns in ein einziges Zimmer. Da kann man denn sehr leicht die Freude am Besitz für die technische Vollendung der Arbeit nutzbar machen, ganz von selbst wendet sich da die Wohlhabenheit der Kunst zu, ganz von selbst werden die Handwerker zu Künstlern herangebildet.

Das Kunstgewerbe der Engländer, Skandinavier, Holländer, Oesterreicher und Deutschen, so verschieden geartet es sein mag, hat doch einen gemeinsamen Charakterzug: seine germanische Herkunft. Nirgendwo empfindet man so deutlich wie hier, daß die Ausstellungsobjecte nicht zur Schaustellung, sondern zum Schmuck einer Häuslichkeit bestimmt sind. Wie bei den romanischen Stämmen die Form, so regiert hier der Gehalt, wie der Verstand, so hier das Herz, wie dort die Blume, so hier die Frucht. Alles Sinnen und Trachten germanischer Menschen, ihre höchsten und kleinsten Bestrebungen, ihre Politik, ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihr Erwerb, Alles strahlt auf eine gewisse unbegreifliche Weise von

Digitized by Google

dem traulichen rothen Schein des häuslichen Heerdes aus, in dessen warmer Dämmerung Glück und Unglück, Erfolg und Mißerfolg, Leben und Tod erst ihr wahres Gesicht entschleiern.

Für die romanischen Nationen ein Spiel, ist das Suchen eines neuen Wohnstyls für die germanischen Völkerschaften von beinahe schmerzlicher Nothwendigkeit gewesen. Denn ihnen ist ihr Heim ein Theil ihres eigenen Selbst, und der unscheinbarste Gebrauchsgegenstand ist durch tausend Erinnerungen und Beziehungen in ihr innerstes Sein verwoben. Sehr wahrscheinlich hat bloß die grenzenlose Verkommenheit, der unser altes Kunstgewerbe anheimgefallen war, eine Annäherung an die Moderne ermöglicht, wozu dann noch die Thatsache kam, daß die Künstler alle phantastischen Neuerungen alsbald aufgaben und sich damit begnügten, sachliche Lösungen sachlicher Bedürfnisse zu bieten.

Es besteht kein Zweifel, daß England diesen Weg der Sachlichkeit zuerst betrat. Englisches Wesen in seiner Nüchternheit und kaufmännischen Endabsicht erspäht mit derselben Sicherheit kunstgewerbliche wie finanzielle Conjunctionen. England führte die Moderne zunächst einmal in seine Contore und Geschäftsstuben ein, und als sie sich dort bewährt hatte, wies es ihr nach und nach auch den Weg in die Familie. In der englischen Familie gebietet mit unumschränkter Gewalt die Frau. Und zwar gebietet sie darin weniger als Frau denn als Mann. Es war also nicht schwer, daß die im Contor erprobten Möbel auch in die Familienbehausung Zutritt fanden; sie gingen gleichsam bloß aus dem Contor des Mannes in das der Frau über. Dieselben Vorzüge, die sie dort empfahlen, empfahlen sie auch hier: sie waren praktisch, sauber, einfach, sie kamen einer geschäfts- und pflichtmäßigen Auffassung des Lebens entgegen. Im Uebrigen haben die klugen, rechnenden Engländer bisweilen einen Spleen. Und der Spleen des englischen Kunstgewerbes heißt auf der Ausstellung: Mackintosch. Die Mackintosch'schen Möbel sind im Princip echtes, constructiv sachliches England; aber in den Proportionen, der Farbengebung, dem Decor bricht dann eine solche Fülle extravaganter Bizarerrie hervor, daß z. B. auf einem decorativen Gemälde einem Frauenkopf ein Zopf aus echten Haaren angeklebt ist ...

Und nun muß ich einen großen Sprung machen: von England nach Oesterreich, speciell Wien hinüber. Was nämlich jenseits des Canals Spleen ist, hat sich an der schönen, blauen Donau als Styl etablirt. Der von Olbrich in Wien verbreitete Secessionismus ist nichts Anderes als verwienerter Mackintosch. Er ist eine Schrulle, die aus einer Schrulle geboren ward, also eine Ueberschrulle. Mit dem Wiener Volksthum hat er Nichts zu schaffen. Er gleicht jenen Reinculturen der Mikroskopiker, die unter peinlichem Ausschluß der Oeffentlichkeit gezüchtet werden. Zuguterletzt wird ihm nichts Anderes übrig bleiben, als zu den Wohnungseinrichtungen, die er erfindet, auch die zugehörigen Familien kunstgewerblich herstellen zu lassen. Damit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß Wien nicht auch sehr bodenständiges Kunstgewerbe zeitigte. Die Ausstellung bietet sogar mehr von dem Letzteren als von dem Ersteren.

Im skandinavischen Norden, wo die Natur den Menschen geradezu zwingt, sich in seinen vier Wänden behaglich einzurichten, ist natürlich der Sinn für die Reize der Häuslichkeit besonders stark entwickelt. Nirgendwo malt man soviel Interieurs, nirgendwo leuchtet die Liebe des Menschen zu seiner Behausung so warm und freundlich über den Interieursmalereien wie eben hier. In Holland liegen die Verhältnisse seit Jahrhunderten ganz ähnlich. Ein Volk von Seefahrern, das allen Unbilden des Meeres ausgesetzt ist, mumelt sich nach gethaner Arbeit gern in wohnliche Stuben ein, und man braucht nur die nächste beste Galerie aufzusuchen, um holländische Interieurs zu finden, die den skandinavischen nichts nachgeben. Ein Unterschied besteht aber gleichwohl zwischen den auf die Wohnung gerichteten Bestrebungen beider Völker: die Holländer sind nüchterner, die Schweden und Norweger phantasievoller. Als geborener Kaufmann bevorzugt der Holländer das Geradlinige, schlankweg Zweckdienliche und findet in der Sauberkeit den höchsten Schmuck, den ein Ding besitzen kann. Der Nordländer hingegen, grüblerisch von Haus aus veranlagt, spinnt sich in seinen langen Winternächten in unendliche Speculationen ein, er taucht auf den Grund der Dinge hinab und berichtet von dem, was ihn schreckt und erhebt, in den stammelnden Lauten eines Menschen, dem das Reden schwer fällt, weil die Winternacht gar so schweigsam macht.

Der Deutsche aber ist nur ein südlicher Skandinave. Er hat etwas mehr Sonne, redet etwas leichter, aber auch sein Inneres ist abgründiger, als er der Welt je begreiflich machen kann. Kommt man in die deutschen Säle der Ausstellung hinein, so steht man betroffen von der Fülle gährender Kräfte, die da nach Gestaltung ihrer Absichten ringen. Man hat den Eindruck, daß in Deutschland ernster denn irgendwo gearbeitet werde und daß ganz andere Dinge auf dem Spiele stehen, als bloß eine neue Toilette für die gute Stube. Es ist, als ob das deutsche Leben von Grund aus sich erneuern, andere Götter, andere Sitten, andere Menschen gebären wolle. Etwas Unheimliches geht von dieser Offenbarung deutschen Ringens aus, und man begreift sehr wohl, weßhalb die Italiener, die den tieferen Sinn der unheimlichen Wirkung nicht verstehen können, sich mit einem Gelächter aus der Situation zu ziehen suchen. Hier in diesen Hallen ist allerdings Niemand, der bloß blenden und speculiren will, wie in der italienischen Abtheilung beinahe ein Jeder. Hier handelt es sich nicht darum, für ein Haus, dem die Häuslichkeit fern bleibt, Schaustücke zu schaffen, die der fremde Besuch anstaunen soll, sondern hier handelt es sich um das zärtlichste Besitzthum eines poesievollen Volkes, um sein Heim, dem aus den Tiefen des nationalen Lebens heraus eine neue, zeitgemäße Gestalt emporgeholt werden soll. Was frommen deutschen Menschen die glänzendsten Wohnungseinrichtungen, wenn sich die deutsche Stimmung, deutscher Ernst, deutsche Gemüthlichkeit nicht darin einfinden wollen? In Sammt und Seide kann man schließlich in jeder Stube paradiren, um Diamanten funkeln zu machen, braucht man bloß viel Licht und viel Spiegel; wie man aber behaglich mit den Kindern zusammen sitzen, dem Wirken einer deutschen Hausfrau den geeigneten Hintergrund geben, dem arbeitsamen Leben eines deutschen Mannes ein Asyl vor den Sorgen der fremden Welt bereiten kann, das ist eine Aufgabe, die nicht durch Handwerksgeschicklichkeit und Dreister-sich-geberden, sondern nur allein durch treues Schaffen und herzliches Sichversenken gelöst werden kann. Ein allgemeines deutsches Kunstgewerbe werden wir wohl niemals finden, dafür sind unsere deutschen Stämme unter einander zu verschieden, und dafür wurzelt zu viel Charakter und Originalität in unseren Gemarkungen. Trotz des nivellirenden Einflusses der internationalen Miethkasernc sind die Münchener, Berliner, Dresdener, Hamburger, Karlsruher, Stuttgarter u. s. w. Zimmer auf den ersten Blick von einander zu unterscheiden. Wohl die stärkste Leistung ist die „Hamburger Halle" von Peter Behrens in Darmstadt, ein Quaderbau von ungeheurer Straffheit der Linienführung mit Oberlicht und Brunnen. Viel bemerkt wird auch eine Empfangshalle von Bruno Möhring sowie ein von Dresdener Künstlern erstellter Raum, der sich die Verwendung von Majolikasäulen und Gesimsen zur Aufgabe macht. Mit das Liebenswürdigste, was man sehen kann, ist ein Wohnzimmer von E. v. Berlepsch-München in hellem Lärchenholz, dem sich in einem als Dachwohnung behandelten Obergeschoß ein reizendes Schlafzimmer von Gertrud Kleinhempel-Dresden mit weiß lackirten Möbeln anschließt. Im Ganzen mag die deutsche Abtheilung etwa zwanzig verschiedene Zimmereinrichtungen umfassen. Daneben bietet sie dann aber noch eine

Digitized by Google

umfangreiche Waarengruppe mit den Erzeugnissen der verschiedensten Gewerbezweige. Man sieht Eisen-, Bronze-, Zinn-, Messing-, Leder-, Glas-, Thon-, Seiden-, Wollen-, Papier-, Gold- u. s. w. Arbeiten und findet besonders stattlich das Buchgewerbe vertreten, das sich in dem deutschen Buchgewerbeverein eine vortreffliche Centrale geschaffen hat.

Will man das Ergebniß der Ausstellung wissen, so kann constatirt werden, daß die deutsche Gewerbekunst als diejenige zu gelten hat, die am klarsten und sichersten im Aufstieg begriffen ist. Generell läßt sich bemerken, daß nur die Neulinge in modernen Angelegenheiten, wie die Italiener, dem sogenannten Jugendstyl huldigen und daß diejenigen Erzeugnisse die werthvollsten sind, die auf den großen chemischen und mechanischen Errungenschaften der Neuzeit beruhen. Allzu wenig wird auf der Ausstellung das moderne Haus gezeigt, ohne das alle Einzelheiten der Hausausstattung doch eigentlich in der Luft schweben. Allzu wenig findet man auch die Kleidung vertreten, die so sehr der Reform bedürftig wäre, bei den Männern noch mehr vielleicht als bei den Frauen. Alles in Allem hat die Ausstellung ihren Zweck verfehlt, denn es fehlte ihr ein Wille und ein Gesetz. Sie wollte eben bloß Ausstellung sein und hatte keine Ahnung davon, daß sie als solche auch etwas zum allgemeinen Besten wirken können. Da sie übrigens die erste internationale Ausstellung des Kunstgewerbes war, so hat sie immerhin eine gewisse bahnbrechende Bedeutung, die ihr nicht vergessen werden soll. Hoffentlich lernen die Fachleute an dem Turiner Beispiel in ausstellungstechnischer Beziehung, was wir alle in kunstgewerblicher Beziehung zu lernen fromm gewünscht hatten ...

Das Musikbaby.

Von Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

Neben dem Struwelpeter und dem Zappelphilipp, neben dem Max und dem Moritz und neben anderen solchen Kindestypen besteht schon längst einer, den man nur eben nicht so schön benannt und abgebildet hat, den man aber genau kennt oder wenigstens fühlt, ein Gegenstand höchsten Eifers von der einen, höchsten Entsetzens von der anderen Seite. Allerdings steht dieser Typus hinter jenen Genossen in Einem wesentlichen Punkte zurück: er ist nicht wie sie original. Haben jene Alles aus sich, mit dem göttlichen Funken echter Ursprünglichkeit, so hat dieser nichts aus sich und alles von außen her angelernt. Dafür dauert er aber mit solcher Zähigkeit aus, daß auch das Alter nicht vor ihm schützt: unter Erwachsenen kehrt er mit all' der Ausgebildetheit wieder, die diese von Kindern unterscheidet.

Man könnte unseren Typus kennzeichnen durch ein Räthsel in altem Styl: Was ist es, das hört und doch nicht hört? das spricht und doch nicht spricht? Das spielt und doch nicht spielt? Das Kunst macht und doch nicht Kunst macht? Das ist unser Musikbaby — das Kind, dem wir Musikunterricht geben lassen, der Jüngling und besonders die Jungfrau, die ihn weiter nehmen oder allein fortsetzen, der Erwachsene, der ihn vor einem mehr oder minder schamhaft beschränkten Publicum verwerthet und nun möglichst bald daran geht, zahlreiche neue Musikbabies in die Welt zu setzen.

Man schilt heute so viel über die Erziehung und die Unterweisung, die unserer Jugend in den Schulen zu Theil werden, und wendet viel Kräfte auf, um jene besser und besser zu entwickeln. Allein die allgemeinen Bildungsschulen und die ihrer Hebung gewidmeten sparsamen Kraftaufwände sind sozusagen Gold gegenüber dem, was im Musikunterricht geleistet und fortgeschritten wird. Etwas in sich Festes, Gründliches, verhältnißmäßig Ganzes ist das immerhin, was man dort treibt; so Unfestes, Oberflächliches, Halbes wie hier kommt auf der Welt nicht bald wieder vor. Und dort werden keine Unbetheiligten, die Ruhe haben wollen, mitgequält; hier heftet sich der Schrecken an Fersen und Ohren des Unschuldigen. Dort ist es wenigstens keine Sache des intimen Gefühls- und Geschmackslebens, die verzerrt wird; hier ist es gerade die Kunst, von der das ausgeht, was sie nicht verbrochen hat.

Wir lassen unser Kind in einem Gegenstand unterrichten, der eine Sache des Hörens ist, in der Tonkunst; und dieser Unterricht bildet Augen und Finger, aber nicht das Gehör, läßt lesen und greifen, aber nicht durch das Hören zum Bewußtsein bringen, was da gelesen und gegriffen wird. Meist findet der Musikunterricht als Klavierunterricht statt; als Gesangs-, Violin- oder sonstiger Instrumentalunterricht ist er dem ersteren Fall einigermaßen, aber auch nicht wesentlich überlegen. Immer trifft dabei die alte Erfahrung wieder zu, daß Mittel zu einem Zweck schließlich Selbstzweck werden. So wird das Behandeln eines Instrumentes, einschließlich der Singstimme, nicht zu einem Mittel, der Tonkunst zu dienen, sondern zum letzten Ziel. Und gerade das sonst mit Recht zum Lieblingsinstrument gewordene Klavier ist, wenn es nicht durch ein anderes Instrument (mindestens Orgel oder Harmonium) ergänzt wird, der geschworene Feind des musikalischen Hörens. Da sitzt unser kleines oder großes Baby — das kleine meist ohne Stütze der Füße, das große meist ohne Verständnißstütze für den Pedalgebrauch — am Klavier und „spielt Beethoven". Gar nicht so ungeschickt, recht gewandt; das jahrelange Scalenüben fördert entschieden das Spiel der Passagen, wenn auch nicht die Gestaltung dessen, was Beethoven mit ihnen hat sagen wollen. Nun ist es für den gewöhnlichen Schulunterricht eine Selbstverständlichkeit, daß er die Schüler dazu bringt, zu hören, was man ihnen vorspricht, zu sehen, was man ihnen zeigt, beides zu erkennen und zu benennen, und mit eigener schriftlicher Leistung zu fixiren, was ihnen dazu aufgegeben wird. Man sollte meinen, im Musikunterricht müsse es auch so sein. Zeigt man dem Volksschüler ein Zebra oder dessen Bild, so soll er es erkennen und als solches bezeichnen; spricht man ihm das Wort „Zebra" vor, so soll er dieses Wort als zusammengesetzt aus seinen fünf Lautbestandtheilen hören und es mit den entsprechenden fünf Schriftzeichen auf dem Papier wiedergeben. Versuche man aber einmal, jenem Spieler, der den Beethoven mit einer weit größeren Spieltechnik auf's Klavier bringt, als die Sprechtechnik ist, mit der — leider — ein Gymnasiast oder selbst ein tüchtiger Lehrer ein Schiller'sches Gedicht spricht oder vielmehr zwischen Kehle und Gaumen zerdrückt — versuche man, jenem „Virtuosen" ein musikalisches Element, also einen Ton, ein Motiv, ein Intervall, einen Accord u. dgl., zu bewußtem Gehör zu bringen, es von ihm benennen, eventuell zergliedern oder gar in der musikalischen Schrift, d. i. der Notenschrift wiedergeben zu lassen: man wird bald merken, daß hier, wo die Welt des Musikverständnisses beginnt, die Welt des Musikbabys zu Ende ist, „das hört und doch nicht hört".

„Das spricht und doch nicht spricht." Jedes Kind, das unsere Sprache zu sprechen begonnen hat, und noch nicht durch ein gedankenloses Aufsagen in jenen plärrenden Declamirton der Schulkinder gerathen ist, legt in sein Sprechen eine so scharfe Unterscheidung und Gliederung hinein, hat darin so viel „Ausdruck", wie es selbst bei uns Erwachsenen meist nicht der Fall ist. Es redet nicht nur, es spricht eben eine Sprache; es drückt in sinnlichen Zeichen scharf aus, was es zu sagen hat. Da wird Wort von Wort getrennt, da wird betont, was Betonung erfordert, da wird je nach dem Sinn lauter und leiser, anschwellend und abnehmend gesprochen, da wird schneller und langsamer, beschleunigt und retardirend gesprochen, es werden je nach den zur Aussprache drängenden Gedanken und Gefühlen unabsehbar viele Klang-

Digitized by Google

farben des Rührenden und Abstoßenden, des Freudigen und Traurigen u. s. w. hervorgebracht. Punkt, Strichpunkt und Beistrich, Ausrufungszeichen und Gedankenstrich, und was eben der „Interpunktionen“ mehr sind, das Alles wird dadurch hörbar, daß eine naturgemäße Sinngliederung stattfindet: jedes Sätzchen und jeder Satz steht zwischen entsprechenden Ruhepunkten des Sprechens, beginnt mit einem kleinen und führt durch ein Zunehmen der Stärke und Schnelligkeit zu einem großen Nachdruck oder Accent, von dem wieder ein Nachlassen zum Ende leitet. Das ist die ausdrucksvolle, aus Elementen einen anschaulichen Bau aufführende Wortsprache des natürlichen Menschen. Sie wird begleitet von einer Geberdensprache. Wie sich jene aus Worten und Satztheilchen aufbaut, so diese aus ihren Elementen, d. i. den einzelnen Gesten; auch diese werden in ähnlichen Formen so aneinander gereiht, daß sie in ihrer Weise dem Ausdruck geben, was eben mit ihnen gesagt sein soll.

Des Menschen Seele kann gar nicht anders, als jede ihr unterkommende Art von sinnlichen Zeichen zum Ausdruck ihres Innern machen; und gerade das Kind ringt darnach in einer oft ergreifenden Weise. Auch der „Tonfall“ seines Sprechens ist ein solches Ausdrucksmittel. Nun hat uns aber die Natur noch mehr und reicher Klingendes als diesen Tonfall gegeben: das sind die musikalischen Klänge der Singstimme und der Instrumente. Wie sie in ihrer verschiedenen Höhe und Klangfarbe, Stärke und Dauer zu kleineren und größeren Gruppen zusammentreten, ein Hinauf und Hinab, ein Zunehmen und Abnehmen, ein Anhalten und Aufhören und Wiederanfangen ermöglichen, bieten sie sich unserem Inneren als ein Ausdrucksmittel dar, mit dem dieses abermals um eine Sprache reicher geworden ist. Auch die Tonsprache hat, gleichwerthig dem Wort oder Satztheilchen in der Wortsprache und gleichwerthig der Geste in der Geberdensprache, ihr eigenthümliches Element: das Motiv, die kleinste zusammengehörige Gruppe von Tönen, meist am Beginn eines Tonstückes am charakteristischesten zu erkennen. Auch die Motive treten zu gegliederten Reihen zusammen, wie die Worte und Satztheilchen zu kleineren und größeren Sätzen, zu Abschnitten, Perioden u. dgl. Und wie diese ihre Einschnitte und Höhepunkte haben, so auch jene; wie diese ihrem Sinne nach gegliedert sein wollen, so auch jene; wie hier ein Abrunden der Glieder, ein Ansteigen zu Höhepunkten und ein Abnehmen nach ihnen aus der Natur der Sache folgt, so auch dort. Das ist Musik als Tonsprache. Und wie die Wortsprache zu einem leeren Getöne herabsinken kann, wenn sie nicht Ausdruck einer Seele ist, die etwas zu sagen hat, so auch die Tonsprache. Nur daß ein Beethoven sie ganz gewiß nicht so gemeint hat. Daß es sich damit in dieser Weise verhält, kann das Musikbaby nicht so von sich aus wissen oder fühlen, wie es die Sprache als Ausdrucksmittel fühlt. Oder nein: vielleicht fühlt es so, und das große Talent wird sogar gegen Einschnürungen dieses Gefühles ankämpfen. Aber jedenfalls verlangt die Tonsprache, das kunstvollste jener drei Ausdrucksmittel, eine weit kunstvollere Bildung als die Wort- und die Geberdensprache: alles kommt auf die Ausbildung an, die wir dem in diese Sprache Einzuführenden geben. Und da diese Ausbildung hierin ebenso weit hinter der gewöhnlichen Schulbildung zurückbleibt, wie wir sie schon im früheren haben zurückbleiben sehen, deßwegen findet das Musikbaby in der Tonsprache nicht das, was sie zu einer Sprache macht. Es spielt Beethoven, als sei dessen Werk kein Aufbau von Motiven zu Sätzen u. s. w., der in seiner Widergabe eine reiche Fülle von Mitteln der Gliederung verlangt; es spielt nicht Beethoven, sondern es spielt Noten — Andeutungen einer Sprache, die erst eine Sprache werden sollen. Das ist das Musikbaby, „das spricht und doch nicht spricht“.

„Das spielt und doch nicht spielt. Das Kunst macht und doch nicht Kunst macht.“ Die menschliche Phantasie will sich im Schaffen und Nachschaffen und Nachfühlen von Gestaltungen aus einer jeden ihr zur Verfügung stehenden Welt von Ausdrucksmitteln so ergehen, wie sich zunächst die Kindesphantasie im eigentlichen „Spiel“ ergeht. Aus sinnlichen Formen im Raum schafft jene die Werke der bildenden Künste, aus eben solchen Formen in der Zeit schafft sie die Werke der redenden Künste. Sie läßt den Menschen nicht Mensch sein, ehe er sich nicht auch in solchem Schaffen oder Nachschaffen oder Nachfühlen bethätigt. Das ist ja auch der letzte Grund und Sinn, aus dem wir unsere Jugend nicht nur Lesen, Schreiben, und was sich darauf aufbaut, sondern auch Kunst lehren. Sie ist kein Luxus in dem Sinne des Entbehrlichen, wenn auch ihre eine Art durch eine andere ersetzt werden kann. Sie ist eine unentbehrliche Lösung seelischer Spannungen. Etwas anderes aber ist ein Luxus und ist schlimmer als das: eine Beschäftigung mit der Kunst, die nichts von ihr nimmt als ihre Mittel zur Ausdruckssprache, und die diese Mittel als Selbstzweck oder als Weg zur bloßen Unterhaltung, zur Befriedigung der Eitelkeit u. dgl. verwendet. Und dazu haben wir unser Musikbaby. Deßwegen betrachten wir auch, mit einer grimmigen Folgerichtigkeit, sein Treiben als Luxus, der je nach Belieben weiter oder enger gespannt wird, und betrachten seinen Lehrer als das Hülfsmittel dazu, abhängig von eben diesem Belieben. Die Schärfe, mit der wir auf den gewöhnlichen Unterrichtsgebieten von den Lehrern und den Schulen verlangen, was sich aus der Natur der Sache ergiebt, verwandelt sich hier in die Laxheit, mit der wir um billigstes Geld eine möglichst auf den Schein gehende Leistung bestellen. Der Musiklehrer wird so zum ergänzenden Seitenstück des Musikbabys.

Es ist schon merkwürdig, welche Leistung wir bei ihm zu bestellen pflegen: nicht eigentlich Musikunterricht, sondern Klavier-, eventuell Violin-, Gesangs- oder sonst einen solchen Unterricht. Wieder das Mittel als Selbstzweck oder als Weg zu frembartigen Zielen! Mit dem Klavier- und ähnlichen Spiel erreichen wir, und steige es noch so hoch, immer nur ein derartiges Spiel; und das Klavier führt darin noch mehr irre als jedes andere Instrument. Als Segen für den musikalisch Gebildeten wird es zum Fluch des musikalisch Ungebildeten. Als die hülfreichste Dienerin eines Kennenlernens aller Musikliteratur, wie es durch kein anderes Instrument vermittelt werden kann, hilft es mit an der Verführung, sich in dem engsten Kreis landläufiger Stücke zu bewegen. Als eine Gelegenheit, einzusehen, welche Weiten durchmessen werden müssen, damit Musikbildung und Musikkenntniß in einem würdigen Sinne erreicht werden, führt es verhältnißmäßig rasch zu einer Bethätigung, die „etwas gleichsieht“, und in deren Enge sich so bequem fortwandeln läßt, als bestehe die Tonkunst aus einigen Sonaten berühmter Namen u. dgl.

Manchem mag meine bisherige Auseinandersetzung als ein Reden statt eines Sagens erscheinen, als ein Loskaufen von der Pflicht, anzugeben, welchen besseren Musikunterricht wir an die Stelle des bisher üblichen setzen wollen. Und doch liegt bereits im Bisherigen eine Andeutung des Verfahrens, das aus dem Wesen der Sache folgt. Es wird vielleicht erwünscht sein, wenn ich diese Andeutung zu einer ganz kurzen Weisung verdichte, wie ich mir die Heranbildung zu Jüngern oder auch nur mitthuenden Liebhabern der Tonkunst denke. Zwischen dem angehenden Berufsmusiker und dem angehenden „Dilettanten“ den Gegensatz aufzustellen, wie er von Eltern betont wird, die ihr Kind nur „ein wenig so“ spielen lassen wollen, würde allerdings das Wesen meiner Weisung ertödten. Nicht eine andere, sondern nur eine minder weitgehende Bildung als dem Fachmann gebührt dem „Liebhaber“. Ehe sich beider Wege scheiden, giebt das ihnen Gemeinsame genug zu thun.

Dieses Gemeinsamen erster und tiefster Grund ist das Hören-Lernen. Wir sollen das Kind gewöhnen, aufzumerken, was es denn eigentlich hört. Zwar wird das „absolute Ton-

Digitized by Google

gehör," d. i. das Erkennen einzelner Töne nach ihrer eigenen „Höhe", nur in besonders günstigen Fällen gut auszubilden sein. Allein das „relative Tongehör" muß unter allen Umständen geschult werden. Welche Intervalle es sind, mit denen von einem bekannten Ton zu anderen fortgeschritten wird, oder mit denen zwei und mehrere Töne zusammen erklingen; welche Accorde sich da ergeben; welche Verschiedenheiten ferner in der Zeitdauer der gehörten Töne liegen, ꝛc.: das zu erkennen muß dem Zögling jedenfalls beigebracht werden. Er ist auch anzuhalten, das Gehörte ebenso in die eigene Notenschrift zu übertragen, wie er sonst in der Schule „Dictat schreibt", d. h. das Gehörte in die Schrift der Wortsprache überträgt. Dies ist das „Musikdictat"; seine Vernachlässigung auch in hervorragenden Musikschulen gehört zu den typischesten Kunstsünden.

Möglich wird eine solche Bethätigung des Gehörs allerdings nur auf Grund einer Unterweisung in den Kenntnissen eben jener Objecte des Hörens, d. i. in der „allgemeinen Musiktheorie". Schade, daß auf dem Gebiete der Musikkenntniß das unselige Wort „Theorie" eine so abschreckende Rolle spielt, die nicht eben nöthig wäre! Was dieses Wort besagt, ist zunächst nichts Graueres oder Abstracteres, als eine „Naturgeschichte" oder „Naturlehre" ist. Da wie dort sind es sinnliche Erscheinungen, deren Grundzüge wir uns vorführen und merken sollen. Der Widersinn, daß man mit viel Geschicklichkeit „Beethoven spielt" und doch nicht weiß, aus was für Verhältnissen sich Tonfolgen und Zusammenklänge bilden, tritt ja sofort zu Tage, wenn man mit der Erlangung dieser elementaren Kenntnisse begonnen hat.

Eine zweite, nicht so unentbehrliche, doch im Verfolg eines echten Musikstudiums sich geradezu aufdrängende Sache sind eigene Uebungen im Zusammenfügen von Accorden und von selbstständigen Stimmen — jenes als „Harmonielehre", dieses als „Contrapunkt", Beides mit diesen Namen recht unpassend bezeichnet. Diese Uebungen machen dem Schüler bald mehr Freude und Nutzen, als es anfangs scheint — auch wenn er sich nicht zum eigenen Componiren heranbilden will. Allein sie brauchen mit der unvermeidlichen Langsamkeit, in der sich ihre Durchführung bis zur „Kunst der Fuge" abspielt, nicht das Kennenlernen alles dessen aufhalten, was auch ohne Anwendung zu eigenem Bethätigen kennen gelernt werden kann. Wo ein sachlicherer Musikunterricht ertheilt wird, dort tritt in der Regel dieser Uebelstand auf: ein monatelanges oder jahrelanges Weiterbilden in der Geschicklichkeit der Stimmführung, während doch wichtigste Kenntnisse, die nur eben mitzutheilen sind, versäumt werden. Was dem etwa zweijährigen Studium von Harmonielehre und Contrapunkt an Wissen zu Grunde liegt, läßt sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit rein „theoretisch" übermitteln, als Bestandtheil einer „allgemeinen Musiktheorie" oder „Musikgrundlehre".

Hierher gehört nun auch Etwas, das meist allzulang hinter jene praktischen Uebungen zurückgestellt und oft überhaupt nicht gelehrt wird, das jedoch so sehr zu den dringendsten Musikkenntnissen zählt, daß es nicht früh genug an die Reihe kommen kann. Es ist das, was unter dem wiederum unpassenden Ausdruck „Formenlehre" bekannt oder vielmehr nicht bekannt ist und kurz den Aufbau musikalischer Stücke aus ihren Formelementen: dem „Motiv" und den aus Motiven zusammengestellten Gruppen, betrifft. Meine früheren Darlegungen haben angedeutet, daß hier so recht eigentlich der Sinn der Musik als einer Ausdruckssprache zur Geltung kommt, und auch, daß darauf erst eine Kunst des Vortrags und eine Lehre von dieser Vortragskunst zu begründen ist — eine Lehre, ein Unterrichtsfach, das viel Bestimmteres und Reichhaltigeres zu bieten hat, als man etwa meinen möchte.

Und nun ist das Spiel eines Instrumentes (eventuell der Gesang) die Grundlage, auf der dem Schüler all' diese Ausbildung zum Musikverständniß in die Anwendung des eigenen „Musikmachens" übergeführt werden soll. Jetzt wird der Schüler freilich nicht mehr Noten abspielen — womit er natürlich längst anfangen mußte — sondern kurz eben Tonsprache sprechen. An die Stelle des Musikbabys ist ein wenn auch noch so bescheidener Jünger der Tonkunst getreten, der hört, was vor ihm klingt, der spricht, statt bloß zu reden, der Musik, nicht Tasten spielt, der Kunst, nicht Kunstfertigkeit ausübt.

Allerdings bedarf es dazu noch einer Hauptperson: des Lehrers. Er ist wahrhaft ein solcher nach meinem Sinn, wenn er in der Musik als einer Tonsprache gebildet ist, und wenn er Lehrer vom eigentlichen Beruf sein will und dies auf Grund einer eigenen Erziehung zum Lehrer sein kann. Den „guten Lehrer" als solchen zu erkennen ist allerdings die nächste Aufgabe dessen, der einen Unterricht bestellt. Auch sie bedarf einer Verständigung nicht minder, als der Sinn des Musikmachens einer Verständigung bedurfte; ein gewisses intuitives Feingefühl kann allerdings hier wie dort eine lehrhafte Auseinandersetzung bis zu gewissen Grenzen entbehrlich machen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Drechsler an der Mauer.

Von Friedrich Kroff (München).

Ein kahles, armseliges Häuschen mit hohem, braunem Ziegeldach, schief gerückt, daß die linke Ecke über die Baulinie vorsprang, bei dieser Ecke ein winziger Laden, neben seiner schmalen Thüre der niedere Hauseingang und weiter zwei Fenster, im Obergeschoß deren vier, alle mit schwärzlich-grünen Holzläden, so hieß man's „beim Drechsler an der Mauer", so lang die Erinnerung der Lebenden reichte. Auf einem schief hängenden Schild stand in verblaßten Buchstaben: Johann Hauser, Bildschnitzer und Drechsler, und an dem einen Ladenflügel des Auslagefensters hing zu allen Zeiten ein Bund Kochlöffel und eine Sticktrommel — wie ein Wahrzeichen.

„An der Mauer" hieß man's, weil vor etlichen zehn Jahren dort noch die alte Stadtmauer zu sehen war. Ihr letzter Rest umschloß das Gärtel hinter dem Häuschen; vielstämmiger Hollunder sproßte daran, Epheu kroch durch die Spalten und eine Laube, mit wildem Wein übersponnen, stand in der Höhe auf einem Vorsprung.

Einst ging hier ein Geschäft, daß man seine Freude daran hatte. Längst war's vorbei. Seit Jahren reichte der Gewinn aus dem Lädchen und der Werkstatt gerade zu einem recht sparsamen Leben, wie man es glücklicher Weise im Drechslerhause gewohnt war. Zurücklegen konnte man längst nichts mehr — im Gegentheil eher zusetzen vom Ersparten.

„An der Mauer" hatte sich heute eine prunkhafte Straße aufgethan, die Königsallee. Mit den Jahren wuchsen hier die sogenannten Prachtbauten heran, und das Häuschen verunzierte nach dem übereinstimmenden Urtheil von Presse und Publicum die ganze Gegend. Aber der Hauser war alt — über kurz oder lang gab es doch eine „Veränderung". Man konnte es erwarten.

Nur einer hatte es eilig: der Nachbar.

Seit einem Jahr erhob sich an der rechten Seite des Häuschens ein vierstöckiges Gebäude auf eisernen „Stelzen", fünf große, glänzende Schaufenster dazwischen, darüber empor allerlei aufgeklebter Zierrath bis zu den Giebeln und Thürmchen hinauf, welche das stumpfe Schieferdach verdeckten. „Gustav Neumann" hieß es in goldenen Lettern. Es war ein Modemagazin für Damen, führte aber auch allen möglichen Luxuskleinkram, wie er sich zu den ausgelegten Stoffen und Kleidern schickte.

Wenn man von links kam, meinte man, die nackte, röthliche Seitenmauer, mehr als doppelt so hoch als das ganze Drechslerhaus, müßte den Zwerg von Menschenheim zerdrücken, die Bewohner da drunten hätten keine frohe Stunde mehr und würden gern von selber gehen.

Aber der alte Hauser war ein zäher Kopf. Alle waren so. Die Tochter war hier geboren und die Mutter lebte seit ihrer Kindheit in dem Häuschen. Damals waren ihre Eltern, Schnitzersleute vom Oberland, in die Stadt gezogen, und ihr Mann kam ebenfalls dorther vor vierzig Jahren als Geselle zu ihrem Vater. Daher hatten sie alle noch etwas von der treuen Beständigkeit und Redlichkeit der Erdennatur und konnten nie in den Flatterschein und die Heuchelkunst wachsen, mit der da drinnen Mensch an Mensch vorüber flirrt.

Digitized by Google

Ein Spätsommertag ging zu Ende. Der alte Hauser saß in seinem Lädchen. Er war ein hübscher Greis nahe an siebzig mit weißem Haar und Bart, frisch und rüstig, fast wie ein Fünfziger.

In der Werkstatt hatte er Feierabend gemacht; war ja kaum der Rede werth, was es dort zu richten gab: ein verunglückter Regenschirm oder ein morsches Pfeifenrohr. Im Laden war's kühler. Da saß er inmitten des enggestapelten Krames und las das Abendblatt, bis er einnickte.

Kein Mensch störte ihn. Die kleine Uhr droben tickte ganz leise. Die einzigen Gäste, die nach dem alten Mann und seinen Sachen sahen, waren ein paar goldene Sonnenstrahlen, die letzten des Tages. Schief herein durch die Thüre schlüpften sie und leuchteten mit all ihrer Pracht gerade in den gläsernen Wandkasten, wo, mit Bedacht getrennt von dem Fabrikentand und Gebrauchskram, hübsche, kunstvolle Schnitzereien standen, alle möglichen Figuren: Heilige und Weltkinder, Nachbildungen von Marterſäulen und Crucifixe, Alles von Hauser's Hand. Es hätte ihn gefreut, wenn er's gesehen hätte.

Da knackste die Thürklinke. Der Greis fuhr empor. In den Laden schlüpfte ein kleiner, gedunsener Mann mit pechschwarzem Schnurrbärtchen und eigensüchtigen Augen: der Procurist von Neumann drüben.

Das Gesicht des alten Mannes verdüsterte sich. Verdrießlich fragte er: „Was wollen Sie?"

„Wieder einmal nachfragen. Die Zeiten sind schlecht. Vielleicht hat sich der Herr Hauser doch besonnen."

„Ich hab' gemeint, darüber hätten wir ausgered't," versetzte mürrisch der Greis.

„Nu seh'n Sie, wir wollen eben nicht so sein. Warum denn Gewalt, wo es freiwillig gehen kann?"

„Gewalt!? Das is e' neues Wort."

„Es muß einmal gesagt werden."

„Wenn Ihr mich zwingen könntet, thätet Ihr's. Aber ich hab' gesorgt, daß die Hypothek nit in Eure Händ' kommt."

„Es giebt auch andere Mittel, Herr Hauser. Aber wir wollen es vermeiden. Wir bieten 12 000 wie bisher für das armselige Anwesen."

„Ich bekäme gerad' 6000 in die Händ'. Damit könnt' ich mit Frau und Kind verhungern."

„Sie sind ein kluger Mann. Sie haben schon was auf der Seite. Sie können sich ein schönes, neues Geschäft einrichten."

„Ich bin ein alter Mann. Ich will mein' Ruh' und Frieden wie bisher, kein neues Geschäft. Zum Leben hat mir's alleweil' noch gereicht, wenn's auch knapp ging."

„Aber, lieber Mann, wir müssen den Platz haben. Er ist in der ganzen Anlage vorgesehen. Sind die Pläne darauf sogar schon genehmigt. Alle Welt wäre froh, wenn die Straße einmal fertig würde."

Der alte Hauser wurde zornig und trommelte mit der Faust auf den Ladentisch, während er sagte: „Das is mein Eigenthum. Mit vierzig Jahr' Arbeit werd' ich mir's wohl verdient haben, daß man mich in Ruh' da sterben läßt. Verbaut und verpfuscht habt Ihr mir eh' schon Haus und Gärtl, daß nit Luft noch Sonnenschein mehr herein kann und keine Blume mehr blühen mag. Damit soll's genug sein. — Mein letztes Wort."

„Nun passen Sie auf! Herr Neumann bietet Ihnen noch mehr. Sie sind ein geschickter Bildschnitzer, ein Künstler in seinem Fache, man weiß es. Wir wollen Ihre Arbeiten in unseren Laden nehmen, contractlich, wenn Sie wollen. Da fallen die Sachen erst auf, und wir haben Kunden, die derlei brauchen können."

Der Greis wurde aufgeräumter. Das Lob traf. Er überlegte. Dann nahm er aus dem Kasten ein zierliches Figürchen und hielt es dem Procuristen hin: „Was gebt Ihr dafür?"

„Ich verstehe davon nicht viel. Sind werthvoll die Sachen, ich weiß es. Schade, daß das Publicum nicht mehr viel ausgeben will. Sie haben eine rasche Hand. Sie können ja auch etwas oberflächlicher arbeiten und billigere Waare produciren."

„Was kann daran anders sein?" rief Hauser, roth vor Zorn. Unter schmerzlichem Lachen drehte er das Figürchen mit zärtlichen Fingern.

„Manches könnte man doch flüchtiger machen."

„Das is es ja eben. So muß es ja sein. Wer es so nit will, soll es lassen. Ich bin kein Fabrikant. Der Schnitzerhans war ich und bleib' ich. Lumpenwaare schaffen, das hätt' ich früher können. Drum bin ich Drechsler dazu geworden und hab' den Plunder von der Fabrik herein genommen, damit ich auf meine Kunst nit angewiesen war."

Er stellte das Figürchen zurück und schlug das Fenster zu.

„Ja, dann ist Ihnen nicht zu helfen, mein lieber Mann."

„So nit, lieber Mann. Verkauft ihr Euern Krempel an die Herrschaften! Mir is ein einziger Kunde, der was versteht, lieber als Eure ganze Kundschaft."

„Nu, wir verkaufen unseren Krempel und den Ihrigen dazu. Werden sehen." Damit verließ der Procurist den Laden und schlug die Thüre zu.

Ein Weilchen stand der Greis in Gedanken, innerlich zitternd vor Grimm und einer geheimen, unklaren Sorge. Dann öffnete er das Auslagefenster, tastete an den Sachen draußen mit unschlüssiger Hand herum, schob das prächtig geschnitzte Schachspiel nach vorn und nahm die Stöcke und Pfeifen weiter zurück.

Bald kam Rose, seine Tochter, ein frisches, rasches Mädel, dem kein Mensch glaubte, daß sie nahe an dreißig war.

„Wollt heut' doch nimmer Auslage machen, Vater?"

Der Vater ging weg wie von einer Unthat. „Nein, nein, nein. Hab' nur ein Bißl nachgesehen."

Rose schloß den Laden. Dann gingen sie zu ihrem schlichten Mahl draußen in der Laube in dem düstern, dumpfen Gärtchen unter der kahlen, himmelhohen Ziegelmauer.

*

Der Kaufmann hielt Wort. Bald hatte er Regenschirme, Stöcke, Sticktrommeln — und Alles so billig.

Beim Drechsler ging das Geschäft schlecht wie noch nie. Alle Hoffnungen flüchteten sich zur Weihnachtszeit. Eine Zahlung von fünfhundert Mark an den Fabrikanten wurde nach langem Schieben und Handeln auf Wechsel per Ende December gestellt. Da hatte man jedenfalls Geld in der Hand und sparen wollte man schon.

Da wurde zu Beginn der Geschäftszeit die Mutter krank. Sorge und Jammer thaten in ihren Jahren doppelt weh. Es ging schlechter mit jedem Tage. Das Bißchen Erspartes schwand dahin, weil im Laden zu wenig einging. Der alte Mann sah das Elend mit blutendem Herzen. Er mußte drunten bleiben wie an der Kette. So wenig wie noch nie lag ihm am Geschäft. Aber der Wechsel, der Wechsel! — —

Es ist Christabend. Draußen auf dem frischen Schnee fluthet lautlos die Menge. Das Nachbarhaus wirft einen großen Kegel milchweißen Lichtes über die Straße. Die Wandelnden tauchen aus der Dämmerung vor dem Drechslerhäuschen darein und wenden unwillkürlich das Gesicht nach der Quelle des Lichtes und ihre Augen gleißen. Das armselige Fenster mit der Oellampe beachtet kein Mensch. Denn die Entgegenkommenden rennen wie trunken von Glanz und Licht vorüber und schwatzen mit gieriger Hast von den Herrlichkeiten da drüben. Höchstens ein Bißchen Aerger oder Spott fällt manchmal für das Geschäftchen ab. Und macht wirklich einmal jemand Halt, so hört der alte Mann bald ein Tuscheln und Zischen: „Drüben — drüben," und fort sind sie wieder.

Kleinigkeiten, ordinäres Zeug, hat er allerlei verkauft. Aber gerade nach den Schnitzereien, die vor Weihnachten immer ihre Zeit hatten, fragt kein Mensch; und fragt einer, so kauft er noch lange nicht. Hauser kann es sich nicht erklären.

Endlich kommt eine feine Dame und fragt darnach. Das Gesicht des alten Mannes hellt sich auf. Mit einer gewissen Feierlichkeit öffnet er den Wandschrank.

Die Dame mustert durch die Lorgnette Alles und lobt Vieles. Dann zieht sie zwei Figürchen unter dem Mantel vor. Dazu möchte sie etwas auswählen — für ein Geschenk. Beiläufig fragt sie nach dem Preis.

Entsetzt tritt sie zurück, als seien die Dinger heiß. Sie habe für die beiden Figuren die Hälfte gezahlt — drüben!

„Drüben!? Also auch das haben sie drüben?" fährt es Hauser heraus. Er ergreift eines von den fremden Figürchen und betrachtet es genauer.

„Heutzutage, wo es die schönsten Sachen in Guß und Imitationen giebt —" schmollt die Dame. „Ich bin eigens in diesen kleinen Laden gekommen, um billig zu kaufen."

Er dreht das Dinglein mit zitternden Fingern. Es ist gute Arbeit. Da erschrickt er. An versteckter Stelle hat er ein Schnitzerzeichen entdeckt — die Hand seines Bruders. „Das is von drüben — von Neumann?"

„Gewiß." Die Dame sieht ihn verwundert an.

Ein Wirrsal von Gedanken und Fragen benimmt ihm den Kopf.

„Mehr als sechs Mark gebe ich nicht. Wollen Sie?"

„Madam'," stößt er zornig hervor, „um zwanzig Pfennig schon kann ich Ihnen das Holzstück liefern, aus dem es geschnitzt wird."

Die Dame packt eilends ihre Sachen und verschwindet.

Dem alten Manne hämmert und braust es im Hirn. Sein Bruder! Die Schande! Jetzt war Alles klar. Darum also hörte man nichts mehr von ihm. Rose, die ihn sonst immer auf dem Laufenden erhalten, was Neumann ihm zum Trotz sich neu zulegte, war seit langer Zeit nicht mehr von der kranken Mutter fort gekommen, und er selbst wäre nimmer am Laden seines Feindes vorbeigegangen. So konnte ihm das Wichtigste gerade entgehen.

Die Hinterthüre wurde geöffnet. Der Arzt sah herein.

Wie der Blick der leibhaftigen Sorge selbst traf den Greis sein Erscheinen.

In schonenden, aber unzweideutigen Worten bereitete er ihn auf das Ende vor.

Der alte Mann blieb zurück wie zerschmettert. Dann, wie aus innerstem Antrieb, begann er aufzuräumen, nahm die Casse an sich, schloß Fenster und Thüre und löschte das Licht aus. Um Alles sollten sie ihn nicht bringen. Er dachte nur an sein Weib. Darüber hinaus war ihm plötzlich Alles gleichgiltig.

Als er hinauf kam, war die kranke Frau gerade bei Bewußtsein. „Kommst Du heut' schon?" flüsterte sie matt.

„Ja, es is sieben Uhr."

„Sonst is es am Christabend neun geworden. — Is das Geschäft gut gegangen? — Der Wechsel!"

Nicht einmal die Sterbende ließ der Popanz dieser Tage in Frieden.

Einen Augenblick besann sich Hauser. „Freilich — gut is gangen, recht gut. Hab' nur keine Sorg'!"

„Gott sei Dank!"

Digitized by Google

Rose sah den Vater verwundert an. Der saß stumpf und still am Bette. — —

Er blieb die ganze Nacht wach. Rose schickte er schlafen.

Die Kranke phantasirte meistens. Selten erwachte sie für Augenblicke.

Das Mädchen konnte lange nicht schlafen. Einmal hörte sie Gold klingen. Dann vernahm sie die Stimme der Mutter: „Reicht's, Vaterl? — Gelt — der Wechsel."

Wie von einem Verbrechen fuhr Hauser auf und betheuerte mit vielen Worten, daß es heut' schon reiche. Sie solle nur gesund werden.

Auch Rose that diese Versicherung wohl und sie schlief ein. — —

Da weckte sie dumpf und nachtbang die Stimme des Vaters: „Rose, Rose, steh auf! Die Mutter!" — — —

Am Morgen hatte ein Herz im Drechslerhaus den Jammer los.

„Ich bin nur froh," sagte Rose unter Weinen und Schluchzen, „daß Mutter wenigstens noch Gutes erfahren hat. Der Wechsel is ihr nit aus dem Sinn 'gangen."

„Das hab' ich ihr erspart. Gott wird mir die Lüg' verzeihen."

„Die Lüg', Vater!?"

„Ja, Rosl. Es is doch aus mit uns. Was liegt denn an dem lumpigen Gold."

Der Greis strich der herzbrechend Weinenden über den Scheitel. Zwei große Thränen rannen ihm in den Bart. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Von der öffentlichen Dummheit.

Seit Jahren habe ich mir eine kleine Sammlung angelegt von öffentlichen Dummheiten, wie sie mir gerade im täglichen Leben begegnen. Es handelt sich um lauter solche Dummheiten, über die bei geistig gesunden Menschen nicht zwei Meinungen herrschen können. Rechthaber und Rabulisten werden natürlich auch aus solchen offenbaren Dummheiten tiefgründige Klugheiten zu machen wissen.

Die Dummheiten von uns Einzelmenschen, also von mir und meinen verehrten Zeitgenossen, zu sammeln, geht über Menschenkraft hinaus und hat auch kein öffentliches Interesse. Was der Einzelne an Dummheit leistet, dafür hat er in der Regel selbst zu büßen, es sei denn, daß er zu den Glückskindern gehört, denen selbst aus ihren Dummheiten noch Vortheile erwachsen. Oeffentliche Dummheiten aber, also solche begangen von Einzelnen oder von Behörden, die für eine große Menge von Menschen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen haben, sind eines großen Interesses sicher, eben wegen des großen Geltungsbereiches jeder solcher einzelnen öffentlichen Dummheit.

Wir müssen uns aber erst mal darüber verständigen, was als „öffentliche Dummheit" gelten soll. Es giebt zahllose öffentliche Einrichtungen, die einigen Mitbürgern unangenehm sind und deßhalb von ihnen fälschlich als Dummheit bezeichnet werden, obgleich sie nur gegen sein persönliches Interesse streiten, im Uebrigen aber segensreich wirken. So wird der einzelne verbissene Impfgegner das Impfgesetz eine Dummheit nennen, während es nach der allgemeinen und sehr berechtigten Ansicht eines der weisesten Gesetze ist, unter denen wir leben. Nein, als öffentliche Dummheit fasse ich nur solche Einrichtungen und Anordnungen auf, die Keinem jemals etwas nützen, nicht einmal dem, von dem sie ausgehen, und die immer oder in den meisten Fällen schädlich, ja gefährlich wirken.

Ja, giebt es denn dergleichen? Und wenn solche öffentliche Dummheiten über die Menschheit verhängt werden, erhebt sich nicht sofort ein Sturm des empörten gesunden Menschenverstandes und fegt eine solche vollkommene öffentliche Dummheit fort? Durchaus nicht! Dieses wird zu beweisen sein, und zwar nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern mit dem besten Beweise, den es geben kann: mit dem Beispiel. Da war ich jüngst in einem Museum; es ist unnöthig, die Stadt und das Museum selbst zu nennen. Ich denke zwar an ein ganz bestimmtes Museum, aber es ist nicht die Ausnahme, sondern nahezu die Regel. Wissensdurstig durchschreite ich die Säle: nur hier und da finde ich eine kurze Bezeichnung an den Gegenständen, die mir, einem Beschauer mit einigen Vorkenntnissen, wenigstens eine Ahnung geben, die aber einem ganz Unkundigen, einem Manne aus den tieferen Bildungsschichten, für den das Museum doch auch bestimmt ist, gar nichts sagen. Ist dies eine öffentliche Dummheit, oder ist es keine? „Dummheit" so verstanden, daß es vollkommene Zweckwidrigkeit bedeutet. In den besser geleiteten Museen, z. B. in deutschen Gemäldegalerien, findet man in neuester Zeit wenigstens ein Täfelchen mit dem Namen des Malers und der knappen Bezeichnung des Gegenstandes. Zur wirklichen Belehrung — und Museen u. A. sind zur Belehrung der Unkundigen da — reicht das bei Weitem nicht aus. Indessen, Museen, in denen man wenigstens schon zu einer solchen Unterweisung der Wißbegierigen gelangt ist, nehme ich von dem Vorwurf der öffentlichen Dummheit aus.

Ich stehe auf einem der äußeren Hinterplätze eines Straßenbahnwagens. Es regnet, und ich glaube mich vor dem Regen geborgen durch das schützende Dach. Da fühle ich auf einmal, wie es mir mit gleichförmiger Hartnäckigkeit gerade zwischen Halskragen und Nacken munter hineinregnet. Der Mann, der die Zeichnung zu dem Wagen entworfen, und die Behörde, — das heißt wieder Menschen — die ihn abgenommen und in den Dienst gestellt, haben vollkommen zweckwidrig gehandelt und haben sich einer öffentlichen Dummheit schuldig gemacht. Der Unterschied zwischen öffentlicher und privater Dummheit besteht nun leider darin, daß durch die private Dummheit der wirklich Schuldige, durch die öffentliche der Unschuldige leiden muß, und darum empört sich nicht nur mein Verstand, sondern auch mein Gerechtigkeitsgefühl gegen jede öffentliche Dummheit. Die geringste, aber auch die gerechteste Strafe wäre, daß ein Betriebsdirector, der Wagen mit zu kurzem Verdeck eingestellt hat, einen ganzen Regentag hindurch auf einem der feuchten Hinterplätze fahren müßte. Alsdann würde er durch einen bösen Schnupfen lernen, was ihm der niedrigste Grad von Phantasie, diesem Allheilmittel aller Dummheit, hätte sagen sollen. Mangel an Phantasie nämlich ist es, aus dem die Dummheit herauswächst: die Unfähigkeit, sich in die Lage eines anderen Menschen, nämlich des von einer Einrichtung betroffenen, hinein zu versetzen.

In meiner Sammlung giebt es eine Abtheilung mit der Aufschrift: „Zur Prämiirung"; das soll bedeuten: ich stelle mir vor, irgend ein Wohlthäter der Menschheit, so eine Art Nobel von der anderen Seite, käme einmal auf den Gedanken, zur Abschreckung, Belehrung und Besserung einen Preis zu setzen auf die größte nur irgendwie zu ersinnende öffentliche Dummheit, auf eine so haarsträubende, verblüffende Sinnlosigkeit und Zweckwidrigkeit, daß Behörden und Einzelmenschen, die es angeht, entsetzt über die Ungeheuerlichkeit in sich gehen und sich heilig Besserung geloben. Diese Abtheilung meiner Sammlung ist nicht arm an Musterdummheiten. Da aber der Nobel, den ich mir wünsche, sich noch nicht gefunden hat, so möchte ich hierdurch eine Anregung geben, die vielleicht bei einem steinreichen Mäcen auf fruchtbaren Boden fallen und zu einer Prämiirung führen könnte. Es giebt in meiner nächsten Nähe eine Eisenbahnlinie mit einem ungeheuren Verkehr, auf der folgende Einrichtung besteht. Die Bahn dient dem Ortsverkehr, hat auf den Stationen nur kurze Aufenthalte: die geringste Ueberlegung müßte also dazu führen, das Aus- und Einsteigen so sehr wie möglich zu erleichtern, den Bahnsteig genau in der Höhe der Unterkante des Wagenkastens anzulegen, alle Trittbretter, jede Kletterei zu vermeiden. Auf jener Bahn muß man über ein Trittbrett hinauf- und hinabklettern, und trotz dem oft lebensgefährlichen Massenverkehr giebt es zwischen Bahnsteigkante und Wagenkasten gerade so viel Raum, daß ein Mensch hineinfallen oder hineingestoßen und zerquetscht werden kann. Geistreich, nicht wahr? Kein Jahr vergeht, ohne daß durch diese Einrichtung mindestens ein Menschenleben vernichtet wird und Menschenbeine abgequetscht werden. Einmal ist es ein pflichteifriger Stationsbeamter, der beim Schließen einer Wagenthür mit dem Aermelaufschlag hängen bleibt, in die Menschenfalle zwischen Wagen und Bahnsteig stürzt und dort zerquetscht wird; ein anderes Mal ist es eine unglückliche Frau, die von der drängenden Menschenmasse in den mörderischen Zwischenraum gestoßen wird, während der Zug aus- oder einfährt. — Ich meine, schon dies würde den verantwortlichen Schöpfer einer solchen Einrichtung zum Nobelpreis für die vollkommenste Zweckwidrigkeit berechtigen. Aber die Sache ist noch nicht vollständig: auf derselben Bahn haben sämmtliche Wagen nicht nur ein Trittbrett über dem Bahnsteig, sondern — auch eines unter dem Bahnsteig, ein Trittbrett, das niemals benutzt wird, das zu nichts auf Erden dient als zur Herbeiführung von Unglücksfällen und das trotz immer wiederholter Hinweisungen auf seine Schädlichkeit und Gefährlichkeit nicht beseitigt wird! Man stelle sich einmal vor, Ameisen, Bienen oder Biber bedürften für ihr Staatsleben einer Bahnhofseinrichtung: traut man irgend einem jener klugen Thiere zu, daß sie überflüssige und obendrein lebensgefährliche Trittbretter bauen oder daß sie zwischen so gefährlichen Dingen wie Eisenbahnwagen und Bahnsteigen Zwischenräume lassen würden, in denen eines der Ihrigen verstümmelt oder getödtet werden könnte? Oder daß sie nach einem einmal erlebten Unglücksfall dieser Art ihre Dummheit nicht aufgeben würden? Als mir einmal dieser Gedanke so recht lebhaft vor die Seele getreten war, da schrieb ich mir als letztes Ergebniß dieser Betrachtung den Spruch auf: Der Mensch unterscheidet sich vom Thier unter Anderm dadurch, daß — es niemals etwas Zweckwidriges thut.

Eduard Engel (Berlin).

Offene Briefe und Antworten.

Der Gerichtsofficier.

In dem „Zu Befehl, Herr Leutnant!" betitelten Aufsatz in No. 21 der „Gegenwart" unterzieht Herr Karl von Wartenberg einen Zweig

Digitized by Google

der Militär-Rechtspflege einer zwei Spalten langen, scharf absprechenden Kritik, die nicht unwidersprochen bleiben darf, weil sie unrichtige Begriffe in der Oeffentlichkeit zu verbreiten geeignet ist. Herr v. Wartenberg zieht gegen den „untersuchungsführenden Officier" der niederen Gerichtsbarkeit zu Felde, den er „als den eigentlich schlimmsten Auswuchs unserer Militärjustiz" bezeichnet, dem er nach Vorbildung und militärischer Erziehung schlechtweg jede juristische Befähigung, ja eigentlich sogar den guten Willen abspricht, seines Amtes in gewissenhafter, dem Rechtsgefühl entsprechender Weise zu walten, und dessen Beseitigung und Ersatz durch „Auditeure" er deßhalb vom jetzigen oder künftigen Reichstag kategorisch fordern zu müssen glaubt. — Wozu der Lärm? Herr v. Wartenberg brauchte ja nur einen Blick in die „Militärstrafgerichtsordnung vom 1. December 1898" zu werfen, um sich zu überzeugen, daß es weder „untersuchungsführende Officiere" noch „Auditeure" mehr giebt. An ihre Stelle sind seit dem 1. October 1900 „Gerichtsofficiere" und „Kriegsgerichtsräthe" getreten. Aber nicht nur die Namen, sondern auch die Functionen dieser Organe der Militär-Rechtspflege hat das neue Verfahren ganz wesentlich geändert, und besonders dem Gerichtsofficier nicht entfernt mehr den Einfluß des früheren „untersuchungsführenden Officiers", auf die Rechtsprechung, ja eigentlich überhaupt keinen solchen belassen. Doch davon später! Folgen wir den Ausführungen des Herrn v. Wartenberg. — Ueber die Schulbildung der Offiziere, aus denen der Gerichtsofficier — so wollen wir ihn nun doch nennen — ausgewählt wird, urtheilt der Verfasser etwas geringschätzig aber falsch: „Er hat sie meistens in Cadettencorps oder gegen den Schluß des Schulbesuchs auf einer sogenannten Fähnrichspresse erhalten. Nur in wenigen Fällen hat er die Maturitätsprüfung auf einem Gymnasium bestanden." Demgegenüber weist eine zufällig vorliegende Uebersicht einer Kriegsschule 51 Procent Gymnasialabiturienten, 28 Procent Cadetten und 21 Procent auf einer Presse Vorbereitete nach. Daß auch im Cadettencorps ein zum juristischen Studium berechtigtes Reifezeugniß erworben werden kann und alljährlich von einer großen Zahl Cadetten-Abiturienten erworben wird, scheint Herrn v. Wartenberg unbekannt. — Aber weiter: „Die Vernehmungen durch den untersuchungsführenden Officier finden in dessen Wohnung in Gegenwart eines zweiten Officiers statt, mithin in einem Milieu, wie es militärischer sich kaum denken läßt." Falsch, Herr v. Wartenberg! Früher war es allerdings so; aber die neue Militärstrafgerichtsordnung hat, wie so Manches, auch dies geändert. Die „Gegenwart eines zweiten Officiers", des sogenannten „Beisitzers" ist fortgefallen; dagegen wohnt der Vernehmung eine „geeignete Person des Soldatenstandes", — meist wohl ein schreibgewandter Unterofficier — bei, dem die Wahrnehmung der Geschäfte des Gerichtsschreibers übertragen ist (§ 109 d. M. St. G. O.). Ueber den Ort der Vernehmungen ist Nichts vorgeschrieben. In vielen Kasernen sind besondere Gerichtszimmer vorgesehen; wo für solche der Raum fehlt, finden die Vernehmungen meist in dem Geschäftszimmer oder auch in der Wohnung des Adjutanten statt, der ja fast immer das Amt des Gerichtsofficiers bekleidet. — Der Schilderung eines Verhörs, bei dem der Gerichtsofficier sein Vorgesetztenverhältniß mißbraucht, um die Aussagen der dem Soldatenstande angehörigen Zeugen zu beeinflussen und in eine bestimmte, ihm vom Gerichtsherrn gewiesene Richtung zu drängen, widerspreche ich mit aller Entschiedenheit. Sie ist durchaus falsch. Wäre aber ein solches Untersuchungsverfahren wirklich ausnahmsweise einmal möglich, so würde das zwar sehr bedauerlich sein, für die Rechtsprechung aber immer noch ziemlich belanglos bleiben. Denn die Vernehmungen durch den Gerichtsofficier bilden heute nicht — wie dies früher allerdings der Fall war — die Grundlage für die spätere Urtheilsfindung, sondern sind lediglich ein „Ermittelungsverfahren", dessen Zweck und Umfang in den Paragraphen 159 und 168 der Militärstrafgerichtsordnung wie folgt festgelegt ist: „Der mit der Führung des Ermittelungsverfahrens beauftragte Gerichtsofficier ... hat bei Erforschung des Sachverhalts nicht bloß die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln und die Erhebung aller Beweise herbeizuführen, deren Verlust zu besorgen steht oder deren Aufnahme zur Vorbereitung der Vertheidigung des Angeschuldigten erforderlich erscheint (§ 159). — Das Ermittelungsverfahren ist nicht weiter auszudehnen, als erforderlich ist, um eine Entscheidung darüber zu begründen, ob Anklage zu erheben oder die strafgerichtliche Verfolgung einzustellen sei (§ 168)." In der Begründung zu diesem letzten Paragraphen heißt es außerdem noch: „Das Ermittelungsverfahren ist abzuschließen, sobald sich übersehen läßt, daß eine Strafverfolgung aus rechtlichen oder thatsächlichen Gründen nicht eintreten kann. Andererseits soll das Ermittelungsverfahren auf die möglichst vollständige Sammlung des Beweismaterials bedacht sein, um die Hauptverhandlung in ausreichender Weise vorzubereiten." Auf die öffentliche Hauptverhandlung im Standgericht allein kommt es also an. Hier aber liegen Leitung des Verfahrens, Beweisaufnahme, sowie alle Vernehmungen dem Vorsitzenden ob, einem Stabsofficier, der die Führung der Verhandlung zwar einem der beiden Beisitzer — ein Hauptmann und ein Oberleutnant — übertragen darf, von dieser Befugniß jedoch sicher nur ausnahmsweise und aus besonderen Gründen Gebrauch machen wird. Nur diese drei, für das Richteramt vereidigten Personen sind zur Urtheilsfindung berufen; ihrer nach Schluß der Beweisaufnahme erfolgenden Berathung wohnt der Gerichtsofficier nicht einmal bei. Seine Thätigkeit in der Verhandlung beschränkt sich auf die Vertretung der Anklage und die Begründung eines bestimmten Strafantrages. Die bei den Gerichtsofficieren nach Ansicht des Herrn v. Wartenberg ganz allgemein vorauszusetzende Fähigkeit, die Sprache schriftlich oder mündlich so zu beherrschen, „daß die Gedanken in klarer, sicherer Form zum Ausdruck gelangen", könnte demnach höchstens dem Angeklagten zu Gute kommen, kaum aber je zu einer für ihn nachtheiligen Rechtsbeugung führen. Denn es ist doch höchst unwahrscheinlich, daß eine ungeschickte Begründung des Strafantrages die Richter mehr beeinflussen soll, als der unmittelbare Eindruck der eben vorausgegangenen mündlichen Verhandlung.

Ernstes Bedenken erweckt Herrn v. Wartenberg auch der Mangel genügender „juristischer Kenntnisse und praktischer Bethätigung des untersuchungsführenden Officiers", ein Mangel, der diesen angeblich ziemlich rathlos seinen Aufgaben gegenüber stehen läßt. „Unausgesetzt steigen ihm Zweifel über Zweifel auf." — Herr v. Wartenberg mag sich beruhigen, es ist damit wirklich nicht so schlimm. Einmal hat der Gerichtsofficier ja, wie wir gesehen haben, mit der Rechtsprechung selbst überhaupt Nichts zu thun, sodann sind die Fälle, die seiner „praktischen Bethätigung" unterliegen, durchweg so einfacher und leichter Art, daß ihre recht- und gesetzmäßige Behandlung auch dem mit halbwegs gesunden Menschenverstande ausgestatten Nichtjuristen keine sonderlichen Schwierigkeiten bieten kann. Bedenklicher könnte ja in dieser Hinsicht erscheinen, daß unter den Richtern das juristische Element nicht vertreten ist. Aber schädlichen Folgen dieses Fehlens ist wohl ausreichend vorgebeugt durch den geringen Umfang der Zuständigkeit und der Strafgewalt der Standgerichte. Nach § 15 der Militärstrafgerichtsordnung umfaßt die niedere, durch Standgerichte ausgeübte Gerichtsbarkeit:

1. Die nur mit Arrest bedrohten militärischen Vergehen (Achtungsverletzung, Belügen des Vorgesetzten, Ungehorsam, Vergehen gegen die Wachvorschriften, leichtfertige, unbegründete Beschwerdeführung);
2. Die Uebertretungen (d. h. die nach dem Gesetz mit Haft oder Geldstrafe bis zu 150 Mk. bedrohten Handlungen).

Nach § 16 „bleiben der niederen Gerichtsbarkeit außerdem überlassen, sofern nach dem Ermessen der Gerichtsherren keine höhere Strafe als Freiheitsstrafe bis zu 6 Wochen oder Geldstrafe bis zu 150 Mk., allein oder in Verbindung mit einander, zu erwarten steht", also nur in leichteren Fällen eine Reihe anderer Vergehen gegen das Militär- und gegen das Reichsstrafgesetzbuch, wie z. B. unerlaubte Entfernung, Urlaubsüberschreitung, Beleidigung Vorgesetzter, vorschriftswidrige Behandlung (nicht Mißhandlung) Untergebener, Gehorsamsverweigerung, Erregen von Mißvergnügen in Bezug auf den Dienst, Trunkenheit im Dienst, Zerstörung von Dienstgegenständen, Mißbrauch der Dienstgewalt, Hausfriedensbruch, Beleidigung, Körperverletzung, Bedrohung, Sachbeschädigung; ferner Zuwiderhandlungen gegen bestimmte Paragraphen der Seemannsordnung, gegen die Forst- und Feldpolizeigesetze, sowie gegen die Holz-(Forst-)Diebstahlsgesetze. Allgemein bleiben aber, im Frieden wenigstens, „der höheren Gerichtsbarkeit diejenigen Fälle vorbehalten, in denen die Verhängung einer Ehrenstrafe zu erwarten steht". Sechs Wochen Gefängniß oder mittleren Arrestes oder vier Wochen strengen Arrestes sind somit die höchsten Strafen, auf die ein Standgericht überhaupt erkennen kann. Im Felde ist die Grenze auf 3 Monate erweitert. Dem Verurtheilten steht außerdem als weiterer Schutz gegen rechts- oder gesetzwidrige Bestrafung das ganz uneingeschränkte Recht der Berufung zu, auf das er bei der Urtheilsverkündung ausdrücklich hingewiesen wird und dessen Ausübung eine wiederholte Verhandlung der Strafsache vor dem Kriegsgerichte unter Betheiligung von Berufsjuristen zur Folge hat. Von diesem Recht wird übrigens, wie beiläufig erwähnt sein mag, meist in der Absicht, die Strafvollstreckung hinauszuschieben, ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht, daß man vielfach bereits die Einführung einer „Frivolitätsstrafe" wegen unbegründeter Berufung, wie sie die frühere bayerische Militärstrafproceßordnung kannte, für wünschenswerth erachtet.

Vorurtheilsfreier Prüfung wird Vorstehendes genügen, um zu erkennen, daß die angegriffene Einrichtung des Gerichtsofficiers, wie sie heute besteht, in keiner Weise eine unparteiische Rechtspflege in Frage stellt. Ebenso wird einleuchten, daß der geforderte Ersatz der vorhandenen rund 1000 Gerichtsoffiziere auch nur durch etwa 300 Berufsjuristen eine sehr kostspielige und dabei überflüssige, in mancher Hinsicht sogar schädliche Maßregel sein würde.

Neisse. v. Ditfurth,
Oberstleutnant

Nochmals: Zu Befehl! Herr Leutnant!

Eine Entgegnung.

„Zu Befehl! Herr Leutnant!" lautete die Ueberschrift eines in der Nr. 21 der „Gegenwart" veröffentlichten Artikels, in welchem ich unter Anlehnung an äußerst charakteristische Erscheinungen der Gumbinner Proceßverhandlungen dritter Instanz dem Institut des untersuchungsführenden Officiers in der niederen Militär-Gerichtsbarkeit etwas unsanft zu Leibe ging. Als einen in jeder Hinsicht ungeeigneten gerichtlichen Functionär hatte ich diesen Officier hingestellt; fehle ihm doch die zur Ausübung eines gerichtlichen Amtes erforderliche Objectivität, Selbstständigkeit und Klarheit des Urtheils. Auf heftigen Widerspruch namentlich Seitens Derjenigen war ich gefaßt, die sich selber als Offi-

Digitized by Google

ciere in militärgerichtlichem Dienste versucht hatten und jetzt glauben, hierauf mit Befriedigung zurückblicken zu können. Offen gesagt, er wäre mir sogar sehr willkommen gewesen. Eine lebhafte Controverse in der Presse hätte in erwünschtem Grade die Aufmerksamkeit der Gebildeten unseres Volkes auf den sonderbaren militärgerichtlichen Functionär lenken können. Niemals will dies vermittelst eines einzelnen Aufsatzes gelingen, der kurze Zeit nach seinem Erscheinen in die Versenkung fällt. „Lärm" sollte thatsächlich geschlagen werden. Recht unliebsam war daher die Enttäuschung über das ausbleibende Echo. Aber einer Enttäuschung erlag ich auch noch, als endlich das Schweigen gebrochen und ich hier in der „Gegenwart" widerlegt wurde. Herr Oberstleutnant von Ditfurth in Neisse berührt den Kernpunkt meiner Ausführungen, nämlich die äußerst bedenkliche Einwirkung des militärischen Gehorsams auf den von dem untersuchungsführenden Officier zu vernehmenden Untergebenen, gar nicht. Nur auf nebensächlichem Gebiet sucht er mir entgegen zu treten. Ob hier mit Erfolg, muß auch noch dahingestellt bleiben.

Es wird mir vorgehalten, daß es nach der neuen Militär-Strafproceßordnung keinen „untersuchungsführenden Officier" mehr giebt, daß diese in der niederen Gerichtsbarkeit nur einen Gerichtsofficier kennt, der im Grunde nur die nöthigen „Ermittelungen" anzustellen habe, dem im Uebrigen aber kaum noch ein Einfluß auf die Rechtsprechung gelassen worden wäre. Von der Rechtsprechung habe ich mit keiner Silbe gesprochen. Wie aber derjenige Officier, welcher gerichtliche Vernehmungen Untergebener vorzunehmen hat, heißt, und ob er „untersucht" oder „ermittelt", dürfte für das Ergebniß seiner gerichtlichen Handlungen kaum in Betracht kommen.

Dann werde ich darauf hingewiesen, daß das von mir geschilderte Milieu, in welchem sich das Verhör in der niederen Gerichtsbarkeit vollziehe, nach der neuen Militär-Strafproceßordnung nicht mehr zutreffe. Ich hatte eines zweiten Officiers Erwähnung gethan, der der Vernehmung beizuwohnen hätte und diese nur noch militärischer gestalten könne. „Falsch!" ruft Herr von Ditfurth aus. „Die Gegenwart des Beisitzers ist fortgefallen. Dagegen wohnt der Vernehmung eine geeignete Person des Soldatenstandes — meist wohl ein schreibgewandter Unterofficier — bei, dem die Wahrnehmung der Geschäfte des Gerichtsschreibers übertragen ist." Diese Belehrung will ich gern annehmen. Aber bedeutet die Ausschaltung des Beisitzers nicht eine Verbesserung unseres militärgerichtlichen Verfahrens in pejus? Hatte der frühere Beisitzer auch nur formelle Aufgaben zu erfüllen, so stand er doch mit dem untersuchungsführenden Officier auf derselben Rang- und Bildungsstufe und war somit befähigt, sich eine Ansicht über die Art, wie der Untergebene vernommen wurde, zu bilden, war auch in der Lage, diese Ueberzeugung auszusprechen. Jetzt ist der oft unbequeme Kritiker beseitigt. Jetzt beherrscht der Gerichtsofficier allein das Feld. Der anwesende Gerichtsschreiber schweigt, selbst wenn seine geistige Beanlagung ihm eine zutreffende Beurtheilung des bei dem Verhöre Wahrgenommenen ermöglichen sollte. Nach dem Fortfall des Beisitzers wird die Antwort „Zu Befehl! Herr Leutnant!" auf die Fragen des Gerichtsofficiers nur noch prompter als früher erfolgen. Nur noch wirksamer wird jetzt in den Verhören die Hypnose des militärischen Gehorsams sein.

Des Ferneren meint Herr von Ditfurth, ich hätte über die Schulbildung der nunmehrigen Gerichtsofficiere geringschätzig geurtheilt und betont, daß sie nur in wenigen Fällen die Maturitätsprüfung auf einem Gymnasium bestanden hätten. Ich habe aber nur ausgeführt, daß, welche Schule sie auch besucht haben mögen, in Anbetracht ihres noch jugendlichen Alters ihre Bildung noch in der Entwickelung begriffen ist. Als die eigentliche Lehrmeisterin habe ich das Leben bezeichnet. In diesem sei der Gerichtsofficier aber noch zu wenig vorgeschritten, um die für ein gerichtliches Amt erforderliche geistige Reife zu besitzen. Ich vermag nicht recht zu erkennen, wie hierin eine geringschätzige Beurtheilung der Schulbildung der Gerichtsofficiere liegen soll. Auf der richtigen Fährte dürfte Herr v. Ditfurth nur in der Hinsicht gewesen sein, daß ich den Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums vor den Cadetten und denjenigen jungen Leuten, die auf einer sogenannten Presse sich für die Prüfung zum Fahnenjunker vorbereitet haben, den Vorzug gebe. Und ich bin im hohen Grade erfreut, von ihm zu hören, daß jetzt auf den Kriegsschulen die Ersteren die Majorität haben, wenn ich auch hieraus für die Befähigung des Gerichtsofficiers zu seinen gerichtlichen Obliegenheiten nicht dieselben günstigen Schlüsse ziehen kann wie Herr v. Ditfurth. Wie vertheilt sich denn die Mehrheit der Abiturienten auf die einzelnen Truppentheile? Commandeure von Regimentern der Garde oder anderer in guten Garnisonen können die Annahme eines jungen Mannes, der auf Beförderung dienen will, von einer auf dem Gymnasium bestandenen Maturitätsprüfung abhängig machen. Wollte der Commandeur eines Regimentes in unseren Grenzgarnisonen ebenso anspruchsvoll sein, wie sein College in Berlin oder Hannover, so würde er sehr bald an dem Bemühen, für sein Officier-Corps den nöthigen Ersatz zu beschaffen, verzweifeln müssen. In Berlin verfügt der Commandeur bei der Auswahl eines Gerichtsofficiers vielleicht sogar über mehrere Officiere, die einige Jahre auf der Universität Jura studirt haben. In Bitsch dürften sich unter den Leutnants kaum zwei befinden, die nach der auf einem Gymnasium bestandenen Maturitätsprüfung sich zum Eintritt in das deutsche Officier-Corps gemeldet haben. Wie groß ist aber die Zahl der kleinen entlegenen Garnisonen nach den häufigen Vermehrungen der Armee geworden! Und wie viele von diesen haben wir hart an den Grenzen des deutschen Reiches zu suchen!

Endlich will Herr v. Ditfurth mir die Bedenken nehmen, welche mir die dem Gerichtsofficier fehlenden juristischen Kenntnisse und die ihm ebenfalls mangelnde praktische juristische Bethätigung verursachen. Er sucht mich damit zu beruhigen, daß die Vergehen, welche der Gerichtsofficier durch seine Ermittelungen klar zu legen habe, fast ausschließlich leichter Art seien. Aber nicht durch das Gewicht des Vergehens wird die Untersuchung bedingt, sondern durch den Charakter des Uebelthäters und der Zeugen und durch die äußeren Umstände, die bei der Ausführung des Vergehens obgewaltet haben. Eine Mordthat kann vielleicht ohne jede Schwierigkeit an's Tageslicht gezogen werden, während nach dem Diebe, der seinem schlafenden Kameraden in der Nacht den Brustbeutel mit 20 Pfennigen Inhalt entwendet hat, möglicher Weise Wochen lang geforscht werden muß. Soll der gerichtliche Urtheilsspruch eines Standgerichts mehr bedeuten als die auf beschwerlichen Umwegen herbeigeführte Verhängung einer größeren Disciplinarstrafe, so muß wenigstens einer der gerichtlichen Functionäre juristisch geschult sein. Heute sind sie sämmtlich noch juristische Laien, von denen der Gerichtsherr und die Richter sich nur mit der Rechtspflege vertraut zu machen pflegen, so weit es ihnen für den zu ahndenden Fall erforderlich zu sein scheint, der Gerichtsofficier aber sich erst theils auf autodidactischem, theils auf empirischem Wege ein sehr bescheidenes Maß juristischer Sachkenntniß anzueignen vermag. Auch wenn davon abgesehen werden soll, daß Richter wie Gerichtsofficier ohne Ausnahme dem Alles bezwingenden Einfluß des unglückseligen, in dem Gumbinner Mordproceß endlich in seiner wahren Gestalt erkannten Gerichtsherrn preisgegeben sind, — kann nicht schon die thatsächlich vorliegende allgemeine juristische Unerfahrenheit die Forderung nach einem Berufsjuristen bürgerlichen Standes begründen, damit in der niederen militärischen Gerichtsbarkeit wenigstens Einer in der Rechtspflege zu Hause ist? Auch die Einführung der Berufung, die zweifellos jetzt einen größeren Rechtsschutz gewährt, rechtfertigt seine Ausschließung nicht. Das deutsche Volk muß den Anspruch erheben, daß sich auch in der ersten Instanz alle Voraussetzungen für einwandfreie Rechtsprechung erfüllen.

Herr v. Ditfurth hält die Rechtspflege in der niederen Gerichtsbarkeit für gut geborgen, trotzdem sie ausschließlich in die Hände von juristischer Laien gelegt ist. Ich bleibe dabei, daß sie weiter auf das Bedenklichste gefährdet ist, so lange hier noch jede Antwort eines militärischen Angeklagten oder Zeugen mit dem charakteristischen „Zu Befehl!" eingeleitet werden kann. Unter den Fittigen des militärischen Gehorsams gedeiht der königliche Dienst sicherlich vortrefflich, niemals aber die Rechtspflege. Ein militärischer Vorgesetzter ist seiner ganzen Eigenart nach stets voreingenommen und daher zu gerichtlichen Functionen wenig, in vielen Fällen gar nicht geeignet.

Carl von Wartenberg.

Notizen.

Goethe's Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 30 Bände in elegantem Leinenband zu je 2 Mk. (Meyer's Classiker-Ausgaben, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien). Von dieser neuen Goethe-Ausgabe liegen uns wiederum zwei Bände (der 7. und 13.) vor. Der 13. Band enthält den dritten und vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit", sowie die „Biographischen Einzelheiten" von Professor Heinemann bearbeitet. Seine Arbeit verdient wiederum aufrichtige Anerkennung. In dem 7. Bande tritt ein neuer Bearbeiter auf den Plan, Dr. Theodor Matthias, der sich als Verfasser des bereits in zweiter Auflage vorliegenden trefflichen Buches „Sprachleben und Sprachschäden" in weiteren Kreisen vortheilhaft eingeführt hat. Der 7. Band enthält Dramen in Prosa, den „Götz von Berlichingen", den „Egmont", den „Clavigo", die „Stella", die „Geschwister", den „Groß-Cophta" und den „Bürgergeneral". Zu jedem dieser Stücke hat Matthias einleitende Bemerkungen beigesteuert, in denen er über die Entstehung, die Quellen, die Aufnahme und den ästhetischen Werth des Werkes in übersichtlicher Form ansprechend und ausgiebig belehrt. Beide Bände zeigen, daß es möglich ist, den Anforderungen des großen Publicums und des engeren Kreises der Fachleute gleichzeitig gerecht zu werden.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm.-Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz.
Staatl. Oberaufsicht.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.
Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.
Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.
Preis: 60 Pfg.
Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Thüringisches Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, -Techniker und Werkmeister.
Director **Jentzen.**

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.
Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.
Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.
Preis 4 Mk.
Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.
In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.
Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.
Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Hervorragendstes Festgeschenk:
Felix Dahns sämtl. poetische Werke.
Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.
In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.
Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.
Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 2. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutsche Kohlenstationen. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — Die geringe Schwimmkunst in England. (Mit persönlichen Erlebnissen.) Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst.** Der Arzt im Roman. Drei Besprechungen von T. v. S. — Die Umwerthung der Künste. Von Johannes Gaulke (Berlin). — Hugo Friedrich Hartmann. Von Max Kempff. — **Feuilleton.** Der Drechsler an der Mauer. Von Friedrich Kroff (München). (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Das zweite Eisen im Feuer. (Eine Gasthofsstudie.) Von Carl von Vielrogge. — **Offene Briefe und Antworten.** Kunst und Literatur für Minderjährige. Von O. Wentorf. — Notizen. — Anzeigen.

Deutsche Kohlenstationen.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Daß Kohlenstationen in fernen Meeren einer Seemacht ebenso unentbehrlich sind, wie dem Menschen das liebe Brod, weiß heute Jeder bei uns. Ihr Besitz vermindert die Kosten für die Haltung von Kriegsschiffen auf ausländischen Stationen; er macht die Schiffe selbstständiger und läßt höhere Fahrgeschwindigkeiten zu. Er giebt ihnen das Gefühl der Sicherheit gegenüber allen Wechselfällen, während sie ohne Kohlenstationen ihr Dasein von der — im Kriegsfalle selbst für Neutrale aufhörenden — Liebenswürdigkeit und Gewinnsucht anderer Nationen fristen. Kurz, ein zweckmäßig angelegtes Netz von Kohlenstationen giebt eine wirkliche Ueberlegenheit über die Geschwader derjenigen Seemächte, denen es mangelt. Und nicht bloß in Bezug auf Kriegsschiffe: auch der Handelsflotte der betreffenden Macht kommen die Kohlenstationen zu Gute.

Das weiß man natürlich auch im Auslande; und da Deutschland zu einer aufstrebenden Seemacht geworden ist, schiebt man ihm gern allerlei mehr oder weniger abenteuerliche Absichten in Bezug auf die Gründung von Flotten- und Kohlenstationen unter. So wußte im vergangenen Sommer die „France militaire“ ganz genau, daß der deutsche Kriegsplan im Falle eines neuen Zusammenstoßes mit Frankreich darauf hinziele, Cherbourg durch einen Handstreich zu nehmen und es sich im Falle eines günstigen Ausganges des Krieges abtreten zu lassen! Anno 1871 habe gelegentlich der Friedensverhandlungen Bismarck erklärt, daß er bei Fortsetzung des Krieges auch noch Cherbourg verlangen werde, und erst diese Drohung habe die französischen Unterhändler gefügig gemacht! Was an letzterer Behauptung Wahres ist, vermag ich nicht zu sagen; den Vordersatz darf ich aber von vornherein als im höchsten Grade unwahrscheinlich bezeichnen. So nah unseren Küsten brauchen wir noch gar keine Kohlenstation, und was eine Flottenstation im Allgemeinen betrifft, bleibt zu bemerken, daß ein deutsches Cherbourg ein schlimmerer Dorn in unserem Fleische sein würde, als Elsaß-Lothringen, Polen und der halbdänische Norden Schleswigs zusammen, ganz abgesehen davon, daß England aus begreiflichen Gründen einen derartigen Besitzwechsel nur dulden würde, wenn es besiegt am Boden läge.

Ebenso unbegründet sind, trotzdem sie ein klein wenig möglicher erscheinen, die weiteren hetzenden Alarmnachrichten über deutsche Machenschaften zur Erlangung von Kohlenstationen, die von Zeit zu Zeit durch die Blätter gehen. Meist stammen sie aus den Vereinigten Staaten, die sich — als gleichfalls aufstrebende Seemacht — in ähnlicher Lage befinden wie Deutschland. Da wußte z. B. der „New York Herald“ im Frühjahr 1901 von heimlichen Verhandlungen Deutschlands mit Venezuela Zwecks Abtretung der venezolanischen Insel Margarita zu berichten, — kein Wort davon entsprach der Wahrheit — und vor etwa $^3/_4$ Jahren sah dasselbe Blatt ein wider die Monroe-Doctrin verstoßendes und den Nutzen des zukünftigen Isthmus-Canals für die Vereinigten Staaten in Frage stellendes Vorgehen des „Deutschen Reiches“ darin, daß die Hamburg-Amerika-Gesellschaft für die von ihr angekaufte, mit 8 kleinen Dampfern arbeitende Atlas-Linie in Cartagena (Columbien) eine Kohlenniederlage einzurichten begann. Und dabei handelte es sich um eine Privatanlage von beschränkter Bedeutung, wie sie von großen Rhedereien aller Länder auf dem Gebiet fremder Staaten angelegt zu werden pflegen.

Das zur selben Zeit auftauchende Gerücht, Deutschland wolle sich eine der dänisch-westindischen Inseln abtreten lassen, verschnupfte jenseits des großen Teiches dermaßen, daß der Botschafter v. Holleben es in eigener Person zu dementiren für gut hielt. Trotzdem zweifelte man weiter, bis unser Kaiser gelegentlich dem amerikanischen Gesandten in Berlin, Mr. White, eine bündige Zusicherung gab.

Ebenso haltlos und hartnäckig erwies sich das Gerücht, daß Deutschland mit Holland wegen Ueberlassung der Insel Palo Way (Sunda-Archipel) in Verbindung getreten sei. Schwierigkeiten an allen Ecken und Enden!

Denn zu einer Kohlenstation gehört mehr als ein Stück Land, auf dem die schwarze Waare aufgestapelt werden kann. Eine wirkliche Kohlenstation soll den Kriegsschiffen auch im Kriege volle Sicherheit in der Versorgung mit Kohle gewährleisten. Dazu gehören, damit ein feindlicher Handstreich sie nicht zerstört oder gar zu eigenem Vortheil ausbeutet, starke, kostspielige Befestigungen und eine ständige Besatzung. Von Beiden kann nur auf einem souverän beherrschten Gebiete, nicht auf dem Boden eines fremden Staates oder Stätleins die Rede sein. Die Erlangung dazu geeigneter fremder Gebietstheile ist heute, da der Erdball vergeben ist und die Eifersucht der bereits seemächtigen Staaten jeden Besitzwechsel zu hintertreiben strebt, außerordentlich erschwert. Sie erscheint eigentlich nur noch bei stärkeren Machtverschiebungen

Digitized by Google

nach einem gewaltigen internationalen Zusammenstoße denkbar — — —

So vermag denn das deutsche Reich zur Zeit wirkliche Flotten- und Kohlenstationen nur auf eigenem Gebiet anzulegen. Aber auch da hat es zurückgehalten und sich mit einfachen Kohlenniederlagen begnügt. So bei Dar-es-Salam und Kiautschou; Keime, die sich noch am Ehesten zur Kohlenstation auswachsen könnten.

Ferner giebt es staatliche Kohlenniederlagen auf Upolu (Samoa-Inseln; seit 1879) und zu Matupi (Neu-Guinea). Beide werden, sobald die deutsche Schantungbahn fertig gestellt ist, ihre Kohlen aus China beziehen. Auch Fernando Poo ist — ich kann für den Augenblick nicht feststellen, ob mit Recht — als staatliche Niederlage genannt worden.

An privaten kommen in Betracht: die Farsan-Insel Kumh im Rothen Meere (seit Sommer 1901*) türkisch); eine Kohlenniederlage der Hamburg-Amerika-Linie für eigenen Gebrauch in Kingston auf Jamaika (englisch) und die schon erwähnte weitere bei Cartagena (columbisch). Im Herbst 1901 fragte die Regierung in Herbertshöhe (Neu-Pommern) an, ob sich nicht ein dortiger Kaufmann zur Anlage eines Kohlendepots verstehen würde. Ob diese Anregung zu einem Ergebniß geführt hat, ist mir nicht bekannt. Erwähnenswerth bleibt endlich noch die Ende vorigen Jahres durch eine Anzahl deutscher Rhedereien erfolgte Gründung der Gesellschaft „Deutsches Kohlendepot", die — um der üblichen Uebervortheilung vorzubeugen — in Port Said 24 in Kiel erbaute Kohlenleichter zum Gebrauch für deutsche Kriegs- wie Handelsschiffe stationiren will. Wie wichtig diese Neuerung, wie auch die Kohlenniederlage auf der Farsan-Insel ist, geht aus folgenden Zahlen hervor: Im Jahre 1900 fuhren durch den Suezcanal 465 deutsche Schiffe mit einem Raumgehalt von 2067306 Tonnen. Die deutsche Flagge kam hierbei an zweiter Stelle.

Was im Vorstehenden aufgezählt wurde, ist die ganze Herrlichkeit, wobei freilich die eine oder andere private Kohlenniederlage übersehen sein mag. Viel ist es auf keinen Fall. Und namentlich steht es, wie schon erwähnt, mit den Kriegsschiffen schlecht, sobald der Kriegszustand eintritt und ihr tägliches Futter, die Kohle, zur Contrebande wird. Das Schicksal der spanischen Flotte im cubanischen Santiago liefert ein überzeugendes Beispiel für die trostlose Lage einer an sich nicht schlechten Flotte, der die Kohle ausgegangen ist, ohne daß sie eine Möglichkeit sähe, sich neu zu versorgen. Was bleibt im Falle des Krieges — vom ostasiatischen Geschwader abgesehen — den vereinzelten, im Auslande stationirten deutschen Kriegsschiffen Anderes übrig, als den Schutz eines neutralen Hafens aufzusuchen und sich dort vielleicht für die ganze Kriegsdauer einkapseln zu lassen, sofern nicht das deutsche Reich mit einer starken, über ein Netz von Kohlenstationen verfügenden Seemacht verbündet ist?

An dieser Lage ist für den Augenblick wenig zu ändern, und Nichts würde verkehrter sein, als ein aufdringliches Herumstöbern zur Besserung der Verhältnisse. Nur ganz vorsichtig sind, soll der Neid des Wettbewerbes nicht von vornherein Alles verderben, die Fühler vorzustrecken, wo sich etwa doch noch eine Möglichkeit bieten sollte. Und es ist gut, erst — wie auf Kumh — mit privaten Unternehmungen vorzugehen. Ob sich dann mit der Zeit die Möglichkeit ergiebt, solche Kohlenniederlagen von Staatswegen zu übernehmen und ihnen vielleicht einen stärkeren Charakter zu geben — das muß die Zeit lehren. Also auf der Lauer liegen, abwarten und im gegebenen Falle rasch zugreifen.

*) Ueber dieses Datum herrscht, wie neuere Veröffentlichungen erkennen lassen, eine befremdliche Unklarheit; auch darüber, daß es sich um ein rein privates, vom deutschen Reiche nur gefördertes Unternehmen handelt.

Die geringe Schwimmkunst in England.

(Mit persönlichen Erlebnissen.)

Von Karl Blind.

Ist es nicht merkwürdig, daß in dem meerumschlungenen England die edle Kunst, sich leicht und rasch mit Händen und Füßen, unseren natürlichen Rudern, durch Strom, See und Meer zu bringen, ganz auffällig von der Masse des Volkes vernachlässigt wird?

Unter den Deutschen ist, so viel mir bekannt, die Schwimmkunst weit allgemeiner verbreitet. Vielleicht darf daher die nachfolgende Schilderung, die auch mancherlei, auf langjährige Erfahrung gegründete Rathschläge enthält, drüben auf Theilnahme rechnen.

In einem neulichen Londoner Sport-Berichte wurde gesagt:

„Die Verschlechterung des Schwimmens im Süden Englands wird mit jedem Jahr auffallender, und keine ernstlichen Versuche werden gemacht, ihr Einhalt zu thun. Selbst dem ungeübten Auge tritt der Unterschied in der Schwimmart zwischen Leuten aus dem Norden und denen aus dem Süden unseres Landes klar genug hervor. Alle Preiskämpferschaften befinden sich in den Händen von Einwohnern des Nordens. Viele Ursachen lassen sich für diesen Zustand anführen. In Nord-England wird das Schwimmen besser gelehrt. Im Süden giebt es wenig Lehrer von erprobter Fähigkeit. Angestellte sind an Schwimmschulen verwendet worden, die selbst nicht schwimmen konnten! Kein Wunder, daß Hunderte von Knaben, von armseligen Lehrern unterrichtet, schlechte, häßliche, geringwerthige Arten der Fortbewegung entwickeln."

Im weiteren Verlauf dieser Darstellung wird mit keinem Worte von Fluß, See oder Meer gesprochen, sondern lediglich von „öffentlichen Bädern", d. h. von Anstalten in geschlossenen Räumen. In einer einzigen Zeile werden „ein paar offene Badeplätze" erwähnt. Dies ist schon an und für sich auffällig. Es scheint da, als sei das Schwimmen lediglich eine Sache leiblicher Uebung innerhalb eines Gebäudes — nicht in den natürlichen Gewässern unter freiem Himmel, wo Wind, Wetter und gefährliche Strömungen oft die Geistesgegenwart des Schwimmers auf's Stärkste in Anspruch nehmen. Und doch ist das ein Hauptgesichtspunkt für den, der die Wasser-Ringkunst im echten Sinne betreibt — eine Kunst, die im Frieden mächtig stärkt und im Kriege, wo Ströme manchmal rasch zu durchqueren sind, sich als so nützlich erweist.

Hier sei gleich bemerkt, daß der englische Soldat nicht zum Erlernen des Schwimmens angehalten wird. Man wagt sogar nicht, es diesem angeworbenen Miethling zuzumuthen, da bei Vielen die Wasserscheu so groß ist und man bei irgendwelchem Zwangsversuche fürchtet, die ohnedies so schwierigen Anwerbungen zu schädigen. Ich habe an der See im Gespräch mit gemeinen Soldaten gefunden, daß ihnen, die weder in ein Schauspielhaus, noch in eine anständige Wirthschaft oder einen besseren Vergnügungsort zugelassen werden, der Eintritt in's Wasser am Strande nicht bloß mittels der durch die Badegäste benutzten Wagen, sondern sogar weit davon ab, an den früh Morgens offenen Badeplätzen verboten ist! Wie sollten da selbst diejenigen schwimmen lernen, die etwa dazu Lust haben?

Auf den Unterschied in der Schwimmart der Nord- und Süd-Engländer soll hier nicht eingegangen werden. Das aber kann ich versichern, daß jeder gute Schwimmer vom Festlande, der nach England kommt, stets überrascht ist, zu finden, daß eine so gesunde und nützliche Körperübung weit weniger hier unter einem Volke von Inselbewohnern gepflegt wird, die doch gewissermaßen vom Hauche der Salzfluth genährt, jedenfalls von ihr umwogt sind.

Digitized by Google

Erst unlängst machte ich eine derartige Erfahrung. Ein junger, weitläufiger Verwandter, ein Oxforder Student — Engländer von Abkunft, aber theilweise auf deutschem Boden erzogen — gestand mir, daß er höchst betroffen sei über die Vernachlässigung des Schwimmens unter seinen Landsleuten im Allgemeinen und über die geringen Leistungen selbst derer, die mit dieser Kunst augenscheinlich vertraut sind — einige Berufsschwimmer und für Wettbewerb besonders ausgebildete Leute selbstverständlich ausgenommen.

* * *

Als ich vor vielen Jahren, nach dem Sturze der großen deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung, an diese Küste verschlagen wurde, empfand ich noch größeres Erstaunen. Ich hatte im Rhein und im Neckar und im Deutschen Meere mich getummelt und konnte mir den Zustand in England gar nicht zusammenreimen. Es ist seitdem ohne Zweifel besser geworden — merkwürdig genug, eher unter der Frauenwelt. Gleichwohl liegen die Dinge immer noch sonderbar im Argen.

Seit 1854 habe ich jedes Jahr am englischen Meeresgestade sechs Wochen, manchmal zwei Monate zugebracht — an der Süd-, der West-, der Südost- und Nordwest-Küste — und allerhand Erfahrungen gesammelt. Ich bin auch, nicht gerade zu meinem Vergnügen, einmal bei Hastings draußen im Meer unter einen Zug auftauchender schwarzer Tümmler gerathen, denen ich mit möglichster Eile entschwamm. Einmal habe ich mich in Nord-Wales, bei Llandudno, vor den Fangarmen häßlich klebriger, zwar augenloser, aber anscheinend die Nähe eines Menschen fühlender Seeteufelchen („Gelée-Fische", wie der Engländer sie höflich, aber eigentlich unrichtig nennt) zu retten nicht geringe Mühe gehabt. Ebenso habe ich mich vor zwei Jahren noch bei Eastbourne durch Tausende kleineren Gelichters, die zwar keine Fangarme besitzen, aber bei starker Berührung Nesselstiche hinterlassen, in ekliger Weise durcharbeiten müssen, indem ich rechts und links unablässig ausschlug.

Jeden Tag meines vieljährigen langen Aufenthaltes an der See, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, bald vom Ufer bei hoher Fluth, oft auch Wochen hindurch vom Brückenpfeiler aus schwimmend, wo man sofort zehn bis fünfzehn Fuß Wassertiefe hat, ist mir gewiß vollauf Gelegenheit geworden, die Eingeborenen zu beobachten. Um so mehr, da ich, um der Antheilnahme willen, die ich von Jugend auf für die Schwimmkunst empfand, vielfach vom Ufer aus die im Wasser Befindlichen beobachtet habe.

Nun denn, was mir stets auffiel und noch unangenehm und ganz unverständlich auffällt, ist die sonderbare Thatsache, daß ein so muthiges Volk wie die Engländer — ich meine die Männer wie auch die Frauen, die Knaben und die Mädchen — ein Volk, das jedenfalls in seinen besser gestellten Ständen so sehr die Leibesübungen pflegt, gerade in dem, was man als eines seiner eigentlichen Elemente anzusehen geneigt sein möchte, in mehr als einer Beziehung jämmerlich zurückgeblieben ist. Vortrefflich handhabt man in diesem Lande das Ruder. Aber wie steht es mit der Kunst, den eigenen Körper mit seinen von der Natur gegebenen Rudern in den Fluthen fortzubewegen?

Vor Allem sei hier der merkwürdigen Scheu erwähnt, überhaupt in's Wasser unter freiem Himmel zu gehen, wenn die Witterung nicht etwas günstig ist. Scheint die Luft irgendwie ein wenig frisch und kalt, so findet man den Badestrand immer nahezu verlassen. Selbst junge Gesellen gehen dann lieber in die geschlossenen Bäder. Zu meinem Erstaunen habe ich junge Freunde, ehemalige Studenten, die als Knaben in Erziehungsanstalten an der See aufgewachsen waren und in solchen Bädern schwimmen gelernt hatten, in derselben Stadt zur Sommerszeit ganz regelmäßig in diese gedeckten Schwimmbecken gehen sehen, bis ich sie theils durch schmeichelnde Ueberredung, theils durch Stichelei dazu brachte, sich der offenen Salzfluth anzuvertrauen. „Wir sind das eben immer so gewohnt gewesen," sagten sie manchmal.

Sobald es etwas kalt wird, habe ich in langer Erfahrung gefunden, daß man in den Frühstunden um halb sieben, sieben oder acht Uhr den Strand so ziemlich allein für sich hat. Die Zwei oder Drei, die sich hinauswagen, hört man beständig ausrufen: „O, wie bitter kalt!" und zwar mit dem eigenthümlich zitternden und schnatternden Ton, mit dem das „bitter kalt" stets ausgesprochen wird. Und doch ist in solchen Fällen das Wasser gerade angenehm frisch.

Bei derlei Vorkommnissen habe ich mich oft gefragt: „Haben die deutschen Angel-Sachsen sich im Laufe der Zeit in England so sehr verändert; sind sie wirklich eine so verfrorene Rasse geworden, als wären sie aus südlichem Himmelsstrich hierher verpflanzt worden?" Auch gegen den Schnee, den wir so gern haben, empfindet nicht bloß der Bewohner Londons, wo sich Frau Holle's Gabe allerdings rasch in unsagbaren Schmutz verwandelt, sondern der Süd-Engländer überhaupt einen auffallenden Widerwillen. Ebenso vor dem Ostwind, von dem das Sprüchwort hier sagt, er sei „weder gut für Mensch noch Thier". Und doch haben einst die Angeln und Sachsen und andere deutsche Kriegersippen, die in offenem Boot, ohne Segel, über die Nordsee her kamen und Britannien in ein Angel-Land umschufen, ohne Zweifel den Ostwind gern zur Fahrt hierher benutzt.

Einige Sonderlinge giebt es freilich auch in England, die das ganze Jahr durch in Teichen oder im Meer unter freiem Himmel baden — ich kenne Einige von ihnen —, wie es ja auch welche drüben giebt, die sich das Eis in Flüssen zu diesem Zwecke aufhacken lassen. Diese Ueberspanntheiten berühren jedoch nicht den geschilderten allgemeinen Zustand, der mir räthselhaft bleibt.

Zur besseren Ermuthigung derer, die die erwähnte Wasserscheu bei geringem Wärmegrad der Luft empfinden, sollte doch der bekannte Umstand dienen, daß das Seewasser sich oft wärmer anfühlt, als die Luft — besonders für den Schwimmer. Niemand aber kann ein tüchtiger Schwimmer, zumal im Meere, werden — das heißt ein solcher, der im Nothfall eine große Gefahr zu überwinden weiß —, wer nicht Tag um Tag sozusagen mit den verschiedenen Launen oder Stimmungen des See- oder auch des Flußwassers vertraut geworden ist. Nicht allein müssen Ebbe und Fluth gut studirt werden, sondern es sind die außerordentlich wechselnden Eigenschaften des Meereswassers, mit denen sich der Schwimmer herumzuschlagen hat, von ihm zu beobachten. Es giebt Tage, wo man gleich einem Pfeile durch die Meereswogen dahinschießt, so stark und reißend schnell erweist sich die Tragkraft der Wellen trotz der Ruhe der glatten Oberfläche — gleichviel was der Stand der Gezeiten ist, ob Ebbe oder Fluth. An anderen Tagen dagegen wird man wie von einer magnetischen Strömung unablässig zurückgezogen.

An manchen Tagen ist der bittere Salzgehalt des Meeres stärker aufgerührt. Man wird dessen schnell genug gewahr, wenn man bei kurzem Wogenschlag oder bei Sturzwellen unwillkürlich einen Schluck einnimmt, der bei allzu häufiger Wiederholung lebensgefährlich werden kann. Wieder an anderen Tagen ist das Wasser weit weniger bitter. Das Alles ist wahrscheinlich die Wirkung von Störungen in der Meerestiefe, die sich unserer Kenntniß entziehen.

Ich habe über diese vielfachen Erfahrungen oft mit Anderen gesprochen; aber sie waren allgemein verwundert über die ihnen gemachten Mittheilungen. Nicht Viele wagen sich eben weit hinaus. Sogar die leicht erkennbare Thatsache, daß das Wasser des Deutschen Meeres — des großen „Heringsteiches", der schon zum Voraus für diesen nützlichen Fisch gesalzen zu sein scheint — weit bitterer ist, als das Wasser im englischen Aermel-Canal, schien Niemandem, mit dem ich sprach, aufgefallen zu sein.

* * *

Digitized by Google

Hier kommen wir auf eine Frage, die mit dem Vorangegangenen in enger Verbindung steht. Warum wagen sich Diejenigen in England, die offenbar hinreichend gut schwimmen können, so wenig hinaus und halten sich vielmehr dicht am Strand? Sie kommen ja dadurch um all' die nothwendige Uebung, die für Fälle wirklicher Gefahr in einem so wechselvollen Elemente unbedingt nöthig ist.

Die Antwort, die ich stets erhielt, lautete dahin: „Ich fürchte, den Krampf zu bekommen." Dies ist mir unverständlich, — es wäre denn, daß Jemand thöricht genug ist, sich bald nach einem Mahle in die anstrengende Meeresfluth zu begeben.

Ein wirklich erprobter Schwimmer wird übrigens, selbst wenn er den Krampf in den Beinen bekäme, nicht ganz von der Gnade der Wellen abhängen. Er muß fähig sein, auf dem Rücken vollkommen regungslos zu liegen, entweder mit den Armen straff entlängs der Beine, gleich einem Stück Holz, das im Wasser liegt, oder mit auf der Brust gekreuzten Armen, oder mit seitwärts ausgebreiteten Armen, so daß er selbst einem Kreuze gleicht. Letzteres ist rathsam, wenn die Wogen hochgehen.

Der Umstand, daß der Mensch sich so ohne jegliche Bewegung im Wasser halten kann, sollte denen Vertrauen einflößen, die nervös veranlagt sind. Von Natur kann der Mensch so schwimmen. Nur die Verzagtheit läßt Viele wie verzweifelt unaufhörlich in's Wasser greifen und dadurch seine Tragkraft zerstören, die im Meere sehr stark ist — weit stärker als in Flüssen.

Durch das, was man gewöhnlich in England „Krampf" nennt, was aber von ärztlicher Wissenschaft anderen Ursachen zugeschrieben wird, kam vor einigen Jahren in meiner Nähe, an dem weit in's Meer hinausragenden „Pier" oder Brückenpfeiler bei Eastbourne, ein junger Mann, ein auffallend schöner, goldhaariger Deutscher aus Kurland, um's Leben. Er ging unter, als ich gerade mich wieder anzukleiden begann. Sein Verschwinden war nicht sofort bemerkt worden. Kein Boot war vorhanden. Aber selbst wäre ein solches dagewesen, oder hätte es von dem entfernten Ufer herbeigerufen werden können — wofür ich vergeblich mich bemühte —, so hätte man den spurlos Ertrunkenen nicht aufzufinden vermocht.

Da sein Leichnam erst ein paar Tage nachher an den Strand ausgeworfen wurde, so gestehe ich, einen Widerwillen gegen das Eintreten in's Wasser und Schwimmen gerade an diesem Punkte bis zu erfolgter Auffindung des Todten empfunden zu haben. Ich unterließ es daher an jener Stelle, bis der Körper des Verunglückten beim Burlington-Gasthof in Eastbourne, ganz nahe an der Stelle, wo er seinen Tod fand, wieder auftauchte. Der Gedanke, beim Herabspringen vom Brückenpfeiler etwa auf den Leichnam zu stoßen, war ja unangenehm genug. Bei der späteren Untersuchung ergab es sich, daß der junge Mann vorher ein starkes Frühstück zu sich genommen hatte! Kein Wunder, daß er unterging.

Als ich vor Jahren einmal in Brighton vom Ufer aus bis zu dem Kopfe des sehr langen Brückenpfeilers schwamm, traf ich dort auf einen jungen Mann im Wasser, der kurz vor mir das Gleiche gethan. Obwohl das nun kein allzu großes Kunststück ist, war ich doch, da ich bis dahin Niemand in dieser Weise dort getroffen, neugierig, zu erfahren, welchem Volke der junge Schwimmer angehöre. Ich begann daher eine kleine Unterhaltung mit ihm. Sein erstes Wort zeigte mir, daß es, wie ich vermuthete, kein Engländer, sondern ein Franzose war.

Nachdem ich dann die Unterhaltung mit ihm in seiner eigenen Sprache noch ein wenig fortgesetzt hatte, theilten sich sich unsere Wege, oder vielmehr Wellen. In Frankreich wird, wie in Deutschland, das Schwimmen mehr geübt, als in dem Lande, das nach dem bekannten Liede „die Wogen beherrscht". Ob auch in Frankreich der Soldat pflichtmäßig das Schwimmen erlernen muß, — was so nützlich ist bei der im Kriege oft nöthigen Durchmessung von Strömen, wo die Brückenschläger manchmal in der Eile kaum die nöthige Arbeit verrichten können, — ist mir unbekannt.

Denkt man an solche kriegerische Möglichkeiten im Leben eines Volkes, so fühlt man sich von dem Gebaren sogenannter Schwimmer oder Badender in England, sei es unter freiem Himmel oder in geschlossenen Badeanstalten, recht angewidert. Jedes Jahr kann man da Knaben und Männer an der See auf ein in der Nähe des Strandes verankertes Brett emporklimmen, sich eine Zeit lang auf ihm den Blicken der am Ufer Wandelnden zeigen, dann herabspringen und untertauchen sehen, um gleich wieder hinaufzuklettern und so fort bis zum Schluß, wo sie wieder in ihre Badewagen hineinkriechen. Kaum daß sie irgend etwas Anderes thäten, als dies thörichte Spiel treiben. In den Bade-Anstalten benutzen sie ebenso unablässig das Sprungbrett, zur großen Unbequemlichkeit der wirklichen Schwimmer. Wie viel besser könnten sie ihre Mühe verwenden!

* * *

Nie habe ich während der vielen Jahre meines langen Aufenthaltes an der See irgendwen je Wasser treten sehen. Es ist eine ausgezeichnete, höchst nützliche Uebung, entweder mit hoch emporgehaltenen oder mit in die Hüften gestemmten Armen.

Wenn ich an einem Orte, wo ich nicht zuvor gewesen, Wasser trat, entstand gewöhnlich Unruhe unter der Bedienung am Ufer. „Jim! Tom! Der Herr ist am Ertrinken!" schrie einmal in Hastings eine alte Badefrau. „Schnell den Rettungsgürtel herbei!" Da es gerade hohe Fluth und ich von dem abschüssigen Ufer nicht zu weit entfernt war, konnte ich lächelnd mit der Hand abwinken. Fast alle zur Bedienung der Badewagen gehörigen Männer können überhaupt nicht schwimmen, wie ich oft von ihnen selbst erfuhr.

Einmal fragte ich in Eastbourne einen für Geld sich im Meere vom Brückenpfeiler aus zeigenden Berufsschwimmer, ob er Wasser treten, vielleicht auch dabei ein Bündel Kleider über dem Kopfe halten könne. Der Mann hatte sonst wirklich bemerkenswerthe Leistungen und Kunststücke zum Besten gegeben. Ich erwähnte ihm, daß ich noch nie Jemanden in England habe Wasser treten sehen, obwohl es gar nicht schwer ist, wenn man nur den Kopf gut rückwärts hält und über einige Körperstärke verfügt.

Der Mann sah mich etwas sonderbar an, versprach aber, es am nächsten Tage zu thun. Wer es jedoch nicht that, das war er.

Bei hohem Wogengang, besonders wenn starke Sturzwellen damit verbunden sind, sieht man selten Jemanden sich durch die Brandung hineinwagen. Gleichwohl ist wenigstens das Hineinkommen, bei richtiger Berechnung, keineswegs so gefährlich, wie es den Anschein hat. Es gelingt, wenn man unter die Sturzwelle taucht und, unter ihr durchschwimmend, rasch auf der anderen Seite emportaucht. Nur die Rückkehr an's Ufer schließt Gefahr in sich. Hat man aber Geistesgegenwart, so wartet man ruhig beobachtend auf die verhältnißmäßige Wogenstille, die zwischen sechs oder sieben Sturzwellen auf einen Augenblick eintritt, während man mittlerweile hin und her zickzackt. Ist man behende genug, dann rasch mit ein paar Stößen durch die Fluth das Ufer zu erreichen und eiligen Fußes hinaufzuspringen, ehe eine neue gewaltige Sturzwelle naht und den Schwimmer zurückreißt: so ist das Stück ganz durchführbar. Es gewährt dem entschlossenen Schwimmer ebenso viel Vergnügen, wie jedes knappe Entkommen bei anderen athletischen Uebungen.

Einige Male bin ich wohl durch eine nachfolgende Woge des erzürnten Nereus oder Aegir auf das Kieselgerölle herausgeworfen worden. Doch gelang es stets, aus dem tosenden, schäumenden Getümmel heil herauszugelangen — hier und da

Digitized by Google

höchstens mit einer kleinen Abschürfung. Die Genugthuung, dem listigen Seegotte einen Streich zu spielen, ist nicht zu verachten. Nützlich aber ist die Uebung für den Fall eines Schiffbruches bei starker Uferbrandung.

Sonderbarer Weise sieht man Niemanden in England während der See-Badezeit mit einer Hand schwimmen, während der andere Arm hoch erhoben ist. Selbst das ist gleichwohl nicht schwer, sogar bei stürmischster See. Zur Rettung eines Ertrinkenden nützt diese Uebung; ebenso für den Fall, daß Einem bei Schiffbruch ein Arm verletzt wäre.

Das einzige Mal, wo ich mich, vor etwa dreizehn Jahren, in großer und unmittelbarer Gefahr befand, geschah dies nicht im Meer, — obwohl ich jährlich Monate hindurch, oft in der stürmischsten Fluth, geschwommen hatte —, sondern auf dem Genfer See. Da half mir das Schwimmen mit einer Hand zu meiner Lebensrettung. Ich hatte vergessen, daß die Rhone, der reißendste Fluß in Europa, durch diesen See strömt. So kümmerte ich mich denn nicht um die rothe Boje, die in einiger Entfernung der Badeanstalt wohl als Grenzzeichen für die Schwimmer dient.

Leider hatte ich nicht meine kurzen, elastischen Schwimmhosen auf die Reise mitgenommen und mußte daher sehr lange, mit einer Schnur um den Leib zu knüpfende annehmen. Als ich bald über die Boje hinaus war, lockerte die reißend schnelle Rhone-Fluth die Schnur. Ich versuchte, Wasser tretend, sie wieder fest zu knüpfen. Es ergab sich als unmöglich. Kaum waren die Knoten der Schnur befestigt, so lösten sie sich von Neuem.

Dann versuchte ich, auf dem Rücken schwimmend, sie zu knüpfen, und wurde dabei furchtbar rasch weiter abgetrieben. Da wandte ich mich und bemühte mich, die langen Hosen abzustreifen; jedoch vergeblich. So hielt ich das Gewand denn mit einer Hand und schwamm mit der anderen zurück. Die Strömung aber war so gewaltig, und so wenig vermochte ich sie zu überwinden, daß mir auf einen Augenblick der Gedanke kam, an das nähere Ufer zu steuern, um so vielleicht aus der Strömung herauszukommen.

Allein die Befürchtung, etwa auf einen unter der Wasserfläche verborgenen scharfen Felsen zu stoßen — wie es mir einmal höchst unangenehm bei Dawlish an der Küste von Devonshire geschah — hielt mich davon ab. So strebte ich nochmals aus Leibeskräften in der Richtung nach der Badeanstalt hin zu schwimmen, fand jedoch bald, daß ich nicht mehr vorwärts kam. Dem mächtigen Stromstriche entgegenarbeitend, wurde ich athemlos und erschöpft. Falscher Stolz, dessen ich trotzdem nicht los werden konnte, verhinderte mich, nach Hülfe zu rufen. Auch wäre meine Stimme vielleicht nicht mehr so weit gedrungen.

In diesem verzweifelten Zustande reckte ich einen Arm empor, während ich mit dem anderen vorwärts zu kommen suchte. Das gelockerte Schwimmgewand aber hinderte mich unablässig, so daß ich den erhobenen Arm ab und zu immer wieder untertauchen mußte.

In der weiten Entfernung hatte man endlich meine Lage erkannt. Der Bademeister, den ungewöhnlichen Fall beobachtend, kam im Kahn schnell herbeirudernd zu Hülfe. Ich war bereits zu ermattet, um in das Boot hineinklettern zu können und vermochte nur das daranhängende Tau zu erfassen. Gelandet, spie ich etwa zehn Minuten lang Blut.

Meine Frau, die mit meiner Schwägerin aus der Ferne, von der Terrasse eines Gasthofes aus, gelegentlich auf den See schaute, war — wie sie nachher sagte — von keinerlei Beunruhigung erfüllt gewesen, selbst wenn ich ab und zu im Wasser zu verschwinden schien. Sie war das vom Meere her schon gewohnt gewesen.

* * *

Ich erwähne diese Erlebnisse, um zu zeigen, wie nothwendig es ist, daß diejenigen, die wirklich gute Schwimmer werden wollen — fähig auch, sich oder Andere bei Schiffbruch oder sonstigen Bootsunfällen zu retten — unablässig das Schwimmen mit einer Hand, das regungslose Liegen oder das Schwimmen auf dem Rücken, entweder bloß mit den Füßen oder bloß mit den Armen, oder mit allen Gliedern zugleich, ferner das Wassertreten u. s. w. bei jeder Gelegenheit zu üben.

Am Ende ist doch das Gewinnen von Preisen beim Wettbewerb in geschlossenen Schwimmbädern oder bei Anlaß von jährlichen Wettfahrten zu Wasser unter günstigen Umständen von Fluth, Wind und Wetter, kein gebührender Ersatz für die persönliche Durchbildung zu vollkommener Uebung und Geistesgegenwart unter den widrigsten und gefährlichsten Verhältnissen.

Die Engländer sind ausgezeichnete Ruderer, kühne Bergsteiger, furchtlose Erforscher unbekannter Länder. Es ist kein Grund vorhanden, daß sie nicht auch gute Schwimmer sollten werden können, wenn auch das Volk, wenigstens im Süden des Landes, den Deutschen an Schulterbreite und Brusttiefe nachsteht. Schnelle Läufer und gute Hochspringer sind die Engländer ebenfalls. Im Boxen, von dem wir Anderen gern absehen, stehen sie bekanntlich voran. Fechten, das erst neuerdings wieder etwas aufkommt, ist ganz vernachlässigt. Vom Schießen versteht die Masse, ausgenommen die im Freiwilligen-Heere Dienenden, gar nichts. Unter denen jedoch, die es verstehen, giebt es ausgezeichnete Schützen auf große Entfernung, die es mit den, der Natur ihres Landes gemäß auf geringere Entfernungen geübten Schweizern und Tirolern sehr wohl aufnehmen können.

In einem Lande, wo Lungenleiden so häufig sind, müßte das die Brust erweiternde, für die Athmungswerkzeuge besseren Raum schaffende Schwimmen vornehmlich gepflegt werden. Allein bis jetzt ist das nur in geringem Maße der Fall. Der freudige Ausruf „Thalatta! Thalatta!“, den Xenophon's Krieger beim Anblick des ihnen die Rückkehr in die Heimath sichernden Meeres erhoben, wird zwar, wenn der Sommer naht, in England ebenfalls sehnsüchtig in zahlreichen Familien nicht bloß der besser gestellten Stände, sondern auch der Arbeiterwelt, erhoben. Doch die volle Vertrautheit mit der stärkenden Salzfluth — das Rudern im Kahn ausgenommen — ist nicht gebührend vorhanden. Da kann Mancher vom Festlande vielen Engländern allerlei Punkte im Schwimmen vorgeben.

Literatur und Kunst.

Der Arzt im Roman.

Drei Besprechungen von T. v. S.

Der Arzt ist im deutschen Roman eine keineswegs seltene Erscheinung. Er pflegt in drei Spielarten aufzutreten: Nr. 1: Medicinalrath, sorgfältig gekleidet und rasirt, lebensklug und discret, Epikuräer und ein Bißchen Sarkast, oft mit der Eigenthümlichkeit behaftet, das Kinn auf den goldenen Knopf seines Stabes zu stützen und den Patienten oder die Patientin aus klugen Augen forschend durch blitzende Brillengläser zu betrachten. Diese Ausgabe ist schon etwas vieux jeu, aber im Familienroman noch immer gangbar. Nr. 2: Typischer Vertreter der gewissen Biedermänner mit der rauhen Schale und dem weichen Kern, derb, bisweilen sackgrob, dabei aber edel und rechtschaffen durch und durch; im Aussehen etwas bärenhaft und salopp. Nr. 3: jüngerer oder junger Mann — (Nr. 1 und 2 pflegen schon in „reiferem“ Alter zu sein) —, ernst, stolz, verschlossen, mit dunklem Vollbart und bleicher

Digitized by Google

Denkerstirn, lächelt nur selten und wehmüthig, leidet an einer verrathenen Liebe und ist der Abgott aller Frauen.

Nr. 1 und 2 spielen meist nur Nebenrollen, Berather, Hausfreunde und dergleichen. Nr. 3 ist in der Regel der Held eines Romans und als solcher trifft man ihn ziemlich oft, aber nur als „Helden" im herkömmlichen Sinne der Romanschreiber, das heißt als Mann, dessen Hauptthätigkeit darin besteht, zu lieben und noch mehr: sich lieben zu lassen. Sein Beruf spielt dabei eine untergeordnete Rolle, nur die eines Gelegenheitsmachers, der ihn mit allerlei Leuten in Berührung bringt und ihm Anlaß giebt, in Edelmuth und Aufopferung zu machen.

Romane dagegen, in denen der Arzt vor Allem als solcher, nicht als Liebhaber auftritt, in denen seine Berufsthätigkeit das Milieu der Handlung bildet: solche Romane findet man äußerst selten.

Ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß fast gleichzeitig drei Romane erschienen sind, bei denen dieser Ausnahmefall vorliegt, alle drei von österreichischen Autoren.

Es sind das: Die Aerzte von Heinrich von Schullern (Linz, Wien, Leipzig, Oesterr. Verlagsanstalt 1902), Menschlichkeit von Emil Marriot (Berlin, Grote 1902) und Humanitas von Edith Gräfin Salburg (Leipzig, Grübel & Sommerlatte 1902).

Man verzeihe, daß ich dem Manne den Vortritt lasse und die Damen zuletzt nehme; es geschieht aber mit Absicht und nicht aus Unart. Um es gleich zu sagen: v. Schullern's Roman ist von allen drei Romanen der beste, denn er verräth die ehrlichste Arbeit und weitaus die größte Sachkenntniß. Er ist kein „Meisterwerk" — ein Titel, mit dem die Kritik heutzutage sehr freigebig ist, wenn der Autor zu ihrer Clique gehört —, dazu fehlt dem Verfasser, wenigstens vorläufig noch, die Löwenspur der Individualität und die Herrschaft über den Styl, der in seiner Unbehülflichkeit Manches, ja Vieles zu wünschen übrig läßt. Aber trotzdem, es steckt ein reeller Werth darin, man spürt es in Allem und Jedem: das ist Wahrheit! So ist es — oder (wenn man in dem Milieu selber nicht Bescheid weiß) doch: so muß es sein! Und ich glaube, man würde dies auch dann spüren, wenn dieser Roman über die Aerzte nicht von einem Autor herrührte, der selber Arzt ist und das, was er schildert, aus eigener Erfahrung kennt. Die Wahrheit, die dieser Erzählung ihren Stempel aufgedrückt hat, ist schlicht und ungesucht, es ist nicht die gewisse renommirende Wahrheit, die nur in der Enthüllung des Gemeinen besteht wie die der Zolaäffer, und nicht die Wahrheit der Modernsten die nur die Ausstellung ihres, wie sie glauben, höchst interessanten Seelen-Interieurs für Wahrheit halten. Was Dr. von Schullern in diesem Buche giebt, ist ein Stück Leben, das Leben eines Landarztes, der mit dem Concurrenz-Neid eines Collegen, mit der Bornirtheit der Bauern und der Charakterlosigkeit Aller zu kämpfen hat, bis er endlich, dieses ungleichen Kampfes müde, nicht nur den Schauplatz seines Martyriums verläßt, sondern auch den Beruf aufgiebt, der ihm das Leben so grausam verbittert hat. Was ihm diesen völlig verleidet, was seiner Langmuth den Rest giebt, ist der Tod des Kindes seines besten Freundes. Da er es nicht zu retten vermochte, sieht dieser in ihm dessen Mörder. Da wirft er den Aeskulapstab, auf das Tiefste verletzt, von sich und geht, um auf einem stillen Fleckchen Erde seinen Kohl zu bauen.

In deutscher Sprache ist meines Wissens noch kein Roman geschrieben worden, der ein so wahrheitsgetreues Bild aus dem Leben des Arztes böte; und verstünde es der Autor besser, die Sprache zu meistern, die nicht selten unbeholfen bis zur Naivetät und Banalität ist, besäße er eine stärkere Individualität, so wäre dieses Buch eine der interessantesten und bedeutsamsten Erscheinungen der neuen Roman-Literatur. Eine gute und eigenartige bleibt sie aber auch so, und gegen den Erstlingsroman des Verfassers, Im Vormärz der Liebe, bedeutet sie einen großen Fortschritt, selbst in sprachlicher Hinsicht, in der in jenem gräßlich gesündigt worden ist. Besondere Erwähnung verdient die wahrhaft brillante Sprache der vorkommenden oberösterreichischen Bauern. Ihre frische Lebenswahrheit sticht vor dem etwas schablonenhaft farblosen Dialog der übrigen Personen um so wirksamer hervor.

Auch in E. Marriot's Roman Menschlichkeit ist der Arzt ein Märtyrer, aber nicht ganz ohne eigene Schuld. Er hilft seinen unheilbaren Patienten nämlich sterben. Da dies nicht unbemerkt bleibt, sieht er sich gezwungen, seinen Beruf aufzugeben, und zeigt sich selber bei Gericht an. Von einer Freundin nach dem Grunde seines Vorgehens befragt, sucht er dieses folgendermaßen zu rechtfertigen: „Ja, was habe ich so Ungeheuerliches gethan? Unheilbar siechen Menschen ihr Jammerleben abgekürzt und unnütze, schädliche, den Namen Mensch schändende Creaturen vom Erdboden vertilgt. Ist das wirklich ein Verbrechen? . . . Denken Sie nur, welche Unsumme von Kraft den Schädlingen zu Liebe verloren geht. Die Gesunden reiben sich auf für sie, Niemand hindert sie, ihre Laster und Gebrechen auf ihre unseligen Kinder zu vererben, sie füllen die Zuchthäuser, die Irrenanstalten und Spitäler und werden gehegt und gepflegt, als wenn sie etwas überaus Kostbares wären . . . Laßt sie doch in Gottesnamen zu Grunde gehen oder besser noch, macht es wie ich: räumt sie bei Seite. Tausende und tausende von Kindern, jungen Leuten, Männern und Frauen verderben und sterben um Euch herum: Menschen, die man hätte retten, die nützen hätten können. Helft diesen! Die Anderen aber, den Kehricht, den Auswurf laßt ruhig verkommen!"

Die Freundin wendet dagegen ein:

„Ja, wenn es sich bloß um den Auswurf handelte, bloß um die Lasterhaften, Blödsinnigen und Verkrüppelten, die zu lieben kaum möglich ist . . . aber die Kranken! Haben Sie niemals einen geliebten Menschen verloren? Und ihn nicht halten wollen bis zuletzt? Man hat ihn ja doch noch, auch wenn er hoffnungslos krank ist . . ."

Als er hierauf erwidert, daß er in solchen Fällen nur selten eingreife, ruft sie ihm erregt zu:

„Aber doch eingegriffen, dazu hatten Sie kein Recht!"

Da fragt er:

„Auch dann nicht, wenn die Leiden des Kranken unerträglich waren und ich die Gesunden sich aufreiben sah mit seiner Pflege und durch den Schmerz, ihn leiden zu sehen, ohne ihm helfen zu können? . . . War ich nicht menschlicher als die, die ihn liebten? Ihr wollt, daß Euer Kranker so lange wie möglich lebe, das heißt leide, um das Trennungsweh hinauszuschieben. Ist das nicht egoistisch?"

Aber die Freundin giebt sich noch immer nicht besiegt und protestirt gegen diese Auffassung der Menschlichkeit:

„Solche nüchterne, abwägende Vernunftgründe werden für das Herz nie und nimmer etwas Ueberzeugendes haben, die Liebe will halten, was sie liebt . . . Und was die Klugheit dazu sagt und wozu die praktische Vernunft räth, hört sie einfach nicht."

In diesem Gespräche, das den Schwerpunkt des ganzen Romans bildet, repräsentirt der Arzt die Auffassung der höheren Menschlichkeit, das Mädchen die der herkömmlichen. Eine Einigung Beider ist, wenigstens in unseren Tagen, noch unmöglich, dazu sind die Gegensätze zu groß. Welche die der Verfasserin ist, bleibt ungesagt. Manches spricht dafür, es sei die des Arztes; aber die schwere Sühne, die sie ihm auferlegt — er verliert Weib und Kind — scheint wieder dagegen zu sprechen. Was die Handlungsweise dieses Mannes jedoch bedenklicher erscheinen läßt, als es im Interesse des Problems nothwendig wäre, ist der Umstand, daß er das Tödten aus Menschlichkeit nicht nur in einzelnen Fällen anwendet, sondern systematisch betreibt. Das ist auch in psychologischer Hinsicht nicht einwandfrei, denn es ist wenig wahrscheinlich, daß ein

Digitized by Google

Arzt, mag er von der Richtigkeit seiner Handlungsweise auch noch so überzeugt sein, sie hartnäckig fortsetzt, trotzdem er sieht, daß er sich dadurch um seine ganze Clientel bringt und in den Augen der Leute zum Massenmörder wird. Das wäre nur denkbar, wenn er ein starrer Fanatiker wäre, der selbst auf Weib und Kind nicht Rücksicht nimmt, sobald es sich um seine fixe Idee handelt. Nach der Darstellung der Verfasserin ist er das aber durchaus nicht. So erhält der Roman etwas Gemachtes, Erzwungenes, was seine Ueberzeugungskraft schädigt und das darin aufgeworfene Problem verwirrt. Durch die krasse Häufung des Unglücks auf das Haupt des Arztes wird dieser Eindruck noch gesteigert. Der Dialog des Romans läßt, wie bei Marriot fast immer, an Frische und Farbe zu wünschen übrig, es ist meist Papierdeutsch; die Sprache der vorkommenden Bauern aber ist geradezu unwahr.

Mit dem Buche v. Schullern's verglichen, ist dieser Roman zwar interessanter, kraftvoller, individueller und wird im Publicum vermuthlich mehr Beifall finden; aber es ist eben ein Roman, eine dem Problem zu Liebe ersonnene Geschichte, v. Schullern's Werk jedoch ist ein Stück Leben!

Denselben Titel, nur lateinisch, wie Marriot's Roman führt der der Gräfin Edith Salburg. Er heißt „Humanitas". Aber mit Anführungszeichen, also ironisch gemeint. Es ist der dritte Theil eines Roman-Cyclus Was die Wirklichkeit erzählt, und hat das Treiben gewisser Aerzte zum Gegenstande, ein Treiben, das der Verfasserin als Hohn auf die wahre Humanität erscheint. Daher der Titel. Das Buch soll also eine Satire sein, und die Verfasserin glaubt sicherlich, eine vernichtende Satire. Wer das zweifelhafte Vergnügen genossen, schon einige Romane dieser Dame gelesen zu haben, der weiß, was sie unter einer Satire versteht. Sie erkürt sich irgend ein paar wirkliche Menschen, die das Unglück haben, ihr zu mißfallen, sammelt mit Bienenfleiß allen, auch den thörichtesten und gemeinsten Klatsch, dessen sie habhaft werden kann, quirlt die ekle Masse zu einer übelriechenden häßlichen Sauce zusammen, thut im reichlichen Maße eigenes Gift und eigene Galle dazu, übergießt damit jene bedauernswerthen Auserkorenen, bis sie kaum mehr erkennbar sind, und servirt dann dieses unappetitliche Gericht dem Publicum als Satire, und zwar stets mit der feierlichen Strenge eines berufenen Sittenrichters und einem Aplomb, als hätte sie weiß Gott was für eine bedeutsame That vollbracht. Daß dieses Gericht in Wahrheit natürlich keine Satire, sondern bloß ein Pamphlet ist, davon hat sie offenbar keine Ahnung, denn sie verwechselt diese beiden Begriffe in jedem Roman auf's Neue. So auch in ihrem neuesten. Diesmal sind es in erster Linie zwei sehr bekannte Professoren der Wiener medicinischen Facultät, die sie sich zum Opfer erkoren hat. Sie nennt sie Nötlich und Schrottmayer, zwei Namen, deren Masken zu deutsam gewählt sind, um einen Zweifel bestehen zu lassen, wer damit gemeint ist (Nothnagel und Schrötter). Und die Verfasserin hat — von ihrem Standpunkte aus — sehr wohl daran gethan, ihre Absicht schon durch die Namen anzudeuten, denn ohne diesen Wink mit dem Zaunpfahl würde kaum Jemand errathen können, wer die Modelle sind, die ihr zu ihrem Pamphlet unfreiwillig gesessen haben; so miserabel sind sie getroffen! Wären diese unverkennbaren Namen nicht, so würde man glauben, die giftige Phantasie der Verfasserin habe sich da zwei Ungeheuer in Menschengestalt zusammengeschweißt und sie in verschwenderischer Fülle mit allen möglichen Niederträchtigkeiten ausgestattet. Dem Satiriker darf es natürlich nicht verwehrt werden, sich seine Modelle aus der Wirklichkeit zu holen, sobald er aber durchblicken läßt. auf wen er zielt, sei's nun durch die Schilderung, durch äußere Umstände oder gar durch den Namen wie hier, dann hat er auch gewisse Grenzen zu wahren. Er mag der Wirkung zu Liebe mehr oder weniger caricíren, er mag ihre Schwächen oder Laster unbarmherzig an den Pranger stellen: aber er muß innerhalb der Grenzen bleiben, die ihm die Wirklichkeit vorschreibt — nicht zu reden von denen des Tactes —, er darf diesen Menschen nicht Fehler oder gar Niederträchtigkeiten aufbürden, die sie in Wahrheit gar nicht besitzen. Thut er dies, so macht er sich eines doppelten Vergehens schuldig: er schädigt den ästhetischen Werth seiner Arbeit, denn er beraubt die Satire ihrer wesentlichsten Eigenschaft, ja ihrer Existenzberechtigung: der Aehnlichkeit, und er schädigt den ethischen Werth der Arbeit, denn er sagt die Unwahrheit. Daß Gräfin Salburg den einen Professor Nötlich und den andern Schrottmayer nennt, ist vielleicht nicht tactvoll, aber es mag ihr nachgesehen werden; daß sie Beiden aber Eigenschaften der schlimmsten Art andichtet, die sie nicht besitzen, daß sie sie leichtherzig zu Schurken ärgster Sorte macht: das ist unerlaubt! Man braucht durchaus kein Verehrer der Urbilder dieser zwei Gestalten zu sein; man sogar sehr wohl zugeben, daß sich gegen ihr Auftreten Manches einwenden ließe, ja, daß man über sie eine Satire schreiben könnte: aber Jedermann, der über sie und die einschlägigen Verhältnisse gut unterrichtet ist — (und ich habe zufällig Gelegenheit gehabt, diese Verhältnisse genauer kennen zu lernen, als sonst ein Nicht-Arzt) — Jeder, der Bescheid weiß, muß sagen: all' das, was Gräfin Salburg in ihrem Romane gegen diese beiden Aerzte und die Spitalsärzte überhaupt vorbringt, ist von A—Z unwahr, ist nichts als ein widerliches Gebräu aus ebenso bösartigen wie dummen Klatschereien, die die Verfasserin weiß Gott wo und von wem zusammengelesen hat. Die beiden Opfer mögen sich übrigens trösten: was sich Gräfin Salburg mit ihnen erlaubt hat, ist schon viel Höheren widerfahren. Hat sie sich im Roman Carrière doch erkühnt, sich an der Person des Monarchen zu vergreifen, glücklicher Weise, ohne die zweifellos erhoffte Sensation zu erregen. Auch in diesen Roman hat sie, ganz ohne logischen Grund, zwei Prinzessinnen hineingezerrt und mit den durchsichtigsten Masken versehen, damit sie ja Jedermann gleich erkenne; sie hat sich auch nicht gescheut, eine Familientragödie intimster Natur, deren Heldin eine dieser hohen Damen gewesen ist, in ihrer curiosen Weise auszubeuten. Daß die beiden Prinzessinnen und alle anderen vorkommenden Aristokraten und Aristokratinnen Tröpfe und Dirnen sind, das versteht sich bei Gräfin Salburg von selbst und ebenso, daß die paar anständigen Menschen, die sie vorführt, Socialdemokraten sind.

Wenn Jemand sich über die Vorurtheile seiner Kaste oder seines Berufes zu erheben und deren Fehler zu erkennen vermag und zu tadeln oder zu verspotten wagt, so pflegt das im Allgemeinen ein Zeichen eines freien, überlegenen Geistes zu sein: wenn er sich's aber nachgerade zur Lebensaufgabe gemacht hat, diese Kaste oder diesen Beruf auf jede erdenkliche Weise zu verunglimpfen, zu verhöhnen und zu schmähen, dann erinnert das an den gewissen Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. Wenn ein Revolver-Journalist Bücher schriebe wie dieses und wie dessen Vorgänger, so brauchte einen das nicht weiter zu wundern und zu entrüsten; es würde nur stimmen. Wenn aber eine Dame, noch dazu eine Aristokratin, solche Bücher verbricht, dann ist kein Wort scharf genug, ihre eigenartige Thätigkeit zu brandmarken.

Die Umwerthung der Künste.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Es ist eine der Lieblingsaufgaben der Philosophen und Aesthetiker aller Zeiten gewesen, die Grenzen der verschiedenen Künste festzustellen und diese in ein geschlossenes System zu bringen, dergestalt, daß jeder einzelnen Kunst ein begrenztes

Digitized by Google

Stoffgebiet und ein bestimmtes Darstellungsmaterial zuzuweisen war, über das sie nicht hinausgreifen durfte, wollte sie nicht ihre Eigenart und selbst ihre Existenzberechtigung auf's Spiel setzen.

Von den alten Philosophen dürfte wohl Aristoteles am Tiefsten in das Wesen der Kunst und des Kunstschönen eingedrungen sein. Plato, der sich gleichfalls viel mit dieser Frage beschäftigt hat, nimmt der Kunst, wie auch den anderen Erscheinungen des Kunstlebens gegenüber den denkbar philiströsesten Standpunkt ein. Er kennzeichnet in seinem „Staat" die Kunst in ihrer Eigenschaft als Abstraction der Natur als eine Lüge und nennt den Künstler einen einfältigen Menschen, weil er sich anmaßt, selbst Dinge darstellen zu können, die unter allen Umständen einen geschickten Handwerker erfordern. Er verkennt vollkommen, daß gerade in der Zwecklosigkeit, d. h. in der Abstraction von irgend einem anderen Zweck als dem ideellen die ästhetische Wirkung der Kunst beruht. Ihm gegenüber hat Aristoteles die hohe Bedeutung des künstlerischen Scheins betont. Nach Aristoteles ist der künstlerische Schein in Wahrheit das Scheinen der Idee in der Form (aber nicht in dem Material) der Wirklichkeit. Plato faßt das Kunstwerk als eine Naturillusion, d. h. als eine sclavische Copie der Natur auf. Zu einer richtigen Bewerthung des Kunstwerkes gelangen wir erst, wenn wir uns mit dem aristotelischen Begriff der Naturnachbildung vertraut machen. Die Kunst ist von diesem Standpunkt betrachtet mehr als die Natur. Ein wahres Kunstwerk wird im Beschauer nie die Illusion der Naturwirklichkeit erwecken, sondern es wird sich ihm lediglich als der künstlerische Schein der Natur offenbaren.

Um den aristotelischen Satz ganz zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß zum Scheinen zwei Factoren gehören: Gedanke und Stoff, die im Kunstwerk wiederum höchst verschieden vertheilt sind. Im Orientalismus, als im Völkerleben die Natur noch vollkommen den Geist beherrschte, überwog in der Kunst der Stoff; der Gedanke konnte sich nur mit Mühe von dem Stofflichen loslösen. Die Anschauungsformen der altorientalischen Völker waren daher im Wesentlichen architektonische. Das Kunst- und Schönheitsideal des Orientalismus ist charakterisirt durch den Hang zum Maßlosen. Alle orientalischen Götterfiguren zeichnen sich durch riesige Dimensionen und phantastische Uebertreibungen der Naturformen aus (unter Anderen die kühnen Combinationen von Tier und Mensch, wie die Sphinx der Egypter, die löwenköpfige Göttin Sechmet u. s. f.).

In der klassischen Kunst ist das Stoffliche und Ideelle zum Gleichgewicht gelangt. Die Griechen erstrebten im Kunstwerk die Einheit von Sinnlichkeit und Idee und die Harmonie von Natur und Geist. Ihre Anschauungsweisen waren daher plastische. An Stelle der starren architektonischen Form wird die beweglichere Form des menschlichen Körpers das Ausdrucksmittel der Kunst.

In der Kunst der späteren, unter der Herrschaft des Christenthums stehenden Zeiten erringt der Gedanke allmälig die Oberhand, ja es wird das Körperliche zeitweise gänzlich vernachlässigt und der ästhetische Schwerpunkt auf die Verinnerlichung des Objects der Darstellung verlegt. Im Zeitalter der Renaissance gelangt das Formal-Schöne wiederum seine alte Bedeutung zurück; die harmonische Wechselwirkung zwischen dem Ideellen und Stofflichen, zwischen dem Innerlich-Schönen und Formal-Schönen ist hergestellt (Raffael's Madonnen, Palma Vecchio's und Tizian's Frauengestalten).

Der Fortschritt des Stofflichen zum Ideellen oder der Entmaterialisirungsproceß, der sich in der Kunst vollzieht, hat den Anlaß zu einer Systematisirung der schönen Künste geboten. Nach Hegel gliedert sich dieses System wie folgt:

1) Die Architektur ist der Ausgangspunkt aller Kunst. Ihre Kunstform ist im Wesentlichen symbolisch, da der sinnlich wahrnehmbare Stoff bei ihr noch überwiegt.

2) Die Sculptur ist wie die Architektur ebenfalls an den Stein gebunden, sie bedeutet aber einen entschiedenen Fortschritt vom Unorganischen zum Organischen. Sie stellt den Körper in seiner Klarheit und Schönheit dar, aber sie vermag noch nicht, oder nur unvollkommen, die Momente des Seelenlebens in ihrem Material zum Ausdruck zu bringen. Diese Aufgabe vollzieht:

3) Die Malerei. Ihr Material, die Farbe, hat sich gegenüber den beiden ersten Künsten wesentlich verringert und sie ist somit im Stande, den reinen Schein in der Form der Wirklichkeit wiederzugeben und weiter die ganze Scala der Gefühle, Gemüthszustände, Gedanken und Handlungen zur Darstellung zu bringen. Mit ihr gelangt die Reihe der simultanen Künste (räumliches Bei- und Nebeneinander der Anschauung) zum Abschluß.

4) Die Musik. Ihr Material ist der Ton, das Erzittern eines tönenden Körpers. Sie eröffnet die Reihe der successiven Künste (zeitliches Nach- und Hintereinander der Anschauung). Die Musik ist diejenige Kunst, die ausschließlich auf die Empfindung wirkt. Aus ihrem Darstellungskreise sind daher alle thatsächlichen Begebenheiten, bestimmte Handlungen und concrete Charaktere ausgeschlossen. Diesen Darstellungskreis umfaßt:

5) Die Poesie, deren Material der Ton als Wort ist, als Zeichen einer Vorstellung und als Ausdruck der Vernunft. Die Poesie kann daher Alles darstellen, und in ihr kehren alle Künste wieder. Die Lyrik entspricht der Musik als Ausdruck innerer Seelenzustände. Das Epos umschließt den Darstellungskreis der bildenden Künste, vorwiegend der Malerei. Die dramatische Poesie hingegen stellt die Einheit aller Künste her; sie ist nicht allein der Ausdruck innerer Seelenzustände wie die Lyrik, sondern auch der äußeren Begebenheiten, einer bestimmten Handlung und ihrer Charaktere. Hinsichtlich ihres Stoffgebietes hat sie starke Berührungspunkte mit der Historienmalerei aufzuweisen.

Als Uebergang von der Musik zur Poesie wird die Mimik, deren Mittel die menschliche Gestalt ist, von einigen Aesthetikern dem System der schönen Künste eingefügt. Sie kann aber im Grunde genommen nur als Ausführungs- oder Darstellungsmittel für die vorgenannten Künste in Betracht kommen, wie in Form des Tanzes in Verbindung mit der Musik, oder in der dramatischen Poesie in Form der Geberde und Gesticulation.

Aus dem Fortgang von einer Kunst zur anderen läßt sich das Gesetz ableiten, daß die Idee an Umfang gewinnt in dem Maße, wie das Material an Gewicht verliert. Das Princip der Veränderung der Gewichtsverhältnisse zwischen Idee und Darstellungsmaterial beherrscht beide Gruppen der schönen Künste. Es werden die Ideen, als Objecte der Darstellung, und zugleich auch ihre Darstellungsmittel von Stufe zu Stufe substantieller und concreter, indem Letztere zugleich an materiellem Gewicht verlieren.

* * *

Es ist nicht selten — und namentlich in unseren Tagen — das Bestreben der „Schul"ästhetik, die Künste auf eine Formel zu bringen, bespöttelt worden, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Theoretiker einem Princip zu Liebe manchmal über's Ziel hinausschießen und an Stelle der lebendigen Anschauung das trockene Wort setzen. Wägt man jedoch die Gründe pro und contra zu einander ab, ohne sich von den gerade gangbaren Gemeinplätzen und Schlagworten beirren zu lassen, so dürfte die „Schul"ästhetik doch mit größerer Wahrscheinlichkeit Recht behalten. Nach den bramabasirenden Worten der modischen Tagesschriftsteller, die nicht selten auch in allerlei Bildungsdilettantismus „machen", ist die Geistesarbeit unserer Vorgänger allerdings zu Nichts gut gewesen. Sie spotten dadurch ihrer selbst und wissen nicht wie. Irrthümer hat jede Zeit in Fülle hervorgebracht, doch

Digitized by Google

ist zugleich auch ein entwickelungsfähiger Kern zurückgeblieben. Diesen aus seiner unansehnlichen Umhüllung herauszuschälen, sollte stets die Aufgabe der nachfolgenden Generationen sein.

Wenn heute das System der Künste heftig angegriffen wird und seine Unhaltbarkeit darzuthun gesucht wird, so geschieht dies — vorausgesetzt, daß nicht eine bloße Sensationssucht hierzu die Triebfeder gewesen ist — meistens von einem höchst einseitigen Gesichtspunkt. Jedes System, wie jede Erkenntniß ist allerdings anfechtbar, man muß jedoch dabei zweierlei in's Auge fassen: die Entstehungsursache und die Zeitverhältnisse. Diese Umstände sind auch für das System der Künste einzig für uns ausschlaggebend. Gemessen an den besten Leistungen der größten Kunstepochen, kann es auf unbedingte Geltung und Anerkennung Anspruch erheben. Doch bleibt es nicht ausgeschlossen, daß die Zukunft der Kunst Aufgaben stellen wird, welche eine Verschiebung des Systems zur Folge haben können. Bevor ich auf diesen Punkt zu sprechen komme, will ich zuvor noch zur Charakteristik des Systems der Künste ein concretes Beispiel anführen, das zugleich die Richtigkeit des aristotelischen Satzes vom künstlerischen Schein im vollen Umfang erhärtet.

Wir wollen uns zu dem Zweck mit einem bestimmten Object der künstlerischen Darstellung beschäftigen. Nehmen wir an, daß einem Maler und einem Bildhauer die Aufgabe gestellt sei, eine tanzende Figur zu schaffen. Der Bildhauer stellt sie in dem der Sculptur adäquaten Material, in Marmor, dar, welcher Umstand allein schon darauf hinweist, daß die Kunst Nichts weiter zu erstreben hat, als die Wiedergabe des bloßen Scheins in der Form, aber nicht in dem Material der Wirklichkeit. Noch besser bringt der Maler den Schein zur Geltung, indem er das Object mittels der Farbe auf einer Fläche fixirt. In beiden Fällen sind aber trotz der Verschiedenartigkeit des Materials alle ästhetischen Voraussetzungen, die man an ein Kunstwerk stellen kann, erfüllt. Wir wissen, daß wir es hier wie dort nicht mit einer wirklichen Tänzerin zu thun haben, sondern mit einem künstlerischen Schein oder einer Naturnachbildung. Wird dieselbe Figur in Wachs ausgeführt und mit wirklichem Stoff behangen, so artet die Nachbildung der Natur zu einer Naturillusion aus, zur Lüge. Aus demselben Grunde erregen auch Panoramen, denen mehr oder minder stark die Tendenz einer Naturillusion innewohnt und deren Einzelobjecte nicht selten in dem Material der Wirklichkeit hergestellt sind, ganz entschieden unser ästhetisches Unbehagen.

Es giebt demnach für jede Kunst ganz bestimmte Grenzen, die sie nicht ungestraft überschreiten darf. Dieser Satz sollte das Axiom für jede Art der künstlerischen Production sein; er hat aber gerade in unserer Zeit höchst selten die ihm gebührende Berücksichtigung erfahren. Man spricht mit großer Emphase von der Umwerthung aller Werthe — die Verdrehung aller Werthe wäre zutreffender. Für die Umwerthung oder Verdrehung der künstlerischen Werthe liefert uns die Geschichte der Plastik der letzten Jahrzehnte ein bemerkenswerthes Material.

Die Bildhauerschulen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten sich, abgeschreckt durch die Leistungen der Barockkunst, enger an die strenge Formensprache der Antike angelehnt, ohne aber zuvor recht in den Geist der Antike eingedrungen zu sein. Trotzdem haben aber die vielfach bespöttelten Schüler Thorwaldsen's, Schadow's und Rauch's die Idee der Plastik besser begriffen, als die gefeierten Anhänger der Begasschule. Jene beobachteten jedenfalls gewissenhaft die der Plastik durch ihr Material bedingten Grenzen, während die Anderen nicht allein die körperliche, sondern auch die malerische Wirkung der Natur in der Plastik festzuhalten suchten. Es war ihnen weniger um die bloße Formenwiedergabe, als um die Wiedergabe der stofflichen Qualität des Gegenstandes zu thun, eine Aufgabe, welche die Malerei Dank ihres leichteren Darstellungsmaterials wohl spielend löst, die aber in der Plastik nur bei Außerachtlassung der stofflichen Eigenart des Materials durchführbar ist. Die naturalistischen Bildhauer haben dann auch in der „Umwerthung" ihrer Kunst, die mit der Umwerthung des künstlerischen Werthes absolut Nichts zu thun hat, ungewöhnliche Resultate erzielt. In der Nachbildung des menschlichen Körpers sind sie vom Typischen zum Charakteristischen übergegangen; so haben sie nicht nur das Fleisch des menschlichen Körpers in seiner allgemeinen Wirkung dargestellt, sondern auch ein ganz bestimmtes Fleisch, das von einem schwellenden Fettpolster umgebene Fleisch des Weibes im Gegensatz zur straffen Muskulatur des Mannes. Ebenso sind die charakteristischen Haut- und Haarmerkmale des Kindes, des Mannes und des Greises von ihnen auf das Gewissenhafteste festgehalten worden. Die Charakterisirungsmanie in der modernen Plastik macht nicht einmal vor dem Häßlichen und Krankhaften Halt.

Lange Zeit wurden die Virtuosenkunststücke der realistischen Bildhauer bewundert, dann trat aber plötzlich eine entschiedene Ernüchterung ein. Die naturalistische Schule hatte nämlich — worauf es bei jeder Umwerthung am Meisten ankommt — den Darstellungskreis der Plastik im Wesentlichen nicht erweitert. Von einigen modernen Genrefiguren, die als künstlerische Objecte wenig in Betracht kommen, abgesehen, hatte sie eigentlich Nichts geschaffen, das nicht schon vorher, vom Standpunkt des Plastikers betrachtet, viel eingehender behandelt worden wäre. Begas hatte sich einmal in seinem „Elektrischen Funken" eine moderne Aufgabe gestellt, sonst hat er aber hinsichtlich des Vorwurfes ebenso wie die verhaßten Klassicisten die umfassendste Anleihe bei den alten Göttern gemacht. Seine größten Monumentalwerke, der Schloßbrunnen, das Denkmal Wilhelms I. und das Bismarck-Denkmal strotzen förmlich von verbrauchten Allegorien und Emblemen, die dem Volke unverständlich und dem Gebildeten schon längst langweilig geworden sind.

Ein zweiter Uebelstand, der aber nur eine Folge-Erscheinung der virtuosen Mache ist, resultirt aus der gänzlichen Verkennung des Materials der Plastik. Eine eigentliche Sculptur giebt es nicht mehr, es kann nur noch von einer Modellirtechnik die Rede sein. Das Thonmodell gilt heute nicht mehr als Hülfsmittel, sondern als die Hauptsache, und seine Eigenarten werden mit einem an sich bewunderungswerthen Geschick auf den Stein übertragen. Eine in naturalistischer Manier ausgeführte Marmorfigur unterscheidet sich von einer flott modellirten Gypsfigur nur durch die Transparenz des Materials, während die anderen Eigenarten desselben gar nicht zur Geltung kommen.

Wenn man schon die Eigenarten des Ausführungsmaterials außer Acht läßt, dann sollte man consequenter Weise noch einen Schritt weiter gehen und das der Plastik adäquate Material, den Stein (der wenigstens nach dem System der Künste als solches anzusprechen ist), schlechthin negiren, dann wäre die letzte Entwickelungsphase der naturalistischen Plastik — die Wachsfigur — erreicht. Einige Bildhauer haben ohnehin schon durch die sinnlose Farbenvergeudung an ihren Figuren dargethan, daß sie für das Panopticum reif sind. Mit der Umwerthung der Kunst durch die naturalistische Plastik ist es also wieder einmal Nichts gewesen.

Während der Naturalismus noch in Blüthe stand, setzte wiederum auf dem Gebiet der Plastik eine Bewegung ein, die zu einer thatsächlichen Umwerthung der künstlerischen Werthe führen kann. Mit ihr ist der Name Auguste Rodin auf das Engste verknüpft. Rodin's Ruf ist schon seit Langem durch seine großen monumentalen Werke, in denen er eine Formensprache von außerordentlicher Wucht führt, über die Grenzen seiner Heimath gedrungen. Auch bei uns galt er als ein Bildhauer par excellence, dann schickte er aber einige Arbeiten in die Welt, mit denen die Kritiker absolut Nichts anzufangen wußten. Ein zersprungener Torso (La méditation), ferner ein vor einem Felsen kauernder Mensch, der mit einer

Digitized by Google

zarten Gestalt, die nur leicht im Block angedeutet ist, Zwiesprache hält (L'homme et sa pensée), das waren plastische Darbietungen, die auf keine Vorbilder hindeuteten.

Rodin hat den kühnen Versuch unternommen, die Plastik mit einem neuen Ideengehalt zu erfüllen, aber unter strengster Beobachtung der alten Stylgesetze über die Wechselwirkung zwischen Form und Material. Die Form wächst bei ihm organisch aus dem Stein heraus, und sie dient ihm lediglich als das Ausdrucksmittel einer Idee. Auf diesem Wege gelang es ihm, künstlerische Aufgaben durch die Sculptur zu lösen, die bis dahin als der ausschließliche Vorwurf einer anderen Kunst, zunächst der Musik oder der Poesie, erschienen.

Wir wissen noch nicht, ob der Gedanke Rodin's auf einen fruchtbaren Boden fallen wird. Gelingt es ihm oder seinem Nachfolger aber, die Schwierigkeiten des Materials in noch größerem Umfang, als es bisher geschehen ist, zu überwinden, dann ist die Umwerthung der Kunst Thatsache geworden. Dieser Anschauungsweise gegenüber würde alsdann auch das alte System der Künste versagen. Der Satz, daß die Idee an Umfang gewinnt in dem Maße, wie das Material an Gewicht verliert, hätte dann keinen rechten Sinn mehr. Wie der Vorgang Rodin's zeigt, wären die räumlichen Schranken dann überhaupt überwunden. Bis dahin ist aber noch ein weiter Weg zurückzulegen, den aber auch die übrigen Künste nach dem Beispiel der Plastik beschreiten müssen. Das einheitliche Kunstwerk der Zukunft ist, wie die vierte Dimension, die man bei Rodin's Arbeiten fast in Anwendung bringen könnte, noch ein sehr dunkles Problem. Sehen wir jedoch von dieser großen Perspective, die uns Rodin erschlossen hat, einstweilen ab, so lernen wir von ihm jedenfalls, daß der brutale Naturalismus in der bildenden Kunst nur eine ziemlich klägliche Rolle gespielt hat und statt der Umwerthung der Kunst nur eine Verdrehung der künstlerischen Werthe und eine grenzenlose Verwirrung angerichtet hat.

Hugo Friedrich Hartmann.

Von Max Kempff.

Dies ist wirklich das Gute an der Berliner Secession: auch wenn man allen künstlerischen Gaben einen Blick spenden will, bleibt doch Zeit und Frische genug übrig, um sich dem einzelnen Werke widmen zu können, dem besonderen Werke, das Einem etwas Besonderes sagt. Deßhalb sollte die Secession ihr behelmtes Häuslein nicht umbauen, vor Allem ihm Nichts anbauen. Liebe Herren, 330 Kunstopfer sind genug, 3300 duften dem Gotte nicht lieblicher, und uns Menschen machen sie todt. 3300 Bilder fördern die Barbarei, weil sie neben den Augen die übrigen Sinne abstumpfen und empfängliche Seelen in müde, kunstfeindliche verwandeln.

Ich lobe mir das eine Bild in der Kunstausstellung, das zu mir spricht und mit dem ich mich gern bespreche. Unter 330 finde ich es aber leichter heraus als unter der zehnfachen Zahl.

Im ersten Saale der Secession, wo die hochblonde Verkäuferin der Kataloge ihre Tage vertrauert und Edward Munch's Pinselschläge die Wände bedecken, hängt noch ein einzelnes anderes Bild. Da es im Raume hübsch dunkel ist, selbst bei dem im heurigen Sommer so seltenen Sonnenlichte, muß man schon aufpassen, um sich Hugo Friedrich Hartmann's „Treibelpferde" nicht entgehen zu lassen. Zumal sich Edward Munch in den vergangenen zehn Jahren kaum verändert hat, so daß man sich seinetwegen nicht länger in der Nähe des blonden Katalogfräuleins aufhält, als es die Höflichkeit verlangt. Hartmann's Treibelpferde hängen also hübsch im Dunkeln, so daß sie die Munchiaden möglichst wenig stören. Ein Haidefluß, hinten darauf der ungefüge Kahn. Wie es Hartmann's Art ist, springt uns seine Composition aus dem Bilde entgegen: drei starkknochige Pferde, die das Schiff vorwärtsziehen. Der Führer des Gespannes tritt zurück. Er war dem Maler Nebensache, Nebensache wie ein zweites Gespann, wie die weidende Kuhherde am anderen Ufer, wie der melancholische Wolkenzug. Aber dennoch ... ohne die Herde und das melancholische Gewölk, ohne den stillen Flußlauf und den eckigen Meiler wären diese drei Arbeitsrosse minder gegenständlich, sähe ich in ihnen nicht die Verkörperung dieses weltfremden, ernsten Landstriches. Jedes von den drei Thieren ist in seiner urwüchsigen Lebendigkeit ein Charakter. Hier der geduldige Zieher, der sein Tagewerk pflichtgetreu, ohne Begeisterung zwar, doch auch ohne Murren, verrichtet; drüben das rechte Arbeitspferd, das sich seinen Hafer verdienen will. Und zwischen ihnen der üppige, wilde Schwarze, der sich hoch aufbäumt vor Lebensmuth und nur nicht recht weiß, ob er tüchtig in's Geschirr gehen oder sich entschlossen sträuben soll gegen die entwürdigende Thätigkeit, zu der man ihn verdammt hat. Auch technisch ist das Alles mit erstaunlicher Bravour getroffen. Hartmann hat seine eigene Handschrift, seine schlichte, gediegene, die alles Prahlen und Protzen haßt. So dämpft er die Töne lieber, als daß er sie in die Welt hinausschreit. Trotzdem gehen auf diesem merkwürdigen Bilde die Farben so wuchtig los, und das Bild wirkt im ureigentlichen Sinne des Wortes so malerisch, daß es den Beschauer nicht mehr losläßt. Ich habe nie deutschere Kunst gesehen, nie eine Kunst, die so unmittelbar der Scholle entwachsen ist. Man wird auf diesen Hugo Friedrich Hartmann achten müssen, diesen Stillen, Wurzelfesten im alten Märchendorf Bardowieck an der Lüneburger Haide.

Im vorigen oder vorvorigen Jahre hatte er, wenn ich nicht irrig bin, in der Kantstraße ein geistesverwandtes Werk, den Pflüger, gezeigt. Dieselbe überraschende Lebendigkeit des Ausdruckes, die dramatisch ist, obgleich das Bild keine Geschichte erzählt, keine Tendenz hat und Nichts sein will als eine Studie nach der Natur. Mann und Thier geben sich als Product des Ackers, wie das Halmenmeer, das sich auf ihm schaukeln wird. — Von beiden Bildern hat man in den Kunstberichten nicht gerade viel zu lesen bekommen. Kunstberichte sind Polizeiberichte; wollen sie alles Erwähnenswerthe bringen, so müssen sie über das eigentlich Erwähnenswerthe rasch fortgehen. Wer Jedem sein Recht widerfahren läßt, läßt es Keinem widerfahren, am Wenigsten dem wahrhaft Berechtigten. Für mein Theil möchte ich das Versäumte nachholen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Drechsler an der Mauer.

Von Friedrich Kroff (München).

(Schluß.)

Seitdem sein Weib todt war, war Hauser ein Anderer. Die Kraft, die noch aufbrauste und wettern konnte, war dahin. Er war ein stiller, gebrochener Mann, und im Hause lag lastend die bittere Ruhe des Todes.

Der Wechseltermin rückte näher. Es fiel ihm gar nicht ein, seinen Gläubiger um Prolongirung zu ersuchen. Wie man Krankheit und Tod abwartet, so ließ er es kommen.

Erst am Vorabend packte ihn plötzlich das unausrottbare Entsetzen vor den Schrecken und der Schande gerichtlicher Zwangsmaßregeln. Knapp war es ihm Zeitlebens ergangen; aber dahin war es nie gekommen.

Digitized by Google

Von der Summe hatte er nicht mehr als die Hälfte beisammen.

Er gab Rose auf, sie sollte am Fenster Acht geben, ob sie Jemand von Neumann's sähe, und sollte ihn dann in den Laden schicken.

So kam gegen Abend der Ausgeher Neumann's. Hauser sagte ihm, der Procurist möchte noch einmal herüber kommen.

Kaum eine Viertelstunde später war der Gewünschte schon da und rieb sich vergnügt die Hände.

„Meine Frau is am Kummer gestorben . . ."

„Machen Sie doch keine Sachen! Die gute Frau wär' so auch gestorben."

„Ich verkaufe jetzt. Was zahlt Ihr?"

„Zehntausend. Die Zeiten sind schlechter geworden."

„Nein," sagte Hauser fest. „Schämt Euch!"

„Wir haben Ihr Accept. Damit sind es so wie so fünfhundert mehr."

„Ihr habt den Wechsel! Von Euch kommt er morgen?!"

„Jawohl. Zehntausend Mark und damit ist der Wechsel erledigt. Das ist gewiß schön."

„Nein. Dafür behalt' ich es selber."

„Sie hätten sich früher besinnen sollen."

„Is meine Sach'. Freilich, wenn sich der eigene Bruder zu der Schand' hergiebt und um Schandlohn für Euch arbeitet, könnt Ihr schon so sein."

Der Procurist verstand ihn nicht. Hauser erklärte ihm, was er meinte.

„Davon weiß ich kein Wort. Wir haben die ganze Partie Schnitzarbeiten aus einer Concursmasse ersteigert."

„Bankerott is er 'worden!" So sehr ihn das Geschick seines Bruders entsetzte, es war doch Freude dabei, daß sein Bruder das Schändliche nicht gethan hatte. Deshalb hatte er also nichts mehr hören lassen; er wollte seine Lage nicht eingestehen.

Nun ging es an ein langes Feilschen und Handeln. Hauser erreichte es endlich, daß er 5000 Mark baar erhielte und damit Wechsel und Hypothek getilgt wären.

Zuletzt kam man auf die Frage der Räumung des Hauses. Der Procurist ließ unbedacht verlauten, wie erwünscht es Neumann wäre, möglichst bald in den Besitz des Anwesens zu kommen. Da erwachte einmal der Kaufmann in dem alten Hauser.

Er sagte kein Wort, daß ihm sein altes Heim seit dem Tode seiner Frau gründlich verleidet war und daß er auf jeden Fall allernächst ausziehen wollte. Er bestand auf seinem Recht und setzte es durch, als das ganze Geschäft an diesem Punkt zu scheitern drohte, daß er 500 mehr bekäme — im Fall sofortiger Räumung. Damit hatte er wenigstens bis auf 500 Mark das frühere Angebot Neumann's wieder erreicht.

Die nöthigen Formalitäten wurden in den nächsten Tagen erledigt.

Nun hatte der alte Hauser Alles von der Seele, Leid und Freud'. Am Tage nach Neujahr zog er aus. Vorerst nahm er eine kleine Wohnung draußen am Ende einer Vorstadt. Dorthin kam Alles: seine ganze Habe sammt den Vorräthen im Laden. Es war Alles sein; denn mit einigen hundert Mark weiter hatte er sich schuldenfrei gemacht.

Stück um Stück trug man den schlichten Hausrath aus seinem Jahrzehnte langen Dämmerdasein an's helle Licht. Manch rohes Spottwort fiel von den Vorübergehenden, einmal über die Einrichtung, das andere Mal über das Häuschen.

Endlich einmal! Darin waren sich Alle einig, und die Zeitungen berichteten: „Endlich verschwinde der unschöne Zustand . . . Ein Prachtbau verspreche das Neumann'sche Geschäftshaus zu werden, eine weitere Zierde der Stadt" u. s. w.

Bald war es leer in dem Lädchen und in den niederen Zimmerchen hallten Schritte und Stimmen. Von Gelaß zu Gelaß schlich der alte Mann, ob nichts zurückgeblieben sei. In Wirklichkeit war es ein Abschiednehmen mit wehen, zärtlichen Blicken. Denn Besseres, als man mitnehmen konnte, blieb doch zurück: Ein Leben voll Freud' und Leid im engsten Kreise, doch desto inniger geliebt und aufgehoben in der Erinnerung.

Besonders lange verweilte er im Gärtel. Still und verschneit lag es da. Auf den Pfosten der Laube standen runde Kappen, und über die Mauerstumpen hing ein dicker, üppiger Hermelin. Nur die hohe Ziegelmauer zur Rechten ragte zum grauen Himmel auf, wie seit einem Jahre nackt und kalt, und sprach nur von dem einen brutalen Verlangen nach Anschluß an Ihresgleichen — weg über die zwerghafte Traulichkeit zu ihren Füßen.

Wunderschöne, wonnige Tage hatten hier geblüht vom Liebeslenz seiner Gesellentage, als sein Weib ein frohes Mädel war, über die Jahre der Reise mit Weib und Kind bis zu dem Rasten des Alters, in dem er einst sterben zu dürfen hoffte, — wenn Rosen und Reseden dufteten, der Hollunder seine ärmlichen Früchte reifte und das Wirken und Wachsen der großen Stadt wie ein fremdes, fernes Leben, vor dem man geborgen war, dämmernd herein brauste.

Seufzend wandte er sich ab. Rose war bereit. Und sie gingen.

Gleich quer über die Straße, damit man nicht so nah an Neumann vorüber mußte!

Da wurde ihr Schritt durch ein Krankenwägelchen aufgehalten. Ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren saß darin mit blöden Augen und schlaffen Zügen.

Ein Blick fiel Hauser nach den hohen, hellen Fenstern. Da stand hinter dem Glas ein düsterer Mann mit gelber Gesichtsfarbe und schwarzem Bart und starrte gerade her auf die Elendsgestalt.

Als das Wägelchen vorüber war, raunte Rose: „Das is Neumann's Tochter."

„Herrgott!" rief der Greis aus tiefster Seele und tastete nach seinem Kinde, als müßte er es halten als einen Schatz vom Himmel.

Dann verschlang die Beiden das Getümmel der rastlosen Stadt.

Aus der Hauptstadt.

Das zweite Eisen im Feuer.

(Eine Gasthofsstudie.)

Nach Bonn pflegt der Deutsche nur zu reisen, wenn er müde von der Arbeit des Berufes Herz und Gemüth wieder an den Ufern des herrlichsten der Ströme seines Vaterlandes stärken will. Mich führten aber Geschäfte dahin, und zwar solche, die mich voraussichtlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen halten würden. Mit dem ersten Schiff näherte ich mich der berühmten Universitätsstadt und musterte die Reihe der Gasthöfe längs des Stromes, die mich auf weithin sichtbaren Schildern einluden, es doch einmal mit ihnen zu versuchen. Nun gehöre ich zu den Leuten, die stets das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchen. Warum sollte ich es nicht möglich machen, meinen Geschäften und gleichzeitig meiner Vorliebe für das Siebengebirge nachzugehen? Winkte mir da nicht ein Wirthshaus, in dessen Veranda ich zwischen und nach der Arbeit meine Mahlzeiten einnehmen und hierbei stets den Drachenfels und den Petersberg vor Augen haben konnte. Trotz der Fülle des Angebots wurde mir die Wahl dieses Mal nicht schwer. Die Veranda hatte es mir angethan. Beruf und Nerven liegen aber bei mir in beständigem Kampf miteinander. In jedem Gasthof muß ich mir das stillste Zimmer erbitten. „Bis hierher dringt kein Lärm, und mag er auch von einem Kanonenschuß herrühren," meinte der Herr Oberkellner, indem er mich in ein dürftiges Kämmerlein führte, dessen Möbel aus einem Bett, einem Waschtisch und einem Stuhl bestanden, und zu dessen Fenster ich erst auf mehreren Stufen gelangen konnte, wenn ich mich überzeugen wollte, daß es außerhalb dieser Zelle noch eine Welt und hier in Bonn noch dazu eine Welt mit dem Rhein gab. Mein Verständniß für die Vorzüge körperlicher und moralischer Abhärtung ist niemals sehr groß gewesen. Ich bewohne auch in den Gasthöfen lieber ein behaglich eingerichtetes Zimmer als eine Kammer, mit der kaum ein Hausknecht zufrieden sein würde. Aber auf die Betheuerung des Herrn „Ober", daß ich, komme, was da wolle, in Nr. 57 wie ein Bär schlafen würde, und gegenüber der Gewißheit, daß es nur einer kleinen Kletterübung bedurfte, um meinen geliebten Rhein zu erschauen, zögerte ich keinen Augenblick, meinen Koffer auszupacken und, so weit es Raum und Möbel gestatteten, mich häuslich niederzulassen. Draußen spiegelte sich die Sonne in den grünen Fluthen des Stromes wieder. Auf dem Corridor hatte ich mich vorher überzeugt, daß der Barometer „Beständig" zeigte. „Diese Reise ist zwar nur eine Reise an den Rhein," sagte ich zu mir; „sie kann aber, wenn das Zimmer, der Himmel und der Rhein ihre Schuldigkeit thun, trotz der Last der Geschäfte noch wie eine wirkliche ‚Rheinreise' verlaufen."

Gegen 11 Uhr ging ich aus. Schon eine Viertelstunde später sollte ich einer längeren wichtigen Unterredung beiwohnen. Der Zufall fügte es, daß ich vor dem Einbiegen in eine Gasse mich noch einmal nach dem Rhein umwandte und hierbei mein Blick auch den Gasthof streifte. Aus diesem wurden gerade im ersten Stockwerk zwei Fahnen herausgesteckt. In Bonn giebt es die berühmtesten Fahnenfabriken. An welchen Tagen wird außerdem in Deutschland nicht geflaggt? Wie hätten mir da die beiden Fahnen auffallen sollen, die jetzt so munter über der Hausthür meines Hôtels flatterten? — Drüben auf dem anderen Ufer schlug es zehn Uhr, als ich vom Arndtdenkmal zum Rhein hinunterstieg und, abgespannt und hungrig wie ich war, eiligen Schrittes dem Quartier zustrebte. In der Glashalle der Veranda wollte ich eben so gut wie gründlich mit einer Flasche „Drachenblut" zu Abend speisen und dann die Glieder strecken. Plötzlich durchzuckte es mich. Ist dies nicht Tanzmusik? Richtig! Als der Gasthof aus der Dunkelheit hervortrat, konnte ich in einer schier endlosen Polonaise an fünfzig Paare dieselbe Glashalle durchziehen sehen, in der ich den arbeitsreichen Tag als des Lebens einmal froher Sterblicher beschließen wollte. Beim Zeus! Sollte mir etwa dasselbe Schicksal wie der Familie des Dr. Claus in L'Arronge's gleichnamigem Lustspiel blühen, über deren Häuptern der erste Walzer eines Balles in dem Augenblick intonirt wurde, als sie sich entschloß, nicht in Gesellschaft zu gehen, sondern den Abend zu Hause zu verbringen? Ueber der Hausthür des Gasthofes flatterten

Digitized by Google

noch eben so munter wie am Vormittag die beiden Fahnen. Jetzt erfuhr ich, daß sie einer Hochzeit galten, die drei Uhr Nachmittags begonnen hätte und wahrscheinlich nicht vor fünf Uhr am nächsten Morgen zu Ende sein würde. Ich stürmte die Treppe hinauf nach meinem Zimmer, über dessen Lage zu den Festräumen ich nicht ganz im Klaren war. Hatte der Herr „Ober" mir über die Vorzüge von Nr. 57 Wind vorgemacht, so war ich einer Nacht mit allen Qualen der Hölle preisgegeben. Und es war Wind gewesen. Als ich die Thür aufriß, merkte ich sofort, daß mein Zimmer an den Tanzsaal stieß. Jeden einzelnen Ton der Musik konnte ich unterscheiden; und wenn später in den Pausen Wein herumgereicht und diese Gelegenheit von einem redebedürftigen Herrn benutzt wurde, um sein Licht in einem Toaste leuchten zu lassen, war es mir ein Leichtes, die Wirkung seiner Worte auf die Versammlung vorauszusagen. Und der Lärm des Tanzsaales war noch nicht das Schlimmste. Wenn es der Jugend darin zu heiß wurde, so stürzte sie auf den Corridor, um hier sich zu jagen und allerlei Kurzweil zu treiben. Still wurde es erst, als der schon ziemlich hohe Stand der Sonne mich erbarmungslos aufforderte, mich von dem Marterbett zu erheben, da ich doch nicht zum Vergnügen nach Bonn gekommen wäre. Als ich den Gasthof verließ, stand der Herr Wirth gerade in der Hausthür. Nicht eines Blickes wurde ich gewürdigt, geschweige denn eines Wortes der Entschuldigung. Er hatte es ja auch nicht nöthig. Wog nicht eine Hochzeit mit einigen hundert leergetrunkenen Flaschen theuren Weines an fünfzig zugereiste Logirgäste auf?

Ja, unsere deutschen Gasthöfe! Herr Poultney-Bigelow, den Deutschen als Studiengenosse unseres Kaisers und auch als Verfasser von Beschreibungen von Weltreisen bekannt, hat ihnen zwar erst vor Kurzem in der deutschen Presse ein Compliment gemacht. Ob er indessen wohl in Gasthöfen abzusteigen pflegt, in denen die Zimmerpreise mit 2,50 Mk. beginnen? So oft ich mit ihm zusammengekommen bin, habe ich ihn immer darauf taxirt, daß z. B. in Berlin nur im „Kaiserhof" oder im „Hôtel Continental" logiren würde. In Gasthöfen dieser Art ist der Fremde jeder Zeit vorzüglich aufgehoben; er zahlt dort aber auch Preise, die, wie der „Berliner" sagen würde, der gebildete Mittelstand sich nicht „leisten" kann. Die Hôtels, die er gezwungen ist aufzusuchen, lassen mehr zu wünschen übrig, als die meistens sehr viel versprechende Fassade ahnen läßt.

Herzlich wenig halte ich von den Vorzügen der guten alten Zeit. Sie ist im Allgemeinen nicht besser und nicht schlechter gewesen als die Gegenwart. Aber das Eine muß ihr gelassen werden, es verkehrte sich in ihr in deutschen Gasthöfen angenehmer, als der Postillon mit dem Horn vom Bock herab das Nahen des Logirbesuches meldete, als heute, wo der Ankommende vom Bahnhof im Hôtelomnibus abgeholt wird. Nicht etwa, daß es dem Gaste in der guten alten Zeit materiell besser ergangen wäre. Betten und Verpflegung dürften früher eher schlechter als besser gewesen sein. Aber die Art, wie ihm Alles geboten wurde, war wohlthuender. C'est le ton qui fait la musique. Auch früher wollte der Wirth an den Fremden Geld und manchmal sogar viel Geld verdienen, indessen fast ausschließlich an dem zugereisten Fremden. Dieser war die Hauptperson. Um seine Bedürfnisse und Wünsche drehte sich Alles im Gasthof. Heute läuft er dort als quantité négligeable nebenher. Denn heute muß nach amerikanischer Art ein Geschäftsmann stets mindestens zwei Eisen im Feuer haben. Demgemäß besteht fast überall neben dem Hôtelbetrieb noch eine Restauration und eine Weinhandlung für Gäste und Kunden aus der Stadt. Der Wirth hat aber mehr Interesse daran, sich die Kundschaft aus der letzteren warm zu halten als die des Fremdenverkehrs. Jene kann er unter allen Umständen durch gute Behandlung an sein Geschäft fesseln. Wer verbirgt ihm, daß diese zu ihm zurückkehrt? Das ganze ihm zur Verfügung stehende Maß von freundlichem Entgegenkommen wendet er daher unwillkürlich den Gästen aus der Stadt zu. Zehn gegen Eins wäre zu wetten gewesen, daß mein unfreundlicher Wirth in tausend unterthänigen Wendungen sein Bedauern über die gestörte Nachtruhe ausgesprochen hätte, wenn er zufällig vorher gehört haben würde, ich wäre nach Bonn gekommen, um mir dort eine Wohnung auszusuchen. So aber war ich für ihn nur eine zahlende Nummer, der gegenüber jedes verbindliche Wort Verschwendung gewesen wäre; jene zahlende Nummer, die, um nicht gar zu schlecht behandelt zu werden, nicht wagt, den Hausknecht anders als mit „Herr Hausdiener" und jeden Kellner von kaum achtzehn Jahren anders als mit „Herr Oberkellner" anzureden; jene Nummer, die in Geduld und Nachsicht Unglaubliches zu Stande bringt, ein Dutzend Mal mit derselben Schüchternheit um ein noch immer nicht gebrachtes Glas Bier bittet und bei der Begleichung der Rechnung keine Miene verzieht, auch wenn sie seine schlimmsten Befürchtungen noch um das Doppelte übertroffen hat.

„Made money, made hastely money!" ist der Wahlspruch der Amerikaner. Nicht genug, daß unsere Hôtelwirthe ihn sich in der Anwendung des Systems der beiden im Eisen liegenden Feuer angeeignet haben; sie bekennen sich zu ihm auch sonst noch überall, wo sie glauben, Geld herausschlagen zu können. Ein äußerst stattlicher Bau muß natürlich der neue Gasthof werden. Aber er darf nur nichts kosten. In luxuriös ausgestatteten Speisesälen, in denen es schon einen sehr energischen Entschluß erfordert, eine Flasche einfachen Tischweins zu bestellen, nehmen die Gäste ihre Mahlzeiten ein. Aber Ersparnisse auf anderen Gebieten müssen das an sie verschwendete Geld wieder einbringen. Sterben will der Besitzer in dem Gasthofe auch nicht, noch weniger ihn seinen Kindern hinterlassen. Sein Ziel ist, in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit einige Millionen einzuheimsen, mit denen er sich auf eine Villa in herrlicher Gegend wie Godesberg am Rhein, dem Sammelpunkt aller reicher Rentner, zurückziehen kann. Nur auf den sogenannten Schwung sucht er den neuen Gasthof zu bringen, bis Einer von denen, die bekanntlich nicht alle werden, kommt und geblendet von dem überall angeklebten Stuck und die glättende Oelfarbe, die so liebevoll die morschen Stellen verdeckt, die Katze im Sack kauft. „Billig, aber prunkhaft!" So lautet die Weisung des Bauherrn an den Architekten, wenn es gilt, die Stadt um den Prachtbau eines imposanten Hôtels zu bereichern. Viele überflüssige Gesetze werden heute gemacht, während an die allernothwendigsten Niemand denkt. Ginge es nach mir, müßte von Gesetzes wegen verlangt werden, daß jeder Baumeister mindestens ein volles Jahr in dem Gasthof selber wohnt, mit dessen Bau er sich beauftragen läßt. Was wir unserem lieben Nächsten schuldig sind, erfahren wir in der Regel erst am eigenen Leibe. Erst wenn wir selber mit knapper Noth bei dem Ueberschreiten des Straßendammes dem Tode entgangen sind, eifern wir gegen das zu schnelle Fahren der elektrischen Wagen. Wenn ein Architekt ein ganzes Jahr unter den Folgen der nur von der Speculation eingegebenen Sparsamkeit gelitten hat, wenn er selber noch in dem entlegensten Zimmer des vierten Stockes in seinem Bette geschüttelt worden ist, sobald unten die Hausthür in's Schloß fällt, wenn er selber den Kampf mit den bösen Geistern hat aufnehmen müssen, die er in der Nacht gegen die Gäste des Gasthofs losläßt, um nur möglichst billig bauen zu können, — nun dann wird er sich wohl hüten, ein zweites Mal so unbarmherzig zu handeln. Ja, ich spreche absichtlich von Geistern. Die in das Schloß fallende Hausthür ist es nicht allein, die dem nach Schlaf lechzenden Hôtelgast die Hölle heiß macht. Kaum hat er das Licht ausgeputzt oder das elektrische Licht abgedreht, stellen sich andere Kobolde in Schaaren ein, um ihn zu zwicken und zu zwacken. Mit besonderem Stolz hatte der das Zimmer anweisende Kellner darauf hingewiesen, daß es keine Verbindung mit den anstoßenden Räumen hat, que les chambres de l'hôtel ne communiquent pas, wie der Franzose sich ausdrücken würde. Ach! die klapprigste Thür aus Tannenholz leitet nicht so sicher den Schall weiter wie die fingerdünne Rabitswand, die ihn jetzt von seinem Nachbar trennt. Jeden Athemzug von ihm vermag er zu vernehmen; und wenn er zu schnarchen beginnt, glaubt er die Stimme des jüngsten Gerichts zu hören. Da selbst auf heftiges Klopfen mit dem Stiefelknecht nicht reagirt wird, legt der Verzweifelnde sich auf die Lauer, um festzustellen, wann der beneidenswerthe Schläfer das Bedürfniß empfindet, sich einmal im Bette zu drehen, was bekanntlich nicht selten die erfreuliche Folge hat, daß das Schnarchen aufhört. Wirklich, das Bett ächzt! Er legt sich also auf die andere Seite. „Aber, was ist das?" ruft der schon Aufathmende aus, als er zufällig die Augen aufschlägt. „Das Zimmer ist ja ganz hell." Der Herr Architekt hat nämlich sogenannten Persiennes gespart. Auf der Straße spendet aber mit großer Freigebigkeit eine Laterne das reinste Auerglas-Glühlicht, das einer der bösen Geister mit staunenswerther Geschicklichkeit durch die vorgezogenen blendend weißen Stores so zu leiten weiß, daß es gerade auf das Angesicht des armen Opferlammes fällt. „Auch zu dumm," brummt es vor sich hin, „das Kopfende des Bettes so zu stellen, daß ich nach dem Fenster sehen muß." Und damit schickt er sich an, sogleich Abhülfe zu schaffen. Aber die bösen Geister erheben ein Hohngelächter. Denn legt er das Keil- und die anderen Kopfkissen nach der entgegengesetzten Seite, wird sein theures Antlitz von der Gasflamme des Corridors beschienen. Damit dieser bei Tage von dem Sonnenlicht profitire, hat der bis auf den Buchstaben gehorsame Architekt in das oberste Fach der Thür eine Glasscheibe eingesetzt. Ohne Frage, zu keiner Zeit ist der Menschen Drang nach „mehr Licht" so groß gewesen wie heute, gleichviel ob geistige Er- oder locale Beleuchtung in Frage kommt. Aber auch heute will der normal Beanlagte es für die Nacht dunkel haben. Er kann nicht einschlafen, wenn es um ihn herum so hell ist, daß er die Stecknadel auf dem Teppich zu erkennen vermag. Doch unser gehetzter Freund ist entschlossen, dem Spuk der Geister zu trotzen. Krampfhaft schließt er die Augen. Da meldet sich ein neuer Kobold, der es noch toller treibt als seine Brüder. Ein Hôtel ohne elektrische Beleuchtung imponirt heutzutage Niemandem mehr. Der Anschluß an die elektrische Centrale ist jedoch nicht immer leicht zu bewerkstelligen. Deßhalb wird von dem Baumeister in dem Hôtel selber ein Werk angelegt, dessen Maschine mit einem Male zu arbeiten beginnt, wenn der Gequälte in dem Kampfe mit den bösen Geistern meint am Ende seiner Willenskraft angekommen zu sein. Stoß auf Stoß trifft sein Ohr; und die Entrüstung über diesen im Grunde schon an Mord grenzenden, neuen Angriff auf seine Nachtruhe bringt ihn dermaßen in Verzweiflung, daß er schwört, das Reisen aufzugeben, um wenigstens an seinem Theil die Stunde möglichst hinauszuschieben, wo der Herr Wirth seine Villa in Godesberg beziehen kann.

„Made money, made hastely money!" Aber dieses „hastely" umfaßt nicht bloß den Begriff der Schnelligkeit, mit der die Reichthümer erworben werden sollen. Schnell kann man zu ihnen nur dann gelangen, wenn man Alles, was Einem im Wege steht, rücksichtslos mit den Ellenbogen zur Seite stößt. Die Art, wie nach den Weisungen des Bauherrn der Architect den neuen Gasthof aufzuführen und auszustatten hat, beweist hinreichend, daß der Erstere auch nach dieser Richtung die Wahrheit des amerikanischen Wahlspruches vollauf zu würdigen weiß.

Digitized by Google

Und das wird ihm um so leichter, als die Rücksichtslosigkeit ihm sozusagen im Blute steckt. Meistens sind die Besitzer unserer Gasthöfe früher Oberkellner gewesen. Hatte er sich denn damals besonderer menschenfreundlicher Rücksichtsnahme zu erfreuen gehabt? Giebt es auf der ganzen weiten Welt etwas Trostloseres als das Dasein eines Oberkellners? Ja, wann schläft er eigentlich? Geht der Logirgast spät nach Mitternacht zur Ruhe, so kann er noch dem Herrn „Ober" sagen, wann er geweckt werden will. Wünscht er schon mit dem ersten Zuge abzureisen, wer reicht ihm die Rechnung? Der Herr „Ober". Hat Jemand schon einen Oberkellner seine Mahlzeiten einnehmen sehen, ohne daß er die Speisen herunterstürzte? Sitzt er nicht meistens neben seinem Schreibpult in einer kleinen Ecke, von wo aus er kauend das Unterpersonal leitet oder den eben von der Tafel gesättigt aufgestandenen Gästen Auskunft über die Abfahrt der Züge oder die Lage dieses und jenes Geschäftes in der Stadt ertheilt? Kann er wohl je eine Seite seines großen Contobuches ohne Unterbrechung durchrechnen? Niemals kommt er dazu, über einen Gegenstand gründlich nachzudenken. Denn kaum hat er begonnen, den Faden zu spinnen, wird er sofort von einem Wißbegierigen zerrissen. Wer zeigt sich endlich im full-dress? Beengt es nicht die Geister sowohl wie die Gefühle. Viele Menschen giebt es, die im Frack, angeschnittener Weste und weißer Halsbinde auch bei 25 Grad Réaumur im Schatten frieren. Der Herr „Ober" befindet sich stets im full-dress. In ihm empfängt er die im Hôtelomnibus vorfahrenden Gäste, und mag es draußen „Drahtstrippen" regnen oder Keulen frieren; in ihm beaufsichtigt er die Bedienung an der Mittagstafel; in ihm befindet er sich noch, wenn er in mitternächtlicher Stunde einige gar zu seßhafte Kunden aus der Stadt zur Hausthür geleitet. Niemals hat er begriffen, was die Anderen unter einer behaglichen Existenz verstehen. Niemals ist er nach seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen gefragt worden. Wie soll er da haben lernen können, die Bedürfnisse der Anderen erforschen, geschweige denn berücksichtigen? So treibt er unwillkürlich später als stolzer Hôtelbesitzer die Rücksichtslosigkeit gegen seinen Logirbesuch so weit, daß er Uebelstände, die diesem empfindlich zusetzen, nicht einmal dann beseitigt, wenn es keinen oder nur geringen Kostenaufwand verursacht. An 50 deutsche Gasthöfe habe ich kennen gelernt, aber unter ihnen nur einen gefunden, in welchem auf den Corridoren vor die Stubenthüren Filzdecken gelegt waren, um den Schall bei dem Herauswerfen der Stiefel zu dämpfen. Hält es nicht jeder auf Reisen befindliche Deutsche für seine Pflicht, mit so viel Lärm als möglich zu Bette zu gehen? Mag schon die dritte Morgenstunde herangerückt sein, so plaudert er auf den Gängen doch noch so laut, als wenn er noch im Eisenbahnwagen säße und das Geräusch der Fahrt zu übertönen hätte. Nur mit Gepolter kann er die Thür seines Zimmers schließen. Das ganze Haus dröhnt aber, wenn er für den Hausdiener seine Stiefel hinausschleudert und diese auf die Dielen fallen. Nur ganz taube Leute pflegen bei solchem Getöse noch weiter zu schlafen. Garantirt der Herr Hôtelbesitzer durch Filzdecken vor den Stubenthüren nicht denjenigen seiner Gäste, die in dem Kampfe mit den vom Architekten heraufbeschworenen Spukgeistern noch nicht völlig unterlegen sind, eine einigermaßen erträgliche Nacht? Und was würde ihm diese Filzdecke kosten? Wer kann mir ferner einen deutschen Gasthof namhaft machen, in welchem der gebildete Mittelstand verkehrt und ein bequemes Sopha findet? Um Jemanden in steifer Visite zu empfangen, reicht es fast überall noch aus; aber nicht um am Tage auf ihm einmal für einige Augenblicke einzuschlummern. Nicht Jeder ist so glücklich beanlagt, daß er, wie es Viele thun, unmittelbar nach der Mittagsmahlzeit auf dem mit Leder überzogenen Kanapee des Speisesaales einnickt und hiervon der übrigen anwesenden Gesellschaft durch liebliche, aus Nase und Mund quellende Töne freudige Kunde giebt. Mancher sucht nach der Table d'hôte sein Zimmer auf und muß sich, wenn er sich nicht auf das Bett werfen will, erst aus dem schmächtigen Sopha mit steiler hoher Lehne und etlichen Stühlen ein kümmerliches Lager construiren, auf dem er dann noch wie ein Jongleur hin- und herbalancirt. Da doch einmal auch in die Zimmer des Hôtels für den Mittelstand ein Sopha gehört, — warum nimmt der Herr Wirth nicht ein bequemes statt eines unbequemen? Die Welt kann jenes nicht kosten. Wüßte man es nicht weßhalb, so könnte man auf den Gedanken kommen, er verfolge in der Annahme, daß unsere Generation immer mehr verweichliche, hohe ethische und erzieherische Zwecke. Unter allen Umständen muß auch der neben dem Bett auf dem Nachttisch stehende Leuchter so hoch sein, daß der bereits im Bett liegende Logirgast gezwungen wird, ihn erst herunterzunehmen, um das Licht auszupusten. Bei einem niedrigen Leuchter ließe sich dies ja leicht ohne eine lästige Armbewegung ausführen. Das ist aber auf jeden Fall zu vermeiden, und deßhalb werden die hohen Leuchter beibehalten, die auch unseren Vorderen zu Gemüthe geführt haben, daß die Menschen nicht zum Wohlleben in die Welt gesetzt worden sind. Ebenso muß auch, wenn es irgend angängig ist, der Nachttisch so neben das Bett gestellt werden, daß seine Thür sich nach der dem Bette abgewandten Seite öffnet. Es wäre nämlich unter dem Gesichtspunkte der eben angedeuteten muthmaßlichen Erziehungsmethode schade, wenn so ohne Weiteres vom Bett aus des Nachttisches Inhalt erreicht werden könnte. Dienlicher ist entschieden dem Logirgast, daß er aufsteht und sich hierbei gründlich erkältet. Die Erkältung bringt ihm dann zum Bewußtsein, daß er sich erst abzuhärten hat, ehe er einmal daran denken kann, sich auf Reisen zu begeben. Demselben Zwecke scheint auch die Thatsache zu dienen, daß in einem regelrechten deutschen Gasthofe mittleren Ranges fast alle Thüren offen stehen und die wenigen geschlossenen mit größester Bereitwilligkeit dem Wind durch Risse und Ritzen Zutritt selbst in die entlegensten Räume gewähren. An und für sich ist es gewiß sehr löblich, für frische Luft auch in den Gasthöfen zu sorgen. Aber auf diese Art der Ventilation verzichtet der Fremde, wenn er nicht gerade Franzose ist, der sich bekanntlich einer bewunderungswürdigen Unempfindlichkeit gegen Zug erfreut, nur gar zu gern. Die Abhärtung möchte er auf anderem Wege als dem von dem Hôtelbesitzer beliebten erreichen, da ihm dieser so sicher, wie zwei Mal zwei vier ist, zu einem hartnäckigen Husten oder Schnupfen oder auch zu einem recht schmerzhaften Rheumatismus verhilft. Kann man nachhaltiger für früher erfahrene lieblose Behandlung Vergeltung nehmen als der heutige Hôtelbesitzer, dem es gelungen ist, vom Oberkellner zum Inhaber hinaufzurücken? Aber ich will gerecht sein: er übt sie unbewußt. Er weiß gar nicht, was seinen Gästen noth thut; und diese glückliche Unerfahrenheit kommt auf das Erfreulichste seinem amerikanischen Triebe, hastely Geld zu machen, zu Statten. Sie bewahrt ihn vor der Versuchung in den Beutel für Dinge zu greifen, die nur mittelbar einen Profit abwerfen können.

Unter unseren Politikern giebt es eine sehr einflußreiche Gruppe, welche der Reiselust nach Kräften entgegenzuarbeiten sucht. Sollte man nach Allem nicht glauben, daß die Herrn Wirthe unserer Gasthöfe mit ihr im engsten Bunde stehen, trotzdem es eigentlich in ihrem Interesse liegen müßte, wenn die guten Landsleute von der Eisenbahn gar nicht mehr herunter und aus den Hôtels gar nicht mehr herauskämen? Ach nein, nichts ist ihnen so unsympathisch als die Agitation gegen die Reiselust. Auch sie sind für sehr erhebliche Herabsetzung des Personentarifes durch die Eisenbahnverwaltung. Und dennoch dieses rücksichtslose Ausnutzen der unerschöpflichen Langmuth des reisenden deutschen Publicums? Nun, sie können es sich ja leisten. Der beste Freund des Publicums ist der Wettbewerb. Ihm verdankt es überall die vergnügliche Rolle des tertius gautens. Nur auf dem hier in Rede stehenden Gebiet läßt er es schnöde im Stich. Aber führen denn nicht auf den Bahnhöfen bei der Ankunft der Züge die Hausdiener förmliche Schlachten bei dem Bemühen auf, Gäste für ihre Hôtels zu ergattern? Sind sie nicht fast überall ihrer Zudringlichkeit wegen schon aus dem Bahnhofsgebäude selber entfernt worden? Hat man nicht aus demselben Grunde an einzelnen Orten die Sphäre, in denen sie sich aufhalten dürfen, schon so weit zurückgerückt, daß der Ankömmling sie kaum noch rufen kann? Mit der Concurrenz der Herrn Wirthe hat das Raufen der Hausdiener unter einander nichts gemein. „Mea res agitur", sagt ein solcher, wenn er sich an die Rockschöße des Fremden hängt. Denn er lebt ausschließlich von den Trinkgeldern des Logirbesuchs. Der Herr Besitzer aber weiß, daß die Gäste in den anderen Hôtels ebenso schlecht untergebracht sind, als in dem seinigen. Wozu da die Aufregung? Hat er nicht außerdem sein Restaurant und seine Weinhandlung, die viel ergiebigere und zuverlässigere Geldquellen sind als die zugereisten Kunden?

Tout comprendre c'est tout pardonner, sagt der Franzose. Oft mag dieses Wort wahr sein. Auf die Erlebnisse in Bonn läßt es sich entschieden nicht anwenden. Die Beweggründe meines dortigen Hôtelbesitzers sind mir jetzt völlig klar. Dennoch kann ich es ihm nicht verzeihen, daß er mir alle Schattenseiten einer Hochzeitsfeier zu kosten gab, daß er mir wider alles Recht den Schlaf entzog, auf den doch jeder Sterbliche, ob hoch oder niedrig, ob reich oder arm, Anspruch hat, zumal wenn er, wie ich damals in Bonn, am Tage im Schweiße seines Angesichts gearbeitet, und daß er mich keines Wortes der Entschuldigung gewürdigt hat, als ich seinen ungastlichen Gasthof verließ. Im Gegentheil, ich habe die schönste Lust, Rache zu nehmen. Aber ich thue es auf meine Art. Nur deßhalb denuncire ich ihn hier bei dem reisenden deutschen Publicum, damit er und seine Berufsgenossen Einkehr halten, dem amerikanischen Wahlspruch „made money, made hastely money!" abschwören und zu den geschäftlichen Grundsätzen ihrer Vorfahren zurückkehren, die ihrem Logirbesuch alle Wünsche an den Augen abzusehen suchten. Nicht bloß das reisende Publicum gewinnt hierdurch; auch der Herr Gastwirth selber steht sich gut dabei. Denn jeder freundlich und rücksichtsvoll behandelte Gast führt ihm zehn neue zu, so daß er ein zweites Eisen, worunter hier ja die Restauration und die Weinwirthschaft verstanden werden soll, gar nicht mehr in das Feuer zu legen braucht.

Carl von Vielrogge.

Offene Briefe und Antworten.

Kunst und Literatur für Minderjährige.

In Nr. 20 der „Gegenwart" schreibt M. Hoffmann in einem Artikel, „Kunst und Literatur der Minderjährigen", über die Bestrebungen der letzten Jahre, die der bisherigen unkünstlerischen und un-

Digitized by Google

literarischen Erziehung der Kinder den Krieg erklärt haben, die der Erziehung des Kindes zum Verständniß und Genuß der Kunstwerke mehr Bedeutung beimessen, als bis jetzt geschah. Da die Sache, weil sie die Ausbildung der heranwachsenden Geschlechter betrifft, außerordentlich wichtig ist, scheint mir die Darlegung eines gegentheiligen Standpunktes nicht unnütz. — Der Verfasser des genannten Artikels kommt in seinen Gedankengängen zu dem Resultat: Gebe man doch den Unmündigen Märchen, Sagen, Schilderungen und Darstellungen aus dem weiten Gebiete der Geschichte, Geographie und Naturkunde in die Hand und lasse sie sich daran bilden und erbauen, erhalte man aber Kunst und Literatur als die Blüthe unseres Geisteslebens mit ihrem ungeschwächten, berauschenden Duft für die Mündigen, für reife Frauen und Männer! Es ist nicht gesagt, wann Männer und Frauen als mündig und reif gelten sollen. Gewöhnlich rechnet man ja wohl ungefähr das 20. Lebensjahr, wenn ich die Grenze auch noch einige Jahre später setzen möchte. Will denn Hoffmann wirklich, daß den Menschen bis zum 20. Jahr die Gebiete der Kunst und Literatur vollständig verschlossen bleiben sollen? Ich denke, er will so verstanden sein, daß man für das Schulalter, das wäre für die Menge bis zum 14. und 15. Lebensjahr, die beiden Gegenstände streiche. Wollte er übrigens die Kunst für dies Alter consequent verbannen, so müßte er auch auf Märchen und Sagen verzichten, denn sie gehören als Dichtungen unzweifelhaft zur Kunst. Doch bevor wir in eine kritische Erörterung eintreten, wollen wir zunächst etwas Positives zu gewinnen suchen. Fassen wir den in Betracht kommenden Stoff unter drei Fragen: 1. Ist eine künstlerische Erziehung, d. h. Erziehung zur Kunstauffassung, nicht Kunstausübung, des Kindes möglich? 2. Wie stand es bisher um die Erziehung zur Kunst? 3. Ist eine stärkere Betonung der künstlerischen Erziehung nothwendig oder auch nur wünschenswerth?

Ist eine künstlerische Erziehung überhaupt möglich? Aus den Gebieten der Psychologie und der Erfahrung werden wir die Waffen für eine Beweisführung in verneinendem oder bejahendem Sinne holen müssen. Es wäre ja möglich, daß die Kunst, wie etwa die Philosophie für das Kind ein unmöglicher Gegenstand wäre, weil sie der Seele des Kindes, seinen geistigen Fähigkeiten nicht entspräche. Die Philosophie setzt beispielsweise ein Abstractionsvermögen und eine Sammlung der Gedanken voraus, wie sie beim Kinde nicht vorhanden sind. Welche unserer Seelenkräfte setzt denn die Kunst am meisten in Bewegung? Unzweifelhaft die Phantasie. Selbstverständlich nicht die allein. Aber diese eine Seelenkraft ist doch so nothwendig, daß die nüchternen Verstandesmenschen allgemein als Kunstverächter, wenigstens als Ignoranten bekannt sind, und daß wir immer jene Kunst, die unserer Phantasie nichts bietet, als schal und nüchtern ablehnen. Man muß diese Fähigkeit unserer Seele geradezu als Vorbedingung für den Genuß eines Kunstwerkes hinstellen. An Phantasie fehlt es nun bekanntlich unter den Seelenkräften des Kindes nicht. Aber nicht nur diese eine Vorbedingung für die Auffassung des Künstlerischen finden wir beim Kinde erfüllt. Man kann noch weiter gehen. Wesentlich ist am Kunstwerk die Form. Freilich bin ich weit davon entfernt, wie Hoffmann in dem Formalen den höchsten Werth eines Kunstwerkes zu sehen. Mir steht der Gehalt neben der Form. Nur das ist ein echtes Kunstwerk, indem Gehalt und Form in ihrer Vollendung einander entsprechen. Immerhin bleibt dem Kunstwerke die Form wesentlich, und man wird den, dem der Sinn für das Formale abgeht, schwerlich zur Begeisterung für die Kunst bringen. Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß thatsächlich das Interesse des Kindes mehr am Stoffe als an der Form hängt. Aber weit gefehlt, wenn man glaubt, der Sinn für Form fehle dem Kinde überhaupt. Der Rhythmus, der Gleichklang, sei er consonantisch oder vocalisch, werden schon früh empfunden und nachgeahmt. Denken wir nur an Kinderreime und an die Lieder, die zu Hüpf- oder Tanzbewegungen gesungen werden. Wir finden also die Kindesseele keineswegs ungeeignet, Gegenstände der Kunst aufzufassen und zu genießen. Im Gegentheil. Das Kind verlangt nach ihnen, es will Dichtungen, Melodien, Bilder, — und zwar nicht nur Gassenhauer und Neu-Ruppiner Bilderbogen! Damit ist natürlich nicht behauptet, daß nun alle Werke der Kunst für Kinder verständlich seien.

Es bliebe aber immer noch der Beweis aus der Erfahrung zu führen. Die ist ja freilich Sache des Einzelnen, und Jemand braucht für sich die Erfahrungen eines Anderen nicht ohne Weiteres anzuerkennen. Indessen liegt die Sache hier doch für die Allgemeinheit so klar, daß auch die Erfahrung die Frage zwingend bejaht. Wir müßten den schönsten Theil des Deutschunterrichts in unseren Schulen daran geben, wenn es nicht so wäre. Die Märchen, Sagen, Balladen, die Lieder, die Epen, gehören sie nicht in das Gebiet der Kunst? Wer verneint, daß die Kinder sie auffassen, als Kunstwerke genießen, mag das ja thun, aber an seiner vorurtheilslosen Prüfung der Erfahrungsthatsachen muß ich zweifeln. Die Erfahrung an meinem Töchterchen zeigte mir jüngst, daß auch in Bezug auf Malerei die Kinder nicht so durchaus auf dem Standpunkte des Wilden stehen, wie man annimmt, und wenn sie dort stehen, diesen Standort doch bald eintauschen gegen einen höheren. Sie zog künstlerische Illustrationen zu dem Märchen „Die Sternthaler“ ähnlichen Bilderbogenbildern vor, trotzdem die Farben der Letzteren auffälliger und die Zeichnung gröber war. Und wenn man Knabenaugen vor einem Bilde wie Einsegnung der Freiwilligen 1813 blitzen sieht, wenn sie wieder und wieder steh'n und seh'n, wenn confirmirte Kinder Storms Pole Poppenspäler lesen, nicht einmal, sondern mehrere Mal mit Interesse lesen, sollte man dann noch behaupten können, eine künstlerische Erziehung wäre nicht möglich? Mir scheint die Frage nach der Möglichkeit einer künstlerischen Erziehung bejaht.

Wie stand es nun bisher um die Erziehung zum Kunstgenuß? Schlecht. So schlecht, daß man von einer solchen Erziehung mit Ausnahme einiger Gebiete der Poesie gar nicht reden kann. Das sagen wir, ohne der Vergangenheit einen Vorwurf zu machen und ohne uns, die wir es besser machen möchten, zum Theil auch besser machen, eitel aufzublähen. Aber es ist doch so, daß bis in unsere Zeit in den Familien wie in den Schulen fast nichts geschehen ist, um den künstlerischen Sinn der Kinder zu bilden. Man achtete und achtet allenfalls darauf, daß sie keine unsauberen Bücher lesen, keine unzüchtigen Bilder sehen, keine unanständigen Straßenlieder singen. Aber nach dem künstlerischen Werth einer Erzählung, die man dem Kinde zu lesen, eines Bildes, das man dem Kinde zu sehen giebt, fragte und fragt man nicht. Ich habe beim Einkauf von Bilderbüchern Eltern sich für billige und schlechte entscheiden hören: Es ist ja nur für Kinder! Warum ist denn sonst immer das Beste gut genug für die Kinder, nur in der Kunst nicht? Damit kommen wir auf die dritte Frage: Ist eine stärkere Betonung der künstlerischen Erziehung wünschenswerth oder nothwendig?

Unser Zeitalter der Naturwissenschaft und Technik, der Industrie und des Handels bildet zweifellos einseitige Menschen, macht uns in mancher Beziehung arm. Sie macht uns arm, nicht nur, weil sie uns um manchen Genuß der Ruhe und Sammlung bringt, sondern auch, weil sie uns jene Seite unseres Seelenlebens, die wir Gemüth nennen, verkümmert. Der Sinn, die Begeisterung für das Ideale schwindet, wie man allgemein klagt; der Geschmack verroht. Ist man nun der Meinung, daß der Mensch mit reich entwickeltem Gemüthsleben eine höhere Stufe bedeute, so kann man die Bedeutung der Kunst gar nicht mehr verkennen. Welche Schätze für das Gemüthsleben liegen in den Werken gerade unserer vaterländischen Künstler! Die Bedeutung der Kunst verstärkt sich für unsere Zeit, in der die bestehenden Formen der Religionsgemeinschaften so Vielen nichts mehr sind. Die Eindrücke auf das Gemüth von dem Religiösen her schwinden. Nehmt auch noch die Kunst und — entsetzt Euch über die Menschen, die sich entwickeln! Bedarf es noch einer Erinnerung daran, daß unsere Edelsten sich an den Werken der Kunst begeisterten, in ihrem Genuß eine höchste Lebensfreude erblickten? Nun, wenn wir die Kunst überhaupt als wünschenswerth, zur Erlangung vollen Menschenthums als nothwendig erkennen, dann müssen wir uns, wenn es uns Ernst ist, auch bequemen, die Erziehung zur Kunst in die Hand zu nehmen. Denn wie Alles im Kinde allmälig sich entwickelt, so kommt auch dem Menschen die Fähigkeit, Kunstwerke zu verstehen und zu genießen, nicht so angeflogen. Und noch aus anderem Grunde ist künstlerische Erziehung nothwendig: daß echte Kunst gedeihe. Jeder ereifert sich über Hintertreppen-Romane, über die Barbaret der Oeldruckgemälde und der Gipsfiguren, über „Salonmusik“ und manches Andere. Wie wollen wir Besserung schaffen, wenn wir nicht durch Erziehung zu wahrer Kunst dafür sorgen, daß den Einzelnen vor diesen Dingen ekelt? Es giebt nach diesen Erwägungen für mich kein anderes Resultat als dies: Kunst und Literatur auch dem Kinde! Und bist Du Freund der Kunst und unseres Volkes, tritt mit ein in die von Hoffmann so ironisch behandelte Bewegung, die darnach strebt, die Kunst zu einem stärkeren Factor der Erziehung zu machen, als man sie bis jetzt sein läßt.

Auf diese Bewegung wird allerlei Licht fallen, wenn wir nun Hoffmann's Gedanken kurz kritisch würdigen. Im Eingange seiner Arbeit hängt Hoffmann den „würdigen“ Männern der bezeichneten Richtung folgende Absichten an: Die Einen wollten den Kindern keine Bilderbogen und Abbildungen mehr bieten bei der Fülle der vorhandenen herrlichen Kunstwerke, die Anderen hielten es für unnöthig, den Knaben und Mädchen Jugendschriften in die Hand zu geben, weil ein wirklich guter Schriftsteller und Poet von jedem Alter müsse genossen werden können. Weiß denn der Verfasser nicht, daß z. B. die vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften sich Jahr und Tag abmühen, um durch sorgfältige Prüfung die Bücher festzustellen, die für die Jugend geeignet sind? Daß alljährlich zu Weihnacht ein Verzeichniß empfehlenswerther Jugendschriften herausgegeben wird, sogar nach Altersgrenzen zusammengestellt? Merkwürdigerweise macht er etwa in der Mitte seines Aufsatzes der neuen Bewegung einen Vorwurf daraus, daß sie die Dichter in für die Jugend geeignete und „spätere“ theile, daß sie den einzelnen Dichter zerlege in einen Dichter für Jugend und für Erwachsene. Er weiß also doch davon! Warum denn einen Esel hinstellen, den man so bequem mit der Plumpkeule hinternach todtschlägt?

Im Anschluß an den Feldzug gegen die Auswahl für die Jugend ruft Hoffmann dann aus: „Welche Gefahr liegt aber für unsere Kunst und Literatur darin, wenn sie zu einem Lehrmittel für die Minderjährigen herabgedrückt werden!“ Wer in aller Welt beabsichtigt das? Und weiter: „Das ganze ungeheure Gebiet der Liebe ist dadurch ausgeschlossen, oder es muß in einer so unwahren, überzuckerten Gestalt dargestellt werden, daß es zum Zerrbilde wird.“ Auch hier scheint Hoffmann nicht davon zu wissen, daß gerade die neue Bewegung dies Gebiet nicht vollständig ausgeschlossen wissen will, daß sie es unter keinen Umständen unwahr und überzuckert dargestellt wissen will.

Er argumentirt ferner, daß, wie die Kunst im Dienst der Familie

Digitized by Google

zu dem wässerigen Brei der Familienblätter geführt habe, wie sie im Dienst des Patriotismus heruntergekommen sei, sie auch im Dienst für die Jugend entarten müsse. Sehr recht! Damit tritt Hoffmann auf die Seite der neuen Bestrebungen, die auch den Leuten, die berufsmäßig für die Jugend zusammenschmieren, auf die Finger klopfen möchte; die verlangen, daß der Künstler nicht zu den Kindern hinabsteige und dabei kindisch werde, sondern daß er die Kinder zu sich emporhebe.

Was mich aber geradezu stutzig machte, das war das, was Hoffmann aus der Entwickelung des Kindes folgert. Er scheint anzunehmen, weil das Kind sich allmälig vom Unvollkommenen zum Vollkommenen entwickelt, daß darum dem Kindesalter das Unvollkommene entspräche und am geeignetsten für dasselbe sei. Er sagt: „Das Kind ersetzt das, was in der Geschichte oder den Bildern, die ihm geboten werden, fehlt, durch die schrankenlose Fähigkeit seiner traumartig wirkenden Phantasie. Es verlangt daher nicht so sehr nach etwas Vollkommenen als nach dem, wofür es sich interessiren kann.“ Das, was einer Erzählung oder einem Bilde zum Kunstwerke fehlt, wird die Phantasie eben nie ergänzen; und sollte es nicht am besten sein, den Kindern Vollkommenes und Interessantes an einem Werk zu geben? Uebrigens kommt die Frage des Interesses hier nicht allein in Betracht. Manche irregeleitete Phantasie hat an albernen oder häßlichen Dingen Interesse. Und darum gilt es zu erziehen durch echte Kunstwerke. Dann wird eben das, was Hoffmann als Wirkung der Kunst für Minderjährige schwarz an die Wand malt, nicht eintreten, daß nämlich der Markt mit minderwerthigen Erzeugnissen überschwemmt werde, weil sich die Künstler den Forderungen des Marktes anbequemen würden. Wie das bis jetzt kein echter Künstler that, so wird's wohl auch in Zukunft nicht geschehen. Wenn wir aber Kunst und Literatur für die Unmündigen vollständig ausschließen, werden künstlerische Wilde das laufende Publicum bilden. Es wird das Flache und Seichte genießen und der Afterkunst in die Hände fallen. Daß das nicht geschehe, daß die echten Künstler anerkannt und gefördert werden, darum auch thut künstlerische Erziehung noth! Die wichtigen Fragen des Was? und Wie? stehen hier nicht zur Erörterung. Gewiß ist da das, was Hoffmann's Aufsatz gleichsam als Stimmung durchzieht, sehr am Platze: Besonnenheit und scharfe Prüfung vor der Beschreitung neuer Wege. Ich habe übrigens nicht den Eindruck, daß den führenden Geistern der Bewegung dieses fehle. Man lese die Verhandlungen des Kunsterziehungstages in Dresden.

Altona. O. Wentorf.

Notizen.

Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. 35 Lieferungen zu je 60 Pfennig. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) „Vieles Wunderbare giebt es, doch nichts ist wunderbarer als der Mensch“, so läßt sich das Wort des großen Sophokles übersetzen, und man stimmt ihm gern zu, wenn man sich in das vorliegende Werk und seine prächtigen Abbildungen vertieft. Schon die ersten drei Lieferungen lassen erkennen, daß hier eine wirklich umfassende Völkerkunde vor uns liegt, die sich auf bildliche Documente von urkundlicher Treue stützt. Es wird hier zu ungewöhnlich wohlfeilem Preise ein volksthümliches Prachtwerk ersten Ranges geboten, das Anschauung und Belehrung in angenehmer Form verbindet.

Julius Duboc: „Streiflichter, Studien und Skizzen“, Verlag von Otto Wigand, Leipzig, 1902 (226 Seiten). Der Verfasser gehört nicht zu den Denkern, welche durch originelle dialectische Antithesen und Begriffs-Constructionen wie Kant und Hegel oder durch extreme Lebensanschauungen, große Stichworte und verblüffende „Umwerthungen“ populär geworden sind. Vielmehr ist er in unseren besten literarischen Kreisen geschätzt durch seine allseitige kritische Besonnenheit, die sich auch in den Aufstellungen nicht verleugnet, die von ihm der philosophischen Bedeutsamkeit für würdig erachtet werden. Als Hauptschrift ist sein Werk „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkt des Determinismus“ zu bezeichnen, erschienen im obigen Verlage; ergänzend ließ er Ende 1900 „Die Lust als socialethisches Entwickelungsprincip“ folgen. Duboc steht gegenwärtig im 73. Lebensjahre, ist aber noch rege publicistisch in Journal-Aufsätzen thätig, und man muß die geistige Frische anerkennen, mit welcher er bestrebt ist, allen Zeitfragen von philosophischer Bedeutung zu folgen. So hat er sich z. B. trotz des schulwissenschaftlichen Vorurtheils gegen den Occultismus nicht gescheut, auch dies heikle, zur Zeit noch wenig geklärte Gebiet in den Bereich seiner Betrachtungen zu ziehen. Er bethätigt aber auch hier seine alle Zeit vorsichtige und kritische Haltung.

Das obige Buch bringt Vielerlei und besteht zumeist aus einer Sammlung von Journal-Artikeln. Die verschiedenartigsten Gebiete werden berührt, philosophische, belletristische, sociale und politische, auch Psychologisches, die Literatur-Kenner finden interessante Streiflichter, Erinnerungen, kritische Betrachtungen. Trotz dieses vielseitigen Inhalts will die Einleitung dem Buche doch einen einheitlichen Grundzug wahren, indem sie darauf hinweist, daß zwischen dem ersten Aufsatze, Mene Tekel, und dem „Epilog“ eine Verknüpfung besteht. Der Philosoph, wie der Literaturfreund und Politiker kommen bei dieser Lectüre auf ihre Rechnung. Gern wird man auch zu der Geschichte der geistigen und politischen Kämpfe des 19. Jahrhunderts in Deutschland, namentlich auch derjenigen Strömungen, welche dem vormärzlichen Idealismus entsprangen, von den Erinnerungen Duboc's im Verkehr mit hervorragenden Männern jener Zeit Kenntniß nehmen, zumal er einer der wenigen noch Lebenden aus jener Epoche ist, an der so viele geistig bedeutende Männer thätig theilnahmen und sich erprobten.

Recht wirksam läßt er gegen den Schluß hin den Erinnerungen an die Jugend und an seine Sturm- und Drangperiode eine von reicher Lebenserfahrung getragene Umschau „Im Alter“ folgen, worin novellistisch skizzirte Bilder von wohlthuender Wärme an uns vorüberziehen, auch solche aus seiner frühesten Hamburger Kindheit. Im „Epilog“ wirft er noch einmal die räthselvollen Fragen nach Sinn und Ziel des Lebens auf, um sie in seiner Weise mit inhaltsvollen Ausblicken zu beantworten. Man kann dem Buche nur viele Leser wünschen. —f.

Auch mit seinem achten Bande legt der neue Brockhaus hohe Ehre ein. Das neckische Alphabet würfelt natürlich wieder eine Menge von Artikeln zusammen, die untereinander nur durch den gleichen Anfangsbuchstaben verwandt sind, die aber beweisen, daß das Werk auf allen Gebieten seinen Vorrang behauptet. Bis in die neueste Gegenwart fortgeführt sind die großen Artikel Großbritannien, Griechenland ꝛc. Ihnen reiht sich ein ausführlicher Artikel über unseren stolzen Seehafen, den größten des Continents, Hamburg, an, ausgestattet mit einem ganz neuen großen Stadtplan und einer Karte der Umgebung. Ueberhaupt kann der Apparat an Karten und Plänen als vortrefflich bezeichnet werden. Ausgezeichnete biographische Artikel sind die über Goethe, Gustav Adolf, Habsburg mit vier Stammbaumtafeln, in denen die ganze Entwickelung des weitverzweigten Geschlechts übersichtlich dargestellt wird. Ein besonderes Interesse beansprucht der Artikel über Heerwesen, dem eine treffliche Karte beigegeben ist, welche die Garnisonen der Infanterie, Artillerie, Cavallerie ꝛc. aller europäischen Staaten zeigt und dadurch ein Bild des bewaffneten Friedens giebt. Die gewaltigen Rüstungen der Hauptstaaten werden dadurch erst recht verständlich.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig**.

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von **Richard Nordhausen.**

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines gebildeten Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 9. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Umsturz von oben. Von Caliban. — Glossen eines Verwaltungsbeamten zum Fall Löhning. Von v. S. — Englischer Zollbund und britische Reichseinheit. Von Anton Weis-Ulmenried. — Die Reform der deutschen Stenographie. Von Mil Richter (Leipzig). — Zur Philosophie des Lebensraumes. Von Eduard Sokal (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Pariser Romane. Von Eugen von Jagow (Paris). — Aus dem Briefwechsel eines Geigerkönigs. Von Dr. Adolph Kohut. — **Feuilleton.** Begegnung. Skizze von Luise Westkirch. — **Aus der Hauptstadt.** Compromiß. Von Prinz Vogelfrei. — Anzeigen.

Umsturz von oben.

Es giebt kaum eine Regierung mit besseren Absichten, als die preußische, aber es giebt auch kaum eine, die so schlechte oder mindestens so verkehrte Mittel zur Erreichung ihrer guten Absichten anwendet wie sie. Zwei Beispiele für ein Dutzend: Der deutschen Industrie soll der Weltmarkt geöffnet werden, und um das zu ermöglichen, zerquetscht ein preußischer Ministerpräsident, im Nebenamte deutscher Reichskanzler, mit seinen Handelsverträgen die Bauernschaft des Staates. Officiell schmettern unablässig Fanfaren, die zur Einigkeit, Königstreue, zu blindem Vertrauen ꝛc. aufrufen, und gleichzeitig zwingt man durch eine märchenhaft unüberlegte Wirthschaftspolitik die Landwirthe, diese Kerntruppe des gesunden Conservatismus, in schroffe Opposition zu gehen. Der Kaiser erklärte, persönlich mit der Socialdemokratie fertig werden zu wollen; sein Ministerium aber sieht ruhig zu, wie der Umsturzpartei Tag für Tag aus den Reihen des zermalmten Handwerkes und Kleingewerbes starke Colonnen neuer Recruten zumarschiren. Man weiß ganz genau, wohin der Lauf des Schiffes gehen muß, doch die Hand am Steuerrade zittert, und der Muth fehlt, einen Gedanken auszudenken, will sagen, ihn in frische, fröhliche That umzusetzen. Unsere Politik bekommt dadurch etwas Hinterhältiges. Sie nimmt sich zehn Mal raffinirter und unmoralischer aus als sie ist. Macchiavelli würde ja nun diesen Schein nicht eben meiden und tadeln. Es könnte Nutzen bringen, unter Umständen. Aergerlich ist bloß, daß die Wissenden Neudeutschlands Philisterhaftigkeit und Aengstlichkeit ganz genau kennen. Gerade die, auf deren Meinung es ankommt, lassen sich durch den falschen Schein unserer skrupellosen Schlauheit nicht täuschen. Sie hüten sich indeß, die Unwissenden aufzuklären. Bei denen gilt weiter als schändliche Geriebenheit und Fuchstücke, was nur eine runde und volle Dummheit ist.

Wir haben uns verrechnet, als wir Weltmarkt-Politik treiben wollten und dabei in aller Unschuld eine gefährliche innere Agrarkrisis heraufbeschworen. Wir haben uns verrechnet, als wir in internationaler Höflichkeit machten, niemals mit Telegrammen und Freundschafts-Betheuerungen sparten und zum Dank dafür ein gönnerhaftes Lächeln ernteten. Unsere unglückliche Hand wird sprichwörtlich werden. Der Osten muß dem anspruchslosen Sarmatenvolke anheimfallen, wenn wir ihn nicht mit kernhaftem deutschen Mittelstande bevölkern, deutschen Bauern, deutschen Handwerkern; wenn wir nicht allen Elementen, denen preußische Unterofficierstüchtigkeit eignet, diesen Kampfplatz öffnen. Was geschieht statt dessen? Ein hoher Geheimer Rath wird boykottirt und pensionirt, weil er sich eines Feldwebels Kind zur Gemahlin erkiest. Die Bornirtheit mancher Ragenden ist groß, und Preußen dürfte froh sein, wenn seinen Machthabern ein wenig von der Verschlagenheit zu Theil geworden wäre, die ihnen fälschlich nachgesagt wird. Wie leicht wäre es gewesen, Herrn Löhning's Verhalten in der Polenfrage zum Knüppel zu machen, über den der Provinzialsteuerdirector mit gehörigem Plumps hätte stolpern müssen! Keine von den Zeitungen, die vor Kurzem das correcte und gewissenhafte Verhalten conservativer Landräthe in der Canalfrage so gereizt tadelten, kein liberales Blatt hätte für einen Mann Partei ergreifen dürfen, der nur hoher Beamter, nicht einmal daneben auch Volksvertreter war und sich dennoch der Politik seiner Regierung thätig widersetzte. Herr v. Bitter war für solchen Macchiavellismus nicht zu haben. Ganz unumwunden nannte er seinem Untergebenen den Grund, weßhalb er ihn verabschiedete: die Tochter des Feldwebels. Das war ehrlich. Leider war es jene Ehrlichkeit, die sich grundsätzlich nicht mit der Weisheit vermählt.

Ueber die Standesquerellen der Posener geht lächelnd hinweg, wer sich frei fühlt und dieser Ketten mit einiger Berechtigung spottet. Man ist sonst nicht so wählerisch im Posenschen, und die Enkelin eines Hausirers steht gesundem Empfinden nach social kaum höher als die Feldwebelstochter. Herr Löhning, der tschandalademüthig den gestrengen Präsidenten so bitterlich ernst nahm, darf sich über sein Unglück nicht beschweren. Er kannte die Gesetze der Kaste und wußte, daß man den Uebertreter steinigt. Ein Anderes ist der grobe Affront, der in Herrn Coccius unserem gesammten braven Beamtenthum und unserem preußischen Unterofficiercorps angethan worden ist. Diese beiden Tragpfeiler der altpreußischen Monarchie sollten bei einiger Festigkeit erhalten werden. Wir haben der Socialdemokraten genug, und — die Wahlen im nächsten Jahre werden es zeigen — ihre Zahl schwillt noch immer an. Weßhalb wir nach den Landwirthen, den Handwerkern und Kleingewerbtreibenden auch noch diese tüchtige und eisenharte Schicht vor den Kopf stoßen und in's gegnerische Lager treiben müssen, ist Jedem unerfindlich, der die Staatsmänner von heute, die neudeutsche Regierungsschule, nicht kennt.

Caliban.

Digitized by Google

Glossen eines Verwaltungsbeamten zum Fall Löhning.

Trotz der sicherlich einseitigen Darstellung des verabschiedeten Provinzialsteuerdirectors erhellt aus seiner amtlichen Indiskretion, daß die Verlobungsgeschichte doch zum Vorwand seiner politisch nothwendigen Entfernung benutzt worden ist. Gerade in Posen war dies nicht unbedenklich, wo der Oberpräsident, der Polizeipräsident und der Oberbürgermeister jüdischer Abkunft sind und jedenfalls ein tüchtiger, mittlerer Beamter und früherer Feldwebel jüdischen Vorfahren vorzuziehen ist. Nach meiner Kenntniß ist übrigens der Vater des Personalienrathes Enck ebenfalls ein Subalternbeamter gewesen, was ja häufig genug vorkommt und nur Väter und Söhne ehrt. Andererseits nehmen die Zöllner in der Verwaltung eine etwas niedere Stufe in der Werthschätzung ein, da sie sich aus Gerichtsassessoren und Subalternbeamten ergänzen, die als Steuerräthe Räthe 5. Classe und damit höhere Beamte werden. Außerdem gehört ein Provinzialsteuerdirector wohl zu den Spitzen der Behörden, hat aber nicht zu repräsentiren. Daher scheint es gewagt, von ihm in dieser Beziehung mehr als von einem vortragenden oder Oberregierungsrath zu verlangen. Eine solche Heirath ist nur Sache des Taktes und jedenfalls unhaltbar, wenn der subalterne Schwiegervater am Orte und im Dienste sich befindet. Daß die ehrenwerthe Tochter eines solchen höchst achtungswerthen Regierungssecretärs, auf dessen Tüchtigkeit ein wichtiger Theil der Staatsverwaltung ruht, natürlich unendlich höher steht als die Töchter jüdischer Geldleute oder christlicher Speculanten, ist über jeden Zweifel erhaben und eine ernste Mahnung, in dieser Richtung sich die Frauen unserer höheren Beamten und Officiere anzusehen. Uebrigens dürfen sich Officiere über Subalternbeamte nicht höhnend äußern, da sie selbst als Verabschiedete nur als solche verwandt werden können und oft genug unter Vorgesetzte aus dem Unterofficierstand kommen. Frühere Unterofficiere können dagegen in den Ministerien Geheime Hofräthe werden und haben dann in den Centralstellen den Rang der Regierungs-, Legations- und Finanzräthe, erhalten auch als Gipfel des Ehrgeizes die Krone um den Hals, also einen Generalsorden. Amtlich ist demnach ein Regierungssecretär ein nicht zurückzuweisender Schwiegervater, und um des Standes Willen darf ein Minister gerade diese Stütze des Thrones nicht kränken. Der Minister wird Mühe haben, die Verschleierung des triftigen und selbstverständlichen Grundes, der politischen und nationalen Unzuverlässigkeit, durch die in Posen jedenfalls gesellschaftlich peinliche Verlobung mit der Tochter eines früheren Feldwebels zu entschuldigen. Schlimm genug, daß vielleicht ein Zweifel bestand, ob die Entfernung im Displinarwege wegen Polenfreundlichkeit zu ermöglichen wäre. Dann müssen unsere Disciplinargesetze eben geändert werden, da ein solcher Vorgesetzter in Posen nicht geduldet werden kann.

v. S.

Englischer Zollbund und britische Reichseinheit.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Die englischen Imperialisten erblickten seit jeher in einem Handels- und Defensivbündniß mit den sich selbst verwaltenden Colonien, sowie in der möglichst weiten Ausdehnung der englischen Machtsphäre das beste Mittel zum Schutz des britischen Reiches und zur Erhöhung seines Wohlstandes. Deßhalb war auch der vielgenannte Colonialminister Josef Chamberlain seit seinem Amtsantritt im Jahre 1895 unablässig bestrebt, eine Annäherung der Colonien an das Mutterland herbeizuführen und so die angestrebte Imperial Unity zu verwirklichen. Als Einleitung oder Vorbereitung dazu erschien die Errichtung eines colonialen Zollbundes nothwendig. In den Arbeiten zur Durchführung des angestrebten colonialen Zollbundes trat seit dem Jahre 1898 scheinbar ein Stillstand ein. In dem genannten Jahre war nämlich eine englisch-amerikanische Commission zusammengetreten, um die seit längerer Zeit angebahnte angelsächsische Verständigung über alle schwebenden Streitfragen zwischen Canada und den Vereinigten Staaten herbeizuführen. Ueberdies buhlte England damals um die Freundschaft Deutschlands. Da nun weder den Vereinigten Staaten noch Deutschland die Errichtung eines colonialen Zollbundes sonderlich angenehm gewesen wäre, hätte England nicht klug gehandelt, die Verhandlungen zu forciren. Dazu kam der südafrikanische Krieg. Die Siege der Buren durchkreuzten nicht nur die erhoffte baldige Gründung eines „Vereinigten Südafrika", das nebst Canada und Australien ein Hauptbestandtheil des englischen Colonialreichs sein sollte, sondern rüttelten eine Zeit lang auch stark an dem Glauben an Englands Fähigkeit, seine Machtstellung zu heben —, mußten also schwächend auf die colonialen Anschlußbestrebungen wirken. Die englische Regierung und mit ihr der energische Chamberlain hielt sich in Folge dessen in den Bemühungen zur Verwirklichung des gesteckten Zieles etwas zurück. Desto eifriger und intensiver wurde aber in den Colonien selbst an der Sache weiter gearbeitet, insbesondere von Seite Canadas, das von allem Anfange an die Triebfeder der ganzen Bewegung gewesen war. Dort wurde beschlossen, den 23. Mai für alle Zukunft den „Empire-Day" zu nennen, in den Schulen die Jugend in englisch-patriotischem Geiste zu erziehen, und sie eingehend zu belehren über das Verhältniß Canadas zum britischen Weltreich. Der erste „Empire-Day" wurde 1899 gefeiert und gelegentlich desselben hielt der greise Staatsmann Sir Charles Tupper eine patriotische Ansprache an 10 000 Schulkinder. Es dauerte nicht lange, so faßte eine Colonie nach der anderen den Beschluß, jährliche Beiträge für das englische Marinebudget zu leisten; ja Canada erbot sich, jedes Jahr 1000 seetüchtige Fischer auf britischen Kriegsschiffen für den Seekriegsdienst ausbilden zu lassen. Die Damen Canadas gründeten einen eigenen Verein „Daughters of the Empire", der seinerseits für den Zusammenschluß des großen Reiches wirken sollte. Eine directe telegraphische Verbindung der Colonien, insbesondere Canadas mit Australien über den Stillen Ocean wurde durchgeführt, damit in Krieg und Frieden die entferntesten Theile des Reiches mit einander verbunden seien. Die Regierung Queenslands erbot sich im Juli 1899, der englischen Regierung Truppen für den südafrikanischen Krieg zur Verfügung zu stellen. England wies zuerst das Anerbieten zurück, ging aber bald auf das von einer Colonie nach der anderen einlaufende Angebot, Freiwillige zur Vertheidigung des englischen Reichsbanners in Südafrika zu stellen, ein. Der südafrikanische Krieg, der für England so wenig glorreich verlief, gab mithin Gelegenheit, die weit zerstreuten Besitzungen des britischen Reiches mit dem festesten Kitt, den es giebt, zu verbinden: mit Blut, vergossen unter derselben Flagge und um eines gemeinsamen Interesses willen. Er ist die eigentliche Veranlassung zur Verwirklichung der lange ersehnten britischen Reichseinheit geworden.

Unter herzerhebenden Ansprachen seitens der Staatsmänner der verschiedenen Colonien verließen die Freiwilligen ihre Heimath. So sprach Lord Brassey zum ersten Contingent, das die Colonie Victoria im October 1899 dem Mutterlande beistellte: „Ihr zieht heute nicht fort aus Besorgniß für den Frieden oder die Sicherheit Australiens, auch nicht auf Befehl der Minister oder des Gouverneurs. Unter dem unwiderstehlichen Druck der Volksstimmung haben wir unserer Königin angeboten, ihr Hülfstruppen zu senden aus ihren entlegenen Besitzungen unter dem Süderkreuz.

Digitized by Google

Wenn ihr nach Südafrika kommt, werdet ihr mit dem Contingent aus dem fernen Canada zusammenkämpfen. Dieser Umstand macht Epoche, er bildet einen Wendepunkt in der britischen Geschichte. Er ist der Ausdruck eines festen Volksentschlusses in einem Reiche, in dem die Sonne nie untergeht, zusammenzustehen und sich in den Tagen der Noth um die alte Fahne zu schaaren. Es ist dies ein stolzer und kluger Beschluß, der uns von heute an vollständig sichert gegen jeden fremden Angriff."

Dieses Solidaritätsgefühl, von dem sich die Colonien so lebhaft beseelt zeigen, trägt natürlich mächtig bei zur Verwirklichung der britischen Reichseinheit. Es war mithin keine Uebertreibung, als die canadische Section der British Empire League in ihrem Dank an den Premierminister Wilfried Laurier bemerkte, daß der Präsident Krüger ein Hauptwerkzeug zur Förderung der britischen Reichseinheit sei. Größer als in den Colonien erscheint die Wirkung des erwachten Solidaritätsgefühls in England selbst, wo die Bevölkerung geradezu gerührt ist von den patriotischen Aeußerungen in den Colonien und von den tüchtigen kriegerischen Leistungen der Freiwilligen auf so mancher blutigen Wahlstatt. In Folge dessen ist man auch zu allen nur möglichen Zugeständnissen auf materiellem Gebiete den Colonien gegenüber bereit.

Nachdem Canada schon im Jahre 1897 den ersten praktischen Schritt zur Verwirklichung des englischen Zollbundes gemacht, ging es im Jahre 1900 einen Schritt weiter. Am 23. März des genannten Jahres theilt der Finanzminister Fielding dem canadischen Unterhause mit, daß die Regierung beschlossen habe, vom 1. Juli 1900 an den britischen Waaren bisher zugestandenen Vortheil von 25% auf $33^1/_3$% zu erhöhen. Mit stürmischem Jubel nahm das Haus diese Mittheilung auf, erhob sich und sang stehend die englische Nationalhymne. Aehnliche Beschlüsse wurden in anderen Colonien gefaßt. In Südafrika wurde wiederholt die Absicht ausgesprochen, nach Beendigung des Krieges einen südafrikanischen Zollbund zu gründen, der englischen Waaren besondere Begünstigungen einräumen sollte. Ebenso hatten die Premierminister der australischen Colonien, wo man eben mit den Arbeiten für die Vereinigung in einen Bundesstaat beschäftigt war, bei der Versammlung zu Melbourne am 11. März 1898 beschlossen, daß der neue Tarif des Bundesstaates besondere Vortheile für englische Waaren enthalten solle. In Folge dieser Vorgänge gab man nun auch in den officiellen Kreisen des Mutterlandes die bisher bezüglich des Zollbundes beobachtete Zurückhaltung auf. Am 30. April 1900 gab die British Empire League ein großes Banket zu London, um die Leistungen, welche die Colonialtruppen in Südafrika vollbracht, zu feiern, sowie zu Ehren der australischen Delegirten, die sich während der Tagung des Parlamentes, in welchem über die Genehmigung der neuen Verfassung des australischen Bundesstaates verhandelt wurde, in London aufhielten. An dem Banket nahm auch der gegenwärtige König Edward VII. Theil Er sprach in warmen Worten seine Anerkennung für die Bemühungen, das Mutterland und das Colonialreich enge mit einander zu verbinden, aus. Lord Salisbury pries die Opferwilligkeit der Colonien, Chamberlain sprach für Australien, und der Repräsentant Canadas, Oberst Denison, sorgte dafür, daß die Wünsche Canadas, betreffs des praktischen Vollzuges des Zollanschlusses auch bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck kamen. Das größte Interesse beanspruchen indeß die Worte des Herzogs von Devonshire (Lord Hartington), des Präsidenten der League, eines sonst recht zurückhaltenden Mitgliedes der englischen Regierung. Er sagte nämlich, nachdem er auf die verschiedenen Einflüsse hingedeutet, welche auf den engeren Zusammenschluß des Reiches fördernd eingewirkt hatten: „Ich bin überzeugt, daß nur verbrecherische Gleichgiltigkeit oder Stumpfsinn unsererseits diese Einflüsse hindern könnte, in einer nicht fernen Zukunft den politischen und socialen Zusammenschluß des Reiches und dessen Einheit zu schaffen." — In ähnlicher Weise äußerte sich Lord Selborne gelegentlich eines Bankets der Handelskammer am 29. Juni 1900, indem er direct auf den Zollbund verwies und seinem Zweifel Ausdruck gab, ob der Freihandel für alle Zeiten und für alle Länder passe.*) Lord Salisbury erklärte ebenso entschieden wie Chamberlain, daß die Zeit der Manchesterschule vorbei sei. — Von großer Bedeutung und ungemein förderlich für die im Zuge befindliche Einigungsbewegung im britischen Reiche war die im März 1901 stattgefundene Rundreise des Herzogs von Cornwall (gegenwärtigen Prinzen of Wales) sammt Gemahlin durch das ganze britische Reich.

Der südafrikanische Krieg hatte aber nicht nur den Colonien Gelegenheit geboten, ihren englischen Patriotismus zu bethätigen und dadurch die Einheitsbestrebungen in Fluß zu bringen, sondern hatte bekanntlich England ungeheure Auslagen verursacht, die mindestens theilweise nur durch Zollerhöhungen gedeckt werden können. Er hat auf diese Weise all' denen in die Hände gearbeitet, die in der Armuth des englischen Zolltarifs an Sätzen eine große Schwierigkeit für den künftigen colonialen Zollbund erblickten. Im April 1901 sah sich denn auch der englische Finanzminister genöthigt, einen Einfuhrszoll auf Zucker und zuckerhaltige Waaren und einen Ausfuhrszoll auf Kohlen in Vorschlag zu bringen; welcher Vorschlag auch angenommen wurde. Der Kohlenzoll kam ganz unerwartet, wiewohl er jedenfalls schon lange in Erwägung gezogen worden war. Man hatte nicht vorausgesetzt, daß die englische Regierung einen Ausfuhrzoll einführen würde, da er in formeller Hinsicht den Freihandelsreformen noch mehr widerstreitet, als der Einfuhrzoll. Einen Zuckerzoll hingegen hatte man längst erwartet.

Seit längerer Zeit schon hatte sich eine Bewegung geltend gemacht, um eine durchgreifende Reform des englischen Steuerwesens herbeizuführen. Die „Times" hatten wiederholt Artikel aus der Feder einer offenbar sehr bedeutenden Persönlichkeit gebracht, in denen nachgewiesen wurde, daß das derzeitige System (Einkommensteuer, income tax und Zoll auf einige wenige Artikel) eine zu schmale Basis für die Finanzen eines großen Reiches bilde. Man solle zurückgreifen auf seiner Zeit aus Freihandels-Pedanterie abgeschaffte Zollsätze, z. B. auf einen niederen Zoll für Korn und Mehl,

*) Unter Hinweis darauf, daß Ostindien immer mehr und mehr mit dem prämiirten deutschen und österreichischen Zucker überschwemmt werde, der zu niedrigeren Preisen verkauft werde als Indiens eigener Rohrzucker, und daß in Folge dessen eine indische Zuckerraffinade nach der anderen den Betrieb einstellen müsse und immer weniger Rohrzucker gepflanzt werde — auf Grund dieser Erwägungen hatte im November 1898 die Handelskammer von Bengalen an die indische Regierung das Ansuchen gestellt, nach dem Beispiel der Vereinigten Staaten einen Zuckerzoll einzuführen, um so die Wirkung der Prämien zu paralysiren und den indischen Rohrzucker wieder concurrenzfähig zu machen. Nach eingeholter Genehmigung der Reichsregierung wurde denn auch von der indischen Regierung mit 20. März 1899 ein Gesetz erlassen, wonach der eingeführte Zucker mit einem Zoll in der Höhe der Prämie belegt wurde. Der englische Vicekönig Lord Curzon erklärte diesen Zoll ganz offen als einen Schutzzoll, dessen Einführung von weittragender Bedeutung für das ganze britische Reich wäre. Um das Murren der „Hohenpriester in den Tempeln des Freihandels" brauche man sich nicht zu bekümmern. Die Einführung dieses Schutzzolls und deren unverschleierte Motivirung erregte begreiflicher Weise einen förmlichen Aufruhr unter den doctrinären Wortführern der Freihandelsprincipien, nach deren Ansicht des Gravamen hauptsächlich darin lag, daß die Einführung dieses Schutzzolls nicht von einer sich selbst verwaltenden Colonie, sondern von der verantwortlichen Reichsregierung selbst ausgegangen war. Die Opposition verlangte daher, die Regierung deßhalb vor dem Unterhause zur Verantwortung zu ziehen. Wiewohl die Freihandelspartei gelegentlich der großen Zolldebatte ihre besten Redner in's Treffen führte, war ihr Widerstand umsonst. Mit überzeugender Kraft wiesen der Minister für Indien, Lord Hamilton, sowie Chamberlain die verderblichen Folgen des Prämiensystems für die Colonien nach, sowie die Nothwendigkeit, die Colonien dagegen zu schützen, und erklärten überdies, daß der in Indien eingeführte Zoll außerhalb Indiens keine Nachwirkung mit sich bringen werde. Die Regierung ging aus der Debatte als Siegerin hervor. Das Haus genehmigte die indische Zollpolitik mit einer Majorität von 293 Stimmen gegen 152.

Digitized by Google

auf Zuckerzoll u. dgl. Die Einführung des Zuckerzolles wurde daher von der Mehrheit der Bevölkerung mit Freuden begrüßt, weil er, abgesehen davon, daß er die stark mitgenommene englische Raffinade-Industrie schützte, sich vortrefflich dazu eignete, den Colonien Vortheile zu sichern.

Britisch-Indien hatte, wie oben erwähnt, es verstanden, sich gegen die Concurrenz des prämiirten Rohzuckers zu schützen, weil es eine zahlreiche, consumirende Bevölkerung hat, und die Hemmung der Einfuhr fremden Zuckers durch Strafzoll der Schädigung der eigenen Production abhalf. Ganz anders aber verhält es sich mit den westindischen Inseln, deren Existenz von der Ausfuhr des Zuckers abhängt. Diese ehemals so reichen Inseln waren nahezu ruinirt in Folge der Concurrenz, die ihnen der von Deutschland, Oesterreich und Frankreich ausgeführte Zucker bereitete. Der Zuckerpreis sank dort unter das Minimum, welches die Productionskosten deckte. Plantage nach Plantage gab den Zuckerbau auf, die Bevölkerung fand keinen Verdienst, und die Inseln waren nicht einmal im Stand, ihre Verwaltungsauslagen zu decken. Am Schlechtesten sah es auf Jamaika aus. England wollte und konnte natürlicher Weise die Inseln nicht zu Grunde gehen lassen; doch war es der Regierung lange Zeit nicht möglich, die einzige wirksame Hülfe zu bringen: Abschaffung der Zuckerausfuhrprämien. Chamberlain hielt heftige Reden gegen das „abscheuliche Prämiensystem"; aber in England sah man es insofern für vortheilhaft an, als man Dank ihm einen durch Exportprämien verbilligten Zucker einführen konnte. So lange diese egoistische Anschauungsweise nicht aufhörte, konnte die Regierung nichts Anderes thun, als durch halbe Maßregeln (Darlehen, Vorschüsse u. dgl.) Westindien aufrecht zu erhalten suchen. Nach und nach glückte es doch, der öffentlichen Meinung klar zu machen, daß für Westindien etwas geschehen müsse, selbst wenn der Zucker für die englische Bevölkerung vertheuert werden sollte. Da fingen denn die Handelskammern in den großen englischen Städten an, Resolutionen zu fassen bezüglich der Abschaffung des Prämiensystems, und die Regierung gab ihren Repräsentanten bei der im Vorjahr zu Brüssel stattgefundenen Zuckerconferenz sehr energische Instructionen mit: sie sollten Abschaffung sowohl der directen als der indirecten Prämien fordern, sonst würde England nach dem Beispiel Amerikas und Indiens den prämiirten Zucker durch Strafzoll ausschließen. Den besten Eindruck von der scharfen Haltung Englands auf der Conferenz gewinnt man aus einem am 23. Januar 1902 in der „Times" erschienenen Artikel, dessen Bedeutung sicherlich weit über die „Zuckerfrage" hinausreicht. In dem Artikel wird den Continentalmächten der Rath gegeben, wohlweislich die Veränderungen in Betracht zu ziehen, die in England vor sich gehen: dort hänge man nicht mehr wie ehemals so sehr an den Freihandelstheorien, und der Krieg und andere Umstände haben es nothwendig gemacht, das derzeitige Steuersystem zu ändern, das allzu einseitig gewesen sei. — Die continentalen Regierungen thäten klug, sich bei Zeiten gefaßt zu machen auf Veränderungen, die ihnen sonst zu unerwartet kämen, so daß sie nicht mehr Zeit hätten, ihre heimische Oekonomie darnach einzurichten. „Unsere Colonien haben nun, Dank der klugen Politik unseres Colonieministers Chamberlain, sowie in Folge anderer Umstände einen Platz in den Angelegenheiten des Reiches eingenommen, den sie in solchem Maß früher nie eingenommen haben. Sie sind direct interessirt an der Zuckerfrage, und ihre begründeten Forderungen werden sich Anerkennung verschaffen durch die fiscalischen Veranstaltungen der Reichsregierung." — In Folge des Druckes von Seite Englands beschloß denn auch die Zuckerconferenz am 28. März l. J., daß alle directen Ausfuhrprämien für Zucker zu entfallen hätten und daß der Zollschutz für Zucker (der Unterschied zwischen Einfuhrzoll und inländischer Productionssteuer) nicht mehr als 6 Francs für 100 kg betragen solle. Dadurch wollte man es den „Ringen" unmöglich machen, sich eine indirecte Prämie zu schaffen dadurch, daß sie im Inland zu hohen Preisen kaufen und zu niederen Preisen in's Ausland ausführen. Diese Bestimmungen treten mit September 1903 in Kraft.

Die englische Regierung hat sich zur Revanche für die Durchsetzung ihrer Anträge verpflichtet, vor den ersten fünf Jahren nach Inkrafttreten der Brüsseler Zuckerconferenzbeschlüsse dem Zucker aus seinen Colonien keine Zollvortheile in England einzuräumen. Durch die Abschaffung der Zuckerprämien, wodurch Rohr- und Rohzucker in der Concurrenz einander gleichgestellt wurden, wurde den westindischen Inseln die Möglichkeit geboten, die Zeit bis zum Inkrafttreten der erwähnten Beschlüsse zu überstehen. Schutz der westindischen Inseln war also der Zweck des Uebereinkommens von Seite Englands. Am 15. April l. J. verlangte der englische Finanzminister in seiner Budgetrede einen Zoll auf Korn und Mehl. Mit einer Majorität von 254 Stimmen ging sein Antrag durch, was so recht bezeichnend für die Umwandlung ist, die sich in der öffentlichen Meinung Englands vollzogen hat. Früher betrachtete man den niedrigen Zoll (1 sh pro Quarter Korn), der nach Abschaffung der hohen Kornzollsätze im Jahre 1846 beibehalten worden war, als principwidrig, so daß der Finanzminister Lowe 1868 ihn abschaffte, wiewohl er der Staatscasse ganz ansehnliche Einkünfte zubrachte. Man sah eben jeden Kornzoll als verwerflich an, mochte er noch so niedrig sein. Gegenwärtig bezeichnet man Lowe's Standpunkt als Pedanterie. Man ist eben nicht mehr pedantisch, sondern praktisch. Man führt von Neuem einen Zoll ein, der Geld in die Cassen bringt. Für die erklärten Anhänger des englischen Zollbundes ist die Einführung des Kornzolls ein bedeutender Sieg. Sie zweifeln nicht daran, daß, haben sie erst den Zoll, sie ihn verhältnißmäßig leicht erhöhen können; und erhöht man ihn dann nur für ausländisches Korn, während man Canadas Korn für einen niederen Zoll oder ganz zollfrei hereinläßt, so erweist man damit Canada einen werthvollen Dienst und kommt damit gleichzeitig der consumirenden Bevölkerung entgegen. Ein Zoll auf Bauholz ist auch in Aussicht genommen, der mit der Zeit ebenfalls von besonderer Bedeutung für Canada werden könnte; ebenso ein Zoll auf Butter, der gleichfalls den Colonien zu Gute kommen würde, da sowohl Canada als Australien hauptsächlich Agriculturstaaten sind, und Australien gegenwärtig schon sehr bedeutende Quantitäten Butter zur Ausfuhr bringt. Durch die Einführung eines Zolles auf Butter droht insbesondere der dänischen Landwirthschaft eine ernste Gefahr. Dänemarks Butterexport, der fast ausschließlich nach England sich bewegt, trägt jährlich durchschnittlich über 100 Millionen Francs ein!

Der Zusammenschluß der verschiedenen Theile des britischen Reiches ist freilich keine so leichte Sache. Es handelt sich darum, was den Colonien als Ersatz für ihre Zugeständnisse an England gegeben werden soll. Und eine Entschädigung verlangen und erwarten die Colonien. Kanada dachte am Schnellsten an's Ziel seiner Wünsche zu kommen, indem es dem Mutterlande Vortheile ohne Gegenforderungen zugestand. Die Schwierigkeit dieser Frage liegt vielleicht kaum so sehr in der Abgeneigtheit Englands, der Colonien wegen verschiedene Waaren mit Zoll zu belegen, als bei den Colonien selbst. Ihre Zollsätze aufzugeben, englische Waaren zollfrei einzulassen und zur Revanche zollfreie Einführung nach England zugestanden zu bekommen, das ist ihnen aus financiellen Gründen unmöglich. Ueberdies ist das Klima und die Production so verschieden in den einzelnen Colonien (man denke an das tropische Ost- und Westindien einerseits, an das nordische Canada und Australien andererseits), daß es äußerst schwer fallen wird, einen Modus ausfindig zu machen, der Alle zufriedenstellen könnte. — In dieser Hinsicht äußerte sich der hervorragende Freihändler R. Giffen in einem

Digitized by Google

Artikel der „Times“ vom 2. April 1902 folgender Weise: „Um die Colonien politisch an uns zu binden, können wir uns in Etwas finden, das wir als ökonomisch unvortheilhaft betrachten; umgekehrt können wir von den Colonien erwarten, daß sie aus politischen Gründen sich in Etwas finden, was sie als fatale Eigenschaften des Freihandels ansehen. Aber von der Praxis des Freihandels aus politischen Gründen abzuweichen, ist nicht dasselbe, als die Principien des Freihandels aufgeben; falls wir wissen, was wir thun. Das Staatsinteresse steht nicht unter, sondern über ökonomischen Lehrsätzen, und es war ein Fehler Seitens einiger Freihändler, daß sie das Gegentheil geltend machen wollten.“

Die Reform der deutschen Stenographie.

Von Mil Richter (Leipzig).

Noch in diesem Jahre geht die deutsche Stenographie einem freudigen Ereigniß entgegen: einer Reform. Das ist ungefähr dasselbe, als wenn sie das Fest ihrer hundertjährigen Wiedergeburt feiern würde. Zwar ist sie noch nicht ganz so alt, denn es sind erst sieben Jahrzehnte seit dem Tage in's Land gegangen, da Gabelsberger's Redezeichenkunst auf der Weltbühne erschien, aber die Geschichte macht oft Sprünge über die Grenzlinien des Chronisten hinweg. So wird es auch der deutschen Stenographie passiren, daß sie ihre eigene Entwickelung um einige Jahrzehnte überholen wird. Denn seit den siebziger Jahren hat sie sich unstreitig in der geraden Linie — von einigen nebensächlichen Ausbiegungen abgesehen — zur Volkskurzschrift entwickelt. Das ist eine historische Thatsache, mag man sie nun zugestehen wollen oder nicht. Sind doch seit dieser Zeit — also während der letzten drei Jahrzehnte — nicht weniger als einige hundert Stenographiesysteme, sei es als Versuch oder sei es als fertige Producte, auf den Markt der Oeffentlichkeit gebracht worden. Und diese Systeme haben alle ohne Ausnahme die ausgesprochene Tendenz, einen Fortschritt in der Richtung herbeiführen zu wollen, daß der innere Aufbau der Stenographie vereinfacht und damit ihre Verbreitung erleichtert wird. In diesem Gedanken liegt der hauptsächlichste Wesenszug der Volkskurzschrift.

Als vor fünf Jahren gelegentlich der glänzenden Festtage der Bonner Mosengeilfeier die stenographische Welt mit dem Ereigniß einer Verschmelzung der Systemgemeinschaften Stolze, Schrey und Velten überrascht wurde, handelte es sich ebenfalls um eine Reform der Stenographie, um die Annahme eines Systems, das dieselbe Tendenz der Vereinfachung zum Zwecke leichter Erlernbarkeit hatte. Damals wurde wenig Aufhebens um das Bestehende oder geschichtlich Gewordene gemacht. Man nahm die neue Schrift allenthalben an, weil man der Ueberzeugung war, einen idealen Sieg über alle theoretischen Erwägungen und selbst über das eingebürgerte Recht der Gewohnheit gemacht zu haben. Auch da kämpfte der Fortschritt gegen den trotzbietenden Willen der Gewohnheit, aber die Begeisterung für jene machte schließlich alle Rücksichtnahme auf das Liebgewordene, das sich bereits als geistiges Eigenthum eingebürgert hatte, vergessen. Nur so war es möglich, daß eine Schrift von drei sich feindselig gegenüberstehenden Systemgemeinschaften angenommen wurde. Welchen Vorsprung die Entwickelung der Stenographie dadurch erhalten hat, sehen wir erst heute, wo man sich in der größten Stenographengemeinschaft Deutschlands eben anschickt, eine Revision und damit eine Vereinfachung des Gabelsbergerschen Systembaues vorzunehmen und über die Annahme dieser neuen Schriftform zu beschließen. Diese Beschlußfassung hat am Stenographiehimmel bereits sehr düstere Wolken heraufbeschworen. Hier und da gewinnt es wohl auch den Anschein, als ob Unklarheit und Verwirrung in die Kreise des Laienpublicums hineingetragen würden, die doch nicht minder als die Stenographen selbst ein Interesse daran haben dürften, welche Kurzschrift künftighin gelehrt und welche der kommenden Generation vorgelegt wird. Fragen wir daher zunächst, welche Bewandtniß es mit der beabsichtigten Reform der Gabelsberger'schen Stenographie hat.

Einem ähnlichen Vorgange begegnen wir auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung. Bekanntlich haben auch hier im vorigen Jahre Verhandlungen stattgefunden, die zu einer Revision der deutschen Schulorthographie geführt haben. Das Ergebniß ist ja bereits amtlich veröffentlicht worden, und es haben die neuen orthographischen Bestimmungen nicht nur in verschiedenen amtlich eingeführten Schulbüchern Anwendung gefunden, sondern sind auch in den höheren Lehranstalten officiell gelehrt worden. Ueber diese Reform hat man sich in der Oeffentlichkeit einfach ausgeschwiegen. Entweder man hat sie für eine Nothwendigkeit oder für ein nothwendiges Uebel gehalten. Denn die Tendenz ist hier dieselbe wie in der Stenographie. Was nämlich auf beiden Seiten erstrebt wurde, das ist die Einfachheit der Schrift einerseits und die sprachliche Ausgestaltung andererseits. Daß die neue Orthographie einfachere Wortbilder hervorbringt, wird man wohl ohne Weiteres behaupten können, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Denn die consequente Ausscheidung der sogenannten Dehnungsbuchstaben (h nach t), die lautgemäße Schreibung aller Fremdwörter oder aus Fremdwörtern abgeleiteten Bezeichnungen und vieles Andere bringt sicher eine Vereinfachung mit sich. In diesen mannigfachen Ausscheidungen aller Ueberflüssigkeiten und der consequenten Gestaltung der Regeln liegt daher der Fortschritt der neuen Rechtschreibung, abgesehen von dem der orthographischen Einheit im deutschen Sprachgebiete.

Wie verhält es sich nun mit der praktischen Anwendung dieser Neuerung? Man könnte annehmen, daß im ganzen deutschen Sprachgebiete die neue Rechtschreibung, nachdem sie amtlich in den Schulen gelehrt wird, nun auch Anwendung fände. Wer nur einen flüchtigen Blick in das heutige Schriftwesen wirft, wird finden, daß dies nicht der Fall ist, daß vielmehr die alten Wortbezeichnungen seit Jahrzehnten fortbestehen. Neben der bisherigen Orthographie hat es also immer die alte gegeben, die, obwohl sie amtlich seit dem Jahre 1880 keine Giltigkeit hat, nicht nur von einzelnen Zeitungen, sondern auch von Behörden immer noch Anwendung findet. Diese Schreibweisen werden auch noch vereinzelt stehen bleiben, nachdem es eine neueste Rechtschreibung aus dem Jahre 1902 giebt. Es liegt auch weder in der Absicht einer derartigen Reform, noch ist es überhaupt möglich, die neuen Bestimmungen nun mit einem Male überall einzuführen. Zunächst sollen sie in der Schule gelehrt werden, damit sie von hier aus allmälig in das Volk eindringen. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten bleiben, sie zum Gemeingut der kommenden Generation zu machen. Denselben Vorgang beobachten wir auch in der Stenographie. Die Gabelsberger'sche Schule hatte ihr System bereits im Jahre 1857 einer umfassenden Reform (die sogenannten Dresdener Beschlüsse) und im Jahre 1895 einer weniger einschneidenden Revision unterzogen, während die Stolze'sche Stenographie im Jahre 1888 durch umfassende Systemänderungen eine völlige Umgestaltung erfuhr. Diese häufigen Revisionen und Reformen, welche hier in die Erscheinung treten, mögen den Fernstehenden vielleicht etwas befremden. Betrachtet man sie in ihrem Einflusse auf den Gebrauch der stenographischen Schrift, so ist es gewiß berechtigt zu fragen, ob sie hier störend einwirken oder nicht. Und in der That liegt hier einer der stärksten Angriffspunkte für Diejenigen, die überhaupt gegen alle Aenderungen der stenographischen Schrift sind. Sie verlangen, daß der ruhige Gang der historischen Entwickelung gewahrt bleibe, damit Derjenige, der vor drei, vier oder fünf Jahrzehnten die Stenographie erlernt

Digitized by Google

hat, auch die heute bestehende Schrift noch ohne Weiteres lesen kann und umgekehrt, damit die Kenner der heutigen Schrift auch die Stenographie aus früheren Zeiten noch zu lesen im Stande sind. Eine solche Beständigkeit der Schriftformen wird naturgemäß durch eine Reform mehr oder weniger durchbrochen. Gerade die Gabelsberger'sche Schule hat es bisher als ihre heiligste Pflicht angesehen, das Erbe ihres Meisters sorgsam zu hüten und ihr System von umgestaltenden Reformgedanken freizuhalten. Ja, sie hat sogar aus der sprunghaften Entwickelung anderer Stenographiesysteme, wie sie durch tiefgreifende Aenderungen hervorgerufen wurden, einen Vorwurf gemacht, der in dem fortwährenden Systemhader sehr häufig einen willkommenen Angriffspunkt bildete. Nun steht die Gabelsberger'sche Schrift selbst vor einer Umgestaltung, die etwas weiter als die bisherigen Revisionen geht.

Nicht bloß in Laienkreisen, sondern auch unter den Stenographen selbst ist nun thatsächlich bereits eine gewisse Verwirrung entstanden. Diejenigen, die es nöthig haben, so schnell als möglich die Stenographie zu erlernen, sind der Meinung, die Erlernung hätte jetzt keinen Zweck, da sie sich doch in einigen Monaten die neuen Schreibweisen wieder aneignen, also gewissermaßen wieder umlernen müßten. Die anderen dagegen, die das Gabelsberger'sche System schon beherrschen, möchten sich mit Händen und Füßen gegen eine Abänderung des Bestehenden sträuben, weil sie sich so in die Schrift hineingelebt haben, daß ihnen die Neuerung keine Vortheile bringen zu können scheint. Das sind die beiden Hauptargumente, die zur Verwirrung der Unkundigen beitragen. Verhält es sich nun thatsächlich so? Bringt die Systemvorlage, welche bereits veröffentlicht und auch in den stenographischen Systemgemeinschaften durchgesprochen worden ist, thatsächlich so weitgehende Abänderungen, daß die neue Schrift von der alten bis zur Unähnlichkeit abweicht? Eigentlich sind es nur drei neue Gesichtspunkte, die in der Vorlage in die Erscheinung treten, nämlich die Einführung der Einheitlichkeit für ein Zeichen, das bis jetzt verschiedenartig geschrieben werden konnte, und zwar in der Weise, wie es sich bereits in einigen Gegenden Deutschlands eingelebt hatte, sodann die consequente Bezeichnung der Selbstlauter, durch Beseitigung einiger theoretischer Ausnahmen und schließlich das Zusammenschreiben derjenigen Zeichen, die sprachlich zusammenklingen, zu sogenannten Consonantenverbindungen, wobei sich die stenographischen Wortbilder mehr nach ihrer sprachlichen Zusammensetzung unterscheiden. Daraus geht also hervor, daß es sich um keine Aenderung der Grundlage des Gabelsberger'schen Systembaues handelt, sondern nur um Einführung einiger neuen, einheitlich gestaltenden Bestimmungen innerhalb des Rahmens der Schriftregeln. Während es sich also im Jahre 1857, zu welcher Zeit es Wiener, Dresdener und Münchener Schreibweisen gab, darum handelte, diese verschiedenen Richtungen unter einen Hut zu bringen und die Einheitlichkeit der Gabelsberger'schen Systemgemeinschaft nach außen hin zu erreichen, soll die jetzt in Aussicht stehende Reform nach innen eine einheitliche Ausgestaltung der verschiedenen Schreibweisen unter engerer Anlehnung an die Gesetze der Sprache und unter Einführung klarerer Schriftbestimmungen herbeiführen. Das wenigstens ist die Tendenz der Revisionsvorlage.

Aus diesem Grunde kann eigentlich von einer umgestaltenden Reform keine Rede sein. Wer irgend ein Schriftstück nach der alten Orthographie in die Hände bekommt, den werden zwar einige Eigenthümlichkeiten in der Schreibung der Wörter befremden, aber er wird es trotzdem lesen können. So ist es auch mit der Gabelsberger'schen Stenographie. Wiederholte Versuche haben gezeigt, daß eine Niederschrift nach den Schreibweisen aus den Jahren vor 1857 ohne Schwierigkeiten zu lesen war und daß das Lesen eines Stenogramms, in dem die beschlußmäßigen Schreibweisen von 1895 nicht vorhanden waren, überhaupt keine Schwierigkeiten Denjenigen machte, welche die Stenographie in der heutigen Form gelernt hatten. Die Erfahrung hat auch weiter gelehrt, daß die neue Schrift, wie sie in diesem Jahre durch den Berliner Stenographentag angenommen werden soll, von den bisherigen Kennern des Gabelsberger'schen Systems ohne Weiteres gelesen werden kann. Ich habe die Probe auf's Exempel gemacht und dies bestätigt gefunden. Die neuen Wortbilder zeigen also keine so bedeutenden Abweichungen, gegenüber den bisherigen, als daß sie das Lesen wesentlich erschwerten. Von einem Umlernen kann demnach keine Rede sein.

Nun giebt es allerdings zwei Arten von Stenographen, die bei einer Reform sehr in Betracht kommen. Etwa hunderttausend Stenographiekundige gehören den stenographischen Gemeinschaften an, während es vielleicht zweimal so viel einzeln stehende Kenner der Kurzschrift giebt. Von ersteren sowohl als von letzteren ist es nun vielleicht der vierte oder höchstens der dritte Theil, von denen die stenographische Schrift fließend gelesen werden kann und die im Stande sind, die Niederschrift eines anderen zu entziffern. Die anderen drei Viertel der Stenographiekundigen beherrschen das System nur in so geringem Maße, daß sie es vielleicht zu einigen dürftigen Notizen für sich selbst verwenden können. Es wird hiernach ohne Weiteres einleuchtend sein, daß dieser letztere Procentsatz bei einer Reform, die zugleich einen Fortschritt in der Entwickelung bedeuten soll, überhaupt nicht in Frage kommen kann. Es verhält sich das ungefähr so, als ob man sich bei Einführung der neuen Rechtschreibung nach jedem Sextaner hätte richten können. Nur Diejenigen, die das System richtig zu schreiben und in der einen oder anderen (neuen oder alten) beschlußmäßigen Form praktisch zu verwenden in der Lage sind, können bei der Einführung von Neuerungen in die Schrift in Frage kommen. Und für diese Stenographiekundigen werden die in Aussicht stehenden Aenderungen der stenographischen Schrift keinen Stein des Anstoßes in ihrer praktischen Anwendung bilden.

Ein weiterer Punkt, den namentlich die praktischen Stenographen gegen eine Reform in's Feld führen, ist die Möglichkeit eines Verlustes an Kürze, den die Stenographie damit erleiden könnte. Wenn es sich aber um diese höchste Stufe der stenographischen Schrift, wie sie zum Nachschreiben von Reden gebraucht wird, handelt, so nimmt die Schrift einen so individuellen Charakter an, sie erfährt also von dem ausübenden Stenographen so mannigfache persönliche, zum Theil auch willkürliche Kürzungen und Aenderungen, daß diese Form für die Allgemeinheit gar nicht maßgebend sein kann. Hier handelt es sich vielmehr um die theoretische Grundlage, also um die Stenographie in ihrer elementaren Lehrform, und da haben genaue Zählungen zu dem Ergebniß geführt, daß die in Aussicht stehende Revision eine Beeinträchtigung der Kürze der Schrift im Allgemeinen nicht mit sich bringt. Der Charakter der Stenographie bleibt also gewahrt.

Diesen Einwänden, die man gegen eine Reform der Stenographie erhebt und die in den meisten Fällen — eben weil sie auf Vorurtheilen oder Unkenntniß beruhen — nicht stichhaltig sind, steht nun vor Allem das ideale Ziel der Entwickelung entgegen. Es ist nicht bloß der Gedanke der Einfachheit und einheitlichen Ausgestaltung des Systems an sich, um deswillen Aenderungen vorgenommen werden sollen, sondern es ist vor Allem das höhere, von idealer Begeisterung für die Sache getragene Bestreben, auf dem Wege der Entwickelung einmal zu einer Einigung unter den verschiedenen in Deutschland bestehenden Systemgemeinschaften zu kommen, um dem deutschen Volke eine einheitliche Stenographie zu geben. Die Entwickelung der drei größten deutschen Stenographiesysteme hat schon während des letzten Jahrzehnts in der Richtung stattgefunden, daß sie sich einander bedeutend genähert haben. Die Stolze'sche Schule ist durch die Vereinigung mit dem Schrey'schen System weit in das Fahrwasser der

Digitized by Google

Gabelsberger'schen Schrift hineingerathen, und wenn nun das Gabelsberger'sche System jene consequente theoretische Ausgestaltung, wie sie die in Aussicht stehende Revision mit sich bringen soll, erfährt, so bedeutet das zweifellos einen Schritt zur Annäherung an die zweitgrößte Stenographenschule in Deutschland: Stolze-Schrey. Damit haben wir allerdings noch keine Einheitsstenographie, aber es ist doch wenigstens der Weg angedeutet, auf dem wir zu einer solchen gelangen können und werden.

Zur Philosophie des Lebensraumes.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Unter den verschiedenen Systemen, welche in mehr oder minder bewußter Weise von einem einseitigen Gesichtspunkt der Rasse (Gobineau, Chamberlain, Driesmans u. s. w.), des wirthschaftlichen und biologischen Daseinskampfes (Darwin, Marx u. s. w.) ꝛc. ꝛc. die Entwickelung der Lebewelt und des Menschengeschlechtes auffassen und in dem schier monomanen Festhalten ihres Standpunktes zu bedeutsamen Entdeckungen und wohl auch nicht minder bedeutsamen — Irrthümern gelangt sind, tritt letzthin eine neue Conception in den Vordergrund, welche in erster Linie den geographischen Raum in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit und relativen Unveränderlichkeit als das bestimmende Agens der Weltgeschichte ansieht und hierbei — wohl gemerkt! — weniger an die klimatischen und Bodenverschiedenheiten der einzelnen Länder als an die großen, rein räumlichen Beziehungen des Zusammenhanges, der Gestaltung, der Größe und der Gliederung denkt. Auch diese Auffassung, nicht minder uralt wie die anderen in ihren gedanklichen Wurzeln, hat einen genialen Neubegründer gefunden in Friedrich Ratzel, der sie in einer Reihe hervorragender Werke auf die Geschichte des Menschengeschlechtes angewandt hat und in einer kürzlich erschienenen gedankenreichen Abhandlung u. d. T. „Der Lebensraum"*) auf die gesammte Entwickelung des Lebens ausdehnt.

Auf einem erst glühend heißen und dann allmälig erkaltenden Lavatropfen ein wunderlicher Schimmelüberzug, der sich in steten Wandlungen erneuert, in unausgesetzten grotesken Bewegungen ergeht und trotz aller schwächlichen Hinterlist, mit der er sich den äußeren Unbilden anzuschmiegen oder zu entziehen weiß, mitleidslos dazu verdammt ist, eines Tages durch die Kälte, welche für ihn Gesetzgeber, Richter und Henker zugleich ist, aus seinen verborgensten Schlupfwinkeln weggefegt zu werden — so würde sich vielleicht aus der Sirius-Perspective die Geschichte des Lebens auf der Erde ausnehmen.

Die zeitlichen Grenzen des Lebens wurden bereits häufig zum Gegenstand eingehender, wenn auch freilich äußerst hypothetischer Untersuchungen gemacht, und erst kürzlich hat der österreichische Ingenieur Wellisch in einer sehr bemerkenswerthen Abhandlung u. d. T. „Das Alter der Erde" den Versuch gemacht, an dieses Problem mit dem Rüstzeug exacter und rechnender Forschung heranzutreten. In analoger Weise hat es sich nun Friedrich Ratzel zur Aufgabe gemacht, in seiner obenerwähnten Studie über den „Lebensraum" den großen tellurischen und kosmischen Zug in den räumlichen Bedingungen aller Lebensentwickelung nachzuweisen. Ebenso wie in unserer Zeit die Forderung Herder's wieder verstanden zu werden anfängt, die Philosophie der menschlichen Geschichte müsse vom gestirnten Himmel herabsteigen, so muß man nach Ratzel auch für die Biogeographie — die Anthropogeographie mit eingeschlossen — die Forderung durchsetzen, daß sie von der ganzen Erde ausgehe. Das bewegliche Leben findet die Erde nicht zu groß, wenn es sie in den ungeheuren Zeiträumen, die es zu seiner Entwickelung braucht, umzirkelt, und jede Lebensform vom beschränktesten Vorkommen hat Stammverwandte in entlegenen Theilen der Erde. In der Geschichte eines Lippenblüthlers, der nur einige Alpwiesen Kärnthens bewohnt, eines Insectenfressers, der auf ein Pyrenäenhochthal beschränkt ist oder des kleinsten Zwergvolkstammes im afrikanischen Urwald leben die Wirkungen der Größe und Gestalt, der Bewegungen, Masse und stofflichen Zusammensetzung des ganzen Erdballs.

Was auf unserer Erde Raum will, muß in den beschränkten 506 Millionen Quadratmetern der Erdoberfläche schöpfen. In dieser Zahl sind die absoluten Schranken alles körperlichen Lebens gegeben. Diese Größe ist für die Geschichte der Menschheit praktisch unveränderlich. So stellt sich denn Angesichts des beschränkten Fassungsvermögens der Erde und der unbeschränkten Vermehrungsfähigkeit der Organismen der Kampf um's Dasein in erster Linie als ein Kampf um Raum dar. Die Raumbewältigung erscheint nach Ratzel als das hervorragendste Merkmal des Lebens. Seit jeher wurde die Beweglichkeit als allgemeinste Lebenseigenschaft anerkannt; Ratzel weist nach, daß innere und äußere Bewegung des Organismus unmerklich und ohne deutliche Grenze in einander übergehen. Allmälig und stetig löst sich von den Wachsthumsbewegungen die unwillkürliche und willkürliche Ortsveränderung der höheren Organismen los und erscheint auf dieser Stufe als die vornehmste biologische Waffe im Kampfe um's Dasein. „Die Tendenz zu wandern ist ein wichtiges und vielleicht das wichtigste Mittel, das die Natur anwendet, um das Aussterben einer neu entstandenen Art zu verhüten." (Semper.)

In diesem Zusammenhange tritt klar die Rückwirkung des Raumes auf das Leben zu Tage, die Ratzel in einer Reihe lichtvoller Auseinandersetzungen über „Eroberung und Colonisation", „Lebensdichte, Wohndichte und Artdichte", „Grenzsäume und Erhaltungsgebiete" discutirt. Die Retorte der Natur bildet immer neue Organismen, wirft sie auf den Markt des Lebens und schmilzt das verbrauchte Material zu neuen Schöpfungen ein.

Die gigantischen Einflüsse, welche in Millionen von Artgenossen wühlen, durchkreuzen sich in der mannigfaltigsten Weise und dieser Großbetrieb der Natur, den Ratzel zum Vorwurf seiner Untersuchungen gemacht hat, ist daher nicht leicht zu analysiren. Sind für die Entwickelung eines großen Formenreichthums und ferner für die Erhaltung einer neugebildeten Art große oder engbegrenzte Wohngebiete günstiger? Es scheint, daß ein Cyclus in diesen Bedingungen die günstigste Combination darstellt. Neue Abarten und Arten werden in vielen Fällen zunächst einen engen Raum brauchen, um sich abzusondern; haben sie aber ihre neuen Merkmale erworben, dann müssen sie im weiten Raume die Widerstandsfähigkeit gegen Kreuzung und klimatische Einflüsse befestigen. Gerade die Erhaltung der neu entstehenden Arten in ihren Sondereigenschaften ist ja ein viel merkwürdigeres Phänomen, als die Entstehung durch die täglich wahrnehmbare Variation und diese Erhaltung ist zumeist der Verhinderung ungünstiger Kreuzungen mit der Stammart zu danken, wie sie durch eine rasche Ausbreitung auf einem weiten Gebiete erzielt werden kann. Unter Umständen kann freilich dieses Ziel auch auf dem entgegengesetzten Wege erreicht werden; es gilt auch hier der Satz: „Les extrèmes se touchent". Eine Varietät, die bestimmt ist, mit der Zeit eine wohl unterschiedene Art zu werden, wird dieses Ziel entweder nur auf dem (relativ sehr seltenen) Wege der strengsten Absonderung erreichen, die die Kreuzung mit der Stammart und den Rückfall in deren Eigenschaften ausschließt, oder wenn sie sich so rasch ausbreitet, daß der Raum, den sie bedeckt, als Schutz wirkt, indem seine Erweiterung die Berührungsgrenze mit anderen Formen verkürzt. In diesem Sinne wird das leicht mißverständliche Wort „Artbildung" identisch mit „Arterhaltung",

*) Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

denn eine neue Art kann nur gebildet werden, wenn deren Variationen festgehalten werden. Aber auch der arterhaltenden Ausbreitung dürfte zumeist eine Entstehung an einer beschränkten Stelle als „Schöpfungsmittelpunkt" vorausgegangen sein.

Da in dem Kampfe um's Dasein gerade die Artgenossen, welche auf die gleichen Bedingungen angewiesen sind, einander die schärfste Concurrenz machen, so wirkt der weite Raum, in dem er den Kreuzungen entgegenwirkt und die Entwickelung neuer Arten ermöglicht, lebenerhaltend. Dies ist wohl der wichtigste und originellste Grundgedanke der Ratzel'schen Ausführungen, welche hiermit ein Gebiet betreten, das bisher fast gar nicht beachtet worden ist und sich doch biogeographisch als höchst wichtig erweisen dürfte. In dem weiten Raum entstehen neue Arten und es vermindert sich hierdurch die relative Wohndichte der einzelnen Art, während absolut die allgemeine Lebensdichte zunimmt, da die einzelnen Individuen nicht mehr lauter unmittelbare Concurrenten im Kampfe um's Dasein sind. So liegt denn nach Ratzel in dem weiten Raum etwas Mächtiges, fast möchte man sagen etwas Schöpferisches. Die Fülle des Lebens wird durch die Raumweite nicht in arithmetischem Verhältniß, sondern nach einer rasch fortschreitenden geometrischen Progression bereichert.

Sehr bemerkenswerth ist die kritische Nutzanwendung, die Ratzel aus dieser Theorie für die Frage nach den „Ursprungsgebieten" der menschlichen Rassen ableitet. Die Pflanzen- und Thiergeographen haben den Einzelheiten des Ursprungs der Arten und Abarten und besonders denen, die den Raum betreffen, überhaupt nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aber für die Menschenrassen, die Semiten, Arier und andere Völkerstämme pflegt man ganz bestimmte Oertlichkeiten als Ursprungsgebiete anzunehmen oder doch für wahrscheinlich zu erklären. Für die blonde Rasse sind sogar Landschaften als Ursprungsgebiet bezeichnet worden, die nur ein paar Tausend Quadratkilometer groß sind. Um aber im Sinne der Ratzelschen Ausführungen in der ungemein langen Zeit, die zur Ausbildung und zur Befestigung der blonden Rasse nöthig war, fremde Einflüsse nicht aufkommen zu lassen, wäre entweder eine Insel als Ursprungsland vorauszusetzen oder ein sehr großes Festlandsgebiet. Für eine Insel spricht aber nichts, für ein weites Ursprungsland Alles. Im Falle der Arier verlangen nach Ratzel die knospen- und astartig treibenden Verzweigungen des großen Sprachstammes der sicherlich einst viel mächtiger war als heute, den Raum für ein freies Auseinanderstreben. Der Baum braucht Licht und Luft, um zu wachsen; dieser Sprachen- und Völkerstamm brauchte freien Boden, um sich zu verzweigen. Nur in weiten Räumen konnte jeder Zweig sich eine so große Selbstständigkeit bewahren, daß er die Besonderheiten entfalten konnte, die ihm dann sein Sonderdasein gewährleisteten. Gerade bei den Bewohnern der Länder um die Ostsee hat man so oft die Beständigkeit der Rassenmerkmale bewundert, denn dort liegen in den neolithischen Gräbern dieselben Skelette wie in denen der Bronce- und Eisenzeit und die gleichen Schädel liegen in den Gräbern von gestern. Nach Ratzel ist dies aber nur ein Beweis dafür, daß die blonde Rasse in den baltischen Ländern erhalten, gewissermaßen abgekapselt wurde und nicht, daß sie darin entstanden ist. Erhaltungsgebiet und Schöpfungsgebiet! — sie bedeuten die beiden entgegengesetzten Pole in der Entwickelung einer Art im „weiten Raume", aber für unser Unterscheidungsvermögen fallen ihre äußerlichen Merkmale zusammen. Auf ein in den ersten Anfängen enges Entstehungsgebiet folgt in der Geschichte einer Art zumeist ein weites zusammenhängendes Gebiet und zum Schluß wieder enge Rückgangsgebiete. Entstehungsgebiet und Rückgangsgebiet sind in ihrer geographischen Charakteristik identisch, wenn auch zwischen diesen beiden Stadien gewöhnlich viele Jahrtausende liegen dürften! —

Literatur und Kunst.

Pariser Romane.

Von Eugen von Jagow (Paris).

Kein Roman hat in jüngster Zeit so großes Aufsehen erregt, wie „Leurs figures" von Barrès. Die Bezeichnung Roman ist freilich nicht ganz zutreffend. Zunächst sind „Leurs figures" nur ein Theilstück und zwar das dritte Theilstück des großzügigen, aber wenig einheitlichen „Roman de l'énergie nationale". Sie bilden nämlich die Fortsetzung von „l'Appel au soldat", wie dieser die Fortsetzung der „Déracinés" (der Entwurzelten). Alsdann kann man die Bezeichnung „Roman", dessen Vorbedingung das Vorhandensein einer Fabel ist, kaum noch gelten lassen, und zwar noch weniger, als bei den „Entwurzelten", denn je weiter das Werk fortschritt, je mehr lockerte sich, vielleicht dem Verfasser unbewußt, die Form. Moritz Barrès wendet nämlich die Methode des historischen Romans, die darin besteht, Frei-Erfundenes mit Thatsachen oder Figuren der Geschichte derartig zu verschmelzen, daß es selbst Geschichte zu sein scheint und daß diese gleichzeitig in eine eigenartige subjective Beleuchtung gerückt wird, auf die Gegenwart an, die für eine unbefangene und gründliche geschichtliche Behandlung noch nicht reif ist. Er setzt sich der Gefahr aus, Parteipolitik zu treiben und Pamphletist zu werden, statt Dichter zu bleiben. Für Barrès ist die Fabel in der That nur noch Vorwand zur Einflechtung oft sehr langathmiger culturgeschichtlicher und socialpolitischer Essais, und in „Leurs figures" noch erheblich mehr als in den vorhergehenden Romanen.

Wenn man von diesen Fehlern absieht, die auf einen Mangel an Gestaltungskraft schließen lassen, bietet die Trilogie des Interessanten, Geistreichen und Eigenartigen so viel, daß das Aufsehen, welches sie erregte und noch erregt, wohl verständlich ist. Sie ist jedenfalls erheblich sympathischer, als die früheren Werke des Verfassers, als „Unter dem Auge der Barbaren", der schlüpfrige „Garten der Berenice" und der anarchistisch angekränkelte „Feind der Gesetze", denn sie predigt die Vaterlandsliebe, wenn auch leider in einer Weise, die nicht frei von Chauvinismus ist. Barrès ist Nationalist, Antisemit; und wenn ich hinzufüge, daß der Panamaskandal den Hintergrund von „Leurs figures" bildet, daß etliche der von ihm vorgeführten Gestalten historisch sind und in jenem größten Bestechungsproceß der modernen Zeit eine bedeutsame Rolle spielten, so kann sich der Leser unschwer vorstellen, in welcher Weise der Dichter seinen sittengeschichtlich so überaus interessanten Stoff ausgebeutet hat. Geben doch selbst seine Gegner zu, daß er ein guter Beobachter ist und lebenswahr zu schildern versteht. Auf den Vorwurf derer, welche jene oben gekennzeichnete Mischung von Roman und Pamphlet verletzt, wird Barrès übrigens nicht ganz mit Unrecht erwidern können: „Ihr werdet sterben, mein Werk nicht, und eine Zeit wird kommen, welche diejenigen Helden des Romans, die nach der Natur gezeichnet sind, mit den erfundenen verschmelzen wird, die künftigen Generationen werden zwischen den beiden Categorien nicht mehr zu unterscheiden wissen und von dem Werk einen völlig einheitlichen Eindruck empfangen." Einheitlich wenigstens bezüglich der Charakteristik, denn die Unterbrechung der Handlung durch beständige Betrachtungen und Erläuterungen wird wohl immer als eine Stylloſigkeit, als eine Rückkehr auf überwundene Entwickelungsformen des Schriftthums angesehen werden. Man weiß, ein wie grelles Licht die Panama-Affäre auf die Bestechlichkeit einer großen Zahl derer warf, welche sich als Volksvertreter aufspielen durften, aber man malt sich vielleicht nicht hinreichend die Qualen der Schuldigen aus, die vor ihrer Enthüllung zitterten. Geradezu meisterhaft schildert Barrès die damals im Parlament herrschende fieberhafte Stimmung, mit unbarmherzigem,

Digitized by Google

schneidendem Hohn den moralischen Todeskampf der Ertappten. Mag in „Leurs figures“ auch Manches verfehlt sein, der Dichter, der übrigens selbst in jener Zeit Deputirter war, entschädigt uns dafür durch einige nach Freskenart breit angelegte Scenen, in denen höchstes dramatisches Leben pulsirt.

Weit intimerer Art ist ein anderer Roman, der viel von sich reden macht und darüber auch keinen Zweifel aufkommen läßt, daß sein noch ganz unbekannter Verfasser, Claude Ferval, viel Talent hat. „Die andere Liebe“, — so lautet der Titel des Romans —, schildert die Leiden einer jungen, heißblütigen Frau, deren Liebesideal weder von ihrem ersten, noch von ihrem zweiten Gatten verwirklicht wird. Für sie giebt es keine Liebe ohne höchste Leidenschaft. In ihrer ersten Ehe, einer conventionellen, widert sie der Gatte an, in der zweiten wird sie von dem Heißgeliebten getäuscht. Sie verzeiht ihm zwar, aber ihre Liebe erlischt oder vielmehr sie wandelt sich zur „anderen“, zur mütterlichen um, in der die Dulderin endlich Glück und Ruhe findet. Ein solcher Fall ist sehr wohl denkbar. Aber beweist er, was er beweisen soll, daß nämlich die Ehe für ein liebestarkes Weib nichts taugt? Ich glaube nicht. Daß die Vernunftheirath sich rächt, ist nur gerecht. Andererseits folgt aus der Untreue des zweiten Gatten doch nicht, daß eine Frau dem Loos des Hintergangenwerdens nicht entgehen kann, sondern eher, daß ein zu „liebestarkes Herz“ ihr Urtheil trüben kann. Der Fall beweist nur, daß die Heldin Ferval's in der Wahl des zweiten Gatten nicht vorsichtiger war, als in der des ersten. Und ist es nicht widersinnig, den Ersatz der Gattenliebe durch die Mutterliebe als eine Art von Gesetz für leidenschaftlich veranlagte Frauen aufzustellen, während diese beiden Formen der Liebe doch von der Natur dazu geschaffen sind, um sich zu ergänzen und zu vollkommener Harmonie zu verschmelzen?

Seit einiger Zeit leisten sich einige Pariser Blätter den billigen Sport, die Theaterkritiker mit einander in Widerspruch zu setzen. Herr A. hat gesagt, es sei sehr ungeschickt vom Verfasser des „14. Juli“, den dritten Act in statt vor der Bastille spielen zu lassen, während es Herr B. sehr ingeniös findet. Catulle Mendès contra Lucien Mühlfeld, den geistigen Nachfolger Sarceys, Jaguet contra Larroumet, den Nachfolger Sarceys in der „Temps-Kritik“ u. s. w. Was beweist aber dieser Widerspruch? Sicherlich nicht, was die Spottvögel damit beweisen wollen, nämlich daß die Herren von dem nichts verstehen, über was sie sich zu urtheilen erdreisten, sondern höchstens, daß sie nicht unfehlbar sind. Was soll die Theater-Kritik? Sie soll durch die Aufstellung eines gut begründeten Urtheils den Leser zum Nachdenken anregen, so daß er in der Lage ist, zwischen sich widersprechenden Kritiken und Kunstanschauungen selbstständig zu entscheiden, sie soll — gerade heute etwas dringend Nothwendiges! — gegen die Invasion der Bühne durch Dilettanten mit derselben Energie verfahren, wie Christus bei der Reinigung des Tempels, sie soll andererseits, was sie in Deutschland leider viel weniger thut als in Frankreich, den Dichter zu fördern suchen, ihn, selbst wenn er auf Abwege gerieth, eher ermuthigen, als abschrecken. Ein Kritiker, der von der Höhe seiner Allwissenheit herab nur noch pontificirt, wird letzteren Zweck am Wenigsten erfüllen, und er verdient es denn auch, daß man ihn mit sich selbst oder mit seinen Collegen in Widerspruch setzt. Aber welchen Sinn hat es, Jemand, der sich nicht für unfehlbar hält, den Beweis seiner Fehlbarkeit zu liefern? Und ist es nicht sehr natürlich, daß die Kunstrichter verschiedener Ansicht sind, da es absolute Regeln in der Kunst überhaupt nicht oder doch nur in sehr geringer Zahl giebt? Es kommt in der That gar nicht darauf an, daß alle Kritiker übereinstimmen, — dann brauchten wir ja überhaupt nur einen! — sondern daß jeder einzelne sich selbst getreu bleibt, daß er eine einheitliche Auffassung von der Kunst besitzt, daß er mit einem Wort weiß, was er will. Daß es leider viele giebt, die dies thatsächlich nicht wissen, ist eine Sache für sich, aber nur Dilettanten können sich darüber lustig machen, daß sich die Urtheile selbst der gewiegtesten Kunstkenner oft auf's Entschiedenste widersprechen. Bedauerlich ist es dagegen, daß es in Paris nur zu viele Kritiker giebt, die aus Furcht vor gewissen, mit Hülfe von Tagesblättern, Zeitschriften und Buchhändlern eine Art von Tyrannei ausübenden literarischen Coterien der schamlosen Reclame für unwürdige Machwerke, für die „arrivistes,“ nicht energisch genug entgegentreten, die sich ausschweigen oder sich gar, nicht ohne geheime Beschämung, an dem Chorus der Lobhudler betheiligen. Hochinteressant ist in diesem Ideenzusammenhang ein von der Pariser Presse beinahe gänzlich todtgeschwiegenes Werk von Ernst Charles, „La Littérature française d'aujourd'hui“, in dem es mancher literarischen Berühmtheit, — dem Werk der Camaraderie, der Ruhmesversicherung auf Gegenseitigkeit, — gar übel ergeht.

Ich möchte Abel Hermant nicht zu denen zählen, deren Ruhm lediglich ein Kunstproduct ist, aber es ist zweifellos, daß er weit über Gebühr eingeschätzt worden ist. Sein „Erzherzog Paul“, Lustspiel in drei Acten und vier Bildern, das im „Gymnase“ allabendlich gegeben wird, weil nun mal der Name und die Reclame zieht, ist ein Beweis dafür. Wie Gerhart Hauptmann sich gemüßigt sah, noch einmal auf den „Biberpelz“ zurückzugreifen, weil dieser starken Erfolg gehabt hatte, so Hermant auf die „Carrière“, was immerhin für einen Mangel an productiver Kraft spricht. Wie dem deutschen Dichter, so ist auch dem französischen das Experiment mißlungen, und zwar unter erschwerenden Umständen. In der „Carrière“ ist der russische Großfürst, der, wie aus der Maske des Darstellers Huguenet hervorgeht, vom Dichter gemeint ist, wenigstens eine leidlich sympathische Persönlichkeit. Der illyrische Erzherzog Paul dagegen ist ein moralischer Lump, und Huguenet's Maske zeigt wiederum das Gesicht eines russischen Großfürsten. Der Dichter macht sich also sowohl einer, um mich milde auszudrücken, internationalen Taktlosigkeit schuldig, er scheut auch vor einer häßlichen Speculation auf die ungesunde Neugier, auf das Maulaffenthum und die Klatschsucht des Boulevardpublicums nicht zurück. Endlich ist auch die Grundidee des Stückes, das bei Daudet's „Könige im Exil“ Anleihen macht, durch und durch falsch.

Erzherzog Paul, der Bruder des unverheiratheten und kranken Königs von Illyrien, ist dessen muthmaßlicher Thronfolger. Aber er will davon nichts wissen, die Zeiten sind nach Abel Hermant vorbei, wo die Fürsten noch Pflichtgefühl und hohe Ideale hatten. Ihr einziges Ideal ist, sich zu amüsiren. Und wo anders kann man sich amüsiren, als in Paris, und wie anders, als mit den reizenden Pariserinnen! Erzherzog Paul aber will — und das ist die andere an sich vielleicht ganz richtige, aber völlig schwankhaft durchgeführte Grundidee des Stückes — nur um seiner selbst willen geliebt werden. Er weilt also incognito in Paris und — heirathet auch incognito eine Circusreiterin, die Gegenliebe empfindet. Man beachte die völlige Undankbarkeit und Albernheit dieses Vorganges, die dem Zuschauer um so empfindlicher werden, als das Hermant'sche Machwerk zum Theil in dem heute üblichen realistischen Styl geschrieben ist. Man beachte neben dieser Stylllosigkeit, die dem Dichter Hermant zur Last fällt, die den Menschen Hermant nicht im besten Lichte zeigende Unflätigkeit in der Charakteristik des erzherzoglichen Thronfolgers, der ohne auch nur einen Augenblick an seine Menschenwürde, seinen Rang, seinen königlichen Bruder und an seine Heimath zu denken, eine Circuskünstlerin heirathet, was incognito doch gar nicht einmal geschehen kann.

Unmittelbar nach der Hochzeit entdeckte die interessante Dame, daß sie eine Frau Erzherzogin geworden ist und entrüstet weigert sie dem Gatten die Ausübung seiner ehelichen Rechte. Wie widerlich dieser neue Kniff, durch die Andeutung „diese Circusreiterin hat mehr Ehrgefühl und Stolz, als ein

Digitized by Google

europäischer Fürst," um den Beifall des republikanischen Pöbels zu buhlen. Aber der genügt dem Dichter noch nicht. Der Erzherzog also ist außer sich, daß sich ihm das bräutliche Gemach im Augenblick verschließt, wo seine Sinne wild erregt sind, und die „Hofdame" — wie der Herr, so der Hof! — räth ihm mit vollem Verständniß für die Situation, en faute de mieux in ein anderes Gemach zu treten, dessen Thür nicht verschlossen ist und das die Frau seines treuen Kammerherrn bewohnt. Und in der That, der saubere Erzherzog von Hermant's Gnaden läßt sich diese Gemeinheit nicht zweimal rathen. Kaum, daß er gleichzeitig seine Gattin und seinen Diener betrogen hat, kommt die Nachricht vom Tode seines königlichen Bruders, und ein Entsagender, ein den Pariser Ausschweifungen Entsagender, besteigt dieser würdige Repräsentant der Monarchie den Thron seiner Väter. Wohl nie hat ein Dichter die literarische Unflätigkeit weiter getrieben, und — betrübend zu sagen! — es hat sich kaum ein Pariser Kritiker gefunden, der dagegen angeekelt Einspruch erhoben hätte! Neben diesen groben Verstößen gegen den künstlerischen Geschmack und die elementarste Schicklichkeit kommt der Vorzug eines dramatisch bewegten, prickelnden Dialogs kaum in Betracht. Wenn ich mich trotzdem mit dem Werke eingehender beschäftigt habe, so geschieht es, weil Hermant zu denjenigen Dramatikern Jungfrankreichs gehört, für die am meisten Reclame gemacht worden ist, die als „Genies" ausposaunt worden sind.

Schade, daß sich Hermant nicht wie die „gent montmartroise", das Urbild unseres deutschen Ueberbrettlhelden, gewandelt und in seiner Kunst etwas manirlicher geworden ist. Wo sind in der That die Zeiten geblieben, da Moritz Donnay im Chat-Noir des „gentilhomme" Rodolphe Salis seine Verse vortrug und Jules Jouy, Charles Gros, Cabanes und wie sie sonst noch hießen, die „chanson rosse" pflegten. Etliche dieser Zotendichter sind todt, andere kehrten zum Ladentisch zurück, den sie nie hätten verlassen sollen, wieder andere wurden Journalisten und Schauspieler. Die neue Montmartrekunst hat Glacéhandschuh angezogen, ihre Jünger tragen den Frack und ihre Verse sind nicht minder geschniegelt. Sie hat sich äußerlich also völlig gewandelt. Innerlich ist sie allerdings dieselbe geblieben, nämlich die verkörperte Unnatur. Ist doch die gewollte Rohheit der Naturalisten ebenso sehr Ziererei wie der geschraubte Styl der Molièr'schen Preciösen oder der Moderne auf den Höhen des Montmartre.

Aus dem Briefwechsel eines Geigerkönigs.

Mit ungedruckten Briefen Richard Wagner's, Ferdinand David's, Niels W. Gade's, Wilhelm Taubert's, Josef Rheinberger's, Heinrich Hofmann's, Josef Menter's, Carl Sontag's, Jenny Lind-Goldschmidt's, Pauline Viardot-Garcia's, Sophie Stehle's und Jenny Bürde-Ney's.

Von Dr. Adolph Kohut.

Am 24. Juli d. J. trat der ehemalige Dresdener Hofconcertmeister Professor Johann Lauterbach, einer der berühmtesten Violinvirtuosen unserer Zeit, welcher mit Josef Joachim, Pablo de Sarasate, August Wilhelmj und anderen großen Geigerkönigen der Gegenwart mit glänzendem Erfolg um die Palme der Anerkennung gerungen hat, in's biblische Alter. Der in Kulmbach in Bayern vor 70 Jahren geborene Maëstro, welcher mit seiner Wundergeige aller Herren Länder bereiste und mit den interessantesten Leuten in persönlichem und brieflichem Verkehr stand, besitzt einen großen Schatz von Erinnerungen und Zuschriften, welcher für das künstlerische, literarische und das geistige Leben überhaupt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von hohem Interesse ist. Der mit mir seit Jahrzehnten befreundete Jubilar hatte die große Liebenswürdigkeit, mir einen Blick in dieses friedliche Waffenarsenal des Geistes zu gestatten, und aus seiner Fülle hebe ich einiges Wenige hervor, was auch die weitesten Kreise interessiren dürfte.

Selbstverständlich sind die im Folgenden mitgetheilten Briefe bisher noch nie veröffentlicht worden. Ich beginne mit Richard Wagner, welcher sich unter dem 21. November 1872 an den einflußreichen und stets wohlwollenden ersten Hofconcertmeister der Dresdener Kgl. Capelle gewandt hat, damit er dessen Unterstützung für Bayreuth gewinne. Dieses also vor 30 Jahren geschriebene, für das ideale Streben des Componisten sehr bezeichnende Schreiben lautet:

„Hochgeehrter Herr!

Ich beabsichtige am Tage der Grundsteinlegung des provisorischen Festtheaters in Bayreuth eine vorzügliche Aufführung der neunten Symphonie am dortigen Opernhause zu veranstalten, sobald es mir gelingt, einen Sängerchor von 200 Stimmen, sowie ein ausgezeichnetes Orchester von 100 Musikern zu vereinigen. Die Herren müßten mir vom Vormittag des 20. bis zum Abend des 22. Mai, an welchem die Aufführung stattfinden soll, zur Verfügung stehen, somit bedürften sie, die Hin- und Rückreise eingerechnet, eines Urlaubes von fünf Tagen. Die Zuhörer zahlen kein Entrée-Geld, sondern sie werden einzig aus den Patronen meiner Festspiele oder diesmal auch aus all' den Mitgliedern der hierfür gegründeten Wagner-Vereine bestehen, welche zu dieser vorbereiteten Festlichkeit sich nach Bayreuth verfügen werden. Den Herren Musikern stelle ich daher diesmal kein Honorar, sondern eine Reise-Entschädigung, sowie freies Unterkommen und gastliche Rast zu Gebote. Da es nicht leicht sein wird, von jedem guten Orchester mehr als nur eine kleinere Anzahl der vorzüglichsten Mitglieder zu werben und frei zu machen, wende ich mich mit meiner Bitte um kunstfreundschaftliche Mithülfe außer an Sie, geehrter Herr, noch an die Herren Concertmeister der Wiener, Berliner, Karlsruher, sowie nöthigen Falls anderer guter Orchester.

Wahrhaft sollte es mich freuen, wenn namentlich die Dresdener Capelle mir ein schönes Contingent abordnete, weßhalb ich mich an Sie mit der herzlichen Bitte um freundliche Vermittelung meines Wunsches an die Ihnen geeignet dienendsten Mitglieder derselben wende, unter denen ich Sie vor Allem ersuche, meinen alten, lieben Freund F. Schubert*) sich collegialisch zugesellen zu wollen.

Nothwendig für das Zustandekommen der Unternehmung wäre es, daß ich bis Ende dieses Monats die Erfolge Ihrer Bemühungen kenne.

Ich führe einzig die genannte Symphonie auf.

Mit hochachtungsvollem Gruß bin ich Ihr ergebener

Richard Wagner."

Josef Joachim, Ferdinand David und viele andere zeitgenössische Geigerkönige schrieben dem liebenswürdigen Collegen, welcher nie Neid und Mißgunst kannte, die herzlichsten Briefe. Es sei hier nur ein Schreiben des Letztgenannten aus Leipzig vom 18. November 1863 mitgetheilt:

„Verehrtester Herr und Freund!

Beiliegend empfangen Sie meine Violinschule.**) Es würde mir eine wahre Freude verursachen, wenn Sie mir

*) Der Violinist Franz Schubert, geboren am 22. Juli 1808 in Dresden und gestorben am 12. April 1870 daselbst, war gleichfalls erster Hofconcertmeister an der Dresdener Kgl. Capelle. Er war vermählt mit der berühmten Koloraturſängerin der Dresdener Hofbühne Maschinka Schneider und Vater der Sängerin Georgine Schubert; Letztere war Jahre lang Mitglied des Théatre lyrique in Paris.

**) Die Violinschule des am 19. Juni 1810 zu Hamburg geborenen und am 19. Juli 1873 auf einer Reise in der Schweiz gestorbenen großen Geigenvirtuosen Ferdinand David zählt bekanntlich zu den besten in diesem Genre.

Digitized by Google

Ihr Urtheil über dieselbe zukommen ließen und wenn dasselbe, wie ich hoffen darf, nicht ungünstig ausfällt, Sie dieselbe in Ihrem Conservatorium nutzbar machten. Haben Sie die Güte, mich recht bald mit einigen Worten über das Werk zu erfreuen und genehmigen Sie die Versicherung aufrichtiger Verehrung Ihres ganz ergebensten

Ferdinand David."

Mit dem dänischen Componisten Niels W. Gade — geboren am 22. Februar 1817 zu Kopenhagen und gestorben den 21. December 1890 daselbst — stand Lauterbach Jahre lang in Briefwechsel. Welchen Werth der dänische Meister auf das Urtheil des Dresdener Geigenvirtuosen legte, zeigt das nachstehende Schreiben desselben aus Kopenhagen am 27. Mai 1877:

„Lieber Herr Concertmeister Lauterbach!

Heute habe ich das Manuskript abgeschickt. ‚Capriccio' habe ich es genannt, aber wenn Sie lieber ‚Scherzo-Capriccioso' haben wollen, habe ich Nichts dagegen. Können Sie das Ding brauchen, soll es mich sehr freuen. Ich habe es so violingerecht gemacht, als es mir möglich gewesen; es fällt in drei Abschnitte, ein launisch-charakteristisches in A-moll, ein sangbares expressives in F-dur, dann wieder in das erste A-moll und dann Code A-dur, weich und gefühlvoll im Anfang und schließlich capriciös und brillant. Ich habe Stricharten und Fingersatz nur geschrieben, um Ihnen den Charakter deutlich zu zeigen; es versteht sich aber von selbst, daß Sie, lieber Freund, das Ganze nach Belieben einrichten mögen. Wollen Sie Orchester dazu setzen, dann machen Sie es mit wenigen Blasinstrumenten außer dem Quartett (im Solo), Pauke ist vielleicht für den Schlag nothwendig, auch ein paar Trompetenstöße, aber keine Posaunen.

Eins bitte ich, wenn Sie es brauchen können, lassen Sie keine Abschrift nehmen von Solostimmen. Für Ihren eigenen Gebrauch ist es zu Diensten, so viel wie Sie wollen.

Viele Grüße von meiner ganzen Familie an Ihre Frau. Wir denken, im Sommer die Schwester meiner Frau, Madame Christensen in Jütland, zu besuchen, doch erst im Juli.

Nun leben Sie wohl, lieber Concertmeister, und behalten Sie in freundlicher Erinnerung

Niels W. Gade."

Von Berliner Componisten und Virtuosen, die ihm nahe standen, seien hier Einige besonders hervorgehoben. Zunächst Wilhelm Taubert, geboren den 23. März 1811 und gestorben am 7. Januar 1891 daselbst, ein fruchtbarer und renommirter Componist, welcher durch seine Opern, namentlich aber durch seine „Kinderlieder", sowie seine Musik zu Euripides' „Medea" und Shakespeare's „Sturm" bekannt geworden ist. Jahrzehnte hindurch war er Capellmeister der Kgl. Oper und Dirigent der Symphonieſoireen der Kgl. Capelle.

Unter dem 9. Januar 1868 schrieb er an Lauterbach:

„Geehrtester Herr Concertmeister!

Heute ist das erste Donnerstag-Concert bei Ihrer Majestät der Königin, in welchem Ihr Münchener College Walter spielt. Uebergeben Sie also Ihren Brief sobald wie möglich. Januar und März finden die Concerte voraussichtlich statt, Februar des Carnevals und der Abwesenheit des Fräuleins Artôt wegen wohl weniger. Ob Sie nach Uebergabe Ihres Briefes gleich im nächsten Concert spielen, ist zwar möglich, aber Sie können nicht sicher darauf rechnen. Eher, glaube ich, wird Ihnen telegraphirt werden zum Herüberkommen früher oder später; doch das Alles werden Sie bei Ihrem Hiersein und durch Excellenz Graf Redern*) besser erfahren. Den Brief würde ich, wie gesagt, bald möglichst hierherbringen oder hierhersenden. Im letzteren Falle vielleicht mit einem directen Anschreiben an Ihre Majestät die Königin selbst, worin Sie die Bitte aussprechen, sich hören lassen zu dürfen. Es will mir scheinen, als kämen diesen Winter viele brieflich Empfohlene zusammen.

Auf das Vergnügen, Sie hier bald zu begrüßen hoffend, Ihr hochachtungsvoll ergebener

Wilhelm Taubert."

*) Graf Redern war damals General-Intendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin.

Der bekannte Componist Josef Rheinberger, damals Kgl. Hofcapellmeister in München und zugleich Dirigent der Aufführungen des Kgl. Capellenchors daselbst, schrieb aus Isar-Athen unter dem 13. Februar 1866 an den ihm befreundeten Künstler:

„Sehr geehrter Herr!

Es hat mich sehr gefreut, ein Lebenszeichen von Ihrer Hand zu erhalten und daraus zu entnehmen, daß Sie im Tonkünstlerverein meiner gedacht. Ich habe im Herbst an Herrn Professor Fürstenau*) mein Nonett geschickt, vielleicht eignet es sich auch für einen ähnlichen Abend; wollen Sie es sich nicht ansehen?

Es wäre recht hübsch, wenn Sie heuer wieder nach Kreuth kämen, wir werden jedenfalls wieder dort hingehen.

Mit den besten Grüßen von meiner Frau und mir an Frau und Herrn Lauterbach verbleibe ich hochachtungsvoll Ihr

Josef Rheinberger."

Der namhafte Componist Heinrich Hofmann, der Schöpfer der Opern „Aennchen von Tharau", „Wilhelm von Oranien", „Donna Diana" und anderer ausgezeichneter Werke, welcher freilich auch durch Orchester-, Clavier- und andere Compositionen sich einen glänzenden Namen gemacht hat, wendet sich in einem Brief vom 8. Juli 1874 um Protection an den Meister, nachdem er ein Streichsextett vollendet hatte. Der interessante Brief lautet:

„Sehr geehrter Herr!

Soeben habe ich ein Streichsextett vollendet, welches bei Hainauer in Breslau erscheinen wird. Nun möchte ich mir für dieses, wie ich glaube, wohlgelungene Werk die Protection Ihres großen Namens sichern und frage deßhalb bei Ihnen an, ob es Ihnen Freude machen würde, wenn ich Ihnen das Sextett widme? Vielleicht haben Sie schon meine Ungarische Suite f. Orch. gehört, die überall großen Erfolg hatte? Gern hätte ich Ihnen die Partitur des Sextetts gesandt, besitze aber nur eine, welche eben an den Verleger abgegangen ist.

Ihrer baldigen Antwort entgegensehend

in größter Hochachtung

Heinrich Hofmann."

Felix Draeseke, der Componist der Opern „Gudrun" und „Herrat" und zahlreicher anderer Compositionen für Violine, Cello, Clavier und Clarinette und von Streichquartetten, bekundet in seinen zahlreichen Briefen an Lauterbach seine große Verehrung und Sympathie für den Meister. So schrieb er einmal z. B. anläßlich des 40 jährigen Künstlerjubiläums des Geigerkönigs am 1. Mai 1886 diesem einen drolligen Brief, welchem eine zu Ehren des Jubilars geschriebene Composition, ein vierstimmiger Canon, beigefügt war:

„Sehr verehrter Meister!

Vielleicht ist Ihnen unbewußt, wie vollendet musikalisch Ihr Name ist. Durch Hinzuziehung der französischen Bezeichnung La und Ut, sowie des Viertelpausezeichens als Aequivalent für das 𝄽 ist es mir nun möglich geworden, denselben als eine allerdings etwas seltsame melodische Folge zu einem vierstimmigen Canon auszuarbeiten, den ich als

*) Moritz Fürstenau, bedeutender Flötenvirtuos, war damals Mitglied der Dresdener Hofcapelle.

Digitized by Google

kleine Festgabe für Ihren Jubiläumstag nicht zu verschmähen bitte. Er war Ihnen bei Ihrem Quartettjubiläum vor einigen Wochen schon zugedacht gewesen, aber das Thema hatte sich in jener Zeit so widerspenstig erwiesen, daß ich erst gegenwärtig, bei einem neuen Versuche, es gefügig zu machen verstand. Indem ich Ihnen und uns eine weitere freudenvolle Folge Ihrer künstlerischen Wirksamkeit wünsche, bitte ich Sie, mir Ihre freundliche Gesinnung zu bewahren.

Ihr verehrungsvoller

Felix Draeseke."

Wie mit Taubert und Rheinberger, so stand er natürlich auch mit zahlreichen anderen renommirten Capellmeistern durch seine vielfachen Virtuosenreisen in brieflichem und persönlichem Verkehr. So auch mit dem am 14. Januar 1835 in Leipzig geborenen und am 28. October 1891 zu Frankfurt a. M. als Erster Capellmeister am dortigen Stadttheater gestorbenen Otto Dessoff. Ein Brief des Letzteren vom 18. Mai 1877 aus Karlsruhe, wo er von 1875—1881 Hofcapellmeister war, an Lauterbach sei hier mitgetheilt:

„Lieber Herr Concertmeister!

Ich bin hoch erfreut, auf Ihre Mitwirkung bei dem Salzburger Fest zählen zu dürfen und spreche Ihnen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit meinen besten Dank aus. Besonders angenehm ist es mir, daß Sie das Doppelconcert acceptiren, denn der Ort des Festes und die veranstaltende Gesellschaft bedingen die besondere Berücksichtigung des Namens Mozart, und war mir deßhalb ein symphonisches Werk dieses Meisters für jedes der Concerte eine Nothwendigkeit. Wollte man nicht zwei Symphonien aufführen, was doch nicht thunlich scheint, so zeigte die Wahl der Symphonia concertante den besten Ausweg. Da Herr Grün sowohl die Violin- als Violapartie schon öfter gespielt hat (mit Joachim und Hellmesberger), so wird er mit dem Arrangement ganz einverstanden sein. Theilen Sie mir doch gefälligst mit, welche Quartette Sie in der Matinée zu spielen beabsichtigen. Ein Haydn'sches ist sehr erwünscht, da Haydn sonst im Programm nicht vertreten ist; außerdem vielleicht noch eines von Volkmann, damit die jüngere österreichische Schule berücksichtigt erscheint. Dazwischen könnte wohl Grün und Brüll ein oder zwei Sätze der Goldmark'schen Suite spielen. Brahms erscheint mit den Orchestervariationen im zweiten Concert. Bezüglich der Quartettisten dürfen Sie unbesorgt sein, da die Mitglieder des Hellmesberger'schen Quartetts zugegen und auf jedes dankbare Stück vorbereitet sind.

Ihrer gefälligen Antwort entgegensehend, bin ich mit herzlichem Gruß an Sie und Ihre l. Frau Ihr sehr ergebener

Dessoff."

Der Vater der berühmten Claviervirtuosin Sophie Menter, der als Künstler und zwar als Cellovirtuose nicht minder berühmte Josef Menter — geboren den 19. Januar 1808 und gestorben den 18. April 1856 —, zählte gleichfalls zu den Correspondenten seines Collegen von der anderen Facultät. Der nachstehende Brief an Lauterbach wird um so mehr interessiren, als von dem einst in ganz Europa gefeierten Cellovirtuosen nur wenige Zuschriften vorhanden sind:

„Meran, den 20. October 1854.

Lieber Freund!

Schon glaubte ich von meinen Freunden zu den Todten gerechnet zu werden, weil ich so lange, lange von Keinem etwas vernommen habe, bis endlich von Ihnen ein Brief, der mich sehr erfreute, ankam und der mir die Gewißheit gab, daß Sie sich auch wohl befinden und die abscheuliche Cholera standhaft abgeschüttelt haben.

Nun können Sie wieder ganz der Kunst leben, was mir leider nicht vergönnt ist, noch lange nicht vergönnt sein wird, und im Genusse schöner Quartette schwelgen, während ich hier wie ein Verbannter in meinen vier Mauern eingesperrt bin und nicht die Hoffnung habe, nur einen Ton zu hören, der mir Vergnügen machen könnte.

Das wird ein angenehmer Winter werden! Ich denke mit Schrecken daran, denn nur allein Meraner Lüfte einzuathmen, die mir, aufrichtig gesagt, bisher gar Nichts geholfen, möchte doch zu wenig Arbeit sein, und sonst kann ich gar Nichts unternehmen. Daß Sie die Quartette wieder veranstalten, ist sehr lobenswerth, und da Sie so freundlich waren und mir Billets angetragen, so bin ich so frei, für meinen Arzt, Herrn Stabsarzt Sturm, ein paar zu beanspruchen, welche Sie die Güte haben wollen, meinem Bruder einzuhändigen, mit dem Bemerken, selbe nebst meiner Empfehlung ihm zu übergeben.

Ich wünsche Ihnen recht gute Erfolge, sowohl was die Einnahme als die Ausführung betrifft, wofür die Besetzung Bürge leistet, und bei sorgsamem Executiren es gar nicht fehlen kann. Mit dem Quartettconcert von Spohr werden sich die vier Concertisten nicht verewigen. Herr Piloty und Frau von Schorn waren noch nicht hier; ich hätte mich sehr gefreut, sie zu sehen, und ich zweifle auch, daß sie hierherkommen, weil der Weg nach Italien nicht nach Meran führt, sondern gleich von Bozen aus nach Trient weist, es müßte denn sein, daß sie einen Abstecher nach Meran machen wollten und von da aus wieder zurück nach Bozen reisten.

Nun bitte ich Sie, meine Freunde zu grüßen und mich Herrn Generaldirector zu empfehlen, und in der angenehmen Hoffnung, daß Sie sich manchmal an Ihren wahren Freund erinnern und ihm hier und da einige Zeilen zuschicken, verbleibe ich Ihr Freund

Menter."

Den Schluß der Serie der Künstlerbriefe masculini generis bilde ein sehr ausgelassenes und witziges Schreiben des verstorbenen genialen Schauspielers Carl Sontag, zu dessen Erläuterung ich bemerke, daß Sontag seinen intimen Freund Lauterbach gern neckte und ebenso dessen liebenswürdige Gemahlin, eine Tochter des Münchener Arztes Hofraths Dr. Oettinger, die er mit der schönen Einrichtung der Mormonen anzuulken pflegte. Als nun einmal, und zwar vor 21 Jahren, Carl Sontag in der Hauptstadt des Mormonenstaates, in Salt Lake City, weilte, schrieb er an Lauterbach eine Epistel, aus welcher der ganze übermüthige Humor des unnachahmlichen Charakterkomikers hervorleuchtet. Es versteht sich von selbst, daß der ernste und tugendhafte Geigerkönig diese Anzapfnng Sontag's wenn auch mit Humor, so doch mit entschiedenem Protest aufnahm und mir den witzigen Brief nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit und nachdem ich feierliche Discretion gelobt habe mitgetheilt hat.

„Salt Lake City, 14. November 1881.

Theurer Gesinnungsgenosse!

Aus dem Poststempel werden Sie schon ersehen haben, daß ich an dem Orte weile, nach dem wir uns seit Jahren, seit langen Jahren gesehnt, an dem Orte, der das Ziel unseres Lebens war. Ich habe das Ziel erreicht und wünsche Allen, die ich liebe, daß sie des gleichen Glückes theilhaftig werden möchten. Gestern habe ich meine liebe neunte Frau geheirathet, um diesen Morgen mit meinen theueren Ehezehnteln nach St. Francisko zum Gastspiel zu reisen, nach Beendigung desselben wieder hierher zurückzukehren und dann für immer hier zu bleiben. Ich habe die Absicht, später noch einige, mir sympathische Damen zu ehelichen; will jedoch keinesfalls über die Zahl 17 hinausgehen. Kommen Sie bald, sehr bald, und lassen Sie sich von dem erhabenen Ziel, das Sie seit Ihrer Jugend verfolgen, nicht durch Ihre Gattin abbringen; auch sie wird sich hier glücklich fühlen, denn es muß für eine Gattin ein sehr erhebendes Gefühl sein, ihren

Digitized by Google

Gatten auch von Anderen geliebt und geehrt zu sehen. Unter meinen Frauen herrscht keine Eifersucht, kein Groll; mir geht es wie Madame Freude: ‚Jede gönnt mich der anderen.‘

Also kommen Sie, kommen Sie bald mit Ihrer lieben Einstwilligen. Sie werden hier als Mensch und Künstler einen glänzenden Empfang finden. Bis zu Ihrem Eintreffen, das ich in 2—3 Monaten erwarte, werde ich ganz verheirathet sein mit Allen und bin ich überzeugt, Sie werden sich, bis Sie selbst eingerichtet sind, in meiner kleinen Häuslichkeit recht wohl fühlen.

Mit den herzlichsten Grüßen von mir und den Meinigen Ihr Sie erwartender

Carl Sontag.“

Es versteht sich von selbst, daß der moderne Orpheus, welcher durch den süßen Zauberklang seiner Geige alle Herzen zu bewegen und zu rühren verstand, auch von vielen holden Vertreterinnen des „Ewigweiblichen“ verehrt und gefeiert wurde. Von den berühmten Künstlerinnen, mit denen er in Verbindung stand, seien hier nur Einige als Briefschreiberinnen in chronologischer Reihenfolge vorgeführt.

Die „schwedische Nachtigall“ Jenny Lind-Goldschmidt schrieb an die Gemahlin Lauterbach's, welcher sich damals in der Hauptstadt Englands auf einer Concertreise befand, unter dem 9. Juni 1856:

„Verehrte Frau!

Herr Concertmeister Lauterbach muß durchaus bei Herrn Grafen von Bernstorff (dem Preußischen Gesandten in London) spielen, das bitte nicht abzuschlagen; nur eine kleine, ganz einfache unmusikalische Gesellschaft, doch dabei ja nicht belacht werden, und es würde mir leid thun, wenn Sie nur des Essens wegen hinaus kämen — diese Entfernung und diese Kosten!

Ich habe versprochen, am nächsten Donnerstag in einem Beriot-Concert zu einem guten Zwecke zu singen, bin aber erkältet und darf daher vorher nicht ausgehen — so — ich muß Sie freundlichst bitten, mich zu entschuldigen, wenn ich vorher nicht zu Ihnen werde kommen können.

Bitte — als Freundlichkeit — für uns müssen Sie nicht am Dienstag herauskommen, und ich sage Ihnen Adieu, verehrte Frau, und mit den besten Wünschen bis zum Succes Ihres Herrn Gemahls verbleibe ich Ihre ergebene

Jenny Goldschmidt.“

Pauline Viardot-Garcia ist mit zahlreichen französischen Briefen vertreten, von denen ich hier nur den nachstehenden in Uebersetzung folgen lasse:

„Berlin, den 20. März 1865.

Mein Herr!

Ich werde mit größtem Vergnügen Ihnen einen Empfehlungsbrief an Herrn Weiß, den Vertreter des Herrn Benazet*), geben.

Er ist gegenwärtig nicht in Baden, aber sobald er zurückkehrt, werde ich mit ihm sprechen, was immer wirksamer ist als ihm zu schreiben. Ich weiß, daß in dieser Saison nicht viele Concerte in Baden stattfinden werden, und ich fürchte, daß die Engagements durch Herrn Benazet selbst, welcher den Winter in Paris verlebt, schon abgeschlossen sein werden.

Glauben Sie mir, mein Herr, daß ich außerordentlich entzückt sein würde, Ihnen in Baden ebenso warm applaudiren zu können, wie ich es in Frankfurt a. M. that.

Empfangen Sie, ich bitte, den Ausdruck meiner ausgezeichneten Verehrung, womit ich verharre Ihre

Pauline Viardot.“

*) Benazet war damals Spielpächter von Baden-Baden und zugleich Leiter der Curconcerte daselbst.

Eine andere Primadonna, die einst sehr gefeierte bayerische Kammersängerin Sophie Stehle, wandte sich aus München am 21. Februar 1871 mit einem Schreiben an Lauterbach, woraus ersichtlich ist, wie er von Künstlern und Künstlerinnen stets um seinen wohlwollenden Rath und seine Unterstützung angegangen wurde. Sie schrieb ihm:

„Mein verehrtester Herr Concertmeister!

Ich werde vom 3. bis 14. April drei Gastrollen in Dresden geben und bin bezüglich der Rollenwahl noch nicht ganz schlüssig.

Bauend auf Ihre mir stets bewiesene freundschaftliche Gesinnung, erlaube ich mir deßhalb eine Bitte, nämlich mir Ihren gütigen Rath ertheilen zu wollen, welche Partie für mich dort wohl die günstigste wäre. Ich schlug bereits „Gretchen“ und „Elisabeth“ vor, als dritte hätte ich, um mich auch in der Spieloper präsentiren zu können, die „Regimentstochter“ gewünscht. Herr Oberregisseur Schloß bezeichnet jedoch dieselbe als unbeliebt. Was meinen Sie dazu? Weitere Rollen in diesem Genre wären etwa noch der Page in „Figaro“ und „Rose Friquet“ im „Glöcklein des Eremiten“, obgleich Beide weniger dankbar.

Oder hielten Sie es vielleicht für besser, auf die Spieloper ganz zu verzichten, wenn dieselbe überhaupt weniger beliebt sein sollte? Ist „Haideschlacht“ von Holnstein bei Ihnen beliebt oder „Hans Heiling“? „Rienzi“ soll leider unmöglich sein, sonst hätte ich gerne „Adriano“ gesungen, ebenso „Afrikanerin“. Was sagen Sie zu „Elsa“ oder „Evchen“?

Ich bin gewiß recht unbescheiden, wenn ich Sie erstens um gütige umgehende Mittheilung und zweitens um vollständige Discretion bitte, damit Herr Oberregisseur Schloß nicht glaubt, ich hätte kein Vertrauen auf seine freundlichen Mittheilungen.

Indem ich schließlich der Freude Ausdruck gebe, Sie mit Ihrer lieben Frau wieder einmal zu sehen, verbleibe ich mit vorzüglicher Hochachtung Ihre ergebene

Sophie Stehle.“

Den Schluß bilde ein Schreiben einer der genialsten Sängerinnen aller Zeiten, der jahrelangen Primadonna der Dresdener Kgl. Oper, Jenny Bürde-Ney's, welche zu dem schon genannten 40jährigen Jubiläum des Concertmeisters Lauterbach durch nachstehenden Brief gratulirte:

„Dresden, den 1. Mai 1886.

Mein lieber, hochverehrter Herr Concertmeister und Professor!

Gestatten Sie auch mir, der ehemaligen Collegin und Bewunderin Ihrer Künstlerschaft, Ihnen von ganzem Herzen Glück zu wünschen zu Ihrem Ehrentage. Möge es Ihren zahllosen Verehrern und Verehrerinnen noch lange vergönnt sein, Sie in jugendlicher Frische Ihre herrliche Kunst ausüben zu sehen, dies wünscht in aufrichtiger Verehrung Ihre

Jenny Bürde-Ney.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Begegnung.

Skizze von Luise Westkirch.

Wie das dunkel ist, dunkel und eng in solch' einem Isolirstuhl auf der Polizeiwache! — Es hilft auch nichts, mit den Fäusten gegen die Wände zu schlagen oder zu schreien oder zu singen. Höchstens trägt es einen Tag Arrest ein oder einen Fasttag wegen ungebührlichen Betragens. Im Uebrigen geht Alles seinen gewöhnlichen Gang. Frühmorgens der Gefangenenwagen; den „grünen August“ nennen ihn die

Digitized by Google

Straßenjungen, — dann das Verhör, dann die Gefängnißzelle. So lange kann man still sitzen. 'S ist immerhin ein Ausruhen.

Von der Straße hat der Schutzmann sie aufgegriffen wegen Herumtreibens — und allerdings konnte sie ihm keine feste Wohnung angeben. Ein Bißchen hat sie sich gesträubt, nicht sehr. Es war ja nicht das erste Mal, und es ist merkwürdig, wie ruhig den Menschen die widrigsten Dinge lassen, wenn er sich nur erst dran gewöhnt hat. Das Verwundern verlernt man, das Grämen und das Schämen dazu. Wenn man so viel erlebt! Manchmal ist's ihr, als wär's gar nicht sie selbst, die das Alles erlebt hat. Es geht ja nicht hinein in ein Leben von noch nicht dreißig Jahren!

Müd' ist sie doch. Den Kopf ein wenig anlehnen. Dazu ist die Enge gut. Ueberall ein Halt. Wenn das Holz nur nicht so hart wäre und so steif gerade! so eckig! Sie ist's von Haus aus besser gewohnt, ach! ganz anders. Mütterchen hat sie weich gebettet. Und die hübschen Kleidchen, die sie ihr angezogen hat! Die Einsegnungsausstattung mit der goldenen Uhr und dem goldenen Kreuz. Die ganze Straße war eifersüchtig auf Friedchen Blomberg. Aber Blomberg's konnten's, waren Kaufleute, hatten einen Laden mit Butter und Eiern, Kaffee und Rosinen, Seife und Mehl, eins von den dunklen, winzigen Lädchen, an denen die Thür nie still steht und in die das Geld hineinrinnt tropfenweise, aber unaufhörlich. — Wo sind Uhr und Kette? Wo ist das Geld? Ach, wenn Mütterchen sie sehen könnte in dem ausgefransten Rock, den schadhaften Stiefeln! Mütterchen hielt auf gutes Zeug. Stets war ihr ein neuer Hut, ein hübscher Mantel abzuschmeicheln, mochte Vater auch brummen. Und die Ballkleider erst, Tüll und Seide und Blumen! Da wurde nichts gespart. Eins schwebt Friedel noch jetzt vor Augen, roth war's wie eine Feuerflamme. In dem Kleid hat sie sich verlobt. Herrgott! ist sie an dem Abend glücklich gewesen! — und dumm. Wahrscheinlich gehört eins zum andern. Wenigstens jetzt, wo sie klug ist, unheimlich klug, sieht's mit dem Glück dürftig aus, trotzdem sie viel öfter und lauter lacht als in ihrer Mädchenzeit.

Wenn man nur einschlafen könnte! Am Ende trommelt man sonst doch noch mit den Fäusten gegen die Holzwände, — aus Wuth, aus Desperation — — Aber nein! Lachen! Lachen! immer lachen.

Was auf der Welt ist's denn werth, daß man darüber weint?

Etwa ihr Mann? Ihr Mann. An dem Ballabend, dem Verlobungsabend, da hat sie ihn lieb gehabt. Als sie mit ihm vor dem Altar stand, ganz umwallt von Weiß, die grüne Myrthenkrone im Haar, da war er ihrem jungen Herzen der erfüllte Traum, das lebendige Glück, so etwas wie am Schluß des Märchens der Regen von aller vorstellbarer Herrlichkeit, der auf Held und Heldin herunterschauert. „Und darnach lebten die Zwei in Eintracht noch hundert Jahre."

Sie hatten nicht hundert Wochen in Eintracht gelebt. Natürlich hatte sie ihn nicht gekannt. Welches wohlerzogene junge Mädchen kennt denn den Mann, den es heirathet? Allgemach schälte sich sein wirkliches Ich aus der leuchtenden Wolke ihrer Phantasiebilder. Ein kleiner Beamter war's, pflichttreu, fleißig und brav, und trocken, trocken zum Verschmachten. Ein Mensch, der seine Küsse zählte wie die Steuerzettel, die ihm durch die Finger gingen. Einer von denen, die von dem Licht, der Sonne, der weiten, bunten, farbigen Welt verwirrt, in der steten Furcht sich darin zu verlieren, mit beiden Händen sich an die Geländer klammern, die Menschenwitz in Form von Gesetzen in ihre Schönheit hineingestellt hat. Nicht um sein Liebstes aus dem Graben zu ziehen, wäre er um einen Schritt vom abgesteckten Wege gewichen. Jahr für Jahr dieselbe Form der Cravatte, dasselbe Vorurtheil, dieselbe Art zu sagen: „Ich hab' Dich lieb."

Langsam kam ihr die Erkenntniß, der Ekel, ganz langsam. Denn da war ihr kleines Mädchen, ihre Magda. Immer hatte sie alles Lebendige lieb gehabt, und nun ihr Kind! Ihr eigen, einzig Kind! — War das eine Lust, mit ihm zu tändeln, zu spielen, ihm jetzt ein weißes, und jetzt ein blaues Kleidchen anzuziehen, und Hütchen, eines origineller als das andere, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und schauten und die guten Freundinnen und Nachbarinnen sich entrüsteten aus Neid, weil sie's nicht nachmachen konnten, den Geschmack nicht hatten, die Groschen bedauerten. Friedel knauserte nie. Sie hatte gelacht über ihren Zorn, ihren Geiz, ihres Mannes ängstliche Klugheit. O, wie sie gelacht hatte! Und Magda, Magda hatte ihr helles, stolzes, furchtloses Lachen geerbt. — Einerlei, sie gehörten doch zu dem Schönsten in ihrem kurzen, wilden und jetzt schroff abwärts gehenden Leben, die Augenblicke, wann das Kind ihr die Aermchen entgegenbreitete, während unter den langen, gebogenen Wimpern hervor die glänzenden Augen sie anstrahlten. „Mama! Mama! Magda hat Mama lieb."

Die Gefangene fuhr hastig mit der Hand durch ihr Haar, dessen gebrannte Wellen die feuchte Nachtluft gelöst hatte. Wenn man sich das Denken abgewöhnen könnte! Die Erinnerung! — Die kleine Magda hatte ihre Mama lieb gehabt und mehr und mehr, je älter sie wurde, je klarer sie sehen und vergleichen lernte. Ganz stolz war sie gewesen. „So eine schöne Mama wie ich haben die anderen Kinder nicht, Mama!" Und „Du! Die anderen Mamas können alle nicht ordentlich spielen. Ganz alt sind sie und gar nicht lustig wie Du. Mama, ich hab' Dich lieb."

Dennoch hatte das Kind sie nicht halten können. Das Herz einer Frau in ihrer Blüthe verlangt noch nach anderer Liebe als der eines siebenjährigen Kindes. Und verführerisch war der Andere in ihr Leben getreten, doppelt verführerisch, weil er das vollendete Widerspiel des Mannes war, mit dem sie in achtjähriger Ehe sich um acht Welten auseinandergelebt hatte. War der Eine schwerfällig, beharrend wie ein Steinblock, der Andere glich an Beweglichkeit der ewig wechselnden Welle, — an Falschheit auch. Aber das hatte sie nicht gewußt. Ihr Herz war damals noch gläubig. Auch war's über sie gekommen wie ein Gewitter, wie ein Erdbeben, ungewollt, unvermuthet, wie alles Entscheidende im Leben, alle Katastrophen. Ein Zank mit ihrem Mann, verbitterter als gewöhnlich, ein Spaziergang zu Zweien zwischen vor Hitze dampfenden Aehrenfeldern, hinter denen die Sonne unterging, einsam, sehr einsam. Sie war aufgeregt. Er hielt ihre Hand. Die Dämmerung sank nieder, und die Schwüle stieg. Da war's geschehen. An das Kind hatte sie nicht einmal gedacht. Uebrigens sehr ehrlich, sehr gewissenhaft in ihrer Schuld. Noch am selben Abend hatte sie das Nöthigste zusammengerafft, ihrem Mann in einem Briefe Alles bekannt. Die Augen hatte sie zugedrückt, um das Kind in seinem Bettchen nicht zu sehen. Und fort zu dem Anderen. Kein Schwanken, kein Zögern. Nicht einmal die Möglichkeit war ihr in den Sinn gekommen, daß sie auch bleiben könne, schweigen — —

Die gefangene Frau lachte laut hinaus in die undurchdringliche Finsterniß um sie her. Sie drückte die Fäuste an ihren Mund, biß hinein in Hohn und Schmerz. Wenn sie nicht so thöricht, kindisch anständig gewesen wäre damals — ihr Kind hätte seine Mutter noch.

Natürlich war der „Andere" eine Enttäuschung, herzerstarrend schon sein Erschrecken, seine Verlegenheit, als sie zu ihm eintrat: „Da bin ich. Nun gehör' ich Dir ganz."

Sie hatte nicht glauben wollen, was ihre Augen sahen und er faßte sich rasch. Sie reisten, wenige Wochen. Dann war die Episode vorüber. Friedel stand auf der Straße.

Zu dieser Zeit war's, wo sie fast etwas wie Liebe für ihren Mann empfand, die Ruhe, die Sicherheit und Ordnung, die er verkörperte.

Impulsiv, wie sie gegangen war, kehrte sie heim. Eine büßende Magdalena lag sie an seiner Schwelle. Wenn er sie aufgenommen hätte damals — wenn er sie aufgenommen hätte! — seine Sclavin, seine Hörige wäre sie gewesen für den Rest ihres Lebens! — Zum Lachen! Der Felsstein am Wege ist weich und schmiegsam im Vergleich zu einem Manne seiner Art, wo er seine Ehre verletzt glaubt. Das Kind hatte er von ihr weggerissen, als vergifte schon ihr Blick. Noch trug sie seinen Jammerruf in den Ohren. Nachts fuhr sie aus dem Schlaf, von diesem Ruf geweckt. Dann kam die Scheidungsklage. Er ersparte ihr keine Demüthigung. Und sie, in ihrer Verzweiflung, bekannte brutal, wild, ohne Beschönigung, — frech schien's ihren Richtern.

Die Ehe wurde zerrissen, das Kind ihr abgesprochen als Einer, der die moralische Fähigkeit, zu erziehen, fehle. Und weil die ganze Schuld auf ihrer Seite lag, verblieb auch ein großer Theil ihres Vermögens dem Kind, dem Manne.

Der Rest zerschmolz bald. Sie hatte nie gelernt, sich einzurichten und sie brauchte Betäubung. Aus jener Zeit stammte ein perverser Drang, sich den Menschen, die sich über sie entrüsteten, zu zeigen, in irgend einem schreienden, leuchtenden Putz, mit irgend einem Mann am Arm; der Drang, laut zu lachen, den Tugendhaften und ihren Gesetzen in's Gesicht. Sie hatte niemals tief gedacht, aber irgendwie fühlte sie ein Mißverhältniß zwischen ihrem Verschulden und ihrer Strafe. Das Eigentliche, das Entscheidende, war nicht mit vor Gericht gekommen. Die Trockenheit und Unleidlichkeit des Mannes, die sie hinausgedrängt hatten fast mit körperlicher Gewalt vom gesicherten Ufer der Ehe, die hatten nicht mit auf der Schale gelegen, auf der ihre Schuld gewogen wurde, — und darum taugte die ganze Abwiegung nicht, war ein Possenspiel, ein Betrug.

Das Urtheil, das ihr in der bürgerlichen Gesellschaft den Boden unter den Füßen wegriß, rührte nicht an ihr Herz. Sie trug den Kopf hoch. Und ob sie sank, rasch, unaufhaltsam, bis zur Straße hinab, — der innere Hochmuth blieb. Sie hatte nicht gelogen, das war Alles. Sie sah Geschichten jetzt, seit sie klug und schlecht geworden war, und sie verachtete die Menschen. Sie haßte und verachtete sie Alle: die Weiber, — und die Männer erst recht! Alle! bis auf das Kind! bis auf ihr kleines Mädchen.

Einmal, irgendwie würden sie sich begegnen. Sie würden gleich wissen, daß sie zusammen gehörten. Und dann würde sie eine Heilige werden um des Kindes willen. Sie stellte es sich vor mit flatternden braunen Haaren, mit großen Augen, großen, ehrlichen, reinen, wundereinen Kinderaugen, die nichts von Schuld wußten und nichts von feiger Menschenfurcht. Es war größer geworden, natürlich, in zwei Jahren, aber sich selbst gleich immer. Und es würde ihr um den Hals fallen, wie einst, „Mama! liebste Mama! ich hab' Dich lieb."

Das war dann ihre Entsühnung, war die Freisprechung, auf die sie wartete. Dann fing sie ein neues Leben an, dann nahm sie das Kind und lief mit ihm fort, weit, weit. Und dann würde sie arbeiten, irgendwas, aber arbeiten! arbeiten! daß dem Kinde nichts mangelte. Und das Kind durfte nie ihren Fehl wissen, nichts Böses, Unreines von ihr. Um des Kindes willen würde sie werden wie einst, unschuldig, gläubig, gut — —

Die Frau in der Enge des Isolirstuhles der Polizeiwache träumte das und lächelte glücklich. Sie träumte es oft. Die Vorstellung hing wie eine leuchtende Wolke immer vor ihren Augen, sie stierte drauf. Während ihre Füße im Schmutz versanken, glaubte sie ihr näher zu kommen.

Digitized by Google

Jetzt Schlüsselrasseln, schwere Tritte. Wahrhaftig, der Tag hat begonnen. Man sieht ihn nur nicht dämmern in dem fensterlosen Gelaß. Friedel dehnt sich. Der Traum zerrinnt. Sie ist, die sie war. Die Thür ihrer Behausung springt auf.

Ein ihr schon bekannter Schutzmann steht davor.

„Schönen guten Morgen," sagt sie keck.

„Sie scheinen ja recht vergnügt."

„Ich freu' mich, daß ich Sie noch sehen kann."

Er lacht. „Einen in einem anderen Rocke würden Sie wohl lieber sehen, wie?"

„Ich nehm' vorlieb," meint Friedel und zupft ihre Kleider zurecht. „Sie, Herr Wachtmeister, — einen Spiegel hätten Sie wohl nicht?"

Er schüttelt den Kopf.

„'S ist nur, — ich möcht' mir die Haare ein Bißchen glatt streichen. Man zeigt sich doch nicht gern so zerzaust vor den Leuten."

„Für den Herrn Commissar sind Sie schön genug," brummt der Schutzmann. „Allons! die Anderen warten schon."

Auf dem Hausflur stehen zwei Diebe, mit Handschellen gefesselt, jeder von einem Beamten escortirt.

Mit dumpfem Rasseln fährt der „grüne August" vor. Schrille Kinderstimmen verkünden sein Nahen. Es ist gerade Schulzeit und Knaben in feinen Anzügen und Mädchen in hübschen Kleidchen und gestickten Schürzchen stehen mitten zwischen der Straßenjugend mit neugierigen Augen das Elend, die Schande anstarrend.

Langsam, widerwillig steigen die beiden Diebe in den grüngestrichenen Wagen mit den fest vorliegenden Fensterläden. Ihre Begleiter müssen nachhelfen. Den Jungen, den kleinen Mädchen macht es großen Spaß.

Jetzt drängt der Schutzmann Friedel über die Schwelle.

„Allons, Madam."

Friedel's Augenlider schlagen nervös ein paar Mal. Sie zögert. Die Kinderschaar, die lachend den Gefangenenwagen umtanzt, die Verhafteten einsteigen sieht, ist ihrem Empfinden immer das Peinlichste, Qualvollste geblieben, schlimmer als Verhör und Gefängnißzelle, das Einzige, woran sie sich noch nicht gewöhnt hat.

Und lauter schwillt das Geschrei, als sie im Thürrahmen erscheint, — eine Frau! Ohne aufzusehen, hastig thut sie ein paar Schritte. Dann steht sie wie angewurzelt.

Mitten durch den ohrzerreißenden Lärm schrillt ein feines Stimmchen, anschwellend in wildem Entsetzen und erstickend, abbrechend in Scham und Furcht: „Mam—"

Ihr Blut erstarrt. Ihre Augen werden groß, suchen.

Da! das kleine Mädchen in steifem, sauberem Kleid, mit steifen, ehrbaren Zöpfen unter steifem Strohhut, größer aufgeschossen als in ihrem Traum, das runde Gesichtchen abgefallen vom Wachsthum und ernst wie in einem stillen Gram! — Aber die Augen sind's, die großen, glänzenden, braunen Augen, die von Grauen aufgerissen in die ihren starren, der offen gebliebene Mund, der sich über dem halb ausgesprochenen „Mama" nicht schließen kann. Ihr Kind! Ihre Magda! —

Auch die Kinderschaar steht einen Augenblick aufhorchend, stumm in der Ahnung von etwas Furchtbarem. Ein großer Junge packt Magda's Schulter.

„Ist die da wirklich Deine Mama?"

Da malt sich tödtliche Scham in Magda's Gesicht. Die braunen Augen irren ab, sie schlägt sie nieder. Sie schüttelt den Kopf.

„Nein — nein!"

Und dann versteckt sie das Gesicht in den Händen, schluchzt. „Nein! Nein!" —

Der Schutzmann faßt Friedel's Arm. „Vorwärts! Vorwärts!"

Er muß sie auf das Trittbrett heben. Sie widerstrebt, nicht thätlich, — starr, steinern. Mit zurückgewandtem Kopf, mit fast verdrehtem Hals stiert sie auf das Kind, ihr Kind! das sein Gesicht an die Hauswand gedrückt von ihr abgewandt schluchzt.

Es ist das Letzte, was sie sieht. Der Schutzmann schlägt die Wagenthür zu, der „grüne August" rollt davon.

Friedel sitzt, wie sie auf den Sitz gefallen ist, den Mund seltsam verzogen. Sie hat lachen wollen, — aus Gewohnheit, wie sie gelacht hat zu allem Schrecklichen seit zwei Jahren. Diesmal ist das Lachen im Versuch erstarrt. Aus den unnatürlich geweiteten Augen rollen zwei heiße Tropfen. Sie merkt es nicht, sie weiß es nicht. Sie sieht nicht, was vor ihr ist. Sie sieht immer noch das Kind, die abirrenden Augen, die schaudernde Geberde. „Nein, nein!" sagt die bekannte geliebte Stimme. „Nein, nein!" — Wie ein Wasserfall braust das Wort ihr in den Ohren. Von diesem Augenblick hat sie geträumt. Auf dieses Wiedersehen hat sie gewartet. — An diesen Richterspruch hat sie appellirt gegen die Ungerechtigkeit der Welt! — Der Traum ist Wahrheit geworden, sie hat das Wiedersehen erlebt, der Richterspruch ist gefallen, — der endgiltige, gegen den es kein Appelliren giebt und keinen Proceß, der Richterspruch ihres Kindes. Der Hochmuth ihres Herzens zerrinnt vor ihm.

Friedel hatte schon öfter vor dem Polizeigericht gestanden, immer mit einem leichtsinnigen Humor sich vertheidigend, der die Verhandlungen mit ihr für den Beamten leicht und gemüthlich machte. Heute gab sie lauter verkehrte Antworten. Auch in der Zelle benahm sie sich auffallend. Der Gefängnißarzt vermuthete, daß sie sich bei dem obdachlosen Herumstreifen eine Erkältung zugezogen habe, und da sie offenbar fieberte, ließ er sie noch am Abend in die Krankenabtheilung überführen.

Am nächsten Morgen fand man sie todt. Sie hatte sich mit ihrem Taschentuch erdrosselt.

„Im Delirium", schrieb der Arzt in den Todtenschein.

Aus der Hauptstadt.

Compromiß.

Der Minister: Nicht schreien! Geduldig Trübsal blasen und fein schweigsam warten, daß es einmal besser werde! Wahrlich, eine imposante, eine echt christliche Lebensanschauung! Fassen wir sie in dem prächtigen Leitsatze des hochseligen Kaisers Friedrich zusammen: Lerne zu leiden, ohne zu klagen!

Der Ministerialdirector (sanft corrigirend): Lerne leiden, ohne zu klagen! In der That . . Das ist sittliche Politik! Das heißt der schamlos rohen Interessenwirthschaft von heute, dem wüsten Kampf Aller gegen Alle, entschlossen ein Ende machen! Lerne leiden, ohne zu klagen! Wenn man bedenkt, daß unsere Richter dann das ganze Jahr hindurch Urlaub haben könnten. . .

Der Minister: Ich meine, wir müßten der köstlichen Mahnung auch in der Presse diejenige Bedeutung beilegen lassen, die es verdient. Sie ist christlich im erhabensten Sinne des Wortes. Das Volk soll jetzt an ihm seinen Kaiser kennen lernen.

Der Ministerialdirector: Nur dürfen wir nicht vergessen, daß Se. Majestät vor vier Jahren den Ausspruch gethan hat: Wer nur auf Gott vertraut und feste um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut.

Der Minister: That er? Ganz recht. Selbstverständlich. Ich weiß sehr gut. Feste um sich hauen! Famos! Ein Kernwort ersten Ranges! So kraftvoll! So recht germanisch, kurz und gut, so deutsch! Auch darüber muß die gutgesinnte Presse sich eingehend verbreiten.

Der Ministerialdirector: Aber mir scheint — beide Axiomen widersprechen sich ein wenig!

Der Minister: So? Scheint Ihnen das wirklich? Lerne leiden, ohne zu klagen! Feste um sich hauen! Wieso widerspricht sich das! Der erste Satz ist christlich, der zweite deutsch, wie ich Ihnen soeben entwickelte. Ist christlich und deutsch ein Widerspruch? Oder sind wir nicht stolz auf unsere christlich-deutsche Cultur?

Der Ministerialdirector: Das schon. Aber der ungebildete Pöbel wird uns entgegen halten, man könne nicht gleichzeitig fest um sich hauen und leiden, ohne zu klagen.

Der Minister: Wer hat denn das auch jemals verlangt? Unser Volk ist eine Gemeinschaft von fünfzig Millionen. Jeder möge da nach seiner Art verfahren, jeder den Theil des sittlichen, christlich-deutschen Programms ausführen, der ihm persönlich liegt, oder doch liegen sollte. Leiden lernen, ohne zu klagen, das ist Christenpflicht der Regierten. Feste um sich hauen, das besorgen wir, die deutsche Regierung. So kommen beide Parteien zu ihrem Rechte und beide sind zufrieden.

Prinz Vogelfrei.

Zur gefälligen Beachtung.

Da ich heute meinen Urlaub antrete, bitte ich, Briefe, Manuscripte ꝛc. nicht an meine persönliche Adresse, sondern an die Redaction der „Gegenwart" Berlin W. 30, Gleditschstr. 6, zu richten, sowie freundlich entschuldigen zu wollen, wenn die Erledigung der Einsendungen etwas länger als gewöhnlich auf sich warten läßt.

Richard Nordhausen.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 16. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das Deutsche Reich im Bundesstaat. Von Landgerichtsrath a. D. Dr. Hermann Ortloff. — Deutschenhetze in Ungarn. Von Pannonicus. — Das allgemeine Stimmrecht in Schweden. Von Cajus Moeller. — **Literatur und Kunst.** Einer von den Jungen. Von Leonhard Adelt. — Die internationale Ausstellung der Münchener Secession. Von Eduard Engels (München). — **Feuilleton.** Der getreue Freund. Ein Märchen von Oscar Wilde. Uebersetzt von Johannes Gaulke. — **Aus der Hauptstadt.** Die Geschichte des Zolltarifs. Von Prinz Vogelfrei. — Musikalisches. Von Hermann Springer. — **Offene Briefe und Antworten.** Katheder-weisheit und Kaufmannsstand. Von A. Kerkfieck. — Anzeigen.

Das Deutsche Reich im Bundesstaat.

Von Landgerichtsrath a. D. Dr. Hermann Ortloff.

I.

Es erscheint angebracht, im Anschluß an die Rede des Reichskanzlers v. Bülow in der 124. Sitzung des letzten Reichstags, sowie an die Ergänzungsrede seines Stellvertreters, Staatsministers Dr. Graf v. Posadowsky in der 128. Sitzung über die staatsrechtliche Stellung des Bundesrathes im Deutschen Reiche, unter Berührung der principiellen Frage um dessen bundesstaatlichen (föderalistischen) Charakter, einen Rückblick auf die Entstehung des heutigen Deutschen Reiches zu werfen.

Das „Heilige römische Reich deutscher Nation" war ein Staat mit einer aus dem Kaiser und dem Reich (Reichsständen) zusammengesetzten Centralgewalt bis zu seiner Auflösung in den Jahren 1803 bis 1806, wodurch die deutschen Einzelstaaten vollständig souverän wurden, was sie auch formell unter dem von Napoleon I. zusammengezwungenen Rheinbund blieben, so weit sie diesem beigetreten waren.

Der nach Napoleon's Sturz gegründete Deutsche Bund, vertreten durch die Bundesversammlung („Bundestag") zu Frankfurt a./M. war ein Staatenbund oder „völkerrechtlicher Verein souveräner Fürsten und freier Städte" (Wiener Schlußacte Art. 1), in welchem sich die Bundesglieder zu Gunsten der Centralgewalt in einzelnen, genau bestimmten Punkten in der Ausübung ihrer Souveränität beschränkten.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die spätere einheitliche Entwickelung Deutschlands war die unter Preußens Führung mit Ausschluß Oesterreichs 1833 bewirkte Gründung des Deutschen Zollvereins vom 1. Januar 1834 ab, wodurch die Staaten des Südens und Nordens (zum Theil erst später) zu einer wirthschaftlichen Einheit verbunden wurden.

Die Bemühungen des nach dem Sturz des Bundestages im Frühling des Jahres 1848 in Frankfurt a./M. tagenden Parlaments, nach Schaffung einer Reichsverfassung die Centralgewalt nach deren provisorischer Verwaltung in die Hände des am 18. März zum Deutschen Kaiser erwählten Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV. zu legen, scheiterten daran, daß die Reichsverfassung, allein von der Volksvertretung geschaffen, auf dem republikanischen Princip der Volkssouveränität aufgebaut war.

Auch die Versuche, ein Dreikönigsbündniß und dann unter Oesterreichs Führung ein Vierkönigsbündniß zu schaffen, mißglückten. Im August 1850 wurde die heimgegangene Bundesversammlung wieder einberufen. Die Reaction begrub die erstrebte deutsche Einigung und beschnitt die mit den „Grundrechten des deutschen Volkes" sich in Einklang befindenden Landesverfassungen.

Da entbrannte nach einem Jahrzehnt die „Deutsche Frage" über die Herrschaft in Schleswig-Holstein, und darüber kam es zu einem Krieg zwischen Preußen und Oesterreich, welches Letztere die Bundesexecution gegen Ersteres veranlaßt hatte. Preußens Siege in Böhmen und Mähren hatte die Aufhebung des Deutschen Bundes und die Ausschließung des bis dahin nach der Herrschaft strebenden Oesterreichs von jeder staatsrechtlichen Verbindung mit Deutschland zur Folge, und besonders die Herstellung eines aus Staaten Nord- und Mittel-Deutschlands bis zur Main-Linie reichenden Bundesstaates unter preußischer Führung, welche am 18. August 1866, sechzehn an Zahl, durch einen vom Grafen Otto von Bismarck entworfenen Staatsvertrag den Norddeutschen Bund gründeten. Die Zahl der Einzelstaaten, welche diesem Bunde beigetreten waren, hatte sich bald auf 22 vermehrt, und diese gaben in der Form von Gesetzen übereinstimmend die Erklärung ab, vom 1. Juli 1867 als Glieder eines auf der Basis der von den Regierungen und dem „zur Berathung und Vereinbarung" der Verfassung zu berufenden Parlament „vereinbarten Verfassung" zu errichtenden „Bundesstaates" sein zu wollen. Dadurch wurde die Bundesverfassung Gesetz in den Einzelstaaten, welche damit die Erfüllung einer Pflicht zur Gründung des Bundes übernahmen — durch Publicationsgesetze.

Somit war am 1. Juli 1867 der neue Bundesstaat gegründet. Die neue Staatsgewalt bestand und besteht noch in der Einheit der verbündeten Regierungen. Mit dem neuen Bundesstaat war zugleich seine Verfassung geschaffen, indem die Einheit der vorher unabhängigen und souveränen Staaten als neue Staatsgewalt factisch in's Leben getreten, sich bezüglich der Ausübung der Staatsgewalt durch Zugeständnisse an die Gesellschaft und an die Centralgewalt mit Ertheilung einer Verfassung constitutionell selbst beschränkt hat, einer Bundesverfassung, die als Gesetz octroyirt ist, thatsächlich mit dem 1. Juli 1867, staatsrechtlich darnach auf dem Wege der Vereinbarung bezüglich ihres Inhaltes erst im Jahre 1871 als ertheilt galt.

Die drei nicht eingetretenen süddeutschen Staaten, Bayern, Württemberg und Baden, wurden durch Staatsverträge militärisch und wirthschaftlich (Erneuerung des Zollvereins vom

Digitized by Google

8. Juli 1867 mit einem Bundesrath und Zollparlament) mit dem neuen Bundesstaat geeinigt, bis die „Offensiv- und Defensiv-Allianz" mit dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich im Juli 1870 praktisch wurde und zur Herstellung eines gesammten deutschen Bundesstaates am 1. Januar 1871 führte, womit das „Deutsche Reich" gegründet ward, bestehend aus 25 Bundesstaaten, 22 Monarchien und drei Freistaaten (Hamburg, Lübeck, Bremen), welche als „Verbündete Regierungen" die neue Centralgewalt übernahmen. (Die Reichsverfassung beruht auf einem Reichsgesetz, das von Reichs wegen publicirt worden ist.) Laut Publicandum vom 18. Januar 1871 nahm König Wilhelm I. von Preußen, dem vorher das Präsidium des Norddeutschen Bundes übertragen war, den Kaisertitel an und übernahm damit die in der neuen Reichsverfassung dem „Kaiser" übertragenen Rechte und Pflichten.

Auf Grund des mit der Reichsverfassung octroyirten Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 wurde der erste „Deutsche Reichstag" als gesetzmäßiges Organ der am 1. Januar 1871 errichteten neuen Reichsgewalt, welche nicht als Rechtsnachfolgerin der vorausgegangenen zu betrachten ist, einberufen. Die Reichsverfassung vom 1. Januar 1871 wurde alsbald von dem gesetzgebenden Körper einer Revision und neuen Redaction unterworfen und als gesetzmäßige Abänderung in dem Reichsgesetz vom 16. April 1871 am 4. Mai 1871 in Kraft gesetzt. Sie besteht mit einigen geringfügigen Abänderungen in den Gesetzen vom 24. Februar, 3. März 1873, aber mit einer Erweiterung in dem Gesetz vom 20. December 1873, noch heute.

II.

Die staatsrechtliche Natur des Deutschen Reiches ist für die Stellung der Einzel- und Bundesstaaten bestimmend.

Die Staatsrechtslehre ist darüber nicht überall gleicher Meinung gewesen. Prof. Ph. Zurn, Staatsrecht des Deutschen Reiches I. 2. Aufl. (1894), bezeichnete den Bundesstaat als einheitliche, aber föderativ organisirte Staatsgewalt und versagte den Einzelstaaten jeden anderen Staatscharakter als den im Reiche, dessen Organ für die Regierung grundsätzlich der Bundesrath, nicht aber der Kaiser sei. Prof. Georg Meyer in seinen staatsrechtlichen Erörterungen fand das entscheidende Merkmal des Bundesstaates in der directen Beziehung der Bundesgewalt zu den Bundesangehörigen, und als souveräne Gewalt in Deutschland erschien die Gesammtheit der „Verbündeten Regierungen", repräsentirt durch den Bundesrath; die einzelnen Staaten seien nicht souverän, nicht einmal beschränkt souverän. Prof. Dr. Anschütz, Staatsrechtslehrer in Tübingen, erklärte in seiner 1899 gehaltenen Antrittsvorlesung, daß von Bismarck von der Erhaltung des particularistischen Staatsbewußtseins, das aber dem Reichsgedanken dienstbar sein solle, ausgegangen sei und auf dem Princip des Föderalismus das Reich aufgebaut habe, indem die oberste Regierungsgewalt den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten selbst in die Hand gelegt worden sei zur Erhaltung ihrer corporativen Einheit im Bunde, in welchem unter steter Mitwirkung der Einzelstaaten zwischen diesen und dem Reiche durch die Organe des Bundesrathes, des Reichskanzlers und des Reichstages, der verfassungsmäßige Wille zum Ausdruck gelange. Fürst Bismarck wollte dem deutschen Volke nach Außen hin eine möglichst einheitlich-geschlossene politische Macht ungeachtet der inneren Sonderstellung der das Reich bildenden Einzelstaaten verschaffen, aber zur Erhaltung eines gesunden Lebens sollten den deutschen Stämmen ihre Eigenthümlichkeiten so weit erhalten bleiben, als die Reichseinheit davon keine Einbuße zu erleiden hätte. Dem Particularismus im guten Sinne war er wohlgesinnt, indem er der inneren Freiheit und Selbstständigkeit der Einzelstaaten keine Schranken setzen mochte, selbst die Demokratie der Hansestädte und die monarchisch-ständische Verfassung der beiden Mecklenburg unangetastet ließ. Oefter deutete er an, wie die Fliehkraft der Einzelstaaten gegenüber der Anziehungs- und Bindekraft des Reiches zur Erhaltung des Gleichgewichts diene, welches das Grundgesetz der Reichspolitik bilde. Ein bemerkenswerther Ausspruch lautete: „Der Particularismus ist die Basis der Schwäche, aber auch nach einer Richtung hin die Basis der Blüthe Deutschlands. Die kleinen Centren haben ein Gemeingut von Bildung und Wohlstand in allen Theilen Deutschlands verbreitet, wie man es in centralistisch organisirten großen Staaten schwer findet." In Prof. Herm. Rehm's Vortrag vom 8. October 1898 über Unitarismus und Föderalismus in der deutschen Reichsverfassung (Dresden, Verlag von Zahn & Jänsch, 1898) wurde ausgeführt, daß in der Einleitung zur Reichsverfassung die Principien des Unitarismus und des Föderalismus anerkannt seien; ursprünglich sei die Competenzvertheilung zwischen Reich und Gliedstaat von dem Unitarismus beherrscht und das höchste Organ, der Bundesrath, sei föderalistisch, die politisch kraftvollsten Organe aber, Kaiser und Reichstag, seien unitarisch. Nach Art. 12 der Reichsverfassung könne aber der föderalistisch organisirte Bundesrath nicht ohne den Willen des Kaisers seine Thätigkeit beginnen, fortsetzen oder einstellen, ebenso wie der Reichstag, und in dieser formellen Abhängigkeit der beiden Reichsorgane vom Willen des Kaisers huldige die Reichsverfassung „einem rechtlichen Unitarismus".

Das neue „Deutsche Reich" ist nicht, wie die vorausgegangene Bundesversammlung von 1866, ein völkerrechtlicher Verein selbstständiger, souveräner Einzelstaaten, sondern eine einheitliche Persönlichkeit, besonders nach Außen — ein Staat, dessen Souveränität in der Centralgewalt auf Grund eines Gesetzes ruht als Rechtssubject. Zu Gunsten dieser verzichteten die bisherigen Souveräne auf ihre oberste Staatsgewalt, empfingen jedoch einen großen Theil davon zur Ausübung zurück, und es beschränkte sich die Centralgewalt durch Gesetze in der Ausübung der Souveränität zu Gunsten der Einzelstaaten. Fürst Bismarck äußerte in seiner Ansprache an die Tausende deutscher Studenten, die ihn zu seinem 80. Geburtstage beglückwünschten, u. A.: „Die meisten Opfer für die Herstellung des Deutschen Reiches brachten die deutschen Fürsten, der preußische nicht ausgeschlossen. Mein alter Herr zögerte lange, ehe er die Staatsunabhängigkeit an das Reich aufgab. Seien wir den Fürsten dankbar, daß sie für das Reich Opfer gebracht haben, die den Dynastien nach der Geschichte schwer fallen mußten."

Die Souveränität der Einzelstaaten hört da auf, wo die Centralgewalt durch eigene Acte ihre Zuständigkeit erweitern kann, und sie erscheint mehr als ein Bestandtheil der in letzterer vereinigten obersten Gewalt. Der Einzelstaat ist hier wie jeder Reichsangehöriger der Centralgewalt und dem Reichsgesetz unterworfen und hat eine unbedingte Gehorsamspflicht gegen das Reich. In der Rechtssetzung prägt sich aber die Souveränität am meisten aus, und sie fehlte gerade dem Deutschen Bunde. Nach Prof. Laband, Staatsrecht des Deutschen Reichs, 2. Aufl. von 1888 I, S. 622 gelten für die Reichs- und Landeszuständigkeit folgende Unterscheidungen: Gebiet der ausschließenden Gesetzeszuständigkeit des Reiches, das der facultativen Gesetzescompetenz des Reiches, welches zugleich das der Einzelstaaten bedingt. Unter Erstere fallen außer allen Fragen des Reichsstaatsrechts die in Art. 53, 54, 61, 35 der Verfassung ausdrücklich oder der Bedeutung nach als „ausschließliche" gekennzeichneten Gegenstände, unter die facultative Zuständigkeit die in Art. 4 der Verfassung aufgeführten Gegenstände, und unter die dritte Gruppe alle Andern. Eine Kirchenhoheit des Reiches, obschon erwünscht, gebe es nicht. Der § 78 der Reichsverfassung, welcher zu den schwierigsten Fragen bei der Verhandlung mit Bayern gehörte, aber nach seiner Durchführung den Beleg für die Staatsnatur des Reiches als Gesammt- und Bundesstaat und dessen Souveränität bildet, stellt die rechtliche Möglich-

Digitized by Google

keit einer unbegrenzten Erweiterung der Reichszuständigkeit auf völlig gesetzlichem Wege und die Unabhängigkeit der dem Reiche zustehenden Willens- und Rechtssphäre von denjenigen der Einzelstaaten fest. Daher darf das Reich außer der im Art. 4 der Reichsverfassung nahmhaft gemachten Materien jede andere den Einzelstaaten entziehen und hat somit eine auch nicht „durch vertragsmäßige Grundlagen der Reichsverfassung" gebundene Zuständigkeit, welche Eingangsworte der Verfassung nur geschichtliche Bedeutung für die anfängliche Entstehung des Bundesstaates haben.

Sonach ist die Centralgewalt des Reiches die oberste lediglich durch Verzicht der Einzelstaaten mit der Folge, daß die ihnen verbliebene Rechtssphäre als eine vom Reiche abgeleitete nach positivem Staatsrecht zu betrachten ist, was besonders aus Art. 76 Abs. 2 der Reichsverfassung hervorgeht, wonach unter gewissen Voraussetzungen eine einzelstaatliche Verfassung abgeändert werden kann (Mecklenburg-Schwerin?). Soweit überhaupt die Centralgewalt die Einzelstaaten nicht beschränkt, bleiben sie souverän, und insoweit sind ihre Staatsangehörigen dem Einzelstaat unterthänig.

Es tritt im deutschen Reichsrecht häufig das Princip hervor: „Die formale Ausübung der Hoheitsrechte geht im Einzelfalle von der Einzelstaatsgewalt aus, die materielle Regelung aber, wie das Hoheitsrecht zu handhaben ist, wird vom Reiche gegeben. Der Einzelstaat bringt den Unterthanen gegenüber seinen Willen zur Geltung, er empfängt eben vom Reiche den Befehl, was er wollen muß und wie er den Willen zu erklären hat." (Laband, Staatsrecht II, § 88.)

III.

Natürlicher Träger der im Bundesstaat gedachten Persönlichkeit ist die oberste Staatsgewalt als Centralgewalt: „Die Gesammtheit der verbündeten Regierungen" (Sprachgebrauch des Begründers des Deutschen Reiches, des Fürsten Bismarck), als juristische Einheit der nach Aufrichtung des Reichs in ihren Einzelstaaten souverän gebliebenen Mitträger der Centralgewalt. Das Deutsche Reich ist eine Einheit seiner Einzelstaaten, aber nicht ein Einheitsstaat, wie A. v. Ruville in der Schrift: Das Deutsche Reich ein monarchischer Einheitsstaat, Berlin, 1894, als Versuch eines Beweises für den Zusammenhang zwischen altem und neuem Reich unrichtig darstellte — unrichtig, weil mit dem jüngsten Reichsschluß von 1803 jenes alte Reich vollständig abgeschlossen hatte und von 1806 an bis zum Januar 1871 aller Zusammenhang unterbrochen gewesen ist. Das Deutsche Reich mit der neu geschaffenen Centralgewalt ist keine Einzelherrschaft (Monarchie), auch schon wegen der drei in ihm enthaltenen Freistaaten nicht, denn der Kaiser ist ein, wenn auch besonders bevorrechteter, Mitträger der Reichssouveränität als König von Preußen, immer nur ihr Vertretungsorgan. Die Staatsbeherrschungsform des Reiches ist eine geeinte Mehrherrschaft („Pleonarchie") der 25 „Gliedstaaten", vereinigt in der Centralgewalt eigener Art, die einheitlich und untheilbar ist, in ihrer Neuheit aber den Staatsrechtslehrern Kopfzerbrechen verursacht hat. Einige (H. Schulze, F. v. Martitz, O. Gierke, Hänel) meinen, Subject der Reichsgewalt sei das Reich selbst als staatsrechtliche Persönlichkeit und besitze zwei unmittelbare Organe oder Träger der Reichsgewalt in dem Kaiser und dem Bundesrath, und insofern finde eine Theilung der Centralgewalt statt, welche ihre Befugnisse unmittelbar aus der Natur des Reiches als organischen Gemeinwesens und aus der Reichsverfassung ableite. Von Preußens providentiellem Beruf geleitet, nach einer von G. Droysen citirten, an die Gestalt Preußens auf der Karte vor 1866 anknüpfenden Phrase: „Preußen ist die Riesenharfe, ausgespannt im Garten Gottes, dereinst den Weltchoral zu leiten", zielten v. Treitschke und v. Rönne auf den Einheitsstaat ab, die das Reich zu einer reinen Monarchie, in welcher der Kaiser die wirkliche Centralgewalt ausübe, gestalten möchten, während doch mindestens eine Theilung dieser, wie vorstehend erwähnt, anzunehmen wäre.

Derartigen Versuchen gegenüber ist zu betonen, daß der Schöpfer der Reichsverfassung ausdrücklich und deutlich genug „die verbündeten Regierungen" in ihrer Gesammtheit als Träger der Centralgewalt des Reiches bezeichnet hatte. Das monarchische Element tritt im Deutschen Reiche collectiv hervor, und insofern könnte man es, abgesehen von den drei Freistaaten, als Collectiv-Monarchie, welche äußerlich durch den Kaiser vertreten wird, bezeichnen. Das Präsidium des Bundes ist in die Hand des Königs von Preußen mit dem Titel: „Deutscher Kaiser" übergegangen.

IV.

Die 25 Einzelstaaten sind die factische Unterlage der Reichsgewalt und ihre Gesammtheit als Träger dieser wird durch den Bundesrath vertreten, dessen Mitglieder nach Maßgabe von ihren Souveränen bez. deren Regierungen erhaltenen Instructionen handeln; er ist sonach weder Staaten- noch Oberhaus oder erste Kammer, noch Ministerium des Kaisers. Fürst Bismarck bezeichnete ihn in seinem Dankschreiben vom 29. März 1895 auf die Beglückwünschungen zum 80. Geburtstage als den „höchsten Senat des Reiches, in welchem das deutsche Volk den für alle Deutschen maßgebenden Ausdruck der nationalen Zusammengehörigkeit und Vaterlandsliebe stets wie bisher finden werde".

Die Mitgliedschafts-Rechte und -Pflichten sind principiell zwar gleich, indessen sind Ausnahmen getroffen als Sonder- oder „Reservat"-Rechte (Vor- und Ausnahmerechte). Der Bundesrath ist das im Namen und Auftrag der verbündeten Regierungen fungirende oberste Organ der Reichsgewalt.

R. Fischer, Das Recht des Deutschen Kaisers, 1895, sucht nachzuweisen, daß der Bundesrath jedoch von der Heeres- und Marineleitung ausgeschlossen und diese lediglich dem Kaiser aus eigenem verfassungsmäßigen Rechte als wahre monarchische Befugniß, nicht aber in Vertretung der Gesammtheit der verbündeten Regierungen zustehe. Der Bundesrath ist Niemandem verantwortlich, da er die Souveränität der Bundesmitglieder vertritt. Die „Bevollmächtigten zum Bundesrath" handeln nach Instructionen ihrer Staatsregierungen. Ganz im Einklang mit der Reichsverfassung konnte der Reichskanzler v. Bülow in der 124. Reichstagssitzung erklären, daß die Vertreter der verbündeten Regierungen im Bundesrathe, welche nach den von ihren Regierungen ertheilten Instructionen zuzustimmen hätten, nicht genöthigt werden könnten, auszusprechen, weßhalb ihre Regierung gegen oder für einen Antrag stimme; das liege im Wesen des Reiches, das ein Bund zwischen Fürsten und Städten (gemeint sind die drei Hansestädte) sei, die zusammen das Deutsche Reich gebildet haben; das liege im Wesen des Bundesrathes, der nicht eine parlamentarische Versammlung, sondern eine Versammlung sei, in der die Vertreter der einzelnen Staaten sich vereinigt fänden. Dem konnte Staatsminister Dr. Graf v. Posadowsky in der 128. Reichstagssitzung zur Widerlegung der in letzter Zeit im Reichstage wiederholt gehörten Auffassung von der staatsrechtlichen Stellung des Bundesrathes ergänzend hinzufügen, daß die Erklärungen des Reichskanzlers in dieser Beziehung durchaus der Verfassung und der staatsrechtlichen Natur jener Körperschaft entspreche. Der Bundesrath sei kein Parlament, kein Oberhaus; seine Mitglieder hätten auch nicht ihre persönlichen Meinungen zu vertreten, sondern seien Vertreter der deutschen Fürsten und der deutschen Staaten, welche nach dem Eingang der Reichsverfassung den ewigen völkerrechtlichen Bund des Deutschen Reiches geschlossen hätten. Daraus folge, daß zwar im Bundesrath die Vertreter der einzelnen Regierungen ihre persönliche Auffassung zur Sache, ebenso die Gründe für und wider eine Vorlage oder eine zu ergreifende Maßregel geltend machen könnten, daß sie aber in der Schlußabstimmung lediglich das Votum abzugeben

Digitized by Google

hätten, das ihnen von ihrer Regierung vorgeschrieben worden, denn es stimmten im Bundesrath, wenn auch durch ihre Vertreter, nur die Regierungen. Aus der staatsrechtlichen Natur des Bundesrathes folge eben von selbst, daß die einzelnen Vertreter der Bundesregierungen nur nach der ihnen von ihrer Regierung ertheilten Instruction abstimmen könnten. Mit einer diplomatischen Wendung hatte der Reichskanzler erwidert, daß es den verbündeten Regierungen nicht immer möglich sei, für die Ablehnung von Initiativanträgen des Reichstages Gründe anzugeben, denn ihre Vertreter wären gar nicht in der Lage, sich darüber zu äußern, weßhalb sie für oder wider stimmten, da sie nur auf Grund von Instructionen stimmten. Er als Reichskanzler habe gar nicht die Möglichkeit, diese Herren zur Angabe ihrer Gründe zu nöthigen, aus denen ihre Regierung diesem oder jenem Antrage aus dem Reichstage geneigt sei oder nicht. Das führt noch in Kürze auf die Stellung des Reichskanzlers. Der vom Kaiser ernannte Reichskanzler führt den Vorsitz im Bundesrathe; dieser wirkt durch jenen auf die Verwaltung der Reichsangelegenheiten. Er ist der oberste Reichsbeamte und Centralstelle des ganzen Reichsbeamtensystems für die Reichsverwaltung, und außer dem Vorsitz im Bundesrathe liegt ihm nach Art. 15 und 17 der Reichsverfassung die Leitung der Geschäfte ob. Vom Kaiser ernannt ist er dessen alleiniger Minister und Reichsminister, der durch seine Gegenzeichnung der Anordnungen und Verfügungen des Kaisers diesem erst Giltigkeit verschafft, sich aber dadurch rechtlich verantwortlich macht. Er ist kaiserlicher Beamter, aber als stimmführender Bevollmächtigter im Bundesrathe preußischer. Daß er preußischer Ministerpräsident zugleich ist, wäre nicht nothwendig; eine solche Personeneinheit in der Spitze der Leitung des Reiches und Preußens dient zur Sicherung des richtigen Verhältnisses Beider, oder einem einheitlichen Zusammengehen der preußischen und Reichspolitik, und gilt nach den gemachten Erfahrungen für politisch-praktisch.

Eine Vertretung des Reichskanzlers im Vorsitz des Bundesrathes findet nach Art. 15 der Reichsverfassung statt, nach dem Reichsgesetz vom 17. März 1878 aber auch in der Stellung des Reichsministers; indessen trägt dieser die Verantwortlichkeit für die Leitung der Politik und kann auch während der Vertretung, die nach seinen Instructionen zu handeln hat und bei der jene Personeneinheit nicht erforderlich ist, jede Amtshandlung selbst vornehmen. Unter seiner Leitung stehen die Centralverwaltungsstellen des Reiches, die sogenannten Reichsämter, unter Aufsicht und Leitung der „Staatssecretäre", welche sich nach und nach aus dem „Reichskanzleramt" ausgesondert haben, das seit der Verordnung vom 21. December 1879 das „Reichsamt des Innern" geworden ist mit der umfangreichsten Verwaltung. Die anderen Reichsämter sind: das Auswärtige, die Admiralität, Reichspostamt, Reichsjustizamt, Reichsamt für Verwaltung der Eisenbahnen, das Reichseisenbahnamt, Reichsschatzamt, Reichsbankbehörden.

V.

Bundesrath und Reichstag sind im Deutschen Reiche die Factoren der Reichsgesetzgebung nach Art. 5 der Reichsverfassung und nicht an eine Mitwirkung des Kaisers gebunden. In Ersterem hat der Kaiser als König von Preußen von den 58 Stimmen 17; sogar gegen den Willen des Kaisers Wilhelm I. wurde durch Ueberstimmen das Gesetz über die Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig durchgebracht.

Was der Landtag für den Einzelstaat ist, das ist der Reichstag für das Reich. Er vertritt die Einheit der im deutschen Reichsgebiet (Gesammtgebiet der Einzelstaaten) wohnenden Reichsangehörigen und jedes Reichstagsmitglied ist Vertreter ihrer Gesammtheit. Er ist verfassungsmäßiges Organ der über dem Einzelstaat stehenden Centralgewalt in einheitlicher Vertretung des deutschen Volkes, welche aus geheim erfolgenden allgemeinen, directen Wahlen nach dem auf dem ehemaligen Reichswahlgesetz vom 12. April 1849 beruhenden Wahlgesetz vom 31. Mai 1869 in 397 Wahlkreisen hervorgeht. Der Bundes- oder Staatenstaat kann ohne ein Organ der Gesellschaftsvertretung nicht gedacht werden; in ihr verkörpert sich der nationale Einheitsgedanke, worin die Unterschiede der Einzelstaaten verschwinden. Das Parlament hat aber im Vergleich mit England, welches eine parlamentarische Regierung mit monarchischer Spitze besitzt, einen beschränkten Einfluß, indem eine monarchische Regierung und eine Regierung der verbündeten, fast durchweg monarchischer Staaten Deutschlands eine stärkere Macht dem Reichstag gegenüber bildet als in anderen Ländern. An der Regierung selbst nimmt er nicht Theil, aber diese ist in ihren wichtigeren Befugnissen an seine Mitwirkung und Zustimmung gebunden, indem nur im Zusammenwirken der Reichsregierung und des Reichstages sich der oberste Wille des Bundesstaates im Gesetze darstellt.

Für die Rechtssphäre ergiebt sich: a) den reichsrechtlichen Bestimmungen müssen die landesrechtlichen weichen („Reichsrecht bricht Landesrecht"); b) die Einzelstaaten wie alle Staatsangehörigen sind der Centralgewalt als der obersten Macht unterworfen; c) die Rechtsetzung der Centralgewalt erfolgt unmittelbar und kann die Einzelstaaten zu deren Durchführung veranlassen; d) die Zuständigkeit zur Rechtsetzung ist in den der Centralgewalt vorbehaltenen Materien, sofern nicht ausdrücklich von ihr Ausnahmen festgesetzt sind, den Einzelstaaten versagt.

VI.

„Deutscher Kaiser" (nicht „Kaiser der Deutschen" oder „von Deutschland") ist in Reichsangelegenheiten der Titel des ersten Mitträgers der Reichssouveränität aus eigenem Rechte (nicht als Beauftragter des Bundesraths), des besonders durch die Präsidialrechte ausgezeichneten Reichshauptes. Diese sind eine verfassungsmäßige Zugabe an die preußische Krone, und der Kaisertitel personificirt die Einheit Deutschlands, deren Vertreter nach Außen der Kaiser ist. Die von Bismarck als nothwendig angesehene Personalunion zwischen dem Kaiser des Deutschen Reichs und dem König von Preußen, sowie zwischen dem Reichskanzler und dem leitenden preußischen Staatsminister hält das Reich im Innersten zusammen und beugt einer Abkehrung Preußens als deutscher „Vormacht" vom Reiche vor, indem der deutsche Beruf ihm vorgezeichnet ist. Dem Kaiser steht eine Anzahl von Rechten zu, als Befehlshaber des Heeres und der Marine, als Organ der Anordnung von Thätigkeiten der übrigen Factoren der Reichsgewalt, der Aufsicht über Durchführung der Reichsgesetze, als Chef des Post- und Telegraphenwesens, als Träger der Staatsgewalt in den Reichslanden und der Schutzgewalt in den Colonien. Es lassen sich bei ihm Regierungs- und persönliche Rechte unterscheiden (R. Fischer a. a. O.).

Nicht „Kaiser und Reich", d. h. der Reichstag des alten Deutschen Reichs mit den Reichsständen wurde wieder hergestellt mit jener zweifach getheilten Gewalt, sondern nur die Kaiserwürde mit dem Inhalt besonderer Präsidialrechte des „Bundesoberhauptes", wie die Bezeichnung in §§ 80, 94, 95 des ersten Strafgesetzbuchs des Norddeutschen Bundes war, was in der Fassung des Reichsgesetzes vom 15. Mai 1871 in „Kaiser" verwandelt worden ist. Die Würde des Kaisers ist erblich „von Gottes Gnaden" im preußischen Königshause, und die vom Kaiser für die Reichsverwaltung ernannten Behörden und Beamten (Reichsbeamte) heißen „kaiserliche".

Zum Schluß sei noch aufmerksam gemacht auf urkundliche Mittheilungen des Professors der Geschichte an der Universität Jena Ottokar Lorenz (daraus ein Auszug in Beilage 2 zur Weimarischen Zeitung Nr. 103, Jahrgang 1902), welche zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich von Baden (24. April) recht passend unter

Digitized by Google

dem Titel: „Friedrich, Großherzog von Baden“ im Verlag von Gebr. Pätel in Berlin veröffentlicht wurden. Ueber „Die Initiative in der Verhandlung mit dem Könige von Bayern über das Kaiserthum“ ergiebt sich, daß der Großherzog Peter von Oldenburg schon seit 1866 sich mit Anschauungen einer Bildung des Deutschen Reichs befaßt hatte, deren Vermittelung nach dem Sieg bei Sedan durch den damaligen Cabinetssecretär des Großherzogs, späteren Staatsminister G. F. Jansen an den Großherzog Friedrich von Baden erfolgte, welcher ebenfalls sich schon mit dem Reichsgedanken beschäftigt hatte und schon am 12. September 1870 ein ausführliches Bild einer Gründungsverhandlung badischerseits dem Abgesandten des Großherzogs Peter vorlegen konnte. Am 15. October darauf kam eine zustimmende Antwort des Kronprinzen von Preußen in Betreff der Kaiserfrage, und am 24. October schreibt der Großherzog Friedrich, er wolle, ohne Bismarck's Antwort abzuwarten, an den König von Bayern schreiben, daß, wenn er ablehnte, die Frage mit anderen Fürsten zu verhandeln wäre. In einer darauf in das Hauptquartier zu Versailles von der badischen Regierung abgesendeten Denkschrift über die Gestaltung des Verhältnisses der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bunde nach Herstellung des Friedens wurde die Kaiseridee wieder in Anregung gebracht, auch die zukünftige Stellung von Elsaß; aber vorerst handle es sich um Schaffung einer bundesstaatlichen Einigung der nord- und süddeutschen Staaten, und in dieser Richtung werde durch Aufnahme der Kaiseridee Vieles vermittelt und erleichtert werden, und das sei auch (auch übrigens nach v. Bismarck's späterer Einräumung) zugleich der einzige Weg, den ärgsten aller Particularismen, den specifisch preußischen Particularismus, zu brechen. Damals schon hatte der Großherzog Friedrich Kenntniß davon, daß sich der König von Bayern für die Kaiseridee zu begeistern angefangen habe, und hieran knüpfte er an durch Abordnung Heinrich Gelzer's an den König Ludwig II. nach München. Welchen Erfolg dies hatte, ergab die Kaiserproclamation zu Versailles am 18. Januar 1871 durch diesen Letzteren.

Von großer Bedeutung für die Erkenntniß der ersten Unterlagen der Reichsgründung sind vorerwähnte Mittheilungen, deren Ergänzungen noch zu erwarten stehen.

Das sind die Grundlagen des Deutschen Reiches als eines Bundesstaates. Ihre Wiedergabe ist zumeist entnommen aus des Verfassers namenlos 1896 im Verlag von Hermann Pohle in Jena erschienenen Hand- und Nachschlagebuch: „Die Staats-Einrichtungen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach“.

Deutschenhetze in Ungarn.

Als nach dem gewaltthätigen, alle Oppositionsparteien zum parlamentarischen Verzweiflungskampfe treibenden Regiment des gewesenen Ministerpräsidenten Baron Desider Bánffy sein Nachfolger Koloman Széll mit seiner begeistert aufgenommenen Devise: „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit“ die öffentliche Meinung des Inlandes wie des Auslandes für sich gewann, glaubten auch die nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns, daß für sie eine bessere Aera herangebrochen sei, daß sie bei der neuen Regierung auf den Schutz ihrer gesetzlichen Rechte und ihrer friedlichen Kulturentwicklung würden rechnen dürfen. Und die ersten Jahre der Wirksamkeit Széll's schienen diese Hoffnung zu rechtfertigen. Er verstand es nicht bloß, durch kluges, conciliantes und streng gesetzmäßiges Vorgehen den Kampf der magyarischen Reichstagsparteien in durchaus urbane Formen zu leiten, die früheren persönlichen Gehässigkeiten zu verbannen, die wirthschaftlichen Gegensätze zu mildern, sondern er ließ auch die nichtmagyarischen Staatsbürger von dem schon unter Tisza und besonders unter Bánffy erduldeten Drucke einigermaßen aufathmen.

So war es ganz natürlich, daß auch die südungarischen Deutschen, welche mit der Magyarisirung ihrer Aemter und ihrer Schulen sehr schlechte Erfahrungen gemacht hatten, und vom magyarischen Chauvinismus sogar ihren deutschen Gottesdienst bedroht sahen, energischer als bisher für ihr Volksthum einzutreten und die ihnen im Nationalitätengesetz von weisen ungarischen Staatsmännern eingeräumten natürlichen sprachlichen Rechte geltend zu machen suchten. Zu den wenigen localen Wochenblättern, welche in diesem Sinne wirkten, trat vor anderthalb Jahren das „Deutsche Tagblatt für Ungarn“ in Temesvar, der Metropole des von einer halben Million Deutscher bewohnten Banates. Daß das unter dieser „schwäbischen“ Bevölkerung Jahrzehnte lang nur latent vorhandene deutsche Bewußtsein als natürliche Reaction gegen die Anfangs nur sanft einsetzende, auch die Deutschen mehr als die Rumänen und Serben schonende, aber nach und nach immer schärfer eingreifende Magyarisirung nunmehr lebhafter zu pulsiren begann, war eine sehr unangenehme Ueberraschung für den Chauvinismus, der bereits mit Sicherheit darauf gerechnet hatte, als sichersten Culturdünger für den mit heißem Bemühen angestrebten einheitlichen magyarischen Nationalstaat die national indifferentesten Deutschungarn benützen zu können. Es wurden also gegen die als Förderer der nationalen Erweckung angesehenen deutschen Blätter, die rasch an Verbreitung gewannen, weil sie aus der Seele des Volkes heraus sprachen, alle zulässigen und unzulässigen Mittel des gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Boycotts in Anwendung gebracht, ohne daß dies ihrem Aufschwunge und ihrer Wirkung Abbruch gethan hätte. Nun griff man in der magyarischen Presse zur Waffe der Verläumdung. Die Herausgeber und Redacteure wurden von chauvinistischen Blättern zu bezahlten Agenten des Auslandes, zu Aposteln eines staatsgefährlichen politischen Pangermanismus, zu Feinden der magyarischen Nation gestempelt.

Den Siebenbürger Sachsen, die im gesetzlichen Kampfe für ihr Deutschthum nunmehr Bundesgenossen fanden, wurde es zum Verbrechen angerechnet, daß sie sich dieser durchaus natürlichen und spontanen nationalen Bewegung der südungarischen Stammesgenossen freuten und ihr selbstverständlich ihre Sympathien zuwandten. Hatten sie doch selbst, angesichts der wachsenden eigenen Bedrückung, den Parteienkampf in ihrer Mitte, den Gegensatz zwischen „Grünen“ und „Schwarzen“, durch eine ehrliche Versöhnung beendigt und der radical-nationalen Richtung die Vertretung, die sie sich, in den sächsischen kirchlichen und communalen Vertretungskörpern zum Theil schon erobert hatte, durch freie Vereinbarung auch in der kleinen Schaar sächsischer Reichstags-Abgeordneter überlassen.

Die ungarischen Reichstagswahlen, deren bisher in bedauerlicher Weise vermißte Freiheit und Reinheit seit Jahren die Forderung aller Oppositionsparteien gewesen war, vollzogen sich im verflossenen Herbst unter Széll's Leitung zum ersten Male ohne den Regierungshochdruck, der sie seit einem Vierteljahrhundert charakterisirt hatte und besonders unter Bánffy zu cynischem Terrorismus ausgeartet war. Unter den früheren Umständen hatten die nichtmagyarischen Nationalitäten mit Ausnahme der national organisirten Sachsen darauf verzichten müssen, Vertreter ihres Volksthums zu candidiren. Bauend auf die von Széll feierlich versprochene Freiheit und Reinheit der Wahlen, stellten diesmal auch Serben und Slovaken nationale Candidaten auf, und es gelang Ersteren einen und Letzteren sogar vier Abgeordnete durchzubringen. Zum ersten Male waren auch in den von Schwaben bewohnten Wahlbezirken des Banats zwei Candidaten aufgetreten, welche in ihren Wahlprogrammen ihr deutsches Volksthum betonten. Das wurde von chauvinistischen Kreisen sehr

Digitized by Google

übel aufgenommen, und obwohl keiner der beiden deutsch gesinnten Candidaten durchdringen konnte, weil neben der großen Rolle, die bei diesen Wahlen das Geld spielte, anstatt des früher geübten Regierungseinflusses der Druck der Comitatsoligarchie nachdrücklich zur Geltung kam, wendete sich die Aufmerksamkeit des um seine Alleinherrschaft stets sehr besorgten Magyarenthums alsbald der Bethätigung der Nationalitäten und insbesondere der deutschen Bewegung zu. Der Verification des serbischen und der slovakischen Abgeordneten wurden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, vor Allem aber beschloß man, dem Erwachen des deutschen Bewußtseins scharf entgegen zu treten. Den Ansturm eröffneten die dreibundfeindlichen Ultramontanen, welche sehr richtig die Wirkung auf den magyarischen Chauvinismus berechneten, als sie zuerst im Reichstage und dann in den Delegationen das Gespenst des die Staatlichkeit Ungarns bedrohenden Pangermanismus aufmarschieren ließen und die Wirksamkeit des Gustav-Adolf-Vereins, des Alldeutschen Verbandes und des Deutschen Schulvereins in den fürchterlichsten Farben schilderten. Der Abgeordnete Szivák, der nur durch beispiellose Acte des Mißbrauchs der Amtsgewalt seinen Wahlbezirk Ungarisch-Weißkirchen gegen einen Mitbewerber hatte behaupten können, dessen Zusage, für die Einhaltung des Nationalitätengesetzes einzutreten, ihm die Stimmen der deutsch gesinnten Wähler zugewendet hatte, rächte sich an Letzteren dadurch, daß er dem Abgeordnetenhause ein schauerliches Bild von der pangermanischen Verschwörung aufrollte und eine energische Maßregelung der deutsch bewußten Presse forderte. Der frühere Abgeordnete Franz Herczeg (früher Herzog), der sich seiner schwäbischen Abstammung und seines ehrlichen deutschen Familiennamens nur kurz vor den Wahlen zu erinnern pflegte; der in einem von ihm geschriebenen Stücke, „Ocskay brigadéros“ (Der General Ocskay), die Rákóczy'sche Insurrection gegen das Haus Habsburg verherrlichte und das Deutschungarthum beschimpfte, der aber dann mit aus diesem Grunde seinen Wahlbezirk Werschetz an einen Mitbewerber verlor, Herczeg-Herzog wendete sich in einer ganzen Artikelserie gegen die deutsche Bewegung und denuncirte sie als staatsfeindlich, magyarenfeindlich und dynastiefeindlich. Das Alles war nun Wasser auf die Mühle der chauvinistischen Aeußersten Linken, welche den traditionellen Deutschenhaß der magyarischen Volksseele zu noch hellerer Gluth zu entfachen begann. Als im Abgeordnetenhause Ausschnitte aus südungarischen Blättern verlesen wurden, aus denen sich das Erwachen des deutschen Volksbewußtseins und der Widerstand gegen ungesetzliche Magyarisirungsmaßregeln entnehmen ließ und die Berechtigung zu gesetzlicher Verfolgung abgeleitet werden sollte, wußte der Justizminister nur zu erwidern, daß die vorgebrachten Stellen keine Handhabe zu einer Verurtheilung bieten würden, mit anderen Worten, daß in den betreffenden Blättern eben nichts Ungesetzliches enthalten war. Inzwischen war auch gegen den Redacteur der Großkikindaer Zeitung, Arthur Korn, wegen eines „Die Schule im Dienste der Magyarisirung“ betitelten, durchaus sachlich gehaltenen, lediglich die Pflege der deutschen Muttersprache fordernden Artikels von der Staatsanwaltschaft die Anklage wegen Aufreizung gegen die magyarische Nationalität erhoben worden, und die Szegediner stockmagyarischen Geschworenen hatten Korn mit anerkennenswerther Objectivität freigesprochen, wofür sie von der chauvinistischen Presse wüthend angegriffen wurden. Der Staatsanwalt stellte auch sofort nachdrücklichere Verfolgung des Blattes in Aussicht.

Nachdem nun in der mit ihrer Freiheitsliebe sonst so sehr prunkenden magyarischen Presse die Verfolgung des Pangermanismus zum allgemeinen Feldgeschrei erhoben wurde, konnte der Temesvarer College des bei seinem ersten Sprunge noch nicht erfolgreich gewesenen Szegediner Staatsanwaltes nicht zurückbleiben und versetzte alsbald das „Deutsche Tagblatt für Ungarn“ in Anklagezustand wegen eines Artikels, worin in Anknüpfung an frühere Ausführungen eines gewesenen Abgeordneten über die Ursachen der in letzter Zeit auch unter den südungarischen Deutschen stark um sich greifenden Auswanderung als solche Ursachen auch die Schwierigkeit für sie, in den magyarischen Colonistengemeinden Grundbesitz zu erwerben und ihre Kinder in der Muttersprache zu bilden und die von den nationalen Renegaten zu erduldenden Chicanen bezeichnet waren. Durch diesen durchaus sachlichen, notorische Thatsachen feststellenden Artikel sollte das deutsche Element nach der Behauptung des Staatsanwaltes zum Hasse gegen das magyarische gereizt werden. Die vom Angeklagten verlangte Vernehmung von Zeugen, welche die Wahrheit aller im incriminirten Artikel behaupteten Thatsachen bestätigen sollten, wurden vom Gerichtshofe abgelehnt. Der Staatsanwalt beschränkte sich nicht darauf, aus der scharfen Kritik, die der Artikel an den bestehenden Verhältnissen übte, das Verbrechen der nationalen Aufreizung herauszudeuten, er wirkte auf die Geschworenen vornehmlich durch den Vorwurf, daß das Deutsche Tagblatt für Ungarn eine Schöpfung der Siebenbürger Sachsen sei und das Magyarenthum auf Kosten des Deutschthums herabzusetzen bestrebt sei. Schon einen Monat vor der Gerichtsverhandlung waren die zum Theil deutschsprachigen Geschworenen von chauvinistischer Seite in unglaublicher Weise bearbeitet worden, daß ihr ungarischer Patriotismus die Verurtheilung des Angeklagten erfordere. Es waren unter ihnen auch fünf Juden, welche durch die antisemitische Spitze gegen die neuen Grundbesitzer verstimmt sein mochten, andere fürchteten den ihnen drohenden geschäftlichen Boycott im Falle einer Freisprechung, und so fällten sie einen Schuldspruch, worauf Redacteur Cramer zu drei Monaten Staatsgefängniß und tausend Kronen Geldstrafe verurtheilt wurde. Darüber großer Jubel in den chauvinistischen Kreisen.

Noch vor diesem von juridischem Standpunkt sehr anfechtbaren ersten Erfolge des zur Mundtodtmachung des deutschen Bewußtseins unternommenen Feldzuges hatte der Szegediner Staatsanwalt seine Drohung wahr gemacht und neue Klagen gegen den Redacteur und zwei Mitarbeiter der Großkikindaer Zeitung angestrengt. Die eine wegen eines Gedichtes: „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist“, worin zum Festhalten an der Muttersprache aufgefordert wird, eine zweite wegen eines Artikels, worin dargelegt wird, daß man ein guter Ungar oder guter Böhme sein könne, ohne zum Magyaren oder Tschechen zu werden und seine angeborene deutsche Nationalität zu verleugnen, eine dritte wegen zweier Artikel, worin die nationale Lauheit der Schwaben getadelt und ihr geistiges Zurückbleiben beklagt wird. Die erste dieser Anklagen ist zur Verhandlung gelangt, und Arthur Korn ist, nachdem von der Szegediner Presse die feindseligste Stimmung gegen ihn erzeugt worden war, von den Geschworenen schuldig gesprochen und zu der unerhört strengen Strafe von sechs Monaten Staatsgefängniß verurtheilt worden. Da das incriminirte Gedicht zu wenig Handhaben bot, schaffte die Staatsanwaltschaft fünf Zeugen, welche Korn's magyarenfeindliche, d. h. einfach deutsche Gesinnung und die Wirkung seiner „Agitation“, d. h. gelegentliche Aeußerungen seiner Gesinnung zu bestätigen hatten. Die Vernehmung von Gegenzeugen, welche die absolute Unanfechtbarkeit seines Verhaltens dargelegt hätten, wurde von diesem Gerichtshofe nicht zugelassen.

Durch diese beiden Tendenzprozesse, welche das bedenklichste Licht auf die ungarische Judicatur werfen, ist nun der Anfang zu einer systematischen Verfolgung der deutsch bewußten Presse in Ungarn gemacht. Man sollte allerdings meinen, daß den in beiden Fällen wegen parteiischester Zurückweisung der von der Vertheidigung gestellten Zeugen erhobenen Nichtigkeitsbeschwerden von der königl. Curie unbedingt Folge geleistet werden müßte. Das ist eben noch abzuwarten. In mehreren Fällen hat sich dieser höchste Appell- und Cassationshof Ungarns nicht auf der Höhe gewissenhafter Gesetzes-

Digitized by Google

auslegung und gründlicher Durchdringung der Materie gezeigt. Leider hat das überreizte magyarische Nationalgefühl auch vor den Hallen des Obersten Tribunals nicht Halt gemacht.

Daß insbesondere die Regierung Széll's der jetzt im Abgeordnetenhause und in einem großen Theile der magyarischen Presse cultivirten Nationalitätenhetze und vor Allem der an die französische Spionenfurcht erinnernden Pangermanenriecherei nicht entgegen treten und ihre Pflicht gegen die nichtmagyarischen Staatsbürger nicht erfüllen wird, zeigen mehrfache Aeußerungen des Ministerpräsidenten über die Repression der angeblichen Propaganda des Alldeutschen Verbandes, zeigt das Zurückweichen des Justizministers vor der ganz unmotivirten Forderung der äußersten Linken, die Gerichte der Unterdrückung einer gesetzlich vollständig berechtigten, maßvollen nationalen Bewegung dienstbar zu machen. Damit ist strebsamen Staatsanwälten freie Bahn gewährt. Und die Gerichte scheinen nicht unempfindlich gegen das ihnen für strenge Strafen von der chauvinistischen Presse gespendete Lob zu sein. Daß System in dem ganzen Vorgehen liegt, erhellt deutlich daraus, daß sich die Staatsanwaltschaft nicht bloß gegen die verführten Schwaben, sondern auch gegen ihre sächsischen Verführer wendet. Denn auch der frühere Redacteur der Kronstädter Zeitung, der jetzige Abgeordnete Lutz Korodi, ist für eine Reihe schon längst erschienener Artikel in Anklagezustand versetzt worden, und der betreffende Ausschuß des Abgeordnetenhauses hat die Aufhebung seiner Immunität mit großer Eilfertigkeit beantragt und natürlich auch erreicht.

Während also das officielle Ungarn sich als Stütze des Dreibundes und des deutschen Bündnisses hinstellt, verfolgt das herrschende Magyarenthum schonungslos jede noch so berechtigte, noch so gesetzliche, noch so bescheidene Lebensäußerung des ungarländischen Deutschthums und sucht dabei mit widerwärtiger Heuchelei durch den Hinweis auf das schon zum größten Theile durchlöcherte und zugestandenermaßen nicht eingehaltene Nationalitätengesetz seine großartige Toleranz glaubhaft zu machen und die Klagen der Deutschen und übrigen Nichtmagyaren als ganz unberechtigt hinzustellen, während doch die Thatsachen laut genug vom Gegentheil sprechen. Dem Ausschuß für die Errichtung eines Lenaudenkmals in seinem Geburtsorte Csatád ist eine magyarische Festrede und der Rákóczymarsch aufoctroyirt worden. Wer im Pester Lloyd die in's Deutsche übersetzten Artikel des früheren Ministerpräsidenten Baron Bánffy liest, in denen eine systematische Magyarisirungspolitik auch auf Kosten der an einen Rechtsstaat zu stellenden Forderungen gepredigt und die bereitwillige Opferung der ungarländischen Deutschen Seitens der deutschen Reichspolitik in sichere Aussicht gestellt wird, muß zur Ueberzeugung gelangen, daß das Deutschthum in Ungarn sich im Stande der Nothwehr befindet und der herzlichen Theilnahme seiner Stammesgenossen im Reiche bedürftig und würdig ist.

Pannonicus.

Das allgemeine Stimmrecht in Schweden.

Von Cajus Moeller.

Ein Sprung in das Dunkle. Bisher hatte Schweden unter sämmtlichen constitutionellen Staaten das beschränkteste Stimmrecht; nur ein reichliches Fünftel der erwachsenen Männer war an der Wahl der Kammermitglieder betheiligt, während das Oberhaus des Reichstages von den Provinziallandtagen („Landsthingen") und den Bevollmächtigten der größeren Städte gewählt wird. Künftig wird die Zweite Kammer auf dem allgemeinen Wahlrecht basiren, wenn auch nicht in der schrankenlosen Weise des deutschen und französischen Wahlsystems. Die mit dem Wahlrecht ausgestattete Volksminderheit genoß dieses Privileg bisher schon vom vollendeten 21. Lebensjahre an; künftig soll das 25. an die Stelle treten. Ein Census wird nach dem geplanten Gesetz nicht bestehen, wohl aber das Wahlrecht an die Leistung der öffentlichen Pflichten geknüpft, als den Waffendienst in der Armee, die prompte Zahlung etwaiger Steuern u. s. w. Namentlich auf den ersteren Punkt wird besonderer Werth gelegt, und wenn die Verehrer des allgemeinen Stimmrechts in Deutschland es gern als das nothwendige Correlat zu der allgemeinen Wehrpflicht bezeichnen, dann ist in Schweden der betreffende Zusammenhang sogar ganz unmittelbar. Eben aus der Heeresreform hat sich dort die Erweiterung des Stimmrechtes entwickelt.

Der jetzt von der Premierschaft zurückgetretene Viceadmiral Freiherr von Otter folgte 1901 seinem jetzigen Nachfolger Gutsbesitzer Boström, weil dieser die allgemeine Wehrpflicht nicht bei dem Reichstag durchzusetzen vermochte; er ist jetzt gefallen, weil sein Entwurf eines Wahlgesetzes von sämmtlichen Parteien abgelehnt wurde. Durch eine merkwürdige Ironie hat die finländische Politik des russischen Selbstherrschers indirect auf die bevorstehende radicale Veränderung des Wahlrechts bei dem nordwestlichen Nachbarvolk eingewirkt; ohne die drohende Vernichtung der finländischen Autonomie hätte der schwedische Reichstag niemals die allgemeine Wehrpflicht bewilligt; auch so geschah dies nur durch den Beistand der liberalen Kammerpartei gegen den fortgesetzten Widerstand des conservativen Landvolkes. Finland droht aus einem Bollwerk nordgermanischen Volksthums gegen den Panslavismus ein vorgeschobener Posten des letzteren gegen die skandinavische Halbinsel zu werden. Dieser Erwägung verschloß sich die Kammerlinke zuletzt nicht, knüpfte aber an ihr Votum für die Armeereform das Verlangen nach erweitertem Wahlrecht und trug in dieser Richtung wenigstens eine allgemeine Zusage davon. Aber in der jetzt beendeten diesjährigen Reichstagssession scheiterte der formell von dem Justizminister Hammarskjöld ausgearbeitete neue Wahlrechtsentwurf vollständig, die Verminderung des Census ging den Liberalen nicht weit genug und den Conservativen zu weit; bis plötzlich ein Handstreich der letzteren Partei das gesammte Schachbrett durch einander schob.

Der Unterschied in den Volkscharakteren und politischen Sitten der drei skandinavischen Ländern ist dabei recht lehrreich hervorgetreten. In Norwegen sind die Wähler und die Mandatsträger gleichmäßig leidenschaftlich, in Dänemark die Wähler durchweg sehr gelassen, aber dafür die Reichstagsdebatten hier und da stürmisch, in Schweden ist von Beiden gerade das Gegentheil der Fall. Die Lohnkämpfe des Sommers 1899 hatten dort eine hohe Volkstemperatur gezeigt, weniger in Stockholm als in den nördlicheren Hafenstädten und in dem stets tumultuarischen Gothenburg; die Ausstände zielten schon damals offenkundig mit auf die Erweiterung des politischen Stimmrechtes hin. Noch zweifelloser war das mit dem Generalstreik der Fall, der jetzt in der Hauptstadt um Pfingsten inscenirt wurde und zu Blutvergießen Anlaß gab; als Lohnkampf scheiterte der Versuch vollständig, aber der Eindruck war doch sehr nachhaltig. Seit 1893 besteht in in Schweden das Institut der „Volksreichstage", die von Zeit zu Zeit durch die Demokratie einberufen werden und dann an das officielle Parlament ihre Forderungen stellen; man lebt diesen nicht immer nach, aber man folgt doch den betreffenden Beschlüssen mit großer Aufmerksamkeit. Die an Umwälzungen überreiche Geschichte jenes merkwürdigsten unter den skandinavischen Völkern läßt das Parlament wie die Regierung hier und da eine Nachgiebigkeit gegen die Volkswünsche der dauernden Massenerregung vorziehen.

Auf dieser Grundlage ist jener Handstreich der Reichstagsconservativen gegen das Ministerium Otter zu erklären, der obendrein von einem geistlichen Mitglied des Oberhauses inscenirt wurde. Auf den Antrag des Bischofs Billing ge-

Digitized by Google

nehmigte die erste Kammer nach Ablehnung aller sonstigen Anträge den Vorschlag, das Ministerium zur Herstellung eines neuen Wahlrechtentwurfs auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts aufzufordern. Das Oberhaus stimmte dem zu, zum Theil wohl aus dem Nebengedanken heraus, die zweite Kammer einmal an Volksthümlichkeit zu überbieten; dann wollte sich diese nicht den Wind aus den Segeln nehmen lassen und schloß sich dem Votum an. Ohne Mißtrauensvotum fühlte sich damit das Ministerium Otter von seinen bisherigen Anhängern verlassen und reichte sein Rücktrittsgesuch ein; Herr Boström kehrte am 5. d. M. an das Staatsruder zurück. Er war früher conservativ, wird aber jetzt gemäßigt liberal regieren; der neue Cultusminister Karl von Friesen gilt für einen Gesinnungsgenossen seines Bruders Sixt von Friesen, der in der Zweiten Kammer das Oberhaupt einer „freisinnigen Sammelpartei" geworden ist, und der neue Finanzminister, Großhändler Meyer aus Karlshamn, ist ein Gegner der jetzt bestehenden hohen Kornzölle. Die neue Wahlrechtsvorlage wird für die Session von 1904 erwartet; im Princip ist ihre Annahme entschieden, die Einzelheiten werden wohl noch langwierige Kämpfe beanspruchen. Wie aber der schwedische Reichstag nach einer Neuwahl auf Grund des künftigen Gesetzes aussehen wird, davon kann sich Niemand so recht eine Vorstellung machen. Bis jetzt zählte die Zweite Kammer unter 230 Mitgliedern einen Socialdemokraten; nachher werden es wohl erheblich mehr sein.

Obgleich die Schweden unter den nordeuropäischen Völkern zweifellos den Vorzug verdienen, sind sie doch von der allgemeinen skandinavischen Unzuverlässigkeit nicht unberührt geblieben. 1891 mußte der Staatsminister Freiherr von Akerkjelm zurücktreten, weil er in einer Ausschußsitzung der Ersten Kammer den erhöhten Militäretat mit den Worten motivirt hatte, „man werde demnächst mit dem Normann einmal schwedisch reden müssen". Er hatte es mit der Bitte um Discretion gesagt, aber die Aeußerung kam in die Oeffentlichkeit, und die erzürnten Norweger erzwangen seine Entlassung. Jetzt ist ein conservatives Ministerium gefallen, weil die eigenen Anhänger zuerst seine sehr gemäßigten Vorschläge ablehnten und dann die Liberalen des anderen Hauses an Volksthümlichkeit überbieten wollten; den größten Schaden davon werden sie selber haben. Wie einmal ein nordeuropäischer Dichter gesagt hat: Das politische Leben in Skandinavien ruht auf „wiegendem Grunde".

Literatur und Kunst.

Einer von den Jungen.*)

Von Leonhard Adelt.

Man darf die Bedeutung des Erstlingswerkes für die Entwickelung eines Poeten nicht unterschätzen. Ob es auch noch so unreif ist, so zeigt es doch die künstlerische Herkunft des jungen Dichters an, und großentheils birgt es auch schon die Keime zukünftigen Wachsthums. Und es ist dann ebenso lehrreich festzustellen, welche Entwickelungsmöglichkeiten der Dichter später hat fallen lassen, als, welche er aufgenommen und verfolgt hat. Diese Feststellung ist besonders ein sicherer Maßstab für den Grad der Selbstzucht bei dem jungen Poeten. Man halte derart Hans Benzmann's Erstlingslyrik „Frühlingsstürme" mit ihrem gährenden Ueberschwang neben sein zweites, ausgereiftes Gedichtbuch „Sommersonnenglück": schon um seiner strengen Selbstzucht, seiner rastlosen Arbeit an sich selbst Willen verdiente Hans Benzmann Beachtung.

Benzmann, Kolberger von Geburt, ist heute 33 Jahre alt. Als Fünfundzwanzigjähriger gab er sein erstes Gedichtbuch, eben die „Frühlingsstürme", heraus. Der junge, werdende Dichter hat den leidenschaftlichen Drang nach Schönheit, der sich gerade erst seiner selbst bewußt geworden ist, aber noch tastend und irrend sucht, wie er erfassen, wie er sich bethätigen soll. Benzmann versteht es im Anfange noch nicht, sich auf einen Vorstellungskreis zu concentriren und aus vielen das eine rechte Wort für jedweden Begriff zu setzen. Er glaubt, die gewaltig in ihm wogende Empfindungswelt am treffendsten durch gewaltige Worte widerzuspiegeln. In dem Bemühen, jede Beobachtung möglichst scharf und umfassend zu charakterisiren, unterstreicht er das Charakteristicum doppelt und dreifach („Erhabene Stille wallet aus den Fluten." „Von Zeit zu Zeit klingt schrill ein Tropfenfall") und giebt — so auch später noch einmal („Arbeitsfrohe, tagesmüde, rothglühende Freude") — an Beiworten zu viel des Guten. Seine Phantasie ist überladen mit der Fülle mannigfachster Bilder, die, hervorsprudelnd, sich überstürzen und, wenn sie sich auch gerade nicht gegenseitig widerstreiten, doch eine einheitliche Anschauung und damit Stimmung nicht aufkommen lassen („Bergsee" IV). Auch Prosaismen laufen vereinzelt mit unter („Und doch ist das ganze farbenprächtige Klingen — nur Erzeugniß meiner glühenden Phantasie"), ebenso Anklänge und in einzelnen Wendungen Copien („Wie eine längst verklungene Sage"). Immerhin sind die Bilder, jedes für sich, zum größeren Theile mit auffallendem Geschick gewählt. Auch fällt schon in diesem ersten Entwickelungsstadium eine leichte Hand in der Formgebung auf, eine Fähigkeit, seine Gedanken und Empfindungen, wo er sie zu geschlossener Form verdichtet, Reim und Versmaß anzupassen — später, und das ist der Wendepunkt, schmiegen sich Reim und Versmaß zwanglos dem Gedanken- und Stimmungsinhalte an. Die erste Dichtungsperiode Hans Benzmann's ist nicht geradezu als symbolistisch zu bezeichnen, obwohl sie stets darauf ausgeht, tiefere Zusammenhänge unter der Maske des Alltags zu erfassen und zur Anschauung zu bringen. Benzmann bleibt jedoch vielfach im Vergleich, in einer hier und da wenig geschickten Gegenüberstellung stecken. Weit besser gelingen ihm schlicht gezeichnete Stimmungsbilder ohne Prätension („Am Abend"). In seinen philosophischen Gedichten könnte man ihn der Art seiner Ideen und ihrer schwungvoll-lyrischen Verkörperung nach zu Schiller stellen. Reflexion beschwert den lyrischen Charakter dieser Gedichte, doch bietet vornehme Tongebung einigen Ersatz dafür. Seine Philosophie selbst wird unzweideutig durch die beiden schlechtesten Verse präcisirt, die Benzmann ihr gewidmet hat:

„Sinnlos nimmer und ohne Zwecke
Wandelt des Schicksals ehernes Rad;
Doch Erfüllung menschlicher Träume
Lieget abseits von seinem Pfad."

Und weiter:

„Einst wirst Du dich sehn,
O Menschheit, vollendet an Geist und Gefühl(!)".

Die „Frühlingsstürme" sind Richard Dehmel gewidmet. Wer mit solch' leidenschaftlichem Ernste nach den Schlüsseln der Erkenntniß sucht wie Hans Benzmann, der kann, sofern er gar noch Lyriker ist, ebenso wenig wie an Nietzsche an Richard Dehmel vorbei, in dem der rastlos grübelnde und ringende, der unstät suchende und wühlende Geist einer ernstwilligen, doch ziel- und führerlosen Jugend seine prägnanteste Verkörperung gefunden hat. Der gefährliche Zauberer Dehmel

*) Es kann die Aufgabe der „Gegenwart" nicht sein, nur von Gewordenen und schnellwuchtig Werdenden zu berichten. Just denen, die im Halbdunkel emporstreben, just den stillen und fleißigen Talenten, von denen der Gassenlärm nichts weiß, will sie den Weg ebnen. Die vorliegende Studie über einen unserer liebenswürdigsten jungen Lyriker wird hoffentlich weitere Kreise für sein Werk interessieren und ihm ein Ansporn zu neuem, gesegneteren Schaffen sein. R. N.

Digitized by Google

schlägt auch Benzmann in seinen Bann. Dehmel will in seiner Lyrik rein Ausstrahlungen seiner Persönlichkeit geben, wirkt dadurch aber gewöhnlich unplastisch. Benzmann begeht zwar die Pfade Dehmel'schen Symbolismus („Kain"), möchte sich aber der Gefahr, undeutlich und in Folge dessen auch unverstanden zu bleiben, entziehen. So fällt er noch einmal in einen alten Fehler zurück, der die lyrische Wirkung bis zur Ernüchterung abkühlt: er setzt dem Symbol die Erläuterung bei („Der klare Quell der Gedanken, den bunte Steine umranken, die glitzernden Steine der Phantasie"). Besonders stark tritt Dehmel's Gedichtbuch „Aber die Liebe" in Benzmann's Gesichtskreis. Aber schon deutet sich an, daß seine Wesensart in der entgegengesetzten Richtung wie die seines Meisters verlaufen wird. Gleich ihm giebt er sich dem Leben in allen seinen Aeußerungen hin, aber die Erlösung von der Unrast des eigenen Ich findet er nicht in der Sättigung der Triebe, sondern in ihrer Besänftigung durch Reinheit („Versuchung", „Die heilige Magdalene", „Der Teufel"). Ein unsterblicher Idealismus bricht sich immer wieder Bahn und leiht dem Dichter die — im Einzelnen noch überschwängliche — Sprache der Begeisterung („Venus Urania"). Und selbst wo er der sinnlichen Liebe ein Lied singt, verwischt ein neckischer Ton alles Unzarte („Liebesnacht"). In dieser Lyrik wiegt die Reflexion vielfach noch zu schwer. Doch fühlt es Benzmann selbst, daß der Gedanke allein nicht beglückt. In den Liebestrieben des Einzelnen geht ihm das Bewußtsein von der Liebe des All' auf: die Liebe als das Unwandelbare in allem Sein, als die urewige Kraft erlöst Welt wie Ich. Ueber dieser Erkenntniß wird Hans Benzmann zum Pilger der Liebe.

Nun schaut er mit den Augen der Liebe, mit hellen, aufnehmenden Augen, in die Welt, deren Schönheit ihn wieder freut. Den schweren, schwülen Mantel der Reflexion hat er abgeworfen und durchwandert leichten Herzens die Erde und singt von ihrem Erwachen und ihrer nächtlichen Ruhe, von Vogelsang und Blumenduft, von Poetentraum und Liebessehnen. In seine Dichtung ist mit der Zuwendung zum Leben ein neues, ein realistisches Moment getreten, das ihn von Dehmel fort und in die Nähe Liliencron's etwa bringt. Die Heimath beginnt zu ihm zu reden. Eigenartig und formsicher erzeugt er Stimmungen aus — meist landschaftlichen — Beobachtungen heraus, ohne sie auszuschmücken und zu beschweren. Eine Nuance erhebt das Gedicht zu symbolischer Bedeutung, macht es zum Spiegel eines Weltbildes, erhellt blitzartig ein ganzes Seelenleben und -leiden. So im „Abendbilde": ernste Abendstimmung, doch Erwachen der Liebessehnsüchte; auf Turmeshöhe zwei glockenläutende Nonnen — im Auge der jüngeren eine Thräne nach Lust der Welt. Oder auch, Benzmann wird zum folgerechten Symbolisten, verleiht aber dem Symbol streng realistische Gestaltung („Nähterin Nacht").

Durch alle Dichtung Hans Benzmann's, selbst durch seine Lieder des starken Lebens, geht als Unterton eine alles Grelle mit Milde verklärende Schwermuth, die ihn die Schwermuth der Natur in Nacht und Herbst zu verstehen und lieben gelehrt hat. Humor fehlt ihm beinahe ganz. In seinen Herbstgedichten läßt er sich von seiner Traurigkeit treiben, die mit der sterbenssüchtigen Stimmung der Landschaft zusammenfließt. Er erblickt die Todteninsel, und der Tod besucht ihn. Er sehnt sich aus dem Leben nach reiner, unfleischlicher Liebe zurück, die sich ihm in der Jungfrau-Mutter verklärte („Ave Maria"). Aber er sieht — in der großgeschauten „Kreuzigung" — den Heiland dieser Liebe gekreuzigt. Und in Einsamkeit blickt er zu Zarathustra, dem Propheten der Einsamen, auf. Benzmann hat sich zur Philosophie zurückgefunden. Der Gedanke allein erlöst nicht — aber erlöst die Liebe allein, ohne ihn? So geht er nun die Brücke suchen, die von dem Einen zum Anderen führt.

Zwischen dem ersten und zweiten Gedichtbuche Hans Benzmann's liegt die Zeit der großen Läuterung, des Findens und der Festigung in sich. An Stelle des früheren auf sich gerichteten Denkens und Dichtens tritt mehr und mehr die Verklärung des Außer-Ich durch die poetische Auffassung. Die Welt steht dem Ich nicht mehr fremd, unverständlich und feindlich gegenüber, sondern wird ihm im Genusse einverleibt, wird im genießenden In-sich-aufnehmen Theil des Ich. So empfängt der Dichter die beglückende Gewißheit, daß kein Augenblick für ihn verloren ist, kein Augenblick verloren gehen kann. In dieser Erkenntniß hat auch alle Zukunft Inhalt, Zweck und Ziel. Diese Erkenntniß ist das Glück:

„Ich geh' empor und seh' zurück
Und segne jeden Augenblick:
O Glück der Liebe, Glück der Saat,
O Glück der Schmerzen, Glück der That,
Mein reiches Sommersonnenglück!"

Hans Benzmann geht nicht mehr allein durch's Leben. Der unstät suchende Wanderer fand am häuslichen Heerde seine Heimath. Er hat zur Höheneinsamkeit gewollt — im Thale fand er nun sein Glück, sein Weib („Umkehr"). Eine neue Zeit ist wie ein neues Leben für ihn angegangen und trägt ihm eine neue Dichtung zu, durch die der Kirchenfrieden seiner Seele mit leisem, wie verträumten Glockensingen geht.

So entstand sein Gedichtbuch „Sommersonnenglück". Hat Benzmann schon früher seine tiefsten Stimmungen aus den heimathlichen Haiden empfangen, so schafft er jetzt bewußt zum Preise seiner Heimath. Er fühlt es, daß hier die starken Wurzeln seiner Kraft ruhen, und er erkennt in inniger Dankbarkeit an, wie viel sie ihm schon geschenkt hat. Was nur ihm lieb und heilig ist, das verlegt er auf den Boden seiner engeren Heimath, deren herrlichste Verklärung er damit giebt. Man wird an die Bilder Eduard von Gebhardt's und Fritz von Uhde's erinnert, wenn man bei Benzmann Christus über die Haide und durch die pommer'schen Haidedörfer der Ostseeküste schreiten sieht. Die alten Minnesänger, Herr Walther von der Vogelweide an der Spitze, kehren dort bei ihm ein, und er sucht ihnen die Naivetät ihres sangesfreudigen Herzens abzulauschen. Und wirklich trifft er den rechten Ton. In diesen Gedichten scheint es, als sei alle Schwermuth einer rückhaltlosen Herzensfreudigkeit gewichen, aber man verhehle es sich nicht, daß diese Freudigkeit aus Schmerzen und nicht aus einer heiteren Naturanlage geboren wurde. Der „Parzifal" verkündet den Glauben des Dichters, der den Weg vom Monotheismus im christlich-dogmatischen Sinne des Wortes zur Naturverehrung, zum Pantheismus im Goethe'schen Sinne gefunden hat:

„Horch, über das blühende Haidekraut
Träumt zierlicher Schellen Silberlaut —
Schrill warnt ein scheuer Rebhahnruf
Vor eines Rößleins tappendem Huf —
Wer reitet über die Haide?

Und hell ein Wiehern und ein Geschnauf,
Aus wilden Rosen taucht es auf:
Ein Rößlein weiß und ein Rittersmann,
Der hat ein Kleid von Seide an,
Ein Kleid von rother Seide.

Das Rößlein nieft in den frischen Klee,
Der Ritter lacht: „Mein Rößlein heh!
Frisch über Dorn und Sonnenbrand,
Es ist ein Lust das ganze Land,
Es macht mich frei vom Leide!

War meiner Seele tumber Knecht,
Macht's Keinem in der Welt gerecht,
Drum ritt ich aus dem finstern Thor:
Zu meinem Gott wollt' ich empor —
Und sah die blühende Haide.

Hier lacht mich Alles fröhlich an,
Hier werd' ich Kind, hier werd' ich Mann,
Hier bin ich klar und deute nicht
Und träume nur im gold'nen Licht,
Hier bin ich frei vom Leide!"

Digitized by Google

Und er singt und lacht und lacht und singt,
Das Thorenglöcklein leise klingt —
Und wieder ein schriller Rebhahnruf —
In Rosen gedämpft des Rößleins Huf —
Und weite blühende Haide . . .“

Benzmann beherrscht in diesen Gedichten meisterhaft die schwierige Kunst, das wenige eigentlich Charakteristische in knappen Worten so zu geben, daß dem Leser im Augenblick das ganze Bild vor Augen steht. Diese knappe Anschaulichkeit zieht uns mit hinein in die Stimmung des Gedichtes. Die wir im „Parzifal“ Roß und Reiter aus dem Busch brechen sehen — jetzt sind wir selbst der fröhliche Rittersmann — bis das Gedicht, allmälig, wie es anschwoll, wieder abnimmt und verhallt — und wir sind wieder der Träumer auf einsamer Haide.

In dieser Verlebendigung der ihn umgebenden Natur ist Benzmann Symbolist von seltener Durchsichtigkeit. Sein seelisches Empfinden bleibt stets in Contact mit den Stimmungen der Natur. Nächst trüben Herbststimmungen („Herbststimmungen“, „Reiter im Herbst“) bevorzugt er Sommermittagsschwüle („Vision“, „Traumjörge“, „Friedhofstraum“), Abendnebel und mondbelebte Stille der Nacht („Abendstimmungen“, „Nachtstimmung“, „Abendsegen“); aus dieser seiner Lyrik finde „Abendsegen“ hier Platz:

„Das ist des Abends Segen
Und seine stille That,
Daß Sturm und Kampf sich legen,
Wenn seine feuchten Schwingen
Hinschatten über'n Pfad.

Das hat er vor dem Tage,
Daß er des Herzens Drang,
Daß Sorge er und Plage
Besänftigt still mit mildem,
Mit süßem Schlafgesang, —

Daß er mit dichtem Schleier
Des Landmanns Pflug umhüllt,
Mit stiller Dankesfeier
Die Hütten und die Herzen
Allüberall erfüllt.“

Benzmann's Haidebilder sind poetische Gegenstücke etwa zu denen der Worpsweder — „Haidestimmung“ und „Abendstimmungen“ wie ein Modersohn, „Parzifal“ und „Vom Ritter, der suchte“ wie Märchenstücke Heinrich Vogeler's.

Doch über dieser Naturbetrachtung schweigt die alte Sehnsucht des Herzens nicht („Berg der Ewigkeit“, „Sehnsüchtige Melodie“, „Süßer Traum“) — die Sehnsucht nach Ewigkeit, die uns Liebe heißt („Die alte Sehnsucht“, „Luftschlösser“). Und mit ihr heben die Kämpfe um eine Seele, die Qualen der Liebe und des Falles („Adam“, „Streit um eine Seele“; „Der Teufel“), aber auch die süßen Freuden der Liebe und die Zeit der schwülen, wilden Liebesnächte an („Die Erwartung“, „Schwüle Nächte“, „Selige Nächte“). Und wie der „Ritter, der suchte“ Maria die Reine, Hildegard, die Jungfrau, fand, so verklärt die Liebe auch dem Dichter die Geliebte zur Reinheit („Der Tag war todt“), und Maria's Sünde ist ihm ihre Heiligkeit („Maria“). In jedem Dichter ist etwas von der Seele des Weibes, und vielleicht ist das sein seelisch Bestes und Feinstes. Verlaine, Jacobsen, Storm gingen dem Liebesempfinden des Weibes nach, und Benzmann folgt ihnen in den „Mädchenträumen“ und in „Maria“ mit Zartgefühl.

Dieses Vermögen, andere Leben in Liebe zu erleben, ist die frohe Frucht seines seelischen Gleichmaßes, aus dem leuchtend und groß die Blüthe des Mitleides und Mitleidens erwachsen ist: so führt ihn sein Weg am Bilde des Gekreuzigten vorbei („Am Wege“). Der Nazarener gewinnt Gestalt für ihn. Er sieht ihn über das blutige Schlachtfeld gehen und auf der Haide an's Kreuz geschlagen und ein treues Frauenherz an seinem Grabe Wache halten. Er sieht — wie Max Kretzer im „Gesicht Christi“ — den Heiland in der Großstadt hinter dem Sarge des armen Mannes herschreiten — verkannt, verbannt —, und in den „Evangelien“ sucht der Dichter Christi Wesen von seinem Ich aus zu durchdringen.

Der Cyklus „Aus den Evangelien“ umfaßt zehn Stücke. Christus erscheint in ihm nicht durchaus als der welterlöste und welterlösende Mensch oder als Gott und gottgesandter Erlöser, sondern als Verkörperung der in der menschlichen Seele nach Vollendung und Erlösung ringenden Süchte und Sehnsüchte, als der Prometheus nicht aus eigener Kraft, sondern hineingestoßen in die Mission des für die Menschheit duldenden Messias durch einen Stärkeren im Willen (durch Judas Ischarioth in „Judas“). Oder als der ewige Frager — der Zweifler Ahasver selbst, der auf dem Pfade nach der Wahrheit durch Christi Schmerzen zu Christus kommt:

„Wir gehen den Weg der Wahrheit
Und kommen zu Deiner Klarheit,
Wir geh'n durch Deine Schmerzen
Und kommen zu Deinem Herzen,
Wir werden, wie Du bist,
O Herre Jesu Christ.“

Und Ahasver ist der Grübler, zu dem aus dem rastlos durch Zeiten und Weiten brausenden und grollenden Meere all' seine Fragen und Zweifel und Qualen, die Leiden der Welt durch die Geschichte hindurch und die Leiden des Ich — das ganze bunte Räthsel des Lebens spricht: ein problematischer Christus. Jesus Christ wiederum erscheint weiter als der Auserkorene, der sich plötzlich mit Entsetzen und mit geheimem Grauen vor sich selbst bewußt wird, daß ihm sein eigenes Ich — in seiner Auslösung aus allem Nur-Menschlichen — fremd und unverständlich ist („Die Versuchung“), und dem in dieser dunklen, beängstigenden Erkenntniß die Antwort für die Ehebrecherin fehlt, die Gott bis in ihre sündige Brunst hinein zu spüren vorgiebt. Dieses Mannes Stärke sich selbst und der Welt und ihren Versuchungen gegenüber ist seine Einsamkeit — sie, seine Armuth und sein Reichthum. Wo er alleinstehend aus der Fülle seines unendlichen Liebesreichthums milden Herzens und milder Hände geben und abergeben kann oder wo er die Kräfte der Natur für die Menschen seinem Willen dienstbar macht, dort ist er Christus der Erlöste und dadurch auch Erlösende — über diesem Christus flattert das Sturmpanier zum Siege.

Aus dem Stolze der Einsamen und der Einsamkeit heraus erwächst das große Mitleiden und die Liebe zu den Menschen. Um Mitleid zu haben, bedarf man der reifen Weisheit des Einsiedlers: wer sich in den Menschen verliert, ist selbst des Mitleides bedürftig. Auch der Dichter Benzmann war aus sich gegangen, das Weltall zu suchen: da ist das All in ihm erstanden und bleibt und ist bei ihm über die Schwelle des Todes hinaus („Der Einsiedler“, „Kosmische Wanderung“). Jetzt blickt er, jenseits von Werden und Vergehen, auf Tod und Geburt herab wie auf ein fremdes Geschehen, das den Menschen seltsam und fröhlich erbaut („Der vom Berge“). Er hat von den ewigen Gestirnen den Rath der Weisheit vernommen, dessen er eingedenk sein wird alle Zeit: „Wir leuchten und erfüllen unsere Zeit.“

Es wäre verlorene Liebesmüh', nun noch in einer zusammenfassenden Schlußbetrachtung Hans Benzmann's Stellung im literarischen Leben der Gegenwart haarscharf bestimmen zu wollen. Wie er auf literarkritischem und -historischem Gebiete unermüdlich und mit Erfolg kämpft, so gehört er auch als Lyriker schon heute den Berufenen an. Er ist ein Talent für sich, das niemals eine Führerstellung einnehmen, niemals Schule machen wird, aber seinen Weg, selbstständig und stetig aufwärts, verfolgt. Seine pommer'sche Haide schenkte ihm den Reichthum zartester Stimmungen. Er ist in erster Linie Stimmungslyriker; daneben bebaut er mit gleicher Sicherheit das seit zwei Jahrzehnten

Digitized by Google

arg vernachlässigte Feld der Ballade. Unsere Zeit weist herzlich wenig Balladendichter von irgendwie nennenswerther Bedeutung auf. Benzmann aber besitzt historischen Sinn genug, um von den alten Meistern ebenso viel wie von den jungen zu lernen, ohne darüber des historischen Abstandes uneingedenk zu werden und seine Eigenart der Vergangenheit zu opfern. Im Laufe des kommenden Herbstes soll ein neuer Band Lyrik Hans Benzmann's erscheinen — ein Strauß heimathlicher Balladen, deren Stoffe der pommer'schen Geschichte entlehnt sind. Heimathsstimmung in der Ballade — gleich Liliencron dürfte Hans Benzmann hier sein Bestes geben.

Die internationale Ausstellung der Münchener Secession.

Von Eduard Engels (München).

„Die Kraft ihrer Lenden ist versiechen gegangen."
Schiller, Räuber.

Wenn ich's recht bedenke, so war's eigentlich ein recht boshaftes Wohlwollen, das die bayerische Regierung der Münchener Secession erwies, als sie ihr das Ausstellungsgebäude am Königsplatz einräumte. Zu diesem antiken Heiligthum steigt man nämlich auf einer Treppe hinan, die fast so hoch ist wie diejenige der Berliner Nationalgallerie, und es ist eine bekannte Thatsache, daß ältere Herren einen Besuch in der Nationalgallerie schon beinahe als Gebirgsparthie ansehen. Cultusminister a. D. v. Landmann ist kein Freund der Moderne, dafür kann ich mich verbürgen; ob er auch Talent zur Tücke hat, wage ich nicht zu behaupten; sollte er aber die Secessionisten von langer Hand in das Vaterhaus des Glaspalastes haben zurückführen wollen, so hätte er es nicht hämischer einfädeln können, als indem er die dreißig Tempelstufen des Secessionspalastes gegen die drei Haustreppenstufen des Glaspalastes ausspielte. Schon heute sehe ich manchen der einstigen Stürmer und Dränger über die Beschwerden eines Besuches im eigenen Kunstheim den Kopf schütteln; es wird keine fünf Jahre dauern, so wird Jemand den Vorschlag machen, eine Drahtseilbahn von den Propyläen nach den Ausstellungssälen zu bauen; und nach weiteren fünf Jahren stellt ein mit dem Zipperlein behaftetes Comitémitglied den Antrag, aus Bequemlichkeitsrücksichten mit Sack und Pack in den Glaspalast zurückzukehren . . .

Die Secession beginnt zu altern! Vorüber sind die Tage der Begeisterung, vorüber das genialische Drängen und Gähren, wie ein müdes Flämmchen flackert das alte Feuer der früheren Schöpferkraft. Man ist zwar noch nicht beim Greisenalter, aber doch bei etwas Aehnlichem: einer grenzenlosen Blasirtheit angelangt. Kraft, Kühnheit, Neuerungsversuche, Wille zur Macht, Rebellion, mein Gott, das wäre ja alles so grünjungenhaft, darüber kann ein gebildeter Mann ja nur lächeln! Mit 45 Jahren hat man andere Ideale als mit 25! Mit 45 Jahren ist man wohlhabend geworden, hat eine Menge vornehmer Beziehungen angeknüpft, ist beim Prinzregenten wiederholt zu Tische gewesen, darf bei festlichen Gelegenheiten fünf, sechs Orden an die befrackte Männerbrust heften, wird bei der nächsten Gelegenheit wohl gar geadelt oder zum Hofrath ernannt werden. Nein, Alles was Recht ist: Noblesse oblige, „da giebt's koane Würschteln"!

Und so stapft man freudlos und distinguirt die dreißig Marmorstufen am Königsplatz hinauf und betrachtet müde das freudlose, aber distinguirte Werk in den Sälen. Nicht eine einzige Leistung voll Mark und Nachdruck beleidigt das verzärtelte Auge, Alles schwimmt und plätschert in einer lauen Badebrühe, über der eine Wolke von Parfüm liegt. England und Schottland geben den Ton an. Man stelle sich das vor: Die süße, milde, schmeichlerische und meist verstiegene Malerei von jenseit des Canals regiert die kraftgenialische, stierbrünstige, bauernlümmelhaft gewaltthätige Malerei der Münchener Secession! Die so gottvoll ungeschlachte Nagelschuh- und Lederhosengarde der Moderne kommt auf Chevreauxschuhen in den eleganten engen Kleidern englischer Lebejünglinge daher! Die Buren der Malerei erlitten dieselbe Niederlage wie die wirklichen Buren in Südafrika!

Wie konnte das geschehen? Ich erkläre es mir aus der Rivalität gegen Berlin. Die Berliner Secession protegirt Manet und die Franzosen, da muß München, um etwas Besonderes für sich zu haben, die Engländer und Schotten auf den Schild erheben. Auch entspricht es wohl den Altersverhältnissen der beiden Künstlergruppen, daß sie sich in der angegebenen Weise ihre Helden wählen. Die junge Berliner Secession freut sich des unruhigen, ewig suchenden, veränderungslustigen Wesens der Franzosen; die ältere Münchener Moderne fühlt sich zu den Engländern und Schotten hingezogen, die mit ihrer Entwickelung längst abgeschlossen haben und nur noch auf Verfeinerung ihres Könnens bedacht sind. Schließlich entspricht dem gewitzten Berlinertum der Pariser Esprit, während der Münchener Gemüthlichkeit mehr die britische Gefühlsduselei zusagt.

Ein Drittel aller Münchener Bilder gehört also den Engländern und Schotten. Es sind schöne Sachen, natürlich, denn bei der Münchener Secession wagt Niemand schlecht vertreten zu sein. Aber ich kann mir nicht helfen, mich bringen diese rückgrat- und knochenlosen Gelübde bei all ihrer tonigen Schönheit und bildmäßigen Noblesse aus Rand und Band. Ein Saal mit Gemälden dieser Art wirkt auf mich wie eine an Fußboden und Wänden mit Federkissen gepolsterte Zelle für Tobsüchtige. Man kann darin nicht gehen und nicht stehen, nicht sprechen und nicht sprechen hören. Jeder Bewegung wird ihre Entschiedenheit, jeder Aeußerung ihre Frische genommen. Es ist eine Kunst für decadente Nerven, eine Bläßlingskunst, die der Teufel holen möge.

Die Münchener selbst, wie gesagt, sind müde. Die Barrikadenbauer von ehedem treten als Geheimräthe und Ritter vom Orden des heiligen Michael auf. Uhde, der lange krank war, mag als entschuldigt gelten. Er bringt eine in die Gegenwart verlegte Darstellung des Barmherzigen Samariters, ein mildes, melancholisches Werk aus trüber Seele und für trübe Augen. Man sieht durch einen alten dunkelen Thorbogen in eine matt erhellte Gasse; vorn, im Dunkel des Thorbogens, bringt der Mann aus Samaria seinen besinnungslos auf dem Esel schwankenden Pflegling heran; hinten, aus dem Halblicht der Gasse, stürzen Männer und Frauen herbei, die den traurigen Aufzug mit Geberden des Mitleids und Entsetzens empfangen. Die Farbe des Bildes ist ein stumpfes, trostloses Braun, in das ein paar stumpfe, trostlose Localtöne hellerer Prägung hineinklingen. Soll ich sagen, welches der Totaleindruck sei, so bitte ich, sich einen Menschen vorzustellen, der in stillem, aber unheilbarem Schmerz in sich selbst zusammengesunken ist, das Haupt in die Hände stützt und die Welt um sich her als nicht mehr vorhanden betrachtet.

Wenn Uhde durch Krankheit, so ist Franz Stuck durch häusliche Verpflichtungen entschuldigt. Er hat sich eine sehr kostspielige Villa eingerichtet und muß sie jetzt abmalen. Das nimmt unendlich viel Leinwand in Anspruch, und auf der Leinwand soll doch auch noch immer etwas drauf sein! Da malt man denn, was Einem in den Wurf kommt: den eigenen Atelierhund und die eigene Gattin, irgend ein Modell, das sich für „Carmen" ausgiebt, irgend eine Erinnerung an's Variété die sich „Saharet" titulirt, endlich sich selbst mitsammt der theuren Ehegenossin und einem Stück Atelier, woraus das schönste Doppelbildniß „Herr und Frau Stuck" wird. Selbst ein Geizhals wird zugeben müssen, daß man nicht haushälterischer malen kann, als Stuck es gegenwärtig thut. Da ist aber auch rein nichts, was an Luxus erinnerte, nicht die kleinste Künstlerlaune, nicht die be-

Digitized by Google

scheidenste Idee, nicht der dürftigste Witz. Wäre nicht eine kleine plastische Arbeit des Künstlers da, ein Beethovenkopf von wenn auch billiger, so doch wirksamer Dämonie des Ausdrucks, man könnte weiß Gott glauben, der Stuck, auf den man so große Erwartungen gebaut, hätte sein Pulver bereits verschossen und zöge sich nun allmälig vom Schauplatz der Kunstgeschichte zurück.

Mit am frischesten von allen Größen der Secession ist deren frühester Vertreter in Deutschland, der aus der Schweiz gebürtige, in Paris geschulte Albert v. Keller geblieben. Keller's Thätigkeit erstreckt sich auf zwei Gebiete: er ist erstens der mondainste Damenporträtist Münchens; er ist zweitens der raffinirteste Darsteller jener psychologischen Räthsel, mit welchen sich der Occultismus beschäftigt. Also Cavalier und Magier in einer Person! Und Cavalierschaft mit Magie zu gleichen Theilen gemischt, das ist sein „Ergebung" benanntes Damenbildniß, womit er die diesjährige Ausstellung vor der Gefahr der Langeweile gerettet hat. Ergebung ist das feschefte Münchener Gewächs, das die ganze diesjährige Ernte gezeitigt hat. Man sieht eine weiß gekleidete, äußerst elegante Dame mit schlaff neben den Körper gelegten Armen auf einem goldrothen Polster liegen. Die Haltung der Dame deren Körperachse gegen den Beschauer gerichtet ist, wirkt originell genug, aber der eigentliche Zauber des Gemäldes beruht in seiner mysteriösen Belichtung. Ueber die rechte Wange, den oberen Theil des entblößten Halses sowie über die weiße Seide auf der Höhe des Busens ist nämlich eine solche Fluth blendender Helligkeit ausgegossen, daß man unwillkürlich an Rembrand erinnert wird und den Gegensatz zwischen dem Goldlicht des Haarlemer Meisters und dem Silberlicht Keller's als die eigentliche Quintessenz dieser verblüffenden Leistung erfaßt.

Was sonst auf der Ausstellung noch zu sehen ist, tritt aus dem Rahmen der Alltäglichkeit nicht heraus. Samberger hat die Coryphäen der Secession in Kohle porträtirt: nicht alle zusammen, was man wohl auch einmal versuchen sollte, wenn man sich Manns genug dazu fühlte, sondern jeden hübsch für sich allein, als Brustbild, und mit allen Finessen der Skizze. Von A. Jank sieht man ein lebensgroßes Damenporträt zu Pferd, das eigentlich ein Pferdeporträt mit Dame genannt werden sollte, so unendlich viel besser ist der Gaul als die Dame gemalt. Julius Exter, der früher bei der Luitpoldgruppe stand und einmal für die stärkste Hoffnung der Münchener Moderne galt, ist jetzt zur Secession übergegangen und wird wohl von Niemand mehr für jene stärkste Hoffnung gehalten werden. Aus dem vierschrötigen, bis zur Unförmlichkeit persönlichen Einsiedler vom Chiemsee ist nämlich über Nacht ein Secessionist gegenwärtiger Prägung geworden: ein Maler, der ganz aufgeht in Verzärtelung und rasseloser Malkoketterie. Der bizare Julius Diez, den man vorzugsweise als Zeichner der Jugend kennt, entwickelt sich jetzt immer mehr zum Bildermaler und als solcher wiederum zu einem seltsamen Sonderling von überbrettlhafter Phantastik. Der ebenfalls aus der Sphäre des Witzblattes („Fliegende Blätter") stammende Hengeler neigt als Maler mehr zu biedermaierischer Schüchternheit und Herzlichkeit. Habermann endlich, der nicht vom Witzblatt her kommt, aber sich dorthin begeben sollte, fährt fort, Grimassen zu schneiden. Er stellt ein „decoratives Familienporträt" aus, das mit zum Verwegensten gehören mag, was die moderne Malerei geschaffen. Es ist abgründig geschmacklos, aber auch himmelhoch virtuos. Man ist im Unklaren, ob der Maler sich über das Publicum oder über sein eigenes Genie lustig macht.

Von den Münchener Landschaftern, die fast ausschließlich der jüngeren Generation angehören, darf man auf der Sommerausstellung der Secession nicht viel zu sehen hoffen. Diese Sommerausstellungen gehören nämlich nach langjährigem Brauch der „alten Garde", und die alte Garde huldigt erklärtermaßen dem Figurenbild. Immerhin finden R. Kaiser, Pietzsch, Haider, R. Riemerschmid, Buttersack, Flad, Hayeck, Hegenbarth, Hummel, Thomann Gelegenheit, mit hübschen Leistungen hervorzutreten.

Was die nichtenglischen Ausländer betrifft, so verdient als Kennzeichen für den Münchener Kunstbetrieb hervorgehoben zu werden, daß die „führende deutsche Malerstadt" im Jahre des Heils 1902 zum ersten Mal Gelegenheit erhielt, einen Zuloaga zu sehen, einen einzigen Zuloaga! Auch das ist vielleicht bemerkenswerth, daß Cottets bekannte Procession — Le jour de Saint Jean — die bereits der Kunstgeschichte angehört, erst heuer den Weg nach München fand!

Aus der kleinen plastischen Abteilung ist besonders ein weiblicher Studienkopf von H. Hahn zu erwähnen, eine von wunderbarem Stylgefühl beseelte Schöpfung, die auch in psychologischer Beziehung sehr gehaltvoll ist.

Enfin: „Und scheint die Sonne noch so schön, am Ende muß sie untergeh'n". Die in der Münchener Secession verkörperte Moderne hat ihren Mittag bereits hinter sich und jetzt beginnt der Nachmittag. Es giebt schöne Nachmittage, es giebt sogar schöne Abende, man braucht sich also nicht zu grämen. Auch pflegen, wenn Leute bei den späteren Tagesstunden ihres Lebens angelangt sind, eine Anzahl Nachkömmlinge da zu sein, mit denen eine neue Sonne zu neuem Tage heraufsteigt. Warten wir also in Geduld der zukünftigen Dinge.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der getreue Freund.

Ein Märchen von Oscar Wilde.

Uebersetzt von Johannes Gaulke.

Eines guten Morgens steckte die alte Wasserratte den Kopf aus ihrem alten Loch heraus. Sie hatte helle, glänzende Augen und einen straffen grauen Bart, und ihr Schwanz sah aus, als wäre er aus einem Streifen Indiafaser gemacht. Die kleinen Enten schwammen auf dem Teiche umher; man hätte sie für Canarienvögel halten können, so gelb waren sie, und ihre Mutter, die ganz weiß war, aber rothe Beine hatte, versuchte ihnen beizubringen, wie sie auf dem Wasser Kopfstehen können.

„Wenn Ihr nicht auf dem eigenen Kopfe stehen könnt, werdet Ihr nie zur guten Gesellschaft gezählt werden," predigte sie ihnen immerfort, und inzwischen zeigte sie ihnen, wie es gemacht wird. Die kleinen Enten schenkten ihr aber keine Aufmerksamkeit. Sie waren auch noch viel zu jung, um den Vorzug, zur guten Gesellschaft gezählt zu werden, recht begreifen zu können.

„Was für ungehorsame Kinder!" rief die alte Wasserratte, „die sollte man zur Strafe gleich ertränken."

„Sprich nicht so," antwortete die Ente, „Jeder muß einmal den Anfang machen, und Eltern dürfen nie die Geduld verlieren."

„Ach so! Ich für meinen Theil weiß die elterlichen Gefühle nicht zu beurtheilen," sagte die Wasserratte, „ich bin kein Familienmensch. Ich bin niemals verheirathet gewesen und ich denke auch gar nicht daran, zu heirathen. Die Liebe mag ja auch etwas für sich haben, aber viel höher schätze ich die Freundschaft. Es giebt in der That nichts in der Welt, das edler und auch seltener wäre, als getreue Freundschaft."

„Und welches sind nach Deiner Meinung die Pflichten eines getreuen Freundes?" fragte ein grüner Hänfling, der auf einem nahen Weidenbaume saß und die Unterhaltung gehört hatte.

„Ja, das möchte ich auch gerne wissen," sagte die Ente, damit schwamm sie an's andere Ende des Teiches und stand Kopf, um ihren Kindern ein gutes Beispiel zu geben.

„Welch' eine thörichte Frage!" rief die Wasserratte. „Ich erwarte von meinem getreuen Freunde, daß er mir eben treu ergeben ist."

„Und was würdest Du ihm dafür bieten?" fragte der kleine Vogel, indem er auf einen silberglänzenden Zweig hüpfte und mit seinen zarten Schwingen flatterte.

„Ich verstehe Dich nicht," antwortete die Wasserratte.

„Laß mich Dir eine Geschichte hierzu erzählen," sagte der Hänfling.

„Bezieht sich die Geschichte auf mich?" fragte die Wasserratte. „Wenn dem so ist, so will ich zuhören, denn ich liebe solche Plaudereien."

Digitized by Google

„Sie mag auch Dich etwas angehen," antwortete der Hänfling, und indem er hinunter flog und sich am Ufer niederließ, erzählte er die Geschichte vom getreuen Freund.

„Vor langer, langer Zeit," begann der Hänfling, „da lebte ein rechtschaffener kleiner Bursche, der Hans hieß."

„War er von vornehmer Herkunft?" fragte die Wasserratte.

„Nein," antwortete der Hänfling, „ich glaube nicht, daß er von vornehmer Herkunft war, aber er war von vornehmer Gesinnung und hatte ein offenes ehrliches Gesicht. Er lebte in einer dürftigen Hütte ganz allein und arbeitete täglich in seinem Garten. In der ganzen Nachbarschaft da gab es keinen zweiten Garten, der so lieblich war wie seiner. Da wuchsen Nelken und Levkojen, Hirtentäschchen und Gänseblümchen. Da gab es rothe und gelbe Rosen, lila Crocusse und blaue Veilchen, Hyacinthen und Tulpen, Kuhblumen und Glockenblumen, Narcissen und Bergißmeinnicht, und sie alle sprossen und blühten der Reihe nach, eine jede Blume in ihrem Monat, so daß eine immer den Platz der anderen einnahm und es immer schöne Sachen zu sehen und neue Wohlgerüche zu genießen gab.

„Der kleine Hans hatte viele gute Freunde, aber am meisten von Allen war ihm der dicke Müller Hugo zugethan. Ja, der reiche Müller war dem kleinen Hans so ergeben, daß er nie an seinem Garten vorüberging, ohne sich über den Zaun gelehnt und einen großen Blumenstrauß gepflückt zu haben, oder er nahm eine Hand voll süßer Kräuter mit oder er füllte seine Taschen mit Pflaumen und Kirschen, wenn die Erntezeit da war.

„Wahre Freunde sollten Alles gemeinsam haben," pflegte der Müller zu sagen, und der kleine Hans nickte und lächelte, und war sehr stolz darauf, einen Freund von so edlen Grundsätzen zu haben.

„Manchmal fanden es die Nachbarn allerdings merkwürdig, daß der reiche Müller dem kleinen Hans niemals ein Gegengeschenk machte, obgleich er hundert Säcke Mehl in seiner Mühle aufgespeichert hatte, und sechs milchende Kühe besaß und eine große Heerde wolliger Schafe. Hans zerbrach sich darüber aber nicht seinen Kopf, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er den wunderschönen Worten des Müllers, die jener über die Selbstlosigkeit der wahren Freundschaft zu sagen pflegte, lauschen durfte.

„So arbeitete der kleine Hans fleißig in seinem Garten. Während des Frühlings, des Sommers und des Herbstes war er sehr glücklich, aber wenn der Winter kam und er weder Früchte noch Blumen auf den Markt bringen konnte, litt er Hunger und Kälte, und oft mußte er ohne Abendbrod zu Bett gehen, oder er hatte nur einige gedörrte Birnen und harte Nüsse zu essen. Auch fühlte er sich im Winter sehr vereinsamt, da ihn der Müller dann nie besuchte.

„Es hat keinen rechten Zweck, den kleinen Hans zu besuchen, so lange der Schnee liegt," pflegte der Müller zu seinem Weibe zu sagen, „denn wenn es den Leuten nicht gut geht, soll man sie lieber allein lassen und nicht mit seinem Besuch belästigen. Das ist wenigstens mein Standpunkt in freundschaftlichen Dingen, und ich weiß, daß ich recht habe. Darum werde ich lieber bis zum Frühjahr mit meinem Besuch warten, dann ist er wenigstens im Stande, mir einen großen Korb Primeln zum Geschenk zu machen, das macht ihn immer so glücklich."

„Du bist immer sehr feinfühlig gegen Andere," antwortete sein Weib, die in ihrem bequemen Armstuhl dicht neben dem hellen Kaminfeuer saß, „Du bist in der That sehr feinfühlig. Es ist ein Genuß, Dich über Freundschaft sprechen zu hören. Ich bin überzeugt, daß nicht einmal der Geistliche so schöne Dinge wie Du sagen kann, obgleich er in einem dreistöckigen Hause wohnt und einen goldenen Ring am kleinen Finger trägt."

„Aber können wir denn den kleinen Hans nicht zu uns einladen?" fragte des Müllers jüngster Sohn. „Wenn es dem armen Hans nicht gut geht, will ich ihm die Hälfte von meiner Suppe geben und ihm meine weißen Kaninchen zeigen."

„Was Du für ein thörichter Junge bist!" sagte der Müller; „Ich weiß wirklich nicht, welchen Zweck es hat, Dich in die Schule zu schicken. Du scheinst auch gar nichts zu lernen. Wenn der kleine Hans zu uns käme und sähe unser schönes Feuer und unser gutes Abendbrod und unsere große Kanne mit Rothwein, dann könnte er neidisch werden, und der Neid ist eine häßliche Eigenschaft, die den besten Menschen verdirbt. Ich werde jedenfalls nie zugeben, daß der gute Hans verdorben wird. Ich bin sein bester Freund, und als solcher habe ich über ihn zu wachen und aufzupassen, daß er nicht in Versuchung geführt wird. Außerdem könnte Hans, wenn er herkäme, mich bitten, ihm etwas Mehl auf Credit zu geben, und darauf dürfte ich nicht eingehen. Mehl ist eine besondere Sache, und Freundschaft ist es auch, darum haben sie nichts mit einander zu thun. Schon jedes Wort hat seine besondere Schreibweise, und ihre Bedeutung ist erst recht verschieden. Das sollte Jeder einsehen."

„Wie schön Du sprichst!" sagte des Müllers Weib, indem sie sich ein großes Glas Warmbier einschenkte, „ich bin auch schon ganz schläfrig. Es ist gerade so, als befände ich mich in der Kirche."

„Viele Leute handeln richtig," antwortete der Müller, „aber nur Wenige sprechen richtig, woraus hervorgeht, daß das Sprechen eine schwierigere Sache ist, und eine schönere dazu." Dabei blickte er zu seinem kleinen Sohn auf der anderen Seite des Tisches hinüber, der so beschämt da saß, daß er seinen Kopf hängen ließ und ganz roth wurde und zu weinen anfing. Er war aber auch noch so jung, daß Ihr ihm schon verzeihen müßt — —"

„Ist damit die Geschichte zu Ende?" fragte die Wasserratte.

„Keineswegs," antwortete der Hänfling, „das ist erst der Anfang."

„Dann stehst Du eigentlich nicht auf der Höhe der Zeit," sagte die Wasserratte. „Jeder gute Erzähler fängt heutzutage mit dem Ende an, um auf den Anfang zu kommen und mit der Mitte zu schließen. Das ist die neue Methode. Ich hörte das kürzlich von einem Kritiker, der mit einem jungen Manne um den Teich herum spazieren ging. Er sprach lang und breit über diese Angelegenheit, und ich bin überzeugt, daß er Recht hatte, denn er trug eine blaue Brille und hatte einen kahlen Kopf, und so oft der junge Mann eine Bemerkung machte, sagte er immer ‚So—so'. Fahre aber nur fort mit Deiner Geschichte. Mir gefällt der Müller außerordentlich. Ich besitze selbst alle diese schönen Eigenschaften, daher ist eine große Sympathie zwischen uns vorhanden."

„Gut," sagte der Hänfling, indem er abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein hüpfte, „sobald der Winter vorüber war und die Primeln allmälig ihre blaßgelben Sterne öffneten, sagte der Müller zu seinem Weibe, daß er den kleinen Hans besuchen wolle."

„Ein wie gutes Herz Du doch hast!" rief sein Weib, „Du denkst immer an Andere. Vergiß auch nicht den großen Korb für die Blumen mitzunehmen."

So band der Müller die Flügel der Windmühle mit einer starken eisernen Kette zusammen, und ging dann den Hügel hinunter mit dem Korb auf dem Arm.

„Guten Morgen, kleiner Hans," sagte der Müller.

„Guten Morgen," erwiderte Hans, indem er sich auf seinen Spaten stützte und über das ganze Gesicht lachte.

„Wie ist es Dir denn den ganzen Winter über ergangen?" fragte der Müller.

„Sehr gut," sagte Hans, „und es ist in der That sehr liebenswürdig von Dir, Dich nach mir zu erkundigen. Ich bin aber doch froh, daß der Winter vorüber ist, jetzt, da der Frühling gekommen ist, fühle ich mich erst ganz glücklich; auch meinen Blumen geht es gut."

„Wir haben oft von Dir während des Winters gesprochen, Hans," sagte der Müller, „und hätten gern gewußt, wie es Dir erginge."

„Das war sehr lieb von Dir," sagte Hans, „ich fürchtete beinahe schon, daß Du mich vergessen hättest."

„Aber, Hans, wie Du mich in Erstaunen setzest," sagte der Müller, „die Freundschaft kann ich nie vergessen. Es ist etwas Wunderbares um sie, doch fürchte ich, daß Du nicht die Poesie des Lebens verstehst. Wie schön aber Deine Primeln aussehen!"

„Sie sind sicherlich sehr schön," sagte Hans, „und ich bin sehr glücklich, daß ich so viele davon habe. Ich bin im Begriff, sie auf den Markt zu bringen und sie des Bürgermeisters Tochter zu verkaufen, damit ich mit dem Gelde meinen Karren zurückkaufen kann."

„Deinen Karren zurückkaufen? Du wolltest doch nicht damit sagen, daß Du ihn verkauft hast? Das wäre doch sehr thöricht von Dir gewesen?"

„Es ist leider so," sagte Hans, „ich war dazu gezwungen. Du wirst begreifen, daß der Winter eine sehr schlechte Jahreszeit für mich ist, und ich hatte in der That keinen Pfennig Geld, um mir Brod zu kaufen. So verkaufte ich zuerst die silbernen Knöpfe meines Sonntagsrockes, und dann verkaufte ich meine silberne Kette und dann meine große Pfeife und zuletzt meinen Karren. Aber ich bin jetzt im Begriff, Alles zurückzukaufen."

„Hans," sagte der Müller, „ich werde Dir meinen Karren geben. Er ist zwar nicht besonders im Stande, eine Seite ist beschädigt und die Speichen sind auch nicht mehr ganz in Ordnung, aber trotzdem werde ich ihn Dir geben. Ich weiß wohl, daß ich sehr großmüthig handele, und viele Leute werden mich sogar für thöricht halten, weil ich mit Dir theile, aber ich bin nun einmal nicht so wie die Anderen. Ich denke, daß Großmuth und Freundschaft zusammengehören, und außerdem habe ich mir ja einen neuen Karren angeschafft. Du kannst also beruhigt sein, ich werde Dir meinen alten Karren schon geben."

„Du handelst in der That großmüthig," sagte der kleine Hans, und sein freundliches rundes Gesicht glänzte vor Vergnügen. „Es wird mir auch nicht schwer fallen, es auszubessern, da ich eine Holzplanke im Hause habe."

„Eine Holzplanke!" sagte der Müller, „eine solche kann ich gerade für mein Scheunendach gebrauchen, das ein großes Loch hat, und das Getreide könnte dumpf werden, wenn ich es nicht schleunigst flicke. Wie gut, daß Du mich daran erinnert hast. Wie doch eine gute Handlung immer die andere nach sich zieht! Ich habe Dir meinen Karren gegeben, und jetzt giebst Du mir Deine Planke. Freilich ist ja der Karren viel mehr werth als die Planke, aber treue Freundschaft nimmt von solchen Dingen keine Notiz. Nun hole sie auch gleich herbei, damit ich noch heute meine Scheune ausbessern kann."

„Gewiß," rief der kleine Hans, und er lief zum Schuppen und zog die Planke hervor.

„Sehr groß ist die Planke gerade nicht," sagte der Müller, indem er sie betrachtete, „und ich fürchte, daß sie kaum noch für Deinen Karren ausreichen wird, nachdem ich mein Scheunendach damit geflickt habe, dafür kann ich aber nicht. Und jetzt, nachdem ich Dir meinen Karren gegeben habe, wirst Du mir sicherlich als Gegengeschenk einige Blumen geben. Hier ist der Korb, und gieb Acht, daß Du ihn ganz voll füllst."

Digitized by Google

„Ganz voll?“ fragte der kleine Hans recht besorgt, denn es war in der That ein sehr großer Korb, und er wußte, daß er keine Blumen zum Verkauf mehr haben würde, nachdem er ihn gefüllt hatte, und er hätte gern seine silbernen Knöpfe zurückgekauft.

„Freilich,“ antwortete der Müller, „da ich Dir meinen Karren gegeben habe, ist es doch nicht zu viel verlangt, wenn ich Dich um ein paar Blumen bitte. Ich mag unrecht haben, aber ich meine, daß Freundschaft, wahre Freundschaft, frei von jeder Selbstsucht sein sollte.“

„Mein lieber Freund, mein bester Freund,“ rief der kleine Hans, „alle Blumen in meinem Garten gehören Dir. Es liegt mir mehr an Deiner guten Meinung als an meinen Silberknöpfen,“ und er lief davon und pflückte alle seine niedlichen Primeln und füllte damit des Müllers Korb.

„Adieu, kleiner Hans,“ sagte der Müller, als er den Hügel hinaufstieg mit der Planke auf der Schulter und dem großen Korb in der Hand.

„Adieu,“ rief ihm der kleine Hans zu, und er fuhr fort, in bester Stimmung weiter zu graben, denn er freute sich sehr zu dem Karren.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Geschichte des Zolltarifs.

„Ich habe durch den Zolltarif meine Menschenkenntniß bedeutend vermehrt. Wenn einmal die Geschichte des Zolltarifes aktenmäßig geschrieben werden wird — eine sehr interessante Geschichte — dann wird man mit Verwunderung erkennen, daß Leute, die sich öffentlich als Freihändler ausgaben, insgeheim für ihre Erzeugnisse prohibitive Schutzzölle zu erlangen suchten.“
Graf Posadowsky in der Zolltarif-Commission.

Die Friedenspräsenz-Stärke der Ideale, an welche Graf Posadowsky glaubt, hat abermals eine Verringerung erfahren. Da die Excellenz sich der diplomatischen Mundart der deutschen Sprache bedient, so brachte sie den schweren Verlust dadurch zur öffentlichen Kenntniß, daß sie eine außerordentliche Vermehrung ihrer Menschenkenntniß anzeigte. Der Unterstaatssecretär benutzte die günstige Gelegenheit, um auch gleich ausgiebige Relame für ein demnächst in seinem Verlage erscheinendes Geschichtswerk zu machen. Es behandelt den Zolltarif. Bei seiner beträchtlich vermehrten und verbesserten Menschenkenntniß mußte sich der Staatssecretär sagen, daß er mit der ganzen Auflage dieses Werkes sitzen bleiben und zu Cantate vielleicht noch gar die Recensionsexemplare unaufgeschnitten zurück erhalten würde. Für den Zolltarif interessirt sich schon jetzt, wo er sozusagen noch lebt, kein Mensch mehr; wer wird also mehrbändige, aktenmäßige Leichenreden darüber lesen? Posadowsky wandte deßhalb den schlauen Verlegertrick an, die picanteste Stelle des Buches unverzüglich zu publiciren und befreundete Zeitungen zum Nachdruck mit Quellenangabe aufzufordern. Daran nicht genug, versprach er den Käufern in dunklen Wendungen, sie würden auch sonst noch Interessantes erfahren. Da bisher Niemand irgend etwas Interessantes am Zolltarife wahrgenommen und auch Niemand dergleichen für möglich gehalten hat, so ist Dank Posadowsky's durchtriebener Reclame die Spannung fieberhaft gewachsen. Ob sich der Leipziger Buchhändler-Börsenverein die erdrückende Concurrenz ruhig gefallen lassen wird, ist noch unentschieden. Jedenfalls hätte Posadowsky als Buchhandlungsgehülfe wahrscheinlich schneller Carrière gemacht denn als Staatsmann.

Zum Verfasser des historischen Werkes über den Zolltarif war zuerst ein durch seinen sprühenden Humor, seine juristische Bildung und seinen vornehmen Ton gleich berühmter socialdemokratischer Abgeordneten ausersehen worden. Noch in den letzten Tagen hat dieser beliebte Redner der Zolltarif-Commission überwältigende Proben seines hohen Könnens geliefert und sie die ausführliche Gediegenheit seiner Vortragsart bewundern lassen. Sobald er die Wendung: „Ich eile jetzt zum Schlusse“ anwendet, wissen sämmtliche Collegen, daß sie nunmehr ruhig ein Mittagessen von sechs Gängen einnehmen, eine Spazierfahrt durch den Thiergarten antreten und Abends in's Herrenfeld-Theater gehen können — sie kommen immer noch rechtzeitig genug in's hohe Haus zurück, um seine letzten rhetorischen Landregengüsse zu genießen. Aus allen diesen Gründen bedauert man, daß ihm der Auftrag, das Zollwerk zu schreiben, in letzter Stunde entzogen worden ist. Der Abgeordnete steht aber, wie unter der Hand verlautet, in dringendem Verdacht, zu den Leuten zu gehören, die nach Außen hin den Freihandel predigen, und dann im Geheimen Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um für ihre speciellen Producte prohibitive Schutzzölle zu erlangen. Im vorliegenden Falle soll es sich um Ochsenmaulsalat handeln.

Prinz Vogelfrei.

Musikalisches.

Der Ring des Nibelungen liegt jetzt in der neuen handlichen Partiturausgabe geschlossen vor —, vier schmucke kleine Octavbände enthalten das riesenhafteste, monumentalste Tonwerk, das je geschaffen worden ist. In schneller Folge hat der Schott'sche Verlag in Mainz der Rheingoldpartitur die drei anderen Werke in der gleichen erstaunlichen Ausstattung, auf dem dünnen „Deutsch-Chinapapier“ gedruckt, angereiht. Was von der Rheingoldausgabe zu rühmen war, gilt auch von den übrigen Bänden. Das complicirte Gefüge des massigen Tonkörpers zeigt sich in klarster und schöner Wiedergabe, und der äußerst billige Preis der einzelnen Bände, welcher dem der Rheingoldpartitur entspricht, setzt jeden Musikstreibenden in die glückliche Lage, dem Bau des Nibelungenwerkes im Detailstudium nahezukommen. Durch das schöne Unternehmen verdient sich der berühmte Mainzer Verlag lebhaftesten Dank, und man kann nur wünschen, daß nach und nach noch weitere Tondramen Wagner's in solcher Originalgestalt erschlossen werden und daß die kleinen Partiturbände bald bei jedem ernsten Musikus zu finden seien als künstlerische Hand- und Erbauungsbücher.

Auch von Eulenburg's Partiturausgaben ist Neues zu melden. Der Verlag zieht seine Kreise weiter: „Chorwerke Nr. 1“ heißt es auf dem Umschlage eines neuen Bandes, der die Missa solemnis bringt. Für den Preis von sechs Mark wird den Musikfreunden damit die Partitur des Beethoven'schen Werkes in die Hand gegeben. Arthur Smolian hat wieder eine kurze Einführung dazu geschrieben, welche auch die Daten zur Entstehung und Geschichte des Werkes zusammenstellt. Bekanntlich gehört die Originalhandschrift der Messe zu den Kostbarkeiten der an Autographenschätzen so reichen Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Arthur Seidl, der unermüdliche und kampfeseifrige Kunstschriftsteller hat die Aufsätze, in denen er sich während einer längeren Reihe von Jahren beurtheilend und anregend zu den Erscheinungen des deutschen Kunstlebens geäußert hat, in drei ansehnlichen Bänden unter dem Titel „Wagneriana“ zusammengefaßt. Von dem Werke, das bei Schuster und Löffler in Berlin erschienen ist, liegt mir der dritte und letzte Band vor, welcher die Wagner-Nachfolge im Musikdrama behandelt. Vor'm Jahre hatte man Seidl in Würdigung seines kleinen Buches vom „modernen Geiste in der Tonkunst“ als radicalen Fortschrittsmann vorzustellen, der, von Nietzsche'schen Zukunftsgedanken erfüllt, nach neuen Weiten ausspäht und in der Kunst diesen modernen Geist als wesentliches Werthungsmoment proclamirt. Aber man weiß, daß Arthur Seidl aus dem engeren Kreise der Wagnerleute hervorgegangen ist. Die Wagnerische Kunstanschauung hat ihm von jeher das kritische Rüstzeug geliefert, und sie spricht auch aus jeder Seite dieser Kritiken, die im Laufe eines Jahrzehntes in Zeitungen und Zeitschriften herausgekommen sind. Da erscheinen die Vertreter einer eigentlichen „Wagnerschule“ von Cyrill Kistler, Alexander Ritter bis zu Kienzl, Sommer, Humperdinck, Weingartner, Schillings, da stellt er in einer Gruppe von „Pseudowagnerianern“ Leute wie Zöllner, Kretschmer, Grammann, Goldmark, Bungert zusammen, betrachtet einige ausländische Erscheinungen, die freilich in diesem Rahmen etwas mühsam zu ihrem Rechte kommen, und gelangt schließlich zu dem vielberufenen Capitel Neu-Bayreuth. Die Entstehungsweise des Buches bringt es mit sich, daß Lücken offen bleiben, daß auf der anderen Seite manches mit gutem Grunde Halbvergessene und ad acta Gelegte noch einmal mit allen umständlichen Details in der grellen Beleuchtung des Tagesereignisses auftaucht und mit einem temperamentvollen Eifer abgehandelt wird, für den heute der Resonanzboden fehlt. Kräftige Kürzungen, Ausscheiden flüchtiger Tagesbemerkungen hätten vielleicht den Eindruck des inhaltreichen Buches gerundet, seine Lectüre leicht reizvoller gemacht. Aber auch so ist es ein schönes Zeugniß für die umsichtige und eindringende Art von Seidl's kritischem Mühen und eine an Gedanken und Ausblicken reiche Bilderreihe zur neuesten Kunstentwickelung, die weit über den Werth einer Tageschronik hinausgeht.

Von der im nämlichen Verlage erscheinenden neuen Halbmonatsschrift „Die Musik“ ist soeben zum Beginn der Wagner-Festspiele ein mit allerlei Kunstbeilagen geziertes Bayreuthheft erschienen, dessen hundertfünfzig Seiten eine Menge anregenden und werthvollen Stoffes enthalten. Neben einer großen Zahl von Aufsätzen, welche zumeist die Exegese einzelner Wagner'scher Werke bereichern, findet man darin als interessantes Document den ersten Meistersingerentwurf, den Wagner 1845 in Marienbad geschrieben hat, aus dem Besitze der Frau Wesendonck zum ersten Male abgedruckt. Aus der Feder Friedrichs von Hausegger's, des verstorbenen Aesthetikers, ist ein Vortrag in dem Heft enthalten, der sich mit Rousseau als Musiker und seinem Verhältniß zu Wagner befaßt. Die ausnehmende Fülle und die ernste Haltung der Beiträge ist bezeichnend für die ganze Art des vornehm ausgestatteten und vom Capellmeister B. Schuster frisch geleiteten Kunstblattes, das sich durch seine Regsamkeit und durch die Weite seines Horizonts von manchen anderen Fachorganen glücklich abhebt.

Hermann Springer.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Katheder-Weisheit und Kaufmannsstand.

In Nr. 21 der „Gegenwart“ beschäftigt sich Herr Karl Nötzel mit dem kaufmännischen Berufe. Er kommt in seinen Ausführungen zu der Erkenntniß, daß das Princip des Kaufmannsstandes in der Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers hinsichtlich der Qualität der Waare bestehe und daher als unsittlich empfunden werde; daß die natürliche Tendenz der kaufmännischen Ethik nur eben den Conflict mit dem Strafgesetzbuche vermeide; daß eine innere Befriedigung in diesem Berufe nicht gefunden werden könne, und daß das Ende des Handels eintreten werde, sobald die wirthschaftliche Aufklärung und das Solidaritätsgefühl sich bei den Verbrauchern genügend entwickelt habe.

Kein Kaufmann wird den Aufsatz gelesen haben, ohne sich erstaunt zu fragen, wie es möglich sei, daß er, und zwar ohne jede Empfindung hierfür, bisher einem Berufe angehört habe, der unsittlich und dem Verfalle geweiht sei. Aber auch der Unparteiische wird vor dem Räthsel stehen, daß sich Leute aus allen Bildungs- und Berufszweigen, Juristen, Regierungsbeamte ꝛc., in ständig wachsender Zahl dem Handel zuwenden, daß junge Männer Kaufleute werden, deren Schulbildung und Mittel ihnen unschwer einen „idealeren“ Beruf eröffnet hätten, daß der Staat sich über jede neu gegründete Hochschule freut, auf der die von Herrn Nötzel verpönte schwarze Kunst gelehrt wird, daß ferner trotz und alledem nicht behauptet werden kann, mit dem Aufschwunge unseres Handels sei das sittliche Niveau im Volke oder bei den staatlichen Autoritäten gesunken. Das müßte aber nach Herrn Nötzel unbedingt der Fall sein, „da der Kaufmannsstand immer weniger nöthig und deßhalb immer mehr als unmoralisch empfunden wird“, er demgemäß auch immer mehr von sittlich normal empfindenden Menschen gemieden werden müßte.

Wenn unser Aesthetiker nun auch nicht zu jenen Leuten gehören mag, auf die Bismarck's Wort von dem Schielen mit dem Verstande paßt, so zählt er doch zweifellos zu jenen Gelehrten, die auf dem Katheder oder in der Schreibstube irgend einen, ihnen besonders tiefgründig erscheinenden Gedanken aussprechen, ihn mit allen Mitteln der Beredtsamkeit entwickeln und sich nicht dadurch irre machen lassen, daß die Praxis ihre theoretischen Erörterungen widerlegt. Daß die Wirklichkeit aber Herrn Nötzel widerspricht, möchte ich für alle Diejenigen nachweisen, die sich durch seine Darlegungen verletzt fühlen.

Dabei will ich zunächst von den Motiven sprechen, die bei der Wahl des Berufes entscheiden. Auch wenn Jemand das Maturitätsexamen mit Auszeichnung bestanden hat, steht ihm nicht, wie so häufig behauptet wird, „die ganze Welt offen“. Bei der Entscheidung, die dann getroffen werden muß, spielen der Ruf, die sociale Stellung und namentlich der Geldbeutel des Vaters die Hauptrolle. Wie mancher Philologe, Theologe, Ingenieur, Kaufmann, Rechtsanwalt wäre lieber Regierungsrath, Officier oder Künstler geworden, wenn sich diesen Wünschen nicht ein klares Rechenexempel oder sonstige, im Wesentlichen materielle Gründe entgegengestellt hätten. Man kann also in zahllosen Fällen auch bei den „idealen“ Berufen nicht von einem inneren Drange sprechen, sondern dreist sagen, daß bei der Wahl des Berufes die in Aussicht stehende Entlohnung der Arbeit (das Gehalt, die Einnahme) nicht nur Mittel zum Zwecke, wie Herr Nötzel meint, sondern thatsächlich Endzweck ist. Ebenso ist in der späteren Berufsthätigkeit selbst, auch bei den gelehrten Berufen, die Geldfrage sehr häufig das punctum saliens. Wenn einem Geistlichen eine besser bezahlte Pfarre angeboten wird, so wird er sie in den meisten Fällen annehmen, trotz der trauernden Heerde, die weint, weil sie ihr bewährter Hirte verläßt, und kein Verständiger wird ihm diesen Schritt verargen. Uebel nehmen wird man es ihm aber, wenn er diesen äußerst praktischen Vorgang thränenden Auges durch den Hinweis auf die Berufung durch „höhere Hand“ zu erklären strebt. Dergleichen sollte sich einmal ein Kaufmann bei einem Stellenwechsel leisten! Und wenn ein Rechtsanwalt eine Proceßsache übernimmt, die sich in allen Punkten als Erbschleicherei qualificirt oder einem Defraudanten räth, für sein „Fortkommen“ zu sorgen, so kann ihn bei dieser Arbeit doch unmöglich das Hochgefühl idealer Thätigkeit bewegen. Aber thut er's nicht, so thut's der Herr College; ihre Einnahmen verbessern wollen sie jedoch Alle, und abgesehen von wenigen Ausnahmen steht das liebe Ich immer im Vordergrunde aller Bestrebungen.

Jeder auf den materiellen Erfolg seiner Thätigkeit Angewiesene sucht eine Existenz zu gewinnen, die ihm die Mittel für ein sorgenfreies Leben gewährt, ihn zu einer Arbeit verpflichtet, die seinen Neigungen möglichst gerecht wird und, wenn angängig, seinen Ehrgeiz befriedigt. In Frankreich trabt jeder Baccalaureus zur Staatskrippe, sehr zum Schaden von Handel und Industrie, denen es an tüchtigen Leuten fehlt, aber ganz im Sinne der Nötzel'schen Eröffnungen. Wenn diese Anschauungen Allgemeingut würden, so wäre die Erstrebung eines öffentlichen, subalternen oder höheren Amtes thatsächlich der einzig gangbare Weg für Alle, die keine Künstler oder Rentiers werden können und zur Landwirthschaft, Medicin oder dergl. keine Neigung oder nicht die nöthigen Mittel haben. Damit würde sich allerdings gleichzeitig eine Rückbildung des öffentlichen Lebens vollziehen, die uns schließlich chinesische Verhältnisse brächte. Aber Gottlob, soweit sind wir noch nicht!

Das Princip des Kaufmannsstandes, sagt Nötzel, besteht in der Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers hinsichtlich der Qualität der Waare. Das stimmt ganz und gar nicht. Das Princip des Kaufmannsstandes besteht in einem von ihm geleiteten planmäßigen Verkehr der Güter, in der Vermittelung zwischen Erzeuger und Verbraucher. Diese Vermittelung ist nicht überflüssig, sondern unentbehrlich. Oder soll sich etwa der Landwirth mit seinem Getreide und mit seinem Vieh an den einzelnen Verbraucher wenden? Will der Liebhaber von Kaffee, Thee und Südfrüchten die bescheidenen Mengen, deren er bedarf, aus fernen Ländern selbst kommen lassen? Und wenn er es wollte, lassen die allgemeinen Verkehrs- und seine besonderen Creditmittel, Sprachkenntnisse und dergl. es zu? Und wenn das Alles keine Schwierigkeiten böte, würde er bei Umgehung des Vermittlers gewinnen? Diese Fragen dürften genügen, um darzuthun, daß die Thätigkeit des Kaufmanns unentbehrlich ist. Was aber unentbehrlich ist, das ist auch sittlich.

Allerdings würde diese Thätigkeit entartet und unsittlich geworden sein, wenn es sich bei ihr um eine Ausnutzung der Unkenntniß des Käufers handelte, wie Nötzel behauptet.

Von einer derartigen Ausnutzung kann logisch aber nur gesprochen werden, wenn es sich um eine Uebervortheilung handelt, wie sie vorliegt, wenn beispielsweise ein Pferdehändler ein krankes Pferd als gesund und brauchbar verkauft oder wenn ein Quacksalber werthlose „Heilmittel“ an den Mann bringt, oder endlich, wenn für die aufgewendeten Mittel und Mühen eine Entlohnung, ein Gewinn, gefordert wird, der zu diesen in keinem Verhältnisse steht. Dieser letztere Fall, um den es sich hier allein handelt, denn Gauner giebt es in allen Ständen, kommt aber im Verhältnisse zu dem Riesenumfange des Handels beim Kaufmannsstande zum Mindesten nicht häufiger vor als bei anderen Berufszweigen. Ich will dabei von dem ethischen Momente ganz absehen und nur auf die von der Klugheit gebotenen Gesetze hinweisen, die den Kaufmann zwingen, sich vor allen Excessen in dieser Richtung zu hüten. Das Renommée eines Handelshauses besteht darin, daß es seinen Kundenkreis gut, pünktlich und zu angemessenen Preisen versorgt. Sündigt es in einem dieser Punkte, so wird der Käufer unter 100 Fällen 99 Mal Gelegenheit haben, sich einer anderen Quelle zuzuwenden, da der Wettbewerb nirgendwo rühriger ist als im Handel.

Während der Kaufmann also, um hoch zu kommen oder um oben zu bleiben, immer darnach streben muß, seine Gewinnansprüche möglichst bescheiden zu halten — Ausnahmen giebt es auch hier, beispielsweise bei dem doch auch rein kaufmännischen Betriebe einer Apotheke, der staatlicherseits ganz außergewöhnlich hohe Gewinnsätze gewährleistet sind — kann der renommirte Arzt oder Advokat seine Taxen stets höher schrauben, obgleich sein Rath in zahlreichen Fällen doch gewiß nicht werthvoller ist als der eines bescheidenen Landarztes oder Rechtsanwaltes im Kreisstädtchen.

Da die Thätigkeit des Kaufmanns aber, wie nachgewiesen sein dürfte, nothwendig ist, so wird er dadurch nicht unsittlich handeln, daß er sich seine Arbeit, seine Combination, die Gefahr des Verlustes bezahlen läßt. Denn jede Arbeit ist ihres Lohnes werth.

Nun meint Nötzel aber, daß, wenngleich der Kaufmann jetzt vielleicht noch nicht ganz entbehrt werden könne, er doch überflüssig sei, sobald die wirthschaftliche Aufklärung und das Solidaritätsgefühl sich bei den Verbrauchern genügend entwickelt habe. Also mit anderen Worten, die Verbraucher sollen sich zusammenthun und Alles, was sie nöthig haben, ohne jede Zwischenstufe vom Erzeuger erwerben. Dieser keineswegs neue Gedanke, logisch fortgeführt, kann nur im „Zukunftsstaate“ enden. Denn den Einkaufscartellen müßten unweigerlich die Verkaufsvereinigungen der Hersteller folgen, wie sie zum Theil schon jetzt in den großen Syndicaten bestehen, und da die Producenten, vollkommen organisirt, die Preise nach Belieben hoch halten könnten, so wären die Verbraucher gezwungen, entweder ihre Vereinigungen wieder aufzulösen oder aber sich auch der Production zu bemächtigen. Damit wäre der Traum der Socialdemokraten Wirklichkeit geworden.

Ob Nötzel an eine derartige Entwickelung gedacht hat, ob er an sie glaubt, und ob sie möglich ist, weiß ich nicht. Glücklich machen würde sie nicht. An die Stelle des Wagemuthes und des findigen Kopfes träte die Schablone, und an die Stelle des Kaufmanns der Beamte, der ohne Ziele und Hoffnungen seinen Dienst recht und schlecht versieht und auf's Wetten und Wagen verzichtet.

Vorläufig hat der Kaufmann noch eine Mission. Mögen die anderen Stände sich als Genietruppen fühlen, der Kaufmann und der Techniker stellen heute die Waffe dar, mit der die Schlacht im Kampfe um's Dasein der Völker entschieden wird.

Ich schließe mit dem Hinweis auf Amerika und England und auf Goethe's Wort von der Universalität unseres Berufes.

Oberhausen a. Rh. **A. Kerkfieck.**

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz.
Staatl. Oberaufsicht.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.
Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, -Techniker und Werkmeister.
Director **Jentzen.**

Im **Gottsched-Verlage** (Berlin W. 9, Linkstr. 5) ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, sowie durch den Gottsched-Verlag zu beziehen:

Kleines Gottsched-Wörterbuch
zusammengestellt von **Eugen Reichel.**
Preis ungeb. oder cartonnirt 5 M.

Einer unserer hervorragendsten Germanisten schreibt an den Verfasser: „Sie haben uns Leuten vom Bau mit Ihrem Gottsched-Wörterbuch einen großen Dienst erwiesen und zugleich eine nicht gewöhnliche Freude bereitet. Dank der vielen, zum Teil ganz herrlichen Gottsched-Citate (zumal der Verse), liest man Ihr wissenschaftliches Werk mit dem herzlichsten Anteil. Auch wir werden fortan ganz, ganz anders von Gottsched zu denken haben als bisher."

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.
Soeben erschien:
Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.
Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.
Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.
Preis 4 Mk.
Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende
Feuilletons
im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom
Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 23. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Monarchische Kunstkritik. Von Caliban. — Folgen der Evolutionserkenntniß. Von Karl Noetzel. — Fachmann und Dilettant. Von R. Bartolomäus. — **Literatur und Kunst.** Die Entwickelung der erzählenden Literatur, ein Rückblick und Ausblick. Von Max Wundtke. — Gustav Mahler. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — **Feuilleton.** Der getreue Freund. Ein Märchen von Oscar Wilde. Uebersetzt von Johannes Gaulke. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Monarchische Kunstkritik.

Auf den Münchener Kellern fehlt es jetzt nicht an Unterhaltungsstoff. Das Jahr ist gut, Braunbier gerathen, aber die eisige Malefiz-Witterung hat bisher den rechten Durst nicht aufkommen lassen. Damit ist es nun besser geworden. Die Bayern können sich in Hitze reden, wenn sie wollen, und den Bierverbrauch erfreulich steigern.

Durch sein Telegramm an den Prinzregenten hat Wilhelm II. sich in den innerpolitischen Kampf eingemischt, der zwischen dem landmannlosen Ministerium Crailsheim und der Kammermehrheit froschmäuseartig tobt. Irgend ein besonderes Interesse der Kunst stand bei der Abstimmung über die 100000 Mark nicht in Frage. Das Centrum freute es, seine unbändige Kraft wenigstens ein ganz klein Bißchen zeigen zu können. Wie im Reiche, so hat es auch in Bayern immer brav still gehalten, wenn die Großen eine Schur für nöthig erachteten, hat nie auf seine Macht getrotzt und sich alleweil mit dem Scheine der Macht begnügt. Mit der Schusterconcession, wie Dr. Sigl zu sagen pflegte. Dies Mal sollten die 100000 Mark Schusterconcession sein. Eine billige Rache, fürwahr, nachdem gegen den klar ausgesprochenen Willen der Mehrheit Landmann's Excellenz gestürzt worden und die Würzburger Professoren Sieger geblieben waren. Um der Sache jede verletzende Spitze zu nehmen, spendete ein Wohlhabender die abgelehnte Zehntel Million aus Eigenem. Schlimmsten Falles wäre sie wohl auch aus dem Wittelsbacher Hausschatze gegeben worden.

Man hat es verdrießlicherweise versäumt, den Kaiser über die Sachlage zu unterrichten, ehe er seine tiefste Entrüstung aussprach und das Hunderttausendmark-Geschenk anbot. Die Münchner Maler und Bildhauer, die mit der vom Centrum nicht bewilligten Summe unterstützt werden sollten, bekennen einen dem Monarchen sehr unsympathischen künstlerischen Glauben. Erst neuerdings hat er sich sehr schroff und wegwerfend über ihn ausgesprochen. Die künstlerischen Anschauungen des Dr. Hein, der im Namen der bayerischen Kammermehrheit die Subvention ablehnte, entsprechen ungefähr denen Wilhelm's II. Dadurch nimmt die großmüthige Spende des Kaisers, die ohnehin zu spät kam, ein befremdliches Aussehen an. Es kommt hinzu, daß der Herrscher irrthümlicher Weise in dem Kammerbeschlusse eine Action gegen den Prinzregenten erblickte, und daß er die Mehrheit deßhalb des Undankes anklagte. Ein Abgeordneter ist an und für sich Niemandem zu Dank verpflichtet; er hat nichts weiter zu thun, als die Interessen seiner Wählerschaft wahrzunehmen. Persönliche Empfindungen und Gefühle müssen aus dem Spiel bleiben. Im vorliegenden Falle aber richtete sich der Angriff keineswegs gegen den Verehrer der bayerischen Krone. Das Centrum dachte und handelte vielmehr streng constitutionell. Seine Kanonenschüsse galten allein dem Ministerium, das den Freund der Mehrheit ausgeschifft hatte.

Die clericale Action war in ihren Grundzügen nicht eben ausschweifend geistreich. Ohne Noth hatte man sich eine Niederlage geholt, ohne Noth den Liberalen eine Wahlparole geliefert, die zum Mindesten Wirkung auf die Gebildeten versprach und ein zweites Bündniß der Socialdemokratie mit den „schwarzen Kunstbarbaren" vielleicht unmöglich gemacht hätte. Nun die kaiserliche Einmischung erfolgt ist, schauen die Dinge anders aus. Man thut so, als habe Wilhelm II. ein bayerisches Reservatrecht verletzt und sich die Oberaufsicht über innere bayerische Angelegenheiten zugesprochen. Dieser blinde Schwindel wird bei der Wahl Glauben finden. Particularistische Reizbarkeit ist leicht zur Flamme geschürt, und der Haß gegen die Hungerpreußen bedarf eigentlich kaum der Nahrung. Das Centrum ist wieder obenauf, nachdem es jämmerlich tief unten gesessen hatte. Politisch war das kaiserliche Telegramm ein Fehler. Die vorsichtig abwägende Antwort des Prinzregenten kennzeichnet genugsam die Verlegenheit, worin es den Münchener Hof versetzte; streng constitutionell spricht Luitpold nur von seiner Regierung, nicht von sich. Immerhin darf Niemand dem Kaiser verwehren, was jedes Privatmannes Recht ist: seine persönlichen Empfindungen in ihm geeignet scheinender Art auszudrücken. Dagegen muß die Veröffentlichung des privaten Depeschenwechsels, die angeblich auf berlinische Veranlassung geschah, als ein schwerer, tief bedauerlicher und gefährlicher Mißgriff getadelt werden. Die einzige Entschuldigung dafür ist, daß sie den Bierverbrauch auf den Münchener Kellern steigert.

Caliban.

Folgen der Evolutionserkenntniß.

Von Karl Noetzel.

Der Evolutionsgedanke ist in unserer Weltauffassung zum vorherrschenden Elemente geworden. Wir wissen, daß die unorganische und die organische Welt nicht durch plötzliche Kata-

Digitized by Google

strophen, sondern in ganz allmäligem, aber unaufhaltsamem Werdegang und nur durch beständig fortschreitende Anpassung zu dem geworden sind, als das wir sie heute kennen, und daß sie sich auch in derselben Weise fortentwickeln. Damit sind der Forschung auf allen Wissensgebieten für unabsehbare Zeit völlig neue Aufgaben gestellt. Alles Bestehende betrachten wir nunmehr als geworden. Die Erscheinungsformen und Eigenschaften des Einzellebens und des Collectivwesens wie Familie, Eigenthum, Gesellschaft, Staat, Sprache, Recht, Religion, Sitte, Kunst und Wissenschaft werden zu ihren Uranfängen zurückzuführen und in ihrem natürlichen Werdegang zu verstehen gesucht.

Durch die Evolutionserkenntniß hat das europäische Denken eine völlig neue, unberechenbare Befruchtung nach Inhalt und Richtung hin erfahren. Es war aber auch die elfte Stunde. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte das rein speculative Denken seine Höhe erreicht. Alle im Verlaufe der Jahrtausende erworbenen und vererbten Vorurtheile und Dogmen, welche einer noch unmündigen Menschheit den Muth zum Leben gaben, waren in ihrer logischen Unverbindlichkeit aufgedeckt und definitiv in das Gebiet des völlig subjectiven Glaubens verwiesen worden. Die Denker des neunzehnten Jahrhunderts zogen die letzten praktischen Schlüsse daraus, und diese waren culturfeindlich. Auf der einen Seite finden wir den zügellosen, antimoralischen und antisocialen Individualismus, verfochten von Feuerbach, Stirner, Nietzsche. Auf der anderen Seite wird der Unwerth alles Bestehenden, Mitleid und Weltentsagung durch Schopenhauer gepredigt. Beide Richtungen bedrohten die kaum aus Jahrtausend langer Vormundschaft entlassene Culturmenschheit mit Untergang.

Es schien, als ob das menschliche Denken seine Unfähigkeit nachgewiesen habe, einen Lebensinhalt zu geben. Vielfach sprach man von einem Bankerott der Wissenschaft und von reuiger Wiederkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche unter Aufgabe der mit Leben und Blut der Vorfahren mühsam Schritt für Schritt abgetrotzten Gewissensfreiheit.

Diese Krisis erreichte ihren Höhepunkt im siebenten und achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Die großen Skeptiker Taine und Renan hatten gerade noch die letzten Dogmenreste niedergerissen. Das europäische Denken war befreit, aber entgöttert; völlige Gedankenanarchie drohte hereinzubrechen. Unterdessen hatten die exacten Naturforscher unermüdlich weiter gearbeitet. Die Summe ihrer Forschungen fand in der Erkenntniß von der natürlichen Evolution ihre jede Einzelerscheinung erklärende und die weitesten Horizonte für eine Weiterforschung weisende Hypothese. Zunächst nur auf die Naturwissenschaft angewandt, beherrscht sie nunmehr alle Wissensgebiete, sie vielfach von Grund aus umwälzend. Damit ist die Culturmenschheit wiederum auf Jahrhunderte hinaus garantirt. Sie kann nur bestehen, so lange sie große Aufgaben vor sich sieht. Die Evolutionslehre leistete unserer Cultur dieselben Dienste, die ihr ein halbes Jahrtausend früher der Revolutionsgeist der Renaissance erwiesen hatte: er rettete sie vor dem Untergange in thatenlosem Asketismus, er bewahrte sie vor dem Schicksal Asiens. Denn die Evolutionslehre hat außer den wissenschaftlichen oder besser gesagt gerade durch diese auch rein praktische Ziele. Sie giebt die Imperative für unser Handeln. Wenn wir Richtung und Ziele des Naturwirkens erkennen lernen, so sind uns damit auch Mittel und Wege in die Hand gegeben, ihr unaufhaltsames Vordringen zum Zweckmäßigeren im Sinne unserer ethischen Begriffe zu beeinflussen. Stimmen wir auch unserem tiefinnersten Streben nach überein mit der Hauptrichtung der natürlichen Evolution, so stehen wir hinsichtlich der einzuschlagenden Mittel im bewußten Gegensatz zu ihr. Ihr gilt das individuelle Glück Nichts, der Gattungszweck Alles, sie kennt nur eine Zukunft, keine Gegenwart. Wir aber sind durchaus keine Asketen, wir wollen sowohl unser eigenes Leben genießen, als auch für den Lebensgenuß unserer Nachkommen sorgen. Unser Ethos lehrt uns als Endziel alles Strebens die größte Summe von Glück für die größte Anzahl. In diesem Sinne müssen wir den Lauf der natürlichen Evolution beeinflussen. Vergleichen wir ihn mit einem gewaltigen Strome. Ohne alles Zuthun von Menschenhand führt er die überschüssigen Wasser dem Meere zu, befruchtet die durchflossenen Lande und trägt mächtige Schiffe auf seinem Rücken dahin. Aber es kommt ihm auch gar nicht darauf an, im Frühjahr weite Strecken zu überschwemmen, ganze Dörfer wegzuführen, Menschen und Vieh in seinen Fluthen zu begraben und dann wieder im heißen Sommer wegen Wassermangel jeden Verkehr unmöglich zu machen. Sein einziges Ziel ist eben immer nur das Meer, alles Andere bleibt ihm völlig gleichgiltig. Menschenhand kann ihn nicht davon abhalten. Sie will das auch gar nicht. Würden die Wassermassen nicht zum Meere geleitet, so wäre Mensch und Menschenwerk durch ihre Gewalt mit Untergang bedroht. Doch der Mensch will, daß der Strom ihm diesen großen Dienst in einer Weise leiste, die nicht nur jede Schädigung ausschließe, sondern auch noch eine Fülle kleinerer Dienstleistungen und Vortheile für ihn im Gefolge habe. Bewußte Menschenarbeit führt Dämme auf, um Ueberschwemmungen zu verhüten, sie beseitigt Stromschnellen, um den Lauf der Schiffe gefahrlos zu gestalten, sie leitet Seitencanäle ab, um das umliegende Land zu bewässern oder auch Niveaudifferenzen zur Krafterzeugung auszunutzen, sie durchsticht endlich Landzungen und verkürzt so den Lauf des Stromes, kurz, sie bewirkt, daß der Strom sein Endziel erreicht, rascher sogar, wie er es allein fertig brächte, aber nur, indem er noch einer Reihe bewußter Menschenzwecke dient. In analoger Weise denke ich mir die bewußte Mitarbeitschaft einer über ihre socialen Pflichten und Ziele aufgeklärten Menschheit an dem durch keine Erdengewalt aufzuhaltenden Vorwärtsdringen der natürlichen Evolution.

Welches sind nun deren Haupttendenzen? Nach Spencer äußert sich die Evolution in immer größerer Differenzirung und Integrirung, d. h. jede Einheit zerfällt in immer mehr Theile, welche zu einander in immer größerer Abhängigkeit stehen. Das gilt für die organische Welt. Auf das geistige und wirthschaftliche Leben angewandt, bedeutet es, daß das Individuum gleichzeitig nach immer größerem Zusammenschluß strebt und nach hartnäckiger Behauptung seiner Eigenart. Nehmen wir mit Faguet an, daß die Thatsache der Idee vorangeht, daß Letztere mithin bloß eine gedachte Thatsache bedeutet, so finden wir vor Aufkommen der socialen Idee die Erfahrung, daß im Daseinskampfe die Mehrheit der Einheit überlegen ist. Es bildete sich aus der Horde der moderne Riesenstaat. Die Idee folgte nach. Aus dem kurzsichtigen unsocialen Individual-Egoismus entwickelte sich der Collectiv-Egoismus in dem Familiensinne, dem Corporationsgeist, dem Patriotismus, endlich der allgemeinen Menschenliebe. Das sind die ganz großen Linien der socialen Evolution. Zum speciellen Beispiel diene uns das eben verflossene Jahrhundert. Ebenfalls nach Faguet bilden dessen charakteristischeste Thatsachen die Ausbreitung der Demokratie, die Tendenz zu immer größerer Staatenvereinigung und die Zunahme der Plutokratie. Die unmittelbaren Ursachen dieser Erscheinungen erblicken wir in der Erleichterung des Verkehrs, der Information und der Production, sowie in der Vervollkommnung der Bewaffnung. Die Zunahme der Demokratie und die Neigung zu größeren Staatenverbänden haben wir wohl als ursprüngliche, unabänderliche Tendenzen anzuerkennen, während die augenblickliche Zunahme der Plutokratie wahrscheinlich eine Uebergangsform bedeutet. Es stehen allem Anschein nach Aenderungen im Wirthschaftsleben bevor, hervorgerufen durch das neu erwachte sociale Gewissen. Ich verstehe darunter das Verantwortlichkeitsgefühl jedes Einzelnen für die Leiden

Digitized by Google

Aller. Das sociale Gewissen stellt in letzter Instanz einen neuen Inhalt des Rechtsbewußtseins dar und hat somit die natürliche Tendenz zu seiner gesetzlichen Normirung. Nach Stein ist das Recht das nothwendige Mittel zu einer allgemeingiltigen Gesetzmäßigkeit des socialen Lebens der Menschheit. Gleichwie alle anderen Aeußerungen des Collectivlebens bedeutet es somit keine starre Norm, sondern es muß sich stets den socialen Bedürfnissen der Zeit anpassen. Während das römische Recht noch streng auf individuellem Standpunkt verharrt, bringt der Code Napoleon das erste sociale Recht im Enteignungsrecht, womit ein für allemal das Princip aufgestellt wird, daß im gewissen Falle das formell unbestreitbare Recht des Individuums den Interessen einer Mehrheit zu opfern sei. Seitdem hat die Socialisirung des Rechtes unablässig große Fortschritte gemacht, so namentlich in der Arbeiterschutz-Gesetzgebung und der obligatorischen Krankheits-, Alters- und Invaliditätsversicherung. Wir können heute von einem Rechtssocialismus sprechen, welcher nichts Anderes bedeutet, „als die Zwangserziehung zum Altruismus mittelst des socialen Rechts". (Stein.) Hier haben wir das typische Beispiel einer der Hauptmethoden der Evolution, nämlich der Wechselwirkung. Rein wirthschaftliche Ursachen schaffen soziales Elend. Dieses nimmt solche Dimensionen an, daß es nicht mehr übersehen werden kann und unbetheiligte feinbesaitete Gemüther aus der natürlichen Denkträgheit aufweckt. Durch Wort und Schrift suggeriren diese ihre Erregung immer weiteren Kreisen. Das sociale Gewissen verbreitet sich. Es werden, erst in Privatkreisen, Reformen vorgeschlagen. Immer dringender erweist sich deren Nothwendigkeit. Schließlich muß der Staat seine gesetzliche Sanction geben. Damit hört jeder Widerspruch auf. Der Staat ist ja nichts Anderes als die „Summe von dauernd anerkannten Machtverhältnissen". (Menger.) Seine Imperative haben nur darum Geltung, weil er die Macht besitzt, ihre Befolgung zu erzwingen. Somit wird die wirthschaftliche Lage die Veranlassung zur Socialreform, diese aber beeinflußt wieder bestimmend die wirthschaftliche Entwickelung.

Jede sociale Reform geht hervor aus der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. „Alle Schwierigkeit in der Durchführung socialer Reformen liegt eben doch bloß in der Beibringung dieser zwingenden Ueberzeugungskraft" (Stein), d. h. also in der socialen Aufklärung. Sociale Aufklärung bedeutet die Summe und Richtung aller gegenwärtigen und zukünftigen Socialpolitik. Sie bietet uns die einzige Handhabe, um die natürliche Evolution im Sinne unserer ethischen Begriffe zu beeinflussen.

Demnach ergeben sich für eine evolutionistische Socialpolitik folgende Gesichtspunkte. Wie ich schon weiter oben betonte, kennt die Natur nur eine Zukunft; für uns, die wir den Factor des individuellen Glückes mit in Rechnung ziehen, giebt es eine Gegenwart und eine Zukunft. Alle sociale Aufklärung wird darauf gerichtet sein müssen, einen Ausgleich zu finden zwischen den socialen Bedürfnissen der Gegenwart und denen der Zukunft. Letztere müssen in der Gegenwart in der Weise vorbereitet werden, daß ihr einstmaliges unvermeidliches Eintreten mit möglichst geringen Opfern an individuellem Glücke verbunden sein wird; andererseits dürfen unter eben diesen Vorbereitungen auch nicht die berechtigten Forderungen der Gegenwart leiden. Unsere Aufgabe ist keine ganz einfache. In Wirklichkeit stehen wir dadurch, daß wir die beiden der Natur fremden Begriffe, Gegenwart und individuelles Glück, in unsere Politik eingeführt haben, ständig vor einem Dilemma. Es ist durchaus natürlich, daß uns die gegenwärtige Generation näher steht als die zukünftige, und wir wenig geneigt sind, uns der kommenden Generationen wegen Opfer aufzuerlegen. Ein Ausgleich wird stattfinden, indem alle kommenden Generationen dieselbe Anleihe bei zukünftigen Geschlechtern machen werden. Mithin wird unsere gesammte Socialpolitik dahin zielen müssen, vermittelst weitgehender socialer Aufklärung den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern ein soziales Milieu zu geben, welches sie unmerklich zu ihren socialen Pflichten erzieht.

Nach diesem kurzen Ausblick auf die Richtung und Ziele der natürlichen socialen Evolution, sowie einer sie bewußt im ethischen Sinne regulirenden allgemeinen Socialpolitik, wollen wir zu der am Anfang aufgestellten Frage zurückkehren: „Was bleibt dem Einzelnen zu thun übrig bei Anerkennung der natürlichen Evolution?" Mit dem Vorhergegangenen ist eigentlich die Antwort gegeben. Es bleibt indeß eine seltsame Erscheinung, daß der Mensch ebenso geneigt ist, eine einzelne Thatsache allgemein zu fassen, — wir nennen diese Gedankenunart generalisiren, — als er abgeneigt ist, einen allgemeinen Imperativ zu specialisiren, d. h. für sich selbst bindend zu erachten. Xenophon bemerkt irgendwo, daß ein Befehl, der an mehrere Untergebene gleichzeitig gerichtet ist, von Keinem ausgeführt wird. Ganz so im socialen Leben. Man liest mit einem gewissen, durch den Gegensatz zur eigenen gesicherten Existenz nicht unbehaglichen Grauen von dem Elend des Proletariats, dem jugendlichen Verbrecherthum, den armen Näherinnen u. s. w.; man kommt sich dabei recht gebildet vor, legt das Buch fort und denkt an Anderes. Dabei verfällt Keiner auf die Idee, daß dieses undenkbare Elend, das die sogenannte gebildete Gesellschaft weder in ihrem Nachmittagsschlummer, noch in ihren seichten Schwätzereien stört, jedem Einzelnen die Pflicht auferlegt, mitzuhelfen. „Das besorgt ja der Staat", meinen sie, „oder der Armenverein (dem man einen Beitrag zahlt im Werthe vielleicht eines Theaterbillets); das thun ferner die Juristen, die Nationalökonomen, die Philosophen und Philanthropen", welchen man so par distance eine ganz magische Macht zuschreibt. Und doch sind auch die Erleuchtetsten unter diesen bloß Lastpferde, die keuchend sich bis zur Ermattung abmühen, die überschwere Last der menschlichen Denk- und Gefühlsträgheit zu überwinden. Jetzt bewegt sich ein Rad, der Wagen rollt einige Zoll. Da steht er wieder wie angewurzelt. Die Pferde stemmen sich immer in's Geschirr, in Schweiß gebadet stehen sie, die Augen quellen aus dem Kopfe, zum Zerreißen gespannt sind die Muskeln, aber der Wagen bleibt wie festgewurzelt stehen.

Wenn man nun gar von einem Wettkampf der persönlichen Initiative mit der natürlichen Evolution spricht, die ja Alles von selber macht, so glaubt jeder Einzelne das ruhig den Fachleuten der Wissenschaft überlassen zu müssen, selber aber nunmehr die unbestrittene Berechtigung zu besitzen, die Hände in den Schooß zu legen. Denn was würde die eigene Thätigkeit bedeuten? In der That ist behauptet worden, die Evolutionserkenntniß raube der neuen Generation die Kühnheit zum Adlerfluge und sei gleichbedeutend mit der Erkenntniß von der Unlogik des Enthusiasmus. Nichts ist falscher. Der Geist der Evolution lehrt dreierlei; erstens die Naturnothwendigkeit des Fortschrittes, zweitens die Unmöglichkeit, ihn durch gewaltsamen Umsturz herbeizuführen und drittens die Pflicht, ihn durch geduldiges Mitarbeiten zu fördern. Jeder Strebende muß die Selbstüberwindung haben, auf übermäßige Hoffnungen zu verzichten, die Resignation, für die Zukunft zu arbeiten und den Muth, bloß an eine allmälige, aber unausbleibliche Aenderung der gegebenen Verhältnisse zu glauben. Für persönlichen Ehrgeiz, jenen mächtigsten Förderer socialer Einzelthätigkeit bleibt allerdings wenig Platz. Man muß sich begnügen, mit stillem Fleiß seine paar Ziegel zum Zukunftsbaue zu fügen, im Voraus bewußt, einstmals vergessen zu sein. Für Utopisten ist die Zeit vorbei. Das aber waren immer Ungeduldige oder maßlos Ehrgeizige, welche den langsamen, doch stetigen Gang der Evolution nicht abwarten konnten und unwissenschaftlich genug dachten, sie könnten selbstständig das Weltbild ändern. Auch sie waren nur bescheidene Werkzeuge der Evolution. Ihr Enthusiasmus

Digitized by Google

mußte die ermattete Masse vor Muthlosigkeit bewahren bei ihrem so langsamen Voranschreiten.

Die Evolutionserkenntniß wird somit im ethisch gesinnten Menschen ein völlig neues Stimmungsbild erzeugen. Suchen wir es in seinen Hauptlinien festzuhalten. Jenes Sicheinsfühlen mit der gesammten lebenden und leblosen Natur, welches bis dahin nur einzelnen erleuchteten Geistern beschieden war, Dichtern, Sehern und Denkern, wie Franz von Assisi, Giordano Bruno, Spinoza, Goethe, muß mehr und mehr zum Grundelement einer jeden gebildeten Persönlichkeit werden. Die mystische Schranke, welche Philosophie und Religion zwischen den Menschen und die übrige Natur gestellt hatten, ist gefallen. Wir wissen, daß das Leben überall dasselbe ist und daß wir, die denkenden Menschen, nur vor der Hand die Höhe seiner Entwickelung bedeuten, insofern als bei uns das Bewußtsein zur selbstbeobachtenden und selbstbestimmenden Kraft geworden ist. Diese Erkenntniß muß ebenso sehr unser Selbstvertrauen stärken, wie uns zur Bescheidenheit stimmen, zur Nachsicht und zur Güte. Jenes Dogma von der Sonderstellung des Menschen hatte wohl nur die eine Bedeutung, ihm in einer noch unaufgeklärten Zeit das zu seiner Mission nothwendige Selbstbewußtsein zu geben. Es bedeutet aber in letzter Instanz eine Ueberhebung des Menschen gegenüber der übrigen Natur und unterstützt daher seinen natürlichen Hang zur Grausamkeit gegen die Thierwelt. Man vergegenwärtige sich die Thierquälerei in den strengkatholischen Ländern des Südens. Auch ist es mir in Rußland oft begegnet, daß mir von einem Pferdepeiniger, den ich aufforderte, sich selbst in die Lage des gequälten Thieres hineinzuversetzen, mit aufrichtigem Staunen geantwortet wurde: „Ich bin aber doch ein Mensch und kein Thier!“ Nun ist ja Thierquälerei stets bloß ein Auswuchs menschlicher Beschränktheit, unterstützt oder nicht behindert durch ein einseitig erfaßtes Dogma. Gute Menschen haben zu keiner Zeit Thiere gequält, aber auch die Besten haben sie nur als Maschinen betrachtet und nie zu verstehen gesucht. Uns aber ist durch die Evolutionserkenntniß der Schlüssel zum Verständniß der Thiere gegeben: für uns sind sie noch nicht fertig gewordene Menschen, halbbewußte Geschöpfe. Da sie, der Sprache und der Schrift entbehrend, keine Ueberlieferung besitzen, muß ein jedes von ihnen ganz von Neuem seine Erfahrungen zum Daseinskampfe sammeln. Sie sind unglückliche, hindämmernde, unzufriedene, ewig unruhige, noch nicht zum wachen Bewußtsein erlöste Seelen. Ihr Dasein hat keinen Selbstzweck. Es dient ganz der Arterhaltung. Es wäre naheliegend, hieraus seltsame Schlüsse zu ziehen, wie etwa den, die Menschen hätten die Pflicht, die Thiere zu Menschen zu erziehen. Ich könnte mir zwar sehr wohl denken, daß es einstmals auch dazu kommen wird. Aber das liegt in nebelhafter Ferne. Einstweilen fehlen noch alle Mittel dazu, und haben wir auch durchaus näherliegende Aufgaben. Nicht einmal für den Vegetarianismus halte ich die Zeit für gekommen. Unsere Arterhaltung und Arterhöhung wird noch lange verlangen, daß wir die Thierwelt als Mittel betrachten. Die Evolutionserkenntniß bringt in diese thatsächliche Situation bloß die Nuance herein, daß wir in den Thieren nicht bloß Mittel, sondern auch Zwecke zu sehen haben. Indem sie nämlich die gleiche physische Schmerzempfindung besitzen wie wir, verlangt auch ihnen gegenüber unser sittliches Empfinden als höchste Norm möglichste Verminderung der Schmerzen. Jede Thierquälerei ist selbstverständlich ausgeschlossen. Wohl schlachten wir das Vieh, weil wir es zu unserer Erhaltung nöthig haben, aber wir schlachten es auf die schmerzloseste Weise. Wir spannen die Pferde vor den Wagen, aber wir suchen sie zum Gehorsam gegen uns zu erziehen ohne Körperleiden. Ja wir treiben selbst völlig uninteressirten Thierschutz, z. B. mit der Vogelfütterung im Winter, mit Asylen für Hunde und Katzen ꝛc. Unser gesammtes Verhalten zur Thierwelt muß, wie gesagt, von der einen Erkenntniß geleitet sein, daß die Thiere dasselbe physische Leidensvermögen besitzen wie wir. Wir dürfen also unsererseits nicht mehr zu ihren Körperleiden beitragen, als es unsere Arterhaltung erfordert. Natürlich trifft uns weder die Verantwortlichkeit für die Leiden, welche sich die Thiere unter einander zufügen, noch sind wir im Stande, sie zu verhindern. Wir mischen uns bis jetzt nur dann in die inneren Händel der Thierwelt, wenn eine uns dienliche Art bedroht wird. So viel über unsere Ethik und Politik gegenüber der Thierwelt und deren grundliegenden Umgestaltung durch die Evolutionserkenntniß. Es wäre vielleicht nicht eine der naheliegendsten, aber doch eine äußerst nützliche Aufgabe, eine Geschichte zu verfassen des menschlichen Verhaltens zur Thierwelt unter besonderer Berücksichtigung der Evolutionserkenntniß.

Es dürfte eigenartig erscheinen, daß wir das Verhalten von Mensch zu Thier früher betrachteten als dasjenige von Mensch zu Mensch. Wir thaten das indeß mit voller Absicht, weil gerade das Verhalten des Menschen zur Thierwelt, diese feinste Ausstrahlung des Altruismus, das sittlich Bestimmende der Evolutionserkenntniß so recht hervortreten läßt. Sie lautet in ihrer Quintessenz: jedes Wesen ist ein Werdendes. Jede Unvollkommenheit bedeutet Zurückgebliebensein in der Entwickelung. Einer solchen gegenüber sind Mißachtung und Aburtheilen keineswegs am Platze, wohl aber Nachsicht und Duldsamkeit. Wenn wir die Unvollkommenheit Anderer, die wir mit Fehler bezeichnen, erkennen, so stehen wir eben auf einer höheren Stufe der Entwickelung. Das aber ist, wenn überhaupt, so doch nur zum geringsten Theile eigenes Verdienst. Außerdem sind uns ja sehr viel höhere Stufen bekannt und denkbar als die, welche wir erreicht haben. Es ziemt uns daher, überall Bescheidenheit und Güte zu hegen. Das sind die Stimmungselemente, welche die Evolutionserkenntniß in uns weckt. Aus ihnen ergeben sich folgende Normen für unser Handeln: Wenn es eine Entwickelung giebt und wir als bewußte Wesen an der unserigen arbeiten können, so kann unser Ziel nur das eine sein, die höchste uns mögliche Stufe der Entwickelung zu erreichen. Damit ist durchaus kein Grund zur Ueberhebung gegeben, denn wir wissen ja ganz genau, daß gegenüber dem Antheil unserer Persönlichkeit, welchen wir der stillen Arbeit ungezählter Generationen von Vorfahren aus der Thier- und Menschenwelt verdanken, das, was wir aus eigener Kraft uns anzuerziehen im Stande sind, verschwindend unbedeutend erscheint, selbst wenn wir ein Kant, ein Goethe oder ein Darwin wären. Werdende sind wir Alle und Lernende, darum müssen wir Lehrende und Erziehende sein. Solchen aber ziemt Nachsicht, Bescheidenheit, Güte, Bildungsstreben und ständige Hülfsbereitschaft. Das sind die Eigenschaften, welche die Evolutionserkenntniß mehr und mehr in uns entwickeln wird. Aber schwächen und bekämpfen wird sie die einer mangelhaften Erkenntniß von der Stellung des Menschen in der Natur entstammenden und nunmehr unlogisch gewordenen Begriffe des Hochmuthes, der Mißachtung, des Aburtheilens, des Tugendstolzes und jeder Art von Unduldsamkeit, letztere zumal in der Religion. Sie bleibe als jedes Menschen Ureigenstes unangetastet. Nur insofern ein Bekenntniß durch wissenschaftlich unhaltbar gewordene Dogmen entwickelungshemmend oder, was dasselbe bedeutet, lebensverneinend wirkt und somit das Individuum seiner höchsten Aufgabe entfremdet, dem bewußten Arbeiten an der Erhöhung der Rasse, nur insofern dürfen wir ihre Anhänger aufzuklären streben, aber auch das nur in freundlicher bescheidener Weise und nur, wenn solche Belehrung gewünscht wird. Nach wie vor bleibt das weite Reich des Uebersinnlichen der religiösen Gefühlswelt überlassen. Religion ist als letzter Impuls zum sittlichen Handeln nicht zu entbehren. Wir wollen uns ja durchaus nicht der Begriffsverwechselung schuldig machen, als bedeute der Entwickelungsgedanke an sich schon Religion und sei im Stande,

Digitized by Google

aus sich heraus zwingende Gründe zum Handeln zu geben. Ganz im Gegentheil, er bleibt nur immer reine Verstandssache. Allerdings vermag die Evolutionserkenntniß an sich ethisch gesinnten Seelen einen Halt und eine Beruhigung zu gewähren, wie es kein Dogma bisher vermochte, indem sie ihnen ihr sittliches Ideal im Einklang zeigt mit dem unabwendbaren Werdegang der Natur. Unethisch gesinnte Elemente werden aber auch in dieser Erkenntniß keinen zwingenden Grund zum sittlichen Handeln erblicken. Solche müssen indeß darauf gefaßt sein, daß die Gesellschaft sie vermittelst ihres socialisirten Rechtes zwingt, ihren Interessen zu dienen oder sie unschädlich macht.

Ich konnte natürlich mit dem Vorstehenden nur in groben Umrissen andeuten, welchen umgestaltenden Einfluß die Evolutionserkenntniß auf die seelische Stimmung und das sittliche Handeln der von ihr Durchdrungenen ausüben wird und muß. Möge eine stärkere Feder dieses Problem wenigstens einer vorläufigen Lösung entgegenführen. Ich erblicke in ihm eine der nächstliegenden und wichtigsten Aufgaben der das menschliche Zusammenleben und Wirken bestimmenden Wissenschaft.

Um alles Vorhergehende kurz zusammenzufassen, so sehe ich eine noch nicht abzuschätzende Belebung des ethischen Gedankens voraus in Folge der Erkenntniß von der Evolution. Sie lehrt uns, daß wir eins sind mit dem unermeßlichen Weltall, daß wir geworden sind durch die vergessene Arbeit unzähliger Ahnenreihen und daher unsererseits rastlos arbeiten müssen für ungezählte kommende Geschlechter, und das mit Bescheidenheit in dem Bewußtsein, einst unsererseits ebenfalls vergessen zu sein. Unser kurzes Dasein ist gleich einem Festtage, den uns die Ewigkeit gewährt, oder gleich einer Festesstunde. Wie ungeheuer bedeutungsvoll erscheint da ein jeder Tag, der in das Meer der Vergessenheit herabrollt und doch hätte gezeichnet sein können durch einen großen Gedanken, durch eine erwiesene Güte. Wir wollen uns aber auch nicht die Sommersonntagsfreude unseres Lebens stören lassen durch das unabläßige Summen und die Stiche der kleinen Eintagsfliegen unserer Umgebung. Gebeugten Hauptes schreiten die Anderen zum Tageswerke. Wir eilen beflügelten Schrittes zu ihm, denn ein Seelenfest ist uns die Arbeit. Nie wollen wir traurige Gedanken hegen, und selbst die Möglichkeit der Angst verneinen wir. Wir denken nur an das Herrliche, das wir aus uns selbst schaffen werden.

Fachmann und Dilettant.

Von R. Bartolomäus.

Fürst Bismarck sagte am 10. März 1877 im deutschen Reichstage: „Ich habe den Vorwurf des Dilettantismus oft genug hören müssen in diesen Punkten, aber, wenn der Dilettant nicht an dergleichen arbeitet, die Fachmänner, die thun es nicht, die gehen ungern aus dem Geleise heraus, an das sie einmal gewöhnt sind; sie müssen also die Hülfe des Dilettanten in dieser Richtung schon annehmen, der sich hinter den Wagen stellt und schiebt, wie er es kann."

Nicht unberechtigt war diese Vertheidigung und dieser Angriff. Mit Hohn — sneer — betrachten Fachleute, lange vor der Rede Paulus' zu den Philosophen von Athen, die Leistungen der sogenannten Dilettanten und suchen sie, wie einst Odysseus seinen Sohn vom Bogenspannen, durch mannigfache Bewegungen ihres Hauptes und Geistes von weiterer Arbeit abzuhalten, aus Furcht, es könne ihnen ebenso gelingen wie den Männern mit cape and gown, wo nicht besser.

In ihren Augen bleibt man Dilettant, und wenn man Jahrzehnte ihrer Wissenschaft gehuldigt, aber nicht bei ihrer Facultät, ihrer Kunst, ihrem Gewerbe eingeschrieben, Lehrling, Geselle gewesen ist und als Meister nun das Recht erlangt hat und die Pflicht, Bönhasen zu jagen, statt seinem Berufe selbst nachzugehen. Die Leistungen der Dilettanten bleiben Zu- und Einfälle, ihr Wissen ein Stückwerk des Stückwerks und, wenn ihre Kunst und ihr Glaube an ihre Kunst Berge versetzt, so ist es nicht die rechte Kunst und nicht der rechte Glaube.

Ich rede hier nicht von den Leistungen des Glasschleifers Spinoza in der Philosophie, des Organisten Herschell in der Astronomie, des Arztes Astruc in der Theologie (Bibelkritik), des Dichters Goethe in den Naturwissenschaften, des Juristen Mommsen in der Geschichte — man könnte erwidern:

„Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert!"

und sich dem Vorwurfe des Dilettantismus gegen Jene leicht entziehen, so gern man ihn aussprechen möchte, indem man entrüstet Ausnahmen feststellt, welche nur die Regel zu befestigen geeignet sind.

Ein Dilettant ist doch jedenfalls ein Mensch, der etwas liebt, und wohl eigentlich, der in etwas verliebt ist — ein Fachmann ein Mensch, der vor seinem Fache steht, wie ein Arbeiter in der Scheune und nun den Inhalt dieses Faches nach und nach, täglich sein gemessenes Theil, auszudreschen hat. Jener erhält nichts, denn die Liebe „suchet nicht das Ihre" (I. Cor. 13, 5), dieser täglich, wöchentlich, oder wie es sonst ausgemacht ist, seinen Lohn, zuweilen auch Stücklohn, wenn er im Accord arbeitet.

Dieser Vermögensunterschied muß schon den Fachmann weit über den Dilettanten erheben.

„Hast Du Logik studirt?" pflegte ein liebenswürdiger Fachmann seine Ehehälfte abzufertigen, wenn sie nicht so wollte, wie er; er hatte Logik studirt, sie nicht, folglich dachte er logisch, sie nicht, folglich hatte er Recht, sie nicht.

Der Fachmann hat somit auch noch den weiteren Vortheil einer wohlbegründeten Gewißheit, daß seine Thätigkeit, die sich nach allgemein anerkannten Regeln vollzieht, einen Anspruch auf Anerkennung, auf Belohnung hat, indeß der Dilettant besser thäte, seiner Neigung den Abschied zu geben und etwas zu thun, das sich ähnlicher Anerkennung erfreut.

Durchdrungen von der Wahrheit dieser Thatsachen ruft Rousseau im Emile aus:

„Lieber wollte ich, daß mein Sohn ein Schuster würde, als ein Dichter!" —

Sehr wahr, denn der Schuster hat wenigstens das unbestrittene Recht, Rechnungen auszustellen, während der Dichter nicht nur seine Rechnungen, sondern sogar seine Hoffnungen ohne den Wirth zu machen pflegt.

Es gab eine Zeit, in welcher den Dichtern ein besseres Loos zu erblühen schien, in der Zeit der Meistersinger und später noch einmal in der Zeit der gelehrten Gedichtmacherkunst.

Man hatte für jede Art Gedichte und jede Gattung Dichterei ein bestimmtes Recept, nachdem sie anzufertigen waren. Wer sie demgemäß lieferte, fand Beifall, Anerkennung und Lohn, wer seine eigenen Wege zu gehen sich unterfing, Zurückweisung und Vernichtung, wenn die Zunft es vermochte.

Die Fachleute hatten es so weislich geordnet! Sechs Tage in der Woche machten sie Stiefel, gelehrte Bücher, Kleider, hielten sie Vorlesungen, gerbten Felle und Schülerrücken und am siebenten — wo man kein Werk thun soll — dichteten sie, verfertigten lyrische Lieder, Epen, Trauer- und Lustspiele. Abends lasen sie sie auf der Innung unter allgemeiner Begeisterung vor.

Ganze Bibliotheken lieferten diese Dichter; unter einander dichteten sie sich an und besangen sich mit Lesefrüchten

Digitized by Google

und übergaben sich der Nachwelt mit gewaltigen Worten, die sie selbst — was ein Zeichen echten Genies ist — kaum verstanden.

Verse, wie:

„So kommt nach vieler Müh' zuletzt die Ehrenkrone,
Die jeden hohen Fleiß mit edlem Purpur ziert,"

durfte man damals zum bestandenen Doctorexamen bereithalten.

Alle diese Dinge sind historisch geworden, sind der Nachwelt überliefert und stehen in langen Reihen, wohlgeordnet in den Bibliotheken, und Jeden erfaßt ein Grauen, der sie lesen soll, selbst den Literarhistoriker, der sie lesen muß.

Die Dilettanten haben es so gewollt, die Dilettanten, deren Sachen einst Niemand drucken, aber Alle lesen wollten, die zwar schon lange todt sind, deren Werke aber ewig fortleben.

Homer war ein so schlimmer Dilettant, daß die Männer vom Fach sogar seine Existenz bestreiten; man kennt nicht die Muster, nach denen er gearbeitet, die Persönlichkeiten, nach denen er seinen Paris, seine Helena, seinen Odysseus, seine Penelope, seinen Achill und seinen Patroklos geschaffen hat und kann deßhalb seinem Bildungsgang in keiner Weise nachgehen, noch erklären, wie es möglich war, daß er so dichten konnte, wie er gedichtet haben soll.

Andere Männer vom Fach waren zwar überzeugt, daß er gelebt und diese Verse, wenn auch nicht geschrieben, so doch gesungen hatte — sie zweifelten wieder an seinem Können und wiesen im Triumph nach, daß Homer, dieser Dilettant, dieser

„Gute, oft selber geschlafen" —

daß er Widersprüche in seinen Gedichten geduldet, mangelhafte Verse geliefert, überhaupt zwar eigentlich zum Einschlafen zu verwenden sei, übrigens Alles sehr gut gemeint habe.

Horaz war ein solcher Mann vom Fach; er hatte fleißig die Dichter der Vergangenheit und Gegenwart studirt, etwas Krieg mitgemacht wie Archilochos, in lustiger Gesellschaft gelebt wie Anakreon, mit Fürsten in Freundschaft gelebt wie Alcäus, und war nun völlig vorbereitet, ein Dichter, ein Lyriker nach dem Ton seiner erlauchten Lehrer zu sein und zugleich ein Kunstkritiker, der Anderen wiederum die herrliche Kunst überlieferte, wie man es zu machen habe, wenn man, ein Dichter zu werden, beabsichtigte.

Die Männer vom Fach sahen in diesem Vortrefflichen sofort einen der Ihrigen; seine Uebersetzungen wurden als Meisterwerke der Dichtkunst gepriesen und seine Cochonnerien als wahre Cabinetstücke der Charakteristik. Hier waren Anmerkungen zu machen, woher Jedes geschöpft sei, hier geschichtliche Anspielungen, die nur der Mann vom Fach verstehen konnte, aufzufinden; hier war nie ein Fehler im Versmaß, ein Widerspruch. Ihm gebührte, was er sich mit richtigem Verständniß für seine Leser selbst geweissagt,

„ein Denkmal dauernder als Erz" —

es hätte aus Holz sein müssen, oder aus Gyps mit Bronceanstrich, wenn der Stoff dauerhaft wäre.

Damit sollen die Fachmänner keineswegs mit Holz und broncirtem Gyps verglichen werden! Bewahre! Auf ihrer kräftigen, wohlunterhaltenen Grundlage sind sie viel standhafter als der Dilettant, der oft zusammenbricht, wenn seine Hoffnungen zerstört werden, wenn die Fachleute einig sind im Bedauern seiner mißangewandten Kräfte.

Ihr Gegensatz zum sogenannten Dilettantismus ist eben nichts weiter als der ewige Gegensatz zwischen der Macht des Hergebrachten und den Versuchen des Neuen, des Ungewohnten, zwischen Handwerk und Kunst, zwischen Beharrlichkeit im Widerstand und Kraft des Neuerstehenden, zwischen Alltäglichkeit und Außerordentlichem, zwischen Arbeitskraft, vielleicht Talent, und Genie, zwischen Stoff und Kraft, zwischen burcaumäßigem Fortschieben der Arbeit und Fähigkeit zu eigenem Denken, zwischen Materialismus (sogenanntem Realismus) und Idealismus.

Der Gegensatz ist so alt wie die Welt, nicht erst aus der Zeit Homer's oder Horaz'.

Er ist auch so neu wie — die Shakespearekritiker, die sich nicht denken konnten, daß ein Strumpfwirker aus Stratford und Schauspieler, weder Professor noch Geheimerath, ein Mensch, den eigentlich Niemand kannte wie die Leser und Hörer seiner Dichtungen, daß ein solcher Mensch vom Bierzapfer bis zu Cäsar, von Dortchen Lakenreißer und Beatrice bis zu Porcia und Julia, aller Menschen Seele verstehen und schildern konnte.

So neu wie Knobelsdorf, der Freund Friedrich's II., der sich bei Betrachtung der Transfiguration wundert, daß ein Christus, qui s'élève au ciel dans une atmosphère de froideur sibérienne, pendant qu'au premier plan toute l'attention des spectateurs est occupée aux contorsions d'un enfant possédé du démon, ait toute la valeur du monde parceque c'est un Raphaël qui l'ait peint. (Ernest Lavisse, le Grand Frédéric avant l'avénement. Revue des deux mondes, Bd. 110, V. 519.)

Es ist das Unvermittelte, das Unbegreifliche, was dem Fachmann zuwider ist, ihm, der sich des Besitzes der ganzen Theorie bewußt ist und das ganz anders machen würde, falls er sich überhaupt herbeilassen würde, es zu machen. Es ist die Unmöglichkeit für ihn, etwas zu begreifen, zu verstehen, was außerhalb seines Gedankenkreises liegt, was ihm nicht das geliebte Schema und das gewohnte Detail bietet, das Fachmäßige, das sofort einfächern kann.

Es sollte in unserer Zeit der Arbeitstheilung auch hier Arbeitstheilung eingeführt werden, denn beseitigen kann man sie nicht, die Dilettanten, beseitigen kann sie keine Kritik, abschrecken kein Mißerfolg. Die Einen, die Fachleute, bleiben zu Hause,

Wichtigstes zu thun;

sie durchstöbern die alten Pergamente und sorgen dafür, daß die Kunst und die Wissenschaft bestehen bleibt. Die Anderen, die Dilettanten, stolz im Bewußtsein, daß es gewiß nicht ein Arzt war, der zuerst des Menschen „Geheimnißreiches Inwendiges" untersuchte — es bestand dafür kein Herkommen; er hätte es nicht anzufangen gewußt —, sondern Jemand aus ihrer vorwitzigen Zunft, der aus Neugier unternahm, was noch Keiner gewagt, ohne zu wissen, daß er die ärztliche Kunst von Grund aus veränderte, ja, daß er überhaupt zu ihren Gunsten etwas unternahm, etwas, was jedenfalls seine ärztlichen Zeitgenossen als thöricht belächelt haben, da man nur der Kunst, nicht des Könnens bedurfte, sie, die Dilettanten, sie sorgen dafür, daß die Wissenschaft, die Kunst nicht stehen bleibe, sondern fließe, wachse, fortschreite.

Literatur und Kunst.

Die Entwickelung der erzählenden Literatur, ein Rückblick und Ausblick.

Von Max Wundtke.

Wer die Entwickelung des Menschengeschlechts begreifen will, muß bei den Kindern in die Schule gehen. Den aufmerksamen und verständnißvollen Beobachtern ist es nicht entgangen, daß sich die Entwickelung der gesammten organischen und geistigen Welt nach denselben unwandelbaren

Digitized by Google

Principien vollendet. Was sich am gesammten Menschengeschlecht vollzieht, wiederholt sich im Kleinen an jedem einzelnen Menschen, und umgekehrt: wie das Individuum Stufe um Stufe auf der Leiter der Entwickelung erklimmt, so werden wir bei genauem Zusehen in der Entwickelungsgeschichte der Völker den gleichen Gang und die gleichen Merksteine erkennen. Große Massen werden langsamer bewegt als Einzelwesen; daher spielt sich dort in Jahrhunderten und Jahrtausenden ab, was hier in einer verhältnißmäßig kurzen Zeitspanne vollendet ist. Man könnte den Werdegang des Heranwachsenden mit gutem Fug als eine unendlich verjüngte Projection der gesammten Menschengeistentfaltung auf das engbegrenzte Menschenleben auffassen. Der Grad der Verjüngung in der Projection steht selbstverständlich in unmittelbarer Abhängigkeit von persönlicher Veranlagung und Erziehungskunst.

Aus diesen Ueberlegungen heraus erklärt sich das Eingangs aufgestellte Paradoxon mit Leichtigkeit. Im Entwickelungsgange der Kindesseele und des kindlichen Geistes wird man mühelos die Gesetzmäßigkeit und den organischen Zusammenhang der einzelnen Phasen zu erkennen vermögen, die auch dem Werden und Reifen der Völker zu Grunde liegt.

Eine der ursprünglichsten Regungen der Kindes- und Völkerseele, die zum Bewußtsein der Außenwelt und ihrer selbst gekommen sind, ist sehr bezeichnend der Trieb zum Gestalten, bezeichnend, weil dieser Gestaltungstrieb ein Abglanz des göttlichen Wesens ist, das sich im ewigen Schaffen und Bilden documentirt. Dieser Trieb, aus den rohen Anfängen der Nachahmung emporsteigend, schafft wahllos, kritiklos, will innerlich Geschautes (also Producte der unbewußt schaffenden Phantasie) in's Leben übertragen, mittheilen, veranschaulichen. Das natürlichste, überall und Jedem zur Verfügung stehende Mittel zur Darstellung ist das Wort. Hier liegt der Anfang der erzählenden Kunst, der Anfang der erzählenden Literatur, vermuthlich der Literatur überhaupt. Aber welche Wandlungen der erzählenden Literatur von ihren kindlichen Anfängen bis auf die Gegenwart! Es verlohnt sich schon, ihnen ein wenig nachzuspüren und ihre augenfälligsten Wendepunkte herauszuheben. Es sollen uns dabei weder die Ausdrucksformen noch die Ausdrucksmittel, deren sich die erzählende Kunst auf ihrem Werdegange bediente, beschäftigen, obwohl auch das sehr viel des Interessanten böte, sondern lediglich die ihr zu Grunde liegende Absicht; denn die erzählende Literatur hat keineswegs zu allen Zeiten die gleichen Tendenzen gehabt. Sie zeigt mit zunehmender Entwickelung eine stufenmäßige Steigerung ihrer Aufgaben und Ziele und demgemäß eine fortwährende Veränderung in ihren Stoffgebieten.

Sehen wir uns die einzelnen Entwickelungsstadien genauer an, so werden wir, die Richtigkeit der einleitenden Betrachtungen vorausgesetzt, finden müssen, daß jedes dieser Entwickelungsstadien einer ähnlichen Epoche im reifenden Einzelleben entspricht. Und in der That ist die Gleichheit der Wege unverkennbar.

Die Phantasie des Menschen sowohl wie der Menschheit, die noch in den ersten Kinderschuhen stecken, bewegt sich in durchaus wirklichkeitsfremden, übersinnlichen und übernatürlichen Bahnen. Unbewußt giebt sie eine Symbolisirung der Naturkräfte, der Naturerscheinungen, der über dem Menschen waltenden Mächte. Götter und Geister sind es, mit denen sie arbeitet; sie schafft Fabelwesen und belebt die gesammte Natur, indem sie ihr Gestalt verleiht und Empfinden und Sprache giebt. Hier haben wir die Anfänge der erzählenden Literatur. Göttergeschichten, mythologische Anecdoten, Fabeln (das Wort in ganz allgemeinem Sinne genommen) von Ungeheuern, Geistern, Phantasiegestalten und Thieren. Spuren dieser ältesten Periode finden wir in der Urgeschichte aller Völker. In ihren Mythologien, in der Edda, in den ursprünglichsten Volksmärchen besitzen wir heute noch Ueberreste davon.

Auch das Kind verlangt in frühester Zeit nach Stoffen, die weit über Menschliches und Natürliches hinausragen. Je phantastischer, übernatürlicher, wirklichkeitsfremder, desto besser. Einfach und schlicht die Handlung, aber diese und die Gestalten abweichend von allem Erfahrungsgemäßen und Vorhandenen. Nicht jedes Märchen sagt dem Kindergemüth auf dieser Stufe ohne Weiteres zu. Die phantastischsten sind es, in denen redende Thiere, Fabelwesen, Geister, tückische Mächte, Verzauberungen und Entzauberungen eine Rolle spielen. Andere Märchen wieder, und bei Weitem die meisten, sind einer späteren Stufe vorbehalten.

Allmälig fängt das heller werdende Auge an, sich in der Wirklichkeitswelt zurechtzufinden. Aus der Ueberwelt steigen die Gestalten zur Erde herab und nehmen menschliche Züge an. Halbgötter werden's und dann Helden, aber immer noch mit besonderen Eigenschaften und besonderen Kräften ausgerüstet. Die Götterfage bildet sich zur Heldensage um. Der wunderbare, übernatürliche, durch keine Logik gebändigte Phantasie-Inhalt bleibt, nur die Gewandung wechselt und rückt die Träger der Handlung dem Menschen näher. Das ist die Literatur der Märchen, der Halbgötter und Heldensagen, der Legenden. Wenig oder in nichts unterscheidet sich diese zweite Epoche von der entsprechenden im Kindesleben.

Mit zunehmendem kritischen Sinn — und er nimmt bei den verschiedenen Völkern und Kindern in sehr ungleichem Grade zu — verblaßt die Freude an dem Ueber- und Widernatürlichen; der Blick schärft sich für die Wirklichkeit und für das natürlich Begründete. Die handelnden Figuren werfen ihre letzten übermenschlichen Züge ab und treten den Hörern als Menschen gegenüber. Aber das Schwergewicht der erzählenden Kunst bleibt wie bisher an den Thatsachen haften. Ein merkwürdiges Ereigniß, ein seltsames Vorkommniß, eine interessante Begebenheit bildet den Stoff. Das Wort „Novelle", das nichts als „Neuigkeit" bedeutet, findet auf dieser Stufe seine Entstehung. Wunderbar kann die Handlung sein, sie darf aber nicht mehr der Logik oder der Erfahrung direct widersprechen. Die Neuheit der Handlung und das Ueberraschende ihres Ausganges reizt den Hörer oder Leser, sonst nichts. Die erzählende Literatur hat hier ein anecdotisches Gepräge.

Auch im Kindesalter findet sich die Parallele. Nach den Märchen, den Heldensagen und Legenden wendet sich der Blick der Wirklichkeit zu. Kurzweg „Geschichten" (Lesebuch-, moralisirende und sogenannte Jugenderzählungen) sind es, die das Kind, zumeist zwischen zehn und zwölf Jahren, am meisten fesseln.

Unmittelbar daran schließt sich die vierte Etappe. Immer noch bleibt Stoff und Handlung die Hauptsache, aber die anecdotische Skizzirung schwindet, um einem mehr oder minder kunstvollen Aufbau in der Handlung Platz zu machen. Das Bild wird bewegter, eine gewisse Entwickelung, besser gesagt: Entrollung der Handlung tritt ein. Hier und da zeigt sich auch schon das Streben, die einzelnen Scenen durch ein logisches Band zu verknüpfen, die Gesammthandlung unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt wie etwa Schuld und Sühne, Suchen und Finden, auf und ab im Menschenleben, die Gewalt der Allmacht, das Verhängniß, Kampf und Sieg u. s. w. zu rücken. Damit sind wir bei der Entstehung des Romans angekommen, und zwar handelt es sich um Schicksalsabenteuer- und Geschichtsromane.

Auch die Jugend greift im späteren Kindesalter mit Vorliebe nach ausgesponnenen Schicksals- und Abenteuer-Erzählungen, nach Erzählungen aus der Weltgeschichte und nach den Biographien hervorragender und thatenreicher Männer.

Allmälig tritt das Interesse an der Handlung selbst ein wenig zurück. Es zeigt sich das Bestreben, das Neue, Interessante nicht mehr in erster Linie in die Begebenheit, sondern hauptsächlich in den landschaftlichen und ethnologisch-culturellen Hintergrund zu verlegen. Die Eigenart des Stoffes

Digitized by Google

ergiebt sich daraus von selbst. Fremde Orte, Länder, Völker, Zeiten werden die Scenerie, in welcher die Handlung eine secundäre Stellung einnimmt. Wir stehen in der Periode der Herrschaft des exotischen Romans, des specifisischen Abenteuerromans, der Schiffbruch- und Indianerromane, Robinsonaden, Weltumsegelungen, Forschungsreisen, Indianergeschichten ꝛc. Das spätere Jugendalter folgt ziemlich genau derselben Vorliebe.

Aus den phantastischen Höhen einer übernatürlichen Welt steigt die erzählende Literatur auf die Erde herab, um alle Weiten zu durchstreifen und schließlich bei dem Menschen Halt zu machen. Der Mensch erscheint ihr allgemach als würdigster Gegenstand, der Mensch, wie er sich zeigt und wie er sich auslebt. Die erzählende Kunst macht hier ihre bedeutungsvollste Wandlung durch. Sie ist nicht mehr ein bloßes mehr oder minder geschicktes Erzählen oder Berichten, sondern ein Nachschaffen, ein wirkliches Bilden. Mit der Menschendarstellung ist der Anfang zum wahrhaft künstlerischen Erfassen der erzählenden Production gemacht. Freilich dürftig genug nehmen sich die ersten Versuche, zu charakterisiren, aus. Menschen, eigenartige Typen, markante Persönlichkeiten lediglich mit Hülfe der Sprache lebensvoll vor unserem geistigen Auge erstehen zu lassen, das ist ein schweres und großes Ziel und nicht in kurzer Zeit erreicht. Selbst unsere großen Classiker kamen diesem Ziele nicht nahe genug, um dieses Streben als vollendet gelten zu lassen. Gleichsam roh führt noch die Hand den Pinsel über das Bild; in groben Strichen stellt sich uns die geschilderte Persönlichkeit dar; einzelne, besonders hervorstechende Züge sind uns gegeben, andere denken wir uns ergänzend hinzu. Seien wir ehrlich vor uns selber: bei aller schuldigen Hochachtung vor unseren classischen Mustern — wo finden wir bei ihnen ein bis in's Kleinste hinein durchgeführtes Charakterbild? Angedeutetes, aber nicht Detaillirtes; das Bildwerk in allgemeinen, nur hier und da bereits ausgearbeiteten Conturen und Streiflichter, hier und da überraschend getreu; Relief, aber keine Körperlichkeit. Fast möchte man sagen, den Charakterisirungsversuchen bis zum Auftauchen der „Neuen Kunst" geht es wie den chinesischen Gemälden — bei allen feinbeobachteten Einzelheiten keine Perspective, die das Gefühl der Wesenheit aufkommen lassen konnte. Es giebt zu denken, daß in der älteren Schule nur bei Humoristen, (Immermann, Dickens, Reuter ꝛc.) eine annähernd vollständig, überall lebenswarme Charakteristik zu finden ist. Erst die moderne, sogenannte realistische Richtung der Kunst konnte das Ziel — die Menschen in allen Zügen in blutwarmer Lebenswahrheit vor uns hinzustellen — für erreicht erklären. In gewissen zeitgenössischen Werken hat die Charakterisirungskunst eine schlechterdings nicht mehr zu übertreffende Höhe erreicht, allerdings in recht einseitiger Weise, indem man der Weiterentwickelung der künstlerischen Idee nicht die gleiche Sorgfalt widmete. Und so ist die moderne Literatur, die sich so gern, namentlich in ihren Flegeljahren, als „neue Kunst" bezeichnete, genau besehen die strikte Fortbildung der eben gekennzeichneten Stufen, der auch unsere zweite classische Periode angehört. Geht auch die Geschlossenheit der Handlung dabei in die Brüche — der Hauptwerth liegt in der Geschlossenheit der Charakteristik.

Wie jede einseitige Verfolgung eines Princips nothwendig zur Auflösung führen muß, so sieht man auch hier das Alte zerfallen.

Beschränkte Vermessenheit wär' es, zu wähnen, wir hätten den Gipfel erreicht. Unwandelbar ist das Gesetz der Fortentwickelung. Was kommt nun?

Wer mit aufmerksamem Blick das Gähren, Treiben und Sprossen auf allen geistigen Gebieten der Gegenwart beobachtet, kann sich der Erkenntniß nicht verschließen: Etwas Neues will sich emporringen und wartet auf die Stunde seiner Geburt. Ueberall Zerfall und Zerstörung, überall Kampf und Krampf, überall Abtrünnige und Pfadsucher — aber noch fehlt der Pfadfinder.

Was wird das Neue sein?

Es wird nicht sein bei den Brechen und Zerbrechen der alten Formen, den Verbrechern gegen die Kunst; es wird auch nicht sein bei den Verächtern alles Früheren und alles mühsam Errungenen; es wird nicht sein bei denen, die da ausrufen: „Spiel war alles bisher und Wahn! Wir treten jetzt ein in den Ernst und die Wahrheit! Wir bringen Euch die ‚neue Kunst!'" Schrittweise, nicht sprungweise reift die Menschheit ihren Zielen entgegen. Nicht in der Luft hängt ein neues Gebild — auf den Ruinen früherer Geschlechter blüht neues Leben empor; Glied reiht sich an Glied zu einer Kette zwischen Erde und Himmel, Stufe reiht sich an Stufe, auf den Schultern der Alten stehen die Füße der Jungen, und in dem Gewesenen und dem Bestehenden liegen die Keime des Kommenden.

Was wird dieses Kommende sein?

So mißlich Prognosen sonst sind — hier wird sie der Kundige wagen dürfen. Er hat nur die Consequenzen aus dem Bisherigen zu ziehen und einige scheue, tastende Versuche, die sich bereits an das Licht wagten, werden ihn in seinen Schlüssen bestärken.

So lange der menschliche Geist an der Oberfläche der Dinge und Erscheinungen haften blieb, genügte ihm in der erzählenden Kunst die logische Scenenfolge der Begebenheiten. Der Mensch stand der Handlung als ein einflußloses Object gegenüber ... Zufall und Schicksal walteten über ihm. Je weiter jedoch die Menschheit in der Kenntniß der Naturgesetze und ihres eigenen Wesens fortschritt, destoweniger konnte ihrem nach Erforschung des Unerkannten ringenden Geist ein unbegriffener Begriff wie Zufall, Schicksal, Moira, Fatum, Karma, Kismet genügen. Aber erst die jüngste Zeit mit ihrem ungeahnten Aufschwung der Naturwissenschaft, mit ihrem ernsten Studium der Menschenseele bringt allmälig Licht in dieses Dunkel. Wir haben gelernt, wie die Psyche in ihrem Werden und in ihren Aeußerungen ebenfalls unabänderlichen Gesetzen unterworfen ist; wie nichts sprungweise und nichts willkürlich vor sich geht, wie nichts in der Seele gegeben, sondern alles geworden ist. Wir haben ferner gelernt, wie zwischen der Psyche und den Lebensäußerungen des ganzen Menschen unzerstörbare Wechselbeziehungen bestehen; immer weiter ist das Bewußtsein von dem eigenen Ich vorgedrungen und hat das mystische Dunkel des Unbewußtseins erhellt.

Wurden die Ereignisse des menschlichen Lebens bisher betrachtet wie die Silhouetten auf einer Schattenbühne, so will uns jetzt das bloße Anstaunen nicht mehr genügen; wir wollen die Hand beobachten und die Fäden sehen, deren Zügen die Marionetten gehorchen. Dieses neue psychische Problem, das die Wissenschaft in das Leben hinauswirft, muß auch die erzählende Kunst in sich aufnehmen, wenn sie nicht hinter dem Leben zurückbleiben will. Sie wird den Zusammenhang klar legen müssen, in welchem die äußere Handlung (Schicksal) zu der inneren Wesenentfaltung des Menschen steht. Das ahnungsvolle Wort des Dichters: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne" muß Wirklichkeit werden. Die Seele des Menschen ist ein Product aus unendlich vielen Factoren, ein ungemein complicirtes Gewebe, das seine Fäden nach außen fortspinnt, des Menschen Thun und Lassen leitet und in seinen letzten Consequenzen sein Schicksal, sein Verhängniß wird. Wie das Schicksal mit Nothwendigkeit aus dem innersten Wesen des Individuums herausreift, das zu zeigen wird in nächster Zukunft Aufgabe der erzählenden Literatur sein.

Soll der Leser von einer Beweisführung zwingend überzeugt werden, so muß er vor Allem in den Voraussetzungen klar sehen, und darum gehört zu einer derartigen Kunst eine äußerst feinsinnige Analyse. Wie sich aus tausend Factoren des Seelenlebens und seiner äußeren Beeinflussungen Stim-

Digitized by Google

mungen entwickeln, das leise unmerkliche Fortgleiten aus einer Stimmung in die andere, wie sich aus diesen Stimmungen Gedankengänge, Leidenschaften, Entschlüsse, Thaten herausschälen, das Alles wird der Schriftsteller zu zeigen haben.

Diese psychische Analysirungskunst (die schon hier und da auftaucht und sich prätentiös als die „neue Kunst" ausgiebt), die „Seelen-Detailmalerei", darf aber niemals Selbstzweck werden; sie bleibt nicht als das realistische Mittel zur Erreichung des künstlerischen Endzweckes. Das Endziel des darstellenden Künstlers ist die Katastrophe des „Schicksals". Seine Aufgabe ist es, zu zeigen, daß es so hat kommen müssen und nicht anders hat kommen können. Die Ausführung darf ihre überzeugende Gestalt auf den Leser nicht verfehlen, und willenlos muß sich dieser von dem Dichter bis zu den äußersten Consequenzen fortführen lassen. Die Consequenz ist zwar der Kardialpunkt des Werkes an sich, der Vereinigungspunkt aller angesponnenen Fäden, der nothwendige Abschluß, die erwartete beruhigende Auflösung der Consequenzen- und Dissonanzenfolge, das Fallen des Vorhanges, begründet in dem unserer Natur innewohnenden Drange nach dem Begrenzten, in sich Abgeschlossenen; aber der Werth des Werkes ist nicht hier zu suchen.

Die Wirkung eines Kunstwerkes liegt vor Allem in der Methode der psychischen Objectsbehandlung. Hier offenbart sich hauptsächlich die Kunst des Poeten. Vorzügliche psychische Analysen wird der Psychologe, wenn er zugleich Physiologe und Philosoph ist, auch liefern können: aber während dieser seinen Leser an dem Gängelbande abstracter Logik zum gewünschten Ziele führt, heißt des Künstlers Weg „Anschauung", oder was ihn selbst betrifft, „Anschauung und Gestaltung". Und das ist hier gleichbedeutend mit Leben. In dem, was die Methode des Schaffens erst zu einem rein dichterischen Vollbringen macht, beruht zum größten Theil die Freude an literarischen Kunstschöpfungen. Nur diese Methode zeigt das Leben, wie es uns umgiebt, wie wir es in unserer Brust gewahren. Unverstandene Regungen des eigenen Herzens, bislang ungehörte Stimmen unseres Inneren werden uns bei einer derartigen, mit Kunst und Wahrheit zugleich ausgeführten Objectbehandlung klar: unbeachtete Saiten unserer Seele kommen zum Erklingen — indem wir das Leben sehen, lernen wir uns selbst besser verstehen. Und gewannen wir Einblick in das Räderwerk der Werkstätte, in der das Schicksal geschmiedet wird, dann sind wir auch im Stande, das eigene Geschick, wenn auch nicht umzugestalten, so doch zu modificiren — die Menschen werden nicht nur einsichtsvoller und darum besser, sondern auch — mächtiger.

Die psychilische Analyse darf nicht systematisch, doctrinär, nicht mit dem Secirmesser der Anatomen ausgeführt werden, was wir dann zu sehen bekämen, wären Leichen. Wie man sich im Frühling nicht zufrieden geben will mit der Demonstration der Lebensgesetze an Präparaten, sondern das Leben selber, sein Entstehen, Wachsen, Blühen und Vergehen, das Springen der Knospen, den Farbenschmelz der Blumen sehen, das Rauschen der Kronen, den Gesang der Vögel hören, den kräftigen Waldgeruch, den Duft der Blüthen empfinden will, so muß auch das Leben am Leben und im Leben gezeigt werden. Um nun das Darzustellende eben als im Leben begriffen vor unsere Augen zu rücken, dazu bedarf es der Handlung. Sie ist es, die das sonst nur als Bild anzuschauende aus dem Rahmen der Skizze heraus und in das Körperliche hebt. Sie zeigt uns die Objecte in den verschiedensten Situationen, den mannigfaltigen Bewegungen und dem geringsten Wechsel des Ausdruckes muß die psychologische Analysirungskunst folgen. Die Handlung ist demnach unumgänglich nöthig, um eine umfassende und so erst naturgetreue Wiedergabe des Objectes zu erzielen. Da aber die Handlung wiederum als Ausfluß der individuellen Qualität dargestellt werden muß, so erscheint hier als Object in den meisten Fällen wohl der Mensch für den Dichter als das wahre Perpetum mobile. Jede Summe von psychischen Vorgängen führt zu einer That und jede That, also jede Handlung entrollt dem Beobachter ein neues Bild inneren Lebens und dieses Leben giebt seinerseits wieder neue Anstöße zu Handlungen. So rollen in steter Wechselwirkung, ein vielverschlungenes Gewebe, die Bilder an uns vorüber bis zur Katastrophe.

Fassen wir noch einmal das Gesagte kurz zusammen: Das Schicksal soll Ausfluß der persönlichen Qualität sein. Das überzeugend darzustellen, dazu bedarf es der psychologischen Analyse (im Geiste des Dichters) und der darauffolgenden, das Werk des Künstlers ausmachenden Synthese (auf dem Papier, für den Leser). Dieser Aufbau aus seelischen Einzelheiten wird aber nur durch die Handlung zu einem Stück Natur, zum Panorama; ohne Handlung bleibt das Wiedergegebene einseitig, ein Momentbild. Man wolle also beachten, daß die Handlung erst als Mittel auftritt, nicht im Entferntesten als Zweck. Wollte Gott, man würde endlich einmal den üblichen, lapidarischen Reporterstyl los, der sich mit der einfachen, zuweilen pseudo-realistisch aufgeputzten Mittheilung von Thatsachen begnügt. Symptome sind nicht identisch mit Krankheiten, und so spielen auch die eigentlichen Handlungen, die treibenden Factoren an ganz anderer Stelle, als man bisher glaubte. Freilich ist das Publicum an eine derartige Kost noch sehr wenig gewöhnt, und es wird schwer halten, es dahin zu bringen; aber wer macht denn die Kunst? Das Publicum? Niemals! Der Künstler ist es, der sich sein Publicum erst schaffen, sein Terrain erst erobern muß; denn jeder Künstler ist ein Lehrer und Eroberer zugleich.

Gustav Mahler.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Vor ungefähr zehn Jahren ist der Name Gustav Mahler's in weiteren Kreisen genannt worden. Anläßlich eines Streites, der im königlich ungarischen Opernhause begann und in dem Maße, als er an Heftigkeit zunahm, über die Grenzen dieses stillen Reviers in die Oeffentlichkeit drang. Zugleich mit dem Namen des Intendanten wurde auch der des Directors an die große Glocke gehängt. Es handelte sich um interne Machtbefugnisse, zu deren Erlangung oder vielmehr Beibehaltung der Director eine unerhörte Schneidigkeit an den Tag legte. Sein Name wurde damals Vielen geläufig, denen sonst die Schicksale der ungarischen Oper blutwenig am Herzen lagen. Vom Namen zum Menschen, der ihn trägt, ist aber nur ein Schritt. Es ist daher das gute Recht des Publicums, daß es den Menschen, dessen Name ihm bekannt und geläufig geworden, auch in seiner sinnenfälligen Erscheinung oder zum Mindesten in seinem Abbild kennen lerne. Diesem Bedürfniß abzuhelfen, tauchte bald in den Schaufenstern einiger Wiener und Budapester Musikalienhandlungen ein jugendlicher Kopf auf, an dessen geistreichen Unregelmäßigkeiten sich besonders die vorübergehenden Maler und Bildhauer ergötzten. Dann verschwand der Kopf wieder. Der Streitfall, der ihn an's Licht gezogen, war begraben, Mahler vergessen, bis auf Weiteres. Er hatte Ungarn grollend verlassen und sich nach Hamburg gewendet, wo sich ihm ein weites Feld der Thätigkeit öffnete. Hier durfte er zugleich Director und Intendant sein, in dem neuen Wirkungskreise eine lebendige Kraftfülle entfalten und den Bedürfnissen eines großen Publicums Rechnung tragen. Publicum und Director kamen einander dabei immer näher. Das kühle Hamburg erwärmte sich an diesem heißen Temperament, von dem etwas Kraftgenialisches ausströmte, und das Kraftgenie temperirte sich wieder von selbst in der gleich-

Digitized by Google

mäßigen Kühle des neuen künstlerischen Klimas. Es war ein schönes Zusammenwirken, ein In- und Füreinanderleben. Niemand dachte an die Möglichkeit eines Abschieds. Aber er kam bald. Eines Tages war Gustav Mahler Director des Wiener Hofoperntheaters. Das war ein großes Ereigniß, für Wien und Hamburg zugleich. Hamburg verlor eine unersetzliche Kraft, Wien gewann einen neuen künstlerischen Factor von großer Bedeutung. Man erinnert sich in Wien noch jenes Morgens, da in den Zeitungen so viel Fett- und Magergedrucktes über das große Ereigniß zu lesen stand. Begebenheiten im Theaterbereich erregen ja im alten Capua der Geister noch immer die tiefgehendsten Bewegungen. Der vorzeitige Abgang eines beliebten Tenors wird schwerer empfunden und heftiger discutirt als eine Ministerkrise. Aber was ist ein Tenor gegen einen Hofoperndirector, der Sein und Nichtsein in der Hand hält, der beglücken und vernichten, engagiren und fortschicken kann, dessen Machtsphäre zahllose mikroskopische Gebiete umspannt, von denen der Fernerstehende sich nichts träumen läßt. Er hält die größte Theatermacht der Monarchie in Händen. Freilich, er muß ein geborener Regent sein, kein Titularbefehlshaber, der die Macht nur besitzt, um sie sich wieder entreißen zu lassen. Ein solcher Machthaber ohne Macht war Wilhelm Jahn, der Vorgänger Mahler's. Eine durchaus ästhetisch gestimmte Natur; ein Künstler und sonst nichts; ein Jahn, aber kein Janus, mit einem administrativen und organisatorischen zweiten Gesicht neben seinem artistischen ersten. Jahn stand als Künstler hoch über Mahler, ja, er war unter allen Hofoperndirectoren der größte Künstler. Aber er war bloß das. Er war kein loyaler Handlanger und Gelderſparer. Sorgen um das Deficit, um das Befinden der k. k. Hofoperncasse schob er weit von sich. Schließlich war er nicht von Wiesbaden fortgegangen, um in Wien die zuständigen Behörden durch günstige Cassenrapporte zu erfreuen. Er war überzeugt, daß ein schönes, rundes Deficit und glänzende Vorstellungen Sr. Majestät mehr Freude machten als ein magerer Ueberschuß bei minderwerthigen Leistungen. Der gute, dicke Jahn! Er mußte von seinem Dirigentenstuhl herunter, auf dem er so behaglich thronte. Sein Embonpoint, dazu die mageren Einkünfte, — das erregte starken Unmuth bei den maßgebenden Hofräthen. Ein Hofoperndirector habe mager zu sein — so lautete ihr salomonischer Spruch. Nur dann könne die Casse fett werden.

Die Magerkeit Mahler's eröffnete also ohne Zweifel sofort die fettesten Aussichten. Da war nicht die geringste Passivität zu fürchten, es war keine Unze Fett, also auch kein Quentchen Gutmüthigkeit an ihm. Nur fette Leute sind gutmüthig oder was man so nennt. Oft ist es nur Bequemlichkeit, die heuchlerischer Weise die Form der Gutmüthigkeit annimmt. Nun, Mahler kam nicht einmal in den Geruch der Gutmüthigkeit.

Deutlich erinnere ich mich jenes warmen Augustabends, da Mahler sich zum ersten Male mit seinem Wiener Publicum berührte. Als der Erwartete erschien, konnte man ein Gefühl der Enttäuschung über seine äußere Erscheinung schwer unterdrücken. An der Stelle einer imponirenden Gestalt, die, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, den Meisten vorgeschwebt hatte, erblickte man ein schmächtiges Männchen, beinahe unter Militärmaß, eine physische Null. Bald freilich zeigte es sich, daß diese Schmächtigkeit nur eine besondere Form der Geschmeidigkeit war, die es dem Debutanten ermöglichte, seine geistigen Gaben mühelos zu entfalten. Schon der harte, nervöse Schlag auf das Pult weckte ein erstauntes Aufhorchen, ein Blick aus befehlenden Augen, und das letzte Spottlächeln war verschwunden. Dieser Blick sagte deutlich: Ich weiß, was ich will, und dieses Haus, ist es nur einmal in meiner Hand, wird sich diesem Willen fügen. Und nun geschah etwas Merkwürdiges. Man sah, wie unter Zuhülfenahme einer erstaunlichen mimischen Beredtsamkeit ein Temperament aus seiner körperlichen Nichtigkeit geholt wurde, wie eine kostbare Klinge aus ihrer unscheinbaren Scheide. Immer mittheilsamer sprühte es auf und streute glänzende Funken um sich: auf die Bühne, in's Orchester, in das Publicum. Man empfand dieses Neue, das sich so ursprünglich gab, mit Genugthuung.

Dieser Abend entschied über die Geschicke der Hofoper. Mahler kehrte nach Hamburg zurück, um schnell die letzten Brücken abzubrechen und übersiedelte im Herbste nach Wien. Er trug schon damals ein fertiges Programm im Kopfe, das um jeden Preis durchgesetzt werden mußte. Die Stadt aber wartete voll brennender Ungeduld, welchen Hebel er zuerst ansetzen werde. Dieser erregten Bekümmertheit um seine Person setzte Mahler die ruhigste Unbekümmertheit entgegen. Er trat vor der Hand aus seinem selbstgezogenen Kreis nicht heraus; auch in diesem Kreise demonstrirte er nicht viel: er handelte. Zuerst fuhr er säubernd, ordnend, erneuernd durch das Haus, sodann stellte er mit allem Menschenthum, das jetzt so vielköpfig seiner Obhut anvertraut war, das richtige Verhältniß her. Launen, Ansprüche, Mißtrauen flogen ihm entgegen, wie vergiftete Pfeile; er fand augenblicklich die richtige Gegenwaffe: die Autorität. Dazu gehörte vor Allem ein Muth, der in sich selbst beharrte und seine Erfolge nicht außerhalb des Möglichen suchte, und diesen besaß Mahler. Gewiß erwies er sich gleich Anfangs in vielen Stücken als ein harter Mann, aber er war ein Mann, und dieser Thatsache beugten sich selbst seine Feinde.

Nach und nach erst fielen die Hüllen von Mahler's Persönlichkeit, und zugleich sprang das öffentliche Interesse von der Sache, der er diente, auf seine Person selbst über. Das ging so weit, daß, wenn Mahler dirigirte, die Musik Nebending, er aber Hauptsache wurde. Es stak ein räthselhafter Zauber in ihm, der nicht der Summe seiner ungewöhnlichen Eigenschaften entsprang, sondern den er seiner höchst persönlichen Natur verdankte. Es giebt bedeutende Menschen, die doch niemals suggestiv zu wirken vermögen. Mahler hat das Kunststück zu Wege gebracht, mit einer im Grunde antipathischen Persönlichkeit Sympathie zu erwecken. Vielleicht, weil es ihm dabei gar nicht darauf ankam, sich den sogenannten Weg zu den Herzen zu suchen. Das konnte ihn leicht einige kostbare Stacheln kosten; er konnte zu einer Weichheit verführt werden, die die Ketten lockern mußte, die ihn und sein Personal an einander schmiedete. Er war bitter mit Ueberzeugung, scharf mit Bewußtsein, und seine unermüdliche Arbeitskraft, die sich noch an der Entkräftung Anderer stärkte, war die Frucht der Anschauung, daß der Einzelne der Gesammtheit aufzuopfern sei. In diesem Sinne ist Mahler immer bereit gewesen, den geliebtesten Tenor, den vergöttertsten Sopran aufzugeben, wenn Tenor oder Sopran sich als störender, das Gedeihen des Ganzen hemmender Factor geltend machen wollte. Aber auch Componisten bekamen gelegentlich diesen eisernen Willen zu fühlen. Wir erinnern uns eines Ereignisses, das vor einigen Jahren viel nervösen Aufruhr in den betheiligten Kreisen erregte und die Zeitungen laut aufknistern ließ, als habe man sie in Brand gesteckt. Der Streit ging um die Autorität, wie vor Jahren in Budapest. Diesmal stand aber an Stelle des beleidigenden Intendanten der beleidigte Componist selbst. Und hinter diesem ein empfindlicher Sänger, noch tiefer im Schatten eine schmollende Sängerin. Nun, Mahler siegte mit einer Schneidigkeit, die ihm selbst die Achtung und Willfährigkeit der Gegenpartei eintrug.

Das Ereigniß fiel noch in die erste Periode von Mahler's Herrschaft am Wiener Hofoperntheater. Es war eine schöne Zeit für den Director, für sein Theater, für das Publicum. Es schien wirklich eine neue Zeit gekommen, ein goldenes Zeitalter, aber mit ein wenig Eisen dabei. Die Ueberraschungen folgten Schlag auf Schlag. Wer gedenkt nicht der auf einander stürzenden Gastspiele, der neu scenirten und studirten Opern, die in blanker Vollkommenheit aus dem Nichts aufstiegen, der blitzschnell abgeschlossenen Engagements, die eine Schaar be-

Digitized by Google

deutender Kunstkräfte an die Oper fesselten. Ja, das war neues Leben, das in neue Bahnen führte. Alles gedieh unter der Hand des neuen Wundermannes; jede Blüthe reifte zur Frucht. Was hörte man jetzt nicht! Neue Opern, nach denen man Jahre lang geseufzt, alte, die man kaum wiederzuhören gehofft hatte, einen Chor, der völlig umgetauscht schien, weil er sich der besonderen Sorgfalt des Directors erfreute. Und neu, unerhört neu war auch die Disciplin, die nun geübt wurde und der sich weder Mitspieler noch Publicum entziehen durften. Mahler schuf eine Anzahl strenger Paragraphen, die dem Theaterleben ein ganz neues Gesicht gaben. Er hielt zuerst dem Publicum ein langes Sündenregister vor und bestimmte ihm, wann es zu kommen und zu gehen, bei welcher Oper es pünktlich, bei welcher weniger pünktlich zu erscheinen habe. Ach, fast bei Allen hatte es pünktlich zu sein. Die Ouverture war nicht mehr die Begleitung für einen geräuschvollen Einmarsch, sie wurde in den musikalischen Adelsstand erhoben, als vollbürtig anerkannt. Wer nicht zurecht kam, mußte draußen warten. Diese peinliche Wartezeit konnte sich auch über einen ganzen Act erstrecken, wenn es sich um irgend ein Schooßkind Mahler's, z. B. um eine Oper Wagner's handelte. Ich selbst habe die Bitterniß empfunden, den ganzen ersten Act der „Meistersinger" vor der Thüre wartend zu verbringen. Ein andermal bei gleicher Anfangsversäumniß führte mich ein mitleidiger Billeteur auf die Gallerie, wo ich zwar auch stehend, aber doch wenigstens sehend und hörend verharren konnte. Noch schlimmer ist es bei „Rheingold", das neuestens in einem Zuge, ohne Unterbrechung gespielt wird. Wer zu spät kommt, sieht überhaupt nichts von dem Stück, der Eintritt ist strengstens verboten. Mahler ist da ganz Director und mit Recht, denn um ein verwöhntes Publicum ästhetisch zu discipliniren, muß man eine Cromwellnatur sein: ein Eisenkopf mit einer Eisenfaust.

Aber Mahler ist ebenso sehr Capellmeister als Director. Wer daher seine Seele und ihre künstlerischen Regungen belauschen will, muß ihn im Orchester aufsuchen. Am liebsten verkehrt er da mit Wagner. So bilden z. B. die „Nibelungenringe", die er im Laufe seiner Directorschaft schon dirigirt hat, eine höchst ansehnliche Kette. Es ist interessant, Mahler bei seiner Dirigententhätigkeit zu beobachten. Schon sein Kommen hat etwas aus der Pistole Geschossenes. Und wenn er sitzt, scheint er bloß zu kauern. Es ist ein Kauern, das jeden Augenblick in ein Aufschnellen, Zusammenklappen, vielleicht auch Ausderhautfahren übergehen kann. Sehr merkwürdig ist Mahler's Kopf. Es ist ein Profilkopf, eigens für den Dirigentenberuf geformt und nebstbei für den Silhouttenund Caricaturensport. Aller Nachdruck liegt auf der stark vorgebauten Stirn, von der das Haar jäh zurückweicht, in seltsam gezackter Linie. Es ist das ausdrucksvollste Haar, das man sich denken kann; es nimmt Theil an der Arbeit des Gehirns; in den Momenten der Erregung sträubt und lockt es sich oder sprüht förmlich auf in langen, einzelnen Fäden. Es steht zu Berge und legt sich geglättet nieder, je nachdem. Nächst Stirn und Haar ist es die Nase, die den Blick auf sich zieht. Aus einer tiefgebetteten Wurzel wagt sie sich weit vor, ein kühn gebogenes Witterungs- und Tastinstrument. Bemerkenswerth in Mahler's Gesicht ist auch der schmallippige Mund und das harte fleischlose Kinn mit den weit ausfahrenden Kinnladen. Dann die Hände. Sie sprechen und leben, jede einzelne in ihrer Weise. Die Rechte ist die praktische, ordnende; die Linke ist ganz Geist. Wie sie aus dem sehnigen, mageren Arm hervor wächst, das ist ein Anblick für sich. An einen langen, fleischlosen Handrücken schließen sich fünf queckfilberne Finger, deren jeder von erstaunlicher Beweglichkeit ist. Manche Oper lebt bloß von diesen Fingern; die sich hart an einander geschmiegt der inneren Handfläche zukrümmen, oder starr auseinander spreizen, oder — eine überaus bezeichnende Geste — sich in einen Punkt zusammen ziehen, während der Daumen eine heftig schüttelnde Bewegung macht. Mancher Sänger hat diese Hand mehr fürchten gelernt als das Auge des Directors. Man kann buchstäblich behaupten, alle Opern, die Mahler auf die Beine stellte, seien aus seiner Hand hervorgegangen.

Und nun noch Einiges über seine eigentliche Thätigkeit. In den ersten Jahren erregte sie mit Recht lebhaftes Staunen und weitgehende Bewunderung. Was der kleine Mann da leistete, ging wirklich in's Große. Nicht nur, daß er alle Theile des gewaltigen Organismus einer sorgfältigen Behandlung unterzog, er behielt dabei auch den freien Blick für die großen künstlerischen Bedürfnisse. Wie gesagt, eine Fluth wichtiger Engagements brach herein. Bedeutende Sänger und Sängerinnen kamen von allen Seiten. Was aber noch wichtiger war: der Director verwendete auf die kleinen und kleinsten Rollen kostbare Kunstkräfte. Das war sein unausgesprochenes Programm: aus jeder Vorstellung, die er leitete, eine Mustervorstellung zu machen, überhaupt ein Ensemble heranzubilden nach der Art des berühmten Laube'schen am Burgtheater. In der Oper fällt das doppelt schwer, weil sie ein. überaus complicirter Organismus ist. Aber es gelang Mahler anfänglich wirklich, sein Vorhaben auszuführen. Man erlebte in der That Mustervorstellungen, bei denen jeder Auftretende der Beste war. Ich erinnere nur an die neu einstudirte „Zauberflöte", an „Zar und Zimmermann", denen bald in gleicher Güte „Die weiße Dame" und „Der Freischütz" folgten. Unter Mahler's Vorgänger wurden diese Opern theils gar nicht, theils in schleuderhafter Weise gegeben. Mit alten Stimmen, alten Decorationen und Costümen wurden sie im Sturmschritt abgehaspelt. Der „Freischütz" besonders war allmälig eine Berühmtheit negativer Art geworden. Man lachte, wenn der Vorhang aufging; man lachte über die altersschwachen Decorationswunder der Wolfsschlucht, über den hochbetagten Brautjungfernchor u. s. w. Auch mit der „Zauberflöte" ging es nicht besser. Die drei Damen der Königin der Nacht waren längst in Ehren grau geworden, Pamina und Tamino hätten als Philemon und Baucis weit bessere Figur gemacht — kurz, zur „Zauberflöte" gingen nur Conservatoristen, Mozartenthusiasten und Logenabonnenten. Das wurde nun mit einem Schlage anders. Die „Zauberflöte" machte ausverkaufte Häuser; die ganze Stadt sprach von den wundervoll studirten Chören, der reizend gespielten Ouverture. Auch um den „Freischütz", der schon längst sein ganzes Pulver verschossen zu haben schien, riß man sich. Alles war da neu, lebendig, steuerte mit vollen Segeln hohen künstlerischen Zielen entgegen. Dazu die Novitäten, die so viel Glück machten. Ich nenne nur einige. „Eugen Onegia" mit der Renard — eine unvergeßliche Vorstellung, die „Bohème" ebenfalls mit der Renard, „Djamileh" wieder mit ihr, „Der Bärenhäuter" von Siegfried Wagner u. s. w. Die Persönlichkeit des Directors entfaltete sich während dieser Arbeitsleistungen immer bedeutsamer. Sie wuchs mit ihren Aufgaben. Dabei zeigte sich ein ausgesprochener Hang zur Detailarbeit. Es kam ihm weniger auf imponirende Wirkung als auf subtiles Detail und feine Nuancirung an. Das schloß die Gefahr der Pedanterie nicht aus. Man konnte Mahler schon damals einen genialen Pedanten nennen, dessen Natur eine merkwürdige Mischung von feurigem Ungestüm und spießbürgerlicher Ordnungsliebe war. Auch die Art seines Arbeitens ist für ihn bezeichnend. Er ist ein Arbeitsmammuth, ein Leistungsfanatiker, der Alles aushält und dadurch sein Personal fortwährend in Angst und Schrecken versetzt. Er verlangt nämlich von seiner Umgebung dieselbe Ausdauer wie von sich, weil er von Eisen ist, müssen es die Anderen auch sein. An dieser harten Eisennatur ist schon manche andere weicher geartete in Stücke gesprungen. Aber davon wurde der Director nur immer frischer. Heimlich frohlockte Der oder Jener wohl zuweilen: „Na, nächstens wird er ohnehin verrückt. Das hält kein Mensch aus. Sein federkräftiges, immer losschnellendes Wesen ist schon eine Art

Digitized by Google

Ueberspanntheit.“ Aber er wurde mit Nichten verrückt, sondern seine Unraſt schien ihn nur zu stärken wie ein kräftiges Bad. Es giebt eben Naturen, die nur in der Bewegung leben können, denen Ruhe Tod bedeutet. Ihr Blut schäumt und wirbelt; sie sind in einer ewigen Champagnerstimmung, die sich als aufgeregter Thatendrang kundgiebt. Eine solche Natur ist Mahler. An zwei Monaten Urlaub trägt er schwerer als an zehn Monaten Ueberbürdung. In dieser Zeit componirt er wenigstens. Wenn er dann eine Riesensymphonie oder eine überlebensgroße Chorcomposition niedergeschrieben hat, kehrt er erleichtert und erfrischt zur gewohnten Arbeit zurück.

Faßt man die einzelnen Züge von Mahler's Thätigkeit als Operndirector zusammen, so ergiebt sich ein merkwürdiges Bild. Ein äußerliches Fortschreiten von Erfolg zu Erfolg, zugleich ein inneres Zurückgehen, ein Verkalken der künstlerischen Arterien gleichsam. Kein Zweifel: der Mahler, der voll Schaffenslust und — idealer Rücksichtslosigkeit aus Hamburg gekommen, war ein Anderer als der Director von heute. Ein Besserer, weil Ehrlicherer. Sein Ungestüm hatte einen schönen, hell durchschimmernden Untergrund von Wahrhaftigkeit. Diese ist zum Theil dahin. Der Popanz Deficit schreckte auch den Uebersprudelnden und lenkte sein Temperament in das vorgeschriebene Bett. Er sprudelte ja auch noch über, aber in einer den vorgesetzten Behörden angenehmen Weise. Er schloß Compromisse aller Art: mit sich, der Welt, der Kunst. Er wurde ein Geschäftsmann mit künstlerischen Allüren, während er in den ersten Jahren ein Künstler war mit einer Energie nach oben und unten, die ihm die Begeisterung aller Schichten eintrug. Er war einer der populärsten Menschen in Wien. Aber die Begeisterung kühlte aus in dem Maße, als Mahler sich mehr und mehr als schwacher Mensch entpuppte. Seine Physiognomie veränderte sich auffallend. Er schloß sich den vorgesetzten Behörden an und arbeitete in ihrem Sinne. Er wurde ein k. k. Kunstbeamter, dem es hauptsächlich auf eine günstige Geschäftsgebahrung ankam. Die Disciplin blieb noch eisern, Mahler's Arbeitslust und -kraft steigerten sich womöglich noch, aber das Niveau sank, die hohen Ziele verschwanden, wie Berge hinter Nebelschleiern. Bald mußte den Interessirten die stereotype Gestaltung des Spielplans auffallen. Wagner wurde über alles Andere erhöht, jede Woche brachte einige Wagneropern. Das hatte seine guten pecuniären Gründe, denn wenn Wien auch keine eigentliche Wagnerstadt ist, so übt Wagner im Bunde mit seinem Interpreten Mahler hier doch seine ungeheure suggestive Kraft. So ist z. B. für die „Meistersinger“, die ganz unverkürzt gegeben werden, also von halb sieben bis zwölf Uhr dauern, nie etwas zu haben. Im Handumdrehen ist Alles vergriffen. So viel Ausverkauftheit duftet gar lieblich nach oben. Aber Mahler ist nebstbei auch schlau. Er hat den Instinct für die Instincte. Er weiß z. B., daß Wien noch immer eine starke Mozartpartei hat, deßhalb widmet er Mozart seine besondere Sorgfalt. Daneben pflegt er die ältere Spieloper und den früheren Verdi, ja er führt Antiquitäten auf, wie den „Apotheker“ von Haydn u. A. Die Novitäten bezieht er jüngst von den hochmodernen Musikdramatikern. Thuille (Lobetanz), Zemlinsky (Es war einmal), Reiter (Bundschuh), Forster („Der dot man“), Richard Strauß (Feuersnoth). Daneben freilich wieder ein älteres Stück, wie „Hoffmann's Erzählungen“, das der Erfolg einer ganzen Saison wurde. Denn die neudeutschen Novitäten haben kein Glück. Und Novitäten kosten viel Geld, deßhalb ist es räthlich, sich nach dauerhaften Erfolgen umzusehen. Nächstens wird man nach älteren Sachen greifen oder mindestens die alten bewährten Componisten vermögen, neue Opern zu schreiben.

Man weiß, wie Mahler sich zum Ballet stellte. Es ist ein ewiger Schmerz der Balletfreunde, daß diese Wiener Specialität förmlich von der Oberfläche verschwinden soll. Unter Jahn hatte das Ballet eine schöne Zeit. Da regnete es die großen Ausstattungstreffer, die das ganze Ballet in Action setzten und manches Tanztalent auf die Beine brachten. Das ist vorbei. Man kann die Tage zählen, die eine Balletaufführung bringen. Getanzt wird nur bei allerhöchsten Besuchen oder als Abschluß eines Abends, bei dessen Beginn eine kleinere Oper gegeben worden. Die Verbannung des Ballets geschieht vielleicht auch weniger aus künstlerischen, denn aus finanziellen Gründen. Das Tanzen kostet eben auch Geld, sogar sehr viel, und sparen, sparen, um Gottes willen nur sparen, liebster Mahler, ertönt die hofräthliche Weisung aus den Wolken.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der getreue Freund.

Ein Märchen von Oscar Wilde.

Uebersetzt von Johannes Gaulke.

(Schluß.)

Als er am nächsten Tage etwas an der Vorhalle festnagelte, vernahm er des Müllers Stimme von der Straße. Sofort kletterte er die Leiter hinunter, lief in den Garten und blickte über die Mauer.

Draußen stand der Müller mit einem großen Sack Mehl auf dem Rücken.

„Lieber kleiner Hans,“ sagte der Müller, „würdest Du nicht diesen Sack Mehl für mich zu Markte tragen?“

„Das thut mir sehr leid,“ sagte Hans, „aber ich bin heute wirklich sehr beschäftigt. Ich habe alle meine Schlingpflanzen festzunageln und alle meine Blumen zu begießen und all mein Gras zu beschneiden.“

„Wenn ich bedenke,“ sagte der Müller, „daß ich Dir meinen Karren geben will, dann halte ich es für höchst undankbar von Dir, daß Du Dich weigerst, es zu thun.“

„Sprich nicht so,“ rief der kleine Hans, „ich möchte nicht um alles in der Welt undankbar sein,“ und er griff nach seiner Mütze und trottete mit dem großen Sack auf der Schulter davon.

Es war ein sehr heißer Tag und der Weg war sehr staubig, und bevor Hans den sechsten Meilenstein erreicht hatte, war er so müde, daß er sich hinsetzen mußte, um auszuruhen. Doch wanderte er bald wacker weiter und erreichte schließlich den Markt. Nachdem er dort einige Zeit gewartet hatte, verkaufte er den Sack Mehl zu einem guten Preise und ging dann sofort heimwärts, denn er fürchtete, einigen Räubern auf der Landstraße zu begegnen, wenn er sich zu lange aufhielt.

„Es war sicher ein harter Tag für mich,“ sagte der kleine Hans zu sich, als er zu Bett ging, „doch bin ich froh, daß ich es dem Müller nicht abgeschlagen habe, denn er ist mein bester Freund, und überdies will er mir auch seinen Karren geben.“

Früh am nächsten Morgen kam der Müller, um das Geld für seinen Sack Mehl zu holen, aber der kleine Hans lag noch im Bett, so müde war er.

„Auf mein Wort,“ sagte der Müller, „Du bist recht träge. Wenn ich bedenke, daß ich Dir meinen Karren geben will, müßtest Du eigentlich viel fleißiger arbeiten. Trägheit ist eine große Sünde, und ich liebe es durchaus nicht, wenn einer meiner Freunde träge oder nachlässig ist. Du darfst Dich nicht wundern, daß ich so offen zu Dir spreche. Es würde mir auch im Traum nicht einfallen, solches zu thun, wenn ich nicht eben Dein Freund wäre. Aber was hat die Freundschaft auf sich, wenn man nicht zum Freunde so sprechen darf, wie man es meint? Jemandem schmeicheln und Liebenswürdigkeiten sagen, das kann Jeder, ein treuer Freund dagegen sagt auch unliebenswürdige Dinge, selbst wenn sie dem Anderen Schmerzen verursachen. Ja, wenn er wirklich ein treuer Freund ist, dann zieht er Letzteres vor, denn er weiß, daß er dadurch Gutes schafft.“

Digitized by Google

„Es thut mir sehr leid," sagte der kleine Hans, indem er sich die Augen rieb und seine Nachtjacke auszog, „ich war aber so müde, daß ich noch gern ein wenig im Bett liegen geblieben wäre und dem Gesange der Vögel gelauscht hätte. Weißt Du, daß ich immer leichter arbeite, nachdem ich dem Gesange der Vögel gelauscht habe?"

„Das freut mich zu hören," sagte der Müller, indem er den kleinen Hans auf den Rücken klopfte, „denn ich wünschte, daß Du zur Mühle hinauf kommst, sobald Du Dich angekleidet hast, und mein Scheunendach für mich ausbesserst."

Der arme kleine Hans wäre gern in seinen Garten gegangen, um dort zu arbeiten, denn seine Blumen waren seit zwei Tagen nicht begossen, aber er wagte nicht, dem Müller zu widersprechen, denn er war ihm doch ein so guter Freund.

„Hieltest Du mich für undankbar, weil ich sagte, daß ich viel zu thun habe?" fragte er ängstlich und eingeschüchtert.

„Freilich," antwortete der Müller, „ich glaube nicht zu viel von Dir verlangt zu haben, wenn ich bedenke, daß ich Dir meinen Karren geben will; solltest Du Dich aber dennoch weigern, werde ich es lieber selbst besorgen."

„Das gebe ich auf keinen Fall zu," rief der kleine Hans; und er sprang aus dem Bett, kleidete sich an und begab sich zur Scheune.

Dort arbeitete er den ganzen Tag hindurch bis Sonnenuntergang, dann kam der Müller, um zu sehen, wie er mit der Arbeit fertig wurde.

„Hast Du das Loch im Dache geflickt, kleiner Hans," rief ihm der Müller mit süßlicher Stimme zu.

„Es ist fast fertig," antwortete der kleine Hans, indem er die Leiter hinabstieg.

„Es ist wahr," sagte der Müller, „keine Arbeit ist so lohnend, als diejenige, die man für Andere ausführt."

„Es ist ein großer Vorzug, Dich anhören zu dürfen," antwortete der kleine Hans, indem er sich hinsetzte und sich den Schweiß von der Stirn abwischte, „in der That ein großer Vorzug. Aber ich fürchte, daß ich nie so geniale Einfälle wie Du haben werde."

„O, dahinter wirst Du auch noch kommen," sagte der Müller, „aber Du mußt Dir noch mehr Mühe geben. Gegenwärtig hast Du die Freundschaft nur von ihrer praktischen Seite kennen gelernt, eines guten Tages wirst Du aber auch hinter die Theorie der Freundschaft kommen."

„Glaubst Du wirklich, daß ich noch dahinter kommen werde?" fragte der kleine Hans.

„Daran zweifle ich nicht," antwortete der Müller, „aber da Du jetzt das Dach ausgebessert hast, solltest Du nach Hause gehen und Dich ausruhen, denn morgen wünsche ich, daß Du meine Schafheerde in's Gebirge treibst."

Der arme kleine Hans wagte nicht, darauf etwas zu erwidern, und am nächsten Morgen brachte der Müller ganz in der Frühe seine Schafe zu seiner Hütte hinüber, und Hans trieb sie in's Gebirge. Der Hin- und Rückweg nahm den ganzen Tag in Anspruch, und als er heimkehrte, war er so müde, daß er in seinem Stuhl einschlief und nicht vor Tagesanbruch aufwachte.

„Wie glücklich ich heute in meinem Garten sein werde," sagte er und begab sich sofort an die Arbeit.

Doch war er nicht im Stande, sich um seine Blumen zu bekümmern, denn sein Freund, der Müller, kam fortwährend heran und ließ ihn Gänge besorgen, oder holte ihn zur Mühle, um zu arbeiten. Der kleine Hans war zeitweise sehr niedergeschlagen, da er fürchtete, daß seine Blumen von ihm annehmen könnten, er hätte sie vergessen, doch tröstete er sich bald, indem er in Betracht zog, daß der Müller sein bester Freund sei. „Ueberdies," pflegte er zu sagen, „will er mir ja seinen Karren geben, und das ist ein Act reinster Selbstlosigkeit."

So arbeitete der kleine Hans immerfort für den Müller, und der Müller sagte viele schöne Dinge über Freundschaft, die Hans in sein Notizbuch niederschrieb, und in der Nacht auswendig zu lernen pflegte, denn er war ein sehr strebsamer Schüler.

Eines guten Abends, als Hans gemächlich an seinem Heerde saß, vernahm er einen lauten Schlag gegen die Thür. Es war eine sehr stürmische Nacht, und der Wind blies und heulte so fürchterlich rings um das Haus, daß er anfänglich annahm, es käme vom Wetter her. Aber dann hörte er einen zweiten Schlag und darauf einen dritten, der noch lauter war als die beiden ersten.

„Es mag ein armer Reisender sein," sagte der kleine Hans zu sich selbst und begab sich zur Thüre.

Draußen stand der Müller mit einer Laterne in der einen Hand und einen großen Stock in der anderen.

„Lieber kleiner Hans," sagte der Müller, „ich befinde mich in großer Verlegenheit. Mein kleiner Sohn ist von der Leiter heruntergefallen und hat sich schwer verletzt, und ich möchte wohl nach dem Doctor gehen. Aber der wohnt so weit entfernt, und es ist eine so häßliche Nacht, daß ich es für viel zweckmäßiger für mich halte, wenn Du gingest. Du weißt, daß ich Dir meinen Karren geben will, und da ist es nicht mehr als billig, daß auch Du etwas für mich thätest."

„Sicherlich," entgegnete der kleine Hans, „es ist für mich eine hohe Auszeichnung, daß Du zu mir kommst, und ich werde daher sofort aufbrechen. Du mußt mir aber Deine Laterne leihen; da die Nacht so dunkel ist, fürchte ich nämlich, daß ich in einen Graben fallen könnte."

„Das kann ich leider nicht," antwortete der Müller, „es ist meine neue Laterne, und es würde ein großer Verlust für mich sein, wenn Du damit Unglück haben solltest."

„Schon gut, es wird auch ohne sie gehen," rief der kleine Hans, und er griff nach seinem großen Pelzmantel und nach seiner warmen Mütze, band ein Tuch um seinen Hals und machte sich davon.

War das aber ein fürchterlicher Sturm! Die Nacht war so schwarz, daß der kleine Hans kaum etwas sehen konnte, und der Wind blies so heftig, daß er kaum aufrecht stehen konnte. Er war indessen sehr muthig, und nachdem er ungefähr drei Stunden gewandert war, kam er am Hause des Doctors an und pochte an die Thür.

„Wer ist da?" rief der Doctor, indem er seinen Kopf aus dem Fenster seines Schlafzimmers heraussteckte.

„Der kleine Hans, Herr Doctor!"

„Was willst Du denn, kleiner Hans?"

„Des Müllers Sohn ist von der Leiter gefallen und hat sich sehr verletzt, und der Müller wünscht, daß Ihr sofort kommt."

„Gut," sagte der Doctor, und er ließ sein Pferd vorführen, zog seine großen Stiefel an, nahm die Laterne zur Hand und stieg die Treppe hinab, darauf ritt er auf des Müllers Haus los, während der kleine Hans hinter ihm hertrottete.

Aber der Sturm wurde stärker und stärker, und der Regen fiel in Strömen, nnd der kleine Hans konnte nicht den Weg sehen und auch nicht mit dem Pferde um die Wette laufen. Zuletzt verlor er den Weg und wanderte auf das Torfmoor los, das ein sehr gefährlicher Ort war, denn es waren viele tiefe Löcher dort, und in einem davon ertrank der kleine Hans. Am nächsten Morgen fanden einige Ziegenhirten seine Leiche, die in einem großen Wasserpfuhl umherschwamm, und brachten sie nach seiner Hütte.

Jedermann ging zum Leichenbegängniß des kleinen Hans, so beliebt war er, und der Müller war der Hauptleidtragende.

„Da ich sein bester Freund war," sagte der Müller, „ist es nicht mehr als recht und billig, daß ich den besten Platz einnehme." Und so wanderte er an der Spitze des Leichenzuges in seinem langen schwarzen Rock, und von Zeit zu Zeit wischte er sich die Augen mit seinem großen Taschentuch.

„Der kleine Hans ist sicherlich ein großer Verlust für Jedermann," sagte der Grobschmied, als das Leichenbegängniß vorüber war und die Leidtragenden allesammt gemächlich im Wirthshause saßen und gewürzte Weine tranken und süße Kuchen dazu aßen.

„Wenigstens ist es für mich ein großer Verlust," entgegnete der Müller, „ich hatte ihm doch schon meinen Karren so gut wie geschenkt, und jetzt weiß ich wirklich nicht, was ich damit anfangen soll. Zu Hause steht er mir überall im Wege, und er befindet sich in einer so schlechten Verfassung, daß ich nichts dafür bekommen würde, wenn ich ihn verkaufen wollte. In Zukunft werde ich mich hüten, noch einmal Etwas wegzugeben. Man hat immer um seiner Großmuth willen zu leiden." —

— — — — — — — — — — — — — —

„Und dann?" sagte die Wasserratte nach einer längeren Pause.

„Damit ist die Geschichte zu Ende," sagte der Hänfling.

„Was wurde aber aus dem Müller?" fragte die Wasserratte.

Digitized by Google

„Ja, das weiß ich wirklich nicht," entgegnete der Hänfling, „und was geht es mich auch an."

„Dann ist es augenscheinlich, daß Du kein mitfühlendes Herz hast," sagte die Wasserratte.

„Ich fürchte, daß Du die Moral der Geschichte nicht ganz verstehst," bemerkte der Hänfling.

„Was ist das?" kreischte die Wasserratte.

„Moral ist eben Moral."

„Willst Du damit sagen, daß die Geschichte eine Moral hat?"

„Sicherlich," sagte der Hänfling.

„Wenn dem so ist," sagte die Wasserratte sehr erzürnt, „hättest Du das bemerken müssen, bevor Du mit Deiner Geschichte begannst. Und hättest Du es gethan, dann hätte ich Dir sicherlich nicht zugehört; eigentlich sollte ich es wie der Kritiker gemacht und ‚So—so' gesagt haben. Doch kann ich es immer noch nachholen, damit kreischte sie, so gut sie nur konnte ‚So—so', gab sich mit ihrem Schwanze einen Ruck und verschwand in ihrem Loch.

„Wie gefällt Dir nun die Wasserratte?" fragte darauf die Ente, die einige Minuten später angewatschelt kam. „Sie mag viele gute Eigenschaften haben, aber ich für meinen Theil empfinde als Mutter und ich kann nie einen so eingeschworenen Hagestolz ohne Thränen in den Augen ansehen."

„Ich fürchte fast, ihn gelangweilt zu haben," antwortete der Hänfling. „Das kommt daher, weil ich eine Geschichte mit einer Moral erzählt habe."

„Ja, das ist immer ein recht gefährliches Beginnen," sagte die Ente. —

Und ich stimme darin ganz und gar mit ihr überein.

Aus der Hauptstadt.

Aus unseren Kunstsalons.

Was Schiller von des Hauses Hüterin sagt: „... und ruhet nimmer" — ich möcht's auf unser Kunstausstellungsleben anwenden. Noch steht man im Bannkreise der großen Sommer-Kunstmärkte — ach, es ist nicht immer ein zauberischer Bann, und es sind nicht immer Märkte der Kunst! — also sage ich lieber, man steht im Zeichen der großen Ausstellungen an der Spree und am Rhein und an der Isar und am Main und am Po, und tritt man dann so ganz zufällig in einen unserer Kunstsalons ein, so giebt's auch dort wieder was zu sehen.

„... Und ruhet nimmer ..."

Sogar Interessantes giebt's zu sehen. In dem stillen Salon, der von sich doch so viel reden machte und der in der stillen Victoriastraße liegt, in jenem ganzen stillen Stadtviertel, das auf dem Kunstmarkt doch eine so laute Rolle spielt — da fand ich jüngst wieder so was Interessantes. Etwas sehr Interessantes sogar. Herr Paul Cassirer hat das hübsche Talent, oder die erfreuliche Gelegenheit, von Zeit zu Zeit im Rahmen seines exclusiven Ausstellungsgebietes Arbeiten zu zeigen, die man sonst nur gar selten oder gar nicht zu sehen bekommt. Vor Allem was französische Kunst, die Kunst der Impressionisten von Fontainebleau und ihrer Nachfolger betrifft. Beiläufig — er schickt sich an, im Laufe des Winters eine große Ausstellung zu zeigen, die uns mit dem Gesammtentwickelungsgange dieser Impressionisten in Frankreich und ihrer Nachbeter in Deutschland hübsch systematisch und übersichtlich bekannt machen soll. Wir kennen sie nun eigentlich schon recht genau — immerhin dürfte so ein Repetitorium doch noch für Manche recht lehrreich sein. Vielleicht selbst für die Führer unserer Secession, deren Einer vor wenigen Monaten erst das Wort gelassen aussprach: „Es wäre der Ruin der Kunst, aus der Anschauung der vorhandenen Kunstwerke Neues schaffen zu wollen." Man wird auf dieses Wort zurückkommen müssen, wenn erst jener Anschauungsunterricht in der Victoriastraße eröffnet sein wird ...

Zunächst finden wir dort französische und deutsche Impressionisten ganz unsystematisch durcheinander gehängt, Sisley und Monet und Manet und Liebermann und Slevogt u. s. w. Dazwischen einen Goya, von großer Anmuth in der Farbe und im Vortrag. Nur das röthliche Fleisch der Arme des kleinen weißgekleideten Mädchens, das hier vor grau und dunkelgrün getöntem Hintergrunde vor uns hintritt, fällt aus der Harmonie heraus, die die des großen Velasquez ist. Von ihm kommt Goya's Kunst coloristisch her. Eine kühle graue Palette, die ebenso im Gegensatz zu der saftigen Farbenfreude der Romantiker steht, wie zu den süßen, blassen Harmonien der Rococo-Maler, deren Recepte ja in dem Anfangsstadium der Impressionisten eine Zeit lang ersichtlich eine Rolle spielten. Zu diesen Malern einer Uebergangszeit gehört Louis Eugène Boudin, der 1898 im Alter von 74 Jahren verstorbene nordfranzösische Landschafter. Von ihm sind eben eine Reihe von Bildern bei Cassirer zu sehen. Kleine zierliche Bilder, Ausschnitte von der Küste seines Heimathslandes, Motive aus Etaples, Deauville u. A. Meist mit grauem Himmel, aber auch in Sonnen-Untergangsstimmung, wie auf einem Bilde aus dem Jahre 1878. Mitunter mit Wracks, alten Böten im Vordergrunde. Und mit jenem Respect noch vor der Form, der Linie, die die echten Impressionisten in der Folge so ganz dem Cultus des Lichts opfern zu müssen glaubten. Von jenen Bildern übrigens, die für ihn besonders bezeichnend waren und die so gern die elegante Seebadegesellschaft der Kaiserzeit an der normännischen Küste schilderten, ist hier keines vorhanden ...

Ein Sisley hat sich einmal auch zu Schulte verirrt. Ein kleines, ganz auf blau gestimmtes Stückchen Seine-Ufer. Das Bildchen hängt da in einer Ecke des Oberlichtsaales an der großen Wand, an der im Uebrigen zwei bekannte umfangreiche Tafeln von Uhde, sein „Würfeln um Christi Rock" und die „Pietà", d. h. der Transport der Leiche Christi durch den nächtlichen Garten des Joseph von Arimathiae, und ein nicht minder großes Bild von Le Suire untergebracht sind, eine sonnige Spätsommerlandschaft in Nachmittagsstimmung: Baumgruppen an einem stillen Wasser. Von Sisley zu diesem Münchener ist ein weiter Sprung. Nicht bloß in Bezug auf das — Format. Und doch sind beide Stimmungskünstler. Es führen eben viele Wege nach Rom und sicher ist der des Impressionismus nicht der alleinseligmachende. Noch weiter aber ist der Sprung von Sisley zu Bendix Passig. Keine neue Erscheinung, nur hat er uns Neues zu sagen: er stellt sich jetzt als Landschafter vor. Als ein Sänger der Haide, der blühenden violetten Haide. Etwas Altfränkisches, ja Trockenes haftet den Bildern auf den ersten Blick an. Aber man lasse dem ersten noch andere folgen, und man wird den Künstler begreifen, ja lieben lernen. Eine gemüthsinnige Natur, ein Künstler, der seine Motive nicht bloß kennt, sondern bis in alle Einzelheiten hinein liebt; an diesen Einzelheiten sozusagen hängt; auch das kleinste Blüthlein hat für ihn Daseinsberechtigung im Bilde und malerischen Werth. Aber warum er auf dem Kamm der Düne einmal eine manövrirende Batterie feuern läßt, das sehe ich nicht recht ein. Etwa nur, weil sie gerade da war, als er vor der Staffelei saß?

Ja — es führen viele Wege nach Rom. Wieder andere zieht John Terries, der große schottische Fürst der Aquarellmalerei. Duftig und kräftig zugleich weiß er seinen Hafen, sein Bauerndorf zu geben. Ein köstliches Gemisch von Farbenflecken und doch auch wieder ein reizvolles Spiel der Linien. An seine Farbenfreudigkeit gemahnt in gewisser Beziehung, was hier jetzt von dem Dachauer W. Heinrichshoff zu sehen ist. Es ist übrigens ein anderes Dachau, als wir es durch Vermittelung Ludwig Dill's und seiner Schüler kennen gelernt haben: kein graugrünes, übrigens auch durch eine schottische, obschon eine andere Brille Gesehenes; eines, wo für leuchtendes Roth und warmes Gelb und goldenen Sonnenschein Zutritt ist. Allerdings malt Heinrichshoff nicht die Torfgruben und Moore und Weidenweiher, sondern stille Gehöfte mit rothen Ziegeldächern unter weitästigen Bäumen, durch die die Sonne hinablacht, oder ein Feld mit einer Scheune im Herbstgoldglanz.

Ganz neu ist mir Hannah Schreiber, auch Landschafterin. Sie stellt meines Wissens zum ersten Mal aus; aber gleich eine ganze Reihe von Bildern. Oder „Impressionen" sagt' ich lieber. Es sind Impromptus der Palette über märkische Motive; Andantes in A-moll. Herbststimmungen und Vorfrühlingsmomente und abendliche Gewitterhimmel; kahle Bäume am Flüßchen unter grauem Himmel auf graubrauner Flur; ein Kornfeld mit Mohn, dahinter dunkle Silhouetten von Bäumen auf trübem Lufthintergrund; sumpfige Wiesen am brütenden Sommernachmittag oder im herbstlichen Abendwind, der durch's Röhricht raschelt und blaue Wolken vom rothen Horizont heraustreibt, ein See von Bäumen umstanden, grau in grau, im Winter ... Und Alles so still und verhalten im Ausdruck und so breit hingeworfen, bald in Oelfarben, bald in Pastell ... Und zum Schluß noch ein Neuer bei Schulte: Paul Wolff, der aus München kommt. Namentlich ein Mädchenkopf mit dunklem Augenpaar unter graugelbem breitrandigem Strohhut auf grüngrauem Hintergrunde zeigt eine persönliche Note, mehr als das „Abendlied", wo drei singende junge Mädchen in der Dämmerung zwischen violetten und weißen Blumen über den dunklen Wiesenplan hinwandeln, an hoher schweigsamer Baumreihe vorüber.

Man hatte mir auch von Wilhelm Ulmer als einem eigenartigen Schilderer der Berglandschaft vom Thale aus Gutes erzählt — leider waren die Bilder schon fortgeräumt, als ich bei Schulte vorsprach. Nun — man begegnet ihm wohl noch ein anderes Mal. —

J. Norden.

Digitized by Google

Notizen.

Immer weitere Kreise zieht im deutschen Publicum die Bewegung für die künstlerische Erziehung der Jugend. Wie der Verlag von Fischer & Franke, Berlin, der erste war, der mit der Veröffentlichung des bekannten großen Wartburgbildes von Georg Barlösius praktisch auf diesem Gebiete vorging, so ist jetzt auch er wieder der Einzige, welcher durch Veröffentlichung wahrhaft künstlerischer Blätter zu wahrhaft volksthümlichen Preisen zu dienen bestrebt ist. Die kleine Ausgabe des oben genannten Wartburgbildes und das schöne Elgersburgbild von Georg Barlösius, beide in Gold und Farbendruck zum Preise von Mk. 1.50, sind ja bereits vor einiger Zeit erschienen. Als Neuheit legt uns der Verlag soeben eine Original-Lithographie des bekannten Thüringer Malers Ernst Liebermann vor, die das Saalethal mit der Rudelsburg und den Thürmen der Saaleck darstellt, Stätten, welche in den Erinnerungen so manchen einstmaligen Musensohnes den Glanz der alten Burschenherrlichkeit zurückzaubern wird. Dieses schöne, in lithographischem Tondruck hergestellte Bild, welches eine Größe von 40 × 48 ctm. hat, kostet Mk. 1.

Noch billiger, als das Rudelsburgbild Liebermann's, ist das Lutherporträt von Georg Barlösius, das in mehrfarbigem Druck auf bestem naturfarbigen Büttenpapier hergestellt ist und gleich dem großen Wartburgbilde desselben Künstlers eine officielle Anerkennung darin fand, daß das preußische Cultusministerium mehrere hundert Exemplare zur Ueberweisung an höhere preußische Schulen erwarb. Der Verlag Fischer & Franke fährt mit solchen Veröffentlichungen fort, indem er uns gleichzeitig die zum selben Preise erschienenen Bildnisse von Gottfried Keller, Arnold Böcklin und Hans Thoma vorlegt, welche der so schnell bekannt und berühmt gewordene Bildnißzeichner Ernst Würtenberger in Constanz geschaffen hat. Gleich dem Lutherbild von Barlösius sind auch diese Bildnisse in mehrfarbigem Druck auf bestem naturfarbenen Büttenpapier in Folio hergestellt.

Ernst Muellenbach's Roman „Aus der Rumpelkiste" liegt in zweiter Auflage vor. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Mit dem Titel ist ein Gebäude in einer rheinischen Universitätsstadt gemeint, worin allerlei wissenschaftliche Sammlungen untergebracht sind, während die Mansardenstuben an junge Gelehrte, ältere Studenten oder angehende Docenten vermiethet sind. Einer von diesen ist der Held der Geschichte, die ausführlich berichtet, wie er von seinen Büchern und aus der Rumpelkiste erlöst wird und zu einer liebenswürdigen, nicht unvermögenden Frau kommt. Natürlich fehlt es nicht an allerlei Verwickelungen vorher, wie sie in solchen Fällen meist der falsche Freund verursacht. Aber man ahnt von vornherein, daß Alles gut ausgehen wird. Ohne die Nerven zu sehr zu spannen, bleibt die Darstellung doch stets anregend, und die Charakteristik der geschilderten Personen ist gerade so scharf, daß man sich ein Bild von ihnen machen kann.

Von dem schönen, an dieser Stelle schon wiederholt empfohlenen Bilderwerke „Alpine Majestäten und ihr Gefolge" (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München,) liegt uns Heft 7 vor. Es führt zunächst auf die Gipfel der Allgäuer Berge. Die Mädelegabel von Osten und von Nordwesten und ihre nächste Nachbarschaft, die großartige Rappenseehütte, die große Steinscharte, die Kemptner Hütte ꝛc. geben treffende Bilder aus diesen ungeheuren Steinwüsten. Weiterhin enthält das Heft Darstellungen des Brünnsteins, der alten berühmten Bischofsstadt Salzburg, der Hochschwab-Gruppe, Ansichten der Städtchen Matrei an der Grenze zwischen den Tauern und den Stubaier Alpen und Steinach am Brenner mit Umgebung ꝛc. ꝛc. Der Reichthum des Heftes im Verein mit seinem billigen Preise (Mk. 1) wird gerade in der jetzigen Bergreise-Zeit viele Liebhaber anlocken.

Der verlassene Gott. Novellen von Otto v. Leitgeb, elegant gebunden 4.50 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wie in einem farbigen Kaleidoskop läßt der Verfasser in diesem acht Novellen und Skizzen enthaltenden Bande Bilder aus dem Leben der modernen Gesellschaft in österreichischen Großstädten und Badeorten aus dem Volksleben Italiens vor den Augen der Leser vorüberziehen. Der Dichter zeigt sich dabei als scharfer Beobachter menschlicher Schwächen und Leidenschaften.

Raoul Auernheimer's „Renée" (Wiener Verlag, Wien) ist ein ebenso amüsantes wie freches Werk. Nur auf dem halborientalischen, halb pariſischen Neu-Wien, wie es sich in der Phantasie der Auernheimer und Genossen malt, konnten diese „sieben Capitel eines Frauenlebens" erblühen. Es ist viel Grazie in dem Buche, dabei viel unverschämter Witz, und Auernheimer's Kenntniß jener Damenherzen aus Nirgendwo, die zwar nicht jenseits vom Böse, aber sicherlich sehr weit vom Gut stehen, macht die Skizzen auch für den feineren Geschmack zu kleinen Leckerbissen.

Confirmote Chrysmate nennt „Dolorosa" (Maria Eichhorn) ihr in M. Lilienthal's Verlag, Berlin NW., erschienenes Gedichtbuch. Sie cocettirt überhaupt mit jener linguistischen Viertelbildung, deren sich moderne Weiblein so gern rühmen. Nun, das ist eine Geschmacklosigkeit, über die sich streiten läßt. Ich hörte von Dolorosa's Gedichten einige im hungrigen Pegasus, dessen Stern sie war, und ich freute mich des hübschen Talentes der Dame. Nur sollte sie der entsetzlichen Maria Madeleine nicht so verzweifelt nachdichten. Diese Renommistin der Perversität und Wildheit ist kein dankbares Vorbild. Dolorosa will die Meisterin meistern und schwelgt in blutrünstigen Vorstellungen; Liebe und Hiebe reimen bei ihr beständig. Weit besser denn als lyrische Venuspriesterin gefällt sie mir als Zionistin. Da spielt sie keine blutrothe Komödie, ist echt und ehrlich: etwas langweilig und bieder zwar, aber ehrlich, aber echt.

Die Romansammlung „Deva", (Preis pro Doppelband geheftet 1 Mark, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), bringt drei neue, zum Theil sehr interessante Werke. „Die goldene Nadel" von J.-H. Rosny versetzt die Leser auf die Gold- und Diamantfelder Transvaals und giebt höchst anschauliche Bilder von Leben, Sitten und Anschauungen des tapferen Burenvolkes. Das moderne Gesellschaftsleben liegt Reinhold Ortmann's Roman „Aus Leidenschaft" zu Grunde. Ein echter Ortmann: wer nicht auf die Einzelheiten der Arbeit sieht, sondern sich am schnellen Fluß der Handlung genügen läßt, wird seine Rechnung bei dem Buche finden. In das Reich des Uebersinnlichen führt der Roman „Pharos" von Guy Boothby; zu den mannigfaltigen Abenteuern des Helden bilden die Wunder des Pharaonenlandes einen wirkungsvollen Hintergrund.

Die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, giebt neuerdings ebenfalls handliche und amüsante Bändchen heraus, die sich vortrefflich als Reiselectüre, für verregnete und einsame Stunden eignen. Hugo Rosenthal-Bonin's „Ein Abenteuer in Constantinopel" — „Schwarze Dame" und „Schlafloser Commis" mögen den Freunden frischen Humors besonders empfohlen werden. Jedes von den drei geschmackvoll broschirten Büchlein (Preis je eine Mark) enthält eine größere Anzahl lustiger Geschichten. Ihr Autor war ein vielgewanderter Mann, der einen großen Theil unseres Erdballes aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, und darum an Ort und Stelle schöpfen konnte. Seine Arbeiten athmen allesammt fröhliches Behagen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Absolut bestes Mundwasser der Welt! **Odol** Ueber die ganze Erde verbreitet!

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Werger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende
Feuilletons
im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom
Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 30. August 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die deutsche Slawenpolitik und das habsburgische Donaureich. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Zur Vertheidigung der Socialreform. Von Karl Noetzel. — Der Niedergang des Ansehens der Parlamente. Von v. Horn (Weimar). — **Literatur und Kunst.** Die Romane der französischen Umwandlung. Von Paul Wiegler (Stuttgart). — Das Kunstgewerbe in der capitalistischen Wirthschafts-Ordnung. Von Johannes Gaulke. — **Feuilleton.** Renée verlobt sich. Von Raoul Auernheimer. — **Aus der Hauptstadt.** Das Schweigen im Heere. Von Ajax. — Anzeigen.

Die deutsche Slawenpolitik und das habsburgische Donaureich.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Der entschlossene Ausdruck der amtlichen Politik aus des Kaisers Mund und der ungebührliche Widerhall im österreichischen Abgeordnetenhaus bei den sogenannten Tschechen mit größtentheils deutschen Namen, also deutschen Abtrünnigen, sind für die internationale Lage unserer Politik bezeichnend. Indessen handelt es sich nicht nur um die Wahrung unseres guten Hausrechts Polen und anderen slawischen Eindringlingen gegenüber, sondern um die Stellungnahme des verbündeten Nachbarreiches. Oesterreich trägt die galizische Fessel, und die Polen sind zu kluge Politiker, um ihrem Unmuth in der plumpen Art der Wenzelsleute die Zügel schießen zu lassen. Präsidium und Regierung haben auch höflicher Weise ihre Pflicht in der Zurückweisung der wohl nicht ernst zu nehmenden Ungezogenheit gethan, so daß jede Folge des Zwischenfalles ausgeschlossen ist. Indessen die Gründe der Gefühlsaufwallung liegen doch tiefer und sind keine harmlosen Stürme im Wasserglase, wie dieser tschechische Radau.

Das Deutsche Reich ist durch die Polenhaltung ernstlich gefährdet. Der Pole verdrängt den Deutschen nicht nur in Posen und Westpreußen, sondern auch bereits im Westen und spielt schon in der preußischen Hauptstadt eine gewisse nationale Rolle hetzerischen und angreiferischen Gepräges. Andererseits frischt Frankreich noch regelmäßig sein erschlaffendes Blut mit deutscher Einwanderung nicht nur aus den Reichslanden auf. Allein mehr als 200 000 Elsaß-Lothringer haben im blühendsten Lebensalter die Reichsgrenze dauernd überschritten, und die Knechte auf dem Lande mußten durch Italiener ersetzt werden. Wir müssen daher im Westen und Osten einen Damm gegen die polnische Ueberschwemmung aus Rußland und Galizien und gegen die Abwanderung über die Vogesen aufrichten. Doch ist es mit bloßen gesetzlichen Verboten nicht gethan, wenn nicht die Gründe dieser Erscheinung hinweggeräumt sind. Hier beschäftigt uns der Westen nicht, sondern nur unser Siedlungsland auf ursprünglich germanischem, sodann aber verslawten Boden und die Beziehungen dieser Landstriche zur deutschen Ostmark, die sich in gleicher Lage befindet, freilich mit dem peinlichen Unterschiede, daß die absolutistische, centralisirende Regierung des Einheitsstaates mit deutscher Richtung allmälig einem immer mehr erstarkenden slawisch-ungarischen Dualismus gewichen ist, wobei die conservativen Regierungskreise deutscher Herkunft um der eigenen Herrschaft Willen zu gewichtigen Bundesgenossen ihrer volklichen Widersacher geworden sind. Aber auch bei uns liebäugelt das Centrum mit den Polen. Ja, die Germania betrachtet die Einweihung der Capelle der Marienburg als Kirchenschändung, weil sie einst katholisch war, und behauptet, der erzherzogliche Deutschmeister sei deßhalb der Feier ferngeblieben. Jetzt hörten seine Ordensbrüder die deutsche Absage an die preußischen Polen an, in deren Land sich einst die Ordensburgen zum Schutz des Deutschthums erhoben. Auch in der Antwort der Deutschritter auf die kaiserliche Ansprache wiederholte sich das Bekenntniß des Schutzes unseres Volksthums, war ja gerade dieser Orden ausgesprochen national und deutsch. Die deutschen Glaubensgenossen der Polen in dem westpreußischen Ordenslande, das auch nach Posen und Russisch-Polen hinragte, sind erst gewaltsam, dann durch das katholische Bekenntniß polonisirt, die evangelischen Deutschen, wie z. B. im Thorner Blutbad, durch Schwert und Folter ihres Volksthums und ihres Glaubens entkleidet worden. Erst die Wiederbesetzung dieser polnisch gewordenen Landestheile that dem blutigen Treiben Einhalt. Freilich sind in der Stille auch dann noch 150 000 Bamberger, die um Posen in den beiden Landkreisen dieses Namens angesiedelt wurden, selbst unter preußischer Herrschaft dem minderwerthigen Polenthum völlig verfallen.

Handelt es sich bei unseren sogenannten polnischen Provinzen um ehemals größtentheils deutsches Land, so wollen wir auch nicht vergessen, daß lediglich die leidige Kaiserpolitik der deutschen Könige die gänzliche Verdeutschung des Ostens ihrer Zeit verhindert hat. Polen war politisch und kirchlich vom alten Deutschen Reiche abhängig. Gnesen stand unter Magdeburg, und Kaiser Otto III. ließ es durch einen deutschen Papst zum Erzbisthum und Primat Polens erheben. Der polnische Herzog war deutscher Lehnsfürst und dankte dem Kaiser seine Königskrone. Das in Italien unnütz ververgossene Blut hätte mit Leichtigkeit den Osten unserem Volksthum gewonnen. Die Schlacht bei Tannenberg ging durch den Verrath der deutschen Städtebürger verloren, die aus Standeshaß und vielleicht auch in Folge wirklicher Bedrückungen durch die Ordensregierung sogar den Volksfeind in ihre Mauern einluden. Dazu kam der mangelnde eheliche Hausstand der Ordensbrüder, die ja ritterliche Mönche waren. Es fehlte der Grundbesitzer, der mit seinen deutschen Hintersassen am Boden haftete und im erworbenen Grunde die Wurzeln seiner Kraft suchte. So starben die Sprossen der

Digitized by Google

Geschlechter aus allen deutschen Gauen ohne eheliche Nachkommen dahin, und dem Bauern fehlte der Führer wider die slawischen Nachbarn, dessen kriegerische Szlachta darnach lechzte, ihren Uebermuth am verfallenden Ordensstaate zu stillen, der ihr so oft tödtliche Wunden beigebracht hatte. Rache für die erlittenen Niederlagen und die frühere Knechtung trieb die Polen über die Grenze. Das Preußen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts kannte diese geschichtliche Entwickelung nicht mehr und wußte noch weniger von einer zwingenden nationalen Aufgabe, die weiten polnischen oder polnisch gewordenen Landstriche zu verdeutschen. An Stelle der wüsten polnischen Adelsherrschaft und staatlichen Anarchie war das patriarchalische, geordnete preußische Regiment getreten, das aber erst durch die korsische Noth zur nationalen Einsicht kam. Dabei war der größte Theil der polnischen Beute wieder in Sarmatenhände gefallen, was kein Schaden gewesen wäre, wenn die Grenze zweckmäßiger und nach nationalen Gesichtspunkten festgestellt worden wäre. Thatsächlich blieben zahlreiche deutsche Neusiedlungen oder alte Ordensniederlassungen außerhalb der neuen Marken; ja einzelne dieser Ortschaften erhielten sogar noch deutschen Zufluß, als das gewerbliche Leben trotz der russischen Knute auch in Polen erwachte. Leben doch in Russisch-Polen eine Million Deutsche und beherrscht Dank der Geschäftsjuden unsere Sprache noch den Handelsverkehr.

Auch im österreichischen Polen trat nach den Befreiungskriegen eine verdeutschende Richtung in dem damals noch bestehenden Einheitsstaate ein, der in seiner Bundespolitik sogar diesen Standpunkt stets betonte und daher auch im Inneren darnach handeln mußte. Im absoluten Staatswesen war die Durchführung dieser Grundsätze leicht möglich, und die Universität Lemberg ward völlig deutsch eingerichtet. Kaum kamen polnische Parallelvorlesungen vor. Auch der polnische Adel verhielt sich dieser Verdeutschung gegenüber leidlich ruhig. Das arme Landvolk kam überhaupt nicht in Frage. Als die Schlachta wieder aufrührerisch wurde, hetzte der Staat ihr die unterdrückten ruthenischen Bauern auf den Hals, die mit Sense und Feuer echt sarmatische Rache für die erduldete Unbill nahmen. Da die Verwaltung auch, wenigstens in den provinzialen Centralstellen, deutsch regierte, so würden sich national für uns erträgliche Zustände in Galizien entwickelt haben. Aber seit 1866 glaubte Oesterreich die entgegengesetzte Bahn einschlagen zu müssen, nachdem es schon in Ungarn auf den gleichen abschüssigen Pfad der gefährlichen Nationalitäten-Verhätschelung, freilich noch zaghaft, gekommen war. Die Bach'schen Husaren hatten im aufständigen Lande ordentlich Ruhe geschafft, und die magyarischen Vaterlandsverräther hatten nichts Besseres verdient. Ungarn ist das Land von vier Volksheiten, die auch noch heute auf dem Papiere gleichberechtigt sind, und die Magyaren bilden trotz schlimmster Gewaltmittel gegenüber dem fremden Volksthum auch gegenwärtig nur eine Minderheit. Trotzdem begann Anfang der sechziger Jahre Dank der politischen Klugheit der Magyaren die noch heute fortdauernde Versöhnungspolitik, während bisher Deutsch die ungarische Staatssprache seit 1848 mit Recht gewesen war. Sofort wurde die Comitatsverfassung mit dem Magnatenschlendrian wiederhergestellt und die deutsche Amtssprache vergewaltigt. Der unselige Ausgleich von 1867 brachte den Magyaren den völligen Sieg und zerschlug das habsburgische Reich in zwei Hälften. Die österreichische steht im Begriff, diese verhängnißvolle Theilung zur Freude der slawischen Volkssplitter fortzusetzen und damit die Monarchie in harmlose Kleinstaaten aufzulösen, ein Zustand, der der Schwäche des verflossenen Deutschen Bundes entspricht und zugleich den Tod unseres Volksthums bedeutet.

Beust und das Bürgerministerium begannen unter liberalem Redeschwall die Zersetzung des Staates diesseits der Leitha durch die Entfesselung der bis dahin gebundenen, der Gesittung nach tiefstehenden slawischen Volksschichten, die durch ihre Kaninchenfruchtbarkeit, um das treffende Bild des Reichskanzlers zu gebrauchen, ihren deutschen Erziehern bald über den Kopf wuchsen. Clerical-slawische Ministerien vervollständigten den Zusammenbruch des bis dahin führenden Deutschthums, das jedoch in dem ihm aufgedrungenen Kampfe sich wieder fand, leider nach lieber deutscher Art parteipolitisch zerrissen und uneinig gegenüber den geschlossenen und verbündeten slawischen und italienischen Volksstämmen. Trotz der Aufhebung der ungesetzlichen Badeni'schen Sprachenverordnungen werden in Oesterreich die slawischen Mundarten, darunter die slowenische, die fast nur aus deutschen Lehnworten besteht, und das Italienische bevorzugt. In Böhmen und Tyrol denken selbst schon die Deutschen an eine Landestheilung und geben damit ihr Volksthum im andersprachigen Bezirk für immer auf. Diese Verzweiflungshandlung ist zu folgenschwer, als daß ihre Durchführung wirklich erwünscht wäre. Böhmen und Tyrol waren einst deutsche Lande. Der Südtyroler ist lediglich ein verwelschter Bajuvare und somit die staatliche Anerkennung eines italienischen Trient, das bis zum Concil kerndeutsch war, ein unmittelbarer Volksverlust. Prags Hochschule, Deutschlands älteste Universität, und das goldene Prag selbst sind Stätten deutschen Fleißes und können nicht dem Tschechendünkel geopfert werden. Lieber ein weiterer Streit, als ein solcher fauler Frieden, der die Begehrlichkeit der Sieger nur zu neuen Ansprüchen reizt.

Nun besteht eine offenbare Wechselwirkung zwischen der Angriffslust des Slawenthums in beiden Reichen. Die Selbstständigkeit der galizischen Polen, die auf Kosten ihrer übrigen Staatsgenossen leben und ihrerseits die stammverwandten Ruthenen knechten, auch das Land Dank ihrer liederlichen Wirthschaft der jüdischen Auswucherung gleich Ungarn überliefern, mußte die Begehrlichkeit der übrigen Polen und Slawen überhaupt reizen. Der preußische Pole hat von der deutschen Gesittung und Bildung so viel gelernt, daß die sprüchwörtliche polnische Wirthschaft einer haushälterischen Sparsamkeit gewichen und ein widerstandsfähiger, wohl unterrichteter Mittelstand geschaffen ist. Die Polen in Oesterreich haben sich für die tschechischen und slovenischen Brüder nicht sonderlich bemüht, benutzen aber deren sichere Heeresfolge gern für ihre Zwecke. Daher wirft sich jetzt auch der plumpe Wenzel für die preußischen Polen in's Zeug, während sich der staatskluge Pole diplomatisch zurückhält. Wir dürfen aber niemals die Thatsache außer Rechnung lassen, daß in der Reichshälfte diesseits der Leitha die Slawen die Mehrheit bilden, während in Ungarn nur eine rücksichtslose Gewaltpolitik die Minderzahl der Magyaren zum herrschenden Stamm wider Verfassung und Geschichte, jedoch Dank der deutschen Schwäche gemacht hat. Alle undeutschen Bestandtheile des Donaureiches sind aber auch deutschfeindlich und daher das politische Bündniß hinsichtlich dieser Völkerschaften nur ein Verstandeserzeugniß, das ihrer wahren Stimmung widerspricht. Um so stärker ist freilich jetzt bei den Deutschen die bittere Erinnerung an 1866 geschwunden, und sie sehen ihren Hort gerade in dem völkerrechtlichen Bande, das schon Bismarck zu einem staatsrechtlichen enger zu knüpfen gewillt war. Der gewandte Andrassy, der wohl auch persönlich deutschfreundlich war, hat diesen innigeren Zusammenschluß verhindert. So lange freilich die ausschließlich Schwarzgelben uneingedenk ihres deutschen Volksthums, als dessen Führer ja die Habsburger selbst erst in die Ostmark gekommen sind, lieber ihr Land verslawen lassen, als sich aufrichtig an uns anschließen, steht der Dreibund gerade bei seinen deutschen Genossen auf schwachen Füßen. Deutschland will ein starkes deutsches Oesterreich, das ihm Rückhalt gegen Ost und West gewährt, wofür es unseres Schutzes jeder Zeit gewiß sein darf. Wir dulden aus volklicher Rücksicht keine Schwächung der österreichischen Macht. Aber sie darf auch die Wurzel ihrer Kraft und den bisher führenden Stamm unseres Blutes nicht absichtlich schwächen. Die slawischen Volkssplitter, die

Digitized by Google

magyarischen Pferdehirten und die entdeutschten Südtyroler sind uns gleichgiltig. Wir schirmen im Donaureich nur unser Volksthum und dessen natürliche Verbündete, wie die Wallachen in Rumänien.

Das Schwarzenbergische Siebzigmillionenreich war kein Wahn und thatsächlich eine deutsche Macht, deren Wirklichkeit Preußen in Olmütz und im Krim- sowie im italienischen Kriege bitter an sich erfahren hat. Oesterreich selbst stärkte den deutschen Kitt in seinem Inneren. Da Preußen nicht die Zeche bezahlen wollte und andererseits die Kraft Deutschlands für undeutsche Zwecke, besonders in Italien, eingesetzt wurde, so mußte der österreichische Plan scheitern. Aber sein Zerstörer schuf wohlweislich sodann das österreichische Bündniß, das er schon in Preßburg erwogen hatte. Auch heute ist die Einheit des deutschen Mitteleuropas trotz der fremden Einsprengsel kein leerer Traum. Unbeschadet der Selbstständigkeit seiner Theile bildet das deutsche Volksthum den wirklichen Kern einer thatsächlichen Weltmacht. Von der vlämischen Schelde bis zum ungarischen Deutschthum nahe der Donaumündung, von Triest bis zur Königsau und den baltischen Landen regt sich ein Volksgefühl. Das kleindeutsche Reich und das habsburgische Staatswesen mit den deutschen Außenlanden in den Alpen und an der Rhein- und Scheldenmündung bilden ein einheitliches Volksgebiet, das noch Karl V. in vollem Umfang beherrschte. Italien und Spanien wurden der Fluch unseres Volkes, das noch heute Hochburgund, den größten Theil Lothringen und die französischen Niederlande in seines Erbfeindes Hand lassen muß. Gegenüber den europäischen Weltmächten in der sarmatischen Ebene und auf den britischen Eilanden, sowie dem amerikanischen Riesen kann sich auch das neue deutsche Reich nur durch die Zusammenfassung seiner ursprünglichen Kräfte und Wiederherstellung seiner alten Größe an Volkszahl und Bodenfläche unter bündischen Formen bei aller Schonung der Unabhängigkeit seiner Glieder dauernd behaupten. Das einzige Hemmniß bildet der slawisch-magyarische Haß, dem zu begegnen das deutsche Volksthum im engeren Deutschland und Oesterreich längst ausreichen würde, drohte nicht die bereite Hülfe des größten Slawenreiches und seines französischen Verbündeten, der leider noch täglich sprachliche Eroberungen in der allemannischen Schweiz und dem fränkischen Belgien macht. Hier liegt die europäische Bedeutung unserer Polenpolitik, die für uns auch zur Weltmachtsfrage wird. Mit Recht hat Graf Bülow auf die festländische Grundlage unserer Macht hingewiesen, worauf deren Weltbedeutung ausschließlich ruht. Die Welt ist jetzt auf lange Zeit vertheilt. In Südafrika hat ein Caprivi unsere Aussichten vernichtet, und Südbrasilien ist auch der Schauplatz einer übermäßigen italienisch-polnischen Einwanderung geworden. Beide Landstriche waren aber unsere einzigen Siedlungsländer. Sicherlich wird einmal Nordamerika national zerfallen; aber vorher erobert es vielleicht noch den ganzen Erdtheil. Unsere Volksart wird wohl wieder dem Trugbild einer amerikanischen Rasse entrinnen, die nichts anderes als der Sieg der angelsächsischen Mitbewohner ist. Wir bilden aber ein Drittel der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Sieht man von den keltischen Iren ab, ist der englische Antheil nicht größer als der unserige. Trotzdem ist der amerikanische Engländer noch anmaßender als sein königlicher Bruder in Europa, und beide sind vereint die stärkste Erdenmacht. Ihr Bruderzwist darf uns über das gemeinsame volkliche Belangen nicht täuschen.

Unser Gedankengang hat uns in die Weltpolitik geführt, und unter diesem Gesichtswinkel müssen wir unser Verhältniß zum eigenen und österreichischen Slawenthum auffassen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß wir ein dringendes Interesse an der Aufrechterhaltung der habsburgischen Monarchie haben, deren staatlicher Zerfall auch unser Unglück wäre, da wir dann fraglos Partei für unsere dort bedrängte Volkheit nehmen müssen. Aber das dortige Deutschthum hat die ernste Pflicht, nicht über die reichsdeutsche Grenze zum Anschluß an uns unter Aufgabe des österreichischen Staates zu blicken, sondern diese deutsche ostmärkische Schöpfung gegenüber dem slawisch-magyarischen Ansturm zu erhalten. Eine Auslandshülfe für diese interessanten Völkerschaften wird unser Schwert schon verhindern und damit das Donaukaiserreich stützen und nicht selbstsüchtig stürzen, wie die unverbesserlichen, beinahe schon entdeutschten Clericalen, die ihren conservativen Sinn damit fast verleugnen, als Berather der Hofburg glauben machen wollen. Die deutsche Zerrissenheit in beiden Leithaländern ist ja das ganze Unglück dieses Staates und eine echt deutsche Eigenschaft, die schon das deutsche Gepräge des Landes bezeugt. Aber weitere Versuche der Verslawung verträgt dieses deutsche Staatswerk im Osten nicht. Auch für Oesterreich möge unsere thatkräftige Abkehr von der früheren gefühlsseligen Polen-Verhätschelung ein beredter Wink zu Wandel sein. Nur auf deutscher Grundlage kann die Ostmark bestehen, sonst wird sie ein loses Völkerbündel, das einzelne schwache Mittelstaaten enthält, die Anschluß an stammverwandte Nachbarn suchen müssen. Das Opfer des Zerfalls wird das ehrwürdige Erzhaus selbst, dessen stolzeste Erinnerung doch das deutsche Kaiserthum bildet. Besinnt es sich auf eine Schwarzenbergische innere Politik, so wollen wir ihm seine deutschen Sünden vergessen und fest zu ihm stehen, daß kein innerer oder äußerer Feind die ostmärkische Schöpfung vernichtet.

Zur Vertheidigung der Socialreform.

Von Karl Noetzel.

So lange es eine zielbewußte Socialreform giebt, so lange wird auch schon gegen sie der Vorwurf erhoben, sie wirke hemmend auf die Entwickelung der Energie, indem sie den Daseinskampf erleichtere. Selbst wenn man das bis zu einem gewissen Grade zugeben müßte, so bedeutet für mich doch die durch die Socialreform erstrebte Erziehung zur Solidarität einstweilen ein ungleich wichtigeres Moment, weil sie größeren Massen von Arbeitskräften und Intelligenzen die Möglichkeit giebt zur Energie-Entfaltung im Sinne productiver Thätigkeit. Es erscheint mir als ein für den socialen Geist unserer Zeit äußerst bezeichnender Irrthum, wenn man gemeiniglich annimmt, die intensivste Energie werde im Kampfe um die nackte Existenz angewandt. Ich meine viel eher, daß die Energie mit der Durchgeistigung der Aufgabe wächst und der Staatsmann, der Gelehrte, der Erfinder und der Künstler thatsächlich davon das größte Maß verbraucht. Wenn nun auch zugegeben werden soll, daß alle Energie aus dem Kampfe um die nackte Existenz geboren wurde, so kann doch andererseits durchaus nicht geleugnet werden, daß bis jetzt noch der größte Theil davon hierbei resultatlos aufgeht. Die Bedürfnisse unserer Zeit beanspruchen indeß alle nur irgend verfügbare Energie frisch und ungeschwächt für productive Arbeiten. Darauf gründen sich die Imperative der Socialreform: Alle Arbeitsfähigen sollen eine Beschäftigung haben, welche, ohne Schädigung für Gesundheit, Leben und Sittlichkeit ausgeführt, den sie Ausübenden vor Elend und Hunger bewahrt. Alle Arbeitsunfähigen sollen bis zur wiedererlangten Leistungsfähigkeit oder, falls sie ausgeschlossen erscheint, bis zu ihrem Tode unterhalten werden. Das Endziel der Socialreform bedeutet: Nutzbarmachung aller verfügbaren Kräfte zum Kampfe der vereinten Menschheit gegen die feindlichen oder noch nicht dienstbar gemachten Naturgewalten, behufs Erlangung aller sich aus dem Wesen des Lebens nur irgendwie ergebenden Erhöhung und Vervollkommnung des Lebens. Die Durchdringung der großen Massen mit der Erkenntniß dieser Aufgabe, wie ich sie schon

Digitized by Google

im vollen Gange erblicke, dürfte ebenso energiefördernd wirken wie einstmals die neu aufgekommenen Religionen.

Ich bestreite übrigens durchaus, daß die Gesammtenergie abgenommen habe, seit die Zahl der direct mit dem Hunger Kämpfenden sich vermindert hat, wie Letzteres im Laufe der letzten Jahrzehnte in allen Culturländern leicht nachweisbare Thatsache ist. Wenn ich auch für die unproductive, im reinen Existenzkampf aufgebrauchte Energie keine Möglichkeit der Abschätzung kennen, so dürfte doch mit dem Hinblick auf die gerade in den letzten Jahrzehnten geleistete, ungeheure productive Arbeit eher der Schluß erlaubt sein, daß die Energie der Gesammtheit gestiegen ist, indem sie allerdings ihre Richtung änderte. An die Seite der eigenen Bedürfnißbefriedigung tritt mehr und mehr eine Erhöhung des Lebens Aller, da das social aufgeklärte Individuum dabei seinen größten Vortheil erkennt. Es muß hier betont werden, daß auch die Entwickelung des Ehrgeizes durch keine Socialreform unterdrückt wird. Ganz im Gegentheil wird ihm ein viel weiteres Wirkungsfeld erschlossen. Wie viel herrlicher Ehrgeiz wird bis jetzt noch erstickt im Kampfe um das nackte Leben! Wenn die Socialreform darauf hinzielt, Letzteren zu erleichtern, so geschieht das in der bewußten Absicht, zu verhüten, daß die Hauptkräfte des Individuums in ihm verzehrt werden. Außerdem glaube ich berechtigt zu sein zu der Annahme, daß die für die höheren Culturaufgaben nöthige Energie in dem vieltausendjährigen Existenzkampfe der Menschheit schon gezüchtet worden ist. So viel zur Abwehr des Vorwurfs, als wirke die Socialreform energietödtend. Er beruht auf völligem Mißverstehen der vorhandenen socialen Aufgaben.

Wenn ich indeß unsere ganze Anschauung vor Augen habe, so erscheint mir nicht ganz unberechtigt der nahezu identische Vorwurf, wir Heutigen hegten mehr Sympathie mit den Leidenden als für die Denkenden. Das ist in der That im Allgemeinen der Fall; Instinct für unsere nächstliegenden Aufgaben mag die Veranlassung sein zu dieser Denkungsweise. Ungerecht bleibt sie unstreitig. Es kann in keiner Weise zugegeben werden, daß die Entbehrungen des Körpers größere Qualen verursachen als die Leiden der Seele. Dem widerspricht schon die eine Thatsache, daß die weitaus größere Zahl aller Selbstmorde nicht Mangel an Existenzmitteln zur Ursache haben. Außerdem muß durchaus bestritten werden, daß Sattsein an sich einen Lebenszweck bedeutet. Nur der Denkende schafft productive Arbeit. Er allein zeigt Mittel und Wege, die vielen Satten, höherer Arbeit unkundigen Elemente an solche zu gewöhnen. Wenn ein berufener Denker seine Zeit mit anderer als mit geistiger Thätigkeit ausfüllt, so bedeutet das einen ungeheuren Verlust für die Allgemeinheit. Was hätte die Welt davon gehabt, wenn Leute wie Lister, Pasteur, Koch, Helmholtz, Pettenkofer ihre Tage als Armenpfleger zugebracht hätten, statt daß durch die Resultate ihres unentwegten Forschens heute jährlich Millionen Menschen Leben und Gesundheit erhalten wird. Das Beste, was das Individuum der Mitwelt zu geben vermag, ist immer sein Denken. Das wird in einseitiger Ueberschätzung des rein physischen Massenelends vielfach übersehen. So gilt beispielsweise in gewissen Kreisen der russischen Gesellschaft ein gebildeter Mensch, der sich anständig kleidet, für einen Poseur. Es herrscht dort die Doctrin, gegenüber der großen Volksnoth bedeute jedes Streben nach eigenem Wohlbehagen Pflichtvergessenheit. Dostojewski, Tolstoy und Gorki sind eher aus diesem Geiste geboren, als daß sie ihn beschworen haben. Ein ungeheurer Irrthum liegt dieser Weltanschauung zu Grunde. Zunächst wird das physische Sattsein fast als Endziel hingestellt, während doch der nur gesättigte Mensch sich in nichts von einer auf fetter Weide grasenden Kuh unterscheidet. Und würden wir selbst den ausschließlichen Werth des Sattseins zugeben, woher sollen die Mittel dazu kommen? Haben wir ein Recht, uns productiver Berufsarbeit zu entziehen, um ganz in der Armenpflege aufzugehen? Wodurch anders werden Werthe geschaffen, als durch diese unsere Berufsarbeit und dadurch, daß wir, wenn auch weit entfernt von allem Luxus, unsere Lebensführung auf einer unserer Bildung und unserem Einkommen entsprechenden Höhe halten und dadurch Industrien garantiren, welche Millionen die Möglichkeit geben zu einer anständigen, ehrlichen Existenz? Es klingt paradox, wenn ich behaupte, daß diesem Mitleidsthum ein colossaler Egoismus zu Grunde liegt Und doch ist dem so! Wir bezeichnen als einen Egoisten denjenigen, der sein persönliches Vergnügen über das Gesammtinteresse stellt. Das ist auch hier der Fall. Allerdings handelt es sich hier um ein sehr vornehmes Vergnügen. Weil es aber dem Einzelnen Vergnügen bereitet, unter Armen sein Leben zuzubringen, deßhalb soll die Mehrzahl in Zukunft leiden? Und das wäre die unzweifelhafte Folge eines stricten Tolstoyanismus! Wenn bis jetzt immer wieder mit Recht verlangt wird, der Einzelne solle sich nicht verlieren in der Jagd nach Genüssen und Vergnügungen, statt productiv thätig zu sein, so wäre es einmal an der Zeit, den Begriff „Vergnügen“ zu erweitern und zu fordern: der Einzelne solle sein Begehren nach Selbstentsagung und Armenpflege unterdrücken in Rücksicht auf die Gesammtheit. Auch die edlen Triebe müssen beherrscht werden, falls es das Interesse Aller verlangt. Es handelt sich im Leben der Gesammtheit nicht um Gefühle, die immer individuell sind, sondern um Zwecke. Es soll Arbeit geschaffen werden für Alle. Arbeit geht nur aus privater Initiative hervor. Körperliche Tüchtigkeit und weitgehendste Bildung jedes Einzelnen müssen deßhalb das letzte Endziel aller Socialpolitik bedeuten. Jedes Mitleid ist durch den Verstand zu beherrschen. Es darf nie zu zweckwidrigen Handlungen verführen. Damit soll nicht behauptet werden, wir könnten den Mitleidsantrieb überhaupt entbehren. Wenn ich auch nicht bestreiten will, daß die sociale Reform hervorging aus der Erkenntniß ihrer Nützlichkeit für jeden Einzelnen, und daß die Aufklärung über die eigensten Interessen allein das sociale Uebel radical beseitigen wird, so können wir das Mitgefühl doch keineswegs in den privaten Beziehungen der Menschen unter einander entbehren. Auch da ist es wohl in letzter Instanz bloß Klugheit. Aber das Köstliche dieser Klugheit ist, daß sie nicht als solche empfunden wird. Ich kann es noch nicht mit absoluter Gewißheit hinstellen, aber vielleicht wird es sich einmal mathematisch beweisen lassen, daß das Gute mit dem Nützlichen identisch ist, wie bereits die Alten lehrten. Biologisch ausgedrückt würde das heißen: die Empfindung des Guten bilde den Lustreiz zu arterhaltendem Thun. Der Werth des Guten wäre dadurch in nichts herabgesetzt. Wir würden darin nur eine Offenbarung der Gottheit zu erblicken haben. Sie hat den Wunderbau der Welt geschaffen, sie läßt uns ruhig grübeln über ihren Endzweck und duldet es großmüthig, daß wir ihr Werk beschimpfen, selber aber bleibt sie unsichtbar. Sie offenbart sich nur in der Schönheit der Natur und den Wundern der Menschenliebe. Farben und Linien sind ihre sichtbaren Spuren, Liebe und Mitleid ihr unsichtbarer, Alles durchwehender Geist.

Der Niedergang des Ansehens der Parlamente.

Von v. Horn (Weimar).

Die unerfreuliche Erfahrung, daß das hohe Ansehen, in welchem die parlamentarischen Körperschaften bei der Bevölkerung ihres Landes früher gestanden haben, stetig zurückgegangen ist und immer mehr zu schwinden droht, hat schon längst berechtigte Aufmerksamkeit erregt und wird auch gegenwärtig nach dem Eintritt der Parlamentsferien wieder vielfach zum Gegenstand eingehender Erörterungen gemacht.

Digitized by Google

Bemerkenswerth ist hierbei, daß es sich nicht etwa nur um vereinzelte Beobachtungen handelt, welche hier und da bei dem Verhalten der einen oder anderen Volksvertretung gemacht sind, sondern daß Uebelstände festzustellen waren, welche sich in allen Parlamenten allmälig eingebürgert haben und welche der Abhülfe dringend bedürfen.

Wenn nun auch zugestanden werden soll, daß ein Vergleich des Verhaltens der deutschen Parlamente mit dem der ausländischen Volksvertretungen immerhin noch zu Gunsten Deutschlands ausfallen muß, so sind doch auch hier große Unzuträglichkeiten in der Art und Weise, wie die zur Erledigung gestellten Aufgaben Seitens der Abgeordneten behandelt wurden, zu Tage getreten. Ihre baldige Abhülfe ist dringend erforderlich geworden.

Die auffallende Erscheinung, daß unsere gesammte Tagespresse, deren Aufgabe es doch sein soll, überall da, wo Schäden des Gemeinwohles zu beklagen und zu befürchten sind, rechtzeitig den warnenden Finger zu erheben, gerade hier versagt und eine befremdende Zurückhaltung beobachtet, mag, abgesehen von anderen, leichter erkennbaren Gründen wohl auch zum Theil dadurch hervorgerufen sein, daß eben nicht bei deutschen Volksvertretungen die bedenklichsten Vorgänge stattgefunden haben, und daß es bei uns noch nicht dahin gekommen ist, daß beispielsweise in öffentlicher Sitzung ein Abgeordneter dem anderen mit der Hundepeitsche drohen konnte, oder, wie im englischen Unterhause, ein Vertreter der Regierung von einem Volksvertreter mit einem gemeinen Schimpfnamen hat bezeichnet werden dürfen, oder daß die Abhaltung einer Sitzung durch Lärmen und Toben der Abgeordneten unmöglich gemacht wird. Wenn nun auch solche Ausschreitungen, welche durch eine lange Reihe von Beispielen aus verschiedenen Parlamenten leicht ergänzt werden könnten, bei uns bislang noch nicht zu beklagen gewesen sind, so kann doch nicht in Abrede genommen werden, daß auch unsere Volksvertretungen schon seit Jahren nicht mehr auf der vornehmen Höhe stehen, welche sie früher eingenommen haben. Es wäre eine wichtige und dankbare Aufgabe der Presse, den Gründen dieses Niederganges des Ansehens der Parlamente nachzugehen und nach den Mitteln Umschau zu halten, welche hier einen segensreichen Wandel zu schaffen geeignet erscheinen.

Es mag gestattet sein, auf einige Umstände hinzuweisen, welche geeignet erscheinen, für die Aetiologie dieses Niederganges in Betracht gezogen zu werden.

Eine besondere Beachtung verdient hierbei das in den Volksvertretungen im Laufe der Jahre immer mehr in den Vordergrund tretende Fractions-Interesse.

Fractionslos sind jetzt verschwindend wenige Abgeordnete. Die Fraction aber, welche, manchmal erst nach hartem Kampfe, unter zweckentsprechender geschickter Bearbeitung des Wahlmaterials ihrem Candidaten zum Siege verholfen hat, übernimmt, wenn er ein Neuling ist, seine Einführung in die parlamentarische Thätigkeit. Sie leitet seine Theilnahme an den Verhandlungen, das Schweigen, das Reden und das Stimmen ihrer Mitglieder und fordert sogar in besonderen, ihr Interesse unmittelbar berührenden Fällen unter Umständen auch ein Sacrificium intellectus von dem Fractionsgenossen, der dann genöthigt ist, gegen seine eigene Ueberzeugung zu stimmen.

Auf diese Weise haben sich allmälig Verhältnisse herausgebildet, welche den Grundsätzen und Voraussetzungen nicht mehr ganz entsprechen, von denen man bei Erlaß der Wahlordnungen ausgegangen ist. Die Volksvertretungen werden in Wirklichkeit jetzt nicht mehr von den ihrer Ueberzeugung folgenden einzelnen Abgeordneten, sondern von den Fractionen gebildet, unter deren mehr oder weniger straffen Disciplin die Mitglieder ihr Mandat ausüben. Und wie streng, fast an das Komische streifend, ein solcher selbst vor der Oeffentlichkeit geübter Parteizwang ausgeführt werden kann, hat sich vor nicht allzu langer Zeit gezeigt, als ein bekannter Fractionsführer in der Sitzung von weithin sichtbarer Stelle durch Heben und Senken seiner Hände die Fractionsangehörigen anwies, wie sie bei der Abstimmung über eine größere Reihe umständlicher Fragen „Ja“ oder „Nein“ zu sagen hätten. Wenn nun dieser Erfolg zwar ein beredtes Zeugniß für die treffliche Schulung in der Fraction ablegt, so ist doch ein solcher Vorgang, der sich in der Oeffentlichkeit abspielte, nur zu sehr geeignet, das Ansehen der Volksvertretung schwer zu schädigen.

Eine andere Wahrnehmung, welche zu einer starken Beeinträchtigung der Achtung vor der Würde der Parlamente Anlaß giebt, gründet sich darauf, daß die Abgeordneten zu den Sitzungen in so geringer Zahl zu kommen pflegen, daß die Beschlußunfähigkeit fast zur Regel geworden ist. Man will hierin eine nicht zu rechtfertigende Vernachlässigung der übernommenen Pflichten erkennen, durch welche die Würde der Volksvertretung in bedenklicher Weise bloßgestellt wird.

Die Gründe, welche diesen mangelhaften Besuch der Sitzungen herbeiführen, liegen zum Theil wohl mit darin, daß diejenigen Abgeordneten, auf deren persönliches Erscheinen die Fraction keinen Werth legt, in dem beruhigenden Bewußtsein, durch die Fractionsvertretung in ihren Ansichten hinreichend unterstützt zu sein, auf die persönliche Anwesenheit in der Sitzung verzichten zu können glauben. Es ist das auch eine Consequenz des immer weiter ausgebildeten Grundsatzes, daß das Mitglied des Hauses nicht mehr als ganz selbstständige Persönlichkeit, sondern nur noch als Gruppenmitglied, als Fractionsgenosse in Action tritt.

Ob eine solche Auffassung, welche beschlußunfähige Häuser zur Folge hat, gegenüber den bei Annahme des Mandates übernommenen Verpflichtungen richtig sei, darüber gehen allerdings die Meinungen auseinander.

Auch das Vorhandensein zahlreicher Doppelmandate ist an der Beschlußunfähigkeit nicht unerheblich betheiligt.

Es liegt in der Natur der Sache, und ist gewissermaßen selbstverständlich, daß die Fractionen bemüht sind, im Landtage und auch im Reichstage möglichst zahlreich vertreten zu sein. Um dem diätenlosen Reichstags-Abgeordneten die Mittel zu einem kostenlosen Aufenthalt in Berlin zu verschaffen, ohne selbst in die eigene Tasche greifen zu müssen, ist man auf den Ausweg gekommen, diese Geldmittel durch den Staat zahlen zu lassen, indem man dem Reichstagsabgeordneten auch ein Diätenmandat für den Landtag vermittelte. Da nun aber beide Volksvertretungen in der Regel gleichzeitig tagen, so ist es erklärlich, daß der Abgeordnete mit Doppelmandat stets mindestens in einem der beiden Häuser vermißt wird und so auch durch ihn die Beschlußunfähigkeit mit verschuldet wird.

Es mag schließlich noch gestattet sein, auf einen wunden Punkt die Aufmerksamkeit hinzulenken, an dem unser parlamentarisches Leben krankt: es ist der Uebelstand, daß es ihm leider fast gänzlich an neuen geschulten Kräften und an einem gesunden Nachwuchs mangelt.

Seit einer langen Reihe von Jahren, stellenweise sogar schon seit Jahrzehnten, treten genau immer dieselben Redner auf den Plan, ein Jeder mit seinen längst bekannt gewordenen Eigenthümlichkeiten, Vorzügen und Mängeln, so daß der Leser beim Aufschlagen der Berichte, ohne gelesen zu haben, schon mit einer gewissen Sicherheit vorher weiß, was und in welcher Weise ein jeder der verzeichneten Redner zur Sache gesprochen haben wird.

Daß es auch hier Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst: aber es sind eben nur Ausnahmen.

Auch bereits hochbetagte Abgeordnete, denen ein Ausruhen nach langer, treuer Arbeit gewiß zu gönnen ist, halten, vielleicht unter Ueberschätzung ihrer Kräfte, auf Wiederwahl und Mitarbeit, und jüngere neue Abgeordnete kommen gegenüber diesen Veteranen nur sehr schwer dazu, ihre Kräfte zu

Digitized by Google

erproben. Bei einer solchen seit Jahren sich hinschleppenden Eintönigkeit der Verhandlungen kann und muß das öffentliche Interesse sich endlich abstumpfen und immer mehr erlahmen.

Wenn im wohlverstandenen Interesse des Landes die Fractionen und die Wähler bei Neuwahlen um einen Ersatz für die im Parlament bereits verbrauchten Mitglieder sich ernstlich bemühen, und zwar um einen Ersatz durch jüngere Kräfte, welche für die Bedürfnisse der Gegenwart volles Verständniß mitbringen, und an denen bei uns wahrlich kein Mangel ist, so wird das wesentlich mit dazu beitragen, das frühere hohe Ansehen der auf diese Weise verjüngten Parlamente bei uns wieder aufleben zu machen.

Literatur und Kunst.

Die Romane der französischen Umwandlung.

Von Paul Wiegler (Stuttgart).

Der Name Maurice Barrès ist außerhalb der französischen Grenzen im Beginn der neunziger Jahre bekannt geworden, als Zola's Athem noch die Welt erfüllte, als „L'Argent" und „La Débâcle" Europa dem borstigen Hausbesitzer von Médan ein letztes Mal unterwarfen. Nur am Horizont schimmerte das milde Licht des fünfzigjährigen Anatole France, und Paul Bourget, dem von dem ersonnenen Attentat des „Disciple" noch häßliche Tintenflecke anklebten, suchte sich mit den Wohlgerüchen der Cosmopolisliebe die Reinheit eines mondainen Abbé zurück, die sein Halbphilologentraum war. Der Neophyt, der in die Tempelrunde der Meister trat, war keiner von den Angenehmen. Wohl mag damals sein Kopf noch alcibiadisch-jugendlicher gewesen sein als in den Monaten der vorletzten Parlamentswahl, da Léandre im „Figaro" das unregelmäßige Vogelprofil, die stigmengezeichneten und verhärteten Züge, aus denen nur die Augen brennen mußten, des in einer lothringischen Versammlung Geprügelten brachte. Aber er hatte Manieren bewiesen, die sehr tadelnswerth selbst der Mitte der französischen Literaten deuchten. Seine Romane verfolgten mit ungenirter Eitelkeit den Anspruch, Bibeln der dem Profanen verfeindeten Dichtkunst zu sein, welcher Sainte-Beuves spitzfindiger Libertinismus die „tour d'ivoire" gedrechselt hatte. Dann war er in die Arena der angezweifelten, mit Schimpfreden kämpfenden und beschimpften politischen Gladiatoren hinabgestiegen und besaß vier Jahre hindurch als Boulangist das Mandat von Nancy. Diese kühnen Seiltänzerphantasmen der Lebensziele waren auch in seinem Vaterlande etwas Ungewöhnliches. Man hielt ihn für einen glatten Poseur.

Aber es kam die Stunde, wo der Geist, den man, so lange er Parlamentarier war, mit Fug verspottete, außer jeder Deputirtenkammer stehend in gewaltiger Dringlichkeit über die Beruflichen hinauswuchs. Der Name Maurice Barrès wurde zum Weckruf der intellectuellen und religiösen Hoffnungen eines Volkes, zum Programm des „relèvement" einer Rasse. Es wäre albern gewesen, das irgendwie mit der Heilung zu vergleichen, die der linnengewandete, greise Nazarener von Jasnaja Poljana an der Seele der Mushiks that; höchstens des schmächtigen Lüstlings d'Annunzio konnte man gedenken und der glühenden Bilder, mit denen er die enterbten römischen Bauern aus ihrer trägen Ergebung schrecken wollte. Jedoch hatte für das Franzosenthum ein Mensch gewagt, das Problem einer Zeitwende, nicht mehr die kleinen, stöhnenden Aengste der Schriftsteller zu beantworten; ein Erzieher zu großen, den Verfall von Generationen endigenden Gedanken war eingesprungen Er schrieb den einleitenden Theil des Werkes, das anstatt der Unfruchtbarkeiten nichts Leereres als „Le Roman de l'Energie nationale" verhieß. Er unterfing sich dessen, was er einst als verjährten Thorenwahn belächelte, und gab der Menge Bücher, die keine Verneinungen, sondern Handlungen waren. Nicht leicht hat seit Victor Hugo's Glockenläuten ein poetischer Publicist da drüben so stürmisch das Gewissen der Totalität erschüttert als im vordreyfusianischen Herbst von 1897 mit den „Déracinés" Maurice Barrès; der einzige Paul Adam ist in beträchtlichem Zwischenraum anzuordnen. Dann kam, als der Krieg der beiden Heere wüthete und in schmutzigen Strömen alle Cultur hinwegzuwaschen drohte, der ungeberdige „Appel au soldat". Jetzt ist im neuen Sommer das Schlußstück der Trilogie, „Leurs Figures", als unbarmherziger Ausklang gefolgt. Dem Romanzier Barrès kann Nichts hinzugefügt werden. In Frankreich hat man ihn zum Haupt einer Schule erkoren; auch unter uns ist es Nothwendigkeit, den gelegentlich und flüchtig geprüften Charakter in's Licht zu setzen.

Dem Barrès der ersten Form hat man das Horoskop bereits gestellt, als er im Jahre 1888 das mißmuthige, nach der Art eines verzogenen Byronschülers das Elend einer betrübten Mannbarkeit bespiegelnde Pamphlet „Sous l'œil des Barbares" verfaßte. Bourget und sein Egoistentypus hatte hier den Geburtshelferdienst geleistet, obwohl er sich sträubte, das garstige Kind zu legitimiren. Dafür hat er dem ohnmächtigen Chérubin, der hier in den Armen der seufzenden Geliebten sein Häuflein Unglück bejammerte und sich von der Guten sagen ließ, er wisse leider zu viel vor der Einführung, eine Stammtafel entworfen, die alle früheren Väter fein säuberlich registrirte. Rolla war da, der blasirte Philosoph im Freudenhause, den Musset schuf, Adolphe, die trockene, grausame Figur des Benjamin Constant, die ehrgeizigen Grübler Balzac's, die entarteten Sehnsüchte des Baudelaire, der neronische „Dilettantismus" des Renan, ein Aufgebot der gesammten bösen oder für Unreife verderblichen Inspirationen der Literatur. Die späteren Bände waren ohne die Pseudonaivetät des Anfangs, aber sie konnten nur bestätigen, welch' schlimmes System in dieser „idéologie passionnée" waltete. Sie wollten als metaphysische Romane über eine Gruppe von Jünglingen Anweisungen geben, welche schon recht zahlreich sei. In ihrem Auftrag erklärten sie die Sittlichkeit, die Religion, das Nationalbewußtsein für hinfällige Dinge, denen man keine Lebensregeln mehr entleihen dürfe. Das Ich wurde als alleinige Wirklichkeit proclamirt, als die souveräne Macht, welche die Freske der Erscheinungen verschöne oder verhäßliche. Ein Sport wurde mit seiner Vervollkommnung getrieben; mechanisch, durch Studien, Neugier, Reisen sei es auszudehnen. Ganz nach dem Beispiel des unabhängigen Stendhal vom Jahre 1838 hat Barrès Memoiren eines Touristen entworfen, und wie sein merkwürdiger Held Philippe erst in Mailand vor Lionardo da Vinci mit der erhabensten Weihe beglückt wird, so ist das von Italiens und Spaniens Landschaft und Kunst gesättigte „Du sang, de la volupté et de la mort" die prunkendste Enunciation seines Aestheticismus. Delrio, der kalte „amateur d'âmes", der die gegenwärtigen Dinge nicht so zu steigern vermag, wie es erforderlich ist, um auf die Gegenwärtigen zu wirken, ist dort der Mittler. Nicht die Vielfältigkeit von Röcken sollte dem neuen Menschen eigenthümlich sein, wie Balzac's grausigem Ideal, dem mit Perücken und Vermummungen ausgestatteten Galeerensträfling Vautrin, sondern eine Vielfältigkeit von Seelen. Eine frevelhafte Religion des Individuums wurde gelehrt, die trotzig und schwelgerisch ausbreitete, was sie durch die schroffen Felsen des Tago, die gezackten, einsamen Kathedralen, den blauen, granitenen Tod des Escurial, die Nächte unter den Magnolien von Granada, die Porphyr- und Jaspissäulen zwischen den Gärten der Moscheen, die verlorene Schönheit der fünftausend Cigarrenarbeiterinnen

Digitized by Google

von Sevilla, die Brunst des Stierkampfpublicums, den Anblick des Orangenbaumes, zu dessen Füßen Tasso verschied, die Paradiese der lombardischen Seeen, die dufttrunkenen Tauben unter den Lorbeerbüschen empfunden. Nicht bloß das flirrende Gewebe eines Artistentraumes wurde hier gesponnen, nicht bloß pervers der Verwesungsbrodem über den Canälen der Adriastadt gepriesen oder snobistisch-tändelnd die neue Ethik, die von Wahnfried ausgehe. Ein Nihilismus mit dem Willen zum Letzten kündigte sich an, den unsere Civilisation nur in den brausendsten Mitternachtsgedichten Friedrich Nietzsche's gehört hatte, und der die kleinen gesellschaftlichen Institutionen hinwegtrieb, mit neuen, unbekannten Zuständen die sociale Ordnung sprengte wie der furchtbare, eisige, fieberschwangere Hauch des Gestades von Ravenna.

Aber damit war der Gipfel dieses Lebens erreicht. Die überspannte Bogensehne lockerte sich. Die Intransigenz, die alle Möglichkeiten hinter sich zerstörte, ging in einen spielerischen Compromiß mit den dunklen Urgefühlen der Zusammengehörigkeit, ein Haschen nach Stütz- und Rastpunkten über. Schon „Le jardin de Bérénice", der Roman der Wahlcampagne, hatte für den unfriedlichen Gedankentaumel ein schmeichelndes Pfühl gefunden: noch einmal sollte das Ich sich erweitern oder, wie die Aeußerung der Niedergeschlagenheit und Hoffnung lautete, sich mit dem Unbewußten verschmelzen. Der Leser der deutschen Speculation Barrès ahmte die Mythologie Eduard von Hartmann's nach. Sein Philippe, der sich tagtäglich auf's Neue schuf, schloß damit, daß er nach Harmonie mit dem Universum trachtete. Die kleine Edentheatertänzerin als Verkörperung der ungezähmten Natur und das Volk, dem er sich darbot, sollten ihn mit dem Theile, der ihm fehlte, mit „la part sentimentale" beschenken. Nicht verschwinden sollte er in der Menschheit, sondern durch ihre Kräfte sich vergrößern. So wurde durch die gefällige Gaukelei eines Irrenden als Fortsetzung der einstigen Abenteuer aufplädirt, was ein Renegatenthum ist. Ein von irgend einer schwarzen Stimme Gewarnter opferte die Schätze, durch die er arm geworden war, und Nichts blieb als der Wunsch nach Trost, der heute mit der skeptischen, allzu verrätherischen Klugheit sich zierte, das Ich sei ein „terrain d'attente sur lequel vous devez vous tenir jusqu'à ce qu'une personne énergique vous ait reconstruit une religion" und morgen vor einem Götzen mit rothen Generalshosen salutirte.

Man behandle diesen Inconsequenten nicht mit Achselzucken. Auch nachdem die Angelegenheiten des zeitgenössischen Frankreichs nur eine Fabel des Ueberganges sein werden, wird, das ist gewiß, „Le Culte du Moi" — so hat Barrès seine philosophischen Romane getauft — noch als Document sich erhalten wie für eine andere, gleich zerrissene Epoche die Selbstbezichtigungen des Jean Jacques Rousseau. Diese beiden Unseligen sind manchmal abstrus, cynisch, geschraubt und pedantisch; aber in ihren Werken ist die Verzweiflung. Nicht geloben sie schwachsinnig, eine tugendhafte Wahrheit zu sagen, sondern sie geben sich preis mit den Lügen und Lastern, die man in sie gepflanzt hat, getreu dem einzigen Heroismus, der Nichts verhüllen heißt. Wie der Schützling der Madame de Warens in seinem Haß den von Legionen junger Plebejer verewigt hat, so schleuderte Barrès den Verkappten der officiellen Geistigkeit, der Maskerade der Unehrlichen, seinen Stolz in die entsetzten Gesichter: „Nous avons eu la passion d'être sincère et conforme à nos instincts", und wie ein feierlicher Schwur klang es von seinen Lippen: „Les Barbares par qui plus d'un jeune homme impressionné faillira à sa destinée et ne trouvera pas sa joie de vivre, je les hais." Alle Zöglinge der dritten Republik sprachen durch diesen blassen Aufrührer, Alle, die in ihren engen Dachkammern von Fichte und Balzac, den Aposteln der Freiheit, sich berauschen ließen und dem „Bon-homme système" fluchten, das ihre Persönlichkeiten hemmte, Alle, die von Soldaten, Beamten und heuchlerischen Moralisten um ihr Glück betrogen wurden. Bourget's „Disciple" ist grandioser in Erfüllung gegangen, als der liebenswürdige Herr wohl ahnte, und vor dem Doppelgänger seines Hauslehrers, dem André von Barrès' „Ennemi des lois", mochte auch der tolerante Beichtiger fröstelnd sich bekreuzigen. Der französische Nachwuchs hatte sich gegen die Republik der Grévy und Carnot, die Republik der Geschäftsleute, der Streber und der Nullen, bewaffnet, eine kranke Jacobinergarde pochte an die Thore der bourgeoisen Heiligthümer.

Indessen hat Maurice Barrès sich nicht begnügt, die Gefährten zu bemitleiden oder mit Catilinarierschnauben die Satten zu belästigen, sondern ist zur Diagnose des Ausscheidungsprocesses fortgeschritten. Dadurch näherte er selbst sich der Genesung, die das Schauen der Ursachen verleiht. Und als er nach drei Jahresringen, mit dem langen Athem des Reformators seine „Déracinés" fertig gestellt hatte, da war ihm die eigenste Tragik fast objectivirt, zu einer Sociologie gewandelt, die Paroxysmen des Schmerzes zum Geschichtsbild, die Heimathlosigkeit der Visionäre und Décadents zu der der studirenden Söhne des an der Auszehrung hinsiechenden Kleinbürgerthums, dessen Schoß sie gebar.

Vor Barrès hat der Auvergnate Jules Vallès, der unglückliche Dichter der „Refractaires" und des „Jacques Vingtras", der Empörer mit dem schweren Bauernblut, gegen die von ihm instinctiv gewahrten Zusammenhänge alarmirt, und wer von seinem Wüthen durchzittert wurde, der begriff, woher das Schicksal dieser bildungsproletarischen Jugend stammte. Die ganze Organisation des nationalen Lebens mußte irgend welche unheilvolle Verbrechen an ihr begehen, wenn Einer aus ihren Reihen so tobsüchtig, wie es hier geschah, der Gesellschaft das Messer entgegenhielt, das er in ihr Blut tauchen wollte, und seinen gemarterten Confessionen die Widmung voranschickte: „A tous ceux qui crevèrent d'ennui au collège ou qu'on fit pleurer dans la famille, qui, pendant leur enfance, furent tyrannisés par leurs maîtres ou rossés par leurs parents." Spukhaft regte sich hier die Anarchie als herrliches Resultat so gründlicher humanistischer Studien und zerrte den Staat, der die Jünglinge aus der häuslichen Gemeinschaft gerissen und den Internaten überantwortet hatte, gellend auf die Anklagebank. Und ob auch Vallès ruinirt ward und die Hekatomben nicht unterbrochen wurden, war doch der Boden für die große Abrechnung zugerüstet.

Da nahte Barrès und vervollständigte nach seinen Blasphemien in einem dicken Manifest die seitherigen Antriebe. Ganz Frankreich hat mit Zagen und Staunen die feste Hand dieses Chirurgen verspürt, der seine Wunden aufschnitt und zeigte, wodurch es so geschwächt und erniedrigt sei. Sieben Lothringer ließ er aus ihrer Heimath nach Paris wandern und dort crepiren oder in Versuchungen infam werden, weil man ihnen Alles genommen hat. Im Lyceum hat man sie erstickt, durch ein graues, abstractes, kantisches Pflichtendogma geknebelt. Man hat sie aus den Ueberlieferungen ausgestoßen und zu Bürgern eines Mechanismus gepreßt, in dem sie nirgends eine Stätte haben. Sie werden Deserteure, weil man sie planvoll den Provinzen, in die sie gehörten, entfremdet hat. Das Ungeheuer Centralisation unterbindet die Zukunft, und während mit der Vergeudung der Volkskraft die Reproduction in's Stocken geräth, dringt vom Osten der germanische Geist vor, die Entwickelung zu schließen.

Eine solche Perspective hat Barrès in zwölfter Stunde seinen Landsleuten geschildert. Er hat als visionäre Zusammenfassung klinischer Constatirungen wieder erstehen lassen, was ihren Erwerbssinn bereits aus den Statistiken über das Zweikindersystem oder aus den Welthandelstabellen des Leroy-Beaulieu als tagespolitische Gewißheit beeinträchtigte. Nicht bloß die studentische Reservearmee wurde gezählt, sondern mit schöpferischer Dumpfheit und aus den Tiefen erschien eine männliche Physiologie, wie sie in der Zeit nach Balzac an keiner Stelle mehr gewesen war. Der Schatten des starken

Digitized by Google

Urhebers der Rubempré und Rastignac ging in den Capiteln der „Déracinés“ um, in dem widerlichen Garküchendunst und Geschirrlärm ihrer Pensionen, in den unsauberen Massenquartieren ihrer möblirten Häuser, im bleiernen, trüben Gaslicht ihrer Schenken, in der rüden Noth der „brasseries à femmes“ mit den stumpfen, ehrlosen Liebschaften, die dort angezettelt werden. Balzacisch sind die gräßlichen Superlative, in denen die Agonie der zwei Elendesten aus der Gilde der Sieben vorgetragen wird, des listig brutalen Bauernsohnes, der mit einem von ihnen Allen in Freundschaftsstimmung übernommenen Journal in die schmutzige Kloake der Erpressungen gleitet und als Mörder guillotinirt wird, und des idiotischen, unter den Wirkungen des Collodiums empfangenen Photographensprossen, der den Gefährten seines Verbrechens überlebt. Balzacisch muthen die gesammten Parthien an, die von der Hospital- und Kerkeratmosphäre der bedrängten Genossenschaftlichkeit durchwuchert sind.

Aber auch in dieser traurigsten der Barrès'schen Offenbarungen besiegte den lethargischen Kummer die erlösungssüchtige Unruhe dessen, welcher damals blasirt in den Garten der Berenice schlich. Noch forderte der Rhetor des sentimentalen Individualismus zur Freiheit auf, ohne die Schiffe des Verlangens in einen Hafen zu leiten. Den Rückerinnerungen an bestandene Nöthe wohnte er selber bei, indem er sich nach der unveränderten Weise seiner lyrisch-metaphysischen Romane durch den Helden, den er François Sturel nannte, als handelnd und duldend verkörpern ließ. Jetzt wurde für den Historiker seines Inneren, der längst all' das überwunden hatte, ein treuer Nachfahr von Stendhals, des einst nur in Italien vorschwebenden, rebellischen Julien Sorel daraus. Der Nancyer Gymnasiast von 1879 trat in die Fußstapfen jener Gymnasiasten des ersten Kaiserreichs, welche die Kanonenschläge von Marengo vernahmen und zuweilen das Coupé des „Mannes“ durch ihr Städtchen hasten sahen. Die Erbschaft des heimlichen Bonapartisten, der dem Abbé Frilair knirschend gehorchte, ward dem eingesperrten Lyceumsschüler zu Theil, dessen Classe durch den republikanischen Zuchtmeister Bouteiller für eine Natur und Persönlichkeit knechtende Moralorthodoxie gedrillt wird. Flüchtig, mit einer seltsam verstörten Neigung hat Barrès die Linien seiner ersten Form in diesem Schwächling aufgefrischt, der begehrlich auf dem Lager der armenischen Madame Aravian die unendlichen Schönheiten Asiens von der Schwelle her grüßt. Dann aber ward ihm definitiv, durch die Umklammerungen des Beylismus, ein neuer Typus geboren. Definitiv wurde der Cultus des Ich zum dienenden Cultus der Macht an dem Nachmittag umgedeutet, wo sich die sieben Provinzler am Grabe des Corsen im Invalidendom versammeln, wo sie am Treffpunkt aller Willensregungen den größten „professeur d'énergie“ der die Menschheit erneuerte, den „homme national“, sich wählen. Hier ist sogar für Sturel, den zögernden Baccalaureus, der definitive Abzug von der einsamen Insel, die er als ein Robinson Crusoë behaust hat, und auch seine enttäuschte Seele schwankt hinaus auf's brandende Meer der Collectivgefühle in der Sommernacht, da vor seinen Augen Victor Hugo's Sarg die Lüfte durchquert und er, von Ekstasen überwältigt, in dem hingeschiedenen Gotte ein Element des heiligen Berges erkennt, welcher Rettung bietet, auch wenn die Niederungen des Geistes von den Barbaren überfluthet sind. Definitiv ist mit der Aufreibung der „Déracinés“ das Stadium der lauernden Skepsis durchwandert. Die Reise nach dem Enthusiasmus, nach einem besinnungslosen, rauschfreudigen, irren Enthusiasmus wird eröffnet.

Diese vorletzte seiner Phasen hat Barrès zunächst im „Appel au soldat“ porträtirt; es ist der Roman der einzigen Action, welcher er, der Actionsbedürftige, begegnet ist. Dem Lord Byron, der auf ähnliche Art den Bereich der Diplomaten durchzuckte, stellte sich der schöne Romantismus der Guerilla gegen die Türken zur Verfügung; der Franzose von 1886 hatte im Lande der corrupten Verwaltungsbeamten und der stupiden Verwalteten, welche mit ihren Träumen von Seebädern für sich selbst, von Universitätsexamen für ihre Söhne, von der Mitgift für ihre Töchtern ihn ekelten, nur den talminapoleonischen Boulangismus. Von da an stiehlt sich in das ruhmvolle Schauspiel seines Literatenthums ein Conflict von weitester Geltung, der in der stolpernden Laufbahn dieses hitzigen Sectirers das Loos der ganzen Rasse durchschimmern läßt: die Bestimmung, verspätet zu sein, mit allem Elan, allem Idealismus klapprigen Chimären nachzusetzen und zu sinken. Das Glaubenwollen und die Qual des Intellects sind zwiespältig. Aus den Museen und Geschichtsdenkmälern Italiens begiebt sich François Sturel in die Clique des abgesetzten Kriegsministers, der mit blondem Bart und gutgenährten Mienen urplötzlich, nach ein paar demokratischen Gemeinplätzen, an die Spitze einer wahnwitzigen Agitation geschoben worden ist. In ihm glaubt er Stendhals „imprévu“ entdeckt zu haben. Mit der Ausdauer des Fanatikers sucht er um seiner Selbst willen die boulangistische Legende zu errichten. Er weiß, daß der an der Gare de Lyon mit dem delirirenden Pöbel von ihm Umjauchzte die Seele eines Commis voyageur hat, und daß der Triumphator, den die Refrains der Tingeltangel als streitbaren Messias feiern, von den Geldern der zärtlichen Madame de Bonnemain profitirt. Er sieht die Schleier des gipsernen Idoles fallen und betrügt sich, wenn er die Plattheiten des braven Troupiers hört, mit der komisch schonenden Ausflucht: „Etait-il donc obligé de penser tout haut? Son silence intéresse plus notre imagination que ses phrases, rares et pauvres.“ Und als der Umschlag der Glückslaune den Prätendenten entthront hat und der Feige in einem Exil, das eine Attrape ist, das Wrack seiner Allzumenschlichkeit verpflegt, da schlägt Barrès noch schützend den Mantel des Grandiosen um ihn und läßt ihn mit heroischen Gesten an der Küste des Eilandes, mit elegischen in seinem Bureau und seinen zweischläfrigen Villegiaturbetten paradiren, bis der ganz Zermürbte auf dem Friedhof von Brüssel sich erschießt und mit dem sickernden Blut der armen, fadenscheinigen Illusion ein gewaltsames, wohlthätiges Ziel gesetzt wird. Doch werden die Ereignisse des Durchschnitts, die perfiden und geschwätzigen Parteiungen, das frivole, klägliche fait divers in Barrès Handschrift Vorwände zu aufwühlenden Psychologien; der verwirrende Tact der Epopoë reißt die Gebrechlichkeit mit sich, die „forces du subconscient“ überschwemmen die affectirten Winkel der Handlung, worin Sturel bourgetmäßig bei der kindlichen Madame de Nelles in den „Gouffre du néant“ blickt, und vom düsteren Grabe von Ixelles tritt Barrès die letzte Reise nach dem Enthusiasmus an.

Aber mit diesem Termin ist in dem Propagandisten der ungesellschaftlichen Wahrheiten die Liebe ausgelöscht, die vor Verehrungsgegenständen thränenvoll kniete; nur der „amour de la haine“ lodert in ihm empor, welchen die Ränke und plumpen Machenschaften der Coulissen ihm einflößten. Durch die Darstellung der letzten Peripetie, welche er mit „Leurs Figures“ veröffentlicht hat, ächzt nicht mehr das Langen und Bangen um einen Talmicäsar, sondern die Grausamkeit des Einzelnen triumphirt, der mit der Gesellschaft keine Pacte mehr sucht, der dem holden, gemeinmachenden Phantom der That entsagt hat. Sein flackernder Stern wollte, daß er als Rekrut der Kammer hypnotisirt die schreiendste Schmach des heutigen Frankreichs erlebte, die Panamamonate von 1892, deren Epidemie die Fractionen und Börsianer schüttelte und das Unterste nach oben kehrte. Weder Maupassant noch von den Kleineren die Léon Daudet, Maurice Beaubourg und Verwandte haben mehr als ein Drittel des Sarkasmus, der hier aus gekritzelten Einträgen seiner Taschenhefte, aus Leitartikeln und Proceßberichten, „de la bonne tragédie nationale“ gearbeitet hat. Ihre Grotesken, Ironien und Entladungen sind das schimpfliche Todesurtheil für eine pathologisch afficirte

Digitized by Google

Kaste kleiner Raubthiere, welche die Aufopferung flieht und ihre Glaubensbekenntnisse zu Plaidoyers umbiegt, die Furcht hat, wenn sie Morgens die Briefe und Zeitungen durchblättert, Furcht in den Wandelgängen, Furcht auf der Tribüne, Furcht in jedem Momente, bis die professionelle Herzkrankheit sie wegrafft. Es ist maßlos, wie in diese Sippe das Gespenst der Verhöre und Entlarvungen greift, wie der Schritt der Nemesis die Schultern der Belasteten und Strauchelnden krümmt, wie ehrenwerthe Greise, als sie nicht mehr entrinnen können, lügen, wie knochige Hände die Tischplatten umkrampfen, wie unter den Worten des Anklägers die Deputirten aufbrüllen, als wären sie das zischende Fleisch der mit dem glühenden Eisen gebrandmarkten Sträflinge. Katastrophen des Irrenhauses werden aufgerollt, epileptische Gentlemen bellen, weinen, machen Jaguarsprünge nach ihren Wärtern. Eine kalte, mephistophelische Verachtung bereitet sich aus dem Plumpsen des korpulenten Baron de Reinach, der wie eine vergiftete Ratte in den Tod trippelt, oder aus den hochstaplerischen Prahlereien des Cornelius Herz, der bleich in den Kissen von Bornemouth sich wälzt, ein Labsal. Die einfachen Gefühle, die im Alltag verschüttet sind, werden aufgegraben, Entsetzen und Erbarmen ziehen über den Häuptern dahin wie in den Dichtungen Shakespeare's. Dann kommt die fade Ermüdung, der Kämpfer zerbricht sein Instrument, die Raserein dieses strengsten aller neueren Bücher verhallen. Es ist wieder still um Maurice Barrès, und mit bitterem Knabenstolze flüstert er sich die alte Tröstung zu: „Je suis une scène trop noble, et l'on me voit déserte faute d'acteurs suffisants."

Jedoch das heftige Drama der ahnungsvoll leidenden französischen Seele ist nicht umsonst durchrungen worden; ein tiefer Gewinn geht daraus hervor. Am Schlusse von „Leurs Figures" trifft François Sturel auf den Alleen des Parks von Versailles, die das entfärbte, leise über das Wasser der Marmorbrunnen gewehte Laub bedeckt, denselben Bouteiller, der ihm die Jugend vergällte und zum Inbegriff des gehaßten Republikanismus ihm schwoll, als Vernichteten wieder, aber er brutalisirt ihn nicht. Der Rahmen des Nationalen spannt sich von Neuem um die fanatischen Antagonismen, und Sturel wird geläutert. Die Botschaft der Reformation, die tastend Ungedeutete und immer wiederum Mißachtete, wird zum Angelpunkt eines Daseins.

Zwar sind ihre Lösungen gefühlsmäßige wie alle jene, die im Protestlerthum von Gefährdeten erstritten worden sind, aber gerade das Irrationale ist ihre königliche Garantie. Sie verwirklichen, was die Schlaflosigkeit der „Déracinés" umgaukelte, und was in einem lyrisch-reflexiven Nebentheile des „Appel au soldat", der Moselfahrt Sturel's und seines zäheren Freundes, herrschend geworden war. Ein Positives wird der rohen Centralisation des Lyceums und des Staatsgedankens entgegengesetzt, die abgewirthschaftete Geometrie der Departements und der Arrondissements wird widerrufen. Und nur zur Hälfte dilettantisch, kriecht — das ist der Reiz der Entwickelung, die hier durchmessen worden ist — eine demüthige Ethik heran, die reich an Geheimnissen auf die keltische Rasse sich niederläßt.

Mit einem Male wird jetzt die Bedeutung des Schauspiels klar, dessen verschiedentliche Acte mit ihren Wirrnissen defilirten. Es heißt nichts Geringeres, als daß der Intellectualismus eines ganzen Jahrhunderts seinen vitalsten Voraussetzungen entsagt. Es heißt nichts Geringeres, als daß die bis dahin verhehlten Consequenzen einer Transformation gezogen werden, die für Hellhörige bereits um 1880, für den Rest um 1900 abgelassen hat, ein Problem zu sein. Eine Umorientirung der Geister wird offenkundig, die nicht bloß mit zänkischen Elaboraten von Klopffechtern, nicht bloß mit Verkannten, dem „Devoir présent" Paul Desjardin's oder den „Morts qui parlent" des Vicomte de Vogüé, sondern mit dem Beispiel der Größten zu belegen ist, zu der Renan selbst, der Patron des ersten Barrèsismus, den Anstoß gab.

Schon in den „Déracinés" hatte eine Einschaltung frappirt, die von dem Keuchen in den Untergründen wundersam sich abhob: der Egotist Barrès huldigte, indem er seinen Sturel mit Taine zu einem Baume des Invalidensquares wallen ließ, dem Namen des Verfassers der „Origines de la France contemporaine", der mit seiner Weisheit über die jakobinischen Zerrüttungen hinausragte. Von den Theorien dieses Mannes, der im Schlußsatz seines Hauptwerks die wachsende Uneinigkeit zwischen That und Erziehung die Ursache des schmerzensvollen Sturzes der neueren französischen Jugend nannte, floß ihm damals eine Kräftigung zu, die echter war als der Tand in Berenicens Garten. Vor solcher natürlicher Entfaltung ging ihm der Begriff des „Werdens" auf, wie ihn die deutschen Metaphysiker ausbildeten, ehe sie den lärmenden, pangermanistischen Emporkömmlingen Platz machten. Eine Erkenntniß winkte, die köstlicher war als alle Liebesgespräche, der Drang nach einer Gesundung aus den entweihten Bedingungen des Lebens. Sein Individualismus hat sich Dem gebeugt, der als Positivist im Ich nichts gelten lassen wollte als die Reihe der Ereignisse. Von Neuem zwingt das Unpersönliche die Persönlichkeit, die „freie Association" wird eng zum erhaltenden Princip, die socialen Realitäten, denen nicht widersprochen werden darf. Der Byronismus weicht der schlichteren Naturhaftigkeit einer Weltanschauung, die sich Niemandem anders als der olympischen Gestalt eines Goethe anlehnt, den fruchtbaren Lectionen der Dinge, der Rasse, des Bodens und der Atmosphäre. Die Sehnsucht nach den Vergangenheiten, nach der Erde und den Todten, die einst an den faulen Stagnationen des zerbröckelnden Venedigs sich befriedigt hatte, wird nationalökonomisch geschult oder glaubt es zu werden. Aber ihre Erwägungen sind gleichgiltig. Was in ihnen namenlos den Willigen durchschauert, das ist die Ueberfülle, mit der das „inconscient", zu dem die Dekadenz des „Culte du moi" nur bettelte, in diesen Ahasver des Ideals eingeströmt ist. In seinen Träumereien unter den braunen, moosbewachsenen Stämmen der lothringischen Heimath, in den zarten Idyllen seiner Landschaften, deren Süßigkeit die wehe Melancholie Rousseau's zurückbringt, ist der Athem der Völkergeschichte, ein Harren des Verlorenseins, ein Harren auf die Morgendämmerung, die vielleicht schon die Gipfel silbrig leuchtend umkränzt.

Das Kunstgewerbe in der capitalistischen Wirthschafts-Ordnung.

Von Johannes Gaulke.

Die causalen Zusammenhänge zwischen künstlerischer Production und wirthschaftlicher Betriebsform sind, nachdem sich eine Verfeinerung des Lebensbedarfs wieder beobachten läßt, vielfach erörtert und ausgelegt worden, ohne daß auch nur in den Grundzügen eine Uebereinstimmung erzielt worden wäre. Der Eine macht den Wohlstand der Nation für das Wiederaufblühen des deutschen Kunstgewerbes verantwortlich, der Andere spricht sogar von rein abstracten Größen, „dem Bedürfniß, das in der Luft liegt" u. s. f. Alle philosophischen und ästhetischen Erklärungsversuche eines Zeitphänomens müssen nothwendig scheitern, sobald die gesellschaftliche und ökonomische Structur dabei aus dem Auge gelassen wird. Andererseits haben aber auch Nationalökonomen, beispielsweise eine so hervorragende Capacität wie Karl Marx, einen verhängnißvollen Irrthum begangen, sobald sie alle Erscheinungen des Culturlebens aus rein wirthschaftlichen Gründen abgeleitet haben. Unter den neueren Forschern hat sich Werner Sombart in seinem monumentalen Werk „Der

Digitized by Google

moderne Capitalismus", von dem zwei Bände vollendet vorliegen*), am eingehendsten mit obiger Frage beschäftigt, und ich glaube, daß er, wenn wir von einigen kühnen Expectorationen absehen, die causalen Zusammenhänge zwischen Kunst und Capitalismus am klarsten aufgedeckt hat.

Sombart verbreitet sich in seinen Untersuchungen im 15. Capitel des zweiten Bandes „Die Verfeinerung des Bedarfs" zunächst über das Wesen des Luxus überhaupt und gelangt zu dem Resultat, daß dieser überhaupt kein feststellbarer Begriff sei; ebenso wenig ließe sich aber auch das Maß des Luxus oder der „erlaubte" Luxus feststellen. „Ich finde es nur zu begreiflich, daß der größte Theil der tractätchenhaften Anti-Luxusliteratur des 19. Jahrhunderts einen unverkennbaren Armeleutegeruch ausstrahlt ... Es giebt — auf den Luxus angewandt — keinen noch so verschwenderischen Aufwand, keinen noch so raffinirten Lebensgenuß, der nicht in der Persönlichkeit seines Vollbringers seine Weihe und damit seine Rechtfertigung finden könnte."

Nachdem Sombart die Thatsache, daß der Luxus eine durch die Menschennatur begründete und zu rechtfertigende Erscheinung sei, festgestellt hat, führt er weiter aus, daß die Schranke für das Maß der Bedarfsverfeinerung in dem Güterquantum liege, über das eine Person, eine Classe, eine Gesellschaft verfügt. Dieses Güterquantum wird durch zwei Factoren bestimmt: durch den gesellschaftlichen Reichthum einerseits und durch das Antheilverhältniß der verschiedenen Classen oder Personen an dem Gesammtproduct andererseits. Nun ist aber die Art und Weise, wie das zur Verfügung gestellte Güterquantum zur Verfeinerung der Lebenshaltung genützt wird, abhängig von der Beschaffenheit der Personen, gewöhnlich der Classe von Personen, von der jene Bedarfsgestaltung in's Werk gesetzt wird. Die Verfeinerung des Bedarfs kann in drei Richtungen erfolgen:

1. In der Richtung des Stoffes: Bevorzugung des „echten" und kostbaren Materials vor dem unechten und billigen. Die Bedarfsverfeinerung ist auf das Pracht- und Prunkvolle, auf Pomp und Glanz gerichtet;

2. in der Richtung der Form: Herausbildung edler Formen der Gebrauchsgegenstände. Entwickelung des Geschmacks und Kunstverständnisses im engeren Sinne;

3. in der Richtung des Zweckes: Anpassung der Gebrauchsgegenstände an ihren Gebrauchszweck, zugleich Werthschätzung der Bequemlichkeit, des „Comforts"; die Bewegung ist auf das Zweckvolle gerichtet.

Diese drei Richtungen können sämmtlich, aber brauchen nicht nothwendig in einer Zeit verfolgt werden. In Deutschland kann die erste Richtung zu keiner Zeit beobachtet werden, wenigstens nicht als eine das gesammte Gebiet des Kunstgewerbes beherrschende Tendenz, wie in Frankreich zur Zeit Ludwig's XIV. Die Herausbildung edler Formen ist dagegen das charakteristische Merkmal des deutschen mittelalterlichen und Renaissance-Kunstgewerbes als dieses rein handwerksmäßig betrieben wurde. Die dritte Richtung oder die Bewegung auf das Zweckvolle hin scheint das moderne deutsche Kunstgewerbe als capitalistische Betriebsform beherrschen zu sollen. Um die moderne Entwickelungstendenz aber vollends zu verstehen, ist es nöthig, daß wir uns zuvor mit dem deutschen Kunstgewerbe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigen, einer Zeit, die sich noch vorwiegend mit der handwerkmäßigen Wirthschaftsform begnügte, als der Capitalismus kaum seine ersten Fühler bei uns ausgestreckt hatte. Sombart führt zur Charakteristik des Geschmackes jener Zeit ein Citat aus dem amtlichen Bericht der ersten deutschen Gewerbe-Ausstellung in Berlin (1844) an, das sich auf ein Prachtstück der Ausstellung bezieht, einen „vergoldeten Armlehnestuhl mit Musik, das Polster mit weißseidenem Bezuge." Ich will den Lesern das kunst- und culturhistorisch interessante Urtheil über die Glanzleistung der Berliner Industrie nicht vorenthalten: „Diese Arbeit war unstreitig die vorzüglichste ihrer Art ... Das Einzige (!), was als wünschenswerth bezeichnet wurde, war, daß an dem Sessel das Musikwerk statt in dem Sitz, an der Rücklehne hätte angebracht sein müssen, um es willkürlich in Thätigkeit zu setzen."

Wir stehen, wenn wir die Berichte aus jener Zeit lesen, vor einem psychologischen Räthsel, und doch trennt uns erst ein halbes Jahrhundert von jenem Tiefstand des Geschmackes. Die ästhetische Verwahrlosung war allgemein. Die alte handwerkliche Technik war gänzlich in Vergessenheit gerathen, die Wechselbeziehungen zwischen Form und Material wurden meistens wider besseres Wissen ignorirt, einen eigenen Styl gab es nicht, allenfalls einen Experimentirstyl, der bald hier bald dort eine Anleihe machte. Man denke nur an die schauerlichen Möbel, die Nippes und die schlechten „Kunst"-reproductionen, mit denen unsere Altvorderen ihre „gute Stube" ausstaffirten! „Um die Mitte des Jahrhunderts gab es in Deutschland in der Industrie weder eine Kunst noch einen Künstler", klagt Jakob von Falke. (Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. Schlußwort.)

Die Kunst, soweit sie an den deutschen Höfen überhaupt gepflegt wurde, verdiente diese Bezeichnung überhaupt nicht. „Die Münchener Kunst bin ich!" Dies Wort Ludwig's I. von Bayern kennzeichnet die Stellung der Kunst, die alles künstlerischen Wesens entbehrte, zur Genüge. Sombart beschäftigt sich mit der Frage, wie es denn möglich war, daß gerade in einer Zeit der Goethe, Fichte, Schelling, Hegel, Tieck und Schleiermacher, der beiden Humboldt's und der beiden Schlegel, der Cornelius und der anderen Nazarener, der ästhetischen Thees und der Berliner Salons der deutsche Kunstgeschmack seinen tiefsten Tiefstand erreichen konnte, und er findet des Räthsels Lösung in der Eigenart der Bildung jener Zeit. Die Geistescultur war eine ästhetisch-philosophische, eine literarische, eine idealistische, eine unsinnliche und somit auch eine unkünstlerische. Arm an materiellen Gütern machte man aus der Noth eine Tugend und baute sich eine Welt der Ideale auf. „Man übte Entsagung und Bescheidenheit, wie es Heine so schön ausgesprochen hat; man beugte sich demüthig vor dem Unsichtbaren, haschte nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagte und flennte." Die Gelehrsamkeit und die abstracte Idee war tonangebend; auf allen künstlerischen Gebieten war die Auffassung verstandesmäßig, die große künstlerische Persönlichkeit, die sich über den Standesdünkel der Akademiker erhob, war verpönt. Die Künstler selber waren Asketen und Biedermänner der schlimmsten Art, sie verstanden am allerwenigsten in Schönheit zu leben. Selbst Goethe lebte in einer nach unseren Begriffen armseligen Umgebung, und er konnte daher den Gedanken äußern, daß eine elegante und luxuriöse Zimmerausstattung nur für Menschen sei, die keine Gedanken haben.

Unter Berücksichtigung dieser Zeitverhältnisse ist es nur zu begreiflich, daß sich die sogenannte hohe Kunst immer mehr von den angewandten Künsten trennen mußte. Das war das Ende eines Entwickelungsprocesses, der am Ausgang der Renaissance eingesetzt hatte, der aber auch zusammenfiel mit dem Niedergang der handwerklichen Productionsweise. Alle Versuche, das Kunstgewerbe auf einer neuen Basis zu reorganisiren, verliefen, wie es das Beispiel Schinkel's zeigt, der selbst kunstgewerbliche Gegenstände „componirte", resultatlos. Zu alledem kam noch hinzu, daß gerade zur Zeit der größten Geschmacksverwilderung der Capitalismus seine Fangarme auf das Gebiet des Kunstgewerbes ausstreckte Das Handwerk als Betriebsform des Kunstgewerbes war ohnehin schon von der Manufactur und der maschinellen Productionsweise verdrängt worden. Nach und nach eroberte das capitalistische Unternehmerthum ein Gebiet des Kunst-

*) Der moderne Capitalismus. Von Werner Sombart. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot.

Digitized by Google

gewerbes nach dem anderen und revolutionirte Dank der vielen Erfindungen, die in jene Zeit fallen, zugleich auch die verschiedenen Techniken. Es begann die Massenfabrikation kunstgewerblicher Gegenstände, eine Surrogat- und Attrappenkunst, die keinen anderen Gesichtspunkt kannte als den Profit. Das noch gänzlich ungebildete Unternehmerthum, das sich aus den Kreisen der Handwerker und Kleingewerbetreibenden entwickelt hatte, machte sich bald alle technische Organe, den Zeichner, den Modelleur, den Ciseleur u. A. unterthan und degradirte sie zu Lohnarbeitern. Der ehemalige Kunsthandwerker, der in den meisten Fällen auch der geistige Vater seines Werkes war, wurde zu einem geistlosen Routinier und Specialisten. Die höchste Anforderung, die der Unternehmer an den Artikel stellte, bestand darin, daß er absatzfähig war, d. h. auf den rohen Geschmack der Masse zugeschnitten. Darum mußten die Erzeugnisse vor allen Dingen „originell" sein und zugleich billig. Eine Originalitätssucht und Effecthascherei setzte ein, die ohne Parallele dastand, und damit war weiter die lächerlichste Imitationsmanie verbunden. Einem minderwerthigen Material den Anstrich und Zuschnitt des echten zu geben, und die technische Eigenart des einen Stoffes auf den anderen zu übertragen, beide Manipulationen charakterisiren so recht die capitalistische Productionsweise bis in die siebziger und selbst noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein.

Bei aller Verwüstung, die der moderne Capitalismus in Sachen des guten Geschmackes angerichtet hat, ist aber nicht zu verkennen, daß er wiederum neue ökonomische Bedingungen für die Wiedergeburt des Kunstgewerbes geschaffen hat. Er hat vor allen Dingen die Nation aus der Aermlichkeit des Daseins, an der sie langsam dahinsiechte, erlöst. Der neugeschaffene Reichthum ist zwar sehr ungleich vertheilt; mögen aber auch die größten Capitalien in den Händen der größten Banausen vereinigt sein, so nehmen nebenher die Kreise der Gebildeten, der Staat und die Communen an der materiellen Cultur Theil. Staat und Städte können Dank ihres größeren Budgets zu Auftraggebern werden und damit befruchtend auf den Geschmack der Masse einwirken.

Die wichtigste Folge-Erscheinung des Capitalisirungsprocesses ist aber der Wandel der gesammten Lebensauffassung, der sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Die abstract-idealistische Anschauung, die das Biedermeierthum charakterisirt, wird zu einer sinnlichen, die vorwiegend literarisch-ästhetisirende zu einer künstlerischen. „Es erwacht der Sinn für das Sichtbare auf dieser Welt, für schöne Gestaltung auch der äußeren Dinge, für Lebensfreude und Lebensgenuß ... Wie damals die Kunst im Banne des Gedankens, der literarischen Phantasie stand, so werden jetzt Literatur und alle Geistesbethätigungen beherrscht von dem Wesen der künstlerischen Anschauung. Die Zeit einer culturellen Hochblüthe, die stets künstlerisch und unethisch war, scheint anbrechen zu wollen."

Wie die Entwickelung weiter verlaufen wird, diese Frage glaubt Sombart im optimistischen Sinne beantworten zu können. Ja, er glaubt sogar über die Eigenart der Fein-Bedarfsgestaltung in zwanzig oder dreißig Jahren ein Urtheil fällen zu können. „Ich sehe das kommende Geschlecht nach langen Jahrhunderten der Entbehrung endlich wieder ein Leben führen, das von Schönheit und Wohlbehagen durchtränkt ist. Ein Geschlecht wird erstehen, das aus der Fülle von Reichthum, die ihm in verschwenderischem Maße zuwächst, eine Welt des Behagens und der schönen Formen wird hervorquellen lassen ... Quantitav wird der Feinbedarf Dimensionen annehmen, von denen wir uns heute auch nicht die leiseste Vorstellung machen können, er wird in's Unermessene anwachsen, zu Massenhaftigkeiten und Prächtigkeiten, gegen die der „Luxus" des kaiserlichen Roms, der Glanz Venedigs, die Verschwendungen Versailles in Nichts zusammenschwinden werden."

Es bedarf keiner besonderen Erörterung, daß der Kreis der Genießenden sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre, seitdem der Capitalismus festen Boden gefaßt hat, sich erheblich erweitert hat und daß auch das Einkommen des Einzelnen bis in die untersten Schichten sich nicht unwesentlich erhöht hat. Dessen ungeachtet kann ich aber in die Zukunftsmusik Sombart's nicht einstimmen. Er hat meines Erachtens in diesem Zusammenhange den Umstand nicht berücksichtigt, daß einmal immer nur ein begrenzter Kreis auf Grund seiner Naturanlage mitfühlen und mitgenießen kann; ungleich wie alle wissenschaftlichen und künstlerischen Fähigkeiten vertheilt sind, so ist es auch die Genußfähigkeit. Wenn nun aber, wie dies scheinbar der Fall ist, das Interesse für die künstlerischen Ereignisse heute größer ist als vor Jahrzehnten, so ist hierbei zu berücksichtigen, daß das Verständniß des verehrten Publicum meistens recht platonisch ist und auf Selbstbetrug, Eitelkeit und Wichtigthuerei beruht. Beweis: unser Premièren- und Ausstellungspublicum. Und was nun die breiten Volksschichten anbelangt, die Sombart doch auch in den Kreis der Genießenden hineinziehen möchte, so fehlt es diesen in erster Linie an Zeit, um ein Leben in Schönheit zu genießen. Derselbe Capitalismus, der alle materiellen Vorbedingungen zu einer ästhetischen Cultur schafft, preßt andererseits jede Spur von Schönheits- und Persönlichkeitsgefühl aus seinen Werkzeugen heraus. Wer zehn Stunden in der Fabrik schuftet, eine stumpfsinnige, des intellectuellen Menschen unwürdige Arbeit verrichtet, wer Straßen fegt oder Cloaken reinigt, wer als Lohnkuli Adressen schreibt oder Waaren verfrachtet, dem dürfte es ziemlich gleichgültig sein, ob das moderne Kunstgewerbe an einen historischen Styl anknüpft oder seine Mission als Förderer des Lebensgenusses durch die Erfindung einer neuen Formensprache erfüllt.

Der zweite Umstand, der mich gegen den Capitalismus als Schöpfer eines neuen Kunstgewerbes und eines Lebens in Schönheit einnimmt, ist in der maschinellen Productionsweise und in der profitgierigen Tendenz des modernen Capitalismus zu suchen. Es dürfte allerdings die Productionsweise, ob handwerkliche oder capitalistische, den Kern der Sache wenig berühren. Ein mit allen Mitteln moderner Technik hergestellter Gegenstand kann unter Umständen ebenso große Reize und Besonderheiten aufweisen wie der handwerksmäßig hergestellte, aus dem die Persönlichkeit des Meisters zu uns spricht. Dessen ungeachtet schließt aber die erstgenannte Productionsweise die Gefahr der nivellirenden Tendenz in sich. Auf den feiner organisirten Menschen übt schon die Massenhaftigkeit eines Artikels eine abschreckende Wirkung aus. Ich verweise hier auf die Ramschartikel der modernen Kaufhäuser, die Möbel, die Geräthe, die Nippes, die Broncen und andere Artikel, denen die Devise „Schmücke Dein Heim" nur zu aufdringlich aufgeprägt ist. Wer könnte es unternehmen, diesen Objecten einen ästhetischen Werth zu vindiciren? Von den Scheußlichkeiten der modernen Wohnungseinrichtung mit dem unvermeidlichen „Trumeau" und „Vertikow" will ich ganz schweigen. Wie anders muthet uns da ein mit primitiven Werkzeugen hergestellter Gegenstand der alten Meister an!

Es liegt mir indessen fern, über die maschinelle, dem Capitalismus eigene Productionsweise schlechthin den Stab zu brechen. Es können wohlverstanden mittels der Maschine Gegenstände hergestellt werden, die dem Schönheitsbedürfniß des modernen Menschen in jeder Hinsicht gerecht werden, aber — hier kommen wir zum punctum saliens — es geschieht meistens nicht. Was die capitalistische Productionsweise zu leisten im Stande ist, das zeigen uns die Schaustücke der modernen Kunstsalons und die Ausstellungen, die in den letzten Jahren dem „neustylistischen" Zimmer in der generösesten Weise Unterkunft gewährt haben. Der Rest aber ist Schweigen. Genannte Objecte können schon aus dem Grunde nur Paradepferde des Capitalismus bleiben, weil doch nur ein beschränktes Absatzgebiet für sie in Betracht

Digitized by Google

kommt: die oberen Zehntausend der Bourgeoisie. Es wäre lächerlich, hieraus Schlußfolgerungen auf die ästhetische Mission des Capitalismus zu ziehen — ebenso lächerlich, als wollte man dem Bildungsdilettantismus, der dem Volke und selbst den Unmündigen und Kindern das Schönheitsgefühl eintrichtern möchte, einen besonderen Werth beilegen. Ich denke da an die Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes", wo man höchst ernsthaft die Frage erörtert, wie ein Kinder-„Salon" beschaffen sein soll. Das nebenher. Mag der Capitalismus sich auch dann und wann zu großen Leistungen aufschwingen, so wird er doch nie seine wahre Natur ganz abstreifen können, denn er producirt weniger um bleibende Werthe zu schaffen, als um des Profits willen. Der große englische Aesthetiker und Dichter, der nebenher auch noch Handwerker war, William Morris, hatte die nivellirende und profitgierige Tendenz des modernen Capitalismus als einer der ersten erkannt und bekämpft. In seiner Feindseligkeit gegen ihn ließ er sich sogar dazu verleiten, auch der modernen technischen Betriebsform den Krieg zu erklären. Ihm war der Massenartikel ein Greuel, und er machte ihn für die zunehmende Verflachung der Menschen verantwortlich. Wie die Maschinentechnik jedes individuelle Gepräge des Gegenstandes abschleift, folgerte er, so müsse auch der Mensch, der sich seiner bedient, verflachen und versimpeln.

Wie Morris, so hat auch Sombart das Wesen des Capitalismus und die capitalistische Betriebsform richtig erkannt. Aber während der Eine die Rückkehr zu einer alten Wirthschafts- und Betriebsform predigt, will der Andere sie den allgemeinen Culturzwecken nutzbar machen. Sombart nimmt an, daß das Kunstgewerbe unter der Herrschaft des Capitalismus eine ungeahnte Blüthe erreichen wird, aber es wird auch ein von früherer Epoche Dank der maschinellen Productionsweise wesentlich verschiedenes Gepräge tragen. Es werden die geschichtlich überkommenen Eigenarten der verschiedenen Nationen zurücktreten gegenüber dem allgemein Menschlichen, dem persönlich Individuellen, das in dem Maße gemeinsame Züge annehmen wird, wie das Commerzium unter den Menschen wächst. Während nun die nationalhistorischen Einflüsse an Kraft verlieren, werden die beiden überall gleichbleibenden, geschmacksbestimmenden Factoren, Zweck und Technik, an Wirksamkeit gewinnen. „Die Eigenart des Zweckes liegt aber begründet in der Eigenart des Bedarfs, und diese wiederum findet ihre Umgrenzung in der Eigenart Derjenigen, denen die Gebrauchsgegenstände dienen sollen." Weiter führt Sombart aus, daß der rasch wachsende öffentliche Bedarf mit steigendem Reichthum sich zu verfeinern und zu veredeln die Tendenz hat. Eine unübersehbare Fülle von öffentlichen Gebäuden, Ministerien, Postgebäuden, Bahnhöfen, Rathhäusern, Theatern, Gerichtsgebäuden ꝛc., ist bereits entstanden, und zwar aus dem Bedarf der Zeit heraus.

Auch in anderer Hinsicht wird der moderne Feinbedarf immer mehr einen öffentlichen Charakter tragen, eine Folge-Erscheinung der verkehrswirthschaftlichen Organisation und der zunehmenden Verbreitung des Commerziums unter den Menschen. Stätten der collectiven Bedarfsbefriedigung sind die Speisehäuser und Hôtels, die Cafés und Bars, die Eisenbahnzüge und Dampfschiffe, die Waarenhäuser ꝛc. Daneben wird aber auch der private Feinbedarf an Umfang und Vollkommenheit zunehmen. Durch die zunehmende Massigkeit wird er sich wesentlich von dem Feinbedarf früherer Zeiten unterscheiden. Waren es ursprünglich nur die Höfe, die eine künstlerische Ausgestaltung des äußeren Lebens pflegten, so trat im Laufe des 18. Jahrhunderts der Adel als Consument diesem Kreise hinzu. Und wiederum wird die Nachfrage durch die oberen Schichten der Bourgeoisie und mit dem zunehmenden Reichthum auch durch Hinzutritt des mittleren Bürgerthums gesteigert.

Mit der Erweiterung des Bedarfs erfährt der Geschmack natürlich auch qualitative Veränderungen. Heute wird im Allgemeinen mehr Werth auf die Behaglichkeit als auf die Repräsentation gelegt. Das großstädtische Leben drängt allein schon auf größeren Comfort der Gebrauchsgegenstände hin, auf ruhigere Farbentöne der Umgebung und ebenso auf ruhige Linien der Möbel und Schmuckstücke. Für die Bedarfsgestaltung der Zukunft ist aber noch ein Umstand von wesentlicher Bedeutung: die Unruhe, die Wechselhaftigkeit und die Erneuerungstendenz des capitalistischen Zeitalters. Ein fester Styl, der alle Gegenstände durchdringt, vom Staats- und Profangebäude bis zum kleinsten Gebrauchs und Luxusgegenstand, dürfte sich wohl schwerlich wieder einbürgern, eher dürfte jedes einzelne Kunstgebiet sich seinen besonderen Styl schaffen.

Die Prognose, die Sombart dem Kunstgewerbe stellt, dürfte jedenfalls vielfachen Anfeindungen begegnen. Mir scheint namentlich die Geschmacksrichtung der Zukunft etwas stark schablonisirt — manche seiner Ausführungen lesen sich wie Zukunftsbilder Bellamy's, der dem Persönlichkeitsgefühl und dem individuellen Bedürfniß seiner Staatskreaturen wenig Rechnung trägt. Dessen ungeachtet bietet das Werk dem Aesthetiker eine Fülle von Anregungen und dem Nationalökonom eine feste Basis für die Erforschung der causalen Zusammenhänge zwischen Kunst und Wirthschaftsform. Marx hat die Erscheinungen des Culturlebens, Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Religion, als „Ueberbau" der Gesellschaft schlechthin, als Nebenwirkungen des ökonomischen Zustandes der Gesellschaft bezeichnet. Sombart ist seinen Spuren gefolgt, hat aber den Schematismus Marxen's durch eine Reihe neuer Factoren und Productivkräfte durchbrochen und belebt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Renée verlobt sich.*)

Von Raoul Auernheimer.

Renée war das einzige Kind des Ehepaares Keiser. Papa Keiser war ein stattlicher Mann von fünfzig Jahren, der einen runden Rücken und Spitzbauch besaß, eine gute Küche über Alles liebte und in jeder Art von Kartenspiel bewandert war. In seiner Jugend war er schön und reich gewesen und hatte zu jener Zeit viel Anwerth in der Gesellschaft gefunden, später verlor er sein Geld, die Schönheit sagte Concurs an, und was dann noch zurückblieb, war ein brummiger, beleibter, älterer Herr, der auf die Welt schimpfte, über den großen Gebrauch jammerte und beständig mit seiner Frau zankte, obwohl er sie zu seiner Zeit aus Liebe geheirathet und, so lange er Geld verdiente, auf Händen getragen hatte. Frau Sidonie gehörte zu jener Sorte älterer Frauen, die, ohne unbescheiden zu sein, gerne von sich behaupten, daß sie in ihrer Jugend sehr schön gewesen seien, was übrigens nicht unmöglich ist. Jedenfalls war sie in jener Zeit noch kastanienbraun, während sie später, zwischen Vierzig und Fünfundvierzig, zusehends blonder wurde, und zwar in gleichem Maße als ihr die Haare ausgingen, so daß schließlich ein ockergelber dünner Scheitel übrig blieb, unter dem ihr welkes gelbliches Gesicht trüb hervorschien, wie der von einem Hof umrahmte Vollmond. Da sie übrigens auch mit Vorliebe strohgelbe oder citronenfarbige bauschige Gewänder trug, die gleichfalls aus ihrer Jugend zu stammen schienen, so glich sie Alles in Allem einem in's Riesenhafte vergrößerten alternden Canarienvogel, dem die Federn ausgehen, und der sich darüber kränkt. Seit ihr Mann verarmt war, hatte sie sich, da

*) Aus Renée", sieben Capitel eines Frauenlebens. (Wiener Verlag.)

Digitized by Google

sie etwas Anderes nicht gelernt hatte, auf die Heirathsvermittlerei geworfen, ein Geschäft, für das jede Frau eine natürliche Eignung besitzt und das denn auch unter ihren verständigen Händen leidlich gedieh und dem Elternpaare gestattete, der heranblühenden Renée eine so feine Erziehung zu geben, daß das talentvolle Mädchen bereits im Alter von fünfzehn Jahren Prévost ohne alle Nachhülfe, ja sogar ohne Wörterbuch, im Original zu lesen vermochte.

Als Renée achtzehn Jahre alt war, sah sie etwa so aus: Sie war mittelgroß, schlank, mit einem leisen verführerischen Ansatz zur Ueppigkeit, kleinen, runden Händen, ebensolchen Füßchen, einem neugierigen Schnuppernäschen und großen Mandelaugen, die sich darüber zu wundern schienen, daß sie so groß gerathen waren, und deren schöne Sterne gleich milden braunen Sonnen in einem weißen Himmel schwammen. Ueber ihrem Munde, diesem blassen Mund der temperamentvollen Brünetten von der Farbe der Kelchblätter der Monatsrosen, lag wie ein dunkler Hauch der Anflug eines Schnurrbartes. Es war dies einer jener weiblichen Schnurrbärte, die sich in reiferen Jahren sehr unangenehm bemerkbar zu machen pflegen, die jedoch ein junges blasses Gesicht sehr anmuthig beleben. Jedenfalls, wie immer man über Papas Vermögensverhältnisse, den Beruf der Mutter und die Familie überhaupt denken mochte, das Eine stand fest, daß Renée ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und einer bezaubernden Anmuth war.

Aber sie war auch klug; so klug, daß Mama, die sich darauf verstand, oft von ihr sagte, sie hätte einen Verstand wie ein Minister, was auch ganz richtig ist, wenn man von der allerdings unbewiesenen Voraussetzung ausgeht, daß ein Minister ein Mensch ist, der einen ungewöhnlichen Scharfsinn besitzt. Da nun Renée so ungemein klug war, so sah sie früher, als eine Andere an ihrer Stelle gethan hätte, ein, daß es, wie die Verhältnisse lagen, ihre einzige Aufgabe sein müsse, so bald als möglich und um jeden Preis zu heirathen. Sie sah aber auch des Weiteren ein, daß sie, da eine andere Mitgift als ihre seltene Schönheit nicht vorhanden war, von allem Anfang an und mit System darauf ausgehen müsse, sich einen Mann „einzufangen", wie die Heirathsvermittlerinnen unter sich sagen, wenn sie jenen Vorgang kennzeichnen wollen, der darin gipfelt, daß eine Frau einen Mann zum Abschluß einer Ehe zwingt, die — von seinem Standpunkt betrachtet — eine Dummheit ist.

In dieser Beziehung also, was nämlich das Einfangen betrifft, bestand zwischen Renée und ihrer Mama die rührendste Uebereinstimmung der Ansichten wie der Absichten. Allein, wenn auch das Was außer allem Zweifel stand, so blieb doch immerhin noch das Wie in Frage. Zwar führen alle Wege nach Rom, jedoch kann man dahin ebenso wohl mit der Eisenbahn als mit dem Zweirad fahren als auch reiten oder kutschiren oder ein Automobil benützen: auch kann man ebenso gut über Venedig als über Genua fahren. In dieser Hinsicht nun bestand allerdings ein schroffer Gegensatz zwischen dem System der Mutter und demjenigen Renée's, ein Gegensatz, der sich nur allzubald lebhaft bemerkbar machen sollte.

Das System der Heirathsvermittlerin war, drastisch ausgedrückt, das der Illegitimität. Oft und oft sagte diese Dame zu ihren Berufsgenossinnen, es sei ganz irrig, wenn man annehme, daß die männliche Jugend von heute weniger empfänglich für Frauenschönheit sei als dies vor dreißig Jahren der Fall gewesen sei. Lediglich heirathen wollen die jungen Herren nicht — oder wenigstens nicht gleich. Sie wollen Liebe. Nun gut, ihr Wille geschehe, man gebe ihnen Liebe, in gewissen Grenzen natürlich, Liebe ohne Alles sozusagen, aber immerhin Liebe. Alles Andere wird sich finden. Der gewöhnliche Vorgang wird dieser sein: der junge Mann lernt das für ihn bestimmte Mädchen zufällig kennen, wenn irgend möglich außer dem Hause und ja nicht in Gegenwart der Eltern — das wollen die jungen Leute nicht, und warum soll man ihnen in solchen Kleinigkeiten nicht ihren Willen thun? Also die Beiden lernen einander kennen, der junge Mann verliebt sich, das junge Mädchen bleibt nicht von Stein. Sie giebt ihm ein Rendezvous — außer dem Hause natürlich, darauf ist das Hauptgewicht zu legen, denn der junge Mann muß sich mit der Hoffnung schmeicheln können, ein junges und feines Mädchen verführen zu können. Warum sollte man sie ihm rauben, diese Hoffnung? Also wie gesagt, der junge Mann hofft, das Mädchen unterhält diese Hoffnung. Dann, eines Tages, kommt Mama dahinter. Nun folgt eine furchtbare Scene zwischen Mutter und Tochter. Mama sagt, daß sie die Schande nicht überleben wird, Papa spielt den Odoardo Galotti, das Mädchen bricht in Thränen aus. Sobald sie sich gefaßt hat, setzt sie sich hin und schreibt ihrem Liebsten einen Brief: „Mama weiß Alles!" oder „Arthur, ich vergehe!" oder „Meine Eltern verstoßen mich!" oder sonst etwas sehr Wirksames. Ist der junge Mann nicht von Eisen, und die Wenigsten sind es in solchen Fällen, so wird er seine Liebste in solchem Jammer nicht im Stiche lassen. Er wird ihr zu Hülfe eilen, er geht in's Netz, zerknirscht tritt er vor die Eltern hin. Diese wollen zuerst nichts von ihm wissen, später erst, mit Rücksicht auf seine wiederholten Betheuerungen, daß nichts Ernstliches vorgefallen sei, lassen sie sich langsam umstimmen. Schließlich verweigern sie ihm auch die Hand ihrer Tochter nicht länger. Der junge Mann ist überglücklich, das Mädchen fällt der Mutter um den Hals, dann setzt man sich zu Tische und bestimmt den Hochzeitstag. Und sechs Wochen später heirathen die Beiden aus Liebe und machen doch zugleich eine Convenienzpartie. Es ist ein gutes System.

Aber Renée's System war es nicht. Möglich, daß sie ihrer selbst nicht in dem Maße sicher war, als Mama annehmen zu können glaubte, möglich auch, daß sie von der Charakterstärke unserer jungen Männer nicht so überzeugt war als Mama, die einer idealeren Zeit entstammte, und daß ihr das Bild einer Schulfreundin vorschwebte, die im Alter von sechzehn Jahren plötzlich aus Wien verschwand, und erst ein Jahr später von einer anderen Freundin gesehen wurde, wie sie in Nervi mit einem ganz kleinen Baby und einer großen Amme, aber sowohl ohne Ehering als auch ohne Mann trübselig spazieren ging — genug an dem, Renée war gegen die Illegitimität. Sie hielt es für vortheilhafter, tugendhaft zu bleiben. Auch ein System. Man bleibt nicht gerade unempfindlich, aber man läßt nicht merken, was man fühlt, allenfalls kann man ja ganz leise merken lassen, daß man nichts merken läßt. Man giebt sich ein Rendezvous, aber man hält es nicht ein. Man empfindet plötzliche Gewissensbisse. Man deutet an, man möchte wohl, allein es darf nicht sein. Man zaudert ein Weilchen, man kämpft, allein man thut keinen Schritt vom Wege. Nicht einmal einen Kuß gewährt man, und schließlich zieht man sich gar ganz zurück. Der Erfolg dieser Behandlung war nach Renée's vorläufig rein theoretischer Erfahrung der, daß — vorausgesetzt, daß der junge Mann verliebt ist, denn ohne Liebe ist nichts zu machen, mit gar keinem System — der Bewerber sich den langsam zurückweichenden Gegenstand seiner Neigung geradezu in den Kopf setzt. Sie geht zurück, er avancirt. Und je länger das Spiel dauert, desto theuerer wird ihm der Preis. Was er sich anfänglich als eine Zerstreuung gedacht hat, wächst im Treibhaus eines heißen Schädels fieberhaft schnell zu einer Lebensaufgabe heran, und schließlich ist er, der sich zu amüsiren gedachte, überfroh, wenn er sich verloben darf. Man sieht, auch dieser Weg endigt, wenn auch via Genua, in Rom.

Lebendig wurde dieser latente Gegensatz zweier Methoden zum ersten Mal in jenem Sommer, da Frau Keiser mit ihrer Tochter auf's Land ging in der uneingestandenen Absicht, den für Renée geeigneten Mann einzufangen. Papa hatte man zu Hause gelassen, um die Kosten der Expedition, über deren Ausgang man noch im Ungewissen war, nicht unnütz zu vergrößern. Die beiden Damen aber bezogen den ersten Stock einer kleinen Villa, deren weinlaubumrahmte Veranda auf den See hinausging. Die ersten zwei Tage regnete es, am dritten aber kam die Sonne hervor, und mit ihr eine Freundin Mamas, die den beiden Damen einen gewissen Dr. Dalberg vorstellte.

Dr. Dalberg war ein sehr netter junger Mann, Concipist in einem Ministerium, mit einigem Privatvermögen und einem Onkel, der Hof-

Digitized by Google

rath war. Im Kreise seiner Altersgenossen galt er für einen Wüstling im angenehmen Sinn, und etwas von diesem Rufe drang auch durch das Medium der Freundin zu Renée und ihrer Mutter vor. Beide Damen waren weit entfernt, dem jungen Mann sein freies Leben zu verübeln, vielmehr machte ihn gerade das für ihre Zwecke tauglicher, da ein Wüstling bekanntermaßen immer leichter einzufangen ist als ein tugendhafter Mann, wenn es solche überhaupt giebt.

Allein sofort machte sich der Gegensatz zwischen Mutter und Tochter bemerkbar. Mama war hinreißend freundlich, wie sie sich denn überhaupt im Verkehr mit Junggesellen zwischen Zwanzig und Sechzig, d. h. mit Heirathscandidaten einer gewissen zudringlichen Liebenswürdigkeit befliß, die die stolzere Renée empörte. Ihrer Gewohnheit gemäß wurde sie, je liebenswürdiger Mama war, desto unliebenswürdiger, und als man sich nach einigem belanglosen Hin- und Herreden trennte, gab sie dem Doctor nicht einmal die Hand, verabschiedete ihn vielmehr mit einem hochmüthigen Kopfneigen. Mama schoß ihr sofort einen wüthenden Blick zu; zehn Schritte von dem Schauplatz der Begebenheit entfernt, greinte sie:

„Mein Kind, Du bist unliebenswürdig. Und dazu bist Du nicht reich genug!"

Renée zuckte mit den Schultern.

Am nächsten Morgen begegnete sie dem Doctor. Dieser grüßte, wollte stehen bleiben. Sie grüßte gleichfalls, ging vorüber. Einen Augenblick stutzte er; dann lief er ihr nach.

„Fräulein," sagte er, „haben Sie so große Eile, daß Sie nicht einmal Zeit haben, sich die Hand küssen zu lassen?"

Es stellte sich heraus, daß sie sehr große Eile hatte. Aber am nächsten Tag war Mama krank. Renée machte mit Mamas Freundin einen kleinen Ausflug, und im Wald begegnete man dem Concipisten. Er bemühte sich den Angenehmen zu spielen, und René hatte bald weg, daß er in sie verliebt sei. In Folge dieser Wahrnehmung gerieth sie plötzlich in eine so gute Laune, daß sie nunmehr ihrem Opfer den Kopf völlig verdrehte. Am nächsten Tag war sie wieder kalt und mürrisch, am nächsten, als sie eine Spur von Ermüdung in seinem Gesichte las, vergaß sie beim Adieusagen ihre Hand in der seinen, und als er am dritten Tag diesen Vortheil ausnützen und ihr beim Ueberschreiten eines kleinen Baches in übereifriger Weise behilflich sein wollte, bekam er eins über die vorlaute Hand, daß ihm der Schreck tagelang in den Gliedern stak.

Einige Wochen lang wußte er nicht, ob sie ihn bloß zum Besten halte oder sich, wie er sich manchmal einbildete, nur gegen die erwachende Liebe wehrte. Endlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß auch Renée, so wie die Anderen alle, seinem Zauber nicht widerstehen könne, und daß ihre Tugend in seinen Armen enden würde. Zu dieser Ueberzeugung gelangte er, als sie seine Einladung, den Mondscheincorso in seinem Boote mitzumachen, schlankweg und ohne zu zaudern, annahm. Sie sagte, er solle sie bei der Dampfschiff-Landungsbrücke, von sieben Uhr angefangen, erwarten. Sie wolle hinter Mamas Rücken hinunterkommen. Er war damit zufrieden und küßte ihr dankbar erst die eine Hand und dann die andere und dann noch einmal die eine, worauf sie ihm einen kleinen verliebten Backenstreich versetzte und davonsprang.

„Teufelsmädel!" sagte er zu sich selbst.

Punkt sieben Uhr war er bei der Landungsbrücke. Er hatte sein weißes Flanellcostüm angelegt, in dem er so unwiderstehlich war, und eine blutrothe Cravatte. Sein Boot war mit Rosen geschmückt, und die Lampions, vorläufig noch nicht angezündet, waren Purpur. Das Alles sah Renée ganz deutlich von ihrer Veranda aus, woselbst sie, in Mamas weiten Empireschlafrock gehüllt, in dem drei René's Platz gehabt hätten, mit friedlich überschlagenen Beinchen saß und ohne eine Spur von Ungeduld ihren Roman las.

Desto ungeduldiger war der junge Doctor. Er steckte seine purpurnen Lichter an und begann langsam vor der Veranda zu kreuzen. Renée, durch das Weinlaub vor seinen Blicken geschützt, sah ihn wohl, allein sie that nichts dergleichen. Sie lächelte bloß flüchtig — aber dieses Lächeln konnte auch dem Roman gelten, in dem sie las. Nach einer Weile stand sie auf und holte eine Lampe. Dann las sie weiter.

Drunten entwickelte sich der Corso.

Rothe, grüne, gelbe Lichter blitzten gleich bunten Sternen im See auf, kamen näher, zogen vorüber, verschwanden wieder. Dazwischen das Plätschern der Ruder, das Plaudern der Wellen, halbe Worte und verstohlenes Gelächter. Drüben, hinter den Bergen stieg langsam und feierlich der Vollmond auf. Das Leben auf dem Wasser nahm zu. Blumengeschmückt schossen die Boote durch einander, Goldfunken sprühten von ihren Rudern, und gelbe Zickzackbänder liefen taumelnd hinter ihnen her. Am Ufer begann die Musik zu spielen. Die Ruderschläge des Doctors wurden immer dringlicher, und seine rothen Lichter zogen auffallend nahe der Veranda vorüber. Renée sah es und lächelte. Aber wiederum konnte Niemand wissen, ob dieses Lächeln nicht der Lectüre gelte. Denn sie las weiter. Plötzlich erschien Mama, die im Nebenzimmer Wäsche sortirt hatte, auf der Schwelle der Veranda.

„War das nicht der Doctor?" fragte sie.

„Ich glaube," erwiderte Renée gleichgiltig.

Mama schien etwas auf dem Herzen zu haben; nach einer Weile fragte sie unsicher:

„Vielleicht erwartet er Dich?"

„Sicher," versetzte Renée und blätterte um. „Ich hab' ihm ja ein Rendezvous gegeben."

„Ein Rendezvous? Und Du hältst es nicht ein?"

„Nein, Mama!"

„Renée!"

„Mama!"

Mama war so wüthend darüber, daß ihre Renée ihr Rendezvous nicht einhielt, daß sie es vorzog, in ihr Zimmer zu flüchten. Der Doctor flüchtete gleichfalls. Er schien es satt zu haben, vor den Fenstern seiner Holden zu kreuzen, und seine rothen Lichter steuerten von der Landungsbrücke weg in der Richtung gegen die Felsenmühle, bis sie plötzlich im lackschwarzen Schatten der Berge drüben verschwanden. Mama kehrte triumphirend auf die Veranda zurück.

„Du siehst," sagte sie.

„Was?" fragte Renée.

„Der Doctor rudert auf und davon."

„So?" Sie schaute auf. „Aber er kommt zurück, wetten?"

„Ein Narr wird er sein!" höhnte die Mutter.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das Schweigen im Heere.

Immer mehr greift seit dem Ende der Aera Bismarck unter den deutschen Politikern und Regierenden die Manie um sich, bei jedem, selbst dem geringfügigsten Anlaß dem Ausland in höchst ungebührlicher Weise zu schmeicheln; und stets muß das deutsche Volk dabei herhalten, in dessen Namen die Huldigungen zu den Füßen unserer Vettern jenseits des Canals und unserer westlichen Nachbarn in aller Unterthänigkeit niedergelegt werden. Im Namen des deutschen Volkes haben sich sehr oft schon die Präsidenten des Reichstages tiefer vor den Franzosen verneigt, als es bei der dem deutschen Reiche innewohnenden Machtfülle und der wachsenden französischen Dreistigkeit zulässig war. Seinen ehrlichen Namen muß der deutsche Mann auch hergeben, wenn an den leitenden Stellen sich das Bedürfniß regt, im Auslande Stimmung für sich zu machen oder doch wenigstens für einige Zeit dort die gar zu frechen Lästerzungen zum Schweigen zu bringen. Was das deutsche Volk aber bei den verschiedenen Gelegenheiten gedacht oder empfunden haben

Digitized by Google

soll, erfährt es selber erst aus seinem Morgen- oder Abendblatt. Man zieht ihm auch hierbei einfach das Fell über die Ohren. Kommt ihm später der Mißbrauch, der mit seinem Namen und seiner Würde getrieben worden ist, allmälig zum Bewußtsein, so packt es zwar regelmäßig ein echter deutscher Aerger. Worte wie „erbärmliche Winselei" und „widerwärtiges Lakaienthum" drängen sich über die Lippen. Nur selten, höchst selten jedoch erhebt sich ein schüchterner Protest; und selbst dann eilt noch die beflissene, dem Reichskanzler und Ministerpräsidenten auf jeden leisen Wink parirende Tagespresse herbei, den unliebsamen Einspruch als einen rohen Ausbruch von verblendetem Chauvinismus zu geißeln und so rasch im Keime zu ersticken. Immerhin aber liegt es noch in der Macht und in dem Willen des deutschen Volkes, sich gegen diesen Mißbrauch aufzulehnen. Zu bedauern ist nur, daß es von Beiden einen so überaus dürftigen Gebrauch macht. Viel schlimmer ist das deutsche Heer daran, wenn ohne sein Wissen in seinem Namen der militärische Ruhm des Auslandes gepriesen wird. Was sollte es wohl beginnen, als gewissermaßen in seinem Auftrag der gar zu redselige Feldmarschall Walderjee auf einem der mißglückten Krönungsfeier vorangehenden Banquet in London dem Lord Roberts und der englischen Armee für ihre Leistungen in dem Südafrikanischen Kriege eine Anerkennung zollte, wie sie niemals deutsche Generäle und deutsche Soldaten bei dem Auslande, am Allerwenigsten bei den Söhnen Albions gefunden haben? Was thun, wenn Lord Kitchener jetzt wirklich vor Uebernahme seiner neuen Stellung in Indien nach Deutschland kommen sollte, um in seiner Mitte die Ehrungen entgegenzunehmen, die ihm aller Dementis zum Trotz sicherlich zugedacht sein dürften? Um die fragwürdige Freude, Lord Roberts anläßlich der vorjährigen großen Manöver begrüßen zu können, brachte das deutsche Heer freilich ein gnädiger Zufall. Wird sich aber ein solcher wieder einstellen, wenn Herr Kitchener sein Reisegepäck für einen officiellen Triumphzug durch die deutschen Lande zurecht legt?

Das deutsche Heer als solches hat sich über die Leistungen der englischen Armee in Südafrika bisher noch nicht äußern können; und auch weiter wird man hierauf vergeblich warten. Es ist gar nicht seine Sache, sich an dem Kampfe der politischen Meinungen zu betheiligen. Aber wie es über Lord Kitchener, Lord Roberts und den guten Tom Atkins denkt, ist dessenungeachtet kein Geheimniß. Nicht weil es mit seinem Herzen auf der Seite der vergewaltigten Buren stand, sondern weil ihm als Sachverständigen das von der englischen Armee in dem schier endlosen Kampfe gegen ein winzig kleines, militärisch in vieler Hinsicht unzulängliches Bauernvolk erlebte Fiasko doch gar zu kläglich erschien, rümpft es über diese sonderbaren, officiell aufgeputzten Helden verächtlich die Nase. Nur dort, wo fast ausschließlich Berliner Hofluft weht, mögen sich auch deutsche militärische Stimmen vernehmen lassen, die weniger aus Ueberzeugung als aus Berechnung Begeisterung für Generäle wie Lord Roberts und Lord Kitchener und für Soldaten wie Tom Atkins zur Schau tragen. Indessen, sie dürften nur gerade noch stark genug sein, um die sogenannten maßgebenden Stellen über die wirkliche Ansicht des deutschen Heeres irre zu leiten und so ihre unrichtige Wiedergabe durch diese mit zu veranlassen.

Schweigen und immer wieder Schweigen erübrigt für das deutsche Heer, und mögen seine Anschauungen und Empfindungen zu dem übermäßigen Lobe, das in seinem Namen den kümmerlichen Leistungen fremdländischer Armeen gespendet wird, auch im schroffsten Widerspruch stehen. Nicht der Hauch eines Protestes aus seiner Mitte darf zu spüren sein; oder es würde schon untreu gegen seine Pflicht und gegen sich selber werden. Denn ein deutsches Heer, das auch nur leise seine abweichende Ansicht, seine Unzufriedenheit mit getroffenen Anordnungen andeutet, wäre geeignet, den aufrichtigen Vaterlandsfreund nachhaltig zu beunruhigen. Willenlos hat es sich in Alles zu fügen, wenn das deutsche Reich nicht in seinen Grundpfellern erschüttert werden soll. Allein innerhalb der eigenen vier Wände seiner Angehörigen darf sich deren politisches Urtheil hervorwagen. Aber ich meine, es dürfte diese schwere Pflicht des unverbrüchlichen Schweigens nicht auf zu harte Proben gestellt werden. Auch die dienstliche Langmuth des deutschen Officiers und des deutschen Soldaten können einmal ein Ende haben. Zwar werden sie niemals aus Unmuth dem Kriegshandwerk entsagen. Aber es ist doch für das Ergebniß ihrer dienstlichen Leistungen keineswegs einerlei, ob sie sich beständig in zufriedener und williger oder in gereizter und verärgerter Stimmung befinden; davon gar nicht zu reden, daß unter der Herrschaft der letzteren Anhänglichkeit und Verehrung sich nicht behaupten können. Unser ganzes staatliches und sociales Leben regelt sich durch das Verhältniß der Rechte und der Pflichten zu einander. Nirgends ist geschrieben, daß der Eine nur lauter Rechte, der Andere nur lauter Pflichten habe; und wenn auch die dem deutschen Heere gesetzlich garantirten Rechte sich nicht so leicht aufzählen lassen, so steht ihm doch noch manches moralische Recht zur Seite.. Je strenger es zum Schweigen und zum Zurückdrängen seiner reinsten Ueberzeugungen und seiner edelsten Empfindungen verpflichtet ist, mit desto größerer Berechtigung kann es eine peinliche, von hoher Werthschätzung eingegebene Rücksichtnahme auf sie beanspruchen; desto zuversichtlicher darf es erwarten, daß, wenn in seinem Namen gesprochen wird, auch nur seine wirklichen Anschauungen und Gefühle, nicht ihm eigenmächtig untergeschobene, zum Ausdruck gebracht werden.

Daß unsere gegenwärtigen Staatsmänner hervorragende Psychologen wären, wird Niemand behaupten wollen. Wer aber in des Volkes Seele nicht zu lesen vermag, — thut er nicht gut daran, sich niemals auf sie zu berufen, sie vor Allem bei der Pflege der Beziehungen zum Ausland aus dem Spiel zu lassen? Was wird denn mit übertriebenen, durch nichts begründeten Ehrungen erreicht, die jenem in fälschlich angemaßtem Auftrag erwiesen werden? Doch nichts Anderes als Widerspruch und Erbitterung, die um so tiefer gehen, je weniger sie sich Luft machen können. Mit herablassender Handbewegung bei Seite zu stoßen ist die Volksseele nicht mehr. Das kann den leitenden Stellen nicht oft genug gesagt werden. Sie war es schon kurz vor Beginn der Befreiungskriege nicht mehr. Die neuere Geschichtsforschung hat dargethan, daß die Brandenburgischen Bauern sich erhoben haben würden, wenn der auch nach dem Erlaß des Aufrufes „An mein Volk!" immer noch unschlüssige König Friedrich Wilhelm III. nicht endlich dem Drängen und den Vorhaltungen Stein's nachgegeben und in den Krieg gewilligt hätte. Als quantité négligeable ließ sich die Volksseele auch nicht mehr in den bewegten Jahren um 1848 herum behandeln. Auf sie stützten sich alle Berechnungen Bismarck's, des alleinigen Begründers des Deutschen Reiches. Sie wird sich ungestraft auch heute und in Zukunft nicht bei Seite schieben lassen, so apathisch sie es auch scheinbar zur Zeit hinnimmt, wenn ihr unterwürfige Gesinnungen dem Auslande gegenüber bei hochpolitischen Anlässen unterstellt werden. Nicht in Widerspruch, sondern in Uebereinstimmung mit ihr haben sich die des Reiches Geschicke leitenden Männer zu setzen, wenn dessen Wagen nicht aus dem Geleise gerathen soll. Und in des deutschen Volkes Seele ist auch die Seele seines in Pflichttreue schweigenden Heeres mit einbegriffen. Nur ein Theil des Volkes ist dieses; und wahrlich nicht sein schlechtester.

Ajax.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.
Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.
Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende
Feuilletons
im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom
Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W. Manstreinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 6. September 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Olmützereien. Von Dr. Hans Wagner. — Zum Problem der Heimarbeit. Von Karl Noetzel. — Lenz in Wittenberg. Von Dr. Eduard von Mayer. — **Literatur und Kunst.** Englisches Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — Tunesische Erinnerungen. Von Dr. Karl von Thaler (Wien). — **Feuilleton.** Renée verlobt sich. Von Raoul Auernheimer. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Regimentsdamen. Von einem altpreußischen Officier. — Notizen. — Anzeigen.

Olmützereien.*)

Von Dr. Hans Wagner.

Es ist Katzenjammerstimmung im Deutschen Reich. Dem Rausch der Anglophobie ist die Ernüchterung gefolgt. Die bekannten schwarzen Männerchen erscheinen und predigen Moral. Wozu war der Trubel gestern, fragt der deutsche Michel heute, da ihm die Rechnung präsentirt wird. Der Burenkrieg ist zu Ende und alle Völker ziehen das Facit. Für Deutschland ist es so unerfreulich wie möglich: darüber helfen die Vertuschelungsversuche nicht hinweg, die Regierung und Volk in seltener Uebereinstimmung zu machen sich bemühen als gleich Schuldige. Das Facit ist: das deutsche Volk ist noch nicht reif, seine auswärtige Politik selbst zu bestimmen; ihm fehlt die klare Einsicht in seine wahren Interessen, der politische Instinct; phantastische Duseleien beherrschen seine einst so gerühmte Wahrheitsliebe und seinen Verstand. Der Erzieher mit harter Hand thut ihm Noth nach wie vor, der Mentor, der den deutschen Michel hindert, den Schritt vom Wege seiner Interessen zu thun. Aber — und das ist die zweite Erfahrung, die die letzten Jahre von Neuem gebracht haben — dieser Mentor fehlt. Ein irrendes, schwaches Volk ist von einer schwachen, irrenden Regierung geleitet! Der Endeffect sind Olmützereien.

Der neue Curs betont mit Ekstase, vom alten Curse unterscheide ihn der erweiterte weltpolitische Umkreis seiner diplomatischen Geschäfte. Nun gut, nehmen wir an, es gäbe in der That eine deutsche Weltpolitik als Erweiterung der Bismarckischen Continentalpolitik. Das erste Erforderniß einer solchen Politik wäre dann, für sie die diplomatische Grundlage zu schaffen; sich zu den weltpolitischen Mächten so zu rangiren, daß das Deutsche Reich in der neuen Weltpolitik ebenso sicher und zweckmäßig seine Interessen wahren kann, wie das bisher in der Continentalpolitik durch die vom Fürsten Bismarck geschaffene Constellation erreicht wurde. Die Aufgabe der weltpolitische Ziele verfolgenden Regierung war es, das Problem zu lösen, wie die deutschen continentalen Interessen in Einklang bleiben könnten mit den erweiterten überseeischen. Als das neue Deutsche Reich entstand, war es die erste und größte Sorge der Bismarckischen Staatskunst, die Existenz des jungen Staatsgebildes gegen die Reaction des europäischen Neides zu sichern. Diese Sorge bereitete dem Altreichskanzler manche schlaflose Nacht, wie er schreibt, und Graf Schuwalow neckte ihn, daß er von dem cauchemar de coalitions geplagt würde. Nun, die Lösung kam und daß sie richtig war, ergiebt sich daraus, daß Niemand sie mit Theorien oder Thaten umzustürzen vermocht hat. Der mitteleuropäische Dreibund gegen den friedenstörenden peripheralen Zweibund — das ist eine internationale Constellation, deren natürliche Begründung jedem Kinde heute geläufig ist. Und doch fiel sie im Jahre 1879 Niemandem sonst ein als dem Fürsten Bismarck — der alte Witz vom Ei des Columbus. Die Probleme, die dem weltpolitischen Curs gestellt waren, waren nicht so schwer zu lösen wie die der Jahre 1870—79. Und doch hat er versagt. Wir sehen unsere auswärtige Politik rathlos hin und her pendeln, sobald überseeische Fragen erscheinen; während wir weltpolitische Zungen hören, sehen unsere Augen ein schlotterndes continentales Gebein; eine schneidige Husarenuniform, aus der ein ewig lächelndes Haupt mit schmeichelndem Grübchen und weiblichem Scheitel hervorlugt; eine Weltpolitik, die zu Zeiten mit männlichen Allüren prunkt, während Frau Fama sie unverhohlen als „Castrat" bezeichnet.

Fürst Bismarck hat den Weg vorgezeichnet, den die deutsche Diplomatie einzuhalten hätte, wenn sie überseeische Wege wandeln wollte. Er hat, seitdem er sich schweren Herzens entschloß, seine Continentalpolitik noch mit überseeischen Geschäften zu belasten, immer und immer wieder betont, daß er nur in vollkommenem Einvernehmen mit England vorgehen werde. Eine Möglichkeit, England in überseeischen Dingen zu zwingen, lag und liegt auch heute nicht vor bei dem Stande der beiderseitigen Seewehr. Der Realpolitiker Bismarck zog das in Rechnung und hielt seinen Standpunkt aufrecht gegen das Wüthen der Volksstimmung, die 1885 und 1889 fast erregter war als heute und bei Anlässen vaterländischer, nicht nationalistischer Art. Man erinnere sich der Haltung des Fürsten in der egyptischen Frage, in Sansibar, Samoa, bei unseren colonialen Grenzverträgen u. s. w. und lese seine Reden vom 10. Januar 1885 und besonders die vom 26. Januar 1889. In der letzteren erklärt er ausdrücklich, daß er in Colonialfragen nie weiter vorgehen würde, als er sich mit England zu verständigen im Stande sein werde und fuhr dann fort: „Ich betrachte England als den alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine strittigen Interessen haben. Wenn ich sage „Bundesgenossen", so ist das im diplomatischen Sinne zu

*) Die Anschauungen des Verfassers laufen denen der gebildeten Mehrheit unseres Volkes zum Theil schroff entgegen. Seine nichts als realpolitische Auffassung unseres Verhältnisses zu England wird gerade bei unseren Lesern auf entschiedenen Widerstand stoßen. Immerhin sind Wagner's Ansichten interessant genug, um sie kennen zu lernen und sich mit ihnen zu beschäftigen. D. H.

Digitized by Google

fassen; wir haben keine Verträge mit England, aber…“ Wem fällt die eigenthümliche Aehnlichkeit nicht auf, bei dieser Rede Bismarck's mit der, die der britische Colonialminister Chamberlain nach dem Besuch unseres Kaisers beim Tode der Königin von England hielt? Fürst Bismarck ließ sich durch populäre Stimmungen nicht beugen, er trat ihnen mit aller Schärfe und zuweilen mit urwüchsiger Grobheit entgegen und hinderte so, daß seine Kreise gestört würden. Er hat sich niemals behindern lassen, eine „anglophile“ Politik zu treiben, da er sie für nothwendig hielt. An der englischen Politik des neuen Curses aber zeigt sich so eindringlich, wie sonst kaum, wie abhängig unsere Regierung von vergänglichen Volksstimmungen ist, wie sie, die leiten soll, getrieben wird von der Sucht, zu gefallen. Die englische Politik des Fürsten Bismarck vermied es, den Engländern da in den Weg zu treten, wo sie Lebensinteressen hatten und Deutschland nicht. Zu einem solchen Verhalten reichten die überseeischen Machtmittel nicht aus und außerdem widersprach es seinem System, sich mit England zu verfeinden. Die Tradition weist die englische Politik auf eine Intimität mit Oesterreich hin als dem historischen Gegner Frankreichs und Rußlands. Da die preußische Politik sich in Gegensatz zu Oesterreich hocharbeiten mußte und darum ihre natürliche Anlehnung an Rußland suchte, so war die englische Politik aus ebenso natürlichen Gründen niemals eine preußenfreundliche oder gezwungenermaßen nur dann, wenn Frankreich sich den preußischen Gegnern zugesellte. Nun sind diese preußischen Zeiten aber vorbei, es giebt nur noch eine deutsche Politik, und diese hat die Aufgabe, sich gegen den Druck von Osten und Westen zu wehren, nicht mehr gegen den von Süden. Die in unseren rückständigen Parteien befürwortete Politik der „Anlehnung“ an Rußland und der Feindschaft gegen England ist darum nicht deutschvaterländisch, sondern particularistisch und anachronistisch, wie diese Parteien selbst. Mit der Schaffung des Dreibundes stellte sich die Schwenkung der englischen Politik von selbst ein, sie übertrug ihre historische Freundschaft für Oesterreich auch auf die beiden anderen Dreibundstaaten. Die wilde Freude, die Salisbury seiner Zeit über die Schaffung des Dreibundes äußerte, war ebenso logisch wie ehrlich gemeint. Englands Interesse entsprach es nur, wenn die continentale Mitte sich einte gegen die peripheralen Dränger. Und mit dem Dreibund erhielt als Morgengabe Oesterreichs die deutsche Politik wenn nicht die Zuneigung — etwas Derartiges leistet sich eine vernünftige Politik nicht — so doch das Interesse Englands. Denn dieses mußte darauf bedacht sein, vielleicht einmal Deutschland, wie Oesterreich und Italien, gegen seine Gegner Frankreich und Rußland ausspielen zu können. Diese verschämte englische Hoffnung war ein Imponderabile der deutschen Politik. Fürst Bismarck hat sich gehütet es preiszugeben, für irgendwelche weltpolitischen Luftschlösser. Im Gegentheil, er betonte Windhorst gegenüber mit aller Schärfe, daß es ihm die Hauptsache sei, den äußeren Eindruck eines Einvernehmens mit England zu erhalten. In Folge dieser Politik hatte er es in der Hand, gegebenen Falls den ehrlichen Makler zwischen England und Rußland zu spielen.

Der neue Curs hat dieses Imponderabile leichtherzig preisgegeben. Die amtliche Erklärung 1896, daß die deutsche Politik die Unabhängigkeit Transvaals ein hervorragendes Interesse Deutschlands sei, war ein diplomatisches Stücklein à la Napoleon III. Nach dem Stande unserer Seewehr mußte dieses hervorragende Interesse so platonisch wie möglich bleiben. Außerdem hatte Fürst Bismarck in der St. Lucie-Bay-Frage, sowie in seinem Verhalten zu burischen Anerbietungen auf deutsches Protectorat deutlich genug gezeigt, daß *seine* Politik *kein* hervorragendes Interesse an der Unabhängigkeit Transvaals habe. Die deutsche Politik von 1896 aber übersah das geflissentlich und mischte sich in Dinge, die sie absolut nichts anging, jedenfalls weniger als später die amerikanisch-spanische Angelegenheit. „Wenn man zur rechten Zeit einer Macht, die sich in gespannter Lage befindet, einen Stock zwischen die Räder schiebt, so ist es möglich, daß der Stock für den Augenblick wirkt, aber der Kutscher des Wagens merkt sich dann den, der den Stock dazwischen geschoben hat, und es ist immerhin möglich, daß das der erste Anfang und der Keim wird zu einer Verstimmung, die allmälig immer weiter greift.“ (Fürst Bismarck 6. 12. 76). Nun der Stock, den wir in Englands südafrikanischen Wagen zu schieben im Stande waren, war eine recht dürftige Kindergerte, eine in den allerersten Kinderschuhen steckende Flotte. Außerdem war das, was dort in Südafrika geschah, nichts Anderes, als was Preußen mit Polen thut. Und dann wurde da ein weltpolitisches Princip entschieden, an dessen Durchsetzung auch das Deutsche Reich alles Interesse hat: das Recht des Uitländers. Hat ein culturell minderwerthiges Völkchen das Recht, in einem gewaltigen Gebiet, das auszunutzen es gar nicht im Stande ist, den Herrn zu spielen, die Nachgewanderten, die fleißiger und intelligenter sind, mit den Mitteln der Erpressung und Degradirung zu Bürgern zweiter Classe zu chicaniren, oder muß es dem überarbeiteten und übervölkerten Europa gestattet sein, Erholung in solchen dünnbevölkerten Ländern zu suchen, auf die politischen Kosten, aber zum thatsächlichen culturellen Segen der degenerirten Vor-Einwanderer? Die Uitländerfrage spielt ja nicht nur in Südafrika, sie wird eines Tages, vielleicht in einer specifisch deutschen Ausgabe, auch in Südamerika u. A. erscheinen.

Der Gedanke, daß die Burenstaaten sich dauernd unabhängig erhalten, und so einen Keil im englischen Fleische bilden könnten, — ein Gedanke, den unsere Regierung 1896 gehabt hat — zeugt von einer so unerhörten Unkenntniß der historischen Vorgänge, des wirthschaftlichen Werdeganges in Südafrika, und einem so geringen Augenmaß für die streitenden Machtfactoren, daß man verzichten muß, gegen ihn anzukämpfen.

Wir stehen heute vor dem Resultat, daß England über jenes hervorragende Interesse Deutschlands zur Tagesordnung übergegangen ist. Noch mehr, wir sehen eine scharfe Spannung der englisch-deutschen Beziehungen, bis 1899 und in Folge dessen ein sofort sich einstellender Uebermuth unserer östlichen Nachbarn, zum Schluß den gänzlichen Verlust jenes Imponderabile und zur Verschleierung dieses Thatbestandes ein Salto mortale über den Ocean.

Die Weltlage seit Mitte der 90er Jahre war so recht dazu angethan, eine Politik der verpaßten Gelegenheiten zu treiben für solche „Staatsmänner“, die dafür eine besondere Gabe haben. Für die anderen war die staatsmännische Pflicht geboten, ihre diplomatischen Schäflein in's Trockene zu bringen. Die Außerdeutschen haben es redlich gethan. Die Weltlage wird seit einem halben Dutzend Jahren beeinflußt durch die außerordentliche Schwäche Rußlands, das im Kindbett des Cultur- und Wirthschaftswechsels liegt. Aufstände aus particularistischen und freiheitlichen Motiven, wirthschaftliche Krisen, Hungersnöthe ꝛc. nöthigen den russischen Bären zur Enthaltsamkeit. Rußland hat zwar ein Schwert, aber finanzielle und innerpolitische Geschwüre lähmen den Arm, der es führen soll. Seit Jahren verzichtet Rußland darum auf jede aggressive Politik. Es setzt sich nothgedrungen in's Einvernehmen (1897) mit Oesterreich über die Orientfrage, hindert Frankreich in seinen Revanchegelüsten, läßt es in seinen colonialen Abenteuern im Stich und veranlaßt es, seine orientalischen Prestigegelüste vor Mytilene umkehren zu lassen. Eine Dupirung der Welt im Großen versucht der russische Abrüstungsvorschlag und das spaßige Versprechen des Zaren Nicolaus II. an die Königin von England, er werde die englische Gebundenheit in Südafrika nicht zu politischer Beute benutzen, einer der besten diplomatischen Kalauer, den die Welt kennt. Der festgeklemmte Bär schwört dem Adler, er werde ihn nicht belästigen. England benutzt die russische Gebundenheit

Digitized by Google

zu einem außerordentlichen Machtaufschwung. Es zwingt das colonialllüsterne Frankreich in Faschoda und Maskat zu einem beschämenden Halt und ordnet dann in aller Gemüthsruhe seine südafrikanischen Interessen, eine in der Weltgeschichte bisher unerhörte Thatsache, daß ein bestgehaßter Staat $2^1/_2$ Jahre seine gesammten Landtruppen 6000 Seemeilen von der Heimath festlegen kann, ohne Nachtheile in anderen Gebieten zu erleiden. Denn das steht heute fest, daß die englische Politik während dieser Zeit weder in Mittelasien, noch im Mittelmeer, noch in China zurückgedrängt ist. Die Ursache dieser für England so günstigen Thatsachen liegt einerseits gewiß in der völligen Intactheit seiner erheblich verstärkten maritimen Machtmittel, vor Allem aber in seiner meisterhaften Ausnutzung der gegebenen Constellation.

Die deutsche Politik hat von der russischen Schwäche keine Vortheile zu ziehen gewußt Es war hier durch natürliche Umstände gegeben, was Fürst Bismarck mühsam durch das diplomatische Meisterstück der Schaffung des Dreibundes erzwingen mußte, die russische Zurückhaltung. Er macht besonders darauf aufmerksam, daß die russische Politik immer ein starkes persönliches Moment habe und der Laune des jedesmaligen Zaren unterworfen sei; auch spricht er von den asiatischen Allüren der russischen Diplomatie, die immer anmaßend genug sei, die deutsche Politik commandiren zu wollen. Wir haben diese Eigenthümlichkeiten der russischen Politik in den letzten Jahren wieder reichlich genossen. Man entsinnt sich der officiellen Ungnade, die der Petersburger Hof dem Berliner gegenüber zur Schau zu tragen wagte; man erinnert sich auch noch, daß officielle russische Regierungsorgane unseren Kaiser in Sachen der Ernennung Waldersee's zum Commandirenden in China Lügen strafen durften, daß die Organe des Finanzministers Witte unsere demüthige Regierung dauernd anpöbelt; daß die unter Censur stehende Presse nicht aufhört, Deutschland zu beschimpfen. Das Bagdadunternehmen wurde Deutschland erst gestattet, als außer französischem Capital auch ein starkes russisches Controlcontingent zugestanden wurde. Wie reagirte Deutschland darauf? Der Zar Nicolaus durfte nach Danzig kommen, ohne daß nur eine Silbe der Entschuldigung für die dem Kaiser, seiner Regierung und dem Volke zugefügte Unbill verlautet wäre. Während Fürst Bismarck den russischen Uebermuth in aller Stille dämpfte, indem er die deutschen Banken veranlaßte, die russischen Werthe abzustoßen, und sogar noch schärfere Maßnahmen plante, wie die Erhebung eines Sechsmarkzolles auf russischen Roggen, förderte unsere Regierung die russische 300 Millionen-Anleihe, die Niemand sonst nehmen wollte, und stärkte so den, der ihm soeben mit der Knute gedroht. Während es doch das immer dringender werdende erste Ziel der die Zukunft berücksichtigenden deutschen Politik sein muß, das russische Riesenkind nicht noch im Erstarken zu fördern, hilft unsere Regierung dem Nachbar nicht nur wirthschaftlich auf die Beine, sondern sucht ihm auch wider das eigene Interesse Steine aus dem Wege zu räumen. Die Chinapolitik der deutschen Regierung war schon während der chinesisch-japanischen Auseinandersetzung lediglich darnach angethan, uns dort zwischen zwei Stühle zu setzen als Schleppträger russischer Politik. Wir helfen Japan in den Arm fallen, um Rußland einen Krieg zu ersparen, und mischten uns so in die Kämpfe um die politische Herrschaft über die Gebiete nördlich des Golfs von Petschili. Die Dankbarkeit Rußlands bestand darin, daß es entgegen den Versprechungen die Betheiligung deutscher Banken an der großen chinesischen Anleihe hintertrieb! Nun hat die deutsche Weltpolitik dort glücklich zwischen zwei Stühlen sein Plätzchen in der Sonne. Bombastisch erklärte der Reichskanzler, die deutsche Politik erstrebe die offene Thür in China, aber seine Geographie ist schwach, jedenfalls schwächer als die des Collegen in Washington, denn dieser hatte den Muth und die Logik, auch die Mandschurei zu China zu rechnen. So verliert auch das Yangtse-Abkommen jeden praktischen Werth, und wir dürften, falls die Dinge in Ostasien zum Klappen kommen, dort weniger der gepanzerten Faust bedürfen als eines Mauseloches. Ein alldeutscher Denker, der vor Kurzem unter der Einwirkung des Bülow'schen Buffets aus einem professoralen Don Quichote zu einem Regierungsmann sich gemausert hat, lobte kürzlich im Reichstag über den Daus die deutsche Politik der Anlehnung an Rußland auch in Ostasien. Da nun die maritime Verbindung Deutschlands mit seinen Südsee-Interessen gänzlich von England abhängig ist, wie ein Blick auf die Karte lehrt, so wird der gute russische Anlehnungspolitiker in Ergänzung seiner Weisheit ein Mittel erfinden müssen, wie wir unsere dortigen Inseln- und See-Interessen über Sibirien per Achse nach Hause schaffen können, sonst würden sie trotz aller Anlehnung an Rußland den Seemächten in die Hände fallen.

Wo wir auch hinsehen mögen, überall sind die nachtheiligen Folgen davon zu spüren, daß die deutsche Politik seit 1896 versucht hat, abirrend von der Bismarckischen Politik des unbedingten Einvernehmens mit England in allen überseeischen Fragen, gegen England zu schreiten. Der Ausbruch des Burenkrieges hätte die Gelegenheit geben müssen, diese verbogene Politik wieder einzurenken. Nicht, indem wir England in den Arm fielen, dazu fehlt es uns an diplomatischen und Machtmitteln. Nein, es wäre Gelegenheit gewesen, durch eine offene und deutliche Erklärung gegen den in Deutschland auftauchenden Burenrummel die bestehende Verstimmung zu heben. Wenngleich England auch Deutschland nicht zu fürchten hat, so können in solchen Augenblicken doch Worte Wunder wirken. Graf Bülow geberdet sich zuweilen als Bismarck reconstitutor. Hier hätte er zeigen können, ob er etwas Bismarckisches an sich hat, indem er dem populären Sturme zum Trotz das deutsche vaterländische Interesse wahrnahm. Die Englandhetze hätte nicht so einreißen können bei uns, wenn die Regierung von Anfang an energisch dagegen Front gemacht hätte. Da aber ist zu constatiren, daß Graf Bülow niemals gewagt hat, seine Stimme zu erheben gegen eine Volksbewegung, die für die Zukunft ernste Gefahren barg. So lange er nur Staatssecretär war, konnte man das vielleicht erklären, wenn auch nicht billigen: das zu erwartende Erbe des Fürsten Hohenlohe verbot der persönlichen Tactik, sich gegen die Volksgunst zu stemmen. Als dann die Verbitterung jenseits des Canals doch zu groß wurde, da sprach wieder nicht der verantwortliche Beamte unserer auswärtigen Politik das versöhnende Wort, sondern er überließ diese Unpopularität dem Kaiser. Graf Bülow vergab sich nichts gegenüber der Volksgunst, die Monarchie mochte bluten. Endlich Kanzler geworden, ermannte sich Graf Bülow zu einigen schüchternen Bemerkungen über Bierbankpolitiker, revocirte aber sofort dem Professor Hasse gegenüber und hofirte ihn in auffallender Weise. Als dann die Chamberlainhetze eine acute Form annahm, und eine Stellungnahme des Kanzlers erforderte, dauerte es mehrere Monate, bis er auf den Granit biß mit dem Endeffect, hüben wie drüben nur ein mitleidiges Achselzucken hervorgerufen zu haben. Nachdem die Englandhetze über zwei Jahre hatte toben dürfen, kam dann anläßlich der Verwundung des Lord Methuen jene wehleidige Fürbitte der Regierung, doch ja die englische Empfindlichkeit zu schonen, aber wieder nicht vom Reichskanzler, sondern vom Staatssecretär von Richthofen, der durch seine Persönlichkeit schon jede ernste Angelegenheit zur Farce macht. Aus dieser kurzen Uebersicht des Verhaltens unserer verantwortlichen Kreise gegenüber der Englandhetze in Deutschland ergiebt sich deutlich genug, daß Graf Bülow aus Rücksicht auf seine Popularität niemals den pflichtgemäßen Muth gefunden hat, sich einer thörichten Volksstimmung entgegenzustemmen. Er ist daher auch persönlich haftbar zu machen für die Folgen dieser Volksbewegung.

Eine sehr deutliche Folge der ungeschickten und muthlosen Haltung des Grafen Bülow in dieser Zeit ist das

Digitized by Google

englisch-japanische Bündniß. England ist zur Erkenntniß gekommen, daß es vom deutschen Volk und der von deutschen Volksstimmungen abhängigen, schwächlichen Regierung eine Unterstützung nicht zu erwarten habe. Der Eindruck der deutsch-englischen Einigkeit, den Fürst Bismarck verlangt, dieses Imponderabile deutscher Friedenspolitik und Gegengewicht gegen russische Anmaßungen, ist vernichtet. England suchte eine andere Stütze und fand sie in Japan; es braucht Deutschland nun nicht mehr und hat auch keinen Anlaß mehr, wie zu Bismarck's Zeiten, auf Deutschland Rücksicht zu nehmen. Ob unter diesen Umständen eine deutsche Weltpolitik ohne eine Kette von Faschodas und Olmütz' noch möglich ist, ist stark zu bezweifeln. Oder das Deutsche Reich muß wieder unter beschämenden Umständen den Connex mit der englischen Politik suchen. Oder es muß noch des Oefteren nach Olmütz-Reval gehen, um dort, wie es officiös hieß, den „nicht hoch genug zu veranschlagenden Erfolg" zu erringen, daß der Zar seine persönliche Zurückhaltung unserem Kaiser gegenüber überwinde und die persönliche „Bürgschaft" des Zaren für die dauernde Erhaltung des Weltfriedens ausspreche. Als ob es der Würde der deutsch-auswärtigen Politik, so weit sie Volksinteressen und nicht dynastische vertritt, irgendwie entspricht, sich an die Laune eines Potentaten zu kehren, und als ob der Weltfrieden nur so im Belieben des Zaren stünde, der in Wahrheit im Interesse der Integrität seines darnieder liegenden Reiches und eventuell seines Thrones Alles aufbieten muß, den Frieden zu erhalten. Diese Weltfriedensstifterei, die in unserer Regierung direct zur hysterischen Manie ausgeartet ist, führt uns nothwendiger Weise in die Antichambren bald dieser bald jener Macht, während die Machtstellung unseres Volkes, die militärische, wie wirthschaftliche und innerpolitische es als selbstverständlich erscheinen lassen sollte, daß die Völker bei uns um den Frieden antichambriren.

Daß auch unsere officielle Welt unter dem Eindruck steht, in unserer Stellung innerhalb der Mächte etwas verscherzt zu haben, lehrt die auffällig plötzliche und gewaltsame Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zum Yankeestaat, eine diplomatische Extravaganz, die ein Bülow'scher Lobredner werthvoller nennt als den Dreibundvertrag. Diese Leistung der Bülow'schen Diplomatie ist allerdings wundervoll: zunächst wurde in amerikanischen Blättern eine Debatte über die Haltung Deutschlands im spanisch-amerikanischen Kriege inscenirt — denn daß diese Debatte von London angeregt ist, um Deutschland mit Amerika zu verhetzen, ist doch Angesichts des bestehenden Materials eine recht kindische Behauptung unserer Officiösen — dann wurden die schon bereit liegenden Actenstücke veröffentlicht, womit der feierliche Anfang gemacht war, den Amerikanern den Buckel herunter zu rutschen. Dann wurde Monate vor der so bombastisch angekündigten und dann so tragikomisch verlaufenen Flottendemonstration in Venezuela der Präsident der Union um seine gnädige Erlaubniß gebeten, daß Deutschland — ein unerhörter Vorgang — seine Bürger im Ausland schützen dürfe. Schließlich wurde Roosevelt's Tochter mannbar, und der patriotische Act des deutschen Fußfalls vor dem frechen Yankee konnte sich vollziehen. — Was reden wir von Faschoda! Kehren wir vor dem eigenen Hause. Während der diesjährigen Etatsberathung fand denn auch keiner der Abgeordneten den Muth für die sonst so präcis eintreffende Belobigung der auswärtigen Politik des Grafen Bülow. Die meisten Redner stotterten, um ihren Kummer zu bergen, sie hätten nicht nähere Einsicht in die diplomatischen Acten. Im Circus Busch fiel zu Anfang dieses Jahres das Wort, Graf Bülow würde dem Grafen Caprivi immer ähnlicher. — Das stimmt nicht ganz. Graf Caprivi mag falsche Wege gewandelt sein, aber er besaß den Muth seiner Ueberzeugung.

Zum Problem der Heimarbeit.

Von Karl Noetzel.

Unter Heimarbeit versteht man ganz allgemein diejenige Arbeit, welche nicht in Fabrik- oder gemeinsamer Werkstätte, sondern in der Wohnung der Arbeitenden selbst verrichtet wird. Das Wort Heimarbeit bedeutet den Inbegriff menschlichen Elends. Es liegt in seinem Klang etwas wie ein ständiger Vorwurf. Der Heimarbeiter schafft vom frühen Morgen bis spät in die Nacht und verdient damit meistens nur gerade so viel, daß er zwar nicht momentan verhungert, wohl aber durch fortgesetzte Entkräftung mit Naturnothwendigkeit einem frühen Tode entgegengeht. Der Sclave im Alterthum hatte es besser: er ward gefüttert. Der heutige Heimarbeiter lebt, um nicht Hungers zu sterben. Das ist der ganze Sinn seiner Existenz. Was die moderne Näherin noch außer geschickten Händen an Menschenfähigkeiten mitgebracht hat, Denken, Fühlen und Wollen bleibt todtes Capital. Niemand verlangt danach, ja es hindert sogar an der Arbeit. Wenn sich nun ein großer Theil der weiblichen Heimarbeiter, um nicht immer zu hungern und auch ein klein wenig Lebensgenuß zu haben, zeitweise verkauft, so ist man tiefinnerlich sittlich empört. Und doch kann sich keine in gesicherten Verhältnissen lebende Person eine Vorstellung davon machen, was es heißt, bei angestrengter Arbeit keinerlei Aussicht auf irgend welche Freude zu haben und dabei noch immer den Hunger fürchten zu müssen. In einem solchen Dasein sind Momente völliger Nervenerschlaffung unausbleiblich, wo man bereit ist, Alles herzugeben, um nur ein klein wenig Sonnenschein zu genießen, oder was dem annähernd ähnlich ist, und wo es einem scheint, als ob die sogenannte Tugend nur einen Luxus bedeute, den sich ein armes, schutzloses Mädchen nicht leisten kann. Eine gewisse nachgerade lächerliche Prüderie hält noch immer viele sonst tüchtige Frauen davon ab, die nun einmal existirende Prostitution beim Namen zu nennen, und so kommt das Laster zu Jahren. Man glaubt sich schon verunreinigt, wenn man das Wort in den Mund nimmt, denn man versteht darunter etwas namenlos Verworfenes und Verächtliches. Zu solcher Auffassung sind indeß allerhöchstens Diejenigen berechtigt, welche, selbst in ärmlichster Lage und mit irgend welchem Liebreiz ausgestattet, ihre Tugend bewahrt haben und lieber an Entbehrung zu Grunde gehen. Es giebt solche, und ihre ungewöhnliche Willenskraft läßt derartige Strenge gegen Schwächere nicht ungerecht erscheinen. Sollten wir Anderen nun annehmen, daß sich gerade in diesem Stande eine außergewöhnlich große Anzahl sittlich unnormaler Menschenkinder befindet? Ich dächte, es gäbe eine viel näher liegende Erklärung. Erfahrene Gewerbeinspectoren werden nicht müde darauf hinzuweisen, daß die Löhne der Arbeiterinnen in der Wäsche- und Confectionsbranche in den seltensten Fällen zur Existenz ausreichen. Es liegt demnach hier der Fall vor, daß eine meistens an sich durchaus normale Sittlichkeit vor übergroße Anreize zum Laster gestellt wird; und zwar spielt hier der Hunger den Kuppler, wie übrigens in den allermeisten Fällen. Unvergessen geblieben ist mir jener niederträchtige Rath, den ein bekannter Berliner Confectionär, der damalige Geschäftstheilhaber des socialistischen Parteipräsidenten Singer, seinen Arbeiterinnen ertheilte, als sie ihn um höheren Lohn baten. Doch sagte Jener nichts Neues. Nur ein durch zeitweilige Prostitution erlangter Nebenverdienst ermöglicht es den meisten Näherinnen, bei den üblichen Hungerlöhnen überhaupt zu existiren. Magdalenenstifte sind dem gegenüber ebenso zwecklos, wie fromme Entrüstung albern erscheint und bei nicht gerade Dummen Heuchelei bedeutet. Daß wir es bei „gefallenen" Näherinnen nicht mit sittlich Unnormalen zu thun haben, beweist allein schon der Umstand, daß die allerwenigsten unter ihnen ihre ehrliche Arbeit völlig aufgeben, sondern vielmehr das andere, das dunkle Gewerbe nur zeitweilig treiben, „nach Bedarf". Kein Mensch will Hungers

Digitized by Google

sterben, und was Selbstachtung, Tugend und überhaupt Sittlichkeit anbetrifft, so sind das Begriffe, die einem Hungrigen gegenüber jeden Sinnes entbehren. Hunger übt auf den Organismus ganz gewisse physiologische Wirkungen aus und suggerirt fremde Empfindungen und Willensimpulse. Er hebt die sittliche Wahlfreiheit völlig auf, das sollte man endlich begriffen haben. Natürlich ist es bei weitem angenehmer, sich durch den Vergleich mit jenen Unglücklichen der eigenen Tugend bewußt zu werden, die so gar keine Anstrengung verlangt, und auf „gefallene" Näherinnen herabzublicken, wiewohl man keinerlei Gewißheit haben kann, ob man nicht im gleichen Falle ganz ebenso gehandelt hätte. „Das heißt die Demoralisation noch in Schutz nehmen!" wird man mir sagen. „Durchaus nicht!" Das heißt, jene weit verbreitete Heuchelei und Gedankenlosigkeit beim Namen nennen, welche sich mit frommem Augenaufschlag vor dem Laster begnügt und im Stillen froh ist, daß es existirt, weil man sich sonst nicht erhaben vorkommen könnte. Ich wünsche, daß die Demoralisation beseitigt werde, weil sie das Menschenglück vernichtet. Ich erblicke in ihr vor Allem eine Folge socialen Elends. Uebrigens eine sehr natürliche Folge, der gegenüber Alles eher am Platze ist als Verachtung. Wenn überhaupt ein Gefühl in Betracht kommt, so ist es Mitleid — ich meine aber, daß der Gerechtigkeitssinn genügt. Der läßt es uns als unhaltbar erscheinen, Diejenigen zu verachten, welche unsere Bekleidung so billig herstellen, daß sie, um nicht zu verhungern, sich gelegentlich noch selber verkaufen müssen. Wir wissen das. Die Damen allerdings selten. Sie interessiren sich noch wenig für sociale Verhältnisse. Die Männer lieben das nicht und suggeriren ihnen die Meinung, diese Interessen seien unweiblich, nur für Blaustrümpfe, und schließlich käme dabei doch nichts heraus, da ihnen die wissenschaftliche Vorbildung fehle. Als ob Wissenschaft nöthig sei, um eine kleine Näherin auszufragen und zu verstehen! Aber es könnte dann allerlei unbequeme Fragen geben, und das männliche Ansehen wäre etwas gefährdet. Die wenigsten Damen haben wohl irgend welchen Einblick gethan in das wirkliche Leben der Heimarbeiterinnen. Ich glaube das fest, denn sie würden sich nicht bei dem Gedanken zu beruhigen vermögen, daß ihre intimsten Bekleidungsstücke von den Händen „Unreiner" gearbeitet werden — und das ist nun einmal so.

Diejenigen Arbeiterinnen, deren Einkommen durch zahlende „Freunde" erhöht wird — und diese Erhöhung macht meistens mehr aus wie der ganze Arbeitsverdienst — haben natürlich kein sonderliches Interesse daran, für Lohnerhöhung einzutreten, so lange sie nämlich jung und liebreizend sind; und daß die Wenigsten in dieser Thätigkeit alt werden, darüber belehren uns die Statistiken über die Schwindsucht im Heimgewerbe. In Folge davon sind die Wenigen, welche vermöge ungewöhnlicher sittlicher Kraft auf solchen Nebenverdienst verzichten oder wegen körperlicher Mißbildung darauf verzichten müssen, vor Hungerlöhne gestellt und gehen durch Entbehrungen frühem Siechthum entgegen. Und die Anderen? Da meint so ein junges Ding, welches liebreizend genug ist, um einen Liebhaber zu finden, nun beginne für sie ein Leben der Freude. Bleibt es bei einem Freunde und ist er ausnahmsweise anständig, dann geht es ja noch. Kommt es aber zur Prostitution! Deren Inhalt ist brutale Behandlung, Verachtung, ekelhafte Erkrankung, früher Tod im Hospital. Ich kann dies noch immer viel zu wenig durchgearbeitete Gebiet nicht verlassen, ohne noch auf ein anderes, furchtbares Problem hinzuweisen. Der Umstand, daß die ungeheuer verbreitete Prostitution im Allgemeinen ihren Unterhalt findet, beweist eine furchtbare Verwahrlosung im sexuellen Leben der Männer! Unstreitig! Aber, könnte man einwenden, wäre die männliche Sittlichkeit höher entwickelt, dann müßten ja alle diese armen Näherinnen verhungern! Das fragt sich sehr. Vielleicht würde ihnen dann durch die erbarmungslose Noth die Energie zur Selbsthülfe gegeben werden. Indeß, wie unlängst Faguet ebenso geistreich wie kühn nachgewiesen hat, ist es allein dem Laster der Junggesellen unter den Arbeitern zuzuschreiben, daß die Gehälter der verheiratheten Arbeiter sich auf einer einigermaßen zum Unterhalt einer Familie ausreichenden Höhe halten. Ein Laster kostet durchschnittlich ebenso viel wie der Unterhalt von drei Kindern. Wäre nun der unverheirathete Arbeiter tugendhaft, so würden bei dem furchtbaren Ueberfluß an Arbeitskräften die Löhne bald auf das gerade zum Leben für einen Einzelnen Nothwendige herabsinken, und die Kinder der verheiratheten Arbeiter müßten Hungers sterben. So aber will der unverheirathete Arbeiter seine Laster befriedigen und setzt Löhne durch, die ihm das gestatten und damit seinem verheiratheten Genossen den Unterhalt der Familie ermöglichen. Unstreitig kommt somit der Prostitution die Bedeutung eines socialen Ausgleichungsfactors zu. Das sociale Moment in der Sittlichkeit erhält hierdurch eine neue Beleuchtung. Taine meinte irgendwo, Tugend und Laster seien ebenso natürliche Erzeugnisse der Gesellschaft, wie sich beispielsweise im Erdinneren Kalkstein und Schwefeleisen ausscheiden. Ich begnüge mich damit, immer wieder zu constatiren, daß die Sittlichkeit auf's Innigste mit der socialen Lage verbunden ist, und daß nicht sittliche Entrüstung noch Bußpredigten uns von Nöthen sind, sondern thatkräftige Mitarbeit Aller an der socialen Reform. So viel über den Zusammenhang von Prostitution und Heimarbeit. Prostitution oder Hunger, das ist die Alternative, vor welche die Heimarbeiterin gestellt ist, und meistens muß sie Beides erdulden.

Weßhalb empören wir uns nicht gegen solche Grausamkeit? Weil wir auf diese Weise Wäsche und Bekleidungsstücke viel billiger zu beziehen glauben. Wir möchten ja wohl wohlthätig sein, nur darf es nichts kosten. Nun muß allerdings zugegeben werden, daß das Problem der Heimarbeit ungemeine Schwierigkeiten bereitet. Sie ist auf's Tiefste verwachsen mit dem gesammten wirthschaftlichen Organismus des betreffenden Landes; jeder gewaltsame Eingriff könnte unliebsame Folgen für die Gesammtheit mit sich bringen. Und dann, wenn die Heimarbeit wirklich beseitigt wäre, — und darauf zielt in letzter Instanz jede gegen sie gerichtete Reform — was will der Staat schließlich mit den Massen der größtentheils körperlich minderwerthigen Arbeiter machen? Denn fast nur solche flüchten sich zur Heimarbeit. Zusammenfassend finden wir folgende Gründe, derentwegen das Elend in der Hausindustrie so hoch zu Jahren gekommen ist und noch immer eigentlich geflissentlich todtgeschwiegen wird. 1. Die Heimarbeiter selbst sind durch die Bedingungen ihrer Arbeit mundtodt gemacht: sie arbeiten einzeln und haben keine Zeit zu gemeinsamen Berathungen. 2. Die unmittelbar interessirten Kreise sind einflußreich und weitverzweigt. 3. Mittelbar hat die ganze Gesellschaft durch die vermeintliche Billigkeit ihrer Kleidungsbedürfnisse ein Interesse an dem Fortbestehen der Heimarbeit. 4. Die organisirten Fabrikarbeiter erblicken im Heimarbeiter einen minderwerthigen Concurrenten. Sie stehen ihm meistentheils gleichgiltig gegenüber. 5. Die Staatsregierungen weichen einer durchgreifenden, gesetzlichen Regelung der Heimarbeit bis jetzt noch vielfach aus, weil sie durch gewaltsames Eingreifen schwere Schädigungen im gesammten Wirthschafts-Organismus befürchten und wohl auch durch die agitatorische Ausnutzung des dann zu Tage tretenden, von ihnen einstweilen geduldeten Elends ein Erstarken der Oppositionspartei voraussehen.

Es scheint somit schlecht bestellt um die Sache der Heimarbeiter. Sie selbst müssen ihr Elend verschweigen. Staat und Gesellschaft wollen es verheimlichen, und ihre Kameraden im Fabrikbetriebe stehen ihnen ziemlich gleichgiltig gegenüber. Und doch hat vor schon fast anderthalb Jahrhunderten der große Friedrich eine Reform der Heimarbeit eingeleitet, indem er für die armen Weber in Schlesien eine Reihe geräumiger Werkstätten bauen ließ und damit eines der Haupt-

Digitized by Google

mittel zur Beseitigung des Heimarbeiter-Elends inaugurirte. In neuester Zeit sind einige Staatengebilde in Nordamerika, sowie in den englischen Colonien der Südsee, vor Allem Neuseeland und Neuvictoria, bahnbrechend gegen das Heim-Arbeiterelend vorgegangen. Es wird davon noch weiter unten die Rede sein müssen. Auch England, dessen nationaler Egoismus stets hervorgehoben wird, während sein vielfach grundlegendes, reformatorisches Vorgehen selten die gebührende Anerkennung findet, hat eine Reihe zum Theil hervorragender Schutzbestimmungen für die Heimarbeiter erlassen. Nur die alten Culturländer Mitteleuropas stehen noch weit zurück. Es ist aber auch für sie höchste Zeit, mit Reformen zu beginnen, wenn sie nicht wollen, daß ihnen besagte Staaten den höchsten Ruhm wegnehmen, den ein Staatsgebilde beanspruchen kann, nämlich den, gleichmäßig für das Wohl aller seiner Angehörigen besorgt zu sein.

Erst müssen die Seelen gewonnen sein für die sociale Reform, dann diese in's Leben treten. Auch die Lage der Fabrikarbeiter ist nicht allein durch Selbsthülfe gebessert worden. Vorher mußte das öffentliche Gewissen die Gerechtigkeit ihrer Sache einsehen. Es seien hier einige Worte über das Verhältniß von öffentlicher Meinung und socialem Gewissen vorausgeschickt. Die öffentliche Meinung wird noch immer im Großen und Ganzen durch die Besitzenden bestimmt, in deren Interesse möglichste Unkenntniß des Massenelends liegt. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die Schule, selbst in vorgeschrittenen Ländern, der heranwachsenden Jugend keinerlei wirthschaftliche Aufklärung giebt. Es heißt noch immer: „Gott, der Alles wohl gemacht hat, hat Arme und Reiche werden lassen. Wir können daran nichts ändern." In dieser Befangenheit verharren Frauen und Mädchen meist ihr Leben lang. Der junge Mann erhält in der Regel auf der Universität einige weltwirthschaftliche Begriffe. Falls er auch keine sociale Interessen besitzt, so muß er schon solche heucheln, um nicht jeder Bildung baar zu erscheinen. Wie weit sich auch auf der Hochschule der Einfluß des Geldes geltend macht, ist schwer zu entscheiden. Eine große Gefahr für die Freiheit der socialen Forschung liegt unstreitig vor z. B. auf nordamerikanischen, von Millionären gegründeten Universitäten, und es wird in der That aus der allerletzten Zeit berichtet, daß auf einer solchen ein Volkswirthschaftslehrer entlassen wurde, weil er in einer den Gründern nicht genehmen Weise lehrte. Auch bei uns ist mehrfach der glücklicher Weise abgeschlagene Versuch gemacht worden, die Wirthschaftslehrer im Sinne der besitzenden Classen zu beeinflussen. Unbewußt wird eine Neigung hierzu immer vorhanden sein, schon insofern, als die Lehrer ja selber den besitzenden Classen entstammen und fast ausschließlich mit ihnen Umgang pflegen. Was überhaupt die sociale Aufklärung auf der Universität anbetrifft, so ist sie ihrer nothwendig objectiven, streng wissenschaftlichen Methode wegen in hervorragendem Maße geeignet, den ursprünglich vorhandenen Enthusiasmus sehr abzukühlen, wenn nicht der betreffende Lehrer mit strenger Wissenschaftlichkeit jene innere Wärme vereinigt, welche allein das Interesse des Hörers an den an sich trockenen theoretischen Ableitungen wach zu halten vermag. So viel sei über sociale Aufklärung vorausgeschickt. Sie muß in die breite Masse getragen werden, wenn anders dem Elend in der Hausindustrie wirksam begegnet werden soll. Aber die Gesellschaft will nichts davon wissen. Es stört sie in ihrer bequemen Ruhe. So muß sie gezwungen werden, die Ohren offen zu halten. Wodurch? Durch Mitleid. Sie kennt es nicht. So wird sie es kennen lernen. Sie kann sich ihm nicht verschließen, denn sie liebt sich selbst. Der Anblick eines Elenden wirkt auf sie qualvoll, weil sich ein Jeder vorstellt, es könne auch ihm einmal so gehen. Seelenbezwinger, Propheten, Dichter und Künstler sollen die natürliche Gefühlsträgheit bestürmen. Bald wird sie hier und dort in's Schwanken gerathen. Man will helfen. Aber wie? Hier setzt die sociale Forschung ein. Sie hat die tiefsten wirthschaftlichen Ursachen besagter Uebelstände zu erkunden und darzustellen, welcher Antheil an der Reformarbeit der Gesellschaft, welcher dem Staate und welcher dem Individuum zukömmt. Jedem Einzelnen erwachsen da bestimmte Pflichten gegenüber jedem socialen Uebelstand. Nicht bloß, daß er sich persönlich einen Einblick zu verschaffen hat, er muß auch Seelen gewinnen für die Reform und in seinen persönlichen Beziehungen in diesem Sinne wirken. Wir unterscheiden im Allgemeinen drei Phasen in der Methodik der socialen Reform: Erstens Stimmungserregung vermittelst künstlerischer Suggestion, zweitens wirthschaftliche Aufklärung durch Socialforscher und Publicisten, drittens Verbreitung der Reformen in der Gesellschaft. Die Reform der Heimarbeit erscheint noch vorwiegend in der ersten Phase begriffen und auch da noch stiefmütterlich behandelt. Während die Fabrikarbeiter in Carlyle ihren gewaltigen Propheten, in Zola, Hauptmann und Anderen ihre großen Dichter, in Meunier und Uhde ihre mächtigen Bildner gefunden haben, sehen wir für die Heimarbeit nur Geister zweiten Ranges und auch diese nur vorübergehend als Stimmungserreger thätig. Weitere Kreise sind in Deutschland erst gelegentlich des großen Ausstandes der Berliner Näherinnen aufmerksam geworden. Vorurtheilsfreie Besucher ihrer Versammlungen bestätigen, daß sie nie etwas Ergreifenderes sahen. Leider scheint sich kein großer Künstler unter ihnen befunden zu haben. Im Allgemeinen war man sehr erstaunt, daß es überhaupt ein solches Elend gebe. Wie kam es nur, daß man es nie vorher gesehen hatte? Sehr einfach. Man hat nie darnach gefragt. Zum Spazierengehen bleibt den Heimarbeiterinnen keine Zeit. Tagsüber blicken sie kaum von der Arbeit auf, und nur alle paar Tage huschen sie einmal Abends über die Straßen, die fertig gewordene Arbeit abzugeben. Abends aber sieht man so Mancherlei, was man nicht sehen will. So steht es hinsichtlich der Stimmungserregung. Besser gestellt scheint es mit der wissenschaftlichen Aufklärung. Es existiren eine ganze Reihe tüchtiger Monographien, theilweise agitatorischen Charakters, aber im Allgemeinen doch zu wenig populär gehalten, um in weitere Kreise zu dringen. Mit am meisten zur Verbreitung geeignet erscheint uns die Broschüre von Oda Olberg: „Das Elend in der Hausindustrie" (Leipzig 1896, Grunow). Eine in ihrer Art classische Darstellung der Heimarbeit besitzen wir seit kurzer Zeit in Schwindlendo „Ziele und Wege einer Heimarbeits-Gesetzgebung". (Wien 1899, Menz'sche Hofverlagsbuchhandlung.) In dieser im Auftrage des österreichischen Handelsministeriums verfaßten Abhandlung wird in knappester Form, aber vollständig, ein Ueberblick gegeben über Alles, was bisher an Reformen der Heimarbeit durchgeführt oder in Vorschlag gebracht wurde, beleuchtet von einer auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung stehenden Kritik. Ich behalte mir vor, in Kürze auf das epochemachende Werk einzugehen, nicht, daß ich es irgendwie zu ergänzen vermöchte, nein, ich will nur zu seiner Kenntniß beitragen, da ich eine solche für weite Kreise dringend nothwendig erachte. Nach dem Erscheinen dieser Arbeit kann allerdings nicht mehr gegen die Wissenschaft der Vorwurf erhoben werden, sie habe das Gebiet der Heimarbeit vernachlässigt. Dagegen trifft dieser Vorwurf mit aller Schwere die Gesellschaft. Ihr hat die Heimarbeit noch so viel wie nichts zu verdanken. Sie thut Alles, um ihr Elend einfach nicht sehen zu müssen. Auch darin wird bald Wandel geschaffen werden. Das sociale Gewissen ist nun doch einmal irgendwo aufgewacht, und nun muß es die Welt erobern.

Es bedeutet die Heimarbeit eine Quelle socialer Uebelstände. Sie verbergen sich, aber sie sind da. Wir wissen es. Nun sind wir Heutigen nicht mehr so genügsam, um uns mit unserem kleinen persönlichen Glücke zufrieden zu geben. Auch empfinden wir nicht naiv genug, daß uns das Kleinliche, das wir als Zerstreuung oder Vergnügen be-

Digitized by Google

zeichnen, über das Massenelend hinweg zu taumeln vermöchte. Wir verschmähen zudem eine Freude, die bloß möglich ist in dem Vergessen fremden Elends. Unsere Freude verlangt, daß sich Alle mit uns freuen. Wir wollen eine wissende Freude, eine sehende Lust; wir wollen froh sein, trotzdem wir wissen, daß es Elend giebt. Das können wir nur, wenn wir mitarbeiten an der Freude Aller.

Lenz in Wittenberg.

Von Dr. Eduard von Mayer.

In dem frommen Krämerladen unweit der Schloßkirche war der Küster nicht aufzutreiben, und die geschäftige Verkäuferin hieß mich an der Thür der Kirche pochen, bis etwa der kundige Thebauer sich meldete. Sie gab mir den Rath nicht umsonst: ich mußte, wie an anderen Wallfahrtsorten jenseits der Alpen, von ihren heiligen Andenken kaufen. Dann schritt ich der nahen Kirche zu, von deren Thurmkrone das „Eine feste Burg ist unser Gott" herabglänzte. Das Pochen mit Händen, Schirm und Klopfer war vergeblich, und so ging ich weiter, um keine Vergleiche mit den offenen Gotteshäusern Italiens zu ziehen, wo der Sagrestano höchstens dann etliche Soldi ergattert, wenn das kunsthistorische Laster Einen hinter jedem verhängten Altarbilde eine noch unbekannte und ungewürdigte Seltenheit vermuthen läßt. Hier müssen die Heiligthümer hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Beste Leute! Wer in sich ein Heiligthum trägt, hat das Recht, in jedes Allerheiligste zu dringen, und wer in sich keine Scheu vor dem Göttlichen fühlt, der entweiht jede Stätte der Andacht, und bewachten sie sieben Küster. Glaubt nicht, Ihr adeltet die Religion, wenn Ihr sie zum Feiertagsprunke macht und den Alltag leer ausgehen laßt. Ja so! In den Kirchen des Nordens wird ja nur gepredigt und nicht religiöse Stimmung gesucht; es kommt in ihnen nur das „Wort" zur Geltung, nicht ein allesdurchdringender und allesbelebender Geist. Ich bin manches Mal in höchst feindseliger Laune in eine Santissima Soundso gegangen und habe die Ruhe des Gemüthes wiedergefunden, wenn ich still auf einem Kirchenbänkchen niedergesessen war und dann die bunten Fenster auf mich niederschauten, in der schleichenden Dämmerung das einzige Licht, thatkräftig roth, freudig grün und hoffnungsvoll blau. Ja, wenn die Menschen blind wären und auch der anderen Sinne entbehrten, dann wären sie eben wohl auch ganz andere Menschen.

Aber was rede ich von Italien! Ich stehe ja auf dem Exercierplatz angesichts der trutzigen Burgmauern des Wittenberger Schlosses. Eine feste Burg ... Stillgestanden! ... der brave Feldwebel ist in höchstem Eifer und die Mannschaft läßt sich geduldig von dem Leutnant mustern, indeß der kalte Wind sich in alle Knochen verbeißt und eben wieder einen eisigen Schauer heraufführt.

Ja, Lenz! Es ist doch Lenz: denn rings um den Sandplatz grünen die Bäume, treibt und sprießt die alte Erde. Wahrlich: Frühling ist es nicht, wenn duftgeschwängerte Winde um die Stirn schmeicheln, und es sich im Mondenschein so schön auf das Schluchzen der Nachtigall lauschen läßt; sondern wenn aus den Tiefen der Erde, aus den unterirdischen Brunnen des Lebens neuer Saft und neue Kraft aufsteigt, unaufhaltsam, übermächtig nach Gestaltung und Dasein ringt und dann, siegreich in der Jugendfrische, sich zum Kennzeichen und Antlitz der Welt erklärt. Mag es denn wettern und stürmen und manche Blüthe schrumpfen, mancher grünende Ast brechen, manches werthvolle Leben vernichtet werden, wenn nur das siegt, worin aller Werth, alle Kraft, alle Schönheit beruht, die unendliche Freiheit der Selbstbethätigung, des Lebens, der Erde, jedes Menschen.

Solch' ein Lenzsturm brach 1517 in Wittenberg los.

Aber da sehe ich einen Mann auf mich zukommen: es ist der Küster, der von meinem vergeblichen Begehr um Einlaß gehört hat. Und bald stehe ich in dem Mittelschiffe der Kirche. Es ist nicht die alte Kirche, und von diesen Gewölben hat Luther's Stimme nicht widergehallt; ein neuer prunkvoller Bau bringt auch wieder Schönheiten zur Geltung, die frühere nüchterne Armuth verschmähen mußte. An den Säulen stehen die Bildnisse der Apostel der neuen Lehre, Melanchthon, Buggenhagen, Amsdorff, Jonas und die Anderen alle. Darunter, im Kirchengestühl, blinken die Wappen aller protestantischen Fürsten, und die uralten Wappenthiere, die Bären, Löwen, Adler, Greifen, Schlangen, sind immer noch dieselben, unter deren göttlicher Gnade einstens die Vorfahren durch den deutschen Wald zu Kampf und Hatz zogen. Nichts stirbt ganz, was einmal gelebt hat; was der Menschheit einmal heilig gewesen ist, weckt noch nach Jahrtausenden des Schlafes ahnungsvolle Schauer in dem blutsverwandten Sprößling. Wir wissen ja kaum, wie sehr Alles, was Geschichte heißt, die ganze graue Vergangenheit, noch unser Herr ist. Wie sollte es auch anders sein: die Erde kreist im Weltenraum, der Stoff kreist durch alle Dinge, die Kräfte kreisen von That zu That, von Vorgang zu Vorgang; was wir unseren Enkeln übergeben werden, haben wir von den Ahnen empfangen, und auch die ursprünglichste Persönlichkeit muß, um zu wirken, um sich zu verwirklichen, da einsetzen, wo ihr letzter Vormann aufgehört hat. Dort, links in der Kirche, liegt Luther's Leichenstein, an der Wand prangt die Broncetafel, die das Kloster Loccum seinem Andenken gestiftet hat, daneben aber ist eine alte Votivtafel pietätvoll aufbewahrt: sie stammt von 1520 und ihre Inschrift besagt, daß der Hildesheimer Canonicus Meyer die Seele einer Anverwandten der Gnade der „regina coelorum" empfiehlt.

Wozu auch Bilderstürmerei! Es sei denn in der ersten Hitze des Kampfes! Nur dürfen sich die Bilder, die Heiligthümer, die Götter von heute und gestern nicht starr und stumpf dem Neuen und Werdenden entgegenstellen. Der Lebende hat Recht, und die alten Patrone müssen sich mit der Pietät begnügen, mit der verehrenden Dankbarkeit, wie die alten askanischen und wettinischen Schutzherren der Wittenberger Schloßkirche, deren broncene Liste im Eingang der Kirche liegt, seit ihre alte Ruhestätte im Kloster in eine Caserne umgewandelt worden: ein lebender Soldat gilt eben doch noch mehr als zwanzig todte Fürsten. Heil dem Alten, wenn es das Junge fördert; fort mit ihm, wenn es sich eigensinnig auf das Recht seiner Jugend versteift und der neuen Jugend, dem neuen Lenze nicht das gleiche Recht der lebendigen Eigenheit zuerkennt. Sanct Luther ist auch ein falscher Heiliger: der junge Doctor Martinus aber ein lebensvolles Vorbild.

Welch' eine unbezähmbare Energie spricht nicht aus diesem Kopfe, zumal aus dem Kinn, über dem sich die Lippen so herb schließen, weil es noch nicht Zeit ist, sie dem heiteren Genusse zu öffnen. Erst seine späteren Bilder lassen auch diese Seite von Luther's Wesen, die Erdenfreudigkeit, hervortreten; auf den früheren ist es nur der Geist der rücksichtslosen Ehrlichkeit, den wir in den derben harten Zügen verkörpert finden. Und doch ist es sein Geist der Erdenfreudigkeit gewesen, der ihm in der engen Klosterzelle die widernatürlichen Ordensgebote als solche empfinden, erkennen, verdammen ließ. Nur daß er eben zu ehrlich war, den Stoff zu einer Boccaccio'schen Novelle zu liefern; nur daß er, wo Andere sich behaglich lächelnd abzufinden wußten, einen Kampf um den Geist begann, und in diesem Kampfe so ganz wieder Mensch der Thatkraft wurde, daß er neben der Lust seiner Persönlichkeit auf die kleineren Genüsse des Lebens verzichten konnte. Daß er nur spät, und nur auf das Drängen seiner Freunde Katharina von Bora heirathete, zeigt bloß die Größe und den Ernst des Mannes, widerspricht aber nicht der offen-

Digitized by Google

baren Thatsache, daß der Kampf eigentlich um die Einheitlichkeit des Menschen, um das gleiche Recht des Leibes mit der Seele ging. Eben das Ganze und Wuchtige machte die Größe Luther's aus, der sich in der künstlichen Mönchszerrissenheit gequält und gemartert fühlte, bis er erkannte, daß Lauterkeit der Empfindung den Menschen heilige, daß Echtheit und Einheitlichkeit seinen Werth bestimme, daß der Gerechte seines Glaubens lebe.

Natürlich konnte Luther nur in der ihm geläufigen Sprache reden, und die war die theologisch dogmatische: seinem Wesen wird nur der gerecht, der sich nicht durch den Wortlaut seines Lebenswerkes, sondern durch seinen Geist bestimmen läßt. Und derselbe Geist, der wahre Luther'sche Geist, der in den 95 Thesen sich doch jedenfalls am mächtigsten gezeigt hat, redete in diesen theologischen Streitfragen doch noch völlig mit den Worten und Gedanken der alten Kirche. Seiner eigenen Meinung nach war Luther ein guter Katholik, als er diesen weltbewegenden Schritt am Vorabend von Allerheiligen that, und wirklich, er spricht völlig gläubig vom Papst, von den Heiligen, vom Fegefeuer. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen weiß! Ihm selbst unbewußt gährte ein Geist in diesen scholastischen Sätzen, der aller Scholastik den Boden ausschlägt; und Zeit seines Lebens wird er nicht gewußt haben, welch' ein Geist mit ihm wieder erwacht war. Luther würde persönlich gewiß nicht mit der weiteren Entwickelung des Protestantismus einverstanden sein, aber darf uns das Allzupersönliche, Gebundene, Kleine die große freie Fluth verschütten, deren erster Vermittler er war? Im Lutherhause hängt auch ein Holbein'sches Bild von Erasmus von Rotterdam; das war so ein wissenschaftlicher Leisetreter, ein Nichts-als-Gehirnmensch, dieser cynische Skeptiker mit dem Voltairegesicht. Aber Luther's That war eben keine Gehirnthat, sondern eine Willensthat, nicht ein Streit um Worte, sondern um Werthe. Der Reformator der Kirche war, sich selbst wohl zum Trotz, ein Reformator des Lebens. Hätte er auch sonst die Sympathie des großen Peter erweckt?

Anhänger der Seelenwanderung könnten Luther und Peter den Großen für Verkörperungen desselben Wesens halten. Luther's Todtenbildniß erinnert wenigstens fabelhaft an den russischen Uebermenschen, beide haben auch in eigenthümlicher Uebereinstimmung an ihren Söhnen den Widerstand gegen ihre höchsten Ziele erlebt, nur daß der Eine brutal zum Henker wurde, der Andere bei seinem trotzigen Wunsche blieb: lieber einen todten, als einen ungerathenen Sohn zu besitzen. Und eine hübsche Anekdote läßt Peter den Großen Luther's Trinkglas auf dem Boden zerschmettern, weil er es nicht als Amulett mitnehmen durfte, wie später Napoleon den Degen Friedrich's mitnahm. Die Scherben im Lutherhause reden auch eine Sprache.

Denn wirklich, darauf kommt es denn doch nicht an, ob man lieber auf die älteren Concile sich beruft, als auf die neuen! Ob man der canonisirenden Versammlung von Rabbinern oder Kirchenvätern mehr Zutrauen schenkt, wenn es sich um den Text heiliger Urkunden handelt, als seinen zeitgenössischen Prälaten! Denn wenn Protestantismus bloß hieße, die katholische Tradition verwerfen und doch der Tradition blind glauben, die erst die Bücher des Alten und später die des Neuen Testamentes als giltig anerkannte, so wäre es schlimm um ihn bestellt. Aber nein, Lessing war darin der echte Protestant und der bessere Nachfolger Luther's denn Monsignore Götz aus Hamburg, daß er an die Unverlierbarkeit der wesentlichen Werthe der biblischen Weltanschauung glaubte und gern alle Worte, Bücher und todten Pergamente daran gegeben hätte, um aus verknöchertem Staube dem lebendigen Geiste zur Auferstehung zu verhelfen. Die Richtlinie der Entwickelung ist uns gegeben, ein orthodoxer Stillstand hieße die Bankerotterklärung unseres Lebens. Was nur in Worten zu leben vermag, ist todt; was ewig ist, gebärt sich neu in jedem Herzen, in jedem Gedanken, in jeder That. Reformation heißt Umbildung, und das Leben ist der größte Reformator. Das war ja die frohe Frühlingsbotschaft aus dem sächsischen Kleinstädtchen: der Gerechte wird seines Glaubens leben! Der Gerechte: das ist, wer ewig strebend sich bemüht.

Wittenberg ist eine Kleinstadt, Nazareth war ein Flecken; fernab von den Mittelpunkten des Weltgetriebes keimt das Senfkorn, das zum hohen Himmelsbaume erwachsen soll; denn was jene Anderen zum Mittelpunkte gemacht, ist doch nur die hastende Secunde, der Prägestempel der marktgängigen Münze. Jedes Neue und Lebendige aber protestirt gegen die abgeschlissene Weltbürgerlichkeit, gerade weil es an das Allerallgemeinste, aber auch Allereigenste sich wendet, an den Menschen im Menschen. Dem öden Imperialismus Roms, dem alleinigen Cäsarenkult stach das neue Recht jedes Menschen an Menschenthum in die Ferse; der bevormundenden Weltherrschaft des Vaticans stellte sich die germanische Selbstverantwortung entgegen, die nationale und individuelle Freiheit der Gleichmacherei philologisch correcter Hieroglyphen. Hie Mensch! Hie Buchstabe!

An welchem unbekannten Orte mag wohl Derjenige leben, dessen wir warten? Nicht ein neues Joch soll uns dieser Verkünder bringen, nur ein Vorbild soll er uns werden, ein Wegweiser aus den Wirrnissen unserer zerfallenden Gesittung, ein Lenzsturm, der in die todten Haufen welker Herbstblätter fährt, daß sie aufstieben und nicht länger vor dem Lichte der Sonne verbergen, was unter ihnen längst schon keimt und sprießt und leben will.

Wo liegt das neue Wittenberg und wann kommt ein neuer Vorabend aller Heiligen und aller todten Seelen, eine Götterdämmerung, hinter der sich das erste Roth eines neuen Lenzmorgens erhebt? ...

Literatur und Kunst.

Englisches Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Wenn man heute, nach ein paar Jahren zum ersten Male wieder, nach England kommt und nun nach dem, was man von englischer Kunst in den Kunstzeitschriften, besonders Studio, gesehen hat, erwartet, daß die moderne Kunstströmung in England einigermaßen einen heilsamen Einfluß auf die Lebensgewohnheiten und auf die Gestaltung der Inneneinrichtung ausgeübt hat, so wird man bitter enttäuscht. In diesem Lande hat ein Ruskin, hat ein Morris und ein Walter Crane gewirkt. Aber auf das Leben hat sich von alledem so gut wie nichts übertragen. Noch immer ist die Kunst in England ein Sport, nicht aber ein Lebensbedürfniß. Die Anwendung der Kunst auf das Leben fehlt so gut wie ganz. Zwar wird wohl in keinem Lande so viel Geld für Kunst ausgegeben, als eben in England, aber nicht etwa für die Kunst als Mittel der Bereicherung und Veredlung des täglichen Lebens, sondern für die Kunst als Sammelsport. Noch immer ist das Kunstwerk in England eine Antiquität für den Glasschrank. Man spendet Tausende für ein schönes Stück italienischer Holzschnittarbeit, man spendet Hunderttausende für einen Corot oder Daubigny. Aber die Wohnungseinrichtung, die Gebrauchs- und Schmuckgegenstände künstlerisch zu gestalten und dafür Zeit, Mühe und Geld zu opfern, daran denkt man nur in ganz vereinzelten Fällen, und in dieser Beziehung haben Deutschland und Frankreich einen großen Vorsprung vor England gewonnen.

Ich will für die vorstehenden Behauptungen ein paar Beispiele anführen. In keinem Lande wird für silbernen

Digitized by Google

Tafelschmuck so viel Geld ausgegeben, wie in England. Und zudem hat das Verständniß und die Vorliebe für gute Silberarbeiten in England in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Man opfert gern Tausende für gute, seltene Stücke aus der Renaissancezeit. Aber wie ist es nun mit dem englischen Gebrauchssilber bestellt? Die englische Tafel, nicht nur im Hause des Reichen, sondern auch im Mittelstande strotzt sozusagen von Silber, und Alles, was nicht aus Porcellan ist, ist von Silber, von gutem, echtem, schwerem, gestempeltem Silber. Aber diese Kostbarkeit des Materials ist Alles, was man verlangt. Daß die Form und das Ornament künstlerisch und modern künstlerisch sein soll, daran scheint man gar nicht zu denken. Kurz, der englische Silberschmied hat jede Verbindung mit der Kunst verloren. Die beiden Hauptsitze der englischen Silberindustrie, Sheffield und Manchester, kennen nur Handelswerthe und technische Werthe, an die Kunst denken sie nicht einmal. Und ebenso ist es mit den Londoner Händlern von Silberschmiedearbeiten. Schon die Art, wie sie ihre Schaufenster decoriren, ist charakteristisch. Als ob es sich um Kurzwaaren handelt, thürmen sie ihr Tafelsilber ohne irgend welche Rücksicht auf Ordnung, Harmonie, Contrast zu nehmen, in möglichst brutal wirkenden Haufen auf.

Ein anderes Beispiel: der Frauenschmuck. Auf diesem Gebiete sind in allerjüngster Zeit, besonders in Frankreich und Belgien, bekanntlich sehr bemerkenswerthe Fortschritte gemacht worden, und wer das Sonderheft des letzten Winters, vom Studio herausgegeben, gesehen hat, wird glauben, daß auch England auf diesem Gebiete fortgeschritten ist. Und in der That giebt es eine ganze Reihe von Künstlern, die sehr Beachtenswerthes in dieser Beziehung leisten. Aber diese schönen Entwürfe nun ausgeführt zu sehen, darnach wird man vergebens suchen. Ich ging sämmtliche Juweliere in Bord Street, Regent Street und Piccadilly ab, ohne einen einzigen modernen künstlerischen Schmuck zu entdecken. In der Ausstellung der Royal Academy fand ich gerade eben nur einen, ein hübsches Pendant von Florence H. Steele. Schon letzten Winter schrieb mir der Chef eines großen Londoner Hauses, daß es sich bei den im Studio veröffentlichten modernen englischen Schmuckarbeiten nur um „Entwürfe auf dem Papier" handle. Also auch hier haben wir es bisher nur mit einer Art Kunstsports zu thun, von dem das Leben noch nichts profitirt hat. Während doch in Paris jeder „bessere" Goldschmied wenigstens ein paar moderne künstlerische Schmuckgegenstände auf Lager halten muß! Aber in England gilt es auch nur dem Materialwerth. Die Kostbarkeit des Steines muß genügen, auf das Karatgewicht kommt es an. Jene Pfeile, Schleifen, Sterne, Diademe, wie sie in Paris heute in der Hauptsache nur die Händler mit Diamantenfalsifikaten führen, geben für England noch immer die einzigen Formen für Frauenschmuck her. In der Zeitung steht dann zu lesen, daß gestern Abend in der Oper die Lady ... eine Diamantentiara trug, daß die Lady ... große echte Perlen um den Hals trug. Sicherlich, wenn es Tausend-Pfund-Geldstücke in Gold gäbe, würde man sich in England begnügen, diese sich umzuhängen, und der Wettstreit würde nur darin bestehen, möglichst Vieles davon, vielleicht eine ganze Kette zu tragen.

Aber auch in England giebt es Einsichtige, die diese Thatsachen beklagen und zu bessern suchen. Das South-Kensington-Museum hat kürzlich ein Handbuch, „Kostbare Steine", herausgegeben, verfaßt von dem Professor der Chemie A. H. Church, in welchem es u. A. heißt: „Die Meinung, daß schöne Steine nur dann in der Goldschmiedekunst verwendet werden sollen, wenn sie möglichst kostbar sind, ist unwürdig. Warum sollen nicht „Mondsteine" (eine Art Feldspath), wenn man sie auch für einen Schilling das Stück kaufen kann, in das Goldschmiedehandwerk der höchsten künstlerischen Art eingeführt werden?" Derselbe Mann sagt, daß die wenigsten englischen Goldschmiede einen Tourmalin zu bestimmen wissen! Das sind in künstlerischer Beziehung höchst beklagenswerthe Verhältnisse. Auch auf diesem Gebiete ist Birmingham der Hauptproductionsplatz, und daß die Birminghamer Goldschmiedeindustrie in künstlerischer Beziehung noch weniger in Betracht kommt, als innerhalb der deutschen etwa die Pforzheimer, wird auch von englischen Kennern zugegeben. Freilich scheint auch hier der Umschwung einzusetzen. Mr. und Mrs. Arthur Gaskin haben sich das Verdienst erworben, daß sie die Birminghamer Industrie in folgenden Punkten günstig beeinflußten. Sie legten den Hauptwerth auf die künstlerische Art von Entwurf und Zeichnung und sie forderten, daß der entwerfende Künstler und der ausführende Handwerker in einer Person vereinigt sein müßten. Von anderen Künstlern, welche in England modernen künstlerischen Frauenschmuck entworfen haben, ist vor Allem C. R. Ashbee zu nennen, der der Erste war, welcher die neuen Kunstprincipien auf die Gestaltung des Frauenschmuckes in Anwendung brachte. Seine Entwürfe, die von der Guild and School of Handicraft in London-Ost ausgeführt wurden, geben uns wirkliche Goldschmiedearbeiten, nicht nur kostbare Steine, und die Phantasie des Künstlers und das Geschick des Handwerkers kommen wieder zu ihrem Rechte. Erwähnt sei, daß Ashbee Benvenuto Cellini's Schriften im Jahre 1898 in Uebersetzung herausgab. Mit der Aufzählung der Namen sonst noch in Betracht kommender Künstler will ich den Leser nicht ermüden; nur Annie Mc. Leish, Kate Allen, Jessie King und Alexander Fisher, welcher Letztere sich um die Wiederbelebung der Emaillierkunst Verdienste erworben hat, seien genannt. Im Allgemeinen hat diese englische Goldschmiedekunst, wie rühmend anerkannt werden muß, ihre eigenen originellen Seiten, auf der einen Seite eine gewisse Sachlichkeit und echt englische Reservirtheit und auf der anderen Seite einen gewissen Zug in's Schwärmerische und Märchenhafte. Lalique's und Wolfer's Einfluß ist dagegen nur wenig zu spüren; eher hat Walter Crane's sachliche und etwas trockene, aber immer logische Kunstrichtung auch diese Schmuckkunst beeinflußt.

Aber wie gesagt, handelt es sich hier nur um einen ganz beschränkten Kreis von Künstlern, die Industrie als solche und das große Publicum sind davon noch nicht berührt. Und wenn diese Künstler irgendwo Rückhalt finden, so ist es nicht etwa der englische Adel, sondern der Mittelstand.

Aehnlich liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der Textilindustrie und der Manufacturwaaren. Wie viele Jahre ist es nun schon her, daß Morris uud sein Anhang die vortrefflichsten Rathschläge für diese Industrien gegeben haben! Nun sehe man sich die modernen englischen Teppiche, Tapeten, Stoffe und dergleichen an: lucus a non lucendo möchte man, um es kurz zu sagen, ausrufen. Noch immer fehlt jede Rücksichtnahme auf die Eigenheiten jedes einzelnen Materials, noch immer die fürchterlichen, gewissermaßen schablonirten Blumenmuster! Wie weit sind demgegenüber Schweden und Oesterreich und selbst Frankreich und Deutschland vorgeschritten! So weit die Frauenkleidung in Betracht kommt, macht sich dabei in unangenehm überraschender Weise eine mit dem englischen Charakter ohne Weiteres nicht verträgliche Unsolidität bemerkbar. Man begnügt sich nicht damit, eine Menge Unter- und Oberkleider zu tragen, sondern bringt auf Letzteren auch noch alle möglichen Volants, Umschläge, Behänge, Rüschen, Chiffon und Spitzen an — offenbar, um dem namentlich auf der Brust in der Regel etwas dürftig ausgefallenen weiblichen Körper eine gewisse Fülle zu verleihen — trotz des oft kostbaren Materials wirken aber diese vielfachen Behänge sehr häufig wie werthloses Gezottele, um nicht den schärferen Ausdruck „Lumpen" zu gebrauchen. Auch bei dem Franzosen ist heute eine Vorliebe für transparente Stoffe und vielfache Behänge zu spüren, aber der Franzose weiß sie mit weit mehr Geschmack zu verwenden: für ihn dienen sie nur dazu, das Duftige der weiblichen Erscheinung

Digitized by Google

zu erhöhen. Und dann geht die Französin nicht über das Maß hinaus und sucht durch den Contrast zu wirken, indem sie z. B. über einem soliden, einfach gearbeiteten Kleide eine Rüsche oder ein Fichu trägt, das wie ein Hauch wirkt. Bei der Engländerin sieht man dagegen gewöhnlich nichts als „Gezottele“, um bei diesem Ausdruck zu bleiben. Deßhalb verlieren hier auch die Applications, die von Paris und Amsterdam natürlich auch nach London gekommen sind, ihren Hauptreiz. Und dasselbe gilt vom Spitzenbesatz. Noch nie ist wohl ein so großer Bedarf für Spitzen in England gewesen, als gegenwärtig, und manchmal werden in der That sehr schöne Wirkungen erzielt, so wenn man als Besatz weiße irische Spitzen nimmt und sie von schwarzen Chantillyspitzen einfassen läßt — dazu vielleicht noch grüne Velvetappliqués auf einem simplen Stoff. Aber gerade um Spitzen wirkungsvoll anzubringen, ist der feinste künstlerische Geschmack von Nöthen, an dem es eben nur zu oft fehlt. Im Uebrigen zeigt sich die englische Mode von der Bewegung für Frauenreformkleidung noch gänzlich unberührt. Noch immer vernachlässigt man den organischen Aufbau des Menschen gänzlich und construirt unabhängig davon eine „Toilette“. Zwar sind die Röcke dieses Jahr in England wirklich etwas kürzer geworden, aber die Kragen um so höher und die Aermel haben nun endlich die langgesuchte classische Schlauchform erhalten. Sie werden unlogischer Weise dicker da, wo der Arm dünner wird. Sie haben die Bauschung nicht da, wo sie am Platze wäre, am Ellenbogen, sondern am Handgelenk. Besondere Aufmerksamkeit wird dem Gürtel zugewendet, der manchmal mit der Jacke in einem Stück gearbeitet wird. Von Seidenstoffen wird allerdings indische Seide besonders bevorzugt. Von einigermaßen als ästhetisch befriedigenden neuen Moden konnte ich nur die Spitzenepauletten und den sogenannten Cavalierärmel (über dem Handgelenk mit breiten Umschlägen) entdecken, während der immer noch moderne Frackschooß weder neu noch schön ist. Von einem Einfluß der neuen ästhetischen Bildung und des verfeinerten Kunstsinnes auf die Frauenmode ist aber in England sicherlich nichts zu entdecken. Man will es nicht glauben, daß dies das Land ist, in dem ein Ruskin gelebt und gewirkt hat.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse in England bezüglich der Möbelarchitektur. Einmal hatte sich auf diesem Gebiete die Mode in England vom Organischen und Künstlerischen nie so weit entfernt, wie auf den vorher besprochenen Gebieten. Und dann ist hier die Wendung zum Modernen als dem Besseren schon erfolgt. Dazu kommt, daß das Familienhaus des Engländers, insofern es architektonisch so entworfen wurde, daß es den Bedürfnissen nach einem möglichst comfortablen und wohnlichen Heime möglichst Rechnung trug, von vornherein den geeigneten Rahmen abgab für eine ebenfalls dem Bedürfniß angepaßte Inneneinrichtung. Und deßhalb hat sich die englische Möbelarchitektur nie so weit vom praktischen Zweck entfernt wie diejenige anderer Länder, und sie hat nach dieser Richtung auch vor der modernen Innenkunst Deutschlands und Frankreichs viel voraus. Der Engländer sucht in seinem Heim vor Allem Bequemlichkeit und Behaglichkeit: je mehr die Möbel diesen Forderungen Rechnung tragen, desto mehr Werth haben sie für ihn. Deßhalb finden wir hier weit weniger Ueberladenheit und unnütze Zier als auf anderen Gebieten, aber desto mehr Solidität und Sachlichkeit. Und wenn sie den deutschen Möbeln gegenüber angenehm praktisch wirken, so den französischen und italienischen gegenüber angenehm sachlich: vom „blühenden“ Jugendstyl ist hier nichts zu spüren, eher schon wirken sie manchmal etwas gar zu nüchtern. Aber auf diesem Gebiete ist offenbar der Einfluß der Morris'schen und W. Crane'schen Kunstströmung zu vermerken. Und auch hier ist es der Mittelstand, der sich der neuen Kunst noch am ersten zugänglich zeigt, während der Adel immer noch Rococo und vor Allem Empire bevorzugt.

Stellenweise, besonders innerhalb der Glasgower Schule ist auch auf diesem Gebiete japanischer Einfluß stark zu spüren. In der That kann England klimatisch und organisch eine derartige ostasiatische Beeinflussung weit eher vertragen als z. B. Deutschland. Denn der Charakter des englischen Landhauses ist wirklich oft nicht weit von dem eines japanischen Theehauses entfernt. Aber ebenso gewiß ist, daß man, besonders was die Schule des Herrn und Frau Mackintosh betrifft, stellenweise zu weit hierin geht und die Möbelformen in Linienspiel auflöst und mithin der englischen Solidarität und Sachlichkeit geradewegs zuwider handelt.

Tunesische Erinnerungen.

Von Dr. Karl von Thaler (Wien).

Auf, auf Ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da.
Wir ziehen über Land und Meer,
In's heiße Afrika.

Das Lied, das Schubart den von ihren Landesvätern verkauften deutschen Soldaten in den Mund legte, kam mir in's Gedächtniß, als ich Mitte April mit einem Dampfer der Compagnie Transatlantique — er hieß Marèchal Bugeaud — von Malta nach Tunis fuhr. Es war entsetzlich heiß in der Cabine, so heiß, wie es nach phantasievollen Reiseberichten zur Frühlingszeit in Nordafrika sein soll, aber nicht ist. Die Schiffe der Compagnie sind groß und schön, ihre Schlafstätten jedoch zum Theil fürchterlich. Auf den Dampfern des Oesterreichischen Lloyd kann der Passagier unter den leeren Cabinen wählen; auf den französischen weist sie der Oberst eward, der den pompösen Titel Maitre d'Hôtel führt, mit der Miene eines Gefängnißwärters an. Nun waren alle Seitencabinen erster Classe auf dem Marèchal Bugeaud entweder Cabines de Luxe oder Cabines de famille; diese werden nur gegen hohe Aufzahlung überlassen, die inneren Cabinen haben weder Luft noch Licht, der Aufenthalt in ihnen könnte als Strafverschärfung für schwere Verbrecher gelten. Von Schlaf war für mich keine Rede, obwohl wir nicht wie bei der Rückfahrt — ich gerieth auf den gleichen Dampfer — neben dem Speisesaal dreißig Ochsen an Bord hatten. Tunesien hat starke Ausfuhr in dieser Waare. Einen guten Rinderbraten weiß ich zu schätzen, aber mit seinem Schicksal haderndes und weltschmerzlich brüllendes Rindvieh als Passagiere erster Classe in unmittelbarer Nachbarschaft zu haben, erhöht den Genuß einer Seereise nicht. Bei der Hinfahrt nach Tunis blieb uns die vierfüßige Gesellschaft erspart. Dennoch athmete ich auf, als der schöngeschwungene Rücken des Booucornin aus den Wellen tauchte und das Schiff die stillen Wasser des Sees von Goletta durchschnitt.

Tunis bereitet dem fremden Ankömmling eine angenehme Ueberraschung. Die Stadt liegt malerischer und hat eine hübschere Umgebung, als man nach den Beschreibungen erwartet. Der Dampfer legt unmittelbar am Ufer an, die unvermeidliche Zollschererei wird schnell und höflich erledigt, ein Hôtelomnibus erwartet neben Dutzenden von zweispännigen Miethwagen die Fremden, und im scharfen Trabe geht es durch eine breite Straße mit eleganten Kaufläden — die Avenue de France — dem „Grand Hôtel“ zu. Sind wir wirklich in Afrika? Das ist ja eine französische Stadt! Freilich entstand sie erst in den letzten zwanzig Jahren, seit die Franzosen Tunesien besetzten. Früher dehnte sich hier zwischen den Mauern des alten Tunis und dem Meere eine von salzigen Lachen unterbrochene Sandwüste, über die bei starkem Nordoststurm die Springfluth fast bis an das Seethor (Bab-el-Bahr) heranrauschte. Jetzt streckt hier das neue, von Europäern bewohnte Tunis nach Norden und Süden seine

Digitized by Google

Arme aus. Elektrische Bahnen durchziehen seine Gassen, ein großes Kaffeehaus drängt sich an das andere, ein halbes Dutzend Bierhallen bieten heimisches Gebräu — es muß, weil stark mit Salicyl versetzt, vorsichtig genossen werden — und weitläufige Waarenmagazine nach Pariser Muster sorgen für jeglichen Bedarf. An Afrika mahnen nur die schönen Palmen, die zwischen der katholischen Kathedrale und dem Palais des französischen Ministerresidenten ihre breiten Kronen im Winde wiegen, die langsam und stolz in Haik oder Burnus unter den geschäftig eilenden Europäern wandelnden Araber und die bedächtig ausschreitenden, hochbepackten Kamele, die sich in diesen modernen Straßen wie verirrte Fremdlinge ausnehmen.

Am Ende der langen Avenue de France, gerade vor dem alten Seethor, befindet sich ein Knotenpunkt der elektrischen Stadtbahn. Geht man durch das Thor, das jetzt Porte de France heißt, so ist man in einer anderen Welt. Fünfzig Schritte bringen uns in die Rue de Kasba. Hier sind wir im echten Orient, im Tunis von einst, dessen Physiognomie bis auf die fast verschwundene Kasbah — die ehemalige Stadtresidenz der Beys — ihre Jahrhunderte alten Züge zeigt.

Enge, in Schlangenwindungen laufende Gassen, Häuser mit fast fensterlosen Mauern, zahllose Moscheen, die keines Europäers Fuß betreten darf, kühn aufstrebende Minarets mit farbenschimmernder Fayenceverkleidung, ein buntes Trachtengewimmel von Arabern, Berbern, Türken, Negern, dazwischen schwarzvermummte mohamedanische Weiber und reichgeputzte, mit Schmuck behängte Judenfrauen mit den weißen Kopfbedeckungen in Pyramidenform. Die arabischen Frauen der besseren Classe werden in Tunis sehr streng gehalten, viel strenger als in Constantinopel. Der dünne durchsichtige Yaschmak, der die Züge deutlich erkennen läßt und am Bosporus von jungen, hübschen Türkinnen so gern getragen wird, ist den Tunesierinnen untersagt. Die reichen und vornehmen Araber gestatten ihren Frauen nicht einmal einen Spaziergang, und wenn sie ja auf die Straße gehen dürfen, so müssen sie sorgfältig verhüllt sein.

Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß die französische Occupation hierin Nichts geändert hat. Tunesien ist doch heute eigentlich eine französische Colonie und der französische Ministerresident der wahre Herr des Landes, neben dem der Bey sich mit dem Schein der Herrschaft begnügen muß. Aber die Franzosen befolgen in Tunesien sehr vernünftige Grundsätze. Ganz im Gegensatz zu ihren anderen Colonien, in denen die Verwaltung genau nach französischem Muster eingerichtet ist, ohne Rücksicht darauf, ob es für die Sitten, die Anschauungen, das Klima paßt, lassen sie in Tunis die früheren, altgewohnten Gesetze und Verwaltungsformen bestehen. Sie haben nur die Mißbräuche abgeschafft, das Steuerwesen geregelt. Sie haben Tunesien eine Selbstständigkeit gegönnt, die ihnen ebenso bequem und nützlich ist, wie sie die eingeborene Bevölkerung befriedigt. Die Araber Tunesiens haben nicht die schmerzliche Empfindung, Unterjochte zu sein, die in den Arabern Algeriens nicht erlöschen will. Die Araber Tunesiens fühlen sich mit den im Lande ansässigen Franzosen gleichberechtigt, während die Araber Algeriens noch heute vergeblich um das Stimmrecht betteln, welches ihren jüdischen Mitbürgern 1871 durch das Decret Crémieux' in den Schooß fiel. Es ist bezeichnend, daß die französische Oberhoheit in Tunesien willig ertragen wird und nur ein einziges Mal ein kleiner Aufruhr ausbrach, den ein unbedeutendes Gefecht beendigte, während in Algerien Jahrzehnte lang Blut floß und dem großen Aufstand von 1871 noch 1876, 1879 und 1881 verzweifelte Erhebungen einzelner Stämme folgten.

„Es geht uns weit besser als früher," entgegnete mir ein arabischer Kaufmann auf die Frage, wie sich die Einheimischen zu den Franzosen stellten. „Früher hat man uns genommen, was man wollte; jetzt wissen wir auf den Franc, was wir zu zahlen haben. Die Steuern sind höher als früher, aber wir zahlen weniger." Ein sehr nüchterner und dennoch überaus wirksamer Grund, sich mit der französischen Occupation auszusöhnen. Die Franzosen haben, das muß man ihnen lassen, für Tunesien viel gethan. Man weiß ihre dortige Culturarbeit zu schätzen, wenn man von Malta kommt. Diese Insel besitzen die Engländer, die als gute Colonisatoren gelten, seit hundertzwei Jahren. Was haben sie dort geleistet? Die Malteser behaupten: Nichts; und allzu weit von der Wahrheit entfernen sie sich mit ihrer Versicherung nicht. Malta ist heute noch halb Wüste, halb Kartoffelfeld. In und um Tunis haben die Franzosen in zwanzig Jahren ungleich mehr vollbracht. Sie haben unzählige Bäume gepflanzt, neben der Bahnlinie sprießen ganze Wäldchen auf, den früher kahlen Hügel des Belvedere verwandeln sie allmälig in einen großen und schönen öffentlichen Park. Mit ihnen ist die Rebe nach Tunesien gekommen. Heute hat das Land bereits über sechstausend Hectare Weingärten, die manchen guten Tropfen liefern und zum Theil — wie der Weißwein von Enfidaville — mit den trefflichen Traubensäften Algeriens rivalisiren können. In Tunis findet der Fremde das ausgezeichnete „Grand Hôtel", in Biserta steht seit einem Jahr ein Hôtel, so groß und elegant, wie es in keiner deutschen Mittelstadt denkbar ist, auch in Souffe und anderen Orten vermißt man keine Bequemlichkeit. Vor der französischen Occupation ward die jährliche Ausfuhr Tunesiens auf zehn bis zwölf Millionen Francs geschätzt, im Jahre 1899 betrug sie fünfzig Millionen. Für Eisenbahnen wurden seit dem Vertrage von Kasr-el-Said fünfundsechzig, für Hafenbauten vierunddreißig Millionen ausgegeben. Vor 1881 besaß Tunesien nur eine einzige Bahn, die von Tunis bis Gardhimaou an der algerischen Grenze. Sie ward übrigens, wenn ich nicht irre, von einer französischen Gesellschaft gebaut. Heute giebt es schon eine Anzahl von Bahnen, zusammen 903 Kilometer lang, und vor einem Monat hat man den Bau von vier neuen Linien beschlossen, darunter die von Pont de Fahs quer durch das Kef und jene von Mokinne bei Souffe nach Sfax und Gabes.*) Auch dem schreienden Mangel an anderen Verkehrswegen wird abgeholfen; es sind unter dem französischen Protectorat siebzehnhundert Kilometer fahrbarer Straßen hergestellt worden. Da die alte Wasserleitung für Tunis, die von dem römischen, noch jetzt theilweise erhaltenen, malerisch am Abhang des Dschebel Zaghuan gelegenen Nymphäum ausgeht, nicht mehr genügt, ist eine neue über hundert Kilometer lange im Bau begriffen, deren gewaltige, bei Pont de Fahs abgelagerte Röhren eine ganze Strecke Landes bedecken. Auch neue Städte werden gegründet. Ein Beispiel ist das eben erwähnte Enfidaville, das zwar noch keine tausend Einwohner zählt, aber mit der Zeit wachsen wird. Tunesien besaß im Alterthum sechzig Städte. Sein Boden ist förmlich gespickt mit römischen Ruinen. Es könnte die sechsfache Zahl seiner gegenwärtigen Bevölkerung ernähren und verlangt nach einer starken Einwanderung.

Daß diese aus dem Mutterlande erfolgen möge, ist ein heißer Wunsch der französischen Colonisten. Während meines Aufenthaltes in Tunis las ich jede Woche zwei, drei Artikel in den dortigen Blättern, welche die Nothwendigkeit frischen Nachschubes betonten. Er kommt spärlich, die Franzosen verlassen ihr Vaterland sehr ungern, und sie haben bei der schwachen Vermehrung der Bevölkerung keinen Ueberschuß abzugeben. Nach officieller Schätzung leben heute in Tunesien nicht mehr als sechzehntausend Franzosen, während sich über siebzigtausend Italiener dort angesiedelt haben und den Franzosen in allen Erwerbszweigen empfindliche Concurrenz machen. In den Straßen von Tunis selbst hört man ebenso viel italienisch als französisch sprechen. Dazwischen klingt das maltesische Idiom, das ein ungeübtes Ohr leicht für arabisch hält, denn es hat die gleichen raspelnden Kehllaute. Kutscher

*) Die Linie von Tebessa nach Gassa ist bereits seit einiger Zeit im Bau.

Digitized by Google

und Kellner scheinen in Tunis ausschließlich Malteser zu sein; der Araber ist wohl zu stolz dazu.

Nur ein einziges Mal bin ich mit einem arabischen Rosselenker gefahren. Das war in Kairuan, der heiligen Stadt der tunesischen Mohamedaner. Sie ist die größte Sehenswürdigkeit des Landes. Schon die Beschaffenheit der Gegend, in welcher sie liegt, ist seltsam. Wüste und Morast schließen sich sonst gegenseitig aus; hier aber vereinigen sich beide. Um die mächtigen, zinnengekrönten, thurmbewehrten Mauern Kairuans dehnt sich eine dürre, staubige, gänzlich unfruchtbare Sandebene, die von Sümpfen unterbrochen wird. Malerisch ist das nicht, gesund auch nicht, und zu längerem Aufenthalt möchte man nicht verdammt sein. Aber hier haben wir den reinen, unverfälschten Orient. Nur der Bahnhof, klein und unansehnlich, daher nicht störend, und das hübsche Denkmal des armen Carnot, das sich in der Mitte einer öffentlichen Anlage erhebt, erinnern an das ferne Europa. Die heiße Sonne Afrikas aber — wo bleibt sie? Ein kalter Nordoststurm wirbelt riesige Staubwolken auf, gegen die man Augen und Mund vergeblich zu schützen sucht. Der Himmel ist trüb und grau wie im Norden, doch kein Tropfen Regen erquickt die dürstenden Bäume und Gesträuche um das Monument des ermordeten Präsidenten, die ein Aufseher mit rührendem Eifer bespritzt. Ein abscheuliches Wetter, vor dem man sich gern in die stillen Räume der Moscheen flüchtet. Hier darf man das thun, denn hier ist dem Ungläubigen der Eintritt gestattet. Seltsamer Widerspruch! In Tunis bleiben die Moscheen jedem Nichtmohamedaner unbedingt verschlossen, und im heiligen Kairuan stehen sie dem Fremden offen. Die Erklärung, die man mir gab, ist folgende. Tunis ward von den Franzosen friedlich besetzt und bei ihrem Einzug achteten sie darauf, daß die religiösen Vorurtheile nicht verletzt wurden. Ein strenger Befehl untersagte den Soldaten, die Moscheen zu betreten, und so blieb es bis heute. Bei dem Vormarsch nach Kairuan aber kam es unweit der Stadt zu einem Gefecht mit den Eingeborenen, die den heiligen Ort vor den Fremden schützen wollten. Als nun die Franzosen in die Stadt eindrangen, kannten sie keine Rücksicht und liefen neugierig in alle Moscheen. Seitdem werden diese als entweiht betrachtet und sind daher zugänglich.

Es giebt in Kairuan eine ganze Menge Moscheen und Zaouias, wie die kleineren Stätten der Frömmigkeit genannt werden. Schön sind bloß drei, aber sie lohnen die Reise. Die Säbelmoschee erfreut durch ihre schöngeschwungenen, weißleuchtenden Kuppeln. Die Barbiermoschee ist so geheißen, weil sie das prunkvolle Grabmal des Barbiers birgt, welchem das Glück zu Theil ward, den Propheten rasiren zu dürfen. Die Mauern ihres inneren Hofes sind mit den ältesten und schönsten Fayencen bekleidet, in der unerschöpflichen Abwechselung der Zeichnung und der Frische der Farben bewundernswerth. In einem kostbaren Schrein werden drei Haare des Propheten aufbewahrt und als köstlichster Besitz der Stadt verehrt. Soll man spöttisch lächeln? Man denkt an den katholischen Reliquiencultus, und das Lächeln stirbt auf den Lippen. Wir fahren um einen großen Theil der Stadtmauer herum zur großen Moschee, der Perle Kairuans, dem herrlichsten Gotteshaus des Islams. Ein dunkles Gefühl sagt uns, das wir hier den mohamedanischen Anschauungen eine Concession machen müssen. Wir ziehen die Schuhe aus, ehe wir den stolzen Säulenwald betreten, der das Innere erfüllt. Das plötzlich freundlich werdende Gesicht unseres Führer zeigt uns, daß wir recht gethan. Er läßt uns nun die majestätische Schönheit des Baues, welcher die Aja Sophia Constantinopels tief in Schatten stellt, mit aller Gemächlichkeit genießen, zeigt uns jedes Stück Alterthum, das in diese Prachtmoschee herübergerettet ward. Man trennt sich schwer von ihr; sie prägt sich unvergeßlich in die Erinnerung ein — und ist doch eine Copie der Moschee (des jetzigen Domes) von Cordova, errichtet von frommen Mauren, die der fanatische Glaubenseifer Ferdinand's des Katholischen aus Spanien vertrieben.

Außer den Moscheen hat Kairuan noch eine Merkwürdigkeit: die Aïssauas! Das ist jene von allen rechtgläubigen Mohamedanern verachtete sonderbare Secte, deren Gottesdienst mit Gebrüll und wiegendem Tanz beginnt und damit endet, daß sich die jungen Mitglieder der Gemeinde spitze Klingen in den Leib treiben lassen und lebende Scorpione verspeisen. Bei der ersteren Leistung läuft etwas Taschenspielerei mit unter, denn es fließt kein Tröpfchen Blut. Aber schmerzen muß die Sache doch. Die Scorpione sind ganz echt, sie werden den Zuschauern zappelnd unter die Nase gehalten. Das Schauspiel ist ziemlich widerlich, auch soll es für Europäer nicht immer gerathen sein, die Fanatiker durch Brillen zu betrachten oder sie ganz nahe kommen zu lassen. Ich sah sie unangefochten durch ein Opernglas an. Aber freilich — neben mir saß ein vom Controleur civil beauftragter Spahi, der mit der Hand würdevoll abwinkte, als einer der Selbstpeiniger ad majorem Dei gloriam mir auf den Leib rücken wollte. Trotz der angeblich bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten religiösen Begeisterung begriff der närrische Kerl, in dessen Körper zwei Säbel steckten, augenblicklich die Nothwendigkeit, mich zu respectiren. Halb Ekstase, halb Komödie, das Ganze herzlich ekelhaft — das ist der Eindruck, den man von den Aïssauas erhält. Sie veranstalten ihre religiösen Uebungen an jedem beliebigen Tag für Fremde, wenn man ihren Glaubenseifer durch 30 Francs stärkt. Freitags erheben sie kein festes Eintrittsgeld, aber man darf nicht glauben, daß man die Schaustellung umsonst erhält. Am Ausgang der Zaouia steht ein hochgewachsener Weißbart, der jedem Fremden mit der Geberde eines Fürsten, der schuldigen Tribut einfordert, die Hand hinhält und statt des Dankes ein zorniges Brummen hören läßt, wenn ihm die Gabe zu gering scheint. Es wäre gefährlich, sich dieser Zwangsbesteuerung entziehen zu wollen.

Noch viel Anderes könnte ich von Tunesien erzählen. Von den rauschenden Quellen Zaghuans und den Hafenbauten und Befestigungen Bizertas, auf welche die Engländer mit so viel Scheelsucht blicken, von den prächtigen arabischen Interieurs im Bardo und im Dar-el-Bey, den schönen Jüdinnen von Monastir und den Gräbern von Karthago. Aber dazu fehlt der Raum. Nur flüchtig sei erwähnt, daß dort, wo die Byrsa, die Burg der mächtigen Punierstadt, auf meerbeherrschender Höhe sich erhob, ein prosaisches Restaurant steht, aus dessen Fenstern man zu dem alten Hafen hinunterblickt, dem Baggerungen und Abgrabungen seine einstige Gestalt wiedergegeben haben. Vielleicht habe ich an derselben Stelle, wo einst Marius auf den Trümmern von Karthago saß, mein Frühstück verzehrt. Von dem römischen Karthago sind Mauerreste vorhanden, von dem Karthago Hannibal's nichts als Gräber. Die Ausgrabungen liefern reiche Ausbeute; ihr staatlicher Leiter, Mr. Gaukler, giebt sich als Stockfranzose, soll aber ein Deutscher und in Brandenburg geboren sein, was er hartnäckig leugnet.

Wenn ich an den Aufenthalt in Tunis mit Vergnügen zurückdenke, so ist das zum Theil das Verdienst des österreichischen Generalconsuls Grubissich von Keresztur. Man kann nicht liebenswürdiger aufgenommen werden als ich von ihm und seiner jungen Gemahlin, einer geborenen Gräfin Pourtalès aus dem französischen Zweige der Familie. Als ich ihn kennen lernte, bedauerte ich sofort, daß ich, durch manche Erfahrungen mißtrauisch gemacht, eine Woche zögerte, ehe ich bei ihm vorsprach. Ich verdankte ihm manchen nützlichen Wink und die persönliche Bekanntschaft des französischen Ministerresidenten Pichon, bei dem ich geladen war. Der Mann, welcher thatsächlich der König von Tunis ist, hat die schweren Tage der Belagerung in Peking durchgemacht. Ihm haben sie nicht geschadet, er sieht kerngesund und behäbig aus; aber Madame Pichon leidet noch heute an den

Digitized by Google

Folgen der langen und bangen Angst, die sie erdulden mußte. Sie ist eine stattliche Frau, noch ziemlich jung, aber ihre Nerven haben schwer gelitten. Ein Schmerzenszug geht über ihr Gesicht, wenn sie von der Pekinger Schreckenszeit spricht. Sie weiß die Ausdauer und Tapferkeit der österreichischen Matrosen nicht genug zu rühmen, läßt aber auch den deutschen Gerechtigkeit widerfahren. Sie spricht nicht deutsch, wohl aber ihre Mutter Mad. Verdier, die mich gleich deutsch anredete. Herr Pichon selbst giebt sich schlicht und einfach, ohne jede Pose. Er macht kein Hehl daraus, daß er ursprünglich Journalist war und Jahre hindurch mit Clemenceau zusammen an der „Justice“ arbeitete. Nichts in seiner gemüthlichen Art verräth das Bewußtsein der Macht, welche er in Händen hat. Sie ist weit größer als die eines preußischen Oberpräsidenten oder österreichischen Statthalters, denn er ist gleichzeitig tunesischer Ministerpräsident, er ernennt die Beamten, er hat dem neuen Bey, als dieser nach dem Tode seines Vaters zur Regierung kam, im Namen der französischen Republik die feierliche Investitur ertheilt. In Tunesien geschieht, was der französische Ministerresident will; das ist in nuce die Regierungsform des Landes, und nach Allem, was ich dort sah und hörte, steht sich das Land nicht schlecht dabei.

Noch Eines muß ich zum Schlusse bekennen. In mir lebt ein starkes deutsches Nationalgefühl, und daher mag es vielleicht kommen, daß ich Franzosen gegenüber nicht ganz frei von einer gewissen Schärfe des Urtheils bin. Es geht ja den meisten Franzosen ebenso, wenn sie über uns Deutsche sprechen. Mein Aufenthalt in Paris — er fiel freilich in das Jahr 1875, eine Spanne Zeit nach dem Kriege — brachte mir keine besonders günstige Meinung von französischer Urbanität bei. Jetzt wird sie dort wohl auch für Deutsche wieder zur Geltung kommen. In Tunis aber, das muß ich ehrlich gestehen, fand ich so viel höfliches und freundliches Entgegenkommen bei allen Franzosen, die mir im Hôtel, im Bahncoupé, in Geschäften und Aemtern begegneten, daß meine frühere Ansicht sehr erschüttert ist. Der Deutschenhaß scheint hier vergessen. Wiederholt habe ich das Gespräch mit Reisebekannten, auch mit Officieren, auf die Politik gelenkt und stets die Idee verfochten, daß eine Allianz zwischen Deutschland und Frankreich als das schönste Ziel für die Cultur und den Frieden anzustreben wäre. Nie bin ich auf schroffe Ablehnung oder entschiedenen Widerspruch gestoßen. Mag das auch aus Artigkeit geschehen sein; es ist vielleicht doch ein Zeichen, daß die Wunde, welche der Verlust Elsaß-Lothringens Frankreich geschlagen, allmälig zu verharschen beginnt. Der Socialist Jaurès durfte, ohne Ansehen und Popularität zu verlieren, in der Kammer sagen: „Wir sollen endlich den Gedanken aufgeben, die verlorenen Provinzen mit Gewalt zurückzugewinnen.“ Wie viele Franzosen mögen so denken und nur nicht den Muth haben, es zu sagen! Die Zeit heilt Alles, auch den Schmerz des französischen Volkes — zumal im Verein mit der Erwägung, daß die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens eine etwas schwierige Sache sein dürfte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Renée verlobt sich.

Von Raoul Auernheimer.

(Schluß.)

Er war ein Narr. Schon tauchten die rothen Lichter wieder auf der beleuchteten Fläche auf und kamen langsam, gleichsam zögernd zur Landungsbrücke zurück. Allerdings verloren sie später wieder die Geduld und flüchteten noch einmal in der Richtung gegen die Felsenmühle, aber wiederum kehrten sie nach einer kleinen Weile zurück. Mama konnte das nicht mit ansehen, sie besaß ein so weiches Herz. Zum dritten Mal auf die Veranda zurückgekehrt, riß sie Renée das Buch aus der Hand und schrie:

„Du, wenn Du jetzt nicht hinuntergehst, so schreib' ich's Papa!“

„Ich gehe nicht!“ sagte Renée sanft, aber fest. „Eine innere Stimme warnt mich vor diesem Rendezvous!“

„Ach was, innere Stimmen!“ schrie die auf's Aeußerste gereizte Mutter. „Das fehlte noch, daß die jungen Mädchen anfangen, innere Stimmen zu haben. Ich sage Dir ...“

„Mama,“ sagte Renée, „thu', was Du willst. Aber wenn Du das Buch zerreißt, mußt Du es ersetzen. Es ist aus der Leihbibliothek!“

Mama warf ihr das Buch vor die Füße und ging pfauchend in ihr Zimmer zurück, um an Papa zu schreiben. Renée schaute ihr nach und lächelte. Dann hob sie das Buch auf und las weiter.

Das bunte Treiben auf dem See schlief ein; man sagte sich: „Gut' Nacht, auf Wiedersehen!“ Die Boote liefen eines nach dem anderen auf den Sand. Auch die Lichter des Doctors schienen sich nach Ruhe zu sehnen; die Fluchtversuche wurden schwächer, seltener, die Intervalle von der Abfahrt bis zur Rückkehr immer kürzer. Schließlich zog er bei der Brücke die Ruder ein, legte sich in seinem weißen Costüm der Länge nach in das rosengeschmückte Boot und starrte in den Mond.

Die Silberwellchen schwätzten mit den schwarzen Brückenhölzern, der Doctor trällerte, lang ausgestreckt, einen sentimentalen Walzer; aber der Nachtwind trieb das Boot langsam ab. Das schien dem jungen Mann nicht recht zu sein, denn er kehrte mit einigen energischen Ruderschlägen zu der Brücke zurück und schlang, um Ruhe zu haben, die Bootskette um einen der alten schwarzen Piloten, um die man im Laufe der Zeit so viele Ketten geschlungen hat. Dann saß er aufrecht zwischen seinen Rosen und dachte nach.

Renée aber klappte, so wie die Kette klang, das Buch zusammen und ging zufrieden zu Bette. Sie träumte von Schnee; das bedeutet Hochzeit.

Zunächst freilich folgten ein paar schwere Tage. Mama hatte richtig an Papa geschrieben, und Papa ermahnte sein pflichtvergessenes Kind in einem ernsten, vier Seiten langen Brief zur Folgsamkeit. Er schloß mit einem Hinweis auf das vierte Gebot und gab der Hoffnung Ausdruck, daß Renée sich bessern würde. Renée lächelte über diese Beschränktheit. Aber Mama lächelte nicht, nannte Renée sechsmal im Tag eine dumme Gans und schwor ihr, daß sie als alte Jungfer im Elend enden würde — nämlich Renée. Und der Doctor machte waghalsige Touren über den ganzen Tag und ließ sich nicht blicken. Renée verlor trotzdem nicht den Muth. Nachdem sie ein paar Tage zugeschaut hatte, schrieb sie dem Doctor einen Brief. Es war ein äußerst kurzer Brief; er lautete: „Sind Sie mir böse, lieber Herr Doctor?“ Das klang wie der gepreßte Aufschrei eines Mädchenherzens, das nicht aus und ein weiß, und „lieber Herr Doctor“ ...

Eine Stunde später stand der liebe Herr Doctor vor Renée, hielt einen großen Rosenstrauß in der Hand und sagte ihr, daß er sie liebe. Er hatte ihr das eigentlich unten auf der illegitimen Landungsbrücke sagen wollen; und daß es oben auf der legitimen Veranda geschah, war ihr Verdienst. Sie hörte schweigend zu, erröthete.

„Renée!“ sagte er und faßte ihre Hand.

„Oskar!“ hauchte sie, und er, überglücklich, daß sie ihn beim Vornamen nannte, ließ den Rosenstrauß fallen.

„Renée!“ wiederholte er noch einmal, ganz leise, und faßte sie an beiden Ellbogen. Aber man war nicht unten auf der Landungsbrücke. Das merkte er, als plötzlich Mama eintrat, und Renée, anstatt sich von ihm loszumachen, wie er es erwartete, stracks in seine Arme sank und, ihren schönen Kopf an seiner Schulter bergend, leise, aber doch immerhin vernehmbar sagte:

Digitized by Google

„Ja, ich will die Ihre werden."

Die Seine! Er erschrak.

Aber was blieb ihm Angesichts der gegebenen Situation übrig, als glücklich zu sein und bei Mama um Renée's Hand anzuhalten? Und was blieb der guten Frau Anderes übrig, als in Thränen auszubrechen und ihre Einwilligung zu geben? Und war es nicht in der Sachlage begründet, daß man sich sofort auf's Telegraphenamt begab, um Papa die Freudenbotschaft zu telegraphiren? Und daß Papa per Drahtantwort seinen Segen gab? Gewiß, das Alles konnte nicht anders sein.

Vom Telegraphenamt zurückgekehrt, trat Renée ihrer Mutter gegenüber. „Nun?" fragte sie, nichts weiter. „Nun?" Und ihre Augen triumphirten.

Ganz klein war die Heirathsvermittlerin in diesem Augenblick im Vergleich zu ihrer Tochter. Sie konnte auch gar nichts reden. Sie küßte nur immerzu das gelungene Kind, und küßte sie immer wieder, strich ihr mit zitternden Mutterhänden das Haar aus der Stirn und sagte leise, tiefbewegt:

„Gott erhalte Dich!" . . .

— — Das war Renée's System, als sie achtzehn Jahre alt und zum ersten Mal verlobt war. Später wurde sie raffinirter.

Aus der Hauptstadt.

Regimentsdamen.

Wieder einmal gab es vor einiger Zeit einen gewaltigen Ansturm gegen den fürchterlichen Kastengeist, der in dem eigentlich noch auf allen Gebieten rückständigen Preußen umgehe. Schlimme Blüthen treibe er schon in den Kreisen der höheren Beamten, noch bei Weitem schlimmere aber innerhalb des Officier-Corps. Als wenn der Kastengeist nicht in der menschlichen Natur begründet wäre, als wenn nicht Diejenigen, die unter denselben Lebensbedingungen aufgewachsen sind, schon durch die Uebereinstimmung in ihrem Denken und Empfinden sich zu einander hingezogen fühlen sollten! Und wird denn nicht die Gleichheit der Menschen unter einander von vornherein schon dadurch illusorisch, daß die Vorsehung in höchsteigener Person für die trennenden Momente Sorge trägt, indem sie bei dem Eintritt in das Dasein den Einen mit Gaben des Geistes und Körpers überschüttet, dem Anderen das Allernothwendigste vorenthält? Wie sollen Beide im Verkehr mit einander ihre Befriedigung finden? Ist es da nicht ganz selbstverständlich, daß der Gleiche sich zum Gleichen gesellt? Sagten nicht schon die Römer: „Pares cum paribus facillime congregantur"? Von Gleichheit und Gleichberechtigung ist daher auch in denjenigen Staatswesen nichts zu spüren, die unter ihrem Princip gegründet worden sind Wie schwärmen unsere Mitbürger jenseits des Oceans für republikanische Gleichheit! Aber keine Aristokratie ist hochmüthiger und exclusiver als der Geldadel in den Vereinigten Staaten. Nur einigen italienischen Prinzen, englischen Earls und französischen Herzögen, welche das Bedürfniß empfinden, ihre chiffonirten Kronen wieder zu vergolden, gewährt er allenfalls noch Zutritt. Eine Republik will Frankreich seit 32 Jahren zum dritten Male sein. An alle öffentlichen Gebäude ist zum dritten Male das Feldgeschrei „Liberté, Egalité, Fraternité," unter dem das absolute Königthum der Bourbons fortgefegt wurde, mit dürftigem Pinsel und noch dürftiger Farbe geklext worden, als wenn der Maler selber nicht recht an die Berechtigung des Wahlspruches glauben wollte. Die „Egalité" und die „Fraternité" steht aber der Kaste der Advokaten durchaus nicht im Wege, das reiche Land allein zu regieren oder richtiger auszuplündern. Am 4. September 1870 brach das zweite Kaiserreich zusammen. Wer will sich anheischig machen, die Minister aufzuzählen, die seitdem an der Staatskrippe gestanden und sich satt gegessen haben? Sammt und sonders sind sie vorher Advokaten gewesen. Kaum die Minister des Krieges und der Marine haben eine Ausnahme gemacht. Nirgends begegnen in Deutschland die französischen Nationalisten irgend welcher Sympathie. Aber ihr glühender Haß gegen das regierende Advokatenthum, welches das Land aussauge und verhindere wieder zu erstarken, läßt sich durchaus verstehen. Ein thörichtes Unterfangen ist der Kampf gegen den Kastengeist auch schon aus dem Grunde, weil selbst seine scharfen Widersacher ihm dienstbar bleiben. Zehn gegen Eins ist zu wetten, daß die Herren, die in der Presse aus Anlaß des Falles Löhning mit einem außergewöhnlichen Aufwand von Druckerschwärze und Entrüstung gegen die engherzigen, vom Hochmuth geplagten Regierungsbeamten und Officiere in Posen gewettert haben, gründlich die Nase rümpfen würden, wenn wegen Ueberfüllung der unteren Wagenclassen zu ihnen in ihr Abtheil zweiter Classe ein Arbeiter mit schwieligen Händen und geflicktem Rock geschoben würde. Ein Nebeneinander kann nur unter Denen bestehen, bei denen die inneren und äußeren Daseinsbedingungen einander gleichen. Sonst giebt es nur ein Ueber- und ein Untereinander. Auch hierin bekundet sich die hohe Weisheit der Vorsehung. Die Unterordnung der einzelnen Gesellschaftsclassen ist die Voraussetzung zu jedem geordneten Staatswesen. Was sollte aus dem Zusammenleben der Menschen wohl werden, wenn ein Jeder von ihnen oben sitzen und mitregieren, Keiner sich dazu bequemen wollte, die Befehle der Oberen auszuführen? Aber nicht eine Unterordnung aus ausschließlich gemeiner, persönlicher Berechnung erhält das Staatswesen auf den Beinen. Spontan muß sie sein, aus der Anerkennung des von den Oberen ausgeübten Uebergewichts hervorgehen. Seinesgleichen zollt jedoch Niemand eine solche Anerkennung. Zu Seinesgleichen sieht Niemand hinauf. Zu Seinesgleichen macht aber der Angehörige des höheren Standes das Mitglied des unteren, wenn er dieses zu sich hinauf an seine Seite zieht; und je häufiger dieses geschieht, desto mehr büßt der höhere Stand an der für die Ausübung seines Uebegewichts erforderlichen Autorität ein. Nicht in übermüthiger Laune hatte Friedrich der Große den Officierstand als den ersten Stand im preußischen Staate bezeichnet. Mit dem sicheren Blick des Genies hatte er erkannt, daß das Officier-Corps, dem die ehrenvollste, aber auch die schwerste Aufgabe, die Vertheidigung seines Königreiches zufiel, dieser Aufgabe nur gewachsen sein würde, wenn es nicht bloß von der Achtung, sondern auch von der Verehrung der anderen Stände getragen würde. Müller würde sich wohl besinnen, seinem Kameraden Schultze überall in den Kugelregen zu folgen. Aber dem Hauptmann Schultze erweist er sich schon deßhalb willig, weil dieser dem im hohen Ansehen stehenden, ja sagen wir einmal vornehmeren Officierstande angehört. Thatsächlich geht indessen die Autorität unserer Officiere zum Nachtheil des Allgemeinwohles zurück, wenn sie ihren Verkehr und ihre Familienbeziehungen in den unteren Ständen suchen. Viel war in dem Feldzuge gegen den Kastengeist von einem Obersten die Rede, welcher gezwungen worden ist, seinen Abschied zu nehmen, weil er unter allen Umständen die Tochter eines Kaufmannes heirathen wollte, die noch selber hinter dem Ladentisch gestanden hat. Herhalten mußte auch ein Leutnant, der den bunten Rock auszuziehen hatte, weil die Erwählte seines Herzens das Kind seiner Zimmervermietherin war. Nicht ein Opfer des Kastengeistes, sondern ihrer eigenen Kurzsichtigkeit sind beide Herren geworden. Sie hätten sich sagen müssen, daß ihre Damen in den Kreis von Regimentsdamen nicht gehörten. Reinheit des Herzens und der Gesinnung öffnen nicht allein die Pforten dazu.

Auch in Preußen ist es keine leere Redensart, daß jeder Soldat den Feldmarschallstab im Tornister bei sich trage. Die Generäle, deren Wiege in einer Werkstatt oder in der kümmerlichen Hütte eines Dorfes gestanden hat, sind bei uns keineswegs vereinzelt. War nicht einer der größten und edelsten preußischen Helden, war nicht Scharnhorst, der Organisator der preußischen Siege während der Befreiungskriege, der Sohn eines Bauern? In sehr wenigen Fällen lassen diese militärischen Selfmademen den Cavalier vermissen, den wir berechtigt sind in dem preußischen Officier zu erblicken. Mit solcher Sicherheit pflegen sie die gesellschaftlichen Formen zu beherrschen, daß es meistens ein allgemeines Erstaunen Seitens der Nichteingeweihten giebt, wenn diese ihre bescheidene Herkunft erfahren. Wenn es eben überhaupt möglich ist, die Kinderstube, d. h. die Verhältnisse und Bedingungen, unter denen wir groß geworden sind, im späteren Leben zu verleugnen, so gelingt dies noch am Leichtesten dem Manne und im Besonderen dem Officier. Dem Officier deßhalb, weil er täglich im engsten Verkehr mit seinen neuen Standesgenossen steht und sich so ebenso gründlich wie unbewußt mit ihren Anschauungen und Gewohnheiten vertraut machen kann. Unendlich geschmeidiger als der Mann ist die Frau. Aber der Wirkung einer unzulänglichen Kinderstube kann sich keine Regimentsdame entäußern. Nicht daß dem Mädchen der unteren Schichten der Bevölkerung schon bei dem Eintritt in das irdische Leben das Emporsteigen in die höheren Sphären für immer verwehrt würde. Martha Skavronski war als lithauische Bauerntochter zur Welt gekommen und starb als Katharina die Große und Selbstbeherrscherin aller Reußen. Napoleon's I. Generäle stammten in ihrer Mehrzahl durchaus nicht von Baronen und Grafen ab. Mancher ehemalige Schlächtergeselle befand sich unter ihnen; und ihre Frauen waren meistens derselben Herkunft. Hin und wieder hat es sogar in dem auf die Wahrung der Standesunterschiede ängstlich bedachten Preußen eine Näherin an der Seite ihres tüchtigen Mannes es zur Excellenz bringen können. Alles aber kann der großen Katharina nachgesagt werden, nur nicht der Grad edler Weiblichkeit, zarten Tactgefühls, der den Frauen der höheren Stände eigen zu sein pflegt. Vornehme Frauen waren auch wahrlich nicht die Gattinnen der Generäle Napoleon's. An Madame Sans-Gêne braucht man dabei noch gar nicht zu denken. Und die ehemalige Näherin, die mir vorschwebt, war selbst in ihrem eigenen Salon nicht immer zu Hause. Sehr einfach ist die Lösung dieses Räthsels. Heirathet der Mann, so läuft er schnurstracks von seinem Vaterhause zu der Familie seiner Frau über. Wird aber das Mädchen die Gattin eines Mannes,

Digitized by Google

so bleibt es auch als diese die Tochter ihrer Eltern, vor Allem der Mutter. Niemals hört es auf, nach seinem Vaterhause zu gravitiren; und die neuen Verhältnisse, in welche die junge Frau des Officiers tritt, sind in ihrer Einwirkung nicht stark genug, sie den in dem ersten Heim empfangenen Lebensanschauungen zu entfremden. Auch das Dasein der Regimentsdamen spielt sich vorwiegend innerhalb der eigenen vier Wände ab. Was draußen vorgeht, erfahren sie erst durch ihre Männer, wenn diese aus dem Dienst zu ihnen zurückkehren. Die Berührungen mit den Genossinnen ihres Standes sind, mit denen der Officiere unter einander verglichen, äußerst selten. Wie soll da die Tochter eines Kaufmannes, hinter dessen Ladentisch sie Jahre lang gestanden hat, oder das Kind einer Zimmervermietherin lernen, sich als Regimentsdame benehmen?

In den meisten anderen europäischen Heeren wird der Officier nur als Dienstthuer gewogen. In dem Dienst allein haben dort die Angehörigen eines Officier-Corps ihren Mittelpunkt. Was der Einzelne außerhalb der Caserne treibt, kommt gar nicht in Frage. Den Marquis, der eine Vicomtesse zur Frau hat, läßt es völlig kalt, wen der Hauptmann Mathieu noch als Unterofficier heimgeführt hat. Und warum sollte er sich auch für Madame Mathieu besonders interessiren? Wo läme er oder gar die Frau Marquise mit ihr jemals zusammen? In Preußen ist der Officier von jeher mehr als ein Dienstthuer gewesen. Hier ist er auch der Repräsentant des ersten Standes im Staat; und zwar nicht etwa bloß mit seiner Person, sondern auch mit allen Denen, die mit ihm zusammen leben. Auch mit seiner Frau hat er ihn zu vertreten. So eng sind deren Beziehungen zu dem Stande ihres Mannes, daß sie nach ihrer Verheirathung sich sämmtlichen Damen des Regiments vorzustellen hat und von diesen in ihrer Mitte willkommen geheißen wird. Wie aber, wenn sie in den Rahmen des Officier-Corps nicht hineinpaßt? Zeit ihres Lebens hat sie hierunter zu leiden. Sich von dem Verkehr innerhalb des Regiments auszuschließen, wird ihr nicht gestattet. In großen Garnisonen wie Berlin und Köln mag sie vielleicht des Oefteren der Begegnung mit den ihr gesellschaftlich überlegenen anderen Damen des Regiments ausweichen können. In kleineren Städten muß sie, ob sie nun will oder nicht, überall dabei sein, wenn der Mann nicht Unliebsames von seinen Vorgesetzten und seinen Kameraden zu hören bekommen soll. Namentlich bei den Casinofesten darf sie nicht fehlen. Auf diesen gruppirt sich der Damenflor des Regiments um die Commandeuse wie die Officiere im Dienste um den Commandeur. Es fragt sich allerdings, ob ein derartiger gesellschaftlicher Zwang geschmackvoll genannt werden kann; und mancher Nörgler könnte meinen, es fehle eigentlich nur noch, daß die von einem gar zu herrschsüchtigen Obersten einmal angedrohten Qualificationsberichte über die weiblichen Mitglieder des Officier-Corps wirklich geschrieben würden. Aber die straffe Zucht innerhalb des Damenflors besteht einmal; und der Officier, der ihr in der Wahl seiner Frau nicht Rechnung trägt, muß mit dieser selber die Folgen seines unpolitischen Handelns auf sich nehmen. Warum die Erwählte des Herzens der Demüthigung aussetzen, daß sie es den anderen Damen des Regiments im standesgemäßen Benehmen nicht gleich thun kann? Indessen das Unbehagen in Folge der Erkenntniß der gesellschaftlichen Unzulänglichkeit auf Seiten der Frau trifft nur das Ehepaar. Allgemeine Nachtheile sind jedoch zu befürchten, wenn verschiedene Damen des Regiments in ihrer gesellschaftlichen Haltung hinter den an sie zu stellenden Anforderungen zurückbleiben. Denn dann wird die Eine sich von der Anderen stützen lassen und so der Verkehr leicht auf ein Niveau heruntergedrückt werden, auf dem Angehörige des ersten Standes im Staate eigentlich nicht stehen sollten. Geradezu gefährdet ist aber der Ruf eines Officier-Corps, wenn die Commandeuse gesellschaftlich zu wünschen übrig läßt. In diesem Falle werden Umgangsformen, die für standeswidrig gelten müssen, sehr schnell allgemein. Wer nicht selber in einem Officier-Corps gelebt hat, ahnt gar nicht, wie weit der Einfluß des Commandeurs und durch ihn auch der Commandeuse reicht. So elastisch ist das preußische Officier-Corps, daß ein neuer Oberst schon innerhalb eines halben Jahres das seinige in allen dessen Theilen nach seinem eigenen Geschmack und dem seiner Frau ummodeln kann. Während vornehme Frauen den Verkehr in einem Regiment sehr bald auf einen besseren Ton stimmen können, kann noch leichter gesellschaftliche Unzulänglichkeit mehrerer Damen oder allein schon der Commandeuse eine schlimme Entgleisung Aller herbeiführen. Die preußischen Officiere sind auch nur sterbliche Männer und daher außer Stande, sich der Macht des Weibes zu entziehen, gleichviel ob diese in gutem oder in bösem Sinne ausgeübt wird. Großer Pflichtvergessenheit würden sich somit die Regierenden und das Officier-Corps schuldig machen, wenn sie nicht mit allen nur zulässigen Mitteln der Entgleisung vorzubeugen suchten. Je weniger der preußische Officierstand über die anderen Stände hinausragt, desto weniger vermag er auch autoritativ zu wirken, desto weniger kann er seiner hohen und schweren Aufgabe genügen. Ein wahrer Segen ist die Bestimmung, wonach der Officier des Consenses seines Kriegsherrn zu seiner Verehelichung bedarf. Durch ihn werden diejenigen weiblichen Elemente fern gehalten, die, so ehrenhaft sie auch an sich sein mögen, doch ihren Lebensanschauungen nach nicht in den Kreis eines Officier-Corps gehören und daher seinem Ansehen leicht Abbruch thun können. Der preußische Officier selber aber verdient nicht Anfeindung, sondern Anerkennung, wenn er auch seinerseits dafür sorgt, daß unter seinen Kameraden Gedanken an eine Heirath unter seinem Stande nicht aufkommen, und so aus eigenen Kräften sich bemüht, die ihm im Staate angewiesene Stellung zu wahren.

Aeltere Officiere, die Gelegenheit gehabt haben, sich in der Armee umzusehen und Vergleiche zwischen den Officier-Corps verschiedener Regimenter anstellen können, sind jetzt häufig der Ansicht, daß bei der Ertheilung des Consenses schon viel zu weitherzig verfahren würde und manches Officier-Corps bereits den wünschenswerthen Grad von Exclusivität vermissen lasse. Ihnen mag der unlängst in Scene gesetzte überaus thörichte Feldzug gegen den Kastengeist, der auch in der Armee umgehen soll, nicht unwillkommen sein. Konnte nicht namentlich in den letzten Jahren beobachtet werden, daß mit Forderungen nach Remedur, die als Postulate des Volkes mit besonders starker Betonung vorgetragen wurden, bei den maßgebenden Stellen gerade das Gegentheil von dem erreicht wurde, was man erstrebt hatte? Und ist es ferner psychologisch nicht vollkommen verständlich, wenn unbegründete Anfeindungen verleiten, nun erst recht an dem Gegenstand der Anfeindung festzuhalten? Indessen so weit brauchen die Wünsche des nüchterner urtheilenden Vaterlandsfreundes noch gar nicht zu gehen. Er kann sich schon zufrieden geben, wenn die entscheidende Stelle und das preußische Officier-Corps es überhaupt verschmähen, auf das Geschrei nach Gleichheit aller Stände zu reagiren, und wenn bei der Auswahl der Regimentsdamen nicht weitherziger als in dem letzten Jahrzehent verfahren wird. Auch so noch kann das preußische Officier-Corps in dem ihm von Friedrich dem Großen vorgezeichneten Rahmen bleiben und weiter seiner hehren Pflicht, die anderen Stände zur Vertheidigung des Vaterlandes in den Kampf zu führen, durchaus gerecht werden.

Ein altpreußischer Officier.

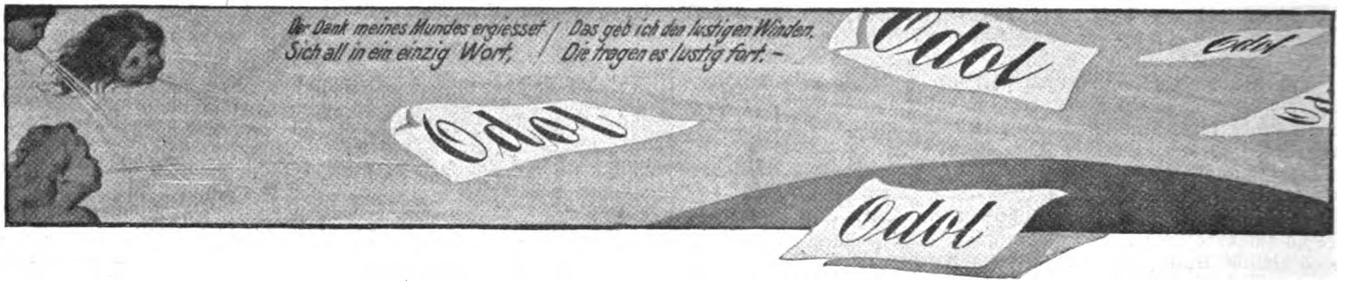
Notizen.

Bei J. G. Cotta, Stuttgart, ist Theodor Fontane's „Unwiderbringlich“ in vierter Auflage erschienen. Die Freunde des märkischen Wanderers und Dichters werden das köstliche und feine Buch neuerdings mit Vergnügen zur Hand nehmen. Von Theodor Fontane weht herbe, gesunde Frische aus, die sich zu wunderbarem Dreiklang eint mit seinem liebenswürdigen Humor und seiner hohen Kunst, Menschengedanken, Geheimnisse der Menschenseele zu künden.

Wie reist man in Italien? Von Prof. Kinzel. (Fr. Bahn, Schwerin i. M.) Auf nach Italien! Das ist immer noch der deutschen Wanderer Feldgeschrei. Zu der Fahrt gehören aber zwei Dinge: Zeit und Geld. Wem es hieran fehlt, dem rathe ich, gestützt auf die Erfahrung, welche mir ein mehrfacher längerer Aufenthalt jenseits der Alpen gegeben, ganz entschieden von der Italienfahrt ab. Das schöne Land in der kurzen Zeit von vier bis fünf Wochen durchzupeitschen, das ist eine wahrhaft entsetzliche Anstrengung. Zur Freude an irgend Etwas kommt man gar nicht vor körperlicher und geistiger Ermüdung und vor den Nadelstichen der täglichen kleinen Reise-Unannehmlichkeiten. Erst nach der Rückkehr klärt sich das allmälig zu freundlicher Erinnerung ab; und diese ist allerdings unschätzbar. Wem aber die Verhältnisse einen längeren ruhigen Aufenthalt in Italien durchaus nicht gestatten, wer mit Zeit und Geld sparsam sein muß, der bediene sich wenigstens keines anderen Führers, als des „Kleinen Kinzel“. Es ist dies so recht eigentlich ein Buch für Diejenigen, welche sich nun einmal mit dem Durchfliegen des Landes begnügen müssen. Mit größtem Sachverständniß und ungemeinem Geschick ist namentlich in Betreff der Alterthümer und der bildenden Kunst, nur das Wichtigste hervorgehoben, und alles das ausgesondert, was erspart werden kann. Die Rathschläge für die Einrichtung der Reise und für die Eintheilung der Zeit unterwegs und in den verschiedenen Städten sind ausgezeichnet, und verdienen genau befolgt zu werden. Die Angaben über Unterkunft und Preise sind durchaus zuverlässig. Die Bemerkungen über Italiens Natur, über Physiognomie der Städte, über das Leben in Italien und den Verkehr mit den Italienern, so kurz sie sind, zeigen von scharfer Beobachtung und sind in hohem Grade werthvoll. Sogar die handliche Form des Buches, im Gegensatz zum dickleibigen Bädeker, welcher freilich Alles aufzählt, ist höchst wohlthuend. Das kurze Verzeichniß der italienischen Redensarten ist sehr geschickt zusammengestellt. Freilich setzt es den, welcher diese Phrasen gewissenhaft auswendig gelernt hat, durchaus nicht in Stand, dasjenige zu verstehen, was der Italiener darauf antwortet. Der Verfasser hätte nicht versäumen sollen, ernstlich darauf zu dringen, daß Jeder, welcher Italien besuchen will, zu längerem Aufenthalte, besonders aber zu raschem Durchfliegen, sich zuvor mindestens ein Jahr lang gewissenhaft mit dem Studium der italienischen Sprache und mit der Kunstgeschichte beschäftige — sonst steht er bald hülflos und verständnißlos da. Das Lesen anderer Bücher über Italien bleibe dann bis nach der Rückkehr erspart.

J. v. Unger.

Digitized by Google



Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm.s Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz.
Staatl. Oberaufsicht.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, -Techniker und Werkmeister.
Director **Jentzen.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende
Feuilletons
im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom
Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 13. September 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Judenfrage als Wirthschafts- und Rassenproblem. Von Johannes Gaulke (Berlin). — Die Speisung der Fünftausend. Von Wolfgang Kirchbach. — **Literatur und Kunst.** Ludwig Anzengruber's Briefe. Von Gustav Gugitz (Wien). — Der religiöse Zug in Nietzsche's Philosophie. Von Paul Meschke. — **Feuilleton.** Meyer's größte Dummheit. Von Erich Wunsch (Berlin). — Anzeigen.

Die Judenfrage als Wirthschafts- und Rassenproblem.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Es ist das alte Lied, doch bleibt es ewig neu. Ich meine diesmal das politische Kampflied, das in bestimmten Zeiträumen aus „pangermanischen" Kehlen gegen das Judenthum und die jüdische Internationalität angestimmt wird. Aber die officielle, die parteipolitisch-antisemitische Bewegung versteht sich nicht durchzusetzen. Gerade ihre Träger schaden ihr oft am meisten. Eine antisemitische Volksversammlung gilt seit dem Auftreten der Ahlwardt und Graf Pückler-Klein-Tschirne als eine Volksbelustigung etwa im Styl des verflossenen Americain-Theaters.

Ist nun aus der Blamage so vieler Antisemitenführer etwa die Berechtigung einer antisemitischen Bewegung überhaupt in Frage zu stellen? Oder liegt es nur an der Unfähigkeit der Leiter, daß jede Action gegen das Judenthum wie das Hornberger Schießen endet? Die Socialdemokratie, die einzige Partei, die auf dem Boden des Klassenkampfes steht und die folgerichtig nur die wirthschaftlichen Ursachen einer Erscheinung des Culturlebens erforscht, um sie zu beseitigen, läßt die „Judenfrage" nicht gelten und geht sogar noch einen Schritt weiter, indem sie überhaupt das Rassenproblem in Frage stellt. Die Rassen- ebenso wie die nationalen Gegensätze sind für sie lediglich Erscheinungen, die aus dem Kampf um die Futterplätze resultiren. Mit der Lösung der Magenfrage, wenn dem Arbeiter der ihm durch den capitalistischen Unternehmer entzogene „Mehrwerth" seiner Arbeit zufließt, dürften alle die Weltgeschichte leitenden „Imponderabilien", denen auch die Rasseninstincte beizuzählen wären, sich als eitle Machinationen der herrschenden Classe ergeben.

Theoretisch genommen hat die Socialdemokratie auch gar keine Veranlassung, einen begrenzten Stand, eine religiöse oder politische Körperschaft im Rahmen der capitalistischen Gesellschaft in Sonderheit zu bekämpfen, da ihr Ziel die Aufhebung des Classenstaates schlechthin ist. Im politischen Tageskampf, wo sie durch die Verhältnisse gezwungen wird, Stellung zu der einen oder anderen wirthschaftlichen Gruppe zu nehmen, weicht sie dagegen von ihrem auf dem Papier theoretisch fest begründeten Schlachtplan nicht selten sehr erheblich ab. Wenn man in diesen Tagen der großen Zolldebatten eine socialdemokratische Zeitung zur Hand nimmt, dann könnte man fast den Eindruck gewinnen, als hätte sich die Socialdemokratie aus einer Partei des Classenkampfes zu einer antijunkerlichen umgemausert. Das Junkerregiment, die Unbotmäßigkeit der Junker und ihr Heißhunger auf neue Liebesgaben, das sind Themen, die mit dem größten dialectischen Aufwand Tag für Tag behandelt werden. Ich will hier nicht untersuchen, inwieweit die Tactik der Socialdemokratie gegen das Junkerthum berechtigt ist. Die Hauptsache bleibt die Constatirung der Thatsache, daß die Socialdemokratie als politische Partei gezwungen ist, auch einmal gegen einen besonderen Stand oder eine privilegirte Kaste innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft Stellung zu nehmen.

Im Gegensatz zur Socialdemokratie, die sich gegenwärtig gegen das agrarische Capital und gegen dessen Vertreter in erster Linie wendet, treiben die mehr rechts stehenden Parteien eine mehr oder weniger versteckte Politik gegen das jüdische Handelscapital, die theils Rassen-, theils anticapitalistischen Impulsen entsprungen ist. Wenn ich auch den Ausspruch Pernerstorffer's, daß der Antisemitismus der Socialismus der dummen Kerle sei, nicht unterschreiben kann, so ist andererseits auch nicht zu verkennen, daß die anticapitalistischen oder socialistischen Instincte in der antisemitischen Bewegung keine zu unterschätzende Rolle spielen. Karl Marx, der große Theoretiker des modernen Socialismus, äußert sich in Bezug auf die Judenfrage, der er eine größere Bedeutung zuerkennt als seine Jünger, daß das Judenthum ein historisches Product sei. Es habe sich nothwendig auf Grund der socialen Zustände in dieser Form entwickeln müssen. Marx fordert demgemäß die Auflösung dieser Kaste im Interesse der Gesellschaft, und er untersucht, welches gesellschaftliche Element eigentlich zu überwinden sei, um das Judenthum aufzulösen. Weiter fragt er nach dem weltlichen Grund des Judenthums. Es ist der Eigennutz. Ferner nach dem weltlichen Cultus des Juden. Es ist der Schacher. Und sein weltlicher Gott ist das Geld. — „Nun wohl, die Emancipation von Schacher und von Geld, also vom praktisch realen Judenthum wäre die Selbstemancipation unserer Zeit. Eine Organisation der Gesellschaft, welche die Voraussetzungen des Schachers aufhöbe, hat das Judenthum unmöglich gemacht." Nach Marxens Auffassung ist das Judenthum ein antisociales Element, das wohl aus seiner geschichtlichen Entwickelung zu verstehen sei, aber keineswegs als ein nothwendiges Glied der Gesellschaft anerkannt werden dürfe. Dadurch wird aber nichts an der Thatsache geändert, daß das Judenthum in der capitalistischen Gesellschaft den Stand repräsentirt, in dessen Händen das wirthschaftliche Getriebe ruht, nämlich den Handelsstand. Ueber die Vertheilung der verschiedenen Berufe auf die Ge-

Digitized by Google

sammtbevölkerung und das Judenthum unterrichtet uns folgende Tabelle. (Zusammengestellt nach dem Ergebniß der Berufszählung vom 14. Juni 1895.)

Berufsabtheilungen	Erwerbsthätige überhaupt	darunter Juden	in Procenten Hauptbev.	Juden
A. Landwirthschaft und damit zusammenhängende Berufe	4 782 255	1 650	33,97	1,03
B. Industrie, Bauwesen ꝛc. .	4 755 855	33 246	33,78	20,67
C. Handel und Verkehr . .				
1. Handelsgewerbe . .	713 913	82 069	5,07	51,04
2. Verkehrsgewerbe . .	641 827	4 506	4,56	2,80
D. Häusliche Dienste . . .	1 139 230	4 791	8,09	2,98
E. Militär, kirchl. Dienst, sowie freie Berufsarten . .	822 675	9 804	5,85	6,10
F. Ohne bestimmten Beruf .	1 221 598	24 732	8,68	15,38

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß die Juden mit einem unverhältnißmäßig hohen Procentsatz im Handelsgewerbe vertreten sind. Ueber die Hälfte aller Juden sind Handelsleute. In den producirenden Berufen, an denen die Hauptbevölkerung mit einem Drittel ihrer Gesammtheit participirt, ist das Judenthum dagegen nur mit 1,03 Procent (Landwirthschaft) und 20,67 Procent (Industrie ꝛc.) vertreten. Zieht man ferner in Betracht, daß gerade in der Industrie und im Baugewerbe die Juden vorwiegend als Agenten, Unternehmer, Lieferanten und dergleichen thätig sind, so bleibt auch hier ein außerordentlich geringer Procentsatz wirklich producirender jüdischer Arbeitskraft übrig. Auffällig ist es ferner, daß die Juden ein außerordentlich hohes Contingent an Berufslosen (Rubrik F) stellen. Wie das Judenthum in der productiven Arbeit in keinem Verhältniß zu seiner Gesammtziffer vertreten ist, so auch in der häuslichen Dienstleistung mit nur 2,98 Procent. Wir sehen, daß auch die Ueberwältigung der untergeordneten Arbeiten auf die Hauptbevölkerung abgewälzt ist.

Wir wollen nun weiter untersuchen, in welcher Höhe das Judenthum an den vorzüglich aus dem Mißbrauch des Handelsgewerbes resultirenden Vergehen und Verbrechen betheiligt ist. Nach der amtlichen Statistik (Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie. Band II, S. 933) wurden verurtheilt wegen:

	Christen	Juden	demnach auf 1 J.	
Erpressung	478	17	28	Christen
gewerbsmäßiger Hehlerei .	181	9	20	„
Betrug	15 285	366	42	„
Fälschung v. Nahrungsmitteln	941	21	45	„
betrügerischen Bankerotts .	139	5	28	„
einfachen „ .	458	80	6	„
Verbrechen b. Concursverfahr.	95	7	14	„
Wucher	17	5	3	„

Der Procentsatz der Juden zur Gesammtbevölkerung Deutschlands beträgt 1 : 84. Die Betheiligung der Juden an diesen Verbrechen übersteigt diesen Satz ganz außerordentlich, im Durchschnitt fast um das Vierfache, d. h. unter 84 wegen der angeführten Delicte bestraften Individuen befanden sich 4 Juden, während es im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung unter 84 nur einer sein dürfte. Marx konnte daher das Judenthum mit vollem Recht als ein antisociales Element bezeichnen, wobei die Frage, ob es durch die Verhältnisse so geworden ist oder von Anbeginn antisocial gedacht und empfunden hat, weniger in Betracht kommt. Die Thatsache, daß das Judenthum — wohlverstanden: in seiner Gesammtheit, nicht der einzelne Jude — eine social minderwerthige Kaste repräsentirt, die dazu in der capitalistischen Gesellschaft eine wirthschaftlich bevorzugte Stellung einnimmt, läßt sich nicht ableugnen. Das capitalistische Uebergewicht giebt dem Judenthum aber viele Machtmittel in die Hand, die ihm einen entschiedenen Einfluß auf das öffentliche Leben und die Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse gewähren. Das Sprachrohr der „öffentlichen Meinung", die Presse, befindet sich zum großen Theil in jüdischen Händen, ebenso das Theater, und wenn es auch nicht immer ein thatsächliches Besitzthum eines jüdischen Consortiums ist, so wird es doch vom jüdischen Capital financirt. Dieser Umstand sollte allein schon genügen, um darzuthun, wie das Judenthum, zwar unauffällig, aber unaufhaltsam alle Institutionen des öffentlichen Lebens durchdringt und weiter einen bestimmenden Einfluß auf das Geistesleben der Nation gewinnt, der ihm auf Grund seiner Bevölkerungsziffer keineswegs zukommt.

Trotz aller wirthschaftlichen Vortheile und der ihm durch die freie Concurrenz gewährleisteten Ausbeutungsfreiheit der Arbeitsclasse fühlt sich das Judenthum dennoch in seinen politischen Rechten benachtheiligt. In der jüdisch-nationalen Presse, wie in der „Israelitischen Wochenschrift" u. A. kann man oft bewegte Klagen über die Zurücksetzung des Judenthums Seitens der Staatsbehörden lesen. Freilich ist dem Juden die höhere militärische, diplomatische und Beamtenlaufbahn verschlossen, zwar nicht durch das Gesetz, so doch durch die Tradition. Werden aber in dieser Hinsicht nicht auch andere Stände als Staatsbürger zweiter Classe behandelt!? Der Sohn des Arbeiters und Kleinbürgers wird ebenso wenig zu jenen Carrièren zugelassen, mag er selbst die Fähigkeiten dazu besitzen. Die Arbeiterschaft hat demnach nicht die geringste Veranlassung, den „Socialismus der Dummen" zu bekämpfen oder sich für eine wirthschaftlich bevorzugte Kaste politisch zu engagiren. Dieser Umstand wird meines Erachtens von der Socialdemokratie — vielleicht aus einem gut gemeinten, aber irregeleiteten, humanitären Empfinden — gar nicht genügend gewürdigt. Es ist eine der auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte der socialdemokratischen Partei, daß sie gegen das Judenthum eine außergewöhnliche Feinfühligkeit beobachtet und sich nicht selten — wenigstens officiell — zu seinem Anwalt macht, obgleich sie gegen andere, ebenfalls wirthschaftlich bevorzugte Stände, wie das Junkerthum, mit allen demagogischen Mitteln zu Felde zieht. In antisemitischen Volksversammlungen sind es meistens socialdemokratische Agitatoren, welche die Angriffe gegen das Judenthum pariren. Mir scheint, daß die socialdemokratische Partei die Judenfrage in ihrer wirthschaftlichen wie völkerpsychologischen Bedeutung gänzlich verkennt; sie schließt gern die Augen, um den „heimlichen Antisemitismus", der sich in ihren Kreisen stetig ausbreitet, nicht zu bemerken. Gerade der Mann aus dem Volke empfindet in seinem dunklen Drange nur zu gut die Gefahr, die mit dem Ueberwuchern des Judenthums seiner Partei droht. Geht die Entwickelung der Partei in derselben Weise weiter, dann ist der Arbeiter nicht mehr der eigentliche Träger der socialdemokratischen Bewegung, sondern der „Parteijude" — diese Bezeichnung erfreut sich schon in einigen Kreisen der Socialdemokratie einer großen Beliebtheit. Mit der steten Zunahme des jüdischen Elements gewinnt die Partei immer mehr den Anstrich einer Judenschutztruppe, und sie büßt damit auch den idealen Schwung ein, den ihr auch der entschiedene Gegner des Socialismus zuerkennen muß. Denn nach Marxens classischer Ausführung über das Judenthum ist das Geld der einzige Gott Israels. Das Geld und der Gelderwerb absorbiren aber alle anderen Interessen. Im Judenthum, so wie es historisch geworden ist, hat sich die Nationalität des Kaufmanns objectivirt. Darum muß sich gerade eine Partei, die den capitalistischen Staat überwinden will, zunächst vom Judenthum mit seiner kaufmännischen Moral emancipiren.

Ich habe bis hierher die Judenfrage vorwiegend vom wirthschaftlichen Standpunkt betrachtet, sie ist aber noch mehr als das, nämlich weiter auch ein Rassenproblem. Marx glaubt, daß eine Gesellschaftsorganisation, welche die Voraussetzungen des Schachers aufhebt, das Judenthum unmöglich macht. Er denkt wie überall so auch in diesem Falle streng materialistisch, d. h. er führt jede Erscheinung des Culturlebens auf wirthschaftliche Ursachen zurück. Das Judenthum

Digitized by Google

ist nach ihm aus den wirthschaftlichen Verhältnissen hervorgewachsen, folglich muß es verschwinden, sobald neue Wirthschaftsfactoren einsetzen. Die Folgerung ist indessen nicht ganz stichhaltig. Marx verkennt ganz das völkerpsychologische Moment — die Naturanlage, die besonderen Neigungen, das Temperament, Alles Umstände, die zusammen mit den Einflüssen des Milieus, zu denen ich auch die ökonomischen Bedingungen zähle, eine Erscheinung, wie in unserem Falle das Judenthum, zeitigen. Auch die Tradition gesellt sich den vorigen als ein nicht zu unterschätzender Factor hinzu. Mögen nun auch die ökonomischen Bedingungen, die zur Entwickelung des Judenthums nicht unwesentlich beigetragen haben, in Fortfall kommen, so bleiben die anderen Momente nichtsdestoweniger bestehen, und das Judenthum wird sich in seiner Eigenart, wie heute als „Staat im Staate", so später mutatis mutandis als „Gesellschaft in der Gesellschaft" erhalten. Gerade die letzte Entwickelungsphase des Judenthums lehrt uns, daß der Reformjude keineswegs die Neigung zeigt, mit der Tradition und dem Cult seiner Väter zu brechen und sich mit der Hauptbevölkerung seines Landes zu assimiliren. Zwar streift er einige patriarchalische Lebensgewohnheiten, die ihm selbst lästig geworden sind, ab, im Uebrigen möchte er sich aber doch neben den Rechten der Staatsbürger auch noch gewisse Reservatrechte sichern. Kurzum: in welcher Gestalt uns der Jude auch entgegentritt, unter dem Firniß des modernen Weltbürgers wahrt er sorgsam das Incarnat seiner Rasse. Und es ist auf Grund seiner Naturanlage und seines Rasseninstincts sein Recht, so zu handeln, wie es das Recht der Andern ist, ihn in die Schranken zu weisen, sobald seine Eigenart ihnen lästig fällt und ihre nationale Existenz gefährdet.

Man hat oft darauf hingewiesen, daß seit der Verleihung des Bürgerrechtes an die Juden eine zu kurze Zeit verflossen sei, um Schlußfolgerungen auf die Entwickelung des Judenthums ziehen zu können. Ich möchte dem entgegenhalten, daß, wie vorher schon angedeutet, der Jude keine Neigung hat und auch nicht haben kann, seine nationale Eigenart aufzugeben. Blut ist ein ganz besonderer Saft! Die Cultur hat nicht die Rasseninstincte unterdrückt, ja, ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob sie sie nicht noch stärker entwickelt hat. Wie im Leben des Einzelnen, so giebt es auch im Völkerleben Antipathien und Sympathien, über deren Wesensart wir uns keine Rechenschaft geben können. Sie sind eben vorhanden, und man muß sich mit ihnen abzufinden suchen. Auf gewisse Rasseninstincte führe ich auch den hochentwickelten jüdischen Familiensinn zurück und das dem Juden innewohnende Bestreben, die Familie rein, d. h. frei von anderen Blutmischungen zu erhalten. Wenn wir von den Verschwägerungen der Finanz- mit der Geburtsaristokratie absehen, so gehören doch Ehen zwischen Juden und Christen immerhin zu den Seltenheiten, mag der Jude eine Liaison mit einem christlichen Mädchen, die Ehe „ohne Verbindlichkeit" auch keineswegs verschmähen. Der Jude mag keinen Deutschen leiden, doch seine Weiber liebt er! Aber er liebt sie nur auf Zeit, in der Sündenblüthe seines Lebens. Später, wenn er die Jugendeseleien hinter sich hat, dann führt er mit seltenen Ausnahmen ein Weib seiner Rasse heim.

Aehnliche Erscheinungen kann man in allen Ländern beobachten, wo zwei in ihrem Gefühlsleben grundverschiedene Rassen neben einander leben. Die fortwährenden Conflicte in allen Colonialländern sind im Wesentlichen auf den natürlichen Antagonismus der Rassen zurückzuführen. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas spielt die Neger- und Chinesenfrage eine ähnliche Rolle wie bei uns die Judenfrage, ja, das Rassenproblem dürfte in nicht zu ferner Zukunft den Anglo-Amerikanern noch schwere innerliche Kämpfe bereiten. In dieser Hinsicht sind die Bestrebungen des Zionismus, mögen sie auch vielfach ein utopisches Gepräge zeigen, nämlich dem Judenthum eine nationale Unabhängigkeit in irgend einer Form zu verschaffen, durchaus zu rechtfertigen. Ein friedliches Nebeneinanderleben der Völker und Rassen und ein Austausch der geistigen und materiellen Güter ist nur denkbar auf der Basis der nationalen Unabhängigkeit. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes wird die Judenfrage zu einem Problem, dessen Lösung noch großen Schwierigkeiten begegnen wird. Täuschen wir uns darum nicht in einem wohlgemeinten, aber irregeleiteten humanitären Empfinden über den Ernst der Lage. Allerdings wird durch kleinlichen Parteifanatismus das Problem seiner Lösung nicht näher geführt, sondern es bedarf eines eingehenden Studiums, um die Mittel und Wege zu seiner Lösung zu erforschen.

Die Speisung der Fünftausend.

Von Wolfgang Kirchbach.

Zu den Zeiten Lessing's und weit hinein in's neunzehnte Jahrhundert pflegte man den Wundererzählungen der vier Evangelien, der Apostelgeschichte und einiger alttestamentarischer Berichte aufklärende Untersuchungen entgegenzustellen, welche diese Wunder auf sogenanntem natürlichen Wege wollten entstanden sein lassen. Groß war in diesen Zeiten der Streit zwischen den Frommen, welche diese Wunder in der That auch als Wunder nahmen, aber ihre Verwunderung darüber als nothwendige Glaubensverpflichtung ansahen, und denen, die sich die Möglichkeit dieser Wunder aus wirklichen Naturerscheinungen, aus kleinen Betrügereien erklären wollten, So sehen wir Reimarus, den Verfasser der von Lessing herausgegebenen „Fragmente", wundersam bemüht, das Wunder der Auferstehung Jesu auf gewisse Betrügereien der Jesusjünger zurückzuführen, auf eine heimliche Entwendung des Leichnams Jesu. Großer Scharfsinn wurde aufgewendet, um sozusagen mit juristischer Logik solche Vorfälle aus dem Text der Evangelien abzuleiten. Die wunderbaren Heilungen Jesu wurden theilweise auch auf kleine Betrügereien der Geheilten selbst zurückgeführt, auf Geheimmittelchen, die Jesus angewendet habe — und dergleichen mehr. Diese Art, mit welcher sogenannter gesunder Menschenverstand es unternahm, das Uebernatürliche sich durch natürliche Unterstellungen zu erklären, nannte man „rationalistisch". Als Absenker dieser rationalistischen Erklärungsweise kann man auch die neuerdings aufgekommenen Versuche bezeichnen, welche in Jesus „magische" Kräfte vermuthen. In einer früheren Periode des neunzehnten Jahrhunderts suchte man den Magnetismus und Somnambulismus im Style von Justinus Kerner und Perty nutzbar zu machen zur Erklärung der wunderbaren Heilungen und Todtenerweckungen. Die älteren Rationalisten halfen sich damit, daß sie meinten, der Lazarus sei bloß scheintodt gewesen und Jesus habe ihn deßhalb erwecken können; die Somnambulisten suchten es mit magnetischen Kräften Jesu zu erklären. Derselben Kategorie gehören die hypnotischen Erklärungsversuche an, welche da und dort auftauchten, als mit den siebziger und achtziger Jahren die hypnotischen Erscheinungen näher untersucht wurden. Seitdem haben sogar die Maler Jesus gelegentlich als einen Hypnotiseur aufgefaßt. Die Spiritisten aber sahen nur in ihrer Wissenschaft begründete Thatsachen darin, wenn Jesus die „Geister" der Besessenen z. B. in die Leiber der Säue fahren läßt. Leider haben diese letzteren Erklärungsversuche für den eigentlichen Wundergläubigen das Fatale, daß sie das Wunder als solches selbst zerstören, denn es entsteht statt des Uebernatürlichen nur ein anderes Natürliches daraus, ein „Occult"-natürliches. Dieses Natürliche beruht nur auf anderen Naturgesetzen, die man gemeinhin nicht beachtet, die aber doch als natürlich vorhandene vorausgesetzt werden. Mithin sind alle derart

Digitized by Google

erklärten Wunder Jesu auch keine Wunder mehr, da jeder Hypnotiseur oder vollends jeder gewiegte Spiritist sie dem Sohne der Maria ja auch nachmachen könnte. Damit ist aber die besondere Göttlichkeit Christi, aus welcher allein die Wunder kommen dürfen, unangenehm compromittirt; die gläubige Kirche kann daher die Magnetiseure und Somnambulisten mit Recht nicht verdauen und läßt sie nicht zu ihren Pforten herein.

All' jene Erklärungen von Reimarus bis zum kühnsten Spiritismus beruhen auf der Grundansicht, jene evangelischen Wunderberichte seien überhaupt als historische Berichte anzusehen, seien gewissermaßen Geschichtsschreibung auf Grund von Thatsachen, die in irgend einer Art denn doch einmal wirkliche Thatsachen gewesen wären und, sofern sie unserer Naturerkenntniß widersprechen, der Erklärung bedürften, wie etwa diese Thatsachen in Wirklichkeit beschaffen waren, um als realistischer Hintergrund der Erzählung selbst gelten zu können. Dieser historisch-kritische Standpunkt kann heutzutage als der wahrhaft naive, dilettantische bezeichnet werden.

Neben diesem Verhalten ist von Alters her, schon vor Lebzeiten Jesu, ein anderer Standpunkt praktisch geübt worden gegenüber vielen Wunderberichten des Alten Testaments, der diese Wunder sich allegorisch erklärte, die historische Nachforschung überhaupt als unfruchtbar aufgab und sich mehr an den tieferen allegorischen Sinn hielt, der in dem Wunder enthalten schien, und zwar derart, daß solche Wundererzählung gewissermaßen eine andere Offenbarungsweise Gottes selbst und der heiligen Schrift erschien, nach der das Wunder, wie z. B. die Weinwandlung in der Hochzeit zu Cana oder das Mannawunder in den Büchern Mose eine allegorische Offenbarung tieferen Sinnes ist. Von den Schreibern des fünften Buches Mose bis zu den Essäern und bis zu dem geistvollen Theologen Schleiermacher bilden sie gewissermaßen eine Schule, die sich immer wieder deßhalb herstellte, weil in der That manche der berichteten Wunder auch noch einen allgemein geistigen Nebensinn zu enthalten scheinen, ja, in den Schriften selbst ein solcher auch ausdrücklich damit verbunden wird.

Seit dem Auftreten von David Friedrich Strauß hat sich bei denen, die sich tiefer mit den einschlägigen Forschungen beschäftigt haben, indessen noch ein drittes Verhalten herausgebildet, welches die historischen Unterlagen als historische für diese wunderbaren Erzählungen überhaupt bestreitet aus ihrer Kenntniß der mythisch verfahrenden Menschenphantasie selbst, aus ihrer Einsicht in das Wesen religiöser Dichtung wie der Dichtung überhaupt. David Friedrich Strauß lebte in einer Zeit, wo vergleichende Mythenforschung in Deutschland besonders blühte. Die Gebrüder Schlegel, die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die Vertreter vergleichender Mythenforschung im griechischen und indischen Sagenkreis hatten auch schon gewisse Gesetze der mythenbildenden Phantasiebewegung erkannt. Die Anwendung dieser Grundsätze auf biblische Wundergeschichten durch David Friedrich Strauß erwies sich als äußerst fruchtbar. Wir sehen die christliche Volksphantasie und vor ihr schon die judäisch-griechische in Egypten, in Syrien, Palästina und dem sonstigen Verbreitungsgebiet der in's Griechische übersetzten Bibel (Septuaginta) am Werke. Wir sehen, wie aus Mißverständnissen hebräischer Dichterstellen die Volksphantasie vom Messias entsteht und wie um diesen Begriff allmälig eine Welt von Sagen herankrystallisirt, welche die Volksphantasie unter Anlehnung an Bilder, Legenden und Erzählungen des Alten Testaments vollzieht. Wir erkennen im Buch der Richter (Cap. 13) aus der Erzählung von Simson's Empfängniß und Geburt, den wir neuerdings als den assyrisch-jüdischen Hercules identificirt haben, das Vorbild der Erzählung von der Verkündigung Mariä, wir sehen, wie Mißverständniß einer Dichtung des Jesaia, wo eine heirathsfähige, vollkräftige junge Frau allegorisch einen Sohn „Gott mitten unter uns" gebären soll, die Ursache wird, daß die Volksphantasie den Messias von einer Jungfrau geboren sein läßt. Die griechische Bibel hatte nämlich das hebräische „Almah" (d. h. ein Weib im Zustand der Reife) mit „Parthenos" übersetzt. Dieses Wort deckt sich nicht ganz mit dem hebräischen, es heißt so viel wie „junges Weib", also sowohl „junge Frau" wie „Jungfrau". Die mangelhafte Kenntniß des Griechischen bei den Kleinasiaten las nun „Jungfrau". Daraus entsteht das Wunder der jungfräulichen Geburt des Messias. Die Volksphantasie und die spätere Dogmatik bilden diese Vorstellung weiter aus. So hat David Friedrich Strauß das Verdienst, viele neutestamentarische wunderbare Erzählungen als Erzeugnisse der kleinasiatischen mythenbildenden Volksphantasie erkannt zu haben, Mythen, welche an älteren Mythen des Alten Testaments sowie aus Dichterworten sich entwickelt haben, wie Junge aus dem Mutterleibe, wobei denn auch einige Fehlgeburten der Phantasie, wie z. B. die Erzählung von der gebärenden „Jungfrau" Maria zu verzeichnen sind. Seit dieser Strauß'schen geistigen Eroberung sucht kein Vernünftiger mehr nach natürlichen oder naturwissenschaftlichen Erklärungsgründen, sondern man nimmt die Wunder als das, was sie sind, Legenden, Volksmärchen, entstanden aus älteren Dichterworten. In diesem Sinne sind ja auch viele deutsche Volksmärchen ein Nachklang alter Götterdichtungen. Dornröschen ward aus der mythischen Brunhilde.

Haben wir mit vielen Darlegungen von Strauß dieser Art einen zweifellos richtigen Standpunkt gewonnen zur Einschätzung der biblischen Wundererzählungen, so hat die fortschreitende kritische Erforschung der Evangelienberichte aber noch weitere Beobachtungen gemacht, welche zu dem Schluß führen, daß einige von den Wundern und Erlebnissen Jesu nicht auf jenem mythischen Processe beruhen, den Strauß dargelegt hat, sondern lediglich paraphrastische Auflösungen ursprünglicher Gleichnisse sind, die von Jesus oder der Jesusschule gelehrt wurden. Bekanntlich sind nach neuerer Forschung die dem Jesus zugeschriebenen Lehrworte, Gleichnisse und „eschatologischen" Schilderungen ursprünglich in syrischer Sprache aufgezeichnet worden. Unter Benutzung dieser Ueberlieferungen haben dann die Evangelisten in späterer Zeit die uns heute vorliegenden „Evangelien" zusammengestellt und zu den ursprünglich syrischen Lehrworten ihre Wundererzählungen nach Traditionen des Volksmundes hinzugefügt. Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß dabei Gleichnisse, die wie das Senfkorn-Gleichniß in der Jesusschule erzählt wurden, wie man ja zu jener Zeit auch die im Talmud überlieferten Gleichnisse überall erzählte, in wirkliche historische Vorgänge und Handlungen verwandelt worden sind. Ich will zeigen, wie die beiden Märchen von der Speisung der Fünftausend und der Viertausend in den nach Matthäus und nach Johannes betitelten Legendenbüchern solche umgeformte Gleichnisse sind.

Schon durch Vergleichung der Evangelien mit einander konnte man beobachten, daß die Schreiber an verschiedenen Stellen sich dadurch unterscheiden, daß der eine einen Ausspruch Jesu berichtet, wo der andere statt dessen einen Vorgang erzählt. Vor einigen Jahren wurde durch Grenfell ein alter Papyrus gefunden, auf dem mehrere Sprüche Jesu verzeichnet sind, u. A. ist dort der Spruch zu lesen: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und ein Arzt heilt nicht bei Denen, die ihn kennen." Wir entsinnen uns, daß uns der erste Theil dieses Doppelspruches schon bekannt ist aus Matth. 13, 57. Merkwürdigerweise fehlt aber dort der Zusatz: „Ein Arzt heilt nicht bei Denen, die ihn kennen." Statt dessen erzählt der Evangelist: „Und er vollbrachte dort nicht viele Wunderthaten, um ihrer Untreue willen." Das Wort für „Wunderthaten" heißt auch so viel wie „Wunderheilung" (Dynamis). Vergleichen wir damit den Bericht des Markus, so lautet dieser: „Und Jesus sagte zu ihnen, daß ein Prophet nur in seinem Vaterlande, bei seinen Verwandten und in seinem Hause nichts gilt. Und er vermochte dort

Digitized by Google

irgend eine Wunderheilung nicht vorzunehmen, außer daß er einige wenige Sieche durch Handauflegen heilte. Und er wunderte sich über ihren Unglauben" (Marc. 6, 4 ꝛc.). Im Berichte des Johannes-Evangeliums aber lautet die ganze Erzählung nur: „Nach zwei Tagen aber begab er sich von dort (Samaria) nach Galiläa. Denn Jesus selbst bezeugte, daß ein Prophet in seinem eigenen Vaterlande nichts gilt." Man wird Folgendes bemerken: Bei Marcus und Matthäus wird erzählt, daß in Nazareth die Leute sich verwundern, wie er zu so viel Weisheit komme, da er doch der Zimmermannssohn sei, seine Mutter Maria und seine Brüder Jakob, Joseph, Judas und Simon hießen — wobei Marcus Jesus selbst zum Zimmermann macht. Johannes dagegen hat kein Wort über die ganze Verwandtschaft und berichtet den Ausspruch Jesu ohne jeden weiteren Zusammenhang. Schon daraus rechtfertigt sich der Schluß, daß ursprünglich nur der Spruch Jesu vom Propheten bekannt war und daß lediglich das Illustrationsbedürfniß der Evangelienschreiber zu der Ausmalung führte, welche das Staunen der ganzen Verwandtschaft schildert, damit man das Jesuswort gewissermaßen in einem historischen Zusammenhange daran anknüpfen konnte. Den bei Grenfell mitgetheilten Doppelspruch: „Und ein Arzt heilt nicht bei Denen, die ihn kennen" sehen wir dagegen durch diese Evangelisten aus einem Lehrspruch in eine geschichtliche Erzählung umgewandelt. Aus dem sprüchwörtlichen Heilen des Arztes wird die Erzählung, daß Jesus in seinem Heimathorte nicht viele Heilungen vorgenommen habe. Wie unsicher die historische Ueberlieferung ist, sieht man daraus, daß bei Marcus nicht der Vater Joseph, sondern Jesus selbst zum Zimmermann wird. Da das griechische Wort „Tekton", welches man bisher immer mit „Zimmermann" übersetzt hat, in der Septuaginta (z. B. Jesaia 40, 19—20) die Uebersetzung des hebräischen Wortes „Charasch" ist, welches nicht einen Zimmermann, sondern einen Bildhauer bedeutet, so müßten die Theologen, welche den Marcus für das älteste und glaubwürdigste Evangelium halten, aus der Marcuserzählung (Cap. 6, 3) eigentlich folgern, daß nicht der Vater Joseph, sondern Jesus selbst ein Bildhauer gewesen sei, einer von jenen palästinensischen Künstlern, welche Cherubim- und Seraphimgestalten meißelten, in Gold getriebene Reliefs schufen, von denen Jesaia sagt: „Der Meister (Tekton) gießt wohl ein Bild und der Goldschmied übergoldet es."*) Ich theile diese interessante Thatsache mit, weil sie ein lebendiges Beispiel giebt, wie Legenden entstehen können. Hätte man in sehr früher Zeit nicht die Verwechslung begangen, daß man Jesus selbst oder seinen Vater zum Zimmermann machte, so würden die Künstler und Zeichner uns Jesus selbst und seinen Vater nicht mit der Zimmermannssäge in der Hand, sondern beim Modelliren von geflügelten Cherubimgestalten gemalt haben. Und das wäre nicht einmal eine unpassende Vorstellung, da wir neuerdings erkannt haben, daß der größte Theil der Lehrsprüche Jesu selbst in künstlerischen Formen, in den Reduplicationsformen der hebräischen Poesie, uns überliefert sind. Der Bildhauer wäre dann zugleich Dichter sehr schöner Gleichnisse gewesen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Zusammenhange, in dem Lucas das Wort berichtet: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande" (4, 16—27), so sehen wir vollends, wie frei die Phantasie der Evangelisten und der von ihnen benutzten Volksüberlieferungen aus Lehrworten Jesu ganz verschiedene Anecdoten gebildet hat. Nach Lucas geht Jesus in die Schule zu Nazareth, liest Jesaia 61, 1 vor, von seiner Verwandschaft wird kein Wort gesagt, sondern die Synagogenzuhörer sind nur angenehm verwundert, daß der Sohn Joseph's so „holdselig spricht", worauf er das Wort: „Arzt, hilf Dir selber" ablehnt und mit dem Wort vom „Propheten" auf Elias und Elisa hinweist, was die Nazarener ihm sehr übel nehmen, da er ihnen durch die Blume gesagt hat, daß durchaus nicht alle Leute beanspruchen können, prophetischer Wunderthaten gewürdigt zu werden. Ist es nicht sehr merkwürdig, daß nun hier neben dem Spruch vom Propheten auch ein Spruch vom Arzte erscheint, als wäre der Grenfell'sche Doppelspruch vom Arzt und Propheten vom Hörensagen mit einer Ueberlieferungsverwechselung auch Lucas bekannt geworden? Wir haben gesehen, wie aus Lehrsprüchen und gnomischen Lehrworten historische Anecdoten hervorgehen und dermaßen variiren, daß eben von der Geschichte selbst Nichts übrig bleibt in glaubwürdiger Weise, als das fragmentarische Lehrwort selbst. Denn wie hier steht es fast mit allen Anecdoten über Jesus. Sie variiren dermaßen, daß sie sich selbst aufheben. Daß nach Marcus Jesus selbst ein Zimmermann (oder Bildhauer) gewesen, hebt entweder die Vorstellung auf, daß sein Vater dies war — oder nöthigt zu der weiteren Legendenbildung, daß Jesus früher bei seinem Vater in der Lehre gewesen sei. Dieser naheliegende Schluß aber ist wirklich nur Legendenbildung unserer Phantasie, und solche Legendenbildung aus Schlüssen beherrscht zur Zeit, angesichts des Mangels einer festen historischen Ueberlieferung über Jesus, unsere Schulen und Kirchen überall. Wenn wir auf diese Weise in die Methode der Evangelienschreiber tiefer eingedrungen sind, wird es uns nicht mehr allzu überraschend kommen, wenn wir in einigen Wunderthaten Jesu ursprüngliche Gleichnisse erkennen, die im Volksmunde eine Zeit lang als Gleichnisse herumgesprochen worden sind, dann aber allmälig durch die Verwechselung erzählender Mütter und Großmütter zur Erzählung von einer Wunderthat wurden, in der das, was ursprünglich Phantasiebestandtheil des Gleichnisses war, zur realen, wirklich geschehenen Handlung herumgeredet wurde.

Ein auffälliges Beispiel dieser Erscheinung ist das Wunder von der Speisung der Fünftausend, welches Matthäus im vierzehnten Capitel erzählt. Im dreizehnten Capitel sind unmittelbar vorher Gleichnisse vom Senfkorn berichtet worden, welches der kleinste Samen ist, sich aber entwickelt bis zu einem mächtigen Baume. Es ist ein Gleichniß vom Himmelreich, dessen innere Vermehrungskraft, da es nach Jesus in uns ist, als sittliche Vermehrung dieses ethischen Gutes betrachtet wird. Auch von dem Netze des Himmelreiches wird gesprochen, das man in's Meer wirft, um beim Fischfange das Taugliche vom Untauglichen zu sondern. Nach diesem Gleichnißcapitel wird die erörterte Erzählung vom „Propheten im Vaterlande" berichtet und kurz die Anecdote vom Tode Johannis des Täufers mitgetheilt. Darauf folgt merkwürdigerweise die Schilderung, wie Jesus unter großem Menschengefolge in's Wüstenland geht und die Jünger zu Jesus sagen: „Entlasse die Leute, daß sie in die Dörfer gehen und sich Speise kaufen." Jesu aber sprach zu ihnen: „Sie brauchen nicht fortzugehen, gebt Ihr ihnen zu essen." Sie sagen zu ihm: „Wir haben hier nur fünf Brode und zwei Fische." — Er aber sprach: „Bringt mir dieselbigen hierher." Und er hieß die Leute sich auf den Grasplan niedersetzen, indem er die fünf Brode und die zwei Fische nahm, blickte zum Himmel empor, dankte, brach sie und gab die Brode den Jüngern, die Jünger aber dem Volke. Und sie aßen alle und wurden gesättigt, und sie hoben die Brockenreste auf, zwölf Körbe voll. Die Esser aber waren ungefähr fünftausend Mann, ohne Weiber und Kinder." Wir entsinnen uns, daß auch Man, das Manna des Alten Testamentes, sich in den Körben selbst vermehrt hatte. Es muß uns nachdenklich machen, daß die Selbstvermehrung der Brode und Fische demgemäß schon ein mythisches Vorbild hatte. Was aber noch viel auffälliger ist, bleibt die Thatsache, daß dieselbe Geschichte im Matthäusbuche im darauffolgenden Capitel — 15 — noch einmal erzählt wird, nur sind es hier sieben Brode und wenig kleine

*) Vgl. hierzu: „Was lehrte Jesus" von Wolfg. Kirchbach, 2. Auflage, die eben im Druck ist und im September ausgegeben wird; auch „Buch Jesus" vom selben Verfasser (F. Dümmlers Verlag).

Digitized by Google

Fische. Es werden nicht zwölf, sondern sieben kleine, flache Körbe voll Brocken gesammelt, die Zahl der Esser aber beträgt nur ungefähr viertausend. Nimmt man die Sache als Wunder, so ist es sehr merkwürdig, daß gerade eine solche Geschichte zweimal geschehen sein soll. Todtenerweckungen, Wunderheilungen sind gewissermaßen Metier, die wiederholen sich natürlich; daß aber auch gerade diese wunderbaren Speisungen, wo aus Wenigem so Viel wird, nach dem Muster von Zauberkunststücken eine öftere Specialität Jesu gewesen sein sollten, hat etwas Befremdendes an sich. Man kommt daher zuerst auf die Vermuthung, es lägen hier Varianten der Ueberlieferung über ein einmaliges Wunder vor, bei welchem die statistischen Angaben schwanken. Diese Vermuthung unterstützt die Vorsichtigkeit des Matthäus, welcher nur von „ungefähr" fünftausend Theilnehmern spricht. Indessen, wenn dem auch so sein sollte, so hat Matthäus zweifellos die Ueberzeugung, daß es sich hier um zwei verschiedene Wunderthaten handelt, denn im sechzehnten Capitel berichtet er folgende auffällige und zugleich verrätherische Worte Jesu, Cap. 16, 5—12: „Und als die Jünger hinüberkamen, hatten sie vergessen, Brode mitzunehmen. Jesus sprach zu ihnen: ‚Und enthaltet Euch vom Sauerteig der Pharisäer und Sadducäer!' — Sie aber dachten nach und sagten: ‚Wir haben kein Brod mitgenommen.' — Jesus sprach, indem er sie verstand: ‚Was denket Ihr darüber nach, Ihr Wenig-treuen, daß Ihr keine Brode habt? Merkt Ihr Nichts? Und erinnert Ihr Euch nicht der fünf Brode unter den Fünftausend — und wieviel Körbe Ihr empfingt und nicht der sieben Brode unter den Viertausend — und wieviel Körbchen Ihr empfingt?! — Merkt Ihr denn nicht, daß ich nicht über Brode Euch sprach? Enthaltet Euch aber vor dem Sauerteige der Pharisäer und Sadducäer!' — Da verstanden sie, daß er nicht meinte, sie sollten sich des Sauerteigs der Brode enthalten, sondern der Lehre der Sadducäer und Pharisäer."

In diesem Zusammenhange ist zunächst klar, daß Jesus das Wunder der beiden Speisungen gleichnißmäßig benutzt. Das Bild des Sauerteigs bezeichnete ihm die Lehre der Pharisäer. In dem Gleichnisse des dreizehnten Capitels ist ihm Sauerteig ein Gleichnißbild für die Lehre vom Himmelreich. Im Gegensatz zu dieser Lehre soll man sich des Sauerteigs der Pharisäer enthalten, denn sie sind ein schlechter Sauerteig, wie die Lehre vom Himmelreich ein guter Sauerteig war. Die Jünger hatten bei dem Sauerteig gemeint, sie sollten wirkliches Brod aus Pharisäerhänden meiden, in dieser Verwechselung erinnert sie Jesus unter dem Vorwurf, daß sie nur Weniggetreue (Kleingläubige) seien, an die Speisungswunder und die dabei entstandenen Brode. In welchem Sinne er es meint, ist eine andere Frage. Der Sinn ist auf den ersten Blick: „Ihr habt ja damals die wenigen Brode sich in so viele verwandeln sehen, daß Ihr jeden Augenblick wieder neue Brode entstehen sehen könntet; wie könntet Ihr also annehmen, daß ich bei dem Worte vom Sauerteig an Brodsauerteig, statt an den bildlichen Sauerteig der Lehre dachte?"

Man fühlt wohl lebhaft, daß in diesen Worten Jesu etwas Künstliches, mühsam Construirtes herrscht. Es ist disparat, auf die Kleingläubigkeit der Jünger anzuspielen, da es sich nur um eine Wortauslegung handelt. Woher kommt diese Künstlichkeit? — Da selbstverständlich die Speisungswunder in Wirklichkeit niemals geschehen sind, so kann auch Jesus jene erklärenden Worte niemals in diesem Sinne gesagt haben. Der Vergleich mit Marcus ergiebt denn auch hier, daß beträchtliche Unterschiede in den Berichten herrschen. Marcus erzählt die erste Speisung Cap. 6, 35—44, worauf Jesu Meerwandern berichtet wird und daß die Jünger darüber sehr entsetzt gewesen seien. „Denn sie waren nichts verständiger geworden über den Broden, und ihr Herz war verstarret", setzt Marcus hinzu. Hier macht also nicht Jesus selbst, sondern der Erzähler die Nutzanwendung, daß sie aus dem Speisewunder nichts gelernt hätten. Nach der Erzählung des zweiten Speisungswunders und dem Wort vom Pharisäersauerteig aber wird Jesu Rede anders gefaßt, Marc. 8, 15—21. Auch hier erinnert Jesus an die Bedeutung, welche den beiden Speisewundern innegewohnt habe, schließt aber nicht mit einer Rückbeziehung auf das Sauerteig-Gleichniß, sondern mit der allgemeinen Bemerkung: „Wie, merkt Ihr denn nichts?"

Unsere Nachforschung wird immer interessanter, wenn wir sehen, daß Lucas nur das erste Speisungswunder kennt, vorher aber vermeldet, Jesus hätte den Jüngern vom Reiche Gottes erzählt (Lucas 9, 11—17), während er dagegen die bei Matthäus so künstliche Rede vom Sauerteig und von der Moral des Wunders nicht hat. Der Spruch heißt bei Lucas einfach, Luc. 12, 1: „Zum ersten, hütet Euch vor dem Sauerteig der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei." Aber in einem ganz anderen Zusammenhange wird er gesagt, als bei Marcus und Matthäus. Dies berechtigt uns, bei Marcus das Sauerteigwort aus dem Zusammenhange mit der Rückerinnerung an die Speisungswunder herauszulösen, weil Lucas ergiebt, daß sie in der Ueberlieferung durchaus nicht nothwendig verknüpft waren. Was aber bleibt dann, z. B. bei Marcus, übrig? — Eine Nutzanwendung Jesu von allgemeinerem Charakter, welche mit diesen Brodwundern einen bestimmten Sinn verbindet, den die Jünger nicht verstanden haben. Nun sind aber diese Wunder als solche thatsächlich ja nicht geschehen, da die Ueberlieferung aber so hartnäckig einen Sinn festhält, den Jesus damit verbunden habe, so sehen wir uns zu dem Schlusse genöthigt, es müsse an Stelle der Wundergeschichte ursprünglich Etwas erzählt worden sein, was eben gemeinhin eine sinnreiche Nutzanwendung erfordert. Und das ist eine Fabel, eine Parabel, ein sinnreiches Gleichniß. Dieser Schluß wird schier zur Gewißheit, wenn wir nun sehen, wie das Johannesevangelium eine rein geistige Nutzanwendung von der Speisungsgeschichte macht, die ausdrücklich gegen den Sinn, den Matthäus damit verband, protestirt. Johannes 6, 4—13, wird die Speisung der Fünftausend mit verschiedenen Varianten und persönlichen Ausschmückungen erzählt. Darauf wird berichtet, wie man Jesus gesucht und nicht mehr am Orte der Speisung gefunden habe. In Kapernaum aber findet man ihn, jenseits des Meeres — und auf die Frage, wann er dahin gekommen sei, antwortet nun Jesus: „Amen, Amen, ich sage Euch, Ihr sucht mich nicht, weil Ihr Wunder gesehen habt, sondern weil Ihr von den Broden aßet und satt wurdet. — Wirket nicht Speise, die vergänglich ist, sondern die Speise, die in's ewige Leben dauert, die Euch der Menschheitsgeist (Menschensohn) geben wird." — Im Folgenden enthält das Johannesevangelium lange dichterische Ausführungen, in welchen Jesus, nachdem auf das „Manna" angespielt worden ist, seine Lehre selbst für das Brod des Lebens erklärt. Er lehnt es ab, daß das Speisungswunder wegen seiner Wunderhaftigkeit bei seiner Aehnlichkeit mit dem Mannawunder zu schätzen sei, sondern weil in diesen Broden ein höherer Sinn gewesen sei, weil sie das Brod des Lebens, die Lehre selbst, versinnlicht hätten und darin eine geistige Sättigung gewesen sei.

Sämmtliche vier Evangelien enthalten wenigstens die eine Speisungsgeschichte, die wohl auch die ursprüngliche ist. Drei davon zeigen die Tendenz, eine Auslegung dieses Wunders zu geben. Johannes giebt sogar eine vollständige Gleichnißauslegung mit der klaren, rein geistigen Nutzanwendung, bei der nur die einzige Disparatheit, das Unverdauliche bestehen bleibt, daß vorher die Geschichte als historisches Geschehniß berichtet wird, während sie von Jesus selbst dann unter Ablehnung des Wunderwerthes rein symbolisch, rein gleichnißmäßig ausgelegt wird. Die Brode und Fische, die sich aus sich selbst vermehren, sind Brod des Lebens und dieses kennen wir aus dem weiteren Johannesevangelium als ein Bild für die Ewigkeitslehre Jesu, die Lehre vom Ewigen in uns.

Digitized by Google

Und nun denken wir nochmals an Jesu Gleichniß vom Senfkorn. Wir entsinnen uns des schönen Marcus-Gleichnisses, wo das Reich Gottes als innerer geistiger Besitz dem Samen gleicht, der aufgeht aus sich selbst, den Halm, die Aehre und in der Aehre wieder volles Korn hervorbringt. Auch hier vermehren sich ja nach dem Naturgesetz die Körner aus sich selbst, aus einem Samenkörnchen werden in der Aehre zwanzig und vierzig neue Körner. Wir nennen diese natürlichen Wunder kein Wunder — und doch ist es viel wunderbarer, als wenn aus zwei todten eßbaren Fischlein so viel Fischlein geworden wären, daß sie fünftausend Menschen hätten satt machen können.

Wir sind nach dem Geschilderten geradezu gezwungen, anzunehmen, daß von Haus aus eines jener Fabelgleichnisse vorliegt, wie die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus. Jesus selbst oder seine Zeitgenossen erzählten ein Märchen, wie Jemand aus wenig Broden durch Zauberkunst so viel Brode hervorgebracht habe und aus wenig Fischen so große Fischmengen gewandelt habe. Dieses Märchen, zu dem auch das Mannamärchen ein Vorbild sein mochte, wurde von Jesus oder den ältesten Erzählern als eine jener Fabeln mitgetheilt, in denen man eine moralische Nutzanwendung findet. Und es geht aus den geschilderten Umständen mit größter Wahrscheinlichkeit hervor, daß Jesus oder seine Schule ursprünglich in den Broden und Fischen, die sich aus sich selbst vermehrten, ein Gleichniß des Himmelreichs selbst oder auch der Lehre Jesu in ihrer Gesammtheit sahen. Es wird uns bemerkenswerth, daß diese Erzählung überall auch äußerlich so dicht neben den Gleichnissen und der Thatsache berichtet wird, daß Jesus vom Reiche Gottes lehre.

Wir hatten gesehen, wie auch sonst aus Lehrworten Jesu bei den Evangelienschreibern historische Anecdoten werden. Wer sich die Mühe gegeben hat, die Evangelien in diesem Punkte zu vergleichen, wird dieses genetische Verhältniß zwischen Lehrwort und historischer Anecdote auch sonst finden. Wir sehen, daß die Schreiber der Evangelien öfters ein Gedankenwort in einen legendarisch-historischen Vorgang auflösen, worin ihnen die Volksphantasie zuvorgekommen ist.

Neben den von Strauß nachgewiesenen, speciellen Messias-Mythenbildungen aus alttestamentarischen Dichterworten haben wir also noch eine Mythenbildung aus Lehrworten und Gleichnissen Jesu oder seiner Zeit zu verzeichnen. Sie ergiebt sich aus dem Vergleiche der Varianten in den Erzählungen der Evangelien selbst.

Wir werden die Versuchung Jesu durch den Satan, die Weinverwandlung des Wassers bei der Hochzeit von Cana auf jene Gattung von Märchengleichnissen zurückführen dürfen, der auch die Speisung der Fünftausend angehört. Hier erklärt sich, warum auch Märchen vorkommen, die man ähnlich in der Buddhalegende findet. Jesus griff in den allgemeinen orientalischen Märchenschatz, der von Babylon bis an den Ganges, von Babylon bis Jerusalem wanderte und benützte ihn in selbstständiger Ausmalung und Nutzanwendung. Aus Lucas kennen wir das schöne Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum, mit dem man Geduld haben soll, worauf er vielleicht doch zuletzt Frucht trägt, nachdem er gehörig gedüngt ist. Dies Gleichniß ist eine Aufforderung zur pädagogischen Geduld. Wenn Marcus im elften Capitel mit dem anderen Evangelisten dagegen eine Geschichte erzählt von einem Feigenbaume, den Jesus verflucht habe, worauf er verdorrt sei, so ist klar, daß wir es auch hier mit einem verdorbenen, ursprünglichen Gleichniß zu thun haben, das eine Art Gegenstück zu dem Lucasgleichniß war. Das Wasserwandeln Jesu auf dem Meere entpuppt sich als die historische Umbildung eines Wortes Jesu, welches ähnlich gelautet haben muß wie jene Ueberzeugungssprüche: „Sagtet Ihr zu diesem Berge: ‚Erhebe Dich und wandele in's Meer' — er würde Euch gehorchen." — „Und würdet Ihr verlangen, auf dem Meere zu wandeln — es würde Euch gelingen" — nämlich wenn Ihr jene Treue und Zuversicht in Euch bewahrt, welche die sogenannte felsenfeste Ueberzeugung heißt. — Ein solches bildliches Wort Jesu ist die Unterlage für die Legende vom wirklichen Wasserwandeln des Jesus und des Petrus selbst.

Es gehört in die Kategorie der Treuwunder, in denen ausgedrückt wird, wie Treue und Zuversicht (Luther: Glaube) sogar das Unmögliche möglich machen. Wir besitzen eine ganze Reihe hyperbolischer Worte der Jesuslehre für diesen Gedanken. Aus dem Circuliren dieser Sätze im christlichen Volksmunde erklärt sich das Entstehen der Sagen vom Wandeln auf dem Meere und Aehnliches. Die wunderbaren Fischzüge sind eine erzählende Umwandlung des Lehrwortes: „Ich will Euch zu Menschenfischern machen!" — wobei man merkt, daß die Gleichnisse vom Netze, welches das Himmelreich ist, combinirend hineinspielen, indem der Gedanke dieses Himmelreichs so große Mengen von Menschenfischen faßt, daß das Netz nicht reißt. Die wunderbaren Heilungen von Blinden und Lahmen gehen dagegen auf die Dichterworte des Jesaia zurück, Cap. 35, wo Jesaia bildlich davon spricht, „der Blinden Augen würden aufgethan und der Tauben Ohren geöffnet" — wenn die Zeiten kommen, „wo die Erlösten des Herrn" nach Jerusalem zurückkehren dürfen. — Ebenso spricht er anderwärts vom Aufstehen der Lahmen. Da Jesus und seine Schüler diese Dichterworte oft im bildlichen Sinne des Jesaia citiren, ist es ganz klar, daß die Volksphantasie zu diesen Lehrworten Anecdoten erfand, welche das bildliche Dichterwort in realistische Wunderheilungen umsetzten. Im Sinne des Jesaia hatte Jesus gelehrt: „Die Macht der Himmel ist nahe, wecket die Todten auf!" — Matthäus 10, 7. Nach hebräischem Sprachgebrauch sind die Todten hier geistig Todte. Auch dies Wort mußte die Volksphantasie stark beschäftigen, und so sehen wir die Legenden von den Todtenerweckungen sich bilden, in denen das ursprüngliche Wortbild realistisch wörtlich genommen ist. Der Vergleich der Varianten hierüber in den Evangelien ergiebt mit ihren Nutzanwendungen und Widersprüchen auch hier das Gesetz, daß aus verschiedenen Kategorien von Lehrworten, die nach bestimmten Kategorien der Poetik gesagt sind, unter einem bestimmten literarischen Gesetz auch besondere Kategorien von Wundererzählungen entstehen, in denen die Volksphantasie einem logisch-naturgesetzlichen Zwange folgt.

Nicht unter die Wundererzählungen gehört aber jenes merkwürdige Wort Jesu (Matthäus 17, 27), wo er zu Petrus sagt, bei der Frage, ob Jesus gewillt sei, Zinsgroschen zu zahlen: „Damit wir sie aber nicht ärgern, gehe hin an's Meer, wirf die Angel — und den ersten Fisch, der heraufkommt, den nimm. Und wenn Du seinen Mund aufthust, wirst du einen Stater finden, denselben nimm und gieb ihn für Dich und mich." Der Evangelist sagt kein Wort, daß Petrus wirklich einen solchen Fisch gefangen hätte — nach dem Muster des Fisches, der nach Herodot den Ring des Polykrates verschluckt hatte. Hier handelte es sich bei Jesus nur um die Ausmalung eines Witzwortes, welches ungefähr bedeutete: „Das erste beste Geldstück, das wir irgendwo finden, ist gerade gut genug dazu, daß wir es als Zinsgroschen benutzen."

Literatur und Kunst.

Ludwig Anzengruber's Briefe.

Von Gustav Gugitz (Wien).

Wenn es wahr ist, daß der Styl der Mensch, oder übersetzen wir hier besser, der Mann ist, dann sind die von A. Bettelheim dankenswerth herausgegebenen Briefe Anzen-

Digitized by Google

gruber's ein gutes Beispiel dafür. Sie sind mehr werth als eine meist wohl bedachte Selbstbiographie, bei deren Niederschreiben man schon Mit- und Nachwelt über die Achsel, aber nicht ganz in sein Inneres blicken läßt, wie es ja schließlich auch so viele private Briefe giebt, die für den „Druck" geschrieben wurden. Von dieser Ueberlegtheit ist in Anzengruber's Briefen nun allerdings nichts zu finden. Diese Briefe, die ein gütiger Zufall und nicht vorbedachte Ruhmsucht erhalten hat, reden in ihrer „Stylloſigkeit" so frei von der Leber weg, daß man schließlich den Charakter an die Stelle des Styles treten lassen muß, indem die Persönlichkeit die Sprache zu ihren Zwecken vergewaltigt. Aber alle diese „lerchenfelderischen" Naturlaute, diese Derbheiten der „enteren Gründe" bilden durch die Persönlichkeit, von der sie getragen werden, einen nur ihr eigenthümlichen Charakterstyl, der auf blendendes Feuerwerk verzichten kann, und dessen dunkler Rauch und Qualm ein Feuer birgt, wie es heller und reiner nicht oft an den Altären der Kunst loderte. Diese Briefe Anzengruber's stehen gerade durch conventionsloſes Auftreten in Hemdärmeln, durch ihre herbe und milde Männlichkeit, die noch Dinge beim allerrichtigsten Namen nennen kann und ganz für sich allein steht, auch in unserer deutschen Briefliteratur ganz allein als ungeschliffene Edelsteine da, und es ist dem Herausgeber nur zu danken, daß er sie nicht schleifen noch fassen ließ, sondern sie als das bot, was sie sind: Naturproducte eines Genies.

Schon Eines kennzeichnet den Charakter dieser Briefe, ja bedingt vielleicht ihre Stylloſigkeit und zugleich ihre wundervollen Kampfrufe im Männerstreit — das fast vollkommene Fehlen des Weibes. Es sind wohl Briefe an Frauen da, aber das sind Schriftstellerinnen oder Schauspielerinnen, die man collegial behandelte, und nur zwei einzige Liebesbriefe —, wenn man diese nüchternen, temperamentloſen Werbungsschreiben so nennen darf und nicht wüßte, was Goethe in dieser Sache auch nur in vier Zeilen vorschmeicheln konnte. Aber wenn Anzengruber als „desparater Kremser-Thespis-Karren-Zieher" die Register seiner Naturlaute mit einem „O pfui dara Teufel!" aufzog, da wird man auch von dem formlos Elementaren seiner männlichen Kampfnatur fortgerissen, da steht „der dramatische Bauernkerl" vor uns. Sein Schicksal, das ihn wahrlich nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt hatte, mußte auch in einer rauhen Form seinen Ausdruck finden; welche Forderung an die Cultur konnte der junge Mime Anzengruber wohl in diesen Mördergruben von Schmieren aufstellen, wo der Hunger das erste und letzte Wort sprach, wo er vielleicht wie Raimund in einer Einladung zu seinem Benefiz im Falle eines zahlreichen Publicums schrieb:

„... Dann soll mir Nichts den Freudentag verhunzen,
Dann, ihr neun Musen, ihr, freßt's Leberwürst' und Blunzen!"

Ja, ganz organisch begleiten diese Briefe in ihrer herben Uncultur die Leidensbahn eines deutschen Dichters, der Frau Sorge nur in wenigen Stunden von seinem Lager weichen sah und zu dem die Jugend im holden Zaubercostüm nicht einmal Abschied nehmen kam. Sie beginnen im Spital mit dem frommen Wunsch: „Wäre ich nur bald aus diesem Hungerthurme heraus!" wie der junge am Typhus erkrankte Anzengruber seufzt, und sie enden an des Dichters letztem Krankenbette, das er lebend nicht mehr verlassen sollte, in dem so tief rührenden Zettel: „... mir fällt nichts ein, ich bin ein armes Hunderl." Und dazwischen liegt die Jugend, die keine war, deren goldenes Thal mit tausend Trümmern angefüllt war, die ihn in der elenden Hatz nach Brod kaum Etwas gestalten ließ, und der Kampf des Mannesalters, dessen Ende er kaum erleben durfte. Der Lorbeer rankte sich erst üppig um sein Grab.

Der erste Brief, wie gesagt aus dem Spital an seinen späteren Schwager Lipka geschrieben, zeigt bereits dieselbe Eigenschaft der späteren, ein nicht umzubringendes Selbstgefühl und einen grimmen Humor, den er selbst gelegentlich „gußeisern" nennt, weil er ihn das Elend lachend überbrücken läßt. Schon auf diesem Spitalslager beschäftigen ihn dramatische Pläne, zu deren Durchführung es freilich Zeit und eine harte Schule kosten sollte. Schon im zweiten Briefe stellt er sich als angehender Mime vor, der nach einer Probezeit auf dem „Meidlinger Lipperl (Kasperl) Theater", einem Dilettantentheater, das mehr zur „Hetz" der Wiener mit seinem Originaldirector Groll bestand als zur Heranzüchtung von Talenten, doch an einem wirklichen Theater wirken kann. Freilich sollte ihm auch bald das ganze Elend eines solchen kleinen Provinztheaters aufgehen, wo er nur „Saurollen" spielen durfte, und um sich nur einigermaßen zu unterhalten, ein Blatt, „Die lose Goschen", herausgab und dazu Possen schrieb. Bald heißt es: „O miserables Sauneſt! O Wien, Wien, Wien!" Dieser Sehnsuchtsruf nach Wien sollte sich aber noch lange wie ein Leitmotiv durch seine Leidensbriefe hindurchziehen, ohne erfüllt zu werden.

Wien war unerreichbar, aber Krems, so nahe und doch so weit, war seine nächste Station. „No gute Nacht! O pfui dara Teifel!! — In der Garderobe sieht's aus wie in Meidling, im Theater sieht es aus, was Schmutz und Arrangement betrifft, noch unter Meidling." — „Die Vorstellung ‚Der Hausmeister aus der Vorstadt' von Anton Langer — tschiri tschari, lari fari, Palawatsch — so spieln's in Meidling och!" — Mit diesem urwüchsigen Dialect brandmarkte er diese Prostitution der theatralischen Künste, die selbst noch ein Ritterstück travestirten und sich dennoch eine „Schillerfeier" in Krems (s. Br. 14) leisteten. Es war schauderhaft, höchst schauderhaft, und es gehörte wahrhaftig ein gußeiserner Humor und viel Jugend dazu, um hier nicht unterzugehen, wo man nur Abends beim Bier, und wenn der Magen nicht knurrte, glücklich war. Und glücklich war Anzengruber auch in seinem Selbstgefühl, das ihn instinctiv dies Alles nur als einen Uebergang empfinden ließ, daß er nur der Noth gehorchend und nicht dem eigenen Triebe stets widerwillig, und den Blick auf eine höhere Bestimmung gerichtet, hier mitthat und die Schauspielerei als Mittel zum Zweck behandelte. War doch jene schauspielerische Leistung in Leoben die größte, wo er den Bergakademikern in Elmar's „Goldteufel", wie er selbst sagte, „durch die größte Schreileistung seines Lebens imponirte".

Aber diese ahasverische Wanderzeit durch Dornen und Gestrüpp des Lebens ging gleichwohl nicht verloren. Sie war die beste Lehrzeit des Schriftstellers, wenngleich mit Kummer und Sorge erkauft, — muß er doch mit 24 Gulden Honorar (s. Br. 33) monatlich auskommen — und sie war durch die Schauspielerei und den beständigen Contact mit der Bühne auch die beste Lehrzeit des Dramatikers. Gab es doch immer etwas zu dramatisiren oder zu bearbeiten für diese kleinen Bühnen, deren Personalstand nur für stark an Personen gekürzte Stücke ausreichte, und war es doch eine alte Gewohnheit dieser Schauspieler, sich zu ihren Benefizabenden die Stücke selbst zu schreiben, so auch Anzengruber. Aber für ihn war die Schriftstellerei mehr als ein bloßer Augenblickserfolg vor dem „Saupublicum", sie war ihm der lichte Stern, der ihm den einzigen Weg nach Wien und zu einer gesünderen Lebensbasis wies. „Ich bin harb — sehr harb — mir sagt meine Lage ganz und gar nicht zu — ich hasse diese Bretter, diese Lampen — und diese Lumpen vor den Lampen und auf den Brettern." Freilich sollte er es als „Theaterg'schlav" noch lange mitmachen, bis er müde gehetzt nach einer Art Diurnistenstelle bei der Wiener Polizei griff, aber er unterschrieb sich doch längst: „L. Gruber, derzeit Geistesgestörter" oder „Histrionus Warasoliniensis, Gfrettissimus maximus". Jedoch er hatte als „Theaterg'schlav" auch reichlich Alles mitgemacht. Von Krems kam er nach Esseg, im Sommer spielte er in Vöslau, dann kam Marburg, Bruck a. d. Mur,

Digitized by Google

Warasdin daran und wieder kleine steyrische Städte, Elend, nichts als Elend, da 20, dort 26 Gulden im Monat. Man mußte zur Schriftstellerei greifen, um sich materiell und seelisch aufzuhelfen.

Wir erfahren wie viele Entwürfe der Dichter machte, wir hören von einer großen Anzahl Stücke, derentwegen sein Freund Lipka von Direction zu Direction — natürlich erfolglos laufen mußte. Nun, man darf da nicht gleich diese grausamen Directoren anklagen. Diese Sachen dürften wirklich nicht gut gewesen sein, und die Mißerfolge bestärkten Anzengruber vielleicht nur in seinem ohnehin eisernen Willen, sich durch Fleiß emporzuarbeiten. Da waren Stücke, wie „Der Versuchte", Drama in 2 Acten mit einem Vorspiele „Der Nachlaß des Mörders", natürlich ein Kriminalstück für Provinznerven berechnet, „Ein Wiener Straßenkehrer", Localbensbild, Possen wie „Die schauderliche Plunzen" u. s. f. bunt durch einander, wie sie der erste Schaffensdrang wahllos gebären läßt, sogar ein Roman „Pierre de Strass" war darunter, dessen Motiv sich mit einer Novelle von Maupassant merkwürdig deckt. Schreibt er doch selbst: „Summa Summarum habe ich jetzt 13 Stücke geschrieben — führe 32 Notizhefte mit mir und bin erst, was das Beste ist, etwas über 24 Jahre." Aber schon sproßten aus diesem Brachfelde auch einige Keime zu späteren Meisterwerken, so vor Allem zu dem Drama „Das vierte Gebot", von dem er damals (1864) schon schreibt: „... soll hübsch werden, so mein Genius und der Herrgott will." Aber so viel er auch schrieb, er saß nicht an dem richtigen Ort, wo seine Hoffnungen allein erfüllt werden konnten. Er trieb sich fern von Wien umher, das ihn allein fördern konnte, wenn er sich selbst einsetzte und die richtige Muße zu einer geordneten Arbeit finden konnte, die er in diesem langsam zermalmenden Elend wohl kaum fand. Schon schien er zu verzweifeln, wie der denkwürdige Brief (Nr. 47) von Leoben, den 12. November 1864, besagt: „Ich habe auf den glühendsten Traum meiner Jugend, auf Ruhm und Nachruhm verzichtet und wollte Nichts, als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die Anerkennung der Welt — den Gebilden meines Herzens und Busens leben — und siehe, just auf dem Punkte der größten Entsagung fordert das Elend von mir die größte, es verlangt, daß alle Pläne liegen todt und starr ohne Auferstehung — es entzieht mir alle Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit, um in gewaltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne —! es läßt mich darben — verderben — und wo ich schon herunterstiege zum Volke und ihm die Hand reiche, wie in meinen Volksstücken — da läßt man mich nicht dazu, meinen Ruf an selbes gelangen zu lassen. Sage mir, was bleibt dem vielnamigen Lanz, Gruber, Anzengruber —? — Nichts. — Meine Zukunft: das Zigeunerleben eines Provinzschauspielers — mein Dichten — hier und dort zur Einnahme ein selbstverfaßtes Stück — ich habe keinen Kampf als den mit mir — und darum keine Berühmtheit — zum Kampfe mit der Zeit fehlen mir die Waffen." — Aber er faßte sich doch wieder, die Sehnsucht nach Wien verlieh ihm allein das nöthige Rückgrat, in Wien, das wußte er, mußte sich allein sein Schicksal erfüllen. Der Mann, der uns das Bergvolk in Dramen, Romanen und Erzählungen später in so satten Farben zu schildern wußte, er war ein Stadtmensch mit Leib und Seele, dem das Land nicht gut anschlug. So schreibt er später seinem Feunde Bolin: „Die ländliche Ruhe ist Nichts für mich, die stört ein hausirender Slowak, wenn er im Hofraum schreit. Der Straßenlärm beirrt mich gar nicht," oder „die Gegend liegt mir zu hoch, man hat seine sakkermentische Mühe, da hinaufzukommen, abgesehen davon, daß mir die Milch immer Bauchgrimmen macht ... Pils legt keine Sennerin ein, ein Pfiff G'spritzter ist auch nicht zu haben, das wirkt sehr herabstimmend." Der Mann, den man mit den Bergen unzertrennlich glaubte, der in diesem Bauernmilieu anscheinend fortwährend mit Lust leben mußte, und von dem Rosegger sagte, er müßte wohl zwölf Jahre lang Großknecht auf dem Kreuzweghof gewesen sein, er äußerte sich derartig über das Landleben und befragte wohl über das nöthige Milieu sogar Rosegger. Welch' ein Krach für den Naturalismus! „Mein Belvedere, meine Laaerwaldpromenade, unsere Abendgänge durch die Stadt, die Schmauswaberl, unsere Gallerie im Belvedere, das Bummeln am Graben und Kohlmarkt", das war seine Sehnsucht. Um jeden Preis mußte er in Wien stationär werden, und so landete er endlich im Harmonietheater daselbst, wofür ihm als Theatermann keine Arbeit als unpassend erschien, wenn er sich nur bethätigen konnte.

Hier muß er freilich die elendesten Handlangerdienste leisten, von denen sich die Musen schaudernd abwenden, aber er sitzt „an der Quelle", freilich an keiner kastalischen. So muß er einmal für das vorhandene türkische Costüm eine Posse „Der Reformtürk" schreiben, die, nachdem noch dazu die Polizei von 40 Buchseiten 23 (!) strich, freilich nicht gefallen konnte. Aber die Direction tröstete ihn, „wenn nur die Mädeln hübsch aussehen!" Er sah wohl ein, daß er sich auch hier bei diesen Arbeiten verzetteln müßte, das Handwerk beherrschte er doch wohl längst, aber die Musen flohen ihn. Da nahm er endlich durch die Vermittelung seines Verwandten Holzinger eine Unterbeamtenstelle bei der — Polizei an, um endlich gesichert aufathmen zu können. Waren doch so viele und nicht die schlechtesten Dichter Oesterreichs aus dem Beamtenstande hervorgegangen und konnte er doch hier nach seinem Amte in voller Beschaulichkeit leben. Ganz froh schien er wohl freilich noch nicht werden zu können, Anzengruber als Polizeibeamter — „Der Pfarrer von Kirchfeld" schien wie ein Epigramm darauf. „Jessas", war das einzige Wort, das er hervorstoßen konnte, als ihm sein Freund Lipka meldete, daß „Der Pfarrer von Kirchfeld" angenommen wäre. In diesem fast erschrockenen, kaum gläubigen Wort liegt wohl das ganze, fast hoffnungslose Elend des Dichters, der schon fast verzichtet hat und sich nur zu diesem erschrocken schmerzlichen Ausruf bekennen kann. Der tolle Jubel über seine Anerkennung sollte erst in einem späteren Brief (Nr. 65) an Gürtler im böhmischen und ungarischen Dialect folgen, der erste Brief eines glücklichen Menschen, den er auch folgendermaßen unterzeichnet: „L. Anzengruber, K. K. Polizei-Official IV. Cl., L. Gruber, Verfasser des Pfarrers von Kirchfeld, Momus, getreuer unsterblicher Götterbruder Ludwig, Einer der besten Deiner Freunde." Und im Uebermaß seines Glückes setzt er fast beleidigend dazu: „Hm, bist Du so viel wie Ich! Was?!"

Der Erfolg machte aus Anzengruber doch einen neuen Mann, das merkt man auch aus seinen Briefen. Waren die früheren Briefe nur an einige Freunde in einem ganz auf dramatische Darstellung und Wirkung abzielenden Styl geschrieben, wo er sich ganz gehen lassen konnte, so sind die Briefe, die von 1871 an datiren, nun doch mehr beschreibender Art, nicht mehr so sinnlich lebendig als die früheren. Die Zahl der Briefempfänger ist wohl mannigfacher und weiter geworden, aber die Erlebnisse sind nicht mehr so bunt und charakteristisch als die des einsam Strebenden. Es sind schon „Schriftstellerbriefe", die da mit guten Namen gewechselt werden, so mit Rosegger, Schlögl, Mauthner, Lindau, Duboc, Ada Christen, Deubler, Bettelheim und vor allem mit seinem aufopfernden Freund Bolin, aber das rein Menschliche ist in diesen Briefen noch mehr als in den ersteren zurückgedrängt — die einzige Todtenklage um seine Mutter ausgenommen. Es ist merkwürdig, wie artistisch dieser Volksdichter sein konnte und wie heftig er immer und immer nur um Kunstfragen rang. Man erfährt nur die trockensten Notizen über seine Häuslichkeit, nichts über sein Liebesleben, seine politische Haltung, ohne daß seine Freunde etwas wußten, erscheint er eines Tages — verheirathet.

Jetzt ist er eben ganz der Künstler, der so lange in ihm

Digitized by Google

unterdrückt wurde, der sich an der Sonne des Erfolges als „dramatischer Bauernkerl", wie er sich jetzt unterschreibt, wärmen konnte. Er konnte freilich stolz darauf sein, daß er sich in diesen Augiasställen der Musen, wo er sich herumgetrieben, oben halten konnte, daß er jetzt selbst berufen war, die Augiasställe des Volkstheaters zu reinigen; freilich war auch dieses eine Herkulesarbeit, an der er schließlich im aufreibenden Kampf zu Grunde ging. Noch durfte er sich aber seiner Siege freuen, noch durfte die von ihm abgöttisch verehrte Mutter, seine stete Leidensgefährtin, seinen Ruhm erleben, und kraft dieser Siege konnte er sich neue Freunde, auf die er stolz sein durfte, namentlich Rosegger, erwerben, Freunde, die ihm, dem noch Ungeschickten, mit Rath und That zur Seite standen. Da ist gleich der erste Brief an Rosegger (Nr. 68), worin er sich im beglückten Selbstgefühl äußert: „Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft, über die Masse, heraus aus dem Volk, das doch all' unsere Empfindungen und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühevoll steilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die tausend Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmuth, denn wir, wir wissen zu gut, in all' diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust und dieselben wenn auch ungelenken Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesicht kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen: „Kimmt rauf, do geht der Weg", oder weinend zuwinken — o wie oft unverstanden! Das war auch meine Furcht, aber siehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich seh' mich ganz verstanden, seh' mich eingeholt, umrungen und steh' dem Volke gegenüber gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gern seine Kinder sein und seine Narren bleiben." So konnte er wohl nur im Vollgefühl seines jungen Autorglückes schreiben, das freilich bald unter der Mißgunst der Zeit leiden sollte, wozu verschiedene häusliche traurige Vorfälle (Tod der Mutter und von Kindern) noch dazu beitrugen. Auch gab es mit den Freunden, namentlich mit dem ewigen „Raunzer" Schlögl, der sich über den „Meineidsbauern" sehr mißbilligend äußerte, Mißhelligkeiten, aber noch hielt seine dramatische Schaffenslust an, und Schlag auf Schlag bringt er seine dramatischen Meisterwerke hervor. Standen ihm doch auch Freunde wie Rosegger und später jener aufopfernde schwedische Professor Wilhelm Bolin zur Seite, die ihn auch materiell förderten. Ebenso nahm sich das Burgtheater seiner an, und Ehrengaben, Preise flossen ihm zu. Aber die traurigen wirthschaftlichen Verhältnisse nach dem Krach hatten auch ihre Wirkung auf die Theater, obwohl natürlich ebenso unter seinen Arbeiten einige Nieten waren, und das Publicum mußte schließlich mit Reclamemitteln in das Theater gelockt werden. Dazu waren Anzengruber's Arbeiten wohl nicht geeignet. So klagt er schon 1876 (Br. 199): „Wozu, respective für wen schreibt man dann eigentlich Volksstücke? Die Directionen verlangen Cassastücke, und ein Volk, das sich um die „Volksstücke" bekümmert, giebt es hierorts nicht — also wozu der Liebe Müh'?" Das klingt nicht mehr so gut als früher, freilich weiß er sich noch manchmal in das alte Siegesgefühl hineinzustimmen, so wenn er an die Gallmeyer (Br. 259) schreibt: „Ich bitte Sie, wenn wir beide wollen, was wollen dann die armen Hascher in Parterre, Loge und auf der Gallerie machen, als entzückt oder gerührt sein, wie es uns eben anficht — und applaudiren?! Dö g'hör'n uns!"

Lange konnte diese Selbsttäuschung freilich nicht anhalten, sie machte sich jedenfalls materiell bald fühlbar, daß man damals wenigstens noch nicht als Volksdichter vom Theater allein leben konnte, da der Boden für ein Volkstheaterpublicum noch nicht gehörig vorbereitet war. Er mußte sich daher nach einem journalistischen Plätzchen umsehen, das er schließlich bei der „Heimat", später beim „Figaro" erlangte. Es hat aber Anzengruber nicht geschadet, daß er zu Zeitungsbeiträgen griff, im Gegentheil, unter seinen Romanen und Erzählungen befinden sich ja gerade Perlen der deutschen Erzählungsliteratur. Hier unterstützte ihn namentlich Bolin materiell und literarisch, er gab ihm eine namhafte Summe Geldes, um den in der ersten Auflage technisch verunglückten Roman „Der Schandfleck" umzuarbeiten, worüber sich ein längerer Briefwechsel entspann, der einen reichen Einblick in Anzengruber's Schaffen gewährt. So kommt er freilich, da er ja auch nicht mehr von den Bühnen gefördert wurde, obwohl er den Schillerpreis bekam, langsam vom Drama ab, wie er einmal an Bolin fast hoffnungslos schreibt: „Das Dramatische mag ich nimmer in der Weise treiben, wie ich's getrieben. Kann ich's nicht mit Wiener Posse, Lustspiel, ernstem Schauspiel — ich will's versuchen —, so lass' ich es lieber ganz bleiben. Das Ländliche mag ich nicht." Hier spricht wieder ganz der Wiener und Städter aus ihm, es war ihm unangenehm, schlechtweg „Der Bauerndichter" zu heißen, er wollte sich nicht in ein „Kastel" sperren lassen, auch wollte er als echter Theatermann nur fort produciren, Gutes und Schlechtes neben einander, was ihm freilich die Kritik verargte, wovon er sich aber folgendermaßen freisprach: „Warum soll ich denn anfangen, statt lustig zu produciren, und wenn es einmal auch ein schwächeres Geisteskind wird, mit Nebelbildern Ixionisches zu treiben?" Er fühlte, daß die Controle der Kritik sein Schaffen, wenn er es nicht im Hinblick auf seine Zwecke fördern könnte, indem er sich Luft machte, unsicher würde, wenngleich er dann sich wieder bitter beklagt, daß ihn die materiellen Sorgen zwängen, auch Dutzendarbeit zu liefern.

Diese Briefe werfen auch ein neues Licht auf die Gestaltung der Anzengruber'schen Figuren, die man mitten aus dem Volk herausgegriffen wähnt, und von denen man glaubt, daß sie nur durch ernstes Studium mitten unter ihnen erfaßt seien. Nein, dieser Naturalismus, der à la Hauptmann nur das Bißchen äußere Milieu abguckt, wie der Bauer räuspert und spuckt, war Anzengruber durchaus nicht eigenthümlich, ihm war es mit Recht gleichgiltig, ob die „gamsledernen" Hosen echt oder unecht waren, wenn nur der Kerl, der darinnen steckte, originell gesehen war. Ihr allgemein Menschliches war allein ihre Realität, und so werden sie länger dauern als die angezogenen Puppen des Naturalismus. Davon schreibt er in den Briefen Folgendes: „Ich habe mir zuerst den idealen Bauern construirt aus Hunderten von Begegnungen und Beobachtungen heraus, und dann realistisch variirt nach all' den gleichen Erfahrungen; ein eigentliches Studium hatte ich ihm nie gewidmet, ich faßte ihn mit einem Griffe. Ich behandle alle Charaktere so, ich nehme erst den Menschen, hänge ihm das Standeskleid um und dann gebe ich ihm so viel von der gewöhnlichen localen Umgebung, als sich mit den künstlerischen Intentionen verträgt." Man sieht also, daß ihm das Wesen der Milieustücke vollkommen fremd war, wo die Umgebung die allein Maßgebende ist, indessen der Charakter mit einer folgerichtigen Handlung zum Schaden des Dramas vernachlässigt wird. Anzengruber freilich stellte den Menschen in seiner innerlichen Nacktheit hin, so daß er die äußere leicht vergessen konnte und am Ende gar nicht wußte, wie sich die Leute zu bekleiden hätten. So schreibt der wegen seiner überzeugenden Bauern hochgepriesene Dichter lange nach seinen Meisterstücken „Der Meineidbauer", „Die Kreuzelschreiber" einmal an Rosegger: „Was trägt eine richtige Aelplerin (Dirn) für besseres Gewand und für gewöhnliches vom Kopf bis zum Fuß? — Ich kann so was oft sehen und hab' kein Auge dafür, und wenn ich, wie jetzt, mir die ganze Kleiderordnung abgucken möchte, weil ich es wissen will, so hab' ich keine vor mir", und Aehnliches Br. 140. Man erkennt allerdings andererseits auch wieder daraus, daß er keineswegs diese Nebendinge ganz vernachlässigen wollte

Digitized by Google

nur kamen sie erst an zweiter Stelle. Er brauchte daher auch auf keine Berge zu klettern, von denen er ja gewiß geistig in's freie Land blickte und deren Bewohner er nach seinem Herzen auffaßte.

Indessen gewann er namentlich auch in Norddeutschland Freunde, er erlebte die Genugthuung, daß man sich um seine novellistischen Arbeiten von allen Seiten her bewarb und ihn sogar um biographische Daten anging. Man fing draußen im Reich an, ihn im Auge zu behalten, indessen er in Oesterreich schon wieder vergessen wurde. Es wäre für ihn höchste Zeit gewesen, sich einmal materiell erholen zu können; was er über Grillparzer schrieb: „Der Mann ist seiner Zeit an der Erbärmlichkeit der österreichischen Verhältnisse zu Grunde gegangen", konnte man wohl auch auf ihn anwenden. So schrieb er denn noch bitterer als in der bittersten Jugendzeit an Rosegger: „Ich erlahme, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich. Es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen, man hat nichts als Anfeindungen davon." Und was liegt am Nachruhm, „die Eintagsfliegen tanzen recht vergnügt in der Sonne". Ja, da mußte er in der Redaction des Figaro knechten, was Rosegger zu dem ingrimmigen Epigramm veranlaßte:

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muß ein Witzblatt machen —
Ein tragischer Witz, auf meine Ehr',
Man möchte Thränen lachen.

Und die Klagen konnten nicht verstummen, der „Feldschandarm Sorge" war hinter ihm her, und kaum waren die materiellen Sorgen weg, meldeten sich die seelischen. Er schüttelte zwar „seine Ketten mit Anstand", aber er verstand nicht wie der Possenschmierer Langer „den Viertelstundenenthusiasmus zu wecken". Zwar hatte er sich doch nach und nach sogar ein kleines Häuschen erwirthschaftet, aber da, als er schon einen festen Halt gefunden hatte, ging seine sechzehnjährige Ehe ohne ein Verschulden von seiner Seite in Trümmer. Der Herausgeber Dr. Bettelheim hat in dankenswerther Weise alles darüber unterdrückt, es sind nur vereinzelte Aufschreie, die stehen geblieben sind und um so erschütternder wirken. Aber das Häuschen war zu verkaufen und stand leer.

Doch schien sein Stern in der Literatur wieder heller aufleuchten zu wollen. Die neue deutsche Literaturbewegung der 80er Jahre nahm sich seiner, des schon halb Gebrochenen, an. Hier sollten die letzten Glücksstrahlen in sein geplagtes dunkles Leben fallen. Berliner Theater mußten den Verkannten erst für die Heimath wieder entdecken. Auch fiel die Gründung und Eröffnung des deutschen Volkstheaters, über das (s. Br. 473) er sich freilich skeptisch genug äußerte, in seine letzten Lebensjahre, wo er als Dramaturg angestellt wurde und das Eröffnungsstück schreiben sollte. „Sie sehen, daß sich gegenwärtig Ehre auf meinem Haupt und Geld in meinen Händen häuft", lautet es sogar in einem Brief an Bolin (1888). Aber dann kam wieder die Ehekatastrophe kurz vor seinem 50. Geburtstag, den festlich zu begehen sich alle Freunde anschickten. Die letzten Ereignisse sollten ihn auch in seiner Gesundheit tückisch treffen, ein Abscеß warf ihn auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. „Mir fällt nichts ein, ich bin ein armes Hunderl", lautet sein vorletzter, schon mit unsicherer Schrift geschriebener Zettel, eine rührende Reliquie aus einem armen deutschen Dichterleben.

Für diese Veröffentlichung seiner Briefe, die uns zum ersten Mal in seine Leiden und Freuden wahrhaft einführen, können wir Bettelheim wohl sehr dankbar sein. Nicht nur der Literaturhistoriker, für den Bettelheim mit einem reichen Commentar und anderen Beiträgen zu Anzengruber's Leben sorgt, sondern auch der denkende Freund des Volksdichters wird zu diesen Confessionen oft und gern greifen, um sich immer vom Neuen an ihrem gesunden Charakter zu erfreuen. Es war dem Dichter nicht gegönnt, „sich auswirken" zu können, wonach er stets strebte, aber auch aus diesem Briefwechsel sehen wir, daß er immer das Beste im Auge hatte, wofern ihm nur Gelegenheit dazu geboten wurde. Darum, weil sie ein Stück seines Menschenthums und in Freuden und Leiden mit ihm verknüpft sind, sollen diese Briefe uns so werth sein als seine Werke selbst, denn:

„Wo ein Held und Heiliger starb, wo ein Dichter gesungen,
Uns im Leben und Tod ein Beispiel trefflichen Muthes,
Hohen Menschenwerthes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geschmückt
und gepeinigt. (Goethe.)

Der religiöse Zug in Nietzsche's Philosophie.

Von Paul Meschke.

Diese Zeilen sollen kein Urtheil über Friedrich Nietzsche fällen. Schwirren doch solche von widersprechender Art in allzu großer Menge heute durch einander. Ein neuer Messias, die Incarnation des Bösen, zwischen diesen beiden äußersten Grenzen steigen die Werthungen auf und ab. Hinblickend auf die blinden Verehrer sagt Nietzsche selbst: „Heerden sind nichts Gutes, auch nicht wenn sie Dir nachlaufen." Und für die, welche glauben, ihn ignoriren zu können, gilt sein Wort: „Was liegt an einer Zeit, die für Zarathustra ‚keine Zeit' hat?" Die kommenden Philosophen, wie er sie sich dachte, sollten selbstständig Mitschaffende und „Versucher" neuer Pfade sein, nicht blinde Gläubige. Wie weit aber seine Lehre vor der philosophischen Kritik Stand hält, darüber will ich hier nicht urtheilen; denn es wäre eine Verkennung der genialen Größe dieses Denkers, in einer kurzen Skizze ihn abwerthen zu wollen. Man hört oft sagen, seine Lehre sei nichts in sich Abgeschlossenes. Daß diese Ansicht falsch ist, daß trotz der Wandlungen, die Nietzsche durchgemacht hat — sagt er doch von sich selbst: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt" —, seine Entwickelung consequent vor sich geht, und auch die Theile seiner Philosophie organisch aus einander herauswachsen, haben die beiden Schriften gezeigt, die vom philosophischen Standpunkte aus als Untersuchungen über Nietzsche's Gesammtphilosophie allein in Betracht kommen. Es sind dies die Schriften: „Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker" von Alois Riehl in Halle, und „Nietzsche als Philosoph" von Hans Vaihinger in Halle. Wenn aber Nietzsche's Lehren einen geschlossenen Kreis bilden, trotz ihrer aphoristischen Abfassung, so kann eine Abwerthung seiner Philosophie auch nur vom Ganzen her unternommen werden. Besonders tiefe Einblicke aber wird man thun, wenn man Nietzsche psychologisch zu verstehen sucht, wie dies Riehl unternommen hat. Dabei wird die Kenntniß seines Lebens gute Dienste leisten. Und dieses ist ja meisterhaft von Nietzsche's Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche dargestellt worden in der Biographie „Das Leben Friedrich Nietzsche's".

Worauf wir hier unser Augenmerk richten wollen, das ist der religiöse Charakter einiger Lehren Nietzsche's. Der religiöse Charakter? Geht Nietzsche nicht das Organ für das Religiöse vollkommen ab? so wird Mancher fragen. Habe ich doch von theologischer Seite her „Kritiken" Nietzsche's gelesen, deren Schluß darin gipfelte, daß Gott selbst den himmel-

Digitized by Google

stürmenden Frevler mit seinem strafenden Blitzstrahle getroffen habe, indem er seinen Geist umnachtete und so seinem Schaffen oder vielmehr Zerstören das Ziel setzte. Die Lehren eines solchen Denkers sollten ein religiöses Element enthalten? Wir vermögen in dem tragischen Schicksal des Denkers nur die Folge der hochgradigen Anspannung und Erregung, in der sich seine schaffende Psyche befand, zu erblicken.

Nietzsche fühlt religiös und seine Lehre trägt zum Theil einen religiösen Charakter.

Bei der Aufzeigung dieses religiösen Zuges kommt vor Allem das Werk „Also sprach Zarathustra" in Betracht, das tiefste Buch, welches die Menschheit nach Nietzsche's eigenem, in der „Götzendämmerung" ausgesprochenen Urtheil besitzt. Nietzsche bezeichnet es als ein Vorrecht an dem halkyonischen Element des Werkes, an seiner sonnigen Helle, Ferne, Weite und Gewißheit Antheil zu haben. Aus seinen eigenen Aufzeichnungen kann man ersehen, mit welcher Wucht ihn auf seinen einsamen Gängen die Zarathustragedanken überfielen, so daß das Werk wie inspirirt entstand und jedes der drei ersten Bücher in zehn Tagen vollendet wurde. Er selbst sagt, daß man Jahrtausende zurückgehen müsse, um Jemanden zu treffen, der gleich ihm von seinen Gedanken wie von einer Offenbarung überfallen worden wäre. Man muß sein Bekenntniß hierüber in den autobiographischen Skizzen selbst nachlesen, um sich eine Verstellung davon zu machen, in welchem psychischen Zustande sich Nietzsche bei dieser Schöpfung befand. „Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, bloß Incarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen." So ist schon sein seelischer Zustand dem zu vergleichen, wo nicht gleichzusetzen, in welchem sich die alten Religionsstifter und Propheten bei ihren Aussprüchen befanden. Es ist der schon an's Pathologische streifende Zustand der religiösen Ekstase.

Auch der Name Zarathustra weist auf das religiöse Element des Werkes hin. Zarathustra ist ja der große Stifter der persischen Religion. Wie kommt aber Nietzsche dazu, seine Worte in den Mund Zarathustra's zu legen? Was hat seine Lehre mit Zarathustra zu schaffen? Auch hierüber geben die schon erwähnten autobiographischen Skizzen Aufschluß. „Perser haben zuerst Geschichte im Ganzen, im Großen gedacht."

Zarathustra aber ist ihm der, welcher zuerst die Moral in's Metaphysische übersetzt, welcher die Lehre von einer moralischen Weltregierung aufgestellt hat. Für Nietzsche ist nun aber „die Geschichte die Experimentalwiderlegung vom Satz der sogenannten sittlichen Weltordnung". Er will ja die Dinge von der Knechtschaft unter dem Zwecke erlösen. Damit befindet er sich offenbar im Gegensatze zu Zarathustra. Aber, sagt Nietzsche, wenn Zarathustra, der als Einziger die Wahrheit zum obersten Princip gemacht hat, als Erster diesen Irrthum geschaffen hat, so muß er auch als Erster diesen Irrthum erkennen und widerrufen. Der sittlich-religiöse Inhalt ist es, der Nietzsche sein Werk „Also sprach Zarathustra" benennen läßt.

Deutet so schon der Titel auf das Religiöse hin, so ist der Eindruck der feierlichen, religiösen Grundstimmung unausbleiblich, wenn wir laut lesend — dies ist ja bekanntlich eine Forderung Nietzsche's — die Gewalt der Sprache auf unser Ohr wirken lassen. Alle Nüancen der Sprache stehen Zarathustra zu Gebote. Vom weichesten Flüstern erheben sich seine Worte bis zum donnernden Rauschen. Seine Rede ist gestimmt auf den prophetischen Ton der Bibel. Zart und weich erklingt Zarathustra's Hoffnung: „Wachet und horcht, ihr Einsamen! Von der Zukunft her kommen Winde mit heimlichem Flügelschlagen; und an feine Ohren ergeht frohe Botschaft!" Wie Gewittersturm aber und alttestamentlicher Prophetenzorn rauscht es: „Wehe dieser großen Stadt! Und ich wollte, ich sähe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird! Denn solche Feuersäulen müssen dem großen Mittage vorangehen." Die größte Redegewalt finden wir bei Nietzsche überhaupt in den religiös gefärbten Stellen. Wer die Tiefe, die Lust und den Schmerz seiner Zarathustraworte einmal gefühlt hat, dem graben sie sich unvergeßlich in's Herz.

Nietzsche fühlt religiös. Wie aber ist seine Religion beschaffen? Er verneint den Theismus, und auch pantheistisches Aufgehen im All ist ihm fremd. Er ist Atheist. Damit wird nun für Viele die Frage nach Nietzsche's Religion zum Abschluß gebracht sein. Ohne Theismus keine Religion, werden Viele sagen. Höchstens dem Pantheismus werden Manche noch Concessionen machen. Schließlich ist die Frage nach dem Wesen der Religion zu tiefgehend, der Begriff „Religion" zu verschieden schon definirt worden, als daß ich die Frage hier entscheiden könnte. Doch will ich bekennen, daß nach meiner Ansicht vom Religiösen die Verehrung nicht losgelöst werden kann. Die Objecte der Verehrung sind, wie man aus der vergleichenden Religionsgeschichte sieht, durchaus verschieden und können daher höchstens den Werth und die Höhe einer Religion bestimmen, niemals aber den Maßstab zur Festlegung des Begriffes Religion abgeben. Das Religiöse ist zunächst formaler Natur. — Ich habe nun darzulegen, was unserem Denker an die Stelle des Theismus tritt. In „Jenseits von Gut und Böse" heißt es: „Es scheint mir, daß zwar der religiöse Instinct mächtig im Wachsen ist — daß er aber gerade die theistische Befriedigung mit tiefem Mißtrauen ablehnt." Unserem Denker steht es also offenbar fest, daß Theismus und Religion keine Wechselbegriffe sind, daß Atheismus nicht Irreligiosität involvirt. In diesem Sinne bezeichnet sich Zarathustra als den Gottlosen und sagt gleich im Eingange der Dichtung: „Sollte es denn möglich sein! Dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch Nichts davon gehört, daß Gott todt ist!" Viele, die den Moralisten Nietzsche geradezu perhorresciren — vielleicht in Folge des Geschreis seiner „Affen" und „Grunze-Schweine" — werden nun schnell bei der Hand sein, das Immoralische und das Atheistische seiner Lehre in den Zusammenhang der Wechselwirkung zu bringen. „Ich baue nicht stark auf die Art von Sittlichkeit, die ihre Wurzeln nicht im Glauben der Kirche hat" sagt Rector Kroll in Rosmersholm. Ohne mich hier auf Nietzsche's „Immoralismus" einzulassen, der mit seiner willensstarken Selbstzucht und mit seiner schroffen Feindschaft gegen alles Eudämonistische — „man soll nicht genießen wollen" — erhaben über allen Verdächtigungen steht, will ich nur auf Eins hinweisen. Nietzsche führt selbst in der Zarathustra-Dichtung den „häßlichsten Menschen" vor. Dies aber ist ihm der, der Rache nahm am Zeugen; der es nicht ertragen konnte, daß ein Gott all' seine verhehlte Schmach und Häßlichkeit sah; der ihn deßhalb leugnet. „Der Gott, der Alles sah, auch den Menschen: dieser Gott mußte sterben! Der Mensch ertrug es nicht, daß solch' ein Zeuge lebt." Nietzsche's Atheismus und ein Atheismus solcher Art sind himmelweit verschieden. Nietzsche's Atheismus geht außerdem schon auf die Zeit zurück, wo er noch gar nicht der „erste Immoralist" war, auf die Zeit, wo er mit Schopenhauer's Metaphysik auch dessen Mitleidslehre bekannte und im Schopenhauer'schen Heiligen das Ideal erblickte. Später wurde er stark von Darwin beeinflußt. Der

Digitized by Google

Kampf um's Dasein wird ihm zur Bedingung aller Höherentwickelung. Ebenso wenig wie mit Schopenhauer's Metaphysik war hiermit der Gedanke vom liebenden Gottvater vereinbar. Sein Atheismus ist vorhanden, ehe er den Gedanken einer Umwerthung aller Werthe faßte. Mit der „ruchlosen Denkungsart" des platten Optimismus fiel ihm der Gott. Wenn er in seiner letzten Epoche gegen die Religion eifert, so richten sich seine Angriffe, aus einem noch zu berührenden Grunde, gegen das Christenthum im Besonderen.

Nietzsche war eine viel zu tiefe Natur, als daß er den klaffenden Spalt, der sich mit der Verneinung Gottes aufthat, nicht hätte sehen sollen. Er fühlt es: ein Neues muß an die Stelle des alten Gottes treten. In der „Fröhlichen Wissenschaft" lesen wir: „Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt besaß, ist unter unseren Messern verblutet. Ist nicht die Größe dieser That zu groß für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um ihrer nur würdig zu erscheinen?"

Im „Zarathustra" wird dieser Gedanke ausgeführt. „Todt sind alle Götter — nun wollen wir, daß der Uebermensch lebe." Das ist Nietzsche's Lösung dieser Frage. So tritt der Uebermensch an die Stelle des alten Gottes. Das Ideal des Uebermenschen wird so hoch gesteigert, daß es an's Göttliche heranstreift. Das Streben nach diesem Ideal hat zur Folge die Vergottung des Menschen. Viele vor Nietzsche haben ja den Versuch gemacht, die bisherige, auf's Transscendente gehende Religion durch Anderes zu ersetzen. Es wäre falsch, Nietzsche's Lösung mit diesen Versuchen in Parallele zu bringen. Nietzsche beweist auch hier die Originalität des Genies. Meistens wurde der Ersatz der alten Religion in der Wissenschaft oder in der Kunst gesucht. Das Gute, Schöne und Wahre wurden als die Objecte der neuen Religion proclamirt. Nietzsche weiß, daß so die Lösung nicht erfolgen kann. Er, dessen Philosophie, wenn man von seiner Aufklärungsperiode absieht, „antiintellectualistisch" ist — es zeigt sich da noch die Schopenhauer'sche Einwirkung — konnte den Ersatz der Religion nicht in einem gesteigerten Intellectualismus finden. Nietzsche hat die zu schaffende Cultur zum Thema. Schon in seinen Erstlingsschriften tritt dies zu Tage. Er bemißt den Werth des Menschen nach der Stärke seines Wollens und Schaffens. Auf die kommende Zeit richtet sich daher seine sehnende Hoffnung, nicht auf „Hinterwelten". Der Mensch dieser kommenden Zeit aber soll der Uebermensch sein, denn „alle Wesen schufen bisher etwas über sich hinaus". Mit derselben Inbrunst, mit der Gott geliebt wurde, liebt Nietzsche dieses hohe Ideal. Eine genaue Darstellung der Lehre vom Uebermenschen liegt nicht im Rahmen dieser Skizze, obwohl allerdings bei den vielfachen Mißdeutungen, die gerade diese Lehre erfahren hat — man denke nur an die Identificirung des Uebermenschen mit der „blonden Bestie" — eine solche nicht zwecklos wäre. Was uns hier interessirt, ist vielmehr, zu sehen, wie für Nietzsche der Uebermensch ganz zum Object der Hoffnung und Verehrung wird. Der Christ erwartet ein besseres Jenseits, er flüchtet sich in Hinterwelten. Nietzsche bleibt der Erde treu; er sieht die Aufgabe des Menschen darin, der Erde einen Sinn, einen Menschensinn zu geben. Der Sinn der Erde aber ist der Uebermensch. Der Wille des Menschen spreche, „der Uebermensch sei der Sinn der Erde". Alle stolzen und hohen Gefühle legt Nietzsche in die Brust dieser kommenden Menschen. Der Uebermensch ist ein Ideal. „Des Uebermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten. Ach, meine Brüder! Was gehen mich noch die Götter an!" — Aber dieser Schatten soll nicht Schatten bleiben, das Bild soll zur Wirklichkeit werden. Der Mensch soll sich zum Uebermenschen oder doch zu seinem Vorfahren umschaffen. Eben weil Nietzsche als Culturphilosoph Wollen und Schaffen am Höchsten schätzt, tritt ihm der Uebermensch an Gottes Stelle. „Könntet Ihr einen Gott schaffen? — So schweigt mir doch von allen Göttern! Wohl aber könntet Ihr den Uebermenschen schaffen." — „Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte; nun aber lehrte ich Euch sagen: Uebermensch." Mit tiefer Sehnsucht schaut Zarathustra aus nach seiner Kinder Land. Das Göttliche ist nicht mehr der ewige Urgrund alles Seins, es ist ein Ideal, zu dem der Mensch sich emporbauen soll. Das Göttliche kann nur in dieser Welt liegen. Den Eleaten wird Heraklit entgegengestellt. Von hier aus erklärt sich auch Nietzsche's Haß gegen das Christenthum im Besonderen. Alles, was der Schöpfung des Uebermenschen widersteht, was den Menschen verhindert, größer und stärker zu werden, Alles das ist Entartung. Das Christenthum mit seiner Forderung der Demuth und Ergebenheit wird für den aristokratischen Denker zur Sclavenreligion, die alle hohen Zustände der menschlichen Brust verwirft. In „Jenseits von Gut und Böse" lesen wir: „Der christliche Glaube ist von Anbeginn Opferung: Opferung aller Freiheit, alles Stolzes, aller Selbstgewißheit." Zu einem erlogenen Jenseits sucht das Christenthum den Menschen zu verlocken; damit aber entfremdet es ihn seiner wahren Bestimmung, der Erde einen Menschensinn zu geben. Die Christen werden Nietzsche zu Predigern des Todes; sie lieben Gott, indem sie den Menschen an's Kreuz schlagen. Daß Nietzsche's Haß gegen asketisches Christenthum gerechtfertigt ist, gestehen wir ein. Nur ist das heutige Christenthum ja nicht in dem Sinne weltflüchtig, wie es Nietzsche meinte. Ob damit allerdings nicht schon eine Abweichung vom ursprünglichen Christenthum gegeben ist, ist eine andere Frage.

Beten freilich kann man bei der Religion Zarathustra's nicht. Aber Zarathustra ruft auch den „Abtrünnigen" zu: „Dein feiger Teufel in Dir, der gerne Hände falten und Hände in den Schooß legen und es bequemer haben möchte: dieser feige Teufel redet Dir zu, ‚es giebt einen Gott'!"

Im engen Zusammenhange mit der Lehre vom Uebermenschen, und darum noch kurz zu erwähnen, steht eine andere merkwürdige Lehre, die Lehre von der ewigen Wiederkunft, als deren ersten Verkündiger sich Nietzsche fühlte. Sie ist das Dionysische Element in Nietzsche's Philosophie; „die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann" nennt er sie in seinen Aufzeichnungen. Besonders im Capitel „Der Genesende" im Zarathustrabuche wird sie vorgetragen, bildet jedoch zusammen mit der Lehre vom Uebermenschen das Thema des ganzen Werkes. Auf seinen einsamen Wanderungen durch die Wälder am See von Silvaplana wurde Nietzsche plötzlich vom ewigen Wiederkunftsgedanken überfallen. Mit solcher Gewalt drückte ihn dieser Gedanke, daß er ihn nunmehr als sein Schicksal bezeichnete und sich als den „Ersten, der diese Lehre lehren mußte", fühlte. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß Nietzsche bereits in der „Unzeitgemäßen Betrachtung vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben" diese pythagoräische Lehre kannte und ablehnte. „Siehe, wir wissen, was Du lehrst" sagen Adler und Schlange zu Zarathustra, „daß alle Dinge ewig wiederkehren und wir selber mit, und daß wir schon ewige Male dagewesen sind und alle Dinge mit uns". Die ganze Tiefe dieses Gedankens, seine ganze Schwere mißt Zarathustra

Digitized by Google

aus. Alles kehrt wieder, auch mein eigenes Leben; noch unzählige Male werde ich dasselbe Leben leben müssen, im Größten und auch im Kleinsten. „Der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin — der wird mich wieder schaffen!“ Bei diesem Gedanken wird Zarathustra von tiefem Ekel ergriffen. Sah er doch auch den Größten noch allzu menschlich, allzu klein. Voller Ekel ruft er aus: „Ach, der Mensch kehrt ewig wieder! Der kleine Mensch kehrt ewig wieder!“ Eins nur kann von diesem großen Ekel befreien: die Hoffnung auf den Uebermenschen. Der Uebermensch nur kann freudig nach ewiger Wiederkunft begehren. Der Mensch muß an dieser Erkenntniß zu Grunde gehen.

Diese Unsterblichkeit, die Nietzsche lehrt, ist, wie leicht zu sehen, durchaus vom christlichen Unsterblichkeitsdogma verschieden. Nicht ewige, wunschlose Seligkeit, sondern ewige Wiederkehr alles dessen, was unser jetziges Leben ausmacht. Ewige Wiederkehr auch alles Leidens; ewige Wiederkehr aber auch alles Großen, das nur aus Kampf und Schmerz geboren wird. Aber keine Erinnerung verbindet die einzelnen Phasen unseres Wiederkommens. Und wenn ferner das Christenthum unvergängliche Seligkeit gerade als den Lohn der christlichen Tugenden verheißt, so wird Zarathustra beim Gedanken, daß der kleine Mensch des christlichen Ideals ewig wiederkehren sollte, von namenlosem Ekel befallen, von dem ihn erst die Hoffnung auf den Uebermenschen befreit.

Ich kann aus Gründen, die im Eingange erwähnt sind, nach dieser Skizze kein Urtheil über Nietzsche's Philosophie abgeben. Wenn ich aber die Beweise, die Nietzsche an verschiedenen Stellen für seine Lehre von der Wiederkehr beibringt, betrachte, so muß ich sie als logisch nicht zwingend zurückweisen. Diese Lehre ist philosophisch unhaltbar.

Auch seine Züchtung des Uebermenschen muß ich als einen Traum bezeichnen, als den stolzesten und höchsten Traum allerdings, den ein Mensch geträumt hat. Nietzsche fühlt dies selbst, wenn er im „Antichrist“ das Ideal aus seiner absoluten Höhe zurückschraubt zu „etwas, das im Verhältniß zur Gesammtmenschheit eine Art Uebermensch ist“. In diesem Sinne ist natürlich der Uebermensch möglich und wirklich.

Darin traf Nietzsche das Rechte: die auf dem Gefühlsleben ruhende, transscendente Religion kann ihren Ersatz nicht in einer Steigerung unseres Wissens finden. Soll etwas Immanentes an ihre Stelle treten, so kann dies nur die willensstarke Selbstzucht und thätiges Mitschaffen an einer zu verwirklichenden Erdencultur sein.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Meyer's größte Dummheit.

Von Erich Wunsch (Berlin).

Vier Mal wöchentlich, von Zwölf bis Eins, las Erich Schmidt im Auditorium maximum über „Schiller und Goethe“, vor einer Zuhörerschaft, die zum großen Theil auch aus Damen bestand.

Der Erste im Hörsaal war immer mein guter Freund Meyer. Er saß auf der vordersten Bank, dicht vor dem Katheder, blätterte in seinem Heft, das er sich säuberlich selbst zusammengestellt, dessen Seiten er mit engen, zierlichen Zeilen gefüllt hatte, und gab sich maßloser Vorfreude hin.

Die Vorlesung bei Erich Schmidt bedeutete für ihn den schönsten Theil des ganzen Tages. Schon Morgens früh, wenn er sich seine Schuhe putzte — und das war keine kleine Arbeit, denn er ging immer mitten auf dem Damm — schon Morgens, wenn er seine Schuhe putzte und zum selbstbereiteten Thee ein Stück trockenes Brod und eine Zwiebel, sein Leibessen, verzehrte, dachte er mit Freuden an Schiller, Goethe und Erich Schmidt. Saß er gleich nach Zwölf wieder in dem großen Hörsaal, dann hatte sich dieses Glücksgefühl so gesteigert — wie an den Sonntagsmorgen seiner Schulzeit, wenn seine Mutter, die Frau Pastor Meyer, ihm Kaffee und Zwieback an's Bett gebracht hatte ... So ungefähr war ihm vor der Vorlesung zu Muthe; um Eins, wenn sie zu Ende war, glühten seine Wangen, und sein Kopf rauchte — buchstäblich! — so hatte er aufgepaßt. Er war dann ein Bild — unbeschreiblich!

Er war lang und mager. Sein Kopf war sehr groß. Aus Sparsamkeitsrücksichten ließ er sich einen Bart stehen. Der Bart wollte aber nicht so recht wachsen, und so sah Meyer im Gesicht immer etwas garstig aus, trotz seiner großen blauen Augen.

Sehr sauber war er von Natur nicht. Seine Hosen hingen in den Knien beträchtlich, auch waren sie, weil sie sehr lange vorhalten mußten, unten immer ein Bißchen ausgefasert. Seine Stiefeln putzte er nicht alle Morgen; manchmal war er zu spät aufgestanden, und manchmal war er zu faul. Den Kragen wechselte er jede Woche. Manschetten trug er grundsätzlich nie, „weil sie beim Schreiben hindern und auch sonst sehr schwer zu tragen sind.“

So ging er trotz all' meiner Vorwürfe.

Wer schildert mein Erstaunen, als ich eines Tages — ich schlenderte aus Langerweile wieder einmal in's Colleg — meinen Freund Meyer wie ein Gigerl gekleidet, für seine Verhältnisse natürlich, auf dem bewußten Erstebank-Platz sitzen sah! Sofort aber hatte ich auch den Grund zu dieser auffallenden Veränderung entdeckt: auf einem Stuhle links neben dem Katheder saß eine schöne, sehr elegante Dame.

Meyer — nicht wieder zu erkennen!

Er trug eine neue graue Hose mit tadelloser Bügelfalte und seinen besten, das heißt seinen schwarzen Rock. Er hatte einen blendend weißen Kragen angelegt und sogar Manschetten. Der garstige Bart war verschwunden.

„Meyer,“ sagte ich nach dem Colleg zu ihm, „mach' keine Dummheiten. An Liebschaften ist bei Dir erst zu denken, wenn Du angestellter Hülfslehrer bist. Außerdem, überlege Dir doch einmal: die Dame ist doch mindestens dreißig Jahre alt; sie trägt seidene Röcke und Jupons, sie hat wundervolle Ringe, sie ist sicher sehr reich; sie ist sehr hübsch — glaubst Du, die weiß noch nicht, was Liebe ist? Glaubst Du, die hat Etwas mit einem armen Studenten im Sinn, noch dazu mit solch einem Tolpatsch wie Du?!“

„Was willst Du überhaupt von mir, was meinst Du eigentlich?“

„Meyer, thu' doch nicht so; Du bist ja ganz roth geworden!“

„Meinetwegen, mach' Dich über mich lustig! Aber ich will wirklich nichts von der Frau — ja, bloß ansehen, immer ansehen möchte ich sie und — und vielleicht einmal meinen Kopf in ihr seidenes Kleid schmiegen. Weißt Du, mir würde sein wie Oreſtes, der sein Haupt an Iphigenien's Brust kühlt ...“

Seine Augen blitzten und seine Wangen waren fieberroth. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte:

„Meyer, das ist nichts für Dich, das —“

Digitized by Google

„Sei still, ich sage Dir ja, daß ich nichts von ihr will. Ja wenn sie ein junges Mädchen wäre —"

„Und woher weißt Du, daß sie kein „junges Mädchen" ist? Einen Ehering trägt sie doch nicht."

„Ja, siehst Du denn das nicht? Glaubst Du, daß ein junges Mädchen ein so müdes, aber auch so ausgeglichenes, ein so edles Gesicht haben kann?"

Er hatte Recht. Ich warnte ihn noch einmal.

Längere Zeit war ich nicht in's Colleg gegangen und hatte Meyer ebenso lange Zeit nicht gesehen. Da stürzte er eines Nachmittags aufgeregt in mein Zimmer:

„Ich glaube, ich habe heute eine große Dummheit begangen!"

„Wegen der eleganten Frau natürlich!" sagte ich ohne Zögern.

„Ja."

„Nun?"

„Ich habe einen Corpsstudenten geohrfeigt."

„Das setzt also Pistolen."

„Du, verstehst Du etwas davon? Dann sage mir, was ich jetzt zu thun habe."

„Gar nichts. Du hast doch jedenfalls dem Corpsstudenten Deine Karte gegeben?"

„Nein. Ich habe doch keine Visitenkarten. Aber ich habe ihm meine Adresse auf einen Zettel geschrieben."

„Schön. Er wird Dich also morgen Vormittag auf Pistolen unter schweren Bedingungen fordern lassen."

„Ist das gefährlich?"

„Kann es sein."

„Und was habe ich dabei zu thun?"

„Du hast bei einem Corps, das mit dem Corps Deines Gegners in Waffenverband steht, Waffen zu belegen, und das Corps wird dann alles Uebrige besorgen."

„Kostet das was?"

„O ja."

„Was wird es wohl im Ganzen kosten?"

„Sechzig bis hundert Mark."

„O je, das ist ja Geld für einen ganzen Monat! Wo krieg ich das her?"

„Ja, das ist Deine Sache; für solche schöne Dame muß man schon etwas thun — wie ist das übrigens Alles gekommen?"

„Du weißt doch, daß sie immer auf einem Stuhle links neben dem Katheder saß, nicht wahr? Nachher aber hat sie sich auf die erste Bank gesetzt und zwar gerade neben mich, weil nämlich neben mir ein Platz frei geworden war — und ich habe auch mit ihr gesprochen! Sie ist eine Französin, eine Wittwe; sie lacht nie. Ach, sie ist schön und vornehm! Sie —"

„Ja doch, ja doch — aber nun zu dem Corpsstudenten!"

„Höre: auf dem Stuhle, auf dem sie sonst gesessen hatte, saß nachher ein Corpsstudent! Er hat sich natürlich nur dort hingesetzt, um ihr besser in's Gesicht sehen zu können, und das hat er fortwährend gethan."

„Und das war der Dame sehr unangenehm?"

„Gesagt hat sie ja nichts, sie achtete gar nicht darauf, aber das kann man sich doch denken, daß es ihr unangenehm war, wenn sie Einer immerzu ansah, und noch dazu so Einer!"

„War er denn häßlich?"

„I wo, aber er sah immer so aus, als ob er grinste; und dann immer so geleckt; und die vielen Schmisse im Gesicht!"

„Das Alles soll den Frauen manchmal ganz gut gefallen!"

„Ihr aber nicht, darauf könnte ich schwören. Ich konnte es jedenfalls nicht mehr länger mit ansehen, und da —"

„Und da hast Du ihn geohrfeigt."

„Ja. Als das Colleg heute zu Ende war, hielt ich ihn im Corridor an und sagte zu ihm: ‚Mein Herr, ich verbitte mir das, daß Sie meine Nachbarin fortwährend in dieser Weise ansehen!'"

„Und was sagt er?"

„Er sagt gar nichts, sondern grinst nur auf seine unangenehmste Art — da kann ich mich nicht halten und schlage ihm in's Gesicht!"

„Sehr brav. Dafür schließt er Dich vielleicht nächstens todt!"

„Du, ist das sehr schwer, mit Pistolen zu schießen?"

„Du wirst es jedenfalls nie lernen."

Kurze Zeit darauf ‚stieg die Pistolenkiste'. Meyer schoß natürlich Löcher in die Luft und wurde selbst halb todtgeschossen.

Wir haben den armen Kerl in der Charité untergebracht, und dort lag er nun vom Januar bis zum Anfang des nächsten Wintersemesters. Am achten October war er so weit, daß er wieder in's Colleg gehen konnte.

Wie sah er aus! Vornübergebeugt, auf den Wangen hektisches Roth, so schleppte er sich hin. Die Kugel hatte Arges angerichtet.

Er quälte sich mit dem Gedanken: wie soll ich das Alles bezahlen?

Von Hause konnte er nichts verlangen. Was mochte sein Vater sich schon über seine Sündhaftigkeit entsetzt haben!

„Von Hause bekomme ich nichts, und noch mehr Stunden geben — unmöglich!

Und anderthalb Semester verloren!"

Aber das Schlimmste traf Meyer doch, als er zum ersten Mal wieder zu Erich Schmidt in's Colleg ging:

Als er im Corridor hüstelnd seinen Wintermantel aufhängte, schritt ein Pärchen, Arm in Arm, an ihm vorüber in den Hörsaal — die elegante Wittwe und der faunische Corpsstudent, der mindestens zehn Jahre jünger war als sie . . .

„Also darum das Alles!"

Meyer lächelte — herzzerreißend.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30 Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten philologischer, historischer und schönwissenschaftlicher Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Schkeuditz b. Leipzig. **W. Schäfer.**

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische

Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von **Richard Nordhausen.**

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,

Berlin W., Lützowstraße 97.

Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift

Die Oberen Zehntausend

G. m. b. H.

Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38 Berlin, den 20. September 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Kriegsspiel. Von Freiherr v. K. — Inseratenbesteuerung. Von Karl Mollenhauer (Blankenburg a. Harz). — Die Ekstase in ihrer culturellen Bedeutung. Von Heinrich Driesmans. — **Literatur und Kunst.** Gegen die Anthologien. Von Max Hoffmann. — Wie man den Sänger der Lenore geehrt hat. Ein Wort über Dichter-Denkmäler. Von Erich Ebstein (Göttingen). — Die Kunst in Sprüchen. Von Max Bewer (Dresden). — **Feuilleton.** Freiheit. Von M. Kossak. — Notizen. — Anzeigen.

Kriegsspiel.

Von Freiherr v. K.

Ein Schlachtfest war's, nicht eine Schlacht zu nennen. Fast über eine deutsche Meile hin, gegen sechs Infanterie-Staffeln, die nach einander zersprengt werden müssen, unter dem zermalmenden Feuer verschwenderisch aufgefahrener Batterien, erbraust der wilde Ritt. Die entflammten Reiter können sich gar nicht genug thun. Einzelne Compagnien des Fußvolks werden drei-, vier-, fünfmal hinter einander aufgerieben; hier und da stürzt sich in der Raserei des Angriffs eine Schwadron der Blauen auf die eigene Infanterie. Das Entzücken über die Pracht des grandiosen Schauspieles ist allgemein. Die ältesten Manövergäste haben so etwas noch nicht gesehen. Auch die Militärs, wenigstens die einheimischen, erklären sich für befriedigt. Der prinzliche Kampfrichter spricht den Blauen, für die der Kaiser die mächtige Attacke ritt, den Sieg zu. Und die Fachpresse, ich meine das Berliner Tageblatt, urtheilt so streng wie gerecht: „War am 11. September die anfilirende Wirkung der reitenden Batterien und Maschinengewehre gegen den in der Luft schwebenden rechten Flügel des 5. Corps ausschlaggebend für die Entscheidung des Tages, so geschah das Einsetzen der Cavallerie in einem Momente, wie er günstiger nicht gedacht werden kann. Solchem Angriffe wird allerdings auch eine auf dem Rückzuge befindliche, erschütterte Infanterie mit Aufbietung der letzten Kräfte sich entgegenstemmen, die vordersten Reiterlinien werden nicht ohne schwere Verluste bleiben, die große Masse aber, die immer wieder auftauchenden Wellen werden schließlich das Kampffeld überfluthen, Infanterie und Artillerie wird in diesen Fluthen ersticken."

Man lernt immer zu, und keine Erkenntniß ist von Dauer. Die hohe Ausbildung der artilleristischen Technik und die Furchtbarkeit des Kleinkalibrigen hatten den Frontalangriff zu den Todten geworfen. Im Burenkriege zumal war uns gezeigt worden, daß die dichte Phalanx der Angreifer nichts als eine Zielscheibe für den ruhig feuernden Gegner ist. Hatten schon die berühmten Cavallerie-Attacken von 1870 zu sehr fragwürdigen oder gar zu kläglichen Ergebnissen geführt, so mußte man voraussetzen, daß in neuester Zeit die Rolle der Reiterei als Hauptschlachtwaffe ausgespielt sei und daß sie im Allgemeinen nur noch für den Aufklärungsdienst, bei der Verfolgung, vor und nach der Entscheidung sozusagen Verwendung finden würde. Aber weit gefehlt. Der Schiedsrichter erkennt unbedingt an, daß Artillerie und Infanterie vor dem verwegenen Anprall der Berittenen zusammenbrechen müssen, auch wenn ihre Kraft noch so gut wie unversehrt geblieben ist, auch wenn Aufmarsch und Stellung des angeblich besiegten Generals v. Lignitz dem des siegreichen Gegners weit überlegen waren. Die unabhängige Kritik der Fachleute pflichtet dem Schiedsrichter bei. Desselbigengleichen der Augenschein. Denn in der That — weder Platzpatronen noch blinde Kanonenschüsse sind im Stande gewesen, den Reiter-Sturm aufzuhalten und das prunkvolle Theaterbild zu verändern. Sobald Dowe's kugelsicherer Panzer kein schöner Traum mehr ist, wird auch die rauhe Wirklichkeit dem hübschen Spiele auf dem Manöverfelde entsprechen.

Bis dahin freilich werden die Bedächtigen Recht behalten, die da inbrünstig wünschen, die grausige Probe auf das so lustig ausschauende Exempel möge uns erspart bleiben. Von 6000 Lanzenreitern bleibt nach ihrer Meinung nicht Einer übrig, wenn der auf sechs Kilometer berechnete Todesritt gegen gut gesicherte Artillerie und fast noch intactes, ruhig zurückgehendes Fußvolk zu drei Vierteln erledigt ist. Wilhelm II., der in militärischen Dingen zweifellos als Fachmann angesprochen werden darf, wird seinen Sieg über den General v. Lignitz deßhalb nicht allzu hoch anschlagen. Ihm kam es wohl nur darauf an, die Actionsfähigkeit seiner Reiter zu erproben und zu beweisen. Prüfung und Beweise sind glänzend gelungen. Eine Gefahr erwächst aus der Uebung erst, wenn ihre Absicht und ihre Bedeutung verkannt, wenn das Spiel für Ernst genommen wird oder wenn servile Eilfertigkeit so thut, als nähme sie es ernst. Nicht zeitig und energisch genug kann gegen solche bedrohlichen Fälschungen des Sachverhaltes Front gemacht werden.

Inseratenbesteuerung.

Von Karl Mollenhauer (Blankenburg a. Harz).

Es ist keine Frage mehr, daß die bisherigen Einnahmen des Reiches nicht ausreichen, das steigende Bedürfniß zu decken. Jedenfalls können Umstände eintreten, die ein wirthschaftlich allein haltbares Verhältniß von Einnahme und Ausgabe stören. Das Jahr 1900 hat bewiesen, daß das Reich sich aus was

Digitized by Google

immer für Gründen vor plötzliche Ausgaben gestellt sehen kann, deren Wiederhereinbringen unabsehbar ist, und die Jahre 1901 und 1902 lehrten eindringlich, daß es leichtsinnig ist, sich gemächlich auf steigende Einnahmen einzurichten.

Es soll hier außer Erörterung bleiben, ob es rathsamer ist, das Reich von den Einzelstaaten unabhängiger zu machen oder die Einzelstaaten in ihren Haushalts-Aufstellungen noch weiter unter den Schwankungen der Finanzlage des Reiches leiden zu lassen. Jedenfalls hat sich herausgestellt, daß für die Bedürfnisse des Reiches neue Einnahmequellen erschlossen werden müssen.

Eine Umschau lehrt, daß da nicht mehr viel neu zu erschließen ist, daß vielmehr im Großen und Ganzen nur von stärkerer Heranziehung der schon blutenden Steuerobjecte gesprochen werden kann.

Eine Besteuerung indessen, die ich dringend empfehlen möchte, ist meines Erachtens noch nicht genügend erörtert und noch nicht nachdrücklich genug gefordert worden. Da es die Besteuerung der Inserate ist, die ich meine, so ist das Schweigen sehr erklärlich. Es heißt allerdings der Publicistik ein wenig Viel zumuthen, wenn man von ihr erwartet, daß sie sich gleichsam freiwillig zur Besteuerung melden soll. Es wird aber thatsächlich nichts Anderes übrig bleiben, als an diese Steuer, die übrigens bereits einmal im Jahre 1879 in einer Petition an den Reichstag, freilich vergeblich, gefordert worden ist, ernstlich heranzutreten, und die vornehme Presse wird keinen Anstand nehmen, leidenschaftslos den unbehaglichen Gegenstand zu behandeln. Ein völliges Novum ist die vorgeschlagene Steuer nicht. Bekanntlich haben sowohl England als Oesterreich sie gehabt, jenes bis 1853, dieses bis 1874. Verschiedene Gründe haben hier wie dort zu der Aufhebung geführt. Wesentlich der berühmte Satz von dem freien Spiele der Kräfte mußte herhalten, die Aufhebung begründen zu helfen. Dem Verkehre sollte jede lästige Fessel nach Möglichkeit abgenommen werden. Der Glaube an jenen Satz hat unter uns merklich nachgelassen, und so ist es auch an der Zeit, die Acten, „Inseratenbesteuerung betreffend", wieder einmal durchzusehen und das Ergebniß der damaligen Feststellungen erneut an dem heutigen Thatbestande zu messen.

Das Inserat, das einstmals schüchtern und bescheiden in England als Buchhändleranzeige auftauchte, ist heute zu einer weltbeherrschenden Macht geworden. Auch der oberflächlichste Zeitungsleser weiß, daß es die vierte Seite seines Blattes ist, die die Existenz dieser seiner Zeitung im Wesentlichen bedingt. Eine immense Kraft wohnt dem immer und immer wiederholten Wortbilde inne. Der Widerwilligste weiß von Angeboten, die eine unermüdliche Betriebsamkeit in Wort und Bild den Blicken geradezu aufdrängt und aufzwingt. Gewisse Meister der Insertionstechnik oder der Reclame sind bekanntere Namen als Goethe oder Bismarck. Ich würde den Zwecken dieser Beherrscher der vierten Seite nur dienstbar werden, wenn ich mich Namen zu nennen entschließen könnte. Es ist schon aus diesen Andeutungen ersichtlich, daß das, sagen wir, loyale Ankündigungsbedürfniß durch das Reclamegeschäft längst zur Nebensache geworden ist. Es handelt sich um Riesensummen, die der Verkehr, das Geschäft, der Arbeitsmarkt, das Mittheilungsbedürfniß dem Vermittlungsgewerbe, im engeren Sinne der Presse in allen ihren Abstufungen, opfern müssen. Wer nicht mehr ganz jung ist, hat es mit erlebt, wie, ich will sie einmal so nennen, die Textzeitungen, die also von der Berichterstattung und der Verbreitung einer politischen Anschauung ausgegangen sind, mehr und mehr von ihrem Anzeigentheil abhängig geworden sind, und wie sich umgekehrt bei dieser Conjunctur eine Unzahl ursprünglich nur als Annoncenblätter gedachte Veröffentlichungen des Druckergewerbes zu Zeitungen ausgewachsen haben, die zunächst wahl- und planlos ihren Text aufrafften, allmälig aber immer zielbewußter ihre Kenntniß des — beinahe hätte ich geschrieben, des Lesepöbels auszunutzen lernten.

Also darf der alte Respect vor den Fahrzeugen der öffentlichen Meinung in der Gesammtheit nicht mehr gefordert werden. Jedenfalls wird er nicht mehr gewährt. Sagenhaft beinahe muthet uns Jüngere die Erregung an, mit der das vormärzliche Geschlecht die Freiheit der Presse gefordert hat. Wir Sclaven der Preßfreiheit wenden uns wohl mit Unmuth ab von den täglichen Ueberschüttungen, mit denen uns die schwarze Kunst unermüdlich bedenkt. Aber ich will auch nicht übertreiben: den Preßzustand z. B. der dreißiger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts möchte ich auch nicht wieder zurückwünschen.

Ich will nicht den Schatten Montesquieu's beschwören, um mit ihm zu untersuchen, mit welchem Rechte nun der Staat dieser Ankündigungs-Industrie einen kleinen Aderlaß verordnen wollte. Aber immerhin möchte ich mich doch im Grunde auf den französischen Theoretiker berufen, wenn ich sage, daß eine Industrie, die sich unter dem Schutze des Staates und zum großen Theile durch Vermittlung der Staatsanstalten, im Besonderen der Post, zu so unabsehbarem Umfange ausgemästet hat, nach einer kleinen Blutabzapfung geradezu schreit. Durch den Satz vom freien Spiel der Kräfte lasse ich mich nicht einschüchtern.

Noch weniger etwa durch den Einwand, es liege in dem Steuerprojecte ein verkappter Angriff auf die Freiheit der Presse. Wenn man genauer zusieht, würde in einer Inseratenbesteuerung eben dieser Freiheit sogar ein ungeahnter Schutz erwachsen. Denn der Staat, der in dieser Besteuerung der Ankündigungen eine Einnahmequelle erschlossen hätte, würde doch gegen sein Interesse handeln, wollte er die Lebensbedingungen der öffentlichen Mittheilung dnrch polizeiliche Beschränkungen stören. Ich könnte mir eine Zeit denken, in der man in der Inseratenbesteuerung sogar ein Palladium der Preßfreiheit sehen dürfte.

Ich möchte die Besteuerung der Ankündigungen durch die Presse als Verkehrssteuer ansprechen. Aber schließlich kommt auf eine wohlbegründete Einordnung in das Stenersystem nicht so viel an als auf den Ertrag. Und von dem erwarte ich ein ganz Erkleckliches.

Ehe ich darauf und die Definition des Inserats eingehe, möchte ich zur Empfehlung noch eines steuertechnischen Vorzuges gedenken, den mein Object vor allen anderen voraus hat. Während nämlich alle Gegenstände, die sonst der Besteuerung unterliegen, gern Verstecken spielen, sucht das Inserat die Oeffentlichkeit berufsmäßig. Die Steuerpflichtigen müßten also nur ihre Veröffentlichungen bei der zuständigen Behörde abliefern, und diese würde wie an einem Elektricitätsmesser die Gefälle ablesen können.

Steht hier also ein großes Plus zu unseren Gunsten, so bietet allerdings die eigentliche Begriffsbestimmung des Steuerobjects die größten Schwierigkeiten.

Welche Unmenge von Abstufungen und Zwischenformen von der gewöhnlichen Anzeige in der Zeitung bis zu der Verlagsanzeige auf der letzten Seite des letztherausgekommenen Buches! Wie steht es mit dem Maueranschlage, wie mit dem Geschäftskataloge, wie mit dem Bierschoppenuntersatze, dem Aschenbecher in Wirthshäusern, dem Theaterzettel, den Anschlägen in Eisenbahnwagen? Auch die eigentliche Zeitungsankündigung tritt nicht immer nett und klar als solche in die Erscheinung; jeder Kundige weiß, daß sie auf tausend Wegen in den eigentlichen Text der Zeitungen hinüberzuwuchern sucht, wo sie dann als uninteressirte Aeußerung der Redaction wirken soll. Alles das will abgeschätzt und erwogen sein, ehe man zu einer reinlichen Bestimmung gelangt. An den nach Hannover führenden Bahnlinien entlang viele Meilen weit ins Land wird z. B. an Bauernhäusern und Planken eine bekannte Backfirma angepriesen. Eine Ankündigung ist das ganz gewiß, aber kein Inserat in unserem Sinne. Sie ist

Digitized by Google

auch schon dem geschmacklosen Hausbesitzer tributpflichtig geworden, der sich für ein elendes Stück Geld sein Haus verschimpfiren läßt.

Läßt Jemand einen Katalog der Waaren anfertigen, die er fabricirt oder mit denen er handelt, und versendet diesen selbst im größten Umfange an Kunden, so ist das zwar eine Ankündigung, aber kein Inserat. Es wird indessen eins, wird diese Geschäftsempfehlung einer Zeitung beigelegt. Denn es macht doch wohl keinen Unterschied, ob die Anpreisungen auf einer mit der Firma der Zeitung bedruckten Beilage oder auf einem selbstständigen, der Zeitung beigelegten Blatte verbreitet werden. Hauptmerkmal ist, daß das Blatt auf demselben Wege wie die Zeitung selbst den Lesern in die Hände gespielt wird. Wir sehen also, den Zusammenhang mit der Presse werden wir nicht los. Es kommt auf das periodische Erscheinen der Mittheilungen an, so daß z. B. die Anzeigentheile der Adreßbücher, der Fahrpläne, der Fremdenführer unzweifelhaft der vorgeschlagenen Steuer unterliegen würden. Denn noch ein weiteres Kennzeichen ist diesen Veröffentlichungen eigen. Der Unternehmer nimmt für Geld Mittheilungen eines Anderen auf in. Veröffentlichungen, die aus einem anderen Grunde als dieser besonderen Ankündigung wegen auf Verbreitung rechnen können. Die Bücheranzeigen auf den letzten Seiten der literarischen Erscheinungen hätten darnach steuerfrei zu bleiben, weil der Verleger seine eigenen Verlagsartikel empfiehlt. Würde er sich indessen, um es recht deutlich zu machen, dazu hergeben, bei dieser Gelegenheit auch Käse oder Cigarren eines Dritten anzukündigen, so wäre das ein Inserat und damit steuerpflichtig. Das reine Annoncenblatt, das vielleicht nicht einmal die bekannten kleinen eingestreuten Anecdötchen bringt, ist steuerpflichtig, denn jede einzelne Ankündigung steht der Gesammtheit aller übrigen als Anhängsel oder Einschiebsel gegenüber und ist eben deßhalb ein echtes Inserat. Aber wir brauchen nicht einmal so weit in der Zergliederung zu gehen: der Herausgeber des Blattes ist Mittelsmann und nimmt für jede Ankündigung Geld.

Man sieht also, so ganz unfaßbar, wie es erst schien, ist der Begriff nicht. Die Steuertechnik hat noch ganz andere Nüsse zu knacken.

Ich wiederhole. Zum Begriffe des Inserats gehört Entgeltlichkeit der Mittheilung, Verbreitung der Ankündigung durch einen Mittelsmann, Verbindung der Ankündigung mit einer Veröffentlichung, die auch ohne diese Ankündigung herauskommen würde, mag sie nun eine eigentliche Zeitung, ein Adreßbuch, ein Fahrplan, ein Theaterzettel, ein Annoncenblatt, ein Fremdenführer oder was sonst sein.

Es versteht sich nun, daß nicht jede Ankündigung an einer solchen Stelle mit dem gleichen Steuersatze getroffen werden soll. Die nothwendigen Ankündigungen des Arbeitsmarktes, die die Tendenz zur Reclame nicht zu haben pflegen, werden mit einem ganz geringen Satze davon kommen. Ebenso wird dem Angebote und der Nachfrage auf dem Wohnungsmarkte kein allzu großes Opfer zugemuthet werden dürfen. Ankündigungen aus dem Familienleben lassen wohl zuweilen einen Schein von Eitelkeit erkennen, sollen aber auch im Ganzen mit einem geringen Satze belegt werden, wenn man nicht vielleicht dazu gelangt, Flächen- oder Raumabstufungen zu schaffen, und so die besonders prahlerischen Familienanzeigen etwas unsanfter anfassen könnte. Ankündigungen, die der Wohlthätigkeit oder einem löblichen allgemeinen Interesse dienen, blieben wohl am besten ganz steuerfrei. Man sieht, es ist am meisten auf die Ankündigungen abgesehen, die den Güteraustausch in seinem weitesten Umfange fördern, besonders aber die eigentliche Reclame. Es ist die Eigenthümlichkeit des vorgeschlagenen Steuerobjects, daß es, wie es sich im Gegensatze zu allen anderen an die Oeffentlichkeit drängt, so auch seine Besteuerungswürdigkeit, d. h. die Leistungsfähigkeit des hinter der Ankündigung stehenden Steuerpflichtigen am sinnenfälligsten und lautesten verräth. Welcher Abstand zwischen dem einzeiligen Arbeitsangebot und der ganzseitigen Ankündigung eines Riesenbazars oder einer Emissionsfirma! Die Herausgeber der für uns in Betracht kommenden Veröffentlichungen würdigen dies selbst durch die Abstufung ihrer Gebührensätze, so daß die Steuereinziehung fast nach dieser Gebührenscala geschehen könnte, aber doch eben nur annähernd. Denn für den Staat kommen doch noch andere Gesichtspunkte zur Geltung als für den Geschäftsmann.

Eine Folge würde die Einführung der Inseratenbesteuerung sicherlich haben; sie würde ein genaueres Bild von der Benutzung eines Blattes Seitens der Inserenten geben, als es jetzt vielfach der Fall ist. Die irreführende Uebernahme von Ankündigungen aus anderen Blättern würde wohl ganz verschwinden. Denn ein Unternehmer wird wohl, um einen günstigeren Schein von der Beliebtheit seines Blattes zu erreichen, unbezahlte Annoncen übernehmen; aber auch noch die Steuern dafür zu zahlen, wird er nicht gewillt sein.

Die eigentlich unsittlichen Ankündigungen müßten mit der Einführung der Inseratensteuer verschwinden; denn der Staat kann aus schmutzigen Anerbietungen keinen Vortheil ziehen wollen.

Wie weit der Unternehmer in Stande sein würde, die Steuer abzuwälzen, läßt sich so ohne Weiteres nicht sagen. Die Concurrenz würde ihn wohl im Großen und Ganzen zwingen, sie selbst zu tragen. Nur bei Unternehmungen, die monopolartigen Charakter oder Umfang angenommen haben, würde er es durchsetzen können, daß der Inserent sie trägt. Eine Berechnung oder Veranschlagung des Steuerertrages ist zur Zeit nicht wohl möglich, dazu fehlt eine haltbare statistische Unterlage. Daß ihre Erhebung sich lohnen würde, wird selbst der heftigste Gegner zugeben. Daß dem Vorschlage, falls er ernstlicher erwogen werden würde, eine bittre Gegnerschaft erstehen würde, daran läßt sich wohl nicht zweifeln, aber das darf nicht abschrecken.

Die Ekstase in ihrer culturellen Bedeutung.

Von Heinrich Driesmans.

Die Ekstase ist in unserer nüchtern-praktischen Zeit stark in Mißcredit gerathen. Man pflegt unter ihr gewöhnlich eine „krankhaft“ gesteigerte Erregung des Seelenlebens zu verstehen, die nicht nur nichts fruchtet, sondern nur schadet, indem sie das klare, logisch-bewußte Denken trübt, zu mystischen und abergläubischen Vorstellungen geneigt macht und schließlich zum Wahnwitz leitet. Unser exact-wissenschaftlich geschultes Denken, unser geläutertes Empfinden, das für alle Vorgänge des äußeren und inneren Lebens eine naturgesetzliche, beweiskräftige Erklärung sucht und verlangt, will sich nur schwer auf Seelenzustände einlassen, die mit kühnem Schwung über alle systematisch Schritt für Schritt aufsteigende Erkenntniß hinwegsetzen, die letzten, tiefsten Wahrheiten im Fluge erhaschen und aus dem Abgrund des Seins heraufholen wollen, verwegen wie Faust den geheimnißvoll schöpferischen Dreifuß aus dem „Reich der Mütter“.

Gleichwohl ist auch im modernen Culturmenschen die Sehnsucht noch tief eingewurzelt, sich über das ermüdende Gleichmaß der Tage zu erheben und in den befreienden ekstatischen Zustand zu versetzen, sei es durch stimulirende Mittel, sei es durch die reine Schwungkraft seiner dichterisch, philosophisch, religiös, social-utopisch erregten Seele. „Diese Sehnsucht“ — so beginnt Thomas Achelis seine neueste

Digitized by Google

Buchveröffentlichung über das obige Thema*), dessen Gedankengang ich hier verfolgen will — „ist allgemein menschlich, wir begegnen ihr unter allen Himmelsstrichen, bei allen Völkern, so verschiedenartig sie auch sonst an geistiger Anlage sein mögen, und schon aus diesem Grunde müssen wir darin, wie seltsam uns auch mancherlei Begleiterscheinungen auf den ersten Blick anmuthen können, ein unveräußerliches Culturgut sehen. Aller Mißbrauch, der mit den betreffenden Mitteln getrieben ist, alle Entartung, die sie im Gefolge haben mag, alles sociale Elend, das durch Rausch, Narkose, Hypnose u. s. w. über weite Schichten der menschlichen Gesellschaft gebracht sein mag, beweist nichts gegen die einfache, schlichte Thatsache, daß jene künstliche Steigerung der menschlichen Kräfte über das gewöhnliche, alltägliche Maß hinaus die Quelle vieler, ja der meisten Culturgüter und Ideale geworden ist, an deren Schein und Licht wir uns noch jetzt erfreuen" (5).

Zu allen Zeiten und unter allen Völkern war die Ekstase Mittel zu dem Zweck, über den Zustand des zeitlichen, individuellen Ich's hinaus zu einer Vereinigung mit der Gottheit zu gelangen, sei dieser Gott, wie bei den tiefststehenden Völkerschaften, ein Fetisch, ein Dämon oder wie bei den Hellenen ein Apoll. Der in den ekstatischen Zustand Versetzte erscheint überall als von dem Gott „besessen", und die geheimnißvollen Worte und Laute, welche er von sich giebt, bis auf das sinnlose, wahnwitzige Gestammel des malayischen oder indianischen Medicinmannes, erscheinen als Eingebungen, als die Stimme höherer Wesen, die aus ihm und durch ihn sprechen. Von den widerwärtigsten Proceduren, Kasteiungen, rasenden Tänzen, Verstümmelungen und Verzerrungen, welche der Hervorrufung dieser Seelenverfassung bei den Wilden dienen, bis zur mystischen Contemplation des Buddhisten, der in das Nirvana einzugehen trachtet, und jenem eigenthümlichen Zustand, den man unter dem englischen Worte „Trance" versteht, in welchem die Seele gänzlich unempfänglich für äußere Reize und ihrer Umgebung entrückt ist, verrathen alle diese Versuche das gleiche Bemühen, zur Vereinigung mit einem höheren Wesen, mit Gott oder, wie die alten deutschen Mystiker sagten, zur „Vergottung" zu gelangen. Hierin bekundet sich somit „der echt religiöse Charakter der Ekstase" (21). „Dieser Zustand ist das Bewußtsein des Seins und der in diesem Sein verborgen ruhenden Allmöglichkeit, er ist die Empfindung des geistigen Unendlichen." So Ribot. Und wie das „Bild der Weltanschauung des Philosophen noch sehr abstract und metaphysisch gefärbt ist, so die Anschauung eines religiösen Mystikers mehr religiös, die eines Fetischpriesters grob sinnlich und materiell — der Grundzug der Ekstase ist überall derselbe" (22). Die Unterschiede beziehen sich nur auf den jeweiligen Culturzustand, sie werden von dem höher oder tiefer stehenden Culturbewußtsein bedingt; sie sind bloß äußerlicher Natur und berühren nicht das Wesen des ekstatischen Bedürfnisses. „Der Medicinmann, der einen Abwesenden dadurch umbringt, daß er einen vergifteten Pfeil in seiner Richtung wirft, oder der Verliebte, der die entfernte Freundin küßt, sie unterscheiden sich durch nichts. Der Poet, der im glücklichen Besitz eines von Schiller benutzten Tintenfasses wie Schiller dichtet, und der Eingeborene, der mit einer Kette von Jaguarkrallen um den Hals wie ein Jaguar stark ist, sie unterscheiden sich in nichts" (48).

An der Hand dieses Gedankengangs bringt Achelis ein reichhaltiges ethnographisch-culturgeschichtliches Material aus allen Völkerschaften zusammen und zeigt, daß der Sinn und Gipfelpunkt aller religiösen Culte die Ekstase ist, die Vereinigung des Geweihten mit dem Gott, dem gedient werden soll, das Eingehen des Letzteren in den Priester oder Zauberer, der sich ihm zu diesem Zwecke darbietet. „Diese Ekstasis ist ein vorübergehender Wahnsinn, wie der Wahnsinn eine dauernde Ekstasis ist. Aber die Ekstasis, die zeitweilige alienatio mentis, im dionysischen Cult gilt nicht als ein flatterndes Umherirren der Seele in Gebieten eines leeren Wahns, sondern als eine Hieromanie, ein heiliger Wahnsinn, in dem die Seele, dem Leibe entflogen, sich mit der Gottheit vereinigt" (81). Dem Hellenenthum war die Ekstase ursprünglich fremd. Durch den Dionysoscultus, der aus Thrakien seinen Einzug hielt, erst kam das ekstatische Moment in den religiösen Cult der Griechen, aber auch hier bewährte sich „die für das ganze Griechenthum so bezeichnende Dämpfung und Milderung der Affecte zu einem harmonischen Gleichmaß, die sich durch den Apollocultus vollzog" (84). Das dionysische Element wurde, um mit Nietzsche zu reden, der apollinischen Cultur unterworfen und, auf diese Weise gebändigt, in die harmonische Ordnung des Cultus und Lebens eingereiht. Apollo wurde so der Gott der Weissagung und heißt von nun an „der Epheugeschmückte, der bacchisch Erregte, der Wahrsager, und an seiner Orakelstätte in Delphi verkündete die in Taumel oder wenigstens Verzückung gerathene jungfräuliche Priesterin, von dem Gott selbst erfüllt, ihre Weissagungen, mit denen sie den Schleier der dunklen Zukunft lüftete" (84). So durch den Gott selbst bestätigt, mußte sich der griechischer Religion ursprünglich fremde Glaube befestigen, daß auf's Höchste gespannte Empfindung den Menschen über den gewöhnlichen Zustand seines Bewußtseins hinaus zu grenzenlosem Schauen und Wissen erheben könne. Und selbst ein Socrates glaubte sich bei wichtigen Entscheidungen von einer göttlichen Stimme, seinem „Dämon", geleitet und verstand seine Aufgabe gewissermaßen als religiöse Mission. Plato erkennt den wahren Philosophen als „gottbesessen" und seine Dialectik, in welcher er die Besonnenheit und Kälte des Logikers mit dem enthusiastischen Aufschwung des Sehers und Propheten verbindet, selbst reißt sich „über das mühselige, stufenweise fortschreitende Aufwärtsstreben von Begriff zu Begriff zuletzt empor an ihr Ziel in einem einzigen mächtigen Schwunge, der das sehnsüchtig erstrebte Ideenreich auf einmal und unmittelbar vor ihr aufleuchten" (88) läßt. Auch dem Neuplatonismus sind alle Cultusformen nur symbolische Handhaben für die unmittelbare Vereinigung des Individuums mit der Gottheit.

Bei der Behandlung der Ekstase in ihrer psychologischen Bedeutung zieht Achelis alle jene seelischen Vorgänge in Betracht, die sich der Controle des bewußten Ich entziehen und im sogenannten „Unterbewußtsein" ihren Ursprung haben: Somnambulismus, Visionen, Hallucinationen, Hypnose. Nach Forel ist das Bewußtsein für eine schärfere psychologische Analyse lediglich eine wissenschaftliche Abbreviatur für eine höchst complicirte Thätigkeit verschiedenartiger geistiger Functionen, eine Abstraction, die jeden Sinn verliert, sobald wir von diesen realen Vorgängen innerhalb jenes umfassenden Rahmens absehen. Max Dessoir unterscheidet ein Doppelbewußtsein, neben dem bewußten ein unterbewußtes Ich, das in jenen ekstatischen Zuständen die Oberhand gewinnt. „Typisch ist für die Ekstase die Hemmung des normalen Wechsels der Vorstellungen, die sonst in fortlaufendem Fluß den Inhalt unseres Bewußtseins füllen" (122). Auch der klarste Denker vermag die vielfachen geistigen Schwingungen seines Inneren von sich aus nicht aufzuhalten, nur in ein gewisses labiles Gleichgewicht zu bringen. „Alles das fällt bei der Ekstase fort, die umgekehrt jedes Auf- und Abebben der Anschauungen und Gefühle verschwinden läßt und das empirische, normale Bewußtsein ausschaltet" (123). Nach Ribot hört das Gehirn, das unter normalen Verhältnissen zugleich ein intellectuelles und ein motorisches Organ ist, in der Ekstase auf, motorisch zu sein. Die Empfindungen sind unterdrückt und mit ihnen die Associationen, welche durch sie hervorgerufen werden. Alles wird von einer einzigen Vorstellung absorbirt. „Aber jede Intelligenz leistet im Augen-

*) Die Ekstase in ihrer culturellen Bedeutung. Von Professor Dr. Thomas Achelis. Band I der „Culturprobleme der Gegenwart", herausgegeben von Leo Berg. Verlag Johannes Räde, Berlin 1902.

Digitized by Google

blick der Ekstase doch das Höchste, was sie leisten kann." Endlich hat die religiöse Ekstase als tiefste seelische Erregung im Gebet ihren Ausdruck gefunden, das in zwei Formen oder Wirkungen besonders seinen ekstatischen Charakter verräth: in der Inspiration und in der Krankenheilung durch das Wunder. Stoll nennt Christus einen wandernden „Suggestiv-Therapeut vom reinsten Wasser, der es als vollkommen ausgebildete Kunst verstand, sowohl im Einzelnen als in der Masse intensive Suggestiv-Wirkungen zu produciren." Hierher ist schließlich auch der religiöse Tanz zu rechnen, den insbesondere die Neuperser ausgebildet haben und von dem der furchtloseste der persischen Mystiker, Dschelaleddin Rumi, sagt: „Wer die Kraft des Reigens kennet, wohnt in Gott; denn er weiß, wie Liebe tödtet."

Wie unser bewußtes Ich zu dem anderen, unbewußten oder unterbewußten Ich, das in uns wohnt, so steht der einzelne Mensch zu dem socialen Verband, in den er sich eingeschlossen findet. Es ist etwas im Menschen, das mächtiger ist als er, und das sociale Leben ist mächtiger als das des einzelnen Menschen. Wir bilden — jedes Individuum — nur einen verschwindend kleinen Theil des großen socialen Organismus. Für den Culturhistoriker und Ethnologen ist diese socialpsychologische Perspective „eine Cardinal-Voraussetzung, ein Grundaxiom, ohne das er der verwirrenden Menge socialer Erscheinungen und Ideen völlig rathlos gegenüber stehen würde. Sprache, Mythologie, Religion, Recht u. s. w. sind für ihn organische, mit immanenter Nothwendigkeit wachsende Gebilde des menschlichen Geistes, bei denen es nicht selten sehr schwer, ja völlig unmöglich ist, einen etwaigen selbständigen Antheil des Individuums sicher nachzuweisen" (185). Gewohnheit, Nachahmung, Anpassung, instinctmäßiges Handeln spielen oft eine größere Rolle, als planmäßige Ausführung und Ueberlegung. So sehr, daß Individuen, die sich von dieser allgemeinen psychischen Atmosphäre absondern, indem sie den landläufigen Anschauungen in Sitte und Religion entgegen treten, in tragischem Conflict unterzugehen, als Aufrührer und Gotteslästerer an's Kreuz geschlagen zu werden pflegen oder dem Spott und Gelächter verfallen. Ueberwiegend und maßgebend ist bei der Ekstase der Affect, die Gemüthsdisposition und Stimmung, unwesentlich dagegen oder gar gleichgiltig „der Grad und die Höhe der intellectuellen Entwickelung oder der philosophischen Einsicht. Der scharfsinnigste Denker, der genialste Künstler, der von Wissensreichthum strotzende Gelehrte findet sich in der Ekstase mit dem einfachsten Handwerker, mit dem völlig ungebildeten, vielleicht des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern auf einer Stufe zusammen — Alle unterliegen unterschiedslos der elementaren Wucht einer sie begeisternden Idee" (193). Der Grund für diese psychische Ansteckung liegt in der Sympathie, auf der alle großen Schöpfungen des Völkerlebens in letzter Hinsicht basiren, Sprache, Mythologie, Religion, Sitte, Recht, Kunst. So gelangt das Mitgefühl im Laufe der Culturentwickelung zu sich immer steigernder ethischer Bedeutung. Die das gewöhnliche Maß überschreitende seelische Erregung läßt die egoistische Liebe zum Leben verachten und das Individuum sich der Gattung unterordnen.

Der Einzelne, so hoch man auch seine Persönlichkeit veranschlagen mag, bleibt doch immer Glied der Gattung. Nur in der Gemeinschaft können die menschlichen Triebe ihre sittliche Läuterung erhalten und ihrer wahren Bestimmung entgegen geführt werden. „Die Erhaltung der Familie, des Stammes, des Volkes und Staates, das sind die hehren objectiven Güter, deren Schutz jeder sittliche Kampf des Daseins gilt" (197). Durch die unmittelbare Beziehung zu unserer Umgebung erhält die Ekstase nun erst ihre rechte ethische Bedeutung und Weihe. Wenn ein Volk in heldenmüthiger Begeisterung seine Freiheit und Unabhängigkeit mit dem Tode besiegelt, dann bekundet es die „sittliche Kraft dieser auf das Aeußerste gesteigerten Affecte", und es giebt keine auf materielle Machtmittel sich anderweitig stützende Politik, die jenes ideellen Factors entbehren könnte. „Ohne eine tiefe, die ganze Nation durchfluthende Begeisterung für die allgemeinen Ideale kann keine große That, keine glückliche Erhebung gelingen." Gewisse ursprüngliche Sympathie- und Pietätsgefühle gewinnen hier über den egoistischen Instinct die Oberhand. Die Worte der sophokleischen Antigone, mit denen sie die grandiose Erhabenheit ihrer Gesinnung und ihres ganzen sittlichen Standpunkts ausspricht:

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da —

„sind ohne die Voraussetzung einer gewaltsamen, weit über das sonst bei ihren Landsleuten übliche, ja statthafte Maß hinausgehenden Erhebung, einer vom stärksten ethischen Pathos erfüllten Ekstase" (199) undenkbar. Darin bekundet sich die ethische Bedeutung der Ekstase, die wirklich sittlichen Werth nur dann hat, „wenn sie als die Krone und die letzte Steigerung eines andauernden ernsten Strebens und Willens sich giebt, der in einer Selbstaufopferung des Individuums zu Gunsten humaner Normen und Ideale gipfelt" (200). So hebt nach Wundt auch den Schwachen nicht selten der Augenblick in entscheidenden Lagen über seine gewohnte Interessensphäre hinaus und befähigt ihn durch ein plötzliches Aufleuchten des Gesammtwillens in seinem Bewußtsein zu sittlichen Leistungen, die ihm selbst bei kühler Besinnung kaum verständlich sind. Diese gänzliche Durchdringung des Einzelnen mit einer einzigen, sein Denken und Fühlen beherrschenden Idee offenbart ihre ethische Bedeutung besonders im religiösen Martyrium, wo dieses Pathos der Ekstase entweder die Helden die wahnsinnigsten Schmerzen freudig ertragen oder sie in der That unempfindlich werden läßt gegen alle Pein. Weiterhin darf das ekstatische Moment in der Erziehung nicht außer Acht gelassen werden. Eine gewisse freudige Stimmung und Begeisterung ist hier von nicht zu unterschätzendem, ethischem Werth. Neben der sorgfältigen Erziehung und Leitung des kindlichen Naturells liegt die eigentliche unerschöpfliche Quelle alles weiteren Fortschritts „in der nachhaltigen Gluth und edlen Begeisterung, die erst ein geschickter Lehrer in den Herzen der Jünglinge zu erzeugen vermag" (206).

Endlich die Bedeutung der Ekstase in der Kunst. Alle großen Künstler gestehen übereinstimmend, daß sie plötzlich, ohne ihr Zuthun, von einem unwiderstehlichen, dunklen Drang überrascht, wie in einer eigenthümlichen Weltentrücktheit, Trunkenheit oder überirdischen Begeisterung ihre Werke schufen. Und wie diese Begeisterung die unerläßliche Voraussetzung für alles künstlerische Schaffen und Genießen bildet, so zeigt auch die ganze Weltanschauung eines genialen Menschen diese Selbstentäußerung. „Dies intensive Trachten nach dem Wesen, der eigentlichen verborgenen Idee, dem Zusammenhang der Dinge tritt bei aller sonstigen metaphysischen Verschiedenheit des Standpunkts bei allen wahrhaft großen Denkern von Plato bis auf Schopenhauer übereinstimmend mit gleicher, fast könnte man sagen, elementarer Gewalt hervor. Die kalte Nüchternheit der verstandesmäßigen Auffassung weicht einer vor innerer Erregung überquellenden, den ganzen Menschen packenden Ekstase, einem tiefen Pathos, das auch ganz ausdrücklich die Beseitigung der unsere Individualität begründenden Schranken im Strom eines alles umspannenden kosmischen Lebens fordert" (214).

Die vielberufene Ekstase erweist sich sonach in der abnormen Steigerung unserer Empfindungs- und Gefühlswelt als ein unveräußerliches Culturgut, dem wir unter der Herrschaft und Bändigung eines starken Intellects — wie beim Dichter, Künstler und Denker, dem genialen Menschen überhaupt — das Höchste verdanken, was der Menschengeist zu leisten fähig ist. Alle großen, genialen Werke und Thaten sind in einem gewissen ekstatischen Zustand vollbracht worden und konnten nur aus einem solchen heraus gelingen, in welchem das gewöhnliche bewußte Ich mit seinen kümmerlichen,

Digitized by Google

alltäglichen Sorgen und Mühen, mit seiner ganzen subjectiven Belastung für Momente aussetzt, um einem mächtigeren, dämonischen Ichwesen Raum zu geben, das in uns ruht und mit dem untersten Grunde des Alllebewesens sympathetisch verbunden scheint in der plastischen Kraft der Natur, aus der alle Lebensgestaltungen und Erscheinungen hervorgehen. Wir möchten diese Triebkraft, auch in ihren niederen Formen, nimmer missen, die den Geist des Menschen zu einem Gedanken und Gefühl in sich zusammenzufassen vermag und ohne welche der Menschengeist verdorren und veröden müßte. Die mangelnde Fähigkeit zur Ekstase, zu geläuterter, hoher seelisch-geistiger Ergriffenheit, macht es, daß die modernen Menschen keiner so großen einheitlichen Kraftleistungen mehr fähig sind, wie die Menschen der früheren Zeit, und daß insbesondere die so heiß ersehnte und erstrebte neue Blüthe der Kunst ausbleibt, für welch Letztere wie nirgends sonst höchste Seelenspannung und Kraftconcentration auf einen Punkt in Frage kommt.

Das vorliegende Werk erscheint darum sehr „zeitgemäß", und Achelis hat sich ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er das Augenmerk wiederum auf seelische Vorgänge lenkt, die in unseren Tagen nur noch in niederen Formen gleichsam verwildert vorkommen, dennoch aber zum Höchsten berufen sind und den Menschen zu seinen höchsten Kraftleistungen befähigen. Wenn etwas uns über die vielbeklagten modernen socialen und sonstigen Mißverhältnisse hinaus zu helfen vermag, so allein die Ekstase in Form edler Begeisterung.

Literatur und Kunst.

Gegen die Anthologien.

Von Max Hoffmann.

Seit den entlegenen Tagen des Meleager, der zur Zeit des Pompejus einen „Kranz" griechischer Epigramme herausgab, ist es bis in die neueste Zeit hinein Sitte geblieben, Dichtungen verschiedenster Autoren in einer Sammlung zu vereinigen und dem Publicum darzubieten. Es ist auch kaum zu bestreiten, daß solche Anthologien eine gewisse Berechtigung haben. Nur wenigen Berufenen ist es möglich, den Ueberblick über die unerschöpfliche Versproduction zu bewahren und sich aus dem thurmhoch angehäuften werthlosen Zeug das Gute herauszusuchen. Deßhalb sind derartige Sammlungen für den Hausbedarf der vielbeschäftigten Menschheit ebenso zweckdienlich, wie gemischtes Gemüse und andere sorgsam zusammengestellten Genüsse. Und auch die Dichter selbst haben ein Interesse daran, in solche Sammlungen aufgenommen zu werden. Gar Mancher von ihnen hat in einem dicken Bande nur ein Paar wirklich schöner Gedichte, die mit dem Wust, der sie umgiebt, klanglos zum Orkus hinabgeglitten wären, wenn sie nicht durch einen aufmerksamen Sammler gerettet und der Mit- und Nachwelt überliefert worden wären. Und wenn dieser Zusammensteller ein feinfühliger Kenner ist, so ist gegen seine Arbeit kaum etwas einzuwenden, sie ist im Gegentheil oft ein verdienstvolles Werk. Von diesem Gesichtspunkt aus entstanden die zahlreichen Musenalmanache des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die unleugbar viel dazu beitrugen, lyrische Erzeugnisse bei der großen Menge populär zu machen. Der Gedanke, von dem die Herausgeber, die oft selbst Dichter ersten Ranges waren, geleitet wurden, war der, einen Mittelpunkt für die neuesten lyrischen Erzeugnisse zu schaffen, und in diesem Sinne war ja Schiller's von 1796—1801 herausgegebener Musenalmanach geradezu von epochemachender Bedeutung.

In der hochgelobten Zeit der Stereotypie und der Schnellpressen bemächtigten sich aber andere als jene berufenen Literaturkenner dieser Arbeit. Man hatte eingesehen, daß damit ein ganz gutes Geschäft zu machen ist, wenn es rationell und mit der nöthigen Ausbeuter-Findigkeit betrieben wird, und bald begannen wie Pilze nach einem warmen Spätsommerregen in schier unabsehbarer Zahl die Sammlungen im deutschen Dichterwalde emporzuschießen. Da ist es entweder ein rühriger Verleger, der die leicht erworbene Waare feil hält, oder ein fragwürdiger Dichter, der auf diese Weise die mißrathenen Kinder seiner blutarmen Muse in die Oeffentlichkeit mit einschmuggeln will, oder ein mit seinem sonstigen Einkommen nicht recht zufriedener männlicher oder weiblicher Schriftkundiger, der sich durch ein solches Buch einen sehr willkommenen Nebenverdienst verschaffen möchte. Und nun wird frisch darauf losgewurstelt, denn die Arbeit ist ja nicht schwer. Sie erfordert von Kenntnissen weiter nichts, als eine gewisse Lesefertigkeit, und an Fähigkeiten die sichere Handhabung einer Papierscheere und eines in Gummi getauchten Pinsels. Es werden einfach die Gedichtbände genommen und auseinander geschnitten, das Unbrauchbare wandert in den Papierkorb, während das zu Verwendende sauber aneinander gereiht wird und nöthigen Falls einzelne Verse abgeschrieben werden. Besonders kluge und respectable Verleger lassen einen Prospect drucken, den sie als eine Art Leimruthe versenden und durch den dann eine ganze Reihe kleinerer und größerer Poeten eingefangen werden. Er lautet ungefähr folgendermaßen:

Ew. Hochwohlgeboren! Haben Sie die Güte, davon Kenntniß zu nehmen, daß in kurzer Zeit eine Anthologie unter dem Titel (folgt eine möglichst poetische Bezeichnung, z. B.: Poetengrüße, Spielmannsklänge, Harfentöne, Worte des Herzens, O frage nicht! u. s. w.) in unserem Verlage erscheint. Das Werk soll eine Sammlung nur guter lyrischer Gedichte bringen. Wir bitten zu diesem Zweck Ew. Hochwohlgeboren um gefällige Zusendung einiger Beiträge. Auf innere wie äußere elegante Ausstattung desselben werden wir unser besonderes Augenmerk richten. Für Mitarbeiter (!) haben wir wiederum (!) einen Subscriptionspreis festgesetzt und bitten bei Bestellung des Werkes sich nebenstehenden Formulars bedienen zu wollen . . .

Also dafür, daß der arme Poet seine Manuscripte zur Verfügung stellt, hat er das Recht, auf das „Werk" mit dem funkelnagelneuen Titel abonniren zu dürfen! Aber trotzdem erhält der Sammler ganze Berge von Zusendungen und hat weiter nichts zu thun, als das ihm Passende auszuwählen. So hat er von vornherein Interessenten, die sich kindisch freuen, daß sie auch einmal gedruckt werden, für sein Buch gewonnen, ist aber klug genug, auch gute Gedichte von anerkannten Größen zwischenzumischen, damit die Sammlung ein gewisses ehrwürdiges Aussehen bekommt. Nun sichtet er das Ganze und theilt es in Rubriken ein: Glaube — Liebe — Hoffnung — Trost — Jahreszeiten — Gott — Welt — Heimath — Sehnsucht — Schmerz — Tod u. dgl.

So geschieht es, daß jahraus jahrein hunderte derartiger Sammlungen in die Welt geschickt werden und auch wohl guten Absatz finden, denn sonst würden nicht immer und immer wieder solche Sammelsurien auftauchen. Da es oft ganz unfähige Leute sind, die als Herausgeber fungiren, so wird nicht selten ein heilloser Haufen von Spreu mit wenigen guten Körnern darunter auf den Markt geschüttet, und das ist ideell das Gefährliche dabei: das Publicum spottet oder ärgert sich und verliert mehr und mehr den Geschmack an Versen, und die kleinen Reimschmiede, deren es mehr als zwölf Legionen giebt, werden in dem Wahn bestärkt, daß sie eine Berechtigung hätten, unsere Sprache und unser Gefühl zu mißhandeln.

Digitized by Google

Die Sache hat aber auch eine sehr reale Seite: Geldverdienst. In England geht man sogar noch weiter und veranstaltet auch Sammlungen, in denen Auszüge aus Prosawerken enthalten sind. Es ist aber bei dem praktischen Sinn unserer Vettern jenseits des Canals kaum anzunehmen, daß die Autoren solche Proben aus ihren Werken umsonst hergeben. Wer steckt hingegen bei uns den ganzen Ertrag in die Tasche? Der Verleger und allenfalls der Herausgeber, während der eigentliche Producent, der Dichter, leer ausgeht. Er wird ausgebeutet wie ein vertrauensseliger Haushalter durch einen gewissenlosen Bankdirector.

In Erwägung dieser Thatsachen haben sich jetzt sieben teutsche Tichter, die sich allem Anscheine nach bescheidentlich für die ersten Vertreter der deutschen Lyrik halten, zusammengethan, um der weiteren Ausbeutung entgegenzutreten. Sie weisen darauf hin, daß die bekannten und vielverbreiteten „Dichtergrüße“ einer fingerfertigen alten Dame, die sich Zeit Lebens mit Erfolg auf dem bequemen Gebiete von Gedichtsammlungen bewegt hat, bereits in der sechzehnten Auflage erscheinen, ohne daß die Firma auch nur die Andeutung eines Aequivalents an die Dichter für nöthig hält. Sie haben nun ein Kartell geschlossen und sich gegenseitig verpflichtet, den Verlegern und Herausgebern von Anthologien oder Zeitschriften, auch Zeitungen, stets bestimmte Nachdrucks-Bedingungen zu stellen und zwar:

Mindestens fünfzig Pfennige Honorar für die Verszeile, rechtzeitige Zustellung der Correctur und Zusendung eines Belegexemplars sofort nach Erscheinen.

Man muß diese Bedingungen als durchaus verständig und gerecht bezeichnen. Es wird gewöhnlich angenommen, daß die Verhältnisse für die Dichter früher ungünstiger waren als jetzt. Das ist, wenigstens für die Lyriker, durchaus nicht zutreffend. Wir wissen aus den Biographien Schiller's, Schwab's, Chamisso's, Heine's, Fontane's und Anderer, daß die Herausgeber damals immer Honorar für die aufgenommenen Gedichte zahlten. Sollte es einigen Verlegern nicht möglich sein, die Bedingungen innezuhalten, so mögen sie die Herausgabe einer Anthologie ruhig unterlassen. Die Welt wird nichts daran verlieren. Je weniger erscheinen würden, desto besser könnten sie sein.

Die sieben Dichter, die wie die sieben tapferen Schwaben mit eingelegtem Federhalter gegen capitalistische Ausbeuterei vorrücken, fordern in einem Aufruf Alle, die sich ihnen anschließen wollen, auf, ihnen ihre Zustimmung zu senden, und sie werden sicher in kurzer Zeit eine Achtung gebietende Phalanx hergestellt haben, mit der die Verleger rechnen müssen. Ich fürchte nur, daß dies Vorgehen der Sache selbst kaum zum Segen gereichen wird. Da die guten Gedichte kaum mehr gratis zu haben sind, so werden die Anthologien noch schlechter werden, als sie schon sind. Das Ganze entbehrt übrigens nicht eines gewissen komischen Beigeschmacks, insofern als unter den Kartellgründern zwei Herren vertreten sind, die selbst Anthologien herausgegeben haben, ohne an die Mitarbeiter einen Pfennig Honorar zu zahlen.

Wie man den Sänger der Lenore geehrt hat.

Ein Wort über Dichter-Denkmäler.

Von Erich Ebstein (Göttingen).

Als sich in Frankfurt im Jahre 1837 ein Comité gebildet hatte zur Errichtung eines Standbildes zu Ehren Goethe's, war es bekanntlich Arthur Schopenhauer, der ein „Gutachten über das Goethe'sche Monument“ einreichte.*) Als „leitende Grundsätze“ gab Schopenhauer erstens an, daß bei Werken dieser Art Mangel an Einsicht und Geschmack nicht compensirt werden könne durch die Größe des gemachten Aufwandes, wohl aber umgekehrt; zweitens solle das Denkmal eines großen Mannes einen erhabenen Eindruck machen; das Erhabene sei stets einfach; drittens Statuae equestres et pedestres, also ganze Figuren, Standbilder seien, wohlerwogen, nur solchen Männern angemessen, welche mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Kopf, ja oft wohl auch noch mit Arm und Bein für die Menschheit thätig gewesen, also Helden, Heerführern, Herrschern, Staatsmännern, Volksrednern, Religionsstiftern, Heiligen, Reformatoren u. s. f. Hingegen Männern von Genie, also Dichtern, Philosophen, Künstlern, Gelehrten, als welche eigentlich nur mit dem Kopfe der Menschheit gedient haben, gebühre bloß eine Büste, die Darstellung des Kopfes. Man wird zugeben müssen, daß diese Grundsätze Schopenhauer's noch heute für jedes Denkmal-Comité beherzigenswerth erscheinen müßten!

Da gerade in diesen Tagen durch die jüngst in Hamburg in's Leben gerufene „Deutsche Dichter-Gedächtniß-Stiftung“ die Frage über die Dichter-Denkmäler wieder einmal brennend geworden ist, so möchte ich mit diesen Zeilen einen kleinen Beitrag dazu liefern. Dr. Ernst Schultze, der Begründer dieser Stiftung, hat die Motive zu seinem Unternehmen in einem besonderen Hefte**), beredt und beweglich dargelegt. Die Broschüre gipfelt in dem beherzigenswerthen Vorschlag, den Peter Rosegger jüngst im „Heimgarten“ zur Denkmalswuth gemacht hat. Er sagte dort: „Die Denkmäler entstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken, so lange es möglich. Ich weiß Denkmäler, die viele Tausende von Gulden kosten, die mit größter Mühe zusammengebettelt werden. Bei der glänzenden Enthüllungsfeier sind sogar aus den Werken des betreffenden Dichters Aussprüche citirt worden — im Uebrigen aber? Keiner kauft das Buch, Keiner liest es.***) Wenn das große Capital, das für ein Dichterdenkmal aufgebraucht worden, zinsbar angelegt würde und aus demselben jährlich Hunderte von Exemplaren der Werke des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung für Volksbibliotheken richtig vertheilt werden möchte — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergängliches Denkmal!“

---

*) In dieser Zeit schrieb auch Dingelstedt in seinem „Wanderbuch“ (S. 139 f.), als er 1837 in Göttingen der Enthüllung der Statue Wilhelm's des Vierten beigewohnt hatte „. . . die Bildhauerkunst unserer Tage scheint für dergleichen öffentliche Aufgaben kein Genie, noch Geschick mehr zu haben. Was ist, selbst unter Ritter Thorwaldsen's Händen, aus dem Gutenberg in Mainz geworden? Was wird aus Goethe werden? Was aus allen Bildsäulen, zu denen ein unsinniger Hang unserer spielsüchtigen Zeit die Speculanten hinriß! Nein, die Bildhauerkunst liegt heutzutage im Argen . . .“

**) Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und Anderes. Leipzig. Verlag von L. Staackmann 1902 (32 Seiten). Mit einem Motto von G. Falke.

***) Hier mag man sich auch folgender Verse erinnern:

„Für Storm ein Denkmal — der Gedanke,
Sagt Ihr, sei ganz nach Eurem Sinn,
Und gerne gäbet Ihr zwei blanke
Reichsdoppelkronen dafür hin.

Manch eins von seinen Meisterstücken
Fehlt noch in Eurer Bücherei.
Kauft, kauft! Das würd' ihn mehr entzücken,
Als wenn Ihr tragt zum Denkmal bei!“

Digitized by Google

Es kann und soll hier indeß nicht der Ort sein, Schultze's interessanten Auseinandersetzungen im Einzelnen zu folgen; es wäre nur zu wünschen, daß die gesunden Keime, die in diesem Heftchen stecken, baldigst aufschießen mögen. Als sich Schultze besonders gegen die Willkür in der Auswahl der Denkmalsgrößen wendet, glaubt er irrthümlich, man habe bis jetzt dem Sänger der Lenore überhaupt noch keinen Denkstein errichtet!

Daher halte ich es für angezeigt, im Folgenden einen Abriß zur Geschichte der für Gottfried August Bürger errichteten Denkmäler zu geben, die immerhin interessant genug ist, um zu zeigen, wie man einen unserer größten Dichter und Denker im Laufe der Zeit geehrt hat.

Daß die sogenannte „Denkmalsucht" nicht so modern ist, wie Schultze zu denken scheint, zeigt die Thatsache, daß sich bereits eine Woche nach Bürger's Tode unter den Freunden des Verewigten eine Bewegung bildete, dem Dichter einen Leichenstein zu setzen.

Am 13. Juni 1794 veröffentlichte Bürger's Freund und Arzt Dr. Ludwig Christoph Althof, Professor der Medicin zu Göttingen einen „Vorschlag zu einem kleinen Denkmal auf Bürger" in der von Biester herausgegebenen Berlinischen Monatsschrift. Althof wollte, daß die Stelle des Kirchhofs, wo dieser originale, echtdeutsche Dichter begraben liegt, mit einem prunklosen, aber geschmackvollen Steine bezeichnet werde", wie Biester einige Monate später ebenda schrieb. Aber aus dem Leichenstein für Bürger wird ein Denkstein, der im Jahre 1799 in dem Ulrichischen Garten in Göttingen seine Aufstellung findet. Die Denksäule, von den Hofbildhauern Gebrüder Heyd in Cassel gefertigt, besteht aus einer auf einem Sockel stehenden Statue, die eine Germania vorstellt, welche die Urne ihres Dichters mit einem Eichenkranz bekränzt. Habent fata sua — monumenta! Trotzdem der Besitzer des öffentlichen Gartens für sich und seine Erben, und zwar mit Einwilligung des Magistrates, versprochen hatte, das Denkmal nie von der Stelle zu rücken, so wurde es doch — gegen 1850 — an den sog. Schwanenteich am Groner Thore in die städtischen Anlagen gesetzt, wo es noch heute steht; dort hat das „Monument" aus Sandstein einen Oelfarbenanstrich erhalten, und der Zahn der Zeit hat seine zerstörende Gewalt daran ausgeübt!

So viel*) von dem ersten Denkstein für den Sänger der Lenore!

Arthur Schopenhauer**), der bekanntlich zwei seiner Studentenjahre in Göttingen verbrachte, erinnert sich in den „Senilia" außerdem noch an eine in Ulrich's Garten befindliche hölzerne Büste Bürger's, die — da von Holz — wohl bald untergegangen sein wird.

Weit wichtiger und interessanter erscheint mir — um in der Reihe der für Bürger errichteten Denkzeichen chronologisch fortzufahren — die ihn darstellende Büste auf der Walhalla bei Regensburg.

Die von König Ludwig I. von Bayern in den Jahren 1830 — 42 nach Leo v. Klenze's Entwurf für „Walhalla's Genossen" erbaute Ehrenhalle beschäftigte den damaligen Kronprinzen bereits 1807, da er besonders mit Johannes von Müller über die in dem Ruhmestempel aufzustellenden, nach verbürgten Vorbildern zu verfertigenden lebenswahren Brustbilder großer Deutscher berieth; es wurde ausgemacht, daß diejenigen Walhalla-Genossen, von denen man keine gleichzeitigen glaubwürdigen Bildnisse fand, nur Marmortafeln mit vergoldeter Erzschrift erhielten. Man sieht schon daraus, mit welcher Ueberlegung und Besonnenheit dieser Ehrentempel vorbereitet wurde. Die Walhalla enthält heute 102 Marmorbüsten, deren Aufstellung nach den Todesjahren der Genossen Walhalla's erfolgte; so steht die Bürgerbüste in einer Reihe mit der von Justus Möser, Katharina II. von Rußland, Klopstock und Wilhelm Heinse.

Der Schöpfer der Walhalla, König Ludwig I. v. Bayern, hat selbst in seinem Werke „Walhalla's Genossen", München, 1842*) begründet, warum er die einzelnen Genossen in seine Ehrenhalle aufnahm; es haben nur elf Dichter dort Aufnahme gefunden. Ueber Bürger heißt es**):

„Gottfried August Bürger.
Geboren in Wommerswende***) 1748,
Gestorben in Göttingen 1794,

Predigerssohn aus dem Halberstädtischen wuchs Bürger sehr langsam an Körper und Geist, konnte bis in sein zehntes Jahr bloß Teutsch lesen und schreiben, dichterische Einbildungskraft aber zeigte sich frühe schon in dem, Einsamkeit, schauerliche Orte Suchenden. Zur Gottes-Gelehrtheit bestimmt, wurde sie jedoch bald aufgegeben, die Rechtskunde ergriffen: auch sie gefiel ihm nicht, nur Dichten Unglücklich, nicht ohne eigene Schuld, fast sein ganzes Leben; auch hatten sich Nahrungssorgen zeitig bereits zu ihm gesellt, und verließen sie ihn, geschah es nur, um gar bald zurückzukehren. Der lange seinem Vaterlande ein Lieblingsdichter, mußte in derselben Zeit, um sein kümmerliches Brod zu gewinnen, für Buchhändler Lohnübersetzungen verfertigen. Endlich in Göttingen außerordentlicher Professor, wobey jedoch keine Besoldung, war er's ziemlich lange, als er starb. Ideal blieb ihm fremd, dem Sinnlichen fröhnten seine Gedichte; von Schiller durchaus verschiedener Richung. Kein Nachahmer, Urdichter (Original) ist Bürger; in Balladen seines Vaterlandes größter. Weil er der teutschen Sprache lebendigen Ausdruck fand, auf's Meisterhafteste anwandte, darum wurde ihm eine Stelle Walhalla's. Wie wenn das Auge ein unbekanntes holdes Land erblickt, so ist dem Bürger's Werke lesenden Teutschen; freudig überrascht sieht er seiner Sprache ungeahnete Schönheit."

Ehe ich des Genaueren auf die Büste Bürger's und ihren künstlerischen Werth eingehe, muß ich einige Bemerkungen über den Bildhauer und über die Verhältnisse, unter denen er arbeitete, einschalten.

Der Bildhauer der Bürgerbüste — im Ganzen hat er dreiundzwanzig Büsten für die Walhalla gefertigt — ist Christian Friedrich Tieck (1776 — 1851), der Bruder Ludwig Tieck's; als er diese Büste ausführte, stand er im 42. Lebensjahre; aber bereits 1801 hatte Tieck in Weimar Gelegenheit gehabt, Goethe zu modelliren, und durch dessen Vermittelung konnte er im folgenden Jahre Gypsbüsten von F. A. Wolf, Voß, Herder und Cl. Brentano anfertigen; 1808 führte Tieck die Kolossalbüste Goethe's für die Walhalla in Marmor aus; ich werde auf dieselbe im Folgenden noch kurz zu sprechen kommen. Die Jahre 1808—11 brachte Tieck in München zu, wo er zuerst in nähere Beziehungen zu dem Kronprinzen getreten sein mag. Bald darauf (1812) ging er nach Rom, um für die Walhalla zu arbeiten, wo er Rauch kennen lernte; des Marmors wegen siedelten sie bald nach Carrara über, wo sich eine so innige Freundschaft zwischen beiden Künstlern entwickelte, daß, als Rauch 1813 Carrara verlassen mußte, Tieck Sonntag für Sonntag an Rauch berichtete, was gearbeitet und vorgefallen war. Und Tieck arbeitete nicht wenig in Carrara, wo er bis 1819 blieb. Im Allgemeinen leitete den Bildhauer bei der Arbeit „das Streben nach seiner Seelen-Eigenthümlichkeit. Seine künstlerischen Neigungen waren auf engeren Anschluß an die Antike gerichtet", als dies bei Rauch der Fall war, der die Ueber-

*) Näheres in meinem Aufsatz: „Geschichte des ersten Denkmals für G. A. Bürger in Göttingen" (Hannov. Geschichtsblätter [1901] S. 442—447).

**) Ebenda S. 68 — 76 meine Arbeit über „Schopenhauer als Student in Göttingen".

*) Die zweite Auflage, vermehrt durch beigegebene Holzschnitte der Büsten, erschien ebenda 1847.

**) 1. Aufl. (S. 232 f.); 2. Aufl. (S. 275 f.)

***) Fälschlich für „Molmerschwende".

Digitized by Google

zeugung hatte, daß Tieck's Büsten die schönsten in der Walhalla sein würden.

Tieck war also während seines fast siebenjährigen Aufenthalts in Carrara meist mit der Fülle von Bildnißbüsten beschäftigt; diese Arbeit scheint ihm doch mit der Zeit etwas eintönig gewesen zu sein und ihn ein wenig gelangweilt zu haben; jedenfalls schrieb Rauch für seinen Freund eigens an den Kronprinzen, um ihm vorzustellen, wie wohl es thun würde, die ewige Büstenarbeit, mit der er Tieck gefesselt hielt, einmal mit einer anderen Arbeit idealerer Natur zu unterbrechen. Wenn man Tieck getadelt hat, daß er so lange in Carrara sitzen blieb, so that er das nur im Interesse seiner Schwester, für die er sich viel zu viel mühte, um durch einträgliche Büstenarbeit — er bekam für jede Büste 550 Gulden (also noch nicht 1000 Mark) — Geld für sie zu schaffen.

Und dennoch hat Tieck schließlich besonders durch seine Büsten Ansehen erlangt. „Sie zeichneten sich durch charakteristische Auffassung aus, Tiefe des Ausdrucks verband sich mit Schönheit und Würde." Rauch mußte selbst wieder gestehen, daß er sich immer quäle, um die Anmuth und Idealität zu erreichen, welche Tieck seinen Büsten zu geben wisse.*)

Nun zu der Bürgerbüste Tieck's selbst!

In meiner Arbeit, die Bürger-Bilder betreffend**), war mir die Tieck'sche Bürgerbüste entgangen; vor Kurzem wurde ich durch Herrn Lehrer O. Schroeter in Dankerode am Harz freundlichst auf dieselbe hingewiesen; daraufhin habe ich mir die eben mitgetheilten Notizen über die Walhalla und Tieck zusammengetragen, in denen ich aber nichts Specielles über den Werth der Bürgerbüste gefunden habe. Die einzige brauchbare Abbildung der Büste fand ich in einer Photographie (28 : 34 cm) des Kgl. Hofphotographen Bernh. Dittmar in Regensburg und München, der allein vom Kgl. Bayer. Ministerium die Erlaubniß hat, die in der Walhalla befindlichen Büsten zu photographiren; auf der Photographie sieht man einen Theil der westlichen Wandseite der Walhalla, die 18 Büsten und die Victoria zeigt; darauf erscheint die Bürgerbüste zwar scharf, aber nur in der Größe von $1^1/_2 : 2$ cm.

Um ein endgiltiges Urtheil über die Tieck'sche Arbeit zu gewinnen, habe ich mir die Originalbüste auf der Walhalla selbst angesehen, als mich der Weg am letzten Julitage von München aus über Regensburg führte.

Gleich beim Eintritt in die große Halle gewahrt man linker Hand die (etwa 60 cm) überlebensgroße Porträtbüste des Dichters; sie trägt vorn am Sockel die Worte:

GOTTFR : AUG : BUERGER.
DICHTER.

Rechts unten am Sockel (stets vom Beschauer aus gerechnet) steht die Bemerkung: „Im Jahre 1817 von Friedr. : Tieck."

Die Marmorbüste zeigt, wie mir scheint, etwa den im Anfang der vierziger Jahre stehenden Dichter en face. Der etwas emporgehaltene Kopf, von dem die starken Haarlocken an beiden Seiten auf die Ohren herabfallen, ist ein wenig nach links herüber gewandt. Am wirksamsten nimmt sich die Büste, von der rechten Seite gesehen, aus, von welcher man den Kopf prächtig im Profil sieht; — und Bürger sofort erkennt — „die für seinen Körper zu großen und starken Züge seines Gesichts, die Kühnheit in seiner Stirn und Nase, die schönen Augen voll Empfindung und Phantasie, die schwungreiche, himmelan gerichtete Haltung des Kopfes"*) — dagegen muthet den Beschauer die Tieck'sche Arbeit von vorn fremd an, d. h. wenn man Vergleiche zieht betreffs der Aehnlichkeit mit den sonst erhaltenen Bürger-Porträts.**)

Trotzdem glaube ich doch wohl mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, daß der Bildhauer seiner Arbeit den anonymen Kupferstich Bürger's zu Grunde gelegt hat***), der nach einer Zeichnung des Göttinger Kunsthistorikers Fiorillo gemacht ist und vor der im Jahre 1796 erschienenen Prachtausgabe der Bürger'schen Gedichte steht. Dafür scheint mir vor Allem die Haltung des Kopfes nach links, die sowohl der Kupfer als auch die Büste zeigt, zu sprechen. Ich wüßte auch nicht zu sagen, nach welchem Porträt Tieck sonst gearbeitet haben sollte†); denn zu der Zeit, als er die Büste Bürger's in Marmor ausführte, war dieser Kupfer wohl für ihn — er arbeitete ja in Carrara — das noch am leichtesten zu erreichende Porträt Bürger's und wohl auch das beste, d. h. mit das „gleichzeitig glaubwürdigste", worauf ja bei den Büsten in der Walhalla überhaupt, wie schon oben hervorgehoben wurde, besonderer Werth — und mit vollem Recht — gelegt wurde.

Jedenfalls hat Tieck in der Büste Bürger's den Dichter der Lenore stark idealisirt dargestellt und hat sich damit nicht streng an die Porträtähnlichkeit gehalten. Am Schluß dieser Arbeit werde ich des Näheren auf die Anforderungen eingehen, die man an eine Denkmalsbüste oder an eine Büste überhaupt zu stellen hat oder haben sollte.

Doch vorher muß ich kurz des Grabsteins gedenken, der auf Bürger's angeblichem Grabe steht — denn man weiß nicht genau zu sagen, wo er eigentlich liegt — auf dem an der Weender Landstraße in Göttingen gelegenen Kirchhofe; die „dürftige, mit einer Urne gekrönte Sandsteinsäule im Rococostyle" wird spätestens 1848 gesetzt sein.

Bürger's Grab war also über 50 Jahre lang ohne jeden Stein — ganz unkenntlich. So kam es, daß Dingelstedt, der 1837 das 100jährige Jubiläum der Georgia Augusta mitmachte und dabei ausdrücklich erwähnt, daß „ihm in Michaelis' Garten (früher Ulrich's Garten, jetzt Stadtpark) auch Bürger's sehr dürftiges und verstecktes Denkmal gewiesen wurde," beim Besuche des Kirchhofes vor dem Weenderthore Bürger's Grabstätte nicht gedenkt. Der Kirchhof muß allerdings damals nicht in glänzender Ordnung — wie dies heute der Fall ist — gehalten worden sein; denn Dingelstedt, der sich bei seiner „Passion für Kirchhöfe und Gräber und Leichensteine" redlich bemühte, gute Namen von den Steinen zu buchstabiren, fand allerdings die Gräber von Chr. G. Heyne, Friedrich Bouterweck (heute verschwunden), A. Wendt, Bernhard Thibaut, Planck, Cecilie Tychsen u. s. w., suchte dagegen die Gräber von Kästner und Lichtenberg.††)

Eduard Grisebach glaubt, daß durch Otto Müller's Roman „Bürger. Ein deutsches Dichterleben" (Frankfurt 1845) das Interesse für Bürger in Göttingen neu belebt worden sei. Noch jüngst hat Dr. Fabricius in den Academischen Monatsheften die Beziehungen des Göttinger SC. zu diesem Bürger-Denkmal beleuchtet: Ein Göttinger Westphale Breusing, der spätere Navigationslehrer in Bremen, stellte im März 1846 den Antrag, der SC. solle die Grabstelle Bürger's auf 30 Jahre kaufen und ein Denkmal darauf stellen; der Magistrat der Stadt Göttingen war so großmüthig, die Grabstelle auf ewige Zeiten zu dem genannten Zwecke zu verschenken; ein

*) Ueber Walhalla und Tieck vgl.: Adalbert Müller, Die Walhalla bei Donaustauf. 14. vermehrte Auflage. Regensburg a. D. Allg. Deutsche Biographie. Bd. 38 S. 247 ff. und Eggers, Chr. D. Rauch. 4 Bände 1873 ff.

**) Zeitschrift für Bücherfreunde. 5. Jahrg. (Juni 1901) S. 89 bis 107. Vgl. auch meine Arbeit in der „Beilage zur Allg. Zeitung" vom 6. September 1902 (Nr. 204), S. 461—463, in der ich ein offenbar verschollenes Profilbild Bürger's aus der Hand Joh. Christ. Reinhart's in dem „Journal von und für Deutschland" (Jahrgang 1785) — als Kupferstich erhalten — nachgewiesen habe.

*) Woltmann, Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. 2. Bd., 2. Abthlg. Leipzig 1818. S. 112.

**) Vgl. meinen Aufsatz a. a. O.

***) Am vorzüglichsten in neuester Zeit abgebildet in G. Karpeles' Allgemeiner Geschichte der Litteratur. Berlin 1891. S. 535; über die anderen Reproductionen und über den Kupferstich selbst u. s. w. siehe meinen Aufsatz l. c. S. 101.

†) Ein endgiltiger Aufschluß darüber, nach welchem Porträt Tieck gearbeitet hat, dürfte sich wohl aus den damaligen Acten ermitteln lassen.

††) Fr. Dingelstedt, Wanderbuch I. Theil. 1839.

Digitized by Google

Comité wurde gebildet, eine Sammlung veranstaltet, aber bereits im Januar 1847 stellte es sich heraus, daß ein cum infamia excludirter Göttinger Corpsstudent neben anderen Geldern auch die Bürger-Denkmalsgelder unterschlagen habe. Seitdem ruhte die Angelegenheit: im November 1847 wurde noch der Antrag gestellt, an Bürger's hundertjährigem Geburtstage (31. December 1847) den Grundstein des Denkmals zu legen; er wurde indeß abgelehnt; im März 1848 beschloß man gar, das Geld für Bezahlung von Rechnungen zu benutzen; dieser Beschluß wurde aber auch nicht ausgeführt, sondern der neue gefaßt: das Geld (140 Thaler 20 Groschen) für die deutsche Flotte zu verwenden.

So hat Bürger indirect die gutgemeinte „deutsche Flotte" ins Werk setzen helfen! Damit endigt Fabricius seine immerhin interessante Bemerkung, die uns hinüberführt, — wenn wir der Zeit weiter folgen —, zu dem Bürger-Denkmal, das Professor Gustav Eberlein in Berlin gefertigt hat und das am 29. Juni 1895*) enthüllt wurde. Es steht auf demselben Friedhof, wo Bürger begraben liegt**), hart an der Landstraße, umgeben von schönen alten Bäumen, welche die überlebensgroße bronzene Büste des Dichters, die auf granitnem Sockel steht, überdachen.

Bürger erscheint hier auch so, wie ihn etwa die Fiorillo-schen Stiche zeigen. Auf meine Anfrage an den Bildhauer, nach welchem Bürger-Porträt er im Besonderen gearbeitet habe, schrieb er mir am 11. April 1901 freundlichst die sehr charakteristische Antwort: „Zur Bürger-Büste habe ich mir alles Material zusammengetragen, dessen ich habhaft werden konnte, und es dann verschmelzend benutzt. Daher kann ich nichts Bestimmtes bezeichnen."

Der Weg, den Eberlein hier eingeschlagen hat, entspricht „dem Wege der Vermittlung", wie ihn Schopenhauer in seinem bereits Eingangs erwähnten Gutachten genannt hat, den er indeß — und mit vollem Recht — nicht billigt. Als Schopenhauer als Vorlage für das Goethedenkmal die schon oben citirte Tieck'sche Goethe-Büste und die von Weißer empfiehlt, entscheidet er so: „Letztere ist nach einem Gypsabdruck von Goethe's Gesicht, welchen er 1805 dem Dr. Gall zu Gefallen nehmen ließ, gearbeitet, folglich vollkommen ähnlich, aber nicht ideal und mit kurzem Haar. Die Erstere ist idealischer gehalten und mit wallenden Locken, Jupiterartig." Schließlich spricht sich Schopenhauer mit aller Bestimmtheit für die Weißer'sche Büste aus, „weil sie Goethe's Gesichtszüge genau der Nachwelt überliefern würde".***)

Jeder, der sich die Sache überdenkt, wird den Schopenhauer'schen Standpunkt für den richtigen halten!

Ich will noch bemerken, daß ich, als ich auf der Walhalla die Tieck'sche Goethe-Büste betrachtete, Goethe nicht gleich erkannt habe, so erging es mir auch bei der Tieck'schen Bürger-Büste. Damit will ich weder gegen die schönen Tieck'schen Ideal-Büsten sprechen, noch den nicht ideal gehaltenen Büsten das Wort reden.

Eberlein's Werk ist weder eines noch das Andere von beiden; es ist ein unglückliches Mittelding, weder Ideal noch Porträt-Büste; daher konnte ein bekannter Kunstästhetiker über die Büste Eberlein's wohl nicht ohne Unrecht urtheilen: „So langweilig sieht ein Poet nie aus." Hätte Eberlein Bürger's Gesichtszüge genau der Nachwelt überliefert, dann hätte er seine Aufgabe glänzend gelöst!

Ja, wird einer einwerfen! Wir haben keine gleichzeitige Büste Bürger's, die dem Bildhauer als Vorwurf hätte dienen können. Leider sind wir bei Bürger allerdings nicht in der glücklichen Lage wie bei Goethe, aber wir befinden uns nicht in einer derartigen Verlegenheit, wie Mancher denken mag. Mit einem Wort: der Bildhauer sollte sich jedenfalls an ein Porträt bei der Arbeit halten — nicht an mehrere — und zwar an das, von dem er genau weiß, daß es die Gesichtszüge des zu Feiernden am genauesten der Nachwelt überliefert; denn darauf kommt es doch an! Diese Frage ist allerdings nicht immer allzu leicht zu lösen, — es müßte denn jeder Büsten-Bildhauer ein bewanderter Ikonograph sein*) —! Aber das wird jeder zugeben müssen, daß von den Künstlern in dieser Richtung allzu oft mit mehr oder minder größerer Willkür verfahren wird. Wenn mancher so Geehrte die Augen aufschlagen könnte und sein Conterfei erblickte, so würde er sich vielleicht die Verse Justinus Kerner's hersagen:

„Dies soll ich sein, ich weiß es nicht,
Getroffen ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock,
Des Körpers Haltung und der Stock!"**)

Nach den eben kurz entwickelten Gesichtspunkten wird es aber möglich werden, den Dichter der Leonore so vor unseren Augen zu sehen, wie er leibt und lebte. Und diese Aufgabe ist gewiß eines großen Künstlers würdig!

Und jetzt wird es sich bald zeigen, wie sie gelöst wird! Es hat sich nämlich in unserer denkmalsüchtigen Zeit vor einer Reihe von Jahren ein „Comité zur Errichtung eines Bürger-Denkmals zu Molmerswende im Harz" gebildet. Bürger soll jetzt in seinem Heimathsdorfe einen Denkstein erhalten; daß wohl kein allzu großes Bedürfniß vorliegt, zeigt die öffentliche Mittheilung aus Sangerhausen, dem Sitze des Comités, daß zu dem löblichen Zwecke seit Jahr und Tag nur etwa tausend Mark eingegangen sind. Hätte nur jeder Deutsche, schrieb damals Fritz Mauthner im Berliner Tageblatt, der Bürger's Leonore kennt und liebt, einen Pfennig beigesteuert, das Ergebniß hätte nicht so beschämend ausfallen können. Mauthner nimmt vor allen Dingen an dem Passus in dem Aufruf des Comités Anstoß, wo es wörtlich heißt: „Wenn auch als Mensch nicht ohne Fehler, so hat es doch Bürger als Poet .... gewiß verdient, daß seine Geburtsstätte nicht ganz ohne ein Zeichen des Dankes und der Erinnerung bleibe." Ich glaube zwar nicht, wie Mauthner meint, daß darum viele Menschen ihren kleinen Beitrag zurückgehalten haben, aber ich muß ihm zustimmen, wo er schreibt: „Heine soll kein Denkmal bekommen, weil er als Mensch nicht ohne Fehler war; Bürger soll sein Denkmal haben, trotzdem er als Mensch nicht ohne Fehler war. Das eine Mal ist man unversöhnlich, das andere Mal ist man versöhnlich, beide Male ist man geschmacklos .... Gottfried August Bürger soll ja nicht heilig gesprochen, soll ja nicht angebetet werden, er soll ja nur für seine schönen Dichtungen geehrt werden."

Wenn es denn wieder ein Denkmal werden soll — gut! Ich glaube aber, Herder hatte nicht so Unrecht, wenn er einige Jahre nach Bürger's Tode ausrief: „Bürger's Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen auf seinem Grabe; weiter bedarf er, dem in seinem Leben Brot versagt

*) Eigentlich sollte das Denkmal an Bürger's 100jährigem Todestage (am 8. Juni 1894) enthüllt werden. Aber die Mittel, die durch freiwillige Sammlungen aufgebracht wurden, waren bis dahin noch nicht vorhanden; der Aufruf dazu, „selbst ein Stück deutscher Literatur- und Culturgeschichte" — sagt Fränkel — war in Tagesblättern und germanistischen Organen möglichst weit verbreitet worden.

**) Aber nicht auf dessen angeblichen Grabe, wie oft irrthümlich geschrieben wird!

***) Das Standbild Goethe's in Frankfurt a. M. auf dem Goethe-Platz ist 1844 enthüllt worden; es ist aus Erzguß und von Schwanthaler gearbeitet worden.

*) Viel schwieriger z. B. lagen die Verhältnisse, als es galt, für das am 12. Juni 1901 in Hannover errichtete Hölty-Denkmal das getreueste Bild des Dichters auszuwählen: es mußte schließlich nach einem — und zwar nach dem „besten" — nach dem Leben gezeichneten Schattenrisse gearbeitet werden; und diese schwierige Aufgabe hat der Bildhauer Karl Gundelach in Hannover glücklich gelöst. (Vgl. Nutzhorn's Veröffentlichungen von und über Hölty [Juli-Nummer 1901] der Hannover'schen Geschichtsblätter.)

**) Fritz Stahl sagte vor Kurzem über das bekannte Rauch'sche Standbild Kant's, das 1864 in Königsberg aufgestellt wurde: „Wieviel moderner ist dieser Kant, als all' die neueren Statuen, in denen man einer „strammen" Haltung zu Liebe die charakteristischen Züge im Körper des Dargestellten unterdrückt."

Digitized by Google

ward, keines steinernen Denkmals." Oder wer erinnert sich nicht der jüngsten Verse Ludwig Fulda's:

„Mancher hätte wohl lieber das Geld,
Mit dem man sein Denkmal hergestellt,
Schon als lebendiger Mensch besessen,
Um ganz bescheiden satt sich zu essen."

Dagegen schrieb Schopenhauer in den 60er Jahren abgelaufenen Jahrhunderts in seinen Bemerkungen über Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm: „Sie setzen Leuten Monumente, aus denen einst die Nachwelt gar nicht wissen wird, was sie machen soll. — Aber Bürgern setzen sie keines."

Soweit ich unterrichtet bin, sind die Arbeiten am Molmerswender Denkmal jetzt soweit gediehen, daß ein drei Meter hoher erratischer Block angefahren ist, der dann mit einem Medaillonbilde Bürger's geschmückt werden soll, zu dem bis jetzt drei Künstler Entwürfe zugesagt haben; einer hat ihn indeß erst eingereicht, und dieser soll die meiste Aussicht auf Ausführung haben. Fiorillo's Vorbild ist unverkennbar, doch behauptet der Künstler, auch andere Bilder benutzt zu haben.

Ich muß sagen, daß ich — wenn ich nach einer Photographie des Gypsmodells, von der Hand des einen Künstlers, die mir vorliegt, urtheilen darf — über das Medaillonbild gar nicht entzückt bin. Der Fehler in der Portärtähnlichkeit scheint mir wieder darauf zu beruhen, daß der Künstler wieder den unglücklichen „Weg der Vermittlung" gesucht hat, wodurch ein Machwerk entstanden ist, das uns eben nicht den Dichter Bürger zeigt, wie erwirklich aussah.

Wenn ich in letzter Stunde noch einen Vorschlag zum Molmerswender Denkmal machen darf, so möchte ich den Künstlern zur Arbeit das Riepenhausen'sche Profil, das den ersten Band der Bürger'schen Gedichtausgabe von 1789 schmückt, wohl am wärmsten empfehlen. Welche Stellung dieser Kupferstich unter den Bürger-Porträts einnimmt, habe ich ausführlich in meinem bereits erwähnten Aufsatze auseinandergesetzt, in welchem sich auch eine gute Reproduction dieses Riepenhausen'schen Stiches befindet. (Abbildung 6.)

Damit will ich die Notizen schließen, die etwa zeigen können, wie man einen unserer besten Denker und Dichter im Laufe der Zeiten geehrt hat. Grisebach, einer unserer vorzüglichsten Bürgerkenner, schrieb mir, noch vor einem Jahre, die Schopenhauer'sche Sentenz „Aber Bürgern setzen sie keines" citirend: „Schopenhauer hat sogar noch heute Recht; denn eine Büste auf dem Kirchhof (gemeint ist die Büste Eberlein's) ist ebenfalls (wie die Heyd'sche Germania) kein wirkliches Monument, wies es einem großen Dichter geziemt."

Ich bin der Ansicht, daß wir unsere Dichter, speciell Bürger, am besten dadurch ehren können oder sollten, daß wir eine historisch-kritische Ausgabe seiner sämmtlichen Werke — auch seiner Briefe — wenigstens endlich einmal zu veranstalten uns anschickten.

Dann erst können wir sagen: Nun wissen wir ganz, was Bürger war und bedeutete!

Die Kunst in Sprüchen.

Von Max Bewer (Dresden).

III. Reihe.*)

Kunstteufel.

Auch die Kunst ist voll von Teufeln,
Der packt hier Dich, Jener dort,
Steht gelähmt Dein Geist in Zweifeln,
Wirbelt ein Erfolg Dich fort;

Hochmuth kann Dein Herz erfüllen,
Der in Größenwahn Dich stürzt,
Während manch' Talent im Stillen
Sich durch Kleinwahn selbst verkürzt!

Eins behütet Dich vor Beiden,
Tüchtig sein und doch bescheiden,
Stolz Dich des Erfolges freu'n,
Doch vor Gott ein Sandkorn sein!

*

Wärme und Kälte.

Alle Kräfte müssen sprühen
Zur Befruchtung eines Eis,
Alle Sinne müssen glühen
Auch in einem Künstler heiß!

Warm wird seinem Geist gespendet
Seines Werkes Urgestalt,
Einsam sei es dann vollendet,
Eisig ernst und eisig kalt!

Viele giebt's, die sich begeistern,
Wärme thut es nicht allein,
Wer dem Schöpfer nach will meistern,
Der muß Frost und Flamme sein!

*

Göttliche Perspective.

Höhen, Tiefen, Wolkenfernen,
Oeffnet eines Bildes Blick,
Und es ist doch nur im Grunde
Ein ganz flaches Leinwandstück.

Also weben alle Dinge
Der Natur in Gottes Geist,
Der dem Größten und dem Kleinsten
Nur verschied'nen Platz anweist.

Niemand sieht das graue Leinen,
Niemand sieht den Herrn der Welt,
Der in seines Wesens Grunde
Alles doch zusammenhält.

Aus dem Schatten in die Sonne,
Aus der Tugend in die Schuld,
Läßt er unsre Seelen spielen
Voller Güte und Geduld.

*

Individualität.

Siehst Du, wie die Rose blüht,
Siehst Du, wie die Tanne dunkelt,
Wie im Blau die Sonne glüht,
In der Nacht ein Sternlein funkelt,
Wie der Thau in Gräsern blinkt,
Wie die Wasserfälle schäumen,
Siehst Du, wenn der Abend sinkt,
Still die Meeresfluthen träumen,
Alles, alles ist verschieden,
Alles, alles doch ist schön,
Nur in tausendfachem Frieden
Können wir das Weltall seh'n!

Jeder ringt aus dumpfem Urstand
Sich zu klaren Formen aus,
Aus dem dämmernden Naturstand
Hämmert er sein Bild heraus,

*) Siehe „Gegenwart" Nr. 14 und 26 des laufenden Jahrgangs.

Digitized by Google

Kräftig der und dieser weichlich,
Jener herb und dieser mild,
Unter sich nicht mehr vergleichlich,
Der ein Faun, der gottvergleichlich,
Schaffen sie der Menschheit Bild!

*

Lehrertod.

Mancher wär' was, blieb er nur
Ganz und gar natürlich,
Meisterten die Lehrer ihn
Nicht so ungebührlich,
Hier die „Alten", dort moderne,
Renaissance und Rococo,
Hat der Lehrer etwas gerne,
Soll's sein Schüler ebenso,
Jeder quält ihn anders wieder,
Und so trampeln dumm und roh
Sie sein Bestes nieder!

Von einem Lehrer lerne man
Das Technisch-Allgemeine,
Was Jeder muß und lernen kann,
Dann thu' hinzu das Deine!

Erst nennen sie das Eigensinn,
Dann stellt man Dich als Vorbild hin,
Weil der nur etwas Neues wird,
Der nicht des Alten Opfer wird!

*

Der Meisterschüler.

Zu einem Meister in die Lehr'
Kam einst ein junger Fant daher.

Er lernte fechten schnell und gut,
Doch endlich kam der Uebermuth.

In Hieb und Stich, in Schlag und Stoß
Dünkt er sich wie sein Meister groß.

Und prahlend fordert auf der Stell'
Er seinen Lehrer zum Duell.

Der Meister wehrte lächelnd ab,
Doch da sein Schüler nach nicht gab

Und gar den Alten Schwächling schalt,
Verbraucht und feig, verdreht und alt,

Da fackelte auch der nicht lang
Und willigte in einen Gang,

Doch schon beim ersten Meisterhieb
Der Jüngling todt am Boden blieb!

Da sprach der Meister kalt in sich,
Als er das Blut vom Degen strich:

„Viel gute Hiebe lehrt' ich Dich,
Doch diesen, Freund, hielt ich für mich!"

Aus dieser alten deutschen Mär
Zieh' auch der Künstler eine Lehr':

Das erste Werk, das einer schafft,
Mit dem er stolz voll Jugendkraft
Gleich Alles zu verdunkeln hofft,
Giebt seinem eig'nen Herzen oft
Schon in der frühen Blüthezeit
Den Todesstoß der Eitelkeit!
Das Beste, was ein junger Mann
Von einem Meister lernen kann,
Was dieser trägt als schönstes Kleid,
Ist in der Kunst Bescheidenheit!
Und dünkt er sich auch ewig dumm,
Kommt er doch nicht vor Hochmuth um!

*

Heimliche Feinheit.

Gleich rechts, gleich links, gleich hoch, gleich tief
Pflegt man das Loth zu legen,
Die Griechen bauten etwas schief,
Des schönen Scheines wegen ...

Die Polizei läßt streng drauf seh'n,
Daß stets wir senkrecht zimmern,
Bis auch die Kirchen und Museen
Steif wie Kasernen schimmern.

*

Größenangst.

Viel brave Künstler sorgen sich,
Ob And're mehr noch können,
Ein Jockey, der sich rückwärts biegt,
Ob nicht vielleicht ein And'rer siegt,
Verliert zuletzt das Rennen!

Die Zeit, die Du an And're denkst,
Genügt zum Unterliegen,
Da Augenblicke Du verschenkst,
Wo Nasenlängen siegen!

Ein Künstler treibe wie ein Baum,
Steh' ruhig da auf seinem Raum
Und wachse still, so hoch er kann,
Seh' neidisch keinen Andren an.
Es mögen blinzeln nach den Höh'n,
Die, welche dran spazieren geh'n!

*

Der dumme Hund.

Auf einem Berg ein Kloster stand,
Zu dem ein Hund den Aufgang fand,
Doch auf dem Berge links daneben
Sah er ein zweites aufwärts schweben;
Im ersten Kloster läutet es,
Das Mittagsmahl bedeutet es;
Der Hund beschleunigt seinen Lauf
Und kommt den halben Berg herauf!

Da fängt das Kloster nebenan
Auf einmal auch zu bimmeln an;
Der Hund hält ein in seinem Lauf
Und springt den andern Berg hinauf,
Doch wie er in der Mitte ist,
Glaubt er, daß er doch besser frißt,
Wenn er in's erste Kloster eilt,
Dies thut er denn auch unverweilt.

Doch in des ersten Berges Mitte
Hemmt er schon wieder seine Schritte
Und läuft zum zweiten Berg zurück
Das schon zurückgelegte Stück;
Dort aber packt ihn wieder Reue,
Er treibt dasselbe Spiel auf's Neue

Digitized by Google

Bald läuft er dort, bald läuft er hier,
Bis endlich er vor lauter Gier,
Wo er das beste Mahl erspäht,
Vor Hunger selbst zu Grunde geht!

Drum laufe nie als Künstler nach
Dem Klingelklang der Mode,
Sie klingelt hier, sie klingelt da,
Sie klingelt Dich zu Tode!

*

Toleranz.

Als Künstler sei kein Kritikus,
Schau still den Andren zu,
Wär' es für Dich wohl ein Genuß,
Malt Jeder so wie Du?

Wenn jeder Mensch genau so wär',
Als wie Du selber bist,
Du trügst es keine Stunde mehr,
Daß Du auf Erden bist!

Denn grade im Verschieden sein
Thut sich der Schöpfer kund,
Wie willst Du wohl der Maßstab sein
Für's ganze Erdenrund?

Der Krittler mag nach Schönheit schrei'n
Wie ein gelehrter Ochs,
Ein Künstler, der soll Alles sein,
Nur eins nicht: orthodox!

*

Augen der Menschheit.

Helle Liebe blendet blind,
Hält für hell, was blinde Nacht,
Bis den blinden Sinn geschwind
Blinder Haß hellsehend macht.

Vor dem Haß hell wie in Flammen
Steht, was nie die Liebe sieht,
Doch in Asche sinkt zusammen,
Was vor ihr stand auferglüht.

Aufgescheucht von Zorn und Liebe
Flackert unser Urtheil hin,
Ach, im Flattern seiner Triebe
Welchen Werth hat Menschensinn?

*

Spiegel.

Wer die Natur will wiedergeben,
Deß Sinn muß wie ein Spiegel sein,
Drum sieh erst, daß Dein eignes Leben
Sei möglichst klar und blank und rein;
Doch auch ein Fensterglas ist klar
Und spiegelt doch nichts bunt,
Der größte aller Künstler war
Voll Leid und doch gesund;
Und fragt ihr mich, wer dieser war,
So war es Christus nur,
Er spiegelte durch Leiden klar
Die tiefste Allnatur!

*

Duft.

Oft webt im Sommer durch die Luft
Ein milder, wunderbarer Duft,
Du glaubst, er muß vom Himmel weh'n,
Denn nirgends siehst Du Blumen steh'n,

Doch eine Rose ist es nur,
Die still verblüht in der Natur; —
So weht aus eines Künstlers Leid
Dich an der Hauch der Ewigkeit!

*

Künstlerauge.

Wie schön erglänzt des Künstlers Auge,
Taucht es in Gottes Schöpfung ein,
Es staunt umher und kann kaum fassen
Des Weltalls bunten Wunderschein,
Und reifer, wärmer, voller immer
Wird seiner Blicke edler Schimmer.

Ein Blick aus einem solchen Auge
Traf manchen Spottfink schon in's Herz,
Der gleich bei Allem, was er schauet,
Bereit hat einen faden Scherz,
Vor einem Künstler steht er schweigend,
Sich wie vor einem Bess'ren neigend.

So denkt im Anblick solchen Auges,
Das über allem Edlen wacht,
Wie tief erst dessen Augen strahlen,
Der diese ganze Welt erdacht,
So schön, so groß, so still erscheinet,
Daß selbst ein Künstler schweigt und weinet!

*

Eindruck und Ausdruck.

Stets eindrucksvoll ist die Natur,
Ein Echo giebt der Künstler nur;
Sie scheint auf hunderttausend Seelen,
Doch keine wird drum ausdrucksvoll,
Es müssen Zwei sich erst vermählen,
Wenn sich ein Drittes bilden soll,
Drum wird ein Künstler der allein,
Der mehr als nur Natur kann sein!

Es muß ein Etwas in ihm leben,
Das der Natur kann auch was geben,
Sei es sein Geist, sei's sein Gemüth,
Mit dem er sie anders, als And're sieht,
Sie mildert, dämpft, beseelt, erhöht,
Damit aus Natur ein Kunstwerk entsteht.

Daß man, drum streitend, doch stets vergißt,
Daß des Künstlers Natur das Wichtigste ist!

*

Künstler und Fischer.

Ein Fisch, der an der Angel zuckt,
Bringt in den Fischer Leben,
Dem's heiß in allen Fingern zuckt,
Ihn schnell in's Boot zu heben.

So kommen wie mit Blitzesschein
Die schaffenden Gedanken,
Doch wollen sie gebracht auch sein
In feste Form und Schranken.

Digitized by Google

Es läßt des echten Fischers Hand
Sich keinen Fisch entgehen,
So kühl empfang auch Dein Verstand
Die feurigsten Ideen!

Der wird kein Künstler in der Welt,
Wie heiß er es ersehne,
Wem immer von der Angel fällt
Der schönste seiner — Pläne!

*

Schön und häßlich.

Gleich schön ist die Natur, so denkt
Des Realismus Jünger,
Die Rose gilt ihm grad' so viel,
Wie auf dem Beet der Dünger.

Doch wenn im Staub der eine längst
Verwitternd ist vergangen,
Sieht man die Rose lange noch
In grünen Blättern prangen.

Stets sucht der Geist in der Natur,
Vom Schlechten sich zu scheiden,
Er kann das Schöne tausend Mal
Mehr, als das Schmutz'ge leiden!

Ein guter und gesunder Mensch,
Wenn er auf freier Flur ist,
Denkt ebenso, weil selber er
Ein reines Stück Natur ist.

Nur wessen Herz verdorben ist,
Wer Künstlerdemokrat ist,
Der glaubt, daß Alles in der Welt
Gleich gut und schön und grad ist!

*

Des Menschen Bild.

Trittst Du aus Deines Werkes Mitte
Zurück, um es Dir anzuseh'n,
So tröste Dich bei jedem Schritte,
Den rückwärts Du mußt von ihm geh'n,
Denn in der nächsten Näh' geseh'n,
Ist auch das schönste Bild nicht schön;
So ist der Mensch in seinen Schwächen
Ein Bild voll Flecken und Gebrechen,
Er wird erst schön, wenn einen Schritt
Sein Selbst zurück im Tode tritt!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Freiheit.

Von M. Kossak.

„Das Wesen des Geistes ist Freiheit — sagt Hegel."

Scharf accentuirt fallen die Worte von den Lippen des Sprechers. Dann sieht er sich selbstbewußt in dem kleinen Kreise theetrinkender Herren und Damen um und lächelt überlegen. Es ist überhaupt etwas sehr Ueberlegenes in der Persönlichkeit des schmächtigen blassen Herrn mit der Denkerlocke, die ihm tief in die Stirn hängt.

„Ja, wissen Sie, lieber Wachler," erwidert ein anderer Herr „das ist auch so ein Satz, bei dem man sich alles Mögliche denken kann. Ich wette, daß z. B. unter den verehrten Anwesenden hier Jeder — wenigstens in diesem Augenblick — eine andere Vorstellung damit verbindet.

Ein paar Minuten lang herrscht tiefe Stille in dem nischenartigen Raum, in dem eine elektrische Lampe mit buntfarbiger Blumenglocke ein magisches Licht verbreitet. Dann meint eine ältliche Dame von etwas gouvernantenhaftem Aeußern belehrend, „je nun, nach Kant ist Freiheit die Möglichkeit anzufangen —"

„Anzufangen? Was?"

„Hm! Darauf vermag ich Ihnen so direct nicht zu antworten, aber — aber — — — Nehmen Sie einmal die Thiere an. Wenn die sprechen könnten, so würden sie nicht fragen, „was fangen wir jetzt an?", sondern, „was setzen wir jetzt fort?" Ihr ganzes Thun ist ein stetes Fortfahren und Wiederholen. Wenn eine Biene ihre Zelle baut, so ist es eigentlich nicht diese eine, die es thut, sondern in ihr arbeitet die Gattung. Wenn der Mensch aber nur nachahmt und wiederholt, so nennen wir sein Thun geistlos. Geist sprechen wir ihm nur zu wenn sich — "

„Ob sie das aus dem Conversations-Lexikon auswendig gelernt hat?" flüstert eine hübsche Frau mit blühendem vollwangigem Gesicht ihrer Nachbarin zu.

„Aber, ich bitte Sie, liebste Selma, dergleichen steht doch nicht im Conversations-Lexikon," erwidert diese ebenso leise, indem sie die Freundin mit mitleidig geringschätzigem Blick streift. „Frau Sartorius ist thatsächlich eine Dame, die mit ihrer Bildung auf der Höhe ihrer Zeit steht."

„— bei ihm Originalität zeigt," fährt Frau Sartorius unterdessen zu dociren fort, „diese Eigenschaft aber bedingt unter allen Umständen ein gewisses Maß geistiger Freiheit —"

„Meine verehrte gnädige Frau —", fällt einer der Herren mit aufgehobenen Händen ein, „verzeihen Sie gütigst, daß ich Sie unterbreche, aber — Gnade — Gnade — Erbarmen mit unserer Unwissenheit."

Auch die Uebrigen scheinen genug von Kant und Hegel gehört zu haben. Selbst der überlegene Herr von Wachler meint scherzend: „Ihre Ausführungen, meine Gnädigste, haben mir jedenfalls bewiesen, was ich bisher noch nicht wußte — daß ich nämlich ein sehr unfreier Mensch bin. Denn sehen Sie — ich weiß mit meinen späten Abendstunden auch nichts Besseres anzufangen, als andere Männer, das heißt, ich gehe in die Kneipe. Keine Spur von Originalität! Und da meine Bekannten vermuthlich schon auf mich warten, so —" er sieht nach seiner Uhr und will sich erheben.

Doch die Hausfrau, eine schlanke Gestalt in violettsammetnem Empirekleid, mit schmalem weißem Gesicht, von dem das dunkle glanzlose Haar beiderseitig in breiten losen Puffen absteht, läßt ihn nicht gehen. Es wäre ja noch so früh, sagt sie, kaum halb Zehn und da man so gemüthlich beisammen säße und von so interessanten Dingen redete, so möchte er doch noch bleiben und der Gesellschaft seine Ansichten über die Freiheit des Individuums mittheilen.

Herr von Wachler läßt sich auch wirklich zureden. Wiederholt versucht er einen Blick auf die Kaminuhr zu werfen, aber vergebens, der mit secessionistischen Linienmotiven bestickte Paravent verdeckt ihm die Aussicht. „Die Freiheit des Individuums," sagt er ein wenig zerstreut, „besteht meines Erachtens darin, daß man sich nicht scheut, offen, meinetwegen sogar brutal, die Beweggründe seiner Handlungen einzugestehen. So lange die Furcht vor dem Spott der Leute noch zu groß ist, um das „car tel est mon plaisir" zur Devise zu machen — so lange wird man auch nicht zur wahrhaften inneren Freiheit gelangen."

„Ja, warum ist die denn aber eigentlich so nothwendig?" fragt die hübsche Frau Selma unschuldig.

Heftige Ausrufe der Entrüstung werden laut.

„Wie wäre ohne völlige Emancipation von den Ansichten und dem

Digitized by Google

Willen unserer Umgebung jene Ausbildung des eigenen Selbst, welche unser höchster Daseinszweck ist, möglich?"

„Der Mensch muß sich ausleben — unbekümmert um die Welt!"

„Die Neuzeit verlangt freie Menschen!"

„Nur der innerlich frei Gewordene vermag Etwas zu leisten!"

So schwirrt's herüber und hinüber. Frau Sartorius behauptet sogar decidirt, „ich könnte einen Mann, der sich nicht völlig frei gemacht hat, niemals lieben!"

„Frei gemacht?" fragt Frau Selma boshaft. „Auch von Ihrem Willen?"

„Mein Mann und ich wollen stets dasselbe," erwidert die gouvernantenhafte Dame prompt.

Da hebt die Pendule über dem Kamin an zu schlagen. Zehn Schläge thut sie.

Herr von Wachler springt erregt auf. „Verdammter Uhrmacher!" murmelt er. „Gestern erst fünf Mark dafür bezahlt und heut' Morgen steht sie schon wieder." Hastig nähert er sich der Hausfrau und küßt ihr die Hand. „Verzeihen Sie, gnädigste Frau, wenn ich mich schleunigst davonmache — ich fürchte, ich komme ohnedies nicht mehr in's Haus, denn Punkt zehn Uhr schließt meine Frau es zu."

„Ich dachte, Sie wollten noch in die Kneipe gehen, wo Ihre Bekannten Sie erwarten," wirft die Hausfrau ein.

„Ich? Ach nein — ja — das heißt, ich — ich hatte mich bezüglich des Tages geirrt."

„Die Freiheit des Individuums besteht darin, daß man sich nicht scheut, die Beweggründe seiner Handlungen einzugestehen," flüstert im Hintergrunde Jemand.

„Haben Sie denn keinen Hausschlüssel mit?" fragt ein Anderer Herrn von Wachler.

„Ich? Ich? Nein — meine Frau leidet augenblicklich an Migräne, da ist sie sehr nervös, fürchtet, ich — könnte ihn verlieren — das heißt, ich habe den Schlüssel gestern verloren —" der überlegene Herr hat in der Verwirrung einen rothen Kopf bekommen, er weiß gar nicht mehr, was er redet.

„Vielleicht paßt unser Hausschlüssel für Ihre Thür," meint Frau Sartorius. „Ich habe denselben Weg wie Sie, und muß ohnehin aufbrechen, da mein Mann Punkt halb elf nach Hause kommt und sonst nicht herein kann."

Auch noch andere Damen, bei denen die gleichen Umstände obwalten, erbieten sich, zum nämlichen Zweck Herrn von Wachler zu begleiten.

„Wir könnten ja der Sicherheit wegen ebenfalls unsern Schlüssel mitgeben," schlägt der Hausherr vor. „Der Diener könnte ja mitgehen. Liebe Sidonie — willst Du wohl so gut sein, den Hausschlüssel herauszugeben?"

Indeß Frau Sidonie das genannte Emblem männlicher Freiheit aus ihrem verschlossenen Schreibtisch holt, kleiden sich alle Anwesenden zum Nachhausegehen an. In der Tasche jeder Dame klappert der Hausschlüssel.

Die Taschen der Gatten sind leer.

Notizen.

Arthur Drews, Schelling's Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie und Darstellung des philosophischen Empirismus. Philosophische Bibliothek Band 104. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1902. XVI u. 353 S. Man beginnt allmälig der metaphysiklosen Zeit müde zu werden; der menschliche Geist, dem der Zug nach dem Uebersinnlichen eingeboren, mag sich nicht länger mit dem Verzicht auf Erforschung des Transscendenten naturwidrigen Zwang anthun; man hat das Gefühl, daß weder der Agnosticismus noch der empirische Positivismus das letzte Wort in der Philosophie haben können, sondern daß unser Geist berufen ist, Höheres und Tieferes zu erschließen und nicht die phänomenale Welt wie ein ewig-unlösbares Räthsel thatlos anzustarren. Wer sich das Vertrauen zur Metaphysik, trotz des Mißcredits, in den sie, allerdings nicht ohne ihr Verschulden, gerathen war, bewahrt, insbesondere wer ihr letztes, den modernen wissenschaftlichen Anschauungen entsprechendes, durchaus zeitgemäßes Erzeugniß, die Philosophie des Unbewußten, acceptirt und sich mit deren Geiste erfüllt hat, der wittert schon jetzt frische Morgenluft, während die anderen noch im Schlafe ruhen und die Mehrzahl erst erwachen wird, wenn der neue Tag bereits in vollem Glanze strahlt. Zu diesen Wenigen, welche den Anbruch einer metaphysikfreundlicheren Zeit vorher empfinden, gehört Hartmann's eifriger Anhänger Arthur Drews. Seinem vor Jahresfrist erschienenen Grundriß des philosophischen Systems Ed. v. Hartmann's, der die Geister wecken soll, hat er eine Neuherausgabe der oben bezeichneten Vorlesungen Schelling's folgen lassen und dieselben mit erläuternden Anmerkungen versehen. Diese Herausgabe erscheint sehr zweckdienlich, da voraussichtlich bei dem bevorstehenden Wiedererwachen des metaphysischen Erkenntnißstrebens sich die Frage zunächst um subjectiven oder objectiven Idealismus und dann um negative oder positive Philosophie, d. h. um rein rationale Philosophie, die mit einem logischen Princip auszukommen hofft, oder um eine Philosophie, die außer dem logischen ein Realprincip annimmt, drehen wird, und es dann sehr förderlich ist, wenn die Schriften desjenigen Philosophen, der diese Fragen bereits einer geistvollen, eindringlichen Erörterung unterzogen, leichter als bisher erhältlich sind und dadurch eine Anknüpfung an jene grundlegenden Gedanken Jedem möglich gemacht ist. Es ist unschwer vorherzusehen, in welcher Richtung die Discussion jener Fragen, sobald sie erst einmal eröffnet, sich bewegen wird. Sofern der Panlogismus unzureichend und bereits durch Hegel selber ad absurdum geführt ist, wird man von ihm zu Schelling's positiver Philosophie fortgehen, aber auch bei ihr nicht stehen bleiben, sondern, indem sie unwiderstehlich zur Hartmann'schen Philosophie weitertreibt, erst bei dieser zur Ruhe kommen. Man wird einsehen, daß Letztere, weil sie auf dem Wege der historischen logischen Gedankenentwickelung liegt, nun einmal nicht umgangen werden kann, wenn in metaphysischer Beziehung etwas erzielt werden soll, und somit ihre geschichtliche Bedingtheit anerkennen. Auch Drews macht seine klaren Anmerkungen von dem dominirenden Endstandpunkt der Philosophie des Unbewußten aus und zieht die Consequenzen, die sich bei logischer Erwägung der Schelling'schen Gedanken ergeben, im Sinne und zu Gunsten dieser Philosophie. A. K.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten philologischer, historischer und schönwissenschaftlicher Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Schkeuditz **W. Schäfer.**
b. Leipzig.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 27. September 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Bankiertag. Von Caliban. — Von Rednern und ihrem Publicum. Von Dr. M. Landau (Wien). — Wirthschaftliche und sociale Strikes. Von Eduard Sokal (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Neues aus der französischen Literatur. Von Anna Brunnemann (Dresden). — Dänisches Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Capriccio. Von Heloise v. Beaulieu. — **Aus der Hauptstadt.** Phantastische Manöver. Von Ajax. — Das Inserat. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Der Bankiertag.

Der Krach von 1901, der zahllose auf dem Papiere stehende oder in Papieren bestehende Vermögen zerstörte, hat das deutsche Publicum aus den Bankiersstuben verscheucht. So groß und allgemein ist die Angst vor neuen Verlusten, daß waghalsige Privat-Fixer von ehedem zur Urväter-Methode zurückgekehrt sind und ihr Geld in der Sparbüchse daheim statt in Laura oder Gelsen anlegen. Industrieactien sind im B. V., und auch die Neigung für hochverzinste auswärtige Renten entspricht nicht den Anforderungen der Börsenkreise. Man macht heuer schlechte Geschäfte in der Burgstraße. Und weil die Noth seltsame Bettgesellen schafft, haben sich Groß und Klein zusammengethan, einen Ersten deutschen Bankiertag mit beschränkter Haftpflicht gegründet und gemeinsam nach dem Sündenbocke geforscht. Zu dieser Ehrenstellung ist unter ceremoniösem Pomp das neue Börsengesetz berufen worden. Nicht Capitalmangel und Mißtrauen des schwer enttäuschten Kunden, sondern die boshafte, anticapitalistische Dummheit der Gesetzgeber trägt die Schuld daran, wenn das Jahr 1902 kein gutes Bilanzenjahr für die Banken wird.

Ich meine, daß die deutschen Bankiers nicht deßhalb nach Frankfurt gekommen sind, um auf dem Hauptbahnhofe die Inschrift „Vor Taschendieben wird gewarnt!" zu lesen oder um im Palmengarten mit den Stadtvätern zur Nacht zu speisen. Vielmehr wünschen die Herren ganz augenscheinlich eine Besserung ihrer bedrängten wirthschaftlichen Lage zu erzielen. Sie müssen also versuchen, die Widersacher der Börse und die Bedenklichen aufzuklären und mit Gründen gegen die sie umringende Feindseligkeit anzukämpfen. Das ist aber nur möglich, wenn sie nicht gleich von vornherein neue Vorrechte verlangen, sondern sich auf den Standpunkt des schlichten Bürgers stellen. Es hat viel böses Blut gemacht, daß die Börse sich dem von Reichstag und Bundesrath beschlossenen, vom Kaiser unterzeichneten Gesetze nicht beugen wollte, sondern es in eigensinnigem Trotze mißachtete oder umging. Der börsenmäßige Terminhandel in Getreide- und Mühlen-Fabrikaten sowie in Bergwerks- und Industriepapieren ist untersagt. Wer erlaubte Termingeschäfte betreibt, soll, um sich das Klagerecht zu sichern, Namen, Stand und Wohnort in's Börsenregister eintragen lassen. So will es das Gesetz. Die Börse aber kehrte sich weder an die Wünsche noch an die Verbote der Legislatur. Sie erfand das Cassacontocorrent-Geschäft und pfiff auf das Register. Wenn nun der Bankiertag einstimmig beschließt, daß die civilrechtliche Wirksamkeit abgeschlossener Geschäfte durch das Verbot des Terminhandels überhaupt nicht berührt werden solle; wenn er die dem Sinne des Gesetzes vollkommen entsprechende Judicatur des Reichsgerichtes verfehlt nennt, so setzt er die falsche, aufreizende Politik der Börse unklug fort. Jeder von uns hat sich bestehenden Gesetzen zu fügen. Fortdauernde Halsstarrigkeit des Bankierthums und stete Wiederholung der falschen Behauptung, die deutsche, zumal die Berliner Börse sei nicht durch sinnlose Ueberspeculation, sondern durch das Börsengesetz zu Grunde gerichtet worden, muß die maßgebenden Parteien erbittern. Statt das Gesetz abzumildern, werden sie es verschärfen.

Immerhin kann man es begreiflich finden, daß der Bankiertag aus seinem Herzen keine Mördergrube machen und gleich in den ersten Stunden seiner Existenz allen Jammer in die Welt schreien wollte. Mehr ist der Fluch der Seele werth, als für die Faust ein blankes Schwert. Hoffentlich aber erschöpft sich die Körperschaft auf ihrer nächsten Versammlung nicht in zwecklosen oder gar zweckwidrigen Declamationen. Wenn sie will, kann sie nachholen, was sie diesmal versäumt hat und zeigen, daß es ihr um grundlegende Reformen ernst ist. Sie kann Vorschläge über die Fernhaltung Unerfahrener vom Börsenspiel machen, kann Mittel und Wege zur Modernisirung des Actienwesens zeigen, Aufsichtsräthen und Directoren das Gewissen schärfen. Wie neue Treberschwindeleien zu verhüten, wie in Zukunft den plumpen Kniffen eines Sanden zu begegnen ist, das werden uns die alten Praktiker lehren können. Der ihrer harrenden, dankbaren Aufgaben ist eben Legion. Befaßt sich der nächste Bankiertag auch mit ihnen, so wird er populär werden und die Gesetzgeber zwingen, auf seine Stimme zu hören. Anderenfalls müssen sich seine Theilnehmer mit dem Bewußtsein begnügen, daß Frankfurt in sonnigen Septembertagen eine vergnügliche Stadt ist, wegen der Nähe der holdseligen Taunusbäder und des gesegneten Rheingaues. Caliban.

Von Rednern und ihrem Publicum.

Von Dr. M. Landau (Wien).

Cicero beginnt seine Abhandlung über die Beredtsamkeit (De inventivae rhetorica) mit der Frage, ob sie den Staaten und einzelnen Menschen mehr Nutzen oder Schaden gebracht

Digitized by Google

habe und giebt nach reiflicher Ueberlegung auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung und eigener Erfahrung zur Antwort, daß Beredtsamkeit mit Wissen und richtiger Einsicht verbunden wohl oft Nützliches geschaffen habe, daß sie aber ohne diese Begleitung sehr oft schädlich, nie nützlich gewesen sei. Kürzer und schärfer sagt ein italienischer Autor des vierzehnten Jahrhunderts: „Ein großer Redner ohne Verstand und Ehrlichkeit ist eine wahre Pest für sein Vaterland, seine Rednergabe wie ein scharfes Messer in der Hand eines Wahnsinnigen," während Sophokles (im Oedipus auf Koloros) glänzende Rednergabe für fast unvereinbar mit redlicher Gesinnung hält.

Geht man auch nicht so weit, wie der griechische Tragiker, so muß man doch zugeben, daß ausgezeichnete, die Hörer ergreifende und fortreißende Beredtsamkeit nicht stets mit ehrlicher rechtschaffener Gesinnung, unerschütterlicher Ueberzeugungstreue, Patriotismus und Uneigennützigkeit verbunden ist.

Und der classischeste — classisch in jedem Sinne — Zeuge für diese Unvereinbarkeit ist gerade Marcus Tullius Cicero, der „politische Achselträger", wie ihn Mommsen nennt. Mit der Eitelkeit und Gesinnungslosigkeit des scrupellosen Strebers und Emporkömmlings verband er Habgier und Verschwendungssucht. Bereit, auch jede schlechte Sache zu vertreten, mißbrauchte er manchmal Rednergabe und Redefreiheit in frechster Weise, diente jeder Partei, die ihm Vortheil brachte, schmähte seine politischen Gegner in keckster Weise, so lange er sie nicht fürchten zu dürfen glaubte, um sich vor ihnen schmählich zu demüthigen, wenn sie zur Macht gelangten, ihm nützen oder schaden konnten.

Ehrlicher und gesinnungstüchtiger als der größte römische war der größte griechische Redner — Demosthenes, obwohl ihm auch Bestechlichkeit vorgeworfen wurde. Aber als Politiker war er, wenn nicht ungeschickt, so doch unglücklich.

In einem stimmen aber die zwei berühmtesten Redner überein: Semper oratorum eloquentiae moderatrix fait auditorum prudentia. „Art und Wirkung des Redners hängt von seinem Publicum ab." Es ist ja selbstverständlich, daß jeder Redner, der eine Wirkung erzielen will, Gedankengang und Form seiner Rede dem Verständnisse und sehr oft dem Geschmacke seines Publicums anzupassen suchen wird. Und eben darin liegt, selbst wo keine böse Absicht, keine Unehrlichkeit im Spiele ist, die größte Gefahr, das oft so Schädliche der Redekunst.

Dieses Gefährliche und Schädliche ist dreifach: Die Phrase wird eine Macht; Redner und Zuhörer suggeriren einander; Einfluß und Macht erlangt nicht der Tüchtigste, zu seinem Amte Geeignetste, sondern der am schönsten und geläufigsten zu reden weiß.

Im Alterthum, in den griechischen Republiken, in den römischen Volksversammlungen, im Senat und vor Gericht wirkte der Redner nur auf das ihm zuhörende Publicum. Und er suchte mehr auf dessen Leidenschaften als auf dessen Verstand zu wirken, mehr zu rühren als zu überzeugen. Quintilian in seinem Lehrbuche der Rhetorik stellt das geradezu als Hauptaufgabe des Redners vor Gericht auf. „Durch Beweise," sagt er, „können wohl die Richter zu einer für uns günstigeren Anschauung veranlaßt werden, aber nur, wenn wir sie rühren, können wir ihren guten Willen, ihren Glauben gewinnen. Wenn wir ihren Zorn, ihr Mitleid, ihre Liebe oder ihren Haß erregen, da wird unsere Sache schon die ihrige. Wie der Liebhaber die Fehler der Geliebten übersieht, so verliert auch der vom Affect fortgerissene Richter die Wahrheit aus dem Auge ... Und wenn wir ihn endlich gar zum Weinen gebracht haben, da haben wir unser Spiel gewonnen. Darauf soll sich also der Redner verlegen, darauf alle seine Kräfte richten, sonst ist alles Andere trocken, nichtig, kraftlos und erfolglos."

Solche Künste sind aber gegenüber professionellen, durch langjährige Praxis abgehärteten „gelehrten" Richtern von viel geringerem Erfolge als vor Richtern „aus dem Volke". Deshalb sehen wir sie auch seit Einführung der Schwurgerichte viel häufiger angewendet. Ob sie zu gerechten Urtheilen führen, mag man billig bezweifeln.

Dem gegenüber wirkt freilich manchmal die Voreingenommenheit oder Parteilichkeit der Jury, gegen die selbst der geschickteste, feurigste Redner nicht aufkommen kann. Welches Uebel das kleinere sei, bleibe dahingestellt. Wir beschäftigen uns jetzt hier nicht mit der Rechtspflege, sondern mit der Beredtsamkeit.

Und manchmal bedarf es gar nicht großer Redekunst, um zu siegen: „In Frankreich," sagte Frau von Stael, „wird bei jeder Revolution eine neue Phrase geprägt, die von Jedermann gebraucht werden kann, dem es an eigenem Gefühl und Verstand fehlt."

Das gilt aber nicht bloß von Frankreich und nicht bloß vom vorigen Jahrhundert. Ja es scheint, daß wir jetzt mehr als je unter der Herrschaft der Phrase stehen. Kennt der Redner die politische, nationale oder religiöse Phrase, unter deren Herrschaft seine Hörer stehen, so wird er durch deren geschickte Anwendung oft mehr erreichen als durch die überzeugendsten Argumente und die schönsten Redekünste.

Was von den Gerichtshöfen gesagt wurde, das gilt in weit höherem Maße von den Volksversammlungen. Der Richter ist an gewisse Regeln gebunden, der Geschworene kann sich doch nicht ganz dem Eindrucke der Thatsachen und Zeugenaussagen entziehen; in der Volksversammlung entscheiden aber fast ausschließlich Gefühl, Leidenschaft und augenblickliche Stimmung. Hier kann noch der Redekünstler Triumphe feiern, die Gemüther beeinflussen, Leidenschaften erhitzen, wenn nicht erregen, überreden, wenn nicht überzeugen.

Was Schiller von der Zaubermacht des Sängers sagt, das gilt auch vom großen Volksredner. Auch er „beherrscht das bewegte Herz";

„Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle."

Es wird von Theaterkennern darüber gestritten, ob es für den Erfolg und die bessere Wirkung des Schauspielers erforderlich sei, daß er auch alles das fühle, was er auf der Bühne zum Ausdruck bringt. In ähnlicher Weise könnte man fragen, ob es auch für den Redner erforderlich oder vortheilhaft sei, alles das zu glauben und zu fühlen, für das er vor seinen Zuhörern eintritt. — Wir glauben vortheilhaft jedenfalls. Ludwig XIV. soll gesagt haben, er könne über seine Absichten einen anderen Monarchen am besten täuschen, wenn sein Gesandter selbst in der Täuschung befangen sei.

Eine alte englische Ballade erzählt, daß eine Frau einen Menschen mit einer Zunge beschenken wollte, die nie lügt. Der aber lehnte das Geschenk ab, denn mit solcher Zunge, sagte er,

„I dar'd neither speak to prince or peer,
Nor ask of grace from fair Lady."

Aber nicht bloß Fürsten, Pairs und schöne Damen hören nicht gern die Wahrheit, auch dem Redner in einer Volksversammlung könnte sie mitunter sehr schaden, während ihm, wenigstens nach Goethe's Ansicht, die Lüge viel vortheilhafter ist: „Man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen ... ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Märchen erzählt, sie verschlechtert, da ist man ihr Mann." (Italienische Reise, 19. September 1786.)

Aber gefährlicher und schädlicher vielleicht noch als die bewußte Lüge ist die Erhitzung (die physische ruft hier nach-

Digitized by Google

mal die geistige hervor), die gegenseitige Suggestion in großen Versammlungen.

„Wenn Jemand in einer aufgeregten Volksversammlung ausruft: Es giebt keinen Gott! so schreien Alle nach: Es giebt keinen Gott!“ sagte schon vor mehr als fünfhundert Jahren ein italienischer Chronist. Heutzutage würde nach einem solchen Ausrufe der Regierungsvertreter die Versammlung sofort auflösen, und es käme nicht zum Nachschreien. Aber in anderen wieder polizeiwidrigen Fällen würde die Suggestion ungestört wirken, und jetzt vielleicht mehr als in früheren Jahrhunderten, weil wir viel nervöser und erregbarer geworden sind.

Zu den animalischen Motiven der Suggestion kommt aber bei großen Mengen das geminderte Gefühl der Verantwortlichkeit. In einem Theater sollte einmal eine Salve von einer Compagnie Soldaten gegeben werden, aber kein einziges Gewehr ging los. Ein Statist hatte sich gedacht: „ich kann das Pulver ersparen, es wird doch Niemand merken, daß die Salve von 49 anstatt von 50 Mann abgegeben wurde“; unglücklicherweise hatten aber sämmtliche Statisten denselben ingeniösen Einfall. Aehnliches findet oft bei Volksversammlungen statt — da denkt der Einzelne: „man wird doch nicht gerade meine Stimme heraushören und mich für den unsinnigen Beschluß verantwortlich machen“, oder: „ich kann ja meiner augenblicklichen Laune, meiner Gereiztheit ohne Schaden Ausdruck geben, entscheiden wird doch der vernünftige Beschluß der Majorität.“

Leider beschließt aber die Majorität nicht immer vernünftig, oft vielmehr unvernünftig oder parteiisch. Und dies nicht bloß, weil die Vernünftigen und Unparteiischen stets in der Minorität sind, weil

„Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen,“ sondern weil in großen Versammlungen das Resultat gewöhnlich nicht der Addition, sondern eher der Division der guten Eigenschaften der einzelnen Theilnehmer entspricht, in moralischer sowohl als in intellectueller Beziehung. Und dies ist keine neue Weisheit, verdient aber in unsern Zeiten, wo alles von der Majorität entschieden wird, in Erinnerung gebracht zu werden.

Ein altes Sprichwort lautet: Senatores boni viri, senatus autem mala bestia, und von den gelehrten Gesellschaften sagte Schiller:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus!“

Noch früher als der deutsche Dichter hat der Marschall Sully gesagt: „Si la sagesse venait au monde, elle ne se logerait jamais dans une compagnie.“

Wie wirkt nun die Beredtsamkeit in solchen Körperschaften, besonders in den politischen?

Wenn man von den vielen Reden, die in den verschiedenen Parlamenten gehalten werden, von dem lebhaften Beifall, den sie gefunden, von der Beglückwünschung der Redner liest, so sollte man glauben, daß sie von großer Wichtigkeit, für die Beschlüsse der betreffenden Volksvertretung entscheidend sind. Aber das glauben jetzt nur politische Kinder oder — neugewählte Abgeordnete vor der ersten Clubsitzung, der sie beiwohnen.

In England, und nicht bloß dort, gilt es noch immer, wenn nicht als unerläßliches Erforderniß, doch als nützliche Eigenschaft für einen Minister, gut und geläufig zu sprechen. Manche Leute, die gar keine Staatsmänner sind, haben das Ministerportefeuille nur ihrer Beredtsamkeit zu verdanken, und unter dem dritten Napoleon gab es in Frankreich besondere Sprechminister.

Hat aber je ein solcher Minister oder irgend ein Deputirter mit seiner schönsten Rede auch nur ein halbes Dutzend Stimmen der Gegenpartei gewonnen? Sie mögen ihm wohl Beifall klatschen, ihm vielleicht innerlich Recht geben, aber sie stimmen nach dem schon früher gefaßten Clubbeschluß. „Man könnte fast ebenso gut mit den Abstimmungen beginnen und mit den Reden schließen,“ meinte ein so alter Parlamentarier wie Robert von Mohl, oder die Redefreiheit der Deputirten, wie Königin Elisabeth von England, als das Recht definiren, Ja oder Nein zu sagen, aber nicht alles zu schwatzen, was ihnen einfällt.

Wozu also die Parlamentsreden? Und beweist nicht die häufige Beschlußunfähigkeit, die Abwesenheit so vieler Deputirter, daß sie gar kein Bedürfniß fühlen, die Reden ihrer Collegen anzuhören? Uebrigens entgeht ihnen deren Inhalt nicht ganz. Sie können ja am nächsten Morgen, oft nach der Abstimmung, den stenographischen Bericht in der Zeitung lesen. Und dies erklärt es auch, warum in den Parlamenten noch so viele Reden gehalten werden. Sie sind „Ueberlebsel“ aus der präparlamentarischen Zeit, aus der Zeit, da über Staatsangelegenheiten noch in den Volks- oder Bürgerversammlungen entschieden wurde, da der Redner noch hoffen konnte „mentes impellere quo velit, unde autem velit, deducere“.

Die meisten Reden werden, wie der Ausdruck lautet, „zum Fenster hinaus gehalten“, sind Wahl- oder Candidatenreden. Bei manchen Rednern könnte man wohl aus Ton und Inhalt ihrer Reden auf das Maß des Zeitraumes bis zur nächsten Wahl schließen. Andere sprechen nur, weil sie sich selbst gern hören, weil sie ihre Sprechlust nicht bezähmen können oder um ihren Wählern zu zeigen, daß sie nicht umsonst ihre Diäten beziehen, daß sie, wie sie in der Wählerversammlung versprochen haben, kein Blatt vor den Mund nehmen, dem Minister die Wahrheit kühn in's Gesicht sagen, selbst den Landrath oder den Statthalter nicht schonen. Das freut dann die Wähler ungemein und macht sie stolz auf ihren Vertreter. Bei ministeriellen Deputirten spielen wieder manchmal minder schöne Motive mit. Gar mancher Subalternbeamte hat sich im Parlamente zu einem höheren Amte, ja bis zum Minister, mancher Privatdocent zu einer ordentlichen Professur hinaufgeredet.

Es soll nicht geleugnet werden, daß manche Parlamentsreden ihren Nutzen haben; aber dieser resultirt nicht aus dem ursprünglichen Zweck des Redens — dem Ueberzeugen oder Ueberreden. Es ist nützlich und bringt auch manchmal Abhülfe, wenn allgemeine Uebelstände, Nachlässigkeit oder Uebergriffe der Beamten oder überhaupt, was nicht gedruckt werden darf, öffentlich ausgesprochen wird. In Oesterreich hat man sogar umfangreiche, von der Staatsanwaltschaft confiscirte Druckschriften in Interpellationen eingeschaltet. Da Berichte über Parlamentsverhandlungen nicht der Confiscation unterliegen, konnten dann solche gefährliche Schriften ungehindert in den Zeitungen abgedruckt werden, wodurch sie eine noch größere Verbreitung erhielten. Die so erschlichene Preßfreiheit bietet freilich Gelegenheit zu argen Mißbräuchen.

Ueberhaupt sind aber die Zeitungen die werthvollsten und unentbehrlichsten Verbündeten der Parlamentsredner. Sie sind dem Redner noch unentbehrlicher als die Sänger und das Orchester dem Componisten.

In den Biographien berühmter Redner aus älterer Zeit wird oft gesagt, daß die höchste Wirkung ihrer Reden verloren geht, daß wir uns von ihrer Schönheit keinen vollständigen Begriff machen können, da wir sie nur lesen, nicht hören. Ob das immer zutrifft, können wir nicht wissen, da wir, selbst wo die Reden erhalten sind, uns in Bezug auf ihre unmittelbare Wirkung auf die Berichte der Zeitgenossen verlassen müssen, ja manchmal diese nur aus zweiter oder dritter Hand haben.

Was aber die modernen Redner betrifft, so scheint mir, daß Viele dadurch gewinnen, wenn ihre Reden gelesen, anstatt gehört werden. Die Zahl der Redner, die durch leichten Redefluß, durch Wohllaut und schöne Geberden dem von ihnen Gesprochenen höheren Werth verleiht, ist gering im

Digitized by Google

Vergleich mit der der Redner, bei denen das Gegentheil der Fall ist. Hier tritt nun der Einfluß der Zeitungen ein. Da werden die Reden der Parteifreunde vollständig — mit Ausnahme der gar zu argen Schnitzer — mitgetheilt, etwaige stylistische oder logische Entgleisungen sanirt, die Beifallsbezeigungen und „Beglückwünschungen“ nicht verschwiegen, manchmal sogar multiplicirt. Die Reden der Gegner werden dagegen abgekürzt oder verstümmelt wiedergegeben, von übelwollendem Commentar oder höhnischen Bemerkungen begleitet. Der Durchschnittsleser und -Wähler liest natürlich nur sein Parteiblatt und ist stolz auf seinen Vertreter. Die Wiederwahl ist gesichert.

Wirthschaftliche und sociale Strikes.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Daß wir im Zeitalter der wirthschaftlichen Strikes leben, ist männiglich bekannt, und wenn ein Forscher der künftigen Jahrhunderte unsere Zeitungen durchmustern wird, so wird er leicht den Eindruck davontragen können, daß die Arbeiter unserer Zeit mit nichts eifriger als mit — Striken beschäftigt waren. In einzelnen Industriebezirken theilen die Arbeiter ihre mühsame, einförmige Laufbahn nach der Anzahl der absolvirten Strikes ein, wie ein alter Veteran stolz auf die mitgemachten Feldzüge und Schlachten verweist. Die Strikes sind ja auch zweifellos — wie immer man sich sonst zu ihrer Opportunität stellen möge — wirthschaftliche Feldzüge, die nicht einmal stets einen unblutigen Verlauf nehmen. Sie werden in der mannigfaltigsten und widersprechendsten Weise und zumeist von einem einseitigen Interessenstandpunkt aus beurtheilt. Der Eine erblickt in ihnen ein nothwendiges, der Andere ein überflüssiges Uebel, Manche erwarten, daß aus diesen wirthschaftlichen Ringkämpfen ein ausgleichendes und endgiltiges Compromiß hervorgehen wird. Die Einen verlangen staatlichen Schutz für den Strikenden, die Anderen für den Streikbrecher; es sind in manchen Ländern Versuche im Gange, den Strike unter gewissen Umständen obligatorisch zu machen, während Viele der Ansicht sind, daß die ganze Angelegenheit den Staat nur insoweit angehe, als sie Ausschreitungen oder Vergehen gegen die öffentlichen Gesetze im Gefolge habe. Es ist ein ziemlich aussichtsloses Beginnen, in diesem Widerstreit der Meinungen, der ja in Wahrheit ein Widerstreit der Interessen ist, schlichtend eingreifen zu wollen, so lange eben auf beiden Seiten nur Kämpfende einander gegenüberstehen, so lange das „Ote-toi pour que je m'y mette“ die Grundparole aller Unterhandlungen ist, so lange die ausgesprochenen Gedanken in Wirklichkeit nur Kampf- und Greiforgane, eine Verlängerung des raubthierartigen Gebisses darstellen, so lange für Jeden die Lösung als die unbedingt beste gilt, welche für seine unmittelbaren Interessen die günstigste ist. In seinen nicht nur von dem Geist edler Menschlichkeit, sondern auch von eminent praktischem Sinne getragenen Ausführungen hat aber bereits der englische Socialphilosoph Ruskin darauf hingewiesen, daß wir uns selbst Unrecht thun, wenn wir — wie es so häufig in volkswirthschaftlichen Schriften geschieht — den naiven, kampflüsternen, rücksichtslosen Egoismus zur selbstverständlichen Grundvoraussetzung des socialen Getriebes nehmen, welche, wie die Gravitationskraft die Bewegungen der Massen, so die Handlungen der Menschen bestimme. Und schließlich sehen wir doch auf Schritt und Tritt bereits in unserem zeitgenössischen Leben, daß wirthschaftliche Interessengegensätze sich nicht immer in vollem Umfange ausleben müssen; besteht doch auch zwischen Eltern und Kindern, rein wirthschaftlich genommen, ein Interessengegensatz, der bekanntlich keine demgemäß gerichtete Handlungsweise auszulösen vermag. So lange nicht auch in den sonstigen Beziehungen der Menschen zu einander eine durchgreifende Wandlung in diesem Sinne Platz gegriffen hat und nicht nur das eigene, sondern auch das fremde Glück für uns zum Lebensbedürfniß geworden ist, so lange werden nach Ruskin mit dem ungeeigneten menschlichen Baumaterial selbst die scharfsinnigsten Baukünstler kein standhaftes sociales Gebäude errichten können. Bis dahin haben freilich alle wirthschaftlichen Kämpfer und Feldzügler immer nur Recht in ihrem Sinne und niemals in dem Sinne des Anderen.

Die wirthschaftlichen Strikes sind Feldzüge, Kämpfe, in denen der Gegner seinen unmittelbaren Feind auf's Korn nimmt. Neben ihnen macht sich aber in letzter Zeit auch eine merkwürdige Art anderer Ausstände geltend, die man als sociale Strikes bezeichnen könnte und die zwar keinem unmittelbaren Kampfdrange entsprechen, aber in ihrer Gesammtheit vielleicht noch sinnfälliger als die wirthschaftlichen Strikes die Unlust an dem gesellschaftlichen Getriebe zum Ausdruck bringen. Dahin gehört eine Reihe merkwürdiger Erscheinungen, von denen jede zwar auch ihre mitwirkenden Einzelursachen hat, die aber dennoch den gemeinschaftlichen Grundzug einer socialen Unlust, Resignation, einer eigenthümlichen Freudlosigkeit an den Thätigkeiten, welche die Mitwirkung des Einzelnen am Staate erfordern, in unverkennbarer Weise aufzeigen. Sie bringen klar zum Ausdruck, wie lose der solidarische Zusammenhang zwischen Staat und Individuum für das Bewußtsein Vieler begründet ist und wie wenig das Individuum — und gewiß nicht bloß das sehr hervorragende oder sonst sehr eigenartige Individuum — die Handlungen des Staates als seine eigenen mitfühlt und anerkennt.

In diese Gruppe „socialer Strikes“ reiht sich die chronische Beschlußunfähigkeit des Reichstages bei den Vorlagen, welche keinen unmittelbaren Interessensturm bedingen, nicht minder ein als z. B. die immer häufiger zu Tage tretende Zeugenscheu vor Gericht, als die nach Thunlichkeit betriebene Abstinenz vor dem Geschworenenamt, als die in letzter Zeit wieder einmal an's Licht der Oeffentlichkeit gezerrten Militärbefreiungsversuche, als die manchmal ganz unzweideutige Antipathie, mit der das Publicum die Anordnungen der Polizeiorgane aufnimmt und nach Kräften zu durchkreuzen sucht, statt dem öffentlichen Dienste willigen Beistand zu gewähren u. s. w. Aehnliche symptomatische Vorkommnisse ließen sich ohne Schwierigkeit in großer Menge anführen und mit thatsächlichen Beispielen belegen. Unzweifelhaft hat jede dieser Erscheinungen auch ihre besonderen, im Einzelnen bestimmenden Ursachen und läßt demgemäß auch eine sozusagen symptomatische, locale Behandlung zu. Man könnte mit Fug und Recht den desolaten Reichstagsverhältnissen durch die Einführung der Diäten, der Zeugenscheu vor Gericht durch eine rücksichtsvollere Behandlung und die Vermeidung peinlicher Fragen, der polizeifeindlichen Haltung des Publicums durch entsprechende Heranbildung der Polizeiorgane zu steuern versuchen u. s. w. Ich glaube aber, daß es den tieferen Charakter dieser Erscheinungen verkennen hieße, wenn man sich von dieser äußerlichen Behandlung einen allzu großen Erfolg versprechen wollte. Alle diese leidigen Uebel haben auch eine gemeinschaftliche Wurzel, die tiefer liegt, als die Untersuchung des Einzelfalles führen kann. Es liegt ihr ein eigenthümlicher socialpsychologischer Thatbestand zu Grunde: eine zum Theil in natürlichen Verhältnissen begründete, zum Theil künstlich aufgestachelte und geschürte Abkehr des Individuums vom Staate — etwas, das man vielleicht als „Misopolitismus“ bezeichnen könnte.

Betrachtet man die zeitgenössischen Staatengebilde, so läßt sich immerhin erkennen, daß dieser „Misopolitismus“ — eine leider sehr schwer in ihren einzelnen Factoren abzuschätzende Größe, die im Resultat zweifellos das feinste

Digitized by Google

Kriterium für die jeweilige Unzufriedenheit mit den Staatseinrichtungen abgeben könnte — in England den niedersten und in Rußland den höchsten Stand erreicht hat. Seinen classischen Ausdruck findet demgemäß der „Misopolitismus" in der Tolstoi'schen Lehre von einem allgemeinen socialen Strike, durch welchen die Individuen dem Staate ihre sämmtlichen Dienstleistungen entziehen würden. Trotz ihres, auch für Tolstoi bewußt utopischen, d. h. einer vollständigen Realisirung nur in unendlicher Ferne zustrebenden Wesens enthält diese Lehre, welche alle staatliche Thätigkeit zur „Gewaltthätigkeit" stempelt, doch eine furchtbare Drohung und Warnung, da es klar ist, daß z. B. gegen Hunderttausende von „socialen Strikenden" alle Zwangsmaßregeln schon wegen ihrer enormen Kosten unmöglich wären. Sie lautet in der Tolstoi'schen Formulirung, die hier ohne alle nur allzu billige Kritik wiedergegeben sei, folgendermaßen:

„Um das Schlechte, das sein und seiner Brüder Elend verursacht, nicht zu thun, muß der Mensch erstens weder freiwillig, noch zwangsweise an den Thätigkeiten der Regierungen Theil nehmen und daher weder den Beruf eines Soldaten, noch den eines Ministers, eines Steuereinnehmers ꝛc. erfüllen und überhaupt keine Stellung annehmen, die mit Gewaltthätigkeit verbunden ist.

Zweitens darf ein solcher Mensch nicht freiwillig Steuern an die Regierungen zahlen, auch darf er nicht die Regierungsinstitute benutzen, die durch Steuern unterhalten werden, welche vom Volke mit Gewalt eingetrieben worden sind.

Drittens darf der Mensch, der nicht nur sein eigenes Wohl anstrebt, sondern die Lage der ganzen Menschheit bessern will, sich nicht um den gewaltthätigen Beistand der Regierungen bewerben, weder um seinen Besitz an Grund und Boden ꝛc. zu sichern, noch auch zum Schutze seiner eigenen Person."

Das ist der „sociale" Generalstrike als consequentester Ausdruck des Misopolitismus, welchen die Geschichte des menschlichen Gedankens bis jetzt gezeitigt hat.

Literatur und Kunst.

Neues aus der französischen Literatur.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Eine gewisse Müdigkeit ist zur Zeit im literarischen Schaffen Frankreichs eingetreten. Der ernsteste Literaturforscher findet nur wenig, was seine Aufmerksamkeit in der rechten Weise zu fesseln vermöchte. Wo ist Zola? Wo ist Anatole France? Bourget, der von den alten Meistern noch Beachtung verdient, versucht sich nach dem wenig erquicklichen „Fantôme" in der Schilderung des Seelenlebens kleiner Leute. Aber der gewandte Psycholog hat zu lange in den Kreisen der oberen Zehntausend gelebt und nach den feinsten Seelenschwingungen jener Elite geforscht, die es sich vermöge ihrer Unabhängigkeit von den Misèren des Daseinskampfes gestatten kann, körperliche und seelische Verfeinerung bis zur Krankhaftigkeit zu treiben und selbstgefällig die eigenen Empfindungen zu belauschen. Ueber dem Studium solcher Kreise ist Bourget viel zu alt und viel zu routinirt geworden, um mit frischen Augen und inniger Liebe ein paar Stufen auf der gesellschaftlichen Leiter herabzusteigen und uns echte Offenbarungen aus dem Seelenleben der unteren Klassen zu geben. So schildert er in „Monique" einen Kunsttischler, der mit seiner überaus verfeinerten Seele in ein ganz anderes Milieu gehört, als das, was der Verfasser uns glaubwürdig zu machen bestrebt ist. Es gelingt ihm in nur ganz geringem Maße, sich aus der gewohnten Sphäre heraus in völlig andere Existenzbedingungen zu versetzen. Gegenüber seinem letzten Werke „le fantôme" muß jedoch eine größere Schlichtheit rühmend hervorgehoben werden, die nach jenem Labyrinth von krankhafter Seelencomplicirtheit außerordentlich wohlthuend berührt.

Wohlverdiente Erfolge erzielen neuerdings die Gebrüder Rosny, die nach mühseligem Ringen mit spröden, prähistorischen Stoffen dem mächtigen socialen Kampfe der Neuzeit ihr Interesse zuwenden und mit weiten sicheren Blicken gegen alte Vorurtheile zu Felde ziehen. Sie wenden sich in „la Charpente" besonders gegen die Vorurtheile des Adels. Der künstlerische Werth der Rosny'schen Bücher ist durchaus nicht einheitlich; eine ziemliche Weitschweifigkeit macht sich oft fühlbar, manche Stelle aber wird sich vermöge ihres ehrlichen Ernstes dem Nachdenken des gereiften Lesers aufzwingen.

Seit unlanger Zeit beginnt die „neue Frau" einige feine psychologische Forscher in Staunen zu versetzen. Sie ist das Lieblingsstudium von Marcel Prévost geworden, der bereits Lehrpläne zur höheren Ausbildung der Mädchen aufstellt (Lettres à ma nièce, in der Revue de Paris im Erscheinen begriffen). Vielleicht war er entsetzt von der jämmerlichen Leere, die er hinter dem complicirten Mechanismus der Seele einer unbefriedigten „Mondaine" entdeckte, und spürt darum den Keimen zur Besserung so liebevoll nach und begrüßt sie mit einer so erfreulichen Wärme. Was er uns jedoch in den „Lettres à Françoise" über das neue junge Mädchen in Frankreich offenbart, ist für deutsche Begriffe so ungemein selbstverständlich, daß wir kaum zu fassen vermögen, wie es einen so erfahrenen Kenner der weiblichen Psyche in ein so naives Staunen versetzen kann. Für Prévost ist eine junge Dame, die Lust hat, einmal selbstständig über etwas nachzudenken, die so etwas wie ein sociales Gewissen in sich zu verspüren beginnt, oder die, um nicht unnütz im Leben dazustehen, beschließt, erwerbsfähig zu werden, etwas so absolut Neues, daß er solche Erscheinungen wie ein Wunder anstaunt. Doch nicht nur als Document über das niedrige Niveau der französischen Mädchenseelen, sondern auch wegen ihres warmen Tones, ihrer in die Zukunft weisenden Hoffnungen wird man diese „Lettres à Françoise" gern lesen.

Paul und Victor Margueritte lassen in „Les femmes Nouvelles" dieses neue junge Mädchen bereits als sich bewußte, ihr Schicksal fest in die Hand nehmende Persönlichkeit auftreten. Es handelt sich hier um eine Erbin, die der Anblick des socialen Elends in ihrem Heimathsort, einer Fabrikstadt, mächtig erschüttert, die durch langen Aufenthalt im Auslande ein warmes Interesse für sociale Bestrebungen gewonnen hat und die nun die Hand eines Lebemannes, dessen Daseinsnichtigkeit sie erkannte, ausschlägt, um zunächst ihr Vermögen gemeinnützigen Unternehmungen zu weihen und es später, vereint mit einem gleichgesinnten Mann, den sie liebt, weiter für das Wohl der Armen und Elenden nutzbar zu machen. „Les femmes nouvelles" bedeuten gleichfalls ein werthvolles Document für die Frauenfrage in Frankreich. Nirgends sind die jungen Mädchen so von Vorurtheilen und Maßnahmen gegen ihre innere Entwickelung umwunden, wie bei unseren Nachbarn; die Ehe bedeutet für sie geradezu einen Sprung in die Freiheit, der dann als Folge einer zu langen Spannung zu weit gethan wird. Als eigenartige Thatsache ist bei diesen Büchern zu beobachten, daß der jeweilige Autor stets seine Heldin im Ausland oder durch geistige Berührung mit dem Ausland zu höherer Einsicht gelangen läßt; fast möchte ich es als einen Beweis dafür ansehen, daß jenseits des Rheines die Kraft zu innerer Erneuerung allmälig zu versiegen droht. Hoffentlich ist die „Neue Frau" dazu berufen, frisches Blut unter die greisenhafte männliche Jugend zu bringen. Sie bedarf dessen dringend.

Wenn ich unter einigen französischerseits empfohlenen Büchern jüngerer und jüngster Autoren Eines herausgreife,

Digitized by Google

weil mir der Name des Verfassers, Octave Mirbeau, der einmal ein tüchtiges sociales Drama, „Les Mauvais bergers", geschrieben hat, Vertrauen erweckt, so bin ich selbst unter diesen Voraussetzungen bald gezwungen, den Band mit aufrichtigem Abscheu aus der Hand zu legen. Da Mirbeau noch der Besseren einer ist, spürt man durchaus keine Lust, einen weiteren Griff in diese krankhafte junge Literatur zu riskiren.

„Les vingt-et-un jours d'un neurasthénique" nennt sich dies für ihre Geistesrichtung charakteristische Werk. Ein mit seinen Nerven völlig fertiger Pariser Jüngling kommt in ein Pyrenäenbad, um zu genesen. Statt an der herrlichen Natur zu gesunden, schreibt er das traurigste, lichtloseste Tagebuch, das die Literatur je hervorgebracht hat. Es ist von Anfang bis zu Ende eine trostlos pessimistische Satire auf die menschliche Dummheit und Erbärmlichkeit, ohne einen größeren Gesichtspunkt, einen erlösenden Ausblick. Zunächst zieht die ausbeuterische Gesellschaft der Curschwindler an uns vorüber, dann eine Reihe typischer Vertreter der niedrigsten menschlichen Laster, der schändlichsten Verbrechen, die ohne Sühne bleiben, weil sie von den sogenannten Gebildeten begangen werden. Mirbeau spielt sich nicht als Weltverbesserer auf; er zieht keinerlei Schlüsse aus den ekelhaften Thatsachen, die er vor uns entrollt, er constatirt nur. Und gerade dieses theilnahmlose Hinstellen des Gemeinsten, als handle es sich um etwas ganz Selbstverständliches, berührt uns so abstoßend, daß wir ein paar wirklich gute Satiren — Mirbeau ist bei alledem ein feiner Kopf — wie eine Erlösung aus dem Schmutz begrüßen. Auf überraschende Weise schlägt ein Bekenntniß, das der Verfasser dem Unterrichtsminister Leygues in den Mund legt, in die heutigen Tage ein. Man könnte die folgenden Worte mit den in jüngster Zeit so lebhaft discutirten Aeußerungen über Kunst und Literatur von Staatswegen in unmittelbare Beziehung bringen, wenn nicht Mirbeau's Buch kurz vor jenen Aeußerungen erschienen wäre.

„Als Mensch" — gesteht Herr Leygues gegenüber einigen vorzüglichen Bemerkungen über zeitgenössische Kunst ein — „als Mensch bekenne ich mich zu Ihrer Ansicht; ja, ich gehe noch weiter als Sie, denn ich besitze eine unglaubliche Kühnheit ... heftige, revolutionäre, anarchistische Meinungen. Aber der Mensch macht nur die Hälfte meines Individuums aus; ich bin zugleich Minister. Und als Minister kann ich die Meinungen, zu denen ich mich als Mensch bekenne, nicht unterschreiben, sondern ich muß sie bekämpfen. Das ist, glauben Sie mir, eine sehr schmerzliche und zugleich eine höchst komische Sache, dieser schreckliche Kampf eines Menschen mit einem Minister in ein und derselben Person. Vergessen Sie auch nicht, daß ich den Staat repräsentire, daß ich der Staat bin, und daß der Staat, will er nicht Gefahr laufen, nicht mehr Staat zu sein, nur einen gewissen Grad von Kunst gutheißen kann, daß er der Kunst nicht gestatten kann, ganz zu sein, noch dem Genie, zeitgenössisch zu schaffen. Für den Staat ist das Genie nur officiell ein Genie, wenn es durch mehrere Jahrhunderte geheiligt worden ist. Solange das Genie nicht durch Jahrhunderte geheiligt worden ist, behandelt es der Staat als Feind."

Unser kritischer Pariser, dessen schöne Inteligenz auf so schauerliche Abwege gerathen ist, begegnet schließlich einem Freund, der, ein Symbol des Aufhörens aller und jeder Lebenshoffnung, in der Einsamkeit des Gebirges hauft. Dieser erzählt ihm, er habe die Eitelkeit und Nichtigkeit jedes geistigen Strebens, mit dem er einst auf thörichte Weise sein Leben verbrachte, voll erkannt. Kunst sei Corruption, die Literatur eine Lüge, die Philosophie eine Mystification. Darum sei er in die Berge geflohen und habe gemeint, schlichte, einfache, von der Verderbniß unserer Cultur noch unberührte Menschen zu finden. „Sie sind eben so armselig wie die Anderen! Fortschritt, lächerlich — der Fortschritt ist nur ein schnellerer, bewußterer Lauf dem Tode entgegen ..." Auch der Selbstmord ist überflüssig, „denn man tödtet nicht, was schon todt ist. Ich bin seit zwanzig Jahren todt. Um was soll man sich noch aufregen." — Der Pariser flieht entsetzt zurück unter seine jämmerliche Badegesellschaft, die ihm in ihrer Erbärmlichkeit doch noch erträglicher erscheint als dieser wandelnde Todte.

Wir haben es hier nicht mit einem Einzelwerke zu thun, das wir einfach abzulehnen berechtigt wären, sondern mit einer Erscheinung, die für eine ganze geistige Strömung typisch ist, eine Strömung, die geradewegs dem traurigsten Verfall entgegentreibt. Mit dürrer Nichtachtung gehen diese Jüngsten an den großen, tiefen, echten Schönheiten des Lebens vorüber und, statt auf einem herrlichen Fleck Erde neue Kraft für neues Leben zu sammeln, innere Gesundung anzustreben, wissen sie nichts Besseres zu thun, als wieder in dem Schmutz, der Fäulniß herumzuwühlen, denen sie eben entronnen waren.

Dankbar ist man Maeterlinck, der uns nach diesem trostlosen Materialismus die Welt der Seelen wieder erschließt und uns in eine reinere Sphäre trägt. Der überaus feine Künstler erscheint zunächst mit einer naturgeschichtlichen Studie auf dem Plan, dem „Leben der Bienen". Dort verthierte Menschheit, hier eine verklärte, vermenschlichte Thierwelt, ein Hohelied auf die Intelligenz, auf die Liebe, auf den socialen Instinct dieser nützlichen Insecten, bei denen das Einzelwesen anscheinend denkend und opferfreudig für das Wohl der Gesammtheit lebt. Dieses auf gründlichen wissenschaftlichen Studien und genauester persönlicher Beobachtung beruhende Buch besitzt den doppelten Werth eines trefflichen Beitrages zur Wissenschaft und einer köstlichen Dichtergabe. Maeterlinck weiß die Natur mit dem Auge des Poeten zu schauen, und uns ihre lebendigen Wunder zu erschließen; er fühlt aus Allem, dem sich sein Auge zuwendet, die ewige Seele heraus und offenbart die verborgene Seele dieser kleinen Wunderwelt, um sie der großen Weltseele einzuverleiben, die mit hehrem Flügelschlag das All durchweht.

Maeterlinck hat in der letzten Zeit mit einer seltenen Frische der Productivität die beachtenswerthesten literarischen Erscheinungen in französischer Sprache hervorgebracht. In ihm, dem jungen Vlamen, der jetzt Pariser zu werden gewillt scheint, verwirklicht sich die feinste Verschmelzung germanischer Art mit der hochkünstlerischen Cultur des lateinischen Geistes, die zur Objectivirung des Gedankens in einer vornehm ausgeglichenen ästhetischen Form drängt. Niemand wird sich der künstlerischen wie der gedanklichen Schönheit seines jüngsten Buches „Le temple enseveli" verschließen können, daß die tiefsinnigen Betrachtungen von „Weisheit und Schicksal" ergänzt und erweitert. Maeterlinck ist in Bezug auf die Form wie auf den Gedanken klarer, in sich gefestigter geworden; er meidet das Uebersinnliche, Verzückte und Verstiegene. Trotzdem er das Tiefste, Ernsteste und Heiligste im Leben belauscht und seinen verborgensten Quellen nachgeht, verliert er niemals das Leben selbst mit seinen praktischen Forderungen aus den Augen. In herrlichen Betrachtungen über Gerechtigkeit, Tragik, Materialismus, Zufallsglück u. s. w. forscht er nach einem höheren Princip, das unser Dasein lenkt. Zunächst zerstört er den Glauben an eine rein äußerliche Gerechtigkeit, die einen Ausgleich der Widersprüche des Daseins schafft, denn die Sonne scheint über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte.

Die physische Gerechtigkeit aber, die hier und da als Vererbung, Krankheit ꝛc. in die Erscheinung tritt, hat keinerlei moralische Ursachen; zwischen der äußeren Welt und unserem Thun bestehen nur die einfachen Beziehungen von Ursache zu Wirkung. Wohl aber waltet anscheinend eine Art Gerechtigkeit in der Natur, die Handlungen straft, wenn sie den ehernen Gesetzen, die zur Erhaltung der Wesen nothwendig sind, entgegenarbeiten. Diese Gerechtigkeit ist blind; sie läßt

Digitized by Google

oft den Unschuldigen für das Verbrechen des Schuldigen büßen.

In reicher, schier unerschöpflicher Gedankenfülle warnt Maeterlinck vor dem Fatalismus wie vor einem den Willen lähmenden Pessimismus. „Augenscheinlich," sagt er, „werden alle Menschen, unter einem bestimmten Gesichtswinkel betrachtet, unglücklich erscheinen, und es wird immer den Anschein haben, als würden sie in einen verhängnißvollen Schlund gezogen, denn sie bleiben immer der Krankheit, der Unsicherheit des Stoffes, dem Alter, dem Tode anheim gegeben. Wenn man nur das Ende alles Daseins in Betracht zieht, besteht nothwendig etwas Verhängnißvolles, Elendes selbst in dem glücklichsten Leben. Aber wir wollen nicht Mißbrauch mit diesen Worten treiben und uns ihrer nicht aus Bequemlichkeit oder aus Vorliebe für mystische Traurigkeit bedienen, um den Theil dessen, was bei näherem Studium des Menschen, der Natur und der Dinge erklärbar ist, noch zu vermindern." — Hier ist die ernste Weiterentwickelung Maeterlinck's offenkundig, der uns im Gegensatz zu seinen dramatischen Märchengestalten, die sich alle stumm und willenlos einem äußeren oder inneren Schicksal unterwerfen, den starken Gedanken von der Behauptung des Ich's und von den besten Hülfs- und Lebensquellen im Ich selbst aufstellt: „Der Wunsch zu leben oder die Bejahung des Lebens so wie es ist, bedienen sich vielleicht einer recht alltäglichen Aeußerungsweise, aber sie gehorchen im Grunde wissentlich oder unwillkürlich umfassenderen Gesetzen, die mit dem Geist des Weltalls besser übereinstimmen und folglich verehrungswürdiger sind als der Wunsch, allem Elend des Lebens zu entfliehen oder als jene illusionslose Weisheit, die dieses Elend unausgesetzt betont."

Ueber diesen sieghaften Individualismus, der sich mit Nietzsche's Lebensbejahung verwandt fühlt, geht Maeterlinck noch hinaus und in den ethischen Gedanken des Altruismus über. Die neuerworbene innere Kraft soll als rettende, erlösende Kraft ausgegossen werden auf die Welt, denn:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut."

Das „Göttliche", Goethe's Gedicht tiefster Lebensweisheit, resumirt in einer geradezu überraschenden Weise den reichen Inhalt des Maeterlinck'schen Buches, das nun auch zu einem Buche freudigster, edelster Lebensweisheit wird.

Ist diese Weiterentwickelung Maeterlinck's auch auf dramatischem Gebiet zu erkennen und verdient sein jüngstes Drama, „Monna Vanna", die volle Begeisterung, die ihm augenblicklich unsere Nachbarn entgegenbringen?*) Ich finde den Schöpfer jener poetisch schwermüthigen Märchenwelt nicht wieder; Maeterlinck läßt nicht mehr an der Enttäuschung vom Leben zu Grunde gehen. Er will das Leben voll ausschöpfen — leben lassen. In die farbenprächtige, schönheits- und sinnestrunkene Zeit der Renaissance führt er uns ein mit dem ganzen Zauber seiner rhythmischen Prosa.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ist Pisa durch den schönen, jungen, tapferen Söldnerführer Prinzivalle von den Florentinern besiegt worden. Die Pisaner gehen dem Hungertode, und wenn sie sich ergeben, der Rache des Feindes entgegen. Da sendet ihr Führer, Guido Colonna, seinen alten Vater, einen etwas schwatzhaften Schöngeist und Humanisten, in das Lager Prinzivalle's, um diesen zu milderen Maßregeln zu bewegen. Der alte Colonna kehrt zurück und verkündet: Prinzivalle wird die Stadt verschonen und sogar mit Nahrung versehen, wenn ihm Giovanna, die schöne junge Gemahlin Guido's, nur mit einem Mantel bekleidet für eine Nacht in's Zelt gesandt wird. Guido schäumt vor Wuth. Vanna, die die Stimme des Elends um sich her tief erschüttert hat, entschließt sich mit schlichter Größe zu dem Opfer. Die Exposition ist etwas breit, besonders durch die Geschwätzigkeit des alten Colonna, in der Maeterlinck eine den Fluß der Handlung hemmende Charakterisirung der Humanisten versuchte. Sie ist jedoch durchaus glaubwürdig, aus der Zeit herausgegriffen: Prinzivalle's Forderung charakterisirt den rohen Heerführer und zugleich den raffinirten Lebenskünstler und Verehrer der Frauenschönheit.

Das eigentliche Maeterlinck'sche Drama aber beginnt mit der Scene im Zelt; sie ist lauterste Poesie, so fern ab von der nackten Realität, in die sich die Phantasie des Verfassers vergebens hineinzwingt, wie die Märchenprinzen und Märchenprinzessinnen in ihren einsamen Schlössern am Meer.

Monna Vanna kommt in's Zelt, mit stummer Opferbereitschaft. Noch einmal läßt ihr Prinzivalle die Wahl der Freiheit, doch sie will den verlangten Preis zahlen; das Elend, das sie gesehen, schneidet ihr zu tief in's Herz. Nun läßt der Feldherr vor ihren Augen die Proviantzüge nach Pisa abgehen. Sie bleiben allein. „Giovanna!" ruft der vermeintliche Barbar und stürzt sich seinem schweigenden Opfer zu Füßen. Da richtet sie sich empor mit großen, staunenden Augen; eine neue Welt erschließt sich ihr. Wer ist der, der sie ruft mit einer Stimme, die von weit her kommt, an deren Klang sie sich wie an eine süße Kindermelodie erinnert? Noch immer knieend offenbart ihr Prinzivalle, daß er der Sohn eines Goldschmiedes aus Pisa, ihr einstiger Spielgefährte ist, daß ihn die Wogen des Lebens bald dahin, bald dorthin verschlagen haben, daß er ihr Bild jedoch wie ein Heiligthum im Herzen trug und daß er ihr keine Schmach anthun will, weil er sie liebt. Das zarteste Liebesduett beginnt zwischen zwei „Seelen", ein Gesang innigster Tiefe und edelster Keuschheit. Man wünscht diesem Maeterlinck'schen Liebespaare nur Eines: der Himmel möge einen todbringenden Pfeil herabsenden und es nicht wieder hinausstoßen in die brutale Wirklichkeit, die wir selbst über diesem poesievollen Idyll vergessen haben. Wie zu befürchten war, zeigt sich der dritte Act als erbarmungsloser Zerstörer aller Poesie. Die an zartere Stoffe gewöhnte Phantasie des Dichters versagt hier völlig. Monna Vanna kehrt beim Morgengrauen nach Pisa zurück; sie hat Prinzivalle überredet, ihr zu folgen, da ihm sein hochherziges Verhalten nur den Dank Guido's eintragen kann. Guido indeß befindet sich in einer nichts weniger als versöhnlichen Stimmung und glaubt von den Betheuerungen seiner Gattin kein Wort; er vermuthet vielmehr, sie habe Prinzivalle als neue Judith in eine Falle gelockt. Man darf es dem Kriegsmann, der das Leben nur in seinen rohen Aeußerungen kennen gelernt hat, nicht übel nehmen, wenn er sich in seiner Empörung nicht auf die Höhe Maeterlinck'scher Liebespaare emporschwingen kann. Kurz und bündig will er den Todfeind fesseln und in den Kerker abführen lassen. Da stürzt Vanna wie eine Rachegöttin vor. Sie hält sich an den von Guido ausgesprochenen Gedanken; sie erklärt ihre eben gemachte Aussage für eine Lüge, die sie nur gesagt habe, um den Barbaren desto sicherer in ihre Gewalt zu bekommen, denn ihr allein falle die Rache für die ihr angethane Schmach zu. Sie fordert nun gleichfalls die Festnahme Prinzivalle's, mit dem sie Zeichen des Einverständnisses wechselt und erbittet sich den Schlüssel zu seinem Kerker, ihm zuflüsternd: „ich werde mit Dir fliehen". Guido hält diese Sprache naturgemäß für viel glaubwürdiger und liefert ihr den Schlüssel aus.

Monna Vanna's Verhalten ist menschlich, allzu menschlich; es mag eine gut beobachtete Studie der weiblichen Durchschnittspsyche darstellen; aber es entbehrt durchaus der dichterischen Größe und raubt uns die innere Theilnahme an dieser Gestalt, die Anfangs einen so schlichten, schweigenden Heroismus an den Tag legte. Noch unverständlicher aber wird für uns der tapfere Condottiere, der wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, alle Verwünschungen und Anklagen über sich ergehen läßt, mit keiner Wimper zuckt und sein

*) Eugen v. Jagow hat das eigenthümliche Werk des Blamen an dieser Stelle bereits besprochen; immerhin wird A. Brunnemann's Correferat dem Maeterlinck-Freunde von Interesse sein. D. H.

Digitized by Google

Schicksal stumm in der Geliebten Hand legt. Das häßliche Gezeter dieses dritten Actes um die verletzte oder nicht verletzte Tugend Monna Vanna's, deren Umwandlung in ein feiges, geschwätziges Weib, das nach ihrem, alle inneren Tiefen aufwühlenden Seelenerlebniß geschickt durch eine Hintenthür entschlüpft, statt wie früher ein großes Schicksal mit stiller Größe auf sich zu nehmen, dieser schmachtende Herkules zu Füßen der Omphale erfüllen uns mit Trauer über den Verlust jener köstlichen Poesie, wie sie der zweite Act in reicher Fülle darbietet.

Maeterlinck hat sich mit seiner wunderbar feinen Kunst auf ein Gebiet gewagt, dem sie nicht gewachsen ist. Dem tiefinnerlichen Stimmungskünstler wohnt die Kraft nicht inne, starke, einheitliche Charaktere zu schaffen. Die überströmende, nach einem vollen Sichausleben hindrängende Kraftfülle der Renaissancemenschen läßt sich nicht in den fein künstlerischen aber engen Rahmen eines Maeterlinck'schen Seelendramas zwängen. Doch da, wo der Dichter das selbst begriffen hat und diesen Rahmen sprengt, überschreitet er seine eigenen Grenzen und findet sich nicht mehr zurecht. So besteht dies, sein jüngstes Drama, das durch einen würdigeren Actschluß zu einem Seelengemälde von ergreifender Größe werden konnte, aus kunst- und stimmungsvollem Detailwerk, das lose aus einander fällt, ja sich beinahe durch die ihm innewohnenden widerstreitenden Elemente gegenseitig abstößt und vernichtet, weil es keine sichere Hand zu einem harmonischen Ganzen zu schließen vermochte.

Dänisches Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Es giebt Länder mit hellem und es giebt Länder mit dunklem Stimmungscharakter. Zu den letzteren zählen z. B. Rußland und Finland, zu den ersteren Italien und noch mehr Spanien, dessen Stimmungscharakter dem einer Fanfare gleicht. Unter den skandinavischen Ländern hat Schweden einen hellen, Norwegen einen dunklen Stimmungscharakter. Dänemark steht in der Mitte zwischen beiden, es neigt in der hier in Betracht kommenden Beziehung eher zu Schweden, als zu Norwegen. Und desto auffallender muß es erscheinen, daß das moderne dänische Kunstgewerbe, so weit sich ein solches schon entwickelt hat, einen ausgesprochen dunklen Stimmungscharakter trägt und in dieser Beziehung eher norwegisch als schwedisch anmuthet. Ja, eine ganze Reihe seiner Arbeiten würde man, wenn man es nicht anders wüßte, als finisch ansprechen können. Die Erklärung liegt zum Theil darin, daß dieses moderne dänische Kunstgewerbe zum Theil auf altnordische Motive, und zwar solche der romanischen Zeit zurückgreift. Nun aber hat gewiß die Renaissancekunst den hellsten, die romanische Zeit den dunkelsten Stimmungscharakter, während die gothische Zeit in der Mitte liegt. Und von einem nationalen Kunstgewerbe in Dänemark konnte am wenigsten in der Renaissancezeit, auch kaum in der gothischen Periode, wohl aber in der romanischen Periode die Rede sein, in der Dänemark ja auch in der Architektur Bedeutendes leistete. Bezeichnend ist es daher auch, daß die sehr bedeutende moderne dänische Architektur wesentlich an die romanische Stylperiode sich anlehnt — auch der im guten Sinne prunkvolle Bau des neuen Kopenhagener Rathhauses legt hiervon Zeugniß ab. Vielleicht kann man sogar soweit gehen, zu sagen, daß der romanische Styl selbst, obwohl er sich bekanntlich historisch ganz anders entwickelt hat, nordischen Charakter trägt. Sicherlich steht er dem nordischen Empfinden am nächsten, während der Renaissancestyl für den italienischen Volkscharakter am meisten charakteristisch ist und der gothische bezeichnender Weise seine Wiege im normännischen Frankreich hat.

Hiernach wird der Leser sich von vornherein von dem Stimmungscharakter des modernen dänischen Kunstgewerbes einen Eindruck machen können. Es wirkt altnordisch und zugleich romanisch. Es wirkt antifranzösisch. Nicht Grazie, sondern Kraft will es ausdrücken. Nicht sinnlich, sondern sittlich will es wirken. Nicht geschwungene Linien zeigt es, sondern Alles ist rechtwinklig.

Und diesen Charakter trägt nicht nur die Möbelarchitektur im modernen Dänemark, sondern auch die Schmiedekunst und das Goldschmiedehandwerk. Auf einigen Gebieten des Kunsthandwerkes kann freilich, wie von vornherein betont werden muß, von einem modernen nationalen Kunstgewerbe in Dänemark noch nicht die Rede sein. Was zum Beispiel die Tapetenindustrie betrifft, so ist Dänemark noch weit zurück. Daß die ganze Entwickelung dahin drängt, die Tapete überhaupt abzuschaffen und statt deren entweder Wandtäfelung oder Wandbehang einzuführen, scheint man in Dänemark noch nicht zu ahnen. Ebenso schlimm ist es in diesem Lande mit der Teppichindustrie bestellt. Und dies ist um so auffallender, als die Nachbarländer, Schweden und Norwegen, gerade auf diesem Gebiete so Hervorragendes leisten. Bislang producirt Dänemark keine Teppiche und ist sogar nicht einmal in der Einführung der Teppiche wählerisch. Aber das wird sich vielleicht bald ändern. Denn vor einem Jahre ist in Kopenhagen eine „Kunstflidsforening" gegründet worden, deren vornehmste Aufgabe die Pflege der Teppich-Webekunst ist. Die Vorsteherin des Vereins, der eine Schule und zugleich einen Club eröffnet hat, ist die Schriftstellerin Frau Emma Gad. Freilich scheint mir dieser Verein noch nicht die rechte Bahn einzuschlagen. Ich besuchte die Schule, sah mir die Webstühle an und ließ mir alle bisher gefertigten Arbeiten, soweit sie vorliegen, zeigen. Einige Arbeiten waren vortrefflich ausgeführt und die Mehrzahl der von der Vorsteherin herrührenden Zeichnungen ebenso rühmenswerth. Aber die ganze Organisation scheint mir nicht den richtigen Weg einzuschlagen, und da derartige Institutionen gerade für Deutschland eine dringende Aufgabe bieten, möchte ich nicht unterlassen, mich hierüber auszusprechen. Derartige Institutionen nun müssen als moderne Institutionen vor Allem den Individualitäten Rechnung tragen. Die Schülerinnen dürfen nicht nur dazu angeleitet werden, nach Vorzeichnungen mechanisch zu arbeiten, sondern dazu, selbst zu gestalten. Der moderne hochentwickelte Webstuhl mit Schiffchenmechanik, den der dänische Verein eingeführt hat, ist hierfür ein Hemmniß. Die Scherrebeker Kunstwebe-Anstalt hat dies ganz richtig eingesehen und auf den alten primitiven Webstuhl zurückgegriffen, der die Entfaltung der Individualitäten ermöglicht. Und dasselbe hat man in Oesterreich gethan. Und dies ist nur ein Beispiel. Ich hatte in Kopenhagen den Eindruck, als wolle man nur möglichst geschickte mechanische Arbeiterinnen, nicht aber Künstlerinnen heranbilden. Künstler sein, hieß eine Persönlichkeit darstellen. Nach diesem Grundsatz mußte die Kunstflidsforening ihre Schule reformiren, vorausgesetzt, daß sie dänischer Kunst dienen will.

Weit besser als mit der Textilindustrie ist es mit der Möbelarchitektur in Dänemark bestellt. Hier zu allermeist kann von einem modernen nationalen Kunstgewerbe in Dänemark die Rede sein. Und auch der nur vorübergehend Dänemark Besuchende kann sich hiervon einen guten Eindruck verschaffen, wenn er das Kunstindustrie-Museum aufsucht. Dieses Kopenhagener Kunstgewerbemuseum gehört zu den bedeutendsten Sammlungen ihrer Art, insofern gerade die bedeutendsten Gewerbekünstler des Auslandes durch ausgezeichnete Beispiele vertreten sind, wie in der Goldschmiedekunst Lalique und Falize, in der Glasindustrie Gallé, Tiffany und Köpping, in der Möbelarchitektur du Feure und Gallé, in der Keramik die Hauptrepräsentanten der französischen Steinzeugkunst u. s. f.

Digitized by Google

Und in diesem Kunstindustriemuseum finden sich auch einige herrorragende Beispiele dänischer Interieurkunst, besonders solche von Th. Bindesboell herrührend. Sie sprechen die im Eingange charakterisirte Stimmung besonders klar aus. Sie bilden eine treffende Antithese zu van de Velde'scher Linienschweifung. Diese Möbel „stehen", sie haben einen Fuß, sie drücken Stütze und Belastung aus. Und auch die Ornamente sind kräftig, dabei empfunden und zugleich organisch wirkend.

Auch Harald Slott-Möller und M. Nyrop, der berühmt gewordene Architekt des neuen Kopenhagener Rathhauses, haben derartige Möbel „gebaut". Der Däne eben baut seine Möbel, während der moderne Deutsche sie zeichnet und der Italiener sie malt.

Ich besuchte auch die größeren und kleineren Möbelmagazine und Möbeltischlereien in Kopenhagen, um zugleich den Geschmack des Publikums kennen zu lernen, denn bekanntlich richten sich alle diese Leute nach eben diesem Geschmack des Publikums. Und wie in anderen Ländern ist auch das Urtheil des Dänen noch nicht genügend geklärt, als daß er nicht in allen möglichen Stylen, Empire, Rococo, Renaissance und Gothik Möbel kauft. Am meisten beliebt ist auch in Dänemark der Empirestyl, und zwar der dänische Empirestyl, der dadurch charakterisirt ist, daß alle Möbel an der Vorderseite figürliche Einlagen in Citronenholz zeigen.

Besonders auffallend war ferner eine Vorliebe für Intarsien, wie sie sich ähnlich stark in Italien documentirt.

Großes Interesse bot mein Besuch der Werkstätte Georg Müller's. Dieser junge aus Südjütland gebürtige Künstler ist in Kopenhagen als Schöpfer des neuen dänischen Möbelstyles bekannt. Der letztere trägt einen gesunden, kräftigen, ausgesprochen bäuerlichen Charakter. Das Holz kommt in seiner Eigenart zur Geltung, Politur und Farbe werden nur ganz dünn aufgetragen. Die Formen entsprechen den im Eingang dieses Artikels skizzirten Charakter. Und in einer Hinsicht sind diese Formen in der That außerordentlich gelungen und zweckentsprechend. Es ist Georg Müller nämlich geglückt, endlich eine organische und zugleich originelle Form für das Stuhl- und Tischbein zu finden. Es hat ihm hierbei die Organisation des Beines beim Menschen und Thiere vorgeschwebt. Das Bein hat nämlich bei seinen Möbeln einen Ober- und Unterschenkel, ein Knie und einen Fuß. In dem Knie sammelt sich gewissermaßen die Last. Darunter verjüngt sich wiederum das Bein, um alsdann im Fuß, der dem Fuß eines Pferdes nicht unähnlich ist, wieder auszuladen. Diese Tisch- und Stuhlfüße sind in der That organisirte und belebte Stützen und Träger.

Das moderne dänische Gold- und Silberhandwerk trägt wie gesagt denselben Charakter wie die Möbelarchitektur. Freilich hat das Volk in Dänemark noch nicht den Werth des modernen künstlerischen Schmuckes begriffen, und die Kopenhagener Juweliere sind gezwungen, entweder billige Schundwaare oder solche Juwelen, deren Werth ausschließlich die Kostbarkeit der verwendeten Steine bedingt, zu führen. Eine Ausnahme hiervon macht allein die Gürtelschnalle. Auf diesem begrenzten Gebiete ist der neue Styl am schnellsten zur Herrschaft gekommen. Diese silbernen Gürtelschnallen, im neuen dänischen Styl, werden entweder rein linear in durchbrochener Arbeit oder mit kräftig behandelten Frucht- oder Pflanzenmotiven gearbeitet. Derartige Gürtelschließen werden heute von einer ganzen Reihe von Künstlern entworfen, an erster Stelle von Mogen Ballin, Harald Slott-Möller und Erick Magnussen und Th. Bindesboell. Harald Slott-Möllers Zeichnungen, die meisten von Hofjuwelier A. Michelßen ausgeführt, tragen allerdings einen weit weniger dänisch differencirten Charakter. Sie zeigen auf der einen Seite französischen, auf der anderen englischen Einfluß. Statt des einfachen Liniensch muckes, wie ihn Magnussen, Ballin und Bindesboell verwenden, bringt er figürliche oder Thier-Darstellungen. Slott-Möller ist selbst geschickter Handwerker und hat einige seiner besten Schmuckarbeiten, wie die für die Töchter des Juweliers Michelsen bestimmten, selbst ausgeführt.

Etwas eingehender müssen wir auf die Arbeiten aus Mogen Ballin's Werkstatt eingehen. Denn sie interessiren durch die Gediegenheit der Materialausführung, die Originalität der Entwürfe und durch den nordischen Charakter der Arbeiten im Allgemeinen. Die Entwürfe rühren theils von ihm selbst, theils von S. Wagner her. Als Material ist in den meisten Fällen Zinn verwendet. Aber auch gute Silber- und Goldschmiedearbeiten sind in der genannten Werkstatt ausgeführt, wie z. B. Gürtelspangen und Kämme von Schildpatt mit getriebenem Silberornament. Der Materialcharakter ist bei allen Arbeiten so sehr zur Geltung gebracht, daß man sagen möchte, der Künstler denkt in dem Material, für das er arbeitet. Beispielsweise gilt dies von einer Bonbonnière von Zinn mit getriebenen Ornamenten oder von der Jardinière in getriebenem Messing mit Orchidcendecor. Das originellste Stück ist wohl der Kandelaber in Messing von Ballin entworfen, dessen kräftige, knappe, fast herbe Formen für dieses nordische Kunstgewerbe sehr charakteristisch sind. Weniger gelungen ist die Obstschale von Silber mit getriebenen Ornamenten (Haselnuß, Kirsche, Birne und Pflaume); diese Ornamente, so wie sie hier entworfen sind, würden sich unzweifelhaft in Holzschnitzerei besser ausnehmen, als in Silber. Wiederum fehlt es bei der Zinnlampe an einem Vermittelungsglied zwischen Fuß und Ballon. Ein originelles Stück ist dagegen die Zinnvase von Siegfried Wagner gezeichnet, welche im monumentalen Charakter gehalten ist und eine Ornamentation zeigt, wie sie in Deutschland Peter Behrens liebt. Das Zinn beginnt im modernen Kunstgewerbe im Allgemeinen eine mehr und mehr bedeutende Rolle zu spielen, indem die Zinnwerkstätten sich nicht mehr wie früher damit begnügen, die Tradition allein walten zu lassen, und auf Künstlerentwürfe zu verzichten, sondern die künstlerischen Prinzipien auch auf Arbeiten dieses Materials in Anwendung bringen.

Neben dieser modernen künstlerischen Gruppe von Goldschmieden giebt es eine solche und zwar größere, welche die von Island übernommene und seit Alters her gepflegte Filigranarbeit in Gold und Silber ausführt. Diese Arbeiten werden in allen Preislagen hergestellt und Dänemark wird mit ihnen geradezu überschwemmt. Island hat in Filigranarbeit hervorragend schöne Arbeiten ausgeführt; wahrscheinlich haben die Isländer die Technik durch Vermittelung Norwegens von den Römern übernommen. In jüngster Zeit ist auf Island selbst das Kunsthandwerk leider sehr zurückgegangen. Die Grundform für diese Filigranarbeiten bildet die Schildform mit Buckel. Sie kommt bei allen möglichen Arbeiten zur Anwendung, bei Metallschließen, Broschen, Knöpfen, Spangen, Ohringen u. s. w. In den Details hat sich dabei die Stylform seit Jahrhunderten fast gar nicht verändert. Bei den Broschen ist es beliebt, von diesen Schildbuckeln Pendants mit Goldperlen oder kleinen Goldschalen — letztere besonders in Schweden beliebt — herabhängen zu lassen, bei denen das Rahmenwerk ebenfalls in Filigranarbeit ausgeführt wird. Solche Broschen und Halsketten werden auch in weniger kostbarem Metall ausgeführt und sind außerordentlich beliebt in diesem Lande.

Für kostbaren Schmuck ist in Dänemark wenig Bedarf vorhanden. Das Land ist klein, und der Reichen giebt es nicht allzu viele. Der Geschmack und das Gefallen an Goldschmuck ist dagegen in hohem Maße vorhanden. Nächst dem Russen und Italiener trägt der Däne am liebsten Goldschmuck, und in noch höherem Maße der Isländer — aber Island ist heute noch zu arm, wenn gleich erwähnt werden mag, daß der charakteristische Bestandtheil der isländischen Haartracht die „holkur" in den weitaus meisten Fällen in

Digitized by Google

Gold oder Silber ausgeführt ist und zwar auch unter der ärmsten Bevölkerung. Es sei bei dieser Gelegenheit dieser isländische Haarputz kurz beschrieben: Man steckt auf dem Scheitel des Kopfes die Haare unter einer Kappe blauen Tuches zusammen, die etwas nach links hinunter reicht, also einigermaßen ähnlich den Kappen der englischen Infanteristen, wenn man davon absieht, daß es sich hier nur um Tuchstücke, nicht um Kappen, welche einen Hohlkörper umschließen, handelt. An der linken Seite nun hängt von dieser Kappe eine seidene Bommel („skufur") herab, die mit einer Gold- oder Silberröhre („holkur") mit der Kappe verbunden ist. Dieser Haarputz wird von jeder Isländerin, ob reich oder arm, getragen, und wer es nur irgend haben kann, trägt eine goldene „holkur". Letztere sind meistens sehr hübsch gearbeitet, mit Ciselirung und an den Enden filigranartig. Wenn schon die Tracht dieser Kappen etwas Keckes hat, so wird dieser Eindruck noch verstärkt durch die Mieder, welche inmitten der Brust offen sind, so daß das weiße Hemd sichtbar wird. Um den Hals wird heute gewöhnlich eine große Schleife getragen, auf die eine silberne Nadel gesteckt wird; manchmal hängt auch noch eine silberne oder goldene Kette vom Hals herab. Hierzu kommt ein reicher Gürtel mit Gold- oder Silberschmuck. An Feiertagen wird auch noch auf dem Kopfe ein goldenes Diadem und eine Art Helm getragen, darüber ein großer weißer Schleier.

Was die Mode betrifft, so kann Dänemark zwar nicht ein tonangebendes Land genannt werden. Aber man muß gestehen, daß die Dänen, die im Allgemeinen auch als Volk einen durchaus aristokratischen Eindruck machen, in ihren Toiletten einen sehr feinen und zugleich gediegenen Geschmack bekunden. Nur in Paris wird man Kleider von so tadellosem Schnitt und nur in London Stoffe von solcher Gediegenheit sehen, wie in Kopenhagen. Dabei habe ich in keiner anderen Stadt des Inlandes oder des Auslandes so viele Reformkleider gesehen, wie in Kopenhagen. Das Corset ist in dieser Stadt so gut wie ausgestorben. Und bei den meisten dieser Toiletten kommen die Individualitäten in angenehmer und wirkungsvoller Weise zum Durchbruch.

Endlich noch ein Wort über die dänische Keramik. Die drei großen Fabriken Bing & Groendal, Ipsen-Enke und last not least die kgl. dänische Porcellan-Manufactur sind in Deutschland so bekannt, daß ich auf ihre Erzeugnisse an dieser Stelle nicht einzugehen brauche. Nur des prächtigen neuen Services „Marguerite" der königl. Manufactur, entworfen von Prof. Krog, sei Erwähnung gethan. In den delicatesten Farben, in originellen, feinempfundenen Formen und in bewunderungswürdiger Modellirung sind diese Schüsseln und Teller, die mit Grashüpfer-, Libellen- und Schmetterlingsdecor geziert sind, ausgeführt. — Weniger bekannt sind dagegen bei uns die vortrefflichen dänischen Arbeiten in gebranntem Thon, die man im Kopenhagener Kunstindustriemuseum bewundern kann. Sie sind nicht nur rein technisch und nach Hinsicht der prächtigen Farbenwirkung und in der Art, wie das Material zum Triumph kommt, interessant, sondern auch insoweit, als, wenigstens bei einer ganzen Reihe davon, ein national-dänischer Zug zum Ausdruck kommt. Diese Arbeiten sind ebenso sehr dänisch, wie diejenigen Mendes da Costas' holländisch sind. Und doch ist das Material dasselbe. Eine ganze Anzahl talentvoller Künstler sind hier zu nennen: J. F. Willumsen, Joachim Skovgaard, Frau Holten-Skovgaard, der mehrfach erwähnte Th. Bindesboell, Elise Konstantin-Hansen, Aug. Jerndorff, Frl. S. C. Skovgaard, L. Find und L. A. Ring. Es wäre wohl wünschenswerth, daß wir Gelegenheit bekämen, einige der interessanten Arbeiten dieser Künstler auch in unseren deutschen Kunstgewerbemuseen zu sehen.

Nach alledem darf man sagen, daß Dänemark zu denjenigen Ländern gehört, welche an dem Siegeszug des modernen Kunstgewerbes betheiligt sind, in welchem gerade die kleinen Nationen so stark vertreten sind. Es hat eine Note nationaler Eigenart und trägt das Zeichen eines sicheren Fortschrittes.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Capriccio.

Von Heloise v. Beaulieu.

„— — — Ob das wirklich so ist? — — — Daß jeder Seele eine andere vorher bestimmt ist?

Wo bist Du dann Seele, die für mich und für die ich erschaffen? Wie soll ich Dich finden?

Ich suche Dich — o so sehnsüchtig!

Und Du ... Suchst Du mich auch?

Aber warum dann diese Grausamkeit vom Schicksal — daß wir so lange umher gehen müssen, ohne uns zu finden.

Erwartung ist herrlich. Aber zu langes Warten — das macht so müde, nimmt der Seele alle Freudigkeit.

Manchmal packt mich ein Grauen, — daß die Natur sich versehen hat, daß ein gräßlicher Irrthum uns auf immer trennt. Wenn Du längst gelebt hättest — vor Jahrhunderten, Jahrtausenden! Wenn Du erst kämst in einem noch fernen Zeitalter, wenn ich längst — —

Wenn wir so, nicht nur durch Räume, auch durch Zeiten getrennt, ewig im Leeren trieben, und warteten — warteten ...

Aber ich ertrage es nicht, dies zu denken!

— — — Als man mich zum ersten Male in die Welt führte, da war meine Seele voll Feiertagsgeläut. Ich dachte — nein, ich dachte nicht. Aber ich erwartete das Große, Wunderbare — so fest. Ich war froh und auch beklommen; — das Große, Wunderbare, das nun kommen mußte, machte mir Angst. Ich senkte lange meine Stirn unter dem Kranz von rothen Rosen.

— — — Ich habe viele Bälle mitgemacht seitdem und Eisfeste und Badereisen. Ich habe alle Chancen, die es für Mädchen giebt.

Ach — dieses langsame, stückweise Enttäuschtwerden, dieser immer höher steigende Ekel! — —

Wie viele Uniform- und Frackärmel haben sich um meine Taille gelegt, — wie viele gierige Blicke haben auf meinen Schultern geruht. — Aber ich sah auch die andere Gier in ihren Augen. Und wie ekelte ich mich!

Unzählige Leutnants und Assessoren habe ich kennen gelernt, — aber nie einen Menschen. Sie haben alle gescheitelte Haare und spitze Nägel, und sie sagen Alle dasselbe.

Wie oft, wie ermüdend und anwidernd oft sie mir das sagen, daß ich schön bin. Nicht ganz direct natürlich, aber plump genug. Und alle die zudringlichen, erniedrigenden Blicke —

Und daß ich Geld habe — das sagen sie mir natürlich nicht, aber sie denken immerfort daran.

Carrière — Genuß, Genuß — Carrière —

Pfui!

Oft, wenn mir ein Neuer vorgestellt wird, suche ich in seinem Gesicht: Wer bist Du?

Aber es ist Niemand. Nur eine Uniform oder ein Frack, Scheitel oder Glatze, Genußsucht und Ehrgeiz!

Ich gäbe ja Alles, um das ich beneidet werde, um eines: einen Menschen, den Menschen von Allen. Der für mich bestimmt ist ...

Wie einen König würd' ich ihn empfangen. Ich wollte wieder einen Kranz rother Rosen tragen, und wieder sollte Feiertagsgeläut in meiner Seele sein. Meine Seele sollte knieen vor Deiner, ein großes Blühen und Duften, ein mächtiges Klingen würde um uns sein.

Du liebst doch auch das Meer wie ich?

Digitized by Google

Dann fahren wir hinaus an einem schönen stillen Tage. Ganz allein. Wir halten uns an den Händen und sehen den großen weißen Wolken nach. Doch wir sprechen nicht. Und das ganze Schiff soll mit Rosen und Granatblüthen bestreut sein und mit Jasmin.

Meine Mutter war eine Jüdin aus der Levante, weißt Du — sie hat mir wohl leuchtende, farbige Gedanken hinterlassen.

Doch willst Du den Sturm — gut! Sieh, unser Schiff fliegt vor dem Wetter her, die Wellen gehen hoch und führen Rosen und Granatblüthen davon. Wir singen hinein in das Gebrause, wie man zur Orgel singt. Das ist Wollust, so in den Tod hineinzutriumphiren! Wir lachen und jauchzen, wir sind Götter!

Und nun senke ich meine Stirn in Qual, und ich bete ... Mit solcher Inbrunst ist niemals gebetet worden, um das Eine, das Eine — — —"

— — — — — — — — — — — — — —

„— — — Wenn die Sonne wie eine Königin am Himmel thront, auf Gerechte und Ungerechte hinablächelnd; wenn die Knospen der Obstblüthen wie kleine rosige Kinderfinger durch die Hüllen bohren —, warum soll da ein armes Schreiberlein nicht auch Wonne fühlen und Wonne singen? —

Ich habe einmal ein Feuilleton geschrieben über die Poesie der Hinterwohnung, — das natürlich Niemand angenommen hat — wie das Uebrige. Vielleicht würden sie es nehmen, wenn sie einmal den Blick von meinem Fenster sähen — so hoch, so frei, so über den Wipfeln, — in denen die Drossel singt. Und vorn sehen sie auf staubigen Asphalt und hören das pfeifende Sausen der Elektrischen!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich könnte sehr glücklich sein hier oben. Nur Eines fehlt mir — eine Seele, der ich nicht zu sagen brauchte: dies und das fühle ich in diesem Augenblick — die es ungesprochen errieth und es nicht verrückt fände. Die ebenso empfände — — —

An einem Abend, wie heute. Ich lehne am Fenster ... Da lehnte sie neben mir, und wir hielten uns an den Händen, und fühlten uns Eins in heiligem Schweigen.

Oder weit, weit fort. An einem stillen, tiefen Fjorde, wo das Wasser so durchsichtig ist, daß man die Nixlein im Grunde Ringelreihen spielen sehen kann. Und des Abends haschen sie nach der goldenen Mondscheibe, die auf dem Wasser liegt ... Wir sehen fern draußen die Lichter der großen, fremden Schiffe — aber ohne Wunsch. Wir ruhen, eines im Andern.

Wo bist Du, meine Geliebte?

Ja, ich liebe Dich, Du bist, Du lebst mir, viel wirklicher, als die kleinen Mädchen, die das Mütterchen vor mir so geflissentlich lobt.

Einige nähmen den armen Schreiber vielleicht, denn er ist ja — Mutterchen sagt es wenigstens — ein hübscher Junge.

Aber ich weiß, was sie wollen, die kleinen Mädchen mit dem frommen Augenaufschlag. Sie wollen Kinder wiegen und beim Sonntagsnachmittags-Spaziergange ihren Arm in den eines Mannes legen mit dem Recht legitimen Besitzes.

Aber ich will kein Weibchen. Ich will die Eine vor Allen, die Seele, die zu meiner gehört, ich will Dich, Dich! Du königliche, sonnenhafte, und königlich wie die Sonne soll unsere Liebe sein! Alle meine Lieder, die die Andern nicht verstehen, — Du verständest sie wohl, und ich sänge Dir schönere. Und Du verständest auch wohl die ungesungenen; — die, Geliebte, sind gerade die schönsten. Nicht wahr, das kannst Du? Deine Liebe ist feinhörig? Und groß und tief, stark und lind wie das Meer.

O Du! — — —"

— — — — — — — — — — — — — —

Sie begegneten sich bisweilen im Dämmer des Thorweges. Seidenrauschen von Frauengewändern, eine feine Veilchenduftwelle — — — Dann steckte der arme Copist seine billige Cigarre verlegen hinter den Rücken und zog tief den Hut.

Aus der Hauptstadt.

Phantastische Manöver.*)

Phantastisch nennt in seinem Bericht über die diesjährigen deutschen Kaisermanöver der Correspondent des Pariser „Matin", Herr Gaston Stieglitz, der Federgewaltige mit dem echt französischen Vor- und dem echt deutschen Zunamen, alles das, was er auf dem Operationsfelde zwischen Frankfurt a./Oder und Meseritz zu sehen bekommen hat. Wenn er mit dem „Phantastischen" das außerhalb der Wirklichkeit Stehende gemeint hat, so muß ihm unbedingt beigestimmt werden. Mit der Wirklichkeit hatten die diesjährigen Kaisermanöver herzlich wenig gemein. Wahre Triumphe schien sehr oft das Unnatürliche oder hier richtiger das Unkriegsmäßige zu feiern.

Im hohen Grade unkriegsmäßig war schon die Vorbereitung des Manövergeländes durch eine gar zu fürsorgliche Civilbehörde. Wo in aller Welt findet die operirende Truppe im Kriege an den Wegen freundliche Angaben über ihre Benutzung durch schweres Fuhrwerk, wo an ihnen eben solche über die Lage der nächsten Pferdetränken und Brunnen, wo an ihren Kreuzungen und Gabelungen neue Wegweiser? Der glatte Verlauf eines Manövers macht begreiflicher Weise auf Laien einen sehr wohlthuenden Eindruck, und die Soldaten sind sehr zufrieden, wenn ihnen Alles möglichst bequem gemacht wird, wenn sie möglichst bald zur Stillung von Hunger und Durst und zur Ruhe gelangen. Aber der Zweck der Manöver wird durch dergleichen Maßnahmen geradezu in Frage gestellt. Alle einzelnen Glieder der Manövertruppe sollen lernen, wie sie sich im Kriege zu benehmen haben. In diesem aber giebt es bei der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse der Frictionen in Hülle und Fülle, und in Feindesland wird sogar von der gegnerischen Armee und von den Einwohnern Alles rechtzeitig beseitigt, was dem bösen Eindringling das Dasein und die Orientirung erleichtern könnte. Ja, dort werden sehr oft die Tränken und Brunnen vergiftet und die bisherigen Wegweiser entfernt oder durch falsche ersetzt, nur damit sich die Schwierigkeiten thürmen. Die fürsorgliche Civilbehörde hat es sicher sehr gut mit ihrer Vorbereitung des Manövergeländes gemeint, und ich möchte wetten, daß sie ihr nicht bloß anerkennende Worte, sondern auch Orden und Aussichten auf Beförderung eingebracht haben. Um das Vaterland jedoch, das ein kriegsmäßig, aber nicht „phantastisch" ausgebildetes Heer braucht, hat sie sich keineswegs verdient gemacht. Allerdings wer denkt heute noch an dieses! Wem wäre in den gegenwärtigen Zeitläuften das Hemd nicht näher als der Rock, und für wen wäre noch das Vaterland das Hemd und nicht der Rock?

Federleicht wiegt aber das „phantastisch" vorbereitete Manövergelände gegenüber dem unkriegsmäßigen Verlauf der Operationen.

Was soll man dazu sagen, daß sich in den ersten Nachmittagsstunden des 9. September die beiden Parteien auf kaum Gewehrschußweite so häuslich einrichteten, als wenn sie viele Meilen aus einander ständen? Allenfalls noch in der Nacht hätten sie einander in so bedenklicher Nähe geduldet, und auch da nur mit dem Gewehr im Arm und mit dem Pferd an der Hand, wie vor 25 Jahren Skobeleff mit seinen Truppen auf den grünen Bergen vor Plewna.

War es nicht auch ein schon mehr als außergewöhnliches Wagniß, daß die blaue Partei am 10. September auf derselben Gewehrschußweite im harmlosen Flankenmarsch an der Front des Gegners entlang zog? Wer würde jemals im Kriege auf eine solche Bewegung verfallen, welche in kürzester Zeit den Untergang Aller herbeiführen müßte? Kann sie etwa dadurch gerechtfertigt werden, daß der böse Feind auf dem Kriegsschauplatz zwischen Frankfurt a./Oder und Meseritz nicht scharf, sondern nur mit Manöverkartuschen und Platzpatronen schoß?

Wie durfte ferner schon am zweiten Manövertage die eine Partei zu Gunsten der anderen dermaßen von Cavallerie entblößt werden, daß sie in Flanken und Rücken so gut wie wehrlos wurde und geduldig die Attaquen der jetzt ungezählten Reitermassen des Gegners über sich ergehen lassen mußte? Eine sehr große Rolle spielt in den heutigen Kriegen die Aufklärung durch die Cavallerie, die von ihr meistens nur durch Zurückdrängen oder Bewältigen der feindlichen bewirkt werden kann und da glaubt man in dem Scheinkriege, der doch dem wirklichen Kriege möglichst ähnlich zu gestalten ist, eine Truppenmacht von drei Divisionen mit einigen wenigen Fähnlein gegen den weitaus überlegenen Feind schicken zu können? War damit nicht angedeutet worden, daß sie in gloriam patriae „feste verhauen" werden sollte, und es nur auf eine „Phantasterei" abgesehen war?

Weit außerhalb des Wirklichen steht zum Vierten auch die Vereinigung des Höchstkommandirenden und des Führers einer einzelnen Truppenabtheilung in einer Person, wie wir sie an mehreren Tagen haben beobachten können. Wer Schlachtenberichte aus den Kriegen der Neuzeit gelesen hat, weiß, daß Ersterer bei dem Beginn des Kampfes

*) Bei der principiellen Wichtigkeit der Frage halte ich es für angemessen, auch den ständigen militärischen Mitarbeiter der Gegenwart über die heurigen Kaisermanöver und besonders den großen Cavallerie-Angriff sprechen zu lassen. D. H.

Digitized by Google

hinter der Front mit seinem Stabe auf einem Feldherrnhügel Posto faßt und sich nicht von der Stelle rührt, bis der Tag entschieden ist. Wie sollten ihn, den an letzter Stelle Verantwortlichen, auch die Meldungen über den Verlauf der Schlacht erreichen, wenn er bald hier, bald dort, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel zu suchen ist oder gar an einer Stelle persönlich in das Gefecht eingreift?

Kann man endlich in dem wirklichen Kriege von bevorstehenden Clous sprechen, wie es schon mehrere Tage vor den diesjährigen Kaisermanövern in der Manövertruppe und in der Tagespresse geschehen ist? Im Ernstfall macht der Gang der Ereignisse, den ich hier der Deutlichkeit halber einmal Zufall nennen will, jede Berechnung und jede Prophezeiung regelmäßig so zu Schanden, daß der gewiegte Tactiker sich über sie nur hypothetisch zu äußern wagt. Dort bei Tempel und Kalau wurde aber mit Sicherheit Ort und Stunde vorausgesagt, an dem, oder zu der die Clous, d. h. die alljährlich wiederkehrenden Attaquen eines gewaltigen Cavallerie-Corps, stattfinden würden. Und so sehr beschäftigten diese die Gemüter, daß Jeder nur noch für sie Sinn zu haben schien und das Interesse für die weiteren Operationen überall rapide abflaute, nachdem der staunenden Menge ein Schauspiel geboten worden war, wie es nach der Ansicht byzantinischer Berichterstatter auf der ganzen weiten Welt nur noch auf einem preußischen Manöverfeld zu sehen ist.

Herr Gaston Stieglitz bezeichnet die beiden gewaltigen Cavallerie-Attaquen als die „phantastischsten" Leistungen des diesjährigen Kaisermanövers. Und auch hierin dürfte ihm sobald Keiner widersprechen. Es ist nicht bloß Herr August Bebel, der sie verwirft, weil sie im Ernstfalle für die Attaquirenden nur „Todesritte" sein würden. Auch der tactisch erfahrene und in der Kriegsgeschichte bewanderte Fachmann würde es niemals verantworten können, daß gegen Infanterie und Artillerie, die noch nicht allen moralischen Halt, noch nicht alle Munition verloren haben, solche Reitermassen zum Angriff angesetzt werden. Unter dem Gesichtspunkt des Kriegsmäßigen haben die Clous vom 11. und 12. September nicht die geringste Bedeutung. Wie sind sie aber im Uebrigen zu bewerthen?

In den Manövern entscheiden über den Erfolg eines Unternehmens die Schiedsrichter; und an den Tagen, an denen der Kriegsherr selber unter den Handelnden und daher auch unter den zu Beurtheilenden sich befindet, wird von kaiserlichen Entscheidungen gesprochen. Diese lauten meistens sehr günstig, was sich allerdings schon aus der hohen militärischen Begabung des Monarchen erklären dürfte, und niemals ist, so weit ich mich erinnern kann, einer der großen Cavallerie-Attaquen der Erfolg aberkannt worden. Durchaus mit rechten Dingen ist es stets hierbei zugegangen. Befremden könnte es nur, wenn die Entscheidung ungünstig ausfiele. Goldene Brücken werden unbewußt den Attaquirenden von dem Gegner gebaut. Er fühlt die Wucht des gegen ihn beabsichtigten Schlages schon in dem Augenblick, wo zu diesem ausgeholt wird. Unwillkürlich duckt er sich und sucht sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen. So trifft der Schlag ihn in der Regel in dem Augenblick, wo er sich nur noch mit wenigen Kräften bemüht, ihn zu pariren und diese letzteren trotz übereich vorhandener Munition fatalistisch jeden Gedanken an ernsten Widerstand aufgeben. Ungerecht wäre es, einer unter solchen Umständen ausgeführten Attaque die Palme des Sieges vorzuenthalten. Freilich braucht ihm noch nicht die Tragweite zugesprochen zu werden, die ihm einige Correspondenten officiöser Blätter verliehen, indem sie erzählten, daß ein ganzes, von seinem Kriegsherrn attaquirtes Corps vor ihm die Waffen hätte strecken müssen. Wer baut aber im Ernstfalle seinem Gegner goldene Brücken? Wer läßt die Shrapnels in der Protze und die scharfen Patronen in der Patronentasche, wenn es sich um Leben und Sterben und die Zukunft des Vaterlandes handelt? Kein Einsichtiger wird von dem Erfolg der großartigen Cavallerie-Attaquen auf ihre Zweckmäßigkeit im wirklichen Kriege schließen. Wer jedoch bewahrt die weniger Einsichtigen davor, dies zu thun? Und wie beträchtlich ist die Zahl Derer, die fröhlich in den Tag hineinleben, ohne sich besondere Rechenschaft von dem zu geben, was sie zu vollführen haben! Diese werden sämmtlich, wenn sie die großen Attaquen in den Kaisermanövern mitgeritten haben, im Ernstfalle in Erinnerung an ihren Erfolg unter scheinbar ähnlichen oder gleichen Gefechtsverhältnissen zur Attaque ansetzen und dann den „Todesritt" thatsächlich reiten, den bis jetzt nach ihrer Ansicht Herr August Bebel nur an die Wand gemalt hat, um das Volk gegen die Regierung und die Armee aufzuhetzen. Ist es nicht ein Kennzeichen der minder Urtheilsfähigen, daß sie den Teufel darnach fragen, wie ein Erfolg zu Stande gekommen ist, und daß sie ihn unter allen Umständen anbeten? So aber wird die deutsche Nation die imposanten Cavallerie-Attaquen der Kaisermanöver mit dem in Strömen fließenden Blut seiner Söhne zu bezahlen haben. Mit dem geringsten Einsatz soll der Führer den höchsten Gewinn erzielen. Dies zu erlernen, auch dazu sind die Manöver da. Die Cavallerie-Attaquen von Tempel und Kalau können ihn aber sehr leicht verleiten, einen Mißerfolg herbeizuführen, der ihm die ganze eingesetzte Truppe kostet.

Unter dem Zeichen der zu erwartenden Clous soll nach dem Bericht militärischer Correspondenten das ganze diesjährige Manöver gestanden haben. Sie suchten ihre Behauptung auch mit der Zurückhaltung zu beweisen, der sich die Führer der Cavallerie-Divisionen beider Parteien in den ersten Tagen befleißigt hätten. Jeder wäre dem Anderen behutsam ausgewichen, damit es nicht zu Attaquen, soll heißen nicht zu einer vorzeitigen Abnutzung des Pferdematerials kam. Wer wollte deßhalb mit ihnen rechten? Schon vor Wochen hatten ihre Regimenter die Garnison verlassen; und seitdem hat es kaum einen Tag gegeben, an dem die Pferde auch nur einigermaßen hätten geschont werden können. Mehr abgehetzt als trainirt traten sie in das Kaisermanöver, dessen Biwaks ihnen noch ganz besonders zusetzen mußten. Um nur leidlich mit ihnen in den großen Attaquen zu bestehen, für die sie schon um die Mittagsstunde des zweiten Manövertages zu einem Cavallerie-Corps zusammengezogen werden sollten, blieb ihnen bloß übrig, wenn irgend möglich von Attaquen auch da abzusehen, wo sie sonst die sich ihnen für sie bietende Gelegenheit mit Freuden begrüßt hätten. Trotz alledem konnten noch unmittelbar nach Durchführung der beiden Clous die englischen Berichterstatter nach London telegraphiren, die Pferde wären doch nach den 8 Kilometern Galopp, die man ihnen zugemuthet, sehr erschöpft gewesen. Ach, wenn es mit der Erschöpfung nach den Attaquen nur abgethan gewesen wäre! Es ist zu fürchten, daß manche Gäule sich von ihnen überhaupt nicht mehr und die meisten erst nach einigen Jahren unter der peinlichsten Pflege der Schwadronschefs erholen werden. Läuft dies aber nicht auf eine bedeutende Verminderung der Kriegsbrauchbarkeit unserer Cavallerie hinaus? Nicht einzelne, sondern alle Regimenter nehmen innerhalb eines verhältnißmäßig kurzen Zeitabschnittes an einem Kaisermanöver und somit auch an den überaus anstrengenden großen Attaquen Theil. Wenn unsere Armee aber morgen oder in den nächsten Jahren mit einer nicht kriegsbrauchbaren Cavallerie ins Feld zu ziehen hat, was dann?

Nichts ist auf der Welt umsonst. Ueberall macht sich der leidige Kostenpunkt geltend. Ein Pappenstiel ist eine Cavallerie-Attaque von 12 bis 16 Regimentern auch nicht. Der Flurschaden, den Infanterie und allenfalls auch Artillerie im Manöver anrichten, ist noch verhältnißmäßig bescheiden. In die Summen geht er in der Regel nur auf Biwakplätzen, die so fest getreten sind, daß der Bauer in den ersten Jahren mit ihnen kaum etwas Rechtes anfangen kann. Wenn aber eine Schwadron in der Attaque über Ackerland dahinjagt, dann wird das Unterste zu oberst gekehrt, dann bleibt auch kein Halm, kein Stengel einer Erdfrucht stehen. Dann schnellen die für den angerichteten Flurschaden zu zahlenden Entschädigungen bedenklich in die Höhe. Nun hat aber an den Tagen von Tempel und Kalau nicht eine Schwadron, sondern 60 bis 70 haben attaquirt, und zwar nicht in einer Linie, sondern in verschiedenen Treffen, also in starken Abtheilungen hinter einander; und das auf Strecken, die länger als eine deutsche Meile waren. Wie tief muß wohl in den Staatssäckel gegriffen werden, um allein die großen Clous der diesjährigen Kaisermanöver im Kostenpunkte zu begleichen! Im völligen Verkennen seiner Aufgaben hat der Reichstag bisher die Gepflogenheit gehabt, Ausgaben, die peinliches Aufsehen erregen konnten, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Als Graf Bülow, der bekanntlich seinen kaiserlichen Herrn auf dessen Wunsch auf der Orientreise begleitet hatte, von dieser zurückgekehrt war, präsentirte er der deutschen Nation eine Liquidation von 40,000 Mk. Reisekosten. Ohne mit der Wimper zu zucken, gab der Reichstag das Geld her und schwieg auch ehrfurchtsvoll über andere daneben herlaufende Pöstchen von noch viel heikelerer Natur, von denen der Steuerzahler nur aus dunkelen Andeutungen seiner grollenden Minderheit erfuhr. Dringend zu wünschen wäre, wenn er wenigstens zu Gunsten einer weniger „phantastischen" Gestaltung unserer Kaisermanöver von der bedauernswerthen Gepflogenheit abwiche und sich haarklein von einwandfreien Rechenkünstlern die Summen zusammenstellen ließe, die allein die Clous von Tempel und Kalau verschlungen haben. Wenn er dann noch so viel Mannesmuth besäße, sie in einer Sitzung des Plenums bekannt zu geben, — ich glaube, dem deutschen Michel würden die Augen nicht über-, aber aufgehen. Er würde endlich gewahr werden, wie nothwendig es ist, den verbündeten Regierungen in der Verwendung der zahllosen Millionen, die er in drückenden Steuern im Schweiße seines Angesichts aufzubringen hat, mit erbarmungsloser Schärfe und Rücksichtslosigkeit auf die Finger zu sehen. Für „Phantastereien" braucht er eben so wenig sein Geld herzugeben, wie für Ausflüge von Ministern nach dem Orient.

Für den wirklichen Krieg, sagte ich oben, haben die gewaltigen Cavallerie-Attaquen unserer Kaisermanöver auch nicht die geringste Bedeutung; im Uebrigen können sie, wie wir ebenfalls gesehen haben, auf die Ausbildung unserer Cavallerie-Officiere, die Kriegsbrauchbarkeit unserer Cavallerie-Pferde und den Geldbeutel des deutschen Steuerzahlers nur äußerst nachtheilig wirken.

Eben so wenig wie die Kaisermanöver der letzten Jahre sind auch die diesjährigen kriegsgemäß verlaufen. Aber noch niemals ist dies so offen und so vernehmlich ausgesprochen worden als jetzt. Herr Gaston Stieglitz, der militärische Correspondent des Pariser „Matin", stand mit seiner geringen, aber zutreffenden Bewerthung der letzten Kaisermanöver nicht allein. Ihm wurde von seinen englischen Collegen kräftig secundirt, die immer und immer wieder vom Manöverfeld nach London telegraphirten: „It was no war". Und wenn auch keine europäische Armee militärisch so rückständig ist wie die englische, so brauchen es seine Berichterstatter, die fremden Manövern beizuwohnen haben, doch nicht zu sein. Und sie sind es auch gar nicht. Recht helle Köpfe, die mit der Zeit Schritt gehalten haben, hat die englische Presse auch dieses Mal nach Deutschland entsandt. Gehört es denn nicht zum modernen Styl, daß das, was vorn behauptet worden ist, hinten schleu-

Digitized by Google

nigst wieder zurückgenommen wird. Lobten die englischen Correspondenten nicht beständig vorn die Kaisermanöver durch ein Eichenbrett, um hinten stets in den Klageruf auszubrechen: „It was no war?“ Als wenn sie sich über die deutsche Armee nicht genug lustig machen konnten?

Aber auch die sämmtlichen deutschen Officiere, die mit Erfolg in das Wesen des Krieges eingedrungen sind, sagen sich unumwunden, daß die Vorführungen in dem Gelände zwischen Frankfurt a. O. und Meseritz weder ein wirklicher Krieg, noch ein Manöver gewesen sind. „Nun dann muß es doch auch unser Generalstab wissen?“ — „Sicherlich,“ erwiderte ein Eingeweihter. — „Und dennoch konnte er sie in die Wege leiten, ja in mühsamer Arbeit auch die beiden Clous vorbereiten?“ — „Aber, mein Lieber,“ und damit brach mein Eingeweihter, der schon etwas unwillig geworden war, jäh das Gespräch ab, „das dürfen Sie doch unserem Generalstab nicht anthun, daß Sie ihn nach den phantastischen Kaisermanövern beurtheilen“. Ajax.

Das Inserat.

Zwischen einem langgezogenen Mittagsessen und der Haltestelle Lindenberg der anhaltischen Harzbahn fragte mich mein beleibter Reisegefährte, warum wir Schriftsteller denn nichts gegen die Tempelschänder in unseren Reihen unternähmen. Wenn er als Rechtsanwalt unsaubere Geschäfte mache, käme er unweigerlich vor die Anwaltskammer. Wie leicht ein Beamter der Achtung für unwürdig erklärt werden könne, habe kürzlich die Feldwebel-Geschichte gezeigt. Schließlich sei doch aber noch ein kleiner Unterschied zwischen Bestechlichkeit und Polka Mazurka. Tanzende Geheimräthe müßten trotzdem in Pension gehen, während käufliche Journalisten unter Umständen sogar in die Leitung der Berufsorganisation einrückten. Ich wußte dem Beleibten nichts zu antworten. Von Idealen und ihren schwachen menschlichen Werkzeugen zu reden, widerstand mir; so ließ ich mich denn über die Ergebnisse der diesjährigen Hühnerjagd aus.

Von Idealen zu reden widersteht mir überhaupt. Ideale sind dem Zeitungsmanne nur insoweit gestattet, als sie der geschäftlichen Leitung des Blattes ertragreich scheinen. Jeder zeitungschreibende Idealist, er sei auch, wer er mag, stößt bei seinen Flügen in's Blaue auf verschiedene Grenzpfähle. Einer dieser Grenzpfähle heißt das Inserat. So oder so muß man ihm Reverenz beweisen. Glücklich genug, wer das Recht hat, am Grenzpfahle einfach Kehrt zu machen und sich um das Scheusal weiter nicht zu kümmern; bedauernswerth, wen die Sorge um's tägliche Brod mit Beilage dazu zwingt, an diesem Pfahle verwickelte Turnübungen vorzunehmen. Deshalb verurtheile ich Herrn Leßmann nicht, sondern bemitleide ihn. Recht herzlich sogar.

Der Plan einer Inseratensteuer, der immer wieder auftaucht und an dem Miquel's Nachfolger auf die Dauer nicht werden vorübergehen können, obgleich er sie mit der gesammten Presse rechts und links tödtlich verfeinden wird, die Inseratensteuer scheitert vielleicht nur daran, daß heutzutage Niemand mehr weiß, was bezahlte Reclame ist und was nicht. Honorirt Georg Liebling tadelnde Kritiken höher als lobende? Wenn er so klug ist, wie ich glaube, unterschätzt er nach dem Vorgefallenen die Ehre, in der Allgemeinen Musikzeitung gründlich verrissen zu werden, keineswegs. Nachdem vor Gericht festgestellt worden ist, daß Herrn Leßmann's Blatt für den Preis von 300 Mark Preis-Artikel bringt, haben in dieser Zeitung andere Meinungsäußerungen keine Bedeutung mehr. Mich wundert nur, daß das Unternehmen so billig ist. Ich hätte an Herrn Leßmann's oder seines Pächters Stelle den Tarif höher normirt und lieber bei Massenbestellungen hohe Rabatte gewährt.

Man wird sich über Leßmann entrüsten, wie man sich über Tappert entrüstete. Leßmann hatte schlechte Vertheidiger vor Gericht, und das war sein Verderben. Der Sachverständige Professor Klindworth griff daneben, als er die Leßmann'schen 300-Mark-Reclamen an sich nichts Ungewöhnliches nannte. Er wiederholte Selbstverständliches. Leßmann's mildernder Umstand war der, daß er nicht nur Redacteur, sondern auch Besitzer der Allgemeinen Musikzeitung ist. So ein armer Teufel von Lohnschreiber hat es leicht, das Inserat zu verachten; erst den Herausgeber, der sich als Verleger fühlt, lockt es. Ueber ihn dürfen nicht wir, sondern nur seinesgleichen richten. Sie werden indeß strenger sein als wir, denn sie hassen mit Recht den Bönhasen und den Schleuderconcurrenten, den Mann, der ohne Noth den Courswerth des Inserates unter Pari herabdrückt. Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Schnapphähne. Ein Sommerspiel vom Rhein, von Walter Bloem. (Kgl. Schauspielhaus.) — Der Schatzgräber. Bauerncomödie in drei Acten von Carlot Gottfrid Reuling. (Deutsches Theater.) — Der Heerohme. Ein bürgerliches Drama in fünf Acten von Josef Lauff. (Lessing-Theater.)

Die Theater sind beängstigend fleißig bei der Arbeit. Einige verkünden, noch bevor sie die erste Novität herausgebracht haben, schon die Première der zweiten. Sie haben, durch die bösen Erfahrungen des vorigen Winters gewitzigt, wenig Vertrauen zu der Sache. Dabei lassen sich die Zeichen diesmal nicht ungünstig an. Es hat bereits ein paar laute äußere Erfolge gegeben. Daß sie von Dauer sein und die Casse füllen werden, ist freilich nicht anzunehmen; immerhin können sie dazu dienen, die tiefgesunkene Zuversicht der Bühnenindustriellen zu heben.

Im Königlichen Schauspielhause hat Walter Bloem mit seinen „Schnapphähnen“ eine recht fidele Stimmung zu verbreiten gewußt. Es ist die alte, diesmal mittelalterlich costümirte Geschichte von der Liebe, die alle Standesunterschiede über den Haufen wirft. Ein Kaufmannssohn rettet das Ritterfräulein aus den Händen grober Bauern, verliebt sich in sie und läßt sich ihretwegen gefangen auf das Raubschloß schleppen. Hier beginnt der Muth in seiner Brust hohe Spannkraft zu üben. Er entschließt sich, selbst als Schnapphahn mit auf Beute auszuziehen, und es gelingt ihm, einen reichen, alten Pfeffersack einzubringen — seinen leiblichen Vater. Das Ende vom Liede ist, daß die beiden Alten Hildegard und Georg gerührt zusammengeben. Bloem fragt nicht viel nach technischen Künsten, sondern baut seine Scenen mit fröhlicher Ungeschicklichkeit drauf los; er legt auch die Witze und Späßchen, die nun einmal zu einem Schelmenspiel gehören, nicht auf die Wagschale. Und dann die Reime, diese nervenzerreißenden Reime! Immerhin muthet, zumal der erste Act, frisch und lustig an. Wenn der Autor die Handlung sicherer geführt und lebendiger entfaltet hätte, statt das Stück mit lauter Nebensachen und Episodenkram zu belasten, dann wäre der Erfolg verdient und vielleicht anhaltend gewesen. Dem neuen Stücke Carlot Gottfrid Reuling's „Der Schatzgräber“ ist derselbe Vorwurf zu machen. Der Autor kommt vom Hunderten in's Tausendste, schwatzt sich an jeder Ecke fest und packt in seine Bauerncomödie allen Ulk hinein, den er in Jahresfrist aufgelesen hat. Eine märchenhaft naive Handlung, die in Einzelheiten Anzengruber nachempfunden sein mag. Den Dorflumpen gelüstet es nach der sauberen Frau seines Spezi. So erbietet er sich, dem jungen Weibe ein sicher wirkendes Mittel gegen die von ihr lebhaft beklagte Kinderlosigkeit zu verschaffen. Dem bedauerlich beschränkten Freunde selbst legt er die Last mönchischer Enthaltsamkeit auf: nur wenn der Xaver Wochen lang sein Weib nicht küßt, kann der große Schatz im Acker gehoben werden. Xaver's curioses Cölibat wird von dem Haderlump weidlich gegen ihn ausgenützt. Anne-Marie's Eifersucht und ungestilltes Liebessehnen bedroht bereits ernsthaft den Frieden der jungen Ehe. Da zum Glück wird der intriguante Rothkopf entlarvt. Die Dame, die er als reine Jungfrau verherrlicht und zur Amme heranbildet, verräth in ihrer Narretei all seine Schändlichkeiten. Zur Strafe nun steckt ihn der erzürnte Bauer in den Sack und wirft ihn zu den Schweinen in den Stall. Das bißchen Handlung, das zudem steril bleibt, reicht für drei Acte nicht aus. Reuling hilft sich damit, daß er über das Thema des Kinderkriegens, der ehelichen Freuden, der Capaunenschaft und des Ammenthums ruhelos thunlich derbe Witze reißt. Sein Humor hat etwas naiv Rohes, das man ihm aber gerne verziehe, wenn er vollsaftiger, üppiger, weniger oberflächlich wäre. So bleibt all' dieser sexuelle Uebermuth auf dem Niveau der Rauchzimmer-Unterhaltung stehen. Das ist schade, denn Reuling ist ein so unverzagter Naturbursch, und sein von keiner literarischen Regung beirrtes Draufgängerthum athmet so derbe Frische, daß man sich von ihm einer echten Bauerncomödie versehen könnte. Nur muß er lernen, sich zu concentriren und das Wichtige von unwichtigem Geschwätz zu trennen. — Josef Lauff hat aus seinem Roman „Kärrekiel“ ein bürgerliches Drama in fünf Acten „Der Heerohme“ gemacht. Der Heerohme, ein junger Geistlicher, löst sich innerlich von seiner Kirche los und vollzieht dann, als Meister Mesdags schönes Töchterlein sich ihm in sommerlicher Nacht zu eigen gegeben hat, auch den äußeren Bruch. Man will ihn zur Umkehr bewegen. Er bleibt trotzig in seiner Feindseligkeit, und da giebt der Dechant von der Kanzel herab die schwere Sünde des jungen Paares bekannt. Der alte Mesdag räumt mit beiden Geistlichen kurzer Hand auf: dem Dechanten weist er die Thür, und dem Verführer seiner Tochter zertrümmert er den Schädel. Weßhalb diese Missethat nothwendig war, ist unbegreiflich; der junge Mann war ja mit tausend Freuden bereit, das Mädchen zu heirathen. Lauff's Menschen sprechen auch hier die geschwollene, gleichniß überpackte Sprache, die wir aus seinen historischen Jambendramen

Digitized by Google

kennen, und wuchtiges Gedröhn muß das Fehlen inneren Lebens ersetzen. Doch sei gern zugestanden, daß er die Hörer in Spannung zu erhalten weiß und mit ziemlichem Raffinement auf packende Wirkungen ausgeht.

Aus unseren Kunstsalons.

Manch' Erfreuliches erlebt man jetzt bei einem Rundgang durch die Kunstsalons, die früher noch, als sonst, ihre Einladungen zur Eröffnung der Herbstsaison versandt haben. Sie haben sich zum Theil gleich ordentlich in's Zeug gelegt, und trotz einer gewissen Kunstmüdigkeit nach den vielen Ausstellungen auch dieses Sommers wieder wird das Interesse bei diesem Rundgang angeregt.

Schulte hat den Vorzug, gleich sieben Böcklin's bieten zu können. Und nicht etwa Skizzen oder oft schon gesehene Commissionswaare. Bis auf eines stammen diese Bilder aus dem Besitz der Familie Simrock. Was besonders interessant ist — daß sie einen Zeitraum von mehr als 25 Jahren umfassen, also uns verschiedene Schaffensperioden des Meisters kennzeichnen. Vier von ihnen rühren zudem aus der ersten Florentiner Zeit her, also aus einer Glanzzeit Böcklin's: „Triton und Nereide" (1875), die „Todteninsel" (1880), die der Kunsthandlung von Schulte gehörende „Ruine am Meer" (ebenfalls 1880) und „Herbstgedanken" (1886). Das letztgenannte Bild sah man schon im vorigen Jahre auf der Ausstellung der Berliner Secession. Gern sieht man's jetzt wieder. In tiefblauem, böcklinblauem Obergewand über weißem Unterkleide wandelt in klarer stiller Luft, durch die ein feines Leuchten geht, eine einsame junge Frauengestalt einen Wiesenbach entlang, auf dem gelbe Blätter von den Platanen schwimmen, die zwischen röthlichen Weiden am Ufer stehen. Das Ganze ist ungemein stimmungsvoll: trotz des Spiels leuchtender Farben kommt eine tiefe Melancholie zum Ausdruck. Von wundervoller Geschlossenheit in der Farbe sind die „Ruine am Meere" und die „Todteninsel". Ihre Entstehung in demselben Jahre 1880 wird auch durch die Verwandtschaft im Colorit gekennzeichnet: bräunliche und dunkle graugrüne Töne herrschen in beiden Bildern vor. Die „Todteninsel" a. d. J. 1880 in Böcklin-Catalogen als „Skizze" bezeichnet, ist aber doch ein vollendetes Gemälde. Nur die erste Fassung des von Böcklin später noch viermal gebrachten Motivs. Besonders bekannt ist das herrliche Werk dem großen Publicum in der Form geworden, wie Max Klinger es nach dem im Besitze von Frau Schön in Worms befindlichen dritten Original radirt hat.

Und dann „Triton und Nereide!" Ich kannte das Gemälde bisher nur aus graphischen Vervielfältigungen. Auch so schon übte es stets einen großen Stimmungszauber aus. Nun tritt der Reiz der Farbe hinzu und die starke Wirkung der Lebensgröße der Figuren. Ein ähnliches Bild besitzt die Schackgallerie aus dem Jahre 1873. Es ist aber kleiner, als das Simrock'sche. Das Motiv hat Böcklin ja wiederholt beschäftigt. Zu seinen schönsten Bildern überhaupt gehört ohne Zweifel das bei Schulte jetzt. Es zeigt einen trüben, nur weiter nach dem Horizont zu etwas sich aufhellenden Himmel; unter den dunklen Wolken ziehen rauschend und schäumend die dunklen Wellen daher; sie umkreisen die braune Klippe, auf deren Vorderstufe der blüthenweiße Leib der Nereide ausgestreckt liegt; wassergleich gleitet ein durchsichtiger hellgrüner Schleier über das eine Bein und den rechten Arm, den sie über die Stirn gelegt hat; im Wasser schimmert die lässig herabgesunkene Linke auf, und mit dem schwarzen Haar der Schönen spielen kosend über das Gestein spritzende Tropfen. So liegt sie da, die Nereide, und blickt hinauf, etwas spöttisch und überlegen: da hat er sich ja wieder an den Fels gelehnt, der Triton, mit dem menschlichen Oberleib, dem schillernden Fischschwanz und den kurzen Beinen, die wie die eines Pferdes gestaltet sind, nur daß sie in breiten Flossen auslaufen. Da ist er wieder, der seltsame, ernste, schwermüthige Geselle mit den großen, in die Ferne blickenden Augen in dem von lichtem feuchtem Haar eingerahmten Kopf, der broncefarben ist, wie der ganze Oberleib. Wohl hat er sie wieder im Schlafe belauscht, voll Sehnen und doch voll Scheu. Aber gerade, wie sie erwachte, hatte er in die Ferne geblickt, ernst, schwermüthig, einen Zug schmerzlicher Entsagung in den Augen und um den Mund. Sie aber blickt zu ihm auf unter dem Arm, spöttisch, überlegen ... Eine Tragödie ... Ich stehe davor und schaue und schaue ... Und da verwächst der bräunliche Gesell ganz und gar mit der braunen Klippe zu einer schöngeformten Silhouette und die Nereide am Fuße der Klippe wird zur schaumgekrönten lichtgrünen Welle, die den Felsen spielend umtanzt, die ihm so nahe und die ihm doch immer wieder enteilt ... Ein Naturvorgang in ein Märchen gewandelt. Mit seiner Phantasie hat der dichtende Maler Klippe und Welle zu lebendigen Wesen gestaltet. Schon die Farben und Linien der Gruppe legen diesen Gedanken nahe. Und dann — wenige Jahre später ward dem Künstler der Held der Prometheussage zu einem gewaltigen Bergrücken; im Spiele der Wellen, der schäumenden, auf- und niedertanzenden, erkannte er tändelnde Fabelwesen; der ewige Gesang der Meeresbrandung verkörpert sich ihm zu einer einsam am Felsen lehnenden Harfenspielerin ... Warum sollte also nicht auch hier schon eine Naturerscheinung in das Märchengewand gekleidet worden sein? So ward dem ursprünglichen Landschafter Alles in der Natur zu einem lebendigen Spiel der eigenen Phantasie, die auf classischem Boden vom Geiste der Antike befruchtet, antike Fabelwesen mit modernem Stimmungsgehalt zu erfüllen wußte.

Aus den neunziger Jahren stammen die übrigen Bilder. In der „Tochter der Herodias" (1891) fesselt besonders das Haupt des Täufers, das sie in einer Schüssel vor sich hinträgt, indessen der Henker hinten sein blutiges Schwert abwischt; mit seinem hoheitsvollen Friedenszug wird es zur Hauptsache im Bilde. Wie ganz anders bei Corinth, wo der Nachdruck auf die Perversität der grausamen wollüstigen Salomé gelegt ist ... Einer Schnurre aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit einer satirischen Pointe dankt der „Heil. Antonius" (1892) seine Entstehung. Es ist nicht der Antonius der so unzählige Mal gemalten Versuchung; es ist der den Fischen predigende Antonius, der den Strand fürbaß ging, weil er die Kirche leer fand. Da steht er nun auf einem Stein und predigt den Fischen. Aus dem milchweißen Meer stecken sie ihre glotzäugigen Köpfe heraus und lauschen voll Hingebung dem Heiligen. Aber — hat ihnen die Predigt auch noch so gefallen, sie bleiben doch die Alten, alle die Hechte und Karpfen und die übrigen: in der Predelle unten sieht man sie wieder in tiefgrünblauer Fluth — nach wie vor ihr räuberisches, mörderisches Wesen treiben ... Ganz Humorist hier, fügt Böcklin im letzten Bilde, „Pan und Dryaden" (1897) zum Humor landschaftliche Stimmungsreize ...

Es ist ein weiter Sprung vom Schöpfer der „Gefilde der Seligen" zum Maler der „Glücklichen Insel", von Arnold Böcklin, dem Urdeutschen, zu Albert Besnard, dem typischen Franzosen. Sein großes „Glückliche Insel" genanntes Wandgemälde für das neue „Musée des arts décoratifs" im Louvre war schon auf der großen Weltausstellung 1900 zu sehen. Auf rein decorative Wirkung gestimmt, erreicht es diesen Zweck auf eine brillante Weise. Absichtlich brauche ich das Fremdwort. Einen tieferen Gedankengehalt bietet Besnard nicht. Aber seine Palette schillert und flimmert stets kaleidoskopartig. In der Farbe liegt der ganze Reiz des Gemäldes. Bläulich, goldig, rosig schillern und flimmern auch hier die dunstigen Waldhügel und der Himmel darüber und all' dieses übrigens gobelinartig matte Farbenspiel spiegelt sich wieder im Wasser, in das vorn die Spitze der Insel hineinschneidet. Faune, Satyrn, Nymphen ergehen sich hier bei Spiel und Tanz oder ergötzen sich an leckerem Mahl, das unter einem Baume auf blumigem Boden hergerichtet ist; in schön geschwungenen Laubsilhouetten und Zweiglinien ragt dieser Baum bis zum oberen Rahmenrand auf; zwischen der Insel und den Waldhügeln hinten bilden Furchen ziehende, Reflexe aufrührende Böte mit der Insel zusteuernden Glücklichen coloristisch und formal eine Verbindung ... Es ist ein irdisches Arkadien, kein feierliches Elysium; ein Fest des Diesseits, nicht des Jenseits ... Wer das Künstlerhaus in der Bellevuestraße betritt, dem leuchtet das Bild von der Hinterwand des Hauptsaales schon von Weitem entgegen — ein Fest der Farben vor Allem.

Eben dort auch, d. h. auf der ersten Herbstausstellung des „Künstlerhauses" begegnen wir einem großen Gemälde von Charles Daubigny. Der Altmeister von Fontainebleau schildert uns einen Mondaufgang. Ein stilles Leuchten geht von der von zarten Wölkchen umsäumten gelben Scheibe aus und füllt das Firmament und kämpft mit der aufsteigenden Nacht, die die Silhouetten der Bäume auf der Wiese schon in tiefdunkle Töne gekleidet hat und ihre Fittiche über die Flur deckt. Der große Stimmungsmaler übt auch hier seinen ganzen Zauber aus und Meister Daubigny hat ihm seine Geheimnisse glücklich abgelauscht ... Das Bild stammt aus der letzten Zeit des Künstlers, aus dem Jahre 1875. Ob wohl die Arbeiten unserer heutigen Impressionisten nach 27 Jahren sich so frisch und reizvoll ausnehmen werden, wie hier dieses eines ihrer größten Vorläufer?

Die Franzosen herrschen dieses Mal auch im Künstlerhause vor. Aber es ist außer den beiden genannten Werken an Oelmalereien wenig Hervorragendes zu sehen. Carolus Duran's Bildniß Gustav Doré's, das man schon früher gesehen hat, Le Sidaner's, „Brücke", J. Flandrin's Stilleben, J. J. Rafaelli und der in seinem Geiste arbeitende Plan de Ligny wären allenfalls noch zu nennen: im Uebrigen giebt's viel Ladenhüter und Marktwaare, denen gegenüber man sich fragt: lohnte es die Reise von der Seine an die Spree?

Interessanter ist eine Sammlung graphischer Arbeiten, die im zweiten Saale ausgestellt sind. Namentlich die farbigen Radirungen, die sich in Paris einer sehr großen Beliebtheit erfreuen. Sie fesseln nicht bloß durch die virtuose Technik und den feinen Farbengeschmack, sondern auch meistens durch die Motive, die immer sehr glücklich gewählt sind, wenn sie auch immer scheinbar ganz von selbst sich darbieten. Man denkt immer wieder an die Legende von dem Ei des Christoph Columbus. Ein typischer Sportsman, eine Kindergruppe, ein Act im Freien, eine Gesellschaft im Garten, Balletmädels in verschiedenen Stellungen — Degas hat wohl als Vorbild gedient? — Apfelhändlerinnen am sonnigen Quai, ein Karren, eine Strandscene u. s. w., das ist's, was Richard Ranft und G. Ey'Chenne, Ch. Maurin, Monvel u. A. bieten. Wie ist das aber Alles persönlich aufgefaßt und geschickt gegeben! Das liegt sozusagen schon in der Pariser Culturluft, denn es ist die Luft einer vielhundertjährigen Cultur. Wer in ihr aufwächst und lebt, hat unwillkürlich Theil an diesem geistigen und künstlerischen Erbe ...

Wenn etwas bei dieser ganzen Ausstellung zu bedauern ist, so, daß die deutschen Künstler etwas stiefmütterlich behandelt worden sind.

Digitized by Google

Sie treten ganz in den Hintergrund. Nur etwa ein Fedderſen'ſches temperamentvoll bewegtes Nordſee-Motiv und eine Landſchaftſtudie von Dettmann wären zu nennen.

Von Intereſſe iſt noch ein älteres Bild von Munkaczy, vermuthlich aus ſeiner erſten Düſſeldorfer Zeit, wo es von ſeiner Palette noch nicht heißen konnte „Beinſchwarz iſt das ſchönſte Roth". „Großvater ſchläft" iſt in lichteren Tönen gehalten und giebt auch den Localfarben mehr Raum.

Im „Salon Rabl", der bekanntlich in den hinteren Räumen des „Künſtlerhauſes" untergebracht iſt, begegnet man, wie immer, einigen guten deutſchen Bildern, ſolchen von Liebermann, Leiſtikow, Hans Herrmann an der Spitze ...

Von einigen anderen Bildern bei Schulte und von der Magnuſſen-Ausſtellung bei Keller & Reiner das nächſte Mal.

J. Norden.

Notizen.

In ſeiner Novellenſammlung „Der verlaſſene Gott" (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) zeigt ſich Otto von Leitgeb neuerdings als ſcharfer Beobachter menſchlicher Schwächen und Leidenſchaften, die ſich nur mühſam unter der Tünche der geſellſchaftlichen Convention verbergen. Wo er in das Leben der Geſellſchaft hineingreift, die die ſeinige iſt, hat man ſtets die Empfindung, daß er nicht Erſonnenes und Erdachtes, ſondern Geſchautes und Erlebtes ſchildert. Er weiß unterhaltende Bücher zu ſchreiben.

So war's! Ernſt und Scherz aus alter Zeit von Auguſt Sperl. (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt.) Auch in dieſem, vier Geſchichten enthaltenden Bande hat Sperl von Neuem ſeine große Kunſt bewährt, aus dem Staube alter Urkunden Geſtalten erſtehen zu laſſen, die in voller Plaſtik vor das Auge des Leſers treten und in Haß und Liebe, in Leidenſchaft und Verlangen fühlen und denken wie die Menſchen unſerer Zeit. Sperl's Eigenart zeigt ſich diesmal von ganz beſonders liebenswürdiger Seite.

Sigurd Jorſalfar. Schauſpiel von Björnſtjerne Björnſon. (Verlag von Albert Langen, München.) „Sigurd Jorſalfar" iſt ein Stück, das durch ſeinen Schwung, ſeinen hellen Fanfarenton jeden Hörer und Leſer fortreißen muß. Die geſunde Kraft des Norwegers hat ſich in dieſem Stück an dem Königsgedanken gemeſſen. Sigurd, der Jeruſalemfahrer, ein wilder, unbändiger Held, kommt durch Erlebniß und Beiſpiel zu der Erkenntniß, daß ein König mehr ſein muß, als ein Kämpfer und Eroberer. Die Wandlung in ſeinem Charakter und ſeinen Anſchauungen wird uns in einer ſtürmiſch bewegten, ohne Pauſe vorwärts eilenden Handlung gezeigt und pſychologiſch begründet. Das Drama hat etwas unendlich Geſundes und Starkes. Echtes Wikingerblut rollt in dieſen Menſchen. Wikingerhumor, Wikingerleidenſchaften, Wikingerbegeiſterung feſſeln unſer ſchwaches Geſchlecht von heute in den Bann der Dichtung.

Das tägliche Leben. Drama von Rainer Maria Rilke. (Verlag von Albert Langen, München.) Der bekannte Lyriker Rainer Maria Rilke debütirt als Dramatiker recht glücklich. „Das tägliche Leben" iſt ein Stück, fein und unaufdringlich in ſeiner techniſchen Mache, aber innerlich erfüllt von blutwarmem Leben. Es liegt darin etwas wie ein bewußter Widerſpruch gegen die heutige Arme-Leute- und Dutzendmenſchen-Poeſie. Rilke zeigt uns verfeinerte und, auch das iſt in der heutigen Literatur nicht gerade häufig, ſympathiſche Menſchen. Es ſind Menſchen, die tiefer und feiner fühlen, als der Durchſchnitt, Menſchen, denen ſich in eine wahrhaft ſchöne Stunde mehr Inhalt hineinpreſſen kann, als in das ganze übrige Leben. Aber es ſind dennoch geſunde Menſchen, keine Hyſteriker, ſtark und kräftig ſtehen ſie auch wieder im „täglichen Leben" und ſchaffen ihm einen Inhalt.

Alpine Majeſtäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. (Verlag der Vereinigten Kunſtanſtalten A.-G., München.) Die letzten Hefte dieſes echten und rechten Bergbuches führen u. A. in's Ortlergebiet. Der Ortler ſelbſt (3902 m) wird uns in mehreren Bildern näher gebracht. Der Gipfelanſtieg vom Tſchirfeck oberhalb der Payerhütte zeigt ihn uns in Eis und Schnee. Eine gewaltigere Meinung von dieſem Rieſen und ſeiner Umgebung nöthigen uns die Anſichten vom „weißen Knott" und der Franzenshöhe an der Stilfſerjochſtraße auf. Daneben finden wir vorzügliche Partien aus den Dolomiten. Der Formenreichthum gerade dieſer Blätter iſt zu einer Höhe gelangt, der eine weitere Steigerung kaum noch zuläßt, und wer ſich auf Grund perſönlichen Beſuches auch noch die Farben dieſer Wunderwelt des Kalkgebirges hinzudenken kann, wird mit Entzücken bei der Wiedergabe verweilen. Die große Erfahrung und Geſchicklichkeit des Hochgebirgsphotographen Vittorio Sella in Biella, die die Wirkung der photographiſchen Copien faſt noch ſteigernde Reproductionskunſt und die alle im Cliché vorhandenen Feinheiten herausheben de Druckvirtuoſität der Vereinigten Kunſtanſtalten vereinigen ſich hier zu prächtiger Geſammtwirkung.

Im Verlage von G. Hebeler, Leipzig, ſind in zweiter Auflage erſchienen die „Urheberrechts-Geſetze und Verträge aller Länder". Das vortreffliche, von Prof. Ernſt Röthlisberger-Bern durchgeſehene Werk vereinigt den deutſchen Wortlaut von ca. 250 Geſetzen, Verträgen, Ausführungsverordnungen und ſonſtigen internationalen Vereinbarungen über die behandelte Materie. Die ſchon in der früheren Ausgabe äußerſt brauchbare Zuſammenſtellung iſt jetzt bis auf die neueſte Zeit ergänzt, die Benutzung durch eine ſtreng alphabetiſche Reihenfolge nach Ländern und durch ſonſtige überſichtliche Anordnung des Stoffes erleichtert. Dem Bedürfniß, ſich über Sätze des ausländiſchen Rechts raſch und ohne Schwierigkeit informiren zu können, dient das vorliegende Werk in trefflicher Weiſe.

Leſſings Werke. Mit einer biographiſchen Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildniß des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. Elegant gebunden 3 Mk. (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt). Der ſtarke, beinahe 900 Seiten umfaſſende und vornehm ausgeſtattete Band reiht ſich den von dem gleichen Verlage veranſtalteten einbändigen Shakeſpeare-, Schiller-, Goethe-, Hauff- und Heine-Ausgaben an. Im Gegenſatz zu manchen anderen Ausgaben enthält der Band die ſämmtlichen Schriften Leſſings und iſt eingeleitet durch eine Biographie, die in großen, doch erſchöpfenden Zügen das Leben und Schaffen des Dichters anſchaulich ſchildert. In einer neuen Ausgabe der Uhland'ſchen Werke, die die Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart, veröffentlicht, wird dem deutſchen Volke zum erſten Mal in einheitlicher Zuſammenfaſſung unverkürzt alles das geboten, was an dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Feder Uhland's entfloſſen iſt. Unter die Dichtungen ſind ſicher die weiteren Kreiſe kaum noch bekannt gewordenen dramatiſchen Fragmente und Entwürfe zu rechnen. Die proſaiſchen Arbeiten bringen die geſammten „Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage" mit der klaſſiſchen Abhandlung über das deutſche Volkslied, d. h. Alles, was in der achtbändigen, von J. Holland, A. v. Keller und F. Pfeiffer (1865 bis 1873) beſorgten, im Buchhandel längſt nicht mehr vorhandenen und im Antiquariat nur noch zu Liebhaberpreiſen erhältlichen Ausgabe enthalten war.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geſchäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbeſtellungen etc. ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu adreſſiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Manſteinſtr. 7.**

Dagegen ſind alle auf den Inhalt dieſer Zeitſchrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuſcripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditſchſtr. 6,** zu ſenden.

Für unverlangte Manuſcripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, -Techniker und Werkmeister.
Director Jentzen.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten philologischer, historischer und schönwissenschaftlicher Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Schkeuditz **W. Schäfer.**
b. Leipzig.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz.
Staatl. Oberaufsicht.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende
Feuilletons
im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom
Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872—1896.
Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W, Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 4. October 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Nifflheim. Von Caliban. — Die Maßgebenden am Münchener Hofe. Von Dr. Cajus Moeller. — England und die allgemeine Wehrpflicht. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — Lamarck contra Darwin. Von Curt Grottewitz. — Große und kleine Gedanken. Von Max Bewer (Dresden). — **Literatur und Kunst.** Noch einmal Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal. Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim. — Aus der Werkstatt eines Künstlers. Von J. Norden. — **Feuilleton.** Gut verwerthet. Von Klaus Rittland. — **Aus der Hauptstadt.** Politische Tagebuchblätter. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Nifflheim.

Was will das werden? Alle festen Umrisse unserer inneren Politik — soweit jemals welche vorhanden waren — verschwimmen in dunstigem Grau. Die Klügsten, also die Geheimräthe, beginnen an der Lösung des Knotens zu verzweifeln. Graf Posadowsky und sein Ablatus von Thielmann erklären in der Zolltarif-Commission einmal über das andere, daß die Regierung bei ihren Vorschlägen verharren und keinen Schritt darüber hinaus thun werde. Dessenungeachtet fährt die Mehrheit fort, den Tarif nach ihrem Gustus auszubauen. Je feierlicher die Versicherungen der leitenden Staatsmänner sind, desto mitleidloser erhöht die Commission die von ihnen befürworteten Zollsätze. Der Warnungsruf „Unannehmbar!“ hat längst allen Schrecken verloren. Offenbar ist sich der Reichstag wieder einmal seiner sogenannten Machtvollkommenheiten bewußt geworden und hat sich erinnert, daß er verfassungsmäßig mehr als eine Jasage-Maschine ist. Niemand darf ihn vor die Alternative stellen, entweder unumwunden zuzustimmen oder ebenso unumwunden abzulehnen. Es steht ihm vielmehr das verbürgte Recht zu, jedes Gesetz nach Belieben zu amendiren. Der Bundesrath mag nachher die Arbeit des Reichstages verwerfen, weiter aber reichen seine Befugnisse dieser ihm völlig gleichgestellten Körperschaft gegenüber nicht. Die Volksvertretung zwischen Ja und Nein einzukeilen und den Vogel zum Fressen oder zum Sterben aufzufordern, das ist offenbar eine Ueberschreitung der bundesräthlichen Competenz. Mit Fug lehnt sich das hohe Haus gegen diesen Versuch freundnachbarlicher Vergewaltigung auf.

Allerdings helfen verfassungsrechtliche Erörterungen und muthige Protestthaten nicht dazu, den schmählich verfahrenen Karren aus dem Sumpfe zu ziehen. Graf Posadowsky erkennt durchaus die Gefahr der Lage. Wahrscheinlich hätte er dem sinnlosen Kampfe in der Commission längst ein Ende gemacht und damit auch den Reichstag vor unnützer Zeitverschwendung bewahrt, wenn es jetzt noch möglich wäre, die Flinte in's Korn zu werfen. Er kämpft wirklich um Amt und Zukunft. Aber allem „Unannehmbar!“ zum Trotz muß die Regierung mit dem Compromiß-Beschlüssen der Commission rechnen. Lieber noch sieht sie ihre Autorität weiteren Schaden nehmen, als daß sie die Brücken hinter sich abbricht und ihre Vertreter aus dem Bereiche des Herrn Rettich entfernt. Die Ablehnung des Tarifes brächte das Ministerium in eine verzweifelte Situation. Einmal kann ihm nichts daran liegen, daß die Wahlen des nächsten Jahres unter dem Feldgeschrei vom Brodwucher vor sich gehen. Was wären das für gouvernementale Verbündete, Freisinnige und Socialdemokraten! Ein freisinniges Cabinet wird in Deutschland, wenigstens was die ersten zwanzig Jahre anbelangt, nicht regierungsfähig sein. Ballin und Witting, Goldberger und Isidor Löwe sind sicherlich unpolitische Greise, ehe der vielbesprochene Zug nach links auf dem richtigen Geleis läuft. So lange Eugen Richter nicht a. D. ist, so lange der Freisinn nicht militär- und marinefromm jede Wehrforderung bewilligt und sich zu einer kaiserlich-demokratischen Partei gemausert hat, kann die Regierung ihm keinen Wahlsieg gönnen. Denn wenn die Zollkämpfe vorüber sind, muß sie sich doch wieder in jeder Beziehung auf die Conservativen und das Centrum stützen. Irgend eine Hoffnung, zum Mindesten die Mannen Spahn's und Schädler's von der agrarischen Gruppe abzusprengen, ist nicht vorhanden. Seitdem der Bund der Landwirthe dem Centrum in seinen sichersten Wahlkreisen die Hölle heiß gemacht hat, darf es sich den argwöhnischen Bauern nicht als pflaumenweich verrathen. Schädler wird in Berlin nicht aus der groben Tonart wie in Tuntenhausen sprechen. Immerhin zeigt seine Rede, welche Kost die klugen Herren der Mitte augenblicklich dem Volk vorsetzen zu müssen glauben. Die Oppositionsgeste, das Pathos des freien, jeder Liebedienerei abholden Mannes ist modern. Und nicht nur in den Kreisen der Clerikalen. Bei den Urconservativen besteht möglicher Weise eine noch stärkere Abneigung vor aller Byzantinerei. Man vermeidet ängstlich sogar den Schein, als wolle man sich oben einschustern.

Es ist verständlich, wenn Graf Ballestrem unter diesen Umständen zaudert, den Reichstag schon am 14. October zur Arbeit zu versammeln. Hatte er erwartet, daß Ferien und Commissionsfleiß das Nebeldunkel lichten würden, so wird er jetzt bitter enttäuscht sein. Alles scheint unklarer, verworrener, lichtloser als vorher. Die ältesten Geheimräthe wissen sich nicht eines so widerwärtigen, verqualmten und dunstigen Herbstes zu entsinnen.

Caliban.

Digitized by Google

Die Maßgebenden am Münchener Hofe.

Von Dr. Cajus Moeller.

Der Passauer Reichstagsabgeordnete Domvicar Dr. Pichler hat jüngst in Straubing die Wittelsbachische Dynastie zu stärkerem politischen Hervortreten aufgefordert, wenn sie nicht im eigenen Lande die Popularität verlieren wolle; Kaiser Wilhelm II. werde diese sonst noch ganz an sich reißen. Von derselben Parteiseite, die über das kaiserliche Telegramm an den Prinzregenten in Sachen der 100000 Mark für bayerische Kunstzwecke nicht genug Empörung äußern konnte, war das ohne Zweifel sehr unlogisch; mit welcher ihrer zwei entgegengesetzten Behauptungen sie recht hatte, soll hier heute nicht des Weiteren dargelegt werden, aus mehr als einem Grunde. Aber dieser Pichler'sche Appell an das bayerische Herrscherhaus legt die Frage nach dessen maßgebenden Persönlichkeiten und ihren gegenseitigen Beziehungen nahe und eigenthümlicher Weise ist über diese im Zeitalter der Elektricität und der Interviews im Ganzen wenig bekannt, zum Mindesten außerhalb der weißblauen Grenzpfähle.

Merkwürdig genug haben nach 1871 die im Reich am selbstständigsten gestellten beiden Mittelstaaten weniger Einfluß geübt als die Höfe von Dresden und Karlsruhe, d. h. in dynastischer Beziehung. Sprichwörtlich durfte im Reich unter dem Fürsten Bismarck „nichts ohne die Bayern" geschehen, und wenn das unter seinem Nachfolger völlig anders wurde, dann hat doch Fürst Chlodwig Hohenlohe das frühere Verhältniß wieder hergestellt und dessen Nachfolger es beibehalten. Aber dies gilt und galt nur von der Gesetzgebung und nicht von der intimen höfischen Politik, auf die König Albert von Sachsen und Großherzog Friedrich von Baden Jahrzehnte lang beträchtlichen Einfluß geübt haben. In gewisser Hinsicht hielten sich da Bayern und Württemberg gegenseitig die Wage. In dem Jahrhundert seit der Auftheilung Südwestdeutschlands unter seine jetzigen Herrscherfamilien hat zwischen München und Stuttgart nie ein Verhältniß gegenseitigen Vertrauens bestanden. Der große Korse wollte durch die Bevorzugung Bayerns beide Höfe miteinander verfeinden und hat damit das Werk von 1871 erleichtert; bekanntlich wollte damals der württembergische König Karl sich mit dem Eintritt in das neue Reich nach den Bayern richten, aber wie man erst jüngst aus den Aufzeichnungen des Grafen Bray-Steinburg erfahren hat, mißtrauten die Bayern wieder den Schwaben und schlossen vor ihnen ab. Die Verhältnisse unter König Ludwig II. verhinderten persönliche Einwirkungen des mächtigsten mittelstaatlichen Fürsten auf die Reichspolitik, und Prinzregent Luitpold ist sich der einem stellvertretenden Regenten durch die bayerische Verfassung gezogenen Schranken vielleicht nur allzusehr bewußt. Man kann es wohl ein ironisches Zusammentreffen nennen, daß dieses Werk vom 26. Mai 1818 nach jener Richtung von dem ersten bayerischen Kronprinzen so beeinflußt worden ist. Der spätere Ludwig I. wollte damit für den Fall seines vermutheten frühen Todes dem Einfluß des gehaßten Schwagers Eugen Beauharnais Schranken ziehen und hat ihn dann 44 Jahre überlebt, sein Lieblingssohn Prinz Luitpold aber fühlt in hohen Jahren jetzt die Folgen dieser Bestimmungen.

Es ist leicht begreiflich, daß der jetzt 57jährige befähigte und selbstbewußte Thronfolger Prinz Ludwig für sein Haus eine größere reichspolitische Rolle anstrebt. Um noch über den greisen Regenten ein Wort zu sagen: er verdient den Pichler'schen Vorwurf ganz und gar nicht, im Gegentheil ist er die Leutseligkeit selbst. Oeffentliches Reden über Politik gehört freilich nicht zu seinen Gepflogenheiten. Destomehr gilt dies bekanntlich von seinem ältesten Sohne, der gut und viel redet und über Reichspolitik, über kirchliche Angelegenheiten, über das Verhältniß von Landwirthschaft, Industrie und Handel schon in sämmtlichen Theilen seines künftigen Landes wiederholt öffentlich das Wort ergriffen hatte. Man würde ihm dabei Unrecht in der Annahme thun, daß er das Reich aufzulockern beabsichtigt, dafür ist er ein zu guter Kopf. Wenn man in einem Organismus eine einflußreiche Rolle spielen will, kann man nicht mit seiner Schädigung beginnen wollen.

Aber persönlich mitzuwirken in dem vorerwähnten Dresden-Karlsruher Sinn wird allerdings fast allgemein für die künftige Absicht des Prinzen gehalten. Aeußerungen wie jene Pichler'schen könnten ihm darin nur hinderlich sein, d. h. wenn sie überhaupt irgend eine Bedeutung zu beanspruchen hätten. Sollte aber der geistliche Abgeordnete auf die jüngeren Söhne des Regenten haben einwirken wollen, dann wäre das vollends thöricht. Das Einvernehmen zwischen dem künftigen Landesherrn und den in der Armee thätigen Prinzen Leopold und Arnulf wäre damit einmal gewiß nicht gefördert. Weiteres darüber zu sagen ist überflüssig. Diese Zudringlichkeit unberufener Rathgeber an ein mit Recht selbstbewußtes Fürstenhaus trägt zu einem abstoßenden Zug zugleich für jeden Kenner Münchener Verhältnisse einen komischen.

In der dortigen Presse war bis vor Kurzem ein rheinischer Dr. Franz Klasen thätig, dem dann die Führer des Münchener Kammercentrums sein Blatt unter der Hand wegkauften. Dieser befähigte geistliche Publicist wird angeblich binnen Kurzem abermals vor der Oeffentlichkeit erscheinen, mit Unterstützung durch einige fürstliche Damen, die schon seiner früheren Thätigkeit Sympathie geschenkt hatten. Die Richtung war entschieden katholisch und weiß-blau, aber oppositionell gegen die Kammermehrheit, daneben war sie überhaupt nach mehreren Seiten hin kritisch.

Die bezeichneten Damen gehören durch Vermählung der „adalbertinischen" Linie des Herrscherhauses an, deren Mitglieder die Prinzen Ludwig Ferdinand und Alfons 1886 im Familienrath gegen die Unmündigkeitserklärung König Ludwig's II. gestimmt haben und seitdem in München ungemein populär sind. Der Regent ist für seine Jahre außerordentlich frisch und der geisteskranke Titularkönig Otto drei Jahre jünger als der präsumtive König Ludwig III.; der Letztere hat schon einige Male öffentlich an seiner Berufung auf den Thron der Väter Zweifel geäußert. Wahrscheinlich wird sie eines späteren Tages doch erfolgen und wer es erlebt und sachkundig ist, wird dann vielleicht in der zweitmächtigsten Dynastie recht interessante Constellationen des deutschen Reiches wahrnehmen können.

England und die allgemeine Wehrpflicht.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Der eingefleischteste Gegner der allgemeinen Wehrpflicht auf britischem Boden, der sie bei jeder Gelegenheit als „unenglisch" anknurrte und die Sache damit für erledigt erachtete — Lord Salisbury — ist vor einiger Zeit vom Schauplatz abgetreten. Wie es scheint, fühlt sich nun Mr. Chamberlain berufen, auf diesem Felde die Erbschaft des greisen Staatsmannes anzutreten. „Nach seiner Meinung," erklärte er kürzlich, „werde das Land niemals die Kosten auf sich nehmen, die erforderlich seien, um immer auf einen Krieg vorbereitet zu sein. Es werde stets nothwendig sein, sich an die Vaterlandsliebe des Volkes zu wenden, um für das Fehlen des stehenden Heeres einen Ersatz zu schaffen. Es sei hauptsächlich, wenn nicht gänzlich, dem Beistande der Freiwilligen zu verdanken, daß England erfolgreich aus dem letzten großen Feldzuge hervorgegangen sei."

Chamberlain spricht das Wort „allgemeine Wehrpflicht" oder „Zwangsdienst" nicht aus, aber seine Worte zielen einzig und allein darauf hin. Sie enthalten eine doppelte Geschichtsfälschung und eine doppelte Thorheit.

Digitized by Google

Die Geschichtsfälschung bezieht sich auf Vergangenheit wie Gegenwart. Der Sieg Englands über die Buren war keineswegs den „Freiwilligen“ zu verdanken. Ganz und gar nicht. Diese Freiwilligen, mochte man sie nun Milizleute, Yeomen oder Volunteers nennen, hatten freilich vor den regulären Truppen Eines voraus: sie brauchten nicht erst mühsam eine verfehlte taktische Schulung abzustreifen. Im Uebrigen waren sie zu einem großen Theile ziemlich werthlos. Man erinnere sich nur der bitteren Bemerkungen Kitchener's über einen Schub Yeomanry, von dem die meisten Leute alsbald wieder heimgesandt werden mußten, weil sie körperlich untüchtig waren oder weder reiten noch schießen konnten. Und wiederholt heißt es bei unliebsamen Zwischenfällen in den Depeschen Kitchener's, daß irreguläre Neulinge in's Feuer gekommen seien und den Mißerfolg verschuldet hätten. So z. B. in Bezug auf Tweebosch, wo Lord Methuen gefangen genommen wurde. Das Häuflein Regulärer leistete damals eigentlich allein einigen Widerstand.

Dann noch Folgendes. Sind denn die „Freiwilligen“ immer in hinlänglicher Stärke zur Fahne geströmt? Bei dem letzten Aufgebot versagten die Volunteers vollständig; statt der gewollten 10 000 kamen knapp 2000 zusammen, weil sie — für den gewöhnlichen Sold des britischen Soldaten dienen sollten. Dagegen wurde die gleichzeitig aufgebotene Yeomanry von Eintrittslustigen überlaufen, weil der Patriotismus der Leute durch die Gewährung eines Tagessoldes von 5 Mark schon für den Gemeinen kräftig entflammt wurde. Die Heeresleitung und das Kriegsministerium hielten die 10 000 Volunteers für nöthig, aber die Aufbringung dieser gelang nicht. Ein solcher Vorgang dürfte eines großen und starken Staatswesens unwürdig sein; unter Umständen auch gefährlich dafür. Wie würden sich die Dinge gestaltet haben, wenn der Krieg noch länger gedauert hätte?

Chamberlain's Worte sind aber auch eine Fälschung in Bezug auf die Gegenwart. Freilich sieht das britische Volk die allgemeine Wehrpflicht wie eine von fern heranziehende, unheilschwangere Wetterwolke an, weil es sie nicht kennt. Aber so ablehnend wie vor dem Burenkriege, verhält es sich gegen den Gedanken des Zwangsdienstes keineswegs, wofür leicht zahlreiche Belege beizubringen wären. Er wird kommen und vielleicht schon bald; sobald nämlich trotz aller materiellen Aufbesserung des Soldaten das Werbesystem in ruhiger Friedenszeit noch mehr versagt, wie schon in den letzten Jahren.

Eine Thorheit waren Chamberlain's Worte, weil der Erfolg eines jeden Krieges ganz wesentlich von seiner Vorbereitung abhängt. Und sie ist obendrein billiger als eine unter Hochdruck vollzogene Improvisation. Das sollten die Engländer gerade am Besten wissen. Wären sie im Herbst 1899 auf einem größeren Auslandfeldzug vorbereitet gewesen, der Burenkrieg würde kaum eine Gestalt angenommen haben, wie geschehen, und er hätte nicht Milliarden gekostet. England hat mit zähem Sinn die schwierige Lage bezwungen, weil ihm vollauf Zeit gelassen wurde. Einem ebenbürtigen Gegner gegenüber wäre die verfahrene Einleitung kaum wieder gut zu machen gewesen.

Doch das sind elementare Wahrheiten, die sich aus dem oberflächlichsten Geschichtsstudium ergeben. Chamberlain kennt sie nicht, oder er ignorirt sie.

Eine weitere Thorheit ist, daß er eine auf allgemeine Wehrpflicht gegründete Kriegsvorbereitung — indirect — für kostspieliger erachtet, als die Erhaltung des jetzigen Zwitterwesens zwischen Colonialheer und Heer der Landesvertheidigung. Schafft England ein Letzteres auf Grund des Zwangsdienstes, so kann es die Hälfte des jetzigen, äußerst kostspieligen regulären Heeres auflösen.

Alle Achtung vor dem Mann, dem — so unsympathisch er uns sein mag — die Anerkennung nicht versagt werden kann, daß er mit zielbewußter Zähigkeit und seltener Skrupellosigkeit diejenigen Pläne fördert, die er zum Gedeihen seines Vaterlandes für die besten hält. Aber für einzelne Dinge fehlt ihm jegliches Verständniß.

Lamarck contra Darwin.

Von Curt Grottewitz.

Je mehr der Widerspruch gegen die Entwickelungslehre in der Wissenschaft verstummte, um so mehr erhob sich der Widerspruch gegen Darwin. Zwar noch jetzt ist der Darwinismus sowohl in Naturforscher- wie in Laienkreisen die herrschende Vorstellungsweise, und sie ist nicht nur eine Ansicht über die Entstehung der Arten, sie ist weit mehr, sie ist Weltanschauung, Lebensauffassung, sie beherrscht das Denken, die Kunst, die Ethik, die Lebenspraxis. Es giebt kaum eine wichtige Frage, wo nicht die Anschauung Darwin's oder eines seiner Anhänger maßgebend wäre.

Diesen Anschauungen ist aber nach und nach ein Feind erwachsen, der jetzt von Jahr zu Jahr an Stärke zunimmt, der sogenannte Neolamarckismus. Es ist ein eigenartiges Geschick, daß der Franzose Lamarck, der erste und eigentliche bewußte Verfechter und Entdecker der Descendenz, der von seinen Zeitgenossen so schmählich ignorirt wurde, jetzt nach fast einem Jahrhundert wieder zu Ehren kommt. Oder noch eigenartiger ist es, daß die Lehre Lamarck's jetzt als Gegnerin der Lehre Darwin's auftritt, daß die Erklärung, die der Franzose für den Proceß der Artenentstehung gab, jetzt wieder hervorgesucht wird, um sie der Darwinistischen entgegenzuhalten.

Bekanntlich fand Darwin die Anschauung, daß Art aus Art entstehe, fertig vor. Aber die Begründung, die Lamarck der Lehre gegeben, genügte den Zeitgenossen nicht. Da fand Darwin eine neue, und diese neue war wie der zündende Funken, der in ein Pulverfaß geworfen wird. Die natürliche Zuchtwahl, die Lebewesen im Kampf um's Dasein untergehen läßt, sofern sie sich nicht als passend für's Leben erwiesen, und die dadurch das Passende, das Zweckmäßige, aus altem, nicht so gut Passendem immer neues Passende züchtet, das war die fulminante Erklärung, die alle Welt in Taumel versetzte. Der Gedanke kam der Zeitströmung auf's Beste entgegen. In der Epoche des wirthschaftlichen Todeskampfes um den Absatz der Waaren, der allgemeinen Concurrenz auf allen Gebieten, der Degeneration ganzer Menschenclassen, in dieser brutalen naturalistischen Zeit war Darwin's Lehre das Evangelium.

Was hatte dagegen Lamarck in seiner „Philosophie zoologique“, die im Jahre 1809 erschien, gesagt? Die Thiere werden durch die Lebensumstände gezwungen, einen bestimmten Gebrauch von ihren Organen zu machen. So zum Beispiel reckt und streckt die Giraffe ihren Hals nach dem Laub hochstehender Baumäste aus. Davon ist ihr Hals lang geworden. Das klingt doch eigentlich so einfach und natürlich, daß man nicht begreift, wie die Zeitgenossen es nicht hätten verstehen sollen. Und sie würden es wirklich verstanden haben, wenn sie überhaupt Verständniß für die Evolution der Arten gehabt hätten. Aber darin lag ja das Unglück Lamarck's. In jener Zeit der Naturphilosophie — das war ja die romantische Epoche der Wissenschaft — suchte man nach Vereinheitlichung des Vielfachen, nach Abstraction des Concreten, nach Symbolen für das Wechselnde. Die Constanz der Arten mit ihrem „Bauplan“ für jede Thier- und Pflanzenart wurde damals gerade ein festes Dogma. Da focht Lamarck gegen Windmühlen. Sie glaubten seine Lehre von vornherein nicht, was bekümmerten sie sich da um deren Begründung?

Aber bei Darwin frappirte von vornherein die Begründung so mächtig, der Gedanke der natürlichen Zuchtwahl und

Digitized by Google

des Kampfes um's Dasein war so zeitgemäß und darum so zündend, daß man schon um deswegen die Evolution der Arten hinnahm, obwohl doch ein fester Beweis auch damals noch fehlte. Darwin bleibt das große Verdienst, daß er die Entwickelungslehre in der Wissenschaft zur Geltung erhob. Und man muß zugeben, daß er diese Lehre allseitig ausarbeitete, in alle ihre Consequenzen hinein leuchtete und sie durch seine eigenthümlichen zeitgemäßen Hypothesen populär machte. Das Princip der natürlichen Zuchtwahl wird von manchen Forschern jetzt bekämpft, von vielen wird angenommen, daß Darwin zum mindesten ihre Wirkung in der Natur ganz außerordentlich überschätzt habe. Ganz einerlei, der Sieg der Entwickelungslehre wurde hauptsächlich durch die Darwin'sche Hypothese gewonnen, mag diese nun falsch sein oder nicht.

Der Gründe, warum die Darwin'sche Selectionstheorie in der letzten Zeit an Ansehen eingebüßt hat, sind mehrere. Zunächst mußte man es aufgeben, die „fehlenden Zwischenglieder", die Uebergänge zwischen alleinstehenden Gruppen von Lebewesen aufzufinden. Darwin hatte mit nicht geringer Emphase darauf hingewiesen, daß die Paläontologie, die damals noch eine fast neue Wissenschaft war, die fehlenden Verbindungsglieder in den Fossilien vorzeitlicher Gesteinsablagerungen entdecken werde. Aber sie hat nichts Derartiges entdeckt. Das geben die Geologen und Paläontologen ganz ruhig zu. Gewiß, es wurden einige Formen entdeckt, die Lücken ausfüllten, aber es wurden viel mehr neue Gruppen von Lebewesen aufgefunden, die mit anderen keinen Zusammenhang aufweisen. An Haeckel's fein zusammengefügte, fast geradlinig aufsteigende Abstammungsleiter glaubt kaum ein Naturforscher. Von seinem fabelhaften canadischen Morgenthier (Eozoon canadense), das den Urquell alles Lebens darstellen soll, von seinen construirten Urmagenthieren bis zu seinen Mantelthieren, welche den Uebergang von den wirbellosen zu den Wirbelthieren herstellen sollen, bis zu dem Urfisch Amphioxus, selbst dem Reptilienvogel Archäopterix ist Alles Hypothese. Ueberall sind Uebergänge gewaltsam herbeigezogen, eben weil man Uebergänge durchaus haben wollte.

Wenn Lamarck ein Thier durch den Gebrauch seiner Organe umgewandelt wissen will, so kann er Uebergangsformen schließlich entbehren. Jedermann kann an sich beobachten, daß z. B. ein Finger, den er in besonderer Weise übt, in recht kurzer Zeit eine besondere Form erlangt, daß man Schlosser, Schneider, Seeleute u. s. w. an ihrer Gestalt erkennt. Also ein Thier, das eine neue Lebensweise annimmt, in ein neues Milieu verschlagen wird, macht einen neuen Gebrauch von seinen Organen. Diese werden sich denn, wenn nicht sofort, doch recht bald umwandeln, Zwischenformen wird es da wenig oder gar nicht geben. Es brauchen da nicht unzählige Generationen auszusterben, weil sie nicht passend sind. Der Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe wandelt die Thiere um, während nach Darwin's Ansicht die Umwandlung von einer Art zu einer anderen Art ja über zahllose nichttaugliche Uebergangsformen hinweg erfolgt.

De Vries, ein Anhänger von Darwin's Selectionstheorie, hat doch in seinem berühmten Werke, „Die Mutationstheorie", gezeigt und zwar experimentell gezeigt, daß Arten plötzlich, ohne Uebergänge, in vollständig neue Arten sich verwandeln können. Die kleinen, formellen Abweichungen, die immer Nachkommen eines Elternpaares aufweisen, haben für die Entstehung neuer Arten gar keine Bedeutung, denn sie verschwinden mit dem Individuum, das sie besitzt. Es ist ja auch ganz natürlich, daß solche kleinen Variationen keinen Werth besitzen. Ob ein Thier nun etwa an seinen Vordergliedmaßen einen Ansatz zu einem Flossenstrahl hat oder nicht, deßhalb kann es doch nicht besser schwimmen; die natürliche Zuchtwahl wird also diese Variation gar nicht erhalten, eben weil sie werthlos ist. Auf diese Weise können also überhaupt nicht neue Organe entstanden sein. Diese scheinen vielmehr sehr schnell und ohne Uebergänge aufzutreten. Die Wirkungsweise der natürlichen Zuchtwahl muß also zum mindesten anders sein, als Darwin annahm.

Nach Lamarck's Lehre ist es verständlich, wieso jedes Lebewesen an die Umgebung, in der es lebt, an die Functionen, die es verrichtet, angepaßt ist. Die Organe sind eben durch den Gebrauch so verändert worden, daß sie passend geworden sind. Nach Darwin gehörte viel Zeit, wahrscheinlich Jahrtausende dazu, um eine geeignete Variation zufällig entstehen zu lassen. Es war wiederum dem Zufall anheimgegeben, ob die Variation sich erhielt, und wenn sie sich erhielt, mußte wieder der Zufall günstig sein, damit irgend einmal die Nachkommen eine noch günstigere Variation in derselben Richtung aufwiesen. Zur Entstehung einer einzigen Art mußten also gewiß Jahrhunderttausende vergehen. Nach Lord Kelvin's Meinung, der darin als Autorität gilt und der die verschiedenen Berechnungsweisen in Betracht zieht, ist die Erde aber erst seit etwa 24 Millionen Jahren im Stande, Leben zu unterhalten. Es ist aber ganz unmöglich, daß in 240 Jahrhunderttausenden alle diese unendlich fein angepaßten Organe des Millionen Arten zählenden lebenden Naturreiches im Wirbelspiel des Zufalls entstanden sein könnten. August Weismann, auch ein sehr stricter Anhänger der Selectionstheorie, hält es ebenfalls für unmöglich, daß der Zufall, das heißt, zufälliges Variiren und Erhaltung des zufällig Passenden diese überwältigende Zweckmäßigkeit, die wir überall im Bereich der Pflanzen und Thiere antreffen, hervorgebracht haben könnte. Diese Zweckmäßigkeit, diese Uebereinstimmung von Organ und Thätigkeit, von Lebewesen und Umgebung erfordert dringend die Annahme eines richtenden Princips, einer Orthogenese, wie Theodor Eimer es nennt.

Die Zweckmäßigkeit ist so frappant, daß von Zeit zu Zeit immer wieder Forscher sich verleiten lassen, darin gar das Werk eines metaphysischen Baumeisters zu erblicken. Aber schon das Lamarck'sche Princip vom Gebrauch und Nichtgebrauch erklärt die Zweckmäßigkeit einigermaßen. Daß der Hals der Giraffe durch das stete Strecken ausgereckt, also verlängert wird, erscheint doch gewiß sehr natürlich. Der Hals ist lang geworden, also den Verhältnissen angepaßt, weil die Verhältnisse, die hohen Baumäste, ihn zur Verlängerung genöthigt haben. Lamarck forschte ja dem eigentlichen Mechanismus der Artentstehung noch nicht nach. Aber man muß sich diese und ähnliche Anpassungserscheinungen jedenfalls ganz mechanisch denken. Wie es selbstverständlich ist, daß eine Pflanze auf fettem Boden zu einem fetten Exemplar empor wächst, daß sich die Zellen mit Wasser und Nährstoffen reichlich füllen, daß daher der ganze Pflanzenkörper allseitig ausgebildet und gemästet erscheint, wie dies selbstverständlich ist, so erklärt es sich wohl bei jeder Anpassungserscheinung. Die Umgebung zwingt dem Lebewesen ganz mechanisch eine bestimmte Form auf, die klärlicherweise in Uebereinstimmung mit dieser Umgebung, die die Form ja geformt hat, stehen muß. Es besteht so wahrscheinlich eine mechanische Aequivalenz zwischen Form und Umgebung, und die Zweckmäßigkeit versteht sich dann von selbst.

Moritz Wagner hatte es bekanntlich für die Entstehung neuer Arten als wesentlich angesehen, daß Lebewesen in andere Gegenden verschlagen werden; dieser Migrationstheorie liegt die unleugbare Thatsache zu Grunde, daß eine neue Gegend neue Arten aufweist. Aber man begreift auch, warum sie neue Wesen aufweisen muß. In einer neuen Gegend sind ja die Verhältnisse neuartig, diese werden daher auch auf die Thier- und Pflanzenwelt ihren Einfluß geltend machen, und dieser Einfluß wird sich selbstverständlich in der Form der Einwanderer ausprägen. Gesetzt, Thiere dringen nach den Polen zu vor, die Kälte verhindert die Ausbildung eines Pigments im Fell der Säugethiere, im Gefieder der Vögel. Diese Thiere erscheinen nun weiß. Daß dabei die weiße Farbe zugleich

Digitized by Google

ein Schutzmittel im Schnee und Eis des Nordens ist, das ergiebt sich so nebenbei. Es ist aber phantastisch, anzunehmen, daß sich im Norden von allen blau, grün, gelb, roth oder sonstwie gefärbten Säugethieren und Vögeln just die weißen erhalten haben, während die anderen eine Beute ihrer Feinde, ein Opfer des Kampfes um's Dasein geworden wären. Die Umgebung prägt jedenfalls ihre Formen den Lebewesen auf, die Letzteren brauchen aber nicht gerade auszuwandern, um verändert zu werden, die Verhältnisse können sich auch in derselben Gegend umwandeln, oder es kann auch ein Lebewesen in demselben Gebiete in ein neues Milieu gelangen, eventuell vom Land- zum Wasser- oder Luftleben übergehen. Selten sind uns bisher freilich die mechanischen Zusammenhänge zwischen Umgebung und Form des Organismus bekannt, aber gerade hier ist ein Gebiet, das der Forschung noch sehr viel dankbare Aufgaben stellt. Nur in wenigen Fällen ist jetzt erst die genau mechanische Uebereinstimmung von Form und Milieu festgestellt. So versteht es sich zum Beispiel ohne Weiteres, daß die Knieholzkiefer, die auf den Bergen mit biegsamen Aesten auf dem Boden dahinkriecht, durch den windigen Standort in diese kriechende Form gezwängt wurde. Der Wind biegt jede Pflanze auf den Bergen unweigerlich zur Seite, er läßt keine Höhen aufkommen. Die Knieholzkiefer, von Natur ein Baum, vermag doch nicht senkrecht in die Höhe zu wachsen, sondern muß ihre langen Aeste auf dem Boden dahinkriechen lassen. Hier ist der Zusammenhang zwischen dem höhenbrechenden Wind und den den Wind vermeidenden Kriechästen der Kiefer ohne Weiteres klar. Die Verhältnisse haben den Baum in die Form gezwängt, die für diese Verhältnisse passend ist. Die Anpassung ist eine directe Folge der Einwirkung der Umgebung, während sie nach Darwin's Anschauung das Resultat eines langen Ueberlebungsprocesses des zufällig Passenden ist. Wenn nun Lamarck mit seinem Princip des Gebrauchs und Nichtgebrauchs auch nur eine äußerliche Erklärung des Entwickelungsprocesses gab, so liegt doch darin schon Vieles enthalten, was zu einer genaueren mechanischen Aufhellung dieses Processes dienen kann. Eben deßhalb nennt sich die biologische Richtung, die Darwin's Selectionslehre verwirft, Neolamarckismus. Unter der Fahne Lamarck's glaubt man zu einem besseren Verständniß all' der Fragen zu kommen, die Darwin völlig gelöst zu haben glaubte und die doch, wie selbst Darwinianer jetzt zugeben, noch einer definitiven Lösung harren.

Große und kleine Gedanken.

Von Max Bewer (Dresden).

In einem Gedanken stecken oft mehr Bücher, als in einem Buch Gedanken.

*

Gott hat aus Nichts die Welt geschaffen; mache Dir nichts aus der Welt und Du gelangst auf diesem Weg der erhabensten Freiheit wieder zu — Gott. Dies ist die einfachste, aber auch die tiefste Lehre von der Freiheit eines wahren Christenmenschen, wie sie Luther lehrte und Bismarck sie durch ein ganzes Heldenleben in dem genialen Gefühl der absoluten Wurschtigkeit bethätigte.

*

Man muß die Menschheit lieben; aber wie die Sonne die Erde liebt; aus der — Entfernung. Wer das Feuer einer hohen Seele in sich fühlt, meide das Volk; das Beste verschwält und verdirbt in ihm; er liebe das Volk und beweise seine Liebe durch Einsamkeit. Besser und edler, als das horazische odi profanum vulgus et arceo ist ein amo et arceo; Christus hat es religiös und Bismarck politisch bewiesen.

*

Sagt man einem Findling, wenn er erwachsen ist, daß sein Vater von Adel oder seine Mutter gar eine wirkliche Prinzessin war, so wird er gewiß Stunden haben, wo er wenigstens versuchen wird, sich edel und vornehm zu benehmen. Sagt man den Menschen, daß sie von Affen stammen, so reizt man sie, sich auch wie Affen aufzuführen; sagt man ihnen nun aber, daß sie von Gott stammen, sollten sie sich dann nicht auch göttlich benehmen wollen? Beethoven, Goethe und Schiller haben bewiesen, daß das Eine, aber leider beweisen auch tausend Andere, daß ebenso gut das Andere geht.

*

Die Erde ist eine Station zwischen Thierreich und Himmelreich. Wohin man von ihr aus gelangt, kommt ganz auf die sittliche Fahrrichtung an; man kann auf ihr ein Engel und ein Schwein werden.

*

Jede Frucht, die auf dieser Erde reift, muß erst gereinigt werden, ehe sie zur Tafel kommt: die Rübe auf dem Felde, der Apfel am Baum, wie die Traube am Stock. So wird auch Gott von uns die kleinen Fehler und Mängel nehmen, wenn nur unser Kern und Wesen gut und genießbar ist; denn was sind wir anders als Erdfrüchte?

*

In jedem Menschen spiegelt sich die Welt; aber er sollte stets einen Freund haben, der ihm sagt, ob er selber richtig hängt. Früher besorgten das bei den Fürsten die Hofnarren, heute sollten es die Minister thun.

*

Die Menschen sind Guckfenster Gottes, durch die sich der Schöpfer sein Weltall besieht.

*

Der Mensch ist das Ebenbild, aber die Menschen sind die Caricaturen Gottes.

*

Große Schmerzen haben das Gute, daß kleine vor ihnen verschwinden.

*

Man hört einen Unglücklichen drei Straßen weit schreien vor Schmerzen, aber einen Glücklichen nicht drei Häuser weit lachen vor Freude.

*

Es gäbe mehr Fröhlichkeit in der Welt, wenn man mehr Mitfreude am Glück Anderer hätte, als man Mitleid an ihrem Unglück heuchelt.

*

Trauere nicht darüber, daß Du dies Leben verlassen mußt; es gewährt zwar die seltene Möglichkeit, glücklich, aber auch tausend Gelegenheiten, höchst unglücklich zu werden.

*

Man löst die sociale Frage, indem man sie wie die Möglichkeit eines perpetuum mobile verneint. Man kann und soll und wird noch hundert sociale Fragen lösen; denn es giebt Fragwürdiges genug im socialen Dasein; aber die berühmte sociale Frage, durch deren Lösung ein glückliches Verhältniß zwischen allen Menschen gefunden werden könnte, giebt es nicht. Trotzdem verbeißen sich alle Parteien an ihr, die nur ein Vexirspiel ist. Mit dem socialen Leben ist es wie mit der Zahl Pi bei der Quadratur des Kreises; es

Digitized by Google

läßt sich durch ernste sociale Arbeit immer wieder eine neue Stelle des Volksglückes, bald auf diesem, bald auf jenem Gebiet herausdividiren, aber man kann nie ein Problem lösen, das materiell und psychologisch incommensurabel ist. Ernste Staatsmänner, wie Bismarck, haben daher niemals theoretisch darüber gegrübelt, sondern praktisch bald dies, bald jenes am Loos der Menschen verbessert. Bismarck brachte sogar sehr hohe Stellen heraus, die Alters- und Unfallversicherung, deren socialer Werth sich in hunderten von Millionen Mark ausdrückt. Trotzdem hat die Socialdemokratie dagegen gestimmt, denn sie ist auf einer principiellen Lösung des socialen Problems versessen, ohne natürlich einen Weg dafür zu kennen. Sie verhalten sich zu erfahrenen Weltmännern, gleich Bismarck, wie Dilettanten der Mathematik zu einem Professor der Mathematik. Er mag noch so klar beweisen, daß es eine Quadratur des Kreises oder ein perpetuum mobile nicht geben kann, es wird stets Dilettanten geben, die hochmüthig an der Lösung dieser Probleme festhalten, ihr Vermögen und selbst ihren Verstand daran setzen. Zwischen dieser doppelten Gefahr der verrücktesten Mauserungstheorien und der wirthschaftlichen und politischen Ruinirung ihres Vaterlandes pendeln die Socialdemokraten hin und her, ein Gemisch von Don Quixote und Knipperdolling.

*

Hört im Süden, hört im Norden,
Was die tiefste Weisheit ist:
Was Du warst, bist Du geworden,
Und Du wirst nur, was Du bist!

Dein Vergang'nes bildet immer
Deines Lebens Gegenwart,
Während Deiner Zukunft Schimmer
Einer That von heute harrt!

Denn aus Gutem und aus Schlechtem
Baut sich Jeder sein Geschick,
Und so steht Dein Loos im Rechten
Jeden kleinsten Augenblick!

*

Es giebt viele Menschen, die an der Zukunft verzweifeln. Sie sollten lieber dankbar für das sein, was vergangene Menschen an ihrem geistigen, socialen und politischen Glück bisher gearbeitet haben. Niemand, der jetzt lebt, möchte seine Geburt tausend Jahre zurückdatiren. Wenn er anstatt zu verzagen, aus simpler Dankbarkeit für das, was für ihn auf allen Lebensgebieten bereitet liegt, nur irgend selbst etwas Schönes oder Nützliches schaffen wollte, so dürfte er sich anstatt mit müßig-dunkler Verzweiflung, mit einer thätig-fröhlichen Hoffnung für die Zukunft erfüllen und dadurch seine eigene Lebensfreude auf das Heiterste erhöhen!

*

Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ein höheres Sittengesetz lautet: liebe Deinen Nächsten; aber den Einen weniger, den Anderen mehr, als Dich selbst; nach Deinem und seinem Werthe.

*

Mit der Willensfreiheit ist es vielleicht wie mit der Bewegung der Erde. Die Erde scheint unter uns festzustehen, und sie rast doch mit einer ungeheuren Geschwindigkeit durch das Weltall. So scheint unser Wille in ungebundener Freiheit dahinzurasen, und vielleicht stehen doch alle unsere Handlungen von Anbeginn fest in der Allwissenheit Gottes.

*

In einen Riß, einen Sprung, ein Loch dringt Luft, in ein verwundetes Herz Gott.

*

Einen Kopf kann man krönen, salben und bekränzen; die Welt kann ihn mit Gold und Silber, Oel und Lorbeer schmücken; aber ein edles Herz kann Niemand berühren und auszeichnen. Es ist das Vornehmere von beiden und darum auch, wie der Schöpfer, das — Unsichtbare.

*

Die Heiligen in der katholischen Kirche bilden eine moralische Aristokratie; aber wie das nationale Princip sich auch in ihr blutdurchschlagend geltend macht, erkennt man daraus, daß in Rom in den letzten drei Jahrhunderten 76 Italiener und nur 4 Deutsche heilig oder selig gesprochen wurden, obschon das deutsche Volk das Christenthum geistig, poetisch und social doch ganz anders zur Blüthe gebracht hat, als das italienische.

*

Allen Kämpfen mit dem Papstthum liegt der falsche Gedanke zu Grunde, daß der Papst der Weltherr sein müsse, während er im günstigsten Falle nur der Weltpfarrer sein könnte.

*

In der Literatur ist es nicht anders wie in der Natur: die Nachtigallen hören nicht auf, zu schlagen, und die Schweine hören nicht auf, zu grunzen.

*

Wie es Gegenden giebt, die ganz flach sind, und andere, die am Horizont von zarten Gebirgslinien umsäumt sind, so giebt es Menschen, die absolut nichts und andere, die sehr deutlich die Contouren der Ewigkeit sehen. Die Einen leugnen, die Anderen behaupten, daß es ein Jenseits giebt: Keiner wird den Andern überzeugen; man glaubt, was man sieht.

*

Der Buddhismus gewinnt einige Anhänger in Deutschland. Aber das Christenthum ist deutscher. Das höchste Glücksgefühl des Buddhismus ist: in göttlicher Beruhigung beschaulich für sich selbst zu sein; das höchste Glücksgefühl des Christenthums: in göttlicher Beruhigung thätig sein für Andere!

*

Nicht nur Nietzsche, sondern auch geringere Schriftsteller schreiben abfällig über das Christenthum. Aber als Schriftsteller sollten sie einmal folgenden Gedanken völlig ausdenken: das größte Buch, das jemals geschrieben wurde, erschien ohne Namen des Verfassers; das Buch der Natur, das Gott anonym schrieb. Das verbreitetste Buch aber unter allen gedruckten Büchern ist das Neue Testament, und der es verfaßte, schrieb kein Wort davon. Vater und Sohn!

*

Fragt man, wer die Sterne am Himmel geschaffen hat, so sagen die Professoren: die Natur; fragt man sie, wer die schönsten Lieder und Melodien geschaffen hat, so sagen sie: das Volk. Aber wie im Volk immer ein Einziger war, der diese Volkslieder zuerst erdacht hat, so war auch in der Natur immer Einer, der die Werke des Himmels schuf. Volk und Natur sind wie Dichter und Gott. Sie schaffen unbekümmert darum, ob sie erkannt werden; aber wer sich selbst gerne bemerkbar macht, macht den, mit dem er sich wichtig macht, gern zu einer anonymen Unpersönlichkeit, damit der „Herr Professor" nur um so deutlicher sichbar wird!

*

Wenn die Welt prädestinirt ist, so ist darum noch keine fatalistische Ergebung bedingt. Gott kann sich die Welt bis in ihre letzte Zukunft vorgestellt haben; aber dann bleibt für

Digitized by Google

ihn immer noch die Spannung eines Photographen, der genau weiß, welches Bild er aufgenommen hat, es aber doch bis zur Wiedergabe 1000 Zufälligkeiten ausgesetzt sieht. Der Drang in uns, das Unvollendete mit Eifer auf allen Gebieten in göttlicher Klarheit herauszubringen, giebt diesem Gedanken die Möglichkeit der Wahrheit.

*

Eine Sehnsucht nach dem Vollkommenen und eine Ergebung in das Unvollkommene ist das Loos des Menschen und ein edler Geist thut beides, das eine mit glühendem Feuer, thätig und lebendig, das andere mit religiöser Demuth, gelassen und bescheiden.

*

Es ist Thatsache, daß sich Leute nach der Lectüre von Schopenhauer's pessimistischer Lehre erschossen haben, daß sich Andere nach Nietzsche's Einfluß als unleidlich hochnasige Uebermenschen aufgespielt haben, daß Andere nach Tolstoi's asketischen Theorien ihre volle Lebensfreudigkeit verloren. Sollte man nicht endlich eine Philosophie schreiben, die den Menschen fröhlich in sich und leutselig gegen Andere macht? Es gehört mehr, als ein guter Kopf, es gehört ein großes Herz dazu.

Literatur und Kunst.

Noch einmal Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal.

Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim.

„Nach Angaben der Straßburger Post soll am Sockel des Straßburger Goethe-Denkmals Goethe's Liebesepisode mit Friederike Brion dargestellt werden. Da auch Herder, Jung-Stilling, Lenz und Salzmann auf den Reliefs verewigt werden sollen, so kann Friederike neben ihnen nicht anders denn als geschichtliche Person aufgefaßt werden. Solcher Verewigung aber stehen die schwersten Bedenken entgegen. Ich habe sie dem Vorsitzenden des Denkmal-Comités brieflich mitgetheilt. Da aber dieser Schritt erfolglos blieb, so sehe ich mich gegen meinen Wunsch genöthigt, jene Bedenken der Presse zu übergeben."

So schrieb ich in Nr. 5 der „Gegenwart" 1901 und ließ die abfälligen Zeugnisse des Pfarrers Brion über seine Tante Friederike folgen. Sie müssen einigen Eindruck gemacht haben. Aber man entfernte seltsamer Weise von dem Denkmalsentwurf die geschichtlichen Personen, um Friederike als dichterische Schöpfung festhalten zu können. Meines Erachtens sehr mit Unrecht! Eher könnte man auf einem Egmont-Denkmal Klärchen, das nie gelebt hat, verherrlichen als auf einem Goethe-Denkmal Friederike Brion, deren Lebensschicksale in eingeweihten Elsässer Kreisen zu bekannt sind, als daß nicht eine monumentale Verherrlichung ihrer Person die Kritik — und der Elsässer ist ein geborener Satiriker! — in unliebsamer Weise herausfordern würde.

Friederike Brion, die man irriger Weise ein echt deutsches Mädchen genannt hat, war von normannisch-französischer Abkunft. Daher die Unbeständigkeit ihres maßlos weichherzigen Wesens.

Nach Edmund Scherer („Gegenwart" 1892, Nr. 50) haben die Altstraßburger ihren und des katholischen Pfarrers Reinbold Sohn, der als Pastetenbäckerjunge durch die Wirthschaften ging, wohl gekannt. Er, den auch der Sesenheimer Pfarrer Schweppenhäuser im Jahre 1822 dem Bonner Professor Näke genannt, ist nach meinem Nachweis (s. meine Schrift „Friederike von Sesenheim)" als Joh. Lorenz Blumenhold 1787 geboren und 1807 gestorben. Vordem hatte Friederike ein Verhältniß mit dem Studenten der evangelischen Theologie Karl Christian Gambs (1759—1822), während dessen sie im Herbst 1779 einen Sohn gebar, der im J. 1782 im Stephansfelder Findelhaus bei Straßburg starb. Leyser, der selbst bekannte, die volle Wahrheit nicht gesagt zu haben, hat in seiner Schrift „Goethe zu Straßburg" S. 212 wohl absichtlich die Lebensdaten beider Kinder vermengt.

Als Goethe am 25. Sept. 1779 nochmals in Sesenheim einkehrte, befand sich Friederike nach Aussage der Pfarrer Schweppenhäuser und Ihle in andern Umständen, worüber sich der Dichter in seinem Briefe an Frau von Stein ausgeschwiegen hat. Der gleich darauf geborene Knabe Jean Baptiste hatte nach dem Blienschweiler Taufbuch*) zum Vater einen Jean Baptiste de Sade und zur Mutter eine Francisca de Croisade. Es ist dies eine ganz ähnliche humoristische Fälschung, wie diejenige der Namen Blumenhold, Pfaffenhofen und Schweighausen bei dem späteren Sprößling Friederikens, ja man möchte bei allem Ernst der Sache an einen wüsten Studentenscherz glauben, da das Schicksal des berüchtigten Sodomiters de Sade, der nach einem Fluchtversuch auf's Neue am 7. Sept. 1778 auf mehrere Jahre in Vincennes eingekerkert worden war, damals in Aller Munde lebte.

Den Taufact von Blienschweiler vom 9. Oct. 1779 haben neben dem Pfarrer Hartmann der dortige Gemeindeschreiber und Hauptlehrer Anton Schlosser und seine Frau Maria Franziska, geb. Wolbert, als Pathen unterzeichnet. Letztere war aus Kestenholz gebürtig (s. Blienschweiler Kopulationsbuch 18. Juni 1764), obgleich die Familie Wolbert im 18. Jahrhundert auch im Stadtschreiberamt in Hagenau vorkommt. Eine Richardis Kunigunde Wolbert aus Kestenholz war nach den Familienacten eines in Meßkirch wohnenden Nachkommen die Gemahlin des Hagenauer Notars und Einnehmers Joseph Dominik Poinsignon unglücklichen Andenkens — er wurde 46jährig am 3. Nov. 1797 als Emigrant auf dem Glacis der Straßburger Citadelle erschossen — dessen jüngerer Bruder Felix Karl (geb. in Hagenau, gest. 76jährig als Seminarregens und Ehrendomherr zu Straßburg am 17. Dec. 1830) als Kaplan an St. Stephan in Straßburg den kleinen Blumenhold getauft hat. Der Pfarrer von Fessenheim Ignaz Anton Wolbert, ebenfalls gebürtig aus Kestenholz (s. Pfarrbuch von Fessenheim und Sterbeact zu Renchen vom 27. Febr. 1795), hat nach den Findelacten den kleinen Jean Baptiste de Sade am 23. Oct. 1779 für 300 Frcs. in Stephansfeld eingekauft.**)

*) Taufbuch von Blienschweiler (Straßb. Bez.-Archiv) Fol. 91:
„Hodie nona octobris anni millesimi septingentesimi septuagesimi noni a me infra scripto parocho baptizatus est Joannes Baptista filius — |: prout nobis ab infra scriptis patrino et matrina in scriptis†) allatum fuerit :| — Joannis Baptistae de Sate et Francisca de Croissate. Patrinus adfuit clarissimus dominus Antonius Schlosser, protoscriba huius loci, matrina vero Maria Francisca Wolbert modo dicti Antonii Schlosser uxor, qui una mecum subscripserunt.
Schlosser. Maria Francisca Wolbert.
F. Hartmann
parochus."

**) Registres des Enfans de l' hopital de Stephansfeld 1774—1791 p. 30, N. 61.
„Cejourd'huij vingt troisième jour du mois d'octobre mil sept cent soixante dix neuf neuf heures du matin le S. Ignace Antoine Wolbert curé à Fessenheim ayant conduit à l' hopital du céans un enfant agé de deux semaines fils du Jean Baptiste de Sade et de Francoise de Croisade baptisté à Blienschweiller suivant l' extrait baptistaire joint du 9 du present mois, nommé Jean Baptiste. Lequel avait été reçu et admis dans l' hopital

†) „in scriptis" darüber geschrieben.

Digitized by Google

Wenn Goethe im 11. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ von Bekanntschaften der Familie Brion in Hagenau spricht, so ist in erster Linie an die angesehene Familie Poinsignon-Wolbert zu denken, deren männliche wie weibliche Angehörige also die beiden unehelichen Kinder Friederikens, den Joh. Lorenz Blumenhold und den Jean Baptiste de Sade, durch Taufacte legitimiren halfen. Es geschah dies unter der augenscheinlich laxen Verwaltung des durch den Halsbandproceß berüchtigten Bischofs Rohan von Straßburg.

Wie Goethe selbst mit Friederike auseinandergekommen, ist, da die Familie Brion sich darüber theils ausschweigt, theils in Widersprüche verwickelt hat, noch nicht über allen Zweifel festzustellen. Jedenfalls ist der Bruch ganz anders erfolgt, als Goethe ihn darzustellen für gut fand.

Nach Goethe's Weggang hat im J. 1772 der Dichter Jakob Lenz ein Liebesverhältniß mit Friederike angeknüpft, die innerlich noch an dem Bilde des genialeren Goethe hing, wenn auch ihr hingebendes Wesen sich Lenzens und Anderer Liebkosungen gefallen ließ.

Lenz brach das Verhältniß aus Eifersucht (vgl. A. Stöber, Der Dichter Lenz, S. 18). Als er bei seiner Haltlosigkeit später immer wieder zu ihr zurückstrebte, hat sie sich vor ihm, der hinter ihre Geheimnisse zu kommen trachtete, zurückgezogen. Jener erste Bruch erfolgte nach A. Stöber S. 54 bei einem Besuche in Lichtenau. Mir war deßhalb die folgende Stelle in dem Abschiedsbriefe, den Lenz aus Petersburg den 27. März 1780 an Friederike gerichtet, stets verdächtig:

„Aber ich werde mich oft der Rheininseln erinnern, wo wir tanzten, des freundschaftlichen Lichtenau, wo die Freude wohnte, deren Maske hier Niemand mehr betrügen kann.“

Die Brüder in der livländischen Heimath nämlich müssen dem Dichter die Augen geöffnet haben. Schrieb doch in Betreff der Sesenheimer Liebschaft des Dichters jüngerer Bruder Joh. Christian an den Vater den 29. Jan. 1776:

„Die Anmerkung in Ansehung seiner Amour ist einigermaßen richtig, denn ich habe vor zwei Jahren von einem gewissen französischen Unterofficier Höh gehört, daß das gedachte Frauenzimmer mit verschiedenen jungen Leuten Umgang gehabt hat, und dies wird unserem Jacob vermuthlich Eifersucht gegeben haben.“

Der Name Höhn (sic!) war und ist in dem früher zu Sesenheim gehörenden Filialdorf Runzenheim heimisch. Man vergleiche G. A. Müller, „Urkundliche Forschungen zu Goethe's Sesenheimer Idylle“ S. 10, 37, 42, 44, 98. Die Familie Brion war mit den Höhn's durch Pathenschaft verbunden. Demnach konnte jener Elsässer Unterofficier mit den intimen Vorgängen des Brion'schen Pfarrhauses wohl vertraut sein.

Als der Bruder Karl Lenz Mitte Sommer 1779 den von schwerer Nervenkrankheit kaum genesenen Dichter von Hertingen bei Basel nach Livland heimholte, hatte Friederike, wie erwähnt, in Gambs einen neuen Liebhaber und befand sich in anderen Umständen. Der Dichter muß von diesen Dingen Kunde erhalten, haben wahrscheinlich durch jenen Bruder selbst, der auf seiner Hinreise in Straßburg mit Salzmann, Simon und Schweighäuser gesprochen und ein großes Interesse daran haben mußte, den Unglücklichen von seiner Liebschaft gründlich zu heilen. Lenz redet in dem obengenannten Petersburger Briefe vor Friederike vorsichtig „von denjenigen, die jetzt ein näheres Recht auf ihre Theilnehmung und Freundschaft haben“. Aber in dem halb erloschenen Geiste hatte sich ein Rest jener lauernden Schlauheit erhalten, welche die Vorgänge ringsum bisweilen mit zersetzender Schärfe beurteilte, und wegen deren er als „boshaftes Aeffchen“, wie Wieland ihn nannte, Goethe in Weimar nach dessen eigenem Geständniß „in die tiefste Verwirrung seiner selbst“ gestürzt hatte.

Obiges Abschiedsschreiben aus Petersburg fließt von Lob und Dank gegen Friederike und deren Familie über und hat deßhalb A. Bielschowsky, Preuß. Jahrbücher 70, S. 725 gründlich getäuscht. Aber so wenig, wie der Dichter als „boshaftes Aeffchen“ Lichtenau unerwähnt lassen konnte, wo ihn Friederike in den Armen eines Anderen hintergangen hatte, ebenso wenig konnte er sich's versagen, die Veränderung, die sich während seiner Heimreise nach Rußland mit Friederike vollzogen, stillschweigend zu übergehen. Er that dies, wie oben, in solcher Form und Absicht, daß, wenn der Brief bei seiner langen Wanderung in falsche Hände gerieth, der Uneingeweihte den Sinn nicht errathen konnte.

P. Th. Falk hat das Verdienst, jenen Petersburger Brief, den der Bruder des Dichters aus begreiflichen Gründen nicht weiter beförderte, und der sich deßhalb heutzutage auf der Rigaer Stadtbibliothek befindet, in seiner Schrift „Friederike Brion“ an's Licht gezogen zu haben. Aber er erklärte S. 75 eine Stelle für nicht entzifferbar. Dieselbe lautet, entziffert, klar und deutlich:

„Wie? sie sollten sich verändert haben? Nimmermehr! so wenig als F. B. sich verändern kann — von den Veränderungen des Karackters zu verstehen, denn das andere, deucht mich, würde nur dann nicht zu verzeyhen sein, wenn es eine Veränderung zum Schlimmen wäre.“

Mit diesen verblümten Worten deutet der Kobold Lenz auf Friederiken's leibliche Veränderung. Damit wird auf ihre Schwangerschaft im J. 1779 auch von dieser Seite hingewiesen.

Nach Niebuhr's Straßburger Erkundigungen, die er für zuverlässig hielt, soll Friederike auch von den jungen Officieren in Saarlouis, nicht einmal, sondern mehrmals verführt worden sein. Nun, ich denke, der berühmte Geschichtsforscher wußte recht wohl, wem er zu glauben hatte und wem nicht!

Ferner liegt mir jetzt die bis 1784 reichende Autobiographie jenes evangelischen Theologen Gambs vor, der nach bewegter Vergangenheit — er war im Sommer 1777 mit zwei anderen Straßburger Studenten der Theologie Mitglied der Nestrich'schen Schauspielergesellschaft zu Darmstadt — wahrscheinlich wegen seiner Liebschaft mit Friederike und deren Folgen erst im J. 1814, nach dem Tode der Letzteren, in seiner Heimath an der Aurelienkirche zu Straßburg eine Anstellung erhielt, vordem 1784—1806 schwedischer Gesandtschaftsprediger in Paris und nach dem Ausbruch des schwedisch-französischen Krieges 1807—1814 als sehr beliebter Prediger an der Ansgariikirche in Bremen thätig gewesen war. Seine Enkel waren die vor Kurzem gestorbenen Theologen Emil Frommel und Max Reichard, die das Rednertalent vom Großvater geerbt zu haben schienen.

Gambs, der in den J. 1778—1780 jene Liebschaft mit Friederike unterhalten, betreffs deren ich in meiner Schrift „Friederike von Sesenheim“ nur einige aus jener Autobiographie erhaltene Ausschnitte veröffentlichen konnte, hatte im Sommer 1780 als Student eine Stelle als Vorleser und Gesellschafter bei dem angesehenen und reichen Straßburger Juristen Wencker angenommen. Er schreibt darüber:

„Noch ehe ich bei Wencker eingezogen war, hatte ich schon meiner Liebe und Friederike den Abschied gegeben. Als ich das zweite oder dritte Mal bei ihm speiste, fragte er mich mit Lachen, ob ich nicht auch, wie die jungen Theologen alle, ein Mädchen hätte, das ich bald zur Frau Pfarrerin zu machen gedächte. Ich leugnete frischweg, weil ich fühlte, wie lächerlich ich mich machen würde, wenn ich als 20jähriger

---

pour y être élévé et éduqué suivant son institut pour et moyennant la somme de trois cent Livres que le S. comparant a payé comptant dont il est dechargé ainsi tout autre. En foi de quoy a été dressé le present acte que le S. comparant a signé avec moy. fait à Stephansfeld.

Klein Wolbert
curé de Fessenheim.“

NB. Ueber dem Act steht die zugehörige Notiz: † 20 9bre 1782.

Digitized by Google

Knabe mich zu einer Liebschaft mit einem Mädchen von 28 Jahren bekennte. Aber Wencker ließ sich nicht irre machen. Er sagte es mir auf den Kopf zu, daß ich verliebt sein müsse, weil dies das gewöhnliche Loos der Theologen sei, daß sie in die Netze einer alten oder alternden Jungfer fallen, die, nachdem sie Ovid's Bücher von der Kunst zu lieben in früheren Jahren mit Officieren, Medicinern und Juristen durchstudirt, endlich ihre letzten Künste an einem Theologen versuche, der in seiner Lebensweise durch seinen Stand beschränkt und doch voll heißer Sehnsucht nach Liebesgenuß gerne vorlieb nimmt und das Entgegenkommen der abgefeimten Dirne für unwiderstehliche Liebe hält. O wie brannte mir jedes Wort in's Herz! Grade dies war mein Fall, grade so war mir's ergangen, so war ich gelockt, gekörnt worden. Nach Hause kommen, mich hinsetzen und Friederiken einen förmlichen Absagbrief schreiben, war Eins. Von dieser Zeit an ließ ich mich in keine Liebesverbindung mehr ein, bis ich zum Mann reif geworden war und Amt und Brod hatte."

Wenn man dies Alles liest — offenbar hat der alte Gambs, als er dies 1822 schrieb, die Wahrheit vor seiner Familie verschleiert und sich möglichst weiß zu waschen gesucht, aber darum wird Friederikens Kind nicht aus der Welt geschafft! — so erhält man von Friederike ein Gesammtbild, das sich zu allem Anderen eher als zu monumentaler Verherrlichung eignet.

Goethe selbst hat vor dem Gedicht „Willkommen und Abschied", das auf einem der Reliefs durch den Ritt nach Sesenheim verewigt werden soll, in der Form „den ××× abend. Mir schlug das Herz ....." drei Kreuze gemacht. Sie bedeuten nach Riemer's (Mittheilungen über Goethe I, S. 1) gelegentlichem Ausspruch: „vor denen es weder Schlangen noch Kreuze schützen können" etwas ganz Anderes als ein Datum, umso eher als alle übrigen Daten des Liederverzeichnisses (Goethe's Werke, Weimarer Ausg. I, 1, S. 364) mit arabischen Ziffern bezeichnet sind.

Will man diese Thatsachen alle in den Wind schlagen und Friederike Brion deßhalb, weil Goethe und Lenz sie verlassen, wie Gambs und Reinbold es thaten, aber aus künstlerischem Interesse in der Poesie verherrlicht haben, auf dem Straßburger Denkmal verewigen, so wird man einen höchst merkwürdigen, unlösbaren Conflict zwischen Kunst und Wissenschaft heraufbeschwören.

Ich habe in letzter Stunde allen Ernstes davor warnen zu müssen geglaubt, damit unsere deutsche Wissenschaft nicht der Kunst zuliebe dem Fluche der Unwahrheit und Lächerlichkeit verfalle.

Zum Schluß mögen die Leser meiner Schrift „Friederike von Sesenheim" gestatten, daß ich das Andenken und den Leumund einer nunmehr Verstorbenen rette, die ohne ihre Schuld von der Kritik verunglimpft worden ist. Ich meine die alte Florette Weill, deren Brief vom Jahre 1840 ich S. 50 ff. veröffentlicht hatte.

Jener Brief der Florette Weill über Friederikens Schicksale, dessen Ergebnisse sich mit obigen Resultaten in der Hauptsache decken, wie viel Staub hat er nicht seiner Zeit aufgewirbelt! Daß er geschrieben worden, hat mir Fabrikant Uhry, ihr Schwiegersohn, bei dem die Matrone in auskömmlichen Verhältnissen lebte, gesagt, noch ehe seine Echtheit bestritten wurde. Er erinnert sich, daß Florette ihm bei Gelegenheit der Einweihung des Sesenheimer Friederiken-Hügels im J. 1880 und auch sonst, wenn auf Friederike die Rede kam, von ihm gesprochen hat. Es fragt sich nur, wie es kam, daß Florette sich im Jahre 1840 in diesem Briefe auf den, wie Pfarrer Rübel von Sesenheim in der „Straßb. Post" 1892 Nr. 316 nachgewiesen, den 1. Jan. 1832 im Alter von 81 Jahren verstorbenen Christian Kreß, vulgo Gressian, als noch lebenden 96jährigen Zeugen berufen konnte.

Die Antwort muß sich dem bisher selbstständig Ermittelten fügen, und sie fügt sich auch!

Florette hatte kein Interesse daran, den Bruder zu betrügen, zumal er sechs Monate zuvor in Sesenheim gewesen war, und deßhalb von dem Ableben des Gressian, bei dem er einzukehren pflegte, wissen mußte. Wohl aber konnte Alexander Weill, der Heine-Causeur, wie er genannt worden ist, ein Interesse daran haben, das Publikum unter allen Umständen zu überzeugen. Die ganz allgemein gehaltenen Sätze am Eingang des Briefes: „Dem Pfarrer habe ich Deinen Brief abgegeben, lieber Bruder, er weiß nichts davon, es scheint mir, er will nichts davon wissen. Nun, ich habe mich doch erkundigt, wie es mir gesagt worden ist von allen alten Bauern und Bäuerinnen," erscheinen manchen Zweifelnden nicht beweiskräftig genug. Alexander Weill hat demnach, wie ich annehmen muß, mit dichterischem Geschick exemplificirend hinzugefügt: „Du kennst ja den alten Gressian, dem du die Bestenbirn als gebengelt hast. Martini wird er 96 Jahre alt, trinkt aber doch noch sein Kännel, wenn der Vater zu ihm kommt, jetzt giebt er gern die besten Bestenbirn und fragt oft nach dir. Henrikel ist noch in Nanzig und schwindelt."

Dieser Zusatz von den „gebengelten Bestenbirn", von denen er an einer anderen Stelle S. 49 selbst spricht, und der absichtlich zugespitzten Altersangabe des Gressian rührt aller Wahrscheinlichkeit nach von A. Weill selbst her. Denn der Brief der Schwester endigt mit der nochmaligen Versicherung, sie sei ohnedem, d. h. außer zu dem soeben nochmals von ihr genannten Pfarrer Schweppenhäuser „zu allen alten Bauern und ältesten Weibern gegangen". Diese allgemein gehaltene Versicherung ohne Namensnennung stimmt mit der ebenso allgemein gehaltenen Betheuerung am Anfang des Briefes fast wörtlich überein, würde dagegen nach der namentlichen Aufführung des angeblichen Kronzeugen Gressian unnütz und beweisschwächend sein.

Als ich die Matrone nach Beginn der Zeitungspolemik in Betreff des Satzes „Henrikel ist noch in Nanzig" zu wiederholten Malen nach jenem Henrikel fragte, erklärte sie stets, sich eines solchen nicht zu erinnern. Auch dieser Umstand bestärkte meinen Verdacht, daß jener Zusatz nicht von ihr, sondern von ihrem Bruder herrühre. Denn ihr Gedächtniß war sonst noch gut. So hatte sie mir früher, bevor ich Friederikens Liebschaft mit Gambs kannte, auf meine Frage nach späteren Liebhabern Friederikens gesagt, der Eine, Reinbold, sei ein katholischer Geistlicher, der Andere, dessen Namen sie nicht mehr wisse, ein protestantischer Geistlicher gewesen.

Pfarrer Rübel legt in seinem Artikel besonderes Gewicht darauf, daß Florette im August 1892, also kurz vor Erscheinen meiner Schrift, in Sesenheim gewesen, „um Nachforschungen zu machen über Dinge, die doch nach ihrer Meinung vollständig klar sein mußten".

„Ist das nicht sonderbar?" sagt Rübel. „Sind ihr vielleicht doch Bedenken gekommen über die Richtigkeit ihrer vor 52 Jahren gemachten Angaben?"

Ich erkläre hier ausdrücklich, daß Florette, wie sie selbst in der „Straßb. Post" 1893 Nr. 29 angegeben, jene Fahrt nach Sesenheim auf meine Bitten unternommen, und zwar handelte es sich mir vor Allem darum, das Alter des Gressian, dessen eigentlicher Name mir unbekannt war, für die Drucklegung meiner Schrift nochmals erhärten zu lassen.

Daher ist es ganz richtig, wenn Rübel schreibt: „Als mein Nachbar, der Urenkel des Gressian, auf die Frage Florettes bemerkte, er zweifle daran, daß sein Urgroßvater in den 40er Jahren noch gelebt habe, da nahm er auf das Bestimmteste wahr, daß die alte Florette sichtlich erschrak und verwirrt wurde." Der Schrecken und die Verwirrung erklärt sich naturgemäß daher, weil ich ihr vorher meine Bedenken ausgedrückt hatte, ob das in ihrem Briefe von 1840 auf 96 Jahre angegebene, ganz auffallend hohe Alter des Gressian auch wohl der Wirklichkeit entspräche.

Digitized by Google

Die alte Frau mußte in der That auf's Höchste erschrocken sein, da sie nicht mehr wußte, woran sie war. In ihrem im Jahre 1840 in der „Zeitung für die elegante Welt" abgedruckten Briefe, den ich ihr vorgelesen — es war das erste Mal, daß sie ihn im gedruckten Wortlaut kennen lernte — war von jenem 96jährigen Zeugen die Rede, und nun mußte sie aus kompetentem Munde die Bestätigung meiner Zweifel dahin vernehmen, daß jener Zeuge in den 40er Jahren nicht mehr gelebt habe.

Als ich der alten Frau bei einem späteren Besuche meine Ueberzeugung mittheilte, daß jener Zusatz betreffs des Gressian von ihrem Bruder herrühre, als ich ihr vorhielt, daß sie im J. 1840 nicht den Gressian, sondern irgend einen anderen alten Sesenheimer und dessen Weib gesprochen haben müsse, daß sie auf den Gressian jetzt nur deßhalb verfallen sei, weil ihr dieser Name durch das Vorlesen ihres ehemaligen Briefes wieder in's Bewußtsein gebracht worden, da sträubte sie sich lange, die Ehrlichkeit ihres Bruders, an dem sie sehr zu hängen schien, preiszugeben. Schließlich gab sie mir die Möglichkeit der früheren Fälschung ihres Bruders und ihres jetzigen eigenen Irrthums zu.

Mit dieser Lösung der fatalen Angelegenheit beruhigten sich endlich auch ihr Schwiegersohn und ihre Tochter, denen die Sache persönlich sehr nahe gegangen war.

Das Ergebniß der Untersuchung jenes Briefes ist demnach folgendes:

Daß der Brief mit den gegen Friederike gerichteten Beschuldigungen auf Grund von Ermittelungen an Ort und Stelle im J. 1840 von Florette Weill geschrieben worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso sicher ist, daß Florette, die jede Woche nach Sesenheim kam, als jüdische Handelsfrau die Wahrheit, wie kaum eine andere Person, ermitteln konnte und im Wesentlichen ermittelt hat. Ebenso gewiß aber ist es auch, das Alexander Weill trotz seiner Versicherung, jener Brief der Schwester sei buchstäblich von ihm veröffentlicht und liege in Urschrift zu Jedermanns Einsicht auf, in Betreff einer von ihm eingeschobenen Stelle die Unwahrheit gesagt hat.

Damit wird aber für den Forscher im Uebrigen der Werth jenes Schriftstückes, das mit selbständigen Aussagen vieler Anderer und zwar auch des alten Pfarrers Brion von Goxweiler im Wesentlichen übereinstimmt, keineswegs in Frage gestellt. So sind zahlreiche mittelalterliche, und zwar auch geistliche Urkunden, so sind die Cassettenbriefe der Maria Stuart zum Theil gefälscht, ohne daß man ihnen die ihnen in der Hauptsache inne wohnende Beweiskraft absprechen könnte.

Aus der Werkstatt eines Künstlers.

Von J. Norden.

Schnell fertig sind in unserer Zeit hastender Oberflächlichkeit und mangelnder Muße Publicum und meistens auch die Kritik mit ihrem Urtheile über ein Kunstwerk. Ein Blick — ein Wort — da habt Ihr's! Selbst dem ganz Großen gegenüber ist's meistens kaum viel anders.

Freilich — auch der schaffende Künstler selbst hat nur selten Zeit, d. h. nimmt sich selten die Zeit, sich in seine Aufgabe zu vertiefen ... Er eilt von Werk zu Werk, wie später der Besucher der Ausstellung ... Am allerwenigsten aber wird dieser sich in die Arbeit des Künstlers als solche vertiefen wollen, um sie in allen ihren Einzelheiten zu ergründen und, nachdem er die künstlerische Idee und ihre künstlerische Ausdrucksform erfaßt hat, sich klar zu machen, wie sie technisch ward. Freilich — wieder muß ich auf den Künstler selbst hinweisen — dieser regt nur selten dazu an, dem schöpferischen Werdegang nachspüren zu lassen. Wer da sieht, wie der Maler mit leichten, breiten Pinselstrichen seine Idee, seine Naturauffassung auf die Leinwand hinwirft, wer da weiß, wie der Bildner sich in der Regel begnügt, seine Gruppe, seine Figur, sein Relief in Thon zusammenzukneten und dann das danach gegossene Gypsmodell dem Steinmetzen, Holzschnitzer, Broncegießer überläßt, der dann das Werk ausführt, das wir überhaupt nur zu sehen bekommen — kann dem allzu scharf und streng vorgeworfen werden, daß er sträflich oberflächlich ist?

Der Respect vor der Arbeit fehlt und das Verständniß für sie.

Wenn wir von Bildhauern mitunter hören: „Ich weiß noch nicht, ob ich die Sache in Marmor aushauen oder in Bronce gießen lassen werde" — kann man sich da wundern, wenn dem großen Publicum jener Respect und jenes Verständniß fehlen?

Und doch wird der Künstler wahrhaft Großes schaffen können nur, wenn er selbst gehörige Ehrfurcht vor der Arbeit hat, wenn sie ihm etwas Heiliges ist. Nur — nur muß er sie eben auch selbst leisten können.

So stehen wir wieder vor der brennenden Frage von dem Zusammenwirken von Kunst und Handwerk. Einst waren sie etwas Unzertrennliches. Der Künstler konnte seine Statue von Anfang bis zu Ende selbst machen; der Goldschmied ersann den Prunkbecher, den Halsschmuck, den er fertigte, bis in die kleinste Einzelheit selbst.

In allerjüngster Zeit beginnt man wieder zu erkennen, daß hierin allein alles Heil für die Kunst, wie für das Handwerk zu erblicken ist.

Geht man von solchen Gedanken aus, so wird man gewiß mit ganz besonderer Freude ein Buch begrüßen können, das vor Kurzem, in vornehmster Ausstattung und mit reichem erläuternden Bilderschmuck versehen, zur Ausgabe gelangt ist.

Während der Kampf um Max Klinger's „Beethoven" noch weiter tobt, während auf der einen Seite die Bewunderung keine Grenzen kennt und das Werk als den Gipfel künstlerischen Schaffens unserer Zeit betrachtet wissen will und auf der anderen schnöder Witz mit einem frivolen: „der olle Ireis in der Badewanne" über die Arbeit von 15 Jahren hinweghüpft — beschäftigt sich dieses Buch ausschließlich mit der Arbeit des Künstlers.

Verfaßt hat es Elsa Assenijew, die Freundin des Leipziger Bildners, die sein monumentales Werk zum Theil hat entstehen sehen können.*) Und es war ein sehr glücklicher Gedanke von ihr, die gewiß dazu berufen war, als Freundin und geistige Mitarbeiterin Klinger's, wie als künstlerisch tief empfindende Schriftstellerin, der Welt da draußen Einblick zu verschaffen in den Werdegang eines Werkes von solcher Bedeutung, wie der „Beethoven", und in die Werkstatt und Arbeitsweise eines Künstlers, wie Klinger ...

Man merkt's ihr wohl mitunter an, wie hart es sie ankommt, immer nur im Rahmen des „Kunsttechnischen" zu verbleiben und alle Excurse in das Kunstästhetische zu unterlassen. Gerade aber dadurch hat sie dem Meister, hat sie anderen Künstlern, hat sie den Lesern erst wirklich einen Dienst geleistet.

Eine eingehende ästhetische Würdigung hat das Werk in den Spalten der „Gegenwart" bereits vor mehreren Wochen aus der Feder von A. Matthes erfahren. Ich kann es daher als bekannt voraussetzen, selbst bei Denjenigen, die es weder in Leipzig, noch in Wien, noch jetzt in Düsseldorf gesehen haben. Und auch bei Denen, die durch das armselige getünchte Gypsmodell auf der Secessions-Ausstellung vorerst eine ganz falsche Vorstellung von ihm erhalten haben.

*) Max Klinger's Beethoven, Eine kunsttechnische Studie von Elsa Assenijew. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig 1902.

Digitized by Google

Daher nur wenige Worte über die Idee und ihre Ausdrucksform. Beethoven sitzt mit nacktem Oberkörper, vornüber gebeugt, die geballten Hände auf das Knie des übergeschlagenen rechten Beines, im Moment der höchsten Inspiration auf einem hochlehnigen Thronsessel, der auf dem Gipfel eines Felsblocks steht; an der einen Seite hat sich ein Adler festgekrallt am Felsblock, der aus Wolken emporragt; den Thronsessel schmücken an den Seiten- und den Rückwänden beziehungsreiche Reliefs, die den Kampf zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit und den allendlichen Triumph des Sittlichen darstellen. Aufstrebende Palmen, als Symbole der Herrlichkeit, trennen die drei Reliefs und bilden gleichzeitig die constructiven Stützlinien zwischen der Rückwand und den Seitenwänden. „Ihre Blätter — sagt Elsa Assenijew einmal von ihnen — streichen so wie leise Finger über die Zeiten, als brächten sie das Lied der Menschheit zum Tönen . . .“ Am inneren oberen Rand der Thronrückwand sehen wir zwei größere, an den Ecken und dazwischen drei kleinere Genienköpfe — Symbole der Inspiration. Dem Wesen der Idee nach begegnen wir einer ähnlichen Auffassung und einem verwandten Gedanken in August Rodin's Viktor Hugo-Denkmal, nur in ganz und gar anderer Form. Bloß die Nacktheit des Meisters der Töne und des Meisters der Dichtkunst und ihre Darstellung im Moment der Inspiration und die Verkörperung gleichzeitig dieser selbst — das macht die Aehnlichkeit aus.

Und nun das Material, aus dem Klinger sein Monument schuf. Aus griechischem gelbpatinirenden Inselmarmor ist der Oberkörper Beethoven's und sind die Füße, die unter dem den Schooß und die Beine bedeckenden Gewande hervorschauen; das Gewand ist aus streifigem rothbraunen Tyroler Onyx; aus blauviolettem pyrenäischen Marmor ist der umwölkte — die Wolke wird nur durch die Farbe angedeutet — Fels, aus schwarzem Marmor der mühsam sich am Rande des Gipfels haltende Adler; die Genien- oder Engelköpfe am Rande sind aus Elfenbein geschnitzt und sie heben sich mit ihren feingezeichneten Schwingen aus Jaspis, Achat und geschliffenen antiken Glasflüssen von einem herrlich schimmernden Hintergrund aus echten Opalen ab. Aus edelster Bronce endlich sind der Thron und des Adlers Krallen.

Die Herstellung all' dieser einzelnen Theile nun schildert Elsa Assenijew auf's Anschaulichste, und jedes Mal giebt sie erst eine kurze allgemeine Aufklärung über das betreffende Material, seine Verwendung und Behandlung, um dann sich speciell immer wieder der Arbeit am Beethoven zuzuwenden.

So sehen wir ihn Stück für Stück vor unseren Augen erstehen, so lernen wir die ganze Arbeitsweise Klinger's, seine heiße, mühselige, schmerzensreiche Arbeit selbst kennen. Denn Großes gebiert auch der große Künstler nur unter großen Schmerzen.

Was liegt Alles zwischen jenen Tagen zu Paris im Jahre 1886, wo Klinger den ersten Entwurf zum Beethoven skizzirte, und jenem, wo ebendort der Thronsessel gegossen wurde 15 Jahre später!

Es würde nun viel zu weit führen, wollte ich das Alles hier erzählen. Nur Einzelnes sei hervorgehoben.

Trotz vieler anderer Werke, die in diesen 15 Jahren entstanden, hat sich Klinger mit dem Beethoven fast unausgesetzt die ganze Zeit über beschäftigt, sei's in Gedanken, sei's in praktischer Arbeit. Der erste in Thon geknetete Entwurf in Drittelgröße des vollendeten Werkes hat fast schon das Aussehen dieses. Nur mehr ausgereift erscheint das Ganze. Also waren es hauptsächlich nur Material- und technische Fragen, die den Bildner während jener langen Zeit in Anspruch nahmen. Wie er z. B. den Marmorblock für den Körper Beethoven's suchte. Auf Syra fand er ihn. Nach langem Ritt über steile Höhen fand er auf dem Gipfel eines Berges, hoch über dem tiefblauen Meer, was er suchte. Sechs Jahre hindurch hat er allein an dem Torso Beethoven's gearbeitet. Der Abozzator, der nach dem aus Thon in Gyps übertragenen Modell den Block punktirt und roh behaut, machte bald dem Künstler Platz, der durchaus nicht bloß die letzte Hand anlegte. Wie anders sind so viele der Figuren unserer Siegesallee entstanden: das Gypsmodell wurde nach Italien geschickt und die fertige Marmorstatue kam zurück. Obschon der Rücken durch die Rückwand des Thrones verdeckt ist, ist er anatomisch auf's sorgfältigste und feinste durchgearbeitet. Mehr noch. Das Onyxgewand, das den Unterkörper Beethoven's deckt, thut das nur scheinbar. In Wahrheit ist der Unterkörper gar nicht da. Vielmehr ruht der Torso selbst auf dem Onyxblock, in dem vorn die Füße eingeschraubt wurden. Und doch hat Klinger den Act zuerst ganz geformt und dann den Unterkörper drapirt, wie es nothwendig war, um darnach erst das Onyxgewand im Faltenwurf richtig herzustellen. Aehnlich arbeiten ja auch Menzel und Gebhardt. Ich sah einmal bei Menzel Actstudien für eine Figur, von der auf dem Bilde nur wenig sichtbar ist, denn sie sitzt da hinter einer Eisenbahnwagenwand und nur der Kopf und ein kleiner Theil des Körpers ragen hervor. Oder die Studien Gebhardt's zu seinen Bildern in Loccum oder in der Friedenskirche: wie viel Mal wurden sie entworfen, ehe der Meister zufrieden war und immer in ganzer Figur, sind sie auch oft zu einem großen Theil — im Bilde selbst — durch andere verdeckt . . . Warum die Augenhöhlen ganz unbearbeitet, sogar ohne Pupillenhöhlen sind? Zuerst sollten die Augen aus Bernstein hergestellt werden, aber das wirkte zu sinnlich und unruhig; dann versuchte er es mit Opalen, aber ihre Wirkung wurde durch den flimmernden Hintergrund des Thrones beeinträchtigt; also entschloß er sich zu der einfachsten Form. Aus demselben Grunde blieb der Marmor unpolirt, um einen Gegensatz zu den glänzenden elfenbeinernen Genienköpfen zu bilden.

Diese Köpfe — welche Arbeit steckt auch in ihnen. Sie wurden zuerst in Thon geformt, die Schwingen zum Theil, d. h. ihr Geäder, aus Wachs. Gitterartig gegliedert wurden die, damit später die Edelsteine eingelassen werden könnten. Nach einer Reihe von Proben auf die Wirkung hin formte Klinger die Köpfe dann in Wachs mit allen feinsten typischen Zügen. Diese Wachsmodelle übertrug der Gießer in Bronce, im Wege des Theilgusses. Dann kamen sie in das Atelier des Pariser Elfenbeinschnitzers Roussel, der sie nach einem patentirten Storchschnabelverfahren nunmehr auf Elfenbein übertrug. Trotzdem, d. h. obschon sie so in denkbar getreuester Weise die Broncemodelle wiedergaben, bearbeitete Klinger selbst noch mit Schleifern, Meißeln, Bohrern die Elfenbeinköpfe, die doch schon „ganz herrlich“ aus Roussel's Werkstatt herausgekommen waren. Und dann kam später die große Schwierigkeit, die drei kleinen Reliefköpfe und die beiden großen Eck-Rundköpfe am broncenen Throne zu befestigen. Es gelang das schließlich mit einem sehr ingeniösen System von Broncesschrauben und Holzpflöcken. Die Köpfe können jeder Zeit wieder abgeschraubt werden; auch der Adler ist abzunehmen. Fest zusammenhängen überhaupt nur der Torso mit dem Onyxblock und mit diesem die Füße. Um diesen Block herum kommt wie ein Mantel der Thronsessel, und das Alles erhebt sich dann auf dem blauvioletten Felsblock. Auch den Onyx hat Klinger selbst ausgesucht und ihn mit Rücksicht auf die Sinterlagerung so bearbeitet, daß diese der Faltenbildung des Gewandes zu Hülfe kam.

Die Opalmutter am Rande der Rücklehne wurde in flachen Steinen von 2 cm Länge zu 1 cm Höhe verarbeitet; die Achate und Jaspis in unregelmäßige Scheiben geschnitten entsprechend den gegitterten Broncesschwingen, in die sie, wie auch die antiken Glasflußstückchen hineingesetzt wurden und zwar in eine Unterlage von schwarzem Wachs. Der Schnitt wurde in Idar, wo Klinger all' diese Steine selbst aussuchte, nach aquarellirten Modellen besorgt. Das Einsetzen

Digitized by Google

und die Goldfoliirung der Steine überließ der Bildner aber keinem Juwelier — auch das führte er selbst aus.

Nun aber erst der Thronsessel — die aller mühsamste und aufregendste Arbeit ... Thon oder Plastilin — Gyps — Wachs bildeten auch hier die drei Entwicklungsstadien vor dem Guß und dieses wurde in der künstlerisch vornehmsten und gefährlichsten, daher auch heute sehr seltenen Art ausgeführt, im cire-perdue-Verfahren, das allein eine vollkommene Wiedergabe der Absichten des Künstlers und einen Guß im Ganzen ermöglicht, d. h. also ohne daß ein Zusammensetzen der einzelnen Stücke wie beim Theilguß, und eine Ueberarbeitung der Nähte nothwendig würde. Die Wachsform selbst geht beim Guß verloren — sie verbrennt. Mißlingt der Guß, so muß erst nach dem Gypsmodell auf's Neue die Wachsform hergestellt werden. Nie wird's also zwei ganz gleiche cire-perdue-Güsse desselben Werks geben.

An dieser Wachsform hat Klinger sechs Monate hindurch täglich zehn Stunden gearbeitet. Ich kann hier nun nicht gut das unendlich schwierige Verfahren selbst schildern. Das lese man in einem Handbuche nach, oder noch besser natürlich im Assenijew'schen Buch, in dem das Capitel „Bronce" und die Schilderung der langwierigen Vorarbeiten den größten Raum einnehmen; die Herstellung der den Kern umschließenden Grundform in Gußwachs, die dann erst vom Künstler selbst bearbeitet wird, was, wie gesagt, beim Beethoven sechs Monate in Anspruch nahm, die Aufschichtung des Formmantels aus einem Brei aus mehlstaubfreiem Sand und irgend einer Flüssigkeit, welcher Brei zuerst mit einem Haarpinsel auf's vorsichtigste nur aufgetupft wird, bis alle feinen Vertiefungen bedeckt sind, worauf die Schichten immer stärker und dicker aufgetragen werden können, eine Arbeit, die beim Beethoven nahezu ein Jahr währte, denn jede Schicht muß erst vollständig erstarrt sein, ehe weiter gearbeitet werden kann; die Umkleidung des Formmantels mit einem vogelbauerartigen Eisengerüst; die Versenkung dieses also hergerichteten Formmantels in der Erde, in einen Trockenofen, dessen Anlage wiederum sehr complicirt und vorsichtig auszuführen ist; das Ausschmelzen dann der Wachsform und das Auskühlen; die Zubereitung der Bronce, d. h. das Schmelzen der Metalle in Graphittiegeln in besonderen Schmelzöfen, und endlich — der directe Guß selbst!.. Diese letzten Stadien schildert Elsa Assenijew mit wahrhaft dramatischer Lebendigkeit und Kraft. Man wird gepackt, fortgerissen, man glaubt selbst Stunde um Stunde in dem großen Raum mit seiner immer heißer werdenden Atmosphäre zu stehen, vom frühen Morgen an bis in die Nacht hinein und bis es wieder Morgen wird, und die bange, erwartungsvolle Todtenstille der letzten Augenblicke abgelöst wird durch den Jubelschrei: „es gelang!" — denn hörtet Ihr nicht den Knall und saht Ihr nicht die Watte aus den Luftabzügen mit ihm in die Höhe fliegen?...

Zwei Tage später wird die Form zerschlagen: „..Aus der Hülle blank und eben schält sich der metallne Kern!..."

Ein Triumphlied auf die Arbeit bedeutet das Buch. Krittler und Nittler müssen ihm gegenüber verstummen. Selbst wenn sie ästhetisch Klinger nicht folgen wollen — vor seiner Arbeit müssen sie Ehrfurcht haben.

Für Jedermann aus der großen Masse aber ist's ersprießlich, wird er mal so mit der Nase darauf gestoßen, welche Bedeutung in des Künstlers Schaffen die rein technische Arbeit hat. Der geistigen ebenbürtig verbindet sie sich auf's engste mit ihr, soll's Großes werden:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß —
Soll das Werk den Meister loben!"

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gut verwerthet.

Von Klaus Rittland.

„Ob ich mit der Arbeit vorwärts komme, fragst Du, geliebte Traute? Keinen Schritt. Seit vier Tagen die Feder nicht angerührt. Bin auf einen todten Punkt gelangt. Die Sache rückt und regt sich nicht. Du weißt doch, daß der junge Ehemann sterben muß. Und nun fragt sich's: wie soll ich ihn umbringen? Bis jetzt hab' ich nur zwei Menschen sterben sehen: Großmama — Magenkrebs, Onkel Fritz — Gehirnschlag. Paßt Beides nicht für einen jungen Menschen. Ich habe schon an irgend einen Unglücksfall gedacht. Aber das ist dann gleich wieder so romanhaft. Und Du kennst ja mein Princip: Verismus. Naturtreue bis in die kleinsten Züge. Das erzeugt die künstlerische Suggestion. Und körperliche Leiden vor Allem soll man nicht nach der Phantasie allein schildern; denn — — aber da seh' ich, 's ist höchste Zeit zur Fütterung. Schluß folgt heute Abend."

Sie warf ein Löschblatt über den Brief, ließ ihn auf dem Schreibtisch liegen, unbekümmert um die Neugierde der Zimmerwirthin, setzte den kleinen Matrosenhut auf und eilte durch die ländlichen Gassen dem Hôtel zu.

Gelangweilt betrat sie den großen Speisesaal.

Puh, diese Fülle banaler Gesichter.

Sie hatte sich Tabarz anders gedacht. Irgend Jemand hatte es ein Eldorado des Thüringer Adels genannt, und sie hatte sich darauf gefreut, Aristokratentypen zu studiren. Statt dessen war fast nur der bessere Mittelstand vertreten: Beamte, Professoren, etwas Militär, Aerzte, Kaufleute und eine große Schaar gutsituirter älterer Damen — Alles in Allem eine anständige, farblose, gute Gesellschaft — gerade die Menschensorte, die Gothild Schrader schon so recht zur Genüge kannte. Da wäre ihr echte Spießbürgerlichkeit mit komischen Figuren immer noch lieber gewesen. Aber viel herumprobiren durfte sie diesen Sommer nicht. Die Abrechnung mit dem Verleger war dieses Jahr nicht glänzend ausgefallen. Da hieß es: sich bescheiden.

Sie trat an ihren Stammplatz. Gottlob, die geschwätzige Baurathsfamilie war wenigstens abgereist.

Wer war denn statt dessen an ihre rechte Seite gekommen? Sie warf einen Blick auf den Serviettenring. „Frau von Lohringen?" — Ah so, die feine melancholische alte Dame, die bisher dort drüben gesessen hatte. Jetzt kam sie heran, und man grüßte sich stumm.

Jammerbasengesicht! dachte Gothild und löffelte verdrießlich ihre Suppe.

Beim Fischgang begann ein gegenübersitzender fetter Herr ein Gespräch mit der Melancholischen.

„Ihr Herr Sohn speist jetzt zu Hause, gnädige Frau?"

„Ja. Es geht ihm leider nicht sehr gut."

„O — o!" Ein bedauerndes Grunzen. „Doch nicht wieder —"

„Leider, leider." Ein Zug namenloser Seelenqual trat auf das Gesicht der alten Dame.

„O je, je, je!" Der fette Herr nahm aus mitleidvoller Zerstreutheit ein zweites Mal von der holländischen Sauce. „Haben Sie eigentlich Görbersdorf schon 'mal versucht, Gnädigste?"

„Alles, Görbersdorf, Arrosa, San Remo, Davos." Ein tiefschmerzlicher Seufzer.

Gothild faßte plötzlich Interesse und mischte sich in das Gespräch.

„Merkwürdig, liebes Fräulein," meinte die alte Dame, „meines Wissens sind wir uns früher noch nie begegnet. Und doch kommt mir Ihr Gesicht so bekannt vor."

Gothild lächelte. „Vielleicht aus irgend einer illustrirten Zeitschrift? Ich bin Schriftstellerin."

„Richtig, ja wohl. In der ‚Woche' hab' ich Sie schon gesehen."

Gothild nannte ihren Namen, und Frau von Lohringen entsann sich, eine Novelle von ihr gelesen zu haben.

Wenn Gothild Schrader wollte, gewann sie schnell das Vertrauen der Menschen.

Schon beim Dessert war sie ziemlich genau über die Verhältnisse der alten Dame und ihres lungenkranken Leutnant-Sohnes orientirt.

„Sie wundern sich gewiß, daß ich allein zum Mittagessen hierherkomme, liebes Fräulein? Aber mein Sohn wünscht es so. Ich soll mir frische Eindrücke für ihn holen. Das Leben ist jetzt sehr monoton für ihn. Besonders da längeres Vorlesen mich angreift. Da schleichen denn die Tage so trübe hin, grau in grau — und immer unter dem Druck dieser entsetzlichen Angst" — —

Gothild sah ihr in's Gesicht mit einem Blick verständnißwarmer Theilnahme.

Später nahmen sie zusammen den Kaffee auf der Veranda ein. Und als Frau von Lohringen aufbrach, machte es sich ganz von selber, daß Gothild sie nach ihrer Wohnung, einem Logirhäuschen am Waldsaum, geleitete.

Der kranke Sohn saß, in Decken gehüllt, vor der Thür. Ein nervös flammendes Roth übergoß sein Gesicht, als die Mutter mit der Fremden nahte.

Er erhob sich, leicht auf die Korbstuhllehne gestützt, und Gothild sah, daß er von auffallend hohem Wuchs war.

Digitized by Google

Aber über seinem guten, männlich offenen Gesicht lagen bereits die Schatten des Todes.

Als die Mutter ihm Gothild's Namen nannte, hoffte diese auf irgend ein Zeichen angenehmer Ueberraschung — vergebens.

Bis zu ihm war also ihr junger Dichterruhm noch nicht gedrungen?

Das ärgerte sie ein wenig.

Aber sie blieb doch fast eine Stunde bei ihm sitzen und versprach dann, morgen wiederzukommen und ihm vorzulesen.

„Eine sehr liebenswürdige junge Dame," meinte Frau von Löhringen, ihr nachschauend, als sie sich verabschiedet hatte.

„Ja, liebenswürdig — und seltsam," erwiderte nachdenklich der Sohn — „dieser seltsame Blick. Ist er sehr tief oder — sehr kalt? Man weiß nicht recht. Glaubst Du wohl, daß sie Wort hält?"

„Ich hoffe es, mein Junge."

Als Gothild spät Abend heimkehrte, schloß sie ihren Brief an die vertraute Freundin mit den Worten: „Denk nur, dieser seltsame Zufall: ich hab' ihn, den Schwerkranken, der mir noth thut. Ein Leutnant mit Lungentuberkulose im letzten Stadium. Freilich schon etwas verbrauchtes Sujet, die Schwindsucht nämlich. Aber schließlich kommt's ja nicht auf den Stoff, sondern allein auf die Darstellung an, auf die kleinen lebenswirklichen Finessen, Du weißt schon. Adieu für heute, Liebste." — —

Wundervoll warm und sommerwohlig brütete die Mittagssonne über den Rothtannenbäumen, würzschweren Kienduft aus ihren Stämmen saugend, goldene Lichter über die Kieswege des kleinen, am Waldsaum gelegenen, Blumengartens werfend, in dessen einer Ecke der kranke junge Officier saß, von einem leinenen Zeltdach beschattet, die Beine lang ausgestreckt auf einem bequemen Korbliegestuhl.

Er fühlte sich unbeschreiblich wohl, jenes tiefe dankbare Wohlgefühl, wie nur der Schwerleidende es kennt — in den Pausen seiner Qual.

Wie war das Leben doch so wunderschön. Diese süße, weiche, von Würze schwere Luft, diese träumende Mittagssonnenstille — —

Verheißungsvoll wie Kinderglück dufteten die Levkojen, Nachtschatten und Stiefmütterchen auf den altmodischen, buchsbaumumzirkelten Rabatten; — das weiße Kätzchen hatte sich's wieder einmal bequem gemacht auf der Wolldecke zu Füßen des Kranken. Es schnurrte zufrieden und blinzelte schläfrig vertraut den Freund und Gönner an: Gelt Du, wir haben's gut, wir Beiden? Im Garten schritt die Mutter hin und her und auf dem Sessel zur Linken des Kranken saß Gothild Schrader und las mit ihrer milden Altstimme aus Nansen's „In Nacht und Eis" vor. Keine sehr klangvolle Stimme, aber eigenartig beruhigend. So lange man ihr lauschte, hatte man die schöne Sicherheitsempfindung: es muß Alles noch gut werden.

„Langweilt es Sie auch nicht, gnädiges Fräulein?" fragte er, da sie pausirte.

„O nein." In der That fand sie die Schilderungen recht eintönig. Aber ihm gefielen sie ja. Und das Vorlesen war doch nun einmal der officielle Theil ihrer Aufgabe.

„Sieht er heute nicht schon viel besser aus?" fragte Frau von Lohringen, ihrem Sohne das Haar aus der ein wenig transpirirenden Stirn streichend, „noch drei, vier Tage, sollst sehen, Hans, dann gehst Du wieder mit zur Table d'hôte."

Aber er schüttelte den Kopf. „Lieber nicht, Mama. Ich hab' es zu deutlich gemerkt, daß ich — daß mein Anblick den Leuten den Appetit verdirbt. Doch, doch" — da die Anderen protestirten — „man läßt sich bei Braten und Schaumpudding nicht gern daran erinnern, daß es so eklige Dinger, wie Tuberkelbacillen, in der Welt giebt."

„Tuberkelbacillen! Was Du nur immer willst. Du weißt doch, daß der Sanitätsrath —"

„Schon gut, Mamachen." Er lächelte trübe.

Und dann wollte Gothild wissen, wann seine Krankheit begonnen hätte.

Und Hans Lohringen erzählte von den Herbstmanövern vor drei Jahren, wo nach einem sehr anstrengenden Uebungsritt die erste Spur des unheimlichen Leidens, sich gezeigt hatte und von dem Aufenthalt in Arrosa, wo es scheinbar so vollständig ausgeheilt war. „Zu stark und hoffnungssicher kehrt ich heim. Und das war mein Verhängniß. Ja, hätt' ich damals auch nur irgend so 'ne kleine klapperige Stelle zurückbehalten, die mich zur Schonung mahnte! Statt dessen immer drauf los gelebt. Strammer Dienst. Liebesmähler bis tief in die Nacht hinein. Schnitzeljagden. Flotte Ballsaison. Dummheiten über Dummheiten. Gott, man ist doch nur ein Mal jung. Meine Seele dachte ja nicht dran, daß bei meiner bärenmäßigen Constitution — — na, und da setzte dann eines schönen Tages die Geschichte von Neuem ein. Und dies Mal fest. Aber weßhalb soll ich Sie mit der Misère anöden?" — —

„Nein, bitte, es interessirt mich wirklich. Also — wann kam der zweite Anfall?"

Er fand ihr Interesse rührend.

Keine zärtliche Schwester hätte sich ernster, theilnehmender nach jeder Einzelheit erkundigen können.

Aber nun wollte er auch von ihrem Leben etwas wissen.

„Mein Leben? Davon ist wenig zu sagen. Ich schreibe. Das ist mein Leben."

Er lächelte ungläubig.

Und doch sagte sie die Wahrheit — beinahe.

In ganz jungen Jahren hatte sie ein Mal eine sehr bittere Erfahrung gemacht. Schande und Schmerz hatten sie zum Selbstmordversuch getrieben. Man hatte sie gerettet. Und sie war genesen von ihrem Leid, ja, mehr als genesen: die heißen, blutigen Thränen hatten das Feld befruchtet, aus dem ihr Talent erblüht war. Klar und sicher hatte der erste große Erfolg ihr die Bahn gewiesen. Und nun machte sie weiter Erfahrungen, aber mit Vorsicht und kluger, geiziger Selbstbewahrung. Nun war es ein bewußtes Erleben. Erst sechsundzwanzig Jahre zählte sie heute, und doch war sie schon in gewisser Weise mit ihrer Jugend fertig. Nichts lebte mehr in ihr von jugendlich nativem Empfinden. Die Künstlerin hatte das Weib in ihr besiegt. Glühender Ehrgeiz und ein mächtiger, ruheloser Gestaltungsdrang waren die Leidenschaften, die ihre Seele beherrschten, ganz und ausschließlich.

„Es klingt so seltsam," meinte Hans Lohringen lächelnd, „ein junges schönes Mädchen und — nichts als schreiben, immer nur schreiben?"

„Ich bin nicht schön," entgegnete sie — nicht so, wie man eine Schmeichelei abwehrt, sondern im Ton einer sachlichen Berichtigung, „aber ich habe einen gewissen Styl."

Da sprach sie nun wieder die Wahrheit.

Für eine Schönheit war sie zu fahl und farblos, aber dennoch eine von seltenem Reiz umflossene Erscheinung. Die lange, dünne, schmiegsame Gestalt, das blasse Gesicht mit dem winzigen Munde und den fast unnatürlich großen, hellstahlblauen Augen, das luftig gebauschte, in breiten Wellen tief über die Ohren herabgelegte Blondhaar — Styl war darin, das ließ sich nicht leugnen.

Wie eine moderne Vignette sah sie aus.

Und der junge Offizier fand sie entzückend.

Ihre Haltung war auch so eigenartig, immer ein wenig vorgebeugt, das Haupt leise gesenkt, wie Jemand, der lauscht, mit sehr feinen Ohren.

Plötzlich wurde der Kranke von einem heftigen Hustenanfall ergriffen.

Die Mutter eilte angsterfüllt herbei.

O Gott, wie er sich quälte.

Dieses jammervolle Ringen nach Luft, dieses Stürmen und Toben der armen entkräfteten Natur, so daß man jeden Augenblick meinte: nun hält er's nicht länger aus.

Jetzt griff die Mutter nach einem Glase, das hinter dem Korbstuhl versteckt gestanden hatte, hielt es dem Kranken vor die Lippen, und er warf etwas Blutiges aus.

Dabei winkte er abwehrend nach der Seite, wo Gothild stand.

Sie sollte das Häßliche an seinem Leiden nicht sehen.

Sein vornehmes Reinlichkeitsgefühl revoltirte dagegen, selbst im Augenblick der Qual.

Und sie that, als ob sie sich abwendete.

Aber dabei richtete sich ihr Blick doch von ferne scharf beobachtend, voll brennender Neugierde, auf die traurige Scene.

Das Glas — gerade das mußte sie sehen.

So war das also — so ging das zu.

Als der Anfall vorüber war, trat tiefe Erschöpfung ein. Und Gothild verabschiedete sich.

„Aber wiederkommen, morgen, ja?" bat er.

Die flehenden Augen der Mutter unterstützten seine Bitte.

Und Gothild kam wieder.

Jeden Tag kam sie von nun an. Und Stunden lang saß sie neben dem Kranken.

Manchmal aß sie sogar mit den Beiden zu Mittag. Denn Frau von Lohringen ging jetzt nicht mehr zur Table d'hôte. „Wozu? Jetzt kommen ja die frischen Eindrücke zu uns ins Haus," meinte sie, der jungen Freundin dankbar die Hand reichend.

Und es schien, als ob diese tägliche Anregung die Lebensgeister des Kranken zu neuer Thätigkeit entfachte. Eine merkwürdige Besserung trat ein. Von Tag zu Tag fühlte Hans Lohringen sich kräftiger.

Eines Vormittags — die Mutter war in's Dorf gegangen, ihn Gothild's Obhut allein überlassend — bekam er sogar Lust zu einem Spaziergang. „Wenn Sie mich ein wenig stützen wollen?"

„Gern." Sie nahm Hut und Sonnenschirm und reichte ihm den Arm mit jener unbefangen selbstverständlichen Sicherheit, die für ihr Wesen charakteristisch war.

Und sie schritten auf der breiten Waldchaussee hin, die nach Friedrichroda führt.

Bald merkte Gothild, daß die Bitte, gestützt zu werden, mehr ein neckischer Vorwand gewesen war.

Er ging ziemlich leicht und mühelos.

Und sie wollte ihm den Arm entziehen.

Aber er bat im Ton eines verwöhnten Kindes: „Bitte, bitte, nein. Es geht sich gar zu hübsch so, Fräulein Gothild. Uebrigens — ein schöner, seltener Name: Gothild. Wie altnordische Poesie!"

Sie nickte. „Ja, es war gescheidt von meinen Eltern, ihn dem langweilig neutralen ‚Schrader' vorzusetzen. Gothild wirkt gut."

„Wirkt?" wiederholte er befremdet.

„Ja, auf dem Titelblatt."

„Ach so! Alles unter diesem Gesichtspunkt?" Er lachte. Dann zog er ihren Arm fest an sich und sah ihr mit einem weichen — werbenden Blick in die Augen. Sie fühlte, daß mit dem flüchtigen Wieder-

Digitized by Google

aufleben seiner Kräfte der Verkehr zwischen ihnen Beiden zu etwas Neuem, Süßem, heimlich Erregendem für ihn geworden war.

Und das beeinflußte auch ihre Empfindung.

Wie sie so neben ihm herschritt, sah sie bewundernd zu seiner Höhe empor. Was mußte der früher für ein Prachtmensch gewesen sein! Jetzt nur noch eine Ruine — ein Rest. Schade. Das heißt — sagte man nicht, daß häufig in den Schwindsüchtigen leidenschaftlich erotisches Empfinden lebte, bis zur letzten Stunde? Ob das wirklich der Fall war?

Der Gedanke hatte etwas angenehm Prickelndes. Ich glaube, ich bin in den todtkranken Menschen verliebt? dachte sie und fand diese Seelenvibration sehr interessant.

Sie versank in nachdenkliches Schweigen.

„Liebe, liebe kleine Freundin," sagte er, ihre Hand mit seinen langen, feinen, blutleeren Fingern reibend.

Und sie empfand eine wollüstige Pein bei der Vorstellung, daß diese Finger nun bald wächsern steif, eiskalt sein würden — —

Jetzt bemerkte sie, daß er sehr blaß wurde und zu transpiriren begann.

„Schnell heimwärts," mahnte sie, „sonst schilt die Mama."

Aber die Mama schalt nicht, sondern war entzückt über den Wagemuth ihres Lieblings.

Süße Hoffnungsträume wollten in ihrer Brust aufsteigen.

Aber es war nur ein trügerischer letzter Lichtstrahl gewesen.

Am nächsten Morgen trat starkes Fieber ein. Und von nun an war es ein schnelles, unaufhaltsames Niedersteigen.

Der Kranke hatte viel zu leiden. Seine „bärenmäßige Constitution" machte ihm das Sterben schwer. Oft war es ein Grauen, mit anzusehen, wie er ringend sich bäumte gegen die Qual.

Aber Gothild vermochte, es anzusehen. Sie war seiner Mutter eine treue Stütze. Und wenn ein Moment der Erleichterung kam, dann ruhte der Blick des Kranken voll zärtlicher Dankbarkeit auf dem blassen Mädchengesicht mit den großen, klugen, seltsamen Augen.

Wie gut sie war, wie aufopfernd! Sie mußte ihn sehr lieb haben.

Und das Bewußtsein, noch am Grabesrand eine so schöne, reine Liebe gefunden zu haben, erhellte ihm seine letzte Stunde.

Gothild stand neben der Mutter an seinem Lager, als sich die gequälte Brust zum letzten schwachen Athemzuge hob.

„Es ist vorüber. Gott hat ihn zu sich genommen," sagte die Mutter und sank laut schluchzend dem jungen Mädchen in die Arme.

Auch Gothild schluchzte.

„Sie haben ihm den letzten Glückstrahl geschenkt; ich danke Ihnen," sagte die Mutter — und verstand nicht, weßhalb Gothild sich aus ihren Armen losriß.

Das zu hören war doch peinlich.

Ueberhaupt — es war doch etwas Besonderes, das Sterben — etwas Schauerliches, Fremdes, Großes. Sie weinte noch immer, während sie durch die menschenbelebte Dorfstraße heimwanderte.

Und zur Arbeit war sie unfähig an diesem Abend. Am nächsten Morgen aber kam eine wundervolle Stimmung über sie, eine herrliche, reiche Schöpferstimmung.

Sie schrieb und schrieb — in einem Zuge, bis zur Mittagsstunde.

Und als im Herbst der neue Roman erschien, wurde das Sterbe-Capitel einstimmig als ein Meisterwerk seiner, realistischer Stimmungsmalerei gepriesen.

Gothild Schrader hatte ihre Sommerfrische gut verwerthet.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Die Blätter behaupten, daß in Halle a. d. Saale die Polizei den städtischen Schulen verboten habe, am Sedantage zu flaggen.

Es ist beklagenswerth, daß dieser neue Act höflicher Demuth und versöhnlicher Rücksicht sich auf Halle a. d. Saale beschränkt und daß ihn nur die dortige Polizei, nicht die Reichsregierung für das ganze deutsche Vaterland angeordnet hat. Vielleicht wäre dann Pelletan's Herz gerührt worden und er hätte die gehässige Anspielung auf Mélac's Verwüstung der Pfalz, auf Napoleon's Kriegszüge, auf die 1870 beabsichtigt gewesene Niederbrennung des Schwarzwaldes und auf andere Barbareien des alten Germaniens unterlassen.

Ein Verbrecher, der sich an einem zehnjährigen Kinde in unsagbar gemeiner Weise verging und das arme Geschöpf für's ganze Leben unglücklich machte, ist vom Gericht freigesprochen worden, weil er sich in Schnaps und Champagner reichlich Muth zu seiner Schandthat getrunken hatte.

Sinnlose Betrunkenheit hat dagegen die Verüber von Majestätsbeleidigungen bisher fast noch niemals vor harter Strafe bewahrt. Recht so. Aber was der durch Worte beleidigten Majestät recht ist, sollte der durch eine unerhört abscheuliche Schandthat beleidigten Menschheit doch eigentlich billig sein.

*

Eines schönen Abends ersah man aus den Zeitungen mit Behagen, daß die Regierung des trockenen Tones nun endlich satt war und mit der Zolltarif-Commission Fractur zu sprechen begann.

Staatssecretär Frhr. v. Thielmann wandte sich mit vernichtender Schärfe gegen gewisse Unsinnigkeiten, die aus mehreren Beschlüssen der Commission unbedingt noch entfernt werden müßten. Das war die Art, mit Hexen umzugehen. Nur rücksichtslose Grobheit konnte die widerhaarigen Parteifexe bewegen, klein beizugeben und beschämt anzuerkennen, daß in der Zolltarif-Frage nur die Regierung, ausschließlich die Regierung urtheilsfähig wäre, der Reichstag sich also keinerlei Abänderungsvorschläge erlauben dürfe, sondern einfach Ja zu sagen habe.

Leider machte schon das nächste Morgenblatt dem verführerischen Traume ein Ende. Nicht von „Unsinnigkeiten", sondern von „Unstimmigkeiten" habe, so vernahm man, der Staatssecretär gesprochen. Ein neues Substantiv von berauschender Pracht, gewiß; doch für die verlorenen Hoffnungen kann uns selbst diese Blüthe sprachschöpferischen Genies nicht entschädigen. Unverblümte Wahrheit thut uns nöthiger als die Bereicherung unseres Werthschatzes. Herr v. Thielmann wollte aber lieber für einen Deutschverderber als für einen Deutschredner gelten.

*

Aus Kuxhaven wurde am 17. September gemeldet: „Nach einem heftigen Feuergefecht durchbrach heute Mittag zwischen 12 und 1 Uhr der Kaiser auf der „Hohenzollern" an der Spitze des Angriffsgeschwaders die Sperren und nahm die Elbe." Die Hohenzollern entbehrt der Panzerung, ist schwach bestückt und durchaus unfähig, irgendwie an einem Seegefechte Theil zu nehmen oder gar Sperren zu durchbrechen. Unsere Marine-Manöver leiden, wie unsere Land-Manöver, an einem Ueberfluß an Phantasie.

*

Die Broncezeit.

Die Posener Kaiserreden, und zwar die Antwort des Kaisers auf die Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters und die Rede im Provinzialständehause, sollen auf Antrag des Stadtverordneten Professor Binder auf broncenen Tafeln am Rathhause angebracht werden.

Unter den Industrien, die bereits ein neues Aufsteigen der Conjunctur spüren und sich verhältnißmäßig guten Geschäftsganges erfreuen, steht nach einer Umfrage des Bundes der Industriellen die Broncegießerei obenan.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Serenissimus. Comödie in vier Acten von Leo Feld (Kleines Theater Schall und Rauch). — Die Enthüllung eines Heine-Denkmals. Burleske in einem Act von Alexander Moszkowski (Buntes Theater).

Die Satiriker von heute haben's gar nicht mehr so schrecklich schwer; vielmehr gewinnt Juvenal's Behauptung, daß es schwer sei, keine Satire zu schreiben, für unser Zeitalter mit jedem Tage an Bedeutung. Von der Fülle der Stoffe ganz zu schweigen, die sich dem modernen Aristophan darbieten — aber wie bequem wird ihm auch die Einkleidung des Themas gemacht! Quidde ging glorreich voran, als er auf das erste Jahrhundert losschlug und das neunzehnte oder zwanzigste meinte. Seine witzigen Erben versteigen sich nicht einmal so weit. Sie

Digitized by Google

haben das achtzehnte Säculum, haben Serenissimus! Niemand darf ihnen die geistsprühende Feder zerbrechen, schreiben sie doch nichts als ein munteres Märchenspiel, dem nur böser Wille Beziehungen zur Gegenwart andichten kann. Ihre anzüglichen Märchenspiele aber, ihre politisch-unpolitischen Komödien finden nicht nur machtlose Censoren, sondern auch mächtige Theaterdirectoren, sie werden aufgeführt, auf eigens zu diesem Zweck erbauten Bühnen aufgeführt! Alles in Allem ist es eine Lust zu leben.

Binnen acht Tagen sind uns zwei solcher satirischen Köstlichkeiten bescheert worden. Beide Autoren richten ihre schärfsten Pfeile auf die höchste Spitze und legen mit echt herkulischem Muth an die Gewaltigen Hand an. Bloß daß Leo Feld eben die bewußten Gewaltigen aus der Zeit des Sonnenkönigs auf's Korn nimmt, während Moszkowski sich einen Witzblattfürsten von eigenen Gnaden zurechtschneidert. Hier wie dort sind nur caricirte Caricaturen zu sehen. Die innere Bedeutung, die eigentliche Absicht des Ulkes ist so überschlau versteckt, daß man ihrer nicht mehr gewahr wird. Herr Feld weiß sehr genau, daß die Duodezmonarchen von Anno Tobak den Herrschern unserer Zeit ganz und gar nicht mehr ähneln. Es lag bei ihm, diese Aehnlichkeit zu erzielen; er ging aber im großen Bogen um die Möglichkeit herum. Das brach seiner Komödie den Hals. Du lieber Himmel, die Witze und Bosheiten, die sich unsere Urgroßväter über ihre Landesväter heimlich in's Ohr tuschelten, sind für unseren Geschmack salzlos geworden. Es gehört keine besondere Courage mehr dazu, gegen diese Tyrännchen aufzubegehren, und deßhalb prickelt der Serenissimus-Pfeffer auch Niemanden im Parkett. Zumal wenn ein so schlechter Theaterkoch wie Feld ihn verwendet. Das bißchen Handlung, eine rasch erzählte Anekdote, reicht nicht annähernd für vier Acte hin. Serenissimi Erbe will nicht eher die ihm bestimmte Prinzessin heimführen, als bis er ein richtiges kleines Abenteuer erlebt, von einem braven Mädel um seiner selbst Willen geliebt worden ist. Nun, dem Prinzen kann geholfen werden. Die in Frage kommenden Höfe arrangiren ihm das richtige kleine Abenteuer; eine erfahrene Gräfin spielt die Rolle der uneigennützig Liebenden. Das Herrlein loht auf und ist außer sich vor Glück, doch auch seine Partnerin fühlt ihr Herz erwarmen. Da wird dem Prinzen der Staar gestochen, er erkennt, daß Jedermann, zu allererst die Gräfin, um sein Incognito weiß. Trübselig sieht er ein, daß einem Thronerben kein unpräparirtes Glück blüht. Diese kurze Idee hat Feld unendlich breit ausgesponnen und einen erschreckend großen Apparat deßhalb in Bewegung gesetzt. Leider fehlt seinen Serenissimuswitzen das Schlagende, ursprünglich Alberne und lustig Thörichte, das den fürstlichen Kretin im alten Schall und Rauch — dem Schall und Rauch des Vorjahres — zum Liebling des Parketts gemacht hat. Oed und dürr schleppt sich der Dialog fort, nirgends eine Ueberraschung, nirgends auch nur eine theaterwirksame Scene. Man schreckt die Leute mit solchen Langweiligkeiten von der politischen Komödie zurück.

Moszkowski's Heine-Burleske ist um keinen Deut besser. Diesem Feuilletonisten fehlt jeder Blick für das Bühnenwirksame und die Coulissenperspective. Er weiß, daß über Monarcheneinzüge, Beredtsamkeit, Denkmalsfabrikation und Allesbesserwisserei viel geflüstert wird, und er bringt viele kleine Zeitungswitzchen darüber angeschleppt, spitzenlose, des Giftzahns beraubte Witzchen. Daß Heine's Broncebild von Ort zu Ort reisen muß, daß Klinger und Geyger in unerquicklichem Hader liegen, wird uns nächstther auch noch im Bühnenbilde gezeigt. Doch hat man von vornherein den Eindruck, einen irrthümlich in den Theatersaal verschleppten Witzblatt-Artikel zu genießen, und nicht einmal einen flott geschriebenen Artikel. Moszkowski der Redacteur hätte das wirre Sammelsurium in den Papierkorb geworfen; Moszkowski der Dramatiker war milder. Gegen sich, nicht gegen uns.

Notizen.

Wir und die Humanität.*) Culturprobleme sind Probleme, die sich an eine höchst problematische Sache knüpfen. Denn was Cultur ist und bedeutet, darüber kann man nur allzuverschiedener Ansicht sein. Man frage einmal Herrn von Podsilipski, den Helden des in kurzer Zeit zur Berühmtheit gelangten Romans „Der Uebermensch" von Joseph von Weyssenhoff, man frage all' unsere „Uebermenschen des praktischen Lebens", was sie unter Cultur verstehen und man wird unschwer ersehen, daß Christus und Buddha in dieser Culturwelt keinen Platz beanspruchen könnten. Der elektrische Lift, die hundertfältige Reisetasche, ein ausgedehnter und bequemer Checkverkehr — das sind die höchsten und symbolischen Errungenschaften dieser selbstzufriedenen Cultur, die in ihrem Sinne immer Recht hat, immer Recht behält und für die sich doch andererseits ein Gesichtspunkt finden läßt, von dem aus gesehen sie immer Unrecht hätte und vielleicht nichts anderes als — eine elektrisch beleuchtete Barbarei wäre. Des weiteren verlangt diese Cultur strenge und unparteiische Gesetze, die kalt und erhaben über den Dingen thronen, jeden Menschen und vor allem jeden Gegenstand beschützen, und jedem sorgfältig zusichern und mit scharfsinniger Kunst bewahren, was ihm von Rechts wegen gebührt und zukommt — dem Reichen seinen Reichthum, dem Armen seine Armuth. Sie fordert ferner und gewährt stolze Paläste für die Hüter und Spitzen dieser Gesellschaftsordnung, graue Gefängnisse und Kerkerwände für die, welche gegen ihre Gebote verstoßen und an ihrem Bau zu rütteln wagen. Sie hat freilich auch gutmüthige Regungen der Schwäche, liebt es nicht, das Elend zu sehen, seinen Klageruf zu hören und würde es sich schon manches kosten lassen, wenn diese lästigen Laute für immer verstummen würden. Aber da sie die traurigen Thatsachen nicht aus der Welt schaffen kann, so hat sie sich doch wenigstens in geistigem Selbsterhaltungstriebe mit mehr oder minder heiteren Theorien versorgt, welche als nationalökonomische Weisheitstropfen verzapft werden. Gekräftigt durch das herbe wissenschaftliche Gebräu, weiß sie sich nun in ihrem guten Recht, und wenn für Petroleum oder Kohlen höhere Preise verlangt werden, so geschieht es heutzutage nicht mehr um Geld zu raffen, sondern als rationelles Postulat einer wissenschaftlichen Nationalökonomie. Würde aber eine nationalökonomische Vorlesung nur ein einziges Mal auf dem Baugerüste eines unfertigen Hauses abgehalten werden, so könnte es den gelehrten Herren wie Schuppen von den Augen fallen, und sie würden plötzlich einsehen, warum die Dachdecker eine andere Nationalökonomie haben müssen als die Liftbenützer, und wie sie von den technischen Errungenschaften unendlich weniger erbaut sein können. Vorläufig gellt freilich noch unentwegt der schrille Pfiff unserer Culturlocomotive und wenn man auch eifrig bemüht ist, Gott und die Wissenschaft auf seiner Seite zu haben, so sind doch Stahl und Eisen unter Umständen auch nicht gerade zu verachten. —

Wenn aber ein erlauchter Geist aus dem Sirius zu uns auf Besuch käme, so glaube ich kaum, daß wir ihn den gewaltigen Pulsschlag unserer Industriemetropolen bewundern ließen. Ich zweifle sehr, ob die qualmenden Schornsteine, die in rastloser Bewegung begriffenen Maschinen, die ehernen Planken und blutrothen Feuerzungen uns seine Achtung gewinnen würden. Er würde es wohl bald herausgefunden haben, daß die Maschine, unter deren ehernen Pranken das härteste Metall sich gehorsam windet, gleichsam durch eine selbstmörderische Institution der Gesellschaft auch ihre Krallen in Tausende von Menschenleibern stößt, und aus dem wilden Tongewirre würde ihm immer wieder das uralte Hohelied der Noth und des Elends entgegenklingen.

Etwas von diesem Siriusgeiste webt aber auch in dem Klaar'schen Werke „Wir und die Humanität", das zu den mannigfaltigsten Fragen der socialen Gestaltung Stellung nimmt, und darum ist es mir werth, wenngleich ich die achtbaren und bemerkenswerthen Ueberzeugungen des Verfassers im Einzelnen nicht immer theilen kann. Drei Punkte in seinen Ausführungen scheinen wir aber ganz besonders wesentlich zu sein und von dem Geiste des Ganzen Zeugniß abzulegen. Daß Cultur im höheren und höchsten Sinne nur in dem Verhältniß der Menschen zu einander und nicht in Leistungen der Technik und Wissenschaft ihren Inhalt findet. Zweitens, daß auch jede tiefere Reform des Culturbaues bei dem innerlichen Verhältniß der Menschen zu einander ansetzen muß, nicht in bloßen äußerlichen Maßnahmen bestehen kann und folgerichtig undenkbar ist, so lange das „Ote-toi pour que je m'y mette" das Sammum der Weisheit unserer socialen Parteilagen bildet. Und drittens, daß man gegen die Armen nicht wohlthätig zu sein brauche, sondern nur so verfahren müsse, — wie gegen die Reichen, — indem man ihnen giebt, was man ihnen schuldet. Denn daß Alle, die heutzutage in erträglichen Verhältnissen leben, in der Schuld der Armen sind, darüber kann unter einsichtsvollen und ehrlichen Menschen aller Parteien kaum ein Zweifel bestehen. Nur über die Art und den Zeitpunkt für die Tilgung dieser Schuld können die Ansichten auseinandergehen.

Eduard Sokal.

*) Alfred Klaar. Wir und die Humanität — Culturprobleme der Gegenwart, herausgegeben von Leo Berg, Bd. III, Berlin. Verlag von Joh. Räde.

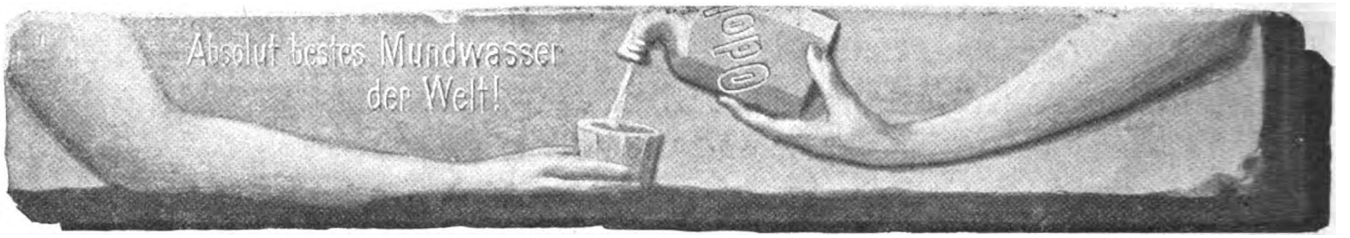
Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google



Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten philologischer, historischer und schönwissenschaftlicher Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Schkeuditz b. Leipzig. **W. Schäfer.**

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegte Beilage von „Bühne und Welt" aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 11. October 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Präsident Roosevelt und der amerikanische Imperialismus. Von Anton Weis-Ulmenried. — Zur neueren Geschichte. Von Professor Th. Achelis (Bremen). — Einiges über Graphologie. Von Dr. Georg Meyer (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Dörfische Dichtung. Von Max Hoffmann. — Eine nothwendige Sammlung. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee). — **Feuilleton.** Der Fluß. Eine Jugend-Erinnerung von Emil Zola. Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** Politische Tagebuchblätter. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Präsident Roosevelt und der amerikanische Imperialismus.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Immer schwerer drückt Amerika auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der gesammten Erde. Was hilft es den Staaten Europas, daß sie ihre Armeen fortwährend vergrößern, daß sie immer furchtbarere Zerstörungswerkzeuge für den Krieg ersinnen? Während sie darauf ihre beste Kraft verwenden, schreitet Amerika rastlos und mit steigender Energie zur wirthschaftlichen Eroberung der Welt. Die amerikanischen Unternehmungen gehen in's Riesenhafte, die amerikanischen Geschäftsleute arbeiten mit Milliarden. Ihre neueste Leistung: die Bildung der großen Schiffsvereinigung, die den Verkehr zwischen Europa und Amerika zu einem Monopol der Milliardäre New Yorks und Chicagos zu machen droht, zeigt die Entwickelungslinie einer vielleicht nicht fernen Zukunft. Den Geschichtsforscher wird einst als eines der interessantesten Probleme unserer Zeit die Frage beschäftigen, wieso es möglich war, daß in dem Lande, in dem verfassungsgemäß der Volkswille der alleinherrschende ist und die öffentliche Gewalt in den großen Massen ruht, der Capitalismus zur höchsten Entfaltung gelangte. Amerika wird immer mehr zum classischen Boden für Vereinigungen des Großcapitals, die unter dem Namen von Trusts, Cartellen und dergleichen die wirthschaftliche Ausbeutung der Bevölkerung schonungslos betreiben. Dem Bewohner des alten Europa wird es schwindelig zu Muthe, wenn er liest, wie „drüben" einige Millionäre alle Verkehrsmittel in ihren Händen haben, wie sie die Preise der unentbehrlichsten Lebensmittel dictiren und die riesig anwachsende Industrie immer mehr unter ihre Botmäßigkeit bringen. Ein, zwei Jahrzehnte noch in dieser Weise fortgefahren und der große Freistaat wird von den Morgan's, Carnegie's, Vanderbilt's und Consorten vollständig abhängig sein.*)

Angesichts der rapiden Entwickelung Amerikas zur wirthschaftlichen Oligarchie hat eine Rede, die Präsident Roosevelt am 4. Juli l. J. zu Pittsburg hielt, weit über die Grenzen des großen Freistaates Aufmerksamkeit erregt, umsomehr als die beherrschende Stellung, die der jetzige Insasse des Weißen Hauses in seinem Lande sich errungen hat, seinen Worten ein starkes Gewicht verleiht. Roosevelt sprach über die Schwierigkeiten, Probleme zu lösen, die durch das anwachsende große Vermögen in der Hand einzelner Personen und Körperschaften verursacht werden; über die Riesenvermögen, die, richtig angewandt, dem Lande zu ungeheurem Nutzen dienen könnten, die aber, falsch angewandt, eine ernstliche Gefahr zu werden drohen. Roosevelt sagte: „Wir brauchen eine neue Gesetzgebung, die nicht radical und nicht in revolutionärem Geiste verfaßt ist, sondern im Geist des gesunden Menschenverstandes, der Ehrenhaftigkeit und des entschlossenen Willens, die Thatsachen so in's Auge zu fassen, wie sie eben sind. Insbesondere ist eine neue Municipal- Staats- und National-Gesetzgebung nothwendig. Vor Allem brauchen wir eine ehrliche und furchtlose Anwendung der Gesetze, die ohne Rücksicht auf Personen weder Arme noch Reiche bevorzugt." So vorsichtig und diplomatisch sich Roosevelt ausdrückt, so leuchtet doch aus seiner Rede der Gedanke hervor: den Ausschreitungen der Milliardäre müsse auf dem Wege der Gesetzgebung entgegengetreten werden. Mit Verwunderung vernimmt man dieses Bekenntniß aus dem Munde eines Mannes, der seine Wahl zum guten Theil dem Gold der Trusts und Cartelle verdankt. Die Unterstützung Seitens der Geldmagnaten im Kampf der Parteien bedeutet übrigens in Amerika für keinen Politiker etwas Entehrendes, das gehört gewissermaßen zu den althergebrachten Eigenthümlichkeiten des Landes. Roosevelt ist auch kein Gegner der großen Capitalien an sich. Er will nur, daß sie richtig angewandt werden, damit sie dem Lande zum Segen gereichen. So dürfte er mit dem großen Schiffstrust, der Englands Handelsflagge von dem Meere zu verdrängen droht, ganz einverstanden sein. Auch gegen die Trusts, welche sich die Ueberfluthung Europas mit amerikanischen Industrie-Artikeln zum Ziele gesetzt haben, wird er nichts einzuwenden haben. Nur daß die Trustmänner zugleich auch ihre eigenen Landsleute ausbeuten, daß sie ihnen das Brod, das Licht, kurz, das Leben vertheuern, das ist es, was ihm nicht gefällt, wogegen er gesetzliche Schranken aufgerichtet wissen will; denn er ist Amerikaner und nur Amerikaner durch und durch. „Es ist keine Schmeichelei, zu behaupten, daß Theodor Roosevelt in hervorragendem Grade die besten Eigenschaften besitzt, welche einen typischen Amerikaner kennzeichnen. Er ist gelehrt, gebildet, fortschrittlich, tapfer, Athlet, Sportsman, Rancher, Schriftsteller, Redner,

*) Dem gigantischen Morganschwindel hat neulich kein Geringerer als Bryan einen baldigen Untergang prophezeit. Morgan's sämmtliche Speculationen ruhen auf papiernem Grunde. Der Rückschlag, dessen Vorboten sich bereits einstellen, wird furchtbar sein. R. N.

Digitized by Google

Politiker, Staatsmann und Soldat." — Mit diesen Worten wird eine 1901 zu Chicago erschienene Biographie des gegenwärtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten eingeleitet.*) Das Buch ist über 400 Seiten stark und reich illustrirt. Die Verfasser schildern das Leben Roosevelt's mit so überzeugender Wärme, daß man schwer an die übliche amerikanische Renommage glauben kann. Mit Zugrundelegung dieser Biographie möge im Folgenden kurz der Lebenslauf Roosevelt's, dieses „typical American" skizzirt werden, da es jedenfalls nicht ohne Interesse ist, etwas Näheres über die Persönlichkeit und den Lebenslauf dieses unstreitig bedeutenden Mannes zu erfahren.

Oestlich vom Broadway lag ehemals das aristokratische Viertel der Stadt New York. Hier bauten sich vermögende Leute ein Heim und zwar in einem gewissen altmodischen, aber soliden Styl, der heute noch das Auge erfreut. Dieses Stadtviertel wurde nur wenig von den Veränderungen und Neuerungen berührt, die in der übrigen Stadt vor sich gingen. Die prächtigen alten Häuser werden heute noch von gleich ehrenwerthen Leuten wie ehemals bewohnt, wenn diese auch minder anspruchslos sind, als jene es waren. In diesem soliden und vornehmen Stadttheil wurde Theodor Roosevelt geboren, in dessen Adern schottisches, irländisches, französisches, aber auch viel holländisches Blut fließt. Sein Urgroßvater Nicholas Roosevelt war während der Jahre 1700 und 1701 Alderman der Stadt; dessen Sohn John war von 1748 bis 1767 Mitglied des City government, damals, als die Stadt nicht mehr Neu-Amsterdam genannt wurde, eine englische Provinzstadt geworden war und zu Ehren des Herzogs von York ihren neuen Namen erhalten hatte. Dieser John Roosevelt legte den Grund zu dem bedeutenden Vermögen der Familie, deren Mitglieder davon aber stets mäßigen Gebrauch gemacht zu haben scheinen. John Roosevelt's Sohn Cornelius wurde unmittelbar nach der Revolution in die gesetzgebende Versammlung gewählt und war Alderman von 1785 bis 1801. Sein Sohn wieder, James, der Urgroßvater des heutigen Präsidenten, wurde wiederholt zum Mitglied des council gewählt. Die Familie Roosevelt stieg fortwährend an Ansehen und Einfluß. So wurde der Großvater des Präsidenten 1840 in den Congreß gewählt und dessen Sohn Theodor, der Advokat, Richter und Philanthrop war, galt als einer der vornehmsten und wegen seiner Charaktereigenschaften angesehensten Bürger New Yorks. Er schickte seine Kinder in die public school, damit sie mit ihres Gleichen umgehen lernten und man sie den ihren Anlagen entsprechenden Beruf ergreifen lassen könne. Präsident Roosevelt hatte drei Geschwister, von denen Bruder Elliot in Folge seiner kräftigen Körperconstitution sein Vorbild und auch gelegentlich sein Vertheidiger wurde; denn Theodor war, obschon sehr streitlustig, schwächlich gebaut, was seinen Eltern viel Sorge machte. Er hatte wohl den starken Geist seiner Vorväter geerbt, besaß aber nicht die körperliche Kraft, die erforderlich war, das Ziel, das er sich gesteckt, zu erreichen. Schon als Knabe faßte er jedoch den festen Entschluß, diesen Mangel zu beseitigen. Durch unausgesetzte Uebungen und eisernen Willen gelang es ihm, seine Körperkräfte zu entwickeln und zu stärken. Als er an die Universität kam, war er allen seinen Altersgenossen an physischer Kraft ebenbürtig. An jedem Sport sowie an jeder ernsten Aufgabe, welche seine Studiengenossen am Harvard College übten, betheiligte er sich. In einem seiner späteren Essays sagt er darüber selbst: „Die augenscheinliche Pflicht jedes Menschen ist es, der Zukunft so entgegenzugehen wie der gegenwärtigen Stunde, ohne zu fragen, was sie ihm bringen mag, und männlich seine Rolle durchzuführen als Mann unter Männern." — Dieser Geist scheint ihn bei allen seinen Handlungen beseelt zu haben. Er kämpfte sich buchstäblich durch die Universität, wie er sich später durch's Leben gekämpft, bis er den höchsten Rang in der amerikanischen Gesellschaft erreichte, immer ehrlich, untadelhaft und wahrheitsliebend. Er begann seine Studien mit demselben Ernst und Enthusiasmus, den er auch in späteren Jahren an den Tag legte, und suchte Erholung von ernster Arbeit in der Ausübung jedweden Sports.

Lange vor seinem Eintritt in die Universität war bei ihm die Liebe zu den Naturwissenschaften erwacht in Folge seines Aufenthalts in der freien Natur, seiner eifrigen Betheiligung an Jagd und Fischfang. Jeden Sommer verbrachte er auf einer Besitzung seines Vaters an der Oyster Bay, wo er reichlich Gelegenheit zu Streifzügen in Wald und Feld fand. Während seiner ganzen Universitätszeit betrieb er eifrig naturwissenschaftliche Studien und legte so den Grund zu den Forschungen, welche seinen späteren Arbeiten über die Jagd einen besonderen wissenschaftlichen Werth verliehen. Mit gleichem Eifer widmete er sich dem Studium der Geschichte. „Kein junger Amerikaner seiner Zeit," sagt Mr. Baker in seinem „Character Sketch of Mr. Roosevelt" von ihm, „war mit der Geschichte seines Landes und des Lebens der hervorragendsten Männer besser vertraut. Er hatte sowohl deren Politik wie Kriege studirt und kannte jedes der edlen Principe, von denen sie sich leiten ließen." Noch auf der Universität entwarf er den Plan zu seiner interessanten Arbeit „Naval War of 1812".

Wiewohl er sich als reicher junger Mann einem thatenlosen Genußleben hätte hingeben können, that er dies nicht, sondern nahm sich zwei der berühmtesten Amerikaner zum Vorbild und sprach offen seine Ansicht aus, daß das Streben nach allem Hohen und Edlen bei Weitem vorzuziehen sei dem Genusse materiellen Wohlstandes. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer hat er während einer stürmischen und gefährlichen Fahrt auf dem Meer der Politik an seinen Idealen festgehalten.

Nachdem Roosevelt 1880 das akademische Examen abgelegt, brachte er einige Zeit in Dresden mit Studien zu, errang sich durch Besteigung der Jungfrau und des Matterhorns die Aufnahme in Londons Alpclubb, kehrte dann als 23jähriger, kräftiger, breitschulteriger Mann nach New York zurück, studirte Rechtswissenschaft und arbeitete weiter an seiner Naval History. Nebstbei jagte er eifrig auf Büffel und Bären, deren Fährte er allein oder höchstens mit einem Gefährten verfolgte. 1881 wohnte er zum ersten Mal einer Wahlversammlung der republikanischen Partei bei und faßte nun den festen Entschluß, sich der politischen Laufbahn zu widmen. Er vertiefte sich in die praktische Politik mit der ernsten Absicht, seinen Landsleuten nützlich zu werden dadurch, daß er die in der Verwaltung herrschende Corruption nach Möglichkeit zu beseitigen suchen würde. Es würde den Rahmen dieses Artikels überschreiten, wollte ich der ebenso lebendigen wie interessanten Schilderung aller Phasen der öffentlichen Thätigkeit Roosevelt's ausführlich folgen. Sein erbitterter und unerschrockener Kampf gegen Mißbräuche und Unredlichkeit in der Verwaltung, gegen das herrschende, geradezu himmelschreiende Corruptionssystem, seine unbezwingliche Selbstständigkeit, sein Leben unter Cowboys und Rancher's, seine Thätigkeit als Gouverneur und Polizeichef in New York, seine Organisirung der Flotte, die Schaffung einer eigenen Truppe, der Rough Riders, seine persönliche Tapferkeit im Kriege auf Cuba, seine Ernennung zum Vicepräsidenten ꝛc. sind ja mehr oder weniger bekannt. Nicht so bekannt dürften Roosevelt's Essays sein. Von diesen ist besonders erwähnenswerth das Essay: The Strenuous Life, das eigentlich eine Begrüßungsrede an den Hamiltonclubb in Chicago ist, gehalten am 10. April 1899. Diese Rede enthält so viel von allgemeinem Interesse, daß der Roosevelt's politischen Standpunkt kennzeichnende Theil hier mitgetheilt werden möge:

„Ein gesunder Staat kann nur existiren, wenn die Männer und Frauen, die ihn bilden, ein reines, kräftiges,

*) Theodore Roosevelt, a Typical American, by Charles Eugene Banks and Leroy Armstrong.

Digitized by Google

gesundes Leben führen; wenn deren Kinder so erzogen werden, daß sie bestrebt sind, Schwierigkeiten nicht zu scheuen, sondern zu überwinden, nicht ungestörte Ruhe anzustreben, sondern zu verstehen, wie man aus Mühen und Gefahren sich den Sieg erzwingen kann. Der Mann muß mit Freude die Thaten eines Mannes ausführen, muß wagen, Mühen ertragen und arbeiten, sich selbst versorgen und die, die von ihm abhängen. Die Frau muß eine gute Hausmutter sein, eine Gehülfin für den Gründer des Hausstandes, eine kluge und unerschrockene Mutter vieler, gesunder Kinder. In einem seiner ergreifenden, melancholischen Bücher spricht A. Daudet von der Furcht vor der Mutterschaft, diesem beständigen Schreck der jungen Frauen unserer Zeit. Wenn solche Worte wahrheitsgemäß von einer Nation geschrieben werden können, so ist diese Nation bis in's Mark hinein verfault. Wenn der Mann die Arbeit scheut oder sich fürchtet vor einem gerechtfertigten Kampf; wenn das Weib fürchtet, Mutter zu werden, so zittern sie am Rand der Verdammniß, und gut ist's, wenn sie von der Erde verschwinden, wo sie nur Gegenstand der Verachtung für alle starken, muthigen und edel gesinnten Männer und Frauen sein können.

„Wie mit dem Individuum, so verhält es sich auch mit einer Nation. Es ist eine gemeine Unwahrheit, zu sagen, daß die Nation glücklich ist, welche keine Geschichte hat. Dreifach glücklich ist die Nation, welche eine ehrenreiche Geschichte hat. Weit besser ist es, große Dinge zu wagen, glänzende Triumphe zu gewinnen, selbst wenn diese mit mißglückten Versuchen abwechseln, als zu den schwachen Geistern gezählt zu werden, welche weder viel genießen, noch viel leiden, weil sie in der grauen Dämmerung dahinleben, welche weder von Siegen, noch von Niederlagen etwas weiß. Wenn die Männer, welche 1861 für die Union schwärmten, den Frieden als Endzweck für Alles, und den Kampf und Streit als das Schlimmste von Allem betrachtet und gemäß dieser Ansicht gehandelt hätten, so hätten wir freilich das Leben von Hunderttausenden schonen und hunderte Millionen Dollars ersparen können. Außerdem hätten wir, abgesehen von all dem vergossenen Blute und verschleuderten Gelde, viele Frauenherzen vor tiefem Schmerz bewahren und viele Wohnstätten vor Zerstörung schützen und unserem Lande manche Schmach ersparen können. Wären wir aber all dem ausgewichen, so hätten wir bewiesen, daß wir Weichlinge sind, untauglich dafür, unseren Platz unter den großen Nationen der Erde einzunehmen. Gott sei Dank für das Eisen im Blute unserer Väter, der Männer, welche Lincoln's weise Entschlüsse unterstützten und in Grant's Armeen die Waffen trugen! Laßt uns, Kinder dieser Männer, welche sich würdig einer großen Zeit erwiesen, laßt uns, die Kinder der Männer, welche den Bürgerkrieg zu einem siegreichen Ende führten, den Gott unserer Väter preisen, daß die unedlen Friedenspläne verworfen wurden, daß Leiden und Verlusten, daß den Schatten des Kummers und der Verzweiflung mit niemals sinkendem Muthe getrotzt wurde und daß wir die Jahre, während deren der Kampf raste, überstanden; denn aus Sclaven wurden schließlich Freie, die Union wurde wieder aufgerichtet, und die mächtige amerikanische Republik nahm wieder ihren Platz als eine helmgeschmückte Königin unter der Zahl der Nationen ein.

„Unsere Generation ist nicht solchen Aufgaben gegenübergestellt, wie sie unseren Vätern vorlagen, aber auch sie hat ihre Aufgabe, und wehe uns, wenn wir es unterlassen, sie auszuführen! Wir können nicht, auch wenn wir wollten, dieselbe Rolle spielen wie China, und uns damit begnügen, Zoll um Zoll zu versaulen in unedler Ruhe, innerhalb unserer eigenen Grenze, ohne Interesse für das, was sich außerhalb dieser Grenze ereignet, versunken im Commercialismus, unbekümmert um ein höheres Leben, ein Leben des Vorwärtsstrebens, der Arbeit und Gefahr, besorgt nur für die täglichen leiblichen Bedürfnisse, bis wir plötzlich ohne den geringsten Schatten eines Zweifels zur Einsicht kämen, wie es bei China schon der Fall ist, daß eine Nation, welche in dieser Welt sich einem Leben unkriegerischer und isolirter Ruhe hingiebt, mit Sicherheit über kurz oder lang anderen Nationen, welche ihre männliche, tapfere Gesinnung nicht verloren haben, unterthan wird. Wenn wir eine wirklich große Nation werden wollen, so müssen wir in vollem Ernste darnach streben, eine große Rolle in der Welt zu spielen. Wir können es nicht vermeiden, in die großen Streitfragen hineingezogen zu werden. Das Einzige, was wir bestimmen können, ist, wie weit wir uns ihm freundlich oder feindlich gegenüberstellen sollen. Im Jahre 1898 konnten wir einem Krieg mit Spanien nicht ausweichen. Da handelte es sich darum, ob wir als Feiglinge vor dem Kriege zurückschrecken oder ihn führen sollten, wie es sich für ein tapferes, hochherziges Volk ziemt. Ebenso ist es gegenwärtig. Wir können den Verbindlichkeiten nicht ausweichen, die wir auf Hawaii, Cuba, Portorico und den Philippinen eingegangen sind. Alles was wir thun können ist, sie auf eine Weise zu ordnen, welche der Nation zur Ehre gereicht. Uns zu weigern, diese Probleme zu lösen, wäre dasselbe wie sie auf schimpfliche, uns entehrende Weise in Ordnung zu bringen. Wir haben ein gegebenes Problem zu lösen. Unterziehen wir uns dieser Aufgabe, so liegt allezeit die Gefahr vor, daß wir sie möglicher Weise nicht richtig lösen; weigern wir uns, sie zu lösen, so erscheint es als absolut sicher, daß wir die Aufgabe nicht lösen können. Muthlose, faule Männer, Männer, welche an ihrem Lande zweifeln, hypercivilisirte Männer, welche alle streitlustigen Herrschaftsgelüste verloren haben, unwissende Männer mit schläfrigem Sinn, deren Seele unfähig ist, die Begeisterung zu fühlen, die „ernste Männer mit Königreichen in ihrem Hirn" durchzittert, — alle diese ziehen sich natürlicher Weise zurück, wenn sie sehen, daß die Nation neue Pflichten auf sich nimmt. Sie ziehen sich zurück, wenn sie uns eine Flotte bauen und eine Armee, die unseren Bedürfnissen entspricht, schaffen sehen, sie ziehen sich zurück, wenn sie uns unseren Antheil an der Weltarbeit ausführen sehen, dadurch daß wir Ordnung bringen in das Chaos auf den großen, schönen tropischen Inseln, von denen die Tapferkeit unserer Soldaten und Seeleute die spanische Flagge vertrieben hat. Das sind die Männer, welche ein Leben unverdrossener Arbeit fürchten, welche das einzige nationale Leben, welches werth ist, gelebt zu werden, scheuen. Sie wollen ein Klosterleben führen, welches alle Tapferkeit einer Nation wie eines Individuums untergräbt, oder sie sind nur von dem niedrigen Geist der Gewinnlust beseelt, der nur im Commercialismus das Alpha und Omega des Nationallebens erblickt, statt einzusehen, daß der Commercialismus nur eines der vielen Elemente ist, welche die wahre nationale Größe ausmachen. Kein Land kann lange bestehen, wenn seine Grundlagen nicht tief im materiellen Wohlstand liegen, der wieder herrührt von ökonomischem Fortschritt, Geschäftsenergie, Unternehmungslust, von unermüdlicher Mühe auf dem Felde industrieller Thätigkeit, — aber keine Nation ist jemals wirklich groß geworden, die sich mit materiellem Wohlbefinden allein zufrieden gegeben hat. Alle Ehre gebührt den Männern, welche den Grund gelegt zu unserem materiellen Wohlstand: den großen Industriellen, die unsere Fabriken gebaut und unsere Bahnen; den kraftvollen Männern, welche mit Kopf und Hand nach Vermögen streben; denn groß ist die Schuld, in der die Nation bei ihnen steht. Doch in größerer Schuld stehen wir bei jenen Männern, die in Lincoln, in Grant repräsentirt sind. Sie bewiesen mit ihrem Leben, daß sie das Recht der Arbeit sowie das des Kampfes anerkannten; sie erkannten aber auch, daß es noch andere, höhere Pflichten gebe, Pflichten gegen die Nation und Pflichten gegen die Rasse.

„Ich verkündige also vor Euch, meine Landsleute, daß unser Land von uns ein Leben unverdrossener Arbeit fordert, nicht ein Leben weibischer Ruhe. Das 20. Jahrhundert steht vor uns, die Geschicke so mancher Nation in seinem Schooße

Digitized by Google

tragend. Wenn wir thatenlos bleiben, wenn wir nur selbstvergnügte, faulenzerische Ruhe suchen und wenig ehrenhaften Frieden, wenn wir uns zurückziehen vor harten Kämpfen, in denen der Mann mit Gefahr für sein Leben und für Alles, was er lieb hat, den Sieg davontragen soll, dann kommen entschlossenere und kräftigere Völker und gewinnen die Weltherrschaft für sich. Laßt uns darum unerschrocken einem Leben voll Kämpfen entgegengehen, fest entschlossen, männlich und gut unsere Pflicht zu thun; fest entschlossen, die Gerechtigkeit in Wort und That zu vertheidigen; fest entschlossen, ehrlich und tapfer zu sein, hohen Idealen zu dienen, dabei aber praktische Methoden anzuwenden. Vor Allem, laßt uns nicht zurückschrecken vor einem Streite, sei er moralisch oder physisch, inner- oder außerhalb der Nation, vorausgesetzt, daß dieser Streit berechtigt ist, denn nur durch Kampf und Streit, durch schwieriges und gefährliches Streben werden wir schließlich das Ziel wahrer, nationaler Größe erreichen." — —

Aus der Eingangs erwähnten Pittsburger Rede des Präsidenten Roosevelt, sowie aus seinen sonstigen, öffentlich gemachten Aeußerungen ist seine ehrliche Absicht zu erkennen, die Auswüchse der großen Capitalsvereinigungen zu bekämpfen. Allerdings beabsichtigt er durchaus nicht, dabei radikal zu Werke zu gehen. Verwahrt er sich doch in der angezogenen Rede entschieden gegen „den revolutionären Geist"! Er will nur den gesunden Menschenverstand zu Worte kommen lassen. Vor Allem verlangt er, daß die Gesetze in gleicher Weise gegen Arme wie Reiche zur Anwendung gelangen, womit er ein heikles Capitel des öffentlichen Lebens im heutigen Amerika, und wohl auch anderwärts, berührt. Es drängt sich nun die Frage auf: Hat man in der Rede Roosevelt's die Ankündigung einer Aera der wirthschaftlichen Reinigung, des Kampfes gegen die Auswüchse der großen Capitalsvereinigungen zu erblicken? Schwerlich. In Amerika wirken viele Umstände zusammen, um der großen Masse der Bevölkerung die Thätigkeit der Trusts und Cartelle nicht zum rechten Bewußtsein gelangen zu lassen. Immerhin muß der von Roosevelt ausgestoßene Warnungsruf als Symptom eines sich vorbereitenden Umschwunges beachtet werden. Die Staaten Europas haben allen Grund, mit größter Aufmerksamkeit der vom alten Welttheil ganz verschiedenen Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse in Amerika zu folgen, umsomehr als durch den Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen und durch die Begrüßungstelegramme und sonstigen Aufmerksamkeiten, die Roosevelt mit dem deutschen Kaiser wechselte, die republikanische neue Welt der monarchischen alten so zu sagen gesellschaftlich näher gebracht wurde und der Culturmenschheit im verstärkten Maße zum Bewußtsein kam, wie zahlreich und stark die Fäden sind, die die Bewohner hüben und drüben des Oceans mit einander verbinden, ganz abgesehen von der unmittelbar drohenden und schier unausbleiblichen, baldigen Amerikanisirung der Welt oder der wirthschaftlichen Unterjochung Europa's durch Amerika. Daß diese Befürchtung keineswegs übertrieben ist, ergiebt sich aus Folgendem: dem Kopf des mit Milliarden jonglirenden Pierpont Morgan, des amerikanischen Finanzchampions, vor dem die Throne der Dollarkönige zittern, ist jüngst ein neues Project entsprungen, dessen Riesenhaftigkeit ganz dem Styl des von Morgan geplanten Schifffahrtstrusts entspricht und das auch für diesen bestimmt ist. Bekanntlich hat Morgan eine Action eingeleitet, welche circa 40 transatlantische Dampferlinien in ein einziges Unternehmen verschmelzen und auf diese Weise den ganzen Verkehr von Personen und Gütern zwischen Europa und Amerika monopolisiren soll. Für diesen Schifffahrtstrust beabsichtigt der sich nie mit Kleinigkeiten abgebende Finanzmann einen entsprechenden Sammelhafen an der westlichsten Spitze des französischen Festlandes zu errichten, in dem sich dann der ganze Verkehr zwischen den beiden Erdtheilen concentriren müßte. Zu diesem Zwecke soll Morgan bereits Verhandlungen angeknüpft haben, die sich im Großen und Ganzen in folgendem Rahmen bewegen: Morgan kauft die Actien der französischen Westbahngesellschaft auf und bekommt dadurch die wesentliche Leitung des westlichen Schienennetzes in seine Hand. Nachdem so diese Eingangspforte für den festländischen Verkehr dem Schifffahrtstrust gesichert ist, will dessen Schöpfer die Bai D'Aber Brach an der Küste des am weitesten gegen Westen vorgeschobenen Departements Finisterre erwerben. Es ist der am günstigsten gelegene Punkt an der europäischen Westküste knapp am Eingang des Canal la Manche, in der ehemaligen Niederbretagne. Die Herstellung des colossalen Sammelhafens, der groß genug wäre, um dem ganzen Verkehr des transatlantischen Schifffahrtstrustes Raum zu geben, ist nur eine Geldfrage, und Morgan ist bekanntlich der Mann, der in solchen Fragen kein unlösbares Räthsel sieht. Mit dem Besitz eines solchen ohne Gleichen dastehenden Hafens in Vereinigung mit dem hier anschließenden Eisenbahnnetz, das die Weiterbeförderung in das Innere des Continents ermöglicht, hätte Amerika eine ganz in seiner Macht befindliche Eingangspforte für die Einfuhr seiner Exportartikel in Europa gewonnen, welche die Fracht der unzähligen Schiffe des Schifffahrtstrustes bilden würden, ebenso wie andererseits der Transport der von Amerika benöthigten Einfuhrartikel aus Europa sich in diesem Sammelhafen concentriren müßte. Da der Schifffahrtstrust die Macht haben wird, die Frachttarife nach seinem Gutdünken zu bestimmen und die bisherigen Preise zu unterbieten, steht allen außerhalb des Trusts stehenden Schifffahrtsgesellschaften der sichere Ruin bevor. Der Riesenhafen des Trust mit seinen alles bisherige Maß überschreitenden Bauten für die größte Handelsflotte der Welt in den Händen der amerikanischen Geldmacht, würde dann eine Art Bresche bilden, durch die Amerika seinen in neuerer Zeit aufgetauchten Traum von der Eroberung der alten Welt zu verwirklichen im Stande wäre. — —

Wenn Präsident Roosevelt in seinem vorhin citirten Essay „The Strenuous Life" die Unternehmungslust auf industriellem und commerciellem Gebiete befürwortet; wenn er seine Landsleute auffordert, vor eventuellen kriegerischen Unternehmungen nicht zurückzuschrecken — „sonst gewinnen andere Völker die Weltherrschaft" —; wenn er seine Landsleute tapfer, kriegslustig und kriegstüchtig sehen und aus den United States of North America einen Militärstaat nach dem Muster der alten Militärstaaten Europas machen will und zu diesem Zweck amerikanische Generäle, wie eben jetzt die Generale Corbin und Young, nach Europa schickt, um die militärische Organisation Englands, Deutschlands, Frankreichs und Italiens zu studiren — so bekennt er sich offen in voller und freudiger Uebereinstimmung mit dem amerikanischen Imperialismus. Aus dem Passus: „Es giebt aber auch Pflichten gegen die Nation und Pflichten gegen die Rasse" erhellt, daß Roosevelt das Nationalitätenprincip als die treibende Kraft in der Politik erkannt hat, aus welcher die Staaten neue Lebenskraft schöpfen können; daß er überzeugt ist, daß kein Staat auf die Dauer bestehen könne, ohne sie zu berücksichtigen. Dieser Passus erinnert andererseits aber auch lebhaft an die Rede Chamberlain's, die dieser am 30. December 1897 zu Toronto in Canada hielt und in welcher er sagte: „Gelegentlich meiner Reise durch die Vereinigten Staaten nach Canada drängte sich mir bei jedem Schritte ein Gedanke auf, ein Gedanke, der unauslöschlich der Stirne dieses weiten Landes aufgedrückt ist: der Gedanke an die Größe und Wichtigkeit, die das Schicksal der angelsächsischen Rasse bestimmt hat; dieser stolzen, ausdauernden, auf ihrem Recht unerschütterlich bestehenden und entschlossenen Rasse, deren Eigenthümlichkeit keine Verschiedenheit des Klimas und der Lebensbedingungen verwischen kann, die unfehlbar bestimmt ist, die herrschende Rasse in der Geschichte und Weltcivilisation der Zukunft zu werden." — Ueber den amerikanischen Imperialismus schrieb u. A. Breadley Martin im Septemberheft von „The Nineteenth Century" (1900

Digitized by Google

Folgendes: „Die Philippinen sollen für die Vereinigten Staaten eine Brücke nach den chinesischen Handelsplätzen bilden. Die imperialistische Politik wird uns weit ausgreifende Interessen bieten und zugleich wie ein Sicherheitsventil wirken, welches unsere überflüssige Energie ableitet." Selbst in der neuesten amerikanischen Belletristik hört man häufig das imperialistische Weltherrschaftsmotiv anklingen. So sagt Stephan Brice, der Held in Winston Churchill's Roman „The Crisis": „Fort mit Euren Napoleon's, Marlborough's, Stuart's! Jetzt ist die Zeit einfacher Männer, die durch die Stärke ihres Charakters und durch ihr Wissen herrschen. Gott sei Dank, daß es Amerikaner giebt! Die werden schon eine Wandlung in der Welt zu Stande bringen. — Wir müssen glauben, daß Gott diesem Lande eine große Aufgabe auf Erden zuertheilt hat." — —

Wie der Imperialismus überhaupt, weil er sich dadurch charakterisirt, daß Staats- und Nationalinteresse unter rücksichtsloser Nichtbeachtung des Rechts- und Humanitätsstandpunktes zusammengehen, zur Opposition herausfordert, so hat speciell der amerikanische Imperialismus in Amerika selbst viele Gegner; denn das amerikanische Volk ist noch lange nicht ganz vom imperialistisch-patriotischen Größenwahn befangen, der die junge Generation seit dem spanisch-amerikanischen Kriege ergriffen hat. Der Anti-Imperialismus, der mit der übrigen Presse häufig in heftigstem Streite liegt, hat seinen Hauptsitz in Boston. Diese Opposition fällt freilich bei dem Chauvinismus, von dem die Massen und die Regierenden beseelt sind, nicht in's Gewicht; sie wird an ihrem stärkeren Auftreten dort wie anderwärts durch die Machtmittel, über welche die Regierenden verfügen, gehindert. Die Vertreter des Imperialismus befassen sich auch nicht mit einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung oder tiefergehenden Untersuchung des imperialistischen Problems, sondern suchen in kurzer Form und in kühnen Ausdrücken die Vortrefflichkeit des imperialistischen Systems darzulegen, unbekümmert darum, daß die gepriesene imperialistische Staatskunst Unheil und Verderben über die Völker bringen wird, die nicht das Glück haben, der angelsächsischen Rasse anzugehören.

Zur neueren Geschichte.*)

Von Professor Th. Achelis (Bremen).

Man hat es der Helmolt'schen Weltgeschichte wohl vorgeworfen, daß sie sich in einer Verkennung der eigentlichen Aufgabe der Geschichtsschreibung, in den Irrgarten der Naturvölker verliere, ohne doch den inneren Zusammenhang der socialen Entwickelung dadurch besser aufdecken zu können. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Einwand einzugehen, nur soviel sei bemerkt, daß auch manche Völker niederer Gesittung eine gewisse Stetigkeit und Folgerichtigkeit in ihrem geistigen Wachsthum zeigen, die wir sonst nur als das unverbrüchliche Kennzeichen höherer Cultur zu betrachten pflegen — das gilt z. B. von den mittelamerikanischen Völkerschaften, von denen uns in dem Rahmen dieser Darstellung die Meisterhand von Prof. K. Häbler eine so glänzende Schilderung entworfen hat. Aber es wäre durchaus unzutreffend zu meinen, daß darunter die Betrachtung der Weltgeschichte im engeren Sinne des Wortes gelitten hätte. Nur muß man darunter nicht die bloße Aufzählung von Zahlen und Ereignissen verstehen, eine Auffassung, über die sich der geistreiche Voltaire schon seiner Zeit in dem Essai sur les mœurs et l'esprit des nations mit Recht lustig macht. Es handelt sich darum, die social- und individualpsychologische Perspective organisch mit einander zu verschmelzen, d. h. sowohl die großen treibenden Ideen nebst den Factoren der materiellen Bildung zu erfassen als die Bedeutung der überragenden Persönlichkeiten im Leben der Völker. Sehen wir uns daraufhin das wechselvolle, wenn auch zum Theil nicht gerade für uns Deutsche schmeichelhafte Bild an, das uns Europa in den Jahren 1789—1859 bietet.

Die französische Revolution bildet mit ihren weiteren Consequenzen den Grundstein für die Entwickelung des modernen Constitutionalismus, und es ist deßhalb so bezeichnend, daß sie im ganzen gebildeten Europa und nicht zum wenigsten in Deutschland mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. Wir erinnern im Hinblick hierauf nur an die Hymnen, die unsere großen Dichter zu ihrem Preise anstimmten. Jede andere Revolution, erklärt Prof. Kleinschmidt (der Verfasser dieses Abschnittes), war an geographische Bedingungen gebunden, die von 1789 tilgte die Grenzen und war vaterlandslos, strebte aber ein unbegrenztes Vaterland für alle Menschen, eine gemeinsame Geistesheimath an. Sie griff wie eine auf Weltreligion ausgehende Glaubenslehre zu Predigt und Propaganda, war unduldsam wie eine Weltreligion, kannte aber keinen Gottesdienst und kein Jenseits und beschränkte sich auf das greifbare Irdische. Allen Völkern will sie die Freiheit bringen, die sie für sich errungen zu haben glaubt, selbst dem Erbfeind England bietet sie den Bruderkuß an, sie achtet auf keine Nationalität, sondern ist international, und dieser Sammeldrang zur Menschheit öffnete ihr, wo sie anklopfte, die Thüren. Daß bei einer solchen Religion in gährender und aufschäumender Jugendkraft ein Zusammenstoß mit dem herrschenden Christenthum nicht ausblieb, war kein Wunder. Sie verwarf die auf der Gnadenwahl fußende Kirche und das Patronat Gottes für die Besitzenden, nannte es ein Unrecht ohne Maß und forderte unterschiedsloses Recht für Alle, Gleichheit vor Gott und den Menschen. Der weitere Verlauf der großen Umwälzung braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wie ein Sturm brach die Revolution in das morsche und unterhöhlte Gebäude des Staatensystems und zerfetzte es in tausend und abertausend Atome, bis aus dem wüsten Chaos die Militärdictation Napoleon's emporstieg, des Mannes, der sich so gern eine Zeitlang als Erben der gewaltigen Bewegung bezeichnete. Und wieder bekundete sich derselbe internationale Typus, wie vordem; denn dieser geniale Lenker der Schlachten und Völker, der nur allzu sehr zu seinem Schaden die Bedeutung der Imponderabilien verkannte, strebte ja bekanntlich mit allen Mitteln nach der Verwirklichung seines vom glühendsten Ehrgeiz geborenen Ideals, der Weltherrschaft. Die einzelnen Acte des ergreifenden Dramas, das sich vor unseren Augen abspielt, hier genauer zu verfolgen, ist wohl unnöthig. Den Höhepunkt, der wie immer zugleich den Keim des Niederganges, der Katastrophe in sich schließt, bildet die Scene, wo der gewaltige Korse (1811) zum Grafen Wrede sagte: Noch drei Jahre, und ich bin Herr des Universums. Das vernichtende Unwetter des total verunglückten russischen Feldzuges ist der Anfang des Ende, wie ihn Talleyrand sarkastisch nannte. Traurig ist es, wie jämmerlich dem begeisterten und aufopfernden Volk seine Hochherzigkeit und sein Idealismus gelohnt wurde — die Heilige Allianz und die Karlsbader Beschlüsse sind die Wahrzeichen der unheilvollen politischen und kirchlichen Reaction, die ihre schwarzen Schwingen Jahrzehnte lang über unserem unglücklichen Vaterlande ausbreiten sollte. Ihr geistiges Haupt war bekanntlich Fürst Metternich, dessen Treiben hier folgendermaßen geschildert wird: Franz hatte es Metternich zu verdanken, daß Oesterreich die erste Stelle in Europa wiedergewonnen hatte; darum überließ er ihm gern die Leitung der auswärtigen Politik, während er

*) Mit besonderem Bezug auf das Wort: Weltgeschichte, herausgegeben von H. F. Helmolt. Achter Band, 1. Hälfte. (Westeuropa im Zeitalter der Revolutionen, Napoleon's I. und der Reaction. Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1850.) Bibliograph. Institut, Leipzig u. Wien 1902.

Digitized by Google

sich im Großen und Ganzen mit der inneren begnügte. Metternich war der Mittelpunkt der europäischen Diplomatie. Aber er war nur Diplomat, kein Staatsmann wie Kaunitz und Felix Schwarzenberg: er baute das neue Oesterreich nicht für die Zukunft aus, sondern suchte nur das Rad des Fortschrittes aufzuhalten und mit seinem Gentz in Ruhe die Zügel zu führen; Alles sollte unbeweglich bleiben. Die Polizei half eifrig zur Einhaltung dieses Regierungsrecептes und verfolgte jeden Freidenkenden als der Demagogie dringend verdächtig. Oesterreich war im vollsten Sinne ein Polizeistaat; es ernährte ein Heer von Spitzeln und Angebern, die Postverwaltung mißachtete das Briefgeheimniß, Aufpasser belauerten Lehrer und Schüler an den Hochschulen; selbst so treue Oesterreicher wie Franz Grillparzer und Jos. Christian Freiherr von Zedlitz, hatten Zusammenstöße mit den Schnüfflern. Die Censur wurde mit verblendeter Unduldsamkeit ausgeübt. Der öffentliche Unterricht litt von der Universität bis zur Volksschule unter der Bevormundung und dem Mißtrauen der Gewalthaber, Schule und Kirche waren ohne Bewegung. (S. 93.) Nicht viel besser sah es in den anderen Staaten aus, namentlich in Preußen, wo so patriotische und hochverdiente Männer, wie z. B. Gneisenau, unmittelbar unter der königlichen Ungnade zu leiden hatten. Nur ein Stern erstrahlt in dunkler Nacht, die Gründung des allgemeinen deutschen Zollvereins 1833 durch Preußen, und hier erfordert es die Aufrichtigkeit, anzuerkennen, daß dies große nationale Werk in der Hauptsache der Initiative der Regierungen zu danken ist — selbst unter starkem Widerstand Seitens der öffentlichen Meinung. Solcher Männer, wie der württembergische Abgeordnete Pfister, welche schon damals die Einigung Deutschlands unter Führung Preußens erstrebten und sich in Wort und Schrift dafür verwendeten, gab es leider in deutschen Gauen recht wenige. Im Uebrigen aber viel Verworrenheit und Zerfahrenheit, und deßhalb auch ein Ausbleiben jedes nachhaltigeren Erfolges. Wie kläglich stellt sich z. B. das Ergebniß, wenn man die hochfliegenden Erwartungen und glänzenden Traumbilder, mit denen die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. begrüßt wurde, mit der nur allzu traurigen Wirklichkeit vergleicht, die sich uns beim Tode jenes freilich äußerst beanlagten, aber ebenso schwankenden und romantischen Herrschers bietet. Noch niederdrückender gestaltet sich dieser Eindruck durch den Ueberblick über die verschiedenen nationalen Einigungsversuche innerhalb des bisherigen europäischen Staatensystems. Wie viel guter Wille und Begeisterung auf der einen Seite, Hand in Hand damit meist eine völlige Unkenntniß der politischen Lage und eine dementsprechende militärische Unfähigkeit, und auf der anderen Seite welche Härte und Brutalität, welche unnachsichtliche Verfolgung jedes freiheitlichen Geistes, eine Richtung, die ihren Gipfelpunkt wohl in den berüchtigten preußischen Regulativen vom October 1845 erreicht hat! Mit dem Siege Schwarzenberg's in Olmütz (so charakterisirt Zwiedinek-Sidenhorst, der Verfasser dieses Abschnittes, diese Epoche) kam in Mitteleuropa der Geist des Zaren Nikolaus I. zur Herrschaft, der an Enge und Beschränktheit in allen Zeiträumen, in denen die gesellschaftliche Entwickelung der europäischen Menschheit stillzustehen scheint, seinesgleichen sucht. Mit weniger Vernunft ist bei den Culturnationen des Abendlandes selten regiert worden, als in den mit Recht berüchtigten fünziger Jahren. Gewiß hatte die vorhergehende Bewegung die Völker nicht so reif gefunden für die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten; der Wille war gut, das Vermögen gering gewesen. Der unglückselige Wahn, es könne so schnell und leicht aufgebaut wie niedergerissen, in wenigen Monaten nachgeholt worden, was seit Jahrzehnten versäumt worden war, der Wahn, man brauche staatliche Einrichtungen nur aufrichtig verbessern zu wollen, dann sei die Besserung auch schon erreicht, der Mangel an Beziehung zwischen der Gedankenwelt und dem wirklichen Leben, der namentlich den Politikern anhaftete, haben die Vertrauensträger der Völker, denen in den Märztagen 1848 ein Ueberfluß von Macht in die Hand gegeben war, unfähig gemacht, diese Macht rechtzeitig zu gebrauchen. Die Zeit wurde mit Reden und Gegenreden, mit Partei- und Clubbildungen, mit hochfliegenden Programmen und selbstgefälligen Weisheitsanpreisungen, mit hochmüthigen Auftritten und böswilligen Befehdungen vergeudet und verpraßt. Der Liberalismus hat abdanken müssen, weil er weder seine Scheidung vom Radicalismus ehrlich vollzogen noch erkannt hat, daß er nicht selbst zu regieren, sondern nur bei der Regierung berücksichtigt zu werden geeignet sei. Die Völker haben ihre Rechte nicht gesetzlich festzulegen vermocht, weil sie über deren Umfang noch selbst im Unklaren und über die Nothwendigkeit der freiwilligen Beschränkung nicht belehrt waren. Das alles ist begreiflich; ja, der Rückschauende fühlt sich fast veranlaßt, an die Nothwendigkeit dieser, aus dem Zusammenprallen vieler Kräfte entstandenen Stauung zu glauben. Aber eine Erscheinung, die um so verblüffender wirkt, je besser sie bei wachsender Entfernung von dem reinen Lichte partheiloser Kritik beobachtet werden kann, ist die Thatsache, daß auf die Verirrungen des Geistes die Abwendung von allem Denken folgen muß, daß das Erbe einer unfruchtbaren Genialität von der nackten Dummheit angetreten wird, daß die Uebergriffe, zu denen sich die Völker in dem Kampf um die Sebstbestimmung verleiten lassen, mit noch roheren Machtmißbräuchen gesühnt werden, deren sich die Regierungen, die angeblichen Bewahrer eines höheren Rechtes und einer höheren Sittlichkeit, schuldig machen (S. 230). Nur ein Machthaber, der jüngste Herrscher auf Europas Thronen, Napoleon III., übrigens mit ausgesprochener Geringschätzung von Nicolaus behandelt, der ihm seine demokratische Vergangenheit nicht vergessen konnte, sollte dem Selbstherrscher aller Reußen gefährlich werden und bald eine entscheidende Rolle im Völkerconcert auf unserem Continent spielen, und dieser Einfluß wuchs sichtlich nach dem 1855 erfolgten Tode des russischen Kaisers. Es ist übrigens beachtenswerth, daß er die übliche Verachtung Preußens durchaus nicht theilte, und z. B. in einer Unterredung mit Bismarck (März 1857) für die beanspruchte Neutralität in einem Kriege mit Oesterreich und Italien die etwaige Einverleibung von Hannover und Holstein anregte, was freilich von unserem Staatsmann rundweg abgelehnt wurde. — Ich bin überzeugt, daß auch dieser Band der Helmolt'schen Weltgeschichte, zumal er unter Ausschluß alles unnöthigen Actenmaterials nur die Grundzüge der modernen Geschichte in ansprechender Darstellung bringt, sich wie seine Vorgänger viele Freunde in weiten Schichten unserer gebildeten Gesellschaft erwerben wird.

Einiges über Graphologie.

Von Dr. Georg Meyer (Berlin).

Mit anderen ursprünglich von Laien in Angriff genommenen Gebieten der Wissenschaft und Praxis theilt die Graphologie das Schicksal, daß ihr lange Zeit die officielle Anerkennung versagt blieb. Der Grund hierfür lag theils in dem Umstand, daß Leute, denen es hauptsächlich um geschäftliche Ausbeutung der Sache zu thun war, den brauchbaren Kern mit allerhand entstellendem, reclamehaftem Aufputz umgaben, theils darin, daß die Laien trotz allen intuitiven Scharfblickes doch nicht die wissenschaftliche Schulung besaßen, um sich vor Uebertreibungen wahren und ein kritikfestes System schaffen zu können. Zwar haben sie den Grundstein gelegt, und es ist ihnen das gesammte Rohmaterial zu verdanken, aber mit den Vorurtheilen, die ob der Irrthümer und Auswüchse der Laiengraphologie entstanden, wird

Digitized by Google

man noch lange zu kämpfen haben. Ueber die Art, wie die graphologischen Charakterbeurtheilungen zu Stande kommen, herrschen noch vielfach ganz verkehrte Vorstellungen — man denkt wohl gar an so etwas wie Kartenlegen und Chiromantie —, und doch befolgt der Graphologe keine andere Methode, als wie sie tagtäglich von Jedermann befolgt wird. So wie sich Jeder sein Urtheil bildet über einen Menschen, von dessen Denk- und Handlungsweise ihm nichts bekannt ist: aus dessen gesammter physiognomischer Erscheinung, so auch der Graphologe. Daß ein gewiegter Menschenkenner einzig und allein auf Grund der Anhaltspunkte, welche ihm die Mimik, die Gesticulatur, die Haltung, die Gangart, der Tonfall der Stimme, die Art der Toilettirung und dergleichen geben, einen umfassenden Einblick in den Charakter eines Menschen gewinnen kann, wird ernstlich von Keinem bestritten. Aber — so wendet man ein — die Handschrift ist doch nur eine aus jener Mannigfaltigkeit menschlicher Aeußerungen! Dieser Einwand ist nun unbedingt zurückzuweisen. Die Handschrift ist keineswegs ein so einseitiges Product, wie Manche wohl anzunehmen geneigt sind. Indem ich dieses nachweisen, habe ich gute Gelegenheit, in die Graphologie einen flüchtigen Einblick zu gewähren.

Zunächst fixirt sich in der Handschrift die allgemeine Bewegungsphysiognomik. Es ist bekannt, daß jede Person — die eine mehr, die andere weniger eigenartig ausgeprägt — ihren individuell-charakteristischen Typus der Bewegungsweise hat. Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit, Nachdruck, Gleichmäßigkeit der Bewegung, Vorwiegen mehr eckiger oder mehr abgerundeter Bewegungsformen, Grad des Spannungszustandes der Musculatur, Neigung zur Ad- oder Abduction gehören hierher. Da die Hand in Folge ihrer freien Beweglichkeit eine besonders günstige Localisationsgelegenheit für alle diese physiognomischen Eigenarten darbietet, so ist es selbstverständlich, daß diese auch in der Schreibbewegung und somit in der Handschrift zu irgend einem formalen Ausdruck gelangen. Durch deductive Ueberlegung, durch Nebeneinanderstellen von Handschriften und Charakteren und durch Vergleichung von Schriftstücken ein und derselben Person aus verschiedenen Stimmungszuständen ist man zu hinreichend sicheren Aufschlüssen über die einschlägigen Beziehungen gelangt. Insbesondere dadurch, daß man das Material von Geisteskranken mit heranzog, bei denen vorübergehende Affecte sowie dauernde Charaktereigenschaften in stärkster Ausprägung anzutreffen sind, und indem man die Schriften aus deren gesunder Zeit mit solchen aus der Zeit der Erkrankung verglich, hat man Beobachtungen gewonnen, die dem Experiment an Sicherheit gleichkommen.

So wissen wir, daß in der Exaltation Größe, Druck und Geschwindigkeit der Schrift anwächst, daß der Leidenschaftliche eine demgemäß andere Handschrift hat als der Leidenschaftslose, wir wissen, daß der Energische mit festem Druck schreibt, daß sich — Einflüsse der Uebung abgerechnet — Schreibgeschwindigkeit und Geschwindigkeit im Ablauf der geistigen Vorgänge parallel gehen. Wohl ein Jeder hat es an sich selber beobachtet, wie er in heiter-angeregter Stimmung die Feder mit freierem Schwung über das Papier gleiten läßt, wie er in ruhiger, behaglicher Stimmung gleichmäßiger schreibt als zu Zeiten, wo er sich unruhig, überreizt fühlt. In der That gehört die unregelmäßige Schrift dem Nervösen, dem in einem chronischen Reizzustand Befindlichen an. Dies alles sind Zusammenhänge, die sehr auf der Hand liegen. Eines feiner geübten Auges bedarf es schon, um aus den Schriftzügen den Spannungsgrad der Musculatur zu erkennen, ein nicht unwichtiges Symptom für eine ganze Gruppe seelischer Eigenschaften. Es ist erwiesen, daß auch der ruhende Muskel, so lange er überhaupt lebt, nie in völliger Erschlaffung sich befindet, nur ist der Grad der Spannung ein individuell verschiedener. Diejenigen, welche auch seelisch gewissermaßen mehr ungebunden sind: die Sorglosen, Zügellosen, mehr vom Instinct geleiteten, ferner auch die Nachgiebigen, Sanften, auch in ihrer Musculatur minder gespannt sind als die Vorsichtigen, Gemäßigten, stets Ueberlegenden, Starrsinnigen, Harten. Handschriftlich kommt dieser Unterschied unverkennbar deutlich zum Ausdruck. In der Spannung werden die Verbindungen spitziger, die Schriftlage wird eine steilere, alle ausschweifenden Züge kommen zum Fortfall, die Striche werden klarer, die ganze Schrift macht einen strafferen, festeren Eindruck. Von anderen Bewegungstendenzen ist noch besonders die Neigung zur Beuge- oder Streckhaltung bedeutungsvoll. Mit Recht werden unlustige Gesellen, mürrische Einsiedler, die mit keinem Menschen etwas zu thun haben wollen, dargestellt, wie sie zusammengekrümmt dahocken, Rücken und Nacken sind gebeugt, Beine und Arme an den Körper angezogen, die Finger eingekrümmt. Die Schrift solcher und verwandter Geister — Ueberlegung und Experimente gaben uns den psycho-physiologischen Zusammenhang — ist zusammengedrängt, die Zeilen sinken abwärts, rückläufige Züge werden angetroffen, anmuthige Kurven fehlen gänzlich. Ein ganz anderes Bild zeigt der Heitere, Lebensfrohe, Unternehmungslustige. Sein ganzer Körper ist gewissermaßen geöffnet, und vorwärts strebend, in extremen Fällen sind die Arme ausgebreitet und hochgehoben, wie zur Inempfangnahme all des Schönen und Guten. So ist auch die Schrift mehr aus einander gezogen, die Zeile steigt an, alle Züge laufen frei nach rechts aus. Derartige Beispiele der Beeinflussung handschriftlicher Eigenarten durch die individuelle Bewegungsphysiognomik ließen sich häufen, jedoch lassen wir es hiermit genug sein, um uns einem weiteren Erklärungsprincip zuzuwenden.

Als solches und zwar nicht minder wichtiges ist zu betrachten: die Bildung handschriftlicher Eigenarten durch das individuelle Formengefühl. Gegen die Lehren der Graphologie wird gelegentlich auch wohl der Einwand erhoben, daß die Handschrift willkürlich bestimmbar sei. Dieses weiß auch der Graphologe, er weiß aber ferner, daß selbst diese „Willkür" bestimmten Gesetzen unterworfen ist. Was hier so genannt wird, ist nur eine scheinbare Willkür, im Grunde ist es doch eine mehr im Unterbewußtsein liegende Nöthigung. Niemals wird eine zartsinnige Jungfrau wollen, daß unter ihrer Feder Balken statt der ihrem Charakter adäquaten dünnen Haarstriche entstehen, der Rücksichtslos-Brutale dagegen liebt es, auch auf dem Papier durch klobige Dicke und Schmierigkeit der Schrift Anstoß zu erregen. Niemals wird der Ordnungsliebende es hingehen lassen, daß in seiner Schrift die Buchstaben und Worte wie Kraut und Rüben durch einander stehen; ein eitler Geck wird auch beim Schreiben seine eitlen Manieren nicht unterdrücken können; eine Herrschernatur, die auch sonst nicht gern Jemanden über sich leidet, wird von ihrer Handschrift nicht eher recht befriedigt sein, als bis auch sie durch ihre hochragenden Formen eine gewisse Ueberlegenheit zur Schau trägt. So leicht allen diesen die Hervorbringung entgegengesetzter handschriftlicher Eigenarten vorübergehend auch sein würde, so sind sie am Ende doch durch eine in ihrem tiefsten Wesenskern liegende Nöthigung gezwungen so zu schreiben, wie sie eben schreiben.

Auch das in der Handschrift zum Ausdruck gelangende Schönheitsgefühl (im engeren Sinne) ist hier zu erwähnen. Es leuchtet ein, daß die Handschrift zu billiger Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse eine vortreffliche Gelegenheit bietet. Ob derartige Strebungen in der Schrift bethätigt werden oder nicht, ob der Geschmack sich schon befriedigt fühlt durch möglichst getreue Nachahmung der conventionellen, „kalligraphischen" Form, oder ob er ein eigenes, persönliches Schönheitsideal erstrebt, ob dieses mehr auf edle Vereinfachung oder auf pomphafte Verreicherung der Formen gerichtet ist, ob diese Formen schließlich überladen, phantastisch, excentrisch werden: daß Alles dieses in der Handschrift zu Tage treten kann und dem Graphologen Gelegenheit bietet

Digitized by Google

zu oft weitgehenden Schlüssen, wer wird das leugnen wollen?

Sind die beiden von uns behandelten Erklärungsprincipien auch zweifellos die wichtigsten und ergiebigsten, so sind doch damit die bereits erkannten Zusammenhänge zwischen Handschrift und Charakter längst noch nicht erschöpft. Ich müßte mich aber zu sehr in Einzelheiten verlieren, wenn wir Weiteres geben wollten.*) Ich hatte weiter nichts in Absicht als einen Ueberblick zu liefern, und zu dem Zwecke reichen die gegebenen Beispiele wohl aus. Nur darauf weisen wir noch hin, daß die Erfahrung hinzutritt, um uns weitere handschriftliche Eigenarten deuten zu lehren, wo die Aufdeckung der eigentlichen Zusammenhänge bisher noch nicht gelungen ist.

Die Handschrift stellt also einen ungeheuer mannigfaltigen Symptomencomplex dar, und die Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter sind außerordentlich vielseitig. Indem die Graphologie diese Beziehungen methodisch feststellte und exact — zum großen Theil auch experimentell — begründete, hat sie sich zu einer physiognomischen Wissenschaft im weitesten und besten Sinne entwickelt, und man darf mit vollster Berechtigung behaupten, daß ihre Theorie auf sicheren wissenschaftlichen Grundlagen ruht.

Nicht ganz so günstig steht es freilich — wie unumwunden zugegeben werden soll — mit der graphologischen Praxis. Dies liegt aber lediglich an der oft schier verwirrenden Complicirtheit der Fälle. Wie es bei dem Bau mancher Individualitäten nicht anders zu erwarten ist, tritt uns oft eine derartige Verwickelung und Durchkreuzung der verschiedenen Gesetzmäßigkeiten entgegen, daß wir mit unserer Theorie einigermaßen rathlos davorstehen. Hat man, was stets möglich ist, eine mehr oder minder große Reihe von Grundzügen aus der Handschrift festgestellt, so gilt es aus ihnen den Gesammtcharakter zusammenzusetzen. Dieses ist nun der eigentliche wunde Punkt an der Graphologie: Die Unvollkommenheit ihrer wichtigsten Hülfswissenschaft, der Charakterkunde. Die Weiterentwickelung der Graphologie hängt in erster Linie davon ab, wie weit die Aufgabe gelöst werden wird, eine auch praktisch brauchbare wissenschaftliche Charakterkunde zu schaffen. Heute muß jene Arbeit der „charakterologischen Combination“ noch gänzlich der praktischen Menschenkenntniß und Intuition des Einzelnen überlassen bleiben. Hier hört die Wissenschaft auf und fängt die Kunst an — und diese ist immer nur wenigen Auserwählten vorbehalten.

*) Wer sich eingehender für diese Fragen interessirt, sei auf das Buch des Verfassers aufmerksam gemacht: „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie.“ Fischer, Jena 1901.

Literatur und Kunst.

Dörfische Dichtung.

Von Max Hoffmann.

In der bunten Fülle der deutschen Erzähler, die jahraus jahrein in Zeitschriften und Büchern für das Unterhaltungsbedürfniß des großen Publicums sorgen, lassen sich deutlich drei Gruppen unterscheiden, von denen eine jede große und kleine Lichter aufzuweisen hat. Da sind zuerst die Allerweltskerle, denen es gar nicht darauf ankommt, wo ihre Romane und Geschichten spielen, und die in der Stadt, auf dem Lande, auf dem Meere und im Gebirge zu Hause sind, kurz, die ganze Welt als ihre Bühne betrachten. Sie gehen in die Breite, aber selten in die Tiefe. Zweitens sind da die eigentlichen Großstadtdichter, die vornehmlich in einer bestimmten Hauptstadt heimisch sind. Sie widmen sich mehr als die zuerst erwähnten der Charakterschilderung und verschmähen es auch nicht, auf sociale Fragen einzugehen. Sie sind deßhalb auch ernster zu nehmen und als Schilderer ihrer Zeit für künftige Geschichtsschreiber von großer Bedeutung. Die dritte Gruppe aber wird von den Dichtern der Scholle gebildet, die man vorzugsweise Heimathdichter nennt, und einen solchen will ich hier vorführen.

Man hat Heinrich Sohnrey den „norddeutschen Rosegger“ genannt, aber eine solche Classification hat doch immer etwas Geschmackloses an sich. Die einzige Aehnlichkeit, die sich da zeigt ist die, daß sie Beide tief im Volksthume wurzeln; denn wie der eine ein Steiermärker, so ist der andere ein Südhannoveraner. Beide stammen vom Dorf, und ihr ganzes Denken richtet sich dorthin. Aber Rosegger's Poesie ist viel leichtflüssiger, reicher, umfassender, die Sohnrey's ernster, knorriger, beschränkter — doch das mag wohl in der Eigenart von Süd und Nord liegen. Daß Sohnrey ernster ist, sieht man schon daran, daß er in seinen Schriften häufig einen volkserzieherischen Zweck durchblicken läßt. Eine innige Liebe zum Landleben erfüllt ihn, und er will diese Liebe den Dorfbewohnern erhalten wissen und sie denen, die sie verloren haben, wieder einflößen. „Der Sinn für das Sinnige, für die Poesie der althergebrachten Volkssitte ging dem jungen Geschlechte mehr und mehr verloren“, ruft er wehmütig aus und vergleicht deßhalb seine Schriften gern mit dem Rosmarin, der „als ein vorzügliches Mittel gegen Geistes- und Gedächtnißschwäche gepriesen wird und von dem man sagt, daß der starke würzige Geruch der Blätter das Gedächtniß der Heimgegangenen stärke und erhalte. Eines solchen wundersamen Mittels bedürften wir gewiß vor vielen andern“. Dieses Mittel aber will er uns durch seine Bücher: „Rosmarin und Häckerling“, „Die hinter den Bergen“, „Verschworen — verloren“, „Der Bruderhof“, „Friedesinchens Lebenslauf“ und „Die Dorfmusikanten“ (Volksstück) bieten. Aus diesem Gefühl heraus sagt er auch von dem Grabe des „Lorenheinrich“, des merkwürdigen, ganz vorchristlich anmuthenden Lenzboten: „Das Gänseblümchengrab ist noch manches Frühjahr gehegt und gepflegt worden, bis die heutige Jugend und die heutige Armuth aufkam, die Beide nichts mehr wissen von den alten wundersamen Poesien des Dorflebens.“

Und deßhalb sind seine Schriften auch so schlicht, so einfach, so ganz ohne jede literarische Pose. Sie wollen nicht blenden und überraschen, da sind keine Phrasen-Brillanten und keine gesuchten neuen Wortprägungen von zweifelhaftem Werth. Wenn er einmal ein sonderbares Wort und seltsame Wendungen gebraucht, so kann man überzeugt sein, daß diese schon seit Jahrhunderten im Volksmunde lebendig und von ihm nur durch die Schriftsprache festgelegt worden sind. Daher heimelt uns das Alles so urdeutsch, so volksthümlich an. Volksthümlich auch durch die liebevolle, unkünstlerische Art, mit der er diese Geschichten erzählt, wenn er sich in ein vertrautes Verhältniß zu dem „lieben Leser“ setzt und zu ihm spricht, als wenn er kein Dichter, sondern nur ein Erzähler im Kreise einer lieben Schaar wäre. Wie stark und eindringlich predigt die Geschichte „Wie die Dreieichenleute um den Dreieichenhof kamen“ vom Heimathsgefühl, von der inbrünstigen Liebe zu Land und Dorf! Wie ergreifend und rührend ist der Schluß! Und die tiefere Bedeutung spricht der Dreieichenbauer schließlich selbst in warnenden Worten aus: „O, daß ich's allen Bauersleuten zurufen könnte: Haltet Euer angestammtes Erbe in Ehren und denkt, daß es keine größere Himmelsgunst giebt, als da sterben können, wo man geboren ist. Dem Bauernstande allein hat Gott diese Gnade gegeben. Er soll aber auch daran denken und wissen, daß Gott auf ihre Verachtung einen schweren Fluch gesetzt hat.“

Bei vielen Volkserzählern macht sich eine unangenehme Sentimentalität geltend, die gesucht und kindisch klingt und

Digitized by Google

störend wirkt. Es muß Sohnrey hoch angerechnet werden, daß er solche Regungen von sich fern gehalten hat. Darum hat er auch keine langen, nur dem Städter erwünschten Naturschilderungen. Wer ständig mit und in der Natur lebt, wem sie eine traute, selbstverständliche Freundin ist, der stammelt nicht beständig verzückte Schmeicheleien an sie; deshalb war auch den Griechen die gefühlsselige Naturschwärmerei der Neueren ganz fremd. Aber die Laute der Natur klingen doch bei ihm hinein in Freud und Leid; wenn die Liebenden Hand in Hand dahinschreiten, schlägt die Wachtel im Kornfeld: „Welch ein Glück! Welch ein Glück!" auch die Stimmen anderer Thiere, der Enten, Gänse, Hühner und Kühe werden kundig gedeutet, und im Viertact der Dreschen schallt es munter und mächtig: „Bartholomä, Bartholomä . . ."

Prächtige Gestalten bewegen sich auf solchem nicht vom beständig glättenden Strom der Civilisation überspülten Boden. Das sind lauter eigenthümliche, originelle Menschen, oft wunderlich und seltsam, aber immer fröhlichen Herzens, stark in ihrer Treue und Demuth. Diese urwüchsige südhannoverische Landschaft hat ebenso urwüchsige und eigenartige Bewohner, gelbhaarige kernige Männer, muntere blonde Mädchen, voll frischer Arbeits- und Genußfreudigkeit und schelmischer Spottlust. Da wird dem nicht ganz einwandfreien Hochzeitpaar über Nacht Häckerling auf den Kirchweg gestreut, da bekommen sonderbare Käuze, von denen es dort wimmelt, allerlei neckische Spitznamen, protzige Geizhälse werden genarrt, fremde, den Einheimischen widerwärtige Sitten, z. B. das öffentliche Küssen, werden gebrandmarkt, ein kecker Spötter aus der Stadt erhält mit bedächtiger Sicherheit seinen wohlverdienten Lohn auf den betreffenden Körpertheil aufgezählt, und eine echte Dorfprügelei, die wie bei den homerischen Helden mit gegenseitigem Aufziehen beginnt, entspinnt sich zu Ehren von Kaisers Geburtstag. Was für eine gute, goldne Seele ist dieser alte Schuhmacher von Hübichsdorf, der seinen reichgewordenen Sohn besucht und von diesem und der feinen Schwiegertochter mit Verdruß und unverhohlenem Aerger aufgenommen wird, der aber später, als die Beiden in Armuth und Elend gerathen sind, gleich bereit ist, ihnen zu helfen! Ebenso echt und naturwahr, ordentlich herzerfrischend wirkt bei aller Anspruchslosigkeit die Geschichte von „Jünemann's Küraſſier und Spörhasen's Dortchen". Daß Sohnrey auch starke und gewaltige Töne anzuschlagen versteht, beweist die Erzählung „Die Sünde" mit dem des Schöpfers des „König Lear" würdigen, grausigen Schluß.

Ganz eigene und rührende Gestalten tauchen auch in der Geschichte des armen Friedesinchens auf: Die Frau und die Schwester des Fleischermeisters, die sich beständig in den Haaren liegen, der verhungerte Kanzlist mit seiner struppigen Frau, Faßbinder Bännewitt, der sich durch einen dummen Spruch mit seinem armseligen Leben abfindet, und der beklagenswerthe kranke Knecht, der von seiner Herrschaft schon seit sieben Jahren gepflegt wird und immer den Kopf unter die Decke steckt, wenn Jemand zu ihm hereinkommt, weil er sich schämt, daß er das Gnadenbrod essen muß. Da ist der alte Vater Tolle, mit seinem wunderbaren Arbeitsgeist, seiner etwas gebeugten Gestalt, seinem bedächtigen Gesicht, seinen weißen Haaren und seinem vielsagenden — Schweigen. „Seine stärkste Eigenthümlichkeit war, alle Arbeit stillschweigend zu thun, um nichts zu fragen und doch immer das Richtige zu treffen. Obwohl er sich hätte einen guten Tag machen können, da er seinen Hof bereits dem Schwiegersohn übergeben und noch ein großes Vermögen für sich hatte, konnte man ihn Tag für Tag, ja, man darf schon sagen Nacht für Nacht auf den Hof kommen und hier für zwei tüchtige Tagelöhner schaffen sehen. Jeden Morgen Schlag Zwei kam er zu unserem gleich an die Hausdiele stoßenden Pferdestall herein und weckte den Knecht." Noch viele solcher köstlichen Gestalten könnten hier erwähnt werden.

„Friedesinchens Lebenslauf" erzählt von viel Armuth, Noth, Elend, Hunger und Arbeit. Es zeigt aber auch den guten Kern in dem ärmsten Volke, seine Treue, seine Freudigkeit und Unverdrossenheit im Schaffen und sein festes Gottvertrauen. Erstaunlich ist es dabei, wieviel Humor sich diese Dorfbewohner bewahrt haben, wieviel Schelmerei ihnen im Nacken sitzt. Selbst bei den Allerärmsten, die bloß von Kartoffeln leben und selten eine „Instippe" dazu haben, ist die Lebensfreudigkeit nicht gestorben und kommt bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch. Schade ist's nur, daß die Bauern dabei bisweilen zu schwatzhaft werden. Dann sprechen nicht mehr die Bauern, sondern es ist der Dichter, der sich ihrer als Sprachrohr bedient. Dieser Fehler tritt durch die Ichform von „Friedesinchens Lebenslauf" besonders hervor. Da heißt es z. B.: „Als der April sich zu Tode getobt hatte und der junge Mai durch die Linde lachte" oder: „Die Eltern fühlten sich auf ein sturmgepeitschtes Meer versetzt" (aus diesem Meer wird gleich darauf ein Leidenskelch!), oder: „Meine Kindheit hatte ihre Augen geschlossen". Das ist sehr hübsch gedacht, aber Niemand wird glauben, daß ein einfaches Dorfmädchen so spricht oder schreibt. Sogar „Hamlet" scheint sie gelesen zu haben, denn einmal spricht sie von den „guten und bösen Geistern in den Feldern und Wäldern von Hilgenthal, die Morgenluft gewittert haben und von dannen gezogen sind". Das sind vielleicht Kleinigkeiten, aber das Colorit verliert doch dadurch immerhin an Wahrheit. Das ist allerdings ein Fehler, der auch in dem ebenfalls dem dörfischen Heimathboden entsprossenen und viel gerühmten „Jörn Uhl" hervortritt, wo die Bauern manchmal die tiefsinnigsten philosophischen Gedanken in feiner poetischer Form entwickeln.

Aber die Auseinandersetzungen darüber gehören auf ein anderes Blatt. Wir wollen nur recht froh darüber sein, daß wir Bücher von solchem Erdgeruch besitzen. Sohnrey's Schriften sind gerade wegen ihrer Einfachheit eine durchaus passende Lectüre für's Volk, außerdem aber von hohem culturgeschichtlichen Werth, denn sie bilden einen umfangreichen Speicher für die alten Sitten und Gebräuche, die theilweise im Aussterben begriffen oder gar schon verschwunden sind, und für den oft ganz heidnisch auftretenden Aberglauben. Man merkt überall, wie dem Verfasser das Land und seine Bewohner in ihrer ewig wichtigen Bedeutung für Staat und Menschheit am Herzen liegen. Ihr aber, ihr geputzten und gestutzten, geschniegelten und gebügelten Stadtleute, könnt daraus lernen, wie man auf dem so oft von oben herab behandelten Lande lebt und auch für Euch in hartem Ringen der Erde ihren Segen abtrotzt!

Eine nothwendige Sammlung.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

Es bedarf keiner weiten Kenntnisse, um zu wissen, welcher Werth heutzutage auf das Sammeln von Büchern in Bibliotheken, von Kunstwerken in Gallerien, von Alterthümern in Museen ꝛc. gelegt wird. Sowohl die theoretischen Interessen des Erkenntnißtriebes wie auch die praktischen der Verwerthung von vorbildlichen Schätzen u. dgl. zwingen dazu. Vom Germanischen Nationalmuseum angefangen bis zu den kleinsten Specialgallerien und Specialbibliotheken durchzieht ein Netz solcher Sammlungen, das aber noch lange nicht zu engmaschig ist, den deutschen Länderkreis. Viel haben sie dem Umstand zu verdanken, daß einzelne Personen, die über ihre Gegenwart hinausdachten, werthvolle Schätze zu einer Zeit einkauften, da sie bequem zu haben waren, weil man sie gleichgiltig oder verächtlich ansah. Vor etwa einem Jahrhundert waren solche Schätze, für die man jetzt vergeblich

Digitized by Google

Unsummen bieten würde, verhältnißmäßig billig und zahlreich einzukaufen: so die Aegineten und andere antike Kunstwerke der Glyptothek zu München; so auch Vieles der dortigen Pinakothek, vor Allem die alten Kölnischen Meister. Das Verdienst der oftgenannten Brüder Boisserée dabei war eben dies, daß sie den hohen Werth von Dingen erkannten, die damals für Gerümpel gehalten wurden. Hinterher ist leicht reden, doch schwer kaufen.

Es erwächst daraus Jedem, der den Werth von annoch unbeachteten Dingen erkannt hat, die Aufgabe, möglichst frühzeitig auf sie hinzuweisen und zu ihrer Erhaltung, Sammlung und sachgemäßen Behandlung anzuregen. Mancher wird verwundert fragen, ob es denn in unserer Zeit überhaupt noch derlei giebt, ob wir denn heute noch ebenso wie früher blind sein können gegen Sachen, denen erst noch eine breitere Anerkennung bevorsteht. Allein dies ist eben der springende Punkt einer solchen Angelegenheit: bestünde diese Verwunderung und mit ihr auch der Zweifel an dem gesunden Verstande dessen, der eine solche Sache vertritt, nicht mehr, so würden wir ja die fraglichen Dinge bereits ebenso haben und mit einer Erkenntniß ihres Sinnes geordnet vor uns sehen, wie wir jene und andere Sammlungen als bereits selbstverständliche Schätze vor uns haben. Um so schwieriger wird freilich die Sache, je weniger die kritischen Gegenstände, wie es doch z. B. alte Kunstwerke thun, ihre Bedeutung in sich selber tragen, und je mehr sie ihren Werth für uns erst durch die Interessen finden, in deren Dienst wir sie stellen, oder von denen aus wir sie betrachten. Sind dann diese Interessen selber noch nicht anerkannt und vielleicht als eine Verirrung geringgeschätzt, so wird es desto schwerer sein, Sympathien für ihre Materialien und für deren Zusammenbringung zu erwecken. Allein desto dringender wird es dann auch die Pflicht ihrer Freunde werden, trotz alles Stachels der Verwunderung und alles Fluches der Lächerlichkeit bei Zeiten zu bekennen, was zu bekennen ist, selbst wenn schon die Darlegung der Grundgedanken, von denen ausgegangen wird, manchem Kopfschütteln begegnet.

Und einem solchen Kopfschütteln begegnet jedenfalls bei Vielen die vom Verfasser dieser Zeilen vertretene Grundidee: daß nämlich die Art und Weise, wie die Jünger der Wissenschaften und Künste als solcher ausgebildet werden, eine der allerwichtigsten Angelegenheiten ist und gerade in unserer Zeit der stärksten Theilnahme bedarf. Diese Idee stützt sich u. A. auf die Ansicht, daß die Leistungen, Verhältnisse ꝛc. der Menschen in erster Reihe abhängen von der Geistes- und Charakterhöhe, sowie dem Wissensgut derer, die in führenden Stellungen stehen, der manchmal sogenannten „Regenten“ weiteren Sinnes. Ihre Ausbildung liegt nun freilich über die sogenannte Schulbildung hinaus. Wird durch diese theils das ganze Volk, theils seine mittlere Schicht in den sogenannten „Schulfächern“ ausgebildet, so wird dort seine obere, die eigentlich leitende Schicht, eben in Wissenschaft und Kunst schlechtweg ausgebildet und zu wissenschaftlichen wie künstlerischen Persönlichkeiten erzogen. Damit aber ist ein eigenes Gebiet der Pädagogik eröffnet, das bisher noch nicht recht als solches anerkannt wurde. Es steht mit den bisher gepflegten Gebieten der Pädagogik, denen der „unteren Stufen“, durch zahlreiche Fäden in Verbindung, unterscheidet sich aber von ihnen grundsätzlich so scharf, daß ihm seine Selbstständigkeit gewahrt werden muß.

Die Sache nun, die der Verfasser meint, besteht so lange, wie es überhaupt eine Cultur giebt, die wissenschaftlich und künstlerisch in Betracht kommt; je mehr dies, desto mehr auch jenes. Seit Längstem wurden Jünger der Wissenschaften und der Künste aller Art mit mehr oder weniger Geschicklichkeit herangebildet, und zwar theils auf ganz private und individuelle Weise, theils in irgend welchen mehr oder weniger organisirten Anstalten, die eigens zu diesem Zweck errichtet sind. Voran stehen hier die verschiedenen „Hochschulen“, obgleich sie, wie angedeutet, nicht die einzigen Gelegenheiten für die hier gemeinte Thätigkeit des Uebermittelns wissenschaftlicher und künstlerischer Güter sind. Die Gesammtheit dieses Uebermittelns wird wohl am besten durch den Ausdruck „Wissenschafts- und Kunstpädagogik“ bezeichnet. Insofern aber, wie gesagt, die Hochschulen dabei eine bevorzugte Rolle spielen, empfiehlt sich der kürzere, allerdings nicht ganz zutreffende Name „Hochschulpädagogik.“ Ihm kommt denn auch zu Gute, daß längst schon von einer „Volksschul“- oder „Elementarpädagogik“ und einer „Gymnasialpädagogik“ die Rede war. Was nun die Sache selber betrifft, so sind diese beiden Gebiete der Pädagogik seit Längerem anerkannt und gepflegt; jenes dritte, oberste jedoch ist erst ein Besitz unserer Zeit und harrt nach einigem Wenigen, was dafür positiv geleistet worden ist, noch der Mitwirkung und Zustimmung weiterer Kreise.

Nun bedarf dieses Gebiet nicht minder einer ganzen Welt von Materialien wie jedes andere; ja gerade die seinigen sind so ausgebreitet und vielgestaltig, wie kaum irgend welche anderen, und erheischen darum erst recht eine sammelnde und ordnende Aufmerksamkeit. Unübersehbar viele Mittel, directer und indirecter Art, giebt es, die aufgewendet werden, um die Wissenschafts- und Kunstjünger auszubilden. Man denke nur an die ganze Fluth der Lehrbücher und der Lehrmittel engeren Sinnes. Dann aber kommt gerade hier ein Material in Betracht, das kaum auf einer anderen Stufe der Pädagogik existirt oder wenigstens kaum irgendwo so viel Bedeutung hat wie eben hier. Bekanntlich spielt sich der Unterricht auf Hochschulen vorwiegend — und dies immer noch mit Recht — in der Form der sogenannten Vorlesungen ab. Für sie schafft sich der Lehrende in mehr oder weniger ausführlicher Weise eigene „Hefte“, und die Lernenden führen nach dem Gehörten hinwider ihre Aufzeichnungen, und zwar ebenfalls mehr oder weniger ausführlich. So giebt es zwei einander gegenüberstehende Traditionsmittel für das vorliegende Gebiet: die „Collegshefte“ der Lehrer und die der Schüler, also die activen und die passiven Collegshefte. Es ist nun kaum zu ermessen, welche große und tiefe Bedeutung der Strom des Wissens und Könnens besitzt, der von den verschiedenen Hochschullehrern durch eben diese Medien hindurch in ihre Jüngerschaft hinein- und von da weitergeflossen ist in all' die geistigen Gegenden, die von Wissenschaft und Kunst ihren Gehalt bekommen.

So eröffnet sich denn bereits eine unermeßliche Fülle von Dingen, die beachtet, bewahrt, studirt und zu all' dem gesammelt und entsprechend behandelt sein wollen. Hinter der Schicht von Producten unseres geistigen Lebens, die wir als die Blüthen unserer Literatur, Kunst ꝛc. verehren, eröffnet sich dadurch eine zweite Schicht, die erste zum großen Theil tragend und erklärend. Stehen hier eben die Collegshefte in erster Linie, so haben doch auch Lehrbücher, Lehrmittel ꝛc. einen ähnlichen, offener daliegenden Werth. Eine Ausstellung und vielleicht auch dauernde Sammlung ärztlicher Lehrmittel ist heute nichts Neues mehr. Man denke aber nur einmal an die Fülle von Stoff, in die man hineingeräth, wenn man ebenso nach den Lehrmitteln auf allen anderen Wissenschafts- und Kunstgebieten fragt und ihre Zusammenstellung nach instructiven Grundsätzen plant. Daß von Lehrbüchern, und gerade von obscuren oft am meisten, ungemein viel in das Lebenswerk der großen Persönlichkeiten eingedrungen ist, diese Erkenntniß mußte sich gerade bei den Arbeiten auf dem nun eröffneten Feld aufdrängen.

Ich stehe von da an in der Gefahr, durch die weitere Aufzählung aller der Arten von Materialien, die hier in Betracht kommen, zu ermüden. Mittelbar ist ja diese Aufzählung bereits vorweggenommen worden durch eine Darlegung des Verfassers dieser Zeilen, die sich zur Aufgabe gesetzt hat, der geschichtlichen Behandlung des ganzen Gebietes methodisch vorzuarbeiten („Zur Geschichtsforschung und Ge-

Digitized by Google

schichtschreibung der Hochschulpädagogik", in „Lehrproben und Lehrgänge", Halle-Saale, Heft 68, Juli 1901). Dort sind hauptsächlich die mannigfachen Quellen angegeben, auf die sich eine historische Beschäftigung mit der Sache und schließlich auch jede gegenwärtige Pflege derselben stützen muß. Durch den dortigen Hinweis auf den gewaltigen Umfang und auf die reiche Vielgestaltigkeit des fraglichen Stoffes ist aber auch gezeigt, welche Bedeutung und feine Gliederung die Sache selbst besitzt; es ist eine Welt von Thatsachen aufgethan, die eben nicht mehr ignorirt werden kann.

Greifen wir eine Seite dieser Welt, als besonders zugänglich für sammelnde, ordnende und verarbeitende Thätigkeit heraus, so sind es vor Allem die äußeren Mittel, die für ein hochschulpädagogisches Wirken nöthig werden. So die Gebäude der Lehrstätten: sie sollen in Abbildungen ebenso dem Gedächtniß bewahrt werden, wie die anderen Zwecken dienenden Bauten. Von ihrer inneren Einrichtung ist Manches direct aufzubewahren. Dann erzeugt die Organisation jener Lehrstätten eine Menge kleiner Hilfsmittel von Bedeutung. Ich nenne beispielsweise die Universitätssiegel; zahlreiche solche sind im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg aufbewahrt. Dazu kommen nun Denkmünzen, Insignien, Trachten und dergleichen und schließlich die weiten Mengen von Urkunden aller Art. Bei all' dem wird es sich freilich darum handeln, sie nicht bloß so an einander zu reihen, wie derartige Dinge in den bekannten Museen im Dienst allgemeinerer Interessen neben einander gestellt sind, sondern sie vielmehr so zu fassen, daß ihr eigentlicher Sinn für das vorliegende Gebiet, die Aufschlüsse, die aus ihnen für das Verständniß der Wissenschafts- und Kunsttradition zu gewinnen sind, die Anregungen, die sie für die Praxis geben können u. s. w., zum Vorschein kommen.

Man wird nun leicht ein doppeltes Bedenken dem Allen entgegenhalten, vorausgesetzt, daß nicht die Sache von Grund aus abgelehnt wird. Erstens mag es scheinen, daß ja unsere verschiedentlichen historischen Museen und dergleichen dazu berufen seien, für ein solches Sammeln und Ordnen zu sorgen. Und zweitens mag man fragen, ob sich nicht viel besser gleich die Anlage eines pädagogischen Museums überhaupt lohnen wird, das sämmtlichen Unterrichtsstufen, nicht bloß der höchsten, gerecht zu werden vermag. Die Erledigung dieser Einwürfe könnte sehr weit führen; darum hier nur Folgendes! Die Vertheidigung der vorliegenden Sache hat immer mit dem scheinbaren Einwand zu thun, daß die Lehre der Wissenschaften und Künste nicht in der Weise vor sich gehen darf, in der die Uebermittlung von Schulfächern, also die Ausübung der Pädagogik auf den unteren Stufen, zu geschehen hat. Es sei hier abgesehen von dem vielen fundamental Gemeinsamen, das immer für die eine und die andere Seite bleiben wird. Hier ist gerade die Betonung der Verschiedenheiten willkommen. Es wurde ja schon gesagt, daß diesem Gebiete seine Selbstständigkeit gewahrt werden muß. Seinem Eigenthümlichen würde eben beim Zusammenlegen mit Andersartigem nicht entsprochen werden. Und so ist es ja schließlich mit jeder wichtigen Sache gegangen, daß sie sich herauslösen mußte aus ihrer Verborgenheit und Unentwickeltheit, mit der sie erst nur ein Theil eines Ganzen war. Schon räumlich und administrativ würde der vorliegende Plan so viel beanspruchen, daß ihm wenigstens auf die Dauer die Abhängigkeit von anderen Interessen nicht genügen könnte.

Der Anfang freilich kann und muß auch ganz klein gemacht werden. Hier wird es nicht auf die Zahl und Kostbarkeit der Sammlungsstücke ankommen, sondern auf den mehrerwähnten Sinn, von dem aus sie genommen und behandelt werden. Ist nur einmal der Keim des Ganzen so da, daß man unzweideutig erkennt, was es sein soll, dann wird die Erweiterung nur eine Frage der Zeit sein, und dann wird jeder Zuwachs neue Zuwüchse hervorrufen. Auch daran braucht nicht gedacht werden, den bestehenden Sammlungen die hierher gehörigen Stücke wegzunehmen. Namentlich ist es zweckmäßig, daß die lebendig weiter wirkenden Anstalten ihr eigenes Archiv bei sich behalten und bewahren. Allein über all' das hinaus wird sich, ist nur erst die Gunst der Oeffentlichkeit gewonnen, so viel freies Gut finden, zumal aus den Nachlässen wissenschaftlicher und künstlerischer Lehrer, daß dann auch den Skeptischesten die Augen aufgehen müssen über die Fülle dieser Welt und über die Richtigkeit des heutigen Drängens nach einem endlichen Anfassen der Sache.

Natürlich kann von ihren derzeitigen Vertretern nicht verlangt werden, daß sie das Unternehmen selber machen. Dazu reichen die privaten Mittel von ein paar idealistisch strebenden Personen nicht aus. Ohne öffentliche Mittel kann Derartiges heute schwerlich gelingen, wenigstens in Deutschland nicht — mag man nun an eine Gruppe von Mäcenen, oder an Staat und Stadt, oder an eine eigens zu diesen Zwecken zusammentretende vereinsartige Gesellschaft denken. Und doch wird mindestens für den Anfang der finanzielle Bedarf im Verhältniß zu anderen öffentlichen Aufwendungen gar nicht einmal besonders groß sein müssen. Vieles wird so gut wie umsonst zu haben sein. Beispielsweise ist doch darauf zu rechnen, daß jede in Betracht kommende Lehranstalt ihre Satzungen, Ordnungen, Lehrpläne, Jahresberichte, Prospecte und dergleichen mehr in je einem Exemplar (wenn gedruckt) oder in einer Abschrift oder sonstigen Mittheilung (wenn nicht gedruckt) gern zur Verfügung stellen werde. Derlei muß aber endlich irgendwo beisammen sein und bequem und übersichtlich dargeboten werden.

„Hinterher ist leicht reden, doch schwer kaufen" — hieß es im Obigen. Noch ist Zeit, diese Einsicht auf den hier gegebenen Fall anzuwenden. Noch wird eine Specialbibliothek dieses Gebietes leicht herzustellen und der Ruf nach einem Suchen von Vorlesungsmanuscripten auch aus älteren Zeiten aussichtsvoll sein, und dergleichen mehr. Noch kann an eine rüstig vorwärts schreitende Bewegung — eben die „hochschulpädagogische" — erfolgreich angeknüpft werden. Einwände bleiben am besten für die Zeit aufgespart, in der sie vor den dann gewonnenen Schätzen überflüssig sein werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Fluß.

Eine Jugend-Erinnerung von Emil Zola. Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Der Winter naht; ich liebe seine erste, sanft-melancholische Traurigkeit, den starken Duft der abgefallenen Blätter und das morgendliche Zittern des Flusses. Zuweilen nehme ich meine Barke und fahre nach den beiden Armen zwischen den kleinen Inseln. Hier in dem ruhigen Tode des Sommers bin ich endlich allein, von der Welt zurückgezogen, wie ein Eremit aus längst entschwundenen Zeiten.

Ach, wie fern ist Alles, und wie klein erscheint Alles! Warum habe ich mich gestern aufgeregt, und welch' toller Ehrgeiz trieb mich, die Wahrheit zu verkünden? In dieser Stunde fühle ich mich im Schooß der weiten Natur verloren wie ein Atom; ich weiß nicht mehr, was an unserer ameisenhaften Regsamkeit, an diesen literarischen und politischen Schlachten wahr ist, die wir für ausschlaggebend halten und die nicht einmal das hohe Schilfrohr am Ufer bewegen. Ich weiß nur so viel, daß wir in der ewigen Arbeit der Welt fortgetrieben werden wie die Strohhalme; und daß man bescheiden und klug wird, wenn man sich die Arbeit der Erde — allein — an einem Herbsttage ansieht.

Die Wasser ziehen geräuschvoll vorüber; einige feine, weiße Wolken fliegen über den blassen Himmel, während ein zitterndes Schweigen sich von den Bäumen herabsenkt. Und ich habe nur noch einen Wunsch: mich diesen Wolken und Wassern zu überlassen und mich in diesem tiefen Schweigen zu verlieren. Es ist so schön, dem Zank und dem Zweifel ein Ende zu machen und sich der heiteren Landschaft zu überlassen, die ihr Werk unaufhaltsam und ohne Streiten verrichtet. Morgen werden wir unsere leeren Dispute wieder aufnehmen, heut' wollen wir stark und sorglos sein wie die Pferde, die man über die Inseln laufen läßt und denen das hohe Gras bis an die Schenkel reicht.

Digitized by Google

Meine ganze Jugend erwacht. Ich erinnere mich an die Zeit, da wir in lustiger Schaar auszogen um — einige Meilen von Paris — die Seine zu entdecken. Die glückliche Zeit, wo man Alles zu erobern hoffte und nichts zu behüten hatte!

II.

Es war ein Flecken, der von der Eisenbahn entfernt lag, was seine Vereinsamung erklärt. Die Häuser standen auf einem Hügel, aber wenn das Wasser stieg, kam es doch vor, daß der Fluß bei den Einwohnern eindrang, und sie waren dann gezwungen, sich in Kähnen Besuche abzustatten. Im Sommer stieg man durch eine mit Rasen bewachsene Böschung, an der sich mehrere Pfade kreuzten, zur Seine hinab. Wir hatten hier einen gutmüthigen Gastwirth gefunden, der uns sein ganzes Haus zur Verfügung stellte. Die Gäste waren selten; es kamen nur Sonntags einige Bauern; daher war er entzückt über diese Einnahme von Seiten der Pariser, die auf Wochen bei ihm abstiegen.

Drei Jahre hindurch waren wir die Könige der Gegend. Die Herberge war klein; wenn wir ein Dutzend stark anrückten, mußten wir Zimmer im Dorfe suchen. Ich hatte für mich ein Zimmer bei dem Schmied gefunden. Noch immer steht mir dieses große Gemach mit seinem gewaltigen Eichenschrank, seinen weißen Wänden, auf die Bilder geklebt waren, seinem Gypskamin, auf dem ein ganzer Bauernluxus sich breit machte, unter Glas gestellte Papierblumen, vergoldete Kistchen, die man auf den Jahrmärkten gewonnen hatte, und aus Havre mitgebrachte Muscheln vor Augen. Um in das Bett zu klettern, brauchte man eine Leiter. Das ganze Zimmer roch nach der frischen Wäsche, mit der der Schwank vollgestopft war.

Es war das Zimmer der ältesten Tochter, das der Schmied mir abgetreten hatte, und Kattunröcke, leinene Mieder hingen noch an den Nägeln. Meine Freunde hänselten mich und sagten, ich schliefe hier unter Unterröcken. Thatsächlich regte mich diese Bäueringarderobe ein Bißchen auf. Zuweilen packte mich die Neugier, den Schrank zu untersuchen und die aufgehängten Sachen näher zu betrachten. Was war das für ein Mädel! Die Gürtel ihrer Kleider waren nicht zu eng für mich, und zwei Pariserinnen hätten in einem ihrer Mieder tanzen können.

Eines Abends entdeckte ich hinter einem Stoß Servietten ein Corsett; ich war betroffen, denn es war eine wahre Rüstung, ein mit Fischbein gepanzerter Küraß, und so groß, daß man den Torso der Venus von Milo hätte hineinstecken können. Uebrigens heirathete die schöne Erneſtine im zweiten Tage unseres Aufenthalts einen Schlächter aus Poiſſy.

Um 4 Uhr morgens weckten mich die Schwalben, die sich ihr Nest oben auf dem Kamin gebaut, mit lautem Geschrei. Trotzdem schlief ich wieder ein, doch um 6 Uhr wackelte ich wie betäubt hin und her. Unten machte sich nämlich der Schmied an die Arbeit. Mein Zimmer lag gerade unter dem Amboß. Der Blasebalg schnarchte mit der Heftigkeit des Sturmes, die Hämmer fielen tactmäßig auf den Amboß, und das ganze Haus sprang bei dieser Musik. In den ersten Tagen wurde mein Bett so heftig geschüttelt, daß ich aufstehen mußte; dann gewöhnte ich mich daran, und wenn ich sehr müde war, wiegten mich die Hämmer sogar schließlich ein.

III.

Wir kamen nur der Seine wegen und verbrachten hier unsere Tage. In drei Jahren machten wir auch nicht einen Spaziergang zu Fuß. Die Bäume am Ufer waren unsere Freunde geworden, wir hätten die Zahl der Felsen nennen können und waren auf eine Meile auf- und abwärts des Flusses wie zu Hause. Wenn ich heut' die Augen zumache, steht dieser Winkel der Seine mit seinen Pappelvorhängen, seinen mit großen blauen und violetten Blumen bepflanzten Ufern, seinen einsamen Inseln mit den Rieſengräsern noch klar vor meinen Blicken.

Unser Gastwirth hatte eine etwas schwere Barke; ich glaube, sie war in Havre erbaut und konnte fünf bis sechs Personen fassen. Sie mußte wohl sehr kräftig sein, denn sonst hätte sie den Abenteuern, die wir sie durchmachen ließen, nicht widerstanden. Wir stießen sie ohne die geringste Rücksicht gegen die Ufer, fuhren über herabgefallene Bäume und trieben sie so tief in den Sand, daß wir mit nackten Beinen in das Wasser treten mußten, um sie herauszuziehen. Sie begnügte sich zu knarren, worüber wir lachen mußten. Zuweilen, wenn wir einem bösartigen Gedanken nachgaben, stürzten wir sie, um sie, wie wir sagten, auf die Probe zu stellen, mit heftigem Ruderschlage auf große Steine. Wir fielen nach hinten über, so heftig war die Erschütterung; sie stieß eine dumpfe Klage aus, und wir waren entzückt!

Ich weiß nicht, ob der Wirth die Experimente ahnte, die wir mit seiner Barke anstellten, doch ich erinnere mich, daß ich ihn träumerisch und gerührt zu Stunden, wo er sich nicht bemerkt glaubte, vor ihr stehen sah. Er bückte sich, untersuchte sie und berührte sie mit einer Miene väterlicher Unruhe. Es war ein sanfter Mensch, und nie wagte er, sich zu beklagen.

IV.

Dann wurden wir ruhiger und kosteten den tiefen Zauber des Flusses aus.

Die beiden Ufer schoben sich gleichsam auseinander, die Wasserfläche erweiterte sich zu einem breiten Baſſin, und dort lagen drei Inseln gerade der Strömung gegenüber. Die erste links, die sehr lang war, erstreckte sich fast eine halbe Meile weit; die zweite umgab einen Arm von höchstens 300 Metern, während die dritte nur ein mit Bäumen bewachsener hoher Rasenfleck war. Dahinter zeigten sich andere kleine Inseln, die von den engen Armen des Flusses durchschnitten wurden.

Zur Linken des Flusses breiteten sich bepflanzte Wiesen aus, zur Rechten zeigte sich ein Hügel, auf dessen Gipfel man ein kleines Gehölz erblickte.

Wir fuhren die Strömung herauf; um uns nicht anzustrengen, immer an den Ufern entlang; hatten wir dann das Becken erreicht, so fuhren wir in die Mitte und ließen unsere Barke treiben. Sie schoß langsam von selbst, geräuschlos hinunter. Wir lagen faul und schläfrig auf den Bänken und plauderten, doch jedesmal, wenn die Barke die Inseln in Sicht bekam, stockte die Unterhaltung, und ein unbesieglicher Ernst senkte sich auf uns herab.

Gegenüber, über den weißen Wassern zeigten sich die drei Inseln in ein und derselben Linie mit ihren runden Spitzen und ihren ungeheuren, grünen Flächen. Sie sahen in dem purpurnen Sonnenuntergange wie drei Baumbouquets aus, die mit grünen Wipfeln in der Luft schliefen. Man hätte sie für drei vor Anker liegende Schiffe halten können, deren Masten sich wunderbarer Weise mit Laub bedeckt hatten. Und die Inseln spiegelten sich in der Wasserfläche, schimmerten in dem Silberspiegel, der sich unermeßlich, ohne Falte, vor uns ausbreitete; sie bohrten ihre Bäume in das Wasser und verlängerten gleichsam ihre Ufer. Die beiden Azurflächen, der Himmel und der Fluß, lösten eine tiefe Heiterkeit und Majestät aus.

Besonders am Abend, wenn kein Blatt sich bewegte, wenn die Wasserfläche den bläulichen Glanz des Stahles annahm, wurde das Schauspiel noch herrlicher, und man träumte von der Unendlichkeit.

Wir fuhren immer weiter und drangen in einen zwischen den Inseln sprudelnden Arm des Flusses ein. Hier wurde der Zauber intimer. Die Bäume neigten sich an den beiden Ufern und verwandelten den Fluß in eine große Garten-Allee. Ueber unseren Häuptern war nur noch ein Streifen des Himmels sichtbar, während vor uns in weiter Ferne sich ein Stückchen der Seine öffnete, eine Strömung, die an bewaldeten Hügeln, an dem einsamen Kirchthurme eines Dorfes vorüberflog.

Ein Vogel stieß einen Schrei aus und flog wie ein röthlichgrüner Blitz über das Wasser. Auf den Bäumen gurrten die Tauben, es herrschte ein tiefer Friede, eine köstliche Frische; man hatte den großen, starken Eindruck eines hundertjährigen Parkes, in welchem vornehme Damen in alten Zeiten der Liebe gehuldigt hatten.

Dann bogen wir in einen der kleinen Arme ein, und auch hier erwartete uns eine Freude. Die Ruder zu handhaben war nicht mehr möglich, man mußte sie einziehen und sich an den schwierigen Stellen des Bootshakens bedienen. Die Bäume hatten sich eng zusammengedrängt, die Wipfel verschlangen sich ineinander, und man flog unter einer Wölbung dahin, ohne auch nur ein Stückchen Himmel zu bemerken. Hundertjährige Weiden, die die Strömung halb ausgerissen, zeigten ihre miteinander verwachsenen Wurzeln, die wie verknotete Nattern aussahen; ihre Stämme schienen verfault und neigten sich in der tragischen Haltung Ertrunkener, die an den Haaren festgehalten werden; und aus diesem rissigen, fahlen, von dem Wogenschaum beschmutzten Holz erhob und entfaltete sich eine ganze Jugend schlanker Stengel und zarter Blätter. Wir mußten beim Vorbeifahren den Kopf senken, denn die Zweige streichelten uns die Stirn.

Zu anderen Malen schossen wir durch die Wasserpflanzen; die Wasserlilien breiteten ihre dicken, runden Blätter aus und schwammen wie Froschrücken umher, und wir rissen ihre gelben, faden und fleischigen Blumen ab, die sich wie die Augen neugieriger Karpfen an der Oberfläche öffneten. Es waren da noch andere Blumen, deren Namen wir nicht behalten konnten, besonders eine, eine kleine, violette Blüte von entzückender Feinheit.

Doch die Barke schoß immer weiter, immer mehr von den Pflanzen gestreift. Jeden Augenblick mußte sie sich drehen, um den Windungen des kleinen Armes zu folgen.

Das war eine Aufregung, denn man wußte nie sicher, ob man auch durchkam. Oft zeigte sich eine Sandbank. Doch wie triumphirten wir, wenn wir ungehindert in einen großen Arm einbogen, und den engen Durchgang hinter uns ließen, wie einen jener Waldwege, wo man einer nach dem anderen gehen muß, und wo die Sträucher sich von selber wieder schließen!

V.

Was für schöne Tage habe ich so auf dem Flusse verlebt!

Morgens lagerte ein leichter Nebel über dem Wasser, man hätte ihn für Mousseline halten können, der mit einzelnen Stückchen seines feinen Gewebes an den Bäumen am Ufer hängen blieb; die Pappeln schienen ganz in Weiß gekleidet.

Wenn dann die Sonne aufging, fiel ihr Kleid wie ein Brautgewand am Hochzeitstage; sie rauchten einen Augenblick in der Luft und leuchteten mit leichtem Zittern ihrer Blätter.

Wir liebten diese weißen Morgennebel und fuhren auf das Wasser, um die Sonne aufgehen zu sehen. Um uns her strömte der

Digitized by Google

Fluß einen Milchduft aus. Plötzlich blitzte ein Strahl auf, ein goldenes Leuchten färbte den Nebel purpurroth. Einige Minuten lang verschmolzen die zartesten Töne, das blasse Rosa, das zarte Blau, das durch eine Lack-Nüance gemilderte Violett in der dünnen Luft. Dann schien ein Windhauch Alles zu verjagen. Die Nebel waren verschwunden, und auf dem hellblauen Flusse funkelten Strahlen unter der triumphirenden Sonne.

Nachts, besonders in Mondnächten, begaben wir uns ebenfalls gern in ein benachbartes Dorf stromaufwärts und kehrten spät — gegen Mitternacht — mit der Strömung zurück.

Die Barke zog ganz langsam in tiefem Schweigen dahin. An dem blaßblauen Himmel stieg der Vollmond empor und warf seinen Silberfächer auf die Wasserfläche. Weiter unterschied man Nichts.

Die beiden Ufer mit ihren Feldern und Hügeln waren gleichsam zwei Schattenmassen, zwischen denen der dahinfließende Strom ganz weiß erschien. Indessen erhoben sich aus dieser Landschaft, die man nicht sah, zeitweise ferne Stimmen, das Gekrächze einer Eule, das Quaken eines Frosches, der starke Odem der schlafenden Culturen. Und wir sahen den Mond in den Furchen unserer Barke tanzen und ließen unsere brennend-heißen Hände in das frische Wasser herabhängen.

Wenn ich nach Paris zurückkam, wirkte das Schaukeln des Bootes noch lange Zeit in mir nach. Nachts träumte ich, ich rudere, und eine schwarze Barke entführe mich in das Schattenreich.

Solch' eine Rückkehr war immer traurig! Das Straßenpflaster brachte mich zur Verzweiflung, und wenn ich an den Brücken vorüberging, warf ich den Blick eines eifersüchtigen Liebhabers auf die Seine. Dann begann das Leben von Neuem, man mußte doch leben. Meine Arbeit nahm mich wieder ganz in Anspruch, und ich kehrte in den großen Kampf zurück.

VI.

Darum wünsche ich jetzt, wo ich mein eigner Herr bin, sehr häufig, ich könnte mich in einen einsamen Winkel an einem blühenden Ufer, zwischen zwei alten Weidenstämmen zurückziehen. Der Mensch braucht so wenig Platz zum ewigen Frieden! Die leeren Streitereien der Welt würden mich nicht mehr bekümmern. Ich würde mich auf den Rücken legen, würde meine Arme im Grase ausstrecken und der gütigen Natur sagen, sie solle mich nehmen und bei sich behalten.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

2712500 Mark betragen diesmal die Einnahmen des städtischen Viehmarktes in Berlin; der Reingewinn beziffert sich auf 1607500 Mk.

Es ist als selbstverständlich anzunehmen, daß der Berliner Liberalismus, der mit so heiliger Entrüstung gegen die hohen, von dem armen Volk zu zahlenden Fleischpreise wettert, unverzüglich auf diesen wucherischen Gewinn verzichten und dadurch sein Theil zur Hebung der verwüstenden Fleischnoth beitragen wird.

*

Herr Max Nordau, der ein Zionist zu sein behauptet und sich doch des Namens seiner Väter, Südfeld, schämt, schreibt in der Vossischen Zeitung über Emil Zola:

„Es ist schwer zu sagen, was vom schriftstellerischen Schaffen eines Verfassers sich in eine etwas entlegenere Zukunft hinüberretten wird, und es ist anmaßend, das Urtheil ferner Nachgeborener vorwegnehmen zu wollen. Was immer die künftigen Schicksale der Romane Zola's sein mögen: das kann man getrost sagen, daß das persönliche Auftreten Zola's in den Tagen der fürchterlichsten Verirrung des französischen Volkes niemals wird vergessen werden. Wie er mit Donnerstimme sein „Ich klage an" hinausschrie, das bleibt in die Tafeln der Geschichte eingeschrieben und wird früher oder später seinen Plutarch, vielleicht auch einen Dank in Marmor und Erz finden. Der Zola der Pariser und Versailler Gerichtsverhandlungen ist der ruhmreichsten Unsterblichkeit sicher, was immer das Loos des Zola der ‚Rougeon-Macquart', der ‚Drei Städte', der ‚Vier Evangelien' sein mag."

Herberes ist über Zola's litterarisches Lebenswerk nicht gesagt worden. Nordau-Südfeld's Urtheil fällt um so schwerer in's Gewicht, als er allezeit ein begeisterter Verehrer und Lobpreiser des Verstorbenen war. Daß sogar er Assommoir, Nana und Germinal so gering einschätzt, um sie versinken zu lassen neben den beiläufigen Zeitungsartikeln, die Zola für Dreyfus veröffentlicht, das ist eine zerschmetternde Verurtheilung des Mannes von Medan. Ich liebe ihn nicht besonders, aber hier muß der Gegner des schwärmenden Beristen seinem vossischen Busenfreunde erwidern, daß er ungerecht bis zum Hasse gegen Zola gewesen ist.

*

Der schrecklichste Feind.

Eine kurze, aber ergreifende Scene.

Pachnicke: Wir wären uns also über alle Punkte einig?

Fischbeck: Vollkommen. Die Abmachung tritt am 1. Juli 1903 in Kraft.

Singer: Das Cartell der Linken! Was finstere Mächte Jahrzehnte lang verhindert haben, nun ist es endlich Wirklichkeit geworden! Ich komme mir wie Moses vor, der am Abend seines Lebens von luftiger Bergeshöhe aus das gelobte Land vor sich liegen sieht.

Bassermann: Wen haben wir noch zu fürchten? Der Zolltarif zerquetscht die Konservativen. Unser zweiter gefährlicher Gegner, das Centrum, hat sich seit Tuntenhausen bei Hofe unmöglich gemacht. Nun wir einig sind, meine lieben Brüder von der Linken, führen wir die Geschäfte.

Pachnicke: Es ist nur noch nöthig, daß wir die Portefeuilles unter uns auslosen. Wir haben keinen Feind mehr, der uns an der Theilung der Beute hindern könnte; Niemand und Nichts vermag den Siegeszug unseres freiheitlichen Cartells zu hemmen — (Ein Bote stürzt herbei.)

Der Bote (fassungslos): Alles verloren! Unsere Einigkeit zum Teufel! Das Cartell gesprengt! Die Regierungsfähigkeit der Linken ein närrischer Wahn! Sieg! brüllen unsere Gegner durch die Gassen.

Die Führer (bleich): ? ? ?

Der Bote: Eugen bleibt! Er will sich nun doch erst Anno 1908 pensioniren lassen.

*

Auf dem nationalsocialen Parteitage in Hannover hielt Pfarrer Naumann eine Ansprache, in der er sich gegen den vielfach herrschenden Pessimismus wandte, der aber durch die aufwärts strebende Partei der Nationalsocialen überwunden werden würde. Das Kaiserthum und die Demokratie, so führte Naumann dann weiter aus, seien die beiden Bedingungen für eine glückliche Zukunft Deutschlands. Im Kaiserthum sehe er eine Bürgschaft gegen eine conservativ-clerikale Mehrheit. Setze der Kaiser auch nicht Alles durch, was er will, und bereiten ihm Beamte auch viel Unbequemlichkeiten, so sei er doch ein durchaus moderner Mensch, der vorwärts wolle.

Es zeugt von nicht geringem Muthe, daß Pfarrer Naumann sich mit so harten Worten gegen einen Herrscher wendet — wenn es auch nur der herrschende Pessimismus ist. Mit um so größerer Berechtigung, und nach dem Gesetze von der Contrastwirkung auch mit um so größerem Effecte, feiert der Pfarrer dafür den Kaiser. Man könnte beinahe sagen, daß er zuviel des süßen Syrups servire, und daß seine byzantinischen Confituren einen faden Geschmack hinterlassen — man könnte das sagen, wenn er die Erklärung für all' die tiefen Verneigungen nicht selber in dem Zugeständniß gäbe, daß die Nationalsocialen eine aufwärts strebende Partei seien.

*

Die wichtigen und sensationellen Kämpfe um die Lippe'sche Ebenbürtigkeit dauern fort. Jetzt hat die Weißenfelder Linie gegen den Grafregenten einen Proceß angestrengt, worin sie dem Herrn Beklagten das Recht der Zugehörigkeit zur hochadeligen gräflich Lippe'schen Familie

Digitized by Google

aberkennen lassen will. Auch soll dem Herrn Beklagten das Recht genommen werden, a) den dem Gesammthause zustehenden Titel eines Grafen und Edlen Herrn zu Lippe und eines Grafen zu Schwalenberg und Sternberg zu führen, b) sich des Geschlechtswappens — einer Rose auf silbernem Grunde und einer auf einem Stern sitzenden Schwalbe auf rothem Grunde — zu bedienen.

Es giebt doch noch gewaltige Probleme in dieser Zeit, die im Allgemeinen nur um ärmliche Kleinigkeiten kämpft, Cultur-Probleme, die des erbitterten Ringens der Menschheit werth sind. Die von der Weißenfelder Linie aufgeworfene Streitfrage gehört dazu. Sie kommt gleich hinter dem Zolltarif und dem Konitzer Morde. Welch' helles Licht wirft sie auf die geistige Höhe der hochadeligen Personen, die in heiligem Ernst sich und die Öffentlichkeit mit solchen Fragen befassen! Wie glänzend widerlegt gerade dieser Zwist die oft gehörte Klage, daß die Menschen von heute zu nichts mehr Zeit hätten und daß ihnen die köstliche Gabe, sich selbst vor aller Welt zum Narren zu halten, immer mehr schwinde!

*

Auf den Index des Straubinger Katholischen Preßvereins ist neben achtzehn anderen Zeitungen und Zeitschriften auch die „Gegenwart" gesetzt worden.

Diese aufdringliche Reclame geht nicht von uns aus. Wir stehen mit dem Straubinger Katholischen Preßvereine in keiner wie immer gearteten geschäftlichen Verbindung, haben ihn nie autorisirt, Abonnenten oder Inserate für uns zu sammeln und warnen Jedermann davor, ihm auf unseren Namen etwas zu borgen, da wir für Nichts aufkommen.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Kaltwasser. Lustspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. (Lessing-Theater.) — Im bunten Rock. Lustspiel in drei Aufzügen von Franz v. Schönthan und Freiherrn v. Schlicht. (Kgl. Schauspielhaus.)

Es ist wirklich vorbei mit Herrn Fulda. Das Geistreichsein in Prosa gelingt ihm schon gar nicht mehr. Bei der „Zwillingsschwester" verstand er die Impotenz seines Humors hinter klingelnden Versen zu verstecken; „Kaltwasser", die ungereimte Novität des Lessing-Theaters dagegen stellte ihn zum Erbarmen bloß. Interessant an dem unlustigen Lustspiele war allein die freilich nicht überraschende Thatsache, daß Herrn Fulda's Mittagsgäste, die gleichzeitig Theaterkritiker sind, mit naivem Mangel an Verschämtheit von einem fröhlichen Lacherfolge zu sprechen wagten. In Wahrheit hörte man minutenlang keinen Laut im Parkett. Selbst die Huster und Nieser verstummten, aus Furcht, in der allgemeinen Stille unangenehm aufzufallen. Die Menschen saßen wie versteinert. Eine solche Trostlosigkeit hatte denn doch Niemand erwartet.

Fulda war sich anscheinend wieder einmal nicht klar darüber, ob er eine Charakterkomödie oder einen Schwank schreiben sollte. Zur Charakterkomödie reichen indeß seine dichterischen Mittel nicht aus, und zum Schwank fehlt ihm der üppig quellende Witz. So entschloß er sich denn, auf beiden Stühlen zu sitzen. Das Ergebniß war eine Langweilerei, die zum Mindesten in dieser Spielzeit nicht überboten werden kann. Und das ist auch ein Trost.

Der Held des Stückes, der nicht unbekannte geniale Capellmeister, geht in eine Wasserheil-Anstalt, um sich vor den Weibern zu retten, die ihn mit ihrer Liebe verrückt machen. Hier hofft er Ruhe vor anbetenden Damen zu finden. Selbstverständlich beginnt er statt dessen sofort ein paar Techtelmechtel, und die ungeheuer ulkige Pointe des Spaßes besteht darin, daß er seine eigene Frau aus dem Sanatorium entführt. Seine Frau, die ihn fortgesetzter Treulosigkeit halber verlassen und sich mit ihrem Gram ganz zufällig in dieselbe Anstalt geflüchtet hat. Fulda ist bei Humor, wie man sieht. Da aber sogar nach seinem Empfinden dieser Gedankenblitz für drei Acte nicht ausreicht, so stopft er allerhand satyrische Bemerkungen über Verrückte, über Kurpfuscherthum und verwandte moderne Bestrebungen mit in die Wurst hinein. Ein Scherz jagt den andern. Es ist zum Stiefelausziehen, wie Walter Bloem sagen würde.

Eine Kritik der Nichtigkeit, eine eingehende zumal, kann und muß man sich ersparen. Denn was Herrn Fulda recht ist, wäre den Herren v. Schönthan und v. Schlicht billig. Es hat einmal Zeiten gegeben, wo Der und Jener sich Bedeutsames von dem jungen Frankfurter erhoffte, wo sein damals noch bewegliches, schmiegsames und von der Welle des Naturalismus getragenes Talent sich jedenfalls redliche Mühe gab, saubere Arbeiten zu liefern. Daß Alles aus zweiter Hand kam, übersahen die Freundwilligen damals gern. Aber auch die Unbefangenen begrüßten den strebsamen Bühnenhandwerker, der mit unendlichem Fleiße seine Acte baute und allweil auf Accuratesse hielt. Von diesem jungen Fulda ist heute nichts mehr übrig. Heute klebt er schale Wortwitzelchen zusammen, Aperçus aus dem Notizbuche; heute giebt er sich keine Mühe mehr, seine Aermlichkeit zu bemänteln, oder er ist dazu außer Stande. So oder so — selbst mit dem Kunstgewerbe hat diese Art von Dramatik nichts mehr zu thun. Gehen wir zur Tagesordnung über.

Im Königlichen Schauspielhause hat ein Leutnants- und Manöverschwank Anklang gefunden, der verschiedene Moseriaden imitirt: „Krieg im Frieden", „Reiff-Reifflingen". Zwei Männer bekennen sich muthig als Autoren des herzerfreuenden Schauspiels; Franz v. Schönthan und Freiherr v. Schlicht (Graf Baudissin) gaben Beide ihr Bestes her, um „Im bunten Rock" zum Siege zu führen. Der alte Franz zog mit seinen erlesensten Requisitenscherzen von ehedem in's Feld, und Freiherr v. Schlicht durchstöberte die zahllosen humoristischen Militärfeuilletons, die wir ihm verdanken, nach zündenden Momenten. Wenn die Sache dadurch auch ein Bißchen stylos und zusammenhanglos wurde, so gewann sie auf der anderen Seite an dramatischem Leben: man erwartete drei Stunden lang mit Spannung den Augenblick, wo Schönthan's und Schlicht's Arbeit in zwei nicht wieder zu vereinigende Hälften auseinanderfallen würde. Die Katastrophe trat nicht ein; Militärmassen, die den dritten Act in ein Feldlager verwandelten, enthoben die Verfasser der Nothwendigkeit, ihren Bankrott ansagen zu müssen. So holte sich der schneidige Leutnant die millionenschwere Amerikanerin, die er zuerst ihres Mammons wegen gar nicht recht mag. Der Einjährige aber, der ihm als Nebenbuhler bestimmt war, erhielt reichen Ersatz. Wie schon erwähnt, lohnte jubelndes Gelächter die große Mühe, welche das Dichterpaar sich gegeben hatte.

Aus unseren Kunstsalons.

Drei nordische Künstler sind es, die nach Arnold Böcklin auf der ersten Herbstausstellung bei Schulte am meisten interessiren. Sie sind ganz verschieden in ihren Ausdrucksmitteln, aber gemeinsam ist ihnen das innige Naturgefühl. Das ist auch das Beste in dem „Don Quixote" des Norwegers Otto Sinding. Wir kennen seine Lust am romantischen Fabuliren. Die paart sich auch hier mit seinem Naturgefühl. Wie er die düstere hügelige weite Ebene und das vom Abendroth gefärbte gewaltige Gewölk darüber giebt, das verleiht dem Bilde einen, ich möchte sagen episch-heroischen Zug. Damit harmonirt aber der auf seiner grauen Schindmähre ausziehende Ritter von der traurigen Gestalt nicht. Er nimmt sich inmitten der grandiosen Landschaft wie eine Possenreißerfigur aus. Und das war doch der Don de la Mancha nicht. Seine komische Wirkung ist immer mit einer gewissen Tragik verknüpft. Auffassung bleibt Auffassung, gewiß — nur darf sie das Urbild nicht verkehren.

Längst schätzt man bei uns Axel Gallèn, den verschlossenen, in sich gekehrten, in tiefster Fels- und Waldeinsamkeit am hohen Ufer eines der unzähligen Seen seiner Heimath in einem von ihm selbst erbauten seltsamen Blockhause lebenden und schaffenden Finnen. Eine sehr starke Persönlichkeit, die mit allen Fibern im Heimathsboden wurzelt, ganz aufgeht in der Formensprache des nationalen Ornaments und in der herben Schönheit der finländischen Landschaft. Und in den Dienst der Darstellung der düsteren Sagen- und Mythenwelt seines Volkes stellt er Beides. Auch jetzt wieder giebt's Scenen aus dem Volksepos „Kalewala" in jener breiten decorativen Manier, die Gallèn so eignet und die seiner Kunst ein so eigenartiges und dabei echt finnisch-volksthümliches Gepräge verleiht. Aber daneben giebt's auch noch Anderes: grandiose,

Digitized by Google

ganz realistische Naturschilderungen, wie die des in Eis und Schnee starrenden gewaltigen Imatra-Wasserfalles im östlichen Finnland; giebt's ein so schlichtes, lebensprühendes Bildniß, wie das kleine seiner Frau, oder aber jenes andere, wo er mit dem Realismus Symbolistisches wundersam verquickt, denn über jener Gruppe junger, seelisch so fein geschilderter Künstler und Studenten, die im Banne des Zaubers der Mitternachtssonne an einem mit Kaffeetassen und Likörgläschen bedeckten Tische sitzen, rauschen zwei gewaltige rothschwarze Fittiche; giebt's endlich eine Reihe von Exlibris und andere Radirungen, die alle den Stempel Gallén'schen Geistes tragen. Man wird Gallén immer zu den vollendetsten Vertretern echter Heimatkunst rechnen müssen.

Ein Heimathkünstler ist auch der junge Livländer Wilhelm Purvit, über den ich hier schon berichtete, als er vor längerer Zeit im Salon von Keller & Reiner mit einer Sammlung von mehreren Dutzend Gemälden und großen Studien zum ersten Mal in Deutschland auftrat und zwar mit durchschlagendem Erfolge. Vor Allem ist er ein Wintermaler ersten Ranges. Ein feinfühliger Farben-Impressionist in seinen Ausdrucksmitteln, aber Einer, der immerhin Respect hat vor den Formen und Linien der Natur. Breit und flott malt er immer, aber immer auch mit einer erstaunlichen coloristischen Sicherheit. Wie er z. B. das am Rande kleiner Vertiefungen oder Fußtapfen im Schnee aufschimmernde Licht, oder die blauen Schatten unter überhängender Trift giebt, das ist außerordentlich fein und — einfach. Einfach, ungeheuer einfach sind auch immer seine Motive, aber jedes einzelne ist von feinstem Stimmungsgehalt. Da zeigt er jetzt einen schweigenden Wald über metertiefen Schneetristen, die die Hauptsache im Bilde sind, in tiefster blauer Dämmerung; oder ein anderes Abendmotiv mit einem Waldbach zwischen verschneiten Uferhöhen, auf denen dunkelgrüne Kiefern stehen. Zwei der besten nordischen Winterschilderungen, die man je gesehen hat, wie auch die weiche Märzschneestimmung in den städtischen Garten- und Parkanlagen von Riga ...

Von den beiden Gandara'schen Damenbildnissen, die daneben hängen, ist nicht viel zu sagen. Der geistreiche Pariser, der eine so ausgesprochene Freude an der Sprache der Linie hat und auf dessen engbegrenzter Palette nichts Kraftvolles, Siegreich Leuchtendes, farbig Berückendes zu finden ist, sondern nur ein weiches Sehnen und dämmeriges Begehren — hat schon mehr Esprit gezeigt, als dieses Mal und besonders als in dem Bildniß der in seltsam zusammengebeugter Haltung sitzenden Dame. Nur etwa durch diese Haltung interessant, denn in der Regel malt ja Gandara seine Damen stehend und dann überschlank.

Von den sonstigen wieder so sehr zahlreichen Bildern bei Schulte nenne ich nur noch die kleine Sammlung hinterlassenen Werke des allzu früh verstorbenen Müncheners Arthur Langhammer. Noch einmal leuchtet uns hier seine frische fröhliche, allem Spintisiren und Experimentiren abholde Freilichtmalerei entgegen. Daneben aber zeigen dann andere Bilder, wie die alte Dachauerin unter tiefgrauen Himmel und wie die „Bauern und die Malerin" in einer Dachauer Dorfstube die Vielseitigkeit und die Ehrlichkeit seiner Palette ...

Einen phantasiebegabten Romantiker lernt man bei Keller und Reiner in dem jungen Berliner Hans Busse kennen. Sein hochragendes Heldengrab mit einem Reiterdenkmal inmitten einer bergigen dunstigen Landschaft von düsterem Gepräge verheißt Manches. Walter Leistikow hat ebenfalls dort einige neuere Aquarelle, Grunewald- und dänische oder südschwedische Motive mit dem ganzen Reiz einer schlichten Naturauffassung, die er ja nie völlig aufgegeben hat, zu der er vielmehr, wie ich neulich hier ausführte, jetzt energisch zurückkehrt.

Uebrigens steht im Mittelpunkt der ersten Ausstellung in diesem Kunstsalon ein Bildner. Harro Magnussen zeigt eine ganze Reihe von Büsten, Skizzen zu Denkmalentwürfen und einige Phantasiefiguren. Viel Bekanntes darunter. Unter den neuen Sachen fällt namentlich eine Büste des Professors Grimm auf. Wie hier im schweren Marmor das Weiche, Flusserige des weitabstehenden Haupthaares und des Bartes dargestellt ist, das ist von virtuoser Technik. Daß aber das Seelische im Ausdruck des Kopfes nicht minder gut gegeben ist, das versteht sich bei einem so treffsicheren Bildnißformer, wie Magnussen, von selbst. Sehr interessant sind auch eine Reihe polyrchrom behandelter Studienköpfe und Büsten, wie z. B. die des Justizraths R. Eine weibliche Büste in leichtgetöntem Marmor und das Reliefporträt einer Dame im Lehnstuhl in Profilstellung zeigen die Anmuth seines Meißels, wenn es sich um solche Aufgaben handelt. Weniger Geschmack finde ich seiner aufrechtstehenden Kugelspielerin, der weinerlichen Sclavin, und seiner Mänade ab, der doch alle wilde Leidenschaftlichkeit, ja sogar auch nur feuriges Temperament fehlt. Und ebenso wirkt die decorative große Büste Lionardo da Vinci's nicht gewaltig genug.

Am sterbenden Friedrich den Großen, am Friedericus Rex im Park von Sanssouci mit den Windspielen, an der sitzenden Figur Klaus Groths, am Bismarck im Schlapphut, wie an den erstgenannten Büsten, erkennt man, was das eigentliche Gebiet Magnussen's ist. Und da kann er sich immer sehen lassen ...

J. Norden.

Notizen.

Paul v. Szczepánski schildert in der zweiten Auflage seines Buches Neu-Berlin, Erzählungen (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) den echten Berliner, in seiner Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit, seiner trockenen Heiterkeit und seinem unversiegbarem Lebensmuth mit reifer Kunst und prächtiger Anschaulichkeit. Der Verfasser kennt Berlin und die Berliner durch und durch. Vorzugsweise beschäftigt er sich mit dem Berliner, wo er am echtesten und unverfälschtesten anzutreffen ist, unter den Wirthen, den Droschkenkutschern, den Hausbesitzern. Da ist keine Linie verzeichnet, das sind Charaktere aus einem Guß, „stylvoll" in ihrer ganzen Umgebung. Dem neuen Berlin ist oft das alte gegenübergestellt, so daß sich auch der Fremde ein getreues Bild der Reichshauptstadt machen kann, wie sie war und ist, ein sehr liebenswürdiges und anziehendes Bild mit kräftigen eigenartigen Zügen. Die flott geschriebenen kleinen Erzählungen sind mit feinem Realismus gestaltet, und ein sonniger Humor vergoldet und erwärmt sie.

In den „Gesellschaftstypen" (Verlag von Karl Reißner, Dresden) hat Hans v. Kahlenberg sein bekanntes Genre mit einer Vollkommenheit behandelt, die das Buch werth macht, literarisch ernst genommen zu werden. Das Buch enthält zwei Dutzend Skizzen: Typen aus dem Gesellschaftsleben. Die Skizzen sind aus einer feinen Beobachtung des wirklichen Lebens hervorgegangen, lauter große, klare Striche und starke Farben, in meisterhafter Knappheit dargestellt, kein überflüssiges Wort, jeder Satz von packender Wirkung; geschrieben mit französischem Esprit. Die wirklich humorvolle Zeichnung des harmlos Lächerlichen und des widerlich Prätenziösen in den Typen der Gesellschaft ist der Grundzug des Buches. Doch fehlt nicht dazwischen ein Zug von resignirtem Schmerz über die ganze trostlose Flachheit und Gehaltlosigkeit einzelner Figuren.

Documente des modernen Kunstgewerbes betitelt sich eine Neu-Erscheinung auf dem Büchermarkt, von der das erste Heft der ersten Serie — der Keramik und Glasindustrie gewidmet — am 1. October erscheint. Herausgeber ist unser Mitarbeiter Dr. Heinrich Pudor in Berlin. Der Zweck geht dahin, die Arbeiten des modernen Kunstgewerbes in mustergiltigen Abbildungen vorzuführen und das Publicum mit den Hauptwerken des ausländischen Kunstgewerbes bekannt zu machen. Die Hefte erscheinen in Folio-Format. Die Umschlagseite rührt von Prof. Behrens, Darmstadt, her.

Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwarts-Roman in zwei Bänden. Von Rudolf Herzog. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart. Als eine dichterische, im besten Sinne moderne Persönlichkeit offenbart sich Rudolf Herzog in seinem Roman: „Der Graf von Gleichen". Nicht nur als Culturstudie, die auf gewisse Gesellschafts-, Künstler- und Theaterkreise und ihre heuchlerische Moral blendende Streiflichter wirft, sondern auch als psychologischer und besonders als Weltanschauungsroman ist „Der Graf von Gleichen" ein Zeugniß von starker Begabung. Sehr plastisch heben sich zwei kraftvolle Gestalten aus dem bunten, wechselnden Milieu, Menschen, die ein Leben in Größe und Einfachheit inmitten einer decadenten Welt leben wollen: Germane und Jüdin, zwei Vollnaturen, zwei Rassemenschen, die für einander bestimmt zu sein scheinen. Douglas ist verheirathet, aber seine Ehe ist ein Cölibat, sein Weib versagt sich ihm. Da löst er die Ehe Kraft seines Willens, ein Entschluß, der für ihn nicht der Sanction der Gesetze bedarf. Douglas ist ein Thatmensch, kein Nietzschescher Träumer, der sich mit einem Traumreiche begnügt, er ist ein Mensch, der das, was er fühlt und denkt, was er für richtig und recht erkannt hat, durch sein Leben auch verwirklicht. So geht ein idealer Zug durch die Dichtung, welche für ein Leben, das in Wahrhaftigkeit und Ernst, in Erfüllung der natürlichsten Pflichten und in steter Entwickelung der eigenen Persönlichkeit gelebt wird, eintritt. Die einzelnen Scenen sind mit großer Gründlichkeit durchgearbeitet. Die Spannung wächst bis Schluß. Gewisse Stylübertreibungen wird ein so stetig an sich arbeitender Dichter, wie Herzog, künftig zu vermeiden wissen; seine warmherzige Art kann dadurch nur noch gewinnen.

bzm.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz.
Staatl. Oberaufsicht.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Hervorragendstes Festgeschenk:
Felix Dahns sämtl. poetische Werke.
Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.
In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.
Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.
Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen.
Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen **Kurpark, eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende
Feuilletons
im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom
Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1902.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegte Beilage von „Modern-Pädagogischer und Psychol. Verlag, Charlottenburg 2" aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 18. October 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Firma Friedrich Krupp und das Arbeiterwohl. Von J. Norden. — Zur Haftpflicht der Kraftfahrzeuge. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse. — Zur Naturgeschichte der „grünen" Sprache. Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin). — **Literatur und Kunst.** Emile Zola. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — Das Porträt des Herrn W. H. Von Eugen Reichel. — Die griechische Literatur über das Entwickelungsproblem der Völker. Von Prof. Dr. G. Ruhland. — **Feuilleton.** Der Rabenhügel. Von Rudolf Krauß (Stuttgart). — **Aus der Hauptstadt.** Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal. Von Maler E. Klotz. — Notizen. — Anzeigen.

Die Firma Friedrich Krupp und das Arbeiterwohl.

Von J. Norden.

In etwa acht Jahren kann die weltberühmte Firma „Friedrich Krupp" die Feier ihres hundertjährigen Jubiläums begehen. Ihrer Anfänge erinnert sich heute Niemand, denn zwei Generationen sind inzwischen hingestorben. Die zweite von ihnen hat das gewaltige Wachsthum der Firma miterlebt, die dritte wird ihr Jubiläum mitfeiern.

Seit 76 Jahren ruht Peter Friedrich Krupp, der Gründer der Firma, im Grabe. Er wurde nur 39 Jahre alt und sechs Jahre nach seinem Tode, also 1832, betrug die Anzahl der Krupp'schen Arbeiter erst — zehn.

Noch steht das alte Stammhaus der Krupp's. Pietätvoll wird's erhalten. Mit seinen vier Räumen im Erdgeschoß und zwei Dachkammern steht es neben dem heutigen Hauptverwaltungsgebäude in Essen, unscheinbar, aber altehrwürdig, und dient dem jetzigen Inhaber der Weltfirma, dem Enkel des Begründers, als ausschließliches Fabrikbureau. Als Alfred Krupp im Jahre 1873 das 25jährige Jubiläum seiner Uebernahme der Werke beging, da widmete er dem Stammhause, in dem sein Vater unter schweren Sorgen und Mühen den Grund legte zu der Nachkommen Ruhm und Reichthümern, die schönen, schlichten Worte:

„Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte Jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmälig die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit, endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bedrängniß ermuthigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren.

Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.

Möge in unserem Verbande Jeder vom Höchsten zum Geringsten mit gleicher Ueberzeugung sein häusliches Glück dankbar und bescheiden zu begründen und zu befestigen streben, dann ist mein höchster Wunsch erfüllt."

Kein „frommer Wunsch" bloß — ein streng eingehaltenes Programm. In dem Zeichen eines solchen „ora et labora" ist die Firma groß und immer größer geworden, ohne je des „häuslichen Glückes" auch des Geringsten zu vergessen und ohne je die Begriffe „Gemeinwohl" und „Arbeit" anders, denn als etwas Unzertrennliches zu betrachten.

Auf der „Düsseldorfer Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung" hat man jetzt Gelegenheit, sich darüber zu belehren, in welchem Umfange und mit welcher Folgerichtigkeit die Arbeitgeber hier jenes Programm in That umzusetzen bemüht waren seit einem halben Jahrhundert, seit der Zeit, wo die Essener Gußstahlfabrik unter Alfred Krupp sich immer rascher zu entwickeln begann. In 20 Jahren, von 1832 bis 1852 war die Arbeiterzahl langsam von 10 auf 340 gestiegen, in den nächsten 20 Jahren aber auf 10 394. Und bis zum April d. J. hat sich diese Zahl mehr als vervierfacht: man zählte am 1. April — 43 083, wovon allein auf die Essener Werke 24 536 entfielen, der Rest auf das Grusonwerk in Magdeburg-Buckau, die Germaniawerft bei Kiel nebst Tegeler Werk, die Kohlenzechen, Hüttenwerke, den Schießplatz Meppen u. s. w. Mit den Angehörigen dieser Arbeiter und Beamten erhalten wir eine Bevölkerung von mindestens 150 000 Seelen; das ist um die Hälfte mehr, als die Gesammtbevölkerung z. B. des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, die etwa 100 000 beträgt.

Und das Wohl und Wehe all' dieser vielen Tausende hängt zum großen Theil von dem Walten der Firma ab.

So hat sie nicht bloß technische, weltindustrielle und Welthandels-Probleme zu lösen, sondern auch socialpolitische.

Und wie löst sie diese! Wenn man sich in dem großen monumentalen Krupp-Pavillon auf der Ausstellung an all' den Wunderwerken satt gesehen hat, an dem „größten Blech" der Welt und an der Riesenwelle und den Schiffskanonen und Panzerschilden und drehbaren Thürmen, der Gebirgsartillerie u. s. w., wenn man sich genügend mehr oder minder geistreiche Gedanken gemacht hat bei dem hier vorgeführten Riesenwettkampf zwischen fabelhaften Panzern und noch fabelhafteren Geschossen und so fort in immer weiterer Steigerung des „Fabelhaften", bald beim Panzer, bald beim Geschoß, — dann sucht man wohl auch das Obergeschoß der Ausstellungshalle auf.

Dort und drunten, unmittelbar am Rhein, wo eine Reihe von Modellen für Arbeiterwohnhäuser in natürlicher Größe stehen, finden wir die Belege dafür, wie die Firma jene socialpolitischen Aufgaben zu lösen bemüht gewesen ist und fortlaufend ist.

Digitized by Google

In den Räumen jenes Obergeschosses des Krupp-Pavillons, die Edmund Edel mit einer Reihe von das Arbeiterleben auf den Werken schildernden, breiten, flotten, placatartigen Wandgemälden geschmückt hat, erhalten wir hierüber alle mögliche Auskunft. Außer durch diese Gemälde durch eine große Anzahl von Abbildungen und Plänen, die in mächtigen drehbaren Albumständern zusammengestellt sind, durch zahlreiche Stereoskopen mit allen möglichen Aufnahmen nach der Natur, die uns ebenfalls Einblick in das Leben und Treiben der Arbeiter gewähren, in ihre Erziehungsanstalten, Näh- und Kochschulen, in die Krankenhäuser, Greisenheime u. s. w.; durch statistische und architektonische Wandtafeln, durch Diagramme, plastische Nachbildungen, wie denn ein Theil der großen Arbeiterbibliothek, die über 30 000 Bände zählt, auf diese Weise vorgeführt wird. Dazu kommen allerlei Druckschriften, Rechenschaftsberichte, Broschüren und drei dickleibige, reich illustrirte Bände mit einer Fülle von unterrichtenden Angaben unter dem Gesammttitel „Wohlfahrtseinrichtungen der Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp zu Essen a. d. Ruhr."

Macht man sich mit all' diesem Material näher vertraut, so überzeugt man sich, daß die Fürsorge der Firma für ihre Arbeitermassen sich erstreckt über das ganze Leben des Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe und darüber hinaus. Für die Kinder ist eine bereits 1877 eröffnete Privatvolksschule vorhanden, die unentgeltlich zur Verfügung steht und zur Zeit von mehr als 1000 Knaben und Mädchen besucht wird. Dann kommen für ebenfalls noch schulpflichtige Mädchen drei Industrieschulen und eine ebensolche für Erwachsene und eine Haushaltungsschule. Zwei Fortbildungsschulen für junge Männer in Essen und in der Colonie Altendorf werden von der Firma materiell stark unterstützt. Die Haushaltungsschule ist abermals unentgeltlich; in den drei Mädchen-Industrieschulen beträgt das Schulgeld monatlich 20 Pf., doch wird es nach anderthalb Jahren, wenn die Schülerin fleißig und ehrbar ist, in einem Sparkassenbuch über 3 Mark bei der Consumanstalt angelegt und mit 4 Procent verzinst. Zweck der Industrieschule für Erwachsene ist, Frauen und Mädchen nicht bloß in allen weiblichen Handarbeiten und einigen kunstgewerblichen — ich sah in Düsseldorf sehr gute Brandmalereien, Kerbschnitzereien und Lederschnittarbeiten — für die Zwecke des eigenen Hauswesens, sondern auch im Interesse einer Erwerbsfähigkeit auszubilden. Die große Bücherhalle erwähnte ich schon. Sie leiht täglich durchschnittlich 700 Bände aus. Wie weit die Fürsorge der Verwaltung geht, zeigt z. B. die Angabe, daß die Bücher alle von Zeit zu Zeit einer Sublimatwaschung unterzogen werden. Aeußerst nachahmenswerth! Die Kundschaft der Leihbibliotheken selbst in der Reichshauptstadt erfreut sich nicht eines solchen Vorzuges.

Daß überhaupt für die Erhaltung der Gesundheit, für die Pflege von Kranken alles Mögliche geschieht, versteht sich von selbst. So sind eine ganze Menge von Bade-Anstalten mit insgesammt 223 Brausen und 23 Wannenzellen vorhanden, dazu eine medicinische Badeanstalt. Das große Krankenhaus verfügt über 228 Betten; hierzu kommen zwei Barackenlazarethe für den Fall von Epidemien und ein Erholungshaus für Genesende. Desinfection und Abfuhr sind ausgiebig organisirt und vier Krankenwagen, darunter einer für Infectionskranke, stehen dem Arztpersonal zur Verfügung. An der Spitze der gesammten Gesundheitspflege steht ein Chefarzt. In besonderen Fällen aber tritt an seine Seite eine Sanitäts-Commission. Es wird natürlich eine genaue Krankenstatistik geführt. Aus ihr ergiebt sich u. A., daß Dank der umsichtigen Gesundheitspflege die Sterblichkeitsziffer der Arbeiterschaft von 12 pro Mille im Jahre 1870 allmälig bis auf 7 pro Mille im Jahre 1901 hinuntergegangen ist.

Ist menschliche Lebenserhaltungs-Kunst zu Ende, stirbt der Erkrankte oder invalid Gewordene, so erhalten die Hinterbliebenen aus einer Sterbecasse eine erste Hülfe. Die staatlichen und statuarischen Witwen- und Waisenpensionen werden außerdem ergänzt einerseits durch die eventuelle Mitgliedschaft des Verstorbenen bei einer seit 1900 bestehenden Sparcasse oder bei dem Lebensversicherungs-Verein, der vor 25 Jahren begründet wurde; andererseits wendet man den Wittwen gern Nebenverdienste in den verschiedenen Betrieben des Consumvereins zu.

Hier möchte ich auch gleich einige Angaben darüber machen, was die Firma — abgesehen von den gesetzlichen Krankencassen und Zahlungen für Unfall- und Invaliden-Versicherung — auf dem Gebiete der Arbeiter- und Beamten-Unterstützung leistet. Dreißig Jahre vor dem Erlaß des Kranken-Versicherungs-Gesetzes vom 15. Juni 1883 bestand schon bei der Essener Fabrik eine „Kranken- und Sterbecasse", mit der später ein Pensionsfond verbunden war. Sie bildete sozusagen den Kern aller in der Folge in's Leben gerufenen Unterstützungscassen. Es bestehen heute bei der Firma in Essen: eine Krankenunterstützungscasse zur Gewährung von Hülfe in Krankheitsfällen über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinaus; eine Arbeiterpensionscasse mit einem Vermögen von mehr als elf Millionen Mark; eine Beamten-Pensionscasse (5 Millionen); zwei Familienarzt-Cassen für Arbeiter und für Pensionäre. Mitglied dieser Casse wird jeder Arbeiter, der 5 Mk. 20 Pf. jährlichen Beitrag zahlt, wofür er das Recht auf unentgeltliche Behandlung aller Familienmitglieder rewirbt, soweit sie nicht gesetzlich einer Krankencasse angehören. Zahlung erfolgt in 26 Raten. Hierzu kommen einige vom jetzigen Inhaber der Firma zu verschiedenen Zeiten gemachte Stiftungen: die Arbeiter- und Invalidenstiftung (3 Mill. Mk.); jene besteht seit 1887, diese seit 1897. Sie geben die Mittel her zu Extra-Unterstützung von Arbeitern in Krankheits- und Nothfällen. Im Jahre 1890 erfolgte die Einrichtung einer Unfallversicherung für Beamte und die Stiftung einer Stipendiencasse von 12 000 Mk. jährlich für technische Ausbildung von Meister- und Arbeitersöhnen. Zur Erleichterung der Aufnahme von Angehörigen der Arbeiter im Krupp'schen Krankenhaus besteht seit 1886 die Fr. Alfr. Krupp-Stiftung mit einem Capital von 40 000 Mk.; zur Erleichterung der Aufnahme von Arbeitern im Krupp'schen Erholungsheim seit 1897 die Kaiserin Auguste Victoria-Stiftung mit einem Capital von 300 000 Mk. Endlich nenne ich noch die Invalidenwohnungs-Stiftung „Altenhof" aus dem Jahre 1892. Sie besteht aus 133 Häusern mit 186 Wohnungen, einer evangelischen und einer katholischen Capelle und liegt eine Stunde südlich von der Fabrik am Waldessaum inmitten von Gärtchen ... Auf dem Grusonwerk bestehen eine Gruson-Arbeiterstiftung (200 000 Mk.) und die Gruson-Arbeiterprämien-Stiftung (100 000 M.), ferner eine Arbeiter-Hülfscasse und eine allgemeine Vorschuß- und Unterstützungscasse; auf der Johanneshütte eine besondere Arbeiterpensionscasse mit 200 000 Mk. Capital.

Am besten aber wird wohl die Fürsorge der Firma für ihre Arbeiter durch folgende kurze, aber vielsagende statistische Angabe gekennzeichnet: in den Jahren von 1887—1900 hat die Firma an gesetzlichen Unterstützungszahlungen über sechs Mill. Mk. geleistet, an freiwilligen Leistungen zu den gleichen Zwecken über 11 Mill., zusammen genau — 17 141 758 Mk. 71 Pf. Dazu kommen noch an Unterstützungen (Arbeiterstiftung, Fr. Alfr. Krupp-Stiftung ꝛc.) — Jahresbeiträge von insgesammt nahezu 1,8 Mill. Mk.

Damit ist aber die praktische Verwirklichung der Worte: „der Zweck der Arbeit ist das Gemeinwohl" noch immer nicht erledigt.

Neben der Unterstützung der Nothleidenden und der Alten und Arbeitsunfähigen und der Hinterbliebenen Verstorbener, neben der Fürsorge zur Erhaltung der Gesundheit und Verpflegung von Kranken, neben den Bestrebungen zur Verbreitung von Bildung begegnen wir auch solchen, die die

Digitized by Google

Erholung, geistige und körperliche, im Auge haben. Außer der schon erwähnten Bücherhalle, in deren Katalog man gar solche Werke aufgeführt findet, wie Aristoteles und Thomas a Kempis, stehen für die Sonn- und Festtage und die täglichen Mußestunden Turn-, Fecht-, Ruderclubs zur Verfügung, die von den Beamten wohl begründet worden sind, ebenso wie ein Bildungsverein, aber von der Firma wirksam unterstützt werden. Casinos, Bierhallen, Kaffeeschenken fehlen ebenfalls nicht, wie auch nicht größere Parkanlagen mit Kinderspielplätzen und Musikhallen, in denen allwöchentlich auf Kosten der Firma das Essener Stadtorchester concertirt.

Alle diese Einrichtungen sind nicht durch die große Arbeiterzahl bedingt. Sie könnten bestehen, auch wenn Krupp nur so viel Hunderte, als jetzt Zehntausende beschäftigte. Zwei große Gebiete der Fürsorge und zwar gerade die, die neben der Gesundheitsfrage, im täglichen Leben die Hauptrolle bei Allen durchweg spielen, sind aber bei ihrer Ausgestaltung durch das Wachsthum der Arbeiterzahl beeinflußt worden: die Verpflegungs- und die Wohnungsfrage.

Das Aufblühen der Krupp'schen Werke in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte ein großes Zuströmen von Arbeitern zur Folge. Von 1861 bis 1867 stieg ihre Zahl von 2082 auf 6693. Zehn Jahre später hatte sie sich nahezu verdoppelt. Das rasche Wachsthum Essens und seiner Arbeiterbevölkerung brachten natürlich manche Uebelstände mit sich: Wohnungsmangel, Miethsteigerungen, Vertheuerung und Verschlechterung der Lebensmittel, Ueberhandnahme der Branntweinschenken, Verschuldung und Verrohung der Arbeiter. Im Jahre 1860 z. B. gab es noch keine einzige Concession an die kleinen Händler und Krämer, ihren Kunden Schnaps auszuschenken, 1865 schon 43, 1870—71. Agitatoren nutzten diese Verhältnisse aus. Bekannt ist ja der große Streik der Kohlenbergleute, der im Jahre 1872 ausbrach und fast sechs Wochen währte.

Alfred Krupp, der bereits 1861 einige Meisterwohnungen in der Hügelstraße hatte errichten lassen und 1863 die Colonie Alt-Westend mit 136 Wohnungen in acht Reihenhäusern angelegt hatte, wurde durch diese Uebelstände bewogen, zu Beginn der 70er Jahre, als gleichzeitig die ganze Fabrik einen neuen großen Aufschwung nahm, dieser Frage eine erhöhte Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuzuwenden. So erstanden in den Jahren 1871—74 die Colonien Nordhof, Schederhof (zunächst bloß Barackenwohnungen), Baumhof, Neu-Westend, Cronenberg und Mitte der 70er Jahre verfügte die Firma in Essen und nächster Umgebung, die zerstreut liegenden Häuser mitgerechnet, insgesammt über ca. 2700 zwei- bis vierräumige Arbeiterwohnungen. Einzelne dieser Colonien wurden dann im Laufe der Zeit noch erweitert und namentlich nahm dann in den 90er Jahren Friedrich Krupp die Bauthätigkeit wieder in größerem Maßstabe auf. Zu den früheren Colonien kamen die von Alfredshof, Friedrichshof, Altenhof und „Am Brandenbusch" hinzu, sowie Wohnungsanlagen bei den Berg- und Hüttenwerken und auf den Zechen. Am 1. Januar d. J. betrug die Gesammtzahl der Familienwohnungen der Firma 5469. Dazu kommen für Unverheirathete eine Arbeitermenage für 1000 Personen, zwei Logirhäuser für je 30 Arbeiter bei Essen, und je ein Logirhaus bei der Hermannshütte und auf der Germaniawerft für 112 und 80 Personen. Nach der letzten, im Mai 1900 vorgenommenen Zählung wohnten in Krupp'schen Häusern 8212 Arbeiter und Beamte mit 18,466 Angehörigen. Heute sind es natürlich noch mehr. Das Anlagecapital dieser Bauten beläuft sich, den Bodenwerth mitgerechnet, auf mehr als 16 Millionen Mark. Der Miethzins beträgt für zweiräumige Barackenwohnungen 60—90 Mark im Jahr; für die übrigen zwei- bis fünfräumigen Wohnungen von 90 bis 400 Mk. Das bedeutet einen Netto-Miethsertrag von 2,5 pCt. Ein „Geschäft" ist dieses Unternehmen also nicht. Dafür können aber so und so viel Tausende „arme Leute und Familien, welche sparen müssen, zu den billigsten Preisen gesund wohnen".

Das Wort stammt auch von Alfred Krupp. Ueber die Erfüllung dieser Forderung ist er auch nicht hinausgegangen. Er ließ nur praktische Gesichtspunkte gelten, wie er denn auch fast durchweg Etagen- und Reihenhäuser baute, während in den jüngeren Colonien vielfach das Cottagesystem mit Ein- und Zweifamilienhäusern vorherrscht. Friedrich Krupp geht eben vielfach über die lediglich praktischen Gesichtspunkte seines Vaters hinaus. Davon überzeugt Einen auch sofort ein Besuch des Modellhauses auf der Düsseldorfer Ausstellung, das den Typus von Alfredshof darstellt. Es macht, wie die ganze Colonie, einen ästhetisch anmuthigen Eindruck.

Es ist ein Zweifamilienhaus in zwei Stockwerken. Fundament und Wände des Erdgeschosses sind massiv in Ziegelstein und Kalkmörtel ausgeführt, Sockel und Lisenen sind von rothen Verblendern gemauert, die zwischenliegenden Felder und Fachwände glatt verputzt Das Obergeschoß, hübsch gegliedert, besteht aus Holz, Fachwerk mit Ziegelsteinausmauerung. Das überall überstehende Doppelgiebeldach ist mit Fachziegeln gedeckt. Das Haus ist in der Mitte getheilt, so daß jede Wohnung in zwei Geschossen liegt. Jede hat ihren eigenen Zugang, eine überdachte Veranda, einen Abort, Keller, Bodenräume für sich. Unten liegen je ein Wohnzimmer und eine große, auch als Speiseraum dienende Küche; oben je zwei Schlafzimmer. Die drei Zimmer sind 15,93—18,2 qm groß.

Der zweckmäßigen Anlage entspricht die innere Einrichtung und Ausstattung. Krupp hatte im vorigen Sommer, zusammen mit dem „Rheinischen Verein zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens" einen Wettbewerb für die Ausstattung ausgeschrieben. Zweck war, den Arbeitern wirklich „preiswerthe" Ausstattungen vorzulegen, die behaglich und anmuthend und dabei zweckmäßig wären. Gutes Material (grün- oder braunlasirtes, oder naturfarbig geöltes Kiefern- und Ellernholz), einfache „constructive" Formen, billige Preise — das ist's, was diese Möbel auszeichnet. Den ersten Preis gewann sich unter mehr als 120 Bewerbern Architect H. E. Mieritz-Berlin-Wilmersdorf. Von ihm rührt die von Tischlermeister Schild-Berlin ausgeführte Ausstattung der rechtsseitigen Wohnung her. Bücherbrett, Wandspiegel, Linoleumteppich fehlen nicht. Die Ausstattung des ungemein behaglichen Wohnzimmers kostet, Fenstergardinen und Messingschiebelampe mitgerechnet, noch nicht 260 Mk. Dementsprechend kostet auch die Einrichtung der übrigen Räume. Wäsche, Bettzeug, Kochgeräthe, Geschirr liefert die Consumanstalt. Manch' sinnigem Gedanken begegnet man. Ueber dem Ehebett hängt z. B. ein Glasrahmen mit dem Brautkranz; Blumentöpfe auf den Fensterbrettern; Bilder an den Wänden. Diese stammen meistens aus dem Illustrationsmaterial billiger Zeitschriften; die Preise der Holzschnitte und Lithographien schwanken zwischen 5 Pf. und 2 Mk. Schmale lasirte Rahmen mitinbegriffen stellt sich der Durchschnittspreis dieses Wandschmuckes auf 50 Pfg. Sehr sympathisch ist die Absicht, es nicht bei den vorhandenen Ausstattungsmodellen bleiben zu lassen, sondern in dieser Beziehung mehr Abwechselung zu bieten. Nur die Billigkeit soll die gleiche sein.

Sehr begreiflich, daß man in diesen Musterwohnungen immer wieder Ausrufe der Bewunderung vernimmt. Die Frauenwelt ist namentlich von den Küchen sehr entzückt, und manchem Schullehrer und Beamten liest man im Wohn- und Schlafzimmer den Gedanken vom Gesichte ab: „Wer doch auch so hübsch wohnen könnte! So hübsch und so billig!"

Ja — und wer doch auch so billig essen könnte, wie es die Essener Consumanstalt ermöglicht! Sie ging aus dem Essener Consum-Verein hervor, den, als er in Zahlungsverlegenheiten gerieth, Krupp im Jahre 1868 für eigene Rechnung übernahm. Sie hat im Laufe der Jahrzehnte

Digitized by Google

manche Wandlung durchgemacht. Seit 1890 wurde bei ihr das Rabattsystem eingeführt und am Schlusse des Jahres wird der Gewinn unter allen Consumenten nach Maßgabe ihrer Conti vertheilt. Nur Werkangehörige können in dieser Art Mitglieder der Anstalt werden.

Es führte zu weit, wollte ich ihre Einrichtungen und ihre Umsätze eingehender besprechen. Von dem Umfange kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die Zahl der bei ihr Beschäftigten sich im Januar d. J. auf 759 Personen belief. Allerdings hat sie 55 Verkaufsstellen für Fleisch, Brod, Colonial- und Manufacturwaaren, Kurz-, Schuh-, Eisenwaaren, Hausgeräthe und 19 Ausgabestellen für Kartoffeln, Kohlen, Stroh u. dgl. Zu ihr gehören ferner 9 Bierhallen, je zwei Schlächtereien, Kaffeeschänken, Schneiderwerkstätten und je eine Bäckerei, Mühle, Eisfabrik, Plättanstalt, Bürstenfabrik, Tütenfabrik ꝛc. Zur Kennzeichnung der Preise nur ein Beispiel: in den beiden Kaffeeschänken, in denen Morgens von 5—7 Uhr Frühstück zu haben ist, kosten eine Tasse Kaffee (2/8 Liter) 2 Pf., ein Milchbrödchen 2 Pf., zwei Stück Zucker 1 Pf., 1/4 Liter pasteurisirter Vollmilch 6 Pf., macht, bei zwei Brödchen, 13 Pf. für's Frühstück.

In einer Gesellschaft war neulich von all' diesen großartigen Einrichtungen der Krupp'schen Werke und ihnen wesensverwandten anderer großer Industrieller, die auf der Düsseldorfer Ausstellung vertreten sind, die Rede. Es wurde lebhaft darüber gestritten — ob solche uniformirende Bevormundung der Arbeitermassen durch die Arbeitgeber in unserer Zeit des Strebens nach Individualitätsbetonung überhaupt am Platze sei, oder ob es nicht rationeller wäre, bloß die Lohnsätze so hoch zu bringen, daß der Arbeiter auch ohne solche Hülfe, die doch immer mit einem gewissen Zwange verbunden sei, sich ein menschenwürdiges Dasein bereiten könnte in voller Freiheit. Optimisten meinten, der Zustand bei Krupp nähere sich dem Ideal; ein böser Pessimist dagegen äußerte: „Ach was — das Alles thun ja die Brodherren nicht aus Nächstenliebe, sondern aus Geschäftsinteresse — gut gehaltene Arbeiter verbürgen ihnen doch wohl gute Fabrikate!" Jemand rief „Pfui!" dazu. Ein Dritter aber sagte bedächtig: „Kinder, was streitet Ihr Euch! Unter den heutigen Lebensvoraussetzungen sind solche Bemühungen und Einrichtungen doch nur höchst erfreulich und dankenswerth, oder meint Ihr, daß sich das Zukunftsbild einer Arbeiterstadt, wie Zola es in „Travail" ausmalte, jemals verwirklichen könnte? Ich nicht!"

Ich denke, der Mann hatte Recht.

Zur Haftpflicht der Kraftfahrzeuge.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse.

Von den Beschlüssen des diesjährigen deutschen Juristentages verdient die Beachtung der Laien vornehmlich der, welcher die Nothwendigkeit einer Erweiterung der Haftpflicht für den Betrieb von Kraftfahrzeugen ausspricht. Der Umstand, daß er mit allen gegen eine Stimme Annahme fand, und daß der vereinigten ersten und zweiten Abtheilung, welcher er zur Vorberathung vorlag, die namhaftesten Vertreter der deutschen Hochschulen sowie der Verkehrsgewerbe und der Arbeiterwohlfahrt angehörten, berechtigt zwar zu der Ueberzeugung, daß die Gründe für und wider vorurtheilsfrei und unbefangen geprüft worden sind. Dessenungeachtet aber erscheint es geboten, zu untersuchen, inwieweit der erhobene Vorwurf berechtigt ist, daß durch die Erweiterung der Haftpflicht die Entwickelung eines Industriezweiges untergraben werde, welcher bestimmt ist, das Beförderungsmittel der Zukunft zu werden.

Der aufmerksame Beobachter kann sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die thierische Kraft immer mehr durch die mechanische als Triebkraft für Fuhrwerke jeglicher Art verdrängt wird, und daß den Kraftwagen die Zukunft gehört, nicht nur was die Fortbewegung größerer Lasten anbetrifft, sondern auch hinsichtlich der Erzielung einer schnelleren Beförderung. Eine unmittelbare Folge hiervon muß die Verbesserung dieses Verkehrsmittels sowie die Hebung der mit seiner Herstellung beschäftigten Industrie sein. Und es würde nicht zu billigen sein, wenn die Beschlüsse des Juristentages einen Stillstand, wenn nicht sogar einen Rückgang dieses aussichtsvollen Verkehrsmittels, also auch Industriezweiges herbeiführen sollten. Allein dem ist nicht so. Ein wirklich nützlicher Industriezweig läßt sich erfahrungsgemäß dadurch nicht in seiner Fortentwickelung aufhalten, daß er mit einer Abgabe belegt wird, welche zu seinen Herstellungs- und Betriebskosten in gar keinem nennenswerthen Verhältnisse steht. Denn es fällt der Herstellungspreis ebenso rasch wie der Verbrauch des Erzeugnisses steigt, weil die Concurrenz der Industriellen ein Unterbieten in den Preisen zur Folge hat und diese sich nach dem Gesetze des Angebotes zur Nachfrage regeln. Andererseits wird für jede neue Erscheinung ein Absatzgebiet nur eröffnet, wenn deren Benutzung einen Vortheil bietet, sei es an Geld oder an Zeit, an Kraft oder Bequemlichkeit. Wird keiner dieser Erfolge erzielt, dann erweist der Industriezweig sich als ein todtgeborenes Kind, d. h. er wird als nichtlohnend sehr bald wieder verlassen. Dies ist jedoch bei den Kraftfahrzeugen nicht zu befürchten, weil die mechanische Betriebskraft sich im Laufe der Zeiten wohlfeiler und bequemer als die thierische stellen muß. Den Beweis für diese Behauptung erbringt unwiderlegbar die Thatsache, daß die Kraftfahrzeuge zur Beförderung von Lasten in steter Zunahme begriffen sind. Schon jetzt bedienen sich, z. B. in Berlin alle größeren Geschäftshäuser und Brauereien dieser Wagen. Sie würden dies sicher unterlassen, wenn sie dabei nicht billiger als mit Zugthieren fortkämen. Sie werden das einmal eingebürgerte Beförderungsmittel auch nicht deßhalb aufgeben, wenn eine strengere Haftung für die dadurch verursachten Beschädigungen Dritter eingeführt wird. Eine Abnahme seiner Beliebtheit könnte sich höchstens bei den Anhängern des Automobilsports zeigen, sofern man nämlich die Fahrgeschwindigkeit auf öffentlichen Verkehrsstraßen einschränkt und damit die Möglichkeit der Wettfahrten abschwächt. Dies würde die Fabrikation von Luxuskraftfahrzeugen allerdings in ihrer Entwickelung aufhalten, ohne jedoch dem Allgemeinwesen einen erheblichen Schaden zu bereiten, da die Zahl der für den Automobilsport in Frage kommenden Reichen nicht allzu groß ist.

Das Allgemeinwohl der weitesten Schichten der Bevölkerung steht zweifellos höher als das Sonderinteresse der wenigen Liebhaber des Automobilsports. Von dieser Erwägung, die sich auf der vornehmsten Grundregel des Rechtsstaates aufbaut, gingen die Beschlüsse des Juristentages aus. Es wurde sorgfältig abgewogen, ob und welche Verlustgefahr diejenigen bedrohe, die darauf angewiesen sind, sich der öffentlichen Verkehrsstraßen bei Verrichtung ihrer Berufsarbeit oder bei nothwendigen oder wünschenswerthen Ausgängen zu bedienen. Man konnte sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß das neue Verkehrsmittel auch eine erhöhte Gefährdung der Straßengänger und der sonstigen Straßenfahrzeuge zur Folge haben müsse, welche vornehmlich auf der größeren Geschwindigkeit, dem erheblicheren Eigengewichte und der geringeren Möglichkeit eines schnellen Anhaltens des Fahrzeuges beruht; und daß die Gefahr noch durch die Möglichkeit einer Explosion der zur Erzeugung der Kraft dienenden Behälter gesteigert wird. Weiter erwog man, daß gerade die große Geschwindigkeit, mit welcher die Kraftfahrzeuge sich nähern, es vielfach unmöglich machen wird, ihnen auszuweichen, während sie es der Bedienungsmannschaft ermöglicht, sich der Feststellung durch die Flucht zu entziehen. So mußte man zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Rechtsregeln über

Digitized by Google

die Vertretung der Folgen des außervertraglichen Verschuldens den Kraftwagen gegenüber nicht ausreichen. Darnach muß nämlich ein Verletzter nicht nur nachweisen, daß er durch das Gefährt beschädigt wurde, sondern auch angeben, wer es zur Zeit des Unglücksfalles bedient hatte. Er muß ferner beweisen, daß dem Führer ein vorsätzliches oder fährlässiges Verschulden oder ein Außerachtlassen der schuldigen Berufsaufmerksamkeit oder ein Verstoß gegen ein auf Schadensverhütung abzielendes Polizeigesetz zur Last falle. Dazu aber ist der Verletzte kaum jemals im Stande, denn wenn er selbst die Nummer des schädigenden Fahrzeuges zuverlässig erkannt und seinem Gedächtnisse eingeprägt hat, die Ermittelung des Eigenthümers also möglich würde, so fehlt doch meist der Nachweis eines Zusammentreffens aller übrigen Voraussetzungen in der Person des Eigenthümers. Dies ändert sich, wenn sinnentsprechend der Haftpflicht der Eisenbahnen die Rechtsvermuthung aufgestellt wird, daß die Schuld an einem mittelst Kraftfahrzeuges verursachten Unfalle seiner augenblicklichen Bedienung zur Last fällt, so daß der Führer als der Schadensurheber gilt und zu seiner Befreiung aus der Haftpflicht den Nachweis erbringen muß, daß höhere unabwendbare Gewalt oder Selbstverschulden des Verletzten den Unfall herbeiführte. In diesem Umfange haften die Eisenbahnen und die Straßenbahnen. Bei beiden vermochte die erweiterte Haftpflicht jedoch nicht eine weitere Entwickelung des Verkehrsmittels aufzuhalten. Dieser Umstand birgt dafür, daß sie auch der Ausbildung der Kraftfahrzeuge nicht hemmend sein wird.

Da es nun in zahlreichen Fällen schwer halten dürfte, von dem eigentlichen Ersatzschuldigen auch die Schadloshaltung zu erhalten, wird es sich als nothwendig erweisen, zum Träger der Entschädigung eine Gesammtheit der Inhaber von Kraftfahrzeugen nach Art der Unfallberufsgenossenschaften zu bestellen. Die erforderlichen Mittel zur Schadloshaltung der Verletzten würden sinnentsprechend wie beim Tiefbau und dem Regiebau nach dem Principe des Capitaldeckungsverfahrens durch Beiträge aufzubringen sein, welche nach einem aufgestellten Prämientarife bei Aushändigung des Erlaubnißscheines jeder Inhaber zu entrichten hat.

Weil die Vertretungen des Fuhrgewerbes, nämlich der Verband deutscher Lohnfuhrunternehmer und die Landwirthschaftskammern, die gleiche Forderung stellen, so befindet sich der Beschluß des Juristentages im Einklange mit den seitens der Verkehrsinstitute als nothwendig erkannten Zielen. Die zahlreichen in der jüngsten Zeit durch das neue Verkehrsmittel verursachten Unfälle, insbesondere die Thatsache, daß solches auch führerlos durchgehen kann, verlangen eine baldige gesetzliche Regelung dieser Frage. Als logische Folge stellt sich die Nothwendigkeit heraus, ein internationales Haftpflichtrecht für Kraftfahrzeuge zu schaffen, wie es für Seeschiffe Seitens des „Comité Maritime International" angestrebt wird.

Zur Naturgeschichte der „grünen" Sprache.

Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin).

Man nennt in Paris den Argot (d. i. den Pariser Dialect) la langue verte — die „grüne" Sprache, weil er thatsächlich als ein grünender, lebender, sprossender Zweig sich abhebt von dem mächtigen altersgrauen Sprachstamme, dessen ehrwürdiges Gefüge zum großen Theile lebloses und unbewegliches Stützmaterial bedeutet. Das große Wörterbuch „le grrrrand dictionnaire de l'Académie", welches Turgeniew trotz seiner meisterhaften Kenntniß der französischen Sprache davon abgeschreckt hat, auch nur die Uebersetzung seiner eigenen Novellen zu wagen, formt bereits seit geraumer Zeit aus diesem Material ein Mausoleum der französischen Sprache, ein kunstvolles, gelehrtes, monumentales Grab — aber immerhin ein Grab. Glücklicherweise wird die „Morgue am linken Seineufer" (wie Heine immer die Akademie zur Unterscheidung von der eigentlichen Morgue nannte) noch einige Jahrhunderte an ihrem Werke zu thun haben und dann wieder von vorne anfangen können. Gravitätischen Schrittes wandelt vor Fremden auf den Stelzen, welche ihm sein Ceremonienmeister vorbereitet, der französische Sprachgenius einher und vergißt keinen Augenblick, daß er die Würde eines diplomatischen Dolmetschers bekleidet; ist er aber zu Hause und glaubt sich unbeobachtet, so wirft er die künstlichen Stützen mit einem lustigen Ruck in die Höhe und rennt und tollt auf seinen natürlichen Beinen so rasch herum, daß ihm kaum Einer nachfolgen kann. Mit einem Schlage ist aus dem griesgrämigen, steifen Pedanten ein zwangloser, lustiger, manchmal ganz unheimlich zwangloser und lustiger Junge geworden. Dieser junge Sprachgenius oder geniale Sprachflegel ist die „grüne" Sprache von Paris.

Wem übrigens diese Beschreibung nicht genügen oder nicht allzu klar erscheinen sollte, der hole sich Rath bei dem soeben erschienenen vortrefflichen „Wörterbuch des Argot", welches die Herren Lermina und Levêque zu Verfassern hat. Er frage aber nicht zu viel und bleibe des Satzes eingedenk, daß ein Narr mehr fragen kann, als zwei geistreiche Schriftsteller zu antworten vermögen. Ich will ihm über die peinliche Situation hinweghelfen und an seiner Statt einige verwegene Fragen stellen.

Was ist der „Argot"? Ist er eine Sprache, ein Dialect oder ein Sprachfehler? Ist er ein Mythus, der nur in der läppischen Einbildungskraft der „Snobs" besteht oder ist er am Ende einfach die Geheimsprache, die gesprochene „Zinke" der Diebe und Gauner? In welchen Kreisen wird er gepflegt? Wer schafft ihn und giebt ihm sein Gepräge?

„Niemand und Jedermann" lautet die Antwort auf die letzte und leichteste Frage. Der „Argot" ist keine Sprache, kein Dialect und kein Sprachfehler. Es giebt keinen Menschen in Paris, der nur Argot spricht und dem dieser zur Bestreitung aller seiner Mittheilungsbedürfnisse ausreichen würde — und darum ist der Argot keine Sprache und nicht einmal ein Jargon zu nennen. Er ist kein Dialect, der bei rein lautlicher Veränderung der Stammworte den Sinn beibehält, denn untrennbar ist mit ihm neben der Betonung und der charakteristischen Geste auch eine Umdeutung des Wortes und der sprachlichen Wendung, ein psychischer Zustand der äußersten Freiheit, Ungebundenheit und „Wurstigkeit" verbunden. Nichts wäre aber ungerechter und anmaßender, als den Argot einfach zu einer kuriosen Sammlung von Sprachfehlern zu stempeln; da es doch keinen Pariser giebt, der nicht bewußt oder unbewußt Argotwendungen gebrauchen würde. Auch haben die Sprachbildungen des Argot in die Werke der ersten Schriftsteller Eingang gefunden, und er hat in den „Blüthen der Gosse" von Aristide Bruant und vielen Anderen eine eigene Literatur und liederliche Liederkunst gezeitigt, welche an Volksthümlichkeit ihres Gleichen sucht. Der ausländische Snob, welcher den neuropäthischen Zug seines „Globetrotterdaseins" auf das herrliche Paris überträgt, mag allerdings in Kneipen, wo er das Gruseln lernen will, die Gesellschaft von Dieben und Zuhältern aufsuchen und ihren Argotflüchen lauschen, in Wirklichkeit hätte er die Sache billiger und reinlicher haben können, denn der Argot, der in einer bestimmten pathologischen Unterart die Gaunersprache darstellt und allen Windungen der Verstellung, des Galgenhumors und der blitzartigen Verständigung folgt, ist auch in Sports-, Künstler-, Studenten-, Börsen-, Club-, Officierskreisen ꝛc. zu Hause und tritt überall mit seinem biegsamen Stahl ein, wo das spröde Eisen der officiellen Sprache die einzelnen Nuancen der Empfindung nicht mehr siegreich verfechten kann. Er entspringt der unendlichen Mannigfaltigkeit

Digitized by Google

des Pariser Lebens und spiegelt sie getreu wieder; im Palast und in der Hütte kann man ihn gleichermaßen finden und Jedermann, der anläßlich eines politischen Ereignisses oder einer unpolitischen Gemüthsaufregung für sein Gefühl einen persönlichen, ungewohnten Ausdruck findet, webt an dem lebendigen Kleide der „grünen" Sprache von Paris. Ein jeder solcher Sprachvorschlag hat noch eine ungemein heikle Censur zu überstehen: die Censur des Pariser Volksgeistes, die ganz wie die politische Censur anderwärts keinerlei Gründe angiebt, a limine abweist oder ohne weiteres in Gnaden aufnimmt. Das ewig rege politische Treiben in Paris, wo dem Publicum täglich mindestens ein epochemachendes Ereigniß aufgetischt werden muß, begünstigt die Prägung von Schlagworten, bringt sie blitzschnell in Cours und wirft einzelne von ihnen durch die Wirkung der Massensuggestion zu allein herrschenden hallucinatorischen Zwangsvorstellungen auf, die freilich ihrer Eintagsfliegenherrlichkeit bald verlustig und des despotischen Charakters entkleidet werden sollen. So ist denn der Pariser Argot im Grunde nichts Anderes, als die ewig wechselnde, glänzende Schlangenhaut des sprachlichen Organismus von Frankreich, ein Ausdruck seines geistigen Stoffwechsels, der sich in Paris so unheimlich rasch vollzieht, daß man seine Wirkungen schon nach kurzer Zeit mit bloßem Auge betrachten kann. Sprachpsychologisch ist er endlich ein Protest des unklaren, verworrenen, nuancirten Empfindens gegen die geometrische Klarheit der französischen Satzconstruction oder, wie einer seiner besten Kenner sich einmal in der Gegenwart des Schreibers dieser Zeilen ausgedrückt hat — das Indianergeheul des je m'en foutisme (da wären wir also schon en plein argot — je m'en foutisme von je m'en fous ungefähr gleich: ich pfeife darauf) —, welcher die Pedanterie scalpirt hätte! — Das Buch von Lermina und Levêque ist mit einer geistsprühenden Vorrede versehen, worin die Systematik des „Argot" auseinandergesetzt wird. Auf dem Umschlage prangt eine köstliche Illustration von Cam. Lefèvre, welche darstellt, wie in einem sensationslüsternen Pariser Salon ein urwüchsiger Bewohner der „Boulevards extérieurs", in Freiheit dressirt, als Professor des „Argot" vorgeführt wird. Sehr ergötzlich ist ferner die Uebersetzung einer Scene aus Racine's „Phädra" in's Argot, durch welche die Autoren dem classischen Stücke zu neuem Leben verhelfen zu wollen erklären.

Literatur und Kunst.

Emile Zola.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

Ganz plötzlich, durch einen blöden Zufall ist Emile Zola gestorben, und mit ihm hat Frankreich seinen größten Romandichter verloren und den letzten, der Weltruf genoß. Flaubert, die Goncourt's, Maupassant, Daudet, Alle sind sie vor ihm dahingegangen. Sie wurden alle nicht nur in ihrer Heimath gelesen, der Ruhm ihres Namens verbreitete sich auch über die Grenzen Frankreichs, aber sie haben doch nie den Einfluß gewonnen, dessen sich Zola zu erfreuen gehabt hat. Vielleicht sind alle, die ich eben nannte, größere Künstler gewesen als Zola, Menschen vom feinerem Kunstverständniß und voller Gefühl für das, was in die Grenzen der Kunst gehört; aber ihnen hat das schließlich gefehlt, was Zola eine so bedeutende Wirkung verschafft, eine viel bedeutendere Wirkung, als sie sich erklären läßt durch die peinliche Genauigkeit, mit der er schildert, durch die wissenschaftliche Gründlichkeit, die er für sich in Anspruch nimmt. Ihnen hat das Pathos gefehlt, das so ungeheuer selbstsicher seine Ueberzeugung vorzutragen versteht, weil es ganz von ihr durchdrungen ist. Zola ist breiter als Flaubert, breiter als Maupassant und Daudet. Er steckt sich nie eine feste Grenze, die er trotz aller Begier, darüber hinauszuschweifen, achtet, er setzt sich die ungefähre Grenze. Er schildert nicht, nur den künstlerischen Zweck vor Augen, er will noch etwas nebenher erreichen; er will Mißstände aufweisen, will zeigen, woran das Volk krankt, woran es vielleicht zu Grunde gehen wird, wenn nicht Abhilfe geschaffen wird. Es ist vielleicht zu viel gesagt: die Kunst ist ihm nur Mittel zum Zweck, aber wohl bei keinem andern großen Schriftsteller verquickt sich in seinen Werken das Poetische so mit dem Moralischen, moralisch im guten Sinne des Worts genommen und ohne jeden Zusatz von Spießbürgerlichkeit. Dickens käme hier noch am ehesten in Betracht.

Spricht man von Zola, so denkt man zunächst und mit Recht an den Schöpfer der Rougon-Macquart, jener Reihe von Romanen, in denen Zola sein Bestes gegeben hat und durch die er seinen Namen angesehen und berühmt gemacht hat. Schon beim Erscheinen des ersten Bandes dieses Cyklus ließ er nicht im Zweifel, was er zu thun vorhabe; mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit sprach er sich über seine Absichten aus und gestattete so gleich eine Controle über die Ausführung seiner Idee. Er wollte erklären, wie eine Familie, eine kleine Gruppe von Wesen sich in einer Gesellschaft beträgt, indem sie sich entwickelt, um zehn, zwanzig Individuen das Leben zu geben, die auf den ersten Blick sehr verschieden scheinen, die uns aber die Analyse innig verbunden mit einander zeigt. Er behauptet, die Vererbung hat ihre Gesetze wie die Schwere. Die zwiefache Frage der Temperamente und Umgebungen lösend wollte er sich bemühen, jenen Faden zu finden und ihm zu folgen, der mathematisch von einem Menschen zum andern führt. Und wenn er einmal alle Fäden hielt, wenn er eine ganze gesellschaftliche Gruppe in Händen hatte, wollte er diese Gruppe am Werk zeigen, mitthätig, als handelnde Personen einer geschichtlichen Epoche. Er wollte diese Gruppe schaffen, wie sie thätig ist im Gefüge ihrer Bestrebungen, er wollte zugleich die Summe an Willenskraft jedes einzelnen Mitgliedes der Gruppe und das allgemeine Vorwärtsdrängen ihrer Gesammtheit analysiren. Die Rougon-Macquart, die Gruppe, die Familie, die er zum Gegenstand seines Studiums machen wollte, hat, wie er behauptet, in seiner dreißig Jahre zurückliegenden Vorrede zum ersten Roman des Cyklus, als kennzeichnendes Merkmal jenes Ueberströmen der Begierden, jenen vollen Ansturm unserer Zeit, die sich auf die Genüsse wirft. In physiologischer Hinsicht sind sie die langsame Erbschaft von Nerven- und Blutkrankheiten, die in Folge einer ersten organischen Verletzung in einem Geschlecht sich offenbaren und die je nach der verschiedenen Umgebung bei jedem Individuum dieses Geschlechts die Gefühle, die Begierden, die Leidenschaften, alle menschlichen Leidenschaften — natürliche wie instinctive — bestimmen, deren Aeußerungen die herkömmlichen Namen von Tugenden und Lastern annehmen. In geschichtlicher Hinsicht gehen sie aus dem Volke hervor, strahlen nach der ganzen zeitgenössischen Gesellschaft aus, schwingen sich zu allen Stellungen empor, immer vermöge jenes wesentlich modernen Antriebes, welchen die niederen Classen auf ihrem Zuge durch den gesellschaftlichen Körper empfangen. So erzählen sie die Geschichte des zweiten Kaiserreichs mit Hülfe ihrer individuellen Dramen, beginnen mit der Mausefalle des Staatsstreichs und enden mit dem Verrath bei Sedan. Drei Jahre lang sammelte Zola die Documente zu diesem großen Werke, und der erste Band war schon geschrieben, als der Sturz der Bonaparte, dessen er aus künstlerischem Gesichtspunkte bedurfte und den er verhängnißvoller Weise immer am Schluß des Dramas fand, ohne ihn so nahe zu wähnen, ihm die schreckliche und nothwendige Abwickelung des Werkes an die Hand gab. Dieses

Digitized by Google

Werk bewegt sich in einem geschlossenen Kreise; als ein Gemälde einer vergangenen Herrschaft, einer seltsamen Epoche der Schmach und des Wahnsinns rollt es sich langsam vor uns auf, die natürliche und sociale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich.

Doch die Geschichte dieser Familie Rougon-Macquart ist, wie Zola in dem Schlußbande des ganzen Werkes durch den Mund des Doctor Pascal behauptet, die Geschichte der ganzen Menschheit: Viel Schlimmes und viel Gutes! Welch' furchtbare Masse wird da in Bewegung gesetzt, welche lieblichen oder entsetzlichen Abenteuer, wie viele Freuden und Leiden durch einander geworfen in dieser colossalen Anhäufung von Thatsachen! Es ist eine Geschichte, das aus dem Blut errichtete Kaiserreich, anfänglich den Genüssen hingegeben und von gebieterischer Härte, die aufrührerischen Städte erobernd, dann allmälig zu einer langsamen Zersetzung herniedergleitend und in Blut untergehend, in einem solchen Meer von Blut, daß fast die ganze Nation darin ertränkt ward. Es giebt da sociale Studien: der kleine und der große Handel, die Prostitution, das Verbrechen, die Erde, das Geld, das Bürgerthum, das Volk, dasjenige, welches im Sumpf der Vorstädte fault und dasjenige, welches in den großen Industriecentren meutert, dieser ganze wachsende Andrang des Alles beherrschenden, mit dem kommenden Jahrhundert schwangeren Socialismus. Es giebt da auch schlichte Menschenstudien, intime Blätter, Liebesgeschichten, den Kampf der Intelligenzen und Herzen gegen die ungerechte Natur, die Zermalmung Derjenigen, welche unter ihrer zu schweren Aufgabe seufzen, den Aufschrei der Güte, die sich opfert siegreich in ihrem Schmerze. Es giebt da Phantasie, den Flug der Einbildungskraft jenseits der Wirklichkeit, unendliche in jeder Jahreszeit blühende Gärten, Kathedralen mit kostbaren Spitzen geschmückt, Zaubermärchen aus dem Paradiese, ideale Zärtlichkeiten, welche in einem Kusse sich wieder zum Himmel erhoben. Es giebt da von Allem, vom Vortrefflichen und vom Schlimmen, vom Gemeinen und vom Erhabenen, Blumen, Schlamm, Seufzer, Lachen, den Strom des Lebens, auf dem endlos die Menschheit dahintreibt.

Ach, diese beginnenden Wissenschaften! Diese Wissenschaften, sagt der Doctor Pascal begeistert, wo die Hypothese stammelt und die Einbildungskraft die Oberhand behält: sie sind ebenso das Gebiet der Dichter wie der Gelehrten! Die Dichter gehen als Bahnbrecher voraus, und oft entdecken sie die jungfräulichen Länder und deuten die bevorstehenden Lösungen an. Es giebt da ein ihnen gehörendes Grenzgebiet zwischen der eroberten, endgiltigen Wahrheit und dem Unbekannten, aus welchem man die morgige Wahrheit erringen wird. Welch ungeheures Frescogemälde gäbe es zu malen, und welche colossalen Komödien und Tragödien aus dem menschlichen Leben gäbe es zu schreiben an der Hand der Vererbung, welche die eigentliche Genesis der Familien, der Societäten, ja der ganzen Gesellschaft ist.

Ganz wissenschaftlich also geht Zola zu Werke, genau wie sein Doctor Pascal, und er führt den Plan seines Werkes in zwei Jahrzehnten mit großer Sorgfalt aus und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Da sind zunächst die Ursprünge; Adelaide Fouque, das große halbverrückte Mädchen, die Erste, die in ihrem Nervensystem angegriffen war und die dem legitimen Zweige, Pierre Rougon, und den zwei Bastardzweigen Ursula und Antoine Macquart das Leben giebt. Es ist diese ganze bürgerliche, blutige Tragödie im Rahmen des Staatsstreiches vom December 1851, die Rougon, Pierre und Félicité, wie sie in Plassans die Ordnung retten und ihr beginnendes Wohlergehen mit dem Blute Silvères bespritzen, während die altgewordene Adelaide, die erbarmungswürdige Tante Dide, in Tulettes eingesperrt ist wie eine gespensterhafte Gestalt der Buße und der Erwartung. Dann wird die Meute der Begierden losgelassen; die Alles beherrschende Machtbegier bei Eugène Rougon, dem großen Mann, dem Adler der Familie, der die Alltagsinteressen mißachtet, die Macht um der Macht willen liebt, mit alten Stiefeln bekleidet Paris erobert, in Gemeinschaft mit den Abenteurern des nahenden Kaiserreichs von der Stellung des Staatsrathspräsidenten zur Stellung eines Ministers übertritt, ein Geschöpf seiner Bande, einer ganzen hungrigen Klientel, die ihn trägt und an ihm zehrt, eine kurze Zeit von einer Frau geprügelt, der schönen Clotilde, um die ihn ein albernes Verlangen quält, aber so wahrhaft klug, von einem solchen Bedürfniß nach der Herrschaft verzehrt, daß er Dank einer Verleugnung seines ganzen Lebens die Macht wiedererlangt und zur siegreichen Gewalt des Vicekaiserthums emporsteigt. Bei Aristide Saccard stürzt sich die Begierde auf niedrige Genüsse, auf das Geld, das Weib, den Luxus, in verzehrendem Hunger, der ihn auf das Straßenpflaster getrieben gleich zu Beginn der heißen Treibjagd, in dem Sturmwind einer wahnsinnigen Speculation, welcher durch die Stadt fegt, auf allen Seiten Löcher in sie reißt und sie wieder aufbaut. Dabei werden schamlose Reichthümer in sechs Monaten gesammelt, verschlungen und von Neuem gesammelt, ein Goldrausch, dessen wachsender Taumel ihn fortreißt, ihn, kaum daß die Leiche seiner Frau Angèle kalt geworden, seinen Namen verkaufen läßt, um die unerläßlichen ersten hunderttausend Francs zu haben, indem er Renée heirathet und ihn später im Augenblick einer Geldkrise dazu drängt, die Blutschande zu dulden, die Augen zu schließen vor den Liebschaften seines Sohnes Maxime mit seiner zweiten Frau, mitten in dem flammenden Glanze des in Lüsten versunkenen Paris. Und Saccard ist es auch, der einige Monate später die ungeheure Millionenpresse der Banque Universelle in Bewegung setzt, der unbesiegte große Saccard, der sich bis zur Intelligenz und der Kühnheit eines großen Financiers erhebt, die grausame und civilisatorische Rolle des Geldes begreift, an der Börse Schlachten liefert, gewinnt und verliert wie Napoleon bei Austerlitz und Waterloo. Er ist es, der eine Welt von erbarmungswürdigen Menschen unter dem Zusammenbruch begräbt, seinen natürlichen Sohn Victor den unbekannten Gefahren des Verbrechens überläßt, daß der Knabe flüchtig und unstät durch die finsteren Nächte irrt, während der Vater unter dem ruhigen Schutz der ungerechten Natur von der anbetungswürdigen Caroline geliebt wird ohne Zweifel zur Vergeltung für sein abscheuliches Leben. Hier wuchs dagegen aus dem Erdreich eine große, fleckenlose Lilie empor. Sidonie Rougon, die hilfsbereite Gefährtin ihres Bruders Saccard, die Zuträgerin bei hundert verdächtigen Machenschaften, gebiert von einem Unbekannten die reine und göttliche Angelique, die kleine Stickerin mit den Feenhänden, die in das Gold der Meßgewänder den Traum von ihrem verwunschenen Prinzen webt, so sehr der Welt entrückt unter ihren Engelsgenossen, so wenig für die rauhe Wirklichkeit geschaffen, daß ihr die Gnade zu Theil wird, an ihrem Hochzeitstage an ihrer Liebe zu sterben, unter dem ersten Kusse des Felicien de Hautecoeur, während draußen die Glocken den Ruhm ihrer königlichen Vermählung künden. Dann schlingt sich der Knoten der beiden Linien des legitimen und des Bastardzweiges. Marthe Rougon heirathet ihren Vetter François Mouret; es ist eine ruhige Ehe, die allmälig in Unfrieden gerät und in den schlimmsten Katastrophen endigt. Eine sanfte traurige Frau, die ausgenützt und zermalmt wird in der großen Kriegsmaschine, deren Aufgabe es war, eine Stadt zu erobern. Ihre drei Kinder werden ihr gleichsam entrissen, und sie verliert Alles, selbst ihr Herz unter der rauhen Faust des Abbé Faujas. Die Rougon's retten ein zweites Mal Plassans, während sie bei dem lodernden Licht einer Feuersbrunst stirbt, in welcher ihr Mann wahnsinnig vor angesammelter Wuth und Rache sucht, sammt dem Priester verbrennt. Von den drei Kindern ist Octave Mouret, der kühne Eroberer, der klare Geist, entschlossen, von den Frauen das Königthum von Paris zu fordern. So geräth er mitten unter die

Digitized by Google

verderbte Bürgerschaft, wo er eine furchtbar sentimentale Erziehung durchmacht, von der phantastischen Weigerung der Einen zur weichlichen Hingebung der Anderen schreitet und das Unbehagen des Ehebruchs bis zur Hefe durchkostet. Glücklicher Weise ist er thätig, arbeitsam und kampfesmuthig geblieben, allmälig losgelöst, trotz Allem und Allem emporgewachsen aus der Niedrigkeit dieser verderbten Welt, die man in den Fugen krachen hört. Und der siegreiche Octave Mouret bringt den großen Handel in Aufruhr, tödtet die vorsichtigen kleinen Krämer des alten Handels, errichtet inmitten des fieberhaften Paris den riesigen Palast der Versuchung, welcher von Lüstern strahlt, von Sammet, Seide und Spitzen strotzt, gewinnt ein königliches Vermögen, indem er das Weib ausbeutet, lebt in der lächelnden Mißachtung gegen das Weib bis zu dem Tage, wo ein rächendes kleines Mädchen, die sehr einfache und sehr kluge Denise, ihn bändigt, ihn zu ihren Füßen hält, bis sie, die Aermste, dem vor Schmerz Wahnsinnigen die Gnade erweist, seine Frau zu werden inmitten der Apotheose seines Louvre, unter dem Goldregen seiner Einnahmen. Blieben die beiden andern Kinder, Serge Mouret und Desirée Mouret, diese unschuldig und gesund wie ein junges glückliches Thier, jener verfeinert und mystisch, in die Clerisei gerathen durch eine nervöse Schädigung seiner Rasse. Und diese Serge wiederholt das Erlebniß des Adam in dem legendären Paradies; er wird wiedergeboren, um Albine zu lieben, sie zu besitzen und in's Verderben zu führen, am Busen der großen, mitschuldigen Natur. Dann holt ihn die Kirche wieder, der ewige Krieg mit dem Leben, und er kämpft für den Tod seines Geschlechts, wirft auf den Körper der todten Albine die Handvoll Erde des Priesters, zur selben Stunde, wo Desirée, die schwesterliche Freundin der Thiere, inmitten der heißen Fruchtbarkeit ihres Hühnerhofes von Wonne überströmt.

Weiterhin erschließt sich ein Stück sanften und tragischen Lebens. Helene Mouret lebt friedlich mit ihrer Tochter Jeanne auf den Höhen von Passy, welche Paris beherrschen, das unermeßliche und unergründliche Menschenmeer. Angesichts dieses Meeres entwickelt sich jene Leidensgeschichte, die Liebesleidenschaft Helenen's für einen Vorübergehenden, für einen Arzt, welchen ein Zufall des Nachts an das Krankenbett ihrer Tochter Jeanne geführt hatte. Dann die krankhafte Eifersucht Jeanne's, welche in einer instinctiven Liebeseifersucht die Mutter der Liebe streitig machen will und von ihrer schmerzlichen Leidenschaft schon in dem Maß zerstört ist, daß sie an dem Fehler stirbt, als furchtbarer Preis für eine Stunde des Verlangens in einem so vernünftigen Leben. Arme theure kleine Todte, die dort oben bleibt unter den Cypressen des stillen Kirchhofes, angesichts des ewigen Paris! Mit Lisa Macquart beginnt der Bastardzweig, in ihr frisch und kräftig, das Gedeihen des Bauches darstellend, wenn sie auf der Schwelle ihres Wurstkramladens, mit der weißen Schürze angethan, den Centralhallen zulächelt, wo der Hunger eines Volkes, die hundertjährige Schlacht der Fetten und Magern tobt. Hier der magere Florent, ihr Schwager, den die dicken Fischweiber und Krämerinnen verabscheuen und verfolgen und den die dicke Wursthändlerin selbst, ein Weib von absoluter Ehrlichkeit, aber unerbittlich, als bannbrüchigen Republikaner verhaften läßt, überzeugt, daß sie so für die glückliche Verdauung aller rechtschaffenen Leute arbeitet. Von dieser Mutter wird die gesündeste und menschlichste der Töchter geboren, Pauline Quenu, die Gemessene, Vernünftige, die Jungfrau, welche das Leben kennt und es mit dem Leben aufnimmt, von einer solchen Leidenschaft in ihrer Liebe zu den Anderen, daß sie trotz der Empörung ihrer fruchtbaren Jungfräulichkeit, ihren Verlobten Lazare einer Freundin giebt, dann das Kind des uneinigen Paares rettet, seine wahre Mutter wird, immer geopfert, immer zu Grunde gerichtet, triumphirend und heiter, in ihrem Winkel stiller Einsamkeit, angesichts des unendlichen Meeres inmitten einer kleinen Schaar von Leidenden, die vor Schmerz heulen und nicht sterben wollen. Dann kommt Gervaise Macquart mit ihren vier Kindern, die hinkende hübsche arbeitsame Gervaise, welche ihr Liebhaber Lantier auf das Pflaster der Vorstädte wirft, wo sie dem Zinkarbeiter Coupeau begegnet, dem guten nüchternen Arbeiter, welcher sie heirathet. Im Anfang ist sie sehr glücklich, hat die Arbeiterinnen in ihrem Wäschereiladen. Später verfällt sie sammt ihrem Mann der unvermeidlichen Verderbtheit ihrer Umgebung. Er wird allmälig eine Beute des Alcohols, versinkt in Wahnsinn und Tod. Sie selbst fällt dem Laster anheim, wird eine Müßiggängerin; die Rückkehr Lantiers giebt ihr den Rest, sie lebt fortan in der ruhigen Schmach einer Ehe zu Dreien, ein erbarmungswürdiges Opfer des mitschuldigen Elendes, welches eines Abends sie, die Verhungerte, vollends tödtet. Ihr älterer Sohn Claude besitzt das schmerzliche Genie eines aus dem Gleichgewicht gerathenen großen Malers, die ohnmächtige Raserei wegen des Meisterwerkes, welches er in sich fühlt, ohne daß seine widerspenstigen Finger es hervorzuholen vermögen; ein Ringkämpfer, der immer wieder niedergeschlagen wird, ein gekreuzigter Märtyrer des Kunstwerkes, der das Weib anbetet, sein Weib Christine, das so liebevoll und so geliebt eine kurze Zeit war, dem ungeschaffenen Weibe opfert, welches er als eine Göttin erschaute und welches er nicht in seiner allmächtigen Nacktheit aufzurichten vermag. Das ist eine verzehrende Leidenschaft des Erzeugens, ein ungesättigtes Schaffensbedürfniß, so jammervoll und so furchtbar, wenn man es nicht befriedigen kann, daß er sich schließlich erhängt. Jacques brachte das Verbrechen mit, die Erbsünde, die sich zu einer instinctiven Gier nach Blut entwickelt, nach jenem frischen Blute, welches aus der Brust eines Weibes strömt, der Erstbesten, einer Vorübergehenden von der Straße. Es ist ein abscheuliches Uebel, gegen das er ankämpft, und welches ihn wieder erfaßt im Laufe seiner Liebschaften mit Severine, der unterwürfigen sinnlichen Severine, welche ihrerseits in den unaufhörlichen Schauer einer tragischen Mordgeschichte geschleudert worden und welche er an einem kritischen Abend erdolcht, toll bei dem Anblick ihres weißen Halses. Alle diese thierischen Ungeheuerlichkeiten wickeln sich ab, während die Schnellzüge hin- und herrasen, während des Grollens der Maschine, die er bedient, der geliebten Maschine, die ihn eines Tages zermalmt und dann, ihrer Zügel ledig, ohne Führer dem unbekannten Unheil des fernen Horizontes preisgegeben ist. Etienne seinerseits, verjagt, verirrt, trifft in einer eisigen Märznacht im schwarzen Lande ein, steigt in den gefräßigen Schacht hinab, liebt die traurige Catherine, welche ein Brutaler ihm stiehlt, lebt mit den Kohlengräbern ihr düsteres Leben voll Elend und niedriger Vermischung bis zu dem Tage, da der Hunger einen Aufruhr herbeiführt, das heulende Volk der Elenden, welches nach Brot schreit, durch die flache Erde jagt, mitten unter den Einstürzen und Feuersbrünsten, unter der Drohung der Truppen, deren Gewehre von selbst losgehen. Eine furchtbare Convulsion, welche das Ende der Welt ankündigt. Nana wird fortan die Vergeltung, das Mädchen, das aus dem socialen Kehricht der Vorstädte hervorgesprossen, die Goldfliege, die aus der untersten Fäulniß aufgeflogen, die man duldet und verbirgt, die in der Vibration ihrer Flügel den Gährstoff der Zersetzung verbreitet, die an der Aristokratie hinankriecht und sie in Fäulniß versetzt, die die Männer in ihren Palästen, wo sie durch die Fenster eindringt, vergiftet, bloß indem sie sich auf sie setzt, ein unbewußtes Werk der Zerstörung und des Todes. Ein solcher Ansteckungsstoff liegt in der verpesteten Luft der Zeit, daß Nana selbst in Zersetzung geräth und an den schwarzen Blattern stirbt, welche sie sich vom Todtenbett ihres Sohnes Louiset holt, während unter ihren Fenstern Paris trunken vorüberzieht, vom Kriegswahnsinn ergriffen, fortstürzend, um Alles in Trümmer zu legen. Endlich kommt Jean Macquart, der Arbeiter und der Soldat, der wieder Bauer geworden im Kampf liegt mit der harten Erde, welche jedes Getreide-

Digitized by Google

korn mit einem Schweißtropfen sich bezahlen läßt, im Kampf besonders mit dem Landvolk, welches das gierige Verlangen, die lange und schwere Eroberung des Bodens in einem unabläßigen Bedürfniß nach dem Besitze sich aufzehren läßt. Da sind die alt gewordenen Fouans, die ihre Felder so unwillig abtreten, als sollten sie ein Stück ihres Fleisches hergeben; die erbitterten Buteaus, die bis zum Vatermorde gehen, um rascher zur Erbschaft eines Stück Kleefeldes zu gelangen, die hartnäckige Françoise, die an den Folgen eines Sensenstreiches stirbt, ohne die Lippen aufzuthun, weil sie nicht will, daß auch nur ein Krümchen dieser Erde aus der Familie komme. Dieses ganze Drama der Einfältigen und Instinctiven, die kaum befreit sind von der ehemaligen Wildheit; all' dieser menschliche Schmutz auf der großen Erde, welcher allein unsterblich bleibt, die Mutter, aus der man hervorgeht und zu der man zurückkehrt, sie, die man liebt bis zum Verbrechen, die immer neues Leben schafft für ihren unbekannten Zweck trotz des Jammers und der Abscheulichkeit der Wesen. Und wieder ist es Jean, der, nachdem er Witwer geworden und bei dem ersten Kriegslärm sich von Neuem hat anwerben lassen, den unerschöpflichen Vorrath mit sich bringt, die Grundlage ewiger Verjüngung, welchen die Erde bewahrt, Jean, der ergebenste, der ausdauerndste Soldat des endgiltigen Zusammenbruches, von dem furchtbaren und verhängnißvollen Sturmwind fortgerissen, welcher von der Grenze bis Sedan tobte, das Kaiserreich hinwegfegte und das ganze Vaterland zu vernichten drohte; Jean, immer vernünftig, besonnen, fest in seiner Hoffnung, in brüderlicher Liebe seinem Kameraden Maurice zugethan, dem aus dem Gleichgewicht gerathenen Sohn des Bürgerthums, dem der Sühne geweihten Opfer; Jean, welcher blutige Thränen weint, als das unerbittliche Geschick ihn selbst dazu ausersieht, das verdorbene Glied abzuhauen. Dann, nach dem Ende von Allem, als die fortwährenden Niederlagen kommen, der abscheuliche Bürgerkrieg, Provinzen und Milliarden als Kriegsentschädigung verloren gehen, setzt er sich wieder in Bewegung, kehrt zu der Erde zurück, die ihn erwartet, zu dem großen und schwierigen Werke, Frankreich von Neuem aufzubauen.

Als Pessimist begann Zola, aber er ist immer hoffnungsfreudiger geworden, und dieser Glaube an das Leben kommt am stärksten und reinsten zum Ausdruck im letzten Band der Rougon-Macquart. Ein Mann, dem man lange vorwarf, er sei, was er sich nenne, ein Naturalist, er vertiefe sich mit einem sonderbaren, bisweilen empörenden, für rohe Naturen nur anziehenden Behagen in immer schmutzigere Wirklichkeit, um sie mit möglichst photographischer Treue darzustellen, ein Mann, dessen eigentliche Specialität die Naturtreue in der Wiedergabe des Schmutzes sein, der unter seinem Pessimismus eine unreine Freude am Gemeinen verbergen soll, dieser Mann hat Bilder geschaffen von solcher Märchenhaftigkeit, daß sie für seinen Idealismus das beste Zeugniß ablegen. Er baut luftige und lustige Utopien auf, er glaubt, so wie er es schaut, wird es einst kommen, mag es auch noch so lange währen: einst wird es so sein. Und mitten in das Bild voller Elend, Verzweiflung, Schmutz, Finsterniß fallen einige helle Strahlen und geben ihm doch noch etwas Mildes, Versöhnliches, Etwas, das in uns den Glauben an das Edle und Schöne im Menschen aufrichtet, kräftigt, Etwas, was der Dichter nicht allein um des künstlerischen Gegensatzes willen sich geschaffen hat, sondern auch seiner selbst wegen, sich zum Trost ein wenig warmes Licht für diese kalte Welt. Mitten in diesem grausamen Bilde, das er uns im Todtschläger entrollt, tauchen Gestalten auf wie die des schlichten, so einfach und richtig denkenden, so tief und treufühlenden Schmieds Goujet, wie die zarte rührende der kleinen Lalie. Eine große Vorliebe hat Zola für die symbolische Behandlung kleiner wirklicher Züge. Im Haus, das Gervaise Coupeau bewohnt, ist eine Färberei, und das Wasser, das von ihr auf die Straße fließt, spiegelt seiner Farbe nach ihre Gedanken. Hellgrün ist's, als sie guter Hoffnungen voll ihren Laden bezieht, schön violett, als sie sich mit Coupeau versprochen hat, dunkelschmutzig, als sie, eine Dirne, sich preisgeben will, um des wüthenden Hungers willen. Coupeau's Ehe mit Gervaise wird symbolisirt durch die Kehrichtwolke, die der Küster aufwirbelt, der die Kirche fegt, gerade als sie von einem armen Priester hastig getraut werden. Nana ist nicht allein die Cocotte, sie ist Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich, und ihr Tod symbolisirt den Zusammenbruch des Staates. Mit einer gelehrtenhaft sorgsamen Genauigkeit wird die Symbolik und Allegorie im Roman „Die Sünde des Abbé Mouret" durchgeführt: dieser verwilderte Garten wird zum Paradies, Serge und Albine zum ersten Menschenpaar, das in glücklichster Unschuld Leben und Liebe genießt und dann aus Eden hinaus getrieben wird in den Zwang und den Tod.

Vor Zola kam nur ein Franzose auf den Gedanken, das Leben seines Zeitalters in einer Romanreihe zu schildern: Balzac, Zola's Vorbild. Doch Balzac kam erst spät auf diesen Gedanken und führte ihn auch nicht consequent und scharf durch. Der Zusammenhang unter seinen einzelnen Romanen ist viel äußerlicher als bei Zola. Daß es Zola zu Balzac hinzog, begreift man leicht, denn wie man richtig bemerkt hat, eine gewisse Aehnlichkeit in der Naturanlage war zwischen ihnen: Zola sprach das Unverdrossene an dem großen Arbeiter und das Colossale in seiner Arbeit an. Er fand bei ihm den Sinn für das Moderne: Balzac hatte als Dichter sein eigenes Zeitalter dargestellt; und den Sinn für das Wirkliche: Balzac hatte nicht verschönern wollen; endlich den Sinn für das Umfassende: die Idee, alle die einzelnen Romane zu einem großen Ganzen zu verbinden. Bei Taine sah Zola zum ersten Mal Balzac nach Verdienst geschätzt, und diese Werthschätzung spornte natürlich seinen eigene Muth und seinen eigene Hoffnung an. Außerdem fand er bei Taine eine Kunsttheorie, die ihn ganz befriedigte. Es war die alte, hier nur von aller Metaphysik befreite Lehre der deutschen Aesthetik, daß das Ziel des Kunstwerks das ist, irgend eine wesentliche oder hervorragende Eigenschaft, irgend eine wichtige Idee klarer und vollständiger zu offenbaren, als die wirklichen Gegenstände es thun. Diese Definition kam sowohl seinem Drange nach Wirklichkeit wie seinem Drange nach Persönlichkeit in der Kunst entgegen. Und er drückte denselben Gedanken mit seinen eigenen Worten aus, indem er sagte: Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen. Und durch dies Temperament gestaltet er die wirklichen Dinge um, belebt das Leblose, verleiht diesem Leblosen — sei es nun ein Geschäft, eine Fabrik, eine Grube —, dämonische Züge, ein übermenschliches Leben, so daß es zum Symbol der Mächte dient, die über die Lebensweise und die Verhältnisse eines ganzen Standes oder einer ganzen Menschenclasse walten. Bald wirken sie als bloße Sinnbilder, bald als überirdische gute oder böse Wesen, ungefähr wie die Götter in den Heldengeschichten des Alterthums oder wie das unerbittliche Schicksal der Tragödie. Zola schildert selten Menschen, die sich entwickeln, vielmehr nimmt er ihre Eigenthümlichkeit als bleibend und fest. Niemand versteht besser als er große Gruppen, breite Massen zu charakterisiren. Am liebsten schildert er, was so wenig wie möglich sich ändert; die einfachsten seelischen Zustände bevorzugt er; typische Züge, große Totalitäten faßt er scharf auf und giebt sie scharf wieder. Nach den Rougon-Macquart schrieb er die Trilogie Lourdes, Rom, Paris und die beiden Theile der vier Evangelien: Arbeit, Fruchtbarkeit, Werke die sich mit den besten jenes großen Romancyclus nicht messen können, aber noch immer Zeugniß ablegen nicht allein von dem Fleiß ihres Schöpfers, sondern auch von seiner Fähigkeit, das Leben zu erfassen und zu spiegeln. Denn dieser Naturalist, der so viel vom Romantiker hatte, war der größte Wirklichkeitsschilderer seiner Zeit.

Digitized by Google

Das Porträt des Herrn W. H.

Von Eugen Reichel.

Der bekannte englische Schriftsteller Oscar Wilde, der vor nicht langer Zeit gestorben ist, hatte in den Tagen seiner besten Kraft auch dem viel behandelten Sonettenproblem (einem Nebenmotiv des Shakespeare-Problems) seine Aufmerksamkeit zugewandt. Johannes Gaulke hat jetzt das allerdings nur einen Curiositätswerth beanspruchende Schriftchen übersetzt und unter dem anfechtbaren Titel „Das Sonettenproblem des Herrn W. H." bei Max Spohr in Leipzig herausgegeben.

Wilde's Arbeit ist ein geistreicher Scherz. Man weiß, was für eine Rolle der Fälscher bei den Forschungen gewisser englischer Shakespeare-Gelehrten gespielt hat und noch spielt. Um irgend einen dunklen Punkt (und in der hergebrachten Shakespeare-Forschung giebt es bekanntlich nur dunkle Punkte) aufzuhellen und sich dadurch eine bescheidene „Unsterblichkeit" zu sichern, haben verschiedene Leute Handschriften 2c. „entdeckt", die zum Theil bereits als Fälschungen gebrandmarkt worden sind, zum Theil aber noch in aller Welt einige Geltung besitzen. An diese „Thatsachen" knüpft Wilde an, um eine sehr launige Satyre zu schreiben, von der man allerdings nie recht weiß, ob der Verfasser sie nicht doch bis zu einem gewissen Grade ernst gemeint hat.

Er selbst scheint zwar fest daran zu glauben, daß der geheimnißvolle W. H. der bekannten geheimnißvollen Widmung kein Anderer als Graf Pembroke gewesen sei; obwohl es heutzutage für unerlaubt gelten muß, zu glauben, daß Jemand um 1609 noch hätte wagen dürfen, den inzwischen zum „Earl" beförderten ehemaligen William Herbert schlechtweg „Mr. W. H." zu nennen. Aber es geht uns hier am Ende gar nichts an, was Wilde für das Richtige gehalten hat, sondern wir haben es nur mit der hier vorgebrachten neuen „Hypothese" zu thun; und die ist es immerhin werth, betrachtet zu werden, schon des „Romanes", wegen dem sie ihre Entstehung verdankt.

Wilde führt uns zunächst seinen Freund Erskine vor, in dessen Besitz sich ein kleines Bildniß befindet — angeblich das Bildniß eines, allerdings nicht nachweisbaren Schauspielers Willie Hughes. Die eine Hand des jungen Künstlers ruht auf einem Buche, das einige entscheidende Worte der Sonettenwidmung zeigt. Erskine hat es von einem inzwischen verstorbenen Freunde Cyril Graham erhalten, der eben in der Stille die Ansicht vertrat, daß dieser Willie Hughes der geheimnißvolle „W. H." gewesen.

Die Geschichte dieses Bildes ist nun sehr merkwürdig. Als Graham seinem ungläubigen Freunde Erskine die ersten Mittheilungen über seine Hypothese gemacht hatte, war er durch dessen ablehnende Haltung so gereizt worden, daß er, zur besseren Unterstützung seiner unhaltbaren Theorie, auf eine Fälschung sann: er ließ sich von einem Maler das bewußte Porträt malen und überraschte dann eines Tages Erskine mit der „Entdeckung" des „alten" Bildes, das selbst Wilde, als er es erblickt, für „eine wundervolle Arbeit" erklärt. Erskine will sich bereits, durch diesen merkwürdigen Fund seines ehrlichen Freundes beeinflußt, zu der neuen Theorie bekennen, als er zufällig den Schöpfer des Herrn Willie Hughes kennen lernt: einen Maler, der, gewissermaßen aus Noth in Graham's Auftrag das Bild gemalt und entsprechend hergerichtet hatte. Erskine ist natürlich empört über den Betrug; als er wieder mit Graham zusammentrifft, sagt er in einem Wortwechsel dem Freunde so harte Worte, daß Graham tief gekränkt vom ihm scheidet. „Am nächsten Morgen war er todt" — schließt Erskine seine Erzählung. Graham hatte sich erschossen — aber nicht ohne vorher schriftlich zu betonen, daß er nach wie vor an seiner Hypothese festhalte.

Wilde wird jetzt lebhafter gefesselt und beschließt, der Sache nachzugehen, da Erskine es verschmäht, sich mit der „durchaus unhaltbaren Theorie" zu beschäftigen. Wilde beschließt, „die Theorie dort wieder aufzunehmen, wo sie Cyril Graham aufgegeben hat, um der Welt zu beweisen, daß Graham wirklich Recht gehabt hat."

Er durchforscht nun die Sonette gründlich, und kommt schließlich zu der Ueberzeugung, daß Graham's Theorie unanfechtbar sei; und die Art, wie das, an der Hand etlicher Strophen und Verse, nachzuweisen versucht wird, ist ebenso geistreich wie fesselnd. Auch die Möglichkeit, daß der Musiker Will Hews, der bis 1576 im Dienste des alten Lords Essex gestanden hatte, der besungene Liebling sein könnte, wird gestreift, aber nicht weiter in Betrachtung gezogen; dafür wird angenommen, daß der besungene Willie Hughes oder Willie Hews ein Sohn oder doch Abkömmling jenes Will Hews gewesen sei. Wilde vertieft sich schließlich so sehr in seine Forschung, daß er die Theorie Graham's auch trotz der von diesem begangenen Fälschung für einzig wahr hält und nun in Erskine dringt, die Sonetten-Auslegung Graham's, die Erskine als ein Vermächtniß des gestorbenen Freundes im Besitz hat, der Welt bekannt zu geben. Kaum aber hat er seinen enthusiastischen Brief an Erskine abgesandt, als sich seiner „eine höchst seltsame Reaction" bemächtigt. Die Suggestion verläßt ihn — er sieht die Dinge mit kritischen Augen an und kommt zu der nüchternen Einsicht, daß Willie Hughes „eine bloße Mythe" sei und daß, mit der Unmöglichkeit, die einstmalige Existenz dieses Schauspielers nachzuweisen, auch die ganze geistreiche Hypothese in sich zusammenbreche. Er begiebt sich dann nach einiger Zeit zu Erskine, um ihm zu sagen, daß er alles in seinem Briefe Vorgebrachte widerrufen müsse. Aber inzwischen hat sich Erskine durch Wilde's Brief beeinflussen lassen: er ist ein begeisterter Vertreter der Hughes-Hypothese geworden und hat beschlossen, sein Leben der Begründung jener Theorie zu widmen. Als er dann alles aufgeboten hat, um die Willie Hughes-Theorie zu beweisen, aber schließlich daran verzweifeln muß, begiebt er sich nach Cannes und — stirbt. In einem letzten Schreiben an Wilde sagt er: „Ich glaube immer noch an Willie Hughes, und wenn Du dies empfangen haben wirst, bin ich um seinetwillen in den Tod gegangen — ja um seinetwillen und um Cyril Graham's willen, den ich durch meinen seichten Skepticismus und bedauerlichen Mangel an Glaubenszuversicht in den Tod getrieben habe. Die Wahrheit war Dir einst offenbart, und Du hast sie abgewiesen. Jetzt kehrt sie zu Dir zurück, befleckt mit dem Blute zweier Menschen — weise sie nicht wieder von Dir."

Wilde ist natürlich erschüttert. Zum Glück verräth ihm der Arzt, welcher Erskine behandelt hat, daß dieser keineswegs im Selbstmord geendet, sondern — an der Schwindsucht gestorben ist. Das „Märtyrerthum" Erskine's hatte also gerade so viel auf sich, wie das Graham's, der, wie sich's herausstellte, keineswegs um seiner Theorie willen in den Tod gegangen war, sondern sich nur durch einen unglücklichen Zufall tödtlich angeschossen hatte.

So löst sich denn am Ende die Willie Hughes-Theorie in Wohlgefallen auf; sie ist eben nur ein scherzhafter Versuch, das durch die Shakespeare-Forscher alten Styls ungelöst gebliebene Problem durch einen neuen Mythus zu lösen.

Gaulke giebt zum besseren Verständniß des Scherzes eine kurze Geschichte der bisherigen Lösungen des „W. H."-Problems; er nennt Delius, Gildemeister, Goedeke, Massey und Lee — an meiner Aufklärung geht er schweigend vorüber, obwohl sie seit 1886 vorliegt (S. Shakespeare-Literatur S. 451—63). Was ich 1886 geboten hatte, war nur eine erste Lösung; ich stellte dort fest, daß der größte Theil der Sonette von Francis Bacon herrührt und theils an — die Königin Elisabeth, theils an den Grafen Essex gerichtet ist: theils aber auch Monologe vorstellt, die Bacon auf Grund dieses „Verhältnisses" und der Thatsache, daß er bei der „zehnten Muse" durch den jungen Essex verdrängt worden war, zur eigenen Erleichterung gehalten hat. Heute weiß ich über alle diese Dinge sehr viel mehr; heute weiß ich auch,

Digitized by Google

daß nur ein geringer Theil der Sonette von Bacon selbst herrührt, daß der größere Theil vielmehr von Essex gedichtet ist. Ueber kurz oder lang gedenke ich über alles das nähere Mittheilungen zu machen; sie liegen seit Jahren unter meinen unverwertheten Manuscripten.

Was den geheimnißvollen „W. H.“ anbelangt, so neige ich der Ansicht zu, daß er wirklich „der Beschaffer“ des größten Theils der Sonette gewesen ist, nämlich aller jener, die von Essex herrühren. Der Vater des Grafen Robert Essex besaß nämlich, wie schon erwähnt, einen musikalisch gebildeten Lustknaben Namens Will Hews — und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die wenigen Gedichte, die dem musikalischen „Geliebten“ gewidmet sind (denn nur ein ganz kleiner Bruchtheil der Sonette gilt diesem Lustknaben; man hat die meisten der Gedichte, welche entweder die Königin feiern oder auch dem jungen Essex als schmeichelnde Buhlerverse gewidmet sind, für perverse Liebesgedichte gehalten, weil man aus der verworrenen Anordnung des Sonetten-Cyclus nicht klar erkennen konnte, wem die oft geradezu widerlichen Stücke gelten), vom alten Lord Essex herrühren, der mit ihnen seinen musikalischen Liebling in aller-Stille feiern mochte. Nach Robert Essex' Tode wird dann wahrscheinlich der ganze „poetische Nachlaß“ Roberts in den Besitz des inzwischen um 25 Jahre älter gewordenen, dem Hause Essex treugebliebenem Will Hews gelangt sein und von diesem muß sie dann Bacon erhalten haben, der mittlerweile vielleicht selbst in „herzlichere“ Beziehungen zu „W. H.“ getreten war, und deßhalb gern auch die diesem gewidmeten Gedichte verwendete.

Der „W. H.“ ist, seit ich festgestellt habe, daß die große Masse der Sonette gar nicht an einen unzüchtig geliebten „Freund“, sondern an Elisabeth und Essex gerichtet sind, für das Sonettenproblem ganz belanglos geworden; er behielte nur dann ein gewisses Maß von „historischer Bedeutung“, wenn Bacon thatsächlich durch ihn die von Essex herrührenden Sonette und mit ihnen die, wahrscheinlich vom alten Essex an ihn selbst gerichteten Sonette erhalten hätte. Dadurch würde nämlich einiges Licht vielleicht auch auf das Geheimniß fallen, wie Bacon zu dem Material gekommen ist, aus dem er die Shakespeare-Dramen zusammenflicken ließ. Im „Hamlet“ befinden sich nämlich, wie dies Hermann Conrad aufgedeckt hat, Stellen, die wörtlich in einem Briefe von Robert Essex zu finden sind. Es wäre also nicht ausgeschlossen, daß auch in den Shakespeare-Dramen Einiges aus dem Nachlaß des, bekanntlich ebenfalls „dichtenden“, Liebhabers der Elisabeth zur Verwendung gekommen sind.

Der „W. H.“ aber hat, wie gesagt, für das eigentliche Sonettenproblem gar keine Bedeutung; man sollte ihn endlich ruhen lassen. Er bedeutet keinen Flecken auf dem reinen Schilde Shakespeare's; und wahrscheinlich nicht einmal einen Flecken auf dem fleckigen Schilde Bacon's. Er hat überhaupt mit dem Shakespeare-Problem nichts zu schaffen und darf höchstens als „Vermittler“ in Frage kommen. Als solcher freilich könnte er am Ende noch recht „interessant“ werden.

Die griechische Literatur über das Entwickelungsproblem der Völker.*)

Von Prof. Dr. G. Ruhland.

Nichts ist nach Eintritt der Geldwirthschaft in die Geschichte der griechischen Völker schärfer hervorgetreten, als das Rennen und Jagen nach dem Gelde. Die Aufgabe der Politik der Staaten war von da ab selbstverständlich ausnahmslos auf eine Mehrung des Reichthums an Gütern gerichtet. Als in den ionischen Staaten es sich zuerst zeigte, wie diese Sucht nach Reichthum viel Unglück und Unheil im Gefolge habe, da war die sogenannte ionische Moral bestrebt, das Unglück ohne einen Versuch zur Besserung, so gut es eben ging, zu ertragen und das Glück, wo es sich fand, zu genießen. Die Proletarier aber wollten von jetzt ab lieber im Kampfe gegen die Reichen sterben, als in der Armuth verhungern. Mit dem wachsenden Nothstande der Volksmassen geht das Verschwinden der Achtung vor dem Ueberlieferten Hand in Hand. Die Griechen plündern jetzt die Heiligthümer ihrer Götter und erbetteln selbst von den Persern Gold. Während der Vaterlandsverrath die Väter zittern machte, wurde den Söhnen bange, von Vaterlandsliebe zu hören. Nach der Unmöglichkeit, eine friedliche und wirksame Politik in der Heimath zu betreiben, gewöhnte man sich daran, die Welt als Ganzes, als Heimath zu bezeichnen. Die praktische Moral der Reichen lautete inzwischen: sich im Genusse nicht zu verwöhnen. Man müsse den Purpurmantel ebenso geschickt wie den Bettlermantel zu tragen verstehen. Es sei unklug für die Reichen, kein Handwerk zu erlernen, denn leicht könne man durch Verlust seines Vermögens darauf angewiesen sein, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen, und dann würde ein solches Erlernen in der Jugend später gute Dienste leisten.

Schon die Sage von dem phrygischen König Midas wendet sich gegen diese gefährliche einseitige Jagd nach dem Reichthum. Der habsüchtige Wunsch des Midas, daß Alles, was er berührt, zu Golde werde, soll ihm bekanntlich erfüllt worden sein. Als er dann aber seinen Hunger und Durst nicht mehr stillen kann und mithin in der Sucht nach dem Reichthum das tägliche Brod verloren hatte, fleht er zu den Göttern: ich habe gesündigt, habt Erbarmen mit mir, rettet mich aus meinem „goldenen“ Elend. Am schärfsten tritt die unbedingte Verurtheilung der einseitigen Politik des Nationalreichthums in der griechischen Literatur hervor, als nach dem Ende des peloponnesischen Krieges der Zusammenbruch der griechischen Culturwelt für jeden unbefangenen Beobachter als unabwendbar bevorstehend erkannt wurde. Jetzt schießen die socialistischen und communistischen Projecte wie Pilze aus der Erde, und die hervorragendsten griechischen Denker wie Sokrates, Demokrites, Antisthenes, Plato, Aristoteles, Xenophon, Plutarch u. A. sind alle darüber einig: es war der größte Fehler der griechischen Staaten, so lange und so ausschließlich die Politik des Nationalreichthums gepflegt zu haben. Niemand hat diese Ueberzeugung schärfer, eingehender und klarer zum Ausdruck gebracht als Plato, dessen Ausführungen ich nach den ausgezeichneten Zusammenstellungen von Pöhlmann folgende Sätze entnehme:

Das Unheil im Staate und in der Gesellschaft beginnt mit jenem zersetzenden, die socialen Bande auflösenden Egoismus und mit der „Jagd nach dem Golde“, welche zunächst wenigstens für einen Theil der Gesellschaft die allgewaltige Triebfeder des Handelns geworden ist. Diese Wandlung erzeugt eine Classe von Menschen, deren Götze das Geld ist, das sie insgeheim mit roher Leidenschaft verehren. Ihre Hauptsorge gilt ihren Geldschränken und ihren Depots bei den Banken. An ihren Wohnungen schätzen sie vor Allem die Mauer, die sie von der Außenwelt scheidet. Denn sie sollen ihr „ureigenstes Nest“ sein, in dessen Dunkel sie ungestört dem Genusse leben und ihre Handlungen dem Auge des Gesetzes entziehen können. Sie werden erfinderisch in neuen Formen des Aufwandes und modeln darnach selbst die Gesetze um, die Bürgen alter Einfachheit des Lebens.

Der goldgefüllte Geldschrank der Reichen beginnt nun aber sehr bald seine Anziehungskraft auf die Allgemeinheit auszuüben. Es wird unter diesen selbst ein förmlicher Wett-

*) Mit Erlaubniß des Verfassers entnehmen wir seinem demnächst erscheinenden Werke: „System der politischen Oekonomie“ (W. Ißleib, Berlin) obige interessante Studie. D. Red.

Digitized by Google

kampf um den materiellen Besitz entfesselt, der die Erwerbsgier stetig steigert, während andererseits die anderen Güter in der öffentlichen Werthschätzung sinken. Eine Entwickelung, die auf den Volksgeist nothwendig entsittlichend wirken muß.

Das größte aller Uebel ist dabei die dem Geiste der Wirthschaft entsprechende absolute Freiheit der Veräußerung und des Erwerbes der Güter (Freihandel). Es entsteht dadurch jene ungesunde Anhäufung des Capitals, welche Einzelne überreich macht, während Andere in einen Zustand hoffnungsloser Armuth herabsinken. Es ist zweifelsohne, daß der zügellose Capitalismus die Tendenz in sich schließt, den Abstand der kleinen Leute von der Aristokratie des Besitzes stetig zu steigern.

Dazu kommt die durch den Mammonismus großgezogene Classe der Müssiggänger und Verschwender, die Plato als „Drohnen" bezeichnet. Dieses Drohnenthum ist ein Krebsschaden der Gesellschaft. Aus ihm recrutirt sich besonders das in der plutokratischen Gesellschaft so zahlreiche Contingent der Diebe, Beutelschneider, Tempelräuber und Anstifter aller sonstigen Unbill, deren die Staatsgewalt nur mit Mühe Herr werden kann. Neben diesem Drohnenthum tritt uns als typische Charaktererscheinung der plutokratischen Gesellschaft auch noch das Speculantenthum entgegen: Leute, welche Begehrlichkeit und Geldgier auf den Herrschersitz in ihrer Seele erhoben und mit Stirnbinden, goldenen Ketten und Ehrensäbel angethan zum König in ihrem Innern erkiesen. Um sich aus niederer Lage emporzuarbeiten, geht ihr ganzes Sinnen und Trachten auf den Erwerb. Während aber ihre Habe durch beharrliche Sparsamkeit und unermüdliche Thätigkeit sich mehrt, verarmen sie an Geist und Gemüth, indem sie beides zum Sclaven der Erwerbsgier machen und den Verstand über nichts Anderes sinnen und forschen lassen, als wodurch ihr Vermögen sich mehrt, das Herz aber nichts anderes bewundert als den Reichthum und den Reichen. Schmutzige Seelen, die ihren Ehrgeiz auf weiter gar nichts richten, als auf Gelderwerb und was ihm etwa förderlich ist, die aus allem und jedem Nutzen zu ziehen wissen für den einen Zweck, die Capitalanhäufung. Alles Bildungsinteresse geht ihnen ab, denn wie könnten sie sonst das Spiel des blinden Zufalls zum Reigenführer ihrer Speculation erwählen? In diesen Menschen beginnen sich Begierden zu regen, sobald sich ihnen die Möglichkeit zur Ausbeutung von Schwachen, sobald sich bei der Verwendung fremder Gelder eine Gelegenheit bietet, ungestraft Unrecht zu thun. Und dabei können diese Leute im geschäftlichen Verkehr als ehrenwerthe Männer dastehen, denn sie sind klug genug, ihre Begierden zurückzudrängen, weil sie wohl zu berechnen wissen, daß ihnen die Unehrlichkeit theurer zu stehen kommen wird als der Verzicht auf widerrechtlichen Gewinn. Sie erscheinen anständiger als viele Andere, obgleich sie von der echten Tugend einer mit sich einigen harmonisch gestimmten Seele himmelweit entfernt sind.

Das Princip der Capitalwirthschaft arbeitet diesem Speculantenthum außerordentlich in die Hand. Der Unersättlichkeit der capitalistischen Gesellschaft, die von dem, was sie als das höchste Gut betrachtet, niemals genug haben kann, entspricht jener schrankenlose Freihandel, welcher Jedem gestattet, beliebig über seinen Besitz zu verfügen und beliebig und viel daran zu veräußern, damit nur ja das Capital Gelegenheit bekommt, sich durch Darlehnsgeschäfte aller Art und schließlich durch den Zusammenkauf der verschuldeten Güter zu bereichern.

Diese Handelsfreiheit bringt vor Allem Denjenigen den Ruin, welche der Tendenz des capitalistischen Zeitalters zum unwirthschaftlichen Consum und zum Luxus erliegend den Geldmännern in die Hände fallen. Geduckt sieht man diese Geldmänner umherschleichen wie das leibhaftige böse Gewissen. Ohne sich irgendwie um ihre Opfer zu kümmern, schleudern sie den unheilvollen Pfeil der Capitalgewinne auf die Gesellschaft und erzeugen dadurch Drohnen und Bettler die Menge im Staate.

Nicht die Begünstigung der Ansammlung eines möglichst großen Nationalreichthums, sondern der Kampf gegen Armuth und Reichthum ist die weitaus wichtigste Aufgabe aller Gesetzgebung, bei welcher der Staatsmann gar nicht rasch und entschieden genug zu Werke gehen kann. Denn der wahre Staatsmann erstrebt nach der Ansicht von Plato das Glück der Bürger. Und da wirkliches Glück nicht ohne Tugend erreichbar ist, auch die Sittlichkeit der Bürger. Steigerung des Reichthums bedeutet an sich noch keine Steigerung des Glückes, wenn die, welche ihn besitzen, die erste Bedingung dazu nicht leisten und erfüllen. Ist aber gerade vom Reichen die Erfüllung dieser Bedingung zu erwarten? Plato glaubt diese Frage überall da verneinen zu müssen, wo der in einer Hand vereinte Besitz ein gewisses Maß überschreitet. Nach seiner Meinung kann der Besitzer außerordentlichen Reichthums kaum ein sittlicher Mensch sein. Denn wer einerseits alle Wege der Unsittlichkeit und Bereicherung streng meidet und andererseits der dem Besitz obliegenden Verpflichtungen zum Opfern für edle und gute Zwecke ganz und gar gerecht wird, bei dem wird es kaum zur Anhäufung übermäßiger Schätze kommen. Ueberhaupt besteht zwischen Reichthum und Sittlichkeit ein solcher Antagonismus, als lägen beide in den Schalen einer Wage und zögen stets nach entgegengesetzten Richtungen.

Bei aller Verschiedenheit im Einzelnen sind die bedeutendsten griechischen Denker darüber einig, daß der die Völker vernichtende Capitalismus aus der Gesellschaft nur dann beseitigt werden könne, wenn der Zins vom Gelde verschwinde und die Politik auf den so sehr vernachlässigten Ackerbau wieder zurückgreife, um von agrarischer Basis ausgehend die nationale Volkswirthschaft in harmonischer Weise aufzubauen. Sokrates faßt deßhalb seine Anschauung dahin zusammen, daß er sagt: „Wenn der Ackerbau gedeiht, so gedeihen mit ihm alle anderen Künste, geht er aber zurück, so verfallen mit ihm auch alle übrigen Erwerbszweige, sei es zu Lande, sei es zu Wasser." Pythagoras auf Samos legt ganz besonderen Werth darauf, daß der Ackerbau mit Handel und Industrie in harmonischer Proportion stehe.

Aristoteles, welcher die Grundsätze seiner Politik aus der Entwickelungsgeschichte von 158 Einzelstaaten abgeleitet hat, ist der Ueberzeugung, daß für einen politisch gut geleiteten Staat alles darauf ankomme, daß er „sich selbst genug sei" in allen wichtigen Dingen des täglichen Bedarfs. Kommt aber die einseitige Entwickelung zum Handels- und Industriestaat zur Herrschaft, so erhöht sich mit der steigenden Abhängigkeit des Volkes vom Ausland naturgemäß die Gefahr einer Vernichtung der Volkswirthschaft fortschreitend. Mehr concret gesprochen kann diese Aufgabe: die Autarkie der Volkswirthschaft möglichst zu bewahren, nur durch eine consequente Mittelstandspolitik gelöst werden. Aristoteles bringt diese Anschauung etwa in folgenden Sätzen zum Ausdruck: der Zweck des Staates ist nicht die Ansammlung eines möglichst großen Reichthums an wirthschaftlichen Gütern, sondern ein glückliches und menschenwürdiges Dasein seiner Bürger.

Nun giebt es in allen Staaten drei Classen von Bürgern: sehr reiche, sehr arme und solche, die in der Mitte zwischen diesen beiden stehen. Der mittlere Besitz von Gütern ist der beste von allen, denn diese Bürger folgen am leichtesten der Vernunft, aber die allzu Reichen werden leicht übermüthig und in großen Dingen schlecht und die allzu Armen Bösewichter und in kleinen Dingen schlecht. Ein Staat, der nur aus Reichen und Armen gebildet wird, ist ein Staat von Neidern und Verächtern, die sich immer gegenseitig feindlich gesinnt sind und leicht zum Bürgerkriege kommen. In einem Staate aber, in welchem der Mittelstand vorherrscht, herrscht auch die Freundschaft, die zu jeder Gemeinschaft wie zum dauernden socialen Frieden gehört. Die besten Gesetzgeber

Digitized by Google

sind immer aus dem Mittelstande hervorgegangen, wie Solon, Lykurg, Charondas und die meisten Uebrigen.

Das etwa sind in großen Zügen die wichtigsten Consequenzen, welche die bedeutendsten griechischen Denker aus dem trüben Zusammenbruch der griechischen Welt gezogen haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Rabenhügel.

Von Rudolf Krauß (Stuttgart).

Meine Frau und ich saßen auf der offenen Veranda des Hôtels und tranken Kaffee. Wir hatten am Vormittag einen tüchtigen Marsch ausgeführt und empfanden deshalb das Bedürfniß, den Nachmittag still zu liegen. Ein Herr trat auf uns zu: er war Professor am hauptstädtischen Gymnasium und galt für einen besonders gründlichen Pädagogen. Von der Residenz her nur ganz oberflächlich mit einander bekannt, waren wir in der Sommerfrische, wo wir bei Tisch neben einander saßen, rasch in engere Fühlung gekommen.

Ich zog die Uhr. „Bald halb vier Uhr," begann ich. „Sie wollten ja punkt Drei die große Tour nach dem Rabenhügel antreten."

„In der That," entgegnete er gemächlich. „Ich bin ein wenig verschlafen."

„Nun, dann kommt es auch nicht mehr auf ein weiteres Viertelstündchen an," scherzte meine Frau. „Setzen Sie sich hier her und trinken Sie mit uns ein Täßchen Kaffee!"

Er verbeugte sich und nahm einen Stuhl. „Wenn Sie gestatten. Aber es macht heute so warm. Ich ziehe ein Glas Bier vor."

Der Kellner brachte das Verlangte. Ehe wir's uns versahen, saßen wir wieder auf dem Steckenpferde des Professors, der Pädagogik, und da meine Frau, wie gewöhnlich, sich in der Rolle des Opponenten gefiel, wurde die Debatte recht lebhaft.

„Als meine oberste Aufgabe betrachte ich es" — so docirte er — „meine Schüler zur Entschlußfreude zu erziehen. Nichts kann unser Staat, unsre Gesellschaft weniger brauchen als entschlußscheue Menschen. Meine Jungens wissen, daß ich ihnen Alles eher verzeihe, als wenn sie mitten in der Ausführung eines Planes stecken bleiben, einen gewonnenen Anlauf nicht ausnutzen. Ein Fehler, ja ein Vergehen, consequent durchgeführt, ist auf jeden Fall besser als Umkehr auf halbem Wege."

Meine Frau war unhöflich genug, es für Eigensinn zu erklären, wenn man einen als falsch erkannten Pfad nicht verlasse oder auf einem unbequem gewordenen Vorsatz beharre. Im Eifer des Redens und Hörens hatte der Professor ausgetrunken und die Frage des herbeieilenden Kellners, ob er noch ein zweites Glas befehle, überhört. Dieser hatte die ausgebliebene Antwort als Bejahung aufgefaßt, und so schaute der überraschte Pädagoge plötzlich aus seinen Brillengläsern auf ein zweites Viertel Liter Bier, das er nothwendig als sein rechtmäßig, wenn auch unfreiwillig erworbenes Eigenthum betrachten und darum genießen mußte. Er konnte sich jedoch der Bemerkung nicht enthalten, daß er sich mit diesem Geschäfte beeilen müsse, um noch vom Rabenhügel rechtzeitig zum Abendessen zurück zu sein. Es geschah denn auch so rasch, als das wieder in Schwung gekommene pädagogische Duell gestattete. Als er just zum letzten Schluck ansetzte, blinzelte mir meine Frau schelmisch zu, schaute zum Himmel empor und sagte: „Sie werden sich einen Regenschirm holen müssen, denn dort stehen ein paar drohende Wolken."

„Meinen Sie?" versetzte er bedenklich. „Ich hasse Spaziergänge mit dem Regenschirm in der Hand."

„Nun, dann warten Sie noch ein Weilchen, bis sich das Gewölk verzogen hat. Wenn Sie tüchtig ausschreiten, reicht es immer noch."

Der Professor gehorchte und ließ sich vom Kellner zum dritten Glas Bier verdammen.

„Ein zielbewußteres Geschlecht möchte ich heranziehen, das sich nicht von blinden Zufälligkeiten schieben, durch Kleinigkeiten von großen Thaten abschrecken läßt," setzte er seine Vorlesung fort, in deren weiterem Verlauf er seine Ansichten mit Beispielen aus dem internationalen Heldenthum von Achilleus bis auf Christian Dewet begründete und schließlich bei der bekannten Fabel von der Spinne anlangte, die durch ihre unerhörte Beharrlichkeit irgend einem Könige die Lection ertheilt haben soll, wie man einen verlorenen Thron zurückgewinnt. Mir zog sich die Sache allmälig doch zu sehr in die Länge, und ich erhob mich, indem ich zu meiner Frau bemerkte: „Wir wollten ja unsere Briefe schreiben."

„Gewiß, hinter dem Haus unter den Tannen," stimmte sie bei und fügte lächelnd gegen den Professor hinzu: „Und für Sie wird es nun auch Zeit sein. Das Gewölk hat sich wirklich verzogen, und ein tadellos blauer Himmel lacht über Ihnen."

„Für mich wird es zu spät sein," meinte er nachdenklich. „Und überdies hat mich das Bier etwas matt gemacht."

„Also auf Wiedersehen beim Abendessen!"

Wir gingen auf unser Zimmer, um Schreibzeug zu holen, und als wir nach fünf Minuten wieder herunterkamen, bemerkten wir den Professor noch immer einsam vor seinem dritten Glas Bier sitzen. Das Briefschreiben wurde mit Gründlichkeit von uns betrieben und nahm zwei volle Stunden in Anspruch: Geschäftliches von meiner Seite, während Schilderungen aus der Sommerfrische an Freundinnen ihrer flinken Feder entflossen. Endlich waren wir fertig; es war für meine Frau höchste Zeit, zum Abendessen Toilette zu machen. Als wir an der Veranda vorbeigingen, drang das Wort „entschlußfroh" zu uns herüber. Wie auf Verabredung richteten sich unsere Blicke auf den Professor, der noch immer denselben Platz einnahm und noch immer ein Bierglas vor sich hatte; es war aber schwerlich mehr das dritte. Einige Damen und Herren saßen um ihn herum, die den Worten seiner Weisheit andächtig zu lauschen schienen. Bei der Abendtafel war er dagegen recht einsilbig und ließ sich nicht einmal von meiner Frau zu einem pädagogischen Wortgefecht verlocken.

Am andern Tage regnete es in der That, ebenso am übernächsten, und zwar so entschieden, daß von einem größeren Spaziergang keine Rede sein konnte. Und in der Frühe des dritten mußte der Professor abreisen, da seine Ferien zu Ende waren. Wir warteten am Portal, um uns von ihm zu verabschieden. Schon war der Omnibus, der zwischen dem Kurhôtel und der Bahnstation hin- und herpendelte, zur Abfahrt bereit, schon gaben die Insassen Zeichen des Verdrusses und der Ungeduld von sich und erklärte der Kutscher, es sei allerhöchste Zeit: als der Erwartete athemlos herbeieilte. Noch ein flüchtiger Händedruck und gegenseitige freundliche Wünsche für die kommenden Tage: dann sprang er in den Wagen, der im nächsten Augenblick um die Ecke bog und aus unserem Gesichtskreis entschwand.

Der Professor war liebenswürdig genug gewesen, das schlechte Wetter mit sich zu nehmen, und so kamen wir nach Tisch einmüthig auf den Gedanken, an seiner Stelle dem Rabenhügel einen Besuch abzustatten. Wir hatten es nicht zu bereuen. Denn die mäßige Anstrengung wurde köstlich belohnt. Die gereinigte Atmosphäre eröffnete uns die herrlichste Aussicht weithin in die Lande. Wir gedachten nicht ohne Bedauern unseres Tischnachbars, der sich um diesen Genuß hatte bringen lassen.

Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir im Herbst in den hauptstädtischen Zeitungen einen Aufruf fanden, der um Beiträge zum Bau eines Aussichtsthurmes auf dem Rabenhügel warb, und an der Spitze des dem heimathlichen Gebirgsverein angegliederten Comités dem Namen unseres Professors begegneten! In schwungvoller Sprache war die Fernsicht vom Berge gepriesen: „Hinweg über grünende Auen und lachende Fluren, aus denen die Spitzen der Kirchthürme schelmisch hervorlugen, zu den das Panorama begrenzenden, in bläulichem Dufte schwimmenden Riesen der Berge!" Und dergleichen mehr. Schließlich wurde auf das erzieherische Element hingewiesen, das in dem Unternehmen liege: wie müsse es, zumal der Jugend, das Selbstbewußtsein heben, die Vaterlandsliebe stärken, wenn sie von stolzer Höhe herab sich gewissermaßen mit einem Blicke die ganze Heimath in Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte zu eigen machen könne. An dieser Wendung erkannten wir sofort die Feder unseres Freundes aus der Sommerfrische.

Nachdem ich meiner Frau den Artikel vorgelesen hatte, begannen wir in ein übermüthiges Gelächter auszubrechen.

„Paraphrase über ein Bädekersches Grundmotiv aus Mangel an Autopsie," bemerkte sie boshaft.

„Seien wir höflich und nennen es Divinationsgabe!" versetzte ich. „Schiller hat ja auch seinen Tell schreiben müssen, ohne je das Geringste vom Alpenglühen geschaut oder vom Kuhreigen vernommen zu haben."

Sie zuckte die Achseln. Ich aber ging an meinen Schreibtisch und holte einen Fünfmarkschein hervor, um ihn in ein Couvert zu stecken und mit ein paar verbindlichen Begleitworten an den Professor zu übersenden — als Beisteuer zum Bau des Aussichtsthurmes auf dem Rabenhügel.

Aus der Hauptstadt.

Aus unseren Kunstsalons.

Der Leser erinnert sich wohl noch des Porträts, das in den Spalten dieser Zeitschrift vor etwa anderthalb Jahren von Melchior Lechter entworfen wurde. Ich versuchte die Wesenszüge des Menschen und des Künstlers festzuhalten. Und drei Momente namentlich sind es, die sich in diesem Wesen als die hervorstechendsten erweisen: seine Herkunft aus dem erzkatholischen Münster mit all' seiner romantischen

Digitized by Google

Mystik oder mystischen Romantik, die ihn in frühen Jahren schon empfänglich machte für alle verwandten Einflüsse und Eindrücke, wo immer er ihnen später begegnete, und die Künstlerträume in ihm weckte, die ihn in ein seltsames Reich blühender Phantasie und bestrickender Farbensymbolik führten; sein ungemein feines und tiefes lyrisch-musikalisches Empfinden, das ihm Musikklänge zu Farben und Linien werden und ihn mit Farben musikalische Wirkungen erzielen läßt; endlich, daß er vom Handwerk kam, so daß er in der Glasmalerei, wie in der Oel- und Temperamalerei über eine sehr hochstehende und eigenartige Technik verfügt, die Frucht zum Theil auch seiner gründlichen Studien altitalienischer Meister.

Damals hatte ich auch schon Gelegenheit, von dem großartigen Auftrage zu berichten, der ihm durch den mittlerweile verstorbenen Kölnischen Großindustriellen Jakob Pallenberg zu Theil wurde: im dortigen Kunstgewerbemuseum einen 18 × 8 × 8 großen Prunksaal herzurichten ganz nach eigenen Entwürfen und ohne Ansehen der Kosten. An der Hand von Cartons, Farbenskizzen und Studien lernte ich diesen Saal kennen und entwarf auch eine Schilderung von ihm, einem Prunkraum von ungeheurer Kostbarkeit, der aber durch die streng eingehaltene Styleinheit bei aller erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Ornament-Ideen doch nicht üppig oder gar protzenhaft wirkt. Aus einem Guß ist Alles, von einer Grundempfindung und einem Grundgedanken ausgehend und malerisch und architektonisch zu ihnen zurückkehrend.

Die eine Längswand dieses Saales ist mit einem großen Flügelbilde geschmückt. Nachdem nunmehr dieses Gemälde vollendet ist, hat es Lechter auf Drängen seiner Freunde im Oberlichtsaal bei Keller & Reiner ausgestellt. Mit Widerstreben, denn wie es hier zu sehen ist, sogar ohne den originalen Rahmen, ist es doch immer nur ein herausgerissener Theil aus einem organischen Ganzen. Die Wirkung muß im Kölner Museumssaal natürlich noch größer sein. Aber auch hier schon übt das Tafelwerk eine zwingende Wirkung aus auf Jedermann, der fähig ist, das Wesen Lechter'scher Kunst zu erfassen. Denn allerdings muß es seiner Kunst gegenüber immer heißen: „c'est à laisser ou à prendre". Etwas Mittleres giebt's hier nicht. Nur Eines: Kunst aus zweiter Hand, wie man die Lechter'sche wohl hier und da genannt hat, ist sie nicht. Lechter ist kein Nachahmer und Nachempfinder. Die bestimmten Eindrücke nach Studien, die seine Kunst zu einer großen ausreifen ließen, vermochten das, weil sie einem persönlichen Umwerthungsproceß durch den Geist und die Empfindungen des Künstlers unterzogen wurden. So gelang es Lechter in seiner monumentalen „Weihe am mystischen Quell", die nicht bloß ein Document einer umfassendsten Künstlerwesens-Aeußerung, sondern gleichzeitig auch ein Triumph der Arbeit ist, die Sprache Wolfram von Eschenbach's und Richard Wagner's in das Malerische zu übertragen und die Ausdrucksmittel mystischer Frühgothik und mittelalterlicher Romantik zu solchen eines eigenen Stylempfindens umzumodeln.

Auch der Entwurf selbst, der das große Mysterium des Schaffens in Farben und Linien zum Ausdruck zu bringen sucht, ward hier vor Jahr und Tag eingehend beschrieben, zum Theil mit Lechter's eigenen Worten. Und den Reiz der Farben-Gegensätze und Harmonien schildern — ja, läßt der sich denn mit Worten wiedergeben? Man sehe nur, wie das Gemälde auf unser so blasirtes und skeptisches Publicum wirkt. Es steht still und feierlich, fast möchte man sagen andächtig vor diesem Jüngling mit verzücktem Gesichte, der vor dem goldgleißenden Tempel des „mystischen Quells" knieend von der Hohenpriesterin den Weihetrunk aus krystallener Schale empfängt, während Orgeltöne aus dem Tempel herklingen und Weihrauchwolken aufsteigen und aus der Höhe der Gesang von Genien herabtönt ...

Das Tafelwerk bildet den Mittelpunkt der Ausstellung, die im Uebrigen eine große Zahl von Studien, Skizzen, Carton-Entwürfen in natürlicher Größe zu diesem Gemälde und zu allen Einzelheiten des Pallenbergsaales bietet, auch zu dem großen bunten Fenster an seiner anderen Längswand, das selbst bereits 1900 in Paris zu sehen war. Diese Skizzen und Studien werden Jedermann davon überzeugen können, wie Lechter zu der großen Wirkung seiner mystisch-romantischen Malereien auch immer nur auf dem Wege eines streng naturalistischen Zeichenstudiums gelangt ist. Es war gut, daß er diese Studien alle ausgestellt hat, wie es auch gut ist, daß er eine Reihe von Copien und farbigen Eindrucksnotizen nach Werken italienischer Meister des 14. und 15. Jahrhunderts zeigt. Man überzeugt sich dadurch des Weiteren davon, welche Umwerthung zwischen der ursprünglichen „Anregung" und dem allendlichen „Styl" Lechter's liegt.

Vervollständigt wird die Ausstellung — die erste, die Lechter nach jener vor 10 Jahren veranstaltet, die ihn plötzlich in den Vordergrund des Interesses Berliner Kunstkreise schob — durch eine reiche Sammlung von Buchschmuck-Arbeiten, die alle den gleichen Geist seiner Kunst zeigen. Seine malerischen Traumphantasien, d. h. Bilder, stellt er dieses Mal nicht aus: sie sind ihm zu sehr der Ausdruck intimsten Seelenlebens, als daß er sie der Oeffentlichkeit preisgeben könnte.

* * *

Und aus diesem Reiche phantasiereicher Romantik, mystischer Sinnenlust, musikalisch-philosophischen Empfindens jetzt in die freie, wirkliche Natur.

Zwei Landschafter, schwedische Künstler, stellen zur Zeit bei Eduard Schulte größere Sammlungen aus: Gottfrid Kallstenius, den wir schon vor zwei Jahren auf der „Großen Berliner Kunstausstellung" schätzen lernten, und ein „Neuer" — Gustav Adolf Fjaestad.

In Fjaestad stellt sich uns eine starke Persönlichkeit dar. Der Künstler, der irgendwo im nördlichen Schweden hausen muß, hat was von Bruno Liljefors in der Auffassung der Natur, giebt aber seine Eindrücke anders wieder als jener, ist auch nicht Thiermaler, sondern lediglich Landschaftsschilderer. Ihm hat es vornehmlich der Winter angethan. Der nordische Winter mit seiner tiefen Einsamkeitspoesie und seinen zauberhaften Farbenspielen tagsüber, wenn die Sonne am dunstigen Himmel steht und Abends, wenn sie hinter den Waldhügeln und Felskuppen verschwindet, oder wenn der Mond sein mildes Licht über Schneetristen und eisglänzende Seen ergießt. Und wie Fjaestad diese Poesie und Farbenreize sieht, haben sie für ihn immer einen decorativen Werth in erster Linie. Sei's einer der Farbe oder der Form. Gar seltsam sind daher mitunter seine Motive. Horizontlos schneidet er hier ein Stück gelblich und grau schillernder Eisfläche aus, um die Perlenschnüren gleichenden Reifkügelchen, die sie bedecken, zu malen. Dort fesselt ein auf einsamer Höhe in die türkisblaue Luft ragender, schneeschwerer Ast einer Fichte seine Aufmerksamkeit. Und er giebt ihn so, wie er ihn sieht, mit einem rosafarbigen Schimmer überglänzt, denn dort weit am Horizont, hinter bläulichen und röthlichen verschneiten Wäldern und Hügeln, die einen eisgefesselten Fluß umsäumen, steigt eben in gelblich-grünen Dünsten die Sonne herauf. Oder er zeigt uns eine abendliche Frühlingsstimmung im hohen Norden: leuchtender Schnee auf zum Theil bloßgelegten Felskuppen. Selbst eine grauweiße hügelige Schneetrift unter weißgrauem Himmel weiß er malerisch aufzufassen. Dann wieder interessiren ihn die Schnörkel des Triebschnees auf spiegelglatter Eisfläche eines Sees, dessen bräunliches und grünliches Wasser so unendlich tief unter dem durchsichtigen Eise hervorschimmert am Rande leicht beschneiter mit Fichten und Tannen bestandener Hügel. Das Glitzern dünnen Schlammeises und der Reifkruste eines Bootes in geheimnißvoll stiller Mondnacht reizt ihn nicht weniger. Aber auch in den sommerlichen regendunstigen Forst führt er uns, dort wo er am dichtesten ist und sich mit wunderlich gezeichneten Felsblöcken in dunklem Wasser spiegelt. Besonders interessant ist, daß der Künstler sich technisch nicht an eine bestimmte Manier hält. Er malt, je nach den Motiven, ganz verschieden, jetzt mit einem bis zur Plastik pastosen Farbenauftrag und dann wieder ganz dünn und durchsichtig; und wenn er hier die Zeichnung durch scharf ausgeführte Umrisse betont und die so entstandenen Flächen gleichförmig färbt — z. B. bei einem Tannenzweig — so giebt er dort die Umrisse nur durch richtige Abschätzung der Wechselwirkung nebeneinander stehender Tonwerthe wieder. Es ist alles Realismus, aber — „nature vue à travers un tempérament".

Kallstenius ist Realist schlechtweg. Er giebt die Dinge so wie sie sind mit einer Ehrlichkeit, die immer überzeugend wirkt. Nicht als ob nicht auch Fjaestad durchaus ehrlich wäre, und als ob Kallstenius' Auge nicht auch das eines Künstlers wäre. Aber diesem kommt es vor Allem auf den Gesammteindruck an, Fjaestad legt den Hauptnachdruck auf das Einzelne. Kallstenius giebt uns daher auch gerne größere Naturausschnitte. Er malt ein ganzes Panorama von Wäldern und Hügeln und Flußläufen; er führt uns in die Stockholmer Skären oder in einen Wald, wo wir die Köhler bei der Arbeit sehen. Wer je eine nordische Sommernacht, nicht die ganz tollen, opalfarbenen, sondern die etwas späteren im Juli, auf einem schwedischen Küsteneiland durchträumt oder auch durchkneipt oder durchjungen hat, der wird den ganzen Zauber des „Abends in den Skären" auf sich wirken lassen, wo die Mondsichel hinter der Felseninsel aufgestiegen ist und eine schimmernde Brücke baut über das blauviolette Meer zu der großen Insel vorne, auf der kräftig geformte Baumsilhouetten dunkel in die lichtere Wasserfluth hineinragen. Der Mond spielt auf manchem anderen Bilde noch eine Rolle. Dort spiegelt er sich in einem Wasser von Spiegelglätte und Krystalldurchsichtigkeit mit weißen und rothen Häusern, die vor einem Walde stehen; hier schimmert er goldroth durch Baumstämme hindurch, vor denen Kohlenmeiler qualmen mit phantastisch geformten, auf und ab tanzenden Rauchwolken. Von außerordentlichem Reiz ist die Studie einer Morgenstimmung. Das Tagesgrauen, das hier auf der Waldwiese liegt, der gelbe Lufttton, der hinter dem Walde aufsteigt und gleich — gleich — sich roth färben wird, das ist ebenso echt, wie auf jener großen Linde — auf einer anderen Studie — das leise vibrirende Mondlicht. Ganz anderer Art ist ein Motiv, wo auf dem ersten Plan langstielige Lilien ragen, die sich unter einer gewaltigen Esche in bräunlicher Abendluft wie eine kunstvolle Riesenspitze vom dunkleren Hintergrunde abheben.

Obschon die beiden schwedischen Sammlungen nicht in den gleichen Räumen hängen, wie die Landschaften des Belgiers Emile Claus, des Müncheners Kubierschky, des Berliners Zaeper, so leiden diese doch unter dem starken Eindruck der skandinavischen Bilder. Man thut daher gut, sich die Schweden bis zuletzt aufzusparen.

Die Figurenmalerei vertritt dieses Mal hauptsächlich Hanns Fechner, von dem wir aber eigentlich schon Besseres gesehen haben, als diese junge Dame in Grau und Weiß und Lila, die den Engländern etwas nachempfunden ist, und auch als das Bildniß des Kronprinzen, und der leicht etwas grelle Brüsseler Potvin, von dessen Bildern die Damengruppe am Kamin am harmonischen im Tone wirkt. J. Norden.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal.

Einige der Sätze der „wissenschaftlichen Untersuchungen" des Herrn Prof. Dr. Froitzheim in Nr. 40 der Gegenwart 1902 dürften ihren Wesenheitswerth am deutlichsten, vernehmbarer für unsere Cultur, die sie beeinflussen wollen, unter Voranstellung einiger Goethe-Sätze offenbaren. Es sei daher im Interesse der allgemeinen Höhentendenz unserer Zeit gestattet und empfohlen, einige der Ausführungen Froitzheim's unter Voranstellung folgender Goethe-Sätze nochmals still-betrachtend defiliren zu lassen (Aus Werther's Leiden, 12. April): „Daß ihr Menschen, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das Alles heißen? habt ihr deßwegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? hättet ihr das, ihr würdet nicht so einseitig mit euren Urtheilen sein."

Es ist dort (Werther, 12. April) auch noch dieses Goethe-Wort zu finden und zu empfinden: „Wer hebt den Stein auf gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert! Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pendanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück."

Auch das muß noch festgestellt sein: Es giebt weder wissenschaftliches Recht noch Pflicht über Sachen führend zu reden, die einem etwa nicht liegen. — „Denn nur in so fern wir empfinden, haben wir Ehre*), von einer Sache zu reden."

Und nun zu Herrn Froitzheim's überseiner — oder übergrober? — Moral, welche er zur leitenden für Künstler erheben möchte, bei Gestaltung der Denkmäler, welche das Volk dankbar erschauernd seinen herrlichsten, geheimnißreich organisirten führenden Geistern und allen denen, die sie durch Liebe so herrlich bildeten — widmet. — Herr Froitzheim schreibt: „Ich ließ in Nr. 5 der Gegenwart 1901 die abfälligen Zeugnisse des Pfarrers Brion über seine Tante Friederike folgen." (Zwecks Entfernung Friederiken's vom Denkmal Goethe's — weil „geschichtlich"-anrüchig! —) „Aber seltsamer Weise entfernte man vom Denkmalsentwurf die geschichtlichen Personen (Lenz, Stilling ꝛc.), um Friederike als dichterische Schöpfung festhalten zu können." (— Was Menschen auf künstlerischem und allgemein menschlichem Standpunkte nur sympathisch berührt.) „Meines Erachtens sehr mit Unrecht" — fährt Herr Prof. Dr. Froitzheim, dessen Standpunkt eben der „wissenschaftliche" ist, fort. Und seine Forschung ergab — ganz richtig! — daß Friederike durchaus kein bloßer Begriff, nämlich ein „echt deutsches Mädchen" — vielmehr ein „weichherziges Wesen" war! — Ob „normannisch-französisch" — das ist dem nichtchauvinistischen Menschen und Künstler gleich.

Wie muß der „blumenhold"-milde Geist Friderikens im Gefilde der Seeligen lächeln, wenn deutsche Professoren von 1902 es noch als „Wissenschaft" bezeichnen, ihre nebenamtliche Zeit angenehm auszufüllen mit Feststellungen wie folgenden: „Die Altstraßburger haben ihren und des (späteren ?) katholischen Pfarrers Reinbold Sohn, der als Pastetenbäckerjunge durch die Wirthschaften ging, wohl gekannt! — Er hieß Lorenz Blumenhold." — Wie muß es einer blumenholden Mutter wie Friederike am Herzen genagt haben, ihren Sohn sehen zu müssen, wie er vor Altstraßburger Spießbürgern Pasteten in Kneipen verhandelt! — Ein Glück, daß er nur von 1787—1807 lebte.

„Außerdem hatte sie ein Verhältniß mit dem Studenten der evangelischen Theologie Gambs, während dessen sie im Herbst 1779 einen Sohn gebar, der 1782 im Findelhaus in Straßburg starb."

Friederiken's Geist müßte angerufen werden: Verzeihe! Aber Herr Prof. Froitzheim vermuthet „wissenschaftlich", daß besagter Theologe Gambs, der „nach bewegter Vergangenheit — wahrscheinlich (!) wegen seiner Liebschaft mit Friederike und der Folgen" — erst nach deren Tode in seiner Heimath würdig befunden wurde, an der Aurelienkirche zu Straßburg als Prophet und Sittenrichter zu mimen und diese wichtige Anstellung erhielt! — Dergleichen Feststellungen lassen nicht Friederike, wohl aber ihre Zeit und deren Gesellschaft als entmenscht erscheinen.

Der erwähnte reiche Straßburger Brodherr Gambs, welchem dieser als Student zum Vorleser und als Zielscheibe cynischer Witze diente, wie solcher: daß er Gambs beim Mahle „auf den Kopf zusagte, daß er verliebt sein müsse — weil dies das gewöhnliche Loos der Theologen sei, daß sie in die Netze einer alten oder alternden Jungfer fallen, die, nachdem sie Ovid's Bücher von der Kunst zu lieben in früheren Jahren mit Offizieren, Medicinern und Juristen durchstudirt, endlich ihre letzten Künste an einem Theologen versuche, der in seiner Lebensweise durch seinen Stand beschränkt, und doch voll heißer Sehnsucht nach Liebesgenuß gern vorlieb nimmt und das Entgegenkommen der abgefeimten Dirne (! Das mit Bezug auf Friederike —) für unwiderstehliche Liebe hält."

Auch wenn ein 20jähriger brünstiger und feiger Theologe wie dieser Gambs schließt — mit Bezug auf Friederike: „Gerade dies war der Fall, gerade so war mir's gegangen, so war ich gelockt, gekörnt worden" — so sollte der wissenschaftlich wägende Professor doch anders schließen als: „Wenn man dies liest" (— sogar richtig vermuthend, daß dieses alten Gambs' Darstellung seiner Beziehung zu Friederike großentheils erbärmlich unedle Selbst-Weißwascherei sei — und dennoch bemerkend: „aber darum wird Friederiken's Kind nicht aus der Welt geschafft!" —), „so erhält man von Friederike ein Gesammtbild, das sich zu allem Anderen eher als zu monumentaler Verherrlichung eignet." — Außer diesem letzteren, sogar sachlich falschen Schluß Froitzheim's, daß eine Friederiken-Reminiscenz an Goethe's Monument „monumental" dargestellt werden müsse — dazu eignet sich das Idyll an sich überhaupt nicht! — offenbart der übliche einseitige Gelehrtenstandpunkt solcher forschender Herren evident, daß so sublime Stoffe wie die Friederiken-Liebe gerade unter den Händen der grundgelehrten Doctoren und Professoren die miserabelsten Sublimationen ergeben: die herrlichsten poetischen Ursachen zur Liebe lassen sie bei Vornahme ihrer Forschungen ungeprüft verflüchtigen und halten sich nur an das compacte Sublimat —: das Kind! — Die Straßburger Goethe-Denkmal-Schöpfer und dessen Comité scheinen sowohl die besondere Feinheit des Stoffes als auch das Problematische — aus Natur oder Metier resultirend — der einsprechenden Herren erkannt zu haben. — Hier in Leipzig z. B. war man nicht so glücklich im Punkte seines jugendlichen Goethe: Hier wurde jetzt ein Goethedenkmal unter weniger günstigem Stern gezeugt! — „Natürlich" hat man Käthchen Schönkopf sittsam ferngehalten und einen Heros-Studio geposelt — wie wenn Goethe's herrliche Mutter diesen herrlichen Sohn „in der Furcht" empfangen hätte! so steigt er die Stufen der Akademie herunter: — bloß egal Jura studirend! — Und das Leben? — Wo lernte er, wer lehrte ihn die Hieroglyphen entzaubern, im Räthselbuche des Lebens lesen — die Leipziger und Straßburger Professoren oder die Frauen? — Darum eine Künstler-Bitte an den Herrn Gelehrten: Man lasse im Empfinden des deutschen Volkes kein fremdes Bild von der Geliebten Goethe's entstehen; keins, als welches er uns gab! — Er wußte, was uns frommt. Aus Prüderie verschleierte er gewiß nicht — was Unteroffiziere und jüdische Händlerweiber mit allem Stank überliefern — so „gut" es diese Guten eben verstehen.

Die „Wahrheit über Sesenheim" kann nur empfunden werden; rohe Data und Fakta scheinen nur wahr — sind Irrthum. Und wenn ein Argumentiren in difficilsten Fragen des Lebens mit todten Unteroffizieren und Handelsfrauen als Kronzeugen „deutsche Wissenschaft" heißt, dann bewahre ein freundlicher Gott die deutsche Kunst vor dieser Wissenschaft.

„Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." Die Frage um die „Wahrheit über Sesenheim" ist hiernach also längst vor Froitzheim — giltig gelöst. Maler E. Klotz.

*) Immer noch Goethe.

Notizen.

Anläßlich des hundertjährigen Geburtstages Lenaus hat der Cotta'sche Verlag eine Miniaturausgabe von Lenau's Gedichten veranstaltet, die sich durch sehr geschmackvolle Ausstattung empfiehlt und sich den anderen Gedichtsammlungen dieses Verlags würdig anreiht. Gleichzeitig hat die Deutsche Verlagsanstalt eine Ausgabe sämmtlicher Werke des Dichters in einem hübschen Bande veranstaltet. O. Fr. Gensichen hat diesem eine die neuesten Forschungen berücksichtigende biographische Skizze des Dichters beigegeben, dessen Bildniß den Band ziert. Besonderen Werth erhält die Ausgabe durch die Tagebücher und Briefe des Dichters, die über dessen Persönlichkeit werthvolle Aufschlüsse bieten.

Ida Boy-Ed, Ich, Roman, 2. Auflage (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Wenige unserer schreibenden Damen wissen die Welt, in der ihre Helden und Heldinnen leben, so gut wie Ida Boy-Ed zu schildern. Der Bankier Mesmer mit seinem gewissenlosen Leichtsinn und seiner gutmüthigen Schwäche, seine Frau Agnes, die über all' ihren gesellschaftlichen „Pflichten" die Pflicht gegen ihr einziges Kind vergißt, und ihm gegenüber der ernste Albert Mesmer, das sind Gestalten, die aus dem Vollen geschöpft sind. Nur Eines möchte an dem Roman auszusetzen sein: die Verfasserin ist nach Frauenart zu parteiisch gegenüber ihren eigenen Geschöpfen. Sie übertreibt Gut und Böse in's Extreme. Ihre Frau Agnes muß an ihrer Selbstsucht sterben, und ihr letztes Wort im Tode ist „Ich"! Ihr Albert Mesmer hingegen ist die personificirte Vollkommenheit. Ein etwas weniger wäre hier mehr gewesen.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. **Herausgegeben von La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersession v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 Musiker, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegten Beilagen von „Der Türmer", Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart und Richard Sattler, Verlagsbuchhandlung in Braunschweig, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 25. October 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Stein. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Die elterliche Pädagogik in der kritischen Jugendzeit. Von Dr. Hans Schmidkunz. — **Literatur und Kunst.** Goethe's Briefe. Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen). — Altitalienische Novellen. Von Johannes Gaulke. — Der Geist des Schachspiels. Von Max Bewer (Dresden). — **Feuilleton.** Eine wie Alle. Von M. Zehme. — **Aus der Hauptstadt.** Politische Tagebuchblätter. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Stein.*)

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Deutschlands Edelstein, Preußens Grundstein nannte die dankbare und bewundernde Mitwelt den letzten Freiherrn von Stein, der das moderne Preußen geschaffen und bereits das neue Reich zu Stande gebracht hätte, wären das neidische Ausland und die verächtliche Selbstsucht der deutschen Fürsten nicht damals noch unüberwindliche Hindernisse gewesen, die erst sein glücklicherer Nachfolger und Geistesverwandter Bismarck unter einem verständigeren Herrscher besiegen konnte. Aber der rheinische reichsunmittelbare Ritter im preußischen Dienst ist sein freilich weniger glückhafter Vorgänger und jedenfalls der einzige große deutsche Staatsmann zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewesen, das noch die Wiedergeburt des damals vernichteten Deutschen Reiches sah. Wie Bismarck der Meister der äußeren Politik war, so ist Stein im Innern vorbildlich, und beide sind die Schöpfer des kleindeutschen Reiches geworden, das den Kern unseres Volkes bildet, nachdem das undeutsche Geschlecht der lothringischen Anjou-Guise der deutschen Sendung der Habsburger vollends vergessen hat.

Stein war kein Neuerer im Sinne der französischen Revolution und des späteren deutschen Liberalismus, sondern der Erneuerer der uralten deutschen Volksfreiheit, deren schwache Trümmer sich in den ständischen Verfassungen der zusammengewürfelten preußischen Lande des Westens erhalten hatten. Das undeutsche absolutistische Fürstenthum nach dem Vorbild des Sonnenkönigs von Frankreich verwarf er nicht nur als der stolze Reichsfreiherr, der in den größeren Genossen des Reichsfürstenthums bloß die Zerstörer der Einheit des deutschen Vaterlandes sah. Als Beamter hatte er den Segen der ständischen Mitwirkung, die wir jetzt auf ihrer allgemeineren Grundlage Selbstverwaltung nennen, in Rheinland-Westphalen in den verschiedenen Stellungen bei den dortigen preußischen Kriegs- und Domänenkammern, den späteren Regierungen, kennen und schätzen gelernt. Ihm war es ja später nur vergönnt, in der Städteordnung dem Grundsatz der Volksvertretung in der Staatsverfassung zum Siege zu verhelfen, aber auf diesem Werke beruht unsere ganze organische Entwickelung. Ohne die Schwäche und den beschränkten Eigensinn seines unfähigen Königs, der einen solchen Edelmann in des Wortes hehrster Bedeutung um schlechterer Diener willen entlassen konnte, hätte schon Stein uns die moderne Verfassung geschenkt und uns das tolle Jahr von 1848 erspart. Um so heller strahlt das Verdienst des kaiserlichen Sohnes, der einem zweiten Stein blind und zu Deutschlands Ehre und Heil vertraute. Betrübende Vergleiche mit unserer epigonenhaften Gegenwart lassen sich leider bei der Prüfung der Geschichte des unbegabten Friedrich Wilhelm III. und seines ältesten, geistreichen und edlen, aber charakterschwachen Sohnes nicht abweisen. Mögen uns die folgenschweren Enttäuschungen jener Zeit erspart bleiben.

Als Vorsitzender der Centralverwaltung in den Befreiungskriegen war Stein der Reichskanzler des wieder aus seiner Schmach erwachenden Vaterlandes und hätte mit einem thatkräftigeren König das alte Reich wieder zusammengeschmiedet und die elende Kleinstaaterei fortgefegt, die uns noch heute den Einheitsstaat vorenthält. Die Rheinbundsstaaten waren von Napoleon's Gnaden und daher mit Recht dem Tode geweiht, als ihr französischer Beschützer selbst thronlos geworden war. Gegen die volks- und reichsverrätherischen Fürsten hatte sich stets der edle Zorn des stolzen Reichsritters gerichtet, wie seine Rechtsverwahrung gegen die rheinländische Besitznahme seines reichsunmittelbaren Eigens durch den Herzog von Nassau-Usingen zeigt. Sie war eine förmliche Staats- und Bekenntnißschrift wider das raubsüchtige Fürstenthum, das die Grenzen des Vaterlandes preisgab, um sich im Innern auf Kosten der schwächeren Landesgenossen zu bereichern. Schon damals erkannte Stein, daß die Hoffnung Deutschlands auf Preußen und Oesterreich beruhe. Sein guter Stern führte ihn nach Preußen, aller Familienüberlieferung entgegen und doch bewußtermaßen. Das neue Vaterland dankt ihm viel und seinen Anregungen eigentlich seine ganze Zukunft. Wäre Hardenberg ihm ein ebenbürtiger, diplomatischer Gehülfe gewesen, so wäre vielleicht das Werk Bismarck's schon von Stein und Hardenberg gethan worden, freilich ohne den Dualismus der beiden deutschen Vormächte zu lösen, aber dafür ausgiebiger gegenüber dem durch seinen Verrath gebrandmarkten Fürstenthum. Der Feuerkraft des Städte- und Bauernbefreiers fehlte nur der unterstützende königliche Wille, wie ihn Bismarck fand. Treitschke's mildes Urtheil über diesen schwächlichen Herrscher kann aber diese Säumniß nicht beschönigen. Sie ist schlimmer als Bismarck's Entlassung, der sein Hauptwerk schon vollendet hatte und nur an der Ausführung verhindert war, deren Mangel freilich auf colonialem Gebiete uns unersetzlichen Schaden gebracht hat.

*) Max Lehmann, Freiherr von Stein, 1. Theil. Vor der Reform 1757—1807. Leipzig 1902, S. Hirzel.

Digitized by Google

Das Loos des letzten Trägers seines Namens war aber härter. Er überlebte lange die Tage seines staatlichen Schaffens, das unvollendet geblieben war, und mußte machtlos dem Treiben seiner zum Theil unfähigen und bösartigen Nachfolger und ehemaligen Amtsgenossen zuschauen. Erst von der Nachwelt ward er in seinem Stückwerk gebliebenen staatsmännischen Schöpfungen als einer der erleuchtesten und edelsten Geister unseres Volkes erkannt, neben dem selbst Hardenberg und Humboldt als überschätzte und wenig thatkräftige und zielbewußte Staatsmänner verschwinden, die eine große Zeit zu klein gefunden hat. Hardenberg war zu sehr Lebemann und faul, wenn auch hochbegabt, Humboldt ein schöngeistiger Gelehrter von undeutschem Classicismus erfüllt. Nur die Erbärmlichkeit der nachfriedericianischen Zeit und ihrer späteren Gehülfen lassen sie über die Stufe der Mittelmäßigkeit hervorragen, wie begabt und von besten Absichten getragen sie auch waren. Der Ausgang des Wiener Congresses für Preußen-Deutschland hat bewiesen, daß sie nicht den zähen Trotz Stein's besaßen, um einer Welt von fremden und deutschen Widersachern zu begegnen, welch' letztere schamlos den dynastischen Vortheil über das allgemeine Vaterland und dessen Ehre setzten. Preußens Sieg hätte aber zugleich Deutschlands Wiederherstellung in seinen alten Grenzen bedeutet und sogar Belgien in seiner ursprünglichen Ausdehnung als die Südniederlande des alten Reiches mit Artrecht und Kammerich (Artois und Cambray) wäre für Preußen zu erlangen gewesen, hätte nicht der Hüter der preußischen Ehre, der König selbst, die zweifelhafte und eigennützige oranische Verwandtschaft zum Schaden seines Staates dem eigenen Landerwerb vorgezogen, obwohl der starrköpfige Holländer die katholischen Vlamen und unsicheren Wallonen kaum 15 Jahre unter seinem Scepter halten konnte. Der kaltgestellte Stein konnte mit seinem deutschen Vaterlandsgefühl, das nicht preußisch verbildet war, nicht eingreifen, obwohl er Elsaß-Lothringen und die alte niederländische Grenze für Deutschland gefordert hatte. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß wir heute noch nicht das ganze Elsaß, nur den vierten Theil Lothringens und die sog. französischen Niederlande trotz ihrer niederdeutschen Bevölkerung überhaupt noch nicht dem Reiche wiedergewonnen haben und daß in Belgien die französische Sprache trotz aller vlämischen Gleichberechtigungsbestrebungen noch amtlich herrscht. Der sittenreine, als Hausvater treffliche König duldete lieber eine Günstlingswirthschaft, deren Creaturen sich seinen engherzigen Anschauungen anschmiegten, als daß er dem freilich unbequemen und stolzen Genie des wahrhaft deutschen Staatsmannes Raum und weitere Entfaltung verstattet hätte Die Demagogenriecherei und die Metternich'sche Zeit zog herauf, wo Preußen wieder der Bediente des österreichischen Kaiserstaates wurde. Inzwischen schied Stein angesichts der Trümmer seiner Stammburg im fremden, kleinen Nassau thatenlos aus dem Leben und mit ihm der Name seines Geschlechtes. An Begabung eiserner Thatkraft und lauterem Charakter dem Altreichskanzler mindestens ebenbürtig, wenn er auch vielleicht an diplomatischer Klugheit und allzu stolzem Gradsinn ihm nachstand, blieb ihm leider die Gunst des Schicksals versagt, einem verständnißvollen Herrscher dienen zu dürfen, der ihn frei walten und schalten ließ, wie später der ebenfalls nur bescheiden begabte, aber charaktervolle Sohn und erste Kaiser seinen ersten Diener und Freund. Daß Friedrich Wilhelm III. einen Stein in seiner kleinlichen Seele verabscheute und fallen ließ, wird ihm unser Volk niemals verzeihen. Der unbändige Stolz des selbstbewußten Reichsritters war berechtigt und verdient, des Herrschers Empfindlichkeit und seine Unkenntniß dieser ersten Kraft seines Staates verdammenswerth, die Furcht des subalternen Geistes vor dem schöpferischen Genie.

Der vorliegende Theil des neuen actenmäßigen Lebensbildes Stein's geht bloß bis zur ersten Entlassung des Staatsmannes als Handels- und Finanzministers, um uns der heutigen Bezeichnung zu bedienen, im Unglücksjahre 1807. Er steht also erst vor seinen Reformwerken, die seinen Namen unsterblich machten. Aber schon seine Vorbereitungszeit, und er war damals bereits 50 Jahre alt, zeigt den Staatsmann, der auch im kleinen Kreise schöpferisch wirkt. Als studirter Bergmann ist er im gewerbreichen Ruhrthal thätig, um bereits mit 27 Jahren als Oberbergrath zu Wetter den rheinisch-preußischen Bergbau ertragreicher zu gestalten, nachdem er mit 24 Jahren ohne Examen in den preußischen Staatsdienst auf Veranlassung des ihm wohlgeneigten Ministers Heinitz getreten war. Trotz der berechtigten Selbstherrlichkeit des großen Königs hatte gerade er tüchtige Mitarbeiter, wie diesen Sachsen Heinitz, Hertzberg u. A. um sich versammelt. Auch sein unwürdiger Nachfolger und der beschränkte und ängstliche Friedrich Wilhelm III. konnten den guten Stamm thatkräftiger leitender Beamten nicht ertödten. Freilich hinderte deren wohlthätigen Einfluß das Uebergewicht des kgl. Cabinets, das unter dem Soldatenkönig und seinem Sohne nur ein höherer Registratur gewesen war, da die beiden Herrscher in den übersichtlichen Verhältnissen ihres kleinen Staates selbst regierten, das sich aber unter den schwachen Nachfolgern zwischen die Person des Herrschers und seine Minister schob. Jedoch die lediglich durch königliche Gunst getragenen Minister und Cabinetsräthe trugen bald den Sieg über ihre tüchtigen Amtsgenossen davon, die sich nicht zu Parteigängern der Maitressen und zu bloßen Höflingen erniedrigen wollten. Trotzdem war die Verwaltung im Innern später unter Friedrich Wilhelm III. verhältnißmäßig geordnet und zuverlässig, wenn auch der Generalminister Schulenburg trotz seiner Unfähigkeit die führende Rolle spielte. Stein war bald zur allgemeinen Verwaltung als klevisch-märkischer Kammerdirector übergegangen und sodann Kammerpräsident und Oberpräsident in Westphalen geworden. Leider sah er seinen Wirkungskreis zunächst durch die linksrheinischen Abtretungen an Frankreich, denen auch schnell das übrige Kleve folgte, beschränkt, bald aber auch durch die geistlichen Entschädigungslande Münster und Paderborn erheblich vergrößert. Bezeichnend ist es für den inneren Organisator des preußischen Staates, daß er beharrlich den Eintritt in den diplomatischen Dienst ablehnte, einmal freilich in dem ihm bekannten erzbischöflich-kürfürstlichen Mainz für den Fürstenbund thätig war. Der Fürstenbund war nicht bloß eine Sicherung gegen österreichische Uebergriffe, sondern die Anfänge eines preußischen Deutschlands, die erst der neue Hohenzollernkaiser wieder unter Bismarck's Leitung aufgenommen hat. Friedrichs ohnmächtige Nachfolger ließen diesen Bau unter starker Einbuße des preußischen Einflusses im Reiche verfallen, ohne eine Kräftigung des Staates in den polnischen Erwerbungen zu finden, für deren Verschmelzung und Verdeutschung die alte Monarchie zu schwach und schwerfällig war. Stein blieb auch als preußischer Beamter stets ein Deutscher und tadelte scharf den preußischen Verrath im Baseler Frieden, dem freilich der österreichische Abfall vom Reiche im Vertrage von Kampo Formio und dem Lunéviller Friedensschluß bald folgte. Da er erst 1804 Minister im Generaldirectorium wurde, nach heutigem Sprachgebrauch Staats- und Fachminister im Gegensatz zu den Provinzialministern, unseren gegenwärtigen Oberpräsidenten, so war er nicht im Stande, dem Franzosenfreunde Haugwitz, der später von dem Corsen förmlich fascinirt ward, das Handwerk zu legen, wie er auch selbst als Minister den schmählichen Schönbrunner und Pariser Vertrag von 1805 nicht hindern konnte, der Preußen fast zum Rheinbundsgenossen machte und es seine alten Verbündeten treulos verlassen ließ, um sich willenlos dem französischen Kaiser zu unterwerfen. Aber der kriegsscheue, um nicht zu sagen feige König war ganz mit Haugwitz einverstanden, dem er sogar befahl, um jeden Preis den Frieden zu wahren. Unter den Civilministern war allein Stein von der Unzertrennlichkeit Preußens mit Deutschlands Schmach durchdrungen und forderte den Krieg im Bunde mit den alten Mächten. Das Zaudern des preußischen Königs und die

Digitized by Google

selbstsüchtige Feigheit des ihm gleichgesinnten österreichischen Kaisers führte zum vorzeitigen Friedensschluß, nachdem der Corse bei Austerlitz Oesterreicher und Russen geschlagen hatte. Stein hatte schon die Mittel bereit gestellt und weitere Maßnahmen getroffen zur Durchführung des Kampfes, wobei ihm natürlich das Cabinet des Königs hinderlich entgegentrat. Er kennzeichnet diesen Staat Friedrich Wilhelm's III., den eigentlichen Urheber der schwächlichen Neutralitätspolitik, treffend: „Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden." Diese Schilderung müssen wir auch für unsere Gegenwart beherzigen, wo ebenfalls eine sichtbare Neigung besteht, die äußere prunkende Form über den allein werthvollen Inhalt zu stellen. In Hamm, Kleve, Minden, Münster und schließlich Berlin, überall entfesselte er die schlummernden Kräfte des Staates und regte die verknöcherte und in den Formen ersterbende Bureaukratie zu eigener Wirksamkeit an. Er fand auch bald gleichgesinnte Gehülfen, die nur von den schlechteren Amtsgenossen zurückgedrängt waren. Wie hätte auch in der Zeit der Noth und in den Befreiungskriegen der Staat eine solche große Schaar hochbegabter und thatkräftiger Männer erstehen sehen können, wenn sie nicht schon an unbedeutenderen Stellen des Dienstes vorhanden gewesen wären! Stein gebührt das Verdienst in der Verwaltung, die rechten Männer auf den rechten Fleck gestellt zu haben, wodurch er sich freilich den nicht bloß harmlosen Grimm der entsetzten unfähigen Beamten zuzog. Auch der König fühlte sich von diesem Genie in seiner Beschränktheit bedrückt und gab seinen bösartigen Widersachern nur allzu willig Gehör.

In dem harten Soldatenstaat Friedrich Wilhelm's I. und seines großen Sohnes trat Stein schon als junger Beamter für die Milderung der Aushebung ein, die sich auf die Bauernschaft beschränkte, da die Städte schon länger Befreiung von der Cantonspflicht erlangt hatten. Andererseits war er ein treuer Bundesgenosse Scharnhorst's bei der Schaffung der Landwehr, die unserem heutigen Landsturm entsprechen würde und deren Vorbereitung noch in Stein's Ministerzeit nach den Unglückstagen von Jena fällt. Der neidische und verleumderische Schön, den Lehmann in zwei tapferen Streitschriften*) richtig dahin charakterisirt, daß er ein bewußter Geschichtsfälscher zu eigenem Lob und zum Ruhm des vormärzlichen Liberalismus gewesen ist, hat auch versucht, den Retter des Staates, ohne dessen Drängen die Russen schwerlich die preußische Grenze als Befreier überschritten hätten, als Widersacher des Volksheeres und als russischen Parteigänger hinzustellen, wie er sogar die Städteordnung für sich in Anspruch nahm, weil er nach den bestimmten Weisungen Stein's als vortragender Rath den Entwurf verfaßt hatte. Dann würde auch die Reichsverfassung Lothar Bucher's und nicht Bismarck's Werk sein. Freilich war Bucher wirklich auch ein staatsmännischer Kopf, während Schön nur ein schöngeistiger, eingebildeter Beamter und über Gebühr geschätzter, bloß leidlicher Oberpräsident war. Der Emporkömmling hatte an einem Tage 1000 Rittergüter wegen Steuerrückstände zur Zwangsversteigerung stellen lassen, um den altangesessenen Adel seine Macht zu zeigen. Es ist dann vorgekommen, daß ein Schäfer das verschuldete Gut seines Herrn gekauft hat. Der ostpreußische Adel hat aber Gut und Blut für das Vaterland und seinen König geopfert, dessen erster Provinzialvertreter so schmählich seine Pflichten gegen die heldenmüthigen Edelleute vergaß, denen er sich sonst so gern gesellte und gleich dünkte. Schön hat es auch erreicht, daß Stein später als Reactionär verschrieen wurde, dessen liberale Gesetzgebung eigentlich des verkannten Schön's Werk sei. Es ist wesentlich Lehmann's Verdienst, den lügnerischen Parteimann und Götzen des Liberalismus so gründlich entlarvt zu haben.

Die gedachten Schutzschriften für Stein und Scharnhorst gestatten auch den Antheil Stein's an der ostpreußischen Erhebung nach der Convention von Tauroggen geschichtlich in's rechte Licht zu rücken. York hatte wohl den Muth zum Abschluß gefunden, den russischerseits ausschließlich preußische Officiere und Stein selbst als Bevollmächtigte des russischen Kaisers vermittelt und erleichtert hatten, aber geistig war er den Folgen nicht gewachsen, sollte die That nicht im Sande verlaufen. Der ängstliche König befand sich dabei noch im Machtbereich der Franzosen zu Berlin und mußte schon aus berechtigter Furcht für seine persönliche Sicherheit öffentlich den Schritt mißbilligen, da er sich nicht gleich zur Abreise nach Breslau entschließen konnte und damit unter den Schutz der russischen Bojonette stellte, die größtentheils von deutschen Officieren geführt wurden. Da Preußen förmlich Feindesland für Rußland war, so hatte sich Stein eine weitgehende Vollmacht vom Kaiser ausstellen lassen, Kraft deren er alles Land für ihn in Besitz nahm. Sein Person bürgte dafür, daß damit allein Preußens deutscher Besitzstand voll und ganz erhalten wurde. Später hat Schön auch diese Vollmacht bekrittelt, die er zur fraglichen Zeit in seinem amtlichen Berichten als allein der Sachlage angemessen hielt. Thatsächlich haben die undankbaren Ostpreußen dem üblen Landsmann Schön mehr geglaubt, als dem lauteren Charakter eines Stein's. Der Gedanke und die Ausführung der Erhebung Ostpreußens wider den Corsen ist Stein's muthige That. Von Klausewitz in Stein's Gefolge und aus dessen Auftrag rührt der Landwehrentwurf her, der sich eng an Scharnhorst's gleichzeitiges Gesetz schloß. Die Ostpreußen verschlechterten die allgemeine Volksbewaffnung, indem sie die garstige entsittlichende Stellvertretung zuließen, was leider die Kaufleute der großen Städte benutzten, um sich dem höchsten Opfer für den Staat, der Einsetzung der eigenen Person zu entziehen. Der ostpreußische Adel stellte sich aber als Officier an die Spitze der Landwehr, wie schwer es auch dem einseitigen Soldatendünkel der alten Berufsofficiere werden mußte, an der Spitze solcher schlechtbewaffneten und ungeübten Bauernhaufen gegen den größten Feldherrn seiner Zeit zu marschiren. Der Civilist Stein hat dieses Wunder vollbracht.

Wahrscheinlich hat sich Stein's Haß gegen die Formelsucht und die Bevormundung der Bureaukratie, deren schönste Zierde er ja in längerer Laufbahn fast von der Pike auf bis dahin gewesen war, damals in beinahe unbilliger Weise herausgebildet, zumal er schon längst die Schwächen des unpraktischen Schreiber-Regiments trotz aller Pflichttreue und Tüchtigkeit erkannt hatte. Statt freudig auf Stein's patriotische Anregung einzugehen, erwog der sonst und später gut deutschgesinnte Präsident v. Auerswald ängstlich die etwaige Beeinträchtigung des preußischen Kronrechts, das sein eigener König so wenig hatte wahren können, und legte sich schließlich in's Bett, bis der feurige Staatsmann seinen Willen auf dem von ihm berufenen Landtag durchgesetzt hatte und zu größerem Beginnen nach Schlesien zu seinem alten Herrscher aufbrach. Ohne Stein's fast heftigen Druck wäre der König auch nach dem „Aufruf an sein Volk" noch nicht zum Abfall von Napoleon zu bewegen gewesen, da ihm die deutsche Vaterlandsliebe wohl fast ganz gefehlt hat, wie auch seinen gekrönten Genossen im Reiche und späteren Bunde. Nur während des Kampfes sind sich Karl August v. Weimar und einige vertriebene Kleinfürsten ihrer nationalen Pflicht bewußt geworden. Nach dem verhältnißmäßig leichten Sieg, dessen Opfer hauptsächlich auf Preußens Schultern lagen, verflog die deutsche Gesinnung des selbstsüchtigen, erst durch Bonaparte höchst unverdientermaßen souverän gewordenen Fürstenthums, was gerade Stein bitter empfand. Für ihn begann die schönste Aufgabe seines Lebens, die ihn

*) Max Lehmann, Stein, Scharnhorst und Schön, Leipzig 1877. S. Hirzel u. — Knesebeck und Schön, Leipzig 1875, S. Hirzel.

Digitized by Google

zum Lenker des Geschickes unseres Volkes nach Bismarckischer Art gemacht hätte, wäre der dynastische Eigennutz zu brechen gewesen. Er wollte mit dem unbotmäßigen hohen Adel Deutschlands aufräumen, der seit Karl's V. fremdländischer Regierung das Vaterland nicht nur nach schlimmer reichsfürstlicher Sitte verrathen, sondern auch seinen Boden dem raubluftigen Nachbarn für ihre gefährliche Hülfe stückweise überlassen hatte. Die schwerste Schuld hatte freilich das kaiserliche Erzhaus auf sich geladen, das sogar sein Stammland Lothringen und schließlich die reichen Südniederlande, also den größten Theil des burgundischen Kreises und Kaiser Maxens reiches Heirathsgut für Toscana und Galizien aufgegeben hatte. Trotzdem trug Stein den wirklichen Machtverhältnissen Rechnung und schlug die Theilung Deutschlands mit seinen alten Grenzen bis zur Maas und den Vogesenausläufern unter Oesterreich und Preußen vor, da die übrigen Fürsten als Rheinbündler ihr Herrscherrecht verwirkt hatten oder schon landlos durch den Corsen geworden waren. Die ausländische Verwandtschaft des deutschen Fürstenthums in London und Petersburg, sowie der habsburgische Neid auf den preußischen Emporkömmling ließen diese zum Heile des Vaterlandes dienende Abrechnung nicht zu und die Kleinstaaterei wurde verewigt. Auch Bismarck's Schöpfung hat die Staatseinheit unseres Volkes selbst im kleinen Rahmen des neuen Reiches nicht hergestellt und Oesterreich ist aus einem östlichen Hort des Deutschthums zum undeutschen Slavenfreund geworden.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß der König 1804 Stein überhaupt nicht zum Minister hatte ernennen wollen, trotzdem er bereits übergangen war und die beiden königlichen Vertrauten, Minister Schulenburg und Cabinetsrath Beyme, seine Ernennung empfohlen hatten. Seinen Antheil an der schließlichen Berufung bezeichnete der König mit den Worten „ich gab nach", was kein Beweis seiner Menschenkenntniß ist. Er hatte sogar in bezeichnender Kleinlichkeit den neuerungssüchtigen Brausekopf theilweise völlig ungerecht durch den später berüchtigten Obersten v. Zastrow, aber mit der königlichen Unterschrift, in schroffster Weise bei seinem mannhaften Eintreten für seine Provinzial-Eingesessenen vor militärischer Willkür in mehreren Cabinetsordren tadeln lassen. Stein war ihm daher auch später unsympathisch, da er die Größe des deutschen Staatsmanns nicht fassen konnte. In der berühmten Denkschrift vom 27. April 1806, also dicht vor dem Sturz Preußens und nach den schmählichen Abmachungen Haugwitzen's zu Schönbrunn und Paris, forderte Stein in der kritischsten Lage des Staates, die er mit hellem Seherblick erkannte, die Aenderung der bisherigen Regierungsweise, deren Hauptschuldiger der König in seiner Schwäche und Unentschlossenheit freilich selbst war, und zwar die Aufhebung der unwürdigen Cabinetsregierung, die die verantwortlichen Minister zu Handlangern herabwürdigte. Obschon sich Prinzen des königlichen Hauses und Generäle dem hochherzigen und selbstlosen Schritte Stein's anschlossen, blieb er erfolglos und brachte dem Urheber selbst den Abschied, wo sein Bleiben eine Staatsnothwendigkeit war. Seine Zurückberufung erfolgte auch bald. Aber gerade dieser Stachel für den verletzten königlichen Stolz wirkte nach, als der König und nunmehr gezwungenermaßen den verdienten Minister auf Befehl des französischen Gewalthabers entließ. 1813 kehrte er als Sieger und als Leiter des deutschen Verwaltungsrathes zurück, der alle deutschen Lande für die Verbündeten in Besitz und Verwaltung nahm. Zuerst Sachsen, das äußerste rheinbündische Satrapenland, dessen Herrscher schließlich allein seine Untreue gegen sein größeres Vaterland mit der Hälfte seines Erbbesitzes bezahlen mußte, während die schlimmsten Sünder, wie Bayern und Württemberg straffrei ausgingen, obschon sie viel schuldiger waren und sogar ihren Raub von Napoleon's Gnaden bis heute behalten haben, was wir ihnen nicht vergessen wollen, wenn der süddeutsche Partikularismus von den vermeintlichen angestammten bajuvarischen und schwäbischen Landen spricht.

Leider rächte es sich bitter, daß Stein ohne eine amtliche preußische Stellung war, da der deutsche Verwaltungsrath bei dem Bündel souveräner Mittel- und Kleinstaaten völlig in der Luft hing und eines starken Rückhaltes an den beiden deutschen Großmächten bedurft hätte, um wirksame Maßnahmen treffen zu können. Oesterreich hätte ja ganz gern Süddeutschland, besonders Kaiser Joseph's II. altes Augenmerk, Bayern, genommen, gönnte aber Norddeutschland Preußen nicht und schützte dadurch die geängstigten Dynastien, denen alles vergessen wurde. Der stolze Reichsritter hatte den Verlust seiner eigenen Reichsunmittelbarkeit für nöthig erachtet, aber nicht zu Gunsten des macht- und zuchtlosen Kleinfürstenthums, insonderheit eines Herzogs v. Nassau-Usingen, sondern zur endlichen Schaffung des einigen Vaterlandes, wie England und Frankreich schon längst kraftvolle Nationalstaaten bildeten. Zum Spielball dynastischer Launen und territorialer Willkür war ihm Deutschland zu gut. Aber das schwache Preußen konnte kaum selbst seine alten Grenzen erhalten und ging beim Wiener Congreß, nach Einwohner- und Meilenzahl ziemlich geschädigt aus den Verhandlungen hervor, da es ganz Süd- und Südostpreußen verloren hatte. Auf dem Länderschacher zu Wien hatte Stein, der doch bis dahin Deutschlands Verwaltung geleitet hatte, überhaupt keine Stimme, und Hardenberg wie Humboldt waren den Schwierigkeiten trotz aller Geschicklichkeit nicht gewachsen. Stein's Gedanke der Einigung des Vaterlandes fand keine Verfechter, und der schwerenttäuschte Deutsche zog sich dauernd in's Privatleben zurück. Er war sich schon im preußischen Dienst seines größeren deutschen Vaterlandes stets bewußt geblieben, obwohl gerade ihm der Staat seiner Wahl so unendlich viel dankt.

Es entbehrt nicht des geschichtlichen Reizes, Stein's Reformvorschläge und Anschauungen schon vor dem staatlichen Zusammenbruch kennen zu lernen, die deutlich zeigen, daß es für ihn nicht erst des allgemeinen Unglücks bedurfte, um völlig modernen und doch nur geschichtlich sich ergebenden Gedanken gesetzliche Gestalt zu geben. Bereits 1802 erwog er die allgemeine Wehrpflicht, ohne die unbillige Befreiung der Städter, da $2^1/_2$ Million Einwohner cantonfrei waren. Ausdrücklich sagt er: „Diese muß zu einem Gegenstand der Nationalerziehung gemacht werden." Er war bereits in Münster ein erklärter Freund der Gewerbefreiheit und unterstützte später als Minister amtlich die Hebung der unzulänglichen technischen und handelswissenschaftlichen Kenntnisse im Gewerbe- und Kaufmannsstand. Bei einer Auseinandersetzung mit dem Provinzialminister für Schlesien, Grafen Hoym, sprach er sich über den Zunft- und Handelszwang dahin aus: „Die Vermuthung ist im Gegentheil für die natürliche Freiheit: man müßte dann der Meinung einiger Rechtsgelehrten sein, welche behaupten, das Recht zu Arbeiten und zu Handeln sei eine Regal, welches das Oberhaupt des Staates ertheilt und der Arbeiter von ihm erkauft . . . Eine weise Staatsverwaltung ist bemüht, den Geist der Innungen zu zerstören und den Codex von Verordnungen, den Habsucht und Unwissenheit geschmiedet, zu vernichten." Und dieser Mann wurde später als wirthschaftlicher und politischer Finsterling von den Nachbetern Schön's verschrieen! Auch sein zweites Werk, die Bauernbefreiung, war längst von ihm geplant. Waren doch seine westphälischen Bauern überhaupt nicht erbunterthänig, sondern saßen auf freiem Eigen seit den Tagen Karls des Großen, wie schon vorher als der seßhafteste Stamm unseres Volkes. Als Oberpräsident hatte er bereits stets auf eine billige Frohnde gesehen, die Gutsherrn und Dienstpflichtigen in unparteiischer Weise gerecht wird. Uebrigens sind Ansätze zur Ablösung der Frohnden sowohl von den preußischen Königen wie von der Ritterschaft bereits seit Friedrich Wilhelm's I. vorhanden gewesen und in ein-

Digitized by Google

zelnen Landestheilen zur Ausführung gekommen. Aber auch zur modernen Steuerverfassung hat er bereits den Grund gelegt, freilich noch in der bescheidenen Form einer vorübergehenden Kriegssteuer, um alle Einnahmequellen des Staates flüssig zu machen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als die gerühmte Miquel'sche Steuerreform, eine fortschreitende Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung. Bei der Kriegssteuer, wo es galt, alle Kräfte des Volkes bis auf's Aeußerste anzuspannen, scheute er vor einem Steuerfuß von 30% schon von 30000 Mark Einkommen nicht zurück, was selbst unsere heutigen Socialdemokraten befriedigt hätte. Dabei handelte es sich nicht um die Zeit der Erniedrigung und Noth, sondern um die Kriegsvorbereitung vor Jena. Alles Einkommen unter 100 Mark, was damals schon viel bedeutete, blieb steuerfrei. Die Gegenwart erscheint bei solchen Vorgängen keineswegs so schöpferisch wie es die Unbescheidenheit und Selbstgefälligkeit unserer Zeit es uns glauben machen möchte. Der conservative, reichsunmittelbare Freiherr war liberaler und einsichtiger, als seine späteren liberalen Gegner, die sein Andenken verunehrt haben.

Die trefflichen Lehmann'schen Studien haben sich ein großes Verdienst um das Gedächtniß dieses großen deutschen Staatsmannes in einer Zeit des Zerfalles und der nationalen Schwäche erworben, die auch die Befreiungskriege nicht geheilt haben. Erst jetzt sind wir auf dem Wege der Besserung, jedoch noch nicht der Genesung. Natürlich ist auch Stein nicht frei von Charakterfehlern gewesen, die auch gerade zur Schmälerung seiner Verdienste um den preußischen Staat und unser Volk beigetragen haben. Er war ein Starrkopf und voll aufbrausender Heftigkeit; die Kunst des geschickten Diplomatisirens zur Erreichung großer Zwecke lag ihm fern. Seine offene Natur sträubte sich gegen die Benutzung der Schwächen Anderer und der Hinterthüren, die häufig sicherer als der offene Weg zum erwünschten Ziele führen. Darin war ihm Bismarck überlegen, der vielleicht auch dem Schwächling Friedrich Wilhelm III. ein mannhaftes Thun eingeblasen hätte. Leider bedarf der Staatsmann solcher wenig anmuthender Mittel, um die hohlen Größen dieser Welt an die Stelle und zu der Handlung zu bringen, die eben eine Staatsnothwendigkeit ist, soll das Werk gelingen. Die Monarchien sind vielleicht schlechter daran, da dort Alles von einem Einzelwillen abhängt. Aber die demagogischen Mittel zur Gewinnung einer vielköpfigen Volksvertretung sind wesentlich schlechter, als die Einflußnahme auf einen persönlich ehrenwerthen Herrscher. Die Wortführer in den Republiken sind häufig höchst anrüchige Streber, wie Frankreich und Nordamerika mit Panama und Tammany nur allzu deutlich zeigen. Bismarck wurde mit seinem alten Kaiser trotz der Hofkamarilla und den Weiberröcken und dem Bundesrath viel leichter fertig, als mit dem Reichstag, der doch gerade ein Gegengewicht des nationalen Willens wider den dynastischen Eigennutz bilden sollte. Die Volksvertretung ist noch heute bei uns der Tummelplatz elenden Parteigezänks und unwürdiger Interessenjägerei, wo das volkliche Belangen viel schlechter als bei den Bundesregierungen gewahrt ist. Das Wesen eines großen, echt deutsch gesinnten Staatsmannes aus der Zeit unseres ersten nationalen Erwachens wider den undeutschen Humanismus und die Französelei der Nachwelt zu enthüllen, ist daher ein rühmliches und zeitgemäßes Beginnen. Die Freiheitskriege für unser Volk sind noch nicht abgeschlossen, im Westen und Osten schmachtet noch unser unterdrücktes Volksthum unter welschem und slavisch-magyarischen Joch, das zu brechen unser sehnlichster Zukunftswunsch sein muß.

Die elterliche Pädagogik in der kritischen Jugendzeit.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

Vierzehn Jahre lang, vielleicht ein, zwei Jahre weniger oder mehr, ist das Kind unter den Händen der Eltern und der Schule aufgewachsen; Erzieher und Lehrer haben mit ihm manch' liebe Noth gehabt, doch die Sache ging mehr oder minder gut, und die Schwierigkeiten in der kindlichen Entwickelung scheinen so weit überstanden zu sein, daß das junge Wesen nun in glatterem Zuge dem Reifezustand entgegenwachsen kann.

Da ändert sich auf einmal, meist sehr rasch und mit geringen Vorzeichen, die Lage des kindlichen Daseins. Es gehen mit ihm leibliche Veränderungen vor, die bekannten Merkmale der beginnenden Geschlechtsreife: Functionen treten, in besonderer Deutlichkeit beim Mädchen, ein, die vordem unter normalen Verhältnissen nicht dagewesen waren; durch den Leib geht es wie Risse und Brüche; die Stimme „bricht sich" und schlägt beim Knaben schließlich in die um eine Octave tiefere männliche Lage, beim Mädchen nur eben in eine neue Klangfarbe über; die Leibesformen gestalten sich rascher als bisher zu ihrer späteren Vollendung; der kindliche, wenig ausgeprägte Gesichtsausdruck bekommt „Physiognomie" ꝛc. Das Alles wäre bereits genug, um die Erzieher besorgt zu machen, wie sie wohl in der Pflege des jungen Wesens diesen Wandlungen gerecht werden mögen. Allein damit ist es lange nicht gethan. Den leiblichen Veränderungen gehen seelische und solche, die Seele und Leib zugleich betreffen, parallel. Das vorher vielleicht so muntere Kind wird trübe in der Stimmung, unleidlich im Fühlen und Gebahren, extravagant im Denken und Handeln, voll von Contrasten gegen früher und auch innerhalb seines jetzigen Zustandes selber. Es kommen Situationen, vor denen die Eltern rathlos oder selbst verzweifelt dastehen und das Gefühl haben, das Kind und mit ihm die bisherige Erziehungsmühe seien so gut wie verloren und könnten höchstens durch ganz specifische Maßnahmen noch gerettet werden, die nur eine eigene pädagogische Kunst an die Hand gebe. Und Dem, der ruhiger über diesen Dingen steht, scheint es mit Recht, daß etwaige Sünden der Eltern, wenn irgendwo, sich gerade hier an den Kindern für Lebenszeit rächen.

Dem Bedürfniß aller dabei Betheiligten, über diese Dinge einmal ein offenes Wort zu sagen, das nicht bloß klagt, sondern auch positive Weisungen an die Hand giebt, kann und soll zum Theil entsprochen werden; aber nur zum Theil — denn das Entscheidende wird dabei immer die individuelle Kunst des praktischen Zugreifens sein, die in gewissem Maße angeboren ist, in gewissem Maße vor jedem gegebenen Falle neu entsteht und selbst bei der besten theoretischen Unterstützung sich erst in der lebendigen Wirklichkeit vollendet. Trotzdem läßt sich hier immer noch von der Pädagogik als einer Wissenschaft und Kunst so viel an Belehrung geben, daß ein Verweilen bei dem Thema gerechtfertigt sein mag.

Vor Allem ist es dringend nöthig, daß einerseits alle Betheiligten die fraglichen Erscheinungen im Allgemeinen und andererseits die einzelnen Erzieher der einzelnen Kinder sie jeweils im Besonderen erkennen lernen. Leider haben Psychologie und Pädagogik gerade hier noch wenig vorgearbeitet; was sich in ihrem Sinne doch schon sagen läßt, ist hauptsächlich folgendes. Man bezeichnet jene Entwickelungsperiode gern mit dem Ausdruck „Flegeljahre" und spricht vom „Flegel", vom männlichen wie auch vom weiblichen; oder man stellt den letzteren unter einer anderen Auffassung als „Backfisch" oder dergleichen dar. Damit sind nun aber die Thatsachen einigermaßen verwischt. In Wirklichkeit ist die Entwickelungsstufe des „Flegels" eine andere als die der „Pubertät"; sie kann in der Zeitfolge mit ihr zusammenfallen, geht ihr jedoch meistens wenigstens zum Theil voraus.

Digitized by Google

Sie kennzeichnet sich äußerlich durch eine Ueppigkeit und Ungeschlachtheit der Muskelbewegungen — beim Mädchen nur eben in mäßigerem Grad — und innerlich durch entsprechend dazugehörige Erscheinungen: durch eine Ueppigkeit und Ungeschlachtheit auch des Denkens, Fühlens und Strebens, insbesondere durch eine Gefühllosigkeit selbst gegen die vertrauteste Umgebung, durch Trotz und Emancipation in mannigfachen Formen, die ganz besonders jene rathlosen Situationen ergeben. Tritt nun die Entwickelungsstufe der „Pubertät" ein, so können jene Eigenarten, namentlich beim männlichen Geschlecht, noch weiter dauern; in der Hauptsache aber ist diese Stufe, zumal beim Mädchen, jenem Flegelthum sogar entgegengesetzt. Wie bei diesem die Entladungen nach außen das Charakteristische waren, so sind es jetzt sozusagen — und man kommt hier ja schwerlich ohne vergleichsweise Redewendungen aus — Entladungen nach innen. Das Kind wird zeitweilig ein Stimmungsmensch, leidet an seelischen Trübheiten und auch Entflammungen, vornehmlich an einem eigenartigen Sehnen in's Unbestimmte, und geräth in ein Phantasieleben, das seine leibliche und seelische Entwickelung abspiegelt. Namentlich geht die Phantasie von dem Märchenhaften der eigentlichen Kindheit und vom Abenteuerlichen, das sich schon vorher oder jetzt eingestellt hat, zum Heroischen in einem mehr excessiven Sinn und zum Lyrischen mannigfacher Art, mit einem eigenen dichterischen Drang, und schließlich zum Heroischen im Sinn des edel Heldenhaften über — alles mit den natürlichen Verschiedenheiten zwischen Knaben und Mädchen und selbstverständlich auch mit den unerschöpflichen Verschiedenheiten der Individuen. Und noch eines kennzeichnet diese Stufe: der Drang, sich solchen Personen unterzuordnen, die gerade auf das junge Wesen einen specifischen Eindruck machen. Er entfaltet sich theils als Hingabe an Autoritäten, theils als die nun auf diesem neuen Boden des leiblichen und seelischen Zustandes erst mögliche Liebe im engeren Sinn des Wortes.

Wie nun wir alle diese Erscheinungen in ihren ständigen Typen kennen sollen, so ist es Sache der Eltern, sie an ihren Kindern im Einzelnen zu erkennen. Der Eintritt der Flegelzeit, der Eintritt der Pubertät und der Verlauf beider müssen zunächst dem Beobachter zum Bewußtsein kommen, sowohl in ihren überall gleichen Formen wie auch in den speciellen Gestalten, die sie gerade bei dem einzelnen Kind annehmen. Nicht genug daran: eine andere, ganz selbstverständliche Forderung gilt hier verschärft, die nämlich, die Eigenart des betreffenden Kindes überhaupt zu kennen, sowohl in ihrer sonstigen Weise wie auch gerade in der Form, in der sie sich innerhalb dieser neuen Entwickelungsstufen entfaltet. Denn daß verschiedene Kindernaturen die kritischen Erscheinungen anders und anders ausgestalten, und daß diese Verschiedenheiten zugleich mit der Achtung auf das Typische beachtet und behandelt werden müssen, liegt auf der Hand. — Soviel vom Erkennen des Thatsächlichen.

Was nun das praktische Verhalten zu den Thatsachen betrifft, so gilt als nächster Grundsatz der, daß alle solche Entwickelungsstadien nichts Krankhaftes, sondern eben nur eine normale Entwickelungssache sind, wohl aber eine Empfänglichkeit und Empfindlichkeit für krankhafte Störungen ergeben. Daraus folgt die Regel, an dem bisherigen Behandeln des Individuums, sofern es nur hygienisch und erzieherisch richtig war, der Qualität nach nichts zu ändern, dem Grade nach jedoch die Aenderung eintreten zu lassen, daß nun die Gesundheitspflege erst recht beachtet und daß in dieser wie auch in jedem sonstigen Verhalten eine „vernünftige" Schonung und Vorsicht gehandhabt werde, ein Fernhalten specieller Störungen, aber mit Verhütung eines Verweichlichens. Wie das alles zu machen sei, ist Sache der allgemeinen Hygiene und Erziehung und der dem betreffenden Kindesindividuum ohnehin schon gebührenden; als specifisch tritt wohl nur ein besonderes Achten auf das Schonen der Stimme — Vermeidung jedes Singens und Schreiens — und auf das Verhüten von Einengungen der Brust und des Unterleibes hinzu.

In dem Gesagten liegt aber nun eine zweite Regel, bei deren rechtzeitigem Versäumen allerdings guter Rath wirklich theuer wird. Der Schwerpunkt der Behandlung dieser Entwickelungsstufen, zumal der Pubertät, liegt nämlich in der Zeit vorher und zwar schon von der Geburt an. Wie die Eltern ihr Kind bisher erzogen haben, so wird es sich im Wesentlichen auch zur kritischen Zeit gehaben. Was jetzt an maßgebenden Schäden auftaucht, ist hauptsächlich nur die erste natürliche Wirkung des in der vorkritischen Zeit Versäumten; die Rathlosigkeit, die Verzweiflung der Eltern vor jetzt auftretenden unüberwindlichen Situationen bedeutet hauptsächlich nur das Ergebniß ihrer früheren Rathlosigkeit und Sorglosigkeit und ihrer bisherigen Fehler.

Ist hingegen auch vorher die Behandlung des Kindes richtig und erfolgreich vor sich gegangen, so werden die jetzt auftauchenden Schwierigkeiten in der Hauptsache bloß scheinbar sein. Die Rathlosigkeit und Verzweifeltheit vor vermeintlich unerfaßbaren Situationen ist dann nur eine Ueberängstlichkeit der Eltern: sie haben sich durch Naturerscheinungen verblüffen lassen. Daran knüpft sich nun folgende dritte Regel: In dem Maß, als die sonderbaren Erscheinungen der kritischen Entwickelungszeit unvermittelt, sprunghaft, mit grellen Contrasten einsetzen, in eben dem Maß sind sie weniger bedenklich und werden ebenso wie manche plötzlich aufgetretenen Merkwürdigkeiten oder Unarten der früheren Kindheit (z. B. das mechanische Nachsprechen von Worten) in geraumer Zeit von selber ihre Ausgleichung, ihr Ausheilen finden. In dem Maß hingegen, wie jene Erscheinungen schon vorbereitet waren und allmälig anwuchsen, in eben dem Maß sind sie bedenklich und werden nicht so bald oder gar nicht abklingen. Es ist hier wie mit Krankheiten, zumal Geisteskrankheiten: ihr plötzliches Auftauchen ist ein günstigeres, ihr allmäliges Anwachsen, zumal von Vererbung her, ist ein ungünstigeres Symptom. Leider aber wird man in solchen Krankheitsfällen wie auch in jenen Entwickelungsfällen gerade auf das Schleichende, Gefährlichere am wenigsten und auf das momentan Aufspringende, Ungefährlichere am meisten aufmerksam. Die Eltern mögen also gerade vor den grellsten Contrasten am wenigsten und vor dem minder Contrastirenden am meisten auf der Hut sein. Treten Abnormitäten im Verhalten des Kindes auf diese allmälige Weise, in Zusammenhang mit Früherem, ein, dann müssen eben neue Erziehungsanläufe genommen werden, wie sie in gewöhnlicheren Fällen die Pädagogik überhaupt anweist und in außergewöhnlicheren Fällen leider nur die „pathologische Pädagogik", die Behandlung entarteter Kinder, lehrt — hier womöglich unter Führung eines specialkundigen Arztes. Was sich an dieser Stelle ganz kurz als besonders wichtige Art des Vorgehens anrathen läßt, ist außer früher Gesagtem zumeist die Benützung des kindlichen Autoritätstriebes und — die wirksame Atmosphäre eines im Gefühlsleben vorbildlichen, zumal durch die gegenseitige Liebe der Eltern gegründeten Heimlebens.

Nun aber das Heikelste in dieser ganzen Entwickelungslage, das, was den Eltern schon durch seine landläufige Unantastbarkeit ganz besondere Rathlosigkeit und Kummer bereitet: die Störungen im kindlichen Körper und Geist durch das erwachende Geschlechtsleben. Allein auch hier ist der springende Punkt das, was vorher war. Ist hier richtig vorgegangen worden, so regelt sich auch die Krise eher von selbst; gab es dort Fehler, so kommt die Reue zu spät oder bedarf zu heilsamen Folgen außerordentlicher Anstrengungen. Erste Weisung: das Kind mußte bisher möglichst hygienisch gehalten werden — mit den Hauptforderungen frischer Luft, freier Bewegung, milder, d. h. mehr pflanzlicher und süßer und unter allen Umständen bedingungslos alkoholfreier Kost — und im Wesentlichen gilt diese Hygiene auch weiter. Zweite

Digitized by Google

Weisung: mit der Verheimlichung der Kenntniß des Geschlechtslebens muß ganz entschieden gebrochen werden; sie wirkt in ihrer Weise seelisch nicht minder aufreizend, wie es der Alkohol leiblich thut. Ein ernstes und immer wieder ernstes, sonst aber von jeder auffälligen Nuance freies Eröffnen der Thatsachen ist nun einmal erforderlich. Nur muß in dem Ernst auch Gefühlswärme enthalten sein; Rousseau in seinem sonst keineswegs immer mustergiltigen „Emil" hat hier ein beachtenswerthes Vorbild gezeigt. Zu unterscheiden ist die Geschlechtsbelehrung vor der Pubertät und die von ihrem Eintritt an zu gebende. Dort genügen gelegentliche, an Kindesfragen anknüpfende Aufschlüsse mit Betonung des Geschlechtsverhältnisses zwischen Eltern und Kind; hier ist nun die Zeit zu einer systematischen Unterweisung gekommen, mit Betonung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern selber und seiner intellectuellen, ethischen wie auch ästhetischen Seiten. Dritte Weisung: das junge Wesen werde jetzt gewöhnt, mit Geschlechtsproblemen dort umzugehen, wo sie nicht als solche reizen, sondern in ein höheres Interesse aufgehen; dies geschieht in theoretischen Beschäftigungen, d. h. im Befriedigen des allgemeinen und des wissenschaftlichen Erkenntnißtriebes, also durch Kennenlernen tieferer menschlicher Schicksale, Eigenarten u. s. w., und es geschieht noch weit mehr in richtiger, freier Beschäftigung mit der Kunst. Wer sich gewöhnt, sozusagen artistisch zu denken, Künstlerisches um der bloßen Vorstellung, nicht um eines Wirklichkeitsinteresses willen in sich aufzunehmen, wird auch das darin enthaltene Geschlechtliche „uninteressirt" aufnehmen lernen. Unsere angeblich sittliche Einschränkung der Kunst wirkt bis in die geschlechtliche Entwickelung des Menschen verderblich nach.

Alles Andere, was zu unserem Thema sonst noch zu sagen wäre — Mitwirkung der Schule, Beachtung der sonstigen „kritischen" Entwickelungspunkte wie besonders des Kindesalters von 2 Jahren mit seinem Kampf zwischen Eigenwille und Autoritätswille, u. dergl. mehr: all das steht an Wichtigkeit hinter dem Gesagten zurück. Auch mit Nennung von Literatur, in der Näheres zu finden oder nicht zu finden ist, soll der Leser verschont bleiben. Mußte ja auch Schreiber dieses sich in den Hauptsachen ohne „Autorität" helfen. Nur die vielen fruchtbaren Anregungen, die er einem Pädagogen von dem Range Professor Wilhelm Münch's verdankt und in diesen Zeilen mit seinen eigenen Gedankengängen zusammengearbeitet verwerthen konnte, seien hier als eine besondere Ausnahme von dem Schweigen der Berufenen anerkannt.

Literatur und Kunst.

Goethe's Briefe.*)

Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen).

„Verlangte ich zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinem Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst irgendwie beschäftigte, in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Inneren deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl Niemand nöthiger als mir, den seine Natur immer aus einem Extrem in das andere warf. Alles daher, was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dies Büchlein (gemeint ist Wahrheit und Dichtung) ein gewagter Versuch ist." Dies Selbstporträt des Altmeisters, das noch durch viele andere Belege vervollständigt werden könnte, — ich beziehe mich nur noch auf die bekannte Aeußerung Eckermann gegenüber bezüglich der Entstehung des Werther: „Es waren individuell nahe liegende Verhältnisse, die mir auf die Nägel brannten und mir zu schaffen machten, ich hatte gelebt, geliebt und sehr viel gelitten" — erhält nach der rein menschlichen Seite hin gerade in seinen Briefen eine wundervolle Ergänzung. Nichts ist geeigneter uns deshalb die unlösliche Einheit des Dichters und Denkers und des Menschen in der umfassenden Natur Goethe's so recht empfinden zu lassen als eben ein Studium dieses die allerunbedeutendsten Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens ebensowohl würdigenden wie die tiefsten und erhabensten Gedanken ausdrückenden Tagebuches, wie man es auch nennen könnte, nur daß es durch die unmittelbare persönliche Wendung zu Verwandten, Freunden und zur Geliebten die unvergleichliche Frische und Lebendigkeit erhält, die wir mit Recht schon am Styl des Verfassers bewundern. Was der Herausgeber insonderheit vom ersten Bande dieser Sammlung sagt, der die Jahre 1764 bis 1775 umfaßt, läßt sich unbedenklich verallgemeinern: Die vorliegenden Briefe bilden eine eigenartige Ergänzung zu Wahrheit und Dichtung, in gewissem Sinne sogar eine Controle. Sie zeigen die Stimmung und die unmittelbaren Kundgebungen des Jünglings, den ein Halbjahrhundert später der Greis geschildert hat. Sie zeigen Goethe in seiner leuchtenden Jünglingsgestalt. In vollem Lebensgenuß steht er da, dem Augenblick froh hingegeben und dann wieder schon früh Werthertimmungen offenbarend, von dem Banne der Ueberlieferung, selbst von dem Zwange des Alexandriners sich loslösend. Dann führt ihn Herder zur Natur und zu Shakespeare, und er ruft jubelnd: Natur, Natur! Nichts so Natur als Shakespeare's Menschen! Und an den Colossalgestalten Shakespeare's erstarkt seine Phantasie und wendet sich von den Kleinen, von Weiße und Gellert und Gleim, erstarkt gleichzeitig am Studium Lessing's, zu colossalischen Plänen: die Helden seiner Entwürfe sind Cäsar, Mahomet, Prometheus; und, aller Dichtung Meisterwerk, der Faust zeigt sich in seiner Urgestalt. Wie in der Schülerscene, so wird schon in den Briefen des Leipziger Studenten Universitäts-Pedanterie verspottet, während ihm da vom Vater her noch ein pedantisch-pädagogischer Zug eigen ist, wie seine lehrhafte Art in den Briefen an Cornelie wiederholt zeigt. Diese Briefe liest der Vater, und darum verschweigt in ihnen der Student Wolfgang so vieles. Darum wohl auch findet sich kein einziger Brief an die Mutter. Man fühlt, ihr müßte er schreiben, wie's ihm um's Herz ist, ihr gegenüber könnte er nicht so ehrbar thun, ihr gegenüber müßte er aufjubeln in Lust und verzweifeln in Leid, wie in den Briefen an Behrisch: himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt (Vorwort S. VIII).

Man hat sich gewöhnt, die ersten sieben bis acht Jahre des Weimarer Aufenthaltes lediglich als Sturm- und Drangperiode des jungen, langsam aus schweren Kämpfen zur Klarheit und Vollendung emporringenden Dichters anzusehen, aber gegenüber dem ungezügelten Lebensgenuß, den auch

*) Goethe-Briefe mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Berlin, O. Elsner 1901. Bislang sind zwei Bände erschienen.

Digitized by Google

Goethe gar nicht in Abrede stellt, wird vielfach eben diese ernste innere Arbeit und Läuterung übersehen. Sagt er doch selbst:

Mich nach- und umzubilden, mißzubilden
Versuchten sie seit vollen fünfzig Jahren;
Ich dächte doch, da könntest Du erfahren,
Was an Dir sei in Vaterlands Gefilden.
Du hast getollt zu Deiner Zeit mit wilden
Dämonisch genialen jungen Schaaren,
Dann sachte schlossest Du von Jahr zu Jahren
Dich später an die Weisen, göttlich milden.

Und doch stammt aus jener von den wildesten Leidenschaften und anderseits wieder von bitterem Scepticismus erfüllten Epoche das folgende Bekenntniß, das aus dem Munde eines Dreißigjährigen überraschen könnte:

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schöner wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Und nun folgt, echt goethisch, das individuelle Moment und Motiv: „Auch thut der Talisman jener schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel; sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind." In einem Brief an Wieland (II, 36) gesteht Goethe: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, nicht anders erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft." Ein Gedanke, der in dem folgenden Gedicht seinen wundervollen Ausdruck findet:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester, oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Neue klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf,
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.

In rührender Weise fleht er nicht etwa um Erhörung, sondern um sittliche Kraft, um Trost und Zuspruch in dem harten Kampf um's Dasein: „Setzen Sie Ihr gutes Werk fort und lassen Sie mich jedes Band der Liebe, Freundschaft, Nothwendigkeit, Leidenschaft und Gewohnheit täglich fester an Sie binden. Wir sind in der That unzertrennlich." Oder unter Anwendung eines ganz eigenartigen Vergleiches: „Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln; so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaftig zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk; mache mich gut. Du kannst's, nicht nur wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe." Auf der anderen Seite erfaßte ihn wieder gelegentlich eine melancholische, pessimistische Stimmung, der er auch unverhohlen Ausdruck giebt: Gleichmuth und Reinheit erhalten mir die Götter auf's Schönste, aber dagegen welkt die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr. Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die eine Citadelle auf dem Berge hinter sich hat. Das Schloß bewachte ich, und die Stadt ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos, nun fange ich auch an, sie zu befestigen, wär's nur indeß gegen leichte Truppen." Bis ihn wieder das Gefühl übermannt: „Mir möchten manchmal die Kniee zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt, wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glaube und Harren Alles überwindet. Es könnte ja tausend Mal bunter gehen und man müßte doch aushalten. Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden", denn, wie es in einem Brief an Auguste Gräfin v. Stollberg heißt:

Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Wenn Bismark einst erklärte, mit einem Bande Goethescher Gedichte gern Jahre lang auf einer einsamen Insel leben zu wollen, so gilt das vollends von diesen Briefen, auch schon um deßwillen, weil sie uns gerade die schönsten Perlen der Lyrik mitbescheeren, und uns dadurch der Genuß noch erhöht wird, daß wir ihr unmittelbares Entstehen aus der schöpferischen Stimmung und Situation (was beides eins ist für Goethe) belauschen können. So, um nur einen Fall anzuführen, das wundervolle Wandrers Nachtlied: Der Du von dem Himmel bist, alle Freud und Schmerzen stillest u. s. w., das unter dem Eindruck der ablehnenden Haltung Charlottens v. Stein gedichtet wurde. Das rein Menschliche, das uns im Bilde des überragenden Olympiers vielfach nur allzu sehr zurücktritt, hebt sich hier mit immer leuchtenderen Farben hervor. Dafür noch ein Beleg. Meist glauben wir, weil Goethe von der gemeinen Nothdurft der Dinge und ihrer Erbärmlichkeit nicht berührt wurde, habe er auch kein Verständniß für die Armen und Nothleidenden besessen, die nur unter harten Entbehrungen kümmerlich ihr Dasein fristen, und das bekannte wenig ansprechende Porträt des stolzen, kaltabweisenden Geheimrathes ist fertig. Nur Wenige wissen, daß der mit allen möglichen Geschäften überlastete Mann unter der Hand nach Kräften half, wo eine Unterstützung wirklich am Platze war, so z. B. einem arbeitslosen Secretär und Lotteriecollecteur, dem er Kleidung und Geld in ausreichendem Maße zukommen ließ. Wie liebenswürdig und aufmunternd und doch wieder ernst klingen die Worte: „Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann als ein Brett, das ich Ihnen im Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfange, was es heißt, sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen. Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich verständle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen Nichts sind? Der der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal den Blinden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht. Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können; denn nicht der Projectenmacher und Versprecher, sondern der im Geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Gutes und Dauerhaftes thun möchte." — Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältniß Goethe's zu Friedrich dem Großen. Dieser hatte 1780 in seiner Schrift: De la littérature allemande den Goetz als eine abscheuliche Nachahmung Shakespeare's bezeichnet, so daß sich der Angegriffene zu einer (leider verloren gegangenen) Entgegnung

Digitized by Google

genöthigt sah. Wie vornehm diese gehalten war, mögen die folgenden Aeußerungen veranschaulichen: „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, so ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies mochte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine ausgezeichnete Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie hätte, einen großen Namen erwerben würde, vielmehr dünkt mich das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht. Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kannte, wie er ist. Wenn das Publicum von einem Helden hört, der große Thaten gethan, so malt es sich ihn gleich nach der Bequemlichkeit einer allgemeinen Vorstellung fein hoch und wohlgebildet; ebenso pflegt man auch einen Menschen, der sonst viel gewirkt hat, die Reinheit, Klarheit und Richtigkeit des Verstandes zuzuschreiben. Man pflegt sich ihn ohne Vorurtheile, unterrichtet und gerecht zu denken. Dies ist der Fall mit dem Könige; und wie er in seinem verschabten, blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Thaten gethan hat, so hat er auch mit seiner eigensinnigen, voreingenommenen, unrectificirlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen."

Soviel steht fest, daß wer Goethe wirklich kennen und verstehen lernen will, der muß außer den Gesprächen mit Eckermann (gleichfalls eine unerschöpfliche Fundgrube) immer wieder den so ungemein vielseitigen Briefwechsel des Dichterfürsten zur Hand nehmen.

Altitalienische Novellen.*)

Von Johannes Gaulke.

Es ist im hohen Grade ersprießlich, wenn man den Blick dann und wann von den Erscheinungen des modernen Culturlebens abwendet und in jene Zeit versenkt, die uns Geistesschätze in solcher Fülle hinterlassen hat, daß kaum ein Menschenalter ausreicht, sie auch nur einigermaßen zu übersehen. Das Erbe der Renaissance ist uns indessen nicht mühelos in den Schooß gefallen; um es als unser Eigenthum zu besitzen, müssen wir es erst erwerben. Seitdem in Deutschland einige schüchterne Versuche unternommen worden sind, das Leben mit Kunst zu durchtränken oder einer ästhetischen Cultur den Weg zu bahnen, sind auch aller Orten Schönredner und Propheten in nicht zu geringer Zahl auferstanden, die unter gänzlicher Verkennung des Begriffes Renaissance unserer Zeit diese Auszeichnung beilegen. Die Renaissance des deutschen Kunstgewerbes ist fast schon zu einem Schlagwort geworden. Wenn irgend ein kluger Theater- oder Variété-Director oder ein fahrender Sänger mit einer neuen Attraction auf der Bildfläche erscheint, dann ist auch die Renaissance des Tingeltangels fix und fertig.

Es scheint, daß alle künstlerischen und literarischen Unternehmungen unserer Tage von vornherein mit dem Fluch der Lächerlichkeit belastet sind. Und dabei läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß die Durchschnittsbegabung heute sehr bedeutend ist und daß die Menschen viel mehr Fleiß und Kraft für ihre Sache aufwenden als je zuvor; ja es wird der Mensch, der künstlerisch schaffende nicht ausgeschlossen, seines Lebens überhaupt nicht recht froh. Auf diesen Umstand hat Paul Ernst in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der altitalienischen Novellen sehr eindringlich hingewiesen, und er führt die Zerfahrenheit, die unsere Zeit auszeichnet, auf die Gleichwerthigkeit der gesellschaftlichen und staatlichen Zustände in allen Culturstaaten zurück. Es kommt heute sehr selten vor, daß ein Volk unter solchen Verhältnissen lebt, die seinem Charakter und seiner Begabung angemessen sind. Je größer ein Staatswesen ist, um so größer ist auch die Gefahr, daß sein Geistesleben nivellirt wird. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß zu allen Zeiten auf künstlerischem und literarischem Gebiet die kleinen Staaten, wie die griechischen Städterepubliken, später die italienischen Aristokratien und die demokratischen Niederlande, das Höchste geleistet haben. Denn es liegt auf der Hand, daß nur auf einem begrenzten Staatsgebiet ein gründlicher Meinungsaustausch der Menschen durchführbar ist, der sie die ihrem Artcharakter angemessene Staats- und Gesellschaftsform erkennen lehrt. Letztere übt dann weiter den entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Geisteslebens der Nation, der Kunst und Literatur aus.

Paul Ernst hat durch seine vorzügliche Uebersetzung einer Auswahl altitalienischer Novellen, die sich auf einen Zeitraum von etwa drei Jahrhunderten, von 1350 — 1650 erstrecken, die Bestätigung obiger Anschauung erbracht und uns zugleich ein werthvolles Document des Geisteslebens des Renaissancemenschen erschlossen. Was die Erzählungen bei aller Schlichtheit des Vorwurfes auszeichnet, ist die Echtheit des Empfindens und die außerordentliche Naivität, die aber mit einem starken Selbstgefühl gepaart ist. Es dürfte in der etwas archaisirenden Uebersetzung, die aber nichts wenig als ledern und geschraubt ist, kaum etwas von dem ursprünglichen Reiz der Erzählungen verloren gegangen sein; jedenfalls hat man bei der Lectüre auch nicht einen Augenblick die Empfindung, als wären sie aus einer fremden Sprache übertragen. Man fühlt auch kaum heraus, daß fast jede Novelle ihren eigenen Verfasser hat, so einheitlich ist der Styl und die in ihnen ausgedrückte Weltanschauung. Die Menschen, die dort geschildert sind, sind gesund, ehrlich im Denken und Empfinden, kraftvoll im Handeln. Das Wesentlichste aber ist, daß der Mensch überall im Mittelpunkt der Welt steht. Mag er gleich unter der Herrschaft einer unbändigen Leidenschaft stehen oder im Bann einer Idee, der Gottesfurcht, der irdischen oder der himmlischen Liebe, stets bleibt er Herr der Situation. Je nachdem es die begleitenden Umstände mit sich bringen, geht er als Sieger aus einem Conflict hervor oder er geht als der starke Held in dem ihm von Außen aufgedrungenen Kampf zu Grunde. Diese Menschen führen ein ganzes Leben, sie fragen nicht lange nach dem Wie und Warum, nach dem Wohin und Woher, während der moderne Mensch ängstlich alle Eventualitäten zu einander abwägt und darüber die zum Handeln nöthige Kraft vollends einbüßt.

Benvenuto Cellini hat uns in seinen Memoiren ein ähnliches Document seiner Zeit hinterlassen, er selber ist der Typus des Renaissancemenschen par excellence, eine echte vornehme Verbrechernatur, welche die kleinlichen Gesetze und Schranken, die meistens von recht schwachen Menschen errichtet sind, zerbricht, eine Kraftnatur, welche die Aureole des Märtyrers verachtet und in kühnem Wagemuth die Hände nach den „heiligsten" Gütern der Menschen ausstreckt. Cellini wird abwechselnd zu einem Dieb und Mörder, Tempelschänder und Wegelagerer, weil er es auf Grund seiner Naturanlage werden muß. Alle seine Handlungen kennzeichnen ihn als einen echten Naturburschen, der keine sittliche Norm kennt, noch einen krankhaften Altruismus, was überhaupt als eine Eigenart, wenn nicht als ein Vorzug, seiner Rasse gelten mag. Trotzdem besaß er aber ein stark aus-

*) Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Leipzig im Insel-Verlag 1902.

Digitized by Google

gebildetes Gerechtigkeitsgefühl; er trat für die Schwachen und Wehrlosen jederzeit mit seiner ganzen Persönlichkeit ein, strafte aber auch die kleinen Schreier, die ihn beleidigten, am liebsten gleich mit dem Tode — aus Achtung für seine eigene Person. In jener Zeit galt ein Menschenleben wenig, aber man dachte dennoch höher vom Menschen. In dem Ausleben seiner Persönlichkeit war er nicht eingeschränkt durch tausend Gesetzesvorschriften und Polizeiverordnungen, auch war er nicht durch tausend Bande an die Familie, den Staat und die Gesellschaft gebunden. Dem Starken gehörte die Welt, heute führen meistens recht große Schwächlinge das Scepter; wir haben ein verbrieftes Recht, die Renaissance kannte dergleichen nicht. Unsere Zeit mag keine starken Persönlichkeiten leiden, jedem Staatsbürger ist sein Freipaß für diese Welt in die Wiege gelegt, das Gesetz schreibt ihm seinen Lebensgang, das Maximum seiner Lebensintensität und Daseinslust vor. Wer darüber hinaus wirthschaftet, ist ein Verbrecher. Aber es sind oft nicht die minderwerthigen Individuen, die hinter Kerkermauern schmachten . . . . .

Bei der Lectüre der italienischen Novellen wird man unwillkürlich zu diesen oder ähnlichen Betrachtungen und zu Vergleichen der Zustände der Renaissance mit denen unserer Zeit angeregt. Vor uns taucht eine Welt auf, die reicher, freier und schöner als die unserige ist, und Menschen, die von allen erdenklichen Leidenschaften und Gegensätzen beherrscht, im Vergleich zu dem unserigen ein potencirtes Dasein führen, die ein Ideal besitzen, das den modernen Menschen in Folge einer Weltanschauung, die uns zu einem willenlosen Product der Verhältnisse stempelt, längst verloren gegangen ist.

Sei Du selbst! Dieses Leitmotiv klingt durch alle Erzählungen hindurch. Nicht die ihn umgebenden Verhältnisse, noch die Beeinflussungen und Chicane der lieben Mitmenschen bestimmen den Werdegang des Renaissancemenschen, sondern er selbst erhebt sich ohne die Hülfe der Anderen aus den Wirrnissen des Lebens; Alles, das Gute wie das Schlechte, das Hohe wie das Niedrige, kommt aus seinem eigenen Wesen, oder mit anderen Worten: was er ist, ist er durch sich geworden. Darum können die altitalienischen Novellen als eine gesunde Geistesnahrung empfohlen werden, den Alten wie den Jungen, namentlich aber den Jungen, die noch nicht von einer fatalistischen Weltanschauung angekränkelt sind. Sind doch die Novellen selbst Erzeugnisse eines jugendfrischen Geistes. Sie wären ein guter Ersatz für die banausische Jugendliteratur, die gegenwärtig — allen Göttern Griechenlands und der Christenheit sei's geklagt! — so üppig in's Kraut schießt.

Der Geist des Schachspiels.

Von **Max Bewer** (Dresden).

I.

Auf den Thron der Fürsten Indiens
War ein junger Prinz gestiegen,
Alle seine Ahnen suchte
Er durch Stolz noch zu besiegen.

Wer ihn nur durch eine Miene
Kränkte oder durch Geberden,
Sollte noch am selben Tage
Durch das Schwert gerichtet werden.

Denn er dachte, wenn ein Herrscher
Herr ist über Tod und Leben,
Soll das Volk mit seinem Blute
Auch dafür ein Zeugniß geben.

Und mit jedem Haupt, das rollte,
Höher trug der Fürst das Seine,
Selbst die Edlen beugten vor ihm
Ihren Nacken wie Gemeine.

II.

Da geschah es, daß den König
Einst ein Bauersmann beim Mähen
Nicht begrüßte, weil beschäftigt
Er den Fürsten nicht gesehen.

In der Sänfte ließ der Herrscher
Sich zu ihm hinübertragen,
Denn ihm selbst kam das Gelüste,
Diesen Kopf vom Rumpf zu schlagen.

„Warum knietest Du nicht nieder?"
Rief er, fast der Sinne baar.
„„Weil ich,"" sprach der Bauer ruhig,
„„Ganz bei meiner Arbeit war!""

Rother Zorn durchschoß den Fürsten,
Der das Schwert riß aus der Scheide,
Und der Kopf des Bauern tanzte
In die frischgemähte Weide!

„Also, Bauern wollen trotzen,
Wo kein Edler wagt zu sprechen?
Nun, so will ich eigenhändig
Diesen frechen Hochmuth brechen!

„Bauern hat mein Land so viele,
Als wie Hunde in ihm traben,
Und sie sollen's jetzt noch schlechter,
Als wie meine Hunde haben! . . ."

Und seit dieser Zeit begannen
Für den Landmann böse Stunden,
Bis das Reich und aller Wohlstand
Bluteten aus tausend Wunden.

III.

Tiefe Trauer, Angst und Sorge
Lagerten auf jeder Seele,
Doch der Fürst erließ erbittert
Immer schärfere Befehle.

Da erschien ein junger Weiser
Aus des Volkes Priesterkaste
In der Stadt mit einem Brettspiel
Und bat Einlaß im Palaste.

Und der König ließ ihn nahen,
Und mit edelster Geberde
Neigte sich der schöne Jüngling
Vor dem Herrscher bis zur Erde.

Von des Fremdlings edlem Anstand
Blieb der Fürst nicht unberühret,
Und er fragte ihn fast freundlich,
Welcher Zweck ihn hergeführet.

„Mitgefühl mit Deinem Loose,
Herr, Du, über Tod und Leben,
Dem auf Gottes weiter Erde
Nicht ein Gleicher ward gegeben!

„Wir in unsrem stillen Kloster
Leben heiter wie Geschwister,
Ach, wie muß ein Fürstenleben
Kalt und einsam sein und düster.

Digitized by Google

„Nie vermesse sich im Reiche
Jemand, sich Dir gleich zu achten,
Aber darum brauchst Du dennoch
Nicht in Einsamkeit zu schmachten;

„Denn ist auch kein Mensch geboren,
Der sich Dir darf ähnlich fühlen,
Kannst Du doch mit Deinesgleichen
Hier auf diesem Brette spielen!

„Sechzehn weiße, sechzehn schwarze
Völlig ebenwerthe Krieger
Tummeln sich auf seinen Feldern,
Bis zuletzt bleibt Einer Sieger.

„Selbst dem ärmsten Deiner Sklaven
Bist an Macht Du nicht mehr über,
Setzt Du Dich an diesem Brette
Ihm zum Spiele gegenüber.

„Freundlich kannst Du so als Herrscher
Dich mit Jedermann verbrüdern,
Jedem giebt es Königswürde,
Ohne selbst Dich zu erniedern!“ ...

Wie befreit von einer Wolke
Lächelte der König gütig;
„„Lehr' dies Spiel mich, das die Menschen,
Wie Du sagst, macht ebenblütig!““ ...

IV.

Ganze Tage, halbe Nächte
Spielte er mit seinem Lehrer,
Und bewundernd ward der König
Dieses edlen Spiels Verehrer.

Manchmal stand er wie zum Siege
Fest verschanzt wie eine Mauer,
Doch bei seinem Gegner siegte
Meistens doch ein freier Bauer!

Kann ein kleiner Bauer nämlich
In die letzte Reihe dringen,
Kann er es zu jeder Würde,
Selbst zu einer Kön'gin bringen.

„Thöricht ist es,“ rief der Herrscher,
Durch solch' Endspiel stark verdrossen,
„Daß dem dummsten Bauer offen
Steh'n die höchsten Ehrensprossen!“

Ernst versetzte der Brahmine:
„„Wolle nicht die Bauern schmähen,
Was wohl wäre diese Erde,
Wollt' kein Bauer sie besäen?

Wie ein Auge ohne Wimpern
Ständ' der Acker ohne Aehren,
Selbst kein König würde leben,
Wenn nicht erst die Bauern wären.

Alle unsre Ahnen waren
In der Urzeit Ackersleute,
Ob wir Prinzen, Krieger, Priester
Kastenhaft uns nennen heute.

Denn der Bauer war der Anfang
Allen Daseins hier auf Erden,
Darum darf in unsrem Spiele
Er zuletzt das Höchste werden!

Niemals wird ein König siegen,
Der die Bauern läßt verheeren,
Schonend lerne er in Jedem
Seines Standes Urbild ehren!““

„Nun versteh' ich,“ rief der Herrscher,
„Warum Du dies Spiel erfunden!“ ...
Und die Bauern hatten wieder
Rings im Lande frohe Stunden.

Manches Bauern Sohn und Enkel
Ward zu hohem Loos berufen,
Und als Ritter und Minister
Schirmten sie des Thrones Stufen.

Anmerkung des Verfassers:

Man glaubt allgemein, das Schachspiel stamme aus Indien. Der Verfasser möchte meinen, daß es eher ein nordisches Spiel ist. Darum schreibt auch dies freierfundene Gedicht die Erfindung des Spiels einem Brahminen zu, die hellhäutig und manchmal sogar blauäugig, noch heute in einigen Stammresten die Annahme rechtfertigen, daß diese indische Priesterkaste einer über den Himalaya nach Indien gewanderten nordarischen Rasse angehörte. Sie kann sehr wohl die Kenntniß dieses besonnensten aller Spiele aus dem Norden mitgebracht haben. Das Wort „Schach“ hat, wie Manche von diesem „Königsspiel“ glauben, mit dem Wort „Schah“ nichts zu thun. Im Nordischen heißt es Skak. Man pflegt dort zu sagen, wenn eine Sache schief zu gehen droht, steht sie „paa Skakke“. Vielleicht ist hier die Sprachwurzel für das Spiel zu finden, für dessen Wesen es geradezu bezeichnend ist, daß es mit der weißen oder der schwarzen Spielführung stets schief gehen kann; einer oder gar beide Spieler stehen stets, sobald die ursprüngliche Balance des Spiels verlassen ist, „paa Skakke“.

Mehr als das Wort, spricht der Geist des Spiels dafür, daß es nicht dem heißen Hazardtemperament des Südens entsprungen, sondern von der kühl abwägenden Besonnenheit des Nordens planmäßig erdacht ist. Sein quadratischer Grundriß, seine innere Gerechtigkeit und vor Allem seine Bauerntaktik sind von nordgermanischer Physiognomie. Nirgends stand der Bauer tiefer, als in Indien und nirgends höher, als im skandinavischen Norden, dem einzigen Lande, wo der Bauer niemals eine Leibeigenschaft kannte, er vielmehr die natürlich-freie Quelle des Adels und des Königthums bildete. Von Frithjof, der ja auch schon das „Brettspiel“ liebte, sagte die Ursage: „han drap Illmenne og grimdarfulle Vikingar; men Bönder let han vera i Fred,“ Schreckensmänner und grausiggrimme Wikinger tödtete er auf seinen Heldenzügen, aber Bauern ließ er in Frieden. Dieser urgermanische Zug der Achtung vor dem Bauernstand sollte in einer Zeit der bäuerlichen Mißachtung, wo weder ein Bildniß Caprivi's noch eins des augenblicklichen Reichskanzlers in einem deutschen Bauernhause zu finden ist, wohl auch politisch etwas zu denken geben.

Vielfach schon hat man sich darüber gewundert, daß im heutigen Schachspiel die draufgängerischste Rolle einer zarten — Königin zufällt. Den Königinnen Indiens ist das nicht angeboren; sie ließen sich, wenn ihr Gatte starb, ruhig verbrennen. Darum meint man, die jetzige Königin sei ursprünglich des Königs „Vezier“ gewesen, was aber die unbeholfene Gangart des Königs selbst nicht erklärt. Passender scheint es, in der Figur der jetzigen „Königin“ den alten nordischen Heldenkönig zu erkennen, der blitzartig alle Schlachtreihen durchstürmt, während die nur schrittweise sich fortbewegende Figur in Wahrheit die Königin zu sein scheint. Auch der Umstand, daß sie nicht „geschlagen“, sondern nur gefangen gesetzt werden kann, läßt nach germanischen Begriffen auf ihre weibliche Königswürde schließen, während sich der König zu ihrer Rettung ritterlich opfern kann.

Digitized by Google

Merkwürdig ist auch, daß gerade die stürmischste Eröffnung des Spiels das „nordische Gambit“ genannt wird, wie ja auch die skandinavischen Helden oft mit einer wahren Berserkerwuth, d. h. nordisch wörtlich ohne Panzerhemd (ber serkr) nackten Oberleibes in den Kampf sprangen.

Vielleicht kann ein in der nordischen und indischen Literatur mehr bewanderter Leser weitere Fingerzeige geben; denn es ist wohl der Mühe werth, ein Spiel, das sich die Bewunderung aller Völker errungen hat, der germanischen Ideenwelt zurückzugewinnen, wenn es in Wahrheit von ihr ausgegangen ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine wie Alle.

Von M. Zehme.

Ein discret erleuchteter Corridor des fashionablen Curhôtels eines Weltbades, jeder Schritt durch dicke Läuferstoffe gedämpft. Es ist ausnahmsweise die mitternächtige Stunde herangekommen, ehe sich, aus den Gesellschaftssälen strömend, die letzten Nachtvögel vor ihren Nummern trennen.

Lebhaft angeregt durch Musik, Tanz, Wein und Witz sinken die Stimmen zum beredten Flüstern.

Ein Stern vom Kunsthimmel der sächsischen Residenz und eine junge Ausländerin, beide noch nicht lange in der Badeliste verzeichnet und bei den wiederkehrenden Réunions zum ersten Mal sichtbar geworden, haben den Vogel abgeschossen, erstere um des klingenden Namens willen, letztere durch die unwiderstehliche Grazie des Geistes.

Beider persönliche Bekanntschaft hatte sich vor diesem Abende eingeleitet an einem Morgen auf dem molligen Corridor: sie hatten ihren magenrenovirenden Brunnen zur selben späten Stunde getrunken, sich auf der Promenade als Hausgenossinnen und leidenschaftliche Toilette-rivalinnen erkannt, sie waren zur selben Stunde in's Hôtel zurückgekehrt und hatten von dem Zimmermädchen a tempo Dienstleistungen verlangt. Die deutsche Diva hatte geruckt, einen rothen Kopf bekommen und war aufgetreten, Madame R— lachte nur, Alles an ihr lachte, und der Erfolg war: man berücksichtigte sie zuerst. Aber in ihrer angenehmen Umgänglichkeit bat sie die schmollende Dame vom Theater, bei ihr einzutreten. Ein Zweibund war geschlossen.

An diesem Abende wäre er beinahe in Stücke gegangen. Nicht wegen der Persönlichkeitsrivalität, denn die ist ausgeschlossen, sondern bloß um des äußeren Menschen willen. „Ich werde Weiß tragen,“ hatte die Diva verraten, sie trug natürlich Schwarz.

„Ich werde Blau tragen,“ sagte Madame R—, sie trug natürlich Roth.

So umrahmte nun im großen gesellschaftlichen Kreise eine der anderen Gestalt mit raschem Blick, in dem sich intensive Kritik und gemachtes Erstaunen mischen. Die Deutsche trägt eine Toilette von raffinirter Einfachheit und verfügt über eine wundervolle, vornehme Berufsgrazie. Madame R— ist unfähig zu siegen, sie muß sich mit Gleichberechtigung begnügen.

Da der Abend trotzdem amüsant verläuft, regt sich die Lust in ihr, ihn zu Zweien noch auszudehnen unter Glossiren und Mokiren.

Der Gesellschaftsanzug wird schnell mit dem Négligée vertauscht, einer wunderbaren Ausgeburt der Dame Mode, nur einmal gefertigt und das Modell erworben — so fein und unmerklich die Rache!

Und husch geht's auf dem dicken Läufer bis zur nachbarlichen Zimmerthür, durch die Madame R— deutlich hören kann, daß der große Geist noch nicht ruht. Trotzdem wird ihr nicht geöffnet, im Gegentheil, alles Leben dahinter ist jäh verstummt.

Madame R—: „Aber Sie schlafen ja noch gar nicht.“

Stille . . .

Madame R—: „Ich habe Sie gehört.“

Stille . . .

Madame R—, halblaut: „Sie sind eine falsche Katze!“

Stille — tiefste Stille; denn hier drinnen bebt eine arme Seele. Entsinnt sich Madame R— der Eventualität einer unverschlossenen Thür und läßt es auf eine Probe ankommen, dann ist die Blamage vollendet.

In heimlicher Ecke des Zimmers, im schneeweißen Nachtgewande steht die jugendliche Tragödin, einen wohlgeformten, eleganten Lederstiefel über die Linke gezogen, während die Rechte das Bürstchen mit einem Geschick hantirt, das zu denken giebt . . .

Noch im allerletzten Zögern fällt Madame R—s Blick auf ein Paar wundervolle, winzige Stiefelchen, die vor der Thür stehen.

Sie hebt sie sacht: „Bei Gott, dieselbe Nummer und dazu die imposante Figur!“

Ihre Augen lachen und funkeln, als sie leise in's Schlüsselloch hinein flüstert: „Gute Nacht, Mademoiselle peton!“

Nach eines Athemzugslänge Zeit fliegt auch ihre Chaussure hinaus scheinbar nicht so neu, so tadellos, denn geht sie nicht an die Füße zu streifen, dann doch an die Hände. Man macht, lässig auf den Leib gestreckt, fleißige Laufbewegungen damit auf der Chaiselongue und färbt die Söhlchen echt. Und die langen schmalen Kähne, die sich jetzt so wundervoll unter den weiten, schleppenden Gewändern verstecken, kommen natürlich auch niemals an's Tageslicht.

„Ja, gelernt haben die Deutschen vieles, aber es fehlt das Angeborene!“

Mit diesem köstlichen Bewußtsein entschlummert Madame R—.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Die Erledigung der Konitzer Angelegenheit hat immerhin zwei und ein halbes Jahr gedauert. So lange warten preußische Gerichte sonst nicht, bis sie einen der Behörde angethanen Schimpf rächen, Ihren bessernden, heilsamen und abschreckenden Zweck verfehlt die Strafe in diesem Falle ganz und gar: Wilhelm Bruhn und sein Redacteur büßen unvorsichtige Worte, deren sich heute kein Mensch mehr erinnern würde, wenn sie nicht aus den Acten verlesen worden wären. In zwei und einem halben Jahre vergißt man ganz andere Dinge als ein paar wuthschnaubende Zeitungsartikel. Wilhelm Bruhn und sein Redacteur gehen in's Martyrium, und der Obermärtyrer wird rechtzeitig genug daraus zurückkehren, um mit großer Kraft in die Juni-Agitation eingreifen zu können. Wer unsere ostöstlichen Bezirke anders als vom Hörensagen kennt, der weiß, was für Dinge sich dort vorbereiten. Sie sind reif für Ahlwardt. Die überaus strenge Strafe im Konitz-Proceße ist gerichtstechnisch bedeutungslos, weil sie viel zu spät kommt; politisch ist sie ein schwerer Fehler. Alle politischen Missethäter gelten in den Augen ihrer Anhänger für beträchtliche Genies. Das Strafmandat macht lächerlich; die Verurtheilung zu einem Jahre Gefängniß, zumal wenn ihr so geschickt fanatische Vertheidigungsreden vorangehen, wie die der beiden Angeklagten waren, diese Verurtheilung erhebt den Mann zum todesmuthigen Vorkämpfer für Freiheit und Volksrechte. Unsere Richter sind wirklich viel zu sehr Rächer und viel zu wenig Menschenkenner.

Voraussichtlich wird die geheimnißvolle Mordthat selbst ungesühnt bleiben. Mag sein, daß der allzu verschlagenen List des Thäters die Criminalpolizei von vornherein nicht gewachsen war; mag sein, daß gleich zu Beginn der Untersuchung Mißgriffe gethan worden sind, die die Spur verwischten. So viel ist gewiß: Hüben wie drüben hätte unverzüglich Alles aufgeboten werden müssen, um Licht in das verworrene Dunkel zu bringen. Vor zwei Jahren hätte einem geschickten, rücksichtslos durchgreifenden Untersuchungsbeamten die Aufhellung des Geheimnisses glücken müssen. Es gab Anhaltspunkte genug. Die Konitzer Jugend hatte seltsame Gepflogenheiten. Wem die Liebe bereits mit sechzehn Jahren keine holde Jugendeselei, kein verlegenes Anschmachten eines rothen Seidenbändchens im schwarzen Zopfe mehr ist, sondern eine verdammt ernsthafte Sache: wer die Liebe so auffaßt, wie es die Freundesschaar um Ernst Winter that, dem kann es leichtlich passiren, daß er nicht nur gehörig durchgeprügelt, sondern unter Umständen auch todtgeschlagen wird. Ernst Winter's Tod, für den es möglicherweise eine sehr simple Erklärung giebt, nahm gespenstische Dimensionen in dem Augenblicke an, wo der finstere Verdacht, daß ein Ritualmord vorliege, auf die Scene trat. Juden und Judengegner hätten jetzt mit gleichem Eifer dafür sorgen müssen, daß dieser Spuk sofort wieder versinke. Verschwenderisch hohe Geldpreise auf das Haupt des Mörders, unerhört rege und strenge Nachforschungen waren geboten, waren Pflicht der Selbsterhaltung. Mit Stumpf und Stiel mußte, gerade im Interesse der Israeliten, der scheußliche Verdacht ausgerottet werden; aber auch die, denen die unerbittliche Bekämpfung des modernen Judenthums nöthig scheint, hatten

Digitized by Google

allen Anlaß zu dem Wunsche, daß die Möglichkeit eines Ritualmordes sogleich feierlich verneint wurde. Es giebt keine nützliche Aufklärungsarbeit außer der, welche das Gesetz gestattet. Der Blutgeruch reizt die Bestie; ein unbegreiflich finsteres Verbrechen macht die Massen toll und wirr, hindert das ernste Reformwerk des Gedankens Die That von Konitz ist nicht darum ein Unglück für Deutschland, weil sie das Schicksal von zwanzig anderen Mordthaten theilt, weil der Mörder dem Henker entrann. Ihr schreckliches Sphinxgesicht droht vielmehr aus dem Dunkel hervor, das sich um die Ursachen des Verbrechens gelagert hat. Mit einem Obermedicinal-Gutachten ist dann kein Zweifler mehr zu überzeugen, wenn es erst volle zwei Jahre nach der That erstattet wird. Am selben Tage, wo das Ritualmord-Gerücht durch die Gassen von Konitz schlich, hätte es erwürgt werden müssen. Damals wurde das unumgänglich Nöthige versäumt. Dem ersten schlimmen Mißgriff gesellte sich zwei und ein halbes Jahr der schlimmere, vielleicht verhängnißvolle: daß man das schon verschollene Gespenst neu bewaffnete und zehn ganze Tage lang Berliner Gerichtssäle durchwandeln ließ. Die Todtengräber graben sich, wie Friedrich Nietzsche meint, den Tod an.

*

Der freisinnige Tschechenclub im Wiener Reichsrathe hat durch seinen Redner Pacak den Ministerpräsidenten Koerber der Infamie bezichtigen lassen und einstimmig beschlossen, gegen die Regierung „den schärfsten Kampf mit allen im Wiener Parlamente üblichen Mitteln" zu eröffnen.

Die üblichen Mittel sind, wie man weiß, Pultdeckel, Tintenfässer, Kindertrompeten, Stinkdüten und Schlagringe. Da die freisinnige Linke im deutschen Reichstage ganz wie die freisinnigen Jungtschechen beständig mit der Obstruction droht und eine Erledigung des Zolltarifes in der gegenwärtigen Tagung „mit allen Mitteln" verhindern will, wäre es wünschenswerth, daß die Jungtschechen sich nunmehr ernsthaft an die Arbeit machen und neue gute Beispiele geben. Wenn der Parlamentarismus vernichtet werden soll, so geziemt es sich, daß die sogenannten Reactionäre, die ihm von jeher nicht recht grün waren, sittsam bei Seite stehen und die Hinrichtung von dem Freisinn, dem tschechischen und dem deutschen, vollziehen lassen.

*

Beim Einzug der Burengenerale in Berlin wurde die englische Botschaft von Schutzleuten in Civil bewacht.

Das war darum möglich, weil diesmal, im Gegensatz zu anderen festlichen Einzügen, keine Beamten in Civil dem Hurrahrufen oblagen.

*

Im königlichen Theater von Kopenhagen hielt Sarah Bernhardt, die demnächst auch uns beehren wird, keins der gewöhnlichen Ankleidezimmer für passend zu ihrer Garderobe und richtete deßhalb das Foyer der Künstler zu diesem Zwecke ein. Dieses Foyer wird aber von der königlichen Familie als Durchgang zur Königsloge benutzt, und die Folge davon war, daß der König von Dänemark, die Königin Alexandra von England, die Kaiserin-Wittwe von Rußland und der Großfürst sich einer Stehleiter bedienen mußten, um über die Bühne zu ihren Plätzen zu gelangen.

Ehe die loyale Presse diesen Vorfall bespricht, wird sie genaue Aufklärung darüber abwarten müssen, ob die Majestäten den Weg über die Stehleiter aus Leutseligkeit, Galanterie und Kunsteifer benutzten, oder ob sie sich ganz einfach von einer angejahrten, dreisten Komödiantin in's Bockshorn jagen ließen. Die loyale Presse sollte deßhalb so gefährliche Anecdoten nicht bringen, bevor sie amtliche Aufklärung erlangt hat. Keinesfalls durfte das Ereigniß ohne eine geistvolle Bemerkung der auf der Stehleiter befindlichen, allerhöchsten Herrschaften in die Welt posaunt werden. Wie es jetzt erzählt wird, schädigt es den monarchischen Gedanken, für den Stehleitern kein geeignetes Fundament sind.

*

Am Tage des Einzugs der Burengenerale wurden folgende Ordensauszeichnungen veröffentlicht: Das Großkreuz des Rothen Adlerordens erhielt der englische Kriegsminister John F. Brodrick; den Rothen Adlerorden erster Klasse Generallieutenant Kelly-Kenny und Generallieutenant John French; den Rothen Adlerorden zweiter Klasse Oberst Sclater; den Rothen Adlerorden vierter Klasse Lieutenant Dudley-Majoribanks; den königlichen Kronenorden erster Klasse Generalmajor Jan Hamilton.

Ob auch die genannten britischen Militärs von den drei Burengeneralen geschlagen oder gefangen genommen worden sind, und ob man gerade deßhalb, ihnen zum Troste, am ungemüthlichen Donnerstag Balsam auf die Wunden legen wollte, entzieht sich leider der Kenntniß jener 50 Millionen Deutscher, welche treulos und unpatriotisch von den Buren Notiz genommen haben, also nicht zu den amtlichen Kreisen gehören.

*

Der frühere Pastor Göhre erzählte in einer socialdemokratischen Versammlung in Hartmannsdorf, eines Tages wäre bei ihm ein Geheimer Rath (aber nicht aus dem Civilcabinet des Kaisers) erschienen und hätte ihm nahe gelegt, eine Audienz nachzusuchen. Dasselbe sei ihm später einmal von einem hohen Officier offerirt worden. „Hätte ich," so rief Göhre begeistert aus, „die Aussichten, die sich mir boten, ausgenützt, wie es viele Andere thun, so wäre ich vielleicht heute schon irgendwo Hofprediger." Göhre ist noch immer der alte Idealist. Ich glaube, er wäre heute nicht irgendwo Hofprediger, sondern bereits wieder Hofprediger — a. D.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Monna Vanna. Schauspiel in drei Acten von Maurice Maeterlinck. (Deutsches Theater.) — Wienerinnen. Lustspiel in drei Acten von Hermann Bahr. (Berliner Theater.) — Das Theaterdorf. Lustspiel in drei Acten von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessing-Theater.)

Ueber Monna Vanna, Maeterlinck's sogenanntes Renaissancedrama, haben A. Brunnemann und Eugen v. Jagow in diesen Blättern bereits so viel gesagt, daß dem Berliner Theater-Chronisten zu sagen fast nichts mehr übrig bleibt. Mir persönlich brachte das Schauspiel Enttäuschung nach zwei Seiten hin. Man hatte uns darauf vorbereitet, daß Maurice, der „belgische Shakespeare", in der Monna Vanna den Sprung aus aus seinen früheren Fabelreichen in die Wirklichkeit gethan habe, den Sprung des Kühnen und des Siegers. Statt Nifleheim die Tage der Renaissance! Ein Condottiere, der sich herrenhaft gegen seine Auftraggeber empört und aus eigener Machtvollkommenheit die schon eroberte Stadt freigeben will, wenn das schönste Weib drinnen, die nie vergessene Jugendgeliebte, für eine Nacht in sein Zelt kommt. Wahrhaftig, das ist ein Renaissance-Gedanke, ist der Malatesta würdig. Dann Monna Vanna, die wie Judith sich zu dem schrecklichen Opfer bereit erklärte über ihre Liebe zum Gemahl die Liebe zur Vaterstadt stellt, über die eigene Ehre das Leben der Dreißigtausend in Pisa. Voll süßer und tiefer Poesie dann die Idee, im Zelte Prinzivalli's das ewig Weibliche über die Bestie im Mann siegen zu lassen, am farbigen Beispiele aufzuweisen, wie Liebe die Leidenschaft nicht nur adelt, sondern glorreich niederzwingt. Der Vorwurf ist prächtig; mit der Ausführung aber hapert's bedenklich. Prinzivalli's rohe und grausame Herrschernatur müßte mit starken Strichen gezeichnet werden; ein Kerl, der solche Forderungen stellt wie er, darf sich nicht nur in gelegentlichen Worten, muß sich in wilden Thaten als reißender Löwe zeigen. Dann erst wüchse die schwüle Scene, in der er seiner stolzen Liebsten als der Gewaltige, als der Eroberer mit den frechen Sultansgelüsten gegenübersteht, zu dichterischer Größe an. Jetzt aber imponirt Prinzivalli nur so, wie Einem jeder gute Kerl imponirt, der leicht zu rühren ist und dann in edelmüthiger Sentimentalität macht. Maeterlinck ist doch nicht der Theaterkundige, für den ihn seine Knappen vorzeitig ausgeschrien haben; das Gesetz der Contrastwirkungen muß er noch gründlicher studiren. Auch der Schluß, der allzu versöhnende Schluß ist effectlos. Hübsch ausgedacht, aber garnicht renaissancemäßig und nur zwischen Pappendeckel und Leinewand unter geschminkten Leuten möglich. So ließ sich ein in seiner Ehemannsehre schwer beleidigter Sismondi nicht nasführen,

Digitized by Google

und so liebenswürdig umsichtig arrangirte ein Walter von Monreal keine dritten Acte. Graus und Verderben, nicht die gemüthliche Aussicht auf neues Eheglück und reichen Kindersegen mußte diese Liebestragödie beschließen.

Neben Maeterlinck sind in den vergangenen Wochen noch drei andere Lieblinge des Publicums zu Worte gekommen: Hermann Bahr und die Doppelfirma Blumenthal und Kadelburg. Bahr's Lustspiel „Wienerinnen" hat sich vor zwei Jahren am Deutschen Volkstheater in Wien nicht behaupten können. Ich fühle es Lindau nach, daß er so lange zögerte, ehe er die Plauderei in drei Acten an seiner Bühne aufführte. Immerhin, im Vertrauen auf Alt-Heidelberg durfte es es schließlich wagen. Bahr bedient sich auch diesmal, wie in seinen früheren Werken, der alten Theatermaschine; alle die Figuren und Scenen und Situationen, die er früher als unerbittlich strenger kritischer Richter und Villenbesitzer zermalmte, läßt er jetzt in den eigenen Werken aufmarschiren. Mit vernichtender Satire wendet sich der gelenke Geistbold und Modenhändler gegen die Geistreichelei und die neuesten Moden; ein einziger ehrlicher Arbeiter, so ruft er aus, ist mir lieber als all' Euer unproductiver Witz und Geist. Der biedere Architekt, der diese Donnerrede gegen die Secessionisterei hält, erobert sich dadurch sein nach Stylisirung strebendes Eheweib zurück, und wundersam versöhnt geht Alles nach Hause. Es wird im Stücke den Weibsen wie den Mannsen gehörig der Text gelesen. Den Weibsen, weil sie in ihrer närrischen Wuth, Alles mitzumachen und über Alles mitzureden, ihr schönes Herz und Gemüth vernachlässigen und den Gemahlen und Bräutigamen zur Qual werden. Den Mannsen, weil sie schmarotzend und Kunstgenie heuchelnd ihre Tage in Müßiggang verbringen, oder weil sie solchen Müßiggang bei Anderen bewundern. Bahr's Lustspiel ist also auch moralisch. Das kann man Blumenthal's und Kadelburg's neuer Schöpfung zum Glücke nicht nachsagen. Dagegen zerfasert sie genau so wie die feuilletonistische Plauderei der Allerwelts-Wiener und ist noch langweiliger. Blumenthal kämpfte gegen den extremen Naturalismus, als Niemand ihn mehr ernst nahm; heuer fährt er sein schweres Geschütz gegen die überwundene Theaterspielerei der Gebirgsbauern auf. Er macht bei dieser Gelegenheit einen Witz, der längst bekannt ist, und bringt bekannte Personen auf die Scenen — 27 Personen, bemerkt bewundernd Herr Philipp Stein im Berliner Local-Anzeiger. — Die Hauptpersonen des Theaterdorfs sind aus älteren Stücken Blumenthal's, die Witze sind nicht von ihm. Letzterer Umstand hätte dem Stücke Segen gebracht, wenn die Sammlung fremder Scherze reichhaltiger ausgefallen wäre. Aber Oskar war heuer entweder verschämt, oder er hatte nicht fleißig genug gelesen. So fiel das Lustspiel kläglich ab. Zwei Acte wurden von den Freibillet-Inhabern schweißtriefend beklatscht; den dritten vermochte kein Freund zu retten. Es war ein furchtbarer Abend.

Aus unseren Kunstsalons.

„. . . Ich war in einen dunklen Raum eingetreten, erleuchtet durch ein kleines, längliches, horizontal liegendes Fensterchen, das heißt, ein viereckiges Loch, das Nachts oder bei Unwetter mit einer Luke verschlossen werden konnte. Grell schien das Licht durch das Viereck und zeichnete sich auf dem Steinflur ab. In der Nähe dieser Oeffnung stand ein langer Tisch mit schiefen Beinen, und darüber lag ein großes, weißes Pergament, das beinahe ganz den Tisch bedeckte und mit einer Rolle nach unten hing. Da saß hinter dem Tisch der jüdische Gesetzschreiber, beide Arme auf das Pergament gestützt, und wandte sein fürstliches Haupt mir zu; dieses Haupt schien viel zu groß für den Körper, der unter dem langen Tisch im Schatten schwer zu unterscheiden war. Es war ein prächtiges Gesicht, fein und durchsichtig bleich wie Alabaster; Falten, kleine und große, liefen um die kleinen Augen und die große, gekrümmte Habichtsnase. Ein schwarzes Käppchen bedeckte den weißen Schädel, und ein langer, weißgelber Bart legte sich in großen Strähnen über das beschriebene Pergament. Er saß in einer Art Lehnstuhl ohne Rückenlehne, und zwei Krücken lagen neben ihm auf der Erde. Wie gern hätte ich mein Skizzenbuch hervorgeholt: der edle Kopf mit dem Bart, der mit dem Pergament und dem Lichte des Fensters eins war, umgeben von dem Dunkel des finstern Raumes — aber vor dem strengen Blick des Gesetzschreibers wagte ich nicht, mein Vornehmen zur Ausführung zu bringen. Er zeigte mir mit Stolz die Schönheit seiner Schrift, die Herrlichkeit der großen Buchstaben, und wie Alles gleichmäßig ohne Linien geschrieben war. Er nahm würdevoll den großen Gänsekiel, tauchte ihn tief in das schwarze Fläschchen, das neben ihm stand, und zeigte mir dann, wie er schrieb . . ."

So erzählt Meister Josef Israëls in seinem prächtigen Buche „Spanien" von seinem Erlebniß in Tanger, wo er aus künstlerischer Neugierde einen der „großen viereckigen Steinklumpen", Haus geheißen, betrat und über den dunklen Flur mit dem hohen Radbrunnen weiter schreitend eine finstere Treppe entdeckte, die ihn vor das Bild führte, das er später so plastisch und farbig beschrieb. Nicht bloß beschrieb. Er entwarf nach dem seltsamen Besuch bei dem greisen Stammesgenossen, der ihn rauh empfing und mit dem Aronischen Segen entließ, später in seinem Skizzenbuch eine Zeichnung davon, die als Vignette das Capitel „Tanger" in seinem Buche schmückt. Mittlerweile hat Israëls dann diese Skizze zu einem großen Bilde verwandt. Es war begreiflich, daß gerade ihn die erlebte Scene auch rein künstlerisch mächtig anziehen mußte. Und er hielt sich dabei genau an das wirkliche Geschaute, nur daß er die Krücken hinten an die Wand lehnte. Der „edle" Kopf leuchtet wundervoll aus dem Halbdunkel hervor, und es ist überhaupt erstaunlich, wie der 75jährige Altmeister rein aus dem Gedächtniß dieses Bild mit all' seinen intimen Tonwerthen hat malen können. Und dazu der tiefe seelische Gehalt!

Das Gemälde ist jetzt bei Paul Cassirer zu sehen zugleich mit einer Reihe anderer neuester Arbeiten des hochbetagten und doch noch so frisch und rüstig schaffenden Künstlers, der genau vor jetzt 45 Jahren im Pariser „Salon" zum ersten Mal Zeugniß ablegte von dem bedeutsamen Umschwung, der sich in ihm, Schüler des akademischen Jan Kruseman, im Laufe eines Jahres bloß vollzogen hatte und ihn zum reformatorischen Führer einer neuen ganz und gar intimen, von Heimathsgefühl und Persönlichkeitsreiz durchtränkten niederländischen Kunst machen sollte.

Außer dem „Thoraschreiber", der, wie gesagt, alle bezeichnenden Elemente der Kunst Israëls' aufweist — das Dämmerige und das Rembrandt'sche Helldunkel, die Vergeistigung der Persönlichkeit, die er malt, und daß sie dem Kreise der Armen und Bedrückten entstammt, die scheinbar flüchtige Behandlung der Formen — begegnen wir noch einem prachtvollen auch mit „Schmerz und Schatten" gemalten „Arbeiter" (Kniestück in Lebensgröße), der auf seine Schaufel gestützt uns voll ansieht mit einem müden Blick, dem Bildniß einer „Jüdin" in Profilstellung, ein Kopf von leuchtendem Incarnat, der sich vom tiefdunklen Hintergrunde abhebt, einem Porträt des Capellmeisters Rebiczeck, das in lichteren Tönen gehalten ist, wie auch das Aquarell „Frau mit Säugling im Felde", mehreren flotten und doch immer so strichsicheren Handzeichnungen und drei großen Aquarellblättern von wiederum sehr tiefem tönigem graubraunen oder grüngrauen Farbengehalt: ein „Angler" unter einem Baum, „Sandkärrner" am Ufer eines Flusses, auf deren anderer Seite sich die Silhouette einer Stadt hinzieht, ein „Badender Knabe". Alles Arbeiten, die davon Zeugniß ablegen, wie der Fünfundsiebenzigjährige sich noch immer seine volle Frische bewahrt hat.

Wie er damals Schule gemacht hat, das beweisen auch hier einige andere niederländische Bilder. Ein schöner Breitner'scher „Winterabend in Amsterdam" mit dunklen blaugrauen und braunrothen Häuserreihen, silhouettengleichen Menschen und Fuhrwerken im feuchten, sich zusammenballenden schmutzigen Schnee und einem von orangefarbigem Licht schimmernden schweren Wolkenhimmel am Ende der Straße. Sodann eine Landschaft aus der Umgebung vom Haag in jenem vornehmen und doch so farbig wirkenden Silbergrau des Gesammttons, wie es Jakob Mario, den Verstorbenen, auszeichnete . . . Solche Bilder sind Geist vom Geiste Israëls', wenn auch natürlich mit eigener Handschrift niedergeschrieben.

Ein Curiosum: als ich so zwischen den Bildern Israëls umherstand, war auch ein junges Paar da, Marke „Berlin W." Er steht sinnend vor dem „Arbeiter" und sagt plötzlich: „Du — weißt Du, wie der den Liebermann copirt!" „Sie" lächelt verständnißinnig. Nach einer kleinen Pause fügt er sinnend hinzu: „Oder vielleicht ist es auch umgekehrt!" „Sie" lächelt verständnißinnig . . . Ob Liebermann in Berlin W. viele solcher verständnißvoller Bewunderer hat? . . .

Es wäre indiscret gewesen, den Kunstbetrachtungen des Paares weiter zu lauschen. Ich ging also weiter.

Auch im Oberlichtsaale hängen eine Menge Trübner's. Man wird dieser ewigen Wiederholungen der Motive aus dem Garten des Klosters Amorbach und aus der nächsten Umgebung von Schloß Lichtenberg, und dieser Porträts der schwarzen Dogge allmälig herzlich überdrüssig. Neues ist über sie jedenfalls nicht mehr zu sagen. Eine Abwechslung bringt in diese Sammlung ein „Christus im Grabe" aus dem Jahre 1874 hinein, ein schwarzbärtiger Christus in der denkbar stärksten Verkürzung gesehen, so daß der etwas aufgerichtete Kopf nicht weit von den großen Füßen liegt. Ein Act eigentlich nur, aber interessant durch die Factur, die dem Künstler damals eignete und die sich der Leibl'schen Vortragsweise so sehr verwandt zeigte.

In den vorderen Räumen fesselt neben einem sehr kräftigen, naturalistisch gegebenen Grunewald-Motiv von Walter Leistikow, einem helltönigen sonnigen bretonischen Dorf-Ballsaal von Lucien Simon, wo die Schiffers- und Fischertöchter so erwartungsvoll im Festschmuck an den Wänden herumsitzen, und einem Toulouse-Lautrec, der mir als Placatmaler und Caricaturenzeichner weit, weit lieber ist, als in diesem

Digitized by Google

pointillistischen Freilichtbildniß einer Dame mit blau und roth getupftem Gesicht — neben diesen Bildern fesselt die Aufmerksamkeit eine Sammlung alter japanischer Farbenholzschnitte. Sie ist lange nicht so reichhaltig, wie die vor ein paar Jahren bei Amsler & Ruthardt gezeigte, aber sie enthält doch einige recht interessante Blätter von Moronbu, einem der hervorragendsten Maler um die Wende des 17. Jahrhunderts, von Harunobu, der in der Mitte, von Utamaro, der zu Ende des 17. Jahrhunderts glänzte, von Hokusai, dem Meister im Anfang des 19. Jahrhunderts.

Unlängst erst hatte ich Gelegenheit, hier mich eingehender mit der Kunst Japans zu beschäftigen. Ich hätte jetzt nichts hinzuzufügen.

J. Norden.

Notizen.

Friedrich Spielhagen, In zwölfter Stunde. Illustrirt von Carl Zopf. (Carl Krabbe, Stuttgart.) Schon der Name des Verfassers als Romanschriftsteller ist eine Art Freipaß für den Weg seiner Producte durch die Lesewelt. Der Inhalt gilt vorzugsweise der Liebe und schildert die Lebensschicksale eines Paares, das in letzter Stunde sich als nächste Verwandte erkennt.

Paul Heyse, Tantalus. — Mutter und Kind. Zwei Erzählungen. Illustrirt von René Reinicke und Fritz Reiß. (Carl Krabbe, Stuttgart.) Ueber Heyse's Kunst, über seine Eigenart noch etwas Neues zu sagen, ist nicht gut möglich. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit er die verschiedensten Naturen in knappen Linien auf's lebendigste und innerlichste charakterisirt. Es gelingt ihm, Menschen zu schaffen, die nicht nur künstlerisch erfreulich, sondern im höchsten Sinne liebenswerth sind. In einer Zeit, die sich literarisch fast nur mit problematischen Ueber- und Greuelmenschen befaßt, hat das Liebenswerthe einen besonderen Reiz.

Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. 35 Lieferungen zu je 60 Pfennig. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Das Wort, daß die Welt klein geworden sei, finden wir durch Lampert's neues Werk vollauf bestätigt. Die entlegensten Erdtheile werden uns durch fesselnde Schilderungen vor Augen gerückt, und einen treuen und zuverlässigen Begleiter hatte der Verfasser im Photographen, der mit sicherer Hand das festhielt, was im bunten Völkergemisch unserer Welt durch Eigenart besonders hervorragt. Soweit sich bis jetzt überblicken läßt, greifen in dem Werke Text und Bild vorzüglich ineinander. Die Illustrationen, Musterleistungen der Technik, sind durchweg charakteristisch für die einzelnen Gebiete unseres Erdtheils, und in glücklichster Weise hat der Verfasser die Aufgabe gelöst, streng wissenschaftliche Auffassung mit einer anziehenden, allgemein verständlichen Darstellung zu verbinden. So wird denn hier zu ungewöhnlich wohlfeilem Preise ein volksthümliches Prachtwerk ersten Ranges geboten, das Anschauung und Belehrung angenehm verbindet.

Mit seinem neuen historischen Romane „Hans Georg Portner" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist August Sperl ein Werk von urwüchsiger Kraft und ungewöhnlich fesselndem Reiz gelungen. Er versetzt die Leser in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und wenn er dessen Schrecken um der historischen Treue willen auch nicht umgehen konnte, so stellt er ihnen doch Scenen von idyllischer Anmuth gegenüber, und über dem Ganzen ruht verklärend der Hauch echter Poesie. Man erkennt wohl, daß der Dichter seinen Stoff aus beglaubigten Urkunden geschöpft hat, aber der Darstellung haftet nichts vom archivalen Staube an, vielmehr ist die Schilderung durchweg von erquickender Frische, und die reich bewegte Handlung entwickelt dramatische Spannung.

Römisches Fieber. Roman von Richard Voß. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Was der Dichter in zwanzig Jahren eindringender Beobachtung römischen Lebens geschaut und erfahren, hat er in diesem, seinem neuesten Werke zu einem machtvollen Bilde menschlicher Schicksale zusammengefaßt. Aus dem Münchner Künstlerleben tritt die Heldin hervor, die eine geheimnißvolle Macht nach Rom zieht, wo sie ihre Künstlerschaft erst zur vollen Blüthe zu bringen hofft. Aber bald wird sie aus dem Kreise der deutschen Künstler, aus dem zwei früh gebrochene, nur noch in phantastischen Illusionen lebende Existenzen hervorragen, durch unsichtbare Fäden auf die Höhen der römischen Gesellschaft gezogen. Zwischen Palast und Künstlerklause spinnen sich die Fäden enger und enger bis zu einer tragischen Verwickelung zusammen, aus der nur der Tod retten kann. Der Dichter hat die Katastrophe so vorzubereiten verstanden, daß der Leser sie als unabwendlich empfindet.

Juda, der Unberühmte. Roman von Thomas Hardy. Aus dem Englischen übersetzt von A. Berger. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Thomas Hardy ist neben George Meredith und Rudyard Kipling der einzige ernst zu nehmende englische Erzähler der Gegenwart, leider wird er, der bereits an der Schwelle des Alters steht, in Deutschland nicht entfernt seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt. Hardy ist der Romancier des Landlebens und treffend der literarische Nachfolger George Eliots' genannt worden. Alle seine Romane haben seine Heimath, das liebliche Wessex, zum Schauplatz. „Juda, der Unberühmte", die Tragödie eines ländlichen Träumers und Idealisten, dessen Lebensschiff an den Klippen der rauhen Wirklichkeit scheitert, ist unfraglich Hardy's Meisterwerk, das Höchste, was er in stufenweisem Fortschreiten erreicht hat.

Unter den Frauenthürmen. Roman aus dem Münchner Leben von Maximilian Krauß. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Das Leben und Treiben in der glanzvoll aufstrebenden Hauptstadt des schönen Bayernlandes ist wohl nirgends frischer geschildert worden, als in dem vorliegenden Roman. In gleichem Maße ist der Autor vertraut mit den Aeußerungen des ursprünglichen Volksthums wie mit den mannigfaltigen Erscheinungen des künstlerischen und literarischen München von heute, und zwar gilt seine Darstellungskunst weniger den gefeierten, allgemein anerkannten Größen Isar-Athens als den Werdenden und Wachsenden des jüngeren Geschlechtes. Wie es in diesen gährt und stürmt, wie sie hoffen und ringen, wie hier dem Einen der Erfolg winkt, dort einen Anderen herbe Enttäuschung niederdrückt, das führt der Autor in scharf gezeichneten Bildern wirkungsvoll vor Augen.

Das einzige Drama Multatuli's „Fürstenschule" ist soeben in der Uebertragung Wilh. Spohr's bei J. C. C. Bruns, Minden i. W., erschienen. Beinahe sollte man meinen, Multatuli habe, als er vor dreißig Jahren dieses Drama in Deutschland schrieb, die Gegenwart Hollands voraus geahnt, als er eine regierende Königin, einen nicht regierenden König-Gemahl und eine Königin-Mutter zeichnete. Die Königin faßt ihre Aufgabe, dem arbeitenden Volke eine sorgende Mutter zu sein, sehr ernst auf und sie findet in politischen und höfischen Intriguen, in die sich selbst der König verstricken läßt, Gelegenheit genug, ihren Verstand wie auch ihr gutes Herz zu zeigen. Das Stück entbehrt, soweit sich dies beim Lesen beurtheilen läßt, der dramatischen Wirksamkeit keinesfalls.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von **Richard Nordhausen.**

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Natürl. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Saal-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. x. Kurkapelle: 42 Musiker, 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinen Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegte Beilage vom Lotus-Verlag in Leipzig aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44 Berlin, den 1. November 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Capitel von der Loyalität. Von einem altpreußischen Officier. — Nichtamtlich. Von Caliban. — **Literatur und Kunst.** Etwas von der Lyrik. Von O. Wentorf. — Neue Stylerklärung. Von A. L. Plehn (Berlin). — Ausstellung der neuen Frauentracht. Von Heinrich Pudor. — **Feuilleton.** Mizzi's Taschengeld. Von Friedrich Kroff (München). — **Aus der Hauptstadt.** Politische Tagebuchblätter. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Ein Capitel von der Loyalität.

Von einem altpreußischen Officier.

Nun ist der Reichstag ja wieder glücklich versammelt. Nicht lange, so wird er sich, trotz Zolltarif und Etat, auch wieder mit militärischen Vorlagen zu befassen haben. Den genau unterrichteten Vertretern der Heeresverwaltung werden dann abermals, wie das des Landes der Brauch ist, Männer gegenüberstehen, die von militärischen Dingen kaum als Reserve-Officier haben Etwas läuten hören. Wie bisher werden einwandfreie Sachkundige, also zum Beispiel verabschiedete Militärs, sich nicht einmal dann vernehmen lassen, wenn sie hierzu im Grunde unmittelbar aufgefordert werden durch Anordnungen und Aeußerungen Seitens amtlicher militärischer Stellen, die in allen Kreisen der Officiere, der activen sowohl wie der inactiven, berechtigtes Befremden erregen. Ist es nun etwa Mangel an Interesse für unsere öffentlichen Angelegenheiten oder gar Zaghaftigkeit, welche die Allgemeinheit um das strenggenommen unentbehrliche Urtheil militärischer Sachverständiger bringt? Keines von Beiden. Lediglich falsch verstandene Loyalität und Vaterlandsliebe tragen die Schuld. In ihrer langjährigen activen Dienstzeit haben sie es nicht anders gelernt, als daß Alles, was die Regierung vollführt, wohlgethan ist, und daß es unpatriotisch wäre, an ihr abfällige Kritik zu üben. Wer in dem Heere die „ultima ratio“ des Staatsoberhauptes in allen politischen Fragen, inneren wie äußeren, erblickt, der wird sich über solche ebenso selbstlosen wie ehrerbietigen Anschauungen nur aufrichtig freuen. Sobald der Officier aber des Königs Rock auszieht, kann und darf er sich ihrer entschlagen. Denn dann tritt er in den Genuß aller staatsbürgerlichen Freiheiten, welche unsere Verfassungen verbürgen. Wer aber verspürt die Neigung, von ihnen Gebrauch zu machen? Würde man nicht auf Den als einen Illoyalen und Unpatriotischen mit dem Finger zeigen, welcher der Regierung offen in das Gesicht sagen würde: „Das gefällt mir nicht an Dir“? Nach der nicht landes-, aber standesüblichen Ansicht ist es einem militärischen Volksvertreter oder Politiker nur dann gestattet, sich zum Worte zu melden, wenn er den Machthabern eben Honig um den Mund schmieren oder in der Bedrängniß zu Hülfe kommen will. Ohne Frage steht er sich hierbei persönlich zum Mindesten nicht schlecht. Sehr wenig oder richtiger gar nicht ist damit aber dem allgemeinen Ganzen gedient. Hat nicht die Heeresverwaltung in allen Fragen ausschließlich militärischen Charakters vollkommen freies Spiel, wenn sie niemals mit einer sachkundigen Correctur ihrer Ansichten zu rechnen braucht? Wäre es möglich gewesen, den militärischen Gerichtsherrn in die neue Militär-Strafproceßordnung hinüberzunehmen, wenn Die, welche ihn kannten, gesagt hätten, was für Unheil er anstiften kann? Wäre wohl seiner Zeit der volle Friedensetat des Lehr-Infanterie-Bataillons in Potsdam für das ganze Jahr im Gegensatz zu der bisherigen Praxis, in welcher dieses Bataillon in dem Winterhalbjahr auf eine Stamm-Compagnie reducirt wurde, von dem Reichstag bewilligt worden, wenn Sachkundige nachgewiesen hätten, daß es für die Ausbildung unserer Infanterie absolut keine Bedeutung hat, der Armee aus ihm nur unnütze endlose und zugleich kostspielige Scherereien erwachsen? Und geht nicht außerdem Urtheil und Erfahrung einer großen Genossenschaft für die Pflege der allgemeinen Interessen verloren? Zählt das deutsche Officier-Corps nicht nach Tausenden, und scheiden nicht alle Jahre viele Hunderte von Officieren aus dem activen Dienst aus? Werden diese bei den jetzt giltigen loyalen und patriotischen Anschauungen nicht dazu verurtheilt, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten verkümmern zu lassen? Bei Niemandem erfüllen sich die Voraussetzungen zu einer segensreichen Betheiligung an der Führung der öffentlichen Geschäfte in dem Maße wie bei dem gebildeten verabschiedeten Officier, Niemand hat so sehr das Zeug zum Politiker als er, und Niemand hält so ängstlich mit seiner wirklichen politischen Ueberzeugung zurück als wieder er. Um Himmels willen nur nicht anstoßen, damit man nicht in den Geruch der Illoyalität und des mangelnden Patriotismus geräth.

Mitten im Leben, und weil dieses selber fast immer ein unaufhörliches Kämpfen ist, auch mitten im Kampf steht der Officier. Nur ein äußerst geringer Procentsatz unseres Officierscorps verbringt seine Tage am Schreibtisch. Wo aber sind nun die Reibeflächen größer als in dem Dienst der Armee? Nirgends steht die Person der Person so nahe gegenüber als hier, nirgends bringen sich auch die einander widerstrebenden Willensmeinungen, welche ja die Ursache aller Reibungen sind, so unmittelbar zur Geltung als hier. Unaufhörlich hat der Officier Frictionen nach oben wie nach unten zu bewältigen, wenn er nicht straucheln will. Nach oben hat er mit Vorgesetzten zu thun, in deren Hände sein Schicksal gelegt ist, nach unten mit Untergebenen, die insofern auch bei der Gestaltung seiner Laufbahn mitsprechen, als das Maß ihrer Empfänglichkeit für die militärische Erziehung und der Bereitwilligkeit, diese auf sich wirken zu lassen, die

Digitized by Google

Beurtheilung seiner Leistungen in hohem Grade beeinflußt. Immer liegt er so zu sagen auf der Lauer. „Wie hast Du den Vorgesetzten wie den Untergebenen zu nehmen, damit Du eine gute Nummer erhälst?“ Diese Frage beschäftigt ihn nicht bloß daheim, wenn er dort mit sich zu Rathe geht, sondern vor Allem auch draußen im Dienst, der ihn täglich, nein stündlich mit den Gegenständen seines unfreiwilligen Studiums zusammenbringt. Und mehr denn je ist er unter dem gegenwärtigen Curse zu dieser Wachsamkeit genöthigt. Gleichen jetzt nicht namentlich die preußischen Truppentheile einem Taubenschlag? Wie lange bleibt denn ein Vorgesetzter heute noch an seinem Platz? Hat er sich einigermaßen in dem neuen Wirkungskreis zurechtgefunden, wird er entweder aufgefordert, sich in das Privatleben zurückzuziehen, oder auf einen höheren Posten berufen. So häufig ist der Wechsel der Vorgesetzten, daß nicht selten in verschiedenen, auf einander folgenden Jahren Compagnien und Batterien neue Führer vom Hauptmann bis zum commandirenden General hinauf erhalten. Wollte der Officier aber auch nur mit einem der gestrengen Herrn es verderben, so wäre es um ihn geschehen. Jedem Einzelnen hat er es recht zu machen. Unvergeßlich ist mir die tragisch-komische Scene in einem Officier-Casino, in das mit der Nachricht von der Besetzung des Regiments mit einem anderen Commandeur auch die Mittheilung gelangte, daß der „Neue“ sich nicht der besten Verdauung erfreue. Sind nicht Leute mit schlechter Verdauung in der Regel auch schlechter Laune und in Folge dessen in ihren Anforderungen schwerer zu befriedigen? Muß einem solchen Vorgesetzten nicht ganz anders begegnet werden als einem Lebensfrohen, der sich von körperlichem Unbehagen frei weiß? Wie flüchtig ist auf der anderen Seite das Verweilen des Mannes bei der Compagnie, seitdem mit der Herabsetzung der Dienstzeit für die Fußtruppen auf zwei Jahre dem Centrum und der liberalen Opposition die Unterstützung für Flottenvermehrungen und abenteuerliche Weltpolitik abgekauft worden ist! Kaum ist sein Hauptmann dahintergekommen, weß' Geistes er ist, und wie er aus ihm einen tüchtigen Feldsoldaten machen kann, so geht er bereits wieder seiner Wege, und es tritt ein Anderer an seine Stelle, der auch ergründet sein will. Sicherlich kann auch der Richter, der Arzt und der Lehrer sich dem eingehenden Studium Derer nicht entziehen, die den Gegenstand seines Berufs bilden. Aber es kostet ihn noch nicht Kopf und Kragen, wenn er es etwas lauer betreibt, als es eigentlich geboten wäre. Bei dem Officier aber heißt es: „der Bien muß“. Und wie wirksam ist diese Triebkraft! Ohne daß er es darauf anlegt, wird also der intelligente Officier ein vollkommener Menschenkenner. Wer aber seines Gegenübers letzte Gedanken zu erkennen vermag, ohne daß dieses sie selber enthüllt, der hat gewonnenes Spiel, der irrt sich selten oder nie in der Wahl der Mittel, um an das Ziel der eigenen Wünsche zu gelangen. Bismarck las deutlich in den Herzen der Persönlichkeiten, die in der europäischen Politik den Ausschlag zu geben hatten. Er kannte Wilhelm I., Alexander II. von Rußland, den österreichischen Kaiser und durchschaute Napoleon III., und hierauf bauten sich zum nicht geringen Theil seine gewaltigen Erfolge auf. Caprivi hatte als Soldat vorwiegend am Schreibtisch gesessen und trat bei der Uebernahme des Reichskanzlerpostens in eine ihm völlig fremde Welt. Ganz selbstverständlich war es, daß er in der kürzesten Zeit so gründlich Fiasko machte! Zur Tactik gehört Menschenkenntniß; und so unbequem es für den einzelnen Officier auch sein mag, unausgesetzt auf der Lauer zu liegen, für sein Wirken auf dem Gefechtsfeld kommt es ihm außerordentlich zu Statten. Was ist aber Politik anders als Tactik? Der Begründer des deutschen Reiches wußte dies sehr genau, und wohl deßhalb wählte er mit Vorliebe seine hervorragendsten politischen Agenten aus den Reihen hochbegabter Officiere. Wie oft war nicht der Feldmarschall Edwin von Manteuffel auf dem Wege zwischen Berlin einerseits und Wien und Petersburg andererseits! Der General von Schweinitz war unter ihm Botschafter am österreichischen und am russischen Hofe, der General von Werder als deutscher Militärbevollmächtigter in Petersburg politische Vertrauensperson bei zwei Kaisern. Tactik aber treibt der Soldat schon von dem Augenblick ab, wo er die Gefreitenknöpfe erhalten hat, während die Angehörigen der bürgerlichen Stände sich mit ihr erst befassen, wenn sie bereits den politischen Kampfplatz betreten haben.

In dem Treberproceß zu Cassel wurde als Zeuge auch ein Oberstleutnant a. D. vernommen, der auf Ersuchen seines Schwagers als Revisor der Geschäftsführung der Actien-Gesellschaft fungirt hatte, und am Schlusse der Verhandlungen betonte einer der Vertheidiger ganz besonders, daß dieser Oberstleutnant nicht etwa zur Decoration angestellt worden, sondern ein Mann sei, der sich mit den Handelswissenschaften gründlich vertraut gemacht und seine Aufgabe sehr ernst aufgefaßt habe. Ich lasse es dahingestellt sein, ob der verabschiedete Officier sich bei der Uebernahme einer Aufgabe, welche selbst den findigsten und geschäftskundigsten Bücherrevisoren zumuthete die härtesten Nüsse zu knacken, nicht doch ein Wenig überschätzt hat. Niemals aber kann es ihm verübelt werden, daß er sich überhaupt an kaufmännische Aufgaben herauwagte. Er hat selber erklärt, daß er reiche Erfahrungen auf kaufmännischem Gebiete habe sammeln können. Zwar hat er nicht gesagt, wo. Indessen, muß nicht der Officier auch Kaufmann sein, wenn er das Casino einer großen Garnison zu verwalten oder den Cantinenbetrieb eines Bataillons zu beaufsichtigen hat? Wie will er sich gegen Regreßansprüche decken, wenn er unbesehen unter Alles seine Unterschrift setzt? Wohl oder übel muß er sich mit den Praktiken des Kaufmannes bekannt machen. Und nicht bloß als dieser hat der Officier sich nebenher zu bewähren. Einer meiner Lehrer auf der Kriegsschule meinte, er müsse auf allen Gebieten des praktischen Lebens zu Hause sein. Und dies war wirklich keine bloße Redensart. Hat er nicht die Arbeiten des Schuhmachers, des Schneiders, des Büchsenmachers ebenso genau zu prüfen wie die Güte der für die Bataillonsküche gelieferten Kartoffeln und des von der Intendantur überwiesenen gefrorenen Fleisches, die Leistungen der Regimentsmusik und der Tambours? Wenn er sich eben mit den Köchen über das Maß von Zimmet und Nelken aus einander gesetzt hat, das morgen an die Bohnensuppe zu thun ist, so begegnet er vielleicht einem seiner Hauptleute, den er über die Hebung des sittlichen Ernstes der ihm unterstellten Mannschaften zu belehren hat. Daß jeder Officier auch richterliche Obliegenheiten erfüllen muß, weiß jetzt alle Welt. Daß er auch Gelehrter, der die wissenschaftlichen Arbeiten der Leutnants zu kritisiren, Architekt, der über Baupläne sich zu äußern oder selber bauliche Vorschläge zu machen, sogar Schulinspector, der Prüfungen in der Regiments- oder Bataillonsschule abzuhalten hat, sein muß, dürfte weniger allgemein bekannt sein. Ja, auf welchem Gebiete braucht er denn eigentlich nicht zu Hause zu sein? Natürlich ist die Zahl derer sehr groß, welche sich nur oben auf der Oberfläche bewegen. Wer von den Officieren aber tiefer zu schauen vermag, dessen praktische Erfahrung wiegt doppelt schwer, weil er sie sich in der gleichen Weise wie die beträchtliche Menschenkenntniß unter dem Druck schwerer Verantwortung aneignet. Auch hier heißt es: „der Bien muß“. Freilich beherrscht er kein bürgerliches Gebiet so erschöpfend wie das militärische. Männer wie Albrecht Dürer wiederholen sich kaum in Jahrhunderten. Aber die Summe der praktischen Erfahrungen ist doch so groß, daß er leicht den Kernpunkt auch der Dinge im bürgerlichen Leben erfassen kann. Wenn vielleicht manche kaufmännische Größe über den eigenthümlichen militärischen Bücherrevisor der Trebergesellschaft mitleidig gelächelt hat, so hat er damit nur seine Unkenntniß von dem Wesen des heutigen Officiers bekundet. Ist

Digitized by Google

dieser ausreichend mit Gaben des Geistes ausgestattet, so kann er, gestützt auf das in der Ausübung seines militärischen Berufs Erlernte sich fast in allen Fragen mit Erfolg sachkundig bethätigen.

Scheuklappen hat im Grunde jeder Fachmann. Ganz genau erkennt der Jurist die Schwächen des Mediciners, der Mediciner die des Philologen. Was um ihn herum in seinem eigenen Fache vorgeht, nimmt er nicht wahr. Für das, was der Mensch, auch der Gebildete, täglich sieht, geht ihm eben der Blick verloren. Nur ein Nichtartillerist wie der Cavallerist Podbielski Vater konnte die preußische Artillerie von dem wissenschaftlichen Ballast befreien, der allein ihre minderwerthigen Leistungen im Feldzug 1866 erklärt, und sie zu einer ausschließlich tactischen Waffe erheben, deren Ebenbürtigkeit mit der Infanterie heutzutage außer Frage steht. Nur der Infanterist Stosch vermochte diejenigen Momente zu erkennen, welche die Entwickelung der deutschen Marine bis zu seinem Eingreifen gehemmt hatten. Fachleute sind in ihrem Sinne auch die Politiker. Seit dem Augenblick, wo sie in das ernste Leben treten, wenn nicht schon früher, sitzen sie mitten in der Politik, sind sie gleichsam geaicht auf eine bestimmte politische Partei, über deren Zaun nach den Zielen und Auffassungen der anderen Parteien einmal auszuschauen sie niemals in Versuchung gerathen. Und nun vollends unsere Politiker von Beruf, die in den Parlamenten die Führung der Geschäfte an sich gerissen haben! Welcher Gegenstand auch auf der Tagesordnung stehen mag, unschwer läßt sich voraussagen, wie sich die parlamentarischen Machthaber über ihn äußern werden. Zwanzig, dreißig Jahre behaupten sie schon ihre Sitze in den hohen Häusern; immer sind sie dieselben. Der Wandel der Zeiten hat keine Macht über sie. Nur unter dem einen Gesichtspunkt ihrer Partei können sie überhaupt noch das politische Leben betrachten. Allesammt tragen sie Scheuklappen, allesamt vermögen sie nicht mehr zu sehen, was um sie eigentlich vorgeht. Wenn der verabschiedete Officier in die bürgerliche Freiheit hinaustritt, erfreut er sich noch der Unbefangenheit des Blickes für nichtmilitärische Dinge, ist er vor Allem als Politiker noch der reine Thor. Nur als stiller Beobachter hat er im activen Dienstverhältniß den politischen Begebenheiten folgen können. Noch politisch unverdorben wendet er sich nach dem Ausscheiden aus dem Heere der praktischen Politik zu. Und noch ein Anderes. Welches sind denn seit einem Jahrzehnt die wirklichen Triebfedern aller unserer politischen Parteien? Nur dem Nickel jagen sie nach. Was nicht unmittelbar auf ihren materiellen Vortheil hinausläuft, dafür geht ihnen jeder Sinn und jedes Verständniß ab. Werden nicht durch den endlosen Kampf um den unglückseligen Zolltarif alle edleren Regungen in denen, die in ihn verwickelt sind, vollständig erstickt? Was haben wir nicht Alles in ihm schon erlebt? Bisher war der Umfall in Gesinnung und Meinung nur die Specialität der Centrumsleute. Jetzt bekommen ihn alle Parteien fertig, wenn es darauf ankommt, sich profitverheißende Chancen zu verschaffen. Was heute mit tausend heiligen Eiden betheuert wird, hat schon morgen keine Giltigkeit mehr; und für einen Dummkopf gilt, wer hierüber sich noch aufregen kann. Um alle Ehrbarkeit bringt das Jagen nach dem Nickel die Kämpfenden. Sonst meinte man, das Spiel verderbe den Charakter. Ach, dieses ist es nicht mehr allein. Heute rüttelt an der Rechtschaffenheit unseres Volkes die leidige selbstsüchtige Politik. Das ganze Dasein des Officiers bis zu seiner Verabschiedung ist aber bei Lichte betrachtet nur eine ununterbrochene Kette von ideellen, oft auch materiellen Entsagungen und Entbehrungen. Keiner lernt so gründlich wie er das allgemeine Interesse über das eigene stellen; und es ist nicht anzunehmen, daß er im bürgerlichen Gewande anders denken wird als in dem Waffenkleide. Nur den äußeren, aber nicht den inneren Menschen legt er mit ihm ab. „Es will Frühling werden", rief einst begeistert ein bayerischer Abgeordneter im deutschen Zollparlamente, dem Vorläufer unseres Reichstags, aus. Und es wurde auch in Wahrheit Frühling. Die deutschen Stämme einten sich zu einem gewaltigen, waffenstarken Reich. Steht auch dieses Reiches Bau auch noch auf festen Pfeilern, schon lange ziehen böse Winterstürme über ihn hinweg, die des aufrichtigen deutschen Mannes Herz erbeben machen. Frühling wird erst dann wieder, wenn Diejenigen, welche an der Führung der öffentlichen Geschäfte betheiligt sind, sich wieder dazu verstehen, das eigene Ich zu Gunsten des Ganzen zu verleugnen, und sich dessen bewußt werden, daß in ihrer Parteipolitik sich noch nicht die Quintessenz aller politischen Weisheit wiederspiegelt. Wer wäre mehr dazu geeignet, der ersehnten Wiederkehr des Frühlings die Bahn frei zu machen, als der gebildete verabschiedete Officier mit seinem von Uneigennützigkeit so sicher beschirmten unbefangenen, politischen Urtheil? Wer mehr befähigt unser gesammtes politisches Leben auf einen reineren, edleren Ton zu stimmen?

Aus Loyalität und Patriotismus haben sich die verabschiedeten Officiere politisch bisher im Hintergrunde gehalten. Ließe sich nicht eigentlich aus Obigem der Vorwurf der Illoyalität und des mangelnden Patriotismus construiren? Handelt etwa der loyal und patriotisch, der weiß, in welchem Grade er dem Vaterlande mit seinen Fähigkeiten nützen kann, und sie dennoch nicht in seinen Dienst stellt? In den Augen der jeweiligen Regierenden mag er loyal und auch patriotisch sein. Aber sind denn diese und das Vaterland unter allen Umständen dieselben? Unternehmen die Regierenden nicht viele Dinge, die außerordentlich stark nach Eigennutz schmecken und nach der Ansicht des Volkes dem Vaterlande zu offenkundigem Nachtheil gereichen? Ist es loyal und patriotisch, auch hierzu Ja und Amen zu sagen? Es wäre wirklich an der Zeit, daß eine Correctur der verkehrten Anschauungen eintritt; nicht bloß damit die Heeresverwaltung unter einer genaueren Controle wie bisher stehe und ihr Gefühl für Verantwortung der Nation gegenüber geschärft werde, sondern auch damit die hervorragenden politischen Fähigkeiten, welche dem gebildeten Officier eigen sind, nach seiner Verabschiedung nicht weiter brach liegen und allmälig verkümmern, vielmehr zu Nutzen und Frommen der Allgemeinheit verwandt werden können.

Nichtamtlich.

Ein unermeßliches Gewoge. Ich weiß nicht, sind es zehn-, sind es zwanzig- oder dreißigtausend Menschen, die den Platz im breiten Ringe umlagern, alle einmündenden Straßen sperren und mit dem Druck einer ungeheueren, schwarzen Schlange alles hastige Leben, das sonst hier pulst, allen Verkehr erwürgen. Hüben und drüben sammeln sich unendliche Wagencolonnen. Sie kommen nicht mehr vorwärts. Kaum bricht sich die Straßenbahn noch einen Weg durch's schwirrende Gewühl. Man hat die Empfindung, daß diese sich mit jeder Minute vermehrenden Massen nun gleich den Bahnhof stürmen, die Geleise besetzen und vor lauter wilder Liebe den Zug mit den drei Generalen gar nicht einfahren lassen werden. So habe ich das Volk von Berlin noch nicht gesehen — und es ist das Volk von Berlin. Die Geheimräthe, der redefrohe Oberbürgermeister, die Soldaten sind sämmtlich daheim geblieben. Kein glitzerndes Spalier, keine weißflatternden Helmbüsche, keine magistratlichen Ehrenjungfrauen. Nicht einmal geflaggt haben die Häuser. Dennoch ist es schon jetzt, wo die Ersehnten noch zwischen märkischen Kiefern, zwischen Sand und Wasser dahinsausen, wo sie den heißen Athem der Stadt noch nicht spüren, dennoch ist es

Digitized by Google

schon jetzt gewiß, daß dieser Einzug der prangendste sein wird, den das Millionennest je gesehen hat. Fieberisches Licht glüht in allen Augen. Kehrten die Söhne unseres Landes sieggekrönt von blutiger Wahlstatt heim, lechzte ihnen die Liebe von Vätern und Müttern und Bräuten entgegen — höher könnten die Herzen nicht schlagen als in dieser feierlichen Stunde. Heil den Besiegten! Den aufrechten Männern, die uns wieder an reines Heldenthum glauben machten, uns aus dem Trott des Alltags aufrüttelten durch ihre unerhörte That; die alle noblen Instincte unseres Volkes weckten! Sie nahen, um bei uns zu betteln, bei uns, die wir so tief in ihrer Schuld stehen ...

Dieselbe Sonne, die jetzt in abendlicher Pracht hinter dem herbstlich bunten Blattwerk da drüben verlodert, grüßt auch sie, ruft in ihren Seelen die Empfindungen wach, die diese harrende Menge erfüllen. Es ist ein Sonnenuntergang gewesen, wie die Geschichte wenige kennt. Ein Erlöschen, dem finstere Nacht, dem aber ebenso sicher neuer, hellerer Morgen folgen wird. Der Tag war dunstig und regenschwer; erst als der Abend kam, zersprengte das Licht die Wolkenbarren und tropfte in flackerndem Brande über den Himmel hin. Der Brand von Tweebosch ... Delarey nimmt Lord Methuen gefangen ... Eine Feuersäule für die Ewigkeit: den letzten glorreichen Schlag im Felde führten die Geschlagenen. Das ist ein Trost und ein Versprechen zugleich.

Das welke Laub funkelt wie von innerem Glanze. Zerrissenes, dünnes Gewölk flattert über die Kuppel und verbrennt in rother, gelber, grüner Gluth. Die Stadt hat keine Fahnen auf die Dächer und keine Lichter in die Fenster gestellt: für den Flaggenschmuck und die Illumination sorgt der Alte da oben. Er war wieder einmal mit den stärkeren Bataillonen, aber es machte ihm gleichzeitig ein göttliches Vergnügen, die armselige Schwäche dieser Stärkeren zu zeigen. Vielleicht ist der Rächer schon unterwegs, der ohne den Untergang der Buren nie den Muth zur That gefunden und die Gebrechlichkeit der Meerkönigin nie erkannt hätte.

Das Feuerwerk ist vorüber. Rasch dämmert die graue Herbstnacht herein. Lind und freundlich liegt sie auf der Stadt. Aus den Tausenden steigt ein Murmeln und Flüstern auf, wie die Stimme der Finsterniß, und man meint, daß sie ganz insgeheim Schwüre tauschten. —

Gleich halb sechs. Langsam fährt, wunderhübsch im Glanz seiner Lichter anzuschauen, ein Zug über den Viaduct. Das sind sie. Plötzlich wird es ringsum sehr still.

*

Es ist wahr, die Masse begeistert sich leicht. Von den Wortführern der socialen Demokratie ist das sehr undemokratische Wort „Hurra-Kanaille“ geprägt worden, als Peitsche für die Immer-Bereiten, die heute dem König Behanzin, morgen irgend einem Cecil Rhodes zujauchzen, die am Palmensonntag Hosiannah schreien und am Charfreitag ebenso laut und überzeugt: Kreuzige! In der festlich erregten Menge, die beim Anblick der drei Burencommandanten in eine Raserei des Jubels gerieth, hat es an solchen rasch Entzündlichen sicher nicht gefehlt. Dafür aber fehlte es an Arrangeuren der Begeisterung. Jene karg besoldeten Wackeren, die die letzte Kraft ihrer Lungen hergeben, wenn eine fremde Majestät durch's Brandenburger Thor kutschirt; jene nützlichen Beamten, die bei derartigen Anlässen das Publicum theils zu überwachen, theils patriotisch zu entflammen haben, sie bethätigten sich an dem denkwürdigen Donnerstage nicht. Nicht das mindeste Verschulden trifft sie an dieser Explosion der Freude. Die Geheimräthe waren ostentativ zu Hause geblieben, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hatte schnell noch einmal in Sperrdruck erklärt, daß die amtlichen Kreise Berlins von dem Besuche keine Notiz nehmen würden. Es gab also keine officielle, keine organisirte Hingerissenheit. Zwischen den Leuten, die dicht gedrängt das Spalier bildeten, war weder eine Verabredung getroffen worden, noch fanden sich Stimmungsmacher unter ihnen. Wenn trotzdem die Jubelrufe mit orkanischer Wucht, wie ein tobender Rausch des Entzückens, über den Dreien zusammenschlugen; wenn die Massen trotzdem, alle Schutzmannsketten bei Seite schiebend, an die Wagen herandrängten, Jeder in der geheimen, zitternden Erwartung, einen Blick oder ein Lächeln der Theueren zu erhaschen; wenn sich ernste Männer, würdige Damen wie verrückt geberdeten und ihren Lieblingen nachzurennen anhuben, dann muß es sich wohl am Donnerstag um etwas mehr als einen normalen Einzugsrummel gehandelt haben. Es war ein deutsches Volksfest. Daß man ganz unter sich war, erhöhte den köstlichen Reiz der Stunde.

*

Trauerflore um den Vierkleur und die Fahne des Oranjefreistaates; der weite Saal, den sie melancholisch schmücken, wieder mit Tausenden gefüllt. Das sind aber nicht die Burenfreunde von der Straße, die Zaungäste der großen Feier, sozusagen; das sind allesammt gar reputirliche Leute, die sich den Zutritt zu hohem Preis erkauft haben. Ein beängstigendes Andrängen — unaufhörlich fluthen neue Menschenwellen in die weißschimmernde Riesenhalle. Dabei steht draußen, Kopf an Kopf, ein noch stärkeres Aufgebot, das mit allen Eilen hierherstrebt und nur nicht den Muth hat, die doppelte Wachtkette, die doppelte Billetcontrole zu durchbrechen.

In der üppigen Lichtfülle scheinen uns die drei Helden menschlich näher gerückt als im geheimnißvollen Dunkel der Herbstnacht, durch die sie, reitende Schutzleute vor sich, zu beiden Seiten die pressende, orgiastisch tobende Menge, dahin sausten. Sie hatten auch im Wagen nichts eigentlich Heroisches an sich, posirten keine Secunde lang, sondern grüßten die Jauchzenden, wie man alte Bekannte, Menschen aus derselben Schicht, grüßt. Mit einiger Verlegenheit dabei, als überrasche sie der Empfang und als fänden sie sich in dem unerwarteten Getümmel nicht gleich zurecht. Dennoch hatte Dewet's hoch aufgerichtete Gestalt — er stand im Wagen und winkte unermüdlich mit der Rechten — etwas bezwingend Gewaltiges. Zumal wenn sie sich schwarz vom Schein der Laternen abhob und die prächtige Silhouette des Kopfes mit dem spitzgeschnittenen Barte zur Geltung kam. So mag er durch die südafrikanische Nacht dahin gebraust sein, als er mit vierhundert Mann den General Baden-Powell, der viertausend unter sich hatte, zur Uebergabe aufforderte ... Im Glanze der Lüsters ist nichts Dämonisches mehr an den Burenführern. Botha mit seinem einfachen, immer freundlich lächelnden Gesichte; Delarey der Typ eines mäßig wohlhabenden, ältlichen Landwirthes aus dem afrikanischen Süden, wie Dewet auch mit den zerarbeiteten Händen des Landmannes. Ihrer Aller Züge verwittert und in verwüstendem Kampfe der weltmännischen Gefälligkeit beraubt, wenn sich diese überhaupt je darin ausgesprochen hat. Dennoch — wie viel Güte und edle Menschlichkeit liegt auf den rauhen Angesichtern; wie unendlich rührend, bis in's tiefste Herz ergreifend ist der Anblick der Wackeren, die heldenhafter als irgend ein Athener oder Spartaner um die Freiheit ihres Volkes gerungen haben und dann, als sie das Schwert in den Winkel werfen mußten, für ihr niedergetretenes Volk betteln gingen! Es sind nicht die Reden der Drei, die wie elektrische Schläge durch die Versammlung zucken; mit der Unmittelbarkeit des Gedankens ergreift Jeden von uns die Erinnerung an das Unerhörte, das sie vollbracht haben und noch vollbringen. Botha's kernhafte, schlichte Worte; Delarey's leises, fast ängstliches Stammeln; Dewet's entschiedene, witzige und kluge Manier — sie wirken in wundervoller Steigerung zusammen. Schon als Dewet's Name gerufen wird, donnert das Meer zu seinen Füßen auf. Man saugt sich mit den Augen an dieser steinernen Stirn fest, die von unerschütterlichem Willen

Digitized by Google

spricht, an diesen bald verschmitzt, bald gutmüthig aufleuchtenden, kleinen Augen voller List und humoristischer Ueberlegenheit. Alle Hände strecken sich ihm entgegen, sein Name braust wie Feldgeschrei von allen Lippen; Blumen, Blicke und Händedrücke streben zur Tribüne hinauf . . .

Welch' ein Sieg! „Wir wollen Euch diese Tage nie vergessen," sagt er zum Schlusse. „Brüder von Berlin! Herzensgroßes, deutsches Volk . . ."

*

Im Dunkel der Nacht sind sie gegangen, wie sie gekommen sind: vom Tumult der Liebe umbrandet, eine Offenbarung und ein Glück für Alle, die an Menschengröße und Männertugend glauben. Unsere Geheimräthe aber können jetzt wieder unbelästigt über die Straße spazieren.

Caliban.

Literatur und Kunst.

Etwas von der Lyrik.

Von O. Wentorf.

Lyrik! — Bei dem Klange dieses Wortes denken manche von den ernster Gebildeten sofort an leeren Kling-Klang, an Zuckerbrod für weichliche Magen, an himmelblauen Unsinn oder verschrobenen Tiefsinn, der nur die Menschen angeht, die mit diesem Un- oder Tiefsinn correspondiren. Sie thun einen Blick in die Familienblätter und Zeitschriften bis zu den vornehmsten — und gehen sich bekreuzend zurück an ihren Arbeitstisch, um ihren wissenschaftlichen Aufsatz oder ein großes, gedankengebendes und gedankenfesselndes Lebensbild vorzunehmen. Gedichtlesen ist eine Beschäftigung für Backfische und Unmündige, wie das Gedichtemachen der Beruf unreifer Jünglinge.

Diese unter ernsten Leuten nicht ganz seltene Anschauung findet, wie schon angedeutet, ihre Erklärung in der Kritiklosigkeit, mit der großentheils die lyrischen Schubkästen der Redactionen gefüllt werden. Aber ebenso sehr ist sie verursacht durch das Gebahren der Vertreter der Lyrik selbst. Da kommen grell geputzte Papageien, die schreiend kaum von Baum zu Baum klettern. Wie sollten sie aus dieser Welt Niedrigkeit und Dumpfheit zu befreiendem Flug über Höhen hinreißen und erheben können? Da pfeifen Dompfaffen ihre alten brav gelernten Lieder. Wer mag sie noch hören? Da machen endlich einige Elstern im Harlekinskleide ihre Harlekinskünste und versichern, ihre Unterhaltung wäre das Beste am Leben. Wer wendet sich nicht voll Scheu ab? Und doch ist die Geringschätzung der Lyrik ein Unrecht. Taugt der vollsaftige Gravensteiner darum nicht, weil man kleine, unschöne, verkrüppelte, gestoßene, verrottete Aepfel auf den Markt bringt? Nun, echt lyrische Gedichte sind solche vollsaftige, Gesundheit strahlende Früchte, in welche die Kräfte des ganzen Baumes geflossen sind, welche Leben in sich concentriren. Es lohnt sich aber, die Bedeutung der Lyrik ein wenig näher zu untersuchen und sie nicht mit einem flüchtigen Bilde abzuthun.

Das Wort Lebenskunst ist aufgetaucht und die Kunst in Verbindung damit genannt worden. Fassen wir, um nicht mißverstanden zu werden, Lebenskunst als die Kunst, in dem an Widerwärtigkeiten und feindseligen Einflüssen reichen Leben das innerste Selbst zu bewahren, an die Freude sich nicht zu verlieren, an dem Leide nicht zu zerbrechen, sondern sich so zu beherrschen, daß innere Harmonie die Entfaltung aller Kräfte zu immer neuen, bewußten Schritten aufwärts gestattet. Dies Ziel zu erreichen, soll uns die Kunst ein Mittel sein. Diese Auffassung hat Nichts mit jener zu thun, die in Lebenskunst die Fähigkeit sieht, den Widerwärtigkeiten möglichst aus dem Wege zu gehen, aus dem Leben möglichst viel Annehmlichkeiten und Genuß zu ziehen, und die zu diesem Zwecke auch die Kunst als Mittel benutzt. „Unsere Großstadtnerven ertragen keine ‚große' Kunst mehr, die einen Abend anspannende Aufmerksamkeit verlangt; also gehen wir in's Variété, oder da uns das doch mitunter zu dumm und roh ist, in's Ueberbrettl!" Das sind Lebenskünstler ihrer Art. Aber ich glaube nicht, daß man dem Sehnen nach einer Lebenskunst gerecht wird, wenn man sich deßhalb, geringschätzig die Achsel zuckend, abwendet. Nach meiner Meinung versteckt sich unter diesem Namen auch das Greifen nach jenem oben bezeichneten Ziel, das Ringen nach einer Lebensphilosophie, einer Weltanschauung. Der moderne Mensch ist hierzu besonders gezwungen. Ihn führt nicht, wie einst seine Vorfahren, die Mutter Kirche, nicht Katechismus und Bibelwort in fester, vorgezeichneter Bahn durch's Leben. Er ist auf sich selbst gestellt. Er mag sich selber mit der Lösung des dunkeln Daseinsräthsels abquälen; das erste Capitel der Bibel hilft ihm nicht. Er wird versengt von den Flammen der Sünde und hat sie selbst zu löschen. Ihn läßt das grausame Schicksal stehen, beraubt aller Lieben und aller Liebe; er hat sich selbst zu trösten und in sich zu überwinden. Er hat sich eine Sittlichkeit zu erringen, die nicht auf dem Gebot Anderer ruht, und hat für sie in sich selber den Grund zu bauen. O Kant, der du diese Wahrheit und Erlösung brachtest, fühltest du auch, was du damit auf Menschenschultern legtest? — Wenn man solche Lebensaufgaben nun Lebenskunst nennt, was ist dagegen einzuwenden? Und wenn man in der Kunst ein Mittel sieht, die zur Entfaltung der Kräfte nöthige Harmonie zu erringen und zu bewahren, wer fürchtet dann noch in dem Setzen der Kunst als Mittel eine Erniedrigung?

In dieser Kunst nun als Mittel zur Lebenskunst räume ich der Lyrik einen hervorragenden Platz ein. Ein Blick in unsere Seele lehrt uns, daß sowohl Entschlüsse zu bedeutenderen Thaten als besonders auch unsere Lebensführung im kleinen Alltäglichen, das Verhalten gegen unsere Mitbrüder, gegen Untergebene, die Ausübung kleiner täglicher Berufspflichten sehr abhängig sind von einer Stimmung, einem allgemeinen Gefühl, das man wohl am besten Lebensgefühl nennt. Jeder weiß, wie sehr dies Lebensgefühl ursprünglich vom Körperlichen bedingt ist. Sagte doch selbst Schiller, der wie Wenige des Körperlichen Herr geworden, als er einst zu sterben meinte, zu den Seinen: „Sorgt für Eure Gesundheit; man kann ohne das nicht gut sein." An diesem Lebensgefühl kann nun die Lyrik einsetzen, kann mehr wirken als Gedankenarbeit, als andere Zweige der Kunst, Musik ausgenommen. Der Tag mit seinen grauen Sorgen ist mir zu schwer, er beugt mich. Da klingt Storm's Octoberlied. „Der Nebel steigt, es fällt das Laub; schenkt ein den Wein, den holden! Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden! Und geht es draußen noch so toll, unchristlich oder christlich, ist doch die Welt, die schöne Welt, so gänzlich unverwüstlich." Meine Stimmung wandelt sich, unaufhaltsam: „Und wimmert auch einmal das Herz, — stoß an und laß es klingen! Wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen." — Oder ich bin meines Glückes übersicher, von Erfolgen trunken. Wie durchschauert mich da Möricke's „Denk es, o Seele!" In wie viel Fällen sind uns tief lyrische Gedichte nicht Erlösungen unserer Seele, wie oft veranlassen sie nicht gleichsam ein Ausströmen einseitig gerichteter Spannkräfte, die unser inneres Gleichgewicht störten. Vielleicht wendet man ein, das leiste jede andere geistige Beschäftigung, ja jede Arbeit überhaupt. Man verkennt aber dann die Thatsache, daß das Gefühlsleben der Seele Eindrücken am leichtesten und nach-

Digitized by Google

haltigsten zugänglich ist. Man versuche nur einmal, sich eine ärgerliche Stimmung durch philosophische, geschichtliche, naturwissenschaftliche Lectüre oder durch ein Drama wegzulesen: gewöhnlich wird die Hand eher das Buch bei Seite geschoben haben, ehe das Gelesene stark genug war, die Stimmung zu ändern. Ein anspruchsloses Lied erweist sich meistens stärker. Die Lyrik wäre also eine Art geistiger Medicin, und zwar für mich „ein ganz besonderer Saft". Sie giebt den Titel zu einem wichtigen Capitel in der Diätetik der Seele.

Viele freilich verachten ja überhaupt die Medicin. Nun gut, die Lyrik bietet auch mehr, sie ist Speise. Es ist ein Irrthum zu glauben, die lyrischen Dichtungen müßten gedankenarm sein. Sie bieten dem Geiste Stoffe zur Verarbeitung wie nur andere Kunstgattungen, nur das die Arbeit von dem Gefühl her eine bestimmte Richtung, zugleich aber auch besondere Frische und Energie erhält. Es giebt keine Frage der Weltanschauung, die nicht durch Lyrik in uns angeregt werden könnte. Freilich wird es nie allein die Arbeit des logischen Verstandes sein, keine Vermehrung von Kenntnissen im gewöhnlichen Sinne des Wortes; aber unser Geistesleben ist mehr als Thätigkeit des Verstandes, und gerade die großen, entscheidenden „Kenntnisse", will sagen unser Leben bestimmendes Wissen, stammt nicht daher. Es ist übrigens eine alte Wahrheit, daß der Mensch den Menschen am Meisten interessirt, und da die Lyrik gerade die verschiedensten Stimmungen einer Menschenseele widerspiegelt, werden von ihr so leicht psychische Probleme in unser Geistesleben geworfen.

Die Bedeutung der Lyrik ist endlich zu finden in dem ästhetischen Genuß, den sie uns verschafft. Darauf beruht zum großen Theil schon ihre Bedeutung für die Diätetik der Seele. Zweierlei wird nun hier die Lyrik den andern Dichtungsarten immer voraus haben: das rhythmische und musikalische Element. Es liegt sowohl in dem äußeren Umfange als auch in der Natur der Stoffe begründet, daß Epos, Drama und Roman darin mit ihr nicht wetteifern können.

Aber man kann von der Bedeutung der Lyrik nicht sprechen, ohne zugleich ihr Wesen klar zu legen. „Lyrisch" bezeichnete ja ursprünglich das Singbare, Gesangmäßige. In der ältesten Lyrik sind zweifellos Wort und Ton stets vereint der Ausdruck des Gefühls gewesen, und es gilt wohl als erwiesen, daß nicht, wie man früher annahm, in dem Epos die Urpoesie zu suchen ist, sondern daß die Anfänge aller Dichtung in der Lyrik stecken. Die Erfahrung bei den noch lebenden Naturvölkern bestätigt das. Die ursprüngliche Verbindung von Ton und Wort war naturgemäß und dem Wesen der Lyrik, als Ausdruck des Gefühls auf das Gefühl zu wirken, entsprechend. Ja man kann behaupten, daß noch heute die stärkste lyrische Wirkung so erreicht wird. Man denke an die Perlen unter den Volksliedern. Aber der Umfang und damit der Begriff der Lyrik hat sich bis in unsere Zeit so erweitert, daß von dem Singbaren allgemein gar nicht mehr geredet werden kann. Einen wie breiten Raum nehmen z. B. die sogenannte Gedankenlyrik und die sociale Lyrik ein! Zunächst, hat das Lyrische mit Gedanken überhaupt etwas zu thun? Storm sagt ja bekanntlich, daß der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in die wohlgebautesten Verse eingeschlossen, in der Poesie — also auch in der Lyrik — keine Berechtigung habe und als todter Schatz am Wege liegen bleiben werde, wenn er nicht seinen Weg zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters genommen und dort Wärme, Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen habe. Gegen diesen Grundsatz, den wir für die Lyrik ohne Drehen und Deuteln annehmen, ist freilich in den der Lyrik neu eroberten Gebieten wohl am häufigsten gesündigt. Aber die Möglichkeit, bedeutenden Gedankengehalt in lyrischer Poesie vorzutragen, ist doch gegeben. Der Gedanke muß nur in der Seele des Dichters seiner Abstraction beraubt sein, muß „körperliche Gestalt, Wärme und Farbe" gewonnen haben, muß mit anderen Worten sich nicht an den logischen Verstand wenden, sondern ein Gefühl auslösen, wie er in der Seele des Dichters gleichsam in die Wellen des Gefühls hinab- und aus ihnen emportauchte. Natürlich wird bei einem Gedicht das Urtheil oft schwankend sein. Besonders auch werden Zweifel entstehen, wenn das Gefühlsmäßige in Verbindung mit epischen oder dramatischen Formen auftritt. Vielleicht ließe sich die Lyrik durch folgenden Begriff begrenzen: Lyrisch sind die Dichtungen, die ihren Urboden in einer Stimmung oder einem Gefühl des Dichters haben, von diesen getragen und in allen Theilen zusammengehalten werden, so daß ihre Wirkung in der Auslösung von Gefühlen besteht, die die übrigen geistigen Vorgänge beherrschen. „Wanderers Sturmlied", „Prometheus", „Der Fischer", „Erlkönig" wären darnach lyrisch, nicht „Der Sänger", „Der Zauberlehrling". Es sei kurz bemerkt, daß größere lyrische Dichtungen psychologisch und darum schließlich künstlerisch widersinnig sind. Der Geist erlaubt nicht, daß längere Zeit so vorwiegend das Gefühl angespannt werde. Das Gefühl wird dem Gesunden geradezu erstickt, wenn es für die Dauer bestimmt eingestellt und auf einer gewissen Höhe gleichsam festgeschraubt wird. Darum erscheinen die früheren, rein auf's Gefühl gestellten Dramen Maeterlinck's, von denen man so viel Wesens machte, vollständig verfehlt. Lyrische Dramen sind ein Unsinn. Ein kurzer Zauberschlag genügt zur Weckung des Gefühls, und wer erinnert sich nicht, daß die Mehrzahl der besten lyrischen Gedichte sich auszeichnet durch Kürze?

Ich forderte bei der Abgrenzung des Gebietes der Lyrik, daß sie einer Stimmung entsprungen, der gesammte Inhalt von dieser Stimmung getragen werden müsse, so daß die Wirkung in ihrer Uebertragung bestehe. Selbstverständlich ist nicht immer ein Gefühl von genau gleichbleibender Farbe vorhanden. Sehr oft wird eine Nuancirung, ja vielleicht ein völliger Umschwung zum Ausdruck kommen. Man denke an Goethe's „Wanderers Sturmlied", „An den Mond". Aber die gegebene Erklärung von Lyrik ist doch insofern leer, als die allgemeine Form von Entstehung und Wirkung nicht durch Bestimmtes ausgefüllt ist. Von der Entstehung zu reden, liegt ja nicht in dem Kreis der gewöhnlichen Sterblichen. Wie aber wollen wir die Wirkung eines lyrischen Gedichts, den Zauber, mit dem es uns packt, fortreißt, emporhebt, niederpreßt, erkennen und beschreiben und in Forderung stellen? Einer unserer größten Lyriker — Storm — that das so: „In seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht zugleich eine Offenbarung und Erlösung oder wenigstens eine Genugthuung gewähren, sei es nun, daß es unsere Anschauungen und Empfindungen in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt." Offenbarung und Erlösung — sind das nicht zu hohe Forderungen? Die mögen gestellt werden an Goethe's Nachtlied, Keller's Abendlied oder Stille der Nacht, Hebbel's Herbstlied oder Requiem, Mörike's Peregrinalieder. Aber können sie für alle lyrischen Gedichte gelten? Was haben z. B. „Der lustige Ehemann" oder „Die Musik kommt" mit Offenbarung zu thun? In dem ersteren läßt sich wohl schwerlich etwas Offenbarendes entdecken. Aber bei dem Liliencron'schen Gedicht könnte man es schon übernehmen, es herauszufinden. Wenn man nämlich nach Storm's Erklärung die Offenbarung darin erblickt, daß Anschauung und Empfindung erweitert und in die Tiefe geführt, daß unklar Schlummerndes zu deutlichem Leben geweckt wird, so trifft das auf dies Gedicht gewiß zu. Was sich bei dem Vorüberzug der Musik wohl unklar in uns regte, ist hier wirklich zur Deutlichkeit und Vertiefung geführt. In der Veränderung, in der Einstellung des Gefühlslebens liegt zugleich die Erlösung oder, wie Storm abschwächend sagt, die Genugthuung. Man könnte so paradox sagen: die Offenbarung ist Erlösung, und die Erlösung wirkt

Digitized by Google

Offenbarung. Bei solcher Fassung von Offenbarung und Erlösung wird man von den Storm'schen Forderungen Nichts abmarkten können. Sie sind wirklich an jedes lyrische Gedicht zu stellen, das mitgezählt werden will. Aber, wirft man ein, welches Gedicht soll denn dem bedeutenden Manne mit hochgebildetem Gefühlsleben noch eine Erweiterung, Vertiefung, Klärung geben? Und wenn das Gedicht das schon einmal leistete, so kann es das doch zum zweiten, dritten, vierten Male wieder thun. Wenn das Geheimniß der Wirkung in der Erfüllung dieser Forderungen bestände, so könnte man die Gedichte doch nicht mit immer steigendem Genusse lesen, wie das jeder erfahren kann. Der erste Einwand führt uns zu einer Bestätigung. Thatsächlich kann man sich eines lyrischen Gedichts nicht freuen, wenn es uns nicht nach irgend einer Seite hin etwas zu bieten hat, was wir selbst nicht besitzen. Daraus erklärt es sich ja, daß man „anspruchsvoller" wird. Manchem lyrischen Dichter bewahren wir von jugendlichem Alter her ein pietätvolles Andenken, aber im Uebrigen zählen sie für uns nicht mehr mit. Die Goethe, Hebbel, Storm, Möricke, Keller treten an ihre Stelle. Und wenn wir keine Zeit mit dem Lesen der Familienblattlyrik verschwenden, ist es nicht im letzten Grunde deßhalb, weil sie uns Nichts zu offenbaren hat, weil sie keine erlösende Kraft besitzt? Aus der Vielseitigkeit des Gemüthslebens und der unendlichen Feinheit der Einzeltheile ist es zu erklären, daß die in Rede stehende Wirkung auch bei Dichtern unter einander gilt. Storm schätzt einen Möricke und umgekehrt, weil Jeder dem Andern doch Etwas zu geben hat.

Der zweite Einwand, der aus den Storm'schen Forderungen folgert, man könne bei wiederholtem Lesen nur abgeschwächten Genuß haben, verliert zweierlei aus den Augen. Zunächst hat jedes gute lyrische Gedicht Feinheiten, die uns beim ersten Lesen entgehen. Wie oft thut sich nicht, selbst bei altbekannten Gedichten, immer noch ein Neues auf. Dann aber wird das Gedicht unser Seelenleben stets in anderem Zustande treffen. Es hat auf's Neue eine Bearbeitung, eine Einstellung des Gefühlslebens zu leisten, so daß uns auch auf's Neue das Gefühl der Erlösung überkommt. Freilich kann dadurch der Reiz des wiederholten Lesens nicht allein erklärt werden, und so führt uns dieser Einwand auf eine Forderung in Bezug auf die Form, während bis jetzt nur der Inhalt berücksichtigt ist. Das lyrische Gedicht hat uns durch seine Form einen ästhetischen Genuß zu bieten, der sich bei der Wiederholung steigert. Der Lyriker, der die Form vernachlässigen wollte, brächte sich um den größten Theil seiner Wirkung. Auf die Form kann gar nicht genug Kraft verwendet werden. Was Viele leider so nehmen, daß die Form möglichst glatt, fein, gekünstelt sein müsse: nur aparte Bilder, neue Wendungen, gesuchte Reime! Man vergißt, daß die Form zunächst nur allein aus ihrem Verhältniß zum Inhalt bestimmt wird und daß hernach die größte Einfachheit immer die größte Schönheit ist. Es liegt mir also fern, in der Form etwas Aeußerliches zu erblicken. Tadelloses Versmaß, reine Reime machen sie noch nicht. „Ist die Form auch fest geschlossen, immer noch ist's kein Gedicht, wenn um den Gedanken nicht stetig sich das Wort gegossen. Werfen noch die Worte Falten, kein lebend'ger Leib, nur Kleid, was sie sagen, Lust und Leid wird im Hörer bald erkalten!" Da ein näheres Eingehen auf die Bedeutung der Form des lyrischen Gedichtes eine große Menge von Beispielen erfordert, womit ich diese Arbeit nicht belasten möchte, mag es genügen, zwei Gedichte herzusetzen, die in ihren Gegensätzen deutlich genug sprechen. Das erste, „Nachmittag", erfreut sich auf einem Stollwerckbilde weitester Verbreitung. „Es schweigt der Lerche Singen, der Hase schläft im Klee, nur hin und wieder springen die Fische auf im See. Die Sonnenblume selber senkt müd' ihr stolzes Haupt; die Gräser werden gelber, versengt nun und bestaubt. Der Hirte schläft im Schatten, sein Hund bellt ab und zu, und auf den stillen Matten liegt Friede nun und Ruh." Daneben lese man Liliencron's erstes Haidebild, das so ähnlich zu sein scheint. „Die Mittagsonne brütet auf der Haide, im Süden droht ein schwarzer Ring. Verdurstet hängt das magere Getreide, behaglich treibt ein Schmetterling. Ermattet ruh'n der Hirt und seine Schafe, die Ente träumt im Binsenkraut, die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe unregbar ihre Tigerhaut. Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluthen entstürzen gierig dunklem Zelt. Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruthen erlösend meine Haidewelt." Das unsagbar Platte, das wir beim Lesen des ersten Gedichtes fühlen, rührt im letzten Grunde daher, daß die Form nur todtes Kleid, nicht wie bei Liliencron lebendiger Leib des Darzustellenden ist.

Nach den Mitteln, mit denen das Ziel des lyrischen Gedichts erreicht wird, kann man drei Gruppen der Lyrik unterscheiden. Es kann, wie „Der du von dem Himmel bist" oder „Wer nie sein Brod mit Thränen aß" es zeigen, das Gefühl aus dem Dichter hervorbrechen und in uns überströmen, ohne daß doch etwas Anderes benutzt wird als die einfache Sprache. Oder der Dichter benutzt Naturschilderungen, Schilderung von Situationen, um daraus das Gefühl erwachsen zu lassen. Beispiele sind: Ueber allen Wipfeln ist Ruh', An den Mond, Mailied. Oder drittens endlich giebt der Dichter eine Erzählung, eine Handlung, die aber vom Gefühl durchzogen und umspült wird, wie alles Körperliche vom Aether. Das ist der Fall bei Haidenröslein, dem Fischer, Erlkönig.

Die erste Gruppe ist nur klein. Keller's Abendlied, Hebbel's Schlafen, schlafen, nichts als schlafen oder sein Gebet, Storm's Octoberlied, Heine's Frühlingslied, Möricke's Nimmersatte Liebe gehören dahin. Ich halte es für die größte Kunst, solche Lieder zu schaffen. Sie erfordern eine Stärke des inneren Erlebens, eine Sammlung des Gefühls und eine elementare Gewalt der Form, wie sie nicht Vielen beschieden ist. Eine Bestätigung meiner Meinung finde ich in der verhältnißmäßig geringen Anzahl der Lieder, sowie auch darin, daß wir sie bei unseren Größten am häufigsten treffen.

Viel zahlreicher sind die Gedichte, die der zweiten Gruppe angehören, auch wenn man nur die guten berücksichtigt. Sonst ist ihre Zahl Legion. Die Dilettanten unter den Lyrikern sowie die lyrischen Wurststopfer und Hackfleischverkäufer benutzen diese Form. Wozu lassen sie sich nicht brauchen, der Frühling, der Herbst, der Wald, das grüne Thal, das rauschende Bächlein, die jagenden Wolken u. s. w. Wie dankbar erweisen sie sich! Da schmilzt der Schnee, die Lüfte werden lind, die Knospen springen, der blaue Himmel lacht, weiße Wölkchen ziehen, mir wird, ich weiß nicht wie — fertig ist das Gedicht. Oder der Herbststurm reißt die Blätter in den Staub, kalte Schauer „peitschen" das Gesicht, man zittert in der Oede, Schauer des Sterbens „weht" durch die ahnende Brust — fertig ist das Gedicht. Und doch, wie köstliche Blüthen hat die Lyrik in dieser Form getrieben! Man denke an Keller's Stille der Nacht, Hebbel's Herbstbild, Möricke's Mein Fluß, Das verlassene Mägdlein, an die prächtigen Liliencron'schen Gedichte: Tod in Aehren, Der Maibaum, an so viele Lieder Storm's und Groth's.

In der dritten Gruppe treffen wir die Gedichte, die gewöhnlich unter der Marke lyrisch-episch gehen. Wenn man aber der oben entwickelten Anschauung über Lyrik zustimmt, muß man doch Manches ausweisen. Schiller's Graf von Habsburg, wie die meisten seiner Balladen, Die Künstler, Die Ideale, Das Ideal und das Leben, haben mit der Lyrik Nichts zu thun. Dagegen wären Der Wirthin Töchterlein, Das Schloß am Meer von Uhland, Die Tochter der Haide von Möricke, Das Kind am Brunnen, Das Kind von Hebbel, Liliencron's Wer weiß wo, und eine ganze Anzahl von Fontane's Dichtungen hierher zu rechnen.

Digitized by Google

Neue Stylerklärung.*)

Von A. E. Plehn (Berlin).

Wie ein König, der incognito einhergeht, ist vor Kurzem unter unscheinbarem Titel ein fachwissenschaftliches Werk erschienen, das den Grund für eine neue Art der Kunstbetrachtung legt. Sie dürfte für die kommenden Jahrzehnte ebenso maßgebend werden, wie für die eben abgelaufene Periode dasjenige war, gegen dessen Grundgedanken sich die neue Darstellung wendet: Gottfried Semper's Werk über den „Styl in den technischen und tektonischen Künsten".

Wer würde hinter der Bezeichnung: „Die spätrömische Kunstindustrie" Untersuchungen von solcher Tragweite suchen? Denn es handelt sich um nichts Geringeres als die Prüfung der Frage, welches der entscheidende Factor sei für das Zustandekommen einer Gesetzmäßigkeit des Schaffens. Was macht die mit Nothwendigkeit eintretende Wiederholung gleicher Formen aus den Werken einer und derselben Periode, welche doch dem scheinbar freien Ermessen verschiedener Einzelwillen entspringen?

Es ist in gewissem Sinn zu bedauern, daß der Verfasser dieses wichtigen Buches keine deutlichere Ankündigung seiner Absicht für angemessen fand. Zwar sichert der Klang des Namens Riegl der Neu-Erscheinung auf alle Fälle die Theilnahme und das Studium der Fachgelehrten. Aber über diesen Kreis hinaus werden, selbst vom großen Publikum abgesehen, nicht Viele vermuthen, daß diese Auseinandersetzungen sie angehen könnten. Und doch ist das Buch außer einer Fachabhandlung noch etwas Anderes, nämlich das Bekenntniß einer Kunst und Weltanschauung.

Die letzte Antwort großen Styls auf die Frage, wie die Uebereinstimmung der Einzelerscheinungen des künstlerischen Schaffens zu Stande komme, hat Semper in dem angeführten Buche gegeben. Sie ist von seiner Zeit mit Befriedigung aufgenommen worden. Semper's Aufmerksamkeit richtete sich vor Allem auf die Erscheinung, daß die Grenzen eines Styls nicht unbedingt von Raum und Zeit gezogen werden, sondern daß es in erster Linie der Culturstandpunkt eines Volkes ist, der bestimmte Kunstformen hervorbringt. Dasselbe Ornament findet sich bei Völkern, die durch den halben Erdumfang von einander getrennt sind, obgleich Niemand Botschaft von Einem zum Andern trug. Da wir nun das Niveau eines Volkes nach den Werkzeugen zu beurtheilen pflegen, die es besitzt und nach den Naturstoffen, die es sich dienstbar zu machen gelernt hat, so mußte die Folgerung gezogen werden, daß in Stoff und Werkzeug die Entstehungsursache der primitiven Kunstformen liege. Wie der Steinmeißel das Holz oder der Fingernagel den weichen Thon ritzen, darin wurde die Erklärung für die stete Wiederkehr gewisser Linienführungen des Ornaments gefunden.

Die Wichtigkeit dieser Auffassung bleibt mit der Thatsache auch weiterbestehen, daß hier zum ersten Mal mit ganzem Nachdruck die Herrichtung eines Materiellen zum Zwecke geistigen Genusses als das Wesentliche der bildenden Kunst hingestellt wurde. Wo es sich um vielfach sehr einfache Bethätigungen des Schönheitstriebes handelte, da fiel die Aufmerksamkeit auf das Inhaltliche fast gänzlich fort. Man beobachtete die Wiederholung simpler Striche um ein Vasenrund oder die Aneinanderreihung von Steinen, Zähnen oder Muscheln. Das bedeutet Nichts. Der Geist scheint also ohne Beschäftigung zu bleiben. Und doch ist nicht zu leugnen, daß ein ästhetisches Vergnügen sich beim Betrachten dieser Gesetzmäßigkeit einstellt. Diese Beobachtung mußte es offenbar machen, wie die bildende Kunst es ausdrücklich nur mit den Augen zu schaffen hat.

Aber diese Art der Betrachtung wurde zunächst nur demjenigen Schaffen zugewendet, das in engster Beziehung zum menschlichen Leben steht, weil auf den niederen Culturstufen, auf denen man vorzugsweise die Entstehung von Stylregeln beobachten mußte, jeder Formtrieb ganz direkt einem Zwecke gilt. Die Betrachtungsweise war auf Kunsthandwerk und Architektur beschränkt, und damit wurde die Trennung betont, welche zwischen diesen Zweigen der bildenden Kunst einerseits und Malerei und Skulptur andererseits seit einer Reihe von Jahrhunderten besteht, die aber im Grunde nicht nothwendig ist.

Die Wichtigkeit, welche Semper und seine Schule dem Material, der Technik und dem Zweck für die Entstehung der Kunstformen zuschrieben, wurde von ihren Zeitgenossen bereitwillig als zutreffend angenommen. Die Frage nach der Entstehung des Styls schien gelöst. Aber dennoch blieben für aufmerksamere Denker Zweifel bestehen. Denn es wirkt ein geheimnißvoller Zwang zur Gesetzmäßigkeit auch für das Schaffen, welchem eine schon befreite Technik zu Gebote steht. Die Werke eines Zeitabschnittes werden durch eine bestimmte Familienähnlichkeit mit einander verbunden, selbst wenn die Künstler das Aussehen des Stofflichen nach Belieben zu gestalten vermögen. Noch in vorgeschrittenen Zeiten, in denen man versteht, dem Material so gut diese wie die entgegengesetzte Form und Oberflächenbeschaffenheit mitzutheilen, werden doch stets ganz bestimmte technische Proceduren entschieden bevorzugt. Daraus erkennt man, daß der Wille gerade auf diese Art von Gesichtseindruck gerichtet ist, welchen er, wenig beeinflußt durch handwerkliche Schwierigkeiten, durchzusetzen weiß, was in Zeiten einer ungeübten Technik nicht ebenso gelingen würde. Ferner haben Gemälde und Statuen mit irgend welchen Zwecken viel weniger zu thun als das künstlerisch behandelte Geräth. Und doch bleiben auch die Kunst des Meißels und des Pinsels immer unter dem Einfluß einer verborgenen Macht, welche ihre Erscheinungsweise je nach der Entstehungszeit in bestimmter Richtung beeinflußt. Endlich können gewisse übereinstimmende Merkmale in der Bearbeitung verschiedener Stoffe in gewissen Stylperioden nicht allein aus gegenseitiger Beeinflussung erklärt werden.

Von diesen Erwägungen ausgehend mußte die wissenschaftliche Auffassung unserer Zeit endlich als unbefriedigend zurückweisen, was der vorigen als Stylerklärung gegolten hatte. Riegl thut dies mit der Motivirung, daß Semper's Lehre historisch zu verstehen sei als der Ausdruck für die materialistische Geistesrichtung des betreffenden Zeitabschnittes, in welchem die Bedeutung des äußerlich Faßbaren überschätzt zu werden pflegte.

Der Kampf, den der Vertreter der neuen Anschauungsweise gegen die frühere führen sollte, stellt sich demgemäß dar als eine Wandlung der philosophischen Gesammtauffassung. Unsere Zeit will wieder die geistige Seite in allen Vorgängen mehr betont wissen. In Folge dieser Tendenz war schon Riegl's früheres Werk wenn auch in noch weniger entschiedener Form ein Eintreten für die Künstlerabsicht als dem Entscheidenden im Gegensatz zu den äußeren Mitteln, die angewendet werden (Stilfragen, 1891).

Damals handelte es sich um den Nachweis, daß die Nachbildung von Naturformen als ein freies künstlerisches Spiel am Anfange alles Kunstschaffens gestanden habe, daß also ein bewußtes Kunstwollen und nicht die Technik die Form hat entstehen lassen. Weiterhin wurde auseinander gesetzt, wie auch später die Wiederholung bestimmter Wirklichkeitsbilder, die einst symbolische Bedeutung hatten, sich durch die Jahrhunderte vererbten, freilich unter Formen, in denen die ursprüngliche Absicht schwer erkennbar war. Dadurch erklärt sich, daß die Semperschule dieselben Erscheinungen in ihrem Sinne auslegen konnte.

Der Riegl von heute richtet sich nicht mehr gegen einzelne Meinungen und Nebendinge, sondern gegen den Leitsatz selbst. Ihm sind Material, Technik und Zweck nichts als die „Reibungscoëfficienten", gegen die sich in jeder einzelnen Epoche

*) Vgl. das Buch von Alois Riegl: „Die spätrömische Kunstindustrie", Wien 1902.

Digitized by Google

ein bestimmtes Kunstwollen durchsetzt. So geistreich wie dieser Vergleich ist auch die Ausführung des Gedankens. Wieder ist es ein Gebiet des Kunsthandwerkes, welches als Ausgangspunkt für die Untersuchung dient. Es ist die bisher wenig beachtete Zeit der spätrömischen Kunstentwickelung, welche auf die schwebende Frage hin geprüft wird. Bisher ist nur der erste Band des Werkes erschienen, dem ein zweiter folgen soll. Aber schon aus dem, was vorliegt, sind die leitenden Gedanken des ganzen Planes zu entnehmen. Dieser beschränkt sich keineswegs auf die Untersuchung römischer Sarkophage und der Geschmeidefunde aus jener Zeit, sondern ein umfassender Rückblick vermittelt die Einsicht in den Zusammenhang des Kunstwollens vom ägyptischen Alterthum an durch die Zeit der griechischen Kunst bis in die frühchristliche Epoche.

Nach Riegl war es das Streben der antiken Kunst, die Form mit der Ebene zu verbinden unter Ignorirung des Raums. Consequenter Ausdruck dieser Absicht war die ägyptische Architektur, welche nur ungegliederte Flächen dem Auge entgegenstellte, um nicht ein Ding hinter dem andern sehen zu lassen. Schon bei der Auffassung der menschlichen Gestalt in Malerei und Relief meldeten sich allerdings Widersprüche, weil die theilweise in der Vorderansicht gebildeten Körper bei Vorstellung an ein Bewegen zum Beschauer hin erwecken müssen, während die Profilstellung von Gesicht und Gliedern und die Reihung in der Fläche neben einander die Illusion einer zweidimensionalen Welt zu erwecken geeignet sind.

Die griechische Kunst wird dargestellt als eine solche, welche die Form mit der Ebene verbindet und den Raum trotzdem deutlicher ahnen läßt. Zu der modernen Auffassung, welche die Form mit der Unendlichkeit des Raumes verbindet, bildet der spätrömische Styl den Uebergang. In dieser Epoche, welche unkritischem Geschmack als eine Verfallszeit erschien, weil sie das antike Schönheitsgesetz verlassen hat, weist Riegl ein bestimmtes ästhetisches Ideal nach, welches darauf gerichtet war, die Form in der Ebene zu isoliren. Erst nachdem dies Durchgangsstadium überwunden war, erschien es möglich, den nun in seiner Bedeutung erkannten Raum im modernen Sinne in der Kunst anschaulich zu machen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, dieser kurzen Andeutung des Inhalts eine genauere Skizzirung der Gedankenverbindungen hinzuzufügen. Sie würde unter keinen Umständen der Beschäftigung mit dem Buche selbst entheben.

Meine Absicht ist vielmehr, darauf hinzudeuten, daß hier der Versuch einer Stylerklärung gemacht worden ist, wodurch die Trennung für die sogenannte angewandte und freie Kunst beseitigt werden soll. Ausdrücklich betont Riegl, daß es nur dasselbe Ideal sein könne, welches sich in der Behandlung künstlerischen Geräthes wie auch in Architektur, Plastik und Malerei ausspricht. Freilich sei dieses ästhetische Ziel in Kunsthandwerk und Baukunst leichter erkennbar als in Malerei und Sculptur, weil in diesen das eigentliche Kunstwollen vielfach verdeckt sei durch religiöse oder poetische Vorstellungen, welche der Inhalt vermittelt. Wie könnte auch für irgend einen Zweig des Bildens eine andere Triebfeder wirksam sein als für alle übrigen, wenn thatsächlich das Entscheidende die Beeinflussung des Geistigen durch Gestaltung des Materiellen ist, überliefert durch das Medium des Auges. So gehört alles sichtbare Menschenwerk unter dasselbe Gesetz. Aus welchem Stoff, mit welchem Werkzeug und für welchen Zweck auch ein Ding gemacht sei, es wird denselben Regeln folgen müssen, wenn es den durch den Einfluß einer bestimmten Zeit beherrschten Augen schön heißen soll. Daß außer diesem vom Sichtbaren umgrenzten künstlerischen Wollen gewisse Formen der bildenden Künste sich durch ihren Inhalt auch an den denkenden Geist wenden, daß eine Statue einen Gott vorstellen und ein Bild die in einen Moment zusammengedrängte Essenz einer Handlung mittheilen kann, fällt nach dieser Betrachtungsweise aus der Beurtheilung heraus. Es wird vielleicht dieses der Punkt sein, von welchem aus einmal diese Theorie überwunden wird, wie es früher oder später mit jeder Anderen geschieht. Vielleicht wird man einmal eine Definition für die bildende Kunst verlangen, innerhalb deren auch diejenigen von ihren Aeußerungen Platz finden, welche mit der Dichtung verwandt sind. Einstweilen aber ist viel gewonnen durch den starken Hinweis auf die andere Seite der bildenden Kunst, auf diejenige, welche sie von allen anderen Aeußerungen des Menschen unterscheidet.

Endlich ist es bezeichnend für Riegl's Anschauungsweise, wie sie in diesem Buche zum Ausdruck kommt, daß überall auf das Kunstwollen nicht des einzelnen Künstlers, sondern vielmehr auf dasjenige der Epoche hingewiesen wird. Daß die Individualität niemals aus der geistigen Atmosphäre ihrer Zeit heraustreten kann, wird freilich in keinem Augenblick klar erkannt, so lange er Gegenwart ist. Jeder Lebende glaubt nach freier Willkür zu handeln, und erst die Unbefangenheit späterer Generationen erkennt, daß jedes Wollen ein Müssen war, und daß es für das Müssen niemals einen Stillstand giebt. Es geht ohne Aufhalten vorwärts, ohne daß Jemand weiß, wohin. Denn diese ganze Einsicht ist nichts Anderes als das auf das Gebiet der Kunst angewandte Gesetz der Entwickelung. Und gegen dieses Gesetz verstößt doch noch täglich unser Denken und Urtheilen über alle Kunst und besonders über die gegenwärtige. Jeder muß, wie er thut, es ist Niemand so verdienstvoll, aber auch Keiner so schuldig, wie er scheint. Darum darf von diesem Standpunkt aus keinem Willen eine Norm vorgehalten werden, und wer sich berufen fühlt, über das Schaffen Anderer zu sprechen, der darf ihm nur einen klaren Spiegel scharf entgegen halten. Es werde gefragt, wo ist hier das Neue, das was vorwärts will, aber man hüte sich, dasjenige Neue zu verkennen, welches unhaltbar gewordenes Alte verwirft und sich auf einen Punkt zurückbegiebt, der vorher schon überschritten schien. So that die spätrömische Kunst, welche das antike Kunstziel verwarf, damit einmal ein Neues erreicht werden könne.

Für jede Gegenwart enthalten diese Erwägungen einen Trost, sofern sie mit dem Gesicht nicht zufrieden ist, welches die Zeit grade macht. Auch die noch unverstandene Entwickelung wird nothwendig und darum berechtigt sein. Denn es giebt nur zweierlei: Absterbendes und Werdendes. Das Erste ist immer schlecht, und das Andere kann gar nicht anders als gut sein. Schön und einfach erklärt Riegl, was er unter einer Verfallzeit versteht: In ihr wird das Gleiche wie in der Blütheepoche noch einmal, aber schlechter gemacht. Aus diesem Grunde vertheidigt er den bisher so hart beurtheilten Kunststyl, welcher ihm als Ausgangspunkt seiner Untersuchungen dient. Er repräsentirt ein eigenes Ideal, und darum gehört er einer Werdezeit an, wenn auch das, was damals geschaffen wurde, dem heutigen Geschmack nicht gefällt.

Darum darf auch heute dem kein Vorwurf gemacht werden, der etwas Neues will. Die Frage wird nur in jedem Augenblicke sein, ob es thatsächlich etwas Neues ist, was da vor uns steht. Daß dies Neue in der bildenden Kunst in dem gesucht werde, was durch das Kunstwerk sichtbar gemacht wird, dafür ist dies Buch auch der modernen Kunstbetrachtung ein sehr willkommener Mahner. Niemals wird hier nach dem gefragt, was die Form bedeute, sondern nach den Eigenschaften, welche als unmittelbar sichtbare Kennzeichen sich den Augen darstellen. Die Bedeutung des Bildes oder der Statue nach dem Inhaltlichen wird ganz bei Seite gelassen. Riegl forscht auch nicht mehr wie bei jener früheren Untersuchung nach Uebereinstimmungen zwischen der griechischen Palmette und dem ägyptischen Lothosornament, so wenig wie ihn das Herkommen dieses oder jenes Architekturtheils zu interessiren scheint. Es wird vielmehr festgestellt, in welcher Weise

Digitized by Google

dieselbe Form früher in Stein oder Metall ausgedrückt wurde, und wie man es damit später hielt. Das geschieht nicht etwa mit so allgemeinen Ausdrücken, wie Realismus oder Stylisirung, wahr oder unwahr, sondern mit so unmißverständlich klaren Bezeichnungen, daß kein Zweifel über die Meinung entstehen kann. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Art, wie dem Auge Eindrücke von Licht oder Dunkel geschaffen werden. Dazu müssen sich die Kanten an Relief und Rundplastik eine Untersuchung gefallen lassen, denn davon, ob sie abgemildert und rundlich sind oder scharf und eckig, wird die Beschaffenheit des Schattens abhängen, den die erhabene Stelle in die Vertiefung wirft. Von Wichtigkeit ist der Umstand, wie die Formen in jedem einzelnen Falle umgrenzt werden, und wie die Farbe ausgenutzt wird, um auf bestimmte Punkte hinzuweisen oder sie der Aufmerksamkeit zu entziehen.

Die Feinheit, mit der dieser Standpunkt bei allen Untersuchungen festgehalten wird, ob es sich nun um eine skizzirte Entwickelungsgeschichte der Umrißlinie oder um die Behandlung von Schattengebung und Hintergrund im Relief handelt, ist ein meisterhaftes Vorbild für die Betrachtung auch der modernen Kunst, für welche solche Gesichtspunkte noch so wenig in Betracht kommen. Nicht der Grad der Naturtreue, nicht das Maß von Schönheit oder die Bedeutung irgend welcher Formenverbindungen werden mit Nachdruck behandelt, sondern ob die Grenze um eine Figur scharf eingeschnitten ist oder weich in den Hintergrund übergeht, ob die vertieften oder die erhabenen Stellen eines Reliefs, ob Licht oder Schatten, der farbige Stein oder die Metallfassung, die ihn umgiebt, sich als „Musterung“ darstellen und dadurch ihren Gegensatz als „Grund“ charakterisiren.

Auch die Statue und das Gemälde üben ihre tiefsten und unmittelbarsten Wirkungen durch Eigenschaften aus, welche durch solche Eigenthümlichkeiten wie die angeführten bestimmt werden. Wir müssen unsere Augen daran gewöhnen, sie schärfer zu verfolgen, wenn wir die Geheimnisse des Künstlerischen tiefer ergründen wollen, als dies bisher geschehen ist.

Zum Schluß noch einmal: dies ist ein Buch, an dem eine lange Zeit zu lernen haben wird. Daß hier ein Gelehrter von den philosophischen Grundanschauungen unserer Zeit her an die Betrachtung seines Themas geht, und daß er seine fachmäßigen Untersuchungen nach so großen Gesichtspunkten gruppirt, das macht dieses Werk nicht nur belehrend, sondern zu einem der anregendsten Bücher, die man lesen kann.

Ausstellung der neuen Frauentracht.

Von Heinrich Pudor.

Am 1. October wurde im Berliner Kunstgewerbehaus Hohenzollern eine Ausstellung „für die neue Frauentracht“ eröffnet: der Vorsitzende der Ausstellungsleitung ist Paul Schultze-Naumburg, von dem die Initiative zur Abhaltung einer derartigen Ausstellung ausgegangen ist. Die Grundsätze der neuen Frauentracht werden folgendermaßen formulirt: „Es darf keinerlei Art von Corset oder Reformcorset verwendet werden; das Kleid muß von den Schultern getragen werden; die Kleider dürfen nicht aus Rock und Blouse der alten Form bestehen; sind Büstenhalter oder weiche, lose Leibchen beim Tragen des Kleides vorgesehen, so dürfen es nur solche sein, die von den Schultern aus getragen werden, nicht solche, die auf oder unter dem Rippenkorbe oder auf den Hüften ihren Halt finden.“ Diese Grundsätze sind sicherlich im Allgemeinen anzuerkennen, und vielleicht gelingt das, was den Theoretikern nicht gelungen ist, nämlich das Corset aus der Welt zu bringen, diesen in der Praxis stehenden Leuten. Ob freilich der Grundsatz, die ganze Last der Kleider von den Schultern tragen zu lassen, hygieinisch einwandfrei ist, ist eine andere Frage; denn die Schultern umschließen die Lungen, und die Lasten, die die Schultern aufnehmen, drücken auf die Lungen.

Da nun einmal als Hauptgrundsatz galt, daß die Kleider von den Schultern getragen werden sollen, von den bisherigen Kleidungsstücken aber allein das Hemd und der Mantel diese Forderung erfüllen, so ergab sich von vornherein eine bewußte oder unbewußte Anlehnung an diese Kleidungsformen. Man kann in dieser Ausstellung, welche gegen hundert Reformkleider zeigt, folgende Typen unterscheiden: 1. Kleid in Hemdform und zwar a) ganz und gar aus einem und demselben Stoff; b) der obere Theil aus anderem Stoff; 2. Unterkleid in Hemdform, darüber ein Rock, der mit Hülfe von Trägern, die über die Schultern laufen, gehalten wird; 3. Kleid in Hemdform mit Jäckchen; 4. Kleid in Hemdform mit Mantel. Der dritte Typus ist weitaus am zahlreichsten vertreten und lehnt sich in der That an die herrschende Frauenkleidung verhältnißmäßig am engsten an. Ich erwähne die Kleider ausgestellt von H. D. Leipheimer, P. v. Blankenburg, Hermine Bartisch, Bertha Troriep, Adele Kampfmeyer, Margarete Trautwein, Gertrud Achenbach, Eugen Sterner, Itty Löscher, C. Möller-Coburg. Unter den Formen 1a sei Frau Dr. Parsenow, unter 2 Elsbeth Lehmann, Emy Friling, unter 4 S. Baum genannt.

Die besten Kleider, die ausgestellt sind, rühren von Else Oppler, Nürnberg her, die man von Turin her kennt. Sie allein ist dem Baue des weiblichen Körpers gerecht geworden, sie allein hat der Busenform im Kleide Ausdruck gegeben, sie allein hat Sinn und Gefühl für den Bau des weiblichen Körpers. Das von ihr ausgestellte Gesellschaftskleid vermittelt zwischen den ästhetischen Reformkleidern der Van de Velde'schen Richtung und den hygieinischen der Schultze-Naumburg'schen Richtung. Die meisten anderen Kleider dagegen sind so gebaut, als ob die weibliche Brust ein Brett sei.

Der bemerkenswertheste Nachtheil dieser neuen Frauentracht liegt darin, daß sie von einem Bestehen-Sollenden als Bestehenden ausgeht. Wir haben mit der Thatsache zu rechnen, daß der weibliche Körper durch das Corset verbildet ist und in den meisten Fällen heute eine natürliche Taille thatsächlich aufweist. Wenn nun über einen solchen Körper das Reformkleid in Hemdform gezogen wird, so ergiebt sich, daß zwischen Taille und Kleid ein freier Raum steht — dies aber gerade macht einen durchaus decadenten, noch mehr decadenten Eindruck als das enganliegende Corsetkleid. Man wolle nur ja nicht übersehen, daß die Bewegung für Frauenreformkleidung zum Theil wiederum von der weiblichen Eitelkeit und Gefallsucht getragen wird. Es ist bezeichnend, daß die Trägerinnen dieser Bewegung zum großen Theil nicht die starken, gesunden, natürlich-gebauten Frauen, sondern die — nun sagen wir einmal, „die anderen“ sind. Das Corset wird heute nicht deßhalb weniger getragen, weil es unhygieinisch ist, sondern weil es den Mann nicht mehr reizt. Der Mann ist allmälig dahinter gekommen, daß dieses Corset eine Art Surrogat ist, daß es Falsches vorspiegelt, daß es eine Art „Bandage“ ist. Schopenhauer hat einmal sehr geistvoll gesagt, daß der Grund, warum die Geschlechter selbst im Bade sich noch voreinander verhüllen, der ist, daß sie dies der zukünftigen Generation zu Liebe thäten, weil nämlich diese — andernfalls nicht zu Stande käme. Nächst Schopenhauer hat sich H. Driesmans in seiner Culturgeschichte der Rassen-Instincte über diese Dinge recht schlagend geäußert.

Aber nur zum Theil hat die Bewegung für Frauenreformkleidung die angeführten Gründe, zum Theil hat sie ganz im Gegentheil darin ihren Grund, daß die Frau nicht länger den delikatesten und sensibelsten Theil ihres Körpers mit Corsetstäben umschnüren will. Denn das Corset ist Theatermaschinerie.

Digitized by Google

Ein großes Bedenken habe ich freilich bei dieser Bewegung, auch insoweit sie mir sympathisch ist, nämlich, daß das schließliche Endergebniß — eine neue Mode sein wird. Eine Mode neben jeder anderen Mode. Während es doch darauf ankommt, daß Jeder sich nach seinem Kopfe kleiden soll. Nicht eine neue Mode, individuelle Frauentrachten brauchen wir. Gerade diese Berliner Ausstellung scheint mir diese Gefahr nahe zu legen: die Frauen kommen hierher und suchen sich genau wie in einem Modebazar ein Modell aus — ohne selbst zu denken, ohne ihre eigene Persönlichkeit durchzusetzen. Für mich ist von jeher unter den drei Gründen, die es für Einführung neuer Trachten giebt — der hygieinische, der ästhetische, der psychologische (individuelle) — der Letztere der Wichtigste gewesen. Die Berliner Ausstellung dagegen betont vor Allem den hygieinischen Standpunkt, fast gar nicht den ästhetischen und denkt nicht an den individuellen. Die ästhetische Van de Veld'sche Richtung betont den individuellen Standpunkt schon etwas mehr. Es wäre für die Folge ein Zusammengehen oder gegenseitiges Durchdringen der hygieinischen und ästhetischen Richtungen und eine Stärkung beider nach Hinsicht des Individuellen sehr wünschenswerth. Die Van de Velde'sche Richtung kann ebenso viel von der Schultze-Naumburgischen lernen, wie diese von jener. Denn Jene kümmert sich um den Bau des Körpers sehr wenig; die Reform, die sie anstrebt, ist weniger eine Reform des Schnittes, als des Besatzes. Der Liniencultus des Van de Velde'schen Kunstgewerbes treibt hier üppige Blüthen. Wie ein Teppich wird das Kleid behandelt und Flächenmuster wie auf einer Tapete werden dafür entworfen.

Auf die Reform des Schnittes des Kleides dagegen kommt Alles an. Und der Schnitt muß sich nach dem Bau des weiblichen Körpers richten. Nun gehen alle diese Reformkleider im wesentlichsten Punkte nicht radical genug vor. Denn sie beseitigen nicht den Rock. Das Weib hat nicht nur Arme, sondern auch Beine, wie weder eine Schneiderin noch eine Gräfin bestreiten kann. Was hat nun mit diesem Bau des weiblichen Körpers der Rock zu thun? Mag sein, daß der nach unten offene Rock nach irgend welcher Beziehung doch Anklänge an den Bau des weiblichen Körpers aufweist, aber den Formen des menschlichen Körpers, der gabelförmig auf der Erde steht, nicht aber tonnenartig, wird er nicht im Entferntesten gerecht. Deßhalb war die Reform, welche auf dem Sportgebiete dem Weibe das Beinkleid bescheerte, sehr freudig zu begrüßen. Konnte denn nun die Bewegung für Frauenreformkleidung hieran nicht anknüpfen? Aber in der ganzen Berliner Ausstellung ist nicht ein einziges Sportkostüm zu sehen.

Freilich gehörte zu einer Reform, welche in dem eben berührten Punkte Ernst macht, Muth, sehr viel Muth, ja sogar Rücksichtslosigkeit und vielleicht sogar Selbstverleugnung und Selbstaufopferung. In einer anderen Hinsicht aber kann den Organisatoren dieser Ausstellung der schärfste Vorwurf nicht erspart werden: die Aermel sind in fast allen Fällen ganz und gar im Styl der heutigen Mode, also in Schlauchform entworfen und tragen dem Bau des Armes nicht im Geringsten Rechnung. Sie sind am dicksten da, wo der Arm am dünnsten ist, nämlich am Handgelenk, und sie ignoriren vollständig den Ellenbogen. Das ist unverzeihlich und ist im Stande, die ganze Bewegung zu desavouiren, bloß zu stellen und lächerlich zu machen.

Auch die wiedererwachte Farbenlust unserer Tage hätte noch mehr zu ihrem Rechte kommen müssen. Einige Künstlerinnen haben wohl hieran gedacht und haben sie gefühlt, aber im Allgemeinen tritt die Farbe in dieser Ausstellung durchaus nicht in den Vordergrund.

Ich wende mich nunmehr zur Betrachtung der einzelnen „Modelle", um die es sich leider auch hier wieder zu handeln scheint, wobei aber verschiedentlich recht glückliche Ideen zu verzeichnen sind.

Ich rechne dahin die Behandlung des Aermels bei einigen wenigen Kleidern, bei denen nämlich der Stoffärmel nur bis zum Ellenbogen geht, gleichsam um für die Bewegung im Gelenk an dieser Stelle Raum zu schaffen. Bei einem anderen Kleide (Emmy Friling) ist der Aermel der Längsseite nach offen, so daß ein Schlitz entsteht, dessen beide Theile durch Schnüre zusammengehalten werden; der Beweggrund war offenbar auch hier das Bestreben, dem Arm Bewegungsfreiheit zu verschaffen und diese auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Aehnliches that Olga Schirlitz, München, wenn sie am Aermel gesteppte Längsfalten bis zum Ellenbogen führt, oder der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung in Dresden, wenn er bei einem Kleide, das mit einer Kleinhempel'schen Brustschnalle in wirkungsvoller Weise geschmückt ist, die Aermel in gesteppten Falten verlaufen läßt, mit Ausnahme der Ellenbogen, wo der Stoff glatt liegt, um Raum zu schaffen. Durchaus gesund ist auch der häufig wiederkehrende Gedanke, um den Oberarm ringförmig ein Band zu legen; diese Idee klingt an die uralte Sitte an, am Oberarm Goldreifen zu tragen, die die Rundung eines schönen Armes zur wirkungsvollen Erscheinung bringen und wie eine Betonung wirken. Diese Stoffarmbänder finden wir z. B. bei den von Helene Schwarz ausgestellten, recht interessanten Costümen. Die Schlauchärmel verschmäht freilich auch sie nicht, dagegen war sie bestrebt, auch nach der Rücksicht der Farbe hin originell zu wirken. Eine Dame hat sehr verkehrter Weise diese Stoffarmbänder mit den Brustträgern quer über dem Busen verbunden, so daß die Arme sich nicht rühren können.

Da der Mensch aus einem Stück gegossen ist, nicht aber aus zwei Theilen besteht, die in der Taille durch Charniere verbunden sind — so nämlich scheint es manchmal, wenn man moderne Ueberbrettlfiguren ansieht — ist zu fordern, daß auch das Kleid aus einem Stück besteht. Das Auseinanderfallen des Kleides dagegen in Rock und Blouse ist als durchaus unorganisch zu verwerfen. Den Programmen der Berliner Ausstellung nach konnte auch hiervon streng genommen nicht die Rede sein. Aber der eingefleischten Gewohnheit zu Folge half man sich mit einem Ausweg, indem man die Blousen beibehielt und den Rock an der Blouse oder am Leibchen anheftete. Auf diese Weise ist dem Gebot, daß das Kleid von den Schultern getragen werden soll, nicht zuwidergehandelt, und dennoch hat man die geliebte Blouse und den geliebten Rock beibehalten. Man hat es da mit einer der Unwahrheiten und im Grunde genommen betrügerischen Tricks zu thun, an denen gerade das Toilettenleben so reich ist. Eine gesunde Kleiderreform muß dagegen vor Allem fordern, daß ebenso wie der Mensch ein Ganzes ist, auch sein Kleid ein untrennbares Ganzes ist, und daß dieses Kleid aus einem und demselben Stoff gearbeitet sei.

Naturgemäß sind nur wenige Künstlerinnen so weit gegangen, monumentale Wirkungen beim Kleiderschnitt zu versuchen und das Kleid aufzubauen, so daß gleichsam, wie der Tempel das Kleid der Gottesidee, das Kleid selbst der Tempel der menschlichen Seele sei. Eine derartige monumentale Wirkung ist von Fräulein Oppler bei ihrem Gesellschaftskleid in Rosa mit mattgrünem Besatz erzielt worden, bei dem die Träger sich über der Mitte der Brust vereinigen, unter dem Busen sich trennen und dann gerade abwärts fallen. Hierdurch ist dem Kleid von vornherein eine feste und klare und doch organische Structur gegeben; das Kleid selbst hat gleichsam Gerüst bekommen. Ganz ähnlich entworfen ist übrigens Pauline Winker's Gesellschaftskleid in blauer Seide mit grünem Plüschbesatz. Einige betonen dabei die Leibesmitte, indem sie an eine uralte Sitte anknüpfen, durch einen großen, schildartigen Metallknopf. Ursprünglich, also in den ältesten Zeiten, wurden diese Schildknöpfe in bedeutender Größe in der Leibesmitte getragen. Interessante Beispiele dieser Art sieht man im dänischen Nationalmuseum.

Digitized by Google

Bei den meisten Kleidern dieser Ausstellung ist naturgemäß die Erinnerung an die Tracht der Königin Louise wirksam gewesen, indem man unterhalb des hochgetragenen Busens ein Brustband laufen läßt. Diese Tracht hat ohne Zweifel der Königin Louise entzückend gestanden. Wir können uns die erhabene Königin kaum anders denken. Das Band wirkt hier auf der Brust ähnlich wie jenes Stoffband um den Oberarm als Nachahmung des Goldreifes: die Form der Brust wird betont. Freilich darf dieses Band durchaus nicht eine Art Gürtel sein. Ein Gürtel hat immer nur oberhalb der Hüften Sinn. Hierin aber eben begehen viele Künstler einen Fehler, indem sie sich in naiver Weise die Taille ein paar Centimeter höher gerückt denken und den Taillengürtel direkt unter den Busen setzen. Dies aber wirkt unorganisch und ist unorganisch — zumal bei dem Bau des heutigen Weibes, das in den meisten Fällen eine ausgesprochene Taille thatsächlich hat. In diesem Falle kann Nichts unnatürlicher wirken als der um einige Centimeter hochgerückte Taillengürtel. Also immer nur um ein Band, gleichsam um einen Reif darf es sich bei dieser Louisentracht handeln, nicht um einen Gürtel!

Selbst tricotartige Kleider fehlen nicht, und Schultze-Naumburg selbst stellt ein Brautkleid aus, bei dem die Brust mit Seidenbändern mumienartig umwickelt ist. Das Brautkleid der Ottilie Kummer ist dagegen mehr düftig, sie betont die Form der weiblichen Brust durch eine Rüsche. Sterner's Gesellschaftskleid richtet sich bedenklich nach der Mode; es paßt ausgezeichnet in den Salon und wird doch von den Schultern getragen; aber die Aermel sind am Handgelenk so weit wie die Oeffnung eines Oxhoft. Auch Gräfin Geldern-Egmond ignorirt, obwohl ihr Kleid der Zeichnung nach wie ein Kunstwerk wirkt, den Bau des Körpers, nämlich den Bau der weiblichen Brust vollständig; das Kleid selbst ist in Falten gereiht wie eine Papiermanschette.

Daß Schultze-Naumburg's Kleider am Wenigsten ästhetisch glücklich wirken, liegt darin, daß er bestrebt ist, vor Allem die hygienischen Forderungen zu erfüllen; vielleicht aber liegt es auch an dem Modell, das ihm diente. Am Vortheilhaftesten wirkt sein Blusenkleid in Schwarz und Grün mit Trägern, die durch eine Schnalle in Form eines Schmetterlings über der Brust verbunden sind.

Für die Zukunft möchte ich den Costüm-Künstlern und den Frauen einen naheliegenden Rath geben. Die Ersteren sollen nicht auf dem Tisch zeichnen und nicht im Kopfe entwerfen. Sondern sie sollen es ähnlich machen, wie es Maler und Bildhauer thun. Sie sollen sich ein Modell nehmen und am lebenden unbekleideten Körper ihre Ideen austragen. Allein auf diese Weise ist es möglich, daß wir in technischem Sinn individuelle und daß wir organische Kleidung bekommen.

Für die Frauen aber bleibt der natürliche Weg, daß jede Frau sich selbst ihr Kleid entwirft und hierbei nicht der Mode, sondern ihrem Geschmacke und dem Bau ihres Körpers folgt. Das Kleid soll, um es kurz zu sagen, drei Forderungen erfüllen: es soll dem Bau des weiblichen Körpers im Allgemeinen gerecht werden, es soll dem betreffenden individuellen weiblichen Körper gerecht werden (hierbei spielt die Farbenharmonie eine bedeutende Rolle), und es soll endlich im Detail und im Schmuck die Seele, das Sinnen, Fühlen und Schmecken der betreffenden Frau offenbaren oder leise andeuten und vielleicht sogar symbolisch deuten. Erst wenn diese letztere Forderung erfüllt würde, hätten wir das, was ich früher forderte: daß das Kleid, wie der Tempel das Gottesbild, die menschliche Seele hüte und deute.

Zuerst war das Kleid der Mantel der Sünde und bedeutete die Flucht vor der Sünde. Dann wurde es zum Sündenreiz. Und es wird einst noch selbst zur Sünde werden. Einstweilen aber sei die Mode die Sünde und das individuelle Kleid die Erlösung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mizzi's Taschengeld.

Von Friedrich Kroff (München).

Mizzi Robbing feierte ihren zwanzigsten Geburtstag.

Ausnahmsweise sah man aus diesem Anlaß bei Robbing's Gäste zu Tisch: den Onkel Commerzienrath, einen äußerst gemüthlichen, gesprächigen alten Herrn, und einen Hauptmann mit seiner Gattin, der Schwester von Frau Robbing, „nette", klug und offen in die Welt blickende Leute. Mit dem Sohn und der Tochter des Hauses waren das schon sieben Personen. Mehr hätten gar nicht Platz gehabt um die blühweiß gedeckte Tafel.

Helle Sonne lag im Gemach. In ihren Strahlen wirbelte feiner, blauer Cigarrenrauch. In blinkenden Gläsern funkelte goldiger Wein. Darüber neigten sich von der Mitte der Tafel bunte, duftende Blumen. An einer Seitenthüre umrahmten grüne Guirlanden eine flott gemalte Aufschrift: „Ausstellung".

Das war das Werk und annoch das Geheimniß von Mizzi's Bruder, dem Studenten, der sich an den Fragen der Neugierde weidlich ergötzte und die Erklärung wieder und wieder verschob.

Man war nach einer gesegneten Mahlzeit bei weinfroher Siesta angelangt. Das Gespräch drehte sich um die Heldin des Tages. Mit instinctiver Dankbarkeit verwandten die Eingeladenen heute ihr zärtlichstes Interesse auf die gefeierte Veranlasserin solch' behaglicher Atzung.

Mizzi war ein hübsches, brünettes Mädchen mit ausdrucksvollen Augen und energischen Zügen, gehoben durch die geschmackvolle Tracht ihres vollen, dunkeln Haares, kaum mittelgroß, schlankhüftig und lebhaft.

Eben trat sie wieder in das Zimmer, da sie sich's nicht nehmen ließ, bei der Bedienung der Gäste mitzuhelfen. Der Onkel Commerzienrath räusperte sich vernehmlich und begann zu reden:

„Kinder, ich kann trotz des Verbotes jetzt, nachdem wir initium fidelitatis haben, nicht umhin, eine ganz kleine Ansprache zu halten. Ich bin unter Euch sozusagen der Vertreter des Praktischen. Wir Kaufleute sind von Stand aus unabhängig von Rücksichten, Vorurtheilen ꝛc. Als alter Praktiker nun möchte ich heute an ihrem zwanzigsten Geburtsfest meiner lieben kleinen Großnichte feierlich und öffentlich meine Bewunderung und Anerkennung aussprechen für die energische Weise, mit der sie in's Leben hinausgetreten ist und als Tochter eines wohlbestallten Beamten, frei von allem Zwang, ihr Können und ihre Kraft dazu verwendet hat, um sich pekuniär von ihren Eltern etwas unabhängig zu machen, sich ihr Taschengeld selbst zu verdienen. Was ich besonders betone: frei von allem Zwang. Sie braucht es nicht. Sie kann, wenn sie will, zu Haus das schönste Leben haben, wie andere auch. Und trotzdem verläßt sie früh Morgens das warme Nest, geht vier Mal am Tag bei allem Wetter einen weiten Weg — zumal jetzt, wo ihr so weit herausgezogen seid, bringt sich um die behagliche Ruhe ihres Mittags und kommt Abends müde und abgearbeitet nach Haus — — alles aus freien Stücken. Dies ist es, was wir vor Allem bewundern und loben. Es ehrt ihren Fleiß und ihren Muth und ihren Verstand. — Zum heutigen Tag wünschen wir ihr, daß die drei Eigenschaften so weiter blühen mögen wie bisher und daß sie ihr zum Lohn schließlich zu einem Mann verhelfen mögen, der ebenso gut versteht, was er an ihr hat, wie wir heute. Darauf trinken wir!"

Die Gläser klangen hell zusammen.

Dazwischen hörte man Mizzi's Stimme: „Aber Onkel, Du bringst mich mit Deinem Lob ja ganz in Verlegenheit."

„Papperlapapp. Was wahr ist, muß man sagen, und was man ist, muß man auch zeigen. Nur so kommt man vorwärts."

Nachdem man sich allerseits zugetrunken hatte, commandirte Mizzi's Bruder: „Jetzt zur Ausstellung, wenn ich bitten darf," ging voraus und lüftete die Portière unter den Guirlanden.

Ein allgemeiner Ruf der Anerkennung lohnte seinen hübschen Einfall, als man in das kleine Nebenzimmer trat und seine Erklärung vernahm: „Was die Herrschaften hier sehen, hat sich unsere Mizzi durch ihre Thätigkeit im Verlauf von drei Jahren verdient."

Mizzi protestirte zwar ein wenig, daß der liebenswürdige Bruder so ungenirt ihre Habe, Altes und Neues, sogar manches abgelegte Stück, ausgebreitet hatte. Aber man war am Ende doch unter Verwandten und das staunende Lob der dankbaren Runde ließ sie nicht unberührt.

Da lagen, auf das Geschmackvollste arrangirt: ein ausnehmend schönes Hauskleid von gluthrother Farbe und aparter Machart, ein lichtgrüner Abendmantel mit Pelz verbrämt, seidene Blousen von allen Farben, feine Stiefelchen und Schuhe aller Arten, verschiedene Hüte mit theueren Federn, goldene und silberne Ketten zu mancherlei Gebrauch und vieles Andere.

Herr Robbing erläuterte, daß Mizzi alles Nöthige sehr wohl aus seiner Casse bekäme; nur zu solchem Luxus, zur Befriedigung ihres anspruchsvollen Geschmackes würde es nicht reichen. Seine Tochter sei für reiche Auswahl und tadellose Ausführung in jeglicher Kleidung und wolle obendrein nur echte und solide Stoffe.

Auch aus dieser Eigenschaft nahmen die Gäste Anlaß, Mizzi tüchtig zu loben.

Digitized by Google

„Ich wollte nur, ich hätte schon wieder Stellung," sagte das Mädchen plötzlich unvermittelt. „Jetzt suche ich bald zwei Monate und kann nicht unterkommen."

„Sag' nur, warum bist Du von der Bank weggegangen?" rief der Commerzienrath. „Eines unserer ersten Institute, und Du hast mit Deinen Empfehlungen dort so warm gesessen."

„Die Empfehlungen fehlen eben jetzt," meinte Herr Robbing. „Aber dort bleiben neben dem Buchhalter, das konnte sie nicht, wenn sie auf sich etwas hielt. Das hast Du selbst zugegeben, Onkel. Sie kann warten. Sie braucht es nicht."

„Natürlich, das kann sie. Das ist ja das Schöne," wiederholte der Onkel auf's Neue, „daß sie Alles thut, ohne daß sie es nöthig hat."

Alle stimmten lebhaft bei.

Man kehrte in das Speisezimmer zurück. —

Eh' man dieses Thema endlich verließ und nochmals zum Schluß, als sich die Gäste verabschiedeten, wünschte man Mizzi von Herzen, daß sie bald wieder eine recht gute und ganz entsprechende Stellung finden möchte.

Sie dankte mit leuchtenden Augen, die sagten: „Habt keine Sorge; ich will mich schon umthun."

* * *

Bei aller Energie war Mizzi Robbing doch Weib genug, daß die aufgewandte Mühe am Ende nur Kleinigkeiten bezweckte, ihr Fleiß und ihr Sparen kindlichem Eifer zur Erlangung von Spielzeug glich. Sie hatte einen erlesenen Geschmack, sich zu kleiden, und diesen zu befriedigen war der Hauptbeweggrund, daß sie sich selbst an ihrer Freiheit Abbruch that.

Bei ihren Anschaffungen ging sie förmlich planmäßig vor. Sie hatte ein bestimmtes Costüm nach allen Einzelheiten im Sinn und ruhte nicht eher, als bis alles Zusammenstimmende ihr eigen war.

Zur Vollendung ihrer Abendtoilette für Concerte und Theater, die sie während der „Saison" nicht selten besuchte, fehlte ihr einzig noch ein schönes Spitzentuch. Fünfzig Mark brachte sie dafür in Anschlag; das war gerade ein Monatssalair; denn mehr konnte sie ohne Specialkenntnisse und bei der bequem gehaltenen Arbeitszeit, wie sie es wünschte, nicht verlangen.

In das Trachten nach einem solchen Tuch fiel jäh diese unfreiwillige Muße.

Die Saison nahte bereits mehr und mehr. Eigenwillig und ehrgeizig wie Mizzi war, hätte sie nichts mehr geärgert, als wenn sie auf das letzte Stück und die Vollendung des Ganzen aus eigenen Mitteln hätte verzichten müssen.

Tag für Tag durchsuchte sie mit wachsender Ungeduld die Zeitungen. Einige Versuche hatten in letzter Zeit wieder fehlgeschlagen. Die Einen stellten zu hohe Anforderungen, bei den Anderen war die Arbeitszeit zu streng.

Da eines Morgens traf wieder ein graues Couvert an sie ein und bald darauf rannte Mizzi aus dem Haus, ohne daß sie der Mutter auf mehrfaches Fragen verrieth, wohin sie ginge.

Mit der Straßenbahn fuhr sie in das Centrum der Stadt und trat bald darauf in einen der Bankpaläste, die dort hinter prunkendem Sculpturenzierath, hohen, hellen Scheiben und schwarzen, schnörkeligen Gittern ihre Millionen durcheinander treiben.

Nach Anweisung des Portiers kam sie in den Vorplatz zu dem Zimmer des Directors. Der Raum war — wie alle — von reicher, vornehmer Gediegenheit mit grüngepolsterten Eichenholzbänken.

Sie fand bereits eine Wartende vor.

Indem sie sich mit einer — gegen ihre sonstige Art — nicht ganz ungekünstelten eleganten Gelassenheit auf die Polster niederließ, musterte sie die Andere mit forschenden Blicken.

Offenbar war es eine Concurrentin. Scheu und bescheiden stand sie nächst der Eingangsthüre und hielt ein Couvert in der Hand, vermuthlich ihre Zeugnisse. Recht armselig war sie: ein einfaches, gar nicht neues schwarzes Kleidel, ein weißer Strohhut mit einem blauen Band und zertragene Handschuhe, das war ihre Toilette. Ihre Figur ließ sich bei dem Schnitt ihres Kleides gar nicht beurtheilen. Das Gesicht war weder schön noch häßlich; nur die Augen hatten etwas Eigenes, so etwas rührend Reifes, wie es das Leiden giebt. Und reiches blondes Haar hatte sie: das war ihr schönster Schmuck.

Mizzi constatirte mit Befriedigung, daß sie sich vor dieser Concurrentin nicht fürchte.

Bald that sich die Thüre zum Salon des Directors auf. Ein Mädchen kam heraus mit traurigem Gesicht. Hinter ihr spähte der Director in den Vorplatz. Er wandte sich Mizzi zu, die ihm etwas näher war, und lud sie ein mit einem kurzen „Bitte", dem ein sehr artiges Compliment folgte, als sie sich mit ihrer eleganten Gestalt erhob und seiner Einladung folgte. — —

Kaum ein Augenblick war es gewesen, daß Mizzi mit einem raschen Blick auf die Andere zögerte. Diese that unwillkürlich einen Schritt vorwärts. Doch der nächste erstarb bereits in ihrer scheuen Bescheidenheit. Der Director bemerkte gar nichts und hatte in der nächsten Secunde die helle Eichenthüre hinter der Eintretenden geschlossen.

Die Andere stand wieder allein. Ein angstvoller Seufzer entrang sich ihrer Brust. Unverständliches Gemurmel zweier Stimmen war drinnen vernehmbar — so still war's. — — —

Der Director nahm Mizzi's Offerte aus einem Stoß von vielleicht dreißig anderen, fragte sie allerlei, strich sich den langen Bart und sah vor sich hin, als dächte er über ihre Auskünfte nach.

Als sie die Empfehlungen erwähnte, die sie an ihre vorige Stelle gebracht hatten, leuchtete es auf in seinem Gesicht, und von da an schien er vollends Alles, was sie vorbrachte, nur von der besten Seite zu nehmen. Sogar ihre etwas außergewöhnlichen Ansprüche in Bezug auf Freizeit brachten ihn nicht aus seiner guten Laune.

Zwar ohne bestimmte Zusage, aber doch mit guten Hoffnungen, die sie dem zuvorkommenden Benehmen des Directors entnahm, ward sie entlassen. Er drückte ihr die Hand und verneigte sich an der Thüre — nicht anders, als ob er nur einen Besuch empfangen hätte.

Der draußen Wartenden wollte es bei diesem Anblick fast leichter werden. Das konnte wohl keine Bewerberin sein.

Der Director forderte jetzt sie auf, näher zu kommen und sah ihr mit kritischen Blicken entgegen. Mit leichtem Neigen des Kopfes erwiderte er ihren Gruß.

Ebenso wie die Andere hörte er sie an. Als Empfehlungen reichte sie ihm ihre Zeugnisse im Original.

Er sah sie mit halber Aufmerksamkeit durch. Das ermuthigende Aufleuchten in seinem Gesicht aber blieb aus.

„Sie haben sehr gute Zeugnisse, wie ich schon sah. Sie haben Buchhaltung gelernt. Aber fünfzig Mark geben wir nur. Sie hatten bisher siebzig."

„Wenn es wenigstens sechzig sein könnten," wagte sie zu bitten.

„Na ja, das würde am Ende keine Rolle spielen." Er nagte an seinem Bart. „Freilich brauchen wir eben bloß eine Comptoiristin."

„Wenn es nicht anders sein könnte, ich würde am Ende auch mit fünfzig zufrieden sein," sprach sie mit bebender Stimme. „Meine Mutter und vier Geschwister . . ."

Der Director richtete sich rasch auf, legte die flache Hand schwer auf seinen Schreibtisch und erhob sich.

„Wir wollen sehen," sprach er mit geschäftsmäßiger Kürze. „Ich werde Sie eventuell wieder benachrichtigen lassen."

Mit einem knappen Gruß entließ er sie. — — —

Drei Tage später war Mizzi angenommen. Die Andere hörte nichts mehr davon.

* * *

Mizzi hatte ihren Herzenswunsch gestillt. Concerte und Theater begannen bereits. Als sie wieder in Stellung war, da erst ließ sie sich von ihrem Vater das Geld vorstrecken und erwarb ein gar hübsches und feines Spitzentuch — höchst discrete Blumenmusterung, weiß mit leichter Tönung in's Strohgelbe. Es kostete sogar sechzig Mark. Aber den Ueberschuß hatte sie noch als Spargeld in Händen.

Als sie am ersten Abend, zum Theater gekleidet, vor den hohen Pfeilerspiegel trat, konnte sie sich volle Zufriedenheit mit ihrem Aeußeren selbst nicht versagen, und die Ihrigen waren eins in dem Urtheil, daß sie ihrem Fleiß und Geschmack wieder eine ganz ausnehmende Erscheinung verdanke.

Das dunkle Haar unterlegte das duftige Filigran der hellen Spitzen und quoll in welligen Flechten über die Stirne darunter hervor. Und zu dem lichtgrünen Abendmantel wie zu ihrem rothüberhauchten dunkeln Teint bildete das weiche Weiß des Tuches den anmuthigsten Contrast.

Die Brust voll stolzer, glückseliger Zufriedenheit verließ Mizzi das Haus.

Als sie in den unfreundlichen Herbstabend hinaustrat, versank der Tag soeben frühzeitig in Nebel. Ein rauher Wind blies durch die geraden, noch sehr lückenhaft bebauten Straßen.

Sie besann sich einen Augenblick und sah nach der Uhr. Da sie gewahrte, daß sie in der Aufregung reichlich zu früh daran war, beschloß sie, zu Fuß zu gehen, und begann, das Stadtviertel schräg nach dem Innern der Stadt zu durchqueren.

Allenthalben standen dort draußen, wo einer der fashionabelsten Stadttheile im Entstehen begriffen war, zwischen den reichen, hohen Häusern noch die armseligen Hütten der Vergangenheit voll Schmutz und Elend.

Die verschiedenartigen Gewerbe hatten sich dahin zurückgezogen, weil sie mancherlei Ungelegenheiten für anspruchsvolle Leute anhaften haben und andererseits auch die theueren Miethen in den Neubauten scheuten. Sie hielten sich durchwegs in den Höfen. Vornheraus nach den Straßen fristeten kümmerliche Krämerlädchen da und dort ihr Dasein auf Kündigung. Die spärliche Oellampe beleuchtete den bunten, armseligen Kram: — den Zuckerhut neben Holzpantoffeln, verstaubte Kaffeebohnen neben Kienholzbündeln. Da war noch Alles wie vor dreißig Jahren, als stille Feldwege kreuz und quer die lose über das grasige Land zerstreuten Heimstätten verbanden. — —

Plötzlich vernahm Mizzi vor sich am Weg lautes Schimpfen und Streiten. Leute von der Straße liefen herzu, zu sehen, was es gäbe.

Augenblicklich gedachte sie weit im Bogen auszuweichen. Als sie aber bemerkte, daß die Sache sich abseits vom Wege abspielte, blieb sie auf dem Fußsteig und lauschte im Weitergehen zur Seite.

In dem schmutzigen Hof eines alten, einstöckigen Hauses lamentirte eine Frau mit einem Polizisten. Ein paar ärmliche Möbelstücke standen umher. Ein rußiger, ungeschlachter Kohlenhändler, dem das Anwesen zu gehören schien, mischte sich darein und erklärte: Er bestehe

Digitized by Google

auf seinem Recht. Die Leute müßten hinaus, nachdem sie ihm drei Monate Zins schuldig seien, die Wohnung bereits weiter vermiethet sei und diesen Abend noch bezogen werde.

Mehr hörte Mizzi nicht. Sie war am Zaun vorbei. An dem niederen Erdgeschoß waren die Fensterchen erleuchtet. Sie verhielt ihren Schritt und blickte in's Innere einer ärmlichen Behausung.

Ein paar handfeste Kerle trugen eben einen Kasten weg. Auf einem alten, zerschlissenen Canapee saß, umdrängt von vier weinenden Geschwistern ein Mädchen — schwarz gekleidet, mit reichem blondem Haar, einem weißen Strohhut mit blauem Band darüber, — — aufgelöst in herzbrechende Thränen.

Mizzi erkannte sofort „die Andere" vom Vorzimmer des Bankdirectors. Dann war sie am Haus vorüber.

Etwas wie eine Gewissensfrage regte sich in ihr. War sie damals nicht mit Unrecht zuerst eingetreten? — Aber rasch antwortete sie sich, daß sie nichts dafür könne. Es war Zufall. Die Andere hätte bloß vorzutreten brauchen. — Und sonst — — hatte sie sich — nichts — — vorzuwerfen. — —

Vor einer nebelfeuchten Böe zog sie das weiße Tuch enger um das Kinn und ging schneller — dem warmen, strahlenden Tempel der Dichterträume entgegen.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Officiös ist beklagt worden, daß Graf Bülow leider zu sehr beschäftigt sei und zu wenig Zeit habe, um sich gleich anderen Sterblichen auch einmal das Vergnügen eines Theaterbesuches leisten zu können. Herr v. Poschinger erzählt nun aber in einer Hamburger Plauderei: „Hamburg besitzt eine reizende Umgebung. Wie bekannt, lebt der Reichskanzler Graf Bülow jedes Jahr mehrere Wochen auf der von einem herrlichen Park umgebenen Villa des mit ihm verwandten Geheimen Legationsrathes Rücker-Jenisch bei Flottbeck an der Elbe. Beim Besuche des Parkes kam der vierte deutsche Kanzler zwei Mal an mir vorüber, und zwar in Begleitung seiner Gemahlin und eines Diplomaten. Mit Wichtigkeit erzählte er der Gräfin, so daß ich, sechs Schritte weit entfernt, es hören konnte, von dem Repertoire des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg und von den Stücken, die er sich dort angesehen. Er war des Lobes voll, und dies hat mich mit seiner trompetenartigen Stimme etwas ausgesöhnt."

*

Daß die Halbamtlichen trotz allem Redactionswechsel in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung doch immer noch nicht bei der Wahrheit bleiben können und sogar den Theaterfreund Bülow in einen Abstinenzler verwandeln wollen!

*

Andrew Carnegie, der Begründer mehrerer Universitäten, Bibliotheken, Lesehallen und anderer Bildungsinstitute, der berühmte Wohlthäter und Menschenfreund, hat seiner Philantropie neuerdings die Krone aufgesetzt. Er ermuthigte nämlich in längerer Rede den deutschen Kaiser dazu, die Vereinigten Staaten von Europa in Form einer politischen und industriellen Union zu schaffen. Wilhelm II, so prophezeite er, könnte eines Tages eine große Rolle spielen als der Erlöser Europas vor der Kriegsfurcht; er könnte die übrigen Herrscher Europas dahin beeinflussen, einen neuen Schritt zur Sicherung des Friedens zu unternehmen.

Carnegie überträgt dem deutschen Kaiser diese Aufgabe, weil er selbst außer Stande sei, zu helfen. Der Milliardär spielt etwas ungeschickt den höflichen und bescheidenen Mann. Er ist Souverän unter Souveränen, weiß das sehr genau und hat die Bestätigung dieser Ansicht in der Thatsache gefunden, daß das W. T. B. und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung seine Darlegungen unverzüglich an hervorragender Stelle veröffentlichten. Wenn Carnegie trotzdem unserem Kaiser die so dankbare Erlöser-Thätigkeit zuschanzt und sich mit dem Ruhm des intellectuellen Urhebers begnügt, dann hat er unzweifelhaft sehr gute Gründe dafür. Carnegie I., dieser Menschenfreund en gros, befürchtet offenbar, als europäischer Reform- und Friedens-Oberkaiser mit den Schatten seiner Vergangenheit kämpfen zu müssen.

Derselbe Mann, der die Schrecken des Krieges, Mord und Todtschlag so ergreifend zu schildern weiß, der für die ausgebeutete Menschheit erglüht und zwar kein sonntägliches Topfhuhn, aber doch ein Lesebuch für jeden Armen stiftet, dieser Mann hat vor kaum zehn Jahren auf seine streikenden Arbeiter die Pinkerton-Banden losgelassen, Revolverschützen im Privatsolde, die mit den Ausständigen auch den Ausstand niederknallten. Der Schöpfer der europäischen Union, der jetzt zum Verzweiflungskampfe gegen Amerikas Vordringen aufruft, hat für seinen Theil Alles gethan, um Amerikas wirthschaftliche Ueberlegenheit zu schaffen. Es ist erfreulich, daß er im gesättigten Alter die Fehler seiner erwerbsgierigen Jugend erkennt. Sein Gehaben erinnert aber doch einigermaßen an Larochefoucauld's sinnige Maxime von den Greisen, die den jungen Leuten gute Lehren geben, weil sie ihnen keine bösen Beispiele mehr geben können.

*

Sarah Bernhardt ist sofort nach ihrer Ankunft aus Kopenhagen einer Einladung des Berliner Presseclubs gefolgt, der diesen Namen dem Umstande verdankt, daß auf seinen Veranstaltungen Angehörige aller Berufszweige, nur keine Mitglieder der Presse zu finden sind. La reine des gestes ging den Leidensweg und duldete mit frommem Märtyrerlächeln einen frankfurtisch-französischen Toast Ludwig Fulda's auf die grande traschédienne und die femme supérieure, weil sie der festen Zuversicht war, durch das Presseclub-Bankett mit der Berliner Kritik in Fühlung zu kommen. Sarah unterzieht sich bei ihren Jahren und ihren Lebensanschauungen keiner nutzlosen Strapaze. Sie litt den kalten Rebrücken, die wahnsinnige Hitze im Saale und den Gestank des Magnesiumlichtes, das ihren photographischen Eintritt in die Woche beschien, wie sie Fulda's Geistreichthum gelitten hatte. Nachher, so meinte die Dame, würde sie Cercle halten und die Größten unter den großen Berliner Recensenten kennen lernen. Richtig drängte sich eine fanatisch begeisterte Menge um sie; sprühend witzige Band-Agenten mit ihren interessanten Damen, secessionistische Seifenfabrikanten, geniale Spediteure und Bezirksvorsteher, die sehr häufig die Theaterzettel an den Anschlagsäulen lesen. Ihnen allen lächelte die illüstre Dulderin freundlich zu, für jeden hatte sie einen Fünfzehnmark-Augenaufschlag und eine graziöse Bewegung des großmütterlichen Hauptes, das zwar kein Freibillet, aber einen Verzicht auf Elsaß-Lothringen versprach. Und die Band-Agenten, die Seifenfabrikanten, die Spediteure und Bezirksvorsteher schwammen in Gratis-Entzücken.

Fräulein Bernhardt aber raufte sich am nächsten Morgen unmittelbar vor der frischen Färbung das goldblonde Haar. L'impératrice des attitudes et du tam-tam hat niemals großen Aufwand schmählicher und unfruchtbarer verthan.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Rausch. Tragikomödie in 4 Acten (8 Scenen) von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering. (Kleines Theater. Schall und Rauch.)

Das Kleine Theater sollte den Untertitel „Schall und Rauch" ganz fallen lassen. Er paßte, als es noch eine Heimstätte für das Ueberbrettlthum war. Dieses aber hat ausgerungen. Weßhalb also noch sein Titel? Er gemahnt an Vergangenes und besser, wenn man nicht daran gemahnt wird. Das Kleine Theater hat es jetzt ja auch nicht mehr nöthig, durch literarische Circusspäße zu reizen, es verfügt augenblicklich über Schauspieler, die jeder ersten Bühne zur Zierde gereichen könnten und über ein Zusammenspiel, das nahezu mustergültig ist. Es hat durch die Aufführung von Strindberg's Tragikomödie gezeigt, daß es vor schwierigen Aufgaben nicht zurückzuschrecken braucht und getrost in den Wettkampf mit den ersten Bühnen erfolgreich eintreten kann. Außer dem Deutschen Theater weiß ich keine Bühne, die im Stande gewesen wäre, Rausch so aufzuführen, wie es hier der Fall war. Es gehören dazu Schauspieler, die edel und dabei doch natürlich sprechen können und die über ein erheblich Maß von Feingefühl verfügen. Eine einzige Ungeschicklichkeit, eine einzige falsche oder absichtliche Betonung, eine einzige übertriebene oder verkehrte Geste, und das Stück ist unrettbar verloren, wirkt dann als Parodie. Es steht auf der äußersten Kante des darstellerisch Möglichen. Die Schauspieler befinden sich wie auf einem Grat. Rechts und links gähnen die Abgründe der Lächerlichkeit. Wenn an einer vom Dichter ernst gemeinten Stelle nur ein einziges Mal gelacht wird, dann wird fortwährend gelacht. Die Beweise dafür sind oft schon gegeben worden. Und daß die Aufführung ohne jegliche Entgleisung stattfand, die Dichtung, trotz grober technischer Unbeholfenheiten in keinem Augenblick den Eindruck des Erhabenen verlor, stellt dem Können der Darsteller und der Spielleitung ein glänzendes Zeugniß aus.

In dem Beleuchten seelischer Zustände zeigt sich Strindberg als ein Dichter von Gottes Gnaden. Es sind Scenen in Rausch, die wie in Poesie getaucht anmuthen. Dabei ist die Sprache bei allem rhetorischen Schwung von einer bewunderungswürdigen Kraft und Deutlichkeit des Ausdrucks. Leider aber hat das Stück auch eine Handlung. Und diese wirkt schädigend auf das Ganze. Sie ist äußerlich, geschmacklos auf krasse Sensation zugestutzt und kindlich unbeholfen aufgebaut. Sie sei hier nur kurz gestreift. Der dramatische Dichter Maurice hat eine Geliebte, der er des Kindes wegen, das diesem Verhältniß entsprang, die Ehe versprach. Er ist gut und edel, will sein Wort halten, aber erst den Erfolg seines Stückes abwarten. Dieses wird aufgeführt und macht ihn über Nacht zu einem berühmten Manne. In derselben Nacht aber wird er durch Henriette, die Geliebte seines besten Freundes, eines Malers,

Digitized by Google

zum Treubruch verleitet. In derselben Nacht stirbt auch sein Kind. Es trifft ihn der Verdacht, es ermordet zu haben. Er wird verhaftet, aber wieder freigelassen, als sich herausstellt, daß das Kind doch eines natürlichen Todes gestorben ist. Die Liebe der Beiden verwandelt sich in Haß. Sie wollen sich trennen, fühlen sich aber durch die gemeinsame Schuld wie aneinander gekettet. Erst als aller Verdacht von dem Manne fortgenommen, beide dem Wahnsinn nahe gebracht sind, geht sie von ihm. Er sucht Tröstung in der Religion und wird reuig in die Arme seiner ihm verzeihenden ersten Geliebten zurückkehren.

Rausch ist ganz Psychologie. Das Seelenleben dieser zwei Menschen, von denen der Eine, der Mann, symbolistisch das Gute, der Andere, das Weib, symbolistisch das Böse vertreten sollen, wird uns mit einer Anschaulichkeit, einer Schärfe und einer Klarheit vorgeführt, die anstaunende Bewunderung herausfordert. Das Tiefinnerste dieser Beiden offenbart sich uns. Zuerst sind es nur unklare Empfindungen, die sie bewegen. Ein Ahnen, ein Dämmern, ein Wogen von Gedanken. Nur allmählig werden diese zu Vorstellungen. Es kommt wie eine suggestive Macht über den Helden. Angst beklemmt ihn. Er fühlt sein Schicksal nahen, er möchte ihm entrinnen, aber er kann nicht; er kämpft, obgleich er weiß, daß er unterliegt. Und sie weiß, daß sie siegen wird. Sie umgarnt, umklammert, berauscht ihn, macht seinen Willen dem ihren unterthänig, erfüllt ihn ganz mit dem wilden, heißen Sehnen, daß sie selbst beherrscht. Sie verschmelzen sich in Eins. Aber nicht lange dauert diese Harmonie. Ein einziger Stoß vom Schicksal, und das ganze Gebäude ihres Glücks stürzt zusammen. Sie verstehen sich plötzlich nicht mehr. Wie sie sich vordem durch einander angezogen fühlten, so fühlen sie sich jetzt gegenseitig abgestoßen. Ihre Liebe wandelt sich in Haß, nimmt immer mehr zu, raubt ihnen allen Halt; sie vermögen nicht mehr klar zu folgern, ihre Gedanken überstürzen sich, sie geben sich nur ganz ihren Empfindungen hin: unklaren, verworrenen; das Psychologische steigert sich bis zum Pathologischen.

Das Stück hat neben einer Ueberfülle von Schönem auch viel Verwirrendes. Die Charaktere sind mit einer wunderbaren Plastik gezeichnet, aber weil die Beweggründe ihres Handelns unwahr sind, erscheinen sie es selbst. Und das Alles verschuldet die Handlung. Es ist geradezu unfaßbar, daß ein Mann, der so tief empfindet wie Strindberg und dabei so zart und doch kraftvoll das innerste, seelische Leben zu enthüllen versteht, so unbeholfen und brutal werden kann, wenn er gezwungen ist, Aeußerliches, auf die Handlung sich Beziehendes vor Augen zu führen. Durch diesen Zwiespalt von innerlich Wahrem und äußerlich Verlogenem fühlt sich der Zuschauer bedrückt. Er folgt dem Gange der Handlung wohl mit hohem Interesse, aber nur mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen. Aber trotz aller Mängel hebt sich das Werk hoch über die conventionelle Alltagswaare der meisten modernen Stücke empor, und die Direction des Kleinen Theaters verdient Dank dafür, daß sie uns vorgeführt hat.

Daß die Darstellung nahezu mustergültig war, habe ich bereits gesagt. Die beiden Vertreter der Hauptrollen: Emanuel Reicher als Maurice und Gertrud Eysoldt als Henriette boten Leistungen großzügiger Kunst. Besonders Reicher war ganz Natur. Unvergeßlich bleibt Einem die Figur im Gedächtniß. Jeder Ton, jede Bewegung war charakteristisch, und bei der Fülle feinster Details verwischte er nicht in einem Augenblick die Grundlinien der ganzen Figur. Er schien die Rolle mitzuleben. Auch Gertrud Eysoldt hatte sich tief in das Wesen der Henriette versenkt. Das Schlangenhafte, Einschmeichelnde, Sinnliche, katzenhaft Wilde, gelang ihr ebenso gut wie die Ausbrüche der Eifersucht und des Hasses. Das Zusammenspiel der Beiden kann kaum überboten werden. Neben diesen fiel Herr Licho als Adolphe, der Freund des Maurice, durch eine frappirend wirkende Naturlichkeitstreue ganz besonders auf. In kleineren Rollen seien noch Herr Waßmann als Arbeiter und Frl. Hus als Jeanne genannt. Der Abbé des Herrn Vallentin hatte wenig Rückgrat. Die Zeichnung war verschwommen, vor Allen im Ton zu jung gehalten. Aehnliches gilt auch für die Madame Cathérine der Frau Zachow-Vallentin. Aber keiner der Darsteller wirkte störend; auch die Vertreter der kleinsten Rollen halfen die Stimmung des Ganzen heben und fördern.

Hoffentlich schreitet das Kleine Theater erfolgreich auf der neuen Bahn weiter. J. M. Lepanto.

*

Yvette. Schauspiel in vier Acten nach Maupassant's gleichnamiger Novelle von O. Berton.

Herr Berton, der uns in seiner Zaza bereits ein herzlich unglaubwürdiges und sentimentales, dabei doch gewisse Zuschauerkreise eroberndes Theaterstück geliefert hat, ist diesmal dem armen Guy de Maupassant zu Leibe gegangen. Leider nahm er ihm gleich das Beste fort. Yvette, dies Kronjuwel der modernen Novellistik, ist in einen ordinären Coulissenschmuck verwandelt worden. Man kennt die rührende Historie des jungen Mädchens, das ahnungslos im Sumpfe blüht, Nichts von dem horizontalen Berufe und dem falschen Marquisenthum ihrer Mutter weiß und über dem dennoch, bei aller Unschuld und Naivetät, schon der Anhauch der Sünde liegt. Es treibt und reißt auch sie. Aber der Mann, dem sie sich in die Arme werfen will, soll sie heirathen. Das fordert sie als etwas Selbstverständliches. Der Lebeherr glaubt sich verpflichtet, die Dame seines Herzens sehr gründlich aufzuklären. Frauen Deiner Herkunft, so sagte er ihr, liebt man zwar, heirathet sie aber nicht. Yvette verliert alle Sicherheit und alles Vertrauen. Sie ertappt die Mutter auf einem unzweideutigen Abenteuerchen. Da fleht sie die Talmimarquise an, dies Lasterleben aufzugeben, mit ihr zu fliehen, weit, weit fort, in die Reinheit. Madame hat als Antwort in der Hauptsache nur ein höhnisches Lachen. Jetzt kommt schwarze Verzweiflung über das Mädchen. Doch die Dosis Chloroform, die Yvette zu sich nimmt, reicht nicht aus. So erwacht sie aus dem Todesschlafe. Mit der Mutter und dem Arzte harrt der Geliebte an ihrem Krankenlager. Die unbändige Lust zum Leben, die Empfindung, daß sie jung und schön sei und ein Recht auf Glück habe wie jede Andere, trotz alledem, erwacht in Yvette. „Du wirst mich doch recht lieb haben?" flüstert sie dem Anbeter verheißend zu ...

Aus der duftigen und seltsam ergreifenden Novelle hat Berton ein Stück recht nach der Kunst gemacht. Erstens heirathet der reuige Servigny die kleine Yvette. Das ist zwar, wie Maupassant die Dinge erklärt, unmöglich; bei Berton dagegen mag's passiren. Er steuert durch die Felsriffe des Lasters von vorn herein auf die kirchliche Trauung zu. Zweitens putzt er die unechte Marquise prächtig auf. Sie wird halb und halb Emilia Galotti. Diese Dame hält eine Rede gegen die schlechten Männer und die Verführer ihrer Jugend, die sich gewaschen hat. Hei, wie das donnert und kracht und einschlägt! Der Theaterdonner, dessen jedes rechtschaffene Stück bedarf. Drittens malt der Bearbeiter mit unendlichem, schwitzendem Fleiße aus, was Maupassant in genialer Leichtigkeit hinzupinseln verstand. Die schlimme Umwelt, in der Yvettchen aufwuchs. Diese nachgemachte Aristokratie, dies wüstbacchantische Treiben, das Yvettens zärtliche, weiße Gestalt doppelt zärtlich und weiß erscheinen läßt, wirkt bei Berton famos. So hat er alle Ingredienzien zusammengeschüttet, darnach es einem Theaterpublicum gelüstet, und ihm den ersehnten Trank gebraut. Daß die Dichtung Maupassant's dabei zerstört, flach und öde und gedankenlos geworden ist; daß ihre rührende Wahrhaftigkeit zur aufgeschminkten Lüge entartet ist, das hat den Bearbeiter nicht zu kümmern. Man muß die Eier zerschlagen, wenn man Eierkuchen haben will.

Notizen.

In dem soeben erschienenen 4. Hefte der vom Großen Generalstabe (Kriegsgeschichtliche Abtheilung II) herausgegebenen „Urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres" (bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin) wird die Darstellung der Kriegsereignisse vom Jahre 1756 aus der Feder des Prinzen Ferdinand von Braunschweig veröffentlicht und beurtheilt. Sie enthält viel Beachtenswerthes und Intimes über den inneren Zusammenhang der Ereignisse, über Personen, Ansichten und Stimmungen jener Kriegszeit und ist unter Benutzung umfangreichen handschriftlichen Materials verfaßt, das der Prinz mit großer Sorgfalt gesammelt hatte, zudem unmittelbar nach Ablauf des Jahres, dem die Schilderung gilt.

Spemann's „Kunstkalender für 1903" (W. Spemann, Stuttgart) ist ein eigenartiges Unternehmen, das die Sympathie der Kunstfreunde vollauf verdient. Es bringt für jeden Tag des Jahres die Wiedergabe einer hervorragenden Schöpfung alter oder neuer Kunst, der es mit verständigen, erläuternden Worten das Interesse des naiven Beschauers zu erobern sucht. Bei gediegener Ausstattung kostet das Werk, thatsächlich ein Schmuck für jedes Arbeits- und Wohnzimmer, nur 2 Mark.

Cotta'sche Handbibliothek (Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nummer 1—10. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.) verdient, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, lebhafte Förderung seitens aller Literaturfreunde. Schon in den ersten jetzt ausgegebenen vierzig Nummern wird eine Anzahl von Literaturschätzen bedeutend leichter zugänglich gemacht, als es bisher der Fall war. So sind Grillparzer's Dramen, Erzählungen und Ausgewählte Gedichte, wie seine Selbstbiographie fortan durch diese Sammlung in einzelnen Heften äußerst wohlfeil erhältlich. — Anastasius Grün's herrliche Lenau-Biographie erscheint in dem neuen Unternehmen zum ersten Mal als selbstständige Schrift, vermehrt durch einen Anhang Briefe von und an Lenau, ausgewählt und erläutert von Johannes Proelß. — Des Grafen Schack vortreffliche Uebersetzung der Strophen des Omar Chijam soll in der hier gebotenen billigen Ausgabe dem genialsten und witzigsten Spruchdichter, den die orientalische Literatur aufzuweisen hat, auch in Deutschland die gebührende Verbreitung verschaffen. Die Namen: Droste-Hülshoff, Goethe, Hauff, Heine, Hölderlin, Homer, Lenau, Lessing, Rückert, Schiller, Schopenhauer, Uhland, welche außerdem in der Sammlung vertreten sind, beweisen, daß die Verlagshandlung bemüht war, den verschiedensten Ansprüchen Rechnung zu tragen. Große Schrift, scharfer Druck, holzfreies Papier und gute Heftung empfehlen die Cotta'sche Handbibliothek, von welcher eine Anzahl Bände auch gebunden zu haben ist, schon äußerlich.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher 2c. Richtung empfiehlt sich die Verlags-Buchhandlung von **Richard Sattler,** Braunschweig. Gegründet 1883.

Eine **sehr gut erhaltene** **literarische** **Privat-Bibliothek** ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage G. Grimm in Budapest zu beziehen:

Claudine's Schuljahre von Willy
Claudine in Paris von Willy
Claudine's Ehe von Willy

Jeder Band 3 Mark

Bismarcks Nachfolger.

Roman von **Theophil Zolling.**

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. 2c. **Kurkapelle: 42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte der **Nationalökonomie u. des Sozialismus.**

Von **Dr. Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen** Dritte Auflage. Preis 4,50 M.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 M.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift **Die Oberen Zehntausend** G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 8. November 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Flammenschrift an der Wand. Von Caliban. — Vom Wesen des Capitals und des Capitalismus. Von Johannes Gaulke. — England und die Unterseeboote. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — **Literatur und Kunst.** Der Nobelpreis. Eine Betrachtung zu Schiller's Geburtstag. Von Max Bewer (Dresden). — Emile Zola als Theoretiker und Dichter. Von Anna Brunnemann (Dresden). — **Feuilleton.** Ihr glücklichster Augenblick. Von Therese Rösing. — **Aus der Hauptstadt.** Politische Tagebuchblätter. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Flammenschrift an der Wand

Seit Graf Bülow das Reichskanzleramt verwaltet, also seit vollen zwei Jahren märchenhafter Stetigkeit, herrscht in Regierungskreisen ein freier und gebildeter Ton. Man merkt das zunächst, und merkt es allerdings ausschließlich an den Citaten, die unsere Staatsmänner bei öffentlichen Reden anwenden. Die Gepflogenheit des ersten Beamten hat sich auf Collegen und Untergebene übertragen; jeder Regierungspräsident, der etwas auf sich hält, ruft in Ermangelung eigenen Geistes den Geist verstorbener Schriftsteller und sonstiger Geistesheroen wach. Jetzt ist auch Graf Posadowsky der Versuchung erlegen. Mit gewaltigen Worten malte er die erschütternden Folgen aus, die eine Ablehnung des Zolltarifes unweigerlich nach sich ziehen würde. Er sprach von Scylla und Charybdis, von gefährlichen Klippen, in deren Nähe sich hinfort kein Schiff mehr wagen dürfe, und rief zuletzt die Erinnerung an jene grause Nacht wach, da dem König Belsazar das spukhaft leuchtende Mene tekel an weißer Wand erschien.

Der Graf ist zweifellos unser tüchtigster und befähigtster, daneben auch unser sympathischster Staatsmann. Nur in der Sorge um sein Kind, das ihm besonders lieb ist, weil es auf so dünnen Beinchen steht, hat er sich zu einer Poesie Entfaltung hinreißen lassen, die sonst nicht seine Schwäche ist. Er greift zu Theatermitteln, um Theaterwirkungen zu erzielen, malt düstere Perspectiven und kündet mit zitternder Stimme drohendes Unheil, vernichtenden Gewittersturm, während er doch das Donnerblech und die Blitzmaschine hinter den Coulissen in guter Hand weiß. Den Daniel, den er aufruft und an dem es uns angeblich fehlen soll, würde er bei einigem Suchen in jeder Kreisblatt-Redaction finden. Nicht an weißer Wand im Königshause steht es geschrieben, aber von allen Dächern pfeifen es die Spatzen, daß der Zolltarif unter Dach ist. Dank den aufopfernden Mühen der Centrumsleute, der von Bayern, der vom Rhein, die den Zoll-Wahlkampf um jeden Preis vermeiden müssen. Denn so stolz sie thun — wenn sie das Getreideproblem nicht vor'm Juni nächsten Jahres in die Versenkung geschoben haben, kommen sie arg in's Gedränge. Montabaur ist ein Fanal und Mainz auch eines. Der katholische Landwirth hat andere Interessen als der katholische Industrie-Arbeiter; gelingt es den Caplänen nicht, diesen Riß zu verkleistern, ehe er offenkundig klafft, dann ist auch der Riß im Centrumsthurme kaum zu vermeiden. Die klugen Diplomaten aus dem Reich der Mitte verzeihen deßhalb der Regierung sogar den unglaublichen Streich, daß sie mit ihrem Zolltarif erst im Sommer 1902, statt schon im Frühling 1901 gekommen ist, was leicht zu ermöglichen gewesen wäre und jede Obstruction der Linken zwecklos gemacht hätte. Dem Centrum liegt indeß aus guten Gründen daran, daß das Geschrei, will sagen der rhetorische Kampf um die Zollerhöhung sich nicht über zwei ganze Jahre, sondern nur über eines erstreckt. Von solch unangenehmen Dingen darf man nicht zu viel Summs machen. Je kürzer das Verfahren, desto besser.

Posadowsky's zürnende Worte der Anklage sind für den harmlosen Zuschauer, nicht für den Partner berechnet; sein Bild von der Flammenschrift an der Wand ist ein Vexirbild. Immerhin freut man sich des gewandten Spiels, wie man sich des feinen Centrumskniffes freut, der mitten in der Hatz dringender Geschäfte um zweier katholischer Feiertage Willen vier Tage Pause machte. Nun soll noch Einer sagen, daß wir es unanständig eilig haben und diligentiam prästiren! Uns liegt so blutwenig an dem Tarif, daß wir uns mitten in der Arbeit längere Ruhepausen gestatten. Flammenschrift an der Wand schreckt uns nicht. Denn, wie gesagt, wir wissen, daß sie mit Phosphor und Colophonium aus den Vorräthen des Theatermagaziniers hergestellt wird.

Caliban.

Vom Wesen des Capitals und des Capitalismus.

Von Johannes Gaulke.

Das Capital ist ein wirthschaftlicher Factor, wenn man will, eine Institution, die weit zurückreicht, deren Anfänge man wohl an die Morgenröthe der Civilisation setzen kann, doch unterscheidet sich das moderne Capital sehr wesentlich von seinen primitiven Abarten, dem Handels- und Wuchercapital. Letztere sind (zwar Werthe, die sich selbst verwerthen; indessen ist ihre Verwerthung nur auf Kosten anderer Leute, durch eine mehr oder weniger durchsichtige Uebervortheilung möglich. Das moderne Capital tauscht dagegen gleich große Werthe aus und erzeugt dabei neue Werthe. Diese Wertherzeugung geht in der Zwischenzeit zwischen den

Digitized by Google

einzelnen Tauschgeschäften vor sich. Bevor das Capital diese, ihm gegenwärtig anhaftende Eigenschaft erlangen konnte, bedurfte es vieler gewaltiger Umwälzungen im Wirthschaftsleben und vielfacher Umgestaltungen der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, desgleichen zwischen Producent und Consument.

Der Begriff Capital und Capitalismus ist vielfach und meistens in der widerspruchsvollsten Weise definirt worden. Aeltere Oekonomen erblicken in dem Capital ein Werthobject, das durch vorausgegangene, angesammelte oder angehäufte Arbeit entstanden ist, gewissermaßen die Concentration geleisteter Arbeit, die jederzeit in neue Werthe mittels eines wohlerdachten Wirthschaftsapparates ausgelöst werden kann. Nach Bastiat besteht das Capital aus dreierlei Dingen: aus Stoffen zur Verarbeitung, aus Werkzeugen und aus Vorräthen, die während der Dauer jeder Arbeitsverrichtung verbraucht werden. Diese „Definition berücksichtigt indessen nur die äußeren Merkmale des Capitals, läßt uns aber über seine Wesensart vollends im Unklaren. Nehmen wir an, sämmtliche materiellen Vorbedingungen seien erfüllt, so könnte der Besitzer der Productivmittel nicht damit beginnen, stände ihm nicht die menschliche Arbeitskraft in irgend einer Form, sei es als Sclaven- oder Lohnarbeit, zu jeder Zeit und in jeder Höhe zur Verfügung. Der Latifundienbesitzer im alten Rom, der Feudalherr des Mittelalters verfügte über ein, im Verhältniß der Sclaverei resp. der Erbunterthänigkeit zu ihnen stehendes Arbeitscontigent, das ihre Scholle ohne Anspruch auf eine entsprechende Gegenleistung zu beackern hatte. Die an die Scholle gebundene Arbeiterschaft repräsentirte gewissermaßen einen Theil des primitiven Capitals, ähnlich wie heute der Viehstand einen Theil des modernen agrarischen Capitals darstellt. In dem Umstande, daß in jenen Zeiten die zur Verwerthung des Grund und Bodens oder der Rohproducte nothwendige menschliche Arbeitskraft dem Eigenthümer als ein persönliches Besitzthum gehörte, liegt der wesentliche Unterschied zwischen dem primitiven und modernen Capital. Rohmaterialien, Werkzeuge und Vorräthe nehmen überhaupt erst die Eigenschaften von Capital im modernen Sinne an, das heißt von einem Sachgut, das ohne persönliche Arbeitsleistung des Besitzers Einkommen verschafft, sobald die Arbeit frei wird. Der Arbeiter muß erst in die Lage versetzt werden, seine Arbeitskraft auf dem Markte anzubieten und somit den Besitzern der Capitalgüter in Form von Rohstoffen, Werkzeugen und Vorräthen, oder in Form von Geld, die Möglichkeit der Capitals- und Arbeitsnutzung zu gewähren.

Wir gelangen damit zum socialistischen Capitalbegriff, der von Karl Marx (Das Capital. Kritik der politischen Oeconomie) dahin fixirt worden ist: Capital im modernen Sinne sind nur solche Güter, welche zur Verwerthung der Waare Arbeitskraft verwendet werden und es daher dem Besitzer ermöglichen, in Lohn den vollen Tauschwerth der Waare Arbeitskraft zu zahlen und durch Benutzung der Gebrauchswerthe dieser Waare wirklichen, reellen Werth zu schaffen und als Eigenthum zu behalten. Capital ist also sich vervielfältigender Werth, ein Werth, der sich selbst vermehrt und verwerthet.

Nachdem die Arbeitskraft derart frei geworden ist, oder mit anderen Worten: zu einer Waare geworden, die auf dem Markte in jedem Umfang und zu jedem Zweck zu haben ist, ist die capitalistische Unternehmung erst lebens- und ertragsfähig geworden. Der Unternehmer kauft von der Waare Arbeitskraft, soviel er für seine Zwecke gebraucht, der Arbeiter steht zu ihm in einem Arbeitsverhältniß auf Zeit. Sobald die Zwecke der capitalistischen Unternehmung erfüllt sind, ist das Verhältniß gelöst. Unternehmer und Arbeiter stehen demnach zu einander in dem Verhältniß des Waarenkäufers und Verkäufers. Dieser höchst beachtenswerthe Umstand hat zur Folge, daß ein Capital, auch das kleinste, zu jeder Zeit nutzbringend angelegt werden kann. In vorcapitalistischen Zeiten konnte der Eigenthümer von Sachgütern (oder deren Werthäquivalent in Form von Geld) diese nur im Handel oder Wucher nutzbar anlegen, nie konnte er aber, wie leicht ersichtlich, zu einem Waarenproducenten werden, da er die hierzu nothwendige menschliche Arbeit als Kaufobject auf dem Markte nicht vorfand.

Wir wollen uns nunmehr, nachdem wir die wortbildenden Eigenschaften des Capitals erkannt haben, mit dem Wesen der capitalistischen Wirthschaftsform oder schlechthin mit dem Capitalismus beschäftigen. Unter Capitalismus versteht man diejenige Wirthschaftsform, deren Zweck es ist, ein Sachvermögen durch eine Reihe von Vertragsabschlüssen über geldwerthe Leistungen und Gegenleistungen zu verwerthen, oder mit anderen Worten: es profitabel anzulegen. Ein Abstractum, das Sachvermögen, wird damit zum Mittelpunkt des wirthschaftlichen Getriebes und somit die capitalistische Unternehmung zum vollendetsten Typus der Erwerbswirthschaft. Sombart (Der moderne Capitalismus) charakterisirt das durch den Capitalismus geschaffene Verhältniß zwischen Wirthschaftssubject und Object höchst zutreffend dahin: „Dafern das Wirthschaftssubject — der capitalistische Unternehmer — gleichsam nur Repräsentant seines Sachvermögens ist, so ist er auch vertretbar. Nicht sein individuelles Können entscheidet nothwendig über die im Rahmen der capitalistischen Unternehmung vollzogene Thätigkeit (wie etwa im Handwerk), sondern die durch die Nutzung des Sachvermögens ausgelösten Kräfte und Fähigkeiten beliebiger anderer Personen. In diesem Umstande liegt die Erklärung für die ungeheure Energie, die alle capitalistische Wirthschaft zu entfalten vermag." Der capitalistische Unternehmer denkt und handelt rationell im Gegensatz zu dem in der Abgeschlossenheit wirkenden mittelalterlichen Handwerker. Ist es die Eigenart jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Production, daß sie eine gewisse Abgekehrtheit von der Welt beobachtet, so steht die capitalistische Unternehmung inmitten des weltlichen Getriebes; in der Einsamkeit müßte der Unternehmer verkümmern; da er auf den Absatz seiner Producte angewiesen ist, muß er fortwährend bestrebt sein, sich neue Absatzgebiete zu erschließen.

Die subjective Voraussetzung des Capitalismus ist demnach die Existenz von Geldbesitz und zwar die in den Händen einzelner Wirthschaftssubjecte erfolgte Geldaccumulation. Diese wäre aber an sich hinfällig, wenn nicht als zweite Bedingung das Vorhandensein des capitalistischen Geistes des Geldbesitzers mit erster Voraussetzung zusammenfiele. Denn das in Gold- und Silberbarren aufgespeicherte Capital wäre ohne die Dazwischenkunft eines Vermittlers, der es zu einem bestimmten Zweck circuliren läßt, ein werthloses Object. Als objective Bedingungen könnte man diejenigen gelten lassen, die dem capitalistischen Unternehmer die Möglichkeit einer Vertragsschließung mit dritten Personen gewähren, also in erster Linie die Loslösung des Arbeiters von der Scholle, was die Umwerthung der menschlichen Arbeitskraft zu einer kauffähigen Waare zur Folge hat.

Die capitalistische Unternehmung hat Zweck und Ziel der Production gänzlich verschoben. In der vorcapitalistischen Zeit wurde, selbst noch auf der vorgeschrittenen Stufe des einfachen Waarenumtauschs, ein Gebrauchsgut producirt, entweder zum eigenen Bedarf oder zum Zwecke des directen Austauschs gegen ein Gebrauchsgut anderer Art. Dieser Umtauschproceß läßt sich auf folgende Formel bringen: Waare — Geld — Waare. Das Geld gilt in diesem Fall als reines Austauschmittel, als ein Werthmesser, in dem gewissermaßen alle Werthe wiederkehren. Anders in der capitalistischen Wirthschaft. Das Geld hat seinen ursprünglichen Charakter als Werthmesser eingebüßt, es wird zu einem thatsächlichen Werth, mit dem sich neue Werthe reproduciren lassen. Das Geld ist nunmehr eine Erscheinungsform des Capitals geworden, denn das Capital macht im Laufe seines Ver-

Digitized by Google

werthungsprocesses mehrere Metamorphosen durch, derart, daß es immer in der Geldform beginnt und immer in ihr endet. Die capitalistische Formel des Productions- und Umtauschprocesses lautet: Geld — Waare — Geld. Das Geld ist das Mittel, das dem Unternehmer zum Aufkauf der sachlichen (Rohstoffe ꝛc.) und der persönlichen Productionsfactoren (Arbeitskraft) dient, die zur Herstellung der Waare nöthig sind. Je nachdem das Capital zum Ankauf von sachlichen oder persönlichen Productionsfactoren dient, wird es in constantes und variables Capital unterschieden. Karl Marx hat im „Capital" zuerst auf diese Doppelnatur des Capitals hingewiesen. „Der Theil des Capitals also, der sich im Productionsproceß, d. h. in Rohmaterial, Hülfsstoffe und Arbeitsmittel umsetzt, verändert seine Werthgröße nicht im Productionsproceß (constantes Capital) ... Der in Arbeitskraft umgesetzte Theil des Capitals verändert dagegen seinen Werth im Productionsproceß. Er producirt sein eigenes Aequivalent und einen Ueberschuß darüber, Mehrwerth, der selbst wechseln, größer oder kleiner sein kann. Aus einer constanten Größe verwandelt sich dieser Theil des Capitals fortwährend in eine variable (variables Capital)."

Nach Marx ist das variable Capital im Arbeitsproceß ausschließlicher Erzeuger von Werth; auch Adam Smith, der Vater der Volkswirthschaft, hat schon in seinem 1770 erschienenen Werk „Reichthum der Nationen" diesen Gedanken geäußert: „In jedem Gut ist der Werth einer gewissen Arbeitsmenge enthalten, die wir gegen etwas anderes eintauschen, das zur Zeit als den Werth einer gleichen Arbeitsmenge darstellend betrachtet wird. Arbeit war der erste Preis, das ursprüngliche Kaufgeld, das für alle Dinge bezahlt wurde." Nach der Werththeorie von Karl Marx besteht der Werth jeder Waare in der zu ihrer Herstellung aufgewendeten allgemein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit.

Es steht außer Frage, daß der Rohstoff, den die Natur in jeder Menge und Beschaffenheit uns bietet, an sich werthlos ist, erst nachdem er durch Hinzutritt des Menschen zu einem bestimmten Zweck (Gebrauchszweck) verarbeitet ist, erhält er Werth. Demnach müßte der Arbeiter von Rechts wegen den vollen Ertrag des durch seine Arbeit erzeugten Gebrauchsgutes erhalten, in Wirklichkeit erhält er aber nur den jeweiligen Marktpreis seiner Arbeitskraft ausgezahlt, der Rest fließt als Profit oder Mehrwerth in die Taschen des capitalistischen Unternehmers. An dieser Thatsache läßt sich kaum rütteln, nun glaubt aber Marx den Profit des Unternehmers einzig aus den zurückbehaltenen Lohntheilen des in seinem Dienste stehenden Arbeiters herleiten zu können. Diese Auffassung ist in letzter Zeit vielfach und nicht ohne Geschick bekämpft worden. Nach Sombart setzt sich der Profit zusammen aus einbehaltenen Arbeitserträgen der Lohnarbeiter, ferner aus Antheilen, die dem Capitalisten von Arbeitserträgen selbstständiger Producenten (Handwerker und Bauern) zufließen. „In dieser Thatsache liegt die Begründung eingeschlossen für die Existenzmöglichkeit capitalistischer Handelsunternehmungen inmitten handwerksmäßiger oder bäuerlicher Production: ein Fall, den Marx bekanntlich immer nur als anormale Erscheinung hat deuten können." Wie hieraus ersichtlich, kann die Mehrwerthbildung immer nur auf Kosten Anderer vor sich gehen. Kurzum, einbehaltene Lohnantheile der eigenen Arbeiter zusammen mit den Antheilen an dem Arbeitsertrage fremder, aber selbstständig producirender Arbeiter bilden die Quelle des Profits.

Weiter ist zu berücksichtigen, daß die relative Productivität der Arbeit außerordentlich durch Dazwischentreten des Kaufmanns gesteigert werden kann. Volkswirthschaftlich betrachtet, trägt die disponirende Thätigkeit des capitalistischen Unternehmers wohl ebenso viel, unter Umständen auch mehr, zur Wertherzeugung bei als die technische Arbeit selbst. Es fragt sich nur, ob die Profitrate des Unternehmers unter allen Umständen seiner disponirend-calculatorischen Arbeitsleistung entspricht. Doch hier gelangen wir zu einem neuen Problem: die Bewerthung der menschlichen Arbeit überhaupt. Vom Standpunkt des Volkswirthes betrachtet, lebt die ganze Gesellschaft von dem Arbeitsertrag eines Theiles der Bevölkerung, das Staatsoberhaupt nicht minder als der Gelehrte, der dramatische Dichter wie der Drehorgelspieler und Bettler, die Primadonna wie die Courtisane und die Cocotte der Straße — sie alle leben von den Mehrerträgen, welche durch die Arbeit der technischen Arbeiter erzielt werden. Aus dieser Thatsache leitet der Socialist das Recht des technischen Arbeiters auf den vollen Arbeitsertrag ab. Bei der vielfachen Verschlingung der wirthschaftlichen Betriebe und der Complicirtheit des capitalistischen Wirthschaftssystems läßt sich der Arbeitsertrag des Einzelnen aber nicht in Ziffern feststellen, wodurch sich neue Complicationen ergeben. Weiter ist zu berücksichtigen, daß auch viele Angehörige der nichtproducirenden Stände, der Wissenschaftler, der Ingenieur und Andere, durch neue Erfindungen und Entdeckungen, durch Verbesserungen der Productionsmittel die Productivität der technischen Arbeit steigern. Wir gelangen damit zu der Differencirung der productiven Arbeiter in technische und Kopfarbeiter, daneben bleibt aber das große Heer der „Parisiten" der Gesellschaft, der Rentenempfänger, der Couponschneider, der Bänkelsänger und der Cocotten, als Aneigner des Mehrwerthes der technischen Arbeit bestehen. Extreme Socialisten rechnen selbst die Zwischenhändler in diese Kategorie. So unter anderen Bebel (Die Frau und der Socialismus): „Die täglich zunehmende Menge der Zwischenpersonen hat aber noch andere Uebelstände im Gefolge. Obgleich meist stark sich mühend und in Sorge arbeitend, ist diese zahlreiche Classe in allen ihren Schichten eine Classe von Parasiten, die unproductiv thätig ist und ebenso von dem Arbeitsproduct Anderer lebt, als die eigentliche Unternehmerclasse." Nicht minder scharf zieht Marx gegen die Parasiten zu Felde: „Der Unterschied zwischen höherer und einfacherer Arbeit beruht zum Theil auf bloßen Illusionen oder wenigstens Unterschieden, die längst aufgehört haben, reell zu sein und nur noch in traditioneller Convention fortleben ... Uebrigens muß man sich nicht einbilden, daß die sogenannte höhere Arbeit einen quantitativ bedeutenden Umfang in der Nationalarbeit einnimmt. Laing, vor Kurzem Schatzkanzler von Indien, rechnet, daß in England die Existenz von 11 Millionen von Aristokraten auf einfacher Arbeit beruht. Nach Abzug einer Million von Aristokraten und einer zweiten Million von total Verarmten, Vagabunden, Verbrechern, Prostituirten und dergl. von den 18 Millionen der Bevölkerungszahl zur Zeit seiner Schrift, bleiben vier Millionen Mittelclasse mit Einschluß kleiner Rentner, Beamten, Schriftsteller, Künstler, Schulmeister ꝛc."

Man ersieht aus beiden Citaten, daß die Grenze zwischen productiver und unproductiver Arbeit, Werth und Mehrwerth großen Schwankungen unterworfen ist und ihre Festsetzung schließlich immer vom subjectiven Ermessen des ökonomischen Kritikers abhängig ist. Für unsere Zwecke ist indessen der Streit um die Werththeorie von geringem Belang, ebenso wie die Höhe der jeweiligen Profitrate des Unternehmers und die Vertheilung des Mehrwerthes. Uns interessirt allein die Thatsache, daß der Capitalismus die ökonomische Basis zur Aneignung des Mehrwerthes fremder Arbeit geschaffen hat, sei es nun durch die unmittelbare Ausbeutung der Waare Arbeitskraft Seitens des capitalistischen Unternehmers oder durch die mittelbare Ausbeutung der Arbeiskraft durch Investirung eines Capitals. Der Capitalismus schafft fortwährend neue Modalitäten für die eine Gruppe von Personen sich den Mehrwerth der Arbeit Anderer anzueignen. Der Profit ist des Capitalismus liebstes Kind! Die Erzielung von Gewinn ist der erste und letzte Zweck jeder Production geworden, damit hat die Production zugleich aufgehört, ein Problem

Digitized by Google

technischen Könnens zu sein, und sie wird zu einem Problem speculativer Berechnung. Der Producent ist nicht mehr technischer Arbeiter, sondern in erster Linie Kaufmann (Fabrikant). Die neue Zwecksetzung der Production, nämlich die Erzielung von Profit, hat nicht nur unserem gesammten Wirthschaftsleben, sondern auch dem geistigen Leben und nicht zum Geringsten auch dem modernen Menschen das eigentliche Colorit gegeben. Ziehen wir das Alles in Erwägung, so schrumpfen alle Anderen, unser Culturleben bewegenden Factoren, die sog. Imponderabilien, die spontan entstehenden religiösen und politischen Ideen, das Aufkommen einer großen Persönlichkeit u. A. in nichts zusammen, oder sie können im besten Fall nur als eine vorübergehende Erscheinung in Betracht gezogen werden. In früheren Zeiten, die weniger von dem Princip der reinen Erwerbswirthschaft beherrscht waren, mögen die Imponderabilien eine unvergleichlich größere Rolle gespielt haben, heute leitet das vorherrschende wirthschaftliche Princip das Leben des Einzelnen wie der Völker. Der Capitalismus hat ein Moment in das Culturleben hineingetragen, für das die Weltgeschichte kein Analogon bietet. Auf der Bildfläche ist ein neues Geschlecht erschienen, nicht der vielfach citirte und gänzlich mißverstandene Uebermensch Nietzsche's, sondern der capitalistische Mensch, der aus kleinlichen, engherzigen Motiven handelt, weil ihm der Profit das Höchste gilt, auf den aber auch mit vollem Recht Mephisto's Selbstcharakteristik gilt, nämlich der da ist:

„Ein Theil von jener Kraft,
„Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Wir gelangen damit zur Psychologie des capitalistischen Menschen, deren Darstellung für einen folgenden Artikel vorbehalten sei.

England und die Unterseeboote.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Auf der Haager Conferenz war England für das Verbot von Dum Dum- und ähnlichen Geschossen nicht zu haben. Es hätte aber mit Freuden zugestimmt, wenn die Conferenz, wie ursprünglich in Aussicht genommen, auch den Unterseebooten als einer unfairen, grausamen Waffe zu Leibe gegangen wäre. Denn diese kleinen Dinger waren dem meerbeherrschenden Albion, so sehr es sie in einem Gemisch von selbstgefälliger Ueberhebung und schier unglaublicher Rückständigkeit*) mit Spott und Verachtung übergoß, entschieden unheimlich. Der erste Lord der Admiralität, Mr. Goschen, wollte sie herablassender Weise allenfalls für Seemächte zweiten und dritten Ranges gelten lassen. Kaum war aber dieser Herr von seinem Posten abgetreten, so erfolgte ein entschiedener Umschlag. Großbritannien selbst wurde nicht weniger als das Ausland durch die im März 1901 Seitens des Vertreters der Admiralität abgegebene Erklärung überrascht, daß im Flottenhaushalt für 1901/2 ein Posten für den Bau von fünf Unterseebooten nach dem Hollandmuster (Holland ist ein amerikanischer Ingenieur) eingestellt worden sei. Noch größer wurde das Staunen, als man erfuhr, daß die leitende Behörde gar nicht erst die Genehmigung des Parlaments abgewartet, sondern schon 1900 — wie es heißt im September — die fünf Unterseeboote bei Vickers, Sons and Maxim zu Barrow in Auftrag gegeben hatte.

Bei jener ersten Ankündigung hob der Finanzsecretär der Flottenverwaltung, Mr. Arnold-Forster, noch hervor, daß Deutschland und Amerika den Unterseebooten nicht gewogen seien. Für Deutschland traf das zu; in Bezug auf die Vereinigten Staaten wäre aber das gerade Gegentheil zu sagen gewesen. Solche grobe Unkenntniß ist eigentlich nur einem englischen Staatsmann gestattet! — Aber auch ander Orten zeigte sich Aehnliches. So z. B., wenn noch im Mai 1900 der „Engineer" seine wider die Unterseeboote gerichtete Weisheit dahin abgab, daß als Motor für sie nur die Dampfmaschine in Betracht komme, während eine solche aus Gründen, die einem Kinde einleuchten müssen, für die Fahrt unter Wasser ganz und gar ausgeschlossen ist. Das nebenbei.

Daß England zunächst das in jedem einzelnen Theile bekannte, weil in keiner Weise geheim gehaltene Hollandboot übernahm, war durchaus vernünftig. Man legte sich zwar von vornherein nach einer bestimmten Richtung hin fest, aber man ersparte sich auch zeit- und geldraubende Vorversuche und war gewiß, eine einigermaßen — das Hollandboot ist sowohl verbesserungsbedürftig, wie -fähig — brauchbare Kriegswaffe zu erhalten. Und das rasch; wenn auch nicht so rasch, als man sich in der Zeit der Verachtung der Unterseeboote gedacht hatte. Damals hieß es: wollen wir Unterseeboote, so können wir sie in beliebiger Zahl innerhalb weniger Monate und mit geringen Kosten bauen. Nun stehen aber, wenn plötzlich ein Krieg ausbricht, auch nicht „wenige Monate" mehr zu dergleichen Rüstungen zur Verfügung, und dann scheint es mit den wenigen Monaten auch seine besondere Bewandtniß zu haben. Im September 1900 wurde, wie schon gesagt, mit dem Bau begonnen und so viel man weiß, gleich mit allen fünf Booten. Nun liefen vom Stapel: das erste Boot Anfang October 1901, das zweite im Februar, das dritte im Mai, das vierte im Juni und das fünfte im August 1902! Mit dem Stapellauf sind die Boote obendrein noch keineswegs fix und fertig.

Rasch kann man das nicht nennen. Und auch mit der Billigkeit hapert es, denn nach von verschiedener Seite ausgegangenen Meldungen belaufen sich die Baukosten für jedes auf 5000000 Mark. Somit hätte man an Stelle der fünf kleinen Boote einen gepanzerten Kreuzer von beträchtlicher Tonnenzahl haben können!

Die in England gebauten Unterseeboote sind 63 Fuß 4 Zoll lang und 11 Fuß 9 Zoll breit. An der Oberfläche werden sie durch eine Naphtha-Maschine getrieben, untergetaucht durch einen elektrischen Accumulatoren-Motor. Die Geschwindigkeit beträgt an der Oberfläche 9 und unter Wasser 7 Knoten in der Stunde. Das für eine Besatzung von 7 Köpfen eingerichtete Boot hat eine Wasserverdrängung von 120 Tonnen. Ob dies das zweckmäßigste Maß ist? Die Franzosen, die allmälig bis zu einem Unterseeboot von 226 Tonnen hinaufgegangen waren, haben in der letzten Zeit nur noch Boote von 70 Tonnen Wasserraum gebaut.

Bei Bestellung der Boote war man in England, wie amtlicherseits mit Nachdruck betont wurde, von ihrer Brauchbarkeit noch keineswegs überzeugt. Man that den Schritt nothgedrungen, fast widerwillig. Aber allmälig erwachte das Interesse an dem gefährlichen Fahrzeug; erst im Lande und dann gar in der Admiralität selbst. Ende August 1901 war in der „United Service Gazette" zu lesen: „Es ist keine Frage, daß viel von dem Interesse, welches das Haus der Lords dem Flottenbauplan widmete, der Frage der Leistungsfähigkeit von Unterseebooten galt. Die in Frankreich gemachten Erfahrungen stellen es außer Zweifel, daß die Unterseeboote in einem zukünftigen Kriege eine äußerst störende (most disturbing) Thätigkeit entfalten werden . . . Unsere Admiralität behält den Bau von Unterseebooten sorgfältig im Auge, und obgleich noch einige Zeit vergehen wird, bevor die ersten fünf Boote fertig gestellt sind, hat sie bereits ein sechstes, in mancherlei Beziehungen verbessertes Boot in Auftrag gegeben."

*) Nach 1900 erklärte die „Army and Navy Gazette", die Unterseeboote seien seit ihrer Erfindung vor 250 Jahren (?) in keiner Weise vervollkommnet!

Digitized by Google

In der That fielen die ersten Versuche mit den fertigen Hollandbooten durchaus ermuthigend aus. Aber belustigend wirkten auf Jeden, der dem Entwickelungsgange der Unterseeboote in England einigermaßen gefolgt war, die triumphirenden Meldungen über diese Versuche. Heute wurde mit naiver Selbstgefälligkeit berichtet, wie viel Stunden die Mannschaften in dem über dem Wasserspiegel hermetisch verschlossenen Bootskörper ausgehalten; morgen, wie lange sie das Gleiche unter Wasser gethan, übermorgen wurde die Anbringung eines Periskops bejubelt. Alles Dinge, die anderwärts längst bis zur unantastbaren Gewißheit festgestellt waren.

Very satisfactory indeed — hieß es mit einem kindlichen Stolze, der deutlich von der Rückständigkeit Englands auf diesem Gebiete Zeugniß ablegte. Als die fünf ersten Boote fertig waren, schrieb der „Morning Leader“: „Diese Unterseeboote waren zunächst nur zur Probe gebaut, aber sie zeitigten so befriedigende Ergebnisse, daß die englische Unterseebootflotte (!) jetzt als eine der ersten der Welt angesehen werden kann (!!!).“

Selbstverständlich steht im Uebrigen die britische Schiffsbaukunst zu hoch, als daß die Firma Vickers-Maxim im Verlaufe des Baues nicht allerlei Verbesserungen des ursprünglichen Musters hätte herausfinden sollen. Die Admiralität that gleichfalls das Ihrige, und es ist als gemeinsames Patent der Beiden (Vickers und Admiralität) das bereits erwähnte sechste Boot, auch A 1 genannt (was auf eine Serie solcher Boote schließen läßt), entstanden. Ganz abgesehen von dieser Schlußfolgerung bemerkte Mr. Arnold-Forster kürzlich: „Die Admiralität gedenkt mit dem Bau von Unterseebooten fortzufahren.“

Vom sechsten Boot ist nur mit Sicherheit bekannt geworden, daß es 100 Fuß lang ist — also von noch viel größeren Abmessungen als Nr. 1 bis 5 — und daß es die für solche Fahrzeuge ganz ungewöhnliche Geschwindigkeit von 15 Knoten an der Oberfläche erreichen soll. Auch wird das von Sir Howard Grupp inzwischen erfundene und an diesem Boote angebrachte Kleptoskop, das ist eine Vorrichtung zum Projiciren der über dem Wasserspiegel sich zeigenden Bilder nach dem Bootsinnern gleich dem Periskop, sehr gerühmt. Vor ein paar Jahren galt es noch jenseits des Canals wie auch bei uns als unumstößliche Doctrin: das Unterseeboot ist blind geboren und wird ewig blind bleiben. Ob sich die in England auf das Kleptoskop — auch in Italien ist ein verbessertes Instrument dieser Art erfunden — gegründeten Erwartungen verwirklichen werden, bleibt abzuwarten. Warum aber sollte die schier unbegrenzte technische Kunst unserer Zeit nicht auch der hier vorliegenden Schwierigkeiten, zum Wenigsten für nicht zu sehr bewegte See, Herr werden?

Um das Bild zu vervollständigen, habe ich neben der amtlichen auch noch der privaten Unterseebot-Bauthätigkeit in England zu gedenken. Sie knüpft sich an den Namen des Franzosen Goubet und ist erst im Entstehen begriffen. Der Erfinder hatte in seinem Vaterlande kein Glück und wandte sich nach England. Alsbald gründeten zur Ausbeutung der Erfindung englische Capitalisten die British Submarine Boat Company. Goubet will ganz kleine Boote von 11 Tonnen für 120 000 Mk. und größere für 600 000—800 000 Mk. bauen. Er handelt sich hier also ganz und gar um ein Privatunternehmen; keineswegs hat, wie vielfach geschrieben wurde, die englische Regierung Goubet's Erfindung angekauft.

Das ist der Stand der Unterseebootfrage in England. Vorsichtige und im Grunde des Herzens den Unterseebooten wenig geneigte Beurtheiler, wie die Army and Navy Gazette (v. 30. August d. J.) sagen: „Die mechanische Möglichkeit der unterseeischen Schifffahrt ist jetzt zweifelsohne (abundantly) festgestellt, aber der Werth dieser Fahrzeuge als Kampfmittel ist noch nicht erwiesen.“ Andere gehen in der Werthschätzung noch weiter, und es ist nicht zu verkennen, daß im Ganzen ein günstiger Wind für die Unterseeboote weht. Entwickeln sich die Dinge so weiter, so wird England vielleicht in einigen Jahren seine Wettbewerber überflügelt ud thatsächlich das Unterseeboot am Besten ausgebildet haben.

Dann wird Deutschland sich vielleicht auch besinnen.

Literatur und Kunst.

Der Nobelpreis.

Eine Betrachtung zu Schiller's Geburtstag.

Von Max Bewer (Dresden).

In Stockholm wurden die Berathungen darüber eröffnet, wer in diesem Jahre die fünf Nobelpreise erhalten soll. Für einen Mediciner, einen Chemiker, einen Erfinder, einen Dichter idealer Gesinnung und einen Friedensförderer stehen alljährlich je 150 000 Kronen aus dem Riesenvermächtniß des verstorbenen Dynamitkönigs zur Verfügung. Für die edle Beruhigung des menschlichen Gemüths durch die Musik und die Erhebung der Seele durch die bildende Kunst, die Malerei, die Bildhauerei und die monumentale Gewalt der Architektur ist merkwürdiger Weise kein Preis bestimmt worden. Wenn ein guter Freund des ideal gesinnten Verstorbenen nur in ihm den Gedanken angeregt hätte, auch die erziehende Gemüthswirkung dieser Künste mit einem anfeuernden „Culturpreis“ zu bedenken, es wäre gewiß geschehen. Aber Niemand dachte daran, und so wird in Ewigkeit aus formalen Gründen unterbleiben, was greifbar im Geist des Testamentes liegt. Männer, wie Carnegie, die Millionen von Dollars für öffentliche Volksbildungszwecke geben, könnten sich vielleicht überlegen, ob sich nicht durch ein Anschluß-Testament an die Nobelstiftung das latente Idealrecht der vier versehentlich übergangenen Künste nachträglich noch befriedigen läßt. Unsummen, die in amerikanischen Bibliotheken für die übrige Welt unerreichbar bleiben, könnten dann wie ein befruchtender Samen über den ganzen Erdkreis geworfen werden, wo immer nur still sinnende Künstler am Erziehungswerk des menschlichen Geschlechts begriffen sind, sei es durch den Wohllaut der Farben, der Formen oder der Töne.

So wird unter allen Künstlern „nur“ ein Dichter gesucht; und zwar soll es ein idealgerichteter sein. Wenn der arme Schiller noch lebte, wäre die Wahl nicht schwer. Aber dann würde auch Goethe noch leben, und der alte Streit, wer größer sei, würde sich von Neuem erheben.

> Immer noch streitet man sich, ob Goethe größer als Schiller;
> „Goethe natürlich“, so denkt heut' Nicolai's Berlin;
> Kleiner erscheint auch mir der im Aether leuchtende Schiller,
> Doch weil Goethe sich nur näher der Erde bewegt!

so begann ich eine Reihe von literarischen, politischen und philosophischen Sprüchen, die unter dem Titel „Xenien“*) die geistigen Kämpfe unserer Zeit beleuchten sollen. Somit glaube ich, daß Schiller den Vortritt vor Goethe erhalten hätte, zumal es sich hier um einen geistigen Wettstreit handelt, der weniger auf die Fülle der Fähigkeiten als auf die ideale Kraft der Grundgesinnung seine Bedingungen baut. Schiller genießt bezeichnend genug gerade bei den Skandinaven mehr Verehrung als Goethe, der, dunkelhaarig und braunäugig, ebenso weit nach der sinnlichen Reife Italiens gravitirt, als Schöpfer der Mignon und der venetianischen Elegien, wie der rothblonde und hochgewachsene Schiller nach den reineren Sphären des Nordens. Dies Hyperboräische in der

*) „Xenien von Einem“, 111 S. 1,50 Mk. Dresden, Glöß 1901.

Digitized by Google

abstract-ätherischen Poesie Schiller's empfinden die Skandinaven deutlich; er wirkt auf sie wie ein Nordlicht aus dem — Süden. Geheime Rassebeziehungen liegen hier zu Grunde. Durch Schwaben streiften nordgermanische Cimbern. In den „Xenien" sagte ich etwas von diesem geheimen Verrollen und Wiederauftauchen des Blutes. Holsteinische Edelleute gewährten dem seelisch sich aufrichtenden Schiller die erste Geldhülfe, ohne die er in Mitteldeutschland vielleicht zusammengebrochen wäre, wie sein Seelenbruder Hölderlin in Schwaben. Der skandinavische Nobelpreis wäre ihm gleichfalls sicher gewesen, denn keines Dichters Bild entspricht so sehr den inneren Absichten dieser Preisstiftung als die geklärte Gestalt Friedrich Schiller's, der im wesenlosen Scheine hinter sich zurückließ, was uns mit Goethe alle bändigt.

Wenn sich dieser Reichthum aus dem Norden in sein mit giftigen Arseniktapeten dürftig ausgestattetes Professorenstübchen ergossen hätte, er hätte vielleicht noch bei Zeiten seine kranke Brust in der Sonne Italiens, schaffend an der Braut von Messina, oder in der Bergluft eines idyllischen Schweizerthales am Tell arbeitend, wieder gesund baden können. Man machte den brustschwächlichen Mann zum Professor, man verpflichtete ihn, in einem trockenen Schulraum lange Geschichtsvorträge zu halten, während vielleicht ein Wort von Goethe beim Herzog von Weimar genügt hätte, die Mittel zu beschaffen, den sich aufreibenden Dichter in das Land der Goldorangen zu schicken, wo ein milder Wind aus warmem Süden weht. Aber Goethe dachte nicht daran, wie Niemand daran gedacht hat, dem Dynamitkönig bei Zeiten zu sagen, daß auch Künstler, wie Beethoven, Richard Wagner, Thorwaldsen, Anselm Feuerbach, Böcklin und Gottfried Semper, Zeiten hatten, wo sie einen Nobelpreis von 150 000 Kronen sehr gut hätten brauchen können. Goethe hätte gewiß für seinen Freund Schiller an eine italienische Reise denken können; vielleicht weiß Jemand nachzuweisen, daß er es auch gethan hat; ob aber der Herzog die Mittel gegeben hätte? In den Weimarer Kämmerei-Rechnungen soll sich der Nachweis gefunden haben, daß der Umgang mit einer russischen Gräfin dem Fürsten mehr kostete, als die Berufung Goethe's, Schiller's, Herder's und Wieland's nach Weimar zusammengenommen.

„Ich möchte noch fünf Jahre leben," rief Schiller, nur um die gereift vor ihm leuchtenden Früchte seines Geistes dem Volk und der Menschheit noch in den Schooß werfen zu können. Er hoffte bestimmt, diese fünf Jahre noch aushalten zu können, dann wollte er gern wie ein edler Renner an seinem Ziel, kaum fünfzigjährig, zusammenbrechen — aber vierzehn Tage nach diesem Ausspruch rührender Hoffnung war er todt; „Handwerker trugen ihn". Der Fürst war auf Reisen; Goethe hatte die Grippe... es war ein Begräbniß, als wenn Kinder eine erfrorene Nachtigall verscharren...

Wenn man in den Erinnerungen des Sohnes von Johann Heinrich Voß liest, wie Schiller, sich unwohl fühlend, einmal sein Töchterchen zum Spielen zu sich auf's Sopha nahm, es schäkernd herzte und küßte, es dann plötzlich zur Erde ließ, sein Gesicht der Wand zukehrte und, von der Gewißheit seines nahen Todes übermannt, bitterlich zu weinen begann, so kann man wohl zum Himmel die bittere Frage thun, warum Niemand bei Zeiten der frühen Zerstörung dieses edlen Geistes durch ein wenig Ruhe und Muße und Liebe Einhalt that. 58 oder gar 68 Groß- und Kleinfürsten gab es damals auf deutschen Thronen, viele sehr reich, die meisten stark oder doch gut vermögend, alle gewiß im persönlichen Ueberfluß lebend, aber kein Einziger war unter ihnen, der gegen diesen Geistesfürsten auch nur ein Zehntel — Nobel war; keines Mediceers Güte lächelte, nur die dunkle Fürstengruft öffnete sich ihm ...

Les rois s'en vont. Die Schiller sind todt, und die Sully Prudhomme's bekommen die Nobelpreise. Nun, wenn man keine Statue zum Bekränzen hat, so thut es auch eine vase brisée ... jedenfalls besser, als ein realistischer Spucknapf. Einen ausgesprochenen Naturalisten zum Nobelpreis vorzuschlagen, wie es geschehen ist, heißt den Geist des Erblassers beleidigen. Denn mag in der Gegenwart oder in der Zukunft zeitweilig der Naturalismus größere oder interessantere Dichtungen hervorbringen, als der Idealismus, so wollte der Verstorbene doch keineswegs diese als dichterische Leistungen überhaupt ausgezeichnet wissen, als vielmehr gerade im Gegensatz zu ihnen den unter dem Druck der naturalistischen Erfolge zurückgebliebenen Idealismus wieder angefeuert sehen. Das stärkste realistische Talent wird also im Kampf um den Nobelpreis einem Idealisten, auch wenn er rein-schriftstellerisch weniger begabt ist, unproductiver, unplastischer und problemloser, a priori doch im Nachtheil sein. An dieser Grundgrenze zwischen Idealismus und Realismus gilt es, die wie Motten an das Preislicht drängenden Erscheinungen streng zu scheiden; und die schwedischen Skandinaven skandiren gut. Sie schnitten am Naturalismus kalt ab, indem sie, unbeirrt um den tausendfachen Zuruf „Zola" mit dem Lorbeer auf Sully Prudhomme zuschritten, das idealistische Veilchen, das im Verborgenen blühte ...

So liegt es in der Natur der Sache, daß die literarische Zutheilung des Nobelpreises vielleicht immer ein überraschendes Befremden erregen wird; denn das Licht der Realisten wirkt stärker auf die Netzhaut des Tages, auf die Zeitungsredactionen, die Kaffeehausliteraten, die Clubs und die Cliquen der Modernen, als das weltfern aus ewigen Höhen erst langsam in einzelnen Gemüthern sich verbreitende Licht des Idealismus. Multatuli ist heute in aller Leute Munde, aber trotzdem schätzten ihn vor zwanzig Jahren kaum sechs oder sieben persönliche Bekannte. Wer kannte vor zwanzig Jahren Gobineau, den Dichter der Renaissance? Multatuli und Gobineau hätten den Nobelpreis wohl verdient, aber hundert Mal eher hätte ihn damals Berthold Auerbach bekommen. Den kannten Alle, aber diese Niemand, obschon sie gleichzeitig lebten. Wie es Sterne giebt, deren Licht man erst sieht, wenn sie schon längst ihren Platz gewechselt haben, so giebt es auch Geister, die man erst sieht, wenn sie längst nicht mehr auf Erden weilen. Man spürt, daß die Aufgabe der Nobelpreisvertheiler nicht leicht ist; die realistischen Größen liegen grell zu Tage, für kurze Zeit, der Himmel des Idealismus ist tief und dunkel ... er birgt die Ewigkeit!

Einen Chemiker, einen Mediciner und einen Erfinder kann man leichter nach seinem Menschheitswerth bestimmen; denn ihre Leistungen sind handgreiflich sichtbar und nach den exacten Maßstäben der Wissenschaft auszumessen.

Streit wird sich jedoch, wie um den Lorbeer des Dichters, um die Palme des Friedens erheben. Wie man Zola für die Poesie vorschlug, so könnte man dem Minister Chamberlain die Friedensprämie geben; denn Zola schrieb Romane, ist also ein „Dichter", und Chamberlain schloß Frieden, ist also ein Friedensförderer. Die Welt und die Engländer müßten nicht so närrisch sein, wie es Shakespeare vor dreihundert Jahren schon den Todtengräber im Hamlet wissen ließ, wenn es nicht heute thatsächlich und leibhaftig Leute in England geben sollte, die Chamberlain's „humane Friedensreden" zur Prämiirung nach Stockholm schickten. Jedenfalls haben die Männer in Amt und Würden mehr Gewalt über Krieg und Frieden als die idealsten Friedensgeister, die mit bewundernswerther Ausdauer, aber auch mit beklagenswerthem Mißerfolg ihr „Die Waffen nieder!" in den Lärm der — Waffen rufen! Und darum möchten ohne Scherz im vollen Ernst diese Randglossen zum Nobelpreis mit einem anderen Spruch aus meinem kleinen „Xenien"-Buch beschlossen sein:

Dem ist verheißen ein Preis, der am meisten gewirkt für den Frieden;
Die's mit der Feder gethan, strömen schon schnatternd herbei;
Ehre, wem Ehre gebührt! So gebt ihn dem Kaiser von Deutschland,
Der das siegreichste Schwert hält mit der Myrthe umkränzt!

Digitized by Google

Emile Zola als Theoretiker und Dichter.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Emile Zola ist plötzlich dahingeschieden. Angesichts dessen sehen wir uns gezwungen, das gewaltige Lebenswerk dieses aus rüstigster Schaffenskraft abberufenen Schriftstellers als abgeschlossen zu betrachten. Seinen letzten Band „Arbeit" in der Hand, schauen wir zurück zu den Tagen, in denen der kühne Schilderer der Nachtseiten des Lebens, der rücksichtslose Ankläger der menschlichen Gesellschaft den Romanschriftstellern neue, noch unbetretene Wege zeigte, Wege, die man in der französischen Literatur eine Zeit lang als einzig erstrebenswerth hinstellte, so daß Zola ein gefürchtetes Oberhaupt der Naturalistenschule wurde und eine wahre „Schreckensherrschaft des Naturalismus" heraufbeschwor. Diese Ereignisse, die sich in den 70er bis 80er Jahren des 19. Jahrhunderts abspielten, haben inzwischen eine durch das Fließen aller Dinge leicht erklärliche Umwandlung erfahren. Viel staunenswerther sind die inneren Wandlungen, die sich in dem Naturalistenführer selbst vollzogen, der wunderbarer Weise heute als „reiner Idealist" vor uns steht und mit seinem letzten vollendeten Werk „Travail" in weltbeglückenden Utopien schwelgte. Weisen wir diese langsame Evolution an Zola's Hauptwerken nach.

Emile Zola, der arme Angestellte der Buchhandlung Hachette, hatte zunächst tastend und unsicher nach sich selbst gesucht und einige kleinere Bücher veröffentlicht: die „Contes à Ninon", in denen der spätere Zola kaum zu erkennen ist, und „La confession de Claude", eine uninteressante Autobiographie. Seine erste bedeutende literarische That war der Roman „Therèse Raquin", der, später dramatisirt, ein Markstein für das naturalistische Drama wurde. Nachdem ihm der Verleger Lacroix (später Charpentier) die Existenz gesichert hatte, — durch ein Abkommen, nach welchem Lacroix dem Dichter ein monatliches Gehalt von 500 Frcs zahlte, wofür sich dieser verpflichtete, einen Band pro Jahr fertig zu stellen — ging der junge Mann, seinem Vorbild Balzac getreu, muthig an die sich selbst gestellte Aufgabe, die Natur- und sociale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich zu schreiben. Es entstanden die Rougon-Macquart, die 1871 mit „La fortune des Rougon" begonnen und 1893 mit „Docteur Pascal" vollendet wurden.

Zola hatte hierbei zwei gewaltige Ziele im Auge. Einmal wollte er durch dies Riesenwerk die verlotterte Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs an den Pranger stellen, die nach dem Staatsstreich, von gierigem Hunger nach Millionen, von wahnwitziger Genußsucht besessen, im neu aufblühenden Paris schwelgte, während eine ungezählte Schaar von Enterbten und Unterdrückten immer tiefer in materielles und moralisches Elend hinabgestoßen wurde. Sodann sollte damit eine Romangattung geschaffen werden, die er mit dem Namen Experimental-Roman bezeichnete. Um zunächst auf seine neuen künstlerischen Absichten hinzuweisen, schickte er dem Romancyclus eine Programmschrift voraus, „le roman expérimental", in welcher er eine Studie des berühmten medicinischen Forschers Claude Bernard über experimentale Medicin auf die Romantechnik ummodelte. „Wenn die experimentale Methode, so folgert Zola, in der Medicin zur Kenntniß der physiologischen Bethätigungen des Menschen führt, so muß sie dem Romanschriftsteller auch die Erkenntniß des geistigen und moralischen Lebens vermitteln." Der Schriftsteller hat sich also zunächst zum Beobachter zu machen. Er hat den Menschen und seine Umgebung zu studiren, wie sie ihm das Leben bietet. Hierbei aber darf er nicht stehen bleiben. Er soll seine dem wirklichen Leben entnommenen Gestalten aus ihrer unmittelbaren Umgebung herauslösen, sie sich unter ganz anderen Bedingungen und Verhältnissen entwickeln lassen, als die, worin er sie kennen lernte, um dann auf geradezu wissenschaftlichem Wege nachzuweisen, wie ihre angeborenen, ererbten Neigungen und Anlagen auf ganz bestimmte Einflüsse reagiren. Mit einem Wort, er soll experimentiren.

Zola's geistiger Führer war bei Aufstellung dieses Programms kein Geringerer als Taine gewesen, und der große Naturalist machte sich zum eifrigsten Verfechter der Theorie des einflußreichen Philosophen, nach welcher das Individuum ein Product von Rasse, Milieu (Umgebung) und Zeitpunkt ist. Fortan war er bemüht, zu untersuchen, was die und die Leidenschaft, in dem und dem Milieu unter ganz bestimmten Zeitverhältnissen in Bezug auf das Individuum und die Gesellschaft hervorbringt. An die Theorie Taine's knüpfte er mit wissenschaftlichem Ehrgeiz eine zweite, eigene, von der erblichen Belastung. Die Vererbung wollte er zur praktischen Darstellung bringen, und obwohl er eingesteht, „daß wir in solch' precären Fragen nur stammeln", ist er in der Ausführung bei Weitem nicht so bescheiden. Die wahre Aufgabe des „roman expérimental" erblickt er darin, das Unbekannte zu erschließen und sich durch ein nahezu wissenschaftliches Verfahren zum Herrn der Natur zu machen. So „zieht er die menschliche Maschine auf", um sie unter den verschiedenartigsten, von ihm selbst gestellten Bedingungen ablaufen zu lassen.

„Ich will erklären," heißt es im Vorwort zu den Rougon Macquart, „wie sich eine Familie, eine kleine Gruppe von Wesen in einer Gesellschaft benimmt, die zehn bis zwanzig Individuen das Leben giebt, welche anfangs ganz ungleich erscheinen. Die Analyse wird jedoch ergeben, wie innig sie miteinander verkettet sind, denn die Erblichkeit hat ihre Gesetze wie die Schwere." Das Experiment beginnt unter folgenden Voraussetzungen: Adelaide Fouque, die reiche, excentrische Tochter eines Grundbesitzers aus Plassans, hat den kräftigen, hartnäckigen Bauern Rougon geheirathet. Nach dessen Tode ist sie dem tollkühnen Schmuggler Macquart, einem Säufer, verfallen, hat mit ihm in wilder Ehe gelebt und ist, nachdem der Geliebte erschossen wurde, wahnsinnig geworden. Die Nachkommen, theils Rougon's, theils Macquart's, zerstreuen sich als Kind und Kindeskind in alle Schichten der Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches, in Folge ihrer ererbten Eigenschaften treffliche Objecte für Zola, den Theoretiker. Sie müssen unter den tausendfachen widersprechenden Einflüssen des verlotterten Paris zu Geschöpfen Zola's werden, d. h. sich nach der Gesetzmäßigkeit entwickeln, die dieser ihnen vorschreibt. Dieses anscheinend wissenschaftliche Verfahren entpuppt sich im Verlauf der Geschehnisse als ein Verfahren größter Willkür und geradezu als eine Vergewaltigung der Natur, die der Hauptvertreter des Naturalismus anfangs so objectiv als möglich darstellen wollte. Statt sie in ihrer Mannigfaltigkeit zu erfassen und zu schildern, wie es sein Vorbild Balzac, der gewaltige Schöpfer der „Comédie humaine" gethan hatte, corrigirte er sie und bändigte sie in noch unbestätigte, der Physik entlehnte Gesetze. Die Gefahr lag für ihn nahe, zu einem allzu schematischen Verfahren verleitet zu werden, und er entging dieser Gefahr nicht. Hierin liegt die Wurzel all' seiner Schwächen. Zola, der Theoretiker, der Schöpfer des Experimental-Romans, war sein eigner Feind.

Hoch über ihm steht der Dichter; sein künstlerisches Temperament durchbricht in seinen Meisterwerken alle Theorie und stürmt dahin, ein gewaltiger Strom heißen, zuckenden Lebens. In der Schilderung angehäuften, zusammengedrängten Lebens, gewaltiger egoistischer Triebe, die rücksichtslos ihr Ziel erreichen wollen, liegt Zola's geniale Dichterkraft. Ergiebt diese Schilderung des Egoismus zunächst ein durchaus pessimistisches Weltbild, von dem wir auf's Tiefste erschüttert werden, sucht er die angefaulte Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs nur als etwas dem Untergange Geweihtes darzustellen, so vollzieht sich in ihm selbst eine tiefgehende Evolution. Immer mehr beachtet er in dem verlotterten, einen gräß-

Digitized by Google

lichen Vernichtungskampf herbeiführenden Treiben den starken, neues Leben bergenden Unterstrom der menschlichen Gesellschaft, die neuen Lebens- und Hoffnungsquellen in der Menschheit selbst. In der Darstellung dieses gleichsam unterirdischen Gährens und Ringens nach Neugestaltung der gesellschaftlichen Ordnung entfaltet er seine Kraft.

Ich denke hier vor Allem an Zola's Meisterwerk, „Germinal", das gewaltige Epos des Arbeiterelends, von der grandios-schauerlichen Poesie mittelalterlicher Todtentänze. Aus Blut und Leichen heraus läßt er hier die Hoffnung auf die keimende Saat hervorbrechen, auf die endliche Erlösung der Geknechteten durch Arbeit, Wissenschaft und Liebe. Noch ist hier jedoch der pessimistische Zug vorherrschend; die Nachtseiten des Lebens lasten auf uns mit erdrückender Wucht und niederschmetternder Hoffnungslosigkeit. Doch schon im Künstlerroman „L'œuvre" finden wir, daß Zola's Pessimismus activ wird. Er will die Welt von allen Trostlosigkeiten durch den Mahnruf „arbeitet" erlösen. „Allons travailler!" rufen sich hier die Freunde eines gescheiterten Künstlers am Grabe dieses besiegten Kämpfers zu. Es ist das Leitmotiv, welches fortan Zola's Schriften durchziehen wird. Ist die Arbeit heute noch fruchtlos, so bietet sie doch die einzige Möglichkeit, die Menschheit dereinst zu retten und zu beglücken. Je mehr die „Rougon-Macquart" ihrem Ende zugehen, desto deutlicher vernehmbar wird dieses Leitmotiv. Immer mehr ringt sich Zola von dem trostlosen Pessimismus los, Kraft seiner fanatischen Liebe zu Arbeit und Wissenschaft. Im „Docteur Pascal" klingt sein gewaltiger Romancyclus aus in einem Hohelied auf die Wissenschaft, auf die reine Liebe und auf das Leben selbst, das zuletzt siegreich über alles Kranke triumphirt, in der Hoffnung auf eine große, bessere Zukunft des Menschengeschlechts, herbeigeführt durch uneigennützige Arbeit für die Menschheit. Diese Arbeit wird sich vollziehen im Laboratorium der Chemiker und Aerzte. Sie wird aber unterstützt werden müssen durch die übermächtige, erbarmende Liebe für die Menschheit.

Diesem Gedanken, der sich allmälig aus den Rougon-Macquart entwickelt hat, verleiht Zola, seiner in's Colossale gehenden Phantasie entsprechend, einen neuen monumentalen Ausdruck durch die Trilogie der Städte „Lourdes", „Rome", „Paris". Sie bedeuten den gewaltigen Zusammenbruch der drei morsch gewordenen Stützen der alten Culturwelt, des Wunderglaubens (Lourdes), der katholischen Hierarchie (Rome) und der christlichen Barmherzigkeit (Paris). Dieser Zusammenbruch vollzieht sich in der Seele des jungen Abbé Pierre Froment, des Seelsorgers einer der ärmsten Gemeinden von Paris. Pierre ist nach heftiger Glaubenskrisis, zu welcher ein Besuch der neuen Wunderstätte Lourdes den ersten Anlaß gegeben, ein eifriger Anhänger des socialen Katholicismus geworden. Nicht strengstes Festhalten am Dogma, noch mittelalterlicher Wunderglauben können die Menschheit erlösen: die Rückkehr zur reinen Moral des Evangeliums allein ist im Stande, dereinst einen Ausgleich zwischen dem namenlosen Elend der Enterbten und der Genußsucht der Besitzenden zu treffen. In seinem Eifer, der guten Sache zu dienen, und diese ihm gewordene Ueberzeugung so viel als möglich zu verbreiten, hat er ein Buch: Das neue Rom veröffentlicht, in welchem er alle Wohlgesinnten beschwört, in solchem Sinne dem socialen Elend Abhülfe zu schaffen. Von der Kirche erhofft er die endgiltige Erlösung der geknechteten Menschheit — und diese Erlöserin wird dann noch immer ihren Sitz in Rom haben. Rom, das uralte, wird sich verjüngen und, von der zeitlichen Macht, die es so oft in Schuld und Unwürde stürzte, allmälig sich befreiend, wird es rein und geläutert als geistiger Mittelpunkt unter den Völkern der Erde stehen, die von ihm beschirmt einem neuen goldenen Zeitalter entgegensehen. Die katholische Kirche hat sich nicht überlebt, ihre äußere Hülle nur ist morsch geworden, sie wird von selbst zerfallen. Ihr geistiger Gehalt aber wird, ein edler Phönix, aus Schutt und Asche emporsteigen und über die Welt hinschweben: das neue Rom.

Dieses mit voller ursprünglicher Begeisterung geschriebene Buch hatte Pierre viel Freunde und wohlwollende, hochgestellte Gönner erworben. Da traf ihn wie ein Blitzstrahl die Nachricht: sein Buch sei der Gesellschaft des Interdicts als gefährlich bezeichnet worden.

Pierre kann es nicht fassen. Sofort eilt er nach Rom, um selbst als warmer Fürsprecher seiner Sache aufzutreten. Oberflächliche Geister nur mußten es flüchtig durchblättert haben. Der groß denkende, warm fühlende Leser aber konnte unmöglich die tiefe Wahrheit und die hohe, edle Mission des Buches verkennen. Nur solchen will er seine Ideen entwickeln und mit heiligem Freimuth den Papst selbst für seine Sache zu gewinnen suchen. Er kommt in Rom an. Reich an Illusionen geht er an die Vertheidigung seines Buches; Enttäuschung auf Enttäuschung trifft ihn. Auch verzögert sich seine Abreise von Woche zu Woche, da die Audienz beim heiligen Vater erst durch eine Unzahl von Empfehlungen und Befürwortungen ermöglicht werden kann. Die Pforten des Vatikans sind keineswegs dazu da, daß jedes bedrückte Kind der Kirche ohne Weiteres da anklopfen und sich Trost holen kann. Schlimmer als bei jedem weltlichen Fürsten sind sie von einer Unzahl von Würdenträgern umstanden, die alle, statt in christlicher Eintracht zu handeln, gegen einander intriguiren. Endlich wird er von Leo XIII. in geheimer Audienz empfangen. Er wirft sich vor ihm nieder. Die Begeisterung, mit der er sein „Neues Rom" geschrieben, überkommt ihn. Er fühlt sich als Abgesandter der ganzen leidenden Menschheit. Ihr Angstschrei ist's, der jetzt von Pierres Lippen ertönt, der dem Stellvertreter Gottes auf Erden in die Seele schneiden und sein Herz mit unendlichem Erbarmen erfüllen muß. Den Papst der Versöhnung, Leo XIII., fleht er an, und dieser muß ihn hören. Er wird ihn verstehen und den ersten Stein zu dem erhabenen Geistesbau legen, von welchem er geträumt: zum neuen Rom. — Da richtet sich der heilige Vater auf, streng, hart und kalt. Er hat Pierre nicht verstanden. Der junge Priester hat Lourdes verdammt, am Dogma gerüttelt und die weltliche Macht der Kirche verkannt. Sein Buch ist nicht nur thöricht, sondern gefährlich. „Studire eifrig die Schriften des heiligen Thomas von Aquino, mein Sohn," beschließt der Papst sein Verdammungsurtheil, „und dein Glaube wird sich wieder befestigen!" Und Pierre beugt sich vor ihm und zieht sein Buch zurück. Wozu noch weiter kämpfen, wenn dem obersten Schirmherrn der Kirche die scholastische Weisheit eines Thomas von Aquino zur Führung durch alle brennenden Fragen der Zeit genügt; wenn er sich nur den Kopf an dem Jahrhunderte alten Gebäude leerer Aeußerlichkeiten stößt, in dem er Herz und Geist, zu dem er einst hindurchzudringen glaubte, vergebens sucht! Nur eine Revolution wird den hohlen Bau stürzen und der Menschheit ihr Recht zum Glück wieder verschaffen können.

Blutenden Herzens, in all seinen Hoffnungen enttäuscht, verbringt er die letzten Stunden in Rom. Da fällt ihm beim Packen ein unscheinbares Buch in die Hände, ein Handbuch der Naturwissenschaften. Wie ein erlösender Hauch weht es ihm daraus entgegen. Ja, vergebens versteifen sich kleinliche, engherige Menschen darauf, die alten unhaltbar gewordenen Illusionen zu wahren. Dieses unscheinbare Büchlein wird sie langsam, aber sicher zerstören. Es wird keiner Gewalt bedürfen: die Wissenschaft schreitet nie gewaltsam vorwärts. Auch kann sie nie bankerott machen, denn sie verspricht nie das Absolute. Allmälig nur zerstört sie den Irrthum und erobert die Wahrheit.

In „Paris" richtet sich der innerlich gebrochene Pierre unter wackeren Geistesarbeitern an der Hand der Wissenschaft wieder empor. Gewaltige, farbensatte Bilder, die großartigen Eindrücke, die der Dichter von den verschiedenen Stimmungen der Riesenstadt giebt, bilden den Rahmen dieses großen

Digitized by Google

Ideengemäldes. Wir sehen die außen glänzende, doch an vielen Stellen angefaulte Oberfläche von Paris; wir sehen die Schätze, die in seiner Tiefe ruhen. Ein Hinweis auf die verborgenen Lebens- und Zukunftsquellen ist von erhabener Größe; es liegt darin ein befreiender Optimismus, der uns mit so vielen Nachtseiten von Zola's Werken wieder aussöhnt. Der Dichter setzt seine ganze Hoffnung auf die Jugend. „Mitten in den traurigsten socialen Zuständen der Ungerechtigkeit und Corruption sitzt die wahre Jugend, die man nicht kennt, in den Schulen, Laboratorien und Bibliotheken. Diese Jugend arbeitet; sie wird den Morgen herbeiführen... Diese Jünglinge gehen mit dem Jahrhundert. Sie haben keine einzige seiner Hoffnungen verworfen und schreiten, entschlossen die Arbeit ihrer Vorläufer fortzusetzen, immer mehr dem Lichte, immer mehr der Freiheit entgegen." Welche Perspective! Zola eröffnet sie und verkündet, nachdem er zuvor die revolutionäre Gewalt als zwecklos zurückgewiesen, mit dem wahren Fanatismus eines Propheten den neuen Glauben: „Durch Wissenschaft und Liebe gestaltet man die Welt."

Er ist in die dritte Phase seines Schaffens eingetreten: nachdem er auf rein experimentale Weise die Naturgeschichte der Menschennatur und nur zu oft der menschlichen Bestie geschrieben, nachdem er sich als kühner Zerstörer alter Culturmächte gezeigt, tritt er als socialer Prophet auf, der begeistert die sich ihm offenbarte Religion der Zukunft predigt. Eine abermalige Romanserie, die „Vier Evangelien", sollte diese neue Religion theoretisch und in ihren praktischen Ergebnissen für die Menschheit darstellen. Aus dem Naturalisten ist ein Idealist, aus dem Pessimisten ein Optimist, ein Reorganisator und Menschheitsbeglücker geworden.

„Fécondité" eröffnete diese Serie von Laienpredigten. Hier schreibt Zola a priori den Völkern ihre socialen Pflichten vor; er will sie zur gesunden Vermehrung führen, indem er Beweise dafür erbringt, daß ihre Verminderung und Verfeinerung nur Ursachen traurigsten Verfalles sind, daß Laster und Krankheit als nothwendige Folge aus dieser Verfeinerung hervorgehen. „Fécondité" ist ein kühnes Buch, das nur ein Franzose schreiben konnte, ein Buch der furchtbarsten Anklage an seine Landsleute, die die Entvölkerung Frankreichs begünstigen. Er schließt mit einer Hymne auf das Leben, auf die ewig fruchtbare Natur, auf jeden neuen ihr entsprossenen Keim, den er als einen neuen Segen preist. Den sich vermehrenden Völkern zeigt er Wege zum Wohlstand durch den Hinweis auf Colonisationsbestrebungen. Und noch weiter geht der Optimist Zola. In „Travail" stellt er den Traum von einer neuen Menschheit in einer völlig neu organisirten Gesellschaft bereits als verwirklicht hin. „Travail" ist im Gegensatz zum „Germinal", diesem erschütternden Nachtstück, das Buch des Tages. Dort das gebückte Elend, über das der Ausbeuter triumphirt, hier die Arbeiterschaft, der die Stunde der Freiheit schlägt, und die sich nun, ihrer Menschenwürde bewußt, stolz erheben darf als freie Bürgerschaft einer brüderlichen Gesellschaft, in der Friede geboren wird aus der gerechten Vertheilung von Arbeit und Reichthum. Und nicht durch gewaltsame Revolution ist ihr diese Befreiung geworden, sondern durch die langsame, friedliche Evolution der liebenden und denkenden Menschheit.

Die Jugend, die Zola verborgen am Glück der Zukunft arbeiten sah, gründet die ideal-anarchistische Industriestadt nach dem System Fourier's. Der Mann der Wissenschaft als Erfinder, der Capitalist und der Arbeiter vereinigen sich zur idealen Trilogie von Capital, Arbeit und Vernunft. Lukas, ein Sohn Pierre Froment's, ist die Seele dieses Idealstaates, und bringt ihn zu höchster Blüthe. Er führt den denkbar glücklichsten Zustand des Arbeiters herbei, der sich solidarisch fühlt in der Ueberzeugung, daß das größtmögliche Glück eines Jeden in der größten Summe von Glück besteht, die für die Gesammtheit erreicht wird. „Wir arbeiten für uns, wenn wir für die Anderen arbeiten." Wir finden in „Travail" die vollkommene socialistische Utopie verwirklicht. Die Erfüllung aller Cooperativbestrebungen, aller communistischen und collectivistischen Ideale erzeugt in fabelhaft kurzer Zeit Liebe, Friede, Fruchtbarkeit und Wohlstand. Auf die absurden, geradezu lächerlichen Einzelheiten, in deren Schilderung sich der überzeugte Utopist freudig ergeht, ist unlängst an dieser Stelle bereits hingewiesen worden. Neben der großzügigen, fortreißenden Darstellungskraft, Zola's Stärke, treten in diesem letzten vollendet erschienenen Buch Zola's Schwächen immer schärfer hervor.

Seine Stärke beruht in der Wucht der Collectivdarstellung, in der Kunst, gewaltige Massen in Bewegung zu zu setzen und sie zu ungeheurer Machtfülle anschwellen zu lassen, so daß der Leser förmlich hypnotisirt wird. Er besitzt einen visionären Zug, der ihn die großartig düstere Poesie einer geschlossenen Masse herausfühlen läßt, die nur ein Gedanke beseelt. Selbst dann, wenn unserem Gedächtniß Einzelheiten seiner Romane entfallen sind, behalten wir den Eindruck zurück von einem kraftvollen Auf- und Niederwogen gewaltiger Lebensfluthen, die sich behaupten wollen. Ein weiterer charakteristischer Zug seines dichterischen Könnens ist das Zusammenstimmen im Großen erfaßter äußerer Dinge und Geschehnisse mit dem stark pulsirenden, inneren Lebensstrom seiner Werke, so daß dabei oft eine grandiose Symbolik herauskommt.

Und die vielfachen Schwächen Zola's? Es ist auf sie schon bei Betrachtung der theoretischen Seite seines Werkes hingewiesen worden; sie bestehen zunächst in einem argen Mißbrauch der Theorie der Vererbung. Die Forderung „Natur!" verleitete ihn bald immer mehr dazu, nur Schatten im Schmutz zu sehen, da wo im wirklichen Leben Licht und Schatten, Gutes wie Böses weit gleichmäßiger vertheilt sind. Zola's Naturalismus und mit ihm der Naturalismus überhaupt, entartete; nach den Romanen „Nana" und „la Terre" reichten sogar seine früheren Anhänger einen Protest gegen ihn ein. Das Zeitbild, was er uns mit den „Rougon Macquart" gegeben hat, ist bei aller Großartigkeit einseitig.

Wenn er sich nun auch in seinen jüngeren und jüngsten Romanen ganz andere Ziele steckte und sich zum kühnen Verfechter des Fortschrittes der Menschheit durch Arbeit, Wissenschaft und Liebe machte, konnte er sich trotz vorzüglicher Einzelheiten, trotz seines kühnen Eintretens für Wahrheit und Gerechtigkeit die Gunst seiner Landsleute nicht wieder erobern. Er war für den französischen Geschmack zu weitschweifig und zu grobschlächtig geworden. Die französische Kritik unterschätzte, indem sie die Quantität des Gebotenen verurtheilte, die Qualität, die das Ausland besser zu würdigen verstand, Uebertreibungen und Vergröberungen weise ausscheidend. Immerhin muß auch ich die mannigfachen Schwächen in Zola's letzten Werken zugeben. Er wandert gleichsam mit Siebenmeilenstiefeln durch alle socialen und moralischen Fragen und thut sie mit den Schlagwörtern „Wahrheit" und „Gerechtigkeit" ab. Er liebt die Vergröberung und bevorzugt die allzu einfachen Lösungen. Von jeher war er der feineren Psychologie abhold; das Individuum trat ganz hinter der Collectivdarstellung zurück oder wurde zum ungeheuerlichen, symbolischen Vertreter eines furchtbaren Lasters (vergl. „Nana", „La Bête humaine", „l'Argent"). In „Fécondité" und „Travail" verliert er die Grenzen der Wirklichkeit fast völlig aus den Augen und verkörpert in seinen Menschen ohne Rücksicht auf deren naturgemäße, individuelle Entwickelung seine jeweiligen Theorien. Er schiebt sie in Massen heran, wie er sie braucht, und seiner Beweisführung zu Liebe müssen sie gut oder böse, fruchtbar oder steril, social oder antisocialempfindend sein. So entsteht in seinen letzten Büchern eine reinliche Scheidung von Schafen und Böcken, und wie im Ammenmärchen geht es dem Guten gut, den Bösen aber bedrohen alle Arten des furchtbarsten Unterganges. Zola hat darin seine dichterischen und künstlerischen Ziele ganz seinen

Digitized by Google

socialen Theorien geopfert. Der Roman ist nicht mehr um seiner Selbst willen da, sondern wird zu einer Art Parabel, frei erfunden, um seine Lehre zu illustriren. Mehr und mehr treten auch die fesselnden Einzelschilderungen zurück, durch die sich der einstige Naturalist auszeichnete. Seine Bilder sind gleichsam Zeichnungen im Plakatstyl, nicht auf die Darstellung localer Einzelheiten ausgehend, sondern nach großen, oft auch groben Zügen strebend, die von der ganzen Menschheit gesehen werden sollen.

Der Theoretiker und Socialpolitiker hat allmälig den Dichter verdrängt; die Literatur schien Emile Zola immer mehr zu verlieren. Da es ihm jedoch nicht vergönnt worden ist, die „Vier Evangelien" zu beschließen, ist man heute nicht im Stande, endgiltig festzustellen, was die Menschheit etwa dafür an ihm gewonnen hat, welch' weitere Perspectiven er ihr nach dem utopistischen Traum „Arbeit" eröffnet.

Erst das Erscheinen von „Vérité" und die Herausgabe seiner gewiß längst fertig vorliegenden Pläne zu „Justice" werden ein abschließendes Urtheil über ein Lebenswerk gestatten, das in seiner Größe als Schöpfung eines Mannes fast einzig in der Literatur dastehen dürfte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ihr glücklichster Augenblick.

Von Therese Rösing.

Es klingelte am Windfang.

Der Herr, der die Glocke gezogen hatte, wünschte Fräulein Baumeister zu sprechen.

Erstaunt blickte das Dienstmädchen ihn an und dachte nach. Dann schlug sie ihm vor:

„Sie meinen wohl Frau Möller?"

Der fremde Herr lächelte in den Hut hinein, den er höflich in der Hand hielt, und wiederholte mit sanfter Stimme:

„Nein, ich möchte Fräulein Baumeister sprechen." Nach kurzem Ueberlegen setzte er gedämpften Tones hinzu: „Ich habe dem Fräulein Geld auszuzahlen."

In diesem noch nie dagewesenen Fall sah sich das Dienstmädchen nach Hülfe um, und es war gut, daß Gertrud, die älteste, fünfzehnjährige Tochter des Hauses, aus der Wohnstubenthür guckte, um zu sehen, wer sich eigentlich am Windfang unterhielte.

Der fremde Herr lächelte ihr zu, und sie kam näher.

„Der Herr will," das Dienstmädchen schluckte noch rasch „Tante Johanna" hinunter, „Fräulein Baumeister sprechen."

„Tante Johanna?" fragte Gertrud erstaunt.

„Er will ihr Geld bringen," fuhr das Dienstmädchen fort, stolz darauf, eine so überraschende Neuigkeit mitzutheilen.

„Geld?" wiederholte Gertrud. „Von wem denn?"

Der fremde Heer lächelte abermals, machte ein geheimnißvolles Gesicht und sagte:

„Das kann ich nur dem Fräulein selbst eröffnen."

Gertrud und das Dienstmädchen blickten sich an. Was für ein unerhörtes Vorkommniß!

„Mama ist nicht zu Hause," sagte endlich Gertrud unschlüssig.

„Ich wünsche auch nur mit Fräulein Baumeister zu sprechen," wiederholte der fremde Herr.

Man konnte nicht umhin, den Beharrlichen in's Wohnzimmer zu führen, und Gertrud rief laut durch's Haus nach Tante Johanna.

Die Gesuchte kam die Küchentreppe herauf, war sehr betroffen, als sie hörte, um was es sich handle, schwankte einige Minuten, ob sie, die Unverheirathete, noch nicht ganz Sechsunddreißigjährige, einen unbekannten Herrn empfangen dürfe, band auf das Zureden ihrer Nichte, die vor Neugier brannte, ihre Küchenschürze ab, rieb sich die Hände daran rein und trat, äußerlich ziemlich gefaßt, in das Wohnzimmer.

Der fremde Herr verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schloß die Thür nach dem Eßzimmer, wo Gertrud auftauchte.

Fräulein Baumeister schwankte wieder, ob sie ihm einen Stuhl anbieten solle, oder ob eine solche Aufforderung zu längerem Bleiben allzu vertraulich wäre ... Was für ein Unglück, daß ihre Schwester gerade ausgegangen war!

Der fremde Herr hatte wieder seinen Hut betrachtet, den er noch in der Hand hielt, und sagte sanft: „Ich habe Ihnen Geld zu bringen, gnädiges Fräulein ... nicht gerade viel ... eigentlich nur eine Kleinigkeit ... aber man nimmt es doch gern."

Gerührt und in Eile überlegte das Fräulein, wer der Wohlthäter sein könne, der ihr den freundlichen Mann mit dem Gelde zuschickte. Elf Brüder ihres Großvaters waren nach Indien gegangen, wie man in der Familie erzählte — — — vielleicht ein Legat von einem von ihnen? — Jeden, auch den kleinsten Zuschuß zu ihrem mageren Einkommen konnte sie herrlich gebrauchen.

Sie sammelte sich und fragte voll Geistesgegenwart:

„Von wem denn?"

„Ihr Loos ist mit einem kleinen Gewinn herausgekommen."

„Ach Gott," sagte das Fräulein und ein ganzes Kartenhaus von Hoffnungen fiel ihr zusammen. „Ich spiele ja gar nicht in der Lotterie."

„Nicht?" fragte der fremde Herr erstaunt. „Habe ich denn nicht die Ehre, mit Fräulein Burmeister zu sprechen?"

Sie schüttelte betrübt den Kopf. „Ich heiße Johanna Baumeister."

Er überlegte sich den Fall reiflich. „Sind Sie denn nicht die Schwester von Herrn Architekt Burmeister?"

„Ich habe gar keinen Bruder. Nur eine einzige Schwester, Frau Möller. Sie ist leider gerade nicht zu Hause."

Dem fremden Herrn that der Irrthum sehr, sehr leid. „Ich muß gestehen, gerade Ihnen hätte ich gern einen Gewinn gebracht ... Aber freilich, wenn Sie überhaupt nicht spielen ..."

Eine Weile blickten sie sich schweigend an, dann begann er von Neuem:

„Neulich brachte ich Frau Dr. Ellinghaus einen Lotteriegewinn ... Vielleicht ist Ihnen die Dame bekannt?"

Nein, Fräulein Baumeister hatte nie von ihr gehört.

„Es war auch nicht gerade viel ... ein paar hundert Thaler, aber Frau Dr. Ellinghaus war natürlich doch sehr erfreut darüber ... Und können Sie rathen, was sie mir als Trinkgeld gab? ... Zwanzig Pfennig gab sie mir! ... um ein Glas Bier zu trinken!" Seine Stimme bebte vor Entrüstung. „Aber wissen Sie, was ich that? Ich machte ihr eine vornehme Verbeugung ... so ... legte die zwanzig Pfennig auf den Tisch und sagte: Mit solcher Kundschaft will ich nichts zu thun haben! ... das sagte ich ... So sind Sie nicht, Fräulein Burmeister ... Sie hätten das nicht gethan."

„Baumeister," verbesserte sie ihn und bestätigte seine gute Meinung von ihr: nein, das hätte sie nicht gethan.

„Was man so in seinem Beruf erlebt," fuhr er zutraulich fort und trat ihr einen Schritt näher. „In dieser letzten Ziehung kommt Frau Kleinmichel mit einem Gewinn heraus ... fünftausend Mark ... Sie kennen die Dame doch gewiß! Die dicke Wittwe in der Mühlenstraße ... der Mann war Bäcker ... nach seinem Tode hat sie das Geschäft sehr vortheilhaft an einen Fremden verkauft ... an einen Hamburger ... nein! ich glaube, der Herr war aus Süddeutschland ... Vielleicht wissen Sie, Fräulein Burmeister?" ...

„Baumeister," verbesserte das Fräulein schüchtern.

Nein, sie wußte aber nicht, sie hatte überhaupt niemals den Namen Kleinmichel gehört, nur einmal, wie sie glaubte, auf einem Theaterzettel gelesen.

„Merkwürdig," sagte der fremde Herr ... „Na, die Frau Kleinmichel braucht's nicht, aber sie freute sich doch ... fünftausend Mark! wenn einem das sozusagen in den Schooß fällt, ist man nicht böse! ... Also ich bringe ihr das Geld, und können Sie denken, was sie mir gab, Fräulein Burmeister?"

„Baumeister," flüsterte das Fräulein, aber wieviel der fremde Herr von Frau Kleinmichel erhalten hatte, konnte sie nicht denken.

„Drei Mark gab sie mir," sagte er schmerzlich. „Wissen Sie, wie ich das nenne? ... Schäbig nenne ich das."

Das Fräulein nickte. Sie hatte mit großem Interesse zugehört und fand es auch schäbig.

„Sie hätten das nicht gethan," sagte der fremde Herr mit Ueberzeugung und betrachtete wieder seinen Hut. „Ja, dann muß ich das Geld also zu Fräulein Burmeister bringen ... Schade! Ich hätte es Ihnen viel lieber dagelassen ... aber freilich, wenn Sie gar nicht spielen! ..." Er that langsam einige Schritte nach der Thür hin und blieb dann stehen. „Warum thun Sie es denn eigentlich nicht? — — Man sollte wirklich dem Glück die Hand bieten ... Das ist Menschenpflicht."

Fräulein Baumeister schüttelte den Kopf. Ihre Familie hatte niemals in der Lotterie gespielt. Sie wußte daher gar nicht, wie man das überhaupt machte.

Der fremde Herr trat wieder näher zu ihr heran und sagte in geheimnißvollem Ton:

„Möchten Sie mir einmal Ihre Hand zeigen? Offen, die Handfläche nach oben?"

Sie gehorchte. Er betrachtete eine Weile schweigend die rauhe, ausgearbeitete Hand, lächelte befriedigt und stellte seinen Hut auf den Tisch. Bedächtig wählte er dann aus einer fettigen Brieftasche, die er unter seiner Weste hervorzog, ein rosa Lotterieloos heraus, wickelte es um den Zeigefinger und legte die kleine Rolle sänftiglich dem Fräulein in die geöffnete Hand.

Digitized by Google

„Sehen Sie die Sympathielinien?“ rief er entzückt. „Wie sie gerade auf das Loos zulaufen? Darauf würden Sie gewinnen ... ganz gewiß ... vielleicht den Hauptgewinn von hunderttausend Mark ... die Ziehung ist schon im nächsten Monat.“

Hunderttausend Mark! ... Fräulein Baumeister starrte das rosige Papier an, das ihr federleicht und doch schicksalschwer in der Hand lag, seufzte tief, schüttelte den Kopf und legte die kleine Rolle behutsam auf den Tisch neben den Hut. Soviel Geld, um in der Lotterie zu spielen, hatte sie gar nicht übrig ... keinen Groschen hatte sie übrig.

Der fremde Herr nahm das Loos, glättete es, las halblaut die Zahl darauf, schob es langsam in die Brieftasche und steckte sie an ihren Platz. Wieder machte er einige Schritte nach der Thür hin, blieb stehen, kam zurück, holte seinen Hut, betrachtete ihn und fragte:

„Die hübsche junge Dame war Ihr Fräulein Nichte?“

„Meine Nichte Gertrud. Die älteste Tochter meiner Schwester Marie ... nächsten Ostern wird sie confirmirt,“ antwortete das Fräulein.

„Könnten Sie sich nicht entschließen, mit dem jungen Fräulein zusammen ein Loos zu spielen? Wir haben in unserer Collecte immer die Bemerkung gemacht, daß es Glück bringt, wenn zwei Fräulein zusammen spielen ... besonders ein ... hm ... ein junges und ein ganz junges.“

Fräulein Baumeister sah plötzlich zerstreut aus und machte eine unruhige Bewegung. Ihr fiel der Braten ein, der schon zu lange ohne Aufsicht und mittlerweile gewiß ganz ausgedörrt war.

Vielleicht schien dem standhaften Gast der Fall hoffnungslos und er entlassen zu sein, er verbeugte sich höflich und ging wieder zur Thür. Die Hand auf dem Drücker, wendete er sich noch einmal nach ihr um und sagte vorwurfsvoll:

„Wie kann man nur so halsstarrig sein!“

Sie aber war durch das Eßzimmer davon gestürzt und kam ihrem Braten gerade im Augenblick der höchsten Noth zu Hülfe ...

Schon an der Hinterthür erfuhr die heimkehrende Hausfrau, was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen hatte. Sie traf dort mit dem Dienstmädchen zusammen, das noch rasch eine Handvoll Petersilie zum Garniren des Bratens aus dem Garten holen wollte und nun zwischen Thür und Angel wiederholte, was Fräulein Johanna in der Küche von dem merkwürdigen Besuch erzählt hatte.

Als Frau Möller die Treppe hinaufging, stürzte Gertrud ihr entgegen, folgte ihr in's Schlafzimmer und verkündete, während die Mutter Hut, Schleier und Spitzenboa abnahm, ausschüttelte und in den Schrank that, daß Tante Johanna beinahe den Hauptgewinn in der Lotterie gewonnen hätte.

„Schlenkere nicht mit dem Bein, Gertrud,“ mahnte die Mutter und bürstete sich vor dem Spiegel über ihr schönes, volles Haar.

„Sie spricht immer von dem fremden Herrn, der hier gewesen ist, Mama, es war aber nur ein Mann.“

Bei Tisch erzählte Tante Johanna, was ihr begegnet war. Sie sprach gern davon, denn es war an und für sich interessant, und außerdem fühlte sie, daß sie dabei Vernunft, Würde und Selbstständigkeit bewiesen hatte. Jedoch ihre Schwester sagte nicht die anerkennenden Worte, die sie von ihr erwartete, sondern lächelte nur vor sich hin. Die arme Johanna! Wieviel Wesens sie von einer solchen Kleinigkeit machte! Das kam, weil sie so gar nichts erlebt hatte. Immer im Krankenzimmer des Vaters, bis der vor drei Jahren gestorben war ... Wenn sie dagegen an ihr eigenes Schicksal dachte! ... Sie seufzte. Erst vierunddreißig Jahre alt und schon zwei Männer begraben! Den zweiten noch vor der Geburt seines jüngsten Kindes, des blassen, kleinen Mariechens.

Inzwischen war Paulchen, der einzige Sohn und eigentliche Herr des Hauses, der etwas langsam dachte, von der Aufregung der Anderen angesteckt worden.

„Ich weiß, was Du gethan hättest, Tante Johanna, wenn der fremde Mann Dir einen Sack mit Geld gebracht hätte.“

„Es war ein Herr, Paulchen,“ verbesserte die Tante.

„Du hättest ein Rad gekauft! ... ein Rad für mich!“ rief er. „Ebenso schön wie Karl Reinhard seins ... oder noch schöner!“

„Zum Radfahren bist Du viel zu klein,“ sagte Gertrud. „Du würdest Dir nur das Nasenbein zerbrechen, wie neulich Karl Reinhard. Er sieht jetzt ganz scheußlich aus ... wie ein Seehund ... Nein, wir würden für das viele Geld eine Reise machen. Nach Friedrichroda, wo Heine's hin sind ... oder nach Italien, wenn's so weit langt, nicht wahr, Tante Johanna?“

Frau Möller seufzte. Der Teppich im Wohnzimmer war sehr abgetreten und sie hätte auch gern einen Gasbadeofen gehabt.

Tante Johanna lächelte und fühlte sich glücklich und wichtig als Mittelpunkt des allgemeinen Interesses ... Oh Gott! Das große Loos zu gewinnen! Hunderttausend Mark! ... Wieviel Zinsen sie dann wohl hätte! Sie wollte es sich nachher wirklich ausrechnen! ... das große Loos! Ihr war zu Muthe, als ob das Glück vor der Thür stünde und nur darauf wartete, daß sie „Herein“ riefe ...

* * *

Nach dem Mittagessen ging sie mit den Kindern in den Garten, damit Schwester Marie nicht in ihrer Siesta gestört würde. Mariechen setzte sich neben den Stopfkorb der Tante auf die Bank, ihre Puppe im Arm. Sie war ein besonderes Kind, wie Jeder fand, und sagte nicht viel, aber in ihrem Kopfe hausten allerlei Gedanken, und zuweilen kamen ihr die auf die Lippen.

Paulchen, der sie immer auslachte, tummelte sich außer Hörweite unten im Garten herum, Gertrud hatte die himmlische Goldelse vor sich und beide Daumen in die Ohren gesteckt, da dehnte sich Mariechen weit zurück gegen die Banklehne, drückte ihre Puppe fester an sich, kreuzte die Füße, erhob den Blick zu dem tiefen Blau des Himmels und begann laut zu träumen. Tante Johanna störte sie dabei nicht, die war ihre Vertraute.

„Wenn wir einmal einen ganz, ganz großen Klumpen Gold finden, wie Hans im Glück, dann kaufen wir uns ein ganz kleines weißes Haus. Das steht mitten im grünen Wald, wo die Hirsche und Rehe wohnen, oder auf einer schönen grünen Wiese zwischen all' den bunten Blumen und Hühnern und Enten ... Und in dem kleinen weißen Haus sind viele blanke Fenster ... und in alle blanken Fenster scheint die Sonne hinein ... und mitten im Haus brennt ein lustiges Feuer, und auf dem Feuer steht ...

„Auf dem Feuer steht eine Pfanne, und darin backe ich für Mariechen einen schönen Pfannkuchen,“ fiel Tante Johanna ein.

Die Kleine sah sie starr an und fuhr dann in gleichmäßigem Tonfall fort: „Und auf dem lustigen Feuer steht ein großer Topf, und in dem Topf kochen wir ein schönes Mittagessen für die Hühner und die Enten und die Hirsche und die Rehe ... Und um das Haus rund herum ist ein großer, großer Garten ... und mitten in dem Garten steht ein Baum und der hat lauter goldene Blätter ... und oben darauf“ ...

„Und oben darauf,“ unterbrach Tante Johanna sie abermals, „sind rothe Aepfel, und die pflücken wir für Mariechen ab.“

Das Kind schüttelte den Kopf und blickte unverwandt zum Himmel hinauf, als sei dort alles zu sehen, was es schilderte.

„Nein! ... Oben darauf sitzt ein schöner Vogel. Und der hat einen silbernen Schwanz ... und der hängt bis auf die Erde hinunter ... und einen goldenen Schnabel ... Und wenn er den goldenen Schnabel aufmacht, dann singt er und das ist so schön, daß alle, die es hören, lachen müssen ... oder weinen! ... Horch!“ Das Kind erhob den Zeigefinger und lauschte andächtig.

Tante Johanna ließ den löcherreichen Strumpf fallen, den sie gerade in den Händen hin- und herdrehte, ungewiß, ob er noch ausbesserungsfähig sei und sah schläfrig in den Himmel hinauf. Ein leiser Wind trieb dort oben die weichen, weißen Wolken langsam durch das sonnige Blau und flüsterte hier unten mit Gras und Blättern ... Es klang fast wie ferner Gesang, süß und seltsam.

Am Windfang klingelte es, durch die geöffneten Fenster hörte man es bis hierher. Tante Johanna erschrak und nahm rasch den Strumpf wieder zur Hand. Wie kam sie nur dazu, sich so zu verträumen? In der letzten Zeit war ihr das öfter geschehen. Sie wußte auch, seit wann.

Seitdem sie neulich zum ersten Mal in ihrem Leben eine Reise ganz für sich allein gemacht hatte ... nicht weit, nur ein paar Stunden Eisenbahnfahrt und eine Stunde mit dem Wagen ... zu ihrer Cousine Emma auf's Land.

Als Kinder waren sie beide fast unzertrennlich gewesen, aber Emma hatte sich jung mit einem Gutsbesitzer verheirathet, und sie mußte ihren gelähmten Vater pflegen, denn die Mutter war schon lange todt. Als der Vater gestorben war, hatte Emma sie zu sich eingeladen. Damals paßte es nicht so recht, aber in diesem Sommer, als Marie mit den Kindern in's Seebad ging, war sie dort gewesen.

Wie sehr hatte sie sich über alles gefreut! Ueber Emma's Wirthschaft, in die alles ganz umsonst hineinwuchs, über das Vieh auf der Weide und das Brod im Backofen, über die blanken Milcheimer und die Ferkelchen, die appetitlich wie Marzipanschweinchen aussahen ... und am meisten über Emma's rothbäckige, sonnenverbrannte Kinder und ihren guten, guten Mann.

Sie hatte sich Heimweh nach dort mitgebracht und ein Gefühl unbestimmter Erwartung. Jeden Morgen dachte sie, heute, heute! jeden Abend: morgen, morgen! ... Aber es kam nicht ... Heute Vormittag, der fremde Herr! einen Augenblick hatte sie gedacht, da wäre es! und obgleich er sich nur geirrt hatte, merkwürdig war es doch gewesen!

Und jetzt ... jetzt! das zweite merkwürdige Ereigniß an diesem einen Tage: ein dicker, eingeschriebener Brief an Fräulein Johanna Baumeister. Der Briefträger hatte ihn eben gebracht, Frau Möller hielt ihn in der Hand, betrachtete ihn von allen Seiten, wunderte sich und rief durch's Fenster: „Johanna, Johanna! rasch!“

Die Adressatin mußte den Postschein unterschreiben.

Der Ruf zerriß die mittägliche Stille, aber Mariechen träumte mit offenen Augen weiter und Gertrud hatte, dank ihrer Daumen, überhaupt nichts gehört.

Johanna eilte herbei, Frau Möller reichte ihr einen Bleistift: „Unterschreibe nur gleich, der Briefträger wartet.“

Jetzt hielt Johanna den Brief in der Hand, betrachtete ihn von allen Seiten und wunderte sich ihrerseits. Prachtvolles, dickes, rosiges Papier, unbekannte, ungelenke Schriftzüge. Der Umschlag sah aus, als ob er nach dem Zukleben wieder vorsichtig geöffnet und geschlossen sei.

Digitized by Google

Von wem der dicke Brief wohl sein könnte? Johanna's Herz fing an zu klopfen.

„Lies doch nur," drängte Frau Möller. „Es ist ja ganz merkwürdig."

Johanna lachte aufgeregt und machte Miene, mit dem Brief die Treppe hinaufzueilen, um ihn in Gertrud's und ihrem Zimmer für sich allein zu lesen. Aber das litt Frau Möller nicht. Sie schob die Schwester in's Wohnzimmer, stellte sich neben sie, um mit ihr zusammen zu lesen, sagte ungeduldig: „Mach' ihn doch endlich auf!" und griff nach dem Brief.

Zum zweiten Mal heute zeigte Johanna Selbstständigkeit, hielt den Brief fest, ging an's Fenster und setzte sich dort auf Frau Möller's Privatplatz am Nähtischchen, was sie sonst nie wagte. Mit der großen Schneiderscheere schnitt sie den Umschlag auf, zog zwei dicht beschriebene Bogen heraus, glättete sie mit bebender Hand und begann zu lesen ... langsam ... mit immer trüber werdenden Augen.

Frau Möller war am Sophatisch stehen geblieben und beobachtete sie aufmerksam. Johanna konnte nicht zu Ende lesen, schluchzte ohne Thränen auf und ließ den Brief in den Schooß fallen, ihn mit den Händen zudeckend.

Erhobenen Hauptes saß sie da, den Blick in das sonnige Blau des Himmels gerichtet. Horch! — — — war das nicht ferner Gesang, süß und seltsam?

„Was steht denn eigentlich in dem Brief?" fragte Frau Möller ungeduldig, „von wem ist er überhaupt?"

Johanna wurde roth, räusperte sich, setzte zweimal an und sagte endlich gepreßt:

„Von Herrn Hegelmann!"

„Hegelmann?" Frau Möller war sehr verwundert. „Wer ist denn das?"

„Er war Inspector bei Emma's Mann ... Jetzt will er sich einen kleinen Hof kaufen und ... und ... mich heirathen."

Frau Möller fiel auf den nächsten Stuhl.

Johanna versuchte noch einmal den Brief zu lesen, es ging jedoch nicht, die Buchstaben verschwammen ihr vor den Augen. Aber sie wußte ja auch genug. Das Glück stand vor der Thür und wartete nur darauf, daß sie es hereinriefe, das große Loos, wieviel besser, wie unendlich viel besser als hunderttausend Mark! Jemand sehnte sich nach ihr ... sie war Jemand nothwendig!

Sie dachte nicht an Herrn Hegelmann's schwarze Nägel, an seine grobe Stimme und seine ungepflegten Manieren, sie dachte an ein kleines weißes Haus voll Sonnenschein, und am Heerd stand sie und backte und kochte für ihren Mann, der von Morgens früh bis Abends spät für sie arbeitete.

Frau Möller hatte sich etwas von ihrem Schrecken erholt und kam näher.

„Dich heirathen?" fragte sie scharf, „das ist ja einfach unmöglich ... Du denkst doch wohl nicht an solchen Blödsinn?"

Sie war sehr besorgt. Nicht weil Johanna's schmale Zinsen eine willkommene Erhöhung ihres eigenen, nicht übermäßig reichlichen Einkommens waren, auch nicht, weil Johanna's Fleiß ihr ein Dienstmädchen ersparte — — das nicht ... sondern weil sie für die Ehre der Familie fürchtete und wußte, daß mit Johanna's Starrkopf unter Umständen nichts anzufangen war ... Solch' ein Unsinn — — solch' eine unerhörte Blamage! ... Ein Inspector, ein ungebildeter, unbemittelter Mann! — — Und ihr Vater war Landgerichtspräsident gewesen!

„Es ist einfach unmöglich," sagte sie peremptorisch und legte ihre Hand der Schwester auf die Schulter. Johanna, die unsichere, unselbstständige, die jeden Menschen um Rath fragte, hob die Augen zu ihr auf. Sie standen voll Thränen, Thränen der Glückseligkeit und ein fester, unerschütterlicher Entschluß schimmerte hindurch.

Mochte kommen, was da wollte, mochte Mühe und Arbeit sie an Herrn Hegelmann's Seite erwarten, sie fürchtete sich nicht; — sie besaß einen Talisman, der sie stark machen würde: die Erinnerung an diesen Augenblick, den glücklichsten ihres Lebens!

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Fräulein Dr. jur. Anita Augspurg forderte in Weimar einen sie nach Namen und Ort fragenden Schutzmann auf, sie nur gleich mit zur Wache zu nehmen. Dem Polizeibeamten, der nachher ihre Personalien feststellte, erklärte sie, eigentlich habe sie den Schutzmann mit hergebracht und nicht der Schutzmann sie. Der Vorfall komme ihr gerade recht, sie brauche solches Material ꝛc.

Anita Augspurg's Vorgehen inaugurirt eine neue Aera. Sobald der freie Bürger gar nicht erst abwartet, bis er verhaftet wird, sondern den Schutzmann flehentlich um seine Sistirung bittet, schwinden mit einem Schlage alle Mißhelligkeiten, welche früher der freundschaftlichen Verkehr zwischen Behörde und Unterthan oft genug störten. Der Regierte sieht in seiner Verhaftung nichts als die edle Absicht der Regierung, ihm Material zu liefern, seinen Namen bekannt zu machen, ihn mit den Zeitungen in Verbindung zu bringen — was besonders aufstrebenden jungen Schriftstellern von Wichtigkeit sein wird. Die in letzter Zeit wiederholt vorgenommene Fesselung von Redacteuren gewinnt im Lichte des Augspurg'schen Systems ein ganz anderes Aussehen. Gerade in der Fesselung wird man von nun an einen höheren Grad behördlichen Vertrauens erblicken und die Executivbeamten flehentlich um diese Gnade bitten. Gefängniß und hohe Geldstrafen verlieren gleichfalls alle Schrecken. Wir brauchen solches Material.

*

In einem Gründerprocesse wurde einer der Angeklagten zu 30 Mk. Geldstrafe wegen Ungebühr vor Gericht verurtheilt. Er hatte dem Gerichtshofe schriftlich mitgetheilt, daß er den Vorsitzenden wegen Beleidigung verklagt habe, weil dieser ihm auf seine Angabe, er sei Ingenieur bei Siemens & Halske gewesen, erwidert hatte: „Wohl zum Stuben reinemachen?"

Die Strafe wegen Ungebühr ist mit Recht verhängt worden. In einer Zeit, wo die hervorragendsten Lustspiel- und Schwankdichter, wo selbst Sarah Bernhardt's Hamlet kein schallendes Gelächter mehr zu erwecken vermögen, ist saftiger Humor an Gerichtsstelle doppelt köstlich. Es mag sein, daß die Angeklagten, gemeinhin mürrische, menschenfeindliche Gesellen, für einen fidelen Spaß auf ihre Kosten schon darum kein Verständniß haben, weil sie ihn nicht sofort zurückgeben dürfen. Was bedeutet ihre Mißstimmung aber gegenüber der herzlichen Heiterkeit, die ein guter Witz in den Seelen aller anderen Anwesenden entfesselt? Unsere Angeklagten sollten altruistischer denken lernen und die kleingeistige Empfindlichkeit abstreifen, in der sich wehrlose und verängstigte Menschen oft befinden. Humor wirkt stets befreiend, und er wirkte auch in diesem Falle so. Die Angeklagten wurden nämlich sämmtlich freigesprochen. Na also!

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

D' Mali. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Bernstein. — Das Gastspiel der Frau Bernhardt im Königlichen Schauspielhause.

Der Münchner Rechtsanwalt, der schon zehn kleine Versuche gemacht hat, ein großer Herr im Bretterreiche zu werden, ist diesmal vom Glücke etwas mehr begünstigt worden. Sein Schauspiel „D' Mali" fand nach dem zweiten und dritten Acte recht günstige Aufnahme; nach dem ersten und letzten zischten die Unzufriedenen. Der zweite Act ist sehr theatermäßig, aber nicht theatralisch gebaut. Ein biederer Münchner Schuhmachermeister, der die Weißwurst und die Maaß Hofbräu nach der Predigt liebt, kommt durch seine kirchenfrommen Fragen hinter das G'spusi der Tochter. Die übliche ergreifende Scene, voll Vaterschmerz, Fluch und Mädchenjammer, leitet zu dem Entschlusse des Alten über, sich auf der Stelle mit dem Erzeuger des Verführers, dem Herrn Landgerichtsdirector, auseinanderzusetzen. Während des ganzen, übrigens viel zu langen, dritten Actes wird dann die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Ehe zwischen Hoch und Niedrig gewissenhaft durchgesprochen. Die stürmische Jugend und das klugerwägende Alter, der naive Plebejer und der correcte Patricier, sie Alle kommen zum Worte und dürfen ihre Ueberzeugung aufsagen, ohne daß der Autor ihnen mit subjectivem Empfinden in die Parade fährt. Bernstein läßt alle Marktweisheit, den Pfennigschatz der geistig Armen klingeln. Daß in der Ehe die Leidenschaft stirbt; daß gebüßte Lust die Sehnsucht nach ihr ertödtet; daß ein gebildeter Amerikaner uns näher steht als ein Gerbergesell', der mit uns im selben Hause wohnt — ähnliche Axiome werden zu Dutzenden servirt. Sonderlich unterhaltsam ist das eben nicht, und auf die Bühne gehören solche Disputationen in solcher Breite kaum.

Bernstein macht nicht in Gewaltsamkeiten. Nur im ersten Act, wo lustige Walzerklänge die Betende vom Muttergottesbilde fortzwingen und zu einem flotten Tänzchen zwingen, beleidigt seine Forschheit. Hier war schärfere und eindringlichere Begründung geboten. Auch daß d' Mali, das fromme, verständige, in kleinbürgerlichen Anschauungen aufgewachsene Mädel nach der ersten Redoute fällt — ich nehme wenigstens an, daß sie fällt; recht klar wird man sich nicht darüber, und am Ende ist es der Verfasser selber nicht — auch diese Zumuthung befremdet. Bernstein wollte uns zeigen, was doch nur ein Dichter zeigen kann: wie der Arme schuldig wird. Bei diesem Bemühen scheiterte der Rechtsanwalt. Alles Menschliche ist ihm fremd. Um so besser kennt er sich im Landrecht und im B.-G.-B. aus. Zwänge ihn die Bühnenconvention nicht, einen Schlußact zu schreiben, und taumelte er während

Digitized by Google

dieses Schlußactes nicht hülflos zwischen seinen eigenen Gestalten und seinen eigenen Absichten hin und her, dann wäre vielleicht Alles gut ausgegangen. So aber läßt er sich vier oder fünf Möglichkeiten, theaterwirksamen Schluß zu machen, offen, bereitet den Hörer auf alle vier oder fünf vor und entscheidet sich nach zehn Uhr Abends für die simpelste. Wird der socialdemocratische Bruder Malks den Verführer erstechen? Wird der Vater in seinem Schmerz zum Verbrecher werden? Wird die Malk sich tödten? ꝛc. ꝛc. Hebbels Maria Magdalena, Schnitzlers Christian, Sudermann's und Hartleben's Mädchen aus dem Volk — sie Alle geben sich in der Mali Rendezvous. Wie in einem Anwalts-Zimmer. Dr. Bernstein soll doch lieber Advocat bleiben.

*

Fedora und Tosca. Der Kassenerfolg Sarah Bernhardt's ist bedeutend gewesen; auch die Billethändler sind hoffentlich auf die Kosten gekommen. Weiter ist von der Sensation — als solche hat man den Berliner Besuch Sarah's seit Wochen dröhnend ausposaunt — nichts Besonderes zu berichten, denn es wurde uns nichts Besonderes gegeben. Die Fedora Sardous, in der Frau Sarah nach ihrem Debut im sogenannten Presseclub auftrat, soll eine Paraderolle Madames sein. Alle wilde Gluth der slavischen Frauenseele, die den geliebten Mann ermordet vor sich liegen sieht und ihn an seinem Mörder zu rächen schwört; alles entsetzliche Leid des Weibes, das diesen Mörder im neuen Geliebten entdeckt und nun zwischen Haß und Leidenschaft hin und her taumelt; die Erkenntniß endlich, daß der Getödtete ein Unwürdiger war und sie schamlos betrog — das Alles und mehr noch findet sich in Sardou's Fedora. Von den spannenden Scenen ganz zu schweigen, wo der gute Boris vor den Häschern verborgen werden muß, und ganz zu schweigen von dem schönen Tod, den die Heldin sich am Ende giebt. Fedora mag eine unerträgliche Coulissenreißerei in vier Acten sein; für die Komödiantin großen Styls ist das Stück eine Prachtnummer. Frau Bernhardt stylisirt nun freilich, stylisirt bis zum tz, mit durchtriebener Künstelei, aber großzügig ist sie nicht. Sie versagte überall da, wo Sardou Trumpf ausspielte. Die wilde Leidenschaft liegt ihr durchaus nicht, oder doch nicht mehr. In früheren Jahren hat sie vielleicht auch darin geglänzt; heute, wo sie mit beneidenswerther Rüstigkeit auf die Siebzig los marschirt, muß sie sich vor Ausschreitungen hüten.

Neben dieser Furcht vor den wuchtigen Scenen, die doch Herz und Rückgrat des Sensationsstückes sind, und ohne die es zwecklos wird, fällt Frau Sarah's allzu starke Neigung zur Pose unangenehm auf. Bei jedem Schritt, den sie thut, bei jeder Handbewegung, jedem Augenaufschlag, jeder Phrase macht sie darauf aufmerksam, daß sie mimt. Ja gewiß, die Grazie ihrer Gesten ist groß, ihr Mienenspiel erstaunlich rege, und der Wohlklang ihrer Stimme bezaubert noch heute. Aber das Alles bleibt tönende Schelle, weil man das Herz dahinter vermißt. Oder weil die Bernhardt doch nicht Schauspielerin genug ist, um uns dies Herz vorzutäuschen. So vergißt man keine Secunde lang, daß sie Nichts als Kunsthandwerk treibt; daß sie, statt in Menschenseelen, in geschliffene Spiegel schaut, daß ihre Leistung so genau abgezirkelt und ausgerechnet ist, wie die Lösung einer geometrischen Aufgabe. Wir, die wir auf den Brettern ein Bild des wirklichen, blutwarmen Lebens da draußen sehen, die wir athemlos dem Fluge des Poeten folgen wollen, uns haucht es aus dieser Maschinenarbeit eisig an. Jedes innere Interesse schwindet. Man beobachtet theilnahmsvoll die tausend Kniffe und Pfiffe der Dame, staunt ihre hoch entwickelte Technik an, wie man einen geschickten Seiltänzer anstaunt; wünscht auch wohl, daß unsere Schauspieler bei der Bernhardt sprechen lernten — aber ebenso rasch drängt sich Einem bei ihren Uebertreibungen ein Lächeln auf die Lippen.

Es kommt hinzu, daß sie sich allzu häufig wiederholt. Gewisse, an sich recht wirkungsvolle Geberden werden immer von Neuem präsentirt; immer von Neuem wählt die Schauspielerin Stellungen, bei denen ihr Profil zur Geltung kommt. Kurios ist dabei, daß eine so kluge Frau die Zuschauer für so wenig klug hält, ihnen auch dann noch Comödie vorzuspielen, wenn der erste Beifall aufgerauscht ist. Da posirt sie in der Haltung der seelisch Aufgelösten, von ihrer Rolle noch ganz Hingenommenen. Seht, so schreit diese Geberde, wie weit ich mich vergesse, wenn ich auf den Brettern stehe, wie unbarmherzig der künstlerische Dämon in mir meinen armen Leib zerfleischt! Paßt auf, — gleich stürze ich vor Ermattung und Erregung zu Boden!... Wenn man unverfälschte Komödie sehen will, muß man die vor die Gardine gerufene Sarah sehen.

Der zweite Abend gab sich feierlicher als der erste und war wirksamer als er. In der Hofloge das Kaiserpaar; in Parkett und Rängen zahlreiche stolze Uniformen; die Damen zum Theil mit allem Toilettenprunk der Saison behangen. Draußen im Vorraum aber drängte sich die dichte Schaar der Lakaien und Kammerkätzchen. Das Ganze sah nach einem literarischen oder gesellschaftlichen Ereigniß aus.

Nun ist Sardou's Tosca leider kein literarisches Ereigniß. Das krasse, an wilden Erregungen und nervenpeitschenden Effecten reiche Schauspiel hat vor langen Jahren, mit dem damals hochberühmten Fräulein „Barkany", in Berlin sehr gefallen. Die schreckliche Folterscene im dritten Act, die Ermordung Scarpia's und seine seltsame Aufbahrung durch die Mörderin — Alles das rechnet mit den brutalsten Instincten des Publikums. Hier kann eine Virtuosin der Technik, wie die Bernhardt es in unendlich mühevoller Selbstzucht geworden ist, dröhnende Triumphe feiern. Und sie erließ uns Nichts. Gewiß, auch in dieser Rolle gab sie sich keine Mühe, die schaurigen Geschehnisse aus dem Komödiantischen in's Menschliche zu übersetzen; aber die Kunst, die sie an Sardou's grobdrastisches Machwerk verschwendete, hatte etwas Imposantes. Bis die bei dem Alter der Künstlerin und nach so gewaltiger Kraftverausgabung erklärliche Müdigkeit eintrat, der der letzte Act zum Opfer fiel. Vorher leistete sie im Zusammenspiel mit Scarpia Erstaunliches. Wie alle Stadien der Angst, wahnsinniger Verzweiflung, starren Entsetzens sich auf diesem ausdrucksvollen Antlitz spiegeln; wie ihr Mienenspiel unter der grausigen seelischen Marter bebt, die der Unbarmherzige über sie verhängt, das ist packend und zuweilen hinreißend. Ich für meinen Theil bewundere noch mehr die kluge Gewandtheit der Bernhardt, mit ihrer Kraft Haus zu halten und sich selbst auf dem Höhepunkte, während der Entscheidung nicht völlig zu verpulvern, sie behielt für die beiden Hauptspiele des Abends die Trümpfe sicher in der Hand, und wer nach dem Tode Scarpia's das Haus verließ, ging mit einem starken Eindruck davon. Der Schlußact enttäuschte dann freilich um so nachhaltiger.

Die Bernhardt ist keine Schauspielerin von der Art, die wir lieben. Niemals geht ihr das Herz mit dem Verstand durch. Niemals siegt bei ihr das heiße Temperament, das rothe Blut über die glänzende Technik; niemals vermag diese glänzende Technik die Nähte zu verdecken, womit das Drama zusammengeheftet ist. Die Kunst der Bernhardt ist überstilisirt, übercultivirt, überreif. In Paris entzückt das, und wir haben kein Recht, uns darüber aufzuhalten. Ganz und gar nicht. Diese fein ciselirte, prunkvolle Arbeit sucht ihresgleichen, wir können ihr nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen. Immerhin kann es unser Wunsch nicht sein, daß die Bernhardt Schule macht. Im letzten Grunde ist ihre Kunstübung alexandrinisch. C.

*

Hamlet. Als vierte Gastrolle gab Frau Sarah Bernhardt den Hamlet. Es war „schaudervoll, schaudervoll, höchst schaudervoll!" Mit dieser Sensationsnummer verdarb sie sich den guten Eindruck, den einzelne Scenen ihrer Tosca, vor Allem aber die drei letzten Acte der Cameliendame hervorgerufen hatten. Da war ihre Technik von einer so imponirenden Größe, daß man nicht mehr unterscheiden konnte, was Pose, was Wahrheit war. Es ging etwas wie Unmittelbarkeit von ihr aus, sie schien wirklich zu empfinden, wirklich die Rolle zu leben. Das Gefühl: die Künstlerin unterschätzt zu haben, schlich sich ein, denn neben ihrem Virtuosenthum glaubte man auch ein wenig Seele zu verspüren. Diesen schönen Wahn hat sie nun mit ihrem Hamlet grausam wieder zerstört. Sie ließ uns durch ihn einen tiefen Blick in die Werkstatt ihrer Kunst thun, zeigte in unverhüllter Deutlichkeit das Rüstzeug, über das sie verfügt, demonstrirte förmlich, wie sie in Liebe, in Haß, in Kälte und in Leidenschaft, in thränender Rührung nnd in jauchzender Freude „arbeitet", wie sie die tausendfältigen Regungen der menschlichen Seele künstlich erzeugt, ohne sich selbst dabei irgendwie aufzuregen. Aber sie zeigte auch gleichzeitig, daß die Mittel, mit denen sie ihre Siege erficht, im Grunde doch beschränkt sind, daß ihr der große tragische Zug fehlt, den die Wolter mehr noch als die Duse, die auch überschätzt wird, hatte; daß das Gebiet, das sie souverän beherrscht, über rührsame Empfindsamkeit, wilde, nervöse Ausbrüche der Leidenschaft, leichtes Tändeln und liebliche Schelmerei nicht hinausgeht. Die Rollen, in denen sie Meisterin ist, ähneln sich daher alle mehr oder weniger. Beim Hamlet überschritt sie die Grenze, die sie sonst in kluger Abwägung der zu beabsichtigenden Wirkung genau innehielt, um ein Beträchtliches. Was sie bot, war ein Zerrbild und hatte mit Natur nicht das Geringste gemein. Wenn sie wenigstens interessant, geistreich, überraschend in Einzelheiten gewesen wäre! Aber Nichts dergleichen. Sie war langweilig. Der Gehalt der Dichtung Shakespeares blieb ihr ein Buch mit sieben Siegeln, das zu öffnen ihr wohl niemals gelingen dürfte. Sie stand der Rolle völlig haltlos gegenüber und versagte nach jeder Richtung hin. Ihr Organ, das sie sonst nur in Halbtönen gebraucht und das sie in tiefer Lage stimmen kann wie ein Instrument, klang brüchig, alt und widerspenstig. Und wie sprach sie! Einmal in schwerem, wuchtigen Pathos, die Verse skandirend; dann wieder trocken, lehrhaft, jedes Wort, jede Silbe, jeden Buchstaben endlos dehnend; gleich darauf wieder im leichtesten, flüssigsten Konversationston. Auch ihr Körper, der sonst eine so beredte Sprache spricht, drückte Nichts aus. Sie sah aus und spielte wie ein verwöhnter, ungezogener Junge. Dem Polonius trat sie auf den Fuß, die Köpfe von Rosenkranz und Güldenstern stieß sie aneinander. In der Schauspielscene kletterte sie wie eine Katze die Brüstung zum König hinauf und hielt ihm, als er wegstürmen wollte, eine brennende Fackel vor die Nase. Noch eine Nüance sei erwähnt. Sie fängt, um den Wahnsinn zu markiren, eine Fliege und deutet, als sie ihr wieder entschlüpft, das Summen und Brummen an. Es war eine Versündigung an Shakespeare. Die übrige Vorstellung war es noch mehr. L.

Digitized by Google

Notizen.

In seiner „Medea“ (Carl Krabb, Stuttgart) motivirt Paul Heyse fein und folgerichtig die That einer Kindsmörderin, die in ihrer Wildheit heutzutage beinahe unmöglich erscheint. — Milderen Sinn athmet die Novelle „Er soll dein Herr sein“. Die Stimmung vor dem Aufbruch der Truppen in den Krieg wird mit wenig Strichen sicher mitgetheilt und mit feinem Humor eine Liebesepisode zu gutem Ende geführt. Der Held erringt die Dame seines Herzens eben dadurch, daß er einer Bedingung, die sie ihm stellt, nicht Folge giebt. René Reinicke hat das Buch mit reichem Illustrationsschmuck ausgestattet und ihm künstlerisch-vornehmes Aussehen gegeben.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München, Kaulbachstraße 51a.) Es ist Herbst geworden. In den Alpen stehen die Wälder in der Farbenpracht, warmer, brauner und gelber Stimmungen, die den Wanderer mahnen an das allgemeine Absterben in der Natur. Schon ist der große Strom der Bergfreunde nach sommerfrischen Tagen wieder an die Berufsarbeit zurückgekehrt, und angenehme Erinnerungen an die Wanderungen in den Bergen werden wach. Da sind die „Alpinen Majestäten“ geradezu geschaffen, eine Lücke auszufüllen durch Festhaltung der prächtigsten Bilder aus der Alpenwelt und der Gebirge. Die uns vorliegenden zwei Hefte IX und X bringen großartige Aufnahmen aus den Oetzthaler Alpen, einer Welt von kühnen Zinnen und Spitzen, bedeckt von ewigem Schnee. Aus den Allgäuer Alpen zeigt uns eine außerordentlich gelungene Aufnahme die gewaltigen Bergriesen Trettach-Spitze und Mädelegabel, und der hochalpine Heilbronner-Weg, einer der großartigsten alpinen Höhenwege, enthüllt uns überwältigende Blicke in diese Welt grandioser Gebirgsformationen der bayerischen tiroler Grenze, der südlichsten Spitzen des Deutschen Reiches. Im Heft X, das uns in die West-Alpen versetzt, blicken wir vom Col du Géant auf das mächtige Mont-Blanc-Massiv; wir durchwandern die lieblichen Hochgebirgsthäler der Berner-Alpen, das Kanderthal und das Engstligenthal. Die Sella-Spitzen versetzen uns wieder in die Südhättischen Alpen. Von italienischer Stimmung angehaucht zeigt uns die Gilf-Promenade in Meran mit der Zenoburg, und von diesen prächtigen Bildern der West- und Ost-Alpen hinweg, werden wir in das wilde zur Küste schroff abfallende Gebirge der schönsten aller Inseln Madeira versetzt. Die Vielseitigkeit des X. Heftes „Alpine Majestäten“ zeigt wieder, wie die Verlags-Anstalt bemüht ist, reiche Abwechslung zu bringen aus der Gebirgswelt aller Herrenländer.

Von dem groß angelegten Werke „Thüringer Wanderbuch“ ist nunmehr der achte Band erschienen, und das Werk hat damit seinen Abschluß gefunden. (J. C. C. Brun's Verlag, Minden i. W.) August Trinius hat in diesen acht Bänden ein Werk geschaffen, das für immer einen ehrenvollen Platz in der deutschen Heimaths-Literatur einnehmen wird. Sechszehn Jahre sind über das Erscheinen des Werkes hingegangen, nun es vollendet vorliegt, ist es erst möglich, einen Ueberblick über seine gewaltige Stofffülle zu gewinnen und einen Blick in die Tiefe seiner Schätze zu werfen. Das Thüringer Land mit all' seinen Schönheiten und seiner herzerhebenden Pracht, seine Geschichte und Sage thut sich in diesen Wanderbüchern vor unseren Augen auf. Aber Trinius wollte noch ein Anderes, Höheres: Die Liebe zur Heimath stärken, das Nationalgefühl heben, die Anhänglichkeit an die vaterländische Scholle kräftigen — das sind die großen Ziele, die Trinius unablässig im Auge behalten und denen er einen Theil seines Lebens gewidmet hat. — Möge das Thüringer Wanderbuch auch in Zukunft Vielen ein treuer Begleiter auf ihren sommerlichen Fahrten durch das schöne Thüringer Land sein, ein Begleiter, der das Auge erfreut, der Herz und Geist erquickt.

Der Nordstern und Anderes. Helene Pichler's, bei Adolf Bong & Co. in Stuttgart erschienenen, acht Seenovellen werden den Ruf der Verfasserin weiter befestigen. Wir haben uns mit innigem Vergnügen in die Scenerie am Meer versenkt, die die poetische Darstellungskraft der Verfasserin so anschaulich vor unsere inneren Augen zu zaubern versteht. Namentlich ist die Naturschilderung meisterhaft, aber nicht weniger interessiren die markigen und eigenthümlichen Gestalten, welche kraftvoll und lebendig einherschreiten und die Scenerie mit ihren Leidenschaften beleben. Der „Nordstern“ insbesondere ist eine schön ausgereifte poetische Schöpfung, die sich auch durch vornehme Schreibart auszeichnet. Nicht nur Damen allein, welche die warme Empfindung, die alle Novellen belebt, vielleicht am deutlichsten herausfühlen, sondern auch Männern kann die Lectüre dieses Novellenbuches warm empfohlen werden. Da das Buch sehr elegant ausgestattet ist, so eignet es sich auch als Festgeschenk.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Karl Simrock. 56. Aufl. (Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.) Die neue Auflage der Simrock'schen Uebersetzung des „Nibelungenliedes“ erweckt besonderen Antheil durch das zum ersten Mal beigegebene Porträt Simrock's. Herman Grimm, der im vorigen Jahre verstorbene Aesthetiker, Sohn Wilhelm Grimm's, hat es 1852 mit kunstfertiger Hand gezeichnet, und von einem Enkel Simrock's, Heinrich Reifferscheid, wurde es jetzt in einer vornehm wirkenden Radierung wiedergegeben. Mit dieser Beigabe wird die Simrock'sche Nibelungenlied-Uebersetzung auch fernerhin ihren Weg finden zu allen Freunden unserer erhabenen altdeutschen Heldensage.

Abstammung des Menschen und die Bedingungen seiner Entwickelung. Für Naturforscher, Aerzte und gebildete Laien dargestellt von Dr. Moritz Alsberg. Mit 24 Abbildungen. (Verlag von Th. G. Fisher u. Co. in Kassel. Während sich vor etwa einem Jahre die Anthropologie fast ganz auf die vorgeschichtliche Archäologie und die Ethnologie zurückgezogen hatte, ist neuerdings die somatische Anthropologie, die Lehre von der Körperbeschaffenheit des früheren Menschen im Vergleiche zum jetzigen, wieder in den Vordergrund getreten, und die Entwickelungslehre hat auch hinsichtlich der Entstehung des Menschen wesentliche Förderung erfahren. Das vorliegende Werk stellt sich nun zur Aufgabe, alle die einschlägigen Forschungen und die auf sie gegründeten Annahmen übersichtlich zusammenzutragen und giebt so dem Leser Gelegenheit, sich nicht nur mit dem neuesten Stande der Wissenschaft vertraut zu machen, sondern auch sich selbst ein Urtheil zu bilden über die Berechtigung der vielfach im Kampfe mit einander liegenden Ansichten. Es darf deßhalb als im hohen Maße zeitgemäß bezeichnet werden.

Braune-Roßla erzählt in seinem „Arbeitsteufel“ (Hermann Seemann Nachf., Leipzig) Geschichten aus dem Kandidaten- und Lehrerleben auf den Domanialgütern. Wer das gemüthliche Kleinleben, wie es sich auf dem Lande und besonders in Thüringen abspielt, noch nicht liebgewonnen hat, den befreunden die Dorfgeschichten von Braune-Roßla sicherlich damit.

Auch in Lulu v. Strauß-Torney's „Bauernstolz“ (Dorfgeschichten aus dem Weserlande (Hermann Seeman Nachfolger, Leipzig) wird das Gemüthsleben der norddeutschen Bauernwelt lebendig. Ein Heraufklingen alles Heimathlichen und Volksthümlichen ist in diesen Bauerngeschichten. Dazu kommt eine volle Beherrschung des heimischen Dialekts.

Von Hans Kraemer's „Weltall und Menschheit“ ist jetzt der erste Theil als ein fünfhundert Seiten starkes Buch von der Firma Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, ausgegeben worden. Wirklich ein prächtiges Buch, das dem nach Wissen Strebenden zu einer unerschöpflichen Quelle hohen Genusses werden muß. Der erste Band bringt eine über drittehalb hundert Seiten sich ausdehnende Abhandlung des Professors Dr. Karl Sapper-Tübingen über die Erforschung der Erdrinde, dem sich der zweite Theil „Erdrinde und Menschheit“ desselben Verfassers anschließt. Den dritten Abschnitt bildet die „Erdphysik“ vom Privatdocenten Dr. Adolf Marcuse-Berlin, der darin nach einem historischen Ueberblick zunächst den Magnetismus und die elektrischen Kräfte der Erde behandelt und sodann über Ebbe und Fluth und die atmosphärische Hülle der Erde eingehender spricht. Sehr schön sind die zur Erläuterung des Textes dem Werke eingefügten farbigen Tafeln ausgeführt.

Elisabeth Gnade, Docendo discimus. Briefe eines Weltverbesserers. (Dresden und Leipzig, Karl Reißner.) Ein im Ganzen gut componirter Romans, der besonders durch treffliche Schilderungen des ländlichen Milieus und jener freien, starken, selbstherrlichen Naturen anspricht, die so fest mit dem heimathlichen Boden verwachsen sind. Der Fehler des Roman ist aber, daß er in Briefen geschrieben ist, denn die Verfasserin weiß keine guten Briefe zu schreiben. Dadurch wird bei ihr die Erzählung viel zu breit, dadurch vieles Ueberflüssige und Störende hinein. Wenn die Verfasserin wenigstens statt eines Helden eine Heldin hätte schreiben lassen! Aber diesen Briefen glaubt es Niemand, daß ein Mann sie geschrieben hat. Ein Mann schreibt nicht so geschwätzig, vor Allem nicht so zärtlich, ein Mann vermag auch nicht, seine eigenen Worte, die er während des Tages gesprochen, im Briefe, wörtlich und ausführlich, durch scenische Bemerkungen unterbrochen wiederzugeben. Das vermag überhaupt Niemand, der ursprünglich denkt und spricht und sein Leben nicht wie ein Schauspiel durchführt, bei dem er selber bewundernd zuhört. Alle diese Fehler machen das Buch zu keiner sonderlich anziehenden Lectüre. Starke Kürzungen sind unbedingt nothwendig.

Ludwig Volkmann, Die Erziehung zum Sehen. (Leipzig, R. Voigtländer's Verlag.) Das richtige Sehen ist schwerer, als man glaubt. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß wir oft nicht im Stande sind, die Farbe der Haare und Augen sogar gut bekannter Personen uns genau zu vergegenwärtigen. Unser Auge ist durch die einseitige Ausbildung des Verstandes unausgebildet; es ist, wie Schultze-Naumburg ohne allzu viel Uebertreibung einmal sagt, „für den Durchschnitts-Gebildeten nur noch ein Organ zur geistigen Vermittelung von Gedrucktem und zur Verhütung des Anstoßens an Laternenpfähle auf der Straße.“ — Wer den lebendigen und beredten Worten Volkmann's folgt, wird aus seiner Schrift reichen Gewinn ziehen. Wer „sehen“ kann, entdeckt daran auch zwei reizvolle Aeußerlichkeiten: eine prächtige, vorzüglich lesbare Druckschrift und als Umschlag ein ganz eigenartig gemustertes Papier. , Die Schrift ist reichlich hundert Jahre alt: „Breitkopf“-Fractur; der Umschlag besteht, zwar auch nach alten Recepten, aber sehr jugendfrisch, aus einem bei Breitkopf & Härtel hergestellten „Kleisterpapier“. Das innerlich und äußerlich so erfreuliche Heft sei bestens empfohlen.

Republikanische Wandelbilder und Porträts von Dr. Friedr. Locher (Th. Schröter, Zürich). Der Verfasser, „zielbewußter“ Agitator und Parlamentarier der sechziger und siebenziger Jahre, hat als deus ex machina der gegenwärtigen freisinnigeren zürcherischen Staatsverfassung zum Durchbruch verholfen und schildert in seinem Buche sowohl Ereignisse als hervorragende Persönlichkeiten jener Periode mit aristophanischer Schärfe. Das Buch Locher's ist ein politisch-historisches Kaleidoskop, das gerade für den Nicht-Republikaner von außerordentlichem Interesse sein muß.

Digitized by Google

„Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres", herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte II, drittes Heft: „Das Gaudi'sche Journal des Siebenjährigen Krieges. Feldzüge 1756 und 1757. Von Jany, Oberleutnant" (Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin). Diese Veröffentlichung darf eines weiten Interesses in den Kreisen der Armee und der Geschichtsforscher, sowie Aller, die sich für jene Kriegsjahre interessiren, sicher sein. Es wird u. A. dargelegt, wie das Journal von den verschiedensten Darstellern des Siebenjährigen Krieges ausgenutzt worden ist, wie es, vom König Friedrich Wilhelm II. aus der Hinterlassenschaft des Generals angekauft, zu Vorlesungen für jüngere Officiere verwendet und auch weiter bekannt wurde. Später schlug das Urtheil um. Gaudi's Darstellung ist nur dort, wo er persönlich zugegen war, Originalquelle; wo er nicht zugegen war, ist das „Journal" ein Mosaik aus Bruchstücken verschiedenster Herkunft. Eine nach solchen Gesichtspunkten vorgenommene Prüfung des Gaudi'schen Journals in seiner Gesammtheit ermöglicht erst die rechte Würdigung der einzelnen Abschnitte als Geschichtsquelle. Den dankenswerthen Untersuchungen des Generalstabes, die überall auf die Grundbestandtheile des Journals zurückgehen, gebührt das Verdienst, durch die vorliegende Veröffentlichung Licht und Klarheit über die Bedeutung der Gaudi'schen Nachrichten verschafft zu haben. Das Heft bildet einen neuen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

Friedrich Spielhagen's neue Novelle „Die schönen Amerikanerinnen" (Carl Krabbe, Stuttgart) ist eine treffliche Satyre auf unsern Ausländer-, Namen- und Geld-Cultus. Der Dichter besitzt noch immer die hohe Kunst, fast unmittelbar für seine Gestalten erwärmen zu können: die schönen Schwestern, die edlen Freunde, der geriebene „Jaguar-Vater", der hochstaplerische Graf, der geschmeidig schlaue Badearzt und die ganze ausländertolle Kurgastgesellschaft sind gut beobachtet und wiedergegeben. Reicher, künstlerischer Illustrationsschmuck ziert in harmonisch angenehmer Weise die geistreiche Erzählung.

Hanns v. Zobeltitz' „Prinzeß Hummelchen" (Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart) ist ein echtes Hofluft-Buch. Da finden wir das reizende, unwiderstehliche „Prinzeß Hummelchen" in seiner kindlichen Naivität, seinem kecken Uebermuth, seiner wahren Herzensgüte. Die schöne Fürstentochter bringt natürlich überschäumendes Leben an den kleinen Hof und dem eigentlichen Liebespaar sein Verlobungsglück. Reznicek's flotte Illustrationen verdienen ein besonderes Lob.

Erzählungen zu den Wundern der alten Welt. Von Marie Gräfin Bitzleben (Verlag von Fischer & Franke, Berlin W.). Aus verschollener Wunderzeit ragen in unsere Tage die egyptischen Pyramiden hinein, dürftige Trümmer nur lassen die einstige Herrlichkeit von König Mausolos' Grabgemach ahnen oder erzählen von der Pracht des schimmernden Altars, die die attalidischen Fürsten auf der Königsburg zu Pergamon zu Ehren ihrer Schirmgötter errichten ließen. All' dies und mehr zieht, in diesem Buche lebensvoll gestaltet, an uns vorüber. Mit geschickter Hand und feinem Sinn wird jene halb reale, halb mythische Welt, die die Einbildungskraft der Griechen und Römer sich schuf, wiedergespiegelt. Die prächtigen Zeichnungen, mit denen Franz Müller-Münster den Text begleitet, stempeln das schöne Buch zu einem stattlichen Festgeschenk.

Hans Heiling's „Märchen aus dem alten und neuen Jahrhundert" (Friedrich Fehsenfeld, Freiburg i. Br.) verdienen nicht allein wegen ihres echten Märchentones Anerkennung. Hinter der harmlosen Fabulirerei taucht manches kluge und geistvolle Wort, manche feine Beobachtung auf. Wir wünschen diesen Märchenspielen verständnißvolle Leser nicht allein bei den Kleinen. Die ruhelosen Menschen auf irgend einem fernen Stern, die fieberhaft das Land der Glückseligkeit suchen, das auf einem anderen Sterne liegt; der Rachsüchtige, der im Zauberspiegel das Bild seines bittersten Todfeindes zu erblicken wünscht und sein eigenes schaut; das harmlose Prinzeßchen, das Alles glaubt, was man ihm weismacht, nur nicht, daß sein Großvater und des Schweinehirten Großvater im Himmel auf einer Bank sitzen — das sind so Beispiele dieser Art.

Deutsche Burschenschaft von Prof. Dr. Eduard Heyck, (Heimathverlag Georg Heinrich Meyer). Die Eisenacher Weiherede Heyck's mit der stolzen Absage des burschenschaftlichen Redners an den „Dividendenpatriotismus" und das neueste Byzantinerthum, erscheint hier in durchgesehener authentischer Fassung. Die Publication erhält einen weiteren Werth durch die Verbindung der Eisenacher Rede mit der, welche Professor Heyck am 18. Januar 1902 zur Gründungsfeier des Deutschen Reiches gehalten hat. Wenn sie auch vor akademischer Jugend und „alten Herren" der Burschenschaft gehalten worden sind, so gehen diese Reden doch jeden Gebildeten an und behandeln dringende Fragen des Deutschthums. Sie empfehlen sich daher den Zustimmenden und Gleichgesinnten zu werbender Verbreitung.

Assessor Assemacher in Italien, von Albert Zacher. (Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Frankfurt a. M.) Ein braves Buch, voll Laune und Munterkeit. „Assessor Assemacher" ist ein „kölsche Jung", der zum Lohn für sein bestandenes Staatsexamen von seiner frommen Tante auf eine Wallfahrt nach Loreto geschickt wird und zugleich hiermit einen Besuch Capris, Neapels und vor allen Dingen Roms verbindet, wo er noch den Anfang der Heiligjahrfeier mitmacht. Auf der ganzen Pilgerfahrt wird seine gutkatholische Gesinnungstüchtigkeit fortwährend auf harte Proben gestellt, — besonders durch das übermüthige deutsche Journalisten- und Künstlervolk, das sich in Italien dauernd angesiedelt hat. Die Wellen der römischen Weinfröhlichkeit und Ketzerei schlagen hoch über seinem Haupte zusammen, — aber unser braver „kölsche Jung" weiß doch seine Seele vor dem dräuenden Abgrund zu retten. Zacher hat sich auch in diesem Werke wieder als der vortreffliche Kenner von Land und Leuten und als der feine Stylist gezeigt, dessen Arbeiten dem verständnißvollen Leser alleweil einen köstlichen Genuß bedeuten.

Amiens — St. Quentin. Von Carl Bleibtreu. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. (Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.) Mit gewohnter Unparteilichkeit hat Bleibtreu auch in diesem Buche die beiderseitigen Truppenleistungen gewürdigt, ohne jedoch in das unbedingte Lob auf die französische Nordarmee einzustimmen, das auch von deutscher Seite ihr gezollt wurde. Besonders Faidherbe erscheint in keineswegs günstigem Lichte. Scharf und bestimmt hebt sich seine Gestalt handelnd und redend von seinem bedeutenderen Gegner Goeben ab, dessen eigenartige germanische Heldenerscheinung mit liebevoller Sorgfalt gemalt. Stärkenverhältnisse und Verluste der Franzosen sind genau ermittelt, alle Angaben einer genauen Prüfung unterzogen.

Eine hervorragende Stelle in der neueren deutschen Geschichtsforschung und der darauf sich gründenden Geschichtsschreibung nimmt das 634 Seiten umfassende Werk des Geschichtsprofessors Dr. Ottokar Lorenz zu Jena ein, das im Verlag von Gustav Fischer, Jena, im October d. J. zur Ausgabe gelangt ist: „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reichs 1866—1871 nach Schriften und Mittheilungen betheiligter Fürsten und Staatsmänner." (Preis 8 Mark, für ein gebundenes Exemplar 10 Mark.) Das Vorwort bedauert den Mangel archivalischer Quellen und die Unzugänglichkeit wenig vorhandener und erkennt dankend die Munifizenz der Fürsten an, dank der er mit reichhaltigen Materialien für sein Werk versehen wurde. Außer den vom Herzog Ernst II. von Koburg herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1866—1871 standen dem Verfasser dessen Excerpte und Diktate, sowie die von dem Herzog geführten Tagebücher und Acten nebst Briefschaften des Herzogl. Ministers v. Seebach zu Gebote. Auszüge aus der Correspondenz des Herzogs Ernst mit dem Herzog von Meiningen, sowie aus weimarischen Ministerialacten und aus dem wichtigen Tagebuch des Großherzogs Karl Alexander von Weimar lagen ebenfalls vor; aber nur dank dem unbegrenzten Vertrauen des Großherzogs von Baden, durch das dem Verfasser die meisten Materialien zugänglich gemacht waren, ist es ihm möglich geworden, „ein schärfer gemaltes Porträt des Kaisers besonders in den Jahren der Reichsgründung zu zeichnen" und zwar mit dem Bestreben, als Geschichtsschreiber sich die von einem solchen geforderte unabhängige Stellung zu wahren und lediglich der Wahrheit zu dienen. Die Einleitung bringt eine gedrängte Uebersicht der Reichs- und Kaiseridee seit 1815 bis 1866, deren allmälige Durchwindung mit dem Emporarbeiten Preußens zur norddeutschen Vormacht gegen Oesterreich und die Souveränitätsgelüste der süddeutschen Staaten die Grundlage der deutschen Reichseinheit vorbereitet. Cap. I schildert die Friedensschlüsse von 1866 und den Norddeutschen Bund, Cap. II die süddeutschen Bundesabsichten, Cap. III die souveränen Kleinstaaten und die europäische Politik, Cap. IV Ausbruch des Krieges von 1870/71, Cap. V casus foederis und die neutralen Mächte, Cap. VI die Verhandlungen über den Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund, Cap. VII der deutsche Kaiser, Cap. VIII Versailles und der Friede, Cap. IX der Abschluß der Reichsgründung und die allgemeine politische Lage. Dazu sind in einem Anhang auf S. 555—626 Bemerkungen zu dem Text angefügt und den Schluß bildet ein alphabetisches Sach- und Namenregister. Der durch vorzügliche Formgebung hochinteressante Inhalt sichert dem Lorenz'schen Werk einen großen Erfolg und vielseitige Anerkennung.

Dr. Herm. Ortloff.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Broschüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Paul Heyse:
San Vigilio.
Illustriert von Fritz Reiss.
Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50.

Fr. Spielhagen:
Die schönen Amerikanerinnen.
Illustriert von E. H. Knechler.
Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50.

Hanns von Zobeltitz:

Die Todbringerin.	Prinzess Hummelchen.
Illustr. v. F. v. Reznicek.	Illustr. v. F. v. Reznicek.
Preis geh. M. 1.—,	Preis geh. M. 2.—,
eleg. geb. M. 2.—.	eleg. geb. M. 3.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.
X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 M.

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage G. Grimm in Budapest zu beziehen:
Claudine's Schuljahre von Willy
Claudine in Paris von Willy
Claudine's Ehe von Willy
Jeder Band 3 Mark

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 15. November 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Englandfahrt. Von Caliban. — Deutschland und Skandinavien. Von Dr. Cajus Moeller. — Liebe und Ehe. Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf). — **Literatur und Kunst.** Kunst und Rasse. Von Heinrich Driesmans. — Der Humor in der Musik. Von C. Gerhard. — **Feuilleton.** Gelandet. Skizze von Alfred Semerau. — **Aus der Hauptstadt.** Schwedische Reisetage. Von Max Kempff. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Anzeigen.

Englandfahrt.

Die Royal Dragoons und ihre Officiere haben sich musterhaft benommen. Nicht nur zogen sie an dem kaiserlichen Gaste in tadellosem Parademarsch vorbei, nicht nur saßen ihnen die neuen Uniformen trotz oder wegen des Regenwetters wie angegossen — nein, sie thaten noch ein Uebriges und ließen den hohen deutschen Chef so gut wie Nichts von der tiefen Verstimmung des freien englischen Volkes merken. Auf den Schlachtfeldern Südafrikas haben sich die kühnen Krieger mit dem Telegramm an Oom Paul ausgesöhnt, und die Geschmackvollen unter ihnen sind vielleicht sogar so weit gegangen, secundenlang die Beschimpfung des im Casino aufgehängten Kaiserbildes zu bereuen. Denn wirklich, während sie gegen die Mausergewehre der Handvoll Buren anstürmten, brauchten sie keinerlei deutsche Einmischung zu fürchten. Dasselbe Reich, welches den Jamesonzug so scharf verurtheilt und den Präsidenten Krüger dazu beglückwünscht hatte, daß er mit den Eindringlingen fertig geworden war, ohne die Hülfe befreundeter Mächte in Anspruch nehmen zu müssen; mit einem Worte, das Deutschland des seligen Bismarck hatte mit England ein Geheimbündniß geschlossen. Ein Geheimbündniß, das deutscher Selbstlosigkeit ein unerhört glänzendes Zeugniß ausstellte. Damals lag es in unserer Hand, Paragraphen zu dictiren. Gaben wir die Buren preis, so konnten wir dafür reiche Beute einheimsen. Wir gaben die Buren preis, aber Beute einheimsen — nein! Nichts dergleichen ist geschehen. Wir treiben keinen Schacher mit heiligen Gefühlen. Gleichzeitig mit dem afrikanischen Geheimvertrag ist wahrscheinlich ein Yangtse-Abkommen getroffen worden. Die englische Presse rechnet uns das bloße Vorhandensein dieses Abkommens als beseligend großes Geschenk an, dessen wir uns unter allen Umständen in gerührter Dankbarkeit zu freuen hätten. Vermuthlich besagt der Hauptartikel des Yangtse-Abkommens, Deutschland habe nöthigen Falls die berechtigten Ansprüche Englands auf das Yangtse-Thal mit Waffengewalt gegen jeden fremden Eingriff zu schützen. Auch gegen Rußland.

Im großen Ganzen haben also die Royal Dragoons Anlaß gehabt, Wilhelm II. einen liebenswürdigen Empfang zu bereiten. Nicht so befriedigt wie sie äußerte sich die englische Presse, die ja auch keinem hohen Chef militärischen Gehorsam schuldet Sie wies darauf hin, daß die kaiserliche Englandfahrt sozusagen ein Buß- und Bittgang wäre, der den Zweck habe, Großbritanniens Verzeihung für die deutsche Burenfreundlichkeit der letzten drei Jahre zu erwirken und gewisse Unarten der deutschen Zeitungen, des deutschen Reichstages vergessen zu machen. Londons Leitartikelschreiber sind indeß fest geblieben. Standard verzeiht uns unsere grundlose Thorheit nicht, Daily Mail kann die feindselige Haltung der öffentlichen Meinung Deutschlands während des Burenkrieges nicht verwinden, Daily Chronicle will kein Bündniß mit einem Rivalen, der eben erst giftige Gehässigkeit gezeigt habe. Die Times bleiben bei aller Bewunderung für die lebendige, anziehende Persönlichkeit des Kaiser der von der deutschen Regierung verfolgten, englandfeindlichen Politik eingedenk. Wie schmerzlich muß Bernhard Bülow dies herbe Urtheil empfinden, er, der nur ein einziges Mal, bei der Granitbeißer-Phrase, entgleiste!

Die englische Regierungspresse ist unversöhnt. Das Opfer, das der deutsche Herrscher mit seiner Fahrt über den Aermelcanal gebracht hat; der Nichtempfang der Burengenerale in Berlin; die Weigerung, dem Präsidenten Krüger eine Audienz zu bewilligen; die freundschaftliche Neutralität während der südafrikanischen Kämpfe, hundert frühere Liebenswürdigkeiten Wilhelms II. — nichts vermag die Grollenden wieder zu gewinnen. So lange nicht Deutschland ein Vasallenstaat wie Portugal geworden ist, der sich widerstandslos finanziell zersetzen läßt, seine Handelsschiffe ausliefert, seine Kriegsschiffe verbrennt und gegen kärglich bemessene Subsidien Truppen zur Vernichtung Rußlands liefert, so lange wird sich der Zorn Londons nicht legen. Ein Mittel gäbe es allerdings, ihn rasch zu bändigen. Wir hätten nur nöthig, eiskalt zu sein, bei jeder Gelegenheit unerschütterlich auf unserem Recht zu bestehen und niemals auch nur den kleinsten Schritt zu thun, der uns als Nachlauferei ausgelegt werden könnte. England würde unter solcher kalten Douche alsbald zur Vernunft kommen. Schade, daß uns die Courage für dergleichen heroische Mittel fehlt.

Caliban.

Deutschland und Skandinavien.

Von Dr. Cajus Moeller.

Bei seinem Regierungsantritt vor acht Jahren soll sich Nikolaus II. als den künftigen „Zar-Volkserzieher“ bezeichnet

Digitized by Google

haben, in Parallele mit dem Großvater Alexander II., der bekanntlich „der Zar-Befreier" heißt. Mit jenem seinem Erziehungswerk ist der begabte und wohlwollende Herr bis jetzt bei dem eigenen Volke nicht weit gekommen, wie die Niederlage des „Aufklärungsministers" General Wannowskij gegenüber dem Synodsprocurator Pobjedonoszew bewiesen hat; da das letztgenannte Amt auf westeuropäisch annähernd Kirchenminister heißt, so könnte man mit einem älteren preußischen Witzwort äußern, daß in Rußland „der Cultus den Unterricht erschlagen" hat. Dagegen sind die erzieherischen Erfolge des russischen Selbstherrschers bei den skandinavischen Nachbarnationen ganz unverkennbar; diese werden durch ihn dem Großgermanenthum angenähert. Die Abneigung in Nordeuropa ist gegen uns stellenweise von 1864 her noch immer recht lebhaft, am lebhaftesten wohl in Norwegen; aber das Schicksal Finlands hat doch in dieser Hinsicht recht aufklärend und ernüchternd gewirkt. Am Meisten natürlich in Schweden, dessen bekannte nationale Leichtlebigkeit in der Bedrohung der nordgermanischen Cultur des benachbarten Großfürstenthums so etwas wie eine an der Wand erscheinende Flammenschrift erkennen könnte.

Hier im Frühjahr 1901 und neulich wieder in der norwegischen Heimath hat Herr Björnstjerne Björnson für das Großgermanenthum das Wort genommen. Das will gewiß etwas heißen von einem Manne, der nicht nur vor einigen Jahren in jütischen Grenzorten Agitationsreden gegen die deutsche Herrschaft in Schleswig hielt, sondern später in seinem Schwedenhaß sogar russischen Blättern Warnungen vor Stockholmer Rückeroberungsabsichten auf Finland zugesandt hat. Seinem persönlichen Gegner Professor Georg Brandes aus Kopenhagen wurde es neulich in Christiania leicht, dem fast siebzigjährigen Dichter politische Inconsequenz vorzuhalten; aber was er selbst dann über den Zusammenschluß der skandinavischen Völker gegen Deutschland vorbrachte, erhob sich recht wenig über die herkömmliche Kathederpolitik. An schwedisch-dänischen Verbrüderungen unter Akademikern fehlt es nicht, aber die Gesinnung der Massen ist gegentheilig. Erst vor einigen Jahren erhielt der Eroberer des ostsundischen Dänemarks König Karl X. Gustav ein Reiterstandbild in Malmö und vor einigen Monaten der Wiedereroberer des Landes aus der während des Nordischen großen Krieges erfolgten dänischen Occupation Graf Magnus Stenbock ein solches in Helsingborg; die Commentare der dänischen Blätter bei diesen Anlässen waren recht wenig freundschaftlicher Natur. Die von 1397—1524 unter beständigen Bürgerkriegen formell aufrecht erhaltene skandinavische Union hat zu bittere Erinnerungen hinterlassen, als daß ihre Erneuerungen etwas anderes sein könnte als der Traum einiger Gelehrter; mehrfach sind Anläufe zu ihrer Wiederherstellung gemacht worden, aber stets vergeblich geblieben. 1659 hatte jener Karl Gustav ganz Dänemark erobert außer Kopenhagen selber, unter Vorangang des brandenburgischen Friedrich Wilhelm entriß ihm die europäische Politik die Beute wieder bis auf die vorgenannten ostsundischen Provinzen. 1743 wollte das schwedische Landvolk den menschenfreundlichen dänisch-norwegischen Kronprinzen Friedrich zum Thronfolger ernannt haben, womit die dynastische Union hergestellt gewesen wäre; es ist der spätere König Friedrich V., der Klopstockmäcen.

Aber der in Schweden regierende Adel wollte das nicht, und Rußland setzte in Stockholm eine Holstein-Gottorffische Seitenlinie ein. Wieder in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts schlug der dritte königliche Bernadotte Karl XV. in Kopenhagen eine dynastische Union vor, nach der die Herrschaft über alle drei Länder stets nur von einem Manne geführt werden, und darin zwischen beiden Königsfamilien abgewechselt werden sollte. Das neue dänische Herrscherhaus nahm das an, aber unter Modalitäten, die eine beabsichtigte Uebervortheilung des schwedisch-norwegischen Hauses unverkennbar an der Stirn trugen; mit einem derben Witz brachte dann der Enkel des gascognischen Marschalls die Verhandlungen zum Abschluß. Schon 1848/49, als während des deutsch-dänischen Krieges schwedisch-norwegische Truppen die Insel Fünen besetzt hatten, war man in Kopenhagen mißtrauischer gegen sie als gegen die officiellen Feinde; 1864 wollte jener Karl XV. zwar den Dänen zu Hülfe kommen, aber nicht unter dem Kommando des „kleinen Glücksburger", sondern als selbstständiger Kriegsherr. Im Grunde war man dann am Oeresund froh, als ihn die Furcht vor einer russischen Einmischung an der Erfüllung seiner Absicht hinderte. Im Sommer 1863 hatte bei einem Zechgelage ein jüngerer Bruder des Königs Karl dem bald nachher verstorbenen dänischen Friedrich VII. gemüthlich gesagt: „Wenn Dir jetzt die Preußen deine Herzogthümer nehmen, dann nehmen wir die Inseln, und Du kannst dann ohne Sorgen in Jütland leben, lieber Friedrich." Empört interpellirte am nächsten Tage der nüchtern gewordene Däne telegraphisch bei dem Schwedenkönig, aber die Antwort lautete: „Wenn Du meinen kleinen Bruder noch einmal volltrinkst, dann nimmt er Dir auch noch Jütland". Die Vermählung des neuen dänischen Kronprinzen mit der einzigen Tochter jenes Königs Karl ersetzte lediglich die bisherigen Mißtrauensursachen durch neue. Ohne König Oskar II. und dessen Söhne wäre der Enkel Karls XV. eines Tages König des gesammten Skandinaviens, und das weiß man gleich gut in Kopenhagen und in Stockholm; obgleich eine Schwester des vormaligen Herzogs von Nassau, ist Königin Sofie von Schweden und Norwegen stets ein entschiedener Anwalt eines intimen Einvernehmens mit Deutschland gewesen. In der dänischen Aristokratie aber kann man gelegentlich noch immer Aeußerungen des Inhalts hören, wie lange es wohl dauern könne, bis der große schwedische Geschichtsadel die Nachkommen des Advokaten von Pau zu Gunsten des mit St. Petersburg und London verschwägerten neuen dänischen Königshauses vor die Thür setzen werde? Auf den jährlichen südschwedischen Jagdpartien können die Stockholmer Fürstlichkeiten darüber das Geeignete erfahren. Die größte schwedisch-dänische Schlacht in jenen Kämpfen um das Ostufer des Oeresund ist am 4. December 1676 bei der schonenschen Bischofsstadt Lund geschlagen worden, ein hartbestrittener aber vollständiger Sieg des 21 jährigen Karls XI. über den 30 jährigen Christian V. Noch als Däne geboren, errichtete einige Jahre nachher ein schwedischer Bischof von Lund auf dem Schlachtfeld einen Gedenkstein mit einer Alexandrinerinschrift: „Die hierunter liegen, waren Blut von einem Blut, Mark von einem Mark und auch von demselben Glauben, aber sie konnten nicht in Frieden neben einander wohnen". Die Verse sind in der skandinavischen Geschichtsschreibung berühmt geworden; in gewissem Sinne gelten sie noch immer.

Weit eher könnten sich beide Völker jedes für sich mit Deutschland verständigen und dann durch dieses Letztere in höherem Sinn eine politische Einheit mit einander bilden. Die schwedische Annäherung an uns ist ja längst constatirt; dort hegt man keine Schmerzen wegen einiger schleswigscher Grenzstreifen. Die gemeinsamen Erinnerungen der Deutschen und des größten skandinavischen Volkes sind überwiegend sympathischer Natur. In den größeren schwedischen Städten sieht man häufig deutsche Blätter ausliegen, was weniger in Norwegen und am allerwenigsten in Dänemark der Fall ist. Der schwedische junge Kaufmann lernt Englisch und Deutsch, der dänische Englisch und Französisch; was von Beidem geschäftlich richtiger ist, darüber sind die unparteiischen Stimmen durchaus einer Meinung. In Schweden sind wir auch neuerdings volksbeliebt, soweit unsere Nation im Ausland liebenswürdig zu sein pflegt; der deutsche Touristenverkehr nach der wunderschönen Mälarresidenz ist im großen Aufschwung begriffen, und das sehr geschichtskundige Volk weiß, was es uns verdankt. Man wird dort fast nie eine geschichtliche Persönlichkeit finden, die nicht irgendwie deutsches Blut in den

Digitized by Google

Adern trüge. Uns aber kann die nähere Befreundung mit einem Volk nur willkommen sein, das zweifellos zu den begabtesten der Erde gehört und dessen geographische Belegenheit es uns zu einem werthvollen Vertheidigungsgenossen gegen den östlichen Riesen machen würde.

Bisher wurde in dieser Hinsicht an der Ostsee sozusagen ein Whist gespielt: die Partner Deutschland und Schweden, Rußland und Dänemark saßen einander gegenüber. Diese Constellation bestand schon unter dem großen Friedrich und dessen Schwestersohn Gustav III., und die Wiederherstellung eines mächtigen Deutschen Reiches hat die Anfangs gänzlich von St. Petersburg abhängigen Bernadotte's nach dieser Richtung wieder erheblich freier gestellt. Jetzt regen sich auch in Dänemark Stimmen für ein besseres Einvernehmen mit Deutschland. Das würde uns sehr willkommen und von Nutzen sein, da ungeachtet aller geschichtlichen Feindschaft die Dänen das uns am meisten blutsverwandte nordeuropäische Volk sind und eine deutsch-dänische Freundschaft die letzte Möglichkeit französischer Flottenangriffe auf unsere Küsten ausschließen würde. Der Potsdam-Berliner Aufenthalt des dänischen Kronprinzen und dessen Kasseler Rede haben in den entscheidendsten dänischen Kreisen eine versöhnlichere Stimmung gegenüber Deutschland erkennen lassen und die angekündigte Besuchserwiderung durch den deutschen Kronprinzen wird die dynastischen Beziehungen in einer gegen früher gesteigerten Intimität zeigen, auf diese kam es am Oeresund bisher besonders an, denn außerhalb gewisser literar-politischer Koterien ist die Masse des dänischen Volkes gewiß nicht principiell deutschenfeindlich. Aber zur Versöhnung gehören stets Zwei, und so lange sich dänische Staatsbeamten an Demonstrationen gegen den deutschen Besitz an Schleswig betheiligen dürfen, können wir dort eine ernstlich ausgestreckte Freundschaftshand nicht erkennen. In Kopenhagen muß jeder Gedanke an die vermeintliche „Rückkehr" schleswigschen Gebietes nach Dänemark endgiltig und ehrlich aufgegeben werden. Dann ließe sich auch die meist übertrieben dargestellte preußische Zwangspolitik in den schleswigschen Grenzdistricten mildern; sie war ohnehin niemals etwas Anderes als eine nach langer Geduld erfolgte Antwort auf schrankenlosen nationalen Terrorismus. Können und wollen die Dänen die berufsmäßige Protestagitation in unseren Grenzdistricten finanziell und moralisch fallen lassen, dann sollen sie uns als Freunde herzlich willkommen sein, anderen Falls nicht. Sie stehen dann auch dem russischen Einfluß unabhängiger gegenüber, und wie schwer dieser trotz aller Verwandtschaft empfunden wird, zeigt die Thatsache, daß die berühmte Kopenhagener Familienpolitik notorisch stets lieber nach London als nach dem doch mächtigeren St. Petersburg hinüber neigte. Auch darüber kann man am Oeresund lehrreiche Aeußerungen hören.

Aber in diesem Fall muß der kleinere Theil mit der Freundschaft und dem Entgegenkommen vorangehen. Das ist auch durchaus keine kränkende Zumuthung, denn im Grunde muß er dies stets und überall.

Liebe und Ehe.

Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf).

In seinem gedankenreichen, von Anregung aller Art strotzenden und zum Widerspruch herausfordernden Buche über „Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben" hat Heinrich Driesmans über die künftige Gestaltung des Verhältnisses der Geschlechter sich ausgesprochen. Statt des prophetischen Tons, den er in ehrlicher Begeisterung für sein Thema anschlägt, hätte ich gerne praktische Vorschläge gesehen, die mit den augenblicklich herrschenden Zuständen rechnen und sie beseitigen helfen. Man gestatte mir, in diesem Sinne, von Driesmans methodisch abweichend, sachlich oft übereinstimmend, mich zu äußern, d. h. die Driesmans'schen Gedanken praktisch anzuwenden und in ihren Consequenzen zu beleuchten.

I.

Worum handelt es sich? Im Grunde nur um eine einzige Frage: wie stellen wir das naive Verhältniß der Geschlechter wieder her? Durch Auflehnung gegen die Sitte, antwortet Driesmans, durch Einrichtung eines Liebescultus, einer Religion des Ungeborenen, einer Weihe des Geschlechtstriebes. Gesetzt, diese Forderungen wären ein erstrebenswerthes Ideal, so kennen wir darum noch nicht den zu ihm führenden Weg. Der aber ist lang, gewunden und beschwerlich. Darum lassen wir einstweilen ein gar zu hoch gestecktes Ziel aus dem Auge und streben nach näher liegenden, sicherer erreichbaren Resultaten.

Gewiß, die Naivität fehlt uns im Verkehr der Geschlechter. Sie uns wieder näher zu bringen, haben wir zwei Mittel: die sogenannte „Coeducation" und die Aufklärung über geschlechtliche Vorgänge, zwei Ziele, die ich hier nur streifen kann und auf die Andere vielleicht ausführlicher zurückkommen. — Die gemeinsame Schulerziehung der Geschlechter ist möglich und in vielen Schulen auf dem Lande, in Schweden sogar fast allgemein, für jedes Alter und selbst in der Stadt durchgeführt. Die sich dabei ergebenden Mißbräuche sind selten und können als abnorme Fälle bezeichnet werden; der Gewinn aber ist groß. Die Unbefangenheit, die Knabe und Mädchen etwa im zehnten Jahre zu verlieren pflegen, um sie erst nach Ueberschreitung der Dreißiger wiederzugewinnen, bleibt ihnen bei der gemeinsamen Erziehung erhalten. In dem Alter, in dem sich die Geschlechter differenciren und einander fremd zu werden pflegen, verhindert das räumliche Nahesein eine allzu große Entfernung. Sind Mädchen und Jüngling zur Ehe reif, so stehen sie einander nicht mehr wie zwei unentdeckte Welten gegenüber. Sie werden sich seltener in einander täuschen; was zusammengehört, wird sich schneller finden. — Ob freilich auch eine gemeinsame Internatserziehung beider Geschlechter möglich sein wird — da nämlich, wo heute getrennte Internate bestehen, denn die Familienerziehung wird immer die Regel bleiben müssen — können erst vermehrte Versuche lehren. Daß im Anfang auch bei der gemeinsamen Schulerziehung sich ernstliche Mißstände ergeben werden, darf Niemanden erstaunen noch gegen die Neuerung einnehmen. Die gegenwärtigen Verhältnisse sind so künstlich und gespannt, daß eine freiheitliche Bewegung nothwendig Mißbräuche vorübergehend zur Folge haben muß.

Anders steht es mit dem zweiten Wege zur Wiederherstellung der geschlechtlichen Unbefangenheit: mit der Aufklärung über geschlechtliche Vorgänge. Hier sind unsere Erfahrungen quantitativ noch ungenügend und qualitativ unbefriedigend. Sehe ich recht, so stehen wir vor einer Alternative: entweder durch die Praxis der Geheimhaltung das Verlangen der Heranwachsenden nach Aufklärung zu reizen und auf Schleichwege zu drängen, dabei aber naive und geschlechtlich schwach empfindende Kinderseelen zu schonen — oder den sexuellen Wissensdrang offen zu befriedigen und ihn durch Beseitigung aller Geheimthuerei vielleicht zu dämpfen, aber auch die noch Indifferenten in die damit nothwendig verbundenen Kämpfe mit hereinzuziehen.

Bevor wir uns entscheiden, müssen wir uns klar darüber sein, welche Gruppe zahlreicher ist; lieber die Minorität schädigen, als die Majorität. Es ist schließlich nicht von großem Belang, ob aus Rücksicht auf die reiferen Kinder die unreifen ein oder zwei Jahre früher erfahren, was sie doch alle einmal wissen und durchmachen müssen. Denn es ist eine Thorheit zu glauben, geschlechtliche Versuchungen träten an gewisse Kinder überhaupt nie heran. Das ist bei normaler Entwickelung eine physiologische Unmöglichkeit, deren

Digitized by Google

Leugnung höchstens beweist, wie geringes Vertrauen die Kinder zu uns haben. Es kann sich nur um Gradunterschiede, um ein stärkeres oder schwächeres Empfinden der gleichen Noth handeln. Im Allgemeinen ist das Mädchen schon durch seine körperlichen Functionen mit dem Problem früher vertraut geworden und auf Belehrung eher und dringender angewiesen als der Knabe. Es weiß auch von sich aus mehr über sexuelle Vorgänge und verschließt vielleicht gerade darum sein Wesen fester unter einer naiv-sittsamen Hülle. Denn es ist ja nicht „anständig", solcherlei zu wissen, zu sehen und zu sagen; die Phantasie beschäftigt sich darum nur um so intensiver mit dem Problem.

Wir sollten ruhig einräumen, daß wir durch zeitige geschlechtliche Aufklärung in manchem Kindergemüth Unfrieden und Sturm erregen, der ohne uns später und schwächer eingetreten wäre. Dafür sollen die Gegner aber auch zugeben, daß die Majorität bei vollständiger Aufrichtigkeit nur gewinnen kann. Beispiele und Erfahrungen liegen für beide Möglichkeiten vor; sie werden nur für die erstere von denk- und thatenfaulen Menschen mit solcher Entrüstung ausgebeutet, daß man sie für zahlreicher hält, als sie sind. Freilich, die Schule sollte sich nicht mit dergleichen befassen, sie griffe dadurch in die unveräußerlichen Rechte des Elternhauses. Die Schule, so lange sie Externat ist, kann und soll nur ganz indirect erziehlich wirken, durch Mittheilung des Wissensstoffes und Antriebe zu seiner individuellen Aneignung. Aber das Haus erzieht und hat die Aufgabe, auch in geschlechtlichen Dingen bei der ersten Frage des Kindes Rede zu stehen, der Vater für den Sohn, die Mutter für die Tochter. Versäumt es diese Pflicht, so wird es bald erleben müssen, daß das Kind Mittel und Wege findet, sich das nöthige Wissen zu verschaffen und daß wieder einmal der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben wurde. Eins sollte doch Freunden und Gegnern meiner Vorschläge feststehen: Es ist eine Gedankenlosigkeit sonder Gleichen, daß wir die Kinder durch unser Schweigen zwingen, sich ihr Wissen über eine der wichtigsten Lebensfragen nach und nach im Verborgenen aus schmutzigen Quellen zu schöpfen.

II.

Was soll das Alles in einem Aufsatz über Liebe und Ehe? Es sollte zwei Wege zeigen, die zu der gar zu oft zerrissenen Identität beider Begriffe zurückführen sollen. Es kann ja über solche intimen Dinge keine Statistik geben, aber es wäre doch werthvoll, zu wissen, wie viele Ehen a) von den Eltern geschlossen, b) aus rein sexuellem Trieb und Neugier eingegangen, c) auf rein geschäftlichen, politischen und finanziellen Motiven begründet, d) in völliger Unkenntniß über den Charakter des Anderen begonnen worden sind. Eine selbstständige und gemeinsame Erziehung der Geschlechter wird in allen vier Fällen einige Besserung schaffen, sie wird die unter a und d genannten Motive völlig aufheben. Und zwar muß hier der erste Schritt von dem zur Unabhängigkeit erzogenen Mädchen gethan werden, das in der bisherigen Ehepraxis am meisten mißbraucht, als Sache behandelt und als Werthgegenstand verschachert wurde. Es muß vor Allem der Ueberzeugung zum Durchbruch helfen, daß eine gesetzliche Ehe nicht nothwendig eine sittliche ist. Sie ist es einmal nicht, wenn statt der gegenseitigen Zuneigung irgendwie fremde Elemente mitgewirkt oder gar den Ausschlag gegeben haben. Sie ist ferner unsittlich, wenn beide Theile in gemeinsamen Angelegenheiten nicht das gleiche Recht zur Durchsetzung ihres Willens haben, wenn sich also die Frau z. B. gegen ihre Ueberzeugung und Neigung fügen muß; sie ist es endlich, wenn die eheliche Gemeinschaft zum Vorwande geschlechtlicher Excesse wird. Man hat darum von „Unsittlichkeit in der Ehe" gesprochen und mit Recht das ebenso naive wie gefühlsrohe Erstaunen verurtheilt, das die öffentliche Meinung bei einer „ganz aus Neigung" geschlossenen Heirath, zumal wenn geschäftliche Rücksichten verletzt werden, ungeheuchelt zur Schau trägt. Und doch, woher soll die Einsicht kommen, daß die Ehe ohne Liebe ein Concubinat ist, wenn die gebildeten Classen sie mit Vorliebe pflegen und die Führer der Nation von „höchster Stelle" das Beispiel geben?

Das Verhältniß von Ehe und Liebe ist also thatsächlich gestört. Man hat völlig vergessen, daß jene ein Symptom dieser, also eine Consequenz war und stets sein sollte. Alle kraftlosen und unfreien Epochen haben das Symptom mit dem Zustand verwechselt, den Zustand durch das Symptom, den Inhalt durch die Form, den Kern durch die Schale ersetzt. Wir gehen direct auf das Symptom los, d. h. wir schließen eine Ehe, wir wollen aber nicht durch den Zustand hindurch: wir verschmähen die Liebe. Der Schein ist gewahrt, das Gesetz erfüllt; Alles, was unser lieber Nächster controliren und bemängeln könnte, ist in Sicherheit gebracht. Da aber, wo Keiner hinschaut als die Betheiligten selbst, da gähnt der Abgrund, da blutet die Wunde, da wird das Heilige mit Füßen getreten, und wilde Gemeinheit blüht mit zuchtloser Willkür und roher Selbstsucht in üppiger Pracht.

III.

Gut also, sagen die Gegner. Es giebt eine Unsittlichkeit außer der Ehe und in der Ehe; es giebt gewiß auch eine Sittlichkeit in der Ehe; warum sollte es keine Sittlichkeit, keine völlige Einigung der Geschlechter außer der Ehe geben? Ihr habt Ehe ohne Liebe; wir wollen Liebe ohne Ehe. Soll eine so persönliche Entscheidung wie das Zusammenleben der Liebenden durch eine abstracte Größe wie den Staat, durch einen dabei völlig unbetheiligten, uns gänzlich unbekannten Menschen wie den Priester geregelt werden? Bedürfen wir etwa der Mitwirkung Beider, um unsere Gemeinschaft zu heiligen? Müssen wir sie um Erlaubniß fragen, wann sie beginnen darf oder abzuschließen hat? Die geschlechtliche Gemeinschaft mit der Geliebten, die gestern von der Gesellschaft als im höchsten Grade unsittlich gebrandmarkt worden wäre, ist heute, nachdem ein Beamter in seine Listen eine Eintragung gemacht, nachdem ein fremder Herr ein paar ernste Worte zu uns gesprochen hat, nicht nur erlaubt, sondern unser gutes Recht, eine ganz natürliche Handlung, die man von uns erwartet; deren Unterlassung, wenn sie bekannt würde, als prüde Ziererei belächelt würde?

Die ganze Schlußkette scheint so folgerichtig, das ganze Raisonnement so klar, die zu gebende Antwort so eindeutig und nothwendig wie nur möglich: Nein und tausendmal nein, das Alles ist Unsinn! Wenn ich liebe, was geht es Staat und Kirche an! Aber ehe wir diese Antwort unterschreiben, seien doch noch einige Erwägungen gestattet. — Warum sollen denn Liebe und Ehe nicht zusammengehen, warum wollen zwei Menschen sich nicht gesetzlich — um die Kirche einmal aus dem Spiel zu lassen — zusammenthun? Der am seltensten angegebene Grund liegt am häufigsten der Weigerung zu Grunde: man fürchtet, sich zu binden; man ahnt, daß die Gemeinschaft nicht von Dauer ist. Der ganze moderne Sturmlauf gegen die Ehe hat vielleicht in zwanzig von hundert Fällen materielle, in zehn Fällen Gewissensbedenken zur Ursache — in den siebenzig anderen die Unbeständigkeit, das Verlangen nach flüchtigem, zu Nichts oder zu Wenig verpflichtendem Genuß. Wenn die Ehe in vielen Fällen unsittlich ist und zahllosen Schamlosigkeiten zum Vorwand dienen muß, so war das doch durchaus nicht immer der Fall. Ihre Einrichtung, ihr Fortbestehen hat einen guten Grund, einen rechten, werthvollen Sinn und eine tiefe Bedeutung. Es ist das Schiller'sche „Drum prüfe, wer sich ewig bindet". Der Entschluß zur Ehe verlangt von uns eine Analyse unseres Empfindens. Er legt uns die Frage vor, ob unsere Liebe ein rein sinnliches Wohlgefallen und Verlangen ist, oder ob sie sich auf eine geistig-seelische Verwandtschaft gründet, ob sie eine Ergänzung und Möglichkeit des Zusammengehens der

Digitized by Google

beiden Temperamente auch unter schwierigen Verhältnissen bietet; ob sie endlich die Aussicht eröffnet, daß die beiderseitige Charakterentwicklung in Zukunft nicht zu unausgleichbaren Differenzen führen. Diese Erwägungen setzen eine Urteilsreife und Menschenkenntniß voraus, über die unsere jungen, falsch erzogenen Männer und Mädchen von heute in den seltensten Fällen verfügen. Das sinnliche Element, worunter nicht nur der Geschlechtsgenuß, sondern überhaupt das Wohlgefallen an der sinnlichen Erscheinung des Anderen verstanden sein soll, wird und soll bei dieser Entscheidung natürlich seine Rolle spielen. Es sollte aber weder ausschlaggebend sein, noch die Thatsache übersehen, daß es mit Verhältnissen zu rechnen hat, die im Laufe der Zeit sich bedeutend ändern: es sollte mit anderen Worten mit der Zukunft rechnen und einer Wandelung und Vergeistigung fähig sein. Unsere modernen Sturmläufer gegen die Ehe sehen aber in ihren Beziehungen zum Weibe meist nur den Geschlechtsgenuß und die Schönheit. Sie verpflichten sich leichtfertig, um diese Güter zu erlangen, zu „ewiger Treue“ und reißen nach kurzer Frist schon an der schier unlösbaren Fessel, denn unsere Genußfähigkeit ist beschränkt und eines nur als Genußobject benutzten Menschenwesens werden wir bald überdrüssig. Die zwischen uns und den Besitz des Weibes oder Mannes sich stellende Eheverpflichtung soll ein Hinweis auf die Schwierigkeiten dauernder intimer Gemeinschaft und auf ihre mannigfachen Formen und durch die Länge der Zeit bedingten Wandlungen sein. Wer das übersieht und sein Erbe um ein Linsengericht, seine zukünftige Freiheit um einen Augenblick flüchtigen Genusses hingiebt, dem ist mit einer gründlichen Ernüchterung kein Unrecht geschehen. Er hat unsittlich gehandelt, einerlei ob seine Genußsucht ihn zur Uebernahme der ehelichen Verpflichtung gedrängt hat oder ob er den Genuß sich mit einer Dirne verschaffte. Gar zu viele Vorkämpfer der freien Liebe möchten sich mit einem zeitweisen Zusammenleben mit dem Mädchen ihrer Wahl begnügen und, wenn „der Rahm abgeschöpft“, wenn der physische Genuß auf ein Minimum reducirt ist, freie Hand zum Wechsel haben. Das aber heißt das Wesen der Liebe verkennen, die aus einer unlöslichen Mischung physischer und geistiger Anziehungskraft besteht, bei der zuerst das Physische, dann das Geistige die Oberhand hat. „Lieben“ heißt mit dieser Doppelnatur und dieser Entwickelung der gegenseitigen Anziehung rechnen. Das thun unsere Ehestürmer in der Regel nicht, und darum ist ihr Liebesjauchzen und Liebesglück so wenig ernst zu nehmen wie ihre Klagen über den knechtenden Bann der Ehe und ihre Tiraden gegen die unwürdige Fessel der geschworenen Treue.

IV.

Mag sein, versichert man uns. Einige Wenige führen den Kampf gegen die Ehe aus unlauteren Motiven. „Wenn aber zwei solcher Menschen, die von der Natur für einander und zu einem höheren Menschenzweck bestimmt sind, sich durch sittliche, conventionelle oder materielle Bedenken und Schranken abhalten lassen, die „heilige Ehe“ einzugehen, dann begehen sie die größte Sünde, die nie verziehen werden kann — die Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.“ (Driesmans a. a. O. S. 185). Ich weiß nicht, welche sittlichen und conventionellen Bedenken der Verfasser hier im Auge hat. Was er aber mit den materiellen Scrupeln meint, wird wohl Folgendes sein: zwei geschlechtsreife Menschen wollen einander angehören, es fehlen ihnen aber die Subsistenzmittel. Soll nun aus Rücksicht auf den Sittenkodex unserer Gesellschaft Enthaltsamkeit geübt, der Geschlechtstrieb unterdrückt werden und mit der förmlichen Eheschließung gewartet werden, bis die nöthigen Mittel sich einstellen, bis der Geschlechtstrieb verkümmert, die Fortpflanzungsfähigkeit sich also verschlechtert und vermindert? Worin in aller Welt versittlicht und heiligt das nicht mehr obligatorische Priesterwort und die kalte Formel des Standesbeamten unseren Bund? Was hat die Unmöglichkeit, eine Frau zu erhalten, mit unserer Liebe zu thun?

Das ist das Problem von Liebe und Ehe in seiner ganzen Schwere. Aber noch einmal müssen wir einen Fall ausscheiden, der die Zahl der Conflicte unnütz erhöht. Ich denke an folgende, in gebildeten Kreisen sehr häufige Situation: Die Braut oder die Eltern eines der beiden Theile sind vermögend. Es gilt aber für anständig, daß der Gatte durch eigenes Verdienst seine Frau erhalte: solange er es nicht kann, wird ihm die Hand des Geliebten versagt. In Künstler- und Gelehrtenfamilien ist diese Tragödie alltäglich, die Verlobung wird einem unsinnigen Vorurtheil zuliebe Jahre lang hinausgezogen oder aufgelöst. Die gleichen Eltern würden einen Schwiegersohn willkommen heißen, der nichts arbeitet, aber eigenes Vermögen besitzt und von seinen Renten lebt; der Andere, der arbeitet und nichts verdient, wird zurückgestoßen. Die hier zu Tage tretende Verbohrtheit wäre himmelschreiend, wenn sie nicht in unserem eigenen Empfinden einen Rückhalt fände, wenn wir uns nicht gedemüthigt und beschämt fühlten, unser Schaffen nicht in Geldwerth umsetzen zu können. Als wenn die Schuld an uns läge; als wenn sich geistige individuelle Arbeit überhaupt in Geldwerth ausdrücken ließe! Genug, unsere Kinder werden lernen, was noch nicht in unsere Seele und unseren Kopf will: daß Arbeit ohne Geld sittlicher ist, als Geld ohne Arbeit, daß bei einer Ehe die materiell — einerlei durch wen — gesichert werden kann, kein Hinderniß den Liebenden entgegengestellt werden darf und daß die ihnen gewährte Daseinsmöglichkeit keine gnädige Unterstützung ist, sondern ein verdienter Ehrensold.

Aber das ist das Problem nicht. Wir Armen und Enterbten, einerlei welchen Bildungsstandes und Berufes, wir lieben uns, wir glauben uns für einander bestimmt. Uns hilft Keiner aus der Noth und alle Aussicht fehlt, daß es je besser werde. Mit welchem Recht hältst Du uns vom Geschlechtsgenuß zurück?

Mit dem des Kindes, das ihr in's Leben rufen wollt und nicht am Leben erhalten könnt. Oder denkt ihr nur an den Genuß, nicht an seine Folgen? Wollt ihr die Folgen nicht, beseitigt ihr sie gar mit Absicht? Das eben ist das Unsittliche, in der Ehe sowohl, fälschlich legitimirt durch Staat und Kirche (wenigstens in der Auffassung der Gesellschaft), fälschlich zu hart beurtheilt außerhalb der Ehe. Der Staat kann nur strafend eingreifen, wo er der Thatsache des Verbrechens gegen das keimende Leben gegenübersteht, es ist aber Sache der Betheiligten, sich da schon als unsittliche Verbrecher zu fühlen, wo sie dagegen in gesetzlich noch nicht strafbarer Weise sündigen. Der Geschlechtsgenuß ist unrecht als Selbstzweck, mag man auch tausendmal „für einander bestimmt“ sein. — Nichts soll uns aber hindern können, anzuerkennen, daß unsere Gesellschaft von unerbittlicher Härte gegen die Liebenden ist, denen sie die Kinderzeugung durch Versagung der Lebensbedingungen unmöglich macht. Sie verlangt durch die wachsende Verspätung der Heirathsmöglichkeit in allen Kreisen einen sittlichen Heroismus, dessen der Ungebildete und Unerzogene nur selten fähig ist. Sie sollte also dementsprechend die durch die Unmöglichkeit der natürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes überall sich breitmachenden Verirrungen sich zur Schuld anrechnen, sie nur nach ihren Wirkungen bekämpfen, sie nach ihren Motiven verstehen und verzeihen. Es ist wunderbar, woher unsere Reichen den Muth zum Ueberfluß und Luxus hernehmen, wenn sie durch die Vorenthaltung ihres Ueberflusses dem Armen die schwersten sittlichen Prüfungen auferlegt, um ihn, wenn er sie nicht besteht, hart zu strafen. Es ist kindisch, zu verlangen, daß ein Künstler oder Gelehrter leben solle wie ein Fabrikarbeiter, es ist aber ein Verbrechen, über den mit dem Beruf nothwendig verbundenen Standesluxus

Digitized by Google

hinauszugehen und auf Kosten des eigenen Wohles zu verprassen, was Andere umsonst erbitten und dringend benöthigen. Hier mündet die sittliche Frage in die sociale Frage ein, die Beantwortung dieser bringt zugleich die Lösung jener anderen.

V.

Zwei Punkte scheinen mir noch bei unserem Problem der Erörterung werth. Einmal die von Driesmans als „sittliche und conventionelle Bedenken" bezeichneten Hindernisse der Eheschließung zweier Liebenden. Ich kann mir darunter nur etwa den Einwand vorstellen, Staat und Kirche hätten sich in unsere intimen Angelegenheiten nicht zu mischen. Die Civilehe hat diesen Bedenken mit Bezug auf die Kirche ein Ende gemacht, der Staat hat aber auf seine Einmischung in der Ehefrage offenbar aus zwei Gründen nicht verzichten wollen: die Namensänderung der Gattin und die zu erwartenden Kinder zwingen ihn dazu. Wir sehen einstweilen noch nicht, wie er darauf verzichten könnte, und müssen uns mit der Forderung einer möglichst milden, taktvollen und individualisirenden Einmischung wohl noch auf lange hinaus begnügen. Wir sind auch unseren Kindern die Erfüllung der staatlichen Formalitäten in der Ehefrage einstweilen noch schuldig und halten es für nützlich und heilsam, daß auch jene sich ihr unterwerfen, die in ihnen eine sittliche Sanction des geschlossenen Bundes nicht erblicken können. Es ist zwar schwer, die Einmischung gleichgiltiger Dritter auf unser Zusammenleben irgend welche innere Bedeutung zuzumessen. Wie stehen z. B. die Dinge, wenn keine Opportunitätsgründe zur staatlichen Eheschließung vorliegen, wenn z. B. keine Kinder vorhanden sind oder gar kein Geschlechtsverkehr stattfindet? Ich stehe nicht an, eine Ehe wie die zwischen George Eliot und Lewes geschlossene sittlich zu nennen. Die Empörung der öffentlichen Meinung ändert daran nichts. Sie wird sich legen, wenn Andere nachfolgen. Vielleicht sind wir von den Zeiten nicht weit, in denen der Staat den Namenswechsel der Frau nicht mehr verlangt und nicht mehr nach den Ehen, sondern nur nach den Kindern fragt. Bis dahin kann man zur Noth begreifen, daß unter besonderen Verhältniß das Eingreifen des Staates in das Eheleben als peinlich empfunden und darum vermieden wird. Sich aber um dieser Zurückweisung des staatlichen Interesses willen als Märtyrerin aufzuspielen, wie es die Heldin des Grant Allenschen Romans Woman who did unternimmt, entspricht denn doch nicht der Geringfügigkeit des gethanen Schrittes. Dem Staate in solchen Dingen gewähren, was er verlangt, heißt nur in ganz seltenen Fällen unsittlich handeln; es bedeutet meist eine sittlich-opportune, aber gleichgiltige Handlung, eine billige Concession an den Thatbestand, die vielleicht Niemandem nützt, sicher Keinem schadet. — —

Viel wichtiger ist der zweite noch zu berührende Punkt: Die modernen Ehe- und Liebesphilosophen machen aus unserem Problem einen rein sexuellen Vorgang. Für sie steht nur in Frage, ob der Geschlechtsumgang außerhalb der Ehe erlaubt ist, sie nicht überflüssig macht, den Staat angeht u. s. w. So wird die Frage nach der Ehe einseitig zu einer Genuß- und Züchtungsfrage. Die Braut scheint in dem Geliebten nur einen Zuchtstier zu erblicken, der ihren Verhältnissen angemessen ist; der Volkserzieher scheint darauf bedacht, möglichst gesunde Exemplare zusammenzubringen, um eine kräftige und reine Rasse zu erzeugen. Man mag Staatsmännern, die mit der Abschließung von fürstlichen Heirathen beauftragt sind, diese Darwin'schen Reminiscencen zu Gute halten, unter Bürgerlichen, dünkt mich, riechen diese Erwägungen zu sehr nach dem Pferdestall. Das vorurtheilsloseste, unterrichtetste Mädchen wird sich seinen Geliebten hoffentlich unter anderen Gesichtspunkten erwählen. Wenn wir das Körperliche am Menschen schätzen, so geschieht es doch nur als Ausdruck eines geistigen Gehaltes. Der Gedanke an das Kind wird im Empfinden des Bräutigams wohl nur die zweite Rolle spielen. Was er sucht, ist eine Gefährtin, ein Mensch anderer Art, sein Wesen verstehend und ergänzend. Seine Liebe zu ihr wird sich in wachsender stark sinnlicher Weise äußern, er wird aber nach dem Geschlechtsgenuß nicht etwa meinen, den Höhepunkt des Ehelebens überschritten zu haben, noch wird ihn die erkannte Unfruchtbarkeit seines Weibes zu einem Scheidungsantrag veranlassen. Das Problem der Ehe ist vielmehr gerade dieses: Wie wird aus dem Gefühl starker Anziehung das Verlangen zu geschlechtlichem Genuß? Wie findet neben der Sinnenfreude die Pflege geistiger Gemeinsamkeit Platz? Wie vermag sich diese wiederum neben dem um das Kind concentrirten Interesse zu behaupten? Was verbindet endlich die Ehegatten nach dem Verzicht auf geschlechtlichen Umgang, bei Kinderlosigkeit, oder nach dem Scheiden der Kinder aus dem Elternhause? Die Propheten der freien Liebe zeigen nur für die erste der vier Etappen des geschlechtlichen Gemeinschaftslebens Interesse, sie vergessen, daß es ein Durchgangspunkt, eine, wenn auch noch so wichtige, Episode ist. Alle ihre Vorschläge und Postulate übersehen daß, wenn die sinnliche Liebe der intensivste, leidenschaftlichste Ausdruck der Zusammengehörigkeit ist, er nicht der ethisch höchste und letzte sein kann. Der ist eben die neben, über und aus der leiblichen Gemeinschaft erwachsende Zusammenklang der Seelen, das Ineinander-Einleben zweier Individualitäten, das starke einander stützende Zusammenstehen im Sturm des Lebens, das treue Aushalten bis an's Ende.

Ich gebe gerne zu, daß unsere Verhältnisse unhaltbar sind. Eine andere Erziehung muß die Geschlechter aneinander gewöhnen, eine andere Arbeitsvertheilung ihnen die Eheschließung bald nach Eintritt der vollen Pubertät ermöglichen. Die Liebe allein soll dabei den Ausschlag geben. Aber wir wollen nicht vergessen, nachdem der Idealismus in dem Menschen nur den Geist sah, daß er auch nicht nur ganz Leib ist.

Zerstörte die Sitte muthwillig die Rücksichten und Hindernisse, die der Eheschließung heute entgegenstehen, so beraubte sie auch die Betheiligten zugleich jener Wartezeit und Muße, während deren sie sich über die Tragweite ihres Schrittes klar werden können. Denn es bleibt dabei: keine Geschlechtsliebe ist unter Menschen sittlich ohne dauernde Gemeinschaft, ohne leibliches und geistiges Zusammenleben. Man mag die Scheidungen noch so sehr erleichtern — und es wird gut sein — sie müssen immer als Ausnahmen, als späte Reue eines ungenügend überlegten Schrittes gelten. Je häufiger die Scheidungen, desto schwieriger sollte die Eheschließung gemacht werden. Es wird leider immer kurzsichtige Menschen geben, die man auch in so intimen Dingen bevormunden muß. —

Eine Bitte noch zum Schluß: Mögen Alle, die eine neue Sittlichkeit lehren, nach der alten leben; mögen Alle, die das neue Evangelium zur That machen wollen, öffentlich darüber schweigen! Man wird diesen Rath feige und schwach nennen; er ist auch nur für Uebergangszeiten wie die unsere nothwendig. Der böse Schein muß nun einmal gemieden werden. Ein Mensch, der das Herkommen verletzt und zugleich propagandistisch für diese Verletzung eintritt, kann sich von dem Verdachte nicht reinigen, nach seiner Praxis seine Theorie gestaltet zu haben. Seine Weisheit verliert an Ansehen, wenn sie als Ausfluß fleischlicher Schwäche verstanden werden darf. Sie hat einen starken Wiederhall, wenn sie zunächst einmal als Theorie verkündet wird. Wer möchte Nietzsche in seinen Werken lieben, wenn der Mensch nicht so rein und liebevoll, so weich und treu gewesen wäre! „Die Natur gestattet dem Menschen nicht zwei Kühnheiten auf einmal", sagte Renan. Stürzen wir uns nicht in unüberlegtes Thun, ehe wir über Weg, Ziel und Kräfte denkend im Klaren sind!

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Kunst und Rasse.

Von Heinrich Driesmans.

Einer unserer namhaftesten zeitgenössischen Dichter erzählt in seinen Reiseerinnerungen aus Italien, er habe einst hoch oben in den Apenninen ein armes Hirtenmädchen gefunden, das ihn durch ein erstaunliches Improvisationstalent überraschte. Eines Tages habe dies Geschöpf ihm ein wunderbar poesievolles Lied gesungen, am folgenden Tage habe es das Thema variirt und so jedesmal anders in Form und Rhythmus vorgetragen, doch immer sei ein vollendetes Kunstwerk heraus gekommen. Als er das Mädchen einmal darüber befragt, habe es ihm erstaunt versichert, gar nicht darum zu wissen, das Lied so oder anders gesungen zu haben. Es singe, wie es ihm gerade einfalle und gefalle.

Ein anderes Beispiel, welches das große Improvisationstalent der Italiener darthut. Professor Billroth, der namhafte Mediciner, wurde auf einer Reise durch Italien zu einem Bauern gerufen, um ihm seine ärztliche Hilfe zu leihen. Es handelte sich um eine Verwundung, die er untersuchen und verbinden sollte. Als er aber an Ort und Stelle kam, fand er bereits einen Verband angelegt, und zwar so geschickt, daß, wie er in einer medicinischen Abhandlung berichtet, einer seiner geschultesten Assistenten ihn nicht hätte besser machen können. Wie erstaunte er daher, als er auf seine Nachfrage erfuhr, daß ein „Nachbar" des Bauern das vollbracht habe! Billroth erklärt dies überraschende Geschick an einem einfachen, ungeschulten Manne aus dem starken, unmittelbaren Erfassungsvermögen, dem lebendigen Blick des Italieners für die realen Verhältnisse und Erfordernisse, welche Begabung so hoch entwickelt ist, daß der Italiener mit ihr selbst unter den romanischen Völkern einzig dasteht. In der That, jener italienische Bauer ist ein Improvisator wie das erwähnte Hirtenmädchen, er steht diesem an natürlichem Talent nicht nach. Es ist bei Beiden dasselbe Talent, das sich einmal auf dem lyrischen Gebiete, das andere Mal in technischer Hinsicht äußerte. In jedem Falle wurde ein „Kunstwerk" vollbracht. Der schlichte Bauer erwies sich als ein geborener Künstler in der Behandlung einer Verwundung, in der Anlegung eines Verbandes, wie seine Volksgenossin als eine Künstlerin in der rhythmischen und melodischen Abwandlung eines lyrischen Themas.

Wir ersehen aus diesen Beispielen, insbesondere aus dem zweiten, daß dem Italiener eine Begabung, die wir Formgewandtheit nennen, angeboren ist, welche der Nordländer sich erst durch mühsames Studium und unausgesetzten Fleiß erwerben muß, und die selbst bei seinen genialsten Vertretern erst spät und unter Aufgebot großer Selbstzucht völlig reif wird. Die Formgewandtheit, welche für unsere Dichter nur durch unermüdliche Uebung und langjährige Versuche zu erreichen ist, legt der Genius des italienischen Volkes seinen Hirtinnen in die Wiege; die Handfertigkeit und Geschicklichkeit, den Blick für die realen Erfordernisse, zu deren Erwerbung unsere Mediciner Semester auf Semester studiren, schöpft ein italienischer Bauer aus seiner Natur.

Der Gedanke liegt nahe, daß der Mensch überhaupt die Begabung, welche der Italiener aus dem Volke in so hohem Grade zeigt, von Natur besitzt, und daß er erst durch die Cultur daran irre gemacht worden. Wenn wir die Naturvölker beobachten, dann müssen wir in der That bekennen, daß der Naturmensch künstlerisch veranlagt ist. Darf man als das Primitiv-Künstlerische das Zweckentsprechende eines jeden Instruments, das ihrer Bestimmung genau Angemessene einer jeden Hantierung betrachten, dann ist jedes Geräth des Wilden, jede Arbeit, die er vollbringt, ein Kunstwerk. Es ist nichts Ueberflüssiges, nichts, das nicht zum Ganzen stimmt, nichts „Geschmackloses" in Allem, was er thut. Ich möchte daher als das Criterium des Unkünstlerischen das Geschmacklose bezeichnen. Das Thier ist im Verfolg seines instinctiven Trieblebens „Künstler": es weiß genau ab- und zuzuthun, es überschreitet nie die Grenze des Zweckentsprechenden, ihm Angemessenen. Es schlingt nur so viel Nahrung, als es braucht; es überißt und übertrinkt sich nicht. Das Thier durchschwimmt den Fluß, ohne Schwimmen gelernt zu haben, es überhastet sich nicht und bekommt es nicht mit der Angst, wie der Mensch, der, seine instinctive Sicherheit verlierend — was man im Sprachgebrauch „den Kopf verlieren" nennt — im Wasser anfängt zu zappeln, die Arme in die Höhe streckt und in die Luft oder nach Strohhalmen greift, anstatt sie regelrecht zu bewegen, damit er oben bleibe. Das Thier geht sicher am Abgrund entlang, es wird von keinem Schwindel erfaßt und thut keinen Fehltritt. Und wo es arbeitet und baut, als Biene, Ameise, Biber, da vollbringt es sein Werk mit solcher künstlerischen Vollendung, mit solcher Sicherheit und Angemessenheit dem jeweiligen Zweck entsprechend, daß der Mensch von ihm lernt und in seinen Bauwerken die Structur derjenigen nachahmt, welche die Natur ihm durch den Instinct der Thiere vor Augen gestellt hat. Der Naturmensch ist „Künstler", insofern sich die thierische Instinctsicherheit in sein menschliches Leben hinübergerettet hat; das Beste, was ihm eigen ist, sein größter Vorzug liegt in dieser Sicherheit, und der höhere Naturmensch, der Künstler, wie er aus der Cultur hervorgeht, hat auf diesen Namen nur insofern Anspruch, als sich die Instinctsicherheit bei ihm in das höhere Culturleben hinübergerettet hat. Was er vermag, vermag er kraft seines sicheren Instinctes, der ihn die natürliche Zweckmäßigkeit und Angemessenheit herausfühlen, gestalten und in Kunstwerken in einer höheren abgeklärten Form vor Augen rücken läßt. Der Culturmensch hat diese Sicherheit verloren, seine Instincte sind verworren, und je weiter die Cultur fortschreitet, um so haltloser wird er in seinem Innern, um so unsicherer tastet und tappt er nach allen möglichen Formen und Ausdrucksweisen, ohne die zu treffen, die ihm angemessen ist. Man betrachtet diesen Zustand als Dekadenz, in welchem der Culturmensch gewissermaßen „den Kopf verloren" hat, Zierath auf Zierath, Ueberladung auf Ueberladung sinn- und planlos häuft, alle Stilarten durchprobirt und durch einander wirft, ohne je zu einem eigenen neuen Stil, zu einer höheren Weltanschauung, welche alle früheren in sich begriffen und organisch verbunden hätte, ohne je zu einem Sinn seines Daseins zu gelangen. Alles, was der primitive (Wilde) und der höhere Naturmensch (Genie) thun, hat „Sinn" und „Bedeutung"; es stimmt harmonisch zusammen. Der alles Instinctlebens bare Culturmensch allein ist sinnlos, planlos, geschmacklos in Allem, was er thut. Er muß, wie der Assistent des Professors Billroth, mühsam erlernen, was der italienische Bauer instinctiv kann; er muß durch unermüdliche Uebung seine künstlerische Anlage zu der Höhe emporschulen, auf der der Geist der italienischen Hirtin sich spielend bewegt.

Wenn wir sonach die natürliche Instinctsicherheit als das Fundamentalwesen des Künstlerischen betrachten dürfen, dann müssen wir den modernen Völkern die Befähigung dazu in dem Grade zuerkennen, als sie jene Sicherheit in ihr Culturleben hinübergerettet haben. Jedes Volk ist von Natur zur künstlerischen Gestaltung seiner Lebensformen vorherbestimmt und treibt sie mit derselben Naturnothwendigkeit aus sich heraus, wie Bienen und Ameisen ihren Genossenschaftsstaat. Ich sagte, es „treibe sie heraus": denn in der That sind diese Formen nichts Anderes, als das in das Außenleben verlegte Knochenskelett; sie sind ein Abbild des inneren organischen Lebens des Individuums, gleichsam ein Abguß, den das instinctive organische in dem gesellschaftlichen Leben ausgeprägt. Alle ursprünglichen Gesellschaftsformen zeigen darum einen durchaus künstlerischen Charakter;

Digitized by Google

sie nähern sich den erwähnten Thierstaaten und sind im Grunde nur Weiterbildungen und Uebersetzungen der Letzteren in's bewußte Leben. Sie verlieren diesen künstlerischen Charakter, je bewußter das Leben wird, je höher die Cultur sich entwickelt, da mit dieser Entwickelung, mit dem gesteigerten Bewußtsein die Aussetzung des instinctiven Lebens, die Verwirrung und Zerrüttung desselben Hand in Hand geht. Die Unsicherheit wächst in dem Maße, wie ein Volk sich vom Naturzustand entfernt. Der Verlust der instinctiven Sicherheit drückt sich in den inneren religiösen und politischen Kämpfen, in den wissenschaftlichen und künstlerischen Gegensätzen aus. Jedes Culturvolk hat den Sinn seines Lebens in gewissem Grade verloren und sein ganzes Culturtreiben ist im tiefsten Grunde nichts Anderes als das Bestreben, diesen Sinn wieder zu gewinnen oder einen neuen Sinn, einen höheren Inhalt seines Lebens zu erlangen. Der verlorene Sinn ist die verlorene kunstgeistige Lebensgestaltung, die selbst auf der primitivsten Stufe höher steht, denn das verworrene Culturleben.

Wir erkennen hieraus, daß Cultur und Instinct in gewissem Maße als Gegensätze zu betrachten sind. Jene wirkt zersetzend auf diesen, dieser verhält sich spröde gegen jene, er erwehrt sich ihrer. Alles Leben lebt nur in Gegensätzen, und der „Gegensatz" ist der Prüfstein für jeden „Satz". Kein Pol ist ohne Gegenpol denkbar, kein höheres Leben ohne Cultur. Die Cultur ist der Prüfstein des Instinctes bezw. der Instinctsicherheit. Sie vollzieht eine Auslese der Volksindividuen, wie der alltägliche Kampf um's Dasein eine solche der Einzelindividuen. Je stärker das Instinctleben von Natur ist, desto größere Gewähr bietet es dafür, daß ein Volk die Prüfung der Cultur besteht, daß es seine gesunde instinctive Sicherheit in das höhere Culturleben hinüberrettet. Die Befähigung für künstlerisches Wesen ist der Ausdruck dieser „Rettung der Instincte". Die verschiedenen europäischen Völker haben diese Prüfung verschieden bestanden und demgemäß ihr Instinctleben in verschiedenem Grade „gerettet". Die Stärke und Widerstandsfähigkeit des Letzteren hängt von der Natur der Völker ab, und die Frage nach ihrer Befähigung für künstlerisches Wesen ist somit in gewissem Grade eine Rassenfrage, sie hängt mit ihrer Rassenhaftigkeit zusammen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die romanischen Völker an ihrem Instinctleben zäher haften als die germanischen; die Letzteren sind für höhere Cultur empfänglicher, aber sie geben ihre Natur, ihre Rassenhaftigkeit leichter preis. Aus dieser Thatsache glaube ich die höhere Befähigung der Romanen für künstlerisches Wesen ebenso wie ihre geringere für höhere Geistescultur einerseits, und andererseits das umgekehrte Verhältniß bei den Germanen erklären zu können. Die höhere Cultur ist die Todfeindin des künstlerischen Wesens! Das mag paradox klingen. Aber man täuscht sich, wenn man glaubt, jene begünstige dieses, sie sei seine Ernährerin. Sie ist vielmehr seine Zerstörerin! Man verwechselt dabei das, was man im modernen Sinne unter „Kunst" versteht, nämlich die Kräftezersplitterung in der künstlerischen Productivität, mit dem künstlerischen Wesen, welches Kraft- und Styleinheit voraussetzt. Die fieberhafte Thätigkeit, welche in der „Kunstblüthe" einer Cultur in allen möglichen Formen und Geschmacksrichtungen zu Tage tritt, ist gerade ein Zeichen der Zersetzung, der Auflösung, des Verfalles des Instinctlebens durch die Cultur. Jede Zersplitterung ist der Ausdruck einer inneren Unsicherheit und Haltlosigkeit. So war die politische Zersplitterung der Deutschen seit dem Mittelalter die weitestgehende von allen europäischen Völkern, das Merkmal ihrer früh verlorenen Instinctsicherheit; so ist die moderne künstlerische Zersplitterung wiederum in Deutschland am ausgeprägtesten, als ein anderes Merkmal ihrer instinctiven Unsicherheit. Die deutschen Einheitsbestrebungen sind wohl eigentlich im tiefsten Grunde ein Ringen nach der Instincteinheit. Sie sind bis zu einer äußeren politischen Einheit gediehen, aber noch nicht bis zu einem einheitlichen Geist, einer einheitlichen Natur. Daß wir Deutsche uns so viel, daß wir uns mehr abarbeiten müssen als andere Völker, daß wir mehr „lernen" müssen und in der That auch mehr „gelernt" haben und „wissen" — daß Andere es um so viel „leichter" haben als wir, das hat seinen Grund in der geringeren Mächtigkeit unseres Instinctlebens und der größeren jener. Die anderen Völker sind „einiger" und „einheitlicher" als wir durch ihre Instincteinheit. Diese ist eine Tragkraft, welche ein Volk im Kampf um's Dasein oben erhält.

Man könnte nach dem Vorigen glauben, daß ich den Germanen die Befähigung zur Kunst absprechen will. Das ist keineswegs meine Meinung. Ich unterscheide zwischen künstlerischer Schaffenskraft und künstlerischem Wesen. Jene ist den Germanen in hohem Grade zu eigen. Ihre Kunst und Dichtung zeugen davon; an Tiefe der Auffassung und Mächtigkeit der Gestaltungskraft werden ihre Dichterwerke von keinem Romanen erreicht. Dieses mangelt ihnen in hohem Grade. Die Formgewandtheit und Virtuosität, die Unmittelbarkeit und das Improvisationstalent der Romanen ist ihnen mehr oder weniger versagt. Diese verschiedenartige Begabung hat ihren Grund in dem geübten Sinnenleben der Romanen und dem ungeübten der Germanen. Die klare formen- und farbenreiche Natur des Südens hat die Sinneswerkzeuge jener in höherem Grade geschult und erhält sie stetig wach und thätig; in der nebligen, formen- und farbenarmen des Nordens sind die Sinne dieser unentwickelt geblieben oder in gewissem Maße eingeschläfert worden. Daher die Verinnerlichung und Tiefe des germanischen Geistes, daher die vorwiegende Sinnlichkeit und unerreichte Formgewandtheit des romanischen. Der Germane hat eine „gebildete" Seele bei „ungebildeten" Sinnen; der Romane verbindet „gebildete" Sinne mit einem rohen Gemüth. In dieser verschiedenartigen „Bildung" beruht die verschiedenartige Begabung der beiden Rassen und ihre ungleiche Befähigung für die Kunst. Die Sinne sind die Tastorgane des instinctiven Lebens. Der menschliche Geist kann sehr wohl bei zerstörten oder verkümmerten Sinnen existiren und sich gar zu großer Tiefe und Mächtigkeit entfalten. Aber der abgeschnittene und beschränkte Verkehr mit der Außenwelt beeinträchtigt die Orientirungsfähigkeit, läßt das instinctive Leben verkümmern, läßt die Formgewandtheit und Ausdrucksfähigkeit, welche allein durch ein reges Sinnenleben gebildet und gesteigert werden kann, ungeübt. Ein derartiger Geist kann große Schöpferkraft besitzen, aber seine Erzeugnisse bleiben formlos und farblos. Die „Sinnesleitung" bestimmt und differenciert die künstlerische Begabung; sie verleiht dem Nordländer bei großer Schöpferkraft ein sehr unkünstlerisches Wesen, dem Südländer bei vollendeten künstlerischen Lebensformen geringere Schöpferkraft und Tiefe.

Ich verstehe also unter künstlerischem Wesen Lebenskunst und behaupte, daß diese, nämlich eine kunst- und stilgemäße Lebensführung den modernen Culturmenschen verloren gegangen ist. Sie können sich nicht oder nicht mehr in die Natur hineinfinden, sich nicht auf ihre Umgebung stimmen. Neuerdings erschallt in Deutschland der Ruf, die Kunst in's Leben überzuführen, das Leben kunstgeistig zu gestalten. Ich empfinde diesen Ruf als einen Aufschrei der deutschen Seele über den grellen Widerspruch zwischen künstlerischem Können und Leben, über den Kontrast zwischen dem Reichthum ihrer Schaffenskraft und der künstlerischen Dürftigkeit ihres Lebens. Man erzählt von einem Berliner Architekten die Anekdote, er nehme, so oft er in Gesellschaft gehe, einen Pack Westen von allen möglichen Farben mit, um seinen Anzug wenigstens einigermaßen auf das Milieu des Raums zu stimmen, in dem er zu verweilen habe. So komisch sie klingt, eine so tragische Bedeutsamkeit hat diese Anekdote. Die „Westomanie" jenes Architekten wäre von dem

Digitized by Google

Drang dictirt, einen Ausgleich zu schaffen zwischen künstlerischem Bedürfniß und unkünstlerischer Wirklichkeit, zwischen innerem Stimmungsreichthum, geistigem Harmoniegefühl und der öden Stimmungslosigkeit, Verstimmung, Disharmonie des äußeren alltäglichen Lebens. Der Einfall des Architekten ist ein wenig sonderbar, aber er kennzeichnet den Mangel, das Leiden, die Tragik des modernen Wesens. Andere gerathen auf andere Einfälle. Die Darmstädter Künstler siedeln zu einer Künstlercolonie zusammen, sie bauen eine rechte Kunststadt und placiren ihre Werke, anstatt sie zu einer Ausstellung zusammenzuhäufen, in ihren Wohnräumen. So leben und weben sie in der Atmosphäre ihrer Werke: ihre Colonie ist ihre Kunstausstellung, ihre Gemälde und Statuen hängen und stehen in Gebäuden, die selbst Kunstwerke sind. Sie haben eine große Kunstsymphonie geschaffen und sich inmitten ihrer eingewohnt, um ihr Leben auf ihre Kunst zu stimmen, um eine Harmonie zwischen Aeußerem und Innerem, zwischen Wirklichkeit und Ideal anzubahnen. So „anders" dies klingt, eine so erfreuliche Erscheinung dieses „Kunstleben" in unserer stimmungslosen Zeit ist — es ist dennoch aus demselben Drang geboren, wie die „Westomanie" des Architekten, und es ist gleichermaßen eine Anomalie im modernen Leben. Wir sind trotz aller derartiger Bemühungen bisher über einen gewissen „todten Punkt" nicht hinausgekommen. Diese bleiben vereinzelt, sie leben ein Leben für sich, blühen auf wie gefüllte Blumenkronen, ohne fruchtbaren Samen zu hinterlassen.

Der Humor in der Musik.

Von C. Gerhard.

Die Kunst, die Musik zum Ausdruck jenes göttlichen Humors zu machen, der, indem er uns im tiefsten Innern erschüttert, uns doch lächelnd die Seelenruhe wiedergiebt, ist auf Josef Haydn zurückzuführen.

Zwar begegnen wir schon vor seiner Zeit vereinzelten Werken humoristischen Charakters, so der „Vogelcantate" des Niederländers Gombert, den „Italienischen Vilanellen" von Lassus, der berühmten „Katzenfuge" des Scarlatti, zwar finden wir bei Bach und Händel bereits Blitze unbewußten musikalischen Humors, z. B. in des Ersteren „Fuga über die Cornetta di Postiglione", in den graziösen Motiven der Cis-dur- und D-dur-Präludien des „wohltemperirten Claviers", in Händel's Chor in Israel: „Und es kamen unzählige Fliegen und stechende Mücken", und bewußt ausgeführte musikalische Scherze wie Bach's „Bauern- und Kaffee-Cantate", seine dramatische Cantate: „Streit zwischen Phöbus und Pan", ferner humoristisch gezeichnete Personen, wie den Polisemo in Händel's „Acis und Galathea", zwar schrieb Gluck zwei komische Opern, den „Cadi dupé" und „Die Pilgrimme von Mekka" — aber Haydn's Verdienst ist es, den Humor nur durch Töne, ohne Unterstützung durch das Wort, zur lebendigen Wirkung gebracht zu haben. Er ist daher als der eigentliche Begründer, der Vater des Humors zu betrachten.

Der Humor war eine Seite seines Wesens, er durchdrang sein Denken und Schaffen, und daher vermögen diejenigen seiner Schöpfungen, die aus Scherz und Ernst, Heiterkeit und Wehmuth wunderbar gemischt sind, auch dem traurigen Menschen ein Lächeln zu entlocken und ihn mit des Lebens Ernst zu versöhnen.

Die angeborene Heiterkeit half Josef Haydn, die Noth und Armuth, die Entbehrungen seiner Kindheit und Jugend zu ertragen. Sie blieb ihm treu in den Widerwärtigkeiten seiner Ehe mit seinem zänkischen, geizigen Weibe und verklärte noch sein Alter. In hohem Grade war ihm die Kunst zu eigen, an allen Dingen die guten Seiten herauszufinden; stets liebte er es, dem Gespräche eine launige Wendung zu geben, und er bezeichnete noch als Greis das Leben als eine köstliche Sache. Mozart's Urtheil über ihn charakterisirt sein Wesen und Schaffen: „Keiner kann Alles, schäkern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und Alles gleich gut, wie Josef Haydn."

Die unerschöpfliche Heiterkeit seiner Natur zeigt sich von den ersten kleinen Menuetten seiner Jugendzeit bis zu den im reifen Mannesalter geschriebenen „Jahreszeiten". Er wirkte scherzhaft, indem er ein Motiv in den drolligsten Verschiebungen und Verstellungen auftreten, indem er alle Instrumente einem nachahmen ließ und durch Brechen des Rhythmus und Greifen der Intervalle überraschte. Seine coloristische Begabung diente ihm als ausgezeichnetes Mittel zur Entfaltung seines Humors.

Dem Menuett verlieh er eine ihm bisher fremde Heiterkeit und gab ihm einen festen Platz in seinen Quartetten und Sinfonien. Im Jahre 1751 schrieb er eine komische Oper: „Der krumme Teufel", 1776 die Zwischenactsmusik zu Regnard's Lustspiel: „Il Distratto". Aeußerst komisch schildert er im Mittelsatz des Allegros den Zerstreuten, indem er sechs Takte nach dem Eintritt des zweiten Themas seines Streichorchesters plötzlich stocken, beim letzten Motiv bleiben, allmälig ersterben läßt, als wäre ihm der Fortgang entfallen, bis plötzlich ein donnerndes Tutti die Melodie wieder in Fluß bringt. Gewissermaßen schreckte der komisch wirkende Stoß den Zerstreuten aus seinen Träumereien empor.

In liebenswürdigster Weise zeigt sich Haydn's Humor in der sogenannten „Abschiedssinfonie". Im Sommer 1766 wollte Fürst Esterhazy seine Capelle zwei Monate länger als sonst auf seinem Schlosse Esterhaz behalten. Da die Verheiratheten unter den Musikern sich darüber grämten, schrieb Haydn, ihr Capellmeister, eine Sinfonie. Bei der Aufführung brach plötzlich eine Stimme ab, der Künstler verlöschte sein Licht und verschwand. Bald danach verstummte eine zweite, eine dritte Stimme, immer leerer, immer dunkler wurde es im Orchester, auch Haydn ging; nur der erste Geiger spielte den Schluß. Darauf erhob sich der Fürst. „Wenn sie Alle gehen, müssen wir auch gehen", sagte er, und zu Haydn im Vorzimmer: „Haydn, ich habe es verstanden, die Herren können morgen reisen." In London schrieb der Meister die „Sinfonie mit dem Paukenschlag", von den Engländern „the surprise" genannt. Da die Lords und Ladies nach ihrem späten dinner zuweilen in den Concerten einnickten, ließ Haydn auf eine sanfte Melodie einen scharfen, die Hörer weckenden Paukenschlag folgen.

Haydn's Tonmalerei zeigt sich nach der scherzhaften Seite in seinem bekannten „Ochsen-Menuett".

Ein Teil der „Jahreszeiten" hat ebenfalls einen komischen Stoff, aber seine derbe Art sagte dem Componisten nicht zu. Besonders mißfiel ihm der Text: „Heisasa, hopsasa, es lebe der Wein, es lebe das Faß, das ihn verwahrt, es lebe der Krug, aus dem er fließt!" Um die Gleichförmigkeit der Worte zu beleben, malte er am Schluß die Betrunkenheit und nannte ihn „die besoffene Fuge".

Als Visitenkarte für seine Freunde setzte er im Alter folgende Worte in scherzhafte Tonform:

„Hin ist alle meine Kraft,
Alt und schwach bin ich."

Auch Mozart war der göttliche Humor angeboren. Wie anziehend zeigt sich des Knaben liebenswürdige Heiterkeit im Verkehr mit Mutter und Schwester, welche witzigen Schilderungen enthalten seine Reisebriefe, welche zärtlich-komischen Bemerkungen! Der Mama küßt er „1 000 000 000 Mal die Hände und der Nannerl Gesicht, Nase, Mund und Hals". Welche Späße verübt er mit dem Bäsle in Mannheim, mit dem zusammen er „die Leute foppt"! Und welch' einen

Digitized by Google

schmerzhaften Humor beweist er, als er aus Paris heimkehrt und seine Jugendgeliebte Aloysia Weber nichts mehr von ihm wissen will! Flugs setzt er sich an den Flügel und singt: „Ich laß das Mädel gern, das mich nicht will!“

Mit welcher Seelenheiterkeit trägt er später Noth und Sorgen mit seiner Gattin Constanze, der Schwester jener Aloysia! Mit Rührung hören wir, daß das junge Paar, um sich zu erwärmen, im ungeheizten Zimmer tanzt, und lesen Mozart's zärtliche Briefe an „Stanzerl“, die er außerdem „Spitzbub', Krallerballer, Spitzignas, Bagatellerl, Schluck und Druck“ anredet! Das Ernste und Heitere, welches sich in seinem Wesen zu so wundervoller Harmonie einte, zeigt sich auch verbunden in seinen Schöpfungen. Diese Verschmelzung des Tragischen und Komischen, die wir in ein und demselben Werke, oft in ein und derselben Person finden, steht einzig da. Durch die befreiende Macht des Humors gelang es Mozart, im „Figaro“ das gleichnamige frivole Lustspiel des Beaumarchais zu idealisiren. Typen bezaubernd-ster Heiterkeit sind Figaro und Susanne, und ewiges Leben werden ihre sonnigen Arien haben: „Dort vergiß leises Fleh'n, süßes Wimmern“, „Ihr, die Ihr Triebe des Herzens kennt“, und „Neue Freuden, neue Schmerzen“. Der Humor im „Don Juan“ streift oft an den Shakespeare's; nur das Zerlinchen ist voll holdester Schalkhaftigkeit. Die gesunde Komik und übersprudelnde Laune der „Entführung aus dem Serail“ machte das Werk gleich beliebt; ebenso zündete die originelle und reizvolle Musik zur komischen Oper „Cosi fan tutte“. Neben tiefem Ernst waltet auch der Humor in der unsterblichen „Zauberflöte“.

Beethoven war einer der größten Humoristen, die je gelebt, aber er besaß einen dämonischen Humor, dessen musikalischer Ausdruck häufig voll überwältigender Erhabenheit war. Ernst ging er durch sein ernstes Leben, doch Witz und Sarkasmus standen ihm immer zu Gebote, und wenn er „ganz aufgeknöpft“ war, wie er sich selbst ausdrückte, so verschonte er Niemand mit beißenden, satirischen Bemerkungen. Als sein reich und hochmüthig gewordener Bruder ihm eine Visitenkarte mit der Aufschrift: „Johann van Beethoven, Gutsbesitzer“ sandte, schickte er ihm dieselbe mit der umseitigen Bezeichnung zurück: „Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer“. Wenn seine geistreichen Improvisationen auf dem Claviere seine Zuhörer zu Thränen erschüttert hatten, pflegte er in lautes Lachen über ihre Empfindsamkeit auszubrechen; hatte er sonst Anlaß zur Heiterkeit, so sprang er auch noch im Alter über Tische und Bänke. Als ihm in seiner letzten Krankheit der sogenannte „Bauchstich“ gemacht wurde, sagte er humoristisch, der Operateur komme ihm vor wie Moses, der mit dem Stabe an den Felsen geschlagen, und er tröstete sich mit den Worten: „Besser Wasser aus dem Bauch als aus der Feder“.

Den Humor, der Shakespeare's Dichtungen durchweht, finden wir in Beethoven's Tonschöpfungen; selten ist er neckischen Charakters wie in den Schlußsätzen der Sonaten op. 10 und 14 (Nr. 2) und im Scherzo des Streichquintetts op. 29, selten harmlos komisch wie in dem Tonstück: „Wuth über den verlorenen Groschen“; meistens äußert er sich in großartiger Ironie, in einer aus Schmerzen geborenen Heiterkeit. In anziehendster Weise tritt er so in den großen Scherzo-Sätzen seiner Sinfonien, am bezaubernd-sten im Molto vivace der neunten Sinfonie auf.

Weber schloß sich in den komischen Gestalten seiner Opern an Haydn an. Die Schalkhaftigkeit und Jovialität im geistigen Ausdrucke seines Gesichtes waren der Abglanz des ihm innewohnenden Humors. Seine Freunde und Mitschüler beim Abt Vogler konnten manch' Stücklein von seiner Heiterkeit erzählen, und voll reizender Schelmerei sind einige seiner Briefe an seine Braut, die Opernsängerin Caroline Brandt. „Ach, armer Muks, all' die schönen Federn (als Papagena) zu verlieren, Hermelin und Atlas mit der Küchenschürze zu vertauschen, nur applaudirt vom hungrigen Magen, nur herausgerufen vom Carl beim Küssen! Ach, Du gute Perle, wirst aufgelöst im Essig des Ehestandes, verschluckt von Sorgen und dem brummbärtigen Muks!“ Caroline wurde das Urbild des neckischen Aennchens im „Freischütz“, und diese Gestalt, wie manche andere echt deutschen Humor athmenden Personen seiner Opern gewannen ihm besonders seines Volkes Herz.

Echt komische Opern voll gesunder Heiterkeit schrieben Albert Lortzing und Otto Nicolai. Des Ersteren „Czar und Zimmermann“, „Die beiden Schützen“, „Der Wildschütz“, „Der Waffenschmied“ nähern sich freilich dem Burlesken, sind aber doch werthvolle Zeugen echten Humors, wie in noch höherem Grade des feinsinnigen Nicolai „Die lustigen Weiber von Windsor“.

Erwähnt sei hier noch eines Ausländers ewig junge Opernschöpfnng, Rossini's „Barbier von Sevilla“, welche von köstlichstem Humor erfüllt ist. Dr. Bartolo und Basilio sind Urbilder des Komischen, und in Almaviva und Rosina verkörpert sich die jauchzendste Lebenslust und das wärmste Empfinden. Hellster Uebermuth, sonnigster Frohsinn und bezauberndste Grazie einen sich in der Musik des italienischen Meisters.

In einer Oper mit ähnlichem Titel, dem „Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius, finden wir auch einen feinen Humor, der uns lächelnd den Tönen lauschen läßt, deßgleichen im „Tod des Verräthers“, desselben Componisten. Voll heiterer, oft ausgelassener Laune sind manche Tonstücke Ed. Grieg's, besonders seine „Humoresken“.

Robert Schumann's auf Jean Paul fußender Humor trägt einen anderen Charakter; er tritt wie eine feine Satire in seinen Phantasiestücken, seinen Davidsbündlertänzen, in den genialen Scherzi und feurigen Allegros seiner Orchesterwerke auf.

Die Heiterkeit, welche Felix Mendelssohn, den Glücklichen, beseelte, fand auch beredten Ausdruck in manchen seiner Werke, dem entzückenden Scherzo seiner A-moll-Sinfonie, in dem übermüthig fröhlichen Finale der A-dur-Sinfonie und im „Sommernachtstraum“. Hier mischt sich auf's Lieblichste das Sentimentale, Phantastische mit dem Heiter-Neckischen.

Auch bei Chopin, dem melancholischen Träumer, begegnen wir in seinen Walzern, Mazurkas und Scherzis zuweilen einem scherzhaften oder feurig lebendigen Humor; doch ist er bei ihm nur eine Ausnahme, wie auch bei Brahms, der ihn hauptsächlich in seiner akademischen Festouverture, welche von Leben und Lust überschäumt, beweist.

Von dem Antlitze Liszt's, das oft einen mephistophelischen Ausdruck trug, wenn er lachte, konnte man unschwer ablesen, daß er eine humoristische Ader besaß. Eine Schülerin berichtet über sein Aussehen beim Vortrage eines Stückes: „Es scheint, als ob ein neckischer, kleiner Kobold hervorblitzte und Versteckens mit Euch spielte.“ Sein Tadel war stets in die Form feinster Ironie gekleidet. Ein Funke dieses Humors leuchtet auch hin und wieder in seinen geistvollen Werken; ganz von ihnen getragen ist die „Vogelpredigt“ in der „Franziskaner-Legende“ und der „Nieschor“ im „Wartburg-Festspiel“.

Kommen wir last not least zu Richard Wagner. Auch ihm war jener Humor eigen, der aus dem Mitleiden mit den Schmerzen des Daseins stammt, auch er besaß jene „goldhelle, durchgegohrene Mischung von Einfalt und Schalkhaftigkeit“, die er als köstlichen Trank allen denen eingeschenkt hat, welche tief am Leben gelitten haben und sich ihm gleichsam mit dem Lächeln der Genesenden wieder zukehren. Sein Humor triumphirte über Verbannung und Noth und machte sein Glück doppelt reich. Seine frische Art belebte bei Proben und Aufführungen die Sänger und das Orchester; den Ersteren spielte er oft drastisch ihre Rollen vor. Hatte er ein neues Werk in Gedanken schon völlig ausgearbeitet, so

Digitized by Google

war er so froh, daß er aus dem Freundeskreise aufsprang und sich in einer Zimmerecke auf den Kopf stellte.

Sein musikalischer Humor ist über die „Meistersinger“ und den „Nibelungenring“ ausgegossen; äußert er sich in dem erstgenannten Werke voll Witz und Satyre, so nimmt er im Ringe oft die Form grotesker Komik an; immer aber wirkt er erfrischend. Als zum ersten Male der Cyklus in Bayreuth einstudirt wurde, „entband sich der ungeahnte Humor im Siegfried in einer Weise, daß man das Lachen des Weltalls in einem ungeheuern Ausbruche zu vernehmen glaubte“.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gelandet.

Skizze von Alfred Semerau.

Die Sonne war hinter die Berge gesunken, und ihr letzter röthlicher Schimmer verblich langsam hinter dem Hage von Kiefern und Fichten, die sich auf den Bergspitzen zusammengefunden hatten als ein dürftiger Schmuck für die dünnbemoosten Sandflächen, welche die Berge oben abplatteten.

Die glühenden Feuermassen, welche die Abendsonne am Himmelsrande ausgeschüttet hatte, waren zu grauer Asche geworden, und der Fluß, der vorher durch die lodernden Gluthen geröthet war, schob nun in der fahlen Dämmerung schwerfällig seine Wellen vor sich hin durch den Abend. Der kühle Wind mühte sich vergebens ab, das Wasser zu kräuseln und zu schnellerem Laufe anzutreiben.

Ein leichteres Spiel hatte er mit den Weiden und Erlen, die ihre gelben Blätter fast ganz verloren hatten und wie verkrüppelte Bettler am Ufer lauernd ihre dürren Aeste gleich abgezehrten Händen ausstreckten, wie um ein Almosen zu heischen.

Sie griffen sogar in die dunkeln Wasser, doch sie erhaschten nichts als Gras und kleine Holzstücke, die sich ihnen aber bald wieder nach heftigem Schwanken und Kreisen entwanden und sich sachte stromabwärts tragen ließen.

Lange erhaschten sie nichts weiter als Grasbüschel und morsches Geäst, dann aber kam etwas Anderes, Größeres langsam den Fluß herab, auf den jetzt die Schatten der mälig näher schleichenden Nacht fielen. Manchmal hielt es an, dann ging's weiter ohne Eile, die Wellen schoben es vor sich hin, die eine drängte es der anderen auf, und so kam es von drüben nach der Mitte, von der Mitte zu den Weiden und Erlen, die es den Wassern entrissen und mit ihren mageren Armen festhielten.

Die Wellen drängten es über das gelbe Gras hin nach dem Sandboden, der unmerklich zum Flusse abfiel.

Am Himmel zogen dunkle Wolken in langen Zügen und verdeckten den Mond und die Sterne, über die sie dahinglitten gleich ruhelosen Wanderern, die ein Ziel suchten. Von Osten brachen sie auf und im Westen hielten sie an und bildeten einen grauen dicken Wall vor der Himmelsburg.

Die Sterne blinzelten schläfrig, nur der wachsame Mond waltete aufmerksam seines Amtes und leuchtete hinab auf die Berge, den Fluß, das Ufer, wo das, was die Weidenarme aufgegriffen und die Wellen auf den Sand geschoben hatten, regungslos lag.

Das bläulichweiße Mondlicht umspielte einen schmächtigen Mädchenleib, ein blasses Gesicht, nasse blonde Haarsträhnen.

Es war beinahe noch ein Kind, das auf dem Sande lag. Schlaff lagen die dünnen Arme neben dem Leib. Die Finger schienen in die Erde zu greifen, wie um sich festzuhalten, als fürchte das Kind, wieder hinaus in die kalte Fluth getragen zu werden, dessen Wasser seine Füße noch bespülte und ihm den dünnen Rock an den Leib gepreßt hatte.

Das Kind wurde nicht in seiner Ruhe gestört. Ringsum war Alles still, nur der Wind strich durch die Bäume und der Fluß murrte dumpf.

Da kamen Schritte am Wasser herauf, derbe Tritte, die die Erde feststampften — zwei Schiffer, die ihren langen flachen Kahn an Seilen stromaufwärts zogen. Sie kamen nur langsam vorwärts, denn das Wasser stemmte sich dem Kahn entgegen.

Plötzlich blieb der Voranschreitende stehen, starrte auf den Uferrand und machte seinem Gefährten ein stummes Zeichen. Sie stierten Beide auf das Kind, sie wußten nicht, was sie thun sollten.

Sie traten unter die Weide und sahen auf den Leichnam herab.

„Is woll schon todt,“ sagte der Eine.

Der Andere nickte nur.

„Wir können's doch nich hier so liegen lassen.“

„Nee, das können wir nich.“

„Dann lauf' man nach'm Dorf und hol' Leute. Ich bleib' hier beim Kahn.“

Indeß der Eine nach dem Dorfe lief, hielt der Andere Wache. Er scheute sich auf das todte Mädchen zu blicken, mit dem er nun allein in der Nacht war.

Unruhig wanderten seine Augen umher, bald nach dem Kahn, der stille und sachte schwankend auf dem Wasser lag und an den die Wellen leise anschlugen, bald nach dem Wege, der in's Dorf führte.

Endlich tauchten Leute auf mit Laternen und einer Tragbahre. Voran lief der Schiffer und zeigte ihnen den Weg.

In scheuer Neugier traten sie an die Leiche heran.

„Der Schulze kommt auch gleich,“ sagte einer zu dem wachehaltenden Schiffer.

„Wir haben keine Zeit nich, auf ihn zu warten. Franz, zieh' an!“

Die Schiffer hakten die Seile über den Leib und schleppten den Kahn weiter.

Die Leute aus dem Dorf blieben allein bei der Leiche zurück; sie warteten auf den Schulzen, der Protocoll aufnehmen wollte. Jetzt zeigte ihnen der Mond das Mädchen ganz deutlich und sie wichen erschrocken zurück.

„Das is ja Anne Dörting!“

„Wahrhaftig, das is sie.“

„Hätt' ich gewußt, wer's is, wär' ich nich gekommen. Was hab' ich mit 'ner Diebin zu schaffen?“

„Man weiß doch nischt Gewisses, ob sie wirklich das Geld gestohlen hat. Nu und wenn — hat der Schulz nicht mehr davon? Er versauft's ohnehin bloß.“

„Ich glaub' nich, daß sie gestohlen hat. Kann sich der Schulze denn nich irren? Und um lumpige zwei Mark hat er sie aus'm Hause gejagt.“

„Bei mir is sie gewesen, ich sollt' sie aufnehmen, dabei hab' ich selbst nischt.“

„Bei mir is sie auch gewesen. Na — ich werd' doch nich 'ne Diebin in's Haus nehmen.“

„Bei mir war sie auch.“

Sie schwiegen und starrten auf das ernste blasse Mädchengesicht, aber nicht lange. Sie konnten es nicht ansehen. Waren sie nicht mitschuldig am Tode des Kindes? Wenn sie's aufgenommen hätten, wäre es nicht in den Tod gegangen.

Sie standen mit gesenkten Köpfen am Ufer, bis der Schulze kam.

Er schimpfte auf die Schiffer, daß sie nicht mehr zur Stelle waren, machte einige kurze Notizen und befahl die Leiche auf die Bahre zu legen.

Er trat näher, stutzte und wich entsetzt zurück: „Das is ja Anne Dörting.“

Der Schulze vermochte sich nur mühsam zu fassen. Er wollte das Mädchen nicht ansehen, aber wie durch einen Zauber glitten seine Augen immer wieder zu ihrem Gesicht zurück, dem das wechselnde Spiel des Mondlichts einen Schein des Lebens verlieh.

„Wo sollen wir denn mit ihr hin?“ fragte endlich einer der Leute.

Der Schulze mußte sich erst besinnen; er griff in die Tasche und holte einen Schlüssel hervor: „Da — in die Leichenkammer.“ Er brachte kaum die Worte heraus.

Die Leute hoben die Bahre und gingen.

Der Schulze stand unbeweglich, die Leute entfernten sich immer mehr. Als er sich nach ihnen umwandte, sah er die Lichter der Laternen nur noch wie helle Punkte durch das Dunkel der Bäume hüpfen, bis sie ganz erloschen.

Er sah auf den Sandfleck, den die junge Leiche bedeckt hatte. Hier hatte Anne Dörting gelegen, zu seinen Füßen — todt. Sie hatte sich ertränkt, nachdem er sie aus dem Hause als eine Diebin gestoßen hatte. Sie hatte sich selbst bestraft. Vielleicht war es so am besten. Und schuldig war sie. Hätte sie sich sonst getödtet?

Der Schulze stand noch immer unter der Weide. Ihm war mit einem Mal, als sähe er auf dem Wasser die Todte herantreiben, gerade auf sich zu und er wandte sich entsetzt ab und stürzte davon, als wolle die Todte ihn packen.

Auf dem Tisch in seiner Stube lag schon der Schlüssel zur Leichenkammer neben dem Lichte und einem Briefe, den er zu schreiben begonnen hatte.

Mit unbeholfenen Worten bat er das Oldersloher Waisenhaus um ein Mädchen, das sein mutterloses Kind warten sollte.

Neben seinem Brief lag ein anderer zerknitterter, den vor einem halben Jahr das Waisenhaus Anna Dörting mitgegeben hatte, als sie bei ihm in den Dienst trat.

Der Schulze stapfte in der Stube auf und ab, nachdenklich; er mußte an das Mädchen denken. Energisch schüttelte er die Gedanken ab, die ihn beunruhigten und belästigten.

Hatte er nicht recht gethan, eine Diebin aus seinem Haus zu jagen? Eine Diebin sollte sein Kind warten?

Er nahm aus dem Wandschrank die Steinkruke mit Weizenkorn und stellte sie auf den Tisch. Er setzte sich und nahm den angefangenen Brief vor.

Digitized by Google

Er trank einen tüchtigen Schluck und griff die Feder, aber er fand die Fortsetzung nicht trotz allen Grübelns. Er hätte jetzt schreiben müssen, daß Anne Dörting ihm das Geld gestohlen und daß er sie auf die Straße gejagt habe, obwohl sie auf den Knieen ihre Unschuld betheuert hätte, und daß sie in den Tod gegangen sei.

Daß sie die Diebin war, stand für ihn fest. Der Lederbeutel hatte auf der Bank in der Stube gelegen und Niemand war darin gewesen als Anne und sein Kind. Alle seine Leute waren auf dem Felde.

Hatte er aber nicht das Mädchen zum Diebstahl verlockt, hatte er nicht den Beutel unverschnürt auf die Bank gelegt, so daß das harte blanke Geld sichtbar war?

Der Schulze konnte sich vor den ihn bestürmenden Gedanken nicht retten. Er trank hastig, um sich zu betäuben, und wollte den Brief fortsetzen; doch er wußte nicht in Worte zu fassen, was er sagen wollte. Er war auch nicht bei der Sache, er mußte immerfort an Anne Dörting denken.

Jetzt lag sie in der kahlen Leichenkammer und morgen in der kalten Erde im Armensarg — im Kirchhofswinkel abseits von den Anderen.

Der Schulze nahm sich zusammen, er mußte schreiben. Wer sollte denn sein Kind besorgen?

Er horchte nach der Kammer hin, er vernahm keinen Laut. Das Kind schlief. Den ganzen Tag hatte es nach der Anne geschrieen. Das hatte dem Schulzen, als er vom Felde kam, die Frau erzählt, die es zu Bett gebracht hatte.

Der Schulze nahm den Brief des Waisenhauses, um die Adresse auf das Couvert zu schreiben. Als er ihn umblätterte, fielen seine Augen auf die Worte: „Wir hoffen, daß Anne Dörting, die in unserer Obhut herangewachsen ist und die wir als ein fleißiges, treues, bescheidenes, ehrliches Mädchen kennen, in Ihrem Hause eine Heimath finden wird und daß Sie an ihr wie ein Vater handeln werden."

Fleißig, bescheiden, treu war die Anne gewesen, das mußte der Schulze zugeben, aber ehrlich nicht. Und gut war's, daß sich das so bald gezeigt hatte; sonst hätte sie sein Kind auch noch verdorben. Denn wer stahl, hatte doch alle Laster.

Hatte er aber an Anne wie ein Vater gehandelt? Hatte er auf ihr Flehen gehört, auf ihre Betheuerungen, sie sei unschuldig? Er hörte noch ihr Bitten, ihr Schreien, daß ihr Niemand helfe. Jagt ein Vater sein Kind auf die Straße?

Der Schulze fand nicht die Fortsetzung. Er trank wieder einen tüchtigen Schluck, aber auch das half ihm nicht weiter.

Er glaubte in der Kammer ein Geräusch zu hören und stand schwerfällig auf. Er war seiner Füße nicht mehr sicher. Er griff nach dem Lichte und schwankte in die Kammer. Er mußte selbst Kindermädchen spielen,

Die Leute aus dem Dorfe gaben ihre Töchter nicht in sein Haus; die brauchten sie zur Arbeit daheim und auf dem Felde, die konnten auch in den Fabriken mehr verdienen als bei ihm.

Der Schulze hatte sich getäuscht. Das Kind schlief fest und ruhig. Der Schulze trat näher, so daß das Licht auf das kleine Bett fiel.

Er sah auf den Jungen herab, der die Hände geschlossen hielt; er beugte sich über ihn, strich über die dicken Backen und nahm die kleinen Fäuste, die auf dem carrirten Bettuch lagen und sich sachte öffneten, als sie die Wärme der großen Hand spürten.

Der Schulze fühlte, wie etwas Hartes, Flaches in seine Hand glitt.

Es war das Zweimarkstück, das Anne Dörting gestohlen hatte. Der Schulze ließ es beinah' fallen.

Er rüttelte das Kind auf, das ihn mit schlaftrunkenen Augen erschreckt anstarrte. Er hielt ihm das blanke Geld vor.

Der Junge griff gleich danach: „Mir, mir."

„Wo hast Du's her?" schrie der Schulze.

„Von de Bank, is so blank." Der Junge schluchzte krampfhaft.

Der Schulze schlug ihm in's Gesicht. „Ruhig bist Du, Bengel, oder ich schlag' Dich todt."

Der Schulze taumelte zurück in die Stube, das Licht fiel ihm zu Boden und erlosch. Das Geld warf er fort, daß es in der Stube herumsprang. Es brannte ihm in der Hand.

Seine Gedanken liefen durch einander wie ein Bataillon Soldaten auf der Flucht.

Er tastete nach dem Stuhl und sank auf ihn nieder.

Er verstand nur das Eine: Anne Dörting war unschuldig. Weil sie sich zu Keinem flüchten konnte, war sie in den Tod gegangen. Sie wäre wohl auch nicht nach dem Oldersloher Waisenhaus zurückgegangen, aus Furcht, man würde dem Schulzen mehr als ihr glauben. Er hatte sie in den Tod gejagt, ein Kind, an dem er wie ein Vater hätte handeln sollen.

Dem Schulzen graute vor dem Dunkel, das ihn umfing. Er riß die Fensterläden zurück. Das Mondlicht rann durch die Scheiben. Er stieß die Fenster auf, damit die kalte Nachtluft hereinströmte.

Die Kleider brannten ihm auf dem Leibe und Frostschauer liefen über seinen Körper, als stände er bald an einem heißen Feuer, bald unter prasselndem Regenschuß.

Seine Lippen klebten am Gaumen und er griff zur Kruke und trank und trank.

Anne Dörting war schuldlos, war Alles, was er denken konnte, und er schuldig, er hatte sich zu verantworten. Wie sollte er sich rechtfertigen? Das Kind würde ihn vor Gottes Gericht fordern. Dieser Gedanke packte ihn wie ein wildes Thier.

Ein fieberhafter Durst quälte ihn und er trank wieder. Doch je mehr er trank, desto größer wurde seine Gier. Er leerte die Kruke.

Weder die Nachtluft noch der Schnaps kühlten ihm den Kopf, durch den die Gedanken sich drängten und stießen gleich Betrunkenen.

Mit einem Mal zuckte in ihm der Gedanke auf, Anne könne noch leben; er könne sie noch retten. Mußte sie denn todt sein? Er sah sie plötzlich deutlich vor sich auf der Bahre. Sie schlief vielleicht nur, ermüdet, ausgehungert. Er wollte sie wecken. Sie mußte ja noch leben.

Er stürzte hinaus in die Nacht, er fiel und stieß sich, aber er erhob sich immer wieder und schoß vorwärts, als zöge ihn etwas an unsichtbaren Banden nach.

Nun war er an der Kirchhofsmauer und konnte die Leichenkammer sehen.

Plötzlich war's ihm, als riefe wer vom Fluß um Hülfe.

Er horchte, in seinen Ohren sauste es. Wenn das Anne wäre? Hatte er sie nicht schon am Wasser gesehen, auf dem Wasser?

Wieder schien wer durch die Nacht zu rufen.

Der Wind flog über die Bäume, daß seine Flügel ihre Kronen streiften. Der Mond war durch dicke graue Wolken fast ganz verdeckt. Eine Eule schwankte in unhörbarem Fluge über den Kirchhof.

Der Schulze taumelte von der Mauer zurück, zum dritten Male hatte er den Hülferuf vernommen.

Er schoß durch die Nacht den Wassern zu. Er meinte Anne's Stimme zu hören, wie er sie gehört hatte, als er sie aus dem Hause stieß — bittend, flehend, ein angstvoller Hülferuf.

Er taumelte dahin über den unebenen Boden, fiel nieder, raffte sich auf und taumelte weiter, bis er an den Erlen und Weiden war.

Ein ungewisses Licht glitt über den Fluß.

War das nicht eine Hand, die sich hob? War das nicht ein Gesicht, das aus dem Wasser sah? War das nicht ein Leib, der da herantrieb? Trugen die Wellen nicht dort Anne Dörting näher?

Der Schulze stierte auf die grauen Wasser, beugte sich vor und griff hinab, um das Mädchen an's Land zu ziehen.

Er griff in die kalte Fluth und stürzte hinab.

Die Wellen öffneten sich, schlugen zusammen, öffneten sich wieder und ein paar Hände reckten sich über die Wasser. Die Hände verschwanden aber gleich wieder und der Fluß trieb seine Wellen durch die Nacht vor sich hin wie ein Hirt seine müde Heerde, die verspätet ihre Hürde aufsucht.

Aus der Hauptstadt.

Schwedische Reisetage.

Allmälig muß man daran denken, sich den Platz am warmen Ofen zurechtzumachen und die Ecke, in der sich's bei einer Sumatra und rothem Kalterer von verschollenen Sommerfreuden träumen läßt. Die graugrünen Wogen der Ostsee, die im Kattegat so über die Maßen ungemüthlich werden können, schäumen wieder auf; abendlicher Wind rauscht und braust wieder um's Achterdeck, wo wir bei trübem Lichte und hellem schwedischen Punsch Wikinger-Gedanken wälzen. Aus dem Dunkel steigt dann im Schmucke schimmernder Perlenketten die Mälarkönigin auf, Stockholm, das unvergleichliche. Wenn man über den See herankommt, sieht man von Weitem schon die Lichter der anmuthvollen Stadt; rechts und links grüßen vorher lampionumhängte Landhäuser, und fröhliches Mädchenlachen hallt lockend durch die Finsterniß. Da ist wieder Kirsten Hansons liebes Gesicht, und die schmucken schwedischen Jungferlein, die am buchenbestandenen Strande von Saltsjöbaden lustwandeln, danken wieder, deutschfreundlich, wie sie einmal sind, unserem Gruße . . .

Kaiser Wilhelm hat die Seefahrten einigermaßen in Mode gebracht. Freilich, so beliebt wie sie es von Rechtswegen sein sollten, sind sie bei uns noch lange nicht. Der Engländer setzt sich während der Ferienzeit für ein paar Wochen aufs Schiff — wenn sich's irgendwie machen läßt, auf ein deutsches, das die beste Küche und die meiste Behaglichkeit bietet —, läßt sich von der Seeluft gehörig durchrütteln und durchtränken, genießt die köstliche Langeweile in vollen Zügen und kehrt mit reparirten Nerven wieder in die neblige Heimath des business zurück. Michel, der neuerdings doch den Seewind pfeifen hört, scheut die Seekrankheit noch zu sehr. Fährt er schon nach Nordland, so benutzt er die Eisenbahn. Gegen die skandinavischen Bahnen ist gewiß nichts zu sagen, sie funkeln von Sauberkeit, und mit manchen ihrer Einrichtungen beschämen sie uns. So zahlt man für einen Platz im Schlafwagen vier oder fünf Kronen, fünf bis sechs Mark, auf Strecken, wo uns die International Sleeping Car Co. und die Deutsche Schlafwagen-Gesellschaft lächelnd das Dreifache abnehmen dürfen. Dennoch verdient es das Land, daß man es nicht bei Nacht und Nebel durchrattere, sondern sich Zeit gönne

Digitized by Google

und seine Küsten, seine Canäle und Binnenseen zu Schiff befahre. Trifft man's mit dem Wetter nur ein wenig günstig, dann läßt sich keine andere Reisewonne diesem Dampfbummel vergleichen. Von Malmö qualmt der „Konung Oscar" gegen Mittag los, in den Sund hinein. Da Essen und Trinken gerade auf Seefahrten den Leib zusammenhält, wird kurz darauf zur Speisung geläutet. Der Schwede liebt gute Nahrung; genügt sie ihm in dieser Beziehung, so tadelt er es nicht, wenn sie reichlich ist. Und was ihm selbst gefällt, mißgönnt er dem Fremdling nicht. Besonders wenn er aus Deutschland kommt. Denn man ist in Schweden recht deutschfreundlich, wie gesagt.

Der Sund wimmelt von Schiffen, prächtigen Seglern vor Allem, und ist schon deßhalb sehr malerisch anzuschauen. Zumal von der dänischen Küste, den Seebädern Klampenborg und Skodsborg aus, in denen sich sommerlang Kopenhagens echte und unechte Aristokratie ergeht. Ueberall steigt unmittelbar am Strande märchenschöner Buchenwald auf, dessen schlanke Silbersäulen köstliche Reflexe auf die blaue Fluth werfen. Schade, daß es in sämmtlichen Seebädern des Nordens, den dänischen wie den schwedischen, mit dem Wellenschlag so schlecht bestellt ist. Das Wasser ist bedeutend salziger als an unserer pommerschen Küste, aber auch bedeutend unbewegter. So etwas Wundersames und Ungewohntes ist den skandinavischen Badelustigen der Wogenprall bei nicht direct stürmischen Wetter, daß sie sich lachend entkleiden, sobald ein Dampfer in Sicht ist, um sich in den von ihm erzeugten Wellen zu tummeln. Ganz entzückend war das Genrebild, zu dem eine flachshaarige Schwedin von siebzehn oder achtzehn Jahren uns verhalf: als das Schiff ungefähr auf der Höhe der von ihr gehüteten Kuhheerde war, warf sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit Rock, Mieder und Hemd ab und sprang in's Wasser, den heranlaufenden Dampferwellen entgegen. Die lex Heinze scheint bei unseren Freunden im Norden gar nicht bekannt geworden zu sein.

Links unendliche Buchenhaine und schmucke Villen, die nichts ahnen lassen von dem brennenden socialen Elend der großen Proletarierstadt Kopenhagen; rechts die fruchtbaren Getreidefelder der schwedischen Provinz Schonen — so gleitet das Schiff auf Helsingborg zu. Die schwedische Ergänzung. Sie wissen, zum dänischen Helsingör, wo gläubigen Menschen Hamlet's Grab gezeigt wird, und im Schlosse Kronberg die Terrasse, auf der ihm seines Vaters Geist erschien. Hamlet's Grab und die Terrasse sollen immer noch einiges Geld abwerfen, aber ich bezweifle, daß sie den Dänen auch nur annähernd die hübsche runde Summe einbringen, die ihnen bis in unser Jahrhundert hinein der mit räuberischer Keckheit erhobene Sundzoll trug.

Hat man die Unannehmlichkeiten des Kattegats sieghaft überstanden, — unserem Schiffe bescheerte es einen Sturm, der von ein Uhr Nachts bis gegen die elfte Mittagsstunde dauerte und bei der üppigen Frühkost nur zwei Passagiere von siebzehn erscheinen ließ —, dann läuft man aufathmend im Port von Göteborg ein. „Glücklich der Mann, der sicher den Hafen erreicht hat!" Wir hatten sieben Stunden Verspätung, und mein Inneres befand sich in einer Verfassung, die an das graueste Elend der Studentenjahre erinnerte, aber die anmuthig auf Granit gemauerte Stadt, der schöne, langgestreckte, mit Schiffen vorzugsweise deutscher Nation wohlgefüllte Hafen, und vor Allem das ruhigere Wasser verfehlten ihre besänftigende Wirkung nicht. Göteborg ist offenbar ein sehr gewerbfleißiger und wohlhabender Ort. Er hat es sogar zu einem stolzen Palmengarten und einem Gasthaus gebracht, wo Schwedens bestes Frühstück und Schwedens beste Aquavite servirt werden. Die Perle der Stadt aber sind die berühmten Trollhättan-Fälle. Wer gehörig viel Zeit hat, kann schon in Göteborg die Fahrt auf dem nicht minder berühmten Göta-Canal beginnen und sich in aller Gemüthsruhe nach Trollhättan hinaufschrauben lassen. Das dauert freilich sieben oder acht Stunden, während die Eisenbahn nur anderhalb braucht, ist dafür indeß auch zweifellos sieben- oder achtmal instructiver. Von den Trollhättan-Fällen hatte ich so viel Herrliches in dem Bildungsbuche gelesen, das man mir zu Beginn meiner schriftstellerischen Laufbahn, in meinem siebenten Lebensjahre, aufzwang, daß ich vor der Wirklichkeit einigermaßen enttäuscht stand. Wasser ist ja allerdings genug drin, und die Felswildniß rundum schafft hier und da hübsche Coulissen, doch mit der wilden Kraft unserer Alpenfälle, der majestätischen Schönheit des Rheinfalles läßt sich der Trollhättan nicht vergleichen. Er brandet und braust aus Leibeskräften und wälzt gewaltige Wassermassen — doch das ist Alles. Die Carbidfabriken an seinen Ufern spenden der Landschaft nicht gerade neue überwältigende Reize.

Von Trollhättan aus lohnt sich für den, der das „Rik" und die Menschen darin kennen lernen will, eine Fahrt im gemischten Zuge. Man muß zwar drei- oder viermal umsteigen, ehe man nach Karlsborg kommt, von wo die Reise dann zu Schiff weiter geht, doch der behagliche Aufenthalt in einem der sauberen kleinen Landstädtchen, wie Herrljunga, Skövde u. A. m., entschädigt für mancherlei Unbill. Schweden ist das Gebiet des wegradirten Granitgebirges. Ueberall liegen die Steinbrocken umher; Wald und Feld sind damit überfüllt, und mühsam muß der Bauer sie aus dem Acker bei Seite tragen. Der Granit kommt selbst in den Städten noch wild fort; zwischen die Häuser schiebt sich plötzlich Gestein, und der Mensch geht ihm respectvoll aus dem Wege. Sogar in Stockholm hat man den Granit noch nicht besiegt. Just diese steinernen Dürftigkeiten und Widerwärtigketten jedoch haben ein zähes, tapferes Volk erzogen. Ohne sie hätte Gustav Wasa nicht seine Dalekarlier, Gustav Adolf seine Getreuen erhalten, die Tilly bei Breitenfeld, Wallenstein bei Lützen schlugen. Nur aus dieser Umgebung heraus ist der nicht zu zermalmende Eigensinn des zwölften Karl's begreifen.

In Karlsborg erfuhr ich mit einigem Schrecken, daß die Dampferstation etwa zwanzig Minuten vom Bahnhofe abliege. Es war Sonntag und kein Fuhrwerk, kein Träger, kein dienstwilliges Jüngelchen zu haben. Als ich nun noch Raths suchte und nicht fand, sprang ein feiertäglich gekleideter, offensichtlich dem besseren Bürgerstand angehöriger schwedischer Radler von seiner Maschine, und ehe ich, bei meinen immerhin bescheidenen Kenntnissen der Sprache Tegner's, mir über sein Vorhaben völlig klar geworden war, hatte er meinen schweren Koffer auf sein Rad gepackt und schleppte ihn so die zwanzig Minuten bis Rödesund. „Wir sind doch verwandt," antwortete er lächelnd, als ich nach Worten des Dankes tastete. Wir sind doch verwandt! Das sagen die gebildeten Schweden den Deutschen gar zu gern. In Stockholm, wo wir bis zur Polizeistunde in der Himmelsleiter, einer deutsches Bier verzapfenden Wirthschaft, saßen, gesellten sich kurz vor Mitternacht ein paar blutjunge schwedische Officiere zu uns. Die Begeisterten aus unserer Corona hatten ihnen ein Hoch gebracht, was vielleicht zunächst nur die Folge des sechsten Bechers Weihenstephan gewesen war. Da traten die jungen Militärs an unseren Tisch heran, salutirten und sangen, so gut sie es vermochten und mit ganz rührendem Ernst, die Wacht am Rhein ...

Allerwärts in Schweden trifft der Deutsche Freunde und Verwandte. Das anmuthige Land, das sich als germanischer Vorposten gegen Moskowien fühlt, verdient es, daß wir es kennen zu lernen suchen. Und es hat genug zu bieten. Wenn der zierliche Dampfer über die mächtigen Binnenseen hinfliegt, in deren Mitte man ihre Ufer nicht mehr, nur noch den Horizont sieht; wenn wir in stiller Vollmondnacht langsam durch die Erlen- und Buchenwälder gleiten, die den Göta-Canal umstehen; wenn man vom Bredablick im Stockholmer Skansen oder von Katerine Hissen auf die wunderherrliche Hauptstadt schaut, die sich zwischen dem Mälar und der Saltsjön dehnt, dann gewinnt man dies Stück urgermanischen Bodens lieb. Es ist nur ein kleines Volk, aber tüchtig, brav und treu im Kern. „Wenn's zur Entscheidung kommt," sagte mir ein schwedischer Artillerie-Officier, mit dem ich nach Upsala fuhr, und sagte mir der wackere Capitän Ljungberg, der zwischen Saßnitz und Trelleborg kreuzt, „dann stellt bei uns der letzte Bauer seinen Mann. Die Russen würden in Schweden ihr Transvaal finden." Auf dem Norrbro in Stockholm werden schwarze finische Trauermarken verkauft. Niemand hat die Hoffnung aufgegeben ...

Max Kempff.

Aus unseren Kunstsalons.

Heute noch was über Max Klinger's „Beethoven" sagen zu wollen, der mit einigen anderen Arbeiten des Leipziger Meisters soeben bei Keller & Reiner in sehr würdiger Weise ausgestellt ist — das Werk steht ganz allein im schlicht grau bezogenen Oberlichtsaal — das erscheint mir eigentlich müßig. Auch gerade an dieser Stelle, wo schon von anderer Seite die tiefe Bedeutung des Werkes als künstlerische Idee, und dann später die Summe von Arbeit, die es darstellt, eingehend gewürdigt worden sind.

Und es dürfte am Ende vielen Lesern gleichgiltig sein, was ich persönlich von dem Werke halte, nachdem sie sich selbst doch nun einmal schon eine feste Ansicht gebildet haben. Aber um der Wenigen willen, die vielleicht doch wissen möchten, welchen Eindruck nunmehr das Original auf mich gemacht hat, mag es festgestellt werden, daß es mich weder überrascht, noch enttäuscht hat. Es ist das Werk einer genialen Empfindung, die aber in ihrem gleichwerthigen Ausdruck durch allzu viel technische Grübelei, oder sage ich besser grübelsüchtige Technik? in etwas beeinträchtigt wird. Mit anderen Worten: mich stört der Thron mit all' seinen geistreichen und tiefsinnigen Randglossen. Nicht um dieser willen, sondern er selbst in seiner Form und Größe. Er verdirbt mir die Silhouettenwirkung, auf die es doch bei einer Rundplastik durchaus auch ankommt. Wie da, bei einer Betrachtung von der Seite aus, die Lehne die Figur des Olympiers zerschneidet, der eine Elfenbeinkopf der Rückenlehne sich an das Gesicht herandrängt, der andere unterhalb der rechten Schulter Beethoven's hervorlugt — das wirkt geradezu barock. Missen möchte ich die Randglossen um keinen Preis, aber nicht so möchte ich sie angebracht sehen. Wie muß diese Figur in ihren genial erfaßten Schaffensschmerzen, ganz so, wie sie da sitzt mit nacktem Oberkörper, verhüllten übergeschlagenen Beinen u. s. w. — wie muß sie wirken, wenn sie frei da säße auf der Spitze eines Felsenhügels, ganz frei, oder am Ende einer mächtigen hohen Gallerie mit Oberlicht ... Und auch die blankpolirten Ausläufer der Seitenlehnen stören mich mit ihrem Goldglanz, der ein Moment der Unruhe auch in die vordere Ansicht der Gruppe hineinträgt.

Das wäre das Einzige, was ich zu bemerken hätte zu diesem Werke, das ohne Zweifel der 15jährigen Arbeit werth ist, die es den Künstler gekostet hat ...

Noch eine andere neue Arbeit des Meisters ist dort jetzt zum ersten Mal zu sehen: ein Nietzsche-Kopf aus Bronce in cire-perdue Guß; der Hals hinten quer durchschnitten, vorne verlängert, so daß der

Digitized by Google

Kopf blumengleich auf einem Stengelblatt sitzt. Man kennt Max Kruse's Marmorbüste des Dichterphilosophen. Sie war bekanntlich nach der Natur gearbeitet. Die tiefen Eindrücke, die der Künstler erhielt, wenn er so den vor sich hinbrütenden Schwerkranken modellirte, hat er dann stylisirt wiedergegeben. Man weiß, mit welcher Verinnerlichung trotzdem. Klinger's Schaffensproceß war ein anderer: er mußte Photographien plastisch verlebendigen. Ob er das so, wie er es gethan, hätte erreichen können, wenn die Kruse'sche Büste nicht schon existirte — die Frage möchte ich offen lassen. Tiefer, aber auch düsterer ist Kruse's stylisirter, als Klinger's realistischer Kopf.

* * *

Bei Eduard Schulte zeigt Peter Severin Kroyer eine Sammlung von ungefähr fünfzig älteren und neueren Werken, Landschaften und Bildnisse, darunter viele Studien und Skizzen. Kroyer, der Bahnbrecher der modernen Malerei in Dänemark, wurde dabei von dem bekannten Mäcen Jakobsen sehr wesentlich unterstützt und gefördert. Auch in Deutschland ist er schon längst nach Gebühr geschätzt. Wir bewundern sein feines Farbenempfinden und seine leichte Hand. Sieht man so viele seiner Arbeiten beisammen, so sind das die beiden hervorstechendsten Züge. Es mag sein, daß auch ihm Kämpfe nicht erspart geblieben sind; wir wissen ja auch, daß er längere Zeit schwer krank war — aber er muß ein herrliches Temperament besitzen, das ihm immer wieder über die Misère des Lebens hinweghilft. Freude am Leben — das ist das Zeichen, in dem seine Kunst steht. Nicht bloß etwa in Bezug auf die Motive, die er wählt, sondern noch vielmehr tritt das in der Art und Weise zu Tage, wie er Dinge und Personen anschaut. Etwas Sonniges liegt in seinen Bildern, selbst da, wo sie Scenen bei künstlicher Beleuchtung festhalten. Also meine ich hier unter „sonnig" nicht buchstäbliches Licht. Das Sonnige zeigt sich schon in der zweckssicheren und mittelbewußten Vortragsweise. Da ist nie was Ertifteltes, Abgequältes; da giebt's auch kein sensationelles Experimentiren. Und wenn er z. B. eine Sitzung des Comités der französischen Kunstausstellung in Kopenhagen malt — das aus dem Jahre 1888 stammende Gemälde befindet sich in dem Museum, das Jakobsen seiner Vaterstadt geschenkt hat — und da das schwierige Problem einer Doppelbeleuchtung löst, der Lampenbeleuchtung im Saal, während durch die Fenster noch nordisch helle Dämmerung hineinschimmert, so hat man sofort die Empfindung, daß er nicht um dieses Problems willen das Bild gemalt hat, daß er die Comitésitzung bei Jakobsen gerade so sah und jener Schwierigkeit dabei einfach nicht aus dem Wege ging. Glänzend aber hat er die Aufgabe gelöst. Hier sehen wir nur eine Skizze zu dem Gemälde, mit dem er sich, wie auch mit dem von ihm oft variirten eines abwendlichen Spazierganges junger lichtgekleideter Damen am nordischen Meeresstrande, die Wege auf dem europäischen Continent gebahnt hat. Solcher großen Gruppenbilder hat er eine ganze Reihe gemalt, Skizzen und Studien zu ihnen sind bei Schulte in reicher Fülle ausgestellt. Da ist die Sitzung der dänischen Akademie der Wissenschaft, eine Sammlung prächtiger nordischer Gelehrtenköpfe; oder aus denselben letzten 80er Jahren, wo diese beiden Gemälde entstanden, das berühmte Streichquartett im dichtgedrängt von Gästen und — Tabakqualm erfüllten Atelier des Künstlers; oder die Kopenhagener Börse, aus dem Jahre 1893 oder 94, zu dem hier eine ganze Reihe Einzel- und Gruppenstudien zu sehen sind. Hierher gehört aus der jüngsten Zeit ein „Diner bei Björnsterne Björnson (1901)." Der Gastgeber in seinem gewöhnlichen hellfarbigen Hausanzuge hält gerade eine Tischrede. Man beachte, wie diese auf die Gäste, namentlich die zahlreichen Damen, unter denen man Familienangehörige erkennt, wirkt; z. B. auf jene Frau, die durch ihr Hörrohr jedes einzelne Wort des Dichters sozusagen in sich hineinschlingt. Und mit welcher Flottheit und Leichtigkeit ist all' dies scharf Charakteristische gegeben. Denn ein feiner Seelenkünder und Menschenschilderer ist Kroyer. Eines der nicht bloß in dieser Beziehung, sondern überhaupt schönsten Bilder ist das kleine „Frühstück" aus dem Jahre 1893. Links im blauen Arbeitskittel der rothblonde Künstler selbst; ihm gegenüber ein Freund, zwischen beiden die graziöse Hausfrau; auf dem Tische weißblaues Geschirr, Karaffen, ein irdenes Gefäß mit gelben Maßliebchen. Viel zerstreutes Licht in dem kleinen Gemach; Alles licht und hell, auch das Kleid der Frau und auch der Ausdruck der gemüthlich Plaudernden. Man möchte sich an der angeregten Unterhaltung betheiligen, man möchte diesen trotz der ruhigen Haltung so temperamentvollen Leuten die Hände schütteln, in der Voraussicht, daß man bald gut befreundet sein wird; man weiß sogar, daß man viele geistige Berührungspunkte mit ihnen hat. Mit den einfachsten Mitteln weiß Kroyer Einen im Milieu zu bannen, das er gerade schildert. So z. B. auch in den Interieurs, in Wasserfarben, die an die trefflichen Blätter aus Carl Larsson's „Ett Hem" erinnern. Es ist ein Genuß, diese junge Frau in ihren Beschäftigungen mit der kleinen Vibeke zu beobachten. Wie da Alles zusammenstimmt, Menschen und Dinge und Vorgänge und Vortragsweise. Der Duft des Interieurs liegt über Allem, und intern ist auch die Technik selbst, die sich hier meist mit einigen Strichelchen und Farbenflecken begnügt. Aber wie viel weiß der Künstler mit ihnen zu sagen.

Diese seine Kunst ist aber bei Kroyer nichts Neues, keine Errungenschaft etwa der letzten Jahre. Aus dem Jahre 1883 schon stammt das „Malerfrühstück" in Skagen. Lauter Bekannte: V. Peters, Anches, Oskar Björck, Ejlif Petersen u. A., jetzt längst zu großem Ansehen gelangte Künstler, Träumer und Philosophen und Draufgänger, bei einem guten starken Trunk, wie ihn die Skandinaver lieben, von ihren Kunstidealen redend. Dicht daneben hängt das lebensgroße Bildniß einer jungen Frau im Reitkleide, auf blau und schwarz gestimmt. Es stammt aus demselben Jahre 1883, zeigt aber eine ganz andere Marke. Hier ist der Einfluß Pariser Bildnißmalerei aus dem Ende der 70er Jahre unverkennbar. Eine starke Glätte und ein raffinirtes Calcül der Wirkung jedes einzelnen Farbenstrichs. Weit freier hat sich Kroyer in späteren Bildnissen gegeben. Zwar vermag ich mich mit seinen überlebensgroßen Freilichtbildnissen von Björnson und von Holger Drachmann nicht ganz zu befreunden, am wenigsten mit dem theatralischen Drachmann (mag übrigens an ihm selbst liegen): man hat die Empfindung, daß bei soviel Licht auch stärkere Schatten vorhanden sein müßten. Aber der Georg Brandes am Schreibtisch und namentlich auf dem Katheder, Jonas Lie in schwarzem Sammtbarett, vor allem der joviale alte Schandorph mit dem Punschglase vor sich in der gemütlichen Sophaecke — sie sprudeln förmlich von Leben. Nur — nur hätte diese Herren und auch die Bildnisse der rothblonden Frau Dr. Langen (Björnsons Tochter) am Kaminspiegel, der brünetten Frau Kroyer im schwarzen Kleide, ebenso gut auch ein anderer bedeutender Künstler so malen können. Sein Ureigenstes giebt Kroyer in ihnen nicht, oder es tritt wenigstens nicht so stark zu Tage, wie in den erstgenannten Bildern. Sie scheinen mir mehr auf den „Effect" hin gearbeitet worden zu sein, obschon natürlich mit der gleichen siegreichen Technik . . .

* * *

Daneben giebt's noch andere sehenswerthe Bilder bei Schulte. J. Klein-Chevalier, der ehemalige Düsseldorfer, zeigt einige Proben seiner Repräsentationsmalerei, Bildnisse von Damen und Herren der „guten Gesellschaft", denen, d. h. den Bildern, ich jedoch die auf die Fluth wartenden Fischer rein malerisch vorziehen möchte.

Von Interesse sind zwei Münchener: W. L. Lehmann und Ludwig von Senger. Beide sind sehr vielseitig, Lehmann auch in den technischen Ausdrucksmitteln. In seinen Partien von der bretonischen Küste erinnert er an Cottei und Simon mit den glatten, breiten, ruhigen, dunklen Farbenflächen; gegenüber einem Bilde aus dem Kanton Wallis in farbiger Strichelchen-Manier denkt man flüchtig an Segantini, dessen Bergluft-Herbigkeit aber nicht erreicht wird, und sieht man die Dämmerung über dem Meeresspiegel mit ihrem Zusammenklingen zarter, blauer und gelblicher Töne, so mag Manchem im Gedächtniß Kroyer'sche Auffassungsweise auftauchen. Es ist nirgends bewußte Nachahmung, aber es ist doch mehr als bloße motivische Verwandtschaft . . . Eine sehr scharf ausgeprägte Physiognomie hat Senger. Er liebt helleuchtende, sonnige Flächen, eine gelbliche Landstraße, eine weiße Hausmauer, eine Sandsteingrube, vor dunklen Hintergründen, braungrünen Laubmassen, regenschwerem Gewölk, gewitterdunstigem blaugrauem Himmel. Sehr decorativ und effectvoll. Seine Sonne blendet förmlich. Aber auch tiefgrauen Stimmungen ist er nicht abhold. Er giebt niederstürzende Regenfluthen über ängstlich gebeugten Pappeln, oder eine Windsbraut, die, zwischen zwei Güssen, zerrissene Wolken über ein verschattetes Dorf hinfegt, nicht minder überzeugend. Es spricht überall ein sehr starkes Naturempfinden aus den Bildern, ein mittheilsames, das reizt und packt. Gleich Lehmann zeigt auch Gustav Wentzel-Arler sehr verschiedene Handschriften. Führt er uns an die ligurische Küste nach Nervi, zeigt er uns da rothes Mauerwerk alter Klöster auf grüngelben Felsen von grellgrünen Schlingpflanzen umrankt, so kann er sich im Farbenbekennen und in Schärfe der Konturen nicht genug thun, und in einem Nachtbilde vom Canale Grande mit Mondschein und buntem Laternengeflimmer, oder in dem anderen Nachtbilde vom Boulevard Clichy, wo in rother Lampionschrift „Moulin rouge" durch das Dunkel glüht, und wieder in tiefwinterlichen Scenerien aus Berglandschaften huscht er über das Einzelne mit impressionistischer Eile hinweg und sucht nur einen Gesammteiudruck festzuhalten.

Es wäre eine Unterlassungssünde, wollte ich zuletzt nicht auch noch auf die Aquarellen von Käthe Münzer aufmerksam machen: allerlei Holländisches in Küstenmenschen und Landschaftsausschnitten neben malerischen Notizen aus dem immer mehr verschwindenden Alt-Berlin. Aber sich von ihr porträtiren lassen, möchte ich Niemandem rathen: sehr viel Talent, z. B. in diesem Bilde eines Frl. H. S. in rothem Reformkleide und gewaltigem schwarzem Haargewinde, aber ich habe doch die Empfindung, als wären die Porträtisten für die Künstlerin nur mehr so eine Art Versuchskaninchen auf dem Gebiete impressionistischer Experimente.

* * *

Ganz kurz sei noch der neuesten Ausstellung im „Künstlerhause" erwähnt: sehr viele Bilder, aber sie geben zu keinerlei besonderen Betrachtungen Anlaß. Die Münchener Richard Kaiser, die beiden Schuster-Waldau, Hans von Bartels, v. Canal, A. Zin (eine sehr stimmungsvolle frühwinterliche Abenddämmerung im Buchenwald mit Fluß), Fr. Hoch, Fr. von Uhde marschiren mit älteren und neueren Sachen an der Spitze . . .

J. Norden.

Digitized by Google

Opern und Concerte.

Feuersnoth von Richard Strauß. — Der Pfeifertag von Max Schillings. — Das Glockenspiel von J. Urich. — Javotte von Saint-Saëns.

Ein problematisches Ding, die neue deutsche Musikkomödie. Die Meistersinger haben das Ideal in aller Herrlichkeit aufgestellt und die Sehnsucht nach Nachfolge geweckt. Die neue Musikkomödie sollte andern Geistes sein als Mozart's Figaro mit seiner zierlich kleinen Welt, anderen Geistes erst recht als Lortzing's breite Gemüthlichkeit. Sie sollte sich scheiden von der oberflächlich eleganten Opéra comique eines Auber, von der genialen, aber gemüthskalten Heiterkeit der Buffo-Oper Rossini's. Aber es waren doch nur wenige Stille im Lande, die den Zukunftstraum vom neuen deutschen Musiklustspiel träumten. Das Ideal des Erlösungsdramas, die Tristan- und Parsifalmetaphysik erfüllte die Geister noch zu sehr. Bis man neue Altäre baute und in bewußter Reaction gegen die Last der Tragik Heiterkeit und Sinnenfreude zu preisen anhub. Auf das Nebelgrau der Ingwelde folgte der Pfeifertag. Und nach dem Guntrand kam die Feuersnoth.

* * *

Um Richard Strauß wird gar viel Kunstpolitik getrieben. Heimlich oder offen nennt man ihn den Nachfolger des Bayreuthers, den berufenen Erben und Mehrer seines Reichs. Die Rolle ist stolz, aber unbequem. Man debattirt nicht nur über das, was er macht, sondern noch mehr über das, was er nach der Parteileute Sinn machen sollte und mußte. Dem Einen dünkt seine ganze Musikdramatik Kraftvergeudung. Die Andern entsetzen sich des Näheren über sein Neuestes, die Feuersnoth, und halten Richard dem Jungen eine Predigt über den Ernst seiner kunstköniglichen Pflichten.

Zum Parteiheiligen paßt nun aber Richard Strauß seinem ganzen Naturell nach herzlich schlecht. Es ist so gar nichts Feierliches, nichts Programmatisches in seinem Wesen. In altbayerischem Kraftbehagen macht er just das, was ihm einfällt und ihm selbstherrlich beliebt. Und das Stück Schalksnatur, das in ihm steckt, lockt ihn oft zu Scherzen künstlerischer oder höchstpersönlicher Art, die Manchem Pein machen. Was Strauß in seiner Feuersnoth sagt oder durch seinen Dichtergenossen Wolzogen sagen läßt, trägt so recht die Züge einer überlegen geistreichen Persönlichkeitskunst, auf die keine Schablone passen mag. Wundersame poetische Stimmungselemente laufen darin mit Einfällen einer bizarren Laune zusammen. Mit kecker Hand wird man in eine seltsame, grotesk märchenhafte und doch gemüthlich vertraute Welt versetzt. Sonnenwendjubel im alten München. Von den lärmenden Gesängen der Jugend hallen die abendlichen Gassen wieder. Daseinsfreude, Liebesbegehren regt sich allenthalben und ergreift auch den in altersgraue Künste verlorenen Träumer Kunrad den Ebner. Vor allem Volke raubt er Diemut, dem Bürgermeisterskinde, einen Kuß. Schön Diemut straft den Vermessenen, indem sie ihm zum Schein den Eintritt in's Kämmerlein verspricht ihn aber dann in dem zum Aufzuge bestimmten Korbe zwischen Himmel und Erde hängen läßt und dem Spotte der Spießbürger preisgiebt. Da hilft sich Diemut mit seinen geheimnißvollen Künsten. Durch Zaubermacht bläst er den guten Münchnern Feuer und Licht aus. Nur Diemut, die Spröde, kann die Stadt aus Feuersnoth erretten, indem sie dem wilden Liebhaber ihre Gunst schenkt. Und während noch Alt und Jung auf der finstern Gasse über das Unheil jammert, zuckt und flammt es hinter Diemut's Fenster auf. Bald strahlen wieder die Sonnwendfeuer, und die Stimmen der liebend Vereinten tönen hinaus in die Mittsommernacht. Kunstreich gefaßt hat man darin ein Stück heimathechter, traulicher Volksliedstimmung, derbe Schwankfröhlichkeit mit satyrischen Schlaglichtern beisammen, und über alledem eine heiße Liebeslyrik. Mitten hinein ist die vielberufene Strafpredigt Kunrad's eingeflickt mit ihren von vielen als so anmaßlich und geschmackswidrig empfundenen Anspielungen, von „Meister Reichhart dem Wagner", den die bösen Münchener aus dem Thor getrieben, vom „Strauß", der ihnen auf's Neue zu schaffen macht, und dazu manch' andere mehr oder minder versteckte Scherze," die natürlich emsige Auslagen finden. Man kann sie drehen wie man will, aus dem Kleinlichen und Peinlichen lassen sie sich schwer herauswinden. Richard Strauß soll versichern, daß ihm diese persönlichen Dinge eigentlich die Hauptsache seien. Der künftige Straußbiograph wird dies Factum vielleicht mit Wichtigkeit verzeichnen. Warum aber diese Empfehlung des Autors die Werthung seines Werkes beeinflussen soll, ist nicht einzusehen. Richard Strauß kann noch so eifrig behaupten, daß das Werk von den autobiographischen Dingen nicht loszulösen sei. Dem steht die simple Thatsache gegenüber, daß alle diese Scherze mit der Handlung und dem Geiste des Werkes, wie es sich auf der Bühne darstellt, schlechtweg nichts zu thun haben. Man könnte sie herausstreichen, und Niemand würde über eine Lücke klagen. Drum, meine ich, ist es unangebracht, wenn man summarisch gegen das Werk loszieht, weil man gewisse Absichten des Autors nicht schön findet. Auch die Moralentrüstung über die heikle Pointe der Handlung, die Ungeduld über manche verwogenen Stabreimereien des Herrn Barons sollten die Freude nicht verderben. Bei einer so lebendigen, so glänzenden Aufführung, wie sie sich der Componist hier an seiner Berliner Oper geschaffen hat, verschwinden doch am Ende all' diese Ecken und Kanten des Werkes vor dem schlagenden Eindrucke des Ganzen. Man fühlt überall die Eigenart der Conception, man spürt in dem Einzelnen der technischen Arbeit die Hand eines überlegenen, vielleicht unerreichten Meisters. Wie prächtig fügt sich in der Musik alles zum Ganzen, von den plump behäbigen Altmünchener Gassenmelodien, den Kinderchören, der gemüthlichen Walzerrhythmen, bis zu den Lauten sensitiver Liebesleidenschaft. In gewissem Sinne erscheint nur die Feuersnoth geradezu als ein Triumph Strauß'schen Schaffens. Die gewagtesten, die complicirtesten Dinge erscheinen in der Wirkung natürlich und selbstverständlich, als Nothwendigkeiten des Ausdrucks an ihrer Stelle. Das ist wohl das Merkmal reifster Kunst. In keinem andern Strauß'schen Werke finde ich das so ausgeprägt, wie in der Feuersnoth. Als Glanzstück eigenartiger Intuition, als Kunstwerk im Sinne des l'art pour l'art ist die Feuersnoth erstaunlich und wundervoll. Aber freilich, ein tieferer Sinn des Werkes, die Symbolik des ganzen Sonnwendstückes, das innere Wesen der Gestalt des Zaubergesellen Kunrad's klingt nicht voll und rein heraus. Und so bleibt bei der Feuersnoth jenes besondere Ideal der Musikkomödie immer noch in der Weite . . .

* * *

Dem Meistersingervorbild steht der Pfeifertag in Manchem bewußt nahe. Die Dichtung des Grafen Sporck greift schon im Aeußeren mit ihrer verwickelten Historie von der Spielmannszunft von Rappoltsweiler auf ein verwandtes Milieu zurück. Seit der Schweriner Premiere vor drei Jahren ist das Werk durch verschiedene Aufführungen im Reich bekannt genug geworden. Die verdienstvolle Berliner Wiedergabe lehrte über das Werk nichts Neues. Schilling und Sporck haben in schöner Eintracht in ihrer Ingwelde ein Werk geschaffen, das den Styl des Wagnerschen Musikdramas mit erstaunlicher Echtheit wiedergiebt. Im Pfeifertag gehen ihre Wege auseinander. Sporcks Dichtung haftet mit ihren umständlichen Verwicklungen, ihrer geschraubten und gequälten Lustigkeit zu sehr an der Sphäre des Kleinlichen und Alltäglichen, welcher die neue Musikkomödie mit aller Macht entfliehen möchte. Um so schwerer wiegt die Kunstthat Schillings. Jede Note seiner Partitur zeugt von dem Bemühen, das Werk in den Bereich des innerlich Bedeutsamen hinüberzuretten. Feinste künstlerische Cultur, ehrliche Begeisterung spricht daraus hervor. Es ist traurig mit anzusehen, wie der absonderliche Text den Flug der Musik immer wieder hinabreißt. Der Dichter holt aus Liebessentimentalität, aus culturgeschichtlichem Kleinkram einen süßsauren Humor heraus. Schilling setzt Alles daran, das Ganze zu einem erhebenden und vielsagenden Kunstwerke zu weiten. Man höre sich das Vorspiel des dritten Aufzugs an, „Von Spielmanns Lust und Leid" ist es überschrieben. Da singt und klagt der Tondichter in breitem Strom heraus, was ihn im Innersten bewegt. Und da denkt man nicht mehr an die Schnurrpfeifereien des Textes. Schilling hat die Zufälligkeiten des Stoffes in's Allgemeinmenschliche erhoben, soweit es nur in seiner Kraft stand. Auch der Pfeifertag ist nicht die gesuchte Musikkomödie. Aber auf das tonschöpferische Vermögen, das sich bei Schilling in der Richtung dieses Ideals zeigt, gründet sich eine starke Hoffnung.

* * *

In französischer Schule ist Herr Urich groß geworden. Um seiner Salonkunst hat man sich hierzulande mehr bemüht, als sie es verdient. Er ist ein gewandter, allzu gewandter Herr. Wie er mit gefälligen Allerweltsphrasen „Hermann und Dorothea" vertont hat, erlebte man vor ein paar Jahren im Theater des Westens. Jetzt hat ein neues Opus, das Glockenspiel, sogar Einzug in's Königliche Haus gefunden. Die zwei Acte seiner Oper sind mit allerlei banalen Effekten, mit Kriegslärm und Liebesaffären erfüllt. Er liefert dazu recht saubere musikalische Illustratorenarbeit. Er giebt sich auch sichtlich Mühe, einschmeichelnd und wohlklingend zu schreiben, ohne banal zu werden. Er versteht die Orchesterfarben gar süß und bunt zu mischen. Aber die süßen, allzu süßen Lyrismen verträgt man nicht lange, und zu guterletzt wird man von einer blutigen Meyerbeermäßigen Rachedramatik überfallen. Das magere Vergnügen an einzelnen hübschen Stellen konnte den Erfolg nicht retten. Und die Leute, die sich die erste Aufführung anhörten, vergaßen Herrn Urich wohl leichten Herzens, als nachher Frau Nuovina aus Paris Massenets Xavarrasse, diesmal in würdigem Rahmen vorführte. — Der Abend der Feuersnothpremiere machte noch mit dem neuen Ballet Javotte von Saint-Saëns bekannt. In der Musik, die er zu den durchaus conventionellen Tanzscenen geschrieben hat, liegen ganz aparte Reize. Der feine Kenner alter Musik hat darin reizvolle altfranzösische Tanzformen hervorgeholt und mit feinem Geschmack erneuert. Solch feinstilisirte, graziöse und gebildete Balletmusik hört man nicht oft.

Hermann Springer.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage G. Grimm in Budapest zu beziehen:

Claudine's Schuljahre von Willy
Claudine in Paris von Willy
Claudine's Ehe von Willy

Jeder Band 3 Mark

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Carl Bleibtreus
Illustr. Schlachtenschilderungen:
Neu:
Amiens-St. Quentin.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Le Mans. Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—15. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dem Geschmacke eines **gebildeten** Leserkreises entsprechende

Feuilletons

im Umfang von 250—1000 Druckzeilen werden gesucht vom

Verlag der Wochenschrift
Die Oberen Zehntausend
G. m. b. H.
Leipzig, Georgi-Ring 19.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 22. November 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Volksvermehrung. Von Dr Arthur Ruppin. — Die Schwiegermutter einst und jetzt. (Ein Bild aus dem Zickzackkurse der Culturgeschichte.) Von Dr. Eduard von Mayer. — **Literatur und Kunst.** Gustav Frenssen und sein Jörn Uhl. Von O. Wentorf. — Erziehung zur Architektur. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Kallipedol. Von Max Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Politisches Tagebuch. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Berliner Kunst-Spaziergang. Von J. Norden. — Anzeigen.

Die Volksvermehrung.

Von Dr. Arthur Ruppin.

Seitdem die Nationalökonomie die Furcht vor dem Gespenst der Uebervölkerung, das Malthus an die Wand gemalt hatte, überwunden hat, ist man meist in's entgegengesetzte Extrem verfallen und sieht in jedem Bevölkerungszuwachs einer Nation ein freudig zu begrüßendes Ereigniß. In der deutschen Presse begegnet man oft dem Ausdruck der naiven Freude darüber, daß die deutsche Bevölkerung so rasch zunimmt, während es in Frankreich mit der Vermehrung gar nicht recht vorwärts wolle — etwa so wie eine kinderreiche Mutter mit Stolz ihre Sprößlinge vorweist und auf die kinderarme Nachbarin mit einer Art von Mitleid herabblickt. Nun ist es ja nicht zu bezweifeln, daß viele Culturländer einen Zuwachs der Bevölkerung nach Maßgabe ihrer heutigen Bevölkerungsdichte ohne Schaden oder sogar mit Vortheil für ihre Cultur und ihren Wohlstand ertragen können, und daß jeder Bevölkerungszuwachs einer Nation auch eine gewisse Stärkung ihrer Wehrfähigkeit bedeutet — ein im waffenstarrenden Europa gewiß sehr wichtiger Umstand.

Leider wird nun aber in den Erörterungen über den Bevölkerungszuwachs sehr oft nicht genügend betont, daß es außer der bloßen Zunahme der Menschenzahl auch sehr auf die Altersgliederung dieser Menschen ankommt und daß ein Land, das unter fünf Millionen männlicher Einwohner drei Millionen über 20 Jahre alte und nur zwei Millionen unter 20 Jahren alte zählt, in Bezug auf seine Wehrfähigkeit besser dasteht, als ein Land, das unter sechs Millionen Einwohnern nur $2^1/_2$ Millionen über 20 Jahre alte hat. Und was hier von der Bedeutung der Altersgliederung der Bevölkerung für die Wehrfähigkeit gilt, gilt auch für den Nationalwohlstand und das Nationaleinkommen, weil naturgemäß nur die Erwachsenen zu dessen Förderung beitragen und die Kinder ihn nicht nur nicht vermehren, sondern von ihm zehren. Es muß auf's schärfste betont werden, daß nicht jede Volksvermehrung als Vortheil anzusehen ist, sondern nur eine solche Volksvermehrung, bei der die geborenen Kinder nicht schon in der Jugend fortsterben, sondern das erwerbs- und wehrfähige Alter erreichen. Wie steht es in dieser Beziehung nun in den Culturstaaten der Gegenwart und insbesondere in Deutschland?

Zuvörderst soll darauf hingewiesen werden, daß man, während wir heute jeden Geborenen als Gewinn für die Nation begrüßen und jedes Menschenleben, auch das eines körperlich und geistig zu nichts fähigen Krüppels, mit allen Mitteln zu erhalten streben, in früheren Zeiten hierüber viel kühler — vielleicht wird man sagen: grausamer — gedacht hat. Wenn der altrömische pater familias das neugeborene Kind, das man zu seinen Füßen niederlegte, nicht aufhob und damit als das seinige anerkannte, so war es ohne Weiteres dem Tode verfallen.*) In Schweden bewahrte man noch bis in die neuere Zeit hinein in den Kirchen große hölzerne Keulen, sogenannte Familienkeulen, auf, die dazu dienten, die Greise und hoffnungslos Kranken in feierlicher Weise zu tödten.**) Daß in Sparta alle abnorm gebildeten Kinder ausnahmslos ausgesetzt und dem Tode preisgegeben werden sollten, ist aus der griechischen Geschichte genugsam bekannt, und bei den Naturvölkern ist der Kindermord, insbesondere der Mädchenmord noch heute eine fast über die ganze Erde verbreitete Sitte. Erst die orientalischen Culturreiche des Alterthums (Egypten, Assyrien und Babylonien, auch China) haben anscheinend — vielleicht aus staatlichen Rücksichten — die Volksvermehrung gefördert. Von ihnen dürften die Juden die Anschauung vom hohen Werthe jedes Menschenlebens überkommen haben, um sie dann — eng verbunden mit religiösen Ansichten von der Unsterblichkeit und dem göttlichen Ursprunge der in jedem Menschen wohnenden Seele — dem Christenthum zu überliefern. Vorher hatte auch schon das römische Reich, dessen Bürger in unzähligen auswärtigen und einheimischen Kriegen decimirt und mehr als decimirt waren, die Propagirung der Volksvermehrung auf seine Fahne geschrieben, nachdem das Reich unter Augustus endlich zu friedlichen Zuständen gelangt war. Die lex Julia et Papia Poppaea vom Jahre 9 n. Chr. Geburt bestrafte Unverheirathete und Kinderlose mit Unfähigkeit zum Erwerbe von Erbschaften. Denen, welche mindestens drei Kinder hatten, wurde ein besonderes Privilegium, das jus trium liberorum, verliehen. Diese Bestimmungen, die von späteren Kaisern oft mit äußerster Strenge durchgeführt wurden und mehrere Jahrhunderte in Kraft blieben, wirkten allmälig auf die Volksmeinung ein und ließen den Kindersegen als erwünscht erscheinen. Viel bedeutender war aber der Einfluß des Christenthums, das seine Anschauung vom unendlichen

*) Grosse, „Die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft". Leipzig, 1898. S. 220.

**) Tylor: Introduction to the Study of Anthropology and Civilisation, deutsch von Siebert. Braunschweig 1883. S. 493.

Digitized by Google

Werthe des Menschenlebens in alle Culturländer brachte und dem Volksbewußtsein so fest einzuprägen wußte, daß wir heut Alle von Jugend auf in dieser Anschauung aufwachsen. Nicht nur der schon geborene Mensch, sondern auch der Foetus wird heut von den meisten Gesetzbüchern vor vorsätzlicher Schädigung geschützt, und sogar die Verhinderung der Empfängniß erscheint in vielen Kreisen als durchaus verwerflich und nicht viel weniger strafbar als die Tödtung oder Abtreibung der Leibesfrucht nach der Empfängniß.

Fast $1^1/_2$ Jahrtausende hindurch hat die Festhaltung des Satzes vom unendlichen Werthe des Menschenlebens, von der Erhaltung des Lebens à outrance, ganz ohne Rücksicht auf den Nutzen dieses Lebens für seinen Träger, dessen Umgebung oder den Staat, unter den zum Christenthum bekehrten europäischen Völkern äußerst segensreich gewirkt, hat die Dichtigkeit der Bevölkerung befördert und damit unsere heutige Cultur erst ermöglicht. Aber dieser unleugbare Nutzen jenes Grundsatzes für eine bestimmte Zeit und bestimmte Verhältnisse darf uns nicht davon abhalten, zu prüfen, ob er auch für alle Zeiten und alle Verhältnisse Berechtigung hat, ob das Leben eines Menschen an sich selbst ohne jede Rücksicht auf außerhalb seiner selbst liegende Zwecke Werth hat, oder ob es nur dann Anspruch auf Schutz hat, wenn es für höhere Zwecke, z. B. die Zwecke des Staates, von Nutzen ist. Indem ich mit aller Entschiedenheit das Letztere bejahe, möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß das heute als ewig und unabänderlich geltende Dogma vom unendlichen Werth des Menschenlebens nur die Perpetuirung und Universalirung eines Satzes ist, der einst wesentlich aus den Bedürfnissen des Staatslebens hervorging*) und nur hierdurch Eingang in die Moral fand. Sollten da veränderte Bedürfnisse des Staates nicht auch eine Revision jenes Satzes nöthig erscheinen lassen? Freilich nicht in der Richtung, in der sich Malthus' Gedanken bewegten. Von Uebervölkerung unseres Planeten kann heute und in absehbarer Zeit keine Rede sein, und Ereignisse, die vielleicht in einigen tausend Jahren bevorstehen, brauchen uns heute nicht viel mehr zu bekümmern als etwa die zunehmende Erstarrung der Sonne, der Zusammenstoß der Erde mit einem Planeten ꝛc. Worauf ich mit meinen Ausführungen hinaus will, ist nicht der Beweis, daß heute zu viel Menschen geboren werden, sondern daß zu viel Kinder geboren werden, deren Leben für sie selbst, ihre Familie und den Staat nutzlos ist, weil sie nicht in das reife, erwerbsfähige Alter gelangen. Mit jedem dieser Kinder wird ein Theil unnütz angewandten volkswirthschaftlichen Capitals in's Grab gelegt. Es ist gar kein Zweifel, daß drei Kinder, die in Folge gesunder und ausreichender Ernährung in's Mannes- und Greisenalter gelangen, für ihre Angehörigen und den Staat von viel größerem Nutzen sind als sechs Kinder, die im Kindes- und Jünglingsalter sterben. Aber während jede Nation mit ihrem Sachcapital sorgfältig Haus hält, fehlt es noch sehr an diesem wirthschaftlichen Sinne in Bezug auf das Menschen-Capital. Hier werden zu Millionen Keime ausgestreut, von denen ein großer Theil seinem baldigen Untergange entgegengeht. In Preußen sind z. B. im Durchschnitt der 25 Jahre von 1875 bis 1899 von hundert Geborenen 3,7 % todtgeboren und weitere 20,5 % vor Vollendung des ersten Lebensjahres gestorben, so daß nur $^3/_4$ aller Geborenen das erste Lebensjahr überleben.*)

Betrachten wir die Sache einmal rein nationalökonomisch. Es ist schwierig, allgemein festzustellen, wann eine Person durch ihre Arbeit die auf sie verwendeten Erziehungskosten wieder eingebracht hat, wann ihr Debet und Credit für die Volkswirthschaft sich die Balance halten. Nimmt man an, daß dieser Zeitpunkt für den gewöhnlichen Arbeiter das 24. Jahr ist, und bedenkt man, daß kaum die Hälfte aller Kinder aus den unteren Classen dieses Alter erreicht, so wird man ermessen können, welche Verluste die Volkswirthschaft durch den Tod so vieler gar nicht in's reifere Alter gelangenden Personen erleidet.

Der bekannte preußische Statistiker Ernst Engel hat übrigens einmal einen Versuch gemacht, die Erziehungskosten des Menschen zu berechnen. Der Mensch ist ein Erziehungsproduct im vollsten Sinne des Wortes. Wie aber jedes Product eine Anhäufung von darauf verwandtem Capital ist, so auch der Mensch. In jedem Stadium seines Lebens repräsentirt er eine Summe finanzieller Aufwendungen.**) Engel stellt, um diese Erziehungskosten zu berechnen, fünf verschiedene Typen auf:

1. Knabe von 15 Jahren mit Elementarbildung,
2. Jüngling von 20 Jahren mit mittlerer Bildung,
3. Junger Mann von 25 Jahren mit hoher Bildung,
4. Mädchen von 15 Jahren mit Elementarbildung,
5. Mädchen von 20 Jahren mit mittlerer Bildung.

Engel nimmt bei der Classe 1 und 4 eine Anfangssumme der Erziehungskosten vor und bei der Geburt von 100 Mk., bei Classe 2 und 5 von 200 Mk., bei Classe 3 von 300 Mk. an, die sich von Jahr zu Jahr um 10 % steigert. Hierzu sind dann 4 % Zinsen regelmäßig zugeschlagen (bei Mädchen, weil sie häusliche Dienste verrichten und dadurch Gegendienste erweisen, nur bis zum 10. Jahre). Engel kommt nun auf Grund dieser Annahmen zu dem Ergebniß, daß die Erziehungskosten betragen:

1. für den Knaben von 15 Jahren mit Elementarbildung	3 738 Mk.
2. für den Jüngling von 20 Jahren mit mittlerer Bildung	12 137 Mk.
3. für den jungen Mann von 25 Jahren mit hoher Bildung	27 547 Mk.
4. für Mädchen von 15 Jahren mit Elementarbildung	3 683 Mk.
5. für Mädchen von 20 Jahren mit mittlerer Bildung	10 655 Mk.

Hierbei sind die Kosten der vor dem Bildungsziele Gestorbenen (nach Maßgabe der preußischen Mortalitätstabellen) den Erziehungskosten derjenigen, welche es erreicht haben, zur Last geschrieben.

Diese Zahlen beweisen wohl zur Genüge, von welcher Bedeutung es für den Wohlstand eines Volkes ist, daß die Geborenen nicht bald nach der Geburt oder im Kindesalter wieder fortsterben. Frankreich hat nach Ansicht vieler Nationalökonomen seinen Reichthum und seine (im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung) sehr hohe Wehrfähigkeit zum großen Theile dem Umstande zuzuschreiben, daß in ihm in Folge der geringen Geburtenhäufigkeit auch viel weniger Personen in unreifem Alter wegsterben und daß seine Bevölkerung deßhalb eine sehr günstige Altersgliederung hat (relativ viel erwerbsfähige und relativ wenig noch nicht erwerbsfähige). Und bei den Juden, die heutzutage ihre früher viel berufene Fruchtbarkeit wenigstens in Deutschland verloren haben und verhältnißmäßig wenig Kinder zur Welt bringen, dafür aber

*) Eine Parallele hierzu ist vielleicht die Thatsache, daß kurz nach dem westphälischen Frieden in Folge der colossalen Menschenverluste im 30jährigen Kriege in einigen deutschen Staaten die Bigamie erlaubt wurde (Westermarck History of human marriage, deutsch Jena 1893, S. 436). Bei den Mongolen mußten im 18. Jahrhundert die Aufseher über 40 Familien ((Dämütschi) dafür sorgen, daß in ihrer Abtheilung alljährlich vier neue Paare, von je zehn Familien ein Paar, zusammengebracht wurden, bei Strafe von zwei Kamelen, fünf Pferden und zehn Schafen. (Palla's Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. 1776, Bd. I, S. 261.) Aehnliche Bestimmungen galten im peruanischen Inkareiche.

*) Vgl. des Verfassers Abhandlung: Die Todtgeburten und Sterbefälle in Preußen im letzten Vierteljahrhundert" in Schmidt's Jahrbüchern für die gesammte Medicin. Bd. 273 (1902), S. 233 ff.

**) Ernst Engel, „Die Tilgung der Erziehungsschuld" in Ehrenberg's Assekuranzjahrbuch, Bd. V, S. 217 ff.

Digitized by Google

auch eine außerordentlich niedrige Sterbeziffer haben, führt Leroy-Beaulieu*) ihre größere Wohlhabenheit auf diese Verhältnisse der geringen Geburten und Sterbefälle zurück. In der That ist der Unterschied zwischen Christen und Juden in Bezug auf Geburtenhäufigkeit und Sterblichkeit ein sehr großer. So entfallen in Preußen im Jahrfünft 1893/1897 auf 1000 Christen (nach der Volkszählung vom 2. December 1895 durchschnittlich jährlich 38, auf 1000 Juden aber nur 22 Geburten, also beinahe nur die Hälfte. Dafür ist aber die Sterblichkeit der Juden viel geringer. So starben im selben Jahrfünft 1893/97 in Preußen durchschnittlich jährlich unter 1000 Christen 11,47 Personen unter 15 Jahren, unter 1000 Juden aber nur 3,96 Personen unter 15 Jahren, also kaum $^1/_3$ so viel wie bei den Christen. Ich halte es zwar für falsch, wenn man den größeren Wohlstand der Juden allein auf diese geringe Sterblichkeit im noch nicht erwerbsfähigen Alter zurückführt; aber daß gewisse Beziehungen zwischen Wohlstand und Kindersterblichkeit bestehen, scheint mir unbestreitbar. Man könnte zum Beweise dafür auch noch darauf hinweisen, daß die polnische Bevölkerung der Provinz Posen — vielleicht die ärmste Bevölkerungs-Classe in der ganzen preußischen Monarchie — zugleich auch eine sehr hohe Geburtenziffer aufweist. Wahrscheinlich beeinflussen sich Wohlstand und geringe Kindersterblichkeit wechselseitig. Der Wohlstand, der heutztage ja meist auch Vorbedingung für eine höhere Bildung ist, giebt durch die Bildung ein erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl für die Erziehung der Kinder und wirkt dadurch auf die Kindererzeugung einschränkend ein. Und die geringere Zahl vorhandener Kinder ermöglicht es dann den Eltern, ihnen eine bessere Pflege angedeihen zu lassen und die Sterblichkeit zu vermindern. Andererseits ist die geringere Zahl der Kinder für den Wohlstand der Eltern förderlich, indem 2 oder 3 Kinder natürlich erheblich weniger Erziehungskosten beanspruchen als 6 oder 7.

Zieht man aus all' diesen Ausführungen das Resumé, so ergiebt sich meines Erachtens, daß eine Protegirung der Bevölkerungsvermehrung à tout prix viele Bedenken gegen sich hat. Es wäre sehr häufig zu wünschen, daß in mancher Familie nicht mehr Kinder erzeugt, sondern für die schon vorhandenen besser gesorgt würde. Man spürt den Niederschlag dieser Ansicht auch jetzt schon vereinzelt in der öffentlichen Meinung. Nietzsche mit seiner Verachtung der Viel zu Vielen kann als Symptom dafür angesehen werden, daß man beginnt, die Qualität der Bevölkerung als ebenso wichtig oder noch wichtiger als ihre Quantität zu betrachten. Im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte man ganz allgemein nur die Erhöhung der Volkszahl im Auge, und das Preußische Allgemeine Landrecht, besonders aber der bayerische Codex Maximilianeus, ließen lediglich aus diesem Grunde eine Erleichterung der Scheidung kinderloser Ehen zu. Es ist sicherlich ein Fortschritt, daß man heute auf die Qualität der Bevölkerung ein höheres Gewicht zu legen beginnt. Man kann ein Gegner der Malthus'schen Uebervölkerungslehre sein und kann doch zugeben, daß eine relative Uebervölkerung überall da besteht, wo die Kinderzahl größer ist, als der Wohlstand der Eltern in angemessener Weise zu ernähren und zu erziehen zuläßt. Und eine Uebervölkerung dieser Art wird man schon heute in Deutschland mit seinen jährlich 1 200 000 Geburten als vorhanden ansehen können. Bei einer Vergleichung der Volksvermehrung Deutschlands mit anderen Staaten wird man nur dann von einem Vortheil Deutschlands sprechen können, wenn die Vermehrung nicht nur Vermehrung der Kinder, sondern hauptsächlich eine Vermehrung der Erwachsenen mit sich bringt.

*) „Israel chez les nations" 1889, S. 143.

Die Schwiegermutter einst und jetzt.

(Ein Bild aus dem Zickzackkurse der Culturgeschichte.)

Von Dr. Eduard von Mayer.

Unter den stehenden Figuren der heutigen Witzblätter nimmt die Schwiegermutter einen ersten Platz ein. Scherzhaft könnte man sie eine der Karyatiden nennen, die dieses Lusthaus unserer geistigen Interessen tragen: und Niemand wird verkennen, daß der Hang und Drang nach den Witzblättern doch jedenfalls einen Theil unserer Gesittung ausmachen. Kräfte des Gemeinlebens werden somit auch hierin ihrer Gestaltung zugeführt, oder sage ich lieber, ihrer Entlastung; und so verdienen sie immerhin Beachtung. Daß unter den socialen Bildungen die Schwiegermutter eine der wichtigsten ist, ist sonnenklar: von jeher hat das Familienleben mit ihr rechnen müssen, hat das Volksempfinden zu ihr Stellung zu nehmen gehabt. Und da zeigt sich ein bemerkenswerther Wandel im Laufe der Zeiten. Nach des Tages Mühen waren früher die Lieder ein Hauptmittel der Unterhaltung, und in den Volksliedern tritt oft genug die Klage wider die Schwiegermutter auf. Heute sind es die Witzblätter oder Possen, die den Feierabend über uns Arbeitsmenschen beschäftigen, und an die Rolle der Schwiegermütter in ihnen habe ich Eingangs erinnert. Beides Beweis genug für die Allgemeinverständlichkeit der Schwiegermutterfrage.

Aber nun ist die Schwiegermutter der Witzblätter nicht die der Volkslieder: ehemals war die Mutter des Mannes die Gefürchtete, heute ist es die Mutter der Frau; ehemals klagte das junge Mädchen oder die Neuvermählte, das Weib, heute jammert der Mann. Daß damit auch eine Umgestaltung des Familienlebens, ja des Familienrechtes zum Ausdruck gelangt, ist unabweisbar; und in Wirklichkeit dämmert noch mehr darin herauf: die unaufhaltsame Verschiebung der Geschlechter in socialer Hinsicht.

Vorab: warum ist es immer die Schwiegermutter und nicht der Schwiegervater, der so vielen guten und schlechten Witzen zinsen muß? Ich denke, weil die innere Verwaltung der Familie naturgemäß der Frau zugefallen ist, der Mann hingegen sie nur rechtlich und wirthschaftlich vertritt, indem der Vater durch seinen Beruf die Mittel des Unterhaltes erarbeitet und der Familie nur äußerlich den Namen und den Stempel giebt: ihren Geist empfängt sie von der Mutter. Bei jeder Neusprossung der Familie, bei der selbstständigen Familiengründung eines bisherigen Gliedes, ist daher die Mitwirkung des Schwiegervaters durchaus mehr formell (so klingend-real sie auch sein mag), weit einschneidender und organischer jedoch der Einfluß der Schwiegermutter. Mit der Schwiegermutter hat daher das neueintretende Glied der weiteren Familie vor Allem zu rechnen: und hiermit ist die wesentliche Bedeutung unserer Frage auch schon berührt. Die neue Familie gliedert sich der alten an, der neue Theil tritt in die alte Familie ein, er wird auf ihren Stamm gepfropft: und heute ist schon wieder die Familie der Frau der Stamm.

Schon wieder: denn uranfänglich war es gerade so, und das Mutterrecht, das so lange durch das Herren-, Gatten- und Vaterrecht fast überwunden schien, beginnt einen neuen Siegeslauf, wie denn überhaupt unsere Culturentwickelung für ein Aeon wieder in das weibliche Machtgebiet zu treten scheint und die männliche Obmacht vorläufig im Rückgange ist. Dafür zeugt neben dem großen Ganzen der Frauenbewegung auch das winzige Symptom der heutigen Schwiegermutterwitze: die Schwiegermutterlieder stammen aber aus der Blüthezeit des Vaterrechts.

Unendlich wiederholt sich in den Liedern der verschiedensten Völker die Besorgniß der jungen Braut vor der Härte und Unfreundlichkeit der Mutter ihres Geliebten, die nun auch ihre Mutter zu werden hat, aber auch ihre Herrin. Denn die junge Frau tritt als erste Dienerin in das Haus ihres Gatten: wie ja überhaupt die Frau die älteste Sclavin

Digitized by Google

gewesen ist, als der Mann, seßhafter werdend, ein dauerndes Zusammenleben mit der Genossin seiner zufälligen Liebesbünde begann. Das blieb auch, sich stetig mildernd, weiter so, als es längst nicht mehr eine gnädige Laune des Einzelnen, sondern Zwang der Sitte war, daß Mann und Weib zusammen wohnten. Nur daß die erste Sclavin, die Mutter, den anderen Sclaven übergeordnet war, den leiblichen sowohl, den Kindern, als den fremdblütigen, dem Gesinde. Diese Herrschaft in der Familie war ihr Naturrecht, sie war vordem ihre Macht gewesen, als der Mann sie noch links liegen ließ, sie war auch jetzt ihr nicht zu rauben, als sie die schützende Fürsorge des Mannes mit ihrer freien Selbstständigkeit hatte bezahlen müssen. Die Mutter gebot im Hause, war sie auch selbst dem Vater unterthan, sie gebot ihren Kindern, sie schaltete und waltete auch mit den neuen Kindern, die der Familie zugeführt wurden, mit den Schwiegertöchtern. Gewiß wurde die junge Frau bis zur Geburt des ersten Kindes noch mehr oder minder rücksichtsvoll behandelt: lag es ihr doch ob, den Stammhalter der Familie zur Welt zu bringen. War aber das Flitterjahr um, war ihre große sociale Aufgabe erfüllt, dann wurde sie um so unerbittlicher zu den kleineren Aufgaben des Haushaltes angehalten. Und wer die Aufgaben zuwies, das war die Schwiegermutter, die nach ihrem Gutdünken bestimmte.

Die Schwiegermutter mochte ihrer Schwiegertochter gewiß oft zugethan sein: dennoch sah sie in ihr ihre Nachfolgerin, die schon bei Lebzeiten der Schwiegermutter die Zügel in die Hände zu bekommen suchte und dem mütterlichen Einfluß auf den jungen Ehegatten den wirksamen Einfluß der Gattin entgegenzustellen hatte. Aus diesem erbitterten, eifersüchtigen Kampfe um die innere Herrschaft im Hause des Mannes entspringt also die Stimmung der Volkslieder, in denen es das junge Mädchen als das härteste Loos beklagt, heirathen zu sollen und damit aus der Untergebenen liebender Eltern die Magd liebloser Schwiegereltern, zumal der Schwiegermutter, zu werden. Denn die Heirath löst sie von ihrer eigenen Familie los und fügt sie einer neuen ein: daher diese neue auch auf strenge Ebenbürtigkeit sieht, auf Rassenreinheit, da sonst der Mannesstamm, die Pulsader des Geschlechts, verschlechtert werden könnte. Ueberhaupt ist das Vaterrecht Ausdruck herrenmäßigen, aristokratischen Empfindens: das Kind gehört zum Vater, dessen männliche Rechte es zu erben und auszuüben haben wird; weh dem Kinde, das keinen Vater sein zu nennen hat! weh auch über die Frau, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß! Strengste Schätzung der Jungfräulichkeit, der Heiligkeit der Ehe, Brandmarkung der Unehelichkeit gehören daher ebenso zu dieser Cultur.

Anders war das Mutterrecht gewesen. Die Mutter ist immer gewiß! Die Mutter war der Grundstock der Familie, und der Vater war immer nur Mittel zum Zweck der Kindererzeugung. Das Kind blieb in der Familie, weil es bei der Mutter bleibt, und der Mann, der bei seinem Weibe bleiben wollte, trat in die Familie der Frau ein: daher gehörten auch wesentlich alle Weiber eines Stammes allen Männern dieses Stammes zu, und was wir Ehe nennen, gab es noch nicht. Das Mutterthum, also das Kind, bestimmten die Stellung der Frau, nicht ihr Gattinnenthum, also nicht der einzelne Mann.

*

Auf anderer sittlicher Grundlage, getragen von den Errungenschaften der Jahrtausende männlicher Cultur, beginnt heute wieder das Mutterrecht der Wagschale der Frau die Entscheidung zu bringen. Der Mann hat immer Culturwerthe geschaffen, die Frau sie bewahrt; sie ist die Hüterin der Sitten, die vom Manne ausgehen, und daher gehört die sittliche Hochschätzung weiblicher Reinheit heute zu den Grundpfeilern gerade auch der weiblichen Weltanschauung. Dennoch wirken die Triebkräfte der weiblichen Natur eigentlich in anderer Richtung, als der Mann sie festgelegt hat, und vereinzelte weibliche Heißsporne lassen auch zuweilen den Unterschied voll aufklaffen.

Die frühere landbesitzliche, aristokratische Volkswirthschaft verknüpfte die junge Generation viel fester mit der älteren, als es heute beim freien Kampfe von Handel und Industrie in breiteren Schichten noch möglich ist. Der erwachsene Sohn, der seinen eigenen Beruf hat, verläßt heute die väterliche Familie und stellt sich auf eigene Füße: das heißt, er verfällt der Familie seiner Frau, da ein Familienanschluß nun einmal Bedürfniß ist. Die wichtigste Person für sein ferneres Leben ist nun nächst der Frau eben ihre Mutter, die Schwiegermutter. Mit ihrem Willen platzt sein Wille zusammen, wenn es den Einfluß auf die Frau gilt; und genau wie einstens der Wettbewerb von Schwiegermutter und Schwiegertochter die schon bestehende Ueberlegenheit des Sohnes und Gatten, des Mannes, noch steigerte, so wächst unter dem Wettstreit von Schwiegermutter und Schwiegersohn der umstrittene Gegenstand, die Tochter und Gattin, also das Weib in ihrem Werthe empor. Das Weib hat den Rücken nach zwei Seiten gedeckt, gegen den Einfluß der älteren Generation stützt sie sich auf den Gatten und gegen die Geltendmachung männlicher Vorrechte auf die Mutter: so erobert sie einen Vorposten nach dem andern, und der wahrhaft Unterliegende ist der Mann, die ganze männliche Weltanschauung und Werthung der Dinge. Daß der Mann in seinen außerhäuslichen Seitensprüngen durch die Wachsamkeit und Erfahrenheit der Schwiegermutter behindert wird, ist nur die Form, in der es auch den Stumpfen fühlbar wird, daß mit den Mißbräuchen ihrer Herrschaft auch ihre Herrschaft überhaupt zu Ende geht. Von ihrer Mutter unterstützt, zwingt die Frau den Gatten in die Familie: denn er hat nur für die Familie, für die Frau und ihre Kinder zu leben. Seine Persönlichkeit ist nur soweit zu dulden, als sie den obersten, großen Zweck nicht beeinträchtigt, und auch dann hat sie nur das Mittel des Erwerbes zu sein, nicht das Ziel des Lebens, wie es dem Manne eigentlich vorschwebt. Sprach man früher von dem Ausleben des Mannes, und verstand darunter im höchsten Sinne die Vollentfaltung seines Wesens, im niedrigeren immer doch noch die Bethätigung seiner natürlichen Triebe, so lautet die Parole heute gleichzeitig: Beschränkung der männlichen Ungebundenheit und Ausleben des Weibes. Das Ausleben des Weibes heißt nun aber zugleich: Entwickelung ihrer geistigen und wirthschaftlichen Kräfte, und größtmögliche Erleichterung der Mutterschaft. Dieses letztere Ziel ist nun aber ohne den Mann nicht zu erreichen: darum muß dem Mann seinerseits die Mutterschaft als der Zweck auch seines Lebens hingestellt werden. Und hierbei ist's wiederum die Mutter der Frau, der es obliegt, den Mann in ein angeblich süßes Joch zu zwingen. Und um nun mit einem Scherz den Ernst zu schließen: der wahre Feind der Schwiegermutter ist der Junggeselle, der Mann, der aus diesen oder jenen Gründen, die Aufgabe seines Lebens nicht in der Kindererzeugung sieht, sondern sich die Freiheit seines Thuns und Lassens hat wahren wollen. Mit ihm fühlt im Grunde jeder Mann: denn neben der Liebe steht gleichwerthig die Persönlichkeit.

Daß in dieser neuen Hörigkeit des Mannes aber eben eigentlich eine Demüthigung liegt, zeigt sich gerade in der Lächerlichkeit, der dieser Zustand verfallen ist. Der innere Widerspruch des schwiegermütterfürchtigen Herrn der Schöpfung opfert diesen dem Witze, während die Schwiegertochter der Volkslieder das Mitleid einer Tragik in Anspruch nehmen kann. Sie selbst mögen bei ihrer Frohnarbeit einfachen Rhythmen ihr Leid anvertraut haben: und das lebte durch die Jahrhunderte weiter. Kein Lied aber und kein Heldenbuch meldet von der Knebelung des Mannes: sie bleibt den Toreadors der grellen Posse vorbehalten

.... spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! ....

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Gustav Frenssen und sein Jörn Uhl.

Von O. Wentorf.

„Das Leben ist lang genug, etwas aus sich zu machen, wenn Einer Zutrauen hat und starken Willen.“ Für dies Wort aus dem Jörn Uhl ist Frenssen's Persönlichkeit selbst der Beweis. Ein Tischlerssohn aus dem Dorfe Barlt in Süder-Dithmarschen, kam er erst mit 13 Jahren nach Meldorf auf's Gymnasium. Hier machte ihm die Mathematik das Leben sauer genug, und er soll einmal erzählt haben, das Wesen der Logarithmen habe ihm viel Schwierigkeit bereitet, und noch im Pfarrhaus zu Hemme sei ihm der binomische Satz im Traum erschienen. Beendet wurde die Gymnasialzeit in Husum, wo der Jüngling zufällig die Stube bewohnte, in der Storm einst geschrieben. Die Universitätsjahre begannen in Tübingen. Wir spüren's im 4. Capitel der „Drei Getreuen“. Die Studien wurden fortgesetzt in Berlin zu der Zeit etwa, als die „Jungen“ sich in die literarische Revolution stürzten. Allein das Gewoge und Getriebe der Großstadt stieß Frenssen ab. Ihm war es nicht Bedürfniß, sich von den mächtig dahinfluthenden Wogen einer Weltstadt tragen zu lassen wie Hebbel, der einmal bekennt: „Götter, ich fordere nicht viel; ich könnte die Muschel bewohnen. Aber ich kann es nur, wenn sie der Ocean rollt“. So war der Student froh, daß er in Kiel seine Studien beenden und ein Examen machen konnte. Und dann ward er Pfarrer. Er hatte Sorgen und Mühe, nicht nur mit seinem Amt, sondern auch mit dem Abtragen der Schulden, die von der Studienzeit her auf ihm lasteten. Er ward 30 Jahre alt. Wer ahnte, daß dieser schlichte Landpfarrer in seinem Leben noch Außerordentliches leisten werde? Zunächst wohl er selbst nicht. Es war nur der Drang in ihm, mit Ernst und Kraft etwas zu leisten. „Wissen Sie, früher glaubte ich, ein Gärtner sei in mir, und dann war ich eine Art Politiker, Nationalsocialer, und dann — dann entdeckte ich endlich den Schriftsteller in mir“ (Rehtwisch, Gustav Frenssen). 33 Jahre war Frenssen alt, als er zu schreiben begann. Sein erster Roman war „Die Sandgräfin“, sein zweiter „Die drei Getreuen“. Dann kam das Werk, das ihn über Nacht fast zum gelesensten Schriftsteller machte. Fast 40 Jahr wurde er, ehe er sich seinen Platz errungen hatte. „Das Leben ist lang genug, etwas aus sich zu machen.“ — Ich finde es so bedauerlich nicht, wenn die Schriftsteller das 22. oder 25. Jahr verstreichen lassen, ehe sie die Welt mit ihren Werken beglücken. Der Jugend haftet doch natürlicher Weise eine gewisse Unreife an, und wenn auch manche unserer Großen schon früh Erfolge errangen, ihre Hauptwerke entstanden immer nach den Dreißig. Die späte Entwickelung bei Frenssen läßt mich hoffen, was wir bei manchem Schriftsteller unserer Zeit wehmüthig vermissen: Dauer und Entfaltung.

Der vor mir liegende Band des Jörn Uhl ist „43. Tausend“ gezeichnet; vielleicht sind, wie ich wünsche, bis Ende 1902 50 000 Exemplare vergriffen. Wie konnte ein so ernstes Buch, das gar keine Rücksicht auf den Geschmack der viel lesenden Menge nimmt, in dem Nichts auf den Effect in bösem Sinne gearbeitet ist, wie konnte das einen so beispiellosen Erfolg erringen? Das hat meiner Ansicht nach zweierlei Gründe. Die einen liegen in uns, die anderen im Dichter. Wir sind in letzter Zeit überfüttert mit den Tendenz- und Problemdichtungen. Da wird ein eng begrenztes Gebiet unseres Seelenlebens zerfurcht, ein Faden unserer Seele, der uns neben hundert anderen an's Leben bindet, wird ergriffen und zerlegt in feine Fäserchen und zerlegt und zerlegt, daß einem vor Feinheit Alles unter der Hand schwindet. Und was das Schlimmste ist: das Leben, das herrlich dahinfluthende Leben, zwängt man in einen künstlichen Canal, damit man das Wasser da habe, wo man es gerade haben möchte. Das Leben wird gemeistert nach der Idee, den Problemen u. s. w., die der Schriftsteller sich eben ausgeheckt hat. Da kommen sie einhergezogen mit ihrem hölzernen Pferd: Problem, und überkleiden es mit einem Stücklein Leben, daß es täusche. Aber wir sind müde des hölzernen Bockes, wir wollen Leben und Kraft zwischen unseren Schenkeln fühlen, wenn wir aufsitzen, um einen Ritt durch das weite Land des Lebens zu machen. Wir sind müde der unkünstlerischen Zerfaserung einzelner Seelenvorgänge. Wir wollen Sammlung, Zusammenfassung unserer Kräfte, Besinnung auf das eine Große, das unserem Leben Werth giebt.

Ein Anderes kommt hinzu. Eine bedeutende Anzahl an sich guter Werke unserer Zeit behandelt Probleme, die ein Künstlerleben angehen. Nun soll selbstverständlich das dem Künstler nicht verwehrt werden. Er muß sich Manches von der Seele schreiben. Ebenso wenig soll behauptet werden, daß eine Dichtung aus diesem Grunde keine tiefe Wirkung auf uns ausüben könne. Aber in den Problemen muß dann das allgemein Menschliche im Vordergrunde stehen. Die Conflicte eines Künstlers liegen uns ferner wie die anderer Stände. Uebrigens hat sich nicht nur in der Problemstellung, sondern auch in der Behandlungsweise eine Richtung gezeigt, die man wohl geradezu Literatenkunst genannt hat. Der Literat schreibt für literarische Kreise, nicht mehr für das Volk, für die Philister. Das Ungesunde dieser Richtung empfinden Viele. Sie dürsten nach Leben, das sie angeht. Dies Beides kam zusammen, dem Jörn Uhl den Erfolg zu sichern: Ueberdruß an der Tendenz- und Problemdichtung und Sehnsucht nach Volkskunst.

Aber das ist nur Negatives. Das Positive — und das ist, wie ich betonen möchte, das Ausschlaggebende — liegt in Frenssen selbst. Was er schuf, ist so groß, daß es ihn auf dem Gebiet des Romans neben unsere Meister, neben Goethe, Keller, Storm und Raabe stellt. Ich möchte annehmen, daß Reuter, Freitag, Storm, Raabe und Keller seine Lehrer gewesen sind. Aber er ist ein größerer Dichter als Reuter und Freitag, er ist herber und kräftiger als Storm, natürlicher als Raabe. Er ist ein eigener und ganzer Mann. Deßhalb kann man sich gar nicht genug freuen, wenn das Echte diesmal nicht erst ein oder zwei Menschenalter nach dem Erscheinen anerkannt wird. Ja, man muß sich selbst der Frenssen-Mode freuen. Ich würde es bedauerlich finden, wenn die Aeußerung des Kunstwart-Herausgebers über die Frenssen-Mode ein wenig retardirend wirken sollte. Er erscheint Avenarius als Pflicht der Kritik ... ich citire nach dem Gedächtniß ... auf die nun hinzuweisen, die das, was Frenssen bringt, noch größer, reicher und tiefer hätten. Mit Verlaub. Reicher sind sie natürlich, denn Frenssen steht erst am Anfang, aber größer und tiefer darum noch nicht. So weit sich das in einem Aufsatz überhaupt beweisen läßt, hoffe ich das in den folgenden Darlegungen zu thun.

Zunächst von der Gestaltung des Stoffes. Das Lebensschifflein, das da vor unseren Augen hinfährt durch felsige Ufer, trostlose Wüsten, durch ein wenig grünes, blühendes Land und dann zwischen Ufern voll ernster, freudiger Mannesarbeit, ist das des Jörn Uhl. Seine Mutter stirbt, als er wenig Jahre alt ist, bei der Geburt seines einzigen Schwesterchens. Sein Vater bringt den Hof, die Uhl, durch Schlemmen und Nichtsthun herunter. Die drei älteren Brüder folgen dem Beispiel des Vaters. Jörn wird als stiller, fleißiger Knabe gehänselt und genarrt. Er fühlt den Trieb in sich nach Wissenschaft und Büchern, er ist bereit, auf der Lateinschule in Meldorf noch einmal mit den Kleinen anzufangen, wozu er durch des Vaters Schuld gezwungen ist. „Er ist jeden Tag in die Stadt gefahren, aber er hat nicht gefragt, ob ich Latein oder Englisch brauchte. Aber einerlei! Ist mir ganz einerlei! Ich will unten anfangen und unter den

Digitized by Google

Prückeln sitzen." Da gehen ihm zu Hause die Augen auf über die Wirthschaft auf dem Vaterhofe. Niemand paßt auf die Fohlen, der Knecht mißhandelt die Pferde mit Fußstößen, der Acker wird vernachlässigt. Das geht ihm durch's Herz. Er erstickt seine Lieblingsneigung. Er bleibt, um auf dem Vaterhofe zu arbeiten trotz der harten Worte und der Peitschenhiebe des Vaters. Er arbeitet hart und schwer wie ein Tagelöhner, wie ein Tagelöhner wird er geachtet vom Vater und den Brüdern. Das Praktische der Wirthschaft muß er von einem Fremden lernen, und sein erster Lehrer in der Weltweisheit ist auch ein Fremder, der Tagelöhner Jasper Krey. Wenig Licht bringt Lisbeth Junker, seine Knabenliebe. Wilde, gährende Leidenschaft weckt die Sandbäuerin. Auf einem Balle wird er zum ersten und letzten Mal ein Trunkener. Jahre lang wirken diese Erlebnisse auf ihn. Er zieht sich in sich selbst zurück und wird ein Einsamer. Zur Kirche kann er kein Verhältniß gewinnen. Der Pastor, ein fester Trinker und sichrer Kartenspieler, hat seinem Herzen Nichts zu bieten. Bedeutender für sein Innenleben wird einer von den Stillen im Lande, Schneider Rose: „Unser Herz bei Gott, Jörn, und unsere Hände gegen die Hunde, gegen alles Schlechte: das ist das Christenthum."

Er wird Soldat und kehrt wieder zurück, um als Sclave zu arbeiten für den Hof. Vater und Brüder verfallen immer mehr dem wüsten Treiben. Die innig geliebte Schwester Elsbe mit dem heißen Herzen und der Sehnsucht nach Liebe wendet sich dem leichtsinnigen Harro Heinsen zu, der sie verführt und mit ihr nach Amerika entflieht. Mit diesem Schmerz und mit der quälenden Sorge um den Hof muß Jörn Uhl in den Krieg. Kampf und Blut, Leichen und Gräber. Wo ist deine Seele, Jörn Uhl? Nach überstandener schwerer Krankheit kehrt er zurück aus dem fernen Frankreich, um zu sehen, wie auf dem Vaterhof das Elend gewachsen ist. Der Vater stürzt nachts in Trunkenheit auf eine im Wege liegende Pflugschar. Er lebt, aber lebt fortan als Irrer. Die Gläubiger kommen. Sie schicken jenen schlauen Weißkopf, der Jörn den Hof anbietet, damit er durch seine Arbeit den Werth des Hofes steigere. Jörn übernimmt ihn, obgleich der Schulden so viel sind, daß Nichts eigentlich sein eigen ist. Er arbeitet, arbeitet. Und am Sonntag sitzt er mit schweren, düsteren Gedanken. Ein Jahr mildert sich der dumpfe Druck, der auf ihm liegt. Es ist das Jahr der Ehe mit Trina Tarn. Die frühere Großmagd ist ihm eine tapfere Genossin. Sie opfern sich beide auf, um vorwärts zu kommen. Sie stirbt, als sie ihm das erste Kind schenkt. Stumpf und seelenlos von Arbeit und Leid harrt er doch aus, weil er glaubt, den Elternhof halten zu müssen. Es scheint, als ob es gelänge. Er wird nebenher eine Art Landmesser, treibt auch in den freien Stunden Astronomie, wie er es schon früher gethan. Sein Innenleben aber weitert und klärt sich, da er mit dem neuen Pastor in Verkehr tritt. Das Marcusevangelium, das Buch des Bauernjungen aus Langenhorn, der hernach ein großer Professor geworden ist ... also wohl Fr. Paulsens Ethik ... werden gemeinsam gelesen. „Und so geschah es. Und manchmal sahen die Beiden sich dumm an. Und manchmal schien es, daß der Bauer mehr davon begriff als der Pastor. Der ist niemals ein Weltweiser geworden." Aber schon holt das Schicksal zu den letzten Schlägen aus. Eine große Ackerfläche ist mit Weizen bestellt. Glückt die Ernte, ist er über Wasser. Schlägt sie fehl, ist der Hof verloren. Sie schlägt fehl. Eine Mäuseplage verursacht Mißernte. In einem Gewitter geht der Hof in Flammen auf und der Vater stirbt an dem Tage. Da tritt eine wunderbare Wandlung in Jörn Uhl ein. Er fühlt sich zum ersten Mal in seinem Leben leicht und froh, von der großen Last und Sorge frei. „Tieß," sagt er, „ich bin nun fertig damit. Ich lasse die Uhl nun fahren sammt allen ihren Sorgen. Ich bin ein Mensch, ich habe in fünfzehn Jahren keinen Sonntag gehabt. Ich glaube, ich bin ein armer, unglücklicher Narr gewesen. Aber nun, wahrhaftig, nun will ich versuchen, was Du gestern sagtest: ich will sehen, daß ich meine Seele wieder bekomme, die hier in der Uhl gesteckt hat." — „Ich habe die Uhl festgehalten, die mir nicht gehörte, und habe damit die Lüge fortgesetzt, die Vater und Brüder getrieben haben. Ich habe in schrecklich großer Arbeit gestanden, wie ein Pferd am Zieglergöpel, und habe in greulich harten Sorgen gesessen. Ich meinte, meine Lebensaufgabe wäre, die Uhl festzuhalten. Die Uhl ... was ist die Uhl? Was ist die Uhl gegen meine Seele? Und gegen Lena Tarn's Seele?" Leichten Herzens zieht er zu Thieß Thießen auf den Heesehof. Lisbeth Junker, die ihm immer zu „fein" gewesen ist, an deren Liebe er nicht hat glauben können, ist ihm treu in der Noth. Sie wird seinem Kinde Mutter in liebender Fürsorge, und da, vier Jahre nach Trina Tarn's Tode, führt die Liebe sie und Jörn zusammen. Er faßt den Entschluß, noch einmal von vorn anzufangen, besucht zwei Jahre die technische Hochschule in Hannover, arbeitet dann mit an dem Bau des Nordostsee-Canals, „baut Schleusen an der Stör und Buhnen auf Sylt, unterrichtet im Wintersemester an einer großen Fortbildungsschule im Zeichnen und Mathematik und gilt überall im Lande für einen Mann, auf dessen Kenntnisse und Worte man sich verlassen kann." Das böse Sorgen aber und finstere Grübeln, das noch von Zeit zu Zeit wiederkehrt, schwindet allmählich in dem sonnigen Glück seiner Familie. Das ist das Leben Jörn Uhl's, von dem Heim Heiderieter sagt: Dein Leben ist nicht ein geringes Menschenleben. — Was soll man erzählen, Jörn, wenn solch' schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswerth ist?

Welch' ein einfacher, simpler Aufbau! möche man rufen. Aber auch: Welche Wahrheit des Lebens und der Menschennatur. Nirgends etwas zugespitzt, nirgends etwas zerschnitten, Nichts gekürzt und Nichts gekünstelt — ein starker Strom, nur, daß Nebenflüsse ihre reichen Wasser in ihn ergießen. Die „Drei Getreuen" leiden noch unter der Dreizahl der Helden. Es gelingt dem Dichter nicht immer, die Einheit zu wahren. Eine Entwickelungsreihe stört die andere. Dem Franz Strandiger wird am Ende ganz plötzlich und unnöthiger Weise noch eine Frau bescheert, beinahe als ob Alles gut enden solle. Wie fein erweist sich dagegen der Dichter im Jörn Uhl darin, daß er Elsbe und Fiete Krey am Ende nicht zusammenbringt, trotzdem es bei der Jugendliebe Beider doch nicht so fern lag.

Ein Vorwurf kann gegen den Aufbau der Handlung erhoben werden: er ist nicht mit Spannung auf die Katastrophe gearbeitet worden. Ein Vergleich mit Sudermann's Frau Sorge macht das besonders klar. Man liest Jörn Uhl nicht so „in einem Zuge", man legt das Buch ruhig aus der Hand, froh der empfundenen Größe und Schönheit und sinnend, Fäden ziehend aus jenem Leben in unser Leben. Die Gier nach dem Fortgang und Wendung der Handlung bleibt fern. Aber ich sehe eine Größe Frenssen's darin, daß er verschmäht, mit Mitteln zu arbeiten, die dem Aeußeren dienen. Dagegen ist ihm sein Reichthum in einigen kleinen Stücken nicht vortheilhaft gewesen. Er hat scheinbar einen so unerschöpflichen Stoff an Lebensdarstellungen, daß er mehr als verschwenderisch damit umgeht. Die Geschichten von der spröden Bauerntochter, von dem Südafrikaner, der sich in der Heimath eine Braut sucht, und Heim Heiderieter's Erzählung von dem Bootsmann haben nichts mit dem Roman zu thun. Jede von ihnen ist eine Perle, aber die Perlen sind nicht mit auf die Schnur gereiht; sie hängen an schwachen Fäden herunter und man fürchtet für ihren Halt. Viel ließe sich noch im Einzelnen zum Lobe des Aufbaues sagen. Soll ich reden von dem ersten Capitel, das so wundervolle Exposition liefert? Soll ich reden von der Kunst, so viel Charaktere in eine künstlerische Einheit zu bringen? Es sind etwa sechs, die den Haupthelden durch den ganzen Weg begleiten, und sind etwa zwanzig andere, die in den Weg für längere oder kürzere

Digitized by Google

Zeit mit einbiegen! Freilich, wenn man liest, kommen alle diese Leute gegangen, als ob sie hätten kommen müssen. Man hat sie schon erwartet. Man sah sie noch nicht, aber hörte schon ihren Schritt draußen auf dem Gang.

Doch wenden wir uns nun der Darstellung zu. Frenssen's Styl ist reich. Seine Hauptmerkmale sind Einfachheit, Klarheit, Stärke und unendliche Anschauungskraft. Kein Suchen nach geistreichen Wortspielen, kein Sand in die Augen streuen mit äußerem Flitter und Geflunker, keine kunstvollen Perioden, keine langathmigen Sätze; eher die Neigung zu herber Kürze. Es ist ein eigener Styl, nicht Storm, nicht Keller, nicht Raabe. Das Gesagte und einiges mehr mögen ein paar Proben zeigen. Der Hauptmann Gleiser mustert seine Batterie vor dem Auszug zum Krieg; ein Gaul wird wild, Niemand kann ihn reiten: „Unter den Reservisten, die noch in ihren Civilkleidern standen, hundert und einigen Mann, stand einer ein wenig abseits, in einem alten, blauleinenen Anzug, auf dem große, neue Kniestücke frisch aufgesetzt waren. Er war bei ziemlicher Länge und Hagerkeit eine Rassefigur, breitschulterig, gerade und von stolzem, schmalen Gesicht. Mancher Fürst im Vaterlande würde wünschen, daß Gestalt und Gesicht dieses Bauernjungen in seinem Hause erblich wären. Auf dem hellen, fast weißen Haar hatte er eine blaue Schirmmütze und in der Hand hielt er einen mäßigen Koffer. Den Mann entdeckte Gleiser. „Gefreiter Uhl!“ schrie er. Der kam heran. „Leichtfüßiger sind Sie nicht geworden“, schrie er. „Ist der Alte Holzschuhmacher?“ „Bauer, Herr Hauptmann.“ „Ist mir ganz egal! Können Sie den Deubel reiten oder sind Sie auch so'n gebeulter Theekessel ... Los!“ Ein andermal wird uns Jörn Uhl als Mann geschildert. Heim Heiderieter liegt im Grase am Goldsoot. „Da hörte er Schritte von unten heraufkommen und sah einen Mann in den besten Jahren, so in den Vierzigern, dessen Bart und Haar ist wie Roggenstroh, das reif zur Ernte, und das Gesicht ist lang, und die Augen sind merkwürdig tief und wahr. Halb ist es ein Gelehrter und halb ein Bauer.“ Will man von Realismus sprechen, hier ist er. Was Frenssen schildert, steht vor unserem geistigen Auge so deutlich und wesenhaft, wie kaum vor unserem leiblichen. Er schildert ein Kinderfest: „Wer hat jene Kinderfeste in St. Maricedonn mitgemacht? Er sei Uhl oder Krey: er stehe auf und rede! Wo ging der Zug entlang? Die untere Dorfstraße ging er entlang. Da ist guter Marschboden und zu beiden Seiten stehen starke junge Linden, welche sich fast mit den Kronen berühren. Wer ging dem Zug voran? Ein Trommler und ein Pfeifer. Die ganze Landschaft kennt die Beiden. Sie handeln für gewöhnlich mit Bücklingen. Wer ging neben dem Zuge? Das war Lehrer Peters mit weißem Haar. Lang und hager und ernst. Wer ging am Wegrand unter den Linden? Das waren die großen Uhlen mit weinrothen, festfrohen Gesichtern. Haben sie sonst an ihren Frauen und Kindern und an ihrem eigenen Leben schwer gesündigt, da liegt kein geringes Verdienst: wenn sie sich selbst einen Festtag gönnten, so gönnten sie den Kindern auch einen. Wer ging an der anderen Seite am Wegrand? Das waren die Kreyen, Männer und Frauen, und Alle stolz auf ihre Kinder. Wer stand, wenn der Zug herankam, vor dem Wirthshaus, vor dem alten Strohdach? Da stand Ernst Rapp, der Besitzer vom Kirchspielskrug, und rief laut und eifrig, halb sächsisch, halb plattdeutsch, denn er war ein Eingewanderter, in die Hausthür hinein nach seinem Sohne: ‚Fritze, kumm mal runter! Die Buren, die kommen! Du saßt mal blasen.‘ Und heraus sprang der dicke, vierkantige Fritz Rapp und blies ein lustig Stück auf der Trompete. So hielten sie den Einzug in das Festhaus. Voran die Kinder, dann die Uhlen und dann die Kreyen.“ Ja, Frenssen ist ein großer Realist. Aber er ist mehr. Das Seelische leuchtet überall hervor. Nicht auffällig und prahlerisch, nicht sich aufdrängend. Fein und unmerklich reckt es uns seine Hände entgegen aus dem Aeußeren: Sieh', vergiß mich nicht. Mein Kleid ist schön, aber ich bin schöner. Thieß Thießen fährt mit seinem Neffen Jörn Uhl nach Meldorf, um ihn im Gymnasium unterzubringen. „Sie fuhren im langsamen Trabe im tiefen Sande durch die Heide. Es war kein Triumphzug. Vorne saß Thieß und sah auf die Rücken der Pferde. In seinen kleinen, klugen Augen und in seinem kleinen, mageren Gesicht unter dem hohen, steifen Todtenhute blinkte und lächelte die Weisheit, welche zu den Leiden sagt: „Ich will leise über euch lachen“, und zu den Freuden: „Ich will leise über euch weinen“, die Weisheit, welche sagt: „Das Menschenleben ist unerklärlich. Duck' dich, Vögelein, und fürchte dich nicht: es ist Alles in eines großen Gottes Hand.“ Und dahinter saß Jörn in all' seiner frischen Jugend und in all' seinem Reichthum, links Buttertöpfe und rechts Wissenschaft, und sah ernstlich grübelnd vor sich hin, als ginge es das ganze Leben hinter dem dunkelbraunen Todtenhut her in das Grab.

Ich habe von der Bildkraft des Frenssen'schen Ausdrucks geredet. Ich kenne Keinen, bei dem sie größer ist. Kürze und eine gewisse Herbe verleihen ihr besonderen Reiz.

Da wird geredet von schweren Gedanken, die einhergehen wie Müllersknechte, die aber hernach Herrenleute geworden sind; von der Jugendzeit, da wir ungestützt und unberathen sind, da ein Frühlingssturm nach dem anderen den jungen, überschlanken Bäumen über die Köpfe fährt. Hei, wie das knackte! Wie stoben die Blätter! Wir haben Narben davon an der Seele und kahle Stellen im Gezweig. Augen richten sich auf wie aufspringende Löwen. Jörn geht durch den Zeichensaal, gebeugt den Rücken wie ein Sackträger, er stößt in die Wissenschaft wie ein Stier mit seinen Hörnern in die Stallverschalung, er führt den Zeichenstift wie einen Spaten und wirft den Cirkel herum wie einen Schwungpflug. Ereignisse treten unter uns wie ein finsterer Riese, die Seelen derer zucken, die er mit seinem Aermel streift. Capitel für Capitel könnte man Haufen solcher Ausdrücke herauslesen, und nie machen sie den Eindruck, als ob sie nachempfunden wären, immer fahren sie frisch mit ursprünglicher Kraft in unsere Seele.

Aber wie steht es um das eigentlich Lyrische, jenes Gebiet der Poesie, das Storm so meisterhaft beherrschte? Um jenes unsagbar Schöne, das wie ein Duft, bald sanft, bald wild berauschend, aus manchen Storm'schen Novellen uns entgegen strömt? Wir finden das Stimmungsschöne nicht so oft bei Frenssen. Aber daß er seiner Herr ist, möge ein Beispiel zeigen. Es ist in jenem Frühling, der Jörn und Lena Tarn vereinigte. „Im Hause war es todtenstill. Draußen rieselte und plauderte der Regen. Aus den Apfelbäumen kamen weiche Vogelstimmen. Es lag ein weiches Schwellen und Dehnen zwischen den Büschen, und die Zweige tropften schwer, als wenn mit jeder klaren, fallenden Kugel ein winzig feines, schönes Wesen von Zweig zu Zweig zur Erde glitt. Er sah hinaus und wartete und glaubte zu hören, wie es leise lachte und wie die Blätter sich aufthaten. Um's Fenster war ein buntes Regen und Leben: Mücken fuhren auf und nieder, Spinnen machten sich auf, suchten und fanden Genossen und gingen jeder an seine Verrichtung. — Die Nacht brach herein. Es war eine wundervolle, ruhige Nacht. Es rieselte noch ein wenig in den Bäumen, als wenn ein Kind abends im Bett leise weint, weil es verlassen ist und sich fürchtet. Es blitzte ein wenig am Horizont, als wenn eine Mutter mit einem Licht in die Kammer kommt, zu sehen, ob die Kinder schon schlafen. Es wehte ein wenig, als wenn eine Mutter leise ein Wiegenlied summt. Dazu schien der Mond fast voll, nur noch ein wenig schmal im Gesicht, und Sterne am ganzen Himmel warfen tausend goldene Lanzen auf die Erde, daß Alles auf ihr sich duckte und still war. Selbst die Menschen, die unterwegs waren, redeten leise mit einander.“ — Oder man lese den Anfang des 24. Capitels, oder Lena Tarn's Tod, oder die Geschichte vom Bootsmann. Man muß schon zu Storm gehen, um so etwas zu finden.

Digitized by Google

Was für Charaktere zeichnet Frenssen, und wie weiß er sie uns nahe zu bringen? — Alle, die da vor uns vorüberwandeln, sind Gestalten des Volkes: Bauern und Tagelöhner. Alle frisch aus dem Leben gegriffen. Wenn man in jene Gegend käme, ich meine, man müßte die Einzelnen wieder erkennen. Es ist ganz unmöglich, daß der Dichter alle Gestalten sollte ersonnen haben. Ich denke, wie der Jörn Uhl selbst, so haben auch die Anderen ihre Urbilder. Nur ... und darin steckt das Geheimniß der Größe ... sind die Gestalten des Lebens dichterisch geschaut. Wohl hat einmal ein berühmter Dichter gesagt, nicht das Erfinden, sondern das Finden sei die Hauptsache. Man muß zugestehen: der Dichter, der Alles aus sich herausgraben wollte, wird dem Reichthum des Lebens nicht nahe kommen. Und gewiß ist die Fähigkeit des Stoff- und Charakterfindens auch eine Kunst. Aber Frenssen hat, indem er uns die dichterisch geschauten Gestalten gab, Höheres geleistet. Man sprach und spricht wohl von einem Idealisiren des Lebens. Ich vermeide den Ausdruck. Wer denkt nicht dabei an jene Afterkunst, die mit ihren idealisirten, d. h. innerlich unwahren Helden als Moralspeise an die Jugend in Masse verfüttert wurde und noch wird? Frenssen's Gestalten bleiben innerlich wahr. Es ist ja schwer, den Unterschied zwischen naturalistisch und dichterisch geschauter Gestalt in Formel zu bringen. Mir scheint das Wesen der Letzteren nach der Seite des Inhalts in einer leisen, möglichen und darum wahren Steigerung der Menschennatur zu bestehen. Diese Steigerung erscheint mir nur einmal im Jörn Uhl die Grenze überschritten zu haben, nämlich da, wo Fiete Krey den Kampf seiner Frau und seines Freundes zwischen Liebe und Treue erzählt.

Einen wunderbaren Reichthum an Charakteren finden wir im Buch. Da ist Lisbeth Junker, das feine Mädchen, das scheu die Vorhänge vor die Fenster ihrer Seele zieht. Man sieht nicht recht, was dahinter wohnt: Unempfindlichkeit oder Stolz oder Prüderie. Bis sie's dem Jörn enthüllt: In meiner sauberen Stube, hinter den Vorhängen, singe ich oft und lache laut und tanze, und manchmal werfe ich mich längelang auf den Teppich und weine mich satt und weiß nicht, warum ich das Alles thue. Sie wird Jörn's Gefährtin für das Mannesalter. Sie gewinnt Macht über das Harte in ihm, und er muß immer zu ihr kommen, wenn er traurig und verfinstert ist. Da ist Lena Tarn, das starke Mädchen, das arbeitend singt bis an den Abend, das wie ein Kind vom Tage lebt. Eine der schönsten Gestalten, die ein Dichter je geschaffen hat; mir fast die liebste in dem ganzen Buch. Da ist Wieten Penn, deren Auge auf das gerichtet ist, was hinter den Dingen liegt, der die traurigen Bilder, die erlebten, von Leid, Noth und Tod immer vor die Seele steigen, die in ihren Märchen und Wundergeschichten den Kindern die Weisheit einer anderen Welt erschließen möchte und dabei doch in dieser Welt ihr eigenes langes Leben in harter Arbeit aus Liebe zu Anderen opfert. Da ist Thieß Thießen, der Alte mit dem goldenen Herzen, der mit Speckseiten und Brodvorrath seinen Heesehof verlassen will, um in Hamburg oder gar Amerika die entflohene Elsbe zu suchen, weil er glaubt, an ihrem Fall Schuld zu sein. Da ist Fiete Krey, der als Junge so resolut durch eine Backpfeife seinem Vetter den verdrehten Kopf einrückt, der die Märchendinge Wieten Penn's handhaben möchte wie Spaten und Kälberstock, der seine Augen überall hat, besonders überall da, wo es Verdienst und Fortkommen giebt, der nach Jörn's Wort sich selbst mit dem lieben Gott duzt. Da ist Elsbe, deren Blut stärker ist als die Sitte; die Sandbäuerin, die nicht über Gottes Gebote hinweg kann und endlich den Sieg über ihre Leidenschaft davonträgt. Wo ist das Ende? Es kommen noch Viele; Klaus Uhl, seine Frau, Trina Kühl und Gert Dose, die beiden Pastoren und Schneider Rose, der schlaue Weißkopf und der Pferdehändler, der Kriegskamerad und dessen Mutter und noch Etliche mehr! Alle, auch die Nebengestalten sind so klar und fest gezeichnet, daß sie greifbar vor uns stehen, ihrem Aeußern wie ihrer Seele nach. Es ist wie bei einem Meister der alten Holzschneidekunst. Kein Stück, und sei es auch nur eine Seitenleiste zu dem Werk, wird fertig aus der Hand gegeben, ohne daß der Meister mit Bedacht, Sorgfalt und Liebe sein Messer daran gelegt hat. Ich kann mir nicht versagen, als Beispiel ein Stück aus dem 18. Capitel hierher zu setzen. Jörn Uhl kommt im Sonntagsrock vom Steuerzahlen beim Kirchspielschreiber zurück. Als er auf die Hofstelle einbog, sah er auf der weißen Holzbank zwischen den Linden, seitwärts der Hausthür, einen Mann sitzen, wie einen Tagelöhner im Sonntagsrock. Er war wohl sechzig Jahre alt und hatte um das breite Gesicht einen grauen Vollbart, dazu dichtes, graues Haar, das dick um die Stirn lag, und war bei all seiner breiten Gutmüthigkeit ein Löwe in grauer Mähne. Er hatte beide Hände auf den Eichenstock gelegt und war wegemüde. Lena Tarn stand neben ihm mit einem auffallend ernsten Gesicht, zeigte auf Jörn Uhl und sagte: „Da kommt der Bauer." Der Alte stand vor dem Bauern auf und gab ihm die Hand und setzte sich wieder und fing nach der Gewohnheit der Gegend vom Wetter und vom Felde an. Lena Tarn brachte stillschweigend den Kaffee, setzte sich ihnen gegenüber und fuhr fort, den französischen Soldatenmantel zu flicken, den Jörn Uhl mitgebracht hatte. „Ich komme wegen einer Sache," sagte der Alte. „Meine Frau läßt mir keine Ruhe. Du hast doch bei der dritten Reitenden gestanden, Hauptmann Gleiser. Na, da stand doch auch Gert Dose, der nach seiner Soldatenzeit bei Dir diente? Ist es nicht so? Na, siehst Du, das ist mein Sohn ... Was nun seine Mutter ist ..." „Er war Einer der Ersten, der verwundet wurde." „Nun läßt Mutter mir keine Ruhe, sie fragt jeden Abend, wo er wohl den Schuß bekommen hat, und wie es dann ist ... ich meine, ob so Einer sich lange quälen muß. Sie meint neun Tage. Es ist ja junges, gesundes Blut und das Sterben wohl sauer genug. Und ob er wohl noch was gesagt hat." „Ja ..." Der Alte war ein Wenig kleiner geworden und sah mit großen, stillen Augen über seine Hände weg in den Sand. „Wenn Du mir das erzählen willst, wie das in Wahrheit gewesen ist. Man erzählt sich, daß Du zuletzt bei ihm gewesen bist. Dann kann ich ihr nachher sagen, was sie vertragen kann." Da erzählte Jörn Uhl bedächtig von Gert Dose's Wunde, Heimweh und Tod und verschwieg nichts. — Der Alte sagte nicht Viel mehr. Er stand bald auf und ging still davon. Bis zum Ende der Allee gab der Bauer ihm das Geleit. Er hat diese Ehre sonst Niemandem angethan, weder vorher noch nachher. Lange stand er und sah ihm nach, wie er so steif und schwer dahin ging, einen rechten Tagelöhnergang. Vier Stunden hatte er zu gehen. Ein schwerer Gang und ein schweres Ankommen." — Ersteht nicht in diesen vierzig Zeilen eine ganze Seele vor uns, eine Seele und ihr Schicksal? Und dieser Tagelöhner tritt weder vorher noch nachher in dem Roman auf!

Wie sich überwältigend an diesem Beispiel zeigt, steigt Frenssen bis in die Tiefen der Seele und besitzt die seltene Kunst, Seelenzustände mit wenig Strichen, ohne viel Aufwand darzustellen. Man lese auch die einzige Scene, in der der Dichter Jörn Uhl und Lena Tarn zusammenführt nach jener Nacht, in der sie einander angehört haben. Mit scharfem Griffel wird da gezeichnet, Zug um Zug Seele offenbarend.

Noch einer Seite der Frenssen'schen Kunst müssen wir gedenken: seines Humors. Unsere Zeit pflegt Witz und Satyre, ist aber arm an Humor. Der Witz wendet sich an den Geist, der Humor an das Gemüth. Witz und Satyre verwunden, reißen Wunden auf; der Humor verbindet sie. Witz verträgt sich mit Schadenfreude, Humor nicht. Witz gedeiht in der Kälte, Humor will Wärme. Wir haben viel zu viel des Witzes und der Satyre in unserer Zeit. Wohl können sie aus tiefstem Ernst entstehen. Aber das „blutende Herz" und der Kampf gegen alle Niederträchtigkeiten und Kleinheiten

Digitized by Google

des Lebens, mit dem man posirt, ist nur zu oft Lüge. Man sucht nach Stoffen ... was, ist ganz gleichgiltig. Da ist nichts zu ernst, nichts zu groß, das nicht irgendwie zur Lächerlichkeit verzerrt werden könnte. Ich denke an Caricaturen von Klinger's letztem Werk, die es als „Beethoven in der Badewanne" oder gar „Beethoven auf dem Nachtstuhl" zu bespötteln suchten. Das zeigt, wie weit wir gekommen sind. Es ist schließlich eine Freude am Kleinmachen. Und die macht klein, erst den Einzelnen, dann das Volk. Besten Falls aber liefert der Witz uns Erheiterung und Unterhaltung für eine Stunde. Das soll nicht verachtet werden. Aber des Humors Kraft ist anders. Seine sonnige Wärme, die unser Inneres belebt, bleibt uns treu über die Stunde hinaus, und wir treten den Dingen draußen um uns mit einem anderen Herzen gegenüber. Der Humor wird in uns eine Kraft, was hart und bitter und schwer ist im Leben, leichter zu tragen. Und so wirkt Frenssen's Humor. Besonders an den Gestalten des Thieß Thießen und des Fiete Krey kommt er zur Geltung. Er durchwebt mit seinen goldenen Fäden das ganze Werk und mildert den düsteren Einschlag von Noth und Sorge. Man merkt nie, daß er gewollt ist. Er erwächst ganz ohne Wortkunst und Geistreichthum aus den Personen und Situationen. Köstlich sind die Schulstunde, in der Fiete Krey seinem Vetter den Kopf einrenkt, Thieß Thießen's Kahnfahrt, sein Besuch in Meldorf, seine Wirthschaft in Hamburg, das Viehaustreiben im Frühling, Gert Dose's Lügengeschichten.

Nachdem wir so die einzelnen Hauptseiten des Werkes kennen gelernt haben, ist es wohl nicht überflüssig, zu fragen: Weß Geistes Kind ist nun das Ganze als Ganzes betrachtet; welche Weltanschauung steht hinter ihm? Der Verfasser ist ein Pastor. Ist es ein frommes Buch? Ja und nein. Nein, wenn man glaubt, der dahinter stehende Geist werde bezeichnet durch Formeln der Kirche. Das Kirchliche kommt im Ganzen schlecht weg. Schärfer ist der Pastor, der nur Handwerker ist, wohl nicht gegeißelt, wie in jenem Breitspurigen, der so laut und salbungsvoll den rechten Glauben zu predigen weiß und daneben ein trunkfester und sicherer Kartenspieler ist. Ein anderer Pastor, dessen Sohn in Gefahr gewesen ist, zu entgleisen, spricht im Jörn Uhl ein tiefes Wort: „Die Religion ist ein feines, zartes Ding und rächt sich an dem, der sie als Beruf hat." Klingt aus diesem Wort nicht Kampf und bitterste Herzensnoth? Wahrlich, es mag für Einen, der es ernst nimmt, kein schwerer Ding geben, als Seelsorger sein in unserer Zeit, in der die Gemeinden auch ohne Schuld des Predigers sich mehr und mehr von der Kirche lösen und die Consistorien von oben her die Hände binden, das Wort richten und den Geist, der da lebendig macht, tödten. Frenssen hat in diesem Herbst sein Amt niedergelegt. Doch wohl darum, weil er von seiner neuen Arbeit größere Befriedigung erhofft als von seiner früheren. Und so zeigt es sich dann auch: der Geist, der den Jörn Uhl trägt, ist frei von kirchlichen Formen und Dogmen, aber durchdrungen von Religiösem. Es ist hier nicht jene Weisheit, die da glaubt, an dem genug zu haben, was wissenschaftlich zu ergreifen und zu begreifen ist; die, ihres Wissens froh, sich stolz in die Brust wirft: Das bin ich! Es ist vielmehr das tiefe Durchdrungensein von der Unzulänglichkeit menschlicher Kraft, die Ehrfurcht vor dem, das unseren Augen verborgen ist und der Muth zur That. Wie Jörn Uhl am Schlusse sagt zu Heim Heidenieter: „Gieb mir irgend einen guten deutschen Namen nach Deiner Erfindung und sage zuletzt: Obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann. Darum, weil er demüthig war und Vertrauen hatte. Aber sei nicht zu weise, Heim, wir können es doch nicht rathen."

Wenn man den Jörn Uhl gelesen hat, dann athmet man auf als im Westwind: „Das war frisch und schön. Es ist, als käme man aus einem Dome und man hätte da nicht schwächliche, frömmelnde Menschen gesehen mit weichen, losen Händen und demüthigen Augen, sondern den Siegfried mit der Heldengestalt, dem mächtigen Gang und den reinen Augen und Frau Kriemhild an seiner Seite." Heim Heidenieter, es ist Dir gelungen, was als Wunsch in Deiner Seele lag. Wir danken Dir, daß Du schriebst, was fromm und stark ist, und das Muth hat.

Erziehung zur Architektur.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Ist die Architektur eine Kunst, eine Wissenschaft oder eine Technik — zu dieser Frage wird man gedrängt, wenn man sieht, wie die Architektur heute nicht in den Kunstakademien, sondern auf den technischen Hochschulen gelehrt wird, ähnlich wie sie in den Zeiten des Barockstyles in den römischen Collegien als Theil der Mathematik gelehrt wurde. Und damit hängt es offenbar zusammen, daß die Baukunst seit den Zeiten der italienischen Spätrenaissance bis in unsere Zeit hinein wesentlich flächenhaft und decorativ sich entwickelt hat, nicht aber raummäßig und plastisch. Semper bezeichnete es als Eigenthümlichkeit des Barockstyles, daß das Rahmenwerk in ihm selbstständig und zum Organismus wird. Und dasselbe meint man, wenn man von der „decorativen Wirkung und dem leeren Prunk" des Barockstyles spricht. Denn das Decorative hat nichts mit den Momenten des Raumes und der Massen zu thun, sondern mit der Fläche. Es ist selbst nicht ein architektonisches, sondern ein malerisches oder kunstgewerbliches Princip. Die Architektur dagegen ist ihrem eigentlichen Wesen nach die Kunst der Raumgliederung und der Massengliederung. Jede Kunst ist Gelegenheitskunst. Diese Gelegenheit ist bei der Architektur der benöthigte Raum. Um diese Räume zu gewinnen, werden Mauern aufgeführt. Dadurch kommt zu dem Moment des Raumes dasjenige der Masse hinzu. Die Mauern umschließen einen Raum, und der von Mauern umschlossene Raum bildet eine Masse. Bei dem Gebäude liegt mithin der Schwerpunkt des Raumprincipes nach Innen, der des Massenprincipes nach Außen. Die Kunst besteht nun darin, das Massenprincip in Uebereinstimmung mit dem Raumprincip zu entwickeln, und die Massen zu Gliedern entsprechend dem Raum. Dies ist dem Barockstyl an einigen Bauten gelungen, wie z. B. an der Dresdener Frauenkirche und dem Lusthaus im Königlichen Garten in Dresden. Im Uebrigen komme ich hierauf noch zurück. Weiter sind aber nun die Massen gegründet in der Erde, sie haben eine Basis, von der aus sie sich nach oben entwickeln. Infolge des Gesetzes von der Schwerkraft tragen die unteren Massen die oberen, und die untersten haben in Folge dessen am meisten zu tragen. Hieraus wiederum folgt, daß die Basis am kräftigsten entwickelt werden muß, und dem Auge muß diese an der Basis kräftigste Entwickelung sichtbar zum Ausdruck gebracht werden. Die Baukünstler der italienischen Renaissancezeit wählten zu diesem Behuf das Mittel der Rusticirung und Quaderung der Steine des Erdgeschosses. Oder gar wählte man für das Erdgeschoß Cyklopenmauerung. Die Gothik verfuhr auf andere Weise: sie ließ das Gebäude nach oben sich verjüngen, nach unten dagegen breiter und massiger werden. Von diesem Gesichtspunkt aus steht die Gothik, was den Kirchenstyl betrifft, unter allen architektonischen Stylen obenan, ebenso wie die italienische Renaissance (in ihrer guten Periode), was Profanarchitektur betrifft. Das schlagendste Bild aber für dieses Princip bildet die einfache Pyramide, die nach oben bis zur Spitze sich verjüngt und nach der Basis quadratisch verläuft. Die Profangothik dagegen verfiel in den Fehler, daß sie durch decorativen Ausbau der Giebel in vier bis sechs Stockwerke den Schwerpunkt der

Digitized by Google

Masse aus der Basis in den Dachausbau verschob. Und mehr noch verkehrte der Barockstyl dies Gesetz in sein Gegentheil. Er behandelt die Basis spielend und leicht, baut die Mittelgeschosse kräftiger aus und setzt dem Ganzen zudem noch eine große, an allen Seiten vorspringende Haube auf, so daß diese Bauten ausschauen wie Wesen mit Wasserköpfen, dicken Leibern und dünnen Beinen. Ausnahmen giebt es auch hier wie das Palais Czernin in Prag, im Uebrigen aber könnten unzählige Beispiele für das Gesagte angeführt werden. Ein besonders markantes Beispiel ist die nach 1775 erbaute Königliche Bibliothek in Berlin, bei der die Erdgeschosse ganz einfach gehalten und sogar zurückprofilirt sind gegenüber den oberen Geschossen. Auch die Hauptfassade im zweiten Hof des Königlichen Schlosses zu Berlin, das Haus Wilhelmplatz 9 aus dem Jahre 1775 in Potsdam sind Beispiele der Versündigung gegen das Gesetz der Massengliederung. Beim Königlichen Zwinger in Dresden (1711) sind die Massen fast ganz aufgelöst in Kleinkunst.

Geradezu charakteristisch für den Barockstyl sind ferner die durch sämmtliche Obergeschosse hindurch gehenden, der Fassade vorgesetzten Säulen oder Halbsäulen, die den Leib des Gebäudes massenhaft erscheinen lassen, während die Basis zurücktritt. Diese Säulen und Halbsäulen betonen zudem die Verticale zu stark, ähnlich wie die durchgehenden Pilaster und Lisenen; hierauf komme ich noch zurück. Weiter sind nun die Räume im Inneren des Baues gegliedert und gestockt in Zimmern und Stockwerken, und dieser Gliederung der Räume muß die Gliederung der Mauermasse correspondiren. Darin besteht die Logik der Construction eines Gebäudes. Man darf freilich nicht, wie man es leider gewöhnt ist, Architekturbauten nur nach der linearen Seite betrachten. Und man muß bei der Betrachtuug immer daran denken, daß hinter der Mauerfläche Räume liegen. Die Verwendung des Raumes in den verschiedenen Stockwerken soll die Fassade zum Ausdruck bringen, und sie kann das um so eher, als jedes Stockwerk Fenster hat: das Fenster vertritt an der Fassade das Stockwerk. Die Anordnung der über und unter einander befindlichen Fenster wird also zugleich die Raumverwendung im Inneren offenbaren. Dieses Princip des Verhältnisses der Stockwerke, der Raumvertheilung und deren Charakterisirung an der Fassade durch Anordnung und Ausbau der Fenster hat die italienische Palastarchitektur zuerst begriffen; die Barockperiode hat dies Princip niedergetreten, und bis in die allerjüngste Zeit war es uns verloren gegangen. Gerade für den Barockstyl war die Fassade eine Fläche, die geschmückt werden sollte. Dagegen muß die Fassade so gestaltet sein, daß sie den Aufbau des Skelettes des Hauses offenbart, daß sie sich aus diesem Skelettaufbau ergiebt — mit einem Wort, sie muß durchsichtig sein. Sie muß uns künden, wo im Inneren die Knochen liegen, die tragenden und stützenden Glieder. Als Mittel dazu dienen ihr die Gesimse. Letztere sind ursprünglich nicht nur ein schmückendes Glied, ein lineares Princip, sondern ihre eigentliche Bestimmung ist, die Mauerfläche entsprechend den Räumen und Stockwerken zu gliedern. Die italienische Palastarchitektur in ihrer besten Zeit hat es gethan. Aber schon im Palazzo Strozzi in Florenz entsprechen die Gesimse nicht den Dielen und Decken der Stockwerke, und bei dem Palazzo Rucellai ebendort haben wir schon die Flächengliederung durch Pilaster. Und je mehr die Architektur in den Barockstyl überging, desto mehr vernachlässigte man diese Raumgliederung an der Fassade, welche Letztere schließlich zu einer mit dem Inneren des Gebäudes nur rein äußerlich in Beziehung stehenden decorativen Wandfläche wurde. Man läßt die Pilaster durch mehrere Stockwerke hindurchgehen, man bringt die Mauersimse in der Mitte der Stockwerke an, man läßt die Fensterumrahmungen über die Decke hinausgehen — kurz, Innenraum und Außengliederung stehen in keinem organischen Verhältniß mehr: die echt barocke Täuschung und Unwahrheit hat Platz gegriffen. Und in demselben Maße verschwindet mehr und mehr das Massenprincip und aus der Architektur wird Decorationskunst, Steinplastik, Kunsthandwerk, Kleinkunst.

Zugleich dienen die Fenster auch zur Massengliederung. Denn die Fensteröffnung bedeutet eine Unterbrechung der Massen. Die Fenster gliedern die Massen und lösen die Massen mehr oder weniger auf. Da nun die Basis des Gebäudes am meisten zu tragen hat, ist hier am wenigsten Massenauflösung vermöge der Fenster angebracht, und je mehr das Gebäude nach oben geht, desto mehr können sich die Massen in Fenster auflösen. Deßhalb sind für das Erdgeschoß rechtwinkelige Fenster angebracht und für die oberen Geschosse rundbogige (vgl. den Palazzo Quaratesi in Florenz). Die Fenster der Erdgeschosse dürfen mit kräftigen Keilsteinen umrahmt sein, bei denjenigen der Obergeschosse werden die Entlastungsbogen nur leicht angedeutet. Die Fenster des Erdgeschosses dürfen größer und weniger zahlreich sein, diejenigen der oberen Geschosse kleiner und spielender. Zu viele Fenster tödten die Masse und wirken unruhig — dieser in der italienischen Spätrenaissance (z. B. die Procuratienpaläste) und noch heute häufig begangene Fehler ist weit schlimmer als zu wenige Fenster: die edelsten Bauten, wie der Hallwyll'sche Palast in Stockholm, haben nur ganz wenige Fenster.

Dazu kommt, daß sich in der äußeren Gestaltung der Fassade die Stärke der Mauerwand documentiren muß. Eine dünne Holzwand muß anders gegliedert und geschmückt werden als eine Steinwand und eine vier Ziegelbreiten starke Mauerwand anders als eine zwölf Ziegelbreiten starke. Die Mauerwand selbst ist eine Masse. Die Fassade bietet sich dem Auge nicht nur als Fläche, sondern als Masse dar. Je nach der Größe und Aufgabe (Letztere geht die Räume an) dieser Masse muß daher die Fassade gegliedert und geschmückt werden. Die glatte Putzfassade kommt am meisten der Auffassung als einer Fläche entgegen, und weil wir seit der Barockzeit diese Auffassung hatten, bevorzugten wir die Putzfassade. Im Gegensatz zur glatten Putzfassade kommt die aus der Frührenaissance datirende Rusticafassade (Palazzo Ricardi und Palazzo Strozzi in Florenz) der Auffassung der Fassade als einer Masse entgegen: das Auge sieht, wie hier kleinere Massen an einander gesetzt sind, um eine größere Masse zu bilden. Und da der massenmäßige Charakter der Fassade, da wo am meisten getragen wird, also an der Basis, zu allermeist ausgesprochen werden muß, ist die Rusticirung hier am meisten angebracht.

Alle diese Dinge erscheinen uns heute noch frembartig, weil wir wesentlich nach der flächenhaften und linearen Seite hin geschult sind. Die Kunst der Fläche, die Malerei ist heute die populäre bildende Kunst. Das Kunstgewerbe entwickelte sich einseitig nach der linearen Seite hin. Und in der Architektur wurden seit den Zeiten des Barockstyles die Momente des Raumes und der Masse gegenüber der Fläche und der Linie vernachlässigt. Darin wesentlich liegt das Unorganische und Lügnerische des Barockstyles. Was hinter der Mauerfläche liegt, ist dem Architekten der Barockfassade vollkommen gleichgiltig. Für ihn ist die Fassade ein Brett, auf das er bunte Blumen malt und Stuckverzierungen anbringt. Er läßt Säulen und Pilaster an der Fassade durch mehrere Stockwerke durchgehen, weil für ihn die Fassade nur eine angeklebte Steintafel ist, nicht aber ein Mittel zum Ausdruck der Gliederung von Räumen und von Massen.

In diesen beiden Momenten aber gerade der Raumgliederung und der Massengliederung liegt der Angelpunkt der Architektur als einer Kunst. Die Künste zerfallen in Künste des Gehörsinnes und des Gesichtssinnes. Diejenigen des Gesichtssinnes gliedern sich in Raumkünste und Flächenkünste. Die Raumkünste sind Architektur und Plastik. Die Materie im Raum ist die Masse. Die Masse gestaltet nach dem menschlichen Körper und der organischen Natur ist die Plastik. Die Masse gestaltet nach dem Gebirge, der unorga-

Digitized by Google

nischen Natur, ist die Baukunst. Durch die absichtsvolle, gesetzmäßige Gliederung unterscheidet sich der Kunstbau vom Gebirge. Architektur heißt Massengliederung im Raum.

*

Eine der schwierigsten architektonischen Fragen ist die, wie die Begrenzungspunkte hervorzuheben sind. Für die Gothik freilich war diese Frage leicht zu lösen, denn bei der gothischen Kirche war die natürliche Betonung der Ecken in den Pfeilern gegeben. Die Renaissance dagegen hat sich oft vergeblich bemüht, einen passenden Abschluß der Gebäude an den Flanken sowohl wie am Dache zu finden, und bis zum heutigen Tage kommen die Architekten bei der Frage der Betonung der Ecken in Verlegenheit. Als besonderes charakteristisches Beispiel sei aus der Zeit der italienischen Renaissance der Palazzo Pitti in Florenz, aus unserer Zeit der Palais d'hiver in Petersburg genannt. Die natürliche Betonung der Ecken zum Zwecke einer Zusammenfassung des ganzen Gebäudes der Breite nach besteht darin, die Rustica-Mauerung anzuwenden. Denn in den Ecken, in denen zwei Mauern zusammenstoßen und sich verbinden, also gleichsam verdoppeln, erscheint eine Verstärkung der Mauerung organisch. Aus demselben Grunde ist es sehr angebracht, nahe den Ecken die Fenster fortzulassen, damit das Auge nachfühlen kann, daß hier das Gebäude und mithin auch der innere Raum gleichsam zu Ende geht. Und in der That ist die Wirkung in diesem Falle, in dem man die Durchbrechung der Mauer durch Fenster nach den Ecken zu nicht eintreten läßt, sehr günstig. — Bei der Rusticirung der Ecken ist die Gefahr zu vermeiden, die Gliederung nach Stockwerken zu ignoriren. Letzteres thut man da, wo man die Rusticirung durch die Stockwerkgesimse nicht unterbrechen läßt. Immerhin ist dieser Fehler hier an den Ecken, wo der Raum durch Masse ersetzt wird, nicht so schlimm als im Mittelfeld der Fassade. Dagegen ist durchaus zu verurtheilen, an die Ecken Säulen oder Pilaster zu setzen, die durch mehrere Stockwerke gehen, in welchem Falle wir es wieder mit dem genugsam gekennzeichneten barocken Princip zu thun hätten.

Die deutsche Renaissance liebt es, die Gebäude-Ecken durch Erker zu betonen. Und in der That werden hierdurch die beiden sich rechtwinkelig schneidenden Mauern verbunden, und das Auge fühlt die Ecke nicht als Ende. Zugleich aber wird hierdurch die Ecke zu stark belastet, und die Basis, die gerade an der Ecke kräftig behandelt sein muß, kommt zu kurz weg. Man sehe sich daraufhin ein Gebäude wie das katholische Casino (katholischer Barockstyl) in Innsbruck an. Etwas Aehnliches ist es, wenn man, wie an der Schönhorncapelle in Würzburg, die Ecken segmentartig abrundet. In Stockholm ist kürzlich ein Gebäude errichtet, an dem statt der Eckkante eine Eckfläche, d. h. statt einer Kante zwei Kanten gebildet sind.

Der Barockstyl liebt es, eine Gliederung der Fassade der Breite nach dadurch herbeizuführen, daß er den Portalbau und die beiden Flanken zu besonderen Risaliten ausbaut. An manchen Stellen finden wir nur den Portalbau, meistens mit Säulen oder Pilastern über dem Erdgeschoß, darüber Giebelbauten. Ein Mittelpunkt ist in diesem Falle für das Auge gegeben, aber ein Zusammenschluß des Ganzen von den Ecken aus ist nicht erreicht. Dem kommt man näher, wenn man, wie z. B. beim Dalbergs'schen Hof in Mainz, außer dem Mittelrisalit noch Seitenrisalite construirt, und dieselben wohl gar, wie bei dem Schloß zu Münster i. W. oder bei dem Lusthaus im Königlichen Großen Garten zu Dresden, als Flügelbauten, rechtwinkelig zu dem Mittelblock des Gebäudes, ausbaut (vgl. in Berlin die Universität und das neue Landtagsgebäude). Dieses Princip hat der Barockstyl in dankenswerther Weise in die Architektur eingeführt.*) Leider nur finden wir da, wo es angewendet wird, fast immer auch die durchgehenden Pilaster oder Säulenstellungen.

Schwieriger noch als die Zusammenfassung des Gebäudes der Breite nach ist diejenige der Höhe nach. Ueber die Nothwendigkeit der Betonung der Basis haben wir schon oben gesprochen. Daraus folgte zugleich die Nothwendigkeit einer Entlastung nach oben zu. Das Gebäude muß sich gewissermaßen von unten nach oben verjüngen; es muß räumlich dasselbe darstellen, was die Säule und deren Naturvorbild, der Baum, plastisch darstellt. Und entsprechend der Krone des Baumes, muß auch das Gebäude am Dache eine Bekrönung zeigen, die aber nicht schwer und massig sein darf, sondern durchbrochen sein muß. Am vollkommensten ist diesem Gesetz Genüge gethan im gothischen Dome, bei dem sich nach oben zu der Stein selbst als Masse aufzulösen scheint und zur Verzierung wird. Die kirchliche Barock-Architektur dagegen hat meistens den Kuppelbau in zu schweren Formen gebaut; selbst von der ausgezeichneten Dresdener Frauenkirche gilt dies. Im Allgemeinen konnte aber die kirchliche Baukunst vermöge des nach oben sich verjüngenden Thurmes dem angeregten Gesetz leicht Genüge thun. Schwieriger war dies in der Profanarchitektur. Der gothische Styl versuchte hier die Bekrönung vermöge des Giebels zu bewerkstelligen. Zugleich behandelte er aber den Giebel rein decorativ und verlegte zudem den ganzen Schwerpunkt des Gebäudes in den Giebel, den er in so und so viel Stockwerken oder Staffeln sich erheben ließ. Ich habe dies im Grunde genommen barocke Princip schon früher gekennzeichnet. Der Renaissancestyl in seinen frühesten Werken bedient sich zur Krönung der Zinnen und der Burgwehr, wohl auch der Halbthürme — der Renaissancepalast entwickelte sich bekanntlich aus dem Burgstyl. Damit wurde indessen wiederum die Bekrönung zu massig, zu schwer, zu wenig dem durchbrochenen Laubdach der Baumkrone ähnelnd (vgl. Palazzo Vecchio in Florenz). Als dann später die Burgwehr fortfiel, trat das Kranzgesims an die Stelle. Diese der besten Zeit der italienischen Renaissance angehörenden Paläste haben die Bekrönung in der That in der bisher vollkommsten Weise bewirkt. Späterhin wurde die Bekrönung noch mehr entwickelt vermöge der Attica, auf die dann womöglich noch Figuren zu stehen kamen. Wir finden sie sowohl in der kirchlichen (z. B. katholische Hofkirche in Dresden), wie in der profanen Baukunst (z. B. Fürstenhaus in der Kurstraße in Berlin und das Mittelrisalit des Palais Kinsky zu Wien). Und leicht genug wirkt diese Attica in der That; dagegen ist sie um dessentwillen verwerfenswerth, als sie über die wirkliche Bedachung, d. h. über das Dach selbst, hinwegtäuscht und cachirt. Aehnliches gilt übrigens auch vom gothischen Staffelgiebel. Vielmehr muß das allererste Erforderniß das sein, das Dach selbst, welches constructiv die Bekrönung bildet, auch decorativ zur Krönung zu machen, das Dach also nicht zu cachiren, sondern hervortreten zu lassen. Der deutsche Renaissancestyl ist dem sehr nahe gekommen. Der Barockstyl dagegen ignorirt das Dach und ist bestrebt, es dem Auge zu verbergen — daher eben die Attica, der Dreiecksgiebel und der Segmentgiebel. Hin und wieder freilich (z. B. Louvre in Paris, Belvedère in Wien, Japanisches Palais in Dresden) hat der Barock- und Rococostyl die Kuppelbedachung auch in der Profan-Architektur angewendet, theilweise mit glücklichem Erfolg.

Wir haben gesehen, daß ein Gebäude als organisirte Masse drei Arten der Raumgliederung aufweisen muß, in die Tiefe des Gebäudes, also gewissermaßen in den inneren Raum hinein (Raumgliederung in engerem Sinne), in die Höhe (Verticalgliederung) und in die Breite (Horizontalgliederung). Auf diesen drei Gesetzen beruht die Architektur als Kunst. Das Gemeinsame dieser drei Gesetze ist das Organische, und der Ausgangspunkt ist stets das Gesetz von der Schwerkraft. Das Gebäude drückt vermöge des Gesetzes der Schwerkraft

*) Näheres hierüber siehe in dem Buche des Verfassers „Laokoon", kunsttheoretische Essays. Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig 1901.

Digitized by Google

nach unten; deßhalb muß die Basis betont sein. Das Oberste trägt nicht, sondern wird getragen; deshalb darf es leicht und gefällig behandelt werden. Und dieses selbe Gesetz muß ebenso bei der Verwendung der Schmuckglieder beobachtet werden. Die Console gehört dahin, wo ein vorspringendes Mauerstück getragen werden muß; eine Console darf mithin nicht Bekrönung sein. Die Bekrönung wird getragen und darf mithin nicht als Console verwendet werden. Und je schwerer das zu tragende Stück ist, desto schwerer muß die Console sein. Diejenigen Punkte aber, in denen sich das Gewicht sammelt, müssen betont werden. Kein Stück darf wie angeklebt erscheinen; es muß entweder „innen sitzen" oder getragen werden. Wo nichts zu stützen ist, ist die Console nicht angebracht. Wo nichts zu bekrönen ist, ist das Bekrönungsglied nicht am Platze. Alle diese einfachen, logischen und organischen Gesetze sind vom Barockstyl übergangen worden aus dem Grunde, weil es ihm immer nur darum zu thun war, zu decoriren und die Mauer als Coulisse zu behandeln. Er verwendet Bekrönungs- und Bedachungsglieder, nämlich Giebel, als Schmuckglieder und bringt sie da an, wo nichts zu bedachen ist. Der Giebel ist für den Barockstyl kein constructives, sondern ein decoratives Glied. Deshalb scheut er sich nicht, ihn zu spalten, während es seine Bestimmung ist, zu verbinden. Am unteren Geschoß des Südpavillons des Zwingers in Dresden hat der Architekt sogar die auseinandergerissenen Giebelhälften mit den Spitzen aneinandergesetzt. Die Cartouche dazwischen nimmt sich denn auch ganz schön aus, aber die offenen Giebelfetzen wirken, sobald man sie überhaupt sieht, fürchterlich. Dies ist nur ein Beispiel. Derartige Versündigungen gegen die einfachsten logischen und organischen Gesetze haben sich der Barockstyl und Rococostyl massenhaft zu Schulden kommen lassen. Aus Wahnsinn machen sie Methode, möchte man auch hier sagen. Am Lusthaus im Königlichen Großen Garten zu Dresden hat der Architekt paarweise gesetzte Consolen auf den Kopf gestellt, um sie als Bekrönungsglieder des Gebälkes zu verwenden. Hierin aber liegt wenigstens Methode. Das Gewöhnliche aber ist, daß die Consolen in der natürlichen Stellung als Bekrönungsglieder verwandt werden, nämlich am Schlußstein der Entlastungsbogen der Fenster.

In ähnlich unorganischer Weise behandelt der Barockstyl die Säulen. Er rusticirt sie und macht damit den Fluß der Linie, die Verjüngung von unten nach oben illusorisch. Er hat das Gefühl dafür verloren, daß die Säule dem Baume nachgebildet ist. Ebenso wenig macht er sich ein Gewissen daraus, den Fluß der Linie des Kreisbogens zu unterbrechen: er setzt auf den Schlußstein der Fensterumrahmungen Cartouchen oder Masken, wie am Schloß Friedrichskron in Potsdam. Tragen und getragen werden, stützen und krönen, belasten und entlasten — alle diese Dinge existiren für den Barockstyl nur, um sie zu ignoriren. Und eben deßhalb, weil der Barockstyl allen statischen Gesetzen in's Gesicht schlägt, müssen wir ihn überwinden. Es ist nicht eine Geschmacksfrage. Es ist eine principielle Frage. Und leider ist er den Architekten so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie die Versündigungen gegen die statischen Gesetze sich auch da zu Schulden kommen lassen, wo sie nicht im Barockstyl bauen. Helfen kann hier nur die Abwendung von der historischen Schablone und die Rückkehr zum architektonischen Empfinden. Wir müssen wieder „bauen" lernen, aufbauen aus dem Raum heraus und in den Raum hinein, Massen gliedern, organisiren, beleben. Wir müssen unser Auge schulen, daß es wieder empfinden lernt, was sich naturgemäß und was sich naturwidrig aufbaut. Die Natur muß auch hier das Vorbild sein, die Natur als Baumeisterin und als Bildnerin. Dem Gesetz der Schwerkraft läßt sich nicht trotzen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Kallipedol.

Von Max Hoffmann.

„Nun, wie geht's Ihnen?" fragte Commissionsrath Rüstig den Schriftsteller August Schulze, den er im Foyer des Deutschen Theaters traf.

„Danke, schlecht!" erwiderte der Angeredete mit trübseliger Miene.

„Schlecht? Das versteh' ich nicht. Die Schriftstellerei ernährt doch immer noch ihren Mann. Sehen Sie mal, dieser Maeterlinck mit seiner „Monna Vanna", die wir heut zu bewundern Gelegenheit haben" —

„Maeterlinck! Ich bitte Sie, Herr Commissionsrath! Der ist ja Millionär! Da ist es leicht, begeisterte Anhänger zu finden und sich einen Kreis von Bewunderern zu bilden, die den Ruhm des theuren Meisters in alle Welt hinausposaunen. Aber ein armer Schlucker wie ich!"

„Und doch sehe ich fortwährend irgend einen Beitrag von Ihnen in Zeitungen und Zeitschriften!"

„Lauter kleine Sachen, Herr Rath! Das bringt spottwenig ein. Mein Geldbeutel bleibt leer, und mein Magen knurrt immer bedenklicher."

Der behäbige Großkaufmann blickte den Sprecher von der Seite an. Ja, der schien Recht zu haben. Er sah leidend aus, von den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln zogen sich zwei Mißmuthsfalten, und seine schwarzen Augen schauten forschend, als suchten sie beständig nach dem mangelnden Erfolg. Aber dieser Mann machte doch einen ganz intelligenten, ja geistvollen Eindruck! Und Talent hatte er, das stand fest. Irgendwo mußte also der Grund sein, wenn es mit seinem Vorwärtskommen haperte.

„Haben Sie es denn noch nicht mit größeren Arbeiten versucht?" fragte er.

„Gewiß, Herr Rath! Aber keine einzige hab' ich untergebracht."

„Dramen?"

„Ja."

„Na, damit ist's allerdings eine schwierige Sache. Versuchen Sie's doch einmal mit Romanen!"

„O, zehn hab' ich in drei Jahren geschrieben, und nachdem sie beständig umhergewandert und immer als treue Krebse wiedergekommen sind, liegen sie nun eingesargt im Schreibtisch."

„Gute Sachen?"

„Nach meiner Meinung, ja!"

„Aha! Kann's mir denken: Sogenannte feine Poesie, große literarische Bedeutung u. s. w. Himmel, was das alles für Menschen sind! Und dann will er diese Waare auch noch selber vertreiben! Ich sage Ihnen, auf diese Weise können Sie bis zum jüngsten Tage auf Ruhm und Geld warten. Vor allen Dingen schreiben Sie erst etwas recht Spannendes, Kräftiges, mit Handlung und derbem Stoff. Auf Charakterschilderung, Psychologie und dergleichen Hirngespinnste ehrgeiziger Literaten kommt's ja gar nicht an. Natürlich muß es ganz stubenrein sein. Oder haben Sie so etwas im Kasten liegen?"

„Jawohl. Ein Roman, der Ihren Anforderungen entspricht, ist dabei."

„Wie heißt er?"

„Ralph Manold. Ein junger Mann, der zur See gegangen ist" —

„Ist ja gar kein Titel!" rief der Commissionsrath ärgerlich. „Nein, was das alles für unpraktische Menschen sind! Unglaublich! Also, hören Sie, Sie nennen ihn „Hip hip, hurrah!" Verstanden? „Hip hip, hurrah!" Moderner Marine-Roman von Agoston P. Skuller. Und dann schicken Sie ihn zum Vertriebe nach Ritzebüttel an Franziskus Packan, G. m. b. H."

„Was? An den Verfertiger des Kallipedol, des Hühneraugenmittels, das in allen Blättern der Welt mit riesenhafter Reclame angepriesen wird?"

„Freilich, Sie Kindskopf! Das ist ja eben die Sache. Denken Sie, der Mann wird sich nur mit Vertrieb von Romanen befassen? So beschränkt ist er nicht. Nein, ich sage Ihnen, das ist ein bedeutender, ein genialer Mensch, der ein ganz neues System erfunden hat. Aber ich höre das Klingelzeigen, wir müssen zurück, um zu sehen, wie sich diese Geschichte mit der Stadtübergabe weiter entwickelt. Vergessen Sie nur nicht, was ich Ihnen gesagt habe, und schreiben Sie an den Mann! Er hilft Ihnen sicher auf die Beine. Und fordern Sie znicht etwa zu wenig!" . . .

Am nächsten Tage schickte August Schulze an Franiskus Packan, G. m. b. H., Ritzebüttel, genau nach Angabe des Commissionsraths einen von seinen Romanen, der nach seiner Meinung der schlechteste war, und forderte für Totalcession tausend Mark Honorar. Nach zwei Tagen war er bereits im Besitz des Geldes und zugleich eines schmeichelhaften Briefes, durch den er aufgefordet wurde, mehr solche gangbare Waare zu senden. Es wäre immer gute Verwendung dafür.

August Schulze saß, nachdem er dem Geldbriefträger für seine amtliche Bemühung eine Mark Entschädigung überreicht hatte, eine Weile vor Staunen wie versteinert. Es gab fast kein Blatt, bei dem er nicht im Laufe der Jahre vergeblich angefragt hatte, und dieser Mann zahlte ihm sofort ohne Bedenken die nach seiner Meinung ganz exorbitante

Digitized by Google

Summe. Aber noch mehr gerieth er in Verwunderung, als er seinen Roman in kurzer Zeit in vielen jener Zeitschriften, die ihm sein Werk mit dem Ausdrucke des Bedauerns als nicht verwendbar zurückgeschickt hatten, abgedruckt sah. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wie das zuging, aber er kam nicht auf die Lösung des Räthsels. Warum wurde der Roman jetzt sofort angenommen? Hatte er doch stets auch bescheidentlich versichert, daß er sich mit jedem Honorarsatze zufrieden erkläre! — Mitten in diesen Grübeleien überraschte ihn ein neuer Brief von Packan. Er forderte ihn auf, ihm binnen vier Wochen einen spannenden Criminalroman zu liefern, da er einen solchen sehr nöthig brauche. Das Honorar würde wieder dasselbe wie beim ersten Mal sein. Schulze überlegte nicht lange. Er fand es ganz angenehm, gut zu essen und zu trinken, anständig gekleidet zu gehen und eine salonfähige Cigarre zu rauchen. Schon vor der festgesetzten Frist konnte er mit der bestellten Arbeit aufwarten, und es war wie beim ersten Mal, das Geld traf prompt nach zwei Tagen ein.

Schulzes Stimmung wurde jetzt geradezu protzenhaft. Er ging nur noch in Lackstiefeln, ließ sich täglich rasiren, feilte sich die Fingernägel spitz, gewöhnte sich ein Lieblingsparfum an und trug eine Bülowcravatte. In dieser Verfassung traf ihn eines Abends der Commissionsrath in einem Café. Der alte joviale Herr lachte über's ganze Gesicht, als er die vortheilhafte Veränderung gewahrte, die mit seinem Protégé vor sich gegangen war.

„Haha! Ich merke schon, wie's jetzt mit Ihnen steht. Freut mich selbstverständlich. Da sieht man wieder, was für eine Rolle der Zufall in der Welt spielt. Hätten wir uns nicht im Foyer getroffen, so hätte ich Ihnen nicht den guten Rath geben können, und Sie wären immer noch weit entfernt vom grünen Zweig. Aber hab' ich's Ihnen nicht gesagt? Ist er ein genialer Mensch oder nicht?"

„Sie haben Recht, Herr Rath. Und wenn's so weiter geht, kann ich von jetzt ab ein gutes Leben führen."

„Was giebt er Ihnen pro Roman?"

„Tausend Emm."

„Hm! Da macht er ein brillantes Geschäft."

Der Schriftsteller sah den Commissionsrath verblüfft an. „Wieso?" fragte er und riß seine Augen groß auf.

„Haha!" lachte der Rath. „Das ist ja eben der Fehler, ihr seid alle keine Geschäftsleute. Nur die von euch, die es sind, bringen es zu etwas. Die anderen müssen einen Geschäftsführer haben, und da ist Packan der rechte Mann, das will ich meinen!"

„Aber wie gelingt es ihm denn nur, die Arbeiten so schnell unterzubringen? Das ist mir immer noch unerklärlich."

„Weil Sie unschuldig wie ein Waisenknabe sind. Aber damit Sie wenigstens ein bißchen klüger werden, will ich's Ihnen erklären. Also passen Sie auf: Packan's Hauptgeschäft ist sein Kallipedol, das Hühneraugenmittel. Das geht natürlich nur durch die kolossale Reclame, die er dafür macht. Die würde aber auch ein kolossales Geld kosten. Da ist er nun auf eine phänomenale Idee verfallen. Er giebt die gekauften Romane an die Zeitungen ab und läßt sich dafür nur einen Raum zur Reclame bis zur Viertellänge des Romans — je nach der Zeitung — anweisen. Er hat einen Geschäftsreisenden, der eigens auf diesen Trick reist. So ist einer ganzen Reihe von Leuten geholfen: Die Schriftsteller werden ihre Romane gegen hübsches Honorar los, die Zeitungen bekommen Feuilleton-Material, die Zeitungsleser gute Lektüre, Packan hat seine Reclame" —

„Und die Fußleidenden verlieren ihre Hühneraugen," fiel Schulze verständnißinnig ein.

„Wahrscheinlich!" versetzte Commissionsrath Rüstig vorsichtig. „Aber nun sagen Sie offen, ist der Mann ein Genie oder ist er's nicht?"

„Gewiß! Gewiß!" orakelte August Schulze und schaute stumpfsinnig auf die runde Marmorplatte des kleinen Tisches. Dann winkte er den Piccolo herbei und bestellte sich noch einen Schlummerpunsch.

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Der Fehlbetrag, den der Staatshaushalt diesmal aufweist und der sich trotz aller Bemühungen unserer Halbamtlichen nicht zu einer bloß achtzifferigen Zahl verkleinern läßt, soll auf dem keineswegs mehr ungewöhnlichen Wege des Reichspumpes gedeckt werden. Eine solide Finanzwirthschaft würde freilich des Grundsatzes eingedenk sein, daß laufende Ausgaben unbedingt aus laufenden Einnahmen bestritten werden müssen und Anleihen nur dann erlaubt sind, wenn es sich um productive Neueinrichtungen handelt. Das Deficit dürfte also eigentlich nur durch Erhöhung der Matrikularumlagen beseitigt werden.

Wir leben jedoch im neuen Deutschland, das seit 1888 die Summe seiner Staatsschulden vervielfacht, von 674 237,5 Mill. auf 2 395 650 Mill. erhöht hat. Wir leben außerdem in einer Zeit der Gährung und Unzufriedenheit, die man durch höhere Umlagen und neue Steuern nicht gerade beseitigt. Unsere Staatsmänner thun deßhalb recht daran, wenn sie die Empfindungen des Staatsbürgers von heute schonen und lieber auf den Bankerott des kommenden losarbeiten, der sie nicht mehr zur Verantwortung ziehen kann. Wäre es unter diesen Umständen aber nicht empfehlenswerth, zur Besänftigung und Versöhnung der Nörgler überhaupt alle Steuern abzuschaffen, also Eugen Richter's ideales Zeitalter heraufzuführen und sämmtliche Ausgaben ohne Unterschied durch Anleihen aufzubringen? Auf dem Wege dahin sind wir ja ohnedies, und gehupft ist auch hierbei wie gesprungen.

*

Die Zulassungsstelle der Berliner Börse hatte die Zulassung der privilegirten Dortmunder D-Actien zum Börsenhandel untersagt. Da legte sich die Gründerin und Beschützerin der Dortmunder Union, die Disconto-Commandit-Gesellschaft, in's Mittel, worauf das Aeltesten-Collegium der Zulassungsstelle auftrug, den Antrag von Neuem zu berathen. Obwohl nun diese famose Zulassungsstelle es entschieden ablehnte, in eine neue Berathung des Prospectes einzutreten, da in der an die Aeltesten gerichteten Beschwerde neue Momente nicht enthalten wären, beschloß sie doch, die Notirung zuzulassen, mit dem ausdrücklichen Vermerk „auf Anordnung des Aeltesten-Collegiums". So ist ein schlechtes und verdächtiges Spielpapier, das dem Privatcapital schon Millionen gekostet hat, auf obrigkeitlichen Befehl zu neuem Glanze gelangt. Gleichzeitig ist aber damit auch der Kampf um die Existenzberechtigung des Berliner Aeltesten-Collegiums beendet. Seine Gegner besitzen jetzt durchschlagendes Material wider diese Körperschaft, die sich als gemeingefährlicher Schädling entpuppt und gar nicht schnell genug beseitigt werden kann. Es ist vor Allem nöthig, daß man diesen Leuten unverzüglich die Aufsicht über die Börse abnimmt und sie lieber von vornherein der Direction der Disconto-Commandit-Gesellschaft überträgt.

*

Die Directrice eines Berliner Geschäfts forderte nach § 133 c der Gewerbe-Ordnung vom Principal die Fortzahlung ihres Gehaltes während einer von ihrem Arzt bescheinigten Krankheit. Der Principal verlangte, sie solle sich erst von *seinem* Arzt untersuchen lassen. Das lehnte die Directrice ab, und der Principal weigerte sich deßhalb, zu zahlen. Gewerbegericht und Landgericht wiesen die von der Directrice angestrengte Klage ab, weil der Principal zu seinem Verlangen berechtigt gewesen wäre und die Klägerin, da sie sich nicht fügte, wegen unberechtigter Insubordination entlassen durfte. In dem gewerbegerichtlichen Urtheil findet sich folgender Satz:

> „Wenn Klägerin erklärt, daß man es ihr, als einem weiblichen Wesen, überhaupt nicht zumuthen könne, sich von einem fremden Arzte untersuchen zu lassen, so liegt hierin eine *hochgradige Prüderie*, welche der Klägerin *ihrer ganzen Stellung* nach nicht zukommt."

Die gediegene Bildung, welche jedem Gewerbegericht innewohnt, bewirkt es, daß sich in seinem Urtheile viele Fremdwörter finden. Immerhin hätte es diesmal für „hochgradige Prüderie" ruhig „weibliche Schamhaftigkeit" setzen können — denn die Weigerung einer anständigen Dame, sich ohne rechte Ursache von einem fremden Arzte untersuchen zu lassen, wird kein Verständiger als das bezeichnen wollen, was der gemeine Sprachgeist unter Prüderie versteht: als heuchlerische Schamhaftthuerei nämlich. Daß das Gewerbegericht die Prüderie oder was es so nennt, nach Stellung und Classen eintheilt, einer Bankiersfrau also mehr Recht auf Schamgefühl zugesteht als einem Ladenmädchen, und der Lady Milford mehr als der Luise Millerin, dieser feine Unterschied macht zwar dem guten Herzen des Gerichtes alle Ehre, besteht aber in Wahrheit nicht. Das Schamgefühl der Frau richtet sich nicht nach den Sätzen der Einkommensteuer, sondern ausschließlich nach Empfindungen, denen allerdings weder juristisch noch verwaltungstechnisch beizukommen ist.

*

Die Studirenden der neuen Berliner Kunstakademie haben folgendes Telegramm an den Kaiser gesandt:

> „Ew. Majestät, dem allergnädigsten und erhabenen Beschützer wahrer deutscher Kunst, dem erlauchten Förderer alles Edlen, Schönen, wagt die heute aus Anlaß des Neuerstehens einer ihrer hehrsten Pflegestätten versammelte akademische Jugend der Reichs-Hauptstadt die Gefühle unwandelbarer Treue und Dankbarkeit an den Stufen Ew. Majestät ruhmreichen Fürstenthrones niederzulegen. Geruhen Ew. Majestät *beglückende Huld* die Annahme dieser unserer *überströmenden Gesinnungen* unter gleichzeitigem *Ueberzeugt-sein*, daß wir Jünger im Dienste *herrlichster Musen* nie aufhören werden, uns rastlos zu bestreben, dem Vaterland und seiner Nation die *Blüte* der Cultur erringen zu helfen, *für die* Ew. Majestät als Mehrer des Friedens weitschauend *die Wege geebnet haben*."

Digitized by Google

Genügender Unterricht im Deutschen bringt Vortheil für's ganze Leben. Es ist deßhalb bedauerlich, daß dem Besuche einer Kunstakademie nicht der einer Gemeindeschule vorangehen muß. Dem Kaiser wäre es dann erspart geblieben, so fürchterliches und verworrenes Deutsch lesen zu müssen, während die jungen Leute für ihre überströmenden Gesinnungen vielleicht einen minder byzantinischen und mehr deutschen Ausdruck gefunden hätten.

*

In einer Versammlung von Berliner Bürgern wurde mitgetheilt, daß man versuchen wolle, den Kaiser für die Idee eines Central-Fern-Bahnhofes in Moabit zu gewinnen. Es wäre bereits ein umfangreiches Gelände an der Straße Alt-Moabit in Vorschlag gebracht worden. Die Ausführung des Planes würde auch die Möglichkeit eines großartigen Empfanges fremder Fürstlichkeiten durch Aufstellung einer Ehrencompagnie auf dem Bahnhof u. s. w. bieten. — Ich schlage vor, den neuen Berliner Central-Bahnhof in Potsdam bauen zu lassen. Potsdam ist von vornherein die Stadt der Ehrencompagnie und des militärischen Milieus; sie eignet sich zu großartigen Empfängen fremder Fürstlichkeiten viel besser als das räumlich beschränkte, stark verräucherte Berlin. Eine Verbindung Potsdams mit seinem Berliner Vororte ist ja schon jetzt hergestellt und nicht wesentlich zeitraubender als die Fahrt von Moabit nach der Berliner Innenstadt.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

König Laurin. Tragödie in fünf Aufzügen von Ernst v. Wildenbruch (Kgl. Schauspielhaus). — Der Kreuzwegstürmer. Volksschauspiel in drei Akten von Josef Werkmann (Berliner Theater).

Wildenbruch's König Laurin hat den begeisterten Beifall der Gallerie gefunden. Jubelstürme umtobten den Verfasser nach jedem Akte, und bei der zweiten Aufführung mischte sich nicht einmal schüchterner Widerspruch in den Orkan. Seltsam — diesem Manne gegenüber bedauerte man es, nicht gleichfalls fanatisch jauchzen und in die Hände klatschen zu können. So gern gönnt man ihm den Erfolg, und so beflissen sucht man nach Gründen, die das schwache Stück vertheidigen könnten. Denn dieser Mann ist ein Ehrlicher. Wenn er schafft, gedenkt er nicht unablässig sehnsuchtsvoll des Andranges auf die Theaterkasse. Er rechnet sich nicht aus, wie der Pöbel mit Pöbelmitteln am besten zu kitzeln und zu entfachen ist, und sein Poetenherz entwürdigt die Kunst niemals zum ordinären Handelsgeschäft. Darum lieben wir den Mann Wildenbruch und bedauern es, wenn dem Dichter ein kühner Wurf nicht gelingen will.

König Laurin zeigt alle Vorzüge, aber auch alle Schwächen der Wildenbruch'schen Muse. Die Schwächen leider in besonders verstärktem Maße. Es ist ein Gewirr von Ereignissen, durch die kein Weg zum Ziele führt; ein Tohuwabohu wild flackernder Scenen, deren Feuer nicht wärmt. Welche prachtvolle Wortfolgen überstürzen sich doch in diesem Drama; wie rast die Leidenschaft darin, welch' starkes Temperament sucht die Handlung machtvoll zu gipfeln! Und doch bleibt die Tragödie ein farbiges Nichts-als-Theaterstück. Ja, sie glänzt von dichterischen Schönheiten, wie feurige Jugend sie schafft und liebt; der Odem des geborenen Dramatikers durchweht das Werk ... weßhalb kommen wir trotz Allem nicht in ein freundlich-vertrautes Verhältniß zu ihm? Weil Wildenbruch sich immer wieder von seiner Liebe zu bewegtem Pomp und Bühnenlärm hinreißen läßt und über der Lust an lärmenden Wirkungen voll Prunk und Pracht den Sinn für das Feine, Stille, Menschliche verliert. Merkwürdig, dieser Dramatiker altert nicht. Das ist ein Compliment, gewiß; aber gerade bei ihm wünschte man sich, daß er einige Eigenschaften des Alters annähme. Die kühlere Ueberlegung, den reiferen, abgeklärten Geschmack, die Erkenntniß, daß mit Brausen und Schäumen nicht Alles gethan ist. Wildenbruch zeigt in seinen Erzählungen und Novellen oft genug, daß er die Seele kennt, und wunderbar zart sind oft genug die Bilder, die er dann malt. Sobald er aber auf die Bretter tritt, vergißt er dies sein Können. Selbst von tiefer, innerer Schönheit erfüllte Scenen sehen dann bengalisch beleuchtet und übermäßig aufgedonnert aus.

Nothwendig ergiebt sich Alles das aus der phantastisch-unmöglichen Handlung. Amalasunta, Dietrich von Bern's Tochter, sehnt sich von ihren Gothen fort, die sie nach dem Tode des großen Königs zur Heirath mit einem der Ihrigen zwingen wollen, damit ein Mann, nicht ein Weib über Ravenna herrsche. Nach Justinian's Besitz, der in Byzanz thront, sehnt sich ihr Herz und ihre Einbildungskraft. Mit ihm zusammen die Welt zu regieren, mit ihm fürstliche Zwiesprache pflegen und auf das Gewimmel zu ihren Fürsten herabsehen zu können, sie beide Aare auf hoher Felsklippe, wohin nie ein Knecht gelangt — das ist ihr Traum. Ganz besessen von dem Königsgedanken, stößt sie den geliebten Blonden von sich, Amalrich, den jungen Recken, der der Fürstin in ihr so viel zu bieten vermöchte wie dem Weibe. Sie trägt vielmehr ihr ganzes Reich und sich selbst dem Justinian an, dem tückischen Verderber, dem schwarzen Zwergenkönig Laurin, wie Amalrich ihn nennt. In Byzanz tobt wüthender Parteikampf. Man hat Justinian gezwungen, seine Dirne Theodora zu verjagen; in fassungslosem Schmerz um sie durchirrt er ihre Gemächer. Da kommt ihm die Botschaft, daß Amalasunta sein Weib zu werden begehre. Heftig flammt der Dirnenfürst alsbald für die reine Jungfrau aus Nord auf. Morgen schon soll die Hochzeit sein. Da tritt plötzlich Theodora vor den Schwachen hin. Sie erobert ihn in schwülem Auftritt zurück, träufelt ihm den niedrigen Gedanken ein, Amalasunta nicht nur um Thron und Reich zu betrügen, sondern ihr auch eine Schmach ohne Gleichen anzuthun. Wenn sie morgen zur Hochzeitsfeier kommt, im freudigen Stolze der Gekrönten von Byzanz, soll sie den Platz der Gattin Justinian's bereits von der Metze Theodora besetzt finden .... Wahrhaftig, das sind großzügig ersonnene Theatereffecte. Nur verpuffen sie, weil ihnen die lebendige Kraft fehlt, weil der Autor alle Fäden, die er in den ersten Acten sorgfältig, fast schwerfällig anspann, nachher fallen läßt, statt durch sie die letzten Geschehnisse mit der Exposition zu verknüpfen. Amalrich ist der heiß geliebten Amalasunta nachgeschlichen. Sie selber hat ihm das Schwert entwunden und ihn, dessen Neigung sie im inneren Herzen erwidert, dem unbarmherzigen Feinde ausgeliefert. Byzanz beraubt ihn des Augenlichtes, und im Angesichte von Byzanz mordet er sich und die junge keusche Königin, die König Laurin zum Gespött seiner Dirne gemacht hat ... „Tod Jedem, der ein höhnend Wort hier spricht!" In der That, alles Mißlungene in Wildenbruch's Arbeit — und es ist gar zu viel Mißlungenes darin — reizt doch nicht zu spöttischer Kritik. Der Dichter mag sich noch so sehr vergreifen, noch so tief in Phrase und Theaterei versinken — die Achtung vor ihm und die Liebe zu ihm verbieten jedes Witzeln. Wenn's die Macher und Speculanten ebenso gut haben wollen, dann mögen sie versuchen, Dichter zu werden, und falls ihnen das nun einmal unmöglich ist, doch wenigstens ehrliche Arbeiter.

Urwüchsiger, dichterischer Talente sind wenig in dieser Zeit des dramatischen Fabrikantenthums, und darum horchte man hoch auf, als von Wien her die Nachricht kam, ein neuer Poet wäre entdeckt worden, ein schlichter Mann aus dem Volke, der bisher fleißig den Hobel geführt habe und nun mit Anzengruber um den Preis ringe. „Der Kreuzwegstürmer" hieß das Stück, und sein Erfolg war so stark gewesen, daß man es bereits mit dem Raimundpreise hatte bedenken wollen. Verdächtig bei alledem war nur, daß der Verfasser sich als ein Onkel der Hofburgschauspielerin Medelsky auswies. Man mußte befürchten, daß der naive Volksdramatiker am Ende doch bekannter mit dem Theater war, als seiner Naivetät gut that. Die Furcht ist nicht grundlos gewesen. Werkmann-Medelsky's „Kreuzwegstürmer" hat alle Eigenschaften eines brettergeborenen Coulissenstückes, und mehr von den schlechten Eigenschaften als von den guten. Bis an den Rand ist es mit aufgeklärten Phrasen vollgestopft, endlos zieht sich nüchternes, blasses Gerede durch die Scenenfolge, und die Handlung wie die auftretenden Personen selber sind nicht aus dem Leben geschöpft, sondern raschelndes Papier. Zeitungspapier zum Theil.

Ein früher wohlhabender Bauer ist um seinen Hof gebracht worden. Die bigotten Nachbarn haben sich bei der Versteigerung hyänengleich auf den Besitz gestürzt; kaum daß sie dem Alten noch einen Unterschlupf gewähren. Da geht er in seinem rasenden Zorne hin und zerstört die Heiligenbildchen, welche von den frömmelnden Heuchlern am Kreuzweg aufgerichtet sind. Der Verdacht fällt auf seinen Sohn. Und der Tapfere, der den Vater bei seinem nächtlichen Treiben belauscht hat, nimmt das Verbrechen auf sich, geht in Schande und Kerker, ohne daß der allewei moralisch aufbegehrende alte Herr die Annahme dieses furchtbaren Opfers verweigert. Als der junge Wildner aus dem Gefängnisse heimkehrt, will Niemand bis auf die gewisse Rosi mit dem Heiligthumsschänder zu thun haben. Er irrt von Haus zu Haus, versinkt in tiefes Elend, bis schließlich der Alte seine Schuld bekennt und sich von der Bergeshöhe in den Abgrund stürzt, nachdem er vorher in rasender Wuth noch etliche Bildl'n zerstört hat. Der Sohn kriegt nun die Rosi, und Alles ist gut. Das grobdrähtige Stück schleicht in großem Bogen an jeder Möglichkeit, die Frage dichterisch zu fassen, vorbei. Die schöne Opferthat des Sohnes; die Feigheit des Vaters, der sie annimmt — welch' einen ergreifenden Conflict hätte ein Poet daraus gestaltet! Josef Medelsky-Werkmann aber erkennt gar nicht, daß ihm der Zufall einen Goldklumpen in die Hand gespielt hat. Er wirft die lastende Köstlichkeit von sich und plätschert seelenvergnügt in Schuhmeier'scher und Dr. Adler'scher Antipfaffen-Entrüstung. Ein begabter Dilettant, ein strebsamer Abhängiger, nichts weiter. Dabei von bemerkenswerther technischer Unbeholfenheit. Der Dichtertraum ist wieder einmal umsonst geträumt worden.

Berliner Kunst-Spaziergang.

„Kunst in's Haus!" tönt jetzt das Feldgeschrei, fast bis zum Ueberdruß und es schreien Viele mit, bei denen der Ruf eigentlich nichts weiter bedeutet, als: „Geld in meine Casse!" Eine am Ende begreifliche Aufforderung, nur daß sie nichts mit Kunst zu thun hat, mit der

Digitized by Google

Zweckmäßigkeitskunst, in deren Zeichen die Kunstgewerbe heute doch stehen, oder eben zu stehen vorgeben.

Mit jenem Kampfruf sucht man oft den Werth einer Waare hinaufzuschrauben, die einfach Kitsch ist; oder aber er soll Einen hinwegtäuschen über Etwas, was nur der Ausdruck für Millionärskreise berechneter Originalitätssucht gewisser Künstler ist. Im besten Falle nur eine Luxuskunst.

Auch auf der letzten Großen Berliner Kunst-Ausstellung sah man noch Vieles, was hierher gehört. Mitunter war es nicht bloß theuer und unzweckmäßig, sondern auch geschmacklos in erstaunlichem Grade. Man erinnere sich nur des Biberfeld'schen Familienzimmers. Nein, als hätte der Entwurf einer Bewerbung um den Preis für Häßlichkeit und Unbrauchbarkeit gegolten. Oder der Honold'sche, sonst nicht üble Empfangssalon aus afrikanischem Rothholz, wo aber das thronähnliche Sopha auf einer Estrade Alles verdarb. Hermann Friling's bürgerliches Speisezimmer und namentlich Kimbel's Wohn- und Herrenzimmer waren schon viel annehmbarer, wenn auch noch sehr theuer.

Daß man in Düsseldorf erfreulichen Bestrebungen auf diesem Gebiete begegnete, ist bekannt. Freilich gelten sie zunächst dem Arbeiterstande. Was an Arbeiterwohnungs-Einrichtungen dort zu sehen war, das war fast durchweg sehr preiswerth. In meinem Aufsatz über die Krupp'schen Wohlfahrtseinrichtungen habe ich eingehender davon berichten können.

Das wäre immerhin ein Anfang. Vielleicht kommt nun nächstens auch der bürgerliche Mittelstand an die Reihe. Und vielleicht finden sich gar große Firmen, die Wettbewerbe ausschreiben, wo möglichst große Billigkeit des Mobiliars eine Hauptbedingung wäre. Warum sollte man nicht geradezu die Preishöhe angeben, wie das bei Ausschreibung von Denkmalsentwürfen u. dgl. zu geschehen pflegt. Etwa so, daß man unsere Kunstgewerbler auffordert, eine bürgerliche Wohnungseinrichtung zu entwerfen für vier bis fünf Zimmer nebst Küche, die allen Anforderungen der Zweckkunst und des Schönheitsbegriffes entspräche und dabei — nun sagen wir 'mal höchstens 4000 Mark kostet, Fenstervorhänge, Teppiche u. s. w. mitgerechnet. Allen Luxusgelüsten der Künstlerphantasie wäre so von vornherein ein Riegel vorgeschoben.

So weit sind wir noch nicht. Aber recht beachtenswerth erscheint mir doch ein Unternehmen, das jüngst in's Leben getreten ist. Die Firma Wertheim hat nämlich eine neue Abtheilung eröffnet, deren künstlerische Leitung Curt Stoeving, der treffliche Künstler und Kunstgewerbler, übernommen hat. Es ist eine Gesammtanlage von vollständig eingerichteten Wohnräumen, die — so heißt es im Programm — den „mittleren Bedürfnissen" entsprechen. Damit hat's nun noch freilich Zeit, wie wir gleich sehen werden. Aber recht glücklich ist der principielle Gedanke, die jeweilige Mustereinrichtung nur ein paar Mal ganz genau zu wiederholen, dann aber jedes Zimmer, in einfacherer Weise, bei sonstiger Uebereinstimmung der Formen und Farben und vielleicht nur mit Beschränkung hier des Ornaments, dort der Zahl der einzelnen Stücke, zu erheblich billigeren Preissätzen, wenn auch nicht in Massen, aber doch so oft noch herrichten zu lassen, wie es unsere Möbelfabriken mit den besseren Sachen zu halten pflegen. Geschützt aber bleibt darum natürlich doch noch jeder einzelne Entwurf. Denn es sind Künstler, die sie schaffen, deutsche und ausländische.

Zu diesem Behufe ist in den Sälen des derzeitigen Möbellagers des Kaufhauses ein vollständiges kleines Gebäude mit Fenstern, Flur, Vorraum u. s. w. aufgeführt worden. Es enthält eine kleine Eingangshalle, von Curt Stoeving selbst entworfen, ein Entrée, eine Küche und neun Wohnräume, fünf auf der einen, vier auf der anderen Seite. Also zwei verschiedene Wohnungen mit — natürlich nur hier — gemeinsamem Vorraum und Küchengelaß.

Bei einem Rundgang sieht man manch' Schönes und gleichzeitig Zweckmäßiges. Der Vorraum, mit graugrünen Matten bespannt, darüber weißer Putz, mit gelben Möbeln aus Rüsternholz, einfachen Decken und schlichten Beleuchtungskörpern ist von Anton Huber; die dahinter liegende Küche, ganz in weißer Lackfarbe mit blauen und graugrünen Ornamenten — von seinem so unselig verstorbenen Bruder Patriz Huber. Rechts kommt man zuerst in ein Wohnzimmer von Richard Riemerschmid mit einem Erkerplatz für die Hausfrau, dann in ein Speisezimmer von Peter Behrens, neben dem, nach hinten zu, ein Herrenschlafzimmer von Paul Schultze-Naumburg liegt, dem sich ein Herrenzimmer oder auch Wohnzimmer von Jörgensen und Karl Petersen-Kopenhagen anschließt. Links betreten wir zuerst einen Salon von Baillie M. Scott-Bedford, rechts davon ein Herrenzimmer von Sepp Kaiser-Berlin, aus dem man in ein Speisezimmer von August Endell-Berlin gelangt. Aus diesem kommt man in ein Kinderzimmer von Arno Körnig-Berlin, dann in ein größeres Schlafzimmer von Paul Troft-München, das wiederum an den Scott'schen Salon stößt. Im Allgemeinen machen die Entwürfe, wie gesagt, einen erfreulichen Eindruck. Vor Allem — keine Spur mehr von dem zu Tode gehetzten Cabinenstyl und im Vergleich z. B. zu den einstigen Darmstädter Entwürfen eine wohlthuende Schlichtheit. Wirklich — man kann sich in den meisten Räumen wohl fühlen. Nur Endell's Speisezimmer mit den aufdringlich „originellen" Linien und Formen der hellen gewachsten Eichenmöbel und der Scott'sche Salon im „neuschottischen" Styl, der offenbar von volksthümlichen Formen ausgeht, aber sich dabei zu solchen Geschmacklosigkeiten versteigt, wie z. B. ein Stuhl, der einem engen Schornstein gleicht, an dem die eine Wand fortgenommen ist, oder auch der erkältend wirkende Wandbezug im Behrens'schen Zimmer — weißgetünchte Spahnmatte; wie die wohl rein erhalten werden soll? — und seine Beleuchtungskörper aus viereckigen Milchglaskasten, die regelmäßig neben- und übereinander geordnet sind, nehmen sich recht gesucht aus und sind „ungemüthlich". Behrens — das wissen wir ja von Darmstadt her — verfällt leicht in einen frostig feierlichen Styl. Sogar das Geschirr zeigt winklige Formen. Aber auch bei ihm sind ein Buffet aus dunkelbraunem Rüsternholz mit abermals quadratischen Alluminiumbeschlägen und die mächtigen beiden Korbstühle gut in der Erfindung. Sehr lobenswerth sind das Schultze-Naumburg'sche Schlafzimmer in goldgetöntem Nußbaumholz, das Bett mit leicht geschwungenen Profillinien, ein Toiletten- und Garderobenschrank, schlicht polirt, schwarze kleine Griffknöpfe als einziger Schmuck der einfach behandelten Flächen, ein Waschtisch, sehr glücklich, weil ungemein zweckmäßig in der Form, weißlackirt mit Linoleumbezug, sowie das Schlafzimmer von Troft, wo auch der große Waschtisch (Messinggestell mit Kachelverkleidung) nicht mit den übrigen Möbeln (Mahagoni in einfachen, großen Formen mit bunter Holzeinlage) uniform ist. Einen sehr schönen Eindruck macht das Zimmer der beiden Dänen. Die Möbel, dunkel polirtes Rothholz mit Intarsien und stumpfgrünen Ueberzügen, im Biedermeierstyl, namentlich das mit Bücherschränken vereinte Sopha, ein Spieltisch, ein Schreibtisch mit Aufsatz von sehr gefälligen Formen; der grüne Kachelkamin, die handgewebten Teppiche, die gelbbraune Tapete — Alles so behaglich, vornehm schlicht und von innerer Styleinheit. Das gilt auch von dem Kaiser'schen Herrenzimmer mit dunkelgetönten Eichenmöbeln, die abermals einfach und ruhig in den Formen sind; ein Schreibtisch von einer Größe, daß man ohne Beklemmung an ihm arbeiten kann; die Bibliothek die Thür umrahmend u. s. w. Das Kinderzimmer von Körnig macht das Entzücken aller Mütter aus, nicht bloß weil es „süß", sondern auch weil es durchweg bewunderungswerth zweckmäßig und hygienisch eingerichtet ist. Zum Beispiel nirgends scharfe Ecken und Kanten, das Fenster mit tiefer Brüstung und Schutzgitter, Stühle für richtige Rückenlage hergerichtet u. s. w.

Ich bedaure, nicht gleich durch Zeichnungen einen richtigen Begriff von einzelnen besonders hervorragender Stücke geben zu können. Auch die Riemerschmid'schen Bücherschränke aus dunklem Whitewood mit flachen Cassetten in den Thürfüllungen und eisernen Bügelhandgriffen und seine kurzlehnigen Erkerstühle gehören hierher.

Die Preise — ja, die Preise dieser Originalstücke sind noch immer recht hoch. Das kleine dänische Zimmer kostet ca. 3000 Mk., so ein Riemerschmid'scher Schrank von ca. 1,80 Meter Höhe und 1 Meter Breite — 310 Mk., die Kaiser'sche Bibliothek als Thürumrahmung 630 Mk., ein schwerer Lehnstuhl von ihm 340 Mk. u. s. w. Das ist aber noch nichts für „mittlere Bedürfnisse". Warten wir ab, wie hoch die billigeren Copien zu stehen kommen werden. Erst das wird Ausschlag gebend sein.

Und dann — schließlich! Man gehe nur von Wertheim schräg über in's Hohenzollern-Kaufhaus. Da findet jetzt auch eine kunstgewerbliche Sonder-Ausstellung statt: „Neue Frauentracht". Sie soll für Reformkleider Propaganda machen. Wir sehen eine ganze Menge von Kleidern und Kleidungsstücken ausgestellt. Muster, Vorbilder sollen sie sein. Du lieber Himmel, und damit will man Propaganda machen! Gerade auf dem Gebiete des „Hauskleides" wetteifern erstaunlicher Ungeschmack mit fabelhaften Preisen miteinander. Auch läßt sich über diese schlaff herunterhängenden Kleider nicht gut urtheilen; man hätte Wachspuppen hineinstecken müssen. Aber auch so läßt sich schon erkennen, wie unpraktisch manche Idee ist, wie häßlich manche Form. Das Beste wird in Gesellschaftskleidern und Straßencostümen geleistet, obschon gerade auch bei diesen Costümen das Unzweckmäßige mitunter in die Augen springt. Aber die Preise dieser besseren Sachen, von Paul Schultze-Naumburg, der die künstlerische Seele der Ausstellung ist, von Marie Gräfin Geldern, Hermine Bartsch, S. Baum, Itty Löscher, Emmy Friling, meistens wohl Schülerinnen des Künstlers, von Mme de Broye, schwanken zwischen 350 und 500 Mk., ohne daß man recht einsähe, wofür man diese so hohen Preise zu zahlen hat, wenn nicht sozusagen das Patent der künstlerischen Idee mitzubezahlen ist. Bei einigen Arbeiten steht ja auch direct vermerkt „geschützt in Deutschland, Belgien" u. s. w. Es giebt da aber Kleider, die ohne allen „Schutz" vor jeder Nachahmung gesichert erscheinen. Und, wie gesagt, gerade Hauskleider. Mit diesen aber müßte der Anfang gemacht werden, sollte die Reform durchdringen. Im Salon, im Ballsaal kennen wir ja Empire- und Biedermeier-Schnitte schon seit zehn Jahren.

Vergleicht man die beiden Ausstellungen, so muß man sagen, daß man in den Wohnungseinrichtungen den Forderungen einer schönheitsfreudigen Zweckkunst doch schon viel näher gekommen ist.

Was die „neue Frauentracht" anstrebt, ist gewiß sehr lobenswerth und zu unterstützen, aber noch ist sie, wenigstens was die Oberkleidung betrifft, noch von dem „Ideal" recht weit entfernt, dessen Erreichung ihr allein die Wege in weitesten Kreisen ebnen könnte.

J. Norden.

Digitized by Google

Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Clara Schumann, ein Künstlerleben

von B. Litzmann. I. Band. Mädchenjahre. 1819 bis 1840. Mit drei Bildnissen. VIII, 432 S. 8°. geh. M. 9.—, geb. M. 10.—

Man wird mit inniger Freude den herrlichen Briefwechsel aus der Brautzeit Clara und Robert Schumanns lesen, der hier durch B. Litzmann, dem bekannten Literarhistoriker, zum ersten Mal der Oeffentlichkeit übergeben wird. Das Werk bietet auf Grund des literarischen Nachlasses, der ohne Einschränkung zur Verfügung stand, ein anziehendes Bild Clara Schumanns.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn, Herzog Ernst v. Schwaben.

Erzählung aus dem elften Jahrhundert. 1.—3. Aufl. II, 264 S. 8°. geh. M. 4.—, geb. in Lwd. M. 5.—.

Der nicht unverdiente Untergang des jungen Herzogssohnes hat schon in der alten Volkssage entschuldigende Verklärung gefunden um der schönen Treue willen des Helden und seines hitzigen Freundes. Der Verfasser zog, um dies zur Geltung zu bringen, epische Behandlung des Gegenstandes der dramatischen vor.

Adolf Hausrath, Die Albigenserin.

Erzählung. II, 250 S. 8°. geh. M. 4.—, geb. in Lwd. M. 5.—.

Die Erzählung des Verfassers führt den Leser zurück in das dreizehnte Jahrhundert und giebt ein Bild des Klosterlebens, der Ketzerbewegung und der Motive der Kreuzzüge. Der Schauplatz ist der Rheingau zwischen Worms, Mainz und der Bergstraße. Das Thema ist das des Ekkehardt: Selig ist der Mann, der die Prüfung erduldet.

M. E. delle Grazie, Gedichte.

Vierte sehr vermehrte Auflage mit einem Bildnisse. VII, 252 S. 8°. geh. M. 4.—, geb. in Lwd. M. 5.—.

Eine vierte Auflage lyrischer Gedichte spricht für sich selbst. Ungewöhnliche Fülle neuer Themen, ein tiefes und fein differenziertes Empfinden, starkes Naturgefühl, Ergriffenheit von den großen Problemen der Zeit, berückender Schmelz einer melodischen Sprache kennzeichnen die bereits bekannten, wie die zahlreichen neuen Gedichte delle Grazies.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zola's weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart"**

Erste und einzige Gesammtausgabe in unverkürzter und tadelloser deutscher Uebersetzung von *Willibald König, Alfred Ruhemann* und *Armin Schwarz.*

INHALT:

I. Band: Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Excellenz Eugène Rougon. VII. Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Herd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI. Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 70/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet **geheftet 3 Mark, solid gebunden 4 Mark.**

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch werthlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe

nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur Anfertigung **von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur Besichtigung der **Ausstellung in meinem** Atelier ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — Vorherige Anmeldung der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Wir gestatten uns unsere Leser auf die dieser Nummer beigelegte Beilage der Hannoverschen Cakes-Fabrik H. Bahlsen, Hannover, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 29. November 1902. 31. Jahrgang Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Krupp. Von Caliban. — Das Deutsche Reich als werdender Einheitsstaat. Von Kurd von Strantz. — Was nun? Von Julius Patzelt (Wien). — **Literatur und Kunst.** Wilhelm Hauff. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — Martin Greif's Neue Lieder und Mären. Von Franz Sandvoß (Weimar). — **Feuilleton.** Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen. Von Elisabeth Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Lehrbuch der Berliner Dramenschneiderei. Von Prinz Vogelfrei. — Die neuen Akademien. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Krupp.

Auf der Sonnenhöhe des Lebens, so wollte es scheinen, traf den Ragenden plötzlich der zermalmende Strahl. Er war der unumschränkte Herrscher über ein eisenstarrendes Reich, dessen Tribute ungekürzt in seine Casse flossen. Der Name Krupp war den neidischen Dürftigen eine verwirrende Phantasie: da flimmerte es von Gold, raschelte es von Banknoten, drängten sich in stahlgepanzerten Bankkellern die Millionen. Denn so unermüdlich er seinen Machtbereich auch erweiterte, mit so elementarer Kraft dies Riesenunternehmen sich durchaus auf eigene Füße stellte, so daß es unabhängig ward vom ganzen übrigen Deutschland — all' die Ankäufe von Bergwerken und Hütten, Kohlengruben, Maschinenfabriken, Schiffsbauwerften erschöpften den Geldstrom nicht, der dem Essener Werk in wabernder Lohe entsprang. Krupp und Capital waren Synonyma.

Doch nicht wie ein Capitalist schwerverhaßter Art, nicht wie ein schmutziger Raffer verwaltete dieser Mann sein Erbe und Eigenthum. Er gab mit vollen Händen an die Mitarbeiter. Deutschland verliert in ihm den praktischen Socialreformer. Jahr aus Jahr ein opferte Friedrich Krupp einen selbst verhältnißmäßig nicht geringen Theil seines ungeheuren Einkommens, um den Menschen, die ihm dienten, die Stunden häuslicher Ruhe zu verschönern, um sie gegen alle Schläge widrigen Zufalls zu schützen. Mag sein, das der Wunsch, der Firma einen dauerbaren Arbeiterstamm zu sichern, all' diese Thaten beflügelte — der Vortheil bleibt für die Arbeiter derselbe. Krupp baute ihnen Häuser, die das Entzücken vieler ostelbischer Rentner wären, erschöpfte sich in immer neuen Wohlfahrtsschöpfungen für sie, spendete dafür aus freiem Antrieb 12 Millionen in 12 Jahren, förderte all' und jede Bestrebung, den freien Stunden seiner Leute Licht und Inhalt zu verleihen. Vergleicht man die Thätigkeit dieses angeblichen Erzreactionärs und Arbeiterfeindes mit der des Herrn Paul Singer, des volksfreundlichen Führers der Socialdemokraten, so fällt Einem die Entscheidung über Werth und Unwerth der Beiden nicht schwer. Für Krupp zeugen in alle Ewigkeit seine Werke; gegen Herrn Singer zeugt in alle Ewigkeit das abscheuliche Wort seines Geschäftstheilhabers Rosenthal, der die hungernden Mäntelnäherinnen der Firma auf den Verdienst der Straße hinwies.

Friedrich Krupp stand an Glanz und Ehren reich. Er, selbst ein Fürst, der im Gefühl seiner Fürstlichkeit jede angebliche Erhebung in den Adelsstand ablehnte, er durfte sich der persönlichen Freundschaft des Kaisers rühmen. Ein langes Leben erfolgreicher Arbeit voller Freuden und Siegeszüge schien ihm noch zu winken.

Noch hatte er nicht die Fünfzig erreicht. Noch konnte er, wie Deutschland, so die ganze Welt erobern. Und dieser Gewaltige, Unwiderstehliche brach vor einer Beschimpfung zusammen. Die Borgia und Malatesta lachten, wenn man sie des Vater- und Muttermordes bezichtigte. Unsere Uebermenschen knicken hilflos in die Kniee, wenn ihnen politische Meuchler allerlei caperische Neigungen vorwerfen. Sobald Bücher vom Uebermenschen geschrieben werden, stirbt der Uebermensch.

Als gekrönter König auf dem eisernen Throne der Industrie ein weicher, zager Mann, der bei jedem Windzuge erschreckt zusammenfährt, die Oeffentlichkeit fürchtet und den Streit! Eine müde und welke Seele, die mit Frauenhänden den dröhnenden Betrieb der Hochöfen und Walzenstraßen leitete und sich selbst nur so weit in Schach hielt, daß ihre Schwäche zur patriarchalischen Mildthätigkeit und verallgemeinernden Menschenfreundlichkeit wurde. Keine sturmwindfrohe Thatkraft, keine großen Leidenschaften, sondern gütiges, stilles Schaffen und vielleicht ganz insgeheim ein kleines Lasterchen, das weibliche Naturen dieser Art häufig eignet. Dem kranken Manne, dem letzten der Dynastie, war das Scepter längst zu schwer, längst war ihm die rohe, wilde Herrlichkeit dieser Welt zuwider. Der Schuß aus dem Hinterhalte schmetterte ihn widerstandslos zu Boden. Es war der Schuß eines dummen Meuchelmörders.

Caliban.

Das Deutsche Reich als werdender Einheitsstaat.

Von Kurd von Strantz.

Treitschke hat entgegen der staatsrechtlichen Schulmeinung, die übrigens formell durchaus richtig ist, das neue kleindeutsche Reich nicht als einen Bundesstaat aufgefaßt, der noch lockerer als die nordamerikanische Union oder die schweizerische Eidgenossenschaft gefügt ist, sondern als den verheißungsvollen Anfang unserer so heiß ersehnten staatlichen Einheit, die wir seit Kaiser Rothbart's Zeiten verloren haben. Die Zertrümmerung der Stammesherzogthümer hatte damals leider nicht die kraftvolle Zusammenfassung unseres Volkes in einen einheitlichen Rahmen zur Folge, sondern endete schmählicher Weise mit der Entstehung eines unbotmäßigen Reichsfürstenthums. Der hohe Adel des Reiches, der in England eine

Digitized by Google

Zierde und Stütze der Staatsgewalt geworden ist, war unser volkliches Unglück, da er in schlimmem Eigennutz die Kleinstaaterei zu eigenem Vortheil und zum Schaden des Reiches und des Volkes schuf. Freilich fraßen die mächtigeren Genossen den kleineren Herrenstand auf, der sich seinerseits aus groß gewordenen Ministerialen ergänzte, die widerrechtlich die Reichsunmittelbarkeit erlangten. Ja, selbst die Reichsritterschaft und die Reichsstädte entzogen sich der unberechtigten Landesherrschaft des Fürstenthums. Aber der Kaiser und das Reich hatten keinen Gewinn davon. Schon vor den Habsburgern dachten die deutschen Könige nur an die Mehrung ihrer Hausmacht auf Kosten des Reiches, ja sogar unter Schmälerung des Reichsgebiets selbst, das stetig abbröckelte. Flandern mit Artrecht und die lothringische Grafschaft Bar waren schon im frühen Mittelalter gelegentlich und stückweise dem französischen Lilienbanner lehnspflichtig, d. h. thatsächlich unabhängig, aber doch dem Reiche dadurch entzogen. Die Habsburger wurden freilich vorbildlich für das deutsche Kaiserthum, wie es nicht sein sollte. Ihres aargauischen Stammgutes bald ledig und nur noch durch die Landgrafschaft Elsaß in der alten schwäbischen Heimath ansässig, so weit ihr ursprünglicher Besitz in Frage kommt, lag der Schwerpunkt ihrer Macht im Osten, ohne daß sie dessen Verdeutschung durchsetzten, wie sie Preußen, Pommern und Brandenburg aufweisen. Ungarn nahm wohl eine Sonderstellung ein, aber der verrätherische Magyar dankt die Befreiung seines Vaterlandes lediglich dem deutschen Schwert seiner habsburgischen Könige. Eine eigenartige Schicksalsfügung war es, daß der erste österreichische Herrscher aus französischem Blut, Joseph II., der fast Einzige dieses Kaisergeschlechts war, dem auch das Deutschthum als Volkheit am Herzen lag. Die lothringischen Herzöge, denen er entstammt, waren nur von der Kunkelseite her noch Deutsche (elsässische Gaugrafen). Ein Anjou-Guise aus einem Nebenzweig des französischen Königshauses hatte die Erbtochter der alten Stammesfürsten geheirathet, und der Gemahl Maria Theresia's tauschte ohne jedes nationale Bedenken Toscana gegen sein Stammland ein. Das ehrwürdige Erzhaus ist daher so capetingischen Ursprungs als die Bourbonen selbst, was sein undeutsches Wesen wohl auch erklärt.

Die Kirchenspaltung und der Widerstand gegen das katholisch gebliebene, spanisch gewordene Kaiserthum brachte dem Reichsfürstenthum die Libertät der Reichsstände. Der Dreißigjährige Krieg bestätigte diesen unnatürlichen Zustand der gesetzlichen Empörung wider das Reich und sein unzulängliches Oberhaupt. Der Rheinbund und der Reichsverrath der deutschen Fürsten, die zugleich durch die Krummstabslande und die reichsritterschaftlichen Gebiete ihre Hausmacht zum Theil wie Bayern, Württemberg und Baden mehr als verdoppelt hatten, brachten der trotzdem so schwächlichen Kleinstaaterei äußerlich die volle Souveränität. Aber nur die Gewehre der beiden deutschen Großmächte konnten diesen Wahn aufrechterhalten, den das Kleinfürstenthum der Gnade des corsischen Emporkömmlings und seinem unrühmlichen Vaterlandsverrath verdankte. Die kriegerische Theilung des alten deutschen Reiches in die preußische und österreichische Hälfte hat den wirklichen Machtverhältnissen zum Recht verholfen, aber auch die machtlose Souveränität der Kleinstaaten staatsrechtlich gerettet. Freilich war Preußen nur ihr ehemaliger Genosse. Erst Friedrich der Große hat in durchaus eigennütziger Eroberungssucht den schmalen Leib des preußischen Staates zur kriegerischen Großmacht erhoben, die aber 1806 ihre Lebensprobe nicht bestand. Der alte Fritz war geschichtlich nicht nur ein Empörer wider Kaiser und Reich, sondern volklich so selbstsüchtig wie irgend ein Habsburger oder sonstiger Kleinfürst. Der Siebenjährige Krieg galt nicht etwa der Sicherung Schlesiens, sondern lediglich der Eroberung Sachsens, wie Lehmann überzeugend nachgewiesen hat.*) Er verglich den schlesischen Erwerb mit dem französischen Raub von Elsaß-Lothringen und empfand keineswegs den nationalen Unterschied. Er war nicht nur literarisch undeutsch gesinnt. Aber die preußische Staatsgesinnung hat er begründet, und auf Preußen ruht das heutige Deutschland. Dies ist sein geschichtliches Verdienst, nicht die Hohenzollernlegende, die seinen harten Eigennutz patriotisch verklärt hat. Auch der Große Kurfürst gab seinen Kampf im Elsaß leichten Herzens auf, um Pommern den Schweden zu entreißen. Wäre er auf der kaiserlichen Seite geblieben, so hätte er im Frieden von St. Germain seine pommerschen Kriegserfolge nicht preisgeben müssen, wie kläglich auch Kaiser und Reich die Unabhängigkeit der Westmarken wahrten. Unsere ganze Geschichte seit den Hohenstaufen ist ja nur ein reichsfürstliches Raufen um Länderfetzen ohne Rücksicht auf das große Vaterland, dessen Niemand gedachte.

Freilich einmal schon in unserem Völkerleben regte sich das Bewußtsein der ungerechtfertigten Knechtschaft der Volksgenossen unter das vaterlandslose und reichsverrätherische Fürstenthum, das sich zwischen den deutschen König und die große Landesgemeinde geschoben hatte. Als führender dynastischer Adel wohl berechtigt und als Reichsstände auf den Reichstagen die berufensten Vertreter des Volkes, war das Reichsfürstenthum trotzdem unser schlimmster politischer Schädling, da es die Reichsmacht nach Außen lahmlegte und das Zusammengehörigkeits-Gefühl der Glieder aus dynastischer Habsucht vorbedachter Weise zerstörte. Als daher die Reformation die Zersprengung der päpstlichen, antinationalen kirchlichen Fesseln, die uns unter das Joch eines fremden Gewalthabers und italienischen Kleinfürsten zwangen, erfolgreich begann, da erwachte auch das schlummernde Volksempfinden der unterdrückten und einst maßgebenden Volksschichten. Der Adel und die Bauernschaft fühlten Angesichts der Befreiung von Rom die Anmaßung der Reichsfürsten, die an des Kaisers Statt die Landesherren spielten und mit Hülfe des römischen Rechtes die freie Ritterschaft und ihre ländlichen Berufsgenossen, deren edelster Theil Jene war, unter das undeutsche Joch einer Unterthänigkeit zwangen, die dem Gemeinfreien des deutschen Rechts unbekannt war. Die Reichsstädte hatten sich ihre Selbstständigkeit wieder errungen und blieben daher in unkluger Vorsicht als nicht mehr betheiligt dem ungleichen Kampfe fern, der mit ihrer Hülfe und einem deutschen König an der Spitze uns von der reichsfürstlichen Kleinstaaterei befreit hätte. Wenn man den beweglichen Aufruf Ulrich's von Hutten an die Reichsstädte zum Zweck der Unterstützung der Reichsritterschaft heute liest, so wird man von dem glühenden Feuer der vaterländischen Begeisterung dieses unglücklichen Kämpen wider die Uebermacht des eigensüchtigen, aber festgeschlossenen Reichsfürstenthums selbst ergriffen und kann nur tief bedauern, daß die thörichten Pfeffersäcke der mittelbar selbst bedrohten Städte aus blindem, kleinlichem Adelshaß dieser flehentlichen Bitte um thatkräftigen Beistand keine Folge leisteten. Auch der Bauernaufstand brach zu spät los, da die Reichsritter durch die Ueberwältigung Franz v. Säckingen's und seinen tapferen Tod schon selbst von einem weiteren Streite für ihren Stand, aber zugleich für Kaiser und Reich abgeschreckt waren. Das Geld der Städte fehlte beiden Ständen. Bebel schlachtet vergeblich die blutige Bauernempörung des Jahres 1524 für seine demokratischen Zwecke aus. Die Frohnden waren weniger ein Beschwerdepunkt, als das römische Recht gegenüber den alten, deutschen Weisthümern, die schon längst geschriebenes Gesetz geworden waren, und die Landesherrschaft der Fürsten und Herren. Für die alte deutsche Gemeinfreiheit und ihre Reichsunmittelbarkeit stritten diese derben Bauernfäuste, wie ihre Genossen in den friesischen Marschen und auf den schweizerischen Almen

*) Max Lehmann, Friedrich der Große und der Siebenjährige Krieg. Leipzig 1878. S. Hirzel.

Digitized by Google

sie erkämpft hatten. Ritter und Städte hätten ihre gleichstrebenden Helfer sein müssen. Der Reichsadel lag am Boden, der Landesadel war zum Diener der fürstlichen Standesgenossen herabgesunken, und die Städte haben beide Genossen feige im Stiche gelassen, ohne daß ihr Reichthum sie vor der landesherrlichen Einverleibung geschützt hätte. Haben doch bloß die heutigen drei Hansestädte und Frankfurt a. M. den Zusammenbruch des Reiches überlebt.

Die Hansestädte hat auch nur die Eifersucht der fürstlichen Nachbarn vor der Aufsaugung bewahrt, sonst hätten sie ihre Selbstständigkeit nicht in's neue Reich hinübergerettet. Ihre Kaisertreue ist daher gerechtfertigter und tiefer als der übrigen Bundesstaaten, mögen sie auch Zwerggebilde wie Reuß, Lippe und Waldeck sein, die auf die Dauer schon wirthschaftlich ihre Unabhängigkeit nicht selbst hüten können. Waldeck ist bereits in Zwangsverwaltung auf preußische Kosten, und Reuß ä. L. läßt verfassungswidrig einen Amtsrichter Landrath spielen, da es in einem Außentheil des Ländchens zwei Beamte trotz sonstiger kärglicher Besoldung nicht unterhalten kann. Hängt das Reich den Brodkorb höher und besteht auf den drückenden Umlagen, so ist es um die Selbstständigkeit dieser bezeichnendsten Ueberbleibsel unserer leider noch nicht überwundenen Kleinstaaterei geschehen. Eine eigene staatliche Lebensfähigkeit besitzen sie überhaupt nicht mehr. Nur die Reichsverfassung verbürgt ihr kaum berechtigtes Dasein. Diese Thatsachen bewogen sicherlich Treitschke zu der Auffassung, die mit dem äußeren Recht in Widerspruch steht und mehr dem geschichtlichen Seherblick des wahrhaftigen Vaterlandsfreundes als der wissenschaftlichen Lehre entspricht. Aber unseren Staatsrechtsgelehrten hat auch das Monstrum der alten Reichsverfassung gefallen, wie sie einst Pufendorf nannte. Der Politiker rechnet dagegen mit den Machtverhältnissen, die einst das Fürstenthum ja auch schrankenlos zum Schaden des Reiches und des Volkes ausgenutzt hat. Nicht dynastische Willkür, sondern das Belangen des Staates und des Volkes bestimmen jetzt die Verfassung, unter der ein Volksthum gedeihen soll. Wohlthuend berührt ja der Gegensatz der Rücksichtslosigkeit des alten Reichsfürstenthums wider das allgemeine Wohl der Volksgenossen und des gegenwärtigen Verständnisses unserer Bundesfürsten für die Erfordernisse des Reiches und der Einzelländer, ohne jedoch die alte Schuld der Vorfahren sühnen zu können, die unserem Volke noch jetzt unverheilte Wunden geschlagen und große Außenländer außerhalb des Rahmens des kleineren Deutschlands und Oesterreichs gestellt hat. Daß Deutschland doch noch ein geographischer Begriff ist, ist das schwere Vergehen des Fürstenthums, wie es stolzer und machtvoller kein Reich besessen hat. Aber wir haben diesen Vorzug zu theuer bezahlen müssen, als daß wir uns mit der bloßen Thatsache des deutschen Bundesstaates und seiner fast gleich starken Außenlande begnügen lassen sollten. Nicht nur das Ausland, auch die Selbstsucht des nur auf seinen dynastischen Vortheil bedachten Kleinfürstenthums hat uns in den Befreiungskriegen um den Lohn unserer Blutarbeit und der unerhörten Opfer betrogen. Schien es doch wichtiger, daß die reichs- und volksverrätherischen Staaten Napoleonischer Vaterschaft ihren Raub an deutschem Land und Leuten in Sicherheit brachten, als daß Deutschland selbst seine alten Grenzen wiederherstellte. Diese Schuld dürfen wir dem Fürstenthum nicht vergessen, bis das letzte Dorf des alten Reiches auf deutschem Volksboden zurückgewonnen ist. Stein's grimmer Haß galt dem Fürstenthum, das das Vaterland zwiefach verrathen hatte. Zuerst als es in üblicher Uneinigkeit und feiger Angst um den eigenen Besitz die ungezügelten Revolutionsheere in's Land ließ, wo noch kein Feldherrngenie diese Schaaren leitete, und dann am Tage der Rache, wo es Talleyrand's Listen williges Gehör lieh, um nicht die Unrechtmäßigkeit der eigenen Erwerbungen einer peinlichen Erörterung unterzogen zu sehen. Lieber mochte Frankreich seinen Raub behalten, lieber mochten die mit preußischer Kraft eroberten Niederlande auf den Schein ihrer unberechtigten Unabhängigkeit bestehen und die Schweiz vergessen, daß Oesterreichs Waffen sie aus der Gewalt der französischen Herrschaft befreit hatten. Jetzt freilich beruft sich das Fürstenthum auf die sogenannte Legitimität, die thatsächlich nur die Bestätigung früheren Rechtsbruchs auf Kosten des Reiches und der alten Gemeinfreiheit bedeutet. Dieß sollten die Welfen mit ihren lächerlichen vermeintlichen Rechtsansprüchen bedenken, da gerade das Herrscherhaus ihrer angeblich angestammten Unterthanentreue durch seine undeutsche Politik als Kostgänger des englischen Parlaments sein politisches Dasein mit Fug und Recht verwirkt hat.

Auf dem Boden unserer heutigen Staatsgestaltung ringt im Gegensatz zur alten Zeit das mächtigere Reich auf preußischer Grundlage mit den ziemlich jungen staatsrechtlichen Gewalten seiner Glieder, die doch ohne das Reichsband ohnmächtige Staatswesen sind. Zerfiele das Reich durch bundesfürstliche Schuld, so wäre gegenwärtig Preußen bei dem Einheitstriebe des Volkes mächtig genug, das Reich ohne die schwächende Trennung in einzelne Bundesstaaten aufrechtzuerhalten, auch ohne die zersetzenden Kräfte des Particularismus zu unterschätzen. Freilich, unser schlimmstes Uebel ist der deutsche Sondersinn, ohne dessen in unserem Volke leider weitverzweigtes Wurzelwerk der dynastische Eigennutz ohne Rücksicht auf die volkliche Wohlfahrt niemals solchen Beistand unter den Landesgenossen gefunden hätte. Daß, abgesehen von kleinen Tyrannen in lächerlicher Nachahmung des Sonnenkönigs in Versailles, die Landesherrschaft der Fürsten wahrhaft landesväterlich gewesen ist, kann selbst die demokratische Geschichtsschreibung nicht leugnen. Sogar die starre Selbstherrlichkeit bedarf des Rückhalts im Volke, wenn uns auch der Dreißigjährige Krieg mit seiner gräßlichen Noth ein gut Stück Bedientenhaftigkeit hinterlassen hat. Das Selbstbewußtsein der Städte und des Adels, mochte er auch lehnspflichtig sein, war gebrochen. Der Bauer war schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts seiner Gemeinfreiheit nicht nur beraubt, sondern Dank des römischen Sclaven- und Colonenrechtes zum Leibeigenen herabgedrückt oder wenigstens dauernd an die Scholle gefesselt. Noch im 14. Jahrhundert herrschte zwischen Städtern, Adel und Bauernschaft die schönste Eintracht in gegenseitiger Selbstachtung, wenn auch eine lustige Fehde gelegentlich die Freundschaft trübte. Die Standesunterschiede hatten noch keine Scheidewand zwischen den einzelnen Volksschichten gezogen, wie sie uns das 18. Jahrhundert in thörichter Uebertreibung zeigt, wo denn auch alle Volkskräfte gelähmt sind. Die Loosung des aufgeklärten Despotismus lautete daher: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk.“ Als der große Friedrich die Augen schloß, war es bald um seine preußische Schöpfung geschehen, obschon ein Hertzberg und Heinitz weiter Minister blieben — und tüchtigere hat Preußen selten gehabt.

Das Fürstenthum hat seit der Reformation die Geschicke Deutschlands entschieden, und bei ihm lag die thatsächliche Regierung, wie übel es immer um die Verwaltung der reichsritterschaftlichen Gebiete und der kleinen Reichsstädte und Reichsdörfer bestellt war. Selbst die Krummstabslande waren doch nur ein Zerrbild des Staates. Ohne die wehrlose Pfaffengasse des Rheines und die Zersplitterung der jenseitigen Landschaft (wo vielleicht 100 selbstständige Landesherrschaften im Gemenge lagen und das einst mächtigste Stammesherzogthum Lothringen nicht weniger als fünf Bisthümer, darunter die großen kurfürstlichen Erzstifte Cöln und Trier, auf seinem Gebiet entstehen sah), wäre die Ueberfluthung des deutschen Westens in der französischen Revolutionszeit nicht möglich gewesen. Die Fürstenrevolution des Jahres 1802 und der traurige Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der die Rheinbundsfürsten und auch Preußen mit dem geistlichen und weltlichen Raube für ihre Vaterlandslosigkeit belohnte, waren nothwendige Folgen unserer staatlichen Auflösung. Der

Digitized by Google

selige deutsche Bund bewies sodann den Widersinn der Souveränität der Zahl nach verminderter Kleinstaaten, und 1866 und 1871 sahen wir wieder eine nothdürftige Einheit des alten deutschen Staates nach Außen. Daß Oesterreich ausgeschlossen werden mußte und somit das Slavomagyarenthum das zahlenmäßige Uebergewicht in der Ostmark erlangt hat, rächt sich jetzt bitter und läßt die österreichische Frage noch offen. Auch jetzt herrscht noch ein Dualismus zwischen dem Deutschthum innerhalb und außerhalb des kleindeutschen Reiches, das doch nur der feste staatliche Kern unseres Volkes ist. Aber selbst auf reichsdeutschem Boden ist die Staatseinheit noch nicht entschieden. Jeder junge Student beweist uns den bundesstaatlichen Charakter des Reiches und ist auch in der Lage, einen wenig erfreulichen Vergleich mit den beiden anderen germanischen Bundesstaaten zu ziehen. Der nordamerikanische Präsident und der schweizerische Bundesrath sind viel mächtiger als der deutsche Kaiser, dessen wirkliche Stärke in seiner Hausmacht liegt. Andererseits ist freilich die ausübende Gewalt eine solche Waffe, daß besonders im Verkehr mit dem Auslande und im Heerwesen selbst die schwerwiegende Thatsache ganz zurücktritt, daß der Souverän des Reichs der Bundesrath ist. Nicht Kaiser und Reich, sondern die Bundesfürsten sind die Träger dieser vielköpfigen Souveränität. Reuß ä. L. und selbst das halbmediatisirte Waldeck sind der preußischen Vormacht gleichberechtigt. Ja bei der absehbaren Vereinigung der beiden Reuß und Schwarzburg führen diese Ländchen je 2 Stimmen im Bundesrath, wo Preußen nur 17 zustehen, da ihm der Neid der Genossen nicht einmal noch zwei weitere elsaß-lothringische für den Kaiser als Landesherrn zugestehen wollte.

Die Reichsverfassung gab dem neuen deutschen Staate nur ein nothdürftiges Mindestmaß von Befugnissen über seine Glieder. Die Rechtseinheit, die aushülfsweise durch das gemeine Recht, ja selbst den Sachsenspiegel noch bis zum Erlaß des Bürgerlichen Gesetzbuches thatsächlich vorhanden war, ist in diesem Gesetzbuch nur höchst unvollkommen verwirklicht. Weite Reichsgebiete sind von der Wohlthat der einheitlichen Geltung aus nichtigen Gründen ausgeschlossen. Prüft man unsere Berggesetze, so ergiebt sich ein einheitliches Bergrecht, denn die Gesetzgeber haben Alle von einander abgeschrieben und die Abweichungen sind keineswegs durch landschaftliche Verhältnisse oder Stammeseigenthümlichkeiten verursacht. Preußen selbst zeigt durch die Hannoversche Provinzialgesetzgebung Verschiedenheiten, die sich aber lediglich durch das veraltete Welfenrecht erklären. Das Gleiche gilt vom Wasserrecht, das endlich für Preußen neu geordnet werden soll. Ist in diesem Bundesstaat bei einem so schwierigen Rechtsstoff Rechtsgleichheit zu erzielen, so besteht dieselbe Möglichkeit für das übrige kleinere Deutschland. Beim Grundrecht jammerte die Gelehrtenwelt, daß nunmehr Alles über einen Kamm geschoren werden sollte, und doch waren sich alle gleichzeitigen Hypothekenrechte ganz ähnlich. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Weimarische Hypothekengesetz unstreitig trotz allzugroßer Kasuistik, die aber eine rechtsgelehrte Mode war, das beste. Trotzdem war es doch nur eine geschickte Auswahl aus fremden Gesetzgebungen und aus dem sächsischen Recht. Freilich die Justizhoheit der Bundesstaaten fürchtet Eingriffe auf öffentlich rechtlichem Gebiete, da die einheitliche Regelung solcher Rechtsverhältnisse nicht zu vermeiden, vielmehr dringend erforderlich ist. Trotzdem ist das Privatreichsrecht noch ein Lichtblick in unseren berechtigten Einheitsbestrebungen, denen sich sogar in dieser Richtung nicht einmal der verflossene Bundestag entziehen konnte. Schon damals erhielten wir ein einheitliches und mustergültiges Wechsel-, Handels- und Seerecht. Also das neue Reich ist nur auf der bereits betretenen Bahn weitergeschritten und hat uns leider die volle Rechtseinheit noch nicht gebracht. Das öffentliche Recht ist naturgemäß bei der selbstständigen Eigenverwaltung der Bundesstaaten von der Einheit noch weniger berührt. Aber es ist bezeichnend, daß selbst beim gemeinsamen Recht unser Staat den Anforderungen der Rechtseinheit kaum entspricht, die man an einen Bundesstaat regelmäßig macht, obschon selbst der deutsche Staatenbund dieses harmlose Ziel erstrebte und die Uebereinstimmung des Handelsrechts auch wirklich erreichte.

Die praktische und staatsrechtliche Einheit beruht jedoch auf der Verwaltung durch Kaiser und Reich. So spricht das Reichsgericht von Reichs wegen und nicht im Namen des Kaisers Recht. Schlimmer liegt es bei der Reichszollverwaltung, die durch die Bundesstaaten ausgeübt wird, da das Reich seine verfassungsmäßige Zollgewalt bisher nicht geltend gemacht hat. Außer den obersten und ihnen nachgeordneten Reichsämtern ohne Unterbau ist das Reich nur im Postwesen selbstthätig, und für den größten Theil Süddeutschlands ist ihm sogar die Posthoheit vorenthalten, während doch noch im seligen Bund die kaiserliche Thurn- und Taxis'sche Post das Reichspostregal, freilich als Privatmonopol, ausübte. Bismarck's Reichseisenbahn scheiterte an dem Sondergeist der Bundesstaaten, die theilweise erst Staatsbahnen schufen, um jetzt nach Reichshülfe vergeblich zu rufen, da das gekränkte Preußen als Dank für sein damaliges vergebliches Anerbieten der Ueberlassung seiner Bahnen an das Reich nunmehr nicht auf die reiche Einnahmequelle verzichten will. Württemberg hat sich amtlich und in der Volksvertretung mit der Reichsbahn aus Furcht vor einer preußischen Eisenbahngemeinschaft befreundet und bloß Bayern diesen Gedanken in stolzem Bajuvarentrotz abgelehnt. Aber wie bald schmilzt das particularistische Eis vor der heißen Sonne der unzulänglichen Verzinsung der Eisenbahnschuld! In den Kleinstaaten pflegt man über den angeblich noch ärgeren preußischen Particularismus zu wettern, indem man vergißt, daß Preußen großmüthig sich den Zwerggebilden formell gleichgestellt und 1866 das verwirkte Staatsleben von Weimar, Meiningen und Reuß ä. L. geschont hat, da preußische Fürstinnen schützend ihre Hand über ihre Heimath hielten, was man in Mitteldeutschland nicht vergessen sollte. Aber die Großmacht Preußen kann nur dann im Reiche aufgehen, wenn die erlauchten Bundesgenossen zum hohen Adel in einem Fürstenhaus neben dem Reichstag unter dem Kaiser geworden, wozu sich die außerpreußischen Bundesregierungen so bald wohl kaum verstehen werden. Leider hat der Reichsgedanke bereits erhebliche Rückschritte gemacht, als Bismarck das bündische Centrum brauchte und sein Rücktritt das Vertrauen zum Reiche erschütterte. Die Reichsversicherung brachte uns nur Landesanstalten und schuf sogar in Durchbrechung der einheitlichen Rechtsprechung und Verwaltung Landesversicherungsämter, die, wie das Strelitz'sche ein würdiges Gegenstück zu diesem unvollkommenen Kleinstaat selbst sind. Die Gerichtsverfassung des Reichs duldete bisher ein oberstes Landesgericht in Bayern in Wettbewerb mit dem Reichsgericht, das auch jetzt noch nicht trotz Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches aufgehoben ist, indem man ihm allerhand Rechtsgebiete nicht allzu reichstreu vorbehält. Auch die gemeinsamen Oberlandesgerichte waren richtiger als Reichseinrichtungen gedacht, von solcher Richterverschwendung wie das eigene Oldenburgische ganz abgesehen. Eine derartige kleine Spruchbehörde muß das Ansehen solcher hohen Gerichte schädigen. Auch die Menge der bayerischen Oberlandesgerichte entspricht dem übermäßigen Beamtenapparat dieses Mittelstaates. Welch ein Unterschied besteht zwischen dem preußischen Landrath und dem bayerischen Bezirksamtmann, der für seine 10000 Seelen noch einen ständigen Assessor als Hülfsarbeiter hat und dem die Steuer durch eigene höhere Beamten, die Rentamtleute, entzogen ist, eine Thätigkeit, die gewöhnlich der preußische Kreiscassirer nicht schlechter besorgt.

Die Stärke eines jeden Staates beruht auf dem Heerwesen und seiner Schatzverwaltung. Wir haben nur bundesstaatliche Contingente, deren Zahl Preußen glücklicherweise

Digitized by Google

durch Sonderabmachungen vermindert hat, die jedoch das Reich nichts angehen. Für Bayern besteht im Frieden nur ein Aufsichtsrecht des Kaisers, erst mit der Kriegsbereitschaft tritt dessen Oberbefehl in Kraft. Die bundesstaatlichen Kriegsministerien für je 3 (Bayern), 2 (Sachsen) und 1 (Württemberg) Armeecorps sind unnütze Schmuckstücke, da das preußische Kriegsamt und der preußische Generalstab doch die eigentlichen Macher sind. Die Zölle sollten das Reich in seiner finanziellen Selbstständigkeit sichern und die Bundesstaaten zu interessirten Kostgängern des größeren Vaterlandes machen, um ihnen mit klingender Münze die Reichsfreudigkeit zu erhalten. Aber die unglückliche Caprivische Kanzlerschaft hat Bismarck's Absicht beeinträchtigt, und mit Recht beschweren sich die Bundesglieder über die Reichsansprüche, während sie selbst doch in ihrer Mehrzahl des Beistandes bedürftig sind. Hat das Reich ihr Sonderdasein trotz ihrer staatlichen Unzulänglichkeit gewährleistet, so ist es freilich auch zur Erhaltung des finanziellen Gleichgewichts verpflichtet, da die Kleinstaaten wichtige Culturzwecke kaum noch erfüllen können. Die ehrwürdige Hochschule der wettinischen Ernestiner ist ernstlich gefährdet und hat thatsächlich die Hülfe einer Privatstiftung annehmen müssen, um seinen Fortbestand zu sichern. Hier hat aber die Kleinstaaterei wirklich Großes geleistet, und der Untergang der Universität Jena wäre ein cultureller Verlust, zumal auf außerstaatlichem Gebiet unsere Zerrissenheit auch künftig noch Gutes wirken kann, wie die Kunststädte München und Dresden zeigen und Weimars Blüthe bewiesen hat. Hier wollen wir der unpolitischen Einheit und dem sie stützenden Preußenthum nicht das Wort reden, aber es handelt sich dabei auch nicht um rein staatliche Aufgaben. Während Bismarck's unerreichte diplomatische Staatskunst die Welt mit Bewunderung erfüllt und den deutschen Namen nach langer Schmach zu Ehren brachte, fristete die kleinstaatliche Diplomatie ihr kümmerliches Leben weiter, wenn auch die Mehrzahl der Bundesstaaten mit Rücksicht auf den Geldbeutel auf das kostspielige und allzunichtige Gesandtschaftsrecht verzichtete. Aber welch übeln Eindruck macht das Vorhandensein eines bayerischen Geschäftsträgers in Paris und Petersburg, zumal der freilich schon geisteskranke König Ludwig II. thatsächlich mit den Orleans Verbindungen anknüpfte, wobei die machtlosen Thronbewerber ihren Reichthum politisch zu französischen Zwecken ausnützen wollten. Die Bundestreue der betreffenden Regierungen ist zwar über jeden Verdacht erhoben, aber gelesene bayerische Blätter riefen aus Anlaß des jüngsten Telegrammwechsels den künftigen Herrscher als Schützer der bayerischen Unabhängigkeit und Befreier aus den preußischen Reichsbanden ziemlich offenherzig an. Bayern hat schon im 15. Jahrhundert das Reich zum ersten Mal an Frankreich verrathen und auf der Rheinbundszeit beruht seine gegenwärtige Größe. Nirgends ist also der Reichsbau einheitlich gefestigt, und überall sehen wir nur verheißungsvolle Anfänge, die aber unter der Regierung des dritten Kaisers eine rückläufige Bewegung angenommen haben, worüber uns belanglose Aeußerlichkeiten, wie die dreifarbige Cocarde für alle Heerestheile und der preußische Helm nicht täuschen dürfen. Die Erreichung der Reichspostmarke für Württemberg ist doch ein zu dürftiges Ergebniß. Auch beruht die anerkennungswerthe Reichsfreundschaft des schwäbischen Königs zum Theil auf der gerechtfertigten Befürchtung von einer ultramontanen und damit reichsfeindlichen Herrschaft des zur Nachfolge berufenen katholischen herzoglichen Zweiges.

Trotzdem ist Treitschke's hoffnungsstarkes Wort berechtigt, wie wurzelfest auch die dynastischen und landschaftlichen Bestrebungen sind und wie kräftig die Reichverdrossenheit im außerpreußischen Deutschland aus bekannten Gründen in's Kraut geschossen ist. Berlin trägt die Schuld an der Befestigung des schon geschwundenen Particularismus, ohne daß die amtliche Reichsleitung irgendwie gefehlt hätte. Sie hat vielmehr zur Ausgleichung der entstandenen Gegensätze allzu milde Seiten gegenüber den Bundesregierungen anschlagen müssen und das gute Recht des Reichs auf Einheit der Post und Eisenbahn und eigene Zollverwaltung bisher nicht durchsetzen können. Die preußische Uebermacht muß jedoch den Gliedern die Wahl vor die Augen stellen entweder von Preußen auf gewissen Gebieten erdrückt zu werden oder freiwillig dem Reiche zugeben, was dessen Wohlfahrt erheischt. An jeder Reichseinrichtung ist selbst der schwächste Bundesstaat betheiligt und hat ein staatliches Anrecht. Eine preußische Gemeinschaft ist ein Bund, wo die übrigen Mitglieder staatlich ausgeschaltet werden, weil sie weder leistungs- noch lebensfähig sind. Ihr staatliches Dasein ist nur noch im Rahmen des Reiches möglich, und sie können nicht verlangen, daß der einzige wirkliche Staat Deutschlands, die preußische Vormacht, zu Gunsten der kleinen Bundesgenossen abdankt. Macht ist stets vor Recht gegangen. Nach diesem Erfahrungssatz haben die Vorfahren der heutigen Bundesfürsten gehandelt, als sie sich aus dynastischem Kraftgefühl wider Kaiser und Reich auflehnten und schließlich zu Schaden unseres Volkes eine Scheinsouveränität erlangten, die ihnen jetzt sogar das neue Reich ziemlich unverdientermaßen auf ewig gewährleistet. Es giebt aber auch im Staatsleben nur eine fortschreitende Bewegung, jeder Stillstand ist Rückschritt und würde zum Zerfall unseres jungen Staatsgebäudes führen. Aber für die Dynastien ist selbst der eingefleischteste Particularist nicht mehr zu haben, sobald unser Volksthum darunter leiden würde. Die wirthschaftlichen Kämpfe der Gegenwart thun die Einheit unseres Volkslebens dar, und nur auf breiter nationaler Grundlage ist ein Staatswesen noch dauernd möglich. Die habsburgische Monarchie zerfällt, wenn sie nicht wieder ihren deutschen Beruf aufnimmt und der geschichtlichen deutschen Vorherrschaft in ihrem Völkergewimmel zum Siege verhülft. Schon schielen ihre Deutschen sehnsüchtig nach unserem Reiche, das doch selber keinen erfreulichen Anblick in seiner fortdauernden dynastischen Zerrissenheit bietet. Die Stammesart verbindet alle Thüringer, die noch acht Herrscher, darunter den preußischen König besitzen, und der königlich bayerische Franke bedankt sich bestens für die oberbayerische Grobheit und kirchliche Verdummung. Das Bundesfürstenthum hat seine Reichspflichten getreulicher als das im Reichstag vertretene Volk erfüllt; hoffen wir, daß nun auch das Volk an das Reich denkt und den Traum des deutschen Staates verwirklicht, den unsere Fürsten Dank der Hülfe des dabei sich bereichernden Auslandes einst zerstört haben, während unsere Nachbarn sich längst eines festen staatlichen Gefüges in Uebereinstimmung mit ihren nationalen Grenzen erfreuen. Das selbstgefällige und eigennützige Gerede von der Schonung und Berechtigung der Stammeseigenart wird gerade durch die dynastische Zerklüftung unseres Vaterlandes Lügen gestraft, denn es giebt wohl bayerische Unterthanen, aber keinen das junge Königreich erfüllenden Volksstamm, in dessen Gebiet vielmehr jetzt Bayern, Franken und Schwaben hausen, während die Mehrheit der echten Bajuvaren im Erzherzogthum Oesterreich und den Alpenlanden von Krain bis Tirol sitzt. Ja, die Deutschen der böhmischen Randgebirge sind sitzengebliebene Markomannen und daher Bajuvaren reinsten Geblüts. Von fürstlich Reußischer ä. L. Stammeseigenthümlichkeit weiß ja der Kladderadasch Ergötzliches zu erzählen, aber die Heimathskunde kann keinen Unterschied zwischen diesen Ostthüringern und deren gleichfalls thüringischen Brüdern in Meißen oder deren westlichen Landesgenossen im Herzogthum Gotha entdecken. Dagegen ist der Rhöner trotz Weimarischer Staatsangehörigkeit ein Chatte. Freilich ist die angestammte Mannentreue des Deutschen gegen sein heimathliches Fürstenhaus ein schöner und sprichwörtlicher Zug, den wir nur zur höchsten volklichen Pflicht, zur Liebe zum Reiche erweitern wollen. Die dynastische Unterthanenschaft ist ein geschichtlicher und häufig kaum rühmlicher Zufall. Nur die kleinen Bundes-

Digitized by Google

fürsten, wie die Schwarzburger, können sich rühmen, stets auf ihren alten Erbe gesessen zu haben, das die erst emporgekommenen Wettiner schon in früher Zeit arg beschnitten haben. Alle größeren Bundesstaaten, Preußen voran, sind zusammengeheirathet und geraubt, nicht immer unter dem stolzen Kriegsrecht, wie Schlesien. Als Preußen die westfälischen Stiftslande und das Eichsfeld mit Erfurt besetzte, war diese Erwerbung eine Napoleonische Gnade und der Dank für den schmählichen Baseler Frieden. Es stand in dieser Hinsicht völlig den Rheinbündlern gleich und wurde wie diese von Bonaparte abwechselnd mit Peitsche und Zuckerbrod behandelt. Doch wir müssen uns auf den Boden der Thatsachen stellen und mit den heutigen Größen rechnen. Preußen war schließlich bis 1866 doch glückhafter als die früheren Rheinbündler und hat es für sein Opfer auch verdient. Auf Preußen ruht das Reich. Zetern die sonst hülflosen Genossen über das räuberische Preußen, so kann sie nur das Reich schützen, dem sie ja auch ehedem ihre verhältnißmäßige Unabhängigkeit entrissen haben. Preußen kann allein bestehen, die übrigen Bundesglieder nicht, ja nicht einmal Bayern. Wie die deutschen Außenlande, die Schweiz, Belgien und Holland Anschluß an das Volksganze einst suchen müssen, so ist die Zeit der verbündeten Kleinstaaten ebenfalls abgelaufen, mag jetzt auch bei der gelegentlichen Unzufriedenheit gegen den thatsächlichen Träger der Reichsgewalt der particularistische Weizen blühen, zumal auch der preußische Sondersinn verwerflich ist. Selbst die Reichslande sind durch das Ungeschick der Reichsleitung zu einem neuen Kleinstaat geworden, aber immerhin ist der Kaiser der Landesherr. Der volkliche Zug drängt zur festeren Einheit, und nicht bloß die schwatzenden Demokraten von 1848, wo die deutschen Throne bedenklich schwankten, erkennen nur in der Staatseinheit unseres Volkes in Europa das Heil unseres Stammes.

Was nun?

Von Julius Patzelt (Wien).

Das österreichische Abgeordnetenhaus ist bereits über vier Wochen versammelt, ohne daß es gelungen wäre, die Dornenhecke von Dringlichkeitsanträgen zu durchbrechen, die seine Tagesordnung umgiebt. Der parlamentarische Betrieb stockt, die Mühle klappert leer, und wenn das in Ansehung österreichischer Verhältnisse auch weder erstaunlich noch besonders beunruhigend ist, so wird dadurch doch in parlamentarischen, mehr aber noch in außerparlamentarischen Kreisen die Frage „Was nun?“ wieder zur Discussion gestellt. Die Geister Aller, die sich zur Rettung des österreichischen Staates berufen glauben und nur noch ihrer Erwählung harren, regen die Flügel, und die Regierung hat Mühe, alle die guten Freunde abzuwehren, die ihr selbstverständlich ganz uneigennützig ein sicher wirkendes Recept gegen den morbus austriacus in die Hand drücken wollen. Natürlich kommen dabei die ältesten Ladenhüter aus den unterschiedlichen Parteiapotheken auf den Markt, wobei als absolutes Universalheilmittel die Parlamentarisierung des gegenwärtigen Beamtencabinets sich ganz besonderer Beliebtheit erfreut.

Herr v. Koerber soll Cabinetschef bleiben, die übrigen Portefeuilles aber sollen an deutsche, tschechische und polnische Parteiführer vergeben werden. So lautet die geläufigste aller Combinationen. Auf ihre Einzelheiten einzugehen verlohnt sich nicht, nur der grundsätzlichen Frage, ob eine parlamentarische Majoritätsregierung zur Zeit in Oesterreich überhaupt möglich ist, seien einige Bemerkungen gewidmet. Bisher haben sich Parlamentarier als Minister in Oesterreich nicht bewährt, und der Zustand der Parteien läßt nicht annehmen, daß es in dieser Beziehung besser geworden wäre. Ganz abgesehen davon aber würde ein Coalitionscabinet auch in politischer Hinsicht nicht leistungsfähig sein. Die Probe darauf hat man ja bereits mit dem Ministerium Windischgrätz-Plener gemacht. Die dabei in Betracht kommenden Verhältnisse liegen aber heute weit ungünstiger als damals. Seitdem ist die Sprachenfrage in der schlimmsten Form acut geworden und haben Deutsche und Tschechen in der Obstruction das Mittel gefunden, diese jede gesetzgeberische Thätigkeit hemmende Angelegenheit auf der Tagesordnung zu erhalten. Nach dem Geständnisse beider streitenden Theile ist aber die Sprachenfrage eine Angelegenheit, die nicht durch parlamentarische Mehrheitsbeschlüsse entschieden werden könne, woraus logischer Weise folgt, daß die Umwandlung des Ministeriums Koerber in ein parlamentarisches Cabinet nur auf Grund einer allgemein anerkannten Verständigung der Deutschen und Tschechen in der Sprachenfrage erfolgen könnte. Gerade dafür ist aber bei der Strömung in beiden Lagern keine Aussicht vorhanden. Die Väter der Coalitionsidee planen deßhalb auch gar keine solche Verständigung von vornherein, sondern beruhigen den neugierigen Frager mit der Versicherung, daß die Verständigung schon von selbst kommen werde, sobald nur die berufenen und dann auch erwählten Parteiführer im Ministerium beisammen sitzen werden. Das ist mindestens eine arge Selbsttäuschung, denn schon nach acht Tagen würde die deutsche Minorität im Ministerrathe, dem Druck der deutschen Parteien folgend, sich in der Opposition befinden, die gegenwärtige günstige politische Lage der Deutschen wäre verscherzt, und das Vergnügen, zwei deutsche Parteiführer im Cabinet sitzen zu sehen, wäre damit etwas theuer bezahlt. Die deutsche Bevölkerung steht deßhalb auch dieser Art Projectenmacherei sehr skeptisch, wenn nicht geradezu ablehnend gegenüber. Sie hat es überhaupt verlernt, von den großen politischen Parteien etwas zu hoffen, sie will nachgerade Ruhe und Ordnung haben; durch welche Mittel, ist ihr ziemlich gleichgiltig. Auch darin liegt aber eine nicht zu unterschätzende Gefahr in nationaler und staatlicher Beziehung.

Der fortgesetzte Scandal im Abgeordnetenhause, die Obstruction hemmen alle gesetzgeberische Thätigkeit. Scandal und Obstruction werden aber durch die lückenhafte Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses ermöglicht, also muß die Geschäftsordnung abgeändert werden, wenn nicht mit dem Abgeordnetenhause, so gegen das Abgeordnetenhaus. Der Schluß scheint klar und logisch zu sein, allein es fehlt ein Glied in der Kette. Der constitutionelle Formalismus hat durch die Schuld des österreichischen Abgeordnetenhauses bereits so viel an Werth eingebüßt, daß kein österreichischer Politiker zögern würde, sich über die verfassungsmäßigen Formen hinwegzusetzen, wenn er dadurch hoffen kann, der Verfassung wieder einen lebendigen Inhalt zu geben, d. h. die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes dauernd zu sichern. Dieses Ziel scheint mir jedoch durch die Octroyirung einer neuen entsprechenden Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses nicht erreichbar zu sein. Was wäre — das ist doch die erste Frage — die nächste Folge einer solchen Octroyirung? Die parlamentarische Herrschaft der alten „Rechten“ ist durch die deutsche Obstruction zertrümmert worden. Die Reconstruction der „Rechten“ scheiterte aber bisher an der jungtschechischen Obstructionspolitik, die die Polen nicht mitmachen können und wollen. Würde nun durch eine neue Geschäftsordnung die Obstruction ausgeschlossen oder wesentlich erschwert werden, so wäre die nächste Folge davon der Wiederzusammenschluß der alten Rechten, die dann auch unter dem Schutze der neuen Geschäftsordnung nicht zögern würde, sich als Majoritätsregierung zu installiren, um die Sprachenfrage durch einen Majoritätsbeschluß in ihrem Sinne zu regeln. Es ist wahrscheinlich, daß auch dann die Deutschen, zum Aeußersten getrieben, Mittel und Wege finden würden, den Reichsrath

Digitized by Google

zu sprengen, allein das Endresultat wäre für die Deutschen eine mehr oder minder lange Gewaltherrschaft einer ihrer feindlichen Majorität, für den Staat aber eine Katastrophe, schlimmer als die unter Badeni hereingebrochene. Die Forderung nach einer zweckentsprechenden Revision der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses hat gewiß viel für sich, ja der Tiefstand der parlamentarischen Sitten in Oesterreich und die Nothwendigkeit wirthschaftlicher Reformarbeit fordern sie geradezu, allein man darf dabei nicht übersehen, daß der damit gewollte Zweck nur dann erreicht werden kann, wenn gleichzeitig auch die Ursache der Obstruction, die ungelöste Sprachenfrage, beseitigt wird. Wenn es richtig ist, daß der Volksvertretung ein Antheil an der Regierung gebührt, dann wird ihr Streben darnach so lange zu Krisen führen, als angesichts der strittigen Sprachenfrage die einzelnen parlamentarischen Gruppen ihren Hauptberuf darin erblicken, die von ihnen befürwortete Lösung der Sprachenfrage einander aufzuzwingen. Da aber andererseits der Fractionsgeist und die vielfachen Spaltungen im tschechischen und im deutschen Lager ein Compromiß in dieser Sache ausschließen, so ergiebt sich von selbst der Schluß, daß die Zustände im österreichischen Parlamente nur von außen her sanirt werden können und zwar durch eine autoritative Entscheidung der Krone in der Sprachenfrage, die als der andere constitutionelle Factor die Pflicht hat einzugreifen, wenn das Parlament in Folge eigener Unfähigkeit versagt. — Man glaube nicht, daß eine solche Entwickelung der Dinge in der Bevölkerung auf erheblichen Widerstand stoßen würde. Die Lösung der Sprachenfrage kann der Natur der Dinge nach nur eine autoritative, dictatorische sein, auch wenn sie durch das Parlament erfolgt, da eine Einstimmigkeit ausgeschlossen ist. Das Parlament genießt aber einerseits als eine in seiner Zusammensetzung veränderliche Erscheinung, andererseits aber in Folge seiner eigenen Zuchtlosigkeit in der Bevölkerung lange nicht die Autorität wie die Krone. Man würde eine gerechte und billige Entscheidung in der Sprachenfrage als das Ende eines Jahrzehnte langen, wirthschaftlich ruinösen Kampfes mit Befriedigung begrüßen und nichts dagegen einzuwenden haben, wenn gleichzeitig auch dem Abgeordnetenhause eine neue Geschäftsordnung octroyirt würde, um dort eine geordnete Thätigkeit herbeizuführen, nachdem jenes Streitobject beseitigt worden ist, das bis dahin die Gruppirung der Parteien des Hauses ausschließlich bestimmte und sie in eine brutale Majorisirung in einer Lebensfrage der Nationen auslaufen ließ.

Anders als in dieser Weise läßt die Frage: Was nun? sich kaum beantworten. Ob man in den maßgebenden Wiener Kreisen die Energie dazu finden wird, ist allerdings eine andere Frage. Grundsätzlichen Entscheidungen aus dem Wege zu gehen, war von jeher österreichische Maxime, und die Formen verfassungsmäßigen Lebens standen immer in höherem Ansehen als sein Inhalt. Im deutschen Reiche hat man aber ein sehr wesentliches Interesse an der Beseitigung der inneren Krise in Oesterreich, sofern die Entscheidung der Krone das Recht der Deutschen, überall in seiner Sprache Recht zu finden, nicht berühren und im staatlichen Interesse die deutsche Geschäftssprache des Staates codificiren würde, wie dies in dem letzten Koerber'schen Entwurfe angedeutet ist. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß nachgerade auch die materielle Bündnißfähigkeit Oesterreich-Ungarns unter der inneren Krise leidet, die neuestens auch der nothwendigen Verstärkung der Wehrmacht der Monarchie Hindernisse in den Weg legt, deren Bewältigung noch nicht abzusehen ist.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Hauff.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

Macaulay hat einmal von Oliver Goldsmith gesagt: „Es hat viele größere Schriftsteller gegeben, aber vielleicht nicht einen, der immer so durchaus liebenswürdig gewesen wäre." Diese Worte scheinen, wenn man Wilhelm Hauff's Persönlichkeit und Werke kennt, auch für diesen so jung verstorbenen schwäbischen Dichter geprägt zu sein, dessen Andenken zu erneuern wir an seinem hundertsten Geburtstag Gelegenheit finden. Am 29. November 1802 wurde Hauff geboren, am 18. November 1827 starb er; und in der kurzen Zeit von kaum drei Jahren hat er Alles geschrieben, was sein Andenken auf uns gebracht hat.

Es giebt einen Brief von Wilhelm Hauff an seinen Jugendfreund Moritz Pfaff, einen Brief, der, nach seiner Hochzeit geschrieben, sehr charakteristisch für den Dichter ist, der damals nicht ahnte, daß seinem Glück schon die Grenze gesteckt war: „Mein Moritz! Ich habe viele Bilder in diesem Leben gesehen, gedacht, auch wohl erfunden und niedergeschrieben, aber keines hat mir so gefallen wie ein „Stillleben", das ich Dir beschreiben will. Denk' Dir ein kleines warmes Stübchen; es ist tief am Abend und die Kerze auf dem Tische beinahe abgebrannt. Eine Thür ist geöffnet in ein Schlafzimmer, (was an zwei Betten bemerklich) vielleicht um dort ein wenig warm zu halten. Auf dem Sopha hinter dem Tisch und dem Stümpfchen Licht sitzt ein Mann im Pelzschlafrock: er schreibt. Neben ihm sitzt eine junge Frau; sie hat das Strickzeug in den Schooß sinken lassen. Sie heftet ihr Auge voll Liebe auf den Schreibenden, sie scheint über ihn nachzudenken, und das Licht, das auf ihre angenehmen Züge fällt, zeigt, daß ihre Gedanken ein zufriedenes glückliches Resultat geben können. — Jetzt sieht der Mann von seiner Arbeit auf, er sieht die Frau voll Wonne an, und — Du, wenn Du zufällig statt des Mondes in's Stübchen schautest, würdest Deinen glücklichen Freund erkennen. Mein Lieber, ich bin froh, daß ich um zweitausend Jahre nach Polykrates geboren bin und keinem Aberglauben mehr anheimfalle, sonst müßte mich mitten im Glück der furchtbar mahnende Gedanke traurig machen, „noch Keinen sah ich glücklich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streu'n." Ich bin so jung, ich habe viel Glück gehabt in der Welt. Oder ist es nicht ein Glück, daß ich bei so ausgezeichneter Anlage zum Leichtsinn, zum Trunk, Spiel und Lüge, bei einer Anlage, die sich so frühe Bahn brach, wo hundert Andere zu Grunde gehen, ehe sie noch das eigentliche Leben kennen lernten, in diesem Klosterpferch nicht zu Grunde ging, daß ich eine schwächliche, aber höhere Natur auf wunderbare Weise noch rettete? War ich nicht auf dem äußersten Rande, durch Rede und That gemein zu sein, und hat mir nicht ein edlerer Sinn hin und wieder die Wagschale gehalten? Hab' ich nicht mit Leichtsinn ein Band geknüpft, das mich fesselte, ohne zu überdenken, ob denn auch der Stand für mich passe, für welchen man mich erzog? Hätten nicht Andere das leichtgeknüpfte Band wieder zerrissen, wie man eine Ferienfuite vergißt? Wer hat mich davor bewahrt? Wer hat mir diesen Stern der Liebe erhalten, der über meinem Leben wie eine Sonne leuchtet? Ich fühle es, ich wurzelte vorher nicht auf dieser Erde, die Liebe zu diesem liebenswürdigen Wesen hat mich gelehrt, über mich selbst zu denken, hat mir die Kraft gegeben, mir eine Bahn zu brechen, eine Kraft, die mir bis heute unerklärlich ist. In welch' anderem Lande Europas, wenn es nicht Lappland ist, stehen dem jungen Manne so viele Hindernisse entgegen, öffentlich aufzutreten, als in diesem lieben Schwaben? Hergebrachte Vorurtheile und Erziehung machen

Digitized by Google

uns furchtsam und schüchtern. Unsere Sprache, unsere Gewohnheiten, die Sitten unserer Männer und Frauen sind Schranken, die unüberwindlich erscheinen. Ich darf sagen, ich habe sie wie ein Spielzeug zertrümmert, und mit dem ersten Schritt, den ich gethan, habe ich mir einen nicht unwürdigen Platz und eine Stimme erworben, die gültig ist, soweit man unsere Sprache spricht. Und, damit ich nicht wie ein Drache, aus Druckpapier gefertigt, einige Ruthen hoch der Sonne zufahre, um ebenso schnell zu sinken, hat mir das Glück die Möglichkeit bescheert, einen eigenen Herd zu bauen und das Flügelroß im häuslichen Stall einzustellen. Und wenn ich dies Alles so bedenke, wodurch habe ich so Schönes verdient? Woher die Kraft des Willens, etwas im Großen durchzusetzen, bei der sonstigen Schwäche der Natur? Woher dieses Glück, das mich zu Hause wie aus entfernten Ländern jede Woche, jeden Tag besucht? — Es könnte noch einen Raum geben, der nicht ausgefüllt wäre; das Sprichwort sagt: „Getheilte Freude ist doppelte Freude". Es könnten mir Freunde mangeln, die mit mir fühlen, mit mir sich freuen; ich könnte mit meinem lieben Weibe allein verlassen stehen; und auch hier, wie gütig hat es ein wundervolles Schicksal mit mir gemeint! Wie manche Freundschaften bläst der Wind des Zufalls zusammen, um — um sie ebenso schnell zu verwehen, und mir mußte es glücken, Freunde zu gewinnen, deren Liebe meine Asche überdauern wird."

In diesem Briefe hat man die ganze Persönlichkeit Hauff's: seine Liebenswürdigkeit, seinen Sinn für die Häuslichkeit, wie ihn alle schwäbischen Poeten bekundet haben, seine Bescheidenheit und sein Selbstbewußtsein, seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit, sein Anschmiegungsbedürfniß. Daneben spricht sich im Brief, wo er von Verirrungen und Lastern spricht, auch doch eine gewisse Uebertriebenheit aus; gewiß kein renommirender Zug, aber doch etwas, was fast an die Renommage reicht. Erschienen dem Fünfundzwanzigjährigen wirklich seine Jugendstreiche und Studententollheiten so groß und arg? Wiewohl überhaupt, vergrößerte die Erinnerung ihm das Gute und das Schlimme. Geht man sein Leben durch, so weit man es genau verfolgen kann, so findet man, daß ein frischfroher Sinn ihn niemals im Stiche ließ, daß er Alles mitmachte, was das Leben ihm wie der genußfrohen Jugend überhaupt entgegentrug; daß er sich des schönen Daseins auf dieser Erde freute, daß aber schließlich auch seine Jugendlust sich immer in Schranken hielt.

Mitten in dem Glück, von dem sein Brief so überzeugend zu erzählen weiß, ist Hauff gestorben, genannt, bekannt in einem Alter, wo Andere erst anfangen, thätig zu sein. Mißgeschick und Leiden hat ihm das Schicksal erspart, und Hölderlin's Worte kommen uns bei Betrachtung seines Lebens in den Sinn: „Oft hab' ich gehört, es fallen die Lieblinge des Himmels früh, auf daß sie sterblich Glück und Leid und Alter nicht erfahren."

Jung ist er gestorben, und er lebte im Gedächtniß der Späteren als ein Jüngling, dem spielend gelang, woran Andere Zeit, Geduld und Kraft setzen müssen, als ein Jüngling, der große Erwartung erweckt hatte und noch größere Hoffnungen zerstörte, da er so früh schied. War nicht Alles, was er gab, nur ein Versprechen, daß die Zukunft von ihm noch Größeres zeitigen würde? Was erhoffte man nicht Alles von ihm nach seinen so vielversprechenden Anfängen! Wären all' diese Hoffnungen auch nur zum Theil in Erfüllung gegangen? Müßige Fragen! Vielleicht war gerade das sein Glück, daß er ging in seiner Jugend, und alle Zukunftswünsche in's Grab nahm. So steht er denn da als ein Woller und als Könner. Man sagt von ihm: Er wäre erst groß geworden, und bedeutend, ein Deuter der Herzen, ein Künder der Seelen. Wir kennen erst seine Anfänge. Das Beste und Reifste zu geben gönnte ihm der Tod nicht.

Ein Dichter der Jugend ist er, und er gehört unter die Classiker oder vielmehr er wird unter sie gerechnet neben Körner, mit demselben Recht wie Körner. Er zählt zu den Classikern, die am Meisten gekauft und auch am Meisten gelesen werden. Denn wer kann ihn nicht lesen? Kann ihn nicht selbst der um das Seelenheil seiner Kinder besorgte Vater unbedenklich Jungen und Mädchen in die Hand geben? Wessen Unschuld würden die Novellen, der Lichtenstein, die Märchen gefährden? Wer vermag die Jugend besser und edler zu beschäftigen, zu fesseln? Er ist der Dichter der Jugend. Er schrieb, als hätte er die Jungen zu Lesern, als hätte er nur für die zu arbeiten, und leicht floß ihm aus der Feder Erzählung nach Erzählung, von selbst kam ihm der Stoff, spielend enthüllte er den Reichthum seiner Phantasie, und intensive Arbeitsconcentration schien er nicht nöthig zu haben. Wie ungerufen fast kamen ihm Bilder auf Bilder in solcher Fülle, daß er unter ihnen nur zu wählen brauchte.

Diese Müheloſigkeit der Arbeit empfinden wir bei Allem, was wir von ihm auch lesen. Nicht reich und nicht tief ist seine Gedankenwelt, der Sinn für psychologische Probleme ist ihm nicht gegeben, die großen Kämpfe des Gewissens und des Geistes beschäftigen ihn nicht. Vielleicht hätte sich das Alles später bei ihm gezeigt, jetzt scheint er für diese Dinge zu jung, zu glücklich. Und diese Jugend, dieses Glück, das sich wieder und wieder offenbart, läßt uns vergessen, was er nicht hat und nicht hat geben können. Wir treten an seine Werke mit einem liebenswürdigen Vorurtheil heran, wir wissen, was uns geboten wird, und nehmen damit dankbar vorlieb.

Wir kümmern uns wenig darum, daß hier die Gestalten nur angelegt, kaum skizzirt sind, daß dort die Begründung der Wahrscheinlichkeit ermangelt, daß anderswo die Lösung der befriedigenden Wirkung entbehrt; darüber sehen wir fort und freuen uns an dem leicht quellenden Fluß der Erzählungen, an der Anmuth und an der Liebenswürdigkeit, mit der der Dichter zu erzählen weiß und uns, ohne daß wir es merken, für sich gewinnt. Die Jugend, die aus seinen Werken spricht, zwingt uns in ihren Bann, und ohne Kritik hören wir dem Dichter zu. Wäre auch da eine Kritik am Platze, wo wir solche Anspruchslosigkeit finden? Er will ja nur erzählen, erzählen, darum hört ihm zu!

Wieviel Dichter hat Schwaben nicht hervorgebracht! Nennen will ich nur Hölderlin, Uhland, Kremer, Mörike, Waiblinger — aber steht nicht Wilhelm Hauff unter ihnen als ein Fremder? Er ist so ganz anders wie sie Alle. Er sieht nach außen, hinein in die lachende, schöne Welt, seine Augen sind ganz in Anspruch genommen von den vielen fesselnden Bildern, die sich ihm entrollen, er hat keine Muße, sich zu sammeln, die Augen jener anderen inneren Welt zuzuwenden und deren Tiefen und Geheimnisse zu ergründen. Alles liegt klar, deutlich, scharf, umrissen vor ihm, und so wie er sieht, so schreibt er. Nichts Mystisches giebt es für ihn, auch im Märchen nicht. Seine Märchen entbehren eigentlich des wirklich Märchenhaften. Wir haben immer das Gefühl: Du stehst, wenn Du bei ihm bist, mit Deinen Füßen fest auf der Erde.

Eine reiche, leicht quellende Phantasie ist ihm eigen; genährt in früher Jugend schon durch eine wahllose Lesewuth, die in gleicher Weise Gutes und Schlechtes verschlang, ohne freilich Schaden zu nehmen. Clauren las der Junge in des Großvaters Büchersaal, den pikanten Modeschriftsteller, und die Schauerromane der Spieß, Kremer und Genossen; aus dem Gelesenen formte er sich seine ersten Geschichts- und Märchengebilde und tischte sie seiner Schwester und deren Freundinnen auf. Eine Freude machte es ihm, seine staunenden Zuhörerschaft zu spannen und durch seine Sensationen aufzuregen. Lange dachte er nicht daran, daß in ihm etwas vom Erzähler steckte. Er sollte Pfarrer werden, das war so vorher bestimmt, und Hauff hatte nichts dagegen einzuwenden, machte die Schulen recht und schlecht durch, kam in's Tübinger Stift, machte sein Examen und füllte die Jahre bis

Digitized by Google

zu seiner Anstellung durch Annahme einer gut dotirten Hauslehrerstelle aus. In dieser Zeit, aber doch auch eigentlich noch nebenbei und ohne Rücksicht auf die Zukunft, begann er schriftstellerisch thätig zu werden. Der Erfolg, dessen er sich bereits durch seine ersten Werke zu erfreuen hatte, bestimmte ihn bald, alle Gedanken an eine weitere theologische Laufbahn aufzugeben und sich ganz seinen poetischen Arbeiten zu widmen.

Hauff ist Erzähler, nur Erzähler muß man sagen, wiewohl er zwei schöne Lieder geschaffen, die ganz Volkseigenthum geworden sind, jene beiden, die sich von all seinen Gedichten halten werden: „Morgenroth" und „Steh ich in finst'rer Mitternacht". Novellist ist Hauff, genauer gesagt, und Märchenerzähler. Man kann ihm seine Vorbilder nachweisen, E. Th. A. Hoffmann, Jean Paul, auch von dem von ihm so arg mitgenommenen Clauren hat er Manches angenommen. Aber niemals hat er sich sclavisch an seine Muster gehalten in dem Sinne, daß er sie nachgeahmt hätte, er hat sie nur auf sich wirken lassen und die Einflüsse in durchaus selbstständiger Weise verarbeitet. Gelernt hat er von ihnen, sie aber nie copirt. Bei aller Achtung, die man vor seinem Talent haben muß, muß man sich hüten, ihn auf eine zu hohe Stufe zu stellen, ein Genie ist er nicht gewesen, von originaler Kunst und Tiefe war er nicht. Doch mehr als ein gewöhnlicher Unterhaltungsschriftsteller, der es auf nichts weiter absieht als auf Ausfüllung einiger müßiger Stunden, war Wilhelm Hauff. Von nicht alltäglicher Natur muß diese spielende Productionslust gewesen sein, die so leicht bewegliche Phantasie, diese glückliche Gestaltungskraft. Das Alles hat ihn zu dem bevorzugten Dichter der Jugend gemacht, die sein Andenken frisch und in Ehren hält.

Martin Greif's Neue Lieder und Mären.*)

Von Franz Sandvoß (Weimar).

Der alte Goethe hat sich die angeblich zahme Xenie zum Troste hingeschrieben:

„Sie wollten Dir keinen Beifall gönnen,
Du warst niemals nach ihrem Sinn!
Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin."

Das Wort darf auch dem unermüdeten Dichter Martin Greif trostvoll sein. Das mir vorliegende Buch ist eine Altersgabe, ein „Divan", wenn auch kein west-östlicher, denn Hermann Frey, der sich als Poet zu Martin Greif umtaufte, ist am 18. Juni 1839 geboren, steht also im 64 sten Lebensjahre. Da weiß man denn, und der deutsche Dichter voraus, daß das Altwerden gar zu herrlich wäre, wenn nicht für eine alltägliche kleine Dose von Aerger und Ekel gesorgt wäre.

Feuilletons! Laßt uns ein Wenig blättern. Darnach benamsete sich das Tischlein in den Salons, worauf die literarischen Neuheiten und Bildermappen ausgelegt waren, und davon hat unser heutiges Zeitungs-Feuilleton, dem das s abhanden gegangen ist, noch seinen Namen. Feuilletons un peu! — Der ruhige Genuß des Ganzen sei für die Weihnachtsstille aufgespart! Wenigstens der Schreiber dieser Zeilen hat bis dahin noch gar Mancherlei kritisch abzuwandeln.

Schon gleich das wunderschöne Programmgedicht legt der Muse die tröstlichen Worte in den Mund und spricht damit zugleich absichtslos den ganzen Grundgehalt der Weisheit des Brahmanen unseres herrlichen Friedrich Rückert aus:

„Da Du lerntest zu verzichten,
Braucht Dir nimmer bang zu sein:
Nicht auf jene, die Dich richten,
Achte auf Dein Volk allein!"

„Aus dem Herzen wirst Du singen
Manchem, der Dein Lied vernimmt,
Und so wird es weiter klingen,
Schlicht, wie Du es angestimmt."

Schlicht — damit ist der Grundcharakter oder der Charaktergrund aller Greif'schen Lyrik, die daher so gar unmodern erscheinen mag, ausgesprochen. Die Zeit scheint ja nur noch Pointen, Witzraketen, parfümirte Zötchen, Feuerwerksgeprassel und Knalleffecte zu lieben und zu bedürfen. Lassen wir das der lieben Zeit einstweilen, denn morgen ist schon nicht mehr Gegenwart!

Man hat Greifen wohl vorgeworfen, es habe ihm oft an Selbstkritik gefehlt. Das ist bald gesagt — Selbstkritik. Wer weiß denn, was Alles ihr dennoch zum Opfer gefallen ist? Und wir, die wir begierig jedes vom Tische unserer großen (und mittelgroßen) Dichter gefallene Bröselein aufscharren und an die große Glocke der Mittheilungen aus dem Goethe und Schiller-Archiv hängen, wir wollen dem Lebenden vorschreiben, was er reichen dürfe, die Armen und Hungernden dem reichen Spender zurufen: diese Münze sei nicht blank genug, jene nicht mehr ganz rund? Wir, die wir dann, nach wenigen Jahren vielleicht, aus dem Nachlaß die köstlichsten Perlen herauszufischen werden beflissen sein? Fällt mir doch eben in diesen Tagen so ein alexandrinischer Nachlaßwust auf den Tisch: „August Graf von Platen's dramatischer Nachlaß".

Merkwürdig! — Waren es doch gerade die Anhänger Platen's, die oft recht platten, glatten Formfexe, die sich an Greif am schwersten versündigt hatten. Von dem armen, unglücklichen Platen selber sag' ich Nichts. Greif ist allerdings in Vielem sein directes Widerspiel, und doch dabei ein bewundernder und dankbarer Schüler geblieben, mein' ich.

Es kommt hinzu, daß ein Dichter, der es wirklich ist, seinen eigenen Reichthum gar nicht übersieht und kennt. Wie Vieles wird nicht aus alten Briefkisten von der archivalischen Betriebsamkeit heutiger Literaturforscher herausgehoben, was der Schreiber ad hoc hinwarf, und vielleicht gleich wieder vergessen hatte! Könnte es doch Goethe'n, wenn der Selige das nach ihm genannte, schöne Archivgebäude beträte, gar wohl passiren, daß man ihm Zettelchen vorlegte mit der Frage: „Nicht wahr, Herr Geheimer Rath, das haben Sie doch geschrieben? Möchten Sie nicht die Gewogenheit haben, uns zu sagen, was Sie eigentlich damit meinten?" Und der selige Geist spräche vielleicht, ehrlich wie er immer war —: „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, das weiß ich nämlich selber nicht mehr."

Und das passirte mit Goethe'n, der sich seit Jahrzehnten in Scene zu setzen verstanden hatte, weil er sich, wir wissen es wohl, mit allem Fug und Recht, gar merkwürdig vorkam.

Der Lyriker Greif hatte gleich bei seinem ersten Auftreten, ich weiß nicht, soll ich sagen das Glück oder das Unglück, als elementarer Lyriker verkündigt zu werden. Nun war ja den übrigen vierzigtausend deutschen Lyrikern, die mit ihm um die Palme rangen, der Sporn zu freigebigster Secirung dieses Elementargeistes gegeben. Greif hat alle Bitterniß eines deutschen Dichterlebens genossen, und weiß gewiß ein Lied davon zu singen. Aber er singt es ja gar nicht. Heiter wie je tritt der alte Knabe auf den Plan. Jahre lang hatte er geschwiegen, nur gelegentlich in Zeitschriften einen kleinen Ton angestimmt, sein „Gesätzle" hingeschmettert, bemüht, der deutschen Bühne eine Reihe schöner, volksmäßiger Stücke zu bieten, uns einstige Größe und Erniedrigung, deutsches Heldenthum und deutsche Treue im Bilde der Geschichte und Sage vor Augen zu stellen. Noch verhält

*) Neue Lieder und Mären von Martin Greif. Mit einem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Wilh. Trübner. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1902. 299. S. Kl. 8°. (In schmuckem Leinwandeinband, oben Goldschnitt.)

Digitized by Google

sich unser kaum mehr deutsch zu nennendes Theater recht spröde dazu. Sich in vergeblichem Ringen zu verzehren, scheint er eingesehen zu haben, wäre unklug gewesen, und die Wege zu gehen, auf denen man den Glanz des gefeierten Namens gewinnt, hatte er eben nicht gelernt, will er nicht lernen.

Muth und Selbstvertrauen sind ihm aber geblieben, ja gewachsen. Er weiß genau — zwar sagt er's nicht, man liest's ihm eben an — was ich gewann und kann, das kann eben so hoch dermalen kein Anderer, und so gut als ich Euch gelten lasse als was Ihr werth sein mögt, darf ich wohl endlich beanspruchen, als der zu gelten, der ich nun einmal bin. Was will ich denn von Euch? Ihr wißt's ja, am Beifall der Menge liegt mir Nichts, wirklich gar nichts. Erfreuen, trösten, erheben will ich Euch. Das ist mein Recht und meine Pflicht als Poet. Und wen's erfreut, für den hab' ich's eben erdacht und gemacht, wen nicht — ich lauf' ihm nicht nach. Ihr seid ja so Viele, und ich — nun ich bin Einer, „auch Einer", sagte der Edelschwabe Vischer.

Und das soll ihm der Neid wohl lassen. Ich weiß sehr wohl, über den Geschmack ist nicht leicht zu streiten. Habe ich doch sehr liebe Freunde, die mir in's Gesicht sagen, sie begriffen nicht, was ich an Greif als Lyriker so hoch bewunderte. Nun, ich will gar nicht streiten, es mag ja zum Theil Geschmackssache sein. Nun ist mein Geschmack aber doch auch nicht von gestern und vorgestern, er hat sich recht langsam und mühsam bilden müssen. Ich habe aus allerlei Literaturen und Classikern mir literarischen Wind genug um den Bart blasen lasen, um allenfalls auch über das Chalepón, das Calón, über die verzweifelte Frage, was denn nun eigentlich das Schöne sei, ein meinetwegen subjectives Wörtlein mit drein reden zu dürfen.

Da wäre nun in Ansehung Greif's zu sagen, das Schöne ist vor allen Dingen einfach, schlicht, absichtslos, in der Kunst wie in der Natur. Da bin ich so dreist geworden, daß ich als höchst widerwärtig ablehnen mag, was als fein auf dem Markte gängig ist, und wildwachsene lyrische Blümelein an's Herz drücke, die der allgemeinen Unbeachtung zum Trotz so schön und hold erblühten.

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

So sagt der Dichter in Goethe's Vorspiel auf dem Theater. Nur ein paar im ersten Naschen, bei flüchtigem Blättern in dem zierlichen Büchlein gefundene Proben.

Logisch destillirt ergäbe sich für das Gedicht S. 84 „Erfülltes Dasein". „Dem Dichter erscheint als Symbol eines solchen der blühende Apfelbaum." Aber nun lese man das Gedicht selbst. Z. B. Str. 4:

Du webst nicht nur im Glaste
Der prangenden Natur,
Daß sich Dein Stamm belaste
Im Herbst, scheinst Du zu Gaste
Im Blüthenmonde nur.

Un bel niente, sagt der Italiener, aber legen wir den Ton auf das bel, so wird der Dichter nichts dawider haben, wenn wir gar manches dieser kleinen Lieder so nennen.

Man lese S. 101 „Gedenken an die Kindheit":

Ich kam nach langen Jahren
Zu jenem Ort zurück,
Wo ich als Kind erfahren
Das erste Leid und Glück.

Wohl konnt' ich mich an Vieles
Kaum recht erinnern mehr,
Ja, manches frohen Spieles
Entsann ich mich nur schwer.

Ich fühlte mich erschrocken,
So fremd kam ich mir vor;
Da läuteten die Glocken,
Und Alles stieg empor.

Den Sperrdruck der letzten beiden Zeilen habe ich auf dem Gewissen, wie ich denn auch gar keine Ueberschrift dazu würde gegeben haben, nur zu oft belehrt, daß die Dichter sich damit den Eindruck ihrer besten Sachen verderben oder abschwächen — aber die Herren Verleger bestehen darauf, das Publicum müsse einen Halt haben.

In unserem Falle — es ist nicht der einzige, ist die Ueberschrift sogar irreleitend. Auf die früheſten und stärksten Kindheitseindrücke kam es doch an, aber wollte man nun sagen „Heimathsklänge" oder so was, so wäre doch auch die schöne epigrammatische Auflösung zum Teufel. Ich gebe den Rath, die Ueberschriften Ueberschriften sein zu lassen und die Gedichte für sich zu lesen, aufmerksam, aber laut, nicht taubstumm, wie man Noten tastend am Clavier liest.

Greif scheut es nicht und hat damit oft unverdienten Hohn auf sich gezogen, bis an die Grenze zu treten, wo das Einfache zum Trivialen wird. Es wird einmal ein besonderes Studium werden, wie die ästhetischen Mittel besonders der Goethe'schen Lyrik von Greif verwendet wurden, denn so ganz elementar ist der jüngere Dichter selbstverständlich nicht. So ließe sich z. B. das sehnsüchtige Verlangen nach mitempfindender Liebe in beiden Dichtern verfolgen.

Ich gestehe, mit dem neuerdings (von Ad. Bartels) geltend gemachten Begriff der specifischen" Lyrik", für den man ja besonders Goethe, Mörike, Storm u. A. und so auch Greif in Anspruch nimmt, nicht recht etwas anfangen zu können. Ja, natürlich wird Lyrik specifisch lyrisch, wie das Drama specifisch dramatisch und das Epos specifisch episch sein müssen. Aber lyrisch kann auch das Epigramm sein, wie umgekehrt die Stimmungslyrik epigrammatisch ausklingen darf (bei Heine ist sie oft lediglich auf den Witz schon angelegt und zugespitzt).

Da ist — ich bemerke nochmals, ich taste eben nur hin und her, da ich vorläufig nur das Dasein der neuen Sammlung anzuzeigen habe — ein wunderbar stimmungsvolles Liedchen „Quartier im Walde" (über die Titel kein Wort mehr), das dem berühmten Goethe'schen „Ueber allen Gipfeln" fast ebenwerthig an die Seite treten darf:

Im finst'ren Wald noch spät allein
Ein Vöglein singt erwacht,
Wie würde bang' doch mir da sein
So eine lange Nacht!

Und doch, hätt' ich geahnt, wie's mir
Ergangen in der Welt,
Ich hätte mir mein Nachtquartier
Im Wald wohl auch bestellt.

Das Zählen der Staubfäden hilft uns hier nicht, ein so zartes Pflänzlein zu bestimmen. Es ist eben Martin Greif, wie jenes Goethe. Das Weitere überlaß ich den ästhetischen Specialisten.

Was Greif als Balladendichter vermag, hat er längst durch die großartigste Ballade, fast sagte ich unserer gesammten neueren Dichtung, „Das klagende Lied", gezeigt.

Wer möchte da nicht begierig sein, zu erfahren, was er uns nun hier in den vierunddreißig neuen Nummern (S. 139 bis 212) vorsetzen werde?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen.

Von Elisabeth Würthmann.

„... Du würdest mir deßhalb den größten Gefallen thun — da Du ja doch im selben Hause wohnst — wenn Du den Kram für mich durchmustern wolltest. Die Möbel verkaufe alle, es müßte denn ein

Digitized by Google

seltenes Stück darunter sein, was ich bezweifle — der verstorbene Hofrath glänzte keineswegs durch Kunstverständniß, und seine Wittwe, falls sie solches besessen hat, fehlten die Mittel, es geltend zu machen. Sie hatte außer ihrer Pension nur den Zinsgenuß von einem bescheidenen ihrem Manne gehörigen Capital, das mir als dessen nächstem — in Wahrheit ziemlich entferntem — Erben bereits ausgehändigt worden ist. Wäre selber gern zur Stadt gekommen, mir ein paar frohe Tage mit Dir zu machen, allein vor October gestattete die Landwirthschaft es nicht und seitdem die gottverdammte Gicht. Die Wohnung aber muß geräumt werden, sie ist vom ersten an vermiethet. Die Kleider bekommt ihre alte Dienerin Marie, was da ist. Sie trug sich höchst einfach, ging seit Jahren nicht mehr aus, war gelähmt, die arme Seele — es ist dem Menschen einmal nichts gegönnt — fast seit ihr Mann in ein angeblich besseres Jenseits übergesiedelt ist, das mit seiner Ankunft dieses Beiwortes kaum würdiger geworden ist. Er gehörte zur weitverbreiteten Zunft derer, die mit Einsatz ihrer vollen Kraft den anderen das bißchen Leben sauer machen. Sieh auch die Papiere durch, den Schund verbrenne. Nun wäre ich fertig, Gott sei Dank. Nimm mir's nicht übel, alter Schwede, daß ich Dir diese erfreuliche Besorgung aufhalse — Du weißt, es war von jeher Dein Specialfach, ein guter Kerl zu sein. Nichts für ungut also! In alter Freundschaft

Taufersbach."

So war die verstorbene Hofräthin im dritten Stock seines ehmaligen Regimentskameraden Verwandte gewesen? Er hatte sie nicht gekannt, es war im Haus nicht Sitte, daß die Miether sich besuchten. Die einzige Aufmerksamkeit, die der eine dem anderen zollte, war eine Blumenspende im Fall des Todes. Auch er hatte damals einen Kranz geschickt, eben fiel ihm bei, daß die Rechnung noch beim Gärtner stand. Da stak sie in der Mappe: „Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen".

Wann war doch nur der erste? In acht Tagen schon — Zeit, daß Taufersbach geschrieben und für ihn selbst gerathen, gleich heute Abend anzufangen, statt die neuen zur Ansicht gesandten Bücher vorzunehmen, wie es seine Absicht gewesen war.

Er gab dem Burschen Mantel und Mütze, die er vorher sich nicht die Zeit genommen hatte, abzulegen, und ein an die erwähnte Dienerin gerichtetes Schreiben — es war dem seinen beigefügt gewesen.

„Sagen Sie, ich käme nach dem Abendessen."

„Jawohl, Herr Major."

Der Soldat hatte das Zimmer verlassen, und sein Herr trat wieder zum Fenster hin — es wurde dämmerig allgemach — den erhaltenen Auftrag ein zweites Mal zu überfliegen. Ja, ja, einen guten Kerl hatten sie ihn im Regiment geheißen — seit er vor Jahresfrist Personalreferent im Ministerium geworden, wurde er vermuthlich minder häufig so genannt. Freilich, wenn die Anliegen, die sich täglich an ihn herandrängten, mit dem Opfer einiger Mußestunden zu befriedigen wären wie jenes seines vormaligen Kameraden ... Wer weiß ... Er war nicht mehr so weich wie früher. Lang genug hatte er seine Illusionen behalten, lächerlich lang, bis in das Schwabenalter.

Neununddreißig Jahre! Ulrich Feldner strich sich über die Stirn, von der die dunkeln Haare allmälig zurückzuweichen begannen. Nun, er war noch gut daran — Taufersbach schrieb schon von Gicht. Schade, daß er nicht gekommen war — und doch, wie oft war er enttäuscht gewesen, wenn Jugendbekannte, Jugendfreunde ihn aufgesucht. Den dicken Moritz hätte er dennoch gern gesehen. Er dünkte ihm ein neidenswerther Mann trotz der erwähnten gottverfluchten Plage. Außer ihr hatten seine adeligen Vorfahren ihm einen stattlichen Landbesitz vererbt, der seit Jahrhunderten in der Familie gewesen. Auf eigener Scholle zu sitzen, in inniger Gemeinschaft mit der ewigen Natur, in anregendem, hilfreich aufklärendem Verkehr mit seinen Gutsnachbarn ... Er war die Illusionen mit der Jugend doch nicht alle losgeworden. Noch lange nicht.

Dies brachte ihm bestätigend der große steife Briefumschlag vor Augen, den er vorhin, als er heimgekommen, scheinbar unbeachtet hatte liegen lassen. Er wußte ja, was er enthielt, die gedruckte Einladung zu einer Abendgesellschaft. Die schöne Nella — wie sie der jungen Wittwe stolzen Römernamen Cornelia in der Familie verketzerten — hatte ihm davon gesagt, sein Kommen als zweifellos betrachtet ...

Liebte sie ihn, den weit älteren Mann? Lag Liebe, was er darunter verstand, in ihrer kühlen, sich selbst genügenden Natur? Es mochte der Gegensatz sie reizen, der zwischen ihnen beiden bestand, in der Erscheinung, der Lebensauffassung, in ihrem innersten Wesen. Das war es wohl, was sie bewog, ihm entgegenzukommen, sie schwanken ließ zwischen ihm und jenem reicheren, jüngeren Bewerber — vielleicht auch die glänzende Carrière, die man ihm von allen Seiten zusprach ...

Nein, über Cornelia's Gefühle gab er sich keiner Täuschung hin. Und seine eigenen ... Liebte er sie? Sie war so schön, es war Genuß, das Auge auf ihren feinen Zügen ruhen zu lassen, auf ihrer formvollendeten Gestalt — ihren hoheitsvoll anmutigen Bewegungen zu folgen. Und sie war geistvoll, was die Welt so nennt — die hieß sie freilich auch kokett. Möglich, daß von minder feingeschwungenen Lippen ihre Worte alltäglicher geklungen hätten. Sei dem, wie ihm wolle, er lauschte ihnen gern. Weshalb dann zögerte er die Frage zu thun, die sie erwartete, die zu stellen sie ihm das Recht gegeben hatte? Um der Illusionen seiner Jugend willen von einem idealen Lebensbund, einer Seelengemeinschaft, wie sie nie und nirgends zu finden war, um eines Traumes willen?

Er war ein Thor mit seinem Zaudern — an jenem Abend sollte sie entscheiden über sich und ihn.

* * *

Die alte Marie zündete die Lampe an und stellte sie auf den Schreibtisch, der Herr Major wollte die Papiere durchsehen. Vorerst aber schritt er zum Fenster hin, an dessen Scheiben eine Reihe erlesener chinesischer Primeln die lichtbedürftigen, farbigen Blüthen drückte.

„Die gnädige Frau hat sie aus Samen gezogen," erklärte die Dienerin, „sie hatte eine glückliche Hand — bei den Blumen," fügte sie einschränkend hinzu und verließ das Zimmer.

Der Alleingebliebene zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in's Schloß. Doch ehe er ihn umdrehte, nahm er das Buch zur Hand, das auf dem Schreibtisch vor ihm lag, Niels Lhynne. Achtsam steckte er den ihm vertrauten Band zu den auf dem Regal befindlichen anderen, dann ergriff er neugierig die Lampe und beleuchtete ihre Titel. Die eine Reihe füllte Goethe. Droste-Hülshof las er in der zweiten, Merimée, Carlyle, George Eliot, Thackeray, Fogazzaro — waren diese ihre Lieblingsschriftsteller, dann konnte er die alte Hofräthin eine Schwesterseele nennen. War sie denn alt gewesen? Im Hause hatte sie die kranke Hofräthin geheißen, weil sie niemals ausging.

Während er noch vor dem Regal stand, öffnete sich die Thür und die Dienerin kam wieder herein, eine zweite Lampe bringend, die sie auf den Tisch vor dem Sopha stellte. Ein heller Schein fiel auf das über letzterem angebrachte Oelgemälde eines alten Mannes mit bartlosem verkniffenem Mund und vorstehenden Augen.

„Der Herr Hofrath," sagte die Dienerin. „Von der gnädigen Frau ist kein Bild da," setzte sie hinzu, einen suchenden Blick des fremden Herrn richtig deutend.

Seit er ihre Bücher gesehen hatte, interessirte ihn die Verstorbene.

„Wie alt ist die Dame gewesen?" fragte er.

„Dreiunddreißig Jahre."

„Sie hatte wohl jung geheirathet?"

„Mit dreiundzwanzig Jahren, glaube ich. Sie war acht Jahre verheirathet." Die alte Frau erhob den Blick zum höfräthlichen Abbild und nickte bedeutungsvoll. „Und zwei Jahre ist sie krank gewesen."

„Gelähmt?"

„Doch nicht. Sie that einen unglücklichen Fall und verletzte sich in der Hüfte, wohl sonst auch noch innerlich, sie wurde nicht mehr gesund seitdem. Gehen konnte sie nur an einer Krücke und da höchst mühsam."

Der theilnahmsvolle Ausdruck im Gesicht des Officiers ermuthigte die alte Dienerin, sich eingehender auszusprechen.

„Es war ihre erste frohe Fahrt seit Jahren," fuhr sie in ihrer Rede fort, „sonst reiste sie nur jeden Sommer mit dem gnädigen Herrn in's Bad." Dem Tonfall der erzählenden Stimme nach waren diese alljährlich wiederkehrenden Fahrten nicht den Vergnügungsreisen zuzurechnen gewesen. „Und da wäre sie nicht fort, wenn nicht ihr Patchen so inständig gebeten hätte, sie möchte doch zur Confirmation kommen. So ging sie denn — ich hab' sie an die Bahn begleitet — und ist auf einer Tragbahre wieder nach Hause gekommen, nach Wochen und Monaten erst. Wie sie unterwegs umsteigen wollte, trat hinter ihr im Wagen Jemand auf ihr Kleid, sie strauchelte und stürzte hinaus und that sich all' den schweren Schaden."

Die alte Marie fuhr sich über die Augen, schraubte die zweite Lampe höher und ging hinaus. Der Zuhörer dagegen kehrte zum Schreibtisch zurück und schloß ihn auf.

Alte Quittungen fielen ihm entgegen, ganze Bündel, längst verjährt, Ausgabebücher mit steifer Bureaukratenschrift angefüllt, curriculum vitae des Hofraths, in derselben Hand geschrieben — Lesestoff für den landeingesessenen Freund an den langen Winterabenden — er mochte sich auch die Stube damit wärmen, es waren viele große Bogen. — Und hier gar, in einem Actendeckel wohlgeborgen, des Hofraths Schulzeugnisse, der Reihe nach geordnet, ein ganzer Stoß. Schade, daß soviel mit Siegel und Unterschrift verbriefte Vortrefflichkeit in den Flammen enden würde.

Das Fach war leer bis auf eine hölzerne Cassette. Sie war verschlossen, doch der kleine Messingschlüssel hing an einem seidenen Bändchen daran. Dies deutete auf weibliches Besitzthum. Fast wollte es ihm widerstreben, die dürftigen Ueberbleibsel eines langsam erloschenen Lebens kalten Blutes durchzumustern. Es waren ihrer wenige, als das Kästchen vor ihm stand.

Alte Briefe von den Eltern der Verstorbenen, ein Notizbüchlein voll Verse, Lenau, fast nur Lenau. „Von deinem Bruder Wilfried zum Geburtstag" stand auf dem Umschlag innen in einer kritzlichen Jungenschrift. Ein Brief in denselben, wenig fester gewordenen Zügen. Die Eltern schienen todt, es war von einem Onkel und Vormund die Rede, der den Neffen knapp hielt. „Hilf mir doch wieder aus, du brauchst ja Nichts."

Es fanden sich noch mehr der Briefe von seiner Hand, sie glichen dem ersten zum Verwechseln. Der Onkel war gestorben, er hatte nun keinen Vormund mehr nöthig, sonst aber der Bedürfnisse genug. In einer der flüchtig hingeworfenen Episteln gratulirte er der Schwester zur Verlobung mit dem Hofrath und sprach scherzhaft die Erwartung aus, seine eigenen, vormals etwas gespannten Beziehungen zum Bräutigam — er nannte ihn Onkels alten Freund — würden sich durch ihren Einfluß in nutzbare Familienbande umwandeln lassen.

Digitized by Google

Bei den Briefen lag ein altes Bildchen, die verblaßte Photographie eines kleinen Jungen im schwarzen Sammtkittel, ein bildschönes Kindergesicht mit großen scheuen Augen. „Wilfried“ war in den feinen Bleistiftstrichen des Notizbuchs darunter zu lesen und eine halbverwischte Jahreszahl. Ob sie sich für den stets begehrenden Bruder geopfert hatte, da sie sich zur Ehe mit dem unliebenswürdigen alten Mann entschloß? Schwarzumrandete Blätter waren es, die er darauf dem Kästchen entnahm, die Todesanzeigen der Eltern, andere, deren Beziehung zur Verstorbenen nicht ersichtlich war.

Befremdlich unter diesen düsteren Papieren nahmen sich vergilbte Theaterzettel aus — im selben Jahr war er auf der Akademie gewesen, hatte die gleichen Stücke gesehen, die nämlichen Aufführungen wohl, klassischer Tragödien meist. Eine berühmte Künstlerin war in jener Zeit Monate lang Gast an der Hofbühne, ihr Name stand auf all' den abgegriffenen Zetteln. Er legte sie bei Seite und bemerkte jetzt erst, daß eines der dunkelgeränderten Blätter zu Boden geglitten war. Wilfried Franke, Ingenieurcandidat, fünfundzwanzig Jahre alt. Arme Schwester Agnes! Sie war die einzig Unterschriebene.

Nun griff er nach den Ausgabebüchern zurück und begann sie durchzusehen — der gute Kerl gab wieder ein Lebenszeichen. Er brauchte diese Aufschreibungen nicht dem Erben unerwünscht zuzusenden, seinen Abend hatte er ja doch daran gegeben . . .

Was für Augen der kleine Bursch gehabt, rührend schön — er meinte es zu verstehen, warum die Schwester gerade dieses erste abgeblaßte Bild bei ihren Andenken sorglich aufbewart. Sie hatte sicher noch andere spätere Aufnahmen gehabt, ein hübscher Junge pflegt damit nicht zu geizen . . . Den Kopf mißfällig über seine Zerstreutheit schüttelnd, wandte er sich wieder den Eintragungen zu.

Erholungsaufenthalt in der Schweiz hieß es auf der ersten Seite des vor ihm aufgeschlagenen Buches; (statt einer Badekur) stand gewissermaßen entschuldigend in Klammer daneben. Der Hofrath war ein gewissenhafter Haushalter gewesen, die kleinsten Ausgaben hatte er mit peinlichster Genauigkeit eingeschrieben wie die großen, beide zumeist für seine eigene werthe Person. Bruder Wilfried mochte recht gehabt haben, seine Schwester schien nichts für sich zu brauchen. Ob sie seine Augen hatte — wo hatte er sie doch schon gesehen, diese selben Augen, halb scheu, halb sehnsuchtsvoll . . .

Zum zweiten Mal irrte sein Blick von den Eintragbüchern zur verblaßten Photographie. Dazwischen aber schoben sich vor seines Geistes Auge mit einem Mal die hohen vielfensterigen Häuser der Walterstraße, worin er die Akademiejahre ausgehalten, in seinen beiden düsteren Zimmern — zum Arbeiten hatte er den Tisch an's Fenster schieben müssen. Ein trübseliges Bild mit seinem schmalen Streifen Himmel, doch fiel erhellend der Strahl von zwei großen braunen Augen hinein aus einem zarten blassen Mädchengesicht. So war es drüben hinter den Scheiben erschienen, wenn er den Kopf von Zeichnung oder Schreiberei erhob, die Züge aber flossen ihm nun mit jenen des Kinderkopfes zusammen, nur legten sich krönend zwei blonde Flechten darüber. Er war um das hübsche vis-à-vis beneidet worden. Taufersbach, für den er hier saß, hatte, auf Urlaub in der Hauptstadt, ihn jenes Mal oft besucht, öfter als ihm, dem Vielbeschäftigten lieb war, und — dreist war der von je — mit dem Operngucker die schönen Augen konstatirt. Er selber hatte begreiflicher Weise den Kopf mit wichtigeren Dingen angefüllt und weder Stimmung noch Muße für eine Tändelei. Und außerdem, traf sein Blick sich einmal mit dem ihren, so verschwand sie rasch im dunkeln Hintergrund. Das war die Aehnlichkeit, die ihn gequält hatte gleich einem Namen, der dem Gedächtniß entfallen gewesen war. Im Klaren darüber, mochte er der tadellosen Uebereinstimmung in des Hofraths Einnahmen und Ausgaben weiter folgen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Lehrbuch der Berliner Dramenschneiderei.

Einleitung.

Der Umstand, daß jeder Deutsche schreiben lernt, führt jeden Deutschen zu dem Trugschluß, daß er auch schreiben könne. Dadurch ist die Zahl der Schriftsteller im Reiche nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung auf etwa 56 Millionen angewachsen, Säuglinge und Soldaten eingeschlossen. Wenn nun auch dank der Existenz zahlloser Literatur-Wochenschriften und jährlich erscheinender Musen-Almanache für die Unterbringung der poetischen Production nach Kräften gesorgt ist, so beginnt doch allmälig das Angebot die Nachfrage zu übersteigen. Ich könnte hier die günstige Gelegenheit zu volkswirthschaftlichen Abschweifungen benützen, verzichte aber darauf, um diejenigen meiner Leser, die sich meiner Führung anvertrauen wollen, nicht mit werthlosen Kenntnissen zu belasten. Je weniger ein Schriftsteller, zumal ein moderner dramatischer, gelernt hat, desto sicherer kommt er zum Ziele und desto rascher wird er beliebt. Bleiben wir also bei der nüchternen Praxis. Der Dichter von heute muß erkennen, daß auf den Gebieten der Lyrik und des Romans sein Weizen schon deßhalb nicht blühen kann, weil Niemand gesonnen ist, ihm die Ernte abzukaufen. Einzig und allein das Drama verspricht Erfolg, und zum Drama fühlt sich denn auch im innersten Herzen jeder hochstrebende Poet hingezogen, sobald er von Sudermann's Feuilletons, von Blumenthal's und Kadelburg's Tantièmen hört. Wer etwas kann, der verfaßt ein mehraktiges Lust- bis Trauerspiel, und wer nichts kann, der thut es erst recht.

Aber der Kulturmensch begnügt sich nicht damit, ein Drama zu schreiben, er will es auch aufgeführt sehen, will bei Tanten und Cousinen in den Ruf des begehrten Autors kommen, um dessen Schöpfungen sich die vereinigten Stadttheater von Tirschtiegel, Meseritz und Krachendorf an der Radaune reißen. Solchen Suchenden mag der vorliegende Leitfaden dienen. Er erspart ihnen die üblichen Enttäuschungen, die sonst jedem Anfänger widerfahren; er bringt sie im Automobil auf die Höhe des Parnasses. Nicht mehr setzen heute wie früher vor den Sieg den Schweiß der unsterblichen Götter. Wer sich meiner Führung anvertraut und nach meiner Methode Genie studirt, der wacht übermorgen in der Stimmung Lord Byrons auf. Er meint, er habe einen Katzenjammer, und dabei ist es Berühmtheit.

Erstes Kapitel.

(Die Technik des Dramas. — Der Naturalismus auf der Bühne. — Wahrhafte moderne Kunst.)

Der Aufführung eines Dramas muß seine Herstellung vorangehen. Diese Arbeit ist aber die leichteste bei dem ganzen Schwindel. Ehe der Naturalismus entdeckt wurde, hatte der Schüler allerdings die sogenannte Technik des Dramas zu studiren und sah sich mitunter gezwungen, dickleibige Lehrbücher zu wälzen, deren Verfasser, wie zum Beispiel Freytag, gar nicht daran dachten, ihre weisen Recepte bei den eigenen Stücken zu verwenden. Wie ich indeß schon oben bemerkte, ist es gerade der Stolz und die Größe des Jahrhundert-Dichters, daß er Nichts gelernt oder doch Alles vergessen hat. Es genügt also, einen mehr oder minder zusammenhängenden Dialog zu schreiben (gute Phonographen, die man in Biergärten und Markthallen aufstellt, erleichtern die Arbeit), ihn mit Hilfe des Metermaßes in drei bis höchstens vier Acte zu theilen und das Werk dann Komödie oder „Drama“ (auf keinen Fall „Tragödie“!) zu nennen, je nachdem einem das eigene Werk lächerlich oder tieftraurig vorkommt.

Die Schwierigkeiten beim Dichten beginnen erst, wenn das Werk vollendet ist. Ein Theaterstück zu machen, ist keine Kunst, große und wahre Kunst ist es dagegen, seine Aufführung durchzusetzen.

Zweites Kapitel.

(Die alte Methode. — Ein Theater ist kein Lesekränzchen. — Geld und gute Worte.

In vergangenen Zeiten pflegten die Dichter ihre Stücke „einzureichen“, und naive junge Leute aus der Provinz huldigen dem in dieser symbolischen Handlung liegenden Aberglauben noch heute. Nun will ich nicht durchaus ableugnen, daß es im grauen Alterthum Theaterdirectoren gegeben hat, die die ihnen zur Prüfung vorgelegten Manuskripte auch lasen oder doch von ihren Secretären lesen ließen. Heute ist diese ungewöhnliche Menschenart jedenfalls völlig ausgestorben und selbst in ihren Resten zoologisch nicht mehr nachweisbar. Deßhalb mag es wohl im Interesse des deutschen Postetats liegen, wenn angehende dramatische Dichter ihre Schöpfungen fein säuberlich abgeschrieben an die Bühnen senden, aber der Portoverbrauch ist auch der einzige Erfolg dieser Uebung. Sie ist deßhalb nur solchen Dramatikern zu empfehlen, die sehr alt werden wollen. Jedes Theater fühlt sich nämlich verpflichtet, jedes eingereichte Stück mindestens drei Vierteljahre lang uneröffnet im Schranke liegen zu lassen, ehe es das Packet mit verbindlichem Dank an den Eigenthümer zurückschickt. Da wir nun in Deutschland immerhin 50 bis 60 für Neuheiten in Betracht kommende Bühnen haben, können annähernd vierzig Jahre vergehen, bevor der Dichter überall dankend abgelehnt worden ist. Durchblättert er dann, ein dramatischer Veteran im Silberhaare, sein Opus noch einmal, so wird er bemerken, daß die vor vierzig Jahren zusammengeklebten Seiten noch immer zusammenhaften, daß also Niemand versucht hat, das zwischen ihnen eingeschlossene Geheimniß des Inhaltes zu lüften. Während die Kunst des Schreibens in Deutschland leider allgemein verbreitet ist, scheint nur ein ganz geringer Bruchtheil der Bevölkerung lesen zu können. Oder zu wollen.

Begüterte Poeten pflegen die Aufführungen ihrer Schauspiele dadurch zu erzwingen, daß sie alle Kosten auf sich nehmen und darüber hinaus dem Director, dem Regisseur, den Schauspielern Vorschüsse zahlen, während die Schauspielerinnen mit Brillant-Armbändern vorlieb nehmen. Ein Blick in die Tabellen der Einkommensteuer-Einschätzungsämter zeigt jedoch, daß für diese Lösung des Problems unsere Dichter in der Mehrheit noch nicht reif sind. Ebenso steht es mit der Gepflogenheit mancher Kritiker der von Sudermann gelobten Vorzeit, den unter ihrer Zuchtruthe stehenden Bühnenleitern ein vieractiges Manuskript eigener Mache auf die Brust zu setzen. Hermann Bahr hat diesen Brigantaggio zwar warm empfohlen, mit der Begründung, daß auch

Digitized by Google

der Recensent ein Mensch sei und essen wolle; nichtsdestoweniger halte ich seine Methode für lebensgefährlich. Zudem schickt sich Eines nicht für Alle. Die Individualität der Dichter ist verschieden, und Abwechselung muß auch beim Erringen von Lorberkränzen sein.

Drittes Capitel.

(Naturgeschichte des Comités. — Winke für die Gründungsarbeit. — Behandlung der Einser und der Nullen. — Ueberflüssigkeit der Kritik.)

Verhältnißmäßig am leichtesten wird der Dramatiker durch ein Comité berühmt. Angenehm ist es, wenn ihm ein Freund die Gründung dieser segensreichen Institution abnimmt; die Sache sieht dann nobler aus, und Noblesse ist Trumpf, wie das Beispiel des Berliner Tageblatts zeigt. Fehlt der Freund indeß, so gehe der Dichter selber unverweilt an's Werk. Er besuche eine anerkannte, thunlichst mit Arbeit überlastete literarische Größe, am besten einen in Amt und Würden stehenden, greisen Literarhistoriker. Je nach den persönlichen Neigungen dieses Herrn erbitte man sein hochgeneigtes Interesse für ein Drama antik-mythologischen, biblischen, hohenzollerngeschichtlichen oder klassenkämpferischen Inhalts und lasse nicht eher locker, als bis der Anerkannte seine Unterschrift gegeben hat. Er thut's schließlich aus Mitleid. Ist man erst im Besitze des einen Namenszuges, dann kommen die Andern von selber. Nr. 2 verläßt sich nämlich auf die Gewissenhaftigkeit von Nr. 1 und erspart sich jede Nachprüfung, während Nr. 3 schon ehrenhalber nicht bei Seite stehen will, wenn Nr. 1 und 2 das Comité bilden. Die übrigen Nummern können Nullen sein, möglichst mit Commercienrathstiteln oder mit einem Reichstagsmandat. Ihnen gegenüber braucht man nicht mehr den Bittsteller zu markiren; sie haben vielmehr allen Anlaß, von Herzen froh zu sein, daß sie überhaupt der Aufnahme in ein Comité gewürdigt werden, dem Nr. 1, 2 und 3 angehören. Und sie sind froh darüber. Das Comité, genau gesprochen Nr. 4 & Co., bringt sodann die erforderlichen Geldmittel durch fleißige Sammlung auf, miethet für den Premièren-Nachmittag ein Theater und erhebt solche Mordsreclame, daß männiglich meint, es sei ein Stück von ihm. Wird sodann für gute Wattirung des Hauses gesorgt, so ist der Actschluß-Applaus sicher. Des Weiteren bedarf es nicht. Die Kritik fällt ohnehin und in jedem Falle verroht und ungünstig aus, weil kein Recensent es jemals verzeihen wird, wenn man durch Nachmittags-Vorstellungen seine Verdauung stört. Glücklicherweise kann er als Nebensache behandelt werden, da es dem Comité-Dichter ja nur darauf angekommen ist und anzukommen brauchte, überhaupt einmal aufgeführt zu werden. (Vergleiche das Schlußwort.)

Viertes Capitel.

(Die Freie Bühne als Dichter-Brutofen. — Menschenkenntniß, Regiekunst und Möbelfabrikation. — Ueberflüssigkeit der Kritik).

Wirksamer noch und vergnüglicher als die Aufpäppelungd urch ein Comité ist die Genie-Entdeckung mit Hülfe einer eigens zn diesem Zwecke begründeten Freien Bühne, die sich auch Deutsche Volksbühne, Reform-Bühne, Secessions-Bühne oder Freie Deutsche Volks- und Reform-Bühne (Secession) nennen kann. Für einen Theaterverein finden sich in Berlin immer Mitglieder; man hat nur nöthig, Jedem die Aufführung seiner privaten Jambendramen zu versprechen. Ist die genügende Zahl beitragspflichtiger Enthusiasten zusammen, so überzeuge man sie davon, daß zunächst als Versuchskaninchen ein minder gutes Stück, also das eigene, in Scene gehen müsse. Man übernehme selbst die Regie, setze sich mit guten Möbellieferanten und Kunsthändlern in Verbindung und statte das Werk mit so vortrefflichen Broncen, Oelgemälden und van der Velde-Geräthen aus, daß die kritisch veranlagten Gemüther im Zuschauerraume über all' der Augenweide das Hören vergessen. Den Applaus besorgen in diesem Falle die vollzählig anwesenden Onkel, Tanten und Cousinen der Vereinsmitglieder. Was die Recensenten anbelangt, so vergleiche Capitel 3.

Schlußwort.

Die nach unserem System aufgeführten Stücke sind selbstverständlich von A bis Z unerträgliches Dilettantenwerk. Aber sie sind über die Bretter gegangen. Das genügt. Und es ist nicht allein die liebe Eitelkeit der Autoren befriedigt worden, sondern ihre Namen zählen von nun an auch thatsächlich mit. Jemand kann poetische Lyrik und unerhört glänzende Romane schreiben — außer seinem Schneider wird sich doch Niemand um ihn kümmern. Kaum daß er vielleicht einmal eine Zeitungsnotiz von zwei Zeilen Petit herauspreßt. Wer jedoch ein elendes Drama spielen läßt, von dem spricht am nächsten Morgen jedes Winkelblatt; mindestens drei Viertel Spalten in Sperrdruck werden ihm gewidmet. Sieg oder Durchfall — für den Theaterdichter bedeuten sie beide Unsterblichkeit. Am Morgen nach dem Abend, da man ihn ausgepfiffen hat, zählt er zu den Berühmtheiten der Nation; acht Tage später bittet ihn die „Woche" um einen längeren biographischen Beitrag und läßt sein Arbeitszimmer, seine Küche, sein W. C. und seinen Hund photographiren.

Prinz Vogelfrei.

Die neuen Akademien.

Das ist eine Metapher. Von Rechts wegen müßte der Titel lauten: „Die neuen Gebäude der K. Hochschule für bildende Künste und der K. Hochschule für Musik." Aber ich schreibe ja keinen officiellen Bericht und kann mich daher kürzer fassen. Nicht bloß in Bezug auf den Titel, sondern auch sonst. Ist denn wenig von diesen Hochschulen in den letzten Wochen zu lesen gewesen! Und die Photographen haben brillante Geschäfte gemacht: alle illustrirten Zeitschriften haben Bilder dieser neuen Gebäude gebracht, und im Uebrigen besorgte das Geschäft die Ansichtskarten-Industrie.

Eine genaue Beschreibung der ganzen Anlage zu liefern, wäre daher kaum mehr am Platze. Man weiß, daß für beide Hochschulen schon seit Jahren die räumlichen Verhältnisse in den alten Stätten, „auf dem Stall in der Dorotheenstadt" und in der Potsdamer Straße ganz unhaltbar geworden waren; daß bereits Kaiser Friedrich III. den Bauplatz an der Hardenbergstraße, der jetzt nur etwas weiter nach Westen zu verlegt worden ist, ausersehen hatte; daß dieser Platz 28.800 Quadratmeter umfaßt und mit einem ganzen Complex von Gebäuden bedeckt worden ist; daß der Bau nahezu vier Jahre gewährt hat und daß die Kosten sich auf mehr als $5^1/_4$ Millionen belaufen; daß die rühmlichst bekannten Baukünstler Kayser & von Großheim den Entwurf lieferten und daß ihnen bei der Ausführung als technischer und finanzieller Leiter Baurath Adams vom Cultusministerium zur Seite gestanden hat. Man weiß am Ende auch drinnen schon ziemlich gut Bescheid, denn, wie gesagt, an eingehenden Beschreibungen hat es wahrlich nicht gefehlt. An einigen abfälligen Urtheilen ebenfalls nicht ...

Aber einige Bemerkungen mögen immerhin auch hier noch gestattet sein.

Die abfälligen Urtheile beziehen sich vornehmlich auf die rein ästhetischen Wirkungen der Bauanlage. Man spricht von Stylvermengung, von mancher Vergewaltigung der Form, daß dieser und jener Thurm allzu unvermittelt aufgesetzt ist, daß hier und da im großen Hofe die Giebel allzu spielerisch mit kleinen Thürmchen geschmückt worden seien, daß drinnen eine allzu große Nüchternheit herrsche u. s. w.

Ich kenne nicht den Bauplan, den die Bauräthe Kayser & von Großheim einst, vor mehr als 20 Jahren, als die ganze Frage in's Rollen kam, zu dem gleichen Zweck entworfen haben. Ich möchte aber schon gern glauben, daß der Entwurf, der für den Lützow-Platz gedacht war, mit der Front zur Herkulesbrücke hin, einheitlicher und palastähnlicher ausgefallen sein mag. Jedoch — die Zeiten ändern sich. Nicht nur, daß der Platz ein anderer ist, daß die Bedürfnisse, auch die rein räumlichen, bedeutend gestiegen sein mögen. Wir Alle verlangen heute bei einem Bau, dem öffentlichen wie dem privaten, vor Allem eine innere Verschmelzung des Schönheitsbegriffes mit dem der Zweckmäßigkeit. Unsere ganze heutige Baukunst hat in den Händen einsichtsvoller Baumeister den einstigen Charakter verloren, vornehmlich Schau- und Prunkstücke zu schaffen. Man geht vom Zweck aus — man denke nur an Messel's Kaufhäuser, an Hoffmann's Gemeindeschulen, Volksbäder, Krankenhäuser — und sucht ihm vor Allem zu gerecht zu werden, aber natürlich dann auch in den unter den gegebenen Verhältnissen möglichst schönen Formen.

Und dieser Zweck hat den Schöpfern des Bauwerks in der Hardenbergstraße jeder Zeit und überall vorgeschwebt. Baurath Kayser drückte das freilich während der Festtage aus Anlaß der Einweihung der neuen Hochschulgebäude etwas anders aus. „Meine Herren", — sagte er wiederholt —, „Sie dürfen Eins nicht vergessen: es ist der ganze Bau mit dem Worte ‚preußisch' zu bezeichnen." Mich däucht aber, daß das nicht mehr und nicht weniger sagen will, als — schlicht und zweckmäßig.

Das Grundstück, das fast quadratisch ist, hat nach Norden nur ca. 150 Meter Front. Und es galt doch, viele Künstlerateliere zu schaffen. Hieraus allein schon ergab sich die Nothwendigkeit, die Hochschule für bildende Künste in möglichst viele Einzelbauten zu zerlegen, um so möglichst viel dem Norden zugekehrte Mauerflächen zu erhalten. So lagert sich der Hauptbau an der Hardenbergstraße mit seinen Lichthöfen einem zweiten großen quadratischen vor, der einen 5250 Quadratmeter großen Hof mit gefälligen Gartenanlagen umschließt; und hinter diesem Häusergeviert zieht sich an der Kurfürstenallee, gegenüber der technischen Hochschule, noch ein drittes über 100 Meter langes Gebäude hin, das ausschließlich Bildhauerwerkstätten enthält. Immer mit den Lichtforderungen rechnend, hat man die drei sich ergebenden Gebäudetracte, die zwischen Hardenbergstraße und Kurfürsten-Allee parallell laufen, verschieden hoch gebaut. Der Hauptbau ist vier Stockwerk hoch, der an der Kurfürstenallee nur ein hohes Erdgeschoß, eine mittlere Höhe zwischen beiden nimmt der nördliche Abschluß des großen quadratischen Hofgebäudes ein. Auch um Licht für Werkstätten zu gewinnen, hat man die Musik-Hochschule als ein von Süd nach Nord lang ausgestrecktes Gebäude an der Fasanenstraße angelegt. Dieser Bau ist bei ca. 160 Meter Länge nur 30 Meter breit, er steht also hart am Ostrande des Grundstückes und gewährt der Schule für bildende Künste so viel Spielraum für Entwickelung in die Breite.

Was nun den Styl betrifft, so hätten ja die Schöpfer natürlich auch für alle mögliche andere, als den gewählten sich entschließen können. Sie entschieden sich für ein gemäßigtes Barock in den Hauptformen, wählten für ornamentale Zwecke Renaissance-Ideen oder aber ein Empire

Digitized by Google

mit Anklängen hier und da an dem Styl Louis XVI. Risalite und Porticus, pavillonartige Anbauten, Mansarden- und wieder hochgiebelige Dächer mit Dreieck-Profil, höhere und niedrige Thürme, bald vier-, bald sechseckig mit geschweiftem oder aber glattwandig verlaufenden Dächern und Helmaufsätzen bringen eine gefällige Abwechselung in die Profile und Fronten der vielen einzelnen Gebäude. Wenn der gewählte Styl nicht in die Umgebung hineinpaßt, weder mit dem Renaissance-Palast der technischen Hochschule jenseits der Kurfürstenallee, noch — Gott lob! — mit den Casernenbauten der Artillerie- und Ingenieurschule in der Fasanenstraße im Einklang steht — was verschlägt's? Dafür hat er was vom Geiste des märkischen Baustyls während einer langen Periode. Ich halte daher diese Wahl für sehr glücklich. Sie giebt dem Ganzen sozusagen einen localnationalen Anstrich.

Und dann — man vergesse nicht, daß die Zweckmäßigkeit vor Allem das Ziel bildete. Das ist gewiß erreicht. Licht und Luft überall. Vorzügliche Unterrichtsräume, ausgezeichnet praktische Werkstätten. Die große Gypszeichen-Classe gleichzeitig ein Antikensaal, am Ende des Vestibuls des Hauptbaues hineingebaut in den großen Hof; in diesem Hofe — ein Freilichtatelier für Thiermalerei, wie ein Gewächshaus, ganz aus Glas; ein anderes Freilichtatelier auf der Terasse an einem der kleinen Lichthöfe hoch oben im Hauptbau; ein gewaltiges Atelier für Monumentalmalerei mit oben umlaufenden Gallerien, wo die Modelle aufgestellt oder gelagert werden, wenn es perspectivische Verkürzungen für Deckengemälde zu malen gilt; sogar der Hauptthurm über dem Mittelbau des Hauses an der Hardenbergstraße ist zu Atelierzwecken ausgenutzt, ebenso wie die anliegenden Dachbodenräume. Wir finden da eine bayerische verräucherte Bauernstube, eine Rococo-Capelle mit Altar, Klosterkeller, künstliche Ruinen u. dgl., was Alles wir nun allerdings bis zum Ueberdruß auf allen möglichen Studien und Bildern der jungen Akademiker immer wieder sehen werden. Costümkammern unter dem Dach und zu ebner Erde, hier sogar mit einem eigenen schmalen Hof für — das wichtige Geschäft des Ausklopfens. Die Meisterateliers groß, hoch, mit der Schülerclasse immer gleich nebenan u. s. w. Nur Eins noch: damit die Ateliers im Hauptbau nicht durch Reflexlicht von den Mauern der Hofgebäude belästigt würden, sind diese unten dunkler getüncht und oben mit dunkelbraunen Holzgallerien verkleidet. Auch sollen einige Mauern möglichst mit Schling- und Kletterpflanzen bedeckt werden, was auch dem sowieso schon freundlichen Hofe ein noch traulicheres Aussehen verleihen wird.

In der Ausstattung der Flure, Treppenhäuser, Corridore, Classenräume herrscht große Einfachheit vor. Ganz principiell. Sicher können hier reiche Ornamentik und Decorirung aller Art nur phantasiebelastend wirken. Aber doch ist der Eindruck casernenhafter Eintönigkeit und frostiger Uniformität sehr glücklich vermieden worden durch Abwechselung in den Gewölbe-Anlagen und Lichtquellen, durch allerlei Nischen und Vorsprünge: in das kalte Weiß wird so ein malerisches Spiel der Schatten hineingebracht.

Auf die technischen Musterleistungen, die reichen Hülfslehrmittel, z. B. für Anatomie, will ich hier weiter nicht eingehen. Der Geist der ganzen Anlage erhellt auch aus dem Gesagten. Der Charakter der „Schule" springt sofort in's Auge. Auch selbst die Aula ist schlicht, nicht einmal groß, eben gerade für den Zweck festlicher Schulversammlungen ausreichend.

An den Außenmauern — ja, da begegnen mir Ornament und Decorationen, architektonischen und skulpturalen; da sind die Bildhauer Menzel und Herter, Hundrieser und Breuer und Janensch zu Worte gekommen in Giebelfeldern und monumentalen Wandbrunnen. Und die vielgestaltigen rothen Ziegeldächer, das gelbgraue Mauerwerk der reichgegliederten Fassaden thun ein Uebriges, dem Ganzen ein anmuthendes Aussehen zu verleihen . . .

In drei Theile zerfällt die Hochschule für Musik: in der Mitte, an der Fasanenstraße, das mehrstöckige Unterrichtsgebäude, nebst Bibliothek und Musikalien-Museum, links davon, also südlich — das Concerthaus mit dem großen Saal für 1000 Zuhörer und 600 Ausübende, licht in den Farben, leicht in den Formen, abermals schlicht und dabei doch vornehm; rechts, also nördlich — das Uebungstheater, der Saal ähnlich wie der Concertsaal ausgestattet, die Bühne gerade geräumig genug, Alles nach den neuesten Forderungen der Bühnentechnik und der Akustik gebaut. Auch in diesen drei Gebäuden, von denen jedes seinen eigenen Eingang hat, bis in's Kleinste hinein weitgehendster Cultus des Zweckdienlichen in der Anlage und Ausstattung der Räume, ihrer Verbindung untereinander. Alles ist massiv gebaut, und in den Classenzimmern, in der Bibliothek, im Arbeitscabinett des Directors sind besondere Schalldämpfvorrichtungen getroffen: die Thüren aus dicken Bohlen, die Wände mit Stoff verkleidet, die Decken und Fußböden mit Kork und Filz gefüttert. Kein Ton dringt auf die Wandelgänge hinaus, in die Nachbarräume hinein und in den Zimmern selbst klingen die Stimme, die Instrumente dumpf. Director Joachim wünschte das ausdrücklich. Keine akustischen Hülfsmittel sollen hier dem Zögling zu Gebote stehen, damit seine Tonbildung besser controllirt werden könnte . . .

„Erudiendas juventuti artibus" — „Der Jugend zur Ausbildung in den Künsten" — lautet die Inschrift auf dem Portal der Kunst-Hochschule, über dem vergoldeten Relief-Brustbildniß des Kaisers in Uniform. Wenn Lehrmittel und denkbar beste Arbeitsstätten allein schon große Künstler heranziehen könnten — es stände um die Zukunft Berliner Kunst gut.

Der Kaiser meint richtig, das allein genügte noch nicht. Er verwies in seiner Rede bei der Einweihungsfeier auf's Neue energisch auf die Nothwendigkeit „der engen Anlehnung an die unerreichbaren classischen Vorbilder" und einer „treuen Nachfolge insbesondere derjenigen Meister, welche an der Akademie gelehrt oder ihre Ausbildung erhalten haben . . ."

Jedoch der Hauptzweck all' der künstlerischen Ausbildung und Erziehung wurde in dieser Rede dahin präcisirt: „durch die Arbeit das Volk in allen seinen Schichten aus dem Getriebe des alltäglichen Lebens zu den Höhen der Kunst zu erheben und das Schönheitsgefühl und den Sinn für das Edle zu hegen und zu stärken."

Ein Ziel, wohl des Schweißes der Edlen werth. Die Mittel aber, es zu erreichen — sie sind ja auch innerhalb der Akademie selbst, während ihrer 200jährigen Geschichte gar verschieden gewesen. Und so — denke ich — wird's auch in Zukunft bleiben: Jede Zeit hat ihre „großen Meister" . . .

J. Norden.

Notizen.

Von den Dokumenten des modernen Kunstgewerbes ist das 1. Heft der ersten Serie, der Keramik und Glasindusterie gewidmet, erschienen. Es macht einen vornehmen und künstlerischen Eindruck und darf als ein kunstgewerbliches Bilderbuch im guten Sinne des Wortes bezeichnet werden. Recht erfrischend wirkt die Lectüre des Programm-Artikels „Der Gruß zum ersten Augenaufschlag der Documente des modernen Kunstgewerbes", aus dem wir folgende Worte wiedergeben: Soweit nur irgend möglich, sollen nur Hauptwerke des modernen Kunstgewerbes dargestellt werden, und zwar aller Länder und auf allen Gebieten der angewandten Kunst. Auf einigen wenigen Gebieten, auf denen die Entwickelung bisher zurückgeblieben ist und auf denen man von Hauptwerken noch nicht sprechen kann, ist dieses Wort cum grano salis zu verstehen . . . Irgend welche bestimmte Richtung wird nicht vertreten werden. Wohl aber wird erstens einmal bei der angewandten Kunst über die Kunst die Anwendung nicht vergessen werden — hierauf kommen wir noch zurück. Zweitens sollen Werke, welche einen einseitigen Liniencultus im plastischen Kunstgewerbe vertreten, nicht aufgenommen werden. Drittens soll dem Manierismus, der heute in bedenklicher Weise auf verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes sich breit zu machen beginnt, gesteuert werden. Mit vorzüglichen Abbildungen sind u. A. die folgenden erstklassigen Firmen vertreten: die kgl. Porzellanmanufactur Rozenburg, die kais. russ. Porzellanmanufactur, die kgl. sächs. und kgl. dänische Porzellanmanufactur, die kgl. Porzellanmanufactur in Berlin, ferner hervorragende französische Keramiker, wie Bigot, Boissonniere, Doat, Barck. Von Glasfusinen sind Val St. Lambert, Fritz Heckert, Reijmyre, von Poschinger ꝛc. vertreten. In den folgenden Heften werden vermuthlich die kleineren keramischen und glasindustriellen Firmen zu Worte kommen. Das nächst erscheinende Heft wird indessen der Goldschmiedekunst und Metallindustrie gewidmet sein. Die Anschaffung des Werkes empfiehlt sich, zumal auch Abonnement auf einzelne Serien gestattet ist.

Unter jenen Dichtern, die ihre Stoffe mit Vorliebe dem sonnigen Italien entlehnen, nimmt Ant. Andrea eine hervorragende Stelle ein. Auch in ihren „Kindern der Sonne" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) malt sie in kräftigen Farben Bilder des Volkslebens, und ob sie es von seiner heiteren Seite schildert oder ernste Töne anschlägt, stets erzielt sie eine volle Wirkung.

Einen Roman von urwüchsiger Kraft bietet Ernst Zahn, der kernige Schweizer Dichter, mit seinem neuen Roman „Herrgottsfäden" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Im Vordergrunde der reich bewegten Handlung steht der Präses (Schultheiß) eines Hochalpendorfes, der beinahe wie ein König über seine Gemeinde herrscht, und wahrlich nicht zu deren Nachtheil. Aber er ist ein fanatischer Anhänger des Althergebrachten, ein erbitterter Feind jeglicher Neuerung, und wer ihm hierin widerstrebt, den bekämpft er bis zur Vernichtung. In diesem Starrsinn zerstört er sogar das Lebensglück seiner Tochter, die ihr Herz einem armen Burschen geschenkt hat, und er ruht nicht eher, bis er diesen und seine Sippe mit Schimpf und Schande aus dem Dorfe vertrieben hat. Die Bestrafung für diese That bleibt nicht aus, denn nach Jahren kehrt der Verjagte, nunmehr ein reicher Mann, in die Heimath zurück, mit der ausgesprochenen Absicht, Rache zu üben, und in der That gelingt es ihm, den stolzen Gegner auf das ärgste zu schädigen und zu demüthigen. Eine Katastrophe von tiefer Tragik scheint sich vorzubereiten, aber die Liebe des jungen Volkes schlägt die Brücke der Versöhnung zwischen den beiden feindlichen Parteien. Mit sicherer Hand zeichnet der Dichter die Charaktere der fesselnden Erzählung und bekundet sich auch in seinem neuesten Werke als einen Meister der Naturschilderung. In leuchtenden Farben malt er die Herrlichkeit der Alpenwelt und entwirft zugleich reizvolle Bilder von dem Leben, den Anschauungen und Sitten der Hochgebirgsbewohner.

Digitized by Google

Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich von Poschinger. 5. Bd: Der Bundesrath des Deutschen Reiches 1881—1900. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Mit Umsicht und Sachkenntniß ist Herr von Poschinger in dem hiermit zum Abschluß gelangenden Werke an eines der dunkelsten Capitel der neuesten Geschichte gegangen: an die Offenlegung der im Princip geheimen Drucksachen des obersten gesetzgebenden Körpers des Reiches, sowie der Verhandlungen der Vertreter der verfassungsmäßigen Rechte der deutschen Fürsten. Durch die eingestreuten biographischen Excurse über die einzelnen Mitglieder des Bundesraths ist es dem Herausgeber gelungen, das Verständniß für Personen und Ereignisse wesentlich zu erleichtern und dem an sich spröden Stoff Leben und Bewegung zu verleihen. Auf diese Art ist neben dem Seitenstück zu den Verhandlungen des Reichstages ein Memoirenwerk entstanden, das in der Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches stets mit den ersten Platz behaupten wird.

Der Held, den Felix von Stenglin in seinem Buche „Ein Dichterling" (Deutsche Verlags Anstalt, Stuttgart) vorführt, gewinnt mit seinen tragikomischen Erlebnissen im Fluge die Herzen der Leser. Unbeschadet seiner Schwächen ist er im Grunde eine liebenswürdige, im höchsten Maße sympathische Natur. Daß er überhaupt auf Abwege gerieth, ist weniger seine Schuld als diejenige seiner Erzieher, die sein kleines Talentchen zum Verseschmieden weit überschätzten und so bei ihm eine Art Größenwahn herausbilden halfen. Die Liebe zu seinem herzigen Weibe und dem Kinde, das sie ihm geschenkt, läßt ihn schließlich gesunden und zu einem tüchtigen Manne reifen, der fortan nur noch für den Hausgebrauch dichtet. Ein besonderer Reiz des Romans liegt in der ergötzlichen Schilderung gewisser literarischer Zustände des heutigen Berlin.

Durch den Indischen Archipel. Eine Künstlerfahrt von Hugo V. Pedersen. Mit acht farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. In Original-Prachteinband Mk. 25. —. (Stuttgart, Deutsche Verlags.-Anst.) Durch eine Reihe von günstigen Zufällen unterstützt, durch gewichtige Empfehlungen einflußreicher Gönner gefördert, hat der junge dänische Maler Hugo V. Pedersen während seines mehrjährigen Aufenthalts in Sumatra und Java — dank seiner Kunst — das Glück gehabt, einen tiefen Einblick in die Pracht der javanischen Fürstenhöfe thun zu dürfen, deren Inneres vor ihm noch keines Europäers Auge geschaut hat. Mit der begeisterten Freude des Entdeckers schildert er uns die von ihm zuerst gesehenen Herrlichkeiten, und wo seine Beredsamkeit versagt, greift sein Zeichenstift, der rasch und sicher das Charakteristische zu erfassen wußte, helfend ein. Von dem sonst fast unnahbaren, mit Diamanten überladenen Kaiser von Surakarta, dessen Bildniß Pedersen für die Königin von Holland gemalt hat, bis zu dem niedrigsten Wagenzieher und Kuli von Singapore läßt der Künstler das Gewimmel von Völkertypen, das in keinem Theile Asiens so bunt und mannigfaltig anzutreffen ist wie im Indischen Archipel, in Wort und Bild an unseren Augen vorüberziehen. Eine Reihe besonders malerischer Erscheinungen ist nach den Aquarellen des Künstlers in Facsimile-Farbendruck wiedergegeben worden. Nicht minder lebhaft ist das Interesse des Künstlers an der Pracht der tropischen Natur und an den herrlichen Bauwerken gewesen, die aus dunkler, noch unerforschter Vorzeit, in ihren Trümmern noch überwältigend, in die Gegenwart hineinragen. Von der schreckenerregenden Majestät der Vulcane Javas und von den Wunderbauten des „Landes der tausend Tempel" erhält der Leser durch Pedersen's Zeichnungen zum ersten Mal eine richtige Anschauung. Frei von schwerfälliger Gelehrsamkeit, weiß der fröhlich plaudernde Künstler seine Leser zugleich angenehm zu unterhalten. So darf das Werk, auf dessen künstlerische Ausstattung in Druck, Papier und Einband die größte Sorgfalt verwendet worden ist, auf vielseitige Theilnahme rechnen.

Eugen Heinrich Schmitt. Die Culturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. Eugen Diederichs, Leipzig. Bisher sind die Dogmen nur als eine Lehre von den Beziehungen zu den jenseitigen Mächten aufgefaßt, und auch Harnack hebt noch ihre veredelnde Wirkung auf das Leben oder die Cultur der christlichen Welt hervor. Dem gegenüber weist Schmitt die auch von Leo Tolstoj vertretene Behauptung nach, daß die Dogmen in der Hauptsache entstanden sind, um die Gründung der Kirche und ihre Beziehungen zum Staat zu ermöglichen und daß sie dem wahren Christenthum stets hindernd im Weg gestanden haben. Alles Veredelnde und Große, wie es besonders seit der Renaissance zum Ausbruch kam, ist im Widerspruch mit diesem Dogmengeist und als Ausfluß gnostischer, widerkirchlicher Gedankenkreise zur Geltung gekommen.

Im Verlage von E. Haberland in Leipzig-R. erscheinen jetzt **Unterrichtsbriefe zum Selbststudium der lateinischen Sprache** von Oberlehrer Dr. Chr. Roese. Der erste Brief im Umfange von 23 Seiten Lex. 8° liegt uns vor; alle 14 Tage wird ein weiterer Brief von mindestens 16 Druckseiten Umfang folgen. Jeder Brief kostet 50 Pf. Das im ganzen aus 45 Unterrichtsbriefen bestehende Werk zerfällt in 3 Curse zu je 15 Briefen: Der I. Cursus umfaßt das grammatische Pensum der Sexta, Quinta und Quarta des humanistischen Gymnasiums. Der II. Cursus, das Pensum der Unter- und Ober-Tertia und Unter-Sekunda des Gymnasiums umfassend, soll zur Ablegung der Einjährigen-Freiwilligen- und verwandter Prüfungen befähigen. Der III. Cursus endlich, das Pensum der Ober-Sekunda, Unter- und Ober-Prima umfassend, soll den Schüler bis zur Reifeprüfung (Maturitätsexamen) bringen. — Wir behalten uns eine kritische Würdigung dieses groß angelegten und jedenfalls sehr zeitgemäßen Unternehmens vor, sobald mehr Briefe vorliegen.

Die „Hendel-Bibliothek" (Otto Hendel, Halle a. S.) bringt in ihren letzten Darbietungen eine Fülle gediegener Literatur, der wir nachhaltigen Erfolg und tiefes Eindringen in die auf billige Preise angewiesenen Volksschichten wünschen. Willibald Alexis' vaterländische Romane. Friedrich Halm's dramatisches Gedicht „Der Sohn der Wildniß"; Multatuli's „Die Braut" sind in erster Linie zu nennen. In autorisirter Uebersetzung aus dem Englischen von M. Goulden bietet der Band Nr. 1548—1551 zwei Erzählungen von Prof. J. Shield Nicholson: „Thoth". — „Toxar" (geh. 1 Mk., Leinenband 1,25 Mk.). Diese beiden Romane des gelehrten Verfassers dürfen als werthvolleres, da auf wirklicher Wissenschaft beruhendes archäologisches Gegenstück zu Jules Verne's phantastischen Schilderungen erachtet werden. Den Beschluß der Serie bildet Sonja Kowälewsky, die berühmte Docentin für Mathematik an der Stockholmer Universität, mit der lebensvollen Schilderung aus dem russischen Leben „Vera Vorontzoff". (Deutsch von Frieda Hoffmann.) Alle hier angeführten neuen Bände zeichnen sich durch großen, klaren Druck auf holzfreiem, kräftigem Papier aus.

Von Fischer Franke's vortrefflichem **Jungbrunnen** sind soeben zwei neue Bändchen erschienen. Das eine: „Drei Märchen von Gebrüder Grimm", hat Wilhelm Stumpf, das zweite: „Glockentiefe und andere Märchen von Andersen", hat Maximilian Dasio illustrirt. Stumpf neigt in seinem kräftigen und zugleich flotten Strich zu malerischer Behandlung unter voller Ausnutzung von Licht und Schatten, während Dasio, dessen feinsinnige Art zu der des dänischen Märchendichters paßt, durch graziöse, lichte und harmonische Zeichnung wirkt. — Leider sehen sich Herausgeber und Verleger des vaterländischen Unternehmens veranlaßt, es nach Abschluß des allerdings erst kürzlich begonnenen Jahrgangs zu beschließen. „Jungbrunnen" hat zwar die herzliche Anerkennung der kleinen Zahl der Kunstfreunde gefunden, die breite Masse aber, und sogar das besitzenden Bürgerthum, steht der Kunst zu hilf- und interesselos gegenüber, als daß das schöne Werk die Massenverbreitung hätte finden können, mit der es bei seinem billigen Preise rechnen muß. Mit besonderem Stolz kann uns diese beschämende Thatsache leider nicht erfüllen.

C. Viebig: Die Wacht am Rhein. (Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.) Wenn die kritischen Vorkämpfer einer deutschen Heimathkunst von ihren Dichtern verlangen, daß sie das provinzielle Leben ausschöpfen und anschaulich gestalten, in den Reichthum deutscher Geschichte, Sitten und Gebräuche eindringen, alles mit Landschaftsluft sättigen und so eine volksthümliche deutsche Nationaldichtung schaffen, so darf Clara Viebig's „Wacht am Rhein" bereits als eine Erfüllung dieser Forderung angesehen werden. Nicht allein, daß der Roman das fröhliche rheinische Treiben in der Fülle seiner Farben vor Augen stellt, daß er tief wurzelt in der niederrheinischen Stammesart, und daß gewissermaßen das Volk selbst in seiner mannigfachen Zusammensetzung, in der reichen Mischung seiner besten Elemente der Held des Werkes ist, er behandelt gleichzeitig in der Entwickelung dieses Volkscharakters, von der Einseitigkeit partikularistischer Interessen am Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zur Vielseitigkeit echt nationaler Empfindungen bei Beginn und Ausgang des deutsch-französischen Krieges, einen wahrhaft volksthümlichen Stoff, charakteristisch erfaßt in Erdgeruch, Farbe und Stimmung.

Von dem ausgezeichneten Sammelwerke „Literatur des Ostens in Einzeldarstellungen" (C. F. Amelang, Leipzig) sind jetzt Band IV und VIII erschienen. Wilhelm Grube, der feine und scharfsinnige Berliner Gelehrte, hat die „Geschichte der chinesischen Literatur" geschrieben, Karl Dietrich-München die der byzantinischen und neugriechischen Literatur, während sich Paul Horn (Straßburg) mit der „Geschichte der türkischen Moderne" befaßt. Diese Bände schließen sich den beiden zuerst erschienenen der Sammlung würdig an. Die chinesische Literatur ist auch unseren Gebildeten noch ein Buch mit sieben Siegeln, und es mußte auf den ersten Blick schwer scheinen, die gewaltige Fülle des Stoffes zu bändigen, daß er den Rahmen nicht sprengte. Grube hat die Aufgabe vortrefflich gelöst. Er malt uns ein fesselndes Bild chinesischen Geisteslebens, charakterisirt seine einzelnen Phasen meisterlich und weiß das Interesse ununterbrochen wach zu halten. Der Grund dafür liegt vornehmlich in der feinen psychologischen Kunst, die sich nicht mit allgemeinen Wendungen begnügt, sonden jedem Dichter giebt, was sein ist. — Nicht minder hohes Lob verdient Band IV. Auch er führt den Literaturfreund in wenig betretene Reviere, aber mit seiner Hilfe ist es leicht, festen Fuß darin zu fassen. Der Versuch Dietrichs, den innigen Zusammenhang des alexandrinischen, byzantinischen und neugriechischen Schriftthums aufzuweisen, ihre gemeinsame Wurzel bloß zu legen, ist glänzend gelungen. Reiche Anerkennung verdient auch Horns Geschichte der türkischen Moderne. An diesem Forscher hat die Sammlung überhaupt eine besonders tüchtige Stütze. Er weiß einschneidende Kritik mit großer Liebe zum kritisirten Gegenstande zu verbinden, und über seiner glänzenden Darstellung vergißt man ganz die verhältnißmäßig geringe Bedeutung der türkischen Literatur. — Der Verlag hat auf würdige und vornehme Ausstattung beider Bände viel Sorgfalt verwandt. Sie sind in jeder Beziehung empfehlenswerthe Gaben für den gebildeten Literaturfreund.

Digitized by Google

Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie der Oper. Mit Notenbeispielen, als Anhang zum zweiten Bande, versehen. Zweite neu bearbeitete Auflage. 2 Bde. 8°. geh. M. 10.—, geb. in Lwd. M 12.—.

Die erste Auflage des nun neubearbeitet vorliegenden Werkes wurde allgemein glänzend beurteilt. So schreibt z. B. die Kölnische Zeitung vom 2. Juni 1888:

Man braucht nicht weit zu lesen, um zu erkennen, wie sehr Bulthaupt seinem Stoff gewachsen ist, mit welch' getreuer Nachempfindung er in dem Heidekraut der Gluckschen Periode, in den Blumengefilden Mozarts, in den Zaubergärten Webers und in den Alpenlandschaften Wagners den vielverschlungenen Pfad des musikdramatischen Gedankens zu verfolgen und zu lichten vermag. Der Spruch, daß, wer den Dichter verstehen will, in Dichters Lande gehen müsse, mit andern Worten, daß ein Künstler in seinem letzten Streben wieder nur vom Künstler begriffen werden könne, bewährt sich hier; die Abschätzungslinie der einzelnen Erscheinungen ist mit einer Kühnheit gezogen, die künstlerischen Charaktere sind mit einer Größe und einer Ganzheit erfaßt, wie sie nur ein Dichtergeist sein eigen nennt.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. 5. Band: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Mit Bildnissen. 3. Auflage. XI, 380 S. 8°. geh. M. 5.—, geb. in Lwd. M 6.—.

Eine vollständige Neubearbeitung des in unsrer Epoche der Frauenbewegung besonders zeitgemäß erscheinenden Buchs. Mehr denn ein Drittteil der in den früheren Auflagen geschilderten Künstlerinnen wurden, soweit diese aus dem internationalen Musikleben zurückgetreten sind, durch die Lebensbilder jener ersetzt, die jetzt im Mittelpunkt desselben stehen. Die übrigen von früher beibehaltenen Skizzen erfuhren selbstverständlich die erforderliche, der neuesten Zeit entsprechende Erweiterung.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Paul Heyse:
San Vigilio.
Illustriert von Fritz Reiss.
Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50.

Fr. Spielhagen:
Die schönen Amerikanerinnen.
Illustriert von C. H. Kuechler.
Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50.

Hanns von Zobeltitz:

Die Todbringerin.
Illustr. v. F. v. Reznicek.
Preis geh. M. 1.—,
eleg. geb. M. 2.—.

Prinzess Hummelchen.
Illustr. v. F. v. Reznicek.
Preis geh. M. 2.—,
eleg. geb. M. 3.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zola's weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart"**

Erste und einzige Gesammtausgabe in unverkürzter und tadelloser deutscher Uebersetzung von *Willibald König, Alfred Ruhemann* und *Armin Schwarz.*

INHALT:

I. Band: Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Excellenz Eugène Rougon. VII. Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Herd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI. Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 70/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet **geheftet 3 Mark, solid gebunden 4 Mark.**

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch werthlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe

nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.

Ein wichtiges geographisches Handbuch ist:

Der Grosse Seydlitz

In völliger Umarbeitung erschien soeben die **23. Auflage.**

Ein starker Band (704 Seiten) mit 284 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in Farbendruck.

In Leinenband 5,25 Mk. In Halbfranzband 6 Mk.

Tüchtige Redakteure halten das Werk ständig auf der Höhe der Zeit. Gesamtverbreitung der Seydlitzschen Geographie 1½ Million Exemplare.

Zum Selbststudium, f. d. Hausbibliothek u. d. Kontor.

Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegten Verlagen von **„Großes deutsches Multatuli-Werk"**, Verlag von **J. C. C. Bruns'** in **Minden i. W.** und **„Das deutsche Christuslied des neunzehnten Jahrhunderts"**, Verlag von **Ernst Wunderlich** in **Leipzig**, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 6. December 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Verfassungswächter. Von Caliban. — Zur Rassenfrage. Von Karl Noetzel. — Schülerreisen. Von Sebald Schwarz. — **Literatur und Kunst.** Deutsche Lyriker der Gegenwart. Von Hans Benzmann (Berlin). — Ein Wort vom Conservations-Lexikon. Von K. F. Romberg. — **Feuilleton.** Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen. Von Elisabeth Würthmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Politisches Tagebuch. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die Verfassungswächter.

Nicht die Mehrheit leidet unter den unanständigen Schimpfworten, die aus der Umgebung Singer's und Zubeil's mißduftend zu ihr aufqualmen, und nicht die Minderheit oder ihre Rechte werden durch den Antrag Kardorff geschädigt. Das nicht mehr nüchterne Gebahren des großherzoglich privilegirten Revolutionsapostels Ulrich ist Schande nur für ihn; unflätige Beleidigungen brandmarken ausschließlich den Beleidiger. Andererseits betrügt der Mehrheitsbeschluß, die 946 Posten des Zolltarifs auf Anhieb abzuthun, keinen Reichstagsabgeordneten um sein verbrieftes Recht. Die Commissions-Erörterungen sind ausgiebig genug gewesen, alle Meinungen und noch einige darüber sind uns bekannt geworden. Niemand war mehr im Stande, etwas Neues zu sagen, und Niemand wollte das auch. Man hätte abstimmen, und zwar namentlich abstimmen können, damit das Volk wußte, woran es mit jedem einzelnen seiner Vertreter war. Dabei hätte sich für die Erörterung und gesonderte Erledigung gewisser Positionen immer noch reichlich Zeit finden lassen. Bis zum Juni ist es lange hin. Herr von Kardorff war auch ganz und gar bereit, etwaigen billigen Wünschen zu genügen. Wenn ihn trotzdem ein Wuthgeheul der Entrüstung umbrandete, ein schmutziges Gebrüll, dessen sich die Klosac und Fresl nicht, wohl aber die Mustermänner deutscher Cultur zu schämen hätten, so sind daran andere als verfassungsrechtliche Bedenken schuld. Gegen Recht und Verfassung, die der Mehrheit das Regiment übertragen und Mehrheitsbeschlüsse für heilig erklären, hat die Opposition die Verabschiedung der Zollvorlage hintertreiben wollen. Gegen Recht und Verfassung suchte sie das Haus an gesetzgeberischer Arbeit zu hindern, stellte über den Willen der ordnungsmäßigen Mehrheit den der Minderheit und den einer für den Juni 1903 beabsichtigten Volksabstimmung. Nun kennt wohl die Schweiz, nicht aber Deutschland das Referendum. So lange unsere Verfassungsurkunde nicht bestimmt, daß die Minderheit immer das Recht habe, Mehrheitsbeschlüsse durch das Verlangen nach einem Plebiscit ungiltig zu machen, so lange handelt die Opposition der Herren Singer und Pachnicke verfassungswidrig. Sie läuten den Umsturz ein und bereiten den Staatsstreich vor. Nicht Minderheit und Mehrheit leiden unter den parlamentarischen Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten dieser Wochen, sondern der Parlamentarismus selbst. Es liegt Methode im Harakiri.

Bei der grenzenlos ungeschickten Abfassung und erdrückenden Ueberlastung des Zollgesetzes wäre es ein Leichtes gewesen, die Entscheidung hinauszuschieben, und zwar mit sauberen Mitteln, die nicht allem reichstäglichen Sinn und Verstand in's Gesicht schlugen. Graf Bülow hatte der Opposition dadurch unzerbrechliche und messerscharfe Waffen geliefert, daß er, kaiserlichem Versprechen entgegen, den Tarif ein volles Jahr später als verabredet einbrachte. Den Führern der Linken war all dieser Reichthum noch nicht reich genug. Sie griffen über ihre Befugnisse hinaus, verließen den sicheren Rechtsboden und begannen, ganz ohne Noth, die Mehrheit mit Dauerreden und namentlichen Abstimmungen über jeden Quark zu öden. Bebel in seiner Unklugheit stellte renommirend 700 solcher Abstimmungen in Aussicht; Herr Heine konnte sich den geistvollen Ulk nicht versagen, in einer seiner festlichen Ansprachen siebenmal von eins bis zehn zu zählen. Mit solchen Thorheiten erbitterte man die Mehrheit und zwang sie zur Nothwehr. Sie hat jetzt auch bei den schärfsten und gefährlichsten Streichen, die sie führt, die triftige Entschuldigung, daß es ihre Pflicht sei, den Reichstag gegen eine chicanöse und aufsässige Minderheit arbeitsfähig zu erhalten; sie straht in Rothfeuer, als Verfassungshüterin. Und wirklich — säßen auf der Rechten noch Männer wie Kleist-Retzow, geschworene Widersacher der Charte, und lebte ein Cäsar unter uns, dann wäre die Stunde zu dem großen Schlage gekommen. Die Socialdemokratie hat, Marx zum Trotze, all ihr Können in der Parlamentsspielerei vergeudet. Zerbricht ihr eine feste Hand dies Spielzeug, dann sitzt die Partei hülflos in der Klemme. An dem Tage, wo die Genossen aus den öffentlichen Häusern der Beredtsamkeit verschwinden, sind sie machtlos. Ihre Presse hat noch immer keine Bedeutung, und diese Presse ist heute nur darum so keck, weil sie sich auf die 58 im Reichstage verläßt. Das blinde Wüthen der 58 gegen ihren Schützer und Nährvater, den ehrbaren alten Parlamentarismus, ist Ajax-Zorn. Dazu passen allerdings trefflich die überhomerischen Schimpfreden, darin sich die rothen Reactionäre und Verfassungsgegner links debattirend erschöpfen.

Caliban.

Digitized by Google

Zur Rassenfrage.

Von Karl Noetzel.

Als das Hauptproblem des verflossenen Jahrhunderts kann vielleicht das sociale bezeichnet werden. Es war nicht neu. Sein Vorhandensein läßt sich zweieinhalb Jahrtausende zurück nachweisen. Nie aber war es brennender. Es ist nicht völlig gelöst worden; doch hat man die Wege gefunden zu seiner Lösung, wenn auch das nur in den letzten Jahrzehnten. Die alten socialistischen Theorien des ehernen Lohngesetzes und der Massenverelendung sind durch die Thatsachen glänzend ad absurdum geführt worden. Damit schwankt die socialistische Dogmatik in ihren Grundfesten. In der socialen Wissenschaft hat die optimistische Richtung auf der ganzen Linie gesiegt. Den größten Antheil an einer momentanen, nicht zu verkennenden socialen Beruhigung hat die den Naturwissenschaften entnommene und alle Geisteswissenschaften befruchtend durchdringende Erkenntniß von der Evolution, d. h. der allmäligen Entwickelung zum Zweckentsprechenderen. Damit ist jeder gewaltsame Umsturz unlogisch geworden. Erst müssen die Geister geschaffen werden für eine Reform, dann kann sie eintreten. In der Erkenntniß von der Evolution erblicken wir das wissenschaftliche Hauptverdienst des neunzehnten Jahrhunderts. Nunmehr ist es die einzige Aufgabe der Geisteswissenschaften, die Wege der Evolution aufzuspüren. Jede praktische Thätigkeit aber kann nur darauf gerichtet sein, Richtung und Tempo der Unaufhaltsamen zu beeinflussen. In der Erkenntniß von der Evolution schuf das neunzehnte Jahrhundert die Methode zur Lösung aller die Menschheit bewegenden Probleme. Das wird den folgenden Jahrhunderten zum Segen gereichen. Zunächst dem unserigen. Was wird aber dessen Hauptproblem bilden? Meines Erachtens nach die Rassenfrage. Sie ist durchaus nicht rein politisch, vielmehr im höchsten Sinne gerade culturell. Mehr noch. Sie greift an die Grundfesten unseres gesammten ethischen Bewußtseins. In ihr stoßen zunächst zwei Weltanschauungen auf einander: Lebensbejahung und Lebensverneinung. Passiver Quietismus und activer Fortschrittsglaube werden hier ihren Entscheidungskampf ausfechten. Von seinem Ausgang hängt Sein und Nichtsein ab für das Menschengeschlecht. Diese hauptsächlich von Asien her drohende Gefahr liegt indeß zunächst noch in einiger Ferne. Vorerst nahen uns die schwarzen Rassen mit einem gewaltigen Ansturm. Der richtet sich direct gegen das Fundament unserer Sittlichkeit. Wie einst die grausame Sphynx dem Oedipus, so giebt das schwarze Afrika dem lichten Europa ein Räthsel auf, dessen Lösung Leben oder Untergang aller Cultur bedeutet. Dieses verhängnißvolle Räthsel, die Quintessenz der ganzen Rassenfrage, lautet: Sind die Schwarzen Menschen zweiter Classe? Giebt es also Menschen erster und zweiter Classe? Unsere gesammte Ethik und alle unsere Geisteswissenschaften beruhen auf dem Glauben an den Menschen. Giebt es aber verschiedene Arten Mensch, so gilt demnach eine Herren- und eine Sclavenmoral. Wir sind also wieder da, wo das Christenthum vor zweitausend Jahren einsetzte, indem es das weltbefreiende Dogma aufstellte von der Gleichheit aller Menschen und so die Grundlage gab für eine ungeahnte Culturentwickelung. Nimmt man uns dies Fundament, so geräth unsere Gesammtcultur in's Schwanken. Wir haben aber jetzt viel mehr zu verlieren wie damals. Götterdämmerung würde herandämmern.

Das Rassenproblem gliedert sich in drei große Probleme. Erstens die Behauptung der politischen Selbstständigkeit unserer Culturwelt gegenüber der numerisch sehr überlegenen, mehr und mehr erstarkenden gelben Rasse. Die beiden anderen Probleme sind rein ethischer Art. Es handelt sich einmal um den endlichen Entscheidungskampf der uralten Gegensätze in der Lebensanschauung der Menschheit. Lebensbejahung und Lebensverneinung, Fortschrittsglaube und Quietismus stehen sich als europäische und asiatische Weltauffassung gegenüber. Das dritte und momentan brennendste Problem besteht in der Frage, ob der schwarzen und gelben Rasse dieselben Menschenrechte zukommen wie der weißen. Hier werden individualistische und altruistische Weltauffassung auf einander platzen.

Beginnen wir mit dem dritten Probleme. Es ist gerade am actuellsten. Außerdem ergiebt sich aus der Stellungnahme zu ihm diejenige zu den beiden anderen Problemen. Solange wir es nicht in dem einen oder dem anderen Sinne gelöst haben, schwebt unsere Rassenpolitik in der Luft und wird über ein bloßes tastendes Experimentiren nicht herauskommen. Speciell für uns Deutsche besteht das Rassenproblem erst, seitdem wir Colonien besitzen. Ein Sturm der Entrüstung ging durch Deutschland, als gewisse Brutalitäten gegen die Eingeborenen von Seiten eines Leist, Wehlau und selbst des sonst so hochverdienten Dr. Peters an die Oeffentlichkeit kamen. Allein schon damals wurden die Stimmen erfahrener Leute laut, man müsse ein für allemal an Neger einen anderen Maßstab anlegen als an Weiße und in dem Vorgehen gegen sie ganz andere Mittel anwenden. In den Colonien anderer Länder, wie z. B. Englands, seien derartige Vorgänge an der Tagesordnung; man sei nur dort viel zu politisch erzogen, um wegen solcher Kleinigkeiten das Vaterland vor dem Auslande zu blamiren. Nun, wir wollen Gott danken, daß unser Volk noch nicht politisch genug ist, um Handlungen wie die oben angeführten oder die gewisser belgischer Kaufleute und Officiere am Kongo nicht als das zu empfinden, was sie nun doch einmal sind, nämlich durch keinerlei Rassengründe zu vertheidigende Bestialitäten. Derartige Thaten bringen einen unwillkürlich auf die Idee, ob der alte Taine nicht doch Recht hatte, wenn er glaubte, die Cultur habe in nichts die Raubthiernatur des Menschen gemildert: früher erschlug er seinen Nebenmenschen um ein Stück rohen Fleisches, jetzt um ein gebratenes. Das sei der ganze Unterschied. Dem ist nun glücklicher Weise doch nicht ganz so. Das lehrt unter Anderem deutlich die Stellungnahme der gesammten Culturwelt gegenüber gerade solchen Greueln oder gegenüber der Vergewaltigung des Burenvolkes und überhaupt gegenüber jeder anderen offenbaren Rechtsverletzung. Indeß kann bei Betrachtung der Rassenfrage das eine Moment durchaus nicht aus dem Auge gelassen werden, daß ein großer Theil unserer sogenannten Gesittung in der That nur durch Furcht erzwungen wird. Befindet sich der Durchschnitts-Europäer einem rechtlich ungeschützten Element gegenüber, so erwacht gleich in ihm die Bestie. Charakteristische Beispiele in Hülle und Fülle gab der Chinakrieg. In der Revue Bleue las ich aus der Feder eines guten Patrioten Mittheilungen über schier unglaubliche Greuel französischer Linienſoldaten. So wurden einem uralten Chinesen, der aus einem verlassenen Dorfe nicht hatte fliehen können, die geraubten Habseligkeiten aufgeladen, und als er nicht weiter konnte, ihm mit einigen Kolbenschlägen der Schädel eingeschlagen und er am Wege liegen gelassen. Ferner erzählten besagtem Berichterstatter harmlose Linienſoldaten folgenden Beweis von der Habsucht der Soldaten. Wenn sie Geld haben wollten, so zeigten sie dem Chinesen mit einer Hand einen Dollar, mit der anderen aber setzten sie ihm das Bajonett auf die Brust; gäbe er nichts, so stießen sie langsam zu, der Chinese ließe sich aber meistens tödten, ohne etwas herauszugeben. Das Alles wird mit harmloser Miene berichtet, als etwas völlig Selbstverständliches, nur eben Charakteristisches. Wo sind da die zweitausend Jahre Christenthum geblieben, wo die Lehren der großen Revolution? An anderer Stelle wird noch Greulicheres von den an sich durchaus nicht grausamen Russen berichtet. Es scheint demnach, daß zur Auslösung der Bestialität eines Durchschnitts-Europäers es genügt, ihn einem inferioren Elemente, oder nennen wir es geradezu beim richtigen Namen, einem Schwächeren, Wehrlosen gegenüber zu stellen. Feigheit, d. h.

Digitized by Google

Furcht vor Strafe zwingt eben viele Menschen, das Verbrechen zu unterlassen. Solches Nichtthun von Verbrechen nennen wir dann Civilisation. In Hinsicht auf die Japaner wurde schon vielfach von erfahrener Seite darauf aufmerksam gemacht, wie verschieden ihr Benehmen sei in Europa, wo sie sich inferior vorkommen, und in China oder in Korea, wo sie als Culturträger auftreten. „Dort aber," sagt eben derselbe französische Gewährsmann, „ist es nicht möglich, sich zugleich niederträchtiger und alberner zu benehmen, als es die japanischen ‚Beschützer' thun." Wir haben allerdings oben gesehen, daß die Europäer dort sich schwer übertrumpfen lassen, wenigstens was Rohheiten anbetrifft; und zwar nicht uur die Ungebildeten. Ueber derartige ataviſtische Brutalitäten des aus der Aufsicht des Polizeistaates zeitweilig entlassenen Europäers ließen sich ganze Bände schreiben. Ich halte deßhalb den Chinakrieg für das beschämendste Ereigniß der letzten hundert Jahre. Der Umstand, daß die Befehlshaber der Schutztruppen — die deutsche soll Alles in Allem doch eine Ausnahme gemacht haben — nicht die Macht oder den Willen hatten, die bestialischen Triebe ihrer Mannschaften durch drakonische Mittel im Zaume zu halten, wird für Kinder und Kindeskinder die traurigsten Folgen haben. Unsere alte Cultur, die Cultur der Humanität und der Solidarität Aller in der Arbeit für Alle, unsere Cultur, welche, unserem tiefen Glauben nach, zur Weltherrschaft berufen ist, hat in den Augen des ein Drittel des Menschengeschlechtes ausmachenden chinesischen Volkes eine solche Mißachtung hervorgerufen, daß wir nicht wissen, ob Hunderte oder Tausende von Jahren nöthig sein werden, um uns das himmlische Reich der Mitte zur Mitarbeit an dem Fortschritt der Menschheit zu gewinnen. Ich will hier nicht auf die Einzelheiten der furchtbaren moralischen Niederlage Europas in China eingehen. Ich suchte nur durch den Hinweis auf directe, an den Mitgliedern farbiger Rassen verübte Brutalitäten darzuthun, wie wenig tief unsere sittliche Bildung in die breiten Massen eingedrungen ist. So tritt immer wieder die Bildungsfrage in den Vordergrund, von welchem Gesichtspunkte aus man auch das Zusammenleben und -wirken der Menschheit betrachten mag. Bevor wir eine wirklich erfolgreiche Culturmission bei den anderen Rassen unternehmen können, bedürfen wir noch einer viel intensiveren Ausbildung unserer Bevölkerung. Die erste Lehre, welche sich uns demnach aus dem Eingehen auf das Rassenproblem ergiebt, ist die, daß die sittliche Erziehung unserer breiten Volksmassen immer und überall unsere erste und höchste Aufgabe sein muß, damit der Mann aus dem Volke nicht bloß in den Banden des Polizeistaates, also aus Furcht, das Verbrechen unterläßt, sondern aus tiefer sittlicher Ueberzeugung heraus auch dort rechtlich handelt, wo er Schutz- und Wehrlose vor sich hat. Hier allein ist die Probe jeder wahren Sittlichkeit.

Bisher betrachteten wir directe Brutalitäten gegenüber anderen Rassen, die in jedem Falle und unter allen Umständen auf's Schärfste zu verurtheilen sind. Etwas Anderes ist es, wenn wir auf gewisse, fast allenthalben in gemischt rassiger Bevölkernng geübte Bevormundungen und Rechtsverkürzungen der Farbigen zu sprechen kommen. Solche entspringen meist direct politischer Nothwendigkeit und durchaus nicht beabsichtigter Unterdrückung. Der Farbige, so wie er jetzt noch ist, hat nun einmal meistens noch nicht die Reife für die gleichen Rechte, die der Weiße genießt. Er würde sie mißbrauchen. Daher ist gegen seine Bevormundung nichts einzuwenden. Ihre Grenzen sind natürlich jedesmal bestimmt durch die Culturhöhe der betreffenden Völkerschaft. Im Großen und Ganzen werden die Farbigen rechtlich wie Kinder behandelt. Ihrer Geistesentwickelung nach sind sie es auch noch. Kinder werden aber nicht bloß bevormundet; man erzieht sie auch. Hierin liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage. Ist die Bevormundung der farbigen Rassen bloß als eine zeitweilige gedacht, in beständiger Hinsicht auf eine in absehbarer Zeit zu erreichende Mündigkeit, oder hält man eine solche ein für allemal ausgeschlossen, und sind die Schwarzen an sich inferior und nicht erziehungsfähig? Ist Letzteres der Fall, so haben wir Menschen erster und zweiter Classe. Die Einheitlichkeit des Begriffs Mensch, auf welcher unsere ganze Weltauffassung beruht, wäre negirt. Von einer Gleichberechtigung aller Menschen, wie sie das Christenthum zuerst lehrte, und wie sie die Grundlage unserer Gesammtcultur bildet, könnte nicht mehr die Rede sein. Unabsehbare geistige und sittliche Wirrniß müßte eintreten. Denn wenn auch der einzelne Durchschnittsmensch für seinen Privatbedarf mit einem Minimum von Logik auskommt, so verlangt doch die compacte Masse der Denkenden strenge Einheit zwischen Welterkenntniß und Lebensführung. Was wir Uebergangszeit nennen, gerade das ist die Zeitperiode, in der eine neue Erkenntniß noch nicht mit der bisherigen Lebensauffassung in Einklang gebracht ist. Uebergangszeiten sind aber stets von tiefgehenden sittlichen Wirren begleitet. Die Assimilation des Darwinismus verursachte die jetzt allem Anschein nach glücklich zu Ende gehende Uebergangsperiode der sogenannten Decadenz. In ihrem Verlaufe ist die Gesammtcultur oft und eindringlich verneint worden. Eine unabsehbare Fülle brauchbarster Geister wandte sich quietistischen Speculationen zu und ging so der Gesammtheit verloren. Und doch wie gering würde sich diese Erschütterung ausnehmen gegenüber derjenigen, welche eintreten müßte, sobald die Erziehungsfähigkeit der Schwarzen und somit die Einheit des Menschen principiell negirt würde. Indeß bin ich der innigen Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Stand unserer Erfahrung sowohl als auch unserer wissenschaftlichen Erkenntniß uns noch in keinerlei Hinsicht berechtigt, die Frage nach der Bildungsfähigkeit der farbigen Rasse zu verneinen. Zunächst: unsere Erfahrung ist viel zu kurz. Man vergegenwärtige sich, welche Zeitdauer erforderlich war, damit aus Höhlenbewohnern das cultivirte Griechenvolk hervorgehen konnte. Wilde Völkerschaften sind aber nichts Anderes als Reste aus früheren Entwickelungsstufen der Menschheit. Es wird oft die in Amerika jetzt so acut gewordene Negerfrage als Beweis für die Unerziehbarkeit der Schwarzen angeführt. Ich hörte von durchaus nicht beschränkten Köpfen den Standpunkt vertreten, die Befreiung der Sclaven sei das größte Unglück für Amerika gewesen. Die freigelassenen Neger bildeten daselbst das verkommenste Gesindel. Mir beweist das gar nichts. Es sind nicht einmal volle vierzig Jahre verflossen seit Aufhebung der Sclaverei. Letztere war aber sicher Alles eher als eine Vorschule für Freiheit und Selbstständigkeit.

Meiner Meinung nach erlaubt der gegenwärtige Stand unserer naturwissenschaftlichen Erkenntniß keine andere Entscheidung in dieser Frage als die unbedingte Bejahung der schließlichen Erziehungsfähigkeit aller farbigen Rassen. Ich folgere das aus ihrer nicht bestreitbaren physischen Menschenbeschaffenheit, deren Grundfähigkeiten, Anpassung und Vererbung, die Erziehungsmöglichkeit logisch in sich schließen. Man wende nicht ein, man könne ebenso gut aus dem Affen einen Menschen erziehen. Das können wir nicht, weil uns das Haupterziehungsmittel fehlt, nämlich die sprachliche Verständigung. Dies Mittel aber haben wir bei den wilden Völkern in der Hand. Mit seiner Hülfe muß uns ihre Erziehung gelingen. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß auch unsere Culturentwickelung den langsamen Weg über Anpassung und Vererbung zurückgelegt hat. Das Goethe'sche: „Und was Du bist, das bist Du Anderen schuldig!" hat auch eine tiefe physiologische Bedeutung. Die Denkarbeit unserer Vorfahren hatte deren Hirn rein anatomisch verändert im Sinne einer größeren Fähigkeit für logischen Gedankengang. Diese Veränderungen werden stets vererbt und daher summirt. Unsere Gehirnbildung ist bedingt durch die concentrirte Denkarbeit aller unserer Vorfahren. Was sind denn Klugheit und Dummheit Anderes als anererbte Gehirnbildungen? Der

Digitized by Google

öfters gemachte Versuch, das Kind einer Culturrasse ganz ebenso zu erziehen wie das Kind eines wilden Volkes, muß immer zu demselben Resultate führen, daß nämlich das farbige Kind geistig zurückbleibt. Sein Gehirn kann eben noch nicht dieselbe Arbeit leisten, oder leistet sie nur in viel längerer Zeit; denn seine Vorfahren haben den ererbten Gedankenschatz wenig vermehrt. So vererbte sich dasselbe wenig verfeinerte Gehirn. Die nicht in diesen Rahmen gehörende Frage, weshalb die Vorfahren der wilden Völkerschaften so wenig differencirt gedacht haben, dürfte vielleicht mit geographischen, klimatischen Gründen beantwortet werden. Die größte Zahl der Uncivilisirten lebt noch jetzt auf den Inseln des Stillen Oceans. Das sind Paradiese. Die Menschen kannten dort keine Bedürfnisse. Aber nur das Bedürfniß regt zum Denken an. Dieser Versuch zu einer Culturtheorie nur nebenbei.

Bis jetzt fehlte den uncivilisirten Völkern noch vielfach die Nothwendigkeit einer Anpassung an die Cultur; diese tritt aber mehr und mehr ein in Folge directer Berührung mit den Culturvölkern. Natürlich wird auch hier eine Auslese stattfinden. Nur die anpassungsfähigsten Elemente werden überleben. So sind Papuas und Indianer fast ausgestorben, während die Afrikaneger durch die Berührung mit den Weißen nichts an Lebensfähigkeit eingebüßt haben. Ob die Culturerziehung der Farbigen Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende erfordern wird, darüber erlaube ich mir durchaus kein Urtheil. Es genügt als Richtschnur all' unserer Beziehungen zu den Farbigen die Erkenntniß, daß eine endliche Erziehung nicht bestritten werden kann, daß wir also Bildungspflichten haben und uns nicht lediglich im Zustande der Vertheidigung unserer Cultur befinden, was nichts Anderes verlangen würde, als die gewaltsame Ausrottung aller Nichtculturfähigen.

In unserem Verhalten zu den farbigen Völkerschaften ist demnach ein Doppeltes zu beobachten. Sie sind zunächst in ihrem eigenen Interesse und zum Schutze unserer Cultur rechtlich zu bevormunden, sie sind aber gleichzeitig zu unserer Cultur zu erziehen. Die Rücksicht auf ihre schließliche Mündigkeit darf nie aus dem Auge gelassen werden. Denn wir glauben nun einmal, ausgesöhnt mit dem Entwickelungsgedanken, daß die natürliche Evolution zu einer immer größeren Solidarität der Menschheit führen wird. Jede Solidarität beruht einzig und allein auf Interessengemeinschaft. Das größte Interesse eines Volkes ist seine Cultur. Es ergiebt sich also die Aufgabe, auf dem Wege der Culturverbreitung die farbigen Rassen zur Solidarität mit uns zu erziehen. Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus das bisherige Verhalten der Culturvölker, so kann nicht geleugnet werden, daß sie bis jetzt Alles eher gethan haben, als im Sinne einer Erziehung und Versöhnung auf die farbigen Rassen zu wirken. Die wenigen wirklich aufopfernden christlichen Missionäre haben an dieser allgemeinen Sachlage nicht allzu viel ändern können. Es war ja auch zu natürlich. Wer sich sonst in fremde Erdtheile wagte, der wollte einzig verdienen. Es waren das immer weniger die cultivirtesten Europäer, als vielmehr die scrupellosesten. Die farbigen Rassen galten ihnen stets mehr oder weniger als Ausbeutungsobject. In Ländern mit Jahrhunderte alten Colonien, wie in England und Holland, hat sich diese Auffassung vererbt. Es wird dort sehr schwer halten, Wandel zu schaffen. Dagegen erwarte ich trotz Allem noch immer eine principielle Wendung in dem Verhalten der Weißen gegen die Farbigen von Deutschland, das als altes Culturland erst kürzlich Colonien erwarb. Ich sehe gerade in dem Umstande, daß wir Anfänger im Colonisationswesen sind, im Gegensatz zu der allgemeinen Ansicht, einen großen Vortheil. Wir haben noch nicht die anderswo übliche Neigung zur Ausbeutung der Farbigen uns anererbt, wir nahen uns ihnen noch mit dem vollen Idealismus unserer Vorfahren. Da wir indeß nicht auf den Kopf gefallen sind, so trauen wir uns sehr wohl zu, das nothwendige Maß von rechtlicher Bevormundung der Farbigen bald herauszufinden. Aber unser unerschütterlicher Standpunkt war von vorneherein der, in den Farbigen ursprünglich gleichberechtigte Menschen zu erblicken. Trotz aller bösen Erfahrungen, die wir gemacht haben, scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich noch immer festhalte an der Hoffnung, der deutsche Geist, den ich nun einmal für den gerechtesten halte, sei berufen, in dem Verhalten der Culturvölker zu den farbigen Rassen eine neue Aera weitblickender Erziehungs- und Versöhnungspolitik anzubahnen. Das wäre gleichzeitig eine sehr vortheilhafte Politik und ganz im Sinne unseres großen Bismarck, der auch in den Besiegten stets zukünftige Freunde und Verbündete sah. Ich wiederhole: Unsere naturwissenschaftliche Erkenntniß erlaubt uns nicht, an der Bildungsfähigkeit der noch nicht cultivirten farbigen Rassen zu zweifeln. Alle Beziehungen der Culturvölker zu ihnen müssen als Endziel ihre Erziehung zur Solidarität mit uns ständig im Auge haben. Man werfe mir hierbei nicht Utopismus vor im Sinne des großen Tolstoi, der da glaubt, mit der Aufstellung einiger sehr schöner, altchristlicher sittlicher Forderungen die tiefmenschliche Selbstsucht hinweggewischt zu haben. Ich meinerseits mache mir durchaus keine Illusion darüber, daß die Vertreter der Culturvölker nach wie vor nur so weit Umgang mit den farbigen Rassen führen werden, als ihr wirthschaftlicher Vortheil verlangt, und daß dieser ihnen als einziges Ziel vorschwebt. Wollte man einem Pionier europäischen Handels in Afrika vorhalten, es sei zunächst seine Pflicht, auf die Schwarzen, mit denen er es zu thun habe, erzieherisch einzuwirken, so würde der uns wahrscheinlich nicht für völlig normal halten. Und das wird auf lange hinaus so gelten. Die ethische Evolution ist langsam. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Menschheit läßt in ihrem persönlichen Existenzkampfe die sittlichen Normen nur im weitesten Umriß gelten. Dennoch wurzeln sie tief in ihnen, sie werden sie stets theoretisch, namentlich im öffentlichen Leben, geltend machen, vorausgesetzt, daß ihre persönliche Interessensphäre dabei unberührt bleibt. Da die meisten Reformen ganz streng begrenzte Interessenkreise betreffen, so dringen sie durch, vermöge der Majorität der direct unbetheiligten Kreise. Daraus erklärt sich denn auch die merkwürdige Erscheinung, daß gerade in den Ländern mit schärfstem und scrupellosestem wirthschaftlichem Wettbewerbe, z. B. England und Amerika, sich die ausgedehntesten gesetzlichen Regelungen einzelner Berufsarten finden. Es wird wohl noch auf unabsehbare Zeit angenommen sein, daß ein Jeder vornehm und edel zu sein sich bestrebt, wenn es auf Kosten Anderer geschehen kann. Es ist aber gut, daß dem so ist. Dadurch wird die gesetzgebende Vertretung immer einen günstigen Boden bilden für Reformbestimmungen. Diese aber hinwiederum werden in ihrer Gesammtheit, sehr gegen den Willen der Votirenden, den Einzelnen immer mehr und mehr zwingen, seinen brutalen, unlogischen Egoismus im eigenen Existenzkampfe im Zaume zu halten, wenn auch nicht aus tiefinnerer Sittlichkeit, so doch aus Furcht vor Strafe. Der Staat hat nun hierbei keine andere Aufgabe, als die Norm zu finden für das dauernde Interesse der Gesammtheit gegenüber dem kurzsichtigen Eigennutz der Einzelnen. Man werfe nicht ein, daß auch die Staatslenker nicht absolute Edelmenschen sind. Das ist meines Erachtens nicht einmal erforderlich. Wenn ein Staatsmann nur ehrgeizig ist, aber klug dabei, so wird er jederzeit das wirkliche Allgemeinwohl anstreben, weil er nur dadurch sich dauernd in Ruhm und Ansehen behaupten kann. Denn wenn jeder Einzelne auch in seinen persönlichen Angelegenheiten kurzsichtig aus Eigennutz urtheilt, so trifft das Gesammturtheil der Masse bei dem heutigen fortgeschrittenen Bildungsstand doch schon stets nahezu das Richtige. Dieser politische Excurs sollte beweisen, daß keinerlei utopistische Verkennung

Digitized by Google

sondern gerade das Betonen der Hauptfactoren der modernen Seele, nämlich des praktischen Eigennutzes und theoretischen Idealismus, die besten Garantien bieten für die sittliche Entwickelung der Menschheit. So auch in der Rassenfrage. Unser Interesse erfordert, wie oben betont, unbedingt friedliches Auskommen mit den Farbigen, versöhnliches Eingehen auf ihre Eigenart und ihre ständige Erziehung zur Culturgemeinschaft mit uns. Nur auf diese Weise ist Leben und Besitzthum der unter ihnen lebenden Weißen gesichert, nur auf diese Weise werden brauchbare Arbeiter, gute Steuerzahler und tüchtige Soldaten für das Mutterland aus ihnen herangebildet. Der Frieden, Bestand und Wohlstand unserer Colonien erfordert die rücksichtsvollste Behandlung der Farbigen. Von den politisch scheinbar so stark discreditirten Begriffen der Humanität und des Christenthums braucht dabei gar keine Rede zu sein. (Schluß folgt.)

Schülerreisen.

Von Sebald Schwarz.

Nach den Lehrjahren die Wanderjahre, nach der Instruction durch den Hofmeister die große Cavaliertour durch Europa — so hat sich in unserer Erziehung meist das Verhältniß der Schule zur weiten Welt gestaltet. Erst bei den großen Pädagogen des 18. Jahrhunderts finden wir den Gedanken, mit den Schülern Reisen zu unternehmen; Wochen lang sehen wir die Zöglinge der berühmten Erziehungsanstalten jener Zeit unterwegs.

Das 19. Jahrhundert war in mancher Beziehung diesen Unternehmungen nicht günstig. Ein stramm organisirtes öffentliches Schulwesen mit Prüfungen und Berechtigungen, starken Anforderungen an Lehrer und Schüler und scharfer Controle ließ wenig Zeit für solche Allotria, und indem der Lehrerstand sich immer mehr in eine Beamtenschaft umwandelte, wurde er vielleicht weniger geneigt zu freier pädagogischer Thätigkeit. Daher begnügen sich die meisten unserer höheren Schulen mit einem Tagesausflug und vielleicht einigen Classenspaziergängen im Jahre.

Andere Momente im Leben unserer Zeit wirkten aber dahin, wirkliche kleine Reisen mit den Schülern immer wieder zu versuchen. Unser herrschender Stand, das Bürgerthum, reist viel; sollen seine Kinder, die Zöglinge unserer höheren Schulen, nicht bei Zeiten lernen, es mit Nutzen zu thun? Das wachsende Verständniß für die Pflege und Erziehung des Körpers führte zu ausgedehnten Turnfahrten, und die Entwickelung der Großstädte verbreitete zugleich das Bedürfniß nach Ausspannung in Wald und Flur und das Bewußtsein für die Herrlichkeit der freien Natur.

Und welche Zeit auch, die Schule kann immer für ihre eigensten Zwecke viel aus gemeinsamen Wanderungen der Lehrer und Schüler gewinnen. Da treten sich der Eine und die Vielen persönlich näher; der Junge merkt, daß der gestrenge Herr ein Mensch ist wie er, der ißt und trinkt, lacht und stöhnt, genießt und müde wird, und wir wiederum lernen unsere Schüler in den mannigfachen Lagen und Aufgaben, wie sie ein paar Wandertage mit sich bringen, ganz anders kennen als in den engen, gleichförmigen Verhältnissen der Schulstube. Hier sehen wir erst, was für ein lederner Geselle mancher gute Extemporalschreiber ist, und wie viel frische Auffassung, wie viel lebendige Kraft und eiserne Ausdauer in einem Anderen steckt, der in der Classe untenan sitzt, weil ihn nun einmal andere Dinge interessiren, als was da getrieben wird. Humor und tantenhafte Biederkeit, Verträglichkeit und Selbstsucht, der stille Sinn des Einen und das Bramarbasweſen des Anderen entfalten sich hier, und über Freundschaften, Privatinteressen, Familienverhältnisse sammeln wir nützliche Erfahrungen.

Aber nicht nur studiren, auch bilden können wir den Charakter unserer Schüler auf einer Reise mit ihnen. Wenn alle sich einige Tage lang einem großen Ganzen freiwillig einordnen müssen, so wird jede sociale Tugend gestärkt; Märsche und Kletterpartien fordern und fördern Ausdauer, Geschick und Entschlossenheit; oft genug giebt es Uebung darin, Hunger und Durst, Staub und Hitze zu ertragen. Unmittelbar vor den Werken der Natur und Menschenhand lernt unsere bücherselige Jugend die eigenen Augen aufmachen; mit der Kenntniß der Heimath wächst die Liebe zu ihr, in der freien Natur die Freude an ihrer ewigen Schönheit.

Aus solchen Ideen sind die meisten Schülerreisen an unseren höheren Schulen erwachsen; als Turnmärsche zur Stählung des Körpers und als Ausspannung in Feld und Wald haben die meisten Directoren, die ich darum befragt habe, sie bezeichnet. Ein dritter Zweck tritt dagegen zurück, sie dem eigentlichen Unterricht dienstbar zu machen; es geschieht das meist mehr gelegentlich, so nebenbei. Und doch können wir von unseren Reisen viel mit heimbringen, wenn wir sie entsprechend vorbereiten und später in dem langen Jahre ausnutzen. Wie ein sonniges Sommerleuchten geht es über die Gesichter, wenn wir im Winter davon sprechen, wie Friedrich Wilhelm I. die Städte zu sparsamer Verwaltung zwang, und nun als Zeugen städtischer Ueppigkeit das Silberzeug im Lüneburger Rathhaus heraufrufen können, das wir auf unserer Wanderung gesehen haben. Thürme und Mauern, Ritterrüstung und Feldschlangen, Zunfthäuser und gothische Dome sind den Jungen keine leeren Wortschälle mehr, sondern lebende Anschauungen, wenn sie in Lübeck, Lüneburg, den alten Städten am Harz gewesen sind; an Straßennamen wie „im Wendischen Dorf" in Lüneburg, an die langen Reihendörfer der Marsch können wir. erinnern, wenn wir von der Einwanderung der Slaven, der Holländer reden. Und wie die Geschichte, zehrt die Erdkunde den ganzen Winter von den Erfahrungen der Reise: der Städter hat gelernt, was ein Kornfeld, ein Bauerndorf, ein großes Gut ist, hat von Wäldern und Seen, Bergen und Flußbetten eine eigene Vorstellung; der Junge aus der Kleinstadt im Binnenlande weiß, was eine Großstadt, ein Hafen, ein großes Industrie-Unternehmen ist. Für geographische Gesammtbegriffe wie Marsch, Geest, Mittelgebirgsland, Hochgebirge, Hügelland, Tiefebene werden die einzelnen Bestandtheile wie die Totalanschauung gewonnen; was wir etwa über den geologischen Aufbau unseres Erdinnern lernen, wird durch die Beobachtung auf den Reisen illustrirt und vertieft, und für Culturunterschiede in Hausform, Dorfform, Mundart, Volkstrachten haben wir das schönste Material.

In welchem Maße unsere höheren Schulen solche Reisen unternehmen, läßt sich aus den Programmen nur ungefähr entnehmen, da nicht jedes Unternehmen der Art seine Erwähnung darin findet. Nach ihnen sind in den Jahren 1900 und 1901 an 78 bezw. 75 höheren Schulen Deutschlands 85 bezw. 82 Schülerreisen gemacht worden, d. h. an etwa 10% der Anstalten, auf die sich die Beobachtung erstreckt; vier Fünftel dieser Reisen dauerten aber nur zwei Tage, das letzte Fünftel längere Zeit; und zwar entfallen verhältnißmäßig die meisten auf Ostdeutschland, wo 9% aller Schulen wanderte, während in Süddeutschland nur 4% es thaten. In den meisten Fällen sind es die Oberclassen der Vollanstalten, bis Untersecunda hinab, die zur Theilnahme zugelassen werden; bei einem Fünftel hat man bis Unter-Tertia hinabgegriffen, was für eine öffentliche Schule wohl die unterste Grenze bleiben wird; in Erziehungsanstalten, wie dem Stoy'schen Internat, werden auch noch jüngere Schüler mitgenommen. Ganz beschränkt auf die höheren Schulen sind die Schülerreisen übrigens nicht; so bringt es der Cantor

Digitized by Google

Groyp in Thale fertig, durch Sammeln von Geschenken, Verdienst aus der Feldarbeit, Erträgen einer Aufführung, daß er jedes Jahr mit den Volksschülern einige Tage in den Harz wandern kann.

In ihrer Ausführung weichen die Schülerreisen sehr weit von einander ab; während jene zweitägigen Wanderungen, die 80% Aller ausmachen, wohl meist nur erweiterte Tagesausflüge sind, sehen wir auf der anderen Seite große Unternehmungen, wie die Reise des Berliner Prinz Heinrich-Gymnasiums nach Rom und des Marienburger Gymnasiums in die Tatra, die 12 Tage währten. Das Gymnasium in Bromberg veranstaltet Reisen im Schülerboot, bei denen Entfernungen von über 300 km zurückgelegt werden, an verschiedenen Orten kommen größere Radfahrten vor. Die Kieler Ober-Realschule war vorigen Sommer in der Magdeburger Gegend, um Fabriken und Bergwerke zu besuchen, andere Anstalten machen Reisen unter Führung des Zeichenlehrers, um zu skizziren.

Ein beliebtes Reiseziel sind vor Allem unsere Mittelgebirge, wie der Harz, Thüringerwald, das Riesengebirge. Daneben unsere Seestädte, während Andere das Flachland als uninteressant ganz ablehnen. Man sieht schon hieraus, daß es den Meisten darum zu thun ist, berühmte Stätten der Natur und Cultur zu besuchen, und wo es sich um die Oberclassen in großen Städten handelt, um Kreise, deren Söhne ohnehin viel reisen, mag das ohne Bedenken sein. Wichtiger ist es aber doch, daß die Jungen ihre Heimath kennen lernen, namentlich bei den jüngeren Schülern; zu frühe Bekanntschaft mit den Höhen moderner Reiselust macht leicht blasirt, während ein junger Mann, der ein paar Mal die kleinen, unberühmten Städtchen seiner Heimath durchforscht hat, für sein Leben gelernt hat, daß es überall etwas zu sehen giebt. Städter müssen in die freie Natur, Kleinstädter sollen Großstädte sehen.

Es gehört allerlei dazu, um eine Schülerreise in's Werk zu setzen: Den Weg mit Fahrplan und Karte genau festzustellen, die Correspondenz mit Bahn- und Dampfschiffsdirectionen, Vorstehern von Museen und industriellen Werken, die Verhandlung mit den Wirthen über Quartier und Essen kosten viel Zeit. Dann kommt die Vorbereitung der Schüler. Da gilt es, allgemeine Vorschriften für die Ausrüstung geben, die geographische Bedeutung des zu durchwandernden Gebietes entwickeln, Geschichtliches wiederholen und erzählen, naturgeschichtliche Beobachtungen aller Art vorbereiten; Anderes wird dann erst an Ort und Stelle erzählt, Sagen und Geschichten sind eine hübsche Unterhaltung für die Zeit nach dem Abendessen; am Tage vor der Abreise schließlich eine Musterung von Gepäck und Kleidung, namentlich Stiefeln, die Gelder werden eingezogen, eine gewisse Marschordnung eingeübt.

Für die Reise selbst sind die Jungen meist in Kameradschaften eingetheilt, deren Führer für seine Leute verantwortlich ist. Damit sich keiner verläuft, wird Einer als Spitze, einer als Schluß ernannt; auf der Landstraße läßt man fast immer frei marschiren, nur bei großer Müdigkeit geht es im Schritt und mit Gesang. Sehr verschieden sind natürlich die Ansichten über Verpflegung; der eine Lehrer läßt alle Freiheit, bis zu Cigarren und beliebigen Mengen von Brause und Automatenchocolade; der Andere hält auf spartanische Einfachheit und erlaubt nicht einmal, nach Belieben zu trinken. Fast immer ist die Hauptmahlzeit Abends, ohne oder mit einem, ja ein paar Glas Bier, je nach dem Alter der Schüler und dem Temperament der Lehrer. Auch von einer vergnüglichen Bowle wird wohl einmal berichtet. Als Nachtlager muß man bei größeren Abtheilungen natürlich Stroh nehmen; aber die Mühe, die es macht, darin die nöthige Ruhe herzustellen, läßt viele nach dem ersten Versuch nur Betten im Hôtel wählen. Jedenfalls kann nur der eine Schülerreise unternehmen, der seine Jungen fest in der Hand hat. Allerlei Mittel giebt es dazu, sogar Geldstrafen bis zu drei Mark kommen vor; viel ist schon gewonnen, wenn der Feldherr immer bei seinen Soldaten bleibt.

Am unabhängigsten von allen äußeren Dingen machen sich die freien Schweizer: auf ihren 14tägigen Reisen führen die Baseler Secundärschüler einen Einspänner mit Kocheinrichtung und Schlafsäcken mit sich, und drei kleine Proviantwagen, von den Theilnehmern abwechselnd gezogen; so kommen sie mit 28 Mark auf den Kopf aus.

Wo die Reise enger mit dem Unterricht verknüpft ist, wird sie auch nach der Rückkehr dafür ausgenutzt. Abgesehen davon, daß man Baustoffe aus ihr für die verschiedensten Stunden des ganzen Jahres hat, wird an vielen Schulen wenigstens der nächste Aufsatz daraus gewählt. Im Stoy'schen Pädagogium erwächst er zu einem ausführlichen Bericht jedes einzelnen Schülers mit Karten und Zeichnungen, den die Eltern zu Weihnachten erhalten. Wir lassen an unserer Schule jeden Schüler ein anderes Thema bearbeiten: ein Stück der Reise erzählen, ein Gebäude, einen Ort beschreiben, in einer kleinen Abhandlung etwa feststellen, worin die Bedeutung einer Stadt besteht, was man über ihre Geschichte aus den Straßennamen lernen kann, worauf Industrie oder Handel einer Gegend beruht. Alle werden zusammen in einen Band gebunden, mit den zahlreichen Skizzen, die wir von der Wanderung mit heimbringen, und in der Lehrerbibliothek aufbewahrt.

Die Opfer an Zeit und Arbeit, die eine Schülerreise fordert, sind oft nicht gering; aber sie werden gern gebracht, als freiwilliges Thun von Lehrern, die nicht nur als Erziehungsbeamte ihr Tagewerk abhaspeln, sondern in dem persönlichen Verkehr mit den Jungen ihre Freude und ihren besten Lohn haben. Wenn von manchen Wohlmeinenden gefordert wird, wir sollten Tagegelder für unsere Leitung erhalten, so hat die Mehrzahl der Reiseleiter, die bei einer Rundfrage mir geantwortet haben, sich dahin ausgesprochen, daß wir, wie einer sich drastisch ausdrückte, „uns nicht jeden Schritt wie ein Handlanger sollten bezahlen lassen".*) So bieten die Schülerreisen unserer höheren Schulen ein reiches Bild mannigfachster, freier Erziehungsarbeit. Und einen Segen trägt Jeder davon, ob er nun frisch ohne viel Umstände mit seinen Jungen in der Welt umherläuft, ob er nach allen Regeln der Methodik die Schülerreise in den Unterrichts- und Erziehungsplan einfügt, oder er vor Allem daran denkt, dem Geschlecht der Kopfarbeiter kräftige Beine zu verschaffen: das Gefühl enger Zusammengehörigkeit mit seinen Schülern. In den ersten Tagen und Wochen nach der Rückkehr ist es immer, als sei man durch ganz neue, zahlreiche und feine Fäden mit ihnen verbunden.

Literatur und Kunst.

Deutsche Lyriker der Gegenwart.

Von Hans Benzmann (Berlin).

Man kann in der Kunst und in der Literatur der Germanen zwei große Strömungen beobachten, die seit Alters einander sich nähernd oder von einander fliehend, bald diese, bald jene mit stärkerer Woge durch die Jahrhunderte dahinfließen, Verwandtes von überall aufnehmend: die naive Kunst (das Volkslied, das Heldenepos) und die Mystik (der Naturmythus, die christlich-germanischen Legenden, die germanisirte Sage vom Gral, vom Parzifal, die mystischen

*) Eine wahrhaft erquickende Auffassung des so schönen und so schwierigen, eigentlich gar nicht mit Geld aufzuwiegenden Lehrerberufes! Der Herausgeber.

Digitized by Google

Träumereien eines Tauler, Ruysbroek, Angelus Silesius u. A.). Beide entspringen derselben Quelle: dem Empfinden. Leben und Tod, das Mysterium der ewigen Wiedergeburt, fand seine wunderbarste Verklärung schon im Mythus der nordischen Edda. Mystischen Geistes ist die Malerei und die Baukunst der Germanen, sowohl die romanische, die eigentliche Baukunst der Deutschen, wie die übernommene, von den Deutschen durchgeistigte Gothik. Mystischen Geistes ist namentlich die subjective deutsche Dichtung der Neuzeit, die der Romantiker, die eines Kleist, Novalis, Tieck, und auch die der jüngsten deutschen Lyriker, eines Dehmel beispielsweise. Die Tiefe des germanischen Geistes fand in allen diesen Dichtungen und Bestrebungen ihren Ausdruck, während das reinmenschliche Empfinden des Deutschen sich in seinen Volksliedern und in der sogenannten reinen Lyrik der Kunstpoeten spiegelt. Das Wunderbarste aber: in den größten Dichtungen der Germanen wirken beide Strömungen, Mystik und volksthümliche Poesie, zusammen, und staunend fühlen und erkennen wir die Einheit zwischen beiden als das Urbild und als das ewige Ideal und Ziel der germanischen Kunst. Solche Urbilder sind uns die Edda, die Dramen Shakespeare's, Goethe's „Faust" und die Balladendichtung eines Bürger, Goethe, Mörike, einer Droste-Hülshoff.

Ich möchte heute ein paar Lyriker besprechen, in deren Kunst etwas von jenem germanischen Empfinden lebt, sei es nun, daß die Persönlichkeit der einen tief in sich selbst, also auch in ihrem besonderen germanischen Wesen, oder die der anderen im Volksempfinden, im Wesen des besonderen Volksstammes oder im Wesen des deutschen Christenthums wurzelt. Freilich, es ist noch nicht alles reife Kunst, was sie bieten, noch in allzu dunklen Wegen verliert sich der eine, während die Anderen anscheinend noch nicht immer den eigenen Weg neben der breiten Heerstraße einzuhalten vermögen oder sich noch allzusehr in Augenblicksstimmungen verlieren.

Bei Weitem an Tiefe der Weltanschauung und an intuitivem poetischen Können überragt die andern Lyriker, die ich heute besprechen will: Wilhelm von Scholz. Ich möchte seine Kunst einem schweren nächtlichem Gewitter vergleichen — freilich die rechte elementare Leidenschaft fehlt diesem Dichter. Alles liegt im Dämmerlicht der Nacht, geheimnißvolles Leben webt und waltet, nur die erhabene furchtbare Stimmung liegt in der Luft und ist deutlich fühlbar: bis plötzlich ein greller Blitz die Landschaft beleuchtet und die ganze Welt schrecklichschön vor uns liegt. Dann wieder Dunkel, ein geheimnißvolles ernstes Spiel der Naturkräfte, verschwimmende Farben und Töne. Um den Dichter directer zu charakterisiren: Scholz hat Verse gedichtet, die von einer geradezu genialen Ursprünglichkeit, Tiefe und Größe in der Empfindung und Idee, im Bilde, in der Sprache sind, im Allgemeinen aber leidet seine Kunst an einer Unklarheit und Dunkelheit, die oft bis zur gänzlichen Unverständlichkeit geht. Diese Wesenszüge kann man in seinen früheren Werken erkennen, der epischen Dichtung „Hohenklingen", den dramatischen Dichtungen: „Der Besiegte" und „Der Gast" wie auch in seinen soeben erschienenen lyrischen Gedichten: „Der Spiegel" (sämmtliche Werke im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig). In den reiferen Werken dieses Dichters findet man andererseits als ein Wesentliches seiner Kunst eine eigenartige Vermischung von lyrischer, epischer und dramatischer Empfindungsweise, einen merkwürdig innerlichen Styl, der das Lyrische in Bild und Handlung und das Epische und Dramatische in Empfindung, Idee, Stimmung verwandelt. Balladenhafte, märchenhafte Bilder und Klänge, geheimnißvoll wie aus alten Mythen und Volksempfindungen emporsteigend, wollen etwas Neues, wollen im Neuen das Ewig-Alte, das Ewig-Vergängliche und im Vergänglichen das Ewig-Seiende, die Ideen an sich verkünden. So vermischt sich ein das All umfassendes Lebensgefühl im Weltempfinden dieses Dichters mit jenen sehnsüchtigen und ahnungsvollen Empfindungen, die uns drängen, das Geheimniß des Todes zu enträthseln und die Furcht vor dem Tode in uns zu überwältigen. Aber der düstere Schatten, den der Tod voraus wirft, weicht nicht. Wohl dem, der dann die Kraft behält, schöpferisch thätig zu sein, trotz seines Erkennens der absoluten Wahrheit. Die Kunst allein vermag ihn zu befreien und zu erlösen. Etwas von jener ernsten Ironie, aus der die gewaltigen Schöpfungen Shakespeare's hervorgingen, lebt auch in den Dichtungen des Wilhelm von Scholz; nicht anders läßt sich der Abgrund, der zwischen Leben und Tod gähnt, überbrücken. So sind Scholz' Dichtungen Stimmungen geworden voll dunkler Mystik, voll Dämmerlicht und Schatten, voll paradoxer Ideen und Bilder, Träume und Spiegelungen der Seele voll bald erhabener und herrlicher, bald wirrer und grotesker Phantastik. Hiermit wäre nur die Grundstimmung des Buches: „Der Spiegel" skizzirt, in der That ist das Buch reicher an tiefen Ideen. Charakteristisch für von Scholz ist das Motto, das er seiner Sammlung vorgesetzt hat:

Wie mächtig brach vom Wasserspiegel Schein
Aufleuchtend in den schattendunklen Hain.
Wir treten an des stillen Weihers Rand,
Du beugtest über Tiefen Dein Gesicht:
Leben wir Alle nur in Spiegellicht?
Leben wir Alle nur in Spiegelland?

Mit ähnlichen quälenden und bedrückenden Fragen, die so orakelhaft klingen und in schönen, doch dunklen Symbolen eingeschlossen erscheinen, endigen viele Gedichte. Sie klingen so poetisch, daß man das Unfaßliche, das ihnen anhaftet und das mir oft wie eine Hyperbel erscheint, als Tiefe hinnimmt. In ein paar Gedichten erscheint jene Grundstimmung des Dichters, seine Weltanschauung, in wunderbarer, tiefer Klarheit und Symbolik.

In einer Dämmerstunde.

Ich wohne, wo die Wolken geh'n,
Still hoch in einer Dämmerstunde;
Waldtiefer Bäume Wipfel steh'n
Um meinen Tisch in naher Runde,
Die gern mein Licht im Abend seh'n.

Alt ist der Leuchter, der es trägt,
Alt sind die Bäume, die es schauen,
Die Flamm' ist alt, die sich bewegt
Und flattert durch das ewige Grauen,
Wenn die uralte Luft sich regt.

Flüsternd umkreist die Dämmerung
Mich und mein Licht, das nach ihr greift. —
So alt ist alles, ich so jung —
Da ist's, als ob ein Wort mich streift,
Das rings um mich zur Fülle reift.

„Du bist so alt als alle wir —"
Sprach es das Licht, sprach es der Baum,
Sprach's der zersprungene Tisch vor mir,
Sprach's um mich her der Dämmertraum?
Ich fühl' es dunkel jetzt und hier.

Wie lächeln doch die ewigen Dinge,
Wenn solch' ein Strudel Erdenzeit,
Ein Mensch aufwacht in ihrem Ringe,
Aufbraust in ihrer Einsamkeit —
Wie lächeln dort die ewigen Dinge!

Sie lächeln mich in ihre Ruh —
Nun rag' auch ich uralt vom Grunde.
Du Flamme, warum zitterst Du?
Bist Du ein Wort aus meinem Munde,
Rief Dich die Dämmerung mir zu? —

Digitized by Google

Dies ist große und seelentiefe Kunst!

Welch' ein feiner lyrischer Meister der Stimmungspoesie v. Scholz ist, das empfindet man schon bei diesem Gedichte. Neben dem mystischen ringt das andere Element der deutschen Poesie in seinen Dichtungen aus dem Dunkel zum Licht empor: lebensvolle, prägnante Realistik. Seine Poesie ist tief, oft krankhaft subtil und paradox, nebelhaft und schemenhaft, ahnungsvoll und gedankenvoll, visionär und barock, aber auch: männlich stark, gesund, voll herber, rauher Schönheit und Kraft. Sie erinnert oft an den Balladenton des nordischen Märchens. Dann streift sie oft die Mayaschleier des Gedankens ab, und steht da: pure, lebendige Wirklichkeit, strotzendes Leben, wie es war, wie es ist und wie es sein wird. Ich nehme als Beispiel dieser Art von Kunst ein Stück aus der größeren epischen Dichtung: „Das Schwert". (Die Sammlung: „Der Spiegel" enthält auch ein paar epische und dramatische Phantasien.)

Rauschend im Herbstwind liegen die Hügel.
Ferne Dörfer Grüße tauschen
Glockentönig ... glockentönig ...
Durch das feierlich freie Rauschen
Reitet ein alter Märchenkönig,
Auf dem Stahlhelm die steilen Habichtsflügel;
Es klappt sein plattenbesetzter Zügel,
Es klappt das Schwert mit dem Frauenbildniß,
Und um ihn rauscht des Waldes Wildniß.
Eisern sitzt er im Sattel, versteint,
Sein greises Auge, das nie geweint,
Loht in verkohlendem Brand.

Herbstland, Märchenland —
Wie die Kronen wogen und wiegen,
Wie sich die raschelnden Pappeln biegen!
Und wo das Wehen niedersinkt,
Wie über die Felder die Windwelle springt!

Leise hält der König sein Roß.
Weit drüben liegt ein weißes Schloß
Aus Marmor. Von der Sonne gebannt,
Schwebt es gleißend hoch im Land.
Hohnlachend schlägt der König an's Schwert,
Aus des Kopfes Augen ein Blitzen fährt —

Seine sehnigen Arme recken sich
In die Zügel. Im Wind weht sein eisgrauer Bart.
Seines Rosses Hufe strecken sich,
Und fort geht die herbstliche Königsfahrt ...

Hierbei möchte ich auf die größeren Poesien der Sammlung ausdrücklich hinweisen, namentlich auf die lyrisch-dramatischen Scenen „Der Domherr" (ein Cabinetstück feiner stimmungtiefer und gedankenvoller Poesie), „Das Tagelied" und die „Königsmärchen", („Das Schwert", „Der Wächter", „Wahnsinn oder die Träume des Thurmes"). Die „Königsmärchen" sollen anscheinend kein zusammenhängendes dichterisches Gebilde sein, sie wirken wie seltsame Balladen, wie die Träume eines Sehers, wie Visionen, oft überirdisch groß, entsetzlich lebendig, oft dunkel, verschwommen, schemenhaft. Ich stehe nicht an, sie trotz dieses zwiespältigen Charakters zu den herrlichsten Dichtungen zu zählen, die uns die moderne Kunst beschеert hat. Auch kann man einen Zusammenhang zwischen diesen Dichtungen construiren, der sie noch bedeutungsvoller erscheinen läßt. Dieses Problem erscheint in dreifacher Lösung in den drei Königsmärchen: Der geniale Mensch auf den Höhen des Lebens (auf dem Königsthron) im Kampfe mit seinem Schicksal, das ihn dazu bestimmt hat, nicht sich auszuleben, sondern für Andere zu leben. Im „Schwert" besiegt der König das Schicksal, im „Wächter" dagegen siegt die „Königsidee", in den „Träumen des Todes" unterliegt der König dem eigenen Genius: ein Wahnsinniger lebt sich aus als Mensch und Machthaber.

Schließlich seien noch die kleinen Epigramme und Natur- und Liebesstimmungen erwähnt und von beiden eine Probe gegeben.

Dem Künstler.

Nicht eher brich vor Dir Dein Schweigen,
Bis Dich der Augenblick erfaßt,
In dem die Kräfte mit bezwung'ner Last
Einander helfend aus der Tiefe steigen,
In die Du Dich verloren hast.

Abend.

Wir stehen und schauen und sprechen kein Wort —
Der Abend zerflattert auf dunklen Wiesen.
Strenge Schatten kommen vom Torf,
Steigen als stumme Riesen
Ueber die Schollen behutsam fort
In's Dorf.

Ganz anderer Art ist die Poesie Fritz Lienhard's („Gedichte", erste Gesammtausgabe, Verlag Georg H. Meyer, Berlin). Verlor sich Scholz' beste Kraft in mystischer Dunkelheit und Unverständlichkeit, so herrscht bei Lienhard allzu viel Helle, verstandesmäßige Reflexion, welche in künstlerischer Beziehung die Masse seiner Poesien wenig originell erscheinen läßt. Seine Gedichte sind von überraschend ungleichem künstlerischen Werth. Hier abstractes Empfinden und nüchterne Darstellung, dort feine intim und tiefpoetisch empfundene Naturstimmungen, oft voll schöner, edler Ueberschwänglichkeit. Das Beste, was er bisher geschrieben hat, sind meines Erachtens ein paar visionäre Phantasien, die Sagen- und historische Stoffe seiner Heimath Elsaß behandeln, und viele von den Burenliedern.

Zunächst seine Naturgedichte. Unvergeßlich wird mir immer dieses einfach Schöne, tief Empfundene bleiben, — ich fand es bereits in Lienhard's erster Sammlung:

Glaube.

Wie eine Blume in milder Nacht,
Vom Mond gespeist, vom Thau getränkt,
Wachs' ich von Deiner Erde auf
Zu Dir, der mich hier eingesenkt.

Deine Stürme fahren daher, dahin,
Deine Lenzluft lockt, Deine Mondnacht thaut —
Thue mit mir nach deinem Sinn:
Du bist mein Gärtner, ich Dein Kraut!

Dies Gedicht ist eines der schönsten modernen Lieder, die ich kenne. Diese schlichte, tieffromme und doch im edelsten Sinne überschwängliche Poesie wird jeden Menschen, den einfachen wie den hochgebildeten, in gleicher Weise tief ergreifen. Lieb sind mir auch die hellen, freundlichen Naturlieder Lienhard's, die in ihrer Einfachheit so prägnant und unmittelbar wirken. In diesen Liedern kommt Lienhard oft Gustav Falke nahe (vgl. z. B. „Mai"). Ferner will ich jene Naturgedichte hervorheben, in denen Wasgaulandschaften und -stimmungen geschildert werden z. B. „Herbst auf Odilienberg". Nicht begeistern kann ich mich dagegen für jene Gedichte, in denen sich Lienhard gegen das Großstadtleben wendet, mögen hier für den Dichter auch Erlebnisse, Enttäuschungen und sonstige üble Erfahrungen entsprechen, auf mich wirken diese Poesien tendenziös, abstract und prosaisch.

Am stärksten kommt Lienhard's Talent meines Erachtens in einigen balladenhaften Phantasien zum Ausdruck. Hier zeigt er sich nicht nur als ein phantasiebegabter Dichter, sondern auch als ein feinempfindender, dem Sinn der Worte

Digitized by Google

nachspürender Künstler. Kraft seines feinen Gefühls für die tiefe natürliche Schönheit der Volksballade kommt er ihr in diesen Gedichten nahe. Ich hebe hervor: „Hexentanz", „Der Büßer von Kayserberg" (den sentimentalen Schluß dieses schönen und tiefen Gedichtes halte ich für verfehlt), „Die Pest in Straßburg" und vor Allem „Der Bauer von Lupstein". Ungemein kraftvoll und intensiv poetisch setzt die zuletzt genannte Phantasie, die ich leider nicht ganz citiren kann, ein:

Der Bauer von Lupstein.

Ein Gesicht.

Die aufständischen Bauern (1525), zusammengedrängt in Zabern, hatten sich gegen das Versprechen freien Abzuges ergeben. Als sie aber herauskamen, hub ein furchtbares, drei Tage dauerndes Morden an, das die Felder bis zur Capelle von Lupstein in ein Leichenfeld verwandelte.

Sturmwindzerrissen ein Läuten aus wilder, wilder Nacht!
Unter den schnaufenden Wolken Geräusch von ferner Schlacht!
Darein vielstimmiges Weinen, schräg fallender Tropfen Heer!
Ein Flügelschlagen und Flügelstoß,
Als tappt' ein Unthier fittiggroß
Und ungefüg und federschwer
Durch feuchte Nacht, durch nasse Nacht, durch wilde, wilde Nacht daher!

Sturmwindzerrissen ein Läuten — so schwarz und hohl das Land!
Ist das ein Feuerläuten? Steht wo ein Dorf in Brand?
Aufweinend bäumt sich die Linde vor meinem Herberghaus,
Als wollte mit stampfenden Wurzeln sie in die Nacht hinaus,
Als wollte sie rauschend sich heben und kämpfen im breiten Zug,
Mit tausend Krallen zerreißen den Wolkenbannerflug!
Sturmwindzerrissen ein Läuten — die Nacht so schwarz und schwer!
Gott schirme verirrte Wanderer! — — Wo kommt das Läuten her?

Besondere Beachtung verdienen Lienhard's „Burenlieder". In ihnen erreicht er vermittelst prägnanter Wortmalerei und wirkungsvoller energischer Knappheit oft die Stimmungstiefe der deutschen Ballade. Viele dieser Gedichte sind von bezaubernder Frische. Ich hebe hervor „Reitermarsch", „Auf stiller Vorwacht", „Kleingewehrkampf", „Die fünften Lanzers", „Nächtlicher Choral", „Die Nelke". Eine Talentprobe ist folgendes kleine stimmungstiefe Gedicht:

Buren-Patrouille.

Im Thale flimmert eine feine Schnur:
Des Feindes Zelte! Die Gewehre steh'n
In Pyramiden. Tropische Natur
Umglüht den Kegel, wo ein leises Weh'n
Um Staub und Steine schleicht und hart Gesträuche.
Ganz todt der Berg! Ein rasches Rieseln nur
Von einem Eidechs, lang und schuppendick,
Der in's Geröll erschreckend fuhr.
Und dann ein Pferdekopf, ein leis Gekeuche —
Ein Hut und Carabiner — Lauerblick
In's Thal — und wieder fort —
Das war ein Bur.

Eine tiefe deutsche Natur, die leider noch allzu sehr mit der Form zu ringen hat, spricht aus Karl Ernst Knodts „Neuen Gedichten" (Verlag: K. Schimmelpfeng, Mülheim a. d. Ruhr 1902). Was ich einst über des Dichters erstes Buch „Aus meiner Waldecke" (Concordia-Verlag, Berlin) sagte, das kann ich ungefähr auch über dieses zweite Buch sagen: Knodt ist ein Dichter des Waldes und der Ewigkeit, für sein ganzes Dichten ist ein mystisch-religiöser Zug charakteristisch. In der Einsamkeit seines Waldes erlebt seine Seele die Offenbarungen des Höchsten, hier singt er Lieder vom großen Frieden der Seele, die in Gott ruht ...

Weißt Du — wo?

Weit — weit —
Hart an der Ewigkeit,
Ueber den Zeiten,
Ganz hinter Mitternacht,
Wo schauernd schreiten
Füße der Geister sacht,
Wo gar kein Wald mehr
Und keine Wiese lacht,
Wo dieses Lebens leer,
Schläft eines Oceans Macht
— Dort winkt ein Streifen Strand,
Dort kreist die Sehnsucht mein
Adlergleich, ganz allein,
Suchend nach Land.

Knodt's neues Buch ist 383 Seiten stark. Augenscheinlich ist der Dichter beim Sichten und Ordnen seiner Lieder schlecht berathen gewesen; denn hätte er die Hälfte geboten, er hätte mehr gegeben. So enthält das Buch viel, allzu viel Gelegentliches. Von schönen Gedichten nenne ich noch: „An meine Seele", „Am Sternenkreis", „Süß sind die Schollen des Thales", „Zur Sommernacht", „Erntebank", „Vor der Ernte", „Eine Siegesstunde". Aus den „Biblischen Bildern" erwähne ich namentlich das großempfundene „Elias auf Horeb".

Von Christian Morgenstern ist ein neues Gedichtbuch erschienen: „Und aber ründet sich ein Kranz" (Verlag S. Fischer, Berlin). Man hat vielleicht Größeres von diesem Lyriker erwartet, und Manchen mögen Morgenstern's letzte Gedichtbücher enttäuschen. Auch ich will dies letzte Buch nur als ein Zwischenspiel hinnehmen und bin überzeugt, daß Morgenstern auch kraft seines tiefinnerlichen Wesens und kraft seines originellen Talentes uns bald wieder Größeres und Reiferes bieten wird. Andererseits geht ein eigenthümlicher Zauber von diesen Versen aus, von diesen ungeheuchelten und wirklich erlebten Poesien, die wie ein Tagebuch gleichsam des Dichters Tage nur begleiten. Es sind Stimmungen der Seele von feinster und subtilster Art, ganz persönlich in Inhalt, Farbe und Form, oft rein lyrisch, bald gleichnißartig, bald epigrammatisch. Ein Beispiel:

Und so verblaßte goldner Tag
Nach wonnigem Verweilen;
Und über allem Leben lag
Ein Hauch von Abwärts-Eilen
in Grab und Tod.

Bis voll unendlich süßer Macht
Sich Stern auf Stern entzündete
Und am Gewölb der hohen Nacht
Den Zirkel weiter ründete
zum Morgenroth.

Auch Emanuel von Bodman's „Neue Lieder". (Mit Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine, Verlag Albert Langen, München) lassen kein Fortschreiten des Dichters erkennen. Zierliche Weisen, liedartig und stimmungsvoll, nicht ohne Sprachzauber und Innigkeit der Empfindung wechseln mit recht gesuchten und in nicht gerade gutem Sinne originellen Reflexionen. Ein Gedicht, das zugleich für den Dichter charakteristisch und werth ist, citirt zu werden, finde ich nicht. Das schöne erste Gedicht „Am Rande" ist zu lang. Bodman's erstes Buch „Erde" (derselbe Verlag) schätze ich höher als dieses.

Digitized by Google

Ein Wort vom Conversations-Lexikon.

Von K. F. Romberg.

Ein entsetzliches, ganz veraltetes Wort: „Conversations-Lexikon“ — aber nehmen wir es einstweilen noch seines Inhaltes und der Bedeutung wegen hin, die es gerade in neuerer Zeit gewonnen hat. Das umfangreiche Sammelwerk schließt alles Wissen, alle Cultur, alles Streben unseres Jahrhunderts ein. Es macht uns diese Cultur zum großen Teile erst recht nutzbar, und auf der anderen Seite entlastet es uns unverhältnißmäßig von dem Zwange, gewaltige Wissensstoffe mit pedantischer Aengstlichkeit im Gedächtniß aufzuspeichern. Es erspart uns dadurch kostbare Zeit, die wir weit nützlicher in fruchtbringendem Neuschaffen anlegen können.

Die ganze Welt umspannende Geister, Gelehrte vom Schlage Leibnizen's, die alles Wissen ihrer Zeit beherrschten — solche Köpfe giebt es nicht mehr und kann es nicht mehr geben. So gewaltig ist der Schatz unserer Bildung angewachsen, daß er den Einzelnen erdrücken würde. Man mag über das vergangene Jahrhundert lieblos aburtheilen, mag ihm auf der einen Seite seinen Materialismus und seine Raffsucht vorwerfen, auf der anderen die Zersprengung so ziemlich aller Bande frommer Scheu, die Entthronung aller Autoritäten — daß es ein Jahrhundert der Arbeit war, wird ihm Niemand abstreiten wollen. Ueberall regte es sich befruchtend und zeugend. Jedem Specialgebiete entstanden Specialforscher, die sich in's Kleinste vertieften und ihr ganzes Leben diesem Kleinsten widmete. Stein fügte sich so an Stein, und aus dem geschlossenen Einzelmühen von Tausenden stieg das stolze Gebäude moderner Wissenschaft auf. Wir sind reicher geworden als unsere Väter, weil wir uns mehr vertieft haben als sie. Reicher freilich nur in der Einzelheit. Wie gesagt, ein Erasmus von Rotterdam und ein Leibniz leben nicht mehr unter uns. Kein Gehirn ertrüge die Belastung, die dem Universalgelehrten von heute zugemuthet werden müßte.

Nun ergiebt sich aber gerade für den modernen Menschen die Nothwendigkeit, mindestens ein Abbild des Wissens seiner Zeit zu besitzen. In welchem Berufe er auch immer stehe, vornehmlich allerdings in den freien Berufen: jeder Augenblick kann von ihm eine rasche Orientirung über entfernte Vorgänge, eine Auskunft über diese oder jene Frage geistiger Natur verlangen. Schule und Universität bemühen sich bestens, ihren Zöglingen die allgemeine Uebersicht mitzugeben. Aber sie müssen an der Oberfläche haften bleiben. Sie sorgen nur dafür, daß der Emporstrebende gewissermaßen den Catalog zur Bücherei des Jahrhunderts im Kopfe habe, daß er die Stichworte kenne.

Hand in Hand damit gehen die Bestrebungen, unsere Wissenschaft volksthümlich zu machen. Leider vollzieht sich dieser Proceß sehr langsam. Das Gros der Gelehrten glaubt eine Tempelschändung zu begehen, wenn es sein Gefundenes nutzbringend verwendet und Saatgut auf Brachfelder streut. Die Herren häufen in dunklem Grabkammern Mumienweizen an. Steigen sie schon einmal zum Volke hinab, so geschieht's in so verschnörkelten Formen, daß ihre Wissenschaft dem Hörer erst recht ein Geheimniß mit sieben Siegeln scheint. Populäre Wissenschaft! Lieber Himmel! Wie selten bekommt der Buchkritiker ein wirklich populäres wissenschaftliches Buch in die Hand! Entweder setzt man ihm Feuilletongefasel vor, Redensartenbrei ohne Geschmack und Inhalt, oder es wird ihm ein Deutsch zugemuthet, dessen sich jeder Dramatiker schämen würde. Wären die Conversationslexika nicht erfunden worden, diese ehrlichen Vermittler, Hochreservoire, die den Segen langsam über alles Land verbreiten, dann bliebe das gewaltige wissenschaftliche Wirken und Arbeiten unserer Zeit todtes Zunftmysterium. Das Conversationslexikon in seiner heutigen Form ist eine von den deutschen Großthaten, auf die wir mit Fug stolz sein dürfen. Es hat thatsächlich die chinesische Mauer zwischen der Wissenschaft und dem Leben fortgesprengt. Hinüber, herüber geht die Befruchtung. Geradezu bewundernswerth ist die praktische Form, die diese Erfindung allmälig angenommen hat. In schlagender Kürze unterrichtet sie den Wißbegierigen über den Kern, stillt den ersten Durst, indem sie Thatsachen giebt, und zeichnet dahinter den scharfen Umriß des Gegenstandes, malt dann wohl auch den Horizont, von dem er sich abhebt. Gewissenhaft entworfenes, geschmackvoll ausgeführtes Bildwerk erleichtert das Verständniß, vertieft die Anschauung, und die Literatur-Nachweise am Schlusse jedes Artikels bilden die Brücke zum Hochthor der Wissenschaft.

Eben jetzt, wo das Bibliographische Institut in Leipzig eine neue (die sechste) Auflage seines Meyer auf den Markt giebt, scheint es angebracht, das Conversationslexikon als Culturfactor zu ehren. Daneben aber auch als eine nationale That. Deutsches Wissen, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit, deutscher Sinn für's praktische Leben, diese kostbaren Eigenschaften unseres Volkes, haben uns nicht nur die Welt erobert, sondern uns auch im Innern stark und groß gemacht. In der stolzen Bändereihe des Conversationslexikons stellen sie sich gleichsam verkörpert dar. Draußen beneidet man uns um sie, denn man hat ihnen nichts Aehnliches an die Seite zu setzen.

Giebt es für eine vorwärtsdrängende Verlagsanstalt einen besseren Sporn, ihr Werk zu immer größerer Gediegenheit zu erheben? Rast' ich, so rost' ich. Der erste Band des neuen Meyer verdient es, daß man ihm ein Geleitwort mit auf den Weg gebe, verdient es mindestens so gut wie irgend ein Moderoman oder eine Modeposse. Hier zeugt jede Seite von ernster, angestrengter Arbeit. So viel redliche Mühe und nimmermüder Fleiß sind darin vereinigt, so viele Opfer dafür gebracht, daß es ein Unrecht am deutschen Geiste wäre, schweigend oder mit clichirtem, gleichgiltigem Lob daran vorüber zu gehen. Wenn dieser erste Band eine Probe der Gesammtausgabe ist, so darf man dem Bibliographischen Institut zu solcher Leistung von Herzen Glück wünschen. Es ist auf die einzelnen Artikel eine solche Sorgfalt verwandt, so bedachtsam ist augenscheinlich jedes Wort geprüft worden, und die Illustrationen, die einfarbigen wie die bunten — unter denen sich wahrhaft glänzende Kunstblätter befinden — stehen auf so ragendem Gipfel, daß hier kein Lob zu warm ist. Man bedauert wahrhaftig, daß der an sich so ungemein billige Preis des Werkes doch immer noch zu hoch für die minder wohlhabenden Classen ist. Man hegt den Wunsch, daß es möglich sein möchte, den Vertrieb in noch weiteren Grenzen als bisher zu organisiren, die Theilzahlungen zu erleichtern und Anderes mehr. Gemeinsame Bildung eint das Volk, denn nur ihr entspringen gemeinsame Gesichtspunkte. Das Conversationslexikon ist berufen, die Universität der Nichtstudirten zu werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Kranz von Stechlaub mit Cyclamen.

Von Elisabeth Würthmann.

(Schluß.)

Er sprang vom Schreibtisch in die Höhe. Wie hatte er in schattenhafter Erinnerung auf die Walterstraße kommen können — ein anderes Stück Welt stieg vor ihm auf als ihre öde Häuserreihe — ein sturmgepeitschter See und blaue Zickzackblitze und an den Berg geschmiegt das

Digitized by Google

weiß und grüne Landhaus, unter dessen Vordach in der Eingangslaube er vor den losbrechenden Wetterfluthen Schutz gesucht auf einer Urlaubwanderung durch die Schweiz. Da er unter den herbstlich gefärbten wilden Weinranken aufathmend stillgehalten, hatten sich schlanke Fingerspitzen auf seinen Arm gelegt, leicht, als streife ihn ein kleiner Vogel. Die Worte verschlang das Regenrauschen, trug der Wind von dannen, er nahm nur die Handbewegung wahr, die ihn aus seinem ungenügenden Obdach in den geschützteren Hausflur rief, die Handbewegung und die braunen Augen, scheu und flammend zugleich im bleichen erregten Gesicht.

So war er eingetreten, war in ein Wohngemach gefolgt — eine sogenannte Bauernstube — darin eine Kerze brannte, wohl um die blendend grellen Blitze auszuschließen, die züngelnd niederfuhren, und weil es beinah Nacht geworden war. Sie warf einen unsichern flackernden Schein auf die seinen Züge der hilfreich ihm entgegen Gekommenen, aus denen eine seltsame Unruhe sprach: er hielt es für Furcht vor dem tobenden Unwetter. Nun nannte er seinen Namen, dankte für die ihm gebotene Zufluchtsstätte. Ihr Auge hing wie gebannt an seinem Munde, drauf war es nach dem Fenster abgeirrt.

„Es wird bald vorüber sein," hatte er trostreich verheißen zu müssen geglaubt, sie aber abwehrend den Kopf geschüttelt und heftig „Nein, nein," hervorgestoßen. Fast hatte es wie ein Wunsch geklungen.

Dann saßen sie sich gegenüber am Tisch in der Zimmerecke, ihm hatte sie die Lederbank, die längs der Wand hinlief, zum Sitze angewiesen.

„So ängstigen Sie sich nicht vor dem Gewitter?" meinte er, um das Gespräch im Gang zu halten, da sie, in ihren Stuhl zurückgelehnt ihn schweigend erwartungsvoll mit ihren großen Augen angeflammt hatte.

„Weßhalb?" wurde seine fragende Bemerkung fast ungeduldig mit einer Gegenfrage beantwortet. „Weil kein Blitzableiter auf dem Dach ist? Es ist ein leichter Tod, von Blitz erschlagen werden. Ich sah es einmal als Kind, sah die Bäuerin mit ihrem Korb am Hause vorüber laufen — es ist auf dem Lande gewesen — und nach dem furchtbaren Schlag im Grase liegen, unversehrt, nur ein wenig Blut troff aus dem einen Ohr. Damals freilich dünkte es mich schrecklich.

Ich stand am Fenster und dachte daran," fuhr sie fort, „als es vorhin draußen herunterzuckte, da flüchteten Sie durch die Gitterpforte herein." Nun lächelte sie ihn verschämt an, wie ein Kind, dem unverhofft ein Glück geworden — er dachte, es müßte doch wohl sein, weil sie allein gewesen. Sie hatte die Hausthür sorglich abgeriegelt, nachdem er eingetreten war, und seit er im Hause weilte, war kein Laut von einem dritten Anwesenden laut geworden.

Indeß der Regen an die Fenster schlug begann er von seiner Fußreise zu erzählen, von den Orten, die er darauf berührt, von den beobachteten Anzeichen für einen Umschwung in der Witterung — er nannte sie gnädige Frau, des glatten Goldreifs wegen an ihrer Hand. Ihr Aussehen wäre mädchenhaft gewesen.

Sie hörte zu und senkte hie und da den blonden Kopf, warf auch einmal ein paar Worte ein, aus Artigkeit, wollte ihn bedünken, um ihn nicht allein reden zu lassen. Dazwischen suchten ihre Blicke das Fenster immer wieder, sobald die Gewalt von Sturm und Regen nachzulassen schien.

Ein feuriger Blitz erfüllte für einen Augenblick die Stube mit seinem überhellen Schein und ließ den Ausdruck freudiger Befriedigung deutlich auf den feingeschnittenen Zügen sichtbar werden, denn sie saß mit dem Rücken der Kerze zugewandt im Schatten, und nur die Augen strahlten daraus zu ihm herüber. Der darauffolgende Schlag schien das Haus in seinen Grundmauern zu erschüttern, nachdem der Donner geraume Zeit vorher geschwiegen hatte.

„Ich wußte es," sprach sie triumphirend, „der Berg läßt die Gewitter nicht fort, sagt hier das Volk. Sie dauern Stunden und Stunden, und der Sturm auf dem See währt oft die ganze Nacht. Niemand kann dann darüber kommen, es ist unmöglich, ist lebensgefährlich, wäre der sichere Tod," setzte sie, ihre Ausdrucksweise steigernd, auseinander.

„So wären wir weltabgeschnitten wie auf einer verlorenen Insel" — unwillkürlich trat das gemeinsame „Wir" vertraulich auf seine Lippen, von Ort und Stunde beeinflußt und ihrer Nähe, von ihrer eigenthümlich räthselhaften Art.

„Vielleicht bis morgen," lagte sie leise, und ihm wurde bei den geflüsterten Worten, als könne er sich nichts Besseres wünschen.

„Wohnen gnädige Frau das ganze Jahr hier?" fing er, sich zusammennehmend, förmlich an.

Sie verneinte mit einer unmutigen Kopfbewegung.

„Eine entzückende Sommerfrische."

„Ich habe den sonnflimmernden See gehaßt."

Seinen überraschten Blick wahrnehmend — ihm fiel der Kerzenschein voll in's Gesicht — winkte sie mit der Hand, als sei dies abgethan oder nicht der Rede werth. „Mir wurde leicht," fuhr sie desungeachtet fort, wie von einem unwiderstehlichen Verlangen getrieben, sich auszusprechen, „als ich den blauen Himmel nicht mehr sehen mußte, als die schweren grauen Wolken aufstiegen. Ich hätte hinaus mögen in den Sturm, mich von ihm schütteln lassen . . ."

„Dem Schnee, dem Regen, dem Winde entgegen," fiel er mit Goethes „Rastlose Liebe" hier ein.

Sie warf verneinend den Kopf zurück. „Als soviel Freuden des Lebens ertragen . . . Es trifft nicht zu," meinte sie trübe. „Ich hätte nur gewußt dann, daß ich lebe," sagte sie erklärend, „ich habe nie gelebt, niemals — ich darf nicht einmal zusehen, wie die anderen leben . . ." Sie hörte auf von sich zu reden und fragte ihn nach seiner Garnison, nach dem Leben dort, nach den Jahren, die er in der Hauptstadt verbracht, mit einem Interesse, das er in ihren Zügen las, denn vom Fenster her streifte sie nun ein wiederkehrender Tagesschein.

Sie konnte sich nun nicht genug mit Fragen thun, und er, der Zurückhaltende, Zugeknöpfte, stand ihr willig Rede und Antwort, und ihm traten dieser Fremden gegenüber Dinge über die Lippen, die er seinen Freunden niemals anvertraut. Sein innerstes Wesen legte er ihr bloß, und er bekannte, daß er, obgleich lebend, was sie wohl auch Leben hieß, mit Kameraden Schulter an Schulter stehend, stets ein Einsamer geblieben sei, so einsam vielleicht . . ." er stockte, was wußte er von ihr?

Ein blasser Strahl glitt plötzlich in die Stube. Sie sprang erschrocken auf.

„Die Sonne scheint," rief sie bestürzt, beinah entsetzt, und trat an's Fenster. „Es ist vorbei . . ."

Auch er stand auf und trat zu ihr.

Draußen schimmerte Laub und Rasen von spiegelnden Tropfen, über den See spannte sich ein Regenbogen. Er wollte ihn der neben ihm Stehenden zeigen und schwieg betroffen vor dem verzweifelten Ausdruck ihees Gesichtes. Mit zusammengezogenen Brauen starrte sie den Pfad entlang, den er heraufgekommen war. Er zeigte sich gangbar, das Wasser abgeflossen.

„Ich denke meinen Weg nun fortzusetzen," sagte er, weil der Anlaß verschwunden war, ein gastliches Obdach in Anspruch zu nehmen, und fügte einige Dankesworte bei. Sie schien ihn nicht zu hören, so angelegentlich spähte sie den Fußpfad hinab, auf dem nun, ansteigend, ein Wanderer auftauchte, wohl auch ein versprengter Flüchtling.

„Ja, ja," stimmte sie ihm dann auf einmal hastig zu und reichte ihm sogar den Hut, um seinen Aufbruch zu beschleunigen.

„Nicht hier hinaus," bedeutete sie ihm aufgeregt, da er der Thür zustrebte, durch die sie ihn eingelassen hatte, „hier rückwärts, bitte," und sie lief voraus und führte ihn durch einen Quergang auf eine kleinere Seitenpforte zu.

„Ich will nicht von ihm gefragt sein," rief sie heftig, „ich kann nicht davon reden, kann nicht davon reden hören, ich will auch einmal etwas allein für mich haben," begehrte sie wie ein Kind, „eine Erinnerung, ein paar armselig kurze Augenblicke . . ." Thränen traten in ihre Augen. Dazwischen klingelte es vorn an der Thür, zweimal, dreimal von einer ungeduldigen Hand.

„Was kann ich thun?" fragte er betroffen, mitleidsvoll.

„Nichts, nichts," ihr ganzer Körper schien von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt.

Sie hatte den Ausgang aufgeschlossen, er zauderte hinaus zu treten, während von der Vorderthür her eine ärgerliche Männerstimme rief. Thränenüberströmten Angesichts winkte sie ihm zu gehen und schritt langsam dem anderen Eingang zu. Einmal noch traf ihn über ihre Schulter, abschiednehmend, der Strahl der großen Augen. Er that einen Schritt zurück, sie schüttelte angstvoll den Kopf und glitt um die Ecke des Ganges. Indeß er sachte das Pförtchen hinter sich zuzog, hörte er die zürnende Stimme in Vorwürfe ausbrechen ob des verzögerten Einlasses. —

Er hatte damals nicht einmal den Namen erfahren können. Nur daß im grün und weißen Häuschen Deutsche eingemiethet hätten, war ihm vom Schiffer berichtet worden, dessen Nachen ihn über den See zur Bahn gebracht — sein Urlaub zählte nur mehr die für die Heimreise bemessene Zeit — ein alter Mann mit einer jungen blassen Frau.

Zu ihr waren seine Gedanken manches Mal zurückgekehrt, hatten mitunter angefangen einen Roman zu weben — dann war ihr Gedächtniß verblaßt, wie hier das Bild des kleinen Jungen, das ihre Augen trug. Er legte das zur Hand Genommene an seine Stelle zurück und griff nach dem curriculum vitae des Hofraths. Es hatte seine Neugier doch erregt. Er trug es zum Tisch vor dem Sopha hin und setzte sich in den schief daneben stehenden Sessel, wie einer, der um eines flüchtigen Einblicks willen sich nicht die Zeit nimmt, seinen Stuhl zurecht zu rücken. Langsam schlug er zuerst die Blätter um, dann immer schneller, zuletzt hielt er lesend damit ein.

„Zu diesem Ehebund bestimmte mich hauptsächlich die durch zahlreiche Beobachtungen gewonnene Ueberzeugung, daß die weibliche Tugend der Selbstverleugnung bei Fräulein Franke im hohen Grade entwickelt war. Zwar war sie fast gänzlich ohne Vermögen und bestand eine unerwünschte Zugabe in einem jüngeren Bruder, einem leichtsinnigen Subjekt, das nach Lage der Dinge die eben anerkannte löbliche Eigenschaft meiner nunmehrigen Verlobten sich vorzugsweise zu Nutze zu machen verstanden hatte. Entscheidend, als ein in meinen Augen sehr zu schätzender Umstand, war ihre stets gewohnte zurückgezogene Lebensweise in die Wagschale gefallen, wonach sie auch für die Zukunft in dieser Beziehung keine ungemessenen Ansprüche erheben würde. Ihre Vergangenheit war sozusagen ein weißes Blatt, auf dem höchstens eines Dichters Phantasie ein paar schwache Bleistiftstriche zu unterscheiden vermocht hätte, um mich bildlich auszudrücken, wie es dem Bräutigam gestattet sein mag.

Es soll an dieser Stelle angeführt werden, daß ich zu Lebzeiten ihres Oheims bereits mit diesem den jetzt zur Ausführung gekommenen

Digitized by Google

Schritt erwogen hatte. Er hatte daraufhin ernstlich mit seiner Nichte gesprochen und war auf ihr ablehnendes Verhalten mit der Frage in sie gedrungen, ob eine anderweitige Neigung sie veranlasse, einen ehrenvollen Antrag gewissermaßen zu perhorresciren. Der wahre, von ihr begreiflicherweise nicht angegebene Grund war vermuthlich der Gesundheitszustand des fragestellenden Verwandten, dessen körperliches Befinden nur mehr einen und zwar baldigen Ausgang erwarten ließ, und dem sie ihre sorgsame Pflege in seinen letzten Lebenstagen nicht entbehren lassen wollte.

Sie hatte ihm unter Erröthen eine verneinende Antwort gegeben, und er war der Meinung gewesen, ich dürfte mich dabei beruhigen. Sie sei über eine von ihm vermuthete, durch verschiedene Wahrnehmungen bestätigte, anscheinend unerwidert gebliebene Neigung zu einem gegenüberwohnenden jungen Officier längst hinweggekommen, um so mehr als der Herr — Feldner meine ich mich des Namens zu entsinnen — nur während eines bestimmten Zeitpunktes die Hauptstadt bewohnt hatte, und ohne annähernde Schritte gethan zu haben, in seine Garnison zurückgekehrt war . . ."

Wieder überschlug der Leser flüchtig die nächsten Seiten — sie ließen sich eingehend darüber aus, weßhalb eine zuversichtlich zu Neujahr erwartete Ordensauszeichnung unlieb ausgeblieben war, und zeigten sich weitschweifiger und umfangreicher als die vorher der Verheirathung gewidmeten. Ueber den größten Theil der folgenden Blätter ging er ungeduldig nach kurzem Ueberblick hinweg, fast am Ende der beschriebenen Bogen erst schien er auf das Gesuchte zu stoßen:

„So ging ich denn auf den wohlgemeinten, aber leider sich als völlig ungeeignet erweisenden Vorschlag meines Arztes statt nach Karlsbad in die Schweiz. Da ich für sechs Wochen vorausgemiethet hatte, blieb mir nichts übrig, als auszuhalten, obgleich ich die getroffene Wahl gleich in den ersten Tagen bereute. Mein Befinden ließ sehr zu wünschen übrig, dazu zog ich mir eine schwere Erkältung bei Gelegenheit eines Gewitters zu, das mich auf der Heimkehr über den See traf. Ich hatte nach dem Landen durchnäßt in einem Fischerhause unte stehen müssen, weil die Gewalt des Unwetters es mir unmöglich machte, den kaum zwanzig Minuten betragenden Weg nach meinem damaligen Domicil zuückzulegen.

Noch im Laufe des diesjährigen Winters hatte ich es zu bereuen, daß ich an jenem Tage nicht mehr auf meine Gesundheit bedacht gewesen war, mochte es immerhin die sehr gerechtfertigte Besorgniß sein, die größere Summe, die ich in der Fremde bei mir führte, ürer Nacht der alleinigen Obhut meiner Gattin im einzelstehenden Landhause zu überlassen, weßhalb ich meine Rückkehr so unvorsichtig beschleunigte. Man hatte mir gesagt, wenn das Gewitter erst losgebrochen sei, würde es fraglich werden, ob ich im Laufe des Abends noch überfahren könnte, eine Voraussagung, die sich so trügerisch erwies wie die ganze sogenannte Witterungskunde der Landbewohner überhaupt.

Ich traf meine Gattin ganz verstört, ich möchte sagen, einem Weinkrampf nahe, und mußte sie ernstlich zurechtweisen über ihre solchermaßen an den Tag gelegte Gewitterangst, die mir sonst nicht auffällig an ihr geworden war. Sie hatte sich allerdings allein im Hause befunden, indem auch die Vermiether zeitweilig abwesend gewesen waren, und hatte so vollständig den Kopf verloren, daß sogar die mir so nothwendige hausfrauliche Sorgfalt und Wartung darunter litt, und es geraume Zeit währte, bis sie die ihr eigene Gelassenheit wieder erlangte. Dazu ich bettlägerig — in Summa ein gänzlich mißglückter Erholungs-Aufenthalt."

* * *

Der Herr aus dem zweiten Stock schien viel Arbeit gefunden zu haben.

Die alte Marie war in der Küche eingenickt gewesen, das heißt, sie mußte fest geschlafen haben, denn erst die Uhr, die zwölf Schläge gethan, hatte sie aus ihrer unbequemen vornübergebeugten Haltung aufgeschreckt. Am Ende war er schon fortgegangen, und sie hatte ihm noch nicht einmal die Treppe hinabgeleuchtet. Das Stiegengas brannte sicher nicht mehr, es wurde pünktlich um zehn Uhr abgedreht.

Sie schlich an die Zimmerthür und horchte. Drinnen regte sich nichts.

Nun klopfte sie leise und fuhr zusammen, als ein aufforderndes Herein! zu ihr herausklang. Da sie dessenungeachtet einzutreten zauderte, wurde von Innen aufgemacht.

„Sie wollen wohl zu Bett?" sagte der Officier. „Es ist spät geworden, ohne daß ich's merkte. Ich werde morgen Abend fertigmachen."

Er holte vom Tisch vor dem Sopha ein großes dickes Heft und trug es zu den kleineren auf dem Schreibtisch liegenden Schriftstücken.

„Ist kein Bild von Ihrer Herrin vorhanden?" fragte er, „auch keine kleine Photographie?"

„Ich hab' sie zwei Mal, als Mädchen und als Frau, als Witwe eigentlich. Sie hat sich machen lassen für die kleine Agnes damals, ehe sie fortging, sie hatte ihr ein wunderschönes Album gekauft. Ich hole sie alle beide."

Behende, man sah, es war ihre eine Herzensfreude, eilte die alte Dienerin hinaus, um gleich darauf mit zwei schlichten Rähmchen wieder zu erscheinen.

Ja, das war das feine Mädchenantlitz aus der Walterstraße, wie es schlummernd in seiner Erinnerung fortgelebt, mit der Flechtenkrone auf dem zierlichen Kopfe, und von der späteren Aufnahme flammten ihm die räthselhaften Augen entgegen.

* * *

Am nächsten Morgen gab Ulrich Feldner dem Burschen zwei sogleich zu besorgende Aufträge

Er sollte die Absage für die Abendgesellschaft an den auf dem Briefumschlag bezeichneten Adresse abgeben und die Rechnung beim Gärtner bezahlen, den Kranz von Stechlaub mit Cyclamen, den eine fremd gleichgiltige Hand der unbewußt Gesuchten gespendet hatte, der Unerkannten, im Tode erst Gefundenen.

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Die „Hamb. Nachr." schreiben: „Seit einigen Jahren fällt auf, daß in der Verleihung der Brillanten zu preußischen Orden eine Liberalität geübt wird, die früher unbekannt war. Unter Kaiser Wilhelm I. war es üblich, Brillanten fast nur an Ausländer zu ertheilen. Bei diesen ist die Verleihung meist durch die Reciprocität geboten, die verlangt, das Geschenk des einen Staates an Angehörige des Andern durch möglichst gleichwerthige Gegengeschenke erwidert werden. Inländer erhielten höchst selten die Brillanten zum Rothen Adlerorden oder Kronenorden. Heute werden die Brillanten mit einer solchen Häufigkeit vergeben, daß in jeder größeren Berliner Gesellschaft Träger von preußischen Orden mit Brillanten auftauchen. Die Kosten sind nicht gering, sie belaufen sich oder beliefen sich wenigstens früher, je nach Wahl des Sternes, bis zu 9000 Mark. Es ist unter solchen Umständen nicht überraschend, daß der preußische Etat für Ordenssachen in den letzten Jahren nicht mehr ausreicht. Vielleicht wird aber die jetzt eingetretene Noth in den Finanzen die Aufmerksamkeit auch für diese Dinge schärfen, und es ist anzunehmen, daß bei der nächsten parlamentarischen Berathung des Etatspostens, wenn wiederum seine Erhöhung beantragt wird, die Frage zur Sprache kommt, ob die theuren Brillanten nicht durch die billigere Verleihung von Schwertern, Ringen, Eichenlaub oder Kronen oder eine höhere Classe ersetzt werden können." Die Hand voll Leute in Deutschland, die noch keine Orden haben, werden sich nachdrücklich dagegen zur Wehr setzen, daß irgend Jemandem das Ordentragen verleidet wird. Je mehr Brillanten, desto mehr Begeisterung für den Schmuck der Männerbrust und desto geringer die Gefahr, daß die paar Abstinenten und antichinesisch Gesinnten, die gern unter sich bleiben wollen, unerwünschten Zuzug erhalten.

*

Die Canzlei des Königlichen Schauspielhauses theilt mit: Das dunkle Thor, Felix Philippi's neues Schauspiel wird im Schauspielhause am 6. December zum ersten Mal aufgeführt. Bald darauf soll die Première von Robert Misch's neuer Komödie folgen, hingegen unterbleiben die ursprünglich für December geplanten Aufführungen von Hebbel's Gyges und sein Ring und von Shakespeare's Heinrich V. Der erfreulichen Meldung folgt das Gelöbniß, man wolle sich später an Hebbel und Shakespeare machen. Schade! Ohne diesen Zusatz wäre die Kunde viel wirksamer, wäre sie programmatisch und eine Kunstoffenbarung.

*

Der Bau einer Havelbrücke zwischen Sacrow und dem Glienicker Ufer unterbleibt hauptsächlich deßhalb, weil die kaiserliche Fregatte „Royal Luise" mit aufgerichteten Masten die Brücke nicht würde passiren können.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Der Gemeine. Volksstück in drei Aufzügen von Felix Salten. (Neues Theater.)

Die erste Bühnen-Arbeit des Wiener Essayisten hat einen lauten Premièrenerfolg gehabt, dem auch ein Theil der verrohten Kritik beipflichtete. War es, weil Herr Salten eben noch dramatisch unbescholten ist, sei es, weil die Wiener Censur sein Stück als armeefeindlich verbieten zu müssen glaubte — genug, die Hände regten sich fleißig und

Digitized by Google

neidlos. Selbst der grob theatralische Schluß, der die übliche unglückliche Coulissenpistole abfeuert und von allen Soldaten der Caserne just den armen Sepp Kernthaler dazu commandirt, dem Herrn Leutnant und der beim Leutnant zu Gaste weilenden, ehemaligen Braut Kernthaler's den Abendtisch zu decken, selbst dieser plump tragische Schluß schadete nicht weiter. Es war ein bißchen lächerlich, als Sepp seinem Leutnant einen derben Stoß versetzte und dann das treulose Mädel niederschoß, während der Officier zornmüthig nach dem Säbel suchte und ihn nicht gleich fand. Aber man hatte sich vorher über Salten's echten Humor so gefreut, daß Einem der unfreiwillige in den Schluß-Worten nicht recht zum Bewußtsein kam: „Das Mädel, Herr Leutnant, gehört mir, und jetzt gehör' ich Ihnen!" Es war, wie gesagt, ein hübscher Erfolg, und der junge Wiener hat ihn verdient.

Vielleicht bemüht er sich strebend, noch größere zu verdienen. Felix Salten hat eine frische und frohe Art, die Bühne episodisch zu beleben, die wir bei Niemandem sonst finden. Der erste Act führt das Um und An einer Recrutenaushebung, der zweite die Welt des Wiener Volkssängerthums vor — und beide Male ist der Pinsel in reiche Farben getaucht, beide Male erquickt der flotte, sichere Strich. Zuweilen erhebt sich die Arbeit hier in's Künstlerische. Aus dem farbigen Beiwerk und der Fülle der Erscheinungen, die über die Breiter huschen, schießt fast unversehens ein geschlossenes Bild zusammen; mit kühner Kraft führt der Verfasser das scheinbar Verworrene zu überraschender Einheit. Dies ist das Merkwürdige und Beachtenswerthe an dem Stück. Im Uebrigen zeigt es auch da, wo es nach lieben Schablonen getuscht ist, zeigt es selbst noch im schwachen dritten Acte, der nothgedrungen in Theatern untergeht, eine angenehm berührende Sauberkeit der Arbeit. Salten hat das Zeug zu einem tüchtigen Volksstückschreiber in sich, und am Ende sogar noch mehr als das.

Aus unseren Kunstsalons.

Nach der Münchener Internationalen Ausstellung von 1869 schrieb ein französischer Kritiker über die deutsche Kunst: L'Allemagne traversera quelques années de réalisme et d'un réalisme aussi complet que celui des Courbet et des Daubigny et elle espère que ce régime retrempera ses forces et la reconciliera avec la vraie nature et le vrai art."

Er war ein Prophet und trotzdem, daß Hermann Becker, der damals gewiß im Namen der ungeheuren Mehrzahl der deutschen Kunstfreunde und Kunstkritiker sprach, zu diesen Worten bemerkte: „Gott schütze uns vor solcher Cur!" haben zahlreiche deutsche Künstler sich ihr unterworfen, sind zu Courbet und Daubigny und anderen Realisten und zu den Impressionisten gepilgert, und die deutsche Kunst hat den Weg „zur wahren Natur" und „zur wahren Kunst" gefunden, wenn auch als die „wahre Kunst" ihr heute etwas Anderes gelten mag, als was jener Kritiker darunter verstand.

Und eben darum stehen wir heute vor den Bildern des ‚maitre peintre', wie Courbet sich nannte, beträchtlich kühler da, als vor 30 Jahren. Er ist uns heute keine Offenbarung mehr, er ist uns das Wahrzeichen einer kunstgeschichtlichen Epoche. Als solcher aber natürlich von großem Interesse für Jeden, dem es um die Kenntniß der Entwickelung der modernen Kunst was Ernstes ist.

Heute muthet uns der wuchtige Realismus Gustave Courbet's befremdend an, nicht als Realismus an sich befremdend, sondern weil uns sein realistischer Stimmungsgehalt hinter unseren Wahrheitsforderungen noch zurückzubleiben scheint.

„Wir wollen die Sonne, das Licht, die Luft!" — läßt Emile Zola seinen Claude Lantier, den er Edouard Manet nachgezeichnet hatte, ausrufen. Aber Sonne und Licht suchen wir auf den Bildern Courbet's, die jetzt im Salon von Paul Cassirer zu sehen sind, vergeblich, selbst wenn wir mit dem Umstande rechnen, daß sie stark nachgedunkelt sein mögen. Die hohen malerischen Eigenschaften auch dieser Bilder wird jeder Einsichtsvolle gern anerkennen, die Freiheit des Vortrags, die ungeschminkte Menschen- und Naturschilderung, die Wahrheit in der Abstimmung der Localtonwerthe gegen einander, das heißt das Festhalten der Grundfarbe. Aber diese Dunkelmalerei andererseits als Ganzes sagt uns heute nicht mehr zu. Wir verstehen und schätzen das Dunkle, Dämmerige gewiß, wenn es durch das Motiv selbst bedingt wird, wenn dieses eine Abend- oder Nachtstimmung, ein lauschiges Interieur, ja selbst, wenn es nur eine dämmerungserfüllte Phantasie ist. Aber in einem Walde am klaren Sommertag möchte ich Sommerluft und Sonnendunst, ich möchte den Schnee im Waldesgrunde und auf weiter Fläche sein Licht reflectiren sehen, ich möchte feuchte, moosbewachsene Felsgrotten glitzern und schillern sehen, und das Alles kann ich auf diesen Bildern hier nicht entdecken. Auch stecken die Motive dieser Bilder noch tief in einer Romantik drin, gegen die Courbet ebenso sehr kämpfte, wie gegen die schönthuende Atelier-Nacktmalerei. Und doch findet sich gerade auch ein Bild dieser Richtung hier vor: es sind das die „Mädchen mit dem Papagei" aus dem Jahre 1864. Gerade dieses Bild erregte, zusammen mit einigen Thierstücken und Landschaften auf der „Internationalen" von 1869 zu München großes Aufsehen. Courbet gewann sich ja damals sogar einen Ehrenpreis. Daß die Körper des in überaus „anmuthiger" Stellung auf einem Ruhelager ausgestreckten, ganz nackten, rothblonden und des zu ihren Füßen auf demselben Lager knieenden brüneiten, mit einem blauen Gewande theilweise bekleideten Mädchen aus dem sehr dunkel gehaltenen Hintergrunde plastisch hervortreten, daß der Fleischton, namentlich bei der Liegenden, etwas warm Pulsirendes, Goldiges hat — das versöhnt noch nicht mit dem überaus künstlichen Aufbau der Gruppe, die der weiße Papagei, vor dunkelrothem Sammtvorhang, krönt. Hier ist Courbet selbst in einen „Styl" hineingerathen, den er, der sonst so eminent und erfreulich Stylose, wie gesagt, heftig zu bekämpfen suchte. Weit lieber ist mir das Brustbild von Pierre Pupont: hier haben wir sie, die ungeschminkte Menschenschilderung, die maëstria des Vortrags und den Reiz des Coloristen. Auch den beiden großen Tafeln „Durchgehender Schimmel im Walde" und „Schneesturm" vermag ich aus den vorerst angedeuteten Gründen keinen Geschmack abzugewinnen. Von den Landschaften möchte ich dem „Wald im Winter" mit dem rothbraunen Laub auf den Bäumen und dem blaugrauen Schnee zwischen dem braunrothen Unterholz, und dem Blick von Interlaken aus auf das Gebirge mit den „schneeglänzenden", aber hier doch nicht glänzenden Gipfeln, wegen des gut gegen den Hintergrund gestellten ersten Planes den Vorzug geben ... Den ganzen Courbet, den Courbet der „Steinklopfer", des „Begräbnisses zu Ornans", der „Bauern von Flagny", des „Bonjour Monsieur Courbet" kann man hier nicht kennen lernen, aber einen gewissen Begriff von seiner Vortragsweise und zum Theil auch von seiner Palette und von seiner naturalistischen Auffassung erhält wohl Jeder. Und darum ist die Vorführung dieser Sammlung immerhin ganz dankenswerth. Nur muß eben davor gewarnt werden, Courbet nach diesen Bildern allein schon beurtheilen zu wollen.

Sein großer Zeitgenosse und Mitkämpfer Jean François Millet ist zur Zeit auch bei Cassirer vertreten, durch zwei Blätter: das große Pastellbild der Kirche von Chailly, das übrigens recht trocken wirkt, und ein feines Aquarell: „Gänsehirtin", mehr eigentlich eine nur leicht colorirte Tuschzeichnung. Auch Camille Corot, der Träumer, der Poet, ist anzutreffen. Sein sommerliches Birkenwäldchen zeigt festere Structur, als man es sonst in seinen zarten Farbengedichten gewohnt ist; von entzückendem coloristischen Reiz ist das auf Grau und Roty gestimmte „Mädchen mit der Turteltaube". Von Eugène Delacroix — ein „Schiffbrüchiger" mit dem Effect des türkisblauen Meeres hinter einem braunen Felsenthor; von Th. Rousseau — eine kleine massige braune Gebirgslandschaft ...

Neben diesen alten Franzosen — ein junger Deutscher. Walter Leistikow zeigt einige nordische und märkische Landschaften aus diesem Jahr. Ob auch Leistikow heute das wäre, was er ist, ohne jene französischen Vorbilder — das bleibe dahingestellt. Unbestreitbar hat er aber jene Anregungen persönlich umzuwerthen vermocht. Er kommt uns dieses Mal meistens dunkel, aber motivirter Weise — Abendstimmungen, schwere Regenluft, tiefstes Walddickicht hat er gemalt. Besonders hervorheben möchte ich den kleinen Waldsee mit dem discreten Sonnenlichteffect im Hintergrunde, die Hügellandschaft, über die ein dunkler Wald, wie eine rauhhaarige Riesenraupe hinkriecht, vor Allem die feierlich stille Havellandschaft, wo auf grauem Wasser unter grauvioletten Abendwolken Kähne mit hohen dämmerungsgrauen Segeln am schlafbefangenen Kiefernwalde vorübergleiten. Von großem Interesse war für mich eine Aquarell-Marine: in der Darstellung bewegten Wassers am Strande hat der Künstler sichtbare Fortschritte gemacht — dieses, abermals abendliche Wellenspiel und Wassergerieſel zeigt Leben.

* * *

Einem jungen Landschafter von persönlichem Gehalt auch begegnen wir bei Eduard Schulte: Ernst Liebermann, dem Münchener, der sich hier mit seiner naiven Naturfreude in einer ganzen Reihe tief deutsch empfundener Landschaften ausgelebt hat. Als Zeichner ist er uns längst lieb und vertraut, u. A. namentlich auch durch seine schönen Blätter für die Fischer & Francke'schen „Feuerdank"-Sammlung. Hier thut er sich namentlich als sehr feinsinniger Colorist hervor, sowohl in den spätsommerlichen Abendstimmungen, wie in den Winterbildern. Eine Burg im scheidenden Sonnenschein, der ein Landpostbote unter dunklen Wolken und zwischen rauschenden Bäumen zueilt, ein Wanderer, der singend durch eine „deutsche Landschaft zieht, die mit Thoma'schem Augen geschaut wurde, ein verschneiter Burgsteig, die dunkle Silhouette einer anderen Burg gegen den gelbrothen Himmel nach Sonnenuntergang ꝛc. — viel romantisches Empfinden überall, aber es ist überall die Romantik einer Wirklichkeit, nicht einer erhitzten Phantasie.

Eine ganz neue Erscheinung ist Hans Kempen. Sein pastoser Auftrag glänzender Farben erreicht mitunter die Wirkung einer Majolika. Man muß sehr weit zurücktreten, um die Landschaftsausschnitte aus der Umgegend von Rotterdam mit ihren scharfen, klaren, grellfarbigen Tönen zu einem harmonisirenden Zusammenwirken kommen zu lassen. Aber gegenüber dem in „Sorgen" vor sich hinbrütenden Mädchen in einem Zimmerwinkel hilft auch alles Zurücktreten nichts. Es bleibt eine harte, unruhig fleckige Sudelei.

Wenn ich nicht irre, stellt auch der noch sehr junge Münchener Paul Neuenbronn zum ersten Male hier aus. Ein ganz vortrefflicher Thiermaler, richtiger Zeichner. Die Blätter mit den Nashorn-, Schweine-

Digitized by Google

und Känguruh-Studien zeugen von schärfster Beobachtung und sicherem Können. Namentlich läßt sich an der Hand dieser Studien eine förmliche Psychologie jener Dickhäuter schreiben. Und wie einfach Alles in den Mitteln: mit ein bißchen Blei und Röthel zaubert der Künstler uns pulsirendes Leben vor.

Jedoch nicht diese Künstler bilden den Clou der neuesten Schulte-Ausstellung. Diese Rolle ist Fritz August von Kaulbach zugewiesen worden, der mit dreißig und einigen Gemälden und Skizzen den Oberlichtsaal füllt.

In der Bildnißmalerei liegt seine Stärke. Als Bildnißmaler zeigt er sich auch jetzt hier wieder ausschließlich. Das Gemälde „Abendklänge", die Skizzen zu den „Bachantinnen" und die Wanddecoration „Germania, schützend die Künste, Wissenschaften und Industrie" bewegen sich ganz und gar in den mehr oder minder „anmuthigen" Ausdrucksformen eines conventionell allegorisirenden Akademicismus. Aber die Bildnisse sind vielfach interessant, namentlich die Damenbildnisse, die uns übrigens ausschließlich in die Kreise der oberen Zehntausend und an Fürstenhöfe führen.

Man hat Kaulbach oft einen „Schmeichler" genannt. Mit Recht, aber doch vornehmlich nur in gewissem Sinne. Daß man einer Dame einen schöneren Teint und vielleicht auch eine bessere Figur malt, als sie besitzt — diese Eigenschaft theilt der Künstler mit vielen Anderen, und es bliebe dahin gestellt, ob das wirklich „schmeicheln" heißt. Größer ist seine Kunst darin, vorhandene Reize in's rechte Licht zu rücken. Seine Kunst, durch geschickte Composition der Haltung und der Toilette, die Wahl der Farben und des Schnitts der Kleider und ihrer Zuthaten, wie Shawls, Jäckchen, Kragen u. s. w., der Form, des Styls der Hüte jedem einzelnen Bildniß einen ganz bestimmten, mit dem Wesen der zu malenden Dame übereinstimmenden Charakter zu verleihen. In diesem Sinne ließe sich sogar sagen, daß Kaulbach scharf charakterisirt. Es ist die Psychologie des Kleides und der Haltung, nicht des Kopfes und des Gesichtsausdruckes, mit der er zu fesseln vermag. Mit dem Wesen der Persönlichkeit wechselt bei ihm auch immer die Vortragsweise. Wir finden da Damen, die in den Zeiten des Tizian und des Tintoretto, des Greuze und Boucher, des Gainsborough und Romney gelebt haben könnten. Nicht als ob Kaulbach jene Italiener, Franzosen, Engländer nachahmte. Aber er hat einen scharfen Blick für die rassigen und zeitlichen Eigenheiten der Frauenwelt jener Epochen und andererseits unserer Zeitgenossinnen. Klingen sie 'mal zusammen, so fängt er diese Harmonie in seinem Bilde auf, und auch dieses wird dadurch eigenartig und immer reizvoll. Seine eigene Handschrift aber zu zeigen hat er auch im Uebrigen Gelegenheit genug. Schon im Studium der Wechselwirkung zwischen Stofffarben und Fleischton tritt sie zu Tage, mehr noch in der Sorgfalt, mit der er dem Reiz der Linien einer Schulter, eines Halsansatzes, eines Handgelenkes, der Finger nachzugehen pflegt. Ein richtiges Freilicht kennt er nicht, auch wenn er sein Modell vor einem landschaftlichen Hintergrund malt. Das kommt aber selten vor. Meistens behandelt er ihn in erster Linie immer nur vom coloristischen Standpunkte aus, mögen dann meinetwegen die braunen und rothen und blauen und gelben Flecke die Form von Bäumen und Gebäuden, von Wolken und Meer, von Vorhängen und Säulen annehmen — darauf kommt's gar nicht an, sondern darauf, wie diese Flecke mit den Farben der Kleider, Hüte, Gesichter zusammengehen . . .

Einzelne Bilder hervorzuheben, führte zu weit . . . Und welche denn gerade? . . . Nur Eines, die Vielseitigkeit, sei noch betont. Wer die kalte düstere Schönheit der Großherzogin Victoria von Hessen, die robuste berglufthmende blonde Männlichkeit des Adlerjägers Dorn, das kleine schüchtern-schlaue Mädchen auf dem Schemel, alle so verschieden zu geben weiß, wie hier geschehen und immer im entsprechenden Geiste, der steht ohne Zweifel in der vordersten Reihe unserer heutigen Bildnißmaler, wenn auch nicht als machtvolle bahnbrechende Persönlichkeit, so doch als ein geschmackvoller Beobachter und Könner.

Und das ist doch auch schon was . . . J. Norden.

Notizen.

Die Kunst des Jahres, Deutsche Kunstausstellung 1902, nennt sich ein soeben bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München erschienener stattlicher Quartband, der eine rechte Augenweide für jeden Kunstfreund darstellt. Es ist erstaunlich, was darin um den ungemein billigen Preis von 4½ Mk. geboten wird: 363 schön gedruckte Abbildungen verschiedenartigen Formats, die eine Auslese der besten Gemälde und Sculpturen darstellen, die auf den heurigen Ausstellungen aus deutscher und auch ausländischer Kunst vorgeführt wurden. So giebt das Werk einmal einen vorzüglichen Gradmesser für den momentanen Stand der Kunst in allen Culturländern, dann aber auch einen Ueberblick über die fortschreitende Entwickelung des letzten Jahres, wie er in der Vielheit unseres Ausstellungswesens dringend noth thut. Und auch darin liegt, wie wir meinen sollten, ein besonderer Vorzug dieser Publication, daß sie eben nur die Kunstwerke selber zum Beschauer sprechen läßt und somit zur Bildung eines selbstständigen Urtheils geradezu zwingt. Sehr beachtenswerth sind ferner die dem Verzeichniß der abgebildeten Werke eingestreuten biographischen Notizen über deren Urheber. Es wäre zu verwundern, wenn einer solch billigen und dabei künstlerisch vornehmen Publication nicht ein großartiger Erfolg beschieden sein sollte. So recht ein Buch, zu dem man stets gern wieder zu mühelosem Genuß edler Art zurückkehren kann.

August Sturm's neues Gedichtbuch „Auf der Höhe" (Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. [vorm. O. F. Richter], Hamburg) stellt sich den früheren Sammlungen des Autors ebenbürtig zur Seite. Ein schöner Idealismus beflügelt seine Verse. Niemals sinkt er zu den Gassenhauertönen der Modernen herab. Immer spricht aus diesen Strophen ein reiner, vornehmer Geist. Ob Sturm nun Höhenlieder singt — so z. B. gleich das erste, stimmungsvolle: „Der Berg ist heilig!" — ob er von der Heimatherde träumt, Liebe und Sonne jubelnd grüßt, uns liebliche Kinderlieder bescheert — immer ist ein Stolzes, Freies und Frommes um seine Poesie. Darum sprechen auch Sturms vaterländische Gesänge ganz besonders an. Das deutsche Volk sollte seines Dichters nicht vergessen und dies empfehlenswerthe Buch zum Familienbuche machen.

Der Jüdische Almanach 5663 (Jüdischer Verlag, Berlin, Koethenerstr.) setzt sich in einem hochklingenden, feurigen Vorworte für die „jüdische Renaissance" ein, die seiner Meinung nach im Anzuge ist. Wie dem nun auch sei, und wie immer man über die zionistische Strömung denken möge: sie hat etwas Kraftvolles, Anmuthendes, Ehrliches, das sie von der Mossisterei und von der Berliner Thiergarten-Plutokratie erquicklich unterscheidet. In den jungen Leuten, die sich für ein neues Ideal, eine vielleicht aussichtslose Bewegung begeistert mühen, lodert jene Flamme, die jeden anderen Kämpfer erfreut — auch wenn er im gegnerischen Lager steht. Der Almanach verdient fast durchweg uneingeschränkte Empfehlung. Die Schriftsteller, die in ihm zu Worte kommen; die Künstler, die ihn geschmückt haben, sind bis auf ganz wenige Ausnahmen wirklich Berufene. Salus' Lied vom hohen Rabbi Löw, Hermann's „Kurzes Lied", Zangwill's köstliche Skizzen, Fleischer's Romanze einer Nacht sind echte Poetengaben. Ich wünsche, daß dieser Almanach nicht nur in jüdische Familien eindringe; er hat ein besseres Schicksal als das der Einkapselung verdient.

W. Spemann's Großes Weltpanorama (W. Spemann, Berlin und Stuttgart) ist ein Buch, wie es eigentlich nur diesem Verlage gelingt. Eine Fülle von Belehrung, ein wahres Kaleidoskop modernen Wissens — und das alles giebt sich in so gefälliger Form, ist alles so fesselnde Unterhaltung, daß man keine Secunde lang der ernsten Absicht gedenkt. Dem Redakteur dieses Panoramas gebührt ein ganz besonderes Compliment für seine Geschicklichkeit, aber auch seine Mitarbeiter sind ersten Ranges. Man sehe nur auf dem eigenartigen Inhaltsverzeichnisse — einer Weltkarte — nach, was dies Buch alles bietet! Die waghalsigen Fahrten über den Niagara, die Kunst, Knoten zu schürzen, die Angelung eines Tigers, Champignonzucht, Kimberleys Diamantgruben, unterirdische Feuersbrünste, vorgeschichtliche Grabstätten, Montblanc-Tour, Kabellegung — diese und noch 1001 Vorwürfe behandelt das Weltpanorama. Alles natürlich mit üppiger Fülle hübscher Bilder. Für unsere reife Jugend giebt's kein besseres Weihnachtsbuch.

Alma von Hartmann, Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. 1902. X u. 213 S. Diese Vorträge sollen dazu beitragen, der Versumpfung im Materialismus einerseits und dem unfruchtbaren Glauben an unsere Erkenntnißunfähigkeit andererseits entgegenzuwirken, den Gebildeten die verlorenen Ideale in höher entwickelter und harmonisch durchgebildeterer Gestalt wiederzugeben, kurz, sie zum Idealismus zurückzuführen. Die ideellen Mittel zu dieser Aufgabe hat die Verfasserin dem philosophischen System Eduard von Hartmann's entnommen und sich ihrer mit solcher Leichtigkeit bedient, daß die Leser wie s. Z. die Hörer, auch wenn sie im philosophischen Denken nur geringe Uebung besitzen, ihr an der Hand einer eleganten, populären Sprache ohne besondere Schwierigkeit zu dem hohen Ziele folgen können. Im ersten Vortrag würdigt sie „Schiller als Aesthetiker", dann verbreitet sie sich „Ueber den Begriff des Schönen" als Scheinen der göttlichen Idee, den „Individualitätsbegriff", die Relativität des Individualismus betonend, über das Verhältniß von „Individuum und Jenseits", wobei sie zur Verwerfung des dem Unsterblichkeitsglauben zur Stütze dienenden transcendentalen Individualismus gelangt, über die „Moderne Ethik" nach Maßgabe des E. v. Hartmann'schen Buches: Das sittliche Bewußtsein, ferner über die „Willensfreiheit", wobei sie die unbewußte Determination des menschlichen Willens vertritt, den „Werth des Lebens" im Lichte eines geläuterten Pessimismus, „Ueber das Erkennen" in erkenntnißtheoretischer und idealer Beziehung, „Ueber den Begriff der Entwickelung", dessen geschichtliche Wandlungen, sowie Mittel und Zweck der Entwickelung darlegend, und schließlich über den „Idealismus im religiösen Leben", wobei sie die Stellung Kant's, Fichte's, Schleiermacher's, Hegel's, Biedermann's und des theologischen Neukantianismus zur Religion kennzeichnet und auf die Unfähigkeit des letzteren zur Erfüllung des religiösen Bewußtseins der Gegenwart und Zukunft mit einem entsprechenden Inhalt hinweist. Diese zehn Vorträge können allen denen, welchen die seichten oder abwärts führenden Strömungen unserer Zeit in Religion, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft zuwider sind, und in denen noch ein Funke echten Idealismus glimmt, auf's Wärmste empfohlen werden. Zu ihnen redet darin ein

Digitized by Google

verwandter Geist, der seinerseits wieder aus dem tiefen, klaren Ideenborn des vortrefflichsten unserer zeitgenössischen Denker geschöpft hat. Aber auch den Anderen, die, weil sie in Folge der Seltenheit der Erscheinung noch keine Gelegenheit gehabt haben, einer von reinem Idealismus getragenen modernen populärphilosophischen Schrift zu begegnen, noch in den Niederungen des Materialismus sich bewegen, mögen diese Vorträge hiermit näher gebracht sein. Sie werden darin erkennen, daß es doch noch eine höhere, lichtere Sphäre des Gedankens giebt, wo die Dünste der Materie, welche den Geist zu ersticken drohen, zerfließen. A. Korwan.

Erzählungen. Von Hans Eschelbach. (Allgemeine Verlags-Gesellschaft, München.) Hans Eschelbach's Liebe gehört den Verkannten und Elenden, deren innerstes Seelenleben er mit Meisterschaft zu schildern weiß. Sei die Dachkammer der Armen, in die er uns führt, auch noch so eng: die Sterne scheinen hinein.

Anton Schott's „Bauernkönig" (Allgemeine Verlags-Gesellschaft, München) verdient ein besonderes Lob. Schott führt in seinen Romanen zumeist Charaktere vor, wie sie im böhmisch-bayerischen Waldgebirge leiden und leben, mit all' ihren Vorzügen und Fehlern. Hier ist es der junge Reichenbauer vom Seethal, um den sich die ganze Handlung bewegt und dreht. Er kommt nach Wien in's Abgeordnetenhaus mit einer Brust von Idealen und der Meinung, daß alles nach Recht und Gerechtem gehen müsse, rafft sich aber zum Schlusse zu der Erkenntniß auf, daß er „zu dieser Komödie zu wenig fest gewesen und auch zu wenig Lump". Mit dem Roman zeichnet der Verfasser ein Culturbild aus der Gegenwart, farbenfrisch und voll gesunder Natürlichkeit, und der Hauch reiner Poesie liegt darüber.

M. v. Ebensteen's preisgekrönter Roman „Friede den Hütten!" (Allgemeine Verlags-Gesellschaft, München) ist ein Problemroman, der aber auch alle Vorzüge eines spannenden Gesellschaftsromans besitzt. Ein mächtiger Lebenspsalm, zieht dieser Roman an uns vorüber, bald in ergreifenden Accorden vom Dröhnen der Fabrikhämmer, dem Schweiße der Bauern redend, bald vom ruhelosen Getriebe der Städte, von Größe und Schönheit, von Lächerlichkeit und Niedrigkeit.

Aphrodite und Athene von Dr. Adolph Kohut (Verlag von Max Schreck, Leipzig). Was Kohut von den strategischen Hilfsmitteln Aphrodites und Athenes, von gekrönten und gefürsteten Damen, von Poesie und Musik und dem „Ewig-Weiblichen", von den Divas der Bühnenwelt, von berühmten „schönen Seelen" u. s. w. zu erzählen weiß, hat einen ganz eigenen intimen Reiz. Nicht allein dem zarten Geschlechte, sondern auch vielen Gebildeten masculini generis wird das Werk eine angenehme Lectüre sein.

Memoiren des General Rapp (Adjutant Napoleon I.). Von ihm selbst erzählt. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther.) Während des Feldzuges von 1805 war Rapp, vorher der Freund des genialen Desaix, stets in unmittelbarer Nähe des Kaisers und zeichnete sich in der Schlacht von Austerlitz dadurch aus, daß er den Fürsten Repnin und die russische Garde gefangen nahm und die Geschütze eroberte. Nach der Schlacht von Jena war er einer der Ersten, die in Weimar eindrangen. An die Stelle des Marschalls Lefebvre wurde er 1807 zum Gouverneur von Danzig ernannt. Auf dem denkwürdigen Feldzug von 1812 begleitete er Napoleon ebenfalls als Adjutanten. Packender ist wohl dieser entsetzliche Rückzug aus den Eisgefilden Rußlands nie geschildert worden als durch General Rapp. Nach dem Feldzug wurde er wieder, nachdem er zum 24. Male verwundet worden war, nach Danzig geschickt. Rapp überlebte Napoleon nicht lange. Er starb als erster Kammerherr und „Maitre de la Garde-Robe" am Hofe Ludwig XVIII., der ihn ebenfalls hochschätzte. Die Memoiren bieten für den Geschichtsfreund unendlich viel des Interessanten und werden gewiß gern gelesen werden.

Aus der Schule geplaudert. Unpädagogische Skizzen von Ewald Gerhard Seeliger. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter] in Hamburg.) Eine geistvolle Mischung von echtem Humor und scharfer Satyre ist der Grundton dieser „Unpädagogischen Skizzen". Seeliger zeigt in diesem seinem dritten Buche auf's Neue die verblüffende Sicherheit, mit wenigen, aber genial dahingeworfenen, markanten Strichen seine Figuren scharf zu umreißen und lebensvoll zu vertiefen. Jeder, dem die Schule lieb und leid geworden ist, wird in diesen Blättern alte, vertraute Bekannte aus seiner Jugend wiederfinden, wiederfinden mit ihren Vorzügen und Schwächen, mit ihren Ernsthaftigkeiten und Lächerlichkeiten. Unerklärlich ist uns freilich, wie der Autor dieser prächtigen, der Wirklichkeit abgelauschten Skizzen sie — Herrn Otto Ernst widmen konnte.

Claudine's Schuljahre. Von Willy. Nach der 55. Auflage des Originals übersetzt von Georg Nördlinger. — Claudine in Paris. Von Willy. Nach der 58. Auflage des Originals übersetzt von Franz Hofen. — Claudine's Ehe. Von Willy. Nach der 69. Auflage des Originals übersetzt von Georg Nördlinger. (Alle 3 Bände Verlag von G. Grimm in Budapest.) Preis jeden Bandes 3 Mk. In den drei Büchern Willy's, des Journal Amusant-Mitarbeiters, haben wir es mit einem Frauenstudium von merkwürdiger Beobachtung und von eigenartigem Reize zu thun. Die Gemüthlichkeit und der warme Humor, mit welchem Willy den tollen Backfisch in „Claudine's Schuljahre" zeichnet und die ungeschminkte Offenheit, mit der er gewisse Mißstände in den französischen Unterrichtsanstalten darlegt, sind sehr bemerkenswerth und fesseln unausgesetzt das Interesse des Lesers. — In dem zweiten Buche „Claudine in Paris" finden wir die Heldin nach Paris versetzt, wohin sie aus dem Landstädtchen Montigny mit ihrem Vater verzogen ist. Das kecke, geistsprühende Naturkind geräth in den gefährlichen Strudel weltstädtischen Lebens. Der Gefahr eines Verhältnisses oder einer Ehe mit einem frühreifen, lasterhaften Vetter glücklich entrinnend, verliert Claudine ihr Herz an den verwittweten Vater dieses Cousins, an den Publizisten Renaud, der sie durch sein mildes, gütiges Wesen gewinnt. — Von „Claudine's Ehe" mit Renaud erzählt der dritte Band. Sie genießt voll ihr junges Eheglück, betet ihren Renaud an und schert sich nicht um den Rest der Welt. Das kann natürlich nicht lange so währen. Das Verhängniß der jungen Frau erscheint in der Gestalt einer — anderen jungen Frau.

Berliner Kalender 1903. Mit 12 Monatsbildern aus Berlin zur Zeit des Großen Kurfürsten von Georg Barlösius. (Verlag von Fischer & Franke, Berlin.) Preis 1 Mk. Zum ersten Mal erscheint ein künstlerisch ausgestatteter Berliner Kalender, der seine Berechtigung in dem Bestreben sucht, auch in der Hauptstadt des deutschen Reiches, welche so vielen internationalen Einflüssen ausgesetzt ist, die Pflege der heimathlichen Geschichte und Kunst zu fördern. Daß aber das Büchlein diesem Zwecke trefflich angepaßt ist, dafür möge das Urtheil unseres Altmeisters Adolph Menzel bürgen, der nach eingehender Betrachtung des Werkchens sagte: „So etwas hat uns gefehlt, den werde ich brauchen." Die künstlerische Ausführung des Kalenders hat in den bewährten Händen des Malers Georg Barlösius gelegen, der in seinen Monatsbildern einen vortrefflichen Buchschmuck geschaffen hat. In Stadtansichten, die auf genauem Studium beruhen, wie in bewegten Scenen aus dem Volksleben versteht er uns meisterhaft in das Berlin des Großen Kurfürsten zurückzuversetzen.

Thüringer Kalender 1903. Mit Zeichnungen von Ernst Liebermann, München. Redaction: Prof. Dr. Georg Voß, Conservator der Kunstdenkmäler Thüringens. (Verlag Fischer & Franke, Berlin.) Preis 1 Mk. Der erste Jahrgang dieses künstlerisch ausgestatteten Kalenders hat weit über die thüringische Heimath hinaus Freunde gefunden. Das gleiche Schicksal darf man dem neuen Jahrgange voraussagen, welcher wiederum in Text und Bildern Ausgezeichnetes bringt und alle Voraussetzungen erfüllt, um ein rechtes Hausbuch zu werden. Wieviel von alter Thüringer Kunst und den Schätzen seiner Vergangenheit sind nicht den Meisten unbekannt? Hier wird uns ihre Bekanntschaft vermittelt, unser Sinn angeregt zu geschichtlicher Betrachtung und künstlerischem Genuß. Vortrefflich und volksthümlich im besten Sinne erscheinen die Zeichnungen Ernst Liebermann's, der diesmal die Rathhäuser seiner Heimath unter sorgsamer Berücksichtigung der einzelnen Staaten als Vollbilder zu den einzelnen Monaten abgebildet hat.

Falsche Feuer. Roman von Ed. v. Mayer. (Hermann Costenoble, Stuttgart.) 2 Bde. Geheftet 5 Mk., gebunden in einen Originalband 6 Mk. Wer inmitten einer Fremdwelt sein Volksthum zu behaupten hat, gewinnt ein unmittelbares Bewußtsein von dessen Wesenszügen. So scheint mir Ureigenschaft des Deutschen, daß er ganz Er sein will, daß er mit allen Kräften thut, was er thut, daß er sein Wirken in seine Persönlichkeit aufnimmt und mit ihm steht und fällt. Diesen männlichen Grundzug im Guten wie im Bösen nennen wir Treue. Aber gerade weil die Persönlichkeit sein Lebensnerv ist, versagt der Deutsche leicht, wo er sie nicht einzusetzen hat. Dann handelt er nur unter dem Antriebe seiner Nachbarn eigenen oder fremden Blutes. So wurzeln deutsche Sondersucht, Spießbürgerei und Ausländerei in demselben schweren Blute, daß unser Volk im Kleinen klein sein läßt, aber im Großen groß, im Alltagsleben ohne leichte Anmuth, im Kampf um's Dasein aber von heldenhafter Wucht. In Rußland ist das Deutschthum vierfach vertreten. In den baltischen Provinzen herrschen deutscher Herrenwille und Geist über gänzlich blutsfremde, unterjochte Völker; in Kleinrußland und an der Wolga sitzen deutsche Ackerbauer in den slawischen Riesenkörper eingesprengt; in den Städten leben ihrem Handel und Gewerbe Reichsdeutsche; in Moskau endlich und vor Allem in St. Petersburg haben ihr wohlerworbenes Heim die Nachkommen jener Deutschen, die zum Ausbau des neuen Rußland mit berufen wurden. Ihre Rolle ist seit dem Erwachen des russischen Nationalbewußtseins ausgespielt, und jetzt beginnen ihre Vorzüge ihnen zum Nachtheil zu werden. Außer politischer Thätigkeit gesetzt, ist ihr einziger Lebenszweck, sich zu erhalten, wie sie sind: gegen das griechisch-orthodoxe Russenthum durch schärfste Betonung des Lutherthums, gegen das Hereinfluthen neudeutscher Culturentwickelungen durch grundsätzliche Reaction. Einen Kampf gegen diese Erstarrung des St. Petersburger Deutschthums habe ich schildern wollen, dessen reiche Säfte und Kräfte sich verzehren, weil sie sich nicht bethätigen dürfen. Es ist zugleich ein Menetekel für jeden Volkssplitterer, der von den Luftwurzeln einer rein geistigen Stellung leben zu können glaubt; das sind keine Leuchtfeuer, die von den väterlichen Bergen ein ganzes Volk in Leid und Freude zusammenrufen; das sind falsche Feuer, die sich nicht in freiem Fahrwasser spiegeln, sondern in den verschlammten Untiefen ebbenden Lebens. Ed. von Mayer.

Digitized by Google

Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Paternidad.

Spanisches Jesuitendrama
von **Don Segismundo Pey-Ordeix,**
Priester der katholischen Kirche.

— Autorisierte deutsche Bearbeitung von —
Heinrich Conrad.

Mit dem Bilde des Verfassers. **Preis M. 3.—.**

Der Reichsbote, 8 April 1902. Aber er hat nicht nötig, von dem Kunstwert seines Dramas gering zu denken. . . . zeugt das Drama doch laut von der Sprachgewalt des Dichters und von der Sicherheit, mit der er über die Bühnenwirkungen verfügt.

Der alte Glaube, 5. Sept. 1902. Das Drama hat bei seiner Aufführung in der Heimat ungeheueres Aufsehen erregt. Und mit Recht. Denn es ist für Spanien ein Mene Tekel. Es hat aber auch bei seinem Bekanntwerden in Deutschland die Blicke weiterer Kreise auf sich gelenkt. Und wieder mit Recht. Denn es ist ein Feuerzeichen, das Beachtung verdient.

Neueste Erscheinung

Mit dem Tornister

Feldzugs-Erinnerungen
eines Infanteristen aus dem Jahre 1870.
Von **C. Rückert.**

Preis broschiert M. 3.—. Elegant gebunden M. 4.—.

In freimütiger Weise, in patriotischem, aber nicht chauvinistischem Geiste werden die Erlebnisse und Eindrücke eines Infanteristen bis zur Schlacht von Gravelotte, wo er das Bein verlor, das Leben in den Lazaretten und seine schließliche Heimkehr erzählt. In kleinen Strichen ein lebenswahres Kulturbild jener Kriegszeit, welches verdient, auch von der gegenwärtigen Generation, die meist nur dem großen Geschichtsbilde ihr Interesse zuwendet, beachtet zu werden. Von packendster Wucht in die realistische Schilderung der Schlacht von Gravelotte, — seinen bleibenden Wert aber erhält das Werk dadurch, daß es die Stimmung der großen Heeresmasse vor und während der Schlacht getreu wiederspiegelt.

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Neue Lieder und Mären
von **Martin Greif.**
Sedezformat. Mit einem Porträt des Dichters in Heliogravüre. Brosch. Mk. 3.50, eleg. geb. Mk. 4.—.

Von **Martin Greif** ist früher in unserem Verlage erschienen:

Gedichte.
6. Aufl. Eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—, mit Marmorschnitt Mk. 4.—.

„. . . Blättert man nur in den Gedichten, so weht einem ja der Odem einer Poesie entgegen, wie kaum Einem der Lebenden in ähnlicher Weise so tiefen und vollen Stroms entsprudelt wie Greif. . ."
Der Kunstwart.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zola's weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart"**

Erste und einzige Gesammtausgabe in unverkürzter und tadelloser deutscher Uebersetzung von *Willibald König, Alfred Ruhemann* und *Armin Schwarz.*

INHALT:
I. Band: Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Excellenz Eugène Rougon. VII. Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Herd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI. Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 70/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet **geheftet 3 Mark, solid gebunden 4 Mark.**

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch werthlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe

nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.

Die sicherste und gewissenhafteste Auskunft darüber, welches

die besten Bücher für Weihnachtsgeschenke

sind, erteilt der soeben in unserem Verlag erschienene

Literarische Ratgeber für Weihnachten 1902.

Herausgegeben von der
Redaktion der „Literarischen Warte".

Preis 75 Pfg.

Für Abonnenten der „Literarischen Warte" 50 Pfg.

Dieser „Ratgeber" ist der erste auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Weihnachtskatalog vornehmen Stils auf katholischer Seite, der die bedeutendsten Büchererscheinungen in besonderen Essays vom künstlerisch-ästhetischen Standpunkt aus beurteilt.

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. München.

Billige Bücher

finden Sie im illustrirten Bücherkatalog. **36.** Jahrgang, ca. **200** Seiten stark, **gratis** durch

J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber dem Rathhaus. Gegr. 1834.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Der Gesammt-Auflage unserer heutigen Nummer liegt ein Lotterie-Prospect der Firma **Louis Schmidt, Cassel,** bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegten Beilagen von **„Auswahl empfehlenswerter Festgeschenke", Verlag von Hermann Gesenius in Halle a. S.** und **„Hermann von Helmholtz", Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig,** aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 13. December 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die kaiserlich-socialistische Arbeiterpartei. Von Caliban. — Die Ritter der Trusts und Cartelle als Pionniere des Zukunftsstaates. Von Anton Weis-Ulmenried. — Zur Rassenfrage. Von Karl Noetzel. (Schluß.) — **Literatur und Kunst.** Die moderne Frau. Von Irma v. Troll-Borostyáni. — Das sogenannte Shylock-Problem. Von R. Bartolomäus. — **Feuilleton.** Der Fasttag. Von Emile Zola. Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** Die seidene Schnur. Von Ajax. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die kaiserlich-socialistische Arbeiterpartei.

In den romantisch überhauchten Anfangstagen seiner Regierung hat Wilhelm II. unter Anderem auch die Arbeiterfrage glatt aus der deutschen Welt schaffen wollen. „Die Socialdemokraten überlassen Sie mir; mit denen werd' ich schon allein fertig", rief er aus, und am 6. Februar 1889 legte er in ausführlicher Rede sein sociales Programm dar: „Ich kann nicht zugeben, daß den Arbeitern der Schutz vorenthalten werde, auf den sie Anspruch haben. Es kommt darauf an, ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie ein gleichberechtigter Stand sind und als solcher anerkannt werden." Schon damals wies der Monarch die Angestellten der Krupp'schen Werke darauf hin, daß das Hohenzollernhaus von jeher für die arbeitenden Classen gesorgt habe. Sein Anritt gegen die Führer des rothen Heerbannes blieb jedoch erfolglos. Nicht einmal der Versuch wurde gemacht, die viel erwähnte kaiserlich-socialistische Arbeiterpartei zu begründen. Jede Neuwahl vermehrte statt dessen gewaltig die Singer'sche Phalanx. Bald genug erkannte der Monarch, wie nutzlos seine Bemühungen waren, und beschränkte sich seitdem auf vereinzelte kräftige Ausfälle gegen die Oberbonzen des deutschen Marxismus.

Heuer, ein halbes Jahr vor den allgemeinen Wahlen, hat er seine Bemühungen wieder aufgenommen. Das tragische Ende Krupp's, der einem Schusse aus dem Nebel erlag, und die abscheulichen Pöbelscenen im Reichstage haben ihn offenbar mit der Hoffnung erfüllt, daß der Wunsch nach reinlicher Scheidung jetzt in der Arbeiterschaft stärker als bisher sei. Wie es impulsiver Menschen Art ist, glaubt er die Masse von derselben Entrüstung beseelt, die ihn befeuert, und sein scharfes Verdammungsurtheil scheint ihm geeignet, den Ring der Missethäter zu vereinsamen. Aber abgesehen davon, daß die Gerichte noch nicht gesprochen haben und Krupp's Tod einstweilen noch nicht unbedingt der Lüge und der Verleumdung zur Last gelegt werden darf, abgesehen davon ist mit moralischen Gründen im wirthschaftlichen Kampfe überhaupt wenig auszurichten. Die erdrückende Mehrheit der Breslauer Arbeiterschaft würde auch dann noch zur Socialdemokratie halten, wenn die vergifteten Vorwärtspfeile Dutzende von Unternehmern hinstreckten; zuversichtlich hat der Fall Krupp allein keinen von ihren 30 000 Anhängern und Mitläufern in Breslau abtrünnig gemacht. Daran ändert die Rede des Federschmiedes Clammt blutwenig. Bessere Wirkung könnte man sich von dem Hinweise auf die sociale Gesetzgebung versprechen, die den Arbeitern zwar keine guten, aber doch immerhin erträglichere Existenzbedingungen für ihr Alter geschafft hat. Es war ein schwerer Fehler der officiellen Socialdemokratie, sich in blindem Marxismus all' diesen Wohlfahrtsgesetzen entgegen zu stemmen und ihre Wähler auf den großen Kladderadatsch zu vertrösten, an dessen Nähe jetzt selbst Herr Bebel nicht mehr glaubt. Hier ließe sich vielleicht einhaken. Hinweisen ließe sich auf die Haltung der französischen Socialdemokratie, die durch Millerand's Mund feierlich deutsche Wohlfahrtseinrichtungen verlangt; und der verrannte Doctrinarismus, der die Arbeiter von heute in Alter und Krankheit verkommen, verhungern lassen will, weil Marxen's Katastrophenlehre nicht lächerlich gemacht werden darf, diese Theoriefexerei ließe sich trefflich wider ihre Urheber ausnützen. Doch auch nur von dem Punkte aus, von keinem anderen, ist die Socialdemokratie aus den Angeln zu heben. Die Mahnung, sich nicht gegen Thron und Altar aufhetzen zu lassen; die Behauptung, von den Agitatoren werde die Arbeiterschaft ausgebeutet, terrorisirt und geknechtet — Alles das verfängt nicht. Für so ideale Warnungen und so drastische Anklagen ist die Zeit noch nicht gekommen. Der vierte Stand will den Classenkampf, und es heißt ihm seine Führer anpreisen, wenn man sie bezichtigt, daß sie Haß zwischen den Classen säen.

Die kaiserlich-socialistische Arbeiterpartei muß auf anderer Grundlage aufgebaut werden. Will sie sieghaft vorangehen, so muß sie rücksichtsloser als die Singerei für das materielle Wohlbefinden des vierten Standes eintreten, zäher als sie den Capitalismus in allen seinen Spielarten, also auch das von der äußersten Linken so zärtlich geschonte Börsencapital, bekämpfen. Wenn sie den kindischen Haß gegen die Religion und die Monarchie aufgiebt, so geschieht das nicht aus naiver Gutmüthigkeit, sondern weil sie sich als reine Wirthschaftspartei mit demokratischem Ballast nicht bepacken mag und weil sie die Eierschalen des vormärzlichen Liberalismus, die den alten Fortschrittlern Bebel und Genossen noch anhaften, abstreifen kann. Bis zur Gründung einer solchen kühl besonnenen und thatkräftigen, allen Phantastereien abholden Partei ist es indessen noch weit. Die Breslauer Rede Wilhelm's II. hat anscheinend nur die Wirkung gehabt, daß der bankerotte Freisinn sich des Federschmiedes Clammt bemächtigt, ihn als Reichstagscandidaten aufstellt und allen Ernstes von den Conservativen verlangt, im nächsten Juni

Digitized by Google

diesem Kaiserdeputirten auch ihre Stimme zu geben. Eine verständnißlose Parodie des wohlgemeinten Herrschergedankens. Daß sich für die Zwecke des eben erst so wuchtig auf's Haupt geschlagenen Breslauer Freisinns auch nur Clammt's fünfzehn Mitdeputierte einfangen lassen, ist mehr als unwahrscheinlich.

Caliban.

Die Ritter der Trusts und Cartelle als Pionniere des Zukunftsstaates.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Die Potemkin'schen Dörfer, mit denen man den vermeintlichen culturellen Fortschritt, unsere gesammte moderne, materielle Cultur, das ganze Milieu, in dem wir leben, vergleichen kann, — lösen sich bei näherer Betrachtung in eitel Blendwerk auf. Denn wo die unermüdlich vorwärts strebende Technik mit der Manchesterdoctrin oder wie man auch sagen kann: mit dem Liberalismus zusammenwirkte, entfaltete sich eine neue Productionsform: die capitalistische. Seit einem Jahrhundert ist der Capitalismus ununterbrochen gewachsen an Stärke, Tiefe, Ausdehnung und hat alle Fäden und Aeußerungen des gesellschaftlichen Lebens an sich gezogen. Damit soll keineswegs ein absolutes Verdammungsurtheil über den Capitalismus ausgesprochen werden, da ja seine historische Bedeutung und Wichtigkeit nicht zu verkennen ist und die culturellen Fortschritte nur mit der capitalistischen Productionsweise als Voraussetzung gemacht werden konnten. Ebenso wenig ist aber zu verkennen, daß die immer schärfer hervortretende Alleinherrschaft des Capitals über Arbeitsmittel und Arbeitsproducte die Völker niederhält; daß alle Fortschritte und Erfindungen in erster Linie den Capitalisten zu Gute kommen; daß die vielseitigen Möglichkeiten, welche die moderne Technik dem höheren Glück und der höheren Cultur der Menschheit eröffnet, zum großen Theile eben nur Möglichkeiten bleiben, Versprechungen, die besten Falls späteren, künftigen Gesellschaftsverhältnissen einzulösen vorbehalten bleiben. Die capitalistische Productionsform hat nur den möglich größten Gewinn der Capitalisten, welche die betreffenden Arbeiten ausführen lassen, zum Ziel und Zweck. Wozu das Capital verwendet wird, ob zur Herstellung von Brod oder Branntwein, von Spielkarten oder Gebetbüchern — das ist dem Capitalisten vollkommen gleichgiltig. Ihm handelt es sich allein darum, daß ihm sein Geld möglichst hohe Renten abwirft. Unersättlichkeit ist das Charakteristikon des Capitalismus. — Immer größere Capitalsmassen werden in Bewegung gesetzt, auf immer weitere Gebiete dehnt sich der Capitalismus aus, unterstellt bald unter dieser, bald unter jener Form sämmtliche Arbeitsmittel seiner Macht. Dadurch steigt die Zahl derer immer höher, auf deren Kosten das Capital lebt, die Zahl der sogenannten „Ausgebeuteten". Wie die Zahl der Lohnarbeiter in Industrie und Landbau stetig zunimmt, berichtet die Statistik. Zu den „Ausgebeuteten" gehören aber nicht nur die eigentlichen Lohnarbeiter, zu ihnen gehören auch die zahlreichen „selbstständigen" Gewerbetreibenden, Wirthe und Händler, deren Selbstständigkeit die reine Illusion ist. Und wie steht's mit dem Bauer? Der ist heutzutage angeblich ein freier Mann, sitzt als freier Eigenthümer auf seinem Hofe — Leibeigenschaft und Frohndienst ist ja längst abgeschafft —, doch kein Bauer glaubt an seine Freiheit. Er weiß, daß der Hypothekcredit ihn um sein Eigenthumsrecht gebracht hat, jede Wertherhöhung dieses Eigenthums unmöglich macht. Was fehlt, bis die Schuldenlasten den Schornstein erreichen, ist bis auf Weiteres noch sein zweifelhafter Besitz. Der Bauer ist zum Pächter oder Zinsbauer geworden, nicht wie ehemals „des gnädigen Herrn oben auf dem Schlosse", sondern zum Zinsbauer des namenlosen Corps der Prioritätenbesitzer. Er weiß nicht, wo oder wer diese sind, aber ihre Macht bekommt er zu fühlen, wenn es ihm nicht möglich ist, pünktlich die Renten zu zahlen, wie ehemals den Stock des Verwalters. In der guten alten Zeit mußte er der Herrschaft so und so viel Tage im Jahre Frohndienst leisten, heute muß er von Termin zu Termin für das Capital frohnen. Die alte Leibeigenschaft ist freilich schon lange abgeschafft, unsere Zeit aber sieht eine neue Leibeigenschaft sich herausbilden: die Leibeigenschaft unter dem Capital. Ehemals konnte man sich durch Auswanderung der Ausbeutung entziehen. Heute kann einer gehen, wo immer hin, überall, in allen Ländern ist er der gleichen Ausbeutung durch das Capital unterworfen. Trotz aller äußeren Freiheit sind die Menschen abhängig und gebunden. Die persönliche, individuelle Freiheit steht auf dem Papier, und der Capitalismus sorgt dafür, daß sie dort stehen bleibt. Die Manchesterdoctrin versprach, die Entfaltung der individuellen Eigenthümlichkeiten zu begünstigen, zu fördern. In dem verheißenen Lande des Individualismus wird aber de facto aller Individualismus vom Capitalismus erstickt, erdrosselt. Will der minder Bemittelte z. B. sein Heim schmücken, so ist er gezwungen, greulichen Kram zusammenzukaufen. Schöne, künstlerisch ausgeführte Gegenstände könnten vielleicht auch zu billigen Preisen hergestellt werden; aber das Capital findet es zweckdienlicher, sie als Unica, nur für „die oberen Zehntausend" passend, zu erzeugen. Daher rührt die viel beklagte Geschmacklosigkeit der modernen Menschheit, die sich überall hin wie das üppigste Unkraut ausbreitet, wohin das Capital reicht. Nicht der Geschmack an und für sich ist im Verfall. Der Capitalismus ist's, der das Volk so gründlich ausbeutet, daß es nicht im Stande ist, geschmackvolle, schöne Dinge zu kaufen; der ihm statt solcher Waaren bietet: trostlos häßlich, gewissenlos schlecht, aber — billig. — Alles ist gegenwärtig uniform, fabriksmäßig: die Häuser, die Einrichtungsstücke vom größten bis zum kleinsten, die Wohnungen und deren Einrichtung, die Nahrung, die Lebensweise, die Kleidung. Und über dieser geschmacklosen, eintönigen, farblosen Oede schwebt wie ein Damoklesschwert die Unsicherheit in allen Lebensverhältnissen. Insbesondere ist die Lage des Arbeiters äußerst unsicher. Er kann, er will arbeiten, aber eines Tages „steht" die Fabrik. Er weiß nicht wie lange, er weiß nicht warum. Einflüsse sind im Spiel, über die er keine Macht hat. Das Capital hat sich verrechnet, in dem Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage ist eine Störung, es ist „Ueberproduction" eingetreten. Die Production muß also beschränkt, in Folge dessen Arbeitspersonal und Arbeitszeit verringert werden, wenn nicht die Arbeitsstätten gar gänzlich gesperrt werden müssen. Nebst der Arbeiterbevölkerung wird dadurch aber auch der Mittelstand in arge Mitleidenschaft gezogen. Sein Waarenabsatz sinkt, damit auch seine Einnahmen. Es wurden zu viel Lebensbedürfnisse erzeugt, darum wird die Hauptmasse der Bevölkerung in noch höherem Grade ihrer Lebensbedürfnisse beraubt. Hiermit ist aber auch der Höhepunkt des Selbstwiderspruchs erreicht, hiermit documentirt der Capitalismus am schlagendsten seine Naturwidrigkeit.

Capitalistische Production und ständig drohende Arbeitslosigkeit verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Die immer mehr anwachsenden Capitalmassen haben die Production mit Hochdruck in die Höhe getrieben, und das Capital späht nach immer neuen Märkten für seine Producte aus; denn die alten sind nur schwer noch zu behaupten. Neue Länder sind auf den Weltmarkt getreten, vor Allem Nordamerika; dieses Nordamerika, welches bestimmt zu sein scheint, das Verhängniß des altersschwachen Europa zu werden. Früher waren die Vereinigten Staaten der große, sichere Markt für die europäische Industrie, gegenwärtig aber sind sie in Folge einer einzig dastehenden Entwickelung der Technik und eines geradezu fabelhaften Unternehmungsgeistes ihrer Großcapitalisten in der Lage, selbst immense Waarenmassen nach fremden

Digitized by Google

Welttheilen senden zu können, mit der europäischen Industrie nicht nur zu concurriren, sondern sie zu verdrängen, zu ruiniren. Immer schwerer drückt Amerika auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der gesammten Erde. Während die Staaten Europas sich durch den Militarismus langsam aber sicher zu Grunde richten, schreitet Amerika rastlos und mit steigender Energie zur wirthschaftlichen Eroberung der Welt. Die amerikanischen Unternehmungen gehen in's Riesenhafte, die amerikanischen Geschäftsleute arbeiten mit Milliarden. Ihre neueste Leistung: die Bildung der großen Schifffahrtsvereinigung, die den Verkehr zwischen Europa und Amerika zu einem Monopol der Milliardäre New Yorks und Chicagos zu machen droht, zeigt die Entwickelungslinie einer vielleicht sehr nahen Zukunft. Den Geschichtsforscher wird einst als eines der interessantesten Probleme unserer Zeit die Frage beschäftigen, wieso es möglich war, daß in dem Lande, in dem verfassungsgemäß der Volkswille alleinherrschend ist und die öffentliche Gewalt in den großen Massen ruht, der Capitalismus zur höchsten Macht gelangen konnte. Amerika wird immer mehr zum classischen Boden für die Vereinigungen des Großcapitals, die unter dem Namen von Trusts, Cartells und dergleichen die wirthschaftliche Ausbeutung der Bevölkerung schonungslos betreiben. Ein, zwei Jahrzehnte in dieser Weise fortgefahren, und mindestens der große Freistaat, wenn nicht die ganze übrige Welt wird vollständig von den Vanderbilt's, Morgan's, Carnegie's und dergleichen Leuten abhängig sein. Daß dieß keine Uebertreibung ist, ergiebt sich aus Folgendem. Der Schöpfer des erwähnten Schifffahrtstrusts, Pierpont Morgan, ist bereits mit einem zweiten Plan vor die Oeffentlichkeit getreten. Für den Schifffahrtstrust, der bekanntlich circa vierzig transatlantische Dampferlinien in ein einziges Unternehmen verschmelzen und auf diese Weise den ganzen Verkehr von Personen und Gütern zwischen Europa und Amerika monopolisiren soll, beabsichtigt Morgan, einen entsprechenden Sammelhafen an der westlichsten Spitze Frankreichs zu errichten, in dem sich dann der ganze Verkehr zwischen den beiden Erdtheilen concentriren müßte. Zu diesem Zweck will Morgan die Actien der französischen Westbahn aufkaufen, wodurch er die Leitung dieses Schienennetzes in seine Hand bekäme. Nachdem so diese Eingangspforte für den festländischen Verkehr dem Schifffahrtstrust gesichert wäre, will er die Baie D'Aber Brach an der Küste des am weitesten gegen Westen vorgeschobenen Departements Finisterre erwerben, knapp am Eingang des Canal La Manche. Die Herstellung eines colossalen Hafens daselbst ist nur eine Geldfrage, die bei Leuten vom Schlage Morgan's keine Rolle spielt. Mit dem Besitz eines solchen Hafens im Verein mit dem dort anschließenden Eisenbahnnetz, das die Weiterbeförderung in das Innere des Continents ermöglicht, hätte Amerika eine ganz in seiner Macht befindliche Eingangspforte für die Einfuhr seiner Exportartikel in Europa gewonnen. Da der Schifffahrtstrust die Macht haben wird, die Frachttarife nach eigenem Gutdünken zu bestimmen und so die bisherigen Preise zu unterbieten, steht der Ruin aller außerhalb des Trusts stehenden Schiffsgesellschaften bevor. Der Riesenhafen des Trusts mit seinen alles bisherige Maß überschreitenden Bauten für die größte Handelsflotte der Welt in den Händen der amerikanischen Geldmacht würde dann eine Art Bresche bilden, durch die Amerika seinen in neuerer Zeit aufgetauchten Traum, oder vielleicht besser gesagt, Plan von der Eroberung der alten Welt zu verwirklichen im Stande wäre.

Eine ähnliche Gefahr droht von Osten. Die Industrie Japans hat sich seit dem chinesischen Krieg rapid entwickelt und droht Europa vom ostasiatischen Markte ganz zu vertreiben. Mit Leichtigkeit haben sich die Japaner als altes Industrievolk die modernen Herstellungsmethoden angeeignet. Der Detailhandel geht immer mehr aus den Händen der Europäer in die der Japaner über, weil diese in Folge billigerer Lebensgewohnheiten sich mit einem kleineren Profit begnügen als der anspruchsvolle Europäer. Die großen japanischen Handelshäuser wollen schon seit Langem keine Bevormundung Seitens der Europäer mehr dulden. Nicht minder gefährlich ist die Industrie Indiens, die dort wegen der billigen Arbeitskräfte mit europäischen Capitalien begründet wurde. Dichter und dichter zieht sich also das Unwetter über der europäischen Industrie zusammen. Die Arbeitslosigkeit droht chronisch zu werden. Nicht nur die Lage des industriellen Arbeiters wird immer unsicherer, sondern auch die aller anderen Arbeiter, nicht zuletzt die des Bauers. Der Bauernhaushalt in der guten alten Zeit bildete eine ökonomische Einheit, die sich selbst genügte. Die Ausgaben in baarem Geld waren gering. Der Bauer kaufte nur wenig, brauchte daher auch nur wenig zu verkaufen. Fast Alles, was er und die Mitglieder seines Hausstandes benöthigten, stellten sie selbst her, und das Meiste, was der Hof lieferte, wurde zum eigenen Bedarf verwendet. Das Umgekehrte ist beim modernen Bauer der Fall. Sein Hof ist gewöhnlich hoch prioritirt, Renten und Steuern fordern viel Geld. Um solches zu bekommen, muß er verkaufen so viel als möglich, Was er für seinen Hausstand braucht, muß er selbst wieder kaufen, und da sucht er natürlich so billig als möglich zu kaufen. Auch der Bauer ist heute vom Weltmarkt abhängig, d. i. von capitalistischen Speculationen und Combinationen, auf die er keinen Einfluß hat; er ist mit hineingezogen in das verderbliche Fahrwasser internationaler Conjuncturen. Gefahren drohen mithin von allen Seiten. Die große sibirische Eisenbahn, die soeben durch die Anfügung des letzten Schienengliedes der mandschurischen Strecke vollendet wurde, wird ungeheure, größtentheils fruchtbare Landstriche der Cultur eröffnen. Ein sibirischer Meierei- oder Molkereibetrieb in großem Styl ist bereits in Thätigkeit. Die Grundlasten sind gering; freilich sind die Transportkosten gegenwärtig noch ziemlich hoch, so lange das ganze geplante sibirische Bahnnetz nicht ausgebaut ist. Welche Gefahren für die europäische Landwirthschaft die sibirische Bahn mit sich bringen wird, läßt sich derzeit noch nicht ermessen.

In demselben Maße, als das Capital neue Productionszweige, neue Völker, neue Weltgegenden sich erobert, in demselben Maße sieht es aber auch die Schwierigkeiten wachsen. Es wird immer schwieriger, Märkte zu finden, welche die von den unzähligen Fabriken erzeugten Waarenmassen umsetzen können. Der Weltmarkt ist überfüllt mit den Producten des Capitalismus und Verdauungsbeschwerden stellen sich bereits ein. Arbeitslosigkeit, Noth und Elend sind die nächsten Folgen, und man nähert sich bereits einer gewissen Grenze, die zu überschreiten physisch unmöglich ist. Die imperialistische Politik, die die großen Industriestaaten in den letzten Jahren immer mehr und mehr einschlagen; deren hartnäckiges und verzweifeltes Ringen, in allen fremden Erdtheilen festen Fuß zu fassen, ist als krampfhafter Ausbruch jener Krankheit anzusehen, welche die alte Gesellschaft zu vernichten droht. Erleichterung kann immer nur für kurze Zeit geschaffen werden; denn jeder neue Kunde, den man gewinnt, verwandelt sich gar bald in einen neuen Concurrenten.

Der Capitalismus hat während des Fortschreitens der materiellen Cultur verschiedene Phasen durchgemacht. Er begann damit, die Production zu vervielfachen, womit er gleichzeitig seine Existenzberechtigung erweisen wollte. In der freien, unbegrenzten Concurrenz erblickte man die Garantie gegen allen Mißbrauch. Die Producenten würden einander gegenseitig im Schach halten und die Preise in Folge dessen zum Nutzen der gesammten consumirenden Bevölkerung auf ein Minimum herabgesetzt werden — dies war das ökonomische Evangelium der Manchesterdoctrin, mit welchem der Capitalismus in's Leben trat. Die praktischen Capitalisten haben schon längst die freie Concurrenz außer Spiel gesetzt; ihr Streben ist darauf gerichtet, sich für den Profitverlust, den die Concurrenz mit sich bringt, schadlos zu halten. Sie

Digitized by Google

streben nach dem Monopol zurück, und in einer Branche nach der anderen wird das Monopol realisirt, fußend in der finanziellen Machtstellung der Monopolbesitzer. Nebst dem Hunger nach neuen Märkten macht sich die Tendenz geltend: zu monopolisiren, die Production einzuschränken, zu reguliren zum Vortheil des Capitals, um die Preise über die „natürliche" Preisgrenze in die Höhe schrauben zu können. Die Form hierfür sind die Ringe, Cartelle, Trusts. Durch diese wird die Abhängigkeit der Bevölkerung vom Capital immer tiefer und drückender. Gegenüber einem capitalistischen Ring in irgend einem Industriezweig bleibt der Kampf selbst der bestorganisirten Arbeiter um Verbesserung oder auch nur um Behauptung ihrer Lage hoffnungslos. Dies hat u. A. auch der amerikanische Stahlarbeiterstrike gezeigt. Ein „Ring" braucht nicht absoluter Alleinherrscher auf dem Markt zu sein, um factisch Alleinherrscher über die Waarenpreise zu sein. Es ist bekannt, daß die Petroleumpreise seit 1898 in steter Steigung sind. Der Grund hierfür sind weder vermehrte Nachfrage noch größere Productionskosten, sondern ausschließlich Abmachungen zwischen dem amerikanischen Petroleumtrust und dem russischen Petroleumsyndicat. Diese zwei Gesellschaften beherrschen gemeinsam den Weltmarkt trotz verschiedener kleiner Concurrenten. Sie schreiben vor, was wir bezahlen müssen, und es wird kaum möglich sein, ihre Macht zu brechen. Das Petroleummonopol ist das großartigste Beispiel capitalistischer Monopolisirung. Man kann einen Verbrauchsgegenstand nach dem anderen hernehmen, immer wird man finden, daß wir uns vollständig in den Klauen des Großcapitals befinden. Die Ringbildung schreitet in der alten Welt rasch vorwärts, und gleichzeitig haben die amerikanischen Trusts einen systematischen Eroberungskrieg gegen die asiatische und europäische Industrie begonnen. Der amerikanische Tabaktrust hat im Jahre 1901 in England, Irland, Japan, Rußland und Sachsen große Zigarrenfabriken aufgekauft mit dem Zweck, alle anderen Producenten zu Tode zu concurriren und dann den Consumenten in der ganzen Welt die Preise zu dictiren. Dem capitalistischen Monopol steht die Bevölkerung wehrlos gegenüber, sie muß sich die Ausbeutung gefallen lassen. Die Arbeiter können allerdings unter gegebenen Verhältnissen mit Hülfe der Organisation höhere Arbeitslöhne sich erzwingen, aber sie können das Capital nicht hindern, einen größeren oder kleineren Theil der Lohnerhöhung wieder auf sie zurückzuwälzen in ihrer Eigenschaft als Consumenten durch erhöhte Preise für die Waaren. In Amerika geht man mit Riesenschritten dem Moment entgegen, wo alle Concurrenz von Ringen erstickt sein wird, wo alle Waarenproduction in den Händen einiger wenigen Konsortien von Capitalisten oder Abenteurern sein wird. Wie in der Natur Amerikas Alles in's Große, Riesenhafte geht, so ist es dort auch mit den Werken der Menschen. Das moderne Wirthschaftssystem hat in Amerka seine vollendetste Ausbildung erhalten sowohl in technischer wie in socialer Beziehung. Amerika hat verhältnißmäßig das dichteste Eisenbahnnetz, die vollkommensten Maschinen; Dampf und Elektricität finden drüben die weiteste Ausnützung. Aber auch die Schattenseiten der neuen Zeit: die Anhäufung riesiger Capitalien in den Händen Weniger und die Monopolisirung ganzer Betriebe durch die Geldmagnaten, — treten nirgends so scharf zu Tage wie unter dem Sternenbanner. Nirgends gedeihen die Milliardäre so gut wie in dem Land der Freiheit, und nirgends wird mit Cartellen, Ringen und Trusts eine größere und schamlosere Ausbeutung des Publicums betrieben. Die Maßlosigkeit der Ausbeutung hat eine Gegenströmung wachgerufen, die nun auch ins politische Gebiet überschlägt. Die Demokraten wollen mit dem Ruf: „Nieder mit den Trusts und Ringen!" in den nächsten Wahlfeldzug eintreten. Das hat die herrschende Partei erschreckt, und Präsident Roosevelt in eigener Person ist ausgezogen, den drohenden Streich abzuwehren. Der Telegraph übermittelte Europa die jüngst von Roosevelt zur Vertheidigung der Trusts gehaltene Rede. Nach seiner Ansicht sind die von den Capitalsmächten geschlossenen wirthschaftlichen Vereinigungen ebenso nothwendig wie die Vereinigungen der Arbeiter. Er verlangt nur, daß die Ringe und Cartelle unter Staatsaufsicht gestellt werden. Durch diesen Vorschlag glaubt Roosevelt die wachsende Bewegung gegen die Trusts hemmen zu können, ohne seinen politischen Freunden, den Nutznießern und Arrangeuren der Trusts wehe zu thun. Käme in Amerika ein Cartellgesetz zu Stande, so wäre damit ein großer Schritt weiter auf jenem Wege gemacht, der den gegenwärtigen Staat unbewußt und ungewollt in den Zukunftsstaat hinüberleitet. Die Stifter und Theilnehmer der Ringe und Trusts sind natürlich über den Verdacht socialdemokratischer Gesinnung erhoben. Sieht man jedoch der Sache näher auf den Grund, so findet man in dem den Ringen zu Grunde liegenden Geschäftsprincip unzweifelhaft eine Idee verborgen, die der Organisation des Zukunftstaates entlehnt ist. Die Socialdemokraten wollen ja bekanntlich den freien Wettbewerb aufheben; es soll keine Concurrenz, keine Ueberproduction, keine Preisunterbietung mehr geben. Der Staat d. i. die Gesammtheit der Bürger soll die Menge und die Art der zu erzeugenden Güter und den Preis für dieselben bestimmen. Dieses socialdemokratische Programm sehen wir in den Ringen und Cartellen der Geldmagnaten durchgeführt: Vereinigen sich die Industriellen einer Branche, beispielsweise die der Eisenindustrie zu einem Cartell, so wird zunächst unter ihren Mitgliedern die Production aufgetheilt. Jedem Fabrikanten wird ein gewisses Quantum zugewiesen, über das hinaus er nicht produciren darf. Dadurch soll die Ueberproduction und das damit Hand in Hand gehende Fallen der Preise verhindert werden. Noch wirksamer wird letzteres Ziel dadurch erreicht, daß die Mitglieder des Cartells sich gegenseitig verpflichten, ihr Product nicht unter einem bestimmten Preis zu verkaufen. Da die Ringe sämmtliche leistungsfähige Betriebe der für den Massenconsum bestimmten Artikel umfassen, und, wie dies besonders in Amerika der Fall ist, durch hohe Zölle vor der Einfuhr aus dem Ausland geschützt sind, mithin also ohne Concurrenz dastehen, ist es klar, daß sie im Stande sind, die Preise zu dictiren. Der durch die Ringe geschaffene Zustand ähnelt also in vieler Beziehung jenem im socialdemokratischen Zukunftstaat. Der freie Wettbewerb, dieser Grund- und Eckstein der heutigen Wirthschaftsordnung, erscheint thatsächlich aufgehoben. Im Voraus wird das Quantum der Production bestimmt, im Voraus wird es unter den Mitgliedern aufgetheilt, im Voraus wird der Verkaufspreis der Waaren festgesetzt. In einer einzigen, freilich sehr wesentlichen Beziehung waltet ein Unterschied ob zwischen der durch die Cartelle geschaffenen Wirthschaftsordnung und jener im Zukunftstaate. Während letzterer die Monopolisirung der Production und des Vertriebes der Güter zum Nutzen der Allgemeinheit vornehmen will, fließt der große Gewinn aus den Ringen und Cartellen in die Taschen weniger Millionäre. Dazu kommt, daß, wenn der Staat die Menge der zu erzeugenden Güter und ihren Preis festsetzt, dies mit Rücksicht auf das Wohl aller in Betracht kommenden Volksclassen geschieht, während die zu Ringen und Cartellen vereinigten Fabricanten begreiflicherweise nur das eigene Interesse im Auge haben und, da sie den Markt vollkommen beherrschen, auch den Preis nach Belieben dictiren können. So ist es gekommen, daß namentlich in Amerika die Ringe und Cartelle zum Werkzeuge einer in's Maßlose betriebenen Volksausbeutung geworden sind, wogegen sogar die wirthschaftliche Moral der Yankees sich aufbäumt. Präsident Roosevelt glaubt, die offen zu Tage liegenden Auswüchse der Ringe dadurch beseitigen zu können, daß er sie unter staatliche Aufsicht stellt. Ob er mit seinem Vorschlag den Demokraten den Wind aus den Segeln nehmen wird, ist angesichts der zarten Art, mit der

Digitized by Google

er die Vereinigungen der Großcapitalisten behandelt, sehr zu bezweifeln. Das Eine steht jedoch fest: beschließt der Congreß in Washington ein Gesetz, das die staatliche Aufsicht über Ringe und Cartelle in einem Umfang ausspricht, daß dadurch der Staatsgewalt auch auf die Festsetzung der Preise Einfluß eingeräumt wird, so wäre damit die gegenwärtige sociale Ordnung um ein gutes Stück weiter den Einrichtungen des Zukunftstaates näher gebracht. Die Ritter der Trusts und Cartelle als Pionniere des Zukunftstaates — welch' barocke, ja komische Erscheinung! — Die Gesetze der socialen Entwickelung entziehen sich eben aller Berechnung, und nicht selten geschieht es, daß sich die Dinge ganz anders gestalten, als man glaubte oder beabsichtigte. Mit der Bildung von Ringen ist die unbeschränkte Herrschaft des Capitals vollzogen. Hiermit dürfte aber auch der Capitalismus seine höchste Phase erreicht haben. Darüber hinaus ist wohl nur ein Schritt möglich: die Socialisirung der Ringe, der Uebergang zum Gesellschaftsbesitz. Dem Capitalismus geht es wie dem Zauberlehrling, der wohl die dunklen Mächte herbeirufen konnte — doch beschwören konnte er sie nicht.

„Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los. — —"

Zur Rassenfrage.

Von Karl Noetzel.

(Schluß.)

Was ich bis jetzt über die Culturrückständigkeit der farbigen Rasse sagte, bezog sich größtentheils auf die schwarze Rasse. An der Bildungsfähigkeit der gelben Völker kann nicht gezweifelt werden. Sie besitzen bekanntlich zum Theil eine noch weit ältere Cultur als die unserige. Ihre Geisteswissenschaften stehen vielfach auf einer solchen Höhe, daß z. B. der große Indologe Johannes v. Müller ruhig erklären konnte, zwischen einem indischen Gelehrten und einem europäischen Professor bestehe wohl kaum ein Unterschied in der Fülle des Wissens, ein solcher sei nur in der Art der Auffassung zu bemerken. Allerdings ist auch bei den höchst cultivirtesten Völkern Asiens die Bildung fast das ausschließliche Recht einer numerisch sehr geringen besonderen Kaste. Die großen Massen wurden dort Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch in Aberglauben und Unwissenheit gehalten. Nur in China soll von einer gewissen Allgemeinbildung geredet werden können. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit gleich, daß bis' jetzt noch bei uns in der Beurtheilung der farbigen Völker die größten Irrthümer gang und gäbe sind. Ganz abgesehen davon, daß China und Japan seit Jahrzehnten von gewisser Seite her systematisch verleumdet werden, fehlt es doch auch so noch fast durchgängig an jedem Verständniß für ihre völlig eigenartige Denkungsweise. Uns scheint es zweifellos, daß eine ganze Fülle jener Anschauungen und Bräuche, welche von europäischer Seite als krasser Aberglaube und grobe Unwissenheit bezeichnet werden, nur aus einem uralten, tiefen Symbolismus heraus zu erklären sind. Dafür spricht schon der Umstand, daß China von Seiten der wirklichen Chinaforscher die größte Verehrung genießt. Ein berühmter russischer Gelehrter, dazu noch geistlichen Standes, der lange in China gelebt hatte, pflegte als höchstes Lob Jemandes zu sagen: „Er denkt wahrhaftig chinesisch!" Von ihm rührt auch der durchaus nicht jeder Begründung entbehrende Ausspruch her, China habe schon seit dreitausend Jahren das, wonach wir Europäer bis jetzt noch vergeblich ringen, nämlich socialen Frieden. Es wäre auch hier daran zu erinnern, daß die ersten christlichen Missionare ruhig den chinesischen Ahnencult in den christlichen Ritus in China aufnahmen. Sicherlich könnte namentlich die Sociologie auf chinesischem Boden die interessantesten und befruchtendsten Studien vornehmen. Bis jetzt ist aber meist nicht von Seiten der Culturvölker die erforderliche Mühe und Gewissenhaftigkeit darauf verwandt worden, die Seele der alten Culturvölker zu erforschen. Unsere vergleichende Völkerpsychologie liegt noch in den Anfängen. Ihr kommt die hohe Aufgabe zu, uns culturhochmüthigen Europäern Verständniß und Achtung zu lehren vor fremdrassiger Denkungs- und Handlungsweise. Wie sehr es daran leider noch mangelt, beweisen weniger noch gewisse, schon oben berührte unglaubliche Brutalitäten während des Chinakrieges, wobei doch fast nur ungebildete Liniensoldaten in Betracht kamen, als meines Erachtens viel bezeichnender der billige Spott, mit dem z. B. selbst ein so feingeistiger und hochgebildeter Schriftsteller wie Pierre Lote über japanische Verhältnisse urtheilt. Da ist Alles bizarr, pittoresk, sonderbar und deßhalb lächerlich. Unwillkürlich denkt man mit Faust: „Wir sind gewöhnt, daß die Menschen verlachen, was sie nicht verstehen." Und dabei hat doch gerade Japan durch seine unvergleichliche Malerei die ganze europäische Kunstpflege derart befruchtet, um nicht zu sagen reformirt, daß man von der Kenntniß japanischer Kunst eine neue Aera europäischer Kunstauffassung datiren kann. Die Kunst ist aber nie von der Gesammtcultur zu trennen. Sie ist immer nur deren charakteristisches Merkmal.

Dieser Culturhochmuth des Mitteleuropäers, der stets im Voraus von der eigenen Ueberlegenheit überzeugt ist, und sein Garnichtverstehenwollen fremdrassiger Eigenart hemmen und erschweren auf das Widrigste durch unaufhörliche Animositäten die so natürliche Annäherung der alten Culturvölker an uns. Es liegt viel Unheildrohendes in dieser bedauerlichen Thatsache. Ich will hier völlig bei Seite lassen sowohl die politische Gefahr durch die numerische Ueberlegenheit der gelben Rasse, als auch die wirthschaftliche als Folge der viel größeren Wohlfeilheit ihrer Arbeitskräfte, wiewohl das unerhört rasche Aufblühen der japanischen Industrie und das Ueberschwemmen Westamerikas mit chinesischen Arbeitern schon an sich recht bedrohliche Merkzeichen bilden. Ich habe hier zunächst nur im Auge die Gefahr, welche unserer europäisch-nordamerikanischen, auf christlicher Grundlage beruhenden, durch und durch lebensbejahenden, fortschrittsbewußten und fortschrittsfreudigen Weltanschauung droht von Seiten der gewaltigen, lebensverneinenden und lebensenergielähmenden Lehre des großen Buddha. Die Verführung von dorther war von jeher groß. Schuld daran ist nicht nur die sittliche Höhe des Buddhismus. Er kommt vor Allem dem tiefgehenden Skepticismus entgegen, der gerade jetzt in der Luft liegt, nachdem ein Jahrhundert rastloser naturwissenschaftlicher Thätigkeit und unerhörter Entdeckungen und Erfindungen den großen Massen nicht die materiellen und geistigen Vortheile gebracht hat, die sie erhofft hatten. In solchen Zeiten eines moralischen Katzenjammers nach hohem Sternenfluge lockt die Lehre von Nirvana. So war es auch nach dem Hinsinken der Märzhoffnungen des tollen Jahres. Schopenhauer konnte erst damals zur Anerkennung und fast göttlichen Verehrung gelangen. Er war aber in seinem tiefsten Wesen Asiate. Nun mag ja in allerletzter Zeit Schopenhauer's Stern als Prophet — nicht als Denker und Stylist — am Erbleichen sein, aber nach wie vor leuchtet die Lehre des großen Gautama wie ferne Lohe der Götterdämmerung. Die vergangenen zwei Jahrhunderte hatten viel zu viel zu schaffen mit dem Forträumen des Schuttes unserer durch Jahrtausende hindurch anerzogenen Vorurtheile. Noch sind die Reinigungsarbeiten in vollem Gange. Aus seinem thörichten, aber süßgewohnten Traume geweckt, sieht der Mitteleuropäer sich plötzlich einem Nichts gegenüber, so lange er sich nämlich noch nicht die große Lehre der Weltentwickelungs-

Digitized by Google

gesetze zu eigen gemacht hat. Da winkt ihm von drüben her das selig-friedliche Antlitz des Buddha, des auf der Lotosblume Thronenden.

Ich meine natürlich nicht, daß eine beachtenswerthe Anzahl Europäer wirklich zur Lehre Buddha's übergehen wird. Daran ist wohl kaum zu denken. Europa ist dogmenmüde auf Jahrhunderte. Nur der Geist Asiens, der Geist der Lebensverneinung und der tiefen Ueberzeugung von der völligen Nutzlosigkeit alles menschlichen Wirkens, das ist die Gefahr, die uns von dorther droht. In diesem Sinne währt lange schon in Europa der Kampf mit Asien. Das Schicksal unserer Cultur hängt von seinem Ausgange ab. Dieser Geist der Lebensverneinung, zu welchem eine höchste Geistescultur gelangen mußte, bezeichnet aber meines Erachtens den Endpunkt alles menschlichen Denkens, welches rein speculativ ist und der naturwissenschaftlichen Grundlage entbehrt. Uns ward aber eine solche in der Lehre von der Evolution. Sie allein hat unserem, in unbefriedigender Speculation zum Tode ermüdeten, europäischen Denken einen neuen, auf Jahrhunderte hinaus befruchtenden Weg gezeigt. Sie allein hat uns vor dem Aufgehen in dem asiatischen Geist des Quietismus bewahrt. Ohne sie wären wir rettungslos dem großen Buddha verfallen. Denn alles reine Denken führt zu ihm. Diese Nirvana-Verführung erschien uns gering im köstlichen Morgenroth der Aufklärungszeit; mit erdrückender Wucht droht sie uns jetzt, in der Götterdämmerung der Jahrhundertwende. Ich will indeß nicht verschweigen, daß gerade in den allerletzten Jahren der Geist der Evolution, des Wissenschafts- und Fortschrittsglaubens auf der ganzen Linie siegreich zu sein scheint und ein Stocken in seinem Vorwärtsmarsche nicht vorauszusehen ist. Ebenso wäre es ungerecht und kleinmüthig, wenn ich nicht zugeben wollte, daß die größere Gefahr in diesem Kampfe Asien und seinem Weltenbilde droht. Mehr noch! Ich behaupte, daß Asien sich bloß unter der Bedingung wird uns gegenüber behaupten können, daß es seinem, dem asiatischen, Geist ein für allemal abschwört.

Dieser asiatische Geist — wie schon oben bemerkt, meines Erachtens der Endpunkt alles rein speculativen Denkens — hat nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit unerhörter cultureller und politischer Blüthe die alten, einst als Weltwunder geltenden Culturstätten in unwirthbare Sandsteppen verwandelt. Verödet liegt das Land, wo Milch und Honig floß. Einer Wüste gleicht Mesopotamien, das einst so herrliche. In tiefer Armuth, von gräßlichen Hungersnöthen und der furchtbaren Pest ständig bedroht, lebt der arme Hindu jetzt noch wie vor dreitausend Jahren. Das unermeßliche Indien, der alte Garten der Welt, wird von einer Hand voll Engländer stramm im Zaume gehalten. China, welches mehr als ein Drittel aller Erdbewohner sein nennt, wird bei lebendigem Leibe von uns zerschnitten. Centralasien, Persien, ja das durch das Dach der Welt so geschützte geheimnißvolle Tibet, sie alle beugen sich ohne Schwertstreich der Macht des weißen Zaren. Und die letzte Ursache dieser schier hoffnungslosen politischen und culturellen Ohnmacht Asiens? Einzig und allein sein tiefgehender, alle Fasern seines Volkslebens durchdringender Geist der Lebensverneinung. „Wie thöricht, für dieses kurze Dasein sich zu quälen und abzumühen!“ denkt der asiatische Weltweise. „Alles ist ja so werthlos. Wozu Canalisation und Bodenbewässerung? Je früher alles Leben erstirbt, um so besser. Wozu Hygiene? Wer früher in das große Nichts eingehen soll, den halten wir nicht davon ab. Wozu Allgemeinbildung? Wissen würde den armen Mann nur unglücklicher machen und dann, was wissen wir überhaupt?“ Das wäre so ungefähr das politische Glaubensbekenntniß eines Asiaten. Es klingt verblüffend verwandt einzelnen müden Stimmen, die sich bei uns immer und immer wieder in der Abenddämmerung leise vernehmen lassen.

Wir Europäer wären entschieden zu demselben Resultate gelangt. Unser ebenfalls Asien entstammendes Christenthum besaß wie jede aufkommende Religion bloß so lange Lebensenergie, als es sich darum handelte, die Massen der Ungläubigen zu gewinnen. Als dieses erreicht war, bildete sich jener asketische, schon fast völlig quietistische, mönchische Geist des Mittelalters, dem ein großer Theil der antiken Geistescultur zum Opfer fiel, und der das Tempo der Geistesevolution derartig verschleppte, daß Viele diese Zeit als eine Zeit völligen Stillstandes und Rückschrittes bezeichnen. Dies ist zwar insofern falsch, als sich die allerdings sehr schwache Unterströmung unwiderleglich nachweisen läßt, welche den Culturstrom der Antike zu dem der Renaissance hinüberführt. Ganz zweifellos hätte auch die europäische Cultur im asiatischen Quietismus gemündet, und politische Ohnmacht und physische Entkräftung wären das Resultat des Mittelalters gewesen, ohne die Rettungsthat der Renaissance. Diese jedoch, eher heidnischen als christlichen Sinnes, bildete die erste bewußte Regung rein europäischen Geistes. Das ist aber der Geist der freien Kritik, des trotzigen Auflehnens gegen jeden Dogmenzwang und des Kampfes um die Individualität. Dieser Geist ist von da an trotz der größten Gegenanstrengungen von Seiten der Kirche und des Staates immer siegreich gewesen. Die Zeit von seinem Aufblühen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts brauchte er zum Einreißen aller anerzogenen dogmatischen Vorurtheile. Das neunzehnte Jahrhundert sollte die Umsetzung der theoretischen Freiheitsbegriffe in die politische Praxis bringen. Der Versuch mißglückte bis zu einem gewissen Grade. Schon drohte uns wiederum von drüben Nirvana. Da brachte uns die unermüdliche und von unerhörten Erfolgen gekrönte Arbeit der Naturwissenschaften eine neue, erlösende Gedankenrichtung: die Lehre von der Evolution. Nur wenn sie zum Siege gelangt, wird der Erdball unser werden. Ob Asien theilnehmen wird an dieser Welteroberung, wird bloß davon abhängen, ob es seinem Geiste abschwört und sich mit uns bekennt zum weltbeherrschenden Evolutionsgedanken.

Welche Imperative lehrt dieser kurze Hinweis auf die Völker Asiens? Ihre Eigenart muß als solche geachtet und erforscht werden. Ersteres ist Sache der eurpäischen Erziehung. — der chinesische Krieg hat diese Lücke unserer Bildung stark hervortreten lassen — letzteres bildet die Aufgabe der Wissenschaft. In Hinsicht auf ihre unschätzbare politische und culturelle Bedeutung müßte die völkerpsychologische Untersuchung aufs Reichste staatlich unterstützt werden. Das bedeutete in jeder Hinsicht eine gute Capitalanlage; Kinder und Kindeskinder würden davon Nutzen haben. Die vergleichende Völkerpsychologie verspricht schon jetzt eine eminente Befruchtung sämmtlicher Geisteswissenschaften, namentlich der Sociologie. Auch auf der Schule müßte, vielleicht im Anschluß an den geographischen Unterricht, Rassenkunde wenigstens in ihren Umrissen gelehrt werden. Das sind die Lehren für unsere Offensive gegenüber Asien. Unsere Defensive verlangt, daß wir uns widerstandsfähig machen gegen asiatische Geisteseinflüsse, vor Allem gegen den Geist der Lebensverneinung. Wir erreichen das auf doppelte Weise. Zunächst, indem wir uns tüchtig mitten ins Leben hineinstellen und rastlos arbeiten an unserm kleinen Posten, mit voller Hingabe zwar, aber ständig den Blick gerichtet auf die Allgemeinheit, indem wir uns fühlen als ein kleines Blättchen am gigantischen Baume menschlichen Zusammenlebens, als ein kleines Rädchen im Riesenwerke menschlichen Zusammenwirkens. Das ist die praktische Methode der Immunisirung gegen Asien. Theoretisch festigen wir uns gegen seine sanfte Verführung dadurch, daß wir mehr und mehr das Weltall beherrschende Evolutionsgesetz zu verstehen und uns aus ihm heraus das Weltbild zu erklären suchen.

Der Mensch muß darin Ausgangs- und Endpunkt sein. Im Gegensatz zu aller vergangenen, rein speculativen Denkungs-

Digitized by Google

weise rücken wir heute den Menschen in den Centralpunkt unserer Forschung. Nicht Welterkenntniß, sondern Menschenerkenntniß bilde das Hauptproblem unserer lebensbejahenden, fortschrittsfreudigen Generation. In diesem vorwärtsstrebenden Sinne werden wir uns nicht nur behaupten können gegen Asien. Nein! Asien wird uns unterliegen, wenn es nicht von uns Lebensbejahung lernt und deren Imperative: Hygiene und Allgemeinbildung. Das sind die unüberwindlichen Waffen unserer Cultur. Nur mit ihnen kann man uns widerstehen.

Hiermit sind auch die großen Linien gegeben für unsere Politik gegenüber den farbigen Völkern. Eroberungspolitik zu treiben, erlaubt uns nicht der Stand unserer sittlichen Erkenntniß. Jedes eigenartige Volk hat Anrecht auf seinen Platz unter der Sonne. Es könnte allerdings dieses Anrechts verlustig gehen, wenn es seine Unterthanen nicht vor Vergewaltigung unter einander schützen kann oder selbst solche an ihnen ausübt. In diesem Falle, aber auch nur in diesem, sind die Culturvölker nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, den Bedrängten beizustehen und nöthigenfalls selbst die Verwaltung eines derartig sich als unmündig erweisenden Staates zu übernehmen. Statt auf Vertheidigung unseres Hauptsolidaritäts-Momentes, d. h. des Culturgedankens, bedacht zu sein, läßt man sich immer wieder nur bestimmen durch kleinliche gegenseitige Uebervortheilungen und wacht aufs Aengstlichste über die Wahrung des sogenannten Prestiges. Schlimmer noch offenbarte sich der Eintagsgeist europäischer Politik in der Burenfrage. Man übersah vollkommen, daß es sich hier von vornherein um ein Princip von höchster Bedeutung handelte, ob nämlich der Schwache einfach von dem Starken vergewaltigt werden darf. Geben wir das zu, so negiren wir unsere Gesammtcultur und schaffen einen Präcedenzfall für jede Rechtlosigkeit.

Das haben wir gethan, und damit ist das Ansehen der weißen Rasse auf das Schädigendste compromittirt worden. Man komme mir hier nicht mit Machiavelli. Der geniale Florentiner hatte doch bloß seine kleinlichen italienischen Duodezfürstenthümer im Auge, und ferner ließ er den Factor fast völlig aus seiner politischen Rechnung, welcher heute der allerwichtigste ist, nämlich das öffentliche Urtheil. Von einem solchen konnte damals kaum noch die Rede sein. Eben erst waren einzelne Elitegeister aus dem tiefen Geistesschlafe des Mittelalters erwacht und hatten sich auf sich selbst besonnen. Seitdem sind aber fast vier Jahrhunderte vergangen und selbst ein Fortschrittsleugner von Beruf kann nicht in Abrede stellen, daß sich eine öffentliche Meinung gebildet hat, mit welcher auch der absolutistischste Staat zu rechnen hat. Die Grundbegriffe von Recht und Unrecht stehen felsenfest in den großen Massen. Das beweist schon die spontane Parteinahme der gesammten Culturwelt für die vergewaltigten Buren. Giebt es nun aber eine öffentliche Meinung, so muß die große Politik am meisten mit ihr rechnen. Thut sie das nicht, so werden kommende Generationen dafür büßen müssen. Soviel über unsere politischen Beziehungen zu den farbigen Rassen. Sie sollen, wie gesagt, bestimmt sein durch Achtung ihrer Eigenart, das Bestreben, darin einzudringen und das ständig vorschwebende Endziel, sie zur Solidarität mit uns zu erziehen. Wie den Socialwissenschaften die überwiegend praktische Bedeutung zukam während des verflossenen Jahrhunderts, so werden in diesem Jahrhundert die völkerpsychologischen Forschungen an erster Stelle stehen müssen. Alle Voraussetzungen dazu sind erfüllt. Die Biologie lehrte uns trotz aller Rassenverschiedenheiten den Menschen als Einheit erfassen, nämlich als Höhepunkt der thierischen Entwickelung. Die Sociologie gab uns einen Einblick in die Gesetzmäßigkeiten menschlichen Zusammenlebens und -wirkens. Mehr nnd mehr begreifen wir das dem Begriffe Mensch immanente Solidaritätsmoment, und daß die natürliche Entwickelung auf dessen immer größere Bethätigung hinzielt. Von der kleinen Heerde bis zum modernen Riesenstaat hat die Evolution geführt. Sie zielt aber noch weiter. Sie erstrebt Solidarität aller Culturvölker in dem Besitze der Cultur, die ja ihrerseits nichts Anderes ist als die ererbte Summe aller Arbeit der Besten für Alle. Aber noch ein weiterer Imperativ liegt im Culturbesitze: Förderer und Verbreiter der Cultur sollen wir sein. Jede Culturarbeit zielt eben auf die Solidarität des Typus Mensch. Ich bin mit diesem Wege der Evolution durchaus einverstanden. Ich will die Solidarität aller Menschen, damit wir endlich daran denken können, uns den Erdball behaglich einzurichten, die feindlichen Naturgewalten unserem Dienste zu unterwerfen und vielleicht schließlich uns noch ein Stück des Himmelsgewölbes dazu zu erobern.

Literatur und Kunst.

Die moderne Frau.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

Noch in keiner Zeitepoche hat das Schlagwort „modern" eine so hohe Bedeutung und so großes Ansehen genossen wie in unserer Gegenwart. Nicht nur das Kleid, das man trägt, Styl und Art der Ausschmückung der Wohnräume, kurz, alle die Aeußerlichkeiten unseres Lebens sind modern oder das Gegentheil. Nein, heute sprechen wir auch von einer modernen Wissenschaft, von einer auf moderner Naturerkenntniß aufgebauten Weltanschauung, und in der Literatur und Kunst hat die „Moderne" sich zu einer bestimmten, scharfumgrenzten Richtung ausgestaltet. Und in dieser modernen Literatur spielt die moderne Frau eine hervorragende Rolle.

Was aber für ein Wesen ist es, die moderne Frau? Wie sieht sie aus, wie lebt sie, wie denkt und handelt sie, worin unterscheidet sie sich von unseren Großmüttern?

Schon in der äußeren Erscheinung tritt ein merkbarer Unterschied zu Tage zwischen der Frau von heute und dem weiblichen Typus, wie wir diesen vom Pinsel alter Meister auf der Leinwand festgehalten sehen. Unsere Damen, die gern den heilsamen Uebungen des Turnens und Schwimmens, dem Radfahren und Bergsteigen huldigen, sich in anmuthiger Beweglichkeit auf dem Tennisplatz tummeln, verzichten auf die unter der früheren sitzenden Lebensweise gediehenen, zur Ueppigkeit neigenden, rundlichen Formen. Der Sport gehört vielleicht zu den bedeutsamsten von allen Neuerungen, die in den letzten Jahren des eben verflossenen Säculums den weiblichen Allgemeintypus so gründlich verändert haben. Daher hat sich auch die weibliche Tracht vereinfacht. Die Körperbelastung der früheren Moden wäre höchst unbequem für die heutige Frau, die sich lebhaft bewegen und rasch ausschreiten will. Und nicht zufrieden mit den bisherigen Verbesserungen der Frauentracht in dieser Richtung, ist man noch emsig bestrebt, den Schnitt der Kleidung noch mehr zu vereinfachen, ihn dem Körperbau und der freien körperlichen Bewegung vollkommener anzupassen.

Auch das weibliche Erziehungs- und Unterrichtssystem hat eine gründliche Umwandlung erfahren. Die weiblichen Geisteskräfte werden vielseitiger und zu höherer Leistungsfähigkeit entwickelt als in früherer Zeit. Ausgezeichnete Lehrmethoden sind an die Stelle des früheren, recht beschränkten Mädchenunterrichts getreten. Und nicht nur diejenigen Mädchen, für die — als charakteristische Erscheinung unserer modernen Cultur — eine selbstständige Berufsthätigkeit in Aussicht genommen ist, werden für diesen durch vorzüglichen

Digitized by Google

Unterricht herangebildet, sondern im Allgemeinen gilt universelle Bildung als ein unerläßliches Erforderniß für die moderne Frau.

Gerade die Vielseitigkeit der Bildung birgt aber auch die Gefahr einer dilettantenhaften Oberflächlichkeit in sich, und es stellt sich als eine ernst zu berücksichtigende Aufgabe der Erziehung dar: das zu Erlernende nicht zu einem mehr oder weniger nutzlosen Gedächtnißballast werden zu lassen, vielmehr im Gegentheil das eigene, selbstständige Denken und Urtheilen des Zöglings so zu entwickeln und zu schärfen, daß die erworbenen Kenntnisse nicht, wie es oft der Fall ist, als etwas rein Aeußerliches, Zufälliges zu Tage treten, sondern im Processe der geistigen, innerlichen Verarbeitung sich der seelischen Individualität assimiliren und so zu einem harmonischen Ganzen herausgestalten.

Da könnte es dann wohl geschehen, daß, wie ein französischer Schriftsteller kürzlich prophezeit, die Frauen zu Hüterinnen der menschlichen Cultur und ihrer edlen Ueberlieferungen, den Werken der Kunst und Dichtung werden. Da der Mann durch die Lebensbedingungen unserer Culturentwickelung immer mehr und mehr zu einem Lohnarbeiter werde, der in seinem Geschäft und Erwerbe völlig aufgeht und dem kaum Zeit bleibt, an die Künste, an Literatur zu denken, von Allem zu naschen, was des Lebens Schmuck und Freude ausmacht, so werde es das kostbare Anrecht der Frauen werden, über die Poesie, über das Ideal Vormundschaft zu pflegen und es zu verhindern, daß das Vermächtniß großer Künstler herrenloses Gut werde.

Um die Frauen zur Uebernahme dieser Rolle zu befähigen, ist es vor allem nothwendig, im jungen Mädchen den eigenen Wissenstrieb zu erwecken, den Drang, zu lernen und Kenntnisse zu erwecken, nicht bloß aus Gehorsam oder aus Eitelkeit, um zu glänzen und Lob und Anerkennung zu ernten, sondern aus Liebe zur geistigen Arbeit und aus Freude am Wissen selbst. Dann wird es nicht vorkommen, was leider so oft geschieht, daß junge Frauen, kaum Gattin geworden, ihre Bücher, ihre Pinsel, ihr Clavier keines Blickes mehr würdigen, gleichsam berauscht von ihrer neuen Stellung, der Opfer vergessen, die ihre Eltern gebracht haben, um ihnen die Mittel zu geistigem Genusse, für die Zukunft aber vielleicht sogar Erwerbsquellen zu verschaffen. Die Neuvermählte bedenkt nicht, daß die folgenden Jahre nicht den Honigmonden ihrer Ehe gleichen werden, daß der Drang der Geschäfte, der Theilnahme am öffentlichen Leben, das Geizen nach Erwerb und Ehre den treuen Gefährten ihres rosigen Stilllebens allzubald von ihrer Seite reißen werden und daß dann die Trauerstunden einsamer Verlassenheit beginnen, deren Leere nur diejenige Frau tröstend zu beleben vermag, welcher die Kunst nicht verloren ging, sich nützlich und angenehm zu beschäftigen. Rasch greift der Rost träger Unthätigkeit um sich, und nur den Beharrlichen wird es gelingen, ihn wieder zu entfernen. Wie schwer ist es schon, auf den Punkt wieder zurückzukommen, von dem man früher ausgegangen ist! Die Kenntniß fremder Sprachen und das mühsam erworbene Wissen in den anderen Fächern geistiger Ausbildung wurden theilweise verloren. Die Hand, die früher kunstgewandt ein freundliches Bild, eine ansprechende Zeichnung auf dem Papier und der Leinwand zu entwerfen verstanden, ist ungewohnt der Führung des Pinsels und der Bleifeder, und dem Auge sind die Dimensionen des künstlerischen Kennerblickes entfremdet. Die Stimme, die ein gefälliges Lied zu ausdrucksvollem Vortrag brachte, hat ihren Schmelz und ihre Biegsamkeit verloren. Die Finger, die einst die Schätze der Tondichtung mit musikalischem Verständniß und sicherer Technik auf dem Clavier oder auf der Violine auszuführen wußten, sind steif und schwerfällig geworden. Welche Verluste sind da wieder gut zu machen!

Da kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie davor zurückschreckt, sich die unsägliche Mühe neuer Studien zu geben, um nur das Verlorene wieder zurück zu erlangen. Für wen sollte sie, ihrer Ansicht nach, diese Arbeit sich aufbürden? Für einen Gatten, der seine Zeit so wenig zu Hause verbringt? Ehedem wurde sie doch wenigstens durch das Lob zärtlicher Eltern und eifriger Lehrer aufgemuntert; jetzt würden ihre Anstrengungen nicht einmal mit einem Worte der Anerkennung gelohnt werden. Auch sieht sie gar wohl ein, daß sie, um wirklich Tüchtiges zu leisten, noch gar viel arbeiten und lernen müßte. So schließt sie denn mißmuthig den Flügel zu, sperrt ihre Materialien zum Zeichnen oder Malen in den ersten besten Schrank, räumt sich ihre vom Regal herabgeholten Bücher aus den Augen und verläßt das Haus, um Gesellschaft aufzusuchen, und sei es die platteste, alltäglichste — um sich zu zerstreuen.

Sollte nun gar in einigen Jahren materielles Unglück sie heimsuchen, so ist sie ohne Waffen gegen sich selbst, ohne Hilfsquellen, um sich und ihre Kinder vor Elend zu schützen, wenn nicht die Mutterliebe, dieser allgewaltige Trieb, die selbst ein schwaches Weib oftmals zur Heldin stempelt, ihrer Seele die entschwundene Thatkraft verleiht. Es giebt Beispiele, wie Studien wieder begonnen wurden in einem Alter, wo sie am allerschwierigsten sind. Es giebt Mütter, die, um ihre Kinder vor Mangel und Noth zu bewahren, sich wieder auf die Schulbank setzten, die Arbeiten ihrer Jugendjahre von Neuem aufnahmen und sich dann öffentlichen Prüfungen unterwarfen, um das Recht zu erlangen, den Kindern anderer Leute Unterricht zu ertheilen, damit sie die eigenen kleiden und ernähren konnten.

Um wie Vieles leichter würde den Frauen, über welche ein solches Unglück hereinbricht — und wer ist sicher, daß ihm solches nicht widerfahren könne? — ihre Aufgabe gemacht, wenn die Mädchen in ihrer frühesten Erziehung schon gelehrt würden, in der Arbeit nicht eine lästige Fessel, in den schönen Künsten und sonstigen Wissenszweigen nicht einen müßigen Zeitvertreib oder ein Beförderungsmittel ihrer Gefallsucht zu erblicken, sondern in der Bildung des Geistes einen dem Leben Werth und Freude verleihenden Schatz und oftmals einen starken Schild gegen hereinbrechende Schläge eines unglücklichen Schicksals zu erkennen.

Zu keiner früheren Zeit waren die Frauen intelligenter als heute. Nie hat man so viel für ihren Unterricht, ihre Erziehung geleistet. Ueberall in Europa und Amerika haben sie die besten Lehrer und genießen die besten Lehrmethoden. Gleichzeitig mit der durch die allgemeine Erhöhung ihres Bildungsniveaus mächtig vorschreitenden Entwickelung ihrer früher mehr oder minder brachliegenden Geisteskräfte und mit der in unserer Zeit sich stetig mehrenden Eröffnung selbstständiger Berufsthätigkeiten der Frauen erhob sich immer lauter und dringender die Forderung der Freiheit der Persönlichkeit, der vollen Entwickelung und des Auslebens des Individuums. Diese Forderung ist zu einem Stich- und Schlagwort unserer Culturepoche und insbesondere der „modernen Frau“ geworden. Manche Mißdeutung muß es sich gefallen lassen, in mancher Verirrung und Entstellung tritt es theoretisch und praktisch zu Tage. Aber die neue Generation wird sich daran gewöhnen müssen, im socialen Leben der vollen, freien Bethätigung der weiblichen Individualitäten immer häufiger zu begegnen und ihr denselben Spielraum zu gewähren, wie sie bisher nur dem männlichen Geschlechte einräumte. Das lebhafte Schönheitsgefühl der Frauen, ich möchte es ihren ästhetischen Takt nennen, in Verbindung mit der so mächtig vorwärts schreitenden allgemeinen Geistesbildung des weiblichen Geschlechtes, wird die Frauen befähigen. die Vollentwickelung der Persönlichkeit, das freie Ausleben der individuellen Eigenart zu einem harmonischen Zusammenklang der Kräfte des Geistes und des Herzens zu führen und hierdurch ein neues, ein höheres, schöneres, freieres Lebensideal zu schaffen, daß den Rohstoff menschlicher — allzu menschlicher — Instincte und Naturtriebe veredelnd, die Menschheit

Digitized by Google

zu einer höheren Stufe geistig sittlicher Culturentwickelung emporhebt. Und so würde die moderne Frau nicht nur die leibliche, sondern auch die geistige Mütter eines daseinsfreudigeren und daseinswürdigeren Geschlechts, als die Vergangenheit und Gegenwart gekannt hat.

Das sogenannte Shylock-Problem.

Von R. Bartolomäus.

Luther giebt drei Regeln für Uebersetzung (allerdings zunächst der Bibel) an; er sagt (Matthesius, Luther's Leben 15. Predigt), es gehöre dazu:

1. ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren und geübt Herz,
2. gute und körnige Worte,
3. fleißiges Merken auf die Eigenschaften der Wörter und dieser Sprache Art und Weise zu reden.

Trotz dieser weisen Regeln vor fast 400 Jahren wird sehr viel, selbst mit ungenügender Sprachkenntniß übersetzt, so daß man in der Uebersetzung wie über steiniges Feld läuft und es im Urtext leichter gehabt hätte, z. B. die Uebersetzung von Tolstoi, Anna Karenina (Hans Moser, Reclam), die von Ungenauigkeiten wimmelt:

I, 8: Zwillingsbruder statt Halbbruder,
I, 9: Tante (tioschtscha) statt Schwiegermutter,

auch von Sinnwidrigkeiten, wie an der Stelle, wo die Heldin ihrem Geliebten ihre Lage mittheilt und der Uebersetzer durch die Milderung des Ausdrucks die ganze Beziehung verändert.

Trotz dieser weisen Regeln, — vielleicht auf Grund ihrer, hat Luther seine Bibelübersetzung so angefertigt, daß sie ein ganz unrichtiges Bild von dem eigentlichen Texte, wenn auch ein richtiges von seiner eigenen Auffassung darüber, wiedergiebt. Trotz dieser weisen Regeln, vielleicht auf Grund ihrer, sind lange Zeit die Alterthumskundigen an die Uebersetzungen der antiken Classiker, und überhaupt die Darstellung des griechischen und römischen Alterthums herangegangen. Sie hatten ein Bild von diesem Alterthum und, was nach ihrer Ansicht diesem Bilde widersprach, das sahen sie nicht und ließen es Niemand sehen.

Andererseits verlangt eine Uebersetzung im eigentlichen Sinne soviel vereinigte Kenntniß, nicht nur vom Uebersetzer, sondern auch vom Leser, daß sie darauf verzichten müßte, die Urschrift bekannt, verbreitet zu machen. Sie würde stets nur auf den Kreis derer beschränkt bleiben, die mit den Zuständen und der Sprache des fremden Volkes so vertraut wären, daß sie wohl im Stande sind, auch das Original zu lesen. Gerade die ungenauen, die Uebersetzungen aus in die Sache hineingetragenen Anschauungen, haben das Meiste gethan, die Haupterscheinungen aller Zeiten bekannt, ja volksthümlich zu machen, Luther's Bibelübersetzung, Voß' Homerübersetzung, Schlegel's Uebersetzung von Shakespeare*) und Calderon.

Aesthetische Auseinandersetzungen aber über die Absicht der Verfasser sollte man freilich an solche Uebersetzungen niemals knüpfen, sondern allein an die Urschrift und die Verhältnisse zur Zeit ihrer Abfassung.

Vielleicht ist dies nirgends so wichtig wie bei Beurtheilung von Lustspielen, denn, wenn schon das, was den Menschen groß und erhaben geschienen hat, — vom Besitze eines sichertreffenden Bogens bis zum Besitze einer jugendlich-pessimistischen Lebensauffassung, — im Laufe der Jahrhunderte gewechselt hat, so ist noch viel mehr das, womit sie sich belustigen, verschieden gewesen.

Gewiß hat es Zeiten gegeben, wo ein gewisses Geräusch, kräftig und unvermuthet eintretend, auch an königlicher Tafel allgemeine Heiterkeit ganz unbefangen verbreitete, — diese Zeiten mögen lange vorüber sein. Aber noch zu Shakespeare's Zeit war, wie seine Lustspiele beweisen, manches erheiternd, was jetzt, in derselben Gesellschaftsumgebung, unanständig erscheint, witzig, was dort fade, so daß Lord Byron sagen durfte, es sei eine Schande, daß diese Lustspiele überhaupt noch aufgeführt würden, eine Schande nämlich für die Schauspieler, die sie aufführten, für das Publicum, das sie anhöre, für die Dichter, die keine besseren zu machen verständen.

Die Shakespearekritik freilich, wenigstens die deutsche Shakespearekritik, auf die formvollendete Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung gestützt, übersieht oft diese Dinge, denn in diesem heiliggewordenen Original sind alle solche Dinge beseitigt oder besänftigt.

Es muß dann immer auf's Neue hingewiesen werden, daß die Lustspiele Shakespeare's eben völlig Kinder ihrer Zeit sind, nicht zum wenigsten aber der „Kaufmann von Venedig", verfaßt gegen 1594.

Es ist sehr bezeichnend, daß es Deutschland ist, in dem schon 1611 der „Fremde aus Südosten" (Shylock-Scilocco-Scirocco) als der Held dieses Stückes aufgefaßt wurde, und noch heutzutage begegnet man der Ansicht, Shylock sei der „Kaufmann von Venedig." In der deutschen Schauspielkunst ist denn auch aus der grotesken Lustspielfigur jener tragische Held herausgewachsen, jener Vorläufer „Nathans", der noch immer sich des Rufes erfreut, der „Schöpfung des Dramatikers liege ein tiefer Ernst zu Grunde", das „Ganze sei kein bedeutungsloses Lustspiel", stehe mit den Ideen der Faust- und Hamlettragödie auf denselben tragischen Grundlagen.

Eine einfache Betrachtung des Textes wird das Gegentheil zeigen.

Daß man Juden und ihr angebliches Wesen zum Gegenstande der Belustigung, besonders possenhafter Belustigung litterarisch verwerthet hat, ist seit Horaz nicht unbekannt. Daß man aber auch ihren Kummer, ihre Noth zum Gegenstande allgemeiner Belustigung verwerthen konnte, war zu Shakespeare's Zeit ebenso wenig unbekannt, jener Zeit, die dem Glauben an religiöse und sittliche Verdienstlichkeit der Vernichtung Andersgläubiger noch sehr nahe, ja noch mitten in diesem Glauben stand.

Jene Zeit amüsirte sich überhaupt gern mit dem Elend der Mitmenschen und gestand dies offen ein. Anna Marie von Montpensier, Tochter Gaston's von Orleans, Sohnes Heinrich IV. von Frankreich († 1697) hat Memoiren hinterlassen, authentische Memoiren, die getreu und wahrhaft das Leben am Hofe Ludwig XIV., ihres Vetters, wiedergeben, also des Hofes, der als der gebildetste in ganz Europa, als das Muster eines vornehmen Fürstenhofes jener Zeit, — also noch um etwa 50 Jahre später als Shakespeare — angesehen wurde und es auch war, und was man dort für anständig und für belustigend hielt.

Sie erzählt, sie hätte sich in einem Kloster aufgehalten, wo die Nonnen ihr gezeigt hätten:

> une folle enfermée dans un cachot, où il y avait une fenêtre d'où l'on ne lui pouvait voir que la tête. Cette pauvre créature était tout nue, et après qu'elles eurent en quelque temps le plaisir de son extravagance, pour me divertir elles vinrent m'avertir —je pris ma course vers ce cachot et n'en sortis que pour souper (I, 22).

Ferner (I, 22)

> Madame de Fontevrault me régala ce jour-là d'une seconde folle.

*) Die Ausgabe der Bibliographischen Anstalt (A. Warschauer) ist voll grober Druckfehler, Auslassungen, Fehler.

Digitized by Google

Von der Königin Christine von Schweden erzählt sie (III, 60. 76), bei Gelegenheit ihres Besuches in Fontainebleau:

> elle juroit Dieu, se couchait dans la chaise, jettait ses jambes d'un côté et de l'autre, les passoit sur les bras de la chaise — trouva abominable d'avoir des enfans.

Auch Ludwig XIV. (II, 170), der surpassa (V. 36) en bonne grâce tout ce qu'il y a de gens au monde,

> Eut une curiosité ce fut aller voir une possédée.

Auf einem Hoffeste (IV. 123) zu Lyon

> le comte de Guiche — faisant semblant de non pas connaître, tirailla fort Monsieur (des Königs Bruder) dans la danse et lui donna de coups de pied au cul,

worüber am nächsten Tage Anna von Oesterreich, die Königin Wittwe, (IV. 137) meint:

> vous fûtes bien heureux hier de n'avoir pas eu des coups de pied au cul.

Ein anderes Mal (IV. 234) belustigt sich der Hof,

> avoir fait venir un âne et un ours dans une cour, afin que nous en vissions le combat.

Sie selbst erzählt von der letzten Krankheit (Krebs) der Wittwe Ludwig XIII. (V. 179):

> pour moi, lorsque je vienois de la voir panser, je ne pouvois manger,

daher denn auch (VI, 269) der Sohn der Kranken (Herzog von Orleans)

> tira une boîte — et me dit „sentez, je l'ai tenue deux heures sous le nez de la Reine, comme elle se mouroit" — je ne voulus plus sentir.

Ludwig XIV. Frau (VI, 158) geht

> voir la Sinagogue et y fit danser les Juifs,

zu ähnlicher Belustigung, wie noch im Jahre 1806 der Kreisdirector Hofstetten in Brixen bei staatlichen Verkäufen kirchlicher Geräthe Juden Meßgewänder umhängte und sie zum Vergnügen der Anwesenden mit einem Rohr durch die Zimmer jagte (Frh. von Hormayr, A. Hofer I, S. 178).

Einen eben solchen Tanz, zum Plaisir des hochgeehrten Publicums, läßt Shakespeare im „Kaufmann von Venedig" vor sich gehen.

Juden sind aus England von 1290 bis 1654 verbannt gewesen, so daß die Engländer Shakespeare's Juden nur aus Büchern, aus Kirchenvorträgen, aus Reisen oder Erzählungen von Reisenden kannten. Der dankbare Stoff findet sich daher auch nur einmal, eben im „Kaufmann von Venedig", bei ihm verwendet, auch diesmal mit südländischer Umgebung.

Seinem Publicum konnte Shakespeare als tragischen Helden wohl einen „Mohr" anbieten, nimmermehr einen Juden; selbst in „Antonius und Kleopatra" hat er auf die Gelegenheit verzichten müssen. Seine Nation hätte ihn sonst nicht verstanden, wie Goethe (zu Eckermann am 31. Januar 1827) sagt.

Freilich klingen auch bei Shakespeare romanische Auffassungen (Boccaccio, decamerone I, 2. 3) nach, also von Leuten, die mit den Juden jener Zeit zusammenlebten, und überhaupt hat seine Dichterseele sich zu einfacher Schmähung nicht herabgelassen, sondern auch hier über das Gewöhnliche hinausgehoben, was sie berührte. Aber trotz Allem kann kein Zweifel sein, daß Shylock eine komische Figur sein soll, eine komische Figur, die durch ihr Leiden belustigen soll, wie etwa Lamachos in Aristophanes' Acharnern (v. 1094 ff.) oder Sokrates in den „Wolken", eine Figur, die durch den Contrast mit ihrer Umgebung komisch wirken soll.

Nicht umsonst schon deßhalb treten zuerst all' diese vornehm gesinnten, namentlich im Punkte des Besitzens, Venetianer und Venetianerinnen auf. Sie führen in die Umgebung hinein, in die dieser nur auf das Geschäft und Geldmachen versessene Plebejer gestellt ist, damit ja Alle, denen es noch zweifelhaft sein könnte, wissen, was er „vor Einer is", Einer, der

> will buy with you, deal with you, walk with you, talk with you and
> so following, but not eat with you, drink with you, nor pray with you (I, 3),

einen richtigen Pharisäer, der „Venedigs fürstlichen Kaufmann", für einen

> fawning publican (I, 3)

ausgiebt, was mit „falschem Zöllner" unendlich matt übersetzt ist, ein Geschäftsmann, der meint

> thrift is blessing, if men steal it not (I, 3),

woher er auch komme, und der auch sicher ist, daß seine Kunden, in ihrer noblen Sorglosigkeit, auf das Pfund Fleisch sich

> in a merry sport (I, 3)

verpflichten werden, wobei Antonio meint, er wolle wohl ein Christ werden:

> he grows kind.

Am Ende des 1. Acts steht die Sache so, daß Jeder den Leichtsinnigen bedauern muß, der sich mit dem Menschen einließ, von dem er weiß, daß er ihn haßt,

> for he is a Christian,
> and more for that in low simplicity
> he lends out money gratis,

und, weil er ihn

> calls mis believer, cut-throat dog
> and spit upoe his jewish gaberdine.

Das Anspeien der Juden und ihres Barts war den Theaterbesuchern Shakespeare's nicht die Gemeinheit, als die es uns erscheint, sondern die ganz gebührliche Behandlung, wie noch in den siebziger Jahren manchen Polen im Osten Deutschlands; von einer Absicht, Mitleid mit Shylock zu erregen, kann in dieser Darstellung also nicht die Rede sein.

Nicht im Mindesten hielt also ein solcher Zuhörer, somit auch der Dichter, das Verfahren Shylock's für gerechtfertigt, sondern für eine verruchte Machination, die „doppelte Bestrafung meritirte", um mit Friedrich II. zu reden.

Diese doppelte Bestrafung läßt denn auch nicht lange auf sich warten. Nicht nur verläßt Launcelot (II, 2) seinen Herrn, für uns ganz grundlos, denn er ist eben nicht

> famished in his service,

und zieht Bassanio's Dienst vor. Auch die Tochter des Christenfeindes (II, 3) sagt sich zu ihrem höheren Gewinne von ihm, dessen „Haus die Hölle" ist, los, denn sie ist zwar

> a daughter of his blood,
> but not to his manners,

und will ihre Seelenpein damit beenden, daß sie Christin wird. Einstweilen befreit sie, — den Zuschauern damaliger Zeit zum herrlichen Spaße, — ihren Vater (II, 4) von dem Ergebniß seiner verhaßten Arbeit, Gold und Juwelen, vergoldet sich (II, 6) mit noch mehr Ducaten, und steuert so dem Himmel zu, zieht auch den Beraubten noch mit dort hinauf

> for his gentle daughters sake.

Digitized by Google

Uns würde dieser Vorgang nur in einer ganz ordinären Posse genießbar sein.

Die Haltung Launcelot's gegenüber Shylock soll die Zuschauer belustigen und ebenso, als dieser seiner verrätherischen Tochter aufträgt, in seiner Abwesenheit das Haus wohl zu verwahren, soll es die Bedenken der Zuschauer beseitigen, wenn Shylock zuvor erklärt, er gehe nicht zu Bassanio um einer Freundschaft willen, sondern

in hate, to feed upon
The prodigal Christian.

Uebrigens konnte nur ein Engländer jener Zeit, der die Sitten der Juden nicht kannte, glauben, sie hätten an christlichen Festessen theilgenommen.

Nicht weniger soll es dem Amüsement der Zuschauer dienen, — nicht minder als dem der Straßenjungen von Venedig, die hinter ihm fortlaufen und ihm nachmachen, — wenn er, immer umschichtig, um seine Ducaten und um seine Tochter schreit. Zunächst amüsiren sich die Mitspieler (II, 8) selbst darüber, dann foppen sie den Betrogenen (III, 1) selbst, den Teufel

in the likeness of a Jew,

was er Neues vom (1587—91 erbauten) Rialto wisse, obwohl sie sehen, daß er seine Tochter sucht, und kennen den

tailor, that made the wings she flew withal,

obwohl — das charakteristische Wortspiel läßt Schlegel unübersetzt — er wissen muß,

ihre Natur sei es, die Flucht zu ergreifen.
Shylock: Dafür ist sie verflucht!,

und auf die so verständliche Klage, daß sein eigenes Blut und Fleisch sie empöre, antworten sie ihm

Pfui damit! altes Aas! (Schlegel: altes Fell) empört

es sich bei diesen Jahren!

was er natürlich ernsthaft erklärt, worauf sie ihn fragen, ob er wirklich auf seinem Schein bestehen wolle.

Hierauf (III, 1) kommt dann die berühmte Stelle, in der er auseinandersetzt, weßhalb er Antonio hasse, der ihn geschädigt, weil er ein Jude sei,

has not a Jew eyes? — if you poison us, do we not die?,

mit dem Ausfall auf den Gegensatz der Lebensübung sog. Christen mit ihren Religionsgrundsätzen,

the villany you teach me I will execute.

Hier soll Shylock, wollen die Erklärer, — eine richtige „Kartoffel" in „silberner Schale Shakespeare's", wie Goethe zu Eckermann (25. December 1826) sagt, — seiner Zeit vorausdenken, den Aberwitz in der Mißhandlung seiner Glaubensgenossen aufdecken und empfinden.

Das ist gewiß ganz unrichtig.

Shakespeare hat auch durch die Rede seines ersten Bürgers im „Coriolan" (I, 1) nicht beabsichtigt, die Unrechtmäßigkeit von Adelsvorrechten darzuthun. So gewiß wie die Bürgerlichen seiner Zuhörer über diese Ausführungen gelacht haben, so hat sich der Adel darunter nicht im Mindesten verletzt oder rechts gestört gefühlt. Diese Dinge steckten damals ebenso tief in der Volksüberzeugung, wie die Berechtigung der Minderachtung der Juden. Die Gründe, welche Shylock vorführt, sind daher wahrscheinlich mit Absicht so wenig tief und höchst oberflächlich, namentlich ganz außerhalb des religiösen Gebietes, gewählt, daß die Zuhörer jener Zeit gewiß nicht im Mindesten von ihm überhaupt oder auch in ihrer Ueberzeugung wankend gemacht sind; diese Gründe konnte sich Jeder von ihnen selbst anführen.

Derartige Gedanken konnten Shakespeare nur aus der Seele der Neuzeit eingelegt werden, seit Lessing, Schiller. Shakespeare steht völlig in und auf dem Boden seiner Zeit. In Nichts ist irgend eine Unzufriedenheit mit deren Zuständen zu bemerken. Selbst wenn er thatsächlich zum „Hamlet" durch die Schicksale des Grafen Essex (Hermann Conrad in Preuß. Jahrbüchern. Bd. 81, S. 58 ff.) im Hause seines Stiefvaters Grafen Leicester beeinflußt war, so sind auch dort Persönlichkeiten, nicht Zustände getroffen.

„Kräftig motivirt" (Arthur Bruns in Preuß. Jahrbücher, Bd. 83, S. 416) mag der Haß Shylock's sein, aber nicht tragisch, sondern für die Zwecke seines Lustspiels, nicht als Vertreters einer rechtswidrig geknechteten Rasse, sondern für das Begriffsvermögen der damaligen Zuhörer, dem seine Rasse mit vollem Recht geknechtet erschien:

In unserer Zeit freilich findet man selbst in

„I am weary of this moon"

(Midsummernights dream V, 1) Anspielungen auf die Königin Elisabeth in ihrem Alter (Gegenwart 1885, S. 26 ff.)

An Reflexionen, wie denen Shylock's, erfreute sich die damalige Zeit. Deßhalb sind Shakespeare's Stücke, bis zum Uebermaß, voll von ihnen, wie von Wortspielen.

Wäre aber Shakespeare wirklich hier ein Vorgänger Lessing's gewesen, dann hätte er nicht — natürlich for merry making — auf diese Aeußerungen Shylock's das Gespräch mit seinem Freund Tubal unmittelbar folgen lassen, dem nur er und der Teufel

can be matched, —

ein Gespräch, in dem — natürlich for merry making — die ganze Gemeinheit dieser Leute zu Tage tritt.

I would, my Daughter were dead at my feet and the jewels in her ear, —

eine Caricatur, denn die jüdische Denkweise gerade hier hat Shakespeare nicht getroffen, viel besser Walter Scott im „Ivanhoe" (Chap. 22) — und von der dann die Hauptperson mit Recht über sich sagen kann:

Thou call'ds me dog, before thou hadst a cause:
But, sinces am a dog, beware my fangs! (III, 3).

Für Alle, die jetzt noch zweifeln, daß er auf Erfüllung seines Scheines bestehen werde, giebt Shylock an, daß er einen Eid geschworen habe, ihn zur Erfüllung zu bringen. Antonio bereitet sich denn auch alles Ernstes auf das ihm drohende Schicksal vor, da der Doge dem Rechte seinen Lauf lassen müsse,

for the commodity that strangers have
With us in Venice,

zu welchen „Fremden" Shylock selbst gehört, und, damit auch die Londoner Zuhörer der Sache Verständniß entgegenbringen mögen, versichert der Schuldner, das müsse so sein,

since that the trade and profit of the city
consisteth of all nations.

Nach einem fabelhaft unanständigen — fabelhaft unanständig, weil für das Stück ganz bedeutungslosen — Gespräch zwischen Jessica, dem Bedienten ihres Mannes und ihrem Mann, das Schlegel sich vergeblich zu verschleiern bemüht, folgt die Hauptscene des Doppelschauspiels nach der Shylockseite, die Gerichtsverhandlung.

Die Sache steht nun so, daß selbst der Doge erwartet, Antonio sei geflohen (IV, 1); denn er sagt, voll Erstaunen:

What — is Antonio here? — Was? ist Antonio hier?

Digitized by Google

Worauf dieser:

ready, so please your grace — bereit! mit Euer Hoheit Gunst!

Schlegel läßt diese bezeichnende Stelle gänzlich unberücksichtigt mit seinem:

Nun, ist Antonio hier?
Antonio
Eu'r Hoheit zu Befehl!

Der Doge verlegt sich zunächst auf's Bitten für Antonio, um Gnade, die selbst

from stubborn Turks and Tartars

gewährt werde. Shylock beruft sich dagegen, freilich nicht auf seinen Schein, sondern auf den bekannten Eid. Diese Berufung, die er noch einmal mit großer Emphase wiederholt:

An oath! an oath! I have an oath in heaven!

wäre allerdings geeignet, ihn als Opfer seines formellen, aber doch vorhandenen Rechtsbewußtseins gelten zu lassen, wenn er mit ihm nicht durchdringen kann. Sehr wohl hat das der Dichter gewußt und, um dies eben zu vermeiden, dreierlei gethan:

1. Shylock sagt selbst, daß er aus Haß gegen Antonio das Pfund Fleisch verlangt und setzt die Gründe dieses Hasses weitläufig auseinander, vergleicht ihn mit einer Ratte im Hause, mit einer Schlange und nimmt das Fleisch als
dearly bought

als Eigenthum in Anspruch; dieser Haß aber ist gänzlich unbegründet für den Zuhörer jener Zeit.

2. Die Gelehrten und „magnificoes" von Venedig wissen sich nun keinen Rath und schon will der Doge
upon his power,

deren er sich nun erinnert, die Sitzung aufheben, als von dem gelehrten Juristen Bellario aus Padua Brief und Bote gemeldet werden; er hatte sich, bemerkt er, an Bellario gewandt,

for to determine this.

Wäre nämlich die „power" dazwischen getreten, so wäre Shylock's Recht auch jetzt noch mit Füßen getreten.

Nun kommt — sehr geschickt eingerichtet! — nicht der große Jurist selbst, sondern ein Abgesandter von ihm,

fournished with my opinion — bettered with his own learning,

der mit formellen Wortauslegungen und -einwendungen dem formellen Recht begegnet und es überwindet.

3. Wenn aber wenigstens jetzt Shylock sich auf seinen Eid beriefe und sein Recht, so bliebe ihm die tragische Maske vor'm Gesicht; — wenn er still fortginge, könnte man sagen, er sei, zwar nicht der Gewalt, sondern der Sophistik gewichen, und zwar der Sophistik erklärten Feinde.

Aber er beruft sich gar nicht auf seinen Eid, sondern verlangt selbst nicht mehr sein Pfund Fleisch, sondern er verlangt — sein Capital. Das aber hatte er selbst, als Schein und Eid widersprechend, zurückgewiesen und so ist nun, sehr zweckmäßig, alles vorbereitet, daß ihm auch der letzte Schein von Vertretung nicht sichtbarer Güter entzogen ist und der Zuhörer mit Wohlgefallen die Komödie in der Komödie ansehen kann, wie nicht nur Shylock's Vermögen confiscirt wird, wobei noch Antonio seine angebliche Großmuth, der Doge die vortrefflichen Grundsätze der „Christen" in helles Licht zu setzen, Gelegenheit erhalten, sondern man ihn auch zwingt, zum Christenthum überzutreten.

Namentlich dieser Schluß wird der Empfindung von Shakespeare's Zuhörern außerordentlich behagt haben, und der große Dichter hat deßhalb den ganzen Zauber seiner Kunst aufbieten müssen, um sie zur Anhörung eines fünften Actes im Hause zu behalten. Uns dagegen macht allerdings erst dieser fünfte Act die ganze Hanswurstiade erträglich, — so verschieden ist die Empfindung beider Zeiten! — und wir können uns mit Goethe (zu Eckermann am 26. Juli 1826) sagen:

„was Shakespeare als Theaterdichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im Allgemeinen gewonnen",

unbekümmert darum, daß gerade seinem Zuhörer das, was uns mißfällt, Gelegenheit gab, auszurufen (Epilog zu „Heinrich VIII."):

that's witty!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Fasttag.

Von Emile Zola. Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Als der Vicar mit seinem langen Chorhemd von engelhafter Weiße auf die Kanzel stieg, saß die kleine Baronin an ihrem gewöhnlichen Platze in der Nähe einer Wärmröhre. Nach der üblichen Pause fuhr sich der Vicar mit einem feinen Batisttaschentuch über die Lippen; dann öffnete er die Arme wie ein Seraph, der auffliegen will, neigte den Kopf und sprach. Seine Stimme klang zuerst in dem großen Kirchenschiff wie das ferne Murmeln eines fließenden Wassers, wie die verliebte Klage des Windes, der durch das Laubwerk streicht. Nach und nach wurde das Murmeln stärker, der Windhauch wurde zum Sturm. Und die Stimme rollte mit dem majestätischen Grollen des Donners unter der Wölbung dahin. Doch stets wurde die Stimme des Vicars auf Augenblicke, selbst bei den fürchterlichsten Donnerschlägen, plötzlich wieder sanft und warf in den düsteren Sturm der Beredsamkeit gleichsam einen hellen Sonnenstrahl.

Die kleine Baronin, die schon bei dem ersten Summen in den Blättern die entzückte Pose einer Person angenommen hatte, die alle Feinheiten einer geschätzten Symphonie auszukosten gedenkt, schien von der entzückenden Weichheit der melodischen Eingangsphrasen begeistert; dann folgte sie mit der Aufmerksamkeit eines Kenners dem stärker werdenden Anschwellen der Stimme und der kunstvollen Entfaltung des Endsturmes, der stets mit großer Technik ins Werk gesetzt wurde. Hatte die Stimme dann ihre volle Entwickelung erreicht und donnerte sie unter der Mitwirkung des Echos in der Kirche, dann konnte die kleine Baronin ein diskretes Bravo nicht unterdrücken.

Das war ein himmlischer Genuß, und alle Frommen weideten sich daran.

II.

Indessen sagte der Vicar aber auch etwas; seine Musik begleiteten Worte. Er predigte über das Fasten und sagte, wie angenehm Gott die Kasteiung wäre. Ueber die Kanzel geneigt, sah er wie ein großer weißer Vogel aus und seufzte:

„Die Stunde ist gekommen, meine Brüder und Schwestern, wo wir alle wie Jesus unser Kreuz tragen, uns mit Dornen krönen und mit nackten Füßen über Felsen und Gestrüpp unseren Kreuzweg wandern müssen."

Die kleine Baronin fand die Phrase jedenfalls äußerst geschickt, denn sie blinzelte sanft mit den Augen, als hätte man sie in's Herz gekitzelt. Als die Symphonie des Vicars sie dann einwiegte, überließ sie sich, den melodischen Phrasen weiter folgend, einer Halbträumerei voll intimer Wonnen.

Sich gegenüber erblickte sie eines der langen Fenster des Chores, das in grauen Nebel gehüllt war. Der Regen mußte wohl noch immer nicht aufgehört haben. Das theure Kind war bei einem schrecklichen Regen zur Predigt gekommen. Man muß eben ein wenig leiden, wenn man Religion besitzt. Ihr Kutscher hat einen schrecklichen Regenguß abbekommen und sie selbst hatte sich, als sie auf das Pflaster sprang, ein

Digitized by Google

wenig die Fußspitzen naß gemacht. Uebrigens war ihr Coupé ausgezeichnet, verschlossen und gepolstert wie ein Boudoir. Doch es ist so traurig, durch die feuchten Fenster eine Menge geschäftiger Regenschirme über die Trottoirs laufen zu sehen. Außerdem dachte sie daran: wenn es schön gewesen wäre, hätte sie in der Victoria kommen können. Das wäre viel heiterer gewesen.

Im Grunde war ihre größte Sorge, der Vicar möchte sich mit seiner Predigt zu sehr beeilen. Dann mußte sie auf ihren Wagen warten, denn bei einem solchen Wetter konnte sie doch nicht durch den Schmutz patschen. Und sie berechnete, wenn der Vicar so weiter sprach, dann würde seine Stimme nicht für zwei Stunden ausreichen; ihr Kutscher würde also zu spät kommen. Diese Angst verleideten ihr ihre frommen Freuden ein wenig.

III.

Mit plötzlicher Zornesanwandlung, wie ein Mensch, der mit dem bösen Geiste kämpft, streckte der Vicar plötzlich die Fäuste aus, schüttelte die Haare und grollte:

„Vor Allem aber rufe ich wehe über Euch, Ihr Sünderinnen, so Ihr nicht den Duft Eurer Gewissensbisse, das wohlriechende Oel Eurer Reue auf Christi Füße schüttet. Glaubet mir, zittert und kniet auf dem Steine nieder! Nur wenn Ihr Euch in das Fegefeuer der Buße einschließet, das die Kirche in diesen Tagen der allgemeinen Zerknirschung geöffnet, wenn Ihr mit Euren vom Fasten geblaßten Stirnen die Fliesen berührt, wenn Ihr hinabsteiget in die Aengsten des Hungers und der Kälte, des Schweigens und der Nacht, erst dann werdet Ihr Euch am herrlichen Tage des Triumphes die göttliche Verzeihung verdienen."

Die kleine Baronin, die das wüthende Donnern aus ihrem Stumpfsinn aufgeschreckt, wackelte mit dem Kopfe, als wäre sie ganz der Meinung des zornigen Priesters. Man mußte die Ruthen ergreifen, sich in einen schwarzen, feuchten, eiskalten Winkel stellen und sich peitschen; darüber war sie sich keinen Augenblick im Zweifel. Dann verfiel sie wieder in ihre Träumereien und verlor sich in tiefem Wohlbehagen und gerührter Extase. Sie saß sehr behaglich auf einem niedrigen Stuhl mit breiter Lehne und hatte unter sich ein gesticktes Kissen, so daß sie die Feuchtigkeit und Kälte des Bodens nicht fühlte. Halb zurückgelehnt, weidete sie sich am Anblick der Kirche, dieses großen Schiffes, in welchem Weihrauchnebel herumschwebten und dessen geheimnißvolle, schattenreichen Tiefen sich mit reizenden Visionen anfüllten. Das Kirchenschiff mit seinen rothen Sammetbehängen, seinen Marmorornamenten, machte den Eindruck eines ungeheuren Boudoirs und berückte sie nach und nach mit dem Zauber seines Pompes.

Ihre hübsche, dicke Person überließ sich, geschmeichelt und angenehm berührt, dem Zauber des Augenblicks, und ihre Behaglichkeit kam vor Allem daher, daß sie sich in einer so großen Wanne so klein fühlte. Doch was sie, ohne daß sie es wußte, noch mehr kitzelte, war der laue Hauch der Wärmeröhre, die sich fast unter ihren Röcken öffnete. Sie war sehr frostig, die kleine Baronin. Die Wärmeröhre blies ihr die warmen Liebkosungen über die seidenen Strümpfe, und ein angenehmer Stumpfsinn ergriff sie bei diesem molligen Behagen.

IV.

Der Vicar war noch immer zornig. Er tauchte alle anwesenden frommen Damen in das kochende Oel der Hölle.

„Wenn Ihr nicht auf die Stimme Gottes hört, wenn Ihr nicht auf meine Stimme hört, die die Stimme Gottes selbst ist, so sage ich Euch in Wahrheit: Eure Knochen werden eines Tages vor Angst brechen, Euer Fleisch auf glühenden Kohlen rösten, und Ihr werdet dann umsonst rufen: ‚Mitleid, Herr, Erbarmen, ich bereue!' Dann wird Gott mitleidslos sein und Euch mit dem Fuß in den Abgrund zurückschleudern."

Bei dem letzten Wort durchlief ein Schauder das Auditorium. Die kleine Baronin, die die warme Luft, die durch ihre Röcke lief, augenscheinlich einschläferte, lächelte milde. Sie kannte den Vicar sehr gut, die kleine Baronin. Er hatte erst am vorigen Abend bei ihr dinirt. Er schwärmte für getrüffelte Lachspastete, und der Fomard war sein Lieblingswein. Er war gewiß ein schöner Mann, 35 bis 40 Jahre alt, und hatte ein so rundes, rosiges Gesicht, daß man dieses Priestergesicht gern für das vergnügte Gesicht einer Bauernmagd hätte halten können. Dazu war er ein Mann von Welt, ein tüchtiger Esser und ein guter Trinker. Die Frauen schwärmten für ihn, die kleine Baronin war für ihn begeistert. Er sagte zu ihr mit angenehm zuckersüßer Stimme: „Ach, Madame, mit einer solchen Toilette würden Sie einen Heiligen in Versuchung führen."

Er verstand es, der liebe Mann. Er erzählte der Gräfin, der Marquise, seinen anderen Beichtkindern dieselbe Galanterie, was ihn zum verhätschelten Liebling dieser Damen machte.

Wenn er Donnerstag bei der kleinen Baronin speiste, behandelte sie ihn wie ein theures Wesen, das sich bei dem geringsten Luftzug den Schnupfen holen könnte und dem ein schlechter Bissen unzweifelhaft eine Magenverstimmung zuziehen würde. Im Salon stand ein besonderer Sessel in der Kaminecke; bei Tische hatte die Dienerschaft ausdrücklichen Befehl, ganz besonders auf seinen Teller acht zu geben, ihm allein einen gewissen zwölfjährigen Fomard einzugießen; wenn er ihn trank, schloß er andächtig die Augen, als wenn er das heilige Abendmahl celebrirte

Er war so gut, so gut, der Vicar! Während er von der Kanzel herab von krachenden Knochen und gerösteten Gliedern sprach, sah ihn die kleine Baronin in dem Zustande des Halbschlummers, in dem sie sich befand, an ihrer Tafel, wie er sich behaglich die Lippen wischte und zu ihr sagte: „Meine verehrte gnädige Frau, das ist eine Geflügelsuppe, die Sie bei Gott Vater Gnade finden ließe, wenn nicht schon Ihre Schönheit hinreichte, Ihnen das Paradies zu sichern."

V.

Wenn der Vicar mit dem Zorn und der Drohung fertig war, fing er an zu schluchzen. Das war gewöhnlich seine Taktik. Er lag fast in der Kanzel auf den Knieen, zeigte nur noch seine Schultern, erhob sich dann mit einem Schlage, neigte sich, wie vom Schmerz gebrochen, trocknete sich mit lautem Knistern gestärkter Mousseline die Augen, warf die Arme nach rechts und links in die Luft und nahm die Haltung eines verwundeten Pelikans an. Das war das Bouquet, das Finale, das große Orchesterstück, die aufregende Schlußscene.

„Weint, weint," jammert er mit ersterbender Stimme; „weint über Euch, weint über mich, weint über Gott ..."

Die kleine Baronin schlief vollständig, mit offenen Augen. Die Hitze, der Weihrauch, der stärker werdende Schatten hatten sie gleichsam betäubt und eingelullt. Sie hatte sich zusammengekauert und weidete sich an den wonnigen Gefühlen, die sie empfand; dabei träumte sie sehr angenehme Dinge. Neben ihr in der Engelscapelle befand sich eine große Freske, die eine Gruppe schöner, halbnackter junger Männer mit Flügeln auf dem Rücken darstellte. Sie lächelten wie verzückte Liebhaber, während ihre geneigte, knieende Haltung irgend eine unsichtbare kleine Baronin anzubeten schien. Die schönen Jungen mit den zarten Lippen, der weichen Haut und den musculösen Armen! Das Schlimmste war, daß einer von ihnen eine fabelhafte Aehnlichkeit mit dem jungen Herzog von F... hatte, einem der guten Freunde der kleinen Baronin. In ihrem Halbschlummer fragte sie sich, ob der Herzog sich mit Flügeln auf dem Rücken gut ausnehmen würde. Zeitweise stellte sie sich vor, der große, rosa Cherubim trüge den schwarzen Frack des Herzogs. Dann wurde der Traum bestimmter; es war thatsächlich der Herzog, der, sehr kurz gekleidet, ihr aus dem Dunkel Kußhände zuwarf.

VI.

Als die kleine Baronin erwachte, hörte sie den Vicar, der mit salbungsvoller Stimme die Worte sprach:

„Und ich wünsche Euch die ewige Gnade!"

Sie war einen Augenblick ganz verwundert, sie glaubte, der Vicar wünschte ihr die Küsse des Herzogs. Es wurde heftig mit den Stühlen hin- und hergerutscht. Die ganze Gemeinde ging von dannen; die kleine Baronin hatte richtig gerathen, ihr Kutscher hielt noch nicht vor der Kirchenthür. Dieser verteufelte Vicar hatte seine Rede beschleunigt und seinen Beichtkindern mindestens zwanzig Minuten Beredtsamkeit gestohlen.

Als die kleine Baronin ungeduldig in einem Seitenschiffe wartete, begegnete sie dem Vicar, der hastig aus der Sacristei kam. Er sah nach seiner Uhr und trug die geschäftige Miene eines Mannes zur Schau, der ein Stelldichein nicht versäumen will.

„Ach, wie ich mich verspätet habe, verehrte Frau", sagte er, „Sie wissen doch, man erwartet mich bei der Gräfin; es findet ein geistliches Concert statt, auf das ein kleines Souper folgt."

Aus der Hauptstadt.

Die seidene Schnur.

Bei seinem Königlichen Herrn hat es Bismarck wirklich nicht immer leicht gehabt. Sehr oft gingen die beiderseitigen Ansichten im schärfsten Winkel auseinander; und es bedurfte dann stets der ganzen diplomatischen Kunst des großen Staatslenkers, um die für die ungestörte Erledigung der Geschäfte des Reiches erforderliche Uebereinstimmung herbeizuführen. So seltsam es klingen mag, es bleibt darum doch wahr, daß auch die anscheinend doch recht belanglose Ordensfrage Deutschlands erstem Kanzler manche bittere Stunde bereitet hat. Gar zu freigebig verfuhr sein Herr und Gebieter bei der Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler; und der verantwortliche Reichskanzler und Ministerpräsident mußte befürchten, daß hierdurch der Verleihung Bedeutung mehr herabgedrückt wurde, als es im staatlichen Interesse lag. Von Groß und Klein hoch bewerthet, konnte dieser Orden immer als ein wirksames diplomatisches Mittel gelten, durch das sich hochstehende und einflußreiche Functionäre des Auslandes in ihren dem deutschen Reiche günstigen Gesinnungen und Bestrebungen ermuntern ließen. War dies aber noch möglich, wenn jede mittelmäßige Größe, der es gelungen war, sich unter die Würdenträger zu mischen, unter allen Umständen auf ihn rechnen konnte?

Digitized by Google

Was würde wohl Bismarck gesagt haben, wenn er den Modus noch erlebt hätte, der seit dem letzten Lustrum bei der Verleihung des Schwarzen Adlerordens üblich ist? Gewaltige Entrüstung hatte sich bekanntlich fast der gesammten deutschen Nation bemächtigt, als es offenbar wurde, daß ihn auch Lord Roberts, der zeitweilige Höchstkommandirende der englischen Armee in Südafrika, für seine Verdienste um den Ruhm britischer Waffen erhalten hatte. Ob auch Bismarck aus dem Häuschen gerathen wäre? Ich glaube es nicht. Allerdings hätte auch er es sicherlich nicht gebilligt, daß ein fremdländischer Befehlshaber, der die Aufgabe gehabt hatte, das dem Herzen der deutschen Nation so nahe stehende tapfere, kleine Burenvolk zu erdrosseln, gerade von deutscher Seite ausgezeichnet wurde. Indessen keineswegs hätte er in der Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den englischen Feldmarschall dieselbe außerordentliche Ehrung erblickt, wie die überwiegende Mehrheit seiner Landsleute. Graf Waldersee hat zwar während seines letzten Aufenthaltes in London die Leistungen der britischen Armee und im Besonderen des Lord Roberts in Südafrika in den Himmel erheben müssen. Aber sind sie deßhalb nun weniger kläglich? Hat er etwa mit seinem Hymnus das glänzende Fiasco englischer Kriegführung aus der Welt schaffen können? Zehn gegen Eins möchte ich wetten: Angesichts der verminderten Bedeutung des Schwarzen Adlerordens hätte Bismarck gemeint, daß Leistungen und Orden sich vollkommen das Gleichgewicht hielten. Nur auf das Bedauern der Ordensverleihung als einer Thatsache hätte er sich beschränkt. Denn in Wahrheit hätte zur Entrüstung nur dann begründeter Anlaß vorgelegen, wenn der hohe Orden vom Schwarzen Adler wirklich noch ein hoher Orden wäre.

Und so wie die Dinge heute angethan sind, brauchte sich der deutsche Michel noch weniger als früher zu ereifern, wenn er bei einer Heerschau der diesjährigen Kaisermanöver Lord Roberts mit dem Schwarzen Adlerorden auf der Brust unter der großen Schaar der eingeladenen fremdländischen militärischen Gäste erblickte. Macht es nicht seit einiger Zeit den Eindruck, als ob dieser Orden für Preußen dazu ausersehen ist, nach Art der bei den Türken üblichen seidenen Schnur zu wirken? „Stimmt nicht!“ wird es heißen, „Minister Thielen bekam den Orden und blieb dennoch im Amt.“ Richtig! Aber nicht, weil ihm, wie der Berliner sagen würde, nicht gewunken worden, sondern weil er den Wink nicht verstanden hatte. Eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit, die er mit einem noch deutlicheren Wink, d. h. mit dem Ausbleiben von Glückwünschen zu seinem siebenzigsten Geburtstag zu büßen hatte! Viel schneller hatten die beiden kommandirenden Generale, denen unmittelbar im Anschluß an das vorjährige Kaisermanöver der Schwarze Adlerorden verliehen worden war, durchschaut, was diese Auszeichnung eigentlich zu bedeuten hatte. Schleunigst verkauften sie ihre Pferde und sorgten für eine Civilkleidung, wie sie vornehme ältere Herren zu tragen pflegen. Ebenso erzählten neuerdings Berliner Blätter, die in dem Rufe stehen besonders gut unterrichtet zu sein, daß der einzige, während des letzten Kaisermanövers mit dem Schwarzen Adlerorden decorirte kommandirende General mit der Absicht umgehe, sich in das Privatleben zurückzuziehen. Es ist wirklich so: Was in der Türkei die seidene Schnur, ist jetzt in Preußen der hohe Orden vom Schwarzen Adler.

Warum auch nicht? Einmal hatte, wie wir gesehen haben, der Schwarze Adlerorden ohnehin nicht mehr viel an Bedeutung zu verlieren. Andererseits kann es nur gut geheißen werden, wenn auch er wie so viele andere Orden in den Dienst christlicher Barmherzigkeit gestellt wird. Freilich sind wir Preußen von jeher weit bessere Menschen als die Türken gewesen, die immer auf's Ganze gehen und daher vermittelst der seidenen Schnur mit dem Scheiden aus dem Amte auch das Scheiden aus dem Leben erheischen. Aber recht böse wurde bisher auch bei uns noch den Excellenzen mitgespielt, wenn ihnen zu verstehen zu geben war, daß sie einer anderen Kraft Platz zu machen hätten. Ein unerwarteter Besuch des Herrn von Lucanus oder eines anderen Beauftragten fiel immer auf die Nerven. Der verstorbene Minister Miquel war sicherlich ein wetterfester Charakter, den so bald nichts anfocht. In jedem Wasser, auch in trübem und unruhigem, bewährte er sich als vorzüglicher Schwimmer. Und dennoch konnte er ohnmächtig werden, als Herr von Wilmowski, die damals rechte Hand des Reichskanzlers, in vorgerückter Vormittagsstunde im Kastanienwäldchen erschien und ihm offenbarte, daß es mit ihm aus wäre. Höheren Generalen wird auch nachgesagt, sie erfreuten sich, wie es ja auch das Kriegshandwerk erfordert, besonders hart gestählter Nerven. Aber dies schloß nicht aus, daß sie erbleichten, wenn sie eines schönen Morgens auf ihrem Schreibtisch den ominösen blauen Brief entdeckten. Vor solchen unliebsamen, für Leib und Seele gleich schädlichen Ueberrumpelungen sind zu ihrem Glück jetzt unsere höheren staatlichen Functionäre bewahrt. Lesen sie in ihrem Abendblatt, daß sie aller Wahrscheinlichkeit den Schwarzen Adlerorden erhalten werden, so können sie in der darauffolgenden Nacht in aller Beschaulichkeit erwägen, wo sie mit der überreichlich gespendeten Pension den Rest ihres Erdendaseins beschließen sollen; und bricht der Tag an, so hindert sie noch kein neugieriger Blick irgend eines Unterbeamten, sich an den Actenschrank zu machen und ihm das Schema für die Abschiedsgesuche zu entnehmen. So gelingt es den verdienstvollen Männern, sich ohne jede Aufregung und im Glorienschein einer Auszeichnung in die Gefilde der kalt Gestellten hinüber zu bugsiren.

Man behauptet immer, unsere maßgebenden Leute wären Meister im Decorativen. Ohne Zweifel zeugt hiervon auch die häufige Verleihung des Schwarzen Adlerordens. Aber beweist sie nicht auch, daß man oben nicht minder meisterhaft versteht, in anmuthiger Form die peinlichste Rücksichtnahme zu üben? Vor Kurzem erfuhren wir aus den Erinnerungen eines Grafen Kayserlingk, daß Kaiser Wilhelm I. nichts so schwer wurde als die Verleugnung der Wahrheit, und daß ihm schon auf zehn Schritte angesehen werden konnte, wenn er Anstalten traf, sie zu umgehen. Noch weniger war er im Stande, einem hochgestellten Manne, dem er Verdienste um das Vaterland zuschob, Wehe zu thun. Er war die liebevolle Rücksichtnahme in persona. Aber auf die Verwendung des Schwarzen Adlerordens als seidene Schnur wäre er doch noch nicht gekommen. Zum Glück allerdings für den eisernen Kanzler, der von peinlicher Rücksichtnahme nicht viel wissen wollte und so wenigstens in dieser Richtung einer Meinungsverschiedenheit mit seinem hohen Gebieter entging. Ajax.

Dramatische Aufführungen.

Der arme Heinrich. Ein Drama aus der deutschen Sage in fünf Acten von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater.)

Es war ein unerwarteter Theatersieg. Lange Scenen und ganze Acte, die in Wien vollkommen versagt hatten, schlugen wuchtig ein; der Beifall ebbte nach dem echt dramatischen Höhepunkte des zweiten Actschlusses und nach den groß angelegten, aber völlig epischen Scenen des dritten und vierten Actes keineswegs zurück, sondern war stark genug, um auch den schwächeren fünften Aufzug zum Siege zu führen. Gerhart Hauptmann's dichterische Machtmittel haben sich neuerdings als gewaltig erwiesen. Nach den schweren Niederlagen der letzten Jahre hat er doch geistige Spannkraft genug behalten, um neuerdings entschlossen in die Tiefen menschlichen Leides und menschlicher Zerrissenheit zu steigen. Er ist eigensinnig genug geblieben, seinen Weg zu gehen, einen Weg, der von der Bühne abzweigt und dem lyrischen Epos zuläuft. Der Poet hat seine Hörer um die beiden stärksten dramatischen Wirkungen betrogen, die der recht undramatische Stoff birgt, und er hat dennoch unbestritten gesiegt. Will man nicht an Wunder glauben, so muß man annehmen, daß machtvolle dichterische Eigenschaften dem Werke höhere Reize verleihen, als der geriebenste Theatraliker auch nur ahnt. Und in der That weiß Hauptmann die Herzen diesmal durch die Größe des Vorwurfes und die Weite seines geistigen Horizontes zu fesseln. Er ist nicht mehr so spielerisch unklar, so aufgedonnert geheimnißvoll wie in der Versunkenen Glocke, sondern rührt mit fester Hand an letzte und tiefste Menschheitsfragen. Der Gedankeninhalt seines Werkes und der rührende Eifer, diesem Inhalte poetisch ergreifende Form zu verleihen, hat den Armen Heinrich sieghaft gemacht.

Das Lied, welches Hartmann von der Aue über seines gepeinigten Vetters Mißgeschick und Seligkeit singt, ist wohlbekannt. Dem Aussätzigen bietet sich die reine Magd zum Opfer. Sie weiß, daß der Arzt von Salerno Miselsüchtige heilen kann, wenn eine Jungfrau sich das Herz für sie aus der Brust schneiden läßt, und „fröhlich und gern“ zieht sie mit dem geliebten Ritter nach Italien. Wie sie auf der Schlachtbank liegt, geschieht das Mirakel: der arme Heinrich empört sich gegen den schrecklichen Gedanken, die Reine, Geliebte für seine Selbstsucht hinschlachten zu lassen, er sprengt die Thüre zum Operationszimmer und trägt die Gerettete heim — ein Geheilter. Hartmann's rührend einfältige Mär ergreift und überzeugt. Der alte Poet sucht keinerlei psychologische Erklärung oder gar rationalistische Aufklärung zu geben. Liebe überwindet jeden Fluch. Das ist sein Credo. Die Nachdichter waren verständiger und deßhalb unglücklicher. Auch Hauptmann stellt seinen wenig heldenhaften Helden als Zweifler hin. Heinrich glaubt nicht an die Wunderwirkung des Opfers. Empfinden wir schon bei Hartmann von der Aue den scheußlichen Egoismus Heinrich's als etwas sehr Unritterliches, so hilft uns darüber sein unbedingter Glaube an Gott und die Himmelskraft der reinen Magd hinweg. Er nimmt insgeheim an, Gott werde das Abenteuer schon zum Besten lenken. Hauptmann's Heinrich zieht mit Sanct Ottegebe nach Salerno, obgleich er sich von der blutigen Schlächterei keinen rechten Nutzen erwartet. Ein Aussätziger ist dem Gesunden von vornherein fatal, ein auch innerlich Aussätziger wie dieser Jammermann erweckt Ekel. Daß der Dichter ihn uns trotzdem erträglich, mitunter sogar interessant gemacht hat, zeigt sein Können und seine herzbewegende Kraft.

Aus Mangel an dramatischem Spürsinn kann Hauptmann den beiden entscheidenden Scenen des Stückes nicht vorbei gegangen sein. Es mußte auch ihm beifallen, daß sein Heinrich in diesem ganzen Schauspiele allzu viel zu reden hat, daß er durchaus ein kläglich passiver Held bleibt und immer nur erzählt, statt zu handeln. Auf zwei packende Scenen treibt der Stoff hin. Einmal — und das ist die Hauptsache — auf die Opfer- und Wunderthat von Salerno; dann auf die Aussprache zwischen Heinrich und Ottegebe, die ihm ihr Martyrium anträgt, die ihn sogar in sinnliche Versuchung bringt und die er mit Gewalt von sich jagt. Seltsam — beide machtvollen Zusammenstöße sehen wir nur im Referate. Mit prunkendem Wortschwalle berichtet Heinrich Ottegebe's Vater und dem braven Einsiedler, daß die Jungfrau bereits bei

Digitized by Google

ihm war und ihm ihr Leben antrug. Mit prunkendem Wortschwalle stellte er später seinen Rittern das Mirakel von Salerno dar. Ja gewiß, er spricht in der Sache vorzüglich, — der Jambenfluß freilich könnte schon weniger holperig sein — aber alle Redekunst ersetzt uns das Geschehniß nicht. Alle Redekunst vergegenwärtigt uns die erschütternde Wirklichkeit jener Scene nicht, wo Heinrich in blindem, begeistertem Gotteswahne, von eigenem Blute überströmt, in's Gemach des Arztes prasselt und sein weißes Lieb vom Brette herunterreißt. Man zittert bei dem Gedanken, welche unerhörte Wirkung diese Scene ausgeübt hätte. Warum hat der Dichter, dem wir doch die Kraft zutrauen, sie zu gestalten, warum hat der Dichter sie fallen lassen? Kam es ihm nur darauf an, psychologische Bilder zu schaffen? Wollte er den Triumph erzwingen, im Trotz gegen allen Bühnenbrauch und alle Bühnenregeln, im vollen Bewußtsein, daß er sich selbst um die stärksten Wirkungen brachte? Der fünfte Act des Dramas ist jetzt ein haltloses, ärmliches Hin und Her. Statt der Wunderthat eine Reportage, statt des unvermittelt an's Herz greifenden erhabenen Geschehnisses eine grobe Unwahrscheinlichkeit, die um so unwahrscheinlicher wird, je sorgsamer der Berichterstatter sie begründen will. Hier steht Hartmann von der Aue, der Naive, hoch über dem vergrübelten Hauptmanne, der sich seine Arbeit schwer machte, indem er sie sich leicht machen wollte. Das Gefabel von den drei Gnadenstrahlen, das moralische Gerede über himmlische und irdische Liebe, die eine nur ist, hilft aus dem Wirrwarr nicht heraus. Dieser schlecht ersonnene fünfte Act gefährdet nicht allein die Theaterwirkung des Dramas, sondern verdunkelt auch seine hohe dichterische Schönheit, indem es seine Kraftlosigkeit zeigt.

Notizen.

Rudolf Zabel, Deutschland in China. (Verlag von Georg Wigand in Leipzig.) Preis geheftet 7 Mk. 50 Pf. Der Verfasser hat als deutscher Kriegscorrespondent den chinesischen Feldzug persönlich mitgemacht und im Anschluß daran auf selbstständigen Forschungsreisen in der Mandschurei, Schantung und Südchina ein reiches Beobachtungsmaterial gesammelt und Land und Leute in einer Weise kennen gelernt, wie es im Allgemeinen weder dem im fernen Osten beamteten Politiker noch dem auf die Küstenhäfen beschränkten Kaufmann möglich ist. Gefällige und frische Schilderung des Selbstgesehenen geht Hand in Hand mit vorzüglicher Sichtung des reichhaltigen Materials. Das inhaltreiche Werk ist unter der in den letzten Jahren ja recht reichlich strömenden Chinalitteratur seit langer Zeit wieder einmal eine wirklich gute und beachtenswerthe Erscheinung.

Duimchen, Mittel und Wege (Johannes Räde, Berlin). Die in diesem Bande vereinigten Novellen wollen die „Mittel und Wege" aufweisen, deren man sich heutzutage bedient, um seine Ziele zu erreichen. Die Arbeiten zeichnen sich alle durch elegante Sprache und geistreiche Charakteristik aus. In knappem Rahmen werden ganze, große und weitverzweigte Lebensschicksale aufgerollt, mit scharfen Zügen sind Menschen und Verhältnisse umrissen. Dem Verfasser ist ein leichter und dabei doch literarisch vornehmer Plauderton eigen.

Prof. Dr. W. J. van Bebber, Anleitung zur Aufstellung von Wettervorhersagen für alle Berufsclassen. Mit 16 Abbildungen. gr. 8. Geh. (Braunschweig, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn. Preis 60 Pf. Das Büchlein entspringt einer 25jährigen Erfahrung und enthält in gedrängter, gemeinverständlicher Darstellung alles Wissenswerthe in Bezug auf die Handhabe der Wettervorhersage: Die gegenwärtige Wettertelegraphie, die Einrichtung der Wetterkarten, die allgemeine Grundlage der praktischen Witterungskunde, insbesondere der Wettervorhersage, und endlich die Wettertypen für Deutschland und dessen Nachbarländer.

Joseph Schreiner, Elysium und Hades (Richard Sattler, Braunschweig). Altegyptische Inschriften haben ergeben, daß bereits im vierzehnten Jahrhundert kleinasiatische Jonier als Söldner auf syrischem Boden, und bald nachher Achäer als Piraten am Nildelta sich eingefunden haben, eine Thatsache, welche die erste Nothbrücke geschlagen hat zwischen orientalischen und griechischen Göttermythen, also insbesondere die erste Nothbrücke zwischen Alt-Hellas und Alt-Palästina. Auf dieser Thatsache fußt der Verfasser. Vorläufig kann es sich bei seinen Forschungen nur um Vorschläge handeln, welche bei tieferem Eindringen in die complicirte Materie sich mit der Zeit selbst bestätigen oder widerlegen müssen. Die Gefahr des Irrthums aber, welche keiner Neuerung erspart bleibt, hat den Verfasser nicht abgehalten, einer Untersuchung von großer Bedeutung und Tragweite überhaupt näher zu treten.

Vom Thüringer Walde. Geschichten von August Trinius. (Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. W.) Es ist eine schöne Gabe, die August Trinius mit diesem Buche seinen Freunden darbietet. Diese Geschichten sind mitten aus dem Leben geschöpft, aus dem Leben der Dorf- und Stadtbewohner des Thüringer Waldes. Sonnige Heiterkeit liegt ebenso über diesen Erzählungen ausgebreitet, wie sie alle von einer schönen, ernsten Lebensauffassung Zeugniß ablegen. Trinius erweist sich in all' diesen Geschichten als ein flotter, anregender Erzähler, als ein solcher, der aus dem Vollen schöpft und dessen Gestaltungskraft mühelos Bilder und Geschichten von feinem Stimmungsbilder und spannender Entwickelung schafft. Manche der in dem Buche gezeichneten Charaktere und Figuren erinnern an die besten Schöpfungen in der deutschen Literatur, die Form der Darstellung ist flüssig und von wohlthuender Reinheit der Sprache. Das Buch eignet sich in erster Linie auch zur Lectüre in Haus und Familie. In seiner gediegenen schönen Ausstattung bildet es eine Zierde jedes Bücherschrankes.

Im Verlage von J. C. C. Bruns, Minden i. W., dem wir bereits eine Fülle prächtiger Uebersetzungen verdanken und der damit wirkliche Kulturarbeit vollbringt, erscheint zur Zeit eine schöne Ausgabe der Poe'schen Werke. Wir hoffen, noch vor dem Feste diese neue That des Verlages eingehend würdigen zu können, möchten aber heute schon empfehlend auf sie hinweisen. Der ganz unamerikanische amerikanische Dichter verdient es, daß wir uns inniger als bisher mit ihm beschäftigen, und die Bruns'sche Ausgabe wird ihn dem deutschen Lesepublicum näher bringen. Sie ist mit großer Liebe und erquickender Sorgfalt hergestellt worden, ein Lob, daß gerade Uebersetzungen gegenüber sehr selten ist und auf die Erzeugnisse der Uebersetzungsfabriken nie angewandt werden darf.

Von Max Hesse's tüchtigen „Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben" (Max Hesse's Verlag, Leipzig) liegen uns einige neue Bände vor, die das an dieser Stelle über die ersten Erscheinungen gefällte Urtheil in vollem Umfange bestätigen. Mit erstaunlich geringem Preis und sauberer, gefälliger Ausstattung verbindet diese Ausgabe so gewissenhafte Textdurchsicht und so treffliche Einleitungen, daß man ihr nicht leicht eine andere zur Seite stellen kann. Männer wie Wilhelm Bölsche, Ludwig Geiger, Wolfgang von Wurzbach, Karl Siegen haben sich dem Hesse'schen Verlage zur Verfügung gestellt und durchgängig Gediegenes geleistet. Bölsches Wielandausgabe vereinigt glücklich die Hauptwerke des Oberondichters und scheint uns geeignet, das Interesse für ihn in weiten Kreisen neu zu entfachen. Der Gespräche Eckermann's mit Goethe hat sich Prof. Geiger angenommen. Man weiß, wie tiefe Blicke diese Gespräche in Goethes fürstlich-reiches Geistesleben gestatten und wie wunderbar sie seine Schöpfungen ergänzen, zu ihrem tieferen Verständnisse beitragen. Jedes neue Blättern bringt neue Aufschlüsse; wie beim Faust, so lohnt sich auch hier die immer wiederholte Lektüre, weil einem Goethe und Goethe'sche Ideen stets unter neuem Gesichtswinkel erscheinen. — Fast die sympathischste Arbeit ist uns Wurzbach's Bürger-Ausgabe. Bürger hat bei Weitem nicht den Einfluß erlangt, den dieser nationalste unserer großen Poeten verdient. Jeder, der ihn dem Volke näher bringt, hat gegründeten Anspruch auf unseren Dank, und eine so billige und vorzügliche Ausgabe wie die vorliegende ist geradezu eine That, zu der wir den Verlag beglückwünschen. Besonders begrüßenswerth an dem stattlichen Bande ist es, daß er die Lesermenge auch mit Bürger's Uebersetzungskunst bekannt macht. — Siegen's Kleist und Chamisso schließen den Reigen würdig ab. Wir wünschen dem Unternehmen einen durchschlagenden Weihnachtserfolg.

„23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika", des Obersten Schiel's Buch über seine Erlebnisse im Kampfe gegen Zulus und Engländer und während der Kriegsgefangenschaft auf Sankt Helena, wird dem Verlage F. A. Brockhaus der heurige „Weihnachts-Lederstrumpf" sein. Es erscheinen gegenwärtig genug Werke über den Krieg, mehr als genug, und manche von ihnen nehmen durch die Persönlichkeit ihrer Verfasser größere Beachtung als das Schiel'sche in Anspruch. Ihre Autoren können mehr geben, weil sie mehr wissen, theils wegen ihrer ehemaligen amtlichen Stellung, theils wegen des glücklichen Zufalles, der sie nicht so früh wie Schiel vom Kriegsschauplatze entfernte. Trotzdem glauben wir, daß der Oberst Schiel bei uns den Vogel abschießen wird, von Dewet, dem Vergötterten, vielleicht abgesehen. Schiel versteht sich auf die Kunst des Erzählens. Seine Fahrten im Zululand; seine Bekanntschaft mit König Cetewayo; Cetewayos tragischer Ausgang; die Burentactik im Buschkriege; die unaufhörlichen englischen Chicanen und Verrätherein; dann das unglückliche Gefecht bei Elandslaagte; das Höllenleben auf englischen Transportschiffen; die bleierne Langeweile auf Sankt Helena, die nur durch gelegentliche Erschießung harmloser Gefangener und durch die klug vorbereitete Flucht einiger minder Harmlosen gemildert wurde — von alledem weiß Schiel anziehend zu berichten. Man muß es bedauern, daß das Schicksal ihm so früh die Waffe aus der Hand riß und ihn nicht Dewet's oder Delarey's Schaaren zutheilte. — Famos sind die dem Werke beigegebenen Abbildungen, zumal die Separatbilder, die sich eben nur ein Verlag wie F. A. Brockhaus leisten kann.

Die Gedichte von M. F. delle Grazie sind soeben bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, in vierter Auflage erschienen. Sie haben also ihr Publicum gefunden, wie wir ihnen bei ihrem ersten Kommen prophezeiten. Dem ganz modernen Geschmack mögen diese Lieder nicht durchweg behagen, einzelne Härten der Form hätten bei der neuen Auflage beseitigt werden können — aber dieser kleine Mangel vermag die Freude an der schönen Gabe nicht zu stören. Es sind Verse aus vornehmem und edlem Frauengemüthe, die in verwandten Seelen klingenden Wiederhall wecken werden.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

In reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** M. 8.—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Paul Heyse:

San Vigilio.

Illustriert von **Fritz Reiss.**

Preis geh. **M.** 2.—, in Lederband **M.** 3.50.

Fr. Spielhagen:

Die schönen Amerikanerinnen.

Illustriert von **E. H. Knechler.**

Preis geh. **M.** 2.—, in Lederband **M.** 3.50.

Hanns von Zobeltitz:

Die Todbringerin.

Illustr. v. F. v. Reznicek.

Preis geh. **M.** 1.—, eleg. geb. **M.** 2.—.

Prinzess Hummelchen.

Illustr. v. F. v. Reznicek.

Preis geh. **M.** 2.—, eleg. geb. **M.** 3.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Emile Zola's weltberühmte Roman-Serie **„Die Rougon-Macquart"**

Erste und einzige Gesammtausgabe in unverkürzter und tadelloser deutscher Uebersetzung von *Willibald König, Alfred Ruhemann* und *Armin Schwarz.*

INHALT:

I. Band: Das Glück der Familie Rougon. II. Band: Die Treibjagd. III. Band: Der Bauch von Paris. IV. Band: Die Eroberung von Plassans. V. Band: Die Sünde des Abbé Mouret. VI. Band: Seine Excellenz Eugène Rougon. VII. Band: Der Todtschläger. VIII. Band: Ein Blättchen Liebe. IX. Band: Nana. X. Band: Der häusliche Herd. XI. Band: Zum Paradies der Damen. XII. Band: Die Lebensfreude. XIII. Band: Germinal. XIV. Band: Das Kunstwerk. XV. Band: Mutter Erde. XVI. Band: Der Traum. XVII. Band: Die Bestie im Menschen. XVIII. Band: Das Geld. XIX. Band: Der Zusammenbruch (Krieg 70/71). XX. Band: Dr. Pascal.

Jeder Band (400—600 Druckseiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt) bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kostet **geheftet 3 Mark, solid gebunden 4 Mark.**

Alle anderen Uebersetzungen einzelner Zola'scher Romane sind litterarisch werthlose Auszüge; wer Zola in seiner Bedeutung voll und ganz kennen lernen will, der kaufe

nur die Grimm'sche d. i. einzig unverkürzte Ausgabe.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. Kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,

Berlin W., Lützowstraße 97.

Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Dieser Nummer liegt für Post- und Privatabonnenten die Beilage von **Bonneß & Hachfeld, Potsdam,** bei, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 20. December 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein neuer „Schlüssel" des Mittelmeeres. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — Mimicry und Phantastik. Von Curt Grottewitz. — **Literatur und Kunst.** Francis Galton. Von Heinrich Driesmans. — **Feuilleton.** Der letzte Abend. Von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** Politisches Tagebuch. Von Prinz Vogelfrei. — Parteigenosse Goethe. Von Timon d. J. — Dünnschälige Bühnendichter. Von Dr. Cajus Moeller. — Dramatische Aufführungen. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal „Tunesische Wanderungen". Von Paul W. H. Spatz (Tunis). — Notizen. — Anzeigen.

Ein neuer „Schlüssel" des Mittelmeeres.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Seit man in England der alten Felsenveste Gibraltar und der immerhin noch jungen italienischen Freundschaft nicht mehr recht traut — ersterer nicht, weil ihre an der Bucht von Algesiras gelegenen Docks und Schutzhafen von der gegenüber liegenden spanischen Küste unter Feuer genommen werden können, und weil der Fels selber moderner, schwerer Artillerie nicht gewachsen ist; letzterer nicht, weil die „Extratour" Italiens mit dem französischen Nachbarn etwas lange dauert — seit jener Zeit also hält man in England Ausschau nach einem neuen „Schlüssel" des Mittelmeeres. Der Eine findet einen solchen in Ceuta und möchte diesen Hafenplatz gern mit Spanien gegen Gibraltar austauschen; der Andere läßt den Blick weiter schweifen und entdeckt einen noch besseren — den einzig richtigen — Schlüssel in der Insel Madeira. So geschehen kürzlich in der „United Service Gazette", und es ist nicht uninteressant, diesem an sich nicht üblen Gedanken etwas näher zu treten und britische Auffassungsweise daran kennen zu lernen.

Der Aufsatz geht von dem Gedanken aus, daß Mr. Gibson Bowles, Mitglied des Parlaments, der anfänglich viel gelästerte Enthüller der Schwäche Gibraltars, ganz recht habe; daß demnach Gibraltar die Einfahrt in das Mittelmeer nicht mehr unbedingt beherrsche und England wohl daran thue, sich nach einer befestigten Basis (Hafen, Kohlenniederlage und Docks) außerhalb der Säulen des Herkules umzusehen, von wo aus es jene Einfahrt thatsächlich beherrschen könne.

Stellen wir uns auf den Standpunkt des britischen Blattes.

In den Tagen des Dampfes und der Elektricität ist das Mittelmeer nur als ein großer Binnensee anzusehen. Blockirt England die Straße von Gibraltar, so sind im Grunde genommen alle Häfen nicht nur des mittelländischen, sondern auch des Schwarzen Meeres blockirt, denn der einzige andere Ausweg, der Suezcanal, ist in Kriegszeiten als nicht vorhanden anzusehen, da er dann sicher auf die eine oder andere Weise gesperrt oder unbrauchbar gemacht wird. Die englische Mittelmeerflotte, die mit Rücksicht auf die anderweitigen Aufgaben Englands zur See kaum noch verstärkt werden kann, ist selbst im Verein mit Gibraltar nicht im Stande, die Einfahrt in des Mittelmeer wirksam zu sperren und noch weniger alle Häfen zu blockiren. Anders von einer Stellung westlich der Straße von Gibraltar aus. Geschieht das in wirksamer Weise, so behält England die erforderlichen Schiffe in der Hand, um seine Verbindung nach Indien abzupatrouilliren, im Atlantischen wie im Indischen Ocean stark zu sein und die Colonien zu sichern.

Zu einer solchen Stellung westlich der Straße von Gibraltar würde sich vor jeder anderen Madeira eignen. Die Insel liegt auf der großen britischen Seestraße zum Kap, und zwar auf $^1/_4$ des Weges von England her; von der Einfahrt in das Mittelmeer ist sie 600 Meilen entfernt. In der Zeit der Kabel- und Funkentelegraphie könnte eine bei Madeira stationirte britische Flotte jederzeit rasch benachrichtigt werden und 24 Stunden nach erfolgter Alarmirung in Stellung zur Verschließung der Straße von Gibraltar sein. Der Sack wäre zugebunden — sofern nicht, was das engliche Blatt übersieht, später vielleicht der französische Zwei-Meere-Canal dem Mittelmeer ein neues Thor eröffnet.

Die 23 Meilen im Nordosten von Madeira gelegene Insel Porto Santo würde eine vortreffliche Vorposten- und Signalstation in Bezug auf das Mittelmeer abgeben. Gibraltar, Malta und Cypern, die übrigen Meilensteine auf dem Wege zum Suezcanal, bedürfen in den ersten Stadien der Feindseligkeiten keine Unterstützung, und selbst Egypten erscheint im Anfange nicht gefährdet. Im weiteren Verlaufe eines Krieges wird es möglich sein, ihm Hülfstruppen von Indien und Australien durch das Rothe Meer zuzuführen; später wird dies vielleicht auch auf dem Wege der Uganda-Bahn geschehen können, sobald die Nil-Bahn — als Stück der erträumten Kap-Kairo-Linie — bis Uganda geführt sein wird. Aber auch jetzt schon kann sich die Uganda-Bahn, was der in Rede stehende Artikel der „United Service Gazette" zu sagen vergißt, für solchen Zweck nützlich erweisen, da zwischen dem Victoria Nyanza und Chartum eine regelmäßige Dampfschifffahrt eingerichtet ist.

Das sind nun Alles wunderschöne Pläne; nur schade für England, daß die Rechnung in einem Punkte gar nicht stimmt. Madeira ist portugiesischer Besitz. Der Verfasser des Artikels in der „United Service Gazette" geht leichten Herzens über dies vermeintlich kleine Hinderniß hinweg und stellt sich auf den Standpunkt:

We have the ships,
We have the men,
We have the money too!

Digitized by Google

Neben der freundschaftlichen Gesinnung Portugals gegen England stützt er sich namentlich auf das letztere Argument: den großen Geldbeutel Englands. Aber er dürfte die heutigen Schwierigkeiten eines derartigen Besitzwechsels doch ganz erheblich unterschätzen. Aengstlicher als in früherer Zeit halten die kleinen Mächte ihren Colonialbesitz fest: man erinnere sich nur an die Schwierigkeiten, die das dänische Volk dem Verkauf seiner westindischen Inseln in den Weg legt. Und was insbesondere Portugal angeht: die Fühler, die England gelegentlich in Bezug auf die dem portugiesischen Volke viel weniger als das nahe Madeira an's Herz gewachsene Delagoa-Bucht ausstreckte, haben allemal eine große Erregung in Lissabon verursacht. Kenner der Verhältnisse wollen wissen, daß die Dynastie in Gefahr gerathen würde, wenn sie an einen derartigen Handel denken sollte.

Schließlich aber kommt es auf Portugal gar nicht allein an. Eine derartige Machtverschiebung, wie sie der Uebergang Madeiras in britische Hand nach sich ziehen müßte, würden die europäischen Mächte wie auch die Vereinigten Staaten keineswegs ohne Einspruch lassen, und es fragt sich denn doch, ob England einem solchen gemeinsamen Einspruch trotzen würde. Vorläufig hängt ihm der eigentliche Schlüssel zum Mittelmeer noch zu hoch.

Mimicry und Phantastik.

Von Curt Grottewitz.

Einer der glänzendsten Punkte in der glanzvollen Theorie Darwin's war die Erklärung der Mimicry. Das war so eine Sache für Jedermann. Und so vermehrten sich die Beispiele für diese Erscheinung, die man vordem kaum beachtet hatte, in's Unermeßliche. Und jedes dieser Beispiele schien angethan zu sein, die Zuchtwahltheorie zu stützen. Es war immer derselbe Gedankengang: wenn ein Schmetterling einem Blatt ähnlich ist, so hat er diese Blattähnlichkeit allmälig im Kampfe um's Dasein errungen. Seine unzähligen Vorfahren, die alle diese Aehnlichkeit noch nicht oder in minder ausgeprägtem Maße besessen haben, sind ausgestorben, bis schließlich die Individuen leben blieben, die eben diese Eigenschaft besaßen. Denn diese ist ihnen nützlich, sie verbirgt sie vor den Blicken ihrer Feinde.

Der Gedankengang ist uns so geläufig geworden, daß wir kaum noch auf die Schwierigkeiten achten, die mit dieser Erklärungsweise verbunden sind. Denn wie konnten sich diese Individuen mit so frappanter Blattähnlichkeit in allmäliger Variation entwickeln? Welche günstige Constellation des Zufalls setzt das voraus, daß unter den Nachkommen einer Art immer wieder solche auftraten, die wieder ein Stück blattähnlicher waren, bis schließlich Punkt für Punkt des Blattes fertig war. Kann man eine solche Fügung des Zufalls annehmen? Aber die Mimicry war auf darwinistische Weise doch immerhin erklärt, eine andere Erklärung gab es eben nicht. Und diese Erscheinung ist auch heute noch eine der festesten Stützen der Selektionstheorie, die im Uebrigen Stütze für Stütze verloren hat.

Aber vielleicht ist die Mimicry darum so schwer zu erklären, weil man diese Erscheinung nicht richtig aufgefaßt, sondern sie mit einem Nebelwerk von Phantastik umgeben hat und sich nun natürlich vergebens abmüht, diese dichterischen Zuthaten zu erklären. Wir wollen Mimicry hier im weitesten Sinne fassen: als Schutzfärbung überhaupt. Diese Schutzfärbung oder noch besser Schutzformung besteht theils in Anpassungsfarben, theils in Trutzfarben und theils in Nachahmungsformen (der eigentlichen Mimicry).

Thiere tragen häufig die Farbe ihrer Umgebung. Man hat gefunden, daß die Waldthiere grün, die Wüstenthiere grau, die Gletschertiere weiß, die Nachtthiere dunkel gefärbt sind. Die darwinistische Erklärung ist da ungeheuer bestechend. Von allen verschiedenartig gefärbten Thieren sind immer nur die übrig geblieben, welche ihrer Umgebung angepaßt waren. Nun darf man indeß nicht vergessen, daß keineswegs alle Thiere solche Anpassungsfarbe besitzen. Es giebt genug Thiere, die im Walde leben und doch nicht grün sind, die in der Wüste leben und doch ein buntes Kleid tragen, Nachtthiere, die weiß, also hell sind, u. s. w. Es beweist dies freilich nur, daß die Schutzfärbung nicht direkt für die Existenz eines Thieres erforderlich ist, daß es auch ohne diese auskommen kann. Trotzdem kann sie denen, die sie besitzen, gute Dienste leisten, und das wäre für die Selection immerhin Grund genug, Anpassungsfarben zu züchten. Eine größere Schwierigkeit besteht in der Erklärung der Entstehung dieser Farben. Es ist schwer verständlich, wie alle diese grünen Thiere des Waldes früher einmal gelb oder blau oder violett oder sonstwie gefärbt gewesen wären und wie die Zuchtwahl im Stande gewesen wäre, aus ihnen grüne Wesen zu machen. Es giebt auch Arten mit doppelter Anpassung, ein Theil der Individuen, der auf Pflanzen lebt, ist grün, der andere, der auf dem Erdboden lebt, braun. Wie soll die natürliche Zuchtwahl das zu Wege gebracht haben? Es giebt ferner aber gar kein Beispiel dafür, daß andersfarbige Thiere ausgerottet worden wären. Glaubt man etwa, daß es früher grüne, rote, blaue, violette Kameele gegeben habe, und daß nur die grauen von der natürlichen Zuchtwahl verschont geblieben wären? Alle Uebergänge fehlen, und sie scheinen nie vorhanden gewesen zu sein. Da möchte man doch eher annehmen, daß irgend ein direkter Zusammenhang bestände zwischen der Farbe der Umgebung und der Farbe des Thieres. Es scheint doch, als ob ein Thier, das in den Wald gekommen ist, grün, ein Thier, das in's Dunkle gekommen, dunkel, das in die Wüste gerathen, grau geworden wäre. Aber wie soll der Vorgang gewesen sein? An eine Art Photographirung der Umgebung auf der Haut der Thiere ist doch nicht zu denken. Allerdings können manche Thiere, Frösche, manche Reptilien ihre Hautoberfläche durch Verschiebung einzelner Theilchen so verändern, daß sie stets die Farbe der Umgebung tragen. Indeß hier ist der Vorgang schon zu complicirt, als daß er uns die mechanische Beziehung zwischen Umgebung und Schutzfarbe enthüllen könnte. Anders ist es dagegen bei Thieren, die im Dunkeln leben. Daß diese keine auffallenden Farben haben, ist erklärlich, denn auch in der Pflanzenwelt pflegen helle, bunte Farben sich nur im Glanz der Sonne auszubilden. Hier scheint der directe Einfluß der Umgebung auf ein Lebewesen schon leichter verständlich. Wenn ein buntgefärbtes Thier in eine finstere Höhle gerieth und hier lange lebte, so verblaßten seine Farben, sie wurden unscheinbar. Es starben nicht die buntgefärbten Individuen aus, es fand kein Züchtungsproceß statt, sondern die Umgebung machte jedes Individuum direct blaß und unscheinbar. Dasselbe ist, wie Experimente ergaben, der Fall bei den Thieren, die in Eisgegenden leben. Die große Kälte läßt das Pigment in den Farbzellen der Haut nicht zur Ausbildung kommen. Daher sind nordische und alpine Thiere pigmentlos, das heißt, ihr Haar- und Federkleid ist weiß. Von den Waldthieren sind hauptsächlich nur Insecten grün. Die Vögel sind es nicht, die Säuger nicht, die Spinnen nicht. Und von den grünen Insecten scheinen gerade die grün zu sein, die Blattsubstanz verzehren, also besonders viele Raupen. Zerdrückt man solche Raupen, so kommt gewöhnlich ein ganz grün gefärbter Darminhalt zum Vorschein. Könnte man nicht auf die Vermuthung kommen, daß diese grünen Insecten deßhalb grün sind, weil sie den Blattfarbstoff ihrer Umgebung, das Chlorophyll als Pigment benutzen? Der Sachverhalt ist noch nicht erforscht, aber wäre es nicht eine höchst

Digitized by Google

einfache Lösung dieser schwierigen Frage der Anpassungsfarben, wenn es sich herausstellte, daß die Thiere die Farben ihrer Umgebung deßhalb tragen, weil sie ihre Farbstoffe in ihre Pigmentzellen aufnehmen! Raupen, überhaupt Insecten aus verschiedenen Ordnungen und auf verschiedener Entwickelungsstufe haben oft genau dasselbe Colorit des Blattes oder genau dieselben Farben der Blume, auf der sie leben. Das würde sich Alles am Einfachsten erklären, wenn man annehmen könnte — und bis auf Weiteres sollte man dies annehmen — daß jene Thiere die Farbstoffe ihres Aufenthaltsortes als Pigmente benutzen.

Jedenfalls ist der directe Einfluß der Umgebung um Vieles leichter zu begreifen als jener seltsame darwinistische Züchtungsprozeß, bei dem aus einem braunen Bär durch Züchtung ein weißer, ein Eisbär geworden sein sollte. Nehmen wir an, dieser braune Bär hätte Nachkommen gehabt, die einen weißen Fleck auf ihrem Fell gehabt hätten. Welche Ursache könnte die natürliche Zuchtwahl wohl gehabt haben, solch' ein Tier zu erhalten. Die Seehunde, die Opfer dieses Raubtiers, würden ihren Feind ebenso von Ferne her wahrgenommen haben wie sonst. Solch ein Thier würde also wieder ausgestorben sein. Aber selbst wenn es leben geblieben nnd nach einer langen Wiederholung desselben Zufallspieles Bären mit immer mehr und größeren weißen Flecken entstanden wären, sie alle hätten doch von dieser Färbung keinen Vortheil gehabt. Denn selbstverständlich kann nur ein ganz weiß gefärbtes Thier auf eisbedecktem Boden übersehen werden, hat es irgend einen dunkeln Fleck, so wird es durch diesen sofort auffällig werden, die ganze Schutzfärbung wäre dadurch illusorisch.

Hat die Umgebung die Thiere direct umgewandelt, so ist es mehr ein Zufall, daß ein Thier geschützt ist. Und in der That, die ganze Schutzfärbung hat nicht entfernt den Werth, den ihr Darwin und seine Anhänger beimessen. Glaubt man wohl, daß ein grüner Käfer auf einem Blatte besser geschützt ist als ein andersfarbiger? Die Vögel untersuchen jeden Winkel eines Baumes, da fallen ihnen die buntgefärbten ebenso auf wie die grünen. Aber immerhin, man mag zugeben, daß die sogenannten Anpassungsfarben einigen, wenn auch keinen sehr bedeutenden Schutz gewähren. Allein die Phantasie hat in fast jeder Färbung eines Thieres eine Anpassungsfarbe erblickt. Da sagt man z. B.: der Hase ist vortrefflich an den Ackerboden angepaßt. Das ist wahr, der Gimpel ist auch vortrefflich an einen rothen Zaun angepaßt, wenn er sich auf ihn setzt. Der Hase sitzt aber nicht immer auf dem Ackerboden. Er sitzt auch im Kohl, in den Kartoffeln, in der Getreidesaat, im Walde. Und an diese Aufenthaltsorte ist er ganz und gar nicht angepaßt. Ackerboden giebt es erst seit etwa zweitausend Jahren in Europa. Da ist es lächerlich, an ein Aussterben aller anders gefärbten Hasen, außer dem braunen zu denken. Und Meister Lampe gerirt sich auch gar nicht, als ob ihn der Ackerboden schützte. Er reißt aus, wenn Jemand kommt, und eben dadurch verräth er sich. Wir stehen offenbar in Sachen der Anpassungsfarben, der Mimicry, vor einer großen, naturwissenschaftlichen Dichtung. Der unselige Gedanke an eine natürliche Zuchtwahl hat uns verleitet, überall Zuchtprocesse anzunehmen. Jedes Thier muß seinen Feinden verborgen sein, und die Feinde müssen ihren Opfern verborgen sein, kurzum ein Versteckspiel wie zwischen Katze und Maus. Wenn aber Feind wie Opfer Schutzfarben tragen, dann hat übrigens keins von Beiden einen Vortheil davon, dann ist die Sache dieselbe, wie wenn Beide nicht an ihre Umgebung angepaßt sind.

Im Meere giebt es viele niedere Thiere, welche glashell aussehen, so daß man sie im Wasser nicht bemerkt. Da hat man auch gesagt, sie sind ihrem Aufenthaltsorte „vortrefflich angepaßt". Aber nun wimmelt es an vielen Stellen im Meere förmlich von ihnen. Ein Fisch braucht nur mit offenem Maule umherzuschwimmen — und das thun ja sehr viele der größeren Arten — so fällt ihm die unsichtbare Beute in Menge zu. Also die wasserhelle Farbe nützt diesen Thieren doch recht wenig. Es kommt aber hinzu, daß ihr Magen mit seinem Inhalt gewöhnlich sehr deutlich durch den glashellen Körper hindurchleuchtet. Den Feinden dieser Thiere wird es aber nicht einfallen, um der Zuchtwahl willen die glashellen Salpen mit ihrem dunklen Magen passiren zu lassen. Es giebt außerordentlich viele Beispiele dieser Art, wo einem Thier eine Anpassungsfarbe angedichtet worden ist. Meist heißt es in derartigen Berichten: Das Thier ist gut angepaßt, wenn es sich da und da befindet oder das und das thut. So sollen viele Schmetterlinge gut an die Farbe des Baumstammes angepaßt sein, wenn sie sich an ihm niederlassen. Sie klappen nämlich dann die Oberseiten ihrer Flügel zusammen, so daß nur die schlichte Unterseite sichtbar ist. Nun nehmen aber dieses Zusammenklappen der Flügel überhaupt die meisten Schmetterlinge vor, auch die unscheinbaren, ja sogar auch die, deren Unterseite ziemlich auffällig gefärbt ist. Die Schmetterlinge lassen sich aber doch nicht immer an einem dunklen Baumstamme nieder, sondern bisweilen auf einem hellen Gegenstande, und dann ist es natürlich mit der Anpassung aus. Manche Naturforscher haben sich gewundert, daß ein bunter Schmetterling, der sich in der angegebenen Weise an einem Baumstamm niederließ, plötzlich wie verschwunden schien. Aber es ist doch bekannt, daß eine Stecknadel, die man verliert, und die man beim Falle noch blinken sieht, sehr leicht dem Auge entschwindet, wenn sie erst auf der Erde ruht. In der Ruhe sind Gegenstände überhaupt schwerer wahrzunehmen, ja es giebt viele Thiere, die ihre Beute nur aufnehmen, wenn sie sich in Bewegung befindet. Also nützt einem Thiere, das unbeweglich dasitzt, die Anpassungsfarbe nicht einmal sonderlich. Entweder wird es wegen seiner Unbeweglichkeit an und für sich verschmäht oder wenn seine Feinde auch unbewegliche Beute fangen, so kann man sicher sein, daß ihr Gesicht scharf genug ist, ihr Instinct ausgebildet genug, jener habhaft zu werden. Bei vielen Thieren ist es auch der Geruch, der beim Auffinden der Beute die größten Dienste leistet, in diesem Falle sind die Anpassungsfarben ebenfalls illusorisch. Jedenfalls ist in dieser Beziehung ungeheuer viel übertrieben, viel gedichtet worden. Es klingt ja sehr schön, wenn man sagt, die Waldthiere sind grün, die nächtlichen Thiere dunkel u. s. w. Aber abgesehen von den vielen Ausnahmen giebt es große Kategorien von Aufenthaltsorten und von Thieren, wo ganz bestimmt keine Anpassungsfarben vorhanden sind. An die klare Durchsichtigkeit der Luft ist kein Thier angepaßt, und wie ungeheuer vortheilhaft müßte es doch gerade für viele Vögel oder Insecten sein, glashell wie die Luft, in der sie umherfliegen, zu sein! Die Fische im Wasser sind alle sehr deutlich wahrnehmbar, auch die Vögel im Walde sind leicht zu bemerken. Der Werth der Schutzfärbung ist eben für die Thiere gar nicht sehr bedeutend. Wo ein Thier aber wirklich das Kleid seiner Umgebung trägt, da liegt das in vielen Fällen am Zufall. Es giebt doch schließlich nur wenige Farben, und warum sollten nicht von den Hunderttausenden von Thierarten einige Tausende gerade mit der Farbe ihres Aufenthaltsortes übereinstimmen? Dazu gehört nicht im Entferntesten jenes unbegreifliche Spiel des Zufalls, wie es zur Umzüchtung eines blauen Thieres in ein grünes erforderlich wäre.

Eine zweite Kategorie von Schutzfarben bilden die sogenannten Trutzfarben. Als solche werden zum Beispiel die Augenflecke angesehen, welche manche Schmetterlinge oder Raupen an ihrem Körper tragen. Diese sollen ihren Feinden die Augen eines viel größeren Thieres vortäuschen, so daß sie entsetzt zurückweichen: daß heißt, Niemand hat je gesehen, daß ein Feind davor zurückgewichen ist. Denn wenn Weismann angiebt, daß ein Hahn, dem er eine solche Raupe

Digitized by Google

vorgeworfen, zuerst zurückgewichen ist, aber doch zuletzt auf sie eingehackt habe, so besagt das doch gar nichts, zumal man nicht weiß, ob es die Trutzstellung, die das Thier angenommen hatte, oder die Trutzfarbe gewesen ist, die den biederen Hahn zuerst erschreckt hatte. Augenflecke haben viele Schmetterlinge auch auf der Unterseite der Flügel, wo sie kaum zur Geltung kommen können. Viele haben überhaupt einzelne Flecke, die man aber kaum mit Augen vergleichen könnte. Jedenfalls ist nicht anzunehmen, daß eine Auslese derjenigen Individuen stattgefunden habe, welche diese Augenflecke besitzen. Es wird irgendwie in der Constitution des Schmetterlingsflügels liegen, daß sich an gewissen Stellen runde Pigmentflecke bilden. Nun wäre es ja möglich, daß diese Flecke auch einmal ein Thier in Schrecken versetzten, aber groß wird diese Bedeutung der Augenflecke wohl nicht sein. Auch hier ist wohl die Dichtung, die Phantasie zu voreilig gewesen. Viele Thiere sind sehr grell gefärbt, und man hat solche Färbung als ein Warnungssignal angesehen, das bestimmt sein soll, die Giftigkeit oder den widrigen Geschmack des Thieres anzuzeigen, das jene grelle Färbung besitzt. Auch diese Auslegung beruht auf bloßer Vermutung. Versuche in dieser Richtung sind noch kaum angestellt worden. Denn wenn einmal ein Huhn irgend eine grell gefärbte Raupe nicht frißt, so beweist das noch gar nicht, daß diese auch für andere Thiere ungenießbar wäre. Wir tappen hier noch vollständig im Finstern. Die Existenz von Warnungsfarben, überhaupt von Trutzfarben ist bis auf Weiteres anzuzweifeln. Vorderhand ist es nichts als eine schöne Dichtung.

Das herrlichste Feld für das Ausschweifen der Phantasie hat aber die eigentliche Mimicry gegeben, die Nachahmung von leblosen oder lebenden Gegenständen in der Form und Farbe der Thiere. Da ist vor Allem die bereits erwähnte Blattähnlichkeit vieler Insecten zu nennen. Man muß bedenken, daß es mehrere hunderttausend Arten von Insecten giebt. Unter ihnen besitzen die Meisten Flügel, und diese Flügel erinnern in ihrer dünnen Structur, in ihrer flachen Ausbreitung, ja etwa auch im Umriß einigermaßen an das Blatt eines Baumes. Diese Aehnlichkeit wird bei Vielen aber dadurch vermehrt, daß die Flügel eine Aderung aufweisen, die der Nervatur eines Blattes sehr ähnlich ist. Nun ist es doch recht leicht erklärlich, daß sich unter den vielen Zehntausenden von oberflächlich blattähnlichen Flügelarten auch eine Reihe solcher befinden, welche einem Blatte noch bedeutend ähnlicher sind. Man könnte fast sagen, es wäre wunderbar, wenn unter diesen Organen, die von vorn herein blattähnlich sind, nicht einige wären, die ein Blatt täuschend nachahmten. Ganz schön ist die Nachahmung übrigens nie; das, muß ich sagen, ist mir räthselhafter als der umgekehrte Fall.

Manche Insecten „ahmen" Holzstücke, Blattrinde, Blattstiele und wer weiß was alles nach. Ich habe auch Phantasie und will verrathen, daß einzelne Muscheln eine Trompete nachahmen, andere ein Waldhorn, andere ein Kuhhorn oder ein Eselsohr, andere einen Thurm vom Kölner Dom oder auch das Denkmal auf dem Kreuzberg bei Berlin-Tempelhof. Nichts ist schlimmer als Aehnlichkeiten auffinden zu wollen. Man findet sie immer und merkt gar nicht, daß die verglichenen Dinge trotzdem keine Beziehungen zu einander haben, wenn sie auch einige äußerliche Aehnlichkeiten besitzen. So ist es auch mit den Fällen, wo Insecten andere durch irgend eine Eigenschaft geschützte angeblich nachahmen sollen. Man könnte ja allenfalls die Möglichkeit zugeben, daß ein Insect zufällig einem anderen geschützten gleicht, und daß es deßhalb denselben Schutz genießt wie dieses. Aber man darf dabei auf keinen Fall an eine Naturzüchtung denken, die das eine Thier dem anderen gleich gemacht hat. Denn dann steht man allerdings vor einem unbegreiflichen Räthsel. Doch warum sollten sich nicht zufällig solche Aehnlichkeiten gebildet haben? Das Seepferd und das Heupferd haben genau den Kopf eines Rosses, aber hier wird gewiß Niemand an eine Anpassung denken. Und so haben wir sie auch bei diesen Fällen der Mimicry ganz gewiß nicht anzunehmen. Aber es ist auch noch sehr fraglich, ob eines jener Insecten, das einem anderen Kerbthiere gleicht, wirklich dadurch Vortheil genießt. Es handelt sich hier meist um tropische Thiere, und wir kennen diese doch noch zu wenig, als daß wir über ihre Feinde oder über ihre angebliche Immunität Bescheid wüßten. Es fragt sich also, ob das „nachahmende" Thier wirklich einen Vortheil von der „Nachahmung" hat. Manche Bienen und Wespen, die einen Giftstachel besitzen, der sie für uns lästig macht, haben unter den Insecten eine Anzahl Doppelgänger. Nun muß man aber wissen, daß die Bienen und Wespen unter den Vögeln und Säugetieren sehr energische Feinde haben. Diese Doppelgänger haben also von ihrer Bienenähnlichkeit gar keinen Vortheil, sondern womöglich einen Nachtheil. So ist denn auch die eigentliche Mimicry ganz falsch beurtheilt worden wie die Schutzfärbung überhaupt. Der weitaus größte Theil alles dessen, was hierüber berichtet worden ist, beruht auf freier Phantasie. Wo Schutzfärbung thatsächlich vorkommt, da ist sie ursprünglich nicht als solche herangezüchtet worden, sondern sie hat sich zufällig ergeben. Mimicry kann nicht als Stütze der Selectionstheorie betrachtet werden.

Literatur und Kunst.

Francis Galton.

Von Heinrich Driesmans.

Die Reihe der großen Denker und Forscher, welche die angelsächsische Rasse im vorigen Jahrhundert gezeitigt, läßt sich in zwei Gruppen theilen, von denen ich die eine als die empirische, die andere als die esoterische bezeichnen möchte. Jene beginnt mit Charles Darwin, diese mit Thomas Carlyle. Zeigen diese Beiden noch Wesensverwandtschaft und geistige Berührungspunkte — in der „Auslese der Tüchtigsten" auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl dort und im „Heroencultus" hier — so gingen ihre jeweiligen Nachfolger in scharf divergirenden Linien aus einander. Für die Empiriker Thomas Huxley, John Stuart Mill, Herbert Spencer, Thomas Buckle wurden mehr und mehr die mechanische Naturgesetzlichkeit und das Milieu zum Ausschlag gebenden Moment; für die Nachfolger Carlyle's, John Ruskin, Walther Pater, und — wenn wir die Amerikaner hinzurechnen dürfen — Ralph Waldo Emerson, Henry Thoreau, trat der Mensch, traten die immanenten Kräfte, der Adel und die Würde der Menschenseele in den Vordergrund aller geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtung. Zwischen Beiden schien das verbindende Glied verloren. Hie Naturgesetzlichkeit, hie Geisteswürde. Es fand sich keine Persönlichkeit gleich den zehn aufgeführten, von denen wir jede einzelne der fünf letzten als entschiedenen Gegensatz einer der fünf ersten gegenüberstellen könnten — oder wenigstens wurde keine andere gleichermaßen lautbar in der großen Oeffentlichkeit, die den Adel der Persönlichkeit und Menschenwürde mit der naturwissenschaftlichen Forschung in höherem Sinne zu vereinigen und in Einklang zu setzen gewußt hätte. Man pries den Fortschritt der modernen Cultur auf der einen Seite und erblickte in den technischen Errungenschaften, in der gefälligen und bequemen Ausgestaltung aller Verhältnisse, in der Wohlfahrt der Meisten das Ziel und die Erfüllung der Wünsche alles menschlichen Lebens und Strebens. Und eben dieser „Fortschritt" wurde von Seiten der Anderen als der größte

Digitized by Google

Rückschritt gedeutet, den das Menschengeschlecht je erlebt, das durch die gesteigerten Culturbedürfnisse entwürdigt und heruntergedrückt werde. Das Persönlichkeitsgefühl und die Menschenwürde zu stärken, galt diesen als das einzig Erstrebenswerthe und konnte nach ihrem Dafürhalten nur im Kampf gegen das moderne Culturtreiben und seine verderblichen Einflüsse erreicht werden.

Und doch lebt ein englischer Gelehrter, der zugleich Denker und Forscher ist, und von dem man sagen kann, daß er den Geist Carlyle's und Darwin's in sich vereinigt trage. Zudem ein Zeitgenosse dieser Beiden, der sie überdauerte und in diesem Jahre seinen achtzigsten Geburtstag beging. Einer, der nur den herausfordernden Ton der Nachfolger von Darwin und Carlyle nicht anzuschlagen wußte oder gewillt war und darum verborgen blieb oder doch nicht solchermaßen in die weitere Oeffentlichkeit drang, wie sein Genius es verdient hätte, trotz eines John Ruskin oder John Stuart Mill! Ich meine Francis Galton, den Enkel des Erasmus Darwin und den Vetter von Charles Darwin. Ein anspruchsloser Forscher, geboren 1822 in Duddeston, Warwickshire, und in Birmingham erzogen, vollendete er seine Studien in Cambridge 1844, bereiste in den folgenden Jahren Nord- und Südafrika und legte die Ergebnisse seiner ersten Forschungen in dem Werke „Meteorographica" (1863) nieder, das den ersten Versuch darbietet, die Witterungsverhältnisse in großem Maßstabe zu cartographiren, wodurch die Existenz und Theorie der Anticyclone zum ersten Mal zur Frage gestellt wurde. In späteren Jahren veröffentlichte Galton Werke, die sich vorzüglich mit der Vererbung und der Abwägung der verschiedenen menschlichen Fähigkeiten befaßten, und mit diesen haben wir es hier allein zu thun, indem sie Forscher- mit Denkergeist gleichermaßen verbinden und die Würde, den Adel der Menschennatur auf naturgesetzlichem Wege zu begründen unternehmen. Diese Werke sind: „Hereditary Genius, its laws and consequences" (1869); „Inquiries into human faculty and its development" (1883); „Natural Inheritance" (1889). Als Ergänzungen und Erläuterungen zu diesen drei Hauptwerken sind ferner zu zählen: „English men of science, their nature and nurture" (1874); „Finger-Prints and Hereditary Genius" (1892); sowie verschiedene Arbeiten über zusammengesetzte oder besser „verschmolzene" Porträt-Photographie, durch welche Galton, indem er z. B. alle Glieder — männliche wie weibliche — einer Familie über einander photographirte, den typischen Charakter einer solchen herausbringen wollte. Entsprechend verfuhr er bei den verschiedenen Berufsarten, Verbrecherclassen und Krankheitsfällen, wie Tuberculose und Auszehrung.

Ueberall läßt Galton es sich angelegen sein, das geistige Moment nicht nur auf das physische zu begründen, sondern es zugleich gegen die materialistische Denkweise auszuspielen, die als höchstes, einziges Lebensziel des Menschengeschlechts allein das Wohlbehagen und „Glück der Meisten" kennt. Er ist aristokratisch Empfindender und zugleich naturwissenschaftlich Gebildeter durch und durch. Seine Naturwissenschaft hat ihn zu aristokratischer Auffassung des Lebens geführt, d. h. zur Nothwendigkeit der Auswahl und fürsorgenden Umgebung der hervorragenden Typen, die einer heroischen Lebensauffassung fähig sind und in dem nivellirenden Treiben des modernen Culturlebens, in dem materialistischen Marasmus unterzugehen und auszusterben drohen. Der Geist Carlyle's und Darwin's weht uns somit gleichermaßen aus den Schriften Galton's an, und mitunter glauben wir einen Nietzsche sprechen zu hören, der die naturwissenschaftliche Schulung besitzt, die diesem abging und die dieser sich so gern noch dazu erworben hätte. Ich will nun die markantesten Stellen aus Galton's Werken durchgehen und glaube, die Leser, welche ich für diesen nicht nach Verdienst gewürdigten Denker zu interessiren hoffe, werden mir darin beipflichten, daß er einzigartig in der englischen Geisteswelt steht, und daß auch Deutschland z. B. keinen seines Gleichen aufzuweisen hat, der gleichermaßen frei von ideologischer wie von materialistischer Einseitigkeit wäre — ein Haeckel und Nietzsche in einer Person. Aber, was das Werthvollste ist, in dem bescheidenen Style eines maßvollen Gelehrten, ohne das herausfordernde, anspruchsvolle Wortgepränge Jenes, noch die spätere Exaltation und gelegentliche ekstatische Verstiegenheit dieses großen und gewiß größeren Geistes.

„Da macht sich ein meist ganz unvernünftiges Gefühl geltend gegen die allmälige Austilgung einer minderwerthigen Rasse," heißt es in den „Inquiries". „Es beruht auf einer Vermengung der Rasse mit dem Individuum, wie wenn der Untergang der Rasse gleichbedeutend wäre mit dem einer großen Zahl von Menschen. Nichts der Art findet statt, sobald der Auslöschungsproceß still und langsam wirkt auf dem Wege früherer Verehelichung der Glieder der höheren Rasse, ihrer größeren Lebensfähigkeit unter gleichen Verhältnissen, ihrer besseren Aussichten, einen Lebensunterhalt zu gewinnen, oder ihrer Ueberlegenheit in gemischten Ehen. Daß die Glieder einer unfähigen Rasse sich nicht gerade gern verdrängen lassen, ist eine Sache für sich; aber freilich mag es ja etwas roh geurtheilt sein, daß, wenn zwei Individuen um denselben Platz kämpfen und eines weichen muß, kein größeres Unglück für das Ganze eintreten kann, wenn der Unfähige dem Fähigen weicht als umgekehrt, indem die Welt durch den Erfolg des letzteren dauernd bereichert wird." Und von diesem Gesichtspunkt aus führt Galton einen entscheidenden Stoß gegen die Malthus'sche Theorie der Hinausschiebung der Verehelichung und der Verhinderung der Empfängniß. Die praktische Verwerthung dieser Lehre, meint er, werde immer nur beschränkt bleiben, und wenn so, würde sie zum größten Nachtheil der Rasse ausschlagen. Sie würde nämlich nur von den „Klugen" — soll wohl heißen höher Gebildeten — und „Selbstverneinenden", d. i. Uneigennützigen, befolgt werden; hingegen vernachlässigt von den Impulsiven und Selbstsüchtigen. „Gerade diejenigen, deren Rasse wir besonders brauchen, würden wenige Abkömmlinge hinterlassen, während die Anderen, die wir los sein wollen, den Platz mit ihrer Nachkommenschaft ausfüllten, womit der Uebervölkerungszustand nach wie vor bestehen bliebe." Damit wäre nur eine zeitweilige Erleichterung für einige Generationen geschaffen, keine dauernde Vermehrung der allgemeinen Wohlfahrt, während die Rasse der Nation verschlechtert würde. Die praktische Verwerthung der Malthus'schen Lehre müßte daher indirect zu den schlechtesten Ergebnissen führen, die übersehen wurden, weil man es verabsäumte, ihre Tragweite für die Rasse in Betracht zu ziehen. „Wenn diese Lehre alle Bevölkerungsclassen gleichmäßig beeinflußte," heißt es in „Hereditary Genius", „wäre hier nichts darüber zu sagen; allein, da sie als Verhaltungsregel dem klügeren Theil des Menschengeschlechts vorgeschrieben wird, während es dem anderen anheimgegeben bleibt, sie unbeachtet zu lassen, zögere ich nicht, sie in ihrer Folge für die Rasse eine äußerst verderbliche Regel zu nennen." Das nothwendige Ergebniß würde sein, daß die Rasse der „Klugen" (Vornehmen) nach einigen Jahrhunderten zu einer verschwindenden Zahl gegenüber den Anderen zusammenschrumpfte und völligen Ruin über das Volk brächte, wo die Regel herrschte. Galton protestirt daher mit aller Entschiedenheit dagegen, daß die fähigeren Elemente ermuthigt werden, sich auf solche Weise vom Kampf um's Dasein zurückzuziehen. „Es mag ja ungeheuerlich erscheinen," meint er, „daß der Schwache vom Starken verdrängt werden soll; allein noch weit ungeheuerlicher ist es, daß diejenigen, welche am besten ausgestattet sind, um ihre Rolle auf der Lebensbühne zu spielen, verdrängt werden sollten von den unfähigen, krankhaften und verzweifelten."

Hiermit habe ich Galton's aristokratische Grund-Anschauung dargelegt. „Jede That," ruft er emphatisch aus (Natural Inheritance), „die zuerst einen Guinea-Stempel

Digitized by Google

dem vollen Guinea-Werth des natürlichen Adels verleiht, müßte eine große sociale Lawine in Bewegung setzen." Und weiter (Hereditary Genius): „Die Natur strotzt von verborgenem Leben, das zu erwecken dem Menschen weitreichende Kräfte verliehen sind unter den Formen und in dem Maße, wie er es wünscht." Zur Erweckung solch verborgener, vereinzelter, in die Minderheit gedrängter und mit der Gefahr des Aussterbens bedrohter edlen Lebenskeime beizutragen; die Rassenhaftigkeit, zunächst seines Volkes, zu ergründen und die Gefahr vor Augen zu stellen, der die modernen Völker durch die planlose, gedankenlose Vermischung mit jeglichem Menschenmaterial entgegengehen, daran hat Galton seine Lebenskraft gesetzt. Er veranstaltete zu diesem Zweck Körpermessungen in ausgedehntem Maßstab, der Statur, der einzelnen Körperhältnisse, der Gliedmaßen; er legte eine Statistik der Haar- und Augenfarbe an, kurz jeglichen kennzeichnenden Merkmals, und suchte die Stabilität jedes Einzelnen bei der Kreuzung zu bestimmen. Er erließ ferner ein genealogisches Preisausschreiben, um zu Familienaufzeichnungen und Abstammungsurkunden anzuregen, oder solche an's Licht zu fördern, zu erhalten und als die kostbarsten Schätze zu verwerthen, die es für einen Menschen geben kann. Denn, so führt er aus: das Leben des Individuums ist in wahrem Sinne eine Fortsetzung desjenigen seiner Vorfahren. Seine Kraft, seinen Charakter und seine Krankheiten hat es im Grunde von ihnen überkommen; zuweilen sind seine Fähigkeiten Mischung vorväterlicher Eigenschaften, aber häufiger sind sie Mosaike, Flicken, die bald der einen, bald der anderen von diesen ähneln, die bald hier, bald da herausgucken. „Die Lebensgeschichten unserer Angehörigen sind prophetisch für unsere eigene Zukunft; sie sind weit lehrreicher für uns als die Fremder, bei Weitem geeigneter, uns zu ermuthigen und zu warnen. Wenn es so etwas wie ein natürliches Geburtsrecht giebt, dann kann ich kein größeres erkennen als das Recht des Kindes, zunächst stellvertretend durch seine Wärter, und später persönlich unterrichtet zu werden über die Lebensgeschichte, medicinische und andere, seiner Vorfahren. Das Kind wird ins Leben hineingestoßen ohne irgend welches Stimmrecht in der Angelegenheit, und das geringste Entgelt, das diejenigen, die es hierher brachten, ihm gewähren können, ist dies, es mit der ganzen Lebensleitung auszustatten, die in ihrem Vermögen liegt, einschließlich der vollständigen Lebensgeschichten seiner nächsten Vorfahren" (Inquiries).

Längst ist uns der Satz Haeckel's geläufig, daß die Ontogenese nur eine Wiederholung der Phylogenese ist. Aber welcher Naturwissenschaftler hätte wohl versucht, ihn in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, auszubeuten, zu veranschaulichen? Auch sein Urheber nicht. Denn dazu gehörte mehr als bloß ein naturwissenschaftlich gebildeter, dazu gehörte ein philosophischer Kopf im besten Sinne, nämlich Denkergeist, der der tiefsten Lebenserfassung fähig ist. Wie gesagt, der Geist eines Carlyle mit dem Forscherblick eines Darwin in Eins verbunden. Und als ein solcher zeigt sich hier Galton. Für ihn schlummert in jedem einzelnen Menschen der ganze Lebensinhalt seiner Vorfahren, in nuce, der ganze Inhalt der lebendigen Kette von ihrem plasmischen Ursprung an, als deren jüngstes Glied ein Jeder erscheint. Die ganze Erbschaft eines Menschen muß demgemäß ein größeres unterschiedliches Material einschließen, als zur Bildung seiner persönlichen Structur verbraucht worden ist. Die Existenz eines solchen unverbrauchten Bestandtheils in verborgener Form erweist sich in seinem Vermögen, vorväterliche Charaktere zu übertragen, die er in seiner Person nicht offenbarte. „Aus diesem Grunde," meint Galton, „muß die organisirte Structur jedes Individuums als die Erfüllung nur einer einzigen aus einer unbestimmbaren Zahl von Möglichkeiten angesehen werden, die einander gegenseitig ausschließen. Seine Structur ist die zusammenhängende und mehr oder weniger stetige Entwickelung eines nur mehr unvollkommenen Musters einer weitreichenden Verschiedenheit von Elementen" (Natural Inheritance). Galton ist Anhänger der Vererbungstheorie; aber die erworbenen Eigenschaften scheinen ihm nicht sowohl von den Eltern auf die Kinder, als auf die Enkel und Urenkel überzugehen. „Der Eierstock der Mutter ist ebenso alt wie die Mutter selbst," heißt es a. a. O.: „Er war wohl ausgebildet in ihrem eigenen embryonischen Zustand. Die Eier, die er in ihrem erwachsenen Leben enthält, waren actuell oder potentiell gegenwärtig, bevor sie geboren war, und sie wuchsen in dem Maße, wie sie wuchs. Es zeugt mehr dafür, sie als (altersgenössische) „Seitenlinien" (collateral with) der Mutter anzusprechen, denn als Theile von ihr. Das Gleiche gilt mit geringem Vorbehalt für die männlichen Elemente. Es ist deshalb außerordentlich schwierig zu ergründen, wie erworbene Fähigkeiten auf Kinder vererbt werden können. Leichter hingegen läßt sich demgemäß die Vererbung auf Enkelkinder erweisen."

Die Civilisation ist für Galton eine neue Lebensbedingung, die dem Menschen auferlegt wurde durch den Verlauf der Geschehnisse, genau so, wie in der Geschichte der geologischen Umwälzungen die verschiedenen Thierrassen fortgesetzt neuen Bedingungen unterworfen wurden. Allein die Entwickelung unserer Natur, gleichviel ob unter Darwin's Gesetz der natürlichen Auslese oder auf dem Wege veränderter vorväterlicher Gewohnheiten, hat nicht Schritt gehalten mit der Entwickelung unserer moralischen Cultur. „Der Mensch war gestern noch Barbar, und daher ist nicht zu erwarten, daß die natürlichen Triebe seiner Rasse bereits in Einklang gebracht sein sollten mit seinem ganz neuerlichen Fortschritt. Wir Menschen der gegenwärtigen Jahrhunderte sind gleich Thieren, die plötzlich unter neue Bedingungen des Klimas und der Ernährung versetzt worden: unsere Instincte versagen uns unter den veränderten Umständen" (Hereditary Genius). Die Erfordernisse der Centralisation, des Verkehrs und der Cultur verlangen mehr Kräfte des Gehirns und Geistes, als der Durchschnitt unserer Rasse aufweist. „Wir befinden uns in einem schreienden Mangel um einen größeren Bestand an Fähigkeit in allen Lebensverhältnissen; denn weder die Classen der Staatsmänner, Philosophen, Künstler, noch der Arbeiter vermögen der modernen Verwickeltheit ihrer verschiedenen Berufsarten Genüge zu thun. Eine ausgedehnte Civilisation wie die unserige umfaßt mehr Interessen, als die gewöhnlichen Staatsmänner oder Philosophen unserer gegenwärtigen Rasse zu berücksichtigen fähig sind, und sie erfordert intelligentere Arbeit, als unsere gewöhnlichen Arbeiter und Handwerker zu leisten vermögen. Unser Geschlecht ist überlastet und scheint zur Entartung getrieben werden zu sollen durch Anforderungen, die seine Kräfte übersteigen" (a. a. O.). Galton zeigt nun im Einzelnen, wie unter diesen gesteigerten Anforderungen gerade der bedeutende Mensch zerbricht und von der Fortpflanzung ausgeschlossen wird; er erweist dies am religiös veranlagten Menschen, am Künstler, und am geistig hochgebildeten Weibe. Kinder streng religiöser Eltern pflegen erwiesenermaßen oftmals übel auszuschlagen, eine Thatsache, die in argem Widerspruch mit dem Vererbungsgesetz zu stehen scheint. Dennoch glaubt Galton diese offenbare Anomalie aus der moralischen Natur des religiösen Menschen erklären zu können, dessen Eigenthümlichkeit er als „bewußte Unbeständigkeit" erkennt: „Er neigt zu Extremen, jetzt im höchsten Maße vom Enthusiasmus, der Verehrung und Selbsthingebung ergriffen, im nächsten Augenblick wieder der Selbstsucht und Sinnlichkeit hingegeben. Sehr fromme Leute pflegen sich als die elendsten Sünder zu kennzeichnen, und sie dürften in hohem Grade beim Wort genommen werden. Ihrer Veranlagung nach scheinen sie häufiger zum Sündigen und wiederum zu lebhafterer Reue angethan, als Leute von stoischer Beschaffenheit und ebenmäßigerem, geordneterem Charakter. Die moralische Pendelweite religiöser Leute ist größer als die Anderer, deren durchschnittliche moralische

Digitized by Google

Verfassung gleich ist" (Hereditary Genius). Solche Menschen sind von Natur mit hohen moralischen Eigenschaften ausgestattet, verbunden mit Unstetigkeit des Charakters, Eigenschaften, die in keinerlei Verbindung unter einander stehen. „So werden die Kinder denn häufig den einen Theil mitbekommen ohne den anderen. Vererben sich die moralischen Gaben ohne große Unbeständigkeit, dann wird der Abkömmling nicht das Bedürfniß nach außerordentlicher Frömmigkeit empfinden; erbt er hingegen die Unbeständigkeit ohne die Moralität, dann pflegt er seinen Namen zu entehren" (a. a. O.). Nun zu den Künstlern. Sie sind offenbar nicht zu Gründern von Familien geschaffen. Denn „ein großer Künstler zu sein, erfordert eine seltene und sozusagen unnatürliche Verbindung von Eigenschaften. Ein Dichter muß außer seinem Genius die Strenge und den standhaften Ernst Derjenigen besitzen, deren Veranlagung nur geringer Versuchung zum Genießen ausgesetzt ist, und er muß zu gleicher Zeit das äußerste Entzücken an der Uebung seiner Sinne und Neigungen empfinden. Das ergiebt einen seltenen Charakter, der nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen zu Stande kommt und daher in der Vererbung unbeständig ist. In der Regel gehen Menschen mit starken sinnlichen Trieben im Leben fehl, und diese Tendenz erweist sich deutlich an zahlreichen Individuen solcher Abkunft, welche nur den gefährlichen Theil vom Charakter eines Dichters ererbten und nicht zugleich seine anderen Eigenschaften, die diesen aufwiegen und im Zaum halten" (a. a. O.). Endlich zu den Frauen von geistiger Begabung. „Die Tanten, Schwestern und Töchter hervorragender Männer pflegen sich im Durchschnitt nicht so häufig zu verehelichen wie andere Frauen, da sie an eine höhere Cultur und einen geistigen und moralischen Ton in ihrem Familienkreis gewöhnt sind, den sie nicht so leicht anderswo finden, zumal wenn bei ihren gewöhnlich bescheidenen Mitteln ihre Beziehungen auf die Personen ihrer nächsten Umgebung beschränkt bleiben. Auch wird ein Theil von ihnen sicherlich von dogmatischem und selbstherrlichem Charakter und deßhalb nicht anziehend für die Männer sein, und Andere wiederum werden diesen ihren weiblichen Beruf verfehlen durch scheues, seltsames Wesen, das sich oft bei jungen Mädchen von Geist zeigt und ihren Aussichten auf Verehelichung hinderlich ist" (a. a. O.).

So sehen wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen die höhere Menschenform, welche einen seltenen und schwer haltbaren Complex von Qualitäten erfordert, die einander in der Regel ausschließen, und dessen erbliche Uebertragbarkeit höchst fraglich erscheint, überall vor der gröberen und gewöhnlicheren das Feld räumen. Dieser bieten sich allenthalben die besten Fortpflanzungsmöglichkeiten, während Jene wie dauernd auf den Aussterbe-Etat gesetzt ist. Um so zwingender nur muß die Pflicht werden, dem höheren Menschentypus auf jede Weise zu Hülfe zu kommen. Galton weist mit allem Nachdruck darauf hin. Den seltenen Typus, der hervorragende Eigenschaften gegensätzlicher Natur in sich vereinigt, typisch zu machen, d. h. dergestalt in sich zu festigen, daß er zu einer dauernden und sich forterbenden Specialität und schließlich zu einer eigenen Rasse sich auswächst — das ist das Problem. „Die gelindeste Form dessen, was ich Rassen-Veredelungslehre zu nennen wage" — erklärt Galton — „würde darin bestehen, nach Ankündigungen höherer Menschenbildung auszuspähen und diese überall solchermaßen zu begünstigen, daß ihre Nachkommenschaft die der übrigen Rasse überwächst und diese allmälig durch ihre überlegene Zahl verdrängt. Solche höheren Bildungen sind durchaus keine seltene Erscheinung. Es ist leicht, Familien ausfindig zu machen, die sich durch charakteristische Ebenbilder auszeichnen, deren Züge und Charaktere gewöhnlich diejenigen ihrer Frauen und Männer in deren gemeinsamem Abkömmling überwiegen und die zu gleicher Zeit ebenso fruchtbar sind wie der Durchschnitt ihrer Classe" (Inquiries). Durch ein System solcher entsprechender, ergiebiger Eheschließungen würde das menschliche Geschlecht unendlich gefördert werden können; neue Formen und Varietäten würden auf diese Weise durch einen Wechsel in den Lebensbedingungen erstehen. „Das Menschengeschlecht hat somit eine ausgedehnte Controle über die Formen seiner künftigen Lebensgestaltung, weit mehr als dem einzelnen Individuum über seine eigene eingeräumt ist, da die Freiheit des Individuums engbegrenzt ist in der Ausübung seines Willens. Alles Lebendige ist einfach in seinem Wesen, aber mannigfaltig, ewig wechselnd und wechselwirkend in seinen Erscheinungen, und Menschen wie alle Lebewesen sind Kräfte und Glieder eines unendlich ausgedehnteren Systems kosmischer Wirkung, als irgend ein Einzelner zu fassen vermag. Wir Menschen können daher, mehr oder weniger bewußt, zur Erscheinung eines weit höheren Lebens als unseres eigenen beitragen, gleichwie die einzelne Zelle im Organismus des höheren Thieres zur Erscheinung seiner höheren Lebensform beiträgt" (Hereditary Genius).

Wahrhaft dramatisch ist die Schilderung, welche Galton vom Schicksal des spanischen Volkes entrollt. Der Abschnitt liest sich wie eine erschütternde Tragödie und steht in der Kunst der Darstellung dem Besten nicht nach, was der Meister auf diesem Gebiete — Gobineau — an tragischer Wirkungskraft geleistet hat. Die nüchternen Zahlen wirken hier für sich allein schon wie Schlag auf Schlag mit dramatischer Kraft in einem zu Ende und zu Tode gehenden Menschenschicksal. Es ist der fünfte Act im Leben eines hochbegabten Culturvolkes, dessen erste Scenen Galton hier darbietet und dessen folgende wir mit erlebt haben unter den Stichworten „Cuba" und „Philippinen", und weiter erleben in den unaufhörlichen revolutionären und religiösen Wirren dieses unglücklichen Volkes. Das Mittelalter mit seinen Klostermauern und dem Cölibat, das gerade vorzugsweise die feinsten, vornehmsten und edelsten Naturen umfing nnd von der Fortpflanzung ausschloß, hat nach Galton die Heranterzüchtung der modernen Menschheit in die vielberufene allgemeine Decadenz in die Wege geleitet. Am schwersten ist davon betroffen worden und hat darunter gelitten Spanien, die Hochburg der katholischen Kirche. „Wo immer ein Mann oder Weib eine feinere Veranlagung zeigte, die zur Nächstenliebe, zur Betrachtung, zur Literatur oder der Kunst neigte, gab es der socialen Zeitlage nach keine andere Zuflucht für sie als den Schooß der Kirche. Diese aber forderte Eheloſigkeit. Die Folge war, daß derartige Naturen sich nicht fortpflanzen konnten. So entwürdigte die Kirche durch diese unkluge und selbstmörderische Politik die Zucht unserer Vorväter, gleich wie wenn sie gerade darauf abgezielt hätte, den rohesten Theil der Menschengemeinschaft zum Erzeuger der künftigen Generationen zu bestimmen. Sie handelte Züchtern gleich, die wilde, dumpfe und stumpfe Creaturen hervorbringen wollen. Kein Wunder, daß der Parteigeist auf Jahrhunderte hinaus Europa in Banden hielt; das größere Wunder ist vielmehr, daß genug Gutes in den Adern der Europäer zurückblieb, um sie fähig zu machen, ihre Rasse zu dem gegenwärtigen recht bescheidenen Grad natürlicher Sittlichkeit heranzubilden" (H. G.). Die religiöse Politik wirkte in Europa aber noch in einer anderen Richtung mit kaum geringerer Grausamkeit gegen die Natur der künftigen Geschlechter, durch die Verfolgungen, welche Tausende der hervorragendsten Denker und Männer von politischer Befähigung auf's Schaffot oder während eines großen Theils ihres Mannesalters in den Kerker brachten oder sie aus dem Lande trieben. Ueberall betraf dies Schicksal gerade die Furchtlosesten, Wahrheitsuchenden, Intelligentesten, die die geeignetsten Erzeuger einer hohen Civilisation gewesen wären, und behinderte sie an der Fortpflanzung, während dessen die knechtischen, gleichgiltigen und stumpfen Naturen in dieser Hinsicht des freiesten und um so freieren Spielraums genossen. „Es genügt, um das Blut kochen zu machen" — ruft Galton aus — „dieses

Digitized by Google

blinden Wahns zu gedenken, der die ersten Völker der ringenden Menschheit zu Erben einer solchen hassenswürdigen Ahnherrenschaft machte, die unsere Instincte in einen unnötig lange hingehaltenen Antagonismus zu den wesentlichen Erfordernissen einer stetig fortschreitenden Civilisation brachte. In Folge dieser angezüchteten Unvollkommenheit unserer Naturen und in Hinblick auf die Bedingungen, unter denen wir zu leben haben, werden wir noch jetzt fast ebenso vom Gefühl der moralischen Unfähigkeit und Sünde heimgesucht, wie die ersten Bekehrten der Barbarenzeit, und wir flüchten uns in halb unbewußte Selbsttäuschung und Heuchelei wie in eine gewisse Zuflucht vor seiner Beharrlichkeit. Unsere Glaubensbekenntnisse bleiben in Widerspruch mit unserer wirklichen Lebensführung, und wir führen ein doppeltes Leben von unfruchtbarem religiösen Sentimentalismus, verbunden mit groben materialistischen Gewohnheiten" (H. G.).

Die Ausdehnung, welche die religiöse Verfolgung in Europa gewonnen, läßt sich an nachstehenden statistischen Angaben ermessen. So wurde die spanische Bevölkerung während der drei Jahrhunderte von 1471 bis 1781 jährlich von 1000 Freidenkern gereinigt, von denen 100 durchschnittlich hingerichtet und 900 eingekerkert wurden. Im Laufe dieser drei Jahrhunderte wurden im Ganzen 32 000 Personen verbrannt, 17 000 in effigie, von denen wohl die Meisten im Gefängniß starben oder aus Spanien entflohen, und 291 000 zu verschiedenen Zeiträumen von Einkerkerung oder anderen Strafen verurtheilt. „Es ist unmöglich, daß eine Nation eine solche Politik nicht mit einer schweren Einbuße bezahlt haben sollte, mit der Verschlechterung ihrer Zucht" — sagt Galton — „wie dies offenkundig hervortritt in der Gestalt des abergläubischen, unfähigen spanischen Volkes unserer Tage" (G. H.). Die übrigen romanischen Völker litten zwar weniger unter diesem System, aber immerhin auch schwer genug. So wurden allein in der Diöcese Como Jahr für Jahr mehr als 1000 Menschen von der Inquisition gerichtet, und in dem einen Jahre 1416 allein 800 verbrannt. In Frankreich endeten während des 17. Jahrhunderts 3 bis 400 000 Protestanten im Gefängniß, auf der Galeere, bei Fluchtversuchen oder auf dem Schaffot, und eine gleiche Zahl wanderte aus. Und im modernen Frankreich des 19. Jahrhunderts wurden nach im Jahre 1870 in den Tuilerien gefundenen Papieren seit dem 2. Delember 1851 nicht weniger als 26 642 Personen wegen politischer Vergehen verhaftet und 14 118 transportirt, verbannt oder in's Gefängniß geworfen — eine „Menschenauslese", die in gewissem Sinne doch der durch die religiösen Verfolgungen der früheren Zeit bewirkten entsprochen haben muß, denn jedenfalls sind es immer die intelligenteren, geweckteren, nicht die knechtischen, stumpfen Individuen, welche revolutioniren. An sittlichem Werth freilich mag diese jüngere Auslese des französischen Volkes sich mit der älteren nicht entfernt vergleichen können.

Und diesem düsteren Gemälde der neueren ethnischen Cultur Europas stellt nun Galton das lichte des atheniſchen Alterthums gegenüber. „Athen öffnete seine Arme den Einwanderern, allein nicht unterschiedslos, denn sein sociales Leben war so beschaffen, daß nur sehr befähigte Menschen irgend Lust daran gewinnen konnten; auf der anderen Seite bot es Genüsse, wie Menschen von höchster Fähigkeit und Cultur sie in keiner anderen Stadt finden konnten. So baute Athen durch ein System halb unbewußter Auslese eine prachtvolle Zucht von Menschen-Thieren auf, die im Zeitraum eines Jahrhunderts, nämlich zwischen 530 und 430 a. C., die folgenden erlauchten Menschen erzeugte, 14 an der Zahl: Themistokles (von fremder Mutter), Miltiades, Aristides, Cimon (Sohn des Miltiades), Perikles (Sohn des Xanthippus, Sieger von Mykale), Thukydides, Sokrates, Xenophon, Plato, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Phidias" (H.G.). Und das kleine Gebiet von Attika enthielt während seiner blühendsten Zeit weniger als 90 000 eingeborene Freie, 40 000 wohnhafte Fremde und eine Arbeiter- und Handwerkerbevölkerung von 400 000 Sclaven. Wenn nun nach gewöhnlicher Schätzung eine Bevölkerung sich dreimal während eines Jahrhunderts erneuert, so haben wir es mit einer Gesammtbevölkerung von 270 000 freigeborenen Menschen oder 135 000 Männern zu thun, berechnet Galton, die in jenem Jahrhundert geboren waren. Von diesen hätte etwa die Hälfte oder 67 500 das Alter von 26 Jahren, und ein Drittel oder 45 000 das von 50 Jahren erreicht. Da 14 Athener unsterblich wurden, verhält sich die Auslese wie 1 zu 4822 hinsichtlich der ersteren und wie 1 zu 3214 hinsichtlich der letzteren Berechnung.

Galton liebt es, die statistische und mathematische Methode in der Ethnologie und Anthropologie zur Anwendung zu bringen. Es könnte danach seltsam erscheinen, daß ich diesen vorzugsweise nüchternen Statistiker mit den englischen esoterischen Philosophen des 19. Jahrhunderts in Parallele gestellt habe. Sein Styl hat nichts oder wenig von dem Schwung dieser; er ist kein Mann der hohen, schönen und großen Worte, aber um so mehr einer der tiefen realen Werthe. Und wo er, wie bei der gekennzeichneten Tragödie des spanischen Volkes in seiner Schilderung plastisch und dramatisch wird, da wirkt seine schlichte Sprache nur um so ergreifender, schlagender und nachdrucksvoller, eben um ihrer schlichten Realität und Sachlichkeit willen. Darum schätze ich ihn höher selbst als die Ruskin und Emerson auf der einen Seite, denen er an esoterischer Geistesbildung nachsteht, und höher gewiß als die Mill und Spencer auf der anderen, denen er an naturwissenschaftlicher Durchbildung zum Mindesten nicht nachsteht. Er besitzt die schlagende Kraft der realen, sprechenden Darstellungsweise, die den mit hohen und schönen Worten genugsam gesättigten und überfütterten modernen Menschen allein noch zu überzeugen und dauernd in Mitleidenschaft zu ziehen vermag.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der letzte Abend.

Von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal.

Es war der letzte Abend. Fest war auf Fest gefolgt, und im ganzen Kirchspiel war des Candidaten Wohl in Champagner und Kirschbeerwein getrunken worden. So waren die Wochen vergangen, und nun war es der letzte Tag — am Abend.

Die letzten Stunden wollte man für sich haben und allein sein. Sie hatten alle genug von den Festlichkeiten, außerdem war es ein langer Abschied, lang und schmerzlich; denn Batavia liegt weit von Dänemark, und nach Batavia sollte er. Darum meinte auch die Wittwe, heute müßten entweder die stärksten Ketten geschmiedet oder alle Bande zerrissen werden. Sie hatte einen Wagen gemiethet, und sie waren nun hinübergefahren nach „der Wiese", doch die Stimmung war auf der Fahrt matt gewesen. Selbst Pastors Johanne, der einzige Gast außer ihm, war zerstreut und verstimmt gewesen. Die Frau und Marie, ihre älteste Tochter, hatten sich unaufhörlich beim Kaffee zu schaffen gemacht, erst mit dem Bereiten und dann mit dem Tischabnehmen; die drei Anderen sollten spazieren gehen. Doch wenn sie an einen engeren Steg kamen, wo das Unterholz finster schimmerte und der Weg dunkler wurde, war Johanne immer vor oder hinter den Anderen. Bald wollte sie zwischen den hohen Stämmen Farrenkraut pflücken, bald fand sie etwas Moos, das so verlockend weich war, daß sie probiren mußte, wie es sich darauf saß. Wenn sie dann wieder die Anderen traf, sah sie schnell fragend erst auf ihn, und dann auf sie. Doch sie war beständig bleich und zerstreut und er beständig munter — eine sorglose Munterkeit, die Batavia vergessen hatte und nicht an den Abschied dachte. Als sie wieder zum Wagen kamen, flüsterte Johanne Marie zu:

„Das wird zu Hause schon besser gehen."

Es wurde auf der Rückfahrt nicht viel gesprochen. Und weil Alle fühlten, daß gesprochen werden mußte, konnte es gerade Keiner. Er war auch still geworden; vielleicht war es die Wehmuth des Sommer-

Digitized by Google

abends, die das Lachen auf seinen Lippen ersterben ließ, vielleicht dachte er auch daran, daß es doch sein Jugendheim war, das, von den Schatten des Abends bedeckt, das letzte Mal vor seinen Blicken lag. Als aber die Anderen sein stummes Wesen bemerkten, erwachten sie wieder zum Leben, und Johanne gewann wieder ihre Munterkeit zurück. Sie fing an, eine von Heyse's Romanzen zu singen, Marie fiel nach dem ersten Verse ein. Die Töne flossen mit der Stimmung des Sommerabends zusammen.

Hinter den Hügeln im Westen ging die Sonne unter; die weichen Umrisse der Anhöhen hoben sich scharf wie Silhouetten von diesem röthlich flammenden Hintergrunde ab.

Unten vor den Hügeln im Moose bewegte sich der Nebel wie ein tausendfacher Schleier. In einiger Entfernung gesehen, nahm er sich wie ein großer See aus, der in der Stille der Sommernacht träumend auf den Tag wartet. Neben dem Wagen, auf den Feldern, am Wege dufteten die schönen Kleeblumen rings umher. Und die Dämmerung wurde dichter und dichter.

Man kam nach Hause und setzte sich zu Tisch, doch die Gerichte der Wittwe standen unberührt; er war der Einzige, der aß. Seine Stimmung hatte sich verändert, und er war wieder munter geworden. Er scherzte mit Johanne, trank auf das, „was sie ja wußte", wünschte Marie Glück zu ihrer Aussteuer und eine fröhliche Hochzeit und dankte der Wittwe mit dem dritten Glas Portwein. Emilie saß ganz steif, ganz starr auf dem Stuhle, doch Alles tanzte vor ihren Augen, und sie wußte, sie würde in Weinen ausbrechen, wenn sie genöthigt wurde, auch nur das kleinste Wort zu sprechen. Das Weinen saß ihr im Halse, ganz oben in der Kehle, so daß es ihr fast den Athem benahm. Doch steif und gerade saß sie da.

Man ging in den Garten hinaus. Die Anderen hielten sich zurück. Die Frau sollte ihres gichtkranken Rückens wegen ein Tuch umnehmen — er und sie gingen durch die Nußallee, die so schmal ist, daß die Zweige der Büsche unaufhörlich ihre Wange streifen. Wie kühl es hier drin ist und so still! Sie hören ihre eigenen Schritte auf der weichen Erde. Sie sind einige Schritte stillschweigend gegangen, dann nimmt sie sich zusammen und spricht. Ihre eigenen Worte tönen in ihren Ohren wie ein fremder, ferner Laut; seine munteren Antworten kann sie kaum fassen ... Wären sie nur erst am Ende des Ganges! ...

* * *

Sie kamen alle wieder hinein. Marie bot Erdbeeren an. Die Wittwe sucht vergebens das Gespräch aufrecht zu erhalten; sie ist roth im Gesicht, aufgeregt, echauffirt, und unbewußt nickt sie fieberhaft mit dem Kopf, so daß die Blumen auf ihrer Haube zittern. Johanne blickt auf die Uhr. Wenn das Gespräch stockt, vernimmt man ihr ruhiges, unerschüttertes, unaufhörliches Ticken, das wie eine spottende Stimme klingt. Er sitzt ruhig über seinen Teller gebeugt, taucht seine Erdbeeren in die Sahne; sein sonnverbranntes Gesicht, das von der Lampe beleuchtet wird, ist ruhig, keck und vertrauensvoll. Er will in Batavia sein Glück machen. Emilie hat sich in eine Ecke gesetzt; wie hinter einem Schleier sieht sie im Schatten auf dieses Gesicht, das sie liebt und das, vom Schein der Lampe beleuchtet, so ruhig und unverändert munter blickt. Und ihr ist es, als wolle ihr Herz zu schlagen aufhören.

Die Mutter geht aus der Stube in das andere Zimmer. Sie will „ihre Canarienvögel zudecken". Kurz darauf erheben sich auch Johanne und die Schwester und gehen zur Gartenthür ... Emilie sieht es und will aufstehen, um ihnen zu folgen. Sie kann nicht mit ihm allein sein ... doch ihre Knie wollen sie nicht tragen. Sie kann nicht aufstehen ... jetzt sind sie allein.

Auf der Eßzimmerthür sieht man den Schatten der Frau, ihre spitze Nase und die Blumen, die auf der Haube zittern; draußen im Garten, gerade vor der Treppe, stehen die jungen Mädchen, an einander geschmiegt, und flüstern ganz leise. In der Stube hört man nichts weiter als das peinliche Ticken der Uhr. Um die Lichter am Clavier summt eine einzelne Fliege.

Er schiebt den Teller fort und leert sein Glas Sherry.

„Sind die Anderen fort?"

„Sie sind in den Garten gegangen," ertönte es gedämpft aus der Ecke.

Vielleicht war etwas in der Stimme, im Ton dieser Antwort, vielleicht die ganze Luft, die ganze Stimmung in der Stube, die ihn veranlaßte, sich über die Stirn zu fahren, sich gleichsam ein wenig zu besinnen.

Das Flüstern stockt im Garten, der Schatten der Frau steht ganz still.

„Es nützt ja nichts, darüber zu weinen," sagte er nach einer Pause. „Man wird ja reich da drüben, und Mutter drängt dazu."

Er erhebt sich, um die neue Stimmung abzuschütteln, geht durch's Zimmer und bleibt am Fenster stehen.

Sie sitzt beständig in der Ecke, ganz im Schatten verborgen und kämpft, um nicht sprechen zu müssen.

Doch die Gedanken ziehen stürmisch durch ihren Kopf, und es ist ihr, als sitze der Laut, den sie ausstoßen will, wie eine quälende Last in ihrer Brust. Und die Anderen kommen nicht herein — warum nicht? Warum plagen sie sie so?

„Spiele etwas zum Abschied," sagt er und dreht sich um. „Du hast so wenig in diesen Tagen gespielt."

Ihr ist's, als ginge die Diele auf und nieder, als sie zum Clavier ging, das an der Thür zum Garten steht. Sie sucht wie eine Blinde nach den weißen Tasten. Jetzt braucht sie wenigstens nicht zu sprechen.

Die ersten Töne sind lärmend, die Saiten stöhnen unter ihren schnellen Händen. Doch bald wird das Spiel milder, eine seufzende, gedämpfte Melodie, von wehmüthigen Thränen durchsetzt. Und während sie spielte, zogen in wechselnden Tönen die Bilder ihres Jugendlebens vorüber. Jeder Accord war eine Erinnerung, jeder der verklingenden Töne war ein Traum, der sie zum Abschied grüßte.

Sie sah, wie sie in dem großen Trog auf dem Teich des Pfarrhauses herum segelten. Er war ein mächtiger König, der mit der schönen Prinzessin auf die Brautfahrt zog. Am anderen Ufer lag das bunte Land des Märchens. Sie saß mit Blumen im Haar und sah auf ihn, wie er, den goldenen Pappheim auf dem Kopf, das Boot steuerte. Und sie glaubte, die glückliche Fahrt solle das ganze Leben hindurch dauern ...

Die Luft der Sommernacht dringt, mit Rosendüften durchsetzt, durch die Gartenthür herein. Die Mücken summen um die Lampe, die Uhr tickt unaufhörlich. Emilie spielt zum Abschied; sie nimmt Abschied von ihrer Liebe und von dem, den sie lieb hatte ...

Sie sind Beide älter geworden. Er sitzt in der obersten Classe der Stadtschule und soll bald Student werden. Da saßen sie eines Abends zusammen, hinter der Rosenhecke im Garten, Hand in Hand; sie erinnert sich noch so genau. Und er holte verlegen ein Gedicht aus der Tasche und las es ihr vor. Es handelte von Liebe, und als er es gelesen, sagte er:

„Es handelt ja von Dir und mir!"

Und dann küßte er sie gerade auf den Mund, vielmals, vielmals ... Sie riß sich los, doch die Verse lernte sie auswendig und sagte sie sich tausendmal her, und kein Gedicht der ganzen Welt war so schön wie dieses. Sie war ja selbst die Heldin des Gedichtes. — Dann kamen die dunklen Zeiten, wo er fort blieb.

Wie weich und milde sind die Töne geworden, wie schmelzend die Accorde. Sie klingen wie schwermüthige Lieder, die nur Frauen leise vor sich her trällern.

Sie spielt ja das letzte Mal für ihn, den ihr Herz so liebt!

Sie waren zusammen auf dem Ball gewesen. Es war zur Weihnachtszeit. Da war eine Dame aus Kopenhagen, im gelben Seidenkleid und vielen Veilchenbouquets. Er tanzte fast den ganzen Abend mit der Dame. Sie war so kokett und schlug die Schleppe über den Arm, wenn sie tanzte. Und dann fragte er sie, ob sie nicht schön wäre. Wie sie weinte, als sie nach Hause kam, und wie sie diese Dame mit der segenden Seidenschleppe und den duftenden Veilchen haßte ... Doch dann hatte sie das Gedicht vorgeholt und es wieder und immer wieder gelesen ... und sie war die Heldin im Gedicht.

Sie war blind gewesen, und diese Töne waren der Grabgesang ihrer Liebe!

Dann hatten sie an einem Sommerabend im Garten Haschen gespielt. Und athemlos von dem starken Laufen, waren sie in der Nußallee zusammengetroffen. Er hatte ihre Hand ergriffen und sie gedrückt — wie sie den Druck noch fühlte; kräftig, warm hatte er sie gedrückt. Die Liebe lebt von Wenigem, und sie hatte beständig gehofft, sie wäre die Heldin im Gedicht. Mit ihm als Steuermann zog sie hinüber zum anderen Ufer — in das bunte Land des Märchens.

Doch jetzt war das Gedicht vorüber — und er stand allein im Boot. Sie saß am Ufer, und ihr war es, als hätten alle Blumen ihre Köpfe gesenkt, und die Dämmerung des Abends warf ihren Schleier auf sie nieder.

— — Der Schatten der Frau bewegte sich unruhig auf der Thür der Eßstube. Die jungen Mädchen lauschten aufmerksam.

Er stand da und spielte mit seiner Uhrkette.

Die Töne klangen abgerissener als vorher, wie gedämpfter Schrei und unregelmäßiger Seufzer.

Dann hörte sie auf.

„Ich danke Dir, Emilie," sagte er bewegt; „ich glaube, Du hast nie schöner gespielt."

Die Worte klangen herzlich und warm. „Der Töne werde ich in Batavia gedenken."

Er streckte die Hand aus, doch sie erhob sich schnell, drehte sich um und ging zum Fenster.

Lange blieb Alles still, das Haubenband der Frau ging heftig auf und nieder. Johanne faßte sich schnell und trat mit raschem Schritte ein. Mit Thränen in den Augen und sehr blassem Gesicht folgte Marie hinterdrein.

„Es ist gewiß Zeit, aufzubrechen," sagte sie.

Sie nimmt Abschied, und er macht ebenfalls Miene, zu gehen.

Ein wunderliches, nervöses Abschiednehmen, wo man es vermeidet, sich gegenseitig anzusehen, wo die eine Hand sich lose in die andere legt, und wo man thut, als würde man sich am nächsten Tage wiedersehen ...

Die Frau und Marie folgen ihm in den Garten. Emilie steht noch immer am Fenster. Sie drehte sich nur halb um, als er ihr bewegt und leise Lebewohl sagte.

Und während sie Stimmen vom Garten her vernimmt, steht sie thränenlos da und starrt hinaus in das Dunkel ...

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Freiherr v. Eckardtstein widerruft die Mittheilung, daß er eine neue Kaiserpartei gründen wolle, deren Aufgabe es sei, die Heeres-, Zoll-, Canal- ꝛc. Politik des Kaisers stets und unbedingt zu unterstützen.

Freiherr v. Eckardtstein ist mit Recht darüber entrüstet, daß man ihm den Unsinn einer solchen Parteigründung zugetraut hat. Einmal kennt er als früherer Diplomat die Verfassung des Deutschen Reiches ganz genau und weiß, daß der Kaiser nie direct, ohne Vermittelung seines Kanzlers, in die Politik eingreifen kann, daß also eine Partei mit kaiserlicher Politik verfassungsrechtlich unmöglich ist. Außerdem aber gilt Baron Eckardtstein für einen Mann von großer, kalter Geschäftsklugheit; wenigstens stellt ihm sein Schwiegervater, Herr Maple in London, dies Zeugniß aus. Einem solchen Manne ist es kaum zuzutrauen, daß er Blanco-Accepte unterschreibt, seien es nun commercielle oder politische. Einem solchen weltschlauen Manne ist es ferner nicht zuzutrauen, daß er annehme, unter seinen etwaigen Jüngeren befinde sich auch nur ein Einziger, der aus uneigennützigen Gründen auf jede selbstständige Meinung verzichten und blindlings jede Meinungsänderung des Monarchen kostenfrei mitmachen werde. Führer der Kaiserpartei könnten freilich Alle werden, die Carrière machen wollen. Die hinter ihnen stehenden Anhänger gebrauchten jedoch, mit einem Worte, so zahlungsfähige Führer, daß selbst Maple's Millionen für diese Zahlungsfähigkeit nicht ausreichen würden.

*

Theodor Mommsen skizzirt in seinem Aufrufe: „Was uns noch retten kann" das Programm der Freisinnigen Vereinigung und der seelenverwandten Gruppen wie folgt: „Die Liberalen möchten das Reichsoberhaupt in den ersten Beamten des Staates umwandeln nach dem Muster Englands und Nordamerikas. Für unsere Nation mit ihrem tiefen, anscheinend unzerstörbaren dynastischen Gefühl ist das der Umsturz." Der greise Geschichtsschreiber hätte auf die Hoffnungen und Entwürfe der Partei, die er liebt, und auf ihre Regierungsfähigkeit mehr Rücksicht nehmen sollen. Mit Bemerkungen, wie er sie sich gestattet, ebnet man der neuen Aera nicht den Weg. Die Herren Ballin und Goldberger sollen entschlossen sein, einen Parteibeschluß gegen den allzu aufrichtigen Fünfundachtiger herauszuholen.

*

Unter'm Einfluß der winterlichen Kälte und der winterlichen Arbeiter-Entlassungen sind in Magdeburg, Breslau, Bochum und anderen Orten Adressen zu Stande gekommen, worin die unterzeichneten Arbeiter sich für Krupp's Unschuld einsetzen, daneben dem Kaiser ausgesuchte Treue ꝛc. geloben, die socialdemokratischen Führer verfluchen und den dringenden Wunsch nach einem neuen Socialistengesetze aussprechen. Damit die Leute zu weiteren Huldigungsadressen veranlaßt werden, sind in Magdeburg zwei Arbeiter, die ihre Unterschrift verweigerten, kurzer Hand entlassen worden, und das, obgleich sie bereits lange Jahre im Dienste des Unternehmens stehen.

Fortsetzung und Krönung dieser Politik hängen leider vom Wetter ab. Die royalistische Gesinnung der Arbeiter ist dem Steigen des Thermometers umgekehrt proportional. Staatserhaltende Männer, die die Politik von Magdeburg, Breslau und Essen für segensreich halten, werden vom Himmel andauernde Kälte erflehen. Je mehr Ohren und Nasen erfrieren, desto heißer lodert in deutschen Industriebezirken der Patriotismus auf. Bei einigermaßen günstiger Witterung darf man darauf hoffen, daß die Socialdemokratie bereits im März 1903 unterschriftlich ausgerottet sein und auf dem Papiere zwei Millionen Stimmen verloren haben wird . . .

Schade, daß die nächsten Wahlen im Juni stattfinden, einem wegen seiner illoyalen und staatsfeindlichen Wärme übel berufenen Monat!

*

Ein hiesiges Blatt läßt sich durch Privat-Telegramme melden, dem Landrath v. Borries, dem neuen Berliner Polizeipräsidenten, werde es als besonderes Verdienst angerechnet, daß er, obwohl conservativ, in politischer Beziehung immer Zurückhaltung beobachtet habe.

Darnach wären Männer mit politischer Ueberzeugung im neuen Reiche nur dann angenehm, wenn sie gleichzeitig die Ueberzeugung haben, ihre Ueberzeugung unter keinen Umständen merken lassen zu dürfen.

*

Der „Vorwärts" theilte letzthin gewissenhaft mit, was Abgeordnete der Gegenseite — „Zollwucherer" — im Reichstags-Restaurant zu Mittag gegessen, ob sie ein Nach-Tisch-Schläfchen gehalten oder während Antrick'scher Dauerreden Skat gespielt haben.

Man darf hoffen, daß die Zollwucherer den reizenden Gedanken aufnehmen und der Oeffentlichkeit die kleinen Privatneigungen socialdemokratischer Abgeordneten nicht länger vorenthalten werden. Die Zahl der von Singer alljährlich genommenen Wannenbäder, der Stadthagen'schen Spaziergänge in der Zimmerstraße und der Klystiere, die Herr Wurm seiner schlaffen Darmthätigkeit wegen nehmen muß, ist historisch wichtig. Erst wenn sie in die Presse kommt, darf man das Zeitalter der wahrhaft vornehmen und sachlichen Politik angebrochen nennen.

*

Die jähe Wendung im Falle Krupp, die Einstellung des Strafverfahrens gegen den Vorwärts und andere Zeitungen ist durch das Schreiben des Oberstaatsanwaltes ganz und gar nicht erklärt worden. Herr Dr. Isenbiel erklärt, daß dem Angegriffenen durch den Tod die Möglichkeit genommen worden sei, durch sein eidliches Zeugniß die gegen ihn erhobenen Verdächtigungen zu widerlegen. Es hat aber nicht der Beleidigte die Pflicht, die Unwahrheit der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu beweisen, sondern umgekehrt muß der Beleidiger den Wahrheitsbeweis antreten. — Herr Dr. Isenbiel giebt offenbar der Wittwe des Verstorbenen darin Recht, daß sie den Streit um Krupp möglichst bald beenden will und daß ihr an der Bestrafung der Beleidiger nichts mehr liegt. So sehr diese Auffassung die Wittwe Krupp und den Oberstaatsanwalt ehrt, so falsch ist doch die Annahme, daß die Strafverfolgung „bei dieser Sachlage" nicht mehr im öffentlichen Interesse liege. Dies öffentliche Interesse liegt vielmehr einmal deßhalb vor, weil Krupp eine öffentliche Persönlichkeit war und weil die Angriffe gegen ihn mit Wucht in die Oeffentlichkeit geschleudert wurden. Außerdem aber hat des Kaisers Majestät mit Entschiedenheit Partei für seinen Freund ergriffen und die Urheber des Gerüchtes als ehrlose Verleumder gebrandmarkt. Und nun soll die Angelegenheit plötzlich in tiefem Schweigen ersterben? Kindliches Hoffen! Nun wird sie erst zu sprechen beginnen. Nun glaubt alle Welt den Anklägern. Durch die Einstellung des Strafverfahrens ist ohne Noth der Monarch in eine sehr, sehr unangenehme Lage gebracht worden.

Prinz Vogelfrei.

Parteigenosse Goethe.

Abgeordneter Barth gedachte in einem zündenden Trinkspruche des „Parteigenossen" Wolfgang Goethe, dessen Verse von den Heiligen und den Rittern er weiter dichtete:

„Die Männer von sechzehn Ahnen,
Sie schießen ihre Fasanen,
Sie pfeifen auf Freiheit und Recht,
Dies adelige Geschlecht!"

(Berliner Tageblatt.)

Ergebenst trete ich vor Sie,
Ich, Theo Barth, der Dichtersmann;
Ich dichte gerne Poesie,
Was Keiner mir verbieten kann.

Ich dicht' und dichte immerzu,
Ich kann doch nichts für mein Genie;
Als Kind hatt' Masern ich und Croup,
Als Mann hab' ich die Poesie.

Bei mir wird jede Stroph' zur Straf',
Wie Obstruction wirkt mein Gedicht;
Der grobe Unfugs-Paragraph
Erstreckt sich auf die Dichtkunst nicht.

Und führte man im Deutschen Reich
Die Prügelstrafe wieder ein
Und schlüge man mich windelweich —
Ich ließe nie das Dichten sein.

Mit meiner Verse Wehgeschrei
Bring' ich die Mehrheit auf den Schwung;
Was Träger für die Volkspartei,
Bin ich für die Vereinigung.

Und Goethen nenn' Parteigenoß
Ich, Theo Barth, der Dichtersmann.
Ein Ritt auf seinem Pegasos,
Darauf kommt mir's schon gar nicht an!

Manchmal red' ich im hohen Haus,
Und manchmal schlaf' ich auch im Bett',
Dagegen in der Zwischenpauf',
Da dichte ich den Faust complett.

Timon d. J.

Digitized by Google

Dünnschälige Bühnendichter.

Moses Mendelssohn kritisirte die französischen Gedichte des Preußenkönigs, dieser verbat sich das sehr ungnädig, erfuhr aber die Replik, daß wer Kegel schiebt, sich auch den Kegeljungen gefallen lassen muß, der die Zahl der getroffenen und der verfehlten Kegel angiebt. Der König mit dem Krückstock war vielleicht etwas weniger gutartig, als ihn später die gerechte Bewunderung der Zeitgenossen hingestellt hat; je näher man dieser zugleich merkwürdig großen und merkwürdig complicirten Herrschergestalt kommt, desto mehr glaubt man Ungerechtigkeiten und besonders Härten bei ihm wahrzunehmen. Aber wehleidig war er wenigstens nicht. Er glaubte nicht die Menschheit anklagen zu dürfen, wenn ihn ein Mißgeschick betraf. Unsere Zeit und unsere Literatur sind darin anders. Die Theater-Könige verzweifeln sofort an der sittlichen Ordnung ihrer Welt, wenn ihnen etwas fehlschlägt oder nach ihrer Meinung ein Unrecht widerfährt. An ihrer Welt, d. h. an der des Dramas und der Bühne. Aber freilich war König Friedrich ein Herr aus recht altem Hause und Eintagskönige sind überliefertermaßen meist empfindlich und innerlich verzärtelt gewesen. Sie haben Mitleid mit sich selbst, wie das berühmte Wort einer schwindsüchtigen Dame in einem französischen Roman lautet.

Unsere Theaterkritik soll verroht sein. Wäre sie es, was denn wäre daran zu verwundern? Ist es etwa bei uns anders im Vergleich mit der Zeit vor einem Menschenalter nicht verroht, angefangen bei dem deutschen Reichstag? So aber ist merkwürdiger Weise die Theaterkritik neuerdings eher in feineren Händen, als sie zum Theil in der erwähnten Zeit war, zugleich in solchen, die einen auf „feineren" reimenden Comparativ für sich anrufen dürfen. Ohne Zweifel ist es stets ein Mißgeschick, wenn ein begabter Mann von der Kritik übel und ungerecht behandelt wird, thatsächlich oder nur nach seiner eigenen Meinung. Aber wer will über die letztere Controverse entscheiden? In diesen Dingen gilt stets der Spruch, „was ist Wahrheit?" Wir wissen nur, „daß wir nichts wissen können". Ungerechte Kritik ist so alt wie die dichterische Production überhaupt. Aristophanes rauft sich in den Parabasen seiner Komödien mit Nebenbuhlern und Verkleinerern. Wem der Gott gab zu sagen, was er leidet, der pflegt sich darin auch keine Beschränkung aufzuerlegen; ist es eine Saison einmal nicht auf der Bühne, dann ist es dafür im Berliner Tageblatt. Nur irrt sich der Verfasser von „Sodoms Ende" darin, daß er die Gegenwart in dieser Hinsicht für unerhört rücksichtslos ansieht. Man hat da noch ganz andere Beispiele.

Im Laufe der Sudermann-Discussion ist u. A. daran erinnert worden, daß Heinrich v. Kleist eigentlich an Goethe zu Grunde gegangen sei, weil ihm dieser die weimarische Hofbühne versperrt hat. Das ist wohl richtig, wenn auch nur in gewissem Sinne. Kleist scheiterte daran, daß in dem Norddeutschland zwischen Jena und Leipzig für ihn überhaupt kein Platz war. Aber das Beispiel steht durchaus nicht allein. In Bürger's letzter Lebenswendung hat die bekannte Schiller'sche Recension eine nicht unerhebliche Rolle gespielt, und ihren Urheber kümmerte das so wenig, daß er sich in den „Xenien" noch darüber lustig machte. Der nach mancher Ansicht größte aller englischen Lyriker John Keats ist 1821 an der Wirkung einer Edinburger Recension gestorben, und einem Jugendfreunde Alfred Tennyson's soll es ähnlich ergangen sein. Und da erheben bisher erfolgreiche Dramatiker eine herzbewegende Klage über den allgemeinen Verfall der literarischen Sitten und über das herannahende „Ragnarok" der Menschheit, weil nach ihrer Meinung über sie ungerecht und auch in unangemessenem Ton geurtheilt worden ist. Tant de bruit ... Der südafrikanische Krieg, die indischen Hungersnöthe, die Katastrophe auf Martinique müssen demgegenüber natürlich in Vergessenheit gerathen. Henrik Ibsen hat einmal gesagt, einen Laib Brod zu backen sei verdienstvoller als die Schöpfung eines geistigen Werkes unter dem ersten Range; er konnte es, da er nach Ansicht seiner Anhänger nur Erstgradiges schafft.

Je länger sich Jemand mit Bühne und Bühnenkritik befaßt, desto eher kommt er hier und da zu der Ansicht, daß man sich bei uns in Deutschland viel zu viel über dies Thema aufregt. Das war gut für die Zeit der Restauration nach 1815, als die Blätter sich Wochen lang darüber stritten, ob der und jener Schauspieler eine bestimmte Rolle richtig aufgefaßt habe oder nicht und ob die oder jene Sängerin in der jüngsten ihr anvertrauten Partie völlig oder nur theilweise bei Stimme gewesen sei? Wir sehen herunter auf jenes Histrionenzeitalter, aber vielleicht haben wir dazu gar nicht einmal so sehr Ursache. Die Verekelung des politischen und parlamentarischen Lebens durch gewisse Erscheinungen hat bei uns das Interesse an der Bühnenwelt wieder etwas zu sehr belebt. Vielleicht steht darin von Neuem ein Umschlag bevor — die Zeiten sehen für manches Urtheil danach aus, als ob sie zunächst recht ernsthaft werden könnten. Natürlich aber hat die Freigabe des Bühnengewerbes auch ihre sehr gute Folge gehabt, und einer Reihe dramatischer und schauspielerischer Veranlagungen den unentbehrlichen Platz an der Sonne verschafft. Eben damit aber hat sie auch nach einer sehr wüsten Uebergangszeit die Theaterkritik vergeistigt und verfeinert, hat sich gegen früher unbestreitbar sehr gehoben. Besonders moralisch, wie unsere Presse überhaupt. Vor einem reichlichen Menschenalter soll es hier vorgekommen sein, daß ein jüngerer Schriftsteller einem älteren die Nothwendigkeit klagte, sich für Besuche stets einen frischen Cylinder halten zu müssen. „Junger Freund, seit wann kauft man denn Cylinder?" war die erstaunte Replik des an Recensionsexemplare jeder Art gewöhnten „Veteranen". Dergleichen dürfte heute nicht mehr möglich sein, obgleich ja gewisse Proceß-Erscheinungen aus jüngeren Jahren doch auch noch recht lehrreiche Einblicke eröffnet haben. Noch vor zwei Jahrzehnten soll hier und da die Theaterkritik ihrem Verfasser regelrecht für seine Stücke den Weg auf die Bühne und für seine Person den in das Boudoir der ausübenden Künstlerin erevolvert haben; jetzt dürften die Zeiten in dieser Hinsicht immerhin etwas weniger heldenhaft geworden sein. Napoleon hat viele Nachahmer gehabt, und auch die vorbezeichnete Methode des dramatischen und persönlichen Sichdurchsetzens wird wohl hier und da noch heute nach Möglichkeit angewandt, aber die großen Meister sterben aus oder werden alt.

Max hat sich stellenweise gewundert, daß ein Dramatiker wie Hermann Sudermann zugleich für die Interessen sehr minderwerthiger Bühnenschriftsteller mit eintritt und sich gewissermaßen solidarisch mit ihnen erklärt. Aber das wundert mich gar nicht. Auf ein nothwendig tragisches Stück wie „die Ehre", hat dieser hochbegabte Mann einen „versöhnlichen" Schluß aufgeklebt oder aufkleben lassen. Er kann sich dafür auf sehr berühmtere Schriftsteller berufen, die der Bühnenpraxis gleichfalls gelegentlich weitgehende Einräumungen machten. An der schönen blauen Donau wurde eine gewisse, auch bei uns wohlbekannte Art dramatischer Fabrikanten zeitweilig ironisch „Die Stückgießer" genannt; die damit ausgedrückte Geringschätzung war nicht ganz begründet, denn ein Stück bühnengerecht gießen zu können, ist gar nichts Leichtes und Alltägliches und der bei dieser Controverse spöttisch mit herangezogene Kotzebue war gewiß technisch ein sehr viel größeres Talent als irgend Einer der praktischen Herren, die jetzt gegenüber der Kritik selbstzufrieden auf ihre Tantièmensummen hinweisen und sich als „schöpferische Geister" dem Neide unproductiver Veranlagungen ausgesetzt meinen. Sie haben ja so recht. Wenn nach Aeonen Shakespeare ein leerer Name sein wird, werden sich Kadelburg und Cie. darüber trösten können, daß sie literarhistorisch betrachtet keine Handschuhe anhaben.

Nur um Eins möchte ich die hochverehrten Herren Theaterbeherrscher bitten. Seien Sie nicht so prüde, wenn ein junger Kritiker kindlich dürftige Späße über die „rothen Bäckchen" eines hervorgerufenen Dramatikers producirt. Er wird das bedauern, wenn er einmal selbst erfolgreicher Dramatiker geworden ist; wie einmal ein gekränkter Hôtelgast dem hoffährtigen Oberkellner zurief: „Sie können auch noch einmal Publicum werden." Und seien Sie nicht so gekränkt, wenn eine Theaterkritik witzig ist. Vielleicht bringen wir es mit der Zeit noch zu einem Gesetz, das den Kritikern verbietet, witziger zu sein als der schöpferische Geist von Lustspielzusammenstoppler, den dieses Mißverhältniß mit Recht übel anmuthen und verstimmen muß. Denn wie ein sehr hoher und vielbewunderter Herr während des Feldzuges von 1870/71 angeblich zu sagen liebte: „M. H., so schlechte Witze darf hier allein Ich machen."

Dr. Cajus Moeller.

Dramatische Aufführungen.

Das dunkle Thor. Schauspiel in vier Aufzügen von Felix Philippi. (Königliches Schauspielhaus.) — Paul Lange und Tora Parsberg. Drama in drei Acten von Björnstjerne Björnson. (Berliner Theater.)

Felix Philippi ist seit seinem „Großen Lichte" von einigen Leuten literarisch gewerthet, von etlichen sogar ernst genommen worden. Für den ruhigen Beobachter, der nicht in jedem beifallgekrönten Coulissenstück eine grundlegende Geistesthat ehrt und sich die Kehle nicht mit unaufhörlichem Hosiannah-Geschrei ausdörrt, war der Fall Philippi nur deßhalb interessant, weil er unseren „dramatischen Frühling" recht eigenartig beleuchtet. Wie oft haben wir gelesen, daß die neuen Helden, die Führer der realistischen Schulen, unsere Bühnen aus der Verflachung und Versimpelung, vor den groben Machern gerettet haben; wie oft sind in diesen Tagen Kotzebue, Iffland, die Birchpfeiffer geschmäht worden, obgleich mindestens die beiden Männer an Erfindungsgabe und Gewandtheit den Artvorträgern von heute kaum nachstehen! Als Hauptmann mit seinem Nachtrab anritt, Sudermann wie ein Stern aufging, da schien thatsächlich das Schicksal der alten Herren besiegelt, sie verschwanden von der Bühne. Nun ist aller Sturm und Drang vorüber gegangen. Gerhart Hauptmann schwenkt gelassen in die Bahnen der Classicität ein. Sudermann schreibt Salon-Komödien und -Tragödien, und gleichzeitig strahlen in neuem Glanze die angeblich Ueberwundenen, die Männer um Philippi. Wer den Beifall hörte, der den drei ersten Acten seines „Dunklen Thores" folgte, der meinte, in diesem Orkane würde ein neues Dichtergenie geboren, ein Bahnenweiser, ein Führer in die Zukunft. Und dabei dankte das Publicum nur seinem alten Philippi, der ihm ein Colportage-Drama groben Kalibers gestiftet hatte, ein Werk, dem sogar die spärlichen Reize mangeln, welche sonst Philippischen Schöpfungen anzuhaften pflegen.

Mit einer ernsthaften Kritik der Arbeit thäte man dem Verfasser und sich selber Unrecht. Er glaubt, die Augenblickswünsche des Publicums richtig zu erkennen: wirkungsvolle „actuelle" Handlung, starke, im Guten wie im Bösen starke Menschen, holdselige Mägdelein im Sumpf-

Digitized by Google

milieu und prasselnde Actschlüsse, die möglichst auch den Maschinenmeister beschäftigen. Etwas Humor — oder was Herr Philippi unter Humor versteht — muß unbedingt hineingemengt werden. Der Dichter nahm daher den Simplon-Tunnel mit seinen vielbesprochenen Wassereinbrüchen; den Unternehmer, dessen Ehre und Leben von der Weiterführung des schwergefährdeten Werkes abhängt; den biederen Oberingenieur; die liebende Maid und als Gegenpol den finsteren Intriganten, der diesmal Arbeiterkleider trägt. Als Prachtstück originaler Philippikunst wird in das Getriebe der arme Blödsinnige Hihi hineingestellt, ein Verwahrloster, der seine Nächte grundsätzlich in Kiesgruben verbringt und durch die Schuld des schon erwähnten Intriganten Sohn und Tochter verloren hat. Alle diese Bestandtheile durch einander gemengt ergab einen sehr stumpfen ersten Act und dann eine erregende Scene im zweiten, wo dem braven Ingenieur der Versucher naht und ihn dazu überredet, die armen Actionäre zu beschwindeln, ihnen die Wassergefahr zu verschweigen und so fünfzehn Millionen aus der Tasche zu luchsen. Jedes Wort, das der versuchende Geheimrath sagt, und jede Entgegnung seines Ingenieurs ist unmöglich, ist schreiender Unsinn. Herr Philippi hat keine Ahnung vom technischen Betriebe, insonderheit von dem Um und An einer Tunnelbohrung. Besser ist er anscheinend über Aufsichtsrathssitzungen und Generalversammlungen unterrichtet. Der dritte Act, der uns diese Kenntnisse des Dichters ahnen läßt, schließt mit der beliebten tumultuarischen Scene. Im biederen Ingenieur ist, vielleicht dank reichlich genossenem Sect, die nur mühsam unterdrückte Rechtlichkeit zum Durchbruch gelangt: er klärt Arbeiter und Finanzleute über die wahre Lage des Unternehmens auf. Brüllender Lärm dankt ihm. Gallerie und Parkett stimmen ein. „Matkowsky, Matkowsky!" dröhnt es durch das Haus. Er kommt, Schulter an Schulter mit dem Poeten, seinem Kampfgenossen. Der Schlußact steigert den Lärm: Hihi legt eine Dynamitpatrone in den Tunnel und sprengt auf diese Weise zwar sich und den Intriganten in die Luft, rettet aber das Leben von fünftausend sonst dem Massentode preisgegebenen Arbeitern. Eine ernsthafte Kritik dieser hülflosen Schauergeschichte verbietet sich, wie gesagt. Die einfache Erzählung der Vorgänge genügt. Wir können die Ahnen um ihre verachteten Kotzebue und Iffland beneiden. Solche Dichtungen wie das „Dunkle Thor" hat man zu ihrer Zeit im Königlichen Schauspielhause in Berlin nicht aufzuführen gewagt.

Das Berliner Theater, das sich mit Björnstjerne Björnson alleweil redliche Mühe gegeben hat, brachte zu seinem siebzigsten Geburtstage „Paul Lange und Tora Parsberg" heraus. Ein Drama, dem man in Norwegen mit zitterndem Interesse folgte, weil es als Schlüssel-Drama galt, und weil man in seinem Helden den wirklichen Herrn Ministerpräsidenten des Königreiches vermuthete; das wir aber just um dieses Helden willen nicht verstehen. Paul Lange übt Verrath an seiner Partei. Bei Leibe keinen gemeinen Verrath — er hat vielmehr der mildernden Umstände mehr als genug. Denn der leitende Staatsmann, den er stürzen soll und für den er im entscheidenden Augenblicke, allen bindenden Abmachungen entgegen, eintritt, dieser leitende Staatsmann empfiehlt sich ihm erstens durch seine bei aller Verschlagenheit kraftvolle Persönlichkeit, zweitens durch Tora Parsberg, die sehr nachdrücklich bei Lange für ihn eintritt, und drittens ... na, drittens durch einen behaglichen Botschafterposten, den er dem Führer der Opposition antragen läßt. Nicht aus gemeinem Eigennutz und nicht wider seine bessere Ueberzeugung stürzt Lange den Feind seiner Partei, sondern weil er ein schwankender Zärtling ist, ein übertrieben Objectiver, der allen Gründen zugänglich ist, auch denen der Gegenseit. Der also ganz und gar kein Politiker ist. Björnson mag nun seinen Lange klar vor sich gesehen und die norwegischen Theaterbesucher mögen ihn verstanden haben — für uns gewinnt er keine festen Umrisse. Wir sehen ihn tappen und tasten, ohne zu wissen, wohin er gehen wird. Ein halb verächtlicher, halb bedauernswerther Weichherziger, Decadent durch und durch, von dem wir nicht begreifen, daß er so große Gewalt über die Menge und über die Weiber hat, wie Björnson uns unaufhörlich erzählt ... Diese verhängnißvolle Schwäche des Dramas hindert nicht, daß es wiederholt lebhaft fesselt. So ist das politische Bankett im zweiten Acte mit seiner prächtigen, großzügigen Schilderung des Gewimmels der Streber und Kleber, Aufrichtigen und Schleicher ein prächtiger Wurf. Björnson's starke Theaterader, die alle sein Epik durchzuckt, schleudert Blut und Wärme in diese Scenen und macht sie zu einem dramatischen Kleinod. Dagegen leiden die Gespräche Lange's und Tora's, die den ersten und dritten Act füllen, unter sehr erheblicher Breite. Zwar, das kluge und rasche Weib gefällt Einem, und die Art, wie sie den Verzagenden aufrichtet, mit neuem Muthe tränkt, hat etwas Fortreißendes an sich. Wenn aber nach all' ihren eingehenden Darlegungen Paul Lange, den sie aus der Verzweiflung und vom Tode gerettet zu haben hofft, nun doch zum Revolver greift, dann versteht man den übergroßen Aufwand nicht mehr. Noch mit seiner letzten Handlung, — seiner einzigen übrigens — dem Revolverschusse, giebt diese schemenhaft gebliebene Gestalt unlösbare Räthsel auf.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal „Tunesische Wanderungen".

In Nr. 36 der „Gegenwart" schildert Herr Dr. von Thaler in einem Aufsatze „Tunesische Erinnerungen" einen Ausflug nach der Regentschaft Tunesien. Dem Inhalte dieses Aufsatzes kann auch ich, der ich seit siebzehn Jahren in diesem Lande meinen Wohnsitz habe, im großen Ganzen beistimmen, wenngleich ich in mehreren Punkten anderer Ansicht bin, beispielsweise über die französischen Passagierdampfer Marseille-Tunis nur Gutes sagen kann. Aber ich, und ebenso manche andere Landsleute in Tunis, würden uns doch recht gefreut haben, wenn der Herr Verfasser der Deutschen dort wenigstens mit einigen Worten gedacht hätte.

Die Zahl der Deutschen ist zwar noch verhältnißmäßig gering, doch befinden sie sich durchweg in wirthschaftlich bemerkenswerther Stellung, die auch dem deutschen Besucher der Hauptstadt recht bald in die Augen fallen muß. Am Kai wie am Bahnhofe leuchtet schon dem Fremden der weiß- und rothmützige Vertreter des deutschen Reise- und Jagdbüreaus entgegen. Wenn man mitgebrachtes Geld in die landesübliche Münze umwechseln will, wendet man sich am besten an das deutsche Bankhaus. Trägt man Sorge um umfangreiches Reisegepäck so wird dies am zuverlässigsten durch den deutschen Spediteur besorgt. Die Vertretung deutscher und ungarischer Schiffahrtslinien liegt in den Händen einer deutschen Schiffsmaklerfirma. Zwei deutsche Hôtels (ersten und zweiten Ranges) mit deutscher Bedienung, deutschen Zeitungen u. s. w. bieten gute Wohnung und Verpflegung. In einer großen deutschen Bäckerei und Conditorei läßt sich Gebäck und Kuchen heimischer Art finden. Wer echte arabische Schmucksachen kaufen will, wird eine große Auswahl davon bei dem deutschen Goldschmied und Uhrmacher vorgelegt bekommen. Sogar ein deutsch sprechender Arzt ist vorhanden.

Der Verkehr der Deutschen unter einander ist verhältnißmäßig rege. Häufig treffen sie sich in zwanglosen Gruppen in der Familie oder in irgend einer Brasserie (Bierhaus), in der es gutes deutsches oder auch französisches Bier giebt. Auch gemeinschaftliche Ausflüge fehlen nicht. Den Höhepunkt der Geselligkeit bildet in jedem Jahre die Feier von Kaisers Geburtstag, bei der sogar die Damen bis in die Nacht hinein auszuhalten pflegen.

Deutsche Landsleute können wir während der Wintersaison (November bis Mai) recht häufig begrüßen. Daneben wendet sich der Strom der Touristen (wie der Jagdliebhaber und Naturwissenschaftler) seit mehreren Jahren in sehr erhöhtem Maße Tunesien zu. Auch von Kranken wird es neuerdings seines milden und gesunden Klimas wegen sehr viel aufgesucht. Fast jeder Passagierdampfer bringt uns eine Anzahl Deutsche, und häufig können wir es erleben, daß in den Restaurants oder in den souks (Kaufläden) heimische Laute unser Ohr treffen. Sogar die ehrsame Zunft der fechtenden Handwerksburschen hat schon wiederholt Vertreter hergesandt; ich selbst habe sie beispielsweise im Süden des Landes, in Gabes und Monastir, angetroffen.

Paul W. H. Spatz (Tunis).

Notizen.

Das illustrirte Lieferungsprachtwerk „Weltall und Menschheit" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57) ist jetzt bis Lieferung 16 gediehen. In den uns vorliegenden jüngsten drei Heften setzt Prof. Dr. Karl Sapper, der berühmte Geologe, seine außerordentlich spannenden Darlegungen über Erdrinde und Menschheit fort; von besonderem Interesse sind u. a. die Ausführungen über die Geschichte der Geologie. In Heft XVI beginnt der dritte große Abschnitt, die „Erdphysik"; und auch hier wird zunächst ein höchst anziehender Rückblick über den Werdegang dieses wichtigen Zweiges menschlicher Forschung von den ältesten Zeiten an gegeben. In vorzüglicher Weise dienen die den Lieferungen eingefügten zahlreichen schwarzen und farbigen Illustrationen und schematischen Zeichnungen zur Erläuterung des Textes. Sehr zahlreich sind auch diesmal wieder die Reproductionen interessanter Karten und Darstellungen aus geologischen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts.

Adolf Bayersdorfer. Leben und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans Mackowsky, August Pauly und Wilhelm Weigand. (Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.) Als Bayersdorfer vor $1^1/_2$ Jahren starb, herrschte allgemein das Gefühl, daß die Kunstgeschichte eine ihrer Zierden und Deutschland einen seiner feinsten Kenner verloren habe, der in gewissem Sinne eine ganze Kultur in sich verkörperte. Und doch war es nur Wenigen vergönnt gewesen, den glänzenden Geist und Gelehrten im näheren Umgang zu genießen: denn Bayersdorfer war in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens nur noch ganz selten als Schriftsteller aufgetreten, und die Schriften

Digitized by Google

aus seiner Jugend und der Zeit seiner ersten geistigen Reife waren längst vergriffen. Die vorliegende Ausgabe seiner Schriften aus dem Nachlaß wird den großen Kenner und Gelehrten erst in weitesten Kreisen bekannt machen. Sie wird aber nicht nur den seltenen Gelehrten und Denker, sondern auch einen hochbedeutenden Menschen offenbaren. Bayersdorfer als Kunsthistoriker vereinigt Eigenschaften, die sonst nur selten in einem Geiste vereinigt vorkommen: „in ihm lebte ein verständnißvoll in die Welt blickender Künstlergeist, der ein stilles Gesetz in dem flüchtigen Spiel der Erscheinungen zu erkennen und festzuhalten vermochte." Seine Fähigkeit, von der philosophisch-ästhetischen Seite her in die Probleme der Kunst einzudringen, war ganz außerordentlich; sie wird den weiten Kreis der Kunstfreunde entzücken, zumal sich der Geschmack des feinfühligen Mannes auch in der Form seiner Schriften zeigt, die sich schon durch den weiten Umfang seines künstlerischen Interesses (Musik, Theater; Richard Wagner, Liszt; Lyrik) an große Kreise der Gebildeten wenden. Bayersdorfer ist der Philosoph unter den neueren Kunstforschern, der die philosophisch-ästhetische Seite der Kunstgeschichte mit dem Glanz einer ganz seltenen Begabung vertritt.

Heinrich Vierordt. Vaterlandsgesänge. 2. Aufl. Heidelberg 1903, Carl Winter. Die erste Auflage dieser prächtigen Gedichte erschien 1890. Zwölf Jahre sind also nöthig gewesen, um diese neue, erweiterte Auflage möglich zu machen. Immerhin wollen wir uns freuen, daß der Dichter und wir sie erleben; und wünschen wollen wir, daß die Kenner und Freunde deutscher Lyrik sich fortan auch um diese „Vaterlandsgesänge" schaaren. Werth sind die Gedichte der Ehre reichlich. Beseelt von einer unverfänglichen Vaterlandsliebe, die jedoch nicht nur auf's „Land Baden" beschränkt bleibt, bietet die Sammlung zugleich einen anmuthigen Bilderſaal, in welchem es neben neuen auch nicht an alterthümlichen Gemälden fehlt, die echtes, gemüthvolles Behagen offenbaren. Unter den neuhinzugekommenen Stücken sind der „Scenische Prolog zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden" und der „Nadlertrinkspruch" die werthvollsten. Der Prolog ist überaus edel in der Sprache und trotz aller echten Wärme doch ganz frei von Liebedienerei. Der dem pfälzischen Naturdichter gewidmete Trinkspruch ist schön und kraftvoll. Er enthält unter Anderen folgende Verse:

Hat unsre Zeit ein Recht, zu schmähen
Die alte als beschränkt, begrenzt?
Darf sie sich dreist und brüstend blähen?
Ist alles Gold, was heute glänzt?
Scheingroße, Schaumgold, Steppenflächen,
In vielen Seelen nackter Graus —
Wie selten Ströme, die da brechen
Urwüchsig aus dem Fels heraus!
Mag sie mit tausend Flittern prahlen —
An einem doch, daß Gott erbarm!
An wirklichen Originalen
Ward ja die Welt so bettelarm . . .

Wir aber wollen uns in dieser an Originalen so bettelarmen Welt doch recht wohl fühlen, solange in ihr Dichter wie Heinrich Vierordt ihre Stimme ertönen lassen. E. R.

Aus tiefster Seele. Eine Blüthenlese der deutschen Lyrik von Klopstock bis zur Gegenwart von Adolf Bartels (mit 34 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner). 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Lahr in Baden, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. Von welchem Gesichtspunkte aus diese Anthologie zusammengestellt ist, ergiebt sich aus dem Titel. Lyrik als Poesie der reinen Empfindung der Seele will das Büchlein bieten. Im Grunde hat Bartels jene deutsche Lyrik im Sinne gehabt, welche mit dem Volksliede anhebend bis auf unsere Tage denselben Charakter des Innig- und Einfach-Empfundenen zeigte, welche in Goethes Lyrik einen Gipfelpunkt erreichte. Lyrik der tiefen deutschen Seele, der Volksseele. Freilich auch Dichter waren zu berücksichtigen, denen ein feineres Gefühl für volksthümliche oder besser: echt lyrische Ausdrucksweise nicht gegeben war, die reflexionären Talente der Epigonen, deren Gedichte wir heute nicht mehr zu „genießen" vermögen, die uns vielmehr nur noch literar-historisch interessiren. Mit Muth und Glück hat sich Bartels auch durch diese Oede durchgearbeitet, und wo das Buch nicht fesselt, entzückt oder ergreift, da ist dies nicht Schuld des allzu gewissenhaften Herausgebers, sondern Schuld des allzu unpoetischen Poeten. Von den älteren deutschen, auch österreichischen und schweizer Poeten sind fast alle mit Proben vertreten. Natürlich wurde den echten Lyrikern und den großen Persönlichkeiten, wie z. B. Goethe, Mörike, Storm, Hebbel, Keller, C. F. Meyer, mehr Raum gewährt, als den farblosen unpersönlichen und unpoetischen Epigonen. Auch die Modernen sind berücksichtigt und zwar folgende von ihnen: Liliencron, Falke, Heinrich und Julius Hach, Kirchbach, Bleibtreu, M. von Stern, Wilhelm Weigand, Conradi, Gerhart Hauptmann, Holz, Dehmel, Henckell, O. E. Hartleben, Ricarda Huch, Anna Ritter, Bierbaum, Lienhard, von Wallpach, Salus, Morgenstern, Fr. Evers, Jacobowski, Benzmann, Hofmannsthal, Schaukal, Helene Voigt, Bethge, Karl Vanselow. Man kann also die verschiedenen Epochen vergleichen, man wird hierbei finden, wie ähnlich sich echte Poesie immer bleibt, die Poesie, die aus der tiefen deutschen Seele quillt. Das Buch ist solide ausgestattet. Die beigegebenen Dichterporträts sind recht gut zumeist gelungen, die ihnen beigefügten Embleme dagegen oft recht unpassend und nichtssagend. nz.

Neue Literaturgeschichtswerke: Geschichte der Deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar. Mit einer Fortsetzung: „Die Deutsche National-Literatur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart" von Adolf Stern. 25. Aufl. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. Geschichte der deutschen Literatur von Adolf Bartels (in zwei Bänden). Leipzig, Eduard Avenarius. Geschichte der Deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung über die deutsche Literatur von 1800—1832 von Paul Heinze (mit 16 Bildnissen und Namensunterzeichnungen deutscher Dichter). 2. Auflage. Leipzig, Verlag von F. A. Berger. Vilmar's Literaturgeschichte ist weit und breit bekannt und bedarf hier kaum eines Wortes der Empfehlung. Auch Bartels' Literaturgeschichte wurde hier bereits ausführlich gewürdigt und der nationale Standpunkt des Verfassers, der allerdings bei der Behandlung des 19. Jahrhunderts sich nicht frei von Einseitigkeiten zeigt, und die selbstständige Auffassung, die er von der deutschen Kunst hat, dargelegt. Auch Heinze nimmt einen ähnlichen Standpunkt ein, doch vermeidet er es, allzu aggressiv zu werden. Wohlthuend berührt sein von ästhetisch-kritischen Gesichtspunkten ausgehendes Beurtheilen und Erklären, seine warmherzige Objectivität. Er gleicht in dieser Beziehung Adolf Stern, dessen mildes und reifes Urtheil trotz gelegentlicher Schärfe seine Darstellung so anziehend und vornehm erscheinen läßt. Interessant werden alle drei Werke ganz besonders dadurch, daß die moderne Literatur in ihnen ziemlich ausführliche Darlegungen gefunden hat, aus welchen jeder gebildete Leser einen guten und klaren Ueberblick über die interessantesten Erscheinungen der letzten Jahrzehnte gewinnen kann. Am ausführlichsten ist die moderne Literatur natürlich von Heinze behandelt. Auffällt in allen drei Darstellungen die Abgeneigtheit ihrer Verfasser gegen die moderne sogenannte „artistische" oder „Decadence"-Poesie. So lobenswerth der Eifer der Literarhistoriker ist, gegen alles Ungesunde und Antinationale Front zu machen, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß gerade durch die Poesie eines Dehmel und Anderer die moderne Poesie an Tiefe und Originalität, an individuellen Ideengehalt und an Formenmannigfaltigkeit und -Feinheit unendlich gewonnen hat, ja, daß diese Dichter bei allen ihren individuellen Sonderbarkeiten vor allen anderen geradezu den deutschen Individualismus und Idealismus, die deutsche Tiefe und die moderne Ideenwelt in der gegenwärtigen Literatur repräsentiren. Gerade hier zeigt es sich, daß bei einer Darstellung des Gegenwärtigen eine Literaturgeschichte immer fruchtbarer und instructiver, wahrer und wahrhaftiger wirkt, wenn sie nicht das Eine streng verwirft und das Andere hoch anerkennt, sondern einfach referirt, darlegt, erklärt. Sie will doch keine Feindin der Lebenden sein, sondern gerade diesen, den Ringenden und Strebenden, eine Freundin sein . . . Es ist hier nicht der Raum im Einzelnen nachzuweisen, inwieweit hier und dort von den drei Verfassern ein Urtheil weniger überzeugend wirkt. Es liegt aber in der Natur der Anlage und des Charakters eines Werkes, an der Ausführlichkeit der Einzelcharakteristiken, die ein genaueres Abwägen zuließ, daß Heinze's Darstellung den einzelnen modernen Dichtern am meisten gerecht wird. Andererseits ist ebenso erfreulich, daß alle drei Verfasser sich mit Schärfe gegen die Flachheit gewisser viel gepriesener moderner Dichtwerke, Dramen und lyrischer Dichtungen wenden. Kurz, man mag im Einzelnen über moderne Erscheinungen ganz anderer Meinung sein wie diese drei Literarhistoriker, im Allgemeinen wird man ihren Fleiß, ihre Selbstständigkeit, ihren Ernst und Eifer anerkennen müssen. Namentlich aber wird man mit Genuß ihre oft scharfsinnigen Charakteristiken älterer Dichter und vergangener Literaturperioden lesen. nz.

Albert Pfister's „Deutsche Zwietracht" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart) ist ein wirkliches Staatsbuch. Mit einer Frische und einem feinen Humor, um den wir Jungen ihn beneiden können, und mit jener unparteilichen, vornehmen Gerechtigkeit, die die Frucht reiferen Alters ist, schildert Pfister die Zeit von 1859 bis 1869, wie sie sich ihm darstellte. Der Generalmajor z. D. war zumal im Bruderkriege von 1866 eine handelnde Person, und was er schildert, hat er aus nächster Nähe gesehen. Wie wundervoll beschreibt er Auszug, Siegeszuversicht und Rückzug der württembergischen Armee! Der Schal sitzt ihm im Nacken, zwinkert ihm aus den Augen, aber die Darstellung bleibt so ernsthaft, daß sie immer nur gerade ein leises Lächeln, ein sehr behagliches freilich, erweckt. Pfister ist ein deutscher Patriot, dem das Jahr 1870 die Erfüllung aller Träume gebracht hat, und so galten ihm die Jahre der Zwietracht nur als ein Durchgangsthor, als ein finsterer Weg, dessen man sich fast mit Vergnügen erinnert, wenn man aus ihm in's Licht getreten ist. Seine Aufzeichnungen sind in jeder Hinsicht interessant und ein wichtiger Beitrag zur Geschichte jener Tage. Daß „Pfarrers Albert" so etwas wie ein Poet ist und, wie wir noch einmal wiederholen möchten, die deutsche Sprache meistert, das macht sein schönes Buch doppelt köstlich. Wir empfehlen es allen Feinschmeckern.

Im Verlag von Richard Eckstein Nachf., Berlin W., hat Hans Stubenrauch „Bilder zu Fritz Reuter's Werken" erscheinen lassen, „mit erläuterndem Text von Paul Warncke". Stubenrauch weiß die Mecklenburger Landschaft und Mecklenburger Menschen wiederzugeben. Wohl reichen seine Zeichnungen, was den sieghaften Humor anbelangt, nicht überall an Reuter's Schlagkraft heran, dafür aber spiegeln sie das Herz des Dichters wieder, seine Gemüthlichkeit und Gemüthsinnigkeit. Es ist kein Gethue und kein Kokettiren mit moderner Geistreichigkeit in diesen biederen Zeichnungen, und das giebt ihnen besonderen Reiz. Paul

Digitized by Google

Warncke's Text vermittelt angenehm die Bekanntschaft mit Reuter für Alle, die ihn noch nicht kennen. Wir empfehlen das hübsche Sammelwerk dringend der Beachtung unserer Leser.

Heinrich Bulthaupt's „Dramaturgie der Oper" ist in zweiter Auflage bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschienen. Das tüchtige Buch hat sich, seit es 1887 zuerst auf den Plan trat, viele Freunde erworben. Die treffende Charakteristik Mozart's, Beethoven's, Weber's, die Secirung der Meyerbeer'schen Künste, das warm empfundene Lob Wagner's, und Bulthaupt's hohes Verständniß für ihn schaffen heute wie damals jedem kunstfreundlichen Leser inniges Behagen. In die Hände solcher Leser gehört das durch Notenbeispiele bereicherte Buch unbedingt. Wir kennen keinen verständnißvolleren Führer.

Den Musikfreunden wie den litterarischen Feinschmeckern wird Berthold Litzmann's „Clara Schumann" (bei Breitkopf & Härtel, Leipzig) eine rechte Weihnachtsüberraschung sein. Der erste Band des mit liebevoller Sorgfalt angelegten und durchgearbeiteten Werkes schildert auf Grund sehr reichen Quellenmaterials die Mädchenjahre der Künstlerin, ihr Aufsteigen, ihre Brautzeit. Zahlreiche Briefe Robert Schumann's an die Geliebte erzählen einen Roman von unbeschreiblich feiner, leider finster überschatteter Anmuth, die an's innerste Herz greift. Es ist eine Veröffentlichung von seltsamem Reize, lehrt sie uns doch die schamhaft verborgenen Gedanken und Regungen zweier vornehmen Seelen kennen, die wir gern als Menschen so hoch achten und verehren wie als Künstler.

Im Kampf um Südafrika betitelt sich das bei J. E. Lehmann, München, erscheinende Werk über den Burenkrieg, an dem die ersten Staatsmänner und die Generale der Buren mitwirken. Vieles, was dunkel vor uns lag, findet hier seine einfache Erklärung, und wenn auch durch die offenen Urtheile der Buren manche Illusion zerstört wird, so lernen wir doch die unverwüstliche Kraft kennen, die in diesem Volke schlummerte und die erst frei wurde, als die furchtbaren Schicksalsschläge über das Land hereinbrachen und ungewöhnliche Leistungen verlangten. Krüger giebt im ersten Bande in schlichter, aber gerade dadurch doppelt wirksamer Weise ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit für sein Vaterland. Er zeigt, wie England Alles gethan hat, um die Freiheit der Burenstaaten zu Grunde zu richten, und wie diesen schließlich nichts übrig blieb, als das Schwert entscheiden zu lassen.

Lichtenstein. Romantische Sage von Wilhelm Hauff. Reich illustrirt. In Original-Pracht-Einband Mark 4. —. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Eine vornehme Festgabe zum hundertsten Geburtstage Wilhelm Hauff's liegt hier in einer illustrirten Pracht-Ausgabe seines Meisterwerkes vor. Drei Künstler, Carl Häberlin, G. A. Cloß und Walter Zweigle, haben sich vereinigt, Hauff's romantische Sage, den Gang der geschichtlichen Ereignisse wie der kriegerischen und friedlichen Abenteuer des Helden Georg's von Sturmfeder mit einer langen Reihe von Abbildungen zu begleiten, die den Geist jener bewegten Zeit glücklich widerspiegeln.

Ueberleg's! Plaudereien von Tony Schumacher (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In jedem dieser Plauderartikel giebt es gute Rathschläge aller Art, aber sie verdrießen nie, weil sie nicht aufgedrungen werden. Wer hörte nicht gern die Ansichten einer klugen, erfahrenen Frau über Dinge wie „Falsche und wahre Bildung" — „Vergnügungen und Vergnügtsein" — über „Trübe Stimmungen", denen leider die meisten in unserer nervösen Zeit mehr oder weniger unterworfen sind. Wen interessirte nicht die brennende Frage „Was soll der Junge werden?" oder wie sind „einzige Kinder" zu behandeln und wie verkehren „die Alten und die Jungen" am ungetrübtesten untereinander? Erfreuen wird auch die humoristisch-psychologische Federzeichnung „Sonntag vom Fenster aus", wie auch der besonders anziehende Abschnitt „Unsere Hunde", der mit all' den hübschen charakteristischen Zügen und Beispielen gar ergötzlich zu lesen ist.

Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben von Amalie Baisch. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Für unsere unversorgten Töchter ist es nicht leicht, die richtige Berufswahl zu treffen, und ein Fehlgriff zieht schwere Enttäuschungen nach sich. Um solchen nach Möglichkeit vorzubeugen, will die Verfasserin allen Mädchen, die sich nach einem ihren Fähigkeiten und Kräften entsprechenden Wirkungskreis umsehen, in diesem Buche einen Führer und Wegweiser in die Hand geben, eine Art Berufslexikon mit allen nöthigen Aufschlüssen, mit Adressen und Kostenanschlägen. Bei jedem Beruf sind neben den Vortheilen, die er bietet, auch die Schwierigkeiten und Fährlichkeiten gebührend hervorgehoben; wer immer Rath auf dem hier gekennzeichneten Gebiete sucht, wird ihn in dem höchst anregend, in liebenswürdigem Plaudertone gehaltenen Buche finden.

Meteor. Roman von Doris Freiin von Spättgen. (E. Pierson's Verlag, Dresden.) Die bekannte Verfasserin hat auch in diesem interessanten Roman ihre Gabe bewährt, Vorgänge aus dem gesellschaftlichen Leben auf fesselnde Art zu erzählen und ihnen dabei doch eine tiefere Bedeutung zu verleihen.

Truggold. Roman von Henri Gréville. (E. Pierson's Verlag, Dresden.) Eine treffliche Arbeit! „Truggold" ist der falsche Schimmer der modernsten Moderne, durch den die Heldin des Buches, eine vornehme junge Dame der Provinz, eine Zeit lang bethört wird.

Probleme. Roman von Johanna Balcke — v. Enckevort. (E. Pierson's Verlag, Dresden.) Es ist ein ebenso interessantes wie originell behandeltes Problem, das Johanna Balcke — v. Enckevort in dem vorliegenden Romane zum Thema gewählt hat. Die feinsinnige Durchführung des Themas, die vortreffliche Charakterschilderung und die spannende Art des Erzählens überhaupt machen das Buch zu einer werthvollen Erscheinung der modernen Romanliteratur.

Guy de Maupassant, Verse. In deutscher Uebertragung von Max Hoffmann. Mit einer Einleitung des Uebersetzers, einem Briefe Gustave Flaubert's und dem Bildniß des Dichters. (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender.) Auch Guy de Maupassant hat wie viele Andere die ersten Proben seines Könnens in Versen niedergelegt und sich an Rhythmen und Reimen berauscht; aber nur bei Wenigen sind die Verse so tadellos und ist der Inhalt so originell wie bei ihm. Die Verdeutschung liest sich wie ein Original und ist der französischen Ausgabe vollständig ebenbürtig.

Durch Indien in's verschlossene Land Nepal. Ethnographische und photographische Studienblätter von Dr. Kurt Boeck. Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämmtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie einer Kartenskizze. (Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig, [Breslau].) In spannender Form, die Unterhaltung mit der Belehrung glücklich verknüpfend, giebt der bekannte Asienreisende in diesem Werke seine Beobachtungen in Britisch-Indien wieder und reiht ihnen als interessanten Gegensatz seine Eindrücke in dem Himalaja-Königreiche Nepal an, einem für Europäer so gut wie verschlossenen Lande, das zugleich der einzige von den Engländern wirklich ganz unabhängige Staat in Ostindien ist. In den 277 vom Verfasser mit Meisterschaft photographisch aufgenommenen Illustrationen führt er die bemerkenswerthesten Vorkommnisse seiner vier großen Reisen in allen Theilen Indiens, einschließlich Birmas, Ceylons und dieses geheimnißvollen, mit Tibet nahverwandten Landes Nepal vor. In zwangloſem, oft humoristischem Plauderton, aber stets mit wissenschaftlichem Endzweck knüpft er hieran eine Fülle von Mittheilungen, die ein vollständiges Bild aller für das größere Publicum interessanten Culturverhältnisse des modernen Indiens entrollen.

Trianon und andere Novellen. Von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Binnen wenigen Jahren hat der Verfasser sich einen Namen erworben, der ihn den ersten deutschen Erzählern anreiht. Wie er im großen Roman Tüchtiges bietet, so ist er in der Novelle ein Könner, weiß tiefgründige Seelenforschung mit fesselnder Handlung zu verbinden. Alle drei Novellen des Buches klingen tragisch aus, aber der mitempfindende Leser muß sich sagen, daß nach Anlage der geschilderten Charaktere und nach den Verhältnissen der Ausgang nirgends anders sein konnte. So modern alle die Stoffe behandelt sind, so liegt doch in ihnen und den Figuren etwas von antiker Größe. Man spürt den Hauch der „Ananke", der unabwendbaren, unerbittlichen Nothwendigkeit, und so sehr der Verfasser den Leser erschüttern mag, den Eindruck des Unerquicklichen hinterläßt er nirgends.

Herzkrank. (Eine heitere Badegeschichte von August Sperl, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), versetzt die Leser in einen Kurort, in dem ein in der ersten Neigung getäuschter junger Mann Heilung von einem eingebildeten Leiden sucht. Alle Hypochondrie schwindet denn auch unter der strahlenden Sonne einer echten und wahren Liebe. Mit lebendiger Frische zeichnet der Dichter nicht nur die Hauptpersonen, sondern auch die Nebenfiguren, unter denen namentlich der alte treue Diener urwüchsig hervorragt. In harmonischem Einklang mit der Handlung stehen die flotten Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

Richard von Kralik: „Goldene Legende der Heiligen von Joachim und Anna bis auf Constantin den Großen" (Allgemeine Verlags-Anstalt, München). Kralik hat, so sagt er selbst, der getreue Hüter eines Gesammtwerkes mittelalterlichen Volksgeistes sein wollen und vor Allem eines deutschen Nationaldenkmals, da er sich ganz unmittelbar an deutsche Quellen anschloß. Wem unser nationales Schriftthum am Herzen liegt, der wird es ihm Dank wissen, daß er dem modernen Menschen ein Buch in die Hand giebt, aus dem ihm das liebe trauliche Deutsch in der Vers- und Reimkunst aus einer Blüthezeit deutschen Wesens entgegentönt. Wer matt, übersättigt und übergereizt ist von der Lectüre der Allermodernsten, mag hier erfrischende Ruhe und wohlthuende Erholung suchen. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, die neue Veröffentlichung in jeder Hinsicht würdig und gediegen auszustatten. Es gilt dies gleichmäßig für Druck, Buchschmuck, figürliche Illustrationen, Papier, Vorsatzpapier und Einband. Alles steht in vollem Einklange mit dem ernsten Inhalt. Nichts störendes Modernes hat sich eingeschlichen. In engem Anschluß an gute alte Vorbilder ist ein vortreffliches Neues entstanden. Der künstlerische Schmuck, dessen keine einzige Seite entbehrt, gliedert und unmrahmt stimmungsvoll den gedruckten Text. Reich ornamirte Zwischentitel, Initialen, Zierleisten, Schlußstücke allegorischen und symbolischen Inhalts, figürliche Compositionen, die mit den Kopfleisten ganz unaufdringlich vereinigt sind, alles ist von einem Geiste durchdrungen, so daß ein völlig harmonisches Ganzes aus einem Guß entstanden ist. Der Schöpfer des Buchschmuckes, Georg Barlösius, verdient ein ganz besonderes Lob.

Unsere Zeit. Roman von Neudeck. (E. Pierson's Verlag, Dresden.) Der Verfasser entwickelt zwei große politische Fragen zu den äußersten Consequenzen: die Arbeiterfrage und die wirthschaftliche Concurrenz der neuen Welt. Aus einem Aufstande der Arbeiter und seiner Ueberwindung geht ein sociales Kaiserthum hervor; zwischen Beiden

Digitized by Google

jedoch liegt ein deutsch-amerikanischer Seekrieg, der allerdings mit einem Siege der Deutschen endet. Bedeutsam wird schon im ersten Capitel auf diesen Conflict hingewiesen. Die Geschicke der Personen des Romans spielen sich auf See und den Häfen von Kiel und Bremerhaven ab und sind mit den angedeuteten Vorgängen auf spannende Weise verflochten.

„Der Burenkrieg". Seine Ursachen und seine Entstehung. Von Dr. Paul Liman und Dr. Haller von Ziegesar (Leipzig, Historisch-politischer Verlag, Rudolf Hofstetter). Das Material, das diesem 481 Seiten umfassenden Werke zu Grunde liegt, ist durchweg den amtlichen Archiven der Burenregierung entnommen; es umfaßt nicht nur die zwischen England und den Republiken gewechselten Schriftstücke, sondern auch eine Reihe von Documenten, die bisher geheim gehalten wurden. So bringt es die Karten, die der englische Generalstab bereits lange vor dem Kriege im Oranje-Freistaat wie in Transvaal durch spionirende Officiere hatte anfertigen lassen, sowie den vielberufenen Secret report, den Geheimbericht, den das britische Kriegsministerium an höhere Officiere der Armee hatte vertheilen lassen. Diese Documente beweisen, was England zum guten Theile stets bestritten hat: daß man in London schon seit dem Jameson-Raid die kriegerische Entscheidung vorbereitete, daß der Plan nicht nur der Eroberung Transvaals, sondern auch der des Oranje-Freistaates galt, daß man die Neutralität Portugals rücksichtslos zu durchbrechen gewillt war, daß man von vornherein die Schwarzen zu bewaffnen und gegen die Buren zu führen entschlossen war, sowie endlich, daß die Vernichtung der Farmen nicht durch die Verhältnisse erzwungen, sondern schon vor dem Kriege beabsichtigt war.

Es war immer der Wahlspruch des klugen Bucherfinders Kürschner, seiner Zeit zu dienen. Kaum jemals hat er es in gleich hohem Maße gethan, wie mit seinem Jahrbuche (Hermann Hillger Verlag, Eisenach) dessen Ausgabe für 1903 an Stelle des Verewigten sein Mitarbeiter Hillger besorgt hat. Der Werth des Buches besteht vor Allem darin, daß es nicht ein kritikloses Sammelwerk, sondern geeignet ist, auch über das Augenblicksbedürfniß hinaus, dem Leser etwas Wesentliches und Bildendes zu geben.

Von der neuen revidirten Jubiläumsausgabe von Brockhaus' Conversationslexikon ist der neunte Band erschienen. Er umfaßt auf 1056 Seiten die Stichworte Heucke bis Juxta und enthält 51 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 11 Karten und Pläne und 174 Textabbildungen. Die Chromotafeln zeichnen sich durch ihre glänzende Ausführung aus. Besonders erwähnt zu werden verdient die der Wiedergabe japanischer Kunstwerke gewidmete Chromotafel. Was den Text betrifft, so ist er sorgfältig durchgesehen und wo es erforderlich erschien, durch Nachtragungen ergänzt worden. Auch das vorzügliche Kartenmaterial ist revidirt und vervollständigt worden, ebenso ist mit den zahlreichen in den Text gedruckten Plänen von Städten verfahren worden. Besonderer Erwähnung bedürfen auch die naturwissenschaftlichen Chromotafeln, denen übrigens die übrigen Tafeln aus allen Gebieten der Technik und Wissenschaft nicht nachstehen. In dem Brockhaus zieht wie in einem Kinematographen ein lebendiges Bild der heutigen Cultur vor dem geistigen und mit Hülfe der Abbildungen auch vor unserem leiblichen Auge vorüber und wir erhalten Aufklärung über alles Wissenswerthe. Die Erklärung und Belehrung empfangen wir von 500 hervorragenden Gelehrten und in der Praxis erfahrenen Männern, die aus dem Schatz ihres Wissens zu dem Conversationslexikon beigesteuert haben. Kein Gegenstand, sei er auch scheinbar noch so unbedeutend, ist mit Stillschweigen übergangen worden, sofern ein Interesse vorlag, ihn zu besprechen. Dabei befleißigt sich Brockhaus in anerkennenswerther Weise einer vollkommen unparteiischen Darstellungsweise, wo es sich um die Behandlung geschichtlicher und politischer Themata handelt. Das starke statistische Material, das bei der Besprechung wirthschaftlicher Fragen benutzt worden ist, zeichnet sich durch große Genauigkeit und übersichtliche Zusammenstellung aus und beruht auf den letzten zur Verfügung stehenden amtlichen Ermittelungen.

„Der Große Seydlitz." (Seydlitz, Großes Lehrbuch der Geographie.) Ausgestattet mit 284 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 23. Bearbeitung. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Professor Dr. E. Oehlmann. (Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig [Breslau] 1902.) Diese soeben erschienene neue Bearbeitung des „Großen Seydlitz" liefert den Beweis, daß Bearbeiter und Verleger keine Mühe und keine Kosten gescheut haben, um dem Publicum eine ebenso schöne wie nützliche Gabe zu bieten. Die Behandlung der Geographie hält sich fern von jeder trockenen Lehrhaftigkeit, artet aber auch nirgends in seichte Plauderei aus, überall wird das für die Gegenwart Wichtigste in anziehender Form gegeben. Wie die Geographie heutzutage Gemeingut aller Gebildeten geworden ist, so wendet sich auch „Der Große Seydlitz" nicht bloß an einen bestimmten Leserkreis, sondern ist für jeden Stand und Beruf auf's Beste verwendbar und soll dem Gelehrten wie dem Kaufmann, dem Militär wie dem Beamten ein treuer Rathgeber in geographischen Dingen sein. Den Anforderungen unserer Zeit entsprechend ist den deutschen Colonien und der Handelsgeographie ein breiter Raum zugewiesen worden. Ausführliche Register erleichtern den praktischen Gebrauch des Buches.

Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts. Von Professor Friedr. Nippold, Jena. (Leipzig, Ernst Wunderlich.) Der Inhalt des eigenartigen Buches dürfte für jeden Leser ausnahmslos reich an Ueberraschungen sein. Denn von dem Reichthum an Christusliedern im 19. Jahrhundert hat bisher weder die Literatur- noch die Kirchengeschichte irgendwie eine Vorstellung gegeben. Das Buch ist aus mehr als 40jährigen Studien über das religiöse Leben des 19. Jahrhunderts erwachsen. Es ist eine leider viel zu wenig bekannte Seite in dem gesammten Culturleben „an der Schwelle des 20. Jahrhunderts", die hier aufgeschlagen vor uns liegt. Die zahlreichen Werke, welche die Bilanz der bisherigen Entwickelung zu ziehen versucht haben, erhalten hier — eins wie das andere — eine gewichtige Ergänzung. Besondere Beachtung verdienen die scharf kritischen Darlegungen über das katholische Christuslied.

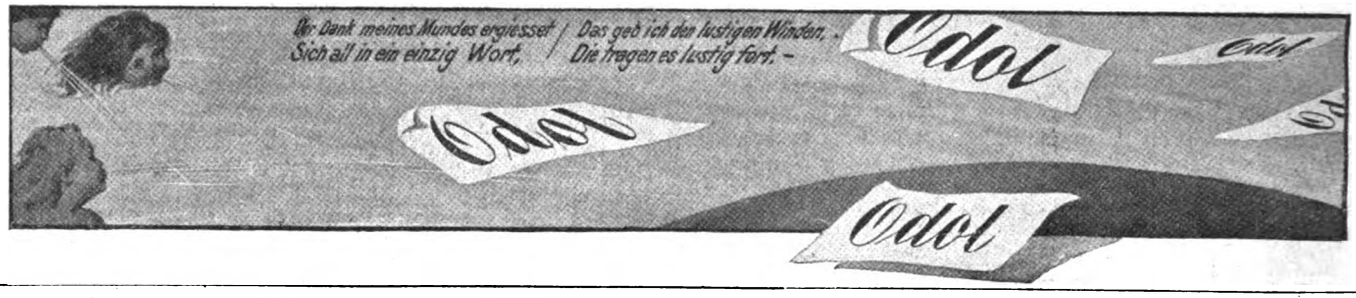
Von dem bekannten Sammelwerke „Teuerdank, Fahrten und Träume deutscher Maler" liegen wieder vier neue Bilderfolgen vor, (Preis eines jeden Mk. 1.50 im Abonnement), welche sich den bisher veröffentlichten würdig anschließen. Vom alten König, den die Sage lebendig erhält, von der schönen Königstochter, von der neckischen Else, vom Ritter ohne Furcht und Tadel, vom Lande der Verheißung, vom verwunschenen Königssohn, kurz von Allem, was deutsche Sage und deutsche Märchen bewegt, weiß Fritz Haß in dem „Sommermärchen" mit seinem Stifte schalkhaft und poetisch zu erzählen. Aus Wilhelm Stumpf's „Waldgeistern" (16. Folge) spricht uns eine kräftige und eigenartige Phantasie an. Folge 17, betitelt „Rügen", bringt zehn Bilder der vielgepriesenen und geliebten Ostsee-Insel von Hermann Hirzel's Meisterhand. Das Heft ist in jeder Beziehung eine Musterleistung und als solche der freundlichsten Aufnahme sicher. An Ernst Liebermann's „Poesie der Landstraße" (Folge 18) ist zu rühmen, daß der Titel dem Geleisteten auf das glücklichste entspricht. Es ist darnach wohl zu hoffen, daß die schönen und billigen Publicationen zunächst die so anerkennungswerthe Aufgabe verfolgen, die Schöpfungen moderner Meister volksthümlich zu machen, auch immer mehr im Volke Verständniß und Liebe erringen werden.

Die uns zugegangenen neuen Bändchen des „Jungbrunnens" (Fischer & Franke, Berlin) sind den früheren veröffentlichten durchaus gleichwerthig. Bändchen Nr. 31 bringt Schwänke aus dem Rollwagenbüchlein des Georg Wikram, in Bildern von M. Bernuth. Das Rollwagenbüchlein, eine der vielen Sammlungen volksthümlicher Literatur, die im 16. Jahrhundert so freudig in's Kraut schossen, dürfte den Meisten nur aus der Literaturgeschichte dem Namen nach bekannt sein. Um so dankenswerther ist es, wenn uns hier einige charakteristische Proben in einem künstlerischen Gewande geboten werden, wie es sich der wackere Jörg Wikram für sein Wertlein wohl nicht hat träumen lassen. — Bändchen Nr. 32 bringt Volkserzählungen (mit Bildern geschmückt von Joh. Bossard) — ganz köstliche Geschichtchen vom schwäbischen Sonn- und Mondfang, vom Fruchtbaum, vom lustigen Schuster Fips und Abbas. — Nr. 33. Die kleine Seejungfer von H. Chr. Andersen, illustrirt von F. Haß. Einzelpreis Mark 1.25. Haß liebt es, den Schwarz-Weiß-Contrast voll auszunutzen um zu möglichst malerischen Wirkungen. Seine Nixen sind nicht mit der hergebrachten formalen Schönheit ausgestattet, dafür aber individuelle dämonische Wesen, die untrennbar mit ihrem Daseinselement verbunden erscheinen. — Nr. 34. Die Nymphe des Brunnens. Märchen von Musäus. Mit Bildern von Fr. Müller-Münster. Einzelpreis Mk. 1.50. Von Musäus' Märchen ist das vorliegende sicher eines der schönsten. Der Illustrator F. Müller-Münster bleibt in seinen ausdrucksreichen Zeichnungen stets einfach und ungezwungen, wie es dem Zwecke, für ein der Jugend hauptsächlich gewidmetes Werk zu schaffen, entspricht.

Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Das Werk, dessen erster Band nunmehr vollendet vorliegt, entspricht den Einführungsgedanken des Verfassers. In Wort und Bild bietet das Buch dem wachsenden Interesse für die Menschenrassen und Völkerstämme Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten, Unterschiede und verwandten Beziehungen zu studiren. Die einzelnen Capitel führen den Leser und Menschenfreund schnell in anschaulicher Darstellung zu den Völkern ferner Länder, in ihr Leben und ihre Gewohnheiten, die in kritischer Betrachtung eingehend behandelt werden, so daß die vielen, zum großen Theil ausgezeichneten Abbildungen Leben gewinnen und dem Beschauer schnell vertraut werden, nicht als Fremdlinge aus fernen unerreichbaren Gebieten, sondern als vollberechtigte höchste Wesen ihrer Heimath, als Menschen dem Menschen.

„Gesina — Erdrückt", zwei Erzählungen von Ida Boy-Ed. (Verlag von Herm. Seemann, Leipzig.) — Mit einer Lebendigkeit des Ausdruckes, wie sie nur die gesprochene Rede besitzt, läßt Ida Boy-Ed in „Gesina" aus trübseligen Verhältnissen eine Liebe knospen, die in eine so anziehende Form gebannt ist, daß das Wiederlesen immer neuen Genuß bereitet. In „Erdrückt" zeichnet sie scharf umrissen einen Maler, dem sich sein Schaffen zu einem Nachschaffen fremden Wesens erniedrigt.

Digitized by Google



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 2 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße Festgabe. Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchhandlung Oldenburg.**

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit sechszehn Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Kohlensauren Mineralquelle** hergestellt und dadurch für Verdauung und Stoffwechsel besonders bevorzugt. Brochüre über Anwendung u. Wirkung gratis zur Verfügung. In d. Handlungen natürlicher Mineralwasser u. in d. Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische

Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement

auf das

I. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 27. December 1902. 31. Jahrgang. Band 62.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Kronprinz. Von Caliban. — Zur Psychologie des modernen Menschen. I. Von Johannes Gaulke. — Die Perle der Antillen. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — **Literatur und Kunst.** Peter Rosegger's „Weltgift". Eine ehrliche Besprechung von Th. Ebner. — Die Kunst in Sprüchen. Von Max Bewer (Dresden). — **Feuilleton.** Der Wohlthäter. Von Heloise von Beaulieu. — **Aus der Hauptstadt.** Von deutscher und von undeutscher Sprache. Von Eduard Engel (Berlin). — Graphische Kunstausstellungen. Von J. Norden. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der Kronprinz.

Es ist ein Jüngling gefälliger Art, der die Anwartschaft auf den Hohenzollernthron hat. Dem freundwilligen Beobachter zeigt sich manch' feiner Zug, der an Wilhelm Weißbart erinnert: Neigung zu ernster Lebensführung, Abneigung vor Lärm und Gepränge; Freude an stillem Walten, Unlust, wohl auch mangelnde Fähigkeit zum kecken Hinaustreten in die lauschende Welt. So Deutschlands Stern es will, wächst unter seinem Lichte ein tüchtiger Enkel des Unvergessenen auf, ein ernster, gediegener Anleiter, ein schlichter und klarblickender, sein Können genau einschätzender Mann.

Starke Hoffnungen stehen auf dem Kronprinzen Wilhelm. So viel an ihm lag, hat er bisher gethan, um sie zu beflügeln. Es braucht der läppischen Anecdoten nicht, die die Byzantiner-Presse über seine leutseligen Gespräche mit alten Weiblein, sein Thun und Treiben in der Bonner Umgebung verbreitet. Kein Monarch und kein Monarchenkind, dem Dienstbeflissene nicht süßlichen Klatsch nachtragen und dem sie nicht von vornherein die Charakter-Censur Ia ertheilen. Den künftigen Preußenkönig sähen wir von solchen Verherrlichern lieber verschont. Sie fälschen uns mit ihrem Syrupsgeschwätz und ihren papiernen Sinnig-Innig-Blümlein das herbe Bild seines Werdens. Anrechnen wollen wir es ihm indeß, daß er sich im Kreise der Trinkgenossen gegen eine Ceremonie auflehnte, die seiner jungen Würde Eintrag zu thun schien, und daß er damals einen einmal gefaßten Entschluß nur unwillig und widerstrebend, höherem Drucke folgend, zurücknahm. Das ist eine Spur wilhelminischer Art. Aufgabe seiner Führer wird es sein, aus dem Rohmaterial, das in diesem Falle oberflächliche Beurtheiler vielleicht weniger anmuthen könnte, den stolzen und starken, ehrenhaften Charakter zu bilden, den Fürsten von Eisen.

Daß in dies Bild die kronprinzliche Kundgebung an die Arbeiter der Stadt Oels nicht hineinpassen will, muß gesagt werden. Schon ihr patriarchalischer, in unsere gar nicht mittelalterliche Zeit wenig hineinpassender Ton verstimmt. Dann ist darin von einer Bewegung die Rede, die durch alle deutschen Lande gehe. Der Urheber des offenen Schreibens meint damit die Adressen der Magdeburger, Essener und Breslauer Arbeiter, die sich scharf gegen Krupp's Ankläger richten. Nach den Enthüllungen über das ein bißchen ungewöhnliche Zustandekommen dieser Adressen wird kein ernsthafter Politiker ihnen irgend welche Bedeutung beilegen. Im Interesse des monarchischen Gedankens wird er sogar bedauern, daß man dem Kaiser Theaterdecorationen für Wirklichkeit zu geben wagte. Da es gelungen ist, den Kaiser zu täuschen, darf man sich nicht wundern, daß der Kronprinz gleichfalls von irrigen Hoffnungen geleitet wird. Pflicht seiner Berather wäre es indeß gewesen, ihn bei Zeiten über seinen Irrthum aufzuklären. Es wäre dann auch das Wort von den Elenden nicht gefallen, die angeblich das Wagniß unternommen haben, einem deutschen Manne an seiner Ehre zu tasten. Der Fall Krupp liegt in verhängnißvollem Dunkel. Trotz des hohen Interesses der Oeffentlichkeit hat die Staatsanwaltschaft ein öffentliches Interesse nicht anerkannt und die mit großem Geräusch eingeleitete Klage fallen lassen. Ob Krupp schuldig oder unschuldig war, stehe dahin; jedenfalls ist es nicht ganz vorsichtig, hier seine Ehre in's Spiel zu bringen. Am Ende hat der § 175 mit der Ehre wenig zu thun; seine Gegner empfinden es als einen schweren Schimpf, den unwiderstehlichen Naturtrieb als Ehrlosigkeit zu brandmarken. War dieser scharfe Ausfall der peinlichen und verworrenen Sachlage wegen unangebracht, so ist es die Brandmarkung der Gegner Krupp's als Elende noch mehr. Sie kann dem Kronprinzen eine Privatbeleidigungsklage zuziehen. Das Strafgesetzbuch, dem der Kronprinz wie wir Alle untersteht, verbietet es, eine Katze eine Katze und den Verfasser des heuchlerischen Vorwärts-Artikels einen Elenden zu nennen. Mit Beleidigungen ist dieser Kampf nicht auszufechten.

Kaiser Wilhelm wird den Thronerben vor unnöthigen Zusammenstößen behüten und ihn nicht vorzeitig in den Staub der Arena, in das Gewimmel des Parteikampfes hinabsteigen lassen. Noch ist für den Kronprinzen die goldene Zeit der Saat. Noch erwarten wir keine Früchte von ihm. So lange die Glocke gegossen wird, darf sie nicht läuten wollen.

Caliban.

Zur Psychologie des modernen Menschen.*)

Von Johannes Gaulke.

I.

Unsere Zeit ist oft mit der römischen Kaiserzeit, aber auch mit der Zeit der italienischen Renaissance verglichen

*) Vgl. hierzu meinen Artikel „Vom Wesen des Capitals und des Capitalismus".

Digitized by Google

worden. Die Einen, die Analogien zwischen der Gegenwart und dem kaiserlichen Rom, welches das Grab der antiken Cultur geworden ist, construiren, gehen von der Anschauung aus, daß die moderne Cultur schon längst ihren Höhepunkt erreicht habe und sich nunmehr in absteigender Linie bewege. Die Anderen, die überall Höhenluft der Renaissance verspüren, gehen von der gegentheiligen Anschauung aus. Weder die eine noch die andere Parallele trifft hier ganz zu. Unsere Zeit, die dem Princip der reinen Erwerbswirthschaft unbedingte Geltung verschafft hat, hat durch die neue (capitalistische) Zwecksetzung der Arbeit so mannigfache Umwälzungen im Cultur- und Wirthschaftsleben hervorgerufen, daß alle Beziehungen mit der Vergangenheit so gut wie unterbunden sind. Wir können allenfalls in der gesellschaftlichen Schichtung zwischen der Gegenwart und der römischen Kaiserzeit einige gemeinsame Züge beobachten; damals vollzog sich wie heute ein Proletarisirungsproceß von außerordentlicher Ausdehnung, und auf der anderen Seite eine Ansammlung von Großvermögen in wenigen Händen. Die culturellen Folgeerscheinungen, die hieraus resultirten, waren aber wesentlich anderer Art, als sie aus der capitalistischen Wirthschaft sich ergeben. Allein schon die Thatsache, daß die proletarisirte Masse in Rom mit Brod und Circusspielen von der herrschenden Classe geködert wurde, um das Volk über seine Lage hinwegzutäuschen, lehrt uns die grundsätzlich verschiedene Wesensart der beiden Culturen erkennen. Heute sind derartige Präsentivmaßregeln kaum nöthig. Ein besseres Ablenkungsmittel als die Circusspiele ist die Arbeit. Der industrielle Capitalismus unterhält das Proletarierheer nicht zu seinem Vergnügen, sondern zu seinem eigensten Nutzen, um immer wieder neue Werthe aus der Arbeitskraft herausschlagen zu können. Es ist eine Lebensbedingung des Capitalismus, daß er nicht nur in Zeiten günstiger Conjunctur, sondern auch während der wirthschaftlichen Depression fortwährend neue Arbeitsgelegenheiten für die werkthätige Bevölkerung schafft, nicht etwa aus väterlicher Fürsorge für das Proletariat, sondern aus der höchst praktischen Erwägung heraus, es lebens- und arbeitsfähig zu erhalten. Die Arbeit hat in der capitalistischen Organisation eine von früheren Zeiten wesentlich verschiedene Bedeutung erlangt. Denn der Zweck aller Wirthschaft ist der Erwerb und das Mittel hierzu die Arbeit. Das Alterthum konnte, da es die Erwerbswirthschaft nicht methodisch und weniger rationell betrieb als die Gegenwart, aus diesem Grunde verschwenderischer mit den Arbeitskräften umgehen, jedenfalls war im Wirthschaftsleben der alten Völker ein im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung nur geringer Procentsatz von Arbeitskräften stetig angespannt. Man denke an die freien Bürger Athens, die im Wesentlichen ihre Zeit mit öffentlichen Angelegenheiten, im Dienste der Kunst, der Palästra und mit kriegerischen Uebungen verbrachten. Aehnlich lagen die Verhältnisse in Rom, wo sogar dem heutigen Arbeiterproletariat entsprechende Plebs von Staatswegen gefüttert und unterhalten wurde. Es ist das Charakteristicum aller vorcapitalistischer Zeiten, daß die gesellschaftlich nothwendige Arbeit auf wenige Schultern abgewälzt wurde, während heute — von geringen Ausnahmen abgesehen — Jedermann wirthschaftlich thätig ist. Der capitalistische Unternehmer stellt seine Arbeitskraft so gut in den Dienst der Erwerbswirthschaft wie der proletarische Arbeiter. Jeder Beruf, der wissenschaftliche und künstlerische nicht ausgeschlossen, wird in erster Linie zum Zwecke des Erwerbs ausgeübt. Selbst das Erfinden, einst ein dilettantischer Zeitvertreib, ist zu einem Brodstudium geworden.

Eine Zeit, wie die Renaissance, konnte nur aus dem Grunde so Gewaltiges leisten, weil die Erwerbswirthschaft noch nicht rationell ausgebildet war und die Brod- und Magenfrage nicht zur Hauptsache gemacht worden war. Es ist darum ebenso verkehrt, diese gewaltig aufstrebende Zeit mit unserer Zeit in eine Parallele zu bringen, wie umgekehrt die sich abwärts bewegende Culturepoche des römischen Kaiserreichs mit der Gegenwart zu vergleichen. Diese beiden großen Epochen der Vergangenheit differiren in der Welt- und Lebensanschauung vielfach von einander, der Abstand zwischen beiden ist aber nicht so gewaltig wie der zwischen capitalistischer und vorcapitalistischer Zeit. Der Mensch hatte sich noch nicht zum Sclaven der wirthschaftlichen Verhältnisse gemacht, die Persönlichkeit konnte sich nach jeder Richtung ausleben, alle ihr innewohnende Talente und Anlagen ausbilden, den Gedanken, sobald er einmal concipirt war, in die That umsetzen. Nach Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsgründen fragte man nicht viel. Heute geben diese fast immer den Ausschlag. Der ökonomische Rationalismus lähmt die Schaffenskraft des Genies.

Wir müssen rückwärts schauen auf die Zeit der Renaissance und des Renaissancemenschen, um einen vergleichenden Maßstab für die Psychologie des modernen capitalistischen Menschen zu gewinnen. Wir werden dann erst die tiefe Kluft zwischen der Cultur der Renaissance und der des Capitalismus in ihrem ganzen Umfang erkennen lernen. Wir werden aber auch aus einer vergleichenden Betrachtung beider Culturen ersehen, wie abgeschmackt es ist, unserer Zeit das schmückende Beiwort einer neuen Renaissance zu geben. Man rühmt heute die neue „Renaissance“ des deutschen Kunsthandwerks und wird sich dessen kaum bewußt, daß jene Neuerer nur ein schwächliches Geschlecht von Epigonen sind. Man spricht sogar von einer „Renaissance“ des Tingeltangels, wenn ein findiger Unternehmer die Zote des Variétés auf den Geschmack eines „literarisch“ schillernden Publicums abstimmt.

Mit so kleinen Mitteln, wie sie heute gang und gäbe sind, arbeitete man zur Zeit der Renaissance nicht. Die Menschen waren von großen Leidenschaften beherrscht, sie führten ihr eigenes Leben und fragten nicht lange nach dem Zweck ihres Handelns. Es war eine merkwürdige Zeit, die merkwürdige Menschen hervorbrachte. Auf dem Gebiet der Politik, Wissenschaft und Kunst überstürzten sich die Ereignisse. Es scheint, als hätten sich die durch das Dogma der Kirche seit Jahrhunderten gebundenen Geisteskräfte von dem Bann, der auf ihnen lastete, losgelöst. Eine ganze Reihe äußerer Umstände, wie die Verbreitung griechischer Bildung über Europa nach der Eroberung von Byzanz, die erneute Bekanntschaft mit den Werken des Aristoteles, die vielen technischen Erfindungen und Entdeckungen am Ende des Mittelalters, wie die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas: alle diese Umstände mögen die Phantasie und die Schaffenskraft der Menschen außerordentlich angeregt haben, sie sind aber nicht — das müssen wir wohl berücksichtigen — die Ursache der ästhetischen Cultur jener Zeit gewesen. Diese liegt vielmehr in dem Menschen selbst. Wenn wir berücksichtigen, daß Italien zur Zeit der Renaissance einem einzigen gewaltigen Kriegslager glich, einheimische und fremde Dynasten das Land und die Städte mit ihren Söldnerschaaren brandschatzten, dazu die einzelnen Municipien in unendliche Bürgerkriege verwickelt waren und zu Alledem die Pest, das Schreckgespenst Europas, Hekatomben an Menschenleben forderte, so stehen wir Angesichts der glänzenden Geistesthaten und der bedeutenden künstlerischen Production jener Zeit vor einem völkerpsychologischen Räthsel.

Wir kommen indessen den Erscheinungen etwas näher auf den Grund, wenn wir ein wenig die wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens streifen. Seit dem Beginn der Kreuzzüge können wir in allen Gemeinwesen ein stetiges Wachsthum des Handels mit dem Orient und in Verbindung damit eine Geldaccumulation in den Händen des städtischen Patriciats und der späteren Dynastien beobachten. Eine nicht minder bedeutende Geldaccumulation vollzieht sich gleichzeitig in der römischen Curie durch die päpstlichen Schatzungen der Christenheit. Andere edle und hochgeborene Herren, die

Digitized by Google

es verschmähten, auf dem Wege des Commerciums sich Gelder und Sachvermögen anzueignen, bedienten sich des primitivsten Mittels der Geldaneignung, nämlich der Ausplünderung machtloser Städte und fahrender Kaufleute. Ueber die verschiedenen Methoden der Geldaneignung kann ich mich in diesem Rahmen nicht verbreiten; kurzum, es vollzog sich in Italien am Ausgang des Mittelalters die erste bedeutende Geldaccumulation Europas. Aber noch war die Geburtsstunde des modernen Capitalismus nicht gekommen. Wohl können wir an verschiedenen Plätzen Ansätze einer capitalistischen Production beobachten, das Princip, daß durch Wirthschaften Geld zu erwerben sei und daß die erworbenen Reichthümer immer wieder zu demselben Zweck investirt werden müssen, hatte sich ein Wirthschaftsleben noch nicht allgemein eingebürgert. Die großen Herren betrachteten das Geld immer nur als Mittel zum Zweck; sie eigneten sich Vermögen an, nicht um damit Wirthschaft zu betreiben, sondern um sie zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, ihrer künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen anzuwenden. Man hatte gerade die Bedeutung des Geldes als ein Machtmittel, durch das man sich alle Annehmlichkeiten des Lebens erkaufen kann, erkannt, aber noch nicht seine werthbildende Eigenschaft, den Fetischcharakter des Capitals. In dem Maße aber, wie das Machtmittel Geld den großen Herren, den weltlichen und kirchlichen Fürsten zufloß, steigerte sich auch ihr Selbstgefühl. Es ist bezeichnend, daß die meisten italienischen Dynastien, wie die Medici in Florenz, aus dem Handelsstande hervorgegangen sind. Reichthum adelt! Eine These, die zum Widerspruch herausfordert. Es läßt sich indessen nicht in Abrede stellen, daß der Reichthum die Vorbedingungen zu einer Geistescultur schafft. Im ewigen Kampf mit der Misère des Alltagslebens erlahmen die Schwingen. Nur wer wirthschaftlich unabhängig ist, vermag sich auszuleben, seine Persönlichkeit zu entwickeln.

Das Bewußtsein der wirthschaftlichen Unabhängigkeit war es, daß die Geistesrichtung der Renaissance bestimmte. Ein unbändiger Stolz, Verachtung der misera contribuens plebs, eine wahnwitzige Verschwendungssucht, das Durchsetzen der Persönlichkeit um jeden Preis selbst unter Aufopferung von großen Vermögen und Menschenleben in jeder Höhe: das sind die Merkmale des Renaissancemenschen. Und dieses stolze Individualitätsbewußtsein fand gerade in der Kunst das rechte Ausdrucksmittel zu seiner Bethätigung. Das Renaissancekunstwerk predigt den Cultus der Persönlichkeit; es gewinnt sogar eine politische Bedeutung. Das Patriziat von Florenz, Siena, Pisa, Venedig und anderer Städte wetteiferte nicht nur um die politische Hegemonie in Italien, sondern auch um den geistigen Vorrang. Mit großen Geldopfern wurden von ihm die bedeutendsten Künstler herangezogen und mit Aufträgen und Ehren überhäuft. Jede Stadt wollte ein charakteristisches Denkmal ihres Ruhmes der Nachwelt hinterlassen. So sind der San Marco und der Dogenpalast, die Denkmäler venetianischer Macht und Prachtliebe, entstanden. Florenz hat seinen Dom, seine Casa Buonarotti, seinen Palazzo Strozzi und andere Profan- und Kirchenbauten als Denkmäler jener großen Zeit aufzuweisen. Ein jedes Kunstwerk der Renaissance verkündet uns noch heute die Machtfülle und den Gedankenreichthum seiner Schöpfer.

Mit den Municipien rivalisirten die Päpste um den Lorbeer der Kunst, als Förderer einer ästhetischen Cultur. Eine lange Reihe großer Persönlichkeiten — groß im besten wie im schlechtesten Sinne — treffen wir auf dem Stuhl Petri an. Es seien nur Nicolaus V., Sixtus IV., Julius II. und Leo X. erwähnt, als Kirchenfürsten von kraftvoller Initiative und hervorragendem Schönheitssinn, die darum mehr der irdischen als der himmlischen Liebe huldigten. Die Umgestaltung Roms nach dem Vorbilde der Antike vollzog sich unter ihrem Pontifikat. Ein heidnisch fröhlicher Zug weht uns namentlich aus den Werken des Leoninischen Zeitalters entgegen; ein kurzes, aber intensives Aufflackern des classischen Geistes, dem der dogmatische Zelotismus der folgenden Zeiten wiederum ein eisiges Grab bereitet hat.

Den Machthabern der Municipien und des Kirchenstaates reihten sich die Despoten Italiens als begeisterte Mäcene an. Es erscheint geradezu als ein psychologisches Räthsel, daß sittliche Verkommenheit, Grausamkeit und Vernichtungswuth sich mit einem feinen ästhetischen Empfinden und chevalerésken Manieren in einem Menschen harmonisch vereinigen können. Cesare Borgia und Sigismondo Malatesta waren gleich große Tyrannen und Frevler, und dennoch brachten sie allen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen ein ungeheucheltes Interesse entgegen. Für Ludovico il Moro, der sich frei von jeder Herrschertugend wußte, ist es bezeichnend, daß ihn eine langjährige Freundschaft mit Bramante und Lionardo verband. In Mailand ersannen die Sforza und Visconti die abenteuerlichsten und ruchlosesten Pläne und zeichneten sich zugleich durch Begünstigung aller ideellen Bestrebungen aus. Ludovico Gonzaga, einer der gewaltthätigsten Menschen aller Zeiten, entfaltete einen außerordentlichen Eifer in der Vervielfältigung der Classiker und errichtete die erste Druckerei in Mailand.

Alle von diesen Tyrannen in's Leben gerufenen Unternehmungen wuchsen, ob nützlich oder schädlich, gleich in's Titanenhafte, Gut und Böse waren für sie unbekannte Begriffe; die Größe ist der einzige Maßstab, mit dem man sie messen darf. Der weinerlich demüthige Geist des Christenthums war aus Italien geschwunden. Während in Deutschland die Dogmen der Kirche noch sehr ernst genommen wurden und daher eine Auffrischung erfuhren, war Italien in den glücklichen Zustand des Sichgehenlassens in kirchlichen Angelegenheiten versunken. Die Kirche hatte sich hier im Grunde genommen selbst überwunden, sie war zu einer glänzenden Schaubühne geworden, der Geist des classischen Alterthums war in die Stätte christlicher Andacht gezogen; Michelangelo hatte in der Sixtinischen Kapelle selbst Gott-Vater rein körperlich aufgefaßt und dargestellt nach dem Vorbild des Zeus der Alten.

Dem bewegten Zustande der Geister entsprach in Italien die Regellosigkeit und die Unsicherheit der Verhältnisse. Die Rechtspflege war sehr wenig entwickelt, und von einer öffentlichen Sicherheit konnte überhaupt nicht die Rede sein. Der Starke hat immer Recht. Heute hat der wirthschaftlich Starke die Macht in Händen, zur Zeit der Renaissance gestaltete der körperlich und geistig Starke die Welt nach seiner Idee. Ein paar kräftige Fäuste stellten schon ein Machtmittel dar, und wer vollends über ausgezeichnete Geistesgaben verfügte, der konnte sich zu den höchsten Höhen der Menschheit emporschwingen. In jeder Hinsicht galt die Persönlichkeit etwas. Sie konnte sich aber auch mit geringerer Schwierigkeit als heute durchringen, da sie nicht durch Gesetzesvorschriften von vorn herein eingeengt war. Eine Pflicht von Staatswegen, eine Dienst- und Steuerpflicht, die Pflicht, öffentliche Aemter zu bekleiden, gab es damals nicht. Der Einzelne war nicht in all' seinen Lebensbeziehungen der öffentlichen Controle unterworfen. Was er als seine Pflicht anerkannte, war seine Pflicht, um alles Andere bekümmerte er sich nicht. Wir befinden uns in der entgegengesetzten Lage. Wir leben unter geordneten Zuständen. Das einzelne Individuum erhält schon bei der Geburt seinen Geleitbrief für das Leben zugestellt. Die Staatsgewalt sorgt dafür, daß ihm nichts geschehe, sie ahndet aber auch an ihm jede Abweichung von der vorgeschriebenen Norm. Wir leiden an dem Ueberfluß von Gesetzen und Verordnungen, die Italiener der Renaissance erfreuten sich eines Mangels an Gesetzen. Für den Starken ist der Zustand der Herrschaftslosigkeit das Ideal, für den Schwachen der Zustand der Bevormundung. Fragen wir nach Wirkung jener Anarchie auf die Geistescultur, so können wir nicht umhin, die Ungebundenheit, wie sie dem Italien

Digitized by Google

der Renaissance eigen war, den Vorzug zu geben. Der schöpferische Mensch braucht das denkbar größte Maß von persönlicher Freiheit, um sich bethätigen zu können. Wir wundern uns, daß wir keine große Kunst haben und daß die besten modernen Leistungen meistens nur Epigonenwerke sind, die letzten Ausklänge früherer Culturepochen. Die Plastik, in dieser Hinsicht die allerunmodernste Kunst, liefert uns ein höchst instructives Material hierfür. Die Werke der berühmtesten Bildhauerschulen des vorigen Jahrhunderts weisen bei allen äußerlichen Verschiedenartigkeiten immer wieder auf alte Vorbilder hin. Mit Michelangelo ist die Geschichte der Plastik zu Ende; was später kommt, ist Epigonenwerk.

Wie kann aber die Kunst gedeihen, wenn sie in all' ihren Aeußerungen protegirt, reglementirt und censirt wird? Wer etwas leisten, das, was in ihm steckt, zur reichen Blüthe entfalten will, darf sich nicht anpassen. Der moderne Mensch fühlt und handelt viel zu rationell, als daß er dauernde Werke schaffen könnte; er ist viel zu sehr auf die Wirkung seiner That bedacht, er will und darf nach keiner Seite Anstoß erregen, da er sonst dem gesellschaftlichen Boykott anheimfallen würde. Wir haben neben der Staatsgewalt noch eine öffentliche Meinung, die vielfach das Verhängniß großer Geister geworden ist. Die Italiener der Renaissance waren glücklicher daran. Die große Staatsaufsicht, die das zweifelhafte Privilegium unserer Zeit ist, war ihnen fremd. Die allgemeine Unsicherheit, die fortwährende Gefahr, in der Jedermann zu jeder Zeit sich befand, das gänzliche Fehlen der Polizei und der Gerechtigkeit, alle diese Umstände wirkten zusammen, den Menschen hart und unbeugsam, aber auch außerordentlich selbstbewußt zu machen. Da ihn keine obrigkeitliche Gewalt beschützt, so ist er gezwungen, sich selbst zu beschützen und sich Geltung zu verschaffen. Die Regungen seiner Seele sind groß und einfach; von fortwährenden Gefahren umgeben, büßt er die Selbstcontrole ein und läßt sich allein von seinen Impulsen leiten. Dies wird um so verständlicher, wenn wir berücksichtigen, daß der Mensch nicht wie heute bei einem Unternehmen immer nur einen Bruchtheil seines Ich's und seines Eigenthums auf's Spiel setzt, seinen guten Namen, sein Ansehen oder sein Vermögen; sondern den ganzen Menschen, sein Leben und das seiner Angehörigen. Alles, was die Renaissance Großes und Schönes hervorgebracht hat, ist aus der Leidenschaft geboren.

Unter den vielen Gestalten, die mit reichen Fähigkeiten und großen Leidenschaften begabt, die Wiedergeburt der Künste in Italien bewirkt haben, steht Benvenuto Cellini, der Bildhauer und Goldschmied, obenan. Ich will eine kurze Charakteristik dieser Persönlichkeit mit meiner allgemeinen Studie verbinden, da der handelnde Mensch an der Hand concreter Thatsachen einen besseren Aufschluß über den Geisteszustand seiner Zeit giebt, als es eine abstracte Abhandlung vermag. Wir sind in der glücklichen Lage, seine selbstgeschriebenen Lebenserinnerungen zu besitzen, die kein Geringerer als Goethe durch seine meisterhafte Uebersetzung zu einem literarischen Besitzthum des deutschen Volkes gemacht hat. Mag auch hier und da die großartige Phantasie des Verfassers ihm ein Hinderniß einer rein objectiven Darstellung einzelner Thatsachen gewesen sein, mag er auch dann und wann als echtes Kind seiner Zeit zu Uebertreibungen neigen, so sind die Lebenserinnerungen in der Grundstimmung doch durchaus ehrlich empfunden.

Was Cellini in allererster Linie auszeichnet, ist die große Befähigung, sich durch jede Situation hindurchzuarbeiten, ein thatkräftiger Charakter, eine unbeugsame Kraftnatur, die in der Gefahr wächst. Wie ein herrliches, stets auf den Angriff sich vorbereitendes Raubthier steht er dem verweichlichten modernen Menschen gegenüber, dem in jeder Lebenssituation etwas von der mit Vorsicht gepaarten Tücke der domesticirten Katze anhaftet. Mit der Beweglichkeit des Körpers verbindet er aber auch eine außerordentliche Elasticität des Geistes und eine ungewöhnliche Vielseitigkeit des Wissens und Könnens. Es hält schwer, seinen Hauptberuf festzustellen. Aus der Kunstgeschichte kennen wir ihn als Bildhauer und Goldschmied, er war aber auch ein ebenso geschickter Erzgießer; sein Perseus zählt zu den hervorragendsten Werken der Gießkunst. Daneben war er ein tüchtiger Zeichner, Graveur, Emailleur und Bildschnitzer, Waffenschmied und Baumeister, Kriegsingenieur und Kanonier. Wir erfahren auch durch ihn, daß er leidenschaftlich die Flöte und das Horn blies und in seinen düsteren Stunden Sonette machte. Die führenden Geister der Renaissance waren allumfassend; Brunellesco, Ghiberti, Donatello, Lionardo, Michelangelo, sie alle waren Meister vieler künstlerischer Disciplinen, Dichter, Theoretiker und wissenschaftliche Forscher. Gerade in der Verbindung von Wissen und Können, von Künstler- und Gelehrtenthum beruht die geistige Ueberlegenheit der Renaissance. Es ist das Zeitalter der großen Menschen, die über einen ungewöhnlichen Kraftüberschuß verfügen, die aus einer inneren Nothwendigkeit heraus schaffen und darum unbeugsamen Sinnes sind. Ihre Seele ist voller Fröhlichkeit, sie sind die vollendetsten Lebenskünstler, ja das Leben selbst gilt ihnen als ein fröhliches Fest.

Cellini berichtet vielfach von abenteuerlichen Ueberfällen, von ruchlosen Verschwörungen, deren Anstifter er ist, von greulichen Kriegsscenen und schrecklichen Unglücksfällen und Heimsuchungen. Er kehrt in die Vaterstadt zurück und findet seine Familie von der Pest dahingerafft; sein geliebter Bruder wird, erst 25 Jahre alt, in einem Scharmützel erschlagen. „Das ist der schlimmste, traurigste Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte", klagt er; „aber sei zufrieden! Denn ehe Dir der Athem ausgeht, sollst Du Dich noch durch meine Hände an Dem gerochen sehen, der Dich in diesen Zustand versetzt hat." Er ist oft zu Tode betrübt und rast wie ein Wahnsinniger, aber die Seele richtet sich schnell wieder auf. Die häßlichen Eindrücke haften immer nur auf der Oberfläche. Ein anderes Mal, nachdem die Schwester Cellini's den Vater, die Schwester, den Mann und ihr Kind verloren und nach Gebühr „ein wenig" beweint hatte, machte sie sich daran, in gewohnter Weise das Abendbrod zu bereiten. „Den ganzen Abend über sprach man nicht mehr vom Tode, sondern von tausend lustigen und tollen Dingen, so war denn auch unsere Mahlzeit eine der angenehmsten."

Die Menschen jener Zeit führten ein intensiveres Dasein als wir, Schicksalsschläge, mögen sie auch noch so heftig gewesen sein, beugten sie nicht nieder, weil sie das Leben mit der Gluth des heidnischen Alterthums liebten. Alles Christliche lag ihnen fern. Sie sympathisirten nicht mit den Schwachen, sondern mit dem ganzen Menschen in der Blüthe seiner Kraft und Jugend. Die verlogene Sentimentalität, die Mitleid mit dem Elenden und Schwächling erheuchelt, die den Schädling der Gesellschaft sorgsam am Leben erhält und die Kraftnatur verabscheut, ist eine Erfindung unserer Tage. Die Renaissancemenschen krankten nicht an einem übertriebenen Altruismus. Hätte Benvenuto Cellini in unserer Zeit gelebt, er hätte zehnmal den Tod von Henkershand erlitten. Als Cellini einst beim Papst wegen eines ruchlosen Mordes angeklagt war, sagte dieser zu den Freunden des Ermordeten: „Ihr müßt wissen, daß Männer wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, um so mehr, als ich seine Ursachen weiß." In diesen Worten ist die Anschauung der Renaissance von der Werthung der großen Persönlichkeit enthalten. — Nachdem wir diesen Maßstab gewonnen haben, wollen wir uns nunmehr mit der Psychologie des modernen, capitalistischen Menschen beschäftigen.

Digitized by Google

Die Perle der Antillen.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Als am 20. Mai dieses Jahres in Havannah festliche Flaggen wehten, Glocken läuteten und Böller knatterten, um das amerikanische „Geschenk“ der freien Selbstverwaltung zu feiern, ließ sich Niemand träumen, daß nur ein halbes Jahr später durch dieselben Straßen der Ruf: „Nieder mit den Amerikanern!“ erschallen würde. Es geschah das bei Gelegenheit von Arbeiter-Unruhen, die mit der hohen Politik Nichts zu thun hatten. Woher der Umschwung, da doch nicht zu leugnen ist, daß die Amerikaner in den vier Jahren ihres Regiments auf Cuba viel Gutes geleistet haben? Dank ihrer Energie verbindet heute eine Eisenbahn — durch so ziemlich die ganze Länge der Insel — Santiago mit Havannah, ist für die gesundheitlichen Verhältnisse, namentlich in den größeren Städten, viel gethan. Warum also? Die „freie Republik“ Cuba knirscht in die Zügel, an denen sie von dem übermächtigen Befreier nach wie vor gehalten wird. Die Platt'schen Amendements zur Cubanischen Verfassung, die den Vereinigten Staaten ein weitgehendes Recht zu Eingriffen in die inneren Verhältnisse der Insel gaben, verstimmten diejenigen Leute, die das „Cuba libre“ in spanischer Zeit stets auf der Zunge getragen hatten. Und noch andere Dinge kamen hinzu. Es waren, um nur die drei wichtigsten zu nennen, das Verbleiben amerikanischer Truppen auf cubanischem Boden, das Verlangen der Amerikaner nach einer Flottenstation bei Havannah und der hohe Schutzzoll der Vereinigten Staaten auf Zucker.

Der dicke Haufe der amerikanischen Truppen war bis zum 20. Mai 1902 abgezogen, aber es blieben 8 Compagnien Küstenartillerie, also ungefähr 800 Mann, im Lande als deutliches Merkzeichen, daß Cuba nicht frei war. Zwei Compagnien liegen in Cienfuegos, zwei in Santiago und vier in Havannah. Besonders diese letzteren waren den Cubanern ein Dorn in ihrem Fleische: in ihrer Hauptstadt wurde ihnen die amerikanische Bevormundung tagtäglich greifbar vor Augen geführt. Nun konnten die Amerikaner sagen: Ihr habt ja keine Soldaten, und einer gewissen Sicherung bedürfen die wichtigsten Hafenpunkte auf jeden Fall. So unternahm die junge Republik denn einen — freilich bescheidenen — Anlauf zur Wehrbarmachung des Landes. Man stellte eine berittene Schutztruppe (Landgarde) von zunächst 1500 Köpfen auf, die nach einem soeben zu Stande gekommenen Gesetz auf 3800 Mann gebracht werden soll; ferner ein ständiges Artilleriecorps von 3 ganzen Compagnien zu je 75 Köpfen, das man bald um noch eine Compagnie vermehrte. An die Spitze dieser nicht allzu imposanten Streitmacht — sie kann immerhin als Kern künftiger Formationen angesehen werden — trat der General Alexander Rodriguez. Er führt auch den Oberbefehl über die Miliz. Mit letzterer hat es aber seine eigene Bewandtniß. Als z. B. kürzlich in einem Küstenort die Anmeldelisten für die Bildung der Miliz ausgelegt wurden, zeichneten sich ein: für Generalstellungen sehr Viele, zur Verwendung als Stabsofficiere Viele, als Hauptleute und Leutnants schon weniger, als Sergeanten 3 und als Gemeine — Keiner. Das kann eine tüchtige Truppe geben.

Angesichts dieser Verhältnisse kann man ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn man liest, daß der erste amerikanische Gesandte in Havannah, Mr. Squiers, von seiner Regierung — freilich vergeblich — die Hersendung eines Militär-Attachés erbat! Natürlich witterten die Cubaner darin einen neuen Versuch, sie zu überwachen.

Uebrigens hat ihre Regierung im Herbst beschlossen, die Zahl der Artillerie-Compagnien von 4 auf 12 zu bringen. Es ist das ein zarter Wink für die Amerikaner, daß ihre 8 Compagnien entbehrlich sein werden; aber auf zarte Winke zu reagiren, ist nicht die Gepflogenheit der Yankees.

Das hat sich deutlich in der Frage der Kohlenstationen gezeigt. Schon lange vor dem Tage, an dem Cuba scheinbar auf eigene Füße gestellt wurde, waren Verhandlungen hierüber im Gange. Die Vereinigten Staaten wünschten je eine Kohlenstation anzulegen: auf der Südseite bei Guatanamo und Cienfuegos und auf der Nordseite an der Nipe-Bucht und bei Havannah. Der erste Präsident Cubas, Estrada Palma — man hielt ihn mit Unrecht für besonders willfährig, weil er, von den Spaniern verbannt, zwölf Jahre im Staate New York gewohnt hatte — war gleich in Bezug auf die ersten drei Punkte bereit, nicht aber in Bezug auf Havannah: Das cubanische Volk werde die Herrschaft „Fremder“ über diesen Hafen nicht ertragen. Nichtsdestoweniger ließ die amerikanische Flottenverwaltung im Laufe des Sommers bei Triscornia an der Bucht von Havannah 4000 Tonnen Kohle ausladen. Die freie Republik erhob alsbald geharnischten Einspruch und erklärte, die Interessen des Landes würden durch jene Kohlenniederlage erheblich gefährdet. In Washington aber lächelte man achselzuckend und verschleppte die Sache. Es hat die Cubaner auch nicht beruhigt, daß ein Theil der Kohle wieder abgeholt wurde, als der Ausstand in Pennsylvanien das unersetzliche Heizmaterial spärlich machte. Aber einen Streich spielte das cubanische Cabinet den Vereinigten Staaten doch, indem es gestattete, das von jenen zur Anlage einer Flottenstation ausersehene Werftgelände anderweitig zu verpachten.

Den dritten Hauptpunkt der cubanischen Beschwerden bildet der von den Vereinigten Staaten auf die Zuckereinfuhr gelegte Zoll. Das Zuckerland Cuba sah den wirthschaftlichen Ruin klar vor Augen, wenn ihm sein natürliches Hauptabsatzgebiet auf diese Weise gleichsam verschlossen würde. Aber alle Anstrengungen, eine Herabsetzung jenes Zolles zu erwirken, blieben zunächst ohne Erfolg.

Die durch die Vereinigung all' dieser Aergerlichkeiten hervorgerufenen Erbitterung stieg noch, als man erkannte, daß die zahlreich auf der Insel anwesenden Amerikaner den eingeborenen Cubanern durchweg nicht als ein gleichstehendes Wesen anerkannten, weil viel Negerblut in seinen Adern rollte.

Amerikanische Imperialisten waren der Meinung gewesen, wenn man dem jungen Staatswesen nur ordentlich, und zwar hauptsächlich mit dem Zuckerzolltarif, auf der Seele kniee, werde es de- und wehmüthig um das Aufgehen in den Verband der Vereinigten Staaten bitten, oder doch solche Thorheiten begehen, daß ein Hineinfassen mit eiserner Faust völlig berechtigt erscheine. Nichts von dem ist eingetroffen. Umgekehrt sind diejenigen Kreise Cubas, die für völlige Angliederung an die Vereinigten Staaten waren, inzwischen gänzlich verstummt.

Man kann dem cubanischen Cabinet nicht die Anerkennung versagen, daß es mit besonderer Klugheit die Geschäfte geführt hat. Der 60 jährige Palma zeigt sich seiner Aufgabe durchaus gewachsen. Unermüdlich arbeitet er darauf hin, Cuba selbstständig zu machen. Ein solcher, in Amerika sehr verstimmend empfundener Versuch auf finanziellem Gebiete war die Ankündigung einer 35 Millionen Dollars-Anleihe, und um der inneren Verstimmung Ausdruck zu geben, verschleppte das cubanische Parlament sodann die Berathung des vom Staatssecretär Hay entworfenen Gegenseitigkeitsvertrages zwischen den Vereinigten Staaten und Cuba. Die Volksvertreter gingen im letzten Herbst aus einander, ohne auch nur die geringsten Anstalten zur Berathung jenes längst vorliegenden Vertrages zu machen. Erst als das Parlament neuerdings zusammentrat, beschäftigte man sich mit ihm, und am 12. December ist er — mit Giltigkeit für 5 Jahre — unterzeichnet worden. Nach einer Times-Meldung wäre damit der Republik Cuba eine Zollermäßigung von 20 % für alle nach den Vereinigten Staaten einzuführenden Waaren bewilligt, während umgekehrt Amerika für die Einfuhr nach

Digitized by Google

Cuba eine Ermäßigung von 20—50 % genösse. Ob die Cubaner damit wirklich zufrieden sein werden? Anzunehmen ist es nicht. Denn für den Zucker z. B. forderten sie beharrlich eine Ermäßigung um 50 %. Auf der Perle der Antillen sind die Dinge in starker Entwickelung begriffen, und es läßt sich nicht mit einiger Sicherheit vorhersagen, was daraus werden mag. Die treibende Kraft des Dranges nach völliger Unabhängigkeit in den Herzen der Cubaner ist nicht zu unterschätzen.

Natürlich halten sich die Amerikaner über die Undankbarkeit der so „uneigennützig Befreiten" auf. Nun — Dankbarkeit ist auch keine Nationaltugend der unter dem Sternbanner fechtenden „Befreier", und in politischen Dingen hört sie überhaupt auf.

Literatur und Kunst.

Peter Rosegger's „Weltgift".

Eine ehrliche Besprechung von Th. Ebner.

Peter Rosegger hat einen neuen Roman geschrieben, den wievielten weiß ich nicht. Er hat ihn „Weltgift" genannt, und erstmals in der „Woche" erscheinen lassen. Das konnte eigentlich genügen, meinen manche Leute, die den „Arbeiten" des „Waldbauernbuben" in neuester Zeit aufmerksam gefolgt sind. Ja und nein, wie man's nimmt! Es konnte genügen, um den Werth dieses neuesten Romans kurz und gut zu kennzeichnen, und es genügt doch nicht, will man ihm einmal nachweisen, daß auch ein noch so fruchtbarer Schriftsteller, und selbst wenn er Peter Rosegger heißt und die „Gottsucher" und die Schriften des „Waldschulmeisters" geschrieben hat, einmal auf den Grund kommt mit seinem Schaffen. Das ist herb und bitter für den Leser, und noch herber und bitterer für den Autor, zumalen wenn er über ein so starkes Selbstgefühl verfügt, und mit seinem einstigen Jugendelend, aus dem er doch nun wahrhaftig genug Capital geschlagen, sowie seinem heutigen Schriftstellerruhm so nett zu kokettiren weiß wie er. Und daß ich's nur gleich gestehe, ich habe einmal zu den begeistertsten Anhängern Rosegger's gehört, und ich bin seit etlichen Jahren von dieser gewiß achtbaren Gesinnung mehr und mehr zurückgekommen. War's die Lectüre seines Buches „Mein Weltleben", in welchem er in mehr als eitlem Selbstgefallen von seinem Werden und Wirken und namentlich von seinem Verkehr mit hohen und höchsten Herrschaften berichtet, war es der Inhalt seines so und sovielten Bandes seiner gesammelten Schriften „Mein Himmelreich" mit seinen manchmal geradezu kindischen Spielereien mit den ernstesten religiösen Fragen — ich kann es nicht so genau mehr sagen: ich weiß nur, daß ich seitdem jedes neue Buch Roseggers, sei's nun „Das ewige Licht" oder das „Weltgift", mit einem gewissen Unbehagen, unter dem Zwange eines literarischen Pflichtgefühls in die Hand genommen und — nach und nach — zu Ende gelesen habe. Solch' ein Unbehagen und solch' eine niederdrückende Unlust hat nicht allein der Formelkram, die namentlich im „Weltgift" sich zur abstoßenden Manirirtheit entwickelnde Sprache Rosegger's, Schuld. Einmal, vor langen Jahren, mag sie wohl neu und originell gewesen, und darum ihres Eindruckes auch sicher gewesen sein. Damals klang das Alles noch naiv, noch ungekünstelt und gewissermaßen nothwendig, herausgewachsen aus dem Stoff, ihm zugehörig wie der Bauernkittel zum Bauernbuben. Aber je mehr Rosegger selbst aus seinem Waldgewand herauswuchs, und als er dieses dann in seinen Raritätenkasten hing, um es den Seinen dann und wann zur ehrfuchtsvollen Bewunderung des Meisters zu zeigen, um so mehr wurde es zur Maskerade, über die man erst als eine liebenswürdige Schwäche lächelte, vor der man aber im Laufe der Jahre doch einen höchst eigenartigen Respect bekam. Und wenn's nur dabei geblieben wäre. Aber die Geschichte hatte noch ganz andere Folgen, die nach und nach seinen treuesten Anhängern viel zu schaffen machen sollten. Meister Peter von Graz war und ist kein Idealist vom Schlage Anzengruber's, der mit dem stillen und müden Lächeln der Resignation die Feder aus der Hand legt, wenn's einmal nicht mehr geht. Er ist heute ein literarischer Handwerksmeister, wie er im Buche steht, und zwar ein solcher, der sich im Laufe der Zeiten eine Mustercollection von Gedanken und Sätzen zusammengestellt hat, aus der immer wieder etwas wird, wenn er sie gelegentlich auch noch so bunt und planlos durch einander „sortirt". Da ist die Armuth seiner Kindheit und sein Weltleben. Da ist der Umgang mit den Herren des Geistes und — des Geschäftes, da ist sein Verkehr mit all' seinen „Waldbauern" und mit Weib und Kind, und da ist nicht zuletzt der alternde Herr selbst, in Graz oder in Krieglach, der so gerne in den Spiegel sieht, den ihm Andere vorhalten, und sich kindlich darüber freut, wenn ihm daraus das Bild des „berühmten Mannes" entgegentritt.

Ob nicht nun nach dem Erscheinen von „Weltgift" dieser einige Flecken erhält? Der Contrast zwischen dem einfachen Naturleben und der modernen Cultur ist ein Thema, wie es sich dankbarer für einen Rosegger kaum denken ließe. Und ein Thema, das er auch schon da und dort in den verschiedensten Variationen behandelt hat. Aber der, der dies einstmals that, das war der Rosegger von einst, der beide Begriffe noch mit der Harmlosigkeit des nüchtern und selbstständig denkenden Menschen aufgriff und mit ihnen Menschen und Dinge schuf, die ganz sein Eigenthum waren, die nur durch ihn lebten und wandelten und handelten. Das ist nun freilich ganz und gründlich anders geworden. Was uns Rosegger in seinem neuesten Romane von den Geschicken des Weltmenschen Hadrian und des Naturburschen Sabin in ermüdender Breite und in den merkwürdigsten Arabesken daher erzählt, das hat mit alledem gar nichts mehr zu thun. Die Geschichte des bis zum Ekel blasirten Fabrikantensohnes Hadrian, dessen blöde Brutalität seinem Vater gegenüber so merkwürdig contrastirt, mit seiner sentimental-krankhaften Anlage zum Spintisiren über des Lebens Räthsel und Zwiespalte, ist eine Kette von Unwahrscheinlichkeiten, wie sie krasser und auffälliger kaum gedacht werden können. Man denke sich doch einen in der That ausgewachsenen Menschen, dem eines Tages ohne jeglichen Grund der Gedanke kommt, sich sein mütterliches Erbtheil herauszahlen zu lassen, allen Genüssen des Lebens, die er doch auch reichlich gekostet, Abschied zu geben und irgendwo in seinem Zweispänner mit Gummirädern und seinem heimlichen Sohn Sabin auf dem Kutschbock die Natur und in ihr Menschen zu suchen. Mit welch' kläglicher Sophisterei er vor sich und Anderen dieses Gehaben zu entschuldigen und zu rechtfertigen sucht, wie er da, wo er sich endlich seßhaft gemacht, nach und nach zu Grunde geht an Leib und Seele, wie er, von Anderen betrogen, sich selbst am meisten betrügt, und zuletzt nur noch an seinem Leibburschen Sabin so etwas wie einen Halt findet, wie er auch diesen verliert und am Ende in dem Wirrsal seines geistigen und moralischen Bankerotts zur Pistole greift, um aus einem Leben zu scheiden, in dem er weniger als eine traurige Null war; das mag, wer Lust hat, bei Rosegger selbst nachlesen. Und er mag sich denn mit uns darüber wundern, daß man gerade 400 Seiten voll schreiben mußte, um zu der mehr als hausbackenen, aber auch sehr problematischen Weisheit zu gelangen, „daß ein Mensch, dessen Seele vom Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll".

Digitized by Google

Ja, ist denn diese Lehre etwas so Funkelnagelneues, daß man ihretwillen sich ein Sammelsurium von Geschichten und Geschichtchen oder gar eine Bildergallerie von Menschen anschaffen muß, die nirgends festen Grund und Boden haben, die von des mühsamen Gedankens Bläße nicht nur angekränkelt, sondern von ihm durchfeucht sind bis zum Ekel, bei denen man vergeblich nach einem natürlichen Wort, nach redlichem und ungekünsteltem Leben sucht, dieweilen sie von dem Autor des „Weltgift" zusammencommandirt wurden als eine Miliz, die ihm unter allen Umständen wieder ein neues Buch zusammenzwingen mußten. Und das mit den denkbar rohesten Mitteln, mit einer nicht einmal geschickt gehandhabten Handwerkstechnik, mit einer stetigen Wiederholung lange bekannter Geschichten und in einer Form, deren unnatürliche Künstelei Demjenigen unbegreiflich erscheint, der meint, daß auch ein Mann, der Rosegger heißt, über das Maß von Selbstkritik verfügen müsse, das allein dem echten Talent eigen ist. Es ist offenbar ein merkwürdiges Ding, das sich der Autor für den Begriff „moderne Cultur" zurecht gezimmert hat. Wenn er in ihr nur eine seinem „Naturleben" feindliche Macht erblickt, so ist das eben seine Rache, und er mag das thun, obwohl wir nicht gewiß sind, daß es mit ihm mit dieser Auffassung der beiden Begriffe auch völliger Ernst ist. Er muß dann aber auch sich darüber klar sein, daß dieses „Naturleben" nur in seiner Phantasie besteht, und daß ihm aus der mehr als realistisch-pessimistischen Behandlung der modernen Cultur die einfache Pflicht erwüchse, Licht und Schatten nach beiden Seiten hin gleich zu vertheilen, mindestens nicht nach der einen Seite hin mit naiv-kindlicher Phantasterei, und nach der anderen mit einer Alles in Bausch und Bogen verwerfenden Zweibundseligkeit zu wenden. Rosegger weiß sich doch sonst mit dem, was man moderne Cultur heißt, ganz wohl abzufinden, und das fressende Weltgift kommt ihm in der Wirklichkeit offenbar gar nicht so schlimm vor, wie er da in seinem neuesten Buche glauben machen möchte. Also wozu der Lärm und die sittliche Entrüstung. Was man heutzutage bei vernünftigen Menschen Culturmuth nennt, das ist Alles, nur kein ätzendes Gift, nur keine feindliche Macht, die sich dem in den Weg stellt, der Lust hat, in die Natur zurückzukehren. Mit der Lehre davon, daß sie nie ein blasirtes und übersättigtes Uebermenschenthum sei, macht man doch wohl nur den Naivsten unter den Naiven, und jenen frommgläubigen Seelen bange, die in Jedem den leibhaftigen Satanas wittern, der nicht just seinen Katechismus nach ihrem Wortlaut hersagt. Solchen Leuten und mit ihnen ihrem neuesten Chorführer Rosegger gegenüber ziemt sich vielleicht doch auch einmal ein Hinweis darauf, daß solch' ein Glaube ein schlimmeres Weltgift ist, als die ehrliche Trennung von Ueberlieferungen und Satzungen, mit denen der vorwärtsstrebende und darum für die echte Cultur werbende Mensch nichts mehr anzufangen weiß. Auch der gesundeste Körper hat seine Krankheiten, aber es fällt Niemanden ein, ihretwegen gleich ein Grab zu graben, und räudige Schafe giebt es überall, aber noch Niemand hat es für nöthig gefunden, darum die ganze Heerde auf die Schlachtbank zu liefern. Ich weiß, ich mag mich besinnen wie ich will, keine andere Bezeichnung für Rosegger's neuesten Roman, als den einer gekünstelten Naivetät, die um so unsympathischer auffällt bei einem Manne, der einmal so Vollreifes geschaffen hat, wie Peter Rosegger, und nun einfach an sich selbst zu erliegen scheint. Es ist mir klar, daß ich damit einen sehr herben Tadel ausspreche, aber man widerlege mir ihn Angesichts des „Weltgift".

Es seien mir bei dieser Gelegenheit noch ein paar Worte gestattet. Und zwar vor allen Dingen eine Frage: Wie stellt sich die Tagespresse zu dem neuen Rosegger? Ich habe darüber bis jetzt nur „allgemeines Schweigen" beobachtet. Und das giebt mir zu denken! Es zeigt mir wieder einmal, auf welchem Niveau der Alltagskritik wir angekommen sind, — wenigstens in den Tagesblättern. Man will es nicht mit dem lieben Publicum verderben, und man will doch auch nicht sein ehrliches Urtheil sagen. Man pendelt da zwischen zwei Polen hin und her — man will nicht zugestehen, daß auch ein Rosegger alt, und zwar recht alt werden kann, und man will am Ende doch auch nicht dem Herrn in Kriegslach wehe thun. Also, was thut man — man schweigt sich aus! — Und was erreicht man damit? Nichts Anderes, als jene Mißachtung des literarischen Urtheils vom Tage, die immer weiter bei denen um sich greift, die vermeinen, daß hier nicht die Person, sondern die Sache, das Werk gilt. Gefälligkeitskritiken sind das Schlimmste, was sich denken läßt. Sie machen weich und schwächlich, sie sind Zuckerwasser, und das schmeckt auf die Dauer fad — sogar recht fad!

Die Kunst in Sprüchen.

Von Max Bewer (Dresden).

IV. Reihe.*)

Charakter.

Lauf nach nicht dem Geschmack der Welt,
Steh fest in Dir nur wie ein Held,
Dann wird die Welt ganz sicherlich
Kurz über lang bewundern Dich,
Denn sie ist rund und muß sich dreh'n
Um Etwas, was kann ruhig steh'n!

*

Stiller im Lande.

Es weiß kein Stern am Himmel nicht,
Daß er durchstrahlt die Welt,
Es weiß selbst nicht das Lampenlicht,
Daß es Dein Haus erhellt;
So leuchte mit dem Geiste auch
Still Deinem Volk voran,
Steck' nicht damit des Eigenlobs
Gemeine Funzel an;
Dein bester Lohn ist, daß Dein Licht
Dich selbst wärmt, wenn es brennt,
Drum schaffe still und sorg' Dich nicht,
Ob jeder Hans Dich kennt!

*

Schaffensfreude.

Bleibt man für Deine Werke blind,
Beklage Dich nicht drüber,
Selbst an der Schönheit der Natur
Geh'n Tausende vorüber,
Und Gott ersinnt noch hundert Mal
Erhab'neres, als Du,
Und wirft doch stets vom Himmel her
Uns neue Schönheit zu!

*

Die fünf Künste.

Farbenreiche Bilder malen
Kann allein auch die Natur,
Färbt sie nur mit gold'nen Strahlen
Wald und See und Feld und Flur!

*) Siehe „Gegenwart" Nr. 14, 26 und 38 des laufenden Jahrganges.

Digitized by Google

Stolze Bergessäulen schmücken
Burgen gleich manch' grünen Strom,
Wölbend vor des Wand'rers Blicken
Hebt der Wald sich wie ein Dom.

Voller Lust sich zu entfalten,
Lacht sie auch des Bildners Hand,
Schaaren reizender Gestalten
Sendet sie in's Erdenland.

Auch Musik treibt sie, mit tausend
Weisen füllet sie das All',
Quellenflüsternd, seesturmbrausend,
Donner bald, bald Nachtigall.

Malen, bauen, bilden, singen
Kann sie selbst, sie braucht uns nicht,
Eins nur wird ihr nie gelingen:
Ein ergreifendes Gedicht.

Sternenwärts emporzuschweben,
Frei von der Natur zu sein,
Ward die Poesie gegeben,
Menschenherz, nur Dir allein!

*

Symmetrie und Rhythmus.

Was ist ein Bau voll Symmetrie,
Ein Styl, kalt ausgehechelt,
Ein schönes Weib, das ernst und kühl
Uns nie entgegenlächelt!

Erst wenn das Werk mit warmem Schwung
Der Rhythmus hat durchbrochen,
Fühlt unser Herz sich froh und jung
Von ihm auch angesprochen!

*

Künstlerhumor.

Wenn sich ein großer Geist ergötzt
Einmal an leichten Sachen,
Muß man entsetzt nicht und verletzt
Ihm das zum Vorwurf machen.

Ein tiefer Geist kann obenhin
Auch spielen mit den Dingen,
Doch niemals kann ein flacher Sinn
In ihre Tiefe dringen.

Ein Silberfisch wird alle Zeit
Am Meeresspiegel treiben,
Soll drum in alle Ewigkeit
Am Grund ein Walfisch bleiben?

Hell mag das gold'ne Sonnenlicht
Auch ihn einmal erquicken,
Man trägt wahrhaftig ewig nicht
Ein Meer auf seinem Rücken!

*

Sonnenstrahl.

Ertrag es still, wenn kreuz und quer
Dein Schaffen wie ein wildes Heer
Die Urtheile umblitzen,
Ein Sonnenstrahl vom Himmel her
Muß spiegeln sich in Strom und Meer,
In Gossen und in Pfützen!

So wird ein Künstler auch auf Erden
Verschieden stets beurtheilt werden,
Von Schwärmern, Weisen, Weibern, Gimpeln
In groß und kleinen Zeitungstümpeln!

*

Gott im Künstler.

Das niedrigste Geschöpf
Kann ohne Luft nicht sein,
Als größter Künstler lebst
Du nur durch Gott allein,
Die Luft kann ich nicht seh'n,
Und doch umgiebt sie mich,
Du kannst auch Gott nicht seh'n,
Und doch beseelt er Dich!

*

Drei Aerzte.

Ein Prinz war krank. Drei Aerzte kamen.
Sie sah'n sofort, daß er von einem Fieber
Mit Siechthum, Wahnsinn, selbst dem Tod
In einem schweren Anfall war bedroht!

Der Erste sann, des Prinzen Muth zu heben,
Indem er frisch und lustig zu ihm sprach,
Bis endlich aus den kranken Zügen
Ein Dankeslächeln brach.

Der Zweite mühte sich, des Fiebers Lauf
Durch Ernst und Ruhe zu bezwingen,
Sprach von des Himmels hohen Dingen
Und wußte so viel Trost und Rath,
Daß in des Prinzen wirre Blicke
Ein milder Frieden trat.

Der Dritte schilderte gradaus
Des Leidens Zustand und Verlauf,
Wie man die Krankheit nennt, woher sie stammt,
Mit einer schonungslosen Klarheit,
Und als der Prinz vernahm die nackte Wahrheit,
Da neigte in die Kissen er das Haupt,
Und weinte, wie zum Tod verdammt! . . .

Der Prinz ist hier des Volkes Bild,
Das stets beschwert mit Leiden geht
Und in des Alltags Noth und Sorge
Vor dem Verfall des Edlen steht . . .
Die Aerzte aber sind die Künstler,
Getreu wie sie den Prinzen hier umsteh'n,
Kann man sie auch im Leben wiederseh'n.

Der Erste heilt erfrischend und erheiternd,
Anfeuernd unf'res Volkes Kraft,
Der Zweite lehrt, die Seele ihm erweiternd,
Fest über alles Erdengrau'n
Auf schön're Welten zu vertrau'n,
Der Dritte aber ist ein Realist,
Der ihm das Leben schildert, wie es ist.

Die and'ren Aerzte konnten auch
Des Prinzen Krankheit treffend schildern,
Doch weise ließen sie es Beide sein,
Denn ohne heilend sie zugleich zu mildern,
War Einer nicht zu plump,
Der And're viel zu fein.

Das Volk ist stets voll Qual und Leid,
Die Kunst sei seine Seligkeit,
Nur der bleibt stets ein Realist,
In dem kein Funke Liebe ist!

*

Auf einen Naturalisten.

Wer einen Dichter will versteh'n,
Der muß in Dichters Lande geh'n;
So kann man Dich bis auf die Nieren
In einem Ferkelstall studiren!

*

Digitized by Google

Impressionen.

Biete stets mit Deinen Sinnen
Jedem Eindruck off'nes Haus,
Aber sind die Dinge drinnen,
Wirf sie auch zum Theil hinaus;
Ein Mal läßt als Gast sich leiden
Jeder Mensch an unſ'rem Heerd,
Doch zu sichten und zu scheiden,
Sucht der Mann, der selbst sich ehrt.

Haß und Liebe füllt das Trachten
Aus in einem rechten Mann,
Schwärmen, aber auch verachten
Steht dem Stolz des Künstlers an,
Vieles kann man gern betrachten,
Was man niemals malen kann!

*

Eigenlob.

Das ist wohl der größte Affe,
Der sich allzeit selber lobt,
Lieber brauch' die Zeit und schaffe
Etwas, was Dich selber lobt!

*

Talent und Genie.

Talent, das ist ein braver Mann,
Der fleißig es weit bringen kann,
Kann Haus und Hof erwerben,
Und schafft er rüstig bis zum Tod,
Kann er ganz ohne Daseinsnoth
Wie and're Bürger sterben.

Genie, das ist ein großer Mann,
Der nirgends sich umfrieden kann,
Ihm ist die Welt zu enge,
Wie Sturm reißt er das Alte aus,
Schafft Welten, nur sich selbst kein Haus,
Verlacht oft von der Menge.

Und ist des Einen Leben aus,
Wird ein solenn Begräbniß draus,
Selbst Fürsten schicken Kränze,
Zur Wittwe wird ein Prinz gesandt,
Und gnädig geht ein Adjutant
Bis an die Kirchhofsgrenze.

Vielleicht legt man zur selben Zeit
Auch ein Genie zur Ewigkeit
In öde Grabesmauern,
Und moderten schon längst im Sand
Talent und Prinz und Adjutant,
Beginnt um ihn das Trauern.

Man sucht nach seines Daseins Spur,
Man schaufelt auf der Kirchhofsflur
Sogar nach seinen Knochen,
Doch nirgends findet sich ein Rest,
Aus dem sich constatiren läßt,
Was Mittags er ließ kochen.

Ihr Lebenden, o lernt daraus,
Nach unſ'rem Tod ist Alles aus,
Was sollen solche Ehren?
Was ist ein Prinz? Was Knochenruhm,
Läßt man das echte Künstlerthum
In Sorgen sich verzehren?

Kriecht nicht als Todtenkäfer an,
Wenn man von einem Geist nur kann
Die morsche Hülle schauen,
Schafft lieber Einem noch zur Zeit
Ein Leben voller Fröhlichkeit
Euch selbst dran zu erbauen!

*

Philosoph und Künstler.

Wie nur ein Kind auf seinem Arm
Die Puppe lieben kann,
So sieht die Welt ein Künstler warm
Beseelten Blickes an;
Mit bunten Kleidern schmückt er sie,
Mit seid'nem Hut und Schuh,
Und raunt ihr voller Phantasie
Die schönsten Dinge zu;
Der Philosoph will Gründe seh'n,
Setzt kalt sein Messer an,
Bis er was drin ist: Hobelspähn
Und Sägmehl sehen kann!

*

Anfang und Ende.

Aller Anfang ist schwer,
Aber noch mehr,
Daß unbeirrt
Man einmal fertig wird!

*

Atelierspruch.

Sei Mann für Dich,
Ist's eine Welt für sich!

*

Spruchkunst.

Auch zu dem kleinsten Sprüchelein
Gehört Gedankenschwere,
Wo blühte wohl ein Blümelein,
Wenn nicht der Erdball wäre?

*

Künstlerherz.

Der Eine lehrt, die Welt ist Lust,
Der Andere, voller Leides,
Es bebt in einer Künstlerbrust,
So lang' sie athmet, Beides;
Die Welt hat so viel Herrliches,
Die Seele zu entzücken,
Doch auch so viel Entsetzliches,
Uns in den Staub zu drücken,
Daß Du Horaz darfst glauben es,
„Wir sind zur Lust erkoren",
Und klagen kannst mit Sophokles,
„Wär' nimmer ich geboren . . ."
Ein echtes, starkes Künstlerherz
Wird ewig Beides fühlen,
Auf dem das Glück und auch der Schmerz
Soll tausend Weisen spielen!

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Wohlthäter.

Skizze von Heloise v. Beaulieu.

Als ich meinen Freund, den Schriftsteller Hermann, wie so oft, besuchte, um die Stunde, da die Sonne geht und die Sterne kommen, merkte ich, daß sein Herz nicht bei unseren Unterhaltungen war, so liebenswürdig er sich auch auf Alles einzugehen bemühte. Er war nicht gerade traurig, aber sein Wesen war von leiser Wehmuth verschleiert wie eine freundliche Landschaft von einem Nebelflor.

Endlich glaubte ich mich durch unsere langjährige Freundschaft berechtigt, zu sagen: „Hör' mal, Lieber, sag' mir offen, was Dich bedrückt, wenn es sich mittheilen läßt, oder ich lasse Dich allein, denn Du sollst Dir keinen Zwang anthun, der Dich quält und mich kränkt."

„Doch es läßt sich mittheilen, wenn auch nicht Jedem," sagte er. „Und da ich mich doch so schlecht beherrscht habe, will ich Dir Alles sagen. Ja, ich bin sehr bewegt; bewegter, als ich selbst von mir erwartet hätte. Die meisten Leute würden es sicherlich sehr sonderbar finden — unnatürlich."

„Hoffentlich rechnest Du mich nicht zu den ‚meisten Leuten'," warf ich ein.

„Nein, nein. Würde ich mich Dir sonst anvertrauen? Sieh hierher!"

Er öffnete die Thür zum anstoßenden Zimmer. Gespannt und doch zögernd trat ich ein.

Ueber einem Stuhl hing ein wundervoller Lorbeerkranz mit einem Strauß weißer und rother Rosen und einer Widmungsschleife.

„Dir ist Jemand gestorben?" frug ich betreten.

„Ja, mir ist Jemand gestorben," sagte er seltsam feierlich und gerührt, auf den Kranz niederblickend, während seine Hand leise, wie liebkosend, über die Atlasschleife strich. Er schwieg einen Augenblick und ich auch.

Dann sagte er leise und verlegen: „Ich sprach Dir, glaube ich, schon einmal von ihm. Es ist der Mann in Witzenhausen."

„Ah!" — Ich begriff, und begriff auch wieder nicht, wenn ich auf den pompösen Kranz sah.

Ich erinnerte mich, Hermann einst dabei betroffen zu haben, als er Bücher für den Mann in Witzenhausen einpackte. Dabei hatte er mir kurz und verschämt, als sei es etwas Böses, gestanden, daß er diesem armen, kranken, erfolglosen Schriftsteller, der sich einmal um Hülfe an ihn gewandt, bisweilen eine Kleinigkeit hinschicke. Es genirte ihn so sichtlich, daß ich nie wieder darauf zurückkommen mochte. Ich hätte aber nie gedacht, daß in diesen Beziehungen ein anderes Interesse betheiligt sei, als das beinahe unpersönliche, das jeder gute Mensch jeder traurigen Existenz entgegenbringt.

„Ah, Dein alter Schützling," sagte ich, und nicht eben sehr geistreich: „Er ist also gestorben!"

„Er ist gestorben," sagte Hermann mit gesenkten Blicken, und strich wieder über die Schleife.

Ich fühlte, daß ich Etwas dazu sagen müsse, und sagte, was man bei solchen Gelegenheiten sagt: daß der Tod ja immer etwas ernst Stimmendes sei, aber daß man das Ende einer Existenz nicht beklagen dürfe, die nur sich und Anderen zur Last gewesen, und keine Lücke im Leben lasse. Wie schön für Hermann das Bewußtsein sein müsse, die letzten Jahre des Armen etwas erleichtert zu haben, und wie gut, daß dieser vor seinem Wohlthäter gestorben sei.

Hermann hatte mich mit wehmüthig-ironischem Lächeln angehört, ja, mit einem schmerzlichen Zusammenzucken.

„Und meinst Du denn, er fehle *mir* nicht?" frug er dann mit einem Blick, vor dessen vorwurfsvoller Strenge ich die Augen niederschlug.

„Sieh hierher!" sagte er beinahe heftig, und hob das weiße Schleifenende.

Ich trat hinzu, und im Lichte des sinkenden Tages las ich die goldgestickten Worte: „Seinem Wohlthäter ein Dankbarer."

Ich sah Hermann hülflos fragend an.

Hatte der Mann in Witzenhausen etwa einen Kranz hinterlassen, der auf Hermann's dermaleinstiges Grab gelegt werden sollte? Oder sollte er ihn in seinem Zimmer aufhängen?

Eine geschmackvolle Idee.

Meine Hülflosigkeit erbarmte Hermann. Er legte den Arm auf meine Schulter, drückte mich auf einen Stuhl und sagte: „Ich bin Dir nun wohl schuldig, Dir Alles zu erzählen. Viel ist es ja gar nicht."

„Als der erste Brief aus Witzenhausen an mich gelangte — vor etwa zehn Jahren — befand ich mich in einer Lage und Stimmung, nicht viel besser als dessen, der sich an mich wandte. Meine Manuskripte kamen mit einer Promptheit zu mir zurück, die mich anfangs in Verzweiflung, zuletzt in gleichgiltige Stumpfheit versetzte. Schließlich hatte fortgesetzter Mißerfolg das Aergste, was einen Menschen treffen kann, in mir zu Stande gebracht: Zweifel an mir selbst, an meinem Talent. Dazu kam, daß ich in einem persönlichen Verhältniß sehr, sehr unglücklich war, gerade in dem, was in meinen Mißerfolgen mein einziger Trost gewesen war.

Meine pecuniäre Lage war natürlich auch sehr ungünstig, weil ich kein anderes Capital besitze, als mein Hirn, dessen Zinsen mir Niemand einlösen wollte.

Alles wirkte zusammen, mich so muthlos, mir das Leben so werthlos und drückend zu machen, daß ich den festen Entschluß faßte, mich dieser Bürde zu entledigen."

Mir entfuhr ein Laut entsetzter Ueberraschung. „Ich kenne Dich doch so lange. Nie hätte ich Derartiges bei Dir geahnt!"

Er lächelte. „Wir ahnen nie etwas von einander! Und das ist gut. Wie sollten wir uns sonst aufrecht halten, die Einen vor Mitleid, die Anderen vor Scham?

Aber so stand es um mich, damals.

Da kam der Brief aus Witzenhausen mit den Klagen um ein verfehltes Leben, dieser seelische und materielle Nothschrei, zu mir wie eine Satyre. Mich bat man um Unterstützung, mich, der ich nicht wußte, wovon ich meine Miethe bezahlen sollte; ich sollte einem Verzweifelten Lebensmuth zusprechen, der ich selber im Begriff stand, das Leben von mir zu werfen! —

Einen Augenblick packte mich der cynische Gedanke, dem Manne zu schreiben: Machen Sie es wie ich! Verlassen Sie das Leben, in dem kein Platz für Sie ist! —

Oder ihn meinen Seneca und andere Stoiker zu schicken und ihn selber das Facit ziehen lassen, das ich gezogen hatte.

Aber dieser cynische Gedanke war einer von denen, die man eben nur denkt.

Indessen beunruhigte es mich, was ich auf den Brief hin *thun* sollte. —

Es giebt Leute, die solche „Bettelbriefe" einfach in den Papierkorb werfen und nicht weiter daran denken.

Glückliche Leute!

Mich versuchte auch der Gedanke, daß es doch das Einfachste wäre, überhaupt nicht zu antworten. Helfen konnte ich dem Manne ja doch nicht; mochten es Andere, Bessergestellte thun, denn ich würde nicht der einzige Schriftsteller sein, an den er geschrieben hatte.

Aber der Gedanke an den Mann verfolgte mich. Ich mußte mir beständig sein ängstliches Harren auf den Postboten vorstellen, seine Enttäuschung, wenn wieder nichts kam, seine verbitterte Resignation.

Ich wollte ihm schreiben, daß meine eigene pecuniäre Bedrängniß mir leider nicht erlaubte, Etwas für ihn zu thun.

Aber dann mußte ich mir seine grenzenlose Enttäuschung beim Oeffnen des Briefes vorstellen! Das war noch schlimmer, als gar keine Antwort. Und mußte mir vorstellen — das sind die Leiden der Schriftstellerphantasie — daß meine Absage vielleicht der letzte Tropfen sei im Leidensmaße einer tiefgebeugten Seele, daß er der letzte Anstoß wurde zu einer verzweifelten That, und mich faßte Angst — mich, der ich noch vor Kurzem Selbstmord, die beste Lösung für des Mannes Schwierigkeiten gehalten hatte!

Es ist etwas Eigenes um das Verantwortlichkeitsgefühl! Wo uns Niemand verantwortlich machen könnte, thun wir es selbst, und das ist das Aergste.

Es konnte ein gewöhnlicher Bettelbrief sein, — konnte!

Aber auch aus gewöhnlichen „Bettelbriefen" überkommt uns die ganze traurige Scham, die der Schreiber vielleicht nicht empfunden — Scham, daß das sein kann, daß ein Mensch sich so erniedrigen darf vor einem Anderen und diesen mit erniedrigt. Aber von diesem glaubte ich nicht, daß er ein gewöhnlicher Bettelbrief sei; er war vielleicht der letzte Ring in einer Kette von Leiden und Demüthigungen: Vielleicht war in diesem Briefe der letzte Rest eines einstmals edlen Stolzes begraben!

Und nun sollte ich zur Demüthigung noch den Schimpf fügen durch ein „Nein", das, wie es auch eingekleidet wurde, doch immer mein blieb.

Die Tage vergingen, und wenn ich jetzt noch Nein sagte, war ich doppelt grausam, weil ich ihm Zeit gelassen, sich in Erwartungen und Hoffnungen hineinzutäuschen.

So schickte ich ihm denn eine kleine Gabe, deren Bescheidenheit ich durch meine eigene Unbemitteltheit entschuldigte, und fügte ein paar theilnehmende Worte hinzu. Ich fühlte wirklich Sympathie für ihn, der so vielmehr mein Leidensgefährte war, als er ahnte. Zuletzt ermahnte ich ihn mit sehr eindringlichen Worten, nur den Muth nicht sinken zu lassen, und verwies ihn auf die Lectüre von Goethe, um seine kranke Seele zu heilen.

Es ist so leicht, Anderen Muth und Hoffnung zuzusprechen! Und sonderbar, ich heuchelte nicht, sondern als ich diese guten Ermahnungen schrieb, war es mir ein heiliger Ernst.

Als ich den Brief überlas, durchfuhr es mich einen Augenblick, daß er sehr gut an mich gerichtet sein könnte von einem reiferen, stärkeren Geiste als ich. Und aus dem Lebensglauben, den ich einem Anderen gepredigt, ging ein leiser Hoffnungs-Frühlingshauch auch auf mich über.

Und das, — daß Jemand sich um Hülfe an mich gewandt, und ich sie ihm — wenn auch im bescheidensten Maße — hatte erweisen

Digitized by Google

können, stützte mit linden, leisen Händen mein am Boden liegendes Selbstgefühl. Ich gehörte doch noch nicht zu den Allerelendesten, weil ich noch Anderen helfen konnte. Und mit dem Anderen verglichen, war ich auch gar so elend nicht. Es hatte eine Zeit gegeben, in der mir Manches glückte; vielleicht war dies nur ein Uebergang, und es kamen noch wieder bessere Zeiten! — —

Mir kam der Gedanke, mir Arbeiten von dem Manne schicken zu lassen; ich wurde ordentlich froh und aufgeregt bei der Idee, daß es mir gelingen könnte, das Eine oder Andere von ihm unterzubringen.

Nach kurzer Zeit kam — obwohl ich ihn, uns Beiden die Beschämung zu ersparen, gebeten hatte, mir nicht zu danken, ein Brief von dem Manne aus Witzenhausen.

— Er habe an manche Schriftsteller geschrieben, sagte er, und von einigen kleine materielle Zuwendungen erhalten, aber nicht Einer habe — wenn überhaupt — so geschrieben, daß das Brod nicht in Stein verwandelt worden sei. Mein Brief sei der einzige, aus dem menschliche Theilnahme zu ihm gesprochen, und für den Brief wolle er mir danken, nicht für das Geld, weil ich es ihm verboten. Meine Worte seien auf seine Seele gefallen wie Thau auf eine verschmachtende Pflanze; der Glaube an die Menschheit sei wieder in ihm erweckt und er sähe nicht mehr so muthlos in's Leben. Er sei jetzt auch mit einem bösen, feigen Gedanken für immer fertig geworden, der, — er müsse es mir gestehen, ob er ihm auch Schande mache — ihn arg versucht habe: das Leben von sich zu werfen, das ihm so unerträglich schwer geworden. Aber nun sei es vorüber. Ob ich ihm dann und wann einmal schreiben wolle? Das würden die hellsten Lichtblicke in seinem Leben sein.

Du kannst Dir denken, daß dieser Brief mich ganz anders beschämte, als ich gefürchtet hatte.

Wenn es etwas giebt, daß einem Lebensmüden das Leben wieder erträglich, und selbst lieb machen kann, so ist es das Gefühl, einem Anderen nützlich, vielleicht sogar nothwendig zu sein. Und das war jetzt so. Ich war nicht mehr ein Alleinstehender, der für Niemanden zu sorgen hat, Keinem verantwortlich ist. Mochten meine Verpflichtungen auch zunächst negativer Art sein: wie müßte es, dachte ich mir, auf den Mann wirken, dem, wie er sagte, durch mich der Glauben an die Menschheit zurückgegeben war, wenn ich nichts wieder von mir hören ließ; wenn er gar erfuhr, daß die feige That, die er überwunden und deren Idee er sich geschämt, mir einzugestehen: — daß diese That von mir begangen, der ihm Lebensmuth gepredigt?

Ich mußte ausharren im Leben, nachdem ich selbst mich durch ein neues Band daran gefesselt hatte.

Und es war mir ja nicht mehr so zuwider. Ich hatte nun ein neues Interesse daran gewonnen.

Mit erneutem Muth warf ich mich in den Lebenskampf. Für mich allein war ich erlahmt; nun kam ich mir vor, als hätte ich für eine Familie zu sorgen.

Und hier und da kam der Lichtstrahl eines kleinen Erfolges. Es war, als ob mein wüthender Wille das Schicksal zwänge.

Nie in meinem Leben bin ich so productiv und so fleißig gewesen, wie damals. Und dann kam der Roman, den Du kennst, und mit ihm bessere Tage.

Natürlich schrieb ich wieder nach Witzenhausen. Und auch er schrieb mir; rührende, dankbare, auch kluge, gedankenvolle Briefe. Er war offenbar eine von den feinen, tiefen Naturen, die viel Werthvolles in sich tragen, aber es nicht recht herauszugestalten vermögen, und zu scheu und zart, um im Lebenskampfe nicht immer zurückgedrängt zu werden, — eine von den Naturen, die Goethe Incompleta nennt. Dazu hatte er unter dem doppelten Druck von Kränklichkeit und Armuth seine Bildung nur mühsam und stückweise erwerben können, und dieser Mangel bekümmerte ihn tief.

Ich schickte ihm hin und wieder eine kleine Hülfe, auch Bücher und Zeitungen, die ihn interessiren konnten. Ein paar Mal gelang es mir, kleine Sachen von ihm, nachdem ich sie für den Druck etwas zurechtgefeilt, bei Journalen anzubringen, und ihn dadurch sehr glücklich zu machen; mich selbst fast noch mehr. Das war nur natürlich, denn ich fühlte mich ihm ja so dankbar. Er hatte mir über die schwerste Lebenskrise hinweggeholfen, als Niemand sonst mir half!"

„Deine Freunde zählen, merke ich, nicht für viel," warf ich ein wenig gekränkt ein.

„Verzeih'!" Er griff nach meiner Hand. „Aber es ist seltsam — es giebt Momente, wo der Fernste uns mehr sein kann, als der Nächste, wo nur der Arme, Elende, — der noch Elendere — uns wohlthut, weil wir zu wund sind, um selbst den Freund ertragen zu können.

Oft schrieben wir uns ja nicht; ein paar Mal im Jahre, wie denn unsere Beziehungen nie vertraulich geworden sind. Bei aller Anhänglichkeit hatte er doch den Tact, der die in solchen Fällen schwerste aller Tugenden lehrt: Zurückhaltung."

„Hast Du nie daran gedacht, ihn einmal zu besuchen," frug ich.

„Oft habe ich daran gedacht; und einmal, als eine Reise mich dicht bei Witzenhausen vorbeiführte, trat die Versuchung mir sehr nahe, einem Herzensbedürfniß zu folgen, ihm einmal zu sagen, was er mir gewesen, — ein Händedruck sagt ja mehr, als alle geschriebenen Worte, — ihm so recht von Herzensgrund zu danken, — meinem Wohlthäter!

Aber ich habe es nicht gethan. Ich hatte Angst ... Es ist so oft, daß persönliches Sehen eine Enttäuschung bringt, die wollte ich ihm und mir ersparen. Ihm noch mehr. Denn," — er wurde sehr verlegen — „aus seinen Briefen sprach solch' zarte Verehrung, bewundernde Ehrfurcht fast, daß ich wohl merkte, er hatte sich, nach Art abseits vom Leben träumender Menschen, ein Idol aus mir zurechtgemacht, und das wollte ich ihm nicht nehmen. Denn: Wie beseligt uns Menschen ein falscher Begriff!

Aber, daß er sich's erwünscht, heimlich erhofft hat, glaube ich sicher. Er hat nie direct darum gebeten, aber hier und dort sah der Wunsch doch hervor. So wenn er sagte: Ich wollte, ich könnte Ihnen meine Bienenstöcke zeigen. Es würde Sie sicherlich interessiren.

Die Bienenzucht hat er nämlich auf meinen Rath in den letzten Jahren getrieben, Freude, Befriedigung, und auch materiellen Vortheil daraus gezogen. Bienen züchten, das ist es, was man thun sollte, wenn man sich resignirt hat und doch nicht verbittern möchte. Es ist eine philosophische Beschäftigung. Wenn ich alt bin, ziehe ich auf's Land und züchte Bienen. Ich freue mich schon darauf. Das letzte Buch, das ich nach Witzenhausen geschickt habe, war Maeterlinck's schönes „Leben der Bienen".

Hätte ich sein nahes Ende geahnt, so wäre ich doch einmal hingereist. Es hat mich manchmal bedrückt, daß er denken mochte, es wäre Gleichgiltigkeit von mir, oder er sei mir die kleine Unbequemlichkeit der Reise nicht werth.

Er hat keine Unbequemlichkeit für mich gescheut. Keine Ehrung hat mich so gerührt und gefreut, als daß er mit den größten Opfern — das größte war, seine Scheu vor fremden Menschen und Orten zu überwinden — nach Cassel gereist ist, um mein Drama zu sehen, das dort einige Mal aufgeführt wurde, — er, der seinen Wohnort sonst nie verließ, kaum sein Zimmer.

Es ist zu spät. Und wer weiß, vielleicht ist es eben so gut so. Ich will mir das schönste Verhältniß meines Lebens, — das einzige, auf das nie der Schatten einer Verstimmung gefallen ist, auch durch nachträgliche Reue nicht trüben.

Aber nicht wahr, Du verstehst nun, daß ich etwas ernst gestimmt bin, und daß ich die Nacht nach Witzenhausen reise, um morgen früh zur Beerdigung da zu sein, und den Kranz der Dankbarkeit auf das Grab meines Wohlthäters zu legen!" —

Ich drückte ihm stumm die Hand.

Aus der Hauptstadt.

Von deutscher und von undeutscher Sprache.

Was ich erzählen will, stellt keinen außergewöhnlich merkwürdigen und von mir ausgesuchten Fall dar, sondern absichtlich habe ich es dem blinden Zufall überlassen, meine Hand bei der Wahl des meiner Betrachtung zu Grunde zu legenden Beispiels zu führen. Dieser Zufall läßt mich das Hauptblatt einer der ersten Zeitungen Berlins, ja Deutschlands, wählen, die schon seit Jahren bekundet, daß ihr an einem guten, reinen Deutsch viel gelegen ist. Es handelt sich also nicht um eine Fremdwörterzeitung, sondern um ein Blatt mit sonst guter Sprache, die sich hoch über den Durchschnitt der deutschen Zeitungssprache erhebt. In dieser deutschen Zeitung, auf deren Namen nichts ankommt, finde ich den Bericht über eine Reise auf dem deutschen Schiffe „Kronprinz Wilhelm" nach Amerika von einem deutschen Berichterstatter, dessen Namen ich auch verschweige, weil ich von keinerlei persönlicher Gehässigkeit bei dieser Betrachtung gelettet werde. Der Bericht scheint im letzten Augenblick vor Schluß der Nummer eingetroffen zu sein, ist vermuthlich in aller Hast und ohne Durchsicht hineingesetzt worden, und so ist es zu erklären, daß uns das unverfälschte sogenannte Deutsch dieses Berichterstatters dargeboten wird. Es verdient eine nähere Betrachtung, nicht um uns an einzelnen Stylblüthen zu belustigen, wie das gelegentlich zu großer Erheiterung der Leser in Witzblättern geschieht; sondern weil an diesem Alltagsbeispiel, das lange noch nicht das Schlimmste seiner Art ist, der Krebsschaden der deutschen Sprache: der sinnlose und lächerliche Mißbrauch der abgeschmacktesten Fremdwörter, wie ich hoffe, überzeugend aufgedeckt werden kann. Ich bemerke übrigens, daß der Bericht sonst recht munter und unterhaltsam geschrieben ist. Sein Verfasser ist kein Trottel, sondern ein Zeitgenosse von der landläufigen allgemeinen Bildung, der nur nach leider allzu weit verbreiteter deutscher Art oder Unart sich nicht im Mindesten um die sprachliche Form dessen kümmert, was er schreibt.

Selbstverständlich stattet der „Kronprinz Wilhelm" in Cherbourg nicht „einen kurzen Besuch bei Frankreich" ab, sondern „eine kurze Visite bei Madame la France". Das klingt geistreicher und verräth zugleich, daß der Schreiber Französisch gelernt hat. Ferner kommen in Cherbourg nicht „die Reisenden aus Paris" an Bord, sondern „das

Digitized by Google

Pariser Contingent". In den Koffern der amerikanischen Damen befinden sich „Kreationen" der Pariser Modisten. Unter den in Cherbourg an Bord gekommenen Reisenden „waren Chauffeure und Chauffeusen in monumentalen Pelzen". Natürlich wird für Leute mit so vornehmen Benennungen nicht ein Mittagessen aufgetragen, sondern „das Diner servirt". Am nächsten Tage sah man viele von diesen Reisenden „auf dem Promenadendeck in der Steamerchaise". Dies war mir beim Lesen doch zu toll, ich habe es erst nach längerem Hin- und Herwälzen im lieben Gemüthe verstanden. Verstehst Du es, lieber Leser? Ich bezweifle das. Als seebefahrener Mann und leidlicher Sprachkenner kann ich Dir zu Hülfe kommen: unter „Steamerchaise" versteht dieser Berichterstatter, der mich wahrscheinlich auf gezogene Dolche fordern würde, wollte ich leugnen, daß er ein deutscher Schriftsteller sei, „les chaises sur un steamer", nämlich die langen niedrigen Lehnsessel — man denke an chaiselongue —, die auf den Dampfern zur behaglichen Ruhe einladen. Chaise ist ein im Sinne von Sessel bisher in Deutschland noch nicht gebräuchliches Fremdwort; der Herr Berichterstatter hat aber entdeckt, daß es die höchste Zeit war, diesem empfindlichen Mangel unseres Fremdwörterbestandes endlich abzuhelfen, und so hat er uns denn die herrlichen Steamerchaisen beschert.

Die Zwiegespräche der Reisenden nehmen nicht an Häufigkeit, sondern bei einem so sprachkundigen und gebildeten Schriftsteller „an Frequenz" zu. Das Musikcorps an Bord ist durch die Seekrankheit nicht vermindert, sondern „reducirt". Daß es für ihn niemals eine Lage, immer nur eine Situation giebt, braucht kaum erwähnt zu werden. Der amerikanische Sonntag fordert nicht die gesetzmäßige Strenge, sondern die „obligate strikte" Sonntagsruhe, und die Fahrt z. B. des Prinzen Heinrich durch Amerika ist nicht eine angestrengte oder gehetzte, sondern eine „forcirte" Rundreise.

Ich lasse es bei der Anführung dieser wenigen Beispiele unter so sehr vielen mehr genügen und halte mich erst recht nicht bei den Dutzenden zur Noth verzeihlichen Fremdwörtern, wie Interesse, Programm, Journalist, skeptisch u. s. w. auf. Ich frage vielmehr: kann man eine solche Sprache noch deutsch nennen? Soll dies unter deutschen Schriftstellern immer so bleiben? Und endlich: aus welchem Grunde schreibt der Mann so? Für deutsch wird eine solche Sprache ja selbst von den meisten Deutschen noch gehalten, und in der That würde eine Zählung der Wörter immerhin ein Ueberwiegen der deutschen Bestandtheile ergeben, wie ja auch in der englischen Sprache Zählungen das Ueberwiegen des deutschen Sprachstoffes erweisen, was nicht hindert, daß das Englische eine Mischsprache genannt werden muß. Würde das Beispiel dieses Berichterstatters allgemein befolgt, so würde auch das Deutsche aufhören, eine reine Sprache zu sein, und es würde zur Mischsprache.

Daß es unter deutschen Schriftstellern nicht immer so bleiben wird, davon bin ich fest überzeugt, ja dafür habe ich die sichere Gewähr in der offenbar immer wachsenden Zahl solcher deutscher Schriftsteller, die mit vollem Bewußtsein und ohne übertriebene Deutschthümelei, vielmehr nur des guten Geschmackes wegen und aus Gründen echter Sprachkunst alle überflüssigen Fremdwörter, somit die meisten, vermeiden; denn überflüssig sind für den geschmackvollen Schriftsteller alle Fremdwörter bis auf eine verschwindend geringe Zahl.

Wichtig zu wissen ist aber vor Allem der Grund, aus dem unser Berichterstatter so geschrieben hat: denn kennen wir diesen Grund, dann kennen wir den ganzen Kern der Fremdwörterei. Man prüfe die von mir gegebenen Beispiele und man beurtheile die schriftstellerischen Gründe der Anwendung solcher schmockischen Ausdrücke wie Steamerchaise, Kreationen u. s. w. noch so milde, so kann man doch die Ueberzeugung nicht abweisen: der Mann hat so geschrieben, weil er sich den Anschein geben wollte — er würde sagen: das air geben —, in allen sprachlichen Sätteln gerecht zu sein. Also rund heraus: Eitelkeit, nichts Anderes als Eitelkeit, bewußte, halbbewußte oder unbewußte, ist bei diesem Fremdwörtler wie bei den meisten seiner Gattung die wahre Quelle der Deutschverderbung. Es ist dieselbe unvornehme, durch und durch geschmacklose Eitelkeit, aus der sich manche Menschen mit großen falschen Diamanten schmücken, aus der Talmi-Uhrketten mit erbsendicken Gliedern getragen werden. Die Fremdwörterfrage ist nichts als eine Frage des vornehmen oder des unvornehmen Geschmackes; der schlichten Wahrhaftigkeit des Ausdrucks oder der eitlen Windmacherei; des sicheren Gefühls: ich besitze Sprachbildung, brauche sie aber nicht prahlerisch auszukramen, oder des Gefühls: ich muß den Lesern zeigen, daß ich Sprachbildung besitze, sonst halten sie mich am Ende nicht für einen gebildeten Schriftsteller und Menschen. Aufhören wird die Fremdwörterei der deutschen Schriftsteller nur durch die zunehmende Ueberzeugung: die Anwendung überflüssiger Fremdwörter ist ein Zeichen sprachlicher Unkunst, schriftstellerischen Unvermögens und grober Geschmacklosigkeit. Mit Gründen der Vaterlandsliebe ist diesem Unfug nicht beizukommen, denn mit Recht können die Fremdwörtler sich in die Brust werfen und sagen: Vaterlandsliebe versteht sich, wie das Moralische, immer von selbst. Geschmack oder Ungeschmack, so steht die Fremdwörterfrage, und nur auf dem Gebiete des Geschmackes wird sie gelöst werden.

Eduard Engel (Berlin).

Graphische Kunstausstellungen.

Die Berliner Secession veranstaltet in ihrem Hause an der Kantstraße seit dem vorigen Jahre bekanntlich zwei Ausstellungen jährlich: außer der Hauptausstellung im Sommer noch eine specielle für graphische Künste im Winter. Das ist sehr erfreulich, denn sie kommen auf der Sommerausstellung immer ziemlich schlecht weg im Hinblick auf den Raum, wie auch hinsichtlich des Interesses beim Publicum.

Daß sie ein volles Recht auf Eigenausstellungen besitzen — die graphischen Künste — das braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden. Ob es thunlich ist, sie in so großem Umfange zu veranstalten wie die diesjährige, wo über 170 Künstler und Künstlerinnen ca. 1000 Blätter und Blättchen zeigen, ist eine andere Frage: der intime Charakter dieser Künste verträgt am Ende nicht eine solche Massenanhäufung. Gewiß kann man ja gruppenweise vorgehen: heute die mehr als 170 Blätter von Theophile Steinlen studiren, später dann die nahezu 75 von Otto Greiner, die mehr als 60 von Thomas Theodor Heine, die 30 von de Toulouse-Lautrec u. s. w. Aber so systematisch gehen wohl die Wenigsten vor; sie hüpfen ein- oder zweimal durch die ganze Ausstellung und tragen dabei einen wirren Kopf davon und haben sicher die Hälfte übersehen.

Doch das ist ja schließlich die Sache des lieben Publicums selbst. Man kann von den Ausstellungsleitungen nicht verlangen, daß sie auch noch stets erzieherisch wirken sollen.

Und daher: die „Sechste Kunstausstellung der Berliner Secession — Zeichnende Künste" ist glänzend ausgefallen. Sie ist ungemein vielseitig im Gesammteindruck, sehr interessant in vielen Einzelheiten. Und sie ermöglicht sogar mehr noch als die vorjährige, Einblick zu gewinnen in den Schaffensproceß des Künstlers, weil es mehr Studien und Skizzen dieses Mal zu sehen giebt. Dieser „Einblick" war ja damals der Hauptzweck, wie Liebermann im Vorwort zum Kataloge ausführte. Ein Vorwort hat man, nebenbei bemerkt, heuer für überflüssig gehalten. Mit gutem Recht: die Ausstellung spricht für sich selbst.

Daß sie im Allgemeinen den gleichen Charakter zeigt wie die vorjährige, versteht sich von selbst. Ich meine, daß sie viele, die meisten unserer eigensten Secessionisten und ihrer auswärtigen Vereinsmitglieder in mehr oder minder bekannter Weise zu Worte kommen läßt und so wohl dazu angethan ist, den heutigen Stand der graphischen Künste vom Gesichtspunkte des l'art pour l'art aus ausgiebig zu kennzeichnen.

Für die in breitgetretener Ausdrucksform sich bewegende und immer mehr in's Hintertreffen gerathende „Illustration" im althergebrachten Sinne ist hier kein Platz.

Wir begegnen vielen neuen Namen; viele der im vorigen Jahre vertreten gewesenen, ganz abgesehen von den 16 Dissidenten, fehlen. Das bringt natürlich eine angenehme Abwechslung mit sich. Auch viele Ausländer sind erschienen, darunter namentlich Franzosen, mit größeren Sammlungen sogar, Theophile Steinlen an der Spitze, den ich erst schon nannte. Von den Engländern Swan, der schöne Thierstudien zeigt, Shannon mit männlichen Acten und anderen Zeichnungen, William Rothenstein mit feinen Pastellbildnissen und Porträtzeichnungen; dann Whistler und Legros. Von Whistler, dem stimmungsvollen Farbenpoeten, sind Radirungen zu sehen und Zeichnungen, Veduten und Figürliches, aber Whistler ohne Farbe ist uns nicht der ganze Whistler. Legros, der gleich ihm dafür so viel gethan hat, daß die englische Kunst mit der des Kontinents mehr Fühlung gewinne, zeigt u. A. eine Lithographie „Triumph des Todes", die an die Ueberlieferungen der Meister der deutschen Renaissance anknüpft. Wir finden die Engländer in dem ersten Cabinet links.

Man hat dieses Mal im Ganzen überhaupt nicht übel gehängt. Zum Mindesten sind die Werke eines Künstlers immer so ziemlich bei einander zu sehen, ebenso wie auch die ganzen Gruppen. Im zweiten Saal von der Entrée rechts z. B. finden wir die meisten Franzosen; das Zimmer davor gehört Greiner; der große Saal, der durch Schirmwände in verschiedene Räume getheilt ist, beherbergt u. A. die meisten der Münchener. Einige Schweden, Carl Larsson und Anders Zorn mit Radirungen, die ganz der beiden großen Künstler Geist tragen, die Larsson'schen mit ihrer Intimität der Auffassung, die Zorn'schen mit der flotten, durch und durch pariserischen Technik, Prinz Eugen von Schweden, der feinfühlige Landschafter, der hier sechs größere Studien in Pastell zeigt, namentlich ein paar wundervolle Wintermotive mit schneeschweren Kiefern, sind im selben Raum wie die Engländer untergebracht. Geht man aus diesem westlich weiter, so kommt man in das Zimmer einiger der Hauptvertreter unserer Secession, also Max Liebermann, Walter Leistikow, Louis Corinth, Hans Baluschek, während Andere, wie Ludwig von Hofmann, Ulrich Hübner und Martin Brandenburg, im Mittelsaal, hinter der Entrée, anzutreffen sind. Merkwürdiger Weise fehlt Max Slevogt. Neben schon früher Gesehenem und neben alten Motiven in neuer Variation sieht man von den meisten dieser und anderer Mitglieder der Secession, die hier schon so oft in ihrer Eigenart geschildert worden sind, einer Eigenart, die mit den technischen Ausdrucksmitteln natürlich nicht wechselt, auch Arbeiten, die entweder durch das Motiv oder aber die Technik die Aufmerksamkeit besonders fesseln. So z. B. die Liebermann'schen Pastellskizzen aus Florenz und seine sonstigen italienischen Kreidezeichnungen. Die Farbenfreudigkeit, die klassischen Linien Italiens und die Sprache der Palette und des Zeichenstiftes des Meisters der Darstellung niederländischer Landschaften

Digitized by Google

und Alltagsscenen in stumpfen braunen, grauen, grünen Tönen — das will sich nicht recht zusammenreimen, und das reimt sich auch nicht zusammen: „c'est de l'Italie vue à travers les Pays-Bas". Leistikow zeigt außer märkischen und skandinavischen Landschaften in düsteren Aquarelltönen eine ganze Menge von kleine schwarzen Kreidezeichnungen aus denselben Gegenden, künstlerische Augenblickseindrücke mit virtuosem Stift festgehalten. Von Hofmann kennen wir seine romantischen Entwürfe für ein Berliner Standesamt, und auch seine weiblichen Acte in Pastell und Kohle sagen uns nichts Neues. Aber Lithographien haben wir seltener von ihm zu sehen bekommen. Namentlich die „Kalte Sonne" bezeugt, daß er auch mit dieser Technik gut vertraut ist. Die Pastellgemälde von Martin Brandenburg, ihrem motivischen Gehalt nach phantastisch wie immer, zeigen dabei mitunter einen Zug in's Große, wie z. B. die „Abendbriese" und „Aufziehendes Gewitter", das von besonders starker decorativer Wirkung ist. Im „Feierabend" wandelt er dagegen einmal überraschender Weise die Wege naturalistischer Sittenschilderung seines Freundes Baluschek.

Auch Baluschek und Heinrich Zille charakterisirte ich im vorigen Jahre eben gerade als solche Vorstadt- und Arbeiterleben-Schilderer. Ihnen hat sich ein dritter junger Berliner, Ulli Wolters, angeschlossen, aber er versetzt uns unter Pariser Lumpensammler und erzählt uns in minder bitterer und düsterer Weise von ihrem Treiben, als jene Beiden von Berliner socialem Elend. Auch seine Technik ist anders. Sie hat etwas von den Ausdrucksformen eines Lucien Simon, bewegt sich aber in helleren Tönen.

Diese neue Erscheinung ist im größten Saale anzutreffen, wo, wie bereits erwähnt, die Münchener dominiren, vor Allem die Zeichner des „Simplicissimus" und der „Jugend".

Auch sie habe ich im vorigen Jahre eingehender besprochen, vor Allem die Th. Th. Heine, Bruno Paul, Rudolf Wilke, Ferdinand von Reznicek, Eduard Thöny, die geistvollen Satyriker Wilhelm Schulz, der so gern der Poesie alter deutscher Städtchen nachgeht, und Walter Georgi, dem die romantisirende wie die naturalistische Richtung in der Schilderung von Dorf und Feld, von Schloßpark und großen, weiten Fernsichten gleich gut zu Gesichte steht. Besonders reich hat Heine die Ausstellung beschickt. Wir finden da u. A. fleißige Skizzen und Studien zu manchen „Simplicissimus"-Bildern und allerlei höchst interessante Notizen aus seinen Mappen und Albums. Mit welcher Sicherheit er charakteristische Formen festzuhalten weiß, das zeigen u. A. die Blätter mit den gerupften Hähnchen. Allein solcher Skizzen und Notizen hat er gegen vierzig ausgestellt, die uns wirklich einen tiefen Einblick in die geistige Werkstatt eines Künstlers gestatten. Seinen kaustischen Witz bringt er in voller Kraft u. A. in dem mir ganz neuen Blatt: „Tragödie" zum Ausdruck. Die Darstellung eines „Mordes", eines Lustmordes, ohne daß sie gruseln macht. Auch seine überaus feine Federzeichnung „Der Kampf mit dem Drachen" bedeutet was Neues in Technik und in der humoristischen Ausdrucksweise. Wie da auf den drei Blättern drei stolze Ritter ausziehen und gegen einen — aus einem Tunnel heranbrausenden Schnellzug anstürmen und von ihm zerschmettert werden, das ist nicht bloß in den Einzelheiten wundervoll gezeichnet, sondern in der Auffassung von Cervantes'scher Großzügigkeit. Neu ist die Betheiligung von Meister Oberländer. Blätter wie das vom „Wüsten- und Seelöwen", das die Fabel von der Fuchs- und Storch-Bewirthung in ein anderes Thiermilieu überträgt und dabei ihre humoristische Seite noch mehr vertieft, oder aber das von der so menschlichen Hunde-Tragikomödie „Der Knochen" zeigen ihn auf der Höhe seines feigneuralen Humors jenseits von Häßlich und Schön. Eugen Kirchner, der ihm geistig Verwandte, fehlt nicht mit zweien seiner besten Gouache-Blätter, dem „Verlorenen Sohn" und der „Tugend". Eine begabte Schülerin scheint er in Mathilde Ade gefunden zu haben. Ihre beiden Blätter „Ich bin allein auf weiter Flur" und „Ich auch" sind übrigens auch als Lithographien von großem Reiz. Neu auch ist Wassily Kandinsky, der eine sehr schöne decorative Begabung zeigt; namentlich in den Entwürfen für Kirchenfenster. Eigenartig sind der „Zweikampf" und der „Spaziergang" in ihrer bunten Flächenwirkung auf schwarzem Grunde. Alles wird in Farben modellirt ...

Nun wären natürlich noch sehr viele Andere zu nennen, z. B. von den Karlsruhern H. R. v. Volkmann, dessen fein empfundene Lithographien schon längst geschätzt sind, der sich hier aber auch als ein sehr farbig wirkender Radirer von schöner Intimität zeigt, oder der hochbegabte Prager Emil Orlik, den wir jüngst bei Cassirer so gründlich studiren konnten und dessen japanische Mütter im Zwischendeck von seltsamem Reiz der Charakteristik und der Farbe sind, Carl Strathmann, der in dem großen Triptychon „Krönungszug" und in der „Fastnacht" einen Humor von Oberländer'scher Kraft und Bonhommie entfaltet in jener seiner unendlich mühsamen Technik, die die einzelnen Farbenfleckchen in feinen, scharfen Conturen sozusagen musivisch zusammensetzt, Ignatius Taschner, den wir hier als einen ebenso ausdrucksvollen Radirer kennen lernen, wie er als Holzschnitzer so sich schon gezeigt hat, die beiden jungen Berliner Franz Christoph und Marcus Behmer, dessen barock-grausige Phantasien im „Ver sacrum" wir zum Theil hier wieder finden, oder der Magdeburger Kunstgewerbler Hans von Heider mit seinen stylvollen farbigen Landschaftszeichnungen aus dem Lechthal und den Allgäuer Bergen, Hugo F. Hartmann-Bardowieck, von dem u. A. eine feine abendliche Haidestimmung in Buntstift zu sehen ist und viele, viele Andere noch. Aber es wird zu viel, nur auf zwei Gruppen komme ich noch zurück: auf die Franzosen und auf die sehr vollständige Sammlung Greiner'scher Arbeiten.

Heute nur noch die Bemerkung, daß, wer sich von der großen Rolle überzeugen will, die die graphischen Künste wieder zu spielen begonnen haben in unseren Tagen, das auf dieser Ausstellung ebenso ausgiebig thun kann, wie es vor anderthalb Jahren auf der Dresdener Internationalen möglich war. Ein Aufschwung zeigt sich, der mit Freuden begrüßt werden muß. Es ist originale Kunst um der Kunst willen. Was wir hier an Lithographien, Radirungen, Zeichnungen, Holzschnitten u. s. w. sehen — es ist in den allermeisten Fällen Selbstzweck und dient nicht Vervielfältigungsbedürfnissen, wenn aber doch, so mit einem so starken Persönlichkeitsgehalt, daß man sich immer darüber freuen muß, wie viele Künstler heute in den verschiedensten Techniken zu Hause sind, so daß sie selbst in ihnen zu uns reden können, ohne mechanische und maschinelle Hülfsgenossen ...

Und gegenüber diesem Aufschwung ist's erfreulich auch, daß sich bei uns endlich einmal ein großer Kunstsalon aufgethan hat, der ausschließlich die graphischen Künste pflegen will. Er ist von der Firma Amelang in's Leben gerufen worden und macht mit seinen zur ebenen Erde in der Kantstraße 163 gelegenen, vom Architekten Kimbel zweckmäßig und geschmackvoll ausgestatteten Räumen einen sehr anmuthenden Eindruck. Um so mehr, als die Besitzer nicht die Absicht haben, irgend ein Parteiprogramm durchzuführen: ihr Salon steht alter und neuer Kunst, Deutschen und Ausländern in gleicher Weise offen. Nur muß es eben „Kunst" sein. So finden wir dort jetzt neben Zeichnungen von Menzel, Knaus, Aquarellen von Paul Meyerheim, neuen Todtentanzstichen von Hans Meyer, Radirungen von Otto Protzen — Karlsruher Künstler-Lithographien und Aetzungen von Kampmann, v. Volkmann, Hein, Biese, junge Münchener, wie Ernst Liebermann, Ernst und Hans Neumann, Richard Kaiser, dessen farbige Landschaftsätzung eines der schönsten Blätter ist, dann eine Reihe jüngerer Berliner, wie Hamacher, Chr. H. Engel, Max Schlichting u. s. w. Nebenbei bemerkt sei noch, daß der Kunstsalon auch den Vertrieb der im Trotsz'schen Verlag erschienenen Kunstblätter der von mir in Nr. 20 der „Gegenwart" ausführlich besprochenen und gewürdigten „Künstlervereinigung für Originallithographie" übernommen hat. Es wäre übrigens gut, wollte die Leitung des Salons, die, wenn ich nicht irre, in den Händen des trefflichen Thiermalers Kappstein ruht, immer größere Gruppen von Künstlern, seien es Verbände oder Meisterschulen, zur Ausstellung bringen: es würde dann jedesmal eine einheitlichere und unterrichtendere Wirkung erzielt werden.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

Erdgeist. Tragödie von Frank Wedekind. (Kleines Theater, Schall und Rauch.)

Es hat eigentlich seine Vorzüge, statt Premièren grundsätzlich nur zweiten oder dritten Aufführungen beizuwohnen. Nicht allein deßhalb, weil man dadurch in die angenehme Lage kommt, manche Stücke überhaupt nicht zu sehen, sondern auch des Publicums wegen, das seine Karten bezahlt und darum immer erst abwarten will, wie der Hase läuft. Frank Wedekind's Erdgeist, der uns Hunden von Recensenten durch zweimalige Verschiebung der ersten Aufführung bereits zwei theaterfreie Abende verschafft hat, wird den Zahlungsfähigen und Zahlungswilligen dieselbe Liebe anthun. Soweit sie erschienen waren, saßen sie ihm mit großer Unruhe und schlecht verhehltem Verdruß gegenüber. Das Schlimmste ist, daß man sie darum nicht einmal Philister nennen darf. Man empfand gleichfalls Unruhe und Verdruß. Und man ist doch stolz darauf, kein Philister zu sein, nicht wahr?

Von dem beträchtlichen Geist und dem bezwingenden Humor des Dichters ist uns soviel erzählt worden, daß wir den Erzählern allgemach Glauben zu schenken beginnen. Seine Simplicissimus-Sächelchen lesen sich zwar genau so niedlich-katzenhaft wie andere Verse und Prosascherze ähnlichen Kalibers, und was manche als Blüthe frecher Neuzeit-Poesie anpreisen, die Ilse-Strophen zum Beispiel, dies Ueberbrettl-Entzücken, das erscheint dem Unbeeinflußten als gut gereimter, aber unechter, mit erkünstelter Unmoral geflickter Gassenhauer. Ueberhaupt, meine Herren, die Weltanschauung Wedekind's! Die souveräne Verachtung alles Bestehenden, der gallig-grimmige Hohn, vor dem nichts besteht, dem das Leben kaum noch eine Rutschbahn, dem es nur noch eine Tretmühle ist, eine von schweißtriefenden Verrückten getriebene Tretmühle, sinn- und zwecklos — diese galgenhumoristische Niederknüppelung aller Spießerei — ist sie im Grunde nicht selbst spinstig? Der hochstehende Menschenverächter und Moralverlacher wirkt stillos, wenn er Komödianten-Eitelkeit verräth. Sich öffentlich zu produzieren, den Philister verblüffen zu wollen, das ist aber Komödiantenthum. Wer so tief in aller Dinge faulen Kern geblickt hat wie ein Wedekind, der mag mit den Tigern und Affen dieser Culturwelt nichts mehr zu thun haben. Der ist groß in Einsamkeit.

Ich glaube, Wedekind's Geschick erfüllt sich rasch. Schon zischt und schreit man in seiner Première nicht mehr, schont den Hausschlüssel und lacht nicht mörderisch in tragische Scenen hinein. Man beginnt Wedekind

Digitized by Google

als programmmäßig ausschweifenden Künstler zu behandeln, als das sich toll geberdende Genie. Man sieht seiner anscheinend zügellosen Wildheit auf die Finger. Dabei bemerkt man, daß sie den berechtigen Anforderungen eigentlich nicht genügt. Seine Carlcaturen, die das Leben verzerrt spiegeln sollen, wissen wenig vom Leben; sie sind durchsichtige Phantasiegebilde. Wäre Wedekind's Phantasie wenigstens schöpferisch und launenhaft toll! Aber lieber Gott! Das dämonische Weib Lulu, das nichts-als-geschlechtliche Weib, das die Männer vierteldutzendweis mordet und alle ihr Begegnenden in den Sumpf stößt — wie wenig plastisch ist diese Verkörperung eines nicht gerade funkelnagelneuen Gedankens! Wenn im Schlußacte — das Stück hat sehr, sehr viele, viel zu viele Acte — Lulu den Mann erschießt, den sie allein geliebt hat, und hinter Vorhängen und Thüren, unter Tischen und sonstwo ihre Anbeter herumwimmeln, so wirkt das mehr albern als grell satirisch. Wedekind weiß, daß andere Poeten bessere Symbole für die grassirende Furchtbarkeit und bezwingende Allmacht der schmutzigen Dirne gefunden haben. Und er begnügt sich mit einer witzlosen Spielerei. Dieser Schlußknaller entscheidet. Wir wollen unserem Wedekind nicht wehe thun. Er ist zuweilen amüsant, prickelnd und aufreizend; zuweilen langweilt er auch nach Noten, wird unfreiwillig komisch in seiner gequälten Raserei und erfüllt Einen mit ehrlichem Mitleid. Alle, die sich abrackern und es doch nicht zwingen, erfüllen uns mit Mitleid. Unterschätzen wir also seine Gaben, methodische Verrücktheit zu nennen, nicht, aber schreien wir auch nicht kreuzige über ihn. Das ist sein brennender Wunsch, gewiß. Zettel der Weber wünscht auch für einen rasenden Löwen gehalten zu werden. Doch nur sehr Gutmüthige thun ihm den Gefallen.

Notizen.

In seinem neuen Roman „Der Narr des Glücks“ (G. Wigand, Leipzig) zeigt Paul v. Szczepanski abermals, daß er einen Ehrenplatz unter unseren jüngeren Erzählern verdient. Der Spieler, den er uns vorführt, ist mit so anschaulicher Kunst gezeichnet und wird uns durch eine eigenartig tiefgründige Charakteristik so nahe gebracht, daß wir ihm von Anfang an unsere rege Theilnahme schenken. — Wie Szczepanski, so zeichnet sich auch Felix Holländer durch gewissenhafte Behandlung der Sprache aus. Sein weitschichtig angelegter „Weg des Thomas Truck“ (S. Fischer, Verlag, Berlin) entrollt zum guten Theil wohl den Werdegang des Verfassers selbst. Er ist an vielen Stellen mit Herzblut geschrieben, und dann durchpulst ihn eine schöne, sympathische Wärme, die über die Steppen hinweghilft. Das ernste Buch, das die seltsame Wandlung in unseren religiösen Anschauungen, den in letzter Zeit dichterisch so oft verwertheten Rückzug auf Christus, mit großer Kraft und Eindringlichkeit behandelt, wird ernsten Kämpferseelen erwünschte Anregung bieten.

Von der deutschen autorisirten Bearbeitung des russischen Generalstabswerkes über den Russisch-Türkischen Krieg in den Jahren 1877/78 auf der Balkan-Halbinsel (Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin) ist soeben die dritte (Schluß-) Lieferung (Preis Mk. 5,75) erschienen, sodaß die Uebertragung der beiden bisher erschienenen Bände des russischen Originalwerkes nunmehr abgeschlossen ist. Die deutsche Bearbeitung setzt sich zum Ziele, aus dem russischen Werke hauptsächlich das, was für die Nachbararmeen daraus erwünscht ist, zu bieten, nämlich die Ereignisse in ihrem Thatbestande, Zusammenhange, sowie in ihrer für militärische Studien nutzbaren Bedeutung zu kennzeichnen. Der vorliegende Band schildert das Kriegstheater, die beiderseitigen Streitkräfte, die politische Lage bei Beginn des Krieges, den Durchzug durch Rumänien, den Donauübergang und die Kriegsereignisse bis einschließlich der ersten Schlacht von Plewna. Dem Bande sind 12 sauber ausgeführte Karten, welche den Kriegsschauplatz, das Eisenbahnnetz des europäischen Rußlands im Jahre 1876, die Besetzung Rumäniens, die Lage der Brücken über die Donau, die Schlacht bei Plewna u. s. w. darstellen, beigegeben, die für das Studium von besonderem Werthe sein dürften. So wird die deutsche Bearbeitung des russischen Generalstabswerkes über den russisch-türkischen Krieg 1877/78 von den deutschen Lesern sicherlich willkommen geheißen werden.

Josef Lauff's neuer Roman „Marie Verwehnen“ (Albert Ahn, Cöln) ist nach unserem Empfinden die reifste Arbeit des Verfassers. Nicht nur, daß sie sich hoch über seine Dramen erhebt — das würde vielleicht nichts Besonderes sagen — nein, sie bedeutet auch seinen bisherigen Schöpfungen gegenüber einen beträchtlichen Fortschritt. Keine aufgedonnerte Theaterhandlung und dabei doch ein spannender Stoff, der mit sicherer Hand gegipfelt wird; frische, klare Sprache und mitunter sogar Spuren einer keimenden, feinen Kunst der Seelenforschung. Josef Lauff beginnt mit diesem Werke recht eigentlich seine Laufbahn. Möge er auf dem guten Wege bleiben!

Drei Dramen Bernard Show's (Candia — Ein Teufelskerl — Helden) hat Siegfried Trebitsch bei J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart erscheinen lassen. Eine verdienstvolle That. Der bekannte englische Socialist ist ein ungewöhnlich selbständiger Kopf, dabei eine feine Poetennatur. Es freut diesen Urwüchsigen und Paradoxen, dem Philisterthum mit seinem Schaffen in's Gesicht schlagen zu können, und er meidet mit beinahe übertriebener Aengstlichkeit die breite Straße. Lesern, denen das Theater mehr als ein Erholungsraum ist, mögen nicht verfehlen, sich mit Show bekannt zu machen. Daß man ihn bei uns jemals spielen wird, glauben wir allerdings nicht.

General Chr. R. De Wet, der Kampf zwischen Bur und Brite (deutsche Original-Ausgabe). — Dasselbe Werk, für die Jugend bearbeitet von A. Oskar Klaußmann (Beide im Verlage von Karl Siwinna, Kattowitz). — De Wet's prachtvolles, gut ausgestattetes und reich mit Illustrationen und Karten versehenes Werk ist die Krone der burischen Kriegsliteratur. Einige Proben mögen dafür sprechen. De Wet selber erklärt gelegentlich das Geheimniß seiner Erfolge. „Rasch recognosciren, rasch angreifen und, wenn es sein muß, rasch fliehen, um sich später am verabredeten Punkte wieder zu sammeln.“ Dies ist von Anfang an bis zum Ende seine Taktik geblieben, und man wird ihm vielleicht nicht Unrecht geben, wenn er dann meint: „Hätten alle Anführer nach diesem Princip gehandelt, dann hätte es wohl geschehen können, daß Südafrika, wie der große Bismarck gesagt hat, das Grab der englischen Herrschaft geworden wäre.“

Als Glanzpunkt der De Wet'schen Schilderung können seine verzweifelten Anstrengungen zum Entsatze des von Roberts umzingelten oder vielmehr an die Wand gedrückten Cronje gelten, denn hier entwickelt sich vor unseren Augen ein ergreifendes Bild so voll Heldenmuth, Hingebung und Aufopferungsfähigkeit, wie man sich diese Eigenschaften in idealerer Vollkommenheit gar nicht denken kann. Keinen Augenblick hatte De Wet die sich heranwälzenden Heeresmassen von Lord Roberts aus dem Auge verloren, und als er durch seinen Kundschafter Scheepers, den (später durch ein englisches Kriegsgericht gemordeten) Commandanten in der Capcolonie, von der verhängnißvollen Schwenkung der englischen Truppen bei Blamobank Kenntniß erhielt, schickte er diesen eilends zu Cronje und gab ihm den dringenden Rath, sich ungesäumt zurückzuziehen. Er predigte tauben Ohren. Mit einem kräftigen Fluche ließ Cronje antworten: „Habt Ihr vor den verdammten Engländern wieder Angst! Schießt sie todt und fangt die anderen!“ De Wet spielt den Engländern ein Streich um den anderen, erbeutet Massen Proviants, nimmt ein Lager, macht Gefangene und zieht Cronje zu Hülfe. Als er ankommt und von einer Höhe aus die Stellung Cronjes und der Engländer übersehen kann, bemerkt er zu seinem Schmerz, wie das Burenlager in der Falle sitzt. De Wet erringt im Rücken von Roberts verschiedene kleinere Vortheile, besetzt einige Höhen, von denen er ein wirksames Artilleriefeuer auf den Feind richtet, das hingereicht hätte, für Cronje eine Gasse zum Entkommen frei zu machen. Aber der war bereits ein geistig gebrochener Mann, er blieb, wo er war. Nur einige muthige Commandanten, wie Froneman und Potgieter brachen durch die feindlichen Reihen und führten ihre Leute glücklich in De Wet's Lager. Noch hält er mit einigen Kanonen die Engländer im Schach und verhindert sie am Vorrücken, aber er muß, der Uebermacht weichend, eine seiner vortheilhaften Stellungen um die andere aufgeben. Dennoch giebt er den Muth nicht auf. Er läßt seinen besten Verkenner, Danie Theron, zu sich kommen, schickt ihn zu Cronje und läßt diesem melden, er möge von einer bezeichneten Stelle durchbrechen, müßte aber sein ganzes Lager mit Frauen und Kindern im Stiche lassen. Theron vollbringt das Heldenstück, kriecht die feindlichen Reihen bei Nacht auf dem Bauche hindurch, kommt nach zwei Tagen, an Händen und Knieen blutend, zurück und meldet, daß Cronje — sich in sein Schicksal ergeben habe! Nach 24 Stunden war er mit seinem Lager in den Händen der Engländer. Die Schilderung dieser Vorgänge ist so lebhaft, so ungemein drastisch, daß sie eine Perle der Darstellungskunst genannt zu werden verdient. Und nicht minder effectvoll ist die Beschreibung der moralischen Folgen dieser Katastrophe, deren Wirkungen, wie De Wet offenherzig sagt, bis zum Ende des Krieges zu verspüren woren ... Recht empfehlenswerth ist auch die von Klaußmann bearbeitete Jugendausgabe des Buches. Es sind darin die officiellen Actenstücke, die in dem großen Buche einen 130 Seiten umfassenden Anhang bilden, weggelassen und ist dadurch das Original um ein Drittel gekürzt worden. In der für die Jugend bearbeiteten Ausgabe tritt De Wet nicht selbst als Erzähler auf, sondern seine Darstellung ist in die Schilderung der Erlebnisse eines jungen Burenkämpfers verwebt worden. Dadurch hat das Ganze allerdings einen lebhafteren Anstrich erhalten, allein der historische Werth der Aufzeichnungen De Wet's wird dadurch einigermaßen beeinträchtigt. Ein Porträt De Wet's sowie einige Karten und Bilder schmücken das hübsch ausgestattete Werk.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Heft XI und XII. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.) Die soeben erschienenen Hefte, mit denen der zweite Jahrgang des monumental angelegten Bilder-Cyklus aus den Hochgebirgen aller Länder seine Vollendung findet, bieten neben dem der letzten Lieferung beigegebenen Begleittexte aus der Feder des Alpenforschers und Kunstmalers Ernst Platz und einer Uebersichtskarte der Alpen wiederum eine Fundgrube packender Scenerien des Hochgebirges. Da sind vor allen Dingen die meisterhaften Aufnahmen aus dem „Kaukasus“ zu nennen. Nicht weniger fesseln die mächtigen Schneegipfel Groß- und Klein-Venediger und Reichenspitz-Gruppe. Das Salzburger Schiefergebirge wird uns in übersichtlichen Aufnahmen vorgeführt. Ueberwältigend wirken die Pano-

Digitized by Google

ramen der Berner Alpen mit der Jungfrau. Aus den Ortler Alpen sind Königsspitze, Ortler und Thurwieser Spitze imposante Repräsentanten eis- und schneebedeckter Gebirgsriesen. Aus den Nordrhätischen Alpen sehen wir den bergumschlossenen Lüner See. Das eiserne Thor bei Bludenz zeigt mächtig zerklüftete Felsspitzen in imposanter Anlage der Formen. Das prächtige Werk soll im dritten Jahrgange seinen weiteren Ausbau finden.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger hat die dritte Auflage von Wilhelm Hertz' ansprechender Märe „Heinrich von Schwaben" erscheinen lassen. Das liebenswürdige, hübsch ausgestattete Buch wird auch weiter Freunde und Käufer finden.

Georg Busse-Palma hat wirkliches Lyrikerblut in den Adern. Seine freundliche Begabnng greift nicht nach den Sternen, aber im engen Kreise, den sie beherrscht, bleibt sie immer frisch und eigenwüchsig, hütet sich vor allem Klingklang-Gedudel und aller Familienblatt-Mache.

„Wenn sie verträumt vom Schlaf ersteht,
Sie wirft ihr Haar zurück und lacht:
Nun kämm' es auch, mein Liebster,
Zerwühlt hast Du's zur Nacht! —

Wenn Abends er zur Geige greift
Da Alle längst im Schlafe ruh'n,
Er sieht sie vor sich tanzen
In ihren weißen Schuh'n. —

Doch treffen sie sich irgendwo,
Dann geh'n sie stumm und scheu vorbei,
Es wagen kaum zu grüßen
Die unglückse'gen Zwei."

Das ist so eine bezeichnende Probe seines Dichtens. Daneben gelingen ihm in den „Zwei Büchern Liebe" (J. G. Cotta, Stuttgart) eherne, manchmal leis humoristisch pointirte Balladen, wie Susa Salaï. Daß er mitunter aus seinem Styl fällt und dann philisterhaft anmuthet, wie in der mit erfreulicher Selbstironie „Epistel" genannten Biedermeierei an eine liederliche Schöne, soll ihm gern verziehen sein.

Der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig hat rechtzeitig zum Feste eine neue Reihe seiner berühmten Kunstblätter erscheinen lassen — jedes einzelne ein stolzer Schmuck des Hauses, jedes einzelne uneingeschränkten Lobes werth. Ob sie nun mit Farbenreichthum prunken oder sich ganz schlicht, in einem Tone, geben, sie bringen reine Kunst in's Haus. Möchten sich recht viele deutsche Häuser ihnen öffnen! Von der reichen Fülle des Gebotenen seien hier Schießl's Einsiedler, die Anbetung der Hirten — ein ergreifend schönes Weihnachtsblatt! — und das poesievolle Schutzenglein genannt. Thoma bringt den Narziß, die Lautenspielerin, den jungen Dichter, drei Blätter feiner, deutscher Stimmungskunst, dann die fröhlichen sieben Schwaben, die des Meisters Humor ergötzlich charakterisirt hat. Von Volkmann finden wir einen üppigen Silen, dessen Begleiterinnen reine griechische Lebensfreude athmen; ganz entzückender Zimmerschmuck scheinen uns die spielenden Kinder desselben Künstlers. Mit besonderem Lob seien noch Ubbelohde's Froschkönig, Heinrich Vogeler's Hänsel und Gretel, ein reizendes Märchen-Geschwisterpaar, dann Erich Kulthan's Ringelreihen und Otto H. Engel's Am Meeresstrande bedacht. — Wenn irgend ein künstlerisches Unternehmen, dann verdient dieses die reiche und unermüdliche Förderung aller Freunde unseres Volkes.

Das Türmer-Jahrbuch für 1903 (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) steht seinem Vorgänger an Trefflichkeit nicht nach. Wir haben dem ersten Bande gegenüber mit unserer Anerkennung nicht zurückgehalten; die Leser, die sich daraufhin zum Kaufe entschlossen haben, werden nicht zögern, das schöne Buch auch heuer ihrem Bücherschatze einzuverleiben. Es ist schwer, unter den einzelnen, meist sehr werthvollen Aufsätzen, die das Türmer-Werk enthält, den Preis zu vertheilen. Walter Gensel's Studie über Max Klinger, Reinke's Ursprung des Lebens, einzelne Verse Lienhard's; Leixner's und Lienhard's tüchtige Literatur-Uebersichten sind besonders gut gelungen. Mit Paul Harm's freimüthigen, politischen Darlegungen darf man sich im großen Ganzen gern einverstanden erklären; weniger erfreulich, weil allzu fest an der Oberfläche haftend, sind Presler's Bemerkungen über die moderne Caricatur. Mit Bedauern haben wir den tüchtigen Herausgeber, Freiherrn v. Grotthuß, in der Schaar der Mitarbeiter vermißt. Er hat keinen Grund, sich zurückzuhalten. Ganz vortrefflich, reich und vornehm ist auch diesmal wieder der künstlerische Schmuck des schönen Bandes.

Eduard Grisebach, der Berufenen Einer, hat soeben eine Grabbe-Ausgabe in vier Bänden bei B. Behr, Berlin, erscheinen lassen. Herausgeber und Verleger haben redlichen Anspruch auf unsere Dankbarkeit. Denn diese Ausgabe verräth in Inhalt und Form einen so hohen Respect vor dem unglücklichen Genie, und sie stellt sich in Wahrheit als ein so stolzes Denkmal seines Erdenwallens dar, daß mit ihr ein Theil der Schuld abgetragen erscheint, die Deutschland Grabbe gegenüber hat. Wir hoffen ausführlicher auf die liebevolle und groß angelegte Arbeit zurückkommen zu können; bei einer Betrachtung der Persönlichkeit Grabbe's wird sich dazu Gelegenheit bieten. Heute nur noch der Hinweis auf Grisebach's vortreffliche Schilderung dieses verpfuschten Dichterlebens. Mit einer Wehmuth ohne Gleichen liest man die Biographie Grabbe's, die des Herausgebers echter Poetensinn uns geschenkt hat, und wenn es seine Absicht war, uns den geistfunkelnden Schöpfer des Don Juan und Faust lieb zu machen, so ist sie ihm ganz und gar gelungen. Wir wünschen nicht dem Verlage, wir wünschen dem Volke der Dichter und Denker einen großen Triumph gerade dieser Grabbe-Ausgabe. Denn ein solcher Triumph würde uns hohe Ehre bringen.

Ein fleißiges und gewissenhaftes Buch ist Georg Witkowski's „Cornelia, die Schwester Goethe's". Goethe selbst hat in seiner Lebensbeschreibung den Grundton für die Beurtheilung seiner Schwester angegeben. Dieser war nicht gerade hell und freundlich. Die späteren Berichterstatter gingen von diesem Grundzuge aus. So ist es begreiflich, daß das Gesammtbild des wenig zum Glück beanlagten Mädchens in der Vorstellung der meisten Menschen grau in grau verzeichnet ist. Der Verfasser war bestrebt, auch gegen Goethe selbst eine hellere Auffassung festzuhalten. So wie er Cornelia darstellt, erscheint das vollkommen berechtigt. Natürlich läßt sich Vieles nicht fortschaffen; Cornelia war in der Gemüthsanlage nicht glücklich begabt, und ihr Eheleben zeigte tiefe Schatten, was bei der Art ihres Gatten Schlosser nicht verwundern kann. Trotz Allem wirkt ihre Gestalt hier viel mehr anmuthend, als es z. B. bei Düntzer der Fall ist. Es standen ja dem jüngeren Forscher auch viel mehr erst später erschlossene Quellenschriften zur Verfügung, die ihm viele kleine Züge zur Vervollständigung und Erhellung des Bildes gaben. Man liest die Darstellung, die in der Sprache einfach und klar ist, mit lebhafter Theilnahme.

Die Frankenthaler. Roman von Wilhelm Weigand. (G. H. Meyer [Meyer-Wunder], Berlin.) Das Werk — ein wirkliches Kunstwerk — athmet eine feine literarische Cultur und ist ganz außerordentlich persönlich. Keine Zeile ist inhaltsleer, die Sprache vollendet schön und rein. In der Schilderung der fränkischen Kleinstadt, die mit ihrer Spießbürgerlichkeit und ihren ergötzlichen Typen den Hintergrund der Geschichte bildet, webt ein eigenartig abgeklärter, über den Dingen stehender Humor. Dieser Humor Weigand's begleitet die Erzählung bis in's Kleinste, er würzt gelegentliche geschichtliche Rückblicke und sociale Erwägungen ebenso wie die Schilderung von Land und Leuten, welch' Letztere man nicht nur trotz ihrer Unzulänglichkeiten, sondern sogar mit diesen liebgewinnt. Noch ein besonderer Vorzug ist dem Werke nachzusagen und macht seine Lectüre dem zum Genusse, der dafür Sinn hat: es ist mit unendlicher Liebe gearbeitet! Man wird nicht oft einen Roman zur Hand nehmen, von dem Flüchtigkeiten und Banalitäten so sorgfältig ferngehalten sind, wie von diesem.

Gedichte von Hermann v. Gilm. Mit Buchschmuck von Max Bernuth und Biographie des Dichters von Hugo Greinz. (Innsbruck, A. Edlinger.) Preis geh. 4 Mark. Eine würdige Ausgabe der Gedichte Gilm's, des berühmten österreichischen Lyrikers, fehlte bis jetzt. Eine solche Ausgabe bietet uns A. Edlinger's Verlag. Auf schönem, festem Papier gedruckt, enthält der stattliche Band eine sorgfältige Auswahl der Dichtungen Gilm's. Ein Lebensabriß des Dichters von Hugo Greinz ist vorangestellt, und jeder der vierzehn Abschnitte des Bandes wird von einem die Seite füllenden Bilde des Malers Max Bernuth eröffnet. Freunde des Tiroler Dichters werden mit herzlichem Vergnügen nach dieser schönen Ausgabe greifen.

Karl v. Heigel, Im Isarthal. Historische Erzählung. (Dresden, E. Pierson.) Die Geschichte führt den Leser in das Isarthal, in die Nähe Münchens und spielt in der stürmischen Zeit zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, da das Bayerland schwer heimgesucht wurde und unter dem Drucke der Oesterreicher zu leiden hatte. Der Verfasser hat die ganze Erzählung mit seiner Liebe zum bayerischen Volke, dessen Charakter er genau studirt hat, erfüllt, und sein herausgearbeitete Contraste und lebendiger, fesselnder Styl haben zusammengeholfen, um die Erzählung zu einer anziehenden Lectüre zu gestalten.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für **unverlangte** Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die **Redaction** irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Clara Schumann, ein Künstlerleben

von **B. Litzmann.** I. Band. Mädchenjahre. 1819 bis 1840. Mit drei Bildnissen. VIII, 432 S. 8°. geh. M. 9.—, geb. M. 10.—

Man wird mit inniger Freude den herrlichen Briefwechsel aus der Brautzeit Clara und Robert Schumanns lesen, der hier durch B. Litzmann, dem bekannten Literarhistoriker, zum ersten Mal der Oeffentlichkeit übergeben wird. Das Werk bietet auf Grund des literarischen Nachlasses, der ohne Einschränkung zur Verfügung stand, ein anziehendes Bild Clara Schumanns.

Billige Bücher

finden Sie im illustrirten Bücherkatalog.

36. Jahrgang, ca. **200** Seiten stark, **gratis** durch

J. M. Spaeth, Berlin C. 2,

gegenüber dem Rathhaus. Gegr. 1834.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische

Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,

Berlin W., Lützowstraße 97.

Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Abonnement

auf das

I. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

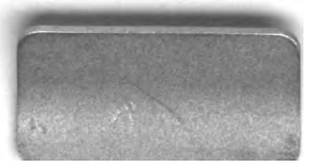
Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google